Ein
Schwanenlied der Romantik

Von

Robert Hamerling

Mit einem Anhange von Hymnen

* * *

Prag
Verlag von J. L. Kober
1862.

LH

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt:

Seite
Noch einmal öffne rauſchend, o Born der Melodie . . 1
Herauf du ewig milde, ſanftſtralende Mutter Nacht! . . 2
O ſelig' Wogen und Wiegen! Verſunken die gleißende Welt 3
Das iſt ein märchenhafter, verſteinerter Zauberwald . . 4
Die hohen Prachtkoloſſe, die rings ins Äthergezelt . . 5
Mein Herz, was pochſt du ſo ſchmerzlich? 6
Sternenglut, du hehre, goldnes Zauberreich, ... 7
Ich knie vor Lotosblumen, gottestrunken und fromm, . 8
So ſpinnt ein lieblich Leben die glanzhelle Nacht . . . 9
„Hör' an, du ſinnender Träumer, merk' auf das junge Licht 10
„Schneegipfel und Urwaldstiefe lockt uns; des Seglers Kiel 11
„Straff hatten wir am Zügel mit kühnem Mannesgriff . 12
„Der Funke, der ſonſt nur gewandert 13
„Bald dienet uns bezwungen die Erde und das Meer; . 15
So hör' ich das Weh'n der Zeiten; 16
Ich ſeh' einen Zauberlehrling 17
Und ein rieſiges Fahrzeug ſeh' ich: 18
Im Hintergrund der Zeiten ſeh' ich ein Rieſengebild: . 20
Und anders wieder erſcheint mir des Dämons grauſe Geſtalt 22
Kommen wird der Tag einſt, kommen wird die Stund', 23
Vorüber, ihr Nachtgeſichte! Vorüber, du Eulenzug . . 26
Silbern und ſpiegeleben bis an den Uferrand, . . . 27
Reichbebüſcht ſie locken; doch welche vor allen hold, . . 28
In kaum verwichnen Tagen roſig mir erſchien . . . 29
Und nun in dieſer Mondnacht dunklem Traumgeſicht . 30
Neben die Grau'ngeſichte ſchlafloſer Mitternacht . . . 31
Ich kann den ewigen Äther droben nicht leuchten ſeh'n . 32
Ja, es blüht und lebet, mein Sinn, es blühet dir . . 3
Nur dir nicht wird es blühen, ſchwachſinniges Geſchlecht 34
Nicht eurer Goldjagd groll' ich, nicht jener fiebernden Haſt 35
Hohe Herzenseinfalt, heil'ge Seelenglut 36
Ja, wo iſt dein Zauberklang, o Poeſie? 37
Ach, ein verlornes Leben iſt es, wehmuthvoll, ... 39
Ihr ſcheltet: „Du klebſt am Moder nur der Vergangenheit 40
Ihr ſagt: „Mag ſchwinden der Künſte 41
Doch rühmend hör' ich nennen als höchſten Völkerhort 43
Seht, das iſt das Leben, wenn der milde Glanz . . . 44

Seite
Preiſe dieſe Blüte, wem ſie den Sinn berückt 45
Preiſ't junger Lichtgedanken weltbefreiende That . . 46
Sei Nüchternheit euch rühmlich — 47
Singt ihr das Lob des Wachens — 48
Lobt ihr den Strahl des Tages, ich lobe mir die Nacht 49
Preiſ't ihr das arme Leben und ſeufzet in ſeiner Qual 51
Folgt ihr dem Götzen des Mammons 53
Helden mochten ſterben für ein ſchönes Weib, ... 55
Winkte ſelbſt die Zukunft mit lichter Herrlichkeit . . . 57
Laßt pilgern mich zum ſchönen Strand von Sunion . . 58
Und gönnt es mir zu weilen hier im ſchönen Land . . 59
In dieſen ſchönen Fernen, wie ſollte nicht der Schmerz 61
Ach — wohl zur deutſchen Heimat 62
Zarte Lieder ſang ich, einſam und freudeleer 63
Und mit dem Stolz des Dichters 65
Zollt nun auch ſchönern Beifall mir manche Lippe mild 66
Armes Herz, ſo lockt dich keine Hoffnung mehr? . . . 67
Schwebt deinem Blicke leuchtend 68
Ja, Hauch der reinen Frühe 69
Vaterland, du ſtarkes, wo blüh'n im Sonnenſchein . 71
Ja, Vaterland, geliebtes! umſtröme dich Glück und Heil 73
Iſt dieſer Zeiten Zwielicht Morgendämmerung . . 75
Mit dieſem Wunſch verhallend, nun ziehe hin, mein Lied 76

Hymnen.

Lenznacht im Süden 79
Hesperus 81
Vollmond 83
Meerfahrt 84
Der Bergſtrom 85
Antikes Seemärchen 87
Der geblendete Vogel 93

I.

Noch einmal öffne rauſchend, o Born der Melodie,
Mir deine gold'nen Bronnen; zu ſüßer Threnodie
Beflügle dich noch einmal, meines Liedes Gang:
Noch einmal töne klangfroh, wie dirs gebeut des Herzens Drang!

Still durch meine Seele weht ein Schwanenlied:
Ahnung webt in Lüften; Sehnſucht zieht
Mich aus der engen Zelle mit weicher Liljenhand:
Hell winkt mir aus der Ferne des Traumes Purpurwolkenſtrand.

Auf San Marcos Zinnen ſtirbt der gold'ne Tag:
Und wie um die Lagune der Möve Flügelſchlag,
So weht um mich die blaſſe, holde Melancholei:
Venedig iſt des Meeres lockend ſüße Lorelei!

II.

Herauf du ewig milde, ſanftſtralende Mutter Nacht!
Was ſoll den gelben Zinnen die grelle Tagespracht?
Stirb in der Welle des Weſtens, o Sonne, den Opfertod,
Und ſchminke mir dieſe Ruinen mit deinem Blute, dem Abendroth!

Aufs Sonnengrab, das naſſe, das glüht wie ſtrömend Gold,
Feurig erglühend nieder, wie Goldlavinen, rollt
Ihr Wolken ein feurig Denkmal; ſtill um Land und Meer
Schlingt, heil'ge Dämmerungen, den ſterngeſtickten Schleier her!

Wie mit hüpfenden Lichtern ſpielt wunderſam die Nacht!
Traumflüſternde Wellen plätſchern um Marmorſchwellen ſacht;
Schmeichelnde Lebenshauche, wer weiß von wannen, weh'n,
Die mir ſo ſüßverlockend, ſo mild an Herz und Seele geh'n!

Das iſt die Segensſtunde, wo die Roſen blühn
Der Dichtung, wo der Liebe Sterne golden glüh'n,
Wo lauſchend wohl die Sehnſucht verſcholl'ne Klänge weckt,
Und ſich uns graue Leben ein Schein der alten Schöne legt!

Wohlauf, es lockt zu wandern ins lispelnde Dunkel hinaus;
Laß die Piazzetta hüten das wirbelnde Menſchengebraus!
Am Strande harrt die Gondel, da wiegt ſichs hold und weich:
Auf, Gondolier, und rudre mich in der Woge blankes Reich!

III.

O ſelig' Wogen und Wiegen! Verſunken die gleißende Welt
Des Tags in letheeiſche Tiefen — aufſchlag' ich mein Ruhezelt
In heiliger Meeresſtille: zu Füßen die ewige Flut,
Zu Häupten den ewigen Aether, im Herzen die ewige Glut!

Ihr ſchönſten meiner Träume, ſchwebt nieder, ich bin allein!
Spielt um die gleitende Gondel nicht lichter Roſenſchein?
Liſpelt es nicht in der Tiefe? Romantik, du Zauberweib,
Hebſt du zu mir aus den Wellen den weißen, reizumfloß'nen Leib?

Es flüſtert an meiner Seite, es legt ein Liljenarm
Sich mir auf die bebende Schulter: „Vergiß des Tages Harm,"
Tönt es von lächelnder Lippe: „nicht in die Ferne hin,
Nicht trüb ins Dunkel ſtarre, nach rückwärts wende Blick und
Sinn!"

Ich wende das Haupt — o Himmel, welch' prangende Wunderſchau!
Die Kuppeln und Giebeln und Zinnen, zerbröckelnd und altergrau,
Sie ſchimmern, wie einſt vor Zeiten: ein hold erblühender Kranz
Von Wundern ſteh'n ſie farbig in goldenem Lebensglanz!

IV.

Das iſt ein märchenhafter, verſteinerter Zauberwald
Voll marmorner Rieſenblumen in ſeltſam bunter Geſtalt;
Ein Wundergarten der Schönheit, wo ſeliger Lebensdrang
Zeiten- und Völkerblüten holdſelig ineinanderſchlang!

Der Goldglanz der Moreske zeichnet auf ſchimmerndem Grund
Phantaſtiſche Wunderfresken; in Bogen, weich und rund,
Schwingt ſich die Roſe des Südens; darüber, ſtrebend ſchier
Ins Unermeß'ne, hebt ſich der nord'ſchen Lilje Kronenzier!

Das Alles lag entſchlummert in ſchnödem Zauberbann,
So lang im Aether lenkte der Tag ſein Goldgeſpann:
Nun aber ſanken die gelben Schleier — in holdem Tand
Schlingen die Silberzinnen den Strahlenreih'n von Strand zu Strand!

Es iſt, als entтauchte den Waſſern nun eben erſt die Pracht
Der ſchimmernden Paläſte, gleich Nixen, die zur Nacht
Im blanken Silberſpiegel der Ströme ſich beſchau'n,
Und nur dem wandelnden Auge des Mondes ihren Reiz vertrau'n.

V.

Die hohen Prachtkoloſſe, die rings ins Aethergezelt
Aufragen, wer thürmte ſie Alle? Wer ſchleppte aus aller Welt
Zuſammen hier ein Schatzhaus? Wer baute dem ſinnigen Spiel
Der Künſte hier ſo prächtig ein meerumfloſſenes Aſyl?

Das warſt du, Herzensfriſche, du warſt es, göttlicher Drang
Nach Lebensſchöne, du letzter, elyſiſcher Silberklang
Vom Schöpfungspſalter der Urwelt, der noch im Menſchengemüth
Nachtönte ſchöneren Altern, die nun auf immerdar verblüht! —

VI.

Mein Herz, was pochſt du ſo ſchmerzlich? was neigſt du dich,
ſinnendes Haupt?
Steht wohl der Baum des Lebens nun aller Blüte beraubt?
Ruht lieblich auf Meer und Himmel die Mondeshelle nicht?
Quillt nicht aus Aetherhöhen in Seelentiefen ſüßes Licht?

Blick' aufwärts! unermeßlich leuchtet die Sternenwelt
Da droben aufgeſchloſſen; das glanzerhellte Zelt
Des Aethers wölbt zum Tempel der ew'gen Schöne ſich,
Ob auch ihr Glanz dem Auge der Tageskinder längſt erblich!

VII.

Sternenglut, du hehre, goldnes Zauberreich,
Seh' ich dich erſchloſſen, wird das Herz mir weich.
Tröſtung winkt mir ewig deine lichte Zier,
Ewig jauchzt entgegen meine ganze Seele dir!

Während mitternächtlich Mond- und Sternenlauf
Der Erde Rund umwandelt, geht eine Welt mir auf
Verſunk'ner Herrlichkeiten; verſcholl'ner Klang erwacht,
Vereint vor meinem Auge blüht alter Zeiten Wunderpracht.

Und wie der Pilger, flüchtend vor Welt und Schickſalswucht,
Heil'ge Wunderſtätten wallfahrend fromm beſucht,
So Nachts in alle Weiten zieht meines Sehnens Traum:
Zeiten- und Völkerfernen ſind meiner Andacht Tempelraum!

VIII.

Ich kniee vor Lotosblumen, gottestrunken und fromm,
Werde zur Blume ſelber und hebe zum Sternendom
Aus den ſchimmernden Wellen des Ganges den Kelch im Mondesglanz,
Und miſche die feurige Seele den Glutaromen Hindoſtans.

Ich leſe granitne Lettern, ins Felſengebirg am Nil
Gegraben, Runen der Urwelt; ich lauſche dem Geiſterſpiel
Der Sonnenlyra des Memnon: wird ſchwül die Wüſtenluft,
Schmieg' ich zu Seſoſtriden mich in die Pyramidengruft.

An Aſias Küſte wall' ich, mich miſchend auf Tmolus Höhn
Dem Taumelreigen des Bakchos; berauſcht vom Cymbelgetön
Durchſegl' ich, in Träume gefächelt von Blütenhauch und Kuß,
Die ſchönen Meereilande des blauen Archipelagus.

Und glänzend als Ritter tret' ich in blanker Waffenzier
Zur Tafelrunde des Artus; in Schlachten und Turnier
Tumml' ich das Roß; ich breche des Halbmonds Diadem,
Und ſehe mit Gottfried ſchimmern die Zinnen von Jeruſalem.

Der Minne Liljen glänzen; mein trunk'nes Ohr belauſcht
Seelentiefe Klänge: Wolframs Harfe rauſcht,
Dome ſeh' ich ſtreben ins ew'ge Blau hinauf,
In heil'gen Farbenwundern geht leuchtend mir der Himmel auf.

IX.

So ſpinnt ein lieblich Leben die glanzhelle Nacht
Um meine glüh'nde Seele; ſo blüht uralte Pracht
Mir neu; wo Sterne leuchten, iſt Sehnſucht Gewinn:
Hold in Traumgeſichten geht Stund' um Stunde wechſelnd hin.

Doch was durchwittert auf einmal die Seele mir ſo kühl?
Es ſchwindet der gold'ne Schimmer dem Meeresflutgewühl,
In matter'm Scheine glänzen ſeh' ich das Sternenheer,
Ein ſcharfer Hauch von Oſten weht fröſtelnd übers dunkle Meer.

Götterweib, du bleiches, meinem trüben Sinn
Tröſtend geſellt in der Mondnacht, wo ſchwandſt du plötzlich hin?
Entführte der Windeshauch dich, als Wolkenkind, zur Höh'?
Verſchlang dich, wieder erwachend, als ihres Schaums Gebild
die See?

Horch, mit den kühlen Lüften, die ſacht herüberweh'n,
Hör' ich eine Stimme, die mag ich wohl verſteh'n;
Der Zeit verhallende Stimmen hab' ich gern belauſcht:
Horch auf, mein Ohr, und höre, was dieſer Stimmen jüngſte
rauſcht!

X.

„Hör' an, du ſtaunender Träumer, merk' auf das junge Licht,
Vor deſſen Dämmergrauen ſchnöde zuſammenbricht
Das Wolkenſchloß der Dichtung. Einſam hinzuknie'n
Laß ab vor wüſten Altären, wo längſt verſtummt die Pſalmodie'n!

Hinfahre des Schönen Zauber, uns bleibt des Wiſſens Macht!
Weiche der Fackel des Tages, traumberauſchte Nacht!
Nicht länger wird genügen der Künſte Gaukelſpiel:
Es locken neue Bahnen, es winkt ein friſchgeſtecktes Ziel!

Was ſoll uns noch des Orpheus thierzähmende Melodie?
Wir zähmen der Erde Kräfte mit ſtärkerer Magie;
Alle Schleier lüftend, auf kühn entdeckter Spur
Dringen wir erobernd bis in dein tiefſtes Herz, Natur!

Wir thürmen keine Dome mehr ins Himmelsblau,
Doch der Geſittung wölben wir einen Wunderbau,
Rieſenhaft und prächtig; in tauſendjähr'gem Frohn
Müh'n ſich der Erde Geſchlechter um dieſes junge Babylon.

Wegſpotte des Sinns Orakel der Herzen Urweltstraum,
Vom Weine des Gedankens ſchwinde der Fabel Schaum;
Die Dämmerung verzehrend, hoch auf die Zinne geſtellt,
Enthülle des Geiſtes Leuchte mit tageshellem Schein die Welt!“

XI.

„Schneegipfel und Urwaldstiefe lockt uns; des Seglers Kiel
Trotzt dem ſtarrenden Eispol; uns ſcheucht von der Wiege des Nil
Kein Sonnenpfeil, kein Gifthauch; mit keckem Freierſinn
Zerren wir am Schleier der braunen Wüſtenkönigin.

Wir tauchen um die Perle bis auf den Meeresgrund,
Goldtribut ertrotzen wir von dem dunkelſten Schlund
Des Erdballs; überſchwebend Forſt, Flur und Meeresplan,
Ergreifen wir vom Aether Beſitz im luſtgewob'nen Kahn!

XII.

„Straff hatten wir am Zügel mit kühnem Mannesgriff
Das Flügelroß des Dampfes: ein zahmer Hippogryph,
Wälzt es Rieſenräder trabend, oder ſauſ't
Pruſtend durch die Lüfte, gelenkt von kühner Menſchenfauſt.

Seine Mähnen wehen in den blauen Tag,
Auf ſchwimmenden Koloſſen rauſcht ſein Flügelſchlag;
In die hohe See zieht ſchnaubend es hinaus,
Helle Funken ſtreuend ins öde Meeresſchaumgebraus.

Und ſelbſt des Hochgebirges einſame Wunderwelt
Durchraſ't es flammenſpeiend; erſchrocken innehält
Am Felshang die Lawine, ſeitab mit Ungeſtüm
Entſtürzt der Bergſtrom, ſchaudernd vor jenem Flammenungethüm.

Stille Hochwaldwipfel, um die nur Aetherhauch
Geweht und Adlerſchwingen, umwallt ſein Gang mit Rauch;
Vom Zornhauch ſeiner Nüſtern dunkelt des Aethers Dom,
Vor ſeines Hufſchlags Donner bebt in der Erde Bauch der Gnom.“

XIII.

„Der Funke, der ſonſt nur gewandert am Himmel den
feurigen Weg,
Er dient uns als Bote gehorſam: wandelnd auf ehernem Steg
Von Einem Pole zum andern, Schnellſtes zu Schnellſtem geſellt,
Trägt der Blitz den Gedanken im Fluge durch die weite
Welt.

Wir hetzen ihn über die Berge, wir jagen durch Strom und Thal
Ihn raſtlos, ja wir zwingen ihn ſchon ſo manches mal,
Auf daß er Botſchaft ſage dem anderen Erdhalbrund,
Kopfüber ſich zu ſtürzen ſelbſt in den tiefen Meeresgrund.

Uiber den hüpfenden Funken, der ſie durchwandelt, grollt
Die ſtaunende Purpurtiefe der See; zornfunkelnd rollt
Das Aug' der Meerunholde, befloßt und langgeſchwänzt,
Wie Nachts im Urwalddunkel das Auge der Hyäne glänzt.

Der Hai mit offenem Rachen bedräut ihn: im Wogenſchwall
Begräbt ihn pruſtend und tobend der grimme, rieſige Wal;
Es umſtarrt ihn mit Zahn und Stachel, es umſchnellt ihn mit
Floſſe und Schwanz,
In wildem Gewimmel umdrängt ihn die kühle Brut des Oceans.

So wird von Ungeheuern die Botſchaft ihm geraubt;
So verliert er ſich ſchaudernd im Schlamme und ſtoßt an Klippen das Haupt;
Wir aber zähmen ihn bald wohl, wir finden ihm klugen Rath
Und lehren ihn ruhig wandeln den ſchauerlichen Meerespfad.“

XIV.

„Bald dienet uns bezwungen die Erde und das Meer;
Wir ſammeln alle Fülle des Lebens um uns her;
Von dienenden Geiſtern wird ſie reich uns zugeführt,
Nichts mehr als todter Beſitz iſt, was unſer Finger kühn berührt.

Reich und ſtolz bewimpelt, geht ſeine kühne Bahn
Das Rieſenſchiff der Bildung: nicht länger herrſcht der Wahn
Des Herzens, der Empfindung hohles Traumidol:
Die Flamme des Gedankens weht ſiegesſtolz von Pol zu Pol!“ —

XV.

So hör ich das Weh'n der Zeiten; ſo, nächtlich unbelauſcht,
Kommt es mit Lüften der Frühe mir leiſe zugerauſcht;
So tönt mir die Rede des Geiſtes, vor deſſen kühlem Hauch
Dein Traumglück mir, o Mondnacht, zerflattert iſt wie eitel Rauch!

Ich hör' es und beuge mich willig vor dir, gewalt'ger Geiſt,
Auf deſſen trotziger Stirne die Krone der Zukunft gleißt:
Ich muß dich ſtaunend bewundern, du ringender Titan,
Die Fülle des Geſchaff'nen umſpannſt du mit des Willens Bann!

Und doch — wie gerne der Sinn auch an deine Krone glaubt,
Was rauſcht mit Schwingen der Ahnung ſo dunkel mir ums Haupt?
Wie kommts, daß leiſe Schauer durch meine Seele weh'n,
Unholde Nachtgeſichte trüb an mir vorübergeh'n? —

XVI.

Ich ſeh' einen *Zauberlehrling* inmitten des Koboldſchwarms:
Entfeſſelt brauſen die Waſſer; doch wer iſt, der mächtigen Arms
In *Schranken* hält die Geruf'nen? Ich fürchte, der Zauberſpruch
Iſt nahezu vergeſſen, der donnern ſoll: nun iſts genug!

Und einen *Midas* ſeh' ich, der kindiſch jauchzet: Gold!
Golden und ſtarr der Apfel in ſeine Hände rollt;
Golden erſtarrt die Welt ihm, bis ſchaudernd Kunde bebt
Auf ſeinen verſchmachtenden Lippen, wie ſichs von ſtarrem Golde lebt!

Und einen Magier ſeh' ich auf Höhen, gehüllt in Nacht,
Der greift nach dem Scepter der *Erde*, nach dem Schlüſſel der *Höllenmacht*,
Indeß der Stab des Zaubers, der ihm den *Himmel* hold
Herniederzog zur Erde, zerſplittert in die Tiefe rollt! —

XVII.

Und ein rieſiges Fahrzeug ſeh' ich: das ragt mit unendlichem Maſt
Empor in die ziehenden Wolken, bis an die Sterne faſt;
Dran bauen wir ſelbſt noch immer, dran haben die Väter gebaut,
Seit über den dunklen Waſſern der erſte Sonnentag gegraut.

Es ſchwindelt, wer an den hohen Borden blickt hinauf,
Von eitel Golde gleißen des Schiffes Bug und Knauf,
Hoch zum Himmel flattert ſchimmernde Wimpelzier,
Und unten greift der Anker hinab bis an die Hölle ſchier.

Mit Speichen, unermeßlich, wälzt ſich ein Zauberrad
Wohl an des Schiffes Seiten entlang den feuchten Pfad,
Unendlich ineinander greift Balken, Stange, Tau,
Wie Donnergewölk entſenden die Schlote ſchwarzen Qualm ins Blau.

Doch fragt ihr, was ſo träge hinſchleicht der mächt'ge Kiel?
Horchet der Wunderkunde! Indeß zu ſtolzem Ziel
Das Fahrzeug ſtrebt, und kecklich ſich thürmt zur Wolkenhöh', —
Verſandet unter'm Kiele dem Rieſenſchiff die See! —

Ich ſeh' die Stunde kommen: da thürmt der gelbe Schlamm
Rings um Räder und Sparren den ſchlüpfrig zähen Damm:
Unk und Kröte niſtet in des Schiffes Bauch,
Der flammend einſt zum Himmel helle Funken ſpie und Rauch.

Manch' ungezählt' Jahrtauſend daliegt es brütend dann
Wie ein im Schlamm erſtickter Rieſenleviathan:
Es dorrt die todten Augen ihm aus die Sonnenglut —
Vertrocknet unter'm Kiele dem Fahrzeug iſt die Flut.

XVIII.

Im Hintergrund der Zeiten ſeh' ich ein Rieſengebild:
Und dieſes Gebild, es lächelt. — Erſt lächelt es ſanft und mild;
Die keck ſich brüſtende Thorheit erblickt es und erbleicht,
Beſchämt verbirgt ſich der Dünkel, des Wahnes Fratze zitternd weicht.

Doch immer grinſender lächelt das lauernde Zaubergebild:
Weglächelts die Thräne der Sehnſucht, die ſchimmernd dem Aug' entquillt;
Vom Angeſichte der Trauer wegſpottets den heil'gen Flor,
Und ſchilt mit froſtigem Hohne den Jubel: du biſt ein Thor!

Auffährt vor dieſem Lächeln der Träumer aus ſeinem Traum,
Und ſchämt ſich der Ruhe, des Sinnens unter dem Blütenbaum.
Der Sänger, dem Klänge zu weben gedünkt ein herrlich Ziel,
Hinwirft er die Reime, die Rhythmen: ſie ſind ein eitles Kinderſpiel.

Es ſtößt der Held in die Scheide zurück ſein gutes Schwert:
Bitterer Lorber wäre des Lebens Süße werth?
Die Liebe ſagt der Schönheit entzaubert: Fahre wohl!
Zertrümmert vom Altare der Hoffnung ſtürzt des Glücks Idol. —

Und immer grinſender lächelt das lauernde Rieſengebild:
Es hält vors blühende Leben des Hohnes Gorgoſchild,
Zuletzt, wie es weggelächelt die Träume, die Liebe, die Luſt,
Weglächelts vom Himmel die Sterne, den Herzſchlag aus der
Menſchenbruſt!

XIX.

Und anders wieder erſcheint mir des Dämons grauſe Geſtalt:
Mit einer lodernden Fackel, die glüht erſt in ſanfter Gewalt;
Als Leuchte des Geiſterreiches, wie Mondlicht ruhig und hell,
Spendet ſie, friedlich entzündet, des Lichtes goldnen Segensquell.

Doch greller, immer greller lodert, die ruhig erglomm:
Sie durchleuchtet mit frecher Helle des Himmels entgötterten Dom;
Aus des Herzens myſtiſcher Dämm'rung aufſcheucht ſie der Träume Schwarm,
Und zeigt in grellem Scheine die Welt entſeelt und nackt und arm.

Und endlich in Höllengluten aufflammend, erhellt ſie den Schlund
Des Todes dem Auge des Lebens: der ſchaurige Weltabgrund
Gähnt offen: da ſchwindeln die Welten und ſtürzen aus ihrer Bahn
In die feurigen Arme des Molochs, in einen Glutenocean! —

XX.

Kommen wird der Tag einſt, kommen wird die Stund',
Wo, wie des Mondes Scheibe, der Erde wüſtes Rund
Als ausgebrannte Schlacke dahin im Aether rollt,
Wenn des Gerichtes Donner verzehrend drüber ausgegrollt.

Doch nicht mit Einem Male breitet der Todesflor,
Der gelbe, ſich über den Erdkreis. Wegſchwindet zuvor
Der Schmelz von den Blumen, vom Meere Sonnenduft
Und Aetherblau, der heit're Goldſchimmer aus der Sommerluft,

Und aus dem Menſchenauge der mildfeuchte Glanz,
Der vom Herzen quillet, der Silberperlenkranz
Heil'ger Herzempfindung, welcher lind und lau
Den dürren Staub der Erde befeuchtet ſonſt mit Himmelsthau.

Kein Engelsfittig rauſcht dann mehr im Hain, empor
Ragen ſtumm die Wipfel, ihrer Liſpel Chor
Weiß nichts mehr zu ſagen, der Waldbach ſucht
Klanglos und grollend den öden Weg zur finſtern Schlucht.

Es ſehnt nach Mond und Sternen ſich nimmermehr die See;
Träg' in ihren Tiefen liegt ſie, von der Höh'
Küßt den verſumpften Spiegel die gold'ne Sternenglut
Nie wieder; Peſthauch brütet und Schwüle ſtumm auf ihrer Flut.

Oede liegt die Erde, öde liegt das Meer,
Oede liegt der ehr'ne Himmel drüber her;
Des Mondes Auge ſieht man ſtrafend niederſchau'n,
Daß durch das Herz der Erde geht ahnungsſchwer ein banges
Grau'n.

Und von den kreiſenden Sternen tönt ein Chor herab,
Wie ein Todtenhymnus um ein offnes Grab;
Der erbebenden Erde iſt ein grauſer Fluch
Die Harmonie der Sphären, ein mahnend ernſter Richterſpruch.

Stumm ſonſt brütet Alles, und klänge wo ein Ton
Noch von verlorner Schöne, begleitete der Hohn
Der Hölle ſein Verzittern, und wie ein ſchneidend Erz
Durchführ' er qualerregend des Lauſchers gottverlaß'nes Herz.

Denn nur des Lichtes Söhnen klingt Schönes ewig hold,
Des Dunkels Brut vernimmt es zitternd und grollt,
Geheim im Buſen ſchaudernd, weil ſchamroth vor dem Strahl
Des Schönen ſich Unſchönes verzehren muß in herber Qual!

So, immerdar unſelig, aller Schöne fern,
Hinrollt die bange Erde, ein ausgelöſchter Stern,
Bald im ew'gen Geiſte vergeſſen, ungewußt,
Und hinweggeſtoſſen, Natur, von deiner Mutterbruſt!

Wie Geier oder Rabe in Oeden, unbelebt,
Hoch über einem ſchwarzen, verſchlammten Waldſee ſchwebt,
So, nachdem verſieget iſt der Liebe Born,
Kreiſet ob den Sümpfen auf dunklen Fittigen der Zorn;

Und wie auf Bergesgipfeln grollende Wetter ſteh'n:
Stumm iſt der Wald und reglos, und nur die Wolken geh'n
Am finſteren Nachthimmel dahin: ſo, des Gerichts
Gewärtig, hängt die Erde, vor Schauder ſtumm, am Rand des Nichts. — —

XXI.

Vorüber, ihr Nachtgeſichte! Vorüber, du Eulenzug
Dunkler Unglücksträume, deren Todesflug
Mit finſtern Rieſenſchwingen mich lang genug umkreiſ't —
Vorüber! Auszuruhen ſehnt ſich der angſtgequälte Geiſt!

Golden herniederrinnend, ſpüle, du Dämmerſchein
Des Morgens, von all' dem Grauen mir Herz und Auge rein!
Neues Erquicken thaue: der Sterne Glanz erblich;
Nun weh' es in die Seele mir wieder friſch und morgendlich!

XXII.

Silbern und ſpiegeleben bis an den Uferrand,
Der die Lagun' umſchlinget als goldnes Gürtelband,
Liegt ringsum hingebreitet die See; ſanft ausgeruht,
Aufrauſcht, aus Morgenträumen vom Ruderſchlag geweckt, die Flut.

Grüne Blüteninſeln, gehüllt ins Dämmergrau
Der jungen Frühe, ſchlummern noch im Meeresblau,
Ragend aus der Welle geheimnißvoll und ſtill:
Sie harren der goldnen Helle, die fern im Oſten dämmern will.

XXIII.

Reichbebüſcht ſie locken; doch welche, vor allen hold,
Winkt mir unwiderſtehlich, von Purpurwogen umrollt?
Das iſt das grüne Torcello, das Eiland, ewig lieb
Jeder ſinnenden Seele, das mir zu tiefſt ins Herz ſich ſchrieb!

Schon trägt die Welle mich näher; die gleitende Gondel ſtreift
Vorüber an Blütenufern, wo die Granate reift.
Halt an, o Barcaruole, was ließe ſich Beſſers thun,
Als weich hier unter Blumen am ſchönen Meeresſtrand zu ruh'n?

Ja, hier will ich raſten; hier will ins holde Grün
Mein ſinnend Haupt ich ſchmiegen, wo Reben und Roſen blüh'n.
Hier ſoll der Schmerz, der zuckend durch meine Seele geht,
Austönen in weicher Wehmuth, die ſchmerzlich ſüß im Lied verweht!

XXIV.

In kaum verwichnen Tagen roſig mir erſchien
Das Dämmerbild der Zukunft: ſchal und öde hin
Mochten die Tage rinnen, ich dachte der goldnen Zeit,
Die einſt noch müſſe blühen in wunderbarer Herrlichkeit.

Am fernen Zeitenausgang ſah ich ein Paradies
In gold'nem Scheine ſtehen. Dichterwort verhieß
Es mir, und Völkerſage. Fromm und glaubensvoll
Dacht' ich des goldnen Alters, dem neu erblüh'n die Vorwelt ſoll.

So ſchwanden hold in Träumen die rauhen Tage hin,
Paradieſesbilder blühten in meinem Sinn,
Und frohbegeiſtert ſang ich in Tönen, mild und weich,
Vom tagenden Morgenrothe, von ew'ger Schöne künft'gem Reich.

XXV.

Und nun in dieſer Mondnacht dunklem Traumgeſicht,
Schöner Troſtgedanke, holdes Herzenslicht,
Wo ſchwandſt du hin? Was ließen Nacht- und Mondesgrau'n
An deiner Statt für wüſte Gebilde meine Seele ſchau'n?

O Glückstraum meiner Jugend, goldnes Paradies,
Das warm mein Herz erfaßte, das ich in Liedern pries,
Es ſollte mir auf ewig dein reines Bild verweh'n?
In Einer Nacht Geſichten dein Glanz auf ewig untergehn?

O nein, ich halte dich feſt noch; was ahnungsvoll durchbebt
Alle Völker und Zeiten, was holden Klanges ſchwebt
Auf allen Dichterzungen, das muß in Zeit und Raum
Doch einmal blühn und leben, unmöglich iſts' ein leerer Traum!

XXVI.

Neben die Grau'ngeſichte ſchlafloſer Mitternacht
Stellt es ewig wieder ſeine Märchenpracht:
Wie beide ſich vereinen, zu deuten weiß ichs nicht;
Sie wechſeln in der Seele wie Nachtgrau'n mir und Morgenlicht.

Aus ſchmerzesdunſtem Auge die helle Thräne quillt,
Es taucht aus Wetterwolken das reine Mondesbild:
So taucht aus Grau'ngeſichten, meiner Seele treu,
Das Bild des Paradieſes, des Reichs der Schönheit, ewig neu.

Ich weiß es nicht zu deuten: verſenkt ins inn're Schau'n,
Tauch' ich den Stern des Auges ins Helle wie ins Grau'n;
Die Muſe beſchert mir Bilder des Todes wie des Glücks:
Es folgt des Herzens Saite dem Fingerdruck des Augenblicks.

Ich weiß es nicht zu deuten, doch ewig iſt es da:
Ich weiß nicht, wo es blühet, ob fern es iſt, ob nah',
Wohin ſichs ewig flüchtet, ſchwindenden Lenzen gleich,
Vor'm froſt'gen Hauch des Lebens, in welches ſchöne, blanke Reich.

Wie lebte, du ſchönes Traumbild, wie lebt' auch ohne dich
Ein Dichterherz? Wie tanzte, ſobald dein Schein erblich,
Der Springquell des Geſanges in buntem Lebenslicht?
Verlör' er ſich zerſtäubend in der Verzweiflung Tiefe nicht?

XXVII.

Ich kann den ewigen Aether droben nicht leuchten ſeh'n,
Und nicht die Morgenſonne über den Bergen ſteh'n,
Nicht unter blüh'nde Blumen ſchmiegen kann ich das Haupt,
Daß nicht, o ſchön'res Traumbild, mein Herz an dich aufs neue glaubt!

Ich glaub' an dich, und wärſt du auch nur das Spiegelbild
Meiner Hoffnung, wärſt du auch nur das Echo mild
Meiner Sehnſuchtsfragen, das lockend mir und traut
Antwortet aus der Oede, mit täuſchend holdem Liebeslaut:

Wärſt du von allem Schönen der Erde der Abglanz nur,
Den die Fee Morgana haucht in Goldazur,
Ich glaub' an dich: nicht frag' ich, wann und wo du blühſt:
Ich glaub' an dich, o Traumbild, weil du die Seele mir durchglühſt!

XXVIII.

Ja, es blüht und lebet, mein Sinn, es blühet dir!
Was deinem Traum erſchienen mit winkendem Panier
Als Ziel am Zeitenausgang, blüht außer aller Zeit,
Erfaßbar ewig Jedem, der ihm das Herz zur Stätte weiht!

Aus Sternen webt, aus Blumen, ſich ſein Wonnekranz,
Ewig gegenwärtig, ewig voll und ganz
Schon lebt es in der Sehnſucht, lebt es im Geſang:
Sein Eldorado blühet in jeder trunk'nen Seele Drang!

Wer ſelbſt ihm hält die Treue, dem iſt es ewig treu,
Aus aller Hoffnung Aſche ſteigt es ewig neu,
Dem gläubigen Gemüthe bleibt es nicht unerfleht,
So lang in ſeinen Tiefen ein Hauch der ew'gen Liebe weht!

XXIX.

Nur dir nicht wird es blühen, ſchwachſinniges Geſchlecht,
In welchem ſchaler Dünkel zu ſtürzen ſich erfrecht
Des Ideales Tempel. Den Beſten aufgeſpart,
Wird es ein Fremdling werden der herzerſchlafften Gegenwart.

Denn dieſe Zeit iſt trübe: lärmvoll, doch thatenarm:
Wirre Pfade wandelt ihrer Söhne Schwarm;
Es liegt ob allem Streben ein ſeltſam dunkler Bann.
Schwül iſt's — ich wollt' es klärte die Lüfte Wetter und Orkan.

XXX.

Nicht eurer Goldjagd groll' ich, nicht jener fiebernden Haſt,
Die wie ein toller Wirbel dies ganze Geſchlecht erfaßt;
Nicht eurem kühnen Ringen, das Berg' auf Berge thürmt,
Und, nach dem Glücke trachtend, titanengleich den Himmel ſtürmt.

Nicht aller ird'ſchen Fülle reichentfaltete Pracht
Mißgönn' ich euch. Der Wurm iſt 's, was mich ſchaudern macht,
Der, während der Prunk des Daſeins bis in die Wolken reicht,
Allmälig, doch entſetzlich, des innern Lebens Keim beſchleicht;

Der grauſe Wurm, der innen, tief innen zehrt,
Von heil'ger Herzensblüte und Seelenmark ſich nährt,
Bis ausgehöhlt das Inn're: noch gleißt das Wangenroth
Des Lebens, aber drinnen im Herzen ſitzt der blaſſe Tod.

XXXI.

Hohe Herzenseinfalt, heil'ge Seelenglut,
Die, alles Starre ſchmelzend in ihrer ſel'gen Flut,
Für Himmelsblumenſaaten befeuchtet den Erdenſtaub,
Allmälig, ach, allmälig wirſt du des grinſenden Dämons Raub!

Götterſohn Gedanke! wo iſt dein Sonnenflug,
Der wie mit Adlerſchwingen aufwärts dich trug?
Gottestrunken ſchwebteſt du im Schoos des Lichts:
Nun iſt der Stoff dein Götze, dein Pfad der Schlamm, dein Ziel das Nichts!

Wo iſt dein göttlich Siegel, o Kunſt, das Ideal?
Ich ſehe Geſtalten und Farben ſchimmern im Marmorſaal,
Doch fehlt der beſeelende Funke von oben, das zündende Licht:
Ich ſehe Geſichter und Larven, ein Menſchenantlitz ſeh' ich nicht!

Wo blieb dein Himmelszauber, ſtolzer Liedesklang,
Der Löwen und Delphine gelockt und Steine zwang?
„Mein Lied iſt ausgeſungen!“ ſeufzt die Poeſie,
Und drückt ins eigne Herz ſich den Stachelzahn der Ironie! —

XXXII.

Ja, wo iſt dein Zauberklang, o Poeſie?
Es prallet wie an Felſen die reinſte Melodie;
Der Flügelſchlag des Rhythmus verweht unbelauſcht,
Der klangesfrohem Ohre vor Zeiten wie Muſik gerauſcht.

Formenſchöne — Name, ſinnvoll und geweiht,
Da ſankſt herab zum Schmähwort in dieſer ſchnöden Zeit;
Soll tückiſch tödtend treffen den Dichter das Gericht,
Dich ſchleudert man als Vorwurf höhniſch ihm ins Angeſicht

Weh dir, dem zur Seite des Liedes Köcher tönt!
Deiner Klangespfeile reines Schwirren höhnt
Als leeren Schall die Menge; ſie längnet, wahnbethört,
Dein formgebändigt Fühlen, ob's auch geheim dein Herz verzehrt!

Was hat die arme Schönheit, Barbaren, euch gethan?
Muß der zarte Sänger verhauchen wie der Schwan
Seine Seele glühend, eh' ſeinem Lied ihr glaubt?
Schwirrt reinen Klanges Fittig ſo gar unheimlich euch ums
Haupt?

Im Ohre widertönt mir ein pindariſch Lied,
Das ſingt, wie der Adler, wenn ein Klang entflieht
Von Apollons Leier, einſchlummert am Mantelſaum
Des Zeus, und weich aufwogend vor Wonne hebt des Rückens
Flaum;

Indeß was Zeus nicht liebet, was in die dunkle Nacht
Gebannt iſt, ſtets unſelig, ferne der gold'nen Pracht,
Sich ſträubt und reine Klänge mit leiſem Grolle hört,
Mürriſch, gleich der Eule, die Fackelſchein im Dunkel ſtört! —

XXXIII.

Ach, ein verlornes Leben iſt es, wehmuthvoll,
Einſam ſich empfindend, in ſchmerzlich bitt'rem Groll
Vorüber mit trauernder Harfe geh'n an ſeiner Zeit,
Klagelieder ſingend der ſchöneren Vergangenheit!

Wie gern das begeiſtertſte Preislied, o Zukunft, ſäng' ich dir!
Wie gerne trüg' ich jauchzend ſelber dein Panier,
Säh' ich, daß mit des Daſeins äuß'rer Kräftigung
Zu gleicher Höhe ſteige des innern Strebens Adlerſchwung;

Daß nicht allein erſtarke der Arm, der Alles zwingt,
Daß auch des Herzens Leben ſich herrlicher beſchwingt,
Daß neue Flügel wachſen der ſchaffenden Phantaſie,
Daß höher und edler klinget verjüngten Lebens Melodie!

Doch ach, es ſuchen die Blicke dies ſchön're Sein umſonſt:
O Dämon des Jahrhunderts, der du ſo prunkvoll thronſt
Auf deinen eroberten Schätzen, wie biſt du dennoch arm!
Dir beugt kein Knie der Dichter, wie ſehr dich auch umdrängt der Schwarm!

XXXIV.

Ihr ſcheltet: „Du klebſt am Moder nur der Vergangenheit,
Wir aber hoffen und heiſchen Neues von neuer Zeit:
Begrüßen wir erſt erneuten Lebens Dämmerung,
Verjüngt wohl auch das Herz ſich, nimmt wohl die Dichtung
neuen Schwung!“

O ſüßer Wahn, wie gerne ſchwelgt' ich in deinem Glück!
Doch unerbittlich ſteht es vor meines Geiſtes Blick:
Je mehr des Geiſtes Leben ſich auf ſich ſelbſt beſinnt,
So ärmer wird der Bronnen, aus dem der Quell der Dichtung
rinnt.

Es altert die holde Tochter des Himmels, die Phantaſie;
Verſtandes Hauch durchkältet die Kunſt, die Poeſie:
Vor ſeinem Scepter ſchwindet, wie vor dem Tag die Nacht,
Des Herzens unbewußte, ſchöpferiſche Zaubermacht!

Im Hintergrund der Zeiten ſeh' ich ihn grinſend ſteh'n,
Das arme Leben verſteinernd mit ſeines Mundes Weh'n:
Ich ſeh' ihn, den jetzt, o Menſchheit, du deine Leuchte nennſt,
Als drohend aufgerecktes, gorgonenhaftes Weltgeſpenſt! —

XXXV.

Ihr ſagt: „Mag ſchwinden der Künſte, der Dichtung ſpielende Luſt,
Aufſteh'n zu neuem Leben die Völker, ſelbſtbewußt;
Der Staaten Macht und Ordnung, der Stämme Kräftigung,
Iſt aller Ziele höchſtes und macht die Menſchheit wieder jung!"

Ich aber ſag' euch: Herrlich ſind Einheit, Größe, Macht
Den Völkern; doch vergebens entfalten ſie ihre Pracht,
Wenn ihr den Götterfunken nicht in der Seele hegt,
Wenn inneren Verderbens Keim ſich in den Herzen regt!

Wollt ihr euch nah' betrachten ſolch Muſterbild der Zeit?
Am Strand der Seine blühet ſeine Herrlichkeit.
Da lebt ein Volk, das einig und ſtark und ruhmberauſcht,
Und deſſen Lebenspulſen die halbe Welt in Spannung lauſcht.

Wie muß der Menſchheit Blume gedeih'n zu hohem Ruhm
In ſolchem Lande! Wär' es nicht alles Schönen Heiligthum?
Und doch — da klingt die Parole: Gold und Genuß!
Und nach des Lebens Früchten greift wild die Gier des Tantalus.

Ein hohes Ziel nur gibt es: das iſt — die Million!
Und wer es kühn errungen, als neuer Salomon
Ruft er: die Welt iſt eitel und Alles iſt ein Traum —
Außer Phrynenbuſen und ziſchendem Champagnerſchaum!

Im goldgeſchmückten Prunkſaal ſchlägt ihr Pfauenrad
Blitzäugig die ſchimmernde Hoffarth; die Dirne geht in Staat,
Keine Mütter gibt es: in Prunkgemächern, ſchwül
Und üppig, bläht die Schande ſich buhleriſch auf ſammt'nem Pfühl.

Um ſchimmernde Juwelen verſchreibt das ſchönſte Weib
Einem grauen Buhlen freudig ihren Leib,
Und ihre Seele der Hölle. Die Frechheit blickt mit Spott
Ins Angeſicht der Tugend, bis dies vor Scham wird blutigroth.

XXXVI.

Doch rühmend hör' ich nennen als höchſten Völkerhort
Die Freiheit. Heil'ge Freiheit, das gold'ne Zauberwort.
Wer prieſ' es nicht? Doch wollt ihr ſehn, wie wunderbar
Freiheit allein die Völker zum Ziele bringt? Ich zeig' es klar.

Stolz auf ſein Sternenbanner, auf ſeines Goldes Macht,
Blüht in der Welle des Weſtens in vielgerühmter Pracht
Columbia. Sie ſagen, die Freiheit wohne dort:
Europa lauſcht, und Scharen hinüberlockt das Zauberwort.

O ziehet hin und ſchauet dies geprieſ'ne Land
Atlantis, wo ſich dehnet ein weithin offner Strand,
Der Völkerwogen aufnimmt, und einet, gaſtlich frei,
In einem Rieſenpfuhle — moderner Lebensbarbarei!

An der Natur noch reichem, faſt unberührtem Tiſch
Sitzt ein Geſchlecht, das nennt ihr kraftvoll und lebensfriſch:
Dem ſtarret voll der Seckel, dem glänzt die Backe wohl;
Doch an des Herzens Stelle klafft eine Lücke, ſchaurig hohl!

Waare dort iſt Alles: auch der Menſch. Es ſchafft
Geltung ſich die Klugheit, der Reichthum und die Kraft;
Aber der Charis Kränze vergilben im Kohlendunſt;
Die Muſe ſchweigt und einſam in leerem Tempel ſteht die Kunſt.

XXXVII.

Seht, das iſt das Leben, wenn der milde Glanz
Des Schönen weggeſtorben, wenn der Blütenkranz
Des Herzens liegt entblättert, wenn wir abgethan
Den welken Schmuck des Alten und wandeln ſtolz auf neuer Bahn!

Sehet, Solches wirken Freiheit, Größe, Macht —
Sehet, ſo entfalten ſie allein die Pracht
Eines Völkerlebens, wenn der gold'ne Traum
Des Ideals dem Menſchen zerronnen iſt wie eitel Schaum! —

XXXVIII.

Preiſe dieſe Blüte, wem ſie den Sinn berückt,
Ich aber lauſche noch manchmal, lauſche ſtill entzückt
Der Vorwelt heilgen Klängen, wo näher dem ew'gen Quell
Des Lebens Wellen ſprangen, kriſtallen, friſch und ſilberhell!

Lauſcht ihr dem Ruf des Tages, mich winkt Vergangenheit
In ihre heil'ge Stille; zu ihrem Prieſter weiht
Sie mich und flüſtert leiſe mir zu mit holdem Laut:
Kann meine Wunderblüte kein Herz mehr locken ſüß und traut?

Und nicht vergebens liſpelt ſie mahnend mir ins Ohr.
Ihr leuchtend Banner iſt es, dem ich Treue ſchwor;
Was ſie wie welke Blumen in die Lüfte ſtreu'n,
Dem will ich Dienſt und Opfer in meiner Seele fromm erneu'n.

XXXIX.

Preiſ't junger Lichtgedanken weltbefreiende That,
Ich pflege der Empfindung uraltheil'ge Saat;
Des inniglichen Dranges, der, ins Herz geſenkt,
Immerdar die Seelen auf dunkler Bahn zum Licht gelenkt!

Singt ihr des Geiſtes Loblied, ich preiſe mir das Herz!
Selig in der Wonne und ſelig auch im Schmerz,
Hoch über der Bahn des Gedankens, ſchwelgt es im Morgenroth:
Es ſpiegelt im Geiſte die Welt ſich, im Herzen ſpiegelt ſich der Gott!

Du biſt die Jakobsleiter, o Herz, drauf wunderbar
Zur trüben Erde nieder ſteigt der Engel Schar!
Du biſt die Lotosblume, die, mondesglanzumgraut,
Aufſängt die Segensperle des Himmels, die herniederthaut!

Du biſt der Irisbogen des Friedens, farbengeſchmückt,
Der zwiſchen Himmel und Erde den Abgrund überbrückt!
Du biſt die Taube des Noe, die über den Waſſern ſchwebt,
Und aus den Winden und Wellen den grünen Oelzweig ewig hebt!

XL.

Sei Nüchternheit euch rühmlich — ich preiſe die Trunkenheit,
Die glühende Träumerſtirnen zur Wiege des Großen weiht:
Was Helden je und Weiſe geſtiftet, was da lebt
Göttliches, ew'ger Dauer, durch ihren Zauber ward's erſtrebt.

Ja, ſei mir gegrüßt, Begeiſt'rung; ſei's, daß aus Traubenblut
Du gährend ſchäumſt und loderſt; ſei's, daß mit holder Glut
Du athmeſt in Roſendüften, oder mit ſel'gem Drang
In Lenznachtlüften gewitterſt, und in der Nachtigall Geſang!

Unendliche Weite des Weltraums durchmißt die Nüchternheit,
Und was ſie fern erbeutet, mühſelig in langer Zeit,
Sind Zahlen nur und Namen; und wenn es wohl ihr glückt,
Das All zu meſſen, zu wägen — es bleibt ihr ewig fern gerückt.

Dem Trunk'nen aber ſchmilzet, durchglühet von deinem Schein
Der Himmel mit allen Geſtirnen feurig in Liebeswein,
Cleopatras Perlen vergleichbar: an ſeine fühlende Bruſt
Legt ſich die Welt, und gibt ſich zu eigen ihm in Liebesluſt.

XLI.

Singt ihr das Lob des Wachens — ich preiſe mir den
Traum;
Mag euch die Heſe locken, ich nippe den zarten Schaum,
Den Schaum vom Lebensweine, der gold'ne Blaſen wirſt,
Und deſſen Flut die Lippe zu wonniger Narkoſe ſchlürft!

Mühſel'ge Haſt des Strebens, ach was errängeſt du,
Was in den Schoos nicht ſiele der traumestrunk'nen Ruh?
Die Stirne, die der heil'ge Taumelmohn umlaubt,
Wie mag ſich ihr vergleichen ein brütendes Gelehrtenhaupt?

Was ſoll dies Rennen und Jagen um all den bunten Tand?
In ewiger Sieſta, wie das Morgenland,
Möcht' ich ruh'n und feiern: in gold'nen Traum gewiegt,
Und in die Blumenarme der ewigen Natur geſchmiegt!

Sinke, du Sonnenleuchte, ſchwinde, du lauter Tag,
Daß himmliſcher Traumesfriede mich überkommen mag;
Mitleidig in die Mühſal des irdiſchen Lebensfrohns
Träufle dein himmliſch Manna, du heil'ger Taumelkelch des
Mohns!

XLII.

Lobt ihr den Strahl des Tages, ich lobe mir die Nacht,
Wo die Viole Duft haucht, wo reiche Sternenpracht
Taucht aus des Himmels Tiefen und aus dem Felſenſchlund
Ein lichter Elfenreigen und Nixen aus des Stromes Grund!

Schwarz zeichnet im Kalender des Seins der Tag ſich hin,
Die Nächte blüh'n als Feſtzeit in Goldglanzfarben drin;
Das Rad des Lebens wälzet der Tag im Staube treu,
Es ſalbt die Nacht, die milde, mit Himmelsöl die Spindel neu!

Das iſt die Zeit der Liebe: ſei's, daß im Feierlied
Der Sphären hold nach oben ein ſehnend Herz ſie zieht
Zum Born der ew'gen Schöne; ſei's, daß ihr Wonnetraum
Zwei Herzen wiegt im Garten am duftenden Hollunderbaum.

Das Ferne grüßt ſich wieder: Himmel und Erde tauſcht
Holde Liebespfänder: urewig Sehnen rauſcht
Empor im Sproſſerwirbel, und mild im Sternenthau
Träuft Himmelshuld hernieder aus Aetherhöh'n auf Meer und Au.

Der Schwarm der Tageskinder, die hadernd, ohne Zahl
Aus ew'gem Limbus quellend, umdrängen des Lebens Mahl,
Sieh, wie ſie Nachts ein Veilchen wie Ungeborne thun,
Und friedlich wie vor Zeiten im Schooß der ew'gen Liebe ruh'n!

Wie oft zwei Vöglein raſtlos, in Eines Käfigs Bann,
Tagüber ſich befehden, doch naht die Stunde dann
Der Dämm'rung, ſchlummertrunken, von Einem Sproß gewiegt,
Friedlich zuſammen ſitzen, und eins ſich traut ans andre ſchmiegt:

So ruhen, die tagüber in wildem Grimm gekämpft,
Die ew'gen Lebensmächte; ſo ſchweigt ihr Streit, gedämpft
In heil'ger Mondnachtſtille: nach wilder Kampfesnoth
Verſöhnt ruh'n Erd' und Himmel, Gedank' und Leben, Menſch und Gott.

XLIII.

Preiſ't ihr das arme Leben und ſeufzet in ſeiner Qual,
Ich preiſe das Selbſtvergeſſen, das ſelige Sterben im All:
Mit prometheiſchem Trotze bleibt auf euch ſelbſt geſtellt:
Ich ſchmiege, liebeſehnend, mich traut ans warme Herz der Welt.

Oede ſind die Tiefen, ſchaurig iſt es dort,
Wo Eigenſucht geſchmiedet ſteht an dunklem Ort,
Das Herz vom Adlerbiſſe des Strebens ſtets benagt,
An einem Bergesfelſen, der einſam in die Lüfte ragt.

Warm ruht es ſich am Herzen des Alls: voll Liebesluſt
Vertrau' ich dem heiligen Strome des Lebens die offne Bruſt
Und mit geſchloß'nen Augen hingleit' ich in ſüßem Traum,
Wie Schwäne, von Kriſtallen geſchaukelt und von Silberſchaum.

Mit Nachtviolen ſchlürf' ich gold'nen Mondesduft,
Mit Sonnenblumen heb' ich in die Morgenluft
Mein ſinnend Haupt; mit Faltern ob der grünen Au
Schweb' ich, und mit Adlern in Morgenroth und Aetherblau.

Ins Herz der Welt neugierig ſchaut ihr, wie man ſchaut
In eine dunkle Tiefe. Ich ſchau' ihr wie der Braut
Der Bräutigam ins Auge, fromm und ſtillberauſcht:
In heil'ger Minne hab' ich Herz um Herz mir ihr getauſcht!

Sterne, Flut und Wolken, Blumen und Geſtein,
Alles, was da lebet, thaut wie Feuerwein
In meine Seele wonnig; auf heil'gem Herzensgrund
Vollziehet unbegriffen ſich ewig jener Liebesbund.

XLIIII.

Folgt ihr dem Götzen des Mammons in eurer Seele Drang:
Ich ſinge der ewgen Schönheit meinen Hochgeſang;
Das iſt das Licht, das ſüße, das in der Wüſte glimmt,
Das iſt die Himmelsroſe, die hell auf grauen Waſſern ſchwimmt!

Ihr ſing' ich den feurigſten Hymnus: mag ſie hold empor
Schweben als Silberwolke, mag im Roſenflor
Sie blühen, oder ſchweben in Klängen, oder mild
Sich auf ſich ſelbſt beſinnen in einem ſüßen Frauenbild!

Es wendet, wie meine Seele, ſich das ganze All
Nach ihr; im dunkelſten Abgrund horcht noch der Kriſtall
Auf ihr Geſetz und fügt ſich freudig ihrer Norm:
In allen Lebenstiefen, ein heilig Wunder, blüht die Form!

Und wer ſie ſchaut, ihn feſſelt ihr unerklärter Bann:
Tiger und wilde Löwen ziehen ihr Geſpann:
Meeresungeheuer folgen ihr; berückt
Sänke vor ihr der Mordſtahl, auch von der Hölle ſelbſt gezückt.

Sie trifft mit ihrem Zauber manches Herz allein
Aus ſchönen Frauenaugen; mich trifft ihr goldner Schein
Mit tauſend Liebespfeilen aus Berg, Flur, Wald und Flut:
Mit tauſend ſüßen Flammen ſchürt ſie meines Herzens Glut.

So ward ich denn ihr Sklave: ſeit mein Sinn erwacht,
Träumt und ſiehet ewig mein Aug' nur ihre Pracht;
Herz und Seele gab ich freudig ihr dahin:
Ohne das Schöne wäre mein Leben ohne Werth und Sinn!

XLV.

Helden mochten ſterben für ein ſchönes Weib,
Für flücht'ge Reize boten ſie gerne Seel' und Leib,
Und ich, der weiche Sänger, ſollte mit muth'gem Sinn
Freudig nicht geſtehen, daß ich der Schönheit Sklave bin?

Was wäre dieſes arme Leben ohne ſie?
Als Wiegenſang des Leides weht ihre Melodie
Durchs All; ihr goldner Frieden iſt das letzte Ziel,
Nach welchem ſehnend trachtet des Lebens Ernſt, der Künſte Spiel!

So laſſet vor der Schönheit den ſtillen Sänger knie'n,
Und ſeine Minn' und Andacht ausſtrömen in Melodie'n;
Weil ſie mein Herz erkoren, daß ſie es durchflammt,
So laßt mich ihr verwalten dies ſtillbeglückte Prieſteramt.

Und weil von ihrem Dienſte die Gegenwart ſo leer,
So gönnet, daß in alte Tempel, hoch und hehr,
Meine Seele pilg're, darinnen ſchön bekränzt,
Sie einſt vor allem Volke, als heilig Götterbild, geglänzt!

Gönnt, daß ich beſuche noch ihr Heiligthum,
Das ein Völkerfrühling umblüht im Alterthum;
Gönnet daß mein Auge noch mit feuchter Glut
Schwermuthvoll und träumend auf jenen heil'gen Trümmern ruht!

Gönnet, daß ich weihe meiner Jugend Sang
Dieſer zarten Liebe, eh' des Lebens Drang
Auch mich ergreift und dieſe holde Glut mir raubt!
In ſchön'rer Zeiten Schooße laßt ruhn mein jugendliches Haupt!

XLVI.

Winkte ſelbſt die Zukunft mit lichter Herrlichkeit,
Soll klanglos untergehen die Vergangenheit?
Wäre wohl zu ſchelten, wer Kränze, grün und licht,
Aus Blüten des Geſanges um ihre bleiche Stirne flicht?

Verdienen ihre Götter keine Threnodie?
Soll unbeklagt verhallen ihre Poeſie?
Soll ihr Glanz verzittern, wie Nordlichtſchein entflieht,
Soll ihre Schöne ſinken und ſterben ohne Schwanenlied?

Um Blumen weint die Jugend, die der Wind entführt,
Und der Dichter ſäh' es ſtumm und ungerührt,
Wenn die Welt der Schönheit hinter ihm verſinkt,
Und fern mit goldnen Küſten nur flüchtig noch herüberwinkt?

XLVII.

Laßt pilgern mich zum ſchönen Strand von Sunion,
Zur meerumrauſchten Wiege der Helden von Marathon,
Wo vom Felſen ſchimmert die Akropolis,
Und in blauer Welle träumt das grüne Salamis!

Wo lind die Lüfte ſtreichen und golden die Wolken zieh'n
Um des Parnaſſos Gipfel, wo leiſe Melodie'n
Noch klingen von Chios und Lesbos herüber, und fern der Schaum
Des Troermeers umflüſtert das Grab Achills in tiefem Traum!

Dahin laßt mich wandern, ſo oft es hin mich zieht:
Ob tauſendmahl beſungen, laßt Hellas blüh'n im Lied
Auch fürder: von Dichterhänden werd' es friſch bekränzt,
So lang an ſeinem Strande noch eine Dorerſäule glänzt!

XLVIII.

Und gönnt es mir zu weilen hier im ſchönen Land
Italia, zu wandeln am Südmeerſtrand,
Und holden Troſt zu ſuchen für meines Herzens Glut,
Hier, wo hellen'ſcher Schöne Widerſchein auf Trümmern ruht!

Nirgend blaut des Aethers Bronnen ſo ſchimmernd; ſo hehr
Spült an Blütenufer nirgend das liebliche Meer;
Nirgend tönt die Lippe ſo hold, ſo zauberfroh
Blüht in Frauenbildern der Schönheit Adel nirgendwo!

Die Städte reih'n wie Perlen ſich auf prangender Flur
Und heben in des Himmels glänzendſten Azur
Edelſtolze Zinnen: es ſchimmert Palaſt und Dom
Und ſpiegelt ſich in Buchten, in grünen See'n, im Silberſtrom!

Und von der Dome Wänden grüſſen Bild an Bild
Olympiſche Geſtalten mich als Heil'ge mild;
Darunter Venus-Madonna, wie unter Sternen der Mond,
Mit himmliſch-blauen Augen und ſüßen Locken, goldig blond!

Marmorbilder winken mir im Lorbeerhain,
Hohe Tempeltrümmer blinken im Abendſchein,
Süß träumt ſich auf geſtürzten Säulen der Vorzeit Traum,
Wenn blühend drüber ſäuſelt des Frühlings ewig junger Baum!

Daß dich der Himmel ſeg'ne, ſchönes Blütenland!
Wahre der Vorzeit Abglanz, der, wie auf deinem Strand,
So auch auf deinen Liedern, auf deinen Bildern blüht,
So lang dein Himmel blauet und deine Sonne golden glüht!

XLIX.

In dieſen ſchönen Fernen, wie ſollte nicht der Schmerz
Zur Wehmuth ſich verklären für ein krankes Herz?
Von holder Schau beſchwichtigt, von Lüften lind umkoſ't,
Wie fände nichts die ſtille, die ſehnſuchtkranke Seele Troſt?

In ſchönen Meergewäſſern, die tief und heiter blau'n,
Wie ſüß iſts, Sonne des Südens, dein Spiegelbild beſchau'n;
Wie ſüß, am Seeſtrand ſpinnen manch wohlgemeſſen Lied,
Das übers Meer, ein Vöglein, fernhin zur deutſchen Heimat zieht!

L.

Ach — wohl zur deutſchen Heimat: nur, Vöglein, hoffe nicht,
Daß Kränze dort du ernteſt, bevor das Herz dir bricht!
Wohl ſchwebſt du in Heimatlüften, doch dein Sang verhallt,
Wie eines verſpäteten Hänflings im herbſtlichtrüben Tannenwald.

Wen rühren noch im Herbſte des Frühlings Melodien?
Müſſen der Lüfte Sänger nicht von dannen ziehn,
Sobald die Fluren öde, die Herzen kühl und leer?
Wie zart ein Vöglein ſänge, nicht Einer wohl belauſcht' es mehr!

So ſchwebt mein Lied in trüben Lüften ungehört:
Armes Herz, wie hat dich dein Knabentraum bethört,
Deß Zauberſpiegel dir zeigte lauſchender Hörer Kreis,
Und, von der Liebe Händen gereicht, des Sanges ſchönſten Preis!

Einſam im Leben ſtehſt du: Wenigen erklingt,
Was aus deinen Tiefen hinaus in die Ferne dringt;
Deiner Klage begegnen im Abenddämmerſchein
Des Himmels zieh'nde Lüfte, des Meeres Wellenſchlag allein!

LI.

Zarte Lieder ſang ich, einſam und freudeleer,
Erſt in Heimatwäldern und dann am blauen Meer:
Das Haupt, das jugendliche, gebeugt in ſiecher Qual,
Doch ſtill im Buſen wahrend der Seele gold'nes Ideal!

Das ſchöne Sehnen ſang ich, das ewig, ewig flieht
In die blaue Ferne, das ſtromab zieht
Mit jedem gleitenden Schifflein, das mit den Adlern fliegt,
Und mit den Lüften wandert, und ſich auf gold'nen Wolken wiegt!

Die ſtille Minne ſang ich, die durchs Herz der Welt
Geht mit ſüßer Trauer: ſie, welche ſchwellt
Entgegen dem goldnen Mondlicht die Schwanenbruſt der See,
Und um einſame Blumen ſchwebt wie ſtummes Liebesweh'!

Den ew'gen Zauber ſang ich, wie er aus tiefem Wald
Und Stromestiefen tödtlich in ſüßer Fraungeſtalt
Dem Träumer tritt entgegen, die dann, ſchön und bleich,
Den Entzückten ziehet hinunter in ihr ſtilles Reich!

Das heilige Geheimniß, das um Mitternacht
Aufſchließt der Blume Buſen, ſang ich: wenn Sternenpracht
Glänzt, wenn Ströme leuchten, mondhell die Gipfel ſteh'n,
Und in die wache Seele wunderbare Schauer weh'n!

Das Eldorado ſang ich, das die Seele träumt,
Von Wipfeln hold umgrünet, von Waſſern ſüß umſchäumt;
Das aus alten Tagen herüberglänzt ſo mild,
Und in die Aetherferne der Zukunft haucht ſein Spiegelbild

Die ſel'ge Andacht ſang ich, die vor Blumen kniet,
Und vor kriſtallnen Waſſern, die das Märchenlied
Funkelnder Geſteine belauſcht und ungeſtört
Heil'ge Liebeschöre in Wind und Wellen rauſchen hört.

Die dunkle Tiefe ſang ich, die ewig ſinnt und minnt,
Bis ſie in deinem Schimmer, Unendlichkeit, zerrinnt:
Der ewigen Lebenswonne, der ewigen Todesluſt
Des Alls gab ich ein Echo tief aus meiner Dichterbruſt!

Und alle dieſe Klänge verwob ich dann,
Als mich Lagunenzauber zum erſtenmal umſpann,
Zu einem hohen Liede der Sehnſucht: dein Exil,
Göttin der Lieb' und Schöne, feierte mein Saitenſpiel! —

So ſang ich zarte Lieder, einſam und freudeleer,
Erſt in Heimatwäldern und dann am blauen Meer:
Das Haupt, das jugendliche, gebeugt in ſiecher Qual,
Doch tief im Buſen wahrend der Seele gold'nes Ideal!

LII.

Und mit dem Stolz des Dichters, den Jugendwahn berauſcht,
Trat ich hinaus ins Leben; von willigem Ohr belauſcht
Wähnt' ich mein Lied; von Herzen zu Herzen müß' es geh'n,
Wähnt' ich, und auf das Wohllauts Schwingen durch die Gaue
weh'n!

Was thaten die Hörer, die ich im Traum zum Sonnenflug
Mit fortrieß, während begeiſtert ich die Saiten ſchlug?
Sie blickten mir kühl ins Antlitz und ſagten: „Wohl geglückt
Iſt dir der Vers, die Reime ſind rein, die Rhythmen wohlgefügt!“

Sie lobten, unberühret vom ſchäumenden Ueberſchwang
Des Liedes, ſeinen Wohllaut und ſeinen gemeß'nen Gang,
Als hätt' ich nicht ſoeben enthüllt mein tiefſtes Herz,
Nein, froh nur leeren Klanges, geſchlagen an ein tönend Erz!

Wie Nachts ein Ständchen, werbend um ſüße Sympathie,
Kühlen Dank wohl erntet für ſeine Melodie,
Doch der Holden Thüre ſpröde verſchloſſen ſteht, —
So an die Herzen pochte umſonſt mein liebewerbend Lied!

Hinwarfen ſie mir höhnend der Formenſchöne Kranz,
An dem der Mißgunſt Geifer haftet, deſſen Glanz
Zum Vorwurf ward, und welchen, vom Echten unentzückt,
Gleichgiltige Verſchwendung auf jedes Stümpers Stirne drückt!

LIII.

Zollt nun auch ſchönern Beifall mir manche Lippe mild,
Düſter meinem Auge bleibt der Zukunft Bild,
Es tönt mir in die Seele: Dein Sang wird verweh'n!
Klanglos wirſt du nieder in des Grabes Stille geh'n!

Nie wird auf Frauenlippen blühn dein Dichterwort,
Nie auf Sangesflügeln ſchweben von Ort zu Ort;
Dein Herz und dieſe Zeiten trennt eine tiefe Kluft!
Dein Lied iſt eine Stimme, die einſam in der Wüſte ruft!

Nicht Roſe je, noch Lorber deine Stirn umlaubt:
Und ſchmiegſt du zur Ruhe dein frühmüdes Haupt,
Kein einzig Liebeszeichen folgt deinem Sarge hold:
Kaum Eine Freundesthräne, die ſchimmernd auf die Scholle rollt!

LIV.

Armes Herz, ſo lockt dich keine Hoffnung mehr?
Deine Träume ſchwanden ohne Wiederkehr?
Dir bliebe nichts, nachdem du glühteſt ſo liebewarm,
Als einſam zu verkümmern, thatlos in ſtummgetrag'nem Harm?

O ſieh, wie glänzt der Morgen ringsumher ſo mild!
Zerſtoben iſt das Frühroth: aus Wolken des Oſtens quillt,
Von ſüßen Lüften geleitet, das gold'ne Sonnenrund:
Lebensfreude durchwittert Au'n und Gebirg und Meeresgrund!

Und all der holde Schimmer, und all das liebliche Weh'n,
Es ſoll ſo ganz verloren an dir vorübergehn?
Morgendliche Perlen ſchmücken die Blumen der Au;
In deine Tiefen fiele nicht auch ein Tröpflein Himmelsthau?

Betrachte die holde Friſche, das liebliche Wechſelſpiel
Des Morgens und des Frühlings, das bis an der Zeiten Ziel
Von ewiger Liebe zeuget, und frage dich noch einmahl:
Ob ganz ſich eine Seele verſchließen darf dem gold'nen Strahl?

LV.

Schwebt deinem Blicke leuchtend kein würdig Ziel mehr vor?
Trifft kein hohes Wort mehr mit Zauberklang dein Ohr?
Tönt kein hehrer Name, der dich erhebt,
Und deines Jugendmuthes geſunkne Schwinge neu belebt?

Berührt dich nicht erweckend ein Hochgefühl, geweiht,
In dem du ſlammend begegnen darfſt deiner Zeit,
Das nicht einſam lodert in deinem tiefſten Grund,
Nein, tauſend Bruderherzen mit dir vereint zum Segensbund?

Das, wenn es begeiſtert von der Lippe ſchwebt,
Ringsum widerhallend in deinem Volke lebt,
Und das, wie trüb und düſter das Bild der Zukunft droht,
Dir doch zu ſterben gönnet für ein erhofftes Morgenroth?

LVI.

Ja, Hauch der reinen Frühe, mich grüßend an lieblichem Ort,
Ich habe dich verſtanden: Wohl tönet noch ein Wort,
Wohl tönet noch ein Name, dem mein Herz erbebt,
Der meines Jugendmuthes geſunk'ne Schwinge neu belebt.

Wohl rührt ein Klang wie Zauber mich hier an fremdem Strand;
Das iſt dein Name, Heimat! dein Name, Vaterland!
Und hör' ich dieſen Namen, ob auch tief betrübt,
Fühl' ich, es liegt nicht Alles in Schutt, was meine Seele liebt!

Und weil' ich auch dir ferne, hält auch des Südens Pracht
Mich in Blumenbanden, doch lebt geheim mit Macht
In mir dein Angedenken: ich bin doch ewig dein;
Mir naht dein Bild, von Wehmuth verklärt, in mildem Feuerſchein!

Ein weckender Hauch durchſäuſelt dich wieder, o mein Land,
Der längſt auch treu die Wege zu meiner Seele fand,
Und der nicht ſtill verzitternd an mir vorüberſchwebt,
Nein, als ein heil'ger Mahnruf mein Herz gar wunderſam durchbebt!

Vor dieſem deinem Weckruf verſtummen und entflieh'n
Die düſtern Schreckphantome, die nächtigen Phantaſie'n,
Die das Bild der Zukunft ſo troſtlos mir gezeigt:
Du winkſt und ſieh, das trübe Caſſandralied im Buſen ſchweigt!

Des Herzens heilig Leben wahrend mit frommer Scheu,
Die Schätze der Empfindung feſthaltend fromm und treu,
Feſthalt' ich auch die Liebe, deren Zauberband
An dich unwiderſtehlich die Herzen zieht, o Heimatland!

LVII.

Vaterland, du ſtarkes, wo blüh'n im Sonnenſchein
Vom Elbſtrom hundert Städte bis an den grünen Rhein,
Wo von den Alpenhängen bis an den Nordſeeſtrand
Viel tauſend Brüder wohnen — Gott ſegne dich, du ſtarkes Land!

Vaterland, du ſchönes, wo ſtolz die Ströme geh'n,
Wo hoch die Dome ragen und ernſt die Burgen ſteh'n,
Wo ſich in zwei Meeren ſpiegelt der Ufer Rand
Und grün die Hügel glänzen — Gott ſegne dich, du ſchönes Land!

Vaterland du kühnes, wo eichenlaub-umkränzt
Noch Hermanns Schild nicht roſtet, wo noch verborgen glänzt
Das Schwert der Hohenſtaufen, und wo deutſche Hand
Weiß beides noch zu führen — Gott ſegne dich, du kühnes Land!

Vaterland, du hehres, wo jedem dunklen Trug
Kühn und ſtolz begegnet lichten Geiſtes Flug,
Indeß doch Lieb' und Treue, rein wie Opferbrand
Glühet in den Seelen — Gott ſeg'ne dich, du hehres Land!

Vaterland, du theures, das wie ein holder Stern
Erglänzet lieben Brüdern auch in weiter Fern',
An welches treu gebunden hält ein feſtes Band
Alle deutſchen Herzen — Gott ſegne dich, du theures Land!

Vaterland, du heil'ges — wohlauf im Morgenroth!
Für dein Banner geh'n wir freudig in den Tod,
Wenn es ſchwarzrothgolden weht am Nordſeeſtrand
Und von den Alpen flattert — Gott ſeg'ne dich, du heil'ges Land!

LVIII.

Ja, Vaterland, geliebtes! umſtröme dich Glück und Heil!
Was Beſtes bringen die Zeiten, es werde dir zu Theil!
Nur, fleh' ich, nie mißachte, in neuem Strebens Drang,
Was deutſchen Namens Ehre geweſen ein Jahrtauſend lang!

Entfache des Geiſtes Leuchte zu niegeſeh'nem Glanz,
Doch pflege du das Herz auch; pflege den keuſchen Kranz
Tiefſinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutſchen Gemüthes im froſt'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder ſtürze nicht!
Steh'n ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade ſich ewig jung der deutſche Sinn!

Wenn ſie dich Träumer ſchelten, mein Volk, erröthe nicht!
Nicht höre den falſchen Profeten, der tadelnd zu dir ſpricht,
Du müſſeſt „ſtaatsklug“ werden, es heiſche das Völkerglück
Den nackten Egoismus, des Urwalds Raubthierpolitik!

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenſtrals;
Hoch halt' es unter den Völkern, und walle damit voran
Die Pfade der Geſittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Ruhmvoll iſt deutſche Treue, hoch gilt Germanenwort:
So bleibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes Hort!
Wem iſt, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
Wer iſt, du größtes der Völker, ſo ſehr wie du ſich ſelbſt genug?

Herzensadel bleibe des deutſchen Namens Ruhm,
Recht und Wahrheit bleibe ſein Palladium;
Auf dieſe ſtarken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreiſ't,
Gründe für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutſcher Geiſt!

LIX.

Iſt dieſer Zeiten Zwielicht Morgendämmerung,
Mit einem neuen Tage ſchwanger, der herrlich und jung
Ueber den harrenden Völkern beginne den ſtolzen Lauf:
Er gehe dir, o Heimat, er gehe dir am erſten auf!

Und kommt es als Bote des Dunkels, und bricht die Nacht herein,
Auf deinen Bergen ſäume des letzten Tages Schein;
Die letzte aller Blumen, ſie blühe auf deinem Ried,
In deinen Hainen flöte die Nachtigall ihr letztes Lied!

Die Perle des himmliſchen Segens, die irdiſche Blüten netzt,
Von deinen Blüten, o Deutſchland, wegtrockne ſie zuletzt!
Zuletzt dir ſchwinde der Zeiten verglimmendes Abendroth:
Du biſt das Herz Europas, ſo lähme dich zuletzt der Tod!

LX.

Mit dieſem Wunſch verhallend, nun ziehe hin, mein Lied!
Wohl ziehſt du, wie auf Waſſern ein Kahn im Sturme zieht,
Entgegen der Strömung rudernd, von Wind und Welle bekämpft:
Doch ziehe hin, mit muth'gem Klange, wenn auch ſchmerzgedämpft!

Wohl iſt dir nicht gegeben des Sanges Vollgewalt,
Der unwiderſtehlich der Mitwelt Herz durchhallt:
Du biſt den Zeitgenoſſen, wie feurig auch beſchwingt,
Ein Sangesepigone, nachhallend, was kein Herz mehr zwingt:

Doch ſchön iſts, Homeride, wenn auch ein letzter, ſein!
Wer fromm dem Schönen treu blieb, nie ſteht er ganz allein!
Töne, mein Lied, der Jugend, töne zarten Frau'n:
Verwandte Herzen ſchlagen dir doch vielleicht in deutſchen Gau'n!

Es rühren vielleicht doch Manchen, trotzend dem rauhen Tag,
Deine zarten Rhythmen: der ſtrebende Flügelſchlag
Schönheittrunknen Sehnens, der da Zeugniß gibt
Von einer weichen Seele, die viel geſtrebt, gehofft, geliebt.

Der Reſt iſt Schweigen. Siehe, ſchon mahnet ringsumher
Der ſteigende Tag zur Heimkehr. Wohlauf, ins hohe Meer
Zurück, mein Barcarnole! Hell winkt die See. Fahr' wohl,
O Blumenſtrand der Dichtung: du grünes Eiland, fahre wohl!

Hymnen.

Lenznacht im Süden.

Prachtvoll iſt im Süden die Lenznacht,
In Meeresſtädten, wo
Vom felſigen Seeufer
Villen und Gärten ſchimmern,
Ragend über der Stadt,
Die tagüber, eine ſchlummernde Königin,
Die Stirne gelehnt an dorrende Felshänge,
Den blendenden Fuß zur kühleren Meerwoge hinabſtreckt,
Lechzend im Sonnenbrande.

Wenn aber nun
Der ſprühende Sonnenhymnus
Verklungen iſt und purpurn die See glänzt,
Da ſchlägt die Schlummernde
Die ſonnemüden Augen wieder auf,
Mit Wolluſt trinkt ihr ſchwellender Buſen
Meerfriſcher Abendlüfte labenden Strom,
In weichen Bewegungen
Aufbebt ihr üppiger Leib, wie einer Schönen,
Die, von der Nachtigall aus erſtem Schlummer geweckt,
Mit pochender Bruſt
Und lodernden Augen den Freund erwartet,
Bei Sternenſchein,
Im blütenberauſchten Garten.

Hei, wie wälzt durch alle Gaſſen ſich
Die Luſtwoge, wie locken
Des Südens Lüfte den Wandelnden an!

Von Geſängen hallt und Saitengetön die Stadt,
Voll reizender Frau'n
Prangt allwärts der Markt, der Corſo wimmelt
Von wehenden Schleiern und ſchwarzfunkelnden Augen,
Und abſeits wälzt
Auf breiterem Pfade ſich, duftige Baumreihen entlang,
Von Müſſiggängern ein rauſchender, ſel'ger Schwarm.

Und wenn die Katarakte der Luſt
Gemach vertoben,
Wenn die fernen Klänge verſtummen,
Und einzelne Waller nur
Noch ſingend heimzieh'n
Durch ſtillere Gaſſen
Um Mitternacht,
Dampft ungeſtüm dir noch immer
Des Herzens Blutwelle, pochen
Des Lebens Pulſe dir
In Sehnſuchtstakten, denn es weht Gedüft
Aus Gärten, und Nachtigallen
Schlagen und ſchmettern an allen Fenſtern.
Droben aber wandern die blitzenden
Sterngruppen, ihr gold'ner Glanz thaut
Feuriger Wünſche Traumſaat, ſüße Begier.

Du aber wandle
Abſeits der lebensſchwülen Gaſſen
Zum einſamen Molo.
Da liegt in ſeinen Tiefen
Wie niedergethaute Silberſternglut
Der Golf ſo rein, und drüben die Bergkuppen
Erblühn, aufragend in goldigen Mondesduft.

Heſperus.

Stern der Liebe, mir iſt
Um deinetwillen,
Wann du aufleuchteſt
Als ſchönſter Glanzjuwel
In des Sternenhimmels
Schimmernder Goldſaat,
Von Entzücken ſo voll die Seele
Und von geheimnißvoll tiefſinniger Regung,
Wie dem ſchweifenden Kinde, das
Unter Kieſeln findet einen glänzenden Stein,
Und das,
Stillſitzend nun
Im weichen Moosgrund,
Am dämmernden Waldrand,
Den glänzenden betrachtet,
Stundenlang,
Mit großen ſeligen Augen,
Und in ſich trinkt, gierig,
Des Karfunkels Lichtfluten,
Der weiter glimmt
Im kindiſchen Herzen,
Ob längſt er auch den ſchlafmüden Händchen
Entglitten, und geſchloſſen das Äuglein iſt, das gluttrunkene.
Selig in des Geſteins
Eingeſogener Glanzwoge ſchwimmt
Das Herz des Kindes die helle, flüſternde Nacht durch,
Und träumt ſich hinein
In unendliche, roſige Lichtwelten,
In ein purpurnes, goldſtralendes Eldorado.

Erwacht es dann
In dämmernder Stunde Beginn,
Da ſieht es ſtaunend und augenreibend
Den mitternächtlichen Glanztraum
Verwirklicht leuchten über den Wipfeln,
Denn im Oſten ſteht das heilige Frühroth.

So träumt mein Herz auch,
Die Nächte hindurch
Schwimmend in deiner ſeligen Flut,
Hoher Liebe Geſtirn,
Hinein ſich, gluttrunken,
In die Sonnenaufgänge der Zukunft.

Vollmond.

Wer aufwacht in der Vollmondnacht,
Anſtaunt er des Gemachs taghellen Raum,
Ein ſeltſam Wunder belauſchend.
Den Mittag ſieht er, den glänzenden Buhlen,
Die Mitternacht in der Stille beſuchen,
Und vom umarmten Schooße der Braut
Das Märchen ſpringen, das geflügelte Kind.

Die heilige Mondesleuchte
Steht über Meer und Gebirg; wer aber die ſchimmernde
Küſte betritt und den Aether betrachtet,
Oder den ſternwimmelnden Meeresabgrund,
Der hüte ſich wohl: ihn ziehet hinan,
Ihn ziehet hinab,
In Himmels- oder Meeresblau,
Das zauberkräftige Mondesbild.

Träumenden aber ſchwimmt durch erleuchtete Fenſter
Mit ſilberner Glanzwelle manches Verlorene zu
Aus Grotten des Mondes,
Der alles Entſchwundene feſthält:
Drum lächelt ſo ſüß, wer ſchlummert im Vollmondlicht.

Meerfahrt.

Sammt'ne Grüne der Flut, weichwallende,
Mir iſt als ſollt' ich über den Schiffsrand
Hinab mich bücken zu dir und mit Händen dich ſtreicheln!

Du biſt kein todter Flutenſchwall,
Du biſt der Schwanenbuſen des Meerweibes,
Der luſtathmend ſich hebt
Auf dem Lager von Kriſtallen.

Hinunterſinken möcht' ich
An die weiche, wallende Wellenbruſt,
Wie an ein liebgetreues Herz!

Was immer Reizendes lebt und Herzerquickendes,
Nichts rührt die Seele mir ſo hold,
Als hinabſchaun, ſtundenlang,
In klare, wallende Waſſer: ſei's,
Daß einſam zwiſchen Himmel und Meeresabgrund ſie
Hinaufrauſchen am windſchnellen Kiel,
Oder, hervorrieſelnd
Aus Felsgrotten, unterm Föhrengezelt
Der Waldfrau den Spiegel breiten,
Oder als Ströme wandeln blumigen Pfad.

Der Bergſtrom.

Finſteren Waldſchluchten entronnen,
Erſtaunt der Bergſtrom, wenn er hervortritt an die Helle des Tags,
Unfern der See: hoch oben am ragenden Kamm des Felſufers,
Bevor er hinunterſtürzt,
Anhält er die brauſenden Waſſer:

Denn Meer und Land entrollt ihm in Morgenglanz die prächtige Rundſchau
Zum erſten mal, und herüberwinkt die dämmernde Ferne
Mit Städtezinnen und Lorberhainen und unendlichen Au[illegible]

„O wie herrlich“, jauchzt er, „wie herrlich dort
Mit weicher Welle dahinzugleiten
Durchs grüne Gefild,
Vorüber an Traubenbergen,
Wo der Winzerin Feſtlied
Am Abhang hallet, und wo,
Durchwandelt von lächelnden Menſchenbildern,
Die blanken Städte gereih't ſteh'n
An grünen Feldern, mit hellem Geläut
Herübergrüßend aus ſchimmernden Thürmen.
O ſchöne, ſchöne Welt! das Alles
Soll ich küſſen dürfen, vorüberwallend,
Mit den feuchten, kriſtallenen Lippen?
Rebenberge, blanke Zinnen und grünende Baumwipfel
Soll ich widerſpiegeln in heiteren Fluten?

Des Himmels Sterngruppen und am Strande die Blumen,
Sie alle werden meiner zaudernden Welle
Wechſelnd vertrau'n ihr ſeliges Bild?
O Lebenswonne, mit tauſend liebenden Armen
Umfängſt du mich und mir iſt,
Als ſaugt' ich in Einem tiefeinſchlürfenden Blick
In mich die ganze, weite, ſchöne Welt
Mit all' ihrer Luſt,
In Einem Moment der Entzückung!“ —

So jauchzt er ſtaunend droben am ragenden Kamm
Des überhängenden Felsufers und hochauf
Schäumt er in Lebensluſt, und, verklärt vom Himmelsglanz
der Hoffnung,
In tauſend ſchimmernden Funken
Hinuntertanzt er in den winkenden Abgrund.

Was aber rauſchet drunten
Entgegen dem Sehnſuchtsvollen und öffnet
Zur frühen Raſt ihm den unendlichen Schoos?

Das heilige Meer iſts,
Das den trunken Hinuntertaumelnden aufnimmt,
Und ſeinen Lebenstraum verſchlingt die ſchrankenloſe Salzflut.

Hell und lange leuchten den Glücklichen
Des Schickſals Sterne; doch ſchön iſt auch
Kurzer Lebenspfad, die Welt nur im Traume genoſſen, früher
Erguß ins Unendliche.

Antikes Seemärchen.

I.

Es klingt im Ohr mir
Aus uralten Zeiten
Ein drollig Seemärchen,
Wie ſichs im blauen Ägäermeer
Noch erzählen die Wellen,
Mag nun ein ſinnig Ohr
Aufhorchen im Mondlicht, oder
In ſchattigen Ufergrotten,
Wenn ſonnemüde Himmel, Erde und Meer
Sieſta halten und traumflüſternde Zwieſprach'!

Am Aitolerſtrand,
Wo vom felſigen Hang
Bergwaſſer brauſend hinabtanzen
In ſchimmernde Meeresbuchten,
Da birſcht vor Tag
Durchs grüne Gebirg in thauiger Morgenfriſche
Glaukos, ein kühner Waidmann.
Schweifend mit Bogen und Pfeil
Alsbald erlegt er ein Häslein;
Und daß ihm baumle geſtreckt
Von den Schultern der luſtige Springer ſofort,
Taucht er den Blutenden erſt
In den einſamen Bergquell;
Dann greift er ins perlenſchimmernde Grün

Nach einer Handvoll Kräuter,
Zu trocknen das triefende Fell des Häsleins.

Das aber ſchlägt,
Die Schnauze berührt
Vom duftigen Kräuterbüſchel,
Die Augen auf,
Spitzt die Ohren und regt die Läufe,
Und eh' ſichs deſſen verſieht
Der ſtaunende Jägersmann,
Iſt ſeinen Händen entſprungen das Thierlein,
Verloren im grünen Bergwald.
Denn ihm hatte die Lippen berührt
Das Kräutlein des ewigen Lebens,
Das auf unbetret'nem Gebirg wuchs,
Und [illegible]aus der Trank der Unſterblichkeit
Für die ewigen Götter gebraut ward.

In des Jünglings Seele gemach
Dämmert des wunderſamen
Geheimniſſes Deutung.
„Letze mich auch, du Götterkoſt“,
Ruft er erglühend, „und gib mir Unſterblichkeit!“

Der ambroſiſchen Pflanze Saft
Schlürft er hinab.
Das rinnt wie Feuer
Durch ſeine Adern!
Was faßt ihn an
Und ſchüttelt und treibt ihn
Mit Zaubergewalt?

Unruhvoll,
Mit pochendem Herzen,
Vom Rauſch der Unſterblichkeit
Die fliegenden Pulſe durchtobt,
Stürzt er ſich
In die Purpurwelle des Meers,
Die blitzend aufrauſcht,
Denn die Frühſonne lodert herauf
Über den Bergen,
Die Wolken ziehn,
Hängende Gärten des Äthers,
Roſen ſtreuend,
Es tanzt die See
Mit jauchzenden Schaumesfunken
Um den ſchwangleich
Hinwallenden her.
Mit flammendem Antlitz,
Himmelwärts das Auge gerichtet,
Zieht er dahin auf wallender Flut,
Manch' blumigen Strand entlang, und hinaus
In ſchimmernde Meeresweiten.

II.

Und es ſchwinden dem neuen Unſterblichen
Tage, Stunden und Monde.
Es verrinnet aber
Der Sommertage Glanz,
Es verrinnet der Monde, der Jahre Zahl,
Aufſteigen und ſinken die Sonnen
In einförmigem Wechſel.

Von Kriſtallen umblitzt
Das ſinnende Haupt,
Von Meergras und Schilf
Durchwachſen die Locken,
Umſpielt von der beſloßten Herde des Nereus,
Stürm' und Gewitter verträumend
Und den langen, ſonnigen Tag,
Sitzt einſam in hallender Grotte
Glaukos, der neue Meergott.
Wenn aber die heilige Stille gemach
Mit Mond und hellen Sternen
Heraufzieht und gluttrunken das tiefe Meer träumt,
Beſucht er den mondhellen Strand,
Und vom Felſengeklipp her
Klage tönt
In die ſchweigende Nacht hinaus:

„Unſterblichkeit! — O ſelige Götter,
Nehmt ſie von mir,
Oder hebt mich ganz empor zum Olympos!
Halb ein Gott und ein Thier halb,
Ein unſelig Zwitterding,
Schlepp' ich durch die Jahrhunderte
Mein ſchimmerndes Götterelend,
Und meiner Unſterblichkeit
Trübſelige Laſt.
Tief im Herzen lodernde Glut,
Des Götterkrauts nachwirkende Kraft, —
Unendlich' Streben in irdiſchen Gliedern,
Gottbewußtſein im Buſen,
Und doch ausgeſchloſſen
Vom höchſten, ſeligen Götterfeſtmahl —
Was ſoll mir das?

Da droben geh'n
Die goldnen Geſpanne des Götterumzugs
Schimmernde Bahnen ums Himmelsrund,
Bei Sphärenklängen
So ſelig und leicht:
Und mich Ohnmächtigen hält es
Im Schlamme feſt
Mit Erdenſchwere;
Schilfgras durchwächſt mir die Locken,
Die Muſchel niſtet in meinen Gliedern,
Es umgähnen mich
Die langweiligen Ungethüme des Abgrunds.

Schau'n die blinzelnden Sterne nicht
Mitleidig herunter
Auf mich mißrathenes Götterabbild?
Kichert dort das Schilfrohr nicht,
Schmächtige Spitzen
In Sommerlüften wiegend,
Über mich armſel'gen Unſterblichen?
Erzählen die neckiſchen Wellen ſich nicht,
In ſonnetrunkener Glanzesfreude rollend
Meines traurigen Götterdaſeins
Luſtig-drolliges Märchen?

Warum berührteſt du je mir die Lippen,
O nektariſcher Tropfen?
Warum vermählteſt dem Staube du dich?
Ich möchte ſterben, ruhen!
Begraben dürfen den Götterdrang
In Sargesfrieden,
Iſt einziger Troſt!

Zu tragen den Fluch der Unſterblichkeit,
Muß man kein Zwittergeſchöpf,
Muß man Olympier ſein, groß und ſelig,
Oder harmlos wie du,
Windſchneller Freund, an deinem graſigen Ufer,
Ruhig weidendes Häslein!

Der geblendete Vogel.

Wunderbar in Finſterniſſen blüht
Der Stern des Geſanges. Ich ſah ein Vöglein ſitzen,
Ein unſcheinbares, im engen Käfig.
Und als ichs näher betrachtete,
Siehe, da ſchreckten in ſeinem gefiederten Köpfchen
Mich todte, traurige Höhlen
Statt fröhlicher Augenſterne.
Geblendet war der Vogel. Schaudernd fuhr ich zurück,
Und Rührung preßte mir
Das Herz zuſammen, und unendliches Mitleid.

„O Vöglein,“ ſeufzt' ich, „armes, armes Vöglein,
Dir blüht kein Lenz mehr. Nie wieder, auch nur von ferne,
Siehſt du die weite, ſchöne Welt, und ausgebreitet
Den grünen Wald auf Bergen, und in den Gärten
Die Blumen, und der Ströme Silberbänder,
Fernher winkend. Nie wieder, auch nur durch die Stäbe des Käfigs,
Beſucht dich der Glanz des himmliſchen Äthers
Und die Maienſonne, ſpielend um ſchimmernde Dächer
Und grüne Baumwipfel. Du armes, armes Vöglein,
Verloren iſt dir der Lenz und die Luft, wie mir, und ſo
Verloren wohl auch Leben und Lied!“

So klagt' ich wehmüthig. Da plötzlich, wie wenn der ſchimmernde Springquell
Aufſteigt in die ruhige Luft, oder Raketen ſternartig,
Entgegen dem Abendhimmel: ſo ſtieg ein ſchmetternder Triller

Klangfreudig und langhingezogen
Empor aus der tönenden Kehle des Vögleins.
Ihm aber folgte Geſang, kraftſprudelnd und unerſchöpflich,
Und in dem Geſang jauchzte Behaglichkeit
Und Lebensluſt, und die ganze, volle Wonne des Frühlings.
Draußen aber hingen die Wolken
Am kalten Himmel, und Spätherbſtnebel
Schauten trübe herein durchs trübe Fenſter.

In Thränen mußt' ich lächeln. Woher
Hat die Klänge das Vöglein? Woraus
Spinnt es das tonkunſtreiche Gewebe des Lieds?
Wie findet's
Luſtigen Sang in ſeiner Blindheit,
Frühlingswonnen in trauriger Winterszeit?
Wie ſpringen ihm die goldnen
Bronnen ſüßen Geſangs, indeß die Genoſſen, ob auch
Öff'nen Auges und froh
Des Ätheranblicks, längſt doch alle verſtummt ſind? —

Im Frühling war's, als eben am bunteſten
Vorübergaukelte des Blütenmonds
Triumphzug. Mitjauchzend im Freudenchore ſang
Auch unſer Vöglein. Da wards geblendet. Auf ewig austilgte
Sein Augenlicht ein grauſam Schickſal.
Nun ſaß es blind im Käfig. Was aber that es?
Noch immer ſang das Vöglein, raſtlos und ſchmetternd
Sang es, denn ihm ſchäumte noch voll
Des Herzens Becher vom Nektartranke
Des Frühlings, und als längſt dieſer dahin war,
Und verglühet auch der Sommer, und ſtumm
Die andern Vögel ſaßen im Käfig,

Da ſang noch immer das blinde Vöglein:
Denn unverloren trug es den Lenz
Im Herzen, und die Lenzesluſt, unwiſſend,
Daß längſt entfloh'n der gold'ne, und daß nebelumgraut
Des Waldes Wipfel ſtarrten. Ihm blieben in der Seele des Mai's
Blühende Bilder, denn nimmer erblickt es
Des Winters entſeelenden Gorgoſchild; ausflutet es, unbewußt
Des rauhen Jahrs, den Wonnerauſch,
Der nimmer zerrinnt; ausſpinnt es
Zu Geſängen die Sonnenmilde, das Himmelsblau,
Alles, was trunken es einſog, was in holden Monden
Es anſammelte den: unerſchöpflichen Herzensreichthum.

Das iſts, daß reichen Geſang ſpendet das augenloſe
Vöglein die ganze Zeit des Jahres, wenn ſchon die blickbegabten
Traurig ſitzen im Bauer und ſanglos. Nicht iſt, wie unbedachtes
Mitleid klagen möchte, der Lenz dir geraubt, o blinder Vogel!
Dein iſt er, und eben dein, wie keines Andern!
Voll und ganz feſthältſt du die Pracht, und nicht übers Meer
Brauchſt du zu wandern, um aufzuſuchen
Die hier entſchwund'ne: tief innen blühet
Sie dir, und darum unberühret
Vom Nordſturm. Dir iſt winterlicher Flockentanz
Wie Blütenſchauer. Beſſer iſts, blind ſein und ſchmetternd ſich
Ausleben im Geſang, als ſehend und ſtumm
Hingeh'n durch eine blühende Welt
Voll Schönheit. Arm iſt ein blicklos Aug',
Ärmer ein tonlos Herz, in deſſen Saiten nicht wiederhallet
Ein Himmliſches. Mitten in den Zerſtörungen
Dahingewelkter Pracht ſteht aufrecht des Geſangs
Blumenkrone, ſchönerer Tage Denkmal, und zugleich
Ein Irisbogen der Zukunft,
Der farbig blüht im Gewölk.

Mag freudeleer hinziehn ein Erkorener,
Dem hold die Lippe tönet, ihm iſt das Höchſte
Doch in die Seele gegeben. Schön, ob auch einſam, ſteht
In Finſterniſſen der Stern des Lieds und übergießt
Mit mildeſten Blüten des Lichts der Welt Öde. Laß ſtill
Fortleben, o Herz, die ſchönere Zeit
In Klängen, ob auch öde die Mitwelt
Iſt, denn Schönes muß ewig
Untergeh'n, in Klängen rettet es aber
Süßer Geſang. Hoch über welken Blüten und Trümmern,
Alles Schönen fromm eingedenk,
Ewig jauchze das Lied, jauchze die Dichtung.

Ahasverus in Rom.

In demſelben Verlage ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

	Thlr.	Sgr.
Hamerling, Rob., Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Geſängen	—	16
— Sinnen und Minnen. Ein Liederbuch	1	2
— Ein Schwanenlied der Romantik	—	12
Sallet, Friedr. von. Die Atheiſten und Gottloſen unſerer Zeit. 2. Aufl., 8° geb.	1.	7½
— Contraſte und Paradoxen. Eine Novelle. Elegant gebunden	1.	10
— Funken. Miniaturformat, geb.	—	12
— Gedichte. 4. Aufl. M. A. eleg. geb.	2.	—
— Laien-Evangelium. Jamben. 6. Aufl. eleg. geb.	2.	
— Des Dichters Werden. geb.	1.	10
— Schön Irla. Ein Mährchen. eleg. geb.	—.	20
— Proſaiſche Schriften. eleg. geb.	1.	10
— Zur Erläuterung des zweiten Theils vom Göthe'ſchen Fauſt	—.	10
— Leben und Wirken Friedr. von Sallet's	1.	10
— Gedichte. Octav-Ausgabe	1.	10
Chamiſſo, Adalbert von. Peter Schlemihl's wunderſame Geſchichte. M.-A.	1.	—
— Peter Schlemihl's wunderſ. Geſch. Pr.-A. mit Illuſtrat. in Stahlſtich	2.	10
— Peter Schlemihl's wunderſame Geſchichte. Stereotyp-Ausg.	—.	15
Deutſche Dichter der Gegenwart. Ein lyriſches Album. Herausgegeben von Robert Prutz. Elegant geb. mit Goldſchn.	2.	—
Strodtmann, Adolf Arbeiter-Dichtungen	1.	—
— Brutus, ſchläfſt du?	1	
Spielberg., Otto. Träumereien eines Kleinſtädters	—.	20

Ahasverus in Rom.

Eine Dichtung in ſechs Geſängen

von

Robert Hamerling.

„Der Menſchenſohn, der ſchickſallos ſich glaubt,
Ihm blickt der Genius der Menſchheit ſchon
Mitleid'gen Auges an, und ſieht die Stunde
Beflügelt nah'n, die ſein Geſchick erfüllt.“

Hamburg und Leipzig
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei des Oesterr. Lloyd in Triest.

Erster Gesang.

Die Schenke Locuſta's.

Wär's noch vergönnt, ein Heldenlied zu ſingen?
O fürchtet nichts! Mein Lied will diesmal nicht
Auf hochpathetiſchem Kothurne ſchreiten;
Und keinen Helden hab' ich mir erwählt,
Um deſſen Hüfte Schwert und Panzer raſſelt:
Nein, einen, der ſo ſtumpf iſt, ſo blaſirt,
Und ſo ironiſch als ihrs wünſchen mögt!
Geſell' ich meinem zeitgemäßen Helden
Den ernſten Ahasver, nehmt an, es ſei
Der vielbeliebten Contraſtirung willen! —
Wollt ihr Pikantes? O, pikant ſein will ich,
Wie eure Lieblingsdichter an der Seine! —
Wollt Bilder ihr von reichſtem Lebensprunk
Und tollſter Schwelgerei? Ich gebe ſie.
Wollt ihr titan'ſche Laſter und Verbrechen?
Ich gebe ſie. Soll euren ſtumpfen Sinn
Ich ſtacheln? ſoll Calliope, die ernſte,
Euch tanzen einen epiſchen Cancan
Auf leicht beſchwingtem Fuß des Jambus? Nun!
Ich weiß nicht ob ich es zu Dank euch mache:
Doch ſingen will ich eine Epopöe
Des Sinnentaumels, des Genuſſes auch,
Der Sättigung und — Ueberſättigung,
Des Laſters — nah' dem Punct, wo ſichs erbricht!
Den Prüden aber, denen meine Weiſe
Zu kühn erſcheint, ſag' ich: Zum Schattenriß
Hab' ich die Farben Juvenals gedämpft!
In meinem Liede ſoll kein Ton erklingen,

Den meinem Pſalter nicht entreißt die Muſe
Gebieteriſch für ihres Sanges Wahrheit,
Für ihres Sanges Zweck, den großen Zweck:
Das Leben euch an einem Ziel zu zeigen,
Wonach vielleicht es wieder einmal ſteuert! —
    Empört euch manche Scene meines Lied's,
Und wendet ihr davon mit Unmuth euch, —
Ich dank' euch — denn ſo iſt mir's ja gelungen,
Zu ſchildern eine ruchlos arge Zeit.
Und wenn im Sang des [illegible] euch entſetzt,
Was unbekümmert oft euch [illegible] im Leben,
So darf der Sang den Dichter nicht gereu'n! —
    Habt ihr gehört von Fliegen und von Spinnen,
Die man gefunden öfters hat in gelben,
Durchſicht'gen Stücken Bernſteins eingekerkert?
Die Maſſe, flüſſig noch, ergriff das Leben,
Das Eintagsleben des Inſects, und hielt's
Erſtarrt im helldurchſicht'gen Sarge feſt:
Nun iſt das Ungeziefer ein Juwel,
Und leiht dem Steine Werth, wie ihm der Stein.
So laßt mich gleicherweiſe denn das Grauſe,
Das Häßliche, wie es mein Stoff bedingt,
Euch geben in durchſicht'ger Bernſteinhülle
Der Poeſie!
                    Folgt mir in's alte Rom!
Wo trümmervoll ſich die Campagna jetzt
Hinausſtreckt gegen die Albanerberge,
Da ſtand's in hoher Pracht; und nun noch einmal
Beſchwör' ich's aus dem Grab; doch wahrlich nicht
Um mit dem Moderwuſt des Alterthums
Euch einzuſtauben, nein; im Bilde Roms,
Im Spiegelbild neron'ſcher Eigenſucht
Zu zeigen euch, was wieder ſich erneut —
Nur daß, verglichen jenem Ueberſchwang
Des Römerdaſeins, jener Lebensfülle,
Wir ſchnöde Bettler ſind und Hungerleider! —

Da glänzt ſie, ſeht, die kaiſerliche Roma,
Die gold'ne — ſeht, da dehnt ſie ſich, die Prachtſtadt,
Mit ihren blinkend weißen Marmortempeln,
Mit ihren Portiken, Amphitheatern,
Mit ihren Hippodromen, Mauſolee'n,
Mit ihren Rieſen-Thermen, Gärten, Weihern!
Dies ſteingehau'ne Zauberlabyrinth
Von Säulen, Kuppeln, Giebeln, ſeht, wie ſchlingt es
Von Hang zu Hang ſich reizvoll prangend hin!
Geſchwungen überall ſeht ihr das ſtolze,
Das holde Linienſpiel, die heitre Curve
Des Römerbogens — ſüße Augenluſt
Des Schönheitsfreund's! Seht in den Niederungen
Die prächt'gen Foren, wo der Springbrunn plätſchert,
Und auf der Höh'n die ſtolzen Colonnaden —
Dahier die Burg des Capitols, und hier
Die Kaiſerzinnen auf dem Palatin,
Und hier der Tempel Jupiters am ſchroffen
Tarpeierfels! Und wie die Marmorbilder
Erſchimmern, ſeht! Ein Volk von Statuen
Füllt neben einem Volk von Sterblichen
Die weite Stadt! Und überall durchſchlingt
Den weißen Quaderprunk das holde Grün
Der Gärten, Lorbeer und Platane ſäuſelt,
Von Dächern und Balkonen ſelber ſtreu'n
Die Blumen und die Sträucher ſüßen Duft.
Die Hügel Roms, ſie ſchimmern und ſie grünen,
Wohin das Auge blicken mag, nur Marmor
Und Blumen! Und dies üpp'ge Panoram,
Vom Glanz ital'ſchen Aethers übergoſſen,
Verbirgt dem Aug', was etwa häßlich noch,
Was arm und klein und ſchmutzig iſt im Innern.
Doch tauchen lieber wir in's Volksgewimmel!
Vom reichen purpurſchimmernden Senator,
Der da mit Sclaven- und Clientenſchwärmen
Vorüberprunkt, zum eſten Triclin', das

Dort an der hohen Tiberbrücke bettelt —
Und von der Dame hier in gold'ner Sänfte,
Bis zu der Buhlerin in phryg'ſcher Mütze,
Die mit der welken grellbetünchten Wange
Den ſchweifenden Quiriten noch berückt —
Welch' endlos reiche Zwiſchenſtufenleiter!
Welch' bunte, wildbewegte Menſchenbrandung!
Sieh, wie hier auf dem lauten Markt der Wechsler
Neroniſch Silber ſchüttet auf den Tiſch!
Sieh, wie dort vor dem Tribunal des Prätors
Die Togamänner zanken! Und dazwiſchen
Die Fremdlinge, ſo bunt an Farb' und Sprache:
Sabäerſöhne hier, dort ſtruppige
Sarmaten, Syrer hier und dort Sucambrer.
Da, ſiehe, ſprengt ein ſchmucker Reitertrupp
Hellblonder Nordlandsſöhne von des Kaiſers
Leibwache hin in blanker Rüſtung! dort,
Sieh, führen Mohrenſclaven Elephanten
Vorüber aus den kaiſerlichen Zwingern!
Hier ſteht ein Grieche, maleriſch den Mantel
Um ſich geſchlungen, dort der tätowirte
Britanne, der die bunte Pracht beſtaunt.
Da näſelt der Hebräer, und da ſchleichen
Mit kahlgeſchornen Köpfen, linnenem
Talar, in Prozeſſion, Gebete murmelnd,
Aegypter mit dem Bild der Iſis.
Schlendern
Durch Romas Gaſſen weiter wir, und laſſen
Des Abends Schatten dämmernd niederſinken.
Wer iſt die edel-kräftige Geſtalt,
Die dort durchs dichteſte Gewühl ſich drängt,
Das Antlitz voll umrahmt von langem Bart,
Den Leib in einen Mantel dicht gehüllt?
's iſt etwas Keckes, und doch Edles, ja,
Was Königliches iſt im Gang des Mannes! —
Der lange Bart iſt unecht, und der Mantel,

Der ſchlichte, dunkle Philoſophenmantel,
Deckt einen Wandrer, der aus Prunkgemächern,
Aus einem ſtolzen Kaiſer Palaſt kommt,
Vom Palatin herab … es iſt mein Held,
's iſt Nero. Ihm zur Seite wandeln drei,
Vermummt wie er, gehüllt in Mäntel, bärtig.
Zur Rechten ihm die Herkulesgeſtalt
Iſt Burrus, Führer ſeiner Leibtrabanten.
Und hier, die dünne, ſchlangenhaft behende
Figur des Zweiten? Sie gehört
Dem Mohren Tigellin, dem ſchlimmſten Wicht,
Den ausgebrütet hat das heiße Nubien,
Und Rom geſäugt wie eine gift'ge Schlange;
Der ſich gemach von Nero's Lieblingsſclaven
Empor zum Freunde und Vertrauten ſchwang; —
Und jener dritte, haſtig trippelnde
Unſcheinbare Geſell iſt Seneca,
Ein Männlein, das mit klugen Aeuglein blickt —
Von denen einer, die vom Hinterhaupt
Herauf das Haar, das ſpärliche, ſich kämmen,
Die Glatze zu bedecken — Seneca,
Der immer trieft von ſtoiſchen Sentenzen,
Und zähe doch den Platz an Nero's Seite
Feſthält als Rather und als — Zechgenoß.
    Die Vier, ſie wandeln durch's Gewühl dahin.
Ein aufgeregtes Meer ſcheint dies Gewühl
Und wirft zuweilen ſonderbare Wellen.
Auftaucht in Nero's Näh' ein Greis, gehüllt
In braun, zerriſſen flatterndes Gewand.
Die Schläf' umfliegt ihm langes Silberhaar,
Sein Vorhaupt ſcheint verwittert Felsgeſtein,
Und ſeine Augen niſten d'rin wie Adler.
Urwüchſig ſcheint er, wild, cyclopiſch faſt,
Ein Mann, der aufgewachſen, fremd den Menſchen,
In Wüſten, Wäldern, rauher Bergesöde:
Wahnwitzig rollt ſein Auge bald, bald ſcheu

Wie eines Bettlers, doch dann leuchtet's wieder
Wie Geiſtesmacht darin, ſchier übermenſchlich.
Und zwiſchen Nero und den Seinen geht
Die wechſelnde Vermuthung hin und her:
„Es iſt ein Schiffer wohl, der hundert Jahr'
Auf allen Meeren ſchwebte!" — „Nein es iſt
Ein greiſer Löwenjäger aus dem Atlas!" —
„Nein, ein *Prophet*, ein *Seher* muß es ſein!" —
„Ein *Charlatan* vielleicht, vielleicht auch iſt's
Ein ungericht'ner *Mörder*!" — „Nein, ſo wandelt
Nur ein entthronter *König*, den ſein Unglück
In *Wahnſinn* ſtieß!" — Raſch wie die Rede wechſelt
Des Fremdlings raſtlos ſchreitende Geſtalt.
„Seht, wie er groß, titaniſch aufgerichtet
Hinwandelt!" — „Nein, er ſchleicht ſchon wieder tiefgebückt,
Hinfällig, hüſtelnd." — „Tiefer Gram durchfurcht
Sein Angeſicht!" — „Nein, ſeht, es zuckt ein Strahl
Geheimer Freude d'rin!" — „Uralt erſcheint er!"
„Nein, nein, ſein Aug' blitzt jugendlich!" — Ei, ſpielt
Der Widerſchein der Lichter, die da wechſelnd
Ihn treffen in der Dämmerung, ſo ſeltſam?
Iſt dieſes wunderliche Bild *Natur*,
Iſt es nur *Maske*? Solcher Zweifel iſt's,
Der allzumeiſt des Nero Neugier ſtachelt.
Er bleibt geheftet an des Alten Ferſe
Mit ſeinen drei Begleitern. Immer ſucht
Das dichteſte Gewühl der Greis; wo leerer
Die Straßen ſind, beflügelt er den Schritt.
Und tiefer, immer tiefer wird das Dunkel.
Die Nacht iſt eingebrochen. „Ei, wie munter
Der Alte ſchreitet!" ruft mit Lächeln Nero:
„'s iſt ein vermummter Jüngling, etwa gar
Ausgehend auf ein Liebesabenteuer!" —
Da fällt ein Lichtſchein plötzlich auf die Züge
Des Wanderers, und dieſer flücht'ge Schein
Beleuchtet grell, geſpenſterhaft, ein Antlitz.

So grauverwittert, fahl und ſtarr und beinern,
Wie eines modernden Aegypterkönigs,
Der ſeinem Pyramidengrab entſtiegen,
Worin er ein Jahrtauſend lang geruht.
Entſetzt zurück prallt Nero, gleich als blickt' er
In's Schreckensantlitz der Meduſe. —
Doch
Nur um ſo ſtärker feſſelt jetzt ein Zauber
Ihn an die Spur des räthſelhaften Wand'rers.
Durchſchritten iſt das Marsfeld, iſt das Forum,
Iſt der Suburra lärmendes Gewog'.
Der Pfad wird öde, Roms Bewohner ſind
In den Behauſungen, ſie ruhn bei ſpäten
Gelagen, oder ſchon in Schlaf geſunken.
Doch unermüdlich wandelt noch der Greis,
Und unermüdlich folgt ihm Nero. Schon
Beginnt der müde Seneca zu ſeufzen:
„Den halben Tag," ſo klagt er „ſaßen wir
Am See, wie Fröſche um den Sumpf, zu ſchau'n
Die Naumachie — beim Jupiter, ich holte
Mir einen Schnupfen in dem Waſſerdunſt —
Und nun, nun laufen wir die halbe Nacht
Noch hinter dieſem tollen Bettler her?" —
Doch Nero lächelt nur und folgt der Spur
Des Fremdlings, der wie Proteus die Geſtalt,
Wie das Chamäleon die Farbe wechſelt.
Der Nachtwind fegt ſchon durch die öden Straßen
Und durch zerriſſ'ne Wolken bricht der Mond —
Einſam verhallt der Tritt — 's iſt ſpäte Nacht:
Der Alte wandert ſtets noch unermüdet.
Zuletzt am öden Ende Roms, wo niedrig
Die Häuſer ſtehn am breiten Weg gen Süden,
Tritt unſer Greis in eine Weintaberne,
D'raus ſpäter Lärm noch ſchallt. Und hinter ihm
Setzt auf die Schwelle der Taberne ſtracks
Den Fuß auch Nero. Abmahnt Seneca

Vom Eintritt in den ſchmutz'gen Ort, doch folgt er
Zuletzt den Andern, wie er immer pflegt,
So oft er abmahnt. In dem Qualm der Stube,
Wo weingerothete Geſichter glänzen,
Und wüſt' Gelächter ſchallt und Sang und Lärm,
Wählt unbemerkt der Greis im ſtillſten Winkel
Sich ſeinen Platz und blickt apathiſch-harmlos
In das Gewirr. Ihm gegenüber laſſen
Sich nieder die vermummten Vier. Der Blick
Des Nero ſchweift vom Alten zu den Zechern.
Da ſitzen Lungerer und Tagediebe,
Roms feile, müßige Plebejerbrut;
Da ſitzt der thieriſch-rohe Gladiator,
Da ſitzt der trunk'ne, prahlende Soldat,
Da Nautilus, der Dicke, dermaleinſt
Seeräuber, jetzt ein angeſeh'ner Schiffsherr;
Hier ein brutaler Sclavenhändler; hier
Ein brauner, ſchweigſam lauernder Aegypter,
Der Tags die Straßen Roms durchwandert, und
Zur Flöte ſeine Schlange tanzen läßt.
Ein Abenteurer auch, Kleinaſiens Sohn,
Sitzt hier, ein Myſtagog für Geld, der Kranke
Heilt durch Beſprechung, und dem Pöbel Roms
Verkauft Arcana, Gifte, Liebestränke.
Ein Griechlein auch, geſprächig, prahleriſch,
Ein fortgejagter Pädagog, iſt hier,
Durch langen Philoſophenbart ehrwürdig,
Und doch nichtsnutziger als all' die Andern.
Es ſputet in der Gäſte Schwarm Locuſta,
Die Wirthin, ſich, ein zahnlos häßlich Weib,
Unheimlich zwinkernd mit den grauen Aeuglein.
Die weiß ganz andre Tränke noch zu brau'n,
Als die ſie jetzt dem Zecherſchwarm kredenzt,
Und oft ſieht ſie bei ſich im tiefſten Schleier
Der Mitternacht vermummte Kundſchaft, die
Goldſtücke heimlich flüſternd rollen läßt

In ihre Knochenhand für winz'ge Fläſchchen
Und für Verſchwiegenheit. Man murmelt ſelbſt,
Sie habe Kaiſer ſchon und Kaiſerinnen
Bei ſich geſehn. —
Es unterhalten lärmend
Locuſtas Gäſte ſich von Thiergefechten
Und Wagenrennen, auch von goldnen Schätzen,
Die Dieſer, Jener rieſig aufgehäuft —
Sieh, wie's dabei in Aller Augen funkelt
Von Neid und Habgier! — doch die rechte Würze
Fehlt dem Geſpräche noch.
Da, ſiehe, hält
Mit ſeinem Eſel vor der Schenke draußen
Ein ſpäter Wandersmann, ein droll'ger Kauz;
Wer ihn erblickt mit ſeinem Langohr, meint
Silen zu ſehn: ein Dickbauch, Spindelbeine,
Weinſel'ge Aeuglein, große Funkelnaſe,
Ein ſpitzes Köpflein, dünn mit Haar beſetzt,
Ein fettig-glänzend Vollmondangeſicht.
Und wie er ſchmunzelnd in die Stube tritt,
Aufſchreit Locuſta: „Ei ſieh da, mein Dickwanſt,
Mein Söhnlein Saccus, treibt dichs einmal wieder
Nach Rom, von meinem Faß zu koſten? Ei,
Wo kommſt du her?“ — „Schnurſtracks von Benevent,“
Verſetzt der dicke Kleine, „doch, beim Bacchus,
Nicht Sehnſucht wars nach deinem Faß, du alte
Heuſchrecke, was mich herzog; haſt du nicht,
Obgleich du immer mich dein Söhnlein ſchiltſt,
Das letzte Mal mich arg betrogen, da
Du ungewäſſert deinen herben Krätzer
Mir eingeſchenkt, den erſt des Waſſers Miſchung
Genießbar macht?“ Die Zecher lachen herzlich,
Locuſta aber ſchmäht, nicht träg, den Kleinen:
„O ſchnöder Böſewicht, o Weinſchlauch, wandelnd
Auf dürrem Bocksfuß, taumelnd wie die Rübe,
Die man auf ihre ſchmale Spitze ſtellt . . .“

„Still, Alte,“ ruft das Männlein, „liegt dir doch
Noch ſtets im Mund die böſe Zunge wie
Ein gift'ger Drache liegt in einer Grotte!
Still, Rabenmutter! Haſt du nicht mehr Haare
An Kinn und Naſ' und Oberlippe als
Am Scheitel? Nicht mehr Falten im Geſicht
Als im Gewand? Sind deine Brüſte nicht
Ein hangend Spinngeweb? O Scheuſal du,
Wenn ſich im Nilſtrom ſpiegelte dein Antlitz,
Meinſt du denn nicht, daß alle Krokodile
Scheu würden, weil dein Rachen weiter noch
Geſchlitzt iſt als der ihre?“ — Solcherweiſe
Neckt ſich das edle Paar, geſpornt vom Beifall
Des Schwarms. Nun ſetzt der Kauz ſich zu den Gäſten,
Von denen Mancher ihn erkennt und grüßt
Mit Lachen als das immerluſtige
Großnaſ'ge Schuſterlein von Benevent.
Und nun beginnt ein wechſelndes Geſpräch:
„Wie geht das liebe Rom?“ fragt Saccus. „Ei,“
Verſetzt ein Witzbold ihm darauf: „wie du —
Juſt wie ein Schmerbauch geht auf Schlotterbeinen!
Rom iſt nur mehr ein Wanſt, der nach und nach
So alle andern Glieder aufgefreſſen,
Die in der That, erwägt man es genau,
Entbehrlich ſind für ein behaglich Leben“ —
„Und was macht Nero?“ — „Der ſchlägt Köpfe ab,
Verführt die Weiber, muſizirt, und läßt
Als Sänger ſich vor allem Volke hören,
Er bläſ't die Flöte, ſpielt den Pantomimus,
Und zeigt im Circus ſich als Wagenlenker:
Ei, man muß einen langen Athem haben,
Um aufzuzählen Alles, was er thut!“ —
„Ja wohl,“ fährt fort ein Zweiter, „'s iſt erſtaunlich
Was dieſer Mann in ſich vereint; er iſt
Ein Bluthund und ein Lüſtling, wie ſich's eben
Geziemt für einen Kaiſer, doch zuweilen

Hat er ganz überflüſſig ernſte Grillen,
Da ſammelt er um ſich die Aſtrologen,
Beguckt mit ihnen die Geſtirne, gibt
Den Weiſen Fragen auf und läßt ſie köpfen,
Wenn ſie nur eine halbe Antwort haben." —
„Und welche Pläne," fügt hinzu ein Dritter,
„Wie rieſig, ungeheuer, wälzt ſein Kopf!
Den griech'ſchen Iſthmus will er heut durchſtechen,
Das Meer denkt er bis Rom heranzuleiten,
Dann wieder trägt er ſich mit einem Plane,
Roms ſämmtliche Geſchichten zu beſingen
In einem unerhörten Rieſenepos.
Zum Glücke kreuzen die Gedanken ſich
Schneeflocken gleich in ſeinem Hirn — ſo kommt er
Zu keiner That — und das iſt wahrlich gut:
Das Unterſte zu oberſt kehrt' er ſonſt." —
„Er iſt ein Narr," fällt ein der Pädagog,
„Ein Narr vor Allem. Weiß doch jedes Kind,
Was in den Straßen Roms in ſpäter Nacht
Mit ſeinen wilden Spießgeſellen er
Für Streiche macht! Verkleidet treibt er ſich
Umher, die Leute neckend in den Straßen,
Sucht Händel, dringt ſogar in Häuſer ein
Zu ſchönen Weibern, miſcht ſich unter Strolche
Und zecht mit ihnen."
„Iſts denn möglich," ruft
Der Schiffsherr Nautilus, „iſts möglich, daß
Solch ein verwöhnter Schlemmer ſich bei Nacht
Fortſtiehlt aus ſeinem ſchimmernden Palaſt,
Verruf'ne Orte ſucht und in Spelunken
Sich ſetzt, wie unſereins, um Staub
Und Flöhe unbekümmert? denkt er nicht
An ſeine Herrſcherhoheit?" „Ja das kommt,"
Verſetzt der Grieche keck verächtlich, „ja,
Das kommt davon, wenn man ein Römer iſt!
Selbſt eure großen Feldherrn waren Bauern:

Nur Hellas hatte Helden . . ."
„Ei," fällt ihm
Mit Hohn ins Wort der Schiffsherr Nautilus:
„Ihr Griechen habt doch immer was voraus . . .
Rom iſt jetzt überſchwemmt von Hungerleidern,
Die eitel ſind auf ihren griech'ſchen Urſprung
Und ſich für echte Stamm-Athener halten,
Wenn auch in Cappadocien geboren —
Die hier in Rom an unſern Knochen nagen,
Und dennoch alles beſſer wiſſen wollen . . ."
Auffahrt der Grieche zornig, doch es miſcht
Begütigend ſich drein das Schuſterlein:
„Gemach, ihr Leute, haltet Frieden! Hier
Im Bann der Schenke ziemt kein andrer Wettſtreit,
Als der im Trinken. Haltet Frieden, ſag' ich!
Und auf den Nero wiederum zu kommen,
Ihr meint wohl, daß er immer unverwandt
In ſeinen goldnen Sälen ſitzen ſoll,
Mit Kron' und Scepter, ein gemalter König?
Ein Kerl meint ihr, voll Lebensdrang, wie Nero,
Dem's immerdar in allen Nerven zuckt,
Soll wie ein alter Dickwanſt von Proconſul
Nur ſtets daheim im weichen Rollſtuhl ſitzen,
Soll ſich damit begnügen, wies jetzt Brauch
Bei Reichen, ſtundenlang ſein Aug' zu laben
An koſtbar'n Citrustiſchen, ſelt'nen Platten
Des Thujabaums vom fernen Atlas, und
Mit Kennerblick zu prüfen ihre Maſern,
Sich drum zu kümmern, ob ſie tigerartig
Gefleckt ſind, oder wellenlinienförmig,
Ob nach der Pfauenfeder Art gemuſtert?" —
„Je nun," verſetzt ein Anderer, „ich denke
Ihm blieben wohl noch ſonſt der Dinge g'nug,
Daheim ſich zu ergetzen. Hat er doch
In ſeinem Haus vereint das Seltenſte.
In ſeinen Hallen ſteht, ſo hört' ich oft,

Manch Kunſtgebild des Phidias, des Zeuxis,
So ſprechend, ſo lebendig, daß man es
Anbinden muß, damit es nicht davon läuft.
Er läßt von zahmen Elephanten ſich
Bedienen und ein Löwe folgt ihm wie
Ein Hündlein immer nach auf Schritt und Tritt.
Er hat ſogar ein zahmes Krokodil,
Das naht auf ſeinen Ruf, ſperrt auf den Rachen
Und läßt von ihm ſich ſtill die Zähne putzen.
Die Raritäten aus der ganzen Welt
Verſammelt er um ſich — nein, er verſammelt
Sie nicht, von ſelber kommen ſie, ſie fliegen
Ihm zu, wie Eiſenſpäne dem Magnet:
Demanten, groß wie Hühnereier, neues
Gethier und Pflanzenwerk wird aufgefunden —
Und Mißgeburten gabs noch nie ſo viel
Als ſeit in Rom regiert der große Nero!“ —
„Möcht' er,“ fährt fort ein wackrer Barbier,
„Möcht' er doch ſeinen tollen Launen folgen;
Wär' er nur nicht ein blutiger Tyrann
Und nimmerſatter Weiberheld: ſo eng
Schloß Grauſamkeit und Wolluſt nie den Bund
Auf Romas Kaiſerthrone!“ — „Seht einmal,“
Entgegnet drauf ein Spötter, „ſeht das Männchen,
Das ſpricht ſo zimperlich vom Morden, weil
Es feig iſt und kein Blut erblicken kann!
Ei laß den Nero die Patrizier köpfen,
Was thut das uns?“ — „So iſt's,“ fällt Saccus ein,
„Weißt du denn nicht, o Freund Barbier, daß Leber
Und Galle Nachbarn ſind? Der Blutfreund Mars
Läßt mit der ſüßen Venus gern ſich fangen
In Einem Netz. Im Tödten und im Küſſen
Zeigt ſich des Mannes höchſte Kraft. Du ſchiltſt
Ihn grauſam, ſagſt er ſchont kein Menſchenleben.
Was iſt ein Menſchenleben werth in Rom?
Hier öffnet ja der Praſſer, der Verſchwender,

Mit Stoergleichmuth ſich die Adern ſelbſt,
Sobald er nur mehr hundert Millionen
Seſterzen hat und nicht mehr Citrustiſche
So koſtbar als ſein reich'rer Nachbar zahlen,
Und nur mehr fünfzig Sclaven halten kann.
Und was die Liebesabenteuer, die
Du ihm verargſt, betrifft — o wackrer Mann,
Setz' du dich erſt auf einen Kaiſerthron,
Sei du an Kraft und Schönheit ein Apoll,
Laß du die Weiblein alle für dich ſchwärmen,
Und zeichne durch Enthaltſamkeit dich aus!" —
Der Schwarm der Zecher lacht. Ein Stadtkind Roms,
Ein eingeborner Müſſiggänger, ruft:
„Ja, laſſen wir den Nero ungeſcholten;
Er thut ſo ziemlich, was wir alle thäten,
Wenn wir nur erſt an ſeiner Stelle wären.
Wenn unſ're alten Herrn, die Conſuln, Feldherrn,
Die Haut zum Markte trugen, ehrlich dumm,
Für Ruhm und für Vergrößerung des Reichs,
So machen es die neuſten wahrlich beſſer,
Die luſtig leben auf dem Kaiſerthron."
„Ja," ſpricht noch Mancher in der Runde, „ja,
Laßt's ihn ſo treiben, wie er eben mag:
Gewiß iſt's, daß wir unter keinem Kaiſer
So glänzend reiche Circusſpiele ſahn;
's iſt eine luſt'ge Zeit fürs Volk." —
„Was iſt's,"
Fragt Saccus jetzt, „was iſt's mit Agrippinen?
Mit dieſem lockend ſchönen Ungeheuer,
Mit dieſem Dämon, dieſem Fabelweſen
In Weibertracht? führt ſie noch ſtets das Ruder?
Iſt die geheimnißvolle Zaubermacht,
Mit der ſie ſelbſt den wilden Sohn umſtrickt,
Noch immer nicht gebrochen?" — „Endlich hat,"
Erwiedert Nautius, „der mütterlichen
Zuchtruthe, die zum Zauberſtab geworden,

Entwunden ſich das wüſte, wilde Söhnlein.
Und fern von Rom auf ihrem Landgut grollt
Sie jetzt, die ſtolze Kaiſermutter, freilich
Um früher oder ſpäter triumphirend
Zurückzukehren; iſt ſie doch das ſchlau'ſte,
gſte, und — das muß auch der Neid
ugeſtehn — trotz ihrer vierzig Jahre
Stets das ſchönſte Weib in Rom!“ —
„Laßt das,“
Wirft Saccus ein: „in einem Weiberrock
Verfängt doch auf die Dauer ſich kein Mann,
Der ſchon der ganzen Welt ein Schnippchen ſchlägt,
Und ſich mit ſeinem Schatten raufen möchte,
Weil er es wagt ſich neben ihn zu ſtellen...“
„Ja, und doch voll iſt,“ wendet ein der Grieche,
„Von kleinlich-ſchnöder Künſtlereitelkeit.
Er will vor aller Welt als großer Künſtler,
Als unvergleichlich großer Sänger gelten,
Und alle Welt weiß doch, daß ihm vor Allem
Die Stimme fehlt, er krächzt ja wie ein Rabe...“
Kaum iſt das Wort dem Mund des Griechen arglos
Entfahren, ſchnellt empor von ſeinem Sitz
Mit einem Wuthblick Nero. Lächelnd hat er
Gehört das Schlimmſte, deß man ihn geziehn —
Doch bei dem Wort des Griechen fährt er auf,
Und faßt den ſchnöden Tadler an der Kehle:
So etwa dürfte wohl ein Panther faſſen
Den Kläffer, der entgegen ihm gebelfert,
Wie ſich der ſchreckensbleiche Kritiker
Gepackt von Nero ſieht. Verquillt ſein Aug',
Die Kniee ſchlottern ihm und lautlos ſtreckt er
Den Arm zur Abwehr aus, ein Jammerbild.
Nun aber werfen And're ſich dazwiſchen,
Fauſt prallt an Fauſt erbittert, und alsbald
Erdröhnt das weite qualmende Gemach
Vom Lärmen einer wüſten Schlägerei.

Der ſtarke Nero und der ſtärk're Varrus
An ſeiner Seite, wie ein Büffelpaar
Mit einem Hunderudel kämpfen ſie.
Ein Zeuge fehlt bei dieſer wilden Scene,
Der ſie vielleicht verhüten konnte — Saccus.
Zufällig hat er vor des Streits Beginn
Sich in des Herdes Raum hinausgeſchlichen
Zur ewigen Locuſta. Sieh, der alten
Spyrnaie blüht ein Fund hier unverhofft:
Ein Mägdlein findet er, im Winkel ſitzend,
Das kindliche Geſicht von Rabenlocken
Umflattert, träum'riſch in die Kohlen blickend
Mit Augen, ſchwarz und feurig wie die Kohlen:
Ein wunderſames, reizend ſchlankes Kind,
Zwölfjährig kaum, doch ſchön wie eine Hebe.
Ei, wie da mit erſtaunten Aeug'lein blinzelt
Der dicke Saccus: „Ei, wo kommſt du her,
Du ſchmuckes Kind, erleſ'ne Augenweide?
Sieh mich doch an — was blickſt du in die Kohlen?
Willſt du mit deinen großen Feueraugen
Sie etwa noch zu heiß'rer Glut entfachen?
Komm mit!" Er ruft's, und ſchmunzelnd, augenzwinkernd,
Zerrt er, Locuſta's Einſpruch nicht beachtend,
Die Kleine mit ſich fort ins Gaſtgemach.
Da findet er die Stube voll Tumult.
Unwillig ruft er in den Streiterknäu'l:
„Laßt ab, ihr Burſche, ſeid ihr toll geworden?
Seht, welch' ein Schätzchen ich hier aufgeſtöbert!"
Ablaſſen von einander die Entbrannten
Und plötzlich aller Blicke Mittelpunkt
Wird jenes wunderſame ſchlanke Kind.
Halb ängſtlich und halb kindiſch trotzig ſchüttelt
Es aus dem feinen marmorblaſſen Antlitz
Sein pechſchwarz glänzend wirres Haargeflecht
Und blickt um ſich im Schwarm der fremden Männer
Mit Augen, groß und ſchwarz und langbewimpert.

Faſt größer ſcheint des Mädchens Feueraug',
Als ſeines zarten Mund's geſchloſſ'ne Knoſpe.
Darüber ſchwungvoll ausgebreitet ſind
Die dunklen Brau'n, ſo ſtolz geſchwungen, wie
Ein ausgebreitet Adlerflügelpaar
Ob einer Lilienſtirn. Doch kindlich herb
Erſcheint noch dieſer Mädchenblüte Reiz,
Und ein geheimer, melanchol'ſcher Hauch
Umſchattet ihn — iſt's ſtille Sehnſucht etwa
Nach einem fernen ſchönen Heimatland?
Iſt's jene Schwermuth, jene unbewußte,
Die alle Schönheit wunderbar umſchwebt,
Vorahnend, daß auf dieſer Erdenflur
Das Los des Schönen ſtets ein Trauerlos?
Schön iſt, doch rührend faſt des Mädchens Anblick,
Und ringsher ſteht die wilde Schaar erſtaunt.
    Doch keifend drängt ſich ſchon heran Locuſta,
Die Kleine bei der Hand erfaſſend: „Ei,
Das iſt kein Biſſen für Plebejergaumen,
's iſt eine junge Gaditanerin,
Ja, ein hesperiſch' Früchtchen aus Hiſpanien,
Das, wie ihr wißt, dem luſtverſtänd'gen Rom
Die feurigſchönſten der Sylphiden ſendet.
Des Mägdleins Mutter auch war Tänzerin:
Sie ſucht' in Rom ihr Glück, und ließ, wegſterbend,
Dies Töchterlein hier nackt und bloß zurück
In fremder Leute Hand. Mitleidig nahm ich
Mich ſeiner an. Von ſeiner Mutter lernt'
Es Manches, tanzt wie eine kleine Göttin.
Nur fühlt es ſich nicht heimiſch noch in Rom,
Spricht oft im Traum von Strömen fremden Klangs,
Und von Granatbaumgärten ſeiner Heimat,
Ruft Schweſtern und Geſpielen. Und dann tröſtet
Am Morgen ſich's mit Tänzen und mit Liedern.
's iſt auch ein Schönheitswunder, wie ihr ſeht,
Nur noch nicht flügg'; ein Jährchen mag die Kleine

Bei mir noch weilen im Verborgenen,
Dann werden wohl die Götter ihr verhelfen
Zu einem Glück, wie ſie's verdient, und auch
Mir armem Weib zu den Erziehungskoſten.“
 So ſpricht Locuſta und will an der Hand
Entführen raſch die Rabenlockige.
Doch ſtürmiſch durcheinander ruft der Schwarm:
„Halt! laßt ſie uns ein kleines Pröbchen geben
Von ihrer Tänzerkunſt!“ — Locuſta ſchüttelt
Das Haupt verſagend: „Sucht euch and're Waare!“
Da wirft ein Goldſtück der vermummte Nero
Der Alten zu, ausrufend: „Laß die Kleine!
Sie ſoll uns tanzen!“ — „Tanzen!“ wiederholt
Der Stube jubelnd Echo, bis willfahrend
Die Alte grinſt, dem Zwang unwillig weichend.
 Actaea — dies des holden Kindes Name —
Verſchwindet einen Augenblick, hinweg
Geleitet an Locuſta's Hand; doch bald
Kehrt in verſchoſſ'nem leichtem Flitterkleid
Sie wieder — einem mütterlichen Erbſtück —
Und hochgeſchürzt, wie's ziemt der Tänzerin.
 Inzwiſchen hat der Schlangenzauberer
Das Flöteninſtrument hervorgeholt,
Zu dem er ſeine Schlange tanzen läßt.
 Und ſanfter erſt zu ſanften Tönen regt
Die kleine Gaditanerin die Glieder;
Doch mehr und mehr den ſich beflügelnden
Accenten der Muſik folgt, ſelbſt beflügelt,
Mit freud'gem Schwunge ſie — ihr Auge blitzt,
Ihr dunkelglänzend' Haargelock, es wallt
Um's Haupt ihr, ihre zarten Glieder ſchwellen,
Und ihres Leibes Formen ründen ſich.
Iſt dies das ernſte, ſtille, blaſſe Kind,
Das eben noch faſt ſchüchtern um ſich blickte?
So innig folgt ſie mit des Tanzes Schwung
Der lieblich weichen Flötenmelodie.

Daß faſt es ſcheint, als ob ſie ſelbſt erklänge,
Als ob mit ihres Leib's Bewegung ſie,
Wie Kunde geht von gold'nen Himmelsſphären,
Im Umſchwung klingend wirkte die Muſik.
Fragt nicht, wer ſie den bacch'ſchen Schwung gelehrt?
Nicht Kunſt iſt, nein, Natur ihr Schwebetanz,
Natur, wie ihres Auges reiner Schimmer,
Und ihrer Locke Dunkel. — O Hiſpanien!
O Land, worin wie nirgends zur Bacchantin
Die Grazie wird, und ſtets doch Grazie bleibt!
War deine Sonne doch, die feurige,
Des glüh'nden Blutes Amme, das pulſirt
In dieſer kleinen, holden Tanzmänade!
Seht, wie die reine Formenmelodie
Der kindlich zarten Glieder plötzlich nun
Aufwogt in einen lebensfreud'gen Hymnus!
Doch dieſes Hymnus Weiſe, ſie verſteht
Sich ſelbſt noch nicht — es ſingt das Herz des Mädchens
Den Text noch nicht zu dieſer Melodie —
Noch unbewußt gibt ſie dem Gott ſich hin,
Dem ſchönen Gotte der Begeiſterung,
Der ihren friſchen Jugendreiz berührt,
Zu eig'ner Wonne, wie ein Saitenſpiel!
Nur halb iſt ſie Mänade — halb noch Kind!
Der ſüße Hauch der Unbewußtheit ruht
Noch über der bewegten Huldgeſtalt,
Und würzt mit höher'm Reiz die holde Schau! —
    Geendet iſt der Tanz. Mit Beifalljauchzen
Belohnt die kleine Herzbezwingerin
Der Schwarm, vor den ſie Schönheitszauber ſtreute,
Wie Perlen vor der Circe Herdentroß.
    Fortführen will Locuſta ſie. Die Zecher,
Berauſcht von Wein und von dem Wunderſchauſpiel,
Verwehren ihrs. In ihre Mitte ziehn
Das zarte Mädchen ſie. Der Frechſte reißt es
An ſich und hebt es lüſtern auf ſein Knie

Und drückt den ſtrupp'gen Bart ihm in's Geſicht.
Ein wüſter Polyphem, der eine Nymphe
Des Meer's gehaſcht und plump und roh ſie küßt.
Aufſchreit das Kind erſchreckt — in ſeinen Gliedern
Nachzittert noch der wildbewegte Tanzſchwung.
Und doppelt jetzt von Angſt erzittert es
Erglühend, athmend, ſträubt ſich's wie die Taube
Da fällt ein Schlag, von kräft'ger Fauſt geführt,
Auf den Verweg'nen nieder. Nero iſt's,
Der mit dem Schlag befreit die ſcheue Taube.
Nun aber drängen auf den Unbekannten,
Der ſich ſo keck in alle Dinge miſcht,
Die Zecher ein, ein neuer Streit entbrennt —
Ein wüſt' Geſchrei durchgellt den Raum auf's Neue
Gehob'ne Stühle drohn, und Becher fliegen,
Und Nero ſteht faſt überwältigt ſchon
Im Handgemeng: der ſtramme Nautilus
Hebt einen Milchkrug, und das Steingefäß
Will beinzerſchmetternd eben niederkrachen —
Da ſchreit, von Schreck ergriffen, Seneca,
Der bleiche Zeuge dieſes wüſten Kampfes,
Wie unwillkührlich auf: „Halt ein, halt ein,
Du triffſt das Haupt des Nero!“ — Innehält
Der Drohende — und jetzt erſchrickt er erſt
Vor'm Funkelblick des unerſchrock'nen Gegners —
Und in den ganzen Kreis fällt dieſer Blick
So blitzend, daß am Wort des Seneca
Rings in erſtarrter Gruppe Keiner zweifelt . . .
    Ja, die noch eben, drohend wilde Kämpen
Sich eifernd um den Nero drängten, ſind
Nun eine ſchreckgelähmte Tafelrunde.
Und wer ſich eines freien Wort's bewußt iſt,
Geſprochen über Nero, der erbleicht . . .
    's iſt Einer nur im ganzen Schwarme, der
Zum böſen Spiele gute Miene macht:
Das luſt'ge Schuſterlein von Benevent.

Schuldunbewußt, und darum muthig tritt er
Vor Nero hin und ſpricht mit keckem Scherz:
„Der Götter Segen auf dein hohes Haupt,
Erhab'ner Herrſcher! Sei uns demuthsvoll
Gegrüßt in dieſer ſchlechten Weinſpelunke,
Die deiner iſt ſo wenig werth, und wo
Du ſauren Wein nur fand'ſt und obendrein
Noch unbedacht' Geſchwätz verſchlucken mußten
Von uns armſel'gen Schuften, die wir Alle,
Bezecht, umnebelt durch den ſchlechten Kräuter
Lucuſtas, faſelten ich weiß nicht was.
Locuſta, Herr, ſie trägt allein die Schuld
Denn ihr Getränk hat uns den Sinn verwirrt.
Und darum ſiehſt du auch ſie reuevoll
Hier vor dir ſtehen, bebend, ſtumm, als ob
Sie ſagen wollte: Herr nimm meinen Kopf,
Den Kopf der todeswürd'gen alten Vettel,
Für all' den ſchnöden Frevel, der geſcheh'n!
Thu ihr den Willen, Herr, und laß ſie köpfen!
Die Alte gibt ſich anders nicht zufrieden.
Uns aber, Herr, gewähre Amneſtie!
Verſchmäh' es, dich an ſolchen armen Schuften
Wie wir es ſind, zu rächen — und damit
Beſiegelt ſei die tröſtliche Verſöhnung
Mit feierlichem Unterwerfungs-Act,
So liefern wir demüthig dir hiermit
Den Gegenſtand des Streites aus, die kleine
Hiſpanierin, das reizend liebe Kind.
Herr, nimm ſie hin zur Sühne für uns Alle,
Und wenn du's nicht verſchmähſt, wir führen dir
Die Kleine feierlich für dieſe Nacht
Als Bräutchen zu mit allen Römerbräuchen.
Das ſollte werden eine luſt'ge Nacht!
Zwölfjährig iſt ſie, das iſt eher wohl
Ein Vorzug als ein Mangel — o du liebes
Arom der Jugend! Glattgeſpannte Haut

Wie eine Apfelſchale — morgenfriſches
Und ſpiegelklares Aug' — das ganze Mägdlein
Friſch, reinlich wie ein Mandelkern — fürwahr
Ein Bräutchen iſt's, nicht unwerth eines Kaiſers!" —
So ſpricht der ſchlaue Poſſenreißer, ſich
Geheim verbündend gegen Nero's Zorn
Mit Nero's Lüſternheit. „Als Bräutchen?" ruft
Mit Lächeln dieſer, dem des Kauzes Rede
Geglättet ſchon die zorngefurchte Stirn.
„Hör', Tigellin, mich dünkt, es überbietet
Der Kahlkopf dich in glücklichen Gedanken!
Solch' prächt'gen Einfall hatt'ſt du lange nicht,
Und manche Nacht durchgähnt' ich ſchon! — Dies Mägdlein
Mir angetraut hier in Locuſta's Schenke?
Wohl gäb' es eine luſt'ge Nacht! — Es ſei!
Zu Liebe dieſer lieblich-ſchlanken, jungen
Gazelle, die wie unter Wölfen ich
Gefunden unter euch, ſei euch verziehn!
Mit feinem Kennerblick, o Saccus, haſt du
Die Würdigkeit des Bräutchens mir entwickelt:
So ſcheu ſie blickt, der Kleinen Mund vergeiſtigt
Die Charis ſchon — frühreif iſt ſtets die Schönheit.
Ich will ſie nicht verſchmäh'n, die würz'ge Blüte
Vom goldnen Tagusſtrand — ich will ihn ſchlürfen,
Den jungen Schaum von dieſem Feuerwein:
Dies reizend friſche Kind, dies edle Blut,
Dies unerſchloſſ'ne, reine ſüße Leben —
Das Alles iſt ja eben gut genug,
In Nero's Sein ein Stündchen auszufüllen.
Nach Römerbrauch will ich mich ihr vermählen
Und ihr ſollt meine Hochzeitgäſte ſein!
Locuſta, ſpute dich, uns zu bereiten
Ein Hochzeitsmahl und ſchenke Wein in Strömen:
Du, Saccus, ordne mir den Hochzeitsbrauch!"
    Ein Jubelruf der ſchreckerlöſten Gäſte
Begleitet Nero's fröhlichen Entſchluß.

„Hoch,“ rufen ſie, „hoch Nero und Actaea!“
Verſchüchtert blickt das holde, ſchlanke Mägdlein
Um ſich im Schwarm der Freier, unbewußt
Des Schickſals noch, das ſeiner harrt; empor
Zu Nero blickt mit leiſem Grau'n die Zarte,
Zum Jüngling, der ſo ſchön, und doch ſo furchtbar,
Zum Jüngling mit den tiefen, glüh'nden Augen,
Und mit dem Zug des Hohnes auf der Lippe —
Der jetzt ſo ſeltſam ihr ins Auge ſchaut,
Daß Blut und Seele ſchüchtern ihr zurück
Bis in das Innerſte des Herzens flieht . . .
    Locuſta hat indeſſen ſtill berechnet,
Was ihr der kaiſerliche Kunde wohl
Abwerfen mag. Doch eifert ſie verſtellt:
„Das arme Kind! Was wollt ihr doch mit ſolcher
Unreifen Traube? grün und herb noch iſt ſie.
Nicht ſtark genug ſind ihre Schultern noch,
Zu tragen Hymens Joch.“ — „Ei, ſiehe da,“
Fällt ein der Schuſter, „einen kaiſerlichen
Brautwerber denkſt du abzuweiſen? Ha,
Du faſelſt! Unreif ſagſt du? dauert dich
Vielleicht ſo früh gepflückte Jungfrauſchaft?
Je nun, man muß ſich eben ſehr beeilen,
Will man die Frucht noch friſch vom Stengel pflücken,
Die Mädchen reifen heutzutage früh.
Zu jung Actaea? Kennſt die Mädchen ſchlecht!
Denk an die Göttin Iſis, welche ſchon
Im Mutterleib von ihrem Zwillingsbruder
Oſiris ſchwanger ward!“ —
                                        Des Männlein tollen
Erguß belächelnd, zieht von ſeinem Finger
Der heit're Nero einen Demantring
Und wirft ihn in den Schoß der Alten. Grinſend
Gibt ihren Segen zur Vermählung ſie.
„Nur ſeht,“ ſo fügt mit widerlichem Lachen
Locuſta noch hinzu: „nur ſeht euch vor:

So ſanft ſie ſcheint — oft iſt ein Tollkopf ſie,
Geberdet ſtörrig ſich und eigenwillig,
Und in den Finger biß ſie jüngſt den reichen
Fabullus, der die Wang' ihr ſtreicheln wollte.“ —
Fortführt Locuſta nun das ſtumme Mädchen,
Um bräutlich es zu ſchmücken, und mit Hilfe
Des Saccus, dem ſich Tigellin geſellt,
Vorzubereiten die frivole Poſſe
Der Brautnacht. — Fröhlich lagern ſich indeß
Die Zecher wiederum, und Nero's Wort
Entfeſſelt aller Feuerweine Quellen,
So viel beherrſcht die häßliche Najade
Locuſta. Nero's Preis und Lob erſchallt
Im Kreiſe rings, und ſich, der Grieche, bang
Noch denkend ſeiner frühern böſen Rede,
Schreibtafeln zieht er und den Griffel jetzt
Hervor, und nur ein wenig ſich beſinnend,
Zu hören gibt er einen Hochzeitshymnus
Voll Griecheninada, eine ſchmeichleriſche
Palinodie — wie tummelt er das Roß
Der Muſen, wirbelt auf bei jedem Schritt
Staubwolken von Metaphern und Hyperbeln,
Zur Luſt des Hörerſchwarms!
Bald kehrt zurück
Der luſt'ge Saccus, meldend, hold geſchmückt
Sei ſchon die Braut und harre des Entführers.
Vom Zechertroß geleitet jetzo ſtürmt
Gewaltſam Nero — ſo will's Romas Brauch
Die Thür der Kammer, wo Actaea ſich,
Die liebliche, verwundert ſelbſt betrachtet
Im Kranz und Schleier, bräutlich, um den ſchlanken
Aether'ſchen Leib den jungfräulichen Gürtel
Geſchlungen.
Nachgeäfft wird nun die Sitte
Der Väter; ſcherzhafte Auſpicien
Begannen, Nero und Actaeas Hände

Legt ineinander man mit Segensſprüchen.
Dann wird die Braut entführt. Man hebt ſie über
Die Schwelle, die von Blumen überſtreut iſt.
Und eine Fackel trägt man bis zur Thür
Des Thalamus voran der Lieblichen,
In deren großem, rührend ſchönem Aug'
Die Frage glänzt, was dieſes Spiel bedeute?
Noch blaſſer als zuvor iſt jetzt ihr Antlitz:
Wo bleibt er nun, der kecke Mädchentrotz,
Den des Fabullus Finger blutend ſpürte?
Das arme Kind — es ſteht in Nero's Bann!
Wie vor der Rieſenſchlange Blick das Vöglein,
Das Blümlein vor der ſtürzenden Lavine,
Steht ſie vor dieſes Mannes Blick, worin
Ihr unverſtanden aufblitzt eine Welt
Von Lieb' und Haß, von Gier und Ueberdruß,
Von Weichlichkeit und von Titanenſtolz,
Von Lebensdurſt und von Vernichtungsluſt! . . .
   Horch, vor der Thür des Thalamus alsbald,
Die hinter dieſem ſelt'nen Paar ſich ſchloß,
Wird angeſtimmt von den bezechten Gäſten
Priapiſch-frech, ein wüſter Hymenäus,
Wie Nero's Zeit ihn nur erſinnen mochte.
Seltſame Götter ſind es, die ſie rufen:
Den Subigus, die Prema, die Pertunda,
Priap und Venus nennt ihr Scherzgeſang,
Und feiert ſo den frevelnden Moment
In Staub getret'ner zarter Jugendblüten . . .
   Dem Tigellin ward heimlich Nero's Auftrag:
Zu wachen, daß kein Gaſt den Ort verlaſſe
Vor Tagesgrauen und ſeiner Wiederkehr.
Ihn kümmert es, den Alten noch zu finden,
Den wunderbaren Alten, deß' Geheimniß
Zum Morgenimbiß ſeine Neugier ſich
Verſpart — und der in ſeinem Winkel ſitzend,
Aus dunklen Höhlen unter buſch'gen Brau'n
Die Blicke flattern läßt wie nächt'ge Vögel.

Indeß die perverſe Brautnacht Nero feiert,
Bezechen luſtig ſich die Hochzeitsgäſte.
Daß nicht der Schaum dem Trank der Orgie fehle,
Ruft man herbei auch Citherſpielerinnen,
Und Tänzerinnen, ſchweifend Buhlgezücht.
Und die ſoeben jungfräulicher Schöne
Liebreizend Glanzgebild geſchaut, bejauchzen
Noch dankbarer Hetärenfrechheit jetzt,
Und eines Tanzes Ausgelaſſenheit,
Die nicht den Geiſt der Wonne wiedergibt,
Nein, ihre thieriſch-rohen Zuckungen.
So geht dem Zecherſchwarm in trunkner Luſt
Und wildem Taumel Stund' um Stunde hin.
Gelächter ſchallt, Geſang und roher Scherz,
Dann wieder kurzer Zank, den ſtets beſchwichtigt
Mit ſeiner unbezwinglich heitern Laune
Das kleine Schuſterlein von Benevent.
Der ſchwimmt im Moſte wie ein Weinbeerkern:
Krebsroth im Angeſicht, weit vorgequollen
Das weinigtriefende Glotzaugenpaar,
Singt er mit ſchwerer Zunge ſchmutz'ge Lieder,
Durch gluckſend Rülpſen öfters unterbrochen,
Wobei von einem Ohr zum andern ihm
Das Hütlein drollig auf dem Kopfe ſchwankt —
Ein Anblick, den die ganze Zecherſchaar
Bejubelt ſtets mit wildem Lachgewieher.
Jemehr vorrückt die Nacht, der Morgen naht,
Nur um ſo mehr wächſt Lärm und Uebermuth
Der wüſten Scenen in Locuſta's Schenke:
Und wer in dies verthierte Treiben blickt,
Blickt in die Römerwelt: Locuſta's Schenke
Iſt nur ein kleiner bunter Waſſertropfen
Der ungeheuren röm'ſchen Laſterpfütze:
Doch in dem kleinen bunten Waſſertropfen
Abſpiegelt ſchon die ganze Roma ſich.

Nur vier der Zecher haben ſich dem Braus
Entzogen, willig oder unfreiwillig:

Der Grieche liegt ſchon ſchnarchend unter'm Tiſch
Wohin er ſank, beſiegt vom Saceus, der
Den Läſterer des Römervolks zum Wettkampf
Zum Trinken keck herausgefordert: Hellas'
Und Roma's Ehr' vertraten ſie voll Eifer
In dieſem Saufduell — und glänzend ſiegte
Für diesmal Rom. — Abſeits vom Schwarm der Gäſt
Still mit Locuſta flüſtert Tigellin:
Und wer den Mohren ſieht mit dieſem Weibe,
Der ſchwört, daß nimmer wohl ſie flüſtern können
Von Anderm als von Gift und Zaubertränken.
Als Dritter ſitzt vom Schwarm der Zecher abſeits
Der weiſe Seneca: ihm gellt der Lärm
Ins Ohr verhaßt und widerlich — er liebt
Gelage, doch auf weichen Purpurpolſtern,
Nicht in Plebejerdunſt. Mißmuthig, ſchweigend
Daſitzt er, zeichnet meditirend ſich
Von Zeit zu Zeit in ſeine wächſerne
Schreibtafel einen glänzenden Gedanken,
Mit dem ihn Langeweil' als Muſe ſegnet,
Und ſchielt nur dann und wann, mit halbem Blick
Nach einer hochgeſchürzten Tänzerin,
Die feiner als die andern ihn bedünkt.
Und noch ein Vierter ſitzt im lärmdurchhallten
Gemache ſchweigſam, doch nicht unaufmerkſam:
Der düſt're, bleiche, wildumlockte Greis:
So lang Beſinnung im Gehirn der Zecher
Noch lebte, fiel manch neugierkecker Blick
Auf dieſe ſeltſam-brütende Geſtalt,
Die ſelbſt im bunten Volksgewimmel Roms
Das Auge des Betrachters überraſcht.
Man muſtert den beharrlich Schweigenden,
Und Scherz und Spott wagt ſich an ihn heran.
„'s iſt ein verrückter Bettler,“ ſpricht der Eine.
„Und ein Hebräer,“ fügt hinzu der And're;
„Man ſieht's an ſeiner Naſe, ſeinen Augen.

Und ſeinem Bart.“ Und nun erwacht der Spott
Nur um ſo kecker gegen ihn, als Sohn
Vom Stamme der verachteten Judäer.
Man ſchilt ihn Jüdlein, neckt ihn mit dem Sabbath,
Am Bart ihn zupfen die Hetären — doch
Es iſt wunderbar, wie ſelbſt die trunk'nen Spötter
Ein leiſes Grau'n befällt, ſobald ſein Aug'
Sich auf ſie richtet — und noch immer wechſelt
Er die Geſtalt: bald ſcheint er jung und harmlos,
Bald wieder zeigt er plötzlich, wie zum Hohn,
Den Frechen mit gewiſſ'ger Neckerei
Das grauverwitterte Meduſenantlitz,
Das einen Nero ſelbſt zuvor erſchreckt.
Und weichen dann ſie ſcheu, da iſts, als klang'
Aus ſeiner Bruſt ein dumpfes wildes Lachen
Herauf, wie Wahnſinn oder Rache lacht . . .
Was ſchlängelt dort ſich aus dem Dämmerwinkel
Des nächtlichen Gemachs, was ringelt ſich
Am Boden hin in langen, wechſelnden
Kreiswindungen? Was klingt dazwiſchen, horch,
Nur ein bedrohlich' Ziſchen? Siehe da!
Die Schlange des Aegypters, die zu tanzen
Pflegt in den Straßen Roms zum Klang der Flöte.
Sie hat ſich losgemacht aus dem Behälter
Und züngelnd kriecht ſie hin durch das Gemach.
Entſetzt bemerkt zuerſt ſie Seneca,
Und auf den Schrei des zagen Stoikers
Kehrt ſich der Zecher Blick, ſo weit ein Blick
Noch iſt in ihren weinverglaſ'ten Augen,
Nach jenem giftigen Gewürme hin.
„Sieh da,“ ruft Saccus, weinestrunk'ner Laune,
„Sieh da, du Schlänglein auch erſcheinſt als Gaſt
Zu Nero's Hochzeitsfeſte? ſei willkommen,
Du glatter Schleicher — du geborner Höfling:
Es iſt vom Mahl dir noch ein Reſt geblieben
Und auch ein Becher Weins ſei dir kredenzt!“

Er ruft's mit tollem Uebermuth und ſtellt
Hinunter auf den Boden ſeinen Becher,
Den vollgefüllten, in den Weg der Schlange.
Und nun, ha, ſeht das wunderſame Schauſpiel:
Das ſchleichend ſchnöde Thier, genaht dem Becher,
Hebt ſeinen Kopf und taucht ihn in das Naß,
Das röthlichfunkelnde, des Weins, und gierig
Hinunter ſchlürfts die edle Bacchusgabe.
Nun aber plötzlich wie benebelt, ſeltſam
Beginnts zu taumeln und, unſicher wiegend
Das weinbeſchwerte Köpflein, ſtrebts zu tanzen:
Und immer mehr zu wunderlichen Sprüngen
Und Wendungen hebt die berauſchte Natter
Den Leib, daß halb mit Graus, halb mit Gelächter
Die Zecher auf ſie blicken. „Selbſt die Schlange,"
Ruft Saccus lachend, „ſelbſt die Schlange, ſeht,
Bezechte ſich zu Nero's Hochzeitsfeſt!
Hoch die betrunk'ne Schlange! hoch wir ſelbſt,
Die Trunk'nen, und mit uns das ganze Rom,
Das ſelber eine alte trunk'ne Schlange,
Berauſcht am Göttertrank der Weltherrſchaft,
Und zur Verdauung jetzt bacchantiſch taumelnd!" —
Wildlachend thut der ganze Schwarm Beſcheid.
„Willſt du die Flöte blaſen, oder willſt du
Den Thyrſus ſchwingen, ſchmiegſame Bacchantin?"
So rufend reizt das Thier bedachtlos Einer
Mit vorgehalt'nem Stab, da fangen plötzlich
Des Thieres Augen gräulich an zu funkeln,
Den Rachen ſperrt es auf, und ſtreckt die Zunge
Bedrohlich vor — und geht nun, wie ein Krieger
Hochaufgerichtet auf den Nächſten los —
Es packt der Schreck die wilden Zecher — bebend
Ausweichen ſie, nun ſchier ernüchtert: Weiber
Beſteigen kreiſchend Stühl' und Tiſche. „Wo
Iſt nur der Magier, der die Schlange wohl
Zu bannen wüßte?" Er, der liegt gefeſſelt

Im ſchweren Bann ſchlafſücht'ger Trunkenheit,
Und keine Hand vermags ihn aufzurütteln.
Heran tritt jetzt der Mohr mit ſchwerem Holzſtück
Und will das Unthier tödten — da erhebt
Sich plötzlich von dem Sitz der düſt're Gaſt
Und ſchreitet ruhig auf die Schlange los,
Packt an dem Hals die Widerſtrebende
Und ſteckt zurück in den Behälter ſie
Mit ſich'rer Hand. Hat nicht ſie zornvoll geifernd
Erfaßt den Finger ihm, und ihn geſtochen?
Der Greis doch achtet's nicht. Mit Staunen blicken
Und mit vermehrter Scheu die Zechgenoſſen
Hin auf den Wunderſamen, der ſchon wieder
So ſtill, ſo ſtumm an ſeinem Platze ſitzt,
Wie er die ganze lange Nacht geſeſſen.
Nun ſpötteln ſie nicht mehr — ein Magier iſt's,
Und, ängſtlich von der Seite nach ihm blickend,
Zuflüſtern ſie ſich grauſe Spuckgeſchichten
Von böſen Zauberern und Zauberinnen ...
    Doch bald obſiegt des Weines Macht der Angſt:
Es ſchöpft das Laſter aus der trüben Hefe
Geleerter Krüge ſeine letzte Kraft:
Verdreifacht ſieht die letzte der Vigilien
Den wilden Zechergraus. Und als von außen
Durch's Fenſter bricht der erſte Strahl, und ſtill
Aus ſeinem Thalamus der Bräutigam
Der lieblichen Actaea tritt — da blickt er
Beim Scheine matter, übernächt'ger Lampen,
Die ſpärlich mit verkohltem Dochte ſpritzend
Noch flackern, in die wüſte Schenkenſcene
Auf ihrem Gipfelpunct. Bewältigt ſieht er
Von Bacchus und von Venus Alle. Selbſt
Den weiſen Seneca ſieht er geſellt
Der Tänzerin, die er die halbe Nacht
Mit wähleriſch-vorſicht'gem Aug' gemuſtert ...

„Sieh da," ruft er, „ihr habt als wack're Burſche
Dem Freudengott geopfert, mir zu Ehren
Und meinem ſüßen Bräutchen. Habet Dank.
Und, wenn ich jetzt von euch mich trenne, wißt,
Daß wir uns wiederſehen. Denn ſo wie
Für dieſe Nacht ich euer Gaſt geweſen,
Sollt ihr die meinen für die nächſte ſein.
Ein Bacchanal in meinen Gärten feir' ich,
Ein Freudenfeſt, wie keins noch Rom geſehn.
Da will erſcheinen ich als Dionyſos,
Und ihr ſollt als Bacchanten um mich ſein!
Sobald der Abend graut, vereine ſich,
Was fröhlich jetzt umſchloß Locuſta's Schenke,
In meinen Gärten an der Tiber, wo
Euch Tigellin, mein wack'rer Feſtanordner,
Belehrt des Weit'ren!"
Jubelnd ſtimmen zu
Die Zechgenoſſen, und aus heitern Kehlen
Erſchallt ein ſtürmiſch Lebehoch auf Nero.
Nur Einer ſitzt noch abſeits, ſchweigend, ernſt,
Da wendet Nero lächelnd ſich zu ihm.
„Willſt du nicht auch bei meinem Feſt erſcheinen,
Du Schweigſamer? Wie, oder nennt man beſſer
Wahnwitzig dich?" —
Aufrichtet ſich der Greis —
Und Jeder blickt mit Scheu nun auf die hohe,
Titaniſche Geſtalt, die kurz zuvor
Gebückt und tief in ſich verſunken daſaß.
„Wer biſt du?" fragt, den Blick des grauſen Fremdlings
Mit ſtolzer Feſtigkeit erwiedernd, Nero.
„Ich bin," verſetzt der Greis, „ich bin ein Mann,
Der ſterben will." „Wie, ſterben?" lächelt Nero,
„Und ich, ſieh, bin der Mann, der leben will:
Es treibt mich unermeſſ'ner Lebensdrang!" —
„Und mich treibt unermeſſ'ne Todesſehnſucht:
Mein Auge flieht der Tod und ſelbſt der Schlaf

Nun komm' ich, raſtlos wandernd und die Spur
Des Tod's verfolgend, her nach Rom: Hier iſt
Todreiſes viel — ich ahn' ein großes Sterben,
Ein Sterben, zehrend an dem tiefſten Mark
Des Seins, wenn auch von Glanz noch übertüncht.
Vielleicht, vielleicht gelingt mirs, mitzuſterben …"
„Du wirſt erfahren, lebensmüder Graukopf,"
Spricht Nero d'rauf mit Lächeln, „daß ſich's hier
In Rom noch immer beſſer lebt als ſtirbt.
Du ſollteſt mein Begleiter ſein. Wir ſollten
Hinwandeln ſo vereint durch unſ're Zeit:
Die tiefſte Todesſehnſucht, zugeſellt
Dem höchſten Lebensdrang!" — „Nicht dein Begleiter,
Verſetzt der Greis, nicht dein Trabant und Sclave
Denk' ich zu werden, doch dir nah ſein will ich —
Denn deinetwillen kam ich, Herrſcher Roms!
Mich zu verfolgen durch die Straßen Roms
Vermeinteſt du, und warſt doch ſelbſt mein Wild!
Ich zog mit einem Zauberbanne dich
Mir nach, und fortan bleibſt du mit geheimen Fäden
An mich geknüpft!" — „Ei, und was willſt du mir?" —
„Ich will dir dein Geſchick vollenden helfen!"
„Wie? mein Geſchick? ich bin nicht alt genug …"
„Und doch iſt nah' die Zeit, wo ſich's erfüllt …
Als du durch einen unbewußten Drang
Gefeſſelt wardſt an meine Ferſe, ſagte
Dir's ſchon des Herzens Ahnung, daß zuſammen
Wir eine Sendung haben zu erfüllen!" —
„Du ſprichſt geheimnißvoll und düſter, Freund,"
Ruft Nero, „und ich danke dir dafür,
Daß mein Begleiter du zu ſein verſchmähſt.
Da lob' ich doch den luſt'gen Saccus mir,
Das dicke Schuſterlein von Benevent,
Das eben erſt ſo wacker mich vertheidigt;
Begleite mich, mein lieber Saccus, du
Sollſt nun mit mir an meinem Hofe leben;

Dein rundes Angeſicht, es ſoll mir dienen
Als eine Sonnenuhr der Fröhlichkeit,
In der die feſtlich rothe Jubelnaſe
Als Zeiger ſteht. Verkürze mir die Zeit:
Der Dinge beſtes iſt ja Zeitverkürzung …“
„Ei freilich wohl,“ verſetzt der Schuſter, „wer uns
Die Zeit verkürzt, verlängert uns das Leben.
Nun, Herr, wie dirs beliebt, ich bin der deine!
Doch willſt du, daß mein rundes Angeſicht
Und dieſe feſtlich rothe Jubelnaſe
Dir leuchte ſtets in ungetrübtem Glanz,
So wiſſe, dieſer Schein iſt nur der Abglanz
Der Feu'rung, die mit Speiſ' und ſüßem Trank
Muß unterhalten werden im Kamin
Des edlen Menſchenleibes, Bauch genannt.“
„Sei unbeſorgt,“ verſetzt ihm lächelnd Nero.
„Plagt mich zu ſehr der Drang in's Unermeſſ'ne,
So ſoll des Mannes Anblick mich beſchwicht'gen,
Deß Streben ganz im Bauche ſich vereinigt …“
Der Morgenſonne voller Glanz beſcheint
Die Straßen Roms.
Aufbricht mit Tigellin,
Mit Burrus und dem weiſen Seneca,
Und ſeinem neu geworbenen Begleiter,
Dem Saccus, Nero jetzt. Aufbrechen auch
Mit wein- und ſchlummertrunk'nen Augen alle
Die Zechgenoſſen, taumeln durch die Helle
Des friſchen Morgens heimwärts, um zu ruh'n.
Aufbricht nun auch der finſtre Greis, doch nicht
Um auszuruh'n: hinwandelnd ſucht er ſtill
Die neubelebten Straßen wieder auf,
Und ſtürzt ſich in des Forums Volksgewimmel.

* * *

Zweiter Geſang.

Das Bacchanal.

I

In Nero's Gärten ſingt, am Tiberſtrand,
Am ſtillen Aventin, die Nachtigall
Ihr ſchönſtes Lied; in Nero's Gärten rauſchen
Die Bronnen wunderbar; in Nero's Gärten
Greift in die Lorberwipfel ſüß aufregend
Der Zephyr wie in goldne Lyraſaiten.
In Nero's Gärten ragt wie nirgend ſonſt
Der Kegel der Cypreſſe ſtolz und rieſig
Im Goldazur. Granatbaumwälder wiegen
Auf unabſehbar'n Strecken wunderbar
Den Scharlachflor, als hätte ſtolz der Berg
Sich einen Kaiſermantel umgeſchlagen
Zu prunkend rother Zier. In Nero's Gärten,
Da ſtäubt die Blütenfülle von den Bäumen,
Wie Funken von der Eſſe des Vulkan.
In Nero's Gärten ſprüh'n aus Marmorbecken
Viel tauſend Strahlen aufwärts, eine tolle
Verſchwendung von Demanten, Tropfen Silbers,
Geſchmolzen in der Sonne. Was da prunkt
In Nero's Gärten, übermüthig ſtrebt
Es himmelan, und maßlos in die Weite.
Sieh, wie ſich ſtolze, marmorblinkende
Terraſſen himmelſtürmeriſch empor
Ins Blaue thürmen: ihrer Stufen jede
Trägt eine Blumenflur und weithin herrſchend
Aufthut ſich eine zaubervolle Schau.
Die Gipfel aber krönen Säulengruppen
Und Nero's erzgegoſſ'ne Rieſenbilder.

Denn überall iſt Nero's Bild zu ſchaun
Hier blüht's in bunter Blumenmoſaik
Auf weiter Flur, hier dräut es ſchreckbar faſt
Aus grünem Gartenraum, in Buche geſchnitten,
Wie ein Gigant zum ehr'nen Himmel auf.
Hold ruhn im Glanz des Sonntags die Gärten
Des Nero — doch wie lieblich nahet ihnen
Der holde Abend erſt, wenn die Syringe
Berauſchender den Duft ſtreut und die Sonne
Hinuntergeht in ſanfter Purpurglut?
Der Lorberwald, ein hellſmaragdnes Meer,
Wie wiegt er goldig nach dem Sommerregen
Im reinen Aether ſein erfriſchtes Grün!
Dann kommt der Vollmond freundlich-ernſt herauf,
O wonnevoller Götterfriede, der
Dann ruht auf dieſer Flur! — doch heute, horch!
Was für ein ſeltſam' Leben kündigt heut
Sich in den Büſchen an? die Nachtigallen
Sie ſchmettern feuriger als ſonſt, die Waſſer
Rauſchen geheimnißvoll. Der Garten harrt
Des Freudenfeſts, das ſeine Räume noch
In dieſer Nacht durchtoben ſoll! Er harrt
Der Tauſende, die Nero hat zu Gaſt.
Mit tauſend Augen ſchon beginnt's zu glühn
Im Dunkel, feurige Guirlanden ſchlingen
Um alle Beete ſich, um alle Säulen,
Um alle Giebel, alle Marmorbecken:
Hinauf bis in die Wipfel hängen ſie
Die bunten Feuerballen; rieſigen
Glühwürmern gleich im Dunkel ſchweben ſie.
Wohl tauſend Teppiche ſind aufgeſchlagen
Im Raſengrund, und tauſend Purpurzelte
Erheben ſich den Gartenraum entlang.
Die ſtillen Grotten, hold mit Moos und Epheu
Verkleidet und mit prächt'gen Schlinggewächſen,
Sie werden wundervoll mit Purpurſchein

Erhellt, mit koſtbar'n Tüchern ausgelegt,
Zu bieten unbelauſchte ſüße Raſt.
Auf Weihern ſelbſt ruhn weichverhüllte Gondeln,
D'rin ſich verſchwieg'ne Wonne ſchaukeln mag.
Und ſieh, den blauen Strom herunter kommt
Geſchwommen durch die ſtille Sommernacht
Auf Prunkfahrzeugen eine ſchwimmende
Armada aller Schönheit, alles Glanzes,
Den Rom in ſeinem weiten Schoße birgt.
Die ſchönſten Frau'n, ſie alle ſind geladen,
Was edel iſt entſtammt und reich, es kommt
Auf Nero's Wink. Doch auch der Freigelaſſ'ne,
Der Lieblingsſclave des Cäſaren, miſcht
Sich in der edlen Gäſte Schwarm und prunkt
Nicht minder ſtolz. — O ſieh, wie fährt der Schwarm
So wohlgemuth den ſchönen Strom hinunter
Entlang den flüſternden Platanenſtrand,
Und trinkt berauſcht den Duft, der niederweht
Und wähnt, er ſäß' in Charon's Nachen, der
Ihn zu Elyſiums Gefilden führt.
Nun ſteigt beim Glanze duft'ger Cederfackeln
Die Schaar aus ihren Gondeln, wogt ſodann
Durchs blumenüberhang'ne Prachtportal
Empor vom Strand die ſanften Porphyrſtiegen
Bis wo die herrlichſte der Gartenfluren
Einladend grünt. Gleich einem Wanderzug'
Von zwitſchernd heitern, bunten Vögeln, läßt
Der Schwarm ſich nieder, harrend des Empfangs
Den ihm der kaiſerliche Wirth bereitet.
Da hebt Muſik in rauſchend wildem Klang
Ihr reizend Vorſpiel an und füllt das Ohr
Mit einem hochgeſchwellten Rieſenſtrome
Von ſtolzen Harmonie'n. Und während Alles
Den Klängen lauſcht, da wandelt ſich die Mitte
Des Plans, der hier ſich dehnt wie ein natürlich
Amphitheater, in ein rieſig Becken,

In eine coloſſaliſche Fontäne,
Die ungeheure Strahlen wirft. Dann plötzlich
Inmitten dieſes Waſſerſtrahlenſpiels
Schiebt ſich empor ein Hügel, ein Vulcan,
Und ſpeit aus offnem Krater in den dunklen
Nachthimmel aus ein Feuerwerk. Es ſprühn,
Vermiſcht mit den Kryſtallen der Fontäne,
Die ringsumher ſie blitzend noch umtanzen,
Die Funken wunderſam! welch' Leuchten, Blinken!
Welch' Glanzwettſtreit von Funken und von Tropfen!
Und während Alles gaffend, ſtaunend jubelt
Vor dieſem unerhörten Wunderſchauſpiel,
Da ſchwindet's plötzlich und es wandelt ſich
Der Schauplatz zur Arena, wo ſofort
Anhebt ein Fechterſpiel. Und wie die Menge
Zujauchzt den Siegern, ſieh, da wieder wird
Der Boden weggezogen und es ſchimmert
Herauf die Spiegelfläche eines Sees,
D'rauf eine ſtolze Naumachie beginnt.
Und noch einmal — zum letzten Male nun, —
Sieh, wechſelt dieſe wunderreiche Schau.
Ein weißer Nebeldunſt erhebt ſich plötzlich
Von duft'gem Rauchwerk aus verborg'nen Pfannen,
Wie leichte, dünne Schleier, und umhüllt
Für einen Augenblick die ganze Scene.
Doch bald, wie Morgennebel in der Sonne,
Zertheilt der duft'ge Rauch ſich mälig wieder,
Und aus dem ſanft verſchwebenden Gewog
In wunderſamer Pracht taucht überraſchend,
Und augenblendend faſt, ein täuſchend Wunder,
Die heit're Gipfelfläche des Olymps.
Und auf des Gipfels ſel'ger Au, geſtickt
Mit goldnen Blumen wunderbarer Art,
Halb Prunkſaal und halb Garten, ruhn vertheilt
In holden Gruppen die Olympier.
Sie ruhn auf Roſenlagern, ruhn auf Thronen,

Beim goldnen Mahl. Es wandelt Ganymed,
Es wandelt Hebe dienend auf und nieder.
Ambroſia und Nectar ſchlürfen ſie,
Die Leichthinlebenden, die über Wolken
Und Winden ſich in ew'ger Heit're freu'n,
Die Glücklichen! ſie freu'n des Himmels ſich,
Der ihnen angehört, der grünen Erde,
Die ihnen dient. Und keine Sorge naht
Den ſel'gen Häuptern je, und kein Gedanke
An Zukunft, Zeitengang und Schickſalswechſel . . .
So ruhn ſie freudig. Horch, was tönt auf einmal
So dumpf von fern? Iſt's eine Wetterwolke,
Die donnert auf den Wink des Jupiter?
Doch nein, — es klingt wie erz'ner Becken Laut.
Was ſtört die Ruhe der Olympier,
Die nie geſtörte ſeit Jahrtauſenden?
Iſt's eine neue Schaar von Himmelsſtürmern?
Horch! wüſt' Geſchrei und Cimbelklang! Es wächſt
Zu ohrbetäubendem Geraſſel — näher
Und näher kommt's, es drängt ſich frech heran
In ſel'ge Götterhöh' — da ſeht die Schaar!
Bacchanten ſind's, geführt von Dionyſos! —
    Ein brüllend „Io Bacche, Evoë!“
Miſcht ſich dem Sturm der Tympana: ſo leuchten,
Die Tage erfüllt ſind von den tiefſten Schauern
Der Einſamkeit, die grauſen Bergeswüſten
Des Hämus und des Atlas, in der Nacht
Vor Feuern, widerhallen von dem Lärm
Der Pane, Satyrn, ſchwärmenden Mänaden;
Wie jetzo der Olymp aufflammt, anbrüllt
Vor'm Tritt der Thyrſusſtab- und Fackelſchwinger,
Um deren Schultern das gefleckte Fell
Von Panther, Wolf und Löw' und Tiger flattert,
Indeß das Haar im Winde fliegt, umhängt
Von Weinlaub und von Epheuranken. Horch,
Wie toſ't die Lärmmuſik der Cimbeln, Flöten,

Der Hörner auch, die ſich geblähten Backen
Entwinden in der Schreckgeſtalt von Schlangen
Mit aufgeſperrtem Rachen. Hu, bei ſchrillem
Gequiek der Flöt' und dumpfem Erzgedröhn
Geberdet toll und toller ſich die Schaar.
Auf Luchſen, Panthern, reiten die Mänaden
Verkehrt, und ſpornen mit den Thyrſusſtäben
Die Thiere, And're ſpringen wie verzückt,
Und wiegen, winden ſich in unerhörten
Bewegungen, gewaltſam, weit die Köpfe
Zurückgebeugt, die Augen vorgequollen.
Sie führen mit ſich junge Wölfe, Böcklein
Und Kälber, und zerreißen ſie, bekleiden
Mit ihren Fellen ſich und werfen dann
Mit Stücken ihres Fleiſches toll um ſich.
Sie winden ſpielend Nattern um den Leib ſich
Und um das Haar, und Manche bindet gar
Mit einer Natter ſich in einen Knoten
Das wallende Gelock.
                                        In ihrer Mitte
Auf prächt'gem Triumphatorwagen fährt
Der hauptumlockte Dionyſos ſelbſt.
Es ſchmückt ihn Stirnband, Mitra, Buſengurt,
Und ſafranfarbiges Gewand umwallt
Faſt weibiſch weich die herrliche Geſtalt.
Den edelſteinbeſetzten Wagen zieht
Ein Löwenpaar, deß lange wilde Mähnen
Vergoldet gleißen: Elephanten ſchreiten
Daneben, fackeltragende, behängt
Mit Goldblech und mit breiten bunten Schärpen
Der hauptumlockte Dionyſos trägt
Bekannte Züge. Wir erkennen ihn:
Es iſt der edle Zecher aus der Schenke
Von geſtern Nacht, 's iſt der Gemahl Actaeas:
Sie thront an ſeiner Seit' als Ariadne,
Bekränzt mit Roſen: als Silen daneben

Auf einem Langohr trabt der luſt'ge Schuſter
Von Benevent, als Priap Tigellin;
Als Hecate mitwandelt in dem Zug
Locuſta, und die Zechgenoſſen alle
Der vor'gen Nacht, als Faune, Satyrn, im
Geleite der Mänaden folgen ſie.
Als Herold wandelt jetzt voran Silen:
Zum Thronſitz des erſchrocknen Jupiter,
Den ängſtlich bleich der Götter Schaar umdrängt:
„Hochweiſer Jupiter!“ ſo ruft der Herold,
„Vergib, wenn ich mit ſchlechter Botſchaft dir
Die ſel'ge Götterruhe ſtören muß!
Im Auftrag meines hohen Herrn und Meiſters
Komm' ich dir zu verkündigen: Vorüber
Iſt deine Zeit! Vorüber iſt die Zeit,
Wo du geführt die Herrſcherzügel; du
Biſt alt geworden, Jupiter! Es geht
Die Welt ſchon allzulang den alten Trott.
Denkſt du des Wort's, das der gefeſſelte
Prometheus ſprach am Kaukaſus? Wie einſt
Saturn dem Kronos wich und Kronos dir,
So weiche du nun auch dem neuen Gott!
Siehſt du, wie dein ehrwürd'ger Goldthron wackelt
Beim Feſtſchritt unſ'rer Schaar, die dieſem Gott
Voraustanzt, und [illegible] euren ſonſt ſo ſtillen
Langweiligen Olymp mit friſchem Leben
Durchdröhnt? Der neue Gott, der deiner Hand,
Der altersſchwachen, zu entwinden kommt
Den Zepter, und ein neues Alter gründet,
Ein ſchöneres, ein freudenreicheres,
Der neue Gott iſt Nero-Dionyſos!
Wohlan, ihr habt's gehört, Olympier!
Seht hinter mir die kampfbereite Schaar,
Denkt ihr zu ſtreiten, nun ſo rüſtet euch!“
So klingt des Herolds Wort. Erſchreckt, verwirrt
Sind die Olympier, nicht kampfbereit.

Sie greifen zu den Waffen, doch die Waffen
Sind alt und morſch und eingeroſtet. Stumpf
Geworden ſind die mächt'gen Donnerkeile
Des Jupiter und ſeine Blitze zünden
Nicht mehr, ſogar ſein Aar iſt halb erblindet
Und flügellahm: ſtumpf ſind Apollos Pfeile
Und ſeiner Lyra gold'ne Saiten ſind
Verſtummt, am Schwert des Schlachtengottes frißt
Der Roſt, trüb angelaufen iſt der Glanzſchild
Minervens und wurmſtichig lehnt die Keule
Des lieben Zeusſohns Heracles im Winkel.
Ein kurz' Getümmel folgt, ein kurzer Kampf.
Das grelle Lodern der Bacchantenfackeln,
Der wüſte Lärm der Becken und der Cimbeln,
Das raſende Geſchrei der Corybanten —
Das Alles blendet, übertäubt, verwirrt
Das Häuflein der Olympier, und trägt
Den wüſten Schrecken in ihr ſtilles Reich:
Ins Reich der Schönheit und der Freude, wo
Sonſt klangen gold'ne Becher und der Muſen
Helltönig Lied. Die Götter ſind geſchlagen.
Beſiegt, umzingelt nun erwarten ſie
Mit ſchmerzgebeugtem Haupt ihr neues Loos.
„Nicht feſſeln will ich euch," ruft Dionyſos,
„Nicht werfen will ich euch in finſt're Schlünde:
Ihr habt zu thun mit einem edlen Sieger.
Entwandelt frei, wo immer euch's beliebt!
Ihr wart ja doch ein fröhlich lebend Völkchen,
Und brachtet in die düſt're Menſchenwelt
Zuerſt das heit're Evangelium
Der Schönheit und der Freude. Nur zu ſtolz
Wart ihr, zu adelſtolz, und viel zu neidiſch!
Ihr wolltet zwar, daß ſich das Volk erluſt'ge,
Doch nicht an eurem Tiſch. Ihr ſtiegt zwar ſelbſt
Herunter gerne, wo's ein Liebliches
Zu holen gab auf Erden, doch ihr littet

Niemals, daß arme Menſchenkinder auch
Einmal hinauf in euren Himmel kämen,
Es wäre denn, daß 'mal ein ſchmucker Junge
Euch wohl gefiel wie Ganymedes, oder
Daß ein Baſtard vom Vater Jupiter,
Wie Heracles, zuletzt ward aufgenommen,
Der obendrein ſich hier zuvor den Himmel
Im Schweiß des Angeſichts verdienen mußte. —
Das iſt vorüber. Mein iſt der Olymp,
Und Aller, denen ich den Mitgenuß
Vergönne, den ihr neidvoll ſtets verweigert
Dem ſterblichen Geſchlecht. — Nun zieht in Frieden!"
    Sie gehn, ſie wandeln ſchweigend hin, die ſchönen,
In ihrem Sturze doppelt rührend ſchönen
Geſtalten der Olympier. Die Häupter,
Die königlichen, ſtill geſenkt, ſo wandeln
Sie hin in die Verbannung. Von dem Gipfel
Dem lichten, des Olympus, ſchreiten ſie
Hinunter, langſam, Trauer in den Mienen,
Doch würdevoll. Da wandelt Jupiter,
Die königliche Juno, ſtolz noch jetzt,
Minerva, ſie, die edle, Venus auch,
Die liebliche, um deren Lilienſtirn
Zum erſten Mal ein trübes Wölkchen ſchwebt:
Sie wandeln hin — ein langer, ſtiller Zug,
Der ſeltſam auch des Rohen Seele rührt.
Auch Nero's Sinn beſchleicht's wie leiſe Wehmuth,
Indem er hinblickt auf den Götterzug,
Den ſtillhinwandelnden, mit dem
Die Welt der Schönheit untergeht. Nun endlich
Sind ſie verſchwunden und der Saum des Letzten
Hat ausgeſchimmert in den Lorbeerbüſchen
Der Niederung.
                        An ihre Stelle drängen
Die wüſten, lärmenden Geſtalten ſich
Der Faune, Satyrn, Nymphen, Corybanten;

Sie fallen über jenes Götterdaſeins
Zurückgelaſſ'ne Spuren her und treiben
Muthwillig lachend, toll ihr Spiel damit.
In des Apollo goldne Lyra greift
Der Faun, der freche, wie ein Bänkelſänger.
Den Nektar zapft aus ſchimmernden Gefäßen
Silen in ſeinen Lederſchlauch, und läßt
Die wüſten Satyrn ſich darin bezechen.
Wie vordem Kalb und Böcklein ward zerſtückelt,
Wird von den wüthigen Mänaden jetzt
In tollem Uebermuth gerupft der Aar
Des Jupiter, die Eule der Minerva,
Der Venus Tauben und der Juno Pfau.
Zum wundervollen Göttermahle, das
Verlaſſen mußten die Olympiſchen
Halb unberührt, läd't Nero-Dionyſos
Die Seinen jetzt, und nicht die ſchwärmenden
Mänaden nur, die Faune, Corybanten,
Nein auch der Gäſte Schwarm, der ſtaunend ſich
Das wunderbare Feſtſpiel angeſehn.
In den eroberten Olympos ladet
Er ſie zu ſich und heißt ſie wonneſchwelgend
Sich's wohl ſein laſſen, jenen neidiſchen
Olympiern zum Trotz, den jetzt geſtürzten,
Zu freuen ſich mit Nero-Dionyſos.
Dem Wink des Herrſchers folgend, miſcht ſofort
Der Gäſte Schwarm ſich in der Bacchen Schaar.
Ein tauſendſtimmig Evoe erſchallt.
Die Frauen legen Kränze, reich und duftig,
Dem neuen Gott zu Füßen, ſchwärmeriſch
Entbrennend in verſtohl'nen Gluthen für
Den ſchönen, hauptumlockten Dionyſos.
Die Bacchen zünden Feuer an und ſchmoren
Das ſaft'ge Wild, das ſie zerſtückt. Sie ſchlagen
Mit Thyrſusſtäben aus bemooſten Felſen
Goldſtrom' ſüßen Weines, glühend heiß.

Dem beigemiſcht iſt eine mag'ſche Würze,
Die heimlich auch den kält'ſten Sinn entflammt
Zur Raſerei. Ausſtreu'n ſie Früchte, goldne,
In deren Säften Liebeszauber glüht.
Muſik erſchallt entzückend: Silberbronnen
Auch klingen drein und ſchleudern duftigen
Sprühregen in die Luft, ſie zu durchwürzen
Mit einer ſüß betäubenden Narkoſe,
Die alle Sinne wunderbar befängt.
Bald hier, bald dort aufſteigen in den ſtillen
Nachthimmel aus den Büſchen Feuergarben,
Raketen, gleich als ob das Dunkel ſelbſt
Aufjubelte in heller Glutentzückung.
So mälig ſchlägt, indeß die köſtlichen
Amphoren ſchäumen, Wonnetaumel hoch
Ob Aller Häuptern meeresgleich zuſammen.
Inmitten des Getümmels aber thront
Der hohe Nero Dionyſos: zechend
Singt er der Luſt, dem Leben, dem Genuß,
Der Freude einen wilden Dithyrambus.
„Nun herrſche," ruft er, „ſchrankenloſe Luſt!
Im neuen Alter ſoll der Menſch nicht erſt
Im Schweiß des Angeſichts verdienen müſſen
Sein Anrecht auf Elyſium, das er
Beſitzt von Anbeginn! Dem Kühnen iſt's
Erſchloſſen! Eine neue Botſchaft bring' ich
Dem ſterblichen Geſchlecht: die des Genuſſes,
Der Freude. Wie das Licht vordem den Menſchen
Prometheus brachte, bring' ich euch die Luſt.
Wozu wär' aller Reichthum dieſer Welt
Zuſammen hier geſtrömt im goldnen Rom,
Wenn wir in ſüßem Rauſch ihn nicht verpraßten?
Wir Cäſar'n ſind Fortunens Säckelmeiſter! —
Sagt nicht, ich bring' euch ein ſaturniſch' Alter,
Ich bring' euch mehr. Die goldne Zeit Saturns,
Wo Wein und Milch in Bächen floß, und Honig

Von Bäumen troff, wo Schlange, Wolf und Menſch
Im Frieden lebten: wir ſind nicht mehr harmlos
Genug für ſo idylliſch-ſanftes Glück;
Nein, unſre Nerven fordern ſtärkern Reiz:
Sie fordern ſtatt der Freude heißen Taumel,
Sie fordern Cimbellärm ſtatt Lerchenliedern,
Statt heitrer Tänze unterm Lindenbaum
Bacchantiſch wilden, heißen Taumelreigen.
Nicht angeſäuſelt nur will unſer Weſen
Vom Hauch der Wonne ſein, nein aufgewirbelt
Und aufgewühlt in ſeinen tiefſten Tiefen.
Der Menſch will göttlich werden durch die Luſt,
Und ſchickſallos — und ein Naturbeherrſcher.
Ihr ſaht es —, wie der Vorwelt ſtillen Menſchen,
So werden meinen wilden Corybanten
Die Schlangen und die Wölfe wieder ſchadlos:
Denn wie die Unſchuld, wirkt auf die Natur
Mit Zaubermächten die Begeiſterung,
Des Sinn's Verzückung und der Wonnerauſch!
Die Freude iſt des Lebens höchſtes Ziel!
Die luſtgereizte Faſer nur betäubt
Einſchläfernd jenen großen Hungerdämon
Im Buſen aller Creatur — der nie befriedigt
Wird, nein, nur eingelullt:
Begehren iſt
Des Menſchen höchſter Trieb! das Denken iſt
Ein Traum, und alles Handeln Stümperwerk.
Nur das Genießen iſt das echte Thun!
Ein jeder Kelch verſchäumt, das Schönſte welkt,
Und Nichts auf Erden währt: nur die Begier iſt
Unſterblich! Sie iſt eine goldne Fliege
Die, tauſendmal ertränkt im Trank der Luſt,
Wir auf dem Grunde des geleerten Bechers
Doch immer wiederum lebendig finden! —
Und des Begehrens, des Genießens Zeit
Iſt angebrochen — Nero-Dionyſos

Führt nun den Scepter. Seht, die Götterbeute,
Das Rüſtzeug der geſtürzten Götterherrſchaft,
Es wird in meiner Hand zum Spiele nun!
In meinen Händen ruht der Blitz des Zeus,
Doch ich gebrauch' ihn nur, euch zu ergetzen!" —
Er ſprichts, und kühn ſofort nach Jupiters
Blitzbündel ſiehe, greift er, und es ſteigt
Auf ſeinen Wink empor ein ſchwarz Gewölk
Und ſchwebt umdunkelnd überm Haupt der Gäſte.
Und in der Wolke zucken rothe Blitze,
Und Donner rollen drein. Das Dunkel breitet
Sich faſt bedrohlich aus und ſchreckt die Zagen.
„Nehmt dies zum Unterpfand!" ruft Nero aus,
„Daß Zeus geſtürzt iſt, und daß im Olymp
Ich herrſche nun und ewig herrſchen werde!" —
    Noch immer zuckt der luſt'ge Blitz; da, ſieh,
Im bunten Schwarm erhellt der Lichtſchein plötzlich
Ein ſeltſam düſt'res Greiſenangeſicht
Wie kams, daß vordem Keiner es bemerkt,
Und nun betroffen Alles ſtarrt darauf?
Blitz folgt auf Blitz und immer düſtrer ſcheint
Die ſeltſame Geſtalt im Flammenſchein
Emporzuwachſen über Alle, rieſig,
Geſpenſtig. Ha, wer iſt der Uralte?
Iſt's Kronos? Iſt's Saturn? Iſt's Thanatos?
Verblüffung rings — die Feſtesluſt erſtarrt;
Ein fahles Licht macht die Geſichter bleich.
Doch nun erkennt der miterſtaunte Nero
Den wunderlichen, greiſen Zechgenoſſen
Von geſtern Abend in Locuſta's Schenke.
„Ha!" ruft er „Alter, ſprich, was willſt du hier
Im Kreis der Jungen? doch, beinah' vergaß ich's:
Du biſt geladen! Nun ſo ſei willkommen!
Haſt wacker uns erſchreckt, wahnwitz'ger Griesgram,
Mit deinem Nemeſis-Geſicht. Du kommſt ja
Recht wie ein altersgrauer Götterahnherr,

Der gegen Nero's Göttermacht Verwahrung
Einlegen will im Namen ſeiner Enkel?"
So ſpricht der Herrſcher, doch der finſt're Gaſt
Iſt in dem Feſtgetümmel ſchon verſchwunden,
Gleichwie ein dunkler Tropfen ſich verliert
In einem Becher lichter Traubenfluth.
Vergeſſen iſt die Grau'nerſcheinung bald,
Und es vermiſcht in bacchiſchem Behagen
Der nächt'gen Schwärmer Luſtgetümmel ſich.
Der Schwarm der Faune, Satyrn, Bacchen miſcht
Sich ins Gedräng der wundervollſten Frau'n.
Des Nero Dionyſos Blicke ſtürzen
Wie Falken ſich in's reizende Gewühl
Der ſchönen Weiber rings, die ihn verzückt
Umdrängen, Blumen auf den Pfad ihm ſtreu'n.
Sieh da die reizende Poppäa — ihr
Zur Seite der Gemahl, der Dickbauch Otho!
Der reißt beim Anblick Nero's wie verzückt
Sich aus dem angewohnten Schlemmerphlegma,
Und ruft ihm Heil! aus voller Kehle zu.
Das iſt von jenen Speichelleckern Einer,
Die nur verhüllten Hauptes dem Tyrannen
Wie einem Gotte nahn, die ſeine Büſten,
Sein Standbild aufgeſtellt im Hauſe haben
Und Opfer davor bringen, und die, wenn
Die hundertjähr'gen Spiele Nero feiert,
Ausrufen: „Möchteſt du noch oft, o Herr,
Sie feiern!" — „Heil dir, Heil," ruft Otho nun!
„Was iſt des alten Bacchus Inderzug,
O neuer Dionyſos, gegen deinen
Olympiſchen Triumph? du biſt nicht Bacchus
Allein, du biſt Apollon, Jupiter!
Was Kronos, was Saturn? — ein übergöttlich
Zeitalter bringſt du uns! drum Heil dir, Heil!" —
Mit einem Lächeln dankt ihm Dionyſos
Und nimmt dem tiefgebeugten, demuthvoll

Verzückten ab ſein liebliches Gemahl,
Die reizende Poppäa. Sie, die blonde,
Die blaugeaugte Schwärmerin, ſie däucht ihm
Die ſchönſte Blume dieſer Schönheitsflur.
Mit ihr durchwandelt er die Roſenau'n
Und preiſt galant die ſchöne Bernſteinlocke,
Die auf der Stola meeresblauen Purpur
So lieblich niederwallt — und preiſt das Kinn,
Das reizend-rundlich weiße. Sie, verſchämt,
Und doch voll innerlicher Gluth, ſie blickt
Zum Mond empor, ſpricht von der Nachtigall,
Sie ſtreut ins wilde, rohe Taumelfeſt
Etwas wie minniglichen Veilchenduft —
Sie, die gewiegteſte von Roms Koketten,
So zweckbewußt, ſo feinberechnend ſchlau,
Daß ſie beinah' den kund'gen Nero täuſcht.
Doch als nun dieſer ihr den aphrodiſiſch
Gewürzten Becher aufgenöthigt, ihr
In's gold'ne Haar den Weinlaubkranz geſchlungen
Und ihrer Sinne Brand gemach entflammt hat —
Wie iſt die ſanfte Blonde raſch verwandelt!
Wie ſchwemmt das bacch'ſche Naß aus ihren Mienen
Die heuchleriſch-kokette Sittſamkeit!
Der Lilienwangen zartes Incarnat
Glüht auf in einem ſüßen Purpurbrand,
Und ihres Augenſternes Blau gewinnt
So ſatte Farbenkraft, ſo glüh'ndes Leben,
Daß and're Augen man nicht geben könnte
Der Göttin Wolluſt ſelbſt. Wie ſtrahlt der Kranz
In ihrem reichen, goldigen Gelock,
Das nun noch goldiger ſcheint aufzuglühn.
Sie iſt die ſchönſte der Bacchantinnen,
Doch auch die heißentbrannteſte von Allen!
 Was reißt mit einem Mal den Blick der Menge,
Die durch den Garten ſchwärmt, bacchantiſch tobend,
An ſich? Bei Fackelglanz naht eine goldne

Prachtgondel, herrlicher als all' die andern,
Die niederſchwammen zu des Nero Feſt
Den ſtolzen Tiberſtrom. Sieh, an den Strand
Nun ſtößt ſie, ſendet einen Sprecher aus
Entbietend Nero demuthvolle Frage:
„Ob einen ungelad'nen Gaſt er huldreich
Empfangen wolle?“ — „Einen Ungelad'nen?
Wohl Ungelad'ne, doch nicht Ungenannte!“
„Die Göttin Roma iſt's, erhabner Herrſcher!
Sie will, wie ſich's geziemt, dem neuen Herrn
Und Gott der Welt, dem Nero Dionyſos,
Darbringen ihre freud'ge Huldigung!“ —
„Die Göttin Roma? Ei!“ ruft Nero lächelnd,
Verſprechend ſich ein holdes Abenteuer.
„Wohl reizend iſt ſie? — Nun ſie ſei willkommen!“
Drauf ſenkt die Gondel ihre Purpurhülle,
Und zeigt, ſich wandelnd, ein Gefährt, beſpannt
Mit Wolken, das die Göttin Roma trägt.
Es ſenkt vom Fahrzeug ſich ein kleiner Steg
Zum Strand und drüber rollt der gold'ne Wagen,
Rollt mitten in den Kreis der Feſtgenoſſen
Und hält zuletzt vor Nero Dionyſos.
Die Feſtgenoſſen all' und Nero faßt
Erſtaunen vor der herrlichen Erſcheinung
Der Göttin, die auf dieſem Wagen thront.
Hoch iſt und prachtvoll die Geſtalt: junoniſch,
Faſt übermenſchlich. Eine Mauerkrone,
Goldſchimmernd und mit deutungsreichem Bildwerk
Geziert, bedeckt ihr rabenſchwarz Gelock,
Das auf die Alabaſterſchultern fällt.
Die Bruſt umſchmiegt ein goldner Schuppenpanzer;
Ein rothes, golddurchſchimmertes Gewand,
Deß Zipfel über'm gemmenreichen Gürtel
Heraufgezogen, maleriſch ſich umlegt,
Umwallt in kunſtvoll reichem Faltenwurf
Zu eng nicht noch zu weit den prächt'gen Leib.

Ihr Angeſicht deckt eine Maſke, nur
Ein lodernd Auge, groß und dunkel, glänzt
Hindurch. Den Boden jetzt betritt die Hohe;
Herwandeln hinter ihr vier Waffenträger:
Germane, Parther, Grieche, Mauretanier —
Sie tragen Lanze, Schwert und Schild und Helm.
Sie naht ſich Nero, ſpricht: „Sei mir gegrüßt,
O Nero-Dionyſos! deines Sieg's
Botſchaft, den eben du erkämpft, durchfliegt
Die Stadt, und Alles jauchzt dem edlen Sieger!
Der Lärm ſchallt zu den Wolken. Wie vermocht' ich's
Zu ſitzen kühl im ſtillen Tempelraum
Und nicht begeiſtert ſchnell mich aufzumachen,
Zu grüßen meinen liebſten, größten Sohn,
Der nun ſo ruhmvoll nicht die Zügel Roms
Bloß, und der Welt, nein des Olympus auch
In Händen hält! Sei mir gegrüßt, o Nero!" —
„Sprich von der Welt, ſprich vom Olympus nicht,
Erhab'ne Göttin du!" erwiedert Nero,
Erglühend für die hohe Prachterſcheinung.
„Was iſt die weite Welt, was der Olymp
Mit allen ſeinen Göttern gegen dich,
O Roma, herrlichſte der Göttinnen!
Mit dir theilt Nero-Dionyſos gern
Den Himmel, den er eben ſich erobert!" —
Er ſprichts. Eh' weiter wir das Paar geleiten,
Werft einen Blick umher. O ſeht, wie hier
In Blumenlauben, Grotten, Purpurzelten,
Sogar in Gondeln auf den ſtillen Weihern,
In immer wild'rer Glut das Bacchanal
Entbrennt, wie dichter ſtets die Wonne ſtreut
Auf glüh'nde Häupter ihren Taumelmohn.
Wohl ſind die Fackeln tief herabgebrannt,
Doch taghell wirft der Mond die Strahlenpfeile.
Die Luft iſt weich, voll heimlich tück'ſcher Glut.
'ſ iſt eine von den brütend ſchwülen Nächten

Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand
Nicht ausgelöſcht, nein fortzuglimmen ſcheint
Wie eine Kohle in der Aſchenhülle
Der Dunkelheit. — Und heißer wird die Schwüle
Vom Hauch der Wolluſtſeufzer im Gebüſch.
In alle Höh'n und Tiefen der Natur
Thaut unaufhaltſam ſüße Trunkenheit.
Die Sterne leuchten wie die Fackeln eines
Himmliſchen Fackelzugs, der Mondſtrahl tanzt
Berauſcht mit Silberfüßen auf den Weihern,
Die Falter wachen auf im Schooß der Roſen,
Geblendet von dem Glanz und um die Lichter
Schlaftrunken taumeln ſie: vom Roſenbuſch,
Wie trunken, ſchlägt die Nachtigall — ſo ſchwül,
So ſüß beſtrickend iſt, ſo ſüß berauſchend,
Der glüh'nde Odem dieſer Sommernacht! —
    Auch Nero ſucht mit ſeiner ſchönen Roma
Die Einſamkeit. Die goldenſte der Lauben,
Das prächtigſte der Purpurzelte beut
Ihm holde Raſt und der Begleiterin
Zu traulichem Geſpräch, zu unbelauſchtem.
Es iſt ein heimlich wunderbarer Ort:
Sein Inn'res iſt entzückend ausgeſchmückt
Mit bunter Blumenpracht des Orients,
Die Nero nur in ſeinen Gärten pflegt.
Mit tropiſchen Aromen iſt der Raum
Durchwürzt, ein ſüß berauſchendes Gerieſel
Von Tropfen klingt, verborg'nem Bronn entquillend.
Und hier nun an dem zaubervollen Ort
Allein iſt Nero mit dem ſchönen Weibe.
O wie im traulich engen Raum der Reiz
Der Hohen doppelt ihn entflammt, wie die Magie
Der kniſternden Gewande doppelt ihn
Berückt! — Ablegt die Mauerkrone ſie,
Und ihres Buſens goldnen Schuppenpanzer.
Den Becher beut ihr Nero, den gewürzten,
Auf weichem Pfühle ruhend neben ihr.

„Wer biſt du, herrlich Weib," ruft Nero glühend,
„Laß ſinken dieſe Hülle, zeige mir
Dein Angeſicht!" — „Mein kühner Sohn — denn ich
Bin Roma, deine Mutter — du biſt wohl
Gewohnt, bei Weibern zu befehlen, ſtatt
Zu flehn? — Und haſt du ſchon ſie ganz vergeſſen,
Die du zuvor erkorſt, die Glückliche,
Das feine, blonde Püppchen, die Poppäa,
Die Lockenkünſtlerin, die Salben
Erfinderin, die dich ſo hold beſtrickte?
Iſt deine Lieb' nicht 'mal ein Eintagsfalter?
Mein Sohn, du biſt verwöhnt von Liebesglück!"
„Begehrte eines Nero Seele nichts
Als was der Alltagskinder Wunſch befriedigt,
Ich dürfte ſagen, daß ich Glück genoſſen.
Die Weiblein, die ſchon in der Stille ſchwärmen
Für einen Strauchdieb oder Straßenräuber,
Was muß ein Nero erſt, der große Mörder,
Der raſende Tyrann, wie ſie ihn nennen,
Einflößen ihnen für verliebtes Grau'n?
Wie ſchwach die Weiber ſind und wie gebrechlich,
Zu meinen Gunſten hab' ich ſtets erfahren.
Doch dankt ich's ihnen wahrlich nicht; vielmehr,
Ich fluchte dieſer Schwäche ſtets; ich wollte
Die Weiber wären ſtark, es wäre dann
Mir eine größ're Luſt, ſie zu beſitzen.
O, Weibertugend wär' ein liebliches
Arom, und würde meine Naſe kitzeln —
Ich wollt', die Weiber wären tugendhaft!" —
— „Sie ſind's — das Weib kann lieben grenzenlos …"
— „Ich weiß es; Keinem hat die Weiberwelt
Ihr tiefſtes Herz in wilden Liebesſchauern
Erſchloſſen ſo wie mir, und Keiner hat
Ihr abgerungen ihrer Seele Tiefſtes
Wie ich, dem günſt'ge Mächte das Geſchenk
Der Wohlgeſtalt zum goldnen Scepter fügten.

Ich weiß, daß Weiber lieben können, weiß
Daß ſie der Liebe Alles opfern können,
Weiß, daß ſie ſterben können für die Liebe.
Doch allzuoft ſah ich ein liebend Weib
Von des Geliebten Bruſt, für den ſie Alles
Geopfert, und für den ſie ſterben konnte,
Zuletzt doch noch in meine Arme taumeln!
Und eh' ich zugeſtehe, daß es gibt,
Was man die Tugend und die Treue nennt,
Ja, daß es eine Tugend, eine Treue
Von beſſ'rer Münze gibt, als die, mit der
Die kleinen Seelen ſich zufrieden ſtellen,
Sag mir — du biſt ein Weib und mußt es wiſſen —
Sag, ob das Weib, das vor dem ungeſtümen
Bedränger in die Bruſt den Dolch ſich ſtößt,
Auch unempfindlich widerſtanden wäre
Der zarten Liebeswerbung langer Monde,
Und allen feinen Künſten des Verführers? —
Und wenn ſie widerſtand und ſiegreich blieb,
Sag mir, ob es gewiß iſt, daß ſie nur
Gekämpft hat mit dem Feind, nicht mit ſich ſelbſt?
Und was iſt Treue werth, die ſchon gekämpft hat
Mit ſich und mit dem Trieb der eignen Bruſt? —"
— „So iſt's! des Weibes Treu' genügt euch nie!
Iſt kalt das Weib und ohne Kampf euch treu,
So fragt ihr: was iſt werth die Treu' der Kalten?
Und kämpft das Weib mit ſich und ſeinem Dämon,
So macht die Regung ihr zum Vorwurf ihr,
Mit der es treu gekämpft. — Und billig muß
Ich mich verwundern, daß ein Nero ſich
Um Tugend ſo und Lieb' und Treue kümmert,
Er, der Genuß doch nur, nicht Dauer ſucht?" —
— „Wohl muß es Nero kümmern — Keinen mehr!
Sieh! ſeit ich lebe, ring' ich immerdar,
Begehre mit der ganzen Glut der Seele
Nach Allem, was dem menſchlichen Begehren

Erreichbar iſt und — nicht erreichbar iſt
Das Unerreichliche doch reizt am meiſten!
Alles beſitz' ich ſchon! Gold, Edelſteine,
Den Thron der Welt und Millionen Sclaven!
Selbſt Ruhmeskronen, die dem Künſtler blüh'n,
Hab' ich an mich zu reißen nicht verſchmäht —
Das Alles hab' ich, weiß, daß ich's beſitze;
Nur Eines weiß ich nicht, ob ich's beſitze,
Und Keiner glaubt zu wiſſen, der kein Thor,
Ob er's beſitzt, ob er's beſitzen wird:
Ein Menſchenherz und eine Menſchenſeele,
Die ganz und unbedingt und willenlos
Sich ihm auf ew'ge Zeit zu eigen gibt!
O! Liebe, Liebe — köſtlichſtes Arom!
Kein Körnchen ſtreut ſo ſüßen Wohlgeruch
Im vollen Weihrauchfaß der Huldigungen,
Als dies — als eine Menſchenſeele, die
Sich opfert ganz, auf ewig, unbedingt! —
Doch iſt denn wohl ein ſolches Opfer möglich?
Ich war geliebt und hundert Weiber ſah ich
Zitternd vor meinem Blick vergeh'n in Liebe;
Doch während ihre Leiber ich umſchlang,
Ausſchlürfend ihren Reiz wie einen Becher
Falernerweines, grinſte der Gedanke
Mich ſpöttiſch an wie eine Satyrfratze:
Dies Weib, das bebend ganz dir hingegeb'ne,
Ohnmächtige in Liebes-Glut und Rauſch,
Es hat ſein eignes Herz noch, ſeine Seele!
Es kann dich morgen, wenn es will, verrathen!
Du haſt es nicht, wie du das blanke Gold,
Wie du den Edelſtein im Schranke haſt! —
Ha, der Gedanke mag erträglich ſein
Für blöde, ſtillzufried'ne Alltagsſeelen,
Für einen Nero aber iſt er's nicht!
Die Welt für eine Seele gäb' ich hin!
Doch Keiner, Keiner opfert ſeine Seele

Und warum ſollt' er's auch? Natürlich iſt's!
Und er vermöcht' es nicht, auch wenn er's wollte!
Unmöglich iſt's: doch daß es iſt unmöglich,
Das eben iſt's was mich mit Aerger füllt:
Und daß die Menſchlein, und das Weib vor Allen,
Betheuern täglich, ſtündlich, ſie vermöchten's —
Daß jedes Weib in jedem Augenblick
In Phraſen ausmünzt das Unmögliche
Und gar ſo ſchlecht ſein eignes Selbſt verſteht,
Darob ergrimm' ich und den Prahlerinnen
Werf' ich das Spielzeug, das zerbrechliche,
Das ihre Tugend ſie und Treue nennen,
Zum Hohn, mit einer Art von bitterſüßer
Genugthuung zerbrochen vor die Füße!" —
„Und war dir heilig nicht das Band der Ehen?" —
— „O wenn ich Ehen nur gefunden hätte!
Doch, was man Ehen nennt, was fand ich da?
Hier Zwietracht, Haß und off'ne Fehde, hier
Gleichgültigkeit und ſchnöde Langeweile,
Die gähnend und verdroſſen ſitzt am kalt
Geword'nen Liebesmahl — hier todtgehetzte
Mannheit, gekoppelt an ein friſches Kind —
O wie ſo manches Eh'geheimniß mußt' ich
Bei holden Weiblein nehmen in den Kauf
In Schäferſtunden, denn mit zart verblümten
Myſterien des Ehebett's beginnen
Die Weiblein immer ihre Herzergießung.
Der Schäferſtunde Schlag ſind immer Klagen
Von Täuſchungen, verfehltem Lebensglück,
Von Troſtbedürftigkeit — mit ſolchen Glocken
Wird eingeläutet jeder Ehebruch!" —
— „Vom Weibe denkt gemein und urtheilt ſtreng
Ein Jeder, der es viel mißbraucht hat. Ja,
Ihr macht gemein das Weib, dann tretet ihr's
In Staub — was immer ihr vom Wankelmuth
Des Weibes ſagen mögt und ſeiner Schwäche,

Das Weib iſt's, das ein Herz ſucht, nicht Genuß,
Das Weib iſt keuſch in ſeinem tiefſten Weſen,
Und was die Scham iſt, weiß doch nur ein Weib.“ —
— „Doch wird es frech, ſo iſt es frecher als
Der frechſte Faun, und wird es lüſtern, ſo
Hat es das Recht der Unerſättlichkeit.
Im Weib, im Weibe nur wird Hunger Tollwuth,
Befried'gung Agonie. — Genug! Nur Eins
Laß mich noch ſagen: Echte Liebe gibt es:
Die Mutterliebe! — weißt du wohl, warum?
Im Mutterherzen iſt Inſtinct die Liebe,
Und darum, ſiehe, glaub' ich auch an ſie:
Denn an Inſtincte glaub' ich, und nichts hat
Beſtand im menſchlichen Gemüthe, was
Natur an dieſen diamant'nen Banden
Nicht lenkt zu ihrem Zweck — ja Mutterliebe,
An dieſe glaub' ich noch, das iſt ein Wort,
Das Wiederhall in meiner Seele findet.
Die Mutterliebe, ſieh, das iſt der Pflichttheil
Von Liebesglück, den jeder Creatur
Auswirft die kargende Natur — der Reſt
Iſt Schein und Trug. Wahrhaftig, mich ergötzt es,
Daß es ein Weſen gibt, für das es ewig
Naturnothwendigkeit iſt, mich zu lieben!
Aus der Geliebten Herzen kann ein Sclav'
Ein Sänftenträger, Fechter, mich verdrängen.
Iſt er ſo ſchön, wie ich, ſo gibt vielleicht
Mein Purpur noch den Ausſchlag mir zu Gunſten,
Doch iſt er ſchöner, ſo verläßt ſie mich
Auf ſeinen Liebeswink: iſt er's um Vieles,
So reicht ſie mir auch Gift, wenn er's verlangt.
Wie anders liebt ein Mutterherz!
Laßt einen königlichen Prinzen kommen
Fern aus dem Morgenland; den edelſten,
Den ſchönſten, reichſten, einen Götterliebling.
Was iſt er gegen mich ihr, mich, den Sohn!

Sie kennt nur mich, ſie ſieht nur mich, ſie liebt
Nur mich, den Sohn, und wird mich ewig lieben.
Er mag der Reichſte ſein — ich bin ihr Kind,
Er mag der Schönſte ſein — ich bin ihr Kind —
Und wägſt du gegen eine Welt mich ab,
Sie legt ihr Mutterherz mit in die Wagſchal'
Und macht ſie ſinken gegen eine Welt!" —
„Du ſprichſt ſo ſchwärmeriſch von Mutterliebe,
Und hältſt die eigne Mutter dir ſo fern?" —
„Auch Liebe wird uns manchmal unbequem,
Wenn wir ſie herzlich auch zu ſchätzen wiſſen:
Sie wird im Uebermaß zur Tyrannei.
Auch Mutterliebe wächſt zur Eiferſucht.
Leb' Agrippina fern, mir iſt's genug
Zu wiſſen, daß mich eine Seele liebt . . .
O könnteſt, Weib, du in mein Inn'res blicken,
Begreifen würdeſt du, wie ſehr, wie ſehr
Ich dieſes Troſt's bedarf! Noch bin ich jung,
Und faſt ſchon lebensmüd. Kennſt du den Fluch,
Der ſich an ird'ſche Allmacht knüpft? Gewohnt ſein,
Sich Alles zu gewähren, und dann plötzlich
An eine Schranke ſtoßen — unerträglich!
In meinem Buſen raſt ein Hungerwolf,
Den ich betäube nur, doch nie befried'ge
Gereizt iſt jede Fiber meines Weſens,
Krankhaft geſpannt in mir iſt jeder Nerv . . .
Nun aber, holde Göttin, hängen wir
Das Bleigewicht ſo ernſter Zwiegeſpräche
Nicht an die Flügel dieſer goldnen Stunden,
Die nahn, uns hold beſchwingt hinwegzutragen
Ins holde, ſüße, blüh'nde Reich der Luſt
Da, ſiehe, ſchäumt die goldne Flut im Becher,
Und deine ſüße Schöne, hohes Weib,
Schäumt mir entgegen wie die Flut im Becher! —
Sieh, noch hat keine Sterbliche gelebt,
Mit welcher Nero wie mit dir geſprochen.

Aus deinem Weſen ſtrömt, wiewohl nur halb
Du mirs enthüllſt, ein Hauch von Größe, den
Ich nie geſpürt bei ſchönen Weibern. Ja,
Du biſt ein großes Weib! du heucheln nicht.
Und das iſt viel! Fänd' ich in dir das Weib,
Das Phantaſie mir unter deiner Maske
Vorgaukelt, — bei Cupidos Pfeil! mich däucht,
Ich könnt' es lieben wie Antonius
Geliebt die ſchöne Königin am Nil!“ —
    Den Arm ſchlingt koſend Nero um die Schöne,
Und ſinken läßt ſie endlich auf ſein Fleh'n
Die ſchwere golddurchwirkte Purpurhülle
Der Göttin: ſie iſt Weib nun; es erſcheint
Der ſpinnweb-zarte ſchimmernd gelbe Byſſus
Der Tunika, die weich, doch eng geſchmiegt
Umſpannt der mächt'gen Glieder ſtolzen Bau.
Es leuchtet durch dies goldige Gewebe
Die Haut, die duftigzarte, noch hindurch.
O überfeines Rom, o Zeit, in der
Die Worte mehr verbergen als enthüllen,
Die Kleider mehr enthüllen als verbergen!
    Berauſcht von Schönheit, Wein und Glutaromen,
Gebietet Nero: „Laß die Maske fallen!“
Die ſtolze Spröde lächelt des Gebots.
Er bittet, fleht, er droht, ſein Auge leuchtet:
Sie ſchüttelt noch das ſtolze Haupt. Da faßt
Tyrannengrimm ihn wild: „Ha, Widerſtand?
Dem Nero Widerſtand?“ Sein Auge flammt,
Das Blut ſchießt in die Stirn, die Wangen ihm,
Und füllt ſie ganz mit dunkelrother Glut;
Die Adern ſchwellen ihm — und ſtürmiſch reißt er
Die Maske von des Weibes Angeſicht —
Und vor ſich ſieht er das gewaltige
Das feueräugige, das edelſtolze,
Das königliche Antlitz Agrippinas,
Die fern er, fern auf ihrem Landſitz wähnte.

Wohin er ſie gebannt. Das iſt die Stirn,
Das ſind die Flammenaugen Agrippinas,
Das ſind die Augenbrauen, dräuend auf
Scharfkant'gem Augenrand, das iſt der Schnitt
Des ſtarken, heldenhaften Angeſichts,
So mächtig und doch reizvoll übergoſſen
Von einer Schönheit Zauberglanz, an der
Vorüber ſpurlos geht der Jahre Wandel.
Sie iſt's, das hohe Weib. —
Erſtarrt und ſtumm,
Parteilos zwiſchen Zorn und Glutbegier
Steht Nero, ſtarrt ins Angeſicht der Mutter,
Und ſieht zum erſtenmal, wie hehr ſie prangt
In hohem Reiz, und daß Roms ſchönſtes Weib
Sie iſt! den Blick des Staunenden erwiedert
Sie ſtill, im Aug' nur lächelnden Triumph.
„Ich habe nie ein Weib geſehn,“ ſo ruft
Er endlich aus, „das mir das Herz bezwang:
Und nun — nun muß es *dieſes* ſein? — Natur,
So äffſt du mich? — *Nun wohl, ſo ſoll mir auch*
Das Unnatürlichſte das Liebſte ſein . . .“
Die Kraft der Heldin in den mächt'gen Gliedern
Entwindet ſich dem wilden Ungeſtüm
Des Schrecklichen mit Lächeln Agrippina.
Sie eilt vom engen Zelt hinaus ins Freie:
Und wild, in ſeines Zorns und ſeiner Gier
Wahnwitz'gem Taumel fiebernd, folgt ihr Nero.
Gleichwie des Wildes Spur der Jäger folgt
Auf unwegſamem Pfad, im Waldgebirg,
So folgt der wüth'ge Nero Agrippinen.
Bald im Gebüſch verliert ſein Auge ſie,
Doch immer rennt er noch mit Ungeſtüm
Halb ſinnlos durch den Gartenraum dahin.
Daß ihm ein Menſchenkind zu trotzen wagt,
Zu necken ihn, das füllt mit Ungeduld
Das Herz ihm unerträglich, ſtachelt ihn

Nur immer wilder an. Er läuft dahin,
Nicht Jäger mehr, nein, ſelbſt ein Wild, gehetzt
Von eigner Raſerei. Da plötzlich ſtößt er
Auf Tigellin. „Sahſt du nicht Agrippinen?"
„Wohl ſah ich ſie;" gibt jener ihm zurück
Mit ſeltſam ſpött'ſchem Grinſen. „Ha, du ſahſt ſie?
Wo war's? Gib Antwort!" — „Unart wär' es, Herr,
Und gegen die arkad'ſche Schäferfreiheit,
Die ſolchen Feſt's gebührend Vorrecht ..." — „Sprich!" —
„Die hohe Frau war nicht allein." — „Wie? nicht
Allein? Wer war mit ihr?" — „Der Sterbliche,
Der mit der hohen Frau in eine Grotte
Zu ſchlüpfen das erſeh'ne Glück genoß,
War, irr' ich nicht, der ſchöne Tänzer Paris,
Dein Günſtling, und ein gern geſeh'ner Gaſt,
Auch oft Genoß bei luſt'gen nächt'gen Streichen. —
Schon lange flüſterte man ſich in's Ohr,
Daß insgeheim der ſchmucke Junge viel
Bei Nero's ſchöner Mutter gelte; ei,
Wer möcht' es glauben? doch gewiß iſt freilich,
Daß in die Grotte ſie mit ihm geſchlüpft." —
„Wo liegt die Grotte? führe mich dahin!" —
Dem Schritt des Schwarzen folgt mit Ungeduld
Der wildentflammte Nero. Jener ſteht
Vor einer abgelegnen Grotte ſtill,
Die zwiſchen duft'gen Büſchen purpurn ſchimmert.
Auf leiſen Sohlen ſchleicht ringsher der Mohr
Und ſpäht. Zuletzt erſpäht er eine Lichtung,
Die zwiſchen ſich der niederhangende
Prunkvorhang läßt, nur eine ſchmale Ritze.
Vor dieſe auf den Wink des dunklen Schleichers
Tritt Nero, und ſein Tiger Lauerblick
Stiehlt ſich ins Inn're des erhellten Raums.
Da ſieht er auf den blumenreichen Polſtern
Von Purpurſchein umfloſſen, koſend ruhn
Das Weib, das ihm entflohn, mit ihrem Buhlen,

Dem ſchönen Tänzer Paris. Iſt das noch
Die ſtrenge, hohe, ſtolze Agrippina,
Die er zuvor geſehn? — Wie blitzt ihr Aug'
In feuchtem Glanz ſo zärtlich nun, wie hängt
Ihr Mund am Roſenmund des Jünglings! Wie
Zum ſechzehnjähr'gen Mädchen umgewandelt
Scheint das titan'ſche Weib, ganz aufgelöſt
In Schwärmerei und Liebestrunkenheit.
Und faſt verſchüchtert vor der wilden Glut
Des heldenhaften, des gewalt'gen Weibes,
Erwiedert, ängſtlich wie ein Knabe faſt,
Der ſchmucke Tänzer ihre Zärtlichkeit.
Sie treibt es toll, wie ein muthwillig Mägdlein,
Sie herzt und küßt den Liebſten, hätſchelt ihn
Gleich einem Kinde, ſpielt mit ſeinen Locken,
Und windet ſpielend um die ſchlanken Glieder
Ihm blumiges Gerank, das von der Decke
Des Grottenraumes wuchernd niederhängt.
„Warum biſt du befangen, holder Freund?“
Ruft ſie, dem Blick des Sinnenden begegnend,
„Ruht Agrippina nicht, die dir ſo hold,
In ſüßer Liebe traulich hingegeben
An deiner Seite? Haſt du etwa ſchon
Bevor ich kam, ein andres Lieb erkoren
Für's nächt'ge Freudenfeſt? Kam Agrippina,
Die Unerwartete, auch unwillkommen?
Du dachten wohl an die Entfernte nicht?“ —
„O Agrippina,“ ruft der Jüngling, „wohl
Iſt deine Liebe ſüß, berauſchend, göttlich;
Dein Flammenkuß iſt aller Wonne Gipfel.
Doch auch gefährlich iſt ſie, deine Liebe,
Und tödtlich iſt dein heißer Flammenkuß.
So oft du heimlich mich an deine Seite
In ſüß verſchwieg'ner Stunde zogſt, da miſchten
So ſeltſam immer in gehob'ner Bruſt
Sich Wonneſchauer mir mit Todesſchauern.

Wie ſoll er leben wohl, der Sterbliche,
Der eine Göttin an ſein Herz gedrückt?
Der übermenſchlich Glückliche, der dein
Genoſſen, hohes Weib, wohl einen Gott
Kann er ſich dünken, doch auch zittern muß er,
Bald unſichtbar zu werden wie ein Gott,
Zu ſchwinden aus den Reih'n der Sterblichen! —
O Agrippina, wen du zu dir ziehn, —
Zu ſterben gleich in deiner Glutumarmung
Wär' beſſer ihm, als daß er deine Glut
Die furchtbare, doch flücht'ge, überlebt!
Als unbequemen Zeugen einer Stunde,
Wo ſich in dir als Weib die Göttin fühlte,
Stößt ihn vielleicht dein Fuß hinweg, hinab
In ew'ge Kerker, und vielleicht ſogar
Ins dunkle Todesreich —“
„Du armer Knabe,“
Fällt Agrippina lachend ihm ins Wort,
Und küßt ihm Mund und Aug' und Stirn und Wange,
„Weißt du denn nicht, daß auch zum Glücke Muth
Gehört, und daß der Kühne nur vom Baume
Des Lebens ſich die Goldfrucht des Genuſſes,
Der Freude Heſperidenäpfel pflückt?
Und weißt du nicht, daß man in Kerker wohl,
Doch nimmer aus dem Himmel, den er ſchaute,
Den einmal Seligen verſtoßen kann?
Was du erlebt, kann dir kein Gott mehr rauben.
Iſt's nicht genug dir für die Ewigkeit,
Daß du geruht in Agrippinas Armen?
Der Liebende muß Qual und Tod verachten,
Die ihn bedrohn — doch dich bedrohn ſie nicht,
Mein Liebſter! deine Angſt iſt doppelt ſinnlos!
Nie wird dich Agrippina von ſich ſtoßen,
Sie iſt dir allzuhold, mein ſchlanker Liebling;
Drum bleibe ruhig, holder Freund, erquicke
An meinen Lippen dich, und fürchte nichts!“ —

„Und wäre deine Liebe Himmelsmanna,
(Fährt Paris fort) mir armem Sterblichen
Gegönnt für immer, wäreſt du mir hold
Unwandelbar, ſteht ewig ſchreckbar nicht
Vor meiner Seele der Gedank' an Nero?
Wenn eine Ahnung ſeinen Sinn beſchleicht,
Daß ich nach allzu hoher Liebesfrucht
Emporgeſtrebt, nein, daß ich nur gewagt,
Die hold zu mir herab ſich neigende
Zu pflücken . . . meine Stunden ſind gezählt. . .“
— „Du ängſtigſt dich mit Hirngeſpinnſte. Sprich
Von Nero nicht, dem blinden, aberwitz'gen,
Denn der iſt mein gehorſam Söhnlein wieder,
Wie er es war, und mehr noch als er's war!“
— „Du haſt ſo raſch ihn wieder dir gewonnen?“
— „Den Pfeil, ihm wohlberechnet zugeſandt,
Er traf — und flog faſt über's Ziel hinaus.
Er iſt mein Sclav' — von Nero fürchte nichts!“
— „Doch wenn er deinem Bann ſich wiederum
Entzöge je mit plötzlichem Entſchluß?“
— „Wenn er es wagte je? . . (an ihren Mund
Den Finger legend, rückt bei dieſem Wort
Dem Ohr des Jünglings näher Agrippina)
Wenn er es wagt, dann gibt's ein letztes Mittel:
Ich war's, die auf den Thron den Nero hob,
Noch aber lebt Britannicus — und wenn
Sich undankbar der Tollkopf zeigt, ſo kann
Den Schwachkopf ich an ſeine Stelle ſchieben.
Anhänger, zahllos, harren in der Stille
Nur meines Winks und wenn ich winke, ſtürzt
Der Wüthrich Nero, und Britannicus
Beſteigt den Thron — und Agrippina herrſcht!
Doch das ſind ſchreckliche Geheimniſſe,
Zu ſchwer faſt für dein zartes Ohr, mein Liebling!
Ich hätte dich damit verſchonen ſollen —
Bewahre ſie nur treu und ſieh dich vor,

Daß nicht ein Tröpflein überfließt von dem,
Was ich in's Ohr dir träufelte — ſonſt konnte
Die Angſt, die immer um dein junges Leben
Dich plagt, mein ſüßer Freund, zuletzt ſich freilich
Erweiſen als begründet — ja, beim Himmel,
Es wär' um dich geſchehn, mein holder Liebling! —
Nun aber laß die düſteren Gedanken!
Sieh, leiſe geht der Stunden Wandel hin,
Und, während, bebend vor dem Glück, du zögerſt,
Entſchwebt's vielleicht auf Nimmerwiederkehr.
An meiner Bruſt, in meinen Armen ſei
So glücklich, wie der Troer-Paris war
Im Arme ſeiner griech'ſchen Helena!" —
    Im Antlitz Todesbläſſe, fiebernd, tritt
Zurück vom Zelte Nero. Seine Stimme
Erzittert, wie er ſpricht zu Tigellin:
„Ha, Mohr, nun ſtrenge deinen Scharfſinn an,
Und ſinne mir drei Todesarten aus,
Wie ſie noch nie vor mir ein Cäſar übte.
Gleich Schlangen deines heißen Heimatlands
Ausbrüte mir die giftigſten der Gräu'l,
Für den Britannicus, und für den Paris,
Und für ſie ſelbſt — für Agrippina! — Ha!
In dieſem Augenblicke ſehnt mein Herz
Sich nach von Gift verzerrten Augen, nach
Zermalmten Schädeln: wahrlich mich gelüſtet's
Nach Menſchenblut, wär's auch unſchuldiges. —
Mich lüſtet's ſelber nach dem deinigen,
Mein wackrer Tigellin! und ſtünden wir
In dieſem Augenblick an einem Abgrund,
Ich ſtieße dich hinab! —
Mein Herz iſt heiß — es könnt' ein Dolch drin ſchmelzen,
Wenn ich ihn jetzt in's Herz mir ſtieße! — Ei,
Sieh da die ſtolze Agrippina, die
Cäſarenmutter, ſieh die hohe „Roma"
Da drinnen ſich auf Purpurpolſtern wälzend

Mit einem Sclaven, einem Springer, einem
Unſel'gen Mittelding von Tänzerin
Und Mann! — Ha, die Hyäne! Ihre Kinder ſind ihr
Nur Spielfiguren, die ſie vorſchiebt, wenn
Sie Trümpfe ausſpielt, einen um den andern...
War ich's nicht ſelbſt, der ſprach von Mutterliebe?
Und dieſer Wahn hat mich ſo lang geäfft,
Mich, den „Tyrannen," mich den „Bluthund" Nero?
Ich hatt' in mir noch ſo viel Schwärmerei,
So vieles tölpelhafte Weichgefühl,
Daß mich in allen meinen Glutgenüſſen
Die Sehnſucht nach Geliebtſein überkam,
Daß ich mich ſelbſt an Mutterlieb' erquickte?
O, welch' armſel'ger Schuft war ich in Wahrheit,
Und meinte doch ich ſei der Herr der Erde!
Ich, Nero, bin's, der wimmernd wie ein Bettler,
Ausrufen es in alle Welt, ausrufen es
Mit tauſend Zungen möcht', das ſchauerliche
Geheimniß, daß es keine Liebe gibt! — —
Die Löwin liebt ihr Junges, Tigellin,
Nicht wahr, in deiner ſonneglühn'den Heimat?
In Rom nur gibt es keine Mütter mehr!
Bis in das Mutterherz hineingefreſſen
Hat ſich der Wolfszahn jener Herrſchbegier,
Die immerdar durchfraß das tiefſte Leben
Des Römerthums. O Rom, was will das blut'ge
Cäſarenhenkerſpiel, mit dem ich mich
Ergötze, ſagen? Hält es doch noch lang
Nicht Schritt mit deiner Niederträchtigkeit!
Du wardſt zu menſchlich noch, zu würdevoll
Regiert. Noch heut ernenne ich den Eſel
Silens zum Conſul. Und zur Kaiſerin
An meiner Seit' erheb' ich eine Sclavin —
Nein, keine Sclavin, — nichts vom Weibe mehr!
Das Weib iſt ſchal und ekel mir geworden!
Ein Sclave ſoll es ſein — mein Lieblingsſclave,

Der holde Sporus — ja, den will ich frei'n,
Heut Abend feir' ich das Vermälungsfeſt! — —
Nun, haſt du nachgedacht, mein wackrer Mohr?" —
— „Ich werde mich an meine edle Muhme
Locuſta wenden, daß ein Tränkchen ſie
Uns braue, kräftig und doch nicht Verdacht
Erweckend —"
„Gift? für den Britannicus
Noch eben gut genug; doch an dem Bürſchchen
Da drinnen, dem geſchniegelten, geziemt's
Zu nehmen eine nennenswerth're Rache." —
— „Der arme Junge iſt ja ſchon vor Angſt
Zur Hälft' entſeelt in Agrippinas Armen,
Und mit dem Tod beſtraft man ihn nur halb.
Iſt's ſeine Schuld, daß überreife Frau'n
So lüſtern ſind nach jungem friſchen Blut?
Man läßt ihm Nachts von zwei vermummten Strolchen
Auflauern, die ihn binden, knebeln, dann
An einen abgeleg'nen Ort ihn bringen,
Und als Eunuch ihn wieder laufen laſſen." —
— „Und Agrippina? Sie am leiſeſten,
Am unverdächtigſten hinwegzuſchaffen
Aus dieſer Welt, ſei deines Sinnens Ziel ...
Und ſterben ſoll ſie ſchrecklich, grauenvoll ..
Ha — ſterben — ſie — kaum denk' ichs aus: ſie ſterben,
Die letzte Römerin? und doch — ſie ſolls!
Doch nicht gemein ſoll Nero's Mutter ſterben!
Sinn' eine Todesart mir aus, die ſie
Zum Hades führt mit Pomp, als Heroine!
Erhaben ſoll ſie untergehn!"
— „Und doch
Im Stillen, unverdächtig, unbemerkt?
Das iſt nicht leicht, doch — ſo wohl mags geſchehn:
Du ladeſt ſie, als hätt'ſt du nichts vernommen
Vom Zwiegeſpräch der Beiden hier im Zelt,
Zu dir für Morgen Abend freundlich ein

Zu deinen ländlichen Palaſt am Meer,
Wo du die Deinen zum Bankett vereinſt.
Du ſendeſt ihr ein ſchmuckes Fahrzeug, das
Sie von der Stadt den Tiberſtrom hinab
Und dann im Meer den grünen Strand entlang
Bis zu dem ländlichen Palaſte bringt.
Das Fahrzeug iſt von mir gelenkt; ich ſorge
Dafür, mit einer kleinen Vorbereitung
Am Balkenwerk des Schiffs — ein Tauſendkünſtler
Bin ich, du weißt's — daß Agrippina nicht
Den Strand erreicht; ich ſorge für den Pomp.
Für Alles... dafür auch, daß kein Verdacht
Dich treffen kann!" —
— „So recht: von allen meinen
Prachtgondeln nimm die prächtigſte, und ſchmücke
Verſchwenderiſch ſie aus." —
„Das iſt wohl Schade,
Denn auch das Fahrzeug dürfte nimmermehr
Zum Strande wohlbehalten wiederkehren,
Das Loos der Schönen theilend, die es trägt!" —
— „So ſchmücke doppelt es! Haſt du vernommen?" —
— „Wie du befiehlſt!"
„Nun harre Agrippinens,
Und eh' ſie heimkehrt, träufle der Verruchten
In's Ohr als trügeriſche Bitte, die
Zum neuen Feſt ſie lockt, ihr Todesurtheil!" —
So unterweiſ't den will'gen Henker Nero
Und ſchreitet durch des Gartens Räume weiter,
Indeß der Frühwind durch die Blätter ſäuſelt.
Das Bachanal, das wüſte, tolle, ſieh!
Hat ausgetobt ſich in den wild'ſten Scenen,
Die jemals Rom, die je die Welt geſehn.
Nun iſt's wie eine Wahlſtatt nach der Schlacht.
Es tritt der Fuß auf Stücke welker Kränze
Und Fackeltrümmer, bunt gehäuften Wuſt.
Der Morgen bricht in rothem Schimmer an.

Und wirft ein fahles Licht auf die Geſichter
Entſchlummerter, die wie Entſeelte liegen.
Die wüſten Zecher, Sclaven, Senatoren,
Und Courtiſanen, ſieh, da ruh'n ſie, hin
Geſtreut, wie blinde Taumelluſt zuletzt
Sie wahllos durcheinander wirbelte.
Das Morgenroth beglänzt erſtarrte Gruppen,
Drauf ſchäm'ge Nacht den dunklen Mantel warf,
Und leuchtet in die Büſche frech hinein.
Da ruht der Sclave, ruht der Gladiator
In edler Frauen Näh'. — Und ſieh, da hebt
Sein ſchweres Haupt ein Scipionenenkel,
Und hier ein Fabier — dort ein Porcier —
Der Ahnherr fuhr im Triumphatorwagen
Mit weißen Roſſen — und hier hebt der Enkel
Das ſchwere, trunkne Haupt, das immer wieder
Hinabſinkt auf die Bruſt. — Hier eine Gruppe
Betäubt vom Sinnenrauſch, in Schlaf erſtarrt,
Gleichwie in Stein gehau'n als Ausgeburt
Von zügelloſer Phantaſie. Es liegen
Entblößt die Leiber, mit gelöſtem Haar.
Mit düſtrem Lächeln ſchreitet Nero hin —
Die Zaubertränk' in ſeinen Bechern wirkten! —
Hier ſchnarcht Silen, und hier, iſt's möglich? Himmel!
Der weiſe Seneca, im Traume lallend
Mit ſchwerer Zunge. Doch weiß' iſt der zarte,
Der jugendliche Mädchenleib, woran
Der Fuß des Nero ſtößt? Es iſt Actaea, —
Sie ſchlummert nicht, ſie iſt entſeelt, zu tod
Gekoſ't — vorüber wandelt Nero ſtumm:
Und bleich und finſter wie ein Todesengel
Hinſchreitet er in düſt'rer Morgenglut.
    Zuletzt auf marmorblinkender Terraſſe
Steht Nero ſtill. Was ſieht er einſam hier
Im Winkel kauern? 's iſt ein Greis. Mit Schauder
Erkennt er den geſpenſt'gen Gaſt. In ſich

Geſchmiegt hier ruht er, ſcheint zu fröſteln. Nero
Beginnt: „Nun, Alter, biſt du etwa hier
Der einzig Nüchterne? was ſchmiegſt du dich
So einſam kauernd an die Marmorſtufen?“ —
„Mich friert,“ ſo wimmert der Uralte klagend:
„Mich friert im morgendlichem Hauch der Luft.
Ich wollte, dort der ſchöne, rothe Schein,
Der auf den Zinnen liegt des goldnen Roms,
Wär' nicht ein kaltes Flammengaukelſpiel,
Nein, wär' ein echter, heißer Feuerbrand,
Daß ich einmal die armen, alten Glieder
Recht gründlich dran mir wärmen könnte! Ja,
Kein Feuer kann zu groß ſein, um den Froſt
Zu bannen aus den alten, alten Gliedern.“
Dem Blick des Greiſes folgt der Blick des Nero
Hin nach der Stadt, die endlos weit ſich dehnt.
Die Zinnen Roms — ſie liegen wie im Feuer.
Lang ſchaut er in die Glut, dann ruft er laut,
Wild lachend: „Alter, wärmen möchteſt du
Die Glieder dir? Ich auch! Auch mir durchſchleicht
Ein Froſt den Leib, daß mir die Zähne klappern! —
Es wär' ein wundervoller Anblick, traun!
Ha der Gedank' iſt köſtlich — groß — erhaben!
Wie wär's, wenn ſo dies ganze weite Rom
Mit ſeinen Schätzen, ſeinem Golde, ſeinen
Murrhiniſchen Gefäßen, feilen Weibern,
Und purpurübertünchten Sclaven all'
Zuſammenſchmölz' in einen großen Klumpen —
Vielleicht, daß aus dem alten Teige dann
Noch eine neue Welt zu kneten wäre!
Ha! der Gedank' iſt göttlich — und wofür
Wär' ich denn Nero? Ha, ich fühle mich
Als Nero-Dionyſos plötzlich wieder —
Und ſieh, da ſind ſie ja, ob ruhend auch,
In dichten Haufen, meine Vielgetreuen!
Wach' auf, wach' auf, du wack're Bacchenſchaar!“

Er ruft's und reißt die Schlummernden empor:
Sie taumeln auf, und ſchaaren ſich um Nero.
„Wohlauf, ihr meine wackren Corybanten!
Seid ihr auch wach genug, ſeid ihr auch nüchtern,
Zu hören und zu faſſen ganz das Wort,
Das Nero-Dionyſos euch ins Ohr ruft?" —
Ein ſchallend Evoë antwortet ihm.
„Wohlauf! nehmt eure ausgelöſchten Fackeln
Und fachet ihre Gluten wieder an!
Zieht hin, zieht hin, zerſtreut euch durch die Stadt,
Durchſchwärmt, durchraſet ſie, und reißt, was lebt,
In euren Taumel mit: ich ſtreue Gold
Mit vollen Händen unter Romas Pöbel,
Der taumelnd, frech bezecht zu Nero's Ehren,
Nicht ſäumen wird, in euren Zug gemiſcht,
Mithinzuraſen durch die Stadt — und wenn
Dann Alles raſ't — und wenn der Abend einbricht,
Ja, wenn der Abend einbricht, hört ihrs wohl?...
Wodurch kann dieſes Rieſenbacchanal
Erhab'ner, würdiger geſchloſſen werden
Als durch ein großes Flammenopferfeſt?
Soll nicht die ganze Stadt mit uns auflodern
In heller Glut bacchantiſchen Entzückens?
Werft eurer Fackeln Brand in ihre Dächer!
Erglühen ſollen auch die Marmorſteine
Des lieben alten Roms in Feſtesglut!
Die Schluchten der Albanerberge ſollen
Aufleuchten und das ganze ſchimmernde
Tyrrhenermeer ſoll feſtlich roth erglühn
Im Widerſchein nero'ſcher Jubelbrände! —"
Die wilden Bacchen rufen: „Evoë!
Es lebe Nero! — ſeine Glorie,
Auf unſ'rer Fackeln Spitze tragen wir
Sie hin durchs ganze Rom, in alle Welt,
Und laſſen ſie in goldnen Flammen lodern!" —
Hinſtrömt der Zug der bacchiſchen Zerſtörer.

Und in den wilden Schwarm miſcht eilig ſich,
Vom Winkel ſich aufraffend, wo er kauert,
Mit einem Antlitz, drin es wetterleuchtet
Wie Blitzſchein ſpielt um graue Tempeltrümmer —
Der Alte mit den abgrundtiefen Augen.

* * *

Dritter Gesang.

Agrippina.

So hat das liebliche Tyrrhenermeer
Noch nie geblaut, wie heut, ſo wundervoll
Hat nie der goldne Strand von Latium
Geglänzt im Strahl des ſchönſten Sommerabends.
Am Ufer angelnd ſitzt ein Fiſcherknabe,
Und blickt verwundert in die See hinaus:
Was lodert hell beglänzt vom Abendſtrahl
Im tiefen Meerblau dort, ein goldner Punct?
's iſt wie ein Feuerfunke, der, ins Waſſer
Geſchleudert, ſinkt, um ziſchend zu verlöſchen: —
Doch es verlöſcht nicht, nein, es regt ſich, kämpft
Sich durch — ein Funke nicht, ein Falter ſcheints,
Ein wunderbarer, welchen allzuweit
Ein Zephyr trug vom grünen Strand hinweg,
Und der nun drauſſen in kryſtall'ner Wüſte
Verirrt und rathlos flatternd über'm Plan
Des Wellenſpiegels, müde fiel ins Meer,
Und ſterbend ſchlägt die goldigbunten Flügel.
Doch nein, es iſt kein Falter auch, der ängſtlich
Mit Flügeln ſchlägt   es zieht ſo feſt, ſo ſicher,
So ſtolz dahin, ſo willig trägt's die Flut:
Ein Meereswunder iſt's wohl, ein Delphin,
Der in der Sonne glänzt mit Silberfloſſen.
Doch näher, näher kommt's, zieht ſtolz vorüber
Am Uferfels, und an dem Fiſcherknaben;
Der Knabe blickt erſtaunt, den prächt'gen Fiſch
Vergeſſend, der an ſeiner Angel zappelt.
Wohl iſt's ein Meereswunder, ein Delphin.

Doch ein lebend'ger nicht — er iſt gewoben
Aus Edelſteinen ganz, aus Gold und Purpur
Und Blumen — ſeine Augen ſind Smaragde
Und ſeine Silberfloſſen echtes Silber.
Den Rücken aber deckt ein Wunderzelt,
Ein Baldachin, ein gold'ner Zauberbau,
Von welchem Kränze, reizend aufgelöſt,
Und Purpurtücher auch mit goldnen Franſen
Hinunter hängen in die See.
                                        Ha, ſieh,
Wie gleitet es dahin, dies ſchimmernde
Meerwunder! ſieh, wie prunkendhehr und doch
Wie zart und weich, wie zierlich und wie leicht!
Und wie behend! Wie über einen Spiegel
Die Fliege gleitet, raſch die Füße regend,
So regt die gold'ne Rieſenfliege hier,
Vielmehr der gold'ne Tauſendfuß, das Prachtſchiff,
Sein Ruderwerk, ſein perlentriefendes,
Aus Ebenholz gefügt mit Silbergriffen,
In leichtem Tact gelenkt von einem Schwarm
Phantaſtiſch goldbetreßter Gondoliere.
Doch ob dem Ruderwerk, ſieh, um den Bord
Des Schiffes läuft in ſtaunenswerther Pracht,
Gekrönt von Elfenbein- und Marmorbildern,
Ein Fries in ſchimmernd heller Farbenzier,
So friſch, ſo glänzend, daß der Vogel pickt
Am Arabeskenſchmuck gemalter Trauben.
Des Schiffes Prora wie ſein ſchmucker Stern
Trägt goldener Embleme Zier, und, hoch
Emporgethürmt, manch reiches Kunſtgebild'.
Ein Meergott ſitzt am gold'nen Steu'r, Sirenen
Und muſchelblaſende Tritonen ſind
Gemeißelt rings und ſchlanke Nereiden.
Ein goldner Baldachin iſt ausgeſpannt
Am hochgebühnten Bug des Schiffs, als Warte
Der holden Meerſchau. Ragend in der Mitte

Des Fahrzeugs ſteht ein ſäulenprangend' Rund,
Verhängt mit goldgeſtickten Purpurtüchern,
Zur Kuppel dienend einem Prunkgemach,
Das in des Schiffes Bauch verborgen ruht.
Der weithin ſchimmernden Rotunde Gipfel
Trägt eine reizvoll glänzend goldne Gruppe
Der Grazien; von ihrem hohen Sockel
Auslaufen hundert üpp'ge Roſenketten,
Süßduft'ge Blumentaue, gleichvertheilt,
Und ſenken ſtrahlenförmig ſich hinunter
Zu Marmorbübchen, holden Amorinen,
Die, ringsum auf des Schiffes Brüſtung gaukelnd,
Mit zarten Händchen jene Prachtguirlanden
Fortleiten ringsher um den Rand, und hoch
Sie drüber ſchwebend halten. Jeder Hauch
Des Weſt's beſtreut die Flut mit Roſenblättern,
Und gierig trinkt das Meer die Purpurflocken,
Wie Funken, die vom duft'gen Roſenbrand
In ſeine kühle Tiefe niederſinken.
Das blühende Geſchling', es überwuchert
Das ganze Schiff, kriecht um die ſilbernen
Antennen, drauf die Purpurſegel flattern,
Und hängt vom ſeidnen Tauwerk reizend nieder.
Das wundervolle Schiff liegt in der Flut,
Gleich einem Edelſtein, gefaßt in Silber.
Die Fiſcherbarken, in der Ferne rudernd,
Sie halten ein, das Wunder anzuſtaunen.
Verwundert kommen Vögel hergeflogen,
Und ſetzen ſich darauf und ſchmettern fröhlich.
Die Lüfte ſind berauſcht, die Flut erglüht.
Bis auf den Meeresgrund hinunter dringt
Die Wundermähr': es fällt ein Zauberſtrahl
Vom Glanz, der auf der Oberfläche ſchwimmt,
Hinunter in die Tiefe: Goldreflexe,
Verlorne, ſpielen in den purpurnen
Abgründen, wo die Thetis thront, und wo

Die Meergeſchöpfe ruhn in blauer Halle:
Sie wachen auf und ſchau'n empor und wähnen,
Es ſchiffe Galatheas Feſtzug oben
Und drängen zum beſonnten Meeresplan
Sich jubelnd froh hinauf, um ſie zu grüßen. —
O ſtill, o ſtille noch, ihr Meereskinder!
Umdrängt zu lärmend nicht den prächt'gen Kiel!
Stört nicht ein reizvoll ſchlummerndes Geheimniß,
Das der Rotunde ſtiller Grund verbirgt!
Da unten im verſchloſſ'nen Prunkgemach,
Im Bauch des Schiffs, im Purpurdämmerſchein,
Der magiſch einfällt von der Kuppel, ruht
Das wundervollſte Weib auf Schwanenkiſſen.
O, wer den zaubervollen Raum betritt,
Den dämmernden, den wolluſtathmenden,
Rings ausgeſchlagen weich mit indiſchem
Geweb' und von berauſchenden Aromen
Arabiens durchwürzt — o, der vergißt,
Was draußen in der goldnen Sonne glänzt,
Den Himmel und das Meer, und Alles gäb' er
Für dieſen traulich engen, duft'gen Raum,
Und ſeinen wolluſtvollen Dämmerſchein.
Weich hingegoſſen ruht die üpp'ge Fülle
Des holden Frauenbilds: junoniſch iſt,
Faſt übermenſchlich ihrer Glieder Bau,
Nun reizend aufgelöſt: ſie hat die Nacht
Durchwacht zu Rom, bei Nero's Bacchanal,
Nun aber regt ſie leiſe ſich und öffnet
Das Augenliderpaar und ſchüttelt leicht,
Als ein gewaltig Weib, den Traumgott ab,
Wie einen zartbeſchwingten Amorin,
Der es gewagt, im Schlaf ſie roth zu küſſen.
Erſchreckt entflattert er. Sie richtet ſich
Mit halbem Leib empor und ruft die Sclavin,
Und heißt das Bad ſie rüſten. Dann vom Lager
Herab ſetzt ſie den Fuß auf Teppiche

Von Babylon, ſo weich wie Roſenblätter,
Dann ſtreift ſie ab der leichten Schlafgewande
Weißſchimmerndes Geweb'. Es zittert lüſtern
Die weiche Flut ſchon in der Onyxwanne
Entgegen dieſer glanzreich üpp'gen Fülle,
Die ſich ihr anvertraut. Was iſt denn wohl
In ihrer goldnen Muſchel Aphrodite,
Wenn in der Onyxwanne, goldberändert,
Sich lagert dieſe ſtolze Titanide?
Wie ſchimmern ihre Glieder durch die Flut!
Das einz'ge Kleid, das ſolchen Leibes werth,
Iſt ein kryſtall'nes, weil es nichts verbirgt.
Die Welle, ach, wie ſollte dieſe Glieder
Sie kühlen? ſie erwärmt in Liebe ſelbſt.
O wie das Element ſich, das verliebte,
Dicht an die Hehre ſchmiegt in ſüßer Glut!
Und als ſie endlich aus dem Bade ſteigt,
Wie ſchwer und langſam reißen ſich die Tropfen
Von ihren Reizen los! Die Sclavin trocknet
Der Herrin Leib und läßt dann einen feinen
Sprühregen aller duftigſten Eſſenzen
Und Oele niederthau'n, wie Perlenſtaub
Aetheriſch, auf die weiße Gliederpracht.
Und ſanft dann reibt ſie mit der Innenfläche
Der weichen Hand die duft'ge Feuchte tief
Ihr in die durſt'gen Poren. O wie zittert
So glattgeſpannt und doch ſo weichgeſchwellt,
Die Haut, die blüh'nde, unterm Roſenfinger
Der emſ'gen Dienerin! So glatt und ſchimmernd
Iſt dieſer weiße Leib, wie Marmor vom
Pentelicus, und doch ſo weich und roſig,
Wie kaum die Wolke war, die roſenrothe,
Die einſt Ixion für die Hera nahm. —
Nun wirft ein leicht Gewand ſie läſſig über
Und lagert ſich auf einem Purpurſtuhl.
Der aufgelöſten Haare Katarakt

Fällt über ihrer Schultern weißen Marmor.
Die Zofe ſetzt mit kund'ger Hand des Kammes
Gezahntes Elfenbein als Wehr darein
Und zähmt den Schwall des fallenden Gelocks.
Dann ſchmeidigt ſie's mit Salben und durchduftet
Mit Narden ihr dämoniſch glänzend Schwarz.
Doch kleinlich eitel künſtelndes Geflecht
Verbeut der Herrin Wink. Prachtvoll umwallt
Das freie Haargelock, wie eine Mähne,
Des ſtolzen Weibes königliches Haupt.
    Nun aber, gleich als diente zur Palette
Der Regenbogen, und ein Sonnenſtrahl
Zum Pinſel ihr, verklärt als Meiſterin
Der feinſten Tinten eine Inderſclavin
Den Zauberreiz des hehren Angeſichts.
Sie haucht ein Weiß darauf, ſo blumenhaft
Wie Lotosblüthenſtaub, und ſo ätheriſch
Wie Mondlicht, eine reizend ſüße Bläſſe;
Und dieſes keuſche Weiß durchglutet ſie
Mit holder Lebensfriſche ſüßem Roth,
So roſig zart, daß es kein Roth zu nennen,
Nur einer zarten Röthe Widerſchein.
Und, daß der lieblich abgeſtufte Schimmer
Nicht überglühe ganz das weiche Blau
Der feinen Aederchen, verfolgt ſie und
Betupft ſie mit des Pinſels dünnſtem Haar
Am Lilien- und Roſengrund der Wangen
Der Lebenspulſe feingeſchwellte Spur.
Nicht Farbenglanz noch ſtolzern Schwungs bedürfen
Am ſcharfen Augenrand die mächt'gen Brau'n,
Doch zieht die Sclavin ihre Linien feiner,
Und ſpitzt den ſtolzen Bogen zarter zu:
Wo iſt der Bogen eines Liebesgottes,
Der ſolche ſichre Pfeile wirft wie dieſer?
Doch Eros' Bogen iſt's nur, wenn ſie lächelt,
Sobald ſie zürnt, ſo iſt's Apollo's Bogen.

Die Sclavin ſelbſt auch fühlt geheime Scheu,
Und ihre Hand, ſie zittert manchmal leiſe,
Wenn unter dieſen Brau'n ein Augenwink,
Ein Blick ihr ſtrenger droht.
Inzwiſchen hat
Der Herrin ſüßer Odem ſich berauſcht
An zarter Küglein koſtbar'm Würzeduft,
Und ihrer Zähne ſchimmernd Elfenbein
An Zuckerbar; ſich ſpiegelblank gekaut.
Aus duft'gen Schränken zieht die Sclavin jetzt
Hell ſchimmerndes Geweb' und Prunkgewänder.
Noch einmal ſinkt die Hülle von den Schultern,
Der blendenden, der wunderbaren Frau,
Wie von dem Berghang ſinkt die Nebelhülle.
Doch dafür ſenkt nun zart wie Silberwölkchen
Sich über ſie ein ſchimmernd Hemd, ſo dünn
Wie das Geweb' Arachnens, daß die Haut
Hindurchzuquellen ſcheint wie Milch. Darüber
Wird nun der feine, bernſteingelbe Byſſus
Der Tunica geworfen, der die Pracht
Der Glieder weich, doch eng geſchmiegt umſpannt.
O bleibe ſo, du wundervolles Weib,
Wirf keine neuen Hüllen über dich,
Du kannſt nicht ſchöner, herrlicher erſcheinen!
Doch immer neue Prachtgewebe quellen
Empor aus den geöffneten Behältern
Wie farbig bunte Nebel. Lange wird
Geprüft, verſucht; zuletzt noch einmal rauſcht
Es überm Haupt der Schönen und es ſenkt
Sich nieder eine ſeidne Stola, ſchneeweiß,
Mit goldgeſtickten Purpurrändern; Blumen
Sind golden eingewirkt und goldig glitzert's
Durchs ganze bauſchig wogende Gewand,
Wie Himmelsſterne durch den Nebelduft.
's iſt wie die Silberwolke, ſterngeſtickt,
Die eine Göttin himmelan entführt.

Zuſammenfaßt es in der Mitte jetzt
Ein Gürtel, reich geſchmückt mit Edelſteinen,
Und über ihm ſchwillt vorne wie geſtaut
Des lieblichen Gewandes ſeid'ne Welle
Und fließt in edlen Falten reizend über,
Indeß der goldbefranſ'te Purpurſaum
Von hinten ſchleppend nachwogt.
Jetzo ſteigt
Aus Silberkäſtchen blinkendes Geſchmeid',
Korallen, Bernſtein, Perlen und Juwelen.
Wie Schmetterlinge ſich auf Blumen ſetzen,
So ſucht der Edelſtein, ſo ſucht die Perle
Die ſchönſten Stellen ſich auf Hals und Buſen
Der hehren Frau und wiegt ſich ſchillernd drauf.
Die ſchimmernden Demanten und Rubinen,
Hier glänzen einzeln ſie, dort lagern ſie
In Reihen ſich, als ob ſich niederließe
Ein Wanderſchwarm der Lüfte, ſchimmernd bunt,
Auf eine blüh'nde Lenzflur. Blanke Perlen
Umkreiſen wie der Wettbahn Läufer dreimal
Des Schwanenhalſes Ziel. Noch And're kriechen
Durchs liebliche Gelock des Haupts und gleiten
Anmuthig auf die weißen Schultern nieder
Wie triefende geſchmolzne Silbertropfen.
Und ſiehe da, auch glatte Schlänglein kommen
Mit Demantſchuppen und Rubinenaugen,
Armbänder, Ringe, Kettchen, goldne Spangen,
Umſchmiegend üpp'ger Arme ſtolze Fülle
Und weicher Lilienfinger zartes Rund.
Was weiter noch? Wenn mit dem Edelſten,
Dem Köſtlichſten, was die Natur erſchuf,
Sich etwas meſſen darf, ſo iſt's — die Blume.
Und wie der Edelſtein, darf auch die Blume
Nicht fehlen, wo prunkreiche Schönheit ganz
Entfalten will ihr ſchimmernd Pfauenrad.
Wohl brüſtet der Juwel ſich vor der Blume

Mit ſeiner Dauer ſtets, doch heute lächelt
Die Roſe ſeiner Prahlerei'n und liſpelt
Ihm zu, das Haupt der Herrlichen umſchlingend:
Auf dieſem Haupt kann keine Blume welken,
Von dieſer Stirne fällt kein Roſenblatt! —
So nun, das Antlitz hell, das Auge leuchtend,
Den duft'gen Leib umwallt von ſeidner Stola,
Von Perlen und Juwelen reich umflirrt,
Des Kranzes Zier im dunklen Haargelock,
Ein Phänomen, ein leuchtend Wunderweſen,
Daſteht das hohe Weib, ſteht Agrippina,
Und ſtaunt ſich ſelber an und lächelt ſich
Entgegen aus dem Glanz des Silberſpiegels,
Deß blankes Rund ein goldner Eros hält.
Ihr ſchmeichelt ſelbſt die Luft, die ſie umfächelt,
Und preiſt den Odem ſelig, den ſie trinkt.
Die Roſen in dem Kranz, der um ihr Haupt
Sich ſchlingt, ſie flüſtern ſchmeichelnde Verkündung
Von ewig blüh'ndem Reiz und ſüßer Liebe
Und ewig heitrem Lebensglück ihr zu.
Die Edelſteine mit den wunderfeinen
Glasglockenklängen, horch, ſie liſpeln ſchmeichelnd
Verheißungen von Glanz und Macht und Ruhm —
Und nur die weißen, ernſten Perlen ſauſen
Bedenklich faſt, ans Ohr der Lächelnden
Geſchmiegt — faſt klingt's wie ernſte Mahnung ihr,
Wie warnend leiſe, leiſe Geiſterſtimmen:
Sie flüſtern, ſcheint es, von der Meeresflut,
Sie flüſtern wunderliche Meeresbotſchaft,
Sie flüſtern, wie das Meer ſo tief, ſo tief,
Der Meeresgrund ſo einſam iſt, ſo ſchaurig. . . .
Doch welche Mahnung gäb' es für ein Weib,
Das ſiegesgewiß auf ſeine Reize blickt?
Nicht Unheilsahnung iſt's, es iſt die Hoffnung,
Es iſt der Schönheit trunknes Selbſtgefühl,
Es iſt die Luſt, was ihr die Seele ſchwellt,

Daß eng der Buſen wird und das Gemach.
Empor nun ſchreitet ſie die ſanften Stufen,
Und tritt aufs ſonnige Verdeck hinaus.
O wie um ſie das weite, wallende
Gewand ſo wonnig rauſcht! Und jeder Schritt
Entrieſelt eine Flut von Wohlgerüchen,
Die lieblich von ihr ausſtrömt. Jedes Aug'
Iſt auf die herrlich Wandelnde gerichtet:
Es ſtockt das Ruder in der Rud'rer Händen,
Und läßt die Perlen reglos niederrieſeln
Ins ſüß erſtaunte Meer: die Fahrtgenoſſen
Sie ſtehn, ſie ruhen, wie zu Marmorgruppen
Verwandelt, wo ſie naht, und ſind wie leblos,
Als wär', wie der Meduſe Grauenantlitz,
Ein Gorgoſchild auch dieſe höchſte Schöne,
Die, lächelnd ihrer Scheu, vorüberſchwebt.
Entgegen ihr tritt jetzo Tigellin.
Mit einer kriechend ſclaviſchen Geberde,
Die Lugen ſtraft ſein boshaft keckes Aug',
Neigt vor der Herrin ſich der Dunkle tief
Und ſpricht, als könnt' er ſtaunend in der Bruſt
Das Wort nicht zähmen: „O du Wunderbare,
Wie ſtrahlſt du in der Schönheit Zauberglanz!
Wie ſüß erſtaunt wird Roms Beherrſcher und
Der Welt dich grüßen, wenn du nahſt! Als Göttin
Bezeichnet dich das Schickſal ſchon auf Erden,
Indem es dir vergönnt, unwandelbar
Im Leben ſchon zu ſein und jung zu ſcheinen!“ —
Ein Blitzſtrahl fährt aus Agrippinens Aug'
Auf Tigellin — ha, frecher Mohr, dies Wort
War unbedacht; welch' Weib will jung nur ſcheinen,
Und nicht auch ſein? — Des Blitzſtrahls nicht zu achten
Scheint Tigellin und führt die Herrin lächelnd
Zum Bug des Schiffs vor, wo der Baldachin
Sich golden wölbt, und ſpricht: „O hier beſpiegle
Sich deine Schönheit, Herrin! Nur die Welle

Des Meers allein mag deinem Zauberreiz
Ein würd'ger Spiegel ſein!“ —
Am Bug des Schiffs
Steht Agrippina: Fernhin ſchweift ihr Blick.
Da liegt das holde Meer, da ruhn die Küſten,
Da ſpannt der Himmel lächelnd über ihr
Sein Wunderzelt im blauen Schimmer aus.
Doch ſchöner, ſel'ger, ſtolzer iſt dies Alles
Nicht, als das Aug', das Antlitz Agrippinens;
Denn dieſes Auge, dieſes Antlitz weiß:
Der Erde ſchönſtes Weib iſt Agrippina;
In dieſem Augenblicke ſcheint, was ſchön,
Nur ſchön, weil Agrippina es beſchaut.
Es glüht der Strand, in Wonne rauſcht das Meer auf,
Die Roſenwölkchen ſegeln durch den Himmel
Als wären ſie Gedanken Agrippina's,
Und meerwärts niederneigt ſich huldigend
Die Sonn', als ob nur ihr zu Füßen ſie
Vergießen möcht' ihr Strahlenblut . . .
Ihr Blick
Er ſchweift hinaus ins Meer, er ſchweift
Zum grünen Strand, wo Nero's Marmorhaus
Ihr ſchon entgegen blinkt. Lang ruht der Blick
Des großen Aug's darauf, und Siegesfreude
Blitzt herrlich auf in dieſem langen Blick.
Auf Agrippina's ſtolzer Lippe ſchwebt
Ein wortlos triumphirend Dankgebet:
„Ich danke dir, allwaltende Natur,
Daß du bewahrt mir haſt den holden Reiz!
Ich danke dir, ja, denn ich bin ein Weib.
Wär' ich ein Mann, ich riß aus ſeiner Scheide
Das alte, roſtzerfreſſ'ne Römerſchwert
Der Scipionen, und eroberte
Die Welt damit. Ich ſchüttelte dies Rom,
Dies ſchnöde Rom der Praſſer und der Memmen
Aus ſeinem dumpfen Schlemmerſchlaf empor.

Doch ich bin Weib. Statt Helm und Schwert und Panzer
Gab die Natur mir wallendes Gelock
Und Feueraugen, blendend weiße Glieder,
Und Prachtgewande, Perlen und Juwelen.
Ich bin ein Weib und habe keine Waffen
Als meine Weiblichkeit — ſo kämpf' ich, ſieg'!
Und mehr als je nun will ich es entfeſſeln
Dies Arſenal der wallend dunklen Locken,
Der Feueraugen und der weißen Glieder!
Was es vermag — du weißt es bleiches Wölkchen
Des Silbermonds, der in verwich'ner Nacht
Geſchimmert hat dem Feſt in Nero's Garten! —
Im Bunde ſeiner ſchnöden Zechgenoſſen,
Bei ſeinen Poſſenreißern, Buhlerinnen,
Bei ſeinen beſtial'ſchen Leibtrabanten,
Bei ſeinen Tigellinen und bei ſeinen
Poppäen lernte Nero mich vergeſſen,
Und es erſchien kein Ort ihm fern genug,
Zu bannen ihm die läſt'ge Näh' der Mutter.
Und ſiehe da, heut führt ein Prachtſchiff mich
Zu ihm auf ſein Geheiß, und ſchmachtend ſeufzt er
Nach mir, ja, ja, er ſchmachtet, dürſtet, brennt
Vor Ungeduld! Und warum dies?
Weil ſeinem Sinn, bacchantiſch aufgeregt
Vom wüſten Taumel, in vergang'ner Nacht
Verſchleiert ſich ein Frauenbild gezeigt,
Das Aug' in Aug' er nicht mehr ſehen wollte!
Wo blieben da die reizenden Poppäen,
Die Seneca's und Tigelline — wo?
Der Wink der Mutter war dem kecken Knaben
Nichts mehr, nun kniet er vor dem Reiz des Weibes.
Gleichviel, warum er kniet, wenn er nur kniet!
Ei ſiehe da, der lächerliche Thor!
Vernarrt in ſeine Mutter! Trieb denn wohl
Tyrannenwahnwitz je ſolch üpp'ge Blüthe?
Das iſt das Ende wohl, wenn Erd' und Himmel

Erſchöpft ward, wenn die Welt wie ausgepreßte
Citronen ſchal iſt, und ſtumpfſinnige
Begier ſich ſelber äfft! Doch dieſer Wahnwitz
Soll meiner Größe Schemel ſein. Ich führ' ihn
Am Gängelbande dieſes Aberwitzes
Und ſeiner unbefriedigten Begier
Die Bahn, die mir beliebt. Ha, der Beherrſcher
Roms und der Welt, der übermüth'ge Nero,
Sich haltend am Gewandſaum ſeiner Mutter,
Und folgend wie ein Knäblein: dieſes Schauſpiel
Bereit' ich einer Welt — und ſteh' ich oben
Am Gipfel höchſter Macht, vorerſt zertret' ich
Das ſchleichende Gewürm, die Sclavenbrut,
Die mich zurückgedrängt vom Thron des Sohns,
Und ſchleud're ſie mit abgeſchlag'nen Köpfen
Ins Nichts zurück, aus dem ſie kroch. Vor Allen
Geb' ich den gift'gen Wicht, den Tigellin,
Dem ſchwarzen Höllenſchlunde des Avernus
Zurück, der ihn gebar. Und dann gemach
Erfaſſ' ich mit der ſtarken Hand die Zügel
Und zeige herrſchend dem entnervten Volk,
Daß Rom noch Einen Mann hat: Agrippina!"
    So ſpricht in ſich, in ſeiner ſtolzen Seele,
Das hohe, kühne Weib mit Flammenaugen.
In dieſem Augenblicke naht ſich ihr
Die braune Lieblingsſclavin aus Aegypten,
Die Klugerfahrne, Vielvertraute, die
Geleſen längſt hat jede Hieroglyphe
Im Herzensbuch der Herrin. Dieſe naht
Sich Agrippinen mit der Purpur Palla:
„Friſch weht vom Strande her der Abendwind;
O Herrin, laß die weiche Palla ſich
Um deine Schulter ſchmiegen!" — Agrippina
Wirft um den Purpur, lächelnd: „Habe Dank,
Daß du in dieſem Augenblicke mir
Den Purpur bringſt; mit guter Vorbedeutung

Aegypterſklavin, ſenden dich die Götter!" —
Die Sclavin lächelt ſchlau, ihr Auge blitzt:
„Wie wallt der Purpur königlich um dich!" —
„Was ſollt' ich nicht den Purpur um mich ſchlingen?
Schmückt nicht das Meer, ſchmückt nicht der Himmel ſich
So eben auch mit Purpur königlich? —
Und brachteſt du den Purpur, bring' mir auch
Ein Diadem! der Kranz in meinen Locken,
Er ſei geweiht dem göttlichen Neptun,
Deß ſilbern Bild hier an des Schiffes Schnabel
So gleißend ragt, und der ſo friedlich uns
Auf ſanfter Flut zum grünen Strande führt!" —
Sie hängt den Kranz dem Meergott um die Schläfe,
Nimmt aus den Händen der Aegypterin
Ein Goldſtirnband und drückt es ſich ins Haar.
Die Sclavin flüſtert leiſ': „Semiramis!" —
Des Meergott's Saphiraug' ſcheint aufzuglühn:
Wie lüſtern blickt der Roſenkranzgeſchmückte
Auf das gekrönte Weib; ſo lüſtern blickte
Der Gott des Hades auf Proſerpina,
Bevor er ſie geraubt. —
                                        Indeſſen hat
Ein andrer Blick ſchon längſt auf Agrippinen
Geruht, der aus des Schiffes Hintergrund'
Herüberflog zu ihr. Der Blick war ſeltſam.
Zuweilen kam er wie ein gift'ger Pfeil,
Geſchleudert aus dem Hinterhalt. Man meinte,
Man müſſ' ihn ſchwirren hören in der Luft.
Zuweilen wieder ſchien er ſich ins Fleiſch
Der Agrippina tückiſch wie der Stachel
Des Scorpions zu ſchnellen. Manchmal war
Der Blick des Baſilisken, ihm verglichen,
Lammfromme Sanftheit. Doch nur Augenblicke
Erhellte dieſen unergründlichen
Abgrund der Bosheit ſolch' ein flücht'ger Blitz.
Die Höllenflamm' in dieſes Mannes Antlitz

Schien in ſich ſelbſt aufflackernd zu verlöſchen,
Als fehlt' es ihr an würd'gem Gegenſtand.
Meiſt war ſein Blick faſt harmlos, ſchlimmer nicht
Als eines Voglers, der ein Netz geſtellt,
Und hinterm Buſch auf einen Hänfling lauert.
Im Ganzen hatt' er eines Mannes Anſehn,
Der mit Vergnügen eine Welt vernichtet,
Doch nicht aus Haß und Groll, nein, nur zum Spaß.
Der Mann, der ſo auf Agrippinen blickte,
War Tigellin.
Da ſaß er regungslos,
Das Auge ſtets nach ſeinem Ziel gewandt,
Und leiſe pfiff er manchmal vor ſich hin,
Und wiegt' ein Seil in Händen, wie der Angler
In Händen wiegt die Schnur. — —
Nun aber, wie
Im königlichen Schmuck des Diadems
Hoch auf des Schiffes Verdeck ſteht Agrippina —
Die Sonne geht ſoeben leuchtend unter,
Himmel und Meer ſind ganz in Gold und Purpur
Getaucht, und der Palaſt am Strande glänzt
Schon nah' und näher, in den Lüften weht
Entzücken und es geht ein Feierklang
Durch die Natur und durch das Herz der Menſchen:
Das Meer wallt auf, das Schiff zieht ſtolzern Gang.
Muſik tönt rauſchend von der Prora her
Von Flöten, Cymbeln, Harfen und Syringen,
Nach deren Tact die Ruder gehn; es leuchtet
Verzückt das Antlitz Agrippina's und
Die Schmeichlerlippe ihrer gelben Sclavin
Ruft in den Brauſe der rauſchenden Muſik,
Dem nahen Ohr der Herrin nur vernehmlich:
„Heil dir, o Fürſtin, Heil dir Imperatrix! . . .“
In dieſem Augenblicke zieht der Mohr
Mit grinſendem Geſicht das weiße Tau,
Das er gehalten, feſter an, und wie

Der Erde Boden plötzlich klafft, wenn ihn
Erdbeben ſpaltet und in Trümmer ſinkt
Bewohnte Menſchenſtätte — ſieh, ſo plötzlich
Dumpf auseinanderkracht das Schiff: und wie's
Zuvor, der untergeh'nden Sonne gleich,
Gebrannt hat auf dem Waſſerſpiegel, ſo
Nun wirklich untergeht's, der Sonne gleich!
Von ſeinen Planken weicht die Flut hinweg
Was lebt: da ſieh, wild um den Trümmerhauf,
Den ſtürzenden, der dröhnend unterſinkt,
Aufſprüht der naſſe Perlenſtaub der See
Und hüllt in Schaum und Graus das Feſt, zu dem
Der Tod geboten hat die Meerdämonen.
Doch wie der Schauplatz nun ſich wieder klärt,
Da zeigt ſich ganz von ſchimmernd buntem Wuſt,
Wie ein Bazar, bedeckt der Waſſerſpiegel:
Da ſchwimmen Balken, Purpurtücher, Blumen,
Bildwerke, Prachtgewande, Taue, Segel . . .
Aus all' den Trümmern rudert Tigellin
In ſicherm Boot zum Strand; die Gondoliere,
Sie folgen ſchwimmend, Manches noch erraffend
In Eil' vom Trümmerprunk des goldenen Schiffs.
Doch wo iſt Agrippina? Von dem Gipfel
Des Schiffs, des berſtenden, hat ſie mit Grauen
Sich plötzlich öffnen ſehn den Waſſerſchlund,
Hat ſtürzend ſich bewußtlos angeklammert
Ans Bild Neptun's — der aber reißt ſie mit,
Die Herrliche, die ahnungslos ſich nur
Für ihn geſchmückt. Sieh da die Wellenroſſe,
Die weißbemähnten, bäumen ſich, und tragen
Des Meergotts ſchöne Beute, freudig ſchnaubend,
Hinunter in die Tiefe. Wallend ſchließt
Die Flut ſich über ihr.
Es tauchen manchmal
Wie Nereidenhäupter noch die Häupter
Der Frauen Agrippina's näſſetriefend

Empor, und weiße Arme klammern ſich
An Planken, doch es hemmt das ſchwimmende
Getrümmer ihr Bemüh'n; das Haupt, der Fuß
Verwickelt ſich in Tücher, Taue, die
Da treiben auf der Flut. Krampfhaft Umſchlung'nes
Reißt ſo der Leib, der unterſinkende,
Mit ſich bis auf den Grund.
Zuletzt iſt alles
Lebendige verſchwunden, und das Todte
Zerſtreut ſich rings auf weiter Meeresflur.
Der Wellenſpiegel wird nun wieder rein
Und ſtill herniederſinkt ein lieblich Dunkel:
Die Lüfte ziehn, die Wellen rauſchen friedlich,
Aufgehn die Sterne golden, und vom Strand
Herüber feſtlich glänzt mit tauſend Lichtern
Der marmorblinkende Palaſt des Nero. — —
Im goldnen Prunkſaal dieſes Marmorhauſes,
In des Tricliniums ſchimmernder Rotunde
Beim Feſtgelag' ruht Nero Dionyſos.
Und ihm zur Seite ruht — der holde Sporus,
Sein Lieblingsſclave — jetzt ſein Ehgemahl.
In langen Reih'n ſteht purpurn Pfühl an Pfühl
Auf Elfenbeingeſtühl, und jeder wiegt
In ſeinem ſchwellendweichen duft'gen Schooß
Ein Wunderkleeblatt herrlicher Geſtalten:
Roms göttlich ſchönſte Frau'n und Jünglinge,
Reizvoll gelagert, mit erglühten Wangen
Und Augen, drin nie müde Lebensluſt
In feuchtem Schimmer blitzt. O wie die Pfeile
Der Liebesgötter hin und wider ſchwirren!
Wie ſüß einwiegend, ſchwer, ein Wonnehauch
Von einem Purpurpfühl zum andern zieht!
Wie nach der Nachbarin der Nachbar ſchielt,
Und keuſcher Gewande Saum beäugelt,
Wo ſüßer Reiz verräth'riſch überquillt!
Des Bodens Moſaik iſt eine Lenzflur,

Geſtickt mit bunten Blumen aller Zonen —
Die Blüthen ſind gefügt aus Edelſteinen —
Wie Bäume ſtehn die Rieſenkandelaber,
Als Früchte Sterne tragend, und ergießen
Ein Meer von Glanz und Licht: Dreifüße miſchen,
Goldprangende, des wolluſtvollen Rauchwerks
Duftwelle drein, und ſüße Melodien
Erklingen — o es iſt ein Meer von Glanz
Und Klang und Duft, erregt vom Hauch der Luſt:
Hoch geht die Flut: das Haupt wird ſeekrank, heiß
Die Stirn, den Kranz verſengend, der ſie deckt.
Rings an des Zauberſaales Wänden ſchimmert
Reizvolle Bilderſchau: es wechſeln ſinnig
Mit jeder Tracht die holden Scenerie'n:
Stets überraſchen neue Farbenwunder.
Doch als zuletzt kein Schauſpiel reizender
Gefunden werden mag in aller Welt,
Als dieſer glanzdurchwogte Prunkſaal ſelbſt,
Und glüh'nde Luſt gelangt iſt auf den Gipfel,
Da rauſchen die bemalten Prachttapeten
Empor, und in kryſtallnen Spiegelwänden
Beſtaunt das zauberiſche Feſt ſich ſelbſt.
O wie das ſchöne Linienwellenſpiel
Glanzreicher Frau'ngeſtalten, hold gelagert,
Lieblich gehob'ner Arme, ſchön bekränzter
Und luſtgewiegter Häupter, ſtrahlender
Amphoren, Prunkgefäße, Candelaber,
Verdreifacht nun im holden Spiegelbild
Sich endlos dehnt! War es ein Feſtgelag',
Zuvor, ſo ſcheint es jetzt Elyſium,
Wo zahllos ſich die Schaar der Seligen
In goldnem Glanze freut. Wer liebt, der ſucht
Die Holde nun im Spiegelbild heraus
Und freut ſich des verdreifacht holden Reizes.
Er ſieht nun die Erſehnte dreifach lächeln,
Und dreifach auch ſein eignes Selbſt beglückt.

Und wenn manch' reizend Weib ſich ſelbſt erſchaut,
Mänadiſch von Falerner angeglüht,
So ſcheint das holde Conterfei zu leben,
Und das noch ſchön're Urbild ſcheint erſtarrt
Vor ſeiner eig'nen Schöne.
                                        Lieblich ſchlingen
Goldarabesken ſich und Blumenketten
Empor zur ſaphirblauen Kuppelwölbung,
Wo ſchimmernd prangt der ganze Sternenhimmel.
Auf blauem Aethergrund, ſieh, ſchwebend kreiſen
Die goldnen Bilder des Zodiakus:
Hier funkelt Löwe, Bär und Schütz' und Jungfrau,
Und Silberwölkchen gleiten durch den Aether,
Und Genien ſchweben auf den Silberwölkchen:
Die Einen ſenden nieder Blumenſchauer,
Die Andern träufeln nieder duft'gen Thau
Der lieblichſten, erquickendſten Arome;
Noch And're ſchweben mit Fortunas Füllhorn
Hernieder, holde Gabenfülle ſtreuend,
Kleinode, Ringe, Kettchen, Halsgeſchmeide,
In holder Frauen Schooß; den Männern aber,
Schwebt über'm Haupt ein Hagel von Decreten:
Ernennungen zu Senatoren, Conſuln,
Tribunen; wen ſie treffen, der iſt Conſul,
Senator, iſt Tribun. — O wie ſie tappen,
Und an der Scene Nero ſich ergetzt!
    Iſt Nero nicht ein Gott? Mehr als ein Gott!
Denn Götternamen führen ſeine Sclaven,
Und Göttertracht auch kleidet ſie. Hier Mars,
Hier Jupiter, Vulcan, hier Ganymed,
Hier Hebe, hier Latona: Alle ſtehn
Demüthig nun zu Sclaven umgewandelt
Und lauſchen auf den Wink des neu'ſten, höchſten
Olympiers, des Nero Dionyſos.
Ja, Götter dienen ihm. Die Leckerbiſſen
Des Meeres beut ein Nereidenſchwarm

Den Gäſten dar, des Waldes Beute bringen
Die Oreaden, von Diana ſelbſt
Geführt, der holden Jägerin. Silen's
Begleiter bringen Schläuche Weins herbei.
Und füllen in die Becher nach Belieben
Dem Einen Chier, Jenem Lesbier,
Dem ölig-milden, ſüßen Cyperwein,
Falerner dem, Setiner, Maſſiker,
Und liebliches Campaner-Traubenblut.
Doch, daß verwöhnte Gaumen nicht zu matt
Und ſchal bedünke, was da golden ſprudelt,
Iſt jedes Trankes Geiſt und Duft und Blume
Mit köſtlichen Aromen überwürzt,
Und doppelt muß den Zecher er berauſchen!
    Wer zählt der Schwelgertafel Köſtlichkeiten?
In hundert Silberpfannen ſchmort und brätelt
Das Leckerſte aus Erde, Meer und Luft.
Was iſt da Braſſe, Butte und Muräne?
Was Eber, Böckchen, Reh? Was Turteltaube,
Faſan und Droſſel, Haſelhuhn und Pfau?
Wie ſollte wohl Cäſarenſchlemmerei
Mit ſo gemeiner Koſt den Mund ſich ſtopfen?
Sie nimmt vom Seltenſten das Seltenſte,
Um es in gold'nen Schüſſeln aufzugipfeln,
Und blanke Silbertiſche zu belaſten.
Sie nimmt vom Köſtlichſten das Köſtlichſte,
Sie nimmt vom Seltſamen das Seltſamſte:
Vom Strauß und vom Flamingo das Gehirn,
Vom Pfau und von der Nachtigall die Zunge,
Vom Papagei den Kopf, vom Mutterſchwein
Die Zitzen, und die Ferſe vom Kameel —
Sie nimmt das Kopfſtück hier und dort den Schwanz,
Hier das Gehirn, und dort das Excrement.
Dies muß gefangen ſein bei Neumondlicht,
Dies muß mit Sclavenfleiſch gefüttert ſein,
Dies muß vom Pontus ſtammen, ſoll's behagen,

Aus Gallien dies und dies aus Aſien,
Das aus Ambracia, das aus Tarteſſus,
Das vom Lucrinerſee, das aus Ravenna,
Das aus Tarent und das vom Land der Britten.
Und wechſeln auch muß Speiſe die Geſtalt:
Sie muß den Gaumen nicht allein, ſie muß
Das Aug', ſie muß die Phantaſie ergetzen;
Ein gaſtronomiſch toller Mummenſchanz
Muß abgeſtumpfte Sinne mit barocken
Verkleidungen zu neuer Eßluſt ſtacheln.
Sieh, wunderlich geſchnörkelt Backwerk kommt
In Thiergeſtalt und Fleiſch als Blumenſtrauß.
Was wäre Kirſche, Pflaum' und Apfel wohl
Bei Nero's Tiſch? Doch luſtig iſt's, zu pflücken
Vom Stengel ſie. In prächt'gen Kufen wird
Ein ganzer kleiner edler Obſtbaumwald
Herbeigerollt auf blankem Rad und bietet
Dem Finger ſeiner Kronen leckre Frucht.
    Daß nicht das Ohr beim Feſt des Gaumens darbe,
Auftritt manch' tongewalt'ger Virtuos,
Manch' kundiger Arion, Marſyas,
Mit Zither und mit Flöte. Höher noch
Aufſchäumt die Luſt, als jetzt behend herein
Die reizendſten Geſtalten ſchweben, nur
Von koiſchen, durchſichtigen Gewanden
Umflattert, Tänzerinnen, Pantomimen,
Die weichen Glieder regend ausdrucksvoll,
Und einzeln bald und bald in holdem Reigen
Beim Klang der Cimbeln und der Caſtagnetten
Die Leiber wolluſtvoll im Tanze ſchwingend.
    Es ſchwirrt der Freude Fittig über'm Schwarm.
Nur Einer ſinkt, je mehr ihr Flügelſchlag
Sich rauſchend regt im Saale, tiefer ſtets
In wechſelnd wunderlicher Laune Bann:
Und dieſer Eine iſt der Wirth, iſt Nero.
Er ſcheint zu froſteln, doch ſein Antlitz glüht,

Und ſeine Augen leuchten wie im Fieber
Er ſtürzt Falerner, glüh'nden Chierwein
Hinab in Strömen und iſt nicht berauſcht.
Zuweilen ſinkt er in ein tiefes Brüten,
Dann fährt er auf und fragt nach Tigellin.
Bald iſt's als ob auf ſeiner Stirne Grimm,
Auf ſeiner Lippe ſchwebt' ein Todesurtheil;
Dann bricht er wieder aus in grelles Lachen
Und zwingt ſich ſelbſt zu toller Luſtigkeit.
Er läßt ſich reichen von des Sclaven Hand
Die Schildpattzither, von Sardonyxen
Beſtrahlt, und ſpielt und ſingt ein wüſtes Lied
Dem Zechgelag', das trunk'nen Beifall jauchzt,
Bis eine Saite reißt mit ſchrillem Wehruf,
Und ſchließt den Sang mit wilder Diſſonanz.
Er weiß nur halb, was ſich um ihn begibt:
Er lobt die Tänzerin, ſobald ein Bläſer
Das Ohr entzückt, und preiſt beim Schwebetanz
Der Gaditanerin den Zitherſpieler.
Verloren ſeinem Ohr ſind heut die Scherze
Des Saccus, der behaglich zechend nährt
An Nero's Seite, dem Vertrag gemäß,
Die Feu'rung ſeines Vollmondangeſichts,
Und ſeiner großen rothen Jubelnaſe
    Nun tritt herein ein lang Erwarteter.
Mit unterdrückter Stimme, haſtig ruft
Nero ins Ohr des Mohren: „Agrippina?..."
„Zu Gaſte bei Neptun wohl," liſpelt der;
„Im Meeresgrund — wenn ſie nicht etwa wieder
Emporgetaucht, denn dieſes Gottes Art
Iſt's, daß er ſeine Bräute wieder ausſtößt,
Wenn er ſie todt geküßt." Krampfhaft erfaßt
Nero die Hand des Mohren: „Todt?" — „Ich denke!
Verſunken ſammt dem Schiff! das ſchöne Fahrzeug!
Wie ſchade! doch du wollteſt's einmal ſo!
Von all' dem Reichthum ſeiner Koſtbarkeiten

Iſt nichts geblieben, als was etwa noch
Die braven Burſche, meine Gondoliere,
Den Wellen abgerungen — ha, es war
Ergötzlich anzuſehn, wie ſich die Kerle
Im Waſſer rauften um die goldnen Trümmer,
Und, weil der Händ' als Ruder ſie bedurften,
Im Maul die Beute hielten mit den Zähnen,
Wie Hunde, und ſo ans Geſtade ſchwammen,
Von wilder Habgier lechzend!“ — „Dafür hängen
Sie morgen mit dem Frühſten! Hörſt du? Gib
Den Auftrag augenblicklich! — Eine Welt
Sollt' untergehn mit Agrippina, und
Die Schufte raubten ihr den Leichenſchmuck,
Den kargen? Alle Schätze Roms hätt' ich
Ihr mitgegeben in das naſſe Grab! —
Doch nun genug von ihr! Die Stadt erfährt,
(Wenn meine Corybanten Zeit ihr laſſen,
Zu fragen, meine rüſt'gen Fackelſchwinger!)
Daß Nero's Mutter ſcheiternd iſt verunglückt
Auf einer Luſtfahrt im Tyrrhenermeer!“ —
So Nero, und wirft ſich zurück gewaltſam
Tief in den Strom der Feſtluſt. Er gebeut,
Die wilde, tolle, rauſchende Muſik
Der Becken und der Cimbeln zu entfeſſeln,
Und heißt verzückter Tänzerinnen Schaar
Sich hüllenlos in wildem Taumel drehn.
Die Purpurpfühle werden heiß und heißer,
Der Buſen hütet ſeine Reize nicht,
Und Fuß- und Fingerſpitze wird elektriſch.
Der trunkne, wüſtbetäubte Nero will
Erfaſſen ſchon die goldgewirkte Schnur,
Auf deren Zug, ſobald es ihm genehm,
Mit einem Mal verlöſchen alle Lichter,
Und ein cytheriſch' Dunkel, vielerwünſcht,
Hereinbricht, das um freche Wonnen her
Den Schleier wirft, indeß die heißen Seufzer

Verhauchen ungehört im Zauberklang
Wollüſtig leiſ' erzitternder Muſik . . .
Doch ſieh, in dieſem Augenblicke ſtürzt
Ein ſchreckensbleicher Sclavenſchwarm herein.
Die Hände ringen ſie und wollen reden,
Und wagen's nicht, bis daß der Zornblick Nero's
Sie ſtrenger fragt. Der Kühnſte ſtammelt: „Herr!
Das Meer hat einen Leichnam ausgeworfen
Soeben an des Hauſes Marmorſchwellen:
Der Leichnam iſt gehüllt in Prunkgewänder,
Und trägt die Züge —" „Weſſen?" — „Agrippinas!" —
Entſetzen faßt die Gäſte, Nero ſtarrt
Den Sprecher an als hätt' er nichts vernommen,
Und harrte noch auf Antwort. Leiſe geht
Ein Schauder durch den Saal, die Frau'n erblaſſen
Und Zecher, die nur mühſam noch gelallt,
Ernüchtern ſich und ſchau'n auf Nero. Dieſer
Erhebt ſich und ihm folgt der Schwarm. Der Prunkſaal
Ergießt den Zauberglanz ins Atrium,
Ins marmorſchimmernde, wo Säulen ragen
Und Ahnenbilder ſtehn, ſo ernſt und ſtill,
Im Silberſchein der nächt'gen Lichter blinkend.
Ein Purpurvorhang gönnt, zurückgeſchlagen,
Dem Auge holden Durchblick weit hinaus
Ins brunnenreiche Periſtyl, die Lüfte
Weh'n Blumendüfte ſüß herein, es ſtehn
Die Lilien da, in mag'ſchem Glanze, wie
Zur Todtenwacht entboten. In der Mitte
Der Halle liegt auf raſcherhöhtem Pfühl
Mit feſtgeſchloſſ'nen Augen, blaß und kalt,
Der Leichnam Agrippina's. O wie ganz
Verwandelt iſt die hohe Prachterſcheinung!
Fort iſt der holde Farbenglanz geſchwemmt,
Das Haargelock zerzauſt und naß und klebend,
Das Diadem, die Perlen draus verſchwunden,
Seegras und grüner Schlamm darein verpicht,

Verſchlammt die Blumen und die Edelſteine.
Und nur die Waſſertropfen hängen glitzernd
An ihrem Leibe jetzt als Edelſteine.
Verdrängt hat ſalz'ger Fiſchgeruch den Wohlduft.
Ankleben die durchnäßten Prunkgewande
Feſt an des Leibes üpp'ge Gliederpracht,
Die kalt und todt die Sinne noch berückt.
Der trunk'ne Nero ſchwankt herbei. Doch hier
Gewinnt er Faſſung, iſt kein Trunk'ner mehr,
Nur ein Wahnwitziger. — „Ei, Mutter," ruft er
Mit eiſig kalter Ruh' und bitter'm Lächeln:
„Wie kommſt du ungebeten ſtets zu Gaſt?
Zum Bacchanal in der verwichnen Nacht
Erſchienſt du plötzlich, und heut fällſt du gar
Als Leichnam uns ins glänzend heitre Feſt!
Was ſuchſt du hier, du Kalte, Todesblaſſe,
Im heißen Reigen der Lebendigen?
Wenn dich die Mächtigen der Unterwelt
Hinunterluden in ihr dunkles Reich,
Was kommſt du hieher? denkſt du etwa uns
Zur Rechenſchaft zu fordern? Geh', wir haben
An deinem Looſe keinen Theil! Dein Schiff
War leck, die Meerflut lüſtern — das iſt Alles.
Was wirfſt du einen ſchwarzen ſtyg'ſchen Schatten
Ins Reich der Seligen? Bin ich dein Sohn?
Ich bin ein Gott, bin Nero Dionyſos!
Ja, bin ein Gott, den man nicht ungeſtraft
Bekämpft, und dem das Schickſal ſchleunig immer
Todt alles Feindliche zu Füßen wirft —
Und ragt' es noch ſo hoch! — Als Nero's Gaſt
Biſt du gekommen, Agrippina! feſtlich
Geſchmückt, nur etwas übernächtig blaß
Vom allzu keck durchſchwärmten Feſt des Lebens!
Doch viel verzeiht man einem ſchönen Weibe —
Denn du biſt ſchön, ja, du biſt ſchön, auch todt!
Du biſt auch todt die Königin des Feſtes! —

Da ſeht das prächtig reiche Haargelock,
Das dunkle, ſeht die königliche Stirn,
Die werth, das Diadem der Welt zu tragen!
Da ſeht den Mund, ſo reizvoll und ſo ſtolz!
Da ſeht den prachtvoll üpp'gen Bau der Glieder,
Den göttergleichen —"
Sprichts, und mit der Hand
Wegzieht er das anklebende Gewand
Vom Buſen der Erblichenen. „Da ſeht
Des weißen Buſens königliche Fülle!
Ha, ſaht ihr jemals ſolchen Marmorglanz
Der zart'ſten Lilienhaut, ſo weiß und ſo
Gemiſcht mit glitzernd feinen Schimmerpuncten,
So glatt und weich wie Oel zu fühlen — lieblich
Erzitternd unterm Finger-Schmeicheldruck!
So ſchön war nicht der Leib der Semele,
Die einſt gebar den alten Dionyſos!
Des alten Dionyſos Mutter ſtarb
Im Feuer, und es ward ihr Sohn ein Gott
Des feuchten Elements — und wenn die Mutter
Des neuen Dionyſos ſtarb im Feuchten,
So iſt vielleicht ihr Sohn ein Dionyſos
Der Flamme, der die Welt in Feuer tauft! — —
Was meint ihr? ſagt' ich recht, daß Agrippina
Auch todt noch iſt des Feſtes Königin?
Ihr ſchönen Frau'n und du voran, Poppäa,
Folgt meinem Beiſpiel! weihen wir die Kränze
Von unſ'rer Stirn zu würd'gem Feſtesſchmuck
Dem königlichen Weibe hier. Erſticken
Mit Blumendüften wir den ſchnöden Mißduft
Neptuniſcher Umarmung, und des Todes,
Der ſeinem Ruchſinn allzubald verkümmert
Entſeelter Leiber ſüße Lieblichkeit!" —
Er ſprichts, da fällt ein Blumenregen nieder,
Und deckt die Prachtgeſtalt. Geſpenſtig faſt
Erſchimmert Lilien- und Roſenzier
Im Glanz der Lichter um das Haupt der Todten.

Da, ſiehe, neue Botſchaft! „Herr, ein Lichtſchein
Färbt furchtbar grell den nächt'gen Horizont!
Von Rom her kommts!“ —
Der Feſtgenoſſen Schaar
Stürzt eilig drängend auf die Marmorſtufen
Vors Veſtibul hinaus. Da flüſtert leiſe
Der Abendwind, die Sterne ſchimmern hell.
Das Meer iſt ſtill und wiegt ſich träumeriſch,
's iſt Mitternacht, doch hoch am Himmel ſteht
Ein ſchaurig wilder Feuerſchein im Norden!
„Es brennt die Stadt!“ ſo tönt's, und das Entſetzen
Gewinnt mit neuem Schreckniß wieder neue
Geſtalt im Angeſicht der Aufgeſtörten.
Verſtohlen grinſt auf Nero Tigellin,
Und Nero lächelt! furchtbar lächelt er.
Mit glüh'ndem Auge, deſſen düſt'rer Brand
Die rothe Glut am Himmel überglüht,
Starrt er hinaus, und machtvoll ſeine Hand
Ausſtreckend, ruft er: „Deine Leichenfackel,
O Mutter!“ — zu den Gäſten: „Auf nach Rom!“ —

◆

Vierter Geſang.

Der Brand.

Von Nero's Bacchanal iſt hingeſtürmt
Die wüſte, raſende Bacchantenſchaar
Und fällt in Romas Gaſſen lärmend ein
Mit Cimbelklang und lautem Evoë.
An ihrer Spitze, ſiehe, trabt Silen
Auf ſeinem Langohr, deſſen Haupt mit Weinlaub
Behängt iſt und mit Roſen, dran das Thier
Behaglich rupfend naſcht, indeß der Reiter
Roms Pöbel aufruft, fröhlich mitzuſchwärmen
Im Feſtesjubel, der den neuen Gott
Der Erde feiert, Nero Dionyſos.
Dicht hinter ihm her keucht ein Laſtthierſchwarm,
Hochauf mit Schläuchen Feuerweins belaſtet,
Aus welchen quillt für alle durſt'gen Kehlen
In Fülle goldnes Naß. Auch blinkend Gold
Wird ausgeworfen aus gefüllten Säckeln.
Drauf ſich in wilder Haſt die Menge ſtürzt.
Hoch laſſen Tauſende den Nero leben,
Dem Zug der Bacchen ſchließen ſie ſich an
Und ſtimmen ein in ihren Jubelruf.
So wächſt der Strom der Raſenden zuletzt
Zur unabſehbar'n Flut, vor deren Toſen
Roms ſieben Hügel zittern. In die Schenken
Zerſtreut ein Schwarm ſich hier und dort, bezecht
Mit Nero's Golde lärmvoll ſich, und ſtürzt
Sich wieder auf die Gaſſen. Doch nicht bloß
Dem Volke — Roms Bewohnern allen iſt
Entboten Nero's Feſtgruß, und alsbald

Entbrennt ein Wettkampf üpp'ger Schwelgerei
In den Behauſungen, und halb aus Furcht
Vor dem Tyrannen, halb aus eignem Drang
Sucht Schlemmerei ſich wüſt zu überbieten
Bei rauſchenden Gelagen, wo der Name
Des Nero-Dionyſos wild ins Klingen
Der Becher ſchallt! —
So iſt ganz Rom zuletzt
Hineingezogen in den bacch'ſchen Taumel:
Einbricht die Nacht, es wächſt die Raſerei.
Die Römerſtadt iſt eine trunkne Phryne.
Der Bacchen Schaar durchſchwärmt mit ihren Fackeln
Die Gaſſen, in verzücktem Wahnwitz tobend.
Da ſchleudert ein Bachant — iſt's nicht der Alte,
Der Alte, mit den düſt'ren Feueraugen?
Er ſchleudert als Bachant die Pechkranzfackel
Auf eines Hauſes Dach. Beifall zujauchzt
Dem Wageſtück die trunk'ne Pöbelhorde
Und grüßt der erſten Flamme Glanzgeflacker.
Und anderswo verſuchen And're ſchon
Das gleiche grauſe Wagniß. Hier und dort
Auflodert's plötzlich in die Nacht. Der Pöbel
Umlacht, umtanzt, umjauchzt die brennenden
Behauſungen der Reichen, hört behaglich
Die luſt'ge Flamme praſſeln. Schreck begleitet
Die Flamme nur ins Inn're ſtolzer Räume.
Es ſtürzen auf die Gaſſen die Bewohner.
Zu löſchen wird verſucht, doch die Bacchanten
Verhindern es mit tollen Scherzen. Sieh',
Mit den Getreuen naht auf ſeinem Eſel
Silen und richtet ſeiner Schläuche Röhren
Auf brennendes Gebälk, als wollt' er löſchen
Den Brand mit goldnem Wein-Geriefel; doch
Dazwiſchen werfen ſich die durſt'gen Zecher,
Auffangend jenes koſtbar ſüße Naß
Mit Mäulern, unerſättlich. Anderswo

Wirft ein Bacchant ins emſige Gewimmel,
Das helfend, löſchend einen Brand umdrängt,
Mit vollen Händen Gold, und ſich, die Helfer,
Sie laſſen ſtracks das brennende Gebäude,
Und raufen ſich um jenes blanke Gold.
Von einem Ende Roms zum andern wandert
Die Flamme auf Bacchantenfackelſpitzen:
An hundert Stellen lodert Feuer auf:
Erſt wirbelt Rauch empor in lichter Wolke;
Die Wolke glüht bald ſilberweiß, bald roſig,
Durchſtickt mit Millionen goldner Funken,
Die prachtvoll in der dunklen Luft zerſtieben,
Und alle Nachbardächer überſchnei'n.
Und dichter auch und dunkler qualmt's dazwiſchen:
Die Flamme loht erſt trübroth durch den Rauch.
Dann ſchlägt ſie ſiegend durch in ihrem Goldglanz:
Dann ſteht der Dachfirſt lichterloh, faſt rauchlos,
In weißlich klaren Flammen prachtvoll da!
Auf Zinnen, Giebeln, ragen Marmorbilder,
Quadrigen, ſtolz verklärt von Flammenſchein,
Und ſtürzen in die Glut. Es berſten Quadern
Mit donnerndem Gekrach. In blauen Flammen
Loht ſchmelzend Erz, und über lodernden
Oelſtrömen ſteht ein rabenſchwarz Gewölk.
Der Brand hat aufgeſtört die wüſten Schlemmer.
Mit weingerötheten Geſichtern ſtürzen
In purpurnen Gewändern Männer ſich
Und holde Frau'n, die Kränze noch im Haar,
Aus brennenden Prunkſälen auf die Straßen,
Und händeringend rennen hin und her
In buntgemiſchtem Wirbel Herr und Sclave
Und Greis und Kind. Aus brandumglühtem Haus
Stürzt der um ſich zu retten, Jener ſtürzt
Hinein, zu retten ſeine letzte Habe.
„Hier brennts, und hier, und hier, und hier!“ ſo gellts
Verwirrt in Schreckensrufen durch einander.

Hier wird gewinſelt und dort wird gefleht:
Der flucht und Jener betet zu den Göttern.
Dazwiſchen ſchallt Gelächter, roher Scherz,
Und ſtets noch übertäubt den Braus der Stimmen
Der Thyrſusſchwinger ſchallend Evoë.
Mit ihrer Habe flüchten Tauſende.
Kleinode rettet der in wilder Haſt,
Der ſchleppt mit Werkgeräth, Gewanden ſich,
Ein Andrer rettet, wie beſinnungslos,
Werthloſen Trödel in des Herzens Angſt.
Da läuft ein Mütterlein mit einem Topf,
Den ſie vom Herd geriſſen. Beſſer hat
Trimalcion, der reiche, ſich beſonnen.
Fortſchleppen läßt er ſeine goldnen Schätze
Von hundert ſchweißbedeckten Sclaven: er
Folgt hinterdrein in ſeid'ner Sänfte Kiſſen.
Doch Bahn iſt nicht für ihn im Volksgewimmel:
Es ſtockt der Zug im Schwarme, der ihn anhält
Mit ſtürmiſchem Halloh, ihn plündert und
Zerſtreut, und aus der Sänfte johlend reißt
Den dicken Schlemmer ſelbſt. Die Wirrſal wächſt
Entſetzlich in dem raſenden Gedräng'
Der Tauſende, die durch einander flüchten.
Es wälzen endlos ſich die Menſchenmaſſen
Durch enge Gaſſen hin, im Dunkel bald
Und bald im grellen Licht der Feuerbrände.
Zertreten werden Kinder, Greiſe, Weiber,
Begraben unter Trümmerſturz, erſtickt
In Wolken Rauchs. Zuletzt wälzt über Haufen
Von Leichen und den Wuſt zerſtreuter Habe
Sich wachſende Verwirrung wie ein Meer
Von Schrecken, drin das Auge keine Welle,
Kein einzeln Schreckensbild mehr unterſcheidet.
Und weiter ſtets und weiter thut der Brand
Den fürchterlichen Flammenrachen auf.
Weiß glüh'nde Balken leuchten wie die Zähne

Des Ungeheuers aus der rothen Glut.
Es tanzen hoch in jubelnden Spiralen
Lodernd empor purpurne Flammenbänder
Und flattern wie Standarten der Zerſtörung
Rings um die Zinnen her und um die Hügel.
Die Feuerſeen dehnen weit und weiter
Sich aus und fließen endlich in ein Meer
Zuſammen. An dem Holzwerk in den Buden
Des Circus frißt das glüh'nde Flammenthier
Sich wie an leckrem Schmauſe voll, und dann,
Gleich einem Raubthier, das aus Waſſer kommt,
Durſtlechzend ſchlürft's mit ſeinem heißen Rachen
Des Oelmarkt's ungeheuren Vorrath aus.
Schon iſt's ein fettgemäſteter Koloß,
Doch noch nicht ſatt. Es ſind die Niederungen
Schon überglutet, und die Hügel ſtehn
In Rauch gehüllt. Bald aber ſchlägt hoch über
Den Rauch der Höhen noch hinaus die Flamme.
    Schon ſind die Hügel Roms wie Feuerberge,
Und ſpeien Glut und Aſche wie aus Kratern.
In Feu'r ſteht Palatin und Aventin,
Und nun umlodern ſchon die hellen Flammen
Des Forums ſtolze Prachtgebäude, die
Mit ihren hohen Giebeln, Marmorfrieſen,
Mit Bogen, Colonnaden, furchtbar ſchön
Aufragen wie verklärt im Feuerſchein.
Und ſich, hinüber nun zum hohen, ernſten,
Marmornen Capitol auch züngelts ſchon
Und glutroth ſteht die heilig ſtolze Höh'!
Nun lodert wie von tauſend rieſigen
Wachtfeuern auch das weite Marsfeld auf.
Das wüth'ge Element, es ſchweift ſogar
Bis zu den ſchweigſamen Cypreſſengräbern
Des Esquilin — ſelbſt über'n Tiberſtrom
Entſendet es die glüh'nden Feuergrüße
Hinüber in die nächtlich ſtillen Gärten

Am grünen Hange des Janiculus.
In weiter Ferne, ſchwarz und düſter hebt
Am Rand des Horizonts ſich vom glutrothen
Nachthimmel ab das ſchweigende Gebirg.
Baſiliken und Tempel, Mauſolee'n,
Und Thermen, Portiken, Amphitheater
Und Naumachie'n und rieſ'ge Circusbauten
Stehn in den Flammen da wie feurige
Denkmäler. Coloſſal'ſche Säulen ſtemmen
Wie kampfluſtglühende Giganten ſich
Dem Brand entgegen mit granitnen Panzern:
Doch dieſer ſprengt die Panzer ihnen, leckt
Der Eiſenklammern ſchmelzend' Erzgefüg'
Wie heißes Blut aus ihrem Leib und wirft
Die Unterhöhlten tückiſch in die Aſche.
Nichts iſt dem Ungeheuer allzugroß,
Doch nichts auch zu gering, und nichts verſchmäht es,
Und ruht nicht, bis es Alles, auch das Kleinſte,
Verwandelt hat in Staub und Aſche. Gleich
Iſt Alles ihm und Alles macht es gleich.
Mit *Einer* Gier verſchlingt's die Citrustiſche
Der Reichen wie des Brückenbettlers Krücke,
Holznäpfe wie murrhiniſche Gefäße,
Des Cynikers Sandalen wie des Conſuls
Lictorenbeile und curul'ſchen Sitz.
Es wirft die Reichen aus den ſeidnen Kiſſen
Und ſprengt die Riegel des Ergaſtulums,
Und ſtößt Gefang'ne vor die Kerkerthür.
Es ſchwelgt im Ueberreſt lucull'ſcher Mahle
Und gräbt wie leichengierige Hyänen
Die Aſchenurnen aus den Mauſolee'n,
Und ſchlürft ſie aus. Den Bart des Philoſophen
Sengt es mit gleicher Wolluſt wie die Maske
Des Harlekins. Schandſäulen ſtürzt es hin
Wie Ehrenbogen. Von den Thüren des
Lupanars reißt's den Kranz und Adler von
Standarten, die in hundert Schlachten ſiegten . . .

So ſchwelgt in ſeinem Fraß das Rieſenthier,
Und wo es naht, da flüchtet ſich was lebt.
Nur noch die Plünd'rer wagen ſich ins Inn're
Der Häuſer und nur das Verbrechen noch
Schlägt in umloh'ter Einſamkeit zuweilen,
Von keinem Späherauge mehr behelligt,
Ein kurzes, freches Hohngelächter auf.
Es iſt ja Rom, das brennt, das laſterhafte,
Das frevelvolle Rom: ſo manchen Gräul
Bedeckt des Augenblicks Verwirrung: Jeder
Iſt nur ſein eigner Freund: Nicht Bruder, Gatten,
Nicht Mütter gibts: jetzt ſtößt der Feind den Feind
Heimlich und ungeſtraft ins Flammengrab.
Dort ſteht ein ſchönes Weib und ſcheint zu ſchwanken,
Ob ihr Juwelenkäſtchen, ob ihr Kind
Sie mit ſich aus den Flammen retten ſoll.
Sie ſchwankt nicht lange — ſieh', ſie nimmt das Käſtchen.
Der Greis mit weißem Haar dort, kein Aeneas
Trägt aus der Glut auf ſeinen Schultern ihn —
Er hat zu lang gelebt, und Sohneshand
Schob am Gemach den Riegel vor, worin
Er jetzt verkohlt . . . Hinweg von dieſer Schau!
Wirf deinen Feuermantel, Rieſenbrand,
Darüber! Lieber doch, als Menſchentücke,
Seh' ich dein Wüthen. Klein iſt jene, du
Biſt groß und herrlich auch noch im Vernichten!
Von dem, was brennende Penaten ſchaudernd
Erblicken, eh' ſie in die Aſche ſinken,
Kehr' ich zurück zu deinen Schreckensbildern! —
Ha ſieh, die Gipfel praſſeln in die Tiefe!
Sich von den Tempeln, die da brennen auf
Den Hügeln, rollen Säulen donnernd nieder;
Geſchmolzenes Metall auch ſchießt in Strömen
Herab wie Lava. Wenn die Balken ſtürzen
Von Giebeln in die grauen Aſchenhaufen
Der Feuerſtätten in den Niederungen,

Die ausgelodert, ſich, da wirbelt noch
Empor zum Himmel eine Funkenſaat,
Als ob ein Rieſenroß mit ſeinem Hufſchlag
Aus einem Rieſenfels ſie ſtampfend ſchlüge.
Hinweg aus ſtürzendem Getrümmer hat
Das Volk geflüchtet auf die Plätze ſich.
Doch hier auch weht verſengend noch der Gluthauch
Und unerträglich dampft der Brandgeruch
Und Rauch und Qualm verbreitet ſich erſtickend.
Die Tiber ſelbſt wird heiß und wälzt ſich voll
Glutaſche hin und voll von Trümmerwerk,
Das aus den Höh'n bis in die Fluten rollt.
Die Gärten brennen, Lorbeer-, Myrthenwälder
Auflodern hell: das Waſſer in den Weihern
Beginnt zu kochen: Fiſche ſtrecken lechzend
Den Rachen aus der Flut und ſchnellen ſich
Hoch in die Luft empor, dem glutenden
Bereiche zu entfliehn, bis ſie zuletzt
Verbrüht und todt die Oberfläche ſchwimmend
Bedecken. Vögel fallen aus der Luft
Verſengt herunter. Aus den brennenden
Thierzwingern ſtürzen ſich die wilden Thiere,
Die Löwen, Tiger, Panther, Leoparden,
Und rennen heulend durch die Gaſſen, Schreck
Ins angſtvoll drängende Getümmel tragend,
Das plötzlich ſieht die aufgeſperrten Rachen
Der Ungethüme neben, unter ſich:
Doch auch die Ungeheuer ſelbſt entſetzen
Sich vor den Flammen, heulen gräßlich und
Geberden toll ſich, bis vom Brand umzingelt
Sie röchelnd unter glüh'nde Trümmer ſinken.
Inzwiſchen hat ſich aus den dichten Wolken
Des Glutqualms trüb und ſchwer das Sonnenrad
Herangewälzt im Oſten, unſcheinbar,
Wie unbemerkt von der Natur, denn heller
Als hellſter Tag hat ja der Brand die Nacht

Erleuchtet — nur erſcheint im Taglicht jetzt
Die Scene graſſer, und die traurigen
Brandſtätten ſtehn im fahlen weißen Schein
Des Morgens öder noch und wüſter da.
Aus eingeſtürzten Tempeldächern ragen
Einſame Götterbilder. Sieh, ein Meer
Von Rauch und Qualm und rother Lohe wälzt
Sich über finſteres Gemäuer hin,
Wo ſchwarz berußt die hohe Säule ragt
Im ſchwarzen, aſchenüberſchneiten Grund,
Und ausgebrannte Bogenwölbungen
Daſtehn wie grauſige Triumphespforten
Des Genius der Zerſtörung und des Todes.
Es kommt ein ſcharfer Windeshauch von Oſten
Und jagt das funkenſchwang're Rauchgewölk
Voll rother Glut bis ans Tyrrhenermeer.
Erloſchne Brände lodern wieder auf
Aus ihren Aſchengräbern. Rieſenhaft,
Sieh, wehn die blutig rothen Geierflügel
Des Brandes wieder hin von Höh' zu Höh':
Bis in den ehr'nen Himmel ſchlägt die Glut,
Und Wolken ſengt der Brand wie Schmetterlinge,
Die unvorſichtig flattern um das Licht. —
Wer iſt der ſchöne, reich bekränzte Zecher,
Der dort auf ragender Terraſſe ruht
Inmitten dieſes wilden Flammenſchauſpiels,
Den Becher in der Hand, die goldne Leier
Zur Seite, rings umgeben von verzückten
Mänaden, Corybanten, als Trabanten
Sich ſchaarend um den ſtolzen Götterjüngling?
's iſt Nero-Dionyſos. Neben ihm
Von einer Seite ruht ſein Lieblingslöwe
Geſchmiegt, und von der andern zauberiſch
Gelagert ruht die reizendſte Bacchantin,
In deren Auge Nero blickt und ſchwört,
Daß nirgends ſchöner Rom, das brennende,

Sich ſpiegeln könne, nirgends würdiger,
Als in dem ſchönen Auge der Bacchantin.
Und Muth einſpricht er ſcherzend ihr, die zittert,
Die Jugendliche, vor dem Flammengräul,
Und vor dem Löwen, und vor ihm — und reicht
Ihr ſeinen feingeſchliffenen Smaragd,
Den Lieblingsſtein, durch den er ſelbſt das Schauſpiel
Des Circus oft beſchaut, und der das Feuer
In ſanftgedämpftem grünen Scheine zeigt.
Zum Kinderſpiel wird ihm das Gräßliche,
Mit dem er tändelt. Ihm zu Füßen, ſieh,
Schmiegt ſich die Feuersbrunſt, wie jener Löwe,
Und leckt zuweilen nur mit glüher Zunge
An ſeiner Hochwart eiſenfeſten Quadern
Empor, gleich einem Hündlein, das beleckt
Die Füße ſeines Herrn. Wie oft ein Wand'rer
Vom hohen Klippenſtrand mit Schauder blickt
Hinunter in die wilde See, ſo blickt
Vom ſichern Quaderbau ins Glutmeer Nero,
Nur ohne Schauder, ohne Schwindel. Lachend,
Sieh, gießt er einen Becher goldenen
Falerners in die Glut hinab, als wollt' er
Sie löſchen — oder iſt's zur Opferſpende
Dem ſchönen, dem verwandten Element?
Iſt Wein doch Feuerglut, vermält dem Waſſer!
Sieh da, ein mächtiger gefleckter Panther,
Geängſtigt von dem wilden Brande, flüchtet
Zu Nero's Standort ſich: doch Nero ſtößt ihn
Mit ſtarker Hand hinunter in die Glut
Ausrufend: „Ziehen Panther nicht den Wagen
Des Nero-Dionyſos und du bebſt
Zurück vor Flammen? Lerne dich gewöhnen
An deines Herrn geheiligt Element —
Denn er iſt ja ein Flammen-Dionyſos!“ —
    Es ſteht die Warte wie ein Vorgebirg
Der Luſt im Glutmeer. Goldne Becher klingen,

Scherzworte, trunkenes Gelächter ſchallt,
Auf der Mänaden Brüſte niederthaut
Manch heißer Flammenkuß. Ein wenig abſeits
Vom Schwarme ſitzt der weiſe Seneca,
Und, kühlen Blicks dem Brande zugewandt,
Feſtbannt mit flücht'gem Griffel er im Wachs,
Dem ſtets bereiten, Bilder und Gedanken,
Wie er ſie ablauſcht dieſer ſelt'nen Schau,
Für ſeine nächſte Schrift voll Stoa-Weisheit.
Saccus-Silen, der trunk'ne, ruft: „da ſeht
Wie unſer neuer Gott ſo wunderſam
Die Welt verwandelt, wie er ſie verklärt!
Seht ihr des Nero goldne Vögel flattern,
Die Flammen? Hört ihr wie ſie luſtig ſingen?
Wie anders, als das ſchläfrige Gezücht,
Das ſonſt den Aether Jupiters durchkrächzte!
Was iſt der Regen Jupiters und ſeine
Gewölke gegen Nero's Feuerwolken?
Auffliegen ſie um ſtürzendes Gebälk,
Und ſprüh'n als goldner Funkenregen nieder,
Als gält' es eine Danaë zu befruchten.
Doch nein, das iſt kein Funkenregen mehr,
Es iſt ein wildes Funkenſchneegeſtöber!
Ihr habt geſehn, wie Nero blitzt und donnert,
Nun ſeht ihr, wie er hagelt, wie er ſchnei't!“ —
So ſcherzt der Dickwanſt. Und je mehr die Stadt
Mit allen ihren ſieben Hügeln rings
Aufflammt in weithin leuchtendem Geloder,
So mehr auch glüht das Angeſicht des Nero
In wildem Purpur auf, und weiter ſpinnt er
Des Saccus Prahlerworte triumphirend:
„Frag' den Neptun auch, was ſein feuchtes Meer
Iſt gegen Nero's Glutenocean?
Es tauchen draus die Zinnen Roms wie Klippen,
An welchen brandend hoch empor der Giſcht
Der wilden Lohe ſpritzt! Wie Morgennebel,

Schweift übers Flammenmeer der graue Rauch.
Er führe ſeine weißbemähnten Roſſe
Heran mit mir zum Wettſtreit, auszuſtampfen
Die Glut, — ſie werden mit verbrannten Mähnen
Zurück ins alte froſt'ge Bette taumeln.
Und ihr auch, Winde, kommt ihm nicht zu nah',
Dem Feuerocean und ſeinem Gluthauch!
Denn ſtatt ihn auszublaſen, dürfte wohl
Der Odem eurer Lungen drin erſticken! —
Ha, deine Sonne, ſchöner Sonnengott,
Was iſt ſie heut? O ſeht, wie ſie beſchämt,
Weil überglüht von meinen Feuerbränden,
Am Himmel hinſchleicht, unſcheinbar und trüb,
Und müde durch die Wolken Rauchs ſich wälzt?
Ha, gegen meines Brands zahlloſe Fackeln,
Was biſt, du, Tag, einäugig armer Bettler,
Mit dieſem Einen Sonnenaug'? — Du Blitz,
Was biſt du, als ein dürftig ſchnöder Prahler?
Was biſt du Nacht mit deinem Sternenheer?
Was ward aus dir, als ich die Glut entfachte?
Nur Funken ſchienen deine kleinen Sterne,
Aufſprühend in den dunkelſchwarzen Himmel
Von dieſem ungeheuren Feuerbrand!“
„Reicht mir die Lyra, daß ich einen Hymnus
Der Flamme ſinge, ihr, die Troja einſt
Verzehrte, Roms berühmte Mutterſtadt!“ —
Er faßt die goldne Lyra, rührt die Saiten
Zuſtönend wie Apoll, und ſingt ins Brauſen
Der Flammen regellos ein wildes Lied.
Er ſingt von Troja, ſingt von Priamus,
Er ſingt vom Schickſalstag, dem lange ſchon
Voraus verkündeten, dem Tag voll Blut
Und Flammen, wo das heil'ge Ilion
Hinſank — unſterblich fortzuleben in Homer's
Geſängen, in Virgil's und Nero's Lied!
Er ſingt von Trojas Brand — und preiſt die Flamme.

„Schön biſt du,“ ſingt er jetzt in ſanftem Laut,
„Schön biſt du, Flamme! Meine Blicke ſchwelgen
In deiner Glutenregion, gleichwie
In einer Roſenflur! Heil dir, o Flamme!
In Goldglanz läßt du mir die Welt auflodern!
Wie Midas einſt, was er berührt, in Gold
Verwandelte, ſo wandl' ich mir die Welt
Zu glüh'ndem Golde ganz! — Ja, du biſt ſchön,
O Flammen-Element! Weiß, purpurn, blau
Blühn deine Blumen! Und das edelſte
Von allen Elementen biſt du wohl,
Von allen Dingen du das göttlichſte —
Denn erdwärts laſtet jedes ird'ſche Ding,
Der Geiſt nur und die Flamme ſtrebt noch oben! —
Wie mag zu Muthe dem geweſen ſein,
Dem Sterblichen der Urwelt, der dich ſah
Zum erſten Male, dem du aus dem Kieſel
Entgegenſprangeſt, oder aus dem Wipfel
Des blitzgetroffnen Baums entgegenflammteſt!
Wie mag er bebend erſt erſchrocken ſein,
Bis deine Schöne ihm das Herz bezwang
Und er dich liebend hegte wie ein Schooßkind
Auf ſeines Hauſes Herd! — Sei mir gegrüßt,
Glutelement, im Tiefſten mir verwandt!
Lichtdämon, heißer, ewig lechzender
Wie meine Seele — freſſend und zerſtörend,
Und göttlich doch! Was wär' der Erdenkloß
Allgegenwärt'ges, ohne dich? Gedämpft
In Roſen brennſt du, ſprühſt im Wellenſchlag,
In Wolken — im Geſtein — im Wein — im Auge
Des ſchönen Weibes — und ſo labt das Herz
Dein Götterſtrahl zerſtreut nur: Doch dem Nero
Genügt' es nicht — in deiner ganzen Schöne
Wollt' er dich ſehn, in deiner ganzen Fülle,
In deiner herrlichen Unendlichkeit!
Prometheus brachte einſt nur einen Funken

Vom Himmel, und die Welt ſchrieb ſeinen Namen
Mit goldnen Lettern ein ins Buch des Lebens!
Bin ich ein kühnerer Prometheus nicht?
Des Lichts, des Feuers ganze Fülle gieß' ich
Vor euch, ihr Menſchen aus! Wovor die Götter
Einſt zitterten, als Phaëton die Zügel
Der Sonnenroſſe nahm in ſeine Hand —
Daß üppig rings auflodere das Feuer,
Das prächtige, davon die Neidiſchen
Nur karge Funken gönnten dieſer Erde —
Seht, Nero-Dionyſos hat's vollbracht!
Aufglüht die Welt im Jubelſchein der Flammen,
Und die Bacchantenfackel hat gethan,
Was Helios Flammenroſſe kaum vermocht!
Aufſteckt' ich zündend eine Rieſenkerze,
Und nahm zum Dochte mir das große Rom.
Der Docht hat vollgeſogen ſich am Fett
Der Völker lange, ſeit Jahrhunderten,
Drum brennt er jetzt ſo luſtig, lichterloh!“ —
Hier ſtirbt der Saitenſchall und Nero's Lied
Verwandelt ſich in Zornesdonnerklang:
„O Rom, gedenk ich, daß du's biſt, woran
Die Löwenzungen dieſes Brandes lecken,
Trübt ſich das Element, das reine, mir,
Und nicht mehr ſeh' ich eine Roſenflur,
Nein, du erſcheinſt mir wie ein Rieſenkeſſel
Wie ein theſſal'ſcher Hexenkeſſel, drin
Beim Schein der Glut in widrigem Gemiſch
Aufkocht die Völkerhefe, kocht der Brodem,
Der hier zuſammenrann aus aller Welt!
Und grauſer noch, je mehr ich blick' auf dich,
Erſcheinſt du mir — als eine Rieſenbeule,
Die krankhaft vollgeſchwellt ſich nun entzündet
Und leuchtet in karfunkelrother Glut!
Ha, Römervolk! wie einen Scorpion
Hab' ich mit Feuern dich umzingelt — drücke
Den Stachel doch ins eigne matte Herz! . .

Doch ſeh' ich recht? Ei, wie die ſchnöden Wichte,
Die Menſchlein, ſich da unten mählig wieder
Entwöhnen ihres Grauſens! Leuchtet nicht
Der Brand dort in ein Menſchenangeſicht,
Das lächelt? Wendet es zum Nachbar nicht
Mit einem Scherzwort ſich? So iſt's — das Schreckniß,
Das wildeſte, verliert zuletzt den Stachel —
Doch auch den Reiz. Das wundervollſte Schauſpiel
Wird uns zum Ueberdruß. Eintönig dünkt
Mir ſelbſt die Flamme ſchon — mein Augenſtern
Iſt überſättigt von dem grellen Gelb —
Bringt wieder andre Farben mir vor Augen:
Grün, oder Roth — und wär's auch rothes Blut!“
Iſt Sclave Nero's auch das Ungefähr?
Dort aus den Gaſſen, ſich, der Stadt, was drängt
Sich, wie gerufen, ungeſtüm heran?
's iſt eine Schaar Bacchanten, an der Spitze
Der ſchnöde Mohr. Und in des Schwarmes Mitte
Umzingelt wird geführt ein traurig Häuflein
Von Männern, Frau'n, von Greiſen, Jungfrau'n, Kindern.
Vor Nero ſtill hält dieſer bunte Zug,
Und Tigellin beginnt: „Herr, eine Rotte
Von Frevlern bringen vor dein Antlitz wir.
Die Schelme, die gefangen hier du ſiehſt,
Sind Nazarener, Chriſten. Höre, wie
Sie frevelten an deiner Herrſcherhoheit!
Als Nero-Dionyſos dieſe Nacht
Verkündigt und gefeiert ward zu Rom,
Wie ſichs geziemt, als neuer Gott der Welt,
Da liefen dieſe Schwärmer auf die Straßen
Und ſprachen zu dem Volk und riefen laut,
Wohl ſei'n geſtürzt die alten Götter, wohl
Gäb's einen neuen Gott und Herrn der Welt,
Doch dieſer neue, größ're Gott, er heiße
Nicht Nero-Dionyſos, Roms Tyrann,
Nein, Jeſus Chriſtus — der geboren ward

Zu Bethlehem im Judenlande, und
Ans Kreuz geſchlagen unter Pontius
Vor dreißig Jahren in Jeruſalem.
Und dieſen neuen Gott, und eines neuen
Weltreichs Herannah'n predigten die Schwärmer
Mit keckem Wahnwitz in den Flammen Roms.“ —
„Ein and'rer neuer Gott!“ ruft Nero. „Ha!
Ein neuer Gott, den man ans Kreuz geſchlagen?
Fürwahr ein furchtbar mächt'ger Nebenbuhler
Für einen Nero-Dionyſos! Hört,
Ihr ſeid die wunderlichſten aller Thoren,
Wenn keinen beſſern Gott ihr finden konntet,
Als einen, den man an das Kreuz geſchlagen.
Auf mich her blickt! Es dampft als Opferſchale
So eben glühend mir das große Rom!
Laßt fahren dieſen Wahnwitz, und bevor
Auch ihr ans Kreuz geſchlagen werdet, wie
Der Gott, den ihr ſo wunderlich verehrt,
Stimmt ein in meiner Treuen Jubelruf!
Stimmt ein ins Evoë der Corybanten! —
Und ruft ihr laut genug ſo ſchenk' ich euch,
— Denn ihr ſcheint mehr verrückt mir als gefährlich
Und ich bin eben mild und gut gelaunt —
So ſchenk' ich euch vielleicht ſogar das Leben.
Habt ihrs vernommen? Nun beſinnt euch raſch,
Und laßt ein ſtürmiſch Evoë erſchallen!“
Es ſteh'n inmitten der gefangnen Schaar
Im Silberhaar zwei wunderbare Greiſe,
Erhaben, hehr, wie Götter. Um ſie her
Wie Lämmer um den Hirten, ſtehn die Chriſten,
Und blicken bei des Nero Läſterwort
In dieſer Greiſe leuchtend Angeſicht.
Auf ihren Wink hinwirft die ganze Schaar
Sich auf die Knie', und läßt, den Blick verzückt
Zu blauen Himmelshöhn, des Schwures Ruf
Erſchallen hundertſtimmig: „Dich allein
Anbeten wir, Sohn Gottes, Jeſus Chriſtus!“ —

In wildem Grimm loht Nero's Antlitz auf.
Horch! ſchallt im Augenblick nicht eines Löwen
Gebrüll heran? Im Aug' des Mohren zuckt
Ein infernaliſcher Gedankenblitz.
Zum Rand der marmornen Terraſſe führt
Er Nero vor und weiſt ihm in der Tiefe
Der gähnenden Arena weites Rund,
Um das bereits die Flammen züngelnd lecken.
Schon faßt der Brand den großen Thierbehälter,
Drin, aufbewahrt zum nächſten blut'gen Spiel,
An Gitterſtäben rüttelt Löw' und Tiger.
Auf dieſen Zwinger und auf die Arena
Hinweiſt des Mohren Blick und raſch ergreift
Das wüth'ge Herz des Nero den Gedanken,
Der in dem Aug' des Schwarzen ſchaurig ſprüht:
Er wendet ſich zum Schwarme der Bacchanten:
„Führt in die Tiefe der Arena nieder
Die hirnverbrannten, frechen Nazarener,
Und laßt auf ſie die wilden Thiere los!
Der Kampfraum ſoll uns noch ein Schauſpiel bieten
Eh' ihn die Glut bedeckt — die wilden Thiere,
Sie ſollen ſich noch einmal ſättigen,
Eh' ſie der Brand verkohlt — ein prächtig Schauſpiel
Soll's werden: erſt der Kampf der Thier' und Menſchen,
Und dann der Flammenſchwall, der über Thier-
Und Menſchenleichen hoch zuſammenſchlägt!“ —
Vollzogen wird mit Jubel raſch das Wort.
In der Arena Raum geſtoßen, ſteht
Der Nazarener todtgeweihte Schaar.
Ausſpeit der Zwinger jetzt ein wildes Rudel
Von Ungeheuern: Löwen, Tiger, Bären,
Hyänen und Schakale, Elephanten,
Und wilde Büffel: Boaſchlangen ſelbſt
Mit Rieſenleibern wälzen ſich heran.
Es knie'n die Chriſten betend ſtill im Sand,
Und heben Aug' und Hände himmelwärts,

Und bleiben reglos. Manche ſtehn, und ragen
Inmitten der Gefährten hehr empor
Wie Säulen, die zum Himmel weiſen. Sieh,
Die Ungethüme ſelbſt erſtaunen faſt
Vor dieſer frommen, ſtill erhabnen Ruh'
Und halten einen kurzen Augenblick
Im wilden Anlauf ein, nicht wiſſend, ob
Die Beter Menſchen ſind, ob Marmorbilder.
Der Löwe legt zuerſt die mächt'ge Pranke
Auf eines Beters Schulter. Still umkreiſt
Den Kampfraum die Hyäne — wollt ihr nicht
Ihr Beſtien, den wilden Tanz beginnen?
Da wirft der Tiger ſich mit einem Sprung
Auf einen Menſchenleib und reißt ein Stück
Aus ſeiner Seite — ſtrömend raucht das Blut
Des Stillverröchelnden, und gleich als ob
Der Blutdampf aufgeweckt die grauſe Luſt,
Beginnt ein fürchterliches Morden jetzt.
Der Löwe fährt mit offnem Rachen, brüllend,
Auf immer neue Opfer los, und haut
Die Pranken ihnen in die blut'gen Weichen.
Die ſchleichende Hyäne kommt heran
Und ſättigt ſich, das Aug' von Mordluſt glitzernd,
An Leichen, die der Löwe, die der Tiger
Zerfleiſcht, zerſtückelt ließ im Sand zurück.
Der Bär erhebt ſich auf den Hinterbeinen
Und öffnet mit Gebrumm' den heißen Rachen
Und ſchlägt mit ſeinen wucht'gen Tatzen los
Auf zarte Leiber. Wild im Anlauf ſpießt
Mit Zorngebrüll der Stier ſein Opfer auf.
Aus wuthgehetzter Beſtien Getümmel
Wie blinken da die edlen Menſchenbilder
In ihrer Ruhe und erhab'nen Schöne!
Welch' rührend wunderſames Widerſpiel:
Sieh da die raſende, ſieh da die wilde,
Die rauhbevließte, grauſe Thiergeſtalt,

Und hier der edle, weiße Menſchenleib,
Der glatte, ſchmiegſam-weiche — ſich die Rachen,
Die öffnen, des wuthſchnaubenden Gethiers,
Ganz Mordluſt und blutdürſt'ge Fraßgier — und
Daneben das verklärte Menſchenantlitz,
Das heil'ger Ruhe voll zum Himmel blickt!
Von bleicher Jungfrau'n Gliedern wird geriſſen
Das hüllende Gewand und noch im Sterben
Färbt heil'ger Scham Entſetzen ihre Wangen.
Sie ſchützen mit den Händen nicht das Leben,
Nein, nur den jungfräulichen Leib. Noch jauchzen
Bacchantiſche Betrachter bei dem Anblick
Und Nero muſtert mit dem Kennerblick
Der jungfräulichen Formen Lieblichkeit.
Vor Allen feſſelt ihn ein zartes Bild,
Das reizvoll noch erſcheint im Todesſchreck
Und wie ein ſtilles Blumenhaupt im Sturme
Sich vor dem Hauch der Ungeheuer beugt.
Der Himmelszauber dieſer Unſchuldsblüte
Reizt Nero's frevle Gier. Wildlächelnd ruft er:
„Wer ſteigt hinunter in den blut'gen Zwinger,
Und holt das bleiche Mägdlein mir herauf?
He, Burrus, wackrer Burſch, ein Herkules
An Schultern, und an Muth, ein Löwe ſelbſt,
Haſt du nicht Luſt für dieſen Diamant
Heraufzuholen jene Perle mir
Als Taucher? jene Liljenwangige,
Die dort noch lebend kniet, unfern der Pforte
Des Kampfraums, mir zu holen aus dem Reigen
Der Beſtien?“ — Er ſpricht's, und ſchon erhebt
Der willige Trabant mit dem Genick
Des Stieres, Burrus, wie er es gewohnt,
Auf ſeines Herren Wink ſich ohne Säumen,
Berauſcht von Wein, und drum nur noch beherzter,
Und ſteigt gemach hinab und öffnet muthig
Das Pförtlein und entreißt die bleiche Jungfrau

Mit ſicherm Griff, er ſelbſt ein wildes Thier,
Den wilden Thieren, die ſchon nach ihr ſchnappen,
Und ſchleppt zu Nero's Füßen ſie hinauf.
Doch die Beſinnung iſt aus ihrem Haupt
Gewichen, ihres Haares Flechten hangen
Ums bleiche Antlitz ſchlaff — ſie iſt, wie ſcheintodt
Gezogen aus der See. „Bringt mir das Mägdlein
Zurück ins Leben — ſchmückt ſie als Bacchantin,
Schlingt Weinlaub ihr ums Haar, und führt ſie dann,
Die Zarte, bräutlich mir entgegen!“ — So
Tönt Nero's Machtwort und ſein wilder Blick
Sucht wieder nun das blut'ge Circusſpiel.
Ha, ſieh, es wüthen um die Beute gegen
Einander jetzt die gierigen Verſchlinger!
Sie ſtreiten ſich um leckre Stücke Fleiſches
Und um des heißen Blutes Labetrunk,
Das roth die Sandflur der Arena färbt.
Der Panther knurrt den Elephanten an,
Der ſeinem Fraße naht — der aber faßt
Mit ſeinem Rüſſel ihn und ſchleudert ihn
So machtvoll an des Rundbaus Marmorbrüſtung,
Daß aus dem Kopfe des Zerſchmetterten
Spritzt das Gehirn; die Boa faßt den Büffel
Und legt die furchtbar'n Windungen um ihn,
Indeß er aufbrüllt ſchaudervoll, und krachend
Zermalmt ſie ſeiner Rippen Knochenpanzer.
Zuletzt mit Würger-Ingrimm ſtürmen alle
Wie von den Furien gehetzt zur Tollheit,
In brauſend wildem Wirbel durcheinander
Wuthſchnaubend, geifernd, brüllend und zerfleiſchend.
Ein Höllenkeſſel ſcheint nun die Arena,
In welcher ſchäumt und ſiedet heiße Wuth.
Da ſieh, was ragen noch, wie Götterbilder,
Hoch aus dem blut'gen Meer der Mordluſt auf
Im Silberhaar die beiden hohen Greiſe?
Sind ſie vergeſſen von den Ungeheuern?

Sie ragen auf ſo hehr, als ob ſie ſagten:
„Wir ſtehn wie Rieſenfelſen in der Flut,
Darauf man ew'ge Tempel bauen mag!“ —
Sie ſtehn in hoher, leuchtender Verklärung:
Die wilde Meute prallt davor zurück,
Und ſchleicht vorbei und ſucht ſich and're Opfer.
Doch Sehnſucht wird in ihrem Blick die Andacht,
Sie blicken in den Himmel wie verzückt,
Sie ſehn ihn offen — ſehnen ſich empor
Zum hohen Meiſter, der im Glanze thront
Und ihnen winkt: „Die Saat iſt ausgeſtreut,
Iſt ausgeſtreut für die Jahrhunderte —
Der wackre Sämann darf zur Ruhe gehn!“
So klingt es ihnen aus dem Glorienſchein,
Und wie auf ihren eignen Wink, ſo ſchlägt
Der Mordluſt rothe Wogenflut nun auch
Zuſammen über dieſe weißen Häupter —
Zuſammen über Petrus, über Paulus!...
    Inzwiſchen hat die Flamme, wie ein Wolf
Der Hürde, nah und näher ſich geſchlichen,
Und bricht herein mit ſengender Gewalt
In der Arena qualmenden Bereich.
Erſtickend loht der Gluthauch um die Thiere,
Und ſo dem größern Ungeheu'r erliegend,
Hinſtürzen mit verbrannten Leibern ſie.
Hoch über Thier- und Menſchenreſte wälzt
Der Glutſtrom ſich wie Lava ſchaurig weiter.
Und Nero ſpricht, den Seinen zugewandt:
„Wo iſt ſie, meine blaſſe, kleine Chriſtin?
Hat ſie den Schreck verwunden? Wie gefällt
Sie als Bacchantin ſich? Ihr habt ſie doch
Geſchmückt, den Weinlaubkranz ihr um die Locken
Geſchlungen?“ — Schweigend auseinander tritt
Die Schaar — da, ſiehe, zeigt ſich hingelagert,
Geſchmückt, doch reglos, jenes Jungfrau'nbild.
Wohl als Bacchantin iſt geſchmückt die Holde,

Wohl grünt der Weinlaubkranz ihr um die Locken,
Und Roſen blühn ihr um den Leib — den Zügen
Entwichen iſt der Todesſchreck, ſie lächelt:
Sie lächelt — doch ſie athmet nicht — der Tod
Hat ſie gepflückt. Die lichte Roſenzier,
Die um den zücht'gen Leib ihr ward geſchlungen,
Iſt jetzt wie rothes Blut, das auf das weiße
Gefieder pfeilgetroffner Tauben trieft.
„Schafft mir hinweg die blaſſe Leiche!“ ruft
Unwillig Nero. Tigellin erfaßt
Den Leib der Todten; bei den Füßen faßt
Er ſie und ſchleudert in die brennende
Arena ſie zurück — hinunter in
Den Schlund, draus Burrus ſie zuvor geſchleppt …
Die Zeugen ringsum überläuft es kalt …
Es wendet Nero zu dem Mohren ſich:
„Ei, Tigellin, unhöflicher Geſelle,
Wie du mit holden Jungfrau'n Fangball ſpielſt!
Du biſt der Trefflichſte von meinen Bütteln;
Du thuſt das Grauſigſte ſo ſtill vergnügt,
Wie du den Katzen ihre Schwänze raubſt,
Und Vögel würgſt im Neſt. Oft frag' ich mich:
Lebt dieſes Scheuſal wirklich? Iſt ſo reine,
So unbedingte Bosheit nicht ein Unding?
Ich glaube, Menſch, du biſt nur Einmal da,
Du warſt noch nie, und wirſt nie wieder ſein —
Wie Nero-Dionyſos, dem du dienſt.
Da Bosheit Keinen fand, der ſchlecht genug,
Das Böſe all' zu thun, das für den Nero
Gethan ſein mußte, ſo verkörperte
Sie ſich in einem hüb'ſchen Mohrenantlitz
Und nannte Tigellin ſich, und verdingte
Sich ſtracks dem Nero, der ein Scheuſal brauchte!
Du biſt noch eigenwilliger als ich:
Was dich ergötzen ſoll, muß böſe ſein:
Dich freut das Böſe, eben weil es böſe.

So denk' ich nicht! es dürfte Böſes gut
Und Laſter Tugend ſein um meinetwillen —
Es freut mich, weil michs freut, weil mirs beliebt!
    Daß Rom aufging in Glut, daß wilde Thiere
Mit Menſchenleibern hier vor meinen Augen
Zum Schreckensknäu'l ſich in einander ſchlangen
Das Alles, es geſchah, weil ich's gewollt;
Und weil ich es gewollt, erquickt es mir
Den Sinn wie Roſenduft und Vogelſang!
Im Anblick, der entſetzt die kleinen Seelen,
Schäumt mir der Becher meiner Herrlichkeit
Berauſchend als ein Göttertrank entgegen!
Begierde, ſagt' ich, ſei das höchſte Leben,
Eh' Roma kam zu Nero's Bachanal —
Nun nenn' ich es die Laune — das Belieben!
Kein Ding iſt werth ja, daß man es begehrt,
Und wir erringens nicht, beſitzens nicht —
Wir können's nur genießen, und — zerſtören! . . .
Im Brande Roms hat ſich mein Geiſt geſtählt,
Und jeder weiche Traum der Menſchenſeele,
Zerfließt in dieſer Flammen Frühroth mir!
    Ich habe dem Geheimniß des Genuſſes
In allen Tiefen nachgeſpürt, ich habe
Die Wonnen all' der Erde durchgekoſtet.
Und doch was war es? Jetzt erſt ſteh' ich oben
Auf des Genuſſes wahrer Sonnenhöh'!
Nicht der genießt, der hierhin, dorthin blickt,
Der liebt und haßt, der achtet und verabſcheut:
Nur der genießt, dem Alles nur ein Spiel;
Der nicht ein Ding erfaßt als Narr und Schwärmer,
Nein, nur wie Einer, der beim Schlemmermahl
Brotkügelchen zerkrümelt mit dem Finger!
Der die gefräßigen Idole, die
Das beſte Herzblut aus den Adern ſaugen,
Zertrümmert, und auf des entgötterten
Altares Höh' ſich ſelber lächelnd ſtellt.

Wer durft' Idole in die Bruſt mir pflanzen,
Die mich beherrſchen, mir Geſetze geben?
Bin ich ein Räderwerk, das, aufgezogen
Von fremder Hand, muß laufen nach dem Zweck,
Der mir geſtellt ward, eh' ich's ſelbſt gewollt?
Wer ſpricht von Zweck und von Beſtimmung mir?
Nie will ich werden eines Zweckes Narr!
Und, wenn ich etwas thäte, weil's vernünftig,
So wär' ich ja der Sclave der Vernunft —
Vernunft? Was iſt das? Iſt's mein eignes Ich?
O nein! mein Wille nur — das bin ich ſelbſt!
Unendlich Wollen iſt unendlich Leben!
Daß Einer, Einer in Jahrtauſenden
In ſich entfache dieſes höchſte Leben
Iſt mit dem Mord von Tauſenden und mit
Dem Brand der Welt zu theuer nicht erkauft! —
    Was iſt das Leben dieſer Creaturen?
O dieſe feigen, kleinen Menſchenſeelen,
Die vor den Göttern kriechen, wenn es donnert,
Die des Genuſſes Hesperiden nicht
Mit kühner Hand im Göttergarten pflücken,
Nein, nur erbetteln, flehen und erſchleichen,
Die mit der Stoa Tugendwahn im Leibe
Auf Roſenlagern Epicurs ſich wälzen,
Und die mit Namen prahlen ohne Sinn,
Mit Dingen, die der Menſchenſeele fremd ſind
Und ewig fremd ſein werden, wie die Liebe —
Denn jedes Daſein iſt ein Egoismus —
Ha, dieſes eitel-windige Geſchlecht
Iſt kaum mir gut genug zum Schemel, oder
Zum Fangball, — oder — zur Muränenmaſt!
Auf dies Geſchlecht, auf dieſe Menſchenwelt
Auf ſie, ha! ſollen all' die Götterlaunen,
Mit denen ich der Stunde Gang beflügle,
Und meiner Allmacht ſpielend mich erfreu',
Dahin wie Ungewitter brauſend rollen!

Sie ſollen heil'ge Strafgerichte drin
Erblicken, wenn ich tändle, wenn ich ſpiele;
Des Fächers Wehen, der mich fächelt, ſoll
Orcan für ſie ſein; jeder Strahl, dran ich
Mich wärme, ſoll ein Weltbrand für ſie ſein!
Was mich ergötzt, wird doppelt mich ergötzen,
Wenn es dies Rom erſchreckt, entſetzt und peinigt:
Denn Lieb' und Mitgefühl iſt ausgelöſcht
In meiner Bruſt bis auf den letzten Reſt —
Seit jener Nacht, wo Göttin Roma kam
Zum Bacchanal des Nero-Dionyſos! —
Seit jener Nacht, ſeht, hab' ich abgethan
Die Menſchlichkeit und bin zum Gott geworden!
Und im Gefühle dieſer Göttlichkeit
Fordr' ich den Erdkreis lächelnd in die Schranken!
Himmel und Erd' und den Avernus ſelbſt!
Wer iſt's, der zwiſchen Erd' und Himmel mir
Entgegentritt und meinen Worten Hohn ſpricht? —
Wer iſt's — Ha, Alles ſchweigt! Da ruht gelagert
Ein Menſchenſchwarm — und ſchweigt; da weithin rauchen
Die Trümmer Roms und — ſchweigen, und da unten
Zu meinen Füßen dehnt ſich die Arena,
Gefüllt mit Aſche, Glut, verkohlten Leibern —
Und ſchweigt . . .
                                        Vortritt zum Rand der Marmorſtufen
Mit ſiegesſtolzem Blick der wilde Nero,
Und blickt hinunter in den bunten Graus
Der dampfend der Arena Tiefe deckt . . .
    Was regt da plötzlich zwiſchen den zerfleiſchten,
Verkohlten Thier- und Menſchenleibern ſich?
Iſt's nicht ein Greis? ein uralt Menſchenbild?
Es richtet ſich geſpenſtig langſam auf.
    Und aus dem Schlunde der Arena hilft
Ihm eine dargebotne Hand die Stufen
Empor auf Nero's Wink — und ſiehe da,
Die hohe Grau'ngeſtalt des finſtren Bettlers.

Des wildumlockten, ſteht vor Nero.
„Du?“
Ruft dieſer, „mußt du, Mumienangeſicht,
Du, tauſendjähr'ge Todtenmaſke, mir
Entgegentreten ſtets in meinen höchſten
Momenten? — Doch was thuts? Auch dein Geſicht
Soll fortan meine Götterruhe nicht
Mehr ſtören! Meine Bruſt iſt ja geſtählt! . . .
Biſt du zufrieden Alter? Haſt du dir
Die Glieder baß gewärmt am ſchönen Feuer,
Das ich ſo ganz nach deinem Wunſch entfacht?
Du haſt doch ſelbſt auch wacker mitgeholfen,
Denn Keiner hatt' es ja, wie du, ſo eilig,
Beim Auszug meiner Fackelſchwinger! Sprich,
Wie kam es denn, daß dieſer Todesabgrund,
Der eben hundert Leben gierig fraß,
Gleichwie ein einz'ger aufgeſperrter Rachen,
Ein Löwen- und ein Feuerſchlund zugleich,
Auch dich verſchlang und jetzt dich wieder ausſpie?
Und eben dich allein? Schweigt nicht der Abgrund,
Und hat er doch noch etwas mir zu ſagen?
Wohlan, ich höre! wenn du kannſt zu reden,
So rede frei!“ —
„Ich thu's,“ verſetzt der Alte.
„Der Abgrund ſpricht, und ich, ich bin die Zunge
Des Abgrunds — wie im Mund des Thiers die Zunge
Bleibt unverkohlt, weil ſie der beinerne
Schutzwall der Zähne deckt, ſo blieb auch ich
Erhalten in dem Flammenſchlund — als Zunge!
Sei mir gegrüßt, Titane der Zerſtörung!
Ich habe mir den alten Leib gewärmt
Am ſchönen Feuer, das du angefacht,
Ich habe ſelbſt auch wacker mitgeholfen!
Ich war es, der den erſten Brand geſchleudert!
Wohl liegt nicht Alles noch, was liegen ſoll,
Noch Manches ragt ſo ſtolz, ſo trotzig auf,

Was ſtürzen muß, ſoll ganz mein Herz aufjubeln
In ſüßer Todes- und Vernichtungsluſt!
Indeſſen ruf' ich: Heil dir, Heil, o Nero!
Die Flammen ſingen deinen Ruhm und laſſen
In Goldglanzlettern leuchten deinen Namen,
Und krönen dich mit einem Glorienſchein!
Die Aſche, und die Trümmer, und die Leichen,
Sie danken dir — das ausgebrannte Rom
Es dankt dir, ja es ſtreckt dir ſeine Zinnen,
Die ſchwarzverbrannten, aus dem Trümmerſchutt
Entgegen, nur zum Dank! Hinſank es gerne,
Als lebensmüder Zecher, in die Glut!
Durch Tod und durch Vernichtungen hindurch,
Und immer wechſelnde Geſtaltungen,
Hinringt die arme Menſchenwelt ſich qualvoll
Zu einem unbekannten Ruheziel.
Und Zeiten gibts, ſo bleiern, ſchal und elend,
Wo der Genuß nur und der Rauſch allein
Den Sehnſuchtsruf des Innern nach Vernichtung
Noch übertäubt. Die arme Menſchheit — dann
Gebiert ſie aus ſich ſelbſt ſich einen Richter,
Gebiert ſie aus ſich ſelbſt ſich einen Büttel . . .
Wenn Feuer nicht herab vom Himmel fällt,
Und nicht das Meer aus ſeinen Ufern tritt,
So muß ſie wohl aus ihrer eignen Mitte
Erwecken ſich den Henker, der ſie richtet,
Ja, der ſie richtet, und mit ihr — ſich ſelbſt — —
Ja, auch ſich ſelbſt!“ — Bei dieſen Worten fällt
Von allen Bränden Roms der Widerſchein
Auf dies verzückte Seherangeſicht!
Wie eine Wetterwolke dräut es feurig
Und wie der Blitz fährt draus der Blick auf Nero:
„Ja, auch ſich ſelbſt! vernimmſt du's, Nero, wohl?
Hinab, o Nero, ſtürze dich hinab,
Kröne dein Werk und wirf dich ſelbſt nun auch
Hinab ins Flammengrab! du biſt ja ſelbſt

Der Gipfel deiner todeswürd'gen Zeit
Und ihrer trunkenen Unſeligkeit,
Und ihrer prunkvoll gleißenden Verweſung:
Stürz' in die Flammen unter die Ruinen!
Du biſt ſo leer, ſo hohl, ſo todt wie ſie!
Dein eig'nes Inn're iſt ein Trümmerwuſt!
Der Eigenwille, ſagſt du, ſei dein Ich?
O bettelarmes Ich, das nichts beſitzt,
Als ſein unbändig, maßlos eig'nes Selbſt!
Dein Geiſt, dein Herz, dein Sinn iſt leergebrannt
Bis auf das nackte Wollen, und das poltert
Nun im Ruinenhaufen als Geſpenſt!
Hinausgeriſſen aus der Bahn, in der
Geſchaffnes ewig tanzt den ſichern Reigen
Um einen unbekannten Mittelpunct,
Hat dich des Lebensdranges Ueberſchwang!
Nun ſchweifſt du hin, ein feuriger Komet,
Halt-, bahn-, und ziellos im Unendlichen,
Und ſteckſt die Welt in Brand, und nennſt dich Gott?
In deiner Selbſtſucht bodenloſem Abgrund,
Da wohnt die ſel'ge Götterruhe nicht!
Da iſt es einſam, ſchaurig, kalt und dunkel!
O gegen dieſe Oede iſt das Nichts
Ein Roſengarten und der Tod ein Kuß
Der Wolluſt — Wirf dich unter die Ruinen,
O Nero, du biſt leer und todt wie ſie! . . .
Wohl hab' ich wacker ſelbſt auch mitgeholfen,
Wohl hab' ich todesfroh die ſchöne Flamme
Geſchürt, die dieſes Rom verzehren ſollt' —
Doch nicht dein Helfer war ich, Nero, nein,
Du warſt der meine! Zweifelſt du daran?
Tauch' in die Flammen, unter wilde Thiere,
Wie ich, und ſteige d'raus empor wie ich! —
Im Namen jener, die ſich wie ein Phönix
Aus ewigen Verwandlungen erhebt,
Die aus erloſchnen Daſeins Aſchenreſten

Den Funken neuer Lebensblüthe lockt —
Im Namen der unſterblichen, der hohen,
Die du verachteſt und an der du frevelſt
In keckem Uebermuth, vor der du dich
Aufblähſt zum Gott, ein eitler Sterblicher —
Im Namen dieſer ewigen — im Namen
Der Menſchheit ſprech' ich über dich den Fluch!
Ich bin ihr Mund, ich bin ihr duldend Herz!
Ihr ewig ringend-ruheſehnend Herz!
Du aber biſt ihr Henkerwerkzeug nur,
Das ſie bei Seite wirft, gleichwie der Mörder
Das blut'ge Meſſer in den Abgrund wirft,
Nachdem er es gebraucht. Ja, über dich
Ruf ich den Fluch und weihe der Vernichtung
Dein todtverfallnes Haupt! doch nicht dem Tode,
Der ſanft das Menſchenkind, das lebensmüde,
Zur Ruhe bettet — ſolchen Tod verdienſt
Du nicht — du ſollſt ihn bei lebend'gen Gliedern
Empfinden, ſollſt im Herzen, das noch pocht,
Die Würmer der Verweſung nagend ſpüren!
Du ſollſt, noch lebend eine Zeitenſpanne,
Den Fluch der inneren Unſeligkeit
Hinſchleppen, bis in öder Seele ſchaudernd
Du ſelbſt begreifſt, daß du das höchſte Ziel,
Das Ziel der inneren Beſchwichtigung,
Das du durch Weltvernichtung wollt'ſt erreichen,
Nur noch erreichen magſt durch Selbſtvernichtung!"
So klingt der Fluch, ſo klingt das Donnerwort
Des furchtbar'n Unbekannten. Schweigend blicken
Die Hörer rings im ſchreck erſtarrten Kreis
Auf Nero, der mit Augen, ſtumm und kalt,
Des wilden Greiſes Flammenblick erwiedert.
Verſteinert waren ſie ſo lang er ſprach,
Und langſam kehrt in ſie zurück das Leben
Nun, da er ſchweigt. Sieh da erhebt ſich ruhig
Und lächelnd Tigellin, und wendet ſich
Zu Nero, fragend: „Herr gebieteſt du,

Daß ich zurück ins Glutmeer der Arena
Den Bettler ſtoße, der wohl nicht erſt jetzt
Da unten ſich verſengte das Gehirn —
Wir kennen ihn ſchon länger, den Verrückten
Mit wirrem Blick und weißem Flatterhaar —
Mög' er ein zweites Mal ſein Glück verſuchen:
Vielleicht, daß doch ein wackrer Löwe ſich
Beſinnt, der noch nicht ſatt von Menſchenfleiſch,
Und der auch dieſen Biſſen nicht verſchmäht!" —
Bei dieſem Scherzwort grinſend lehnt der Mohr
Am Sockel eines coloſſalen Löwen,
Deß' Marmorbild den Plan der Warte krönt.
Der Greis erhebt mit ernſtem Blick die Hand
Und ſpricht: „Vernimm, du ſchwarzer Satellit:
Viel leichter mag's geſcheh'n, daß jemals dich
Hier dieſer kalte Marmorlöwe tödtet,
Als mich ein lebender!" —
„Der Marmorlöwe?"
Hohnlächelt Tigellin; „ei, wer verſähe
Sich ſolchen Thuns von einem Marmorlöwen?
Hör' an, du ſteinerner Geſell . . ."
Er ſpricht's
Und ſteckt mit Lächeln ſeine Hand dem Unthier
Tief in den ſtarren, offnen Rachen — —
Doch
Im ſelben Augenblick, mit einem Schrei
Zieht raſch der Mohr die Hand zurück —
Und ſieh' —
Um dieſe ſchwarze Hand her ringelt ſich,
Nicht minder dunkelſchwärzlich, — eine Viper,
Die ſtillverſteckt in marmorkühler Tiefe
Des offnen Löwenrachens ſchlummernd lag . . .
Schmerzheulend ſchleudert fort der Mohr die Viper,
Und ſtarrt auf ſeiner Hand durchſtochnen Punct,
Drin ſchon das Todesgift verzehrend kocht. —
Wild rollt ſein weißes Aug' — er ſchwindelt — wankt —
Entſetzen lähmt ringsher die Menſchenſchaar.

„Es wächſt (ſo flüſtert er) im fernen Nubien
Ein Kraut, das ſolche böſe Stiche heilt —
Nun aber iſt's geſchehn um Tigellin.
Nero, fahr wohl! ich ſterbe — was iſt's weiter?"
Er taumelt, ſinkt zu Boden, krümmt ſich dort
In heißen Qualen — ſeine Lippen ſchäumen —
Die Glieder zucken — er beginnt zu faſeln
Im wilden Fieberwahn: „Brennt Rom nicht mehr?
Mir iſt ſo finſter vor den Augen — ha,
Den greiſen Dämon nur erblick' ich noch —
Fort, Alter, du erſchreckſt mich, nicht der Tod — —
Biſt du der Samum? Endlos brennt die Wüſte —
Ein Feuerregen träuft herab — mich dürſtet —
Ha, willſt du bis zum Himmel wachſen, graues
Geſpenſt? . . ."
Das Aug' des Mohren bricht und ſtarrt
Gebrochen ſchaurig auf den Alten noch . . .
Entſetzen faßt des Schauſpiels Zeugen. Dann
Erſchallt es um den Greis: „Ein Zauberer!
Er war's, der Tigellin getödtet!" — Und
Erhobne Arme droh'n.
Doch Nero winkt abwehrend mit der Hand.
Und ruhig ſpricht er, zu dem Greis gewandt:
„An dem iſt dirs gelungen, düſt'rer Graukopf!
Den haſt du wirkungsvoll, erhaben hier
Dahingeſtreckt auf weiße Marmorſtufen.
Ich danke dir für dieſes würd'ge Nachſpiel
Zur wundervollen Feſtſchau dieſes Tags:
Es hat mein kaiſerlich Gemüth ergötzt. —
Doch wähne nicht, es müſſe dir gelingen
Heranzukommen auch mit deiner Kunſt
An Nero-Dionyſos! wähn' es nicht,
Graubärtiger Sophiſt und Magier!
Ich lache deiner prahlenden Rhetorik —
Kein Becher Weins ſoll drum mir ſchlechter munden,
Und keines ſchönen Weibes Roſenlippe.
Für deine Tollkühnheit, ſieh', dank ich dir:

Dir gegenüber fühl' ich erſt mich wahrhaft!
Denn Großes wächſt erſt dann, wenn es verneint wird,
Dann faßt ſich's ſelbſt in ſeiner ganzen Kraft,
Und bäumt ſich auf in ſeiner ganzen Größe.
Zieh' hin, Wahnwitziger! dich tödt' ich nicht,
Denn mir beliebt es eben nicht — und weißt du,
Warum mirs nicht beliebt? — ſieh, dieſes Mal
Beliebt es mir nach einem Grund zu handeln —
Zum Zeugen haben will ich dich, daß mich
Nichts kümmern deine Reden, daß ich bleibe
Der Nero, den du kennſt! Du rühmſt dich deiner
Unſterblichkeit und wirfſt zum Sprecher dich
Der „ew'gen Menſchheit“ auf — nun wohl! auch ich —
Ich bin nicht zu vernichten! In mir hat
Das Leben einen feſten Ankergrund!
Nichts kann mich je verwandeln — ich bin ich!
Unendlichkeit, ſie liegt nicht in der Dauer,
Sie liegt im Wollen — in der Freiheit, —
Du Unzerſtörbarer in Feuerflammen,
Ich nehm' es mit dir auf! Es gilt den Wettkampf,
Ob meine geiſt'ge Unzerſtörbarkeit,
Nicht deiner leiblichen die Wage hält!“ —
„Wohlan, ich nehm' ihn auf,“ ſo ruft der Greis,
„Den Wettkampf, den du bieteſt! Stürme fort,
Genieße und zerſtöre! labe dich
An deiner trunkenen Unendlichkeit —
An deiner Göttlichkeit! Es kommt die Stunde,
Es kommt die Stunde, Nero-Dionyſos,
Wo dir dein Ich und deine Welt entſchwindet!
Es kommt die Stunde, Nero-Dionyſos,
Wo du zuſammenbrechend mein gedenkſt —
Es kommt die Stunde, Nero, wo mein Bild
In deines Aug's Pupille ſteht,
Wie jetzt im Augenſterne dieſes Mohren!“

* * *

Fünfter Geſang.

Das goldene Haus.

Dem Trümmerſchutt des alten Roms entſteigt
Das neue Rom — das Rom des Nero. Leuchtend
Entgegenwachſen in der Ebene
Die Steinkoloſſe ſeinem Herrſcherblick,
Indeß vom Söller ſeines goldnen Hauſes,
Der jungen Roma Zier und Krone, ſtolz
Er in die Tiefe ſchaut.
„O Rom,“ (ſo ruft er)
„Ich ſtürzte dich in Trümmer hin, und du,
Du gabſt hinſinkend mir das Hochgefühl
Von meiner Göttlichkeit. Nun ſei's genug!
Ich ſage dir: Erhebe dich aufs Neue!
Erhebe dich glanzvoller als du warſt:
Ich will ein Rom vor meinen Augen ſehn,
Das ich geſchaffen, und bezeugen ſoll
Die Welt, daß ich nicht bloß Zerſtörer bin! —
Nicht mein Gedanke wars, in einer Wüſte
Zu thronen. — Nero braucht die Welt, ſie zu beherrſchen.
O Römervolk, das mir zu Füßen wimmert,
Wie einem knie'nden Sclaven ſag ich dir:
Steh' auf! — Hinſtrecken kann ich dich ja wieder,
Sobald es mir gefällt! —
O Menſchlein, die ihr
Da unten krabbelt um das Steingetrümmer,
Ameiſen gleichend, die, ſobald man ihnen
Zerwühlt der Wohnſtatt lockres Hügelrund,
Gleich wieder emſig durcheinander wimmelnd

Den neuen Bau beginnen — beſſer wär' euch
Den Wohnſitz aufzuſchlagen, ſtatt zu Füßen
Des Nero und in ſeines Aug's Bereich,
Zu Füßen eines glühenden Vulcans!" —
In tieferen Gedankentraum verſinkt
Das Haupt des Herrſchers. Götterhauche ſchwellen
Die Bruſt ihm wieder, ſeine Blicke ſchwingen
So ſtolz und machtvoll ſich ins Thal hinab,
Wie junge Adler aus dem Felſenhorſt.
Er denkt an *Vindex* einen Augenblick,
An den verweg'nen Thoren, der es wagt,
Aus Gallien jene Meuterſchaar zu führen,
Die *Galba's* Namen auf ihr Banner ſchreibt —
Wie? gegen den gewaltigen Vernichter
Wagt er's die Schaar zu führen, gegen Rom,
Wo Sclavenſchauder ſtummer jetzt als je
Die Kette ſchleppt, will er ſein Banner tragen,
Bedrohn den Machtſitz Neros? Armer *Falter*,
Der in die *Flamme* taumelt! — Nero denkt
An ihn nur einen Augenblick und lächelt
Verachtungsvoll. Und rückwärts wieder ſchweift
Sein Sinn, er denkt des geiſterhaften Alten,
Den ausgeſtreckt der Flammenſchlund als Zunge,
Er denkt an ihn und *lächelt*. Er gedenkt
Der Chriſten, die zerfleiſcht im Circus ſtarben,
Und *lächelt*. Er gedenkt des Flammengräu'ls,
In dem das alte Rom verſank, und *lächelt*.
Und weiter, weiter noch zurücke ſchweift
Sein Sinnen, er gedenkt des Bacchanals,
Und *Agrippinas* auch — doch ſiehe da,
Er *lächelt nicht mehr* — ſeine Stirn beſchattet
Der Ernſt im Flug; wohl ſchüttelt er alsbald
Das Wölkchen von der Stirn wie eine *Fliege* —
Doch Fliegen ſind hartnäckig oft und necken,
Mit läſtigem Geſumme wiederkehrend,
Des *Helden* Stirn, der *Löwen* niederwirft . . .

„Ha,“ ruft er, „gibt es ſtets Momente noch,
Wo ich ein Menſch nur bin? O Apathie,
Die Götterſtirnen ſtets umſchweben ſoll,
Wirſt du zuweilen noch mir ungetreu?
Iſt Göttlichkeit denn eine Metze, wie
Fortuna, die uns heut umarmt, und morgen
Verläßt mit leerem Beutel, leerer Bruſt?
Wie kommt in Nero's Herz die Unruh' noch?
Was regt geheim den tiefen Sinn mir auf,
In ſolchen Abends ſel'ger Götterſtille?
Der Friede ſchwebt wie eine weiße Taube
Vom Aventin her übers goldne Rom —
Mir iſt als ſollt' ich ihn am Fittig faſſen,
Und ganz ihn bergen hier in meiner Bruſt!“
Doch — iſt nicht Unruh' manchmal lieblicher,
Als ew'ges Einerlei des Götterfriedens?
Zuweilen ſehn' ich mich nach ihr; nach dir,
Empfindungswechſel, ſanfte Flut und Ebbe
Der Herzenswogen, die das Menſchendaſein
Erträglich, oft ſogar auch lieblich macht! —
Und doch, nie wieder könnt' ich, wollt' ich ernſtlich,
Zurück mich bannen laſſen in die Schranken
Alltäglich-engen, menſchlichen Gefühls —
Umkehr auf meinem Pfad — unmöglich iſt ſie!
Des Menſchendaſeins Ring hab' ich durchbrochen
Und bin hinausgewachſen über ihn —
Wollt' ich zurück, er faßte mich nicht mehr.
Nein, nein! ob einſam auch, ich bleibe doch
In meinen ſtolzen Höh'n — ich bleibe Nero!“
Es ſenkt ſich leiſe dunkelſchattend nieder
Die ſtille Nacht. Vom Tagwerk ruhn die Menſchen.
Die guten Genien des Friedens ſchweben
Um nied're Hütten. Aber aus den Tiefen
Aufflatternd kommen finſtere Dämonen,
Wie Fledermäuſe in der Dämmerung,
Und kreiſen um des Nero goldnes Haus.

Sie heiſchen Einlaß. Einlaß forderſt du
An dieſer Schwelle, nächtliches Gezücht? —
Die Sorge iſt es und die Reue. — Sieh,
Die Sorge kehrt vom Glanz geblendet um
Schon an des Hauſes Thür. Die Reue ſchlüpft
Hinein ins Innre bis zu Nero — doch
Vor ſeinem feſten Blicke weicht ſie ſcheu
Zurück und flieht. In dieſer Bruſt von Erz,
Gehärtet in den Flammen Roms, da iſt
Kein Ort für ſie. Sie flieht. —
Da ſiehe, wagt
Hervor ſich aus dem dunkelſten der Winkel
Des Tartarus ein andres Ungethüm.
Das iſt der gräulichſte der Nachtunholde,
Die aus den Waſſern des Cocytus trinken.
Die Flügel hängen bleiſchwer ihm herab,
In ew'gen Einſamkeiten liegt das Scheuſal
Gekauert, mit dem Kopfe wackelt es
Im Schlaf, ein endlos grauer Nebelregen,
Der über öde Leichenfelder rieſelt,
Iſt ſeine Atmoſphäre. Wenn es gähnt,
So iſt's, als ob das alte Chaos wieder
Aufſchlöße ſeinen Rachen und die Welt
Verſchlingen wollte.
Dieſes Ungethüm
Kommt jetzt herauf vom Grund des Erebus,
Es flattert um den goldenen Palaſt,
Durchſchwebt die Pforten, weicht vorm Glanze nicht
Zurück, geblendet wie die Sorge, nicht
Vor Nero's Blick verſchüchtert wie die Reue.
Es nähert ſich dem ſtille Sinnenden,
Und öffnet, ungeſehn von ihm, den Rachen,
Und haucht ihn an mit ſeines Odems Hauch . . .
Kennt ihr den Namen dieſes Ungeheuers?
Der Menſchen Mund benennt's die Langeweile . . .
Die kleinen Erdenſöhne neckt es mäßig,
Die großen Geiſter faßt's mit Geierkrallen . .

Es langweilt Nero ſich. — Er ruft: „Wo iſt
Mein luſt'ger Narr, mein immer durſt'ger Dickwanſt
Von Benevent, mein wackerer Silen?
Er komme! — Wenn ich in ſein Antlitz blicke,
Ins rothe, feiſte, ewig lächelnde,
Erheitert mirs gemach die Stirne, wie
Das Sonnenrund umwölkte Bergeshöhn." —
Hineilt der Sclave, doch er bringt zurück
Alsbald die Kunde: „Saccus, Herr, iſt *todt*!
Geſtorben dieſe Nacht!" „Geſtorben? wie?" —
„Des Leibes Ueberfüllung bei dem Schmaus,
Mit dem, o Herr, du geſtern eingeweiht
Dein neues goldnes Haus, bracht' ihm den Tod." —
„Ei ſieh, mein Saccus auch," ruft Nero, „folgt
Dem Tigellin? — Faſt ſteh' ich ſchon allein!
Sieh, wie das wechſelt, wie das kommt und geht
Rings um mich her, und ich, nur ich allein
Bin unveränderlich in allem Wechſel . . .
Doch nein! nicht *ganz*! die neckiſche Natur,
Die nichts mehr über meinen *Geiſt* vermag,
Sie hält an meinen *Leib* ſich und beginnt
Ein — *Schmeerbäuchlein* mir mählig anzuſchwemmen,
Und auch ein *Doppelkinn* — obgleich die Jugend
Ums Haupt mir noch in voller Locke flattert! —
Doch ſeh' ich recht? was zeigt mir da die Welle
Des Silberſpiegels hell im Lichterglanz?
Ein *graues Haar* auf meinem Haupt? o pfui!
Ein graues Haar ſteckt all' die andern an!
Fort, grauer Erſtling! ſoll denn auch für *mich*
Sie kommen, jene böſe, böſe Zeit,
Wo Haar um Haar von meinem Haupte ſinkt
Wie Blatt um Blatt vom Roſenhaupte ſinkt?
Ha! bleibt der *Geiſt* nur jung und unverändert,
Und du, o Fleiſch, verblühſt an mir? und ich
Muß dich zuletzt wie einen kalten Leichnam,
Wie einen todten Zwillingsbruder, der

Mit mir zuſammenwuchs im Mutterleibe,
Durchs Leben weiter ſchleppen? — Warum iſt
Der Gott in mir an dieſe alternde
Vergängliche Natur gebunden? — Fort,
Ihr melancholiſchen Gedanken! Spüle
Mir weg den Schweiß der Stirn, du goldne Quelle
Der Luſt, die mir in reicher Fülle ſprudelt,
Wie keinem Staubgebornen je vor mir!“
So ſpricht er, und erhebt ſich, zu durchwandeln
Auf leichter Freudenjagd ſein goldnes Haus.
Sein Lieblingslöwe folgt ihm wie ein Hündlein;
Ein zahmer Elephant, mit klugem Aug',
In Goldſchmuck prangend wie ein Leibtrabant,
Geht ihm voran mit einem Fackellicht.
Ein Sclaventroß folgt ſeiner Schritte Spur,
Gewärtig jedes leiſen Herrſcherwinks.
Er wandelt hin durch alle Prunkgemächer,
Durch alle Rieſenhallen, alle Höfe
Des Kaiſerpalaſts, deſſen Märchenpracht
Kein Dichterwort beſchreibt. Die Tempel Roms,
Und Griechenlands und Aſiens, geplündert
Sind ſie für dieſes eine goldne Haus.
Im Vorhof ſteht ein ragender Koloß,
Des Nero Rieſenbild, hoch wie ein Thurm.
Des Fußes Zeh' hat Menſchenleibes Dicke.
So unabſehbar dehnt der Vorhof ſich,
Daß tauſend Schritte lang ein Porticus
Hinläuft in ihm, und ſich ein Weiher dehnt,
Drin des Palaſtes Zinnen rings ſich ſpiegeln
Wie eine Stadt im Meer. Der Prachtbau ſtreckt
Die Glieder aus vom ſtolzen Palatin
Noch über Nachbarhügel: grüne Triſten
Und blüh'nde Gärten und Gehölze ſelbſt,
Hat eingeſchluckt der ſteinerne Gigant,
Und dieſe grünen fort in ſeinem Innern,
Und merken nicht, daß nicht mehr frei ſie grünen,

Rein, in dem Bauche eines Ungeheuers.
Sein flacher Dächerſcheitel iſt gekrönt
Mit Blumenfluren und mit Lorberhainen.
Und Glied für Glied iſt dieſer ganze, ſtolze,
Gewalt'ge Steinkoloß gehüllt in Goldzier,
Und ſteht auf ſeiner Höhe wie ein Held
Mit goldner Rüſtung ſchimmernd in der Sonne.
Im Innern iſt der Goldgrund noch von Gemmen
Beſtrahlt, in farb'ger Moſaik: es trägt
Schmucküberwuchert' Säulenwerk die ſtolzen
Goldſchimmernden Rotunden, incruſtirt
Mit Bernſtein, und Türkiſen und Topaſen.
Goldſchwere Rieſen-Prachtvorhänge ſchließen
Die hohen Elfenbein- und Schildpattpforten,
Und babyloniſches Gewebe breitet
Sich unterm Fuß des Schreitenden ſo weich,
Wie friſchgepflückte Roſenblätter aus.
    Des Eſtrichs Grund iſt hier und dort kryſtallen,
Man glaubt zu wandeln auf der Meeresflut;
Korallenbäume ſteigen draus hervor
Als Candelaber. Farbenwunder ſchimmern
Von Wänden, Erz- und Marmorbilder ragen:
Hier, mit ſmaragdnen Augen funkelnd, ſteht
Ein Silberlöwe und hier windet ſich
Ein Schlangenthier — es ſtarrt die Schuppe golden,
Unheimlich blitzt das Auge von Rubin.
Hier funkelt eine malachitne Säule,
Die nächtlich Glanz verbreitet wunderſam,
Ein Bild des Nero ſchimmert mit der Wehr
Apolls, aus Jaspis ganz. Was gelten noch
Murrhiniſche Gefäße, Citrusplatten,
Bernſteingeräth, in dieſem Eldorado?
    Und was verbirgt nun erſt das Innerſte!
Das goldne Haus iſt eine Welt im Kleinen:
Um ſich verſammelt hat aus allen Zonen
Des Nero Drang, der unerſättliche,

In alle Tiefen, alle Höhen ſchweifend,
Was nur die Sinne reizt, den Geiſt erregt.
Natur und Wiſſenſchaft und Kunſt geſellen
Ihr Beſtes hier dem Glanz der goldnen Schätze.
Als Herrn der Welt betrachtet Nero ſich:
So ſchuf er ſich ſein Haus zum Bild der Welt! —
 Durch all' die Pracht nun wandelt er dahin:
Wie kommt's, daß heut ſie ſeinen Blick nicht feſſelt?
„Du flammenfarb'nes Gold," ſo ruft er aus,
„Nur du allein warſt würdig, dich zu wölben
Zur Wohnſtatt mir, und all' der Prunk der Welt
Schlingt, wie's geziemt, ſich um mein Götterdaſein
Als deutungsreiches Arabeskenwerk . . .
Doch all' die Pracht beginnt mich anzufröſteln . . ."
 Beſchwingten Schritts betritt er einen Raum,
Den er das Pantheon der Sinne nennt.
Hier iſt vereinigt alle Sinnenfreude,
Hier iſt Elyſium. Ein Dämmerlicht,
Ein roſiges, durchglüht die Zauberhalle,
In wechſelnd holdem Reiz nach Nero's Laune
Zu tiefer Dämm'rung jetzt gedämpft, und jetzt
Mit goldig hellem Glanz die Halle füllend.
Ein warmer Hauch, wie weiche Tropenluft,
Halb ſüßabſpannend und halb ſüßaufregend,
Umweht die Wange ſchmeichleriſch. Muſik
Rauſcht aus verborgnen Quellen her, bald zärtlich
Wie das Gegirr der Tauben, ſtürmiſch bald
Wie Luſt, die triumphirt. Der Ruchſinn ſchwelgt
Entzückt in Specerein, aus goldnen Pfannen
Die Silberwölkchen miſchend ins Arom
Prachtvoller Blumenwunder, die den Ort
Umranken mit verſchwenderiſcher Zier,
Und hier und dort zu Lauben ſich verſchränken.
Dazwiſchen murmelt leiſe, ſanft einlullend
Ein feiner duft'ger Silbertropfenſtaub,
Der aus Goldröhren in kryſtallne Becken

An trauter Stelle quillt, wo ſein Gerieſel
Berückend ſich dem halb erſtickten Laut
Heißglüh'nder Wonneſeufzer miſchen mag.
Wer dieſen Raum betritt, der athmet tiefer
Im Drang des Buſens auf, und meint er ſtehe
Im Heiligthume der Libido ſelbſt,
Und gleich nun müſſe wo auf weichem Thronſitz,
Auf einem hochgeſchwellten Roſenlager,
Sie ihm erſcheinen, üppig hingelehnt
Und, traun, in Wahrheit iſt ihr Tempel hier:
Schon kündigt ſie ſich an: Auf Wänden ſchwelgt
In heißen Tinten üpp'ge Schilderei,
Und dieſe Statuen, die Marmor ſcheinen,
Im Reiz, dem lüſternen, der Nacktheit reglos,
Betrachtet man, befühlt man ſie genauer,
So überraſcht ein warmes, weiches Leben,
Das lachend niederſpringt vom Poſtament.
Und während Nero an den goldnen Tiſch
Sich ſetzt, den jede Süßigkeit belaſtet,
Die nur den Gaumen kitzelt und entzückt,
Und eine holde Schaar von Götterknaben
Mit ſüßer Goldflut ihm den Becher füllt,
Drängt aus dem Hintergrund der Zauberhalle
Sich allgemach der ſchönſten Weiber Schwarm.
Die einen hüpfen um den Nero, ſchmiegen
Zu ihm ſich koſend, ruhn auf ſeinem Knie
Und nippen, ſich bezechend, aus den Bechern.
Es plaudern Andre, ſcherzen, oder trällern
Ein Liedchen zu dem Klang des Heptachords.
Auf Purpurkiſſen Andre ruhn, und Andre
Erheben erſt aus Bädern ihren Leib,
Den weißen, holderfriſchten. Andre nahn
Des Nero Schwelgertiſch als holde Gruppen,
Verwirklichend manch alte Götterfabel:
Des Mars, der Venus lüſterne Geſchichte,
Und manche Liebſchaft auch des Vaters Zeus.

Wer hat ſo reizend ſüßen Schönheitsflor
Vereinigt je geſehn wie Nero's Aug'
An dieſer Stelle ſieht? Von jeder Form,
Die ſchwebt im bunten, weiten Reich der Schönheit,
Iſt hier ein Urbild: 's iſt wie das Gehirn
Des Phidias und Zeuxis, angefüllt
Mit jedes Reizes höchſten Idealen.
Da ſieh' die ſchlanke, jungfräuliche Kiſſa,
Den lieblichen Narziſſenſtengel, da
Die vollentwickelte, die ſtolze Nais,
Die eine hehre Juno ſcheint, und da
Die koloſſal'ſchen Formen der Dione,
Ein Prachtbau ſüßgeſchwellter Gliederfülle.
Da ſiehe, holde Kinder, goldig-blond,
Ganz weiche Zärtlichkeit, verhalt'ne Minne;
Da Schwarzgelockte, Feueraugige
Da ſchimmert lieblich' Braun, da prunkend Roth,
In ſeinen krauſen Lockenringen wogend —
Da ſieh' die ſtolze Griechin mit den edlen
Vollkommnen Zügen, da die feurige
Hiſpanierin, die üpp'ge Tyrerin,
Da der Germanin kräftig derben Reiz,
Und da ſogar die ſchwarze Negerin,
Die ſchmiegſame — denn Alles will vereinigt
Die allumſchlingende Begier des Nero.
O Frauenſchönheit, edle Himmelsblume,
Die ſchönſten deiner Blüten werden nicht
Des Sehnenden Beſitz, den ſie auf Erden
Zum Gotte machen könnten — nein ſie werden
Geſtreut als Würze in den Freudenkelch
Des Reichthums und der üpp'gen Schwelgerei,
Die wähleriſch ſie mit erſtorb'nem Sinn
Beſchnüffelt, und ſich ihrer kaum erfreut! —
Der Schönheitsreigen, welcher ihn umgaukelt,
Er iſt dem Nero, ſeht, ſo viel, ſo wenig,
Wie Satten reiche Tiſche, vollbeſetzt,

Und ſchlummerloſen Kranken weiche Polſter.
Und ſtatt zu greifen nach den Heſperiden
Der Luſt, die rings um ihn ſo lockend hängen,
Verſinkt er fragend in ſich ſelbſt: „Wie kommts,
Daß nun an mir ſogar der ſüße Reiz
Der Sinne mehr und mehr erlahmt? Wie kommts,
Daß nichts mich lockt und nichts mich mehr entzückt?
Ich ſteh' im Meer der Freude wie ein Schiff
Bei Windesſtille ſteht im Ocean:
Kein Lüftchen regt des Herzens todte Welle
Und meiner Wünſche Segel hängen ſchlaff!
Wenn etwas lohnt die Mühe, Menſch zu ſein,
Und ſterblich-ird'ſcher Glieder ſich zu freu'n,
Iſt's eines holden Weibes Glutumarmung;
Und doch, was iſt zuletzt denn auch das Weib
Dem Ueberſättigten? Ha, keine Luſt
Gibt es, bei der ſo ſchnöd, ſo übermüthig
Wie bei des Weibes Reiz der Ueberdruß
Und die Begierde mit uns Fangball ſpielen!
    Es drängt von voll entfalteter Natur
Uns zu der knoſpenden; von dieſer wieder
Zur vollentfalteten zurück; es drängt uns von
Der blondgelockten zu der braungelockten,
Vom Zarten drängt es uns zum Ueppigen,
Vom Ueppigen zurück zum Zarten wieder:
Doch matter ſtets und matter übertüncht
Verblaßter Freuden innres Einerlei
Des äuß'ren Wechſels Reiz — und immer weiter
Sperrt ſeinen Rachen auf ein Sinnenhunger,
Den nichts mehr ſättigt, weil ihn nichts mehr reizt.
's iſt nicht die Gier, die drängt zum Uebermaß,
Es iſt der Ekel: Weil uns nichts befriedigt,
Verſuchen wir das Unerhörteſte . . . .
O glücklich der Genießende, den noch
Begierde ſtachelt zum Genuß! Begier
Iſt leicht geſtillt und ihr genügt das Nächſte.

Doch Ueberdruß, das iſt der nimmerſatte,
Der wilde Wolf, das die gefräßige
Harpye, Alles niederſchlingend, Alles
Beſudelnd! . . . Glücklich wer noch mit dem Aug'
Der Sehnſucht ſieht! wem Frauenſchönheit noch
Ein Ideal iſt, nicht die greifbarſte
Von allen ird'ſchen Raumausfüllungen,
Wem als ein Eden noch, als Paradies
Erſcheint die Sommerlandſchaft, Weib genannt,
Mit ihren leid'gen ſteten Wetterwechſeln,
Mit ihren Zorngewittern, Thränenregen,
Umwölkungen und periodiſchen
Verſumpfungen . . .
                                        Was äfft uns denn, daß wir
Zu Narren werden, wenn wir Seit' an Seite
Mit einem ſchönen Weib' uns finden? Was
Durchzuckt uns eine weiße, glatte Haut,
Wie funkenſprühend heut, die doch gar bald,
Sind ihrer wir gewohnt, ſo kühl uns läßt
Wie unſer eignes Fleiſch! Bethörung nur,
Bezauberung der Sinne, Phantaſie
Iſt Jugendluſt, und Lieb' ein Sommerhauch,
Der als beſchwingter Sclav' den Blütenſtaub
Von einem Blumenkelch zum andern trägt! —
Fort, fort von hier — will heut an einer Schau,
Von mehr gediegner Art mein Auge laben!“ —
    So läſtert frech der überſatte Schwelger.
Und weiter durch die Hallen wandelnd tritt
Er in ſein vollgefülltes Schatzhaus, wo
Gehäuft Kleinode ſind, wie ſie kein Cröſus
Vereint geſehn und kein Polycrates!
Gold, Silber, Perlen, ſchimmerndes Electron,
Und edles, feurig ſtrahlendes Geſtein,
Vom Indus, vom geheimnißvollen Oſten
Des Kolcherlands, vom ceyloneſiſchen
Geſtad' des alten Perlenmeers geholt!

Da ruhen ſie in märchenhafter Pracht,
Die augenblendenden, die lichten Kinder
Der ſchwarzen Mutter Nacht — die Edelſteine:
Hier Adamas, der Unbezwingliche,
In mächt'gen Stücken glänzend: hier Rubin
Wie angeblaſ'ne Kohlen feurig glühend,
Und hier der ſanfte, glutende Saphir,
Der himmelblaue, heilige, der Stein
Der Steine, welcher Indertempel ſchmückt.
Da grünt der Augentröſter, der Smaragd,
Da glänzt der Amethyſt, der Traumerreger,
Hier das Chamäleon der Steine, der
Opal, in Regenbogenfarben ſpielend:
Da ſchimmert Chryſolith und Turmalin,
Achat und Jaspis, Türkis und Beryll,
Topas und Hyacinth, und was noch ſonſt
Dem Mutterſchooß der Erde ward entriſſen
Zu dem es, weils zu tiefſt aus ihm geboren,
Auch wieder ſtrebt mit ſchwerſtem Herzensdrang! —
„Sieh da die ſteingeword'nen Zauberflämmchen,"
(Ruft Nero) „welche glüh'ndes Feuer ſcheinen,
Und anzufühlen ſind ſo marmorkalt!
Mir iſt, als ſollt' ich die gefrorne Pracht
Auflöſen wieder in ihr altes, heißes
Glutelement, das hier zu Eiskryſtallen
Verzaubert iſt. Die kalten Steine ſchneiden
Mit ihren ſcharfen Kanten mir ins Aug'
Und in die Seele —
Und wie konnt' ich nur
Sie emſig ſammeln, und mich ihrer freu'n,
Als hätt' ich Großes dran? Sind es nicht Kieſel,
Nur etwas glänzender, und etwas bunter?
Iſt nicht ein Waſſertropfen ganz ſo gut,
In dem die Sonne glänzt, als ein Demant?
Doch der iſt ſeltener — das iſt's! Ich Thor,
Wie konnt' ich mir in Haufen ſammeln, was

Als Einzles nur, als Seltnes Werth beſitzt?
Das Seltene in Haufen wird gemein.
Fort, fort damit, 's iſt nöthig aufzuräumen!
Greif zu, mein Cappador, greif zu, mein Syrus!
Hier, Geta, dir der eiergroße Saphir!
Fang' auf den Jaspisklumpen, Asdrubal!“
So ſpricht er und ergötzt ſich lachend dran,
Die Steine ſeinen Sclaven zuzuwerfen.
Dann ſetzt er ſeine nächt'ge Wand'rung fort.
    Er tritt hinaus auf eine Blumenflur,
Die taghell prunkt in gold'nem Fackelglanz.
Da leuchtet Lilien- und Lotosblüte,
Da wiegt auf hohem Stengel ſich der Stern
Selbſtrahlender Narziſſen, die Violen
Streu'n ſüßen Duft, die Tulipanen leuchten
Mit goldnen Kelchen voll von Mondesthau,
Crocus und Amaranth und Hyazinthen
Erblühn, Jasmin, Syringe duftet lieblich.
Wohin du blickſt, die Blüten ſind wie Flämmchen,
Die lodernd aus der grünen Hülle brechen.
Hier blüht ein gelbes auf und dort ein blaues,
Hier flackerts grün, hier weiß, hier purpurfarben.
O ſieh, wie zierlich rings auf Blätterfüßen
Sie ſtehn, die lieblich bunten Blumenlichter
Im Frühlingsſaal! Armleuchter iſt der Kirſchzweig,
Der Roſenſtrauch ein ganzer Candelaber! —
    „Was willſt du mir, du farbiges Gewimmel,“
(Ruft Nero), „und du, Schleicher Wohlduft auch,
Der ſich mir kitzelnd in die Naſe ſtiehlt?
Was haſt du mir zu ſagen, buntes Gras,
Das morgen Heu iſt, mit den Blumenäuglein
Und mit den ſäuſelnd zarten Blätterlippen?
Ich liebe dich nicht mehr: Mir iſt die Mohnflur
Wie eine ausgegoſſ'ne Lache Bluts
Und auf dem Strauch die rothen Beeren ſcheinen
Mir Tropfen, die aus offnen Wunden fließen!

Ihr eitlen Blumenfürſten, was ſtolziert ihr
Mit einer Krone, die ein Hauch entblättert?
Was willſt du, bunt bemaltes Faſerwerk?“ —
So ruft er, und im Weiterſchreiten grimmig
Ausreutet er die Lilien und die Roſen.
Und weiter wandelnd der Tyrann betritt
Des Hauſes Raum, wo ein gewaltiger
Thierzwinger ſich erhebt. In dieſem hat
Verſammelt Nero alle Thiergeſtalten.
Da brüllt der Löwe; Bär und Elephant,
Und Nashorn und Giraffe wandelt hier.
Da wälzen Schlangen auch und Krokodile
Sich hinter ſichern Gittern. Adler ſitzen
Auf Silberſpangen ruhig. Pfaue ſchreiten
Mit prächtigem Gefieder, Schwäne ſegeln,
Und roſig ſchimmernde Flamingos prunken
Auf Weihern hier wie auf Aegypterſee'n.
Doch wie zuvor die holde Pflanzenwelt,
Erſcheint dem Nero heut die Thierwelt auch
Geſpenſterhaft. Ihn faßt ein Schauder an
Gleichwie vor Zerrgebilden, und er findet
In ihrem Blick ein Fremdes, das ihn anglotzt,
Mit diaboliſcher Gewalt.
„Mir iſt,“ ſo ſpricht er,
„Als ſäh' ich hier in lauter todte Larven.
Je mehr mein Auge ſich verſenken will
In and'rer Creaturen Aug', ſo mehr
Werd' ich des ungeheuren Abgrunds inne,
Der alle Weſen von einander trennt.
Ja, jedes Angeſicht iſt eine Larve,
Die immer mehr verbirgt als offenbart.
Sogar das edle Menſchenangeſicht
Erſcheint zuweilen mir mit einem Male
So fremd und ſeltſam, ſo geſpenſterhaft,
Daß ich erſchrecke. Oefters meinen wir,
Wenn unſer Blick taucht in ein andres Aug',

Wir ſäh'n bis auf der Seele Grund hinab:
Doch Täuſchung iſt es nur, und plötzlich wird uns,
Als ſollt' uns ſchwindeln, und als ſtänden wir
Vor einer Tiefe, nimmer zu ermeſſen —
Mit Recht, — denn keine Brücke geht von einem
Zum andern Weſen, jedes iſt ein Selbſt,
Und jedes ruht auf ſich und will nur ſich,
Und kennt nur ſich, verſteht nur ſich allein!
    Ich ſeh' die Thierwelt durcheinander krabbeln
Gewürm und Käferwerk in ekeln Maſſen:
Ich ſehe Molche, Kröten, Baſilisken,
Ich ſehe Drachen, Olme, Scorpione,
Chamäleone, Salamander ſeh' ich
In ſcheußlichem Gewimmel mich umkriechen. —
Ha, ſind das deine ſchöpf'riſchen Gedanken,
Mutter Natur? Du ſchufſt ein Reich des Lebens
Wo Eines vor dem Andern ſich entſetzt,
Und Eines wüthend ſich aufs Andre ſtürzt!
Du haſt erſchöpft in deinen Schöpfungen
Vielmehr das Häßliche und Fürchterliche,
Als das Gefällige und Edel'ſchöne
Ei, ſage, haſt du mütterlich gehandelt,
An deiner Söhne edelſtem, dem Menſchen?
Du haſt mit einer Schöpfung ihn umzirkt,
Die gegen ihn in ew'gem Grimme wüthet:
Die Elemente kämpfen gegen ihn,
Das wilde Thier fährt grimmig auf ihn los,
Ohnmächt'ge Nattern ſpritzen Gift auf ihn,
Der Wurm ſelbſt frißt ſich tückiſch in ſein Fleiſch.
Nicht anders iſt's, als wäre das Geſchaffne
Nur da, den Menſchen grimmig zu befehden
In einem ewigen Vernichtungskampf.
    Und dort, wo du ein Liebliches verſuchſt,
Natur, wie arm iſt deine Phantaſie!
Ein Blümlein hold, ein tonbegabtes Vöglein,
Ein leuchtend Steinchen und ein bunter Falter

Nun, das gelingt dir manchmal, doch im Ganzen
Biſt du zu kleinlich maßvoll und zu karg!
Wahrhaftige Verſchwendung kennſt du nicht,
Machſt nicht Gebrauch von deinen reichen Mitteln!
Warum erblicken wir nicht Blumenhäupter
Wie eine Tonne groß? warum nicht Felſen
Aus Edelſtein? warum muß dem Geſchöpf,
Weil es das Eine hat, das Andre fehlen?
Die ſüße Nachtigall — warum iſt ſie
Nicht auch ſo prächtig wie der Pfau? warum
Der Adler nicht ſo farbenglänzend wie
Der Colibri? Und warum iſt der Menſch
Nicht auch geflügelt, wie der ärmſte Sperling? . . .“
Unmuthig fürder ſchreitend jetzt betritt
Der Tadler einen Saal — das Heiligthum
Der Iſis — Erd' und Himmelsraum im Kleinen.
Hoch in der Decke kreiſt ein Sternenhimmel,
Indeß des Eſtrichs Grund, erhöht, vertieft,
Nachbildet all' der Erde Meer und Länder.
Und in des Raumes Mitte leuchtend ſteht
Ein Iſisbild, verhüllten Angeſichts,
Ein rieſiges. Der Göttin Brüſte ſchwellen,
In Händen hält die Lilienblume ſie
Als Scepter, auf dem Haupte königlich
Trägt ſie als Diadem den gier'gen Vogel,
Deß Name „Geier“ iſt, und der das Wort
„Genug“ nicht kennt.
„Natur,“ ruft Nero, „Name
Von ſeltſam unerfaßlicher Bedeutung,
Ziellos erſchaffende Zerſtörerin!
Warum bedeckſt mit einem Schleier du
Dein Angeſicht? Das Weib verbirgt ja ſonſt
Sein Angeſicht nur wenn es häßlich iſt —
Biſt du es auch vielleicht? Bedeckt der Schleier
Die Flecken und die Mängel deines Weſens?“

So ſcherzend frevelt er und nähert ſich
Dem Bild der Göttin, hebt mit einer Hand
Den Schleier ihr, und hält ihr mit der andern
Die Fackel, einem Sclaven abgenommen,
Ins Angeſicht. Da fängt das ganze Bild,
Geformt aus Chryſelectron, das die Flamme,
Die ſich ihm nähert, gierig an ſich reißt,
Sich, plötzlich fängt es ſchreckbar an zu glühn,
Und ſeine Saphiraugen ſprühen Blitze
Des wild'ſten Zorns, daß Nero faſt erſchrickt,
Und unwillkürlich ſinken läßt den Schleier.
„Ei ſieh, wie ſpröde," ruft er „ſich ein Weib
Benimmt, das Alles eher iſt, als Jungfrau!
Wer weiß auch, ob ſich's lohnte, vorzudringen
Ins Innerſte der irdiſchen Natur?
Wenn es gelänge, maulwurfartig ſich
Hindurchzuwühlen durch die Erde ganz,
Die doch wohl bodenlos nicht iſt, ſo ſtießen
Vielleicht wir unter ihr auf ganz dieſelbe
Unendlichkeit, die leere, weſenloſe,
Die hier ſich über unſerm Haupte wölbt!
Was hat ſie uns zu bieten, dieſe blaue
Unendlichkeit? ich will zu ihr mich wenden,
Und meine grauen Aſtrologen fragen,
Ob ſie mir etwas dort erbeuten können,
Was dieſes Abends üble Laune bannt!" —
Und er betritt die höchſte Warte ſeines
Palaſtes, wo die Sternenſchauer wachen.
'S iſt Mitternacht. Die goldnen Sterne glänzen
Im dunklen Haupt der Nacht wie tauſend lichte
Gedanken. Unverwandten Blickes ſchau'n
Ins Aetherblau, wo eine Welt von Welten
Sich aufthut, ernſte, ſilberbärt'ge Späher.
Und Nero ſpricht zu ihnen: „Sagt mir an,
Ihr Immerwachen, was gewährt euch denn

Die ſchnöde kalte Sternwelt zum Erſatz
Für Schlafes Süßigkeit, drauf ihr verzichtet?"
Der Sternenſeher greiſeſter erwiedert:
„Da oben, ſiehe, Herr! da geh'n allnächtlich
Die lieblichen Sternbilder ihre Bahnen
In ew'ger Schöne, ew'ger Majeſtät:
Da ſegelt ſtolz der Schwan im blauen Aether,
Die Lyra tönt von Sphärenharmonien,
Die Sternſaat des Arctur im Norden ſchimmert,
Von einem Himmelsrand zum andern wirft
Den Strahlenpfeil Orion, Heracles
Bedräut mit ſeiner Sternenkeule ſiegreich
Die finſtern Nachtgewalten. Sieh', ſo ſchließt ſich
Lebendig über uns ein Lichtreich auf,
Wo unſ're Geiſter wandern. Und die trauten
Sternbilder, ſiehe, lieben uns — ſie ſind
Mit uns vertraut und künden uns die Zukunft!"
„Sternbilder!" lächelt Nero; „weil ihr nichts
Von jenen öden Räumen wißt, beſchickt
Sie eure Phantaſie mit Colonie'n,
Von ihren eignen Ausgeburten. Nein!
Der Himmel iſt ein Abgrund, kalt und todt,
Und ſeine Sterne wiſſen nichts von uns! —
Wenn aus Planetenwandel ihr die Zukunft
Zu deuten wißt, ſo ſag' mir, Alter, wann
Iſt denn dir ſelbſt beſtimmt des Lebens Ziel?"
Es ſtellt das Horoſkop der Aſtrolog
Und ſpricht zuletzt: „Nur einen Tag, o Herr,
Vollendet mein Geſchick ſich vor dem deinen!"
„Wie?" donnert Nero, „greiſer Böſewicht,
Du wagſt's, den altersſchwachen Daſeinsreſt,
Der dir gegönnt noch iſt, frech anzuknüpfen
An's junge, göttlich hohe Lebensloos
Des Nero-Dionyſos? Stirb noch heut,
Und dies dein Todesurtheil, das ich ſpreche,
Bezeuge dir, wie der Verkündigung.

Die du uns gabſt, ich ſpotte!"
Zitternd fährt
Der ſchwache Greis vor Nero's Zorngeberde
Zurück, und ſchwankt, und ſtürzt vom Rand der Warte
Hinunter und zerſchmettert ſich das Haupt . . .
„Ei ſeht den Alten, wie er um den Lohn
Betrügt den Henker!" ruft mit frevlem Spotte
Der Wüthrich.
Niederſteigt er von der Warte,
Und neuer Hallen Raum betritt er jetzt.
Es thut ein Rieſenſaal vor ihm ſich auf.
Hier hat er alldurchforſchend wißbegierig
Gehäuft einſt tauſendfach aus aller Welt
Vergangner Alter bunten Ueberreſt.
„Anwidert mich," ruft Nero, „die Natur —
Kann Menſchendaſeinsſpur mich noch ergötzen?"
Da, ſiehe, liegt der Ring des glücklichen
Polycrates, der vielberühmte; da
Ein Ueberbleibſel von dem Lehm, daraus
Prometheus Menſchen formte, hier ein Splitter
Vom Baum in Aulis, drauf die Schlange ſaß,
Die, vorbedeutend, daß zehn Jahre lang
Noch Troja ſtehen ſollt', neun Sperlingsjunge
Zuſammt der Mutter fraß. Hier iſt die Geißel,
Mit welcher König Xerxes einſt das Meer,
Das widerſpenſt'ge, peitſchen ließ. Hier iſt
Ein Stück vom Pflug des Triptolem, und hier
Vom Schild des Heracles ein Nabelſtück.
Hier iſt der Becher, draus ſich Alexander
Bei luſt'gem Schmauſe pflegte zu bezechen,
Und hier der Becher, draus den Schierlingsſaft
Der weiſe Socrates im Kerker trank.
Hier iſt die Lanze des Miltiades
Und hier das Schwert des Thermopylenkämpfers
Leonidas. Ein Balken hier vom Schiffe,
Das den Aeneas trug nach Latium.

Und hier ein Zahn aus dem Gebiß der Wölfin,
Die ein bekanntes Brüderpaar geſäugt.
Mit Lächeln auf den Wuſt der Seltenheiten
Blickt Nero und beginnt: „Wie konnt' ich nur
Erfreu'n mich je an ſolchem bunten Trödel?
In grünſten Jugendtagen häuft' ich ihn,
Wo ich, mit unerfahrner Seele noch
Ins Weite ſchweifend, rings um mich das All
Verſammeln wollte, weil der Sinn mir noch
Nicht aufgegangen war für jene beſſ're,
Für jene innere Unendlichkeit,
Die auf das Wollen, auf das Ich ſich gründet.
Was ſollen dieſe kargen Splitter mir,
Die ſchwimmen auf der trüben Oberfläche
Des Zeitenſtroms? Was ſoll mir die Geſchichte
Der kleinen Menſchenwelt? — Was iſt Geſchichte?
Geſchichte iſt die Schattenbilderſammlung
Der Wolken vom verfloſſ'nen Jahr; Geſchichte
Iſt Protokoll des Flugs der Vögel, die
Uns weggeflogen überm Haupte ſind;
Geſchichte iſt Geburts- und Sterbechronik
Der Falter und der Blumen, die zuſammen
Verbuhlten einen kurzen Sommertag,
Und jetzo dünn und breit gequetſcht ſind zwiſchen
Den Rieſenbücherrollen jener Chronik.
Geſchichte iſt die tröſtliche Gewißheit,
Daß irgendwelcher längſtvergeſſne Mann
Nicht Cajus hieß, nein, Lucius. Geſchichte
Iſt das Regiſter aller der Muränen
Und der Faſane, die wir aufgezehrt
Und längſt verdaut; ſie iſt das Inventar
Der Haar' und Nägel, die die Menſchheit ſich
Vom Haupt und von den Fingern weggeſtutzt.“ —
Er ſprichts, und faßt halb lachend und halb grimmig
Den Wuſt der aufgehäuften Seltſamkeiten
Und ſchleudert ihn durchs Fenſter tief hinab.

Und eine letzte Halle nimmt ihn auf,
Die prunkvoll ſtolzeſte der Rieſenhallen,
Wo aller Zeiten hehrſtes Kunſtgebild
Vereinigt iſt, Urſchöpfung oder Nachbild.
In Stein und Farbe glänzen die Gedanken
Des Phidias und des Apelles hier.
Und ihnen ſchließt in Rollen, rings gereih't,
Sich an, was edle Dichterphantaſie
In ſüßen und erhabnen Tönen ſang.
Oft weilte hier, entflammte wonneſchauernd
Der Jüngling Nero noch die beſſ're Seele
An höchſter Schöne reinem Wunderflor —
Verſuchend ſelbſt in Klängen nachzuſtammeln,
Am Schönheitspſalter manche Melodie.
Nun aber ſteht er wie vor Schaugerichten,
Vor kalten, todten, die zur Seele nicht
Mehr ſprechen, weil ſie ſelber leer und todt iſt.
„O marmorglatte, marmorkalte Welt
Des Scheins (ſo ruft er), leeres Formenweſen!
Wir haben längſt uns überſatt geſehn
An dieſer reinen Schöne der Hellenen!
Dies Linienſpiel thut meinem Auge weh
Mit ſeiner Zierlichkeit und ſeiner Weichheit.
Ich ſehne mich nach Fratzen, Zerrgebilden —
Mein Sinn iſt nicht mehr ſchlicht, nicht mehr harmoniſch
Genug geſtimmt, ſich kindlich noch zu freu'n
An dieſer ſtillen ſanften Harmonie,
Die ſchön, doch regungslos iſt wie die Fläche
Des unbewegten Sees. Ich ford're Leben,
Verzückung, Wonnerauſch und Schmerzenskrampf!
Fort mit den Schemen, den veralteten,
Armſel'ger Steineklopfer, Farbenkleckſer,
Fort mit den Rollen auch der Dichterlinge,
Die nun ſchon ein Jahrtauſend lang das Heu
Verwelkter Redeblumen wiederkäu'n!“ —
Er ſpricht's und ſtürzt von ihren Poſtamenten

Die Meiſterſtücke reinſter Griechenkunſt
Und heißt die Bücherrollen, aufgeſtapelt
In langen Reih'n, den Flammen übergeben.
Und ſo nun hat das Ungethüm, das grauſe,
Das heimlich aus dem Hades kam herauf,
Und, unverſchüchtert hin vor Nero tretend,
Ihn angehaucht mit ſeines Mundes Hauch —
Es hat zuletzt den Rachen immer weiter
Und weiter aufgethan und allgemach
Des Nero ganzes goldnes Haus verſchlungen —
Des Nero ganze reiche Welt im Kleinen
Mit allen ihren bunten Herrlichkeiten. —
Nichts iſt mehr ſein, nichts kann ihn mehr erfreu'n,
Und arm nun wie ein Bettler ſteht er da.
„Die Sinnenwelt (ruft Nero) hat nichts mehr,
Was mich zerſtreuen, was mich feſſeln könnte.
Ruft mir den Seneca, der weiß vielleicht
Mich einmal noch, wie einſt, mit wunderlichen
Lehrſätzen und Sophismen zu ergötzen.
Ruft ihn, ob er bei ſeinen Bücherrollen
Die Mitternacht durchwacht, ob er beim ſpäten
Gelag noch bechert, denn im einen wie
Im andern Thun iſt er ergraut als Meiſter!“ —
Gerufen wird der Philoſoph und tritt
Alsbald gehorſam vor des Herrn Geſicht,
Der ihm entgegen ruft: „He da, mein wackrer
Annäus, deute mir, wie's kommen mochte,
Daß, was mich ſonſt ergötzt, mir ſchal geworden,
Daß ſelbſt mein goldnes Haus mit allen ſeinen
Erleſ'nen Schätzen mir zum Ekel ward?
Ich habe mir die Welt in Gold verwandelt,
Wie Midas: hab' ich etwa thöricht ſo
Das Leben ſelbſt und ſeine Freuden all'
Verwandelt mir zu goldnen Schaugerichten,
Um hungernd dran den Zahn mir auszubrechen?“

Der weiſe Seneca verſetzt: „Warum
Wollſt du genießen als ein Schrankenloſer,
Was eben nur in der Beſchränkung reizt?
Was heiſcheſt du für deine Sinne das,
Was nur die Phantaſie umfaſſen kann?
Was ſchöpfſt du aus dem Meere mit der Hand
Und wunderſt dich, daß du nicht mehr daraus
Vermagſt zu ſchöpfen als — die Handvoll eben?"
— „Du nennſt das Uebel, nenne die Arznei!"
— „Stell' wieder her die alte Republik,
Stell' her das alte große Römerthum
Und ſei ein Mann, wie Numa und wie Brutus,
Wie Fabius und wie Publicola:
Schlag heut den Feind wie Scipio, und morgen
Begib dich auf ein einſam Landgut und
Geh' hinterm Pfluge her wie Cincinnatus." —
— „Natürlich zur Verdauung! — Ei, ausſtopfen
Soll ich den leeren Balg des alten Roms,
Den es wie eine Schlange abgeworfen,
Ihm meinen Hauch einblaſen und ihn dann
Lebendig laufen laſſen? Ich ſoll mich
Als Schaufigur des alten Römerthums
Maskiren, daß die nordiſchen Barbaren,
Sobald ſie kommen, mich bewundern, und
Am langehrwürd'gen, weißen Bart mich zupfen?
Nein, nimmer werd' ich eine todte Puppe!
Laß einen Pätus wandern als Geſpenſt
Der Vorzeit durch die helle Gegenwart;
Ich aber will das Blut, das meine Zeit
Mir in die Adern goß, ſo wie bisher
Als Lebender in mir verbrauſen laſſen!
Zu Numa's Zeit wär' ich vielleicht ein Numa
Geworden und zu Brutus Zeit ein Brutus,
Zu meiner Zeit mußt' ich ein Nero werden.
Denn keine Größe kann gedeihn, die nicht
Die Wurzel hat im Herzen ihrer Zeit.

Das lehrſt am beſten du mich, alter Freund!
Zu Catos Zeit wärſt du ein Cato worden:
Doch da du's werden wollt'ſt zu Nero's Zeit,
So trägſt in dir du zwei verſchied'ne Seelen
Und wandelſt hin als traurig Zwitterding!
Du donnerſt gegen ſchnöde Weichlichkeit
Vom ſeidnen Kiſſen, predigſt Mäßigkeit
Mit lallend ſchwerer Zunge beim Gelag.
Bei meinen Freudenfeſten haſt du nie
Verfehlt als Mitgeladner mitzuzechen.“
— „Ich mußte mich in deine Launen fügen,
Und wollte nicht von deiner Seite weichen,
Ich fügte mich in Schlimmes, um das Schlimm're
Noch fern zu halten, wenn es möglich war.“ —
— „Sophiſt! zu thun, was inn're Triebe fordern,
Iſt nichts ſo leicht gefunden als — ein Grund.
Geſteh', es war kein Opfer — mit Beruf
Und mit Behagen ſah ich ſtets dich zechen!
Genußſucht hat in dieſer argen Zeit
Die Herzen angeſteckt wie eine Seuche,
Und gegen eine Seuche, das iſt ſicher,
Hilft kein Philoſophem!“ —
— „Wohl war ich Menſch, doch ſtrebt' ich nach dem Rechten,
Und Weisheit, Wahrheit war mein höchſtes Ziel.
Mein ganzes Leben, ſcheint es auch zerſplittert,
Iſt doch zuvörderſt ihrem Dienſt geweiht.“ —
— „Ja, ſelbſt bei Becherklang philoſophirſt du:
Doch welche Weisheit haſt du ausgeforſcht?
Haſt du vielleicht entdeckt, daß Feuer brennt
Und Waſſer flüſſig iſt? Iſt eine Wahrheit,
Dir klar geworden, die nicht auch ein And'rer
Gewußt hat, ohne zu philoſophiren?“
— „Gewußt, doch nicht begriffen — ſieh, ich lernte
Begreifen, was die Andern bloß gewußt.
Warſt du es nicht, der dies Verſtändniß mir
In tauſend Dingen abgelauſcht, und der
An meinen Lippen einſt begierig hing?“ —

„O dies Verſteh'n! — Seit ich die Welt verſtehe,
Erſcheint ſie mir ſo leer, ſo ſchal: du mahnſt
Mich ſehr zur Unzeit eben an den Urquell,
Aus dem gefloſſen iſt mein Ueberdruß.
O, ſelig ſind die nichts Verſtehenden,
Nichts Wiſſenden! Ich ſehne mich nach Träumen,
Nach Dämm'rung, lieblicher Unwiſſenheit —
Dies grelle Licht des Wiſſens blendet mich!
Ich fluche dieſer klaren Altersweisheit,
Und deiner ſelbſt auch, dem ich ſie verdanke!
Sie bringt mich um die beſte Lebensluſt.
Annäus, wiß' es, ich bin unzufrieden
Mit dir, ich bin es ſatt, dir zu begegnen!
Zum Glück biſt du ein großer Stoiker,
Und fürchteſt nicht den Tod — ich denke ſelbſt,
Daß nur erwünſcht dir meine Weiſung kommt,
Wenn ich dich ernſtlich bitte, zu verſchwinden
Aus dieſer Welt, die Aergerniß dir gibt!
Wie wär's, wenn du's verſuchteſt, dir die Adern
Zu öffnen? dieſe Todesart iſt jetzt
In Rom gebräuchlich, und, wie man verſichert,
Die ſanfteſte von allen. — Fahre wohl!
Vom innern Zwieſpalt, drein der Stoicismus
Dich ſtürzt mit deiner alten Sympathie
Für glänzendes Metall und volle Becher,
Befreie dich der Tod — wir müſſen Alle
So oder ſo zuletzt uns helfen — ſich,
Wer weiß, wie ich mir ſelbſt noch helfen muß?"
Hinwegſchwankt Seneca, das Todesurtheil
Tief in der Seele, wiſſend wohl, daß Nero
Nie eins zurücknahm, das er ſprach!
„Wohl," fährt in ſich verſinkend Nero fort,
„Wohl hab' ich Grund zu fluchen dir, du ſchnödes
Verſtandeslicht, das mir die Welt entzaubert,
Und des Genießens beſte Würze raubt.
Nicht ohne Grund wohl ſucht und liebt die Luſt

Die Dämm'rung — ſie verträgt kein helles Licht.
Was nützt Erkenntniß, wenn ſie am Erkannten
Die Freude mir verdirbt?
Was hilft Unendlichkeit,
Wenn mir das Endliche darin zerrinnt?
So lang man lebt mit menſchlichen Organen,
Wär's doch die beſte der Unendlichkeiten,
Das Endliche unendlich zu genießen!
Das eben nun verſagt das Schickſal mir.
So langweilt ſchier mich meine Göttlichkeit,
Und meine Allmacht, und mein Geiſteslicht.
Ich ſehne mich nach myſt'ſcher Dämmerung;
Ich möchte gern vor etwas ſchaudern. Ha,
Das einz'ge Weſen, deſſen Anblick mich
Erſchüttern und vor dem ich ſchaudern könnte,
Wär' Agrippina nur — und dieſe hält
Der Hades feſt! — —
Doch geht nicht von Beſchwörern
Die Sage, die des Nachts mit Zauberſprüchen
Und Weihguß aus ihren Gräbern locken
Die Todten? An des Hades Pforte klopfen
Das möcht' ich, ja! Die Erd' und den Olymp,
Sie hab' ich durchgekoſtet — gerne möcht' ichs
Nun auch mit Pluto's Reiche noch verſuchen —
Wohin ich Agrippina zürnend ſtieß! —
Ha, denk' ich deines Namens — Mutter, Mutter,
Da mein' ich oft, ich müſſe dich noch einmal
Der Unterwelt entreißen, um noch einmal
Die Rachethat an dir zu thun, noch einmal
Dich zu ertränken in der Meeresflut: —
Dann wieder — Augenblicke kommen, wo
Mir plötzlich iſt, als ſollt' ich Veilchen dir
Und Roſen ſtreu'n auf die kryſtall'ne Gruft,
So weit ſie blaut, die grauſam dich verſchlang,
Und deines Odems ſtolzen Hauch erſtickt,
Du einzig Weib, vor dem ſich Nero beugte!“

Der Blick des Sinnenden ſucht vom Gemach
Den Ausblick in die Weite. Der Kryſtall
Des Fenſters läßt den goldnen Vollmond ſtill
Verſilberwandelnd ſchau'n. Was hebt ſich dort
Im weißen Mondeslicht vom Marmorglanz;
Der Säulenhalle dunkelſchattend ab?
's iſt eine menſchliche Geſtalt, die noch
In einſam ſpäter Mitternacht am Boden,
Gelehnt an eine blanke Säule, ruht.
Nun hebt ſich, ſieh, das ſilberweiße Haupt
Und blickt hinauf zu Nero; ſchaurig ſpiegelt
Der Mondſtrahl ſich in großen tiefen Augen
Es iſt der greiſe, todtverachtende
Titan, der aus dem Blut- und Flammenmeer
Des Circus lebend ſtieg. —
„Den Greis dort führe
Zu mir empor!"
Der raſche Sclav' enteilt.
Ein flüchtiger Moment verrinnt und Nero
Sieht wieder ſich dem Düſtren gegenüber,
In deſſen Aug' kein Sterblicher, als er,
Mit Ruhe blickt.
„Du haſt mich einmal ſchon
(So ſpricht er) mit verweg'ner Redekunſt
Und einem kleinen Zauberſtück ergötzt.
Willſt du noch einmal mir zu Willen ſein?
Verſuchſt du dich vielleicht ein wenig auch
Auf Nekromantik? Sieh, es lüſtet mich
Zu ſchaudern, und die Erde hat nichts mehr,
Wovor ich ſchaudern könnte; nur der Hades
Umſchließt ein Weib, deß Anblick mich noch einmal
Aufrütteln könnt' im Tiefſten meiner Seele —
Ich will's — die dumpfe Ruh' langweilt unſäglich!
Dies Weib iſt Agrippina. Kannſt du ſie
Heraufbeſchwören aus dem dunklen Reich?"

Der Greis erwiedert: „Nicht vergebens kam ich.
Seit wen'gen Tagen lebt in Romas Mauern
Ein Magus aus Aegypten, hochberühmt;
Er nennt ſich Apollonius von Tyana:
Der ruft dir jedes Schattenbild herauf
Vom Orcus, das dein Herz erſehnt.“ —
„Wohlan!
Führ' mich an ſeine Schwelle! dieſe Nacht noch
Will ich's erproben! biſt du wohl bereit?“
— „Ich bin es, folge mir!“ — — —
Im mitternächtlich einſamen Gemach,
Dem hochgewölbt gruftartig fenſterloſen,
Das keinen Blick hat für die Außenwelt,
Rein ganz in ſich gekehrt iſt wie das Aug'
Des tief Entſchlummerten — da brütend ſitzt
Der Nekromant beim Schein der Naphthalampen,
Die einen düſter fahlen Schimmer werfen
Auf ſeltſam ſchauerlich Geräth. Es glotzen
Aegypt'ſche Götterbilder von den Wänden
In thieriſch menſchlicher Geſtalt: Bubaſtis
Und Horus, Typhon, Iſis und Oſiris.
Dazwiſchen ſchlingen Zaubercharaktere
Sich an den Wänden hin wie kriechendes
Gewürm. Auf ragenden Geſtellen gleißen
Metall'ne Spiegel, Urnen voll von Aſche
Und Todtenbeinen — andere Behälter,
Von Zauberkräutern voll. Da, ſiehe, ſteht
Ein menſchliches Geripp' und drüber hängt
Ein todter Rabe; hier liegt hingeſtreckt
Ein ausgeſtopftes Krokodil; hier Köpfe
Von Hunden und vom Sperber und vom Ibis.
Da ſtarrt ein todter Luchs und eine todte
Hyäne mit verglaſ'ten Augen. Athmet
Kein Leben unter all' dem Moder? Doch —
Da, ſiehe, knurrt ein ſchwarzer Hund zu Füßen
Des Magiers: unheimlich wie vom Hund

Der Hecate ein Zwillingsbruder; hier
Wälzt eine lange, gelbe Schlange ſich
In glatten Windungen durch das Gemach,
Mit rothen Augen gräßlich funkelnd; dort
Im Winkel lauert eine rieſige
Giftkröte mit weit vorgequoll'nen Augen
Und off'nem Schlund, in den, vom ſchnöden Odem
Des Scheuſals wie betäubt, die Mäuſe laufen.
Der Nekromant ſitzt tief in ſich verſunken.
Vom alten Todtenlande kam er her,
Vom uralt-heil'gen Todtenland Aegypten,
Deß' Glanz nun untergeht. Im üpp'gen Rom,
Wo Lebensluſt in wilder Woge ſchäumt,
Da ſteht der dunkle Wanderer vom Nil
Gleichwie ein Todesbote. Dunkelglutend
Aufblitzt im Auge dieſes Magiers
Das myſt'ſche Licht des Orients, das immer
In mattgedämpftem Strahl nur Bahn ſich bricht
Ins Abendland, ins kalte, nüchterne.
Doch ſchon auf leiſen Sohlen naht die Zeit,
(Das Aug' verſprichts, das glüh'nde, dieſes Mannes)
Wo einen vollern Strom von ſeinem Licht
Siegreich das Morgenland ausſenden, und
Die ganze Völkerwelt des Occidents
Verſammeln wird zu einem neuen Cult.
Weltumgeſtaltende Gedanken glühn
Auf braunen, ſchwarzumlockten Denkerſtirnen
Am libyſchen Geſtad' und in Judäa.
Als Thaumaturgen und Theurgen gehn,
Vorboten einer neuen Zeit, die Männer
Vom Nil und von Chaldäa durch die Welt.
Und jene myſt'ſche Denkerglut, ſie ruht
Auch auf der Stirn des Apollonius:
Nach Rom gewandert kam er und vernahm
Hohnlächelnd, wie ſich Nero brüſtete
Mit Allmacht — ha, vermag der auch die Geiſter

Zu zwingen und die Hölle? Nimmermehr!
Doch *Apollonius* vermag's. Ihm iſt genaht
Zu wiederholten Malen ſchon ein düſt'rer,
Geheimnißvoller Greis, der ihn ermuntert,
Mit aller Zauberkraft ſich auszurüſten
Zu einem großen Geiſter-Zauberwerk —
Denn einen *Nero* gelt' es zu beſchämen …
Wie nun der Nekromant aus tiefem Sinnen
Sein Haupt erhebt, da, ſiehe, ſteht vor ihm
Derſelbe düſtre wunderſame Greis:
Es wechſeln nur ein flüchtig Wort die Beiden,
Geheimnißvoll — dann führt der Alte ſchweigend
Den Herrſcher Roms in's dämm'rige Gemach
Des Nekromanten.
Nero ſpricht: „Biſt Du's,
Dem zaub'riſche Gewalt gegeben iſt
Und der herauf vom Hades zwingt die Todten?“ —
„Nicht bloß die Todten zwing' ich, Imperator!
Dämonen auch gehorchen meinem Wink
Nach den Geſetzen orphiſcher Magie —
Und ſelbſt die hohen Götter zwingt mein Wille,
Denn echter Wille iſt Magie, iſt Allmacht!“ —
„*So denk' auch ich!* — Doch willſt Du mir beweiſen,
Daß Deine Willensmacht die Macht des Nero
Noch überragt durch myſtiſch-dunkle Kunſt,
So ſchließe mir des Orcus Pforten auf
Und bringe mir vor Augen Agrippina!“
Der Zaub'rer ſpricht: „Ich bin's, der es vermag!“
Und er verſenkt den dunklen Blick zuerſt
Tief in geheime Zeichen, myſt'ſche Rollen,
In Hieroglyphentafeln, zu erſpäh'n
Den günſt'gen Augenblick. Dann wirft er Rauchwerk
In glühnde Pfannen, d'raus in lichten Qualmen
Berauſchendes Gedüft emporwallt; ſeltſam-
Geſtaltet ragen auf grotesken Säulen
Die Lampen, die durch's weiße Rauchgewölk

In dunkelrothem Scheine düſter brennen.
Dann vom Geſtell herab holt Zauberkräuter
Der Nekromant, vollſaftige, gepflückt
Am Pontus und am Nil mit eh'rner Sichel
In Mitternächten: weißen Asphodil,
Oſiriskraut, Verben' und Aconit.
Inzwiſchen ſieht, halb ſpöttiſch lächelnd, Nero
In dem Gemach ſich um; ſein Auge fällt
In einen blinkenden metall'nen Spiegel.
Da ſieht ihm grau'nhaft grinſend plötzlich über
Die Schulter ein Geſicht, noch ſpöttiſcher
Als ſein's — er prallt zurück, in Eile ſtürzt,
Und wie ergrimmt, der Nekromant herbei,
Und deckt mit einem Tuch die Spiegelfläche.
Dann hebt er einen Stein des Bodens aus
Und ſchlachtet über der entblößten Stelle
Den Mächten des Avern ein ſchwarzes Lamm,
Und läßt, geheime Zauberſprüche murmelnd,
Den friſchen Blutſtrom in die Erde rinnen.
Es ſchleicht der Hund heran, die warme Feuchte
Zu lecken, doch der Zaub'rer ſtößt zurück ihn,
Daß er ſich heulend in den Winkel ſchmiegt.
Der Blutdampf ſteigt empor. Auffängt vom Blute
Ein Weniges der Magier in der Schale,
Und drei gemeſſ'ne Tropfen läßt er fallen
In einen Kelch voll ſchäumend duft'gen Tranks,
Den er dem Nero reicht, um d'ran zu nippen.
Vom Reſte ſprengt er hierhin, dorthin, murmelnd
Das Blut des Lamms in Tropfen aus der Schale —
Und ſieh', wohin ſolch rother Tropfen thaut,
Erwacht bei dem Gequalm der Pfannen und
Des Bluts, und bei dem düſteren Geflacker
Der Lampen und bei fremder Töne Klang,
Die wie aus weiter Ferne ſchaurig weh'n,
Mit einem Mal ein ſeltſam Leben: Todtes
Regt ſich geſpenſterhaft:

Des todten Luchſes Augen und der todten
Hyäne fangen plötzlich an zu funkeln
Und ihre Naſenlöcher dehnen ſich
Wie lüſtern, um den Blutdampf einzuſaugen.
Der Rabe, hängend über dem Skelett,
Hebt mit den Flügeln mählig an zu ſchlagen,
Und hackt den Schnabel ein in's Knochenwerk,
Das dürre, das mit Fleiſch ſich zu bekleiden
Und leiſ' in Schmerzen aufzuächzen ſcheint.
Das Krokodil ſperrt ſeinen Rachen auf
Und eine feur'geſchwänzte Ratte läuft
Daraus hervor, mit einem Flatterſchwarm
Von Eulen und von Fledermäuſen, die
Sich wiſpernd, ſchwirrend rings umher verbreiten.
Noch wandelt durch's Gemach der Nekromant.
Sprengt hierhin, dorthin Tropfen von der Schale.
Da fällt ein Tropfen gegen ſeinen Willen
In eine jener eh'rnen Zauberurnen,
D'rin Todtenbein und Todtenaſche liegt.
Aufziſchen aus der grauen Aſche Flämmchen,
Und d'raus empor, ſieh', taucht ein bleiches Haupt,
Ein todtenbleiches, unbekanntes Haupt
Mit feſtgeſchloſſ'nen Augen: zitternd ſtürzt
Und unmuthglühend raſch der Nekromant
Herbei und drückt zurück mit eh'rnem Deckel
Die Grau'nerſcheinung in den Aſchenkrug.
Nun regen ihr Gefieder auch die Sperber
Und flattern im Gemache hin und her:
Doch über ihr Gekrächz ergrimmt die Kröte,
Ergrimmt das Krokodil, die gelbe Schlange,
Bald durcheinander ſchnaubts und ſchwirrt und ſchnappt.
Es geht ein Sauſen durch die Luft, dazwiſchen
Klingts wie Geächz und Weinen, wie der Scylla
Gebell, wie Meergeräuſch und Sturmgebraus —
Der ſchwarze Hund miſcht in der Thiere Streit
Sich wüthend ein, die Schlange ziſcht und ſchäumt.

Die Kröte ſpritzt um ſich mit ſchwarzem Gift;
Der Nekromant mit Zauberſprüchen ſammelt
Den weißen Schaum von dem Gebiß des Hundes,
Der Schlange Geifer und der Kröte Gift
Und miſcht's am Boden in die rauchende
Blutlache, d'rein er auch die Zauberkräuter
Geworfen hat —
                        Hei, toller ſtets und toller
Brauſt die geſpenſt'ge Meute durcheinander.
Nero erblaßt entſetzt und will der Schlange,
Der feueräugigen, die nach ihm züngelt,
Den Kopf zertreten; da geht wilder noch
Durch's Haus ein Brauſen und ein Todesächzen.
Die Erde bebt, Geſpenſter grinſen, und Aegyptens
Gottheiten drängen in den wildgrotesken
Geſtaltungen mit Hunds- und Vögelköpfen
Von dem Geſtell herab ſich in den Reigen.
    Nun aber in den zaubertollen Wirbel
Des grauſen, wildentfeſſelten Gezüchts
Ruft plötzlich ernſt und klar der Nekromant
Gebiet'riſch ein geheimnißvolles Wort —
Da ſchwindet, ſieh', im Nu das ſtygiſche
Geſindel allzuſammt, das Zauberweſen
Verhallt, verflattert; ſüßer Veilchenduft
Verbreitet ſich, ein lichter Purpurſchein
Durchwallt den Raum, und aus dem weißen Rauch
Vom Hintergrund der hohen Halle her
Naht plötzlich, ſieh', mit Zügen, bleich doch ſüß,
Vom Purpurſchein umfloſſen, hold umkränzt
Von Lilien und Asphodil,
Geſchloſſ'nen Auges ſchwebend Agrippina.
    Ja, das iſt Agrippina, wie ſie reizvoll
Im Reigen der Lebendigen geſchwebt —
Nur zarter iſt ihr Leib, ätheriſcher,
Aus Mondesduft und Roſenglanz gewoben,
Verjüngten Reizes, wie ſie wohl als Jungfrau

In zartem Alter blühen mochte — ſtill
Hinſchwebt ſie wie ein ſüßer Traumgedanke.
So ſinnbeſtrickend, lieblich, hold — nur bleich. —
Und bei dem Anblick geht durch's Herz des Nero
Ein wild Gemiſch von Luſt und Schauder — ſiegend
Durch alten Groll und neues Grauen bricht
Hervor ein unermeßlich tiefes Sehnen
Aus ſeiner Bruſt, und durch den wüſten Abgrund
Im Buſen dieſes Uebermenſchen zuckt
Zum erſten, letzten Mal der Strahl der Liebe
Mit ihrer ganzen vollen Himmelsluſt,
Mit ihrem ungeheuren Todesſchmerz.
Kein Wort ermißt das Unbeſchreibliche,
Das ſich vollzieht in dieſem Augenblick
In Nero's Bruſt — er will die Hohe faſſen
Bei ihrer Lilienhand — doch ſie gehört
Dem Hades an und zwiſchen ihn und ſie
Wälzt Zeit und Ewigkeit und Schickſal ſich
Wie ein unendliches Gewölk — ſie weicht zurück,
Verſchwebt, zerfließt gemach im Hintergrund.
Doch Nero ſtarrt noch immer auf die Stelle.
Und wieder ſieht er Agrippina, — doch
Er ſieht kein Blendwerk mehr, er ſieht ſie anders,
Als ſie der Nekromant ihm zeigen will:
Er ſieht ſie, wie beim Bacchanal ſie ihm
Erſchien als Roma, nur unſäglich ernſt,
Mit Mienen, trauervoll, mit welken Kränzen,
Die wirr, zerriſſen niederhängen — dann,
Wie ihm das Bild auf's Neue näher ſchwebt,
Verwandelt ſich's ihm wechſelnd allgemach
In jene königliche Agrippina,
Die todeskalt in Gold und Purpurzier
Das Meer an ſeine Schwelle warf, und die
Wie eine ſturmgebroch'ne Lilie lag
In ſeinem Atrium. So ſchwebt ſie langſam
An ihm vorüber, ſchlägt die Augen auf,

Und blickt ihn an mit graſſem, todtem Blick,
Der ihn entſetzt. Er ſieht ſie wieder nur
Als Muttermörder — Grauſen faßt ihn, Schweiß
Tritt auf die Stirn ihm, und mit Augen, weit
Hervorgequollen, blickt er auf das Schreckbild
Der eig'nen Phantaſie, das ſchauerlicher,
Als alles Zauberwerk des Nekromanten
Ihn foltert. Doch — iſt Agrippina nicht
Allein? Ha, ſieh! wer iſt's denn wohl,
Der hinter ihr am tief verſtorten Antlitz
Des Nero ſtill vorüberſchwebt? Es iſt
Der Schatten des Britannicus: die Flecken
An ſeinem nackten Leib, wie ſie das Gift
Hervorgetrieben, ſieh, ſind überſtrichen
Mit weißem Gips — ſo that es Tigellin,
Daß nicht Verräther ſie des Gifttranks würden
Am Leichnam des von ihm Gemordeten. —
Und da — da ſiehe, ſchwebt ein bleiches Paar
Von Jungfrau'n ſtill vorüber, ſchlummerſüß
Geſchloſſ'nen Aug's — o wie verſchieden ganz
An Mienen und Geſtalt: Actaea hier,
Die friſche Mädchenblüte, in den Schlamm
Geſtampft vom Tanzſchritt der Bacchanten — dort
Die ernſte Chriſtenjungfrau, ſie, die Hehre,
Die Nero noch dem wilden Todesrachen
Entreißen wollt' zu lüſtern frevlem Spiel.
Und, ha, wer iſt der Schwarze dort, die ſchnöde,
Hohngrinſende Geſtalt im Leichentuch,
Mit einer Viper um den Arm? Und wer
Iſt die Silenosgeſtalt, die aufgedunſ'ne,
Die ſich von einer der ägyptiſchen
Gottheiten borgt die wunderlichſte Larve,
Und d'rin mit tollen Sprüngen grimaſſirt?
Und wer ſind all' die andern Schreckgebilde,
Die aus dem Grund der Erde mählig wachſen,
Und grinſend vor den bleichen Nero treten?

'ſ iſt eine ganze Geiſtercaravane:
Es ſchlingt um ihn ſich her der Schwebereigen,
Und das Gemach erweitert endlos ſich
Zum Wüſtenplan um ihn, d'raus er die Städte
Hinweggebrannt, die Völker weggetilgt —
Und die Geſpenſter des Geweſenen
Umkreiſen ihn — der Schauder ſchüttelt ihn:
Nicht grauſenvoller, nicht vernichteter
Stand in dem Kreis der Furien Oreſt,
Die ihn umdrängten mit den Flammenaugen,
Die ihn zerfleiſchten mit den Schlangengeißeln,
Als jetzt in dieſem Reigen Nero ſteht . . .
„Ha,“ ruft er, während ſich die Haare ſträuben
Auf ſeinem Haupt — „ſchickt der Avernus denn
Mir alle ſeine Todten jetzt herauf?
Was ſchlingſt du, Schauder, Rieſenſchlange, mir
Die Kettenglieder um den Leib und ſchnürſt
Die Bruſt zermalmend mir zuſammen? Ha!
In meinem Innerſten bäumt etwas noch
Sich gegen dich mit letzten Kräften auf!
Doch die Natur verſagt den Kampf. So brich
Zuſammen, Sohn des Staub's, armſel'ger Leib!“ —
Und das Entſetzen, gleich als wollt' es ſich
Erbarmen ſeines Opfers, faßt ihn an
Und wirft ihn hin. Er ſtürzt zuſammen und
Wohlthätige Beſinnungsloſigkeit
Umfängt ihn.
Ueber den Gebroch'nen beugt ſich
Der düſt're Alte, wie ein Rachedämon
Sich über todeswunde Opfer beugt.
Zum Nekromanten ernſt gewendet ſpricht er:
„Die ewige Natur, ſie hat geſiegt:
Die kühnſten Geiſter, die aus ihrem Centrum
Hinausgeſtürzt, ſie haſcht ſie wieder auf
Mit einer Angel, wenn die Bande all'
Geriſſen ſind, und dieſe Angel iſt

Das Grauen. Des Grauens kann keine Seele ſich
Entſchlagen — auch des Nero Seele nicht!
Er iſt gebrochen, iſt gebeugt, beſchämt,
Wenn auch auf Augenblicke nur: — laß' ihn
Das Haupt auch immer wieder ſtolz erheben:
Viel tiefer trägt in ſich, als ſie es meint,
Den Wurm die ſtolze Ceder, den ich ihr
In's Mark gepflanzt — langſam doch ſicher geht
Das ewige Verhängniß ſeinen Gang.
Der Menſchenſohn, der ſchickſallos ſich glaubt,
Ihn blickt der Genius der Menſchheit ſchon
Mitleid'gen Auges an und ſieht die Stunde
Beflügelt nah'n, die ſein Geſchick erfüllt."

* * *

Sechster Geſang.

Ahasver.

Erwacht aus todesähnlicher Erſtarrung,
In die das Grauſen ihn geworfen, findet
In ſeines gold'nen Hauſes Prunkgemächern
Sich Nero wieder. Wie aus tiefem Traum
Erwacht er, doch aus einem Traum, ſo lebhaft,
So tief in Leib und Seele durcherlebt
Mit allen Nervenfaſern ſeines Weſens,
Daß all' ſein waches Daſein ihm dagegen
Als Traum erſcheint. Nachzittert ihm das Grau'n
In allen Gliedern. Wand und Eſtrich ſpiegeln
In hellkryſtallnem Grund ſein Antlitz ihm
So bleich und ſo verſtört, daß er erſchrickt.
Und doppelt ängſtlich weicht ſein Aug' den Flächen
Metall'ner Spiegel aus, als könnt' ein Schreckbild,
Wie im Gemach des Zauberers, ihm über
Die Schulter blicken — alle Hintergründe
Und Winkel des Gemaches ſcheinen ihm
Von Nebelbildern trächtig; ihm erſcheint
Unſicher ſelbſt der Boden, den er tritt,
Als könnt' er aufthun ſich und durch den Spalt
Herauf der höhniſche Avernus grinſen . . .
Doch endlich, mit dem Fuß unwillig ſtampfend,
Beſinnt ſich Nero auf ſich ſelbſt: „Bin ichs —
Iſt's Nero, der ſich wie ein Knabe vor
Geſpenſtern fürchtet? Ei, nun ſeh' ich wohl,
Was es bedeuten will, ein Erdenſohn
Zu ſein, geboren aus des Weibes Schooß!
Wie auch der Menſch ſich mag als Gott empfinden,

Und trotzig ſtolz ſich auf ſich ſelber ſtellen.
Nie ganz durchſchnitten wird die Nabelſchnur,
Die ihn als Creatur dem Schooß der Mutter
Natur geheim verknüpft! der frei'ſte Geiſt
Löſt nie ſein Leibliches aus dem Verband
Des Allgemeinen ſo, daß es ſein Werkzeug,
Sein Glied nur wäre — nicht auf Augenblicke
Ihn ſelbſt mit ſich hinabzuziehn vermöchte
In ſtürmiſcher Empfindung Wirbelflut!
Auf Augenblicke! denn es ſchwimmt zuletzt
Der freie Geiſt doch immer wieder oben,
Gleich einem Kork, geſchleudert in die Flut.
Nie kannſt du ganz, Natur, mein Ich erſticken
Doch ich muß freilich dich auch gelten laſſen:
Ich muß es zugeſteh'n, daß ewig neben
Die Macht des Geiſt's ſich eine zweite ſtellt,
Die der Natur — vielleicht noch eine dritte?
Vielleicht das Schickſal?" . .
Während Nero fragt,
Tritt ſchon ein Bote dieſer dritten Macht,
Tritt ſchon ein düſt'rer Schickſalsbote, Burrus,
Im Morgengrau'n zu Nero in's Gemach.
Die Unglücksbotſchaft, die ſein Antlitz bringt,
Beſtätigt bald der Lippe haſtig Wort:
„So eben künden ſchweißbetriefte Boten,
O Herr, daß Vindex mit den gall'ſchen Meut'rern
Zurückgeworfen deine Legionen
Und Rom ſich nähert eilig, unaufhaltſam —"
„Ei ſieh," (ſpricht Nero) würd'ger konnte nicht
Ablöſen dieſe Nacht ein Unglücksmorgen!
Iſt das das Schlummerlied, mit dem du mich
Zu wiegen denkſt in ſüßwohlthät'gen Schlaf,
Nach einer ſchnöd' durchwachten Schreckensnacht?"
„Zu wichtig, Herr, zu eilheiſchend war
Des Augenblickes Noth. Der Sieg des Vindex,
Der Deinen Flucht, der Römer Wankelmuth

Gönnt nicht Verzög'rung mehr dem Aufgebot
Der letzten Kraft. Ganz Rom verſchlingt begierig
Des Vindex aufruhrſchnaubende Edicte,
In denen er der Herrſchaft dich verluſtig
Erklärt und Galba auf den Schild erhebt.
Maßlos iſt, Herr, des Vindex Uebermuth:
Er läſtert und beſchimpft in den Edicten
Dein Haupt und fügt zur Läſterung den Spott:
Nicht Nero mehr, Ahenobarbus nennt
Er dich und —" „Nun?" — „Kaum wag' ich's auszuſprechen!"
„Ich will es, ſprich!" — „Er ſchmäht verächtlich, keck
Die ſchönſten Kronen deines Ruhms begeifernd,
Dich einen Hiſtrionen, Zitherſpieler,
Stimmloſen Sänger, Stümper auf der Harfe . . ."
Das Antlitz dunkelroth erglüht, fragt Nero haſtig:
„Antwortet nicht ganz Rom, wenn es ſie lieſt,
Auf ſolche Schmähungen mit Hohngelächter?" —
„O Herr, die Römer ſchwören ſtets zum Sieger:
Neu wärmt man alte Blutgeſchichten auf,
Laut wird geſprochen, was man ſonſt geflüſtert.
Selbſt der gemeine Hauſe, der dich einſt
Vergötterte, weil ſeine Schauluſt du
Befriedigt, wie's vor dir kein Kaiſer that,
Er nergelt auf dem Forum jetzt an dir,
Weil bei der großen Hungersnoth vor Kurzem
In Alexandrien die Schiffe du,
Statt mit Getreide für den Pöbel Roms,
Mit Sand beladen ließ'ſt für deine Ringer.
Mit Schmähungen und frechen Läſterzeichen
Beſchreibt man deine Statuen, und offen
Tritt eine langverhaltne Bitterkeit
In gräßlichen Verwünſchungen hervor." —
„Wohl will ich ihnen," ruft der grimme Nero,
„Den Mund bald wieder ſtopfen! Alle Führer
Des Heer's und die Proconſuln der Provinzen,
Die ſich bisher empört, ſie ſollens büßen

Mit ihrem Blute mir, und müßt' ich ſie
Durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen.
Die Länder geb' ich Preis der Plünderung:
Und ſo durch Beute mir das Heer verpflichtend,
Verpflicht' ich durch den Schrecken mir die Länder.
Und den Senat, o, dieſe feile Schaar
Von Schlemmern — ſeh' ich Haares Breite nur
Sie ſchwanken nach des Galba Seite, ſo
Vergift' ich ſie, die Schurken, allzuſammen
An meiner Tafel. Und wenn Pöbeltrotz
Mich reizt, ſo laſſ' ich los die wilden Thiere —
Und wenn ich anders nicht das Schickſal zwinge,
So fach' ich alte Brände wieder an
Und überliefere dem Flammentod
Die Stadt und die Bewohner und — mich ſelbſt.
Nun eile hin und ruf' mir unter Waffen
Was Rom noch birgt von kampfestücht'ger Mannſchaft,
Und melde den prätoriſchen Cohorten,
Daß, eh' noch eine Stunde ganz verrinnt,
Ich ſelbſt an ihrer Spitze mich den Meut'rern
Entgegenwerfe. Doch vor Allem laß
Durch eil'ge Boten raſch zu mir entbieten
Die Häupter des Senats — von ihren Lagern,
Aus ihren Morgenträumen laß ſie reißen —
Sein Haupt verwirkt, wer zögert . . ."
Raſch enteilt

Auf Nero's Wink der Satellit, und eh'
Der Morgenſtrahl noch Albas grüne Berge
Beglänzt mit vollem Licht, umſchließt die Halle
Vor dem Gemach, wo Nero ſinnend ruht,
Die aus dem Morgentraum geriſſ'nen Gäſte,
Die Väter Roms, die Männer des Senats.
Da harren ſie mit den verſchlaf'nen Augen,
Den feiſten Angeſichtern, drauf der Schweiß
Des Schlafs nach halbdurchſchwelgter Nacht noch ruht —
Der Ein' und And're flüſtert von der Wendung.

Der drohenden, die Galba's Sache nimmt —
Die neu'ſte Wendung kennen ſie noch kaum —
Dann aber von der leid'gen Politik
Abſpringend — denn ſie kümmert Politik
Nur halb; was thut's zur Sache, wie ſich nennt,
Der Cäſar, der jeweilig ſich in Rom
Nach unverbrüchlichem Cäſarenbrauch
Mit Mord und Brand und Schwelgerei vergnügt —
So wenden ſie ſich denn ſchier unwillkürlich,
Schier unbewußt, den Lieblingsdingen zu,
Mit denen ſeit Tiber das Römervolk
Am liebſten ſich die Zeit verkürzt. Sie ſprechen
Von Circusſpielen, Gladiatorkämpfen,
Von Tänzerinnen, und von Pantomimen,
Von Flötenbläſern und Equilibriſten:
Für Dieſen, Jenen wird Partei genommen,
Und nicht für Nero und für Galba, nein,
Für dieſen oder jenen Circuskämpfer
Droh'n des Senats ehrwürd'ge Häupter jetzt
Sich lebhaft eifernd in Partei'n zu ſpalten . . .
    Und Nero blickt vom Grunde des Gemachs,
Er ſelbſt noch unbemerkt, ſtill auf die Gruppe,
Die ſeiner wartet in der gold'nen Halle.
Und bei dem Anblick wacht in ſeiner Bruſt
Die ganze bittre Laune wieder auf.
„Da ſind ſie,“ ruft er, „dieſe Abderiten
Mit Römerköpfen, dieſe zahmen Löwen,
Zu Katzen und Eichhörnchen eingeſchrumpft,
Die Krokodile, als Lacerten ſchwänzelnd,
Die Boaſchlangen, die wie Regenwürmer
Sich treten laſſen! — Ja, da ſind die Männer
Mit denen ich das alte Römerthum
Herſtellen ſollte für den Seneca,
Bei denen ich ein güt'ger Cäſar bleiben,
Mit denen ich als Herrſcher Großes thun,
Die Welt erobern ſollt' — und was noch ſonſt?

Das ſind die Weichlinge, die, wenn ſie angeln,
Auf Purpurpolſtern ruhn, das ſind die ſchnöden
Dickbäuche, denen beim Gelag, dem heißen,
Die Sclavin mit dem Fächer und der Knabe
Mit einem Myrthenzweige Kühlung zuweht,
Und denen aufs Geſchnalz des Fingers der
Eunuch den gold'nen Pißtopf reicht . . .
Ha, die,
Die Männer ſoll ich zu Berathern haben?
Vor dieſen Puppen ſoll ſich Nero ſchwach
Und ängſtlich zeigen? Nein! von dieſen
Hab' ich in ſolcher Stunde nichts zu hoffen!
Die Köpfe zählen nichts im Rath des Schickſals:
Sie gehn von einer Hand zur andern nur
Wie Münzen, nein, wie Rechenpfennige!
Ja, ja, wir Spieler um die Weltherrſchaft,
Wir rechnen nur mit ihnen, doch ſie ſelbſt
Sind werthlos Blech . . ."
Mit heit'rer Göttermiene,
So ſtolz, ſo apolliniſch hehr wie ſonſt,
Tritt Nero plötzlich in den dichten Kreis
Der Senatoren in den goldnen Saal.
Sie grüßen tiefgebeugt den Nahenden,
Und harren ſeines Wortes. „Wißt ihr wohl,"
Beginnt er, „warum ich ſo früh euch heut
Entbot?" — Sie ſchweigen. „Ahnt ihr's?" wiederholt er.
„Kam etwa neue Poſt," verſetzt der Eine,
„Vom Kriegeslager, von dem Nah'n des Vindex?"
„Was Vindex!" ruft verächtlich lächelnd Nero.
„Ich denke nicht an Vindex, fürchte nichts
Von Vindex, deſſen abgeſchlag'nes Haupt
Ihr kläglich bald geſpießt erblicken ſollt
Am Thore meines goldnen Hauſes. Nein,
Um ſo geringen Grund hätt' ich euch nie
Geriſſen aus dem beſten Morgentraum,
Ehrwürd'ge Väter Roms!

's iſt eine Freudenpoſt, die ich euch künde!
Wißt, daß in dieſer Nacht nach langem Sinnen,
Ich ſiegreich endlich ein Problem gelöſt,
Das mich ſeit langer, langer Zeit im Stillen
Beſchäftigt hat. Ihr kennt die Waſſerorgel,
Und kennt den unvollkommnen Zuſtand auch,
In dem dies Inſtrument ſich ſtets befand,
Und welcher Muſenfreunden, mir vor Allen,
Ein Gräuel war. Ihr wißt, mein Geiſt ergeht
Sich ſpielend im Bereiche mancher Kunſt,
Und ſelber mit mechaniſchen Verſuchen
Hab' ich mich immer gern ergötzt. Nun denkt!
In dieſer Nacht — es floh der Schlaf mich eben —
Da ſinn' ich hin und her und her und hin,
Und ſo zuletzt nach langem Kopfzerbrechen,
Wird endlich aus den bunt ſich kreuzenden,
Chaotiſchen Gedankenwindungen
Mir klar ein wundervoller Mechanismus,
Der unſ're alte ſchlichte Waſſerorgel
Zum herrlichſten der Inſtrumente wandelt.
Vor Freuden ob der glücklichen Entdeckung,
Harrt' ich des Morgengrau'ns mit Ungeduld.
Und bei dem erſten Strahle drängt' es mich
Euch mitzutheilen dieſe wicht'ge Botſchaft,
Daß ſich mit mir Senat und Volk erfreue.
Kommt einmal her! Auf dieſem Papyrus
Macht euch mein Rohr den neuen Mechanismus
In flücht'gen Zügen klar!" — Und die Verblüfften
Verſammelt Nero zu gedrängter'm Kreis,
Und zeichnet ein verwickelt Räderwerk
Mit krauſen Strichen auf den Papyrus,
Daß Allen bald die weiſen Häupter ſchwindeln.
„Habt ihrs gefaßt?" — „O herrlich, Imperator!"
„Nun wohl! So gehet hin, und kündet es
Dem Volk, was ihr vernommen: fügt hinzu,
Daß ich den Römern ſchon in wenig Tagen

Von wundervollen neuen Harmonie'n
Mit eigner Hand die Probe geben werde
Auf dieſem Inſtrument! Von Vindex aber
Soll Keiner ſchwatzen dürfen auf dem Markt,
Noch insgeheim — bei Todesſtrafe! Geht!“ —
Sich weidend an der wunderlich verblüfften
Geſtalten Mien' und Haltung lächelt Nero,
Und dann entläßt er die gebückte Schaar,
Die erſt gewohnte Schmeichelei'n noch ſtammelt.
Inzwiſchen iſt der Morgen angebrochen.
Dem ungeduld'gen Nero ſchleichen träg
Die Augenblicke hin. Er zieht ein Fläſchchen
Aus ſeiner Bruſt, ein goldnes Fläſchchen, voll
Von tückiſch-klarer Flüſſigkeit, und ſtellts
Vor ſich hin auf den Abacus. — Die Zinnen
Der Stadt glühn ſchon im Tagesglanz und noch
Kehrt Burrus nicht zurück. Doch endlich nun
Stürzt er herein und bringt die Schreckenskunde:
„Die Meut'rer ſtehn vor Rom. Die Legionen —
Der Stadt und die Prätorianer ſelbſt
Sind abgefallen und „Hoch Galba!“ donnerts
Durch ihre Reih'n, und nur ein Echo iſt
Dies Wort vom geſtern ſchon erſcholl'nen Ruf
Der Flotte, die vor Oſtia geankert.
Der Legionen Treubruch und der Flotte
Macht Widerſtand zur Fabel, und die Stadt
Iſt Galba's. Aus dem zitternden Senat
Iſt Otho eben unterwegs ins Lager
Des Vindex vor der Stadt, um demutsvoll
Von Galba's Feldherrn Gnad' und Milde im
Ergebung einzuhandeln, die er bringt:
Der Pöbel fängt vom Mund der Prätorianer
Den Ruf: „Es lebe Galba!“ auf, und drängt
In hellen Haufen, ſchreiend, ſich hieher
Zum goldnen Hauſe, um dich einzuſchließen,
Und lebend dich dem Vindex auszuliefern.“

Horch, in dem Augenblicke toſ't es ſchon
Rings um den Palaſt her wie Sturmgeheul,
Und Pöbelrotten drängen mit Geſchrei
Sich um die Thore. Bei dem Anblick ſtürzt
Burrus hinweg entſetzt. Nachruft ihm Nero
Ein donnernd „Bleib!“ — doch Jener flüchtet, denkt
Nur mehr an ſich allein. Da reißt den Dolch
Von ſeiner Hüfte Nero, ſchleudert ihn
Dem Flüchtling in den Rücken — wie ein Pfeil
Apolls trifft ihn der Stahl, er ſtürzt, verathmet.
Es ſendet Nero nach den Günſtlingen,
Nach ſeinen Lieblingsdienern im Palaſt —
Sie kommen nicht. Er ſelber geht zu ihnen,
Doch ihrer Kammern Thüren ſind verſchloſſen.
„Bin ich allein?“ ruft Nero, „ſoll ich etwa
In Männerkleider ſtecken meine Weiber,
Und ſie bewehrt mit Amazonenſchilden
Vor meine Thüre ſtellen?“ — Weiter ſchreitet
Er durch den hallenden Palaſt und ruft
Nach ſeinen Sclaven. Doch die Sclaven eilen
An ihm vorüber, achten nicht auf ihn.
Er droht, er wüthet, doch ſie merken's nicht.
Ohnmächtig iſt ſein Zorn. In Burrus Rücken
Ließ er die Waffe ſtecken — kann nur drohn.
Er will mit Edelſteinen und mit Gold
Beſtechen ſeine eignen Leute, doch
Sie nehmen Gold und Edelſteine ſelbſt
Aus ſeinen goldnen Hallen ohne Scheu. —
Er kehrt zurück in ſein Gemach und findet
Es ausgeplündert: ſelbſt das goldne Fläſchchen,
In welchem er das Gift verwahrte, fehlt.
Noch einmal irrt er durch das Haus und findet
Nicht einen Diener mehr — doch nein! Noch Einen:
Ein Mann iſt's von der kaiſerlichen Wache
German'ſchen Stamm's — mit Waffenehre grüßt
Ihn dieſer noch als Kaiſer und als Herrn.

Des Wackern Treu' mit Rührung faſt beſtaunend,
Winkt Nero: „Folge mir!“ und ſtill gehorſam,
Apathiſchen Geſichts, folgt der Germane.
Von ihm begleitet wendet Nero ſich
Nun einem tief verborgnen Gange zu,
Der unterm Palatinus hin zuletzt
In eine abgelegne Gegend führt.
Bei einer Fackel Glanz durchſchreiten ſie
Die unterird'ſche Finſterniß und treten
Auf einſam öder Stelle, unter Gräbern
Am ſtillen, menſchenleeren Esquilin
Ans Tageslicht hervor. Verkleidet iſt
Der kaiſerliche Flüchtling, unerkennbar.
Ermüdet nun auf einem Grabdenkmal
Der Gräberſtraße raſten ſie. Zwei Männer,
Von Nero ſprechend, tauchen auf, und arglos
Geh'n ſie vorüber. Von bewohnteren
Stadttheilen her ſchallt ein verworrner Lärm.
Wohin ſich wenden? Um die Stadt her liegt
Des Vindex Heer wie Feuer um den Keſſel,
Und in der Stadt, dem Keſſel, kocht und ſiedet
Und brauſt des Aufruhrs wallende Bewegung.
Miſcht nun der Himmel ſelbſt ſich in den Streit?
Sieh, finſtre Wetterwolken ſteigen auf,
Ein Wirbelwind beginnt den Staub zu kräuſeln,
Bald fängt der wilde Donner an zu rollen,
Und Blitze ſprüh'n und Regen praſſelt nieder:
Es kehrt zurück die kaum verfloſſ'ne Nacht!
Ha ſieh, der funkelrothe Blitz, er zuckt
Wie eine rothe Schlange, die der Adler
Entführt hat in die Luft und die ſich jetzt
In ſeinem Schnabel krümmt in wildem Zickzack
Und immer tiefer nachtet's — immer greller
Aufflammt der Blitze Schein, und wilder krachen
Die Donner, langhinrollend, wie verdoppelt
Vom Echo des Gebirgs — ha all' dies grauſe

Geleucht' der Flammen, all' dies Donnerrollen,
Des Windes Brauſen und der Waſſer Sturz,
Sind's Stimmen des Triumphes für den Galba?
Iſt's Nero's Grabgeſang? Verklärt die Flamme
Mit Blitzespracht und Donnerklang den gähen
Titanenſturz des „Flammen-Dionyſos?"
Will Nero's Lieblingselement noch einmal
In ſeiner ganzen Herrlichkeit ihn grüßen?
Ha, warum freut er ſich nicht mehr des Grußes?
Was zuckt er ſo verſtört bei jedem Blitz,
Der plötzlich grell die Finſterniß erhellt?
Nicht vor dem Blitze ſelbſt erbebt er, nein,
Auftauchen ſieht er ſtets im Feuerſchein,
Dem gähen, zuckenden, bald hier bald dort
Das fahle, grinſende Geſicht des Alten,
Des finſtren Dämons, der ihn ſtets verfolgt.
Unheimlicher als je heut blickt ſein Aug'.
Ein triumphirend Lächeln zuckt wie Hohn
Um ſeine Lippen — Aufflammt Nero's Herz
In wildem Zorn, — hätt' er den Dolch zur Seite,
Er ſtieß' ihn dem Verhaßten tief ins Herz —
„Schaff' mir hinweg das Grau'ngeſicht!" ſo herrſcht er
Dem willigen Trabanten zu, doch ſchon
Hat ausgeflammt der Blitzſtrahl, undurchdringlich
Umhüllt die grauſe Finſterniß ſie wieder.
Es kommen Waſſerbäche wild geſchoſſen,
Und waten muß durch hochgeſchwellte Lachen
Der beiden Wand'rer Fuß. Durch Windesbraus
Und Regenguß und grelles Blitzgefunkel
Hineilen ſie voll Grauſens. Endlich bietet
Verfall'nes Mauerwerk ſich zum Aſyl.
Ermüdet ſchon iſt Nero, faſt verſchmachtet
Vor Durſt, im Brande ſeines innern Fiebers.
Gutmüthig ſammelt der Germane Waſſer,
Wie es vom Himmel ſtürzt, in ſeinen Helm,
Und reicht's dem Schmachtenden, um ihn zu laben.

„Hier ſind wir ſicher," tröſtet er den Herrn.
„Ja ſicher," gibt mit bitt'rem Lächeln der
Zur Antwort, müd' auf harten Grund ſich ſtreckend —
„So ſicher wie ein Lerchenneſt im Korn
Zur Erntezeit. — Horch, horch, wie's ſtürmt und wettert!
Doch laß uns plaudern; mit Geſprächen laß uns
Des Augenblickes Schreckniſſe betrügen
Im dürftigen Verſteck hier. — Sag' mir an,
Warum biſt du, der Einz'ge, mir gefolgt?
Was ſpornte dich, den Einen, auszuhalten
Bei mir getreu, als all' die Andern floh'n?"
„Ei Herr," verſetzt befremdet der Germane,
„Steh' ich denn nicht in deinem Sold? und iſt's
Nicht Dienerpflicht, dem Herren treu zu ſein?" —
— „Pflicht — Treue — Mann, du ſprichſt in Germanismen!
Wie lang' biſt du in Rom?" „Zehn Jahr'!" — „Und haſt
Die Treue nicht verlernt? und folgſt nun ſo
Mir ohne Grund, aus angeſtammter Treu'?
Ei, ihr Germanen ſeid ein braves Volk!
Biſt du nicht ſtolz drauf, daß du ein Germane?" —
— „Ich bin ein Bructerer!" —
— „O weh', er weiß kaum, daß er ein Germane!...
Erzähle mir, indeß wir raſten, Freund,
Ein wenig doch von deinem Vaterlande!
Wie bringt ihr wohl den langen Tag ſo hin
In euren finſtren Wäldern?" — „Ei, wir jagen
Das Hochwild, Eber, Wolf, und Ur, und Elenn,
Und Abends ruht man auf der Bärenhaut,
Trinkt aus dem Horn des Auerſtiers, verkürzt
Wohl auch die Winternacht mit Würfelſpiel." —
— „Wohl beſſer lebſt du jetzt bei uns im Süden?"
— „Doch jezuweilen ſehn' ich mich zurück.
Wir haben nur Geſümpf und Tannenwälder,
Und ſüdwärts lockt uns oft ein Wanderdrang;
Doch ſeit ich leb' in Rom, da dünkt michs oft,
Als wär's doch nirgend ſchöner als daheim." —

— „In euren Sümpfen, euren Tannenwäldern?“
— „Wie ſchattig grünt der Wald zur Sommerszeit!
Doch ſchöner, mein' ich, iſt er noch im Winter.
Da hängt der weiße Nebel in den Aeſten,
Windbrüche hört man knirſchen im Gebirg,
Und geht der Wandrer durch den Forſt, da klingen
Des Eiſes Zapfen, ſchimmernd in der Sonne,
Aus allen Wipfeln wie ein Glockenſpiel,
Und unterm Fuß des Wandrers kracht der Schnee:
Bei Nacht die Stürme brauſen, Sterne glitzern,
Aus dem Geſtrüpp zuweilen ſchaut der Wehrwolf —
Dann ſchlägt man ſich wohl abſeits in den Buſch,
Und hüllt ſich ſchaudernd tiefer in die Wildſchur.
In ſolcher Zeit, o da iſt's wohlig ruhn
Bei dicker Tannenklötze rother Glut,
Bei Gerſtentrank, und Meth und Liederklang.“ —
„Wie? Habt ihr Lieder auch? wem ſingt ihr ſie?“
„Den Helden und den Frau'n.“ — „Die Frauen gelten
Bei euch ſo viel?“ — „Mehr als in Rom. Wir haben
Auch Seherinnen, hochgeehrt im Volk —“
„Ihr ehrt die Helden auch?“ — „Wenn ſie geſtorben,
Erweiſt man ihnen hohe Grabesehren.“ —
„Ei, wie beſtattet ihr den todten Helden?“ —
„Schwert, Lanze, Schild, Trinkhörner, Roſſe werden
Mit ihm verbrannt. Bei Stämmen an der See
Da üben ſie noch and're Todesfeier:
Des Helden Leib wird auf ein Schiff geſetzt
Mit Waffen, Beute, Schätzen, prächt'ger Zier:
Man zieht die Segel auf und ſteckt das Schiff
In Brand, und ſo, mit hochgeſchwellten Segeln,
Im Glanz der Flammen fährt der todte Held
Von dannen, und verbrennt auf hoher See.“ —
„Ein ſeltſam Volk,“ (ſpricht Nero ſtill bei ſich)
„Urkraft mit Herz und Phantaſie verſchwiſtert —
Dies Volk erobert, wenn es will, die Welt!“ —

In dieſem Augenblicke zuckt ein Blitz —
Ein wilder Donnerſchlag erkracht zugleich,
Und das Aſyl der Beiden ſteht in Flammen.
Aufſtammeln ſie entſetzensbleich, und tappen
Im wachſend wilden Graus der Elemente,
Die wie im Wettkampf durcheinander toben,
Sich weiter an dem öden Trümmerort.
Und wieder hat im Schein des Blitzes Nero
Aufleuchten ſehn das Bild des Alten, ruhend
Auf grauem Stein, unheimlich nach ihm blickend,
Mit Augen, triumphirender als je.
„Fort, fort," ruft Nero, „ſitzt doch wie ein Büttel
Im Nacken uns das Wetter, unerbittlich
Uns weiter ſcheuchend — ha, gibts keine Stelle
Im Grund der Erde, wo ich raſten darf,
Wo ich den wüſten Graus nicht mehr vernehme,
Und das verhaßte Späherangeſicht
Des tollen Bettlers mich nicht mehr beläſtigt?"
Es ſchleppen pfadlos weiter ſich die Beiden.
Da ſtrauchelt des Germanen Fuß — er ſtürzt,
Indeß er nach des Himmels Wolken ſpäht,
In eine tiefe Grube. Raſch bemüht
Sich aufzuraffen, ſieht den Hintergrund
Des Raumes er zu weiter Höhl' erſchloſſen.
Er ruft hinab den Nero. Beide dann
Entdecken eines ſchmalen Ausgangs Thür,
Die in den Bauch der Erde weiter führt.
Voran kriecht der Germane, Nero folgt,
Sein eignes Loos belächelnd, das ihn zwingt
Auf Vieren jetzt zu kriechen, ihn, den Gott
„Weiß ich doch ſelber nicht, wovor ich fliehe,
(So ſpricht er zu ſich ſelbſt) vielleicht vorm Leben?
Vorm Tode wahrlich nicht — dünkt doch das Daſein
Mich nur mehr ein zerfloßner, wüſter Traum!"
Die Donner krachen in der Ferne noch,
Und wie ein wildes Thier, das ſie verfolgt,
Brüllt hinter'm Flüchtlingspaar das Wetter her:

Doch plötzlich, ſieh, wie von der Oberfläche
Der ſturmgepeitſchten Waſſer in die Tiefe
Tritonen tauchen mögen, auf den Grund
Des Meeres, in kryſtall'ne Grotten, wo
Ein ſüßer Friede winkt, indeß hoch oben
Die Wogen rollen und die Stürme brauſen
Von all' dem Wirrſal klingt kein Ton hinab
So plötzlich, ſieh, umgibt das angſtgehetzte,
Das müde Paar, dem von des Wetters Brauſen
Das Ohr noch gellt, ein wunderbarer Ort,
Ein Ort voll heilig ſüßen Gottesfriedens,
Geheimnißvoll erhellt von einer Ampel,
Die von des Raumes Decke niederhängt:
Und klein're Lichter reih'n ſymmetriſch ſich
Um eine hochgebühnte Stelle her,
Wie Sternchen ſchwebend in der Dunkelheit,
Verbreitend einen milden Dämmerſchein,
Der das Gemüth mit heil'gem Schauer füllt.
Die hochgebühnte Stell' iſt ein Altar,
Und davor ſteht ein Greis in prieſterlichem
Gewand, Gebete murmelnd, myſtiſchen
Gebrauch vollziehend. Ringsher auf den Knie'n
Liegt eine Beterſchaar, verſenkt in Andacht.
In dieſen heilig ſtillen Friedensraum
Tritt plötzlich jetzt der düſtre Flüchtling Nero:
So unter eine ſtille Taubenſchaar
Mag pfeilgetroffen aus den Lüften fallen
Ein Aar, ohnmächtig, doch noch Grau'n erweckend.
Aufblickt der Beter Schaar und von den Lippen
Bebt unwillkürlich als ein Schreckenslaut
Der Name Nero!
Finſter kreiſt der Blick
Des Düſtren rings und haftet am Altar,
Wo ihm ſich zeigt ein wunderſames Bild:
Ein edel Menſchenbild, ans Kreuz geſchlagen,
Mit einem Dornenkranz ums bleiche Haupt.

Und Nero denkt der Kunde, die verlangſt
Durch Tigellin ihm ward vom Gott der Chriſten . . .
„Wenn ich das Leben liebte, müßt' ich jetzt
Vielleicht erzittern (ſpricht er bei ſich ſelbſt)
Denn wie in eine Löwenhöhle, fiel
Ich unter meine ſchlimmſten Feinde jetzt." —
Und zu den Chriſten wendet er ſich nun,
Die ihm mit Grauſen ſchau'n ins bleiche Antlitz:
„Ja, Nero bin ich! und in Händen habt
Den Todfeind ihr! So rächt euch, tödtet ihn!
Vollzieht das Werk — ſeht, meine Treuen haben
Zum Tod mir nicht einmal das Gift gelaſſen —
Der Mann hier iſt zu ehrlich, mich zu tödten,
Ich fürcht', er zittert bei dem Stoß — ei, wißt
Der Schmach entfloh ich nur, doch nicht dem Tod —
Den ſuch' ich — ſeht ich bin's, der eure Väter,
Der eure Brüder, Schweſtern, grauſenhaft
Zum Fraße vor die wilden Thiere warf —
Ich bin's, der euch verfolgte, der die Brände
Des Circus häuft' auf Petrus und auf Paulus . . .
So rächt' euch denn, ihr Männer tödtet mich!" —
Da wendet vom Altar der greiſe Prieſter
Zu Nero ſich und ſpricht: „Wir tödten nicht,
Wir rächen uns am Feinde nicht, wir lieben
Den Feind auch — unſer heiligſtes Gebot
Iſt Liebe!" — „Liebe? welch' verhaßtes Wort
Sprichſt du mir da? Habt ihr ſo großen Vorrath
Von Dingen, die ſo ſelten in der Welt,
So einzig, fabelhaft ſind wie der Phönix?
O Schwärmer, eitle Thoren, wißt, erkundet
Hab' ich, wie Keiner ſonſt, das ſchreckliche
Geheimniß, daß es keine Liebe gibt!"
Ich liebte nicht und wurde nicht geliebt,
Und war doch Nero, war der Herr der Erde!" —
— „Du fand'ſt auch das nicht, was du Liebe nennſt?
Unſeliger, du ſtellteſt dich zu hoch.

Und alles And're ſtellteſt du zu tief,
So blieb denn endlich nichts mehr über dir,
Zu dem du liebend, ſehnend blicken konnteſt:
Denn was wir lieben und erſehnen ſollen,
Muß über uns ſein! Ja, das Sehnende
Sucht ewig ein Erſehntes über ſich!“ —
— „Und ſo wird alle Liebe nie befriedigt!
Das Schöne wendet ſich zum Schöneren,
Das Schön're aber blickt ſchon ſehnend wieder
Empor zu einer höhern Schöne noch:
So blickt ein Jeder, ſelber ſehnend, aufwärts,
Doch nimmer abwärts zu dem Sehnenden.“ —
— „So knüpfe denn der Sehnende ſogleich
Der Sehnſucht Zauberband an's **höchſte** Weſen,
Denn da nur dies nichts Höh'res über ſich hat,
Zu dem es ſehnend aufwärts könnte blicken,
So muß ſein Herz ſich liebend abwärts wenden
Zu Jenen, die da liebend nach ihm ſchau'n;
Und ſo iſt Gott im ganzen Weltbereich
Das einz'ge Weſen, das die Lieb' erwiedert,
Das einz'ge, das nicht untreu werden kann . . .“
— „Das iſt ein Evangelium der Liebe,
Seltſamer Art. Ihr liebet euern Gott?
Die alten Götter wollten Opfer bloß,
Und wollten nur geehrt, gefürchtet ſein.“ —
— „Der unſ're will die Liebe, will das Herz.“
— „Seid ihr gewiß, daß er euch wiederliebt?“ —
— „Er ſtieg vom Himmel nieder, ſtarb für uns.“
— „Sein Bildniß iſt's, das ich dort ragen ſeh'?“ —
— „Er iſt's — der Gottmenſch iſt es, Jeſus Chriſtus.
Des Heidenthums liebloſe Götter ſchweben
In ihrer kalten Höhe eigenſüchtig,
Wir aber wiſſen, daß das Göttliche
Herunterſteigt von ſeiner Himmelshöh',
Daß es verkörpert wandelt auf der Erde
Und daß es leidet, lebt, und ſtirbt für uns!“ —

— „Ein Gott, der leidet! Seltſam! Wie Prometheus!
Ihr folgt dem Beiſpiel wohl und leidet gerne,
Und ſucht den Schmerz, und ſtoßt die Luſt von euch?“
— „Es iſt die Luſt nicht, wie du glaubteſt, Nero,
Der Schmerz nur iſt es, der die Welt erlöſt!“ —
— „Ei, ihr verklärt den Schmerz euch, wie die Liebe!
Des Schmerzes Wolluſt, in der That, die fehlte
In meinem goldnen Haus. Ich merk' es wohl,
Ihr ſeid mein übermüthig Widerſpiel:
Ich pred'ge Eigenſucht: ihr predigt Liebe!
Ich preiſe den Genuß, ihr preiſt den Schmerz.
In eurem ganzen chriſtlichem Olymp
Iſt wohl kein Platz für Nero Dionyſos?“ —
„Vielleicht . . . Siehſt du den Fürſten der Dämonen,
Die Schlangenbrut mit menſchlichem Geſicht,
Die wild verzerrt auf jenem Bilde dort
Sich krümmt zu Füßen eines Götterjünglings
Mit gold'nem Flammenſchwert? —
Sein Nam' iſt Lucifer — das iſt der Dämon
Der Eigenſucht, der ſtolze, der ſich los
Geriſſen hat vom ew'gen Liebesgrund,
Und auf ſich ſelbſt geſtellt, vom Göttlichen
Getrennt, einſam, unſelig immerdar,
Sich in der kalten finſtern Tiefe wälzt —
Aufs Haupt ihm, ſiehe, ſetzt den Fuß der Seraph,
Ihm, der doch ſelbſt ein Seraph konnte ſein,
Hätt' er ſich aus dem ſel'gen Reich der Liebe
Hinausgeſtürzt nicht in die ew'ge Nacht,
Die Nacht der Selbſtſucht und des Eigendünkels! —“
— „Mich dünkt, ich habe Worte dieſer Art
Gehört ſchon einmal — in dem Brande Roms —
Hätt' ich ein Schwert, ich ſtieß' es dieſem Seraph
Ins Herz — er tritt ſo eitel übermüthig
Auf's Haupt des Dämons, der unſelig ſein mag,
In deſſen ſchmerzverzerrten Zügen aber
Ich eine Spur von Adel doch erblicke — —

Doch ſage mir, welch reizend Wunderbild
Von Frauenſchöne leuchtet mir entgegen,
Dem düſtren Schreckensbild hier gegenüber,
Umſtrahlt von milder Lampe gold'nem Schein?
Ein Frauenbild, das hold bekränzt mit Roſen
Zum Himmel lächelnd ſchwebt“ — — —
„Maria iſt's,
Die heil'ge Gottesmutter, im Geleit
Der Engelknaben [illegible] ihrem Jungfrau'nſchooß
Entſprang der Gottmenſch — dieſen ird'ſchen Leib
Durchleuchtete das Göttliche und zieht ihn
Zu ſich empor —
Dort ſaheſt du den Seraph
Der lieb-los ſtürzt als Dämon in die Tiefe,
Und hier ſiehſt du die irdiſche Natur,
Vom Göttlichen erwählt und durch die Lieb
Begnadet, feiern ihre Himmelfahrt!
In dieſem Bild zerrinnt das Irdiſche,
Goldwölkchen gleich, im himmliſchen Azur,
Doch auf dem Bilde jenes Dämons dort
Ballt ſich's zu finſteren Gewittermaſſen
Titaniſch auf, und bäumt entgegen ſich
Dem milden Licht, das es erſiegen will
Durch düſtres Blitzgefunkel, und ergießt,
In ſeinem öden Grolle ſich verzehrend,
Verzweiflungsthränenflut in Wolkenbrüchen . . .“
Auf die geheimnißreichen Bilder lange
Blickt Nero ſinnend, und er ſpricht zuletzt:
„Ich ſeh's, der wunderbare Mutterſchooß
Des menſchlichen Gemüths iſt nicht erſchöpft!
Zerfällt in Staub die abgelebte Welt,
Das Menſchenherz gebiert ſie ewig neu!
Der Gott-Menſch hier, und hier die Jungfrau-Mutter,
Und hier der Dämon, der ein Seraph war:
Mit dieſen Typen, fromme Chriſtenſchwärmer,
Erobert ihr die Welt — das ſind Geſtalten.

Die das Gemüth in ſeiner Tiefe packen,
Und mich bedünkt, ſie werden ewig leben,
Im Pantheon urkräft'ger Weltſymbole,
Wie Venus, die dem Schaum des Meeres entſtieg,
Und Pallas, die aus Jovis Haupte ſprang! —
So tauchen welterlöſende Gedanken
Verkörpert fort und fort aus Schwärmerhäuptern!
Ha, ich auch wollte neue Götter ſchaffen:
Die morſchen Throne der Olympier
Hinſtürzend, ſtellt' ich mich auf den Altar —
Doch Nero-Dionyſos, er erbleicht
Vor dieſen neu'ſten Göttern. Ei, ihr Männer,
Mit eurem Gott am Kreuz, ihr traft es beſſer,
Was dieſer Zeit geziemt. Ich wähnte, daß
Die neue Zeit mit mir beginnt, und ſich —
Ich war der alten ſtolzer Ausgang nur!
Ich war ein Gott, doch meine Herrlichkeit
Sie iſt vorbei — glüh'n ſeh' ich meines Lebens
Und meines Glücks herabgebrannte Kerzen,
Gruftlampen gleich, im letzten Flackerſchein!
    Emporgeklettert auf der Wünſche Leiter
Bin ich, das Ruheziel des Glücks zu ſuchen.
Doch menſchliche Begier hat keine Grenze,
Als die mit feſter Hand der Wille ſteckt.
Warum verlangt' ich ein Unendliches
Vom Glücke, vom Genuß und von der Liebe?
Warum zertrümmert' ich, was mich erquickte,
Aus Aerger, daß es nicht unendlich war?
Was wollt' ich Uebermenſchliches? Warum
Wollt' ich nur aus dem Wollen glücklich ſein?
Konnt' ich mich nicht, wie and're Menſchenkinder
Begnügen mit den Bettelpfennigen,
In denen das Geſchick den Glückstribut
Uns ausmünzt — und warum verſchmäht' ich's, da
Wir kein unendlich Glück erjagen können,
Genügſam nur den ird'ſchen Pfad zu pflaſtern

Mit einer buntgeflickten Moſaik
Von endlichen, beſcheid'nen Glücksmomenten?
Was fordern wir vom Leben mehr als Stückwerk,
Da doch das ganze Leben und wir ſelbſt
Nur eitel Stückwerk ſind? —
Ich ſuchte die Unendlichkeit des Glücks
Vielleicht beginnt ſie erſt mit der Entſagung:
Ich ſuchte die Unendlichkeit des Ich's —
Vielleicht beginnt ſie dort erſt, wo wir uns
Des eignen Ich's entäußern. — Solches iſt
Wohl eures Herzens Meinung auch, ihr Chriſten,
Und eurer Lehr' und Bilder tiefer Sinn!“ —
„Begreifſt du,“ ſpricht der Prieſter, „daß ſich hier
Ein Port des Friedens und der Ruh' dir öffnet?“ —
— „Nicht mir! die neue Lehre wendet ſich
An ſchlichtere Gemüther als das meine.
Ich beuge mich den neuen Göttern nicht,
Nur weichen will ich ihnen — und den Kelch
Von dem Altare hier ergreifend, ſeht,
Ausgieß' ich an des Hades Schwelle ſtehend,
Den ew'gen Mächten ihn zur Opferſpende,
Den ewigen, geheimnißvollen Mächten,
Die in den Tiefen des Gemüthes thronen;
Ausgieß' ich ihn den Sternen meiner Jugend,
Der ſchönen Glut, die auch mein Herz geſchwellt!
Ihr holden Täuſchungen der Menſchenſeele,
Ich lebte nur, als ich in euch noch lebte!
Ich war zu groß, zu klug für Menſchenglück!
Ob's beſſer, groß, ob's beſſer glücklich ſein?
Ich will die dunkle Frage nicht entſcheiden —
Gebrochen bin ich, todesmüd. Den Mächten
Der Unterwelt und der Vernichtung weih' ich
Dies Daſein, dies entgötterte, dies öde . . .
Ha, gab's nicht eine Zeit, wo ich allein
Mir unerſchüttert dazuſtehn bedünkte,
Inmitten einer Welt, die rings um mich

In Glut und Trümmer ſank? Und nun, nun ſeh' ich,
Daß ich allein zuſammenbreche, während
Die Welt um mich ſich neu verjüngt, und neu
Zu friſchem Leben wunderbar erwacht!" —
Er ſprichts, und von der Seite des Germanen
Reißt er das Schwert, und ſtößt es ſich in's Herz.
Er ſtürzt zu Boden und ein rother Strahl
Von ſeinem Blut beſpritzt die Heiligthümer.
Mit ſchreckgelähmter Zunge ſchaudernd beben
Die Chriſten vor dem grauſen Opfer, das
Auf ihres Altars Stufen blutend ſtürzt.
Da plötzlich, ſieh, wie aus dem Boden wachſend,
Tritt vor das Aug', das brechende, des Nero
Ein Greis hervor, und Nero's wirrer Blick
Erkennt den Mann, der ſprach: „Es kommt die Zeit,
Wo ich in deines Aug's Pupille ſeh',
Wie jetzt im Augenſtern des todten Mohren!" —
„Du, Alter," (flüſtert Nero noch) „ja, du
Gewannſt die Wette! Todesſehnſucht hat
Mit Lebensdrang in mir getauſcht die Rolle!" —
Er ſprichts und ſtirbt. — In ſeiner Kraft und Schöne
Erſcheint der ſtolze Leib dahingeſtreckt,
Und jener hohe, kühne Göttertrotz,
Den einſt die Rieſenflamme Roms verklärt,
Scheint in den todten Zügen, wie gehau'n
In kalten Marmor, wieder aufzuleben.
Und überm Leib des Todten ragt der Greis
Hehr wie der Cherub überm Leib des Dämons —
Doch ſieh — des Cherubs Ernſt, des Rächers Strenge
Schmilzt allgemach im ernſten Angeſicht
Des Greiſes in der Milde weichen Thau —
„Geh ein," ſo ruft er, „in die heil'ge Stille
Des Todes, ſeine ſanfte Schwing' umſchatte
Dich ſühnend, ſtolzverirrter Menſchenſohn! —
Des Herzens Drang durft'ſt du nicht ausgeſtalten
Im Großen, Guten, Schönen, denn die Zeit

Umſchnürte dich mit ihrem ſchnöden Bann —
So bliebſt du in dich ſelbſt zurückgedrängt:
Und Liebe — ha, das einz'ge Weib, das je
Dir liebenswerth und hehr entgegentrat
War — Agrippina, und der heil'ge Strahl
Fiel in den öden Abgrund deines Ich's
Nur wie zum Hohn, nur wie ein Racheblitz! — —
So ſchwebe hin, ein unvergänglich Bild —
Für alle Zeiten eine Grauenerſcheinung,
Und doch im Tiefſten nur ein Spiegelbild
Des ew'gen Gotterdranges der Menſchenbruſt.“
So ſpricht der Greis. Auf ihn blickt die Gemeine
Der Chriſten ſtill, der Prieſter frägt: „Wer biſt du?“
Aufrichtet ſich der wildumlockte Fremdling
Und gibt zur Antwort: „Ich bin Ahasverus!“ —
— „Der Jude von Jeruſalem, der Chriſto
Getrotzt mit keckem Wort an ſeiner Schwelle,
Von dem geheimnißvolle Sage meldet,
Daß er zur Sühne ewig wandern muß?“ —
Der Greis, das Aug' in hehrem Wahnſinn rollend,
Verſetzt: „Der eurem Heiland trotzte, war
Nicht bloß der Jude von Jeruſalem,
Das war ſchon Ahasver, der ur uralte,
So alt ſchon als die Welt: ſein Barthaar war
Längſt weiß wie Schnee, ſein Nacken trug gebeugt
Schon eine Bürde von Jahrtauſenden:
Seit Herzen ſchlagen auf der Erde, wandert
Schon Ahasver, und ewig wird er wandern,
So lang noch Herzen auf der Erde ſchlagen!
Der Jude von Jeruſalem, er iſt
Nur eine von den wechſelnden Geſtalten,
Womit ich folge den Jahrtauſenden —
Die Aſche längſt verſunkener Geſchlechter
Trag' ich an meinen Schuhn als Wanderſtaub . . .“
— „Wer nennt dich Sohn?“ —
„Ich bin der Erſtgeborne
Der Ungebornen, bin der Sprößling des

Erſchaffnen erſten Paars im Paradieſe;
Ich war der erſte Mörder, war der erſte
Rebell — mit mir begann die Weltgeſchichte,
Ich ſchrieb ihr erſtes Blatt mit blut'gem Griffel;
Ich war's, der in die Welt den Tod gebracht,
Den unbekannten, ungeahnten Tod;
Ich ſchlug ich ihm ein Thor durch's Herz des Bruders,
Da brach er ein, und wüthet ſeitdem fort,
Und jedes Kind des Lebens iſt ſein Sclav';
Und weil ich in die Welt den Tod gebracht,
Verſchont er mich dafür — zum Dank, zur Strafe —
Oft rief ich ihn verzweifelnd, reuevoll,
Und er erſchien, ein Scheuſal, grinſend mir;
Ich bat ihn mich hinweg zu nehmen, doch
Er höhnte mich: „Dich will ich übrig laſſen!
Im Wandelbaren ſei das Bleibende,
Im Sterblichen ſei das Unſterbliche!
Asbeſt im Feuer, Kork im Waſſer ſei,
In Lüften Flügel, Diamant im Erdreich
Und ew'ger Pilger in der Menſchenwelt!
Hoch auf des Lebens ſtraffgeſpanntem Seil,
Des Todes Schlund zur Rechten und zur Linken,
Hinwandle ſchwindelnd und doch ſtürzend nie!"
So ſprach der Tod und ſchwand vor mir. Und ſieh,
Die Qual der Menſchheit, die nach Ruhe ſtrebt
Halbunbewußt, in unbeſtimmtem Drang,
Mir ward ſie aufgeladen, und ich muß
Sie mit Bewußtſein ſchleppen durch die Zeiten!
    Was ſtürmt nicht auf das ird'ſche Leben ein?
Es dräut der Elemente Wuth dem Menſchen,
Das Thier zerfleiſcht ihn, Wurm und Käfer ſtechen,
Die Blumen ſelber ſtreuen Gift auf ihn,
Nur mich verſchonen Alle, mich allein.
Die Zeit, das Gift, das ſchleichende, das Alle
Dahinrafft, über mich hat's nicht Gewalt.
Ich fragte nach dem Tode meine Freunde,

Die Löwen im hyrkan'ſchen Waldgebirg.
Sie ſagten: Geh zur giftgezähnten Schlange:
Die fürchten wir, die muß es beſſer wiſſen.
Ich ging zur Schlange, doch die Schlange ſprach:
Zum ſtarken Adler wandre, meinem Feind!
Da ſucht' ich auf den Aar im Felſenhorſt:
Der nahm mich mit als er zur Sonne flog,
Und ſchüttelte mich oben ab, und warf
Ins Blumenthal von Enna lebend mich.
Im Wandelbaren ſei das Bleibende,
Im Sterblichen ſei das Unſterbliche! —
So ſprachs zu mir. Und meines Unglücks Troſt
Blieb immer nur der Stolz, mit dem ich trotzte
Dem Wandelbaren, das ich wechſelnd ſah
An mir vorübergehn. Wie ſollt' ich mich
Vor einem Gotte beugen? Götter kommen
Und ſchwinden — ewig wandert Ahasver.
Und was der wüſte Nero ſein gewollt
Der Sterbliche, der Mann des bleichen Tod's,
Das bin nur ich — mit ſchnödem Eigendünkel
Wollt' er ſein zeitgebund'nes Erdendaſein
Aufblähen zur Unendlichkeit, und ſinnlos
Hat er gefrevelt an dem Bleibenden!
Er wollte ſein, was nur die Menſchheit ſelbſt iſt,
Und ich, ihr Spiegelbild — unſterblich, göttlich!
Wie lang noch glüht ſie, die geheimnißvolle,
Die unaustilgbar ſtille Todesſehnſucht,
Die Eins iſt mit dem höchſten Lebensdrang,
Und die durch all' die Umgeſtaltungen
Des Menſchendaſeins ſich hindurchringt, nie
Befriedigt, ewig trachtend nach dem letzten,
Dem unbekannten Ziel? Ja, dem Geſchöpf
Iſt eingeboren eine ew'ge Sehnſucht
Nach Ruhe — mag ſein Seufzer dieſe Ruh'
Vollkommenheit, Glück, Himmel, Gott benennen!
Nach dieſem letzten Ruheziele ſtrebt

Es hin voll Unruh — und der Einzelne
Er findets doch im Tod — die Menſchheit aber
Muß leben, ſtreben, ringen immerdar,
Und ich, ich bins, der dieſe Qual der Menſchheit,
Des unbefriedigt, ruheloſen Daſeins,
Begleiten muß durch die Jahrtauſende! —
Zeitalter gibt es, trübe, wo nach neuer
Geſtalt das Daſein ringt — da ſteigert ſich
Die ruhe ſehnende Raſtloſigkeit
In meiner Bruſt zur wilden Qual. Ich ſtürze
Mich in des Lebens vollſte Strömung dann.
Ich fälle, was da ſchwankt, ich wecke, ſporne,
Das Rad der Zeit rühr' ich mit ſtarker Hand,
Nicht hemmend, nein beſchleunigend — ich bin es,
Der den Entſcheidungs-Augenblick beflügelt,
Daß nicht zu lang die Wirrſal hin ſich ſchleppe —
Denn iſt vorüber ſolche böſe Zeit,
Und kommt in neuem Sein zur Ruh' die Menſchheit,
Winkt freundlich mir auch eine kurze Raſt,
In der ich meiner Sehnſucht faſt vergeſſe.
Dann ſchlummr' ich tief in ſtill verborg'ner Höhle,
Und erſt wenn ſo Jahrhunderte verfloſſen,
Erwach' ich wieder aus dem Schlaf, beſinne
Mich auf mich ſelbſt und mein unſterblich Daſein
Und trete aus der dunklen Höhl' ans Licht,
Zu ſehn, zu fragen, ob das ird'ſche Leben
Noch ſtets nicht müde ward des ew'gen Wandels,
Und ſtets die Weiber Kinder noch gebären? — —
Solch eine kurze Ruh' nun ſeh' ich mir,
Ob auch noch aus der Ferne, wieder winken —
Denn eine arge Zeit ſah ich vertoben,
Und niederſchmettern half ich den Titanen,
Der des Jahrhunderts Geiſt in ſich zum Dämon,
Zum Ungeheuer groß geſäugt, und der
Sich frevelnd auf der Menſchheit Nacken ſtellte,
Als Götterbild, ſo lang er ſtand, und jetzt
Im Sturz ein Rieſendenkmal ſeiner Zeit. —

Die wilde Größe des Cäſarenalters,
Hinſtürzt ſie jetzt mit ihm; was nach ihm kommt
Iſt nur ein ſchnödes Epigonenthum,
Ein klägliches, ſelbſt nicht mehr groß genug
Zu großen Laſtern. Eine neue Zeit
Sucht neue Helden ſich auf neuer Stätte.
Der neugeborne Phönix Menſchengeiſt,
Gen Norden fliegt er, und in freiern Lüften
Abſchüttelt er von goldner Schwinge dort
Den Aſchenreſt des Brandes, draus er ſtieg.
Hinwandr' ich, wo die junge Zukunft ſchon
Sich machtvoll vorbereitet in der Stille.
In deine Wälder wandr' ich, o Germane,
Und wecke die Barbarenfürſten auf,
Daß ſie hieher die Völker führen, und
Wie Adler ſich aufs Aas des Weltreichs ſtürzen.
Wenn ſie die Lüfte ſo gereinigt, werden
Sie freudig dann das Bündniß ihrer Urkraft
Mit eurer milden Lehre ſchließen, und
Anbrechen wird die Zeit, wo ſich das Herz
Der Menſchheit hebt in neuer Lebensfriſche —
Dann will zu euch ich, o ihr Männer, kommen
Und, müde von der langen Pilgerſchaft,
Will ich im Schatten eures Kreuzes mich
Hinſtrecken, nicht auf ewig auszuruhn, —
Zu ſanfter Raſt ein wenig einzuſchlummern."

Inhaltsanzeige.

Seite

Erſter Geſang. Die Schenke Locuſta's . . . 3
Zweiter Geſang. Das Bacchanal . . . 39
Dritter Geſang. Agrippina . . . 79
Vierter Geſang. Der Brand . . . 109
Fünfter Geſang. Das goldene Haus . . . 143
Sechſter Geſang. Ahasver . . . 183

Druckfehler.

S. 17. Zeile 7 von unten: ſtatt [illegible] lies [illegible]

Der König von Sion.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der König von Sion.

Epiſche Dichtung in zehn Geſängen

von

Robert Hamerling.

Groß iſt die Zeit und gewaltig; doch wehe, wenn unſere Herzen
Rein nicht ſind: wie ſollen im rieſigen Kampf wir beſtehen?

Hamburg und Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1869.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Genf. Druck von Jules Fick.

An die Tadler des „Ahasver in Rom“.

Wenn ſie ein weichlich Geſchlecht nur reizt, nicht ſchreckt die Entartung,
Treu mit der Schminke gemalt, und die prunkende Sünde der Alten,
Nun, ſo werde beſchworen ein Bild aus düſterer'n Zeiten,
Werde der Pinſel getaucht in die kälteren Farben des Nordens.
Halle ſie wieder, die Sprache, die derbe, der rauheren Väter,
Spiegelnd die Weiſen und Bräuche germaniſcher Männer der Vorzeit.
Und was die heitre verbrach, mag ſühnen die düſtere Nacktheit,
Wenn dein ſinnender Ernſt ſie, geſtaltende Muſe, mir ſegnet!
Singen die ſeltſamſte will ich, die deutſamſte aller Geſchichten,
Die auf germaniſcher Erde geſchah'n: ein Spiegel für jedes
Höchſte und Tiefſte des Lebens, ein Echo für jegliche Frage,
Welche die Geiſter bewegt, und entflammt zu gewaltigem Ringen!
Kämpfer der Mitwelt, lauſcht dem Geſang! es beflügelt der raſche
Fiebernde Puls ihn der Zeit und ihr anabaptiſtiſcher Herzſchlag
Dennoch — bedenket es wol! — die erhabene Muſe, ſie kämpft nicht,
Nein, ſie krönt und verdammt: ausſtreckt ſie zwiſchen die Kämpfer
Ihr zweiſchneidiges Schwert, das beide verwundet und richtet . . .

Erſter Geſang.

In der Davert.

Dort, wo von moorigen Gründen der Niederung, welche ſich weithin
Im weſtphäliſchen Lande verbreitet, ein Kiefer- und Eichwald
Zwiſchen der Aa ſich erhebt und der Lippe mit düſteren Schatten:
Auf wald-einſamer Wieſe, wo Polſter von röthlicher Haide
Schwellend ſich dehnen, umragt von mooſigen Felſen und Kiefern,
Hat zur Raſt ſich ein Trupp landfahrender Leute gelagert.
Gaukler aus Holland ſind's: Seiltänzer und Ringer und Fechter,
Mimen darunter, zerlumpt und beſudelt der Held wie der Schalksnarr.
Zwiſchen den raſtenden Gauklern umher geht, hinkenden Schrittes,
Läſſig geſchoben den Filz von der ſchwitzenden Stirne nach rückwärts,
Dürr, langbeinig, ein Mann mit ſchalkhaft zwinkernden Augen,
Hoch ſich wölbenden Brau'n, bald ſcherzend und bald ſich ereifernd.
Erſt durchfährt mit der Hand er der alternden Stute, die abſeits
Neben dem Fuhrwerk graſ't, noch die Mähnen und tätſchelt die magern
Flanken ihr ſacht, dann hinkt er heran zum Feuer, ermunternd:
„Schürt doch enger, ihr Leute, die Glut, und dreht mir den Hammel
Beſſer herum, daß er nicht noch zuletzt uns am Spieße verderbe.
In den vergangenen Wochen, da war's ein Vergnügen bisweilen,
Roh zu verſchlingen den Krebs aus dem rinnenden Bach, und zu fangen
Schnecken im Kiefergehölz. Heut brätelt uns aber ein Hammel
Wieder am Spieß: — Gott lohn' ihn den wackeren Leuten von Richberg!
Sitzen wir nur erſt behaglich drin in der alten und reichen
Biſchofſtadt, gebt Acht, da regnet es Hammel! Ihr mögt mich
Hängen, wofern es euch reut, daß das heimiſche Neſt ihr verlaſſen,

Weib und Kinder ſogar und das leidlich nährende Handwerk,
Und mir gefolgt, hinaus in die Welt, als fahrende Künſtler,
Wie noch Niemand vor uns es gewagt, und Niemand nach uns auch
Wieder ſo bald es wagt. Laßt drüber und drunter die Welt gehn
Eben in unſerer Zeit, ich ſag' euch, neben dem Landsknecht
Wird, und dem Wanderapoſtel, ſich auch durch die Welt noch der Gaukler
Schlagen, und wirbelt uns Alle der wirbelnde Wind durcheinander,
Weiß man, wer oben zuletzt ſich erhält? Vielleicht iſt's der Gaukler! —
Freunde, ſchon morgen begrüßt uns das altehrwürdige Münſter!
Ei, wie werden ſie gaffen, die Münſt'rer, mit offenem Munde,
Wenn wir ergetzen mit Künſten und närriſchen Poſſen die Männer,
Aber das feinere Volk und die Weiber mit artlichem Reimſpiel!
Nicht umſonſt ſind umher wir in Deutſchlands Marken gewandert,
Lernten die Mundart, lernten den Brauch. Es geſellte, des Wanderns
Froh, ſeither ſich zu uns manch luſtiger Burſch auf dem Weg noch:
Und ſo ſind wir zur Hälfte nur fremd. Da iſt Grohe von Augsburg,
Der den lateiniſchen Schulen entlief und als fahrender Schüler
Maniger Gans umdrehte den Hals; da iſt Woitel, von Böheims
Grenzen zu uns her verſchlagen; da iſt auch ein Wende, der Matſch
Als Klopffechter berühmt weitum, als Springer und Ringer;
Und ſo iſt Mancher gekommen: geſellt ſich doch Gleiches zu Gleichem.
Aber wo bleibt denn Jan? ſchleicht der ſchon wieder ſich abſeits,
Um vor den Bäumen und Felſen zu üben die Rolle, mit Verſen
Fiſchlein zu locken im Bach, wie der Heil'ge, der Karpfen gepredigt?
Jan, wo ſteckſt du?"
                              So klingt's in die Kiefern hinein, und hervortritt
Aus dem Gehölz alsbald ein ſinnender, dunkelgelockter
Jüngling, edel geſtaltet, mit wunderbar leuchtenden Augen.
Seltſam iſt er zu ſchau'n: es umſchmiegt ihm ein purpurner, kurzer
Mantel die ſchlanke Geſtalt, eine gleißende Krone von Rauſchgold
Deckt ihm die wallenden Locken. — „Da ſeht! iſt's nicht wie ich ſagte?"
Spottelt der Lange: „die Kron' auf dem Haupt und am Leibe den Mantel!
Daß er nur völlig natürlich den Bäumen umher und den Felſen

Declamir' und tragire den altteſtamentlichen König,
Welcher den Goliath ſchlug! Du biſt doch ein närriſcher Burſch, Jan!
Aber was thuts? beim Gotte von Soeſt mit dem goldenen Fürtuch!
Du biſt drinnen in Münſter uns Ehre zu machen im Stande!
Darum nur zu, Herr König! ſpaziert nach eurem Gefallen
Weiter umher! Nur kommt mir zurecht zum gebratenen Hammel:
Denn ſonſt müßtet ihr hungernd mit Scepter und Krone zu Bett geh'n.
Schade doch wär's, Herr König, denn Ihr habt leider noch immer
Schreibergewicht und die Farbe des Bürſchleins, das führte die Nadel!"
　　So ſprach Lips van Straaten, doch nichts entgegnet der Jüngling.
Auf ihn blickt wie gebannt ein Jeder: es ſchwebt um das ſchlanke
Jünglingsbild wie ein Zauber. Im Aug' ihm blitzt es — verachtend
Lächelt er, ſpöttiſch, und doch auch ſo noch Herzen gewinnend.
Männlich iſt, ernſt ſein Blick, doch die Lippen umſpielt ihm ein weicher
Reiz, der dürſtet nach Leben. Es iſt in den Zügen ihm ſeltſam
Kraft und Milde gemiſcht, und feuriger Drang und Erwägung.
Schlank iſt des Jünglings Geſtalt; doch mögen ſich härten die Sehnen
Ihm in der inneren Glut, die ſo hell aus den Augen ihm funkelt.
Jugendlich ſtellt er ſich dar: doch faßt man ins Aug' ſein Weſen,
Scheint es gereift, in Sinnen und Schau'n, weit über das Alter.
Träumer und Schwärmer erſcheint er dem flüchtigen Auge; doch blickt man
Schärfer ins Antlitz ihm, ſpricht eines gewaltigen Wollens
Spur aus ihm, ein Geiſt, der faſt den Betrachter zurückſcheucht.
Jeglicher liebt und ſcheut ihn zugleich. Stumm kehrt er ſich abſeits
Wieder, und hinter ihm ſchlagen des Tannichts Aeſte zuſammen.
　　Noch in der Niederung ſchreitet er hin, wo zwiſchen dem Zwergholz
Sich grünſchlammige Tümpel verbreiten, von ſchwankenden Binſen
Wehend umrahmt. Nun hebt ſich der Weg, manch rieſige Wurzel
Strecken die Bäume von ſich, wie Polypen die Arme. Der Jüngling
Wandelt die Kiefern entlang und verliert ſich im tieferen Walde.
Aber das iſt kein Wald, wo in ſäuſelnden Lüften die Wipfel,
Himmliſcher Anmuth voll, ſich wiegen, und heiliger Friede
Schwebt um Blumen und Moos und traulich plätſchernde Waſſer.

Nein, es beſchleuniget hier, wenn er kundig des Ortes, der Wand'rer
Aengſtlich den Schritt, denn er wallt durch die wüſte, verrufene Davert.
Das iſt ein ſchauriger Ort, wo der Mondnacht dunſtiger Äther
Schwirrt von der Hölle Gezücht und Teufelsgenoſſinnen reiten.
Schickt man des Nachts in die Luft aus geweihter Piſtole die Kugel,
Stürzt mit Gewimmer alsbald ein verwundetes Hexlein herunter,
Das am felſigen Grund ſich das Haupt und die Beine zerſchmettert.
Alles iſt hier wie behext, und drohend, aus feindlichen Augen,
Blickt es den Wanderer an. In dem ſauſenden Wipfel der Kiefer,
Die da kraus in der Öde verbreitet ihr ſparriges Aſtwerk,
Sitzt mit zornigen Augen das Eichhorn, und mit geſtrecktem
Schweif, bei des Jünglings Nah'n laut knurrend in toller Entrüſtung,
Schießt es den Stamm entlang. Still weiter noch wandelt der Träumer.
Aber was hangt dort ſchwarz am verdorrten Geäſte des Tännlings?
's iſt ein gewaltiger Rabe. Mit runden und rollenden Augen
Blickt er um ſich, dann ſetzt er in Schwung die gewaltigen Flügel,
Und als hätt' er den Fremdling, den nahenden, wo zu verkünden,
Sucht er krächzend den Weg zum tieferen Herzen der Wildniß.
Hinter ihm zittert der Baum von des Vogels gewaltigem Abſchwung.
Fürbaß wandert der Jüngling. Was hemmt da wieder den Schritt ihm?
Züngelnd erhebt ihr Haupt die geringelte Natter am Waldſteig:
Erſt mit hurtigen Windungen denkt ſie gemach zu entgleiten,
Doch da nackt iſt der Boden und rings kein Spalt, zu entſchlüpfen,
Bleibt ſie reglos. Es ſchwillt ihr das Haupt vor Zorn, und des Leibes
Ringe zugleich, erſt rund, bandartig ſtrecken ſie jetzt ſich,
Flach, und die ſchwärzliche Farbe des Thiers wird ſchmutzig und erdfahl,
Gleich als erblaßt' es vor Wuth. Und ſo meſſen ſich einen Moment lang
Aug' in Auge die Schlang' und der furchtlos blickende Jüngling,
Welcher den Leib vorneigt, um näher den Feind zu betrachten.
Siehe, da blitzt ein Gräßliches auf in den Augen der Schlange,
Wie ein verlorener Funke vom Feuer der Hölle; zum Drachen
Scheint nun geworden die Natter, und nicht kann gräulicher blicken,
Nicht unheimlicher je mit gepanzertem Schwanze der Lindwurm

In dem Geklüft, als hier in der Davert die Natter am Waldſteig.
Aber an Rückkehr denkt nicht Jan. Kühn ſchreitet er weiter
Durch den ergrauſenden Wald. Da hält ihm die Speere der Binſen
Drohend entgegen ein finſterer Kolk. Schwertlilienſtengel
Ragen empor, wie verkohlt, Zeltſtangen der rieſigen Spinne,
Die hier über den Spiegel des Sumpfs, langbeinig und bauchig,
Webt ihr luftiges Haus. Der umdunkelte Kolk iſt ein Auge,
Trüb und verglaſ't, wie ein düſter-unheimliches Auge der Wildniß.
Aber es ſitzt als Stern inmitten des Auges ein wilder
Schwan, der im Röhricht träumt, tief unter dem Fittig verdroſſen
Bergend das Haupt. Doch jetzo, geweckt von des nahenden Fuſſes
Laut, auffährt er und ſchlägt mit den mächtigen Flügeln und weit vor
Streckt er dem Fremdling entgegen den länglichen Hals wie zum Angriff.
Über zerwetterte Stämme hinweg, umwuchert von hohem
Farrengekräut' und vorüber an windſchief hängenden Bäumen,
Wo an den mooſigen Äſten noch kleben vom Winde zerzauſ'te
Neſter der Krähen, verfolgt ſo die Waldirrpfade der Jüngling.
Und nun umſtarren ihn Blöcke, vereinzelte, oder wie Quadern
Übereinander gethürmt. Schwer, dumpf iſt die Luft und es modert
Prunkend der Scharlachpilz, einſam. Es iſt wie verloren
Hier des Lebendigen Spur: nichts athmet als etwa ein Würmlein,
Das an dem klebrigen Stiel feuchtmodriger Gräſer hinankriecht.
Hieher verirrt ſich nimmer ein Wild, noch ein ſingender Vogel,
Und nur der Waldſtrom ſtürzt aus dem Felſengeklüft wie ein Raubthier....
Fort noch ſchreitet der Jüngling, es zieht ihn weiter ſo ſeltſam,
Bis er ſteht am verborgenſten Ort, wo verklungen das dumpfe
Toſen des Waldſtroms auch, wo es ſcheint, als hielte den Athem
An die Natur vor dem nahenden Tritte des Menſchen, als hätte
Angſt ſie vor ihm, wie der Menſch vor ihr . . .
Was lauſcht in die Ferne
Plötzlich der Sinnende? Horch! wie ein Klang von ſchwirrenden Saiten
Klingt's in der Waldeinöde, der ſchaurigen: aber den Saiten
Miſcht ſich Geſang, voll Süße zugleich und feuriger Wildheit.

Still ſteht Jan, ſetzt weiter den Fuß, horcht wieder, es klingt ihm
Zauberiſch fremd, als ſäng' auf dem Kolke, dem dunklen, der wilde
Schwan, den er eben geſchaut, ein Lied nun dem hallenden Walde
Kühn weg über die Felſen, die Stämme, mit lauſchendem Ohre
Folgt den berückenden Tönen der Jüngling: näher und näher
Klingt es, und plötzlich erſchließt ihm vor Augen ein ſeltſames Bild ſich.

Hoch aufragt, von Föhren umſäumt in der Runde, bemoostes
Felſengeſchieb'. Wo ein Block vorhängt, hart neben dem ſchwarzen
Waldkochherde, den hier ſich ein einſamer Köhler im Erdreich
Hatte gehöhlt, ruht liegend im Haidegekraut', die Theorbe
Wiegend im Schooß, ein Weib. Es hangen ihr auf der Theorbe
Saiten die Haare herab und tanzen darüber wie Schlangen.
Braungelb leuchtet des Weibes Geſicht. Unheimlich und ruchlos
Blickt ihr Auge: das Aug' iſt ſchwarz wie ihr flatterndes Haupthaar,
Schwarz wie der Rabe, der neben ihr ſitzt, der unheimliche Rabe.
Iſts nicht jener, der erſt an des Wald's Eingange den Jüngling
Krächzend bedräut? und ziſcht nicht dort auf dem Steine die Natter,
Welche dem Träumer zuvor entgegengezüngelt am Waldſteig?
Sitzt nicht oben im Wipfel der mächtigſten Kiefer das Eichhorn,
Streckend und ſträubend den Schweif, und blickend mit zornigen Augen?
Lang im Geſtrüpp noch verſteckt horcht Jan. Da verſtummen die Klänge:
Jetzo tritt er hervor. Wie früher die Schlange, ſo mißt er
Aug' in Aug' nun das Weib. Sie erwidert den Blick, und der Jüngling
Staunt, wie feurig der Blick der Unheimlichen funkelt. Sie lächelt,
Und er erſtaunt aufs Neue, wie reizend die Düſtere lächelt.
Kirſchroth blühet ihr Mund, weiß ſchimmern die Zähne, wie Perlen.
Doch wie zuvor in dem Auge der Schlange, beginnt es unheimlich
Jetzt und bedrohlich ſogar im Auge des Weibes zu funkeln.

Seltſam Fremdes iſt Vieles dem Jüngling im Walde begegnet.
Wär' es dem Sinne des Träumers entſchwunden, ſo riefe das Weib ihm
Jegliches wieder zurück — des unheimlichen Raben, des wilden
Schwanes, der Natter, des feurig beweglichen, tückiſchen Eichhorns
Muß er gedenken: ihm iſt, als tret' ihm Natter und Eichhorn,

Schwan und Rabe vereint in Weibesgeſtalt nun entgegen,
Und als ſei, was rings um ihn athmet und flattert und kreucht, nur
Diener und Bote von ihr; als habe, was erſt er geſehen,
Alles auf ſie nur gedeutet, zu ihr nur den Weg ihm gewieſen.
Aber es blickt mit Befremdung das Weib auch auf den gekrönten
Jüngling, der von ſich zu legen die fürſtliche Zier vor dem Waldgang
Träumend vergaß, und ſo ſteht er vor ihr, vor der Seltſamen, ſeltſam,
Wie Bergalbenbeherrſcher in Menſchengeſtalt ſich begegnen.
Lächelnd mit neckendem Spott, und über dem Buſen die braunen
Arme gekreuzt, anhebt ſie: „Erlaubt, Herr, daß ich euch grüße,
Wenn ein gebietender Fürſt Ihr ſeid, auf den die Gefolgſchaft
Abſeits wartet mit Hunden und Falken und prächtigen Zeltern!“ —
Dunkel erröthend, doch ruhig erwidert der Kronengeſchmückte:
„König wol bin ich, du ſag't es, wenn morgen nur drinnen in Münſter
Ein ſchauluſtiger Schwarm nicht fehlt, der des ſtotternden Neulings
Rede vom Brettergerüſt in der qualmenden Schenke mit anhört.
Aber es liegt mein Reich an den fernen Geſtaden des Jordans,
Unter den ragenden Zinnen Jeruſalems. Hier in der Wildniß
Bin ich ein Gaſt wie du, wenn anders du wirklich ein Gaſt biſt,
Und nicht etwa die Fürſtin der Wildniß ſelbſt, eine Waldfrau,
Oder ein zauberndes Weib, dem Kräuter und Steine zu Willen
Sind, und die Thiere des Waldes als Boten und Diener gehorchen!“ —
Lächelnd verſetzte das Weib: „Du irrſt: nicht heimiſch im Wald mehr
Bin ich. Wol war ich es einſt: oft ſchlief ich bei Raben im Tannicht.
Aber das iſt vorbei. Mit dem Gatten gewandert aus Holland
Komm' ich; durchs Münſter'ſche Land ſeit Wochen auf heimlichen Pfaden
Schweifen wir. Aber indeß ich dahier am Felſen zur Raſt mich
Hinwarf, ging der Gefährte, mir Beeren zu ſuchen im Walde,
Und einen labenden Trunk; doch er zögert zu lang, ich verſchmachte
Selbſt wol muß ich nach Nahrung im düſteren Grunde mich umſeh'n.“
Sprichts und in regſamer Haſt aufwogt ihr der Buſen, ſie richtet
Raſch ſich empor, und wie nun ihr vom Schooße hinab die Theorbe
Gleitet und über die Schultern zurück ſie ihr wogendes Haar wirft,

Staunt der Betrachter, wie flink ſich das Waldweib regt und wie zierlich:
Denn es entfaltet der Leib ihr, der ſchmächtige, braune, zum reinſten
Gleichmaß ſich, in verlockendem Reiz, und der Katze, des Marders
Feuer und Grazie lebt in ihren geſchmeidigen Gliedern.
Schweifen nun läßt in der Runde das Auge der Jüngling; da winkt ihm
Plötzlich ein Erdbeerplan: rothſchimmernd und duftig und üppig
Hangen die Beeren, gereift jungfräulich, bis heute von keinem
Finger noch Auge berührt. Raſch bücken die Beiden ſich, pflücken,
Sie in den Schooß mit Eifer und er in des purpurnen Mantels
Zipfel die Frucht; dann breiten des Eichbaums Laub und des Farrnkrauts
Wedel ſie über den Stein als Teller und ſtreuen die rothe
Saftige Fülle darauf. Einladet, mit ihr ſich zu laben,
Freundlich den Jüngling das Weib. Doch hervor aus dem Buſen ein Fläſchchen
Erſt noch ziehend, beſprengt das gemeinſame Mahl ſie mit leichtem
Duftigem Thau, wie man würzt mit der feurigen Blume des Weines
Labender Frucht mildſüßes Arom, zu erhöhter Erquickung.
Und ausſtrecken ſie jetzt nach dem Erdbeerſchmauſe die Finger.
Aber ſo ſeltſam ſchienen dem Jüngling zu duften die Beeren,
Wie er aß: ſie glitten hinunter ſo ſüß und ſo feurig,
Und es bedünkte zuletzt unheimlich der Schmaus wie das Weib ihn . . .
Ja, unheimlich zugleich, unheimlich, doch würzig-verlockend,
Dünkt ihn der Erdbeerſchmaus, dünkt ihn des befremdlichen Weibes
Kirſchroth-blühender Mund und ihr Brombeerauge, das dunkle.
Aber verglommen indeß war das Taglicht über den Wipfeln,
Abendlich ſanken die Schatten und ſchwarzblau ſpannte des Himmels
Wölbung ſich mit kleinen und kümmerlich blinkenden Sternlein
Über den finſteren Wald. Es verſtummten die Raben; der Unken
Rufe begannen im Chor aus ſchlammigem Weiher in tiefer'n
Gründen des Walds. „Komm mit“, ſprach Jan zu dem Weibe, „da ſtets noch
Fern dir bleibt der Gemahl. Komm mit, zu meinen Genoſſen

Führ' ich dich, wo zur Raſt in der Nacht ein ſicheres Lager
Finden du magſt und, näher dem Heerweg, näher des Waldes
Eingang, leichter die Spur des verirrten Gemals zu entdecken."
Willig folgte das Weib, und es wanderten ſchweigend die Beiden
Über den felſigen Hang in die Niederung, wo aus den Kolken
Stiegen die Nebel des Abends empor. Lang ſchritten ſie pfadlos
Hin, ſchon glaubte verloren der Führer die Spur, und zur Beute
Dacht' er zu werden den Schrecken der Nacht und der waldigen Ödniß,
Sammt der Gefährtin, die lächelnd an ihn ſich ſchmiegte. Doch endlich
Kommt ihm erfreulich entgegen ein würziger Rauch des Wachholders
Vom Kochfeuer des Schwarmes der Wandergenoſſen. Im Krauticht
Trifft er gelagert ſie noch. Doch aufrecht mitten im Schwarme
Steht ein gewaltiger Mann, graubärtig und finſteren Anſehns,
Welcher mit blitzenden Augen und mächtig erhobener Stimme
Predigt, die Arme bewegend mit feuriger Haſt. Es betrachten
Halb noch lächelnd den Fremden die Hörer und halb ſchon ergriffen
Von der begeiſterten Rede Gewalt, die den Lippen des Mannes
Bergſtrom-ähnlich entquillt. Da reißt von der Seite des Jünglings
Haſtig die Braune ſich los und dem Sprecher entgegen ſich drängend,
Ruft ſie: „Geziemts, treuloſer Gemahl, ſein Weib zu verlaſſen
Mitten im finſteren Wald und ſich Fremden am Weg zu geſellen?" —
„Divara, traute Geſponſin!" verſetzte der Prediger ruhig,
„Setze dich ſchweigſam hin zu den Andern und ſtöre mich keifend
Nicht, wenn eben der Geiſt mir die Lippen zur Rede befeuert.
War's denn heute zuerſt, daß der finſtere Wald dich beherbergt?
Hat vorlängſt dich der Herr nicht bis ins entlegene Holland
Aus Wildniſſen geführt zu mir? wie hätt' ich gezweifelt,
Daß er auch heut dich führe zu mir? Und ſieh, ſo geſchah' es!
Darum ſtöre mich nicht, wo ich ſpreche zu Fremden am Wege,
Die da meiner, o Weib, noch mehr als du ſelber bedürfen!"
Spricht's und in's Aug nun faßt er den Jüngling, der neben dem Weib noch
Stand. Nachdenklich die Züge, die edlen und herrlichen, prüft er

Tief eindringenden Blick's: und es ſcheint ihm die Frage: wer biſt du?
Schon auf den Lippen zu ſchweben; da kommt ihm gefällig, geſchwätzig,
Lips van Straaten, der Führer, zuvor: „Auch der iſt“, ſo ruft er,
„Einer von uns; doch er ſpielt nur Könige, ſpielt ſie wie Keiner.
Schau' ihn nur an: vorſichtig jedoch — man weiß ſo genau nicht,
Wie er es nimmt, und er blitzt mit den mörd'riſchen Augen dich nieder,
Eh' du dich deſſen verſiehſt. Mit dem iſt nimmer zu ſpaſſen!
Träumeriſch iſt er und ſtill zwar meiſt, doch man kennt ſie, die ſtillen
Waſſer — er brauſ't oft auf, dann wirft er gewaltige Wellen.
Jan, ſo nannt' ihn die Mutter zu Leyden, — ich kannte genau ſie;
Prächtiges Weib! Gott habe ſie ſelig! — Zu Leyden gebar ſie
Den da als Sonntagskind, ich glaub' im Zeichen des Widders.
Seht, der agirt und tragirt und deklamirt euch den König
David ſo königlich ſtolz, und dazu noch mit eigenen Verſen
Spielt er die Rolle, daß ſelber Gelehrte ſich wundern. Die Weiblein
Trachten ihm nach, wie dem Joſeph dereinſt die ägyptiſchen Weiber,
Aber es blieb noch Jeder von ihm in den Händen der Mantel.
Hätten die Weiblein zu wählen die Fürſten, ſo ſäß' er auf gold'nem
Throne ſchon irgendwo: ſo aber, aus Mangel an einem
Fürſtlichen Sitz, iſt er unter die Komödianten gegangen.
Wenn ihn die Leute zu Münſter nur ſeh'n, ſie ſperren den Mund auf,
Eh' er den ſeinigen öffnet, ſobald wir morgen hineinzieh'n!“
„Lips van Straaten!“ verſetzt der Prophet mit würdigem Nachdruck,
„Wiſſe, zu Münſter, da brauchen ſie jetzt nicht Gaukler und Schalksnarrn:
Keinen Komödienkönig, o nein, einen wirklichen König
Brauchen ſie dort; nicht mühſam erlerntes Gefaſel und ſchnöde
Verslein brauchen ſie dort: ureigene Worte des neuen
Lebens, das Herz zu entflammen — das iſt's, was in Münſter ſie brauchen!
Müſſige Augen daſelbſt und müſſige Ohren zu finden
Und mit Komödienkram ein gelangweilt Volk zu ergetzen
Denkt ihr? übel gewählt iſt die Zeit! kehrt um, denn es ſoll nicht
Unter die Boten und Streiter des Herrn ſich miſchen der Gaukler!“ —

So der Prophet. Doch inzwiſchen begann zu zerſtückeln am Feuer
Lips van Straaten, der Führer, den leckeren Hammel, und lächelnd
Legt' er vom duftenden Braten ſofort ein Stück vor den Eif'rer.
Die Blechkanne mit Wein auch rückt' er vor ihn und ermahnt' ihn:
„Iß nun und trink, Graubart! und laß es für heute genug ſein;
Handwerksneid iſts am Ende doch nur, was zu läſtern dich antreibt!
Zeigen ja wird es ſich bald, wer drinnen in Münſter am beſten
Fährt, ob der Wanderprophete, der eifernde, oder der Gaukler.“
Sprachs und zerlegte den Hammel, vertheilt' ihn an alle Genoſſen;
Und ſie erlabten ſich dran. Still wards. Es ſtarrten die Bäume
Schwarz und reglos empor in den nächtlichen Himmel. Die Wand'rer
Lehnten zurück ſich, ſchläfrig, von Trank und Speiſe geſättigt,
Müde vom Wege, dem langen, beſchwerlichen, ruheverlangend.
Weich war von Moos und Haide der Pfühl, lau wehte der Nachtwind,
Süß einlullend. Doch einmal empor noch fahren die Müden.
Horch, auf dem Wege, der führt durch den Wald an den Gauklern vorüber,
Sprengt von Beritt'nen ein Trupp: ſchon entführt wie im Flug ſie der raſche
Trab, doch den lagernden Schwarm landfahrender Leute gewahrend,
Reißen herum ſie die Roſſe; da ſchauen erſchrocken die Gaukler
Bei des erlöſchenden Feuers Geleucht' wildbraune Geſichter,
Helme mit nickenden Federn und ſtaubige Stiefel und Koller,
Und weit über die Mähnen des Thiers vorragende, blanke
Lanzen und Rohre. „Holla“, ruft einer der Reiter, „ein ganzes
Neſt von Strolchen! gewiß iſts wieder Geſindel des Auslands,
Ketzeriſch' Volk! Auf die Beine mit euch, ihr Leute! Wer ſeid ihr?
Auf! ihr habt es zu thun mit Reitern des Biſchofs von Münſter!“ —
Alſo der Söldner. Da hob die Geſtalt ſich des eifernden Alten
Lang empor und er blitzte den Reiter mit glutendem Augſtral
An, als ſollt' er ihn ſtecken in Brand. „Ihr gehört zu des Biſchofs
Knechten?“ begann er; „ſo ſchüttelt den Staub hier nicht von den Schuhen!
Reitet nur fürbaß gleich und kündet ihm ohne Verſäumniß,

Euerem gnädigen Herrn und Biſchof zu Münſter, verlaſſen
Mög' er in Eile die Stadt mit den Seinigen, wenn er es klüglich
Nicht ſchon früher gethan, weil nun ganz nahe der Tag iſt,
Wo durch brauſende Winde die Spreu von der Tenne gefegt wird,
Und wo das Wort ſich erfüllt des Propheten: Es werden die Sterne
Fallen vom Himmel herab, wie vom Baume die Feigen; der Mond wird
Werden wie Blut ſo roth, und ſchwarz und dunkel die Sonne,
Gleichwie ein härener Sack, und die Fürſten, ſie werden ſich flüchten
All' in die Höhlen und bang zurufen den Bergen und Felſen:
Stürzet euch über uns her und verbergt uns vor dem Geſichte
Deſſen, der ſitzt auf dem Thron, vor dem richtenden Zorne des Lammes!
Wiſſet, der Tag iſt gekommen . . ."
„Genug, unſinniger Schwatzer,
Fiel dem Verweg'nen ins Wort hier Lips van Straaten, indeſſen
Rings die Genoſſen erbleichten vor Angſt, und gewandt zu den Reitern
Fügt' er hinzu: „Hört nicht auf den Alten: verfallen in Irrſinn
Iſt ſeit etlichen Wochen der Mann, und nun wirft er bedachtlos
Immer mit Sprüchen der Bibel um ſich, die im wirren Gehirn ihm
Spuken. Ich jag' ihn fort, denn er ſchändet ja doch nur das Handwerk.
Sehet, wir Alle, wir ſind landfahrende Komödianten,
Gaukler und Springer und Fechter und Ringer und was ihr noch ſonſt wollt,
Nur nicht Ketzer, bei Gott! mag holen der Teufel die Ketzer!" —
Sprachs; doch es blickten noch unwirſch drein und bedenklich die Reiter.
Und eindringlicher fort fuhr Jener: „Dahier auf dem Karren
Muſtert das Wandergepäck, ich bitt' euch: papierene Kronen,
Hölzerne Scepter und Schwerter, verbogene Panzer von Weißblech,
Flittergewand, Narr'njacken — ei ſeht doch: wandernde Ketzer,
Meint ihr wirklich, die ſchleppen durchs Land ſich mit ſolcherlei Hausrath?
Steigt von den Roſſen herab, ihr Herren, und raſtet ein Weilchen
Hier bei uns und koſtet vom Weine, mit dem wir ſoeben
Leidlich hinunter geſchwemmt den gebratenen Hammel, der leider
Einigermaßen zur Hälfte noch roh und zur Hälfte verbrannt war.

Gütlich wollten wir heut uns thun nach beſchwerlicher Wand'rung,
Weil nun Münſter erreicht iſt und fröhlich wir morgen hineinzieh'n.
Zaudert nur nicht, wir ſind ja die friedlichſten Leute der Welt, wir!
Euerem Herrn, ihm wünſchen wir Segen und Heil, und die Ketzer
Mag er braten, wie wir da brieten den Hammel von Aſchberg!" —
Sprach's und fügte hinzu: „Hoch lebe der Biſchof von Münſter!"
Und im Kreiſe der Gaukler erſcholl's: „Hoch lebe der Biſchof!"
„Amen", ſagte der Reiter, „er lebe, wofern er uns redlich
Lohnt nach Recht und Gebühr; ſonſt mögen ihn freſſen die Geier!" —
Sprach's und ſchwang ſich vom Gaul und ein Gleiches auch thaten die Andern,
Banden an Bäume die Roſſ' und warfen ermüdet die ſchweren,
Raſſelnden Leiber ins Moos, und es ließen die zinnene volle
Kanne mit Wein umgehen die Gaukler nun unter den Reitern.
„Hört", ſo ſprach der Berittenen einer, nachdem er getrunken,
„Wenn ihr verlangt nach Münſter und dort als Gaukler Erwerb ſucht,
Thut ihr wol, daß ihr gründlich zuvor hier außen euch ſatt eßt:
Drinnen, da habt ihr gewiß nur mehr an den Nägeln zu kauen.
Fort iſt der Biſchof längſt aus der Stadt mit den ſämmtlichen Domherrn.
Fähnlein wirbt er, ſo weit ſein Säckel vermag, und wir ſelber
Haben vor wenigen Tagen uns eben verdungen dem Krummſtab.
So iſt das Kriegshandwerk! mit Heiden und Chriſten und Türken
Raufen wir uns; heut gerben wir päpſtiſches Leder und morgen
Evangeliſches Fell, wie's kommt. Jetzt thun wir vor Münſter
Spürhundsdienſte: da gilt's zu belauern die Weg' und die Stege,
Daß nicht ketzeriſch Volk ſich bewaffnet nach Münſter hineinſchleicht;
Auch wol den Münſter'ſchen dann und wann die gemäſteten Rinder
Fangen wir ab, wie ſolche nach Köln ſie treiben zu Markte,
Oder auch ſonſtiges Gut: es muß doch rächen der Biſchof
Sich für den ſchmählichen Tort, der ihm kürzlich zu Telgte geſchehen,
Ihm und dem ganzen Kapitel!" — „Was ſagt ihr?" fragte mit Neugier
Lips van Straaten, und ſchmunzelnd erwidert dem Gaukler der Landsknecht:

„Schon war gewichen nach Telgte der Fürſtbiſchof mit den Domherrn,
Um zu entgehen den Fäuſten der drohenden Kirchenverbeſſ'rer.
Aber die Meuterer ſchlichen ſich Nachts bis vor Telgte: das Stadtthor
Hoben ſie ſacht aus den Angeln mit Stangen, beſetzten die Gaſſen,
Warfen ſich über die Leute des Biſchofs, die lagen im tiefſten
Schlaf — zum Glück war er ſelber am Abend geritten nach Iburg.
Aber die Domherrn fanden ſie alle beiſammen: die zogen
Sie aus Bett und Gemach, ſchier wie aus dem Koben die Ferkel;
Und nur Etliche noch von den Wänſten ſalvirten auf nackten
Füßen im Hemd ſich über die Ems, die gefrorne; die Andern
Wurden auf Wagen geſetzt, beim Klange der Pfeifen und Trommeln
Wie im Triumphe nach Münſter geführt; da ſchleppte man lange
Noch ſie herum, bis Kaiſer und Reich in den Handel ſich miſchten.
Und ſeither iſt's ärger geworden zu Münſter: da hauſen
Neben den Luther'ſchen jetzt auch die graulichen Anabaptiſten.
Morgen nun ſpricht mit dem Rathe von Münſter noch einmal der Biſchof
Ernſtlich ein Wort, dann aber ſogleich, wenn weiter getrotzt wird,
Rings umſchließt er das Neſt, ihm gänzlich zu wehren die Zufuhr,
Und es, wo nöthig, zuletzt mit gewaffneter Macht zu berennen.
Deshalb müſſen wir ſelbſt auch traben noch heut bis nach Telgte,
Wo zur Stunde die Fähnlein verſammelt im Lager der Biſchof,
Um den Verhandlungen morgen zu geben den richtigen Nachdruck.“
So beim Weine beſprachen ſich dort mit den Gauklern die Reiter.
Doch nun leerte der Führer des Trupps mit gewaltigem Schluck noch
Im Blechkruge den Reſt und erhob ſich: ihm folgten die Andern,
Rückten die Sattel zurecht und ſchwangen ſich auf und im Hui ging's
Fort aus dem düſteren Wald; ausgriffen im Takte die Rappen
Scharf, und der trabenden Roſſe Geſtampf, in der Ferne verklang es.
Aber zur Ruh' nun ſtreckten aufs Neue die Gaukler, die müden,
Hier und dort ſich in's Moos und auf ſchwellende Kräuter. Des Feuers
Reſte verloſchen; der Mond ging auf. Bald ſanken ſie Einer
Hin um den Andern in Schlummer. Wie Nachts an den Fenſtern die Lichter,

Alſo verlöſchen auch eins um's and're die Augen der Menſchen
Nachts: doch welche der Genius ruft, die liegen wie ſcheintodt
Wach in den Särgen des Schlummers und ſchließen die Lider vergebens.
Solches geſchah heut Jan und dem Wanderpropheten. Die Beiden
Wechſelten häufig den Pfühl, zur anderen Seite ſich wendend,
Unruh'voll. Und endlich erhob ſich leiſe der Jüngling:
Hehr vom Monde beſtralt, hoch über den Schlummernden aufrecht
Stand er, ihm glühte das Haupt, eng ward ihm die Bruſt und es trieb ihn
Wieder hinaus in den Wald, der zwiefach ſchaurig ihn anſah.
Im mondhellen Gehölz hinſchreitet er. Plötzlich von Tritten
Hinter ihm hallt's, er wendet das Haupt: da erblickt er des hohen
Greiſes Geſtalt vor ſich. „Hat Euch, wie mich ſelber, des Mondes
Liebliche Helle verlockt?“ ſo fragt er ihn. Aber der Graubart
Mit dem erglühenden Aug', den gekniffenen Lippen, der mächtig
Sich aufwölbenden Stirn, er beginnt ſich ſtracks zu ereifern:
„Finſter und ſchwarz iſt die Nacht und die Welt im Dunkel; es flattert
Eulengezücht in der Luft und es ſchießen wie Pilze des Teufels
Saaten empor, unheimlich bei fahlem Geblinzel der Sterne
Prunkt manch giftige Saat, zureifend der Senſe. Geſpenſter
Wandeln umher und es ſchwärmen Dämonen, die zehrenden Mehlthau
Sprengen aus ruchloſer Hand auch über die beſſeren Blüten.
Groß iſt die Zeit und gewaltig; doch wehe, wenn unſere Herzen
Rein nicht ſind: wie ſollen im rieſigen Kampf wir beſtehen?
Schwül iſt die Nacht von Gewittern: es walzen die Buhlen der alten
Metze von Babel in Ängſten auf weichlichem Lager ſich ſchlaflos,
Träger der Kronen und Träger der Inſeln: es plagt, da zu reichlich
Sie beim Mahle des Lebens beladen den Wanſt, ſie der Alpdruck.
Aber wie werden nun auch wir ſelber die Probe beſtehen?
Wird nicht fehlen den Reinen der Muth und dem Muthe die Reinheit?
Freilich es wimmeln hervor, gleichwie nach dem Regen die Fröſche,
Jetzt die Propheten; doch helfen ſie uns, die zanken um Worte?
Denn ſie wiſſen es nicht, daß die Zeit nun der Thaten gekommen,
Daß es gilt zu vertilgen von Grund aus jegliches Unrecht,

Jegliche Thorheit. O Sohn, abſchwören dem Zwange der Satzung
Müſſen wir, eigene That muß werden das Gute. Wie aber
Mögen entbehren der Satzung wir ſchwachen und ſündigen Menſchen?
Nur durch ein Wunder geſchieht's: ein innerer Drang wird ergreifen
Gleich wie ein Rauſch, wie ein Fieber die Menſchen, ein heiliger Wahnſinn,
Bis ſich das innere Wort in allen Gemüthern lebendig
Regt, nicht einzig mehr, wie bisher, auf geſchorene Glatzen,
Nein, auf Alle zuſammen der Geiſt ſich in flammender Klarheit
Senkt, und Jeder ſich ſelbſt wird Prieſter, Erlöſer und Mittler . . .
Schwarmer benennen ſie uns — ja! Schwarmer, das müſſen wir werden:
Herrſcht nicht lange genug ſchon das nüchterne Wort und der Buchſtab'?
Steh' auf eigenen Füſſen, o Menſchheit, endlich, du altes
Kind, und vermagſt du noch immer es nicht, und mußt du zu Grund geh'n
Ohne die Krücken — ſo geh' zu Grund: nicht werth zu beſtehen
Biſt du! Was ſoll uns die Bibel, o Freund? ei, Bibel iſt Babel!
Wenn ſich der Wille des Herrn nur in alten Scharteken verkündet,
Wenn er durch Söldlinge nur und geſchorene Pfaffen zu mir ſpricht,
Wenn er mit mir nicht ſelber vernehmlich zu reden ſich würdigt,
Wie mit Abraham er geredet, mit Iſaak und Jakob,
Acht' ich nimmer ihn werth einen klingenden Heller: er iſt ja
Nicht ein lebendiger Gott, nur ein eitel hölzerner Herrgott,
Welcher beſtaubt von der Wand, um die Kinder zu ſchrecken, herabdroht!
Aber es ſagen die Thoren, erlöſet ſchon hab' uns der feiſte
Wicht, der entlaufene Pfaffe, der Luther. Der hat aus Ägypten
Uns zwar geführt, doch er läßt, ſtatt weiter zu zieh'n in's gelobte
Land, in der Wüſte nunmehr uns ſitzen. Es winkte das Schickſal
Ihm, doch ſtumpf wie er iſt, Schweinslederprophet wie die Andern,
Brütet er ſtets alt-mönchiſch noch über der Tünche der Staben
Und dem gegebenen Wort, und das Grübeln, es macht ihn zum Schwachkopf.
Freilich, er glaubt ſchon ein Wunder des tapferen Muth's zu verrichten,
Wenn er des Nachts nur kecklich den Steiß zum Bette herausſtreckt,

Um ſo den Teufel zu ſchrecken, den Teufel mit Hörnern und Kuhſchweif,
Welcher ihn immer verfolgt, wie er meint, im Bett und am Schreibtiſch.
Thörichter Satansbanner! o kehrt' er doch endlich des Geiſtes
Mehr als des Steines hervor; das half' ihm baß, denn der Teufel,
Der ihn plagt, iſt der ſchwarze, der kloßige Burſche, der Buchſtab!
Iſt er weiter gegangen, als man ihn geſchoben? Bei jedem
Prügel, den Rom dem erboſt ſtarrköpfigen Mönch in den Weg warf,
Strich er vom Katechismus hinweg einen Glaubensartikel,
Nur ſo zum Trotz: ſeit ruhig man ſitzen ihn läßt auf der Wartburg,
Iſt er zu Ende mit ſeinem Latein, iſt dämlich und zaghaft,
Sammt dem gelehrten Genoſſen, dem Meiſter der Schule, Melanchthon.
Wie zwei Fuhrmannsgäule, geſpannt an den Wagen und raſtend
Still vor der Schenke, wo zecht in der Mittags Schwüle der Eigner,
Kühlung fächeln einander mit wehenden Schweifen und oft auch
Brüderlich reiben einander die bremſengeſtochenen Rücken:
So am verfahrenen Karren der ſchüchternen Kirchenverbeſſ'rung
Stehn auf dem ſelbigen Flecke der Martin dort und der Philipp,
Harrend des heiligen Geiſts, und begnügen ſich, einer dem andern
Brüderlich weiterzuwedeln vom Rücken die neckenden Bremſen.
Nie, nie helfen uns dieſe, die Grübler und Skribler, die zagen
Kloſterlateiner, die weiſen Magiſter, ſo nüchtern und ſchüchtern!
Nein, die Begeiſterten müſſen es thun! Doch dieſe wo ſind ſie?
Bei Glückspilzen, da wohnet ſie nimmer, die heil'ge Begeiſt'rung!
Nur die Bedrängten, die Dulder, die ſind die Gefäße des Geiſtes.
Wär' einſt Jakob gelegen auf weichlichen Polſtern im Bette,
Statt auf dem Boden, zu Haupten den Stein, als Decke den Himmel,
Niemals wären zu ihm wol heruntergeſtiegen die Engel!
Ja, die Begeiſterten müſſen es thun! Und Begeiſterte weckt jetzt
Allenthalben der Herr im Volk: es verklärt ſich die dumpfe
Stätte des Handwerks ſchon und die traurige Stube der Armuth
Mit Pfingſtflammen: es treten hervor aus niedrigen Hütten
Männer, die haben den Geiſt, und reden mit feurigen Zungen.
Alſo erweckte der Herr uns zuerſt den Propheten von Zwickau,

Und ob in blutigem Staub auch ſchmählich verröchelte Münzer,
Wimmelnd erheben bereits allwärts ſich die Jünger, die Kampen,
Ganz ſich vertrauend und voll, mit Leib und Seele, dem Sturme,
Welcher die Lander durchbrauſ't, vom niederen Land, wo die Sunde
Toſen, zum Hochland hin, und welcher erneuern die Welt wird.
Ja, die erbangende Welt, die ſteht wo ſie Luther gelaſſen,
Setzt nun wieder in Schwung ſich: vom neueſten Lichte die Funken
Sprühen ſchon allwärts auf: bald ſcharen die Wiedergebornen,
Wiedergetauften im Herrn um das heilige Banner von Sion
Sich, um das Banner des neuen, propheten-verkündeten Sion,
Welchem im Stillen der Herr ſchon die ſichere Stätte bereitet.
Ganz aus der Welt zu vertilgen das Unrecht gilts und die Thorheit,
Um zu vereinen ſodann in beglückendem Bunde die Guten.
Horch, das Gericht, es verkündet ſich ſchon: ſind ſchwanger die Lüfte
Nicht von Schwertergeklirr ringsum? feig zittern die kleinen
Geiſter von Wittenberg, da gekommen die Zeit nun der Thaten,
Welche vom Boden die Lauen zugleich mit den Kalten hinwegfegt,
Und den Begeiſterten gibt die erneuerte Erde zu eigen!" —

Alſo der Anabaptiſt, und er ſprach noch lang, ſich ereifernd
Über die nüchternen, zagen Propheten: er ſchmähte die ſtolzen
Kronen- und Infulträger, er ſchmähte die Welt, die verderbte,
Schmähte zuletzt auch den Jüngling, den horchenden, ſelbſt, der in ſolcher
Zeit ſich geſelle den Gauklern. Doch bald umarmt' er ihn wieder,
Küßt' ihm zärtlich die Stirn. Der aber verſetzt' ihm, erwarmend:

„Wunderſam haſt du, o Greis, mir erſchloſſen den Blick in die Zukunft.
Selbſt zwar merkt' ich es längſt, wie die Menſchen, die Völker, ein neuer
Drang gar mächtig ergreift: doch es dünkte mich Wörtergezänk nur,
Was ich vernahm; du aber, du wirfſt in die Seele mir Flammen!
Gilt es in Wahrheit zu ſtiften ein Reich nun der Liebe, des Glückes?
Sieh! gar ſeltſam bin ich geartet: ein doppeltes Streben
Wohnt mir im Herzen; ein Drang nach dem Hohen und Rechten und Reinen,

Aber ein Drang nach dem Glücke zugleich, nach den Freuden des Lebens.
Niemals kann mir genügen ein Brüten in dumpfer Entſagung,
Aber auch niemals kann mir die Luſt, die gemeine, genügen,
Die nur die Sinne berauſcht und das Herz nicht höher beflügelt.
Und ſo ging ich bisher, ob auch mich verzehrend in Sehnſucht,
Rein durchs Leben und ſtolz: mich ſchützt vor Gemeinem der Abſcheu.
Tugend und Luſt zu vereinen, das iſt's, was ewig ich träume:
Träumer ja bin ich noch ſtets, wie ich es geweſen als Knabe.
Leicht war immer und tief mir die Seele zu rühren: ich konnte
Weinen vor Luſt, wenn neu ſich der Anger beblümte; mich reizte
Jegliches Edle und Schöne. Doch auch nach dem Schimmernden, Bunten,
Stand mein Sinn: wo ich Kieſelchen fand und glimm'rigen Schiefer,
Konnt' ich darein taglang mich mit glühendem Auge vertiefen.
Selten nur hatt' ich Geſpielen: mich ſcheuten die Altersgenoſſen,
Denn ich liebte zu herrſchen; auch haßt' ich beinahe die Knaben,
Und ich geſellte mir lieber ein halbwild ſchweifendes Mägdlein,
Welches auf einſamem Felde die Zicklein pflegte zu hüten.
Gänzlich gehorchte ſie mir, und half mir glänzende Steinchen
Suchen: da fanden wir einſt am Weg einen lichten Karfunkel:
Meinte, das wär' ein Sternlein, gefallen vom Himmel, und hoffte,
Gleich mit dem blitzenden Stein mir ein königlich Reich zu gewinnen.
Damals träumt' ich von Schwertern und Kronen und Purpurgewändern
Fort und fort: ich verlor das Geſtein, doch es blieb mir der Glückstraum.
Und nun hielt ich mich gerne zu Reiſigen, Händlern und Schiffern,
Die weit waren gewandert und manches Erſtaunliche, Fremde
Hatten nach Hauſe gebracht: mir entbrannte das Herz vor Begierde,
Selber die Fremde zu ſchau'n. Viel hört ich erzählen vom Goldland,
Eldorado genannt: ausmalt' ich die Pracht mir des Landes,
Und ich dacht' es bewohnt mir von hohen und herrlichen Menſchen.
Gern wol hätt' ich durchzogen die Länder als Schiffer und Kaufherr.
Doch da Vater und Mutter erblichen, ein hungernder Knabe
Blieb ich zurück: es erbarmte ſich meiner ein wackerer Volksmann,
Nahm mich auf und erzog mich zum Jünger und Helfer im Handwerk.

Aber es ſchweifte der Geiſt aus der dumpfigen Stube doch immer
Mir auf den Markt und die Gaſſen hinaus, und die Erker, die Zinnen
Stolzer Gebäude, die Pfeiler, die ragenden Thürme der Kirchen
Hatt' ich wie träumend vor Augen. Am Feſttag ſtarrt' ich den Prieſter
An im Dom, da er ſtand in den Weihrauchwolken am Altar,
Und ſchon die Wölbungen ſelber des Domes, die Bilder, die Säulen
Rührten das Herz; mir wie Klänge der Orgel; das Leuchten und Flimmern,
Duften und Klingen, es kam wie Verheißung unendlichen Glückes
Über mich her und ich dünkte mir träumend im Äther zu ſchweben.

Trunkenen Ohrs auch horcht' ich nach Wundergeſchichten aus alter
Zeit, nach der Kunde der Reinen auf Montſalvatſch, nach der Ritter
Kämpfen um's heilige Grab. Und auch von Zauberern hört' ich,
Hörte von Fauſt, von Adepten, die Golderz brauen im Tiegel,
Und Elixiere des Lebens. Von neuen atlantiſchen Inſeln
Hört' ich, woher Kleinode ſo viel nun in unſeren Welttheil
Strömen, und wo Seefahrer, das Schwert in der Hand, eine neue
Schönere Welt ſich erobern, umleuchtet von neuen Geſtirnen.
Nimmer gefiel mirs zuletzt in der dumpfen, der nebligen Heimat,
Im Flachlande, beſpült von der Flut, eintönig und endlos:
Und ſo folgt' ich dem Drang und geſellte mich fahrenden Leuten,
Handelsgenoſſen und Schiffern: das blühende Flandern durchſchweift' ich,
Stand am geſchäftigen Strande des Britten, die Städte des Südens
Schaut' ich, bis Liſſabon zog ich hinab. Da ging mir die Sonne
Leuchtender auf, und ich lernte vom Häßlichen ſcheiden das Schöne,
Scheiden vom Rohen das Edle; den feineren Sinnen genügte
Nun nicht mehr, was zuvor mir im nordiſchen Lande gefallen.
Arm wie ein Bettler durchzog ich die Welt, wie ein König genoß ich
Sie, als Betrachter, als Träumer. Doch ach, erſt *halb* nur verkörpert
Fand ich das, was ich träumte; noch immer das Beſte vermißt' ich.
Nirgends ja ſah ich die Menſchen beglückt; und das Hohe, das Reine,
Wie es mir ſtand im Sinn, ſo in Wahrheit fand ich es nirgends.
Halb nur befriedigt, in Sinnen verloren, ſo kehrt' ich zur Heimath.
Doch bald faßte der Drang mich, zu wandern, aufs Neue. Der wackre

Lips van Straaten, er lockte den müßigen Träumer nach Deutſchland,
Welches ich ſelbſt ſchon erſehnte zu ſchauen: ſo folgt' ich den Gauklern.
In armſeligem Flitter, in kindiſchem Spiele begann ich
Mir zu gefallen: in Reimen, in feurigen Verſen verſucht' ich
Mir eine eigene Welt zu erbau'n. Auf dem Haupte die Krone,
Thöricht erſchien ich mir ſelbſt, doch ich träumte den Traum des Karfunkels
Wieder, und träumend vergaß ich zu nehmen vom Haupte den Flitter"...
„Jüngling", ſagte der Anabaptiſt, „was du träumteſt und ſuchteſt,
Niemals werden wir ſchweifend es mühlos finden am Wege,
Niemals wird es beſchert uns werden im Schlafe. Wir ſelber
Müſſen nun Hand anlegen, die beſſere Welt zu erſchaffen.
Und wie ſollten wir nicht? Was ſchiene denn jetzt noch unmöglich?
Haben das Größte wir nicht ſchon erlebt im Sturze der alten
Kirche? Geſcheh'n nicht Zeichen und Wunder? Iſt nicht ein bedeutſam
Zeichen das knallende Pulver des Mönchs, das in Schutt die graue'ne
Zwingburg wirft? ſind nicht ein bedeutſam Wunder die Künſte
Guttenbergs, die die Blätter, die weißen, im Flug wie mit tauſend
Händen auf ein Mal beſchreiben? ein deutſam Wunder die gold'nen
Gaben der Meere des Weſtens? wie kam uns das Alles auf einmal,
Wenn nicht völlig verjüngen die Welt ſich ſollt' und erneuern?" —
Alſo der Anabaptiſt, ſein Antlitz ſtrahlte begeiſtert.
Und bald fügt' er hinzu: „So oft ich ins Auge dir ſchaue,
Jüngling, ſo oft ich betrachte die leuchtende Stirn, ſo verkündet
Sich's im Gemüthe mir immer: als Gaukler im Flittergewand nicht
Soll der ziehen gen Münſter! Vernimm's! ich komme gewandert
Nicht allein, denn es wallen aus Nachbarlanden die Jünger
Mächtig in Schaaren heran, doch zerſtreut, auf verſchiedenen Wegen,
Um zu entgehen den Spähern des Biſchofs. Und der Vereinung
Stunde, ſie naht: ſchon ruh'n ſie verſteckt in den Gründen der Davert,
Hier und dort, und harren dem grauenden Morgen entgegen,
Wo, indeſſen des Biſchofs Heer, frei laſſend die andern
Wege, bei Telgte ſich ſammelt, nach Münſter vereint wir hineinzieh'n!" —

„Wenn ihr Wiedergetauften es ſeid“, ſo verſetzte der Jüngling
Glühenden Aug's, „die kommen zu ſtiften des ſeligen Friedens
Reich, und des Glücks, wo das Schöne vom Rechten, das Rechte vom Schönen
Nimmer ſich trennt, wie es träumt mein Herz — denn wiſſe, ſo feurig
Ich mir erſehne das Glück, wird auch nach dem Rechten und Reinen
Ewig mir trachten der Sinn — wenn Solches ihr wollt, und ihr wahrhaft
Wißt zu vereinen, was lang auf Erden ſich mied — o ſo nehmt mich
Hin als Jünger und Streiter mit euch und laſſet des Herzens
Mächtigen Sehnſuchtsdrang in euerem Kreiſe mich ſtillen!“ —
So der erglühende Jüngling und ihn umarmte der hohe
Greis mit Thränen im Aug', und zu reden aufs Neue begann er:
„Ich bin alt, mein Haar iſt ergraut, und es deutet der Vater
Oft mir im Herzen es an, daß ich ſelbſt das gewaltige Werk nicht
Ganz vollende, das jetzt das Geſchick zu beginnen mich antreibt.
Jüngling, wirf ſie hinweg, die du trägſt, die papierene Krone!
Denn dich erkieſet der Herr zum Streiter ſich, wenn ich dahin bin!
Siehe, das hab' ich gewußt, das fiel mir ins Herz wie ein Lichtſtral,
Seit du gekrönt mir erſchienſt, wie ein Traumbild, unter den Gauklern!“
Jetzo ſtanden die Beiden auf felſiger Höhe des Waldes,
Hell vom Monde beſtralt, zwei leuchtende hohe Geſtalten,
Hehr umweht von den Schauern der Einſamkeit und des Nachtgrau'ns.
Vortritt Jan zum Rande des felſigen Hangs, wo der Abgrund
Steil abfällt und ſich unten verliert im Dunkel. Da reißt er
Sich die papierene Krone vom Haupt und ſchleudert hinab ſie,
Tief in die dämmernde Schlucht. Abſeits wild brauſ'te der Sturzbach,
Der da breit und gewaltig hinabſchoß über die Felswand.
Und an die ſtürzende Flut, umragt von Blöcken und Kiefern,
Trat nun der Anabaptiſt: aus dem brauſenden Sturz der Gewäſſer
Schöpft' er die Handvoll ſich und über das Haupt, das geneigte,
Seines Erkorenen gießt er die Flut mit den weihenden Worten:
„Jan von Leyden! ich netze das Haupt dir unter dem lichten
Sternengezelt: ich weihe zum Bunde der Wiedergebornen,

Wiedergetauften dich ein: zum Bunde der Freien und Reinen
Weih' ich dich: zum Bürger, Verkünder und Streiter des neuen
Zion, des göttlichen Reichs, das im alteſten Bund war verheißen.
Und von welchem erſt wir nun erhoffen den Tag der Vollendung!“ —

So der Prophet, und es traf aus den fliegenden Wolken der Mondſtral
Wie mit verklärendem Lichte die beiden Geſtalten am Waldſtrom
Auf hochragender Warte der Felseinöde. Die Sterne
Standen am nächtlichen Himmel und funkelten, lindes Geſäuſel
Lief durch die Wipfel der Kiefern. Da wars, als klänge von fernher
Geiſterhaft leiſe hervor aus der Tiefe des Walds ein gedämpfter
Feierlich-ernſter Choral, doch nur in verlorenen Tönen,
Wieder verhallend ſogleich: aufhorchte der Greis, und es blitzte
Hell ſein Aug'. Im hohen und ſternhell dämmernden Äther
Flatterten weiße Gewölke, wie Züge der Geiſter: zu ſtreiten
Schienen ſie gegeneinander mit blinkenden Schilden am Himmel
Über dem Plan, wo ragten die Zinnen von Münſter im Mondlicht.

Und nun ſchritten die Beiden hinunter den felſigen Abhang,
Zwiſchen Geröll und Geſtrüpp, windbrüchigen Stämmen und Farrnkraut.
Dichter umgab ſie wieder der Wald. Aufflatterten kreiſchend
Nächtliche Vögel vor ihnen. Ha, ſieh', Irrlichter im Moorgrund
Hüpfen vor ihnen einher. An felſiger Höhle vorüber
Nehmen ſie jetzo den Weg. Da bedünkt es den Jüngling, als ſäh' er
Stehn einen rieſigen Mann in der Kluft, der ein roſtiges Schwert ſchliff:
Seltſam tanzt auf der Schneide, der blanken, ein irrender Lichtſtral,
Der ſich verlor in die Kluft. Hinſpäht der verwunderte Jüngling,
Aber es zieht ihn fort der Prophet. Noch öfter bedünkt es
Jan, als ſäh' er verſchwimmend im Nachtgrau'n unter den Bäumen
Seltſame fremde Geſtalten, in Gruppen gelagert und einzeln:
Stets fortzog ihn der Greis. Und ſchauriger wurden die Pfade,
Dunkel umgab ſie. Von fern mit ſataniſch-unheimlichem Klange
Scholl Rohrdommelgeſtöhn durch die Nacht aus Sümpfen. Da that ſich

Auf das Gehölz, frei glänzte der Plan, und auf mooſigem Felsblock
Fanden ſie Divara ſitzend im Schein der Geſtirne. Sie lächelt:
Uber dem Haupt ihr flittert und flirrt die papierene Krone,
Die in den Abgrund eben der Jüngling hatte geſchleudert
Hoch vom ragenden Fels. Und es hatte das Weib ſich mit blüh'nden
Tollkirſch-Ranken umwunden die Stirn und den Leib, und ſo ſaß es
Lächelnd auf mooſigem Stein. Es befragten die Männer verwundert
Sie, wie her ſie gelangt, und woher ihr gekommen der Goldreif?
Und es berichtet das Weib, daß, während zuvor ſie der ſchönen
Mondnacht auch ſich zu freuen gedacht am Fuße der Felswand,
Dort, wo von oben herunter der Wildbach ſtürzt in die Waldſchlucht
Plötzlich herab in den Schooß ihr die funkelnde Krone gefallen.
Stumm anblickten ſich Jene. Mit Lächeln erhob von dem Steinſitz
Divara ſich, und es ſetzten die drei nun vereint durch die Wildniß
Weiter den Fuß: durch Dick und Dünn, durch Geſtrüpp und Geſümpf hin
Führte die Männer das Weib, als wär' ſeit Monden vertraut ihr
Jeglicher Pfad. Hingleitet ſie, ſchlüpft ſie behend wie das Eichhorn,
Sacht wie die Natter. Doch golden gekrönt, mit Blumen umwunden,
Scheint ſie ein lockend Gebild weit mehr, als ein dräuender Unhold.
    Sie vor Augen, dahingeht ſchier wie im Traume der Jüngling.
Endlich ſpricht er, gewandt zu dem greiſen Begleiter: „Wie ward dir
Dieſe geſellt, die voran uns ſchwebt?“ — „Wie der Seele des Leibes
Laſt, wie dem ſtrebenden Geiſte der Erdſchlamm“, ſagte der Meiſter,
„Siehe, ſo ward dies Weib mir geſellt nach des Ewigen Rathſchluß.
Und wie der Leib mit der Seele, der irdiſche Schlamm mit dem Geiſte,
So, nicht beſſer, verträgt dies Weib und der Anabaptiſt ſich!
Zwanzig Jahre nun ſind's, da fand vor der Kirche zu Harlem,
Während am vollſten der Markt, ſich unter den Leuten ein fremdes
Mägdlein, braun und verwildert, vielleicht ſechsjährig: das lief ſo
Hin, barfüßig, die Haare verwirrt, wild funkelnd die Augen.
Niemand kannte das Kind. Es umringten die Leute, die eben
Kamen vom Dom, neugierig mit Fragen die Kleine. Doch wirr nur
Sprach ſie, in ſeltſamen Worten. Sie ſchien mehr trotzig als ängſtlich.

Plötzlich über den Markt her kam ein gewaltiges Thier ſtracks
Unter die Leute gerannt: erſt ſchien es ein ſtattlicher Hund nur;
Doch als näher es kam, da erſcholls: „ein Wolf!“ und die Menge
Wich zur Rechten und Linken zurück mit Entſetzen. Das Mägdlein
Aber, das lächelt' entgegen dem Unthier, das auf ſie zukam,
Rief es mit ſchmeichelnden Worten und kraute den Kopf ihm vertraulich,
Stieg auf den Rücken zuletzt ihm, und ſiehe, das gräuliche Wolfsthier
Spornſtreichs rannt' es hinweg aus der Stadt, auf dem Rücken das Mägdlein.
Etliche dachten an Zauber, da fand man, ſtreifend und ſpähend
Rings umher, vor der Stadt ein Lager von Leuten des braunen
Wandernden Stamms, und darunter betraf man das ſeltſame Mägdlein
Wieder, mitſammt dem Wolf. Man zerſtreute die wüſten Geſellen,
Aber das Mägdlein hielt man zurück und bracht' es nach Harlem,
Weil es ſo eigen geartet, und alle beſtach, die es anſah'n.
Ich nun erblickte das Kind und weil mich rührte die Waiſe,
Nahm ich ſie auf. Sie erwuchs; da ſpornte der Geiſt mich, die Braune
Gar zu freien: ſo wurde das Weib ſie des Bäckers von Harlem,
Welchen vor Augen du ſiehſt. Doch wüſt ſtets blieb ſie und eigen,
Schwand auf Tage hinweg, auf Wochen; ich ließ ſie gewähren,
Stellt' es ſeufzend dem Himmel anheim, und verehrte den Rathſchluß,
Der dies Weib mir geſellt“. . . So erzählte der Alte von Harlem.
Still-nachdenklich vernahm die erſtaunliche Kunde der Jüngling.

Aber erreicht iſt die Stelle nunmehr, wo ſtill die Gefährten
Jen's noch liegen im Schlummer. Nun grauet der Morgen, der Nebel
Raucht im tieferen Grunde, verbreitend ſich zwiſchen den Kiefern,
Zwiſchen den Felſen umher; es durchlöchert ihn hier ſchon ein Felsgrat,
Dort ein ſtarrender Aſt: ſo ſchwankt er zerriſſen und unſtät.
Kühl iſts; es wiehert und ſchnaubt mit witternden Nüſtern die alte
Stute hinaus in die Lüfte des Morgens: da ſtrecken die Vögel
Kreiſchend die Schnäbel hervor, die ſie unter den Flügeln geborgen,
Schlummernd in thauigen Wipfeln. Erſchreckt vom Gewicher der Stute,
Flattern ſie, ſträuben die Flügel, und von den erſchütterten Äſten

Schleudern ſie Tropfen herab, hellfunkelnde. So iſt erwacht nun
Malig die Wildniß. Die Schläfer, vom thaufeucht ſchwellenden Moospfuhl
Heben ſie gähnend die Häupter, ermuntern ſich, reibend die Augen.
Über dem Wald aufgeht aus röthlichen Schleiern die Sonne.
Still iſt noch Alles umher. —
Da plötzlich erklingt aus dem Walde
Fernher leiſer Geſang. Aufhorcht der Prophet und der Jüngling
Horcht in die Ferne wie er. Was er hört, iſt derſelbe gedämpfte,
Feierlich ernſte Choral, den ſchon in der Nacht er aus tiefſtem
Walde vernommen, wie leiſe verhallende Stimmen der Geiſter.
Doch er verhallt nicht mehr. Anſchwellend erklingen die Töne
Näh' und näher heran: aus dem Frühtraum reißen die Gaukler
Nun erſt völlig ſich los, aufhorchend. da tritt aus des Waldes
Gründen hervor ans Licht ein langer und feierlich ſtiller
Zug, zu Fuß und zu Roß, phantaſtiſche, bleiche Geſtalten.
Langſam zieh'n ſie einher und nachdem ſie geendet die Strophe,
Halten ſie an, ſelbſt lauſchend hinaus in die Ferne. Da klingt es
Leiſ' antwortend herüber von anderem Hange des Waldes;
Eben denſelben Geſang in ſacht anſchwellenden Tönen
Tragen die Lüfte heran, und horch, von noch anderer Seite
Hallt es wieder, und gleichwie die Stimmen der Vögel erwachen
Allwärts rings in den Büſchen am Morgen, ſo klingen die Chöre
Hier und dort im Gehölz. Und hier und dort aus dem Wald nun
Ziehen die ſingenden Schaaren heraus. Auch *einzelne* Waller
Kommen gezogen; ſie kommen zu zweien, zu dreien, es halten
Männer und Frau'n an der Hand ſich und Kinder und Greiſe — ſie kommen
Alle heran, ſie umarmen einander in heiliger Freude,
Sich mit dem Spruche begrüßend der Wiedergetauften: „*Das Wort iſt
Fleiſch geworden und wohnet in uns!*“ So erwacht und ſo wimmelt,
Die ſo öde, ſo todt vor Kurzem erſchienen, die Wildniß:
Aber ſo traumhaft regt, ſo feierlich hehr, ſo ergreifend,
Wie in Hallen des Doms, ſich der ſingende, klingende Heerbann.

Schier noch glauben zu träumen die Gaukler, betrachtend die Scene,
Die ſich vor ihnen entrollt auf geräumiger Wieſe des Waldes.
Weiter bewegte nunmehr ſich, geordnet in Reih'n, die vereinte
Schaar und es führte der Weg ſie vorüber am Lager der Gaukler.
Aber vorbei ſo ziehend, erblickten inmitten der Gaukler
Sie den gewaltigen Greis. Da erſcholl's mit freudigem Zuruf:
„Heil dir, o Matthiſſon, Heil dir! In Treue gewärtig
Sind wir: o führ' uns jetzt zur erkorenen Stätte des Heiles,
Die du verkündet uns haſt! Wir folgen dir, Meiſter von Harlem!“
Und vortritt der Prophet: „Zur harrenden Stadt an der Aa nun
Führ' ich euch: lang wahrte die Nacht und weit war der Umweg,
Doch nun erſtralt uns der Tag, der verſammelt die Streiter von Sion!“
Sprach's, und ſie hoben empor auf ein ſtampfendes Roß den Propheten.
Aber heran zu ſich zog er den Wiedergetauften am Waldſtrom:
„Dieſen“, ſo ſprach er, „gewann ich im Frührothſchein der Entſcheidung:
Dieſem beſtralten die Stirn auf ragendem Felſen die erſten
Stralen des Tages, mit welchem beginnt das erneuerte Sion!“
Und zujauchzten ihm Alle, dem hohen und ſinnenden Jüngling,
Hoben empor auch ihn auf ein Roß, ein ſchimmerndes, weißes.
Neben ihm ſchwang auf ein falbes behend ſich das Weib des Propheten.
Und ſo, den Seher zur Rechten, zur Linken die Dunkelgelockte,
Hatte bereits in die Mitte der Zug ihn genommen. Da drängte
Lips van Straaten heran: „Ihr lockt mir“, rief er, „den Beſten
Meiner Getreuen hinweg? Was ſollen wir ohne den König
David? Dankſt du mir's ſo, Graubart, daß den Knechten des Biſchofs
Ich dich entriß heut Nacht mit klugen, bedachtigen Worten?“ —
„Kommt mit uns!“ ſo erſcholl's aus den Reihen der Anabaptiſten,
„Thut, wie der Jüngling! kampfet mit ihm für das heilige Sion,
Daß ihr mit ihm auch theilet die Herrlichkeiten von Sion!“ —
Umſchau hielt im Kreiſe der Seinen van Straaten, der Führer,
Sah' ſchon manches entſchloſſ'ne Geſicht. Zu den Anabaptiſten
Sprach er: „Genug ſchon ward uns von euerer Lehre gepredigt

Geſtern: ich träumte die Nacht von nichts als den Wundern der neuen
Zionsſtadt: da ſah ich den Markt von Juwelen gepflaſtert,
Müßig ſah ich und lachend die Leute vor goldenen Häuſern
Sitzen vom Morgen zur Nacht, ſah Rheinwein regnen, und Zucker
Schnei'n, und wachſen auf Bäumen in Fülle die leckerſten Kuchen.
Freunde, was meint ihr wol?" ſo fuhr er fort, zu den Seinen
Wieder ſich wendend; „gedenkt ihr dem Rathe der Männer zu folgen?
Sind Landsleute zumeiſt, aus Oſtfriesland und aus Holland!
Wollt' ihr Frau Fortuna verſuchen? Was wär' zu verlieren?
Brüder, ich ſeh', ihr ſchwankt ſchon ein wenig; ihr wollet den edlen
Jan nicht laſſen in Stich: bei Gott! ich wäre der letzte,
Der es vermöcht'; ich kannt' ihn als Kind, ich hatte den Jungen
Lieb, wie den eigenen Sohn. Ich ſah heut Nacht auch im Traum ihn
Sitzen mit Matthiſſon auf goldnem Geſtühl in der goldnen
Zionsſtadt: und ſo ſcheint mirs gerathen, dem Stern des Propheten
Muthig zu folgen, ihr Brüder, als Gaukler, als Anabaptiſten,
Wie es das Schickſal fügt. Ruft Heil dem verſprochenen Zion,
Heil dem Propheten zugleich, dem erleuchteten Meiſter von Harlem!"
    Alſo Lips, und die geſtern ein Hoch ausbrachten dem Biſchof,
Jetzo fröhliches Heil dem verſprochenen herrlichen Zion,
Heil dem Propheten zugleich, dem erleuchteten Meiſter von Harlem,
Riefen ſie, rafften ſich auf, ſich geſellend den Wiedergetauften,
Und hinzogen ſie all' in den thaufriſch glänzenden Morgen.

Zweiter Geſang.

Unter den Arkaden.

Ueber den Torfmoorgrund, wo in ſchimmernden Flocken das Wollgras
Zittert im Wind, und unter dem Schritt aus dem Boden die Feuchte
Schwarzbraun quillt: dann wieder durch einſame Haiden, wo kniehoch,
In blaßröthlichem Flor, weithin das Gekräut' wie ein Saatfeld
Wogt, zieh'n Matthiſſens Schaaren dahin auf dem Weg der Verheißung.
Und wo die Haide die Wandrer entläßt, da empfängt ſie die Sandflur;
Rieſelnder, knirſchender Sand empfängt ſie, begleitet ſie weithin,
Und aus dem Sand aufragt wie verweht, wie verſchneit in der Öde,
Hier die verkrüppelte Kiefer, der Felsblock dort. Und die Krähen
Sitzen den Weg entlang mit Unglücksaugen; verdroſſen
Hangen am Thymianſtrauche die Falter, und ſchrill in die weite
Traurige Heide hinaus, eintönigen Klanges, entſendet
Aus Wachholdergebüſchen die klagenden Rufe der Kibitz.
Reglos ſteht auf dem Bein, wie ein Pflanzengebild auf erhab'nem
Stiel, der beſchauliche Storch. Dort zwiſchen verkommenem Zwergholz
Sitzt auf vereinzeltem Block in der ſchweigenden Öde der Schafhirt,
Und ein Trupp Haidſchnucken um ihn rupft zwiſchen den Kieſeln
Spärliches Gras. Reglos, wie der Storch, in Brüten verſunken,
Nimmer ein Lebender ſcheint er, der Hirt, nur ein Stück von dem Felsblock,
Drauf er ſich lagert, ein Stück vom verſteinerten Leben der Haide.
Denn zum Schweigen verdammt und zu brütendem Traume verzaubert
Scheint die Natur umher, des entzaubernden Stabes noch harrend,
Der ſie höher beſeelt: ſie träumt von den Menſchen im Halbſchlaf,
Die da ſo unruhvoll mit den pochenden Herzen heranzieh'n . . .
Aber es wendet der Pfad ſich auf ein Mal nun, und es tauchen

Felder, mit Hecken umſäumt, und grünende Wieſen, und Höfe
Zwiſchen Gehölz empor, und Dörfer mit röthlichen Dächern.
Weiher mit Fiſchen im Grund, mit edlem Geflügel im Schilfe,
Blitzen wie Spiegel: verwundert betrachten die Wand'rer den Segen,
Der ſich üppig verbreitet und reich, hart neben der Domiz.
Und noch begehrlicher blicken ſie jetzt nach der prangenden Stadt aus,
Und noch raſcher beflügelt ihr Schritt ſich. Da bringen die Lüfte
Einen verlorenen Klang wie von hallenden Glocken herüber.
Mächtiger ſchlagen die Herzen und wie Kreuzfahrer mit Jubel
Grüßten das ältere Sion vor Zeiten, ſo grüßten die neue
Sionsſtadt an der Aa nun die Anabaptiſten: vor ihnen
Lag das verheißene Ziel, glanzreich: weſtphäliſchen Landes
Perle, von Linden umgrünt, vielthürmig, das heilige Münſter.
„Seht", rief Einer der Schaar, „dort hebt die gigantiſche Kuppel
Hoch Sanct Lamberts Thurm in die Luft — dort leuchtet der Dom — dort
Schimmert die Prachtthurmkrone der Liebfrau'nkirche — da drüben
Ragt Sanct Ludgeri Zinne, die zierliche, luft'ge" . . . So nannt' er
Leuchtenden Auges ſie alle, die Zinnen umher, und die Kuppeln,
Die da ragten aus blüh'ndem Geſträuch, Baumgängen und Laubgrün:
Silberig blitzte herüber aus wieſigen Gründen der Aafluß.
Habt ihr Münſter geſeh'n und den reizvoll prangenden Marktplatz?
Habt ihr das Rathhaus drinnen, das hochaufragende Prachtwerk,
Und die Paläſte geſeh'n, die gegiebelten, und die Arkaden,
Welche, gewölbt zu den Seiten des lang ſich ſtreckenden Marktes,
Lieblich geſchwungen die Zeile der prangenden Häuſer begleiten?
Habt ihr geſchaut ſie, die Bogen, die ragenden Erker, die Zinnen,
Wie ſie dereinſt prachtüppig erſtanden auch unter des Nordens
Kälterer Sonne, beſtaunt von den nüchternen Menſchen der Jetztzeit?
Glanzlos bricht ſie ſich heut an den Wundergebäuden, die matte
Flut alltäglichen Lebens: nur mehr einförmige Menſchen
In einförmiger Tracht durchwandeln die ſtolzen Arkaden!
O wie ſo anders zur Zeit, da die Schaaren der Wiedergetauften
Morgendlich zogen gen Münſter! Da wogte das Leben noch farbig:

Glänzend geſellte ſich da zu phantaſtiſchem Schmucke der Wohnſtatt
Noch die phantaſtiſche Zierde der Tracht: wie erglänzten die bunten
Bauſchigen, reichen Gewänder im Schimmer der Sonne, die Wämſer,
Vielfach geſchlitzt und betreßt, und die Spangen, die Ringe, die Gürtel,
Purpurn, mit Perlen geſtickt, die Barette mit nickenden Federn,
Und die gediegenen Klingen, beſetzt mit köſtlichen Steinen!
Und wetteifernd im Prunk ſchritt neben dem Bürger der Landsknecht,
Schritt der bekuttete Prieſter, die Tinten des Schwarzen und Weißen,
Grauen und Braunen erſchöpfend in mancherlei Ordens Gewandung.
Doch ſchon iſt Eins zu vermiſſen am Tag, wo die Anabaptiſten
Grüßen die Thürme von Münſter: wo bleibt der gebietende Dickbauch?
Ja, wo bleiben ſie nur, die bekannten, die feiſten Geſtalten,
Sie, die Beherrſcher des Landes, die Edelgebornen, die Domherrn,
Die mit den ſeid'nen Baretten, den glitzernden goldenen Ketten
Um den gewulſteten Hals, mit dem ſchwärzlichen Kragen des Prieſters
Über dem wallenden Rocke, dem weißen, noch lieber in üppig-
Weltlicher, fürſtlicher Tracht durch die Straßen von Münſter ſtolzierten?
Klüglich weilen ſie fern: in den Straßen von Münſter, da weht es
Schon wie ein Blättergeſäuſel bei nahendem Wetter im Waldgrund.
Drangvoll wirbeln ſie heut durch einander, die Bürger von Münſter.
Die da ſo ängſtlich vorbei ſich drücken mit niedergeſchlag'nen
Augen, das ſind die Papiſten; die dreiſteren Schrittes einhergeh'n,
Schwören auf Luther; und Jene, die Düſteren dort, die in's Erdreich
Bald einbohren den Blick, bald heben in fliegende Wolken,
Und dann wieder mit drohend-fanatiſchen Augen um ſich ſchau'n,
Das ſind Jünger und Schüler des ſchwärmenden Anabaptiſten,
Welcher der neueſten Lehre die Bahnen gebrochen zu Münſter.
Sieh', dort ſchleicht er ſelbſt, der berufene Träumer und Schwarmgeiſt,
Bleich, mit glutenden Augen, verloren in düſteres Sinnen!
Und der hinter ihm geht, wie hinter dem Hirten der Wolfshund
Geht durch die Heerde der Lämmer, der Mann mit den wuchtigen Schultern
Urecht-Münſter'ſches Blut, — der laut mit ſich ſelber im Gehen
Spricht und ballt in Gedanken die Fauſt, zu dem Haupte der Arm iſt

Dieſer, der mächtigſte Kämpe der Wiedergetauften zu Münſter!
Die da kommen heran, mit gewichtiger Miene zum Rathhaus
Schreitend, das ſind die Vertreter des Volks, Obmänner der Zünfte,
Meiſter der Gilden von Münſter: vom Schohaus zieh'n ſie zum Rathhaus,
Dort nach der Väter Gebrauch mit den Männern des Raths zu verhandeln,
Und daß ſchwanger von wicht'gen Entſcheidungen heut die Berathung,
Zeigt in den Mienen der Ernſt und die trotzig entſchiedene Haltung.
Mächtiger wächſt das Gewirr. Schon wird im Gedränge den Marktfrau'n
Übereinander geſtoßen der Kram. In dem wilden Gewoge,
Wer iſt's, der Stand noch hält? ein uralt Mütterchen ſeh' ich
Reglos kauern — es kauert auch heute, verwittertem Steinbild
Gleich, wie die Väter ſie kauern geſeh'n und die Väter der Väter,
Dort auf den Rathhausſtufen und betet, ſo wie ſie die Väter
Beten gehört und die Väter der Väter, mit leiſem Gemurmel:
„Komme zu uns dein Reich!“ und „führ' uns nicht in Verſuchung!“
Wie vom Tode vergeſſen, ein halb Jahrhundert ſo ſitzt ſie
Dort, und es iſt kein Laut zu vernehmen vom Munde der Greiſin,
Als ein murmelnd Gebet. Gleichgültig ſchwindet und achtlos
Jahr um Jahr ihr hinweg, wie das Küglein ihr rollt von der Betſchnur.
Aber allein nicht ſitzt ſie im wogenden Trubel, die greiſe
Timmermannin: es hat ſich ihr heute geſellt der verrückte
Duſentſchur, der geworden zum ſchweifenden Bettler vom Goldſchmied,
Ein ſchmalbrüſtiger Alter, gebückt, graubärtig, das Antlitz
Häßlich entſtellt von den Narben der freſſenden Pocke — doch ſeltſam
Glüht ſein Aug', und es blitzt manchmal dort neben dem Wahnwitz
Auf wie ein höheres Licht. Er iſt ſtumm und ſtottert nur mühſam
Laute hervor, die Keiner verſteht. Man erzählt ſich im Volke,
Daß er begabt mit dem zweiten Geſicht, und daß, ſo er einmal
Wieder die Rede gewinnt, er Erſtaunliches werde verkünden.
Ei, was treibt er doch dort auf den Rathhausſtufen? Zu flechten
Iſt er bemüht einen Kranz von Ranunkeln und Winden und Goldklee:

Und ſo wunderlich iſt er nun ſchon drei Tage beſchäftigt,
Stille für ſich hin lächelnd, und um das Getümmel um ihn her
Nichts ſich kümmernd, als ſei er der größeren Stunde gewärtig.
Einzelne Wellen des wilden Gewogs auf dem Markte verlieren
Sich in den Rathhauskeller, den wirthlichen: dort bei Geſprächen
Sitzen die Bürger; doch trotzen Parteien und feindlich geſchied'ne
Lager auch hier: der Tiſch iſt papiſtiſch und lutheriſch jener,
Anabaptiſtiſch der dritte. Wo immer ſich Zecher geſellen,
Fehlt nicht gerne der Mönch; ſo ſitzen im kühlen Gewölb' auch
Hier, im papiſtiſchen Kreis, zwei Männer mit bräunlichen Kutten:
Peter und Paul, aus dem Kloſter am Aafluß; dieſer nur zechend,
Aber der andere ſchwatzend mit Eifer und ſcheltend die böſe
Zeit, auch Vieles erwähnend von unheilkündenden Zeichen,
Wie ſie jetzo geſchah'n: von ſich kreuzenden Schwertern in Wolken,
Und wie draußen vor Münſter bei nächtlicher Weile die Hirten
Plötzlich in Flammen erblickten die Stadt, und, näher gelaufen,
Wieder im Dunkel ſie ſah'n; und wie oft die Bewohner von Münſter
Schreckte des Nachts ein plötzlich Getöſ' von Drommeten und Pauken,
Welches vom Wall her ſcholl und ſonſt von einſamen Orten,
Und wie er ſelbſt auch kürzlich bei Nacht, an den Fenſtern des Domes
Wandelnd vorüber, ein Schluchzen gehört und Seufzen und Wimmern.
„Aber vor Allem“, ſo rief er zuletzt, „noch denkt ihr des Schwanzſterns,
Der vor Kurzem erſchien, der immer des Morgens geradhin
Über dem Scheitel uns ſtand, und, obgleich Schwanzſterne des Schweifes
Richtung häufig verändern, doch als ein beſonderes Wunder
Lange den Schweif vornehmlich hieher gen Münſter gekehrt hielt?
Und noch ſeltſamer war's, daß er lief von Oſten nach Weſten,
Jeglicher Norm der Kometen zuwider: was Alles doch wahrlich
Schlimmes nur konnte bedeuten: erſchröcklichen Wandel der Dinge,
Umſturz jeglicher Ordnung. Unſeliges Münſter! mit Beſen
Kehrt man dereinſt noch zuſammen den Schutt hier, wo du geſtanden!“ . .
Alſo der eifernde Mönch; ihn maß mit wüthenden Blicken
Ein Prädikant, der wandernd das Evangelium kündete: drüben

Unter den Luther'ſchen ſaß er und lang ſchon horcht' er herüber.
Der nun rief: „Sei ſtill, Gotteſſer, und thu' wie der Dickwanſt,
Dein Cumpan, und ereif're dich nicht; dann ſchlagt wol auch beſſer
Dein Gotteſſen dir an — ſo aber verzehrt dich die Galle!"
Wüthig erblaßte der Mönch. Es erhoben um ihn ſich die Andern,
Für und wider ihn eifernd: doch gegen ſich hatt' er die Mehrzahl.
„Fort mit den Kutten und Glatzen!" ſo ſcholl's, und es faßte der Fremde
Kecklich den geiſtlichen Bruder am Arm, und mit ihm den andern
Bruder, den wanſtigen Zecher, und ſchob zur Thür ſie und ſtieß ſie
Über die Schwelle hinaus. . . .
Da erſchien von draußen am Eingang
Jener gewaltige Mann, der zuvor dicht hinter dem blaſſen
Rottmann ſchritt im Gewimmel. Vom Marktplatz langſam herüber
Schreitet zum Rathhauskeller er jetzt: er ſieht, wie die Mönche
Sind vor die Thüre geſetzt und erfährt, wie ſich Alles ereignet.
„Recht ſo! ein löbliches Werk iſt's", ruft er mit Grinſen, „die Pfäfflein
Über die Schwelle zu werfen; doch, ſoll's nicht halb nur gethan ſein,
Werft auch den luther'ſchen Gauch mir heraus auf's Pflaſter! wir brauchen,
Mein' ich, in Münſter den Einen ſo wenig mehr wie den Andern!" —
Zornig blickt, was da luth'riſch geſinnt, auf den Anabaptiſten.
Aber der Mann iſt ſtark — auf breitem, gedrungenem Nacken
Trägt er ein Haupt, auf dem ſich das kurz geſchorene Blondhaar
Sträubt wie drohend, obgleich, man muß es geſtehen, die hellblau
Leuchtenden Augen ihm ſteh'n in dem ſtarken und knochigen Antlitz
Nicht umſonſt, und ſchier gutmüthig ein Lächeln den breiten
Mund nicht übel ihm ziert. Still iſt es geworden um ihn her,
Und nur der Wanderapoſtel, der luther'ſche, welchen die ſchnöde
Rede gekränkt, der wagt ſich an ihn, zornrothen Geſichtes:
„Hebe du ſelbſt dich hinweg aus dem Kreiſe beſonnener Männer,
Schwarmgeiſt, Anabaptiſt, von des Rottmann Troß, der die reine
Lehre nur trübt und ſchändet, wie Kröten und Fröſche den Waldborn!"
Alſo rief er ergrimmt, da fühlt er ſich ſelbſt, wie noch eben
Von ihm die Mönche, gefaßt von der nervigen Rechten des Schwarmgeiſts,

Eh' er ſich deſſen verſeh'n, und hinaus vor die Thür auf des Marktes
Pflaſter geſetzt. Nun eilten vom menſchendurchwimmelten Marktplatz
Haufen des Volkes herbei, ein Theil zwar willig, des Fremden
Haupt zu beſchirmen mit Wort und That: doch die Zahl der Papiſten
War noch groß, und größer der Anabaptiſten, am größten
Jener, die ſchwankten annoch von der einen zur anderen Lehre.
Doch als der Kämpe vom Schwarm ſich der heimiſchen Bürger umringt ſah,
Allen im Volke bekannt und vertraut — wer hätte zu Münſter
Nicht Bernt Knipperdolling gekannt? Tuchhändler am Markte
War er, der rüſtige Bernt; doch ſchmählich gelangt auf den Holzweg
War' ſein Handel ſchon oft, wenn nicht ſtets willig die reiche
Mutter der Gattin auf's Neu vorſpannte die goldenen Füchslein:
Denn nachdem ſie vermählt ihm die Tochter mit reichlicher Mitgift,
Und mit ſtattlichem Haus auf dem Marktplatz, nahe dem Schohaus,
Stand es bei ihm, zu verdoppeln durch eigenen Eifer den Reichthum.
Aber er ſaß viel lieber im Rathhauskeller mit Freunden
Bei polit'ſchem Geſpräch, wol auch in der oberen Kammer,
In Flugblätter vertieft; und kam vor's Haus ihm die Kundſchaft,
Mußte die Finger ſie wund ſich klopfen, bis endlich der Kaufherr
Aufthat, mürriſch, den Störer verwünſchend. Es drängten ſich dennoch
Zu Bernt Knipperdolling die Käufer: man kaufte ſo wolfeil
Nirgends; er nahm, was man bot, wenn Einer nur ſonſt im Geſpräche
Recht ihm ließ und ſchelten ihm half auf Pfaffen und Herren.
Immer ſchon hatt' er gehaßt ſie, die Pfaffen und Herrn, und ſo manchen
Poſſen geſpielt zu Münſter dem Biſchof ſelbſt und den Domherrn,
Sie, wo er konnte, gehänſelt, für ſie Spottnamen erfunden,
Und mit Vermummungen oft ſie verſpottet bei Schwänken der Faſtnacht.
Auch mit dem Rath ſtets lebt' er in Hader. Unzählige Male
Mit Geldbußen und Haft abbüßt' er die Frevel. Als Luthers
Lehre Bekenner gewann, da ſchützt' er ſie vor den Papiſten;
Doch ſeitdem ihn begeiſtert die Lehren der Anabaptiſten,
Ward er dieſen ein Hort, und es gingen zu Münſter von da an

Ohne Behelligung immer des Weges die Anabaptiſten. —
Dieſer begann nunmehr in dem Kreiſe der heimiſchen Bürger:
„Leute, was ſteht ihr und gafft, wie der ehrliche Knipperdolling
Aufräumt? Nehmt ein Exempel! Der ehrliche Knipperdolling
Soll wol Alles allein zu Münſter verrichten? Ich ſag' euch,
Wenn nicht Jeder ſo denkt wie der ehrliche Knipperdolling,
Werden aus Münſter'ſchem Fell bald Riemen geſchnitten! Da ſteht jetzt
Ganz in der Näh' mit den Söldnern der Zwingherr, und in dem Rathhaus
Dort, da berathen ſie noch, ob dem „gnädigen Herrn" ſie den Einlaß
Dürfen verweigern — dem Mann, der mit uns wie das Schwein mit
dem Mehlſack
Umſpringt, der da gewaffnet als Feind durch Söldner im Lande
Weg und Steg unſicher gemacht und den Münſt'rern das Hornvieh
Wegfing, welches ſie trieben zu Markt, als ein Räuber und Strauchdieb,
Auch mit dem Schwert als Henker in Münſter'ſchen Landen gewüthet,
Schmählich vergoſſen das Blut evangeliſcher Männer zu Coesfeld.
's iſt ja ein Grau'l, Mitbürger! wir faſſen ſeit etlichen Jahren
Immer den Aal beim Schwanz noch! des Luther gereinigte Lehre,
Sagt, was half ſie uns denn? Iſt nicht noch ein Pfaffe des Landes
Eigner und Fürſt, und mäſten wir nicht Faullenzer im Domhof
Nach wie vor, Domherren, die, fahren ſie heute von dannen,
Morgen doch kehren zurück und es treiben ſo wie ſie's getrieben?
Sind das Diener des Herrn? Ja, ſeht die Paläſte der frommen
Diener im Domhof d'rüben! Da ſeht ihr Geweihe von Hirſchen
Über die Pforten genagelt zum Prunk! Ei, Herren von Adel
Sind's, nicht Prieſter, und leben als ſolche. Mit Spiel und mit Waidwerk
Bringen die Tage ſie hin, und führen ein weltliches Leben,
Üppig und weichlich mit Dienern und Roſſen und Hunden und Weibern
In den Paläſten der Stadt und im Sommer auf luſtigen Schlöſſern.
Nicht, weil gelehrt ſie und fromm, nein, nur weil ſie ad'lig geboren,
Etwa des Studiums halber zu Padua etliche hundert
Kronenthaler verzehrt und zuletzt in die Kutte gekrochen,
Sitzen ſie d'rin im Kapitel. Was nützt uns Bürgern die neue

Lehr', wenn ſtets noch die Männer der *alten* von unſerem Beutel
Haben in Händen die Schnur und von jeglicher Suppe das Fett ſich
Schöpfen und ſchnöd faullenzend auf Privilegien ausruh'n?
Doch nicht Pfaffen allein, auch die ſtolzen Patrizier ſind es,
Welche den Bürger verachten. Die wollen's den ländlichen Rittern
Gleichthun, dünken ſich was, und daß man ſie halte für adlig,
Putzen ſie, ſtatt mit dem Schwamm, mit den Krumen der Semmel die Kinder,
Spielen im Rathe die Herrn und entſcheiden der Bürger Geſchicke.
Mög' uns der Himmel erhalten im Lande die edlen Geſchlechter!
Als Gott Vater die Welt zu beglücken mit edlen Geſchlechtern
Dachte, da trug ein Engel in mächtigem Sacke ſie fliegend
Über die Erde dahin, gleichmäßig über die Länder
Sie zu verſtreuen gewillt: doch als nun eben der Engel
Flog ob den Münſter'ſchen Landen, da plötzlich platzte der Sack ihm,
Und es ergoß ſich die Fülle, die ganze, des adligen Segens
Auf weſtphäliſche Erde: ſo ward uns die ſchöne Beſcherung.
Aber es halten zuſammen die Pfaffheit ſtets und der Adel,
Gleichwie die Wölf' und die Raben. In ſtädtiſchen Dingen, da freilich
Reden ein Wörtlein kräftig bisweilen die Männer der Zünfte
Mit den Genoſſen des Raths; wie aber, wie iſt's auf dem Landtag?
Merkt einmal: da ſtimmen nach *Ständen* ſie ab. Pfaff, Ritter und Bürger,
Seht, drei Stände, das macht drei Stimmen. Nun, Leute, nun frag' ich,
Was da die Städte vermögen? wie hält da den beiden vereinten
Stimmen des Pfaffen und Ritters die Stimme des Bürgers die Wage?
Aber ich ſage, die Städte, ſie müſſen erſtarken, und wachſen
Muß bald Gras auf den Steinen der Klöſter und Burgen! — Die *Vehme*,
Hier auf unſerem Boden zu heimlichem Trutze den Fürſten
War ſie erſonnen; doch jetzt iſt die Zeit, um *offen* zu trutzen!
Was uns der Luther verſprach und zuletzt im Sacke behalten,

Männer, das müſſen wir haben: die **chriſtliche Freiheit und Gleichheit!**
Wollt ihr wiſſen, wer ernſtlich es meint mit der chriſtlichen Freiheit?
Rottmann iſt's, und die Andern, die lehren die doppelte Taufe.
Darum halt' ich zu ihnen nach Kräften, und ſchütze den Rottmann:
Und wer immer ein Haar ihm krümmt auf dem Haupte, dem ſchreib' ich
Gern mit der Fauſt auf den Rücken, und auch in's Geſicht, wenn es ſein muß,
Und er's ſo beſſer begreift, das Bekenntniß der chriſtlichen Freiheit“ . . .
Alſo ereiferte ſich, von den Bürgern umringt, der entflammte
Knipperdolling: es hallte der Marktplatz, hallten die Gaſſen
Von zuſtimmenden Rufen, doch Andere ſchrien dagegen;
Und ſo ſchwoll das Getümmel, der Lärm, weit über den Markt hin.
Jetzt auf des Rathhausſaales Altan zeigt plötzlich ein Rathsherr
Sich, der verſtändlich zu machen ſich müht, zum Volke zu reden.
Etliche horchen nach ihm. Der gewaltige Knipperdolling
Ruft: „Was krächzt denn das Männlein, das putzige, dort mit der dünnen
Stimme herab? Seid ſtill, ihr Leute, der treffliche **Bentinck**
Spricht, der Geſcheuteſten einer; ihr ſeht ja, es lauſcht ihm das Köpflein
Klug aus der Krauſe hervor, ſchier wie aus dem Käſe das Mäuschen!
Laßt ihn kommen zu Wort: vielleicht doch hören wir Gutes!“ —
Still nun ward's im Getümmel umher, und vernehmlicher tönte
Von dem Altane das Wort des Patriziers. „Bürger von Münſter!“
Sprach er, „ihr wißt, hier innen im Saal, da berathen ſoeben
Sich mit dem Rathe die Gilden. Es ziemt euch, Ruhe zu halten,
Nicht die Berathung zu ſtören mit Lärm und Geſchrei vor dem Rathhaus.
Schweigt und zerſtreut euch, Männer! Es werden die Räthe beſchließen
Was zum Wohle der Stadt, und Rechten und Pflichten gemäß iſt!“
Sprach's, und wandte ſich, aber es rief ihm nach der gewalt'ge
Knipperdolling: „Ihr macht es zu lang, ihr Herren, wahrhaftig!
Laßt doch ſo lang nicht warten den Biſchof drauß' vor dem Stadtthor!“ —
Im Rathsſaale, dem hohen, da ſtanden die Meiſter der Zünfte
Vor dem verſammelten Rath. Anrief ihr Sprecher: Wir ſagen,

Heiſchen im Namen des Volks, daß zurück man weiſe den Biſchof,
Oder als weltlichen Herrn nur mehr ihn erkenne von jetzt an,
Mit dem Beding, daß er Freiheit des Glaubens, Gewiſſens uns laſſe,
Wie auch der kirchlichen Übung, und daß er die Kanzeln von Münſter
Ganz freigebe den Männern, die wir uns ſelber erkieſen;
Daß auch Rottmann werde geſtattet zu pred'gen für Alle,
Die ihn zu hören verlangen, und künftig der Wiedergetauften
Lehr' und Gedeihen zu Münſter dem Biſchof nimmer als Vorwand
Solle gereichen, die Stadt mit bewaffneter Hand zu befehden.
Billig iſt, daß im Volk nach dem eigenen Glauben ein Jeder
Leb', und Alle zuſammen als friedliche Bürger und Brüder!“
Alſo der Sprecher; entgegen ihm hob ein Patrizier heftig
Sich: „Wir gönnen ja gerne den friedlichen Bürgern die Freiheit,
Fordern ſie mannlich vom Biſchof ſelbſt. Doch den Anabaptiſten
Trauen wir nicht: die achten ja nicht mehr göttlich' noch menſchlich
Regiment, und ſie denken auf Umſturz jeglicher Ordnung.
Bürgt uns erſt, daß ſie wahren den Frieden, ſich fügen der Satzung,
Und ſie mögen es halten im Übrigen, wie es ſie gut dünkt!“ —
Jetzo begann Rottmann, der zu Münſter der neueſten Lehre
Hatte gebrochen die Bahn. Bleichwangig, mit glutenden Augen
Trat er hervor, ſprach ſchwärmeriſch feurig: „Ich leiſte Gewähr euch,
Männer des Raths, für die übel verläumdeten Anabaptiſten.
Wißt, nicht ſuchen ſie Streit. Nach Frieden und heiliger Eintracht
Geht ihr Verlangen: ein Leben in thätiger Liebe Gemeinſchaft
Wollen ſie führen: ein Reich glückſeligen Friedens zu ſtiften
Trachten ſie einzig: ein Reich, aus welchem für immer verbannt iſt
Selbſtſucht, Unrecht, Kränkung des Bruders, und jegliches Übel,
Welches das Daſein ſchändet: das iſt anabaptiſtiſche Loſung . . .“
So Rottmann. Da erhob von Neuem der wilde Tumult ſich
Auf dem geräumigen Markt und es ſcholl ein Lärmen und Schreien
Störend herauf. „Ei“, ſagte mit bitterem Lächeln zu Rottmann
Schückinck, einer der Männer vom Rath: „Ihr hört, was da unten
Wieder ſich regt, und es dünkt mich, die Euren, die Anabaptiſten,

Sinds, die am lauteſten lärmen; heraus ſtets hör' ich den wilden
Bernt, wie den Löwen aus kleinerm Gethier. Sind wirklich ſo fügſam,
Wie ihr verſichert, die Euren, ſo ſchafft uns Ruhe, damit wir
Endlich zum Ziele gelangen: denn ſo nicht kommen wir vorwärts!" —

Solcherlei ſtachelnde Reden vernehmend, erklärte ſich Rottmann
Willig, hinab zu den Schreiern zu gehn und Ruhe zu ſchaffen.
Aber es ſchloß ſich an ihn von den Rathsherrn ſelber noch Tilbeck,
Ein freidenkender Mann, der im Stillen den Täufern geneigt war.
Als nun hinunter gelangt auf den Markt zu dem Volke die Beiden,
Fanden ſie ärgern Tumult, ein Gewühl, in dem ſie verſchwanden,
Gleichwie wenige Tropfen des Öls in ſtürmiſcher Brandung.
Zahlreich waren indeſſen aus Nachbarorten nach Münſter
Mancherlei Haufen zuſammen geſtrömt, Kleinſtädter und Dörfler,
Die von den luther'ſchen Männern gelockt, die von den Papiſten,
Die von den Anabaptiſten: nun mühten ſich alle Parteien,
Um abſpenſtig einander zu machen die Bundesgenoſſen.

Aber es hatte zuletzt auf der Seinigen Seite die Meiſten
Knipperdolling gezogen, der Allen im Lande bekannt war,
Und der Alle verſtand mit freundlichem Wort zu bereden:

„Seid mir gegrüßt, ihr Männer von Soeſt! Euch ziemt es ein Wörtlein
Treu auch zu ſprechen, ſo oft es um unſeres Münſter'ſchen Landes
Wohl und Wehe ſich handelt; iſt euere Stadt doch die ält'ſte
Auf weſtphäliſcher Erde! Die Zeit iſt nimmer vergeſſen,
Wo noch das Wappen von Soeſt auf meerdurchkreuzenden Schiffen
Stand; und wer wüßt' es nicht, wie für ſtädtiſches Recht ihr vor hundert
Jahren mit Speer und Spieß als verteufelte Kerle gefochten?
Männer von Soeſt! ihr dürfet im nahenden Kampf der Entſcheidung
Dort nur ſteh'n, wo man gegen die Pfaffen und Herren die Bolzen
Fiedert! — Ei ſieh, das laſſ' ich mir wahrlich gefallen — auch ihr da,
Freunde vom Borne der Pader? Man kennt ſie, die wackere Raſſe,
Die Schwarzköpfe mit hitzigem Blut, die beherzteſten Raufer
Weitum im Münſter'ſchen Land! Schlagt ein, wir ſtehen zuſammen! —

Seid mir von Herzen gegrüßt, liebwertheſte Männer von Telgte!
Von euch war's zu erwarten, daß ihr als die Nächſten der Nachbarn
Kommt auf ein Tänzchen zu uns! Was hier wir in Münſter ertanzen,
Kommt euch in Telgte zu gut! Doch, was Teufel, was tragt ihr denn Alle
Jetzt ſo gewaltige Bärte, wie nimmer zuvor ich geſehen,
Wenn ich beſuchte das Städtlein? . . Wie? die Barbiere von Telgte
Haben den Preis unbillig erhöht, und ihr habt euch verſchworen,
Den Bartſcherern zu trotzen? Ha, ha! d'ran kenn' ich die Braven!
Echt weſtphaliſches Blut! ſo lob' ich's! nicht um den Stüber
Iſt's; nur wegen des Rechtes, des alten, verjahrten: ihr bietet
Immer ſo Trotz für's Recht, das weiß ich, Brüder von Telgte!“
    Manches ermunternde Wort ſprach ſo noch, über den Markt hin
Schreitend, der rüſtige Kämpe; noch grüßt' er die Männer von Coesfeld,
Die auch von Warndorf, die auch von Aalen und Becken und Dülmen,
Wo allwärts ſchon bedrängt der Papiſt war, gegen den Biſchof
Immer bedrohlicher glomm in erregten Gemüthern der Aufruhr.
    Und nun kommt es getrabt auf den Markt von berittenen Bauern,
Nur mit Äxten bewaffnet und Knüppeln, doch ſchreckenverbreitend.
Und es begrüßt auch dieſe mit Freuden der redegewandte
Knipperdolling: „Da ſeht mir einmal doch die prächtigen Kerle“,
Ruft er, „wie ſtählern ſie ſitzen auf ihren gewaltigen Gäulen!
Männer, wir können euch brauchen! Ihr wehrt euch der eigenen Haut nur,
Wenn ihr uns helft zu kuranzen im Lande die Pfaffen und Herren!
Seid ihr Bauern denn nicht die geplagteſten Tropfe? da lebt ihr
Hin in rauchigen Hütten und müßt euch rackern, und müſſet
Frohnen dem Junker und frohnen dem Pfaffen. Ihr Armen, es tritt euch
Jeder mit Füſſen. Es ſprengt euch mit Roſſen und Hunden der Burgherr
Über die Saat. Einniſtet in euere Küchen der Mönch ſich,
Holt für's Kloſter das Fleiſch und das Ei und beſchwatzt für ſich ſelber
Euere Weiber daneben. Und wenn ihr mit ſaueren Müh'n euch
Einmal erholt und es laufen die Ferkel, die Gänſe, die Hühner
Euch auf dem Hof umher, kommt wieder der ſchweifende Landsknecht,
Zieht aus dem Stall euch das Rind und das Fell euch über die Ohren.

Und wer nimmt ſich der Rechte des Bäuerleins an? Auf dem Landtag
Freilich, da ſeid ihr vertreten — etwa durch die eigenen Leute?
Nein, durch die Ritter! — bei Gott, das iſt, als würden die Wölfe
Als Vormünder geſetzt für die Lämmer. Ja, wenn noch die Ritter
Alle ſo wären wie Götz, wie der Sickingen, oder der Hutten! —
Wißt ihr, daß euere Brüder am Rhein, in Franken, in Schwaben,
Jüngſt zu den Gabeln gegriffen und gegen die Schlöſſer gezogen?
Freilich, der „Bundſchuh“ platzte für diesmal; es rauchte von zwanzig
Tauſend gemetzelten Bauern das Blut zum Himmel. Warum? Ei,
Weil ſie verrathen ſich ſah'n von den evangeliſchen Brüdern.
Hat doch der Luther die Fürſten gehetzt: „Schlagt todt ſie, die Bauern!“
Antichriſten erkennen wir zwei, wir Anabaptiſten:
Einer der Papſt und der and're der Luther, und der iſt der ſchlimmſte!
Sagt vom Luther euch los, wie vom Papſt und vom Teufel, ihr Brüder!
Steht, wo der Rottmann ſteht und der ehrliche Knipperdolling!“
„Ja, das wollen wir!“ ſcholl's; doch Andere riefen: „Bedenkt doch,
Wer uns nach Münſter berief? Die Patrizier waren's, von welchen
Mancher von uns Kornäcker und Wieſen vor Münſter in Pacht hat;
Weh' uns, wenn wir ſie reizen! Auch liegen in unſeren Dörfern
Draußen die Söldner, und wenn wir dahier zu Rebellen und Ketzern
Stehen, ſo ſpalten ſie uns, wenn heim wir kommen, die Köpfe!“
„Feigling, ſchämſt du dich nicht?“ rief Knipperdolling. „Sei ruhig!
Ein weſtphäliſcher Kopf, der iſt hart, den wird ſo geſchwind nicht
Spalten der Söldner!“ — Nun drängten heran ſich Luther'ſche lärmend:
„Trauet den Anabaptiſten doch nicht!“ ſo riefen ſie warnend.
Aber es kamen auch neue Genoſſen der Wiedergetauften,
Und es erhob ſich Gezänk. Schon wollte mit Fäuſten der wilde
Knipperdolling entſcheiden die Sache, doch fiel in den Arm ihm
Rottmann, zog ihn zurück. Es erzürnte ſich Jener gewaltig
Gegen den Freund, und ſchalt ihn Kloſterlateiner und Buchwurm,
Und Duckmäuſer, der Muth auf der Kanzel nur hab', doch auf eb'nem
Grund, im Menſchengewimmel, erzitt're vor Angſt wie ein Knäblein.
Doch nun verſtummt der Tumult und es wenden die Augen ſich alle

Plötzlich dahin, wo über den Markt her drängend ein fremder,
Seltſamer Zug ſich bewegt. Ausweichen zur Rechten und Linken
Willig die Leute, beſtaunend den neugierweckenden Aufzug.
Langſam, dieſe zu Fuß, auf Roſſen und Maulern die Andern,
Kommt er heran. Ernſtblickende, düſtere, hohe Geſtalten,
Drollige Kauze dazwiſchen. Fanatiſche, bleiche Geſichter,
Läſſig in Kittel gekleidet, und Burſche, ſich brüſtend in bunter
Tracht, grellfarbig, auch Manche mit funkelnden Helmen und Panzern.
Siehe, der Zug fremdländiſcher Gaukler und Anabaptiſten
Iſt's, die im Wald ſich vereinigt. Es hatten die Gaukler vor Münſters
Thor mit dem Flitter und Tand der Komödientracht ſich behangen.
Prunkhaft reitet dem Zuge voran, im Gewande des Herolds,
Lips van Straaten, der ſtolz wie ein Triumphator um ſich ſieht.
Aber ihm folgt auf weißen, geruhig trabenden Roſſen
Sitzend ein Paar, nicht eitel beflittert, doch würdigen Anſeh'ns:
Matthiſſon, der Prophet, und Jan von Leyden, der Gaukler:
Neben dem Greiſe mit düſter-fanatiſchen Zügen der Jüngling
Mit rein leuchtender Stirne, mit ernſten und ſtolzen, und dennoch
Sehnſuchtglühenden Augen, mit Lippen, die dürſten nach Leben . . .
Aber einherzieht hinter den beiden Geſtalten die braune
Divara, läſſig ſich wiegend auf ſchnaubendem Falben — ihr ſchwarzes
Haar umflattert ſie wild, und dieſelbe noch iſt ſie, wie ſitzend
Auf dem Geſtein ſie gefunden im Walde der Greis und der Jüngling.
Über den Locken noch trägt ſie den rauſchgold-gleißenden, leichten
Kronreif, welcher des Nachts vom Felſen herab aus den Händen
Jan's in den Schooß ihr fiel; und die Ranken der Belladonna
Blühen ihr noch um die Glieder: unheimlicher Zauber, wie geſtern
Tief im Wald, umſchwebt ſie auch heut noch im Lichte des Tages . . .
Vorwärts wogte die Schaar. Wie ein ziehender Strom an der Mündung
Nicht ſogleich ſich verliert in dem Wellengewoge des Meeres,
Nein, beiſammen noch hält die Gewäſſer und weithin die eig'ne
Bahn noch wallt, durchſchneidend den ruhigen Spiegel der Meerflut:

So durchwogte der Zug das Gedränge des Markts, bis zur Stelle,
Wo ſich prangend erhob mit den luftigen Zinnen das Rathhaus,
Und auf den Stufen noch ſaß, kranzwindend ſtill, der verrückte
Duſentſchur. Der aber wie drängend heran vor das Rathhaus
Wallte der Zug, ſprang auf und mit funkelnden Augen entgegen
Stürzt' er dem Greis in der Mitte des Zugs. Aufkreiſchend vor Freude,
Wollt' er ihm reichen den Kranz; mit dem dumpfen Gebelfer des
Stummen.
Aber den Jüngling erblickend nun erſt an der Seite des Greiſes,
Starrt er ihn an, und verwirrt, als ob ihm ein Wunder erſchienen,
Wirft er auf's Antlitz ſich, und erhebt ſich wieder und reichet
Dieſem den Kranz, ihn grüßend mit wahnſinnstollen Geberden.
Alles beſtaunte den Zug und das ſeltſame Thun des Verrückten.
Rings von den Fenſtern herunter der prangenden Häuſer am Marktplatz,
Selbſt von des Rathhausſaales Altan ſchau'n Männer des Rathes,
Meiſter der Gilden verwundert der Fremdlinge ſeltſamen Aufzug.
Nur die Sibylle noch dort auf den Rathhausſtufen, die Greiſin,
Sitzt reglos wie zuvor, und murmelt verlorene Worte:
„Komme zu uns dein Reich" und „führ' uns nicht in Verſuchung!" —
Aber nun plötzlich erſchallt aus der gaffenden Menge der Anruf:
„Matthiſſon!" und es ſtürzt ein Mann ſich heran, und ein zweiter
Folgt ihm, ein Dritter, und eilig die Reihen des Volkes entlang läuft
Jetzo das Wort, mit Freude gejauchzt, mit Ängſten geflüſtert:
„Matthiſſon, der Prophet, der begeiſterte Meiſter von Harlem!"
Allwärts drängen heran ſich die jubelnden Anabaptiſten.
Rottmann kommt, und erglühend, mit freudigem Leuchten des Auges,
Faßt er des Fremdlings Hand. „O ſei mir gegrüßt, du Erſehnter!"
Ruft er, „du, der bisher aus der Ferne das Herz mir befeuert;
Du, auf welchen die weit umher in den Landen Zerſtreuten
Blicken als Führer und Herrn, den ſterbende Seher verkündet
Als den Begründer des Reiches der himmliſchen Güter auf Erden;
Du, den oft ich erſehnt, wenn grübelnd ich Nachts mit dem Unhold
Rang, und mir vor dem Aug' ſich verwirrten die Pfade der Wahrheit,

Oder ich zagte, zu thun, was die innere Stimme mir eingab!
Siehe, du wardſt als Helfer mir ſtets, als Vollender verheißen!
Denn was der Grübler erſinnt, traumwandelnd im ſtillen Gemache,
Selbſt nicht führt er es aus, nein, Andere ſendet der Himmel,
Männer der That. So kommſt du und nimmſt von den Schultern die Laſt mir!
Ihr auch, Brüder umher, frohlockt! zujauchzt dem Propheten,
Der mit den Seinen zu uns her kam, dieweil ihm der Vater
Münſter im Traume gezeigt als erkorene Stätte des Heiles!“

Mächtig erſcholl ringsher aus den Kehlen der Anabaptiſten
Freudiger Ruf: ſtumm ſchlichen die luther'ſchen Männer bei Seite,
Grollend, zur Abwehr winkend einander, und als nun verſtärkte
Schaaren der Ihrigen nahen, bedroh'n ſie die Anabaptiſten,
Stören mit Murren und Lärmen die Worte, mit welchen der hohe
Fremdling erwidert den Gruß. Da plötzlich ruft der gewalt'ge
Knipperdolling, durchbrechend die Menge mit kräftigen Armen:
„Mir nach, Anabaptiſten und Brüder! die Lämmer und Böcke
Gilt es zu ſondern vorerſt! wolauf zu des heiligen Lambert's
Kirchhof, dort, wo ſchon öfter in früheren Tagen wir Rottmanns
Reden gelauſcht, als man ihm zu Münſter verwehrte die Kanzel!
Dort ſoll ſprechen zum Volk der Prophet!“ — So rief er und faßte
Stracks am Zügel das Roß des umjubelten Alten. Es wälzte
Hinter ihm her ſich der Schwarm der begeiſterten Anabaptiſten,
Aber auch ſonſt viel Volkes, zu hören die neue Verkündung.

Als ſie vom Markt nun gelangt zum nahen ummauerten Kirchhof,
Welcher geräumig und ſtill Sanct Lambert's Münſter ſich anſchloß,
Leitete zwiſchen den Gräbern hindurch der beeiferte Führer
Roß und Reiter dahin zur erhöhteren Stelle, zum Beinhaus,
Über die Stufen empor, wo dem Volke oft predigte Rottmann.
Und nachdem er geſtiegen vom Roß, dort ſtand der Prophet nun
Auf der erhöhteſten Stufe, dem Volk weit ſichtbar und hörbar.
Und er begann: „Ihr Brüder von Münſter, geliebte, vernehmt mich!
Hört, ich rede zu euch hier zwiſchen den Gräbern! Ein neues

Leben verkünd' ich daher auf der Stätte des Tods. In den Gräbern
Seit Jahrhunderten ruh'n hier eure Väter! und hier auch
Steht Sankt Lamberts Münſter vor euch, wo dem Herrn ſie gedienet,
Nach Urvätergebrauche, die Väter. Was aber verſtanden
Unter dem Dienſte des Herrn ſie, die Väter? was nannten ſie Frommſein?
Höret, ich will's euch ſagen. Das hieß: Litaneien und Pſalmen
Singen bei Glockengebimmel und Weihrauchsdüften, geweihte
Kerzen und Palmen und Fahnen und Heiligenbilder verehren:
Rutſchen auf nackenden Knie'n hieß das, wallfahren und Hände-
Falten, Reliquien küſſen, mit neuen Gewändern die Mutter
Gottes beſchenken, als wäre ſie eitel, und Heil'ge mit Rüſtzeug,
Gold'nem, als ſollten ſie helfen die Türken vertreiben, Gelübde
Machen und Silbergehängſel als Weihegeſchenk in die Tempel
Tragen, getreulich den Feſt- und den Faſttag halten, in frommen
Brüdervereinen gemeinſam mit Andern durch etliche Tauſend
Paternoſter ein Häuflein von Seelen erlöſen, und Meſſen
Stiften und Klöſter erbau'n, einſetzen zum Erben die Kirche —
Seht, das nannten ſie dienen dem Herrn, ſo verſtanden's die Väter:
Und dieweil ſie es alſo verſtanden, ſo hat es geholfen
Ihnen zu himmliſchen Freuden und zeitlicher Ruh' des Gewiſſens.
Doch, was lebendig befruchtet die Herzen der Väter, zu leerem,
Todtem Gepräng iſt's geworden, aus welchem die Seele gewichen!
Heimlich lächelt der Prieſter der eig'nen Myſterien, Heuchler
Nennt das Gewiſſen ihn ſelbſt, der ſich rühmt, er beſitze den Glauben!
Nein, wir beſitzen ihn nimmer, den Glauben! Wer aber vermöchte
Schmach uns zu bieten darum? Iſt nicht ein Wunder der Glaube?
Nicht eine Gabe von oben? Und wenn er uns eben verſagt iſt,
Und dafür in die Seele der Drang uns, zu denken, gelegt ward,
Iſt nicht Gottes Geſchenk der Gedanke zuletzt, wie der Glaube?
Werden in göttlicher Hand nicht denkend wir ſtehen wie glaubend?
So ihn noch Einer beſitzt, er freue ſich deſſen; wir aber,
Die nicht haben den Glauben, verſchmähen den Glauben zu heucheln
Und wir gehen wie Kinder, die neuer Gewande bedürftig.

Weil ſie den alten entwachſen, zum Vater; wir legen die Krücken
Auch vor ihn und fragen: Was weiter nun, Vater? Verſuchen
Wir's auf eigenen Füßen? Es lohnt doch wol der Verſuch ſich! —
Glaubt mir, es laſſet der Herr nie haltlos über dem Abgrund
Schweben die Welt, und ſo wahr ich glaub' an die waltende Liebe,
Glaub' ich, entbehrlich auch iſt, was faul, wurmſtichig und morſch iſt!
Faßt nur das innere Feuer einmal und des Guten und Rechten
Mächtigen Drang in den Herzen erwachen, und das, was als Buchſtab',
Als ein geſchrieb'nes Geſetz uns von außen beherrſchte, lebendig
Sprechen in eigener Bruſt! Denn der Drang zum Guten und Rechten
Liegt auf des Menſchengemüths Urgrund als innerſtes Weſen.
Daß entbehrlich die Tempel dereinſt und die Dienſte des Tempels,
Höret, die heiligen Schriften bezeugen es ſelbſt: ja, ſie weiſen
Über ſich ſelber hinaus und ſagen vom Reiche der Zukunft:
„Nicht einen Tempel erblick' ich in Zion — der Herr, der allmächt'ge,
Selbſt, und das Lamm ſind der Tempel in Zion, und nimmer bedarf es
Sonne noch Mond, denn erleuchten ja wird des unendlichen Geiſtes
Sonne das göttliche Reich: und es werden die Völker der Erde
Wandeln im Licht, und vorbei wird dann für immer die Nacht ſein!" —
Aber die Zeit, die die Blätter der Apokalypſe verkünden,
Die da erweckt des Gemüths ureigenſtes innerſtes Walten,
Nah' ſchon iſt ſie. Ich hab' es erlebt mit Augen geſchauet,
Wenn zu den Menſchen ich ſprach, wie der Geiſt urplötzlich zuweilen
Über ſie kam und fort ſie riß: und ſeht, ſo ergreift er
Bald nun Alle zugleich: dann feiert die Menſchheit ein Pfingſtfeſt,

Eines Empfindens zu ſein und Eines Gedankens für immer.
Denn wie vielerlei Beeren den Wein, und vielerlei Körner
Geben das Brot, ſo müſſen die Menſchen verwachſen zu einem
Leben, zu einer Gemeine — und nur wenn einerlei Regung,
Einerlei Wille ſie ſpornt, dann wird entbehrlich der Prieſter
Sein, und des Richters Geſetz. Dann brauchen wir keinerlei Zwang mehr,
Keinerlei Eigenbeſitz, und auch kein Ehegelöbniß.
Alles iſt dann ein Geiſt, ein Sinn, ein Leben . . . Wolan denn!
Pflegt Einkehr in euch ſelbſt, und horchet nach innen, und fragt euch,
Ob in euch iſt der Drang und die Kraft des vergöttlichten Lebens?
Aufbau'n müſſen in uns wir das, was wir außen zertrümmern!
Müſſen erwecken den Gott in uns, eh' wir ſtürzen die Götzen!
Prüfet euch: denn nur dem Reinen gereicht zum Heile die Freiheit!
Habt ihr die Reinheit nicht und den Drang und die Kraft, o ſo laßt mich
Ziehen von dannen, dieweil noch ferne die Zeit der Erfüllung:
Habt ihr ſie aber, ſo kommt, und laßt euch weihen zu Bürgern
Zions, und laſſet euch neu mit heiliger Sprenge benetzen,
Die ein läuterndes Zeichen uns ſei für die neue, die große
Wiedergeburt im Geiſt! Unmündige taufte die alte
Kirche: ſie war der Unmündigen Hort! doch die neue, ſie tauft euch
Wieder — als Mündige nun! Nach freiem Entſchluſſe vereint ihr
Euch zur Gemeine des neuen, propheten verkündeten Zion!
Aber in Zion, da muß ſich erfüllen das Wort: „Ich erneu're
Jegliches Ding!“ Wie ſollt' uns der Luther'ſchen Lehre genügen?
Denn ſie erneuert die Welt nicht ganz — ſie iſt nüchtern, im Elend
Läßt ſie das Volk, zaghaft, und ſchmeichelt den Fürſten der Erde.
Aber die Fürſten, ſie müſſen herab von den goldenen Stühlen!
Schreibt denn nicht der Prophet, daß der Herr das Gevögel des Äthers
Schickt, um das Fleiſch zu verzehren der Potentaten der Erde,
Und um zu trinken das Blut der gewaltigen Hanſen? — Ich aber
Seh' im Geiſte die Zeit, wo die Madengefäße, die eitlen,
Fürſten genannt, die da meinen, es wäre zu ihrem Belieben,
Ihrem Genuß nur die Welt — wo nicht ſie freſſen die Geier,

Nur auf wankenden Thronen noch ſitzen, als bleiche, gekrönte
Schatten, die nicht mehr Böſes noch Gutes vermögen zu wirken; als Puppen,
Die man ſtellt in den Winkel zuletzt, wo im Staub ſie vermodern! —
Männer, ihr habt es zuweilen mit Augen geſeh'n, wie verwelkte
Blätter vom vorigen Herbſt bei Knoſpen des Lenzes im Strauchwerk
Hangen! der ſelbige Saft, der das friſche Geblätter hervortreibt,
Stößt auch die welken zuletzt von den Bäumen, wie zähe ſie trutzen!
Wenn der gewaltige Gott nicht eben ſo wol, wie zu ſchaffen,
Auch zu vernichten verſtünd', und bei Zeite zu räumen das Todte,
Wäre die Welt längſt voll, und erſtickt in dem eigenen Unrath.
Seht, auf dem Kirchhof hier, da liegen beſtattet im Erdreich
Ganze Geſchlechter — wir ſenken die Leiber, ſobald ſie verblichen,
Raſch in die bergende Grube, hinweg aus dem Lichte des Tages.
So, ihr Brüder, ſo laßt uns jegliches Todte bei Zeite
Karren auch ohne Verzug — was vermorſcht iſt, was nach Verweſung
Duftet — hinweg, hinweg damit aus den Augen der Menſchen! —
Meint ihr, daß ich gekommen, um zu predigen euch einen ſüßen
Chriſtus, der mild nur und ſänftlich erlöſen die ſündige Welt will?
Nein, einen bittern Erlöſer verkünd' ich euch, der in der Rechten
Schwingt ein feuriges Schwert zum nahen Gerichte der großen
Buhlerin, welche da thront als in prunkenden Purpur und Scharlach
Üppig gekleidetes Weib, dem geſchrieben das Wort auf die Stirne:
„Babel, der Unzucht Mutter und jeglichen Gräuels auf Erden!“
Laſſet das wankende Babel uns ſtürzen, und prangend entgegen
Stellen dem Schutte von Babel das neue, das herrliche Sion!“
So der Prophet; und es ſcholl ihm rings von Verzückten ein Zuruf
Tauſendſtimmig entgegen. Da kam von dem Markte die Botſchaft,
Eilig die Schaaren der Männer durchlaufend, daß mit den Papiſten
Luther'ſche Männer vereint ſich rüſten zu ſtürmen den Kirchhof,
Und zu vertreiben von dort die rebelliſchen Anabaptiſten.
Doch zu noch grimmiger'm Muthe befeuert die Schwärmer die Botſchaft,
Und der Prophet, er erhebt die gewaltige Stimme noch einmal,

Und, mit wilden Geberden und glüh'ndem Geſicht, in Verzückung
Ruft er: „Laſſet ſie kommen, wir wollen ſie würdig empfangen!
Wenn uns fehlen die Waffen, wir greifen nach Todtengebeinen!
Mag zum Zeughaus werden das Beinhaus: laſſet uns ſchlagen
Mit den Gebeinen der Väter die Enkel, auf daß ſie auch ſelber
Werden zu Todtengebein! Und wenn mit Karthaunen ſie nahen,
Schleudern wir ihnen als Kugeln die grinſenden Schädel entgegen!“

Rief's in fanatiſcher Wuth, und ſchwang in den Sattel des Roſſes
Sich von den Stufen herab auf's Neue: die Schaaren der Seinen
Ritt er entlang und gebot, ſich in Eile zum Kampf zu bereiten.
Und nun ziehen die Einen und Andern auch blitzende Waffen
Zwiſchen den Kleidern hervor, ſcharfſpitzige Schwerter und Dolche,
Feuergewehre ſogar, und zum Heerbann wird das Gewimmel.

Und ſie beſchließen entgegen zu ziehen den drohenden Feinden.
Raſch aus dem Kirchhof wogen zurück ſie, finden die Gegner
Halb nur bereit zum Kampf: wie vor Meerkatzengeſchlechtern,
Welche ſich grimmvoll, ſchreiend und fletſchend die Zähn', aus dem Bergwald
Stürzen, die Hündlein flüchten, ſo weichen vom Markt in Beſtürzung
Jene zurück, da ſie plötzlich des wilden fanatiſchen Schwarmes
Kampfruf hören, und ſehen die blinkend geſchwungenen Waffen.
Weichend entſchwindet ein Theil alsbald ins Ludgerikirchſpiel
Mittagwärts, ein Theil durch die Halle des weſtlichen Durchgangs,
Welche hinauf in den Domhof führt. Es erblicken die Täufer
Sich als gebietende Herren des Markts und gegeben in ihre
Hände das Rathhaus auch: denn entwichen durch hintere Thüren
Sind ſchon die Männer des Rathes. Die Häupter der Anabaptiſten
Schaaren ſich um den Propheten, inmitten des Markts, und ſie ſchwören,
Feſt da wurzelnd im Grund, zu erwarten den feindlichen Angriff,
Trotzend der Übergewalt. „Gebt Acht, mit Donnergeſchützen
Rücken ſie uns auf den Leib alsbald!“ rief Einer im Kreiſe.
Aber mit fröhlichem Sprung entgegnet — ein kühner Gedanke

Hat ihn entflammt wie ein Blitz — der gewaltige Knipperdolling:
„Auf, nur ein Häuflein Leute zu Roß, und dazu noch ein Dutzend
Kräftiger Gäule! wir eilen hinab zum Ludgerithore
Flugs, wo das Zeughaus ſteht, das ſtrotzt von Karthaunen!“ — So
rief er,
Und es umgab ihn raſch ein berittener Trupp, und ſie ſprengten
Eilig die Straße hinunter zum erzwehr-ſtrotzenden Zeughaus.
And're indeſſen enteilten zur Lambertskirche, der nahen,
Riſſen die Bänke heraus, und ſchleppten noch mancherlei Holzwerk,
Balken und Fäſſer herbei, um damit zu verrammeln den Marktplatz.
Aber es ſchlichen in Eile nach ihren Behauſungen And're,
Holten Gewaffen ſich dort, ſchußfertige Büchſen und Dolche,
Armbrüſt', Pfeile zu ſchleudern, und ſtählerne Hämmer und Äxte,
Stangen und Spieße dazu, und was ſonſt zur Wehr ſich noch darbot.
Und dann wieder mit Glück durch feindliche Gaſſen zum Marktplatz
Stahlen ſie ſich. Zuſtrömten auch andere, neue Genoſſen
Aus den Bezirken der Stadt, um Hilfe zu bringen den Ihren.
Auch was von Männern, die heut' aus Nachbarſtädten gekommen,
Und von Dörflern noch eben der redegewaltige Volksmann
Hatte für Zion gewonnen, es wogte heran.
Und geraſſelt
Kamen die Ludgeriſtraße herauf nunmehr die Karthaunen
Knipperdollings — den minder beſonnenen Gegnern am Zeughaus
War zuvor er gekommen in muthiger Eil' und erbeutet
Hatt' er ein zwiefach Paar todſpeiender Röhren: erbeutet
Hatt' er den „Burlebaus“ und den „Umpenplump“ und die „faule
Grete“, den „Satan“ dazu; die kamen auf wuchtigen Rädern
Jetzo gerollt: es erſcholl von Gejauchze der Markt bei dem Anblick.
Und ſtracks wurde gewieſen der Poſten für jeglichen Erzſchlund.
Dort, wo vom Marktplatz her Sanct Michaels Pforte ſich weſtwärts
Gegen den Domhof wölbt, genüber dem prangenden Rathhaus,
Stellten die Grete ſie auf, die gewaltige; dort, wo gen Mittag
Ludgeri Straße gerade zum Ludgerithore hinabführt,

Drohte der **Burlebaus** mit geöffnetem Schlunde zur Abwehr;
Und wo die andere Straße, die Mittagsgrenze des Domhofs
Streifend, im Bogen geſchwungen hinüber zur Brücke der Aa läuft,
Ragte der **Umpenplump**, todſchwanger, ein lauernder Unhold;
Nordwärts aber hinauf, wo der Lamberts-Münſter den Marktplatz
Schließt und der Kornmarkt weiter noch leitet die ſchönen Arkaden
Ganz um des Domhofs Grenze von Oſten, da klaffte des **Satans**
Rachen geöffnet, bereit allſtündlich, Feuer zu ſpeien.
Und es vertheilen zugleich ſich die Schaaren der Anabaptiſten:
Dieſe das Rathhaus mannlich beſetzend, und Jene den Münſter
Sanct Lamberts, den geräumig erhab'nen, noch Andre der Straßen
Mündungen wacker bewachend. Entflammt durchwandelt die Reihen,
Spornend, der ernſte Prophet.
Doch die Luther'ſchen und die Papiſten,
Rüſten im Domhof ſich und im Kirchſpiel „über dem Waſſer“,
Welches zur anderen Seite der Aa ſich im Weſten verbreitet.
Dort auch raſſeln Karthaunen und blinken geſchwungene Lanzen.
Und ſo ſtanden ſie grollend einander entgegen in Waffen,
Hüben und über der Aa, ſich bedräuend, die Bürger von Münſter:
Beide Parteien gerüſtet, doch Beide vorerſt nur auf Abwehr
Sinnend, und beide gewärtig in jedem Momente des Angriffs.
Immer geſchäftig umher ging Knipperdolling und grüßte
Jeglichen ziehenden Trupp, und lobte die Männer der Zünfte;
Denn ſtets hielten ſich gerne die Männer der Zünfte zuſammen.
„Muth, ihr Metzger; voran mit Axten und Meſſern!“ ſo rief er:
„Habt ja den meiſten Gewinn, daß jetzt man die Kirche verbeſſert:
Sehet, es klingt euch das Geld im Seckel nunmehr auch am Faſttag,
Wo ſonſt Bürger und Pfaff und Herr ſich ſtopfte mit Fiſchen
Und mit Klößen den Bauch! — Ei, ei, da ſieh, wie die wackern
Schmiede ſich tummeln! So lob' ich's! Es geht doch der Hammer den Zünften
Immer voran, und ihr ſpottet der Männer vom Rath, die auf euch längſt
Scheel ſeh'n, weil ihr ſo raſch euch auf Rottmann's Seite geſtellt habt!

Aufrecht wiſſet ihr immer den Kopf zu behalten! Wie habt ihr
Kürzlich ſie mürbe gemacht, die Geſtrengen, als euren Genoſſen
Kruſe ſie faßten! es ward ihm gekrümmt kein Härlein! Ihr wackern
Männer, ich ſag', wär' Chriſtus der Herr ein Genoſſe der Schmiede
Gilde zu Münſter geweſen, ſie hätten ihn nimmer gekreuzigt!“ —
Alſo begrüßt' und ſpornte ſie All' der geſprächige Volksmann.

Aber der Tag entſchwand und es nahte die Nacht, und in Waffen
Standen ſie hier wie dort noch immer, die Männer von Münſter.
Doppelten Eifer nun ſchien zu gebieten das waltende Dunkel.
Ein Wachtfeuer entflammten gemach in der Mitte des Marktes
Lärmend die Anabaptiſten und drüben auch über dem Aafluß
Leuchtet's von Feuern bereits, von wandernden Fackeln, Laternen,
Und Pechkränzen, auf Pfähle geſteckt. Und hüben und drüben
Sperrt man nach altem Gebrauche mit eiſernen Ketten die Gaſſen.
Im Halbdunkel, wo bald aufleuchtet die Fackel, und bald grinſ't
Wieder die ſchweigende Nacht, ſchreckt doppelt das Waffengeklirr; dumpf
Dröhnt der Gewaltſchritt über den Markt; auf den Steinen der Bogen-
Wölbungen klirrt, aufprallend, der eiſerne Kolben des Handrohrs.
Bebend vernehmen's, die wohnen in ſchönen Gemächern der Bogen-
Häuſer am prangenden Markt, die Patrizier alle, die reichſten:
Und wo ſonſt ſich ein üppig behagliches Leben entfaltet,
Wie flieht heute der Schlummer die Augen da oben, wie zittern
Frauen und Jungfrau'n da vor den grimmigen Anabaptiſten,
Die mit Getöſ' ſie umlagern — wie färbt ſich behäbigen Rathsherrn
Ihr weinrothes Geſicht angſtbleich, denn es könnten die wilden
Aufruhrſtifter ja keck die Behauſungen ſprengen im Anſturm:
Aber es wehrete Solches beſonnenen Geiſtes den Seinen
Matthiſſon: ausgab er die Loſung, Aller zu ſchonen,
Die mit gewaffneter Hand nicht gegen ſie ſtürmten zum Angriff.

Manchmal verklingt das Geklirr und Getös und empor in den nächt'gen
Glanzſternhimmel erſchallen Choräle der Anabaptiſten,
Weih'voll, mächtig ergreifend; es treten zuweilen Verzückte

Plötzlich hervor, prophezeiend und predigend: wilder Erregung
Funke beginnt zu erglüh'n, doch er glimmt noch wie unter der Aſche.
Sieh', vor dem Rathhaus dort iſt ein Bündel von brennenden Fackeln
Rund im Kreiſe geſtellt und es wirft weit über den Markt hin
Dies Wachtfeuer den Glanz. In dem Banne der brennenden Fackeln
Sitzt der Prophet, um ihn die Genoſſen: der düſtere Rottmann
Ihm zunächſt, und Jan, und neben dem Jüngling die braune
Divara, krieg'riſch gerüſtet, und Lips van Straaten, der Gaukler,
Der ſich wenig gefällt im Tumulte der nächtlichen Kriegswacht.
Prachtvoll ragt da, beſtrahlt von der Fackeln Geloder, das Rathhaus,
Hebt ſich im nächtlichen Blau wie verklärt mit den luftigen Spitzen.
Annoch fehlt in dem Kreis der gewaltige Knipperdolling.
Doch nun tritt er herzu, und es wandelt in ſeiner Geſellſchaft
Ein hochwüchſiger Mann, ein rieſiger: wie ein Cyklop, ſtark
Und einäugig dazu. Ein Elennsfell um die Schultern
Trägt er; es deckt ihm das Haupt, uralt, ein verroſteter Stahlhelm,
Den er ſich irgend wo ſelbſt, ſo ſcheint's, aus der Erde gegraben.
Aber er trägt in den Händen als einzige Waffe den wucht'gen
Kreuzdornknüppel. Der Mann, er erſchien wie ein Recke der Vorzeit.
Tylan war er genannt, und ſtrich umher in den Landen
Heimatlos; aufhielt er am liebſten an düſteren Orten
Sich, bei Gräbern der Hünen auf einſam ſchweigenden Haiden,
Und in des Oſnings Wäldern, wo handdick wuchert der Moospelz
Über den Sandſteinblöcken, und matt heidniſch Getrümmer
Ragt im Eichengeſtrüpp. Was dort er im Schlummer geſehen,
Iſt ihm wirklich; ſo lebt er in ſeinem beſonderen Traumreich.
Unwirſch weiſ't er die Gabe zurück und das ärmliche Geldſtück,
Wie man dem Bettler es reicht; doch holt er ſich ſelbſt von der Stelle,
Wann er hungert, des Tages Bedarf: vor den Augen des Eigners
Harmlos nimmt er das Huhn vom Hof wie vom Baume den Apfel.
Seit undenklichen Zeiten gekannt und als Rieſe gefürchtet
Iſt er im Land umher und ſo ließ man zuletzt ihn gewähren.

Dieſer nun trat an der Seite des rüſtigen Knipperdolling
Jetzo auf Münſters Markt in die Kreiſe der Anabaptiſten.
„Seht, da bring' ich", ſo rief der gewaltige Knipperdolling,
„Euch einen Recken, der weithin in Münſter'ſchen Landen bekannt iſt,
Aber doch fremd euch Fremden im Land: ein trefflicher Zielſchütz,
Der, ſo er zielt, nicht braucht erſt blinzelnd zu ſchließen ein Auge,
Denn er beſitzt nur eins. Der iſt euch im Stand', mit des Fingers
Nägeln die Steine zu ritzen, und Glas mit den Zähnen zu beißen,
Und wo er drauß' einmal im Feld mit dem Leibe ſich hinwarf,
Wächſt kein Gras. Nur mit Einem in Münſter'ſchen Landen, ſo denk' ich,
Nimmt er's ſo bald nicht auf: mit Knipperdolling — die Andern
Hebt er wie Knäblein auf; nicht wahr, mein wackerer Tylan?" —
Grinſend erfaßte der Rieſe den wuchtigen Knipperdolling,
Hob ihn vom Boden empor, daß er zappelte, und in der Runde
Lautes Gelächter erſcholl. „Schon gut", rief Jener mit heit'rem
Ärger; „du haſt dich gewiß wo draußen im Wald mit verfluchter
Teufelsſalbe geſchmiert, daß ein Chriſt nicht gegen dich aufkommt!
Thut nichts! will es ertragen, daß hier du in Zion der Stärkſte,
Wenn du zu uns nur hältſt und unſeren Feinden die Köpfe
Driſcheſt wie Sommergetreid' mit dem Weißdornknüppel! Du wirſt doch
Steh'n bei den Wiedergetauften und gründen uns helfen das neue
Tauſendjährige Reich? Du weißt ja doch, daß es losgeht?" —
Wieder nun grinſ'te der Rieſe, geheimnißvoll in die Höhe
Ziehend die buſchigen Brau'n: „Ei freilich", ſprach er, vernahm ich's
Kürzlich im Lippe'ſchen Land, dort wo auf der Haide die Blöcke
Paarweiſ' ſteh'n: die ſchützten im Schlaf mich gegen den Windſtoß,
Der kalt über den Moorteich ſtrich. Da hört' ich die Halme
Des Sandhafers im Wind ſich bereden bei Tag, und es kamen
Unter den Blöcken hervor bei Nacht auch die Stimmen der Rieſen,
Welche darunter begraben; und alſo vernahm ich die Kunde.
Längſt iſt Alles bereit auch: das Schwert des Gewaltigen liegt ſchon
Blank und ſcharf im Geſträuch, und herbei zur richtigen Stunde
Bring' ich's, ſobald er ſelbſt, der Gewaltige da iſt, der König,

Der es ergreift!“ — Es verſtand in dem Kreiſe die Rede des Alten
Keiner; doch Jan aufhorchte geſpannt: ihn däucht' es, als ſäh' er
Wieder denſelbigen Mann, den gewaltigen, der ihm erſchienen
Geſtern im grauſenden Wald, in der nächtlichen Höhle der Davert,
Wetzend das blinkende Schwert. Zu den Anderen lagerte jetzt ſich
Bernt, und lud auch den Rieſen zur Raſt am Feuer. Der warf ſich
Hin, und es ward ihm ein Humpen gereicht voll kräftigen Weines,
Welchen er leerte. Nun fragten die Männer ihn, wie er es meine
Mit des Gewaltigen Schwert? Doch er führte nur ſeltſame Reden,
Wirr, unfaßlich. So ruhten um's nächtliche Feuer die Kämpen,
Und hingingen die Stunden der Nacht.
Da kam aus dem Kirchſpiel
Über dem Waſſer ein Herold. Den kriegriſchen Anabaptiſten
Bot er Friedensvergleich, und erleſener Männer Entſendung
Heiſcht' er, um friedlich ſofort mit den Männern des Raths zu verhandeln,
Die ſich hatten verſammelt im Kirchſpiel über dem Waſſer,
In Tilbecks, des Patriziers, Haus. Gleich folgten ihm Rottmann,
Matthiſſon, der Prophet, und der mächtige Knipperdolling,
Um mit dem Rath zu verhandeln als Sprecher der Anabaptiſten.

Still und ſtiller nun ward's am Feuer im Kreis. Es verlor ſich
Einer hinweg um den Andern. Mit Wenigen blieben zuletzt nur
Jan und Divara noch. Auf dem untergebreiteten Mantel
War allmälig zurücke das Weib des Propheten geſunken,
Müde, geſchloſſenen Aug's: bald ſchien, wie die Anderen alle,
Die noch ruhten am Feuer, auch ſie vom Schlummer bewältigt.
Aber dem Jüngling von Leyden auch ſanken die Lider. Da führt' ihn
Wieder ein Traum in die Davert, und ſitzend in ſchimmernder Höhle,
Gleißend geſchmückt und gekrönt, als Fürſtin der Gnomen erblickt' er
Divara. Aber zur Seite der gleißenden Fürſtin der Gnomen
Stand ein dienender Kobold, mit häßlichem Höcker und röthlich
Ruppigen Haaren. Geſang auch hört' er: er hörte den ernſten,
Hehren Choral nun wieder der Anabaptiſten, dazwiſchen
Plötzlich das Lied, das erklungen aus Divaras Mund in der Wildniß.

Dieſe vermiſchten ſich immer und ſchienen zu ſtreiten. Es ſiegte
Bald der Choral, bald Divaras Lied voll feuriger Wildheit.
Und nun erwachte der Jüngling: da fand er am flackernden Feuer
Divara naher gerückt im Schlaf, und herüber auf ſeinen
Mantel geſunken ihr Haupt, das umlockte, von Flammen umſtralte.
Aber ein Männlein auch, unfern von Divara ſchlummernd,
Sah er, das nimmer zuvor er im Wachen erblickte; doch alsbald
Wiedererkennt er in ihm mit Staunen des höckrigen Kobolds
Abbild, welchen der Traum ihm gezeigt, an Divaras Seite. . . .
    Divara lag tief athmend in ruhigen Schlummer verſunken.
Über ihr Antlitz beugte ſich Jan. Grellroth war der Glutſchein,
Den d'rauf goſſen die Fackeln; es ſpielten darüber die Lichter
Schaurig und ſchreckbar faſt, wie ein infernaliſcher Abglanz.
Doch was miſchte verlockend ſich auch in den Schauder, je länger
Über das ſeltſame Weib ſich der Jüngling beugte betrachtend?
Glüht nachwirkend in ihm noch der Erdbeerſchmaus in der Davert?
Über den Lippen der Schlummernden wiegt ein Lächeln voll weicher
Grazie ſich; dann iſt's, als ob im Traume der Buſen
Hoch ihr beginne zu wogen; es öffnen zur Hälfte, wie lechzend,
Sich ihr die glühenden Lippen, die üppigen; ſtammelnde Worte
Ringen ſich los aus dem Buſen des Weibes: bedrohlich und lockend
Klingen die Worte zugleich, wild-lüſtern. Es regt ſich ein Abſcheu
Tief in des Jünglings Seele, der ſtolz, das Gemeine verachtend,
War durch's Leben gegangen. Und dennoch — dennoch bedünkt ihn,
Als umgürte vor ihm dies Weib mit dämoniſchen Waffen
Sich, als ford're zum Kampfe ſie ihn und als wäre der Wettkampf
Mit dem dämoniſchen Weib fortan ihm die Loſung des Lebens;
Ja, als müſſe der Kampf mit ihr fortan auch die Loſung
Werden in Zion — es dünkte bedrohlicher ihn, was da ſchlummernd
Lag in Weibesgeſtalt, für das neue, verheißene Zion,
Als eine Welt in Waffen . . . Noch immer verſetzt in die Davert
Dünkt er ſich, wie im Traum, allein mit dem ſchlummernden Weibe:
Doch nun ſchreckt ihn der Fackeln Geknister und blendender Lichtſchein

Plötzlich empor: er erblickt nun wieder um ſich her die hohen
Zinnen und Erker, die Giebel am prangenden Markte der fremden
Stadt, die er heute betrat als Stätte des neuen Geſchickes.
Und mit glühendem Haupt auf Jegliches wieder beſann er
Sich: des Propheten gedacht' er, der nächtlichen Tauf' in der Tavert,
Dachte des Zionsreiches, des Bundes der Freien und Reinen,
Und der Verkündung am Fels, und des Kranzes zugleich, den der tolle
Bettler ihm jubelnd gereicht, da er einzog heute zu Münſter.
Doppelt erwachte der Stolz in der feurigen Seele des Jünglings,
Und er begriff nicht mehr, was den Sinn ihm erregte ſo ſeltſam
Hier vor der Schlummernden eben: er hob wie ein zürnender Held ſich
Hoch vom Boden empor, und, die Seele von hohen und reinen
Idealen geſchwellt, abſchwur er dem Weibe für immer,
Schob es verächtlich von ſich hinweg mit dem Fuße . . . verloren
Saß er in Sinnen ſodann, bis der Tag anbrach . . .
Da erſchollen
Fröhliche Rufe: von Schwärmen des jubelnden Volkes begleitet,
Kehrten nun endlich die Sprecher der Anabaptiſten vom Kirchſpiel
Über dem Waſſer zurück, und ſie brachten erfreuliche Botſchaft.
Siegreich waren die Zünfte: dem Willen der Männer des Volkes
Hatte der Rath ſich gefügt und zurücke gewieſen den Biſchof,
Völlige Freiheit bewilligt zu Münſter den Wiedergetauften.
Fröhlichen Muthes zerſtreu'n ſich die heimiſchen Anabaptiſten
In die Behauſungen wieder, und führen mit ſich aus dem Schwarme,
Der dem Propheten nach Münſter gefolgt, und den Schaaren der andern
Helfer, ſo viel zu bewirthen bei ſich ein Jeder vermochte.
Aber ihn ſelbſt, den Propheten, und mit ihm den Jüngling von Leyden,
Und des Propheten Geſponſin, mit freudigem Stolze geleitet
Zu ſein Haus auf dem Markt ſie der ehrliche Knipperdolling.
Mit Schnitzwerk in der Front und ſchon vorſpringenden Erkern
War es geziert, dies Haus, und es ragten geſchnörkelt die Giebel.
Durch's ſchmuck prangende Thor in die Hausflur traten die Fremden,

Gingen am Herde der Küche vorbei, wo das praſſelnde Feuer
Traulich flammte, hinauf in das obere wohnliche Stockwerk:
Über gewundene Treppen zum wenig gelichteten Vorſaal
Kamen ſie erſt, wo ſtanden die Truhen, mit reichlichem Vorrath,
Und an der Wand auch hingen umher die Gewaffen des Hausherrn:
Helme von blinkendem Stahl, Bruſtharniſche, Büchſen und Schwerter.
Und nun eilten entgegen dem wackeren Knipperdolling
Und den Begleitern die Frauen: die ſanfte, beſcheidene Hausfrau
Selbſt, und die Mutter mit ihr, die verſtändige, rüſtige Greiſin.
Herzlich erfreut iſt ſo mit den Seinigen allen der wackre
Knipperdolling, bei ſich zu bewirthen den großen Propheten;
Aber noch mehr zu Jan, dem erleſenen Jüngling von Leyden,
Fühlt er ſich innig gezogen, umſchmeichelt ihn ſtets, wie die Alten
Bildeten einſt den Silen, zugrinſend dem blühenden Bacchus.
Alles im Haus rings weiſ't er den Fremden: Gemächer und Säle,
Reich und behaglich geſchmückt nach dem Brauch des begüterten Bürgers:
Zierlich die Wände belebt von flandriſchen bunten Tapeten,
Hausrath, künſtlich geſchnörkelt, und reiches Geſchirre von blankem
Silber und Zinn, ſeltſamlich geſtaltet; Pokale mit Schnitzwerk
Und mit ſchelmiſchen Sprüchen in drollig gewundener Umſchrift;
Edles venetiſches Glas, wie Kryſtall, und Töpfergebilde
Delfftiſcher Arbeit, künſtlich bemalt. Doch es führte des Hauſes
Wirth in die Kammer die Gäſte nun auch, wo in zierlicher Wiege
Lag ſein Büblein; er nimmt es heraus und weiſ't es den Freunden
Lächelnd, mit fröhlichem Stolz; er bemerkt, wie lieblich es lache,
Wie es gedeihe, wie rundlich und weich ihm erglänzen die Knielein.
Und der gewaltige Kämpe, der ehrliche Knipperdolling,
Welcher noch eben durchtobte den Markt — nun ſcheint er ein ſanfter
Mann, kein Wäſſerchen trübend; am heimiſchen Herde ſo friedlich
Hält er den Sprößling empor und trällert ein Münſteriſch Liedlein
Ihm von der röthlichen Kuh und vom Schaf mit den glänzenden
Füßchen.

Freundlich ſah der Prophet und freundlich der Jüngling von
Leyden
Hin auf das lächelnde Kind; nur das bräunliche Weib des Propheten
Wandte verächtlich ſich ab, und fand kein Lob für das Knäblein.
Bitter vermerkt' es gekränkt der gewaltige Knipperdolling:
Tief in der Seele verhaßt fortan war das bräunliche Weib ihm.

Dritter Geſang.

Der Morio.

Tag für Tag zu den Schaaren des Volks auf dem Markte von Münſter
Sprach der Prophet, nie raſtend, vom Morgen zum ſinkenden Abend.
Unabläſſig ja war er bemüht, zu erwecken das innre
Wort machtvoll in den Herzen der Jünger, erhab'ne Begeiſt'rung,
Freiheit, aber vereint mit der Freiheit immer den edlen
Ernſt und die heilige Strenge des Lebens, der Sitte: des Menſchen
Inn're Vergöttlichung, welche ja, ſelbſtlos, einzig vermöchte
Gänzlich entbehrlich zu machen für immer die äußere Satzung.
Aufzuerwecken die Liebe, die jauchzend ſich ſenkt in den Urgeiſt,
Eins ſich wiſſend mit ihm, und über das Schickſal erhaben,
Und aus zertrümmerten Bildern den ewigen Sinn zu erlöſen —
Schwer war, rieſig das Werk. Schier ſchwanden die Kräfte des Greiſes,
Einzig die fiebriſche Spannung der Nerven nur hielt ihn noch aufrecht.
Doch es gelang: er entflammte das Volk, das der Drang ſchon der Zeiten
Mächtig bewegte. Herab oft kam's, wo er ſprach, wie Verzückung
Über die Männer und Frau'n, daß ſelbſt ſie zu ſchwärmen begannen,
Und durchrannten die Stadt mit dem Ruf: „Thut Buße! bekehrt euch!
Folget dem göttlichen Reiche, dem Reiche der Freien und Reinen!“ —
Anfangs höhnt ſie das Volk, bald aber betrachtet's mit Neugier
Sie, und endlich ergreift auch Spötter das heilige Raſen.
Stumme gewinnen die Sprache, vom kommenden Reiche zu reden,
Blinde durchwandern die Stadt und erzählen von Zeichen am Himmel.
Jeglicher Bettler, der ſchweift durch Münſter, und jeglicher Tolle
Wird mit heiliger Scheu nun betrachtet: die Rede des Irrſinns
Scheint ja geheimeren Sinn zu verbergen und innere Stimmen.

Weiber durchſchwärmen die Gaſſen und ſuchen die Spur des Propheten;
Nicht nur Männer des Volkes, Patrizier folgen dem Strom auch:
Mönche ſogar und Nonnen, entlaufen dem Banne des Kloſters,
Miſchen ſich unter die Schwärmer, um heißer als Alle zu ſchwärmen.
Alſo regte zu Münſter ſich jetzo der Geiſt, der gewaltig
Fiebernd die Menſchen ergriff, wie ein Taumel, ein heiliger Wahnſinn,
Als in ſchmerzlichem Kampfe das Daſein rang nach Verjüngung,
Und ſich gährend die neuen Geſchicke der Völker erfüllten.
Aber von außen heran auch kamen nach Münſter gezogen,
Folgend dem Ruf des Propheten, die Schaaren der Wiedergetauften.
Über die Haiden und Moore, von Hollands Buchten, den Marſchen
Oſtfrieslands, Kraftmänner, im ewigen Kampf mit des Meeres
Fluten geſtählt, daher, wo gekühlt von den Winden der Oſtſee,
Mecklenburgs Saatfelder erblüh'n, und der rüſtige Preuße
Bernſteinküſten umwohnt, von der Elbe, vom Rhein, von des Säntis
Grünendem Fuß, von dort, wo durch blühende Auen die Donau
Wallt und das Alpengebirg ſangliebende Menſchen umwohnen,
Kamen geſellt ſie und einzeln, die anabaptiſtiſchen Männer,
Gründen zu helfen in Münſter das neue, verheißene Zion.
Aber es kamen daher auch Söhne des wandernden Stammes,
Dunkel gelockte: die waren nach Münſter dem Weib des Propheten
Heimlich gefolgt und umgaben ſie jetzt wie Trabanten die Fürſtin.
Münſter, die heilige Stadt, wie ſo ganz nun iſt ſie verwandelt!
Schüchtern nur noch und vereinzelt im Schwarme der Wiedergetauften,
Wie der Papiſt, ſchleicht jetzo der Luther'ſchen Lehre Bekenner.
Und als gekommen der Tag, wo die Bürger erkieſen den neuen
Rath, da ſchreiten hervor als Väter der Stadt die Getreuen
Matthiſſons. Und der Rath iſt bald nur ein Schattengebild noch:
Denn es gebeut nur Einer zu Münſter, der Bäcker von Harlem.
Wieder nun hat er zu ſich auf den Markt die Gemeine berufen,
Stein zum Steine zu fügen im Bau der ſioniſchen Ordnung,
Meiſternd das Volk. Da trat aus der Menge hervor und vor ihn hin
Krechting, ein ſeltſam Männlein, mit häßlichem Höcker und röthlich

Ruppigem Haar. Nicht wußte genau man, woher er gekommen,
Aber er hielt ſich gern zu den Söhnen des wandernden Stammes,
Die ſich um Divara ſchaarten. Er pflegt' in der Männer Verſammlung
Lebhaft ſich zu ereifern, und heut auch tritt er entrüſtet
Vor den Propheten und klagt mit greinenden Worten, zu läſſig
Sei in der Stadt für die fernher gewanderten Fremden die Sorge:
Stets noch müßten ja dieſe zu Münſter ſich ſchmiegen und drücken,
Und ſich behelfen, verdankend der Milde, wie Bettler ein Obdach,
Während die Luther'ſchen noch und Papiſten vor ihnen ſich gütlich
Thaten, und breit ſich machten noch ſtets in Paläſten und Klöſtern.
„Wär's nicht beſſer", ſo ruft er, „die unbußfertig Verſtockten
Fort aus der Stadt zu verbannen? wie lang noch ſollen die gleichen
Rechte genießen die Feinde dahier, wie die Bürger von Zion?
Naht ſich der Biſchof nicht? und wird nicht Jeglicher, der nicht
Mit uns iſt, zum Feind alsbald, zum Verräther uns werden
In der belagerten Stadt? Mit Feinden von außen und innen
Sollen zugleich wir uns raufen? Prophete, bedenk' es, und laß nicht
Länger in feindlicher Hand, was ſchmerzlich entbehren die Unſern!" —
Alſo das eifernde Männlein mit häßlichem Höcker und röthlich
Ruppigem Haar. Dem kleinen und doch hellkreiſchenden Dränger
Gibt Antwort der Prophet, bei ſich mit der inneren Stimme
Werd' er gehen zu Rath, und das, was der Wille des Herrn ſei,
Und was erheiſche das Wohl der ſioniſchen neuen Gemeine,
Künden am anderen Tag. So ſpricht er, und ſinnend hinweg dann
Schreitet er, nächtlich zu Rathe zu gehen mit der inneren Stimme.
Aber die Stimme, die nächtlich im Traum er glaubte zu hören,
Kam nicht manchmal ſie auch von den flüſternden Lippen der braunen
Zauberin, die mit dem Gatten, dem träumenden, theilte das Lager? —
Als nun graute der Morgen am nächſten der Tage, verkündet
Heroldsruf in den Straßen umher: wer nicht bis am dritten
Tag ſei wiedergetauft, der ſolle den Freien und Reinen
Nimmer verengen den Raum auf erkorener Stätte des Heiles!
Dort auf der Mitte des Markts, vor ſich den geräumigen Eimer,

Stand Rottmann, ruhlos, vom grauenden Morgen zum Abend,
Und es kamen herbei, die erneuerter Taufe begehrten.
Und hier neigten das Haupt ſie, und drei Mal netzte beſprengend
Sie mit der Flut aus dem Eimer der eifrige Täufer, und drei Mal
Sprach er murmelnd dann die bedeutſame Rede: „Das Wort iſt
Fleiſch geworden und wohnet in uns! Seid wiedergeboren,
Wiedergetauft im Geiſt und im Namen des ewigen Vaters!“ —
Und nun wieder berief auf den Markt, als gekommen der dritte
Morgen, das Volk der Prophet. Es entfaltet die Rollen der Bürger
Zions vor ihm Rottmann, und er ſieht, wie gewachſen ſie rieſig.
Kunde vernimmt er zugleich, daß die Bürger von Münſter, die jetzt noch
Hatten die Taufe verſchmäht, nun eben ſich rüſten, durch Münſters
Thore von dannen zu ziehn. „Ihr Brüder“, ſo ruft er, „die fernher
Kamen gewandert, vertheilt nun friedlich, in heiliger Eintracht,
In die Behauſungen euch der entweichenden Feinde von Zion!“
Aber es tritt auf's Neue der zungengewaltige Krechting
Hin vor den Meiſter, und ſcharf, mit der Stimme, der dünnen und ſchrillen,
Welche ſo ſchneidend und kühl einklingt in die feurige Rede
Matthiſons und der andern begeiſterten Männer in Zion,
Fragt er, wie zu ernähren, zu pflegen man denke die Fremden,
Welche gekommen als Helfer und Streiter und Bürger von Zion? —
Und es entgegnet ihm eifrig, gehobenen Tones, der ernſte
Meiſter, es ſeien die Tage der heiligen Liebe gekommen;
Und, wo Jeder ergriffen vom neueſten Geiſte, durchdrungen
Sei von dem inneren Wort, da müſſe ja ſpielend und eilig
Ebnen ſich jeglicher Pfad, und ſänftigen jegliches Hemmniß,
Das Gottloſe verwirrt. Wie der früheſten Kirche Bekenner,
Müſſe für ſie nun auch, die verbrüderten Bürger von Zion,
Fortan jeder Beſitz und jegliche Habe gemein ſein.
„Seit Jahrtauſenden ſteht“, ſo rief er, „als Gräuel und Schreckniß,
Grauſiger noch als der Krieg, und grauſiger noch als die Knechtſchaft,
Grauſiger noch als der Tod, vor den Augen der Edlen die bleiche,

Die hohlängige Noth, die verdammt zu Qualen des Hungers
Schaaren, von Gott nur gezählt! — Ein Wicht, wer mit Anderem anhebt,
Als mit dem heil'gen Erbarmen für Jene, die ſchmachten in Elend,
Wenn er ſich rühmt, zu erneuern die Welt! Iſt berechtigt zu gleichem
Theil doch, zu leben, was lebt! O, wie kommt's, daß dem Praſſer der Biſſen
Nicht im Munde noch ſtockt, ſo er denkt: du praſſeſt vom Antheil
Eines verhungernden Bruders? — Ihr fragt, wie zu löſen die Wirrniß,
Und wie zu ſühnen nun endlich ein uralt waltendes Unrecht?
Brüder, ich habe gegrübelt mit glühendem Haupte: der Selbſtſucht
Tod nur iſt's, der die Dulder erlöſ't, die begeiſterte Liebe.
Wißt, wem Liebe berührte die Bruſt, der kommt und zum Opfer
Bringt er, was leicht er entbehrt! doch wenn ſie durchdrungen ihn völlig,
Opfert er jeglichen eig'nen Beſitz, daß er Allen gemein ſei!
Kommt denn, Brüder und Schweſtern, wofern im Herzen die Lieb' euch
Glüht, kommt freudig, und laßt uns erproben zu leben gemeinſam,
Theilend die Arbeit in Zion, und theilend den Lohn, den Genuß auch.
Bringe nun Jeder, was ſein er genannt, und hole ſich künftig,
Was er bedarf, ein Jeder vom Allen gemeinſamen Vorrath.
Nicht mehr wandl' in Purpur der Ein', in Lumpen der And're,
Nicht mehr ſchwelge der Ein' und hungernd verſchmachte der And're:
Jeglicher finde bereit ſein Kleid und als Brüder von heut an
Soll uns täglich das Mahl am gemeinſamen Tiſche vereinen!"
Alſo ſprach der Prophet, und lang noch, feurig-beredſam,
Pries er dem lauſchenden Volke die heilige Gütergemeinſchaft,
Strenge verdammend das Leben der Üppigen und die Verſchwendung,
Welche da ſchreit zum Himmel um Rache, ſo lang in dem Staub noch
Tauſende, hungernd und ſiech, vor den Thüren der Schwelger verſchmachten.
Und er ſprach, bis die Herzen der Hörer fanatiſch erglühten,
Bis ſie zu ſchwärmen begannen, zu jauchzen, zu ſpringen, zu tanzen,
Preiſend die Herrlichkeit des erneuten ſioniſchen Reiches.
Und in die Arme nun ſtürzen ſie ſich, es verſöhnt mit dem Todfeind

Freudig der Todfeind ſich, und hier, vor dem Aug' des Propheten,
Frieden und Liebe gelobt ſich die heilige Brüdergemeine.
Und dann eilen ſie hin, um, was ſie zu Eigen beſitzen
In den Behauſungen, willig zu Füßen zu legen dem Meiſter.
Was ſich emſig erworben der Bürger in Jahren an goldnen,
Silbernen Rollen, er bracht' es dar; und es kamen die Frauen,
Legten die Ringe, das edle Geſchmeid, die Korallen und Perlen
Vor den Propheten, entäußerten froh ſich des liebſten Beſitzthums.
Und wer kalt noch geblieben, wer heimlich im Herzen noch ſchnöde
Selbſtſucht nährte, gezwungen doch folgt' er der mächtigen Strömung.
Wie im Triumphe geleiten die Bürger von Zion als neue
Brüder die Fremden vom Markte zu ihrer beſtimmten Behauſung.
Männer, nach Münſter gewandert von Nah' und Ferne beziehen
Jetzo die ſtattlichen Klöſter im Kirchſpiel „über dem Waſſer“,
Räumige Neſter, aus welchen die Vögel entflogen; am Aa-Fluß
Und in der Mitte der Stadt. Die verlaſſ'nen Patrizierhäuſer
Stehen geöffnet, und in den Paläſten am prangenden Marktplatz
Wirft ſein ärmliches Bündel der viel ſchon gewanderte Volksmann
Schmunzelnd hin, und macht ſich's bequem in den ſchönen Gemächern.
Welch' ein Geſtoß und Gedräng' in den Straßen von Münſter!
Die Fremden
Wogend in Schaaren, zu ſuchen die ihnen gewieſene Wohnſtatt;
Ihnen entgegen die Züge der Flüchtenden, welche Verbannung
Lieber gewählt, als die Sprenge von Rottmanns Eimer am Marktplatz.
Eilig zieh'n ſie dahin mit unmuthbleichen Geſichtern,
Und doch ängſtlich zugleich, denn es blickt von den Anabaptiſten
Auf ſie Mancher, mit Hohn und mit Drohungen Eile gebietend.
Trauer, Verwirrung herrſcht im drängenden Schwarm der Vertrieb'nen:
Söhne ja waren von Vätern getrennt und Brüder von Brüdern,
Gatten ſogar auch hatte zuletzt des veränderten Glaubens
Hader entzweit, und es ſah mit düſteren Augen der Jüngling
Ziehen die weinende Braut, die entfremdete Jugendgeſpielin.
Doch es durchwanderten auch Diakone die Straßen geſchäftig,

Welche geſandt der Prophet, in der Stadt rings jeglichen Vorrath,
Jeden Beſitz zu verzeichnen, damit er werde Gemeingut.
Krechting führte ſie an: doch nicht mit der Milde des Sions-
Bürgers betrieb er das Werk: er nahm, was der Willige darbot,
Bariſch wie ein Scherge dahin. Was Goldes und Silbers er vorfand,
Oder von Schmuck und Gewanden und anderem köſtlichen Hausrath,
Und was nicht ſchon der Eigner bereits aus eigenem Antrieb
Brachte zum Rathhaus hin, das ſchleppt' er hinweg. Und auf Wagen
Lud er den Mundvorrath, der umher in Fülle geſpeichert
Lag in Kammern und Scheunen: unzählige Scheffel der Kornfrucht,
Speck und Butter und Käſe, den Stockfiſch auch und den Häring.
Davon nahm er mit ſich auf die Wagen, ſo viel nur die Deichſel
Trug, und das Übrige merkt' er ſich an zu erneuerter Umfahrt.
Und auch das Roß und das Rind in den Stallungen wurde verzeichnet,
Denn es ſollte fortan an gemeinſamer Krippe gefüttert
Sein, zu gemeinſamem Dienſt, zu gemeinſamer Speiſung in Sion.
Oftmals ſperrten die Bahn in den Straßen die ſchwankenden Karren
Krechtings, oft auch ſtießen gehemmt im Gedräng' ſie zuſammen
Mit den enteilenden Zügen der Bürger zu Fuß und zu Wagen.
Wer iſt der ſtattlich Beleibte mit doppeltem Kinn und mit güld'ner
Kett' um den wulſtigen Hals, den ein prunkendes Rappengeſpann dort,
Von den betreßten Lakaien umgeben, in Eile dahinführt?
'ſ iſt der verſpätete Probſt aus dem Mauritzſtifte, der jetzt erſt
Zog von dannen, nachdem in der Stadt er noch Manches geordnet.
Unglückſel'ger Prälat! zu tief in den Becher in ſpäter
Nacht wol haſt du geguckt, daß heute du ſo noch in Münſter
Wagſt dich zu zeigen im Lichte des Tages! Der Troß, die Karoſſe
Mit Kleinoden befrachtet, die güldene Kette, die weichen
Finger der golden beringten und fettglanz-ſpiegelnden Patſchhand,
Welcher die Knöchel verſchwinden im Fett: das Alles, o Dickwanſt,
Sollteſt du ſorgſam heute verbergen am Tage der großen
Abrechnung! — Weh' dir! mit den ſtechenden Augen erlauert
Hat dich der ſchelmiſche Krechting ſchon! Mit ironiſchem Bückling

Naht ſich das höckrige Männlein und faßt in die Zügel den Rappen:
„Würdiger Herr! ich wünſch' euch glückliche Reiſe vom Herzen,
In's Heerlager hinaus des geweſenen gnädigen Biſchofs!
Zieht in Frieden dahin! Nur was das begleitende Fahrgut
Anlangt, wiſſet, daß heut in Münſter die Gütergemeinſchaft
Wurde verfügt, und auf des Propheten Geheiß hier eben ich ſelber
Schaff' auf beladenen Wagen zum Rathhaus hin, was die Bürger
Früher zu Eigen beſeſſen und jetzt die Gemeine beanſprucht.
Euch auch, würdiger Herr, dieweil noch in Münſter verweilend,
Trifft dies neue Geſetz; ſo erlaubt, daß ich ſo wie der andern
Gläubigen Leute Beſitz, auch den eurigen für das gemeine
Weſen in Anſpruch nehmend, erfülle die Pflicht, die mir obliegt!"
Sprach's und winkte die Helfer herbei, und im andern Moment ſaß
Kläglich gerupft und beſchämt wie ein Pfau mit entriſſenen Federn
In der Karoſſe der Propſt. Frei ließen ſie jetzt ihm die Zügel:
Und nun doppelt geröthet vom glühenden Ärger das Antlitz,
Fuhr er zum Thore hinaus, noch erflehend im Stillen des Himmels
Rach' auf die Stadt und die ſchnöden Gründer der Gütergemeinſchaft.
Als nun völlig geräumt von den Luther'ſchen und den Papiſten
Münſter ſich ſah, die vom Himmel erkorene Stätte des Heiles,
Senkt auf die Anabaptiſten, die ſchwärmenden, bleichen, des Jubels
Schwang ſich herab, und die jüngſt noch in düſteres Brüten verlornen
Schächer, wie waren ſie jetzt im Taumel der Freude verwandelt!
Hin durch's wimmelnde Volk ſchritt Matthiſon und belobte
Freudig die Bürger von Sion, daß willig ſie Alles geopfert:
Schon in's Unendliche mehrte der Vorrath ſich auf dem Rathhaus,
Silbers und Goldes und ſonſt noch anderen köſtlichen Gutes,
Waffenausſtattung in Fülle gewährend dem ſtreitenden Sion.
Aber es rief im Schwarme mit zwinkernden Augen der wilde
Knipperdolling: „Was jagen wir Spatzen, ihr Leute, vergeſſend
Schier auf das fetteſte Wild im Revier? In den Kirchen, da gibt es
Weihgeſchenke noch viel, goldſtrotzende Prieſtergewänder,
Kelche von lauterem Gold, Monſtranzen und Ampeln; dazu auch

Wackere Heil'ge, die halb ſchon zu Schinken geräuchert der Weihrauch,
Und die im ſilbernen Herzen verlangen nach läuternder Schmelzung!
Auf in die Kirchen!“ — So rief der gewaltige Knipperdolling.
Und nachhallt es im Schwarm: „In die Kirchen!“ und billigend nickte
Matthiſſon: und es warfen die Schaaren vom Markt in den Domhof
Sich, wo auf prangendem Platz, in ſäuſelnder Linden Umſchattung,
Ragte der Dom, und ſtolz ſich im weitum laufenden Viereck
Hoben der Biſchofsſitz und die ſtattlichen Häuſer der Domherrn.
Jüngſt noch tummelte hier ſich geräuſchvoll üppiges Leben:
Aber ſo einſam war es, ſo ſtille geworden im Domhof!
Lang ſchon weilten ſie ferne, des Hochſtifts Häupter. Nun aber
Füllte den prangenden Platz neu ſchwärmendes Leben: es drängten
Sich vor den Pforten des Domes die ſtürmenden Anabaptiſten.

Und nun öffnete weit mit wuchtiger Rechte die Pforten
Knipperdolling: da wogten hinein in die Halle, bedeckten
Hauptes, die Stürmer, voran der Prophet, zur Seit' ihm die andern
Führer in Sion. Doch drinnen im Dom, in heiliger Dämm'rung,
Standen auf zwanzig Altären umher die Geſtalten der Engel,
Der Erzväter und Heil'gen, ſo ernſt und mild, und Madonna
Blickte herab von der Wand, wo farbig auf goldenem Grund ſie
Franko von Zutphen, der Meiſter, gemalt mit unſäglichem Liebreiz:
Alle ſie ſtrahlten verklärt: einbrach durch farbige Scheiben
Dämmerndes Licht in die Halle, die prangte mit ragenden Säulen.

Aber die heil'gen Geſtalten im himmliſchen Frieden des Tempels,
Sehr wol ſtanden ſie da, doch machtlos. Nieder vergebens
Dräute mit flammendem Schwert von dem Hochaltare der Cherub.
Und es befiel wie ein leiſes Erbeben die Evangeliſten,
Die vor dem hohen Altar Wacht hielten, auf prächtig geſchmückter
Umfangsmauer des Chors, vier marmorne, ragende Bilder,
Haupt und Blick zur Gemeine gekehrt und den Finger der Rechten
Legend auf's offene Buch, das empor mit der Linken ſie hoben.

Glutvoll haftet der Blick des Propheten auf dieſer Geſtalten
Marmorpracht; es verdüſtert das Antlitz tiefer ſich, wilder

Runzelt die Stirne ſich ihm. „Seht“, ruft er, „wie hier ſich die todten
Steine noch brüſten, wie keck mit dem ſteinernen Blick ſie herabſchau'n!
Wie auf verſteinerte Blätter mit ſteinernem Finger ſie weiſen!
Wie auf ſteinernen Lippen noch liegt die verſteinerte Botſchaft,
Welche lebendig war vor mehr als einem Jahrtauſend!
Anderer Evangeliſten bedarf nun die Welt, eines neuen
Evangeliums — ſeht! was da weiſen die ſteinernen Finger,
Iſt ein lebendiges Wort nicht mehr: ein ſteinerner Buchſtab'
Iſt's, der ſchreckt und verwirrt. In entſeelter, verſteinerter Hülle
Ward uns der ewige Gott zum Götzen, der Götze zum Dämon,
Ward zum Geſpenſte der Geiſt — nicht anders daraus zu erlöſen,
Als indem man zertrümmert den Stein! Streng wandelt das Schickſal
Über Lebendiges hin — wir ſollten die Steine verſchonen?“ —
So der Prophet und die Stufen beſteigt er und ſtreckt ſich gigantiſch
Hoch empor: „Ich zertrümm're den Stein, um den Geiſt zu befreien!“
Ruft er, und flammenden Auges, mit kräftigem Stoße der Rechten
Wirft er donnernd hinunter ſie, eins nach dem andern, die hohen
Marmoridole, daß rings in dem vierfach dröhnenden Hinſturz
Säulen und Wölbungen zittern, und ſelber die Todten erwachen,
Und aus den Grüften des Doms nachwimmert ein ſchauriges Echo ...
Und vor dem Donnergedröhn auch erbeben die Anabaptiſten:
Nur der Prophet ſteht ruhig und hehr dort unter den Trümmern,
Wie ein Titan, der den Himmel geſtürmt, und den Sterblichen ihre
Götter ſoeben zur Erde herab vor die Füße geworfen ...
Aber es rief, vor den Andern ſich faſſend zuerſt, der gewalt'ge
Knipperdolling: „Ein Krach war das, der gewiß ſo ergiebig
Nachdröhnt rings in der Welt, daß empor in die Lüfte geſchnellt wird
Gar aus dem Neſte der Vogel, aus weichlichem Bette der Schläfer,
Und aus dem Seckel des Reichen das Gold; aus der Kanzel das Pfäfflein,
Und manch' waltender Fürſt aus dem üppig gepolſterten Thronſtuhl! ..
Wahrlich, es iſt nicht Schad' um die ſteinernen Evangeliſten!
Aber die ſilbernen dort auf dem Nebenaltar, die Apoſtel,
Dieſe zerſchmettern wir nicht, die ſchmelzen wir ſänftlich, und prägen

Blinkende Thaler daraus, auf daß ſie hinaus in die Welt geh'n,
Wie es Apoſteln geziemt!“ — Er ſprach's, und riß vom Altare
Lachend herunter die zierlich getriebenen Silbergebilde.
Und der fanatiſche Drang, der, entflammt in des Volkes Gemüthern,
Eben den eig'nen Beſitz hinopferte freudig — wie ſollt' er
Schonen der Schätze des Doms? Monſtranzen und goldene Kelche,
Silberne Leuchter und Ampeln und golden geſtickte Gewänder —
Vom Altar, von der Wand, aus den Schranken entraffen ſie Alles
Lärmvoll, ſtürzen ſich über Reliquienſchreine zertrümmernd.
Aſche in Silbergefäßen und Knochen der Heil'gen, in Perlen
Zierlich gefaßt, Gliedmaßen, die nimmer verwelken, geſchmückte
Finger und Zeh'n, auch Zähne ſogar und Nägel der Finger,
Gleißend in Gold: das Alles verwüſten ſie, reißen herunter
Perlen und Erz und verſtreuen die Todtengebeine. Zum Rathhaus
Schleppt man in Körben die Beute. Doch immer noch wildere Schaaren
Dringen von außen heran. Ha ſieh', wie des *wandernden Stammes*
Söhne dazwiſchen ſich tummeln! Zu Roß in die heilige Halle
Kam auch *Krechting* getrabt und band, hart vor dem Altare,
Lachend den ſtampfenden Gaul an die nächſte der prangenden Säulen.
Und er war's, der ſpornte, wo Andere zagten, die braunen
Söhne des wandernden Stamms, zu *vollenden* das Werk der Zerſtörung:
Denn es gezieme, ſo rief er, nun ſchonungslos zu vernichten,
Was von papiſtiſchem, Geiſt einlullendem Zauber noch übrig.
Und ſie *vollenden* es, traun! Was prangend von zierlichem Schnitzwerk
Stand und Gebilden des Meißels im Dome, heruntergeſchmettert
Ward es; beſudelt, zerkratzt an der Wand auch wurden die Bilder,
Klirrend zerſchlagen die Scheiben, die farbigen, keck die geſchnitzten
Prachtarbeiten des Chors und die prangenden Stühle zertrümmert.
Die Rauchfäſſer entweihten, die Weihbrunnkeſſel ſie ſchamlos.
Schneidend herab von der Orgel, der ragenden, klang in gequälten
Tönen ein disharmoniſch' Gebraus, denn es taſtete rohe

Hand des Zigeuners darauf, zum Scherz; es klang wie der Wehruf
Eines gefeſſelten Rieſen, von tückiſchen Zwergen gefoltert.
Wüſte Geſellen in Prieſtergewändern, in Stolen und Infeln,
Tanzten dazu. So waren des alten papiſtiſchen Zaubers
Reſt zu vernichten beeifert die Stürmer im Dome zu Münſter.
Doch als jetzo verlaſſen den Dom der Prophet und die Seinen,
Liſtig blinzelt nun wieder der rüſtige Knipperdolling,
Und indem ihm der Blick hin über die Häuſer der Domherrn
Schweift, und des Biſchofs Palaſt: „Wie Schad', daß entflohen“,
beginnt er,
Hier aus den Neſtern die Vögel mit ſammt den vergoldeten Eiern!
Die hochmögenden Herren, mit Kiſten und Kaſten entwichen
Sind ſie, haben uns nichts als die Wände, die kahlen, gelaſſen.
Einer nur iſt erſt kürzlich entfloh'n, und in drängender Eile
Bracht' er zur Hälfte nur fort das Geräth aus der weiten Behauſung.
Seht ihr den ſtattlichſten hier von allen Paläſten im Domhof?
Das iſt der ſeine: da hauſ't' er, ein fürſtlicher Schwelger, der Domherr
Melchior; Domcellarius war er; vom edlen Geſchlechte
Derer von Büren entſtammt: hinlebt' er mit üppigen Weibern,
Bankettirend und zechend, dazwiſchen ſich freuend des Waidwerks.
Still nun ſtand der Prophet und mit ihm beſtaunten die Fremden
Alle den ſtolzen Palaſt. Neugierig drängte der Schwarm ſich
Jetzo, von Knipperdolling geführt, in die inneren Räume.
Und ſie betraten Gemächer, wo leiſe gedämpft nur die Tritte
Auf Prachtteppichen klangen, und farbig erglänzten die Wände
Von anmuthigen Scenen. Da ſah man Diana, die ſchlanke,
Pirſchend im Wald, und es lechzte mit hangenden Zungen die Meute
Rings um die Göttin her. Und wieder auf anderem Plane
Saß, von Trauben umhangen, auf ſtrömendem Faſſe der Weingott,
Lachend, und Grazien auch, pausbackige fröhliche Dirnen,
Tanzten auf grünenden Au'n, und, in roſigen Lauben entſchlummert,
War Frau Venus gemalt, eine derbere, nordiſche Schöne,
Ruhend auf Blumen, und neben ihr ſtand ein dreiſter Cupido.

Manches Geräth war übrig: die Würfelbehälter, die Damen-
Bretter, ſie ſtanden umher noch auf zierlichen Tiſchen, auch Leiern
Fand man, Geigen und Flöten, beſtaubt in den Winkeln. Doch nicht bloß
Weichlicher Künſte Geräth war heimiſch im Hauſe des Domherrn:
Rittersmann von Geburt ja war er, und hatte den Harniſch
Lang vor der Kutte getragen: im Rüſtſaal barg er die blanken
Panzer und Helme, Piſtolen und Schwerter, und Sattel und Sporen,
Und noch manches Gezeug für Krieg und fröhliches Waidwerk.
Lieblich verbreitete ſich von des Domherrn Hauſe nach rückwärts
Ein reich blühender Garten mit künſtlich geſchmückten Rotunden:
Säle wie Grotten, die Wände mit ſeltenen Muſcheln und bunten
Steinen geziert, und dazu kühlplätſchernde, ſpringende Brunnen,
Laub- und Blumengerank, zum trauten Aſyl für des Sommers
Mittagsſchwüle beſtimmt. In der traulichſten Ecke des Gartens
Ragte, von Epheuranken umgrünt und üppigem Weinlaub,
Ein gar zierlicher Bau, mit purpurverhangenen Fenſtern.
Dort auch traten ſie ein nun, die ſpähenden Anabaptiſten,
Und ein duftiger Raum umgab ſie: wohnlich und üppig
War er geſchmückt. Und ſieh', da fanden ſie ſchimmernde Gürtel,
Schleier, auch goldene Schnüre, das weibliche Haar zu durchflechten,
Und von Frauengewand buntfarbigen, glänzenden Reichthum,
Wirr durcheinander gehäuft: manch zierlich gewundenen Kopfputz,
Mieder von rothem Damaſt, und Pantöffelchen, perlengeſtickte:
Aber in dämm'riger Niſche, da ſtand, umſchloſſen von ſeid'nen
Prunkvorhängen, das Lager mit goldig gleißendem Schnitzwerk.
„Seht", ſprach Knipperdolling, „da hauſ'te das ſchönſte der Weiblein
Melchiors — denn er begnügte ſich nicht, wie And're, mit einem
Kebsweib, nein! hier aber verbarg er die lilienweiße
Schöne mit röthlichen Haaren, genannt Gabriele von Ottwitz.
Närriſch plagt' ihn die Lieb', und er trank auch zuweilen, ſo ſagt man,
Wie ein Polack, aus dem Schuh der Geliebten. Es waren unlängſt noch
Schier allmächtig zu Münſter bei uns dickhalſige Domherrn;

Doch allmächtiger war, als der Dompfaff ſelber, das Kebsweib
Des hochmögenden Herrn, und ſo viel hochmögende Herren
Wir da hatten, ſo viel Kebsweiber auch gab es, und mehr noch:
Und ſie wohnten im Haus des Galans; und wenn er verſchämt thun
Wollte, der Pfaff, vor den Leuten, ſo nannt' er Baſe das Weibchen.
Und bei Gelagen und Feſten, da ſaß zuoberſt das Kebsweib
Des ehrwürdigen Herrn — dann erſt die Geſponſin des Rathsherrn!“ —
So durchſtreifend die Räume des Domherrn, fanden die Männer
Sättel und Flinten, und Würfel und Becher und Flöten und Leiern,
Gürtel und Mieder ſogar, und ſeidene Kiſſen und Decken:
Eins nur fanden ſie nicht in den weiten Gemächern des Domherrn:
Geiſtliche Bücher und Schriften: es lag im Winkel ein einzig
Ärmliches Lederbrevier, das die Betaufgabe dem Frommen
Weidlich hatte verkürzt, denn es fehlten unzählige Blätter . . . .
Aber es hatten ſich andere Schaaren der Anabaptiſten
Stürmend indeſſen gewendet zu anderen Kirchen und Klöſtern;
Und als nun der Prophet mit den Seinen vom Hauſe des Domherrn
Kam, da wälzte ſich ihm entgegen ein Schwarm, der gefangen
Führte mit Jubel ein Paar Mönchlein in der Mitte. Die Mönchlein
Siehe, dieſelben ja ſind es, die kürzlich ſo ſchnöd man hinausſtieß
Über die Schwelle des Kellers am Markte! „Wir kommen“, berichtet
Einer der lärmenden Schaar, „vom verlaſſenen Kloſter am Aafluß.
Als in den Keller hinab wir drangen, zu ſeh'n, was von feinem
Tranke der mönchiſche Troß in der Eile noch etwa zurückließ,
Fanden wir einen von ſieben, den Wanſtigen da, vor dem größten
Stückfaß ſitzend, das Glas in der Hand voll köſtlichen Rheinweins.
Harmlos lacht' er uns an mit dem weinig-gerötheten, breiten
Zechergeſicht, und als wir mit Spott und Gelächter ihn grüßten,
Hielt er uns freundlich grinſend entgegen das blinkende Kelchglas,
Und mit lallender Zunge verlangt' er, wir ſollten Beſcheid thun.
Längſt ſchon hatte geflüchtet ſich fort aus dem Kloſter die Pfaffheit,
Er nur, der wackere Paul, der verwaltende Meiſter des Kellers,
War auf dem Poſten geblieben und kümmerte nichts um die Welt ſich.

Nichts von dem wilden Tumult, von der Wirrſal dieſer vergang'nen
Tage war nieder zu ihm in die traulichen Räume gedrungen.
Hätten wir dort ihn gelaſſen, er hätte vergnüglich dem jüngſten
Tag entgegengezecht: wir aber, wir rollten die Fäſſer
Ihm vor der Naſe hinweg; da folgt' er uns gerne von ſelber.
Anders ertappten wir dieſen, den hageren Bruder. Ihn fanden
Wir in der Zelle noch ſitzend. Wie Paul bei den Fäſſern, ſo hatte
Dieſer bei alten Scharteken in einſamer Zelle des Fliehens
Stunde verſäumt, und grübelnd die Welt um ſich her vergeſſen.
Brütend betrafen wir ihn in der Zelle, bemüht zu vollenden
Noch ein gelehrt' Traktatlein von heiligen Dingen. Da leſ't nur:
„„Quaestiones, gelöſ't nach den Regeln ſcholaſtiſcher Weisheit:
Caput primum: Wie viel Erzengel und Engel auf einer
Nadelſpitze zu ſitzen vermögen. — Secundum: Geringer
Iſt das Vergeh'n, einen Menſchen zu tödten, als etwa dem Armen
Sonntags flicken die Schuh', dem Verbot der Kirche zuwider.
Tertium caput: Ein größer Verdienſt iſt's, ertränken ein Hexlein,
Als zwölf tauſend ertrinkenden Chriſten das Leben zu retten.““
Solches und Anderes gibt aus des Mönches gelehrtem Traktatlein
Dieſer zu hören im Kreis. Doch es drängen von anderer Seite
Lärmende Schaaren herbei. Und es nahen auch dieſe ſich leer nicht:
Denn ein Weib in der Nonnen Gewand, doch geſegneten Leibes
Bringen ſie jubelnd geführt. „Seht“, rufen ſie fröhlich den Brüdern
Zu, „wir kommen daher aus dem Niſingkloſter, wo fromme
Jungfrau'n dienten dem Herrn. Doch es haben vor etlichen Tagen ,
Sie auch in Eile das Weite geſucht, mit der Habe ſich-flüchtend.
Nun, wir haben alldort Nachleſe gehalten! Da ſah'n wir
Gleich, wasmaßen dem Herrn ſie gedient im Kloſter, die Nönnlein!
Wißt ihr, was wir gefunden ſo hie und da in den Zellen,
Und in den Winkeln der Schränke vergeſſen, auch wol auf dem Boden
Hin und wieder verſtreut in der Eile? Von zärtlichen Brieflein
Laſen wir auf ein Schock: Nachſchlüſſel, die Pforte des Kloſters
Heimlich zu öffnen bei Nacht, Strickleitern, vom Fenſter der Zelle

Reichend hinab zum Boden des nächtlich einſamen Gartens:
Solcherlei fanden wir dort, und dazu: die geſegnete Jungfrau
Da, hochſchwangeren Leib's, die, weil zwei Herrn ſie im Kloſter
Hatte gedient, ſich jetzt, wie ihr ſeht, mit dem doppelten Segen
Schleppte zu ſchwer, um in Eile von dannen zu flieh'n wie die Andern!
Ging's ihr doch wie dem Wolf, der ſchmächtigen Leibes geſchlüpft war
Durch ein Loch in den Stall, doch dann, bei gewonnenem Umfang,
Nicht mehr konnte zurück!" — So ſcherzt er und Spott und Gelächter
Schallt ringsum.
'S iſt Krechting vor Allen, der Töne des Muthwills
Anſchlägt, ſeit der Prophet ſich entfernt mit den ernſteren Schwärmern.
Und im beweglichen Volke verkehrt kleinſchwänziger Ernſt ſich
Zu ſpottſüchtiger Laune gemach vor der Nonn' und dem Mönchlein:
Aber zumeiſt vor Paul, dem bezechten: er taumelte drollig
Immer, und ſuchte zu ſprechen mit lallender Zunge. — Sie necken,
Stoßen ihn. Anruft Einer im Schwarm: „Ei, wäre nur Faſtnacht
Heut in Münſter, wir könnten das dicke, betrunkene Pfäfflein
Herrlich als Morio brauchen — als Narrenpatron, wie wir immer
Einen aus Lappen zuſammengeflickt, mit ſtrohener Füllung,
Und dann hielten mit ihm an der Faſtnacht Schluſſe den Umzug!"
Vielfach ſchallt's in der Menge: „Bewahrt ihn auf bis zur Faſtnacht,
Dieſen betrunkenen Gauch, daß wir ihn als Morio brauchen!"
„Meint ihr, Leute", ſo ruft mit der kreiſchenden Stimme dazwiſchen
Krechting, „wenn auf den Leib uns der Biſchof jetzt mit den Söldnern
Rückt, und die Stadt einzäunt und zu ſtreiten es gilt für das neue
Zionsreich, daß Muße noch bleibt, um zu feiern die Faſtnacht?
Denkt ihr ein Schalksnarr'nfeſt altmünſteriſch noch zu begehen,
Und einen Narrenpatron im Triumph umher zu geleiten,
Thut es am heutigen Tag! wir feiern ja heut die Befreiung
Von einheimiſchen Feinden! Die andern, die Söldner des Biſchofs,
Steh'n noch bei Telgte zu Hauf. Wer weiß, wie bald ſie heranzieh'n! —
Weht doch freier die Luft, da Matthiſon mit den finſtern
Muckern von dannen gegangen. Ich ſehe die fröhlichen Burſche

Lips van Straatens um mich und die Leute vom wandernden Stamme.
Ei, was ſollten wir Alle dahier in Münſter umhergeh'n
So kopfhängeriſch düſter wie Matthiſſon und wie Rottmann?" —
Sprach's; und fröhlich umarmte den höckrigen Kleinen der wilde
Knipperdolling: „Du ſprichſt aus der Seele mir, Bruder!" ſo rief er.
„Wiſſet", ſo fuhr er fort, zu den Fremden im Kreiſe gewendet,
„Wißt, daß jährlich dahier zu Münſter ein ſtrohener Popanz,
Den wir Morio nennen, als Narrenpatron in der Faſtnacht
Wird umher im Triumphe geführt. Wenn aber die tollen
Tage vorüber, entkräftet die Leiber, die Beutel geleert ſind,
Und zur Beſinnung gekommen die Narren, da ſchleppen noch einmal
Unſeren Narrenpatron wir an's Licht; doch diesmal als armen
Sünder, und bringen ihn vor ein Gericht, ein eigen beſtelltes,
Wo man ſcharf ihn verklagt und ſämmtlicher Frevel bezichtigt,
Als zuchtloſen Patron, Erzſaufer, gefräßigen Dickwanſt,
Als Schutzherrn der Verdummung, als Unfriedſtifter, mit einem
Wort, als Vater und Nährer unzähliger Übel auf Erden.
Aber das Urtheil ſprechen ſodann ihm die Richter, das immer
Lautet auf Tod durch's Feuer. Nun wird er auf einen entflammten
Haufen von Scheitern geſetzt und verbrannt, daß im Winde die Funken
Fliegen vom Markt weit über die Stadt und hinunter zum Aafluß.
Sehet, ihr Brüder, ſo übten den Brauch bisher wir zu Münſter!
Und nun ſag' ich mit Krechting, dieweil wir den Morio haben,
Laſſet uns Faſtnacht halten! Auch ich bin nicht für das ew'ge
Augenverdreh'n, Kopfhangen! ich bin ſo Einer vom alten
Schlag, weſtphäliſche Art: Dreinſchlagen, das will ich von Herzen
Gern, wenn's gilt, doch das Schwärmen, das Predigen und das Verzücktſein
Steht mir nicht zu Geſicht. Drum mein' ich mit Krechting, wir ſollen
Fröhlich ſein vor dem Herrn! Wer tanzte zum Morio beſſer,
Als der Geſchorene da? Wir machten in Münſter ja längſt ſchon
Ähnlicher ſtets einem Pfaffen den Morio, als einem andern
Gottesgeſchöpf! und während er brannt' auf den Scheitern, der Popanz,

Dachte ſo Mancher im Kreis: o wär's doch Dieſer und Jener
Von den Geſalbten da drüben im Domhof! Ja, in die Kutte
Hatten wir ſtets ihn geſteckt am liebſten, den Morio, wenn nicht
Ängſtlich der Rath uns verdorben den Spaß! Nun, Brüder, nun wollen
Wir's nachholen: Ihr wählt die Gerichtsbeiſitzer am Marktplatz,
Und mich laßt vorſtellen den Kläger! dem Moriopfaffen
Will ich ein Liedlein ſingen, wie keines bisher ihm geklungen!
Nüchtern gedenk' ich zu machen den Schlucker, wie voll er auch ſein mag!" —
Sprach's und es waren alsbald mit der Nonne die Mönche gehoben
Auf ein Gefährt, mit Eſeln beſpannt, und im tollen Triumphzug
Ging's durch die Straßen dahin mit Pfeifen und Trommeln. Es trabten
Reiter daneben einher, und ringsum wogte der Volksſchwarm.
Auch wol Vermummungen trieben ſie lärmend, mit Infeln, Talaren,
Schimmernden Prieſtergewändern, ſoeben den Kirchen entriſſen.
Wer da im brauſenden Trubel am beſten das trunkene Mönchlein
Auf dem Gefährt nachahmte, dem eſel beſpannten, mit Lallen,
Oder wer ſonſt noch geſchickt nachäffte der dunkelen Männer
Einen, die Münſter gekannt und die jetzt aus der Stadt ſich geflüchtet,
Dieſen belohnte die Menge mit lärmvoll jubelndem Beifall.
Aber zumeiſt doch bejauchzt war der luſtige Knipperdolling:
Denn der äffte den Biſchof nach, ſchritt bald gravitätiſch
Hin im Ornat, bald regt' er die Hand', als dreht' er die Spindel,
Drechſelnd, und ſang ein Liedlein dabei zum Spotte des Biſchofs,
Spillendreher ihn ſchimpfend, dieweil er in Stunden der Muße
Drechſelnd, ſo hieß es, bisweilen ſich pflegte geheim zu vergnügen.
Dreimal wogte den Markt ſo hinauf und hinunter der Umzug:
Und nun hielt er gemach vor den ragenden Stufen am Rathhaus,
Wo an erhabener Stelle bereits mit drolliger Würde
Saßen die Richter, erkoren vom Volke, zu ſprechen das Urtheil.
Aber es trat nunmehr der gewaltige Knipperdolling
Über die Stufen empor und gebot mit erhobenen Armen
Ruhe dem Volk, daß er übe das Amt und die Klage beginne.
„Hört, einſichtige Richter!", ſo hub er an, zu beweiſen

Denk' ich anjetzt, daß der Morio hier mit Recht vor Gericht ſteht,
Als zuchtloſer Patron, Erzzanker, gefräßiger Dickwanſt,
Als Schutzherr der Verdummung, als Unruhſtifter — mit einem
Wort, als Vater und Nährer unzähliger Übel auf Erden.
Seht ihn nur an, den da mit dem Wanſt: eine wirkliche Arche
Noah's iſt er, der Wanſt, die aufnimmt ſämmtliche Thierlein —
Freilich gekocht und gebraten! doch welcher entronnen der Sündflut,
Müßte verſaufen im Wein, ſo da ſchwabbt in der Arche des Mönches!
Morio, ſag' einmal, wie viel der geräumigen Fäſſer
Zechteſt du leer, ſeitdem du allein, wie im Kraut der Karnickel,
Saßeſt im Keller des Kloſters? Zu Bern, ſo hört' ich erzählen,
Tranken dereinſt drei Pfaffen vereint zwei Eimer in ſieben
Tagen — was ſchärfet euch alſo den Durſt, ihr Pfaffen? Schon Manchen
Gab's, der das Kirchengeräth in der Schenke verzechte! Bei ſolchem
Üppigen Leben, bei ſolchem Geſchlemme daheim und in Schenken,
Denkt ihr zu halten das bitt're Gelübd', und das Fleiſch zu bezwingen?
Wär' das die richtige Koſt für Selbſtabtödter? „Ein gutes
Bißlein", pflegt man zu ſagen, „erwecket die Ader". Und dazu
Lungert ihr müßig zumeiſt! Ei freilich, ihr faulen und ſtarken
Gäuche, was ſollt ihr thun? da ſetzt ihr euch in die Schenken,
Niſtet euch ein in die Häuſer begüterter Leute, ſcherwenzelt
Keck um die Weiblein her! Und die Weiblein dulden's! Natürlich!
Solch ein gemäſteter Mönch iſt in Buhlſchaftsſchulden ein wack'rer
Zahler! Betrachtet ihn, Leute, den Morio! Stellt ihn nur etwas
Jünger euch vor: — wie gemacht, nicht wahr? um zu dienen als Burgpfaff
Ältlichen Witwen von Adel? Bei Gott, mich wundert es gar nicht,
Daß ſich vor Kurzem geweigert die wackeren Bürger von Nürnberg,
Fort zu Felde zu ziehn, weil ſie, wie ſie ſagten, Bedenken
Trügen, die Weiber indeſſen daheim bei den Pfaffen zu laſſen . . .

Euch zu beweiben in Ehren und eh'liche Sproſſen zu zeugen,
Iſt euch verwehrt, daß der Diener des Herrn nicht diene dem Weibe.
Doch da verſagt euch das Eh'weib iſt, ſo beherrſcht euch das Kebsweib,
Oder die Schaffnerin gar und das dienende Weib in der Küche.

Runzelt die Köchin des Pfaffen die Stirn, ſo erzittert das Kirchſpiel! —
Frommes, entſagendes Leben, das ſoll um des Clericus Stirne
Spinnen den Heiligenſchein, ſo meinten's die Stifter der Orden.
Heiligenſchein? ei, wie? was wird aus dem Heiligenſcheine,
Wenn ein Pfaff in der Goſſe ſich wälzt, und Nächtens geführt wird
Von Stadtknechten hinweg aus der Straße, dieweil er in ſpäter
Stund' vor der Thür des Bordells als ein trunkener Heide gelärmt hat?
Weiß doch Jeder ein Lied vom trunkenen Pfaffen zu ſingen!
Kürzlich gen Osnabrück mit Anderen reiſ't' ich; wir ſaßen
Auf dem gemietheten Wagen. Da hatten zum Reiſegenoſſen
Wir einen Pfaffen, der toll und voll wie ein Kärrner bezecht war.
Lallend die Frau'n ſtets neckt' er im Wagen, und als nun die Nacht kam,
Scholl bald hier, bald dort aus der Ecke des finſter'n Gefährtes
Ängſtlich ein weibliches Rufen von wegen des frechen Geſellen.
Selber ein ältliches Weib, das im Arm einen weinenden Säugling
Hielt, nicht wußte ſie, ſollte den ſchreienden Rangen ſie ſtillen,
Oder ſich ſcheltend erwehren des frech umtaſtenden Saufbolds . . .
Zornig bedrohten wir ihn, auf die Straße hinaus ihn zu werfen,
Aber es half nicht viel. Da bändigt' ihn endlich der Schlummer,
Und er legte das Haupt, das weinſchwer nickende, g'rade
Mir auf die Bruſt; ich lacht' und ließ ihn gewähren; mir macht' es
Spaß, wie er arglos ſchlief, nicht ahnend, der pfäffiſche Schlucker,
Daß er ſchlief an dem Buſen des grimmigen Anabaptiſten.
Gibt es ein Schauſpiel wol, ſo ſchnöd, als ein trunkener Pfaff iſt?
Müßte nur ſein, daß der Heuchler noch widriger iſt und der Mucker,
Der vor den Leuten die Sünden und heimlichen Frevel verkleiſtert
Mit ſcheinheiligem Firniß. — Auf menſchliche Schwächen beruft ihr
Euch und natürlich Bedürfniß? O ihr — *weit über Bedürfniß*
Seid ihr verlottert und ſchmutzig, und Mancher, der ſollte der Hirt ſein,
Iſt als das räudigſte Schaf oft ſelbſt in der ganzen Gemeine! —
Nein, nicht menſchliche Schwäche nur iſt's, die bricht das Gelübde;
Denn ihr macht das Gelübd' mit dem Vorſatz ſchon, es zu brechen!
Einſt wol führte den Frommen ins Kloſter der Drang der Entſagung

Jetzo den Faulen der Drang, ein behaglich Leben zu führen.
Was einſt Fromme geſtiftet für heilige Diener der Kirche,
Jetzo verzehren's die Diener des Bauchs. Und daß euch der Seckel
Allzeit ſtrotze, verkauft ihr der Einfalt ſchmunzelnd den Himmel,
Schier wie der Fuchs, der den Mond im Brunnen als Käſe verkaufte
Seinem Gefährten, dem Wolf. Nur wenn in dem Kaſten der Pfennig
Klingt, ſprach Tetzel, da ſpringt aus dem Feuer das büßende Seelchen!
Iſt nicht lange genug ſchon das Silber der Deutſchen in wälſchem
Schreine gewandert nach Rom, um die päpſtlichen Lüſte zu füttern? —
Ja, in weltlichem Sinn hinlebt ihr, das Geiſtliche thut ihr
Läſſig und eilig nur ab. Ihr plappert die Meſſe herunter,
Worte verſchluckend, daß Gott im Himmel die Sprüchlein ſo wenig
Als ihr ſelber verſteht. Ihr verſtehet ſie nicht, denn vergeſſen
Habt ihr euer Latein. Unwiſſende ſeid ihr und Tröpfe,
Sprecht wie die Maſtſchweintreiber, und möchtet die Leuchten der Welt ſein?
Meint ihr, die heilige Weihe, ſie mache zum würdigen Pfaffen
Den hainbüchenen Klotz? da irrt ihr: was hilft es dem Langohr,
Wenn er's Ciborium trägt? In den Klöſtern die Büchergeſtelle,
Wie ſie gelehrtere Väter und frömmere Männer errichtet,
Was ſind dieſe für euch? was ſoll denn der Kuh die Muskatnuß?
Salz der Erde, wo biſt du? Wol mag's noch Etliche geben,
Wie der bewanderte Lange vor Jahren in Münſter geweſen,
Und wie ich ſelber den wackern Ambroſius Hatzlinger kannte,
Den Traumüller, den Edinger auch, und den würdigen Hülskamp:
Aber die Meiſten von denen, die heut ſich ſcheeren die Glatze,
Sind von verlotterter Art, ſind Buhler und grobe Bacchanten!
Und da wundert es Manchen, daß nirgends mehr in der Welt noch
Einer was hält auf Pfaffen, und daß man die Kirche verachtet?
Unglückſeliges Rom, das in ſolchen gefährlichen Zeiten
Solcherlei Rüſtzeug hat! Nicht ſchlagen die Ketzer und Feinde,
Nein, nur die Söldner der Kirche — die ſchlagen die Dauben dem Faß aus!

Pfaffe, was haſt du zu ſagen zu deiner, und deiner Geſellen
Schutz und Vertheidigung? ſprich!“ — So rief in's Ohr der gewalt'ge
Knipperdolling dem Mönch, dem bezechten. Doch der war inzwiſchen
Ruhig entſchlummert. Er hatte das Haupt, das beſchwerte, zur Seite
Gegen die Nonne geneigt, und ruht' ihr über der Schulter.
Doch jetzt wandte der Kläger zum anderen Mönch ſich und ſagte:
„Du da, hag'rer Gefährte des wanſtigen Moriobruders,
Schier zu vergleichen wie eine von Pharaos mageren Kühen
Neben der fetten, und neben der ſatten die lüſterne Todſünd',
Meinſt du, daß fertig ich ſei mit dem Sündenregiſter der Pfaffheit?
Dünkſt dich beſſer als dieſer, dieweil dir mangelt der Dickwanſt?
O, ich kenne dich wol! Du biſt von dem Holze, von welchem
Man zwar nicht Burgpfaffen mit kupf'rigen Naſen, doch Henker
Schnitzelt und Hexenverbrenner! Wer iſt rachſüchtiger, frag' ich,
Als ein Pfaffe? Dieweil euch die fröhliche Liebe verboten,
Haßt um ſo gründlicher ihr. Wie viel Erzengel auf einer
Nadelſpitze zu ſitzen vermögen, das glaubſt du zu wiſſen,
Und wer zweifelt an dir, den bedräu'ſt du mit Folter und Holzſtoß!
Mönchshand hat Jahrhunderte lang Brandſcheiter geſchichtet
Gott zur Ehr'; ließ Haufen von zauberverdächtigen Weiblein,
Haufen von Ketzern den Stoß in geſchwefeltem Hemde beſteigen:
Ewig ſteht ſie, die Säule des Rauchs — Schandſäule des Mönchthums!
Mönchshand ſtieß in die Kerker hinab die erleſenſten Geiſter!
Mönchshand metzelte jüngſt ſechstauſend Täufer in Holland . . .
Iſt denn immer der Mönch nur ein Maſtthier, oder ein Raubthier?
Sagt doch ein Sprüchlein: Der Mönch — wenn ſchwarz, ſo iſt es der Teufel,
Und wenn weiß — ſo iſt es die Frau Großmutter des Teufels!“ —
Alſo der Kläger: es lohnt' ihn der Schwarm mit Gelächter und Beifall.
Aber es hatten, von Krechting geleitet, inzwiſchen die braunen
Söhne des wandernden Stammes entflammt einen mächtigen Holzſtoß,
Den ſie grinſend umtanzten mit frech-muthwilligen Sprüngen.

Jetzo ruft, der da führt, hoch wölbend die Brauen, den Vorſitz
In dem Gericht, van Straaten der Gaukler: „Nun kneipt mir den trunk'nen
Morio, daß er erwach', und ſtehend vernehme das Urtheil!“
Und es erwachte der Mönch, von den Händen der Männer geſchüttelt.
Nochmals führt zu Gemüthe der Richter ihm, daß er bezichtigt
Als „zuchtloſer Patron, Erzſaufer, gefräſſiger Dickwanſt,
Als Schutzherr der Verdummung, als Unruhſtifter — mit einem
Wort, als Vater und Nährer unzähliger Übel auf Erden“:
Und dann wandt' er zum andern, dem hageren Moriobruder
Sich, und bewies, daß beide nun erſt im Vereine der rechte
Völlige Morio ſeien, daher ſie billig das Urtheil
Treffe vereint. Sie ſollten zuerſt ablegen die Kutten,
Werfen ins Feuer ſie ſtracks: dann wolle man gnädiger ſtrafen.
„Petrus!“, rief er, „bedenk', daß die Schlüſſel des Himmels in and're
Hände gerathen! Du, Paulus, bedenk', daß du nur ein Saulus!
Und ſo beſinnt euch raſch! denn ſo ihr deſſen euch weigert,
Wird man verfahren mit euch nach dem Moriobrauche der Väter!“ —
Peter, der Hagere, ſtand mit finſteren Blicken und ſtummem
Trotz vor dem Volke. Doch Paul, der gemäſtete, als den Beſcheid er
Hatte vernommen, auch einigermaßen dabei ſich ernüchtert,
Drohend umringt, abzog er die weinig triefende Kutte,
Warf ins Feuer mit raſchem Entſchluß ſie, rufend: „In Gottes
Namen! iſt letztlich die Zeit in Wahrheit alſo verändert,
Und die Geſchornen verjagt und die Keller der Klöſter geleert auch,
Will ich von heut' kein Pfaff mehr ſein!“ — Beifälliger Zuruf
Scholl im Volk und Lips van Straaten, der munt're, begann ſo:
„Höret anjetzt, ihr Männer, den Urtheilsſpruch, den ich finde!
Weil ſich der Morio nur zur Hälfte bekehrt, und zur Hälfte
Trotzt, muß zwiefach ſein auch der Spruch. Der Bekehrte, der Dickwanſt,
Werde belohnt, indem man ihm die geſegnete Nonne
Gibt zum Weib, zu welcher ihn zog ein heimlicher Drang ſchon,
Denn ihr ſaht, wie er traulich auf ſie ſich im Schlafe gelehnt hat!

Aber der Hagere da, der ſchweigend noch immer in ſchnödem
Trotze verharrt" — „Ins Feuer mit ihm!" ſo kreiſchte der wilde
Krechting; „ins Feuer mit ihm nach dem Moriobrauche von Münſter!" —
Aber nun plötzlich erſcheint der Prophet inmitten des Volkes
Wieder; um ihn das Gefolg der Getreu'ſten, der Feurigen, Ernſten,
Und der Verzückten und Seher, die ihn wie Trabanten umgaben.
Finſter und unwirſch blickt er: das lärmende Thun mißfiel ihm,
Und von den Rathhausſtufen herab anſprach er die Menge:
„Bürger von Sion! mich dünkt, mit eitlem Gejauchz' und Gelärm' nicht
Gilt es zu feiern den Tag der Befreiung! Den Bürgern von Sion
Ziemt ein heiliger Ernſt nur! Des inneren Wortes Erweckung,
Welches erlöſen die Welt nun ſoll, nicht iſt ſie vollendet:
Einkehr heiſcht ſie ins Herz, nicht lärmendes, eiteles Treiben.
Viele noch gibt es, ich ſeh's, die im Geiſt nicht wiedergeboren!
Freiheit, Brüder, ſie hat's nicht Noth, daß ſie feiert ein Sieg'sfeſt,
Auf Marktplätzen und Straßen, bevor nicht frei, wie von außen,
Auch von innen wir ſind, und geſichert was kaum wir errungen.
Sendet den Mönch zum Thore hinaus in das Lager des Biſchofs!"
„Das iſt's", rief nun Lips, „was ich ſelber gedachte zu ſagen.
Hört, wie als Richter ich's meine. Dieweil im Trotze der Hag're
Schweigend verharrt, ſo ſoll man ſofort mit Stricken ihn binden
Auf einen Eſel verkehrt, und hinaus durch's Thor auf die Straße
Jagen gen Telgte den Eſel, hinein in das Lager des Biſchofs! —
Fahr' wol, Freund, und berechne, wie viel Erzpfaffen auf einem
Eſelsrücken zu ſitzen vermögen!" — Er ſprach's, und gebunden
Ward auf den Eſel der Mönch und hinaus gen Telgte getrieben.
„Aber in's Feuer", ſo rief noch Lips, „in den brennenden Holzſtoß
Werft die Traktätlein des Mönchs, die in unſeren Händen geblieben!"
Und man warf in die Glut die Traktätlein des hageren Mönches,
Sah ſie mit Jubel verkohlen „Ins Feuer mit Allem", ſo ſcholl es,
„Was noch übrig in Münſter von ſolchen Scharteken des Mönchthums!"
Und nun ſchleppte man fröhlich die Reſte papiſtiſcher Schriften
Aus den Behauſungen her und warf in die Glut ſie mit Jauchzen.

„Männer von Zion, ich lob' euch“, begann nun der Meiſter von Harlem,
Fieb'riſch erglühend „daß, wie ihr zertrümmert daheim und in Kirchen
Heute die Bilder, damit nicht mehr ſie ihn trüben, des Geiſtes
Bildlos ſich in die Tiefen der Wahrheit tauchenden Auſtern,
So auch jetzo vernichtet den Reſt des papiſtiſchen Schriftthums!
Aber ich ſag', nicht ſollten allein die Scharteken des Mönchthums,
Nein, ihr Männer von Zion, es ſollte verſtummen das ganze
Krauſe Geſchwätz' und Gelärme des äußeren Worts in beklexten
Pergamenten und Blättern, das ganze papierene Babel,
Das unendlich ſich thürmend, wie einſtens das ſteinerne Babel,
Zungen und Geiſter verwirrt. Was ſind ſie, die Bände, die Rollen,
Welche die Menſchen gehäuft, und worein ſie ſich brütend verſenken,
Ohne doch je zu erlauſchen des innerſten Geiſtes Verkündung?
Die Buchklexer, ſie ließen entarten das ehrliche Wort längſt
Zum buntlappigen Schalk, zur bepinſelten Metze die Wahrheit!
Und die Gelehrten, was thaten ſie anders, als hüten der Weisheit
Goldene Barren, anſtatt ſie zu nützen? Wie Kinder, ſo plappert
Einer dem Andern nach die Orakel der ewigen Wahrheit,
Und nicht Einer bedenkt, daß das Herz ſie ſollten befeuern!
Todt iſt die Buchweisheit: d'rum ſoll der beſeelte Gedanke,
Und das lebendige Wort nun ſpringen in zündenden Funken
Mitten im Volk von Stirne zu Stirn, von Lippe zu Lippe!
Längſt ſchon iſt ſie gefunden, die Wahrheit, aber ſie modert
Seit Jahrtauſenden ſchmählich in Schränken; hinaus denn ins Leben,
Friſch hinaus! ei was da gedruckt, ei was da gebunden?
Nein, von Druck und Banden befreit, wie der Vogel in Lüften,
Soll ſie fliegen, und ſingen von jeglichem Wipfel ihr Liedlein!
Kalt iſt der Buchſtab', aber das Wort, es glüht und es zündet!
Wie uns erſtarrte das Bild, ſo iſt uns erſtarrt auch der Buchſtab,
Uns zum Dämon geworden, anſtatt zum Befreier und Mittler!
Darum hinweg mit dem Wuſt, der die inneren Quellen verſchüttet!
Laßt nur verſtummt erſt ſein im Geſümpfe den quackenden Froſchchor,

Und ihr werdet den Sproſſer alsbald im Gebüſche vernehmen!
Erſt wenn ganz wir befreit, wenn ganz wir verjüngt und erneuert
Sind von innen heraus, dann mag auch das Bild und das Wort ſich
Wieder verjüngen und wieder zu Ehren gelangen der Buchſtab'.
Doch kein Mitleid jetzo für dieſe verlotterten Sünder!
Was ſie zuſammen geſündigt, das ſollen zuſammen ſie büßen!
Werft in's Feuer die Bücher, ſo viel noch zu finden in Sion!“
Solches und Anderes ſprach der Prophet. Da qualmte der Holzſtoß
Höher empor, und es ſchleppten herbei die ſioniſchen Bürger
Nach dem Gebote des Backers von Harlem Bücher und Schriften,
Feurig erregt. In den Hallen der eilig verlaſſenen Klöſter
Standen des Schriftthums Schätze beſtaubt, vom Foliorieſen
Bis zum winzigen Zwerg. In der Eingangshalle des Doms auch
War ſeit Jahren gehäuft des gedruckten, geſchriebenen Reichthums
Fülle, der Stolz von Münſter, zum Nutzen der ganzen Gemeine.
Raſcher entleert als gefüllt nun ward ſie, die räumige Halle!
Hei, wie da im Gedränge der Eifrigen wieder vor Allen
Knipperdolling ſich regte, mit ihm auch der rieſige Tyſan!
Triefend von Schweiß, auf den Armen und wuchtigen Schultern getragen
Brachten ſie Berge von Bänden, erſtickend beinahe den Holzſtoß,
Wenn ſie die wuchtige Fracht auf die brennenden Scheiter entluden!
Anders bemüh'te ſich Krechting: mit helfenden Schaaren zum Rathhaus
Eilt' er; aus den Gemächern und moderbeſtaubten Archiven
Bracht' er der Stadt Urkunden geſchleppt: die verwitterten Schriften,
Die Privilegien, Pflichten des Raths, des Capitels, der Gilden,
Obrigkeitlich und bürgerlich Recht, Schuldbücher, und Alles,
Drauf des Beſitzthums Ordnung der Bürger zu Münſter beruh'te.
All' das bracht' er geſchleppt und lachend, mit höhniſcher Freude
Sah er in kniſternder Flamme die gelblichen Blätter verkohlen.
Und wie ein Taumel ergreift nunmehr des Verbrennens, Vernichtens
Luſt die Gemüther; es bringt frohlockend der Schüler die Büchlein,
Drüber er ſchwitzend geſeſſen; und ſelbſt der Magiſter, vom wilden

Geiſte des Tages ergriffen, gehorcht dem Gebot des Propheten,
Und mit Freuden entleert er den Schrank in die lodernden Flammen.
Horch, aus dem Holzſtoß klingt's, wie die wimmernden Seelen der Bücher!
Wie das praſſelt und glüht! Wie in wehender, wallender Lohe
Kochend die bräunlichen Maſſen mit ſchwarzen, verkohlten ſich miſchen,
Durcheinander ſich drängen, als wollten der Qual ſie entfliehen
Aus der verzehrenden Glut! Es rollen ſich kniſternd die Blätter
Eins nach dem anderen auf, als blättr' in dem Buche des Teufels
Fauſt: ha, wie ſie ſich windend und krümmend verlodern, verkohlen!
Wo nicht ſelbſt ſie die Flamme berührt, da ſetzt ſie der Gluthauch
Schon in Brand, der heiß ſie umweht, und es bricht aus erhitzten
Maſſen die Lohe von ſelbſt wie aus leichtem entzündlichem Schwefel.
Aber es bleibt noch zurück ein ſpinnwebdünnes Geblätter,
Und auf dem ſtofflos leichten verkohlten Geblätter iſt lesbar
Stets noch die Schrift — Buchſtabe, du zäher Geſelle, ſo lange
Trotzeſt des Feuers Gewalten du noch und der Rache des Schickſals?
Und das Geblätter, es flattert empor, von den Lüften getragen,
Stöbert umher um den Stoß, wie der Flaum, wenn Tauben der Geier
Zauſet in wehender Luft . . .
Heiſa, wie poltern die wucht'gen
Folianten hinunter, daß hoch aufſtieben die Funken,
Während im Sturz ſie zu Aſche die glimmenden Scheiter zermalmen!
Hei, an dieſen wol nagt er ſich müde, der glutende Wolfszahn!
Schier zu kurz iſt der Zahn, zu enge der feurige Rachen,
Um zu zerkau'n, zu verſchlingen die rieſig gewaltigen Maſſen!
Ha, wie wehrt ſich und ſperrt ſich das Ledergebinde, das zähe!
Aber des Glutelements unermüdlich erneuerter Anfall
Zwingt es zuletzt; in verdoppeltem Qualm hin über den Marktplatz
Wogt mißduftiger Rauch von den glimmenden Reſten der Thierhaut.
Lips von Straaten, der Gaukler, mit luſtigen Reden und Sprüngen,
Schnüffelt er, wittert er immer umher an dem brennenden Holzſtoß,
Schwörend, er witt're genau die verſchiedenen Gerüche heraus noch

Von den verkohlenden Häuten: es dampfe heraus aus den Flammen
Noch von Eſel und Bock und Rind und Schaf, die den Büchern
Hatten die Häute gelieh'n, und oft mit den Häuten — die Seelen . . .
„Das Fegfeuer, es reinigt gewißlich in Zion die Lüfte“,
Fügt er hinzu; „ei, glumſet und gloſet nur, Böcklein und Langohr!
Zeit iſt's, daß ihr nun endlich zum fegender Feuer verdammt ſeid!“ —
Luſtig genährt, wächst rieſig der Brand in der Mitte des Marktes.
Hei, wie thürmt ſich genüber den ſtolzen Paläſten der Holzſtoß,
Selber ein Flammenpalaſt! Hoch züngeln als goldene Zinnen
Flammen ins Blaue hinauf! — Endlos um die glühenden Scheiter
Über einander gehäuft wächst rieſig das flammengeweihte
Schriftthum — nur allmälig vermag man's zu bieten der Lohe,
Die ſchon allzu bedrohlich durchglutet die Lüfte. Gethürmt iſt's
Bis zu den Rathhausſtufen hinan. Auf der höchſten der Stufen
Steht der Prophet und nimmt, zornvoll, ein Buch nach dem andern
Aus den geſchichteten Haufen und wirft es hinab in die Flammen.
„Welch' unendliche Fülle gedruckter, beſchriebener Blätter!“
Ruft er mit bitterem Lächeln. „Wie viele geſchwätzige Blätter
Hangen am Baum der Erkenntniß, und ach wie ſo wenige Früchte!“
Wieder ergreift er ein Buch, er ſtreift mit dem Blicke die Umſchrift,
Und er lieſ't: „„Theophraſtus, vom innerſten Weſen der Dinge:
Handelt von heimlichen Kräften der Steine, der Pflanzen und Thiere.“““
Liegen ſie nicht in uns ſelber, die beſten der magiſchen Kräfte?
Denken wir d'ran, ſie zu nützen! In's Feuer mit dir, Theophraſtus!“
Wieder ergriff er ein Buch und las: „Von den Thaten des großen
Alexander, wie weit er in Perſia, India vordrang“ —
„Ei, was ſoll es uns helfen, wie weit Alexander gedrungen,
Wenn wir, es leſend, nur um ſo beharrlicher hinter dem Ofen
Sitzen, gebogene Rücken und ſchwächliche Beine gewinnen?
Selbſt iſt der Mann! Wer thut, was er ſoll, iſt ſo groß wie die Größten!
Fort — in's Feuer hinab mit dir, Macedonierkönig! —“

„„Commentarius"" . . . Rotengeſtrüpp, wo der Wicht den gelehrten
Gegner mit feinem Latein und mit gröblichen Wendungen abtrumpft . . .""
Fort in die wabernde Glut! — Ei, „„Quintessentia rerum,
Schule der Weltweisheit, der geſammten, ſo alten als neuen,
Handlich geordnet"" — „ich wette, der Burſch hat ſelber im Traume
Nimmer geahnt, daß auch noch zu Anderem da iſt die Weisheit,
Als ſo handlich geordnet zu ſteh'n auf den Büchergeſtellen" . . .
„„Petri Fels: Grundveſte des heiligen, römiſchen Papſtthums""
Und hier: „„Lutheri Spiegel der Ehren — der Kampf mit dem Papſtthum!""
Wörtergezänk — noch balgt kleingeiſtiger Troz in des Tempels
Vorhof ſich, wenn längſt ſchon entriegelt das Inn're des Tempels!
Fort in die Glut ihr beide zugleich, kleingeiſtige Zänker!' —
Und nun reicht ihm ein Buch aus dem Haufen der grinſende Krechting:
„Ei, da ſiehe, das Wort, das geſchrieb'ne, verehrte: die Bibel!"
„Bibel iſt Babel!" verſetzt der Prophet, und in wilder Verzückung
Fügt er hinzu: „Hinab auch die Bibel!" Da nahte der bleiche
Rottmann ſchüchtern dem Meiſter: „Enthält nicht Wahrheit die Bibel?" —
„Bruder", verſetzt der Prophet, „Was iſt Wahrheit?" fragt ſchon Pilatus.
Manchmal wird ihr zu Muthe, der Wahrheit, ſchier wie dem Vogel,
Welcher ſich mauſert, und mehr, es wird ihr zu Muth, wie dem Vogel
Phönix im Araberland! Da meinen ſo Manche, ſie dürfe
Nicht ſo thun, wie der Phönix im Araberlande: ſie müſſe
Thun wie die Eule, die lichtſcheu hockt im Geklüft, und der Ibis,
Der träg füttern ſich läßt von den Händen der Prieſter im Tempel.
Ja, Kleinmüthige ſagen, man müſſe ſie unter den Glashut
Stellen und doppelt verehren die alternd gebrechliche, doppelt
Ängſtlich ſie hüten und ſchonend ihr friſten das ſchwächliche Leben.
Wiſſet, ihr Männer, im Dome zu Lübeck ſah' ich ein Weiblein

Unter dem Glas, nur ſo groß wie ein Mäuschen. Ihm wurde durch Zauber,
Als es ein Mägdlein war, in friſcheſter Schöne noch prangend,
Ewiges Leben verlieh'n, doch zugleich nicht ewige Jugend.
Und ſo iſt ſie verwelkt und vergilbt und vertrocknet zum uralt
Runzligen Mütterchen erſt, und endlich zur Größe des Mäusleins
Iſt ſie zuſammengeſchrumpft. Es durchſcheint ihr die Glieder die Sonne,
Hält man ſie gegen das Licht. Wie ein Fötus im Leibe der Mutter
Hockt ſie und brütet ſo hin und regt ſich nur einmal im Jahre.
Sehet, das wäre das Loos auch der alternd erhaltenen Wahrheit!
Aber ſie will ſich verjüngen! Sie will nicht thun wie die Eule,
Nicht wie der Ibis, noch leben ſo hin, wie zu Lübeck das Weiblein
Unter dem Glas im Dome! Sie will ſo thun wie der Vogel
Phönix im Araberland! Sie will ihr eigener Sohn ſein,
Wie ihr eigener Vater! Sie will ihr Unſterbliches retten,
Opfernd das Sterbliche kühn! Was verbrennt, ihr ſterbliches Theil iſt's!" —

Alſo rief der Prophet, und wie er in Hallen des Domes
Hatte die Bilder herunter geſtürzt, daß erbebten die Grüfte,
So auch warf er in düſtern entgegen ihm züngelnde Flammen
Jetzo das heilige Buch, machtvoll, aus erhobenen Händen:
Gierige Lohe verſchlang's, und es wühlte nunmehr auch die glühe
Teufelsfauſt in den Blättern der heiligen Apokalypſe . . . .

Wieder ein anderes Buch nun reicht ihm der grinſende Knechtling,
Und er las: „des Ovidius Naſo Göttergeſchichten,
Zierlich anjetzt in Reimen verdeutſcht." Ein ſtattlicher Band war's,
Und mit Bildern der Götter und Göttinen lieblich geziert auch.
„Fabelgeſchwätz", ſo rief der Prophet, mit düſterer Strenge;
„Tand, der die Geiſter entfremdet dem Ernſt, mit lieblichen Worten
Und mit üppigen Bildern in weichliche Träume ſie wiegend —
Fort auch dieſes!" Er rief's, und erhob in den Händen das Buch ſchon,
Um es mit kräftigem Schwunge hinab in die Flammen zu ſchleudern.

Doch wer tritt da plötzlich hervor? Ha, ſiehe, der bleiche
Träumer, der Jüngling-Mann, mit den reinen und ſtolzen und ernſten
Augen, den ſehnenden Augen, den Lippen, die dürſten nach Leben,
Jan von Leyden. Zuerſt am heutigen Tag, ſeit jenem,
Da er nach Münſter gelangt, entreißt er dem brütenden Schweigen
Sich, worein er verſank, zu vereinen ſich mühend des Meiſters
Lehre, die kühn zwar, frei, doch düſter und ernſt, mit dem eig'nen
Gährenden Drang, den Gedanken der eigenen feurigen Seele.
Nicht ein Laut war entfloh'n ſeit Wochen dem Munde des Träumers:
Doch nun trat er hervor und, erfaſſend den Arm des Entflammten,
Rief er ihm zu: „Halt ein, o Prophet! nicht allzugewaltig
Schür' und nähre den Brand, ſonſt wird er, uns über den Scheitel
Wachſend, auch Zion verzehren zugleich mit dem ſchuldigen Babel!
Laß uns den Naſo, Freund! laß leben in Zion die ſchönen
Fabeln und Bilder der Dichter! Es wechſelt auf Erden die Wahrheit,
Ewig wahr iſt die Fabel allein auf den Lippen der Sänger!
Wirf ins Feuer die Bibel, und löſche die Lampen, die dämm'rig
Matt uns erhellten die Nacht, da es Tag nun geworden: doch nimmer
Schmähe das liebliche Licht, das aus wieder erſtandenen Rollen,
Wieder erſtandenen Bildern der Heiden heraus uns den erſten
Heiteren Stral in die dunkle, die mönchiſch-verdüſterte Welt warf!
Sie, die aus Welſchlands Schutte gegraben die Bilder der alten
Götter, ihr Grabſcheit war's ja zuerſt, was die Feſten des Mönchthums
Schaufelnd gelockert, eh' Wort und Schrift ſich zur Fehde beflügelt!
Iſt durch ſie doch der lieblich-erhabene Name der Schönheit
Über die Alpen gedrungen: da ſah'n wir, wie trüb und wie traurig
Hier uns das Leben umgab, und es floß in verkümmerte Seelen
Wieder ein männlich Gefühl, es erſchloſſen ſich wieder die Sinne.
Wirf ins Feuer was todt, o Matthiſſon, doch verſchone
Was zu erneuertem Leben erwacht! Da den Phönix der Wahrheit
Du hellblickend erkannt, der, alt und ſchwach, in die Flammen
Eben zu ſtürzen ſich ſehnt, ſo verkenne den Phönix der Schönheit
Nicht, der ſoeben verjüngt aus dem flammenden Grab ſich emporhebt!

Wie du die Evangeliſten geſtürzt und die Bibel verbrannt haſt,
Hat man nicht ſo dereinſt auch die heiteren Götter der Alten
Grollend ins Feuer geſtürzt? Doch ſieh', es verzehrten die Flammen
Auch nur ihr ſterbliches Theil — als Götter nur ſind ſie vernichtet.
Aber als leuchtende Bilder der Schönheit, Leben verklärend,
Sind ſie nun wieder entſtiegen dem Grab: friſch, hehr, in verjüngtem
Reize verbünden ſie ſich dem befreienden Geiſte der Zeiten,
Unſerem Geiſt, dem die Stätte wir eben bereiten in Zion!
Laß uns den Naſo, Freund, und der Anmuth heiteres Erbe;
Laß uns die lieblichen Märchen, die lieblichen Bilder der Dichter!" —
    Alſo der muthige Jüngling. Da war wie getroffen ins tiefſte
Herz der ergraute Prophet. Sein flammengehärteter Sinn war
Einwurfs nimmer gewohnt. „Man merkt", rief er, „daß umher du
Zogſt mit der Rotte der Gaukler, der liederlich ſchnöden Geſellen:
Liederlich ſind ſie ja immer, die Gaukler, die Comödianten!
Liederlich ſind ſie, die Sänger und Reimer, die Lautner und Harfner!
Liederlich ſind, die hantiren mit Pinſel und Meißel! Sie geben
Ehre mit zierlichen Worten dem Schönen, in lieblichen Bildern
Stellen ſie's dar; ſie erbauen die ſchönſten, die herrlichſten Tempel,
Aber im eigenen Geiſt, tief drinnen, da ſind ſie des Unflaths
Voll und der Unſchönheit, unlauteren Sinns und verwildert!
Und indeß um ſich her ſie verklären die weltlichen Dinge,
Hangt es wie Spinnengeweb' um ihre unſterblichen Seelen!
Seht, wie Babel ſich brüſtet mit üppig verlockenden Künſten!
Seht, wie zu Rom auf dem Stuhle der Päpſte der weichliche, bunte
Tand mit jeglicher Schmach ſich verſchwiſtert! Da herrſchet die Hoffart,
Und die Tiara befleckt ſich mit heimlichem Mord und mit Blutſchand!
Darum ſtürz' ich mit allem papiſtiſchen Zauber auch dieſen!
Darum verbann' ich aus Zion die weichlichen, üppigen Künſte!
Darum ſchleudr' ich hinab in die Glut dies Buch wie die andern!" —
    „Willſt du von Neuem", ſo rief der erglühende Jüngling, „zur düſtern
Zelle geſtalten die Welt, nur daß uns der Zauber des Schönen

Nicht zum Böſen verlocke? Mir trachtet die Seele nach reinem,
Göttlichem Leben wie dir! doch wahrlich, ohne der Anmuth
Herzen-erhebenden Reiz, nicht möcht' ich leben auf Erden,
Auch mit Heiligen nicht! Und kannſt du des Guten und Edlen
Würdigen Ernſt nicht einen mit heiterer Freude des Lebens,
Sag' nicht, daß du erlöſet die Welt und begründet das neue
Zion, die Stätte des Heils! — Du ſaßeſt in einſamer Zelle,
Still, dein ſchwärmender Sinn, zuwandt' er ſich immer nur einem
Pole des Lebens: es wölbte ſich eng dir der Kreis der Betrachtung
Über dem Haupt! Ich aber, ich habe durchwandert die Lande
Jugendlich offenen Sinns; von wärmerer Sonne befeuert
Ward mir das Blut, und zerſtreut hat helleres Blau mir die nord'ſchen
Nebel im Geiſt. So erſchloß ſich die Welt mir des Geiſtes und Herzens
Voll und ganz: nun glüh' ich nach Einem: zu ſchauen auf Erden
Endlich in ſeligem Bunde vereinigt die Luſt und die Jugend!
Siehe, ſo ſpiegelt ſich anders in deinem und anders in meinem
Geiſte das Zionsreich! Bis hieher, o Meiſter von Harlem,
Sind wir zuſammen gewandert; nun aber, nun zweiet der Pfad ſich
Dir und mir: ſo entfalten geſchiedene Banner in Zion
Wir in ehrlichem Streit, und den Irrenden richte das Schickſal!“ —
Alſo der Jüngling, und rings aufhorchend erſchrack die Gemeine
Vor den gewaltigen Worten, mit welchen dem hohen Propheten
Jan von Leyden getrotzt. Es erſtaunten die Bürger von Zion
Vor des gebietenden Jünglings Geſtalt und es neigten im Stillen
Schon ſich die Herzen ihm zu, durch heimlichen Zauber gewonnen.
Aber es ſtand todtbleich der Prophet, wild rollte das Aug' ihm
Unter den buſchigen Brau'n. Ihn befiel ein Zittern — zur Ruh' dann
Winkt' er das leiſe Gemurmel im Volk und gedachte zu reden . . .
Doch nun drängen heran ſich eilende Boten. Sie melden,
Daß aufbrachen geſammelt am heutigen Tage des Biſchofs
Schaaren von Telgte gen Münſter, und ſchon von den Thürmen der Stadt ſich
Zeige der nahende Feind, ſie mit ſtürmender Hand zu befehden.

Mächtig drohe das Heer, denn es ſei mit reiſigem Hilfsvolk,
Und mit Kriegesbedarfe verſtärkt von rüſtigen Nachbarn,
Cöln und Cleve voran, und ſogar auch der luther'ſche Heſſe
Stelle ſich unter die Fahnen des Pfaffen im Streite gen Münſter.
Heftig erregt war das Volk. In ſich wie zuſammengeſunken
Schien der Prophet. Doch endlich erhob er aus brütendem Schweigen
Wieder das Haupt und wie tobend mit heftiger Stimme begann er:
„Männer von Zion! es nahet der Feind, daß ich kämpfend und ſiegend
Auch den Bethörten in Zion bewähre die göttliche Sendung,
Welche hierher mich geführt. Obſieg' ich den äußeren Feinden,
Werden beſchämt mir vor Augen die heimiſchen Gegner verſtummen!
Wiſſet, ihr Brüder im Herrn! ſeitdem ich geſchritten durch Münſters
Thore, hat kaum einmal mir der Schlummer die Lider der Augen
Leiſe berührt; kaum fand ich die Zeit, um die brennenden Lippen
Mir zu benetzen des Tags einmal, wenn eifernd von Morgen
Bis zum Abend ich rang, um das Zionsreich zu begründen,
Mahnend und predigend immer, das innere Wort zu erwecken.
Heiß kocht mir das Gehirn wie in ewigem Feuer; denn groß iſt,
Drückend und ſchwer iſt das Werk, zu welchem der Herr mich berufen . . .
Und nun ſollte das Wort des Propheten in Zion geſchändet
Sein, und der Lüge geziehen der Geiſt, der in mir ſich verkündet?“ . . .
So der Prophet. Da verſagt' ihm die Kraft und die Stimme.
Gebrochen
Sank er in Rottmanns Arme. Doch neu aufrafft er ſich wieder:
„Männer von Zion“, ſo rief er mit fieberiſch-glaſtenden Augen:
„Gehet nun hin, und ſchließet die Thor', und umgürtet die Waffen,
Harrend der Stunde, die nahet, bevor noch die Sonne zum zweiten
Mal gen Weſten ſich neigt, und in welcher es Allen euch kund wird,
Was mir die Stimme des Herrn in die flammende Seele gelegt hat:
Jo, geht hin, und harret der Stunde, in der ihr mit Augen
Schaut, wie der Herr durch mich und die Treueſten meiner Erkornen
Zion führt zum Triumph und das Wort des Propheten verherrlicht!“ —

Sprach's und entließ mit dem Wink die Verſammelten. Wogend vom Marktplatz
Strömte zurück in die halb ſchon umdunkelten Gaſſen die Menge,
Stürmiſch erregt, in Geſprächen, entgegen mit feurigem Muthe
Blickend dem kommenden Tag, und erglüht, ſich zu rüſten zur Abwehr.

Vierter Geſang.

Die Nonne.

Schwere Geſchütze durchraſſeln die Stadt auf rollenden Rädern
Nachts und im grauenden Morgen. Wo nicht Zugthiere bereit ſteh'n,
Hand anlegen die Männer, die Weiber. Geſchleppt auf die Wälle
Wird nun der Burlebaus und der Umpenplump und der Satan,
Wird Baſilisk und Adler und Kauz, und was ſonſt noch zu Münſter
Von rundlippigen Schlünden in Händen der Täufer. Die faule
Grete nur bleibt auf dem Markte zurück. Schwerfällig, und mühſam
Iſt ſie vom Orte zu rücken: darum auch heißt ſie die faule.
Und man weiſ't auf dem Markt ihr den ſtändigen Platz vor dem Rathhaus,
Daß als die mächtigſte ſie von den Donnergeſchützen zu Münſter,
Dröhnend bedeute den Streitern von Zion die Stunde des Angriffs.
Doch nicht auf die Umwallung allein, auf der Häuſer Bedachung,
Jener, die nahe dem Wall, hinwälzt man die ehernen Schlünde:
Hinter den Luken der Thürm' und den Löchern, in Mauern gebrochen,
Gähnen, noch ſchweigend, die Röhren: wie Drachen, die lauernd am Eingang
Kauern des Felſengeklüfts. Blockhäuſer umragen die weite
Stadt, vor jeglichem Thor iſt erhöht ein gewaltiger Erdwall.
Aber das Inn're von Münſter, zum Zeughaus hat ſich's verwandelt,
Zu Werkſtätten die Häuſer am Markt, wo ſchwitzend berußte
Männer am Glutherd ſteh'n und ein ſtählern Geklirr und Gehämmer
Unabläſſig erſchallt. Es beſeelt Ein Geiſt die Bewohner.
Knipperdolling und Krechting durcheilen die Gaſſen wie raſend.
„Kommt", ſo rufen ſie, „klettern wir auf zu den Spitzen der Thürme!

Nieder mit ihnen! auf daß wir mit Mörſern beſpicken die Plattform!
Was hoch ragte, das ſoll nun erniedriget werden in Zion!“ —
So durchlodert der Eifer die Stadt. Doch verborgen in ſtiller
Zelle noch weilt der Prophet: es erblickt ihn Keiner im Schwarme.
Einſam ſtand im Gemache der Greis, mit ſtierenden Augen
Gegen die Wände gekehrt, nicht Trank noch Speiſe verkoſtend.
Hat ihm gebrochen die Kräfte der Drang des vergangenen Tages?
Ganz ihm die Sinne verwirrt?
Nun ſinken die Schatten des Abends:
Und es vertheilen die Führer die Thore der Stadt zur Bewachung.
Erſt auf dem Markte verſammeln die Schaaren ſich, hören die Loſung,
Ziehen bewaffnet dahin, wo man ihnen gewieſen die Poſten.
Aber der Jüngling von Leyden, er leitet die Schaar, die geſandt war
Zu dem Servatienthor, wo nahe der Mauer das Kloſter
Ritzing ragte, verödet nunmehr, da entwichen die Nonnen.
So war genahet die Nacht. Da tritt aus der einſamen Zelle
Plötzlich hervor der Prophet und beſteigt ſein Roß und umgürtet
Sich mit gewaltigem Schwert. Es umgibt ihn ein Haufe verzückter
Schwärmer, gewaffnet wie er. Was ſträubt ſo verwirrt auf des Greiſes
Haupt ſich das graue Gelock? was erglänzen ſo gläſern die Augen?
Was ſtiert drinnen ſo ſchaurig? —
Es iſt der umnachtende Wahnſinn!
Ihn, den Giganten, ihn ſelbſt hat ſo des gewaltigen Schickſals
Blitz nun ereilt, auslöſchend des himmelanſtürmenden Geiſtes
Leuchte: gebrochen, und doch noch trotzend, ein Nebucadnezar,
Schwankt er den Seinen voran. Und es merket zu Münſter es Keiner,
Daß wahnwitzig der Meiſter . . . wer ſchiede zu Münſter den Wahnſinn
Von der Begeiſterung noch? Voraus ihm, dem irren Propheten,
Rennt ein Verzückter und ruft, er ſehe die Schaaren der Engel
Himmelherab ſich ſenken, zu theilen den Streit der Entſcheidung.
Und dies ſchrie der Verzückte mit tollen Geberden, als wollt' er
Fliegen den himmliſchen Schaaren entgegen, und drehte nach rückwärts

Weiter und weiter das Haupt; aus den Höhlungen traten die Augen,
Starr nach oben gerichtet; er fiel auf den Rücken und wälzte
Sich auf dem Boden zuletzt, und es trat auf die Lippen der Schaum ihm.
Andere ritten dem Zuge voran, und riefen die Bürger
Auf in den Straßen, ſich raſch zu geſellen der Schaar der Erkornen.
Und in Wahrheit kamen Begeiſterte, hörend den Zuruf,
Feurigen Muths, und folgten der Schaar, der erwählten, des Greiſes
Dort mit dem ſtierenden Blick und mit dem verwilderten Grauhaar,
Der wahnſinnig hinaus in die finſtere, ſchweigende Nacht zog . . .
Aber indeß der Prophet auszog nordwärts durch das Kreuzthor,
Stand am anderen Ende der Stadt, am Servatienthore,
Nahe dem Ritzingkloſter, mit ſeinem bewaffneten Haufen
Jan von Leyden, als Führer und Ordner, beſtellend die Thorwacht.
Und er vertheilte die Einen am Thor, auf dem Walle die Andern,
Hinter den Mauern zugleich, in die manch gähnendes Rundloch
Gegen das Lager hinaus für Büchſ' und Karthaune gewölbt war.
Und in die räumigen Höfe des Kloſters auch legt' er Beſatzung.
Jegliches hatt' er geordnet. Da plötzlich erſah er die braune
Divara wieder vor Augen. Sie ſchloß an die Streiter ſich mannhaft,
Drängte mit liebendem Eifer ſich ſtets in die Nähe des Jünglings;
Und ſo nah'te ſie ihm auch jetzt. Doch der Sinnende wandte
Stolz von der Nahenden ſich, dem verlockend unheimlichen Weibe.
Und entweichend vor ihr, einſam durchſchritt er die innern
Hallen des düſteren Kloſters, verlor ſich tiefer und tiefer
In den mäandriſch verſchlung'nen, den nächtlich umdunkelten Gängen.
Schauerlich hallte der Tritt in der finſteren Öde — das Dunkel
Schreckte den Wandelnden hier und dort mit geſpenſtigen Larven.
Und es bedünkt' ihn, als huſchten, den Grüften entſtiegen, die Jungfrau'n
All' um ihn her, die ſeit Jahrhunderten hier in den Zellen
Krank an vergeblichem Sehnen das blühende Leben vertrauert,
Und als drängten ſie ſich, mit blutlos lechzenden Lippen
Gleich Vampyren heran, ruh'los, noch ſehnlich verlangend
Selbſt noch im Grabe, dem kühlen, was ihnen verſagte das Leben . . .

Sinnend ſo ſchreitet er hin, es umgraut ihn das nächtliche Dunkel.
Doch was ſchimmert ihm dort wie ein Sternlein vom Ende des langen
Finſteren Ganges entgegen? Er folgt dem erzitternden Irrſchein,
Schreitet vorüber die Reihen der Zellen, hinab bis zur letzten,
D'raus ihm das Lichtlein ſchimmert. Da, horch, es erklingt wie ein Seufzer
Ihm aus der Zelle heraus — ein Seufzer, ſo eigen und ſeltſam
Klingt er, ſo heiß, ſo erſtickt, wie gehaucht in höchſter Entzückung.
Und er öffnet entſchloſſen die Thür. In die einſame Zelle
Fällt ſein Blick, da ſteht er betroffen. Es flackert ein Lämpchen,
Und ein Weib, das Gelock entfeſſelt, in weißem Gewande,
Sieht auf den Knieen er liegen in andachtheißer Entſelbſtung.
Noch nicht merkt ſie des Fremdlings Nah'n. Ihr lodernder Blick iſt
Starr nach oben gerichtet, nach einem von Roſen umkränzten
Heilandsantlitz, umſchwebt von himmliſchen Knaben, und mild-ernſt
Blickend. Verklärung ſtralt um die Beterin her, wie der Goldgrund
Um ein Heiligenbild.
Nun tritt genüber der Jüngling
Ihr, und es trifft ihn der Blick der Verzückten: da lodern die ſtarren
Augen noch mächtiger ihr, noch flammender glüh'n ihr die Wangen
Einen Moment, und ſie ſtammelt aus brennenden Lippen gepreßten
Laut — ein Seufzer noch folgt — dann aber, wie Flammen
Plötzlich verlöſchen, als wären ſie müd, wenn zuhöchſt ſie gezüngelt,
Stirbt in den Wangen, den Augen des Weibes die Glut: ſie erhebt ſich,
Tritt entgegen dem Fremden, wie Einer, geriſſen aus tiefem
Traum, unwilligen Blicks, in Verwirrung dem Störer begegnet.
Hoch nun erſcheint die Geſtalt: eine ſchwärmende Heilige ſcheint ſie,
Und Heroine zugleich. Mit ſo mächtigem Baue der Glieder,
Wie doch vereint in den Zügen ſo rührender, himmliſcher Ernſt ſich?
Wie mit ſo ſtolzer Geſtalt ſo ſchwärmeriſch ſchmachtender Augſtral?
Büßerin ſcheint ſie, zerknirſcht und reuig — und dennoch umſchwebt ſie
Mägdlich ein Unſchuldshauch! — Und wie iſt ſie verwandelt ſo völlig,
Seit im Geſicht ihr erloſchen die Gluten der frommen Entzündung!
Mälig hat ſich der Purpur der flammenden Wange zu krankhaft

Leuchtender Bläſſe gedämpft, und des ſchwärmeriſch-blickenden Auges
Ränder umſpielt und umſchattet in bläulichen, grünlichen Tönen
Himmliſche Müdigkeit und die Schwermuth heiliger Liebe.
Seltſam im Herzen bewegt, ſpricht Jan zur Frommen gewendet:
„Sage, wie kommt's, daß allein du zurück in des düſteren Kloſters
Hallen noch bliebſt und nicht mit den anderen Schweſtern hinauszogſt,
Weichend der nahen Gefahr, und dem Wort des Propheten gehorchend?"
Ruhig erwidert die Nonne darauf: „Wol zogen der Schweſtern
Letzte hinweg noch am Morgen des heutigen Tags, in ein neues
Leben ſich ſtürzend; ich aber, o Fremdling, werde von hier nicht
Weichen, ſo lang im Winkel der Krug und das ſchimmelnde Brot mir
Friſtet das Leben und nicht die Gewalt aus der Zelle mich fortreißt!"
Alſo die Nonne. Dem Jüngling erſchließt ſich das Herz, ſo wie Einem,
Welchem in düſterer Schlucht eine prangende Blume ſich plötzlich
Zeigt, die da wie ein Stern in der Waldnacht ſteht. Es vermag nicht
Kühl zu bezähmen des Herzens Erregung der ſtaunende Träumer,
Und mit der Sprache des off'nen, des jugendlich-feurigen Muthes
Ruft er: „O herrliches Weib, warum aus der einſamen Zelle
Haſt du den Spiegel verbannt für immer? O wie doch vermochteſt
Du dich zu bergen ſo lang vor dem ſpähenden Auge der Sehnſucht,
Welches die Weiten durchſchweift, ein Bild wie das deine zu finden?"
Sprach's, und ſie blickte wie zürnend. Doch er fuhr fort in Entzückung:
„Wenn ich mir dacht' ein Weib, ganz würdig der Liebe, beglückend,
Dacht' ich es mir ſo hehr und ſo ſtolz, ſo ſchön und ſo edel,
Dacht' ich es mir mit ſo großen und mondhaft leuchtenden Augen,
Dacht' ich das ſtolze Geſicht ſo verklärt mir von reizender Bläſſe,
Dacht' ich ſo ernſt mir und ſinnend die Stirn, und die Locken ſo goldbraun
Schimmernd, die Lippen umſchwebt von ſolch liebreizender Schwermuth!
Iſt's denn möglich, daß fremd ich dir ſcheine, wie alle die Andern?
Dünkt mich doch, als wärſt du vertraut mir geweſen von jeher!" —

Alſo rang aus des Jünglings Gemüthe, des ſtolzen, auf einmal
Glühend hervor ſich die Fülle des liebenden, tiefen Empfindens.
Männlich und kindlich zugleich, harmlos und vertraulich, mit kecker
Hand, ſchier ohn' es zu wiſſen, erfaßt er eine der langen
Hangenden Flechten der Nonne, von jenem entzückenden Goldbraun,
Welches wie goldene Faſſung den blanken Juwel des Geſichtes
Leuchtend umrahmt. Doch es fällt aus dem Auge der Schönen ein Zornſtral
Auf den verwegenen Schwärmer: gebieteriſch weiſ't ſie hinweg ihn.
Zornvoll ſteht ſie vor ihm.
Da erwacht auch im Buſen des Jünglings
Wieder ein ſtolzeres Regen: im Aug' eine Flamme des Unmuths,
Trotzt er der kühnen Geberde des Weibes. Ein leuchtender Blick trifft
Sie ſo gewaltig, dem ihren begegnet der ſeine ſo ſieghaft
Jetzt mit des männlichen Geiſtes Gewalt, daß ein leiſes Erbeben
Plötzlich den Leib ihr durchläuft . . . Iſt das noch der ſchwärmende Jüngling,
Der wie ein ſpielendes Kind nach den bräunlichen Flechten gegriffen?
Ei, wie kommt's, daß ſie zittert und daß ihr Aug' vor des Fremdlings
Auge betroffen ſich ſenkt? — Da zuckt es wie flüchtiges Lächeln
Über die Züge des Jünglings; ein freudig-ſtolzer Gedanke
Streift ihm die leuchtende Stirn. Doch erloſchen ſogleich iſt das ſtolze
Lächeln in liebender Milde des Blicks, und wieder beginnt er:
„Sprich, warum doch willſt du der Welt entſagen für immer?“
„Weil ich ſie haſſe!“ verſetzt mit bitterem Lächeln die Jungfrau,
„Weil ſie ein ſündiger Pfuhl — kein Engel entrinnt der Befleckung!
Weil ein dämoniſcher Finger nach Allem, was rein iſt auf Erden,
Neidiſch greift und verrucht, wie nach glänzenden Augen der Kinder
Picken die Raben“ . . .
„O ſchmähe ſie nicht“, ſo erwidert der Jüngling:
„Schmähe ſie nicht; denn wiſſe, die Welt will mächtigen Schwunges
Eben ſich ſchöner erneu'n, zuſtrebend erhabenen Zielen!

Andere Zeiten begrüßen wir bald, wo das Edle, das Reine,
Heimiſch wieder zu werden vermag auf irdiſchem Boden …
Komm, laß freudig dich grüßen als edelſte Tochter von Zion!“
Sprach's und mit ſanfter Gewalt an der Hand zu erfaſſen die Jungfrau
Strebt er, ſie aber ergrimmt, wie berührt von verwegenem Unhold:
„Weiche zurück von mir!“ ruft ſie … und mit bebender Stimme
Fügt ſie leiſer hinzu: „mir ſchaudert vor deiner Berührung!“
Anſtarrt Jan ſie betroffen: er weiß nicht, ob ſich verwirrte
Sinne geberden ſo fremd, ob heilige Scheu der Geweihten?
„Wie, du ſchauderſt?“ ſo ruft er. „Ich ſchaud're“, verſetzte die Jungfrau
Und ſie blickte dabei wie betäubt, wie verloren, mit großen
Augen den Jüngling an: „ja Fremdling, ich ſchaud're vor deinem
Blick, vor dem Lächeln des Mundes … ſo blickte, ſo lächelte Jener,
Welcher zuerſt mich ſchaudern gelehrt, und vor welchem ich ſchaudernd
Zuflucht hier nur gefunden in düſterer Zelle des Kloſters“ …
Forſchend in's Antlitz blickte der Jüngling ihr, es ergriff ihn
Mitleid innig. Und wieder begann er: „Vertraue mir, Edle,
Künde mir, wie du gelernt, vor dem Blicke des Mannes zu ſchaudern?“
Bitter, wie Hohn, umzuckt es der Jungfrau Lippen: „Erzählen
Soll ich dem Fremdling, dir, was ich trotzend verhehlte dem trauten
Ohre der flehenden Mutter?“ — „Erzähle mir's dennoch!“ — Ein Zauber
Lag in des Bittenden Stimme, die tief aus dem Herzen heraufklang.
Wieder nun ſenkte die Nonne den Blick. Und ruhig zu ſprechen
Fortfuhr Jener: „Vertraue dich mir! du bedarfſt des Beſchirmers!
Weißt du es nicht, daß die Stadt ſeit geſtern den Wiedergetauften
Gänzlich geworden zu Eigen? Daß Mönch und Nonne fortan nur
Sicher im Kriegsfeldlager noch weilen des Grafen von Waldeck,
Welcher als Biſchof jüngſt und als Fürſt zu Münſter geherrſcht hat?“
Ei was bricht ſie zuſammen bei Waldeck's Namen, die ſtolze
Nonne? was ſinkt ſie hinab auf den eichenen Schemmel des Betſtuhls,
Gleich als ob ihr verſagten die Knie' und ſchwanden die Sinne?

Und mit den Händen verhüllt ihr Geſicht ſie. Aber nun plötzlich
Springt ſie empor, tritt hin vor Jan, und: „Vernimm mich“, ſo ruft ſie,
„Anabaptiſt! — du magſt, ja du ſollſt es erfahren, das Schickſal
Hillas, und was ſie hieher in die Zelle des Kloſters geführt hat!
Höre mich an, denn es ſpornt mich zu reden ein flammender Drang jetzt!
Höre mich an: dann gib mir getreuen Bericht, ob in Wahrheit
Beſſer geworden die Welt, ſeit Hilla für immer entſagt ihr!“ —
Ernſt aufhorchte der Jüngling; die Nonne begann zu erzählen:
„Eigen geſinnt, bald träumeriſch ſtill, bald knabenhaft trotzend,
Weltſcheu, fromm und züchtig erzogen von frommen Erzeugern,
Tief in der Bruſt ein gewaltig Verlangen, dem dürftig und ſchal ſich
Zeigte die Welt, das gern ſich verlor in unendliche Fernen,
So wuchs Hilla heran. Man pries im Volke der Jungfrau
Jugendlich blühenden Reiz, und ein Ritter von edlem Geſchlechte
Wollte die Minne gewinnen der Spröden, der Züchtigen, Scheuen.
Mägdlich erglüht ſie. Da drängt er an ſie ſich mit wilder Begierde:
Aber es war unbezwinglich die Scheu vor des Mannes Berührung
Ihr in die Seele gelegt, und ebenſo ſtolz und gewaltig
War ſie, als ſchwärmeriſch fromm. Nun ergrimmte der ſtürmiſche Werber,
Raubte zuletzt ruchlos die ſich Sträubende, brachte ſie tückiſch
Auf ein einſames Schloß und erneute die ſchändliche Werbung.
Aber ſie wandte ſich nun vom Bedränger mit doppeltem Abſcheu,
In jungfräulicher Seele gekränkt, daß er, Minne gelobend,
Nur entweih'n ſie gewollt zum Zielpunct frecher Begierden.
Ach, die erblühende Blum' im Feld, ſie iſt näher den Füßen
Als der Hand, und ſie läßt ſich bequemer zertreten als pflücken!
Lang noch trotzte ſie ihm; in gewaltigen Gliedern zur Abwehr
Hatte ſie männliche Kraft. Da wandt' er zu Mitteln der Hölle
Sich: er verſetzte den Trank ihr mit tückiſchen Säften: bewußtlos
Sank ſie in Schlaf, wie der Tod ſo tief. Und als ſie erwachte,
Fand auf dem Lager ſie ruhend geſellt ſich dem Ruhenden, wehrlos,
Sah um den Nacken den Arm des Entführers vertraulich geſchlungen.
Schlummernd, ſo lag er, die Lippen umſchwebte zufriedenes Lächeln.

Aber ihr ſelbſt war zu Muth, als wär' ein entſetzlicher Frevel
An ihr geſcheh'n: es durchzuckt ihr die zitternden Glieder ein fremdes,
Nimmer verſtand'nes Gefühl; ſie beginnt vor ſich ſelber zu ſchaudern,
Rafft ſich empor, und zurück auf das weichliche Lager den Bösewicht
Schleudernd, der, eben erwachend, noch feſt ſie zu halten bemüht iſt,
Stürzt ſie hinaus in die Nacht … Viel Tag' lang ſchweift ſie in Wäldern,
Schweift ſie auf Haiden umher, ſchläft Nachts in Höhlen. Und nimmer
Sieht ſie den heimiſchen Herd. Aufnimmt zuletzt ſie die Zelle.
Und nie wieder, das ſchwört ſie, gedenkt ſie zu laſſen die Zelle,
Nimmer zu ſchauen die Welt. So iſt Hilla Nonne geworden.
Und auch der Werber aus edlem Geſchlecht, der hieher ſie geſcheucht hat,
Warf ſich in Prieſtergewande: doch nicht um der Welt zu entſagen,
Nein, er zog, wie ſo Mancher aus edlem Geſchlechte, den Chorrock
Über den Harniſch, als Fürſt einen Biſchofsſtuhl zu beſteigen:
Und bevor noch erhalten die ſämmtlichen Weihen der Edle,
Ward ihm gedrückt auf die Stirne die Biſchofsinfel zu Münſter“.
Seltſam erſtaunt, fragt Jan: „Du ſprichſt vom Grafen von Waldeck?“
Hilla neigte das Haupt. „Er fand auf dem fürſtlichen Thronſtuhl“,
Sagte ſie, „nimmer das Glück und den Glanz, den mit weltlich geſinnter
Seel' er geſucht. Mir aber erblühte der Frieden in einſamer Zelle,
Und ein Glück, das ich nimmer geahnt. O, wie könnt' ich entſagen
Jemals der himmliſchen Luſt, die beſeliget ohne Befleckung,
Ohne zurück im Herzen zu laſſen den Stachel der Reue!
Mir durchglühte die Seele nach höherem Glücke die Sehnſucht
Unruhvoll, und nun fand ich es hier zu den Füßen des Heilands!
O, wer ſchildert die Wonne, zu welcher auf himmliſcher Andacht
Schwingen der Geiſt ſich erhebt in der einſamen Kammer, die ſüßen
Schauer, mit welchen die Hallen der Kirche den Beter umwittern!
Ruhe, ſo ſüß, wie ſie ſchwebt um den Altar, wie von den hohen
Wölbungen nieder ſie quillt, winkt nirgends auf Erden! Das Taglicht
Hat nichts Irdiſches mehr, und es ſchweben wie ſpielende Engel
Im Halbdunkel verloren die himmliſchen Lichter und Stralen.

Weihrauchdüfte berauſchen den Sinn, und die Stimmen der Orgel
Sind ein klingender Sturm, der die Seelen wie Blätter dahinreißt,
Brauſend nach oben ſie führt! Und die Bilder der Heil'gen, ſie leben,
Denn ſie erwidern die Liebe, in immer erhöhterem Liebreiz
Stralend, je länger der Blick ſie umſchmiegt in brünſtiger Andacht!
Sieh' den Gekreuzigten hier! Dies Bild, o wie iſt es zum Seelen-
Bräutigam mir geworden, zum himmliſchen Tröſter, zum hohen
Spender der Freuden! Wie ſchmückt es die einſame Zelle ſo lieblich!
Wie du heute mich fandeſt verloren in ſüßer Entzückung
Siehe, ſo lag ich Nacht um Nacht, und wünſchte des Dunkels
Nahen herbei, wenn der Tag mich umgab, mit heißem Verlangen.
Und wenn das Herz mir ſchwoll und zu eng mir wurde die Zelle,
Und ein Sehnen die Bruſt durchwogte, mir ſelbſt unerfaßlich,
Eilt' ich nächtlich hinaus in die einſame Halle des Kreuzgangs:
Da quoll zauberiſch mir in den Buſen herab durch die hohen
Fenſter der goldige Mond: auf die kühlenden Quadern des Kreuzgangs
Sank ich nieder und trank es in mich, das berauſchende Mondlicht,
Und als wären mir leiſe die rinnenden Adern geöffnet,
Fühlt' ich ein wonnig Zerfließen. Da ſchwanden mir alle die Bilder,
Und der Gekreuzigte ſelbſt; es umfaßte mit glühenden Armen
Mich ein unendliches Glück und in Schauern der Wonne verging ich!"

So ſprach Hilla und wieder erglühten ihr Wangen und Augen:
Liebeberauſcht und erſtralend in mehr als irdiſcher Schönheit
Stand ſie vor Jan. O dieſes von himmliſcher Liebe verklärte
Jungfrau'nbild — wem es wäre vergönnt, an die Bruſt es zu drücken,
Und zu ſagen: Du biſt mein eigen! Ein glühender Seufzer
Ringt aus des Jünglings Bruſt ſich empor. „O Hilla", ſo ruft er,
„Ströme die Woge der Lieb' aus dem Borne der edelſten Seele
Nicht ins Unendliche hin! laß lieber ſie ſegnend erfriſchen
Dieſe bedürftige Welt! o ſchwebe vom Himmel, dem hohen,
Wieder zur Erde herab, um die Erde zum Himmel zu machen!
Hilla, kennſt du die Minne, die irdiſche? ſchüttle das Haupt nicht!
Himmliſches, irdiſches Lieben — es iſt ein Trachten, ein Sehnen

Nach dem unendlichen Glück! Wer glutvoll *betet*, o Hilla,
Wie ich dich beten geſeh'n, der verſteht auch glühend zu *minnen*!
O du kennſt ſie, die Minne! Die Alltagskinder da draußen
In dem Gedränge der Welt *mißbrauchen* den Namen der Minne,
Doch du, Nonne, du kennſt ſie! Unendlichen Schatz der Empfindung
Birgt dein Herz, doch es kam ein *Würdiger* nicht, ihn zu heben.
Jener Gewaltſame, welcher dir frevelnd entriſſen das Höchſte,
Heiligſte, ſtatt mit den Lauten des Herzens, den rührenden, zarten,
In dir ſucht zu beſchwören den Schauder der mägdlichen Seele —
Niemals hat er die Minne gekannt! Und Tauſende ſteigen
Tag um Tag in das Dunkel der Gruft, nicht kennend die Minne,
Nicht die *Wonnen* der Minne, und noch viel minder den heil'gen
Ernſt der Entzündung in Liebe, der keuſcher als ſelber die Unſchuld
Iſt, und Eins mit der Treu', und ſtärker als Himmel und Hölle . . .
    Immer verlangte das Herz mir, nach Kronen des Glückes zu greifen,
Immer erträumt' ich ein Reich, wo ſich Himmliſches, Irdiſches einten:
Und dies wonnige Reich, was wär' es mir ohne die Minne?
Glaub' mir, ich habe, wie du, als Träumer die Menſchen geflohen,
Und doch flammte der Drang in der Bruſt mir nach einem geliebten
Bilde, vor welchem ich könnt' anbetend vergehen in Liebe.
Ei, ſie ſchelten uns ſtolz: doch Stolze nur wiſſen zu lieben!
Gänzlich zum Sklaven ſich machen in jubelndem Drange des Herzens,
Das iſt der Gipfel des Glücks für die ſtolzeſten, freieſten Seelen,
Welche die tiefſte der Gluten im innerſten Grunde verbergen!
Das iſt Wonne, wie nimmer ſie werden die Zwerge begreifen,
Die nur zu Sklaven ſich machen, dieweil ſie als Sklaven *geboren*.
Wer da *beſitzt* kein Selbſt, wie vermag der eines zu opfern?
Einzig die Edlen verſtehen zu minnen. Wir, Hilla, verſteh'n es!
Aber nur Edle verſteh'n auch zu *lohnen* das Opfer der Minne!
Schmeichelnd — o Schickſalshohn! — umdrangten mich lockende Weiber,
Seit mir der Erſtlingsflaum um das Kinn und die Lippen geſproßt iſt:
Aber was konnten ſie bieten, als kleine Gefühle, die Kleinen?

Freilich — ſie ſchwärmten und lärmten mit klingendem Trunk der Empfindung,
Sie umtanzten mich Spröden mit Cymbelgetön, wie Verzückte,
Aber was ſoll der Bacchantinnen Chor mir? ich ſuche die Göttin!
Gleichwie verſchmachten der Dürſtende muß in umwogender Salzflut
Auf der unendlichen See, ſo, auf Wellen der Liebe getragen,
Hab' ich nach Liebe geſchmachtet! — Ich lernte verachten die Weiber,
Lernte verſchmähen der Minne Geſchenk. Da nahte vor Monden
Mir ein Weib, ein dämoniſch Geſchöpf, mit verlockendem Anreiz,
Und als wollte ſie rächen an mir ihr Geſchlecht, das verſchmähte,
Strebte ſie mich zu beſtricken durch Zauber. Doch ſchlecht nur gelang ihr's.
Aber es drohte die Feſſel doch ſtets noch mit leiſem Geklirre . . .
Siehe, da fand ich dich: und ich ſah, was lang ich erſehnte:
Holdeſtes, Reinſtes vereint, eine Heil'ge zugleich und Titanin!
Und nun gänzlich gelöſ't iſt der Zauber, der ſchnöde, für immer,
Jenes unheimlichen Weibes! Du biſt mein Heil nun, o Hilla!
Folge mir! Schwelgen wol mag ein Weib in himmliſcher Liebe,
Aber die irdiſche nur mag frönend vollenden ihr Schickſal!" —
Alſo der Jüngling, und wieder die Hand zu erfaſſen der Jungfrau
Strebt er in liebendem Drang. Sie ſtößt aufs Neue zurück ihn —
Aber ihr zittert die Hand. Schon hat vor dem leuchtenden Jüngling,
Welcher in ſchöner Erwarmung mit Lauten des Herzens zu ihr ſpricht,
Wie noch nie ſie vernommen, ein Zauber ſie mächtig ergriffen,
Herz und Sinne berückend, ein fremder, berauſchender Taumel.
Und das gewaltige Weib mit den müden und ſchmachtenden Augen
Glüht wie zuvor ſie geglüht: doch die Glut, ſie iſt anders geartet!
Macht Entſagung nur weicher das Herz, nur reifer die Sinne,
Nur empfänglicher noch für den zündenden Blitz des Verlangens?
O wer vermöcht' es zu ſchildern, das rührend entzückende Schauſpiel,
Wenn aus Zügen, der Welt entfremdet, aus kühlen und ſtrengen
Augen, aus bleichem Geſicht voll herben, vom Stolze gedämpften
Reizes auf einmal ſchämig ein minneverlangender Purpur
Bricht, zur bebenden Braut ſich die Spröde, die Heilige wandelt!

Aber die Nonne, ſie faßt ſich wieder — doch weiß ſie es ſelbſt nicht,
Was ihr die Sinne verwirrt, noch kämpft ſie mit dunklen Gefühlen.
Ängſtlichen blickt ſie um ſich, mit wogendem Buſen, wie ſchwindelnd,
Gleich als ſpähte ſie aus nach Hilfe. Zuletzt mit verwirrten
Lauten noch ſtammelt ſie: „Doch! klang nicht vom Thurme die Stunde
Mahnend herab, die zu Pſalmengeſang in der Kirche die Schweſtern
Rief in der Samſtagnacht? Mir ziemt es, hinab in die heil'gen
Räume zu wandeln, wie ſonſt, ob allein auch, daß ich des Ordens
Heiligen Brauch vollzieh', und getreu nachlebe dem Eidſchwur,
Den ich gethan vor Gott!“ So die Jungfrau. Aber mit ſanftem
Lächeln entgegnete Jan: „Umſonſt heut nach dem gewohnten,
Mahnenden Schlage der Stunden im Thurm hinlauſcheſt du, Hilla!
Wiſſe, heruntergeſtürzt iſt die Spitze des Thurms, und Karthaunen
Sind auf die Quadern gepflanzt! O gewöhn' an andere Klänge
Jetzt, o Hilla, das Ohr! horch auf! vor dem Fenſter der Zelle
Schmettert der Sproſſer ein Lied, im duftigen Garten des Kloſters!“ —
Spricht's und es lauſcht eine Weile den brünſtigen Tönen die Nonne,
Unruh'voll, ſich ſelber vergeſſend. Doch dann, wie erſchreckend,
Reißt mit Gewalt ihr Ohr von den ſchmelzenden Klängen, ihr ſcheuer
Blick von dem Jüngling ſich los und flüchtet, geſcheucht wie ein Vogel,
Hin zu des Heilands Bild; einen leiſen und flehenden Seufzer
Sendet ſie hin aus der Bruſt, der gepreßten . . .
Da plötzlich erliſcht ſtill
Kniſternd die Lampe, die glomm vor dem Bild und erhellte die Kammer,
Und durch's Fenſter herein quillt leuchtend der goldene Vollmond:
Und es ſteht wie verklärt nun auf einmal der Jüngling in vollem
Licht, doch das Heilandsbild, es verliert ſich im ſchattigen Dunkel.
„Hilla!“ rief mit Begeiſtrung der Jüngling, „die flackernde Flamme,
Siehe, verliſcht, da verzehrt in der qualmenden Lampe das Öl iſt,
Und es quillt in die Zelle herein uns von oben ein neues,
Himmliſches Licht! O mißtrau' ihm nicht, dem helleren Glanze
Dieſes unendlichen Lichts! Laß fahren die flackernde Lampe!“ —

Aber ſie fleht: „O weiche von mir, du ſchnürſt mit den ſanften,
Seltſamen Worten, ſo ſchmerzlich das Herz in der Bruſt mir zuſammen!
O, mir iſt als wär' das Gemach voll Qualm! es verſagt mir
Odem und Stimme!“ — So klagt ſie. Da drückt an's Fenſter der Zelle
Sacht ein wehender Hauch — es erſchließt ſich — die freieren Lüfte
Quellen herein. Sie hauchen ſo würzig, von Düften geſchwängert
Blühender Sträucher im Garten des Kloſters — es geht durch die Bäume
Wie im Traum ein leiſes Geflüſter. Ein magiſcher Bann zieht
Hilla mit Jan an's Fenſter, das off'ne: die Beiden, ſie blicken
Schweigend hinaus, und es ſteht vor ihren erglühenden Augen
Die ſternprangende Nacht: von den Stralen der Stern' und des Mondes
Fühlen ſie ſich wie von Wellen umrieſelt — unendliches Leben
Thaut vom Äther herab in die jugendlich glühenden Seelen.

„Siehe, wie weit und wie herrlich die Welt, und wie enge die Zelle!“
Ruft der begeiſterte Jan. „O komm, und folg' mir in's lichte
Leben hinaus! Du ſchweigſt? o, du mußt mir folgen, und ſträubſt du
Spröde noch länger dich hier, ſo werd' ich mit kräftigen Armen
Dich umfaſſen und liebend hinweg aus der Zelle dich tragen!“
Und mit dem Muthe, dem tollen, der Liebe, der Jugend, umfaßt er
Stürmiſch die Nonne: da läuft durch den Leib ihr ein plötzlicher Schauer:
Bleich iſt ihr Antlitz, bleich wie im Tod, kalt Wangen und Stirne:
Und er dünkt ſich entſetzt einen Leichnam im Arme zu halten . . .
Aber da weht ihm plötzlich ihr Odem glühend entgegen . . .

Doch ſie findet noch einmal ſich wieder: mit ſchweigendem Ernſte
Tritt ſie bebend zurück. Ihr folgen die Blicke des Jünglings.

Und auf's Neue nun blitzt es im Aug' wie erwachender Stolz ihm.
Aber er ſpricht mit Ruhe zuletzt: „Fahr' wol denn, o Hilla!
Konnt' ich ſelbſt nicht wecken in dir die gewaltige Minne,
Mein iſt die Schuld, nicht dein. Wie ſollt' ich eitel dir zürnen?
Wahrlich, ſolang dich noch Sünde bedünket die Minne, ſo lang noch
Hölliſche Flamme der Kuß dir ſcheint, und des Mannes Berührung
Schauder erregt, ſo lang nicht freudig zu folgen dem Manne,
Ihm wie ein harmlos Kind am Buſen zu ruh'n du vermöchteſt,

Vorwurfslos — ſo lang nicht pochend das eigne Herz die
Saat, daß ernſter auf Erden und heiliger nichts als die Minne:
Siehe, ſo lang wär' wahrhaft Sünde die Minne! Die echte
Minne ja wäre ſie nicht! — Und ſo fahr' wol denn, o Hilla!
Kannt' ich zur Liebe noch nicht, zu ſündlos freudiger Liebe,
Wecken das Weib, nicht will ich die Nonne zur Sünde verlocken!"
Sprach's und wandte ſich ab, um hinweg aus der Zelle zu ſchreiten.
Aber dem Scheidenden ſchlägt noch an's Ohr ein plötzlicher Aufſchrei.
Wie in der Glut des Gefechtes zuweilen ein Krieger noch fortkämpft,
Wenn ihn das tödtliche Blei ſchon ereilt, dann aber vom Streitroß
Plötzlich ſinkt, ein Entſeelter, bevor er noch ſpürte die Wunde:
So war das ringende Weib unwiſſend vom Pfeil des Verlangens
Lang ſchon getroffen in's Herz, und nun endlich brach ſie zuſammen.
Aber der Jüngling wendet das Haupt und ſieht ſie am Boden
Niedergeſunken, und ruh'n mit geſchloſſenen Augen, bewußtlos.
Hoch aufwogt ihm das Herz, frohlockend mit glühendem Antlitz
Neigt er ſich über die holde Geſtalt und bedeckt ſie mit Küſſen.
Aber nachdem ſie erwacht und geöffnet die lieblichen Augen,
Wunderbar iſt ſie verwandelt, iſt wiedergeboren in Wonne!
Hat ſie die Rolle getauſcht nunmehr mit dem liebenden Jüngling?
Zärtlich umſchlingt ſie das Haupt des Geliebten: im Taumel des Herzens
Stammelt ſie ſelbſt nun immer auf's Neue die minnige Frage:
„Liebſt du mich, ſüßeſter Freund?" Es erfüllt mit Entzücken des Jünglings
Herz dies zärtliche Stammeln vom Munde des herrlichen Weibes.
„Siehſt du, Geliebte", ſo ruft er mit ſüß-wehmüthigem Lächeln,
„Siehſt du, inmitten des Haders, des feindlichen Waffengeraſſels,
Welches die Stadt umdröhnt, und umlagert von grimmigen Schaaren,
Hat nun allein uns beiden ein himmliſch Aſyl ſich erſchloſſen
Hier in der einſamen Zelle! Wie hat in dieſem Aſyl ſich
Kraft und Muth mir geſtählt! Nun doppelt vertrau' ich dem neuen
Zion, doppelt erglüht mein Herz für die leuchtenden Ziele.

Die mir winken! O tritt zur Seite mir, Tochter von Sion!
Biſt du doch wiedergetauft, ja wiedergetauft durch die Liebe!“ —
Alſo ſchwelgten die Beiden in wonniger Herzensentzückung.
Viel noch, feurig beredt, ſprach Jan vom ſioniſchen Reiche,
Und aufhorchte begeiſtert die Jungfrau: williger niemals
Trank ein lauſchendes Ohr die Verkündung der Anabaptiſten.
Feurig ergriff ihr Geiſt, der gewaltige, die großen Gedanken,
Und ſie horchte ſo lang, bis aus ihrem Gemüthe gewichen
Jeglicher Selbſtvorwurf, bis im innerſten Grund ſie verwandelt
Schien und als ſchmerzlicher Traum ihr entſchwebt das vergangene Leben.
Doch, was ſtreift ſie noch ein Mal ein plötzlicher Schatten der Schwermuth?
Heftig fährt ſie empor, und ergreifend die Hand des Entflammten,
Ruft ſie: „Was je ich empfand, mit verſtärkter Gewalt durchſtürmt mich's!
Doppelt haß' ich ihn jetzo, den Schändlichen, welcher, ſo ruchlos
Minne vergeltend mit Schmach, mein Leben für immer vergiftet!
Bin ich denn werth noch der Minne, du edler, du herrlicher Werber?
Wilde Gewalten durchtoben die Bruſt mir, und droh'n ſie zu ſprengen!
Nie mehr find' ich die Pfade zurück zum Frieden der Zelle!
Höre den Schwur, o Geliebter! als würdige Tochter von Sion
Wird ſich Hilla bewähren, ſobald ihr winket die Stunde!
Doch du gelobe mir Eins: laß hier in der Zelle mich ſtill noch
Wenige Tage bedenken, wie bald ich erfülle den hohen
Schwur, und Vergang'nes aus meinem Gedächtniß verlöſche für immer!
Forſche nach mir nicht mehr bis dahin! Wenn da iſt die Stunde,
Selbſt dann tret' ich vor dich, dein werth, dein eigen in Wahrheit!“
Aufrecht wieder und ſtolz nun ſteht ſie vor Jan. Aus der Nonne
Herrlich zur Heldin gereift, doch im Aug' noch grollende Schwermuth,
Steht ſie leuchtend vor ihm, und er ſtürzt ihr bewundernd zu Füßen.
Horch, da plötzlich erdröhnt in den dämmernden Morgen ein dumpfer,
Donnernder Knall, daß des Kloſters Gemäuer und Wölbungen zittern.

Lauſchend empor zuckt Jan: was da hallt, iſt der donnernde Weckruf
Aus dem metallenen Munde der Rieſenkarthaune, die vorlängſt
War von den Wiedergetauften gepflanzt auf den Markt vor dem Rathhaus,
Daß ſie für ſämmtliche Bürger und Streiter das Zeichen in Zion
Gebe mit dröhnendem Knall, wenn gekommen die Stunde des Kampfes,
Und vor den Thoren das Heer der Umlagernden ſchreite zum Angriff.
Freudig vernimmt es der Jüngling, das Donnerſignal der Entſcheidung.
„Horch“, ſo ruft er, „es regt ſich der grimmige Löwe von Zion
Brüllend ſchon gegen den Feind! o wie flammt mir in Freude das Herz auf!
Jüngling war ich bisher und Träumer; nun fühl' ich zum Kämpfer
Mich, zum Manne gereift! Aus den Armen der Lieb' in den Kampf ſich
Stürzen, iſt halber Triumph ſchon: ich fühl's in den glühenden Adern!
Fahr' wol, herrliche Braut, und harre du mein, bis entſchieden
Ruhet der Kampf, und der *Sieg* dich umjauchzt, ſobald du hervor trittſt!“ —
Spricht's, und noch einmal verſenkt er den liebenden, leuchtenden Glutblick
Tief in die Seele der Edlen, erneuernd das heil'ge Gelöbniß.
Und eh' er ſcheidet, noch pflückt er zum Pfand aus dem Kranze der weißen
Roſen am Heilandsbild eine *halb erſt erſchloſſene Knoſpe.*
„Hilla!“ ruft er, „die Knoſpe, ſie ſoll noch im Tode mich mahnen,
An die geſegnete Nacht, wo mir ſproßte die Knoſpe des Glückes!
Möge zum *prangenden Kelch* ſie ſich bald nun und ganz mir erſchließen!“ —
Sprach's und eilte hinweg zu den Seinen, und jetzo vernahm er,
Daß in der Nacht der Prophet mit erkorenem Haufen, im Wahnſinn,
Bis zu der ſchlummernden Feinde Gezelten gedrungen, erſchlagen
Viel auftaumelnde Söldner im Kampf, doch der rieſigen Mehrzahl
Endlich umzingelt erlegen mit ſämmtlichen Schwärmergenoſſen.

Aber es ſtürzten nunmehr von hier und dort ſich die Streiter,
Die nicht ſchon an den Thoren der Stadt, auf den Wallen zur Abwehr
Standen, zum Marktplatz hin, um dort ſich in Schaaren zu ordnen,
Hörend der Führer Befehl. Indeſſen begannen die Feinde
Kecklich zu löſen die Mörſer: es kamen herüber die ſchweren
Eiſernen Kugeln geflogen, und hier und dort in die Dächer
Schlugen ſie, daß in die Straße die Ziegel, die Trümmer der Mauern
Stürzten; und, Widdern vergleichbar, mit wuchtigem Stoß an die Thore
Pochten ſie, daß von den Balken die Splitter wie Funken vom Amboß
Stoben, und klirrend zerſprangen die Scheiben der Fenſter: es dröhnte,
Von ſchwerwiegender Bombe getroffen, die rieſige Glocke
Drinnen im Lambertsthurme, der einzigen, ragenden Zinne,
Welche zu Münſter noch ſtand. Herab von der Wallen und Dächern
Antwort gaben dem Gegner die Schlünde der Wiedergetauften.
Aber die größere Zahl der bewaffneten Streiter in Sion
War zuſammen geſtrömt auf dem Markte, dem Ruf der gewalt'gen
Lärmkarthaune gehorchend. Sie Alle beſeelt das Verlangen,
Kämpfend zu opfern ihr Blut für Sion. Doch weh! des Propheten
Ordnend-entſcheidendes Wort, es verſtummte für immer! Erwägend
Stehen die Streiter, ob ſie ſich begnügten, mit Waffen zu ſchirmen
Wall und Thore der Stadt, ob durch's Ludgeri-Thor, wo des Feindes
Anſturm drohte zumeiſt, ausfallend zu kühner Entſcheidung,
Gegen die Söldner ihr Glück ſie im offenen Felde verſuchten.
Lang ſo berathen die Männer ſich dort in wilder Erregung.
Plötzlich in irrendem Laufe, geſattelt, doch ohne den Reiter,
Kommt mit fliegenden Mähnen gerannt und traurig geſenktem
Haupt ein ſchimmerndes Roß, ſchweift ziellos über den Markt hin.
Dem weißmähnigen Thier zuwandten ſich Alle, dem edlen.
Und wehklagend erſcholl's: „O ſehet das irrende Streitroß
Matthiſſons, das nun ohne den Herrn aus dem Kampfe zurückkehrt!“
Seufzer und Klagen durchliefen die ſämmtlichen Reihen der Männer,
Schmerzlich gedachten ſie Alle des edlen entriſſenen Führers.

Traurig geſenkt war inmitten der Streiter das Banner von Sion,
Welches geweiht der Prophet für die nahenden Tage des Kampfes:
Auf rothleuchtendem Grund das ſioniſche Wappen: in Goldglanz
Stralend die Kugel der Welt, die gekreuzt zwei Schwerter durchſtachen.
Trauer umſchwebte die Schaaren, es faßte ſie banges Verzagen.
Da ſtürzt Jan von Leyden hervor mit flammendem Antlitz:
Und wie im Wüſtengebiet ein flüchtiges Roß der behende
Araber fangt, ſo behend und ſo feurig-raſchen Entſchluſſes
Haſchte der Jüngling im Laufe das ſchweifende Roß des Propheten,
Faßte die flatternden Zäum' und warf ſich in muthigem Aufſchwung
Auf den geſattelten Renner: und, ſprengend dahin durch die Reihen,
Laut zurief er dem Volke wie flammen-beflügelt: „Ihr Männer!
Sion lebt, und es lebt noch das leuchtende Banner von Sion,
Welches geweiht der Prophet für die nahenden Tage des Kampfes!
Bannerbehüter, was hältſt du geſenkt ſie, die heilige Fahne?
Reiche ſie mir, damit ich ſie wehend in Lüften enthülle!"
Rief's und ergriff das Panier und entrollt' in wehenden Lüften
Auf rothleuchtendem Grund das ſioniſche Wappen: in Goldglanz
Stralend die Kugel der Welt, die gekreuzt zwei Schwerter durchſtachen.
Hell aufjauchzten die Schaaren der Streiter in wilder Begeiſt'rung,
Als ſie das heil'ge Symbol in Goldglanz flatternd erblickten.
„Auf, ihr Männer, zum Kampf!" rief Jan; „nicht hinter den Mauern
Laßt uns erharren die Feinde: zu offenem Streite hinauszieh'n
Laßt uns, und während ſie nah'n, um die Wälle mit Macht zu berennen,
Stürzen wir muthig hinaus aus den plötzlich ſich öffnenden Thoren:
So wird doppelt der Kampf, und doppelt auch wird der Triumph ſein!" —
So ſprach Jan, da ergriff ein fanatiſcher Taumel die Schaaren.
Und: „Wir folgen dir", ſcholl's, „o Jan!" und es wogte der Heerzug
Ihm nach, gegen das Ludgeri-Thor. Mit verzückten Geberden
Stürmten ſie hin; es erklangen noch Stimmen der Seher und Pſalmen,
Aber im Waffengeraſſel erſtarben ſie. Golden und blutroth
Wehte zum Himmel das Banner der ſchwärmenden Wiedergetauften.

Aber es hatte bereits ein erbitterter Kampf ſich entſponnen
Rings von den Wällen herab mit dem Feind, dem der Fall des Propheten
War ein gewaltiger Sporn. Andrängten voreilige Fähnlein,
Suchten, mit Erde, mit Stroh, Riedgras, und Bündeln von Reiſig
Füllend den Graben, ſich Brücken zu bahnen; es ſtürzten auch Manche
Sich in's ſchlammige Waſſer des Grabens, erreichten die Wälle,
Riſſen die Zäune herab und zerhieben die Pfähle mit Schwertern,
Legten zuletzt Sturmleitern, mit Haken verſeh'n, an die Mauern;
Doch die Vertheid'ger, ſie faßten die Leitern, und ſchleuderten kräftig
Weithin ſie von der Mauer zurück, daß krachend im Hinſturz
Sie mit den taumelnden Söldnern erſchütterten drunten das Erdreich.
Siedendes Waſſer und Öl und glutende Maſſen von Kalk auch,
Pech und Schwefel ſogar entleerten aus glühenden Keſſeln
Anabaptiſtiſche Männer und Weiber herab auf die Rotten
In fanatiſcher Wuth; auch tränkten mit brennendem Pech ſie
Werg, um hölzerne Reife gewickelt, und warfen den Klett'rern
Stracks um die Hälſe die Kränze, die feurigen: raſend nach Hilfe
Schrieen die alſo Bekränzten: es klebt' um den Nacken das Brandjoch
Ihnen, und feſt auch klebten am glühenden Harze die Finger,
Welche zu löſen bemüht die Umkränzung. So rannten verzweifelnd
Weiter ſie, mehrten im Lauf nur der Flammen Gewalt, bis ſie ſtürzten,
Röchelnd am Boden ſich wälzten und ſterbend verſengten die Gräſer.

Alſo bekämpften ſich Söldner des Biſchofs und Anabaptiſten
Heiß an den Mauern bereits, als Jan mit dem Kerne der Streitmacht
Kühn durchs Ludgerithor ausfiel zu entſcheidendem Angriff.
Dort ſchon ſammelten ſich zum Hauptanſturme die Fähnlein
Zahlreich gegen das Thor; dort ſtanden mit ſtarker Bemannung
Dräuend die ehernen Schlünde des Feinds. Da öffneten plötzlich
Sich, ſchwerwuchtig, die Flügel des Thors, und mit wehendem Banner
Stürzten hervor ſich die Schaaren der Wiedergetauften. Es flüchten
Jene ſich hinter die Schlünd' und entfeſſeln ein donnerndes Feuer
Gegen die ſtürmenden Reih'n. Doch es rollen die Anabaptiſten

Mächtige Stücke, wie jene, heran, und es blitzen die Lunten,
Und von dem Wall auch ſauſ'en die Kugeln in's Lager des Feindes.
Wildes Gebraus und Geſchmetter erwacht ringsum: von der Armbruſt
Sauſ't in Lüften der Pfeil, eine fliegende Viper, es knattern
Unabläſſig die Büchſen, der Steinwurf ſchwirrt von der Schleuder.
Horch, wie ſie bellen, die ehernen Hunde der Schlacht, die Karthaunen,
Heftiger ſtets! Falkonette beſpei'n, Feldſchlangen, aus langen
Hälſen das Feld; Baſilisken und Singerinnen entladen
Fliegendes Eiſen in Zentnern; bedachtſam ſchleudert der kurze
Mörſer mit dumpfem Gekrach Steinkugeln im Schwunge des Bogens;
Tückiſch platzt die Granate — heiſſa, von dem ſcharfen, doch kleinen
Tindlein, welches das Blei halbpfündig aus ſchmächtigem Rohr wirft,
Bis zur Haubitze, die ſpeit zweihundert-pfündige Steinlaſt,
Raſ't da gegen einander vom Wall und im offenen Felde
Sämmtliches Feuergezeug: zehn Meilen umher in der Runde
Zittert der Boden im Münſterland von dem dumpfen Gedonner.
Doch nicht lange ſo tobt das Geſchütz. Hinſprengt durch die Reihen
Wieder der feurige Jan. „Wolauf, Zioniten!" ſo ruft er,
Grad'hin jetzt auf die Feinde geſtürmt! Mit Äxten und Schwertern,
Keulen und Speeren entſcheide der Kampf ſich!" — Hinter dem Jüngling
Wandelt einher und ruft mit gewaltiger Stimme der wilde
Knipperdolling: „Mir nach!" — Auf der feindlichen Stücke Bemannung
Stürzt mit der vorderſten Schaar er ſich: von den ſchnöde verlaſſ'nen
Donnergeſchützen erbeutet die einen er muthig, den andern,
Schwerer beweglichen, ſperrt er mit eiſernem Nagel den Rachen,
Daß ſie ſchmählich verſtummen, aus feurigen Speiern zu ſchadlos
Gähnenden Klötzen geworden.
Verwirrung erfaßte des Biſchofs
Söldner, doch helfend vom Lager herbei ſchon eilte Verſtärkung.
Trommelgewirbel erklang allwärts, Trompetengeſchmetter,
Rufend des Biſchofs Heer zum Streite. Zuſammen von allen

Seiten nun zog man die Kräfte heran zum Kampf der Entſcheidung.
Zahllos entwickelten ſchon ſich die Rotten mit fliegenden Fähnlein
Weithin im Feld, ſich ſchaarend zum Kampf: bei jeglichem Fähnlein
Starrte geharniſcht die Reihe der Pikeniere mit ſcharfen
Ragenden Lanzen; dazwiſchen, mit wuchtigen Äxten gerüſtet,
Standen die Hellebardier' und die Musketiere, mit langen
Feuerrohren gewaffnet. Und neben den Fähnlein des Fußvolks
Trabten die Reitergeſchwader heran: da kamen die Lanzen-
Schwingenden Küraßreiter; die handrohr-führenden, leichten
Arkebuſier', und die Musketiere zu Roß, die Dragoner.
Stattliche Helmbuſchzier auf den Häuptern, das Banner des Ordens
Mit achtſpitzigem Kreuz vor ſich, aufzogen die ſtolzen
Johanniter, gewappnete Mönche, bekuttete Krieger.
Biſchofsſöldner und Truppen des Reichs, Hilfstruppen von Cleve,
Cöln und den anderen Nachbarn, Papiſten und Luther'ſche ſtanden
Jetzt einträchtig geſellt, zu bekämpfen die Wiedergetauften.
Manch weſtphäliſcher Ritter und Herr, mit reiſigen Knechten
Sich einſtellend vor Münſter, erſtralend in prächtiger Erzwehr,
Rüſtet nunmehr in den Reihen der Biſchofsſtreiter zum Kampf ſich.

Aber es ordneten ſich auch die Reihen der Anabaptiſten,
Glühend den mächtigen Feind in geordneter Schlacht zu beſtehen.
„Seht da, Brüder“, ſo rief der gewaltige Knipperdolling,
Wie gleich Maden im Käſe ſie wimmeln, die Söldner des Pfaffen!
Aber ein Narr, wer zittert! Schon haben wir ihrer Geſchütze
Eherne Mäuler geſtopft — nun kommt an ſie ſelber die Reihe!
Schreckt euch der Pikenier? nur ein Thörichter wird in den langen
Spieß ihm laufen; wer klug iſt, der bückt ſich und läuft ihm darunter
Zehnmal weg! Und die Schützen mit ihren veralteten Rohren
Und ſchwerfälligen Gabelmusketen? Bevor nur ſo Einer
Erſt vor ſich hin geſtellt auf den Boden die Gabel, das Rohr dann
Zwiſchen die Haken gelegt, dann ſacht nach bedächtigem Zielen
Losbrennt, iſt ſchon die Kugel aus unſeren handlichen Büchſen,
Oder ein anabaptiſtiſcher Pfeil in den Leib ihm gefahren!

Und was den Reiter betrifft, den eiſernen Popanz, den fürcht' ich
Erſt, wenn am Boden ich liege; da kann ſein Gaul in den Leib mir
Treten ein Loch, 's iſt wahr; doch was will er, trifft er mich aufrecht?
Und wenn einmal ein Stoß ihn ſelber, den eiſernen Popanz,
Stracks vom Hengſte geworfen, auch heil und geſund, da genügen
Kaum vier Männer, ihn wieder gemach auf die Beine zu heben.
Alſo nur d'rauf und d'ran, ihr anabaptiſtiſchen Brüder,
Fremde, wie Heimiſche! Aber vor Allen wir Bürger von Münſter
Müſſen das kräftigſte Wort heut reden dahier mit dem Biſchof!
D'rauf und d'ran! Wer da fällt im Kampf, dem wollen wir Roſen
Pflanzen auf's Grab; doch der Feigling, der Weichling, der ſoll, nach dem Sprüchlein,
Finden ein Grab im Fladen der Kuh, wie ein Käfer am Wege!" —
Beifall jauchzten dem Sprecher die heimiſchen Münſter'ſchen Männer.
Aber die Reihen der ernſter'n, der ſchwärmenden Anabaptiſten
Liehen des Jünglings Worten das Ohr und begeiſterter Seher.
Und hinſtürzten nunmehr zu vernichtendem Kampf in der Nähe
Wild auf den Feind ſich die Schaaren: und alsbald tobte das grauſe
Ringen durch's Feld, mit Schwertergeklirr und Büchſengeknatter,
Roſſegeſtampf und Geröchel: im Blut ausglitſchte der Fußtritt.
Sind es Dämonen der Hölle, die raſenden Anabaptiſten?
Wer hat den bleichen Geſellen die Kraft in den Gliedern verdreifacht?
Manchmal erblickt einen Anabaptiſten am Boden der Söldling
Drohend auf ihn her blickend aus ſtarren entſetzlichen Augen,
Und er ſtürzt, um ſich ſein zu erwehren, auf ihn mit der Mordaxt:
Doch nun merkt er mit doppeltem Schauder, daß todt der Geſelle,
Der ſo entſetzlich und drohend aus offenen Augen ihn anſtarrt . . .
Ei, ſo heiß iſt's geworden noch nie dem erprobteſten Soldknecht,
Nicht vor dem Säbel des Türken und nicht auf lombardiſcher Wahlſtatt.
Mälig wichen die Söldner; das Banner der Anabaptiſten
Blähte ſich ſtolz wie ein Segel, des Soldheers farbige Fähnlein
Flatterten ängſtlich im Winde, wie Blätter im Wald vor dem Abfall.

Knipperdolling, durchtobend mit blutigem Beile die Schlachtreih'n,
Sieht aufjauchzend der Gegner ſchon rathlos ſchwankendes Weichen.
„Seht nur", ruft in der Freude des Herzens der wuchtige Kampe,
„Seht, ſchon liegen ſie reichlich umher auf dem Rücken, die Söldner,
Gleichwie Fröſche, vom Hagel getroffen am Ufer des Moorteichs.
Gnädigſter Herr, wo ſteckt ihr nur? wo ſind die geſtrengen
Räthe, die Feldhauptleute? Den einzigen Wilcke von Stedinck
Seh' ich noch rüſtig im Felde: die Anderen halten ſich abſeits,
Seit ſie den Gornitzer führen geſeh'n aus der Schlacht, dem ein Schleud'rer
Mit armſeligem Stein aus dem Auge den Apfel geſchnellt hat,
Wie ſich die Äpfel vom Baum auch holen mit Steinen die Buben.
Malchus, der Domherr, ſtürzte vom Roß, und den Grafen von Bentheim
Sah ich von hinnen auf ſchnödem Karthaunengefüllſel in's Jenſeits
Reiten — das ſchreckte die Andern. Denn Herren und Ritter wie Pfaffen
Machen ſich's jetzo bequem: wenn einmal Einer ſo glänzend-
Glatt ſich gemäſtet, ſo will er am Ende doch auch noch mit heiler
Haut und mit völligen Gliedern, und nicht als geſpaltene Rübe
Oder durchlöchertes Sieb in die ewige Herrlichkeit eingeh'n!
Doch da ſeh' ich noch einen vom älteren Korne, den hagern
Ritter von Gütersloh, der im Ausland weidlich gekämpft hat
Gegen die Mohren, und der doch ſelber die frohnenden Bauern
Schindet daheim auf dem Gut wie ein Türk' und Heide! Den alten
Sünder, den will ich vom Braunen herab mit der Kugel mir holen!"
Sprach's, und faßte die Büchſ', und den Ritter, vom ſtattlichen Streithengſt
Warf ihn das ſauſende Blei. Und lächelnd begann zu den Männern
Wieder der Zionshort, unermüdlich in Worten und Thaten:
„Seht ihr, wie heut ſich's lohnt, daß wir uns in friedlichen Zeiten
Fleißig im Schießen geübt? Sonntägliches Bürgervergnügen
War es für uns vormals nun ſeht, nun können wir's brauchen!
Aber was iſt das? es kommt, um zu rächen den Alten, geſtreckten
Speers, ein Bürſchchen da gegen mich her: das iſt wol der Abſproß
Jenes von Gütersloh? der aber iſt nicht mehr vom echten

Schrott und Korn wie der Alte: das iſt ſchon ein heutiger Windhund!
Luſtiger Fant, komm' an! dich ſchluck' ich in mich, wenn ich athme,
Und wenn ich nieſe, ſo fliegſt du mir wieder hinaus durch die Naſe!“
Aber es ſprengte heran auf den rüſtigen Knipperdolling
Wirklich der Junker nunmehr, hochmüthig, mit flatterndem Helmbuſch.
Hart an den Fluten der Aa, dort wo aus den wieſigen Gründen
Sie ſich wendet zur Stadt, da war's wo die Beiden ſich trafen:
Knipperdolling erfaßte den Speer, und ſtieß ihn gemächlich
Gegen die Bruſt des auf ihn anſprengenden prunkenden Jünglings,
Daß er über den Bug des Roſſes hinaus in den Aafluß
Weithin flog: er verſank, und die rollende Woge begrub ihn.
„Iſt kein ritterlich Haupt mehr da?“ rief nun der gewalt'ge
Knipperdolling; „da muß ich nun wol an's Geſinde mich halten.
Sieh' da, ein alter Bekannter! Der Frieſe, der Münſter'ſche Stadtknecht,
Der ſchon zwanzig Herren gedient, und zuletzt ſich dem Biſchof
Schnöde verkauft, und kecklich mit eichener Lanze den Unſern
Stochern nun möchte die Zahn'. Gib Acht, du frieſiſcher Schlingel!
Biſt noch lange genug, auch wenn um den Kopf du gekürzt wirſt!“
Sprach's und auf muthigem Roß anſprengend ſo gegen den Soldknecht,
Hieb er das ſtruppige Haupt ihm herab mit der wuchtigen Streitaxt,
Und hinrollte der Rumpf in die Lache des eigenen Blutes.
So durchtobte das Feld der gewaltige Knipperdolling,
Hier und dort ſich erkieſend den Feind, und immer ein Scherzwort,
Immer ein Sprüchlein findend, um Hieb und Stoß zu geſegnen.
Schweigend, doch ſchrecklicher weit als der mächtige Knipperdolling,
Würgt ein anderer Reck' im Getümmel, der rieſige Tylan.
Noch iſt ein Elennsfell ſein Mantel, der roſtige Stahlhelm
Deckt ihm das Haupt, doch er ſchwingt einen rieſigen Hammer in Händen,
Ähnlich dem donnernden Thor, vorzeitlichem Gotte des Nordlands,
Oder den grimmigen Hünen, den lange begrabenen Rieſen,
Die einander mit Hammern aus ſtündiger Ferne geworfen.
Brüllend ſo ſtürzt er ſich immer und tobend ins tiefſte Getümmel:
Ob auch zu Hunderten rings ihn die Schwerter, die Spieße bedrauen,

Schartig prallt von den Knochen, den ſtählernen, jeglicher Mordſtahl
Ab, und zerſplittert die Lanze. Die Speere, die ihm ſich entgegen
Drängen, mit nervigen Fäuſten ergreift er ſie, reißt mit den Speeren
Reihen der Männer zu Boden. Und wenn ihm ein würdiger Gegner
Naher im Kampfe begegnet, ſo ſchwingt er den Hammer und läßt dumpf
Nieder ihn krachen auf Haupt und Helm, daß der ehernen Kuppe
Funken mit Tropfen ſich mengen des hauptentſprühten Gehirnes.

Ei, will ſämmtliche Grauen- und Reckengeſtalten der Vorzeit
Senden das finſtere Reich, mitkämpfend vor Münſter den heißen,
Wilden Entſcheidungskampf in den Reihen der Wiedergetauften?
Wer iſt, tummelnd den Falben mit ſchwärzlichen Mähnen und dunklem
Schweif, die Beflügelte dort, die Walkyre mit flatternden Haaren?
Divara iſt es, das Weib des gefall'nen Propheten in Sion:
Stets auftaucht ſie vor Jan, dem kämpfenden, immer im wilden
Streitergetümmel verfolgt ihr Auge den herrlichen Jüngling
Wie mit glühenden Pfeilen, und wenn ſie die glühendſten machtlos
Sieht abgleiten am Schild des von höherer Liebe Gefeiten —
Raſender ſtürzt ſie ſich wieder zurück in's blutige Kampfſpiel.
Hei, wie die Lanze ſie ſchwingt und den ſchwirrenden Bolz in das Soldheer
Wirft, und behend dann wieder im näheren Kampf die Piſtole,
Oder den Dolch aus dem Gürtel ſich reißt, wildlachend vor Kampfluſt!
Oft anſpornt ſie in wilden und ſeltſam klingenden Lauten
Ihre Getreuen, die Söhne des bräunlichen wandernden Stammes.
Ohne Verſehrung bleibt ſie im wild'ſten Gemetzel: doch weh' ihm,
Den nur ein Pfeilwurf ritzt, nur ſtreift eine Kugel von ihrer
Hand: er fällt wie vom Blitze berührt oder giftigem Anhauch.
Wie ſo gewaltig erſcheint nun und ſehnig des bräunlichen Weibes
Schlanke Geſtalt! manchmal auf dem Rücken des fliegenden Roſſes
Richtet ſie tollkühn ſtracks ſich empor, um ſtehend zu kämpfen,
Stehend zu werfen den Pfeil. Wildſchön iſt ihr feuriges Antlitz!
So wol mochte die Hunnin auf feurigem, fliegenden Roſſe
Blicken, durch's Schlachtfeld jagend, auswerfend die hänfene Fangſchnur,

Und den Gehaſchten erwürgend. So mocht' ein germaniſches Mannweib
Rollen die Augen dereinſt, in verſchollenen Tagen des Odin,
Wenn im Linnengewand, barfüßig, mit harenem Gürtel,
Im Streitwagen ſie ſtand, grimmvoll, und dem bleichen Gefang'nen
Warf einen Kranz um das Haupt, einen Strick um die keuchende Bruſt her,
Und ihn empor zu ſich zog, um mit Erz zu durchſchneiden den Hals ihm,
Und aus dem dampfenden Blute ſodann, das hinab ſich in eh'rne
Keſſel ergoß, des Schlachtengeſchicks Wahrzeichen zu ſchöpfen.
So, als des Kampf's Walkür', als Furienſchweſter, als Unhold,
Tobte die Wüthige dort, mit dem rüſtigen Knipperdolling
Und mit dem rieſigen Titan, erglühend in Lieb' wie in Mordluſt.
Doch wie neben Giganten und ihrer dämoniſchen Urkraft
Ragte dereinſt olympiſch der Fernhintreffer, der Lichtgott,
Leuchtend: ſo ragte nun auch im gewaltigen Kampfe vor Münſter
Neben den Schlachtdurchſtürmern, dem mächtigen Knipperdolling,
Neben dem Rieſen und neben der wilden Walkyre des Kampfes,
Tummelnd das Roß des Propheten, der hohe, der leuchtende Jüngling
Jan von Leyden empor, in der Linken das wehende Banner,
Und in der Rechten das Schwert: ſieghaft durch's blutige Feld hin
Stürmend, beſtaunt, mit Begeiſt'rung umjauchzt von den Wiedergetauften:
Denn wo er nahte, der Jüngling mit leuchtenden Zügen, inmitten
Drängender Schaaren, da pochten die Herzen, und Siegesgewißheit
Wehte wie Palmenhauch durch die brennende Schwüle des Kampfes.
Schauerlich wonnig erfaßt, wie der Taumel der Lieb', auch der Kampfluſt
Taumel ein männliches Herz: und ſo ſtürmte mit klopfender Bruſt nun
Jan dahin: ſein Streben und Hoffen und Sehnen und Trachten,
Alles was je durchflammt ihm die träumende, feurige Seele,
Fühlt er ſo ganz nun ergoſſen in ſeines geſchwungenen Armes
Männliche Kraft, die im Streit ſich erprobt, daß er feurig-bedachtlos
Hin wie zum Brautfeſt eilt. Da plötzlich erblickt er den tapfern

Wilcke von Stedinck, den einz'gen der Feldhauptleute des Biſchofs,
Der in den vorderſten Reih'n noch kämpft auf beflügeltem Renner.
Und ſo gewaltig erfaßt vor Jenem den feurigen Jüngling
Stürmiſche Glut, daß er ſtürzt wie berauſcht in die feindlichen Reihen,
Um zu beſtehen den Führer des Feinds im Kampf der Entſcheidung.
Und ſchon ſprengte heran der herkuliſche Wilcke von Stedinck,
Tummelnd das ſchnaubende Roß, und mit ragender Lanze den Jüngling
Faßt' er ins Aug': der aber vermied anrennend den Speerſtoß,
Feurig-behend, mit dem Schwunge des jugendlich-ſchmiegſamen Leibes,
Und dann ließ er ſo kraftig den Stahl auf den ehernen Gegner
Wettern, der erſt ſchwerfallig das Schlachtſchwert gegen ihn aufhob,
Daß er ihm ſpaltet das Erz des Viſiers hart unter den Brauen,
Und ihm umnachtet für immer das eine der Augen. Doch ringsum
Wogen die Landsknechthaufen heran, und es ſtarren die Piken
Mörderiſch-dräuend um Jan; auch hebt, nicht achtend der Wunde,
Wilcke von Neuem das Schwert, um, ſchnaubend nach Rache, dem kühnen
Gegner zu ſpalten das Haupt: aufſchreien die Anabaptiſten
Angſtvoll: ſiehe, da plötzlich kommt der gewaltige Hammer
Tylans geflogen in ſauſendem Schwung, und es bäumt ſich der Streithengſt
Wilckes empor, ſchmerz-wiehernd: ihm klafft die zertrümmerte Stirnwand,
Und vom ſtürzenden Roß in den Sand tief gleitet der Reiter.
Und nun nah'n ſich, ermuthigt, mit Jauchzen die Anabaptiſten,
Stürmend: es weichen die Söldner, aus feindlichen Händen nur mühſam
Rettend den Feldhauptmann, den betäubten, mit blutigem Antlitz.
Schreck und Verwirrung trug in die Reihen der feindlichen Söldner,
Die ſchon lange geſchwankt und das Schlachtfeld ſchauten von tauſend
Leichen der Ihren beblutet, die Kunde vom Sturze des tapfern
Feldhauptmanns, und nun wandten ſie unaufhaltſam in Schaaren
Sich zur Flucht. Gen Telgte zurück, wo die Zelte des Biſchofs
Standen, enteilten, mit Mühe ſich ſammelnd, die Fähnlein des Fußvolks,
Und auf den Roſſen, beſudelt von Staub und Blute, die müden
Reitergeſchwader. Dazwiſchen auch raſſelte über den Sandgrund

Vielfach gehemmt, was nicht von dem reiſigen Zeug die beritt'nen
Anabaptiſten erbeutet zuletzt noch in grimmer Verfolgung.
Und ſiegtrunken erſchallt das Gejauchze der Wiedergetauften,
Als ſo geraumt ſie das Blachfeld ſchau'n. Nun werfen die Schaaren
All' auf die Kniee ſich hin, und unter dem leuchtenden, ſiegreich
Wehenden Banner erſchallt zehntauſendzüngig der hehre,
Feierlich-ernſte Choral der ſioniſchen Wiedergetauften,
Welcher erklungen zuerſt in den waldigen Gründen der Davert.
Und der umjubelte Führer, der Jüngling von Leyden, er führt nun
Freudig die Schaaren der Sieger zurück durch die Thore von Münſter.
Schmunzelnd zur Seit' ihm reitet der mächtige Knipperdolling,
Divara auch, ſich drängend zu Jan, und in ſtolzer Gefallſucht
Tummelnd den Renner vor ihm, und der wilde, der rieſige Tylan;
Krechting auch, der Verſchmitzte, der ſchweigſam-düſtere Rottmann,
Ziehen geſellt. Hell tönten die Pfeifen, die Zinken, die Trommeln,
Und wenn dieſe verſtummten, erklang in den wogenden Reihen
Pſalmengeſang, lobſingend der Herrlichkeit Sions. Entgegen
Wallten den Siegern die Schaaren der Greiſe, der Kinder und Frauen,
Blumen zu ſtreuen, und als die begeiſterten Töchter von Sion
Schauten den herrlichen Jan, an der Spitze der Wiedergetauften,
Noch in der Rechten das Schwert, in der Linken das wehende Banner,
Hoch auf dem ſchimmernden Roß — da warfen ſie ſich wie Verzückte
Ihm in den Weg und leerten die ſämmtlichen Körbe der Blumen
Jubelnd über ihn aus und behangten mit duftigen Kränzen
Ihn und den ſchnaubenden Renner . . .
Da plötzlich ſprang aus des Volkes
Ringsher ſchwärmenden Schaaren hervor der verrückte, der greiſe
Duſentſchur, und hinein in den freudigen Jubel des Zuges
Rief er: „Dem Könige Heil, dem ſtralenden König von
Sion!"
Staunen erfaßte das Volk ringsher; es hatten den Stummen
Alle zu Münſter gekannt — nun hatt' er die Sprache gewonnen,
Wie es voraus war verkündet. Da richtete jeglicher Augſtern

Sich auf Jan; erſt Stille noch herrſcht — dann läuft ein Erbeben
Fieberiſch hin durch's Volk. Dann iſt's, als rauſche der Fittig
Neuen Geſchicks hin über die Häupter der Männer, und jauchzend
Springt vom Munde des Stummen das Wort auf jegliche Lippe:
Und durch Münſter erſchallt's, von einem zum anderen Ende:
„Heil dem Könige, Heil dem ſtralenden König von Zion!“ —

Fünfter Geſang.

Der König.

Iſt das noch die belagerte Stadt? Ein Aſyl nur der reichſten
Fülle des Lebens erſcheint ſie; ein wandelndes Eldorado
Iſt, der drängend ſich wälzt, mit unendlichem Menſchengewimmel,
Hin durch die lärmenden Gaſſen von Münſter, der ſchimmernde Feſtzug,
Gegen den prangenden Markt. Drommeten und Zinken und Trommeln
Jauchzen dem glänzenden Zuge vorauf mit tönendem Feſtſchall.
Blumen umwunden die Fenſter, die hohen Balkone, die Säulen,
Farbiger Prunk der Tapeten entrollt, helljubelnder Ausruf
Rings umher und verklärte Geſichter im Strale der Feſtluſt.
Reichliche Münze, ſo ſcheint's, hat ſeit der Beſtürmung dem neuen
Zion gelaſſen der Feind, daß ſo ſchimmernde Pracht es gefertigt,
Und ſeither ſtatt Waffen nur goldene Zierden noch hämmert,
Nützend des köſtlichen Erzes unendlichen Schatz auf dem Rathhaus.
Wie viel Sammet und Seide, Brokat und Purpur und Scharlach,
Wie viel Silber und Gold und Perlen und edle Geſteine,
Die noch kürzlich am Leib der Madonnen und Heiligen ſtralten,
Oder am Feſttag ſchmückten den opfernden Prieſter am Altar,
Oder als todter Beſitz in den Truhen der Reichen geſchlummert,
Gleißen nun eitel im Lichte des Tags bei dem feſtlichen Umzug!
Siehe die leuchtende Zier der Erkornen des Königs von Zion,
Die ihn geleiten zum Ort, wo auf Scharlachpolſtern der Kronreif
Gleißend ihm winkt! Sieh' da die beritt'nen Trabanten, in Purpur
Stralend die Leibesumhüllung zur Hälfte, zur anderen hellblau:
Aber am Ärmel geſtickt das bedeutſame Wappen von Zion:
Von ſich kreuzenden Schwertern durchſtochen nach unten die gold'ne

Kugel der Welt, und zwiſchen den Griffen das Zeichen des Kreuzes.
Siehe die lieblichen Knaben, die minniglich lächelnden Jungfrau'n,
Stralend in knappen, mit Gold und Silber geſtickten Gewändern,
Blumen und blühende Zweig' in Händen, wie Engel mit Liljen
Und Palmzweigen auf Bildern der Heil'gen — mit Blumen- und Goldglanz,
Stein- und Perlengeflirr wetteifert der bunte Gewandprunk:
Sammt'ne, damaſtene Wamſer, mit Franſen beſetzt und mit lichten
Fäden durchwirkt, und die röthlich erſchimmernde, prunkende Seide,
Die aus den bauſchigen Falten der Arm- und Hüften-Umhüllung
Bricht, wie aus berſtenden Knoſpen das üppige Roſengeblätter:
Perlengeſtickte Barette, und goldene Ketten, und ſeid'ne
Schnür' um den Hals mit dicht an einander gereihten Dukaten,
Gulden und Kronen — zum Schmuck nur dient noch in Sion die Münze.
Doch von Panzern auch funkelt's dazwiſchen und Helmen, und ſtahlblank
Glänzenden Waffen, in welchen die Stralen der Sonne ſich ſpiegeln.
Aber inmitten des Zugs, auf dem Zelter, dem prächtig geſchmückten,
Glänzt die Geſtalt, die erhab'ne, des königlich blickenden Lieblings
Aller ſioniſchen Männer und Frauen; es bäumt ſich der ſchneeweiß
Schimmernde Renner, von golden geſtickter Schabrake die Flanken
Reich umwallt, und beflittert von edlem Geſteine die Halfter.
Goldzier blitzt um Sattel und Zäume; des Reiters geſchlanke
Glieder umwogt, milchweiß, ein Mantel mit purpurnen Rändern,
Golden beſternt, und die Locken bedeckt ein goldiger Streithelm.
Aber es ſchreitet vor ihm mit dem blumen-umſchlungenen, ſiegreich-
Wehenden Banner von Sion einher der gewaltige Tylan.
Alſo bewegte der Zug ſich zum feſtlich prangenden Marktplatz.
Dort vor dem Rathhaus ragt, weit leuchtend, mit ſeid'ner Bedachung,
Ein Baldachin, von Blumen umkränzt, wie durch Zauber geſchaffen.
Still da hält nun der Zug, und herab vom muthigen Renner
Hebt ſich Jan; bei doppelt gewaltig anhebendem Vollklang
Heller Trompeten und Zinken die teppich-verhangenen Stufen
Steigt er hinan, zur Bühne, der prunkenden, leuchtend erhöhten,

Unter dem Wundergezelt, wo die lieblichſten Töchter von Zion
Schimmernd in lichten Gewändern, mit duftigen Kränzen im Goldhaar,
Steh'n und auf Scharlachpolſtern dem nahenden König entgegen
Heben die Prunkkleinode des neuen ſioniſchen Reiches.
Doch in der Jungfrau'n Mitte, das Auge zum Himmel gerichtet,
Steht Rottmann, der Ermahner und Täufer, der prieſterlich-ernſte.
    Brauſend erſcholl die Muſik, als der Jüngling die Stufen hinanſtieg:
Oben nun ſtand er, und jetzo verſtummte der tönende Feſtſchall.
Und nun fragte, zum Volk ſich wendend in ruhiger Hoheit,
Jan von Leyden mit über den Markt hin tönender Stimme:
„Bürger des Zionsreiches zu Münſter, verlangt ihr in Wahrheit,
Daß ich ergreife die Zügel der Macht und in Zion gebiete?“
Donnernd zur Antwort ſcholl es im Volk: „Sei König,
Jan von Leyden! ſei König im neuen, verheißenen Zion!“
Da ſprach Jan, ſich wendend zum oberſten Prieſter, zu Rottmann:
„Kröne du mich mit der Krone des neuen ſioniſchen Reiches!
Reich' mir den Scepter, damit ich als König in Zion gebiete!“
„Neige die Stirn“, ſprach Jener, „damit das erkorene Haupt dir
Werde geſalbt nach dem Brauch, uraltem, in Israel! Wie einſt
Wurde zum König von Zion geſalbt ein beſcheidener Jüngling,
Welcher die Heerden geweidet, ſo ſalb' ich zum König des neuen
Zion, o Jüngling, dich, nicht fragend nach deinen Erzeugern!
Wie ich dich netze mit Öl, ſo beträufle der ewigen Weisheit
Thau das begnadete Haupt dir; ein Reich ja der Weisheit iſt Zion!“
Sprach's und beſprengte den Jüngling mit heiligem Öle den Scheitel.
Und nun faßt' er mit Händen den königlich ſtralenden Mantel,
Den ihm entgegen gehalten mit Lilienhänden die Jungfrau'n,
Und er legt' um die Schulter das Königsgewand dem Geſalbten,
Welches auf purpurnem Grunde von ſtralendem Golde durchwoben
War, und von innen gefüttert mit ſchneeweiß blendender Flocke.
Aber es ſprach Rottmann: „In fehllos ſchimmernder Reinheit
Leuchte das Gold, und leuchte die Flocke, die weiße: denn Zion
Iſt ein Reich ja des Lichts und des reineſten Wandels im Lichte! —

Jetzo um Hals und Bruſt dir ſchling ich die ſtralende Kette,
Tragend die goldene Kugel der Welt: es durchſticht ſie von oben,
Schräg wie zum Streit ſich kreuzend, ein Paar hellblinkender Schwerter,
Tiefer Entzweiung Bild; doch ſieh', da zwiſchen den Griffen
Ragt der erlöſenden Liebe Symbol! Treu wahre den Hort ſtets:
Sion iſt ja das Reich der erlöſend verſöhnenden Liebe!“ —
Sprach's und hing um die Bruſt ihm die ſtralende goldene Kugel,
An ſchwerwiegender Kett', abwechſelnd aus edlen Geſteinen
Und aus goldenen Ringen gebildet, ein köſtliches Kleinod.
Aber nun hob Rottmann vom Scharlachpolſter den Goldreif.
„Siehe“, ſo ſprach er, „die Krone des Reichs! kein offener Stirnring
Iſt ſie, wie ärmliche Fürſten er ſchmückt: ſie iſt zu erhab'ner
Weltreichskrone gewölbt, und wie hier ſich die goldenen Spangen
Über der Höhlung im Bogen zum Knauf in der Mitte vereinen,
So auch vereinen zum Bund nun bald nun die Stämme der Menſchheit
Alle das herrliche Reich, das muthig zu Münſter geſtiftet
Wird für die Welt: denn ein Reich der verbrüderten Völker iſt Sion!“
Sprach's, und drückt' auf die Stirn die gewichtige Krone dem König,
Reicht' ihm den goldenen Scepter ſodann, von goldenen Kettchen
Dreifach umringelt; die Spitze beſtralt ein lichter Karfunkel,
Blitzend, als hätt' ein Zaub'rer den Blitz auf metallener Spitze
Keck auffangend, gebannt dorthin, und verſteinert durch Zauber.
„Führe den Scepter, ſo ſprach er, den friedlich waltenden Scepter,
Und bald ſchwinde für immer das Schwert aus der Könige Händen!
Kampf ja bedeutet das Schwert, doch in Sion herrſche der Friede!
Und es bedeutet Gewalt — doch in Sion herrſche das Recht ſtets!
Knechtſchaft bedeutet das Schwert — doch in Sion herrſche die Freiheit!
Und ſo ſchwinge den Scepter, o König, und wiege die gold'ne
Weltreichskugel in Händen, und trage die Krone, den Mantel,
Als ein König des Lichts und des reinſten Wandels im Lichte,

Als ein König der Lieb' und der heiligen Menſchenverbrüd'rung,
Als ein König des Friedens, ein König des Rechts und der Freiheit!“ —
„Heil dem Könige, Heil dem erkorenen König von Zion!“
Stimmte das Volk nun ein; auf's Neu', wie in heller Verzückung,
Starrten die Augen auf Jan. Da erhob der begnadete Jüngling
Höher das Haupt, und ſprach zum Volk.
„Zioniten!“ ſo rief er,
„Jauchzend verlangtet ihr mich zum Führer, den Jüngling von Leyden,
Und zum König! Wolan! So will ich geſtalten das neue
Zionsreich, wie ich ſinnend und träumend in feuriger Seele
Längſt es getragen, und wie ich, in grübelndes Schweigen verloren,
Groß es im Buſen genährt, ſeitdem durch die Thore von Münſter
Ich an Matthiſſons Seite gewandert! In leuchtenden Zügen
Steht es vor mir — nicht mehr wie ein Traum: Eine Stätte dem Glücke
Unter den Menſchen, und Allem, was ſchön und edel auf Erden,
Will ich bereiten — ein Eden für Seel' und Sinne! Verſammeln
Will ich in Zion die Weiſen der Erde, daß kühnlich der Wahrheit
Schleier ſie lüften; daß muthig und unabläſſig ſie ſinnen,
Wie aus dem Leben zu bannen die Übel; und daß ſie uns lehren,
Wie die Natur wir bezwingen, die Kräfte der Höhen und Tiefen
Zähmen für unſeren Dienſt! Werktüchtige Bildner und Künſtler
Will ich verſammeln in Zion, damit auch dieſe das Daſein
Heiter beleben und ſchmücken und wonnig die Herzen befeuern!
Mögen das Werk ſie krönen, ſobald uns lächelt der Friede!
Aber auch jetzt nicht will ich, ob auch noch dräuen die Feinde,
Glanzlos herrſchen! Man ſoll nicht ſpotten, der König von Zion
Sei ein ärmlicher König, ein ſchnöder Komödienkönig!
Nein, zur Beſchämung den Feinden, zum Sporn den noch zagenden Freunden,
Soll ſich verbreiten umher in ſämmtlichen Landen die Kunde

Vom hellleuchtenden Glanze des neuen ſioniſchen Reiches!
Schilt man uns, daß wir lieben den Glanz? wir wollen ihn lieben,
Nicht wie unheimliche Raben das Glänzende pflegen zu ſuchen —
Nein, als Kinder des Lichts, die im Glanze begrüßen des Lichtes
Bild, und des eigenen Geiſts, der dem goldenen Lichte verwandt iſt!
Tugend und Luſt ſind Eins fortan für die Kinder des Lichtes!
Denn wie ſollte die Freude, die göttliche Freude des Lebens,
Nicht auch veredeln den Menſchen? wie ſollte der Äther der Freiheit,
Welcher den Menſchen umfließt wie den Adler die Lüfte des Himmels,
Nicht auch läutern das Herz, und dem Rohen für immer obſiegen?
Gleichwie die Lindwurmbrut hinweg mit den Sümpfen geſchwunden,
D'rin ſie gehauſ't, ſo wird aus dem Leben das Häßliche ſchwinden
Und das Gemeine hinweg im Strale des goldenen Lichtes!
Dann wird Tugend und Luſt und Himmel und Erde verſchwiſtert
Sein für immer! Und wenn wir erfüllt, Sioniten, die Sendung,
Unter uns ſelbſt entfachend und nährend das göttliche Feuer,
Herzen erwärmend und Häupter erhellend, und Alle zur gleichen
Zinne des Geiſtes gehoben, ſo wird die ſioniſche Lehre
Sich wie ein fegender Sturm hin über die Länder verbreiten:
Und es werden vor ihr die Gewalten der Erde ſich beugen,
Und ſich reichen die Hände zu ewigem Frieden die Menſchen!
Und dann wird ſich vollenden im Schooße verbrüderter Völker,
Was wir begonnen zu Münſter!“ —
So ſprach der begeiſterte Jüngling,
Hell umleuchtet die Stirn von des Genius Zeichen. Das höchſte
Streben, das edelſte Fühlen entſtrahlte dem Aug'. Wer ihn anſah,
Tieferen Geiſts, der empfand: das iſt der Erkorenen einer,
Ja, der Erkorenen einer, die gleichen der Welle des Meeres,
Welche, nach aufwärts trachtend, an ragenden Klippen emporrauſcht,
Und ſtolz oben ſich krönt mit der funkelndſten Krone des Schaumes,
Eh' ſie, zerſtiebend in Nichts, zu den ungekrönten zurückſinkt.
Stürmiſch umjauchzen die Männer von Zion den Jüngling von Leyden.
Nun erſt, riefen ſie, ſei es begründet, das herrliche Zion,

Und was begann der *Prophet*, das werde vollenden der *König*.
Üb'rall pochende Herzen und feurig erglühende Augen . . .
    Theilnahmlos, reglos im jubelnden Menſchengewimmel
Blieb nur ein einzig Weſen: die immer ſich gleiche, die greiſe
Bettlerin dort, die vom Tode vergeſſ'ne, die heute wie immer
Sitzt auf den Rathhausſtufen und murmelt verlorene Worte:
„Komme zu uns dein Reich“ und „führ' uns nicht in Verſuchung“. . .
    Und nun wieder umwogte der glänzende Troß den Gekrönten,
Der, nachdem er auf's Neue den prangenden Zelter beſtiegen,
Durch Sanct Michaels Pforte geleiten ſich ließ in den Domhof,
Wo er im ſchönſten Palaſt ſich erkoren den würdigen Wohnſitz.
Zwiefach glänzend nun wogte der Zug hin, ſtockte gehemmt oft,
Denn ſtets drängten die Männer, die Frauen zu Jan ſich, des Kleides
Saum ihm küſſend, und faſſend, wie Sinnenbethörte, des Roſſes
Zügel, um länger zu ſchau'n in des Jünglings leuchtendes Antlitz.
Plötzlich taucht aus dem bunten Gedräng — wie aus Fluten ein Meerweib
Taucht in berückender Schöne des Nachts — eine herrliche Jungfrau,
Hält empor einen Kranz weißblühender Roſen, mit Lorbeern
Grün durchflochten, und reicht ihn dem König: und dieſer ergreift ihn
Freudig erſchrocken — denn wieder erkannt hat raſch in der holden
Geberin er die Erkor'ne, die Braut, die in einſamer Zelle —
Ihm iſt's ſchier wie ein Traum! — er gefunden, und ſeither vergebens
Wiederzuſeh'n ſich geſehnt, zu erfüllen das heil'ge Gelöbniß.
Aber es traf wie ein Pfeil aus des Königs Gefolge die Jungfrau
Scharf noch ein *weiblicher* Blick. Aus den pechſchwarz glühenden
Augen
Divaras ſprüht er, die ſtolz mit den Erſten der Männer in Sion
Lenkt ihr feuriges Roß — und dem Aug' der Entflammten entging nicht
Das kranzſpendende Weib, noch des Jünglings freudiger Glutblick:
Spähend befiedert den Pfeil ſie des düſteren Aug's nach der edlen
Hohen Geſtalt, doch im dichten Gedräng' entrinnt ſie ihr ſpurlos.
    Aber der Domhof iſt nun erreicht und nachdem ſich der König
Einmal dem Volk noch gezeigt, und begeiſternden Gruß ihm entboten,

Wird er vom Zelter gehoben, und tritt, von den Erſten in Zion
Und den Trabanten gefolgt, durch's Thor des erkornen Palaſtes.
Aber es ſchwärmt noch fort in den Straßen von Münſter die Feſtluſt.
Und ein Reigen beginnt um die rieſigen Linden des Domhofs,
Die man mit Kränzen behängt, beim Klange der Flöten und Geigen.
Goldig ſprudelt der Wein: denn daß an dem köſtlichſten Vorrath
Heut ſich erlabe das Volk, iſt des Königs Wille: zu feiern
Würdig den glänzenden Tag, ſich heiter im Herrn zu erfreuen,
Eh' ſich gerüſtet zu neuer Bedrängung die Feinde von Zion.
Und nicht will er aus Zion die lächelnde Freude verbannt ſehn,
Wie vordem der Prophet — nein, innig verknüpft und verbündet
Soll ſie bleiben fortan mit dem edelſten Streben und Ringen!
Und ſo öffneten heut ſich der fröhlichen Luſt auch die ernſten
Anabaptiſten, und bald in des bunteren Schwarmes Gemüthern
Regte der Muthwill ſich, und die väter-ererbte, die derbe
Scherzluſt wieder und griff nach den Lieblingsſpielen: es tummeln
Krechting und Knipperdolling ſich wieder, ermunternd die Andern:
Dann wetteifern die Gaukler mit Tivaras brauner Cohorte,
Mummenſchanz zu erneuern, zuletzt ein Brettergerüſte
Richten ſie auf im Chore des Doms und es lauſchet die Menge
Einem Komödienſpiel, wie die Gaukler, die fremden, aus Holland,
Willig zum Beſten es geben, die einſt'gen Gefährten des Königs.
Im hochprangenden Saale des königlich ſtolzen Palaſtes
Stand der Erkorne von Zion inmitten der beſten Getreuen,
Würden und Ämter vertheilend. „Ihr habt zum Erſten in Zion",
Spricht er, „zum Haupt mich beſtellt; doch welche nun ſollen zur Seite
Steh'n mir als Helfer? Die Starken und Klugen! Empfange du, wack'rer
Knipperdolling, das Schwert der Gewalt! Schwertführer in Zion
Biſt du fortan! Mag roſten das Schwert, wenn völlig zur Wahrheit
Uns die ſioniſche Lehre geworden! — Du, rüſtiger Tylan,
Der du vor Münſter im Kampf ein Hort mir geweſen, du bleib' auch

Fortan treu mir geſellt! Du ſollſt in ſilbernem Panzer
Steh'n an der Schwelle der Thür, Leibwächter des Königs von Zion!
Dich, anſtelliger Krechting, im Dienſt des Propheten erprobt ſchon,
Hab' ich erwählt zum Helfer auch mir, zum Boten und Herold:
Nenne dich Kanzler, verkündend und deutend dem Volke getreulich,
Was ich zu ordnen gedenk', und beſorge die raſche Vollſtreckung!
Theil' in Gemarkungen Münſter mir ein, und aus jeder Gemarkung
Wähl' einen Älteſten mir, der die Ordnung beſorgt der Gemarkung.
Aber die Älteſten ſammeln ſich täglich in meinem Palaſte,
Daß ſie Bericht mir erſtatten, und meine Gebote vernehmen.
Doch auch zu hören den Rath und Willen verſammelter Bürger
Denk' ich: nicht als Despot in Zion zu herrſchen begehr' ich! —
Kerkering, trefflicher Kämpe, der Schanzen zu bauen und Minen
Weislich zu graben gelernt, und jetzt, aus der Fremde zur Heimat
Wiedergekehrt, ob ergraut auch, ſich unſerer Sache geweiht hat,
Wirke mit Eifer als Lenker der Kriegsarbeiten in Münſter!
Doch, daß bedächtigem Rath die beflügelte That ſich geſelle,
Will ich zur Seite dir ſtellen den feurigen Gerlach von Wullen:
Sei du das Auge des Adlers und er die bewegliche Schwinge! —
Dein iſt ein milderes Amt, ſtillſinnender ehrlicher Rottmann!
Grüble du ſtill, wie bisher, in der einſamen Kammer, zu ſchärfen
Blinkende Pfeile des Worts und der Schrift, indeß wir in Waffen
Steh'n auf dem Felde der Thaten. Erquicke die Müden des Kampfes
Du mit lebendigem Wort, auf daß wir mitten im Streit noch
Treulich im Herzen bewahren den himmliſchen Frieden des neuen
Zion, die heilige Glut, die verjüngen, erneuern die Welt ſoll!
Aber hinaus auch ſende von hier der ſioniſchen Lehre
Samen, hinaus in die Welt in geflügelten Blättern und Schriften! —
Nun zu Tilbeck will ich mich wenden, dem edel gebornen!
Viel ſchon wurde gethan zum prangenden Schmucke von Zion,
Seit uns Muße gelaſſen der Feind: wie Schwerter und Lanzen
Eifrig in voriger Zeit wir geſchmiedet, ſo ward nun des edlen
Erzes unendliche Fülle, das hier in Münſter gehäuft iſt,

Zu Kleinoden gehämmert des neuen ſioniſchen Reiches!
Trefflicher Tilbeck, du, der längſt, prunkliebend und edel,
Sich auf höfiſche Sitte verſtand, du beſorge von jetzt an
Weislich als Hofmarſchalk, was fehlt, zu geſtalten den Hofhalt!
Aber es ziemt uns, zu denken der Zukunft auch und zu ſorgen,
Wie ſich verbreit' und gedeihe das Reich, das wir eben begründet!
Manches noch bleibt uns zu thun, daß nicht von außen erſtickt wird,
Als ein umzingelter Brand, dies eben begründete Sion!
Fliegende Funken geziemt es von dieſem umzingelten Brande
Steigen zu laſſen, daß über das Haupt der Umzingelnden weg ſie
Tragen in andere Lande den Brand, und Flammen entfachen,
Die ſich verbreiten, und endlich verſchmelzend ſich alle begegnen!
Aber die fliegenden Funken, das ſind vom Geiſte durchdrung'ne
Männer, die ſich aus der Stadt, der umlagerten, hin durch das Soldheer
Schleichen, zu künden den Fernen die neue ſioniſche Botſchaft!
Tretet hervor, ihr Muthigſten und ihr Begeiſtert'ſten! Wer iſt's,
Der da berufen ſich fühlt und im Herzen empfindet die Sendung?" —
Alſo der König. Da traten hervor die begeiſtert'ſten Männer,
Dunkelerglühenden Augs, Sendboten, die vielfach gewandert
Schon in den Landen vordem, nun verſammelt zu Münſter. Hervortrat
Frieſe, der redegewandte, der ſchwärmeriſch glühende Brentrup,
Binnius auch und Strahl, und der nimmer ermüdende Schlachtſchap,
Andere viel noch. Aus ihnen erkor ſich der König die Zwölfzahl
Wandernder Boten, und drei der Erkornen entſandt' er gen Coesfeld
Weſtwärts, drei dann ſandt' er gen Oſten, nach Warndorf: ſüdwärts
Drei, gen Zuſen; gen Osnabrück entſandt' er die Letzten.
Aber bevor er die Männer entließ, von köſtlichem Schreine
Hob er den Deckel, und ſieh', da funkelte goldener Münzſchatz,
Kürzlich geprägt, ſchwerwuchtig; von dieſem entnahm er, ſo viel ihm
Zwölf Mal faßte die Hand, und er reicht' eine ſchimmernde Handvoll
Jedem der Zwölf und ſprach: „Nehmt hin ſie, die leuchtenden Münzen,
Tragend des Königs Bild und die Loſung der Wiedergetauften,

Welche ſich jetzo erfüllt im ſioniſchen Reiche: „Das Wort iſt
Fleiſch geworden und wohnet in uns!“ Nehmt hin ſie, die gold'nen
Zeugen des Zionsreiches, damit ihr Feinden und Zweiflern
Kühn vor die Füße ſie werft, und troſtvoll weiſet den Brüdern,
Die, noch harrend des Heiles, umher in den Landen zerſtreut ſind!“—
Sprach's und mit ſegnender Hand dann winkt' er den Boten, von hinnen
Muthig zu geh'n, nicht ſäumend; und ſie, mit Freudegeberden,
Zogen dahin, Heil rufend im Scheiden dem König von Zion.
Aber mit ihnen entließ die Getreuen nun alle der König.
Und jetzt iſt er allein mit ſich in der räumigen Halle.
Tief in Gedanken verſinkt er: es ſchwillt im Buſen das Herz ihm.
„Nun iſt betreten der Hang“, ſo ſpricht er zu ſich, „der hinanführt
Auf die erhabenſte Warte des Glückes, und ewigen Nachruhms —
Aber hinab auch, hinab in ſchwindelnde Tiefen . . . ob König,
Oder ob Gaukler mich nennen die ſpätern Geſchlechter, ob Hohn mir
Oder Bewunderung folgt — das hängt an der launiſch bewegten
Braue der Göttin des Glücks . . . Wie aber, wie nenn' ich mich ſelber?
Bin ich ein Gaukler, ein Thor? iſt wieder ein Tand nur die gold'ne
Krone, die jetzo das Haupt mir ſchmückt? Nein! waffengewaltig
Iſt das ſioniſche Volk, und kühn! Unermeßliche Schätze
Nenn' ich mein! Ob auch enge geſteckt noch die Grenzen des Reiches,
Stets doch wachſen die Streiter — es breitet der Wiedergetauften
Lehre ſich weithin aus, es ſind aus Nachbargebieten
Schon auf dem Wege nach Münſter bewaffnete Schaaren. Erſchollen
Iſt weitum in den Landen die Kunde des Kampfes vor Münſter,
Und ſchon feiert das Volk in Liedern den ſchönſten der Siege!
Wird nicht reichen die Macht des ſioniſchen Scepters, ſo weit ſich
Schwingt in beflügelten Worten die anabaptiſtiſche Lehre?
Aber auch jetzt, in enger Umſchränkung, zu herrſchen vermag ich,
Großes zu thun, zu erfüllen die ſchönſte, die edelſte Sendung.
Ein Stück Erd' iſt mir eigen, auf dem, wie auf eigenem Acker,

Ich mag ſäen und ernten, entfalten zur Reife die Keime,
Wie ſie ſchon oft von den Sternen herab in die Seelen der Dichter
Fielen, doch nie ſich erſchloſſen bisher in's blühende Leben.
Träumer- und Schwärmergedanken, ihr Kinder der edelſten Häupter,
Die ihr bisher, leiblos, unſtät, in den Lüften geſchwebt nur,
Heimathlos, von den Kalten verſchmäht, und gehaßt und befehdet
Von den Gebietern der Erde — o kommt, laßt nieder wie Tauben
Euch auf den Zinnen von Münſter; ich will euch die Stätte bereiten!" —
Lang ſo ſinnt der Entflammte. Da plötzlich berührt ein Gedank' ihn,
Süß und beſorglich zugleich. „Was wäre die Macht und der Glanz mir,
Wenn nicht nah' mir das Liebſte . . . warum nicht tritt ſie hervor jetzt,
Wie ſie gelobt? es erſehnt mein Herz ſo lang ſie vergebens!
Aber ein Pfand iſt der Kranz ja, den heut ſie gereicht dem Gekrönten!"
Spricht's und greift nach dem Kranze: da ſchimmert ihm zwiſchen den Blüten
Weiß entgegen ein Blatt: drauf lieſt er gegraben die Worte:
„Harre noch wenige Zeit, dann wirſt du von Hilla vernehmen!"
Freudig bewegt iſt des Königs Gemüth, und wieder verſenkt er
Tief in die Träume der Liebe, des Glücks und der Herrſchergewalt ſich.
„Wär' es ſo thöricht, zu glauben, daß nah' ſchon dem Sturze die morſchen
Throne der Fürſten, und daß die entfeſſelten Völker dem neuen,
Hell aufleuchtenden Sterne ſich neigen, dem Sterne von Zion?" —
Solches erwägend und ſinnend erhebt er das Haupt, da erblickt er
Vor ſich ſtehend die hohe Geſtalt des gewaltigen Tylan.
Feſt auf ihn iſt das Auge des Rieſen gerichtet. In Händen
Trägt er ein wuchtiges Schwert, ſeltſamlich geſtaltet und matt,
Doch hellblinkend geſchliffen. Der Recke beginnt in verwirrten
Reden zu ſprechen vor Jan: „Nimm hin dies Schwert, du Erkorner!
Denn dies Schwert nur vermag die Gewalt zu verleihen auf deutſchem
Boden! es ruht im Geklüft Jahrhunderte lang ſchon, und immer
Gibt es der Wiſſenden einer im Sterben zu hüten dem andern,

Daß nicht gänzlich es freſſe der Roſt, bis der Himmel den deutſchen
Helden erweckt, es zu führen. An ſteinernen Gräbern der Rieſen
Lag ich jüngſt und verſank in Schlaf bei dem Brauſen des Eichwalds,
Und da vernahm ich die Recken: „Wolauf, und ſchleife das Schwert nun“,
Sagten ſie, „nah' iſt der Tag, wo im Kampfe die Welt ſich erneuert!“
Und ich erwacht' und holte das Schwert aus der finſteren Felskluft.
Herrlich gerüſtet mit Weisheit und Muth, mit Kraft und mit Schönheit
Wird der teutoniſche Held ſich erheben: ſo hört' ich's verkünden.
Doch nicht zwingt er die Welt mit dem Schlag, noch dem Hiebe des Schwertes,
Nein, vor dem Blitze des Stahles allein hinſinken die Feinde.
Und ſo wird, ausrottend das Laſter und tilgend das Unrecht,
Er die Provinzen durchzieh'n, und, entfaltend die heilige deutſche
Reichsſturmfahne, die Stämme der Deutſchen zum Bunde vereinen,
Wird von den Thronen auch ſtoßen die Mächtigen, jegliche Zwingburg
Brechen, befreien die Völker, und ſämmtliche Laſten und Frohnen
Nehmen vom Nacken der Menſchen, auf daß fortan ſie in Frieden
Unter dem Fruchtbaum ſitzen, vergnügt, und unter dem Weinſtock.
Und dann wird von hinnen er zieh'n weit über die Grenzen,
Um zu bezwingen die Türken und Heiden; und fern auf dem Throne
Von Byzantium, wie in den Reichen von Perſia, India, wird er
Als Statthalter beſtellen und Könige ſeine Getreuen.
Und dann wird er zuletzt eine Burg ſich mitten in deutſchen
Landen erbau'n aus Gold und Helfenbein, und die Zinnen
Werden erglänzen von lichten Korallen und edlem Karfunkel.
Und es wird ſich ihm füllen hinauf bis zum Giebel das Schatzhaus
Mit dem Tribute der Völker. So Herrliches wird er vollbringen
Einzig durch Zaubergewalt, mit dem Blitze des heiligen Schwertes!
Dir nun reich ich's, das Schwert, du Begnadeter! Gürte die Hüften
Dir und erob're die Welt, denn die Stund' iſt gekommen! Im Eichwald
Krachen die Wipfel und klaffen die Felſen: es kommen erwachend

Bald auch die Recken hervor mit den eisgrau wallenden Bärten,
Stiften zu helfen das neue, das tauſendjährige Weltreich!“ —
Alſo der Alte, und Jan, in tiefe Gedanken verſinkend,
Dachte des Mannes, den ſcharfen das Schwert er ſah in des Waldes
Odem Geklüft. Raſch wie er gekommen, ſo war er entwichen
Wieder, geheimnißvoll, der Gewalt'ge. Doch hell vor dem König
Lag das geſchliffene Schwert, und glitzerte, funkelte ſeltſam.
Glutvoll hing an der Waffe das Auge des Königs. „Ein deutſcher
Held iſt verheißen“, ſo ſprach er, „der ſiegend entfaltet die deutſche
Reichsſturmfahne? der eint die Verwandten, die Stämme des Nordens?
Der nun endlich zu lauſchen gedenkt, was die Sunde des Nordmeers
Flüſtern, anſtatt Jahrhunderte noch, in ſchnöder Verblendung,
Bluttribut zu entrichten dem fernen italiſchen Süden?
Ja, wol raſtet das Schwert der germaniſchen Kraft in den Höhlen
Tief noch verborgen: es fehlte der Held, der's wüßte zu führen!
Mir nun reichſt du das Schwert, wahnwitziger Alter? Warum nicht
Sollt' ich's ergreifen als Glücks-Wahrzeichen der winkenden Zukunft?
Wenn die germaniſchen Völker die neue, ſioniſche Lehre
Fort in die kühnere Laufbahn reißt und die Welt ſich erneuert,
Wird nicht mehr bald gelten das Schwert des Erkornen von Sion,
Als das vermorſchende Scepter des heiligen, römiſchen Reiches?
Kaiſer und Papſt — ein Römling der eine ſo gut wie der and're!
Nichts von Römlingen mehr und von Rom! Neu rege der alte
Kuhne cheruskiſche Trotz nun wieder in nordiſcher Bruſt ſich!
Auf weſtphäliſcher Erde ja war's, wo ſchon einmal des Römers
Stolz und Siegergewalt todwund im Geſümpfe verröchelt . . .
Gibt es Könige heut, die vom Geiſte der Zeiten durchdrungen?
O wer ein Held und ein König in Wahrheit wär', in den Schooß ihm
Fiele die Weltherrſchaft, wie gereift vom Baume der Apfel! —
Welcher gewaltige Drang durchflammt und ſchwellt mir die Adern?
Herrliches weiſ't mit dem Finger das Schickſal mir! O was bliebe
Noch mir zu wünſchen, als Fülle der Kraft, unſterbliches Leben,
Zu vollführen das Alles, was glühend mir pocht im Gehirne? . . .

Alſo verſinkt in Betrachtung des bläulich blinkenden Schwertes,
Jan von Leyden, der König. Da tritt in's Gemach zu dem Träumer
Knipperdolling herein. Zuführt er ihm eine fremde
Bärtige Greiſengeſtalt mit den Worten: „Zu ſchauen, o König,
Wünſcht ſich der Fremdling hier, als Gelehrter gekommen und Weiſer,
Der ſich verſteht auf mancherlei Kunſt. Sein Nam' iſt Agrippa:
Weit in den Landen bekannt." — „Was heiſcheſt du?" fragte den
Fremdling
Jan, nachdem ſich entfernt der geleitende Knipperdolling.
„Dir zu dienen verlang' ich, o König von Zion! ein Weiſer
Bin ich, ein Zaub'rer, ſo ſagen die Leute." — „Wie kommſt du nach
Münſter
Eben zu mir?" ſprach Jan. „Ei, wie zu dem Topfe der Deckel",
Sagte der bärtige Greis, „und wie Alles auf Erden ſich findet,
Was da zuſammengehört, ſo findet der Narr und der Weiſe
Sich zum König. Es iſt gar ſchwer, einen Herren zu finden,
Dem durch geleiſtete Dienſte man wirklich vermöchte zu dienen.
Großes verſteh' ich zu leiſten und herrliche Güter zu ſchaffen,
Doch nicht fand ich den Mann bisher, der ſie wüßte zu brauchen.
Da wardſt du mir im Traume gezeigt, und ſo zog ich gen Münſter!
Haſt du vernommen von Fauſtus, dem Zaub'rer, der trotzte dem Alter
Und ſich zu ſchwingen verſtand auf wallendem Mantel in's Luftreich?
Haſt du vom ewigen Juden gehört und vom ew'gen Johannes,
Welche den Tod nicht kennen? warum doch bleiben ſie einzig?
Elixire zu brauen iſt leicht, doch ſchwer iſt's, zu finden
Einen, der wüßte zu leben, ich mein' ein wirkliches Leben.
Auch Gold machen iſt leicht, doch ſchwer iſt's, Einen zu finden,
Der mit dem ſchönen Metall was Recht's zu beginnen verſtünde.
Jugendlich muthiger König von Zion, von dir zu vernehmen,
Und zu begreifen, du ſeieſt der Würdige, ſiehe, war Eins mir!" —
Sprach's, da verſetzte der König: „Du beut'ſt unalternde Jugend,
Goldene Schätze mir an? Wol wüßt' ich Beides zu brauchen:
Aber ich habe der Jugend, ich habe der Schätze genung noch,

Und ſo werd' ich ſo bald nicht Magierkünſte bedürfen!" —
„Jüngling, du weißt nicht", ſagte der Greis, „wie bald eines Königs
Scheitel ergraut und wie bald eines Königs Seckel geleert iſt!
Und dann — beſſer iſt beſſer! zu viel nie hat man des Guten!" —
„Nun, ſo ſei's", rief Jener und lächelte; „fülle mit Gold mir
Bis an den Giebel die Hallen! So will ich im Golde mich wälzen,
Und mit goldenen Pfeilen und Kugeln die Feinde von Sion
Treffen, daß ſtatt zu erzittern, ſie goldgier-funkelnden Auges
Pfeil' und Kugel im Leib' als köſtliche Beute betrachten,
Und die Verwundeten ſelbſt um die gold'nen Geſchoſſe ſich raufen!
Ja, nie hat man des Guten zu viel! Fahr' wol denn für heute,
Magiergreis! nicht laß' dich den Weg nach Münſter gereuen!" —
    Fern war der Magier ſchon. Doch der König, er lächelte ſinnend.
„Iſt es der Himmel", ſo ſpricht er zu ſich, „iſt's Tücke der Hölle,
Welche die Boten mir ſendet? Ich nehme ſie an als Verkünder
Herrlichſten Menſchengeſchicks, das erblüh'n mir, wie Keinem zuvor, ſoll!
Alles vereint ſich, zu ſchwellen die Bruſt, zu befeuern die Seele . . .
Heiß ſchon glüht mir die Stirn — mir ſchwindelt! — Ich lechze nach Kühlung,
Lechze nach Ruhe, zu dämpfen des Herzens Erregung! — Wer tritt da
Wieder zu mir in's Gemach? — Dies Antlitz mein' ich zu kennen! —
Lips van Straaten, du biſt's?"
                                        „Ja, Lips van Straaten, der Gaukler",
Rief der Beſucher; „ich ſeh', man iſt meiner in Gnaden gedenk noch!
Sei mir gegrüßt, mein Jan! Das nenn' ich doch wacker den König
David ſpielen! Iſt's nicht ſo gekommen, wie ich's in der Tavert
Weislich ſagte voraus? — Ei ſprecht, Herr König, iſt's nicht ſo?"
Lächelnd erwiderte Jan: „Wo ſteckteſt du nur in der letzten
Zeit, Freund Lips? Schon hab' ich dich lang nicht wiedergeſehen!
Ei, wo bliebſt du, indeß wir gekämpft und geſiegt für das neue
Zionsreich?" Da zwinkerte klug mit den Augen der munt're
Lips: „Sieh', Jan", ſo begann er, „du darfſt es nicht mir verübeln:
Nach Lorbeern, wie Helden ſie blüh'n, hat niemals im Leben

Sonderlich heiß mich gelüſtet. Auch gellten zu heftig die Ohren
Mir von dem vielen Gezeter in Zion. Da zog ich zurück mich
Etwas weiter vom Felde der Thaten, zu kühleren Leuten —
Gott ſei Dank, noch gibt's ja dergleichen in Münſter! — Im Kirchſpiel
Über dem Waſſer — du kennſt ſie wol nicht, die Taberne „zur Roſe“,
Noch auch die Wirthin zur Roſe, das trefflichſte Weib in dem Kirchſpiel?
Nun, ich lernte ſie kennen, das Weib und die Schenke; ſie beide
Waren nach meinem Geſchmack. Rund ſtrotzte das Weib wie ein Stückfaß,
Nett und drall — wir Langen und Hageren lieben dergleichen! —
Bald auch war ich der Hahn im Korbe. Der trefflichen Wittib —
Denn ihr Mann war geſtorben verwichenen Sommer — gefiel ich:
Und wir paßten zuſammen: wie ſie das beleibteſte Stadtkind,
War ich der Hagerſten Einer in Israel. Auch war ich immer
Fröhlichen Muths, und ſah, wie ſie ſagte, dem Seligen ähnlich.
Und reſolut, wie ſie war — doch da muß ich dir erſt noch erzählen,
Wie man ſie wiedergetauft. Da ſie niemals mehr aus dem Haus kam,
Weil zu ſchwer ſie geworden, ſo konnte ſie auch auf den Markt nicht
Geh'n, ſich taufen zu laſſen. Da kam ihr der Gelbe, der Rottmann,
Endlich gar auf die Stube gerückt, ſie wiederzutaufen.
Aber ſie ſchwärmt nicht ſehr für dergleichen; wie wär's zu verlangen,
Daß man ſchwärmen noch ſollte mit ſo viel Fleiſch auf den Knochen?
Schenkwirthin — und wiedergetauft! ein Klumpen von dritthalb
Centnern, und wiedergetauft! — Sie kümmerte nicht einen Pfennig
Sich um die Herrlichkeiten des neuen, ſioniſchen Reiches.
Aber der Rottmann drängte ſie arg, und drohte, wofern ſie
Nicht ſich füge dem Brauch, ſo müſſe ſie Münſter verlaſſen.
Nun, da erboßte ſie ſich und ſchrie: „So tauft in des Teufels
Namen mich wieder; im Namen des Herrn ja bin ich getauft ſchon!“
Und ſo ward ſie getauft. Mir gefiel's nicht ſchlecht von der Dicken,
Daß ſie zuletzt mit ſo guter Manier in die Sache ſich ſchickte.
Und ſo nahmen wir Beide die Sachen zuletzt wie ſie waren:
Mich auch nahm ſie zum Mann, wie ich war, und ich ſie zum Weibe.

Heiter ſo lebten wir hin. Und wahrlich, es war doch ſo leicht nicht,
Heiter zu leben in Münſter, bei ſolchem Karthaunengedonner,
Büchſengeknatter — um nicht zu erwähnen des Pſalmengeſinges —
Wie wir's zu Münſter erlebt in vergangenen Wochen. Verzeih' mir's,
Jan, daß verdorben ich bin zum Bürger und Streiter von Zion —
Zum Prophezei'n zwar hatt' ich ein ſchönes Talent, doch zu heiſer
Bin ich, um weidlich zu ſchrei'n auf dem Markt, und zu träg zum Verzücktſein —
Aber wofern du bedarfſt eines luſtigen Rathes am Hofe,
Rufe den Lips nur, den Gaukler, den Wandergenoſſen und Landsmann!"
„Freund!", entgegnete Jan, „kühlſcherzende Rede des Schalksnarr'n
Miſcht in den heiligen Chor der begeiſterten Stimmen in Zion
Schier wie ein Mißton ſich, und es weht das beflügelte Scherzwort
Sacht abkühlend hinein in die Schwüle der ernſten Empfindung!
Aber warum auch nicht? iſt allzu gewaltig die Schwüle,
Kühl' ſie, du munterer, alter Geſell! Und ſo lang du um mich biſt,
Wirſt du auch immer des frühern, des Jugendgeſchicks mich erinnern,
Welches hieher mich geführt; du wirſt mich der menſchlichen Schranken
Immer gedenk ſein laſſen, des ewigen Wandels der Dinge" . . .
„Meinſt du?" lächelte Lips; „und ſo wär' ich denn glücklich beſtallter
Narr am glänzenden Hof des erhabenen Königs von Zion?
Denn ich ſetze voraus, daß Urlaub mir für den Hofdienſt
Gibt mein werthes Gemahl: für den Tag zum Mindeſten, hoff' ich.
Aber, du weißt doch, Jan, daß ich hinke? nun ſage, verſchlägt dir's
Nichts, wenn die närriſche Weisheit ſo langſam hinter dir herhinkt?
Schad', wenn ſie käme zu ſpät! Nicht wahr, Jan, trefflicher Junge?
Gott ſei Dank, nun darf ich doch wieder dich nennen, wie vormals,
Friſch von der Leber ſo weg: denn hoffentlich gönnſt du dem Schelme
Sein herkömmliches Recht, daß immer mit Kaiſer und König
Er ſo ſpricht, wie ein Gleicher mit Gleichen, — das heißt, wie mit Schelmen?" —
Alſo die Beiden. Da nah'ten in Eile Trabanten dem König,
Knipperdolling und Krechting mit ihnen; erregten Gemüthes

Brachten ſie Kunde, erſchienen ſoeben vom Lager des Biſchofs
Sei an den Thoren der Stadt, der geſchloſſenen, eine Geſandtſchaft,
Fähnlein ſchwingend, verlangend zum Volke von Münſter zu reden;
Und als das Volk ſich erbot, vor den König, den eben gekrönten,
Sie zu geleiten, da hatten die Boten geäußert, ſie wüßten
Nichts von Königen, wären gekommen zum Volke zu reden,
Nicht zu des Volkes Verführern, verwegenen Strolchen des Auslands.
Da ſei kräftig erſchollen im Volk, zum Trotze den Wichten,
„Tod und Verderben dem Waldeck!“ und „Heil dem Erkornen von Sion!“
Und dann habe hieher ſie genöthigt der Schwarm wie Gefang'ne
Bis vor den Königspalaſt. So erzählten dem König die Männer.
„Noch nicht kennen ſie ihn, den Erkornen von Sion?“ erwidert
Jan, „ſo werden von ihm doch künftig ſie wiſſen zu ſagen!
Führt ſie herauf, und laſſet indeſſen ſie hier in des Thronſaals
Vordergemache verweilen — ich will ſie würdig empfangen!“
Alſo der König, und hinter den golden gewirkten Tapeten,
Die das Gemach abſchloſſen, verſchwand er. Es tummelten jetzt ſich
Diener des Königs, in Eil' vollziehend des Ordners Befehle,
Und es verſammelten ſich auch die Träger der Würden des Reiches.
Nunmehr traten, geleitet von andern Trabanten, des Biſchofs
Boten herein, anſehnliche Männer: der Graf von der Recke,
Zwei Patrizier auch, die zuvor im Rathe von Münſter
Saßen, dazu als Führer und Sprecher der düſtere Prieſter
Udo von Drenſteinfurt, allmächtig im Rathe des Biſchofs.
Als nun das Vordergemach ſie betraten, da blickten die Boten
Stolz um ſich und ſuchten inmitten der Schaar von Trabanten den König.
Aber ſie fanden nur Lips hier unter geſchäftigen Dienern,
Welcher zurück da geblieben und ſchon ſich Freunde gewonnen
Mit Scherzworten und Poſſen im Schwarm der Betreßten des Hofes.
Und dieweil nun vor ihnen der Schalk ſo keck in die Bruſt ſich
Warf, ſo meinten die Boten in ihm den plebejiſchen König

Jan von Leyden zu ſchau'n, von welchem ſie Kunde vernommen:
Und es umſpielte die Lippen der Männer ein ſpöttiſches Lächeln.
„Steh'n wir", begann ihr Führer und Sprecher, der finſtere Prieſter,
„Steh'n wir hier vor dem Mann, der jetzt ſich in Münſter die höchſte
Macht anmaßt, und vor welchem die Anderen alle ſich beugen?" —
„Teufel, das glaub' ich!" erwiderte Lips; „wol beugen ſich meiner
Pritſche die Männer von Münſter, und wer ſich der Größte bedünket,
Lächelt und ſchweigt, wenn Pinſel und Schelm und Tropf ich ihn ſchelte!" —
„Wenn du es biſt", fuhr fort der Geſandte, „ſo höre die Mahnung,
Welche noch einmal in Gnaden Euch Allen entbietet der Biſchof!
Du laß ab vor Allen, o Fremdling, die Bürger von Münſter
Keck zu befeuern, zu ſpornen zum frevelnden Trotz der Rebellen" . . .
„Meint ihr?" entgegnete Lips: „Ich befeu're die Bürger von Münſter?
Ich bin's, der ſie beſtärkt? bei Gott, Ihr Herren, Ihr wißt nicht,
Wie ihr mir Unrecht thut! So iſt's, ſo verblendet der Ärger . . .
Freilich, ich kann es begreifen, daß eure Gemüther verbittert
Sind in den laufenden Tagen: es iſt nichts Kleines, in Wahrheit,
Alſo gerüttelt zu werden aus ſeinem bequemlichen Daſein,
Und, wie zu Telgte geſcheh'n, bei nächtlicher Weil' noch im Eislauf
Gar ſich verſuchen zu müſſen, im Hemd . . . doch, ihr Herren, ich ſag' euch:
Tröſtet euch nur und hofft auf der Zeiten beſtändigen Umſchwung.
Freilich, wir treiben es arg nun in Münſter; doch ſeht, wie bedrohlich
Sich auch die Leute geberden im Vorwärtstrachten — wer weiß denn,
Ob ſie ſich wirklich vom Flecke bewegen? ſie dreh'n ſich vielleicht nur
Um ſich ſelber herum, wie im Veitstanz! Wenn ſie ermüdet
Sinken zu Boden, da kommt ihr wieder an's Ruder, Ihr Herren!
Seht, die Münſt'rer, die jetzt von den Kirchen die Thürme geriſſen,
Und von den Wänden die Bilder, das werden noch einmal die beſten
Katholiken im Reich, gebt Acht, wenn ſie tüchtig gewalkt ſind,
Und ſo etliche Schock von Anabaptiſten vor ihren

Augen, wie Sperlinge, neben einander am Feuer geſchmort ſind,
Oder geköpft! ſie werden's ſo bald nicht wieder vergeſſen . . ."
Sprach's, und es blicken verwundert den Sprecher die Männer, und ſelbſt dann
Unter einander ſich an, und es freut ſich ein Jeder, zu merken,
Solcherlei Reden vernehmend, und kaum noch trauend den Ohren,
Daß der Erkorne von Zion ein drolliger Schwätzer, ein Schalksnarr,
Ein armſeliger Tropf, der gewiß nur Verrückte befehligt . . .
Doch da ſchneidet auf einmal die ſpöttiſch-tollſte Grimaſſe
Ihnen der Narr, und plötzlich, als wandelte Zauber den Schauplatz,
Rauſcht und rollt aus einander der Prachtvorhang der Tapeten,
Welcher das Vordergemach abſchließt von den inneren Räumen,
Und in blendender Pracht dehnt weithin ſchimmernd der Thronſaal
Sich vor den ſtaunenden Augen der Fremden: inmitten des Saales
Ragt, goldſtrotzend, der Thron; auf dem Throne, vom Schwarm der Trabanten
Und der Getreuen umgeben in bunten und glänzenden Trachten,
Sitzt, vom Königsgewand umwallt, auf dem Haupte die Krone,
Jan von Leyden.
Da ſenken, verblüfft und geblendet, des Biſchofs
Boten die Augen. Es leitet der Hofmarſchall zu des Thrones
Stufen ſie hin und heißt nunmehr ſie entrichten die Botſchaft,
Die ſie vom Lager gebracht. Vor den Andern ermannt ſich der düſt're
Prieſter und, kühn zu dem König erhebend die Augen, beginnt er:
„Jan von Leyden! dieweil uns verwehrt, zum Volke zu ſprechen,
Wie es der gnädigſte Biſchof wollte, des Münſter'ſchen Landes
Herr und Fürſt, ſo treten vor dich wir, der du in Münſter
König dich nennſt! Es entbietet noch einmal Gnade der Biſchof
Allen Bewohnern der Stadt, ſo fremden als heimiſchen, einzig
Heiſchend, daß friedlich mit ihm fortan, bei geöffneten Thoren,
Münſter verhandelt! Verachte du nicht den vom Himmel geſetzten
Fürſten und Herrn! Sieh', mächtiger wächſt vor den Thoren das Söldheer
Täglich, verſtärkt durch Hilfe verbündeter Fürſten! Es grollt euch

Kaiſer und Reich! Wie lang noch, ihr Frevler, vermögt ihr zu trotzen?
Geh' in dich, und bewahre das Volk vor dem Tage der Rache!
Beuge dich, weiche, verſchone die heiligen Rechte der Kirche,
Denn ihr Arm iſt mächtig und lang, und er wird dich ergreifen,
Ob du auch thurmgleich hier dir erhöhteſt in Münſter den Thronſitz!"
Lächelnd erwiderte Jan von Leyden mit ruhigen Worten:
„Prieſter! der Menſchheit Recht, ſich neu zu geſtalten, iſt älter,
Heiliger auch, als des Biſchofs Recht, in Münſter den Krummſtab
Über die Bürger zu ſchwingen! O ſprich! ſoll ſich in den Biſchof
Schicken die Zeit, und nicht vielmehr in die Zeiten der Biſchof?
Sieh', mit dem Recht, dem verbrieften, dem zeitlichen Rechte des Biſchofs
Streitet der Menſchheit Recht, zureifend dem edleren Daſein,
Endlich die Bande zu ſprengen der mönchiſch-dumpfen Umſchränkung!
Lange genug ja hat ſie gebüßt die bacchantiſchen Sünden
Heidniſcher Zeiten — mit Recht — in Kaſteiungen und in Entſagung.
Aber nun ziemt ihr's, geläutert hervor aus der Zelle des Büßers
Wieder zu geh'n, und zu wandeln auf ſonniger Höhe des Daſeins,
Daß ſich edel und frei, gottähnlich, vollende des Erdſohns
Lange verkümmertes Bild, und nach winterlich dumpfer Erſtarrung
Endlich zu göttlicher Blüte das irdiſche Leben gelange!
Seht ihr nicht ſie mit Augen, die Zeichen und Wunder der neuen
Zeit? Ihr nennet uns Schwärmer, dieweil wir erkennen des Himmels
Wink, ihn begeiſtert erfaſſen, und ihn zu verwirklichen ringen?
Wiſſet, im Schwarmgeiſt brauſet das Wehen des ewigen Geiſtes!
Was da Großes auf Erden geſcheh'n, vollbrachten die Schwärmer!
O ihr Klugen der Welt! So klug ihr ſeid, es behalten
Recht doch immer die Schwärmer zuletzt: was Vater beſpöttelt,
Iſt alltägliche Luft für die Enkel, aus Brüſten der Amme
Nährend-unſchuldige Milch: kein Lebendes möchte ſie miſſen!
Was mißtraut ihr dem Drange des ringenden Menſchengemüthes?
Laßt ihn erproben ſich ſelbſt: denn iſt er vom Übel, ſo wird er
Selbſt ſich richten! Und folgt er zuletzt nicht immer den Bahnen,
Die ihm ewig beſtimmt? und führt zu geheiligten Zielen,

Ob auch vielleicht auf rauhen, auf krauſen, verworrenen Pfaden?
Seht wie der Pendel der Uhr, rechtshin ausweichend und linkshin,
Immer doch kehrt zur Mitte zurück! So kann uns des Lebens
Wildeſter Drang nie völlig entrücken dem ewigen Schwerpunkt!
Jedes Zuviel, nie hat es Beſtand: raſch gleicht es von ſelbſt ſich
Aus im Schwung! Zur Ruh' wol könnt ihr den Pendel verdammen:
Doch dann ſteht auch ſtille die Uhr: im Schwung nur iſt Leben!
O ihr Ängſtlichen, welchen die neue, die hellere Leuchte
Fremd und verdächtig erſcheint, wie dem nächtlichen Beller der Vollmond!
Schreckt euch der Wechſel ſo ſehr? Ei, wechſeln zu unſeren Füßen
Nicht auch die Blumen? und nicht die Geſtirne zu unſeren Häupten?
Nicht im Haupt die Gedanken, der Glaube, die Meinung? Was Wahrheit,
Weiß nicht Einer, ſo lang es ein Heut noch [illegible] und ein Geſtern
Und ein Morgen: die drei, ſie beſchämen ja ewig einander!
So viel Menſchengeſchlechter hinab in die Gräber gewandert,
So viel Meinungen auch und Altär' und wechſelnde Götter
Sind zu ewiger Ruh' in den Grüften der Erde beſtattet!
Trauriges Menſchheitsloos — urewiges Wanken und Schwanken
Aber was hilft es, ſich unter die Räder der Zeiten zu werfen?
Was nach Erneuerung ringt in uns, wenn erſtorben das Alte,
Das iſt Stimme des Geiſtes der Welt, tiefinnerſter Antrieb,
Welcher, ſich halb nur bewußt, vollzieht einen göttlichen Rathſchluß,
Und den ewig vergebens bekämpft kleingeiſtiger Stumpfſinn!
Sehet, ſo ſteh' ich vor euch, ein Verkünder der ewigen Rechte,
Glühend zum Streite gerüſtet, und wiſſend, ich bleibe doch Sieger,
Auch wenn ich falle, vor Euch! denn ſeht, auch wenn es gelingt euch,
Opfer in Schaaren zu ſchlachten, und tauſend Mal für das Erſtorb'ne
Thöricht den Kampf zu erneu'n, und zu baden im Blute der Gegner,
Ewig der Streiter nur iſt's, der erliegt, doch nie der Gedanke!
Und obſiegt ihr ihm heut und hier, ſo ſiegt er an anderm
Ort und zu anderer Zeit — und ſchwerer nur immer und ſchwerer

Wird euch werden der Sieg, und kürzer nur immer und kürzer
Sein wird euer Triumph: und zuletzt dann ſinken und fallen
Werdet ihr, ſchwinden für immer dahin . . . Ihr nennet Euch mächtig?
Mächtig iſt Eins nur auf Erden: die waltenden, ewigen Mächte,
Welche die Zeiten und Völker bewegen: und was in Verblendung
Dieſen entgegen ſich ſtellt und verwegen auf menſchliche Macht trotzt,
Oder auf göttliche hofft, ein Koloß iſt's auf thönernen Füßen! —
Alſo der König; es gab Antwort ihm, verwegenen Muthes,
Laut ſich ereifernd, mit düſter erglühendem Auge der Prieſter:
„Jan von Leyden, du irrſt! nicht kündet im Menſchengemüth ſich
Geiſt und Wille des Herrn! Nur in heiligen Schriften verkündet
Steht er für ewige Zeiten; ihn aber zu deuten iſt Prieſters
Amt, Vorrecht der Geweihten. Herunter vom goldenen Throne,
Jan von Leyden! auf Thronen zu ſitzen, nur Jenen geziemt es,
Welche, vom Prieſter geſalbt, nach uraltheiligem Rechte
Herrſchen, und, immer gedenk, durch göttliche Gnade zu herrſchen,
Stets als ein Rüſtzeug dienen dem Herrn und der heiligen Kirche!
Steig' herunter, o Jan von Leyden, vom Throne, den rechtlos
Keck du beſtiegſt, und gewähre der Welt nicht länger das Schauſpiel,
Kron' und Scepter zu ſeh'n auf dem Haupt, in den Händen des Gauklers!
Denn Scheinkönig nur iſt und eitler Komödienkönig,
Wer nicht herrſchet als König nach uraltheiligem Rechte!“ —
So der verwegene Prieſter. Doch Jan, mit leuchtendem Antlitz
Richtet er ſtolz ſich empor, und faßt in's Auge den Sprecher,
Und, die Lippen umzuckt von erhabenem Hohne, begann er:
„Wenn mit demſelbigen Recht du, o Prieſter, das Prieſtergewand trägſt,
Wie dies Königsgewand ich trage, ſo wärſt du in Wahrheit
Das, was in trotzigem Muth du fälſchlich zu ſein dich vermiſſeſt!
Doch, der jetzt Scheinkönig mich ſchilt, Scheinprieſter nur biſt du,
Ja, Scheinprieſter nur ſeid ihr, du ſelbſt und deine Genoſſen
Alle, ſo viel ihr ſeid, denn das Wort aus euerem Munde,

Schal iſt's geworden, entkräftet auf euerem Scheitel die Weihe!
Aber ich dünke zu ſein mir ein König in Wahrheit, o Sendling!
König in Wahrheit iſt nicht, wer deshalb nur auf dem Thron ſitzt,
Weil vom Schooße der Mutter heraus er in purpurne Windeln
Fiel; nein, Jener nur iſt's, der König geworden wie David!
König in Wahrheit iſt nicht, wer Macht nur hat, weil er König —
Nein, nur Jener, der König geworden, dieweil er die Macht hat!
Nicht weil ich herrſche, gehorcht mir das Volk von Zion: ich herrſche,
Weil mir gehorcht das Volk! Und ſiehe, ſo bin ich ein echter
König, und fruchtlos greifſt du mit thöricht vermeſſenen Händen
Nach dem erhabenen Reif auf dem Haupt des geweſenen Gauklers!
Wenn einen wirklichen König der Menſchheit Genien brauchen
Und nicht finden auf Thronen, wo Thoren und Weichlinge ſitzen,
Holen ſie ihn vom Markte herauf in die gold'nen Gemächer! —
Nicht ein ſchimmernder Popanz nur auf dem goldenen Thronſitz,
Dem um die Schultern des Purpurs Beſatz, um die Schläfe der Goldreif
Schlotterig hängt, und der wacklig in ſchwächlichen Händen den Scepter
Hält — nein, König in Wahrheit dem Volke zu heißen gedenk' ich!
Solches verkünde du deinen Genoſſen im Lager des Biſchofs,
Seines vom Prieſter geſalbten, vom Himmel begnadeten Fürſten,
Der mit zitterndem Grimm, unmännlich, in ſeinem Gezelt ſaß,
Als vor der Stadt ihm die Schaaren des Gauklers zerſprengten das Soldheer! —
König bin ich, vernehmt! Dieweil ein königlich Wollen
In mir lebt! — Meint ihr, daß Trabanten mich machen zum König?
Oder das purpurne Kleid und die Kron'? — Nein, trat' ich auf wüſter
Inſel vor euch, einſam — mit dem Winke der Brauen noch zwäng' ich
Euch, mir zu dienen . . . O ſeht, ableg' ich den goldenen Scepter,
Nehme die Krone vom Haupt, und das Purpurgewand von den Schultern,
Rede zu euch als ein Menſch zu Menſchen . . . zurück, ihr Trabanten,
Weichet vom Throne zurück, und laſſet allein mich mit dieſen!" —

Alſo der König, und legt ſofort aus den Händen das Scepter,
Nimmt vom Haupte die Kron' und ſchüttelt des faltigen Mantels
Zier von den Schultern; es rollt ihm hinab zu den Füßen der Purpur.
Und er ſchreitet hinunter ſodann, hinab bis zur letzten
Stufe des goldenen Throns. Schmucklos da ſteht er und glanzlos.
„Sehet“, ſo ſpricht er, „ich habe mich jeglichen Schimmers entkleidet,
Jeglicher Stütze der Macht, und nur kraft jener Gewalt noch,
Der ich mich nicht zu entäußern vermag, die als königlich Wollen
In mir lebt, iſt bewußt mir im Geiſte, daß Keiner von Euch nun,
Keiner von Euch Hochmögenden, Würdigen, Edelgebornen,
Hier vor den Gaukler geſtellt, einen einzigen muthigen Blick noch
Findet, in's Aug' ihm zu ſchau'n, ein Wort ihm zu ſprechen in's Antlitz,
Wie auch das Blut euch wallt und die Zunge zu reden gelüſtet!“ —
Trotzend erhebt noch ein Mal der Prieſter die Stirne, zu reden,
Doch er begegnet dem Auge des Königs. Da löſet in Stammeln
Sich ihm die Rede. Die ſtolz fortweiſende Rechte des Königs
Scheint wie von Blitzen umſtrahlt. Es erfaßt ein Zittern die Boten,
Und es verwirrt ſich ihr Sinn; ſie ſtehen und finden das Wort nicht,
Senken das Auge beſchämt vor des Jünglings leuchtendem Antlitz,
Und vor dem Zauber des Blicks, den Keiner noch ruhig ertragen. —
Und ſie ermannen ſich nur, um ſich ſchweigend zu wenden zum Ausgang,
Angſtlich von dannen zu ſchleichen.
Von Königstrabanten geleitet,
Bleich und verſtört, nicht rechtshin ſchauend noch linkshin, gelangen
Sie an's Thor: aufathmen ſie erſt aus ihrer Beklemmung,
Als im Rücken ſie haben die Mauern von Münſter, der grauen
Stadt, und nahe vor Augen die winkenden Zelte des Biſchofs.

Sechſter Geſang.

Im Lager.

Maſſiges buntes Gewimmel erfüllte die Straßen der Zeltſtadt
Vor dem Servatiithor, auf der Südoſtſeite gen Wolbeck,
Wo Hof hielten des Heers Anführer, und weit ſich des Lagers-
Hauptplatz dehnte, bedeckt mit Marketendergezelten.
Stattliche Ritter, gefolgt von Falknern und adligen Knaben,
Zogen den Platz entlang; heimritten behäbige Domherrn
Sacht mit der Beute der Jagd, mit der würzigen Schnepf' und dem Wildhuhn,
Aus dem Geſümpf der Umgebung. Auch rollende Kutſchen erſah man
D'rin gar zierliche Dämchen ſich brüſteten — Nichten der Domherrn.
Zechend und ſpielend und fluchend vertrieben die Zeit ſich die Söldner,
Wüſte Geſellen, mit Schrammen, und ſtachelgebartet. Es balgte
Sich auf dem ſtaubigen Raſen mit ſeinen Genoſſen der Troßbub.
Krämer und fahrende Juden umſchlichen die Zelte: mit ihnen
Feilſchten die Landsknechtfrau'n und die Dirnen. Auch Theriakhändler
Gab es, und And're dazwiſchen, die Farr'nkrautſamen verkauften,
Welcher, um unſichtbar ſich zu machen, als Mittel geſchätzt iſt,
Oder auch anderen Zauber, vor Schuß und Hieb ſich zu feien.
Knechte des Biſchofs ſelber; dazu noch allerlei Hilfsvolk,
Geldriſche, Cleve'ſche Reiter, und heſſiſche Fähnlein, und endlich
Kaiſerlich Volk, Papiſten und Luther'ſche, finden zuſammen
Hier ſich, zu zechen, zu ſpielen, aus ihren geſonderten Lagern.
Bauern auch treiben ſich lungernd, bewehrt mit Schaufel und Schnappſack,
Hier umher, die beſtellt, um Schanzen zu graben, in's Lager
Aus umliegenden Dörfern, und heut iſt eben der Lohntag.

Aber der Landsknecht zieht, der verſchmitzte, den klotzigen Landmann
Stracks in den luſtigen Kreis, wo das Würfelchen tanzt auf dem Kalbfell,
Oder auf Mänteln, am Boden verbreitet, beim Klange der Becher.
Doch nicht lange verträgt Landsknecht ſich und Pflüger. Schon hat ſich
Dort um die Trommel, die öfter der Würfel berührt als der Schlägel,
Zank und Hader entſponnen. Es wehrt da erboſt ein bezechtes
Bauerlein ſich: „Ihr Schelme, das ſind nicht ehrliche Würfel!“
Ruft er; „die kennen wir ſchon! die fallen nur gut, wenn den Kunſtgriff
Einer verſteht! ja ihr Schelme, das ſind Schelmbeine, die Würfel!“
„Bankert!“ gibt ihm Einer zurück, „willſt nichts du verlieren,
Spiele daheim mit dem Kater!“ — Dem Bauerlein hatte die Geiſter
Mächtig befeuert der Trunk; er erhob ſich auf ſchwankenden Füßen:
„Ho, ho, willſt du mich hänſeln, du Leutebetrüger, du Schafdieb?
Ja, Schafdiebe, das ſeid ihr! Ihr ſchleicht euch mit eueren Buben
Nachts auf die Weiler hinaus, um Hammel zu ſtehlen, ihr Schelme,
Oder ein Schwein aus dem Koben zu fangen: dem gebt ihr getränkten
Schwamm zu verſchlucken und zieht alsdann am hangenden Bindſeil,
Das an den Schwamm ihr gebunden, das Thier ſacht hinter euch her ſo!
Glaubt ihr, ſie ſind uns verborgen, die Tücken, die Schliche, die Liſten,
Wie ihr ſie übt? Im Kriege, da raubt, im Frieden da mauſ't ihr!“
„Was?“ ſo ertönt's im Kreiſe, „was kräht der beſoffene Schlingel?
Will er Händel beginnen? nun wart! wir wollen dich zauſen,
Du nichtsnutziger Schelm, daß das Blut in den Schuh dir hinabläuft!“
Aber noch lauter, wiewol nur lallend, und ſchwank auf den Füßen,
Schrie das Bauerlein: „Kommt nur heran! will ſeh'n, wer den Muth hat,
Mir ein Leides zu thun dahier vor dem Zelte des Biſchofs!
Ich will reden, ſo wie ich es denk', ihr Segenverwüſter,
Ihr Landfahrer, die ihr uns jegliches Übel in's Land ſchleppt:
Peſt, und freſſende Beulen, die Blattern und jegliche Landplag'“ . . .
„Hinter die Hecken mit ihm,“ ſo erſchallt's, „damit wir ihn abſeits
Drillen nach Landsknechtbrauch!“ — „Ein Roßhaar zieht dem Hallunken
Stracks durch die läſternde Zung'!“ — „Einen Kübel vom Waſſer

der Pfütze

Gießt ihm ein!" — „Ei was da? es bleibt doch immer der Hauptſpaß,
Solchem Geſellen die Ferſen mit flüſſigem Salz zu beſtreichen,
Und ablecken zu laſſen von kitzelnder Zunge der Geiß dann!
Warte nur, Schelm, ſollſt lachen alsbald, wie du nie noch gelacht haſt,
Wenn du das Zünglein ſpürſt am geſalzenen Ballen! Hinweg denn,
Hinter die Hecken mit ihm, daß nicht uns ein grämlicher Waibel
Störe den Spaß!" So ſcholl's und man wollte das Bäuerlein faſſen,
Doch das ſchrie, was es konnte, bis daß aus dem Zelte des Biſchofs
Wilcke von Steding trat, um des Lärms Anlaß zu erkunden:
Wilcke, der Feldhauptmann, der beherzte, der wandelt als Einäug',
Seit ſich das Soldheer maß mit den Anabaptiſten vor Münſter.
„Was für ein Tanz iſt los? man hört ja das eigene Wort nicht
Drin im Gezelt!" rief er. „Potz Blitz, da ſeh' ich ſchon wieder
Einen mit ſchlotternden Knie'n: was zitterſt du, Tölpel, als ob dir's
Ging' an's Leben? was hat denn der Bauer dahier an der Trommel
Bei Kriegsleuten zu thun? Da ſetzt es doch immer nur Püffe!
Aber was merk' ich? es klappert ſchon wieder das leidige Schelmbein?
Ei, potz Wetter, ihr Schlingel! Da ſeh' mir nur Einer die frommen
Landsknecht' an! Rebelliren und lärmen von wegen des Soldes,
Wenn nicht da iſt zur Stunde der Pfennig: zum Saufen und Würfeln
Haben ſie's ſtets vollauf! das verdammte Geſauf' und Gewürfel!
Und das Gezänk' und Hadern dazu, und das gottloſe Fluchen,
Das ſchon ſo oft euch vergebens im Lager verboten der Biſchof,
Hol' euch der Teufel, ihr Schelme, zuſammt — wann wollt ihr es laſſen?"
„Herr" entgegnet ein Söldner, „wofern ihr glaubt, daß des Geldes
Reichlich vorhanden zum Zechen und Würfeln, ſo thut ihr uns Unrecht:
Was wir zechen, das kommt ſeit Wochen ſchon wieder auf's Kerbholz,
Und was das Würfeln belangt, o Himmel, da ſteht es im Lager
Längſt ſchon wieder ſo ſchlimm, daß Einer mit Wehr und mit Waffen,
Oder mit Mantel und Wamms ſtatt Geld's muß löſen die Spielſchuld!
Denn ſo ſelten zu ſeh'n iſt der Pfennigmeiſter vor Münſter,
Wie ein Geſpenſt um die Mittagszeit und ein Ketzer im Beichtſtuhl!"

„Wenn du den Pfennigmeiſter vermiſſeſt“, ſprach Wilcke, ſo kann ich
Dir wol weiſen den Büttel dafür, und den Galgen, der draußen
Steht, wo die Zeltreih'n enden, auf ſanftanſteigendem Hügel“ . . .
Weiter noch dacht' er zu ſchelten, da brachten herbei auf des Lagers
Hauptplatz Musketiere geführt einen blühenden Jungen.
Dieſe, den Feldhauptmann inmitten des Haufens erblickend,
Traten heran, um Kunde zu bringen, es habe der Junge,
Kecklich aus Münſter geflüchtet, ſoeben beim Geld'riſchen Blockhaus
Sich freiwillig geſtellt, und geleitet zu werden in's Lager
Hab' er begehrt, da als Söldling zu dienen er denke dem Biſchof,
Manches auch wiſſe zu melden vom Stande der Dinge zu Münſter.
„Ei“, rief Jener und that einen Schlag auf die Schulter des Jünglings,
„Stattlich und breit iſt der Burſch um die Bruſt, hat Augen im Kopfe —
Teufelsaugen! Gedulde dich nur, mein Junge, vorerſt noch,
Denn mit den Kriegsherrn ſetzt ſich der Biſchof eben zu Tiſche,
Und nach Tiſche da geht's an's Berathen. Doch wenn wir zu Ende,
Halt' dich bereit dann, Burſch, ich ſelber geleite zu ihm dich!“ —
Sprach's und wieder verſchwand er im prangenden Zelte des Biſchofs.
Aber den Jungen umgaben ſogleich nun die Söldner und zogen
Ihn zu ſich auf den Sitz um die weinig-beſudelte Trommel,
Und ſie verlangten, er ſolle gebührlich im Zechen Beſcheid thun,
Neckten ihn auch ob des glatten und weißen Geſichts, ob des bartlos
Kahlen und weichlichen Kinns, doch lobten zugleich ſie die drallen
Lenden, das Auge, ſo blitzend, das goldbraun wallende Haupthaar.
„Sag doch“, riefen ſie dann, „wie ſteht's in Münſter, der tollen
Stadt, wo der Faſtnachtskönig gebietet, der Schneider und Gaukler?
Iſt's nicht wahr, daß den Bock er führt in Siegel und Wappen?“
„Jan von Leyden regiert zu Münſter“, verſetzte der Jüngling
Mit aufflammendem Blick, „als ein echter, gewaltiger König:
Willig gehorcht ihm das Volk, ſeitdem aus der Schlacht er als Sieger
Kehrte zurück in die Stadt an der Spitze der Wiedergetauften!“

„Gleichviel!“ riefen die Söldner, „er bleibt doch der Schneider
von Leyden! —
Haben uns da vor Kurzem die lumpigen Münſterer kecklich
Her ins Lager gejagt einen Gaul, und ein ſtroherner Biſchof
Saß auf dem Gaul, und am Schweif, da baumelte ſchnöd des Vergleiches
Urkund', welchen den Münſt'rern geboten in Gnaden der Biſchof . . .
Dachten damit uns zu necken: wir aber, wir zahlten es zwiefach
Heim: wir nagelten eine zeriſſene Hoſe den Schuften
Nächtlich an's Thor, und ſchrieben dazu, wir erſuchten den König
Jan, den berufenen Schneider von Leyden, zu flicken die Hoſe!“ —
„Spottet des Schneiderleins nicht!“ ruft jetzo ein And'rer; „er
hat doch
Höll'ſche Hilfe zur Seite. Das Weib des gefall'nen Propheten
Iſt eine Hexe. Noch mein' ich ſie ſtets vor Augen zu ſehen,
Wie, als den Wall wir berannten, und noch vor den Thoren in freiem
Feld nicht tobte der Kampf, ſie zwiſchen den rauchenden Pfannen
Stand auf dem Wall; wie ſie braute den ſiedenden Trank, und als kecke
Pechkranzwinderin lachend auf uns her Tod und Verderben
Sprühte, und Gleiches zu thun auch ſpornte die anderen Weiber.
Aber das Alles genügte der Hexe noch nicht, und ſie griff nun
Gar nach höll'ſchem Zauber. Denn als ſich ein Theil von den Unſern
Wieder auf's Neue gewagt an den Wall, dort wo ſie ihr Weſen
Trieb, da knattert's auf einmal im ſandigen Grund, und wir ſeh'n uns
Plötzlich von Flammen umringt: ſchier war's, als brach' aus der Erde
Feuer der Hölle hervor: mit Grauſen entfloh von den Unſern,
Was nicht ſchon, wie die Motten im Lichte, verſengt war im Feuer,
Welches die Hexe durch Zauber gelockt aus der Erde!“ — „Vielleicht war's
Zündſtoffſaat, die zuvor ſie geſä't“, ſprach zweifelnd ein Reiter,
„Und entzündet im rechten Moment!“ — „Nein“, ſagte der Sprecher,
„Denn nicht hatte ſie's nöthig. Zigeunerin iſt ſie und Hexe,
Solches behaupten ja ſelbſt einſtimmig die Anabaptiſten!“ —
„Ja ſo iſt's!“ ſprach nickend ein Reiter im Kreiſe; ſo hört' ich's
Selbſt auch jüngſt, als mit Andern die Wach' in der Schanz' ich beſorgte

Gegen das Maurizthor. Ein Übergelauf'ner aus Münſter
Hat uns da von der Braunen berichtet, wie ſie aus Zigeunern
Jetzt ſich gar einen Trupp Leibwächter gebildet; mit dieſem
Schlug ſie den Wohnſitz auf in einem verfallenen Thurme,
Welchen den Popanzthurm man benennt, das iſt Thurm der Geſpenſter,
Weil's dort ſpuckt bei Nacht ſeit Jahren im öden Gemäuer.
Nahe dem Kreuzthurm liegt, an den Wall ſich lehnend, der Spuckthurm.
Und da erzählt nun vom Treiben der Zaub'rin im wüſten Gebäude
Seltſame Dinge das Volk. Mit den Ihrigen nächtliche Feſte
Feiert ſie dort: man erblickt durch Spalten der Mauern die Hallen
Grell und ſchaurig beleuchtet: es ſchallt von wilden Geſängen
Und von Theorben und Cymbeln heraus aus dem ſchwarzen Getrümmer,
Und von Reigen, in welchen die Geiſter der Hölle ſich miſchen:
Wüſt und wirr da erklingt es von fremden, ſataniſchen Lauten,
Wenn ſie ſo feiern die Nächte mit hölliſch entzügelten Lüſten! —
Recht, Freund, haſt du gethan, daß das teufliſche Neſt du verlaſſen!" —
„Ja, wol thateſt du Recht", ſo ſpricht zu dem Jungen der Eine
Noch und der And're im Kreis, „daß du Münſter verlaſſen; denn wahrlich,
Übel ergeht's noch Jedem, der drinnen!" — Es fügte mit Lächeln
Leiſer hinzu noch Einer: „Nun ja, daß du Münſter verlaſſen,
Haſt ganz wol du gethan; doch hör' — im Vertrauen dir ſag' ich's —
Daß hieher du gelaufen zu uns, mein trefflicher Junge,
Das war weniger klug! Was willſt du dem lumpigen Biſchof
Dienen? Der hat kein Geld! Da iſt Meiſter der Küche der Schmalhans
Immer, das heißt für die Söldner. Die Herren da drinnen, die freilich
Drückt kein Mangel: es ſchnappt nur erleſene Biſſen des Domherrn
Hund, und es ſitzt rothbackig in gold'ner Karoſſe das Kebsweib.
Nein, wahrhaftig, es mangelt da nichts als der Sold für den Landsknecht!
Neulich, noch oben darein, kam Krankheit unter die Knechte,
Und ein gewaltiges Sterben war herrſchend durch etliche Wochen.
Reißaus haben die Meißner vor Kurzem genommen mit ihrem

Hauptmann Biltzius: leer ſtand da frühmorgens ihr Lager
Vor dem Agydienthor und die Kriegsherrn hatten das Nachſeh'n.
Andere folgen vielleicht. Mehr plagt, als der Hunger, die Langweil':
Denn da liegen wir nun ſchon Monate rathlos und thatlos,
Seit uns mißlungen der Sturm, und die Herrn Kriegsräthe da drinnen,
Die Hochweiſen, die ſitzen beiſammen, berathen und ſchwatzen,
Wiſſen noch nicht, wo ſie faſſen ihn ſollen, den Stier: bei den Hörnern
Oder beim Schwanz? Von des Heer's Hauptleuten der einzige Stedinck
Iſt kein Gauch: das iſt Einer, der fähig, zu fangen den Teufel
Selbſt aus der Hölle heraus beim Schweif; doch die Anderen alle,
Sind Bär'nhäuter und Tröpfe. So kommt's, daß keker die Münſt'rer
Werden mit jeglichem Tag, und daß ſie ſogar nun die Kühe
Treiben heraus vor's Thor auf die Weide vor unſeren Augen.
Freilich, da hat ſich der Biſchof den Offenkamp, einen neuen
Feld-Zeugmeiſter verſchrieben: der ſoll ſo erfahren und klug ſein,
Daß er das Huſten der Mücke vernimmt, und wachſen das Küchlein
Sieht im Ei ſchon: der Kahlkopf kommt nun mit mancherlei klugem
Plan und Entwurf, da ſtecken um ihn ſie die Köpfe zuſammen,
Schwatzen von Gräben und Minen, Rondelen und Baſtionen,
Von Blockhäuſern und Schanzen, und von vorrückenden Dämmen,
Und drauf los dann ſchanzen die Bauern, und graben und ſtechen,
Und wenn Eines mißlingt, ſo ſinnt einen anderen Rath gleich
Offencampius aus, der gelehrte, die Zeit zu vergeuden" . . . —
Alſo der Söldner; da fiel in die Red' ihm ein narbiger Graubart:
„Schweig, du raubſt ja die Freude dem Jungen! — Das Leben des Landsknechts,
Mußt du wiſſen, o Sohn, es bleibt doch das luſtigſte Leben,
Nur auf beſtändigen Wandel geſtellt; und das iſt das Beſte
Noch beim Spaß: man gewöhnt ſich d'ran, will nimmer es anders!
Wenn du ein Landsknecht wirſt und weiter umher dich das Schickſal
Treibt, ſo erprobſt du es bald! Heut mußt du im ſchäbigen Koller
Barfuß laufen, und morgen beſchaffſt du dir feſtlich ein Sammtwamms,
Scharlachhoſen dazu, auf dem Hut eine farbige Feder,

Biſt im Stand, dir mit Silber zu poſamentiren die Hoſen,
Daß dich beneidet im Lager darum dein eigener Hauptmann.
Heut mußt du, wie die Gans im Dorf, aus Tümpeln und Pfützen
Stillen den Durſt, und ſchlucken die Milch, in welcher der Bäu'rin
Mäuſ' und Ratten erſoffen, und folgenden Tages, ſo Gott will,
Liegſt du vor'm rinnenden Faß, haſt Braten und Kuchen um dich her,
Daß zehn Mäuler und Magen du füllen dir könnteſt für einen.
Heut ein erbärmlicher Wicht biſt du, und vermagſt dir zu halten
Kaum einen ruppigen Hund: es entläuft dir der hungernde Bube,
Der für dich bettelt und ſtiehlt, es ſagt von dir los ſich die Dirne,
Die mit dem Troß dir gefolgt auf gefährlichem Marſch und in's Lager,
Und für dich wäſcht und dich pflegt und dir leiſtet die ſonſtige Treue:
Aber ſchon morgen erhebt dich ein ſtrotzender Seckel zum großen
Herrn, und du kannſt von der Beute das Dirnchen dir kleiden in Seide! —
Trink, mein Junge! der Wein gibt fröhliches Blut und Courage!
Ei, was biſt du wie Kreide ſo weiß im Geſicht und ſo ſchweigſam,
Hüllſt dich ſo eng in den Mantel, als frör'ſt du? du biſt wol ein lindes
Benjaminchen, erwachſen daheim bei gebratenen Äpfeln
Hinter dem Ofen? — Das Leben genießen, das Leben verachten,
Lautet der Landsknechtſpruch, und den Tapferen meidet die Kugel!
Und wenn ängſtlich du biſt, dein jugendlich Leben dich dauert,
Ei, potz Wetter! da iſt einem wackeren Burſchen noch immer zu helfen:
Brauchſt vor die Bruſt nur ein Päckchen mit Farr'nkrautſamen zu ſtecken,
Und du biſt unſichtbar für den Feind. Und magſt du ein Schutzhemd
Tragen, aus Wolle, geſponnen am Chriſttag oder Charfreitag,
Ritzt kein Hieb, kein Schuß dich. Und haſt du geſegnete Kugeln, —
Gleichviel, ob ſie der Prieſter, ob ſie dir der Teufel geſegnet —
Triffſt du den Mann, den du meinſt, und kannſt noch gar um die Ecke
Schießen, ſofern dir's beliebt!“ —

„Ei, närriſche Poſſen!“ begann jetzt
Eifernd ein heſſiſcher Reiter. „Ein ehrlicher Kerl, der behilft ſich
Ohne den Kram! Vor Augen den Tod, das iſt ja die Würze,
Gibt erſt den richtigen Schick und die heimliche Luſt im Dareinhau'n!

Hab' ich das Landsknechtleben erkieſet, ſo will ich den ſchönen
Landsknechtstod auch haben im Feld, viel lieber als ſchnödes
Bettelgelauf' durch's Land bei verkrüppelten Gliedern im Alter!
Denke zu leben, zu ſterben nach Obſervanzen und Bräuchen
Ehrlichen Landsknechtthums und mich deß noch im Tod zu getröſten!"
„Recht ſo, Bruder!", erwidert mit Grinſen ein wüſter Geſelle,
Hebend das blinkende Glas; „nur ein wenig doch mein' ich es anders:
Scheerſt dich zu viel, beim Teufel, um Obſervanzen und Bräuche!
Iſt's doch gleich, ob dir Einer den Kopf abſichelt im Schlachtfeld,
Oder der Geier dich holt zwei Ellen ſo über dem Erdreich,
Daß dir über dem Kopf und unter den Füßen zuſammen
Schlagen die Lüfte — 's iſt Eins! auch das iſt für's Sterben gerechnet!
Wie ich ſterbe, das ſchiert mich nicht; doch ob ein vergnüglich
Leben ich führe, das kümmert mich ſehr: denn leben das muß ich
Alle die Tage, die Gott mir ſchickt, doch ſterben nur einmal!"
Alſo der Söldner, und blickt' um ſich, weintrunkenen Auges,
Und fuhr fort: „Gebt Acht, Kameraden! Die Zeiten, die kommen,
Sind für uns wie geſchaffen. Den Zank und Hader, der allwärts
Jetzt entbrennt in der Welt, den muß ausfechten der Landsknecht!
Sind wir nun ſo geſucht, dann, wißt ihr, können wir ſelber
Machen den Preis, dann dürfen ſie nicht erſt lang mit uns markten,
Nicht mit Geſetzen und Regeln und Obſervanzen uns hudeln!
Trachtet doch Jeder nunmehr, wie er kann, ſein Loos zu verbeſſern,
Und ſchon wirbeln die Menſchen und Dinge ſo wirr durcheinander,
Daß, wer nur wacker ſich rührt, ſich erraffen ein tüchtiges Theil auch
Mag von den Gütern der Welt, die bisher nur Wenige ſchmeckten!
Wir auch ſpüren den Drang im Leib — mag künftig wer will da
Hinter dem Pflug hertrotten im Feld, und hinter den Säcken
Steh'n in der Bude des Kramers: wir lieben die luſtige Freiheit!
Und wer ſie uns zu bieten vermögend, die luſtige Freiheit,
Deß iſt unſere Fauſt. Ob er Recht hat oder ob Unrecht,
Kümmert uns nicht; das entſcheiden ja ſelbſt die Gelehrten, die Weiſen
Nun und nimmer: die Welt wird ſtets doch am Ende mit unſ'rer

Elle gemeſſen, das heißt mit der eiſernen Pike des Landsknechts!
Nun, ſo laßt ſie uns nutzen, die günſtige Zeit, wo der Söldner
Herr iſt im Land! Jetzt ſind wir die Gäſt', und laſſen's uns wol ſein
Hier in der Welt, und wenn ſie demnächſt, wie die Pfaffen verkünden,
Geht zu Grund, ſo brauchen die Zeche wir nicht zu bezahlen:
Denn wenn die Schenke verbrennt, ſo verbrennt mit der Schenke das Kerbholz!" —
Alſo beſprachen zuſammen im fröhlichen Kreis ſich die Söldner.
Aber verſammelt indeß in des Biſchofs ſchimmerndem Prachtzelt
Saßen die würdigen Herrn beim Mahl. Hoch ragte des Zeltes
Prangender Giebel empor, und es ſtanden gepflanzt vor den Eingang
Zwei Karthaunen zur Wacht; daneben ſtolzierten in bunter
Glänzender Tracht zu den Seiten der Pforte die Hellebardiere.
Und an ragender Stange befeſtigt, erhob ſich das Banner
Hoch in die wehende Luft mit dem Wappen des Grafen von Waldeck.
Aber das prächtige Zelt, von innen in Säl' und Gemächer
Waren die Räume getrennt durch Prunkvorhänge, die farbig
Stralten und golden geſtickt, mit ſchimmernden Franſen berändert.
Und in dem weiteſten Raume des Zelts, wo ſich's wie ein Prunkſaal
Dehnte, da ſaß beim Mahle mit glänzenden Gäſten der Biſchof:
Saß da zuoberſt er ſelbſt, ein Herr von ſtattlicher, hoher,
Stolzer Geſtalt: noch ſtets voll männlicher Schöne des Anſeh'ns
War er, ob gelblich auch und halb ſchon erſchlafft ihm die Wange
Hing und ein grämliches Weſen umwob ſein ad'liges Antlitz.
An ihn reihten die Domherrn ſich: dickleibig und weinroth,
Neben Geſichtern von hagern und ſcharfen und galligen Zügen.
Neben den geiſtlichen weltliche Herrn, Kriegsoberſte, Räthe:
Wirich von Daun vor Allen, der Graf, der im Heere des Biſchofs
Führte den Oberbefehl, ein bedächtig blickendes Männlein:
Schmächtig er ſelbſt, doch gewaltig der eisgrau wallende Kinnbart,
Einer Cascade, die ſchäumend gefroren im Sturz, zu vergleichen.
Ferner Geſandte von Cleve, von Cöln, von Heſſen und andern
Nachbarlanden, für heut zur Berathung in's Lager entboten.

Aber in eig'ner Perſon auch ſaßen benachbarte Fürſten
Heut am gaſtlichen Tiſch: ſo der bremiſche Biſchof, von Braunſchweig
Grubenhagen der Herzog ſelbſt, Herr Philipp, zur Seite
Sitzend dem Münſter'ſchen Herrn. Da ſaßen auch Viele der edlen
Ritter des Münſter'ſchen Land's, die mit reiſigen Knechten dem Biſchof
Zogen zu Hilfe: ſo Mengersheim, ſo Galen und Bentheim.
Nicht war im glänzenden Kreiſe der würdigen Herr'n zu vermiſſen
Liebliche Blüte der Frau'n; denn es theilten die Freuden des Mahles
Manche Befreundete, welche der Biſchof oder der Domherr'n
Einer mit ſich aus der Stadt in's Kriegsfeldlager genommen.
Würzig dampfte das Mahl auf blinkenden, ſilbernen Platten,
Reichlich und üppig: es winkte Faſan und Pfauenpaſtete,
Lockte gebraten der Lachs und die Schnepf' und das köſtliche Rebhuhn.
Muskateller und Sect und feurig ſüßer Tokayer
Schwemmten die leckeren Biſſen hinunter. Der bremiſche Biſchof
Lobte mit Eifer die Schnepfen des Land's: Feinſchmecker und Kenner
War er wie Keiner. „Vor Zeiten", verſetzte bedauernd der Domherr
Melchior, war's noch beſſer beſtellt mit dem wilden Geflügel
Hier um Münſter. Da hatten wir bis vor die Thore der Stadt hin
Stets eine treffliche Jagd: doch ſeit das Geſümpf in der Gegend
Mehr und mehr ſich verengt und vom Ackergelände verdrängt wird,
Hat ſich auch darin verſchlechtert die Zeit — wie in anderen Dingen!"
Zuſprach baß dem Tokayer, dem Sect, Herr Philipp von Braunſchweig.
Und mit heiterem Muthe dem Wirth in's grämliche Antlitz
Blickend, begann er: „Was habt ihr doch nur, liebwertheſter Vetter,
Daß nicht Speiſe noch Trank euch erquickt und die Augen erheitert?
Rührt ihr doch wenig nur an von den Werken des trefflichen Koches,
Den ihr im Lager da habt, und um den ich euch wahrlich beneide!" —
Ihm entgegnete d'rauf mit verdrießlicher Miene der Biſchof:
„Vetter, ich bin nicht mehr wie dereinſt! es fehlt in der Nacht mir
Schlaf, beim Mahle des Eſſens Geluſt. Es vermeinen die Ärzte,

Daß an der Leber gemach mir ein tückiſches Uebel ſich feſtſetzt.
Und, beim Himmel, zu wundern iſt's nicht, wenn ſiech mir die Leber
Wird von der Fülle der Gall', die nun ſeit Monden ich ſchlucke!
Könnte noch Einer auf deutſchem Gebiet ein waltender Fürſt ſein,
Ohne zu kranken an Leber und Herz? Denn immer umlauern
Ihn raufluſtige Neider, und Nachbarn, ſeinem Beſitzthum
Keck nachtrachtend, in's Land ihm fallend, und immer ihn ſchutzlos
Findend, vom Reiche verlaſſen, und preis ſo gegeben dem Stärkern.
Und nun das Glaubensgezänk noch dazu, und die Bürgerempörung!
Obenauf trachten die Bürger zu ſein, und ſie möchten am Liebſten
Gar Niemand als Herrn mehr erkennen, nach eigenem Stadtrecht,
Frei von Fürſtengewalt, ſelbſteigen das Ihre verwalten!
Schwärmen vom Hanſabund, und verſprechen ſich goldene Berge!
Aber am Schlimmſten doch fahren bei ihnen die geiſtlichen Fürſten.
Ging's nach dem Willen der Neu'rer, ſo niſteten Spatzen in Infeln
Längſt, und der Krummſtab wäre zum Bettelſtabe geworden!
Weiß doch ein geiſtlicher Fürſt kaum mehr, wo ruhig er hauſen
Mag, ſein Haupt hinlegen des Nachts, in dem eigenen Lande!
Münſters Biſchöfe haben ſchon längſt an jeglichem Orte
Lieber verweilt, als zu Münſter daheim in der fürſtlichen Hauptſtadt.
Ich auch hielt mich am Liebſten entfernt auf ländlichen Schlöſſern,
Bis ich gezwungen mich fand, an der Spitze gedungener Haufen
Hier mich zu legen in's Feld, zu befehden die wüſten Rebellen!
Mußte der Gräu'l, der verwünſchte, der ſchwärmenden Anabaptiſten
Eben auf meinem Gebiet zur Blüte gelangen, und finden
Im weſtphäliſchen Land ſo verwegene Jünger und Kämpen?"
Alſo klagte der Fürſt. Ihm erwiderte ſeufzend der dicke
Probſt von Hamm, der im Lager des Biſchofs eben zu Gaſt war:
„Ei was ſagt doch von jeher vom Münſter'ſchen Manne das Sprichwort?
Westphalus est sine pi, sine pu, sine con, sine veri:
Ruchlos, ſchamlos iſt er, gewiſſenlos und ohne Wahrheit!
Mag Weſtphalia prahlen mit ihren gelehrten Skribenten!
War es doch eben die viele lateiniſche Bildung in Deutſchland,

Was uns verderbte das Volk. Denn ſeit die lateiniſche Bildung
Um ſich griff, hat Alles vom Handwerk weg und vom Pflug ſich
Zu den lateiniſchen Schulen gedrängt, nach Höherem trachtend;
Denn, als an Amt und Erwerb es gebrach für die vielen Lateiner,
Schweiften im Land als Vaganten, als fahrende Schüler, ſie bettelnd
Um vor den Thüren der Klöſter, Pfarreien, ſtipitzten den Bauern
Weg aus den Höfen die Gänſe. Da keimte das luther'ſche Weſen.
Und nun waren es dieſe, die Gänſehalsdreher, die wichtig
Als Prädikanten ſich machten im Volk, als Gottesgelehrte:
Wühlten bei Bürgern und Bauern, als tückiſche Feinde der Kirche,
Bis auch dieſe begannen, in Bücher zu ſtecken die Naſen.
Disputieren nun wollten, ſogar mit lateiniſchen Brocken,
Bäcker und Schuſter, gelehrt theologiſch, im Bad und in Schenken,
Selbſt auch im freien Gefild, wenn eng war dem Haufen die Stube.
Und es wollte von da an der Laie belehren den Prieſter.
Kam's doch am Ende ſo weit, daß entgegen dem Mönch auf der Kanzel
Manchmal zu ſtreiten begann ein verwegenes Glied der Gemeine!
Solches geſchah in dem Hauſe des Herrn, auf der heiligen Stätte!
Wollte der Himmel, es wäre der ärgſte der Frevel geweſen!
Aber noch ſchrecklicher ward's: man zertrümmerte Heiligenbilder,
Plünderte Klöſter und Kirchen! Nun gar noch die Gräuel zu Münſter!
O du ſündige Stadt! wie wird dich ſtrafen der Himmel!
Unglücksort! bald wird es in deinem Gemäuer ſo öde
Sein, wie zu Walterskirch, wo die Wölfe gefreſſen den Schultheiß
Mitten auf offenem Markt, ſo verlaſſen und wüſt war das Städtlein!" —
    So wehklagte der Probſt, ein kugelig rundes und rothes
Männlein, und reichte hinunter dem ſchlanken, getiegerten Fanghund
Pollux, welcher die Knie' ihm umſchnüffelt', ein ſaftiges Kopfſtück
Vom Rebhuhn, das im Eifer er eben zerlegt' auf dem Teller.
    „Wahrlich, erwäg' ich es recht", ſprach jetzt aufbrauſend der Biſchof,
„Wär' es das Klügſte geweſen, auf ein Mal ganz zu gewähren,
Was ſtückweiſ' man ſich nimmt, durch Verſagen noch wilder erbittert:
Freiheit des Glaubens und Denkens. Als ketzeriſch Münſter geworden,

War's rathſamer, zu opfern die geiſtliche Macht, um zu retten
Mind'ſtens die weltliche noch: jetzt haben wir Beides verloren“ . .
Sprach's und erſchrack gleich ſelbſt vor dem Wort, das den Lippen entſchlüpft war:
Zornig ſchaute herüber der finſtere Rotger von Smiſink,
Domſcholaſter zu Münſter, und ſprach mit gerunzelter Stirne:
„Niemals, gnädiger Biſchof — erlaubt mir, daß ich es ſage —
Niemals für ſolches Beginnen, den Rechten der Kirche zuwider,
Hätte geſtimmt das Capitel. Genug und übergenug ſchon
Hat man Duldung den Ketzern gezeigt, nach meinem Bedünken.
Frecher nur macht Nachſicht die Verwegenen. Läßt man den Teufel
Erſt in die Kirche hinein, ſo ſtellt er ſich gleich auf den Altar!“ —
Alſo ereiferte ſich der Scholaſter von Münſter. Der Biſchof
Schwieg und leerte mit einem gewaltigen Zuge das Kelchglas,
Das vor ihm ſtand, um zu dämpfen die innere Flamme des Unmuths.
Wennemar von der Recke, des Herzogs von Cleve Geſandter,
Lenkte die Blicke der Gäſte des Biſchofs jetzt auf den hohen
Prachtaufſatz in der Mitte der Tafel, ein meiſterlich' Kunſtwerk:
Ganz aus Teige geformt, Sanct Lamberts prangenden Münſter,
Mit hochragender Spitze des Thurms, die in eckiger Kuppel
Steckt wie die Nadel im Kiſſen; es freuten ſich Alle des Anblicks,
Lobten den Koch einſtimmig, den Künſtler, der Solches gebildet.
Und zuſtimmend verſetzte, nun beſſerer Laune, der Biſchof:
„Wahrlich, er iſt ein Meiſter der Kunſt, ſo der Bild- wie der Kochkunſt:
Gibt er in Marzipan doch immer und ſonſtigem Backwerk
Uns die belagerte Stadt ſtückweiſ' zu genießen: das Rathhaus
Jetzt, dann Lamberts Münſter, und andere Kirchen und Klöſter,
Oder den Domhof gar, und was ſonſt zur Geſtaltung ihn anregt.
Aber den Gaukler von Leyden, der jetzo in Münſter ſich König
Nennt, den bringt er uns immer in neuer Geſtalt auf den Richtplatz:
Jetzo gerädert und jetzo geſpießt, und ſo immer mit and'rem
Tode beſtraft. Heut' hat er ihn feiner gebildet als jemals,
Hier in vergittertem Käfig mit Knipperdolling und Krechting

Hängend zum Fenſter des Thurmes heraus: da ſeht die Figürlein!
Seht nur, der Mittlere hier, der iſt es, der Gaukler von Leyden!"
Sprach's und wies die Figürchen den Gäſten. Der bremiſche Biſchof
Und Herr Philipp, der Herzog, ſie ſchauten mit regſamer Neugier
Auf den gebackenen König der Wiedergetauften. „Er prunkt ja",
Sprach Herr Philipp, „im Königsornat gar ſtattlich! Der Bildner
Hat ihm auch noch im Käfig die goldene Krone gelaſſen!
Iſt er denn wirklich ſo ſtolz und ſo königlich ſtattlichen Anſehns,
Wie man erzählt, und ſo würdig in ſeinem Benehmen und Weſen?"
„Davon", ſagte der Biſchof, „vermögen die edlen Männer,
Die wir vor Kurzem nach Münſter als mahnende Boten geſendet,
Euch ein Liedchen zu ſingen! Die haben ihn ſitzen geſehen
Hoch auf dem ſchimmernden Thron, umgeben von ſeinen Trabanten!
Das war ein Prunk! es könnt' ihn darum auch der Kaiſer beneiden!
Auszuſtaffiren verſteht er ſich trefflich, der Gaukler von Leyden!"
„Sagt man doch, daß als Knab' er ſelber die Nadel geführt hat",
Warf mit ſpöttiſchem Lächeln ein Andrer dazwiſchen. „Da kann's nicht
Wundern, daß jetzt er als König annoch auf ſchöne Gewandung
Hält, und es heißt, daß üppig florirt zu Münſter das Handwerk!"
„Sei dem, wie immer", verſetzte mit ſchelmiſchem Lächeln der Kriegsrath
Conrad Heſſe, der Alte: „man hört, daß zu Münſter die Weiber
Schwärmen für ihn; und hier auch im Lager, da ſind ihm die Frauen
Gar nicht feind, ſeitdem ſie von ihm ſo Vieles vernommen
Und ſein Bildniß betrachtet. Die Nichte, die ſüße, des würd'gen
Domherrn Melchior dort, die mit Geiſt und Reizen geſchmückte
Gabriele, ſie hat ihn ſchon oft mit Eifer vertheidigt,
Wenn ihn Einer geſchmäht, und ich denke, ſie hat von den Püppchen,
Wie ſie der Koch auf die Tafel uns ſtellt, eine reichliche Sammlung;
Denn ſtets macht ſie den Jan bei Tafel zu ihrem Gefang'nen,
Trägt ihn fort in der Taſche, den glücklichen Anabaptiſten!"

Alſo der ſchelmiſche Alte, und purpurn ſaß vor Beſchämung
Gabriele, die reizende, da, und die Wange des würd'gen
Domcellarius färbte von heimlichem Ärger ſich blauroth,
Während er jetzt auf den Spötter, und jetzt auf das Weib einen Glutblick
Warf. Doch ein jüngerer Ritter, der Neffe des Grafen von Bentheim,
Der ſchon längſt im Geheimen die ſchmachtende Schöne verehrte,
Und abſpenſtig ſie oft ſchon zu machen verſuchte dem Domherrn,
Sprach mit Entrüſtung: „Die edel geborene Dame von Ottwitz
Sollte ſich kümmern, ob häßlich, ob leidlich geſtaltet ein Menſch iſt,
Der einſt führte die Nadel? Die adlige Nichte des Domherrn,
Ritterlich will ſie umworben und ritterlich will ſie gewinnt ſein!"
„Ach, was ritterlich", gab, zulächelnd dem Jüngling, der alte
Mengersheim ihm zurück; „vorbei ſind der höfiſchen Minne
Zeiten, des Minnegeſangs, und der ſonſtigen ritterlich-edlen,
Herrlichen Dinge. Verraucht iſt der Muth, der immer geſattelt
War, und geſpornt, um zu reiten auf Abenteuer. Den Ritter
Hat nun der Krämer verdrängt, und den Mönch auf der Kanzel der Schreier,
Welcher im Weinhaus tobt und auf offenem Markte. Dahin iſt
All das nun in der Welt, wie die alte germaniſche Leh'nstreu,
Und in den Städten der alte, der ſchweigende Bürgergehorſam,
Und der Tiara Gewalt, die ſo lange beherrſchte den Erdkreis" . . .
„Und — die ergiebige Jagd auf Schnepfen hier außen vor Münſter!"
Sprach Herr Stedinck. Es ſchmunzelten Manche, doch Andere ſeufzten.
Aber es drängte die Zeit nun, zu ſchreiten zur ernſten Berathung,
Und nachdem ſich die Frauen entfernt und die Diener des Mahles
Reſt von der Tafel gehoben, da rückten zu engerem Kreiſe
Alle die würdigen Herr'n, die Geſandten und Räthe zuſammen.
Und es begann zu entrollen die traurige Poſſe des deutſchen
Reichselendes im Kreis der berathenden Freunde der Biſchof;
Zählte vor ihnen herab an den Fingern ein völliges Dutzend
Reichs- und Kreisabſchiede; wie jene von Speier und Augsburg,
Welche des Reichs Churfürſten und Fürſten und Stände verpflichten,

Daß ein Nachbar helfe dem andern; er dachte des Kreistags,
Welchen gehalten die Fürſten des rheiniſchen Kreiſes zu Koblenz,
Eig'ne Gefahren erwägend, beſchließend, im Namen des Kreiſes
Weiter zu führen den Krieg, daher auch den oberſten Kriegsherrn
Selber beſtellend, den Grafen von Daun, im Namen des Kreiſes,
Mit vier Räthen im Lager dazu. Er gedachte des Reichstags
Ferner zu Worms, wo des Reichs Churfürſten und Fürſten und Stände
Nach unendlichem Hader zuletzt doch erkannten, es müſſe
Kaiſer und Reich ſich erheben, den anabaptiſtiſchen Greuel
Stracks aus der Welt zu vertilgen, zu Felde zu ziehen im Kreuzzug
Gegen die Wiedergetauften, wie gegen die Heiden und Türken.
Aber zu ſparſam fließe die Hilfe, ſo klagt' er, zu langſam,
Welche des Reichs Mitſtände zu Worms ihm gewährt und zu Koblenz.
Fruchtlos mühe ſich immer der Pfennigmeiſter, den Pfennig
Abzuverlangen umher bei ſäumigen Bundesgenoſſen,
Und ſo ſei um den Sold man beſtändig verlegen im Lager,
Ja, zu befürchten auch ſei, daß gar ſich die Söldner verlaufen,
Sonderlich da es ja wimmle nunmehr von Werbern im Lande,
Die ſich, um anderswohin zu verlocken die Knechte, bemühen.
„Schon neun Monde nun ſind's“, ſo beendet die Klage der Biſchof,
„Daß wir liegen vor Münſter. Wir halten die Stadt nun mit ſieben
Schanzen umzingelt, die alle verbunden durch Graben und Wälle,
Und fünf Hunderte liegen in jeglicher Schanze, daneben
Etliche Reitergeſchwader. Wir bau'n vorrückende Dämme
Gegen die Stadt ſeit Wochen: von Bauern auch etliche Tauſend
Halten wir Tag für Tag mit den Schanzarbeiten beſchäftigt.
Leicht zu ermeſſen iſt nun, wie des Bisthums Mittel der Aufwand
Hinter ſich läßt, und der Krieg gar bald ausſchlägt zu des Reiches
Schmach, wird kräftiger nicht und raſcher die Hilfe geleiſtet!“ —
Alſo der Münſter'ſche Herr. Nachdenklich vernahmen im Kreiſ' ihn
Boten und Räthe. Sie ſchwiegen und rückten umher auf den Stühlen.
Zögernd ſodann ſprach Dieſer und Jener von ſeines Gebieters
Eig'ner Gefahr und Noth. Es berief ſich der auf des Landes

Schuldlaſt, der auf den Bauerntumult, und der auf den Mißwachs
Und das gewaltige Sterben im Land vom vorigen Sommer.
Einer der Fürſten bedauerte herzlich durch ſeinen Geſandten,
Daß ſo böslich vor Kurzem an Geld und Gut ihn geſchädigt
Ein langwieriger Streit mit den Sippen. Der bremiſche Biſchof,
Ein vielmögender Herr, er betheuerte, daß er an Baarem
Niemals weniger hatte zu Handen als jetzt. Und ſo fand denn
Jeder zu klagen, und ſelbſt war hilfebedürftig ein Jeder.

„Und was hab' ich zu hoffen“, ſo fragte betrübten Geſichtes
Waldeck nun, „von dem Nachbar Cleve? Was bietet der Vetter
Landgraf mir, Herr Philipp von Heſſen? was denket des Kaiſers
Majeſtät für Münſter zu thun? auf dieſe ja muß ich
Hoffen zumeiſt!“ — Da beginnt zu erwidern des cleve'ſchen Herzogs
Rath. Von den eigenen Nöthen des cleve'ſchen Lands, von dem neuen
Reichsbeitrag für den Krieg, der da drohete gegen die Türken,
Sprach' er; indeſſen gedenk', ein Äußerſtes thuend, der Herzog
Nächſtens zu ſtellen des Weitern zum Kampf vor Münſter ein halbes
Dutzend Karthaunen von ſchwerem Kaliber, wofern nur der Biſchof
Sich ihm verpflichte, den Schaden, der etwa d'ran ſich begäbe,
Nach dem beendigten Kriege mit Geld nach Gebühr zu vergüten.
Alſo Cleve. Die heſſiſchen Räthe vermelden, es habe der Landgraf
Freilich zu thun vollauf, ſich zu wehren der eigenen Feinde,
Dennoch ſind' er bereit ſich, dem Biſchof noch ſiebenzig Tonnen
Pulvers zu ſchicken, wofern nur dieſer dafür ſich verpflichte,
Daß er der Fähnlein Hälfte, ſo er für ſich nun geworben,
In dem Gelöbniß vermöge, nach Münſters Erob'rung ſich keinem
Anderen Herrn zu verdingen als ihm: er bedürfe der Söldner.
Solches verlangte der Heſſe. Des Kaiſers und Reiches Geſandter
Sprach nach den Anderen jetzt, Herr Georg Schenck, der in Friesland
Und im oberen Yſſel als Erbſtatthalter beſtellt war.
Dieſer bewies, daß der Kaiſer der Hilfe von Fürſten und Ständen
Selber ermangle, da ſie, ſtatt männlich und ernſtlich des Reiches
Sachen die Kräfte zu weih'n, ſie zerſplittern in eigenen Fehden.

Eben ja ſehe das Reich ſich wieder genöthigt zu rüſten
Gegen der chriſtlichen Welt grauſamſt androhenden Erbfeind,
Ganz zu geſchweigen von Handeln in Holland, wie in Brabant auch,
Und davon, daß der türkiſche Franzoſ' auf Gelegenheit laure . . .
Und ſo bleibe von daher nichts für Münſter zu hoffen . . .
Bitteres Lächeln umſpielte die Lippen des Grafen von Waldeck.
„Wird ſo wenig bedacht die Gefahr, die Allen gemein iſt?“
Rief er; „dringender ſollte doch nichts nun erſcheinen im Reiche,
Als im Keim zu erſticken den Greuel der Anabaptiſten,
Welcher das weltliche Recht zugleich mit dem geiſtlichen umſtürzt!“ —
Jetzo erhob ſich zu reden der Bote des Biſchofs von Lüttich,
Sprach, ſein gnädiger Fürſt und Herr, der leider auch ſelber
Schwer von Anabaptiſten geplagt und gewaltig erbittert,
Sei nicht übel geneigt, dem gnädigen Bruder von Münſter
Ein Darlehen zu gewähren, damit er zur Ketzervertilgung
Habe die Mittel, wofern nur dem gnädigen Bruder und Biſchof
Zur Rückzahlung der Summe zu Handen verläßliche Bürgſchaft.
„Bürgſchaft?“ fragte der Biſchof; „die iſt nicht leichter zu haben,
Als ein Zettel mit Baarem!“ — Im Kreiſe der Bundesgenoſſen
Ließ er ſchweifen das Aug'. Nur zuckende Achſeln begegnen
Ihm und ſchweigende Lippen, zu Boden gekehrte Geſichter.
Dennoch faßt er ſich wieder, und wendet zum bremiſchen Biſchof
Sich: „Viellieber Bruder und Freund, Ihr ſeid in der Runde
Weit als begüterter Herr in Ruf, und zuvor auch betheuert
Habt Ihr, daß nur im Moment Euch Baares gebreche — nun fügt ſich's,
Sehet, daß Ihr auch ſo mir ein Helfer zu werden vermöget,
Leiſtend die Bürgſchaft bloß, die der Freund und Bruder von Lüttich
Von uns eben verlangt!“ — Das hatte dem bremiſchen Biſchof
Wenig ein Stündlein früher gefallen; doch hatt' er indeſſen
Sich in rheiniſchem Weine zu heiterer Laune begeiſtert,
So daß er ſchmunzelte nur zu Jeglichem, und mit beſchwertem
Haupt, ſchier ohn' es zu wiſſen, von ſelbſt Ja nickte zu Allem.

Und ſo nickt' er auch jetzt gar freundlich dem Biſchof von Münſter
Zu, und ſtammelte: „Ganz wie du willſt, liebwertheſter Bruder!“
Aber es rückte mit neuer Erklärung der Lütticher jetzo
Wieder bedächtig heraus. Sein gnädiger Herr, ſo verſetzt' er,
Hab' ihn ernſtlich verpflichtet, zu ſeh'n auf *verläßliche* Bürgſchaft.
Aber wer ſei noch verläßlich? im heutigen Stande der Dinge
Sei ſchier Niemand verläßlich: am Wenigſten ſei'n's die Fürſten.
Nicht viel beſſer ſei Clerus und Adel, und einzig die *Bürger*,
Meint er, ſeien was werth auf dem Geldmarkt heutigen Tages,
Und nur die *Städte* noch zeigten Beſtand und ein wachſend Gedeihen.
Und ſo frage vorerſt ſein gnädiger Herre von Lüttich,
Ob ſein gnädiger Bruder und Biſchof von Münſter die Bürgſchaft
Stellen ihm könne von Köln etwa, von Bremen, von Augsburg?
Nicht von den Herren des Lands — von der *Stadt*, von der *Bürgergemeine*“ . . .
Lächelnd vernahmen die Rede des Biſchofsgeſandten von Lüttich
Alle, die ſaßen im Rath, und es ſagte, ſich neigend zum Nachbar,
Mancher: „Er iſt ſehr klug, wahrhaftig, der Biſchof von Lüttich!“ —
Aber der Münſter'ſche Herr, zum Lütticher ſprach er mit Unmuth:
„Meint ihr wirklich, es wüßten die Krämer von Bremen und Augsburg
Gar nichts Beſſers zu thun mit ihrem erſchacherten Gelde,
Als ſich für geiſtliche Fürſten und Herren damit zu verpfänden?“
„Klar iſt es“, ſo fuhr er fort, nicht länger erſtickend den Unmuth:
„Nicht mehr bleibt von des Reichs Mitſtänden mir Hilfe zu hoffen!
Sei es: ſo mag denn geſchehen, wozu mich treibt die Bedrängniß!
Wiſſet, der Engelländer begehrt ſchon längſt an der Nordſee
Boden zu faſſen; auch Andere möchten gen Süden und oſtwärts
Um ſich greifen, und daß ich es euch nur offen geſtehe,
Geſtern noch war im Lager dahier ein heimlicher Sendling,
Der ausgiebige Hilfe verbürgt, wofern eines Landſtrichs
Mich durch Verkauf zu entäußern ſofort ich wäre geſonnen!“ —
Alſo der Biſchof. Da ſagte der kölniſche Bote bedenklich:
„Gnädiger Biſchof, denkt Ihr in's Land uns zu locken die *Fremden*?“

„Warum nicht?“ ſprach Jener; „man wird es auch ſo noch erleben,
Daß auf unſeren Boden der lüſterne Fremde den Fuß ſetzt.
Blickt nicht Pfälzer und Baier auch über den Rhein, mit dem Reichsfeind
Sich zu verbünden bereit, ſobald es die eigene Haut gilt?
Wenn nicht ſelbſt wir uns ſchützen, wir Fürſten, ſo mag es das Ausland
Thun, ſonſt wird uns am Ende noch Alle verſchlingen des Kaiſers
Majeſtät: dann haben wir einen Gebieter in Deutſchland,
Ja einen König, der ſchmählich erdrückt die Vaſallen im Reiche,
Wie es die Könige thaten in Engelland und in Frankreich,
Und noch ſonſt in der Welt' — vor welchem Verderben der Himmel
Einzig uns Deutſche bisher noch bewahrt! Woferne des Kaiſers
Majeſtät ſich vermiſſet zu Anderem noch, als den kleinern
Fürſten in dem, was er hat, und was er vermag, zu beſchützen,
Wenn ſie vor Andern nach Obmacht ſtrebt, dann iſt mir der Fremde
Grade ſo lieb als der Kaiſer — was hilft uns da weiter das Reich noch?“
Alſo ereifert' er ſich. Beifällig nickte der Herzog
Philipp dazu, beifällig auch nickte der bremiſche Biſchof,
Und beifällig im Kreis auch nickten ſo manche der Boten.
Aber der kölniſche Rath, ſich ein Weniges noch zu gedulden
Bat er den Biſchof, zu halten entfernt die Vermittler des Auslands;
Hilfe ja ſoll' ihm werden, nur gelt' es vorher noch die Sache
Reif zu bedenken, zu holen von Haus auch weitere Vollmacht.
Und ſo ſchlag' er für heute nur vor, daß am zehnten des nächſten
Monats Alle ſie träten zu neuer Berathung zuſammen.
Alſo der kölniſche Rath. Zuſtimmten ihm ſämmtlich die andern
Boten und Räthe, beſchließend ſofort, daß am zehnten des nächſten
Monats Alle ſie träten zuſammen zu neuer Berathung.
Schweigend-unmuthig gedenkt, und müde der langen Verzög'rung,
Sich zu erheben der Biſchof. Da ließ der gewaltige Stedinck
Fallen die wuchtige Fauſt auf die Tafel. Er hatte beim Mahle
Mächtige Humpen geleert, und indeß anging die Berathung,
Hatt' er geſchwiegen, doch immer gerollt ſein gräuliches Einaug',
Und wie im Zorne gezerrt am gewaltigen Knebel- und Schnauzbart,

Jetzt fiel nieder die Fauſt, und erſchreckt auffuhren die Gäſte.
Scharf anblickt' ihn der Biſchof: „Was iſt euch, ehrlicher Wilcke?“ —
Und es poltert heraus, freimüthig, der tapfere Degen:
„Gnädiger Herr, mir grauſ't vor dem heiligen römiſchen Reiche! —
Greift doch ſchier in einander des heiligen römiſchen Reiches
Regiment und Getrieb wie ein Rattenkönig, bei welchem
Sind mit einander verwachſen die Schwänz' unzähliger Ratten,
Aber es trachten die Köpfe nach anderer Richtung ein Jeder.
Macht und Hilfe des Reiches, was iſt das? man muß ſie zuſammen
Suchen wie Hadern. Da ſendet der Ein' uns etliche Tonnen
Pulver, der And're ein Dutzend verroſteter alter Karthaunen;
Mit Hellebarden und Spießen und ſonſtigem Waffengerümpel
Hilft uns ein Anderer aus. Schindmähren beſchafft uns der Eine,
Ohne die Reiter dazu, und der Andere liefert uns Reiter
Ohne die Gäule. Wenn's hoch kommt, ſchickt man von Knechten ein Fähnlein;
Doch der verſprochene Sold? Allmonatlich läuft da der wack're
Pfennigmeiſter die Beine ſich wund und die Lungen, von einem
Fürſtlichen Hofe zum andern als ewiger Jude zu wandern,
Sammelnd den Heller von da und den Heller von dort, und zuletzt doch
Halb nur zu bringen den Seckel gefüllt in's murrende Lager.
Eins nur haben die Fürſten und Stände des Kreiſes zu Koblenz
Glücklich zu Stande gebracht: nachdem ſie die Hilfe verſprochen,
Haben den Kriegsfeldherrn alsbald im Namen des Kreiſes,
Und vier Räthe dazu, ſie beſtellt. Im Namen des Kreiſes
Ward Euch, gnädiger Biſchof, und mir, dem bisherigen Feldherrn,
Solchergeſtalt entwunden das Heft. Im Namen des Kreiſes
Führt nun vor Münſter den Krieg Herr Wirich. Im Namen des Kreiſes
Sitzen wir hier auf dem Fleck ſeit Monden. Im Namen des Kreiſes
Wird uns noch holen der Geier! Doch freilich, es ward uns zu Worms ja
Auch Reichshilfe gewährt, wie zuvor Kreishilfe zu Koblenz!
Die Reichshilfe, was half ſie? Daß von Reichswegen die Anzahl
Der Kriegsräthe von vier auf ſechs uns im Lager vermehrt ward! —

Zahllos ſind ſie bereits, die Berathungen, die wir gehalten!
Da wir kommen zuſammen und was wir zuletzt da entſcheiden,
Einzig die Frage nur iſt's: wann kommen wir wieder zuſammen?
Gnädiger Herr, Ihr nehmt's nicht übel: wenn Einer zu eigen
Geben mir wollt' ein Ländchen, wie etwa das eure, in Deutſchland,
Sagt' ich mit herzlichem Dank: Gebt's weiter dem Nächſten, ich bitt' Euch!
Ja, mir grauſ't, Herr Biſchof, vor'm heiligen römiſchen Reiche!
Machtlos Kaiſer und Fürſten, und machtlos immer das Volk auch!
Müſſen denn g'rade wir Deutſchen ſo elend ſein, ſo zerſplittert?
Lernt denn der Dümmling nimmer, der Deutſche, was andere Völker
Längſt am Beiſpiel der Väter? wo einmal ein Deutſcher mir vorkommt,
Welcher auf ſich was hält und begreift, was nöthig dem Deutſchen,
Denk' ich, verzeih' mir's Gott, der Kerl iſt gewißlich ein Bankert:
Etwa ein Kuckucksei, das ein wälſcher, ein wendiſcher Buhler
Heimlich gelegt in's Neſt einem ehrlichen Deutſchen und Hahnrei.
Schwatzen, Unmögliches haſchen, das Mögliche ſchnöde verachten,
Lieber noch opfern das Was, als ein einziges Jota vom Wie nur,
Hand nicht regen, noch Fuß, in Erwartung, daß Flügel ihm wachſen,
Nörgelnd und zankend zerſtampfen die ſpärlichen Keime der Thaten,
Das iſt die Art des Deutſchen. So bleibt es nach innen und außen
Elend, ſchwach und zerriſſen, das edle, teutoniſche Kernvolk!
Schlüge doch einmal ein Starker darein mit der Keule, daß Ordnung
Würd' im Reich' — bei Gott, und wär's auch ſelber der Teufel,
Wollt' ich ihn ehren und dankend ihm küſſen den Huf und die Hörner!" —

So ſprach Wilde. Beſtürzt aufſperrten die Gäſte die Augen,
Einige ſchüttelten die Köpfe bedenklich und Andere ſchmunzeln.
Wirich, der Graf von Daun, war bleich, und der bremiſche Biſchof
Nüchtern geworden vor Schreck. „Feldhauptmann", ſagte der Biſchof,
Wahrlich, es will mich bedünken, als ſprach' aus dem Mund euch der helle
Feurige Ungarwein; geht, ehrlicher Wilde, zu Bette!"

Sprach's und erhob ſich, und mit ihm erhoben ſich alle die Gäſte.

Und es vertheilt ſich der Schwarm in dem mittleren Raum des Gezeltes
Hier und dort, zu Geſprächen geſondert in kleinere Gruppen,
Alle noch höchlich betroffen von Stedincks verwegenen Reden.
 Aber es zog bei Seite den ehrlichen Wilcke der Biſchof,
Welchen er immer geliebt als den tapferſten Degen im Lager.
„Hat euch der Teufel geritten“, ſo ſprach er leiſe, daß Ihr mir
Alſo die Gäſte beſchimpft, und die Räthe mir kränkt, und den Wirich?“ —
„Gnädiger Herr!“ ſprach Wilcke, „wenn ein Mal nur mit den Räthen
Auf drei Tage verreiſt Herr Wirich, ſo bin ich erbötig,
Mittlerweil' zu erobern die Stadt!“ — „Und was faſelt Ihr krauſes
Zeug“, ſpricht Waldeck weiter, „von Deutſchland und von den Deutſchen?“ —
Wilcke verſetzt: „Herr Biſchof, es hole der Teufel die Wirthſchaft!“ —
„Und auch die Fürſten dazu, nicht wahr?“ ſprach Jener. Du meinſt wol,
Freund, daß ich ſoll mein Ländchen ſofort zu Handen des Kaiſers
Geben, mich nichts mehr kümmern um alle die Wirrſal und Drangſal?
Ei, mein Lieber, wir wollen's zuvor doch anders verſuchen!
Nein, ſo ergeb' ich mich nimmer! Zu triumphiren gedenk' ich
Endlich doch, und als Sieger zu kehren zurück in den Domhof,
Und ſie verbrennen zu laſſen in Haufen, die zehn Mal verwünſchten
Anabaptiſten, die mir ſo viel Herzqualen bereiten!
Ja, bei Gott, nicht will ich ſie ſchonen! Dem Henker iſt Arbeit
Sicher mit Beil und Strick und Scheitern und glühenden Haken!“ —
 Zuckend die Achſel verſetzte darauf ihm der wackere Stedinck:
„Wie's euch beliebt, mein gnädiger Herr!“ — Allmälig verloren
Sich aus dem Biſchofszelte die Gäſte nach langen Geſprächen.
Abendlich dunkelt's bereits. Da beſinnt vor dem Scheiden ſich Stedinck,
Und er ſpricht: „Herr Biſchof, ein Übergelauf'ner von Münſter
Iſt in's Lager gekommen, ein feiner und ſtattlicher Burſche,
Der Euch zu ſprechen verlangt im Geheimen. Geſtattet Ihr, daß ich
Her ihn führ' in das Zelt, noch heute, bevor Ihr zur Ruh' geht?“

„Einer aus Münſter?“ entgegnet der Biſchof; „laß mich ihn ſehen:
Botſchaft bringt er vielleicht aus der Stadt, die mir wichtig und nützlich!“ —
Stedinck geht und es zieht ſich zurück indeſſen der Biſchof
In ſein Ruhegemach, um unwirſch, müd' und verdroſſen,
Wie er iſt, ſich dort in des prunkvoll-weichlichen Armſtuhls
Kiſſen zu werfen. Es ſtralt umher von ſilberner Ampel
Mächtiger Glanz und beleuchtet den fürſtlichen Prunk des Gemaches.
Gold'nes Geräth, weichſchwellend die Teppiche, ſeiden die Kiſſen
Hinter den Prachtvorhängen des winkenden, üppigen Lagers.
Auf ein Tiſchchen — die Platte vom Holze der Libanonsceder,
Goldig verkleidet der Fuß — ſtellt jetzo des köſtlichen Weines
Vorrath hin in kriſtall'nen Gefäſſen ein Diener, daneben
Silbern blinkende Teller mit ſeltnem Geflügel und Backwerk,
Und was ſonſt noch der Schwelger als Imbiß liebte zum Nachttrunk.
Und nun führt in's Gemach den ſioniſchen Jüngling der Alte,
Läßt mit dem Biſchof dort ihn allein. Der muſtert ihn leichthin,
Findet Gefallen an ſeiner Geſtalt, an dem edelen Antlitz,
Winkt ihn näher zu ſich. „Du biſt ein Patrizierſöhnlein“,
Ruft er; „es wundert mich nicht, daß du Münſter verlaſſen. Was bringſt du
Neues mit dir aus der Stadt? Will ſich noch immer der freche
Gaukler von Leyden, der König ſich nennt, und meine Geſandten
Heim in's Lager geſchickt, kleinlaut wie begoſſene Hunde,
Nicht zur Erkenntniß bequemen? Er möge ſich hüten, der Schwärmer!
Meint er wirklich zu ſtiften ein Reich auf Erden, ein neues
Sion? Er ſehe nur zu, bald legt ihm der Teufel den Schwanz wol
Auf ſein herrliches Sion! Ihm ſelbſt wird ſchließlich der Henker
Schlagen herunter die Kron' mit dem Haupte zugleich! Doch zuvor noch
Laß ich ihn foltern mit Zangen, den ſchändlichen Anabaptiſten! —
Nun, mein Sohn, was bringſt du für neuen Bericht mir aus Münſter?“
Aber der Jüngling ſchweigt. In's Antlitz blickt er dem Biſchof,
Seltſamen Blicks, und dieſer, je länger den Blick er erwidert,

Schier wie gebannt, um ſo mehr entſchwindet der Gaukler
Ihm aus dem Sinn: es befängt ihn gänzlich das ſeltſame Räthſel
Dieſer gewaltigen Augen, die Unheil droh'n wie Kometen.
„Jüngling", ruft er, „wer biſt du"? Da blitzten die Augen des Fremdlings
Düſterer noch; dann ſtreift' er von ſich, wie ein Falter die Puppe
Sprengt, das geöffnete Wamms, und es rollte hinab zu den Knöcheln
Schimmerndes Frauengewand. Vor den ſtaunenden Augen des Biſchofs
Stand ein Weib, reizprangend. „Erkennſt du mich?" fragt ſie. Der Biſchof
Blickt noch zweifelnd ſie an. Fortfahrt ſie: „Vergaßeſt du Hilla?"
„Hilla?", rief der Erſtaunte; „wol denk' ich des lieblichen, ſpröden
Kindes, das Hilla ſich nannte, zur Zeit, als der Biſchof von Münſter
Noch als fröhlicher Ritter gelebt! Ei, Schönſte, was bringt dich
Mir nun wieder zurück? Ich hoffe, die alte, die niemals
Roſtende Liebe? Du haſt dich lange beſonnen, du Schelmin!
Reich' zum Willkommgruße die Hand mir! Wie? du verſagſt es?
Immer noch ſpröd'? und doch freiwillig in's Lager gekommen?
Sage, wie ſind dir entſchwunden die Jahre, die langen, ſeitdem ich
Dich nicht wiedergeſeh'n? Doch — immer noch biſt du die ſchöne
Hilla, ſchöner als je; das genügt. Nur zeige mir, Kind, nicht
Solch ein grämlich Geſicht! Komm, labe zuvor dich ein wenig,
Daß dir völlig das Herz aufthaut und ſich löſet die Zunge!"
Sprach's und rückte heran den mit lieblicher Blume des Weines
Reichlich belaſteten Tiſch, und der wiedergefundenen Freundin
Bot er das flüſſige Gold im ſchimmernd bemalten Kriſtallglas.
Und ſie that ihm Beſcheid. Deß freut' er ſich baß, und er leerte
Becher und Becher, und Lächeln umſpielt' ihm nun wieder das Antlitz.
„Siehe", ſo rief er, „was mich in den ewigen Sorgen und Plagen
Immer auf's Neu' doch tröſtet und labt und die Stirn mir erheitert,
Das iſt der Wein, und ein Blick in ſchöne, gefällige Augen!
Meinteſt du etwa, der Graf von Waldeck haſſe die Frauen,
Seit er der fürſtlichen Krone zu Lieb' ſich zu Münſter dem Chorrock

Müßte bequemen? Er ehrt ſie ſo ritterlich heut noch wie vormals!
Gott ſei Dank, wir leben in Zeiten, wo man's ſo genau nicht
Nimmt mit Tonſur und Gelübd', und die Welt ſich an Manches gewöhnt hat.
Weiß doch Jeder im Land, wie hold ich der ſchönen Äbtiſſin
Ida zu Minden geweſen, und daß ſie im Laufe der Jahre
Mir fünf liebliche Pfänder geboren. Ich liebte ſie thöricht,
Ließ als Madonna ſie malen zu Münſter vom trefflichen Meiſter
Ludger vom Ring, und wenn die verdammlichen Anabaptiſten
Nicht auch zerſtörten das Bild, wie die anderen Werke des Meißels,
Prangt es wol heut' noch im Dom auf dem Seitenaltare zur Rechten.
Herzlich hab' ich beklagt, daß der Tod ſie ſo früh mir entriſſen!
Doch nun, Hilla, wie gerne vergeſſ' ich der ſchönen Äbtiſſin,
Wenn du freundlich mir lächelſt, mir hold wie vor Zeiten geſinnt biſt!“ —
Alſo der Biſchof, heiß vom Weine. Da klang von des Zeltes
Äußern Gemächern ein leiſes Geräuſch. Aufhorcht wie geängſtigt
Hilla — der Biſchof ſpricht, ſie beruhigend, lächelnd: „O fürchte
Nichts! es betritt dies inn're Gemach nur der, den ich rufe!“
Sprach's und erhob ſich zugleich, um mit gold'ner Agraffe die beiden
Flügel des ſchweren Damaſts in einander zu neſteln, des Vorhangs,
Welcher das Schlummergemach abſchloß von dem anderen Zeltraum.
Doch eh' ſchwankenden Fußes er noch, vom Wein und der ſchönen
Freundin Nähe berauſcht, ſich zurücke zu beiden gewendet,
Hatte mit Säften des Schlummers, wie einſt er ſie ſelbſt für die Jungfrau
Tückiſch hatte gebraut, ihm das Weib im Becher die Goldflut
Raſch und heimlich gewürzt. Er aber, behaglich und arglos,
Leerte den Becher und drängte mit ſchmeichelnden Worten die Schöne,
Wieder Beſcheid ihm zu thun. Und vertraulich begann er auf's Neue:
„Bleib' im Lager bei mir, mein Kind! nicht ſoll's dich gereuen!
Wahrlich du ſollſt mir gelten, ſo viel mir die ſchöne Äbtiſſin
Ida gegolten! Wer weiß, ob zuletzt ich Inful und Chorrock
Nicht auch werfe von mir, wie es and're Geſchorene thaten,

Los mich ſage von Rom, und folge der neuen Bewegung,
Um als weltlicher Fürſt fortan im Lande zu herrſchen.
Längſt ſchon hätt' ich's gethan — denn wenig gilt mir die Kirche,
Und wer leugnete noch, daß ſie krankt an innerſter Fäulniß? —
Aber es hielt unlöslich bisher mich immer der Knappzaum,
Den um des Biſchofs Hals, des erkorenen, ſchlingt das Capitel.
Noch nicht durft' ich es wagen; doch bringt nur ferneren Umſchwung
Uns der Verhältniſſe Strömung im Reich, und hab' ich nur glücklich
Erſt zu Münſter gehangen die ſchändlichen Anabaptiſten,
Welche der Himmel verdamme — ſo wird ſich erfüllen, was längſt ich
Heimlich erwogen im Geiſt. Und wenn ich geopfert den Biſchof,
Um noch den Fürſten zu retten, und von mir geworfen, wie Luther,
Habe die Kutte — wie Luther erkieſ' ich ſodann mir ein Bräutchen.
Hilla, wer weiß, ob ich nicht . . . du biſt ſchön, beim Himmel, o Hilla!
Schöner beinah' als die ſchöne Abtiſſin von Minden geweſen!“ —
Alſo huldigt geſprächig mit ſchmeichelnder Rede der Biſchof
Seinem noch ſchweigenden Gaſt, und der innerſten Seele Geheimniß
Gibt er preis. Schon flammt ihm das Aug', ſchon glüht ihm die Wange,
Jugendlich ſcheint er, verſchönt; nachdenklich betrachtet ihn Hilla.
Ganz iſt verſchwunden der Prieſter und Träger der kirchlichen Würde,
Gänzlich verſchwunden im Ritter, im feurigen Grafen von Waldeck.
Koſend ergreift er die Hände der Schönen, umſchlingt ihr den Nacken.
Aber nun iſt's, als berührt' ihm ein rächender Zauber die Stirne:
Denn allmälig erſcheint ſein lüſternes Aug' wie von feinem
Nebel umflort, und es ſinken beſchwert ihm die Lider der Augen.
Schwer auch wird ihm die Zunge; ſie lallt nur noch, und das Haupt auch
Sinkt auf die Bruſt ihm hinab . . . Es beginnen die Säfte zu wirken,
Welche den Trank ihm gewürzt. Und ſeltſam war es zu ſehen,
Wie Schlaftrunkenheit jetzt ſich in ihm mit des Weins und der Liebe
Trunkenheit ſtritten; doch mächt'ger als Eros und Bachus iſt Morpheus.
Immer ermannt er ſich neu in des reizenden Weibes Betrachtung.

Immer den Becher auf's Neu' mit unſicheren Händen ergreift er,
Jetzt Liebkoſungen ſtammelnd und preiſend die Reize der Huldin,
Jetzo verlangend, ſie ſolle noch einmal wacker Beſcheid thun,
Auf das Verderben der Feinde, der ſchändlichen Anabaptiſten,
Welche der Himmel verdamme … ſodann ward's ſtill im Gemache …
    Rückwärts war er geſunken, geſchloſſenen Auges, der Trunkne,
Schlummerbelaſtet das Haupt, vom Zauber der Säfte bewältigt.
Grabſtill war es geworden, und laut nur pochte der Herzſchlag
Hillas im engen Gemach. Ein Bild des Gekreuzigten fällt ihr
Plötzlich in's Auge. „Wie kommt", ſo ſpricht ſie zu ſich, in des Wüſtlings
Schlummergemach dies Bild? Um drohend unwillig zu ſchrecken
Mich, die entwichene Nonne, die brach in der Zelle den Eidſchwur?
Nicht mehr kann es mich ſchrecken! Befreit iſt der Sinn mir von Allem,
Was vormals mich befangen! Die Feſſeln zerbrach ich und will ſie
Ganz abwerfen und nicht nachſchleppen die Kette der Reue!
Frei und groß ſein will ich, dem höheren Drange gehorchen,
Der mein Weſen erneuert! Da ganz mir verſchloſſen der Rückweg,
Will ich denn vorwärts geh'n! Ein gewaltiges Thun zu vollenden
Iſt mir noth, ſoll nicht im Buſen das Herz mir zerſpringen!"
    Spähend um ſich her blickt ſie. Sie ſucht eine Waffe des Todes:
Und ſie erblickt bald, was ſie geſucht. Es flimmert im Winkel
Zierliches Waffengeräth. Sie zieht aus prunkender Scheide
Funkelnd geſchliffenen Dolch. Sie betrachtet ihn lang und ſie führt dann
Wie zum Verſuch einen Stoß mit Macht in die Lüfte. So kräftig
Muß ſie führen den Stoß, ſoll nicht mit gellendem Aufſchrei
Raſch der Getroffene bringen das ſchlummernde Lager in Aufruhr,
Und ſie hindern zuletzt, durch des Zelts Rückwände den Ausweg
Schnell ſich zu bahnen, zertrennend das rings umſchirmende Linnen.
Krampfhaft hält in der Hand ſie den Stahl. Ihr bleiches Geſicht iſt
Düſter verſtört, entſtellt, wie das Antlitz jeglichen Weibes,
Das einen Mordſtahl ſchwingt. Sie tritt zu dem marmornen Tiſche:

„Nicht zu dem Bild dort“, ſpricht ſie bei ſich, „und zum grollenden Himmel
Darf ich und will ich ſeh'n, auf daß er mir Stärke verleihe;
Nun, ſo ſtärke denn du mich, Natur, mit der feurigen Labe!“
Und ſie ergreift vom Tiſch den Pokal voll perlenden Weines,
Schlürft die befeuernde Welle. Die Wangen der Bleichen erglühen,
Feurig rollen die Augen. Und jetzo wendet ſie haſtig
Sich zu dem Schläfer zurück. Harmlos in Schlummer verſunken,
Ruht er vor ihr. Es beglänzt ſein ſtolzes und ad'liges Antlitz
Mit hellſtralendem Schein vielarmig die ſilberne Leuchte.
Ritterlich ſchön nun erſcheint er von Anſehn. Schlummer und Tod ja
Machen zum Engel das Kind, zum Kind beinahe den Sünder.
Nichts mehr kann an den Prieſter gemahnen das Auge der Jungfrau
In der Geſtalt, die vor ihr da ſchlummert. Es hatte, ſich wendend
In ſein Schlummergemach nach der langen Berathung, der Biſchof
Sich entledigt des geiſtlichen Kleids, ſich läſſig geworfen
In des fürſtlichen Mannes bequemere, leichtere Haustracht.
Franz von Waldeck war's, wie Hilla dereinſt ihn als Ritter
Hatte geſchaut, und für den ſie geglüht in mägdlicher Reinheit,
Und vor dem ſie geſchaudert, als wüſt und roh und gewaltſam
Er anfaßte das reine, das mägdlich blühende Leben.
Ja, er war's, nur gereifter nunmehr, in männlicher Vollkraft.
Lange betrachtet ſie ihn. Durchbohrt, ſtatt des Dolchs, ihn ihr Blick nur? —
„Hilla!“ flüſtert der Graf im Traum, mit ſchmeichelnden Lauten,
Und er lächelt dabei ... da zuckt der Stahl in des Weibes
Händen — es iſt ja das Lächeln, das ſtolze, das ſiegesbewußte,
Das ſie kennt, und vor dem jungfräulich dereinſt ſie geſchaudert.
Und ſie ſchaudert nun wieder davor. Noch tiefere Röthe
Färbt ihr Geſicht, wie Grimm, wie des kämpfenden Herzens Empörung.
Und dann wieder erbleicht ſie, iſt bleicher, als je ſie geweſen ...
Und die gehobene Hand, ſie ſinkt mit dem blinkenden Dolche
Tief hinab, wie gelähmt ...

„O, ihn, ihn“, flüſtert ſie bebend
Vor ſich hin, „ihn hab' ich geliebt. Als ſchuldloſe Jungfrau
Liebt' ich ihn, faſt noch Kind . . . Und der einſtigen Liebe Gedächtniß,
Warum taucht es empor vor mir wie ein höhnend Geſpenſt nun,
Daß in den Adern das Blut mir gerinnt? Was ſtellt es ſich grinſend
Zwiſchen die Schuld und die Rache, beleuchtet mit grauſigem Lichte
Plötzlich ganz mir das Schreckniß des eig'nen verlorenen Lebens?
Nun erſt ermeſſ' ich's: ich habe geliebt nur ein Mal . . . O Schmach dir,
Schmach dir, unſeliges Weib — was beugte dich unter des Jünglings
Zaubergewalt, der betend dich fand in der einſamen Zelle?
Schmach dir, ewige Schmach! nur tückiſchen Blutes Empörung,
Hölliſche Rache vielleicht nur der ſklaviſch gebändigten Sinne
War's in der Nonne, dem Weibe, dem jung noch blühenden — wehe! . . .
Das nur hatt' ich noch einzig dem edelſten Werber zu bieten? . . .
Schurkiſch konnt' ich dich morden, du treuloſer Schläfer, dafür nicht,
Daß kein Herz du, nur Sinne, nur glühendes Blut in den Adern
Trugſt zur Zeit, als ich ſelbſt nur ein mägdlich liebendes Herz erſt,
Noch nicht Sinne beſaß; als ich glühte, doch rein, wie im Frühroth
Glüht auf Bergen der Schnee — nein, dafür, daß du der Jungfrau
Heiligſte Regungen ſtahlſt, für's Leben, für immer vorwegſtahlſt,
Daß ich dem Würdigſten nur Unwürdiges hatte zu bieten . . .
Dafür ſollt' ich mich rächen, ja dafür ſollt' ich dich morden . . .
Doch — bin ich feig? Vor dem Bild des Gekreuzigten dort, ha, da
war ich
Stark, und hier vor dem Antlitz des ſchlummernden Elenden beb' ich?
Weh' dir, unſelige Nonne! die heilige Liebe, ſie haſt du
Dir aus dem Herzen zu reißen vermocht, und die irdiſche bleibt dir
Unauslöſchbar im Tiefſten als ewiges ſklaviſches Brandmal?
Vor mir ſelbſt nun ſchaud'r ich — was ſtoß' ich den Dolch in die eig'ne
Bruſt mir nicht? was büß' ich ſie nicht, die Schuld, daß ein Weib ich
War wie die anderen Weiber, die unter dem ewigen Fluche
Ihres Geſchlechtes vergehen: dem Fluch, zu frühe zu lieben,
Oder zu ſpät . . .

Doch ich hatte nur mehr zu dieſer geringſten
Aller verwegenen Thaten den Muth? — —
Und Zeugen ja muß ich
Haben im Sterben, damit es vernehme der König von Zion,
Daß ich geſtorben, ein „Heil“ noch für ihn auf den Lippen! denn ſo nur
Wird er freundlich im Herzen der Zionstochter gedenken,
Die da Großes gewollt, doch unwerth war der Erfüllung,
Weil man die Heiligthümer ihr ſtahl aus dem Tempel des Herzens,
Ehe der Gott noch erſchien, der beſtimmt, in dem Tempel zu thronen —
Weil mit dem Schmutze der Zeit ſie beſprengte das tückiſche Schickſal,
Als ſie nach Reinem gelechzt — weil ſchnöd' ſie die Feſſel umſtrickt hat.
Die, nun ſeh' ich es klar, nur löſet der Tod, der Befreier!“ —
Alſo ſprach die Verlorne zu ſich, und fort aus den Händen
Wirft ſie den blinkenden Dolch, daß er klirrend und raſſelnd zu Boden
Fällt und den Schläfer erweckt. Mit Augen, noch trunken von Schlummer,
Sieht er Hilla vor ſich und den Dolch am Boden. Betroffen
Erſt anſtarrt er ſie noch: ſoll mach er rufen die Diener,
Werfen in Feſſeln das Weib? Doch der Graf von Waldeck, er fürchtet
Nicht ein Weib: und der Schlaf iſt gewichen, doch nicht die Berauſchung.
Spottend lallt er: „Was war das, Hilla? Geſtehe, du wollteſt
Tödten den Biſchof von Münſter? Doch hat dich's gereut — das bezeugt mir
Hier am Boden der Dolch! Eine Biene nun ohne den Stachel
Biſt du — doch ohne den Honig nicht! Hör', Anabaptiſtin!
Weil du bereut, ſo vergeb' ich dir! Du biſt ſchön — es verſchönt dich
Zorn und Reue bezaubernd — o komm', Kind! rächen den Mordplan
Werd' ich mit mörd'riſchen Küſſen . . .
Auftaumelt er, reißt ſie zu ſich hin . . .
Aber vom Boden empor rafft blitzſchnell Hilla den blanken
Dolch, und der Stahl, er blitzt in den Lüften geſchwungen — zurückſchwankt
Blutig-beſudelt der Biſchof — doch nicht ſein eigenes Blut iſt's:
Hillas Herzen entſprudelt der purpurne Quell, der dahinſprüht

Über den prangenden Tiſch, daß mit Reſten des Weins in den Bechern
Ziſchend die Tropfen ſich miſchen des Bluts, das er hatte befeuert . . .

Todt ſtürzt Hilla zu Boden: es beugt ſich über ihr Antlitz
Waldeck bebend: da weht es kalt den Berauſchten vom bleichen
Munde der Lieblichen an, und er zürnt der entweichenden Seele,
Die in den Händen ihm läßt einen kalten, ſchaurigen Leichnam.

Siebenter Geſang.

Der böſe Genius.

Düſtere Nebel umgrauten die Zinnen von Münſter, die Winde
Kamen und wehten herab von den Bäumen die letzten der Blätter.
Doch wenn Zeit ſich und Himmel im ewigen Wechſel verändern,
Wechſelt das Menſchengemüth wie ſie. Schwermüthig und ſinnend
Schaute von ſeinem Palaſt auf die rieſigen Linden des Domhofs
Jan von Leyden, der König, hinaus, ſah fallen im Winde
Blatt um Blatt von den Zweigen. An Hilla dacht' er, und Unruh'
Schlich ihm tiefer in's Herz. Da trat, von der Stirne des Jünglings
Scherzend zu bannen das trübe Gewölke, zu ihm der vertraute
Schalksnarr Lips van Straaten. Ihn fragte der König: „wie lebſt du?
Hat nicht *dir* auch die Trübe des Himmels die Laune verdüſtert?“
„Nein“, entgegnet der Narr; es gefällt zu Münſter mir beſſer
Jetzt, als zuvor: das Pſalmiren, das Bußgeſchrei, das Verzücktſein,
Iſt ſeit Matthiſſons, des Propheten, Verſchwinden beträchtlich
Stiller geworden in Zion: man hört von mancherlei Kurzweil,
Seit nach Münſter gewandert die braune, verwegene Sippſchaft
Divaras, Leute, die wiſſen das Volk und ſich ſelbſt zu ergetzen.
Freilich, es gibt noch Schwärmer in Zion: die alte Cohorte
Matthiſſons, des Propheten, der Jegliches wußte, nur *das* nicht,
Daß ſein Weibchen dem Jan nachſtrebte, dem Jüngling von Leyden —
Nun, die Cohorte des Alten ereifert ſich gegen die muntern
Brüder zuweilen. Es läßt auch ſonſt die ſioniſche Eintracht
Manches noch übrig zu wünſchen. Es gibt Streithänſe zu Münſter!
Hör', Jan, ſond're doch nächſtens einmal von den Lämmern die Böcke!
Etliche gibt es in Zion, die minder der Drang, der erhab'ne,

Mitzuſtreiten den großen ſioniſchen Streit, als die Nothdurft,
Mitzueſſen am großen ſioniſchen Tiſche hieherzog!“ —
„Laß mich ſorgen!“ entgegnete Jan; „ich ford're das Schickſal
Kühnlich heraus; ich ſpotte der Hemmniſſe, die mich umgeben
Noch auf dem Weg zum Ziel. Mein Wink ja gebietet in Sion:
Kleinlicher Geiſter Bemüh'n, wie ſollt' ich's fürchten? Ich will es
Spielend vereiteln, die Keime des Übels erſticken, ein Eden
Schaffen in Münſters Mauern, ſobald mir des eigenen Schickſals
Frage gelöſ't, vom Herzen mir endlich genommen der Alpdruck;
Ja, bis ganz ſie geſtillt, die Beängſtigung, die um ein theures
Haupt mich erfüllt. Bald werden von ſelbſt auch Sions Geſchicke
Neu ſich geſtalten. Es iſt mir erfreuliche Kunde geworden:
Muthig ziehen gen Münſter aus Nachbarlanden an vierzig
Tauſend der Wiedergetauften, bewaffnete, feurige Streiter,
Völlig genügend, zu ſprengen den Gürtel, der hier uns umſchnürt noch.
Iſt entſetzt nur die Stadt, trag' ich an der Spitze der Schaaren
Weiter das Banner von Sion in's Herz der germaniſchen Lande!“ —
Alſo der König. Da traten vor ihn drei Boten. Der Erſte
Brachte von Holland Kunde: „Vor zwanzig Tagen, o König,
Schiffte, geſonnen, dahin an der Küſte zu ſegeln und dann ſich
In's Weſtphäl'ſche zu werfen, von Anabaptiſten ein Heerzug
Auf fünf Schiffen ſich ein: doch verfolgt und beſiegt und erſäuft ward
Kläglich der ſämmtliche Schwarm bei Vollenhoe in der Meerflut.
Noch eine ſtärkere Schaar, ſchier zwanzig Tauſende zählend,
Warf bei Zwoll in ein Kloſter ſich kämpfend und macht' es zur Veſte,
Trotzigen Muths. Es berannte der Erbſtatthalter ſie dreimal,
Immer vergeblich, und erſt nach langem verzweifeltem Ringen
Stürmt' er die Mauern. Da ließ an den Galgen er ſchmählich die Führer
Hangen, die Anderen metzelt' er all mit dem Schwerte, der Wüth'rich:
Zwanzig Tauſend — von Blut roth ſtrömten im Lande die
Bäche“ . . .

Aber der zweite der Boten, der trat vor den König und ſagte:
„Herr, von den Männern, die du in die Nachbarlande geſandt haſt,

Büßte die Hälfte bereits mit dem eigenen Blute das Wagniß.
Die nach Osnabrück du geſandt und Zuſen, ſie künden
Muthig noch dort und mit Eifer dem Volk die ſioniſche Botſchaft.
Die nach Coesfeld gingen, ſie wurden ergriffen, getödtet
Schon in des Biſchofs Lager. Die Warndorp glücklich erreichten,
Fanden ein willig Gehör im Volk: bald flammte der Aufruhr
Gegen den Zwingherrn auf, doch es folgt' ihm ein ſchmählicher Ausgang,
Da der Verrath an's Meſſer dem Feind die Apoſtel geliefert.
Und ſo ereilte die Boten ein grauſes Geſchick — von dem Rumpfe
Wurde geſchlagen das Haupt, auf's Rad noch geflochten der Leib dann"…
Aber der Dritte der Boten, die kamen, ein Königstrabant war's,
Meldend, daß Leute des Biſchofs herein vom Lager geritten,
Die da brachten mit ſich, von vier Landsknechten getragen,
Ein ſchwerwiegend Geſchenk, das, gnädig geſinnt, wie ſie ſagten,
Waldeck ſende dem König, von dieſem allein zu eröffnen.
Und nun traten die Boten herein, und hinter den Boten
Brachten getragen die vier Landsknechte das dunkel verhüllte,
Wuchtig ſchwere Geſchenk. Da hieß ſie der König enthüllen
Vor ihm die Spende des Feinds. Und ſie zogen herunter die Hülle
Von dem Behälter: es war ein Sarg. Und ſie hoben den Deckel
Ab vom Sarge, da lag vor des Königs Augen ein holdes
Weib, todblaß und entſeelt, noch offen die ſtarrenden Augen:
Aber hinab war geſtreift das Gewand vom Buſen: da klaffte
Weit ein Spalt, hart unter der Bruſt, von vertrocknetem Blut roth.
Und als der König erblickte das Weib, da warf er zu Boden
Sich vor dem Sarg, und berührte die Lider der ſtarrenden Augen,
Und dann fuhr er empor, grimmvoll: „Ihr habt ſie getödtet?"
Ruhig entgegnet ihm Einer der Biſchofsboten: „Berührt nicht
Hat ſie feindliche Hand: ſie hat ſich ſelber gerichtet:
Schaudernd ſelbſt vor der That, der verruchten, für die man ſie dingte,
Hat in den eigenen Buſen den rächenden Dolch ſie geſtoßen,
Den auf ein höheres Haupt ſie gezückt" . . .

Da verſtummte der König,
Und er winkte die Boten und Alle, die ſtumm ihn umgaben,
Düſteren Blickes hinweg aus ſeinem Gemache. Mit Hilla
Blieb er allein und ſtarrte ſie an, als wollt' in erblich'nen
Zügen er finden die Löſung entſetzlicher Räthſel. Und wild dann
Rief er, mit bitterem Lächeln — es klang wie Hohn die Verzweiflung:
„Weib, was blickſt du mich an mit dem offenen *Aug'* und der off'nen
Wunde? o öffne doch lieber die grauſam ſchweigenden *Lippen*!
Ei, was ſchließeſt du ſie, krampfhaft, zu ew'gem Verſtummen? —
Sprich zu mir — und wär' dein Laut von den Schauern des Todes
Mord'riſch entſetzlich umgraut, ich will ihn mit Wonne vernehmen!
Rechenſchaft heiſch' ich von dir, ja Rechenſchaft heiſch' ich vom Morde,
Von der Gewaltthat, die du an *dir* — die an *mir* du begangen!“ —
Über die Schweigende beugt ſich Jan. Da zuckt ein Gedank' ihm
Hell durch's Haupt — ja, hell wie der Blitz, und düſter und ſchaurig
Doch wie die Nacht und der Tod. Und er ſchaudert zurück vor dem
Leichnam:
„Hilla!“ ruft er, „du *liebteſt* den Feind noch — konnteſt den Stoß nicht
Führen auf ihn, du ſchwankteſt, und ſcham entſetzt vor dir ſelber,
Haſt mit dem eigenen Dolch du gerächt nur die *eigene* Schwachheit!
Nicht für den Mordanſchlag haſt reuig du ſelbſt dich gerichtet —
Nein, du rächteſt an dir, daß du *nicht* zu vollzieh'n ihn *vermochteſt*!
Mord nicht war es und Haß, nein *Liebe* nur, was du geſühnt haſt! —
Hilla, Hilla, wie ſtürzt dein Bild von himmliſcher Höhe
Tief in den irdiſchen Schlamm mir nun vor den Augen herunter! —
O die erbärmliche Welt — morſch iſt ſie, wo man ſie anfaßt! —
O wie fühlt' ich mich hoch auf die Zinne des Glückes gehoben!
Und nun ſchreibt das Geſchick mir in flammender Schrift an die Pforte
Des glanzvollen Palaſt's: *Sei elend*! Sei wie die Andern,
Die je kriechend ſich wanden durch's Jammergefilde des Daſeins!
Soll ich *dafür* büßen ſo ſchwer, daß an irdiſches Glück ich
Glaubte, dafür, daß ich hoffte, durch menſchliches Wollen und Streben
Laſſe ſich kühn vorgreifen dem neidiſch kargenden Schickſal?“ — —

So wehklagte der König. Da plötzlich weht es wie Troſthauch
Um ſein jugendlich Haupt. Zu ſtolz noch, um zu verzagen,
Hebt er auf's Neue die Stirn: „Was mach' ich des eigenen Schickſals
Bild zum Bilde der Welt und des Völkergeſchicks? Iſt geſcheitert
Auch mein Glück, nicht ſoll mich's gereuen zu ringen, zu ſtreben
Für das gewaltige Werk der erhabenen Menſchenbefreiung,
Menſchenveredlung und Menſchenbeglückung! — Das Rabengekrächze,
Welches die heutigen Boten zum Ohr mir brachten, es ſoll nicht
Schrecken, es ſoll nur ein Sporn mir ſein! Anfaßt mich das Schickſal
Wie mit eiſiger Hand, und fordert heraus, was von Mannheit
In mir iſt . . . Wolan! was ſollt' ein Weib mich hinunter
Mit ſich zieh'n in die Nacht, und mich rauben dem goldenen Leben?
Hilla, du haſt mich verrathen — im Tiefſten der Seele gebrochen
Bin ich für immer — ich zürne dir, Weib! ich ſtoße von mir jetzt
So dein Bild, wie von mir ich Divara ſtieß" . . .

Er erhebt ſich,
Ruft die Trabanten herein: „Hinweg dies Weib, daß ich länger
Nicht vor Augen es ſchaue!" — Sie treten heran. Doch es fällt noch
Einmal des Königs Blick auf das holde Geſicht der Erblich'nen,
Von Goldlocken umwallt, und verklärt von der Ruhe des Todes.
Und um die Lippen noch ſcheint ein Lächeln zu ſchweben, ſo traurig-
Süß, wie zur Stund', wo erglühend zum Weib ſich die Heil'ge gewandelt
In ſtill-traulicher Zelle . . . Da faßt es den Jüngling erſchütternd
Mächtig an, und, hinweg noch einmal winkend die Männer,
Stürzt er nieder am Sarg.

„O Hilla", ruft er, „du ſchönes,
Bleiches, geliebtes Kind, fahr' wol! ich zürne dir nimmer!
Süßes, erkorenes Bild, fahr' wol auf ewig! Wie ſollt' ich
Zürnen dir noch? Unſelig bin ich, unſeliger warſt du
Selbſt, o Weib! Ich zürne dir nicht! Tiefinnerſte Rührung
Faßt mich! Wie unter die Sterne verſetzt nun leuchteſt du ſtill mir:
Nimmer ein Stern zwar des Glückes, doch ein Leitſtern, ruhigen
Glanzes!

Nein, ich zürne dir nicht! Laß mich auf die Lippen, die kalten,
Ach, auf die Lippen, die ſüßen, die nie mir wieder erwarmen,
Wie ſie dereinſt mir erwarmt in der traulichen Zelle, den letzten
Kuß mich drücken, und fromm dir ſchließen die Lider der Augen!
Könnt' ich die Wunde dir ſchließen, wie ich dir ſchließe die Augen,
Mit einem Kuſſe des Mundes!“ —
Er ſpricht's, und erhebt ſich gefaßt dann,
Wieder ein Held und König. Dem Volke verkündet er Hilla's
Wagniß und Trauergeſchick. Auf erhabenem, purpurnem Prunkpfühl,
Königlich prangend in Schmuck und von lieblichen Blumen umduftet,
Stellt einen Tag lang er ſie den trauernden Blicken der Bürger
Zions aus, dann läßt er mit düſterem Pomp ſie beſtatten.
So wie der Krönungszug vor Kurzem, ſo wogt nun ein dunkles
Trauergeleit durch die Gaſſen. Zur Ruhſtatt aber erkieſet
Seiner erblichenen Braut der Gebeugte die düſter-erhab'ne
Halle des Domes, des jetzo verlaſſ'nen; denn g'rade vor Augen
Hat er den ragenden Bau von den Fenſtern des eig'nen Palaſtes:
Und ſo will er, ihn ſchauend, der Lieblichen immer gedenk ſein,
Die er beſtattet darin. Ein Tempel, entweiht und verwüſtet,
Ragte der Dom: nun iſt er aufs Neue geheiligt, als Grabmal,
Welches das modernde Glück umſchließt des Königs von Zion. — —
Täglich ſaßen annoch, wie Matthiſſon es geordnet,
Unter den Linden auf weit ſich erſtreckendem Platze des Domhofs
Bei dem gemeinſamen Mahle verſammelt die Bürger von Zion.
Sollten doch Alle, ſo Tag für Tag einträchtig geſellt, ſich
Bald wie Genoſſen des Hauſes, wie Brüder ſich kennen und lieben.
Frauen und Kinder vereinte zugleich das gemeinſame Mahl hier,
Doch von den Reihen der Männer getrennt an beſonderen Tiſchen.
Einzig die Säuglinge fanden und Kranken daheim in den Häuſern
Pflege von emſigen Frau'n; und die auf dem Wall, an den Thoren
Standen zum Schutze der Stadt, darreichte man ihnen die Speiſung
Dort, wo ſie pflagen der Wacht. Die geräumige Mitte des Domhofs
War mit Pfählen beſteckt, und es wurden auf dieſe die Platten

Eichener Tiſche gelegt, alltäglich zur Stunde der Mahlzeit.
Gegen die Stralen des Sommers, der Herbſtzeit rauhere Unbill.
Waren den Tafelgenoſſen zu Häupten beſchirmende Linnen
Übergeſpannt: da ſaßen ſie wie unter Zelten gemächlich.
Aus zwölf Küchen, errichtet im untern Geſchoß der Paläſte,
Die um den Domhof ſtanden, da ward in rieſigen Töpfen,
Schüſſeln und Pfannen getragen das Mahl. Zu gewaltigen Maſſen
Duftet, die Tiſche belaſtend, das Speckſchwein da, und das Bratlamm,
Auch das gepöckelte Fleiſch, und der Fiſch, der geſalz'ne. Das Rind liegt
Auf Erzplatten zerſchrotet. Die Bohne, der Kohl, mit des Speckes
Würze, ſie dampfen gehäuft in Kufen. Aus bauchigen Fäſſern
In die gewaltigen Krüge, von dieſen in Kannen und Becher
Sprudelt das Gerſtengebräu' und die kargere Labe des Weines.

Neblich grau iſt der Himmel; es ſitzen die Bürger von Zion
Eben im Domhof wieder vereint beim Mahle. Wie ſeltſam
Sind ſie gemiſcht! von jeglichem Zweig des germaniſchen Stammes
Hatte nach Münſter hieher ein Blättlein getragen der Wirbel
Dieſer bedrohlichen Zeit. Der vom grünenden Fuße des Säntis
Kam, ſitzt neben dem Mann von der Elbe; der Pilger aus Holland
Hat zum Tiſchnachbar einen Älpler, der fern von der Salzach,
Oder der ſteiriſchen Mark herkam, wo im grünlichen Murſtrom
Sacht hingleitet das Floß zu den windiſchen Bergen hinunter.
Herzlich umſchlang im Beginn die Begeiſterten alle die Eintracht.
Aber es ſonderten bald von den Schwärmern die Lauen, die Kalten
Sich, und es hielt beim Mahl zu den Fremden ſich lieber der Fremde,
Als zu den Heimiſchen. Oft auch neckten die Einen die Andern,
Trotzend ſioniſcher Regel, und folgend dem alten, dem derben
Brauch der germaniſchen Art. So ſollt' es auch heute geſchehen.
Schweigſam waren die Schwärmer, die Lauen und Kalten geſchwätzig.

Ein rheinfränkiſcher Mann, Hanns Euler, der wandte zum nächſten
Nachbar ſich: „Wahrhaftig! des ſaftig genießbaren Fleiſches
Vorrath ſcheint auf die Neige zu geh'n!" Zuſtimmte der Nachbar,

Benno, der Sachſe, geheißen: „Mir iſt ſie lang ſchon zuwider,
Die weſtphäliſche Küche; bei Gott, ſie beſchwert mir den Magen,
Iſt zu derb und zu ranzig!“ — Ein vielumgewanderter Schwabe,
Melchior Scheffel, verſetzt: „Ich wollt' ſie mir laſſen gefallen,
Die weſtphäliſche Koſt, wenn nur ſo ſauer und dünn nicht
Wäre der Trank, um hinunter zu ſchwemmen die zäheren Biſſen!
Trauriges Land, wo mangelt das grüne Gebirg und die Reben!
Wahrlich, ein Froſch ſein muß man, im Norden ſich wohlzugefallen:
Immer Geſümpf nur und Sand, und Haidegekraut, und dazwiſchen
Krüppelgehölz — langweilig die Marſch, langweilig das Geeſtland!
Komme vom ſonnigen See, wo die taubenumflatterten Giebel
Lindau's ragen, gewandert: nun frißt mir der Nebel die Lungen
Hier im nordiſchen Land!“ — „Und ſo wie das Land, ſo die Leute,
Fällt ein Pfälzer nun ein: „unfreundlich, verſchloſſen und finſter,
Ja, ſchwerfällig und zäh, barbeißig, von rauher Gemüthsart
Sind ſie, die Leut' im Land'!“ — „Kratzborſtige Kerle, das ſind ſie!“
Spricht mit Lächeln ein Dritter — er kam von der ſandigen Mark her —
Habt ihr das Mährlein gehört, wie Gott, der Herre, vor Zeiten
Den Weſtphalen erſchuf? Gebt Acht, ich will's euch erzählen.
Einſtens gelangte der Herr auf Erden mit einem der Jünger
In's weſtphäliſche Land, ſo meldet die Sage. Da fand er's
Ganz von Wäldern bedeckt, und als einz'ge Bewohner des Landes
Fand er Schweine, verzehrend die Eicheln der Wälder. Da mahnte
Chriſtum der Jünger, er ſollte doch Menſchen erſchaffen im Lande.
Chriſtus ſchüttelte lange das Haupt, doch als Jener ihn drängte,
Sprach er: „So mag's denn ſein, doch du ſieh zu, wie es abläuft!“
Und dann ſtieß er gemach einen Eichklotz, der ihm im Weg lag,
So mit dem Fuße nur an und ſprach die gebietenden Worte:
„Eichklotz, werd' ein Menſch!“ — Da erhob ſich vom Boden der Eichklotz
Als ein trutziger Mann, und ſchnaubte den gnädigen Schöpfer
Unwirſch an: „Was ſtößeſt du mich?“ Und das war der erſte

Münſterländer: bei ſeiner Erſchaffung bereits mit dem Schöpfer
Hat er gezankt — nach ihm ſind die Anderen alle geartet!“
Alſo erzählte der Märker; es lachten die Männer des Auslands,
Welche zunächſt ihm ſaßen und hörten das ſchnakiſche Mährlein.
Aber erlauſcht auch hatte die ſpottenden Reden der Männer
Mit ſcharfhorchendem Ohre der fernab ſitzende Krechting,
Und anſtieß er den Freund, den gewaltigen Knipperdolling,
Dem er ſich immer geſellt, und flüſterte: „Bruder, vernimmſt du,
Was die dort ſich erzählen? Sie reden in ſchimpflichen Worten
Eben von Land und Leuten im Münſter'ſchen! Gibt es denn Keinen
Hier am Ort, der kräftig den ſchnöden Geſellen den Mund ſtopft?“—
„Was?“ rief Knipperdolling, „ſie ſpotten der Leute von Münſter?“ —
Weidlich war er bezecht — als Träger ſioniſcher Würden
Heiſcht' er doppeltes Maß, und Mancher der Nüchternen ließ ihm
Gern vom gemeinſamen Trunk ſein Theil, denn es liebten ihn Alle,
Als gutmüthig und ehrlich, wiewol gähzornig und polternd.
Jetzt auch fuhr er empor, zornwüthig, vom Weine befeuert:
„Wer iſt's, der da ſpottet der Münſterer? will uns der Fremde
Gar noch necken dahier und hänſeln? auf unſerem Boden
Will ein fahrender Schwab', ein Gauch von der ſandigen Mark uns
Kecklich trotzen? uns meiſtern ein Hungerleider aus Holland
Oder aus Oſtfriesland, der daheim auf Bretterſandalen
Torkelt über das Moor, und dahier ſich ſpreizt wie der Truthahn,
Uber den Markt ſtolzirend und hin durch die Straßen von Münſter?“ —
„Hört einmal!“ rief lachend, dem zornigen Sprecher zur Antwort,
Ein holländiſcher Mann, „wie der wackere Knipperdolling
Eifert; es iſt, wie das Sprichwort ſagt: ein jeglicher Hahn kräht
Keck auf dem eigenen Miſt! Ihr ſollt doch bedenken, ihr Münſt'rer,
Daß wir allein, wir Fremden, den Dingen zu Münſter den rechten
Schick und den Schwung zum Beſſern gegeben; ja, ohne die Fremden
Stündet am ſelbigen Fleck ihr heut' noch, zanktet euch ſchwatzend
Unentſchieden herum mit dem Rath und mit dem Capitel!“ —

Knipperdolling entgegnet, und ihm noch barſcher der And're,
Und ſo drohet zum Kampf alsbald beim Mahl zu entbrennen
Zwiſchen den heimiſchen Bürgern und Fremden der Zank. Es erhebt ſchon
Ein grobkörniger Mann aus den bairiſchen Landen die Fäuſte
Gegen die Männer von Münſter. Da treten die edleren Bürger
Eifrig dazwiſchen mit bleichen Geſichtern, ein Wehe zu rufen
Über den Greuel. „Erfüllt ihr ſo nun euer Gelöbniß“,
Rufen ſie, „liebend als Brüder zu leben, ihr Wiedergetauften?
Seid ihr wiedergeboren im Geiſt und im inneren Worte?
Fluch dem Tag, der zuerſt nun wieder die Bürger von Zion
Als ſchwachherzige Menſchen geſeh'n, wie Gottloſe hadernd
Gegen einander mit ſchnöden und lieblos kränkenden Worten!“ —
Alſo die ernſteren Männer; da ſchwiegen im Kreiſe die Andern,
Und ſo ruhte der Streit. Nur Knipperdolling und Krechting
Sprachen noch weiter zuſammen vom Hochmuth hung'riger Fremden.
Und mit berechnetem Wort aufreizte der tückiſche Krechting
Mehr noch den ehrlichen Freund. Halb ernſt, halb ſcherzend, mit Grinſen,
Warf er bedauernd ſo hin, daß, wenn nach dem Rechten es ginge,
Herrſchen wol müßte zu Münſter der wackere Knipperdolling:
„Biſt du doch von den Kämpen der neueſten Lehre zu Münſter“,
Sprach er, „der erſte geweſen, das Haupt: Macht haſt du und Einfluß
Wie kein Zweiter beſeſſen im Volk, bis die Fremden gekommen,
Die Holländer und Frieſen, und an ſich geriſſen die Zügel.
Und für ſämmtliche Dienſte, der heiligen Sache geleiſtet,
Hat von allen den Würden in Zion der König dir keine
Beſſ're zu bieten gewußt, als daß er das „Schwert der Gewalt“ dir
Gab in die Hände, das heißt, zum Henker dich machte, was wahrlich
Doch kein Ehrenberuf! Wol bleibt es nun einmal ein alter
Brauch, daß daheim nichts gilt der Prophet: und ſo hat denn von Harlem
Münſter ſich jetzt den Propheten geholt und von Leyden den König!“ —
„Wetter!“ ſo fügt er hinzu, „verſteh'n die's einzig, das Pred'gen
Und Prophezei'n? kannſt du nicht rufen ſo gut wie die Andern:
Heilig iſt Zions Volk! Thut Buße, geliebteſte Brüder!

Haſt du den Geiſt nicht auch, und kannſt einblaſen ihn Andern,
Wenn dir's der Vater gebeut? Du ſollteſt's nur einmal verſuchen!" —
    Aufmerkſam hinhorchte der trunkene Knipperdolling
Nach den berechneten Reden des Wichts und es ſtieg das Geflüſter
Ihm zu Kopf wie der Wein, den er ſchlürfte. Verleidet auf einmal
War ihm das „Schwert der Gewalt", das er früher in ehrlicher Einfalt
Trug mit Stolz, und den König, für welchen er lauter als Einer
Immer geſchwärmt, nun haßt er ihn ſchon. „Ja, Bruder, man hat nicht
Würdig gehandelt an mir", rief er, „man lohnt mich mit Undank!
Eben die Fremden, die jetzt uns beherrſchen, wer hat ſie nach Münſter
Hieher geladen zuerſt, ſie im eigenen Hauſe beherbergt?
Knipperdolling nur war's, der in Schaaren die Leute bewirthet,
Als barfüßig und hungernd nach Münſter ſie kamen gelaufen.
Seht 'mal, der Bäcker von Harlem, und mit ihm der Gaukler von Leyden,
Aßen und tranken und ſchliefen bei mir ſammt ihrer Gefolgſchaft!
Und, beim Himmel, auch wenn man zu Münſter die Gütergemeinſchaft
Niemals hätte verfügt und geleert bis zur Neige die Truhen,
Wäre ſo blank ich geworden, mit Weib und Kindern, wie Einer,
Rein zum Bettler geworden durch Anabaptiſten-Bewirthung!
Und ſo lohnen ſie mir's nun, die Fremden! So dankt mir der König
Jan, den ich immer geliebt, von Anfang an, und gehätſchelt
Wie einen eigenen Sohn; denn er, Johann — nun heißt er der König —
Hat mich verzaubert; ich konnt' ihm, bei Gott, nicht anders als gut ſein.
Aber das iſt vorüber: ich haſſ' ihn von heut an und will nicht
Mehr ſein „Schwert der Gewalt"; er muß mich zu Beſſerem machen!" —
Alſo ſprach er, und leerte den Becher, den Krechting ihm füllte.
Weidlich zürnt' er dem König, der jüngſt ihm geweſen ein Abgott,
Und mit derſelbigen Treue, die ſonſt er erwieſen dem König,
Hing er ſich jetzt, harmlos wie er war, an den ſchmeichelnden Krechting.
Und der füllte von Neuem den Becher ihm, hetzte von Neuem
Grinſend den Freund, mit funkelndem Aug': „Beim Himmel, er
                                                  muß dich
Machen zum Mitregenten!" — „Was meint ihr, Leute?" ſo fuhr er

Fort, zu heimiſchen Bürgern ſich wendend mit ſchnödem Geflüſter,
„Wär's nicht billig, daß neben dem Fremden, der ſitzt auf dem Throne,
Auch ein Heimiſcher ſäße, zu theilen mit ihm die Gewalten?
Die Holländer und Frieſen, ſie ſtecken noch ganz in den Sack euch!
Ei, was duldet ihr's denn? ihr vermögt's ja leichtlich zu ändern!"
Solches vernehmend erhob ſich, erregt noch vom Streit mit den Fremden,
Und auf Krechting zu horchen gewohnt, der Alle verblendet,
Manch' altmünſter'ſcher Bürger mit laut beſtimmendem Ausruf.
Da trat plötzlich der König heran, von Trabanten begleitet,
Unter das Volk beim Mahl, wie er oftmals that, um zu ſprechen
Zu den Verſammelten, oder Beſchwerden und Wünſche zu hören.
Bleich war, düſter, der Jüngling. Er nahte den Tiſchen, zu ſehen,
Was da bedeute der Männer Erhebung und lärmender Ausruf.
Als nunmehr anſichtig des Königs geworden der wilde
Knipperdolling, ſo ſprang er empor, entgegen ihm taumelnd,
Und mit der lallenden Zunge des Trunk'nen zu reden begann er:
„Jan — doch nein — Herr König — denn König, das biſt du nun freilich
Hier in Münſter, und herrſcheſt allein — doch es muß ſich nun ändern:
Denn ſo will es der Vater, und Krechting auch, und wir Alle,
Daß nicht länger die Fremden allein hier herrſchen zu Münſter,
Sondern daß ſo es geſchehe, wie mir es der himmliſche Vater
Geſtern verkündet im Traum, und wie Krechting ſagt, und wir Alle,
Daß ich herrſche mit dir; denn ſag', iſt etwa geringer
Knipperdolling, als du? noch erfahrener bin ich und älter,
Und auch heimiſcher Bürger von Münſter! Ihr aber, aus Holland
Lieft ihr, ihr Wiedergetauften, daher! O, ich auch verſtehe
Zu prophezeien, zu pred'gen, und Wunder zu thun, wenn's verlangt wird!
Mich auch erleuchtet der Herr, daß ich rufe ſo gut wie ein And'rer:
„Heilig iſt Zions Volk! Thut Buße, geliebteſte Brüder!
Ich auch habe den Geiſt und kann einblaſen ihn Andern,

Wie mir's der Vater gebeut! Komm her, du dort mit der grünen
Kappe, dich heiligen will ich! Ich will einblaſen den Geiſt dir,
Und ſo Jedem im Volk, der verlangt nach dem Geiſt und der Wahrheit!"
Alſo faſelt der Trunk'ne, zur Fratze verkehrend der Seher
Geiſt und Reden in Zion, nach Krechtings tückiſchem Anſchlag.
Und im gaffenden Schwarm anhaucht er Dieſen und Jenen,
Rufend: „Empfange den Geiſt, ich will dich heiligen!" — „Sehet,"
Fährt er fort, „ihr Brüder, es wanken die Häuſer, die Giebel
Stürzen ſogleich von den Dächern herab — thut Buße, bekehrt euch,
Hört auf den Willen des Vaters, der euch durch mich ſich verkündet!"
So nachäfft er noch weiter den Ton der Propheten. Der König,
Ruhig zu ſeinen Trabanten gewandt: „Führt weg den Berauſchten",
Spricht er, „damit nicht länger er Ärgerniß gebe den Bürgern!
Kerkert ihn ein, bis geſchwunden vom Geiſt ihm die ſchnöde Beneblung!"
Hand anlegten ſogleich an den Trunk'nen die Diener des Königs.
Und er blickte vergeblich ſich um nach Helfern, es wichen
Alle zurück vor dem Jüngling, der heute ſo bleich und ſo trüb war,
Wie ſie nie ihn geſehn. Hartnäckig ſträubte der wilde
Knipperdolling ſich lang, den Trabanten zu folgen; doch endlich,
Als er verlaſſen ſich ſah und von ſtärkeren Händen bewältigt,
Ward er ſanft wie ein Lamm, und es liefen aus trunkenen Augen
Zähren ihm über die Wangen herab. Mit zärtlichem Vorwurf
Sprach er, zum König gewandt: „O Jan, das muß ich erleben
Heute von dir? von dir, den ich immer doch liebte ſo thöricht,
Wie mein eigenes Blut? Mein Gott! ſeitdem ich zuerſt dich
Sah, ſtets warſt du an's Herz mir gewachſen; ja wahrlich! und Alles
Hab' ich willig gethan, was ich nur an den Augen dir abſah!
Immer ja hab' ich geſagt zu den Bürgern von Zion: Der Himmel
Hat uns den Jan von Leyden geſendet, den herrlichſten, beſten,
Weiſeſten Jüngling der Welt! Und nun, Jan, lohneſt du ſo mir's?
Nein, du haſt nicht redlich gehandelt am Freund, an dem alten
Knipperdolling, o Jan!" — ſo ſchwatzt er noch weiter, doch faßten
Ernſtlich jetzo die Männer ihn an, um weg ihn zu führen.

Aber er wandte noch ein Mal ſich, wehklagend und rufend:
„Jan, das kannſt du mir thun? und du warſt doch an's Herz mir gewachſen,
Wie mein eigener Sohn . . ." Fortzogen ihn raſch die Trabanten.
Ernſt und düſter und zürnend nun wendet zum Volk ſich der König:
„Welcher dämoniſche Geiſt, entſtiegen den Grüften der Hölle,
Rief nun ſolch häßliches Bild mir vor Augen inmitten von Zion?
Solches vermag zu geſcheh'n auf der Stätte, wo ſchöneren Daſeins
Frühroth herrlich erglänzte? Wohin nun iſt ſie geſchwunden,
Jene gemeinſame Gluth, die zu Anfang Alle begeiſtert?
Wölfe, bedünkt mich, ſchlichen ſich ein mit den Lämmern der Hürde,
Welche den edleren Geiſt zu erſticken geheim ſich bemühen!
Aber ich kenne ſie wol, und ich werde ſie wiſſen zu treffen!
Anzieh'n will ich ſie ſtraffer in Münſter, die Zügel der Herrſchaft,
Weil es die Noth ſo erheiſcht, bis unſchädlich geworden die Wölfe!"
Alſo der König. Da ſcholl ihm ein „Heil" von unzähligen Lippen,
Zeugend dafür, daß wach der Zioniſche Geiſt in der Mehrzahl.
Aber nachdem er entfernt ſich mit ſeinen Begleitern und wieder
War entſchwunden den Blicken der Bürger, da trat vor die Menge
Krechting hin, und im Herzen bewußt, daß Iſrael reif nun
Sei für neues Beginnen, mit funkelnden Augen zu ſprechen
Hub er an: „Ihr habt es gehört, ihr Männer von Zion?
Straffer noch will er fortan, ſo ſagt er, die Zügel der Herrſchaft
Anzieh'n! Ei, mich bedünkt, ſtraff ſind ſie bereits ja genugſam!
Sagt, was ſoll aus den Rechten des Volks, der Zioniſchen Freiheit
Werden, wenn uns, nachdem wir kaum der alten Tyrannen
Ledig geworden, ſchon wieder ſich ſetzt auf den Nacken ein neuer?
Mag er herrſchen als König! Doch habt ihr's mit eigenem Ohr nicht
Selber gehört, wie er ſchwur, in jeglichem Puncte der Bürger
Rath und Wunſch zu vernehmen? Und noch gar Manches zu rathen,
Manches zu wünſchen noch gibt's! Kein Stillſtand, Männer, nur vorwärts
Bis wir Alles erreicht, was Einer noch wünſchen im Volk mag!

Nur kein Blatt vor den Mund! Hat doch einen glücklichen Einfall
Dieſer und Jener, der werth der Erwägung. So hab' ich erſt geſtern
Reden gehört einen Mann, der im Kreis aufhorchender Brüder
Treulich erzählte den Traum, den ſeltſamen, den er geträumt hat.
Lang ſchon hatt' er gebetet zum Herrn, er möge verkünden
Den Zioniten die Wege, das Zionsreich zu erweitern,
Und der Genoſſen und Streiter von Zion Zahl zu vermehren,
Da noch zögern von außen zum Theil die erwarteten Helfer.
Zwei großſchollige Felder erblickt' er; auf jeglichem Felde
Stand ein Mann, zum Säen bereit; doch es leerte der Eine
Auf eine einzige Stelle des Ackers den ſämmtlichen Samen;
Aber die Furchen entlang hinſchreitend, beſtreute das ganze
Feld mit den Körnern der And're. Da ſproßte dem Erſtern die Handvoll
Nur von goldenen Ähren, doch üppig reifte dem Andern
Hundertfältige Saat, in der Läng' und Breite des Ackers.
Dies Traumbild nun erzählt' er: da ſonnen wir, was es beſage.
Jetzt ſprang Einer empor: Ich weiß, was der thörichte Sämann,
Und was der kluge bedeutet! — Da ſcholl es: So löſe das Räthſel!
Und er ſprach: Wir ſollen ſo thun, wie der klügere Sämann,
Der mit dem Samen gewuchert und hundertfältige Frucht ſah!
Israel ſoll, das neue, fortan nachleben dem Beiſpiel,
Welches das ältere gab. Das ſioniſche Volk zu vermehren,
Sollen wir thun, wie Abraham that, und Jakob und Iſaak
Thaten, erfüllend den Willen des Herrn; mit mehreren Weibern
Soll ein Jeder von uns Nachkömmlinge zeugen! So wird ſich
Mehren wie Sand am Meer das ſioniſche Volk und gedeihen! —
Sehet, ſo meinte der Deuter des Traums. Was deutet ihr, Männer?" —
Schweigend vernahmen die Rede die Wiedergetauften; ſie blickten
Schier wie betreten ſich an, und es ſchüttelten Viele die Häupter.
Aber es ließen alsbald ſich muthige Stimmen vernehmen,
Die da meinten, es ſeien die Träume begeiſterter Männer
Nicht zu verachten und wol zu erwägen die Winke des Himmels.
Und ſo erwogen ſie eifrig den neuen und kühnen Gedanken.

Und nicht Lüſterne bloß, nein, bleiche Fanatiker ſelbſt auch
Wünſchten in Wahrheit ſo das ſioniſche Volk zu vermehren,
Nach Erzvatergebrauch. „Wir wollen den kundigen Rottmann
Ziehen zu Rath!“ ſo ſprachen ſie. Doch es erwiderte Krechting:
„Laßt ihn, den düſteren Grübler! Er hat ſeit Monden ja wieder
Gänzlich zurück ſich gezogen, zu ſchreiben ein neues Traktätlein
Über das Zionsreich! Ei, laßt ihn in ſeiner Spelunke!
Denn nicht ſchreitet er fort, er bleibt auf dem ſelbigen Fleck ſtets!
Laßt ihn! jeglicher Tag ja erzeugt ſich ſeinen Propheten!
Wählt nur einige Männer, mit mir vor den König zu treten,
Und mit ihm zu berathen!“
So ſprach er. Es folgten des Männleins
Rath die ſioniſchen Bürger ſogleich. Denn mächtigen Einfluß
Hatte der Bucklige ſchon ſich erſchlichen im Volke. Die braune
Divara nur ſtand über ihm hoch, ihr Bote nur ſchien er . . .
Wenn ſo das lächelnde Weib, und Krechting, ihr grinſender Sendling,
Schritten dahin durch die Schaaren begeiſterter Wiedergetauften,
War es, als ſtriche durch Zion ein fremder, veränderter Lufthauch.
Wider den heiligen Ernſt im Volk hat Divaras Lächeln
Sich mit Krechtings Grinſen vereint zu heimlichem Bündniß.
Divaras Lächeln, es war ein feurig verlockendes Lächeln,
Krechtings Grinſen, es war ein freches und eiſiges Grinſen,
Scheuchend zurück das erglühte Gefühl in die Winkel des Herzens,
Menſchen entſeelend, verſteinernd, das irdiſche Leben entgötternd:
Jenes das lüſterne, dieſes das höhniſche Lachen des Satans;
Jenes der feurige Pol, und dieſes der kalte der Hölle.
Divara ſandte vor ſich her den Wicht: ſein tückiſches Grinſen
Eilte voraus, bahnbrechend, dem Lächeln des Weibes in Zion . . .
Schwermuth herrſcht in des Königs Palaſt. Mit gebrochenem Muthe
Schleicht Jan düſter und ſchweigſam hin durch die gold'nen Gemächer.
Aber vor ihn tritt jetzt mit des Volkes erwählten Geſandten
Krechting, heiſchend von ihm, daß er höre die Wünſche des Volkes.

„Viel noch“, ſprach er zu ihm, „bleibt übrig zu ordnen in Zion,
Viel noch heiſchen die Bürger. Wir haben die Gütergemeinſchaft:
Doch nicht bloß der Beſitz, auch die Ehe verlangt im erwählten
Volk nun veränderten Brauch. Hör' auf die erleuchteten Männer,
Die uns weiſen den Weg! es ziemt uns zu leben, wie einſtens
Die Erzväter gelebt: es vermähle ſich mehreren Weibern
Jeder, ſo wird durch ſich ſelbſt ſich die Zahl der Erwählten vermehren!
So auch verlangt's die Natur. Viel kann für des Menſchengeſchlechtes
Wachsthum wirken der Mann, doch das Weib nur wenig. In einer
Nacht hat fünfzig Rangen gezeugt, ſo meldet's die Sage,
Herkul, der griechiſche Held! Alltäglich iſt fruchtbar die Mannheit,
Aber der weibliche Schooß bringt Frucht im Jahre nur einmal.
Lang vor der Blüte des Mann's fällt welkend die Blüte des Weibes!
Neben dem alternden Weib ſteht ſeufzend der Mann in der Vollkraft.
Siechend, verdroſſen und launiſch vereitelt das Weiblein des Eh'bunds
Zweck gar häufig. Ein Drittel entzieht von jeglichem Monat
Laune der Weibesnatur dem Geſchäfte der Ehen — des Leibes
Segen ein Drittel des Jahrs. Wie viel von den Kräften des Mannes
Bleibt da auf immer verloren — wie viel wird eitel vergeudet!
Aber es heißt: Seminis jacturam facere nefas!
Will ſich das Menſchengeſchlecht zehnfältig reicher erneuern?
Laßet es thun, wie vor Zeiten es that! — So iſt's, und ſo wird es
Ewig bezeugen des fühlen, des klaren Verſtandes Erwägung!“ —
Ernſt und ruhig erwidert der König dem eifrigen Neu'rer:
„Freund, iſt die Welt ein Geſtüt? iſt der Menſch nur als Züchter
geboren?
Billigen wird, was du ſagſt, der Verſtand, doch ewig verdammen
Wird es des Menſchen Gemüth! Hat nicht das Gemüthe, das
Herz auch
Rechte, ſo wie der Verſtand, als Berather in menſchlichen Dingen?
Wenn aus der Welt du die Liebe verſcheucht und entwürdigt das
Weib haſt,
Lohnt ſich's der Müh' denn noch, ſie hundertfach zu bevölkern?“

Alſo der König. Unmuthig darauf entgegnete Krechting:
„Bleibe die Thorheit verbannt der Verliebten vom reifen Geſchlechte!
Lange genug anmaßte ſich kecklich die Hoſen das Weiblein,
Schnöde die Männer beherrſchend durch Launen und eiteles Weſen:
Magd ſein ſoll ſie nun wieder, wie auch ſchon die Schrift es geboten!
Und das Gemüthe, das Herz — was ſoll das? in menſchlichen Dingen,
Führe das Wort der Verſtand alleinzig: das menſchliche Trachten
Muß auf das Nützliche geh'n — der Reiz iſt für ſchwärmende Knaben!“ —

„Freund“, entgegnete Jan, „du ſprichſt in ſeltſamem Tone!
Gibt es der Männer noch mehr, die alſo denken in Zion?“

„Viele noch gibt es“, erwidert ihm Krechting, „ja Viele, die alſo
Reden im Volk, wo nicht dein Wort, dein Blick ſie verſchüchtert!
Denn du verſtehſt mit den Augen, dem Laute der Stimme, die Menſchen
Schier zu berücken, und Keiner im Volk, dir blickend in's Antlitz,
Wagt es, And'res zu wollen als du! Mißbrauche die Macht nicht,
Welche Natur dir verlieh, willſt nicht Tyrann du genannt ſein!
Iſt ein Wüthrich nur Jener, der herrſcht durch blutige Schrecken?
Nein, auch den, der da wirkt mit des übergewaltigen Geiſtes
Macht, um der übrigen Menſchen Gemüth und Sinn zu befangen,
Nenn' ich Tyrann! — Laß unter ſich ruhig entſcheiden die Bürger,
Gleich dann wirſt du erkennen die wahre Geſinnung in Zion!
Haſt du gelobt doch, o König, zu achten den Willen der Bürger!“

Und es erwiderte Jan: „Ihr Männer von Zion, ich ſag' euch:
Stark iſt, ihr wiſſet es wol, mein Muth, mein Wille gewaltig,
Und wo ich wollte gebieten, da ward mir noch immer gehorcht auch!
Aber das Reich von Zion, gegründet iſt's nimmer auf eines
Einzelnen Mannes Gewalt, auf den Willen des einzelnen Herrſchers!
Wenn ſie erloſchen, die Glut, die gemeinſame, ſcheitert auch Zion!
Nicht eines Zwingherrn Stab, und nicht eines Richters und Henkers
Schwert kann hemmen den Fall! Gern will ich es glauben, o Krechting,
Gott'surtheil ſei der Wille des Volks und immer unfehlbar!
Mag denn entſcheiden der Gott im Volk — ihm will ich mich fügen!

Nicht mein Wort, mein Blick, ſoll knechten berathende Männer!
Wahrlich, es lebt in mir ein königlich Wollen — ſo dünkt mich —
Aber ich trag' in der Bruſt auch den heil'gen Gedanken der Freiheit,
Tiefer vielleicht, als die ihn auf lärmenden Lippen entweihen!
Krechting, verſammle das Volk — ja das Volk, das der Himmel erkoren,
Herrliches kühn zu erſtreben, und das er entflammt und erleuchtet
Hat wie durch Zauber und Wunder. Ob auch vom Beginne der Lauen
Zahl nicht gänzlich geſchwunden, ob auch ſich unter die Lämmer
Wölfe geſchlichen, durchdrungen vom göttlichen Geiſt iſt die Mehrzahl
Noch, und ihr nun ſtell' ich anheim die Geſchicke der Zukunft!" —
Sprach's, und entließ die Geſandten des Volks. Da entbeut zur Verſammlung
Krechting die Bürger: „Es achtet geziemend und weiſe der König"
Ruft er, „den Willen des Volks, und euer nun iſt die Entſcheidung,
Ob es erlaubt in's Künft'ge dem Mann, ſich mehrere Frauen
Anzuvermälen, auf daß ſich mehre die Zahl der Erkor'nen!" —
Rief's, und es ſtimmte das Volk, nach freier Entſchließung ein Jeder.
Und man zählte die Stimmen: da neigte die Wucht der Entſcheidung
Sich auf die Seite der Männer, die nach Vielehe verlangten.
Nachricht wurde gebracht von des Volkes Entſchließung dem König.
Und er vernahm ſie erbleichend. In düſteres Brüten verſank er,
Fuhr dann wieder empor, unmuthig; mit bitterem Lächeln
Sprach er zu ſich: „Ei, ſiehe, wie gut bleichwangiger Schwärmer
Wilde, fanatiſche Glut, und der herzlos rechnende, kalte
Alltagsmenſchenverſtand, im Bunde mit lüſterner Frechheit,
Schon ſich befreunden in Zion! O Menſchengeſchlecht! Wie der Sonne
Kuß mit dem Anger die Blumen, mit ſchlammigem Sumpfe die Peſt zeugt,
So auch leuchten die großen Gedanken am Himmel des Geiſtes,
Aber ihr Stral, wenn trifft er in irdiſchen Herzen nur wüſten
Schlamm, und ſo weckt, ſtatt Blüten des Himmels, er gährende Fäulniß!
Hat nicht's Hohes Beſtand? Wo hoffnungsreich es hervorſproßt,
Jauchzt man, es werde gedeih'n, fortzeugend ſich immer veredeln;

Aber als Erſtlingsgeburt was bringt es? Das eigene Zerrbild! —
Liegt ein ewiger Fluch nicht über dem Hohen und Reinen?
Selber die Flamme, das Reinſte der Erde, gebiert nur ein trübes
Kind, den Rauch, den es qualmend zum ewigen Himmel emporſchickt! —
Nun erſt ſeh' ich mit Augen es klar, wie ſchon vom Beginn an
Sich ein tückiſcher Feind in die Schaar der Erwählten geſchlichen,
Der, ablenkend gemach auf die Bahnen des Rohen und Wüſten
Jegliches kühne Bemühen, ertödtet die edle Begeiſt'rung,
Hader entfacht, und zur Fratze verkehrt das ſioniſche Leben! —
O, mir iſt wie dem Moſes, der nieder von Sinais Höhen
Hoffnungsfreudig, verklärten Geſichts, in der Hand des Geſetzes
Tafeln, als göttlicher Bote zum Volk der Erwählten hinabſtieg,
Und anbetend es fand auf den Knie'n vor dem goldenen Kalbe!
Und wie von Zorn er erglühend zertrümmert die göttlichen Tafeln,
Als er den Gräuel erſchaut, weil ihrer unwürdig das Volk war,
Welches von Gott ſchmachvoll ſich wieder gewandt zu den Götzen:
So auch möcht' ich mich grollend von dieſen Entarteten wenden,
Und mit dem Hohn der Verachtung ſie ſchweigſam laſſen gewähren! —
Und — wenn ich auch mich entgegen zu ſtemmen verſuchte, vermöcht' ich's?

Leicht iſt zu führen, zu lenken die vorwärts ſtrebende Volkskraft:
O, es vermöcht' ein Kind ſie zu drängen, zu leiten nach vorwärts:
Aber zurück ſie zu dämmen, wenn einmal genommen die Richtung —
Nein, kein Rieſe vermag's, kein Held, kein Gott: — Und ſo ſteh' ich
Muthlos da, ohnmächtig! — Ich muthlos, ach, der ich feurig,
Siegesgewiß mich jüngſt zu titaniſchem Kampfe gerüſtet
Gegen die Welt! Es umrauſcht mir die Seel' ein düſterer Fittig —
Nicht ſeit heute, fürwahr! — ſeit jenem unſeligen Tag' ſchon,
Der mir das Liebſte geraubt! — O wir ſtrebenden Söhne der Erde,
Muthig wollen wir ſtürmen den Himmel: ſchon ſtehen wir oben,
Plötzlich trifft uns ein Blitz — doch nein, nur der Stich einer Weſpe,
Der die verwegene Hand uns lähmt — und wir taumeln zurücke,
Seh'n, daß elend und klein wir ſind, wie groß wir auch denken! —

Dennoch — bewahr' ich zu tiefſt nicht Etwas noch, was dem Schickſal
Trotzt und den Mächten der Hölle? — Den Troſt noch hab' ich, zu ragen
Über den Schwarm und den Wuſt umher — und die Welt zu verachten!“ —

Hin ſo ſchwanden die Tage und Jan blieb grollend und einſam
In den Gemächern. Da naht ein Mann von ſeltſamem Anſeh'n
Einmal dem Könige ſich in der dämmernden Stunde des Abends,
Schwärzlich-braunen Geſichts, mit pechſchwarz funkelnden Augen
In fremd klingender Rede geheimnißvoll zu dem König
Sprach er, verkündend, er ſei nur der Bote des größeren Boten,
Der Hochwichtiges habe zu deuten dem Herrſcher von Sion.
Wenn er zu hören geneigt an verborgenem Orte den letzten
Willen des todten Propheten, zu hören, zu ſchauen noch And'res,
Was ihm zu ſchauen beſtimmt, auf daß ſich die Looſe des neuen
Iſrael endlich erfüllen, ſo mög' er aus brütender Schwermuth
Los ſich reißen und folgen aus ſeinem Palaſte dem Führer.

Seltſam dünkten dem König die lockenden Worte des Mannes,
Zögernd erwog er der Rede verborgenen Sinn, bis zuletzt ihn
Spornte der muthige Drang in der Seele, zu folgen dem Rufe.
Und ſo wandelt, verhüllt und vermummt, er aus ſeinem Palaſte,
Folgend dem Dunkelgelockten in dämmernder Stunde des Abends
Durch einſamere Gaſſen der Stadt, bis über den Aafluß,
Und zum ragenden Wall, wo nahe dem nördlichen Kreuzthor,
Halb ſchon verfallen der alte, der ſpukhaft-düſt're, verruf'ne
Popanzthurm ſich erhob. Durch's Thor, d'ran Frazzengebilde
Grinſen, gemeißelt in Stein, tritt Jener, und muthigen Herzens
Folgt ihm Jan.
Lang ſchreiten ſie hin: umdunkelte Gänge
Nehmen ſie auf und leiten ſie fort im dämmernden Nachtgrau'n,
Bis wo ein Saal ſie umgibt mit hochaufragender Wölbung,
Von mattglimmender Ampel erhellt. Es entfernt ſich der Führer,
Läßt den Erſtaunten allein in dem wunderlich-grauſen Gewölbe.

Von Schlingpflanzen erblickt wie zum Schmuck er umwuchert die feuchten
Dumpſigen Wände; beſproßt hellroth von funkelnden Beeren,
Wie mit blutigen Tropfen beſprengt. Die verwitternden Steine
Gleißen dazwiſchen hervor, unheimlich ſchillernd. Ein Grinſen
Scheint ihr Glanz. Was hüpft und was kreucht mit Krächzen und Knurren
Ziſchen und Kreiſchen am Boden? Was will das Gethier, das verruchte,
Im Halbdunkel ſich regend? Es hackt und zerrt da ein Rabe
Grimmig umher im Winkel an Stücken vermorſchenden Fleiſches.
Hat hieher ſich geflüchtet der ſämmtliche Spuk aus der Davert?
Tanzt nicht dort, blitzäugig, in zornigen Sprüngen das Eichhorn?
Los auf den Fremdling ſpringt es, und ſchießt in verweg'ner Spirale
An ihm empor und hinab mit ſataniſchem leiſen Gekicher.
Doch, wie das Auge des Königs ſich ſchärft im Dunkel, da ſieht er
Blinkende Waffen gehäuft, in grauſem Gewirr, in den Winkeln,
Allerlei ſeltſamen Schmuck und gleißende, bunte Gewänder.

Und nun dämmert hervor aus dem hinterſten Grund des Gemaches
Ihm ein Bild: auf Teppichen ruhend, im Arm die Theorbe,
Divara, wie er vordem ſie geſeh'n in der Öde der Davert.
Wieder nun wallen um's Haupt ihr die pechſchwarz glänzenden Locken,
Wieder nun blickt ſie ihn an mit den feurig-unheimlichen Augen.

Doch nun erhebt ſie ſich raſch und entgegen dem Könige tritt ſie,
Spricht: „Hab' Dank, daß dem Ruf du gefolgt, hochſinniger Jüngling!
Divara iſt's, durch welche dir kund ſoll werden der letzte
Wille des todten Propheten, des leuchtenden Meiſters von Harlem!"

„Matthiſſon!" ſprach ſeufzend der König mit düſter umwölkter
Stirn: o, ihn preiſ' ich beglückt, den Begeiſterten, daß er gefallen,
Ehe der Stern von Sion zum Untergange ſich neigte,
Eh' zur ſchmutzigen Erde geſunken, dem Koth ſich vermälend,
Die Schneeflocke, die weiße, des himmliſchen reinen Gedankens!" —

Alſo der König; da zog ihn das Weib auf des ſchwellenden Sitzes
Polſter, indeſſen ſie ſelbſt, einer ſchmeichelnden Sclavin vergleichbar,
Sank auf die Teppiche nieder und flammenden Aug's zu ihm aufſah.
„Laß ſie fahren, o Jan, laß fahren die hohen Gedanken!“
Rief ſie: „und wenn zu beglücken die Welt dir wenig gelungen,
O ſo verſchmähe doch nimmer das Glück, das dir ſelbſt in den Schooß fällt!
Biſt nicht reich du geſegnet? und liegt nicht köſtlicher Güter
Fülle wie Sand am Weg um dich? o genieße, genieße!
Kurz iſt das Leben, und kürzer die Jugend, am kürzeſten aber
Sind die Momente des Glücks, die das Schickſal gönnt zu genießen.
Kurz vielleicht iſt auch dein Glück nur, o geſegneter König!
Darum verſchmähe du nicht, es raſch und ganz zu ergreifen!
Zions Schätze, ſie ſind dein eigen; zum Tranke der Freuden
Schmilz' ſie dir ein, und leere den hochaufſprudelnden Becher
Bis auf den Grund, o Jan, bevor einbricht das Verhängniß!
Jüngling, vertraue dich mir, ich will dich lehren das Leben,
Will dich lehren die Liebe, die feurig-ſchwelgende Liebe!
Siehe, nun iſt ſie gekommen, o Trauter, die Stunde, zu ſagen
Dir's, wie Divara lechzt, nachdem dein Traum dir zerronnen,
Dich zu beglücken, zu tröſten! In ihren umſtrickenden Armen,
Jüngling, will ſie dich halten, das hat ihr Herz ſich geſchworen,
Seit ſie zuerſt dich erblickt! Dein ſtolzes und ſprödes Verſagen
Soll noch ſchmelzen wie Schnee vor Divara's glühenden Lippen!
Zaudere nicht, o Geliebter! Das Weib des Propheten, die kühne
Streiterin, ſie, auf welche die Deinigen alle bewundernd
Schau'n, als die muthigſte Tochter von Zion — geſelle ſie würdig
Dir — ſo will es das Volk, ſo will's das Geſchick, und ſo wollt' es
Auch der Prophet, eh' hinaus in den tödtlichen Kampf er gezogen:
Sprich ein Wort, und Divara ruft noch einmal herauf ihn
Dir aus dem finſteren Reich — o! Divara bändigt die Geiſter,
Kennt manch' kräftigen Spruch!“ . . .

Ein bittres, verachtendes Lächeln
Spielt um die Lippen des Königs. „Der Zauber, o Divara", ſpricht er,
„Welchen an mir du geübt vordem in der Öde der Davert,
Machtlos ward er und ſchal, ſeitdem am Herzen ich dies hier
Trage: die Blüte — die nie ſich erſchloſſen zur volleren Roſe" …
Sprach's und zog aus dem Buſen die Knoſpe, die einſt er in Hillas
Zelle gepflückt. Welk war ſie, doch feſt, wie zur Perle verhärtet.
„Sieh'!" ſprach Jan, „die Blume, ſie wird kein Wurm mir benagen! —
Roſen des Glücks, die ganz und voll ſich erſchloſſen, entblättert
Leicht und für immer der Wind; doch welche nur halb ſich erſchloſſen,
Dauern, als Knoſpe gepflückt: ihr Geblätter, in ſchirmender Hülle
Ruht es erſtarrt — man mag zeitlebens ſie tragen am Buſen" …
Und er fügte hinzu: „Nicht hoffe, o Divara, Sions
König werde dir weih'n ſein Herz — zu ſich auf den gold'nen
Thronſitz liebend erheben die Wittwe des Meiſters von Harlem!" —
Sprach's, da begannen die Augen des Weibes im Zorne zu funkeln,
Und aufſprang ſie, und ſtand vor Jan, mit höhniſchem Lächeln
Rufend: „Der König verſchmäht ſie, die Wittwe des Bäckers von Harlem?
Denkt er, wie er verſchmäht des erhab'nen Propheten Vermächtniß,
Auch zu beſchämen die Seher zugleich, die der Wittwe des Bäckers
Lange vor ihm zuſangen, in Münſter'ſchen Landen die goldne
Krone zu tragen? Vernimm, daß edelſtes Blut in den Adern
Divaras rollt, uredelſtes Blut, o Gaukler von Leyden!" —
Und ſie rief fremdklingend ein Wort. Da tritt ein gebroch'ner,
Zitternder Greis hervor; tief neigt er das Haupt, und die Arme
Kreuzt er über der Bruſt. Wie ein Sklave der bräunlichen Herrin
Nahet der Alte; ſie ſpricht: „Gib Kunde von dem, was geſchaut du
Haſt auf dem Markte zu Borken im Münſter'ſchen Lande, vor ſiebzig
Jahren, um Mitternacht, beim Glanz rothſprühender Fackeln!"
Seltſam lächelt der Alte vor ſich hin, dann, wie im Irrſinn
Mählig beginnt er zu rollen die Augen, zuletzt in die Leere
Blickt er ſtarr, und ſchaudert, als ſäh' er auf's Neue lebendig

Werden mit leiblichen Augen vergangener Zeiten Ereigniß.
„Will es künden", begann er mit zitternder Stimme; „berichten
Will ich es wieder und wieder, was ich mit Augen erſchauet,
Was ſeit ſiebenzig Jahren noch ſtets ich ſchaue mit Augen . . .
Sehe das Brettergerüſt in der Mitte des Marktes — die Wolken
Fliegen und decken den Mond — doch Männer mit ſprühenden Fackeln
Steh'n um das dunkle Gerüſt, und weh'! auf dem dunklen Gerüſte
Kniet er, der Herrliche, Hohe, ja, kniet er, der ſchöne, der edle
Herzog des wandernden Stamm's: tief beugt ſein Haupt, ach, das edle
Haupt mit dem langen, dem pechſchwarz dunklen Gelock, auf den Block ihm
Nieder der Henker — der Henker in grünem Gewand, mit geſchor'nem
Bräunlichem Haar: und grinſend um ihn ſteh'n ringsher die andern
Männer, mit Fackeln beleuchtet die knochigen weißen Geſichter —
Horch, o horch — zwölf Schläge vom Thurm — mit dem letzten der
Schläge
Blitzt das geſchwungene Schwert und blutig rollt in den Staub hin
Das ſchwarzlockige Haupt, und offen noch ſteh'n in dem ſchönen,
Dem todbleichen Geſichte die ſchwarzen und glänzenden Augen —
Und um die Lippen noch zuckt es wie racheverlangendes Lächeln . . .
Das iſt Horkan, der Schöne, der Edle, der Stolze: der letzte
Herzog des wandernden Stamm's, in den Landen des Morgens geprieſen,
Wie in den Landen des Abends, und gleichwie ein Gott von des Stammes
Kindern verehrt — ſo rollt ſein königlich Haupt in den Staub hin,
Unter dem Beile der Männer mit braunem, geſchorenem Haupthaar,
Nachts, bei Fackelgeleucht, auf dem düſteren Markte zu Borken —
Ja, auf dem Markte zu Borken im Münſter'ſchen Lande! Sie morden
Ihn, weil als Herzog Einen vom wandernden Stamm er gerichtet
Im Weichbilde der Stadt, bei Nacht, im Kreiſe der Fackeln —
Gleiches nun thun ſie an ihm, und nennen ihn Mörder, den Edlen,
Ihn, der doch hatte Gewalt als Herzog über die Seinen!
Aber es künden die Seher, daß rächen ihn werden die Enkel
Und ſein Wandergeſchlecht noch dereinſt an den Enkeln der Mörder,
Und weil nichts ſie den König des wandernden Stammes geachtet,

Wird ſein Sproß, ſein letzter, im Münſter'ſchen Land auf dem Haupte
Tragen die goldene Kron' und die weißen Geſchlechter beherrſchen!
Solches verkünden die Weiſen, die Seher des wandernden Stammes —
Und nun iſt ſie gekommen, die Zeit, ja die Zeit der Erfüllung!" —
Alſo der Greis. Und Divara ſagte: „Den letzten der Zeugen
Haſt du gehört, der geſchaut ſie, die That, und den letzten der Sproſſen,
Welche dem Letzten entſtammt von den Fürſten des wandernden Stammes,
Siehſt du vor Augen. Es ſpricht zu dir des enthaupteten Königs
Enkeltochter, durch die ſich erfüllen nun muß die Verkündung!
Siehe, das Schickſal führte hieher auf verſchlungenen Wegen
Divara nun: und Viele der Söhne des wandernden Stammes
Kamen, als Fürſtin ſie grüßend, und als des enthaupteten Ahnherrn
Erbin, huldigend ihr im Geheimen. Als muthigſte Tochter
Zions ſchauen die Deinen mich waltend im Lichte des Tages:
Aber die Nacht, ſie feir' ich allein mit meinen Getreuen
Hier im gemiedenen Thurm. Da ſchmückt mir die Krone des braunen
Stamm's, die ererbte, das Haupt, da ſchlingen den Reigen die heißen
Kinder des ſonnigen Oſtens, die freieſten Söhne der Erde!
Und da ſchwören wir Rache den tückiſchen Mördern des Ahnherrn,
Rache den Männern des Weſtens, und Rache der menſchlichen Satzung!
Zauberin nennen ſie oft mich, die Bürger von Zion: ich bin es!
Innig iſt Zaubergewalt ja verwebt mit dem Leben der freien
Söhne der freien Natur! Es gehorchen mir Kräfte, die nimmer
Kennt dies dumpfe Geſchlecht, das da keucht im Joche der Nothdurft!
Zweifelſt du, Jan von Leyden? wolan, du biſt ja ein König —
Und ſo magſt du denn heute der Königin Divara Gaſt ſein!" —
Alſo ruft ſie. Da bricht in die hohe, geräumige Halle
Undurchdringliches Dunkel; doch ſtralend erhellt ſich von oben
Plötzlich auf's Neue der Raum und Alles umher iſt verwandelt,
Wie von des Magiers Stabe berührt. Hellflackerndes Naphta
Brennt in rieſigen Lampen und Pfannen, die Wände beſtralend,

Die da ſprühen und blitzen und funkeln von blanken Geſteinen:
's iſt wie ein Himmelsgewölb' voll Stern' und leuchtender Wunder.
Aber umringt von den braunen, den dunkelgelockten Trabanten,
In phantaſtiſcher Tracht, grellroth, liegt Divara prangend
Auf thronartigem Lager. Ein Kronreif funkelt ihr golden
Rings um die wallenden Locken, die ſchwarzen und glänzenden: reizvoll
Schmiegt um den weichen, doch ſchlanken und ſehnigen Leib das Gewand ſich,
Golden auf Scharlachgrunde beflittert; des Nackens und Buſens
Bernſteinfarbige Welle beſtralt Karfunkel und Perle,
Blitzend gereiht. Wie über dem gelblichen Wachſe der Kerze
Flackert die Blume des Lichts, ſo flammt an des bräunlichen Weibes
Leibe das Edelgeſtein. Im Schooß ihr ruht die Theorbe,
Schimmernd, rubinenbeſetzt. In goldenen Schalen kredenzen
Ihr ſüßduftigen Trank, der bläuliche Flämmchen wie Blaſen
Aufwirft, liebliche Knaben: auch ſie ſchwarzlockig und gelbbraun,
Mit weißſchimmernden Zähnen und kirſchroth blühenden Lippen,
Schalkhaft lächelnd und dreiſt, anmuthig und feurig, im reinſten
Gleichmaß flink die geſchmeidigen, zierlichen Glieder bewegend.
Mädchen auch nahen ſich gaukelnd nunmehr, gleichlieblichen Anſeh'ns,
Neigen ſich, beugen ſich ſchwebend: da rauſchen die Saiten, das Cymbal
Schwirrt, dumpf ſauſet das Tamburin, und in feurigem, wilden
Tanz hinwirbeln mit flatterndem Haar ſie und wogendem Buſen
Und luſtſprühendem Aug um der leuchtenden Divara Thronſitz.
Doch bald ſchlingen ſie auch um den ſinnenden König von Zion
Ihren verwegenen Reigen, kredenzen ihm lächelnd den gold'nen
Duftigen Trank im Pokal, mit den kniſternden, bläulichen Flämmchen.
Schwül, als wären die Säfte gewürzt von Aromen des Oſtens,
Weht's um den Jüngling her, den erſtaunenden; ſinnebethörend
Schallt ihm bacchantiſcher Lärm der Theorben und Pauken und Cymbeln.
Enger und enger umkreiſen ſie ihn, die verweg'nen Geſtalten.
Aber die keckſte von ihnen entwindet zuletzt ihm, in raſchem

Fluge vorüber ſich ſchwingend, das Pfand aus der Zelle der Nonne.
Und nun kichern die Mädchen und werfen ſich tanzend das welke
Blümlein, wie einen Fangball, zu, und ſchleudern zuletzt es
Hin in der Königin Schooß.
„Zurück mir gib ſie, die Blume!"
Ruft unmuthig der Jüngling. Die reizende Divara lächelt:
„Reich' mir die goldene Kron' in Zion, o Jüngling von Leyden,
Reiche ſie mir, wie mir ſie gebührt, du trauteſter Jüngling,
Wie es die Seher verkündet, und wie es gewollt der Prophet auch,
Und wie es längſt auch heiſchen geheim die zioniſchen Männer,
Jauchzend dem Weib des Propheten — o reiche die Krone der braunen
Divara, ſüßeſter Freund — dann gibt das zerknitterte Röslein
Dir ſie zurück! Iſt königlich nicht ihr Sinn? Wie zum König
Du, zur Königin ſo, mein Trauteſter, iſt ſie geboren!"
Alſo erklingt's, wie Muſik, aus Divaras Munde. Der Jüngling
Starrt auf das lockende Weib. Und endlich ſpricht er die Worte:
„Königlich iſt dein Sinn? zur Königin biſt du geboren?
Und du heiſcheſt von mir, daß ich nicht länger das Anrecht
Weigere dir, als dem letzten der Sproſſen des wandernden Herzogs,
Und als dem Weib des Propheten, der muthigſten Tochter von Zion?
Mir auf dem Throne geſellt, und mir gleichbürtig in Zion
Willſt du ſein, nach des Schickſals Schluß? — O Weib, ſchon erprobt' ich's,
Daß weit mächtiger iſt, als menſchlicher Wille, das Schickſal! —
Divara, du biſt ſtolz — und der Stolze, zu herrſchen verdient er!
Sagt' ich zu herrſchen? vergib, ich meinte, die Krone zu tragen! —
Schal und verächtlich iſt Alles um mich her geworden in Zion:
Mag mir das Große noch bieten Erſatz, wenn das Edle geſcheitert! —
Königsenkelin, ziehe hinaus denn, ziehe mit deinem
Königsgefolg aus dem Thurme hinaus auf den offenen, hellen
Markt, daß dir huld'ge das Volk! — Mir aber, du Schöne, mir hoffe

Anderes nimmer zu ſein, als Genoſſin des prunkenden
Thrones!
Ein Bild nur iſt in's Herz mir gepflanzt! Mit dem Klang der Theorbe
Willſt du den Sinn mir erheitern? Verſuch' es, du Zaubergewalt'ge!
Nehmen wir wieder ihn auf, o Weib, den gewaltigen Wettkampf,
Welcher begann in der Tavern! Erprobe dich, Mächtige! ſtähle
Deinen verlockenden Reiz mit tückiſchem Zauber der Hölle —
Nie doch tilgſt du im Herzen des Jünglings von Leyden den Schauder,
Welchen in ihm du erweckſt mit unheimlicher Flamme des Auges!“ —
Alſo der Jüngling. Am anderen Morgen beſtaunten die Bürger
Sions den Feſtaufzug, der prangend von Divaras Thurme
Wallte zum Domhof hin, und es grüßte das Volk an des Königs
Seite mit Jubel die neu mit der Krone Geſchmückte, die Witwe
Matthiſſons, des Propheten, die muthigſte Tochter von Sion.

Achter Geſang.

Neues Leben.

Wieder begrünt ſich die Flur und ſtets noch lagert des Biſchofs
Heer unthätig vor Münſter, bedacht, ſtatt ferneren Angriffs,
Nur zu umzirken die Stadt und ihr zu verwehren die Zufuhr.
Aber im Innern von Zion, da reifen dämoniſche Saaten
Mächtig entgegen der Ernte. Veränderte Weiſe der Ehen
Zeugte veränderte Sitte, verändertes Leben, und weiter
Auf abſchüſſiger Bahn hinleitet der tückiſche Krechting
Zions müßiges Volk. Wol ſtemmen entgegen ſich Manche:
Zwietracht lodert beſtändig, entzweiend die Männer, die Frauen.
Kaum iſt in Münſters Bann zu entdecken ein jüngeres Weib noch,
Welchem geſchändet das Antlitz nicht von der älteren Frauen
Grimm und Neid. Doch befehden die Frau'n ſich zu Münſter, befehdet
Sich auch der Männer Geſchlecht um die mannbar blühenden Jungfrau'n.
Und es erweiſen ſich ſpröde die Blühenden, folgen dem jüngern,
Stattlichen Mann und verſchmähen den alten und ruppigen Freier —
Endlich entſcheidet den Streit auf dem Markte die Bürgerverſammlung.

Knipperdolling nun auch, ja der ehrliche Knipperdolling,
Welcher mit Weib und Kindern vordem hinlebte ſo friedlich,
Läßt ſich beſchwatzen vom Freunde, dem höck'rigen, grinſenden Krechting,
Daß er nach Hauſe ſich führt ein zweites und jüngeres Weibchen.
Aber er büßt es ſchwer. Mit Thränen und ſchmerzlichem Vorwurf
Tritt ihm die ältere Gattin entgegen; doch ſchlimmer die reiche
Mutter der Gattin, das rüſtige Weib, das im Hauſe des ſtarken,
Doch gutmüthigen Mann's ſtets führte die Zügel der Herrſchaft.
„Trunkener Wicht!“ ſo ſchallt ihr Gruß ihm; „was ſoll's mit der Dirne?

Was? ein jüngeres Weibchen? du Gott- und Ehrevergeſſ'ner,
So weit iſt's nun gekommen? ſo weit nun hat es der ſchnöde
Krechting mit dir gebracht, der erſt zum Zechen und Schlemmen,
Und nun gar dich verführt zu den Gräueln der Türken und Heiden?
Wie? du wagſt es, in's Haus, in mein Haus, wo ich an fünfzig
Jahr' in Ehren gewaltet und chriſtliche Sproſſen erzogen,
Jetzt eine Dirne zu bringen, ein Kebsweib? Was? du vermiſſeſt
Dich, der getrauten Geſponſin, den Kindern, den eh'lich erzeugten,
Unter die Augen zu geh'n mit der her da gelaufenen Fremden?
Sieh' es nur einmal an, dein Jüngſtes" — ſie nahm's aus der Wiege,
Hielt es ihm vor das Geſicht — „Da ſieh' das unſchuldige Würmlein,
Welchem die Mutter du raubſt. Unmenſch! wie ſoll ſie's ertragen?
Sieh', wie in Thränen ſie ſchmilzt, wie das Herzleid völlig das Herz ihr
Abſtößt — trunkener Gauch! das kannſt du ruhig mitanſeh'n?
Trolle dich fort aus dem Haus! Meinſt du, ich fürchte dich etwa,
Und dein Schwert der Gewalt? Ich ſtoße zur Thüre hinaus dich —
Dich, mit der Dirn' und dem Schwert der Gewalt!" So ergoß die beredte
Wuth ſich vom Munde der Alten; vertheidigen will der Verblüffte
Sich, doch umſonſt; und zuletzt, wahr machend die wüthige Drohung,
Stößt die Entflammte den Sünder, den glotzenden Knipperdolling,
Kecklich zur Thüre hinaus, mitſammt dem erkorenen Weibchen
Und mit dem Schwert der Gewalt. Er hatte gelernt, ſie zu fürchten,
Und ſo fügt' er auch jetzt ſich und wich, mit ſchweigendem Ingrimm.
Und hinging er im Zorn, und klagte dem grinſenden Krechting,
Was ihm begegnet daheim. „Freund, laß mich machen!" erwidert
Der, und begibt ſich ohne Verzug in das Haus des Vertrieb'nen,
Schlägt durch Helfer in Feſſeln die Weiber, die Gattin, die rüſt'ge
Mutter der Gattin dazu, und wirft ſie vorerſt in den Kerker,
Daß man ſie richte demnächſt ob ihres verwegenen Trotzes.
Und dann führt er zurück, gleichwie im Triumph, den Vertrieb'nen
In ſein Haus, und mit ihm das erkorene jüngere Bräutchen.
Und da feiern ſie nun mit anderen, munteren Freunden,

Auch mit Söhnen und Töchtern des wandernden Stamm's, und mit Gauklern,
Eine vergnügliche Nacht, in welcher für reichlichen Zutrunk
Krechting ſorgt, und für andere Luſt und andere Kurzweil.
Und auf des Königs Geheiß ſich berufend, daß heitere Freude
Zieme dem Zionsreich, anſpornend zur Luſt die Genoſſen,
Weiß es zu fügen der Wicht mit berechnender Tücke der Hölle,
Daß die Vermählung im Hauſe des chriſtlichen Knipperdolling
Bald entartet zu frechem, zu ſchamlos wüſtem Gelage:
Reichlich ſprudelt der Wein, und es tanzen die braunen Zigeuner,
Tanzen bei Cymbalklang in frech muthwilligen Sprüngen.
Aber es ſieht noch Männer und Weiber der tückiſche Krechting,
Welche nur ſchüchtern zu theilen ihm ſcheinen das tolle Gebahren.
Dieſen verweiſ't er mit ſchnöden, ſophiſtiſchen Worten und Winken
Die blödſinnige Scheu. Vom Fleiſch und den Sinnen beginnt er
Freche Verkündung. Wie öfter geſchah, daß, wo Zioniten
Abendlich waren verſammelt, begeiſtert ſich Einer von ihnen
Plötzlich erhob, und zu künden begann, was der Geiſt ihm eröffnet,
So nun erhebt ſich zu reden der ſchamlos-grinſende Krechting.
„Meint ihr wirklich“, ſo ruft er, „geliebteſte Brüder und Schweſtern,
Daß es ſich alſo verhalte, wie Pfaffen es lehrten im Beichtſtuhl:
Daß Kaſteiung, Entſagung bezwinge den Löwen, der umgeht,
Suchend, wen er verſchlinge? Den Löwen des ſündigen Fleiſches
Müßt ihr anders bezwingen! Ich lehr' euch beſſere Mittel,
Stumpf ſie zu machen, die regen, die allzubegehrlichen Sinne!
Iſt es das Heimliche nicht, und das Seltene, und das Verbot'ne,
Was am Meiſten uns reizt? Nun gut, ihr Brüder und Schweſtern,
Macht's zum Gewöhnlichen, macht es zum Offenen und zum Erlaubten!
Reizt nicht doppelt die Hülle? Nun gut, ſo laſſet das Nackte
Erſt zum Natürlichen uns, zum Harmlos-Unſchuldigen werden,
Und ſo wird es gar bald nicht reizen uns mehr noch verführen!
Sehet, ſo werden wir klüglich dem Trieb des Geſchlechtes benehmen

Seinen gefährlichſten Reiz. Seid klug und behandelt ihn völlig
So, wie den Durſt und den Hunger! Nur Eins iſt im Stand zu ertödten
Völlig den Stachel: das volle, das unumſchränkte Genießen.
Wie wer Süßigkeiten verkauft, und einmal vom Vorrath
Satt ſich gegeſſen und voll, abſtumpft die Begierde für immer,
So wird beſſer durch volle Gewährung als blödes Entſagen
In uns ertödtet das Fleiſch und gebrochen der lüſterne Zauber,
Welcher die Heil'gen verwirrt, und am Schlimmſten die Frömmſten beläſtigt!" —
Alſo ſprach er; er hatte, wie heut ſchon öfter gepredigt,
Immer bemüht, mit dem Hauch des ertödtenden, kalten Verſtandes
Ganz zu verwüſten die Seele, das Menſchengemüth zu entgöttern.
Ärgerniß gab er noch Manchen in Sion; doch Andere lobten,
Was er verkündet, der neue Prophet; bleichwangige Schwärmer,
Welchen entflammt war das Blut und gereizt ſchon längſt durch des Schwärmens
Gluten, ſie waren's, die jetzt den Gedanken begeiſtert erfaßten,
Die zum Heiligſten machten das Frechſte — und ſchwärmten wie vormals.
Und als ſo die Gemüther entflammt der ſataniſche Krechting
Durch ſein Wort, durch den Wein, durch die Tänze der braunen Zigeuner,
Hin ſo geriſſen ſie ſchaute, berauſcht, in ſchwärmendem Wahnwitz,
Nannt' er Sünde die Kleider und pries den Erglühten die Rückkehr
Zur Natur — dann mahnt' er ſie, walten zu laſſen im Dunkel
Frei die Sinne: das hieß er die letzte, die feurige Taufe . . .
Alſo entfeſſelt der Wicht, als der bräunlichen Divara Sendling,
All die Dämonen in Sion, und alle die finſteren Mächte,
Die da ſtets zu erwachen bereit, wenn mächtig ein Umſchwung
Tief aufwirbelt die Geiſter, enthüllt manch' ſchaurigen Abgrund . . .
Jetzt, beim Feſt der Vermälung des trunkenen Knipperdolling,
Triumphirend gedachte zu führen der grinſende Krechting

Alle die häßlichen Gräu'l auf den Gipfel der ſchnöden Entartung:
Weit war gediehen die Nacht — trüb flackernd erloſchen die Lampen;
Aber in dieſem Moment urplötzlich von mächtigen Schlägen
Dröhnte die Pforte des Hauſes. Es ſchracken die trunk'nen Genoſſen
Auf aus der wüſten Berauſchung. — Was dröhnt vor der Thüre, den Fenſtern,
Nächtlicher Lärm? —
Längſt hatten zioniſche, ernſtere Männer,
Welchen erſchien mißfällig das neueſte Treiben in Zion,
Sich im Geheimen verſchworen. Und dieſen bewaffneten Meut'rern
War es gelungen bei Nacht, zu beſetzen den Markt und das Rathhaus.
Jetzo hatten umzingelt die ſtürmenden Männer das Haus auch,
Wo nichtsahnend ſich ergötzten ſoeben die wüſten Geſellen.
Und ſie beſetzen den Ort, und leicht, mit verwegenem Handſtreich,
Greifen ſie Krechting, den Wicht, und den trunkenen Knipperdolling,
Feſſeln ſie, ſchleppen vorerſt ſie hinweg in finſt're Verließe.
Aber ſie dringen nunmehr voll Wuth in des Königs Palaſt auch.
Und dort ſprechen zu Jan die Rebellen: „Wir wiſſen, gebilligt
Haſt du die Neuerung nicht: ſo tritt denn an unſere Spitze!
Wirf dich mit uns, den Getreuen, entgegen den Schreiern des Marktes!“ —
Doch es erwidert der König: „Ich habe geſchworen, der Mehrzahl
Willen zu achten! Zurück in die Scheide das Schwert, Zioniten!“ —
„Giebſt du ſolchen Beſcheid“, ſo rufen nunmehr die Rebellen,
Giltſt du als Feind uns auch, wie die Anderen, und wir ergreifen
Dich als Gefang'nen: ergib dich, du biſt in unſ'rer Gewalt nun!“ —
Und andringen die Männer, zu faſſen ihn. Aber der König,
Haſtig entreißt er dem einen der beiden erſchrocknen Trabanten,
Die ihn umgeben, den Speer, und ſchleudert geſenkt ihn vor ſich hin,
Daß in den Boden er fährt, aufragend mit zitterndem Schafte,
Zwiſchen der tobenden Schaar und ihm; dann ruft er mit kühner
Ruhe, gebietenden Blickes, den Dolch im Gürtel entblößend:

„Seht den Grenzpfahl, Männer: im Boden die Lanze! der Erſte,
Der nicht achtet die Mark, ihn trifft ein vernichtender Stahlblitz!“ –
Und ſchon tritt auch heran, zur Seite des Königs, die braune
Königin Divara, ſie, die als Zauberin gilt, wie als Heldin:
Da entweichen ſie ſchen vor dem trotzigen Paar, die Rebellen,
Laſſen hinaus vor die Thür von Trabanten wie Hunde ſich ſtoßen …
Aber es haben inzwiſchen ermannt ſich die anderen Bürger,
Ziehen heran zu bekämpfen die meut'riſchen Haufen: ein Speerkampf
Tobt durch die Gaſſen der Stadt und der Markt iſt die blutigſte Wahlſtatt.
Bald iſt gänzlich bewältigt die kleinere Schaar, auch die Rathhaus-
Pforte geſprengt, und gezogen aus finſteren Kerkerverließen
Knipperdolling und Krechting. Gefangen dafür und gefeſſelt
Wird Mollhecke, der Schmied, der Erreger und Führer des Aufruhrs,
Sammt den Genoſſen. Es ſchallt ſiegfreudiges Lärmen. Die Volksſchaar
Jauchzt den Befreiten entgegen, und läſtert die bleichen Gefang'nen,
Fordert, zum Tod ſie zu führen, die Frevler, die Feinde von Zion.
Plötzlich auf weißlichem Zelter erſcheint im Gedränge der König,
Und es verſtummt das Gebraus. Nach dem ernſten Geſichte des Jünglings
Kehrt ſich jeglicher Blick. Da beginnt er zum Volke zu reden:
„Bürger von Zion!“ ſpricht er, „gedenkt ihr noch, daß zu ſtiften
Jüngſt wir ſtrebten ein Reich, wo zwanglos ſollte, geſetzlos
Herrſchen in Frieden das Recht, und wo nicht mit dem Schwerte des Henkers
Einzelne ſollten gebieten: die ſämmtliche Bürgergemeine
Sollte, von höheren Licht's Glutſtralen erwärmt und erleuchtet,
Heil'ger Begeiſterung voll, nachleben dem inneren Worte!
Und nun entweiht die Entartung bereits und die gährende Zwietracht,
Und das vergoſſene Blut, und die wilde, barbariſche Rachluſt
Dieſe erkorene Stätte? Beſinnt euch, Brüder in Zion!
Ja, wol ſollte der Wille des Volkes dem Volke Geſetz ſein;
Und mein Wille war Eins noch jüngſt mit dem Willen des Volkes

Tief durchdrungen, ſo dacht' ich mir eure Gemüther, wie meines,
Von dem erlöſenden Geiſte, der führt zum Guten und Rechten!
Und ſo wähnt' ich mich ſtark: mit euerem Willen den meinen
Eueren Kräften die meinen verbündet — zu ſiegen in dieſem
Zeichen vermeint' ich! Wenn aber in euch nun erloſchen der Funke,
Richtet ihr bald euch ſelbſt, und das wankende Zion begräbt uns
All' in ſchmählichem Sturz! — Ein Reich zwar der Freiheit iſt Zion,
Aber ein Reich auch der Lieb' und des reineſten Wandels im Lichte!
Laſſet den edleren Geiſt uns erneu'n, und vor Allem verſtummen
Laßt den barbariſchen Ruf nunmehr nach dem Blute der Brüder!" —
Alſo der mahnende König und Beifall ruft ihm die Menge,
Und ſchon neigen, bezwungen, zur Milde ſich alle Gemüther.
Aber wie raſend erhebt alsbald ſich der zornige Krechting,
Rauft ſich vom Haupte das Haar und ruft dreimaliges Wehe.
„Wehe der heiligen Freiheit", ſo kreiſcht er, „wehe den Führern
Zions, und weh' uns Allen, den rechtlichen Bürgern von Zion,
Wenn der Verrath ſein Haupt ſtraflos hier wagt zu erheben!
Wer hat begonnen den Streit, unbrüderlich mörd'riſchen Aufruhr?
Wir nicht, wahrlich, die wir nun das Blut der Verruchten verlangen!
Jene nur ſind's, die geheim ſich verbündeten gegen die neue
Ordnung, und gegen den heilig zu achtenden Willen der Mehrzahl!
Sollen wir werden den Feinden zum Raub, wehrlos, den Verräthern?
Feinde genug ſchon ſind vor dem Thor, auf dem Wall zu bekämpfen:
Sollen wir ſelbſt ſie noch hegen und füttern inmitten von Zion?"
Krechting ruft's, da erhebt ſich erneut und verſtärkt um den König
Wieder der wüthige Ruf im Volk nach dem Blut der Gefang'nen:
„Laß uns entſcheiden, o König", ſo riefen ſie, „laß uns entſcheiden,
Wie es gebührt nach dem Brauch der zioniſchen Bürgerverſammlung!"—
Stumm abwendet ſich, grollend, vom lärmenden Volke der König,
Finſteren Ernſt im Blick, auf den Lippen ein bitteres Lächeln . . .

„Ei", rief Krechting, als Jan entſchwunden den Augen der Menge,
„Wenig nur hatte gefehlt, ſo hätt' euch Alle der edle
Liebling der Weiber auf's Neue beſchwatzt! Natürlich, der ſchlanke,
Zierliche, glatte Geſell mit geringeltem Haar und mit hellen
Augen, der hat euch nun einmal verzaubert! Was iſt doch dagegen
Solch ein höck'riger Wicht, wie Krechting — der häßliche Kobold!
Aber ich ſag' euch, der edle, geſchniegelte Junge von Leyden
Iſt ein Tyrann: vor'm Munde hinweg euch ſchnappt er die Freiheit
Nächſtens, verräth euch zuletzt an die wüthigen Knechte des Biſchofs,
Oder, bevor's an den Kragen ihm geht, mit den Schätzen von Zion
Macht aus dem Staub er ſich fort! — Gebt Acht, ihr Männer! mißtraut ihm!
Laßt nicht kommen zu Wort ihn und hört auf den ehrlichen Krechting!
Wißt ihr, welche das Volk muß immer erkieſen zu Führern?
Leicht iſt die Sache. Wer ruft: „Nur vorwärts immer, nur vorwärts!"
Folgt ihm blind! Doch wer ängſtlich ruft: „Wir können, wir dürfen
Nicht mehr weiter, es ſtößt uns die Naſe bereits an die Mauer" —
Hängt ihn, es iſt ein Verräther! — Wie lang noch läßt ſich von blödem
Schwärmergefühl naſführen die Menſchheit? Den kühlen Verſtand läßt
Einzig reden! Und darum hinweg auch mit der verfluchten
Ehrfurcht vor dem Tyrannen, dem zierlichen Helden von Leyden!
Sagt doch, wer hat ihn gemacht zu dem, was er iſt, als wir ſelber?" —
Alſo geiferte lang noch der tückiſche Krechting, den Jüngling
Schmähend, und preiſend mit Eifer die nüchterne Kühle des Herzens …
Aber es hatten inzwiſchen allmälig am Himmel ſich ſchwarze
Wolken zuſammengeballt, und Donner begannen zu rollen,
Störend zuweilen die Rede des Wichts, wie mit grollendem Einwurf.
Plötzlich zuckt aus den Wolken ein Blitz und ſchlägt in den Boden
Hart vor dem Sprecher. Da faßte das Volk ein gewaltiger Schrecken.
Einige riefen: „Da ſehet, der zürnende Himmel bedräut ihn,
Weil er den König geläſtert!" — Als Krechting Solches vernommen,

Mächtig befiel ihn die Wuth. Wie toll aufkreiſcht er: „Ihr Tröpfe,
Bleibt ihr doch ewig dieſelben! — Mich ſchrecket er nimmer mit ſeinem
Bliz und Donner, der Himmel! — Ich geb' ihm's treulich
zurücke!
Droht er, ſo droh' ich ihm auch! Fletſcht er nach unten die Zähne,
Will ich ſie fletſchen nach oben! Wir haben auch Donner und Blitze,
Ganz ſo gut wie die ſeinen: ich will's euch weiſen, ihr Memmen!" —
Rief's und ſprang, wie vom Taumel ergriffen, zur Rieſenkarthaune,
Die da ſtand auf dem Markt, ließ richten gen Himmel die Mündung,
Faßte die Lunte ſodann, losbrennend das Stück, daß die eh'rne
Kugel empor mit Gekrach in's finſtere Wettergewölk flog . . .
Heimlich erbebten die Männer. Nur Divaras braune Geſellen
Sprangen dabei vor Luſt, mit gellendem wildem Gelächter. — —
Aber der König, er lebt nun wieder in ſeinem Palaſte
Einſam hin, ſtillgrollend. Es knirſcht der gefeſſelte Wille
Wie ein umgitterter Leu im Buſen des feurigen Jünglings.
Selten nur tritt er hervor, auf dem Walle zu halten den Rundgang,
Oder auf offenem Markte zu ſchlichten die Zwiſte der Bürger;
Alle die übrige Zeit, freudlos in ſeinem Palaſte
Schwindet ſie ihm: es zerſtreut die Gedanken, die trüben, ihm einzig,
Schweigend zu ſchau'n in die feurig unheimlichen Augen der braunen
Divara, oder zu hören die muntere Rede des Schalksnarrn.
Wieder nun tritt vor den König der Narr. „Jan", ruft er,
„ich bitt' dich,
Laß doch köpfen die Leute, die immer mich necken und hänſeln,
Weil mir die Meine genug noch immer und übergenug iſt!
Himmel! das fehlte nur noch, daß heim ich brächte der trauten
Ehegeſponſin ein neues, ein junges ſioniſches Weibchen!
Kam da kürzlich ſo Einer von Krechtings Leuten und ſchwatzte
Viel von dem neuen Gebrauche mit mir, ſo daß ſie es hörte;
Und er bewies haarſcharf, daß null und nichtig die alten
Ehen, daß Kebſin ſei die Geſponſin des Anabaptiſten,
Wenn er nicht auf's Neue nunmehr ihr vor Zeugen die Hand gibt.

Jetzo begann mein trautes Gemahl auch den Punct zu erörtern,
Und ſie zerkratzte dem Mann ſein Pockengeſicht, daß er ausſah,
Wie ein Sperling, den eben gezauſ't in den Klauen der Habicht.
Siehſt du, es wollen die Weiber, zumal die mit ſchärferen Nägeln,
Mit Erzvätergebrauch in der Ehe ſich nimmer befreunden!
Knipperdolling ſogar, ja, der ehrliche Knipperdolling,
Der ſo behaglich daheim aufpäppelte früher die Kleinen,
Und an der Wiege des Kleinſten vergnügt ſang Eiapopeia,
Wenn er nicht auf dem Markt als Volksaufwiegler ſich umtrieb,
Hat es erlebt mit Schrecken, als Krechting ihm tückiſch beſchwätzte,
Was es bedeute, nach Hauſe zu führen ein jüngeres Weibchen!
Aber das Kratzen und Beißen, es hilft nichts! „Wachſet und mehret euch!“
Bleibt doch das höchſte Geſetz und die neueſte Loſung in Sion.
Und ſie ſagen: Bemannt muß jegliches mannbare Weibchen
Sein fortan, und beweibt muß jeglicher mannbare Mann ſein,
Mindeſtens doppelt! Es danken dafür vom Herzen dem Himmel
Sämmtliche Häßliche nun, und die Ältlichen, wie auch die Nonnen,
Welche den Münſter'ſchen Klöſtern entlaufen: ſie hoffen nun alle
Unter die Haube zu kommen. Es waren der mannbaren Weiber
Immer zu viel in Münſter, der mannbaren Männer zu wenig:
Aber nun droht auf die Neige zu geh'n von Jenen der Vorrath,
Und ſo finden Bewerber mit dreizehn Jahren die Mägdlein.
In der Ägydienſtraße, da wohnt, ſeit Menſchengedenken
Als Wehmutter bekannt, ein Weiblein, die Knupperin heißt ſie:
Die nun errichtete kürzlich in ihrer Behauſung ein kleines
Hoſpital für die zwölf- und die dreizehnjährigen Töchter
Sions, an welchen ſich nicht zum Beſten bewährte das Sprüchlein:
„Zeitig gefreit, hat Keinen gereut!“ — Ei, hätt' es denn Einer
Vormals den Schwärmern, den bleichen, die ſonſt aufſchlugen die Augen,
Nur gen Himmel ſie fromm zu verdreh'n, nur ſchwatzten vom Geiſte,
Zutrau'n mögen, daß einmal bei ihnen das Fleiſch ſo geſucht wär'?
Ja, die Verzückung, ob geiſtlich, ob weltlich, ſie kommt doch am Ende
Immer dem ſündigen Fleiſche zu gut! Und ſo iſt's erklärlich,

Daß bleichwangige Schwärmer mit Krechting bereits in die Wette
Predigen hie und da, in Männer- und Weibergeſellſchaft,
Neue und luſtige Mittel der Fleiſchabtödtung im Großen.
Aber wozu denn brauchen wir erſt ſubtile Begründung?
Viele ſchon haben geübt und gelehrt durch thätiges Beiſpiel,
Was nun die Schwärmer verkünden: vor Allem die braune Cohorte
Tiwaros, Kinder der freien Natur, als ſchönes Exempel
Leuchtend vergnüglicher Freiheit, wie Bären und Wolf in der Wildniß —
Sie, die dem neueſten Leben die Bahnen gebrochen in Zion!“ —
So der geſchwätzige Lips, und ſchweigend, mit bitterem Lächeln
Horchte der König. Da trat in die prangende Halle mit einmal
Sinnend ein lange Verſcholl'ner, der bleiche, der düſtere Rottmann.
Lange verſchwunden dem Aug' der Befreundeten und der Gemeine,
Weilt' er im ſtillen Gemach, um Blätter auf Blätter zu füllen,
Stolz forttraumend den Traum vom Reiche der Freien und Reinen,
Und nicht wiſſend, daß längſt im unaufhaltſamen Umſchwung
Ganz ſich verändert die Welt und Zion geworden zu Babel.
Und nun bracht' er dem König mit ſtralendem Auge die neu'ſte
Schrift „von den Herrlichkeiten des göttlichen Reiches auf Erden.“
Mächtig hatt' er zuvor die Gemüther entflammt durch ein Büchlein,
Das „Von der Rache“ benannt; nun hofft' er, die Bürger des neuen
Israel neu zu erbau'n, und der übrigen Welt, die auf Münſter
Blickte vertrauend, zu ſenden geflügelte Grüße des Heiles.
Doch ſchwermüthiges Lächeln umſpielte die Lippen des Königs.
„Glücklicher Träumer!“ ſo rief er, „in deinem begeiſterten Büchlein
Lebt noch Zion in alter, in nimmer verkümmerter Reinheit:
Aber uns Anderen iſt's vor den nüchternen Augen zerronnen!“ —
Lärm und verzücktes Geſchrei ſcholl jetzt von dem Platze des Domhofs
Bis zu des Königs Gemache hinauf. An's geöffnete Fenſter
Winkte der König den Freund. Da ſahen ſie unten im Volksſchwarm
Einen Verzückten mit wüſtem Geſchrei wie toll ſich geberden.

Predigend und weiſſagend — iſt ſchnöde bezecht der Geſelle,
Oder ergriffen vom Geiſt? Hinwandelt er, mahnend zur Buße,
Drehend das Haupt und die Augen empor, ausrufend: „des Himmels
Herrlichkeit ſeh' ich erſchloſſen in ſtralendem Glanz dort oben!“
Aber zugleich, nicht achtend des Wegs, und ſtarrend nach aufwärts,
Strauchelt er, taumelt und fällt, ſtürzt über den Haufen des Kehrichts,
Der da lag: und hier, ſo wie er gefallen, ſo blieb er
Liegen gemach und ſchwieg und entſchlief auf dem Haufen des Kehrichts.
„Sieh“, ſprach Jan, zum Freunde gewandt, „hier ſtellt ſich dir Sions
Jüngſtes Geſchick im Bilde vor Augen: es hat ſich in wüſten
Rauſch die Verzückung gewandelt, und während wir glaubten, den Himmel
Offen zu ſeh'n, ſind ſchmählich geſtrauchelt wir über den Kehricht!
Und da liegen wir nun! — O Rottmann! ſiehe das Wort iſt
Fleiſch geworden — doch wehe, das Fleiſch iſt geworden zum Aaſe“ . . .
Rottmann blickte verwirrt, ſtumm ſchritt er von dannen und ſinnend.
Horch, da ſcholl ein Geknatter herüber vom Markte. Der König
Lauſchte dem Knalle der Büchſen. „Was iſt das?“ rief er, „O gar nichts“,
Sagte der Narr; „es beeilen ſich bloß auf dem Markte die Bürger,
Abzuthun die Rebellen, die man zum Tode verdammt hat.
Einfach iſt das Verfahren: man lehnt an die Mauer in Reihen
Sie mit dem Rücken, ein Graben vor ihnen; nun knallt's, und es taumeln
Mit durchſchoſſener Bruſt in die offene Grube die Burſche“ . . . —
Wild aufflammte der Groll in des Königs Geſicht; ein Erblaſſen
Folgte der Röthe. Da lächelte Lips, ſich vertraulich ihm nahend:
„Sag' einmal, Freund Jan, wie ich höre, ſo biſt du als König
Hier zu Lande beſtellt?“ — Es erwidert mit bitterem Lächeln
Jan: „Ei, Scepter und Kron', Prunkkleider und goldene Schätze
Hab' ich, doch ſieh', mein Lieber, als wirklicher König beherrſch' ich
Nur noch Zwei, die verläßlich und treu, und die blind mir gehorchen“ . . .

Alſo der König und wandte den Blick nach dem Winkel der Halle,
Wo ein rieſiges Paar von Rüden in Ruhe geſtreckt lag.
„Hab' dies Paar mir weislich geſellt", ſprach weiter der König.
„Seit dem Tag, wo in meine Gemächer die Meuterer drangen,
Über die Beiden allein darf ohne Beding ich verfügen,
Ohne zu fragen vorher die berathende Bürgerverſammlung.
Und wenn Meuterer wieder, wenn ſtürmende Knechte des Biſchofs
Einſt mich ſiegend bedrängen, ſo werd' ich zuletzt doch allein nicht
Steh'n — als König noch fall' ich, umgeben von meinen Getreuen!"
„Jan", gab Lips ihm zurück, „Jan, höre, du hatteſt das Zeug doch
Für einen wirklichen König: ich habe mir laſſen erzählen,
Daß vormals in der Schlacht, als von Blut durchtränkt war das Erdreich
Schier wie ein Schwamm, und die Kugeln ſo dicht von hüben und drüben
Flogen, daß hie und da mit den Köpfen ſie prallten zuſammen —
Daß du benommen dich da wie ein jugendlich feuriger Kater,
Wenn er ein Mäuslein fängt, ſein erſtes im Leben . . . Du wareſt,
Sag' ich, ein wirklicher König; doch für einen wirklichen König
Iſt nicht Platz, wo die Freiheit herrſcht . . . geh' unter die Wilden,
Unter die Mohren, o Jan, um ein Königreich dir zu gründen!
Hier iſt nichts mehr zu thun . . . hier kannſt du höchſtens noch König
Über die — Königin ſein . . . und auch das iſt ſchwer — denn die braune
Divara ſcheint mir ſo wenig als du zum Gehorchen geboren.
Nimm dich in Acht, Freund Jan, vor der Braunen; es wäre doch traurig,
Jan, wenn es käme ſo weit, daß in Zion du nicht einmal König
Über die Königin wärſt . .
So neckte mit Lächeln und Blinzeln
Lips van Straaten, der munt're, den ſchweigenden König, nach rückwärts
Schreitend hinweg aus der Halle, mit drohend gehobenem Finger.
„Ehrlicher Lips!" ſpricht Jan bei ſich, „wol iſt ſie, die braune
Divara, fähig zu herrſchen, mit Zauber ſogar auch ein freies,
Stolzes Gemüth zu umſpinnen! — Es drängt das entartete Zion

Auf mich ſelbſt mich zurück, und meinem unendlichen Drange,
Großes und Hohes zu ſchau'n, das über dem Flachen und Schalen
Ragte, mit welchem die Welt mich umgibt, will nichts mehr begegnen.
Als dies ſeltſame Weib! — Wie nenn' ich den tückiſchen Zauber,
Welchen ſie übt? ich glaubte, das Weib, es könne den Mann nur
Durch die gewaltige Minne beherrſchen, zu welcher das Herz ſie
Heiß ihm entflammt — nun ſeh' ich, es gibt noch andere Künſte,
Hölliſche Künſte vielleicht, durch welche die Weiber beſtricken . . .
Nicht iſt's der Liebe Gefühl — o niemals könnt' ich ſie lieben,
Wie ich Hilla geliebt: ich haſſe ſie — haſſe das braune
Schmiegſam begehrliche Weib mit den ruchlos blickenden Augen!
Nur als ein wunderlich Räthſel erſcheint ſie mir, welches zu löſen,
Ganz zu ergründen mich reizt und ich meine, je mehr ich's ergründe,
Müſſ' in mir wachſen der Schauder, der heimliche, den ſie mir einflößt . . .

Während des Weibes, des ſchnöd ihn verwirrenden, dachte der König,
Trat ſie herein in die Halle, die Stirn von Wolken des Unmuths
Leicht umſäumt. Sie begrüßte den Sinnenden ernſt nur und wortkarg.
Und er ſprach: „Was blickſt du ſo finſter, o Divara? Dir ziemt's,
Heitern Gemüthes zu ſein, um das meine zugleich zu erheitern!
Laß auch heute wie ſonſt mich den Klang der Theorbe vernehmen,
Die, ſo oft dein Finger ſie rührt, gar feurig und ſeltſam
Zu mir ſpricht, und das Herz mir befreit aus Banden der Schwermuth!" —

Divara ſchüttelt das Haupt, bleibt ſpröde, verſchloſſen und ſchweigſam.
Ernſter in ſie dringt Jan, unmuthig. „Du haſt ja nun Alles",
Ruft er, „was du gewollt. Zur Königin ſelber in Zion
Wardſt du erhöht, o Weib! was bliebe dir weiter zu wünſchen?" —

Und ſie ſpricht: „Du verachteſt mich, Jan! Zur Genoſſin des Thrones
Machteſt du Divara, ſchmückteſt das Haupt ihr mit goldener Krone,
Ehrteſt die Königin endlich in ihr, nach dem Winke des Schickſals,

Doch du verſchmäheſt das Weib. Fremd iſt's noch ſtets dem Gemüthe,
Fremd iſt's dem Lager des Königs … wie trüg' ein Weib die Verſchmähung?“
Ihr entgegnete Jan: „Es berief zum Thron dich das Schickſal,
Wie du ſagſt, die Geburt, und ein königlich Wollen im Herzen,
Und im Kampfe der Muth. Doch in welchen Geſtirnen geſchrieben
Fandſt du den Herzenstribut, den von mir du wagſt zu verlangen?“ —
Alſo Jan, da entfärbte die Wange der Stolzen ſich zornblaß,
Höhniſch zuckte die Lippe, der Augſtern funkelte ſeltſam:
Und ſie ſagte: „Du fragſt, in welchen Geſtirnen geſchrieben
Stand dein Herzensgeſchick? o ganz in denſelben Geſtirnen,
Welche zur Taufe geleuchtet am toſenden Sturz in der Davert:
Denn zur ſelbigen Zeit, als oben ihr ſtandet im Mondlicht,
Euch zu verſchwören, ein Reich zu begründen der Freien und Reinen,
Sich, da verſchwor auch Divara ſich tief unten in ſtiller
Schlucht mit mächtigen Geiſtern … iſt nicht ein leiſes Gekicher
Bis zur leuchtenden Höhe gedrungen, auf welcher ihr ſtandet?
Ei, ihr vernahmt's wol nicht, da ihr glühtet in heil'ger Begeiſt'rung?“ —
Alſo ruft ſie, und drohend zum zaubergewaltigen Mannweib
Scheint empor ſie zu wachſen: Doch nein — ſchon umgürtet ſie wieder
Sich mit verlockendem Reiz: ſchon lächeln ſie wieder, die kirſchroth
Blühenden Lippen, es ſchimmern die blendenden Zähne wie Perlen.
Schmeichleriſch nahet ſie Jan, und drängt mit den ſchmiegſamen, heißen
Gliedern ſich ſcherzend an ihn, indeß hinunter den Nacken
Wogt ihr dunkles Gelock. „Laß ab, nach Sternen zu fragen!“
Spricht ſie. „Bebſt du zurück, mein Held? Schreckt Divaras Drohung
Dich? o nein! du bebſt vor der feurigen Liebe des Weibes!“ —
Sprach's, da lächelte Jan, und wie in Gedanken vor ſich hin
Sprach er das Wörtlein Liebe. „Du Tochter des wandernden Stammes,
Rief er ſodann, „ſprich, kennſt du die Liebe? zu wiſſen verlangt mich,
Ob Natur ſie dir gab — ob dieſe durchbohrenden, dunklen,
Ruhlos lockenden Augen erglüh'n auch könnten in Liebe,

Nicht in wilder Begier allein und im Rauſch der Entzückung?
Wahrlich, das möcht' ich ergründen! und wer die Frage mir löſte,
Lohnen ihm wollt' ich es gern mit der Hälfte der Schätze von Zion!
Kann ich doch ſelbſt nicht ſagen, warum dies Räthſel ſo mächtig
Lockt mein thöricht Gemüth! Bei Gott, nicht reizen des Erdkerns
Tiefen, des Meerabgrunds unergründliche, ſeltſame Wunder,
Noch die Geheimniſſe mich des nach oben gegipfelten Abgrunds,
Himmel genannt, ſo ſehr, wie die Tiefe des Weibergemüthes,
Eines Gemüthes wie deins, o Divara! — Wahrlich ich möchte
Thun wie der Römerdespot vorlängſt, der, von Wein und von Liebe
Trunken, das Herz aus dem Leib ließ ſchneiden der reizendſten Sklavin,
Um zu ſeh'n, ob ſie eines beſitze und ob ſie ihn liebe! — —
Nimm die Theorbe, o Weib, und lulle mit Klängen mir dieſe
Frag' in Schlaf, wie die andern, die pochen in meinem Gehirne!“ —
Divara lächelte. „Denkſt du, o Jan“, ſo ſprach ſie, „der Nacht noch
Am Wachtfeuer inmitten des Markts, wo des ſchlummernden Weibes
Haupt hochmüthig und ſpröde von dir mit dem Fuß du hinwegſchobſt?“ —
Sprach's, und ſchlüpfte hinweg, wie die Schlange, nachdem ſie geſtochen. —
Flüchtiges Roth lief über die Züge, die bleichen, des Königs.
Unmuth faßt' ihm das Herz. „Weh' mir, ſo weit iſt's gekommen“,
Sprach er beſchämt zu ſich ſelbſt, „daß des Weibes dämoniſche Augen
Und ihr Theorbengeklimper mit Banden der eitlen Gewöhnung
Mich umſtricken, und mich eine ſchnöde, beſchämende Regung
Heimlich ergreift, wenn ſie mir ſich entzieht, die berechnende Spröde?
Iſt das in Wahrheit das Weib, das ich lange verachtend zurückſtieß,
Das ſo läſtig mir fiel mit den Liebe-verlangenden Augen?
Ei, ſieh da, ein Weib, das wahrhaft nie mich beglücken
Konnte, wie Hilla gekonnt — mich zu quälen vermag, zu verwirren!
Jüngſt noch gereicht' es zum Stolz mir, zum einzigen Troſte, zu ragen
Über den Schwarm und den Wuſt umher und die Welt zu verachten:
Iſt mir's verhängt, nun zuletzt mit der Welt mich ſelbſt zu verachten?
Fordern die finſtern Gewalten, die Zions Blüte verwüſtet,

Ruft mich ſelber heraus zum letzten, entſcheidenden Kampfe? —
Nun, ich will ihn beſteh'n! Ich verachte die ſchnöden Gewalten!
Fühle ja ſtolz mich und ſtark! Nie werd' ich unwürdige Feſſel
Ruhig ertragen! Ich werde mich rächen am ruchloſen Weibe,
Das mich beſchämt vor mir ſelbſt; das, ſchmeichelnd durch tückiſchen Zauber
Erſt mich verwirrt, und jetzt, nur um mich mehr zu verwirren,
Spröd' ſich geberdet und ſtolz! Demüthigen will ich ſie wieder! —
Doch wie bekämpft man am beſten ein Weib? Mit den eigenen Waffen!
Was Natur iſt in ihr, als Kunſt nun will ich es üben —
Kühl und berechnend! Der Kampf, der begann in der Wüſte der Davert,
Kämpfen wir endlich ihn aus, o Divara! und noch erproben
Sollſt du, daß ſtets noch gewachſen an Muth und Kraft dir der Gegner! —
Birg dich vorerſt, weichmüthig Gefühl, in den Tiefen des Herzens,
Larve des Spotts, ſei Waffe du fortan gegen das Weib mir,
Das mich ſo wenig beglückt, und doch ſo ſehr ſchon erniedrigt!" —

Wieder zurück kehrt Divara nun. Mit heiterem Antlitz
Ruft entgegen ihr Jan: „Nun, hat ſich beſonnen der wilde
Schwan? und will er nun wieder mit Klängen das Herz mir erheitern?" —
„Haſt du ſelbſt dich beſonnen?" erwidert die Spröde, „und willſt du
Endlich mir Alles gewähren, was mir die Geſtirne verheißen?" —

Alſo neckten ſie grollend einander, das Weib und der Jüngling.
Siehe, da kam in den Königspalaſt von ſioniſchen Frauen
Eine Geſandtſchaft, heiſchend Gehör vom König, der lächelnd
Winkte Gewährung. Herein nun traten die weiblichen Boten,
Hin vor Jan, noch blühend in Jugend die Einen, die Andern
Üppig gereift, doch Manche darunter verwelkt ſchon und alternd.
Aber es trat aus dem Schwarme, dem bunten, nunmehr die erkorne
Sprecherin vor, ein Weib von entſchloſſ'nem, gewaltigen Anſeh'n,
Und mit geläufiger Zunge ſofort anhub ſie zu reden:
„Hör' uns, o König! Es wehret den Frauen die Bürgerverſammlung,
Mitzuberathen im Rath, und mitzubeſchließen: ſo wenden
Wir uns zu dir, o Gebieter in Zion, dir offen zu künden,
Was wir halten, **wir Frauen**, vom neueſten Brauche der Ehen.

Tilge du wieder, o König, ihn aus, den unſeligen, ſchnöden
Grau'l: denn daß du es weißt, wir ſämmtliche Frauen in Zion
Wir mißbilligen ihn, wir verdammen ihn Alle, verabſcheu'n
Dieſen entſetzlichen Brauch, daß chriſtliche Männer wie Türken
Leben, und Frauen erkieſen, ſo viel ſie gelüſtet. O, tilg' ihn
Wieder den Greuel, Gebieter! Ob auch hartnäckig die Männer,
Wiſſen wir doch, daß ein Wort, ein Blick von dir ſie bewältigt!
Möcht' es dir einmal wieder gefallen, als König zu herrſchen!
Gönnſt du Beſtand ihm, dem neuen Geſetz, dann mögen die Männer
Nur auch für ewige Zeiten verzichten auf Liebe der Frauen!
Jede von uns, die zuvor einem Mann als liebende Gattin
Anhing, oder als Braut, nun haßt ſie ihn, würde die Augen
Ihm auskratzen mit Luſt, ſeitdem ſie weiß, daß er, folgend
Dem gottloſen Gebrauch, nach mehreren Frauen ſich umſieht.
Lieb' um Liebe, ſo ſei das Geſetz, und Treue um Treue!
Gleichwie dem Manne das Weib, ſo gehört ja dem Weibe der Mann auch!
„Freiheit!“ ruft ihr begeiſtert, den Strolch und den Bettler befreit ihr:
Wann doch befreit ihr das Weib? das denkt ihr doppelt zu knechten!
Kinder verlangt ihr von uns, und reichlicher, raſcher bevölkern
Sollen wir Zion? Ihr wollt von uns kein liebendes Herz mehr,
Nur einen trächtigen Schoos? Doch den Segen verſage der Himmel:
Mach' er uns unfruchtbar, und wo nicht, ſo laß' er uns rächend
Dies unheilige Zion mit Wechſelbälgen bevölkern!
Nie auch werden die Männer mit Gründen uns kirren, nur ſchwatzend
Von Vortheilen und Zwecken, und dieſem und jenem Bedürfniß —
Und — das verſteht ſich von ſelbſt — nur immer von ihrem Bedürfniß,
Nie von dem unſern ... Zugleich auch berufen ſie ſich auf die Bibel,
Weiſen auf Abraham uns, auf Iſaak und wie ſie heißen,
Die auch mehrere Weiber gefreit. Nun, wir haben das Buch ja,
Eh' man's verbrannt, in Händen gehabt, und mit Schauder geleſen,
Wie es uns Frauen, uns armen, im älteren Bund ſchon ergangen.
O, wir haben geleſen, wie ſolch' ehrwürdiger Graubart
Oft mit den Weibern verfuhr; wie er heut ſie freite, ſie morgen

Jagte zur Thüre hinaus; wie die Hagar Nachts mit dem Söhnlein
Ihr Erzvatergemahl in die grauſige Wüſte hinausſtieß.
Nein, nichts wollen wir hören von Gründen, noch bibliſchem Beiſpiel
Für ſolch neuen Gebrauch: und was wir erwidern, iſt dies nur,
Daß wir nimmer ihn dulden, wir Frauen, ſo lange das Recht noch
Recht, und das Weib noch Weib, und weibliche Zunge noch Zunge,
Die für unſer Geſchlecht ja zugleich auch Feder und Schwert iſt!" —
„Ja, wahrhaftig, wir dulden es nicht!" ſo fiel in die Red' ihr
Jetzo ein älteres Weib aus dem Schwarm, von behäbigem Anſeh'n.
Und ſie ereiferte ſich: „Nun war ich dem Gatten an zwanzig
Jahre genug, und ſoll ihm auf einmal nimmer genug ſein?
Bin doch geſund noch und friſch, ja, ich darf's wol ſagen, geſünder,
Runder und ſtattlicher jetzt, als damals, wo er mich freite,
Da ich noch unreif war und ein ſchwaches, ein thöriges Mägdlein!
Und nun bringt er ein Püppchen, wie ich es damals geweſen,
Mir in's Haus, und das ſollte dieſelbigen Rechte genießen,
Wie ich ſie zwanzig Jahre genoß als waltende Hausfrau?
Nein, wir dulden es nicht, wir andern berechtigten Frauen!" —
Alſo die Alternde. Schleunig ergriff ein jüngeres Weibchen
Nach ihr das Wort und begann: „O, ihr Älteren ſeid es fürwahr nicht,
Welchen am heißeſten lodert die Hölle. Wir Jüngern, gezwungen
Folgend dem Mann in's Haus und in's vielſpännige Bette,
Haben den ſchlimmeren Theil. Ihr älteren Frauen mißgönnt uns
Jeglichen freundlichen Blick aus den Augen des Mannes, und glücklich
Iſt, die geſcholten allein von der ältern Genoſſin, und nicht auch
Schmählich gepufft und am Boden umher bei den Haaren gezerrt wird!
Doch nicht Ältere bloß mit den Jüngeren — unter einander
Haben die Jüngern genug auch der eifernden Sucht und des Zankes.
Nein, viel lieber verkümmern im Haus, altjüngferlich-einſam,
Als ſo gefreit! Wie kann da wirkliches Glück uns erblühen?
Denn nicht können wir lieben und nicht froh werden des Gatten,
Wenn er der Trefflichſte auch, und der Schönſte, der Edelſte wäre!" —

Lächelnd entgegnet der König, indeß anmuthiger Spott ihm
Neckiſch die Lippen umſpielt: „Ei, wirklich? ich ſollte doch meinen,
Beſſer ein Mann, ein ganzer, wenn auch nur zur Hälfte gewonnen,
Als ein Mann, der ein halber nur iſt, ausſchließlich beſeſſen! —
Aber erwägt, ihr Frau'n! ſoll wirklich verzichten der Bürger
Auf ſo manchen Gewinn, den ihm Vielehe bereitet,
Dem zu Lieb', was ſo fraglich, ſo wenig verläßlich: die Neigung
Mein' ich in weiblicher Bruſt? — Nie, ſagt ihr, vermöchtet ihr liebend
Anzugehören dem Mann, der mehrere Frauen erkieſet?
Sagt doch einmal, iſt ſo ſicher man euerer Liebe und Treue,
Wenn man nur eine von euch ſich erkieſ't? Ihr erkaltet doch immer
Dann am Erſten, ſobald ihr des liebend errungenen Mannes
Sicher euch wiſſet! Der Zweifel dagegen, die Angſt, die Beſorgniß
Hält euch das Herz in der Bruſt und die Glut im Herzen lebendig.
Und ſo wird aus des Neides Gefühl, der des einzelnen Mannes
Lagergenoſſinen quält, auch manches Erfreuliche ſprießen.
Denn einen rühmlichen Eifer in euren Gemüthern entflammen
Wird er, dem Mann zu gefallen, und ihn nicht bloß zu gewinnen,
Nein, auch zu feſſeln — ihn nicht durch Launen und Kälte zu foltern!
Und ſo füget euch denn, ihr Frau'n, in die leidige Satzung:
Hilfe vermöcht' ich euch nicht zu gewähren, auch wenn ich es wollte:
Wenig ja nützt mir des Blicks und der Stimme Gewalt, die ihr rühmet:
Denn ich habe verzichtet ſchon lange darauf, ſie zu brauchen!
Sion, ſo hab' ich's beſchworen, es ſoll eine Stätte der Freiheit,
Oder es ſoll nicht ſein! Es geziemt mir gewähren zu laſſen —
Ziemt mir zu achten den Schluß der berathenden Männerverſammlung!"

Alſo der König. Da tritt vor ihn aus dem Schwarm der Verblüfften
Ein reizprangendes Weib, ſchlank, lilienweiß und mit braunroth
Schimmerndem Haar. Und ſie ſpricht mit leiſer, erbebender Stimme,
Liebliche Röthe der Scham auf den Wangen: „O leuchtender König
Wenn du nimmer zu helfen vermagſt den Vermählten in Sion,
Magſt du des Fleh'ns dich erbarmen der Freien, die Keinem vermählt noch! —

Eines verlangen wir nur, wir Freien, daß keine von uns mehr
Werde gezwungen, zu folgen dem Mann, für welchen ihr Herz nicht
Liebend erglüht, und daß es geſtattet, zu weilen in Zion
Mägdlich frei wie zuvor, nur gehorchend der Stimme des Herzens!
Solches, o König, erfleh' ich von dir, die als edelgeborenes
Weib ich gelebt vordem in dem Hauſe des mächtigſten Domherrn,
Meines begüterten Ohms, dem in's Lager hinaus ich gefolgt war,
Liebend umworben alldort und gehegt wie der Apfel des Auges.
Aber es zog mich der Drang unſeliger Herzensbethörung
Nach der belagerten Stadt: ich ſtahl mich hinweg aus dem Lager
Wenige Tage nur ſind's — und hier in den Mauern von Münſter
Pocht mein liebendes Herz im Geheimen entgegen dem Hohen,
Deß hellleuchtendes Bild ſeit Monden ſo hehr und verlockend
Immer vor Augen mir ſtand. Nun iſt zur Qual mir der Anblick
Jegliches anderen Mannes, und flehend verlang' ich, o König,
Ohne Behelligung wandeln zu dürfen als Tochter von Zion,
Einzig bedacht, den im Stillen Geliebten von Ferne zu ſchauen,
Schweigend das Herz ihm zu weih'n, bis endlich das Aug' mich des Edlen
Gnädig trifft, und die Gluten entdeckt, die für ihn mich durchlodern"...
Alſo das blühende Weib, und es fragte der König: „Wer biſt du,
Und wer iſt der Erleſ'ne in Zions Mauern, der ſolches
Weib zur Minne berückt? nicht ſchwer wol möcht' es dir werden,
Ihn zu gewinnen, zu feſſeln, und ganz ihn dir zu verbinden!" —
Alſo der König; da ſenkte mit neuem Erröthen die ſchlanke
Schöne den ſtralenden Blick, und endlich mit wogendem Buſen
Sprach ſie: „Zu reden gebeut'ſt du! Ich bin Gabriele von Ottwitz!
Und der geprieſene Held, deß königlich leuchtendes Weſen
Mir entflammte das Herz, noch eh' ich mit Augen ihn ſchaute,
Fort mich Thörichte trieb zuletzt aus dem Lager des Biſchofs —
Zürne mir nicht, o König und Herr! Du ſelber — du biſt es!" —
Mächtig erſtaunten die Frau'n. Nachdenklich blickte der König
Hin auf das glühende Weib. Da durchzuckt' ihn ein raſcher Gedanke.

Und er ſprach bei ſich ſelbſt: „Hab' ich nicht eben geſchworen,
Mich an der Kühnen zu rächen, die vor mir ſelbſt mich erniedrigt,
Die mich verwirrt und quält? — Als Puppe verſchmäht ſie zu prangen
Auf dem ſioniſchen Throne? ſie fordert die Rechte der Gattin,
Um mich ganz zu beherrſchen? — Wie wär's, wenn ich andere Puppen
Neben ſie ſtellte zum Trotz? wenn ich mir ein Häuflein von Weibern,
Folgend ſioniſcher Regel, zu „Königinnen“ erkieſ'te,
Sie mit Flitter behangte, wie Divara ſelbſt ich behängte?
Leeres Gepräng nur wären ſie mir — das ſchwör' ich dir, Hilla!…
Ward zum leeren Gepräng', zum Spiel nicht längſt mir das ganze
Königthum? was ſollten mir nicht auch blühende Weiber
Leeres Gepräng' nur ſein? … Eine grinſende Maske des Hohnes
Sei das Gepränge, das Spiel mir, womit ich beſchäme des kühnen
Weibes Gelüſt, das gedachte, das ſtolzeſte Herz zu beherrſchen!“ —
Alſo ſann er bei ſich, dann wandt' er ſich heiter zur Schönen:
„Hebe das Haupt — nicht ſenke das Aug', liebreizende Fraue!
Wiſſe, dich führte hieher in günſtiger Stunde das Schickſal!
Weichend dem Wunſche des Volks, den ich oft ſchon habe vernommen,
Bin ich ſelbſt nun entſchloſſen, aus blühenden Töchtern von Sion
Etliche noch zu erkieſen zu Königinnen in Sion!
Neben der Wittwe des großen Propheten, nun königlich waltend,
Sollſt du die Nächſte mir ſein fortan, Gabriele, du Schöne!
Und es erfreut mich, dahier in der Schaar anmuthiger Frauen
Manche zu ſchauen, die noch nicht anderem Gatten verpflichtet,
Und die es werth durch prangenden Reiz, eine Krone zu tragen!“ —
Divara hörte. Ihr Blick auf Jan, ein vergifteter Pfeil iſt's:
Denn ſie begreift, ihr gelte der Streich, den er führte ſo plötzlich …
Aber mit klopfendem Herzen vernehmen die Rede des Königs
Rings im Kreiſe die Frauen, die Keinem vermält noch, die Jungfrau'n:
Und die noch eben erbittert und grollend verdammten den neuen
Brauch in Münſter, und Fehde geſchworen für immer den Männern,

Gänzlich beherrſcht der Gedanke ſie jetzo, das eitle Verlangen,
Werth zu erſcheinen der Liebe und werth des Begehrens dem hohen
Herrlichen Jüngling, der Allen ſchon längſt war geweſen ein Abgott.
Holdes Erröthen und Lächeln und minnige Blicke begegnen
Allwärts lockend dem Auge des königlich glänzenden Freiers.
Siehe, wie drängt, ſchier ohn' es zu wiſſen, zu wollen, die Eine
Jetzt ſich der Anderen vor, und die Frauen im Kreis, die vermält ſchon,
Und ſo entrückt der Bewerbung, ſie blicken mit heimlichen Seufzern
Vor ſich hin. Und Mancher noch ſtrahlt in den Blicken die Hoffnung,
Durch vorleuchtenden Reiz und die glühende Sprache der Augen
Auch ſo noch zu obſiegen, des Königs Herz zu beſtechen!“

Aber die muſternden Blicke des Jünglings, ſie treffen ein reizend
Paar von Schweſtern, in Zügen verwandt, doch verſchiedenen Alters:
Üppig erſchloſſen die Eine, der offenen Roſe vergleichbar,
Mägdlich und zart noch die And're, die Knoſpe nur eben erſchließend.
Und er erkundet die Namen der Schweſtern, die eine Geſtalt ihm
Zeigen in holdem Contraſt von erſchloſſ'ner und knoſpender Blüte.
Und er vernimmt, daß ſtammend aus edlem Geblüte die Beiden,
Aber verwaiſ't und verarmt, weit waren im Lande geprieſen,
Und von Geſchenken umworben begüterter Freunde der Schönheit.
Doch, nicht minder verlockend, ein blaſſes, doch liebliches Antlitz,
Mit blau-ſchmachtenden, warmen, und liebe-verheißenden Augen,
Blickte zu Zan empor. Er vernahm, daß gelebt ſie als Nonne:
Und er verſtand es, das lange gedämpfte, verzehrende Feuer,
Das nun bacchantiſch entfeſſelt in ſchmachtenden Augen entbrannte.
Neben ihr ſtand, nur klein von Geſtalt, doch üppig, mit großen
Augen ein Jungfräulein: ihr Blick war begehrlich und ſchelmiſch,
Und ihr lachte von Lippen und Augen der roſige Leichtſinn
Der nur ſtrebt zu gefallen, zu ſchmücken ſich und zu vergnügen.
Schon war freilich ihr Herz einem blühenden Werber verpfändet,
Den ſie allein zu beſitzen gewünſcht. Doch jetzt, da des Königs
Aug' auf ihr ruhte, vergaß ſie den Werber und dachte des Glanzes
Nur, und des goldenen Reifs, der plötzlich ihr winkte verlockend.

Alſo muſterte Jan die in Stolz und Hoffnung erglühten
Töchter von Zion, und lächelnd, in heiter erzwungener Laune,
Divara's Stolz zum Trotz, zum Hohne der Welt und dem Schickſal,
Kor er zu Bräuten ſich aus, zu Schaufiguren und Puppen,
Die vor den Andern an ihn ſich gedrängt: Gabriele, die ſchöne,
Und das gefeierte Paar von Schweſtern, die ſchmachtende Nonne,
Und das begehrliche Kind mit leichtſinn ſprühenden Augen,
Elſe genannt, das vergeſſen ſo plötzlich des älteren Freiers.
Und auffordert er jetzt die Erkorenen: „Offen bekennet,
Ob ihr der Werbung zu folgen geſinnt, freiwillig und zwanglos?“
Alle bejahen es ſtolz und mit freudig erſtralenden Augen.
„Gehet nun hin“, ſpricht Jan, „und verkündigen wird es ein Herold
Morgen dem Volk, daß der König aus heimiſchen Töchtern von Zion
Königinnen erkor, die vereint mit Divara thronen.
Aus den Behauſungen wird euch ſodann ein prangender Aufzug
Herrlich geſchmückt und gekrönt zu meinem Palaſte geleiten!“
Sprach's, entlaſſend die Frauen: es gingen von dannen die Einen
Freudig und ſtolz, doch die Andern gequält vom Stachel des Neides.
Aber es warf, eh' er ſelbſt ſich wandte von hinnen zu gehen,
Noch einen Blick auf Divara Jan, und mit lächelndem Spotte
Spricht er: „Noch immer ſo übelgelaunt, ſo verdüſtert der wilde
Schwan? Er gefällt dir doch wol, dein neuer und glänzender Hofſtaat,
Den ich geworben ſoeben aus reizenden Töchtern des Landes?
Selbſt zwar lob' ich ihn nimmer, den neuen Gebrauch, doch des Volkes
Wunſch und Wille gebeut — und dem König geziemt's zu gehorchen.
Und was ſoll ich nach bittrer Enttäuſchung den Troſt mir verſagen,
Mich umgeben zu ſeh'n von erheiternder Blüte der Schönheit?
Gleichthun will ich's dem Mann, der, als er das brennende Haus nicht
Länger zu löſchen vermochte, gemach an den Flammen ſich wärmte!“ —
Alſo der König und bohrt mit Bedacht in den Buſen des kühnen
Weibes, das Meiſterin ſchon ſich geglaubt, ſein ſtachelndes Scherzwort.

Divara ſchweigt, erbfahl das Geſicht, des dämoniſchen Auges
Stern, er zitterte wieder und funkelte, grünlich und unſtät:
Ganz ſo funkelt er nun, wie das Auge der Schlang' in der Davert,
Vor dem Jan ſich entſetzt . . . und jetzt auch weicht er mit Schauder.
Doch in der Zauberin Zügen, da dämmert, nachdem er verſchwunden,
Malig ein lachender Hohn und vor ſich hin murmelt ſie tückiſch:
„Brüſte dich nur, o Jan, und ſpotte! noch halt' ich dich dennoch,
Halte dich feſt an den Banden des unaustilgbaren Zaubers,
Welcher geheim dich umſpann beim Erdbeerſchmauſe in der Davert.
Einen gewaltigen Trumpf ausſpielſt du, verwegener Jüngling!
Aber die zierlichen Puppen mit glatten und roſigen Lärvchen,
Selber das Liebesgegirr der entlaufenen Dirne des Domherrn,
Soll nicht lange mich ſtören, und nicht aufhalten den Sieg'slauf
Jener Gewalten, die kühn ſich verſchworen zum Sturze von Sion.
Bald nun iſt es vollendet, der ſüßen und lieblichen Rache
Werk an dem feigen Geſchlecht: *mein* Geiſt iſt's und meiner Getreuen
Geiſt, der herrſchet in Sion — *dem Stolze der „Freien und Reinen“*
Warf ich entgegen den Hohn der entzügelten ewigen Kräfte,
Die da lachend obſiegen, und ewig beſchämen die Schwärmer!
Mein iſt Sion, und mein muß taumelnd zuletzt auch der Jüngling
Werden, der Stolze, der rein ſich bedünkt und erhaben vor Allen,
Mein mit Leib und mit Seele, die Gluten des Brandes zu löſchen,
Der mir den Buſen durchwüthet: die Gluten der *Lieb'* und der *Rache!*
Halb iſt der Sieg erſt mein: als Königin, Rächerin, Heldin,
Hab' ich geſiegt — nun will auch das *Weib* triumphiren in Sion!“

Neunter Geſang.

Mitternacht im Dom.

Wieder im Königspomp zieht hin zum prangenden Marktplatz
Jan, Recht ſprechend dem Volk, wie er pflegt allwöchentlich. Wieder
Prunken beritten zur Seit' ihm die Träger der Würden in Zion
Und der Trabanten Gefolg' in den ſchimmernden bunten Gewändern.
Aber auch Divara folgt, und mit ihr die anderen Frauen,
Welche der König erkor, Diademe gedrückt in die Locken,
Stralend in Sammt und Damaſt, aus Gewanden des Domes geſchnitten,
Und im Glanz der Juwelen und Ketten und goldenen Spangen,
Welche gegleißt an den Leibern der Heiligen und der Madonnen.
Weich umſchmiegte die Schultern das ſchimmernde Vließ, und es prangte
Auf buntſchillerndem Sammte des Hutes die farbige Feder,
Lang nachwallend; es blitzte von edlem Geſteine der Gürtel,
Blitzte der Purpurſchuh. Stolz wiegten die blühenden Weiber
Sich in den Satteln, wie Falter auf Blumen; und neben den Zeltern
Schritten die prunkenden Diener, in Händen die purpurnen Zügel.
Ja, wol war es der Pomp noch, der alte, ſo ſtolz und ſo glänzend,
Wie am Tag, wo um Jan von Leyden, den herrlichen Jüngling,
Wogte der Krönungszug durch die jubelnden Straßen von Münſter.
Aber der König, er war's nicht mehr, der mit goldenen Sporen
Damals ſpornte das Roß, und deß königlich leuchtendes Antlitz
Sinn und Bedeutung lieh dem entfalteten ſtolzen Gepränge.
Läſſig umſchmiegte der Sammt ihm, der ſchillernd verzierte, des Pelzrocks,
Jetzt die gebeugte Geſtalt, und läſſig über die Bruſt hing
Jetzt ihm die Kette, die gold'ne, die wuchtige mit der gekrönten
Kugel der Welt. Bleichwangig, gekehrt in ſich, und verdroſſen,

Saß auf dem Zelter er nun, der, matt nur geſpornt, wie in Schwermuth
Senkte das Haupt auch ſelbſt. Nur manchmal, wenn ſich des Träumers
Antlitz hob, ſein Aug' blitzartig ſtreifte die Menge,
Schien's, als belebe ſich neu die Geſtalt, als zuckten die Finger
Krampfhaft ihm an dem Griffe des Schwerts; doch wieder verſank er
Still in ſich, wie gelähmt: wie gebrochene Flügel des Adlers
Hingen herab ihm die Arme . . .
Doch gern an den Zügen des Jünglings
Hing noch das Volk, das ſich drängte von überall her, um zu ſchauen
Ihn und den prächtigen Zug. „Heil!“ riefen ihm lärmend die Männer,
„Heil“ auch riefen die Frau'n, die Matronen, die Jungfrau'n: immer begeiſtert,
Immer noch ſchwärmend für ihn, den erkorenen König von Sion.

Unter den Weibern hervor ſtralt Divara. Stets wie ein Dämon
Blickt ſie, welcher zur Sünde verlockt, und den Sünder zugleich auch
Reißt in die Flammen der Hölle hinab. Doch am meiſten begafft ſind
Jetzo die kürzlich Gekrönten, die Jan ſich erkoren. Sie muſternd
Sagte mit blinzelndem Aug zum Nachbar Mancher im Volke:
„Wahrlich, die träumten ſich's nicht, daß zu ſolchem Geſchick ſie erleſen!“ —
„Ei, nicht Alles, was glänzt, iſt Gold!“ rief Einer. „Der König,
Müßt ihr wiſſen, behandelt die Weiblein ſchier wie der Pfauhahn
Die Pfauhennen behandelt; und ſchlimmer ſogar: denn er hat noch
Keine von ihnen in Liebe berührt, wie ich hör'; und er ſpielt nur
Dann und wann ſo mit ihnen, aus Langweil', oder in Mißmuth,
Wie mit den ſcheckigen Rüden in ſeinem Palaſt. Es erzählte
Mir ein Befreundeter, welcher dem König dient im Palaſte,
Kürzlich hab' er die Jutta, die Jüngſte der Weiber des Königs,
Faſt noch Kind, in der Hall' auf dem Teppich ſitzend gefunden,
Zwiſchen den rieſigen Hunden, den Lieblingsgenoſſen des Königs.
Und da habe der König, in übelſter Laune, wie toll ſich
Damit vertrieben die Zeit, daß er, mit geſchwungener Peitſche,
Durch einander zum Scherz ſie hetzte, das Weib und die Rüden,
Bis zu weinen die Kleine begann und zu heulen die Hunde.

Seht, ſo behandelt der König die reizenden Dinger, nach welchen
Anderen wäſſert der Mund! nur Divara ſcheut er, die braune!“ —
Aber gelangt nun war mit dem langen Gefolge der König
Bis auf den prangenden Markt vor das Rathhaus, dort, wo ein Thronſitz
Ragte, behangen mit Tüchern, in Gold und Silber geſtickten.
Und es erhob auf den Thron ſich Jan: zur Seit' ihm die erſten
Träger der Würden in Sion, desgleichen die prunkenden Frauen.
Und Herolde begannen dem Volk zu verkünden, eröffnet
Harre das Königsgericht: da drängten vorerſt ſich die Weiber
Klagebegierig heran, wie ein Schwarm von kreiſchenden Elſtern.
Aber es winkte der König zu ſich hin die Ält'ſten von Sion,
Welchen vertraut Obhut und Verwaltung in Münſters Bezirken.
Sie zu vernehmen gedacht' er vor andern. Sie gaben Bericht ihm
Von dem Verhalten der Bürger. Da wurden die Einen bezichtigt,
Daß ſie die Schaffner bedrängt, und mehr, als erheiſchte die Nothdurft,
Hatten verlangt für ſich, ſo verkürzend beſcheidener Bürger
Theil; und And're, daß, trotzend ſioniſcher Gütergemeinſchaft,
In den Behauſungen Geld ſie, und anderen Werth noch verbargen.
So vor den Richter geſchleppt ward Einer, bei dem man ein goldnes
Ringlein hatte gefunden: er trug es verſteckt an den Zehen.
Etliche wurden genannt, die Eigenbeſitz zu erwerben,
Und dann unter einander geheim, entgegen der Satzung,
Kauf und Verkauf zu betreiben, auch wol gar eigenen Haushalt
Hinter dem Rücken der Andern zu führen geheim ſich vermaßen.
Müller und Brauer auch wurden belangt, die gebraut und gemahlen
Heimlich für einzelne Bürger; auch Solche, die ihrer Behauſung
Thüren und Thore verriegelt, obgleich die ſioniſche Ordnung
Schlöſſer verbot und Riegel. Es traf auch Viele der Vorwurf,
Daß ſie träge beſorgt, was ihnen oblag zu verrichten,
Oder verweigert ſogar die Verrichtung: obgleich der Gemeine
Doch zuſtehe das Recht, zu vertheilen in Sion die Arbeit,
Wie ſie vertheile des Lebens Bedarf vom gemeinſamen Vorrath.

Solches und Anderes klagten die Älteſten. Aber es ſchwiegen
Nicht die Beklagten. Es riefen die Anſpruchsvollen, und Jene,
Die man des Eigenbeſitzes gezieh'n und eigenen Haushalts:
„Iſt nicht auch, wie die Menſchen, verſchieden der Menſchen Bedürfniß?“
Andere gaben zurücke den Ält'ſten und Schaffnern den Vorwurf,
Klagten ſie an: „Partheiiſch verfahrt ihr im Werk der Vertheilung,
Mehr zutheilend dem Einen, und Beſſeres oft als dem Andern!
Ja, wir ſagen es dreiſt, daß Betrug und Entwendungen heimlich
Oftmals verkürzen den Bürgern die ſpärlichen Biſſen, die kleiner
So ſchon werden von Tag zu Tag!“ Die man hatte bezichtigt,
Daß ſie verriegelt die Thüren, entgegneten: „Gibt es in Zion
Nicht noch Leute“ — ſie ſchielten dabei nach den braunen Geſellen
Divaras hin — „die man oft umher in den Straßen verdächtig
Schweifend gewahrt von Hauſe zu Haus, mit ſpähenden Blicken
In die Gemächer ſich ſchleichend, und wol auch kecklich verlangend,
Daß, nachdem ſie vergeudet ihr Theil vom gemeinſamen Vorrath,
Nun ſein Theil auf's Neue der Müßige theile mit ihnen?“
Die man der Trägheit hatte gezieh'n und ſtörriger Säumniß,
Fragten: „Warum doch gebt ihr gerade die ſchwerſte Verrichtung
Oder die niedrigſte uns? warum ſoll uns es obliegen,
Straßen und Plätze zu fegen, zu kehren bei Zeite den Unrath?
Sind wir ſchlechter als And're, und ſämmtliche Bürger in Zion
Nicht vom ſelbigen Rang? Wir begreifen es freilich und leugnen es
Nicht, daß dergleichen auch wolle gethan ſein; aber warum doch
Sollen denn wir es thun, und warum nicht lieber die Andern?“
Etliche fragten: „Warum nur ſollte ſich Einer noch placken,
Da doch Keiner vermag durch Arbeit mehr zu gewinnen,
Als die bequemer ſich's machen? Da Eigenbeſitz zu erwerben
Noch war erlaubt, man wußte, wofür man ſich plackte; doch jetzo
Weiß es Keiner: wir eſſen doch All' aus dem nämlichen Topfe!“ —

„Männer von Zion!“ begann nach ſinnendem Schweigen der
König;
„Männer von Zion! mich dünkt, da von euch nun gewichen der Geiſt iſt

Welcher die Neuerung ſchuf, ſo ſollt' auch fallen die Neu'rung!
Kehret zurück zur alten verlaſſenen Weiſe des Lebens!
Gütergemeinſchaft — wiſſet, ſie könnte nur werden zur Wahrheit,
Wenn ein höherer Geiſt für immer durchdringt die Gemeine:
Sonſt entartet das Leben, erſtarrt zum hölzernen Triebwerk,
D'ran ſich nüchtern und dumpf, ſeellos-einförmig die Menſchen
Ewig im Kreis als treibend-getriebene Räder bewegen!" —
Alſo der König. Entgegen ihm kreiſcht mit höhnendem Grinſen
Krechting: „Was ſagſt du? es wäre gewichen der Geiſt von den Unſern?
Nein, er regt ſich, iſt mächtig im Munde der klügeren Männer!
Wahlſpruch iſt es für uns: „Kein Stillſtand, Männer! nur
vorwärts!"
Und du drängſt uns zum Alten zurück? Wenn Einzelne fehlen
Gegen die Regel in Sion, ſo ſoll das büßen die Regel?
Strafe die Schuldigen lieber, die gegen die Regel geſündigt!" —
So rief Krechting; es ſcholl zuſtimmender Ruf aus der Menge.
Flüchtig umſpielt ein Lächeln des Königs Geſicht. Er erhebt ſich,
Und er richtet. Die Maß nicht hielten, verdammt er zu halber
Koſt, und die Säumigen, Trägen, verdammt er zu doppelter Arbeit.
Die ſich ſtörrig erwieſen und fragten, warum man die Straße
Ihnen zu fegen geboten, verdammt er die Straße zu fegen,
Daß ſie künftig doch wüßten, warum ſie fegten die Straße.
So für Jeglichen ſprach er das Urtheil. Aber den Schaffnern,
Wie auch den Ält'ſten empfahl er, zu theilen in ehrlichem Gleichmaß
Unter die Bürger des Lebens Bedarf; den Geſellen des braunen
Stammes verbot er, müßig umher in den Straßen zu ſchleichen.
Jetzo wogten heran aus dem Schwarme des Volkes die Kläger,
Weiber zumal, die ſich drängten und ſtießen; denn jegliche wollte
Kommen die erſte zu Wort: es erſcholl mißtöniges Lärmen.
Als nun erblickte die Schaar klagführender Weiber der König,
Wie ſie auch ſonſt zahllos ihn umdrängten an jedem Gerichtstag,
Wandt' er unmuthig ſich ab. Doch Lips, ſein hinkender Freund, ſprach
Merkend des Königs Verdruß: „Du biſt heut' übel gelaunt, Jan!

Laß mich ſpielen den Richter für dich: ich kenne die Weiber,
Weiß ſie baß zu behandeln!“ Da lächelte Jan und verſetzte:
„Lips, mein trefflicher Narr, du magſt ſie entſcheiden an meiner
Statt für heut, als Richter, die häuslichen Zwiſte von Sion!“
„Gut“, ſprach Lips; „ich will es. Ihr Bürger! zwar bin ich ein Narr bloß,
Aber ich denke, daß Gott mit dem Amte mir auch den Verſtand gibt!
Kommt denn heran, ihr Weiber! mit häßlich zerkratzten Geſichtern
Seh' ich die Meiſten von euch: das iſt worden in Münſter die Haustracht,
Seit die ſioniſchen Männer ſich doppelt beweiben und dreifach.
Ja, das bringt ſo die Zeit mit ſich. Wie die Gütergemeinſchaft
Leicht wo ein Fremder erkennt an Schmutz in den Straßen und Mißduft,
So getrau' ich mir auch in jeglicher Stadt zu erkennen
Die Vielehe ſogleich an zerkratzten Geſichtern der Weiber.“
Sprach's. Da begannen die Klagen der älteren gegen die jüngern
Weiber, und wieder ſodann auch der jüngeren gegen die ältern,
Wie auch der jungen vermählten Genoſſinnen gegen einander.
Schmählich hatten ſich Viele mißhandelt mit Worten und Thaten.
Ward doch geführt vor den Richter ſogar ein trotziges Mannweib,
Welches erwürgt die Genoſſin. Es ward eine And're beſchuldigt,
Daß ſie den Gatten er[illegible] im Schlaf. Schweiß trof von der Stirne
Dem ſtreng richtenden Lips. Er verfügte, daß jeglicher Bürger
Halte die Gattinnen immer getrennt in verſchied'nen Gemächern,
Und verſchiebe den Riegel der Thür an jedem Gemache,
Wenn er verlaſſe das Haus.
Noch andere Klagen entſchied er
Mit ſalomoniſcher Weisheit. Gealterte Lüſtlinge wurden
Schmählich verklagt und beſchämt von den eigenen blühenden Weibern
Weil ſie zur Ehe genommen die jüngſten und friſcheſten Mädlein,
Sie untüchtige Greiſe, betrügend die knoſpende Jugend
Um ihr ewiges Recht auf die Freuden der Lieb' und des Lebens.
„Seht mir doch!“ ſprach Lips, „ſo machen ſie's immer, die Alten!“

Fauniſcher, lüſterner gibt es auf Erden doch nichts als die Ohnmacht!
Nimmt ſich die würzigſten Blüten für zitternde Hände zum Spielzeug!
Schämt ihr euch nicht, Graubärt', Eunuchen des eigenen Harems,
Blühende Weiblein zu hüten, wie Barren des Goldes und Silbers?
Setzt es in Umlauf lieber, das blanke Metall, daß es Prager
Findet und Nutzung bringt; und wärmet das nächtliche Lager
Mit Wärmpfannen euch lieber, als mit jungfräulichen Gliedern!“ —
Männer verklagten die Frau'n, weil trotzig und spröd ſie der Ehe
Pflichten verweigert, und Andre begehrten die Scheidung, dieweil ſie
Satt der Geſponſinnen waren. Es fällte für Solche das Urtheil
Wider Erwartung Lips. Abſprach er Jenen die Weiber,
Weil erſichtlich ſie nicht zu behandeln verſtünden die Weiber:
„Wer nicht Manns genug, um ein ſprödes Gemahl zu bezähmen“,
Sagt' er, „den Trotz ihr zu brechen durch ſchmeichelnde zärtliche Werbung,
Dieſer verdient auch keines!“ — Den Anderen aber gebot Lips:
„Euch ſoll bleiben das Weib zeitlebens, zur Sühne dem Unmaß!
Hättet vom Übermaße vordem ihr euch ferne gehalten,
Würdet ihr jetzo auch nicht vom Überdruſſe geplagt ſein!“ —
Weiber auch wurden beſchuldigt des frevelen Bruches der Ehe.
Da nun erforſchte den Gatten, den Buhler, und jeglichen Umſtand
Lips, der Gerechte. Und hört' er, daß ſorglos geweſen der Gatte,
Daß er thöricht dem Weibe vertraut, daß er frei ſie gelaſſen,
Daß beim Wein er ſchwätzte von ihren verborgenen Reizen
Mit den Genoſſen, und ſelber in's Haus ihr führte den Buhlen —
Hört' er Solches, erboſte ſich Lips, und verdammte zu ſchwerſter
Tagarbeit in den Schanzen der Stadt den verblendeten Gatten,
Durch Fasttage verſchärft. „Bei Gott!“ ſo rief er, die Buhler
Sind es nicht, und die Schmeichler und glatten Sponſierer — die blöden
Gatten nur ſind es — die blinden, vertrauensſeligen Tropfe,
Welche die Weiber verderben!“ So ſprach er und trennte vom Gatten
Fortan für immer das Weib. „Denn beſſer gelöſ't als gebrochen!“

Rief er, als Einer ihn fragt', ob es rathſam, Ehen zu löſen?
Und er ſchickte ſogleich in's Haus dem Verführer das Weibchen.
Zahllos waren die Männer und zahllos waren die Weiber,
Welche zu tauſchen verlangten die Gattinnen oder die Gatten.
Keck und lüſtern, entweihend des Herzens verſchämteſte Tiefen,
Kamen die Frauen, verderbt durch ſioniſchen Brauch wie die Männer.
So auch drängten vor Andern ein älteres Weib und ein junges
Sich zu dem Richter heran. Es erbat einen älteren Mann ſich
Die, einen jüngeren Jene. Die Ält're berief auf die Regel
Sich, daß im Bunde der Ehen den Ausſchlag gebe die Neigung:
Sie nun, ſagte ſie, müſſe geſteh'n, daß ihr blühende Knaben
Beſſer als reifere Männer gefielen. Ihr jetziger Gatte
Sei ſchon Witwer geweſen; und darum erbitte ſie höflich
Sich vom König zum Mann einen noch unſchuldigen Jüngling,
Der kein Weib noch geküßt; denn darnach ſtehe der Sinn ihr . . .
„Wie viel Jahre nun zählſt du?" fragte der Richtende. „Dreißig!"
Lispelte ſie. „Du lügſt!" ſprach Lips; „dein Wunſch iſt ein Zeiger,
Welcher auf Vierzig weiſ't! Es bezaubert in kräftiger Reife
Männlich der Ritter das Jungfräulein, und der Page die Vettel.
Weibergetändel beginnt mit Puppen und endet mit Püppchen!"
Sprach's und wandte zur Jüngeren ſich, die verlangt' einen ältern
Mann, als den Laffen, der neben ihr ſtand, unbärtig und blöde.
„Haſt du rauh ſie behandelt?" ſo fragte den blöden Geſellen
Lips. Der zögerte, ſagte verſchämt: „Nein, blöde nur war ich,
Ohne Geſchick und Erfahrung — da weinte ſie, zürnte mir ſtörrig" . . .
„Ohne Geſchick und Erfahrung?" verſetzte der richtende Schalksnarr,
„Ei, das iſt ſchlimm! Denn keinen entſetzlichern Quäler und Feind hat
Jugendlich-magdliche Scham, als den Unſchuldstölpel! Gar leichtlich
Iſt Euch Beiden zu helfen, ihr Weiblein! Tauſchet die Männer!
Freie die Ältliche, Burſch, und du, Blühende, folge dem Wittwer!" —

Sprach's, und es fügten die Vier ſich dem Spruche zufrieden und willig.
Ein frechblickendes Weib, aus dem Schwarme geführt vor den Richter,
Wurde bezichtigt, daß unter den Frau'n ſie kecklich verkündet,
Daß es erlaubt ſein müſſe nunmehr auch den Frauen in Zion
Mehrere Männer zu freien. „Warum doch“, wandte ſie trotzig
Sich an den richtenden Lips; „warum ſoll Weibern verſagt ſein,
Was euch ihr Männer erlaubt? Iſt's nicht für Alle daſſelbe?“ —
„Nein!“ entgegnete Lips! „nicht iſt's daſſelbe, du Dirne!
Kann doch beſtehen die Welt, wenn auch ſie geworden zum Harem,
Aber es gnad' ihr Gott, wenn dereinſt Bordell ſie geworden!
Nein, nicht iſt es daſſelbe, das wiſſe! — was du da verlangteſt,
Nicht nur der Himmel verdammt's, die Natur auch ſelber verflucht es!
Jagt mir die Metze zum Thore hinaus, zu den Söldnern des Biſchofs!“ —
Endlich ſchienen die Klagen erſchöpft für dieſen Gerichtstag,
Sämmtliche Fragen des Rechtes, die großen und kleinen. Da ſiehe,
Sprang noch Einer zuletzt von den Satelliten der braunen
Divara plötzlich hervor, und mit funkelnden Augen begann er:
„Schalksnarr! ſteig von dem Stuhl, laß Recht nun ſprechen den König!
Ja, ſprich Recht nun, o König! Den friedlichen Scepter, o leg' ihn
Ab, und greif nach dem blutigen Schwert. Sonſt biſt du geſchändet,
Biſt für immer entehrt! Hör' an, ein abſcheulicher Frevel
Wurde begangen an dir, dem erhab'nen Gebieter von Zion!
Hört es, ſioniſche Bürger! Vernimm es, o leuchtender König!“
Alſo der braune Geſell, und ſprang und geberdete raſend
Sich vor Jan. Der hieß ihn künden die Sache. Da rief er:
„Dir ward ſchmählich beſudelt, o Herrſcher, die Ehre! Gebrochen
Hat von den Frau'n, die du kürzlich erkor'ſt, dir Eine den Treuſchwur:
Liſabeth Wandtſcheerer genannt! Dort unter den ſchönen
Königsgemalinnen ſitzt ſie noch prunkend, die goldenen Locken
Tragend im goldenen Netz, in der Jacke mit köſtlichem Pelzwerk,
Und mit der ſeidenen Schleppe! Des Nachts, Herr, hat ſie den Buhlen

Heimlich geherzt, den zuvor ſie geliebt, dann ſchnöde verleugnet,
Weil ihr beſſer der König gefiel und der ſchimmernde Goldreif.
Aber geheim noch ſieht ſie den Buhlen! Er ſchlich in der Nacht ſich
Heute zu ihr in's Haus, in's Gemach, und ſie ſchloß ihm die Thür nicht:
Denn ich ſah ihn, ich ſelbſt, aus dem Hauſe der Frauen des Königs
Schleichen im grauenden Morgen. Sie brach dir, o König, die Ehe!
Der dort iſt's in dem Schwarme, der roſige, lockige Jüngling,
Der iſt ihr Buhler! ergreift ihn, Männer, damit er bezeuge,
Was ich erzählt! . . .
So ſchrie er; den Jüngling ergriffen die Männer,
Schleppten ihn hin vor den König. Er bebt' und erbleichte — doch trotzig
Leugnet er jegliche Schuld. Da bedeutet der prunkenden Elſe
Jan, zu verlaſſen den Sitz inmitten der übrigen Frauen,
Und zu treten vor ihn. Sie that es, und leugnete kecklich
Daß ſie die Ehre befleckt des erhabenen Gatten. Ihr Auge
Blickte ſo unſchuldsvoll, ſo gefaßt und ſo heilige Eide
Schwur ſie, daß Jedem im Kreis, der es hörte, die Seele gerührt war.
Nicht ſo Jan. Der faßte die Hand ihr, und ſchaute mit ſeinen
Mächtigen Augen ſie an, und rief mit gewaltiger Stimme:
„Weib, du lügſt!" und ſie, nicht konnte den Blick ſie ertragen,
Stürzte zuſammen vor ihm und verbarg in den Händen das Antlitz
Mit unendlichem Schluchzen und Weinen. Nun wagt' auch ihr Buhle
Nimmer zu laugnen die That. Er erzählt, wie ſich Alles begeben.
Jugendgeſpielin, ſo ſagt' er, ſei Elsbeth ſchon ihm geweſen,
Habe mit heiligen Eiden ihm oftmals unendliche Liebe,
Ewige Treue gelobt. Und alsbald habe ſie dennoch
Schnöd' ihm den Rücken gewandt, da verlockend ihr winkte der Goldreif.
Gramvoll hab' er entſagt ihr für immer; da ſei mit Geflüſter
Ihm ein Bote genaht, ein Mann vom wandernden Stamme:
Der nun habe mit ſich ihn gelockt, und heimlich geführt ihn
Bis vor Elſens Gemach im bergenden Dunkel des Abends.

Dann, auf den Wink des Begleiters, des heimlich verlockenden Führers,
Hab' er geöffnet die Thür; da ſei ſchier tödtlich erſchrocken
Elſe vor ihm: denn ſie nicht hatte den Boten geſendet.
Beide nun hätten verwundert ſich lang, dann ſeien des Herzens
Triebe vom Neuen erwacht, und erſt am grauenden Morgen
Hab' er verlaſſen das traute Gemach. So erzählte der Jüngling.
Schweigend vernahm es der König. Nun aber, gewendet zu Elsbeth,
Spricht er: „Du haſt ihm geſchworen unendliche Liebe und Treue?“ —
Und es war, als träte das ſammtliche Bittre dem König
Jetzt auf die Lippen, was längſt ſchon gährend das Herz ihm erfüllte,
Und als müßt' er nun ſtrafen an einem unſeligen Haupte,
Was ihm empört das Gemüth, ſeit Zions Blüte verderbt war.
„Siehe, du bracheſt dem Gatten, dem König die Ehe: den Tod ſo
Haſt du verdient. Doch vernimm! Um mich nicht ſollſt du ihn leiden,
Nein, du ſollſt ihn erleiden, dieweil du gebrochen den Treuſchwur,
Den du dem erſten Geliebten gethan einſt! — Nicht für die Buhlnacht
Tödt' ich dich: für das Geſchwätz von unendlicher Liebe und Treue
Stirbſt du! — Was weißt vom Unendlichen du, armſelige Puppe? —
Knipperdolling, verſieh' dein Amt! — Ich wollte, die Weiber,
Die von Unendlichem ſchwatzen, ich wollte, ſie hätten zuſammen
Nur einen einzigen Hals“ ...
Er ſprach's; es ergriffen die Schergen
Elſe, das zitternde Weib. —
In ſeines Palaſtes Gemächer
Wiedergekehrt war Jan. Doch Ruh' nicht ließ ihm des Herzens
Wilde Bewegung. Noch einmal, bevor ſich neigte die Sonne,
Schritt er aus dem Palaſt, auf dem Walle zu halten den Rundgang,
Wie nicht ſelten er that. Ihn begleiteten Diener und Freunde:
Knipperdolling und Krechting, und Lips, und der rieſige Tylan.
Über den Markt hin ſchritt er, nachdem er verlaſſen den Domhof,
Aber entlang dann wandelnd die Straße des heiligen Mauriz,
Oſtwarts immer ſich wendend, beſtieg er die Mauerumwallung,

Nahe dem Mauritzthor, von welchem ein weidenbeſetzter
Weg, anmuthig im Sommer, zum Mauritzſtifte ſich hinzog.
Friſch aufathmete Jan, nachdem er verlaſſen die dumpfe
Stadt, und die freieren Lüfte des Walls ihm beſtrichen das Antlitz.
Über den Wall, der ſchräg ſich nach außen zum Graben hinabſenkt,
Jenſeits neu ſich erhebt, von Sträuchern und ragendem Pfahlwerk
Dicht umzäunt und gekrönt, und vom äußeren Graben umgürtet,
Blickt er hinweg, läßt ſchweifen hinüber den Blick zu den Zäunen
Und Erdwällen und Schanzen und Gräben des feindlichen Lagers,
Und zu den Zelten dahinter des tapferen Wilcke von Stedinck,
Der mit dem ſiebenten Theile des Heer's dort hatte den Standort
Gegen das Mauritzthor, bei dem Kloſter des heiligen Mauritz,
Welches nun lag in Trümmern, verbrannt und zerſtört und geplündert.
Aber es ſieht auf dem Walle der König die Streiter von Sion
Müßig lungern und ſchwatzen. Karthaunen auf rieſigen Rädern
Stehn nach dem Lager der Feinde gekehrt, und es lagern um ſie her
Sich bei Würfelgeklapper und wüſtem Geſange die Männer,
Gleich Landsknechten verwildert, mit bleichen, verlebten Geſichtern.
Und ſie grüßen den König mit heiſer'm Geſchrei. Nach des Tages
Kleinen Begebniſſen forſcht er: der Männer Bedauern vernimmt er,
Daß ſich halte ſo feig der Belagerer hinter den Schanzen,
Kaum noch biete die Stirne zu flüchtigen, kleinen Scharmützeln.
„Wahrlich“, ſo klagte der Eine, wenn nicht durch verwegenen Ausfall
Wir ſie kitzelten manchmal hervor, ſie hätten ſich längſt ſchon
Ganz in die Erde vergraben; ſie wollen nur ſichern die Haut ſich:
's iſt, als wären ſie ſelbſt die Belagerten, wir die Belag'rer.
Die Maulwürfe! Das führt ſtatt Büchſen nur Schaufel und Spaten,
Wechſelt noch kaum einen Schuß!“ — „Um ſo beſſer!“ erwidert ihm Krechting,
„Denn ſo ſparen wir Kugeln!“ — „Bei Gott, die werden in Münſter
Rar wie der Mundvorrath!“ entgegnet ein And'rer; „mit Kieſeln
Laden bisweilen die Stücke wir ſchon!“ — „Was ſollten ſie ſchießen?“
Ruft ein Dritter; ſie denken, es macht uns mürb' ſchon der Hunger!

Und wahrhaft! kaum haben das Salz wir, geſchweige die Butter
Noch zum Brod. Vor Monden, da ſtachen wir ältere Gäule
Zahlreich nieder, dieweil uns des Heu's Vorrath und des Hafers
Droht' auf die Neige zu geh'n: gebt Acht, bald wird uns gereuen,
Daß wir ſo ſchnöde verſcharrten das Fleiſch!" — „Es erboßten ſich
Manche",
Fügt' er lächelnd hinzu, „vorlangſt, in beſſeren Zeiten,
Als der Prophet vorſchrieb den ſioniſchen Bürgern, die Thüren
Allwegs offen zu halten: es liefen da Einem die Ferkel
Oft in die Stube hinein: nun aber, o Himmel, wie gerne
Öffnete Jeder die Thür, wenn ein Ferkel ihm lief' in die Stube!" —
„Schweig, Pfahlbürger!" ſo rief, ſich erboßend, der bucklige
Krechting;
Feige nur ſchwatzen von Mangel! Wir haben noch etliche Hundert
Kühe, wir haben auch voll noch etliche Zuber mit Fiſchen.
Auch iſt gepflügt und beſamt, was im Weichbild Münſters von freien
Graſigen Plätzen vorhanden. Bereits inmitten der Stadt hier
Wächſt uns die Rübe, der Kohl, und was ſonſt noch eben gedeih'n mag.
Aber ich denke, wir brauchen es nicht: denn ehe die Saat noch
Völlig gereift, anrücken auf Münſter die Schaaren der Helfer,
Uns zu entſetzen. Und dann erſt, Brüder, begründen das Reich wir,
Wo ſich's lohnt, daß man Bürger ſich nennt und Streiter von Zion!
Dann erſt wird ſie beginnen, die Zeit der ergiebigen Ernte!
Dann erſt fallen die Güter der Erde bequem in den Schooß uns,
Daß wir d'ran uns erlaben! Der Blitzſtral treffe den Feigling,
Der auf Ergebung ſinnt! Ausharren wir bis zum Entſatze,
Und bis für Alles, was etwa in Hunger wir leiden und Mühſal,
Reif die Entſchädigung iſt in reichlichem Maße — ſo mein' ich's!" —
Alſo Krechting. Da riefen mit funkelnden Augen die Männer:
„Iſt uns in Freiheit und Freuden zu leben beſtimmt für die Zukunft,
Wollen wir baß noch hungern und harren und ſpotten der Drangſal:
Haben gelernt frei ſein, froh werden des Lebens: ein Schelm iſt,
Wer da zurück noch wollt' in die Bande verrotteter Satzung!" —

Schweigſam ſetzte der König fort auf dem Walle den Rundgang,
Kam an die Stelle, wo ragte die luft'ge Servatienkirche,
Und das Servatienthor durch einen befeſtigten Rundbau
Führte von Münſter hinaus auf die Südoſtſtraße gen Wolbeck;
Schritt dann weiter vorüber am jetzo verlaſſenen Kloſter
Nitzing, wo einſt — ein verſchollener Traum! — er Hilla gefunden,
Auch vorüber am Nitzingthurm, zum Ludgerithore,
Nahe der Ludgerikirche, wo ſüdlich die Straße nach Hamm läuft:
Dort ſah man in Gezelten, unferne der Stadt, von des Biſchofs
Heere gelagert den Theil, den Albert Corntzer führte.
Weiter ſodann zum Ägidienthore gelangte der König,
Im Südweſten der Stadt, wo durch wieſige Gründe der Aafluß
Tritt in die Stadt, ſie durchſchneidend und nördlich ſie wieder verlaſſend.
Hier ſcholl grauliches Lärmen dem wandelnden König entgegen:
Streiter von Sion fand er bezecht, ſich mit heftigen Worten
Und Fauſtſchlägen befehdend. Ein Weinfaß wars, das einander
Sich da beſtritten die Männer, am Boden es hierhin und dorthin
Zerrend in ſchwankendem Kampf. Erſt als ſie erblickten den König,
Ließen ſie ab, und ſtanden der Frage des Zürnenden Rede.
Und er vernahm, wie vom Wall ſie erſpähend die günſtige Stunde,
Keck vor's Thor ſich gewagt und erklettert den feindlichen Erddamm,
Dort ſich kecklich geſtürzt auf ein abſeits lagerndes Häuflein,
Glücklich erbeutet daſelbſt nach heft'gem Scharmützel ein Weinfaß,
D'raus ſie dann auf dem Wall mit Geſang und Lärm ſich bezechten,
Sitzend im Kreis umher, bis and're ſioniſche Brüder
Traten zu ihnen, erblickten das Faß und heiſchten vom Labtrunk
Für ſich ſelber den Theil nach dem Rechte der Gütergemeinſchaft:
„Wollt ihr den Theil vom Trunk“, ſo hatten ſie ihnen erwidert,
„Nehmt erſt den Theil von den Puffen, für welche den Trunk wir gewonnen!“ —
Und ſo waren ſie hart an einander gerathen. Es tadelt
Zürnend der König die Raufer, und Krechting, der Ordner, gebietet,
Ohne Verzug in die Vorrathskammern zu liefern den Weinreſt.

Weiter verfolgend den Weg auf dem Walle, gelangte der König
Zum Weſtende der Stadt in dem Kirchſpiel „über dem Waſſer“,
Wo ſich über die Häuſer empor aufthürmte die ſtolze
Liebfrau'nkirche: gedehnt lag weithin das räumige Kirchſpiel.
Bald zum Liebfrau'nthore gelangt er, vor welchem ein Erddamm
Ragte zu doppeltem Schutz, und wo fernher weißlich die Zelte
Sittards blinkten, des Feldhauptmanns im Heere des Biſchofs.
Aber von hier dann führte der Weg zum fünften der Thore,
Im Nordoſten der Stadt: vom „Felde der Juden“ benannt war's.
Hier, zu beiderlei Seiten des Thores erhoben ſich Thürme,
Stattlich gefügt aus Quadern. Es waren gekehrt die Karthaunen
Gegen die geldriſchen Völker, die dort abſteckten im Schutze
Mächtiger Schanzen ihr Lager: es führte ſie Egbo von Devern.
Dann fortwandelnd erblickte der König das nördliche Kreuzthor,
Wo eine ſteinerne Veſte ſich hob zur Rechten. Und hier auch
War's, wo ragte der Popanzthurm, drin kürzlich die braune
Divara Hof noch hielt mit den Söhnen des wandernden Stammes.
Aber gelagert im Feld war das cleve'ſche Reitergeſchwader:
Laurenz Horſt ihr Führer. Doch jetzo ſchwiegen die Waffen,
Und es betraf auf dem Walle der König die Wächter des Kreuzthors
Anders befliſſen. Inmitten des müßigen Schwarmes erblickt er
Springend, ſich ſchwingend die Söhne des wandernden Stammes mit Weibern
In muthwilligen Tänzen, und Andere ſchlugen wie raſend
Cymbel und Tamburin. Es ergötzten die Männer von Sion
Erſt ſich ſchauend, zuletzt, vom feurigen Taumel ergriffen,
Faſſen ſie lachend auch ſelber und ſchwingen im Tanze die braunen
Weiber mit flatterndem Haar und mit lockenden, funkelnden Augen;
Und wild wirbelte nun der entfeſſelte Schwarm durcheinander:
Bald war gewichen die Scham, frech küßten ſich, koſ'ten die Paare,
Und nicht merkten das Nah'n ſie des Königs im wüſten Getümmel:
Stumm abwandte ſich dieſer, Verachtung umſpielt' ihm die Lippen.

Fürbaß dacht' er zu ſchreiten, da ſcholl ein Büchſengeknatter
Plötzlich heran aus der Ferne vom feindlichen Lager. Es horchen
Selber die wirbelnden Paare nun auf, und es ſtocket der Reigen.
Und ſie erblicken den König: der ſieht von der Fläche des Walles
Spähend hinaus in's Gefild, wo erſcholl das Geknatter der Büchſen.
Kunde vermochte vor Andern zu geben dem Forſchenden alsbald
Einer vom wandernden Stamm. Der ſagte, zu necken die Feinde,
Hab' aus dem Thore vor Kurzem, wie oftmals ſchon, ſich geſchlichen
Divara, führend den Schwarm amazoniſcher, muthiger Frauen,
Welche zu werben ſie pflegt aus der edelſten Blüte von Zion,
Und die ſie Waffen zu ſchwingen gelehrt und beſteh'n die Gefahren.
Heut' nun habe ſie auch Gabriele, die ſchöne, befeuert,
Daß ſie hinaus ihr gefolgt vor die Stadt zu keckem Scharmützel,
Sagend, heroiſcher Sinn nur gewinne die Liebe des Königs . . .
Alle nun ſpähten hinaus vom Wall in die Ferne. Da ſah man
Gegen die Stadt her eilen auf hurtigen Roſſen ein Häuflein,
Wie von Andern verfolgt, und es knallten noch immer die Büchſen.
Jetzt kam näher heran der berittene Zug, und wer ſcharfen
Lichtes der Augen ſich freute, der rief, er erkenne der ſtolzen
Divara Frauencohorte, die nun heimkehre vom Ausfall.
Näher ſchon ſprengten heran ſie, die krieg'riſchen Frauen. Doch mitten
In dem beflügelten Haufen erblickte man todt auf den Renner
Eine von ihnen gebunden, und Divara führte die Zügel.
Gabriele, die ſchöne, ſie war's, die da lag auf des Roſſes
Rücken entſeelt . . . Einſprengte der Trupp in ſauſender Eile
Durch das geöffnete Thor in die Stadt, und entſchwand ſo des Königs
Augen und ſeiner Gefährten. Verſtummt war Jan; doch die Andern
Wechſeln, indeß er fürbaß ſchreitet, bedeutſame Blicke,
Heimlich flüſternd davon, wie Divaras Augen gefunkelt,
Über der Leiche der Schönen . . . „Je nun!“ ſprach Einer, „die beſte
Beute, die heim mag bringen ein Streiter vom Kampf, iſt ein todter
Nebenbuhler . . . Gelang's doch dieſer Zigeunerin immer
So in den Tod zu verlocken die ſchönſten der Töchter von Zion!“ —

„Wißt ihr“, flüſtert ein And'rer, „daß jener Geſelle, der Elsbeths
Kläger geſpielt, von Divara kam, ja, daß auch der Bote,
Welcher geheim in das Haus der Erkornen des Königs zur Buhlſchaft
Lockte den Jüngling des Nachts, von Divara's Stamme geweſen?“ —
Leiſer noch fügte hinzu der gewaltige Knipperdolling:
„Sprecht von dem hölliſchen Weibe mir nicht; 's iſt eine von denen,
Welchen bei Nacht, wenn ſie liegen im Schlaf, aus dem Munde die Seele
Kriecht in Spinnengeſtalt“ . . . So flüſterten heimlich die Männer.

Stumm hinſchreitet der König, verdüſtert, indeß von des Abends
Dämm'rigen Schleiern gemach ſein Pfad ſich beginnt zu umdunkeln.
Über dem „Thore der Brücke“ nun ſteht er, bei welchem der Aafluß
Tritt aus der Stadt. Hier wehen, im weit ſich verbreitenden Aakamp,
Und bei den Mühlen am Fluß, von des Biſchofs Heere die Fähnlein,
Die Schwerhuſen befehligt. Zum Hörter'ſchen Thore gelangte
Jan von dort: vollendet nun bald um die Stadt war der Rundgang.

Still war hier und öde der Wall. Nur in düſterem Winkel
Sah man ein Häuflein ſteh'n bleichwangiger Männer und Frauen,
Matthiſons alte Cohorte, verſchollen, vergeſſen in Sion:
Still wie vergangener Tage Geſpenſter im dämm'rigen Dunkel
Standen, am einſamen Orte, ſie dort, um den greiſen Propheten
Duſentſchur, der in bunten, verworrenen Reden von Sions
Fall und Entartung ſprach und von drohenden Schreckensgerichten.

Ganz war geſunken die Nacht, es umwoben die Nebel das Flachland,
Trübroth glühten hindurch nur die nächtlichen Feuer des Lagers.
Sternlos war ſie und düſter, die Nacht. Es gedachte der König,
Wie vormals ihm ſo anders das Herz entzückte der Rundgang
Auf der Umwallung, in Nächten des Sommers, wenn laulich die Lüfte
Wehten, und funkelnd auf ihn, ſternprangend, der Himmel herab ſah,
Oder am Rande des Himmels in lang ſich ſtreckender Wolke
Dann und wann aufzuckte der Blitz wie ein Schläfer in Träumen . . .

O, dies Wettergeleucht' — wie begrüßt' er's im himmliſchen Äther
Stürmiſcher Regungen voll damals — wie dehnte das Herz ſich
Weit ihm und ſtolz, wenn die Nacht hellglänzend ſich über ihm wölbte,

Wenn ſo die Zionsſtadt, vielthürmig, in goldiger Dämm'rung
Unter ihm ſchlief, und vor ihm ſich weithin dehnten im Flachland
Die mondhellen Gezelte, wo ſtumm der geſchlagene Feind lag . . .
O wie ſo anders jetzt! Wie legte ſich jetzt um die Seel' ihm
Kalt und öde die Nacht! Trüb war in die Ferne der Ausblick.
Schauerlich gähnten die Gräben, und ſchauerlich ragten die Wälle,
Ragten die Schanzen empor der Belagerten und der Belag'rer
In die umdunkelten Lüfte: die fernen Gezelte des Lagers
Standen im Nebel wie weiße Geſpenſter. Unheimliche Stimmen
Klangen, unhörbar ſonſt, nur in nächtlicher Stille vernehmlich.
Ganz iſt verlaſſen die Stelle des Walls, wo Jan mit den Seinen
Geht; zwei Knaben nur huſchen vorüber: es deutet der eine
Ängſtlich dem andern hinaus auf die nächtlich-umdunkelte Sandflur
Rings um den Wall, und flüſtert: „Da ſieh den geſpenſtigen Rappen,
Hauptlos wandelnd, der immer ſich zeigt, wenn am folgenden Tage
Blut wird vergoſſen in Zion, und ſonſt ſich Grauſes ereignet!“

Schweigend noch hinſchritt Jan und ſchweigend auch ſeine Begleiter.
Einzig der rieſige Tylan, der herging neben dem König,
Fühlte geweckt ſein träumend Gemüth von den Schauern des Abends:
Und er begann ſeltſame, verworrene Reden zu führen:
Vieles von Witt'kind ſprach er, dem heidniſchen König, dem wilden
Sachſenbeherrſcher, deß Grab er vor Zeiten im Lande der Engern
Hatte geſeh'n, mit dem Bilde des Helden in perlengezierten
Schuh'n und im Purpurgewande, dem köſtlichen, ſilbergeſtickten:
Nicht ſei geſunken er todt in verlorener Schlacht, wie erzählt wird!
Gegen das Erlengehölz mit dem flüchtigen Troſſe gezogen
Sei er: es habe der Berg ſich vor ihm und den Seinen erſchloſſen:
Und noch hauſ' er daſelbſt, in finſteren Nächten zuweilen
Auf weißmähnigen Roſſen das Weſergebirge durchreitend,
Mit hell-blinkenden Speeren, bei Roſſegewieher und Hornſchall,
Raſtend am ſchwärzlichen Kolk, am ſchauerlich brütenden Moorteich . . .
Aber nun werd' er hervor bald zieh'n mit gewaltiger Heerſchaar,
Selber zu ſchau'n, was geworden aus jenem geheiligten Schwerte,

Das jüngſt hell war geſchliffen, und ſchmählich nun wieder verroſtet.
Kämpfen wol müßten die Alten, dieweil ſchon ermüdet die Jungen…
Alſo der rieſige Tylan, der träumende. Aber indeſſen
War zu dem Mauritzthore gelangt ſtillſinnend der König,
Wo er erſtiegen den Wall. Und hier auch verließ er ihn wieder,
Kehrte zurück durch die Straßen der Stadt nach ſeinem Palaſte.
Einſam wünſcht' er zu ſein, entließ die Begleiter. Der Letzte,
Der ihm zur Seite noch ſtand, war Lips. Und es ſagte der Schalksnarr:
„Jan, ſei munter! Du haſt ja gehört, was der wackere Tylan
Uns vom heidniſchen König erzählt, der nächſtens in Sion
Kommt zu Beſuch, ſo ich recht ihn verſtanden, den wackeren Hünen.
Kommt er nur glücklich daher, juchhei! dann haben in Sion
Wir zwei Könige gar — ich will euch beiden mit Narrheit
Dienen, ſo viel ihr verlangt!“ … „Was ſoll noch ein König in Sion?“
Lächelte Jan; „wer braucht einen Herrn da noch und Gebieter?“ —
„Freund, du irrſt“, gab Jener zurück, „denn es muß in der Welt doch
Immer noch Könige geben: ſie ſind nicht leicht zu entbehren.
Herrſcht auch Freiheit im Land, und die Regel der Gütergemeinſchaft,
Braucht einen Menſchen man doch, der die köſtlichſten Biſſen hinwegißt,
Welche zu rar, als daß man ſie könnt' an Alle vertheilen,
Und der trägt in der Krone die halbfauſtgroßen Demanten,
Die nicht gern man in Splitter zerſchlägt für ſämmtliche Bürger!
Auch muß Einer doch ſein, an den man die gold'nen Gewänder
Hängt und die koſtbaren Vließe, die nicht ausreichen für Alle!
Nein, ein Fürſt muß ſein, ein König, zum Schmuck des gemeinen
Weſens, o Jan! das leugne nur nicht! — Und wäreſt du pfiffig,
Jan, ſo würdeſt du's machen als König im Volk wie die Krähe,
Die ſich ſetzt auf den Rücken des Schweins und die Würmer hinwegpickt,
Welche das Schwein aufwühlt“ … So ſcherzte der ſchelmiſche Spötter.
Schweigend entließ ihn der König, und tief in der Seele den Stachel
Fühlt' er der Schalksnarrenrede. Dahin durch die weiten Gemächer
Schreitet er düſter, in Sinnen verloren, bis daß er zur Kammer
Divaras kommt. Und er findet ſie ruhend auf ſchwellendem Pfühle,

Lockender heut, als je: ſo leicht nur geſchürzt, und ſo üppig
Ruht ſie dort, wie als Braut, um den Bräutigam zu erwarten . . .
Trefflich iſt ſie gelaunt. Sie gedenkt triumphirend der ſchönen
Nebenbuhlerin, welche zurück aus dem Kampfe ſie brachte,
Bleich und todt. Sie berichtet es Jan. Gleichgiltig vernimmt er's,
Schweigend, denn ihm iſt befangen von andern Gedanken die Seele.
Hin zur Erfüllung drängt ſein Schickſal ſich, und entſcheidend
Ward ihm der heutige Tag. Was heut er mit Augen geſchauet,
Was er gehört und erlebt auf dem Wall, bei dem muſternden Rundgang,
Was er gehört und erlebt Recht ſprechend zuvor auf dem Marktplatz:
Tief in die Seele geprägt hat dies des entarteten Zions
Bild ihm, den ſchmählichen Sieg der Verderbniß; des Menſchengeſchlechtes
Thorheit, Schwächen und Laſter und Stolz; und prunkenden Irrwahn.
Und ganz iſt ihm verſunken der Geiſt in das innere Grauen . . .
Schmeichelnd blickt ihm entgegen das Weib, und zieht ihn zu ſich hin,
Legt an die Stirn ihm die Hand: „Was iſt ſo bleich dir die Wange,
Und ſo pochend die Schläfe? was iſt dein Auge ſo brennend,
Und dein Lächeln ſo kalt, ſo ſchneidend verächtlich, ſo trotzig?
Soll das Gewitter ſich wieder, wie oft, auf die arme, verſchmähte
Freundin entladen? was grollſt du? ich will ja gern dich erheitern,
Lieder zum Klang der Theorbe dir ſingen — was wünſcheſt du mehr noch?
Hier iſt ein Becher mit Wein! komm, ſchlürfe die duftige Labe!“ —
Lang noch brütet er ſchweigend. Doch endlich beginnt er zu reden:
„Haſt du gehört, daß zuweilen im Sarg aufquellende Leichen
Sprengen den laſtenden Deckel des Sargs, handbreit, und empor ihn
Heben, ſo daß, wer mit Augen es ſieht, voll freudigen Schauders
Meint, es erſtehe vom Tod der Erblichene; doch wenn er näher
Tritt, nur entſetzlicher gährt da noch ihm entgegen die Fäulniß! —
Sieh, das hab' ich erlebt! — Ich verachte die Menſchen, verachte
Ganz dies ſchnöde Geſchlecht. Ihr Leben iſt bunte Verweſung.
Was da glänzt, es iſt Moder, und was da gährt, es iſt Fäulniß.
Ach, was hilft es dem Menſchen, zu ſprengen die Gruft, wenn er modert?
Und was hilft es dem Menſchen, zu ſprengen die Feſſel der Knechtſchaft,

Wenn er ein Wicht, durchfreſſen zutiefſt vom Gift der Verderbniß?
Groß iſt die Zeit und gewaltig, doch wehe, wenn unſere Herzen
Rein nicht ſind: wie ſollen im rieſigen Kampf wir beſtehen?
So ſprach einſt der Prophet, der begeiſterte Meiſter von Harlem.
Und nicht waren ſie rein — ſchlecht ſind wir beſtanden im Kampfe!
O, ich machte zum Knecht mich, zum Sklaven der Freiheit in Zion —
Doch als der Mehlthau fiel auf der Hoffnung Blüten, Verderbniß
Sich einſchlich — um da noch zu hemmen des wankenden Zions
Fall und Verderben — da hätt' ich müſſen in Zion Tyrann ſein!
Ja, Tyrann ſein, ergreifen mit ehernen Fäuſten die Zügel! —
O ich hätt' es vermocht! . . . Und fürwahr! noch heute vermöcht' ich's
Wenn ich es wollte“ . . .
So ſprach er. Und Divara lächelte, fragend:
„Warum willſt du es nicht? Was zürnſt du den Menſchen? ſie ſind nur
Klein und erbärmlich, ſie ſind nicht böſe, noch würdig des Haſſes.
Schwächlich ſind ſie und blöd'. Was zürnſt du dem Volke? Noch niemals
Hat es geherrſcht, noch herrſchet es je: nasführt es ein König
Nicht, nasführt es ein Schreier des Markts: der verwegene Krechting
Hat es erprobt: ihm folgt man längſt ſchon in Israel blin[illegible]
Wähnen ſich frei, die Bethörten, und laufen am Drahte des Kr[illegible]! —
„Ei, wie kam es doch nur?“ ſprach Jan: „ein Reich zu begründen
Dachten wir ja, ein Eden des zwanglos Guten und Rechten:
Und das wir träumten, das Reich, es konnte der Zügel entbehren.
Doch das wir träumten, das Reich, iſt's jemals wirklich geworden?
Kann dies Zion, das unſ're, entbehren der Zügel, wie jenes?
Nein! es bedarf noch ihrer! Und wer ſoll halten die Zügel,
Wenn nicht ich, der einzig, die Welt um ſich her verachtend,
Über den Schwarm noch ragt mit reiner und leuchtender Stirne!
Wenn einer ehernen Fauſt es bedarf, eines ſtrengen Gebieters,

Eines Tyrannen ſogar, nun wol, ſo will ich Tyrann ſein!
Beſſer Tyrann als Puppe, zu welcher ein edler, ein thöricht-
Ehrlicher Sinn mich gemacht! Nun ſollen die zagen Gedanken
Schweigen, die Regungen all', die ſchnöde mir lähmten die Arme.
Jene Gewalt, die verlieh'n mir über der Menſchen Gemüther,
Die ich gedämpft, dem Gelöbniß treu, das mir Krechting entriſſen,
Soll mir gelten fortan als der Herrſchaft ewiges Anrecht!
Über der erblichen Thorheit der erblichen Völkergebieter,
Über der ewigen Wildheit der maßlos waltenden Maſſen,
Rage der Weiſe, der Held, der geborene Führer und Herrſcher!
Ja, ich will ſie ergreifen mit ehernen Fäuſten, die Zügel,
Will ſie ſchaaren um mich, die geheim noch hegen den alten,
Beſſeren Geiſt, und werfen in Bande den Schreier des Marktes,
Welcher bethörte das Volk, daß jegliche andere Mahnung
Eitel verſcholl; will kirren den Schwarm nicht mehr durch das ſanfte,
Mahnende, nein, das gebietende Wort; zu meiner Gedanken
Werkzeug will ich ihn machen, anſtatt zum Herrn der Geſchicke!
O mir iſt, als wüchſen nun erſt weit ſtärkere Schwingen
Mir zu gewaltigem Schwunge, zu größeren, ſtolzeren Thaten,
Und zu dem Ziele des Glücks! Und muß ich verachten die Menſchheit,
Muß ich entſagen für immer dem Jünglingstraume des ſchöner'n,
Edleren Menſchheitlebens, ſo will ich im eigenen Geiſte
Suchen Erſatz, um zu ſtillen den Hunger nach Großem und Hohem!
Ging das ſioniſche Reich in Trümmer, ſo will ich ein Reich doch
Stiften, auf welches ich drücke den Stempel des eigenen Wollens! —
Größe noch winkt mir und Macht; ob Zions Bürger entartet
Iſt, ob edel geſinnt — gleichviel! er dient mir als Sklave!“ —
So ruft Jan, und ſtachelt die eig'ne, gewaltige Seele
Grollend zur Selbſtſucht auf. Der Zions leuchtendes Urbild
Schmählich zur Fratze verkehrte, der Dämon, umſchattet er tückiſch
Ihn auch, den Stolzen und Reinen? Iſt's ſiegende Nacht, die hereinbricht,
Oder nur ziehend' Gewölk, das flüchtig die Sonne verdunkelt? —

Fieberiſch glüht, ſo ſchwärmend, der König. Und Divara lächelt,
Lächelt ſo heiter; ein Wörtchen nur wirft ſie bisweilen dazwiſchen:
Kurz nur und harmlos ſcheint's, und doch wie ein hölliſcher Funke
Fällt es in Ohr und Herz. Und endlich zieht ſie den Jüngling
Näher zu ſich, und kredenzt ihm den Becher mit funkelndem Weine,
Und er ſchlürfte den Trank. Sie lächelte wieder und ſagte:
„Jan, du trauteſter Schwärmer, für Blüten der Weisheit und Jugend
Iſt ſie verdorben, die Welt, und zu ſpröde der irdiſche Boden!
Aber die Blüten der Freude gedeih'n, und der Trank des Genuſſes
Schäumt uns aus ewigen Urnen in lockender, labender Fülle.
Schal iſt und ſchnöde die Welt und die Menſchen ſind Thoren und Wichte,
Aber der Traube Geblüt iſt ein lieblicher Trank, und des Weibes
Buſen ein wonniger Pfühl — das wirſt du noch, Liebſter, erproben!
Sei doch klug, laß fahren das düſtere Grübeln und Sinnen,
Welches das Haupt dir verwirrt, o Jüngling! Des feurigen Weibes
Gürtel bedünke fortan dich das einzige Räthſel auf Erden,
Welches der Löſung werth! — Scheinkönig nur warſt du für Sion,
Und Scheingatte für mich: ſei endlich König und Mann doch!" —
So ſprach lächelnd und ſchmollend die braune, verlockende Schöne.
„Höre mich an!" ſprach Jan; „ja höre mich, lockende, dunkle
Zauberin du! Heut' will ich das tiefſte Gemüth dir erſchließen.
Warum ſollt' ich es nicht? Abbrach' ich die Brücke für immer
Hinter den Träumen der Jugend, und jeglicher ſchwärmenden Regung,
Welche ſo zag mich gemacht, und mir, wie den Arm, auch die Zunge,
Selber die Sinne gelähmt! — So erfahre, du lockende, dunkle
Tochter des wandernden Stammes mit den ruchlos blickenden Augen!
Mir zu bethören die Seele, die ſtolze, mit tückiſchem Zauber,
Iſt dir gelungen: ich liebe dich nicht — doch du haſt es verſtanden,
Erſt mir drängend zu nahen mit liebeverlangender Werbung,
Dann mich ſacht zu umſtricken mit Banden der holden Gewöhnung,
Dann mich launiſch zu quälen, zu reizen mich und zu verwirren —
Nein, ich liebe dich nicht: ich haſſe dich, Weib! doch, dich miſſen —

Nimmer vermag ich es mehr, noch will ich's verſuchen von heut an:
Nicht mehr bin ich derſelbe wie ſonſt! im Tiefſten verwandelt
Hat mich der heutige Tag! — Fahrt hin, ihr Träume der Liebe,
Hin mit den anderen Träumen! — Von edelſter Liebe durchdrungen
Wähnt' ich das Herz für immer, von einem Gefühle bewältigt!
Aber ich war ein Thor, und von heut an empfind' ich es anders.
Kann es im Reich der Empfindung ein dauernd Unendliches geben?
Nein, Unwankendes hat nicht Raum im irdiſchen Haushalt,
Und auf ewigen Wandel geſtellt iſt das Leben. Wo immer
Tritt hervor ein unendlich Gefühl, ein unendliches Streben,
Geltend zu machen ſich müht, da beſchwört es ein rächendes Schickſal
Immer herauf, und es grollt die Natur ... Was wär' aus der Menſchheit,
Was aus dem Leben geworden, wenn wahrhaft wäre die Liebe
Das, was uns ſchildern die Dichter, und was ich im Wahne der Jugend
Selber erträumt und gefordert? Es ruhte des Menſchengeſchlechtes
Hälfte geſchmiegt an Urnen, Verlorenes ewig betrauernd.
Nein, das duldet ſie nicht, die Natur! ſie pflanzt uns den ſchnöden
Unbeſtand in die Bruſt, und ob knirſchend wir auch ihn verdammen,
Endlich obſiegt er doch ſtets. So baumeln am Draht wir als Puppen:
Das Urweib, die Natur, ſie lenkt uns an ſchmählichem Zügel ...
Lenkt uns nach irdiſchem Zweck — und höheres Streben iſt eitel! —
Solche Gedanken, ſie nahten mir manchmal in finſteren Nächten,
Grinſend; ich ſtieß ſie von mir noch ſtets, wie Geburten der Hölle:
Doch heut nehm' ich ſie auf! Mir pocht wie im Fieber die Stirne:
Sag' mir doch, Weib, iſt's Wahrheit, Traum, iſt's fieb'riſcher Irrwahn,
Was in mir gährt, und ſich trotzig in wüſten Gedanken entbindet?" —
    Divara lächelt noch immer. Begleitet ein leiſes Gekicher
Nicht dies ſeltſame Lächeln? Sie lächelt ſo ſtolz, ſo bedeutſam,
Daß es den Jüngling bedünkt, als ruhe vor ihm auf den Kiſſen,

Wie mit himmliſchen Reizen zu hölliſcher Rache gerüſtet,
Das Urweib, die Natur, das er grollend ſoeben geſcholten . . .
Wieder nun rückt ſie heran mit zierlichen Händen des Weines
Funkelnde Labung, und lächelt und liſpelt: Erquicke dich, Liebſter!
Und je ernſter er blickt, ſo bacchantiſcher lächelt ſie, kichert,
Lacht, daß den ſchimmernden Hüllen entwogt ihr bräunlicher Buſen.
Und ſie kredenzt ihm noch einmal den ſchäumenden Becher. Sie flüſtert:
„Süßer Gemahl!“ — Er nippt; ihm ſchwindelt: am pochenden Herzen
Fühlt er den Buſen des Weibes und ihre verſengenden Lippen:
Und mit feurigen Armen umſchlingt ſie ihn feſt wie ein Dämon . . .
Nah' war die Mitte der Nacht: da riß ſich der Jüngling von Lenden,
Trunken, vom Weine betäubt und vom Rauſch dämoniſcher Küſſe,
Los aus den Armen des Weibes. Ihm pochte das Haupt zum Zerſpringen.
Was ihm brachte der Tag, was ihm brachte der Abend, durchſchüttert
Hat es zutiefſt ihm die Seel'; in ſtürmiſcher wilder Erregung
Taumelt er hin, vom Fieber geſchüttelt, durch ſeine Gemächer.
Schlummern und Ruh'n — nicht kann er's: ein Ungeheures belaſtet
Dumpf ihm die Bruſt: nicht will ſich's geſtalten zu lichten Gedanken.
Und er ſtarrt auf den Boden vor ſich hin, wirr und bewußtlos . . .
Glühend, nach friſcherem Hauch nun lechzt er — durch's offene Fenſter
Blickt er mit glaſigem Aug. „Was iſt das?“ ruft er, „verſengend
Brennt der Mond, es träuft ſein Gold wie geſchmolzen herunter
Mir auf das Haupt!“ — Hin über den mondhell leuchtenden Domhof
Starrt er zum Münſter, der grau mit den wuchtigen Zinnen emporragt.
Kommt in den Sinn ihm die Nonne, die edle, die dort er beſtattet?
Aber erleuchtet erblickt er von innen den Dom — iſt's des Fiebers
Wahn, was ihn äfft? im Glaſe der Scheiben ein ſpielender Mondſtrahl?
Nein, in Wahrheit erleuchtet ein Schimmer das Inn're: der greiſe,
Tolle, geſpenſtige Küſter des Doms, der verfallen in Wahnwitz,
Seit er die Frevel mit Augen geſchaut und die wilde Zerſtörung,
Welche die Wiedergetauften verübt am geheiligten Orte,

Stets noch hauſt er im Thurm, durchwandelt die einſamen Hallen:
Und um die Mitte der Nacht bisweilen entfacht er die Lampen.
Dann ſieht, wer da noch wandelt des Nachts am Dome vorüber,
Schaurig die Fenſter erhellt. Und es klingt auch zuweilen ein wüſtes
Orgelgetön aus dem öden Gebäu. Es behaupten im Volke
Manche, daß *todt* ſei der Küſter und nur als Geſpenſt noch umher dort
Wandle des Nachts und entfache die Lampen und rühre die Orgel:
Ängſtlich ſputet darum ſich der Einſame, welcher vorüber
Geht, und geſpenſtig erhellt ſieht leuchten die Scheiben der Fenſter.
    Lang nach den leuchtenden Scheiben wie ſinnlos ſtarrte der König.
Ei, was zieht ihn nur fort? er wankt an den ſchlummernden Wächtern
Still vorüber, verläßt den Palaſt: quer über den mondhell
Dämmernden Domhof ſchreitet er hin zu den Pforten des Domes:
Wie Mondſüchtige ſchreiten, ſo ſchreitet er ſtill und bewußtlos.
Und er öffnet die raſſelnden Pforten; es flattern erſchreckte
Dohlen aus Niſchen hervor. Nun betritt er das Inn're des Münſters,
Und er ſieht im Scheine der Lampen die dämm'rige Halle
Sich in's Unendliche wölben: und doch wie ein dumpfiger Gruftraum
Scheint ſie düſter und drückend ihm über dem Haupte zu laſten.
    Im Halbdunkel des tieferen Grunds auftaucht wie ein Schreckbild
Des wahnwitzigen Küſters Geſtalt. Jan folgt ihm — vorüber
Huſcht das geſpenſtige Bild, iſt ſpurlos wieder entſchwunden.
Und wie das Fieber, ſo ſchüttelt das Grauen den nächtlichen Waller.
Doch er erwehrt ſich des Grau'ns mit dem Muthe des Trunk'nen, und fordert,
Gleich als ſchämt' er ſich ſeines Erbangens, die Mächte der Tiefe
Wie zum Kampfe heraus. Es ruft ſein krankes Gehirn ſich
Mühſam ſtolze Gedanken zurück, zu welchen, dem Schickſal
Grollend, er heut ſich erſchwungen. So wankt er dahin. Und nur *eine*
Stelle vermeidet er ſtets — iſt's Trotz, iſt's ſiegender Schauder,
Was ihn bannt von der Stelle? — —
                                        Da horch, es verkündet die zwölfte
Stunde der Nacht mit dumpfem Gedröhn aus der Höhe die Domuhr.

Welch' ein Geſchwirr und Gewiſper in Niſchen und Wölbungen! Matter
Flackern die Lampen und droh'n zu verlöſchen. Und jetzo beginnen
Plötzlich die Pfeifen der Orgel zu tönen. Mit wachſendem Grauſen
Aufhorcht Jan; ihn will es bedünken, als tauche des tollen
Küſters Haupt, das ergraute, mit ſtarr-wahnwitzigen Augen
Hinter der Orgel empor im dämmernden Dunkel. Es rauſchen
Sinneverwirrend hernieder die Klänge. Die tuba-bewehrten
Engel, die krönen als ſchwebende Zierde das mächtig gethürmte
Tonwerkzeug, ſie ſcheinen ihr helles Trompetengeſchmetter
In das Gebrauſe der Pfeifen zu miſchen: es klingt durch die Hallen
Wie die Poſaunen des jüngſten Gerichts. Nicht mächtig der Sinne
Mehr iſt der wankende König; es hat ihn bethört bis zum Wahnwitz
Trunkenheit, Fieber und Grau'n. Aufhorcht er den Klängen: da miſchen
Andere ſchaurige Töne ſich d'rein: in den Tiefen der Kirche
Hallt ein Gekrach wie von berſtenden Särgen — mit ängſtlichen Augen
Wendet dahin ſich der Jüngling, und Wachen und Träumen, es ſchmilzt ihm
Fortan ſchaurig in Eins, in den Schreckensgeſichten des Fiebers.
Hat bei dem wüſten Gekrach in den Tiefen der Kirche der Grabſtein
Hillas nicht ſich gehoben, und ſchwebt aus der finſteren Gruft nicht,
Weißlich, von Nebel umſponnen, ein Jungfräulein? doch — ein Kind iſt's
Mit dem Geſicht eines Jungfräuleins. Aus dem Nebel der Steingruft
Taucht's wie der ſteigende Mond, und ſchwebt empor zu des Domes
Wölbungen ſacht, dann ſenkt es ſich wieder und ſchwebt nun auf einmal
Jan entgegen — o horch! es klingen die Töne der Orgel
Mild und weich — und es glaubt zu erkennen die Züge der Süßen,
Die er verloren, der Jüngling: es glüht ſein Herz — doch auf einmal
Wandelt die holde Muſik ſich in wüſtes Gedröhn', und des Kindes
Trautes Geſicht, es verwandelt auch dies in ein anderes Antlitz
Sich, wie näher es ſchwebt, und zeigt in bedrohlichem Schreckbild
Divaras düſteren Reiz und verlockend-ſataniſches Lächeln!

Drohend entſetzlich ſchwebt es heran vom Grunde der Halle
Gegen den hohen Altar — und toller erbrauſen die Töne.
Auf ſich gerichtet erblickt der Verwirrte des ſchwebenden Mägdleins
Aug' in tückiſchem Hohn; entſetzt auf die marmorne Kanzel
Flüchtet er vor dem Phantom — doch hieher auch ſchwebt' es, und weiter
Taumelt er, während die Kanzel, vom Hauche des tückiſchen Kindes
Flüchtig berührt, in Trümmer zerfällt. Und es jagt ihn der Wahnwitz
Hinter den hohen Altar. „Wo biſt du, Jan?“ ſo erklingt es
Höhnend dem Fiebergehetzten. Er flüchtet von Neuem — der Altar
Stürzt, wie die Kanzel, in Trümmer, vor'm Hauche des ſchwebenden Kindes.
Wilder erdröhnt ihm die Orgel: es leuchten die Augen des Unholds
In diaboliſcher Glut. Und es flüſtern um ihn her Dämonen:
„Hilla — Divara — Zion und Babel!“ — Hintaumelt er, ſtrauchelt
Über den Sarkophag in der dämmernden Tiefe der Kirche,
D'raus das geſpenſtige Bild ſich erhoben. Er taumelt und ſtrauchelt,
Stürzt in den Steinſarg ſelbſt. Ihm ſchwinden die Sinne — noch hört er
Ein dumpfdröhnendes Eins von der Domuhr hallen: zurück kehrt
Jetzo das ſchwebende Kind, es verlöſchen die Lampen, der Orgel
Töne verhallen: bei geller und höhniſcher Lache des Tollen
Hört zuklappen den Deckel des Steinſargs Jan. In der Grau'nnacht
Liegt er, erlöſchenden Sinn's, reglos, zu den Todten gebettet:
Und an den Buſen ihm ſchmiegt ſich das Jungfräulein wie ein Vampyr . . .

Aber am anderen Tag, da ward in den Gluten bewußtlos
Liegend gefunden der König in offener Halle des Domes.
Und wie den griechiſchen Helden dereinſt auf dem Oeta die Flamme
Läuternd ergriff, nach ſchmählichem Fall, ſo von läuternden Branden
Mächtig ergriffen, indeſſen die Tage, die Wochen entſchwanden,
Stumm auf glühendem Pfühl lag Jan von Leyden, der König.

Zehnter Geſang.

Die Sühne.

Als nach enteilenden Wochen aus Träumen des Fiebers der König
Wieder erhob ſein Haupt und auf ſich ſelber ſich langſam
Wieder beſann, da genas mit dem wiedergeneſenden Leib' ihm
Auch die geläuterte Seele. Beſchwichtigt iſt wie durch ein Wunder
Jetzo der Sturm, der das Herz ihm erregte zu wogendem Aufruhr.
Müd' in ſich ſelber erloſchen der wilden Gewalten Empörung.
Still auf Vergangenes blickt er, und ruhig gedenkt er der Zukunft.
Daß ſein trotzig Verzagen ihn führte zu wilden Entſchlüſſen,
Daß ſein beſſeres Ich er verläugnet — für einen Moment ſich
Schmählich ergeben dem Dämon, der Zions Blüte verwüſtet,
Tief empfindet er's nun. Im Ohr ihm ſummt es und klingt es:
„Groß iſt die Zeit und gewaltig, doch wehe, wenn unſere Herzen
Rein nicht ſind“ — „Nicht waren ſie rein“, ſo ſinnt er; „erkaltend
Sind ſie zum Raube geworden der Selbſtſucht und der Genußgier:
So war eitel die Müh'! — Doch der ärgſte der Sünder in Zion
War ich ſelber; denn ich war ſtolz: hoch über dem Schwarme
Meint' ich zu ragen, vertraute mir ſelbſt, zum Richter berufen
Wähnt' ich mich kühn: doch ein Urtheil ſpricht kein ſterblicher Richter,
Welcher in ſich nicht heimlich den Keim einer größeren Schuld trägt,
Als die iſt, die er richtet . . . Und ſo, als ich ſtolz nach dem Richtſchwert
Griff, um zu rächen, zu ſtrafen, da fühlt' ich vom Rauſch der Verderbniß
Bebend mich ſelber erfaßt. Die Verderbniß trägt, nun erfuhr ich's,
Selber der Edle zutiefſt im Blut, wie die Keime der Krankheit
Und wie den Tod . . .

So haben wir denn uns ſelber gerichtet! —
Ewig ein Kind iſt das Volk, und der Führer geſchwätzige Weisheit
Iſt nur eitles Geſtammel, unſicheres Tappen und Taſten!
Blinden geziemt nicht Haſt! — Entſchieden nun ſeh' ich das Schickſal
Zions, entſchieden das Loos auch der vorwärts drängenden Mitwelt.
Dein iſt die Welt, o Luther! der feurige Meiſter von Harlem
Kam zu frühe. So wird denn weiter ſich taſten die Menſchheit,
Kühl und nüchtern; und nicht auf Schwingen der heil'gen Begeiſt'rung
Wird ſie fliegen zum Ziel. In die Bande, die alten, ſich ſchmiegen
Wird ſie vorerſt: auf den Thronen wird nach wie vor die gekrönte
Thorheit ſitzen, und nach wie vor auf ſeidenen Pfühlen
Schwelgen die ſündige Schmach, und nach wie vor auf dem faulen
Stroh hinſchmachten die Jugend . . .
Und doch — ein Schritt iſt geſchehen
Näher dem Ziel, und das Ziel, es ward, ob ſchmählich verfehlt auch,
Doch mit dem Finger gewieſen — bezeichnet vom Finger des Schwärmers!
Mag ein ſpät'res Geſchlecht bergan auf's Neue den Felsblock
Schieben, und unſer gedenken, ſo oft er auf's Neue hinabrollt
Bei der Dämonen Gekicher, und nur noch tiefer den Abgrund
Wühlt, d'raus Mühſal keuchend von Neuem ihn ewig emporwälzt! —
Aber es mag ſich mit Zions Geſchick nun erfüllen das meine!
Was um mich ſich ereignet, mir ſoll's fortan wie ein Märchen
Sein, das in Büchern ich leſe gelangweilt, oder ein Schauſpiel,
Das, auch wenn es mich feſſelt, mich nicht mehr ſchreckt wie Erlebtes.
Seltſam iſt mir zu Muth — ja, heiter beinahe; des Lebens
Hoffnungen ſind, wie die Qualen des wildaufregenden Bangens,
In mir erloſchen: gefaßt auf die eig'nen Verwirrungen blick' ich
Wie auf die fremden zurück: ich weiß ja, daß ich ſie ſühne . . .
Wie am Rande des Kraters, der jüngſt noch Feuer geſpieen,
Sacht aufſprießen die Blumen, ſo wachſen mir aus des verkohlten
Herzens Aſche die Blüten der ruhigen ſanften Betrachtung . . .
Glüh'n auch Funken vielleicht noch unter der ruhenden Aſche?

Ruh' iſt in meinem Gemüth: iſt's Ruhe der ſühnenden, holden
Nahe des Tod's? iſt's dumpf hinbrütende, tückiſche Ruhe,
Die unheimlich in mir noch dem letzten der Stürme vorangeht?" —
So ſprach ſinnend zu ſich der in Schmerzen geläuterte Jüngling.
Aber es trafen indeß in den Hallen des Königspalaſtes
Lips zuſammen, der Narr, und der Alchymiſt, der gelehrte,
Der da fernher gekommen, zu dienen dem König von Sion.
Und den Geſchäftigen fragte der Narr, was den Schritt ihm beflügle?
„Laß mich!" entgegnete Jener; „gelungen iſt heut mir die Miſchung
Trefflich: es glänzt das gedieg'ne Metall mir im Tiegel, wie Meerſand,
Und nun eil' ich zum König, den goldenen Schatz ihm zu zeigen" . . .
„Freund!" entgegnete Lips „nach Brot ſchreit Sion, verhungernd,
Und du ſtellſt einen Tiegel mit Gold, ſtaubtrocken, und ſteinhart,
Uns auf den Tiſch? Nun, freilich, die Zähne gewöhnen zuletzt ſich
Auch wol an goldene Koſt; ſchon übt an geſottenem Schuhwerk
Sich, an geſtoßenem Glas, Sagſpänen, geriebenen Ziegeln,
Mancher dahier in Sion. Wie ſchad iſt's, daß wir die Bücher
Alle verbrannt, da man jetzt ſchmackhaft zu bereiten gelernt hat
Selbſt Schweinsledergebinde, die zaheſten Deckel und Schwarten.
Ja, es gabe nun Mancher bereits ſein hübſcheſtes Weibchen
Für ein Linſengericht in Münſter. Ich ſelbſt, ich beſitze
Drei gar niedliche Schätzchen, die Rike, die Fike, die Mike,
Die man nach Landesgebrauch mir vermalt, ſeitdem mir die Alte —
Ruhe ſie ſanft! — wegſtarb: das beleibteſte Frauengebilde
Sions war ſie, doch ſeit man die Biſſen ſo mager uns zuſchnitt,
Welkte ſie hin: auch fraß ihr heimlich die Leber der Unmuth.
Nun, Gott habe ſie ſelig! — die Rike, die Fike, die Mike,
Sind, wie geſagt, mir jetzo vermalt, nachdem ſie dahin ſchied —
Denn, war's früher geſcheh'n, ſo ſtünd' ich nimmer lebendig
Hier in des Königs Palaſt — Nun ſag' ich: gar liebliche Kinder
Sind ſie, die drei; und doch, bei Gott, ſchon gäb' ich die Rike
Um ein ſaftiges Stück einheimiſchen Schinkens; die Fike
Für einen Schluck Torgauergebrau; und böte mir Einer

Jetzt mein Lieblingsgericht, Kuheuter in Brühe mit Ingwer,
Gab' ich vielleicht auch die Mite dahin, die behäbige Blonde,
Deren Geſicht und Äuglein erſcheinen als wären am Vollmond
Kleben geblieben dereinſt zwei rundliche freundliche Sternlein.
War das doch im Beginn ein Geſchrei, daß in Zion das Wort ſei
Fleiſch geworden! ach Gott, wenn in Wahrheit immer ein Quentchen
Fleiſches geworden aus jedem der vielen und herrlichen Worte,
Die man geredet in Zion — nun brauchten wir nicht zu verhungern!" —
So der geſprächige Narr. Da trat in die Halle der König,
Und es naherte ſich ihm der Alchymiſt, zu berichten,
Daß ihm gelungen das Werk und im Tiegel erſtrale das Golderz.
Aber es lächelte Jan zur Erwiderung; wandte ſich fragend
Dann zu Lips, der wie ſinnend zum Himmel durch's Fenſter hinausſah:
„Ei, was erblickſt du in Lüften?" — „Es fliegen", verſetzte der Schalksnarr,
„Rings um die Stadt ſeit etlichen Tagen ſo häufig die Raben.
Hoffen die Burſche ſich Aas? Cras! cras! ſo krächzen ſie immer;
Ei, wie meinen ſie's denn? was ſoll denn „morgen" geſchehen?
Hör' nur, ſie krächzen, die Schufte, wie Krechting in der Verſammlung.
Aas, cras, krächzen, und Krechting — das reimt ſich trefflich zuſammen,
Und nichts Gutes bedeutet's!" — „Du bleibſt doch ein munterer Schalksnarr
Auch am traurigen Tag", ſprach Jan; „dafür ſollſt du ein neues
Schalksnarr'nkäppchen erhalten, bevor dich verzehren die Raben!"
„Galgenhumor!" rief Lips; „nur Galgenhumor! doch es freut mich,
Wenn dir der Narr noch behagt . . . Nur laß ſtatt des Kappchens ein ſaftig
Reſtchen vom Krönungsbraten mir reichen — iſt nicht's davon übrig?
Sieh', ſeit Wochen gewöhnt' ich mich, wieder nach Fliegen zu ſchnappen,
Wie manchmal auf dem Weg gen Münſter vor Zeiten! — So wahr ich
Bürger von Zion bin, ſchon ſetzt ſich Moos an die Zahne
Deiner Getreuen, o Jan! — Wol haſt du ſilberne, blanke

Münzen geſchlagen in Zion — da hab' ich ſelbſt in der Taſche
Noch einen glitzernden Thaler. Was ſoll ich damit nur? man läßt mich
Nicht aus Zion hinaus, daß ich etwan d'rüben in Telgte,
Oder in Warndorf ſtracks einen Weck mir vermöchte zu kaufen . . .
Freilich, es hat auf den Plätzen der Stadt uns der wackere Krechting
Mancherlei Saaten gepflanzt, und wir wiſſen ja ſchon, daß es aufgeht,
Was uns der Bucklige pflanzt. Gott ſegne das ſchöne Gemüſe!
Nichts ſo geſund wie Gemüſ', ſprach Kunz, und verzehrte die Knackwurſt.
Laß dir's geſagt ſein, Jan, und verachte mir nicht das Gemüſe;
Schließlich mußt du ja doch Gras rupfen wie Nebukadnezar!
Rund iſt die Welt, o Freund, wie die rollende Kugel Fortunas!
Und wer haſchen ſie möchte, der ſtolpert zuweilen darüber.
Und ich frage dich, Jan: durch's Nadelöhr eines Schneiders
Sollte ſie gehen, die Welt? dies höck'rige Ding? wie iſt's möglich?
Kannſt du das billiger Weiſe verlangen?" —
So ſcherzte der Schalksnarr.
Halb nur hört' ihn, in eig'ne Gedanken verloren, der König.
Denn von Tage zu Tag wuchs jetzo in Münſter die Drangſal,
Wuchs die Entbehrung, der Hunger. So karg ſchon wurde die Speiſung
Bei dem gemeinſamen Mahle der Hungernden, daß ſie des Hungers
Stachel nur ſchärfte. Des Tags drei Mal an den Tiſchen im Domhof
Saß das ſioniſche Volk vordem, doch jetzt nur noch ein Mal.
Und es beſchnitt und beſtahl ihr Theil noch den Bürgern der Schaffner
Trug und heimliche Gier. Nun wurden die letzten der magern
Gäule geſchlachtet, die Katzen daneben, die Hunde. Nach Krähen
Schoß manch lüſterner Jäger. Der Froſch aus der Jauche des Grabens
Galt als leckere Beute. Das zähe Gemüſe beſtrich man
Nur noch mit ſchmeidigem Talg. Sorgſam auflas man die Knochen,
Um in den wallenden Topf ſie zu werfen, zu würzen mit ihrem
Marke die Brühen.
Doch ſchlimmer noch kam's. Nicht heimlicher Diebſtahl
Mehr, und unehrliche Schaffner verkürzten dem Bürger den Antheil,
Nein, wild ſtritt ſich und raufte verzweifelnde Gier um die kargen

Reſte des Mundvorraths, wie um Aas ſich ſtreiten die Geier,
Daß nur der Stärk're zuletzt ſich labte, die Schwachen verhungernd
Brachen zuſammen. Gejagt ward jetzo, in Fallen gefangen
Eifrig die Ratte, die Maus. An Leder, an Rinden der Bäume
Nagte die Noth, und begrüßte das Laub an den Bäumen als Labung.
Einen Verhungerten fand man, auf offener Straße verſchmachtet,
Der noch zwiſchen den Zähnen, dem kauenden Rinde vergleichbar,
Hielt ein Büſchel von Graſern. Es ſchabten die Kinder, nach Speiſe
Gierend, und weinend vor Hunger, das Weiße herab von den Wänden.
Säuglinge hingen verſchmachtend am Buſen verſchmachtender Mütter,
Saugten an dorrender Bruſt: es verſchmachteten doppelt die Mütter.
Aber die Liebe der Mütter, ſie ſchlug oft um in des Hungers
Thieriſche, wilde Begier — es vergriff ſich die grauſe Verzweiflung
Raſend am eigenen Fleiſch . . .
O, die Anabaptiſten, die bleichen —
Bleicher als je nun wandeln ſie hin durch die Straßen von Münſter!
Erſt hat ſchwärmender Drang ſie gebleicht, dann hat an der Männer
Marke gezehrt das Gelüſt der ſioniſchen Ehen, und wüſtes
Treiben, nach Münſter verpflanzt von den Söhnen des wandernden Stammes:

Und nun brechen zuſammen die Reſte der Kraft vor des Hungers
Wühlendem Zahne. Sie wandeln dahin, wie Geſpenſter: nur ſchlotternd
Hängt um die Glieder die Haut. So verdorrt, ſo verblaßt ſind die Lippen,
So durchſcheinend die Flügel der Naſen, die Ohren, wie Blätter,
Die man mit Tinte beſchreibt; wie verſumpft iſt das Aug' in der Höhlung;
Spitz vorragen die Knochen der Backen, als wollten die fahle
Haut ſie durchbohren. Es ſchwollen auch Manchem die unteren Glieder,
Während die oberen welkend vertrockneten; oft auch durchbrachen
Eiternde Beulen die Haut. Auf den Wällen die Streiter vermochten
Kaum noch die Waffen zu ſchleppen; ſie waren wie Fliegen im Herbſtmond
Matt. Sie ſtützten im Geh'n ſich auf Krücken und Stäbe. Der Mißduft
In der umlagerten Stadt, er vergiftete nun auch die letzte

Labe der Menſchen, die Luft: ausbrachen die Seuchen, zu mehren
Mit hohläugigem Hunger im Bunde die Ernten des Todes.
Jan trat unter das Volk in den Straßen mit ſeinen Begleitern.
Ernſt hinſchritt er vom Markte die weit ſich und prächtig im Halbkreis
Schwingende Straße der Bogen entlang, bis hinüber zum Aafluß,
Bis zur Brücke, die führt in das Kirchſpiel über dem Waſſer:
Und ihm ſtreckte das Volk wehklagend entgegen die Hände,
Sich in Schaaren verſammelnd. Er dachte zu reden. Da plötzlich
Kam es mit Sauſen daher in den Lüften geflogen, und praſſelnd
Stürzt eine wuchtige Kugel herab zu den Füßen des Königs,
Zwanzigpfündiges Erz. Aufhob mit Ruhe der Jüngling
Sie, und wog in der Hand ſie betrachtend. Geſchweißt an das Erzrund
Fand er geglättetes Leder; auf dieſem gegraben die Zeilen:
„Männer! Ergebung fordert noch einmal gnädig des Hochſtifts
Herr und Fürſt: doch wofern ihr verſchmäht auch heute die Mahnung,
Nicht ſoll bleiben ein Stein auf dem andern in Münſter, und Alles,
Was nicht tödtet das Schwert, iſt verfallen dem Stricke des Henkers,
Oder dem Rad, und dem Roſte, dem glühenden. Doch dem Verführer,
Der euch bethörte ſo lang, mit glühenden Zangen am Holzſtoß
Wird von den Gliedern das Fleiſch ihm, das Herz aus dem Leibe geriſſen!“
Solches beſagt, entſendet aus macht'ger Karthaune, die Botſchaft.
Denn für andere Boten des Biſchofs weigern den Einlaß
Lang ſchon die Männer von Münſter. Es lieſ't hellſtimmig dem Volke
Jan die Verkündung. Um ſich dann blickt er, als wär' er des Biſchofs
Sendling ſelbſt, und erwarte des Volks Antwort und Entſcheidung.
Doch jetzt naht auf dem Falben ſich Divara. Dunkelgelockte
Schwärmen um ſie. Und ſie rief: „Ihr Männer von Sion, vernehmt mich!
Nachricht gab ich euch oft. Ihr wißt, wie ſich Mancher der Meinen
Schlich durch's Biſchofslager, und Kundſchaft brachte vom Ausland,
Brieflein brachte ſogar, die zuſammengerollt er im Ohr trug,
Oder verbarg in den Flocken des dichten und ſchwärzlichen Haupthaares.

Aber es meldete mir im Geheimen der letzte der Boten:
Nicht mehr täuſchen wir ſchleichend die wachſam lauernden Söldner,
Durch ein Wunder entrannen dem Tode die letzten der Unſern.
Aber ein anderes Wagniß erſannen die Helfer aus Holland:
Wenn zehn Tage verſtrichen, ſo ſagten ſie, ſollen die Münſt'rer
Wol im Auge behalten die Aa, und die regengeſchwellte,
Sacht hingleitende Flut — ſo empfangen ſie weitere Botſchaft.
Heut iſt der zehnte der Tage. Behaltet im Auge den Aafluß!“
Sprach's, und ſie hatte geendet noch kaum, da ſah man in grüner
Welle der Aa hergleiten ein Faß; wie verlornes Gerümpel
Trieb es daher. Da ſtürzte behend in die Flut ſich ein kecker
Schwimmer hinab und zog an's Ufer die ſchaukelnde Beute.
Und auf der Königin Wink abhob man vom Faſſe den Deckel.
Da, wie aus berſtender Schale das Küchlein, ſprang aus dem Eimer
Plötzlich ein Knabe hervor, ſchwarzlockig, mit bräunlichen Wangen.
Und weittönend begann er zu reden, zu künden dem Volke:
„Zionsſtreiter, es grüßen die Schaaren der Brüder aus Holland
Euch, und von Oſtfriesland, von Brabant, vom Rhein- und vom Mainſtrom!
Nahe dem Münſter'ſchen Land ſchon ſind ſie: noch wenige Tage,
Und ſie ſtehen vor Münſter zu Tauſenden, euch zu befreien,
Und zu vernichten im Streit die Verruchten, die Feinde von Zion!“ —
Alſo der bräunliche Knabe. Da blitzt in fanatiſchen Augen
Wieder ein Stral der Verzückung. Und jauchzend noch einmal ermannen
Sich die ſioniſchen Streiter. Nur ſäugende Weiber, und Greiſe,
Und Todſieche, ſie ſtanden verloren in ſchweigendem Stumpfſinn
Da — ſie hofften ja nicht, wie nah' er auch ſei, zu erleben
Jenen erlöſenden Tag! Auf ſie, mitleidigen Herzens,
Blickte der König, und wieder begann er zu ſprechen. Es lauſchte
Ringsum das Volk, zu vernehmen das Wort des gebietenden Jünglings.
„Welcher von euch“, ſo begann er, „ihr Brüder und Schweſtern, in Zion
Duldend zu harren getrieben ſich fühlt vom Geiſte, der bleibe:
Aber die nah' dem Verderben, die Schwachen, die Greiſe, die Siechen,

Oder wer ſonſt es verlangt von den duldenden Bürgern, hinausziehn'n
Ohne Verhinderung mag er ſofort durch die Thore von Münſter!
Keiner verweile gezwungen, zu theilen mit Andern die Drangſal,
Unfreiwillig zu tragen, was Keiner vermag zu ertragen,
Der nicht willig es trägt!" Da dankten mit thränenden Blicken
Viele der ſchmachtenden Mütter, am Buſen die jammernden Kinder,
Und Todſieche dem König, und wandten ſich ab, um zu gehen,
Und ſich zu ſchleppen hinaus vor die Thore. Doch ihnen entgegen
Kamen Verlorne, wie ſie, mit Seufzern und Klagen; die riefen:
„Was ihr offen verſucht, wir verſuchten es heimlich ſoeben!
Ja, wir flohen geheim; da irrten wir zwiſchen den Schanzen,
Zwiſchen den Gräben umher, und ſtatt des mit Thränen erflehten
Mitleids fanden die Meiſten den Tod von den Händen der Söldner.
Denn ſie wollen es nicht, daß hinaus in ihr Lager ſich flüchten
All' die Verſchmachtenden; nein, ſie wollen, daß Alle zuſammen
Ihnen, entſagend dem Trotz, ſich ergeben; wo nicht, daß zuſammen
Hier wir Alle verderben!" So ſprachen ſie klagend. Da hoben
Jene zum Himmel empor in ſtummer Verzweiflung die Blicke.
Siehe, da plötzlich kommt mit begleitenden Schaaren den langen
Markt herunter in Eile der rührige Knipperdolling:
Und die Beeiferten ziehen, mit freudig erhellten Geſichtern,
Hinter ſich her eine Reihe von raſſelnden, ſtattlichen Karren.
Aber die raſſelnden Karren, ſie ſind — o Wunder! — befrachtet
Schwer mit Näpfen und Fäſſern, mit wuchtigen Laiben des Brodes,
Speck, und gepöckeltem Rind und Thran und geſalzenen Fiſchen.
Hochauf jauchzte das Volk bei dem Anblick, kaum noch den Augen
Trauend, und drängte ſich rings um die Karren, verblüfft und begierig.
Und von Fragen erſcholl es: „Woher?" und „Wie?" Es erwidert
Knipperdolling mit Lachen: „Ihr meint wol, das ſendet der Biſchof?
Nein! wir hatten es hier, ganz nahe; nur galt es zu ſuchen.
Wiſſet, ihr Leute, ſo kams: Daß Viele verdarben vor Hunger,
Ging mir kläglich zu Herzen. Doch Manche bemerkt' ich, die liefen
Noch mit munteren Augen umher und rundlichen Leibern,

Wie Maſttauben des Winters inmitten verkommener Spatzen.
Seht, da kam mir's zu Sinn, Umſchau noch einmal zu halten
In den Gelaſſen und Kellern von Zion. Als hier auf dem Marktplatz
Waren die Bürger verſammelt, und leer ſchier jede Behauſung,
Nun, da benützt' ich die Zeit, durchforſchte mit etlichen Spatzen
Die Maſttaubengehege. Da fanden ſich mancherlei Truhen,
Mancherlei Säcke; von Häringen gab's manch' Schock, und von Schinken
Manchen genießbaren Reſt, und dazu manch' wacker gefüllten
Eimer des köſtlichen Weins aus den Kellern verlaufener Pfaffen.
Vieles betraf man vergraben, in heimlichen Löchern, im Bettſtroh,
Unter dem Holz und ſogar auch unter den Brettern der Dielen.
Ei, da wurde mir's klar, wie's kam, daß Mancher in Zion
Noch mit rundlichem Bauch und munteren Augen umherging!
Seht euch nur um! dieſelbigen ſind's, die jetzt ſo viel bleicher
Werden auf einmal, als früher ſie röther geweſen denn And're!
Billig trifft ſie die Reihe, zu ſchmachten, zu faſten von heut an,
Bis ſie der Hunger ſo bleicht, wie jetzo das böſe Gewiſſen!" —
Sprach's, und die ſelbſt ſich verriethen durch ängſtlich Erbleichen und Zittern,
Wurden ergriffen, zu harren des ſtrengen Gerichts auf dem Rathhaus.
Aber den Mundvorrath, den willkommenen, nimmer gehofften,
Ihn umdrängte die Menge mit Jubel. Es traten die Schaffner
Jetzo heran, zu berechnen, wie lang wol reiche der Vorrath
Für den gemeinen Bedarf. Da kreiſchte die hungernde Volksſchaar:
„Abſeits denkt ihr zu bringen die glücklich errungene Beute?
Sie zu verkümmern uns noch, zu vertheilen in euerer Weiſe?
Nein! wir wollen doch wieder einmal, nach langer Entbehrung,
Satt uns eſſen! Es kommen ja bald die erwarteten Helfer!
Nein, nicht wollen wir jetzo noch ſparen, wobei man zu leben
Nicht, noch zu ſterben vermag! Ein Feſtmahl wollen wir halten,
Würdig zu feiern die Kunde vom nahenden Tag der Erlöſung!" —
Alſo riefen ſie wild; hohläugige, bleiche Geſtalten,
Fiebernd vor grauſer Begier, blutloſen Vampyren vergleichbar,

Stürzten ſie über die Labung. Es ſchwanden die wuchtigen Brode,
Sämmtliche Maſſen des Fleiſches, der Thran, die geſalzenen Fiſche,
Nimmer zerſtückt und vertheilt, nein, gierig mit Händen zerriſſen.
Um die gewaltigſten Stücke, die duftigſt verlockenden Maſſen,
Stand ein Reigen gedrängt, wie Rudel von Wölfen gedrängt ſteh'n
Um ein getödtetes Thier in der Wildniß. Aber dahier auch
Sättigte ſich nur der Starke; der Schwächere, grollend erwarten
Mußt' er, was etwa noch übrig ihm ließ die Begierde der Starken.
Und ſo gellte Gezänk durch den Markt hin, wildes Gedränge,
Laute des Groll's, ſich miſchend mit tollem und wüſtem Gejubel.
Schon war verſchlungen der letzte der Biſſen; doch immer noch ſtrömte
Reichlich die Labe des Weins: denn groß war die flüſſige Beute.
Bauchigen Fäſſern entquoll ſie noch unabläſſig, die ſtanden
An vier Ecken des Markts. Als die Nacht einbrach, da entflammten
Fackeln die Männer umher auf dem Markt und feſtliche Feuer,
Rollten die Fäſſer heran zu den Feuern und zechten und ſangen.
Muthwill war nun wieder erwacht, wie dereinſt, und es klangen
Heilige Lieder zum Spott mit unheiligen, frechen zuſammen.
Und den Choral, den erhab'nen, der Anabaptiſten, ihn johlten
Jetzo aus heiſeren Kehlen, bezecht, die Zigeuner, die Gaukler.
Bald auch erklang es im Kreiſe von Lauten und Pfeifen und Geigen,
Und hinriſſen die Männer zum wüſten Gelage die Weiber.
Söhne des wandernden Stamms und Gaukler ergötzten mit frechen
Poſſen die lüſternen Schaaren. Zuletzt, beim Schwirren des hellen
Cymbals ſprangen herbei ſchwarzlockige Töchter des braunen
Stamms, und keck und verbuhlt vor dem Volk in bacchantiſchen Tänzen
Drehten ſie ſich. Da ward — wie der ſchlagende Funke noch einmal
Ein Scheinleben erweckt in erblichenen Leibern — zu letzter
Regung geſtachelt der Reiz in kraftlos erſtorbenen Sinnen
Bleicher ſioniſcher Männer, erſchöpft von wilder Verſchwendung:
Aber verdoppelt erfaßt die Entnervten das lüſterne Fieber:
Und ſo ſchwangen ſich wild, frech-koſend, die Männer mit Weibern:
Schaurig war es zu ſeh'n, wie die hageren, ſchwanken Geſtalten,

Spornend mit letztem Entſchluß, wie zum Henkermahle, die Mannskraft,
Siech, hohläugig, erhitzt von Wein und Gierde, geſpenſtig
Grell von den Flammen beſtrahlt, umtanzten die lodernden Feuer . . .
Alſo brachte den Tag das ſioniſche Volk und die Nacht hin.
Mächtig erſcholl das Getümmel der Luſt auf dem Markt und im Domhof
Vor dem Palaſte des Königs. Auch dort nun vereinte die Feſtluſt
Eine befeuerte Schaar an glänzender, prunkender Tafel.
Divara war es, die braune, die Königin, welche geladen
Hatt' in des Königs Gemächer die Träger der Würden von Sion.
Denn es gezieme, ſo ſprach ſie, zugleich mit dem Volke den Häuptern
Sions, zu feiern den Tag. Nach ihrem Gebote verzaubert
War die geräumigſte Halle des weiten Palaſts in ein lichtes
Eden der Freude, beſtellt aus des Vorraths Reſten ein Feſtmahl.
Mehr war zu ſchauen des Golds, als der Farben in ſchimmernder Halle:
Unabſehbar erſtreckte, gekreuzt, ſich die prangende Tafel
Hin durch die Läng' und Breite des Saals. Von der goldigen Decke
Hingen herab Kronleuchter, wie Kränze geſtaltet, und zierlich
Mit einander verwoben durch Blumengebinde. Die Wände
Waren verkleidet mit Sammt, durchwuchert von goldenem Stickwerk:
Aber in blendendem Schimmer, zu Pyramiden gethürmt, ſtand
Ringsum vertheilt in der Halle, der *Schatz des ſioniſchen Reiches*:
Gold und Silber gehäuft, Erzbilder und blanke Gefäße,
Opfergeräth, Monſtranzen und Kelche, aus Kirchen und Klöſtern
Stürmend erbeutet; dazwiſchen die Fülle der edel-metall'nen
Reichen Patrizierhabe, geliefert auf's prangende Rathhaus
Nach des Propheten Geheiß: Goldſchalen, kriſtall'ne Pokale,
Flimmerndes Silbergeſchirr. Und daneben Korallen und Perlen,
Edles Geſtein, buntſchillernd, und funkelnde Ketten und Spangen,
Gürtel und Prunkkleinode noch ſonſt, von Vätern auf Enkel
Manch' Jahrhundert vererbt in Münſter: das ſtrahlte geſammelt,
Stand zur Schau als ein reicher Bazar, wie nur Märchen ihn ſchildern.

Auch durch die Mitte der Tafel, der rieſigen, welche gekreuzt ſich
Streckte den Saal entlang auf zierlich geſchnörkelten Stützen,
Lief wie ein ſchimmernder Steg eine Reihe von lichten Kleinoden,
Theile des Zionsſchatzes, des großen; und, wechſelnd mit dieſen,
Standen Gerichte zur Weide dem Aug', nach dem Brauche der Zeiten,
Eß-Schaubilder, geſchnitzt und bemalt, Kleinode ſie ſelber.
Aber ein Blumengewinde verband auch der rieſigen Tafel
Gleißenden Prunkaufſatz; Zierſträucher ſogar, mit candirten
Früchten behangen, erblühten dazwiſchen. Zu Häupten der Tafel
Glänzte das Wappen von Zion, umkränzt mit Roſen und Lorbeern …

Bei dem Beginne des Mahls anregte den Gaumen der ſcharfe
Salzige Nordſeefiſch. Ihm folgte des zäheren Rindes
Fülle, gekocht und geſchmort, vielfältig verwandelt, und Backwerk,
Mannigfaltig geformt: aus ein und demſelbigen Stoffe
Hatte des Meiſters Geſchick das Verſchiedenſte lecker bereitet,
Alſo verdeckend die Noth mit dem prunkenden Scheine des Reichthums.
Reichlicher floßen auch hier die befeuernden Weine, die Laune
Sammtlicher Tafelgenoſſen zu heiterem Muthe beflügelnd.
Lips iſt geſprächig und ſprudelt von Scherzen; die Frauen des Königs
Lächeln mit blitzenden Augen und roſigen Wangen; ſie eſſen
Marzipan, und nippen aus zierlichen Gläschen den ſüßen
Muskateller daneben; der König iſt heiter, ein ſeltſam
Feuer iſt ihm in den Augen erglüht, und erhellt ihm das Antlitz.
Er iſt ſchön; ſein Weſen, es leuchtet: die Blicke der Frauen
Hangen an ihm: ſie ſchauten ihn nie ſo Herzen-gewinnend.
Düſter und ſtreng ja zeigt' er ſich meiſt. Nachholt er, ſo ſcheint es,
Was er verſäumt: für Jede nun hat er ein freundliches Wörtchen,
So daß eifernde Sucht ſich bereits in den Augen der braunen
Divara malt. Sie ſitzt in ſcharlachrothem und grellem
Prunkſtaat neben dem König. Mit gleißenden goldenen Ketten
Hals und Buſen behangt, um die Stirn einen blitzenden Goldreif,
Funkelt ſie unter den Frauen hervor, wie unter des Himmels
Mildhell leuchtenden Sternen hervor in düſterer Pracht gleißt

Ein blutrother Komet. Nachdenklich jetzo und finſter
Blickt ſie, und lacht dann wieder ein triumphirendes Lachen . . .
Lips, der geſprächige, trank und aß. Doch am Liebſten verſucht' er
Sich an den Eß-Schaubildern der Tafel, mit drolligem Unmuth
Über den farbigen Tand ſich beklagend, der ſchmählich des Hungers
Spotte, indeß er ihn reize. „Ich wollt', es wäre der Aafluß
Malvaſier“, ſo rief er, und ſämmtliche Schätze von Zion
Waren von Marzipan, wahrhaftigem, echtem. Was nützt mir's,
Daß ſo gediegen und echt im ſioniſchen Reiche das Gold iſt,
Wenn unecht der Faſan und der Pfau, die Paſtete, der Kuchen?
O du goldenes Zion! was nützt uns der goldene Scepter
Noch, und die goldene Kron', und die anderen goldenen Schätze,
Wenn die ſioniſchen Nüſſe, die gold'nen, die man uns beſchert hat,
Hohl ſich zeigen, indeß wir ſie knacken? das flimmernde Rauſchgold
Iſt nun heruntergewetzt, und es knurrt der betrogene Magen!
Jan, du mußt es geſteh'n, daß beſſer doch waren die Zeiten,
Als noch der ehrliche Lips van Straaten, der Gaukler, den Scepter
Führt' und den Seckel, der Mann, der jetzo geworden zum Schalksnarr'n
Seines dereinſtigen Volks . . . o du mein goldenes Holland!
Säßen wir wieder daheim, o Jan, in der Schenke zu Leyden!“ —
Alſo der klagende Lips; und es lachten die Gäſte, die wüſten,
Bleichen Geſellen, und jetzo begann, zu beſchämen den Spötter,
Rauſchender Klang der Muſik, der Drommeten und Pfeifen und Geigen.
Schwül iſt die Luft und berauſchend. In magiſchem Glanze, berückend,
Stralt der ſioniſche Schatz: im Schein unzähliger Lampen
Funkelt's und flittert und flirrt, und das Flimmern, ſo zauberiſch unſtät,
Scheint Unruhe zu ſprüh'n in die wild ſchon erregten Gemüther.
Wüſt auch wirken die Geiſter der Traube. Mit nickenden Häuptern
Sitzen die Älteſten da, und die jüngeren Männer befeuern
Sich zu lüſternen Scherzen und frechem Gelächter. Aus gold'nen
Kelchen bezechen ſie ſich, vor welchen dereinſt, wenn des Prieſters
Hand ſie erhob am Altare, das Volk anbetend in's Knie ſank . . .

Alle die erdfahl bleichen, verfall'nen Geſichter beleben
Sich mit geſpenſtigen Funken, ein lüſternes Grinſen umſpielt ſie.
Aber die wüſteſten Zecher beim Königsgelage, das waren
Knipperdolling doch immer und Krechting. Sie hielten auch heut' ſich,
Wie ſchon lange, zuſammen. Der zwerghaft-höck'rige Krechting
Schwur, er vertrage noch mehr des befeuernden Tranks, als der durſt'ge
Knipperdolling; der rühmte ſich aber, in Sion der größte
Zecher wie Raufer zu ſein: und ſo tranken ſie denn um die Wette.
Aber beflügelt entſchwanden den Gäſten die Stunden, und ſchon war
Nahe die Mitte der Nacht; unheimlicher flammten die Augen.
Rottmann nur ſaß ſchweigend im Kreis, und leiſe vor ſich hin
Murmelte Duſentſchur, der verrückte, und ſah mit den ſtieren
Augen zum Himmel empor, von Keinem beachtet. Es ſchwirrten
Heiſer die Stimmen. Da machte vor Andern die kreiſchende Rede
Krechtings ſich lauter und lauter vernehmlich. Es hatte von beiden
Streitenden Keiner geſiegt — gleichmäßig erlagen ſie beide,
Knipperdolling und Krechting. Doch Krechting, zu kreiſchen, zu krächzen
Hub er an, wie er pflegte zu thun. Er ſchrie, zu vermiſſen
Sei noch Manches in Sion; man müſſe noch weiter und weiter
Geh'n und immer ſo weiter; man habe die Gütergemeinſchaft,
Die Vielehe dazu; doch das ſei nimmer genug noch:
Nein, man müſſe nunmehr auch gelangen zur Weibergemeinſchaft:
Sonderlich müßten von heut an die ſchönſten der Weiber gemein ſein!
Schreiendes Unrecht ſei's, daß die ſchönſten der Weiber der König
Für ſich habe; die Regel in Sion, ſie wolle, daß Keiner
Etwas noch habe für ſich, daß Alles für Alle gemein ſei;
Warum nicht auch die Weiber? — So rief er; der düſtere Rottmann
Straft' ihn mit grollendem Blick, doch Andere johlten ihm Beifall
Zu in der Runde, und ſpornten zu reden ihn, weil er ergriffen
Eben vom Geiſt. Fortfuhr er, erwidernd des grollenden Rottmann
Blick mit höhniſchem Grinſen: „Verlangt ihr das Beſte zu hören,
Sag' ich: werfet hinaus aus Sion die letzten der Schwärmer!
Männer, die Zeit iſt da für beſſere, neue Verkündung!

Matthiſſon kam, der Prophet, nach ihm der Erkorne von Leyden,
Aber zuletzt kommt Krechting. Nur vorwärts, Männer, nur vorwärts!
Matthiſſon hat euch erlöſet vom äußeren Wort; doch vom innern
Wurde geſpielt ſodann, das ein Gott in die Seel' uns geſchrieben!
Inneres Wort? ich verſpüre das nicht! mir hat er dergleichen
Nicht in die Seele geſchrieben! Und hätt' er's gethan auch, ich frage:
Was das kümmern mich ſoll, und warum ich's ſollte befolgen?
Nein, nicht ſchiert mich, was Einer, den ich nicht kenne, gekritzelt
Irgendwohin, und wär's auch mir auf den eigenen Rücken.
Hab' ich, bevor er gebot, ihm gelobt, daß ich werde gehorchen?
„Gut ſein“ ſoll ich? Warum? ei, ſage nur einmal mir Einer
Einen vernünftigen Grund, warum ich's ſolle, ſo will ich's!
Nein, der geſunde Verſtand weiß nichts vom inneren Worte!
Schweigt mir vom menſchlichen Herzen: das iſt nur die hintere Thüre,
Welche die ſämmtlichen Götzen, Tyrannen und Quäler der Menſchheit,
Die man zur vorderen Thüre hinauswarf, wieder hereinläßt!
Grade das „innere Wort“ iſt von allen Tyrannen der ſchlimmſte! —
Sünde? was nennt ihr Sünde? nur das, was entgegen der Satzung:
Gut, ſo ſtürzt ſie, die Satzung: ſo iſt auch die Sünde beſeitigt,
Und ihr wandelt dahin, fehllos, wie die Heil'gen im Himmel.
Ei, was will das Gewiſſen? das will von den Kirſchen das Fleiſch euch
Schnöde verbieten, und gibt euch zu ſchlucken die ſteinigen Kerne!
Haltet an's Fleiſch euch, in's Antlitz werft dem Gewiſſen die Kerne!
Iſt ſo ein ſelbſtlos Weſen der Menſch, daß fremden Geboten
Folgen er muß, wie den Lüften der Rauch und die Welle dem Rinnſal?
Seid wie der Vogel in Lüften, und wie das Gethier in der Wildniß!
Seht, losgeh'n ſie auf das, was ihnen behagt, und ſie fragen
Nicht nach dem Willen des Himmels, ſie haben genug an dem eig'nen.
Seht, wie der wandernde Stamm nun ſeit Jahrhunderten hinlebt!
Sehet, die freu'n ſich des Lebens als freieſte Söhne der Erde!
Strolche benennt ſie die Welt? Ich aber, ich ſage, die Strolche
Müſſen erneuern die Welt. Gleich iſt, was Menſchengeſicht trägt.
Gleich iſt alſo dem Weiſen der Strolch: auf, Strolche! die Welt iſt

Euer, ſobald ihr wollt: ihr habt ja auf Erden die Mehrzahl,
Folglich die Übergewalt, und das Recht, zu entſcheiden die Dinge!
Fletſchet die Zähne vor Gott! bohrt Eſelsohren dem Himmel!
Denkt ihr dran, wie ich ließ im Gewitter die Mündung der großen
Donnerkarthaune, die ſteht auf dem Markt, ſchnurg'rade nach aufwärts
Richten und ſchoß eine Kugel hinauf in den zürnenden Himmel?
Sehet, ſo macht' er's kürzlich, der kleine, der bucklige Krechting!
Ei, ihr ſchüchternen Recken, ihr laßt euch vom Zwerge beſchämen?“ —
Alſo ſprach er, da jauchzten ihm zu die ſioniſchen Männer.
Selber der König — warum doch lächelt der König ſo ſeltſam
Bei dem Gelall des bezechten, des höckrigen kleinen Titanen?
Iſt ihm jeglicher Groll und jeglicher Ernſt in des Rheinweins
Goldenen Fluten erſäuft, und hat er die laſtende Schwermuth
Ganz aus der Seele geſpült? — Aus irdiſchen Banden erhebt ſich
Wieder, zu heiterer Freiheit erlöſt, ſein Geiſt, und zu ſtiller
Göttlicher Ironie iſt geläutert die dumpfe Verzweiflung
Ihm an der Welt und ſich ſelber. Des himmelanſtürmenden Knirpſes
Kreiſchen beluſtigt ihn jetzt, und es wird ihm zur Poſſe das Schauſpiel
Eigenen Trauergeſchicks. In keck ausſprühender Laune
Ruft er: „Bringt mir die Krone herbei, ihr Trabanten, den gold'nen
Scepter, den purpurnen Mantel!“ Dem Wort des Gebieters gehorchend,
Bringen die Diener getragen die Krone, das Scepter, den Mantel.
Und es bekleidet ſofort mit der Herrſchaft Zeichen der Jüngling
Krechtings ſchnöde Geſtalt, des taumelnden, wirft um des Rückens
Höcker den Mantel ihm her, in die Hand ihm drückt er den gold'nen
Scepter, die goldene Kron' auf's Haupt. „Wenn Einer die Krone“,
Ruft er, „zu tragen verdient noch in Sion, ſo biſt du es, Krechting,
Denn es verkörpert in dir, wie in Keinem, des neueſten Sions
Bild ſich und höchſter Gedanke! Vertauſche den Sitz mit dem meinen!
Und auch die Schätz' und die Weiber, um die du ſo ſehr mich beneideſt,
Sollſt dein eigen du nennen von heut an, wackerer Krechting!
Rufet ihm Heil denn, Männer, dem neueſten König von Sion!“ —
Sprach's; es erſtaunten die Zecher, und Krechting ſtack wie ein Kobold

Grinſend im Königsgewand. Doch er faßte ſich bald, und zu feſter
Würde ſich blähend, ſofort mit des Königs vergoldetem Armſtuhl
Tauſcht er den eigenen Sitz, und ſchwankend, mit drolligem Nicken
Dankt er dem Ruf: „Hoch lebe der neueſte König von Zion!“
Und aus dem Becher ergänzend das vollere Herrſcherbewußtſein,
Schlürft in gewaltigen Zügen er ſprudelnde Fluten, bis endlich
Ganz die Gedanken ſich ihm in dem trunkenen Haupte verwirren,
Und er nur ſtammeln noch kann von „Vorwärts“, „Weibergemeinſchaft“,
„Größerer Freiheit in Zion“. Zuletzt dann wendet er täppiſch
Sich zu den reizenden Weibern, die ihm zur Seite nun ſitzen,
Ihm nun gehören. Er lächelt ſie an mit blinzelnden Augen,
Will liebkoſend ergreifen die Hände der einen und andern.
Aber mit ängſtlichem Schrei abwenden ſie von dem gekrönten
Kobold ſich, von dem Wichte, dem häßlichen; und er bedroht ſie,
Allen zuſammen demnächſt abſchlagen zu laſſen die Köpfe.
Doch nun wendete Lips van Straaten, der hinkende Schalksnarr,
Sich [illegible] dem neuen Gebieter und fragt' ihn, wie er des Kanzlers
Amt zu beſetzen gedenke, nachdem er König geworden?
„Willſt du, erhabener König“, ſo rief er, „für ſolcherlei Würde
Den volksthümlichſten Mann und den freiſten in Zion, ſo nimm mich!
Weiß doch Jeder in Münſter, daß ich es geweſen, der immer
Hatte den allergeringſten Reſpect vor dem früheren König!
Wie zum vorigen König du, ſo paß' ich zum neuen!
Denn probat iſt die Regel in ſämmtlichen Reichen der Erde:
Herrſcht als König ein Narr, ſo erkieſet den Schuft er zum Kanzler,
Herrſcht als König ein Schuft, ſo nimmt er zum Kanzler den Narren!
Zögere nicht, und mach' mich zum Kanzler, erhabener König!“ —
Sprach's, da ſchmunzelte Knechting, und nickte mit trunkenem Haupt ihm
Gnädig zu; dann lallt' er: „Sei Kanzler in Zion, du Schalksnarr!“
Neben den König nun ſetzte ſich ſtolz der erkorene Kanzler.
Und zu den Männern im Kreis, die mit gläſigen, triefenden Augen
Zechend vor ſich hin ſah'n und die Wandlung der Dinge beſtaunten,

Sprach er: „Ihr Bürger und Häupter von Sion, es ziemt euch fürwahr nicht,
Mich zu beneiden; denn kommt nur die Gnadenlavine des Königs
Einmal in's Rollen, da werdet ihr ſehen! Erobern die Welt wir,
Vicekönige, denk' ich, und Erbſtatthalter und And'res
Braucht er in Menge ſodann: nicht überall kann er ja ſelbſt ſein.
Ei, da gilt's zu vertheilen die Länder. Da finden zuletzt ſich
Pfründen für Alle. Nun ſeht, ihr Männer, ich bin in der Welt rings
Viel umher ſchon gekommen, ich hab' ſchier ſämmtlicher Herren
Länder geſehn; wenn Einer vermag, ſie geſchickt zu vertheilen,
So bin ich's! Ihr ſeht, wie er nickt ſchon, der König; er billigt,
Was ich euch ſag' als Kanzler. Da iſt Churheſſen, ein ſchönes
Land, und bequem zu regieren. Wer will's? ei, wackerer Xantus,
Nimm dich des Ländleins an, wenn auch nur mir zu Gefallen!
Gebhart, tapferer Held, in Lothringen, bitt' ich, und Elſaß
Nimm in die Hände die Zügel! Du, Schulze, du laß dir im Schwarzwald
Huldigen! Müller, im Thüringerlande, dem ſchönen, als Landgraf
Mach' dir's bequem! Kurt Mayer aus Ulm, als Schneider gewandert
Biſt du im Ungarland, wie ich höre: wie wär's, wenn als Fürſt du
Dahin kehrteſt zurück? Für dich, Hans Pfeffer aus Nürnberg,
Iſt Friesland wie gemacht; zieh' hin, und regiere mir's glorreich!
Joſt van der Schanz, du ſetz' dich in Wälſchland feſt; Pomeranzen
Blüh'n dir und Feigen alldort! Land Böheim iſt für den Tylan,
Welcher die Wache da drauß' vor dem Eingang hält ſo getreulich.
Portugal, ei, potz Blitz! da glüh'n goldfarbig die Weiber,
Und goldfarbig der Wein! Hör', wackerer Knipperdolling,
Wenn ich's einem vergönne, das Land, dir will ich es gönnen!
Wenn ſie dich krönen, ſo denk' an mich, und laß bei dem Feſtmahl
Leben den ehrlichen Lips im goldenen Wein von Oporto!“ —

„Wie?“ fiel hier in die Rede dem ehrlichen Lips van Straaten
Xantus, der einſtige Fleiſcher, der jetzo am Meiſten bezecht war;
„Wenn im dortigen Land die erleſenſten Weiber gedeihen,

Und die erleſenſten Weine, ſo mag Churheſſen ein And're
Nehmen: ich ſelber verlange mir König zu ſein von Oporto!“ —
„Narr!“ entgegnete zornig der trunkene Knipperdolling;
„Was? Churheſſen verſchmähſt du? für dich iſt's lange zu gut noch!“ —
Wild aufbrauſ'te der And're ſofort. In ſioniſchen Männern
Waren die Nerven gereizt zu krankhaft zitternder Spannung,
Raſch und mächtig erglomm in dem ſiechen Geblüte die Wallung.
Und ſo kehrte ſich Xantus mit krampfhaft wüthigem Fauſtſchlag
Über den Tiſch nach dem Haupte des raſch ausweichenden Gegners.
Aber anſtatt des bedroheten Haupt's baß traf er des Tiſches
Kante: den Tiſch nicht brach er, den eichenen, ehern gefügten,
Aber die ſchwammigen Knochen der Hand, daß er ächzend zurück ſank.
Alſo befehdeten dort zwei trunkene Männer von Sion
Sich um die Länder der Erde mit grollender, wilder Erbitt'rung . . .
Nur mit Mühe beſchwichtigt den drollig-unheimlichen Wettkampf
Lips van Straaten, der Narr. Und es eifert der trunkene Krechting:
„Laſſet den Zank um die Länder: ich will für die heutige Nacht erſt
Theilen die Weiber, die jetzt zwar ſpröde noch thun: doch gewöhnen
Müſſen ſie ſich fortan, alltäglich zu wechſeln die Gatten!“ —
Und er beginnt ſofort zu vertheilen die blühenden Weiber.
Dieſe gewährt er dem Kanzler, dem neuen, die and're dem Tilbeck,
Und ſo Anderen And're. „Und mir?“ lallt trunkenen Muthes
Knipperdolling entgegen dem Freund. Da lachte der wüſte
Krechting: „Dir geb' ich die Schönſte, die Königin Divara ſelber!
Nimm ſie hin und erfreu' dich an ihr!“ — Erſt fühlte geſchmeichelt
Sich durch das ſchöne Geſchenk der gewaltige Knipperdolling.
Und er erhob mit galantem Gegrinſe ſich taumelnd. Des alten
Grolls nun ſchien er vergeſſen zu wollen, der ſtets ihm die braune
Königin hatte verleidet. Er nahte ſich ihr, doch die Stolze
Stieß hohnlachend den Trunk'nen zurück, daß taumelnd er hinfiel.
Fluchend nun lag er am Boden und ſtieß mit der Wuth des Berauſchten
Häßliche Schmähungen aus, und ſchwur, er habe die Braune

Immer gehaßt, die werth, daß nach Hexengebrauche mit Kerzen
Man ihr beſtecke den Leib, bei Satansfeſten zu leuchten . . .
Gräulich verzerrt das Geſicht ſich des tückiſchen Krechting, und heimlich
Bebend befiehlt vor die Thür' er zu werfen den ſchmähenden Saufbold.
Und dann wieder beginnt er umher zu vertheilen die Weiber.
Doch zu gering war die Zahl; und es ſtritten die wankenden Männer
Sich um die Weiber alsbald, wie zuvor um die Länder der Erde.
Aber gar ſeltſam lächelnd begann jetzt Divara: „Hört mich,
Männer von Sion! Ich war's, die zu Gaſte hieher euch gebeten!
Mir obliegt es zu ſorgen, daß kräftig gedeihe die Feſtluſt.
Immer noch Solche gewahr' ich, die mürriſch dahier und verdroſſen
Sitzen im fröhlichen Kreis. Ei, ſind der ſioniſchen Männer
Sinne geworden ſo ſtumpf? und ſtärkerer Mittel bedarf es,
Um ſie zu reizen, zu ſpornen? Wolan, ſo laßt mich vorerſt noch
Füllen die Becher mit ander'm Getränk, mit dem Beſten, was Sions
Keller verbargen bis heut'!" — Sie winkt, und dunkelgelockte
Diener gehorchten dem Wink, in kriſtall'nen Gefäßen kredenzend
Duftiges Naß, weißblinkend und hell, das, in Becher gegoſſen,
Schäumt' und gährte mit Macht und wie flüſſige Glut in den Kehlen
Süßlich brannte. Die Augen der Männer begannen zu leuchten,
Und es umſpielte die Lippen ein wonnig-heiteres Lächeln.
Aber es winkte von Neuem die Königin. Siehe, da ſchwebten
Plötzlich herein in die Halle die reizendſten Weiber, und lächelnd
Ihnen voran ein Knäblein. Das Knäblein trug in den Händen
Schwebend die zierlichſte Lampe, die hell mit roſigem Lichtſchein
Glomm, und alle Geſtalten im prangenden Saale mit hohem,
Lieblichem Zauber umgoß. In dieſem verklärenden Lichte
Schwebte die lächelnde Schaar liebreizender, holder Geſtalten.
Mitten in's düſtere Treiben herein der ſioniſcher Zecher,
Sprangs wie ein Reigen verſcholl'ner helleniſcher Göttergebilde.
Jugendlich friſch und blühend, erſtralend in heiterer Schöne,
Schwebten ſie her und hin und begannen zuerſt nur bei ſanftem
Flöten- und Saitengetön in Gruppen und holden Symplegmen

Jeglichen Reiz zu entfalten. In pantomimiſchen Spielen
Wiegten und ſchmiegten ſie ſich als arkadiſche Schäfer und Jungfrau'n:
Neckiſches Haſchen und Flieh'n, ſüßlockendes Winken und Trotzen,
Schüchternes Schmachten zuerſt, dann ſtürmiſches keckes Umwerben,
Zärtliches Tändeln, zuletzt obſiegende, feurige Liebe:
Solches erſchöpften ſie ſpielend, die lächelnden Zaubergeſtalten,
Wandelnd dahin in tänzelndem Schritt, dann wieder auf weichen
Teppichen ruhend, und hold ſich umſchlingend, wie Liebende koſen,
Traulich allein. Doch plötzlich verſtummten die weichlichen Flöten
Und es erſcholl, wild-lärmend, bacchantiſches Rauſchen und Sauſen,
Cymbel und Tamburin — und empor vom Boden aus ſanften
Liebesumſchlingungen riſſen, in ſtürmiſcher wilder Erregung,
Sich die Entflammten und drehten in raſend-beflügeltem Schwung ſich.
Und hinblickt auf den Reigen, begeiſtert, der Männer von Sion
Trunkener Schwarm. Da erliſcht die gemeine, die wüſte Berauſchung
Ihnen im Haupt, und zu höherer Luſt aufregt ſie der Zauber
Dieſer berückenden Schöne. Sie ſelbſt auch leuchten wie Götter,
Kräftig, blühend, verjüngt im Scheine der magiſchen Lampe.
Und Jan ſelber, entriſſen auf ein Mal des lächelnden Hohnes
Schnödem Gefühl, das im Herzen das wüſte Getrieb ihm erregte,
Blickt in den Schönheitsreigen mit neu ſich belebenden Augen:
Und noch einmal befeuert das leben-verlangende Herz ihm
Dies aufregende Toſen der Cymbeln, der wogende Rhythmus
Und der befeuerte Tact, und der wilde, bacchantiſche Tanzſchwung.
Und die Begeiſterung ſchwellt, mit Wehmuth leiſe ſich miſchend,
Hoch ihm das Herz. „Ei“, ſpricht er zu ſich, „es berührt mich die Schönheit
Einmal noch, und die Luſt, mit ihrem berückenden Zauber?
Seit ich lebe, war immer nach heiterer Freude die Sehnſucht,
Jegliche ſüße Berauſchung des Geiſtes und Herzens verſchwiſtert
Eng in mir mit dem Streben nach Hohem und Reinem und Edlem.
Iſt's ſo Menſchengeſchick? iſt's nur der Unſeligſten Erbtheil?
Ach, warum iſt die Freude, der heitere Jubel der Sinne,

Hier auf Erden geknüpft an's Beſudelte, Schnöde, Gemeine?
Aber im Schmutze ſogar, o Freude, du Tochter des Himmels,
Trägſt du berauſchend die Spur noch der hohen und himmliſchen Züge!
Weht dein Hauch noch einmal mich an? Schwül duften die Blumen
Vor dem Gewitter, und ſchwül auch duften der Freude, der Schönheit
Blüten einher vor dem Schritt des ſich düſter erfüllenden Schickſals"…
Und ſo ergriff auch ihn die Berauſchung. Nur Lips, in ein grelles
Spöttiſches Lachen, um ſich her die Mienen Verzückter gewahrend,
Bricht er aus — was ſoll es bedeuten, das gellende Lachen?
Aber es warfen entflammend-verlockende, minnige Blicke
Während des Tanzes die holden, die feurigen Weibergeſtalten
Auf die entflammten Betrachter. Es tritt aus den Reihen der Schönen
Manche mit Lächeln heraus, um die Liebebethörten zu necken,
Und mit Gekoſ' und Geplauder den zärtlichſten Wink zu erwidern;
Andere werden gehaſcht mit Gewalt aus dem ſchwebenden Tanzſchwarm
Bis zuletzt, wie ſich löſet ein Kranz, aus welchem man ſpielend
Blum' um Blume gezogen, ſich löſet der prangende Reigen.
Fröhlich wiegt auf den Knieen ein reizendes Weib nun ein Jeder.
Jan auch, dem Sinnenden, nähert ſich ſchmeichelnd die Schönſte der
Schönen:
Aber es ſchreckt ſie zurück das Geknurr der gewaltigen Hunde,
Die zu den Füßen des Jünglings ruh'n. Doch die Anderen wiegen
Lachend die Weiber im Schooße, begierig nach Kuß und Umarmung.
Aber der Schalksnarr Lips, er ſpringt wie ein Toller mit Poſſen
Zwiſchen den Paaren umher, und plötzlich, ſcherzend und lachend,
Stößt er, unwiſſend, ſo ſcheint's, und tölpiſch, die magiſche Lampe
Dröhnend vom Tiſche herab —
Da ſtarrt mit Graus und Entſetzen
Auf die Geſtalt, die er glühend noch hält in umſchlingenden Armen,
Jeder ſioniſche Zecher: es grinſen die reizenden Weiber
Frech, zigeunerhaft-roh, hohläugig und runzlig und hager
Ihnen entgegen, mit welken und ſchwammigen Gliedern, mit gelben,
Wüſten, verbuhlten, in höhniſcher Lache verzerrten Geſichtern:

Aber ſie ſelbſt auch, die Männer von Sion, entſetzen der Eine
Sich vor dem Anderen jetzt, denn ſie blicken ſich an mit den bleichen
Zügen, den hager-verfall'nen, geſpenſtig — als jenes entſtellte
Menſchengebild, das aus ihnen zu formen begonnen die Wolluſt,
Und vollendet der Hunger . . . So ſteh'n ſie in dumpfer Erſtarrung
Schweigend: es tönt um ſie nur das grelle Gelächter des Schalksnarr'n
Hin durch den dampfenden Saal. Inzwiſchen, von Keinem bemerkt, iſt
Krechting, der neueſte König, geſunken mit Scepter und Krone
Hinter den Tiſch, vom Weine bewältigt. Der brütende, düſt're
Duſentſchur hat den Finger getaucht in verſchüttete Reſte
Des glutſprühenden Tranks: wahnwitzig beſchreibt er die Wand jetzt
Mit dem befeuchteten Finger. „Was kritzelſt du?“ fragt ihn der Schalksnarr,
Nähernd der Wand ein Licht: Da entzünden ſich bläulich die Zeichen,
Und aufleuchtet in flammendem Zug „Mene tekel upharsim“,
Wie es geleuchtet dereinſt bei dem Königsgelage Belſazars.
Wieder nun lachte der Narr. „Da ſeht wie geartet der Trank iſt,
Den man euch heute credenzt — er brennt an der Wand wie im Leibe!“ —
Schauder ergreift die Erſtarrten — und todſtill war's in der Halle —
Horch — da erſcholl, dumpfdröhnend, ein mächtiger Donner vom Markt her:
Dann ein Büchſengeknatter; auch wüſtes, wirres Geſchrei ſcholl
Zu dem Palaſte herüber. Die Männer — ein doppelt Entſetzen
Faßt ſie. Da ſtürzt ein Bote, der hinter ſich her eine Blutſpur
Zieht, mit dem Rufe herein: „Zu den Waffen!“ Er ruft es, und bricht dann
Sterbend zuſammen.
Gekämpft auf dem Markt ward eben ein kurzer
Grauſiger Kampf. — —
Ruh' hatte geherrſcht bis heut' in des Biſchofs
Heer, und mehr als je heut' ſchien ſie zu herrſchen im Lager.
Aber hinaus war geſchlichen zu Wilcke, dem Tapfern, aus Münſter

Einer vom wandernden Stamm; der ſprach: „Herr, reif iſt der Apfel,
Komm', ihn zu pflücken! Die Männer von Münſter, in wilder Berauſchung
Taumeln ſie heut' umher, wehrlos und kraftlos und ſinnlos:
Komm' um die Mitte der Nacht, und du findeſt entriegelt das Kreuzthor
Für dich ſelbſt und die Söldner!“ So flüſtert der ſchleichende Bote
Wilcke, dem Tapferen, zu, dem Feldhauptmann, an dem Tage,
Als nach Hamm war geritten mit ſämmtlichen zaudernden Räthen
Wirich, der Kriegsfeldherr . . .
Und Wilcke gedachte des Schwures . . .
Und er rüſtet die Seinen, erwartend die nächtliche Stunde.
Und als gekommen die Stunde, da führt er gegen das Kreuzthor
Sacht die bewaffneten Schaaren, und trifft es entriegelt, und harrend
Steht am Thore der braune Verräther, zu leiten die Söldner
Still durch verödete Gaſſen. Verkommene wüſte Geſtalten
Ruh'n auf den Boden geſtreckt. Sind's Todte? Berauſchte nur ſind es . . .
Aber aus dumpfer Berauſchung empor nun taumelt erſchrocken
Mancher der markloſen Streiter, den hallenden, dumpfen Gewaltſchritt
Wandelnder Krieger und Eiſeng klirr in den Straßen vernehmend.
Ja, ſie taumeln empor, mit fieberndem Haupt, und mit ſtarrem
Aug' anglotzend den Feind: ſchon ſind ſie Geſpenſter, bevor noch
Sie hinmetzelt am Weg im Vorwärtsſchreiten der Söldner.
Aber was treten hervor die Geſtalten vergangener Tage,
Lange verſchollen in Sion? Die treu noch Geblieb'nen, die Ernſten
Sind es, die einzig bewahrt noch den Funken des einſtigen Feuers:
Matthiſſons alte Cohorte, verlacht ſeit lange, verſpottet.
Wenige ſind's: kaum fünfzig ſioniſche Männer: aus beſſern
Tagen ein ſpärlicher Reſt. Sie treten hervor und ſie ſchaaren
Sich auf der Mitte des Marktes, gewaffnet, zu eherner Phalanx,
Und, entrollend noch einmal das heilige Banner von Sion,
Stimmen noch einmal ſie an den verſchollenen Pſalm des Propheten
Matthiſſon, den erhab'nen Choral der Wiedergetauften,
Welcher vor Münſters Thoren erſcholl nach dem ſchönſten der Siege:

Wüthig ſtürzen die Söldner heran auf die todesgeweihte,
Düſtere, bleiche Cohorte der letzten ſioniſchen Streiter.
Schwächer und ſchwächer erklingt der Choral — das beſudelte Banner
Zions, es badet ſich rein noch einmal im Blute der letzten
Anabaptiſten, der letzten vom Bunde der Freien und Reinen,
Die da geträumt in begeiſterter Seele, die Welt zu erneuern . . .

Aber im Domhof d'rüben, im hohen Palaſte des Königs,
Als ſie vernommen den Boten, die bleichen Genoſſen des Feſtmahls,
Und von dem Marktplatz her das Geknatter, da kam die Beſinnung
Halb den Berauſchten zurück. Zu den Scheiben der Fenſter in Eile
Stürzend, und prallend zurück, und mit ſtummem Entſetzen hinabwärts
Deutend einander, erblicken ſie feindliche Lanzen im Domhof
Blitzend, und Fackelgeleucht, und Schaaren der Söldner, umſtellend
Im Halbdunkel der Nacht den Palaſt. Durch Säl' und Gemächer
Sinnlos eilen ſie hin, die betäubten Genoſſen des Feſtmahls,
Suchend ein heimlich Aſyl. Die halb ſich ernüchtert, ſie taumeln
Über die völlig Berauſchten, die ſchlafend noch liegen am Boden.

Aber zu Jan, dem König, der ſchweigend, mit blitzenden Augen,
Steht in der Mitte der Halle, die Hand am Griffe des Schwertes,
Laut umbellt von den Rüden, den immer getreuen Gefährten,
Kehrt im Vorbeigeh'n flüchtig ſich Lips van Straaten, der Schalksnarr.
„Jan, nur Geduld!“ ſo ſpricht er vertraulich: „das närriſche Stück, gleich
Geht es zu Ende; der Vorhang ſinkt, es verlöſchen die Lichter.
Wirf in die Ecke den Trödel und geh' zur Ruhe; du haſt dich
Wacker gehalten, ſo wie ich's erwartet: mit leidlichem Anſtand
Haſt du die Davidsrolle geſpielt; mit beſſerem Anſtand
Freilich, als Glück und Dank! Denn das Stück, das war ein verdammtes
Stück, ein wunderlich krauſes . . . Zur Ruh', Freund Jan! — Für den Ausgang,
Und für den kräftigen Schluß, laß mich noch ſorgen, den alten
Lips van Straaten, den Gaukler, den Führer des Trupps, der auf Solches

Sich doch muß am Beſten verſteh'n . . . zur Ruhe, du junges
Blut, zur Ruh'! Schlaf ſüß, und träume von beſſeren Dingen,
Als von der irdiſchen Welt und der traurigen Poſſe des Lebens!" —
Flüchtig ſo im Vorbeigeh'n ſprach zu dem ſchweigenden König
Lips. Dann faßt' er am Arme den rieſigen Tylan, der eben,
Mit einer Fackel in Händen, wie ſinnlos ihm in den Weg lief.
„Komm, Freund Tylan!" ſo ſprach zu dem ſchweifenden Rieſen der Schalksnarr.
„Komm mit mir!" — Und es folgt ihm nickend der Träger der Fackel.
Aber es führte den Rieſen der Narr in des räumigen Hauſes
Unterſten Keller hinab. Da lag umher in dem weiten
Düſtern Gewölbe gehäuft von Gewaffen unzähliger Vorrath:
Schwerter und Feuergewehr, und eiſerne Panzer, und Haufen
Rieſiger Kugeln dabei. Und es ſtand in der Mitte des Kellers
Eine gewaltige Tonne. Ihr nahte ſich Lips, und den Deckel
Hob er herab und beguckte mit ſeltſamem Grinſen den Inhalt . . .
„Tylan!" ſprach er ſodann, wie toll, mit närriſchem Lachen,
„Weißt du es wol, was der Biſchof thut mit dem König von Zion,
Wenn er ihn hat in Händen? nun, hör', ich will es dir ſagen!
„Nicht ſoll bleiben ein Stein auf dem andern in Münſter und Alles,
Was nicht tödtet das Schwert, iſt verfallen dem Stricke des Henkers,
Oder dem Rad, und dem Roſte, dem glühenden; aber dem König,
Jan von Leyden, dem edlen, mit glühenden Zangen am Holzſtoß
Wird ihm das Fleiſch von den Gliedern, das Herz aus dem Leibe geriſſen!
Wie von brennenden Mooren und Haiden, ſo wird ſich verbreiten
Im weſtphäliſchen Land vom rebelliſchen Fleiſche der Brandduft!
Wackerer Tylan, ſiehe, ſo wird es kommen!" — Der Rieſe
Runzelt die Stirn, dann ruft er mit drohender, wilder Geberde:
„Laß mich, laß mich hinauf! will ſchützen den König von Zion,
Und mit Hammer und Keule zerſpalten den Schädel des Biſchofs!"
„Halt!" ſprach Lips: „halt ein, du Hammer- und Keulengewalt'ger!
Dieſen da oben iſt nimmer zu helfen mit Hammer und Keule!

Wir zwei nur, wir halten uns tapfer und trotzen dem Biſchof,
Hier im Verließ. Da haben wir Waffen; und ſiehſt du die Tonne —
Schad' um die Tonne, die volle, daß nutzlos hier ſie der Staub deckt!
Komm' nur einmal und ſieh'!" — Heran trat, näher dem Faße,
Tylan jetzt und blickte hinein. Auflachte der Schalksnarr:
„Komm doch zu nah' nicht, Freund, mit der Fackel, du bringſt ja den Biſchof
Sonſt um den Spaß, ha ha! wenn etwa platzte der Bowiſt,
Und zugleich mit dem Staube der Königspalaſt in die Lüfte
Flög', und der König dazu, und die, die da oben ſoeben
Nach ihm ſtrecken die Hände, die Söldner des Wilcke — da wär' ja,
Haha! ſchnöd' um das Beſte betrogen Capitel und Biſchof!
Freund, das bedenk! bleib' ferne dem Zündſtaub da mit dem Stablicht!" —
So rief grinſend der Narr, als Warner, und drängte doch immer
Näher der Kufe den Rieſen und mit ihm die brennende Fackel —
Schwatzend und lachend umher, ſo ſtößt er ihn, toll ſich geberdend,
Hart am Faß. Und ſchauerlich hallt ſein wüſtes Gelächter
Wieder im grauſen Gewölb. Doch die gellende Lache des Schalksnarrn
Plötzlich erſtirbt ſie, verſchlungen, verhallt in des berſtenden Eimers
Ungeheurem Donnergekrach: einſtürzt das Gewölbe,
Stürzt der Palaſt: um die Trümmer empor hell ſchlagen die Flammen …
Aber bevor vom Donnergekrach des berſtenden Eimers
Münſter erbebt, hat oben im prangenden Saal, wo im grauſen
Wirrwarr todbleich ſchwanken die Männer, erwachend der trunk'ne
Krechting empor ſich gerafft vom Boden. Die Krone vermiſſend,
Die ihm vom Haupte gefallen, entgegen dem König, der ruhig
Immer noch ſteht, umbellt von den Rüden, inmitten des Aufruhrs,
Taumelt er, ballend die Fauſt, und heiſcht mit Gelall' die verlor'ne
Krone von ihm: da ſtürzt auf den Drohenden wild ſich der Rüden
Feuriges Paar, und es zucken zerfleiſcht auf dem dampfenden Eſtrich
Die Gliedmaßen des Wichts. Doch Zeit nicht bleibt mehr, zu ſchaudern:
Söldlinge ſtürmen herein. Da birſt mit Gedonner den Stürmern

Unter den Füßen der Grund, und rauchende Trümmer begraben
All' die Genoſſen des Mahls, und alle die Schätze von Sion,
Alle die Biſchofsſöldner, die über die Schwelle gedrungen. — —
Doch wie durch Zauber erhalten iſt Jan von Leyden, der König,
Unter den ſtürzenden Trümmern: im Sturz ihm zu ſchützender Wölbung
Haben ſie über dem Haupt ſich gefügt. Zwar ſind ihm die Sinne
Schaudernd geſchwunden im Donnergedröhn der zertrümmerten Mauern,
Doch wie vom Scheintod Einer erwacht in der Gruft, ſo der Jüngling
Jetzt im ſchaurigen Dunkel.
Da faßt eine glühende Hand ihn
Plötzlich am Arm und zieht ihn fort durch's finſtere Grauen.
Und ſo weiter und weiter auf endloſem Pfade geriſſen
Fühlt er ſich; undurchdringlich umgibt ihn immer das Dunkel.
Dumpf und ſchwer iſt die Luft. Entführen ihn unter dem Erdreich
Geiſter der Tiefe? doch plötzlich trifft ſein glühendes Antlitz
Freier, erfriſchender Hauch. Wo iſt er? um's Auge geworfen
Fühlt er Hüllen, und dann mit Gewalt ſich gehoben, gebunden
Auf ein ſtampfendes Roß. Und er hört noch andere Roſſe
Schnauben im thauigen Hauch. Fort jetzt auf den ſchnaubenden Roſſen
Geht's durch die finſtere Nacht. Er lauſcht. Horch — donnernde Brücken!
Horch! nun knirſchet der Sand! horch, horch, auf der Haide der Ginſter
Iſt's, was da flüſtert im Wind — nun brauſ't es von heiſeren Waſſern —
Horch, wie das Mühlrad rauſcht! Nun ſchweigende Stille der Ödniß —
Nur noch das Stampfen und Schnauben der Roſſe. — So weiter und weiter
Geht's durch die finſtere Nacht in ſauſender, brauſender Eile.
Rauſcht nicht Blättergeſäuſel nunmehr? Vom Sattel gezogen
Fühlt ſich der Jüngling jetzt, und geführt mit verbundenem Aug' ſtill
Aufwärts über Geröll. Dumpf kreiſchende nächtliche Vögel
Flattern ihm über dem Haupt. Wann endet die ſchaurige Wand'rung?
Unmuth ſchwellt ihm die Seele. Gedrängt durch Felſengeſchiebe
Wird er mit ſchnöder Gewalt. Nun glaubt er inmitten der Felſen
Einſam gelaſſen zu ſteh'n. Da fallen vom Aug' ihm die Binden.

Aber ein Schimmer bewältigt den eben erſchloſſenen Augſtern
Blendend: vom nimmer Erwarteten prallt er verſehrt wie ein Fühlhorn
Ab. Nicht Mond und Sterne zu Häupten erblickt der Betroff'ne.
Über ihm dehnt ſich, beſtralt von roſigem Licht, eine Wölbung
Weithin im Felſengeklüft. Und geſchmückt iſt die prangende Grotte,
Wie die kriſtall'ne Behauſung der Stromfei, oder des Berggeiſts
Halle, von Gnomen erbaut. Und die ſchimmernden Wölbungen ſtarren
In phantaſtiſcher Pracht, und ſchwellende Teppiche glätten
Zum einladenden Pfühl den verborgenen, zackigen Felsgrund.
Aber entgegen dem Jüngling hebt ſich lächelnd die braune
Königin Divara wieder. Im tieferen Grunde der Halle
Dämmerts von braunen Geſtalten. „Wo bin ich?“ ruft er mit Unmuth.
„Laß mich von hinnen, o Weib! Mir iſt, als ſtürzte die Wölbung
Über mich her! Was willſt du von mir? Weib, ſage, wo bin ich?“
Divara lächelt und führt durch felſige Pforten den Jüngling
Schweigend hinaus. Da erſtaunt er. In nächtlicher Öde der Davert
Steht er auf ragendem Fels: auf derſelbigen Warte, wo vormals
Matthiſſon ihn getauft aus dem brauſenden Sturz der Gewäſſer,
Wo er mit weihenden Worten das Haupt ihm unter dem lichten
Sternengezelte benetzt, zum Bund' ihn der Wiedergebornen,
Wiedergetauften geweiht, zum Bunde der Freien und Reinen!
Wieder nun ſtanden die Stern' am Himmel und funkelten. Wieder
Ging ein Geſäuſel dahin durch die träumenden Wipfel der Kiefern.
Und wie der Jüngling ſtand mit dem leuchtenden Meiſter von Harlem,
Steht mit dem Weib er jetzt auf der felſigen Höhe des Waldes,
Vom Mondlichte beſtralt: zwei ragende, ſtolze Geſtalten,
Still umweht von den Schauern der Einſamkeit und des Nachtgrau'ns.
Träumeriſch klang durch die Nacht hin das heiſere Brauſen des Waldſtroms.
Aber es ſchmiegte das Weib ſich mit ſchmeichelndem Laut an den Jüngling:
„Biſt du zufrieden, o Jan? ſeit Monden gehöhlt war der Fluchtweg
Tief in der Erde für uns: den erleſenſten meiner Getreuen
War er vertraut; und hier in den heimlichen Grotten der Davert

Iſt von den Meinen ein ſich'res Aſyl uns für Wochen bereitet.
Sieh', es erſchließt für uns ſich der ſchimmernde Saal in der Felskluft,
Prangend geſchmückt, wie von Gnomen erbaut für den Fürſten der Geiſter.
Da nun halten wir Raſt: da hüten wir mit den Getreuen
Unſern Beſitz — o wiſſe: Juwelen und ſchimmernde Perlen,
Gold'nes Geſchmeid, und edles Geſtein, des ſioniſchen Schatzes
Köſtlichſte Fülle, der Scepter ſogar und die ſchimmernde Krone
Blieb dir gerettet, o Freund! In der ſicheren Grotte der Davert
Bergen den Schatz wir, bis freier geworden im Lande die Pfade,
Und bis ſicher wir mögen entflieh'n, weit über die Grenzen,
In ein blühendes Land, wo reich wir und üppig und prangend
Wieder im ſtolzen Palaſt uns freuen der Liebe, des Lebens!“ —

So das verlockende Weib. Doch in flammenden Augen erhob'nen
Zorn, rief Jan: „Entweiche von mir, entweiche, du braunes
Weib — dein hölliſcher Zauber, du dunkle, bezwang mich im Leben,
Aber ich triumphier' im Tod! Zum Lichte, dem reinen,
Schwing' ich mich wieder empor, und mit dir im Dunkel zurücke
Laß' ich, was mich befleckt! Fahr' hin! laß ſterben mich einſam!“ —

Ruft's und wendet ſich ab, von hinnen zu ſchreiten. Sie aber
Faßt noch einmal ihn an mit gewaltiger Hand, und mit wilden,
Weit ſich erſchließenden Augen, umwogt vom entfeſſelten Haupthaar,
Steht ſie verlockend vor ihm in diaboliſcher Schönheit . . .

„Weiche von mir“, ruft Jan auf's Neue, mit flammenden Augen;
„Weiche von mir! Du erſcheinſt ſo voll mir des Grau'ns, wie der Dämon,
Der ſo ſchmählich verwüſtet das hoffnungsfreudige Sion!
Weib, entweiche! die Hand, die du lockend mir reichſt, iſt die ſchnöde
Teufelsfauſt, die nach Blüten des Himmels, ſo oft ſie auf Erden
Prangend ſich wollen entfalten, die neidiſche Hölle heraufſtreckt!
Weib, dein Lacheln, es iſt unheimlich mir, wie des Satans
Ewiger Hohn, ja, die ew'ge, die hohniſche Lache des Satans
Uber des Menſchengeſchlechts urewige thörichte Schwachheit,
Ewig ſtrebenden Drang und ewiges ſchnödes Ermatten —

Über den ewigen Tod des erhabenſten Wollens in grauſer
Selbſtſucht, und des Erglühens, des ſchönſten, in raſcher Erkaltung:
Weib, dein Wort, es erklingt mir, wie Sprüche des tückiſchen Zaubers,
Welcher den Geiſt zum Geſpenſt und den Gott im Menſchen zum Teufel
Ewig verzerrt — zur Fratze verwandelt den reinen Gedanken,
Wenn er in's Daſein tritt — und zum Aaſe das Wort, wenn es Fleiſch wird —
Weib, im Aug' dir ſpiegelt die Chaosnacht ſich, die alte.
Ja, die unſelige Nacht, die kindesmörderiſch ewig
Wieder verſchlingt das Licht, das, befruchtet vom Geiſt, ſie geboren . . .
Weiche von mir!“ —
Er ruft's. Sie ergrimmt — ſie ergreift ihn gewaltſam,
In unbändigem Drang, wie die Windsbraut oder ein Dämon,
Der den Verdammten entführt. Er aber, ein zürnender Held nun,
Ringt mit ihr, in grauſigem Kampf: beim Scheine des fahlen
Mondlichts, hoch auf der Warte des felſigen Hangs, wo der Abgrund
Steil abfällt und ſich unten verliert in ſchaurigem Dunkel,
Ringen ſie: wild, wie der Cherub ringt mit dem Geiſte der Tiefen,
Ringt mit dem Weibe der Jüngling. Titaniſche höhere Kräfte
Fühlt er erwacht in den Armen: und gleich wie der Adler den Schakal,
Den er vergeblich bekämpft auf irdiſchem Plane, nach aufwärts
Mit ſich reißt, wo er leicht ihm obſiegt, im heimiſchen Luftreich —
So faßt Jener das Weib, und hält es mit ehernen Armen
Über dem Boden empor, daß es, ſchwebend gelöſ't von des Erdreichs
Sicherem Halt, ſich windet, von ſeinen Gewalten verlaſſen,
In ohnmächtigem Grimm: und „Hinab mit dir in den dunklen
Schlund, du Tochter der Nacht!“ ſo ruft er, und ſchleudert obſiegend
Tief ſie hinab in die Schlucht: wild tanzen und ſtieben des Waldſtroms
Schaumglanzfunken um ſie, wie der Willkommjubel des Abgrunds . . .
Aber vom Felſengeklüft her ſcholl's wie Dämonengewimmer.
Durch das Geblätter des Walds ging wilderes Rauſchen — die Eulen

Kreiſchten in Lüften. Von fern durch die Nacht, aus den Sümpfen der Nied'rung
Scholl Rohrdommelgeſtöhn mit ſataniſch-unheimlichem Klange . . .
Neu aufathmet der Sieger und leuchtenden Blickes zum Himmel
Schaut er empor. „Nun ſchwebe hernieder zu mir, du Befreier,
Sühnender Engel des Todes!“ ſo ruft er . . . „Ich danke dir, Tylan!
Der du geſchliffen ein Schwert für mich in der Öde der Davert
Hier, in derſelbigen Nacht, da der ſchwärmende Meiſter zu hohem
Schickſalskampf mich berief. Von ſämmtlichen Schätzen in Sion
Hab' ich werth es geachtet und nie von der Seite gelaſſen:
Nun iſt's der letzte Beſitz mir: die Welt mir damit zu erobern.
Hab' ich gehofft; nun wol! eine Welt mir damit zu erobern,
Seh' ich gekommen die Stunde: die Welt zwar nicht, die ich meinte —
Nein, eine andere wird, eine beſſ're, der Stahl mir erſchließen“. . .
Sprach's, und erhebend das Schwert, abſtreift von der Bruſt er die Hülle
Sich mit der Linken. Da fällt vor die Füße hinab ihm ein Röslein —
Rührung beſchleicht ihm das Herz. „Bei der ich unendlichen Glück's
Traum eine Stunde geträumt, ſei du mein letzter Gedanke“,
Ruft er; „die Stunde des Glücks, lichtvoll aufwiegt ſie ein ganzes
Leben voll Schickſalshohn, voll ſchmerzlichen Ringens. O Hilla!
Seit du mir dich entriſſen, entſchwand mir das ſchöne Vertrauen
Auf mich ſelbſt und die Welt und auf alles Erhab'ne und Edle.
Doch mit der Knoſpe, die wieder mit hellen, geläuterten Augen ich ſchaue,
Die ſich zur Roſe mir nicht entrollt, doch zur Perle verſteint hat,
Kehrt mir der liebliche Glaube zurück an das Ewige, Hohe,
Und an das winkende Glück, das in grauender Ferne die Menſchheit
Ewig erblickt: ja ich glaube daran auf's Neue: wie hoch es
Schweben auch mag und wie raſch unheiligen Händen entſchwinden,
Die es zu haſchen vermeinen: als reifende Frucht in der Schooß einſt

Wird es den Würdigen fallen! ſo jauchzt das vertrauende Herz mir,
Und in dieſem Vertrau'n umarme der ſühnende Tod mich!"
Alſo ruft er. Es hebt ſein Aug' in des leuchtenden Äthers
Halle noch ein Mal ſich. Und nun wieder in dämmernden Lüften
Flattern die weißen Gewölke, wie Züge der Geiſter: zu ſtreiten
Scheinen ſie gegen einander mit blinkenden Schilden am Himmel,
Über dem Plan, wo erglänzen die Zinnen von Münſter im Frühlicht.
Und wie verzückt empor blickt Jan. „Nach gewaltigen Schlachten"
Ruft er „kämpfen die Geiſter noch fort der Erſchlag'nen im Luftraum —
Alſo berichten die Sagen: ſo wird der ſioniſche Kampf auch
Weitergekämpft noch in Lüften — ja weitergekämpft noch in großer
Geiſterſchlacht: und wer weiß, wie zuletzt noch fällt die Entſcheidung?
All' dies irdiſche Lanzengeklirr und Schwertergeraſſel,
Eitel Getöſe nur iſt's: in den Wolken die Kämpfe der Geiſter,
Sie nur ſind es zuletzt, die entſcheiden der Menſchen Geſchicke!
Kämpft ihn denn aus, ihr Geiſter da oben im leuchtenden Äther,
Kämpfet ihn aus, ihr, den Kampf des ſioniſchen großen Gedankens,
Daß er leuchtend und hehr, von trübender Schlacke geläutert,
Noch obſiege dereinſt. Doch den ſterblichen Kämpfern, die todwund
Sinken mit Speer und Schild in den Staub der beſudelten Wahlſtatt,
Müde des Lebens, und müde des Strebens, und müde des Irrens —
Dieſen vergönnt ſei die Raſt in der heiligen Stille des Todes!" —
Ruft's, und zücket den Stahl: und das jugendlich blühende Leben
Blutend verhaucht in der Öde, von Stralen des Morgens umfunkelt,
Einſam Jan von Leyden, der König der Wiedergetauften. —
Und nun dämmert der Tag. Es ſteht blutfarbig im Oſten
Hoch ob Münſter das Morgenroth. Blutroth iſt der Himmel,
Blutroth iſt in den Straßen von Münſter der Boden, und blutroth
Wälzt, von Leichen geſchwellt, dahin ſich durch Münſter der Aafluß.
Niedergemetzelt nun ſind auf dem Markt die ſioniſchen Streiter
Bis zum letzten. Aus Häuſern noch ſchleppt bei den Haaren der Landsknecht

Zitternde Ketzer hervor und durchſticht ſie, oder aus Fenſtern
Stürzt er ſie lachend hinab in die Spieße der wilden Geſellen.
Einhalt thut nach Tagen dem blutigen Morden der Biſchof:
Fortan ereilt nicht ohne Gericht mehr den Ketzer die Rache —
Nein, erſt wird er gefoltert: mit glühenden Zangen zerfleiſcht dann,
Oder verbrannt, wo nicht auf's Rad ihm geflochten die Glieder . . .
Und ſo entſchwindet ein Mond. Dann wird's alltäglich und ſtille
Wieder in Münſter wie einſt. Das Verwegene, Grauſige, Tolle,
Was da geſcheh'n, es bedünket Dieſelbigen, die es erlebten,
Nur wie ein Traum. Einlenket das Leben auf's Neu' in die alten
Bahnen; es iſt, als hatte ſich niemals And'res ereignet.
Ruhig folgt dem Geſchäfte des Tag's in den Straßen der Bürger,
Ruhig geht er den Markt entlang. Dort ſitzt die uralte
Bettlerin wieder, wie einſt, auf den Rathhausſtufen und murmelt:
Komme zu uns dein Reich, und führ' uns nicht in Verſuchung! —
Ruhig kommen und gehen die Monde, die Jahre. Der Mönch ſteht
Vor den Altären zu Münſter, wie einſt, und von den entweihten
Kanzeln ſpricht er zum Volk; aufhorchet die Menge mit Andacht.
Jährlich feiern den Tag mit Pomp im Dome die Prieſter,
Welcher zurücke geführt in die Mauern von Münſter den Biſchof,
Und es feiern die Bürger ihn mit. Es lieſ't in vergilbten
Blättern mit Schauder der Enkel die grauſe Geſchichte der Väter —
Kaum noch begreift er es jetzt, wie möglich Solches geworden . . .
Aber die Zeit, ſie kommt, wo Verſchollenes wieder bedeutſam
Wird — und ſobald ſie gekommen, die ſinnige Muſe bedenkt es.
Und ſo hebt aus des Zeitſtroms Flut, der ja ewiger Sterne
Spiegel und Grab, dies Bild ſie: verſtändlich dem neuen Geſchlechte,
Schreckend und ſpornend zugleich, auf ſchwebendem Kahne der Dichtung
Über den Brandungen rage der leuchtende König von Sion.

Inhaltsanzeige.

Seite
Erſter Geſang. In der Davert 1
Zweiter Geſang. Unter den Arkaden 29
Dritter Geſang. Der Morio 61
Vierter Geſang. Die Nonne 96
Fünfter Geſang. Der König 126
Sechſter Geſang. Im Lager 152
Siebenter Geſang. Der böſe Genius 185
Achter Geſang. Neues Leben 214
Neunter Geſang. Mitternacht im Dom 241
Zehnter Geſang. Die Sühne 267

Poetiſche Werke von Robert Hamerling

im Verlage von J. P. Fr. Eug. Richter in Hamburg.

Venus im Exil.

Ein Gedicht in 5 Geſängen. Mit lyr. Anhang. (1858) 2. Auflage.
Pr. 16 Sgr.

Gottſchall urtheilte darüber in der „Schleſiſchen Zeitung“: „Hamerling dichtet in ſeiner Venus im Exil moderne Dithyramben zur Feier der Schönheit und Liebe, welche an einzelnen Stellen an die Form Göthe'ſcher Dithyrambik, an ihre Grazie, Melodie und ſinnliche Schönheit erinnert.“

Sinnen und Minnen.

Ein Jugendleben in Liedern. (1860.) Zweite, um die Hälfte vermehrte Aufl.
1 Thlr. 6 Sgr.

Die „Erheiterungen“ (Stuttgart) ſagten darüber: Hamerling iſt nicht nur ein echtes lyriſches Talent von entſchiedenſter Begabung, ſondern auch ein Dichter von wirklicher Originalität . . . Insbeſondere erfreute uns an ſeinen Sonetten der ſeltene Adel und Gehalt der Gedanken, neben der ſchönen Zartheit und Reinheit der Form. Ueberhaupt tritt uns aus Hamerling's Gedichten überall eine Friſche der Empfindung, eine Tiefe des Gefühls, ein Reichthum der Anſchauungen und des innern geiſtigen Lebens, ſo wie eine humaniſtiſche und künſtleriſche Durchbildung entgegen, welche dieſen ſeinen Beitrag zur deutſchen Literatur ungewöhnlich hoch ſtellen, und den Sänger bald zum gefeierten Liebling der deutſchen Frauen machen werden. In ſeinen Verſen iſt eine Muſik der Sprache, wie ſie nur ſelten einem Dichter gegönnt geweſen.“

Ein Schwanenlied der Romantik.

Mit einem Anhange von Hymnen. (1862.) 12 Sgr.

Die „Bl. f. lit. Unterh.“ ſagten: „Wenn wir einer Dichtung von Robert Hamerling begegnen, da können wir überzeugt ſein, eine wohlthuende Uebereinſtimmung der ſchönſten Form und der edelſten, reinſten Gedanken zu finden. In ſeinen Gedichten iſt ein Cultus der Schönheit, der den Leſer ergreift und entzückt, und mit Bewunderung ihn lauſchen läßt auf die vollendete Muſik ſeiner Verſe.“ — Strodtmann ſchrieb im „Orion“: „Das Schwanenlied der Romantik iſt eine Elegie von rein künſtleriſcher Form, in den ſchönſten Nibelungenſtrophen, die je ein moderner Poet gebaut hat, und trotz dem gedankenvollen Inhalt von einer Plaſtik der Schilderung, die überall den wahren Dichter erkennen läßt.“ — In einem kritiſchen Artikel der „Illuſtr. Ztg.“ wurde geſagt: „Man ſollte meinen, daß die ſchönſten Einzelſtellen des „Schwanenliedes der Romantik“ nur mit der deutſchen Sprache ſelbſt untergehen könnten.“

Ahasver in Rom.

Epiſche Dichtung in 6 Geſ. (1866.) Vierte Aufl. 1 Thlr.

K. v. Thaler in der „Deutſch-Oeſterreichiſchen Revue“: „Auf epiſchem Gebiete kann Deutſch-Oeſterreich im Jahre 1866 eine Leiſtung aufweiſen, die zu den glänzendſten der neueſten deutſchen Literatur zählt, ein Werk voll poetiſcher Kraft und geiſtiger Tiefe, deſſen Gewalt die kleinen äſthetiſchen Seelchen ganz und gar zermalmt: Robert Hamerling's „Ahasver in Rom.“ — Der Stoff, von Manchen als zu wüſt verworfen, ſucht an Großartigkeit ſeines Gleichen, nur ein Dichter von Hamerling's Gedankentiefe konnte ihn geſtalten. Erſchütternd, ergreifend wirkt das Gedicht auf den Leſer. Hamerling hat mit demſelben ſich und ſeinem Vaterlande hohe Ehre gemacht.“ — **Ueber Land und Meer**: „Man darf dieſer neuen Schöpfung einen ungewöhnlichen Erfolg vorausſagen. Nach langer Entbehrung wird uns wieder einmal eine wahrhaft große epiſche Dichtung im großen Stil geboten. Hohe Gedanken, dramatiſch bewegtes Leben, Pracht der Schilderung, vereinigen ſich glücklich zu einem kunſtvollen Ganzen.“ — **Europa**: „Daß Hamerling zu den hervorragendſten, weil originellſten Talenten im Bereiche der modernen Lyrik zählt, haben wir ſchon mehrmals anzuerkennen vermocht. — Man muß ſagen, daß ihm der Verſuch, ein Gemälde jener Zeit und ſpeciell Roms zu entrollen, in wirklich meiſterhafter Weiſe gelungen iſt.“ — **St. Galler Blätter**: „Ein Dichter von hoher Begabung, der hier in brennenden Farben das Rom Nero's ſchildert. Beſonders im erſten Geſange zeigt der Dichter ſolches Mark und ſolche Originalität in der Zeichnung der auftretenden Charaktere, und weiß die geſchilderten Vorgänge in ſolcher Farbenglut erſcheinen zu laſſen, wie es nur einem Dichter von höchſter phantaſiereicher Begabung gelingen kann. Meiſterhaft iſt beſonders auch die Charakteriſtik des überſättigten, kaiſerlichen Lüſtlings.“ — **Grenzboten**: „Die Begabung des Dichters für die Schilderung von Menſchen und Dingen iſt unläugbar; es iſt in ihm etwas mächtig Gährendes, etwas Titanenhaftes, das durch ſeine Glut oft hinreißend wirkt.“ — **Carriere (in der Allg. Ztg.)** hebt hervor, daß die Schilderung des Dichters von Gemüthszuſtänden eben ſo glänzend ſei, wie von der Erſcheinungswelt — **Gottſchall** nennt das Werk eine eigenthümliche Dichtung mit blendendem Colorit und großartigen Gedankenperſpectiven. — **Dr. Ad. Pichler** ſagt in einem tyroliſchen Blatte, das Werk zeichne ſich aus durch Originalität der Darſtellung, Großartigkeit der Anlage und eine Pracht des poetiſchen Ausdrucks, wie man ſie kaum bei einem zweiten deutſchen Dichter trifft. — In der zweiten Auflage von **Dr. A. Levyſohn's „Jüngſtdeutſcher Lyrik“** heißt es: „Ahasver in Rom“ iſt im Reiche des dichtenden Geiſtes eine That, die in ihrer Originalität auch ſolche Kreiſe wieder der Poeſie erſchließen wird, die längſt geglaubt, ihr den Rücken kehren zu dürfen.“

In ähnlich günſtiger Weiſe haben auch Kritiker wie **O. Banck, K. Frenzel, Jul. Groſſe, M. Hartmann, H. Lorm, O. Spielberg, A. Stamm, A. v. Stifft**, Prof. **R. Zimmermann** u. A. ſich ausgeſprochen.

Geſammelte

kleinere Dichtungen

von

Robert Hamerling.

Venus im Exil.
Ein Schwanenlied der Romantik.
Germanenzug.

Verbeſſerte Geſammtausgabe.

Hamburg,
J. F. Richter.
1871.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Venus im Exil.

Ein Gedicht in fünf Geſängen.

(Erſchien 1858.)

»Ich bin ein heiliger Bote,
Und ſing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrothe,
Vom kommenden Reiche des Schönen!«

Wo ſelbſt im Leid des Glückes Stern mir glühte,
Und, wie der Lotoskelch dem heil'gen Ganges,
Aufs neu' der Woge meines Schmerzensdranges
Das Lied entſtieg als reine Lebensblüte:

Da quoll mir, was ich längſt ſchon im Gemüthe
Getragen, hin im Strome des Geſanges,
Zum Preis, wenn auch noch ſchmerzgedämpften Klanges,
Der Göttin, deren Zauber mich umſprühte.

In manchem Bild, das Dichter uns entrollten
Von ihrem langen ſchmerzlichen Exile,
Schien minder ſie gefeiert als geſcholten:

Wie mannigfach die Sage ſie umſpiele,
Mir hat im ſchönſten Sinne ſie gegolten
Als Führerin zu höchſtem Lebensziele!

Venedig 1856. R. H.

Erſter Geſang.

Eros.

„Das iſt der Schmerz des All's nur Creatur zu ſein!“
Platen.

„O Creatur, unſel'ger Lebensbecher,
Dein Durſt iſt *endlos*, *endlich* iſt dein Becher!“

Was rauſcht der Wald, nun Mond und Sterne glimmen?
Was flüſtert ſtill der Quell zu mir empor?
Die fernen Töne, die hieher verſchwimmen,
Was ſchlagen ſie ſo düſter an mein Ohr?
Was wollt ihr, wunderſam vertraute Stimmen?
Wie ſtimm' ich ein in euren leiſen Chor? —
Ein *Seufzer* hat ſich meiner Bruſt entwunden,
Und ſiehe da — der Einklang iſt gefunden!

So iſt ein *Seufzer* alles ird'ſche Leben,
Der unverſtanden in ſich ſelbſt erliſcht?
Ich fühl' es — mit geheimem *Todesbeben*
Iſt alle *Lebenswonne* ſtets gemiſcht;
Der Sphären Klänge hör' ich niederſchweben,
Doch ewig drein des *Todes Schlange* ziſcht;
Ja, was im All erklingt, iſt tiefes Sehnen,
Iſt Ton des Fallens ew'ger Liebesthränen.

So ſeid mir denn gegrüßt als Schmerzgenoſſen,
Ihr Wellen, klagend unbegriff'ne Pein;
Waldblumen ihr, von Schmerzesthau begoſſen,
Und du vom Ach der Luſt durchrauſchter Hain;
Ihr ſeid gleich mir in's Sein hinausgeſtoſſen,
Ins qualenvolle, ruheloſe Sein,
Und harrt gleich mir des Heilands, der vom Böſen,
Von Schmerz und Tod ſoll die Natur erlöſen.

Doch neidet' ich, wie oft, dem Aar die Schwingen,
Dem Schwan die Silberwelle, die ihn trug,
Der Nachtigall die Kunſt, ſich auszuklingen,
Den Wolken ihren mondbeglänzten Zug,
Den Winden, die von Pol zu Pole dringen,
In Freiheit athmend, ihren Aetherflug:
Ob die Natur im Innerſten auch leide,
Der Menſchenbruſt gereicht ſie doch zum Neide.

Denn Leben iſt ja Schmerz, und Schmerz iſt Leben:
So iſt denn höh'res Leben höh'rer Schmerz;
Von allen Creaturen, die da beben,
Iſt die unſeligſte das Menſchenherz;
Unendliches Gefühl iſt ihm gegeben,
So trifft unendlich es des Pfeiles Erz:
Wie lockend es die Lebensflut umſchäume,
Ihm bleiben nur die Thränen und die Träume.

Des Wiſſens Born erſchloß mir ſeine Tiefen,
Ich ſtieg hinab in des Gedankens Schacht;
Doch ob auch meines Herzens Triebe ſchliefen,
Sie träumten von des Lebens lichter Pracht;
Mir war, als ob mich Liebesſtimmen riefen,
Und nie behielt mich ganz die ſchwarze Nacht:
Was einzig ich zum Lohne ſolchen Strebens
Geſucht, es war die gold'ne Spur des Lebens.

Ja, Leben, du mein Lieb', das ich in Träumen
Erſchaut, ſtets folg' ich ahnend deiner Spur;
Mir rauſcht dein Liebeswort aus blüh'nden Bäumen,
Dein Auge winkt mir aus der Sternenflur;
Dein Antlitz dämmert mir in Wellenſchäumen,
Doch ewig grüßeſt du von fern mich nur.
Soll ich begnügen mich mit Liebeszeichen,
Und nimmermehr dich ſelbſt, mein Lieb', erreichen? —

Doch ach, was ſuch' ich Namen dem zu geben,
Wornach mein Sehnen ewig ſucht und fragt?
Ich hab' es Glück genannt, ich nenn' es Leben,
Doch weiß ich ſelbſt, was dieſer Name ſagt?
Es iſt ein unerfaßlich glühend Streben,
Das mich durch alle Näh' und Ferne jagt.
Den Drang, in dem die Menſchenherzen pochen
Hat ganz und klar kein Mund noch ausgeſprochen.

Ich ſehne mich nach glühendem Umfangen,
Nach heißem Kuß, nach Raſt an trauter Bruſt,
Nach duft'gen Locken, warmen Liebeswangen,
Ich ſehne mich nach ungemeſſ'ner Luſt.
Dann kommt nach Geiſtesflügen mir Verlangen,
Mein Denken läßt zurück der Erde Wuſt.
Dann faßt mich Thatendurſt, dann, ſelbſtvergeſſen,
Wünſch' ich, es rauſchten mich in Schlaf Cypreſſen.

Vom Berge lockt es mich zum ſtillen Thale,
Und aus der Waldſchlucht nach beſonnten Höh'n;
Von Wäldern träum' ich im geſchmückten Saale,
Von Städtepracht an tannendunklen See'n.
Ja, Fernes glänzt in wunderbarem Strale,
Und ſtets erſcheint, was ich entbehre, ſchön.
Was ich ergreife und wohin ich wand're,
Wenn Eines ich erreicht, mir fehlt das Andre! —

Das iſt's — daß mir ein Allverlangen ſtille
Dies Einzelne, wie wär' es möglich? Nein!
Unendlich iſt das Denken und der Wille,
Und endlich, endlich nur iſt Kraft und Sein.
Ob auch vielnam'gem Leid die Thräne quille,
Der einz'ge Schmerz iſt — Creatur zu ſein!
O Creatur, unſel'ger Lebenszecher,
Dein Durſt iſt endlos, endlich iſt dein Becher! —

Könnt' ich das All wie eine Perle trinken
Im Götterweine der Unendlichkeit,
Dann dürfte meinem Durſte Stillung winken,
Und Labe meiner Sehnſucht tiefem Leid.
So aber kann ich nur darein verſinken,
Will ich erlöſen mich von Raum und Zeit,
Und als ein Tropfen, der aus Flutabgründen
Emporgewallt, zurück ins Ganze münden.

Wie gerne ſchlöß' ich dieſe Augenlider!
O Hades, öffne mir dein dunkles Thor!
Verſchlinge mich, o Nacht des Nichtſeins, wieder,
Nehmt, Ungeborne, mich in Euren Chor!
Zieh, Stromeswirbel, mich in Grüfte nieder,
Reiß', Adler, mich ins leere Nichts empor!
Willſt du dich, Felſenabgrund, mein erbarmen?
O nimm mich auf mit offnen Todesarmen!“ —

So hallt die Klage. Schmerzlicher erzittern
Der Bäume Kronen um die Felſenkluft;
Das Mondlicht ſchmückt mit bleichen Glanzes Flittern
Des Abgrund's öde, gähnend off'ne Gruft.
Die Vögel ſcheinen Hauch des Tod's zu wittern,
Die Blume welkt, und hält an ſich den Duft.
Der Jüngling tritt heran zum ſchwarzen Schlunde,
Und blickt hinab nach ſeinem Schaudergrunde.

Er blickt hinab ſo kühl und todeslüſtern;
  Tönt ihm kein trautes Liebeswort: O bleib'?
Doch horch, im Laube rauſcht ein ſeltſam Flüſtern,
  Er wendet ſich — da hebt ein holder Leib
Sich los vom Grund, wo tief're Schatten düſtern,
  Geſpenſtig dämmert ihm ein hohes Weib:
Schön wie die reizendſte der Jovisbräute,
Bleich wie Perſephone, des Hades Beute.

„Wer lockt mich," ruft er, „von des Todes Pforte
  Zurück, und ſtimmt mein Herz noch einmal weich?
Wer biſt du? künd' es mir mit Einem Worte;
  Warum biſt du ſo traurig und ſo bleich?
Trat'ſt du hervor aus dunklem Kerkerorte?
  Entließ dich Pluton aus dem finſtern Reich?
Biſt du der Engel, führend in die Stille
Des Todes, oder künft'gen Seins Sibille?"

Und wie er wagt ins Antlitz ihr zu ſchauen,
  Erbebt ſein Herz in unbegriff'ner Pein;
In Sehnſuchtsthränen meint er hinzuthauen,
  Der Wehmuth düſt'rer Schleier hüllt ihn ein.
Dann wieder iſt's, als ob das dunkle Grauen
  Durchwebte dämmernd lichter Roſenſchein,
Und mitten in der Qual des Todesbebens
Durchzittert's ihn wie Ahnung höchſten Lebens.

„Winkſt du,“ ſo ruft er, „mit geheimen Grüſſen
Zum Leben oder Tode mir ſo traut?
Ja, brechen wird mein ſterblich' Auge müſſen,
Weil es zu viel des Göttlichen geſchaut.
So laß mich ſterbend ſinken dir zu Füſſen,
Im Tod grüßt jubelnd dich mein Herz als Braut!“
Er ruft's, und ſtrebt zu ihr, und ſieht entſchwinden
Ihr Bild, wie Nebelduft in Morgenwinden.

„Auch du,“ ſeufzt er, „auch du mußt mir entſchweben?
Und ich — wie ward mir doch? ich faſſ' es kaum!
Ich kann nicht ſterben mehr, ich kann nicht leben,
Verloren ganz in traurig ſüſſen Traum.
Nach jenem holden Bilde will ich ſtreben,
Will ſuchend geh'n bis an des Meeres Saum.
Ich fühl' in mir den Todespfeil der Liebe,
Wandernd verblut' ich wol in ſüßem Triebe.“ —

Bleich, düſter, geht er tief in Waldesgrund,
Wo Tannen ihn am dichteſten umgattern;
Er ſetzt den Fuß auf Schwindelhöh'n, wo rund
Um's Haupt ihm krächzend nächt'ge Vögel flattern;
Er ſteigt hinab in ſchwarzer Thale Schlund,
Wo Molche züngelnd ruh'n geſtreckt und Nattern;
Sein Fuß ritzt ſtrauchelnd ſich am Steingerölle —
Er achtet's nicht, er ginge durch die Hölle.

Und wie er bahnlos ſchweift im Ungewiſſen,
Dringt leiſes Rauſchen fern zu ihm heran;
Er tritt hervor aus Waldesfinſterniſſen,
Und ſteht auf mondeshellem Hügelplan.
Ein Strom, der manch' granit'ne Haft zerriſſen,
Geht breiter hier und ſtiller ſeine Bahn.
Von Felſen ſtarrt es wild im Stromesthale,
Aufragend in des Mondes bleichem Strale.

Der Jüngling grüßt den Strom mit frohem Lauſchen;
Was iſt wie Stromesweiſe hold und rein?
Unweltlich wunderſam tönt ihm ihr Rauſchen,
Und unerſättlich blickt ſein Aug' hinein;
Und ſanft beginnt er Klagen auszutauſchen
Mit ihr, ſie lullt in Träume ſanft ihn ein.
So traut berührt der Flut geheimes Leben
Ein Menſchenherz, der Liebe hingegeben.

Doch, horch! aus Träumen, die ihn hold umſpinnen,
Weckt ihn ein Klang, der durch die Lüfte bebt;
Iſt's Elfenzauber, der bethörten Sinnen
Aus Mondesſtralen Truggebilde webt?
Dort ruht das Götterweib auf Felſenzinnen,
Ihr wallendes Gelock im Winde ſchwebt!
Und wunderſam entquillt dem Mund der Schönen
Ein lockend Lied in leiſen Zaubertönen.

Der Sterne Reigen hält und lauſcht dem Klingen,
Es ſtaunt und zaudert und erwarmt die Flut;
Die Winde ſenken lauſchend ihre Schwingen,
Der rauhe Fels erglüht in Roſenglut.
Den Jüngling faßt das zauberiſche Singen
Bethörend an, ihm ſiedet heiß das Blut.
Hinüberſchwimmen will er liebestrunken —
Der Sang verhallt, der Felſen iſt verſunken.

Sein Auge bleibt geheftet an die Stelle,
Die allzuraſch das holde Bild verſchlang;
Da wogt die Flut in gold'ner Sternenhelle,
Wie angeregt von wunderbarem Drang.
Zu flüſtern allgemach beginnt die Welle,
Und aus der Tiefe kommt's wie Liebesklang.
Der Jüngling horcht bethört den Zaubertönen,
In Sehnſucht ſchmachtend nach der bleichen Schönen.

„Biſt du es," ruft er, „die mir im Gebrauſe
Der Wellen ſingt ein lockendes O komm?
Wohnſt du da unten im kriſtall'nen Hauſe?
Wölbt ſich zur Grotte dir der Silberſtrom?
Bei dir, ach, in geheimſter Felſenklauſe,
Was fragt' ich nach des Aethers lichtem Dom?
O nimm mich auf, laß mich nicht länger ſchweben
In wirrem Traum — gib Tod mir, oder Leben!" —

Da winkt's und lächelt's, ſingt's und flüſtert's leiſe,
Und lockt ihn mächtig in die Flut hinab;
Stets dringender ertönt die ſüße Weiſe,
Stets enger ihn das Zaubernetz umgab.
„Du ziehſt mich," ruft er, „Strom! in deine Kreiſe,
O würdeſt du mir Brautbett oder Grab!
Ach, nur zum Spotte locken ſüße Lieder
Zu ihr mich in kriſtall'ne Tiefen nieder!" —

Er ruft's, und ſüß antwortend trifft im Schweigen
Der Mondnacht leiſer Geiſterſang ſein Ohr;
Es wogt der Strom, und aus der Tiefe ſteigen
Verlockende Gebilde ſacht empor;
Und flüſternd, ſingend, koſend ſchlingt den Reigen
Um den Erbebenden ein luft'ger Chor:
Verkörpert ſich im Mondesglanz entfalten
Sehnſücht'ger Ahnung heilige Gewalten.

Dem Zauber lauſcht, der aus den Demantfunken
Des mondbeglänzten Schaumes klingt und ſprüht,
Der Jüngling, und es fühlt ſein Herz ſich trunken
Vom Stral erſehnten Glückes angeglüht.
Hold eingelullt iſt er dahingeſunken
In wonnig tiefen Schlummer, und ihm blüht,
Wie hold um ihn der Nixen Chöre ſchweben,
In gold'nem Traum ein wunderbares Leben.

Zweiter Geſang.

Die Göttin.

„Ruht er, Göttliche, nun auf deinem geheiligten Schooße,
Neige dich über ihn hin, und gieße die liebliche Rede
Ueber ihn aus“ — — — —

Lucrez I. 39.

„Urania iſt ſie dort, hier Aphrodite.“ —

Nun laß zurück den Schauder, laß das Trauern,
Du biſt entrückt der Erde dunklem Wuſt.
Es iſt dein Herz gereift in Todesſchauern
Und Sehnſuchtspeinen zu olymp'ſcher Luſt.
Umwölbt hier von der Flut kriſtall'nen Mauern
Eröffne dem erſehnten Glück die Bruſt!
Du ſtarbſt der Welt, ich will zurück dich geben
Dem lichten Sein zu neuem, ſel'gen Leben.“

So ſpricht zum Jüngling in der holden Kühle
Der Stromesgrotte die Bethörerin;
Die Welle ſchmiegt ſich ihr zu weichem Pfühle,
Und wölbt zur Grotte ſich, zum Baldachin;
Es reih't ihr Perlenkränze das Gewühle
Der Flut, und ſtreut ihr Demant und Rubin.
Ein roſig Licht umwallt die Göttergleiche,
Und küßt ihr Angeſicht, das ſchöne, bleiche.

Und ſo von ſcheuer Wellenflut umfloſſen,
Weltabgeſchieden durch der Woge Spiel,
Hat Ruh' ſich in des Jünglings Herz ergoſſen,
Als ſtünd' er an der Sehnſucht letztem Ziel.
„Wer biſt du,“ frägt er, „die du mir erſchloſſen
Im Wellenreich, o Schönſte, dies Aſyl?
Biſt Eine du der Nixen, deren Weiſe
Oft Menſchenſöhne zog in ihre Kreiſe?“

„Was ſuchſt du,“ ruft ſie, „Namen mir zu geben?
Bin Nixe, bin Sirene, Waldesfee,
Bin Göttin, bin die Liebe, bin das Leben,
Bin, was du dir erſehnt in Sehnſuchtsweh.
Vielnamig ſchilt und preiſ't mich menſchlich Streben,
Es wechſelt die Geſtalt, in der ich geh'.
Verlangt dich mehr zu wiſſen, horch der Kunde,
Die nur dir tönen ſoll aus meinem Munde.

Entſtiegen war den Waſſern, lebensträcht'gen,
Das Feſte, das in ihrem Schooß geruht;
Maßlos erquoll es, ſchwoll im Uebermächt'gen,
Und formlos drängte ſich die wilde Brut.
Unſelig ſtand in dieſem Grau'n, im nächt'gen,
Der Menſch, das jüngſte Kind der Lebensflut.
Es klang ihm in des Werde Zauberſpruche
Kein Segenswort, ihm ſcholl's gleich einem Fluche.

Da gährt' es noch einmal im Flutenſchooße,
Und aus der Tiefe ſtieg ein Wunderbild:
Cytherens Reiz erglänzt, der mangelloſe,
Auf ſterndurchblitzten Schaumes Liljenſchild.
Wie fiel in ird'ſche Flut die Himmelsroſe?
Es ſtaunen Meer und Himmel und Gefild,
Und jubelnd ſchlingen hoch in gold'ner Ferne
Den Liebesreigen Sonne, Mond und Sterne.

Es ſchäumt das Meer, und tauſend Liebesfunken
Verſpritzt die Purpurwoge, wo ſie ſchwamm;
Maßloſes fällt, wie dienſtbar hingeſunken,
Und Häßliches verzehrt ſich wie vor Scham.
Und Alles ſchmiegt, hinblickend ſchönheittrunken,
In holdes Maß ſich, prangend wunderſam.
Die Schrecken ruh'n gebändigt; Reiz und Güte
Geh'n lieblich auf in ſel'ger Lebensblüte.

Das Göttliche berührt zum erſten Male
Fühlbar die Welt, die todgeweiht ſich ſchien;
Und angeglänzt von jenem ſel'gen Strale
Sinkt ſtill der Menſch in Lieb' und Freude hin.
Zum erſten Mal ertönt im Erdenthale
Der Jubelruf: o Wonne, daß ich bin!
Nun lohnt ſich's erſt, zu ringen und zu ſtreben,
Nun ſind die Tage lieblich, ſüß das Leben.

Und wie die Herzen voll im Ueberſchwange
Zujauchzen dieſem neugebornen Glanz,
Da wird der Ruf des Jubels zum Geſange,
Der Sprung der Freude wird zum Reigentanz;
Da flechten zu harmoniſch Einem Klange
Die Töne ſich, der Blumenflor zum Kranz;
Und in des Rhythmus heiligen Gewalten
Erblühen Töne, Farben und Geſtalten.

Herabgelockt auf irdiſche Gefilde,
Aus Wolken tritt der Götter ſel'ge Schaar,
Holdwandelnd, ſchöne himmliſche Gebilde,
Die das Entzücken, nicht die Furcht gebar.
Von des Olympos Höh'n begrüßen milde
Die Erde ſie, die aufblüht wunderbar;
Und ſtaunend weilen die Uranionen,
Und lagern freudig ſich auf gold'nen Thronen.

Die Göttin aber trägt aus wildem Tanze
Der Wogen weißer Schwäne Glanzgefieder:
Hochthronend grüßten längſt im Sternenkranze
Venus Urania der Sphären Lieder;
Zur Erde aber ſchwebt in ird'ſchem Glanze
Als Venus Aphrodite ſie hernieder;
Urania iſt ſie dort, hier Aphrodite:
Dort kränzt ſie Sternenglanz, hier Roſenblüte.

Und ſie empfingen, als zu ird'ſchem Strande
Sie her auf holdbewegter Woge ſchwamm,
Des ſchönen Hellas blüh'nde Meereilande,
Wo ew'ger Lenz mit ihr den Wohnſitz nahm.
D'rum blühte dort das Leben, nah' dem Brande
Der Schönheitsſonne, doppelt wunderſam.
Und alle Genien kamen, alle guten,
Zu wiegen ſich mit ihr auf gold'nen Fluten.

Heroen ſtreben, werth des Götterranges,
Wildniſſe wandeln ſich zur Blütenau;
Aufgeht wie nie die Blüte des Geſanges,
Im Kunſtgebild ſteht reinſtes Sein zur Schau.
Und hehre Allmacht des Begeiſtrungsdranges
Erſchuf das Bild der ſchönſten Götterfrau.
Wie ſie erſchaut geweihte Menſchenſöhne,
Steht vor dem Volk ſie nun in ihrer Schöne.

Ihr fügt der Marmor ſich zu Tempelzinnen,
Eurhythmiſch, ſteingeword'ne Melodie;
Die Wellen zaudern, die vorüberrinnen,
Sie ſpiegelten ſo hehre Wunder nie;
Und doch im heil'gen Raume thront ſie drinnen,
Und Eros ſchmiegt ſich lächelnd an ihr Knie:
Der hatte ſchon der Urnacht ſich entrungen,
Doch war er neu aus ihrem Schoos entſprungen.

Vor ſel'ger Feſte Jubelſchall und Glanze
Verſtummt' uralten Schmerzes wilder Grimm;
Auf Bergeshöhen ward vom Raſetanze
Der Bacchen übertobt ſein Ungeſtüm,
Und wie geſcheucht von einer Todeslanze
Entwich vor Muſenſang das Ungethüm.
In Höhlen lag's, ein Drache, hingekauert,
Der ſchlummert halb, und halb auf Beute lauert.

Und doch — nicht ewig hält den dunklen Graus
Gebannt der Zauberſtab der Charitinnen;
Nicht ſtets zerrinnt dem Blick wie Tropfen Thau's
In heit'rem Licht, was düſt're Parzen ſpinnen.
Allmälig bei des Lebens gold'nem Schmaus
Sinkt manches Haupt in grübleriſches Sinnen,
Und leiſe tönt die ew'ge Räthſelfrage
Des Daſeins durch die heit're Göttersage.

Und Stimmen, uraltheil'ge, die da klangen
Am Indus, Euphrat, im Aegypterland,
Sie ſchollen leiſ' herüber, düſter drangen
Sie widerhallend an hellen'ſchen Strand,
Daß bleich empor entſetzte Zecher ſprangen,
Und von den Lippen ſank der Becher Rand.
Das Irdiſche gleich einem Kinderſpiele
Hinwerfend, blickten ſie nach höh'rem Ziele.

Aufwärts erhebt ſich Platen's Glutverlangen,
  Ein neues Heil zu ſuchen in der Höh';
Und es erſcheint ihm hehr in lichtem Prangen,
  In heil'gem Himmelsglanze die Idee.
Und wie verkündend ſeine Worte klangen,
  Durchdringt die Welt ein neues Sehnſuchtsweh —
Wie einſt, als Aphrodite ward geboren,
Iſt nun aufs Neu' in Staunen ſie verloren…

Und vor dem Glanz, der herrlich über Sternen
  Aufgeht, erſcheint der ird'ſche trüb und fahl.
Doch ach, er flammt in ew'gen Geiſterfernen,
  Und Geiſtern nur glänzt ſeiner Schöne Stral.
Der Menſchengeiſt ſtrebt ſolchen Flug zu lernen,
  Ihn aber bannt der Leib ins ird'ſche Thal:
Da flucht er, wahnbethört, von Qual durchdrungen,
Dem Leib, von Anbeginn mit ihm verſchlungen.

Abſtirbt der Menſch der Welt, nach Tod verlangend,
  Hochaufgerichtet ſteht des Schmerzes Kreuz,
Auf welchem, zwiſchen Erd' und Himmel hangend,
  Hinſchmachtend ſeufzt der Träger alles Leid's.
Und dieſem Seufzer bebt die Erd' erbangend,
  Und hinwelkt jeder ird'ſchen Blüte Reiz.
Eros — vom Schooß der Göttin ſteigt er nieder,
Und hüllt in rauhes Bußgewand die Glieder.

Sie ſelber ſteigt von ihren gold'nen Thronen,
Und geht von hinnen, ird'ſchem Weibe gleich.
Auf dem Olympos die Uranionen
Erbleichen, untergeht ihr heit'res Reich.
Verbannt nun muß die Hohe, einſam wohnen,
Ihr Götterantlitz wird vom Grame bleich.
Unſterblich wallt ihr Bild im Zeitenſtrome,
Dem Menſchen aber ward ſie zum Phantome.

Und unter'm Fluch entthronter Hoheit ſchmachtet
Die Göttin des Exiles Zeiten hin:
Ihr göttlich Weſen wird verkannt, mißachtet,
Nicht mehr erfaßt es nordiſch dumpfer Sinn!
Von kleinlichen Geſchlechtes Wahn umnachtet,
Dräut ſie, geſtempelt zur Bethörerin,
Zur Teufelin, mit bubleriſchem Werben
Den Luſtberauſchten führend ins Verderben.

Nicht war ſie es im ſinn'gen Alterthume:
Wol blühend ſtand ſie da, von Reiz umfloſſen,
In Paphos' und in Knidos' Heiligthume,
Doch von der Seele Zauber übergoſſen,
Als geiſtverklärten Lebens reinſte Blume,
Worin des Daſeins Räthſel ſich erſchloſſen,
Wo ſich in göttlich heit'rem Selbſtgenügen
Natur und Geiſt zu holdem Bunde fügen.

Ja, in der Urwelt heil'gem Ahnungsgrauen
Stand ſie vom Sternenkranze noch gekrönt;
Die Herrlichſte, die Lieblichſte der Frauen,
Vom Lied der Sphären war ſie hehr umtönt.
Noch hatte nicht ein minder reines Schauen
Die ird'ſche von der himmliſchen getrennt —
Unſel'ge Trennung, deren Fluch das Streben
Der Zukunft lange ringen wird zu heben! —

Verkannt auch und geſchmäht läßt Aphrodite
Noch ſtets die liebgeword'ne Erde nicht;
Verborgen blüht ihr Reich — nicht ganz zur Mythe
Geworden iſt ihr ſüßes Zauberlicht.
Doch ſelten kehrt ein Sterblicher zur Blüte
Des höchſten Wunders kühn ſein Angeſicht:
Die Sag' von tödtlich zauberiſcher Schöne
In Waldesnacht verſcheucht die Menſchenſöhne.

So Mancher hat, gelockt von ihrem Gruſſe,
In ihrem Bann den Sinn allein berauſcht,
Und ferne wahrhaft göttlichem Genuſſe
Nur Ueberdruß für Sehnſucht eingetauſcht.
D'rum ſpricht von Schuld und Reu und ſchnöder Buſſe
Die Sage, der das Ohr des Volkes lauſcht —
Und halb nur und entſtellt erklang die Kunde
Von ihr bis heut ſogar in Sängers Munde.

Erkennſt du, Jüngling, nun, wer dir erſchienen?
  Wer jenen Todesſchlund um dich betrog?
Dich angelockt mit ſüßen bleichen Mienen,
  Wo Nachtgevögel ſchwarz dein Haupt umflog?
Wirſt du durch hohen Lebensmuth verdienen,
  Daß lieb'voll dich zu ſich die Göttin zog?
Biſt du entronnen ganz den ird'ſchen Schauern,
In meinem Reiche ſelig auszudauern?

In meinem Reiche quillt der Lethebronnen,
  In den der Schmerz der Creatur verſinkt;
In meinem Reiche ſpringt der Quell der Wonnen,
  D'ran ſich der Sterbliche zum Gotte trinkt.
Mir tönt der Sphären Harmonie, die Sonnen
  In einen ſel'gen Liebesbecher verſchlingt.
Zu dieſes Glückes hohem Vollgenuſſe
Berief ich dich mit meinem Liebesgruſſe.

Doch nicht im Maß nur Eines Augenblicks
  Reich' ich dir aller Freuden Ueberſchwang:
In ſtetem Streben nur wird ſich des Glückes
  Der Menſch bewußt, und nur im Stufengang
Bringt ihn zum Ziele ſeligen Geſchickes,
  Von Götterhuld geführt, ſein Liebesdrang.
Von Stufe ſollſt du auf zu Stufe ſteigen,
Und nur zuletzt nennſt Höchſtes du dein eigen.

So will ich mich noch einmal von dir wenden, —
  Ein dunkler Traum nur war, was dir geſcheh'n;
Doch will ich nun dir einen Führer ſenden,
  Dich leitend aus den Tieſen zu den Höh'n.
So wirſt du deines Strebens Bahn vollenden,
  Auf reinſter Höh' mir Aug' in Auge ſeh'n.
Getroſt, ich lenke ſanft in ſüßen Schmerzen
Dich durch mein Reich heran zu meinem Herzen!"

Dritter Geſang.

Das Reich der Schönheit,

Ὑμνέομεν σειρὴν πολυώνυμον Ἀφρογενείης.
Proclus.

„Auf den Spuren Aphrodite's
Gilt's zu ſteigen, gilt's zu gehen,
Wandernd nimmermüden Schrittes
Durch die Thäler, auf die Höhen“ —

Der Wanderer (in der Waldſchlucht):

Die Blumen ſchwelgen im Morgenthau,
Die Vögel in Lüften ſchweben,
Die Föhren und Tannen ins heit're Blau
Luſtſchauernd die Häupter heben.
Ich liege ſeufzend in waldiger Schlucht,
Wo an Felſen, die düſter ragen
In finſterer Oede, mit grellender Wucht
Die ſtürzenden Waſſer ſchlagen.

Mein Herz, und du, ſtürmender Flutenſchwall,
Sind *wir* nur vom Geiſte verſtoſſen,
Der ſich ins bräutlich ſehnende All
Mit Lieb' und Wonne ergoſſen?

Im roſigen Licht, auf prangenden Au'n
Blüht ſchönes, ſeliges Leben:
Wir wallen noch in nächtlichem Grau'n,
Wir müſſen noch ringen und ſtreben!

Knabe (dem Wanderer noch unſichtbar):
Schwermuth hält ſein Haupt umfangen,
Kaum verblieb ihm leiſes Ahnen:
Ihn aus hohe Ziel zu mahnen,
Dieſen Demant ſtreu' ich hin!

Wanderer:
Was erblick' ich hier im Dunkeln?
Blendend Blitzen, ſprühend Funkeln!
Mich umfließt ein Stralenmeer.
Glanzgewölke, ſterndurchwoben,
Haben leiſe ſich gehoben,
Weben, wallen um mich her!

Und wie ſich's gemach verdichtet,
Sich zu holdem Bilde lichtet,
Faßt mich's, göttlicher Gewalt,
Niederſtürz' ich, wiederkennend
Die ich ſchaute liebentbrennend —
Schwinde nicht, o Huldgeſtalt!

Knabe (hervortretend):
Wunderſamen Glanzgebildes
Himmliſch holde Liebespracht,
Soll ſie weilen, ſoll ſie dauern
Hier in wüſter Waldesnacht?

Auf den Spuren Aphrodite's
Gilt's zu ſteigen, gilt's zu gehen,
Wandernd nimmermüden Schrittes
Durch die Thäler auf die Höhen;

Gilt zu ſuchen, gilt zu fragen,
Manche wiſſen dir zu helfen,
Manche wiſſen Rath zu ſagen:
Frage nur erſt bei den Elfen!

Wanderer:
Leg' ich doch an Waldespforten
Längſt mein lauſchend Ohr,
Faßte deutlich gern in Worten
Leiſer Elfen Chor.

Hör' es liſpeln, hör' es flüſtern,
Höre Wipfel weh'n:
Geiſterworten lauſch' ich lüſtern,
Kann ſie nicht verſteh'n.

Knabe:
Du legſt an Waldespforten
Dein lüſtern lauſchendes Ohr,
Und faßteſt gern in Worten
Aus Föhren der Elfen Chor?

Durchs Herz nur, ſoll ſie dir gelten,
Nimmt Elfenrede den Weg;
Das Herz iſt zwiſchen zwei Welten
Der ſchwebende Geiſterſteg.

Wem über der Sinne Schranke
Durchs Herz in die Seele ſie drang,
Ihm wird ſie im Geiſt Gedanke,
Und auf den Lippen Geſang.
Wanderer:
Weiche denn des Sinnes Schranke,
Werde ſo in tiefſter Bruſt
Ohne Wort mir und Gedanke
Reines Geiſterglück bewußt!

Knabe:
Um den Thron der Heißerflehten
Feſtlich kreiſ't ein Geiſterchor;
Muthig gilt es einzutreten,
Doch gehütet iſt das Thor!

Siehe dieſe Perlentropfen:
Wenn in rollend regem Lauf
An das Geiſterthor ſie klopfen,
Thut es Sterblichen ſich auf.

Sind geſchöpft aus einem **Bronnen**
Weicher, bitterſüßer Flut,
Und zu Perlen feſtgeronnen
In verzehrend ſel'ger Glut.

Treuem Muthe wird gelingen,
Was erſtrebt ein hoher Sinn.
Auf, zu herrlichem Vollbringen
Dieſe Perlen ſtreue hin!

Wanderer (die Perlen hinſtreuend):
Elfenchöre, flüſternd leiſe, traut befreundet grüß' ich euch,
Nehmt mich auf in eure Kreiſe, führt mich ein ins Geiſterreich!

Elfen:
Es klingen, es klopfen
Die heiligen Tropfen
Nicht immer vergebens
Sehnſüchtigen Strebens
Ans himmliſche, geiſtergehütete Thor!
Tritt ein in den feſtlichen heiteren Chor!

Beim Schimmer
Der Sterne
Verkünde dein Leid;
Die Elfen
Sind immer
Sind gerne
Zu tröſten, zu helfen
Den thränengeweihten Betrübten bereit.

Wanderer:

Im Wald, am Strom, auf gold'nen Au'n,
In Träumen, ſüß und traut,
Ward Kunde mir in Wonnegrau'n
Von einer holden Braut.

Es bringen Grüße mir von ihr
Die Roſen und die Sterne,
Ihr ſüßes Bild, es folget mir
In alle Näh' und Ferne!

Wo glüht ihr ſüßes Angeſicht,
Ihr Wangenroſenpaar?
Wo ſchimmert ihrer Augen Licht?
Wo weht ihr gold'nes Haar?

Ich ſuche ſehnſuchtsvoll nach ihr
Mit nimmermüdem Streben;
Ihr trauten Elfen, könnt ihr mir
Nicht Kunde von ihr geben?

Die Elfen:

Wir haben an Bäumen
Auf waldigen Höh'n,
An rieſelnden Schäumen
Sie ruhen geſeh'n;

Doch Göttergeſtalten,
Sie thronen im Licht,
Und dauernd behalten
Wir unten ſie nicht!

Doch banne den Kummer,
Und lag're dich hin
Zu lieblichem Schlummer
In blumiges Grün.

Wir flüſtern, wir ſingen
Dir leiſe von ihr,
Vereinen und bringen
Im Traume ſie dir.

Wanderer:
Traulich lockt's mit ſüßem Zwange,
Schlaf umflort die Augenlider:
Stillung meinem Liebesdrange
Find' ich, hingeſtreckt die Glieder.

Ruhe! Ruhe! — Könnt' ich liegen
Stets am Quell, wo Blumen blüh'n,
Immer mich in Träume wiegen,
Hingeſchmiegt ins weiche Grün!

Knabe:
Wol iſt's lieblich unter Bäumen
Ruh'n an blumig weicher Stelle,
Und das Glück ſich zu erträumen
An kriſtall'ner Murmelwelle:

Doch es ſei genug des Traumes,
Nächtlich nebelhafter Schau;
Freu'n uns länger nicht des Schaumes
Statt der ſchaumentſtieg'nen Frau.

Wanderer:
Weiter drängt aus euren Kreiſen,
Traute Elfen, mich mein Sehnen;
Könnt ihr mir die Pfade weiſen
Nach dem Wohnſitz jener Schönen?

Wißt ihr Bürgſchaft mir zu geben,
Daß mein Schau'n kein leerer Traum?
Daß erreichbar meinem Streben
Hier ſie weilt auf ird'ſchem Raum?

Die Elfen:
Sicherheit ſingen wir
Holden Geſchickes,
Bürgſchaft auch bringen wir
Lieblichen Glückes.

Siehſt du die Roſe hier?
Hold in die Nacht
Glänzet im Mooſe dir
Purpur'ne Pracht.

Waltete Liebe nicht,
Ewige Güte,
Irdiſches triebe nicht
Himmliſche Blüte.

Nimm ſie zum Pfande dir,
Daß im Gebiet
Irdiſcher Lande dir
Himmliſches blüht!

Wanderer:
Dank, o Elfen, eurem Chore,
Der ins Herz mir Ruhe goß,
Und die hohen Geiſterthore
Schön'rer Welten mir erſchloß.

Was ich hier erlauſcht,
Was auf Waldeswegen
Hold mir zugerauſcht,
Folgt mir tröſtend als ein Segen.

Knabe:
Muthig, hohes Pfand in Händen,
Laß auf nächt'ger Geiſterbahn
Uns nunmehr die Schritte wenden
Steiles Waldgebirg hinan.

Leiſer Elfen Lieder ſchweigen,
Echo trägt ins tiefe Thal
Fernher wie von Jubelreigen
Feſtlich lauten Widerhall.

Schaue nun auf Bergeshöhen,
Irdiſchem Bereich entrückt,
Was, jahrtauſendlang, zu ſehen
Keinem Auge mehr geglückt!

Wanderer:

Ueber höchſten Waldeswipfeln,
  Wo der Sturm in Aeſten ſchnaubt,
Dehnt ſich zwiſchen ſchnee'gen Gipfeln
  Monderhellt ein Bergeshaupt;

Und in kahlem Felſenkranze,
  Rieſig hoch umhergethürmt,
Seh' ich, wie in wildem Tanze
  Feſſelloſer Taumel ſtürmt.

Cymbeln oder Thyrſusſtäbe
  Schlagend, ſchwingend in den Händen,
Um das Haupt das Laub der Rebe,
  Pantherfelle um die Lenden,

Luſtentflammten Angeſichtes,
  Angeglüht vom Widerſchein
Wildgeſchwung'nen Fackellichtes
  Schlingen ſie den Taumelreih'n.

Schneebedeckte Gipfel glänzen,
  Ueberwallt von Rauch und Glut,
Himmelan in Raſentänzen
  Schlägt des Jubels tolle Wuth.

Knabe:

Wie auf dem Tmolus er gebrauſ't
In längſtverklung'ner Zeit,
Der Bacchen wilden Tanz, ihn ſchau'ſt
Du heute hier erneut.

Chor der Bacchen:

Raſend und berauſcht, errettet
Von dem Ich, dem Druck des Bandes,
Das den Gott an Klippen kettet,
Und der Schranke des Verſtandes,

In entzückter Jubelfeier
Kreiſen wir um unſern Gott,
Dionyſos, den Befreier
Aus der ird'ſchen Lebensnoth.

Höchſte Luſt wird dem zu eigen,
Der an unſ're Schar ſich reihte,
Doch es bleibe fern dem Reigen
Jeder, den der Gott nicht weihte.

Schwelgen mag er, und wie Heerden
Seelenloſer Luſt ſich freu'n;
Selig im Genuſſe werden
Wir, die Göttlichen, allein!

Wanderer:

Die ihr hier im Schein der Sterne
Nächtlich froh den Reigen ſchlingt,
Weiſt den Pfad mir, der mich ferne
Zum erſehnten Ziele bringt!

Oder gebt mir freundlich Kunde,
Wo der Zauberbecher winkt,
D'raus ihr in beglücktem Bunde
Seliges Vergeſſen trinkt.

Die Bacchen:

Laß die Sehnſucht, laß die Schmerzen,
Banne deinen trüben Sinn;
Gib dich mit entflammtem Herzen
Heißem Wonnetaumel hin.

Stille du, ein ſel'ger Zecher,
Deines Durſtes heiße Glut,
Schlürfend aus der Freude Becher
Süße gold'ne Lebensflut.

Leben bringt ſie deinem Herzen,
Daß es, wie ein Götterkind,
Nimmer ſich auf ſeine Schmerzen,
Und ſein trübes Ich beſinnt;

Dem Verſtande Tod, dem Wächter,
Der die Seele hält in Haft,
Und mit kaltem Hohngelächter
Ihres Flugs Verſuche ſtraft.

Dieſe Flut, ſie winkt zur Stunde
Dir zu wonnigem Genuß,
Quillt als Kuß von ſüßem Munde,
Rauſcht dem Ohr als Liebesgruß,

Glänzt als farb'ge Tageshelle,
Duftet aus der Roſe Schooß,
Ringt als Flammenzauberwelle
Sich aus gold'ner Traube los.

Wanderer:

Die labende Flut,
Die ſo lieblich die Glut
Im Herzen mir ſtillt,
Sie ſehn' ich mich glühenden Durſtes zu nippen,
Doch mich umſtarren nur finſtere Klippen;
Goldene, labende Welle, den Lippen
O ſagt wo ſie quillt?

Die Bacchen:

Siehe, mit dem Thyrſusſtabe
Schlägt des Dionyſos Prieſter
Selbſt an dieſer öden Stelle
Gold'ne Lebensflammenwelle
Aus den Felſen, kahl und düſter:
Schlürfe ſie zu ſüßer Labe!

Dieſes Wonnerauſches Gluten
Wandeln ſtets des Menſchen Weſen!
Machen ganz zum *Gott* den Guten,
Und zum *Thiere* ganz den Böſen:
Dieſer haucht ſie aus im *Schlamme*,
Jener im erhab'nen Schwung,
Im Erguß der Himmelsflamme
Schaffender Begeiſterung.

Wanderer:

Den Labebecher führ' ich kühn
Zum luſtberauſchten Munde,
Doch plötzlich mit bewölktem Sinn
Blick' ich nach ſeinem Grunde.

Und Ahnung naht ſich trüb und ſchwer,
Die flüſternd mir verkündet:
Der Becher deiner Luſt wird leer,
Der ſüße Rauſch entſchwindet!

Kann wol die Freude göttlich ſein,
Die, ach, ſo kurz, ſo flüchtig?
Ein ſel'ger Traum, ein gold'ner Schein —
Doch wandelbar und nichtig!

Die Bacchen:
O miß das Licht der Sonne nicht
Im Strome nach der Welle,
Und ſo die Lebenswonne nicht
Nach Pendelſchwunges Schnelle.

Nimm hin der kurzen Stunde Luſt,
Du ſelbſt ein Kind der Stunde:
Bleib', heit'ren Wechſelglücks bewußt,
Mit frohem Sinn im Bunde!

Der Wanderer:
Doch wie mich hoch und höher trägt
Die Leiter ſel'gen Glückes,
Stets heißer'n Wonnedrang erregt
Die Luſt des Augenblickes;

Und ſo wird aller Ueberſchwang
Von flüchtigem Genuſſe
Nur Stufe meinem Liebesdrang
Nach höchſter Wonne Kuſſe.

Die Bacchen:

So hat der Wonne heil'ger Stral
Dich nicht umſonſt berührt;
Er iſt's, der aus dem dunklen T[illegible]
Dich hoch und höher führt.

Was dich ſo ſüß und hold erquickt,
Es war der Zauberquell,
Aus welchem, was die Erde ſchmückt,
Gefloſſen, ſtralend voll.

Was ird'ſchen Geiſtern Schwingen gab
Zu hohem Sonnenflug,
Die Flut war's, die der Thyrſusſtab
Aus kahlen Felſen ſchlug.

Knabe:

Dank' auch du den Zauberfluten,
Die dir wonnig floſſen;
Nicht verlodern laß die Gluten,
Dir ins Herz gegoſſen.

Sie erhellten deinen Sinn,
Klärten deinen Blick:
Frohbegeiſtert ziehe hin
Auf der Bahn zum Glück! —

Wanderer:

Welche wunderſamen Töne
Klingen mir ſo hold von oben,
[illegible] berührend wie die Schöne
Einer neuen fremden Welt?
Iſt mir doch, als käm' das Toben
Jener bacchiſchen Geſänge
Von den mächt'gen Felſenkanten
Leiſe widerhallend nieder,
Hold verklärt zur Melodie,
Und im Zauber dieſer Klänge
Flammen meines heißentbrannten
Herzens Triebe, wie noch nie!

Knabe:

Muthig aufwärts, raſtlos weiter!
Folge mir mit treuem Sinn;
Jene Klänge ſind uns Leiter
Auf dem Pfad zum Ziele hin!

Wanderer:

Neues Wunder, wie noch keines,
Seh' ein Glanzmeer ich erſcheinen,
Schillernd wie des Sonnenſcheines
Widerſtral in Edelſteinen.

Blitzend, klingenden Kriſtallen
  Aehnlich, wogt es regſam, tönend,
Und heran in Wogen wallen
  Glanz und Klang, das All verſchönend.

Auf den Wellen kommt gezogen,
  Ernſt und räthſelhaft, ein Knabe,
Den gemeſſ'nen Gang der Wogen
  Lenkend mit dem Zauberſtabe.

Knabe:

Schon hat uns die Flut umronnen,
  Sieh den holden Knaben winken!
Laß uns froh in dieſen Bronnen
  Sel'ger Melodie'n verſinken!

Wanderer:

Schmeichelnd, koſend, ſanft umſchmiegt uns
  Dies Gewog von Klang und Schimmer,
Hebt ſich, ſenkt ſich, trägt und wiegt uns
  Wunderſam, beglückte Schwimmer!

Doch was mag der Knabe ſinnen?
  Plötzlich taucht er ſeinen Stab
Wie zu magiſchem Beginnen
  Flüſternd in die Flut hinab.

Rhythmiſchen Getöns die Wellen
Sich ſymmetriſch fügen, theilen,
Und ſie ſteigen, und ſie ſchwellen,
Thürmen ſich zu ſchlanken Säulen;

D'rüber aus dem Flutenſchwalle,
Aus dem Harmonienſchalle,
Hochgewölbt zu Stein gerinnen
Wunderbare Tempelzinnen.

Weiche Flut, die uns getragen,
Klingend ſchmeichelte dem Ohr,
Seh'n wir ſtarr, doch prächtig ragen
In die blaue Luft empor.

Knabe:

Holder Sang ertönt von innen,
Treten muthig wir hinein;
Hoffnung magſt du hier gewinnen,
Stillung deiner Sehnſuchtspein.

Wanderer:

Wie ein Werk von Götterhänden
Herrlich ſteht der Wunderbau;
In geſchmückten Tempelwänden
Oeffnet ſich entzückte Schau.

Knabe:

Und im Innern ſiehe thronen
  Eine himmliſch holde Schaar,
Auf der Erde froh zu wohnen,
  Welche ſie doch nicht gebar;

Haben hier mit Wohlgefallen
  Aller ird'ſchen Weſenheit
Bilder in den Tempelhallen
  Anmuthsvoll um ſich gereiht.

Bilder ſind es, ohne Leben,
  Doch das Auge ~~ſtaunt~~ [illegible] entzückt,
Wie vom wahrſten Sein umgeben,
  Wenn es ſtaunend auf ſie blickt.

Jeglicher Geſtaltung Fülle
  Steht in lichter Herrlichkeit,
Wie gelöſ't von ird'ſcher Hülle,
  Und zu ew'gem Sein befreit.

Wanderer:

Schauend dünk' ich mir zu ſchweben,
  Schmerzentrückt, im Himmelsäther,
Selbſt erlöſ't zu ew'gem Leben,
  In dem ſel'gen Reich der Götter!

Die Muſen:
Der du ſo kühn genaht
Verborgen heil'ger Stelle,
Was lenkte deinen Pfad
Zu unſ'res Tempels Schwelle?

Wanderer:
Noch wallt die Locke jugendlich,
Glüht jugendlich mein Herz,
Schon traf mit Todespfeilen mich
Der Liebe heil'ger Schmerz.

Die herrlichſte der Götterfrau'n
Will aus dem Sinn nicht weichen;
Sie ſehn' ich ewig mich zu ſchau'n,
Und kann ſie nicht erreichen.
Die Muſen:
Wol kennen wir die hehre Frau,
Sie hat, mit uns geflüchtet,
In nordiſch wüſtem Dämmergrau
Geheimes Reich errichtet;

Doch ſchlingt ſich in der Wildniß hier
Um ſie ein höh'rer Reigen:
Wir können nur ihr Bildniß dir
In ew'ger Schöne zeigen.

Wanderer:

Ihr zeigt mir ewig blühende
Natur im Spiegelbild,
Doch ſtets wird ſo das glühende
Verlangen nicht geſtillt.

Soll ich im Liebesdrange ſie,
Sie ſelber nie umarmen?
Im Wonneüberſchwange nie
An ihrer Bruſt erwarmen?

Die Muſen:

Es ſpringt zum Troſte hier ein Quell
Dem Herzen, liebekrank!
In dieſem Becher, glühendhell,
Nimm hin den Zaubertrank!

Wanderer (trinkt)

Wie wird mir? Ich bebe,
Im Aether ich ſchwebe!
Beſeligend fluten
Elyſiſche Gluten
Durch's Herz mir, ein Bronnen
Hat heiß mich durchronnen,
Unſterblichkeitswonnen
Und ſchöpf'riſche Luſt.

Als lichte Geſtalten
Sich lieblich entfalten
Die dunklen Gewalten,
Die trüb ſich gedrängt in den Tiefen der Bruſt!

Die Muſen:

Zieh' hin, ein heiliger Bote,
Und ſing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrothe,
Vom kommenden Reiche des Schönen!

Wanderer:

Ich will mit Liedestönen
Mein ſehnend Herz erheitern,
Ich will im ewig Schönen
Mein enges Sein erweitern.

Zum Trotz den Todesgluten
Der Liebe will ich leben,
Will auf des Lebens Fluten
Wie Schwäne ſelig ſchweben.

Kann ich auch nie vergeſſen
Die ſüßen Sternenaugen,
Was ſollen mir Cypreſſen
Statt Roſ' und Lorber taugen?

Ich will im ewig Schönen
Mein enges Sein erweitern,
Ich will mit Liedestönen
Mein ſehnend Herz erheitern!

Die Muſen:
Nun ziehe hin mit freud'gem Muth,
Dein Ziel, es iſt nicht ferne,
Ein Menſchenherz in Liebesglut
Zieht himmelab die Sterne.

Die Götter hegen keinen Neid;
Hat nicht den Ganymed
Zu des Olympos Herrlichkeit
Einſt ihre Huld erhöht?

Du trägſt die Roſ' aus Elfenland,
Als Pfand von Seligkeiten;
So ſei ein Lied der Muſe Pfand,
Das möge dich geleiten.

Bürgſchaft bewahrt der Muſe Sang
Für künft'ge gold'ne Tage:
So töne dir mit trautem Klang
Von Ganymed die Sage:

Auf ſchweigendem Bergesgipfel
  Der Knabe des Thales ruht,
Und blickt in die ziehenden Wolken,
  In die ſterbende Sonnenglut.
„O ſchwebt' ich wie Götter im Bronnen
  Des Aethers, im Sternenraum!“ —
Er entſchlummert — olympiſche Wonnen
  Umfangen ihn hold im Traum.

Es wogt ſein Buſen, voll Sehnen
  Nach der Uranionen Glück,
Und es öffnet ſich, trüb' vor Thränen,
  Noch halb im Traume ſein Blick:
„Was hör' ich ſo lockend klingen?
  Was rauſcht mir ſo wunderbar
Ums Haupt mit goldenen Schwingen?
  Was willſt du, kreiſender Aar?“

Und er fühlt ſich auf Fitt'gen gehoben:
  „Ach, träum ich noch immer? o Glück!“
Es trägt ihn, es reißt ihn nach oben,
  Tief weichen die Berge zurück:
„O ſüßes Sehnen und Hoffen!
  Fahr' wohl, du nächtliches Thal!
In ewigem Blau ſteht offen
  Der ſtralende Götterſaal!“ —

Wanderer:

Nun mir im Lied ſo holder Troſt erklungen,
Daß Götter hold zu ſich die Menſchen zieh'n,
Streb' ich, von hoher Zuverſicht durchdrungen,
Nach meinem letzten Ziele freudig hin.
Noch ſtehn des Himmels gold'ne Pforten offen,
Und Götterhuld entrückt uns ird'ſchem Loos:
Es ringt vielleicht mein Sehnen auch, mein Hoffen,
Empor ſich in olymp'ſcher Wonne Schoos.

Knabe:

Nah' iſt ſchon die Wonneſtunde,
Nah' die göttlich hohe Braut,
Und du hörſt auf heil'gem Grunde
Ihrer Stimme ſüßen Laut.

Sel'ge Ahnung im Gemüthe,
Lenke fürder Schritt und Sinn
Zu des Daſeins reiner Blüte,
Auf des Lebens Gipfel hin!

Siehſt du dort auf lichten Höhen
Maiig blühendes Gefilde,
Wo ſich Haine, Flur und Seeen
Einen wie zum Zauberbilde?

Lockend winken Wunderblüten,
Und die leichtbeſchwingte Luft
Trägt herab von heißerglühten
Roſen ſüßen Würzeduft.

Wanderer:

Nahe mit beſchwingtem Schritte
Kamen wir den ſel'gen Auen,
Und es iſt in ihrer Mitte
Eine holde Schaar zu ſchauen.

Jungfrau'n, reizende Geſtalten,
Seh' ich ſich zu Tänzen reihen,
And're unter Blumen walten,
And're ſich im Hain zerſtreuen.

Zwiſchen ihnen flattern, ſpringen
Knäbchen, lieblich, zartbeflügelt,
Heit're Wonnelieder klingen,
Freude waltet ungezügelt.

Nymphen:

Wir ſchlingen den Reigen als fröhliche Schweſtern,
Beſeligt um unſere Göttin gereih't,
Nicht fragend nach Morgen, vergeſſend das Geſtern,
Uns freuend der roſigſten Blüte des Heut'.

In jugendlich roſiger Blüte des Heute
Der ſüßeſten Ahnung erſchloß ſich die Bruſt;
Und wären wir morgen dem Tode zur Beute,
Heut' ſind wir des Seins uns, des höchſten, bewußt.

Eroten (lockend zum Wanderer):

Holderblühtem Menſchenbilde
Wolle nicht vorüberſchweifen,
Nicht umſonſt zu höchſter Milde
Mag der Schönheit Apfel reifen.

Himmliſches an ird'ſchem Orte
Staun' in freud'ger Andacht an,
Und des Paradieſes Pforte
Siehſt du weit dir aufgethan.

Stürze dich in Schönheitsfluten,
Bade dich in Liebesflammen,
Ird'ſches ſchmilzt in ſolchen Gluten
Mit dem Himmliſchen zuſammen.

Hoher Schöne zugewendet,
Liebeſelig hingegeben,
Hat dein Weſen ſich vollendet,
Und du lebſt ein neues Leben.

Amoretten:
Willſt du nicht ein holdes Weſen
Dir zu Lieb' und Treu' erleſen?

Muſt're ſie mit off'nen Sinnen!
Eine wird dein Herz gewinnen!

Sehnſt du dich nach blonden Locken,
Wäng'lein, weiß wie Blütenflocken?

Liebſt du ſchwarzer Flechte Prangen
Ueber ſüßgebräunten Wangen?

Willſt aus dunklen Flammenaugen
Heiße Lebenswonne ſaugen?

Oder lockt mit ſanfter Bläue
Dich ein Blick voll Lieb' und Treue?

Willſt du Eine dir von dieſen
Wunderholden Frau'n erkieſen?

Oder wie ein Falter wandern
Von der einen hin zur andern?

Wanderer:

Wunderſam berührt die Blüte,
Die vereinte Herrlichkeit
Solchen Reizes mein Gemüthe,
Und verbannt iſt alles Leid.

Sind vereint hier in der Wildniß
Alle Schönſten heut' erſchienen?
Reizberühmte Frau'n, im Bildniß
Mir bekannt, ſind unter ihnen.

Auch vertraut aus Knabenzeiten
Zeigt ein liebes Bild ſich mir;
Ach, wie kommt's? am liebſten gleiten
Meine Blicke hin nach ihr.

Knabe:

Aller Länder ſchönſte Frauen,
Die die Erd' hervorgebracht,
Darfſt du hier verſammelt ſchauen
Durch der Göttin Zaubermacht.

Doch zu höchſtem Vollgenuſſe
Winkt uns rauſchend dieſer Hain;
Folgen wir dem leiſen Gruße,
Treten muthig wir hinein.

Wanderer:

Traut von Waldesdämmerungen
Wie von einem Zauberſchleier
Fühl' ich mich gemach umſchlungen,
Ahnend hohe Liebesfeier.

Hier, wo alle Stimmen ſchweigen,
Auf geheimſten Waldeswegen
Blitzt mir zwiſchen grünen Zweigen
Hellkryſtall'ne Flut entgegen.

Und mein Blick, dahin gewendet
Durch die Eichen, durch die Föhren,
Haftet plötzlich ſtarr, geblendet,
Und vergißt zurückzukehren.

Es heben aus den Tiefen
Sich holder Frauen drei;
Die Rabenlocken triefen,
Und flattern los und frei.
Anſchmiegt ſich wonnebebend
Die Welle mit Gekoſ'
Und löſ't nur widerſtrebend
In Perlen ſanft ſich los.

Hinweggeküßt von Lüften
Iſt bald der Reſt der Flut,
Geſalbt mit Blumendüften
Der Leiber friſche Glut.
Es glänzt in reinſter Schöne
Der weißen Glieder Pracht,
Sanftglüh'nde Farbentöne
Durchſprüh'n die Waldesnacht.

Friſch blüh'n die ſüßen Wangen,
Ihr Aug' iſt Sternenſchein,
Hals, Schultern, Arme prangen
Wie glänzend Elfenbein;
Die Brüſte wogen quellend
Entgegen ſüßer Schau,
Es trägt die Hüfte ſchwellend
Den ſtolzen Wunderbau.

Erſt zeigen ſie die Glieder
Ruhend im vollſten Glanz,
Verſchlingen dann ſich wieder
Zu holdem Reigentanz.
Ihr Wort iſt ſel'ge Güte,
Ihr Wandeln iſt Muſik,
Ihr Lächeln Himmelsblüte,
Ein Wonneblitz ihr Blick.

Nicht Wort noch Pinſel malte
Die Formenmelodie,
Der Schöpfung gottentſtralte
Urhöchſte Poeſie,
Die holdgeſchwung'nen Wellen
Wie ſie als Götterleib
Dem Blicke dar ſich ſtellen
In ſchön erblühtem Weib.

Knabe:

Bei dieſem Anblick frage
Dein Herz nun noch einmal:
Sind alle Schranken Plage?
Iſt alles Daſein Qual?

Wanderer:

Im Schau'n geht meinem Streben
Zu neuem Lebenslauf
Von höchſtem Glück und Leben
Hier das Verſtändniß auf.

Hier halten ſich umſchlungen,
In ſeligſtem Verein,
Materie, nachtentſprungen,
Und reinſtes Geiſterſein.

Was wie ein Todgedanke
Mich quält' ohn' Unterlaß,
Der Creaturen Schranke,
Hier ward ſie holdes Maß,

In welchem ſchön und ſelig
Geſchaff'nes ruht und lebt,
Und ſchön erblüh'nd allmälig
Zu Götterſein ſich hebt.

Das Räthſel alles Lebens,
Gelöſ't erſcheint es hier:
Es winkt das Ziel des Strebens
In höchſtem Glanze mir.

Schon wie von Götternähe
Fühl' ich mich froh berührt,
Und wie aus Himmelshöhe
Mein Glück herabgeführt!

Stimme der Venus:
Von meinem Liebesworte hergerufen,
Haſt du vollendet, hohen Muth's, die Bahn,
Schritt'ſt unermüdet über alle Stufen
Herauf, an meinen ird'ſchen Thron heran.

Knabe (als Eros hervortretend)
Ich wies ihm von den Tieſen zu den Höhen
Die Pfade, wie dein Wille mir gebot:
Zum Lebn laß unvergänglich ihn umwehen
Des höchſten Glückes gold'nes Morgenroth!

Wanderer:
Dich ſucht' ich immerdar mit heißem Streben,
In allem Glück, in jeglichem Genuß;
In hoher Liebe bin ich dir ergeben,
Laß ſterben mich in deinem Wonnekuß!

Stimme der Venus:
Wol haſt du dich geſchwungen,
Ein kühner Menſchenſohn,
Durch Erdendämmerungen
Herauf zu meinem Thron;

Gelingt dir's, auszudauern
Auf dieſen reinſten Höh'n,
Wird nie mit ſeinen Schauern
Der Schmerz dich mehr umweh'n.

Hier trockne deine Thränen,
An Wonne Göttern gleich;
Beſchwichtigt wird dein Sehnen
In meinem Zauberreich.

Doch darf ich's noch nicht ſtillen
Mit höchſtem Liebesglück:
Erſt muß ſich ganz erfüllen
Dein irdiſches Geſchick.

Erſt muß dein Sinn ſich läutern
Von irdiſch trüber Noth,
Und ſich dein Herz erweitern
Dem neuen Morgenroth.

Ganz muß die Schranke fallen,
Die Menſch und Götter ſchied,
Eh' dich in ſel'gen Hallen
Ans Herz die Göttin zieht.

Den Wonnen und dem Glücke
Eröffne deinen Sinn;
Mein Reich wird dir die Brücke
Zum Götterziele hin:

Dann trittſt in ſel'ge Reihen
Unſterblicher du ein:
Willſt du die Göttin freien,
So ſtreb' ein Gott zu ſein!

Vierter Geſang.

Das Weib.

Heilige Kypris — —
Jegliches Weib iſt deine Geſtalt, dein Herz mit der ſüßen
Liebe gefüllt — — L. Schefer.

„Karg iſt Natur, ein Schein die Kunſt; dem Triebe
Der Sehnſucht ſchenkt Gewährung nur die Liebe!“

Es ſtreut um mich in tauſend Wonnefunken
Das Reich der Schönheit ſeinen Zauberglanz,
Vollzählig ſchau' ich alles Schönſte trunken
Um mich gereih't in blühend reichem Kranz;
In Lethe's Flut iſt all mein Leid verſunken,
Und hold umkreiſt mich ſel'ger Horen Tanz.
Es führet durch des Glückes Wunderlande
Die Schönheit mich an gold'nem Liebesbande.

Was je entzückt beglückte Menſchenſöhne,
Vereint entzückt mich's hier auf ſel'gen Au'n;
Natur entfaltet ihre reichſte Schöne,
Hold blüh'n um mich die Reize ſchönſter Frau'n;
Die Muſe ſingt mir ſüße Zaubertöne,
Und läßt mich reinſter Formen Wunder ſchau'n.
Mit Bacchen ſchlürf' ich ſüßen Taumels Schäume,
Und Elfen wiegen mich in gold'ne Träume.

Was unerreichbar nur in Traumesſtille
  Mir winkte wie ein ferner Geiſtergruß,
Es ging mir auf in blüh'nder Lebensfülle,
  Und aller Luſt vereinten Vollgenuß
Reicht mir der Liebesgöttin Zauberwille,
  Und krönt ihn bald mit ihrem Wonnekuß;
Schon ſtehen meiner Liebe, meinem Hoffen,
Des höchſten Glück's erſehnte Pforten offen.

So hätt' ich meines Herzens Schatz, die Thränen,
  Wie Perlen aufgelöſ't im Wein der Luſt?
Es bliebe nicht ein Wunſch, ein leiſes Sehnen
  Mehr übrig in den Tiefen meiner Bruſt?
Ich wäre hier im Zauberreich des Schönen
  Auf ewig mir des reinſten Glück's bewußt?
Was ſteigt der Zweifel in geheimer Stunde
Wie Blaſen auf von gold'nem Bechergrunde?

Iſt's nur ein augenblickliches Ermatten,
  Das ſanft beſchleicht den kummermüden Sinn?
Streift manchesmal ein leiſer Wolkenſchatten
  Auch über Götterauen flüchtig hin?
Beruft durch neuen Drang den ird'ſchen Gatten
  Die Göttin zu noch höh'ren Glück's Gewinn?
Doch ſtill, mein Herz, o ſtill! du wirſt vom Sehnen
Im Schoos der Freude wol dich bald entwöhnen.

Wiegt mich im Schlummer, leiſe Elfenlieder,
  Beſänftigt ird'ſcher Drangſal letzten Reſt;
Schon ſchwingt der Traum um mich ſein Goldgefieder,
  Und ſchließt mein Auge, mild' vom Wonnefeſt.
Was aber ſchwebt ſo hold zu mir hernieder?
  Welch holdes Bild, herangeweht vom Weſt?
Ein Mädchenbild umſchwebt mich, grüßt mich innig,
Vollprangend nicht, doch lieblich, zart und ſinnig.

Dies Bild berührt mich wunderſam und eigen,
  Aus erſter Jugendzeit iſt's mir vertraut;
Und wieder hab' ich blühend es im Reigen,
  Der um der Göttin Thron ſich ſchaart, geſchaut.
Willſt du dein ſüßes Haupt nicht zu mir neigen?
  O grüße mich mit ſanfter Rede Laut!
Welch ſüßer Traum! Was wacht ihr auf, o Augen,
Statt träumend ihren Liebreiz einzuſaugen?

Doch wachend auch glaub' ich noch ſtets zu träumen,
  Und off'nen Aug's das liebe Bild zu ſeh'n.
Ich kenne mich nicht mehr. Hier unter Bäumen
  Welch' Wunder iſt im Traume mir geſcheh'n?
Stieg Zauberduft aus dieſer Quelle Schäumen?
  Wirkt magiſch hier der Lüfte leiſes Weh'n?
Habt, Elfen, ihr mit neckendem Umſchwirren
Gewagt im Schlaf den Sinn mir zu verwirren?

Wo iſt mein göttlich heit'rer Sinn geblieben?
Zur Göttin blick' ich wie beſchämt hinauf.
Hat ſie aus ihrem Himmel mich vertrieben?
Beruft ſie mich zu neuem Lebenslauf?
Ein neues Sehnen und ein neues Lieben
Geht mir im tiefſten Herzen mächtig auf.
Doch ſüßer hat dies Sehnen mich durchfloſſen,
Als alle Luſt, die je mein Sinn genoſſen.

Die Göttin, ach, ich muß es mir geſtehen
In aller Wonnen ſel'gem Ueberfluß,
Sie bleibt mir ewig fern in Wolkenhöhen,
Wie traut mir auch ertönt ihr Liebesgruß.
Und müßte nicht der Sterbliche vergehen
An ihrer Bruſt, in ihrem Wonnekuß?
Ich ſoll, ſo fordert ſie, zum Gotte werden;
Doch wer erreicht ſo hohes Ziel auf Erden?

Doch jenes Bild, die liebſte der Geſtalten,
Die ich erblickt, ihr fühl' ich mich ſo nah',
Sie ſehn' ich mich umfangend feſtzuhalten
Mit freud'ger Liebe, ſeit mein Aug' ſie ſah;
Und folgen muß ich dieſes Drang's Gewalten,
Dem Zauber, der im Traume mir geſchah;
Es reißt mich fort im ſel'gen Zwang der Liebe,
Ob Segen blüht, ob Fluch aus dieſem Triebe."

Er ruft's, und fühlt der tiefgeheimen Stätte
Des Reich's der Göttin plötzlich ſich entrückt;
Er ſteht auf wald'ger Höh', wo rings die Kette
Von kahlen Bergeshäuptern niederblickt,
Und ſich ein Gießbach bald vom Felſenbette
Herabſtürzt, bald durch mooſ'ge Schluchten drückt.
Der Wand'rer folgt in nimmermüdem Drange
Der Flut ins Thal hinab vom Bergeshange.

Da ſteht ein einſam Haus im Waldesgrunde,
Holdſel'gen Friedens trauter Aufenthalt;
Noch ruht es ſtill in früher Tagesſtunde
Im Morgenglanz, und rings kein Laut erſchallt.
Schlaftrunk'ne Wipfel ſchüttelnd in der Runde
Regt thaubenetzt ſich kaum der grüne Wald.
Süßathmend grüßt die junge Morgenſonne
Der Jüngling, und ſein Herz geht auf in Wonne.

Vor Allem lockt ihn eine traute Stelle,
Wo ſich der Tag durch laub'ge Kronen ſtahl,
Aus Blumengründen rieſelnd eine Quelle
Sich weiter ſchlängelte durchs gold'ne Thal.
Dort ſpiegelt ruhend ſich in reiner Welle
Ein Mädchen, hold beglänzt vom Morgenſtral;
Ein Bild, gewebt aus Jugend, Reiz und Güte,
Stellt ſie ſich dar in ſüßer Lebensblüte.

Schön wie die Roſe, nicht getrennt vom Stocke,
Geküßt von Lüften, leiſe, lind und lau,
Friſch wie die nachterblühte Liljenglocke,
Zum erſten Mal benetzt vom Morgenthau,
Rein wie des Schnee's in Lüften weh'nde Flocke,
Bevor ſie niederſinkt auf Feld und Au.
Der Jüngling ſtaunt und glüht — die holden Mienen,
Sie ſind's, die lächelnd ihm im Traum erſchienen.

Sie ruht, von Bäumen überdacht, im Mooſe,
Sanft hingelagert an der Quelle Rand.
Waldblumen, friſch gepflückt, ruh'n ihr im Schooſe;
Ein Täubchen wiegt ſich hold auf ihrer Hand,
Und ſtreckt das Schnäblein, pickend mit Gekoſe:
Schalkhaft belächelt ſie den ſüßen Tand.
Ihr Antlitz glüht, den Buſen Seufzer heben,
Ermattet ſcheint der holde Leib zu beben.

Hat ſie nach Blumen müde ſich geklettert?
In Wellen mattgekühlt die Jugendglut?
Sie läßt das Täubchen flattern, ſtill entblättert
Die Blumen ſie, wie träumeriſch, und ruht;
Schon hört ſie nicht mehr, wie die Lerche ſchmettert,
In Träume wiegte ſie die Murmelflut.
Süß träumt ſie; pflegen Träume doch den Reinen
In lieblichen Geſtalten zu erſcheinen.

Der Jüngling naht entzückt und ſchaut das Prangen
Der jungen Glieder, lieblich hingeſchmiegt;
Lauſchend ſchwebt über ihr ſein Glutverlangen,
Wie ſich ein Falter über Blumen wiegt.
Was liſpelt ſie? Was iſt's, das ihre Wangen
Wie Roſenſchein holdſelig überfliegt?
Die ſüße Lippe ſcheint ſich ſanft zu regen,
Als glühte ſie dem erſten Kuß entgegen.

Ihn hält gebannt die ſüße Zauberſchlinge;
Sich niederbeugend ſtreift er unbedacht
Mit ſanfter Hand die gold'nen Lockenringe:
Sie duldet's arglos, nun ſchon halb erwacht;
Denn es berührt ſein Schmeicheln wie die Schwinge
Des Täubchens ſie, ſo zärtlich und ſo ſacht.
Nun aber, in der Liebe kühner'm Drange
Haucht er ein Küßchen leiſ' auf ihre Wange.

Sie lächelt, zugedrückt die Augenlider:
„Du böſes Täubchen, wart', ich fange dich!"
So liſpelt ſie, und haſcht nach dem Gefieder
Des Täubchens, das mit zarter Schwinge ſich
Oft nahte, wenn ſie ſchlief, ſie hin und wieder
Hüpfend umſpielt', und nie vor ihr entwich.
Doch haſcht umſonſt ſie diesmal nach der Taube,
Und arg getäuſcht fand ſich ihr holder Glaube.

Sie hebt das Köpfchen ſanft, die gold'nen Locken
Sich ſchüttelnd aus dem holden Angeſicht;
Der Jüngling ſteht vor ihr — ſie bebt erſchrocken
Zurück, und traut dem eig'nen Blicke nicht.
Sie fühlt des Athems Quell im Herzen ſtocken,
Erzitternd trübt ſich ihres Auges Licht;
Es ringen ſich zu ſammeln die Gedanken,
Die zweifelnd zwiſchen Traum und Wachen ſchwanken.

Iſt's Wahrheit, oder ſchwebt noch ihrer Träume
Verſtol'nes Glück im Traumgebild ihr vor?
Sie blickt um ſich, da rauſchen traut die Bäume,
Melodiſch wirbelt heit'rer Vögel Chor.
Das ſind nicht Träume, Bilder, farb'ge Schäume, —
Er ſteht vor ihr, den längſt ihr Herz erkor.
Sie rafft ſich auf, um Scham und Liebeswonne
Fliehend zu bergen vor dem Stral der Sonne.

„Geliebtes Kind, o fliehe nicht von hinnen,“
Ertönt ihr traut ſein Wort, „o fliehe nicht!
Dich ſucht' ich ja, dich ſtrebt' ich zu gewinnen,
Du warſt ja meiner Seele ſüßes Licht,
Seit mir erſchien in träumeriſchem Sinnen
Verklärt dein holdvertrautes Angeſicht.
So glühend hab' ich dich ins Herz geſchrieben,
Dir aber iſt von mir kein Bild geblieben?“

Hold zögert ſie, dem fleh'nden Worte weichend,
Und blickt mit ſüßem Liebesdrang auf ihn,
Und liſpelt, ihm die Hand zum Gruſſe reichend:
„Dein Angedenken lebt in meinem Sinn,
Und feſter hielt ich's, ſeit, dem deinen gleichend,
Ein holdes Bild im Traum auch mir erſchien.
Du nah'ſt, da lächelt mir im Roſenſcheine
Die Welt, und freudig fühl' ich mich die Deine!"

„Ach," ruft er, „wo in allen Himmeln lebet
So holder Klang, ſo ſüße Melodie,
Als in dem Wort die deine mich umſchwebet?
So wunderſam berührte Wonne nie
Mein glühend Herz, als jetzt mich heiß durchbebet,
Was auch mir Sel'ges Götterhuld verlieh.
Karg iſt Natur, ein Schein die Kunſt — dem Triebe
Der Sehnſucht ſchenkt Gewährung nur die Liebe.

O Glück, mit dir zu ſterben und zu leben,
In deinem ſüßen Bilde ſtets zu ruh'n!
Mich ſelbſt vergeſſend, ganz dir hingegeben
Laß' ich für immer alles eitle Thun.
Den Fluch des Seins abſchütteln war mein Streben,
Den Weg zu ſolchem Glücke kenn' ich nun:
Kann nur im Tod das Herz ſich Ruh' erwerben,
Wie könnt' es ſüßer als in Liebe ſterben?

Doch mehr als Todeswonne wird entflammen
Dem ſüßen Bunde zwiſchen dir und mir:
Mir iſt, als flößen aller Sehnſucht Flammen
In den gewalt'gen Sehnſuchtsdrang nach dir,
Und aller Reiz in deinen Reiz zuſammen,
Und klar erſcheint es meinem Sinne hier:
Unendlichkeit in reichſter Lebensfülle
Halt' ich umfaßt in deines Bildes Hülle!

Unendlichkeit — das iſt des Geiſtes Streben,
Doch ſtets umſchränkt das Hier ihn und das Heut:
Zerſplittert iſt der Schönheit karges Leben,
Und kein vollendet Glück die Erde beut.
Da naht die Lieb', und ihre Zauber weben
In Eins die Himmelsſtralen, weit zerſtreut:
Wir ſchau'n in einem Bild mit ſüßem Triebe
Das All des Glücks, der Schönheit und der Liebe.

So halt' ich dich mit glühendem Verlangen
Umfaßt, und preiſe dich mein höchſtes Glück.
In deiner Schöne wonnigem Umfangen
Vollendet ſich mein ſeligſtes Geſchick.
Laß meine Lippe ruh'n auf deinen Wangen,
Und ziehe nicht dein ſüßes Haupt zurück.
Froh tauſchen, ganz einander hingegeben
So Herz um Herz, und Leben wir um Leben.

Ich halte dich entzückt in Liebesarmen,
Und fühle, wie die reichſte Wonne quillt,
Wenn nicht bloß ſtolz vom Himmel aus Erbarmen
Herniederſchwebt ein hohes Götterbild,
Nein, ſelbſt ſich ſehnt am Freunde zu erwarmen
Nicht fremdes Sehnen nur, auch eig'nes ſtillt.
Süß iſt's, wenn liebend uns das Ich entſchwindet,
Doch ſüßer, wenn's geliebt ſich wiederfindet.

Liebend-Geliebtes heiß ans Herz zu drücken,
Zu ſeh'n ein holdes Bild, das göttergleich
Und unerreichbar ſchien, nun vor Entzücken
In unſern Armen zittert, mild und weich,
Und dann an uns, beglückt uns zu beglücken,
Sich lieb-bedürftig drängt und wonnereich,
Das iſt olymp'ſche Luſt. Mir winkt im Leben
Das Höchſte: Liebe nehmend Liebe geben!“

Er ruft's, und ſchmiegt an ſie ſich mit Gekoſe,
Freut ſpielend ſich an ſeligſtem Gewinn,
An gold'ner Flechte, ſüßer Wangenroſe,
Und an der Lippe glänzendem Rubin.
Sie weiß nicht, daß ſie ruht in ſeinem Schooſe,
Und gibt dem trauten Spiel ſich arglos hin.
Halb Liebestraum, halb Kinderſinn im Herzen,
Wie bebte ſie zurück vor ſüßen Scherzen?

Und feſter ſeine Arme ſie umſchlingen,
Sie bebt und glüht, und wehrt dem Kuſſe nicht;
Umwallt von aufgelöſ'ten Lockenringen
Birgt ſie an ihm ihr glühend Angeſicht.
Ach, wie geläng's, den Drang zurückzuzwingen,
Der flammendhell aus jungen Herzen bricht?
In Wonnen reißt der Liebe Macht die Herzen
So willenlos dahin, wie in die Schmerzen.

In Seufzern ſtirbt das Wort, in Liebesflammen
Gedank' und Wille; zehrend ſel'ge Glut
Schlägt über ihren Häuptern hell zuſammen,
Wiegt ſie, und hebt ſie, eine Zauberflut,
Und trägt, ein ſtürmiſch Meer, in dem ſie ſchwammen,
Sie brauſend, bis die wilde Woge ruht,
Bis, aufgetaucht aus heiligdunklem Brennen,
Das Herz ſich erſt beſinnt auf ſeine Wonnen.

Da plötzlich leiſe Flüſterhauche klangen,
Ein ſeltſam Regen tief im Laub erwacht;
Der Jüngling blickt dahin mit ſtillem Bangen —
Und ſiehe, ſeinem Sinn wie Mondespracht
Dämmert das Zauberbild, deß' göttlich Prangen
Sein Herz entzückt in jener ſel'gen Nacht. . .
Erſchreckt entringt er ſich den Liebesbanden,
Die ihn ſo zart, ſo wonnetraut umwanden.

Das Bild entſchwebt; auf ſeiner flücht'gen Triebe
Genoſſin blickt er hin in banger Qual.
Sie ſtarrt ihn an mit Augen, hohl und trübe,
Es ſchwankt ihr Leib, geſpenſtiſch, welk und fahl.
Die ſüße Wunderblume ſeiner Liebe,
Gebrochen welkt ſie vor der Göttin Stral.
Ein Schauder faßt ihn an, — von Qual durchdrungen,
Stürzt er dahin durch Waldesdämmerungen!

Fünfter Geſang.

Venus Urania.

„So ſiegt zuletzt, ſich ſelber unverſtanden,
Der Creaturen heil'ger Lebenswille.“

Wohin entſchwandet ihr, o ſüße Wonnen?
Wo ſeid ihr, meiner Hoffnung gold'ne Sterne?
Ach, daß zu ſpät, nachdem mein Glück zerronnen,
Das Wort der Göttin ich verſtehen lerne:
Bis ich zum Gotte würd' am Zauberbronnen
Des Lebens, bliebe höchſtes Glück mir ferne.
Auf immer geb' ich ſchmerzlich es verloren —
Zum Götterloos iſt nicht der Menſch geboren.

Nach reinſten Glücke, voll und unbeſchränkt,
Rief laut mein ſchmerzlich ruheloſes Sehnen;
Und ſieh', was ich erſehnt, ward mir geſchenkt,
Die Göttin ſtillte meine bittern Thränen;
Doch in der Freuden endlos Meer verſenkt,
Strebt' ich, gelockt von ſüßen Liebestönen,
Unfähig zu genießen in der Weiſe
Der Götter, nach beſchränkten Glückes Kreiſe.

Mir ward auch dies. Doch als ich mit Gekoſe
Die traut Erkor'ne an mein Herz gedrückt,
Da welkte ſie an meiner Bruſt, der Roſe
Vergleichbar, die der Hauch des Nord's gepflückt.
Der Göttin Schönheitspracht, die wandelloſe,
Erſchien mir, wie ſie einſt mein Aug' entzückt:
Wie ſollte nicht vor dieſer wonnereichen
Erinn'rung jeder ird'ſche Glanz erbleichen?

Wol iſt das höchſte Glück im Erdenthale
Der Liebe ſelige Bezauberung;
Doch ach, ein Blick nach jenem Ideale,
Nach jener Göttin, ewig ſchön und jung,
Entzaubert ird'ſchen Reiz mit Einem Male,
Wie Sonnenglanz verſcheucht die Dämmerung.
Erſt wähnt' ich, daß ein Liebſtes mir genüge,
Nun wagt mein Herz der alten Sehnſucht Flüge.

Ins Grenzenloſe ſtreben die Gedanken,
Doch ſehnt, von keiner Grenze mehr umſchrieben,
Das Herz zurück ſich wieder in die Schranken,
Und fühlt aus dieſen neu ſich fortgetrieben.
Und ſo verzehrt ſich in unſel'gem Schwanken
Das Herz mit ſeinem Sehnen, ſeinem Lieben,
Nach aufwärts immer und nach abwärts ſtrebend,
Sehnſüchtig zwiſchen Erd' und Himmel ſchwebend.

Der Drang zur Sonne hält im Aetherdome
  Schwebend den Stern, er kreiſ't um ſie beſchwichtigt;
So hält uns Sehnſucht über'm Lebensſtrome,
  Doch ihre Ford'rung, ach, wird nie berichtigt.
Wann endet dieſer Streit? Wenn die Atome
  Des Herzens in die Winde ſich verflüchtigt?
Nur der ruht weich, aus Müh'n und Leid errettet,
Der ſtill im ei'gnen Staube ſich gebettet.

Nun faß' ich jenes myſtiſche Verſenken
  Des Inders, jene Flucht ins leere Nichts:
Weltmüde tödtet er ſein Ich, ſein Denken,
  Und blickt ins Leere, ſtarren Angeſichts.
So meint er ſeinen Flug zu Gott zu lenken,
  Zu tauchen in das ſel'ge Meer des Lichts:
Des Geiſtes höchſtes Ziel will er erwerben,
Und all ſein Drang iſt doch nur der — zu ſterben.

Ja, Sterben — Schlafen — Ruhen — in die Stille
  Des Todes, los der Schranke, hinzutreten,
Das bleibt der Creaturen letzter Wille,
  Was auch ſie ſtrebend ſonſt vom Glück erflehten.
Wie reich uns auch der Born des Lebens quille,
  Wir ſuchen uns zuletzt ins Nichts zu retten.
Ob wir in Luſt, ob wir in Gott verſinken,
Wir ſuchen Selbſtvergeſſenheit zu trinken.

Was ich genoß, die holde Lebensluſt,
  Der ſel'ge Rauſch, die gold'nen Liebeswonnen,
Es waren, ach, nun wird es mir bewußt,
  Momente ſüßen Tod's, ein Lethebronnen;
Und ach, ſie heilten nicht das Leid der Bruſt,
  Der holde Trug iſt allzubald zerronnen.
Was leer' ich denn nicht ganz mit durſt'gen Lippen
Des Todes Becher, ſtatt daran zu nippen?

Schon fühl' ich lebensmüde meine Glieder,
  Weltſatt und todeslüſtern meinen Sinn;
Es ſenken ſchwer ſich meine Augenlider,
  Ich lagerte zur Ruhe gern mich hin;
Zu ew'gem Schlummer ſtreckt' ich gern mich nieder,
  Und Sterben ſcheint mir köſtlichſter Gewinn.
Wo find' ich Ruh'? Wo winkt mir eine Stätte,
Daß ich den matten Leib zur Ruhe bette?

Ich ruhte ſanft einſt unter Blütenbäumen,
  An blum'gem Quell, in ſtiller Waldesſchlucht;
Doch ach, dort läßt ſich's ſchlafen nicht, nur träumen —
  Traumloſer Schlaf iſt's, was mein Sehnen ſucht.
Hin will ich zieh'n, wo Meereswogen ſchäumen,
  Wo wild ans Ufer brauſ't der Waſſer Wucht.
An ſtillſten ruh'n von Allen, die entſchliefen,
O heil'ges Meer, die ruh'n in deinen Tiefen!“ —

Er ruft's, und tritt die ſtille Wallfahrt an.
Es leitet ihn die traute Mondeshelle
Durch Wälder, über Höh'n, auf rauher Bahn:
Nun tritt ſein Fuß auf eine eb'ne Stelle;
Da ragen finſt're Klippen himmelan,
Und endlos, endlos brauſ't heran die Welle.
Im Sand verrauſchend kommen Wog' auf Wogen
In breitem Schwall mit Schaum und Duft gezogen.

„So rauſcht mir denn das ew'ge Meer zu Füſſen?"
(Ruft er entzückt), „nun ſchweigt mein tiefſtes Leid.
Willkommen, Wellen, die mich nahe grüſſen,
Willkommen auch ihr andern, die ſo weit
Auf hoher See kein grünend Ufer küſſen,
In grenzenloſer Meereseinſamkeit!
Unendlichkeit — ſie ward mir zum Idole,
Du, Meer, zu ſeinem herrlichſten Symbole.

Schön biſt du, wenn dich mächtig bis zum Kerne
Des brauſenden Orkanes Hauch durchtoſ't;
Doch ſchöner, wenn du glühſt im Kuß der Sterne,
Wenn nächtlich traut der Himmel mit dir koſ't.
Da flammſt du, ſchlingſt du bräutlich nah und ferne
Schaumroſen um die Felſen, grau bemooſt.
Entſtieg, entſprungen ſolchem Liebesbunde,
Nicht einſt Cythere deinem feuchten Grunde?

Sind unfruchtbar geworden deine Tiefen?
  Ringt keine Göttin mehr aus dir ſich los?
Der Zeit gedenk' ich, wo mich Stimmen riefen
  Aus Stromes Grund zu wonnigem Gekoſ';
Und ach, von alter Sehnſucht Drang ergriffen
  Ahn' ich ein neues Glük in deinem Schoos.
Gieb, heil'ges Meer, die Herrliche mir wieder,
Zieh' mich zu ihr in feuchte Tiefen nieder!“

So tönt ſein Ruf, und unter Sternenküſſen
  Flammt höher glühend auf die gold'ne Welle;
Ein Dämmerſchein bricht aus den Finſterniſſen
  Des Meeresabgrund's, morgenröthlich helle,
Und wie aus Roſenſchleiern losgeriſſen
  Titan betritt des Aetherdomes Schwelle,
Entſteigt ein Weib den Purpurdämmerungen,
Ein Sternendiadem ums Haupt geſchlungen.

„Biſt du's, o Venus,“ ruft er, „die im Tanze
  Der Wellen hold heranſchwebt? biſt du da?“
„Wol,“ tönt's ihm, „zeigt dir Venus ſich im Glanze,
  Wie früher nicht dein ſterblich Aug' ſie ſah:
Nicht Aphrodite mehr im Roſenkranze —
  Im Sternendiadem Urania!
Venus Urania — ſie bringt zur Blüte,
Was ſie gepflanzt als Venus Aphrodite.

Du haſt des Lebens ird'ſchen Lauf vollendet,
Wie du gemußt, wie menſchlich Streben kann;
Es lenkt' ein Führer, ungeſeh'n geſendet,
Selbſt als von mir ſich deine Lebensbahn,
Dein *Menſchenloos erfüllend*, abgewendet,
Doch nah und näher dich zu mir heran:
Was du erlebteſt, Sehnſucht, Luſt und Schmerzen,
Ward *Stufe* dir herauf zu meinem Herzen.

Du haſt des Lebens Wonnen durchgenoſſen,
Und wenn von ihnen eine dir entſchwand,
So hat ſich eine höh're dir erſchloſſen;
Und jetzt auch zog dich meine Liebeshand
Zu höher'm Glück als jenes, das zerfloſſen,
An Sehnſuchtsbanden her an dieſen Strand:
Auf neue Bahnen ſoll dein Auge ſchweifen,
Dein Herz zum höchſten Wonnekuſſe reiſen!“

Sie ſpricht's, da legt, gewebt aus Morgenröthen,
Aufs Meer ſich purpurhell ein Nebelflor;
Die Göttin hat den Wolkenthron betreten,
Der Jüngling ſchwebt vereint mit ihr empor;
Da ſieht er in den Wirbel der Planeten,
In kreiſender Geſtirne Rieſenchor
So ſchnell, wie Bahn ſich bricht in Finſterniſſen
Ein Sonnenſtral, ſich mit emporgeriſſen.

Von Pol zu Pol erſchließt den Aetherbronnen
Der Himmel, ins Unendliche hinan:
Inmitten ſchwimmt die ſtralendſte der Sonnen
In ihres Lichtes glüh'ndem Ocean.
Der Welten jede folgt in Liebeswonnen,
Ein Rieſenphönix, flammend ihrer Bahn;
Brauſend in ew'ger Harmonien Strome
Wälzt ſich ihr Chor dahin am Himmelsdome.

„Nun ſchauſt du hier in meinen höchſten Reichen,"
So ruft die Göttin, „mich in vollſtem Glanz;
Vor dieſem muß der ird'ſche Reiz erbleichen,
Vor'm Sternendiadem der Roſenkranz;
Dem Lied der Sphären muß die Muſe weichen,
Dem Weltenreigen der Bacchanten Tanz:
Hier ſchäumt, wie du gewünſcht, dem ſel'gen Zecher
Unendlichkeit in grenzenloſem Becher.

Erſättige dein Aug', das, wie des Raumes,
So auch der Zeit Unendlichkeit durchſchweift;
Blick in die Zukunft, wo nicht mehr des Traumes
Gebild der Menſch in trübem Sinn ergreift,
Wo ſüß die Frucht des ird'ſchen Lebensbaumes
Zu herrlich prangender Vollendung reift.
Nimm ſchauend Theil mit wonnetrunk'nem Blicke
An jenem fernen, himmelfernen Glücke.

Die Wolke trägt uns nieder von den Höhen,
Und lieblich wie aus Morgendämmergrau'n,
Im blitzenden Geſchmeid der Ström' und Seeen
Erſcheint die Erde mit verjüngten Au'n.
Aurorens Schleier bräutlich um ſie wehen, —
Wem denkt ſie liebentglüht ſich anzutrau'n?
Dem Bräutigam, der los von ihrem Herzen
Sich riß, und einſam lang ſie ließ in Schmerzen.

Den längſt ſchon ihrer Sehnſucht Stimmen riefen,
Er ſenkt aus gold'ner Morgenwolkenpracht
Auf Liebesfittigen ſich in die Tiefen,
Und zieht ans Herz das arme Kind der Nacht;
Und ſel'gen Lebens Keime, die da ſchliefen,
Erſchließen ſich, in ſeinem Kuß erwacht.
Wie auf den Waſſern einſt im Uranfange,
So ſchwebt er über ihr im Liebesdrange.

Er ſinkt herab aus Himmelsdämmerungen,
Wo er ſich einſam in ſich ſelbſt verlor,
Und hält ſie feſt auf ewig nun umſchlungen,
Die er zur Braut vom Anbeginn erkor:
Nun hat er ſich ins Daſein losgerungen,
Und ſchwebt, ein Held, ins Reich des Lichts hervor,
Und pflanzt, zum Pfande ſeiner ew'gen Minne,
Der Schönheit Banner auf die Weltenzinne.

Da ſchwebt erlöſ't empor in ſel'ge Höhen
  Die Vielgeſchmähte, die, der Schöpfungsthat
Zum Hohne, Stoff und Abbild der Ideen
  Der Denker nannt', und doch mit Füſſen trat:
Sie blüht verklärt, und glänzend anzuſehen
  Geht fürder ſie des Lebens gold'nen Pfad.
Und ſo vollzieht, was einſt in hehrer Stunde
Du ahnteſt, ſich in einem neuen Bunde!" —

So deutet wunderſam mit Flammenworten
  Urania das kommende Geſchick,
Und öffnet fernſter Zukunft gold'ne Pforten
  Des Hochentzückten ſtaunend weitem Blick;
Da hellt ſein Sinn, den Schmerz und Tod umflorten,
  Sich auf, und öffnet ſich dem höchſten Glück,
Und wie vor ſeinen Blicken und Gedanken,
So fallen auch von ſeinem Sein die Schranken.

„Unendlichkeit hat ſich um mich ergoſſen,
  (Ruft er entzückt) mit reichſter Lebensflut;
Ich fühle ſelig mich in Eins verfloſſen,
  O All, mit dir, in hoher Liebesglut.
Ich ſchaute als mein eig'nes Heil erſchloſſen
  Das Heil der Welt, das noch verborgen ruht.
Das künft'ge Glück, ſo wonnig vorempfunden,
Läßt mich vom Schmerz der Gegenwart geſunden.

Es hebt aus ſchweren Träumen ſich mein Haupt,
Des Einzellebens banger Traum entſchwindet:
Alleben, das ich ewig fern geglaubt
Der Creatur, hat ſich in mir entzündet;
Und ſolches Glück wird nimmer mir geraubt,
Weil nicht in meinem ird'ſchen Sein es gründet.
Allwille lebt in mir, ihm fügt ergeben
Mein Eigenwille ſich, mein ird'ſches Streben.

Was ich erſehnt, errang ich. Nicht vergebens
Erſtrebt' ich heiß, in Luſt- und Schmerzgewühl,
Ein unbekanntes höchſtes Glück des Lebens.
Nun endlich krönt's die Stirn mir, labendkühl:
Dies höchſte, letzte Ziel des Glückbeſtrebens,
Es iſt des Allbewußtſeins Hochgefühl;
Und herrlich, wie der Göttin Wort verſprochen,
Iſt dieſer Wonne Tag mir angebrochen!

„Du ſchöpfeſt nicht im Maß des Augenblickes,
(So klang mir's) aller Wonnen Ueberſchwang;
In ſtetem Streben nur wird ſich des Glückes
Der Menſch bewußt, und nur im Stufengang
Bringt ihn zum Ziele ſeligen Geſchickes,
Durch Götterhuld geführt, ſein Liebesdrang.
Von Stufe ſollſt du auf zu Stufe ſteigen,
Und nur zuletzt nennſt Höchſtes du dein eigen.“

O Göttin du der Schönheit und der Liebe,
So lenkteſt du mich höher ſtets und weiter
Am Zauberbande meiner Sehnſuchtstriebe
Der Schönheit und der Liebe Stufenleiter,
Hinan aus irdiſch endlichem Getriebe
Zu Geiſteshöhen, ewig rein und heiter,
Von irdiſcher zu ſchrankenloſer Schöne
Des Alls, zum Einklang aller Lebenstöne!

So hab' ich meines Strebens Bahn vollendet:
Der Schmerz der ird'ſchen Mühſal, ach, war groß,
Doch meinem Blick, verklärt ins All gewendet,
Erſcheint verſöhnt nun alles ird'ſche Loos.
Es wird mir wunderſam ein Troſt geſpendet,
Der hold mich lockt, wie in der Liebe Schoos,
Und aus geheimnißvollem Geiſtesgrunde
Heraufquillt nur in höchſter Weiheſtunde.

Warum ich in den Abgrund ird'ſchen Seins
Geſtürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
Durch Schmerzeswogen nur zum Ziele ſchwimme,
Ich weiß es nicht. Gewiß nur iſt mir Eins:
In meinem tiefſten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Loos des Lebens willigt,
Und dieſes irdiſche Geſchicke billigt!

Der Dornenkranz iſt nicht hinwegzuſcherzen,
  Der aller Staubgebor'nen Häupter krönt.
Doch iſt unleugbar auch die Stimm' im Herzen,
  Die Schmerz und Todesqualen übertönt;
Sophismen ſind, was ſonſt als Troſt in Schmerzen
  Der Menſch erſinnt, ſein Leid bleibt unverſöhnt;
Nur jene Stimme hebt mit leiſem Worte
Geheimnißvoll des Räthſels dunkle Pforte.

So ſiegt zuletzt, ſich ſelber unverſtanden,
  Der Creaturen heil'ger Lebenswille,
Und nimmer kann am Todesriffe ſtranden,
  Wer ſich durch ihn, ob Luſt ob Leid ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden,
  Und ſelber in des Todes ew'ge Stille
Hintretend ruft mit ſiegesſtolzem Blicke:
Mein eig'ner Wille billigt mein Geſchicke!

Vor dieſem Zauberworte ſeines Mundes
  Stürzt ſich des Daſeins Räthſelſphynx, dem Zwange
Der Löſung weichend, in die Nacht des Schlundes;
  Erzitternd flieht die alte Todesſchlange,
Und es ertönt im Dom des Weltabgrundes
  Dem Ohr der Sphären Lied im reinſten Klange;
Geſtillt verſiegt der Thränen reicher Bronnen,
Und Sehnſucht wandelt ſich in Liebeswonnen.

Und ich errang dies göttliche Genügen:
  Mit jenem Zauberwort der Billigung
Sieht ſich mein Geiſt nach mühevollen Flügen
  Ans höchſte Ziel geführt in ſel'gem Schwung;
Als ob mich Adlerſchwingen aufwärts trügen,
  Grüß' ich olymp'ſchen Lebens Dämmerung.
Es hat mit jenem Worte, kühn geſprochen,
Der Gott in mir die Schranke nun durchbrochen.

Des ird'ſchen Lebens Glück, es iſt geſcheitert,
  Doch hinter mir auch liegt des Lebens Noth;
Mein Sinn vollzog, in hoher Schau geläutert,
  Was einſt dein Wort, o Göttin, mir gebot:
Zum Allſein ward mein endlich Sein erweitert,
  Ich ward, um würdig dich zu frei'n, zum Gott:
So bin ich werth geworden deines Kuſſes,
Den du verſprachſt im Hauch des erſten Gruſſes!" —

„Der Göttin Arme ſteh'n dir liebend offen,
  (So tönt ihm Antwort), und ihr Weibekuß
Erfüllt im Tode nun dein ſchönſtes Hoffen,
  Das lockend einſt geweckt ihr Liebesgruß.
Was du, von ew'ger Sehnſucht Pfeil getroffen,
  Erſtrebt, es wird dir an des Lebens Schluß!" —
Sie ſpricht's; auf brechend ſel'gen Auges Lider
Senkt ſich der Kuß der höchſten Wonne nieder.

Beglückt, wer ſo die Göttin ohne Schleier
  Erſchaut, wen ſie zum Liebling ſich erkor;
Uns grüßt ihr Bild im Stein, im Klang der Leier,
  Nur Wen'ge zieht ſie hold zu ſich empor;
Einſt aber eint in heit'rer Wonnefeier
  Sie alle noch zu Einem ſel'gem Chor:
Dann ruh'n geſtillt uralter Sehnſucht Triebe,
Und ſegnend herrſcht die Schönheit und die **Liebe**.

Ein Schwanenlied der Romantik.

I.

Noch einmal öffne rauſchend, o Born der Melodie,
Mir deine gold'nen Bronnen; zu ſüßer Threnodie
Beflügle dich noch einmal, meines Liedes Gang:
Noch einmal töne klangfroh, wie dirs gebeut des Herzens Drang!

Still durch meine Seele weht ein Schwanenlied:
Ahnung webt in Lüften; Sehnſucht zieht
Mich aus der engen Zelle mit weicher Liljenhand:
Hell winkt mir aus der Ferne des Traumes Purpurwolkenſtrand.

Auf San Marcos Zinnen ſtirbt der gold'ne Tag:
Und wie um die Lagune der Möve Flügelſchlag,
So weht um mich die blaſſe, holde Melancholei:
Venedig iſt des Meeres lockend ſüße Lorelei!

II.

Herauf du ewig milde, ſanftſtralende Mutter Nacht!
Was ſoll den gelben Zinnen die grelle Tagespracht?
Stirb in der Welle des Weſtens, o Sonne, den Opfertod,
Und ſchminke mir dieſe Ruinen mit deinem Blute, dem Abendroth!

Aufs Sonnengrab, das naſſe, das glüht wie ſtrömend Gold,
Feurig erglühend nieder, wie Goldlavinen, rollt
Ihr Wolken ein feurig Denkmal; ſtill um Land und Meer
Schlingt, heil'ge Dämmerungen, den ſterngeſtickten Schleier her!

Wie mit hüpfenden Lichtern ſpielt wunderſam die Nacht!
Traumflüſternde Wellen plätſchern um Marmorſchwellen ſacht;
Schmeichelnde Lebenshauche, wer weiß von wannen, weh'n,
Die mir ſo ſüßverlockend, ſo mild an Herz und Seele geh'n!

Das iſt die Segensſtunde, wo die Roſen blüh'n
Der Dichtung, wo der Liebe Sterne golden glüh'n,
Wo lauſchend wohl die Sehnſucht verſcholl'ne Klänge weckt,
Und ſich ums graue Leben ein Schein der alten Schöne legt!

Wohlauf, es lockt zu wandern ins liſpelnde Dunkel hinaus;
Laß die Piazzetta hüten das wirbelnde Menſchengebraus!
Am Strande harrt die Gondel, da wiegt ſichs hold und weich:
Auf, Gondolier, und rudre mich in der Woge blankes Reich!

III.

O ſelig' Wogen und Wiegen! Verſunken die gleißende Welt
Des Tags in letheiſche Tiefen — aufſchlag' ich mein Ruhezelt
In heiliger Meeresſtille: zu Füßen die ewige Flut,
Zu Häupten den ewigen Aether, im Herzen die ewige Glut!

Ihr ſchönſten meiner Träume, ſchwebt nieder, ich bin allein!
Spielt um die gleitende Gondel nicht lichter Roſenſchein?
Liſpelt es nicht in der Tiefe? Romantik, du Zauberweib,
Hebſt du zu mir aus den Wellen den weißen, reizumfloß'nen Leib?

Es flüſtert an meiner Seite, es legt ein Liljenarm
Sich mir auf die bebende Schulter: „Vergiß des Tages Harm,“
Tönt es von lächelnder Lippe: „nicht in die Ferne hin,
Nicht trüb ins Dunkel ſtarre, nach rückwärts wende Blick und
Sinn!“

Ich wende das Haupt — o Himmel, welch' prangende Wunderſchau!
Die Kuppeln und Giebeln und Zinnen, zerbröckelnd und altergrau,
Sie ſchimmern, wie einſt vor Zeiten: ein hold erblühender Kranz
Von Wundern ſteh'n ſie farbig in goldenem Lebensglanz!

IV.

Das iſt ein märchenhafter, verſteinerter Zauberwald
Voll marmorner Rieſenblumen in ſeltſam bunter Geſtalt;
Ein Wundergarten der Schönheit, wo ſeliger Lebensdrang
Zeiten- und Völkerblüten holdſelig ineinanderſchlang!

Der Goldglanz der Moreſke zeichnet auf ſchimmerndem Grund
Phantaſtiſche Wunderfreſken; in Bogen, weich und rund,
Schwingt ſich die Roſe des Südens; darüber, ſtrebend ſchier
Ins Unermeß'ne, hebt ſich der nord'ſchen Lilje Kronenzier!

Das Alles lag entſchlummert in ſchnödem Zauberbann,
So lang im Aether lenkte der Tag ſein Goldgeſpann:
Nun aber ſanken die gelben Schleier — in holdem Tand
Schlingen die Silberzinnen den Strahlenreih'n von Strand zu
Strand!

Es iſt, als enttauchte den Waſſern nun eben erſt die Pracht
Der ſchimmernden Paläſte, gleich Nixen, die zur Nacht
Im blanken Silberſpiegel der Ströme ſich beſchau'n,
Und nur dem wandelnden Auge des Mondes ihren Reiz vertrau'n.

V.

Die hohen Prachtkoloſſe, die rings ins Aethergezelt
Aufragen, wer thürmte ſie Alle? Wer ſchleppte aus aller Welt
Zuſammen hier ein Schatzhaus? Wer baute dem ſinnigen Spiel
Der Künſte hier ſo prächtig ein meerumfloſſenes Aſyl?

Das warſt du, Herzensfriſche, du warſt es, göttlicher Drang
Nach Lebensſchöne, du letzter, elyſiſcher Silberklang
Vom Schöpfungspſalter der Urwelt, der noch im Menſchengemüth
Nachtönte ſchöneren Altern, die nun auf immerdar verblüht! —

VI.

Mein Herz, was pochſt du ſo ſchmerzlich? was neigſt du dich ſinnendes Haupt?
Steht wohl der Baum des Lebens nun aller Blüte beraubt?
Ruht lieblich auf Meer und Himmel die Mondeshelle nicht?
Quillt nicht aus Aetherhöhen in Seelentiefen ſüßes Licht?

Blick' aufwärts! unermeßlich leuchtet die Sternenwelt
Da droben aufgeſchloſſen; das glanzerhellte Zelt
Des Aethers wölbt zum Tempel der ew'gen Schöne ſich,
Ob auch ihr Glanz dem Auge der Tageskinder längſt erblich!

VII.

Sternenglut, du hehre, gold'nes Zauberreich,
Seh' ich dich erſchloſſen, wird das Herz mir weich.
Tröſtung winkt mir ewig deine lichte Zier,
Ewig jauchzt entgegen meine ganze Seele dir!

Während mitternächtlich Mond- und Sternenlauf
Der Erde Rund umwandelt, geht eine Welt mir auf
Verſunk'ner Herrlichkeiten; verſcholl'ner Klang erwacht,
Vereint vor meinem Auge blüht alter Zeiten Wunderpracht.

Und wie der Pilger, flüchtend vor Welt und Schickſalswucht,
Heil'ge Wunderſtätten wallfahrend fromm beſucht,
So Nachts in alle Weiten zieht meines Sehnens Traum:
Zeiten- und Völkerfernen ſind meiner Andacht Tempelraum!

VIII.

Ich kniee vor Lotosblumen, gottestrunken und fromm,
Werde zur Blume ſelber und hebe zum Sternendom
Aus den ſchimmernden Wellen des Ganges den Kelch im Mondesglanz,
Und miſche die feurige Seele den Glutaromen Hindoſtans.

Ich leſe granitne Lettern, ins Felſengebirg am Nil
Gegraben, Runen der Urwelt; ich lauſche dem Geiſterſpiel
Der Sonnenlyra des Memnon: wird ſchwül die Wüſtenluft,
Schmieg' ich zu Seſoſtriden mich in die Pyramidengruft.

An Aſias Küſte wall' ich, mich miſchend auf Tmolus' Höhn
Dem Taumelreigen des Bakchos; berauſcht vom Cymbelgetön
Durchſegl' ich, in Träume gefächelt von Blütenhauch und Kuß,
Die ſchönen Meereilande des blauen Archipelagus.

Und glänzend als Ritter tret' ich in blanker Waffenzier
Zur Tafelrunde des Artus; in Schlachten und Turnier
Tumml' ich das Roß; ich breche des Halbmonds Diadem,
Und ſehe mit Gottfried ſchimmern die Zinnen von Jeruſalem.

Der Minne Lilien glänzen; mein trunk'nes Ohr belauſcht
Seelentiefe Klänge: Wolframs Harfe rauſcht,
Dome ſeh' ich ſtreben ins ew'ge Blau hinauf,
In heil'gen Farbenwundern geht leuchtend mir der Himmel auf.

IX.

So ſpinnt ein lieblich Leben die glanzhelle Nacht
~~Und~~ Um meine glüh'nde Seele; ſo blüht uralte Pracht
Mir neu; wo Sterne leuchten, iſt Sehnſucht Gewinn:
Hold in Traumgeſichten geht Stund' um Stunde wechſelnd hin.

Doch was durchwittert auf einmal die Seele mir ſo kühl?
Es ſchwindet der gold'ne Schimmer dem Meeresflutgewühl,
In matter'm Scheine glänzen ſeh' ich das Sternenheer,
Ein ſcharfer Hauch von Oſten weht fröſtelnd übers dunkle Meer.

Götterweib, du bleiches, meinem trüben Sinn
Tröſtend geſellt in der Mondnacht, wo ſchwandſt du plötzlich hin?
Entführte der Windeshauch dich, als Wolkenkind, zur Höh'?
Verſchlang dich, wieder erwachend, als ihres Schaums Gebild
die See?

Horch, mit den kühlen Lüften, die ſacht herüberweh'n,
Hör' ich eine Stimme, die mag ich wohl verſteh'n;
Der Zeit verhallende Stimmen hab' ich gern belauſcht:
Horch auf, mein Ohr, und höre, was dieſer Stimmen jüngſte
rauſcht!

X.

„Hör' an, du ſinnender Träumer, merk' auf das junge Licht,
Vor deſſen Dämmergrauen ſchnöde zuſammenbricht
Das Wolkenſchloß der Dichtung. Einſam hinzuknie'n
Laß ab vor wüſten Altären, wo längſt verſtummt die Pſalmodie'n!

Hinfahre des Schönen Zauber, uns bleibt des Wiſſens Macht!
Weiche der Fackel des Tages, traumberauſchte Nacht!
Nicht länger wird genügen der Künſte Gaukelſpiel:
Es locken neue Bahnen, es winkt ein friſchgeſtecktes Ziel!

Was ſoll uns noch des Orpheus thierzähmende Melodie?
Wir zähmen der Erde Kräfte mit ſtärkerer Magie;
Alle Schleier lüftend, auf kühn entdeckter Spur
Dringen wir erobernd bis in dein tiefſtes Herz, Natur!

Wir thürmen keine Dome mehr ins Himmelsblau,
Doch der Geſittung wölben wir einen Wunderbau,
Rieſenhaft und prächtig; in tauſendjähr'gem Frohn
Müh'n ſich der Erde Geſchlechter um dieſes junge Babylon.

Wegſpotte des Sinns Orakel der Herzen Urweltstraum,
Vom Weine des Gedankens ſchwinde der Fabel Schaum;
Die Dämmerung verzehrend, hoch auf die Zinne geſtellt,
Enthülle des Geiſtes Leuchte mit tageshellem Schein die Welt!"

XI.

„Schneegipfel und Urwaldstiefe lockt uns; des Seglers Kiel
Trotzt dem ſtarrenden Eispol; uns ſcheucht von der Wiege des Nil
Kein Sonnenpfeil, kein Gifthauch; mit keckem Freierſinn
Zerren wir am Schleier der braunen Wüſtenkönigin.

Wir tauchen um die Perle bis auf den Meeresgrund,
Goldtribut ertrotzen wir von dem dunkelſten Schlund
Des Erdballs; überſchwebend Forſt, Flur und Meeresplan,
Ergreifen wir vom Aether Beſitz im luftgewob'nen Kahn!

XII.

„Straff halten wir am Zügel mit kühnem Mannesgriff
Das Flügelroß des Dampfes: ein zahmer Hippogryph,
Wälzt es Rieſenräder trabend, oder ſauſ't
Pruſtend durch die Lüfte, gelenkt von kühner Menſchenfauſt.

Seine Mähnen wehen in den blauen Tag,
Auf ſchwimmenden Koloſſen rauſcht ſein Flügelſchlag;
In die hohe See zieht ſchnaubend es hinaus,
Helle Funken ſtreuend ins öde Meeresſchaumgebraus.

Und ſelbſt des Hochgebirges einſame Wunderwelt
Durchraſ't es flammenſpeiend; erſchrocken innehält
Am Felshang die Lawine, ſeitab mit Ungeſtüm
Entſtürzt der Bergſtrom, ſchaudernd vor jenem Flammenungethüm.

Stille Hochwaldwipfel, um die nur Aetherhauch
Geweht und Adlerſchwingen, umwallt ſein Gang mit Rauch;
Vom Zornhauch ſeiner Nüſtern dunkelt des Aethers Dom,
Vor ſeines Hufſchlags Donner bebt in der Erde Bauch der Gnom.“

XIII.

„Der Funke, der ſonſt nur gewandert am Himmel den feurigen Weg,
Er dient uns als Bote gehorſam: wandelnd auf ehernem Steg
Von einem Pole zum andern, Schnellſtes zu Schnellſtem geſellt,
Trägt der Blitz den Gedanken im Fluge durch die weite Welt.

Wir hetzen ihn über die Berge, wir jagen durch Strom und Thal
Ihn raſtlos, ja wir zwingen ihn ſchon ſo manches mal,
Auf daß er Botſchaft ſage dem anderen Erdhalbrund,
Kopfüber ſich zu ſtürzen ſelbſt in den tiefen Meeresgrund.

Ueber den hüpfenden Funken, der ſie durchwandelt, grollt
Die ſtaunende Purpurtiefe der See; zornfunkelnd rollt
Das Aug' der Meerunholde, befloßt und langgeſchwänzt,
Wie Nachts im Urwalddunkel das Auge der Hyäne glänzt.

Der Hai mit offenem Rachen bedräut ihn; im Wogenſchwall
Begräbt ihn pruſtend und tobend der grimme, rieſige Wal;
Es umſtarrt ihn mit Zahn und Stachel, es umſchnellt ihn mit Floſſe und Schwanz,
In wildem Gewimmel umdrängt ihn die kühle Brut des Oceans.

So wird von Ungeheuern die Botſchaft ihm geraubt;
So verliert er ſich ſchaudernd im Schlamme und ſtößt an Klippen das Haupt;
Wir aber zähmen ihn bald wohl, wir finden ihm klugen Rath
Und lehren ihn ruhig wandeln den ſchauerlichen Meerespfad.“

XIV.

„Bald dienet uns bezwungen die Erde und das Meer;
Wir ſammeln alle Fülle des Lebens um uns her;
Von dienenden Geiſtern wird ſie reich uns zugeführt,
Nichts mehr als todter Beſitz iſt, was unſer Finger kühn berührt.

Reich und ſtolz bewimpelt, geht ſeine kühne Bahn
Das Rieſenſchiff der Bildung: nicht länger herrſcht der Wahn
Des Herzens, der Empfindung hohles Traumidol:
Die Flamme des Gedankens weht ſiegesſtolz von Pol zu Pol!“ —

XV.

So hör' ich das Weh'n der Zeiten; ſo, nächtlich unbelauſcht,
Kommt es mit Lüften der Frühe mir leiſe zugerauſcht;
So tönt mir die Rede des Geiſtes, vor deſſen kühlem Hauch
Dein Traumglück mir, o Mondnacht, zerflattert iſt wie eitel
Rauch!

Ich hör' es und beuge mich willig vor dir, gewalt'ger Geiſt,
Auf deſſen trotziger Stirne die Krone der Zukunft gleißt;
Ich muß dich ſtaunend bewundern, du ringender Titan,
Die Fülle des Geſchaff'nen umſpannſt du mit des Willens Bann!

Und doch — wie gerne der Sinn auch an deine Krone glaubt,
Was rauſcht mit Schwingen der Ahnung ſo dunkel mir ums
Haupt?
Wie kommt's, daß leiſe Schauer durch meine Seele weh'n,
Unholde Nachtgeſichte trüb an mir vorübergeh'n? —

XVI.

Ich ſeh' einen Zauberlehrling inmitten des Koboldſchwarms:
Entfeſſelt brauſen die Waſſer; doch wer iſt, der mächtigen Arms
In Schranken hält die Geruf'nen? Ich fürchte, der Zauberſpruch
Iſt nahezu vergeſſen, der donnern ſoll: nun iſt's genug!

Und einen Midas ſeh' ich, der kindiſch jauchzet: Gold!
Golden und ſtarr der Apfel in ſeine Hände rollt;
Golden erſtarrt die Welt ihm, bis ſchaudernd Kunde bebt
Auf ſeinen verſchmachtenden Lippen, wie ſich's von ſtarrem Golde lebt!

Und einen Magier ſeh' ich auf Höhen, gehüllt in Nacht,
Der greift nach dem Scepter der Erde, nach dem Schlüſſel der Höllenmacht,
Indeß der Stab des Zaubers, der ihm den Himmel hold
Herniederzog zur Erde, zerſplittert in die Tiefe rollt! —

XVII.

Und ein rieſ'ges Fahrzeug ſeh' ich: das ragt mit unendlichem Maſt
Empor in die ziehenden Wolken, bis an die Sterne faſt;
Dran bauen wir ſelbſt noch immer, dran haben die Väter gebaut,
Seit über den dunklen Waſſern der erſte Sonnentag gegraut.

Es ſchwindelt, wer an den hohen Borden blickt hinauf,
Von eitel Golde gleißen des Schiffes Bug und Knauf,
Hoch zum Himmel flattert ſchimmernde Wimpelzier,
Und unten greift der Anker hinab bis an die Hölle ſchier.

Mit Speichen, unermeßlich, wälzt ſich ein Zauberrad
Wohl an des Schiffes Seiten entlang den feuchten Pfad,
Unendlich ineinander greift Balken, Stange, Tau,
Wie Donnergewölk entſenden die Schlote ſchwarzen Qualm ins Blau.

Doch fragt ihr, was ſo träge hinſchleicht der mächt'ge Kiel?
Horchet der Wunderkunde! Indeß zu ſtolzem Ziel
Das Fahrzeug ſtrebt, und kecklich ſich thürmt zur Wolkenhöh', —
Verſandet unter'm Kiele dem Rieſenſchiff die See! —

Ich ſeh' die Stunde kommen: da thürmt der gelbe Schlamm
Rings um Räder und Sparren den ſchlüpfrig zähen Damm;
Unk' und Kröte niſtet in des Schiffes Bauch,
Der flammend einſt zum Himmel helle Funken ſpie und Rauch.

Manch' ungezählt' Jahrtauſend daliegt es brütend dann
Wie ein im Schlamm erſtickter Rieſenleviathan:
Es dorrt die todten Augen ihm aus die Sonnenglut —
Vertrocknet unter'm Kiele dem Fahrzeug iſt die Flut.

XVIII.

Im Hintergrund der Zeiten ſeh' ich ein Rieſengebild:
Und dieſes Gebild, es lächelt. — Erſt lächelt es ſanft und mild;
Die keck ſich brüſtende Thorheit erblickt es und erbleicht,
Beſchämt verbirgt ſich der Dünkel, des Wahnes Fratze zitternd weicht.

Doch immer grinſender lächelt das lauernde Zaubergebild:
Weglächelt's die Thräne der Sehnſucht, die ſchimmernd dem Aug entquillt;
Vom Angeſichte der Trauer wegſpottet's den heil'gen Flor,
Und ſchilt mit froſtigem Hohne den Jubel: du biſt ein Thor!

Auffährt vor dieſem Lächeln der Träumer aus ſeinem Traum,
Und ſchämt ſich der Ruhe, des Sinnens unter dem Blütenbaum.
Der Sänger, dem Klänge zu weben gedünkt ein herrlich Ziel,
Hinwirft er die Reime, die Rhythmen: ſie ſind ein eitles Kinderſpiel.

Es ſtößt der Held in die Scheide zurück ſein gutes Schwert:
Bitterer Lorber wäre des Lebens Süße werth?
Die Liebe ſagt der Schönheit entzaubert: Fahre wohl!
Zertrümmert vom Altare der Hoffnung ſtürzt des Glücks Idol. —

Und immer grinſender lächelt das lauernde Rieſengebild:
Es hält vors blühende Leben des Hohnes Gorgoſchild,
Zuletzt, wie es weggelächelt die Träume, die Liebe, die Luſt,
Weglächelt's vom Himmel die Sterne, den Herzſchlag aus der
Menſchenbruſt!

XIX.

Und anders wieder erſcheint mir des Dämons grauſe Geſtalt:
Mit einer lodernden Fackel, die glüht erſt in ſanfter Gewalt;
Als Leuchte des Geiſterreiches, wie Mondlicht ruhig und hell,
Spendet ſie, friedlich entzündet, des Lichtes gold'nen Segensquell.

Doch greller, immer greller lodert, die ruhig erglomm;
Sie durchleuchtet mit frecher Helle des Himmels entgötterten Dom;
Aus des Herzens myſtiſcher Dämm'rung aufſcheucht ſie der Träume Schwarm,
Und zeigt in grellem Scheine die Welt entſeelt und nackt und arm.

Und endlich in Höllengluten aufflammend, erhellt ſie den Schlund
Des Todes dem Auge des Lebens: der ſchaurige Weltabgrund
Gähnt offen: da ſchwindeln die Welten und ſtürzen aus ihrer Bahn
In die feurigen Arme des Molochs, in einen Glutenocean! —

XX.

Kommen wird der Tag einſt, kommen wird die Stund',
Wo, wie des Mondes Scheibe, der Erde wüſtes Rund
Als ausgebrannte Schlacke dahin im Aether rollt,
Wenn des Gerichtes Donner verzehrend drüber ausgegrollt.

Doch nicht mit Einem Male breitet der Todesflor,
Der gelbe, ſich über den Erdkreis. Wegſchwindet zuvor
Der Schmelz von den Blumen, vom Meere Sonnenduft
Und Aetherblau, der heit're Goldſchimmer aus der Sommerluft,

Und aus dem Menſchenauge der mildfeuchte Glanz,
Der aus der Seele quillet, der Silberperlenkranz
Heil'ger Herzempfindung, welcher lind und lau
Den dürren Staub der Erde befeuchtet ſonſt mit Himmelsthau.

Kein Engelsfittig rauſcht dann mehr im Hain, empor
Ragen ſtumm die Wipfel, ihrer Liſpel Chor
Weiß nichts mehr zu ſagen, der Waldbach ſucht
Klanglos und grollend den öden Weg zur finſtern Schlucht.

Es ſehnt nach Mond und Sternen ſich nimmermehr die See;
Träg' in ihren Tiefen liegt ſie, von der Höh'
Küßt den verſumpften Spiegel die gold'ne Sternenglut
Nie wieder; Peſthauch brütet und Schwüle ſtumm auf ihrer Flut.

Oede liegt die Erde, öde liegt das Meer,
Oede liegt der ehr'ne Himmel drüber her;
Des Mondes Auge ſieht man ſtrafend niederſchau'n,
Daß durch das Herz der Erde geht ahnungsſchwer ein banges Grau'n.

Und von den kreiſenden Sternen tönt ein Chor herab,
Wie ein Todtenhymnus um ein offnes Grab;
Der erbebenden Erde iſt ein grauſer Fluch
Die Harmonie der Sphären, ein mahnend ernſter Richterſpruch.

Stumm ſonſt brütet Alles, und klänge wo ein Ton
Noch von verlorner Schöne, begleitete der Hohn
Der Hölle ſein Verzittern, und wie ein ſchneidend Erz
Durchführ' er qualerregend des Lauſchers gottverlaß'nes Herz.

Denn nur des Lichtes Söhnen klingt Schönes ewig hold,
Des Dunkels Brut vernimmt es zitternd und grollt,
Geheim im Buſen ſchaudernd, weil ſchamroth vor dem Strahl
Des Schönen ſich Unſchönes verzehren muß in herber Qual!

So, immerdar unſelig, aller Schöne fern,
Hinrollt die bange Erde, ein ausgelöſchter Stern,
Bald im ew'gen Geiſte vergeſſen, ungewußt,
Und hinweggeſtoßen, Natur, von deiner Mutterbruſt!

Wie Geier oder Rabe in Oeden, unbelebt,
Hoch über einem ſchwarzen, verſchlammten Waldſee ſchwebt,
So, nachdem verſieget iſt der Liebe Born,
Kreiſet ob den Sümpfen auf dunklen Fittigen der Zorn;

Und wie auf Bergesgipfeln grollende Wetter ſteh'n:
Stumm iſt der Wald und reglos, und nur die Wolken geh'n
Am finſteren Nachthimmel dahin: ſo, des Gerichts
Gewärtig, bängt die Erde, vor Schauder ſtumm, am Rand des
Nichts. — —

XXI.

Vorüber, ihr Nachtgeſichte! Vorüber, du Eulenzug
Dunkler Unglücksträume, deren Todesflug
Mit finſtern Rieſenſchwingen mich lang genug umkreiſ't —
Vorüber! Auszuruhen ſehnt ſich der angſtgequälte Geiſt!

Golden herniederrinnend, ſpüle, du Dämmerſchein
Des Morgens, von all' dem Grauen mir Herz und Auge rein!
Neues Erquicken thaue: der Sterne Glanz erblich;
Nun weh' es in die Seele mir wieder friſch und morgendlich!

XXII.

Silbern und ſpiegeleben bis an den Uferrand,
Der die Lagun' umſchlinget als gold'nes Gürtelband,
Liegt ringsum hingebreitet die See; ſanft ausgeruht,
Aufrauſcht, aus Morgenträumen vom Ruderſchlag geweckt, die Flut.

Grüne Blüteninſeln, gehüllt ins Dämmergrau
Der jungen Frühe, ſchlummern noch im Meeresblau,
Ragend aus der Welle geheimnißvoll und ſtill:
Sie harren der gold'nen Helle, die fern im Oſten dämmern will.

XXIII.

Reichbebüſcht ſie locken; doch welche, vor allen hold,
Winkt mir unwiderſtehlich, von Purpurwogen umrollt?
Das iſt das grüne Torcello, das Eiland, ewig lieb
Jeder ſinnenden Seele, das mir zu tiefſt ins Herz ſich ſchrieb!

Schon trägt die Welle mich näher; die gleitende Gondel ſtreift
Vorüber an Blütenufern, wo die Granate reift.
Halt an, o Barcaruole, was ließe ſich Beſſers thun,
Als weich hier unter Blumen am ſchönen Meeresſtrand zu ruh'n?

Ja, hier will ich raſten; hier will ins holde Grün
Mein ſinnend Haupt ich ſchmiegen, wie Reben und Roſen blüh'n.
Hier ſoll der Schmerz, der zuckend durch meine Seele geht,
Austönen in weicher Wehmuth, die ſchmerzlich ſüß im Lied verweht!

XXIV.

In kaum verwich'nen Tagen roſig mir erſchien
Das Dämmerbild der Zukunft: ſchal und öde hin
Mochten die Tage rinnen, ich dachte der gold'nen Zeit,
Die einſt noch müſſe blühen in wunderbarer Herrlichkeit.

Am fernen Zeitenausgang ſah ich ein Paradies
In gold'nem Scheine ſtehen. Dichterwort verhieß
Es mir, und Völkerſage. Fromm und glaubensvoll
Dacht' ich des gold'nen Alters, dem neu erblüh'n die Vorwelt ſoll.

So ſchwanden hold in Träumen die rauhen Tage hin,
Paradieſesbilder blühten in meinem Sinn,
Und frohbegeiſtert ſang ich in Tönen, mild und weich,
Vom tagenden Morgenrothe, von ew'ger Schöne künft'gem Reich.

XXV.

Und nun in dieſer Mondnacht dunklem Traumgeſicht,
Schöner Troſtgedanke, holdes Herzenslicht,
Wo ſchwand'ſt du hin? Was ließen Nacht- und Mondesgrau'n
An deiner Statt für wüſte Gebilde meine Seele ſchau'n?

O Glückstraum meiner Jugend, gold'nes Paradies,
Das warm mein Herz erfaßte, das ich in Liedern pries,
Es ſollte mir auf ewig dein reines Bild verweh'n?
In Einer Nacht Geſichten dein Glanz auf ewig untergehn?

O nein, ich halte dich feſt noch; was ahnungsvoll durchbebt
Alle Völker und Zeiten, was holden Klanges ſchwebt
Auf allen Dichterzungen, das muß in Zeit und Raum
Doch einmal blüh'n und leben, unmöglich iſt's ein leerer Traum!

XXVI.

Neben die Grau'ngeſichte ſchlafloſer Mitternacht
Stellt es ewig wieder ſeine Märchenpracht:
Wie beide ſich vereinen, zu deuten weiß ichs nicht;
Sie wechſeln in der Seele wie Nachtgrau'n mir und Morgenlicht.

Aus ſchmerzesdunklem Auge die helle Thräne quillt,
Es taucht aus Wetterwolken das reine Mondesbild:
So taucht aus Grau'ngeſichten, meiner Seele treu,
Das Bild des Paradieſes, des Reichs der Schönheit, ewig neu.

Ich weiß es nicht zu deuten: verſenkt ins inn're Schau'n,
Tauch' ich den Stern des Auges ins Helle wie ins Grau'n;
Die Muſe beſchert mir Bilder des Todes wie des Glücks:
Es folgt des Herzens Saite dem Fingerdruck des Augenblicks.

Ich weiß es nicht zu deuten, doch ewig iſt es da:
Ich weiß nicht, wo es blühet, ob fern es iſt, ob nah',
Wohin ſichs ewig flüchtet, ſchwindenden Lenzen gleich,
Vor'm froſt'gen Hauch des Lebens, in welches ſchöne, blanke Reich.

Wie lebte, du ſchönes Traumbild, wie lebt' auch ohne dich
Ein Dichterherz? Wie tanzte, ſo bald dein Schein erblich,
Der Springquell des Geſanges in buntem Lebenslicht?
Verlör' er ſich zerſtäubend in der Verzweiflung Tiefe nicht?

XXVII.

Ja, es blüht und lebet, mein Herz, es blüht in dir!
Was deinem Traum erſchienen mit winkendem Panier
Als Ziel am Zeitenausgang, blüht außer aller Zeit,
Erfaßbar ewig Jedem, der ihm das Herz zur Stätte weiht!

Aus Sternen webt, aus Blumen, ſich ſein Wonnekranz,
Ewig gegenwärtig, ewig voll und ganz
Schon lebt es in der Sehnſucht, lebt es im Geſang:
Sein Eldorado blühet in jeder trunk'nen Seele Drang!

Wer ſelbſt ihm hält die Treue, dem iſt es ewig treu,
Aus aller Hoffnung Aſche ſteigt es ewig neu,
Dem gläubigen Gemüthe bleibt es nicht unerfleht,
So lang in ſeinen Tiefen ein Hauch der ew'gen Liebe weht!

XXVIII.

Nur dir nicht wird es blühen, ſchwachſinniges Geſchlecht,
In welchem ſchaler Dünkel zu ſtürzen ſich erfrecht
Des Ideales Tempel. Den Beſten aufgeſpart,
Wird es ein Fremdling werden der herzerſchlafften Gegenwart.

Denn dieſe Zeit iſt trübe: lärmvoll, doch thatenarm;
Wirre Pfade wandelt ihrer Söhne Schwarm;
Es liegt ob allem Streben ein ſeltſam dunkler Bann.
Schwül iſt's — ich wollt' es klärte die Lüfte Wetter und Orkan.

XXIX.

Nicht eurer Goldjagd groll' ich, nicht jener fiebernden Haſt,
Die wie ein toller Wirbel dies ganze Geſchlecht erfaßt;
Nicht eurem kühnen Ringen, das Berg' auf Berge thürmt
Und, nach dem Glücke trachtend, titanengleich den Himmel ſtürmt.

Nicht aller ird'ſchen Fülle reichentfaltete Pracht
Mißgönn' ich euch. Der Wurm iſt's, was mich ſchaudern macht,
Der, während der Prunk des Daſeins bis in die Wolken reicht,
Allmälig, doch entſetzlich, des innern Lebens Keim beſchleicht;

Der grauſe Wurm, der innen, tief innen zehrt,
Von heil'ger Herzensblüte und Seelenmark ſich nährt,
Bis ausgehöhlt das Inn're: noch gleißt das Wangenroth
Des Lebens, aber drinnen im Herzen ſitzt der blaſſe Tod.

XXX.

Hohe Herzenseinfalt, heil'ge Seelenglut,
Die, alles Starre ſchmelzend in ihrer ſel'gen Flut,
Für Himmelsblumenſaaten befeuchtet den Erdenſtaub,
Allmälig, ach, allmälig wirſt du des grinſenden Dämons Raub!

Götterſohn Gedanke! wo iſt dein Sonnenflug,
Der wie mit Adlerſchwingen aufwärts dich trug?
Gottestrunken ſchwebteſt du im Schoos des Lichts:
Nun iſt der Stoff dein Götze, dein Pfad der Schlamm, dein
Ziel das Nichts!

Wo iſt dein göttlich Siegel, o Kunſt, das Ideal?
Ich ſehe Geſtalten und Farben ſchimmern im Marmorſaal,
Doch fehlt der beſeelende Funke von oben, das zündende Licht:
Ich ſehe Geſichter und Larven, ein Menſchenantlitz ſeh' ich nicht!

Wo blieb dein Himmelszauber, ſtolzer Liedesklang,
Der Löwen und Delphine gelockt und Steine zwang?
„Mein Lied iſt ausgeſungen!“ ſeufzt die Poeſie,
Und drückt ins eigne Herz ſich den Stachelzahn der Ironie! —

XXXI.

Ja, wo iſt dein Zauberklang, o Poeſie?
Es prallet wie an Felſen die reinſte Melodie;
Der Flügelſchlag des Rhythmus verwebt unbelauſcht,
Der klangesfrohem Ohre vor Zeiten wie Muſik gerauſcht.

Formenſchöne — Name, ſinnvoll und geweiht,
Du ſankſt herab zum Schmähwort in dieſer ſchnöden Zeit;
Soll tückiſch tödtend treffen den Dichter das Gericht,
Dich ſchleudert man als Vorwurf höhnend ihm ins Angeſicht.

Weh dir, denn zur Seite des Liedes Köcher tönt!
Deiner Klangespfeile reines Schwirren höhnt
Als leeren Schall die Menge; ſie läugnet, wahnbethört,
Dein formgebändigt Fühlen, ob's auch geheim dein Herz verzehrt!

Was hat die arme Schönheit, Barbaren, euch gethan?
Muß der zarte Sänger verhauchen wie der Schwan
Seine Seele glühend, eh' ſeinem Lied ihr glaubt?
Schwirrt reinen Klanges Fittig ſo gar unheimlich euch ums Haupt?

Im Ohre widertönt mir ein pindariſch Lied,
Das kündet, wie der Adler, wenn ein Klang entflieht
Von Apollons Leier, einſchlummert am Mantelſaum
Des Zeus, und weich aufwogend vor Wonne hebt des Rückens Flaum;

Indeß was Zeus nicht liebet, was in die dunkle Nacht
Gebannt iſt, ſtets unſelig, ferne der gold'nen Pracht,
Sich ſträubt und reine Klänge mit leiſem Grelle hört,
Mürriſch, gleich der Eule, die Fackelſchein im Dunkel ſtört! —

XXXII.

Wie gern das begeiſtertſte Preislied, o Zukunft, ſäng' ich dir!
Wie gerne trüg' ich jauchzend ſelber dein Panier,
Säh' ich, daß mit des Daſeins äuß'rer Kräftigung
Zu gleicher Höhe ſteige des innern Strebens Adlerſchwung;

Daß nicht allein erſtarke der Arm, der Alles zwingt,
Daß auch des Herzens Leben ſich herrlicher beſchwingt,
Daß neue Flügel wachſen der ſchaffenden Phantaſie,
Daß höher und edler klinget verjüngten Lebens Melodie!

Doch ach, es ſuchen die Blicke dies ſchön're Sein umſonſt:
O Dämon des Jahrhunderts, der du ſo prunkvoll thronſt
Auf deinen eroberten Schätzen, wie biſt du dennoch arm!
Dir beugt kein Knie der Dichter, wie ſehr dich auch umdrängt der Schwarm!

XXXIII.

Ihr ſcheltet: „Du klebſt am Moder nur der Vergangenheit,
Wir aber hoffen und heiſchen Neues von neuer Zeit:
Begrüßen wir erſt erneuten Lebens Dämmerung,
Verjüngt wohl auch das Herz ſich, nimmt wohl die Dichtung neuen Schwung!“

O ſüßer Wahn, wie gerne ſchwelgt' ich in deinem Glück!
Doch unerbittlich ſteht es vor meines Geiſtes Blick:
Je mehr des Geiſtes Leben ſich auf ſich ſelbſt beſinnt,
So ärmer wird der Bronnen, aus dem der Quell der Dichtung rinnt.

Es altert die holde Tochter des Himmels, die Phantaſie;
Verſtandes Hauch durchkältet die Kunſt, die Poeſie:
Vor ſeinem Scepter ſchwindet, wie vor dem Tag die Nacht,
Des Herzens unbewußte, ſchöpferiſche Zaubermacht!

Im Hintergrund der Zeiten ſeh' ich ihn grinſend ſteh'n,
Das arme Leben verſteinernd mit ſeines Mundes Weh'n:
Ich ſeh' ihn, den jetzt, o Menſchheit, du deine Leuchte nennſt,
Als drohend aufgerecktes, gorgonenhaftes Weltgeſpenſt! —

XXXIV.

Wollt ihr euch nah' betrachten ein Muſterbild der Zeit?
Am Strand der Seine blühet ſeine Herrlichkeit.
Da lebt ein Volk, das einig und ſtark und ruhmberauſcht,
Und deſſen Lebenspulſen die halbe Welt in Spannung lauſcht.

Wie muß der Menſchheit Blume gedeih'n zu hohem Ruhm
In ſolchem Lande! Wär' es nicht alles Schönen Heiligthum?
Und doch — da klingt die Parole: Gold und Genuß!
Und nach des Lebens Früchten greift wild die Gier des Tantalus.

Ein hohes Ziel nur gibt es: das iſt — die Million!
Und wer es kühn errungen, als neuer Salomon
Ruft er: die Welt iſt eitel und Alles iſt ein Traum —
Außer Phrynenbuſen und ziſchendem Champagnerſchaum!

Im goldgeſchmückten Prunkſaal ſchlägt ihr Pfauenrad
Blitzäugig die ſchimmernde Hoffarth; die Dirne geht in Staat.
Keine Mütter gibt es: in Prunkgemächern, ſchwül
Und üppig, bläht die Schande ſich buhleriſch auf ſammt'nem Pfühl.

Um ſchimmernde Juwelen verſchreibt das ſchönſte Weib
Einem grauen Buhlen freudig ihren Leib,
Und ihre Seele der Hölle. Die Frechheit blickt mit Spott
Ins Angeſicht der Tugend, bis dies vor Scham wird blutigroth.

XXXV.

Stolz auf ſein Sternenbanner, auf ſeines Goldes Macht,
Blüht in der Welle des Weſtens in vielgerühmter Pracht
Columbia. Sie ſagen, die Freiheit wohne dort:
Europa lauſcht, und Scharen hinüberlockt das Zauberwort.

O ziehet hin und ſchauet dies geprieſ'ne Land
Atlantis, wo ſich dehnet ein weithin off'ner Strand,
Der Völkerwogen aufnimmt, und einet, gaſtlich frei,
In einem Rieſenpfuhle — moderner Lebensbarbarei!

An der Natur noch reichem, faſt unberührtem Tiſch
Sitzt ein Geſchlecht, das nennt ihr kraftvoll und lebensfriſch;
Dem ſtarret voll der Seckel, dem glänzt die Backe wohl;
Doch an des Herzens Stelle klafft eine Lücke, ſchaurig hohl!

Waare dort iſt Alles: auch der Menſch. Es ſchafft
Geltung ſich die Klugheit, der Reichthum und die Kraft;
Aber der Charis Kränze vergilben im Kohlendunſt;
Die Muſe ſchweigt und einſam in leerem Tempel ſteht die Kunſt.

XXXVI.

Preiſ't junger Lichtgedanken weltbefreiende That,
Ich pflege der Empfindung uraltheil'ge Saat,
Des inniglichen Dranges, der, ins Herz geſenkt,
Immerdar die Seelen auf dunkler Bahn zum Licht gelenkt!

Singt ihr des Geiſtes Loblied, ich preiſe mir das Herz!
Selig in der Wonne und ſelig auch im Schmerz,
Hoch über der Bahn des Gedankens, ſchwelgt es im Morgenroth:
Es ſpiegelt im Geiſte die Welt ſich, im Herzen ſpiegelt ſich der
Gott!

Du biſt die Jakobsleiter, o Herz, drauf wunderbar
Zur trüben Erde nieder ſteigt der Engel Schar!
Du biſt die Lotosblume, die, mondesglanzumgraut,
Auffängt die Segensperle des Himmels, die herniederthaut!

Du biſt der Irisbogen des Friedens, farbengeſchmückt,
Der zwiſchen Himmel und Erde den Abgrund überbrückt!
Du biſt die Taube des Noë, die über den Waſſern ſchwebt,
Und aus den Winden und Wellen den grünen Oelzweig ewig
hebt!

XXXVII.

Sei Nüchternheit euch rühmlich — ich preiſe die Trunkenheit,
Die glühende Träumerſtirnen zur Wiege des Großen weiht:
Was Helden je und Weiſe geſtiftet, was da lebt
Göttliches, ew'ger Dauer, durch ihren Zauber ward's erſtrebt.

Ja, ſei mir gegrüßt, Begeiſt'rung; ſei's, daß aus Traubenblut
Du gährend ſchäumſt und loderſt; ſei's, daß mit holder Glut
Du athmeſt in Roſendüften, oder mit ſel'gem Drang
In Lenznachtlüften gewitterſt, und in der Nachtigall Geſang!

Unendliche Weite des Weltraums durchmißt die Nüchternheit,
Und was ſie fern erbeutet, mühſelig in langer Zeit,
Sind Zahlen nur und Namen; und wenn es wohl ihr glückt,
Das All zu meſſen, zu wägen — es bleibt ihr ewig fern gerückt.

Dem Trunk'nen aber ſchmilzet, durchglühet von deinem Schein,
Der Himmel mit allen Geſtirnen feurig in Liebeswein,
Cleopatras Perlen vergleichbar: an ſeine fühlende Bruſt
Legt ſich die Welt, und gibt ſich zu eigen ihm in Liebesluſt.

XXXVIII.

Singt ihr das Lob des Wachens — ich preiſe mir den Traum;
Mag euch die Heſe locken, ich nippe den zarten Schaum,
Den Schaum vom Lebensweine, der gold'ne Blaſen wirſt,
Und deſſen Flut die Lippe zu wonniger Narkoſe ſchlürft!

Mühſel'ge Haſt des Strebens, ach was errängeſt du,
Was in den Schoos nicht ſiele der traumestrunk'nen Ruh?
Die Stirne, die der heil'ge Taumelmohn umlaubt,
Wie mag ſich ihr vergleichen ein brütendes Gelehrtenhaupt?

Was ſoll dies Rennen und Jagen um all den bunten Tand?
In ewiger Sieſta, wie das Morgenland,
Möcht' ich ruh'n und feiern: in gold'nen Traum gewiegt,
Und in die Blumenarme der ewigen Natur geſchmiegt!

Sinke, du Sonnenleuchte, ſchwinde, du lauter Tag,
Daß himmliſcher Traumesfriede mich überkommen mag;
Mitleidig in die Mühſal des irdiſchen Lebensfrohns
Träufle dein himmliſch Manna, du heil'ger Taumelkelch des Mohns!

XXXIX.

Lebt ihr den Strahl des Tages, ich lobe mir die Nacht,
Wo die Viole Duft haucht, wo reiche Sternenpracht
Taucht aus des Himmels Tiefen, und aus dem Felſenſchlund
Ein lichter Elfenreigen und Nixen aus des Stromes Grund!

Schwarz zeichnet im Kalender des Seins der Tag ſich hin,
Die Nächte blüh'n als Feſtzeit in Goldglanzfarben drin;
Das Rad des Lebens wälzet der Tag im Staube treu,
Es ſalbt die Nacht, die milde, mit Himmelsöl die Spindel neu!

Das iſt die Zeit der Liebe: ſei's, daß im Feierlied
Der Sphären hold nach oben ein ſehnend Herz ſie zieht
Zum Born der ew'gen Schöne; ſei's, daß ihr Wonnetraum
Zwei Herzen wiegt im Garten am duftenden Hollunderbaum.

Das Ferne grüßt ſich wieder: Himmel und Erde tauſcht
Holde Liebespfänder: urewig Sehnen rauſcht
Empor im Sproſſenwirbel, und mild im Sternenthau
Träuft Himmelshuld hernieder aus Aetherhöh'n auf Meer und Au.

Der Schwarm der Tageskinder, die hadernd, ohne Zahl
Aus ew'gem Limbus quellend, umdrängen des Lebens Mahl,
Sieh, wie ſie Nachts ein Weilchen wie Ungeborne thun,
Und friedlich wie vor Zeiten im Schooß der ew'gen Liebe ruh'n!

Wie oft zwei Vöglein raſtlos, in Eines Käfigs Bann,
Tagüber ſich befehden, doch naht die Stunde dann
Der Dämm'rung, ſchlummertrunken, von Einem Sproß gewiegt,
Friedlich zuſammen ſitzen, und eins ſich traut ans andre ſchmiegt:

So ruhen, die tagüber in wildem Grimm gekämpft,
Die ew'gen Lebensmächte; ſo ſchweigt ihr Streit, gedämpft
In heil'ger Mondnachtſtille: nach wilder Kampfesnoth
Verſöhnt ruh'n Erd' und Himmel, Gedank' und Leben, Menſch
und Gott.

XL.

Preiſ't ihr das arme Leben und ſeufzet in ſeiner Qual,
Ich preiſe das Selbſtvergeſſen, das ſelige Sterben im All:
Mit prometheiſchem Trotze bleibt auf euch ſelbſt geſtellt:
Ich ſchmiege, liebeſehnend, mich traut ans warme Herz der Welt.

Oede ſind die Tiefen, ſchaurig iſt es dort,
Wo Eigenſucht geſchmiedet ſteht an dunklem Ort,
Das Herz vom Adlerbiſſe des Strebens ſtets benagt,
An einem Bergesfelſen, der einſam in die Lüfte ragt.

Warm ruht es ſich am Herzen des Alls: voll Liebesluſt
Vertrau' ich dem heiligen Strome des Lebens die offne Bruſt,
Und mit geſchloß'nen Augen hingleit' ich in ſüßem Traum,
Wie Schwäne, von Kriſtallen geſchaukelt und von Silberſchaum.

Mit Nachtviolen ſchlürf' ich gold'nen Mondesduft,
Mit Sonnenblumen heb' ich in die Morgenluft
Mein ſinnend Haupt; mit Faltern ob der grünen Au
Schweb' ich, und mit Adlern in Morgenroth und Aetherblau.

Ins Herz der Welt neugierig ſchaut ihr, wie man ſchaut
In eine dunkle Tiefe. Ich ſchau' ihr wie der Braut
Der Bräutigam ins Auge, fromm und ſtillberauſcht:
In heil'ger Minne hab' ich Herz um Herz mir ihr getauſcht!

Sterne, Flut und Wolken, Blumen und Geſtein,
Alles, was da lebet, thaut wie Feuerwein
In meine Seele wonnig; auf heil'gem Herzensgrund
Vollziehet unbegriſſen ſich ewig jener Liebesbund.

XLI.

Folgt ihr dem Götzen des Mammons in eurer Seele Drang:
Ich ſinge der ew'gen Schönheit meinen Hochgeſang;
Das iſt das Licht, das ſüße, das in der Wüſte glimmt,
Das iſt die Himmelsroſe, die hell auf grauen Waſſern ſchwimmt

Ihr ſing' ich den feurigſten Hymnus: mag ſie hold empor
Schweben als Silberwolke, mag im Roſenflor
Sie blühen, oder ſchweben in Klängen, oder mild
Sich auf ſich ſelbſt beſinnen in einem ſüßen Frauenbild!

Es wendet, wie meine Seele, ſich das ganze All
Nach ihr; im dunkelſten Abgrund horcht noch der Kriſtall
Auf ihr Geſetz und fügt ſich freudig ihrer Norm:
In allen Lebenstiefen, ein heilig Wunder, blüht die Form!

Und wer ſie ſchaut, ihn feſſelt ihr unerklärter Bann:
Tiger und wilde Löwen ziehen ihr Geſpann;
Meeresungeheuer folgen ihr, berückt
Sänke vor ihr der Mordſtahl, auch von der Hölle ſelbſt gezückt.

Sie trifft mit ihrem Zauber manches Herz allein
Aus ſchönen Frauenaugen; mich trifft ihr gold'ner Schein
Mit tauſend Liebespfeilen aus Berg, Flur, Wald und Flut:
Mit tauſend ſüßen Flammen ſchürt ſie meines Herzens Glut.

So ward ich denn ihr Sklave: ſeit mein Sinn erwacht,
Träumt und ſiehet ewig mein Aug' nur ihre Pracht;
Herz und Seele gab ich freudig ihr dahin:
Ohne das Schöne wäre mein Leben ohne Werth und Sinn!

XLII.

Helden mochten ſterben für ein ſchönes Weib,
Für flücht'ge Reize boten ſie gerne Seel' und Leib,
Und ich, der weiche Sänger, ſollte mit muth'gem Sinn
Freudig nicht geſtehen, daß ich der Schönheit Sklave bin?

Was wäre dieſes arme Leben ohne ſie?
Als Wiegenſang des Leides weht ihre Melodie
Durch's All; ihr gold'ner Frieden iſt das letzte Ziel,
Nach welchem ſehnend trachtet des Lebens Ernſt, der Künſte Spiel!

So laſſet vor der Schönheit den ſtillen Sänger knie'n,
Und ſeine Minn' und Andacht ausſtrömen in Melodie'n;
Weil ſie mein Herz erkoren, daß ſie es durchflammt,
So laßt mich ihr verwalten dies ſtillbeglückte Prieſteramt.

Und weil von ihrem Dienſte die Gegenwart ſo leer,
So gönnet, daß in alte Tempel, hoch und hehr,
Meine Seele pilg're, darinnen ſchön bekränzt,
Sie einſt vor allem Volke als heilig Götterbild geglänzt!

Gönnt, daß ich beſuche noch ihr Heiligthum,
Das ein Völkerfrühling umblüht im Alterthum;
Gönnet, daß mein Auge noch mit feuchter Glut
Schwermuthvoll und träumend auf jenen heil'gen Trümmern ruht!

Gönnet, daß ich weihe meiner Jugend Sang
Dieſer zarten Liebe, eh' des Lebens Drang
Auch mich ergreiſt und dieſe holde Glut mir raubt!
In ſchön'rer Zeiten Schooße laßt ruhn mein jugendliches Haupt!

XLIII.

Laßt pilgern mich zum ſchönen Strand von Sunion,
Zur meerumrauſchten Wiege der Helden von Marathon,
Wo vom Felſen ſchimmert die Akropolis,
Und in blauer Welle träumt das grüne Salamis!

Wo lind die Lüfte ſtreichen und golden die Wolken zieh'n
Um des Parnaſſos Gipfel, wo leiſe Melodie'n
Noch klingen von Chios und Lesbos herüber, und fern der Schaum
Des Troërmeers umflüſtert das Grab Achills in tiefem Traum!

Dahin laßt mich wandern, ſo oft es hin mich zieht:
Ob tauſendmal beſungen, laßt Hellas blüh'n im Lied!
Auch fürder von Dichterhänden werd' es friſch bekränzt,
So lang' an ſeinem Strande noch eine Dorerſäule glänzt!

XLIV.

Und gönnt es mir zu weilen hier im ſchönen Land
Italia, zu wandeln am Südmeerſtrand,
Und holden Troſt zu ſuchen für meines Herzens Glut,
Hier, wo hellen'ſcher Schöne Widerſchein auf Trümmern ruht!

Nirgend blaut des Aethers Bronnen ſo ſchimmernd; ſo hehr
Spült an Blütenufer nirgend das liebliche Meer;
Nirgend tönt die Lippe ſo hold, ſo zauberfroh
Blüht in Frauenbildern der Schönheit Adel nirgendwo!

Die Städte reih'n wie Perlen ſich auf prangender Flur
Und heben in des Himmels glänzendſten Azur
Edelſtolze Zinnen: es ſchimmert Palaſt und Dom
Und ſpiegelt ſich in Buchten, in grünen See'n, im Silberſtrom!

Und von der Dome Wänden grüſſen Bild an Bild
Olympiſche Geſtalten mich als Heil'ge mild;
Darunter Venus-Madonna, wie unter Sternen der Mond,
Mit himmliſch-blauen Augen und ſüßen Locken, goldig blond!

Marmorbilder winken mir im Lorbeerhain,
Hohe Tempeltrümmer blinken im Abendſchein,
Süß träumt ſich auf geſtürzten Säulen der Vorzeit Traum,
Wenn blühend drüber ſäuſelt des Frühlings ewig junger Baum!

Daß dich der Himmel ſeg'ne, ſchönes Blütenland!
Wahre der Vorzeit Abglanz, der, wie auf deinem Strand,
So auch auf deinen Liedern, auf deinen Bildern blüht,
So lang dein Himmel blauet und deine Sonne golden glüht!

XLV.

In dieſen ſchönen Fernen, wie ſollte nicht der Schmerz
Zur Wehmuth ſich verklären für ein krankes Herz?
Von holder Schau beſchwichtigt, von Lüften lind umkoſ't,
Wie fände nicht die ſtille, die ſehnſuchtkranke Seele Troſt?

In ſchönen Meergewäſſern, die tief und heiter blau'n,
Wie ſüß iſt's, Sonne des Südens, dein Spiegelbild beſchau'n;
Wie ſüß, am Seeſtrand ſpinnen manch' wohlgemeſſen Lied,
Das übers Meer, ein Vöglein, fernhin zur deutſchen Heimat zieht!

XLVI.

Zarte Lieder ſang ich, einſam und freudeleer,
Erſt in Heimatwäldern und dann am blauen Meer:
Das Haupt, das jugendliche, gebeugt in ſiecher Qual,
Doch ſtill im Buſen wahrend der Seele gold'nes Ideal!

Das ſchöne Sehnen ſang ich, das ewig, ewig flieht
In die blaue Ferne, das ſtromab zieht
Mit jedem gleitenden Schifflein, das mit den Adlern fliegt,
Und mit den Lüften wandert, und ſich auf gold'nen Wolken wiegt!

Die ſtille Minne ſang ich, die durchs Herz der Welt
Geht mit ſüßer Trauer: ſie, welche ſchwellt
Entgegen dem gold'nen Mondlicht die Schwanenbruſt der See,
Und um einſame Blumen ſchwebt wie ſtummes Liebesweh'!

Den ew'gen Zauber ſang ich, wie er aus tiefem Wald
Und Stromestiefen tödtlich in ſüßer Frau'ngeſtalt
Dem Träumer tritt entgegen, die dann, ſchön und bleich,
Den Entzückten ziehet hinunter in ihr ſtilles Reich!

Das heilige Geheimniß, das um Mitternacht
Aufſchließt der Blume Buſen, ſang ich: wenn Sternenpracht
Erglänzt, wenn Ströme leuchten, mondhell die Gipfel ſteh'n,
Und in die wache Seele wunderbare Schauer weh'n!

Das Eldorado ſang ich, das die Seele träumt,
Von Wipfeln hold umgrünet, von Waſſern ſüß umſchäumt;
Das aus alten Tagen herüberglänzt ſo mild,
Und in die Aetherferne der Zukunft haucht ſein Spiegelbild.

Die ſel'ge Andacht ſang ich, die vor Blumen kniet,
Und vor kriſtall'nen Waſſern, die das Märchenlied
Funkelnder Geſteine belauſcht und ungeſtört
Heil'ge Liebeschöre in Wind und Welle rauſchen hört.

Die dunkle Tiefe ſang ich, die ewig ſinnt und minnt,
Bis ſie in deinem Schimmer, Unendlichkeit, zerrinnt:
Der ewigen Lebenswonne, der ewigen Todesluſt
Des Alls gab ich ein Echo tief aus meiner Dichterbruſt!

Und alle dieſe Klänge verwob ich dann,
Als mich Lagunenzauber zum erſtenmal umſpann,
Zu einem hohen Liede der Sehnſucht: dein Exil,
Göttin der Lieb' und Schöne, feierte mein Saitenſpiel! —

So ſang ich zarte Lieder, einſam und freudeleer,
Erſt in Heimatwäldern und dann am blauen Meer:
Das Haupt, das jugendliche, gebeugt in ſiecher Qual,
Doch tief im Buſen wahrend der Seele gold'nes Ideal!

XLVII.

Was thaten die Hörer, die ich im Traum zum Sonnenflug
Mit fortriß, während begeiſtert ich die Saiten ſchlug?
Sie blickten mir kühl ins Antlitz und ſagten: „Wohl geglückt
Iſt dir der Vers, die Reime ſind rein, die Rhythmen wohlgefügt!“

Sie lobten, unberühret vom ſchäumenden Ueberſchwang
Des Liedes, ſeinen Wohllaut und ſeinen gemeß'nen Gang,
Als hätt' ich nicht ſoeben enthüllt mein tiefſtes Herz,
Nein, froh nur leeren Klanges, geſchlagen an ein tönend Erz!

Wie Nachts ein Ständchen, werbend um ſüße Sympathie,
Kühlen Dank wohl erntet für ſeine Melodie,
Doch der Holden Thüre ſpröde verſchloſſen ſieht, —
So an die Herzen pochte umſonſt mein liebewerbend Lied!

XLVIII.

Armes Herz, ſo lockt dich keine Hoffnung mehr?
Deine Träume ſchwanden ohne Wiederkehr?
Dir bliebe nichts, nachdem du glühteſt ſo liebewarm,
Als einſam zu verkümmern, thatlos in ſtummgetrag'nem Harm?

O ſieh', wie glänzt der Morgen ringsumher ſo mild!
Zerſtoben iſt das Frühroth: aus Wolken des Oſten quillt,
Von ſüßen Lüften geleitet, das gold'ne Sonnenrund:
Lebensfreude durchwittert Au'n und Gebirg' und Meeresgrund.

Und all der holde Schimmer, und all das liebliche Weh'n,
Es ſoll ſo ganz verloren an dir vorübergeh'n?
Morgendliche Perlen ſchmücken die Blumen der Au;
In deine Tiefen fiele nicht auch ein Tröpflein Himmelsthau?

Betrachte die holde Friſche, das liebliche Wechſelſpiel
Des Morgens und des Frühlings, das bis an der Zeiten Ziel
Von ewiger Liebe zeuget, und frage dich noch einmal:
Ob ganz ſich eine Seele verſchließen darf dem gold'nen Strahl?

XLIX.

Schwebt deinem Blicke leuchtend kein würdig Ziel mehr vor?
Trifft kein hohes Wort mehr mit Zauberklang dein Ohr?
Tönt kein hehrer Name, der dich erhebt,
Und deines Jugendmuthes geſunk'ne Schwinge neu belebt?

Berührt dich nicht erweckend ein Hochgefühl, geweiht,
In dem du flammend begegnen darfſt deiner Zeit,
Das nicht einſam lodert in deinem tiefſten Grund,
Nein, tauſend Bruderherzen mit dir vereint zum Segensbund?

Das, wenn es begeiſtert von der Lippe ſchwebt,
Ringsum widerhallend in deinem Volke lebt,
Und das, wie trüb und düſter das Bild der Zukunft droht,
Dir doch zu ſterben gönnet für ein erhofftes Morgenroth?

L.

Ja, Hauch der reinen Frühe, mich grüßend an lieblichem Ort,
Ich habe dich verſtanden: Wohl tönet noch ein Wort,
Wohl tönet noch ein Name, dem mein Herz erbebt,
Der meines Jugendmuthes geſunk'ne Schwinge neu belebt.

Wohl rührt ein Klang wie Zauber mich hier an fremdem Strand;
Das iſt dein Name, Heimat! dein Name, Vaterland!
Und hör' ich dieſen Namen, ob auch tief betrübt,
Fühl' ich, es liegt nicht Alles in Schutt, was meine Seele liebt!

Und weil' ich auch dir ferne, hält auch des Südens Pracht
Mich in Blumenbanden, doch lebt geheim mit Macht
In mir dein Angedenken: ich bin doch ewig dein;
Mir naht dein Bild, von Wehmuth verklärt, in mildem Feuerſchein!

Ein weckender Hauch durchſäuſelt dich wieder, o mein Land,
Der längſt auch treu die Wege zu meiner Seele fand,
Und der nicht ſtill verzitternd an mir vorüberſchwebt,
Nein, als ein heil'ger Mahnruf mein Herz gar wunderſam durchbebt!

Vor dieſem deinem Weckruf verſtummen und entflieh'n
Die düſtern Schreckphantome, die nächt'gen Phantaſie'n,
Die das Bild der Zukunft ſo troſtlos mir gezeigt:
Du winkſt und ſieh, das trübe Caſſandralied im Buſen ſchweigt!

Des Herzens heilig' Leben wahrend mit frommer Scheu,
Die Schätze der Empfindung feſthaltend fromm und treu,
Feſthalt' ich auch die Liebe, deren Zauberband
An dich unwiderſtehlich die Herzen zieht, o Heimatland!

II.

Vaterland, du ſtarkes, wo blüh'n im Sonnenſchein
Vom Elbſtrom hundert Städte bis an den grünen Rhein,
Wo von den Alpenhängen bis an den Nordſeeſtrand
Viel tauſend Brüder wohnen — Gott ſeg'ne dich, du ſtarkes Land!

Vaterland, du ſchönes, wo ſtolz die Ströme geh'n,
Wo hoch die Dome ragen und ernſt die Burgen ſteh'n,
Wo ſich in zwei Meeren ſpiegelt der Ufer Rand
Und grün die Hügel glänzen — Gott ſeg'ne dich, du ſchönes Land!

Vaterland, du kühnes, wo eichenlaub-umkränzt
Noch Hermanns Schild nicht roſtet, wo noch verborgen glänzt
Das Schwert der Hohenſtaufen, und wo deutſche Hand
Weiß beides noch zu führen — Gott ſeg'ne dich, du kühnes Land!

Vaterland, du hehres, wo jedem dunklen Trug
Kühn und ſtolz begegnet lichten Geiſtes Flug,
Indeß' doch Lieb' und Treue, rein wie Opferbrand
Glühet in den Seelen — Gott ſeg'ne dich, du hehres Land!

Vaterland, du theures, das wie ein holder Stern
Erglänzet lieben Brüdern auch in weiter Fern',
An welches treu gebunden hält ein feſtes Band
Alle deutſchen Herzen — Gott ſeg'ne dich, du theures Land!

Vaterland, du heil'ges — wohlauf im Morgenroth!
Für dein Banner geh'n wir freudig in den Tod,
Wenn es allgemeinſam weht am Nordſeeſtrand
Und von den Alpen flattert — Gott ſeg'ne dich, du heil'ges Land!

LII.

Ja, Vaterland, geliebtes! umſtröme dich Glück und Heil!
Was Beſtes bringen die Zeiten, es werde dir zu Theil!
Nur, fleh' ich, nie mißachte, in neuen Strebens Drang,
Was deutſchen Namens Ehre geweſen ein Jahrtauſend lang!

Entfache des Geiſtes Leuchte zu niegeſeh'nem Glanz,
Doch pflege du das Herz auch; pflege den keuſchen Kranz
Tiefſinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutſchen Gemüthes im froſt'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder ſtürze nicht!
Steh'n ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade ſich ewig jung der deutſche Sinn!

Und weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenſtrals;
Hoch halt' es unter den Völkern, und walle damit voran
Die Pfade der Geſittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Ruhmvoll iſt deutſche Treue, doch gilt Germanenwort:
So bleibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes Hort!
Wem iſt, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
Wer iſt, du größtes der Völker, ſo ſehr wie du ſich ſelbſt genug?

Herzensadel bleibe des deutſchen Namens Ruhm,
Recht und Wahrheit bleibe ſein Palladium;
Auf dieſe ſtarken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreiſt,
Gründe für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutſcher Geiſt!

LIII.

Iſt dieſer Zeiten Zwielicht Morgendämmerung,
Mit einem neuen Tage ſchwanger, der herrlich und jung
Ueber den harrenden Völkern beginne den ſtolzen Lauf:
Er gehe dir, o Heimat, er gehe dir am erſten auf!

Und kommt es als Bote des Dunkels, und bricht die Nacht herein,
Auf deinen Bergen ſäume des letzten Tages Schein;
Die letzte aller Blumen, ſie blühe auf deinem Ried,
In deinen Hainen flöte die Nachtigall ihr letztes Lied!

Die Perle des himmliſchen Segens, die irdiſche Blüten netzt,
Von deinen Blüten, o Deutſchland, wegtrockne ſie zuletzt!
Zuletzt dir ſchwinde der Zeiten verglimmendes Abendroth:
Du biſt das Herz Europas, ſo lähme dich zuletzt der Tod!

LIV.

Mit dieſem Wunſch verhallend, nun ziehe hin, mein Lied!
Wohl ziehſt du, wie auf Waſſern ein Kahn im Sturme zieht,
Entgegen der Strömung rudernd, von Wind und Welle bekämpft:
Doch ziehe hin, mit muth'gem Klange, wenn auch ſchmerzgedämpft!

Wohl iſt dir nicht gegeben des Sanges Vollgewalt,
Der unwiderſtehlich der Mitwelt Herz durchhallt:
Du biſt den Zeitgenoſſen, wie feurig auch beſchwingt,
Ein Sangesepigone, nachhallend, was kein Herz mehr zwingt:

Doch ſchön iſts, Homeride, wenn auch ein letzter, ſein!
Wer fromm dem Schönen treu blieb, nie ſteht er ganz allein!
Töne, mein Lied, der Jugend, töne zarten Frau'n:
Verwandte Herzen ſchlagen dir doch vielleicht in deutſchen Gau'n!

Es rühren vielleicht doch Manchen, trotzend dem rauhen Tag,
Deine zarten Rhythmen: der ſtrebende Flügelſchlag
Schönheittrunknen Sehnens, der da Zeugniß gibt
Von einer weichen Seele, die viel geſtrebt, gehofft, geliebt.

Der Reſt iſt Schweigen. Siehe, ſchon mahnet ringsumher
Der ſteigende Tag zur Heimkehr. Wohlauf, ins hohe Meer
Zurück, mein Barcaruole! Hell winkt die See. Fahr' wohl,
O Blumenſtrand der Dichtung: du grünes Eiland, fahre wohl!

Germanenzug.

Canzone.

Ein reiſig Volk ſteht harrend an der Schwelle
Des Occidents und pocht an ſeine Thore.
Ein Volk mit blauen Augen, blonden Haaren.
Kraftvoll in ihres jungen Seins Aurore
Wallt ſie heran, die friſche Völkerwelle:
Ein Heldenſtamm ſucht kämpfend neue Laren.
Aufhorchend ſteh'n die Scharen:
Sie lauſchen — ringsum raſtet Schild und Frame —
Denn Seherworte deuten ihrem Glauben
Alraunenſpruch und weißer Roſſe Schnauben.
Wer ſind die Reiſigen? wie tönt ihr Name?
Was will der Adlerſchwarm im ſtolzen Fluge?
Germanen ſind's auf ihrem Wanderzuge.

Der Abend ſinkt herab. Als gold'ne Mäler
Im letzten Dämmerſchein erglüh'n die Kuppen
Des Kaukaſus und wie aus fernen Welten
Schau'n ſie bedeutſam nieder auf die Gruppen
Des Volks, das raſtend rings erfüllt die Thäler
Mit ſeinen Waffen, Roſſen und Gezelten.
Spät ob den Strahlbeſeelten
Glüht noch ein höchſter Gipfel, ſchweigſam ragend,
Und ſieht, indeß im Thal erwacht die Eule,
Noch glänzend als erhab'ne Sonnenſäule,
Den Flammenball auf ſeiner Spitze tragend.
Wie Andacht weht's herab auf leiſer Schwinge
Und überſchwebt die Menſchen und die Dinge.

Zuletzt als Phönix aus den Opfergluten
Der Sonne ſteigt der Mond, hoch überm Plane
Des Orients mit voller Scheibe ſchwebend.
In lichte Himmelsau blickt der Germane
Fragend empor und ſieht in Aetherfluten
Den Raben Odins leiſe weſtwärts ſtrebend.
Die helle Nacht belebend
Entfaltet ſich der Schwarm auf Flur und Hängen
Und freut ſich raſtend an dem ſchönen Glanze,
Und feiert laut mit Waffenſpiel und Tanze
Den Vollmond, und mit wilden Liederklängen,
Die ſchon voraus dem Zug der Helden ſchweben,
Daß ahnungsvoll die fernen Haiden beben.

Nun aber ruh'n die Völker. Wach geblieben
Iſt Teut, der Jüngling, königlichen Blickes,
Das blonde Haupt in Sinnen tief verſunken.
Ihm leuchten hehr die Runen des Geſchickes,
Mit gold'nen Zügen ringsumher geſchrieben
In Blumenſchrift und lichten Strahlenfunken.
Von hoher Ahnung trunken,
Einſam vor ſeinem Zelt auf lichtem Gipfel
Ruht er und lauſcht. Das deutungsreiche Brauſen
Des Bergſtroms kommt von fernher, mahnend ſauſen
Im Weſtwind über ihm die Lärchenwipfel;
Und ſtill hinüber nach Europas Grenzen
Blickt er, wo hell der Zukunft Sterne glänzen.

Gen Norden, Weſten ſeine Blicke fliegen,
Wo ſie wie Adler, kühnen Dranges Boten,
Sich ſtill verlieren in der weiten Ferne.
Wo, ruft er, find' ich meiner Fahrt Piloten?
Seid ihr's, o Wolken, die ſich glänzend wiegen
Im Aetherblau? ſeid ihr's, o Silberſterne?
Wohlan ich folg' euch gerne!
Das Herz bewegt die ſchöne Wanderfreude,
Denn aus der Ferne winkt ein gold'nes Leben
Und in den Rand des Horizontes weben
Die Hoffnungen ihr luft'ges Prunkgebäude.
Wo aber winkt die Raſt? auf welchen Bahnen
Führ' ich ans Ziel die Stämme der Germanen?

Er ſprichts. Doch mälig dichter ſtreut des Mohnes
Goldkörner ſchon die Nacht, es zwingt die Feſſel
Des Schlummers ſacht des Jünglings off'ne Lider.
Und ihn beſprengt aus ſeinem Zauberkeſſel
Der Traumgott auch. Was wogt des Heldenſohnes
Gewalt'ge Bruſt tiefathmend auf und nieder?
Mit lieblichem Gefieder
Umfächelt Ahnung ihn. Durch ſeine Träume
Zieht es wie tiefer Eichenwipfel Rauſchen,
Wie Urwaldmärchen, ſeltſam zu belauſchen,
Wie neuer Ströme Gang, und neue Schäume
Des Meers und ſtille Fluren, traute Stätten,
Und Waldgebirge, grün und unbetreten.

Und wie, aus kurzem Traum erwacht, nach oben
Sein Aug' ſich wendet und ein Licht, ein klares,
Herniederthauet, ſieh', da wollt' ihn däuchten,
Als ob hoch über ihm die gold'nen Globen
Des Himmels ſtill vereinten ihre Leuchten
Im Schimmer eines Augenſternenpaares:
Als ob ein wunderbares
Mildernſtes Antlitz ſich herunterneigte,
Als ob vor ſeinen ſtolzen Sonnenflügen
Urmutter Aſia mit hehren Zügen
Sich Aug' in Aug' dem muth'gen Sohne zeigte,
Um, wie die Sonne ſcheidend küßt die Firne,
Zu küſſen ſegnend eine Heldenſtirne.

Zieh' hin (ſo tönt's ihm) folgend altem Drange,
Der fernhin, wo des Weſtens Sterne ſchimmern,
Die Meinen lockt, ob auch zu beſſer'm Looſe
Sie nimmermehr ſich eine Brücke zimmern,
Als jenes, das vor ihrem Pilgergange
Sie ſtill durchlebt in meinem weichen Schooſe.
Denn lieb'voll mit Gekoſe
Heg' ich die Kinder all', die ich geboren,
Und lulle ſie in ſüßen Traum, und wiege
Sie liebend in der heil'gen Völkerwiege
Der Urheimat, aus deren Sonnenthoren
Zuerſt des Lebens hehrer Strahl gedrungen,
Als jenes erſte Werde war erklungen.

Viel theure Söhne zähl' ich: auf den Strecken
Des Nordens ſchweifen meine Wanderſtämme,
Zahllos ergoſſen zieh'n die Sonnenkinder
Von Iran über alle Bergeskämme
Und tragen übers blaue Meer den Schrecken
Ans Griechenufer; trunken ruht der Inder,
Kein Völkerüberwinder,
Ein Seher, fromm, am ſtillen Südſeeſtrande,
Und ſeine Seele lebt in Wohlgerüchen
Der Gangaflut und heil'gen Wedaſprüchen;
Glutäugig zieh'n im gelben Wüſtenſande
Die Enkel Sems, und auf Chaldäas Triften
Verſenkt der Hirt ſich in der Sterne Schriften.

Doch Aſias Glanzgeſtirn, es wird erbleichen,
Auf Indus' Fluten ſingen ſchon die Schwäne
Das letzte Lied unweltlich ſchöner Zeiten:
Zieh' hin, wo dämmernd bald auf neuer Scene,
Wenn dumpfer Schlummer liegt auf Aſias Reichen,
Sich neue Weltgeſchicke vorbereiten!
Zieh' hin, um mitzuſtreiten
Den großen Völkerſtreit! Die Aureole
Der Hoffnung um das Haupt, ſteig' von den Graten
Der Berge nieder in das Feld der Thaten,
Und Lebewohl ſag' auf beſchwingter Sohle
Dem Land der Wanderzelte, Weidetriften,
Auf neuem Boden Dauerndes zu ſtiften.

Verpfändet ſind dem Dienſte der Idole
Die meiſten deiner Brüder; dumpfe Tempel
Erbau'n ſie, weben bunte Fabelſchleier
Ums hohe Gottesbild; wahr' du den Stempel
Der Wahrheit echt im Wandel der Symbole
Und pflanze fort die reine Gottesfeier!
Und als ein männlich Freier
Zieh' Jeder deines Stamm's, wenn hier im Staube
Gekauert um die Throne des Despoten
Die Völker ruh'n bedräut von Machtgeboten
Des Herrſchers wie vom Geierſtoß die Taube.
Zieh' hin: des neuen Bundes Keime ſprießen
In dir, den Gott will mit der Menſchheit ſchließen.

Du biſt der träumeriſch'ſte meiner Söhne,
Doch auch der Muthigſte, das Größte wagend;
Du biſt der Kräftigſte, du biſt der Kühnſte,
Doch auch der Frömmſte, ſtill das Aergſte tragend.
Du biſt der Rauheſte, doch rührt die Schöne
Der Frauen dich und holde Muſenkünſte;
Hoch in die Wolkendünſte
Verlierſt du dich, in Sternenregionen,
Und ſcheuſt den Schweiß doch nicht und klebſt am Boden,
Wüſten zu pflügen, Urwald auszuroden.
Du ſtürzeſt Völker hin und greifſt nach Kronen
Mit blut'ger Hand in ſtürmiſcher Bewegung,
Und bleibſt ein ew'ges Kind voll zarter Regung!

Auf gold'ner Flur, in lieblicher Idylle
Der Urwelt, wo, bevor das ſchnöde Babel
Die Zungen ſchied, die Zeit, der Völker Amme,
Noch nicht mit Bildertand und bunter Fabel
Beſtrickt die Geiſter, nein, in holder Stille
Sie nährte mit des Urlichts reiner Flamme:
Dort auf dem lichten Kamme
Des blumigen Gebirg's wardſt an dem Strahle
Des Völkermorgens du auch auferzogen,
Und haſt den Geiſtertrank, den du geſogen,
Wie Wenige bewahrt in reiner Schale:
Tief, wie die Blume trägt des Thaus Juwele,
Trugſt du ihn fort in treuer, ſtarker Seele.

Gefeit zu deinem heldenhaften Gange
Mit jenes Urlichts heil'gen Ueberreſten,
Verlaſſend Aſias ſonnige Reviere,
Wirſt du in wald'ger Wildniß fern im Weſten
Die erſte Nahrung finden deinem Drange,
Wirſt kühn im Kampf mit reißendem Gethiere,
Dem Bären und dem Stiere,
Zuerſt die Kraft erproben, wirſt als Bote
Und Sohn des Lichts erſt Waldesurnacht lichten;
Und lehrt den Sinn ſich in ſich ſelbſt zu richten
Waldeinſamkeit, erzieht dem Schlachtengotte
Sie dich nicht minder, füllt mit Heldenmarke
Die Glieder und mit Muth das Herz, das ſtarke.

Und ſo dann, ſtill im Banne ſchwarzer Tannen
Geſäugt, genährt wie eine Wetterwolke,
Wirſt du vom Waldgebirg' verderbenſchwanger
Losbrechen und mit einem Rieſenvolke
Von Keulenſchwingern, fellumſchürzten Mannen,
Hinabzieh'n auf des Südens Blumenanger;
Und lauſchend bang und banger
Erzittern wird ein Weltreich, und vergebens
Wird gegen die geſträubte Borſtenmähne
Des nord'ſchen Ebers fletſchen ihre Zähne
Die Wölfin: ungebeugten Widerſtrebens
Heimſchicken wird der muth'ge nord'ſche Keuler
Die auf ihn birſchen, ſtets als blut'ge Heuler.

Jahrhundertlang wird ſicher ſo in rauher
Waldheimat blüh'n auf unbeſiegten Strecken
Germanenurkraft. Aber ſieh', die wilder'n
Mächte des Wald's und ſeine dunklen Schrecken,
Gebändigt ruh'n ſie, und, von ſanfter'm Schauer
Berührt, wird auch Germanenſinn ſich mildern.
Dann lockt mit trauter'n Bildern
Die Waldesnacht und hebet an zu flüſtern
Von einer neuen Zeit viel Wunderbares:
Im Mondlicht aus dem Strom taucht gold'nen Haares
Ein Zauberweib und ſingt ein Lied im Düſtern,
Die rauhen Felſen glüh'n, die Berge klingen,
Und neuer Geiſterhorte Riegel ſpringen.

Und herrlich im germaniſchen Gemüthe
Blüht auf dann eine keuſche Wunderblume,
Als lichten Urkeims jüngſter Sproß, die Minne.
Da gürtet ſich zu edler'm Heldenthume
Dein Enkel und die milde Zauberblüte
Der Schönheit pflanzt er auf des Lebens Zinne:
Da feiern Geiſt und Sinne
Den Bund in kindlichfreudigem Gepränge
Des Daſeins, Andacht ſchlägt als Flammengarbe
Zum Himmel auf, in Steingebild und Farbe
Blüht Seelenanmuth, wunderzarte Klänge
Feiern des Ird'ſchen himmliſche Verklärung,
Des ältſten Wunders neueſte Bewährung.

Doch auch dies holde Licht muß untergehen:
Dein Volk zieht wirre Bahnen des Geſchickes:
Ich ſeh's in Nacht, ich ſeh's im Glanze ſchreiten;
Ich ſeh' die gold'nen Sterne ſeines Glückes
Bald tief geſunken, bald in lichten Höhen;
Kronen ſeh' ich's verlieren und erſtreiten;
Ich ſehe wie's zu Zeiten
Schlummert, ſich aufrafft, neu die Nacht durchfunkelt
Mit lichter Geiſtesthat, die alte Sendung
Bewährend, bis es endlich zur Vollendung
Erblüht, und wenn es rings am tiefſten dunkelt,
Sich plötzlich voll erſchließt zu ew'gem Ruhme
Des deutſchen Geiſtes ſtaunenswerthe Blume.

Doch nein, es iſt nicht eine Wunderblume,
Es iſt ein Wunderſtrauß von allem Schönen,
Wo Zarteſtes dem Tiefſten ſich verbindet;
Es iſt ein Zauberlied in tauſend Tönen,
Erklingend in der Menſchheit Heiligthume;
Es iſt ein Licht, für alle Welt entzündet:
Es iſt, in Erz gegründet,
Ein Altar, drauf der Zeiten Einzelſtrahlen
Zu Einer Rieſenflamme ſich verweben,
Und noch einmal ein reiches Geiſterleben
Zum Himmel aufſchäumt wie aus Opferſchalen,
Bevor mit Stümperhand den gold'nen Pſalter
Des Geiſt's ergreift ein Epigonenalter.

Wem bricht dereinſt das Wort aus Seelentiefen,
Wie deinem Volk, ſo reich, ſo zart, ſo mächtig?
Wer haucht ſo weihevoll in Saitenklänge
Sein Innerſtes? wem zieh'n den Sinn ſo prächtig
Ins Himmelsblau granit'ne Hieroglyphen
Des Seelenaufſchwungs aus des Lebens Enge?
Wer knüpft zuletzt die Stränge
Des forſchenden Gedankens an die Sterne
So kühn und ſtrebt und kämpft auf allen Bahnen?
Wen führt ſo hoch, ſo tief ſein Drang, ſein Ahnen?
Wer faßt ſo treu das Nahe wie das Ferne?
Wo ſpiegelt jede Erd'- und Himmelszone
Sich wie in deinem Denken, o Teutone?

Doch wie auch ſtolz du aufſtrebſt, and're Schwärme
Hoch überſchwebend, ſtets noch eine Lohe
Wirſt du bewahren uralt heil'gen Brandes:
Fortleben wird in dir die traumesfrohe
Gotttrunkenheit, die ſel'ge Herzenswärme
Des alten, aſiat'ſchen Heimatlandes.
Geruhigen Beſtandes
Wird dieſer heil'ge Strahl, ein Tempelfeuer
Der Menſchheit, frei von Rauch, mit reiner Flamme
Fortglüh'n in deiner Bruſt und Seelenamme
Dir bleiben und Pilote deinem Steuer!
Du ſtrebſt nur, weil du liebſt: dein kühnſtes Denken
Wird Andacht ſein, die ſich in Gott will ſenken.

Es wird ſo keck wie du kein And'rer lüpfen
Den Iſisſchleier: dreiſter wird nicht Einer
Ins Auge ſchau'n der Räthſelſphynx des Lebens:
Und doch wird Keinen feſter, Keinen reiner
Ein tiefgeheimer Zug der Liebe knüpfen
Ans Herz der Welt, den Port des Geiſterſtrebens.
Dich locken wird vergebens
Der Dämon ganz hinab in ſchwarzer Stunde:
Selbſt in des Zweifels nächtlichbangſter Frage,
Im Groll mit Gott, in der Verzweiflungsklage,
Wird ſtets in deines Herzens Hintergrunde
Ein Reſt, ein Hauch noch jener Liebe leben
Und überm Abgrund ſtillverſöhnend ſchweben.

O Sohn, ich zeigte dir die Zukunft offen,
Und Selbſtvertrau'n, das immer führt zum Siege,
Vermocht' ich in die Seele dir zu ſenken.
Ja, Genien ſtanden rings um deine Wiege,
Und weihten — dies beflügle ſtets dein Hoffen —
Für alles Höchſte dich mit Gottgeſchenken.
Doch wiſſe, fernher lenken
Den Flug hoch über dir wie ſchwarze Raben
Auch neidiſche Dämonen; nicht gegeben
Iſt dir's, geraden Laufs zum Ziel zu ſtreben:
Verhängnißvoll zu deinen Göttergaben
Geſellt der Unſtern ſich und lähmt die Schwinge
Des Muthes dir mit einem Eiſenringe.

Ja, deine Thatkraft wird ein Bann umſchnüren;
Und was ſie ſchafft, wird ſein ein Dauerloſes,
Und traumhaft in der Irre wird ſie ſchweifen.
Wenn ſchon die Würfel fallen neuen Loſes,
Wirſt du noch alte Traumglut gerne ſchüren,
Und oft zu ſpät wirſt du dein Eiſen ſchleifen.
Gleich einem Kinde greifen
Wirſt du nach gleißend gold'nen Heſperiden,
Um Fernes Nahes dir entgleiten laſſen,
Und ſo, ſtatt deinen Scepter ſtark zu faſſen,
Die Herzqual nährend eines Tantaliden,
Wirſt du nach tauſendjähr'gem wirren Streben
Aufſeufzen: ach, ich träumte, ſtatt zu leben!

Und freudigſtolz das hohe, ſtarke Leben
Des Ganzen leben und ſein eig'nes Wollen
Verleugnen, um zu wirken im Vereine,
Statt einſam thatlos für ſich hinzugrollen —
Und ſeine Sympathie'n, ſein Widerſtreben
Hinopfernd frohgemuth fürs Allgemeine,
Sich fügen gleich dem Steine
In einen großen Bau — Das, o Germane,
Das lernſt du nur, wenn eines Weltbrands Flammen
Dein Volk zuſammenſchmelzen, wenn zuſammen
Es jagen, wie Gewölke, Weltorkane:
Nur Blut und Tod kann euch zuſammenkitten,
Und Schmach und Drangſal, endlos durchgelitten!

Und nur dein Volk allein wird Söhne zählen,
Die, wenn es tauſend Ruhmesleuchten krönen,
Sich ſeiner ſchämen noch, ſtatt aufzuglühen
In Stolz und Liebe, die's verleugnen, höhnen,
Die, wenn zur Heimat ſie die Fremde wählen,
Das Mutterland bekämpfend Geifer ſprühen.
Und dir, o Teut, nur blühen
Geſchlechter, die den Unterdrücker lieben,
Die glücklich, auch vom Bruderſtamm geſchieden,
Sich fühlen, und der matten Seele Frieden
Mit keiner Sehnſucht leiſem Hauche trüben,
Und die, will Söhne ſie die Mutter nennen,
Ihr blöd' in's Auge ſchau'n und ſie nicht kennen.

Und dennoch, dennoch, dieſer Fluch wird weichen
Und leuchten wird zuletzt in reiner Schöne
Dein Stern, und wie du irren magſt und ſchwanken,
Du biſt der zukunftreichſte meiner Söhne
Und auf der Stirn dir blitzt das Flammenzeichen
Des Genius. Tief in der Seele Schranken
Bekämpft den Lichtgedanken
Die Finſterniß und willſt du triumphiren
Als Kind des Lichts — da gilt's mit Schwert und Speere
Zu kämpfen nicht allein und mit der Ehre
Des Schlachtenlorbeers ſeine Stirn' zu zieren:
Den eignen Dämon gilt es zu bezwingen
Und mit dem eig'nen Schickſal gilt's zu ringen.

So ringe denn! Wie lang, wie ſchwer im Wüthen
Des Streits die finſtern Mächte dich bedrohen, —
Vertrau' getroſt dem Stern, der ob dir waltet!
Und zage nicht, iſt's ſo, wie alles Hohen,
Auch deines Stamm's Geſchick, daß ſeine Blüten
Er langſam immer, langſam ausgeſtaltet,
Doch prachtvoll dann entfaltet!
Frag' Mutter Erd', wie viele tauſend Jahre
Sie ſchwanger geht mit einem Diamanten,
Bis daß die Blitzesſchärfe ſeiner Kanten
Gereift iſt und ſein Licht, das ſternenklare?
So mälig auch zu lichten Herrlichkeiten
Reift deines Weſens Kern im Schooß der Zeiten.

Kennſt du die höchſte Bahn für euer Ringen,
Wenn ihr dereinſt erſtarkt in ſich'rer Einheit?
Kennſt du im Meer der Zeiten die Kanale,
Die, fernher winkend mit der Flamme Reinheit,
Euch hin zum letzten, ſchönſten Ziele bringen?
Hoch oben glänzen ſie mit ew'gem Strahle,
Die heil'gen Ideale
Der Menſchheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe!
Das ſind die letzten, vollerglühten Flammen
Des Urlichts — ſie zu ſchüren allzuſammen
In Eine Glut im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens: das iſt deine Sendung,
Volk Odins, das iſt Menſchenthums Vollendung! —

Sie ſchweigt. – Es iſt geleert, von dem des Zechers
Erglühte Pulſe noch wie fiebernd klopfen,
Der Taumelkelch der Nacht, gemach entſchwebend.
Es hängt der Mond als letzter gold'ner Tropfen
Am dunklen Rand des abgrundtiefen Bechers,
Schon bleich und bleicher ſeine Strahlen webend.
Der Morgen, ſich erhebend,
Beſchreitet ſchon des Hochgebirges Säume
Und eilt hernieder mit den Roſenfüßen,
Das Wandervolk, das kühne, wachzuküſſen,
Zur Stätte, wo, verſenkt in ſeine Träume,
Thuiskon ſchlummert, ernſte, heil'ge Mahnung
In tiefer Bruſt, und neuen Lebens Ahnung.

Da wacht er auf und ſieht erglüh'n die Wipfel
Und hört im Frühwind ſchaudernd Roſſe ſtampfen,
Und weckt und ſammelt ſeine Heldenrotte,
Und zündet, während rings die Thäler dampfen,
Hoch oben auf des Berges höchſtem Gipfel
Ein Opfer an im gold'nen Morgenrothe
Dem bilderloſen Gotte,
Dem Gott der Thatkraft, Odin. Blendend ſchlagen
Empor die Lohen, und die reinen Brände
Beleuchten hehr das dämmernde Gelände
Des Thals und all' die Berge, die da ragen.
Rings ſteh'n, berührt von morgendlichen Schauern,
Gereih't die Beter wie in Tempelmauern.

Heil dir! ruft Teut entflammten Angeſichtes,
Du Gott des Heldenſinn's des raſtlos wachen,
Der ewiglich mit lichtem Sonnenſchilde
Bekämpfſt die Finſterniß und ihre Drachen,
Und muthig ſtreitet für den Sieg des Lichtes,
Des Gottesreichs auf irdiſchem Gefilde!
Vorm reinen Sonnenbilde
Geloben wir's, das dort ſo ſchimmernd heiter
Empor taucht, daß wir kämpfend wollen ſtreben,
Geſendet als ein Volk der That, zu leben
Nicht blos als Träumer, nein, als kühne Streiter,
Nie ganz vergeſſend, daß wir Ueberwinder
Und Odins Söhne ſind, und Sonnenkinder!

Und weil die That nur iſt ein Kind der Stärke,
Die Stärke aber leicht wie Körner Sandes
Zerſtiebt und ſchwach iſt wie getrennte Stäbe,
Bis Einigkeit, der Bürge des Beſtandes,
Den Bund der Kräfte ſchließt zu ſtolzem Werke:
So ſchwören wir (und Jeder hier erhebe
Die Hand und leuchtend ſchwebe
Des Schwures Wort empor), daß ohne Wanken
Getreu wir Bruderſtämme der Germanen
Als eines Hauſes Kinder unſ're Bahnen
Zieh'n wollen, bis in Staub die Letzten ſanken
Auf leichenvoller Wahlſtatt der Geſchichte,
Und deutſcher Name lebt nur im Gedichte!

Und wenn verſchollen einſt die hohe Mahnung
Im langen Lauf der Zeiten und die Ehre
Des deutſchen Namens wird zum Kinderſpotte:
Da mahn' ein Dichterwort voll ernſter Ahnung
An dieſes Feueropfer uns, das hehre,
Das wir gebracht im gold'nen Morgenrothe
Dem bilderloſen Gotte,
Dem Gott der Thatkraft, Odin. Dann erneu're
Der Schwur ſich, und im Herzen aller Guten
Auflodert neu, ihr heil'gen Opfergluten,
Aus tauſendjähr'ger Aſche! Neu befeu're
Dich ewig heil'ges Licht! und ſieg' im Streiten,
Und glänze rein zuletzt durch alle Zeiten! —

Und nun — wohlan! Es kommt auf gold'nen Spuren
Herab der junge Tag, und aufzubrechen
Ermahnet uns das heil'ge Morgengrauen.
Lebt wohl ihr Berge, die mit Silberbächen
Den Pfad uns weiſen, lebet wohl, ihr Fluren
Des Oſtens, und ihr Ströme, die da blauen!
Leb' wohl, mit ernſten Auen,
Urheimatland, wo wir das reine Leben
Der Kindheit lebten, warm an Mutterbrüſte
Gedrückt — leb' wohl! es winket uns die Küſte
Der Zukunft und es zieht ein mächtig Streben
Uns fernhin, wie aus traumesſtillen Klauſen
Hinaus, wo Wellen dräu'n und Stürme ſauſen!

Er ſpricht's. Es weh'n des Opfers letzte Lohen
Hinauf in's Morgenroth. Ein Erzgeraſſel
Durchläuft die Schaar, daß rings die Thäler beben.
Sie brechen auf, und während mit Gepraſſel
Die Scheiter ſinken, reißt ein Aar vom hohen
Gebirg ſich los, dem Zug voranzuſchweben.
Wohlauf, ihm nachzuſtreben!
Hinwallt der Zug und frohgemuth beſchreiten
Europas Grenzen ſie; von Wolkenſtreifen,
Die glänzend durch den reinen Aether ſchweifen,
Herniederſchau'n die Genien der Zeiten,
Und aus den Strahlen dieſes Morgens weben
Ein neues Schickſal ſie, ein neues Leben.

Anmerkung.

Die hier geſammelten Dichtungen — die erſten, welche der Autor veröffentlicht hat — ſind vorausgeworfene Ideenſchatten, deren Umriſſe Tiefe, Farbe und Eigenthümlichkeit gewinnen werden, ſobald die Weltanſchauung, in deren Kreis ſie fallen, in einem lange vorbereiteten, größeren Werke dem Publikum vorliegt.

„Venus im Exil,“ das Erſtlingswerk, verräth vielleicht, wenn man den dritten und den fünften Geſang ausnimmt, unter dieſen kleineren Dichtungen die geringſte formelle Reife und Wirkſamkeit. Aber auf den letzten Blättern dieſes Erſtlingswerkes iſt ein Reſultat ausgeſprochen, in welchem ich das höchſte und das letzte erkenne, zu welchem auf dem Wege zur Löſung des großen Räthſels das ſpeculative Ringen des Menſchengeiſtes gelangen mag. Es iſt dem Autor im reifen Alter erfreulich, zu ſehen, wie er in jugendlichem Schwange über das Lieblings-Gedankenſyſtem der Gegenwart, das Schopenhauer'ſche, — ein Syſtem, dem nichts vorzuwerfen iſt, als daß es auf halbem Wege ſtehen bleibt — lange bevor er es kannte, hinausgedrungen war.

Den in ſeinem „Sangesgruß von der Adria“ (Trieſt, Schimpff 1857) mitgetheilten Proben aus „Venus im Exil“ hat der Autor folgende Bemerkung vorausgeſchickt:

„Dieſe Dichtung entlehnt ihre Motive den deutſchen Sagen von der „Frau Venus,“ „Loreley,“ Waldfrau“ u. dgl., vertritt aber zugleich die Reaction des modernen Bewußtſeins gegen jene mittelalterlich trübe Auffaſſung der Schönheits- und Liebesgöttin, und möchte dieſe aus einer „Teufelin,“ aus einer verlockenden Göttin der Sinnlichkeit, was ſie im Alterthume nicht war, und wozu erſt die nordiſche Sage ſie geſtempelt, wieder zu dem machen, was ſie war, zur Göttin der Schönheit, der Liebe, des ganzen, vollen, ſeligen Daſeins in ſinnlich-geiſtiger Harmonie. Noch mehr, es wird auf die Auffaſſung des höheren Alterthumes zurückgegangen, welcher die himmliſche und irdiſche Venus noch Eins war: Venus Aphrodite und Venus Urania ſind ein und derſelbe Begriff, nur im erſten Falle in Beziehung auf das irdiſch-menſchliche Sein, im zweiten in Beziehung auf das Weltganze gedacht. — Dieſe Göttin nun lockt den Helden unſerer Dichtung, welchen der Schmerz der creatürlichen Beſchränkung peinigt, zunächſt mit ſinnlichem Anreiz an ſich — denn als Verführerin zur Sinnlichkeit muß die Vertreterin des vollen harmoniſchen Daſeins dem einſeitig ſpiritualiſtiſchen Sinne zuerſt ſich darſtellen — und läßt ihn ſodann von Eros durch ihr Reich führen, die cosmiſche Stufenleiter hinan. Natur, Kunſt und Leben ziehen ihre Beſeligung über ihn aus. Der Gipfelpunkt von Allem iſt aber die Liebe, deren Zauber ſeinem unendlichen Sehnen ein Unendliches vorſpiegelt. Doch dieſer Zauber währt nicht ewig. Venus erſcheint, nachdem der höchſte Liebesmoment erfüllt iſt, und vernichtet durch ihren Anblick jene ſelige Bezauberung. Das will ſagen: Ans Ideal gehalten erſcheint das Idol wieder in ſeiner Endlichkeit und Beſchränkung, und genügt nicht mehr dem Streben des Herzens nach einem Unendlichen.

Nun iſt der Stufengang des irdiſchen Glücks vollendet; doch der menſchliche Geiſt iſt zu noch höherem berufen. Venus erſcheint dem bereits Verzweifelnden wieder, und zwar jetzt in ihrer uraniſchen Herrlichkeit, als himmliſche Venus, und öffnet ihm ihr höheres Reich. Die Schönheit des Kosmos geht vor ſeinen Blicken auf; die Schranken der Zeit und des Raumes fallen; er ſchaut das künftige Reich der Schönheit, die Verſöhnung von Geiſt und Materie auf Erden. Vor dieſem Anblick verſinkt ſein creatürliches Leben gleich einem Traumbilde; er fühlt ſich theilhabend am Allleben, Allbewußtſein, und ſo erſcheint ihm mit der Stunde des Todes zugleich die Stunde des höchſten, unendlichen Glückes. — Dem denkenden Leſer entgeht nicht, daß hierin weniger eine beſtimmte philoſophiſche Tendenz, als das Bild menſchlichen Strebens in ſeinem Verlaufe ſich darſtellen will.

◆

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Venus im Exil, (erſchien 1858.) . . . . 7.

Ein Schwanenlied der Romantik, (erſchien 1862.) . . . . 97.

Germanenzug, (erſchien im „Dichterbuch aus Oeſterreich“, von E. Kuh 1863. — Separatausgabe 1864.) . 169.

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Druckfehler.

S. 20. Z. 7. v. o. lies **Rhythmus** ſt. Rythums.
S. 26. Z. 11. v. o. „ **Mythe** ſt. Mythr.
S. 30. Z. 7. v. o. „ **an's** ſt. aus.
S. 39. Z. 2. v. u. „ **Raſetänze** ſt. Raſentänzen.
S. 49. Z. 10. v. o. „ **ſchwelgt** ſt. ſtaunt.
S. 182. Z. 1. v. u. „ **Eiſenringe** ſt. Elſenringe.
S. 187. Z. 8. v. o. „ **geloben** ſt. gelobens.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Danton und Robeſpierre.

— his individual self is lost in something that is not himself, but foreign though inseparable from him. Strange to think of, the mans cloak still seams to hold the same man: and jet the man is not there; nor the source of what he will do and devise; instead of the man and his volition there is a piece of Fanaticism and Fatalism incarnated in the shape of him. He, the hapless incarnated Fanaticism, goes his road; no man can help him, he himself least of all. It is a wonderful, tragical predicament — —

Carlyle, *french revolution.*

Danton und Robespierre.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

Robert Hamerling.

Hamburg.
J. F. Richter.
1871.

Die öffentliche Bühnen-Aufführung dieſes Werkes iſt von Seite des Autors nicht geſtattet.

Vorwort.

Die Verwahrung gegen eine theatraliſche Aufführung, welche ſich an der Spitze dieſes Werkes findet, bedarf einer Begründung. Sie entſprang der erſt nach Vollendung des Werkes dem Autor in voller Klarheit ſich aufdrängenden Ueberzeugung, daß bei den eigenthümlichen Verhältniſſen des deutſchen Theaters, bei dem Umſtande namentlich, daß die größeren Bühnen Deutſchlands höfiſche Inſtitute ſind, die einen revolutionären Stoff, wie den hier behandelten, von vorn herein ausſchließen, nur ſolche Bühnen damit einen Verſuch machen könnten, bei welchen er entſchieden mißlingen müßte. Zu groß iſt die Anzahl der in dieſem Stücke auftretenden Perſonen, zu beträchtlich des Werkes Umfang ſelbſt, von welchem ohne bedeutende Schwächung der Geſammtwirkung nichts preisgegeben werden kann.

Es ſoll aber nicht geleugnet werden, daß vorliegende Tragödie, weit entfernt, als Buchdrama angelegt zu ſein, im lebendigſten Hinblick auf die Bühne geſchrieben worden. Die Leſer des „Ahasver in Rom“ und des „Königs von Sion“ werden einen Beweis dafür in der Strenge finden, mit welcher hier der Dichter Maß gehalten hat — mit welcher er die geſchichtlichen Vorausſetzungen und Motive ſo überſichtlich, einfach, und faßlich als möglich geſtaltete — und mit welcher er die bei ſolchem Stoffe naheliegende Verſuchung von ſich wies, dem romantiſchen Kraftſtil, deſſen beſtechendes Muſter in den barock-genialen Revolutionsſcenen Büchners vorliegt, die Naturwahrheit des Ausdrucks und der Charaktere zu opfern.

„Danton und Robespierre“ iſt ein Verſuch, für die Bühne zu ſchreiben; und auch wenn ihm die Bühne ſelbſt verſchloſſen bleiben muß, wird das öffentliche Urtheil, ſich über dieſen erſten Verſuch ausſprechend, bezüglich der weiteren ihre Forderungen ſtellen können, denen eine dankbare Aufnahme gewiß iſt, zumal wenn ſie mehr beſagen, als etwa, daß der Autor ſich künftig „kürzer faſſen“, und ſeine tragiſchen Conflikte mehr auf jene Leidenſchaften grunden ſolle, die, unmittelbar zum Herzen ſprechend, der großen Menge gegenüber eine altbewährte, ſichere Bühnenwirkung üben. —

Zu nahe liegt unſern Tagen noch die in dieſem Drama geſchilderte Zeit, als daß eine Entfernung von der geſchichtlichen Wahrheit auch nur im Detail verſtattet geweſen wäre. Die Geſtalten Dantons und Robespierres ſtehen weſentlich in dieſem Werke nicht anders da, als die Geſchichte ſelbſt ſie zeigt. Zu bemerken iſt aber, daß die Geſchichte nicht identiſch iſt mit den von verſchiedenen Lehrern höherer und niederer Schulen herausgegebenen „Weltgeſchichten“. Diejenigen, die Robespierre nur aus letzteren kennen, und nicht mehr von ihm wiſſen, als daß er ein „ehrſüchtiger, neidiſcher, heuchleriſcher, feiger und blutdürſtiger“ Menſch geweſen, welcher den „ehrlichen“, „edlen“ und „genialen“ Danton bei Seite geſchafft einzig aus Bosheit und aus kleinlichem Neid — wie auch diejenigen, welchen es durchaus nicht einleuchtet, daß man uneigennützige Zwecke verfolgen, und doch eine Beute der unſeligen Verirrung werden kann, ſie mit gewaltthätigen Mitteln durchſetzen zu wollen — ſie mögen dies Buch nicht aufſchlagen, denn es würde ſich mit ihnen nicht verſtändigen können.

Dem deutſchen Publikum wird dieſe Gabe dargeboten in einem Augenblick, in welchem der elektriſche Draht täglich die Erfindungsgabe aller Poeten beſchämt. Die Geſchichte iſt in ein neues Stadium getreten. Das Frankreich Robespierres erſcheint nach dem Tage von Sedan für den Augenblick, — aber auch nur für den Augenblick — beinahe vorſündflutlich. Zwei Tendenzen beherrſchen die Gegenwart: die nationale und die ſocial-politiſche. Wer ein tieferes Verſtändniß hat für das Wehen des Zeitgeiſtes, dem iſt es eine Thatſache — die als ſolche hingenommen werden muß, ſie mag gefallen oder nicht — daß gewiſſe nationale Fragen noch vor der ſocial-politiſchen zur Löſung drängen. Aber doch nur eine Epiſode iſt der Kampf, den die Nationalitäten unter ſich ausfechten wollen, bevor ſie gefahrlos und ohne Mißtrauen ſich verbrüdern, in der großen Bewegung der modernen Zeit, und nur vorübergehend kann eine Darſtellung, wie die der Beſtrebungen jener erſten Vorkämpfer einer neuen Ordnung der Dinge, außerhalb der geiſtigen Tagesſtrömung ſtehend erſcheinen.

Graz, im November 1870.

N. H.

Perſonen.

Danton, Mitglied des National-Convents.
Robespierre, Mitglied des National-Convents und des Wohlfahrtsausſchuſſes.
Couthon,
St. Juſt, Anhänger Robespierres.
Camille Desmoulins
Herault de Sechelles
Fabre d'Eglantine Anhänger Dantons.
Philippeau
Lacroix
Henriot, Commandant der Nationalgarde.
Hebert
Chaumette Mitglieder des Rathes der Gemeinde von Paris.
Cloots, Anhänger ihrer Partei.
Tallien
Billaud Varennes
Collot d'Herbois Mitglieder des National-Convents.
Barère
Vadier
Lebas
Carrier Commiſſäre der Regierung.
Die Marquiſe von St. Amaranthe.
Die Gräfin Cabarrus.
Madame Theot.
Lucile, Camille Desmoulins' Gattin.
Lambertine von Mericourt.
Duplay, Tiſchler.
Madame Duplay, ſeine Gattin.

Eleonore } ſeine Töchter
Thereſe }
Der kleine Duplay.
Momoro, ein Buchhändler
Ein Schreiber.
Ein Bauer.
Ein Stelzfuß.
Ein Zeitungsausrufer.
Eine Porträtmalerin.
Der Herzog von Chartres.
Ein alter Marquis.
Der Vicomte von Belleville.
Die Vicomteſſe, ſeine Gemahlin.
Der Abbé Galiand.
Der Dichter Chenier.
Der Maler David.
Zwei Banquiers.
Ein alter Herr.
Ein Kunſtkenner.
Die „Sibylle von Montmorency“.
Ein Abgeſandter des Jacobinerclubs.
Eine verhüllte Geſtalt.

Conventsmitglieder. Räthe der Gemeinde von Paris. Royaliſten. Bürger. Sansculotten. Weiber. Landleute. Eleven der militäriſchen Schule. Gefangene. Gäſte. Bittſteller. Volk.

Der Schauplatz: Paris, 1793—1794.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Freier Platz vor der Kirche Notre-Dame.)

Ein Landmann (tritt auf, ſich umſehend). Wenn ich nur erfahren könnte, warum ſie den ſteinernen Bildern überall rothe Mützen aufſetzen . . . Ich finde mich nicht mehr zurecht in dieſem verwünſchten Paris, obgleich ich vor fünfzehn Jahren einmal dageweſen. (Zwei Bürger treten auf.)

Erſter Bürger. Auf dem Stadthauſe wimmelts bereits wie in einem Ameiſenhaufen —

Zweiter Bürger. Mein Nachbar, der Barbier Rabaut, hat ſoeben die Göttin der Vernunft friſirt.

Der Landmann (ſich nähernd). Auf ein Wort, ihr Herren —

Erſter Bürger. „Ihr Herren?“ — Da ſeht die ländliche Unſchuld! — Es gibt keine Herren mehr, Bauerntölpel!

Der Landmann. Um Vergebung, wie komm' ich von hier in die Königsſtraße?

Erſter Bürger. Es gibt keine Könige mehr. Die Straße heißt jetzt Sansculottenſtraße.

Landmann. Finde mich nicht mehr zurecht hier in Paris, obgleich ich vor fünfzehn Jahren dageweſen. Alle Plätze, alle Straßen anders. — Heute Morgens komm' ich an einer Kirche vorüber, denke: trittſt ein, hörſt eine Meſſe. Da ſeh' ich ein Gedräng' von Leuten und auf der Kanzel ſteht ein Mann, der predigt. Komme gerade recht zum Worte

Gottes, denk' ich, und hör' andächtig zu. Da merkt' ich aber, daß der Mann auf der Kanzel entſetzlich fluche, obgleich ich ihn nicht recht verſtand. War ſo ein ſchneidiges, gelbes, dünnes Männchen; meinte jeden Augenblick, es werde ihm der Schaum vor den Mund treten. Als er aufhörte zu reden, da fingen die Leute wüſt zu ſchreien an, und thaten wie beſeſſen, und ſchlugen die Hände aufeinander, daß mir die Ohren gellten. — Ich ſchlug ein Kreuz und ging —

Erſter Bürger (lachend) Armer Tropf, du biſt unter die Frommen der Jakobinerkirche gerathen —

Landmann. Darauf kam ich in eine andere Kirche.
Da ſah' ich einen Heiland auf dem Kreuz:
Dem war ein großer Schnurbart angeſtrichen,
Und eine rothe Mütze aufgeſetzt,
Und drunter ſtand geſchrieben: „Jeſus Chriſt
Von Nazareth, der erſte Sansculotte.“
Weiß denn die Obrigkeit von ſolchem Unfug nichts?

Bürger. Menſch, hör' einmal, wie kommt's, daß du ſo wenig Wind haſt vom neueſten Weltlauf? Sitzt ihr Bauern auf den Ohren?

Landmann. Ich bin ſechs volle Jahre taub geweſen. Vorige Woche —

Bürger. Dekade ſagt man jetzt — Dekade —

Landmann. Ei wie? Dekade muß ich ſagen? Alſo vorige Dekade — doch nein, es war noch Ende April —

Bürger. Floreal, du verwünſchter Kerl, Floreal —

Landmann Floreal? Potz Tauſend! Ihr habt eine verwunderliche Art zu reden in Paris! — Nun, alſo, im Fleur real ſagte ich zu unſerm Dorfbader: „Herr“, ſagt' ich, „ihr verſteht den Teufel von der Sache; ich gehe nach Paris und laſſe mich dort heilen.“ Geſagt, gethan. Ich ging, als ich das Reiſegeld beiſammen hatte, und verwichenen Sonntag —

Erſter Bürger. Es gibt keinen Sonntag mehr.

Landmann. Was? keinen Sonntag?

Bürger. *Quintidi*, guter Freund, wenn Euch euer Leben lieb iſt —

Landmann. Nun meinetwegen! Am Crainte de dieu alſo kam ich hier in Paris an, und heute, Gott ſei Dank —

Bürger. Gott ſei Dank? Menſch, du nennſt da ein bankerottes Haus! Die Firma Gott und Sohn mit der Procuraführung des heiligen Geiſtes hat fallirt —

Landmann. Was? auch keinen Gott? da ſoll ja doch —

Bürger. Raſonnire nicht, Menſch, und ſchweig, und laß deine Füße, ſo geſchwind ſie können, dich wieder nach deinem Dorfe zurücktragen. Du könnteſt Unglück haben auf dem Pflaſter von Paris. Du könnteſt hier deinen Kopf verlieren, unverſehens, wie einen Knopf von deinen Hoſen. Mach' dich auf die Beine, Menſch — du biſt *verdächtig* —

Landmann. Wie ſo verdächtig? was nennt ihr denn verdächtig?

Bürger. Verdächtig? ſieh, das iſt zum Beiſpiel Einer,
Der *Lilien* in ſeinem Garten pflanzt, —
Auch Einer, deſſen Bruder oder Vetter
In's Ausland ging mit einem Emigranten
Als Kammerdiener — oder Einer, der
Im Traum das Wörtlein König flüſtert — oder
Der bleich wird, wenn ſie ſeinen Nebenmenſchen
An die Laterne hängen —

Mach', daß du fortkommſt, ſonſt laſſen ſie dich den Karpfenſprung machen auf den Greveplatz —

Landmann. Ich verſtehe Euch nicht.

Bürger. Ich will ſagen, ſie werden dich *durchs rothe Fenſter gucken laſſen* —

Landmann. Ich verſtehe Euch noch immer nicht.

Bürger. Dummkopf! ſie werden dich (macht eine bezeichnende Geberde) mit dem großen Nationalraſirmeſſer raſiren! Verſtehſt du's noch nicht? — Du wirſt das große Loos in der Lotterie der hl. Guillotine gewinnen! Verſtehſt du's jetzt?

Landmann. Hol' mich der Geier, wenn ich dieſe Heilige jemals im Kalender geleſen habe.

Bürger. Das iſt eine wunderliche Heilige. —
So eine Art von Eiſenjungfrau, ſcharf
„Verſeh'n mit Schneidezähnen — Denke dir
Zwei Galgenhölzer und ein blankes Beil
Querbalkengleich von oben — nun, du legſt
Den Kopf auf einen Block, das Beil fällt nieder,
Ein wenig von der Seite — ſo — und ſichelt
Den Kopf im Hui ſo glatt und reinlich dir
Herunter, daß es ein Luſt zu ſeh'n. Der Kopf
Merkt gar nicht, daß er keinen Rumpf mehr hat,
Und nieſ't deshalb auch manchmal, unbefangen,
Als wäre nichts geſcheh'n, noch in den Sack,
In welchen ihn der Knecht des Büttels wirſt —
Als hätt' er etwa nur 'ne ſtarke Priſe
Geſchnupft — Guillotiniren heißt man das:
's iſt eine ſchöne, ſanfte Todesart.

Landmann. Guillotinirt man viel?

Bürger. So ein Schock täglich; auch mehr, wenn das Wetter günſtig iſt.

(Ein Schwarm von zerlumpten Männern und Weibern kommt gezogen, voran ein Sansculotte, der ein Beinkleid auf einer Pike trägt. Wüſtes Geſchrei Ça ira! Ça ira!)

Der Sansculotte (zu dem Landmann und den beiden Bürgern) Angeſchloſſen, Patrioten! angeſchloſſen und eingeſtimmt! Ça ira! Zu Ehren der Hoſe da, die wir eben einem

Ariſtokraten abgezogen, weil er auf keine andere Weiſe ein Sansculotte werden wollte. Ça ira!

Weiber (den Landmann umringend) Komm auf ein Tänzchen, Bäuerlein! komm, wir tanzen die Carmagnole!

Sansculotte (zum Landmann, ihm in's Ohr ſchreiend) Ça ira geſungen, du Schelm, Ça ira!

Landmann (ängſtlich) Verzeiht, ich bin gar nicht muſikaliſch!

Sansculotte. Höre, Kerl, wenn du nicht dümmer biſt als die Rinder in deinem Stall, ſo mußt du Ça ira brüllen können ſo gut als Einer —

Landmann. Verzeiht, ihr Herrn —

Sansculotte. „Ihr Herrn!“ Habt ihr's gehört? An die Laterne mit dem Schuft!

Bürger. Laßt ihn laufen; er iſt volle ſechs Jahre taub geweſen und erſt heute wieder geheilt worden.

Sansculotte. Dann hätte das Erſte, was er hörte, ſein ſollen, daß es keine Herrn mehr gibt. Nicht einmal der Mainzer Nachtwächter ſingt mehr: „Lobet Gott den Herrn!“ ſondern „Lobet Gott den Bürger!“ — Schlingel! kein Franzoſe benennt jetzt mehr den andern Herr, ſondern —

Landmann. Ich begreife — man ſagt jetzt Kerl, Tropf, Schlingel, Schelm und ſo dergleichen —

Sansculotte. Was?

Landmann. Ihr titulirt mich ſo —

Sansculotte. Dummkopf, das iſt was Anderes. Bürger ſind jetzt alle Franzoſen, hörſt du? nicht mehr noch weniger!

Landmann. So ſind wir's draußen auch in der Provinz, ſo gut als ihr, und können ein Wort mit d'rein reden?

Sansculotte. „D'rein reden?“ Hört ihr, Leute? Der

Kerl iſt ein Föderaliſt! ein verlaufener Girondiſtenknecht! er faſelt von Autonomie der Provinz!

Weiber. Hängt ihn, hängt ihn! es iſt ein Föderaliſt! (man will ihn ergreifen.)

Landmann (ängſtlich ſchreiend) Scharwache! Polizei! Zu Hilfe! — Mörder! Räuber! Diebe! — Zu Hilfe! (Einige lachen.)

Weiber. Er nennt Sansculotten Räuber und Mörder! An die Laterne!

Allgemeines Geſchrei. An die Laterne! (man ergreift ihn.)

Der Sansculotte (dazwiſchen tretend) Einen Augenblick, Brüder! Keine blinde Wuth! — Wenn man Septembermann geweſen, wie ich, ſo weiß man, wie das rechte Verfahren in ſolchen Dingen iſt. — Höre, Schlingel!

Landmann. Was hab' ich denn verbrochen?

Sansculotte (wuthvoll) Mit dieſer Frage vertheidigt ſich kein franzöſiſcher Bürger und Patriot. Ob Föderaliſt oder nicht — ich will dir beweiſen, daß du zehn Mal gehängt zu werden verdienſt, auch wenn du der republikaniſchen Freiheit nie ein Haar gekrümmt haben ſollteſt. Ich frage dich bloß: Was haſt du gethan für die Freiheit? Wie haſt du dich compromittirt für die Freiheit? Was haſt du gethan, um gehängt zu werden, wenn eine Reaction einträte und die Gemäßigten an's Ruder kämen? —

Landmann. Ich? O — wartet nur, ich beſinne mich — ja, ſeht, es fällt mir etwas ein — Ich fand einmal im Wald einen halbverhungerten Mann unter einem Haufen dürrer Streu verſteckt — der machte mir ſolch' jämmerlich flehende Zeichen — denn hören konnt' ich nur wenig von wegen der Taubheit — daß ich ihn mit nach Hauſe nahm, ihn labte, und in aller Stille beherbergte. Als er abzog, vergaß er in der Dachſtube etliche zerknitterte Papiere, aus welchen ich erſah, daß es ein gar wichtiger Mann geweſen ſein mußte, Einer von denen, die jetzt hier in Paris regieren — ſo Einer aus eurem — wie heißt's doch gleich? hab' heute davon gehört — aus eurem National-Convent — Sah' auch aus den Papieren, wie er hieß. Er hieß Bri — ja, es fällt mir ſchon ein, Briſſot — (große Senſation im Volke, dann wildes Geſchrei: Verräther! Verräther! Schurke!)

Sansculotte. Still! — (zum Landmann) Unglückſeliger! du haſt das Haupt der dem Henker verfallnen Girondiſten und Föderaliſten, der Gemäßigten, der heimlichen Volksverräther bei dir beherbergt! — Menſch, deine Sache iſt eine verlorne. Dir iſt nicht mehr zu helfen! — Hängt ihn!

Volk. An die Laterne!

Ein Bürger. Ach, laßt ihn doch; Ihr ſeht ja, daß er ein Dummkopf iſt, und ſechs Jahre lang iſt er taub geweſen —

Einige Stimmen. Was? der Gewürzkrämer vertheidigt ihn? Auch ein Verräther!

Bürger. Bin ich nicht ein guter Patriot? Hab' ich nicht kürzlich bei großer Hungersnoth meinen Zuckervorrath pfundweiſe an's Volk vertheilt, ohne Entgelt?

Ein Fiſchweib. Du betrogſt uns mit dem Gewicht! Als ich mein Pfund zu Hauſe nachwog, da fehlte d'ran ein halbes Loth!

Weiber. Hängt ſie alle Beide!

Einer aus dem Volk. Hier vor dem Bücherladen des wackern Patrioten Momoro! (Man zerrt den Bauer gegen den Laternenpfahl, der vor Momoro's Laden ſteht.)

Momoro (tritt aus der Thür, ſein Käppchen, das er auf dem kahlen Kopfe trägt, lüftend) Guten Morgen, Sansculotten! Was belieben die freien Männer und edlen Bürger zu treiben hier vor meiner Thür?

Einer aus dem Volk. Guten Morgen, Bürger Momoro! Wir hängen einen Föderaliſten, einen Girondiſtenknecht —

Momoro. Gerade hier vor eines Patrioten Thür? — Laßt das bleiben, ehrenwerthe Bürger der Republik! Wozu haben wir denn das Revolutionstribunal, das ja ohnedies im Ganzen wenig zu wünſchen und wenig zu hängen übrig läßt? Und überhaupt, thut mir den Gefallen, hängt Keinen, bevor er die neueſten Broſchüren geleſen hat, die in meinem Buchladen ſoeben erſchienen. Wenn ihr einen ſolchen Menſchen tödtet, ſo verfault der Kerl unnütz unter der Erde und labt höchſtens die Würmer. Wenn ihr ihm aber Zeit laßt, die neueſten Broſchüren zu leſen, ſo könnt ihr den widerhaarigſten Ariſtokraten in einen feuerſpeienden Patrioten verwandeln, der hingeht, und ſich mit Freudenthränen in den Augen jeden Augenblick für die Republik todt ſchlagen läßt. Ich frage: was iſt beſſer? — Da ſeht einmal: (er weiſt einen Pack Flugblätter und Broſchüren vor) „Neueſte Trauerrede auf den Tod des göttlichen Marat“ — „Laternenpfahl und Guillotine; fliegende Blätter für Freiheit, Gleichheit und allgemeine Menſchenliebe“ — „Neuer und unfehlbarer Plan, royaliſtiſche Städte binnen drei Tagen mit Nelkenöl in die Luft zu ſprengen“ —

Volk. Hoch Momoro, der Patriot!

Momoro. Es lebe die Republik! — Alles für wenige Sous! — (Viele drängen ſich herbei, die Blätter zu kaufen.)

Sansculotte. Du verkaufſt deine Scharteken zu theuer, Bürger Momoro!

Momoro. Keinen Sou verdien' ich dran. Ihr kennt mich.

Ein Zeitungsausrufer. Der „Vater Duchêsne!“ Der „Vater Duchêsne“ von heute! Zwei Sous das Blatt! — Er iſt verzweifelt wild heute, der Vater Duchésne! — Kauft das Journal des gefeierten Patrioten Hebert! in 30.000 Exemplaren verbreitet! Er iſt verzweifelt wild heute der Vater Duchêsne! —

Momoro (nachſpottend) „Er iſt verzweifelt **wild** heute, der Vater Duchêsne!" So ruft er alle Tage. 30.000 Exemplare? Allen Reſpect vor dem Bürger Hebert, aber ich habe mir ſagen laſſen, daß ganze Stöſſe ſeines Journals gratis in die Gaſthöfe wandern — „für die Bedürfniſſe der Reiſenden" — hahaha! für die „Bedürfniſſe" der Reiſenden! — Das Gediegenſte, was aus den Federn der Patrioten fließt, findet man doch immer noch bei Momoro. In meinem Hinterſtübchen haben ſchon unter dem Königthum die radicalſten Männer Club gehalten, und halten da noch Club heutigen Tages —

Zeitungsausrufer (ſpottend) Ja, Graukopf, ſie halten Club bei deinem jungen Weibchen —

Momoro. Tropf! ſie bringen ihr den neuen republikaniſchen Kalender bei, der den Weibern ſo ſchwer in den Kopf will. Und mehr! noch mehr! O, die Patrioten wiſſen den alten Momoro zu ſchätzen, und um ihn zu ehren, haben ſie, müßt ihr wiſſen, keine Andere als eben ſein Weibchen zur Göttin der Vernunft erkoren. Schon am frühen Morgen iſt ſie heut abgeholt worden auf das Stadthaus, damit man für das Feſt ſie würdig herausputze. Nun, ihr werdet ſehn! Auf dieſem ſelben Platze wird ſie prangen.

Zeitungsausrufer. Und dir werden zur Feier des Tages die Hörner vergoldet? —

Volk. Es lebe Momoro und ſein Weibchen! —

Momoro (zu einem Manne, der ein Placat an die Mauer klebt) Menſch, du klebſt ja dein Placat hier über ein anderes —

Der Mann. Ach, das alte iſt ein gemäßigtes; das da aber iſt von der Comune —

Volk (das ſich indeß immer zahlreicher geſammelt) Von der Comune? laßt doch ſehen!

Einer aus dem Volk (leſend) „Hebert und Chaumette laden das ſouveräne Volk zum heutigen Feſte der Vernunft, das denkwürdig bleiben wird für alle Zeiten.“ —

Volk. Hoch Hebert! Hoch Chaumette! Hoch die Republik! Ça ira! (die Weiber tanzen.)

Ein Stelzfuß (im Gedränge) Heiſſa! ſpringt und brüllt wie ihr wollt, aber tretet einem verdienten Krieger der Republik ſein hölzernes Bein nicht weg!

Der Sansculotte (auf ihn zugehend) Was ſeh' ich? Battiſte? Du wieder in Paris? Verflucht — dein Bein —

Stelzfuß. Hainbüchenes Kernholz —

Sansculotte. Brav gefochten für die Republik? Nicht Tod noch Teufel gefürchtet? Nie in Gefangenſchaft gerathen?

Stelzfuß. Bin ein einziges Mal von feindlichen Reitern allein überfallen worden, und da waren ihrer bloß vier —

Sansculotte. Viele Strapazzen ausgeſtanden?

Stelzfuß. Donnerwetter! ihr habt es leicht hier im warmen Paris als Ohnehoſen herumzulaufen; aber im Feld campiren und auf Vorpoſten ſtehen, ohne Schuh', in einer Kälte, bei welcher die Kinder im Mutterleibe erfrieren, ſo daß wir Schießpulver in den Brantwein thun mußten, um uns den Magen zu erwärmen; dann wieder Taglang fechten in der Sonnenglut —

Sansculotte. Ach was ſchadet das dem Krieger im Eifer des Gefechts?

Stelzfuß. Natürlich, wenn dir eine Kanonenkugel den Kopf wegreißt, ſo ſtirbſt du nicht am Sonnenſtich —

Einer aus dem Volke. Biſt du nicht der, den ſie als jungen Burſchen den kleinen Barbier nannten — Gehilfe beim Barbier Flatte in der Straße Pompadour?

Stelzfuß. Der bin ich und habe mein Handwerk nicht verlernt.

Zu Lille, wenn eine Bombe niederflog
Und vor mir platzte, griff ich eine Scherbe
Vom Boden auf, gebrauchte ſie als Schüſſel
Mit Seif' und Waſſer, und raſirte dann
So zwanzig Kameraden auf dem Fleck. —
Ei, das gefiel euch wohl, hier in Paris,
Wenn die Armee mit den geſchwung'nen Fahnen
Wegwedelte von Frankreichs Leib des Ausland's
Schweißfliegenſchwarm, der zahllos es umſchwirrt —
Wenn ihr vernahmt, daß wir ſo Sieg auf Sieg
Erfochten, dachtet ihr da hinter'm Ofen
Wohl auch daran, wie oft wir barfuß liefen
Und nichts zu beißen hatten als Patronen,
Und oft nicht einmal die? —

Sansculotte. Was? laſſen nicht die Weiber von Paris ihre Männer zerriſſen laufen, um Zelttücher und Uniformen für euch zu nähen? behelfen wir uns nicht ſtatt der klingenden Münze mit lumpigen werthloſen Aſſignaten? Was? wir nicht an euch gedacht? Und ſind wir etwa müſſig geweſen, indeß ihr im Felde ſtandet? In den Septembertagen hätteſt du hier ſein ſollen —

Stelzfuß. Kann mir's denken — erinnere mich noch recht gut, wie du vor drei Jahren einmal bei einem Volksfeſte dem Pferde des Generals Lafayette, ohne daß es der General merkte, den Schweif an einen Laternenpfahl bandeſt, weil die Stute damit immer dir und Andern, die hinter dir ſtanden, in's Geſicht ſtunkerte —

Sansculotte. Poſſen! Aber in den Septembertagen —

Stelzfuß. Iſt es denn wahr, daß ihr in dieſen Septembertagen zuletzt auch die ſämmtlichen ſeltenen Thiere in der Menagerie von Verſailles habt über die Klinge ſpringen laſſen?

Sansculotte. Was? Die ſämmtlichen ſeltenen Thiere? Nein, nur die Löwen und die Adler, weil das die Könige der Thiere ſind, und dann, was die ſogenannten Wappenthiere ſind, wie ſie die Ariſtokraten in ihren Wappen hatten —

Stelzfuß. Teufelskerle! Wie kam euch denn das ſo auf einmal?

Sansculotte. Weiß nicht — Auf einmal, ſagſt du? Gar nicht auf einmal. Es kam ſo nach und nach wie der Appetit mit dem Eſſen —

Stelzfuß. Was ſagten denn die Gemäßigten?

Sansculotte. Kein Wort. Hinter den Sansculotten ſtand die Commune, und dieſe ſelber deckte der breite Rücken Dantons, der ſich damals eben zum erſten Mal aufgerichtet hatte als ein brüllender Leu. Gegen den waren die Andern nur ein Rudel biſſiger Hunde. Jetzt iſt er träg geworden, und überhaupt, wie alles große Gethier, nicht ſo beſtändig munter und beißluſtig wie die kleineren Kläffer —

Einer aus dem Volk. Ah, dieſem Simſon haben's auch die Weiber angethan —

Sansculotte. Ja, ja, doch ſag' ich euch,

Steht der noch einmal auf, ſo lang er iſt,
Stößt er die Decke durch und reißt die Säulen
Im Tempel um, grad' wie der Samſon auch —

Ein Anderer. Ach was, der ſteht nicht wieder auf. Den hat der And're unter ſich gebracht. Und dieſer And're iſt ſchlau —

Stelzfuß. Wer?

Sansculotte. Ei wer? Haſt du von Robespierre im Lager nichts gehört?

Stelzfuß. Robespierre? Robespierre? Iſt das das kleine ſteife Männchen, das man ſpottweiſe das „Talglicht von

Arras" nannte, weil er von Arras kam, und gern glänzen wollte, aber nicht heller flackerte als eine Talgkerze? Sie lachten ihn immer aus, wenn er in der Nationalverſammlung ſprechen wollte —

Sansculotte. Das war damals. Der führt jetzt im Nationalconvent, im Wohlfahrts Ausſchuß, im Jakobiner Club das große Wort.

Stelzfuß. Ich ſah ihn einmal — nur von fern. Trägt er nicht Brillen?

Sansculotte. Nein.

Stelzfuß. Es kam mir doch ſo vor.

Sansculotte. Es hat ein gelbes Geſicht und bläulichgrünliche Ränder um die Augen — die wirſt du in deiner Einfalt aus der Entfernung für Brillen gehalten haben.

Stelzfuß. Bleich im Geſicht?

Sansculotte. Gelb — grau — nein, eigentlich — wie ſoll ich ſagen?
Seegrün, wenn man's genau nimmt — tiefe Augen
Und widerhaar'ge Brau'n — Ein ſchlichtes Männchen,
Nichts gegen Danton! Aber wenn vor dir
Hier Danton ſteht, der mächtige Koloß,
Und dort das ſchneid'ge Männchen Robeſpierre,
Sprichſt du mit dem frei von der Leber weg
Wie mit dem jovialſten Kameraden,
Und vor dem Andern ſtockt die Rede dir
Im Schlund — nicht grad' als ob er dich ſo dreiſt
Anſäh', im Gegentheil, ſieht eher etwas ſchüchtern
Und unbehilflich aus vor vielem Volk —
Doch geh' nur einmal auf die Galerie
Des Nationalconvents, ſobald er ſpricht:
Da kennſt du ihn nicht mehr. Wenn feſten Schritt's
Er ſteigt zur Rednerbühne, wird's ſo ſtill,

Daß du die Mäuschen pfeifen hören kannſt
In ihren Löchern. Steht er Anfangs dann
Aufrecht und ruhig droben wie ein Pfahl
Und ſpricht gelaſſen, denkſt du: nun, er ſpricht nur eben
Wie ein Schulmeiſter, oder wie ein Pfaff
Spricht auf der Kanzel — Plötzlich aber wirft
Er ein paar Worte hin mit einer Stimme,
Die kalt und ſcharf, wie Stahl — in einem Ton,
Daß dir ein Schauer über'n Rücken läuft —
Und fängt dann gar der Winkel ſeines Mundes
Zu zucken an, und ruft er bitterſüß
In ſeiner ſcharfen, ſchneidigen Manier:
„Du armes Volk!“ und „Tugendhaftes Volk!“
Da packt dich was im Herzen wie ein Krampf:
Du leg'ſt die Hand an's Meſſer, wenn du eins
Verbirgſt an deiner Bruſt, und möchteſt gern
Dich vor ihm niederwerfen und ihn fragen,
Wen du zuerſt von den verfluchten Feinden
Der Republik damit durchſtoßen ſollſt. —
Zuweilen aber ſchweigt er Wochen lang
Und läßt die Andern reden. Es geſchehn
Viel Dinge noch, von welchen man nicht weiß,
Ob ſie ihm lieb ſind, oder leid. Zuweilen
Lavirt er bloß und wartet auf den Wind.

Eben in letzter Zeit iſt er wieder ſehr ſchweigſam geworden — man weiß nicht genau, was er denkt von Hebert und Chaumette. So viel iſt gewiß: wenn er und ſeine beiden Buſenfreunde, der junge St. Juſt, und der alte, lahme Couthon, die Köpfe zuſammenſtecken, ſo ereignet ſich bald was Großes --

Ein Schreiber der Comune (erſcheint mit Handlangern, welche Bretter und Handwerksgeräthe mit ſich tragen.) Platz da! Platz, Sansculotten! Das Gerüſt für die Göttin der Vernunft und für die Redner wird aufgeſchlagen! Der Feſtzug wird in kurzer Zeit daſein!

Volk. Ça ira! es lebe die Göttin der Vernunft!

Schreiber (zu den Handlangern) Hieher, ihr Leute! in der Mitte des Platzes! Notre Dame gerade gegenüber! (die Handlanger machen ſich an die Arbeit.)

Ein Weib. Seht nur, daß es nicht wieder ſo geht, wie im vorigen Jahr bei ähnlicher Gelegenheit, wo ſich ein paar Kerle unter den Brettergrund des Gerüſtes verſteckten, — vermuthlich um die Männer und Frauen, die darauf ſtanden, in die Luft zu ſprengen — bis man ſie entdeckte, hervorzog, und todt ſchlug —

Der Schreiber (ſchäkernd) Ach, das waren bloß ein paar Verehrer eures Geſchlechts, die durch die Ritzen heraufblinzelten . . . Was läge dran, wenn man heut auch der Vernunft ein wenig nach den Waden gukte? Sein Augenmerk auf die Vernunft und all' ihr Detail zu richten iſt ja fortan Bürgerpflicht!

Weiber (ihn umringend) Du Schelm! — Werden ſie bald da ſein?

Schreiber. Sogleich.

Weiber. Heiſſa, gleich werden ſie da ſein! Es lebe Hebert und Chaumette! es lebe die Comune! es lebe der Convent! es lebe Danton! es lebe Robespierre!

Schreiber. Was Convent? Was Danton und Robespierre? An die Comune haltet euch, an die Räthe und Väter der Stadt! Wer ſorgt für das Volk von Paris? he? Im Convent parlamentiren und debattiren die Volksvertreter und machen die hohe Politik; im Wohlfahrtsausſchuß ſitzen Robespierre und St. Juſt und Couthon, und Barère, und Collot d'Herbois u. ſ. w.

und ſorgen für Inneres und Aeußeres, für Finanzen und Krieg, und für's Kopfabhacken, und für Alles, nur nicht dafür, daß das Volk von Paris zu eſſen habe in dieſen ſchweren Zeiten. Wer ſchwitzt Blut und zerbricht ſich Tag für Tag den Kopf, um neue Maßregeln zu erſinnen, wie man die Kaufleute zwingen kann, billig und gut zu verkaufen? He? Die Räthe der Comune. Wer ſorgt dafür, daß es wenigſtens an trockenem Brote nicht ganz mangelt, und daß ihr nicht völlig nackt laufen müßt wie Regenwürmer? He? wer? Die Räthe der Comune.

Volk. Es lebe die Comune!

Schreiber. Wer hat die ganze Nationalgarde von Paris in ſeiner Hand? Die Comune. Wer könnte wenn er wollte, jeden Augenblick die Reactionäre im Convent zu Paaren treiben und den Convent ſelber ſprengen? Die Comune. Wo iſt der wahre Fortſchritt zu finden? Bei der Comune. Wem verdankt ihr das heutige Feſt, das den Sieg der Vernunft über Gewaltherrſchaft und Aberglauben beſiegeln ſoll? Der Comune! Der Comune! Hebert und Chaumette, den Häuptern der Comune!

Volk. Es lebe die Comune! es leben Hebert und Chaumette!

Ein Bürger (zu ſeinem Nachbar) Iſt es denn wahr, was man hört, daß dieſer Hebert einmal Billetverkäufer beim Theater war —

Der Nachbar. Ja. Aber er iſt ein guter Patriot —

Der Bürger. Und daß er ſich dabei verſchiedene Gaunereien hat zu Schulden kommen laſſen —

Der Nachbar. Ja. Aber er iſt ein guter Patriot —

Der Bürger. Man ſagt, er habe gelegentlich ſilberne Löffel eingeſteckt —

Der Nachbar. Aber er iſt ein guter Patriot, ſag' ich euch —

Der Bürger. Er geht ſchmutzig einher, wie Marat einherzugehen pflegte —

Ein Sansculotte (den Bürger am Halſe faſſend) Was, du Schuft? du läſterſt Hebert?

Andere. Hat er das gethan? An die Laterne!

Einer aus dem Volk. Ich kenn' ihn. Er iſt Wachskerzenhändler; er liefert Wachskerzen für Dorfkirchen. Darum iſt er ein Reactionär, ein Feind der Commune. An die Laterne!

Geſchrei von herankommenden Weibern (hinter der Scene) Ça ira! (ſie treten auf die Bühne.)

Volk. Was iſt's?

Die neu angekommenen Weiber. Lambertine kommt! Die ſchöne Lambertine aus Mericourt, mit ihren Getreuen! Sie wird die Weiber beim Feſte der Vernunft vertreten!

Stimmen. Lambertine wieder in Paris?

Die Weiber. Da iſt ſie. (Frauen und Mädchen, alle in frechem Koſtume, rothe Pantalons, rothe Mützen, Cocarden in den Haaren, mit Piken bewaffnet, die mit Kränzen behangen ſind, Piſtolen im Gürtel, treten auf, darunter Lambertine von Mericourt.)

Volk. Hoch Lambertine! hoch die Sansculottenheldin von Paris!

Lambertine (nickt zum Dank.)

Einzelne Stimmen. Die ſchöne Lambertine wieder in Paris?

Lambertine. Ja — iſt wieder in Paris — gehört wieder dem Volke von Paris —

Stimmen. Wo ſteckteſt du? wer hatte dich uns auf ſo lange Zeit entführt?

Lambertine. Eine tolle Geſchichte —

Volk. Erzähle —

Lambertine. Klingt wie ein Märchen (vortretend) Wie ihr mich da ſeht, komm' ich geradewegs vom Kaiſerhof zu Wien!

Volk. Von Wien?

Lambertine: Von Wien. Vernehmt, was einer Sansculottin
Begegnen kann, die jung noch iſt — im Kopf
Ein blitzend Augenpaar — Es die tollſte
Geſchichte von der Welt! Die Jakobiner
Entſandten mich nach Lüttich, Propaganda
Zu machen. Auf der Reiſe — Teufelsſtreich! —
Fall' ich in Feindeshand und ausgeliefert
Werd' ich an Oeſterreich, auf eine Veſte
Geſchleppt im Land Tirol. Der Kaiſer hört
Von Lambertine, der Pariſerin,
Wünſcht ſie zu ſeh'n, ſie kommt, gefällt bei Hof,
Macht Propaganda bei den hohen Herrn,
Lebt herrlich und in Freuden, aber als
Gefang'ne doch — verdammt! Sie knirſcht geheim,
Und überlegt, für welchen Holofernes
Sie ſich entſcheiden ſoll als neue Judith.
Da plötzlich ſtirbt der Kaiſer — ſie benützt
Die Wirrſal, ſchlüpft in einen Reiſewagen
Des Nachts, und eilt ununterbrochnen Flugs
Vom Donauſtrand zum Strand der Seine! — Es lebe
Paris!

Volk Wahrhaftig, eine tolle Geſchichte —

Lambertine Nicht toller als mein ganzes Leben.

(Geſchrei. Ein Edelmann wird gefangen vorbeigeführt.)

Volk Wer iſt der Mann?

Die Begleiter des Gefangenen. Der Marquis von Laprède — lange verſteckt, jetzt aufgeſtöbert, eine Aehre, reif zum Schnitt —

Lambertine (mit Beſtürzung und Aufregung, für ſich) Alle Teufel der Hölle — das iſt er leibhaftig — (vor ihn hintretend) ein Marquis? Hängt ihn, wenn es ein Marquis iſt! Ich kannte auch einmal einen Marquis — (ihn mit flammenden Augen ſcharf fixirend) einen Marquis, der mich eines Abends — ich war ſiebzehn Jahre alt — nach England entführte — und den ich eines Morgens nicht mehr fand, als ich erwachte, verlaſſen und allein im fremden Land —

Fiſchweiber. Du armes Kind! du verfielſt in ein hitziges Fieber —

Lambertine. Durch meine Fieberträume hindurch hört' ich die Leute davon reden, daß man in Paris die Edelleute an die Laterne hänge — ich flog nach Paris —

Fiſchweiber. Dein Fieber?

Lambertine. Das nahm ich mit —

Fiſchweiber. Ein Wechſelfieber — hahaha! — Lernteſt viele Revolutionsmänner kennen — ſehr viele —

Lambertine. Sie lagen zu meinen Füßen —

Fiſchweiber. Du hobſt ſie auf —

Lambertine. Wenn ſie nicht zu ſehr nach Aquavit rochen. Tod den Ariſtokraten!

Der Gefangene (leiſe) Sei großmüthig, Lambertine! Mein Leben hängt an einem Worte von dir —

Lambertine. Geh' zum Teufel, Dummkopf, ich kenne dich nicht! — Hängt ihn, Sansculotten! — Es lebe die Freiheit! — (Der Edelmann wird abgeführt.)

Volk. Hoch Lambertine!

Weiber (umtanzen ſie und machen Miene, ſie auf ihre Schultern zu heben) Heißa! Lambertine iſt unſere Königin! Wir ſind die „Furien der Guillotine!“ wir ſind die „Blauſtrümpfe Robespierre's!“

Lambertine (ſich erwehrend) Still von Robespierre! Nichts mehr von ihm! Er hat neulich ſeine Thür vor mir geſchloſſen. Er läßt kein Weib vor ſich —

Weiber. Robespierre iſt doch der größte der Patrioten! Robespierre iſt unſer Gott!

Sansculotte. Ihr Weiber ſeid immer ſo geartet. Je weniger Einer eine Schürze leiden mag, um ſo eifriger ſeid ihr hinter ihm drein!

Weiber (ſich auf ihn werfend) Hinter dir nicht, du Wicht! (er entflieht.)

Ein Weib. Was ſagte der große Mirabeau in den Oktobertagen, als man ſich anſchickte zum Sturm auf Verſailles? „Wenn die Weiber ſich nicht um die Sache annehmen, ſo läuft ſie übel ab!“

Eine Andere. Und jetzt, da wir Weiber auch unſere Rednerinnen, unſere Verſammlungen, unſere Clubs haben, jetzt werden wir den Männern zeigen —

Eine Dritte (einfallend) Daß wir Weiber nicht umſonſt von jeher das geweſen, was die Männer erſt jetzt geworden: Ohnehoſen! (Gelächter und Beifall.)

Der Schreiber der Comune. Platz da! Platz! Ich ſehe den großen Patrioten, den Bürger Anacharſis Cloots herankommen, mit ſeinem Zuge von Abgeſandten und Vertretern aller Völker der Erde, die er beim Feſte der Göttin der Vernunft vorführen wird!

Stimmen. Anacharſis Cloots? der deutſche Baron?

Schreiber. Der freigeſinnte Förderer des Vernunftcultus, der Freund Chaumettes, der glühende Verehrer des franzöſiſchen Volks —

Einer aus der Menge. Speiſt aber auch bei Ariſtokraten und reichen jüdiſchen Wechslern — ein Allerweltsfreund —

Schreiber. Ein großer Patriot, ſag' ich. Platz da!

Anacharſis Cloots (kommt mit einem Zuge von Leuten, welche durch Tracht und Geſichtsfärbung alle Menſchenracen der Erde vorſtellen;

er und die Seinigen rufen:) Es lebe Frankreich! es lebe die Republik!

Volk. Es lebe Cloots!

Cloots (Platz für ſeine Leute im Vordergrund zu gewinnen ſuchend)

Erlaubt mir Freunde, Bürger,
Daß ich mich hier aufſtelle mit den Meinen,
Vertretern, Abgeſandten aller Völker
Der Erde, die am heut'gen ſchönen Feſt
Darbringen wollen ihre Huldigung
Dem großen Frankenvolk — zum Unterpfand
Der nahenden Verſchmelzung aller Völker
Mit euch, Franzoſen!

Stimmen. Seht ihr? er meint es gut —

Der Stelzfuß. Nicht mehr als billig, daß ſich alle Völker der Erde der franzöſiſchen Republik unterwerfen.

Einer aus dem Volke. Iſt doch kürzlich auch ſchon aus Mainz ein gewiſſer Forſter mit Andern dageweſen und hat die Unterwerfung des Volks der deutſchen Rheinprovinzen angezeigt.

Sansculotte. Bürger Cloots, kennt Ihr nicht den Tragödiendichter Sillery in Deutſchland, der die „Räuber" geſchrieben? Man hat ſein Stück auch in Paris hier aufgeführt und es hat uns gar nicht übel gefallen.

Cloots. Kenn' ihn nicht.

Sansculotte. Ihr ſeid ja doch ein Deutſcher!

Cloots. Wüßte nicht. Ich bin Kosmopolit — ein Sohn des Univerſums —

Einer aus dem Volke. Ich habe gehört, daß Ihr auf der Kadettenſchule zu Potsdam erzogen worden ſeit —

Cloots. So? habt Ihr das gehört? weiß nicht, wie ich Dahin gekommen. Meinen Taufſchein hab' ich

Zugleich mit meinem Adelsbrief verbrannt.
Bin Advokat der Menſchheit, Philoſoph,
Und Atheiſt, und ein perſönlicher
Feind Jeſu Chriſti. Ich bin überall
Und nirgends heimiſch. Durch Europa ſchweift' ich,
Vom Newaſtrand bis zum Manzanares,
Allzeit verfolgt von allen Bütteln, Sbirren,
Von allen Mönchen und Inquiſitoren
Der Welt. Wenn ſie am Rhein mich hängen wollten,
War ich in Spanien längſt, und fahndeten
Nach mir die Alguacils der Stadt Madrid,
So lacht' ich ihrer ſchon am Strand der Themſe —

Camille Desmoulins (ſich durch das Volk drängend) Tretet ein wenig auseinander, liebe Freunde und Brüder; tretet ein wenig auseinander! Bürger Danton und Bürger Robespierre wollen das volksthümliche Feſt mitanſehn. Ich habe ſie dazu vermocht. Sie folgen mir auf dem Fuße.

Volk. Danton? Robespierre? Macht Platz für Danton und Robespierre! (große Bewegung im Volke; man läßt eine Gaſſe frei.) Da kommen ſie! (Alles blickt geſpannt nach der Seite, woher die Erwarteten kommen.)

Zweite Scene.

Danton und Robespierre (treten auf. Robespierre in einfacher aber pedantiſch ſorgfältiger Tracht und Friſur, Danton in mehr prunkhafter und doch burſchikoſer Gewandung; eine gewaltige Halsſchleife hängt über ſeine Bruſt herab.)

Volk. Es lebe Danton! Es lebe Robespierre!

Danton (den Hut lüpfend und dem Volke zunickend, jovial) Guten Morgen, Sansculotten!
Was ſoll denn das Gedräng? Was gibts? Ein Feſt?
Mit weißgeputzten Jungfern, ſchönen Reden,

Und Blechmuſik? Verdammt! Gibt's wirklich keine
Baſtille mehr zu ſtürmen? Keinen Ausflug
Mehr nach Verſailles zu machen? Alle Wetter!
Das waren and're Zeiten! Denkt ihr's noch,
Wie's war, als rings um uns zum erſten Mal
Losbrach die Kriegesfurie, und die Ohren
Ihr an den Boden legtet, um zu horchen,
Ob man nicht ſchon Kanonendonner höre,
Vorboten jener Haufen, die ſich wälzten
Her auf Paris — und wie dann wirklich Mancher
Zu hören meint' ein fernes dumpfes Rollen,
Und auffuhr, bis ein Nachbar zu ihm ſagte:
Laß gut ſein — Danton iſt's, der eben donnert
Im Club der Cordeliers!"

Volk (in Enthuſiasmus gerathend) Es lebe Danton! Ça ira! Ça ira!

Danton (lächelnd zu Robespierre, den er bei Seite zieht) Da haſt du die Tröpfe — gleich wieder in Feuer und Flammen — (Lambertine erblickend) Was ſeh' ich? (ſie vertraulich am Kinn faſſend) Wieder in Paris, mein ſchönes Kind? Und ſo feſtlich herausgeputzt? (ihre Begleiterinnen muſternd) Potz Tauſend! wie viele reizende Republikanerinnen! — Piſtolen im Gürtel?

Lambertine. Feurige Patriotinnen, Bürger Danton!

Danton. Sprößlinge, meine Damen! Sprößlinge, wenn ihr euch recht patriotiſch erweiſen wollt — kleine Republikaner — geſunde ſtarke Burſche — Solche braucht jetzt die Republik, ihr lieben Frauen und Jungfrauen!

Lambertine. (knixend) Iſt nicht ganz bloß unſere Sache, Bürger Danton!

Danton. Schelmin! (er bemerkt die Truppe Gleets) Was iſt das?

Einer aus dem Volk. Abgeſandte und Vertreter aller Völker der Erde —

Danton (lachend zum Neger in der Truppe) Alle Teufel, François — wie kommſt du zu dieſem Geſicht? Biſt du nicht der entlaufene Bediente des Grafen Boulainèville?

Der Neger Vergebung, Bürger Danton — ich ſtelle hier den Afrikaner vor.

Cloots. Wir vertreten hier die Raçen und Völker der Erde. Alle wollen und müſſen ſich Frankreich anſchließen. Ihr habt Gleichheit aller Franzoſen eingeführt. Aber alle Menſchen, alle Völker ſind gleich —

Der Stelzfuß (zornig) Was? alle Völker gleich? Die Franzoſen wären nicht beſſer als Andere? Nieder mit dem Ariſtokraten!

Cloots. Verſteht mich recht. Paris wird die Hauptſtadt der Erdkugel ſein. Es wird kein Reich England, kein Reich Spanien, ſondern nur ein Departement England, ein Departement Spanien geben. Es wird keine Deutſchen mehr geben, keine Engländer, keine Franzoſen —

Sansculotte. Donner und Doria! keine Franzoſen? (will auf ihn losgehen)

Cloots. Hört mich nur aus. Alle Menſchen werden Menſchen ſein, und Brüder, und freie Republikaner, (zu Danton gewendet) Meine Ueberzeugung iſt immer geweſen, daß alle Völker zu einem einzigen verſchmelzen werden —

Danton (ernſthaft ihn auf die Schulter klopfend) Das glaub' ich auch, lieber Cloots!

Cloots. Und ich ſage, daß dieſe Zeit ſchon da iſt —

Danton. Das — hm! weißt du das gewiß, lieber Cloots?

Cloots. Das Volk aber, an welches zunächſt ſich alle andern ſchließen müſſen, iſt das franzöſiſche (mit oratoriſchem

Pathos) Denn das franzöſiſche Volk iſt das freieſte, und ein Volk, das frei iſt im Innern, wird nie nach Außen den Eroberer, den Unterdrücker ſpielen!

Wie einſt der Aar des Zeus den Ganymed,
Wird Frankreichs Aar empor die Völker tragen
Auf ſeinen Schwingen in der Freiheit Himmel
Und ſchöner Menſchlichkeit! —

Danton (zu Robespierre bei Seite) Es iſt merkwürdig, wie viel Geiſt mancher Menſch aufwendet, um zu beweiſen, daß er ein Narr iſt. (Trommelwirbel und Muſik erklingt)

Der Schreiber der Comune (von der Höhe des aufgerichteten, mit Teppichen behangenen Gerüſtes in die Scene blickend) Sie kommen! Der dicke Henriot, der wackere Commandant mit dem weinrothen Geſicht, reitet dem Zuge voran und macht Ordnung. Tretet auseinander, ſonſt werdet ihr über den Haufen geritten! (Das Volk macht Platz. — Robespierre hat ſich während der ganzen Scene beinahe theilnahmslos verhalten: er gibt Zeichen der Zerſtreutheit, iſt zuweilen wie in ſich verſunken, beſchäftigt ſich mit andern Dingen, betrachtet Nebenſächliches um ſich her, und richtet nur manchmal einen ſcharfen Blick auf den eben Sprechenden.)

Dritte Scene.

(Der Feſtzug erſcheint unter den Klängen der Muſik. Voraus Henriot zu Pferde. Dann eine Schaar weißgekleideter, roſenbekränzter Mädchen, dann folgen die wie Feldzeichen erhobt getragenen Büſten Voltaires und Marats. Unmittelbar vor der Göttin wird eine große angezundete Fackel hergetragen. Die Göttin ſelbſt ruht auf einem blumengeſchmückten Triumphwagen, angethan mit weißer Tunica, darüber eine wallende Chlamys von himmelblauer Farbe. Auf dem Haupte eine rothe phrygiſche Mütze. Hinter ihr Hebert, Chaumette und andere Mitglieder des Rathes der Gemune. Nachdem der Zug in der Mitte des Platzes angelangt, macht der Triumphwagen Halt. Die Göttin verläßt denſelben und wird von Hebert und Chaumette auf das thronartige Gerüſt hinaufgeleitet, wo ſie Platz nimmt. Die bisher ihr vorgetragene Fackel wird in ihre Hand gegeben. Die Jungfrauen gruppiren ſich um den Fuß des Gerüſtes. Die Muſik verſtummt.)

Ein Bürger im Vordergrund zu ſeinem Nachbar) Prächtige Geſtalt, dieſe Göttin der Vernunft!

Der Nachbar. Ja, ſie iſt ein ſchönes Weib, die Momoro; nur ihre Zähne ſollen ſchon einigermaſſen defekt ſein.

Ein Weib (zu ihrer Nachbarin) Seht einmal, was ſie für große funkelnde Ohrringe trägt!

Die Nachbarin. Die hat ſie von dem reichen deutſchen Baron.

Hebert (beſteigt die Bühne, doch nicht ganz bis zur Höhe, auf welcher die Göttin ſitzt) Mitbürger! Die freche Rebellion der executiven und der adminiſtrativen Gewalten gegen das ſouveräne Volk, welche in Frankreich wie allenthalben ihr Weſen trieb, iſt niedergeworſen. Der von den erſten Beamten des Staates, den Königen, bisher geübte Amtsmißbrauch iſt für immer abgeſtellt. Seit dem Augenblick, da das Haupt Ludwig Capets fiel, und der Staub ſeiner Ahnen in den Prunkgräbern von St. Denys im Staub der Straßen von Paris ſeinen Bruder begrüßte, iſt der Königsbann und Zauber, der auf den Völkern laſtete, gebrochen. Wir zogen nach St. Denys, wir öffneten die koſtbaren Schreine der verblichenen Despoten von Frankreich: da lagen ſie, die einſt allmächtigen Abgötter, vor welchen wir das Knie beugten; da lagen ſie in ihren Silberſärgen, Staubphantome, nur noch von den letzten Reſten goldgeſtickter Gewande zuſammengehalten. Wenn man mit den Fingern an die Majeſtäten tippte, rieſelte die Todtenaſche aus den Gold- und Purpurfetzen hervor, wie der Staub aus einem Staubſchwamm, den man in der Hand zerdrückt. In ganzen Wolken ſtäubte ſie empor, die Königsaſche, und wer da herumging, dem klopfte ſein Diener am nächſten Morgen verweſte Potentaten mit dem andern Staube aus den Kleidern. Es gibt keine gebornen Götzen der Menſchheit mehr. Die

Menſchheit wird künftig nur diejenigen ehren, die ihr gedient, nicht diejenigen, die ſie beherrſcht haben (auf die Büſten deutend) Da ſeht das Bild Voltaires, des großen Vorkämpfers der Gedankenfreiheit; da ſeht das Bild Marats, des echten glühenden Patrioten, der für die Freiheit darbte, ſiechte, verhöhnt, und zuletzt gemeuchelt wurde — der die Lauen und die Ehrgeizigen zugleich beſchämt, die auch jetzt noch das freie Volk zu eigenſüchtigen Zwecken zu umgarnen trachten — das ſeien unſere Genien, das ſeien unſere Götter für die Zukunft! Vor Dieſen, Volk, entblöße dein Haupt!

Volk (die Mützen ſchwingend) Hoch Voltaire! hoch Marat!

Hebert. Statt der blinden Willkühr und ſtatt des blinden Aberglaubens herrſche künftig die Vernunft! Dieſer Göttin wollen wir fortan einzig huldigen! Die Vernunft iſt Menſch geworden — und hier (auf die Göttin weiſend) ſeht ihre Geſtalt vor euch entſchleiert!

Volk. Es lebe die Göttin der Vernunft! (Schwenken der Mützen) Es lebe die Republik!

Danton (zu Robespierre abſeits) „Er iſt verzweifelt wild heute, der Vater Duchêsne!“ (Beide verlieren ſich unter dem Volk.)

Chaumette (beſteigt die Tribune, nachdem ſie Hebert verlaſſen) Republikaner! Wir haben die Tyrannei nicht bloß vom Throne, wir haben ſie auch von der Kanzel geworfen. Seitdem zu des großen Voltaire Zeiten die Mäuſe des Unglaubens zum erſten Mal den Speck der Kirche benagt, und ſeit die Naturforſchung aufgeſtanden vom Faulbett des Begriffs der göttlichen Allmacht, auf dem ſie geſchlafen, iſt Frankreich vorwärts gegangen mit Gigantenſchritt. Nur fort auf dieſem Wege, Brüder! Streuen wir mit der Aſche der Könige auch die Aſche der Kalenderheiligen aus den Kirchen in alle vier Winde! Und inſoferne ſie von Metall, dieſe Heiligen, ſollen ſie gute Patrioten werden und für die Republik in's Feuer gehen: wir ſchmelzen ſie ein! Reißen wir den Kirchthürmen ihre geſchwätzigen Glockenzungen aus und laſſen wir ſie im Felde als Kanonen brummen; ſchneiden wir Patronen aus den Meßbüchern! Auf die Friedhöfe laßt uns die Inſchrift pflanzen: „Ewiger Schlaf!“ Opfern wir nicht mehr das Beſte unſerer Habe dem Himmel; ſeien wir klug wie die alten Heiden: die brachten den Göttern von den Opferthieren auch nur die Häute und die Knochen dar, das Fleiſch aßen ſie ſelbſt. Unſere Göttin ſei die Vernunft, die geſunde Vernunft ohne Grübeleien, ohne Wiſſenskram, ohne ariſtokratiſche Gelehrſamkeit. Und als Franzoſe und Republikaner füg' ich hinzu: Die Wiſſenſchaft muß nützlich ſein, und die Künſte müſſen einzig dem Patriotismus dienen; ſie ſollen keine Werkzeuge ariſtokratiſcher Verweichlichung ſein. Den altehrwürdigen Prachtbau von Notredame, der da vor uns ragt, weihen wir von heut an zum Tempel der Vernunft, ſtellen auf ſeinen Hochaltar die Göttin der Vernunft! Vorerſt aber, zum Zeichen, daß das Licht Allen gemein iſt, (ſich zu den Jungfrauen wendend) entzündet die Fackeln und vertheilt ſie unter das ganze Volk! (Die Jungfrauen ergreifen Fackeln, von welchen ein großer Haufe am Fuße des Gerüſtes aufgeſchichtet iſt, und entzünden ſie an der Fackel der Göttin.)

Cloots. (ſich mit ſeiner Schaar nähernd) Laßt alle Völker die Fackeln an dieſem Licht entfachen, das in Frankreich aufgegangen!

Chaumette. Entflammt die Fackeln und tragt das Evangelium der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in alle Welt! (Cloots und die Seinigen ergreifen Fackeln und zünden ſie an.)

Lamberline (mit ihrer Schaar hervortretend). Soll das Licht der Vernunft immer nur für eine Hälfte der Menſchheit leuchten?

Chaumette. Theil haben ſoll auch das Weib an Freiheit und Wahrheit. Entzündet eure Fackeln am gemeinſamen Licht! (Lambertine und die Ihrigen folgen der Weiſung.) Bürger und Bürgerinnen der Republik! Die Vorfeier des Vernunftfeſtes haben wir gehalten unter der blauen Decke des Himmels, denn kein Dom iſt weit genug, alle Gläubigen des Lichts zu faſſen! Nun aber ſei das Werk gekrönt, indem wir die Göttin der Vernunft durch die Tempelpforten geleiten und ihr den Thron anweiſen auf dem Hochaltar von Notredame! (Trommelwirbel. Muſik. Der Zug ſetzt ſich in Bewegung. Cloots und Lambertine mit den Ihrigen ſchließen ſich an. Volk drängt nach, der Zug begibt ſich in die Kirche von Notredame, welche den Hintergrund bildet. Nachdem hierdurch der Vordergrund der Bühne frei geworden, treten Danton und Robespierre wieder hervor.)

Danton. Haſt du die Stichelrede Hebert's auf die Lauen und die Ehrgeizigen gehört? Wen mag er wohl gemeint haben? Uns beide doch nicht? Ich bin nicht mehr ehrgeizig, und du, bei Gott, nicht lau! Es trifft ſomit nicht zu! — Aber dieſe Leute von der Comune werden verwegen — ſehr verwegen — — Mir iſt's lieb, daß ich nun weiß, wie die leibhafte Vernunft ausſieht. Ich möchte nur wiſſen, ob der angetraute Gemahl der Frau Vernunft, der Glatzkopf Momoro, ſeine Mittagsſuppe göttlich und vernünftig findet, wenn ſie ihm die Göttin der Vernunft in der Küche hat brenzlich werden laſſen? (zu Camille Desmoulins, der aus der Kirche nach vorn kommt) Was macht die Göttin drinnen, Camille? Haſt du ihr den Pantoffel geküßt? Wie ſieht's aus in Notredame?

Camille. Wie in einer Taberne. —
'S iſt ein Geruch darin
Von Heringen und von gebrannten Waſſern.
Die Sansculotten tanzen mit den Jungfern
Als wahre Ohnehoſen — nackt die Bruſt,

Die Strümpfe niederhängend, Pfeif' im Munde.
Das Innere des Doms iſt ausgekleidet
Mit Grün, und ſieht wie eine ländliche
Weinwirthſchaft aus am Sonntag Nachmittag.
Getränke, Würſtchen und Paſtetchen ſind,
Und was man ſonſt noch wünſchen mag, zu haben.
Aus Kelchen trinkt man Branntwein, und verſchlingt
Aus Opferſchalen weiße Maccaroni —

Danton. Und die Göttin?

Camille. Sie hüſtelt ſtark, denn Chaumette ſchwingt vor ihr ein kupfernes Rauchfaß, und kitzelt ihre Naſe im Eifer mit mehr Rauchwolken, als ihre noch grüne Göttlichkeit vertragen kann. Dabei hält er eine Predigt über eine umgeſtürzte Bildſäule der hl. Jungfrau, und ſtellt dieſe der Repräſentantin der Vernunft vergleichend gegenüber — bei welchem Vergleich die Jungfrau natürlich ſehr übel weg kommt. Hebert dagegen haranguirt den Pöbel von einer andern Seite; er zecht mit dem abgedankten militäriſchen Bandenführer Ronſin und dem dicken Henriot, und alle Drei ſchwören, daß etwas geſchehen müſſe gegen die Gemäßigten, gegen die Lauen, gegen die heimlichen Ariſtokraten, wie gegen die Ehrgeizigen, die leider im Convent und im Wohlfahrtsausſchuß ſitzen, und die mit berühmten Namen zweideutige Abſichten decken —

Danton. Es iſt zum Todtlachen. — Robespierre, wenn du etwa der Comune die Haare und Nägel, die ſie ſich troglodytiſch lang hat wachſen laſſen, beſchneiden willſt, ſo thu's; ich werde diesmal auch nicht mit einem Zucken des Mundwinkels opponiren. Köpft dieſen Hebert, ihr Männer vom Wohlfahrtsausſchuß und verſchont dafür ein Dutzend ſogenannter Verdächtiger und Ariſtokraten, denen meiſt kein anderes Verbrechen nachzuſagen iſt, als daß ſie von altem

Adel und dumm ſind. Lieber unter Ariſtokraten leben als unter dieſen ungewaſchenen Plebejern, die uns mitten in Paris zu Wilden, oder zu Spartanern, zu Bürgern des Rouſſeau'ſchen Naturſtaats machen wollen —

Robespierre (ruhig). Laß Rouſſeau aus dem Spiel, Danton!

Danton. Dein Ideal — ich weiß! das meinige bekanntlich nicht — ſchwärme nicht für den Rouſſeau'ſchen Naturſtaat, ſo wenig als für Sparta und ähnliche Muſterrepubliken. Zum Teufel, ſind wir darum frei geworden, um als Duckmäuſer zu leben, oder als Naturburſche zu verwildern? Das Volk braucht Seife und einen Gott — Beides will ihm Chaumette nehmen. Die Franzoſen ſind Sansculotten geworden. Wir haben ſie ohne Hoſen übernommen, und unſer Stolz ſollte ſein, ſie behoſ't unſern Erben zu hinterlaſſen. Idealiſten wie Rouſſeau —

Robespierre (ruhig und ernſt wie eben). Laß Rouſſeau aus dem Spiel, Danton!

Danton. Wir ſind weit genug gegangen. Nun gar noch dieſe verwünſchten Tollköpfe! — Setz' den Hebert auf die Liſte, Robespierre! ich bin das Blutvergießen im Allgemeinen ſatt, herzlich ſatt — aber Hebert muß noch fallen, wenn nicht die Republik zu Grunde gehen ſoll — und Chaumette — und der Narr Anacharſis —

Robespierre (ruhig, aber bedeutungsvoll). Und mancher Andere noch, Danton — wenn nicht die Republik zu Grunde gehen ſoll! —

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

(Im Hauſe des Tiſchlers Duplay, bei welchem Robespierre zur Miethe wohnt. Eine Art Vorgemach, welches die Wohnung und Werkſtatte des Miethsherrn von dem Wohngemache Robespierres trennt.)

Robespierre (tritt von einem Fenſter zurück) Vorbei die letzten Karren — Hebert flucht — Chaumette macht ein Geſicht wie eine kranke Lerche — der Pöbel, der ihnen vor zwei Wochen zugejauchzt, verhöhnt ſie. (Er nimmt Platz an einem Tiſchchen, durchblättert Zeitungen und eröffnet Briefe. Miene, Haltung und Bewegung drücken eine faſt pedantiſche Gemeſſenheit, Ruhe und anſcheinende Gleichgultigkeit gegen den Inhalt der Zuſchriften aus.) „Robespierre, du Gewaltiger! Seele der Republik — harr' aus! geh' muthig weiter auf deiner Bahn, entgegen dem Ziele, das dir winkt!“ — „Bürgerrepräſentant Robespierre, ich merke, du ſtrebſt nach der Dictatur! Gib ſie auf, die volksverrätheriſchen Pläne, oder wiſſe, daß die Dolche von 22 Brutuſſen, die ſich gegen dein Leben, du Meuchelmörder der Freiheit, verſchworen, Tag für Tag über dir gezückt ſind“ — — „Robespierre, wahrhafter Freund des Volkes, Unbeſtechlicher, erhalte dich das Schickſal noch lange, lange für das Wohl Frankreichs und der Welt!“ — „Du lebſt noch, Tiger, befleckt mit dem Blute der edelſten Geſchlechter von Frankreich? Henker der Menſchheit, du lebſt noch? Gib Acht! ein Sprößling aus edlem Stamme iſt noch übrig und ſein geſchliffnes Eiſen lauert“ — „Robespierre, du theurer, edler, tugendhafter Mann! vergib einer begeiſterten Tochter der Republik, die in Bewunderung für dich erglüht, wenn ſie dich anfleht um die Gnade, dich ſehen, dich ſprechen, ihr republikaniſches Herz an deinem Anblick laben zu dürfen!"

„Du Aas, du Madenſack, du Würmerfraß, elender Robespierre, haſt du keine Scheu vor Gott dem Herrn, dem Beherrſcher Himmels und der Erden? Denn wiſſe, elender Tyrann," — Tyrann ſchreibt der Burſche mit einem doppelten r! Daß doch das Volk nie orthographiſch ſchreiben lernt! — „elender Tyrann, daß du ſammt deinen Spießgeſellen unſer Paris" — wieder ein doppeltes **r** — ich werde den Schulmeiſter köpfen laſſen, zu welchem der Wicht in die Schule ging — (Man hört Geſchrei eines Knaben) Was iſt's? (Der kleine Duplay, von ſeinem Vater verfolgt, der ein Stück Latte ſchwingt, flüchtet zu Robespierre.)

Der alte Duplay. Verdammter Range!

Robespierre. Was iſt's?

Duplay. Die Knochen ſchlag' ich ihm entzwei. Hab' ihn wieder von der Gaſſe holen müſſen, wo er gerauft und den kleinen François in's Geſicht geſchlagen, daß er blutet —

Robespierre (mit großer Ruhe, den Knaben an der Schulter faſſend und ihm ſcharf in's Auge blickend) Der Junge ſieht allerdings im Ganzen ſo aus, als ob er dergleichen gethan haben könnte. Aber man muß keinen Menſchen ungehört verurtheilen. Wie war's, Burſch?

Der Knabe. Wir haben die Erſtürmung der Baſtille geſpielt. Da wollte ich den Anführer machen. Aber François wollte ebenfalls den Anführer machen, weil er größer iſt. Da hab' ich ihn geſchlagen.

Robespierre. Und die andern Knaben?

Der Knabe. Die halfen dem François.

Robespierre. Und dann?

Knabe. Dann habe ich ſie auch geſchlagen.

Robeſpierre (immer ſehr gelaſſen) Junge, du ſpielſt ein gewagtes Spiel! Weißt du nicht, daß in einem republicaniſchen Gemeinweſen die Majorität entſcheidet? — Ihr ſpielt alſo in dieſer Art auf der Straße die Erſtürmung der Baſtille und dergleichen?

Knabe. Ja. Wir haben auch ſchon öfter einen Freiheitsbaum aufgerichtet, und haben darum herumgetanzt. Und wir ſind auch marſchirt, und haben einen Ariſtokratenkopf auf eine Pike geſteckt.

Duplay. Was, Bube? einen Ariſtokratenkopf, einen wirklichen Ariſtokratenkopf?

Knabe. Nein, er war von einer Katze; aber er ſtellte doch einen Ariſtokraten vor. Wir ſpielen auch Guillotine. Und manchmal exerzieren wir und ſchlagen die Trommel.

Robeſpierre. Hör' einmal, was ſoll denn künftig aus dir werden, Burſch?

Knabe. Ein alter Römer.

Robeſpierre. Ein alter Römer?

Knabe. Ja. Bürger Camille iſt neulich auf der Straße an uns vorbeigekommen, als wir Guillotine ſpielten, und hat geſagt, wir müſſen Alle alte Römer werden. Und ein Volksvertreter will ich auch werden; wie Ihr, Bürger Robeſpierre. Und ein General —

Duplay. O du Tropf!

Robeſpierre. Alſo auch ein General? da ſeht einmal! Steckts dem Bürſchchen auch ſchon im Blute? (etwas boshaft) du willſt alſo Soldat werden? Komm einmal her! kannſt du Strapazzen ertragen und Wunden? und Schmerzen? weißt du, was ſpartaniſche Lebensweiſe iſt? wir wollen ſehen! (er faßt den Knaben, während er ſpricht, am Arm, und kneipt ihn heftig. Der Knabe ſchreit und läuft davon. Am Eingang ſtößt er zuſammen mit Frau Duplay, die eben vom Markte zurückkehrt.)

Frau Duplay (mit einem großen Korbe am Arm) Was quickſt du Junge?

Knabe. Ach, es iſt nichts. Der Bürger Robespierre hat mich in den Arm gekniffen.

Frau Duplay. Der Bürger Robespierre? (ihn erblickend und haſtig auf ihn zugehend) Bürger Robespierre, wißt Ihr, was heute ein Kohlkopf koſtet? — zwanzig Sous! — zwanzig Sous, Bürger Robespierre, ein Kohlkopf! — Was hilft uns die Freiheit, Bürger Robespierre, wenn ein Kohlkopf 20 Sous koſtet? wozu guillotinirt man ſo viele Leute, wenn die Marktpreiſe täglich ſteigen? was nützt es denn, Bürger Robespierre, daß die Menſchenköpfe ſo wohlfeil ſind, wenn die Kohlköpfe aufſchlagen? Wißt ihr, was die Leute ſagen? „Unter dem Königthum kaufte man um 2 Sous einen ſolchen Kopf!“ — „Eine Hungersnoth wie dieſe hat Frankreich nie erlebt!“ —

Robespierre. Sagen das die Leute?

Frau Duplay. Ihr hättet nur den Koch des Banquier Frey hören ſollen, und den Koch des Bürgers Lacroix, und den Koch des Bürgers Danton, der früher beim Grafen Lavalette gedient hat —

Robespierre. Was ſagte der?

Frau Duplay. Es ſei ein Glück, ſagte er, daß ſein jetziger Herr das Geld weniger anſehe. — Zwanzig Sous! — Da faſeln ſie vom „Maximum!“ Die Händler verkaufen die ſchlechte Waare öffentlich nach dem Maximum, und die beſſere heimlich für beſſere Bezahlung an die Ariſtokraten!

Duplay. Man ſollte die Schufte köpfen oder an die Laterne hängen!

Frau Duplay. Schweig! — Es gilt auch Viele, die laufen den Landleuten ſtundenweit entgegen, und kaufen ihnen den ganzen Vorrath ab —

Duplay. An die Laterne mit ihnen!

Frau Duplay. Schweig', Duplay. Ich will nicht immer davon reden hören. Auf dem Guillotine-Platz iſt der ganze Boden bis an die Seine ſo ſchlüpfrig von Blut, daß ich neulich ausglitſchte und hinfiel —

Duplay (der ſich während der ganzen Scene im Gemach zu ſchaffen macht) Weib, du ſchwatzeſt ſchon wieder zu lange!

Robespierre Redet nur, redet, Bürgerin Duplay! Ihr thut mir einen größeren Gefallen als ihr meint.

Frau Duplay. Schweig doch, Duplay! — Aber Bürger Robespierre! wie ſeht ihr heute wieder aus! Freilich, von Milchſpeiſen und von Obſt kann der Menſch nicht gedeihen, Bürger Robespierre! Und bei Nacht, da ſoll ein rechtes Menſchenkind im Bette liegen, nicht auf- und nieder trotten bis zum Morgengrauen, wie Ihr, wenn Ihr auf die langen Reden ſinnt, die Ihr im Convent haltet und im Jakobinerklub. Ihr ſetzt mich in Angſt! Was macht Ihr für Augen? Alle Wetter — ein ſo junges Blut! Fünf und dreißig Jahre! Und ſolch' eine Miene! Thut draußen in der Welt, als ob Euch ganz Frankreich unterthänig wäre — und es iſt auch ſo! — ereifert Euch mitunter, als ob Ihr Alles kurz und klein ſchlagen wolltet, und daheim ſeid Ihr ein ſtilles Lamm, ein Kopfhänger! — Und ein armer Teufel dazu! Seid nicht ungehalten, um Gottes willen! ein armer Teufel — ihr! es iſt zum Verrücktwerden. Könntet ſo gut und beſſer leben, als Bürger Danton und Andere, könntet auch in Paläſten wohnen und in ſchönen Landhäuſern, und Köche und Bediente halten. Aber da ſitzt Ihr in der kahlen dumpfen Kammer, und grübelt Tage und Nächte lang . . . Aber ſagt einmal, Bürger Robespierre, wer hat Euch denn heute die Halsſchleife geknüpft?

Robespierre. Wer? Ach ja, ich erinnere mich — Euer Töchterlein —

Frau Duplay. War's Thereſe? oder Leonore?

Robespierre. Die Kleine —

Frau Duplay. Die „Kleine?" Alt genug, Bürger Robespierre! Bald ſechzehn Jahre! Alt genug! Leonore, komm doch herein! (Leonore tritt ein.) Mädchen, ſoll ein Volksvertreter wie eine Vogelſcheuche ausſehen? Haſt du nicht ſchon als kleines, ſo kleines Ding dich zuweilen auf den Schemmel geſtellt und dem Bürger Robespierre die Halsbinde geknüpft, wie ſich's gehört? Und jetzt biſt du täglich ungeſchickter, wenn du einen Handgriff an ſeinem Leibe thun ſollſt. Gleich mach's beſſer! (Leonore verſucht es zitternd.) Geh' zum Henker! (drängt ſie weg und thut es ſelbſt.) Weißt du nicht, daß der Bürger Robespierre Alles genau haben will? — Nimm dir Thereſen zum Muſter! Thereſe iſt reſolut, Thereſe iſt verſtändig! Darum hat ſie auch ſchon einen Bräutigam, und keinen Geringern als den Volksvertreter Lebas — und du, wer fragt nach dir? Ihr müßt aber nicht glauben, Bürger Robespierre, daß Euch das Mädchen nicht verehrt, wie man ehedem die Heiligen im Himmel verehrte. Seht wie ſie daſteht und keinen Mund aufthut — und ſeid Ihr nicht zugegen, ſo ſchwatzt ſie den ganzen Tag von Euch. War ſie nur einen Augenblick in Eurer Stube, Herr Gott im Himmel! das iſt ein Wichtigthun, ein Eifer, ein Geſchwätz! „Jetzt thut der Bürger Robespierre dies, jetzt thut er das; jetzt ſitzt er, jetzt lieſt er, jetzt ſchreibt er, jetzt geht er auf und ab, jetzt iſt er bleich, jetzt glüht er im Geſicht — er iſt doch nicht etwa krank?" Da iſt nichts ſo unbedeutend, daß ſie nicht einen halben Tag davon reden und einen ganzen darüber nachdenken ſollte. Neulich — (Leonore erſchrickt und läßt einen Blumentopf am Fenſter fallen, mit welchem ſie ſich eben beſchäftigt.)

Duplay (hinzuſpringend) Dummes Ding!

Frau Duplay. Ich bitte dich, ſchweig' ſtill, Duplay! — Da habt ihr's! — Neulich alſo, was thut ſie? da finde ich ſie gar an Eurer Thür — ſie lauſcht —

Leonore (flehend) Mutter!

Frau Duplay. Geh' und füttere den Kanarienvogel! — Lauſcht an Eurer Thür, ſag' ich, und hört zu, wie Ihr Reden haltet und mit Euch ſelber ſprecht — (Leonore eilt beſchämt und mit Thränen im Auge ab.) Und wie ich ſie zur Rede ſtelle, da ſagt ſie, ſie höre Euch ſo gern reden — aber nur wenn ſie Euch nicht ſehe — ſonſt fürchte ſie ſich, und es klopfe ihr das Herz —

Duplay. Biſt ſelbſt nicht anders, Alte! Redeſt du den lieben ganzen Tag von etwas Anderm als vom Bürger Robespierre? Der Bürger Robespierre —

Frau Duplay. Schweig doch ſtill, Duplay —

Duplay. Ich will reden. Der Bürger Robespierre wird immer zuerſt bedient, und es handelt ſich immer nur darum, was der Bürger Robespierre braucht und will und wünſcht, und wenn mich die Eiferſucht oder der Neid plagte, ſo könnt' ich als Herr im Hauſe . . .

Frau Duplay. Was?

Duplay. Du nimmſt dir zu viel heraus, Weib, du com[illegible]irſt am Bürger Robespierre herum, daß es eine Schande iſt, tappſt an ihm wie an einer Kinderpuppe herum, wenn dir ſein Anzug nicht gefällt —

Frau Duplay. Ich bitte dich, ſchweig, Duplay!

Duplay. Du incommodirſt ihn, drängſt dich auf, kümmerſt dich zu viel —

Frau Duplay. Muß ich es nicht? Soll er ſich ſelber um alle Kleinigkeiten Sorge machen? Hat er nicht Anderes zu denken? Iſt er nicht oft ſo verſunken in ſich ſelber, daß er gar nicht weiß, was er thut? Hat er nicht neulich bei Tiſche ſich die Suppe aus der Schüſſel geſchöpft, ohne zu merken, daß er noch gar keinen Teller vor ſich hatte?

Duplay. Nun, nun, ereifere dich nicht, Alte! — Genau genommen will ich's ſelber ungefähr ſo haben — ich will, daß du mir den Bürger Robespierre ſo pflegſt, wie du ihn pflegſt, und ſo wahr ich ein ehrlicher Sansculotte und Republikaner bin, wenn du anders thäteſt, Weib, ſo könnte es wohl geſchehen, daß ich dir die Hirnſchale einſchlüge (ab.)

Frau Duplay. Narr! — Wer da? ein Fremder an der Thür? (Sie geht zur Thür. St. Juſt tritt ein.) Kein Fremder, Bürger Robespierre! Kein Fremder! Da ſeht! (ab.)

Zweite Scene.

Robespierre. St. Juſt? vom Felde heimgekehrt?

St. Juſt. Vom Rhein! Wie neu geboren! Im Lager iſt die Republik. Das iſt Leben, wenn die Eiſenglieder der Bataillone ſtarren und ein Schauer geht durch den Bajonettenwald! Wenn ich lange zu Pferde bin, ſo ekeln mich unſere Pariſer Conventsdebatten an. Im Geknatter des Pelotonfeuers iſt mehr Schlagkraft als in wohlgeſetzten Reden. Ich liebe das Schlagkräftige. Klappen muß Alles, raſch und ſicher, wenn ich Wohlgefallen haben ſoll. Ich habe nur *ein* Ziel im Auge: den Sieg der Republik! Nach außen und innen! Mein Gemüth hat, wie die Trommel, nur einen einzigen Ton. Was rümpfſt du die Naſe?

Robespierre. Ich wittere Pulverdunſt, Geruch von altem durchgeſeſſenem Sattelleder, von ſchmutzigen Reiterkollern, ich wittere Kaſernendunſt, mein Freund, ſeit du hier eingetreten und zu reden angefangen. Du weißt, daß ich eine Antipathie gegen dieſe Art von Gerüchen habe.

St. Juſt. Und ich wittere hier Geruch von Studierlampenöl und von plebejiſchen Hobelſpänen. Grübelnder Titane, komm ins Feld, ſteig zu Roß einmal, und finde was dir einzig noch mangelt, um den Himmel zu ſtürmen. Du biſt kein Franzoſe, Robespierre! in deinen Adern rollt Puritanerblut — deiner Ahnen Wiege ſtand ja, wie man ſagt, drüben in Albion!

Robespierre. (lächelnd) Darum ſchlag' ich Franzoſenköpfe ab — aus Stammeshaß! Doch nur zu Hunderten. Wenn aber früher oder ſpäter ein Robespierre zu Pferde ſteigt und ſich für die Schauer des Bajonettenwalds begeiſtert, dann, St. Juſt, dann wird er Hunderttauſende zur Schlachtbank führen, und unſer Frankreich, jetzt ſo ſtolz und frei, wird ihm die Füße lecken . . .

St. Juſt. Mag ſein. Verzeih', wenn ich zu ſoldatiſch keck geſprochen. Bin ich nicht dein Sklave, dein Werkzeug? Mein Wille, mein Weſen hat ſich dem deinigen ergeben. Du haſt Manches, was mir fehlt. Wir ergänzen einander. Wir gehören zuſammen, wie Blitz und Donner, wie Wort und That. An dir bin ich mir ſelber klar geworden. Ich zähle 25 Jahre, du um ein Jahrzehend mehr; ich bin jung, aber reif, wie du weißt, und fertig fürs Leben. Ich grüble nicht gern; ich möchte ganz Thatkraft ſein — meine Natur hat etwas Metalliſches: ſcharf, gediegen, ſchneidig und kalt. Wenn ich ſo alt werde, wie du jetzt biſt, ſo werde ich entweder Roſt anſetzen, oder ich werde ſchartig werden wie ein altes, ausgeſchliffenes Guillotinenmeſſer — drum ſtürb' ich gerne jung, und werd' es auch. Ich bin Fataliſt — aus der Faſſung bringt mich nichts —

Robespierre. Ich weiß, du biſt ein kalter Fanatiker —

wenn die Schulmeiſter mir dieſe Wörterverbindung erlauben.

St. Juſt. Die Welt gehört den Apathiſchen.

Robespierre. Schwärmer und Sprudelköpfe ſind unſere Pioniere.

St. Juſt. Dich hab' ich in Verdacht, daß du ein heimlicher Schwärmer biſt und nur von außen kalt!

Robespierre. Meinſt du?

St. Juſt. Nein, vergib! Ich weiß es nicht genau. Ich kenne dich manchmal nicht. Du bringſt mich zur Verzweiflung.

Robespierre. Armer Junge!

St. Juſt (faßt Robespierre an der Schulter und ſchüttelt ihn) Rede, du Sphinx! Hilf mir dein eigenes Räthſel löſen! Steh, Proteus, und wechsle nicht die Farbe! Ich faße deine Hand (er thut es) — gib Antwort: nicht wie ein Diplomat, ſondern wie Einer, der im Traume redet und ſich ſelbſt nicht hört!

Robespierre. So frage. Du biſt, wenn ich den alten, ſchweigſam ſchlauen Ironiker Couthon ausnehme, der einzige Menſch in Frankreich, der mich leidlich verſtehen könnte!

St. Juſt. Hältſt du noch alle Fäden ſicher?

Robespierre. In dieſer Hand. Wer allwiſſend iſt, der iſt immer auch allmächtig —

St. Juſt. Die Hebertiſten? Die Helden des Tages mit den ungeheuren Schnurbärten, rothen Hoſen und rothen Mützen?

Robespierre. Vor acht Tagen ging der Vortrab zum Schaffot, heut folgte der Nachtrab.

St. Juſt. Die Geſchichte ſchreitet in Frankreich mit Siebenmeilenſtiefeln. Und doch haſt du die Schreier der Comune an langem Seile laufen laſſen. Wie Cicero den

Catilina! Du wollteſt erſt einen offenen Tumult von ihnen haben, eh' du ſie faßteſt —

Robespierre. Sie mußten mir auf halbem Weg entgegenkommen — Tag und Stunde war voraus berechnet, wann wir zuſammentreffen würden — Gewiſſe Dinge wollen ihren Verlauf haben, und ein großer Theil des Volkes war erſt umzuſtimmen —

St. Juſt. Und er iſt umgeſtimmt. Ich begegnete den Karren. Hebert knirſchte mit den Zähnen, als die ehemaligen Bewunderer ſeines „Vaters Duchêsne“ ſpottend ihm das bekannte Sprüchlein ins Ohr gellten: „Er iſt verzweifelt wild heute, der Vater Duchêsne!“ Der Deutſche Anacharſis hielt Farbe bis zum letzten Augenblick, gab ſeinen Gefährten auf dem Wege gelehrte philoſophiſche Auseinanderſetzungen zum Beſten, und rief einmal über das andere: „Es gibt keinen Gott! Es gibt keine Unſterblichkeit der Seele! Thut mir den einzigen Gefallen, Brüder, und bekehrt Euch nicht etwa aus Schwäche noch im letzten Augenblick!“ — Glaubſt du wirklich, daß der Mann heimlich im engliſchen Solde ſtand, um die Republik durch Förderung der extremſten Parthei ſtürzen zu helfen?

Robespierre. Nein, er war ein Narr auf eigene Rechnung. Genug von dieſen!

St. Juſt. Und was weiter?

Robespierre. Wie meinſt du?

St. Juſt. Danton?

Robespierre. Ein Koloß an Haupt und Bruſt — aber ſeine Füße werden ſchwach.

St. Juſt. Camille?

Robespierre. Ein weicher Schwätzer.

St. Juſt. Tallien?

Robespierre. Ein verliebter Tropf.

St. Juſt. Fabre d'Eglantine? Lacroix? Louvet? Herault de Sechelles?

Robespierre. Schöngeiſter — Leckermäuler — Weiberjäger — ausgepumpte Kerle — haben zuſammen nur einen einzigen Kopf: Danton!

St. Juſt. Und der?

Robespierre. Wie geſagt, ein Koloß auf ſchwachen Füßen.

St. Juſt. So imponirt er nur mehr im Sitzen und unthätig. Treib' ihn zum Aufſtehen, und er wird ſeine Schwäche verrathen.

Robespierre. Seine Partei iſt die der geſinnungsloſen Schlemmer, denen die Marſailleſe zum Trinklied und der neu eroberte Boden der Republik zum Lotterbette geworden, auf welchem ſie von ihren kurzen Strapazzen ausruh'n. Sie möchten ihre perſönliche Beute in Ruhe verzehren. Kein ſittlicher Ernſt, kein zweckbewußtes Wollen in ihrer Bruſt! Sie ſtecken die Republik, die mehr als je des ganzen Aufwandes von männlicher Tüchtigkeit, von Ernſt und Energie bedarf, mit ihrer Schlaffheit an. Sie ſind Verräther, gleichviel ob ſie es wiſſen und wollen oder nicht. Ich fürchte, bald wird es heißen: Dantons Haupt oder das Wohl der Republik! —

St. Juſt. Mit andern Worten: Er oder du? Weißt du, welches Sprüchlein der alte Couthon immer wiederholt? „Serpens, nisi serpentem comederit, non fit draco", — „eine Schlange, die ſich auswachſen ſoll zu einem geflügelten Drachen, muß zuvor eine andere Schlange verſchlungen haben." — Die Republik bedarf des geflügelten Drachens. Und wenn ihn die Patrioten mit einem populären Namen fordern, ſo nennen ſie ihn Dictator — —

Robespierre. Junger Freund, laß mich dies Wort nicht wieder hören!

St. Juſt. Du verſchmähſt den Namen — warum nicht auch die Sache? —

Robespierre (nachdem er einige Schritte haſtig auf- und niedergegangen, ſein Phlegma verlaſſend) Hör' mich, St. Juſt! (ſeine Hand auf St. Juſt's Achſel legend) Das Wort iſt mir ſonſt Werkzeug, Waffe. Dir gegenüber ſoll es ein vertraulicher Bote meiner Gedanken ſein — ſo weit du ſie begreifen magſt. Ich bin vielleicht, wie du geſagt; ein heimlicher Schwärmer. Ich liebe die Menſchheit, wie Rouſſeau ſie geliebt — aber was ſind mir die einzelnen Menſchen? Ich verachte ſie. Nimm den Durchſchnittsmenſchen aus der Maſſe heraus — ſein Weſen iſt die baare Unvernunft. Laß ihn in der Maſſe, an ſeinem Ort, und er iſt Theil eines zwar blinden, aber infalliblen Ganzen. Die Menſchheit geht immer den Weg zum Ziel, aber unbewußt, in blindem Drang, wie ein Nachtwandler. Das Schellengeläut der Phraſen, mit welchen ſie ſich ihren blinden Drang, ihren Weg und ihr Ziel deutlich machen will, hat wenig zu ſagen. Die meiſten Worte miſchen ſich in ihren Fortgang ohne Sinn, bloß zur Ermunterung, wie Hundegebell in's Räderrollen Wahrhaft bewußt gehen den Weg nur wenige Auserwählte. Dieſe Wenigen ſind Regulatoren, Lenker, Förderer, Bahnbrecher — ſie haben den großen Zweck vor Augen — und einzig dieſen — — Weißt du, Freund, was eine große Idee iſt?

St. Juſt. Ich meine es zu wiſſen.

Robespierre. Weißt du, was das Wort Conſequenz ſagen will?

St. Juſt. Ich denke.

Robespierre. Das iſt mir lieb. — Der Einzelne, ſein

Wohl und Weh, ſein Leben, iſt mir nichts. Ich laſſe ihn unbedenklich für den großen Zweck über die Klinge ſpringen. Bin ich grauſam? Mutter Natur macht's ebenſo. Ich wünſche, ich will, daß das Vernünftige ſich auf Erden verwirkliche. Das iſt mein Prinzip — mein Ideal — davon bin ich begeiſtert, oder beſeſſen, wenn Du lieber willſt, dämoniſch beſeſſen — — Das Unvernünftige ſtört mich, quält mich, wie ein Mißklang im Ohr. Ich kann es nicht ausſtehen. Ich will keine Könige, ich will keine Ariſtokraten, ich will keine Privilegien, ich will keine Prieſterherrſchaft, ich will keine Säbelherrſchaft, ich will auch keine Pöbelherrſchaft — nichts von einer Uebermacht, die Zufall, Geburt, eigenſüchtige Schlauheit oder rohe Gewalt gewährt — denn das Alles iſt Unvernunft und ein Gräuel auf Erden. Ich will keine andere Uebermacht als die der Vernunft über den Blödſinn. Wer zu den wahrhaft Bevorzugten gehört, erhält ſeine Präpotenz über die Menge nur dadurch, daß er dieſer Menge gegenüber eine noch größere Menge vertritt: die Menſchheit. Ich halte mich für einen von dieſen. Ich fühle die Flamme der Menſchheit in mir leuchten und brennen — Fiebergluten entzündet ſie in mir — ſie leuchtet, aber ſie verzehrt auch — das Licht fordert Unterwerfung, Gehorſam — auch von mir — es iſt grimmig — es verzehrt mein Menſchliches — und dann wundern ſich die Kleinen, daß ich ein „Unmenſch“ bin. Wer die Fackel dieſes Lichtes trägt, iſt dieſes Lichtes Sklave: aber den Kindern der Finſterniß und der Dämmerung gegenüber iſt er Herr und König. Könige wird es ewig geben. Aber Scepter und Kronen, und höfiſcher Mummenſchanz, und rieſige Civilliſten, das iſt Thorheit, das iſt ſchnöde Unvernunft! Der beſſere Kopf braucht nur hervorzutreten, um zu herrſchen. Darum nichts von Dictatur, Freund! nichts von Dictatur! Nichts von Namen und Titeln und Würden, nichts von Mummenſchanz und Trabanten und Lictorenbeilen — dergleichen compromittirt, discreditirt nur … Bleiben wir auf republikaniſch-geſetzlichem Wege. Wenn Frankreich thut, was ich rathe — was brauch' ich zu befehlen? — Nichts von Dictatur, Freund! verſchone mich damit! —

St. Juſt. Ich begreife — ſchweige — bewundere … Ich bin dein Sklave für immer. Verzeih, daß ich dich kleinlich mit Förmlichkeiten behelligte. . In der Sache ſind wir einig — in dieſem Augenblicke mehr als je! — — (nach einer Pauſe) Du gehſt zu Danton?

Robespierre. In dieſer Stunde noch.

St. Juſt Um ihm den Puls zu fühlen? — Er iſt krank? —

Robespierre. Ja wohl.

St. Juſt. Glaubſt du, daß er noch zu retten iſt?

Robespierre. Iſt er es — der Blitz treffe dieſe Hand, wenn ich ſie ihm nicht freudig und ehrlich reiche.

St. Juſt. Wenn aber nicht? Wenn der Arzt am Krankenlager gezwungen iſt zu ſagen: „der Kranke da muß ſterben“? —

Robespierre. Dann iſt das kein Tyrannen- und Henkerſpruch — kein Todesurtheil —

St. Juſt. Nein, nur eine ärztliche Diagnoſe. — „Serpens nisi serpentem comederit, non fit draco.“ (ſchüttelt Robespierre die Hand zum Abſchied.)

Robespierre. Laß das Sprüchlein! (St. Juſt ab.) Hat er mich ganz verſtanden? Glaubt er an mich? — O, man iſt entſetzlich einſam in der Welt! — Man ſollte ſich gar nicht die Mühe nehmen zu ſprechen. Die menſchliche Sprache iſt zu verbraucht, zu abgegriffen und abgeblaßt, als daß man irgend einem noch etwas aus der Tiefe heraus mit Worten klar machen könnte. (ab in's Seitengemach.)

Dritte Scene.

(Im Hauſe Dantons. Ein Gemach, ausgeſtattet mit reichem, faſt überladenem Prunk, dabei jedoch eine gewiſſe Unordnung.)

Danton (in vollem Staat und in einer theatraliſchen, bewußt-imponirenden Attitude vor einer Porträtmalerin ſitzend, die ihn eben malt; plötzlich aufſpringend und vor die Leinwand tretend) Vortrefflich! — Aber die Haltung nicht frei genug — das Auge zu wenig gebieteriſch — der Kopf nicht genug erhoben — großartiger, impoſanter muß das Alles ausfallen — Gebt dem Bilde einen großen freien Schwung! — Seht mich nur erſt genauer an, wie ich vor Euch ſitze; und wie Ihr's an mir ſeht, ſo werft es hin! (er ſetzt ſich in die frühere Poſitur, ſpringt aber nach kurzer Pauſe wieder auf:) Ein klein wenig blaſirt mögt Ihr den Danton malen, verſteht Ihr? Wie zur Sieſta hingeſtreckt, aber koloſſaliſch, und ſo, daß man ſieht, er kann ſich jeden Augenblick wieder aufrichten und das kleine Geſchmeiß zermalmen — (er ſetzt ſich, ſieht aber bald wieder auf die Leinwand, ungeduldig:) Zu wenig kühner, freier Schwung, ſag' ich Euch, zu wenig Größe! Verwünſcht! was ſoll die Nachwelt zu Eurem Danton ſagen, wen Ihr ihn ſo trübſelig hinpinſelt wie einen kranken Vogel? — Bedenkt doch, Beſte, daß Ihr den Danton malt, den Septembriſeur, und (er kneipt ſie lächelnd in die Wange) das Idol der Weiber, die am Manne den Mann zu ſchätzen wiſſen . . . (er ſetzt ſich, ſpringt wieder auf) Wie wär's, wenn Ihr mich ſtehend maltet? Etwa in dieſer Stellung? oder ſo? (er nimmt verſchiedene Stellungen an) Aber malt, als wär's al fresco — malt wie Michel Angelo — in großen ſtarken Zügen. Denkt — (die Portraitmalerin beginnt zu zittern, Thränen treten ihr in die Augen und ſie ſinkt in einen Stuhl) Was gibts, Dämchen? Was ſoll das?

Porträtmalerin. Eure Stimme, Bürger Danton, verurſacht mir Nervenzufälle. Verzeiht.

Danton. Närrchen — Frau Marquiſe, wollt' ich ſagen

— (mitleidig) Armes Kind! (ſich zu ihr ſetzend, galant) Ich begreiſe — Ihr ſeid nicht in einem Maler-Atelier aufgewachſen, ſondern auf glattem Salon-Parquett — Euer Gemahl Marquis, aber verarmt und zuletzt guillotinirt — nun ſteht Ihr allein, bringt Euch, wiewohl noch jung und ſchön, mit den Erheiterungskünſten Eurer früheren Muße fort — malt die Revolutionsmänner für Bezahlung — mich wundert's nicht, Frau Marquiſe (ihr galant die Hand küſſend) wenn Ihr ſie nicht con amore malt —

Porträtmalerin. Welche Hand könnte den Pinſel führen ohne zu zittern, wenn ſie einen Danton malt?

Danton. Und welche Hand — und wär's auch Dantons Hand — müßte nicht auch zittern, aber aus andern Gründen, wenn ſie in dieſen ſchönen, braunen, krauſen Haaren wühlt? (er ſtreift ihr mit der Hand durch's Haar — ſie entzieht ſich ihm.)

Diener (tritt ein) Bittſteller im Vorſaal —

Danton. Laß ſie Alle zuſammen eintreten. (Die Bittſteller treten ein.)

Danton (zu einer alten Frau) Was iſt Euer Verlangen, würdige Dame?

Die Frau. Mein Sohn iſt in der Armee — ein junger Löwe voll Ehrgeiz — er ſucht Beförderung — Ihr ſeid allmächtig bei Dumouriez, Bürger Danton —

Danton (zu einem jungen Mädchen) Und Ihr, ſchönes Kind?

Mädchen. Mein Verlobter —

Danton. Im Kerker. Ich weiß. Kommt heut Abend wieder, gutes Kind; ich werde ſehen, was ich Euch dann für Troſt geben kann. (kneipt ſie in die Wange) Kommt Ihr?

Mädchen (ſchüchtern) Verzeiht, Bürger Danton! Eure Großmuth —

Danton. Wird Euch das erlaſſen, meint Ihr? Auch gut. (wendet ſich zu einem Manne)

Der Mann. Bürger Danton, gibt es noch Gerechtigkeit in Frankreich?

Danton. Ich weiß es nicht genau. Fragt Robeſpierre!

Der Mann. Leſ't in dieſer Schrift, was mir geſchehen, und urtheilt.

Ein Greis. Bürger Danton, Ihr ſeht vor Euch einen Mann aus edlem Hauſe, ergraut im Dienſte des Vaterlands — Auf meinem Schloße in der Dauphinée, Bürger Danton, ſind tauſend Champagnerflaſchen die Hälſe gebrochen worden auf das Wohl Dantons und der Republik — dennoch wurd' ich verdächtigt, in den Kerker geworfen, endlich entlaſſen, baar aller Mittel — Doch komm' ich, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht um zu betteln — ich komme nur zu ſtehen, Bürger Danton, um Eure Verwendung für die ſtraffreie Rückkehr meines ausgewanderten Sohnes — Wo iſt noch Großmuth zu finden in Frankreich für meines Gleichen, als bei Danton?

Danton. Erlaubt, daß ich Euch vorläufig zwanzig Champagnerflaſchen aus meinem Keller anweiſe, damit das Wohl Dantons und der Republik nicht Schaden leide.

Mehrere Bittſteller. Mein Vater — Mein Gatte — Mein Oheim —

Danton. Schmachten im Kerker? Geht nur, ich will Alles erwägen (ſammelt die Bittſchriften. Die Bittſteller ab. — Danton wirft die Bittſchriften in den Kamin.)

Porträtmalerin (erſtaunt) Man ſagt doch, Bürger Danton, Ihr ſeid großmüthig?

Danton. Ja, aber nur jeden zweiten Tag. Wär ich's alle Tage, ſo ginge die Republik zu Grunde. Es war auch mit Ausnahme des prüden jungen Mädchens kein Geſicht in der Menge, welches verdient hätte, daß man ſich zu ſeinen Gunſten bei den Jakobinern compromittirte. — Noch Jemand?

Der junge Herzog von Chartres*) (tritt ein.)

Danton (hat ſich an einen Tiſch geſetzt, in Papieren kramend, die darauf liegen; er ſetzt dieſe Beſchäftigung mit der Linken fort, während er die Rechte, ohne aufzuſtehen, dem Ankömmling nachläſſig zum Gruße reicht.) Was bringt Ihr, Chartres?

Herzog von Chartres. Bürger Danton, ich wende mich an Euch. Eben von der Armee auf ein paar Tage nach Paris zurückgekehrt, hör' ich, daß man anfängt, mich zu verläumden —

Danton. Man ſagt, daß Ihr Euch mit andern Offizieren in der Armee beikommen laßt, über die Maßregeln des Convents den Kopf zu ſchütteln, daß Ihr die Opfer des Revolutions-Tribunals bemitleidet, daß Ihr zuweilen die unmaßgebliche Meinung äußert, es könne nicht immer ſo bleiben. Laßt das, junger Mann. Ihr dürft das nicht. Ueberlaßt das Andern. Ihr ſeid ein geborner Prinz; Ihr ſeid in königlichen Windeln gelegen; Ihr ſeid ein Bourbon, alſo aus einer Familie, von welcher, wie Ihr wißt, in dieſem Augenblicke nur noch Wenige ausnahmsweiſe ihren Kopf beſitzen. Wahrt den Euren!

Herzog von Chartres. Bürger Danton, Ihr wißt, wie ich erzogen worden bin. Ich habe die mediziniſche Schule beſucht, wie ein Bürgersſohn, habe im Hotel Dieu bei den chirurgiſchen Operationen mitgeholfen, habe manchem verwundeten Sansculotten den Kopf verbunden, mancher armen alten Frau zur Ader gelaſſen.

Danton. Brav! Kehrt jetzt zu Eurer Armee zurück und — ſchweigt. Schlagt Euch tapfer, aber ſeid auch nicht allzu tollkühn ohne Noth. Ihr habt noch eine hübſche Zahl von Jahren vor Euch. In unſerm lieben Frankreich weht veränderlicher Wind; die Franzoſen haben ihre Schwächen, ihre Gewohnheiten, ihren Kitzel, ihre tollen Tage, ſchwärmen heute für die Republik, morgen vielleicht für etwas Anderes. Wohl denen, die die Zeit erleben, wo ihr Weizen blüht. Wartet ab, duckt Euch, verſchlaft den Sturm — Donnerwetter! Ihr ſeid ein Prinz — wer kann die Dinge berechnen? Die Franzoſen ſind zu Allem kapabel. (ihn auf die Schulter klopfend) Adieu, junger Mann! —

---

*) Nachheriger König Ludwig Philipp.

Der Herzog von Chartres (ab.)

Danton (ſich zur Portraitmalerin zurückwendend) Ein Wölkchen auf Eurer Stirn?

Die Porträtmalerin. Ich dachte, wie ſich die Zeiten und die Dinge in Frankreich ſo ganz, ſo merkwürdig verändert haben!

Danton. Thut Euch das leid? Iſt ſie Euch unbequem, die neue Zeit?

Porträtmalerin. Mir hat ſie nichts gebracht und viel genommen.

Danton. Habt Ihr den Schuldbrief, den Ihr an ſie habt, ſchon präſentirt? Verſucht's einmal! Ihr ſeid jung und ſchön, Dame! Ihr ſeid jung und ſchön. Die Münzen gelten unter jeder Staatsverfaſſung. Wirf den Pinſel weg, Kind, und gib dem Republikaner Danton einen Kuß! (ſie ſträubt ſich) Dich ſträuben? Mit dieſem kleinen weißen Händchen? Gegen Danton? Du könnteſt eben ſo gut den Thurm von Notredame als Nadelbüchschen in die Taſche ſtecken wollen. Sei meine Omphale, Kind, ich bin dein Herkules! (Er küßt ſie. In dieſem Augenblicke iſt Robespierre eingetreten, er ſchreitet geräuſchlos und langſam bis zur Mitte des Gemaches vor. Die Beiden werden ihn gewahr. Die Malerin erbebt, rafft ihr Geräth eilig zuſammen und huſcht hinweg, ängſtliche Blicke von der Seite auf Robespierre werfend, und ihm in einem weiten Bogen ausweichend.)

Vierte Scene.

Robespierre (noch immer in der Mitte des Gemaches ſtehend) Danton amüſirt ſich?

Danton. Warum nicht? Gott Amor iſt ein braver Sansculotte. — Und warum ſoll ſich Freiheit der Liebe nicht vertragen mit Liebe der Freiheit? — Laß dich nieder! (Sie ſetzen ſich.) Kein Rhadamantusgeſicht, Robespierre! du machſt mir bange!

Robespierre (hier wie im Folgenden immer mit großer Ruhe ſprechend) Wer kann wetteifern mit deiner immer blühenden Heiterkeit? Deine Geſtalt ſchwillt und rundet ſich täglich mehr . . .

Danton. Siehſt du? Es iſt ohne Zweifel das Fett der Reaction, was ſich bei mir anſetzt.

Robespierre. Ich trau' ihm nicht. Du biſt ein beleibter Choleriker.

Danton. Bei Solchen, meinſt du, glüht das Feuer auch unter dem Fett, wie griechiſches Feuer unter dem Waſſer?

Robespierre. Allerdings.

Danton. Ja, ich verberge unter dem ſcheinbaren Phlegma den keckſten, revolutionärſten Plan —

Robespierre. Wirklich?

Danton. Höre, Robespierre! Ich will heirathen!

Robespierre. Auch das muß überraſchen.

Danton. Ja, ich heirathe, gehe auf einige Wochen, Monate, wer weiß wie lange, aufs Land mit meinem reizenden, jungen Weibchen. Thut einſtweilen, was ihr wollt. Ich gehe euch aus dem Wege. Ich will eure langen, geſinnungstüchtigen Conventsreden nicht mehr hören. Ich habe das doctrinäre Weſen und den blutgemiſchten Pariſer Straßenſtaub und die weichen Pariſer Lotterbetten ſatt. Ich will zur Abwechslung ein unſchuldiges Weib im harzduftigen Wald auf einer Streu von Tannernadeln küßen.

Robespierre. Du, Gaukler, willſt dich jetzt fixiren?

Danton. Ja. Siehſt Du, es kommt für den Mann eine Zeit, wo er das Herumnaſchen in allen Kelchen ſatt hat. Bequemlichkeit, Behaglichkeit, nicht mehr die ſich abhetzende wilde Freudenjagd der Jugend, ſind dann ſein Ideal; ein Weibchen, bequem zur Hand, ein lächelnder Range in der Wiege — ich male mir dieſes Pfahlbürgervergnügen gar nicht übel aus.

Robespierre. Und das Mädchen deiner Wahl?

Danton. Sechzehn Jahre! Friſch, naiv, verliebt und über alle Beſchreibung reizend. Sie gilt als das ſchönſte aller Mädchen von Paris.

Robespierre. Aus guter Familie ohne Zweifel —

Danton. Ich habe nicht viel darnach gefragt. Die Mutter iſt eine bigotte Närrin vom alten Schlage, die durchaus haben will, daß ich mich mit ihrem Töchterlein durch einen nicht auf die Verfaſſung beeideten Prieſter trauen laſſe.

Robespierre. Du wirſt —

Danton. (lachend) Der Alten den Willen thun — weil ſie es unbedingt verlangt —

Robespierre. Gibt es nicht einen Paragraphen der Conſtitution —

Danton. Das ſchönſte Mädchen von Paris, lieber Robespierre! — Wo iſt euer Paragraph? Was will er? Ich brech' ihm den ſchöngebogenen Hals, wie einer Champagnerflaſche! — Laß dir ſagen, lieber Robespierre das Mütterlein will auch — als conditio sine qua non, hörſt du? — daß ich mit dem Bräutchen vor der Vermählung nach gutem, altem chriſtlichem Gebrauche zur Beichte gehe —

Robespierre. Und du?

Danton. Ich werde gehen. Laß dir einſtweilen die Grabſchrift machen, wenn du dich bei dieſer Gelegenheit, ſo ernſt du biſt, zu Tode lachſt.

Robespierre. Danton im Beichtſtuhl — allerdings — das Leben wirft ſeltſame Blaſen des Humors — Was werden die Sansculotten dazu ſagen?

Danton. Was die Athener ſagten, als Alcibiades ſeinem Hunde den Schwanz abſchnitt. Sie werden die Köpfe ſchütteln und einſtweilen nichts Schlimmeres von mir reden.

Robespierre. Ich dachte dich nicht ſo weit —

Danton. Denk es immerhin. Ich bin entſetzlich apathiſch geworden. — Ich ſpüre eine gewiſſe unüberwindliche Müdigkeit in mir.

Robespierre. Du, das Bild der Energie? die dämoniſche Seele der Septembertage?

Danton. Laß die Septembertage. Gerade von daher ſpür' ich die verdammte Müdigkeit. Dergleichen wirkt nach wie große Strapazzen zu Fuß: man ſpürt die müden Glieder erſt den andern Tag —

Robespierre. Eine ſtahlharte Seele, die ſonſt nicht zu biegen noch zu brechen iſt, mag zuweilen durch Temperaturwechſel eine Art Sprung oder Riß bekommen — — Deinen Kraftüberſchwang aber kann ich mir nicht müſſig denken —

Danton (nach einer kleinen Pauſe) Sterben iſt zuweilen die höchſte Bethätigung des Lebens — vielleicht iſt Ruhe zuweilen die höchſte Bethätigung der Kraft — — Da haſt du eine brillante Sentenz — denke dir dabei was dir gefällt.

Robespierre. Du biſt nicht der Mann, freiwillig abzudanken.

Danton. Der Paradiesvogel, ſagt man, fliegt ſchlafend, und findet ſich, wenn er erwacht, am Ziel. Nehmt mich einſtweilen für bankrott, wenn's euch Vergnügen macht. — Wozu die tolle Haſt? Die Welt iſt voll von mittelmäßigen Kerlen, und ein rechter ſo ſelten, daß ihm der Sieg, ſobald er ihn verlangt, noch immer gewiß bleibt, mag er ſich nun auf den Kopf, oder auf die Beine ſtellen. (er ſteht auf und macht einige haſtige Schritte durch's Zimmer.) Aber iſt's der Mühe werth? Gelingt's nicht jedem Zwerg, ſich wichtig zu machen? Ich wollt', ich wär' in der Zeit geboren worden, als man noch zu Pferde ſteigen und den Säbel in die Fauſt nehmen mußte, um zu gelten. Heutzutage wird Jeder hinter dem Ofen ein berühmter Mann.

Robespierre (nimmt ruhig ein Buch vom Tiſch und öffnet es.) Der „Chevalier Faublas?“ Das iſt —

Danton. Ein gutes Buch, denn es iſt nicht langweilig. Das kann man von Rouſſeau's „Geſellſchaftsvertrag“ nicht ſagen. Rouſſeau hat —

Robespierre. Was dir fehlt — eine große Idee.

Danton. Die habe ich allerdings nicht. Mein Kopf iſt eine Republik, in welcher keine fixe Idee als Gedankenmonarch regiert.

Robespierre. Was hat vordem den Stürmer Danton geleitet, wenn nicht eine Idee?

Danton. Wenn ich's nur ſelbſt wüßte! Ein dummer Inſtinkt vielleicht. Wir ſind Alle die Narren geheimer Inſtinkte. Aber ihr ſchnitzelt euch aus lebendigen Inſtinkten, wie aus lebendigen Waldbäumen, todte, hölzern-ſteife Ideengötzen. — Laßt mich in Ruhe — das Leben iſt eine dumme Komödie — es iſt die tolle Jagd nicht werth. Geht zum

Henker mit euren aus dem Cicero und Epictet geholten Floskeln. Tugend und Schrecken — muffiger Bücherſtaub, aufgefriſcht mit Blut — unerquickliches Amalgam! — Ihr wollt alle Feſſeln brechen und doch wieder den Staat nach einer dürren Verſtandesſchablone verknöchern. Euer Communismus wird die Welt bald ſo einförmig, poeſielos und langweilig wie ein großes Arbeits- oder Zuchthaus machen. Die Leute werden wie Galeerenſträflinge alle im ſelben Kittel laufen. Ihr ſchafft die alten luſtigen Feiertage ab, und wollt dafür mit neuen ſtaubtrockenen Allegorien den Pöbel begeiſtern — ihr ſtreicht die Heiligen aus dem Kalender, und ſetzt dafür Rübe, Paſtinak und Sauerkraut hinein. Wie ſchal und ledern iſt das Alles! Die Franzoſen ſind zur Hälfte Barbaren, zur Hälfte Pedanten geworden. Sie wollen Spartaner ſein und Römer und was weiß ich — ſtatt als Franzoſen die Feinde ritterlich zu ſchlagen, und im Uebrigen, wieder als Franzoſen, das neu gewonnene, vom Druck des Aberglaubens und der Despotie befreite Leben heiter zu genießen!

Robespierre (will antworten, beſinnt ſich aber, ſteht auf und macht einige Schritte, während Danton ihn fixirt. Dann zu dieſem zurückkehrend mit der gewohnten Ruhe) *Danton, ich nehme an, du biſt ein ehrlicher Mann* — aber ſieh' ein wenig um dich, Danton, und ſag' mir, ob es die ehrlichen Leute ſind, die aufrichtigen Freunde der Republik, welche die Tugend lächerlich und den Schrecken unbequem zu finden pflegen? *Danton, ich nehme an, du biſt ein ehrlicher Mann* — aber ich kann dir nicht verbergen, daß es Patrioten gibt, welche behaupten, daß es Danton weniger darum zu thun iſt, die Güter der Freiheit dem Volke zu wahren, als die ſeinigen, und wär's auch unter den Bourbonen, in Ruhe zu genießen — (Danton will ihn unterbrechen

Robespierre fährt fort.) Danton, ich nehme an, du biſt ein ehrlicher Mann, und ich habe dich vor ein paar Wochen im Convent mit Energie vertheidigt. That ich das?

Danton. Ich hab' es nicht vergeſſen. Es kam mir ſo vor, als brauchteſt du mich noch, und — (lachend) du ſahſt dabei aus, guter Robespierre, als wollteſt du mir ſagen wie der Cyklop dem Ulyß: Dich ſpei' ich aus Freundſchaft zuletzt. — Was trennt uns heute?

Robespierre. Nichts, wenn du ſo freimüthig zu ſprechen fortfährſt, als du bisher geſprochen (er ſetzt ſich wieder) Danton, man ſpricht von gewiſſen Transportwagen, die, mit Werthſachen belaſtet, unter deiner und Lacroix's Obhut in Belgien ſtanden, und abhanden kamen, man weiß nicht genau, wohin? —

Danton (lachend) Ja, und von dem Gelde, mit welchem Demoiſelle Montanſier die Salle de l' Opera baute, und das aus den Taſchen Danton's gefloſſen ſein ſoll — und von Diamanten aus den Tuilerien, die in den Händen Danton'ſcher Agenten geblieben ſein ſollen —

Robespierre. Leere Fabeln?

Danton. Lieber Robespierre! kein Menſch auf Erden iſt ſo ſchlecht, daß nicht wenigſtens die Hälfte von dem, was man ihm nachſagt, erlogen wäre.

Robespierre (blickt im Gemach umher) Wie Marat lebſt du nicht!

Danton. Am Ufer der Aube, im ländlichen Häuschen, wuchs ich auf, ein unbändiger Range. In die Schule lief ich baarfuß, lernte nichts — wußt' aber doch Alles. Ich bin ein geborner Sansculotte — was wollt ihr mehr?

Robespierre (der wieder aufgeſtanden und ſich im prachtvollen Gemache umgeſehen, wirft eine koſtbare Statuette, eine nackte Bacchantin vorſtellend, wie aus Ungeſchicklichkeit herab, indem er ſie muſtert) Vergebung! — Was hat das Stück gekoſtet?

Danton. 500 Francs! Kleinigkeit!

Robespierre. Wir rechnen ſpäter ab. — Du wohnſt bequem —

Danton. Wer früh hungert, wird ſpäter leicht Gourmand. Man muß es der ariſtokratiſchen Canaille zeigen, daß die Patrioten auch nicht hinter den Zaun gehören.

Robespierre (zieht ein Blatt aus der Taſche) Dies Blatt iſt geſtern in meine Hände gekommen. Man fand es unter den Papieren, die in den Tuilerien zurückgeblieben. Es iſt eine Quittung, ausgeſtellt vom Bürger Danton, lautend auf 100.000 Francs, empfangen aus der königlichen Privatkaſſe — — Gefälſchte Handſchrift? Sag' Ja, und ich werfe das Blatt in den Kamin —

Danton. Nein.

Robesbierre. So warſt du bezahlt?

Danton (lachend) Bezahlt, doch nicht gekauft —

Robespierre. Wie meinſt du das?

Danton. Man bot mir die Summe unter einem ſchicklichen Vorwand. Ich ſollte ſie „zum allgemeinen Beſten“ verwenden. Man meinte, ich würde die wahre Abſicht wohl verſteh'n. Ich verſtand ſie nicht —

Robespierre. Du nahmſt das Geld —

Danton. „Zum allgemeinen Beſten“ — und machte Herrn Louis Capet die Hölle heißer als zuvor.

Robespierre (erblickt ein Bildniß der guillotinirten Königin Marie Antoinette, darauf hinweiſend) Und dennoch Royaliſt? Marie Antoinettens Bild im Hauſe des Republikaners?

Danton. Ein ſchönes Weib! was weiter? du meinſt doch nicht, daß man mit Weibern Krieg führen ſoll?

Robespierre. Ich verſtehe mich nicht auf die Regeln der Galanterie.

Danton (vor das Bild tretend) Sag mir, Robespierre, haſt du das lebende Urbild nie als Menſch, als Mann betrachtet?

Robespierre. Betrachtet? Nie!

Danton. Sie war das ſchönſte aller Weiber. Schon in meinen Tölpeljahren ſchwärmt ich für die königliche Frauengeſtalt. Sie war, ſo zu ſagen, meine erſte Flamme. Als Demagog von Einfluß hatt' ich ſpäter mit ihr perſönlich zu verkehren. Du weißt, der Hof paktirte mit den Demagogen. An dieſer Königin hätt' ich zum Ritter werden können. Es kam aber nicht ſo weit.

Robespierre. Du ſpielteſt doch auch ihr gegenüber den Tyrannenfeind? Ich erinnere mich, daß du damals den Antrag ſtellteſt, ſie aus dem Land zu verbannen, ſie an den Kaiſerhof nach Wien zurückſchicken —

Danton (lächelnd) Sie hat ſich's ſchwerlich beſſer gewünſcht . . . Wär' es geſcheh'n, ſo ſäße ihr ſchönes Haupt noch heute feſt, und (ſich wegwendend) Danton hätte nicht an einem gewiſſen nebligen Morgen, als ein gewiſſer Karren durch die Straſſe raſſelte, aus übergroßer Eile (oder was es ſonſt war) mit der geballten Fauſt das Fenſter eingedrückt . . .

Ein Diener (tritt ein) Die Bürger Camille Desmoulins, Lacroix, Fabre d'Eglantine, Philippeau, Herault des Sechelles, Carrier!

Fünfte Scene.

(Die Gemeldeten treten ein.)

Danton (ihnen entgegen) Willkommen Freunde! Das nenn' ich zur rechten Zeit eintreffen. Ihr bringt Succurs. (ſchüttelt den Einzelnen die Hand) Willkommen, Camille! Was macht dein Weibchen? (zu Fabre) Hoch die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften! Willkommen Fabre! — Guten Tag, Herault und Lacroix! (Letzterem vertraulich die Hand drückend.)

Camille. Da führ' ich dir Carrier zu, den Patrioten, den Schrecken von Nantes, aber unter guten Freunden ein luſtiger Geſell —

Danton. Alte Bekanntſchaft! (ſchüttelt ihm die Hand) Willkommen Alle. Ihr bringt, wie geſagt, eurem Freunde Succurs — (er weiſt auf Robespierre — flüchtige Begrüßung)

Camille (ergreift mit großer Innigkeit Robespierre's Hand; Danton und Robespierre beiſammen? Mein Herz ſtrömt über von Entzücken. Zwei Heroen, der Republik in gleichem Maße unentbehrlich! Danton, der Diomed der Revolution, der gewaltige Rufer im Streit, und Robespierre, ihr Ulyß! — Auf Deiner Stirne ſteht ein Wölkchen, Robespierre? — Wieder uneins? Ihr, einſt ſchier ein Mann, ein Leib?

Danton. Ja, es gab eine Zeit, wo wir beide Einen Leib ausmachten, und ſo verträglich lebten, wie Kopf und Schwanz einer Schlange. Jetzt aber ergeht es uns wie einem gewiſſen Gethier, deſſen beide Leibeshälften, wenn man ſie auseinander hackt, ſogleich auf einander losgehen und ſich befehden —

Camille. Ihr ſollt wieder zuſammenwachſen. Und das heute. Wir wollen euer Kitt ſein. Auf dem Wege trafen wir St. Juſt, und als wir von ihm hörten, daß Robespierre bei Danton ſei, luden wir ihn gleichfalls ein, zu kommen; die Gelegenheit einer vollen Verſöhnung und Verſtändigung der beſten Männer Frankreichs müſſe beim Schopfe gefaßt werden. Er rief: „Zu Danton ſeid ihr geladen? da braucht auch Robespierre ſeine Secundanten. Ich komme. Und ich werde auch Couthon mit mir bringen — ſollte ich den gichtbrüchigen Alten auch dahin tragen laſſen müſſen."

Danton. Sehr gut. Läßt ſich der alte Schelm doch im

Convent auf die Rednerbühne ſchleppen, warum nicht auch in Dantons Haus? — Ihr frühſtückt doch mit mir, Freunde? Mein Mund iſt trocken geworden. Robespierre, du ſiehſt, man denkt nicht daran, dich weggehen zu laſſen — ergib dich nur! (Die Hinterwand des Gemaches wird bei Seite gezogen, ein Saal erſcheint, ein reiches Dejeuner iſt aufgetragen. Die Männer ſetzen ſich nach Danton's Weiſung um den Tiſch. Danton will Robespierre den Platz an ſeiner Seite anweiſen. Robespierre ſagt: „Ein Wort mit Carrier!" und ſetzt ſich neben dieſen. Die Tafel ſteht der Länge nach gegen die Tiefe der Bühne. Am obern, vom Zuſchauer am weiteſten abgewandten Ende ſitzt Danton. Am Ende der untern Langſeite der Tafel, dem Zuſchauer am nächſten und ihm das linke Profil zuwendende, ſitzt Robespierre neben Carrier.)

Danton (während die Gläſer gefüllt werden) Freunde! Ihr werdet heute mit mir ein Glas leeren auf das Wohl eines ſechzehnjährigen, reizend-holden Kindes, auf das Wohl Louiſe Gély's, mit welcher euer Freund ſich morgen vermählt in der Kirche zu Sèvres!

Die Freunde (erſtaunt) Danton Ehemann?

Camille. So überraſcht man ſeine vertrauteſten Freunde? Es lebe Louiſe Gély! (Alle ſtimmen ein und leeren die Gläſer.)

Danton. Es lebe Louiſe Gély, bald mein Weibchen, mir angetraut in der Kirche zu Sèvres, und zwar — (Robespierre mit Lächeln einen Blick zuwerfend) jetzt kommt der Hundeſchweif des Alcibiades! — von einem nicht auf die Verfaſſung beeideten Prieſter — denn ſo fordert es die theure Schwiegermutter, eine gottesfürchtige Frau von altem Schrott und Korn, und — ihre Tochter iſt, wie ihr wißt, das ſchönſte Mädchen von Paris! Es lebe die brave Schwiegermutter!

Camille. Danton, du biſt übermüthig —

Danton. Wie ein Bräutigam.

Ein Diener (tritt ein) Bürger St. Juſt und Bürger Couthon! (St. Juſt tritt ein, hinter ihm wird Couthon von zwei Dienern in einem Fauteuil hereingetragen.)

Danton Guten Tag, St. Juſt! — Was Teufel, Couthon?

Couthon. Vergebung, ehrenwertheſte Männer und Freunde, wenn man mich ſtatt ins Hoſpital, in eure luſtige Geſellſchaft brachte. St. Juſt kam zu mir und ſtopfte mich aus dem Bette in eine Sänfte, und hier im Vorſaal ſchüttelten mich Eure Trabanten, Danton, aus der Sänfte in einen Fauteuil — zum Glück waren's keine Burſche mit groben Republikanerfäuſten, ſondern artige, feine Geſellen, ſo daß ſie mir nicht weher thaten als unbedingt nöthig —

Danton (lachend) Immer der alte, böſe Schelm! Hieher an meine Seite, Couthon! Euch muß doch der Wirth in ſeine beſondere Obhut nehmen. (Man trägt den Fauteuil mit Couthon an die Seite Danton's. Dieſer füllt ihm das Glas.) Setz' dich, St. Juſt! — Das Beſte habt ihr beide ſchon verſäumt. Wir tranken ſoeben auf das Wohl des reizendſten Mädchens von Paris

Couthon (trinkend) Sie ſoll leben — unbeſehen!

Danton (zu ihm) Ich werde ſie heirathen, lieber Couthon!

Couthon (wieder anſtoßend) Dann ſollſt du auch leben —

Camille (nach einer kleinen Pauſe ſich erhebend, mit Feierlichkeit) Liebe, verehrte Freunde! erleſenſte Männer der Republik! Wir finden uns heute zuſammen, wie es lange nicht geſchehen. Meine Pulſe ſchlagen, denn dieſe Stunde iſt eine entſcheidende. Ein geheimer Riß geht ſeit einiger Zeit durch's Herz der Republik. Ob ſie verbluten, oder neu geneſen und für immer ganz und einig ſein ſoll, und unüberwindlich — das hängt vom Zuſammengehen der beiden Giganten ab, welche die neu geſchaffene Welt auf ihren Schultern tragen. Dieſe beiden Giganten ſehen wir heute wieder hier vor unſern Augen an einem Tiſch! — Bürger Robespierre, Bürger Danton, wollt ihr das Aug' aller Patrioten überfließen ſehen vor Rührung und Freunde, ſo reicht euch die Hände zu voller, ganzer Verſöhnung, zu fortan ewigem Bruderbunde! Füllt eure Gläſer, und geht uns voran mit begeiſterndem Beiſpiel; ſtoßt an, ihr beiden zuerſt, vor unſern Augen, zur Gewähr einer ſchönen, einträchtigen Zukunft, auf das Wohl der Republik! (Alle erheben ſich begeiſtert, durcheinander rufend: Hoch Danton! Hoch Robespierre! Verſöhnung! ewiger Freundſchaftsbund! Stoßt an! geht uns voran, wir folgen!)

Danton. Was meinſt du, Robespierre?

Robespierre (in ruhigem Tone) Was ſollt' uns hindern zu trinken auf das Wohl der Republik?

Danton. Wohlan! (bringt ihm das Glas entgegen) Sie lebe!

Camille. Halt! Eure Herzen müſſen ſich wie eure Gläſer berühren! Von dieſer Minute hängt das Wohl Frankreichs, die ganze Zukunft der Republik ab. Seid ihr beide entſchloſſen, fortan euch als Freunde zu verſtändigen, Hand in Hand den Mittelweg zu gehn, der zwiſchen euren bisher nach links und rechts auseinanderlaufenden Pfaden liegt, und der gewiß zum Heile führt? Biſt du's, Danton?

Danton. Ein Bräutigam ſchließt alle Welt verſöhnt an's Herz.

Camille. Und Robespierre?

Robespierre (gelaſſen aber mit Nachdruck) Vermag es Danton wirklich, aufrichtig und von Herzen zu trinken auf's Wohl der Republik — ſo hat er keinen wärmern Freund als mich.

Danton (ihm das Glas entgegenbringend) Es lebe die Republik!

Robespierre (anſtoßend) Sie lebe!

Alle (in freudiger Begeiſterung durcheinander anſtoßend) Es lebe die Republik! Es lebe Danton! Es lebe Robespierre!

Camille (gerührt) Es lebe Frankreich! Es lebe das, von

Frankreichs Patrioten zuerſt verkündigte, unſern Häuptern und Händen anvertraute Ideal der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit auf Erden! Leuchte der Stern des Menſchenheils bald ungetrübt aus Gewölk und Wetterſtürmen! —

Danton (nachdem er ſeinen Pokal wiederholt in raſchen Zügen geleert) Freunde! wenn ich ſage, mein Herz iſt verſöhnlich, wie das eines Bräutigams, ſo nehmt es, wie ich ſage. Es verhält ſich wirklich und wahrhaftig ſo. In meinem Herzen iſt kein Arg! Die Flut des Champagner's mouſſirt in meinem Gehirn. Bordeaux her! Dieſer Göldwein löſ't mir ſonſt das Blut in lauter ſprudelnde Perlentropfen auf. Oder iſt's das Morgenroth, das der Sonnentag meines jungen Eheglücks vorausſchickt, was mir die Welt ſo roſig malt? Oder iſt's, weil ich von Natur doch ein gutmüthiger Geſelle bin, und Wallungen und Augenblicke habe, wo man mich von meinem Freunde Camille nicht unterſcheidet, den ich in meinen männlichen Stunden ein Kind nenne? Genug, ich ſage: der Teufel hole allen offenen und geheimen Zank und Streit. Robespierre, glaub' es mir, ich habe kein Arg gegen dich in meiner Bruſt. Ich achte dich. Vielleicht haſt du zuweilen Recht — wenigſtens eben ſo gut als ich. Nimm die Lava-Schlacken meiner vulkaniſchen Natur nicht immer für geprägte Münzen meines Geiſtes. Reich mir die Hand, Robespierre! ich achte dich! (Er ſteht auf, und reicht über die Tafel hin Robespierre die Hand, indem beide ſich einander ſo weit nähern, als es bei der Länge der Tafel durch das Zuſammenrücken und Ausweichen der Andern möglich iſt.)

Camille (gerührt) Bewahre dir den ſchönen Liebesüberfluß, Danton! (drückt ihm die Hand.)

Danton (mit Zeichen leichter Berauſchung) Das iſt das rechte Wort. Liebesüberfluß. Mein Herz wogt über. Heute könnt' ich ſogar dem ſchmutzigen Marat einen Kuß auf ſein breites, häßliches Maul geben, wenn er noch lebte. Das war ein Sansculotte! Sei ihm die Erde leicht!

Fabre. Ja, der verſtand ſich auf den großen Stil des Patriotismus. Wie ein Molch im finſtern, dumpfen Keller hauſend, Gift ausbrütend gegen alle Feinde der Freiheit — als Republikaner ganz Stachel, Giftzahn, Schneide, als Menſch ſcheußlich, todſiech, bettelarm . . .

Danton. Ich habe oft gedacht: es iſt Schade, wenn dieſe merkwürdige Creatur durch Meuchelmord umkommt, oder im Bette ſtirbt; ſein über alles Maß häßlicher Kopf wär' für die Guillotine das allerſchönſte Freſſen in ganz Frankreich! — Jetzt denk' ich ſeiner mit Wehmuth. — Wo mag er ſitzen, Couthon? im Himmel, oder in der Hölle?

Couthon. Im Narrenparadies — im Mond.

Danton. Es ſei ihm vergönnt. (leert ſeinen Becher) — Er iſt dahin, und Hebert auch, und Chaumette und Anacharſis und Ronſin und hundert Andere. Auch die glänzendſten Redner der Republik, die Girondiſten. Auch ſie geköpft, geköpft, geköpft der Reihe nach, mit einziger Ausnahme derjenigen, welche auf der Flucht in den Wäldern verhungerten oder von den Wölfen gefreſſen wurden. Madame Roland würde den Kopf verloren haben, wenn ſie ihn nicht auch ſchon auf dem Schaffot verloren, und wenn ſie die paar Knochenreſte geſehen hätte, welche die gefräßigen Thiere von dem ſchönen Buzot übrig gelaſſen hatten Hu — dagegen iſt die Guillotine ein weiches Bett! — Verdammt! es iſt eine wunderliche Zeit! die Köpfe ſind in Frankreich alle ſo wackelig und ſo geneigt zum Abfall, wie Blätter im Herbſte. Es gibt jetzt ſo Wenige, die in ihrer letzten Stunde ein Kiſſen unter dem Kopfe haben. Ungemüthlich muß es ſein, wenn Kopf und Rumpf im letzten Augenblick getrennte Wirthſchaft führen wollen und jedes auf eigene Fauſt die letzte Reiſe antreten ſoll. Wir ſitzen da heute beiſammen, eine gute Zahl vortrefflicher, erleſener Köpfe: glänzende Redner, klangvolle Namen — die aufgeweckteſten Köpfe Frankreichs — da iſt der edle Camille, der geiſtreiche Fabre, der glänzende Herault, Lacroix und Philippeau, meine alten Freunde und Kameraden, da iſt Carrier, der feurige Patriot, da iſt der tiefſinnige Robespierre, der ritterliche St. Juſt, da iſt Couthon, der klügſte, alte Burſche in ganz Frankreich — Was iſt denn das? es überkommt mich eine närriſche Rührung, wenn ich ſo hinblicke über dieſe beſten Köpfe Frankreichs — Köpfe? das Wort hat, weiß der Teufel, ſo eine Art von unheimlichem Klang — ich getraue mich gar nicht einmal recht hinzublicken über Eure Köpfe — mir iſt, als könntet Ihr plötzlich alle zuſammen ohne Köpfe vor mir daſitzen - Dummes Zeug! der Bordeaux iſt ein tückiſcher Geſell, er macht ſchwindelig — es wäre doch merkwürdig, verdammt merkwürdig, wenn etwa von Allen, Allen, die wir hier vereinigt ſitzen, nicht ein Einziger . . .

Camille. Danton, was kommt dir doch nur zu Sinn? Du verdirbſt die Stimmung!

Danton. Nein, das will ich nicht. Ich bin ja heiter, ſprudelnd heiter! Man muß ſo verfluchten närriſchen Anwandlungen zuweilen auf einen Augenblick ihr Recht laſſen — der gedämpfte Springborn der Lebensluſt ſprudelt dann um ſo kräftiger, um ſo toller wieder empor! Heiſſa, wir Alle wiſſen, was Leben iſt und Lebensluſt! Es lebe, wer von ſich ſagen kann, daß er ſo wie wir mit franzöſiſcher Grazie, nach Voltaires und Diderots Recepten, den ſüßen Schaum vom Lebenswein geſchöpft! — Gib mir die Roſe, die du in deinem Knopfloch trägſt, Camille! (er nimmt ſie) Ich will ſie zerpflücken und ihre Blätter in unſere Becher ſtreuen! (er ſtreut die Blätter nach rechts und links über die Becher hin.) Es lebe die Freude, Brüder! es lebe die Luſt! es lebe die Liebe! es lebe das ſchöne, das roſige Leben! (er erhebt ſich, den Becher in der Hand, mit ihm die Andern) Wohlauf, Freunde! ein Hoch dem Leben!

Wir genießen das Leben, das roſige, helle,
Und ſtehen wir einſt an des Hades Schwelle,
Der Becher entſinkt aus den Händen uns nicht,
Wir bringen ein Hoch noch dem goldenen Licht!

Es lebe das Leben!

Alle (zutrinkend) Hurrah!

Danton. Robespierre, du nippſt bloß! Es lebe das Leben!

Robespierre. Es lebe! — Aber auch ich will einen Toaſt ausbringen!

Alle. Hört, hört! Robespierre will einen Toaſt ausbringen! (Stille der Erwartung.)

Robespierre (ſich erhebend, und im Kreiſe, der mit Spannung ihm zugewendet iſt, umherblickend, nach einer Pauſe) Einen Toaſt habe ich euch verſprochen. Ihr kennt mich. Ich bin ein Mann des Ernſtes. Ihr habt ein Hoch dem Leben ausgebracht. Das Leben iſt viel — aber nicht das Höchſte — nicht das einzig Hohe. — Oder doch? — Vergebt, wenn ich es nicht weiß. Vielleicht habt ihr Recht. Der Abwechslung aber zu Liebe, da wir auf das Leben uns ſchon zugetrunken, erlaubt, daß ich einen Toaſt ausbringe auf das, woraus neues Leben ewig keimt — es lebe, worin das Leben ſich ewig läutert, ſich ewig ſchöner verjüngt — es lebe der Tod! — (Schweigen im Kreiſe.)

Danton. Ein trübſeliger Toaſt, aber Robespierres würdig. Mit Gläſern kann man auf dieſen Toaſt nicht anſtoßen. Wir müßten erſt nach dem Beinhaus ſchicken und Todtenſchädel dazu kommen laſſen. (er füllt die Gläſer) Freunde, trinkt, und laßt über der ſchwarzen Kluft, in welche unſer ſchwarzgalliger Freund Robespierre ſoeben ſeine Libation hinabgoß, die Schaumroſen der Fröhlichkeit und die Raketen des Humors um ſo kräftiger aufleuchten! — Fabre, du leerſt deinen Becher auch immer nur halb!

Herault. Fabre küßt lieber als er trinkt —

Lacroix. Bei Lichte guckt er ſtumm in's Glas — er macht ſeine Streiche im Finſtern — er iſt nicht beſſer, als ſeine Komödien.

Fabre. Ihr lügt. Autoren ſind immer das Gegentheil von ihren Büchern.

Herault. Schweig! Demoiſelle Ninon von der Rue Vallon erzählte mir geſtern Dinge von dir zum Todtlachen.

Fabre. Es lebe die Galanterie! Verdammt ſind alle Franzoſen ſeit Voltaire ohnehin. Die gottloſe Revolution hat uns Alle zu Atheiſten, Materialiſten gemacht. Bacchus iſt unſer Heiland, Venus iſt unſere Madonna, unſere Engel trinken Champagner und kommen am Morgen aus der Geſellſchaft mit Weinflecken in den Unterröcken heim —

Danton. Robespierre runzelt die Stirn. Erzählt ihm Blutgeſchichten. Die gefallen ihm beſſer. Carrier, du kommſt von Nantes — iſt noch was übrig von dem Orte? oder haſt du dich auch, wie der edle Septembriſeur Tallien zu Bordeaux, zahm machen laſſen von einer ſchönen hiſpaniſchen Gräfin?

Camille. Alle franzöſiſchen Ströme wälzen Leichen in's Meer. Die Ufer der Loire ſind ſchwarz von Raubvögeln, die ſich nähren von den Ueberreſten der Rebellen von Nantes. — Die Freiheit iſt eine Aphrodite, die aus Blutwellen ſteigt

Danton (Danton unmuthig ſeinen Becher leerend wobei ihn Camille ängſtlich anblickt) Euer Schreckensſyſtem trifft die Unſchuldigen mehr als die Schuldigen!

St. Juſt. Gegen die Schuldigen brauchen wir den Schrecken nicht; da kommt er zu ſpät. Die noch Unſchuldigen müſſen abgeſchreckt werden. Der Schrecken iſt im Parteienkampf erlaubt, wie alle Waffen im Kriege.

Danton (aufbrauſend) O dieſe verwünſchten Idealiſten! ſie möchten gern ein Rudel Kometen bei den Schwänzen zuſammenbinden und ſie als Fuchtel brauchen — ſie reißen den Mund auf, als wollten ſie alle Sternhaufen des Himmels in ſich ſchlingen — Schade, daß ihnen nichts hineinfliegt, als ein Mückenſchwarm — geht doch, geht! an euren Theorien iſt nichts reell, als das Blut, das ihr dafür vergießt!

Robespierre (ruhig) Danton, das blutigſte von allen Blättern in der Geſchichte unſerer Revolution ſind die Tage des Septembers, an welchen gedungene Meuchelmörder die Gefangenen in den Kerkern, die Mönche in den Zellen erwürgten. Dieſe Meuchelmörder, die in den Höfen der Gefängniſſe jeden Abend tabackſchmauchend auf Leichenhügeln ſaßen, bezogen ihren Taglohn heimlich von der Commune von Paris. Und an der Spitze der Commune ſtand Danton.

Danton (heftig) Schweige mir vom September, wer den ſchlummernden Löwen in mir nicht reizen will! — Die Provinzen brannten in Aufruhr, die Kriegshaufen des Auslandes marſchirten gegen Paris und ſtachelten in franzöſiſchem Herzen die wildeſten Inſtinkte auf. Die Feinde im Innern mußten zertreten werden. Der September war ein Akt des Jähzorns. Man iſt nicht alle Tage jähzornig. (nachbebend) Schweigt mir vom September, ich will nicht daran erinnert ſein! (Camille drückt ihn beſchwichtigend auf ſeinen Stuhl zurück.)

Fabre. Es iſt wahr, man ſollte der Comune den September nicht vorwerfen. Ich fordere jeden Unparteiiſchen auf, zu läugnen, wenn er es vermag, daß Danton ſelbſt, und wir, ſeine Freunde, in jenen Tagen, als das Blutbad im Ganzen unvermeidlich war, doch links und rechts ſo viel von den Todgeweihten durchſchlüpfen ließen, als eben möglich war.

Couthon. Ich bezeuge das. Ich habe geſehen, Fabre, wie du auf dem Stadthauſe das Billet ſchriebſt, das deinem verhafteten Koche die Freiheit wiedergab . . .

Lacroix. Der Blutdurſt der Dantoniſten war bald geſtillt. Wer zeitlebens nach Blut lechzt, iſt ein Tiger.

Robespierre. Und wer nach Gold lechzt, ein Verräther.

Lacroix. Iſt das eine Anſpielung?

Robespierre. Nein — eine Anklage! — — (Senſation unter den Anweſenden.)

Camille (erſchrocken, flehend) Robespierre!

Couthon (auf ſeinem Stuhl ſich krümmend, wie von plötzlichen Schmerzen befallen) Ai, ai! meine Beine! das reißt und ſchneidet, wie Fegfeuerbrand! — Wie das nur ſo plötzlich kommt! Danton, dein Wein iſt zu feurig, er weckt mir das verfluchte Zipperlein . . .

Danton (der ſeit den Worten Robespierre's ſprachlos dageſeſſen) Ich will ein Wort reden mit Robespierre!

Camille und Andere. Danton, beruhige dich!

Danton. Laßt mich ein Wort reden mit Robespierre! (er erhebt ſich, um auf Robespierre zuzugehen.)

Couthon will ihn zurückhalten, ſich mit halbem Leibe in ſeinem Seſſel emporrichtend) Zurück, Bürger Danton, zurück! Dein Wein, Bürger Danton, iſt zu feurig!

Danton (faßt Couthon und wirft ihn in den Seſſel zurück) Aus dem Weg, du alte lahme Viper!

Couthon (vor Schmerz ſchreiend) Ai, ai! (zornig erröthend) Gib Acht, Cyklop! Die alte lahme Viper hat noch Zähne! ſie kann dich in die Ferſe ſtechen —

St. Juſt (ſtellt ſich Danton entgegen) Off'ne Gewalt gegen die Männer des Volks?

Fabre (mit einem Blick auf St. Juſt und Couthon) Sieh da! die „Triumvirn“ ſtellen ſich in Schlachtordnung! (Fabre, Lacroix und Herault treten zwiſchen Danton und St. Juſt und drängen Letzteren bei Seite.)

St. Juſt. Vertraut ihr eurer Ueberzahl? Hinter Robespierre ſtehn Tauſende!

Fabre. Auch die Peſt würde Höflinge finden, wenn ſie einen Hof hätte!

St. Juſt. Weichling, ſchweig, wo Männer ſich gegenüber ſtehen!

Danton (Alle bei Seite drängend) Ein Wort mit Robespierre! ein Wort mit Robespierre!

Camille. Keine Uebereilung, Danton! Ich beſchwöre dich beim Wohle der Republik! Deine Stirne glüht! Du biſt berauſcht, Danton —

Danton (ruhig) Nein, Camille; ich bin nüchtern geworden. — Ein Wort in aller Ruhe — Du wirſt ſehen, in aller Ruhe. (er tritt auf Robespierre zu, der ihn, ſtehend, ruhig erwartet) Mein lieber Robespierre! Ich habe dir geſagt, daß ich Paris verlaſſen, heirathen, mich auf's Faulbett legen will? daß ich müde bin, und theilnahmslos, und überdrüſſig? — Glaub' es nicht mehr!

(aufflammend)

Aufrichten will ich mich! — Hörſt du's,
du Schleicher,
Du Mann des Neids, des Haſſes und der Rache,
Der Jeden tückiſch-feig „Verräther“ ſchilt
Und auf's Schaffot ſchickt, den er haßt —

Robespierre (ruhig) Du lügſt, Danton! und der Beweis iſt: daß du lebſt!

(Pauſe betroffenen Schweigens)

Danton (wild auflachend)

Zwerg! — weißt du nicht, daß eine Zeit es gab,
Wo dieſes Mundes Hauch die Republik
Entflammt zu Uebermenſchlichem? Weißt du's nicht mehr,
Daß ich, wenn im Convent hier zu Paris
Ich ſtampfte mit dem Fuß, den Boden Frankreichs
Erzittern machte bis zu ſeinen Grenzen
Mit allen Feindesheeren, die d'rauf ſtanden?
Wer wagt ſich an Danton? Weißt du, daß Danton
Anklagen ſo viel heißt, als einen Löwen,
Der lang die Krallen einzog, neckend ſpornen,
Nun endlich wieder ganz er ſelbſt zu ſein?
Weißt du, daß es bedeutet, Frankreichs Hälfte
Der andern Hälfte gegenüberſtellen
In wildem, raſendem Vernichtungskampf?
Wer wagt's? wer wagt's?

Robespierre (ruhig die Hand gegen ihn ausſtreckend)

Der feige Robeſpierre! —

(Danton will auf ihn losſtürzen. Robeſpierre verharrt in ſeiner Stellung. St. Juſt tritt mit gezogenem Degen an ſeine Seite. Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Straße und kleiner Platz an der Seine. Am jenſeitigen Ufer der Juſtizpalaſt. Zwei Royaliſten treten auf.)

Erſter Royaliſt. All' unſere nächtlichen Berathungen für Thron und Altar, lieber Marquis, ſind, bei Tage beſehen, verlorne Liebesmüh. Der Kettenhund Robespierre iſt zu wachſam.

Zweiter Royaliſt. Je mehr Köpfe ſie abſchlagen, deſto energiſcher müſſen wir Ueberlebenden den unſ'rigen aufſetzen. Frankreichs Adel wird eher bis zum letzten Mann verbluten, als den Kampf aufgeben für das legitime Princip.

Erſter Royaliſt (mit einem Blick auf zwei ſich nähernde Bürger). Kommt — die Luft iſt nicht mehr rein. (Beide ab.)

Erſter Bürger. Gevatter Haarkräusler, warum iſt denn das Hintertheil Eurer grünen Hoſen ſo roth von Blut?

Zweiter Bürger. Ja, ſeht, Gevatter Lohgerber, ich ſage, wir müſſen verlangen, daß die Henkerkarren einen andern Weg nehmen, als durch unſere Straße. Man wird ganz trübſinnig von dem ewigen Geraſſel. Sie ſollen die Guillotine anderswo, in einem weniger belebten Stadttheil, aufſchlagen. Und der bisherige Platz iſt ſchon ſo förmlich verſumpft von Blut, daß ich dort herum alle Tage ein paar Mal ausglitſche und rücklings hinfalle —

Erſter Bürger. Daß Ihr ſo oft Gelegenheit habt hinzufallen, beweiſt, daß Ihr viel Eile, und Euer Handwerk noch immer einen goldenen Boden hat — Wie man ſagt, Gevatter Perrückenmacher, iſt ſeit der Guillotinenwirthſchaft Menſchenhaar zu Spottpreiſen käuflich —

Zweiter Bürger. Alles Schlimme hat ſein Gutes, Gevatter Lohgerber, und Ihr ſelbſt —

Erſter Bürger. Weiß ſchon, was Ihr ſagen wollt. Man behauptet, daß wir Gerber jetzunder viel Menſchenhäute verarbeiten im Geſchäft. Aber ich verſichere Euch, was wir Gerber von dieſem Artikel unter der Hand ſo an uns bringen, iſt meiſt gar wenig nütz — durchgeriebene, riſſige, fleckige Waare — moderne Menſchenhaut — ich bitt' Euch — lohnt die Arbeit kaum, die man darauf wendet. Was hört Ihr ſonſt Neues, Gevatter?

Zweiter Bürger. In meinem Hauſe haben ſie heute Nacht Drei aus den Betten geholt. Nichts ſchauerlicher, als wenn man ſo zufällig des Nachts wach liegt, und Alles totenſtill iſt, und man hört plötzlich in der Straße draußen vor dem Thor einen Gewehrkolben auf das Steinpflaſter aufſchlagen — dann das dumpfe Gepoch an's Thor —

Erſter Bürger. Ja, ſeht, das nennt man eine Republik —

Zweiter Bürger. Pſt! (mit einem Blick auf daher ziehendes Volk) Sansculotten! (beide ab. — Männer und Weiber treten auf, darunter auch der aus dem erſten Akt bekannte Sansculotte.)

Volk (den Sansculotten umringend) Heute Nacht? es iſt nicht möglich! den Fabre?

Sansculotte. Den Fabre, den Herault, den Philippeau, den Camille —

Volk. Was? auch den Camille?

Sansculotte. Aus ſeinem Bette. Vom jungen Weibchen weg —

Ein zweiter Sansculotte (herbeiſtürzend) Ach was Camille — Danton —

Volk (lachend) Aquavit im Kopf!

Zweiter Sansculotte. Was ſteht da drüben? der Juſtizpallaſt. Und wenn ihr's nicht glaubt, daß Danton dort ſoeben verhört wird, ſo ſchweigt ein wenig und ihr könnt ihn über die Seine herüber brüllen hören —

Erſter Sansculotte (ihn an der Bruſt packend) Menſch, biſt du wirklich nicht betrunken?

Stimmen im Volke. Hört — hört — die Fenſter des Juſtizpalaſtes ſtehen offen. Danton's Stimme! (Alle horchen) Wahrhaftig! Danton's Stimme! heiſer, aber furchtbar!

Erſter Sansculotte. Auf in den Juſtizpallaſt!

Volk. Auf die Gallerien! kommt! (ſetzen ſich in Bewegung, ein anderer Schwarm kommt über die Seine vom Juſtizpalaſt her, darunter der Stelzfuß)

Stelzfuß. Gebt euch keine Mühe! Die Gallerien geräumt — Alles abgeſperrt —

Volk. Danton — was treibt er? was ſpricht er?

Stelzfuß. Erdrückt mich nicht! — Als er vor die Richter trat, ſchlugen ſie die Augen nieder wie Schulknaben. (Danton's Haltung und Redeweiſe nachahmend) „Wenn ich euren Bütteln folgte, ſtatt ſie mit einem Fauſtſchlag niederzuſtrecken, ſo geſchah es nur, weil ich wieder einmal reden und drei platte Schuſte entlarven wollte!“ — Drei platte Schuſte — (ſich etwas ängſtlich umſehend, leiſe, und den Finger auf den Mund legend) Ihr verlangt doch nicht etwa, daß ich die neue heilige Dreifaltigkeit nenne, die er gemeint haben mag? — „Schafft mir die vertrackten Spionengeſichter aus den Augen!“ — Er bemerkte nämlich ein paar Freunde Robespierre's im Saal —

Volk. Weiter — weiter —

Stelzfuß. Der Präſident ſchneuzte ſich die Naſe in ein großes blutrothes Schnupftuch, und bat ihn, ſich ruhig zu verhalten. Und nun wollten ſie ihm Alles nacheinander gemächlich abfragen, nach gerichtlichem Brauch. Euer Name? wie alt? et caetera. Donnerwetter, was gab der für Antworten!„ Ihr kennt mich.“ — „Mein Name? fragt die unvergänglichen Blätter der Geſchichte!“ Und ſo weiter. Jetzt kramte man die Anklagen aus. Gegen ihn und die Andern. Beſtechungen — Unterſchleiſe in Belgien — Conſpiration mit heimlichen Feinden der Republik — was weiß ich — Danton brüllte, donnerte, die Beiſitzer des Tribunals warfen nur ängſtliche Blicke nach den Gallerien —

Die Burſche ſaßen wie die Klötze da;
Sie deuteten nicht ſo, nicht ſo. Da kam
Ein Bote Robespierre's vom Wohlfahrtsausſchuß:
Aufruhr, von Dantoniſten angezettelt,
Sei los in den Gefängniſſen — geheim
Damit im Spiel ein Royaliſtenputſch:
Hei, das ſchlägt ein gleichwie der Blitz im Saal —
Man gafft beſtürzt — Danton will nochmals reden,
Kreiſcht, überſtürzt ſich, ſeine Stimme klingt
Auf einmal ſo ganz niederträchtig heiſer —
Kein Menſch verſteht ihn mehr — fort ſtürzt das Volk,
Todtſchlagen will's die Royaliſten — krampfhaft
Lacht Danton auf — der zitternde Camille
Will ſchwatzen — Danton drückt ihn auf die Bank zurück,
Reißt die Vertheidigungsſchrift ihm aus der Hand,
Zerreißt ſie, wirſt den Richtern an die Köpfe
Die Fetzen — Höll' und Teufel —

Lucile, Camilles Gattin (in die Scene ſtürzend, hinter ihr ein Bürger, der ſie zurückhalten will) Laßt mich, laßt mich! (ſich zwiſchen das Volk werfend) Rettet Camille, um Gottes willen rettet Camille!

Volk (durcheinander) Camille's Weib! — Junges Blut

— ſehr zu bedauern! Ein zierlich nettes Ding! — Ein Weibchen, klein, aber friſch und voll und ſaftig wie eine Weichſelkirſche! — Armer Camille!

Lucile. Rettet Camille! rettet Danton! wollt ihr Männer wie dieſe morden laſſen?

Einer der beiden Royaliſten (die inzwiſchen zurückgekehrt ſind und ſich lauernd unter das Volk gemiſcht haben, ſalbungsvoll) Camille, den Volksfreund, will man tödten? was? Den Helden von Verſailles? und Danton — ha! Gibts einen größeren Mann in Frankreich?

Lambertine von Mericourt (haſtig auftretend mit Begleitung) Memmen! — Auf zum Juſtizpalaſt! Laßt alle Glocken Sturm läuten! Danton darf nicht fallen! Wer kein Feigling, ſchließe mir ſich an! Hurrah! Hoch Danton, Hoch!

Viele aus dem Volke (ſich ihr anſchließend) Hoch Danton Hoch!

Henriot (kommt zu Pferde, mit Bewaffneten, Fiſchweiber und Sansculotten hinter ihm; ſeine Stimme verräth, daß er etwas angetrunken iſt.) Mordelement! Auseinander, Bürger! Auseinander im Namen des Convents! Danton und ſeine Mitſchuldigen ſind ſoeben in den Kerker zurückgebracht worden. Eine große Verſchwörung der Royaliſtenhunde iſt zum Ausbruch gekommen, und die Dantoniſten, die Schufte, ſind darein verwickelt. Alle Teufel! Wer nicht eine Canaille und ein Verräther des Vaterlandes iſt, der ſchaare ſich um das Banner der Republik und Robespierres! (ab)

Lambertine. Hört nicht auf ihn! Er lügt. Auf gegen den Convent! Auf gegen Robespierre!

Fiſchweiber und Sansculotten (die mit Henriot gekommen) Was? gegen Robespierre? Seht das Dämchen! Weiß man nicht, daß ſie Danton's Metze geweſen? Zerkratzt ihr die Larve! Reißt ihr die rothen Flitter vom Leibe! (Die Weiber greifen ſie an und verfolgen die Flüchtende wüthig. Das Volk zerſtreut ſich.)

Stelzfuß (kopfſchüttelnd im Abgehen zum Sansculotten) Bruder, die Weiber ſchlagen ſich auf Robespierres Seite. Danton iſt verloren. (Beide ab.)

Zweite Scene.

(Im Kerker. Ein weiter, tiefer Raum. Gefangene, darunter die Dantoniſten. Danton ſpielt Karten mit einem alten Marquis. Camille iſt erſt in Schreiben vertieft, geht dann zu einem Gitterfenſter und blickt hinaus. Fabre lieſ't. Herault betrachtet ein Miniaturbild, Lacroix ſtarrt vor ſich hin, Philippeau geht im Hintergrunde auf und ab.)

Danton (ausſpielend) Trumpf, Herr Marquis

Marquis. Das machen die republikaniſchen Karten. Wenn ich ſtatt Carreau-Dame „Preßfreiheit“ und ſtatt Herzkönig „Genius des Krieges“ ſagen ſoll, ſo verwirrt ſich mir der Kopf —

Danton. Glaub's. Indeß, das iſt nicht zu ändern, Herr Marquis!

Marquis. Seht doch, wie die Gefangenen alle um Euch herumſchleichen und Euch begucken –

Danton (eitel) Thun ſie das? (Zu einer Gruppe von Gefangenen) Betrachtet ihn nur gut, den Danton! Seht Ihr, wie der Septembermann mit einem Ariſtokraten Karten ſpielt? In der Antichambre der Guillotine ſind wir Alle gleich. Darum eben ſchickt man die Leute in's Gefängniß. Man will, daß ſie das Ideal der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit realiſirt finden ſollen. (aufſtehend) Camille, was ſchmachteſt du zum Fenſter hinaus? Siehſt du nicht, daß die Scheiben ſchon ganz trüb vor dem Hauch deiner Seufzer anlaufen? Welchem alten Römer haſt du das abgeguckt?

Camille. O Lucile! Lucile!

Lacroix (hinzutretend) Laßt ihn. Es iſt beſſer, er haucht ſeine Seufzer auf's Glas als auf's Papier.

Danton. Nein, er ſoll ſchreiben. Aber eine neue Nummer ſeines kühnen Journals, des „alten Cordelier.“ Nur mit der Feder in der Hand iſt unſer Camille ein Mann Wenn er nicht ſchreibt, ſo winſelt er

Lacroix. Ich wollte, ſeine Lucile hätte ſich auch darauf beſchränkt, ſtatt auf die Gaſſe zu laufen und die Pfahlbürger inſurgiren zu wollen. Unſere Sache ſtünde beſſer.

Ein Gefangenwärter (tritt ein) Hier der Wein, Bürger Danton, und die Auſtern —

Danton. Iſt das Alles? Mehr Flaſchen! mehr Gläſer! (Wirft ihm ſeine Börſe zu:)

Was gaffſt du, Burſch? ſoll ich dir Beine machen?
Kommt, Freunde! kommt, Marquis! Auch ihr da, Leute,
Kommt, macht die Runde voll! Wer da vermag
Sich auszuweiſen mit der Anwartſchaft
Auf einen Kuß der Jungfrau Guillotine,
Iſt heute Danton's Gaſt. Auch Ihr ſeid höflich
Geladen, Bürger Kerkermeiſter! — Seht,
Ich bin nun einmal ſo. Ich kann nicht zechen
Mit Wenigen. Die gute Laune braucht
Ein Publikum. — Verzeiht, Marquis, daß ich
Mit Sansculotten Euch zuſammenbringe!

Marquis. Man muß ſich behelfen. Als noch mehr von Adel hier waren, darunter auch Damen, da herrſchte ein reges, ich möchte ſagen amuſantes Leben. Man converſirte, man ſpielte Geſellſchaftsſpiele, man declamirte, man führte kleine Scenen auf, improvisando; kleine Lieblingsintriguen lieſen auch mit unter . . .

Danton. So lob' ich's. Heiter den Weg gegangen, den man geſchloß'nen Auges geht, ohne doch mit der Naſe anzuſtoßen — (Der Gefangenwärter hat inzwiſchen neuen Weinvorrath gebracht, und die Anweſenden haben ſich um Danton gruppirt, der die

Gläſer füllt.) Camille! die Hand ans Glas, ſtatt an die Stirn!

Camille (aus ſeinem Hinbrüten ſich aufraffend) Ich kann's noch immer nicht glauben — Robespierre, mein Jugendfreund — er, der beim Feſte meiner Vermählung geweſen — der mein Kind auf ſeinen Knieen geſchaukelt —

Danton. Nun ſchickt er dich auf's Schaffot. Daran ſind deine Griechen und Römer ſchuld. Warum haſt du in deinem „Alten Cordelier“ ſo viel von Piſiſtratus geſchwatzt, und ſo viele verdammt geiſtreiche, boshaft-witzige Angriffe gemacht auf die Tyrannei der Tugend und des Schreckens? — Siehſt du, das brach uns das Genick!

Herault. Ach, Danton, wärſt du nur weniger ungeſtüm geweſen vor dem Tribunal —

Danton (lachend) Ungeſtüm? Das wars nicht, lieber Herault! Ich bin heiſer geworden. Das iſt Alles. Ich bin heiſer geworden wie ein armer Teufel von Sänger auf der Bühne, der deswegen ausgepfiffen wird und durchfällt. Seht ihr, von ſolchen Lappalien hängt des Menſchen Schickſal ab! Das Publicum iſt eine undankbare, gedankenloſe Beſtie.

Wer's nicht in jedem Augenblicke packt,
Der hat es nicht. An geſtern denkt es nie.
Dazu der ſchlaue Fuchskniff Robespierre's,
Mit ſeiner aufgegabelten Verſchwörung —
Ein Hauptſpaß war's. Der Rieſe Goliath
Iſt wieder einmal gründlich hingepurzelt
Vor einem klugen Zwerg. Je nun, warum
Verließ er ſich auf ſeine breiten Schultern?
Was zog er vor, das Zwerglein zu verſpotten,
Anſtatt es zu zertreten, als es Zeit war? —
O wie ſo anders, anders iſts gekommen,
Als der gewalt'ge Danton es gedacht!

Herault. Daß man dir Vieles auch fälſchlich vorwarf, hätte dir die Ruhe des Gerechten zurückgeben ſollen.

Danton (lachend)
Im Gegentheil. So lang man mir nur vorwarf
Was ich gethan, war meiner ich noch mächtig.
Spießbürgerwahn, daß Unſchuld ruhig iſt,
Und böſ' Gewiſſen tobt! Ein rechter Schuft
Spricht überlegt und klug und vorbereitet.
Unſchuld und Ehrgefühl und Mannesmuth
Wallt auf und zetert, überſtürzt ſich, raſ't,
Und iſt verloren. Freund, ich war verloren,
Dieweil ich nur zur Hälfte ſchuldig war!

Camille (ihm die Hand ſchwärmeriſch drückend) Theuerſter Danton, die Nachwelt —

Danton. Ach, die Nachwelt — die wird von dir ſagen, daß du von allen Revolutionsmännern den beſten Styl ſchriebſt, und von mir, daß ich die beſte Stimme von Allen hatte. Darum ging auch die Sache ſchief, als ich heiſer wurde. Was kümmerts mich? Ich begreife gar nicht mehr, wie ich mich vor den Richtern ereifern konnte. Das Leben iſt ein dummes Poſſenſpiel —

Fabre. So ſagſt du — und dann bringſt du wieder einen Toaſt aus auf das Leben —

Danton. Du ſprichſt wie ein Recenſent. Das iſt nicht die rechte Lebensluſt, die nicht Geſchwiſterkind iſt mit der Lebensverachtung. — Phillippeau, was grübelſt du?

Philippeau. Ich möchte nur wiſſen, ob es wahr iſt, was Einige behaupten, daß ein abgeſchlagener Kopf noch etliche Minuten, nachdem er vom Rumpfe getrennt worden, fortlebt und ſein Bewußtſein hat —

Danton (zuerſt vor ſich hinlachend, dann, nach einer Pauſe, nachdenklich)

Gedenkt ihr noch, wie beim Verſöhnungsfeſt
Mit Robespierre ich hatt' ein Traumgeſicht
Und eure Köpfe baumeln ſah? Ha ha!
Es herrſcht die Kopf- und Halsepidemie,
Die große Kopf- und Halsepidemie
Dahier in Frankreich. Und die Seuche iſt
Anſteckend —

(er verſinkt einen Augenblick in dumpfes Brüten, dann emporfahrend mit unheimlich ſtieren Augen)

ſehr anſteckend — ſehr anſteckend —
In den Septembertagen haben wir
An dieſer Krankheit Viele ſterben ſehn —
Und ſterben laßen — wißt ihr — und der Blutdampf,
Den wir geathmet, der iſt ein Miasma —
Der hat uns angeſteckt, und jetzo bricht
Es aus bei uns — wir müſſen d'ran — nicht wahr,
Es ſpukt euch ſchon in allen Gliedern? —

Tolles Zeug — vergebt! — denkt ihr noch an den Trinkſpruch, den ich damals ausbrachte?

Wir genießen das Leben, das roſige, helle,
Und ſtehen wir auch an das Hades Schwelle,
Der Becher ſinkt aus den Händen uns nicht,
Wir bringen ein Hoch noch dem goldenen Licht!

Es lebe das Leben!

Alle (anſtoßend) Es lebe! Und Danton hoch!

Danton (mit Symptomen leichter Berauſchung, in ſteigender Erregung) O, Sterben iſt nichts. Aber daß ich ſterbe, dupirt von Robespierre — alle Teufel! von dieſem Pedanten, dieſem puritaniſchen Stubenhocker, dieſem Revolutionshelden mit Baumwolle in den Ohren und einer Flanelljacke um den Bauch — O du verwünſchter Schuft! Was machteſt du mich erſt ſicher? warum griffſt du mich nicht offen und ehrlich an, geraden Wegs, wie der Teufel den Landsknecht holt? Was haſt du mich kurz vorher im Convent vertheidigt? Ei, ſo machts auch der Vampyr, der erſt dem Schlummernden ſachte mit ſeinen Flügeln Kühlung zuweht, um ihn noch tiefer einzulullen, bevor er ihm das Blut ausſaugt. O, ich hätte zuvor dir kommen ſollen, Elender! ich hätte meine Pfeile tauchen ſollen in dein eignes Gift!

Fabre. Das „Talglicht von Arras“ iſt für den Augenblick ein reſpectabler Feuerbrand geworden. Die Royaliſtenverſchwörung, die Gefängnißemeute, die Eile des Tribunals — das hat er Alles ſo vortrefflich angezettelt als benützt —

Herault. Ja, für den Augenblick hat das Männchen uns brillante Köpfe überholt. Für den Augenblick werden wir uns wohl fügen und zum Schaffot gehen müſſen. Camille, du denkſt ſchon wieder an Lucile?

Camille. O mein geliebtes Weib! (Mehrere lachen.)

Danton. Laßt ihn. Ihr kennt das nicht. Es iſt ein ſehr verwünſchtes Ding, aus einem neuen, warmen, friſch aufgezupften Ehebett hinaus zu müſſen in die kalte Todesnacht. Ich kann ihm das nachempfinden. O meine Louiſon! Deinen Bräutigam ſchmauſen dir die Würmer von der Naſe weg! Du wunderſchönes Kind — Wär' mirs doch mindeſtens vergönnt geweſen, die Flitterwochen mit dir durchzukoſen!

Lacroix. Haſt genug gekoſ't, Danton!

Danton. Ich kanns nicht läugnen. Was liegt d'ran, wenn ich ſterbe? Ich habe mir's wol ſein laſſen in den Stürmen der Revolution, habe brav poculirt, brav hübſche Weiber careſſirt — gehen wir ſchlafen. — Am Liebſten denk ich meiner Jugendzeit. Ich wollte, ich könnte noch einmal zum erſten Male lieben. Es lebe das erſte Liebchen, das ein Jeder von uns hatte! Stelle ſie ein Jeder jetzt ſich vor, die ſchelmiſche kleine Griſette! Paradieſiſche Zeit, als die kleine Braune noch zu uns ſchlüpfte in die Manſarde des ſechſten Stockwerks — und wir da ſo tölpiſch glücklich waren wie Kinder —

Lecroix (das Glas hebend) Und die ſchönen Stunden vertändelten —

Danton. Ja, und in Ermanglung eines Vorhangs mit dem Unterrock der Kleinen das Fenſter verhingen — Harmlos-unſchuldige Zeiten! ſie ſollen leben!

Alle. Hoch!

Der alte Marquis. Danton, Ihr hättet Beſſeres thun können, als Weiber küßen. Was waren die Anderen gegen Euch, die Girondiſten voran, dieſe Eunuchen der Revolution? Schwätzer! — Stehe nicht auf Eurer Seite, Danton; aber Ihr wart ein *Mann*, Danton, ein *Mann* —

Danton. So iſts (heftig) Sie glauben, ſie können mich entbehren — aber ich ſag' Euch, dieſer gewaltige Kopf (ſeinen Kopf mit beiden Händen faſſend) — dieſer gewaltige Kopf wird eine große Lücke laſſen — eine große, große Lücke, ſag' ich Euch —

Herault Bei all' ſeiner Schlauheit, wie lange wird er's treiben können, der grübelnde Schleicher Robespierre, mit ſeinen armſeligen Helfershelfern?

Danton. Ja, Herault, wenn ich dem lahmen Couthon meine Beine, und dem impotenten Robespierre meine Lenden hinterlaſſen könnte, ſo möchte ſich das eine Weile noch fortſchleppen. So aber ſtirbt uns die Republik in einigen Monaten an doktrinärem Marasmus nach!

Herault. Er iſt nicht ausgekämpft, der Kampf zwiſchen Danton und Robespierre! Die Frage iſt, ob Dantons, ob Robespierres Geiſt in Frankreich zuletzt die Oberhand behält!

Danton. Du haſt Recht, Herault! (mit aufflammender wilder Leidenſchaft)

Ha, warte, warte,
Nichtswürd'ger Robespierre! Danton ſetzt ſich
Lebendig oder todt auf deinen Nacken,
Und du, du wirſt ihn tragen müſſen, tragen,
Ja tragen, tragen, wie ein müdes Roß,
Das ein geſpenſt'ger Reiter blutig hetzt —
Ja, tragen bis ans Ende, bis auch du
Zuſammenbrichſt —

Ein Abgeſandter des Gerichts (hereintretend, in amtmäßig trockenem Tone:) Bürger Danton, Bürger Camille, Bürger Lacroix, Bürger Fabre d'Eglantine, und wer ſonſt noch verwickelt iſt in den Prozeß der Dantoniſten — im Namen des Tribunals hab' ich euch anzukündigen, daß man in Rückſicht auf die ſtattgehabten Verſuche, einen Volksaufruhr zu euren Gunſten anzuſtiften, ſowie in Rückſicht auf die in den Kerkern ſelbſt vorgefallenen Unruhen und euer Verhalten vor Gericht, ſich bewogen findet, das über euch bereits geſprochene Todesurtheil binnen kürzeſter Friſt zu vollſtrecken, wornach ihr aufgefordert ſeid —

Danton. Mach's nicht ſo lang! Wir haben nicht mehr Zeit, lange Reden anzuhören. Dein langer Athem paßt nicht zu dem kurzen, den ihr uns noch gönnt. Komm her da, Menſch; an meine Seite, Mann des Tribunals! (er füllt ein Trinkglas.) Wir bringen eben einen Trinkſpruch aus. (Der Abgeſandte weigert ſich. Danton brauſt ungeſtüm auf.) Mann des Gerichts! Iſt Dantons Augenbraue im Kerker ſchon ſo kahl geworden, daß du nicht mehr davor zitterſt? (Der Abgeſandte gehorcht inſtinktiv und ergreift den Becher.) Und jetzt den Toaſt zum letzten Mal!

Wir genoſſen das Leben, das roſige, helle,
Und ſteh'n wir auch jetzt an des Hades Schwelle,
Der Becher entſinkt aus den Händen uns nicht,
Wir bringen ein Hoch noch dem goldenen Licht!

(Es wird angeſtoßen und die Becher werden geleert.)

Danton (aufſtehend und den Abgeſandten zur Thüre geleitend) Jetzt geh', und grüße Fouquier, und frag' ihn, ob er gewiß weiß, daß ich heiſer ſein werde, wenn mir's belieben ſollte auf dem Schaffot zum Volke zu reden? — Geh'! — (der Geſandte ab.) Ich aber will jetzt ein wenig in meiner Zelle ſchlafen. Ich bin müde, Freunde, herzlich müd. (ſich ſtreckend) Wenn ſolche Glieder müde ſind, wie die, ſo ſind ſie's doppelt. Ade, Freunde. (Im Abgehen ſich umwendend) Was? Ein ſo trübſeliger Abgang? Kein letztes Hurrah, wenn Danton zur Ruhe geht, der „Koloß der Revolution“, der große Danton, der mit Vergnügen noch größer geweſen wäre, wenn er nur gefunden hätte, daß es die Mühe lohnt? Aber es iſt ſchon ein gewiſſer Grad von Bornirtheit nöthig, um auf dieſer Jammerwelt groß ſein zu wollen im Schweiße ſeines Angeſichts. Sei's genug an dem, was ich geweſen! Plaudite amici! Laßt mich noch einmal das Brauſen der alten Woge vernehmen, die mein jüngeres Herz ſo oft berauſcht!

Die Genoſſen und Freunde. Hurrah! Hoch Danton, der Koloß der Revolution!

Danton (eine gefüllte Börſe hervorziehend und ihren Inhalt den gemeineren Gefangenen im Hintergrunde des tiefen Gefängnißraumes zuwerfend) Gebt Acht, ihr Leute!

Gefangene (die Goldmünzen aufleſend) Hoch Danton! Hurrah! Hoch!

Danton. Ha, ha, ha! Es iſt köſtlich! Die Kerle werden morgen geköpft und ſchreien heute noch Vivat für Geld. Ha, ha, ha! — Ade, Freunde! Weckt mich, wenn es Zeit iſt! (ab in ſeine Zelle.)

Dritte Scene.

(Wald von Montmorency bei Paris. Seitwärts die ſogenannte Hütte [Eremitage] Rouſſeaus.)

Robespierre. (zwiſchen den Bäumen hervortretend)

Es geht ein Menſch umher, der iſt verdammt,
Den andern Menſchen wie durch dünnes Glas
Hineinzuſchau'n ins Innerſte des Leibes.
Er ſieht die blutdurchlaufne Faſermaſſe
Des Hirnes zucken, ſieht die Lappen hängen
Des Herzens und der Lungen, ſieht die Säfte
Des Lebens kreiſen, ſieht den wirren Knäu'l
Der Eingeweide liegen in der Höhle
Des Bauchs, wie einen großen Schlangenknäu'l,
Der ſich in einer Waldesmulde ſonnt.
Und dieſer Menſch — ich bins. Es liegt vor mir
Des Lebens tiefgeheimes Faſerwerk
In eller Deutlichkeit. Ich ſehe klar
Der Menſchen Schwäch' und blöden Unverſtand,
All' den beſtandlos eitlen Funkentanz
Der menſchlichen Gefühle und Gedanken — — —

(nach einer Pauſe — immer in tiefes Brüten verſunken) Alles hängt davon ab, ob der angefachte Enthuſiasmus der Maſſen noch ſo lange vorhält, bis eine feſte Form gefunden iſt für die Republik. — Keine Stunde darf verſäumt werden! — Mit allen Mitteln! Mit allen Mitteln! Mit allen Mitteln! — — Ein bedenkliches Schwanken war bemerklich — Alles hing an einem Haar. — Der Wald! — Ich athme wieder auf. — Die Tage werden immer häufiger, wo ich nicht einſam genug ſein kann. — Was treibt mich denn immer heraus unter die grünen Bäume von Montmorency, wo Rouſſeau gewandelt, wo er ſein unſterbliches

Büchlein über die Menſchenrechte ſchrieb? — (zu einem alten Weibe, das mit einem Holzbundel belaſtet hüſtelnd daherkommt) Mütterchen, wo ſind heute die Eheleute Miraud? Niemand im Häuschen?

Die Alte. Goldene Hochzeit — Alles in der Kirche — die ganze Nachbarſchaft — die Sibylle von Montmorency auch dabei —

Robespierre. Woher das Holz, Alte? So aufgeleſen, geſtohlen im Walde? He? — Noch weit?

Die Alte (auf eine Hütte weiſend) Dorthin (ſie will weiter gehen, ſchwankt aber unter der Laſt.)

Robespierre (ungeduldig) Kann's nicht mitanſehn. Warum ladet Ihr ſo viel auf einmal auf? (nimmt die Laſt trägt ſie zur Hütte und wirft ſie dort ab.)

Die Alte (folgt zitternd) Ach Gott — ein Herr wie Ihr — (ab in die Hutte.)

Robespierre (wieder nach vorn kommend, läßt ſich auf einen Baumſtrunk nieder. Nach einer Pauſe, brütend, langſam vor ſich hinſprechend) Das Revolutionstribunal entſpricht in ſeiner gegenwärtigen Einrichtung noch immer nicht ganz ſeinem Zwecke. Noch immer zu viel Förmlichkeiten. Was ſind ein paar hundert Menſchenköpfe mehr? Herab damit, herab damit! (Geraſchel in den Zweigen eines Baumes. Robespierre blickt auf.) Ein verdammter Range, der junge Vögel ausnimmt. (Er ergreift einen Stein — zornig) Herunter, Bube, und laß die Vögel, oder es fliegt dir da ein anderer Vogel an den Kopf! (der Knabe entflieht.)

Robespierre. Ich bin müde geworden. Die Waldesluft thut wohl. Wenn man dem wirren Treiben entfloh'n, wo Maſſenhaftes am abgeſtumpften Sinn vorüberzog, ſo erſcheint Einem das Kleinleben des Waldes gar eigenthümlich bedeutſam. — Da kriecht eine kleine Ameiſe und ſchleppt ein ziemlich langes Würmchen mit ſich fort. Das Würmchen krümmt ſich, die Ameiſe läuft fort mit dem auf ihren Rücken ſich krümmenden Würmchen; zuweilen hält ſie ſtill, und ſticht, ſticht herzhaft los auf das ſich krümmende Würmchen — es kann das todte bequemer fortſchleppen — nun iſts todt — —

Frau Duplay (mit Leonore auftretend) Siehſt du? Es iſt wie ich ſagte. — Bürger Robespierre?

Robespierre (aufblickend) Ihr da?

Frau Duplay. Euretwegen. Mir wankten die Kniee, als Ihr nicht aus dem Wohlfahrtsausſchuß zurückkamt. Duplay, ſag' ich, Bürger Robespierre iſt weg! „Wie Einer" ſagt er drauf, „der eine Mine legt, und wartet, daß ſie platzt — bin für Nachmittag zu ihm in den Wald von Montmorency beſtellt, zur Eremitage Rouſſeau's." „Gut," ſag' ich, „ich gehe mit den Mädchen voraus. Wir dürfen ihn nicht allein laſſen." — Seht nicht ſo finſter drein. Wir meinen's gut . . . Wißt Ihr, wer da iſt? Euer Freund Lebas, von der Armee — Thereſens Verlobter —

Robespierre. Schon eingetroffen?

Frau Duplay. Eben als wir aufbrachen. Natürlich kam er mit. Er und Thereſe — verliebtes Volk — da ſind ſie.

(Lebas, Thereſe am Arm, tritt auf)

Robespierre. Gute Neuigkeiten, Lebas?

Lebas (ihm die Hand ſchüttelnd) Die beſte find' ich hier. Der zweideutige Danton geſtürzt —

Robespierre. Und du? Haſt neulich zwei Generäle verhaften laſſen und nach Paris geſchickt. Das war brav.

Lebas. Meine Geſundheit iſt erſchüttert. (zärtlich) Thereſe, ſag' unſerm Freunde Robespierre, daß Lebas auch andere Pflichten zu erfüllen hat —

Robespierre. Wir brauchen patriotiſche Commiſſäre bei der Armee. — Nächſtens kann ich vielleicht St. Juſt wieder entbehren. Dann erſetzt er dich —

(Lebas umarmt ihn freudig.)

Robespierre. Ihr habt ein Gedankengewebe in mir abgeriſſen — Laßt mich noch einige Augenblicke allein —

Frau Duplay. Nicht lange, Bürger Robespierre! nicht lange! (ab mit den Andern)

Leonore (ihnen folgend, hebt etwas vom Boden auf.) Ein Vögelchen!

Robespierre (zu ihr tretend) Was iſt's?

Leonore. Ein kleines, kleines Vögelchen — noch gar nicht flügge — ſeht!

Robespierre. Aus dem Neſte gefallen —

Leonore. Aus dem Neſte?

Robespierre. Ja — da oben zwiſchen den Zweigen —

Leonore. Ach — meint Ihr, daß ſichs weh' gethan?

Robespierre. Laßt ſeh'n.

Leonore. Wie hübſch! Kann man's nach Hauſe tragen? Pickt es aus der Hand?

Robespierre. Am wohlſten dürft' ihm in ſeinem Neſte ſein — bei der Mutter, die es atzt —

Leonore. Sitzt die im Neſt?

Robespierre. Sie flattert da droben über'm Wipfel ängſtlich hin und her — ſeht Ihr?

Leonore. Ach, Bürger Robespierre, wenn man ihr das Kleine zurückgeben könnte —

Robespierre. Man klettert hinauf und legt es ihr in's Neſt —

Leonore. Wenn ich das könnte!

Robespierre. Gebt! (er ſteigt auf einen Felsblock, der hinter dem Baume ſteht, und legt den Vogel in's Neſt.) Seht, wie die Mutter jetzt herunterkommt — und wie die kleinen Schreihälſe alle zuſammen die Mäuler aufſperren —

Leonore (lachend und in die Hände klatſchend) Die kleinen Schreihälſe — ha, ha, ha!

Robespierre (lacht ebenfalls)

Leonore (erſchrocken) Ihr lacht, Bürger Robespierre? Ueber meine Albernheit? Verzeiht —

Robespierre. Närrchen! Was iſt's, wenn ich lache?

Leonore. Ihr lacht ja nie —

Robespierre. Du ſiehſt, ich thu's.

Leonore. Nicht über mich?

Robespierre Wenn ich Luſt hätte, ein Hohngelächter aufzuſchlagen über Himmel und Erde — über dich, Kind, würd' ich nicht lachen —

Leonore. Jetzt hättet Ihr beinahe wieder gelächelt —

Robespierre. Du ſtralſt ja ganz im Geſicht?

Leonore. Als Ihr vorhin ſo freundlich den Fels beſtiegt, und das Vögelchen in das Neſt zurücklegtet, da war mirs, als müßt' ich einen Freudenſchrei ausſtoßen —

Robespierre. Ja, ſiehſt du, Kind, 's iſt heut ein wunderbarer Frühlingstag — (er hebt einen Blumenſtrauß auf, der ihr entfallen, als ſie den Vogel aufnahm.) Dein Blumenſtrauß —

Leonore. Die ſchönſten Wald- und Frühlingsblumen — Tragt Ihr niemals einen Strauß vor der Bruſt?

Robesbierre. Er ſteht nicht wohl zu meinem Geſicht, das immer trüb und düſter blickt —

Leonore. Nicht immer —

Robespierre. Nicht immer? ſahſt du mich anders?

Leonore. Ja. Als Ihr das erſte Mal in unſer Haus kamt. Ich war ein Kind und ſaß im Winkel. Die Mutter ſtellte Euch die Geſchwiſter vor. Dann wies ſie auch auf mich und ſagte: Ein blödes, todtes, ungeſchicktes Ding —

Ihr ſchautet mich aber an mit Euren ernſten tiefen Augen, und ſtricht mir die Locken aus dem Geſicht, und ſagtet: „Nein! es iſt ein liebes, ſinnig-ſanftes Kind — gedankenvolle Stirn“ — Dabei hatte Euer Auge einen freundlichen Glanz, und Euer Mund lächelte ein wenig — nur einen Augenblick — es ging vorüber wie der Blitz —

Robeſpierre. Daher alſo ſtammt dein guter Wille für mich?

Leonore. Und mir gefiels, daß Ihr ſo ernſt hinlebtet und ſo ſtill. Ich war auch immer gern in Gedanken — Die Mutter ſchalt mich, wollte, ich ſollte ſo lebhaft ſein wie Thereſe — ſollte eine Republikanerin, eine Patriotin ſein, und was weiß ich — Aber wenn ich Euch anſah, dacht' ich: Bürger Robeſpierre iſt ja auch ſtill und ſchweigſam — Wenn ſie Grauſiges von Euch erzählten, ſo dacht' ich: Ich kenne den Bürger Robeſpierre beſſer — Ich ſah Euch ſtets wie ich Euch damals ſah — Ich hörte ſtets die Worte: „Ein liebes, ſinnig-ſanftes Kind“ — ich dachte ſtets: Einſt wird er wieder lächeln, — immer ſo lächeln, wie er gelächelt, als er die Locken mir aus der Stirne ſtrich —

Robeſpierre. Und dann?

Leonore. Dann werd' ich auch lächeln, Bürger Robeſpierre! Den ganzen Tag! und die Mutter darf mich nicht mehr todt und thöricht ſchelten —

Robeſpierre (nach einer Pauſe) Leonore! Die Zeit wird kommen, wo die Kämpfer trinken aus dem Quell der Herzverjüngung. Auch Robeſpierre wird nach vollbrachtem Werk die ſtaubigen Pfade ſeiner Mühen zurücklaſſen. Er wird ſeine Vergangenheit wie ein blutrothes Gewölk, das furchtbar ſich in Blitzen entladen, am Horizont hinunterziehen ſehen. Dann wird er ſein Ruhezelt aufſchlagen unter den grünen Bäumen von Montmorency. Er wird um ſich blicken und ſagen: Das Blut iſt weggetrocknet von meinem Richterſchwert, weggetrocknet die Millionen Thränen, welche die Wahlſtatt meiner Kämpfe benetzten — alle Dämonen rings ſind eingeſchlummert — — Ja, Kind, ſie kommt, die Zeit — dann weicht der Würgengel von uns Allen, und zu Häupten unſeres Pfühles ſteht der Friedensengel — derſelbe Friedensengel, der jetzt aus deinen unſchuldigen Kindesaugen nach dem alten Lächeln ſpäht im Antlitz Robespierres! — (er küßt ſie flüchtig auf die Stirn.) Geh' zur Mutter, Leonore, geh' zur Mutter! (ab in den Hintergrund.)

Frau Duplay (mit Thereſe und Lebas zurückkommend) Mädchen, wo bleibſt du? du ſtörſt den Bürger Robespierre!

Robespierre (wieder hervortretend) Die Elſter ſtört, doch nicht die Nachtigall —

Thereſe (an Lebas' Arm) Auch wir haben eine Nachtigall belauſcht — ſie ſchmetterte ſo voll —

Lebas. Eine Amſel wars, mein Kind! Dort oben auf dem Baume ſitzt ſie noch — (Lebas und Thereſe gehen wieder in den Hintergrund. Leonore folgt ihnen.)

Frau Duplay. Lieber halt' ich ein Dutzend Grashüpfer auf der flachen Hand beiſammen, als das junge Volk —

Robespierre (in die Couliſſen blickend) Ein Gefährt —

Frau Duplay. In der That — ein junger Mann — ein älterer wird aus dem Wagen gehoben —

St. Juſt (tritt auf, zurück rufend) Vorwärts, Leute! hieher! (Robespierre erblickend) Ueberfall, Freund Robespierre! Ueberfall im Walde! Donner und Doria! Terrain für Couthon! kein Moospfühl da herum?

Couthon (wird von zwei Landleuten, die ihn unter den Armen faſſen, hereingetragen) Die Gerechtigkeit hinkt nach. Halte der Teufel Schritt mit dieſem jungen Eiſenfreſſer!

Frau Duplay Dahier iſt's bequem, Bürger Couthon! (ſie weiſt ihm einen bemooſten Steinſitz, wo er ſich niederläßt.)

Couthon. Ah! — Bürgerin Duplay, wenn ich eine Stunde hier geſeſſen bin, und dieſe köſtliche Waldluft eingeathmet habe, ſo wag' ich heut' noch einen Menuett mit Euch —

Frau Duplay Das gebe Gott, Bürger Couthon! (ſetzt ſich zu ihm.)

St. Juſt (ſich ebenfalls niederlaſſend) Nach gethanem Werk iſt Ruhe ſüß. (zu Robespierre) Wir haben die Mühen des Vormittags mit dir getheilt — nun theilen wir deine Raſt im ſtillen Wald —

Frau Duplay. Ihr trefft hier mehr als Ihr gehofft — (auf Lebas und Thereſe weiſend, die wieder hervortreten.)

St. Juſt. Freund Lebas? (ihn umarmend) Abſchied genommen im Lagerſtaub — jetzt Wiederſehen im Grünen?

Lebas. Gutes Vorzeichen!

Couthon. Willkommen, junges Blut! (ſchütteln ſich die Hände.)

Robespierre (in geſchäftsmäßig trockenem Tone beginnend) Es freut mich, die Vertrauteſten meiner Freunde um mich zu ſehen. Habe Manches mit Euch zu erwägen Das Revolutionstribunal entſpricht in ſeiner gegenwärtigen Einrichtung . . .

Lebas (der, mit Thereſen in leiſem Geſpräch, die Worte Robespierre's überhört hat) Weißt du noch, St. Juſt, wie wir zuweilen vom Lager aus den Berggipfel mit der Schloßruine beſtiegen? dann vom Felsgrat niederſchauten in die weite Fläche mit ihren Lagerzelten im Morgenglanz? — Da ſprachen wir von Thereſen —

St. Juſt. Und von Henriette, deiner liebenswürdigen Schweſter —

Couthon. Seht einmal die Gelbſchnäbel von Patrioten — ſchwatzen wie galante Cavaliere der alten guten Zeit —

Lebas. Was Galanterie und Liebe bedeutet, mögt Ihr freilich längſt vergeſſen haben, Couthon!

Couthon. Du irrſt, junger Freund! wenn ich's vergeſſen wollte, ſo würden mich meine Beine daran erinnern.

Lebas. Eure Beine? was? hat Euch die Liebe ſo übel mitgeſpielt?

Couthon. Sie hat mich von unten auf gerädert. Aber gar nicht ſo, wie ihr etwa euch's vorſtellt —

Lebas. Erzählt —

Frau Duplay. Ja erzählt, Bürger Couthon!

Couthon. Nun, Ihr dürft's hören, Bürgerin Duplay! — Ich war ein Springinsfeld, wie Lebas, liebte ein holdes Kind, wie er, mußte mich aber des Nachts zu ihr ſchleichen — auf Stundenweite — in ein einſames Schloß — Einmal ertappten mich feindſelige Späher — durch's Fenſter mußt' ich entſpringen — heiſſa, weiter gings auf ungebahntem Weg — die Verfolger hinter mir — ich gerieth in einen Sumpf — immer tiefer — tiefer — kein Ende — blieb ſtecken zuletzt — wie ein eingerammter Pfahl ſtack ich feſt — am Morgen zogen mitleidige Hände mich heraus — Froſt und Feuchtigkeit hatten ſich mir in die Beine geſchlagen — ich war ein lahmer Vulkan geworden, der der ſchönen Venus nimmer gefiel — Was thut's? — Sag', Robespierre, bin ich nicht trotz meiner lahmen Beine immer keck mit dir vorwärts gegangen?

Robespierre (ihm die Hand drückend) Das biſt du. — Nun aber hört mich, wackere Freunde! Das Revolutionstribunal —

Couthon. Still, Robespierre, bring' in dieſem Augenblick keine neuen Schreckensmaßregeln in Vorſchlag. Du dringſt nicht durch. Die Meiſen und Grasmücken auf den Bäumen werden dich auspfeifen.

Robespierre. Die Meiſen und Grasmücken von Montmorency kennen mich beſſer.

Couthon. Ein ariſtokratiſcher Kukuk nennt dich blutdürſtig —

Robespierre. Blutdürſtig? Ich kann kein Blut ſehen. Als ich noch Knabe war, und dabei ſtand, als ſie meinem Vater die Ader ſchlugen, da wurd' ich bleich und fiel ohnmächtig auf den Eſtrich hin —

Lebas. Mir ſteigt das Blut zu Geſicht, wenn ich den verehrteſten Mann grauſam ſchelten höre —

Robespierre (nach einer Pauſe) Guter Lebas! wenn du einen Menſchen bemerkſt, der übermüthig und herzlos ein Thier mißhandelt, ſag' mir, von welcher Art iſt deine Empfindung? Wäreſt du nicht, wenn du das lange mit anſehen mußt, im Stande, dem Wicht dein Eiſen in den Leib zu ſtoßen? Iſt das Grauſamkeit? Nein — Mitleid iſt's. — — — Ich kannte einen Knaben, der hatte eine Lieblingskatze. Als ſie aber ſeiner Lieblingstaube die Bruſt aufriß, erwürgte er ſie. Er war ein wunderlicher, nachdenklicher Geſell, dieſer Knabe. Er ſah heranwachſend viele Beiſpiele von Ungerechtigkeit, von Unterdrückung, wurde zuletzt ganz trübſinnig, finſter, verſchloſſen, krank von heimlichem Groll. Als Jüngling kam er zu Rouſſeau. Da hört' er die Worte: „Freiheit — Gleichheit der Menſchen — Wiedereinlenken des entarteten Lebens in die Bahnen der Natur“ — Worte waren's, Namen nur für Einiges von dem, was ſeine grübelnde Seele durchgährte — aber ſie wieſen ihm für's Nächſte die Richtung. Als er Abends aus jener Hütte von Rouſſeau gegangen, irrt' er die ganze Nacht fiebernd, wie gehetzt, im Wald umher. Am Morgen ſchnitt er in einen Baum die Deviſe: „Mit allen Mitteln!“ — Die Revolution kam — er war nicht zum Redner geboren — aber er wollte reden. Er zwang ſeine widerſtrebende Natur. Er trotzte dem Spott, dem Gelächter, das ihn anfangs empfing, ſo oft er hervortrat. — Gegenwärtig herrſcht Todtenernſt und Grabesſtille, wenn er ſpricht! — Du kennſt ihn, guter Lebas — ſie nennen ihn Robespierre, den Unbeſtechlichen. — Sie nennen ihn auch den Unerbittlichen — aber nicht er iſt unerbittlich — die Idee iſts. Sie nennen ihn gehäſſig, neidiſch. Sie nennen ihn Heuchler. Aber es iſt die Idee in ihm, die haßt, die Idee iſt's, die neidet in ihm, und wenn er heuchelte, ſo wär's die Idee in ihm, die heuchelt. — Noch immer iſt der Schrecken nicht ſtark genug. Die Reaction ſchleicht im Finſtern, läßt nicht ab . . . Kann etwas zu ſtark ſein, das noch immer zu ſchwach wirkt?

St. Juſt. Wozu die Reflexionen? Wir ſchicken unſere Feinde auf's Schaffot, denn wenn wir's nicht thäten, ſo ſchickten ſie uns dahin. Der Kampf der Parteien im Convent iſt längſt ein Duell, ein Kampf auf Tod und Leben geworden. Alle Geiſter ſchäumen und raſen.

Lebas. Wir kämpfen einen Rieſenkampf mit dem Ausland. Da gilt es freilich im Innern kurzen Prozeß machen.

Couthon. Ja, mit ſanften Mittelchen reichen wir nicht aus. Man kann einen Stein nicht mit einem Fuchsſchwanz meißeln.

Frau Duplay. Ach Gott — man guillotinirt — guillotinirt —

Couthon. Wer guillotinirt, gute Bürgerin Duplay? der Convent? der Wohlfahrtsausſchuß? das Revolutionstribunal? Wir? Robespierre? — Keiner, gute Bürgerin Duplay! Das geht von ſelbſt, wie eine Uhr, nachdem ſie einmal aufgezogen worden. — Der Menſch gewöhnt ſich

Bayeriſche

an Alles, gute Bürgerin Duplay! (es erklingt plötzlich eine heitere Muſik aus dem Walde von der Seite her.)

Leonore (welche ſich, Blumen pflückend, entfernt hatte, eilt herbei) Hochzeiter! Hochzeiter!

Robespierre. Das greiſe Ehepaar Miraud, das mich zuweilen hier bewirthet und heut ſeine goldene Hochzeit feiert — (der Zug kommt aus dem Walde, die Muſik verſtummt)

(Robespierre tritt dem greiſen Paar entgegen.)

Der Greis. Alte, da ſieh, Herr Ropespierre!

Robespierre. Glück auf zum gold'nen Tag, mein trefflich Paar!

Die Greiſin. Ihr habt es immer gut mit uns gemeint und ſpracht in unſerer Hütte freundlich ein, und nahmt vorlieb —

Ein jüngerer Mann aus dem Geleite. Herr — Bürger Robespierre? der große Mann? Werft eure Mützen in die Luſt, ihr Leute! Ach, Herr Bürger Robespierre, wir ſind unverſtändiges Volk, wir wiſſen nicht zu reden — Hört doch, Leute, der größte Mann aus Paris iſt unter uns —

Die alte „Sibylle von Montmorency“ (ſich vordrängend) Ei, wer iſt da? was macht ihr denn für Lärm? Wie heißt der Mann?

Landmann. Der Bürger Volksvertreter Robespierre —

Sibylle. Kenn' ihn nicht.

Landmann. Kommt aus Paris —

Sibylle. So? ſo? was will er denn?
Kommt er vielleicht wie vordem Herr Rouſſeau?
Der ſagte, als er lang bei uns gelebt:
Nun endlich, dünkt mir, bin ich klug geworden,
Und gehe hin und lehre die Pariſer,
Was ich gelernt im Wald von Montmorency!

Kommt Ihr auch, lieber Herr, um was zu lernen hier bei uns?

Der Greis (ängſtlich) Ach Gott, Herr Robespierre, vergebt der Alten —

Die Sibylle (zieht Robespierre bei Seite)
Hört, lieber Herr, iſt's wahr, daß in Paris
Ihr kürzlich habt den Herrgott abgeſchafft?
Ei, habt ihr auch den Teufel abgeſchafft?
Was? oder ſitzt euch der noch im Genick?
Hi, hi, hi, hi!

Die Landleute. Vergebt, Herr, ſie iſt toll —

Robespierre. Gute Frau, die Welt ſchreitet weiter und weiter — ſie fällt, ſie ſteigt —

Sibylle. Hi, hi, du lieber Gott, ſie ſteigt, ſie fällt —
Wie denn? wie eine Blaſe, gelt, mein Sohn?
Wie eine leere Seifenblaſe — hui!
(mit der Mundbewegung, mit welcher man eine Seifenblaſe forttreibt)
Da fliegt ſie hin — da ſeht — fliegt in die Luft —
So weiter, immer weiter — doch wohin?
Iſt nirgends ſtät, hat nirgends keinen Ort —
Sie ſteigt — hui, hui! — ſie fällt — hihi! hihi! —
Nun, nehmt's nicht übel, Herr, ich mein's nicht ſchlecht.
Ich will ein Vaterunſer für Euch beten.

Das greiſe Paar (ängſtlich) Ach Gott, Herr Robespierre —

Robespierre. Habt keine Sorge! — Ich grüß' Euch noch vor Abend.

Stimmen. Muſik! (die Muſikanten ſpielen, der Zug geht weiter, hinter der Scene verſtummt die Muſik.)

St. Juſt (zu Robespierre) Da haſt du's. — Altenweibergeſchwätz!

Robespierre (nachdenklich)

Weh' dem, der ſpeculirt auf Welterneu'rung,
Und rechnet nicht mit alter Weiber Wort! —

(Duplay tritt auf)

St. Juſt. Bürger Duplay, Ihr bringt —

Duplay. Abgethan. In den Sack genieſ't — Alle der Reihe nach. In beſter Ordnung und Diſciplin.

Lebas. Hingerichtet? die Dantoniſten? Ich hörte doch, erſt morgen —

St. Juſt. So ſagte man dem Volke — du begreifſt —

Lebas. Wie ſtieg der gewaltige Danton auf's Schaffot?

Duplay. Wie ein Comödienſpieler. (parodirend) „Büttel, zeige meinen Kopf dem Volk, wenn er gefallen — er iſt's werth" —

Lebas. Und auf dem Weg?

Duplay. Camille greinte, lamentirte, ſprach zum Volk, geſtikulirte, daß ihm das Gewand platzte und die nackte magere Bruſt aus den Fetzen hervorguckte —

St. Juſt. Und Danton?

Duplay. Merkwürdiges Schauſpiel, den auf dem Karren zu ſehen —

St. Juſt. Das Volk?

Duplay. Lachte.

St. Juſt. (ſich abwendend) Canaille . . . So ſind ſie.

Duplay. Seht Ihr dieſen ſchweren Knotenſtock? Neben mir ſtanden einige Hundert Gleichgeſinnte. Hätte ſich ein Datoniſtenknecht gerührt, es wär' ihm übel bekommen; noch ſchlimmer als der Dantoniſtenmetze Lambertine aus Mericourt, welcher die „Blauſtrümpfe Robespierres" im Garten der Tuilerien die Kleider vom Leibe riſſen und die ganze Haut zerkratzten. Sie iſt jetzt wahnſinnig und hält ſich für die Königin von Frankreich — (Robespierre, der Alles ſchweigend mitangehört, verliert ſich in den Hintergrund.)

Lebas. Robespierre hat ſich zurückgezogen. Ich begreife nun auch, warum er nach Montmorency ging, und nicht zu Hauſe ſein wollte, als die Karren an ſeinem Fenſter vorüberzogen.

St. Juſt. Die Schlange hat die Schlange aufgezehrt, Couthon —

Couthon. Sie hat ihr wenigſtens den Kopf abgebiſſen. Der Schweif dürfte noch eine Weile ſich regen —

St. Juſt. Allerdings. Danton iſt todt, aber der Dantonismus zuckt in Frankreichs Gliedern. Noch iſt der Kampf nicht zu Ende!

Lebas. Danton alſo todt — der Löwe der Revolution —

Couthon. Ja, wenn der Republik mit Brüllen geholfen geweſen wäre, ſo wäre er der beſſere Mann geweſen, und Robespierre der ſchlechtere.

Lebas. Es gab Leute, die ihn dafür nahmen.

Couthon (draſtiſch parodirend) Ja, ſiehſt du, trefflicher Lebas, breite Schultern und pralle Waden mußt du haben, und einen kräftigen Baß, und ein jovialer Burſche mußt du ſein, ein Prahler, und wo möglich auch ein Taugenichts, dann imponirſt du den Leuten, dann nennen ſie dich einen Titanen, und ein Genie, und weiß Gott was Alles. Aber einen Robespierre verkennt das Alltagspack.

St. Juſt. Mirabeau nicht! Der ſagte gleich von Robespierre: Der Mann überholt uns Alle, denn er hat: eine feſte, ehrliche Ueberzeugung.

Lebas. Sie nennen ihn ehrgeizig — er iſt's zu wenig. Ohne die Dictatur wird's auf die Dauer nicht gehen —

Couthon. So iſt's. Wohlfahrts-Ausſchuß und Convent werden täglich zerfahrener! Sind zu Ende mit ihrer Majoritätenweisheit! Er will aber nicht zugreifen —

St. Juſt. Er hatte immer ſeine eigenen Gedanken darüber. — Jetzt aber wird er doch offen hervortreten müſſen als das, was er wird durch Danton's Fall — Frankreichs Dictator!

Duplay. Heiſſa! Bürger Robespierre Frankreich's Dictator! Wir Bürger und Sansculotten ſagen das auch! Paris weiß, das Keiner es beſſer meint mit dem Volke! Er muß die ganze Gewalt in ſeine Hände bekommen, muß Herr ſein und alle Feinde des Volkes und der Republik vernichten —

Couthon. Mit Einem Wort, Bürger Duplay, wenn Robespierre König würde, ſo wäret Ihr auf einmal wieder ein guter Royaliſt —

Duplay. Und alle Sansculotten mit mir. (Robespierre erſcheint wieder im Vordergrunde.)

St. Juſt. (mit einem Blick auf Robespierre, zu Frau Duplay.) Gute Bürgerin Duplay, laßt uns einen Augenblick allein, — allein mit Robespierre.

Frau Duplay. Ich verſtehe, Bürger St. Juſt, ich verſtehe (Zu den Ihrigen.) Kommt! (Im Abgehen.) O Mutter Gottes, ſie ſtecken wieder die Köpfe zuſammen! (Frau Duplay mit den Uebrigen, bis auf Couthon und St. Juſt, verlieren ſich ſeitwärts im Walde. Mittlerweile iſt auch Robespierre, zwiſchen den Bäumen auf- und niederwandelnd, wieder im Hintergrunde verſchwunden.)

St. Juſt. Couthon, ich werde Robespierre's Dictatur im Convente beantragen. Es iſt Zeit. Die Umſtände geſtatten keinen längeren Aufſchub.

Couthon. Füg' eine Proſcriptionsliſte hinzu. Der Convent muß vorher geſäubert werden — geſäubert —

St. Juſt. Erſt muß ich freilich wiſſen, ob Er . . .

Couthon. Poſſen! Thu's, junger Freund, und ſei überzeugt, daß du im Sinne ſeiner geheimſten Gedanken handelſt.

St. Juſt (ein Notiztäfelchen aus ſeiner Bruſt ziehend.) Tallien muß obenan ſtehen.

Couthon. Brav, mein Sohn! — Die Canaille! Der glatte Geck! Die ſchönfarbige ſchleichende Giftſchlange! —

St. Juſt. Dann aber ſogleich . . .

Couthon Der heiſere, heulende Wolf Collot d' Herbois! – Und dann Bourdon —

St. Juſt. Bourdon — und dann Badier — (notirt die Namen.)

Couthon. Brav, mein ſüßer Junge. — Hole der Teufel nur die vielen Umſchweiſe, die vielen Umſchweiſe — Ein Volksaufſtand in den Straßen, zu Gunſten der Dictatur . .

St. Juſt (nach rückwärts deutend) Du weißt, er iſt Pedant —

Robespierre (der inzwiſchen unbemerkt wieder nach vorn gekommen und die beiden beobachtet hat, bei den letzten Worten St. Juſt's aufzuckend) Die aufrichtigſten, ergebenſten meiner Freunde — Es thäte mir leid, wenn ich, nur halb verſtanden, in die Nothwendigkeit verſetzt würde, auch ſie den Weg Heberts und Dantons gehen zu laſſen — — (Couthon und St. Juſt bemerken ihn, er tritt zu ihnen.)

St. Juſt (ihm entgegen) Robespierre! Entſchlüſſe müſſen gefaßt werden! Eine neue Epoche beginnt mit dem heutigen Tage!

Robespierre So iſt's. — (immer ruhig, aber ſcharf accentuirend.) Für das Volk muß mehr geſchehen. Die große Frage des Beſitzes muß gelöſt werden. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ſind bisher ſchöne Worte geblieben. Man hat nicht Ernſt damit gemacht Es muß Ernſt gemacht werden. Ich will die Franzoſen lehren — und ſollt' ich es mit blutigem Fallbeil noch in tauſend Herzen ſchreiben müſſen, — was eine Republik iſt Es ſoll ihnen die Luſt benommen werden, in raſch aufloderndem Enthuſiasmus mit großen Ideen zu *prahlen* und zu *ſpielen*. Es ſoll nicht heißen, daß wir neue, große Gedanken wie Feuerbrände in die Welt ſchleudern, für deren Verwirklichung wir ſelbſt, auf eigenem Boden, zu oberflächlich, zu wankelmüthig, zu flatterhaft ſind – es ſoll nicht heißen, daß wir Franzoſen die politiſchen Moden erſinden, aber auch die erſten ſind, die ſie wieder ablegen, wenn der Mond um iſt. — Wir ſind Rieſen im Anlauf, Zwerge in der Ausdauer und in der Conſequenz, — ich will unſere Nation Beharrlichkeit und Tiefe lehren — (mit einem Blicke auf St. Juſt) ich bin *Pedant* —

Couthon. Sehr gut — Komm jetzt auf's Beſondere, Greifbare, Robespierre!

Robespierre. Das Revolutionstribunal muß anders zuſammengeſetzt werden.

Couthon (lächelnd) Setz' Duplay hinein —

Robespierre (ernſt) Das thu' ich. Das Gericht muß Werkzeug ſein — blindes Werkzeug der einen, Alles lenkenden Idee —

Couthon. Nun weiter — weiter!

Robespierre. Das Feſt der Vernunft war ein Aergerniß. Nicht in ſeiner Idee, aber in ſeiner Ausführung, und in ſeinen Conſequenzen. Das Volk iſt von dieſen Orgien auch mehr und mehr wieder zurückgekommen. Stellen wir jenem Feſt ein anderes, würdigeres gegenüber. Der Menſch muß ein Höheres, ein Göttliches anerkennen, – ob *in* ſich, *über* ſich, gleichviel. Ohne den Blick auf ein Solches fällt er vorn über, und läuft auf Vieren. — Geben wir dem Volke wieder einen Gott —

St. Juſt. Nenn's aber nicht *Gott* — es klingt pfäffiſch — gib ihnen mindeſtens einen neuen, nicht den alten Katechismusgott —

Couthon. Ich für meine Perſon möchte gerade den alten — den mit Händen und Füßen, der ſich rührt, und hilft, und dreinſchlägt, je nach Bedürfniß — und ich weiß, ich habe dabei die Sibylle von Montmorency auf meiner Seite.

Robespierre. Wir nennen's das höchſte Weſen. Habe ein Jeder an ihm, was er begreift. Dieſem höchſten Weſen veranſtalten wir ein würdig Feſt, einleitend die neue Epoche, in welcher die Roheit der Hebertiſten, das Genußtreiben der Dantoniſten überwunden iſt, und der republikaniſche Gedanke hervortritt in ſeiner Reinheit. — Zuletzt beantrag' ich, daß Rouſſeau's Gebeine mit Pomp in's Pantheon gebracht werden. Man hat den frivolen Schwätzer Voltaire dahin gebracht. Nun aber iſt die Zeit des ernſten Rouſſeau gekommen. — Ich bin zu Ende.

St. Juſt. *Nichts weiter, Robespierre?* — Was nützen große Ideen ohne Einheitlichkeit und Präciſion der Ausführung? Das Beſte muß doch immer durch *Einen* geſchehen. Unſere Collegen im Wohlfahrtsausſchuß, der geſchmeidige Barère, der wilde Collot d' Herbois, das ſind Leute, die gewohnheitsmäßig fortdekretiren und fortköpfen, aber hol' mich der Geier, wenn ſie die geringſte Vorſtellung im Kopfe haben von dem, was nun weiter geſchehen, wie die Republik eine feſte Geſtalt gewinnen ſoll — dabei plagt ſie heimlicher Neid auf Deine Größe, Deine Macht im Volk. Im Convent iſt's ebenſo. Fort mit dieſen Bleigewichten — fort mit dieſer Spreu von der Tenne!

Robespierre (ſchweigt)

Couthon. *Denk' an Cromwell, Robespierre!* — der, als es noth that, die Schwätzer aus dem Parlament jagte, die Thür ſperrte, und die Schlüſſel in ſeine Taſche ſteckte. *Haſt du keine Luſt?*

Robespierre (ſchweigt.)

Couthon. Nun, wie dirs beliebt. — Es fröſtelt abendlich. Ein Sauſen in den Bäumen — Brechen wir auf. Holla, Bürgerin Duplay! (die Familie Duplay und Lebas treten wieder auf.) Wir brechen auf, Bürgerin Duplay!

Frau Duplay. Das iſt mir lieb. Es beginnt ſchon unheimlich zu werden hier im tiefen Wald. Wißt Ihr, Bürger Couthon, daß es nicht geheuer iſt im Wald von Montmorency?

Couthon. Sehr möglich —

Frau Duplay (beängſtigt) Soeben hat ein ländlich Weib mir erzählt, daß hier ſich ein Wahnſinniger umhertreibt — zumal des Nachts — und wißt Ihr wer es iſt? Der Mann, der die Marſeillaiſe gedichtet!

Couthon. Der Autor der Marſeillaiſe? Wir haben ihn ſeit geraumer Zeit auf der Liſte der Reactionäre —

Frau Duplay. Er iſt wahnſinnig geworden — die Wirkung ſeines wilden revolutionären Liedes in ganz Frankreich hat ihm den Verſtand geraubt. — Ach Gott, wenn ich einem ſolchen Wahnſinnigen mit fliegendem Haar im Walde begegnete, ich wäre des Todes!

Couthon. Habt keine Furcht, Bürgerin Duplay. Wir brechen alle zuſammen auf. (Duplay und Lebas heben ihn auf, um ihn hinwegzuführen. Im Abgehen) Bürgerin Duplay, mit dem Menuett iſts heute noch nichts. (ab.)

St. Juſt (im Abgehen) Robespierre, ich emancipire mich. Ich wiederhole Dir, daß ich die Dictatur und eine Proſcriptionsliſte beantrage. In aller Form Rechtens — ich bleibe auf geſetzlichem Wege — (folgt den Andern.)

Leonore (aus dem Hintergrunde kommend, um ſich den Uebrigen anzuſchließen, findet an der leer gewordenen Stelle ihren von Robespierre im Eifer des Geſprächs zerpflückten und zuletzt auf den Boden gefallenen

Blumenſtrauß. Sie hebt ihn auf und betrachtet ihn traurig. Robespierre nähert ſich ihr.)

Ach, Bürger Robespierre,
Ihr habt den Strauß zerpflückt und weggeworfen —
Ach, Alles iſt zerzauſ't, zerknüllt, zertreten,
Bis auf das Zarte da, das röthlich blüht —

Robespierre Gebt! — in der That, nur noch das Haidekraut —

(Leonorens Hand faſſend, mit Nachdruck)

Dies aber will ich tragen vor der Bruſt
An Frankreichs höchſtem Feſt! — Geh', gutes Kind!

(Leonore ab. Es iſt inzwiſchen merklich dunkel geworden.)

Robespierre (allein in Gedanken) Gewiß, St. Juſt; dein Verfahren iſt legitim — beantragt und beſchließt, was euch gefällt — Ihr wollt mich zum Dictator machen? Ich bin es — — (er will ſich langſam entfernen)

Eine ſeltſame verhüllte Geſtalt (aus dem Gebüſch tretend) Steh, Robespierre! ſteh, Robespierre! ſteh, Robespierre!

Robespierre (ſich umwendend, während der Fremde ſeine Hand erfaßt)

Menſch, deine Fauſt iſt eiſern, und ſo kalt
Wie aus dem Grab —

Die Geſtalt. Die deine raucht von Blut —
Hu, hu, von Blut — (ſchleudert Robespierres Hand mit Abſcheu von ſich.)

Robespierre. Wer biſt du?

Die Geſtalt. Bin die Seele
Des Bluts, das klebt und raucht an deiner Hand —
Ich bin dein böſ' Gewiſſen, bin die Reu' —
Bin Dantons Geiſt

Robespierre (ſich zum Abgehen wendend)
Wahnwitzig Menſchenkind!

Die Geſtalt. Steh, Robespierre! ſteh, Robespierre!
ſteh, Robespierre! —
Nicht weiter, Robespierre, auf deinem Pfad!
Er führt in Nacht, in Gründe voll des Graun's
Und des Entſetzens vor dir ſelbſt —
Robespierre. Zurück!
Die Geſtalt. Halt ein! Zu ſchlüpfrig iſt von Menſchenblut
Der Gipfel, wo du ſtehſt!
Robespierre. Zurück! Zurück!
Die Geſtalt. Ich bin der Geiſt Dantons, ich bin die Reu',
Dein böſ' Gewiſſen bin ich —
Robespierre. Dantons Geiſt? —
Hör', Geiſt Dantons! ſchlecht kennſt du Robespierre,
Wenn du vermeinſt, daß ihn bedrängt die Reu'
Um Dantons Mord — Hör', was mich einzig quält,
Iſt der Gedanke, daß mir's nicht vergönnt,
In ew'ges Todesdunkel mit Danton
Hinabzuſenden Alles was ihm gleicht —
Die ganze Welt der Halbheit und der Schwäche,
Die mich umſchwirrt — die ganze Welt der Schlaffheit,
Unfähig, feſtzuhalten einen großen
Gedanken — feſt und ſtreng und folgerichtig
Hinauszuführen ihn ans letzte Ziel —
Die Maulwurfsweisheit — die kurzathmige
Begeiſt'rung, die, gleich Zuckungen der Ohnmacht,
Erliſcht im Anlauf, und die ſchlimmer iſt,
Als Ruh von Anbeginn — die Eitelkeit,
Die träg ſich ſtreckt aufs Lotterbett des Ruhms —
Das ſchnöde Hiſtrionen-Heldenthum,
Das ſich in großen Rollen bläht, erpicht
Nur auf ein Händeklatſchen — die blaſirte

Genußgier des Geſchlechts — das Alles, hör',
Du Geiſt Dantons, hätt' ich geſandt ſo gern
Hinunter mit Danton in ew'ge Nacht — —
Stückweiſ' ihm folgen ſolls! Bekämpfen werd' ichs
Mit allen Mitteln — allen — ich will Frankreichs
Zuchtmeiſter ſein, bis es entwuchs der Ruthe,
Bis der Franzoſe, knabenhaft gezüchtigt,
Gelernt hat, Mann zu ſein. Ich will im Namen
Der Freiheit ſchwingen die Tyrannengeißel
So lang, bis unverrückt auf ehernen
Grundfeſten ſteht die Republik — Fahr' wohl,
Du Geiſt Dantons, und merke, was ich ſprach!
(wendet ſich zum Abgehen.)

Die Geſtalt. Steh, Robespierre! ſteh, Robespierre!
ſteh, Robespierre!
Zum letzten Mal: nicht weiter, Robespierre!
Halt' ein auf deiner Bahn —

Robespierre. Ich werde geh'n
Die Bahnen, die ich ging, unwandelbar!

Die Geſtalt (plötzlich einen Dolch zuckend) Das wirſt du nicht! du ſtirbſt! (will ihm den Dolch in die Bruſt ſtoßen. Der Dolch prallt ab an Robespierres durch ein verborgenes Panzerhemd geſchützter Bruſt. Die Spitze deſſelben fällt gebrochen zu Boden. Robespierre zieht ein Piſtol hervor und drückt es auf den Unbekannten ab. Dieſer taumelt zurück und verſchwindet im Geſträuch.)

Robespierre. Wo biſt du, Wicht? verſchwunden in die
Erde?
Entwiſcht gleich einem Dieb? Biſt du ein Weſen
Von Fleiſch und Blut? biſt du ein Nachtgeſpenſt?
Gleichviel, gleichviel, du ſiehſt, ich triumphire!
Du ſiehſt, dein Stahl iſt abgeprallt an mir,
Und du, du taumelſt ächzend von mir weg,
Und dich verſchlingt die Nacht — Frankreich, vernimms!

Vernimm's, o Republik! dein Schickſal hat
Entſchieden dieſer Tag . . .

St. Juſt (zurückkehrend) Komm, Robespierre! was ſäumſt du? Es dunkelt. Fort! Fort! — Mir war, als wär' da eben ein Unbekannter blutend mir entgegengetaumelt im Geſträuch. Was war es? ſahſt du nichts?

Robespierre (ſchweigt.)

St. Juſt. Er war wie Einer, welcher abgeſchloßen
Die Rechnung mit dem Leben — einer, der
In einem blutig-wüthigen Duell
Den Kürzern zog, und tödtlich tief getroffen,
Hintaumelt in die Nacht —

Robespierre. Der Geiſt Dantons!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Das Marſfeld. In der Mitte ein künſtlicher, terraſſenförmig abgeſtufter Hügel, auf ſeiner Spitze ein grüner Baum, unmittelbar hinter ihm zwei allegoriſche Figuren, die Gottloſigkeit und die Eigenſucht vorſtellend. Volksgewoge. Namentlich viele Bürgersleute, feſtlich geputzt, Frauen und Kinder, den Hügel betrachtend.)

Ein Knabe. Was iſt denn das dort, Vater, für ein Berg?

Bürger. Bube, biſt du's denn werth, daß man dich bei deiner Geburt gut republikaniſch Cincinnatus geheißen, wie einen alten Römer, wenn du nicht merkſt, daß dieſer Hügel den „Berg" im Convent vorſtellt, das heißt, was man ſo die Freiſinnigen nennt, die auf den höchſten Bänken ſitzen —

Knabe. Und der Baum?

Bürger. Ein Freiheitsbaum — weißt du? wie man dergleichen jetzt überall in Frankreich aufpflanzt.

Knabe. Und die beiden häßlichen Figuren dahinter?

Bürger. Nun wart' einmal — kannſt du nicht leſen, Burſche? Was ſteht da auf dem Sockel?

Knabe. „Ei — Ei — Ei —"

Bürger. Nun? „Eigenſucht." Und dort? „Gottloſigkeit." Siehſt du, dieſe beiden Figuren verbrennt Robespierre, wenn er da hinaufſteigt und das höchſte Weſen proclamirt.

Knabe. Es iſt nicht Schad' um ſie, ſie ſind ſehr häßlich. — Was iſt denn das höchſte Weſen, Vater?

Bürger. Schweig' jetzt, Bube. Warte nur. Robespierre wird das Alles ſchon erklären —

Eine Frau (zur andern) Auch da, Gevatterin?

Die Andere. Ach Gott, ja! Das iſt heute Etwas für's Gemüth!

Die Frau. Ach, Robespierre denkt an Alle. Vorige Woche ließ er die Armen verſorgen, die kein Brod hatten —

Ein Freigeiſt (der lächelnd zugehört, zum Nachbar) Und für die Armen im Geiſte ſorgt er heut (gehen vorüber.)

(Die aus dem erſten Aufzuge bekannten beiden Royaliſten treten hervor.)

Erſter Royaliſt. Er ſcheint denn doch ein wenig nach unſerer Seite hin einzulenken.

Zweiter Royaliſt. Im Convent und im Wohlfahrtsausſchuß herrſcht eine wunderliche Verblüſſung.

Erſter Royaliſt. Ja. Die Gemäßigten ſind ihm gram wegen ſeines Terrorismus, die Terroriſten wegen ſeiner reactionären „Schrullen“, wie ſie's nennen.

Zweiter Royaliſt. Und der verliebte Tallien agitirt im Auftrage ſeiner ſchönen Gräfin Cabarrus aus Leibeskräften gegen ihn.

Erſter Royaliſt. Können Alle zuſammen die Fauſt nur im Sacke ballen. Er iſt nun einmal der Abgott des Volkes —

Zweiter Royaliſt. Gibt es doch ſogar ſchon im ariſtokratiſchen Lager Schwärmer für ihn —

Erſter Royaliſt. Und Schwärmerinnen —

Zweiter Royaliſt. Wie die Marquiſe von St. Amaranthe — Wir ſehen uns heute bei ihr? (gehen vorüber.)

Ein Sansculotte (zu ſeinem Nachbar) Heute wimmelts von Bourgeois und von Ariſtokraten —

Zweiter Sansculotte. Es iſt auch ein Feſt für die.

Erſter Sansculotte. Und für die Weiber

Zweiter Sansculotte. Ja, die flennen vor Freude, daß ſie nun wieder einen Gott haben ſollen. Wenn die Weiber nicht beten dürfen und die Augen verdrehen, und dann und wann etwas Weniges zerknirſcht ſein, ſo ſchmeckt ihnen die Sünde nicht mehr. Was hältſt denn du von Gott, Jacques?

Erſter Sansculotte. Kenn' ihn nicht. Aber Robespierre kenn' ich. Und wer heute nicht ſo laut wie jemals brüllt: „Es lebe Robespierre!" den ſchlag' ich zu Boden als einen Feind der Republik.

Zweiter Sansculotte. Ja, wenn es ein Anderer wäre, der ſolchen Firlefanz macht, ſo möchte ich wohl fragen: he, wie iſt's gemeint? Aber dem Robespierre muß unſer Einer kleine Wunderlichkeiten nachſehen.

Der Stelzfuß (zu dem aus dem erſten Akte bekannten Sansculotten im Geſpräche nach vorn kommend) Bruder, was ſoll's denn eigentlich mit dieſem Feſt des höchſten Weſens? Mir will's nicht eben ſonderlich gefallen —

Sansculotte. Tropf! das „höchſte Weſen", das iſt ja er — verſtehſt du? — er ſelbſt! Und was er da feiert, das iſt ſein Regierungsantritt — ſeine Thronbeſteigung — begreifſt du? (gehen vorüber.)

Bürger (zum andern) Ein Prachttag heute! Dieſer blaue Himmel!

Zweiter Bürger. Der ſchönſte Frühlingstag. Sie zögern lang. Es iſt ſpät —

Erſter Bürger. Mittag vorüber. Vom Conventspallaſt ſind ſie ſchon aufgebrochen. Habe ſelbſt den Zug geſeh'n und bin ihm vorausgeeilt —

Zweiter Bürger. Du lieber Himmel — gewiß ein Prachtaufzug?

Erſter Bürger. Die Deputirten alle hochfeſtlich angethan. Und Robespierre! — Wie man vordem zur Trauung in die Kirche ging — ſag' ich euch. Und er immer den Andern ein wenig voraus — ſo ſtolz, wißt ihr, als ob er im Triumph aufgeführt würde — und dann und wann ſah er ſich ein wenig um, ob der Zwiſchenraum, der ihn von den Andern trennte, ja groß genug ſei — Tallien lächelte immer und blinzelte ſeinen Nachbarn zu — (Trommelwirbel, Muſik. Kanonenſalven — Bewegung im Volke.)

Zweite Scene.

(Der Feſtzug kommt heran. Henriot mit einer Abtheilung der Nationalgarde. Kinder, dann feſtlich geſchmückte Jungfrauen mit dreifärbigen Schärpen, Blumenkörbchen tragend. Große Fahnen und andere Embleme der Republik. Die Mitglieder des Convents und des Wohlfahrtsausſchuſſes, Alle feſtlich angethan, in Röcken von dunkelblauer Farbe mit rothem Futter und rothen Aufſchlägen, die Hüte mit Eichenlaub geſchmückt. Sträuße von Blumen oder von Aehren in der Hand. Den Uebrigen etwas voran Robespierre, in Gang und Miene gehobene Stimmung verrathend, einen großen Blumenſtrauß in der Hand, im Knopfloch vor der Bruſt das Heidekraut; – ſorgfältig gepudert und friſirt. Lebhafter Zuruf empfängt ihn. Die Muſik verſtummt. Er ſteigt den Hugel empor. Die Mehrzahl der Conventsmitglieder gruppirt ſich um den Abhang und den Fuß des Hugels.)

Tallien (hält einige ſeiner Collegen zurück, darunter Barère und Collot d'Herbois) Wollt ihr euch als Arabesken am Poſtament verwenden laſſen? Bleibt!

Barère. Still, Tallien! ſein Blick fiel wiederholt auf dich!

Collot. Dieſer Berg hat in der That einen ſchmalen Gipfel. Nur ein Einziger hat oben Platz! —

(Lautloſe Stille im Volk. Pauſe.)

Robespierre (feierlich langſam und ausdrucksvoll beginnend) Bürger der Republik! — Was iſt Gott? (Pauſe) Weiſe der Vorwelt ſagten: er iſt die Luft — andere: er iſt das Feuer — andere: er iſt das Waſſer — andere: er iſt die Erde. Sie haben bald eine ſtralende Kugel am Himmel, bald einen behauenen Stein und zuletzt einen Menſchen aus ihm gemacht — einen allmächtigen, allwiſſenden Menſchen — einen König — einen König des Himmels und der Erde — — Bürger der Republik! Was iſt Gott? Ich ſage, er iſt mehr: — Er iſt der Zorn im Buſen des Unterdrückten! — Er iſt der Gewiſſensbiß im Buſen des Unterdrückers! — Er iſt das heilige Feuer im Herzen des Patrioten! Er iſt der Todesmuth im Herzen des Vaterlandsvertheidigers! Er iſt die Ausdauer — er iſt die welt- und ſelbſtvergeſſene Hingebung — er iſt die Selbſtaufopferung in der Seele des Mannes, der eine innere Stimme vernommen, des Mannes, der eine Miſſion auf Erden zu erfüllen hat! Er iſt der reine Glanz auf der Stirne des Gerechten! Er iſt die Scham auf der Wange der Schönheit! Er iſt die Zärtlichkeit im Buſen der Mutter! — Hebert und Chaumette ſagten euch: er iſt die Vernunft: Ich ſage euch: er iſt mehr: Er iſt die Freiheit — er iſt die Tugend — er iſt die Liebe — er iſt der Schrecken! — Sein Tempel aber iſt die Natur — ſein Cult das Leben nach der Natur in Einfalt und Sittenſtrenge, in wahrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! —

Das iſt Gott! —

Volk von Frankreich! Dieſem Gott entblöße mit mir dein Haupt! (er entblößt ſein Haupt) Wilder Sansculotte, beuge Dich vor dieſem höchſten Weſen! Ohne ſeinen Anhauch biſt du ein Thier, ein Ungeheuer! — Volk von Frankreich, ſchwöre zu ſeinem Cult! — Wir ſind ein Volk unter den Waffen, ſo verkünde der Donner der Kanonen von Paris die Huldigung, welche in dieſem Augenblicke das Volk von Frankreich darbringt dem höchſten Weſen! (Kano nendonner und Muſik fällt ein, die Fahnen werden geſchwenkt. Frauen heben ihre Kinder in die Höhe — enthuſiaſtiſche Zurufe, Mützenſchwenken. Robespierre ergreift eine brennende Fackel, die ihm gereicht wird und ſteckt damit die Standbilder der Eigenſucht und der Gottloſigkeit in Brand, die praſſelnd zuſammenſtürzen; an ihrer Stelle erheben ſich zwei andere Geſtalten mit den Inſchriften: Tugend und Weisheit. Die Muſik und der Zuruf verſtummt. Robespierre fährt fort zu ſprechen:) Bürger! mit dem heutigen Tage beginnt eine neue Epoche für Frankreich! Erwartet eine Reihe letzter, entſcheidender Maßregeln, denn es ziemt, daß die Unwiſſenheit und die Roheit auf der einen Seite, auf der andern die frivole Genußſucht, die Geſinnungsloſigkeit, die Oberflächlichkeit, die Eigennützigkeit endlich verdammt werde zur Ohnmacht, und hervortrete die volle Kraft des republikaniſchen Gedankens. Die Zahl der Lauen, der Verderbten iſt noch groß. Aber unſer Ziel bleibt nach wie vor die republikaniſche Tugend — unſere Waffe der Schrecken. Gehet hin, Bürger! heute haben wir ein friedlich Feſt gefeiert — morgen werden wir fortfahren, die Feinde der Republik zu bekämpfen!

Begeiſterte Zurufe. Hoch Robespierre! hoch die Republik!

Einzelne Stimmen. Hoch Robespierre, *Frankreichs Diktator*!

Robespierre. Nicht ſo, meine Freunde! — Ich rede zu euch im Namen des Convents, der mich für heute zu ſeinem Präſidenten gewählt hat. Wollte ich mich Haupt und Führer nennen, ſo wäre dies ein verdammlicher Ehrgeiz. Ich bin nicht mehr als ein Soldat, der im Eifer der Schlacht ein wenig aus der Reihe tritt, und ſeinen Genoſſen voran ſich auf die Feinde ſtürzt. Hab' ich *dieſen* Ehrgeiz, ſo verzeiht! Es lebe die Republik! (Neue Zurufe, er ſteigt herab, Muſik fällt wieder ein, das Volk drängt ſich im Hintergrunde um Robespierre, macht Miene, ihn auf den Schultern zu tragen, er wehrt ab, Frauen werfen ſich ihm entgegen, beſtreuen ihn mit Blumen. Der Zug ordnet ſich, den Rückweg anzutreten. Die Muſik verſtummt.)

Tallien (im Vordergrund) Seht ihr, nun haben wir wieder einen Gott!

Collot d' Herbois. Ich weiß nicht genau, ſoll es der alte ſein oder ein neuer —

Tallien. Der alte, der alte. Er iſt wieder droben an ſeinem Platze. Wenn das Wetter hell iſt, könnt ihr ihn mit einem guten Teleſcop ſehen, wie er eben ſich die Sonne als goldne Troddel an die Zipfelmütze hängt. Er iſt jetzt ein mit Decret angeſtellter Gott.

Barère. Spotte nicht, Tallien! Es war doch kein übler Gedanke von Robespierre. Er kennt das Volk.

Ein anderes Conventsmitglied. Er ſprach ſehr ſchön. Was er ſagte, hat mir gefallen.

Collot. Ja, aber er ſelbſt hat mir dabei gar nicht gefallen. Habt ihr bemerkt, mit welcher Miene er den Hügel hinanſtieg? Wie ein Triumphator aufs Capitol!

Tallien. Ja, aufs Capitol — in deſſen Nähe bekanntlich der tarpejiſche Fels lag — (Robespierre iſt inzwiſchen, nachdem der Zug ſich wieder geordnet, langſam durch das ihn umdrängende Volk nach vorn gekommen, hat die Worte Talliens gehört, und ſtreift ihn mit einem verachtenden Blicke.)

Barère (leiſe zu Tallien) Still, Tallien! Dein Herz haſt du verloren an die ſchöne Cabarrus — ſieh zu, daß du nicht auch den Kopf dazu einbüßeſt —

St. Juſt (leiſe zu Robespierre) Haſt du gehört, was da Einige flüſterten?

Robespierre. Haſt du gehört, was Tauſende mit lauter Stimme riefen? (Er und die übrigen Conventsmitglieder ſchließen ſich dem Feſtzuge wieder an und verſchwinden von der Bühne.)

Bürger (zum andern) Ein ſchönes, erhebendes Feſt. Begeiſterung in Fülle —

Zweiter Bürger. Mir ſtehen die Thränen in den Augen.

Ein anderer Bürger. Alſo aus der Abſchaffung der Guillotine wird nichts —

Zweiter Bürger. Nein, wir ſind noch immer nicht ſo tugend- und ehrenfeſte Spartaner, als Robespierre aus uns machen will. Darauf läuft bei ihm immer Alles hinaus. Er wird täglich gelber vor Gallenüberfluß.

Erſter Bürger. Es war allerdings verteufelt hübſch anzuſehen, als die Selbſtſucht und die Gottloſigkeit brennend herunterſtürzten, und die Weisheit und die Tugend dafür emporſtiegen —

Zweiter Bürger. Ja, aber habt Ihr nicht bemerkt, daß die Weisheit und die Tugend ein wenig ſchwarz geworden waren vom Rauch, den die Verbrennung der Eigenſucht und der Gottloſigkeit verurſachte?

Erſter Bürger. Mit ein bischen Waſſer wird man's wieder rein waſchen —

Zweiter Bürger. Oder mit ein bischen Blut — Kommt, Nachbar! (das Volk hat ſich inzwiſchen zerſtreut.)

Dritte Scene.

(Großer tiefer Saal im Hauſe der Marquiſe von St. Amaranthe. Reiche Ausſtattung. Der Vordergrund iſt durch zwei dicke Säulen vom Hintergrunde getrennt, in welchem man eine zahlreiche Geſellſchaft ſich bewegen ſieht. Die beiden Royaliſten kommen nach vorn.)

Erſter Royaliſt. Gemiſchte Geſellſchaft, ſagt Ihr? Ach was — (ironiſch) Ihr wißt ja: Alle Menſchen ſind gleich — Was ſagte der „göttliche Marat?“ „Unter der Erde kommen wir Alle zuſammen — Ein Würmerfraß“ —

Zweiter Royaliſt. Pfui!

Erſter Royaliſt. Und was gab ihm zur Antwort der „göttliche Danton?“ „Suppe und Speichel kommen ebenfalls im Magen zuſammen; daraus folgt aber nicht, daß man in die Suppe ſpucken darf" —

Zweiter Royaliſt. Puh! Darin hör' ich ganz den cyniſchen Strolch —

Erſter Royaliſt. Der ſo viele ariſtokratiſche Paſſionen hatte. — Unſere liebenswürdige Marquiſe hat auch die Marotte, dem Geſchmack aller Stände und aller Parteien gerecht werden zu wollen.

Zweiter Royaliſt. Soeben hat ſie Thränen der Rührung vergoſſen über das „Feſt des höchſten Weſens." Was uns hier vereinigt, ſoll ja, wie ich höre, eine Art Nachfeier dazu ſein.

Erſter Royaliſt. Ja, ſie bereitet uns, wie man mir ſagte, einige Ueberraſchungen vor.

Zweiter Royaliſt. Ueberraſchungen? Ei, die können ihr nicht ſchwer fallen. Geht ſie doch um mit Zauberinnen und Seherinnen —

Erſter Royaliſt. Mit Madame Theot —

Zweiter Royaliſt. Madame Theot — huhu, — ſprecht den Namen leiſe — mir wird unheimlich zu Muth bei dem Namen — ich fühle mich gleich wie von einem Zauberkreis umſpannt —

Erſter Royaliſt. So etwas noch in unſerem republikaniſchen Paris!

Zweiter Royaliſt. Neben den neuen Wundern ſterben die alten nicht aus (gegen den Hintergrund blickend). Ei, ſiehe da, der greiſe Vicomte und die greiſe Vicomteſſe von Belleville!

Erſter Royaliſt. Und der fromme Abbé Galiand mit ihnen.

Zweiter Royaliſt (die vorwärts Kommenden begrüßend).

Erlaubt
Daß ich die Hand Euch küſſe, Vicomteſſe!

Es labt zu ſeh'n ſo unverſehrt und friſch
Ein Reis vom höchſten, ſturmzerzauſ'ten Gipfel
An Frankreichs Adelsbaum — mit anderm Wort',
Wie man zu ſagen pflegt, die Crême der Crême —

Vicomte (weißlockiger Greis mit zitterndem Haupte:)
Geſchlag'ne Crême, Marquis! geſchlag'ne Crême,
Bübiſch geſchlag'ne Crême —

Erſter Royaliſt. Sie bleibt doch oben.

Vicomteſſe (ſich auf eine Ottomane niederlaſſend) An meine Seite, Herr Abbé!

Vicomte (immer mit zitterndem Haupte) Schwere Zeiten, Marquis! — ſündige Zeiten — kein Wunder, wenn der gerechte Gott in ſeinem Zorn uns Alle verdammt — Alle verdammt —

Erſter Royaliſt. Nicht Alle, Herr Vicomte! nicht Alle
— nicht
Die Dulder für den Thron und den Altar,
Die Märtyrer aus Frankreichs Adel —

Vicomteſſe. Ja,
Der liebe Gott, er überlegt ſich's zweimal,
Bevor er einen Mann von Stand verdammt —

Erſter Royaliſt. Und einen Prieſter —

Abbé (ſeufzend, mit frommem Augenaufſchlag)
Ach, wie wenige,
Wie wenig echte Prieſter gibt es noch!
O welche Gräuel ſchauten meine Augen!
Gleich im Beginn der unheilvollen Wirrniß
Erblickt' ich einen meiner gottgeſalbten
Geweihten Brüder, einen Prieſter, der
Umherlief in des Nationalgardiſten
Gewandung, und zu einem Sterbenden
Den Herrn des Himmels im Torniſter trug!

Zweiter Royaliſt. Europa's allvereinte Heere waſchen
Die Schmach nicht weg, die man auf Königthum
Und Prieſterſchaft und Adel häuſt! — Vor Kurzem
Beſucht' in thörichter Herablaſſung
Ich die Verſammlung meiner Section.
Ein Weib ſitzt neben mir — im Schoos ein Kind —
Das ſchreit — ſie rollt es auf aus ſeinen Windeln —
Ich bitt' Euch, Vicomteſſe, hört nicht zu!
Für Euer Ohr iſt's nicht — Mit Ekel wend' ich
Mein Haupt zur Seite — die Megäre merkts —
„Ariſtokrat, was rümpfeſt du die Naſe?
Schau, 's iſt ein wacker Sansculottenkind!“
Rufts, ſetzt mit Hohngelächter gar die widrig
Beſchmutzte Creatur mir auf den Schoos,
Indeß ſie ſelbſt die Windeln wieder ordnet!
Vikomteſſe (giebt ihr Riechfläſchchen)
Vicomte. Was hört Ihr denn vom Ausland, Herr Marquis?
Erſter Royaliſt. Wie Simſons Füchſe mit entbrannten Schwänzen,
Nach bibliſchen Bericht, ſo tragen auch
Nach allen Richtungen die Emigranten
Den Kriegeszunder in die Welt. Im Innern
Sind wir nicht müßig; doch in den Provinzen
Weht unſer Banner noch, und in Paris
Iſt das, was Robespierre, der Schreckensmann,
Anzettelt, gut für uns, bei Gott, ſehr gut.
Wenn dieſer Mann ſich zum Dictator macht,
Zum Autokraten Frankreichs, nun, ſo iſt
Doch mind'ſtens das monarchiſche Prinzip
Gerettet vor der Hand, und ad absurdum
Geführt die Republik —

Ein Banquier (in Begleitung eines zweiten nach vorne kommend dem erſten Royaliſten ſich nähernd) Welch' Vergnügen, Herr Marquis! ich ſah Euch lange nicht —

Erſter Royaliſt. Hab' ich wieder Geldaffairen zu ordnen, ſo werd' ich Euch aufſuchen, Herr Banquier!

Die Vicomteſſe (aufſtehend) Euern Arm, Marquis! (mit ihren Begleitern ab nach dem Hintergrund.)

Erſter Banquier. Bettelſtolzes Volk!

Zweiter Banquier (lachend) Der Zwiſchenfall wird Euch Eure gute Laune nicht rauben —

Erſter. Nein.

Zweiter. Die Rente ſteigt —

Erſter. Dank dem „höchſten Weſen!“ — Ihr ſpielt doch auch à la hausse?

Zweiter. Wie Jeder, der ſich auf den Wind verſteht.

Erſter. Wer wagt, gewinnt. Unſer Metier iſt jung, aber es hat eine ſchöne Zukunft. Schwankende Zuſtände ſind gerade das was wir brauchen. Unſer Symbol iſt die rollende Kugel Fortunas.

Erſter. Arbeit und Handel ſtockt — das Spiel florirt — das Spiel florirt immer. Ob Robespierre die Franzoſen köpft oder ſie ihn, ob unſere Heere ſiegen oder davonlaufen, aus jeder Notiz fallen baare Procente heraus, und das Fett der Zeitungsenten träuft in unſere Pfannen —

Zweiter. Alle Teufel! wir ſind's, die den Champagner trinken und die ſchönſten Weiber des Landes küßen, wenn dieſer dumm-ſtolze Adel langſam verkümmert auf ſeinen verfallenden Schlöſſern — (gehen vorüber)

Ein betagter Herr (von militäriſcher Haltung, mit großem grauen Schnurrbart, nach vorne kommend, zu ſeinem Begleiter)

Sagt, was Ihr wollt; iſt auch die ganze Sache
Für welche unſere Armee'n ſich ſchlagen,

Nicht ganz die meinige (bedenken müßt Ihr:
Dies Haupt iſt unterm Königthum ergraut!)
Hoch ſchlägt mein Herz bei jeder Siegeskunde!
Seit ich das Kriegsgewitter donnern höre,
Traun, bin ich wieder jung! Was Robespierre
Im Wohlfahrtsausſchuß thut, mich kümmerts nicht:
Mich kümmert, was im Departement des Kriegs
Gebraut wird hinter Carnots grünem Tiſch —

Der Begleiter. Es ſind gute Köpfe bei der Armee. Carnot ſagte mir jüngſt, daß ein junger Bataillons-Chef, Bonaparte geheißen, ihm die genialſten Operationspläne einſendet — Erlaubt, ich ſehe da eben unſern Meiſter David wandeln, am Arm des Poeten Chenier — (David anſprechend) Bürger David, ich habe einen Ruysdaël angekauft und möchte Euer Urtheil darüber hören —

David. Ich komme.

Der Begleiter. Thut es bald. (ab)

David. Ein Lebemann —

Chenier. Und Kunſtnarr, wie es ſcheint.

David. Die ſind jetzt ſelten, wie die Verſenarren —

Chenier. Leider. Was haſt du gethan in letzter Zeit?

David. Ich habe republikaniſche Feſte maleriſch arrangiren helfen. Und du?

Chenier. Ich habe eine „dereinſtige Grabſchrift auf Robespierre“ gemacht.

David. Laß hören!

Chenier. Hier liegt der todte Robespierre:

Wand'rer, ſteh' ſtill und danke Gott:
Denn wenn er noch lebendig wär',
So wärſt du todt! —

David (lachend) Hymnenſänger! Iſt das Alles? Schlechte Späße?

Chenier. Guillotinenhumor — Es iſt öde geworden in meinem Haupt —

David. Wie überall. Vor Allem im Convent. Die beſten Köpfe nach einander auf dem Schaffot gefallen! Was außer Robespierre noch übrig iſt, ſind Solche, die ihre Zeit dort bloß abſitzen, und keinen edleren Theil ihres Körpers dabei anſtrengen . . . Robespierre ſieht ſich keinem Manne mehr, ſondern nur Maſſen gegenüber. Biſt du für ihn oder wider ihn?

Chenier. Ich bin Poet, und du weißt, die Poeten begeiſtern ſich nur für todte Helden.

David. Die Ideen der Republik ſind groß und gewaltig. Und glaube mir, der einzige Mann, der mit Ernſt, Energie und Conſequenz ſie vertritt, als ihr Träger und Hort, iſt Robespierre. Mit ihm fiele wirklich die Republik.

Chenier. Ja, die Idee'n ſind groß. Wir machen ſchöne
Muſik, nur wiſſen wir noch nicht genau,
Ob Engel oder Teufel dazu tanzen.
Blick' ich von den Ideen auf die Menſchen,
So ſeh' ich ewig nur den alten Spaß
In neuer Form. Man ſpricht von Freiheit — will
Sie aber doch nur ſtets für ſich allein.
Frei ſind doch ewig nur Diejenigen,
Die eben ſtärker ſind —
David. Das ſind Gottlob
Doch meiſt die Fortſchritts-, und die Freiheitsmänner,
Die Demokraten —

Chenier. Und wenn ſie es einmal nicht ſind, was dann? Werden ſie Bedenken tragen, die Majorität zu naſenſtübern, wenn ſie es können? Aber nach ihrem eigenen Princip dürften ſie es nicht. Lieber Freund, mit den ſchönen Redensarten von voller Gleichberechtigung und vom Recht der Majoritäten iſt's eine eigene Sache. Sie ſind abſurd, wie Alles in der Welt, was unbedingt gelten will. Das Recht der Majoritäten — ach du lieber Gott! Gibt's einen Menſchen in der Welt, der wirklich im Ernſte behauptet, die Stimme des Dummkopf's und des Strolch's ſei im Staate ſo viel werth als die des Weiſen und des vortrefflichen Mannes? Und doch iſt dieſer pudelnärriſche Satz erſter und oberſter Canon unſeres modernen demokratiſchen Staatsrecht's.

O Freund, Prinzipe ſind doch nur Schablonen,
Mit welchen wir uns ſelbſt zum Beſten haben
Sie ſind von innen hohles Phraſenwerk,
Das gleich zerfällt, ſobald man ernſt es nimmt.

David. Welche beſſere Theorie des Staates würdeſt du aufſtellen?

Chenier. Es gibt keine beſſere. Sie ſind alle elend. Sie ſind elend, wie Alles unter dem Monde. Denn Alles iſt elend unter dem Monde — mehr oder weniger, und die alte Thorheit der Menſchen iſt, daß ſie immer etwas abſolut Gutes gefunden zu haben meinen. Was die Ideen anlangt, die ſind lauter Rechenpfennige Man kann alles Mögliche behaupten; aber nichts iſt ſo vernünftig, daß es nicht, wenn es zum Princip, zum Syſtem gemacht wird, ſich ſogleich als unvernünftig und voll innerer Widerſprüche herausſtellte.

Nimm dazu die Unredlichkeit im Parteienkampfe — des Pöbels Leichtſinn, der dich heute vergöttert, morgen auf ein Verläumderwort hin ſpießt — Der Menſch iſt ein entſetzlich ſchwächliches, bornirtes, geiſtſtumpfes, oberflächliches, dabei zornmüthiges, und in der Leidenſchaft beſtialiſches Geſchöpf. — So find' ich die Welt nun einmal, lieber Freund! ich kann nicht anders.

David. Gerade weil ſie ſo iſt, thut ein Mann wie Robespierre ihr noth.

Chenier. Vielleicht. — Der meint eine Idee zu haben; aber ſie hat ihn. Er iſt ihr Narr. — Sieh dir nur einmal die Einzelnen in dieſer bunten Geſellſchaft an, betrachte was ſie vorſtellen und erſtreben — die Wenigſten von ihnen ſehen darnach aus, als ob ſie das Ideal des Roſſeau'ſchen und Robespierre'ſchen Bürgers zu verwirklichen Luſt hätten. Robespierre wird noch viel, viel zu thun haben, bis ganz Frankreich nach ſeinem Modell mit dem Meſſer der Guillotine zugeſchnitten iſt.

David. Freund, ich habe dich für einen Demokraten gehalten — du biſt geheimer Royaliſt —

Chenier (lachend) Fürchte nichts. Bin trotz all' dem, was ich geſagt, Demokrat, und wer ſich ſo nennt, der iſt entweder Republikaner, oder ein Narr. Wenn es nach hundert Jahren noch einen König mit Scepter und Krone und einen glänzenden Hofſtaat gäbe, ſo würde man ihn ſo lächerlich finden wie den Dalai Lama oder den weißen Elefanten von Siam — (in die Scene blickend) Die Marquiſe von St. Amaranthe iſt in der That ein reizendes junges Weib —

David. Iſt's nicht die Prachtgeſtalt der Gräfin Cabarrus, die an ihrer Seite wandelt?

Chenier. Talliens Freundin — Siehſt du, wie er hinter ihr hertänzelt, der girrende Seladon, der gezähmte Löwe von Bordeau? (Beide wenden ſich nach dem Hintergrunde, während die Genannten nach vorn kommen.)

Marquiſe von St. Amaranthe (ſchwärmeriſche Züge — etwas geſuchte, phantaſtiſche Tracht) Du liebſt ihn nicht?

Gräfin Cabarrus (Stattliches Weib von ſtolzem Weſen)
Den Bluthund, der im Kerker
Mich ſchmachten ließ?
Marquiſe (ſcherzend) Warum doch, ſchöne Freundin,
Haſt du nicht deiner Reize Allgewalt
An dem erprobt?
Gräfin. Von dieſem Manne möcht' ich
Nichts liegen ſehn zu meinen Füßen, als —
Den Kopf.
Marquiſe. Ei, ſeht einmal, du biſt ja ſelbſt
Ein Robespierre im Weiberrock! — Er hat
Doch edle große Pläne —
Gräfin. Schwärmerin!
Vertragen ſich mit Blutdurſt edle Pläne?
Marquiſe. Darüber frag' Madame Theot —
Gräfin. Der Name
Schlägt mir ſeit Wochen wiederholt ans Ohr
Was iſt's doch mit Madame?

(Die beiden Damen laſſen ſich auf die Ottomane nieder, Tallien bleibt hinter oder neben der Gräfin ſtehen, den Arm auf eine Lehne geſtützt.)

Marquiſe. Vorläufig ſchelten
Sie ihre Feinde Sectenſtifterin.
In allen Kreiſen hat ſie Proſelyten —
Gräfin. Und auch in ſolchen, wie ich ſehe, wo
Man ſie nicht ſuchen ſollte! — Liebe Freundin,
Wie magſt du dich ſo ſchnöd' umgarnen laſſen
Von einer alten Thörin, der es einfällt,
Ein myſtiſch Evangelium zu verkünden
In dieſer Zeit des grellen Lichts?
Marquiſe. Ach, Liebſte,
Das Leben iſt ſo leer, ſo nüchtern worden
In dieſer Zeit des grellen Lichts! Es ſcheint,

Das Herz des Menſchen iſt ein Tempel, der
Nicht lang kann bleiben ohne Götterbilder.
Inſonderheit das Herz der Frau'n —

Gräfin. Ich ſelbſt
Bin eine Frau —

Marquiſe. Ja, doch die glänzendſte
Ausnahme des Geſchlechts! — Und dennoch, Freundin,
Wär' eben in Madame Theot's Verkündung
So Manches wohl für eine große, freie,
Für eine ſtolze Seele, wie die deine,
Wenn du nur auch, wie ich, es nicht verſchmähteſt,
Zu lauſchen auf den Wellenſchlag des Großen,
Des Edlen, wo er immer rauſchen mag,
Wär's auch auf off'nem Markt. — Madame Theot,
Sie iſt ſo kühn als tief — im höchſten Sinn
Vereint ſie Religion und Freiheitsdrang —

Tallien. Verzeiht, edle Marquiſe, Euer Schützling iſt vielleicht doch nur eine Erneuerin der Geheimweisheit, für welche vordem Swedenborg, St. Germain, die Roſenkreuzer, die Illuminaten u. ſ. w. Propaganda gemacht haben — Nichts Neues unter der Sonne —

Marquiſe Zum Vortheil nur gereicht es ihr gewiß,
Daß And're auf ſie vorbereitet haben.
Gilt ihr doch ſelbſt die Revolution
Als Vorbereitung nur auf die Bewährung
Der Dinge, die ſie lehrt. Geſchmachtet hat
Sie lang in der Baſtille — in Kerkernacht
Kam über ſie das neue Licht —

Gräfin. Und die Erleuchtete, ſie kam zu dir,
Du gute, ſchwärmeriſche Seele?

Marquiſe. Nein!

Ich kam zu ihr — im nächt'gen Dunkel war's —
Ein düſt'res, halbverfall'nes Haus in ſtillem,
Entlegnem Stadttheil iſt ihr Aufenthalt.
Dies einſam düſt're Haus jedoch verbirgt
Im Innern glänzend wunderſame Dinge.
Sobald du einen matterhellten Saal,
Den „Tempel der Geheimniſſe“, betreten,
Erblickſt du dich im Kreis der Eingeweihten,
Wo geiſterhafte Chöre, liebliche
Und ſchreckliche Erſcheinungen, ein fremdes
Geheimnißvolles Thun, die Seele ganz
Dem ird'ſchen Bann entrücken. Endlich tritt
Sie ſelbſt hervor, die hohe Seherin,
Mit der Verkündung eines neuen Reichs.
Sie ſpricht von einem Racheſtral des Himmels,
Der Alles, was verderbt, unwürdig iſt,
Vorher vernichten müſſe. Robespierre
Nennt ſie bald ihren lieben Sohn, bald wieder
Den erſten der Propheten, Mahomet,
Den neueſten Meſſias — manchmal auch
Bezeichnet ſie ihn als den König Saul,
Und als die Hexe von Endor ſich ſelbſt
Doch, wozu ſprech' ich dir ſo viel von ihr?
Bald ſpricht ſie für ſich ſelbſt. Anfleht' ich ſie,
Einmal auch dies vielleicht unwürd'ge Haus
Zum „Tempel der Geheimniſſe“ zu machen.
Nicht Alle ſpornt ein Stachel in der Bruſt,
Sie aufzuſuchen in der weitentleg'nen,
Verfallenen Behauſung. Hier verſammelt
Iſt ein erleſ'ner Kreis. Sie weilt in meinen
Gemächern ſchon und bald tritt ſie hervor —
Dies Haus iſt heut das ihre, und ich ſelbſt
Bin nur ihr Gaſt darin —

Gräfin (mit leichtem Spotte) Ach, das ſind ja geheimnißvolle Ueberraſchungen — recht wie für gute Kinder am Weihnachtsabend —

Marquiſe. Mehr noch, als du denkſt, liebe Freundin! Daß ich es dir nur gleich herausſage — noch Jemand wird erſcheinen, den du hier nicht zu finden gedacht —

Gräfin. Das wäre?

Marquiſe. Der, an dem dein Wunſch vor wenig Augenblicken dich zur Herodias gemacht — der Held des Tages — Robespierre!

Gräfin (ſich erhebend) Kommt, Tallien!

Marquiſe. Bleib, Eliſa, bleib! nur für wenige Augenblicke hat er verſprochen in unſern Kreis zu treten.

Tallien. Ei, der zurückhaltende Robespierre — ?

Marquiſe. Er zögerte lang. Doch als von Madame Theot und ihren Erfolgen ein Freund ihm Kunde gab, ſprach er nach ſtillem Beſinnen zuletzt: Ich komme.

Gräfin. Tallien, wir bleiben.

(Es erklingt eine ferne leiſe Muſik. Die Verſammlung wird aufmerkſam.)

Marquiſe. Schon kündigt ſie ſich an.

(Die Muſik verſtummt wieder. Die Marquiſe wendet ſich zur Verſammlung)

Verehrte Gäſte!
In unſ're Mitte treten wird ſogleich
Die Seherin, mit hohem Wort zu künden,
Was nie bedeutungsvoller mag erklingen,
Als an dem Tage, der zum erſten Mal
Nun wieder alle Stände und Partei'n
Vereinigt ſah durch eine höchſte Feier!

(Die Muſik beginnt auf's Neue, aber etwas ſtärker, der Saal verdunkelt ſich — im Halbdunkel tritt Madame Theot, die Seherin, plötzlich hervor, phantaſtiſch angethan, einen Kranz auf dem Haupte.)

Die Seherin (in Verzückung — mit dramatiſch lebendigem Ton, welcher die vorgeführten Bilder unmittelbar anſchaulich macht)

Wer ſeid ihr, Männer und Frauen? Seid ihr Pilger, die hinüber wollen durch's rothe Meer von Blut in's Land der Verheißung? Seht ihr ſie winken, die goldnen Heſperiden? Zurück! Zurück! Ein Doppelſtrom umgürtet ſie noch — ein Blutſtrom und ein Feuerſtrom! Der Blutſtrom dampft, der Glutſtrom raucht — und auf dem ſchwarzen Dampfgewölk, der aus beiden ſich miſcht, ſteh'n grinſende Dämonen — Ein erſtickender Aether verbreitet ſich umher — Wo bleibt ihr, Engel mit den Lilienſtengeln, mit den Palmzweigen, Kühlung wehend? — Ich möchte reden was ſind Worte? was Namen? Ein ſchönes Sternbild iſt der Skorpion am Himmel — aber ein ſchnödes Ungeziefer auf Erden — im Staube kriechend! Worte glänzen — Bilder ſprechen! Schaut! In den Zenith des Himmels ſchwingt euch auf mit mir und blickt in die Tiefen! Seht ihr den Erdball kreiſen? Er möchte ſich ganz in's Lichtreich heben, aber wie er ſich auch wende und drehe, getaucht iſt eine ſeiner Hälften in die Nacht — Er möchte aus Verzweiflung ſich ganz in die Nacht ſtürzen, immer aber beſpült ihn zur Hälfte der Lichtquell! — Beſcheide dich, beſcheide dich, du Kind der Dämmerung; es kommt die Zeit, wo die Wellen des Lichts von allen Seiten über dir zuſammenſchlagen! — Seht ihr den Funkentanz von rothem Höllenfeuer im Erebus? es kommt die Zeit, wo der Funke den Funken an ſich reißt, und die Feuerkugel ſich ballt und aufwärts ſteigt als ſchöner blanker Stern! — Einen Tempel ſeh' ich — Bluts- und Thränentropfen triefen endlos herab von ſeinen Wänden — ſchaudert nicht! ſie gerinnen zu Säulen, zu Bildern eines Wunderdoms! — Ein unendlicher Rieſe ſteht einſam im unendlichen Weltraum — er öffnet den Mund — will ſprechen — die Zunge wächſt ihm aus dem Munde hervor, ſie wächſt und wächſt und ſtreckt ſich und es wird eine Schlange daraus — eine endlos lange Rieſenſchlange, die umherzüngelt im weiten weiten All, in ſo vielen, vielen Windungen, daß ihr Ende den Rieſen nicht mehr kennt, der ſie ausſtreckte, und ſich wie gegen einen fremden Leib gegen ihn aufbäumt, und ihn ſtechend bedräut mit giftigem Stachel! Er aber ſchlingt ſie, wenn es Zeit iſt, geruhig wieder in ſich, und ſie ſpricht fortan Worte des Lebens! — Wann? ach wann? — Mit Zähren tritt der Menſch in's Leben — aus Wolken taucht das Geſtirn — aus dem Chaos die Welt — aus dem Schooß der Stürme die Freiheit. Die Ströme dampfen — wo iſt der Fährmann? wehe! weh! die Fluten ſteigen — alle Nachen ſind zerſchellt — Wo iſt der Moſes, der uns hinüberführt in's gelobte Land durch's rothe Meer von Blut? (in höchſter Ekſtaſe) Erſcheine, Vollender! erſcheine! — Er kommt! Wetterſchlag und Feuerſchein geht ihm voraus! (ein rother Schein ergießt ſich zu wiederholten Malen über die Bühne.) Erſcheine, Vollender! erſcheine!

(In dieſem Augenblicke tritt Robespierre ruhig ein. Die Reflexe des rothen Scheins fallen auf ſein Geſicht, und verlieren ſich dann. Er ſchreitet, während alle Augen geſpannt auf ihm haften, langſam in den Vordergrund, um die Marquiſe von St. Amaranthe zu begrüßen.)

Robespierre. Ihr wünſchtet, edle Frau, in Eurem Kreiſe mich zu ſeh'n —

Die Seherin (ihm entgegentretend)

Der du die Welt
Verachteſt, und die Menſchheit liebſt — Heil dir!
Gewitterregen über Frankreichs Gau'n,
Heil dir! — Harr' aus — geh' unverrückt zum Ziel!
Die Revolution iſt eine Sphynx —
Hinunterſtürzt ſie in den Abgrund Alle,
Die nicht ihr Räthſel ganz zu löſen wiſſen!
Du haſt's gelöſ't! Doch — denk an Oedipus,

Du Räthſellöſer! denk' an Oedipus.
Auch dir droht ein Geſchick! — Allüberall
Iſt Schwäche, ſtumpfer Sinn und Eigenſucht —
Nur Menſchen ſind's, die dir zur Seite kämpfen;
Du nur, du biſt kein Menſchenkind — du biſt
Der Wille — biſt die Kraft — biſt der Gedanke —
Die Einheit du! —
Harr' aus und wage, wage Robespierre!

Robespierre (mit feierlichem Nachdruck) Ich werde meinen Weg wandeln, wie ich bisher ihn gewandelt: ruhig, entſchloſſen, beſonnen, feſt und ſicher. Vieles verändert ſich um mich, ich bleibe derſelbe. Ernſt machen will ich mit dem republikaniſchen Ideal der Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Menſchen. Wahrheit will ich ſetzen an die Stelle des Schein's — wahres Gefühl von Menſchenwürde an die Stelle falſchen Ehrgefühl's, den Reiz des ſittlichen Glück's an die Stelle entfeſſelten Genußtaumels — die Herrſchaft der Vernunft an die Stelle der Tyrannei des Herkommens.

Bald wird der Schrecken überflüßig geworden ſein, und das müde Frankreich wird den Segen des Errungenen genießen. Vorher aber (mit einem Seitenblick auf Tallien) werde ich die Herausforderungen boshafter Zwerge, die ſich als armſeliger Nachtrab überwundener Rieſen hervorwagen, zu beantworten nicht ganz verſchmähen. Ich werde das Volk ſchützen gegen die Intriguen der Selbſtlinge, die mein Streben verdächtigen, meine Wege kreuzen wollen.

Die Marquiſe von St. Amaranthe (wendet ſich zu Robespierre, indeß die Seherin in die Couliſſe verſchwindet. Die Bühne hat ſich ſeit dem Eintreten Robespierre's wieder erhellt.) Darf nach der Prophetin die ſchlichteſte, beſcheidenſte Euer Verehrerinnen das Wort ergreifen? Segen bedeutet Euer Eintritt meinem Hauſe, Segen bedeutet er dieſer ganzen Verſammlung; iſt er doch ein Unterpfand der Verſöhnung — ein Unterpfand dafür, daß endlich für immer ſich ſchließen wird der Ring der Geſellſchaft, und daß ſich bald vielleicht am nächſten berührt, was bisher ſich am fernſten geſtanden! — Kommt, Bürger Robespierre! tretet in die Mitte des Kreiſes, der mit Hoffnung und Vertrauen auf Euch blickt! (Sie führt Robespierre in die Tiefe des Hintergrundes, wo er, inmitten eines glänzenden Kreiſes an einem Tiſche Platz nimmt — jedoch ſo, daß er und ſeine Umgebung durch die beiden großen Säulen des Mittelraumes beinahe gedeckt iſt.)

Die Gräfin Cabarrus (mit Tallien haſtig nach vorn kommend in großer Erregung — ſie zieht ein kleines Dolchmeſſer in zierlicher Scheide aus dem Buſen und entblößt es, ungeſehn von den Perſonen des Hintergrundes) Tallien! ſeht Ihr dieſen Stahl?

Tallien. Gräfin — Ihr ſeid ein Weib —

Die Gräfin. Hat nicht Charlotte Corday, als ſie in die Kammer des ſcheußlichen Marat drang, gezeigt, daß in Frankreich die Weiber thun müſſen, was die Männer nicht wagen?

Tallien. Gebt mir den Dolch —

Die Gräfin. Ja, Tallien, ich bin ein Weib — und Ihr ein Mann — und Ihr habt doch wohl geſeh'n, mit welchen Blicken er Euch maß?

Tallien. Gib mir den Dolch, Eliſa!

Gräfin. Nehmt! Und wenn dies Eiſen das Blut des Wütherichs nicht ſo gierig trinkt, als er ſelbſt das Blut des Menſchengeſchlechtes trank, ſo kommt nie wieder vor mein Auge! — Raſch, eh' ſeine Büttel, die mich ſchon einmal in's Kerkerdunkel warfen, auf's Neue die Hand nach mir ausſtrecken! denn er kennt mich wohl —

Tallien. Angebetetes Weib! was thät' ich nicht um deinen Beſitz?

Gräfin. Genug (geht raſch nach dem Hintergrunde)

Tallien (den Dolch an ſeiner Bruſt verbergend) Dies Eiſen?

hm! das bewahr' ich für den ſchlimmſten Fall! — Ei, ſieh da, Freund Billaud —

Billaud-Varennes. Er hat deutlich geſprochen —

Tallien. Sehr deutlich hat er geſprochen, unſer Moraliſt, unſer Puritaner — in Gegenwart eines ſeiner Collegen vom Wohlfahrtsausſchuß — in deiner Gegenwart, Billaud —

Billaud. Ihn ohne Maske zu ſehen, ſind wir im Wohlfahrtsausſchuß nun beinahe gewohnt.

Tallien. Wirklich?

Billaud. Du ſollteſt ihn dort nur einmal ſehen. Ein geborner Deſpot, ſag' ich dir. Spät kommt er, tritt nachläßigen Schrittes ein, ſetzt ſich, ohne zu ſprechen, heftet die Blicke hartnäckig auf die Tafel des Tiſches vor ihm, ſpielt den Zerſtreuten bei langen Discuſſionen, gähnt ſogar, oder lächelt verächtlich, während wir uns die Köpfe zerbrechen. Seine alte Taktik iſt, daß er wartet, ob wir nicht von ſelbſt das beſchließen, was er will; kommen wir von der Fährte ab, ſo ſchickt er einen ſeiner beiden Wachthunde, Couthon oder St. Juſt, in's Feld, und erſt wenn dieſe nichts ausrichten, ſpricht er perſönlich ſeine Meinung aus, aber kurz wie eine Ordre, und ohne Motivirung. Opponirt man noch, ſo ſchweigt er ſtracks, und geht davon. Den nächſten Tag bringt er die Sache wieder vor, aber in ſo entſchiedenem und ſcharfen Ton, daß es Keinem mehr einfällt, zu widerſprechen —

Tallien. Was zwingt Euch ſeinen Willen zu thun?

Billaud. Was weiß ich — Iſt's im Convent anders?

Tallien. Nein. Du haſt Recht; es iſt dort eben ſo. (für ſich) Es muß doch wol das Eiſen dran — — Billaud, die Worte, die heute hier geſprochen worden, müſſen das

Blut des Geduldigſten in Wallung verſetzen. Es iſt Zeit, Billaud —

Billaud. Gegen ihn aufzutreten? Gegen die Beſieger Dantons? — Du ſcherzeſt! — (nach dem Hintergrunde blickend) Er macht Miene ſich zu entfernen, nachdem ihm die Marquiſe einen Becher aufgenöthigt — er leert ihn — ſieh! Der ſonſt nüchterne Robespierre!

Tallien. Einen Becher mit Menſchenblut vielleicht — ſein Lieblingstrank. — Ich ſcherze, meinſt Du?

Billaud. Wie denkſt du dir die Möglichkeit eines ernſtlichen Angriffs?

Tallien. Ich werde mir die Inſpiration holen in der Erinnerung an meines Freundes Dantons Wort —

Billaud. Und am Buſen der ſchönſten aller Gräfinnen —

Tallien. Was dünkt dich größeren Werth zu haben: Die kühlen, blutbefleckten Ideale des Utopiſten Robespierre, oder der warme Buſen dieſes göttlichen Weibes?

Billaud. Glücklich der, der wählen kann, wie du! (Beide ab. — Robespierre hat ſich entfernt, der Saal leert ſich.)

Vierte Scene.

(Schauplatz wie zu Anfang des zweiten Aufzuges, im Hauſe Duplay's.)

Leonore (allein bei brennender Lampe ſitzend, eine weibliche Arbeit auf ihrem Schooße. Sie hebt das Haupt und ſtarrt in ſchmerzlichem Nachdenken vor ſich hin.) Wie Engel mit weißen Flügeln ſaßen ſie da — und ihr Geſang — ſo wunderbar — ſo traurig-leiſe verhallend — — (ſie vernimmt Tritte, fährt empor, die Arbeit entgleitet ihrem Schooß) O, wie erſchreckt mich jetzt ſein Schritt! —

Robespierre (tritt ein in Gedanken, ohne Leonore zu bemerken) Die Schurken! — Die Thoren! — Ich hab' es wohl bemerkt! — So fern ich ſaß, ich ſah den Narren Tallien flüſtern mit dem Schwachkopf Billaud! Ich ſah den Stahl blitzen in den Händen ſeiner Buhlerin! — Und die dummdreiſten Spottworte dieſer Elenden beim Feſte des Tages! O dieſe Brut — ſie raſtet nicht, eh' ſie ausgerottet iſt bis auf den letzten Reſt! — Noch nicht genug des Blutes gefloſſen? — Bah, dieſe Nachleſe von wenigen armſeligen Köpfen iſt eine Kleinigkeit, — eine Kleinigkeit! — Was wollen dieſe Pygmäen? — Ich bin angelangt auf dem Gipfel! Der heutige Tag hat mich dahin emporgeführt! Und doch von außen nicht mehr ſcheinend als der Erſte Beſte aus dem Volk — mein Ideal, mein Stolz von Anbeginn! — Kein hochtrabender Titel — keine ſchimmernde Würde — ſiegende, allgewaltige Geiſtesmacht allein! — Ich möchte mich mit Jemand darüber freuen! — Thor, der ich bin! — Huldigungen umrauſchen mich; aber ich habe ſo wenig Freunde — ſo wenig Freunde! Couthon, St Juſt, ſie ſind mir Kampfgenoſſen, treue, blind ergebene Kampfgenoſſen; aber wir haben nur den Streit gemeinſam und das Schlachtfeld, nicht die Raſt. Wie kommts, daß, je höher man ſteigt, man ſich um ſo einſamer, verlaß'ner fühlt? — (er bemerkt Leonore.) Du noch hier, Kind? — Dein ſanftes Bild begegnet mir erfreulich am Abende dieſes bewegten Tages! Es geht über mir auf, beruhigend wie der Mond nach des Tages Glut und Mühen! — Gib mir deine Hand, Leonore! (Leonore reicht ihm die Hand zögernd, das Geſicht ſcheu und bewegt von ihm abwendend.) Nein, das iſt's ja nicht, das Angeſicht der ſanften Leonore! Was iſt dir, Kind? (Sie ſchweigt.) Sprich — du erzürnſt mich!

Leonore. Verzeiht, Bürger Robespierre!

Robespierre. Haſt du vergeſſen, Kind, was du zu mir ſprachſt im Walde von Montmorency?

Leonore. Ach, Bürger Robespierre! Ich kann Euch nicht mehr ſo in's Auge blicken wie damals!

Robespierre. Warum nicht mehr?

Leonore. Seit geſtern bin ich ſo verſtört, — ich kenne mich ſelbſt nicht mehr — ich möchte nur immer weinen —

Robespierre. Was iſt geſcheh'n?

Leonore. Ihr wißt, ſelten betret' ich die Straße. Geſtern that ich's, an der Seite meiner Mutter, auf ihr Geheiß. Da kam uns ein großer, ſehr großer Karren entgegen „Der Karren iſt's", ſprach meine Mutter, „der Karren, der zum Richtplatz fährt — der Henkerkarren." — Ich ſah ihn vorher nie. Und auf dem Karren ſaß ein ganzer Schwarm von jungen, ſchönen aber todblaßen Mädchen — alle in weißen Gewändern — es war, wie wenn irgendwo ein weißer Taubenſchwarm ſich niederläßt —

Robespierre. Was du geſehn, es waren die Mädchen von Verdun — in ihren Ballgewändern — Als der Feind die Feſtung nahm, veranſtalteten die feigen, nichtswürdigen Bewohner ein Ballfeſt zu Ehren jener „Befreier" und die Mädchen, die du auf dem Karren geſeh'n, franzöſiſche Bürgerinnen, verbrachten mit den Siegern, Soldknechten des Auslands, eine Nacht in fröhlichen Tänzen —

Leonore. Wie Lilien waren die Mädchen anzuſehen — ſo rührend-ſchön — Hinter dem Karren aber ſah ich ein altes Mütterchen herhinken, das murmelte leiſe vor ſich hin einen Fluch — einen entſetzlichen Fluch gegen — — o, es zerſchnitt mir das Herz — ich ſank zurück — die Arme meiner Mutter fingen mich auf — mit Mühe brachte ſie mich heim —

Robespierre. Der Anblick hat dich ſo von Grund aus umgeſtimmt?

Leonore. Sie huben ein frommes Lied zu ſingen an — ſo herzzerreißend klangen ihre Silberſtimmen — Ich las einmal, daß weiße Schwäne ſingen, wenn ſie ſterben — das muß ſo klingen — o, ich hätte ſterben mögen mit dieſen Mädchen! — Lieber ſterben, als immer dies Bild vor Augen haben! — Ach, Bürger Robespierre, iſt es denn nicht entſetzlich?

Robespierre. Ich weiß es nicht. Frage den Krieger im Feld, ob das brechende Auge des Feindes ihn entſetzt. Frage den Jäger, ob der Blick des zarten Reh's ihn rührt. Es gab eine Zeit, wo mich der Mord einer Fliege Ueberwindung koſtete. Und jetzt iſt mir ein Menſchenleben nichts. Auch das meine. Wer nennt mich feig? Soldatiſch den Bramarbas zu ſpielen mit dem Säbel in der Fauſt, das iſt allerdings meine Sache nicht. Aber ich bin meinen grimmigſten Gegnern ruhig entgegen getreten, habe den Kampf mit ihnen aufgenommen. Und war der Dolch einer Meuchelmörderin weniger auf mich gezückt als auf Marat? Bin ich deshalb weniger ruhig meinen Weg fürder gewandelt? Ich habe geſiegt — ich habe Alle überdauert — Ich glaube, ich bin Einer, der nicht ſterben kann — und möchte es doch zuweilen — — Kind, ſei wieder ruhig — vergiß, was du geſehn. Ich verſpreche dir, daß ich künftig leichtſinnige, oberflächlich geſinnte Weiber, die kein Vaterlandsgefühl haben, kein Gefühl für Ehre und Schmach ihrer Nation, nicht mehr tödten, ſondern nur mit Ruthen blutig peitſchen laſſen will. — Sei wieder ruhig, Kind! —

Siehſt du, Lenore,
Heut bin ich wie ein Mann, der einen Berg
Beſtiegen hat. Am Gipfel angelangt,
Streckt er zur Raſt ſich hin und blickt zurück
Auf den durchmeß'nen Weg. Bedeutſam wird
Ihm jetzt, woran er in des Wanderns Eile
Faſt ohne Seitenblick vorüberging.
Auch wie ein Krieger bin ich: in des Kampfs
Gewühl und Lärm — merkt er die Blume wohl,

Die auf dem Schlachtfeld blüht? Doch nach dem Sieg
Streckt er ſich neben ſie vielleicht zur Raſt,
Erblickt ſie, bückt ſich nieder, labt ſein Aug'
An ihrer reinen Schöne. Du, Lenore,
Biſt eine ſolche reine ſtille Blume!
Wie ſehr bedaur' ich, daß ein Tropfen Blut
Des Kampfgewühls, das ringsumher noch toſ't,
Beſpritzt dich hat — getrübt den reinen Schmelz!
O ſchüttl' ihn ab, den Tropfen, liebes Kind!
Sei wieder hold und heiter wie zuvor!

Leonore. Ach, Bürger Robespierre, ich war einſt ſo glücklich!

Robespierre (ſie ſanft anblickend) Beruhige dich, Kind!

Leonore (ihre Thränen trocknend) Ja, Bürger Robespierre!

Robespierre (ihre Hand ergreifend) Ueberwinde dich, und denke wieder gut von mir!

Leonore. Ja, Bürger Robespierre!

Robespierre (haucht einen Kuß auf ihre Stirn) Was zitterſt du?

Leonore. Eure Lippe iſt kalt, Bürger Robespierre!

Robespierre. Närrchen! Sie brennt, aber deine Stirn iſt noch heißer. — Lächle wieder, Leonore! Ich wills. (ſtreng) Hörſt du? Ich wills! Lächle, ſag' ich!

Leonore. Ich wills verſuchen, Bürger Robespierre!

Robespierre (ſeinen Arm ruhig um ihren Hals legend) Mir gefällt dein ſchöner weißer Schwanenhals, Mädchen! — Die rothe Korallenſchnur ſchlingt ſich ſo ſchön um dieſen weißen Hals — wie eine Blutſpur läuft ſie rings herum — —

Leonore (ſchaudernd) O, Gott! hinweg! hinweg! (will fort.)

Robespierre. Bleib! (will ſie zurückhalten.)

Leonore (ſich losreißend) Ich kann nicht, o Gott! ich kann nicht!

Robespierre (aufbrauſend) Thörichtes Geſchöpf! (ſie entflieht.)
Robespierre (nach einer Pauſe)
Ei ſeht, ei ſeht, ein Mädchen, faſt noch Kind,
Sie wagt — —
(ſich an die Stirne greifend)
Ha, Robespierre, beſinne dich! —
Was war das, Robespierre? ha, du warſt ſchwach — —
Schwach, ſchwach das erſte Mal in deinem Leben!
(auf einen Stuhl niederſinkend, nachdenklich)
Was war das Weib bisher in meinem Sein?
Ein weißer, ſanftgebogner Schwanenhals,
Ein zarter Buſen, eine Roſenwange,
Ein weißer, weicher, linder Mädchenarm —
Was war mir das? — Und nun? Hat mich das Glück
Des Tages ſo berauſcht? hat die Marquiſe
Mir einen Zaubertrank kredenzt im Becher?
(in Träumerei verſunken)
An einen weichen Buſen ſich zu ſchmiegen,
An einer ſüßen Lippe hängen — Seltſam!
Mein Leben floß dahin, und ich, nicht einen
Gedanken hatt' ich dafür im Gehirn,
Nicht ein Gefühl dafür im Herzen übrig —
Ha, Lipp' an Lippe — Herz an Herz — und Welt
Und Zeit und ſich vergeſſen — —
(aufſpringend)
Leonore!
Wo biſt du? komm! wo biſt du, Leonore? —
Sie kehrt nicht wieder, und ich bin allein —
Allein — mich faßt ein Grau'n — ein Groll
zugleich — —
Was iſt das, Robespierre? Schmach über dich!
Erhebt ſich wider dich dein eignes Ich,
Dein überwund'nes Selbſt? Und ſtellt der Menſch

In dir, der unterdrückte, rebellirend,
Als neuer Robespierre ſich gegenüber
Dem alten Robespierre? — Fort, Doppelgänger!
Fort! — Oder war der falſche Doppelgänger
Der alte Robespierre, der geiſterhaft
Als blut'ges Schreckgeſpenſt die Welt durchſchritt,
Und der den warmen, den lebendigen,
Den Robespierre mit Fleiſch und Blut verdrängte? — —

(ſich aufraffend)

Genug, genug! Ruf dich nicht ſelber an,
Nachtwandler Robespierre! 's iſt deine Sendung,
Zu wandeln ſchwindellos auf ſteilſtem Grat,
Geſchloſſ'nen Auges — —
O einfältig Mägdlein!
Warum empört in deinem Kindesherzen
So die Natur ſich ſchaudernd gegen mich?
Du armes Kind! — ei freilich, freilich wohl,
Es iſt ein eignes Ding um Menſchenblut — —
Doch, war mein Herz nicht rein? Iſt's meine Schuld,
Daß ſich die Glutgedanken dieſes Hirns
Als lebensdurſt'ge Schatten vor mich ſtellten,
Den Schatten des Homer im Hades gleich,
Die, um ſich zu beleben, zu erwärmen,
Blut trinken mußten, warmes Opferblut?
Iſt's meine Schuld, daß ſie, Vampyren gleich,
Um ſich zu löſen aus dem ſtarren Tod,
Ihr Sein zu friſten in der Erdennacht,
Verurtheilt ſind, erbarmungslos zu ſaugen
Die rothen Säfte der Lebendigen? —
Iſt's meine Schuld, daß dies Geſchlecht ſo klein,
Zerfahren, elend iſt, daß nur der Schrecken
Es vorwärts treibt auf g'rader Bahn zum Ziel? —

Die ganze Laſt der Republik, ſie ruht
Auf mir allein. Ich habe, was um mich
Her ſtand, und was die Laſt mir tragen half, vernichtet.
Das Feindliche um mich — es iſt vertilgt,
Und das Verwandte in mir aufgegangen.
Nur ſchnöde Halbheit, Mittelmäßigkeit,
Iſt's, was noch neben mir ein Leben friſtet
Und thöricht keck ſich aufbäumt wider mich.
Die Freiheit und die Republik, ſie ruh'n
Auf dieſen Schultern. Wenn ich untergehe,
So fällt der ſtolze, kühngethürmte Bau,
Die Umkehr bricht herein mit Allgewalt,
Und dieſer Schreckenszeit Geſchichte bleibt
Ein grauſenhaftes Märchen ohne Sinn,
Ein zwecklos wildes, tolles Unterfangen
Für alle Folgezeit. — Was du begonnen,
Vollende, Robespierre! wo nicht, ſo ſtirb! —
Harr' aus, harr' aus, und wage, Robespierre!
Sei nicht ein Schaukelkahn auf wilder Flut!
Sei treu dir ſelbſt, treu bis zum letzten Hauch!
Mehr kann kein Menſch. Denn ein Verhängniß gährt
Im Blut, und reißt es fort — ein Weltgeſchick —
Nur es *erfüllen* heißt es *überwinden*!

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

(Sitzungsſaal des Convents. Tallien tritt ein im Geſpräch mit Billaud, ſehr munter in Mienen und Geberden.)

Billaud. Du ſpielſt va banque, Tallien!

Tallien. So iſt's — Ich weide mich zum Voraus an der Verblüffung der ganzen ehrenwerthen Verſammlung, wenn ich im entſcheidenden Moment urplötzlich die Bombe platzen laſſe —

Billaud. Du wagſt zu viel!

Tallien (lachend) Einer, der den Strick um den Hals hat und eben gehängt werden ſoll, kann nie zu viel wagen. Robespierre iſt nicht mehr im Stande, mich auf die Liſte zu ſetzen, denn ich — ſtehe ſchon darauf. Das Gefühl einer ſolchen Lage gibt Zuverſicht und eine vortreffliche Laune.

Billaud. Das merk' ich. Du biſt ſo munter und aufgeweckt, wie ich dich lange nicht geſehen. Ich glaube, du kommſt von einem feinen Dejeûner bei der Gräfin Cabarrus. Deine Augen leuchten, wie abgeſchiedene Seelen von Champagnerflaſchen, denen die Hälſe gebrochen worden.

Tallien (lachend) Bin ich aufgeregt? Du wirſt heute noch meine Ruhe bewundern — Robespierre wird ein Stümper gegen mich ſein, was Ruhe betrifft —

Billaud. Womit willſt du aber den Andern Muth machen?

Tallien. Mit ihrer Angſt. Wiſſen ſie erſt, daß das Beil über ihnen hängt, ſo wird es ihnen ergehen wie zitternden jungen Hunden, die man in's Waſſer wirft, und die zu ihrer Verwunderung merken, daß ſie ſchwimmen können. Gib Acht, wie ſie aufkochen, wenn ich ihnen ſage, daß Robespierre ſich heut zum Dictator ausrufen läßt, und daß er dazu eine Feſthekatombe von Volksvertretern ſchlachten laſſen will —

Billaud. Das Alles iſt aber doch nicht ſo eigentlich gewiß —

Tallien. Nein, das nicht. Aber der Wahlſpruch Robespierres: „Mit allen Mitteln!“ muß ſich auch an ihm ſelber bewähren. Dieſer Robespierre kann wie ein großer Feldherr nur mit ſeinen eigenen Liſten geſchlagen werden. Wer nichts gelernt hat von ihm, der iſt ihm nicht gewachſen.

(Deputirte von der Partei des Berges treten ein.)

Tallien (ihnen die Hand ſchüttelnd) Alle Wetter, warum ſo nachdenklich?

Erſter Deputirter. Ein erregter, unheimlicher Tag —

Zweiter. Man ſagt, daß Robespierre heute zum erſten Mal wieder im Convent erſcheinen und eine wichtige Rede halten werde —

Dritter. Nachdem er einige Wochen wie verſchollen geweſen —

Vierter. Er macht es zuweilen wie der Fuchs: er ſtellt ſich todt —

Fünfter. Geſtern Abends ſah ich ihn doch über die Gaſſe huſchen; aber ſein Miethsherr Duplay ging hinter ihm drein, mit einem Prügel bewaffnet, nicht viel dünner als mein Arm —

Erſter. Da begab er ſich in den Jakobinerklub.

Tallien. Natürlich — Heerſchau zu halten für den Entſcheidungstag —

Erſter Deputirter. Möglich, daß er in dieſen Wochen bei der Studierlampe wieder eine vernichtende Rede ausgegrübelt hat —

Tallien. Was Lampe — die Augen eines Tigers haben ihm nächtlich dazu geleuchtet. Was Robespierre heut in den Convent mitbringt, iſt eine Proſcriptionsliſte, ſo lang wie ein Kometenſchweif. Auf dieſer Liſte ſtehen Alle, die nicht durch das Guckloch ſchauen wollen, welches Madame Theot geſtochen hat in die Theater-Cortine des Jenſeits. Männer vom Berge! wiſſet, daß Robespierre geäußert hat, ein langer Nachtrab von Hebertiſten ſei immer noch übrig, und dieſem müſſe man endlich völlig den Garaus machen —

Erſter Deputirter. Man wird ſich zu vertheidigen wiſſen.

Tallien. Zuvorkommender Angriff iſt die beſte Vertheidigung (Andere Deputirte, der Ebene angehörig, ſind inzwiſchen eingetreten) Männer von der Ebene, ſeid gegrüßt! Heut iſt der Tag, wo ſich die Extreme der Parteien berühren müſſen, um einen feſten Ring, eine Handſchelle zu bilden für einen gewiſſen dreiköpfigen Cerberus. Die Häupter eurer Partei ſind ſchon insgeheim davon verſtändigt. Es gilt eine Defenſiv- und Offenſiv-Allianz wider den großen Hecht im Karpfenteich der Republik.

Erſter Deputirter von der Ebene. Wider Robespierre? Der hockt ja ſeit Wochen wieder zu Hauſe, als ſäß' er auf einem Taubenei und müßte daraus den heiligen Geiſt ausbrüten —

Tallien. Gebt Acht, es iſt ein Baſiliskenpaar, was er ausbrütet.

Der Deputirte. Das wäre?

Tallien. Die Dictatur und eine Proſcriptionsliſte! — Männer von der Ebene, wißt ihr, daß Robespierre behauptet, ein langer Nachtrab von Girondiſten und Dantoniſten ſei noch übrig und müſſe nun endlich vollends ausgerottet werden? Brave Leute von der Ebene, wann wollt ihr uns die Hände reichen zum Bunde wider den?

Zweiter Deputirter von der Ebene. Aus der Ebene iſt er nicht hervorgegangen, ſondern aus dem Berg —

Tallien. Dann hat der Berg eine Maus geboren, und es wird für dieſe Maus ſich eine Katze finden. Eure Hände! (ſchüttelt ihnen die Hände. Barère tritt ein)

Tallien. Siehſt du, Barère? den Tag deiner Präſidentſchaft bezeichnet ein Phänomen, ein Wunder: Berg und Thal kommen heute zuſammen!

Barère. Brauſekopf Tallien, du bringſt uns in's Verderben!

Billaud. Laß ihn; er hat heute beſſer als je gefrühſtückt —

Barère. Bei der ſchönen ſpaniſchen Gräfin? Sie macht einen Sprudelkopf aus ihm.

Billaud. Im Gegentheil. Sie hat ihn zahm gemacht, den einſtigen Septembermann, wie einen Papagei. Er pickt jetzt Zucker aus ihrer Hand, und nippt ſüßen Wein aus ihrem Fingerhut.

Tallien (trällernd und tänzelnd) Wie ſang Danton? „Es lebe das Leben, das roſige, helle" —

Barère. Freund, es iſt gefährlich, Danton's Erbſchaft anzutreten! — Wißt ihr, daß Collot d'Herbois geſtern im Jakobiner-Club bald eine halbe Elle kaltes Eiſen in den Leib bekommen hätte?

Tallien. Trotz der friſchen Wunde für das Vaterland von des Meuchelmörders Dolch?

Barère. Sie lachten ſeiner, als er darauf hinwies.

Tallien (lachend) Ich hätt' ihn ſehen mögen, den wilden Collot, nach dieſem Abenteuer!

Barère. Da kommt er ſelbſt! (Collot tritt ein.)

Tallien. Iſt dein Grimm verraucht, ſehr ehrenwerther und tapferer Collot?

Collot. Ich weiß, daß auf der Rednerbühne gegen Robespierre nichts auszurichten iſt. Aber ich erwürge ihn, bevor er ſie wieder beſteigt — ihn und ſeine beiden Schächer — mit dieſer Fauſt —

Barère. Du bemerkſt ſehr richtig, daß auf der Rednerbühne gegen ihn nichts auszurichten iſt. Er wird heut erſcheinen, und ſprechen wie ſonſt, und Recht behalten wie ſonſt.

Einer von den Deputirten, die inzwiſchen eingetreten. Er wird nicht kommen, ſag' ich euch — wenigſtens nicht um eine Rede zu halten. Wenn er kommt, ſo kommt er an der Spitze des inſurgirten Volks, um den Convent zu ſprengen. Vorzeichen davon haben wir auf dem Wege hieher bemerkt. Auf dem Stadthauſe gaben in jüngſter Zeit ſeine Creaturen den Ton an. Henriot iſt für Jeden zu haben, der dem Convent zu Leibe geht. Robespierre wird nicht kommen, ſag' ich euch noch einmal — wenigſtens nicht ſo wie ihr meint. Im Hof des Stadthauſes wimmelts von Soldaten; auf einigen Brücken und auf dem Carouſſelplatze ſollen Batterien aufgefahren ſein — Er wird nicht kommen, ſag' ich euch, er wird nicht kommen — — (blickt auf einmal, betroffen, ſtarr in die Scene, das Wort ſtockt ihm im Munde, Alle folgen der Richtung ſeines Blicks mit gleicher Betroffenheit.)

Einzelne Stimmen. Er kommt!!

Robespierre (tritt ein, während Alles im Saale wie auf einen Schlag verſtummt. Er ſchreitet ruhig und gemeſſen, ohne ſeitwärts zu blicken, vor; an ſeiner Seite St. Juſt.)

Stimmen. Zu den Sitzen! (die Deputirten nehmen ihre Plätze ein — Barère den Präſidentenſtuhl.)

Tallien (lächelnd, für ſich) Der Meiſter der Schule tritt unter die Knaben — — wohlauf! zu gutem Glück! (er begibt ſich auf ſeinen Platz, ganz im Vordergrunde, möglichſt nahe den Zuſchauern. Couthon wird in einer Sänfte hereingetragen, und ſetzt ſich, von Dienern unterſtützt, neben St. Juſt.)

Robespierre (beſteigt unter allgemeiner Spannung die Rednerbühne, und ſpricht ſcharf accentuirend, aber mit Ruhe) Ich will von dem, was ich heute vorzubringen gedenke, vorläufig nur Weniges andeuten. Als das franzöſiſche Volk ſich ſeine Freiheit erkämpfte, da erſchien nichts wunderbarer vor ganz Europa, als die bisher in der Geſchichte der Völker unerhörte Energie, mit welcher es dies that; und nachdem es geſchehen, übertrifft wieder die raſche Ermattung, die Lauheit, welche Frankreich in der Behauptung und in der Befeſtigung der Freiheit zeigt, alle Erwartung. Der Mangel einheitlichen Denkens, einheitlichen Strebens, einheitlich concentrirt Kraft iſt ſchuld, daß wir aus dem Zuſtande der Revolution noch immer nicht in den eigentlichen Normalzuſtand einer geordneten Republik haben gelangen können. Das Volk will endlich in befeſtigten Zuſtänden die Frucht ſeiner Bemühungen ruhig genießen — und doch hat das Verſtändniß des ſtrengen republikaniſchen Gedankens die Maſſen noch lange nicht genug durchdrungen. In der Armee greift ein Cult ausſchließlich militäriſchen Geiſtes um ſich, der dem echten Bürgerſinn gefährlich wird. In den leitenden Behörden Frankreichs, im Convent und im Wohlfahrtsausſchuß beſteht trotz ſcheinbarer äußerer Fügſamkeit ein heimlicher Antogonismus, der um ſo bedenklicher iſt, da er keineswegs den Widerſtreit energievoll gegen einander geſpannter Prinzipien und Kräfte vorſtellt, ſondern mehr dem Aneinanderſchlagen unſicher im Winde ſchwankender Halme zu vergleichen ſein möchte. Was von Leidenſchaft noch zu Tage tritt, das beruht gar nicht mehr auf der Erbitterung zwieſpältiger Meinungen — denn in dieſer Beziehung iſt man beinahe ſtumpf und apathiſch geworden — ſondern auf perſönlichen Sympathien und Antipathien, welche ſozuſagen als Niederſchlag früherer Gährungen und Kämpfe zurückgeblieben ſind. Wiewol ein Symptom der Schwäche, iſt dieſer Antagonismus doch ſtark genug, den Erfolg aller beſſern Beſtrebungen zu verzögern. Neid und kleinliche Eiferſucht hängen ſich mit Centnerlaſt an die Schritte der Thätigen. So hat man mich Tyrann, Dictator geſcholten. Was bin ich in Wahrheit? Einer von den ſieben hundert Vertretern des Volkes, einer von den zehn Mitgliedern des Wohlfahrts-Ausſchuſſes. Sechs hundert neun und neunzig Männer im Convent, neun im Wohlfahrts-Ausſchuß beſitzen genau dieſelbe Macht wie ich. Meine, auf legalem Wege gemachten Vorſchläge ſind häufig von euch angenommen worden — das iſt Alles. Wer zu beweiſen im Stande, daß Robespierre auch nur ein einziges Mal aus eigener angemaßter Machtvollkommenheit gehandelt, der trete hervor! Daß ich durchaus nicht unumſchränkt herrſche, daß nicht immer meine Ideen es ſind, welche durchdringen, beweiſ't am beſten der Zuſtand unſeres Gemeinweſens, auf den ich ſoeben hingedeutet. Dieſer Zuſtand vermindert die Conſolidirung der Republik, ſo wie ihre Spann- und Widerſtandskraft nach außen. Noch immer erhebt der Royalismus kühn ſein Haupt, und immer gibt es ſogar in unſerer Mitte noch Männer, welche bewußt oder unbewußt reactionäre Pläne begünſtigen. Ich brauche kaum zu ſagen, daß ich der Meinung bin, man müſſe ſie unſchädlich machen. Auch ſonſt iſt in Erwägung zu ziehen, ob die gegenwärtigen Formen der Staats-Verrwaltung nicht einer Veränderung bedürfen. Mir genügt es für den Augenblick, auf dieſe Punkte hingewieſen zu haben. Ich behalte mir vor, ſobald Andere ſich ausgeſprochen, neuerdings das Wort zu ergreifen. (Verläßt die Tribüne.)

St. Juſt. Ich beantrage, daß dieſe Erklärung Robespierres gedruckt werde, wie es Brauch iſt bei Erklärungen, auf welche der Convent ein beſonderes Gewicht legt

Couthon. Ich beantrage überdieß, daß man ſie verſende an alle Gemeinden Frankreichs, wie es Brauch iſt bei den wichtigſten und entſcheidenſten Kundgebungen im Convent.

Barère. Ich fordere die Verſammlung auf, durch Erheben von den Sitzen zu entſcheiden, ob die Erklärungen Robespierres gedruckt und an alle Gemeinden Frankreichs verſendet werden ſollen. (Die Verſammlung erhebt ſich mit Ausnahme Talliens und Einiger, welche neben ihm ſitzen, und die er zurückhält.) Der Vorſchlag iſt angenommen.

Tallien (für ſich) Knechtiſche feige Geſellen! — Würde ſofort die Dictatur beantragt, ſie würden ſie votiren! — Es iſt Zeit, die Bombe platzen zu laſſen. — Präſident, das Wort! (er beſteigt die Tribüne) Wenn ich Robespierres Andeutungen nicht gänzlich mißverſtanden habe, ſo herrſcht in der leitenden Behörde Frankreichs, im Wohlfahrts-Ausſchuß, ein Zerwürfniß. — Barère, Tagespräſident der Verſammlung, und Mitglied des genannten Ausſchuſſes, ich frage dich im Namen der Vertreter des Volkes, beſteht ein ſolches Zerwürfniß?

Barère. Wüßte nicht. Es beſteht unter den Mitgliedern des Wohlfahrts-Ausſchuſſes ein völliger Einklang in allen weſentlichen Punkten —

Tallien. Das freut mich zu hören. (Mit ruhiger, aber ſchneidender Ironie fortfahrend) „Völliger Einklang in allen weſentlichen Punkten“ — alſo wohl auch darin, daß es nachgerade räthlich erſcheint, die Gewalten Frankreichs in der Hand eines Einzigen, eines Dictators, zu vereinigen? Irr' ich nicht, ſo iſt für dies Ehrenamt ein Mann in Ausſicht genommen, für welchen beſagter Titel eher zu beſcheiden, als zu volksfeindlich klingt, wenn es nämlich wahr iſt, daß man kürzlich unter der Bettmatratze der Madame Theot Proklamationen gefunden, in welchen jener Volksvertreter bezeichnet wird als Prophet, als neuer Meſſias, ja wenn ich recht gehört habe, gar als ein neuer König in Israel —

Robespierre (zur Tribune ſchreitend) Ich verlange das Wort, Präſident!

Tallien (ruhig) Wer hat das Wort, Barère?

Barère. Robespierre.

Tallien (immer ruhig, ironiſch) Meinſt du? Er hat das Wort? — Nun — ſo hab' ich etwas Beſſeres! (Er zieht plötzlich den von der Gräfin Cabarrus erhaltenen Dolch und zückt ihn auf Robespierre — große Senſation.)

Barère (erſchrocken) Tallien, du biſt verrückt!

Tallien (lächelnd und ruhig wie zuvor) Erſchrick' nicht, Barère! — keine Furcht, Freunde! — Der Mann, wie ihr ihn da ſeht, wird nicht mir, noch euch mehr ſchaden. Denn — daß ihr es nur wißt — er iſt ein Verräther, und ich ſtoß' ihn nieder mit dieſem Dolch, wenn ihr ihn nicht auf der Stelle in Anklageſtand verſetzt! — Was gafft ihr mich an? Thu' ich ſo Ungemeines? wage ich mich an ein übermenſchliches Weſen? Nein! Der Mann da blinzelt ſo gut als Einer, wenn er in's Licht guckt oder wenn ihm die blanke Spitze eines Degens vor die Naſe gehalten wird. Er iſt zurückgetaumelt ſo gut als ein Anderer, im erſten Augenblick, als ich vom Leder zog, und erſt im zweiten hat er die ſtoiſche Larve wieder aufgerafft, die ihm entfallen. — Hinter den Löchern dieſer Larve glotzt ein Armenſündergeſicht ſo gut als eines —

Barère. Ich entziehe Tallien das Wort!

Robespierre (der ihn ſchon lange mit ſtrengen Blicken zum Einſchreiten aufgefordert) Endlich!

Tallien (ohne darauf zu achten — Robespierre bei Seite ſchiebend) Seht ihr, mit einem Ellbogen dränge ich ihn weg — er iſt wahrhaftig kein Standbild von Erz oder Marmor — er iſt ein Mann von Fleiſch und Blut — was ſag' ich? ein Männchen — Seht, ſo ohnmächtig ſind die Gewaltigen, wenn man ihnen etwas näher auf den Leib rückt! — Nichts leichter als einen Tyrannen zu ſtürzen. Jeder vermags, Jeder will's, nur der Erſte zu ſein hat Keiner den Muth — wohlan! er iſt gefunden, der Erſte! — Vorwärts! Gebrochen iſt der Bann — der Reſt iſt Kinderſpiel —

Robespierre (der bisher ſeine ruhige Haltung bewahrt) Präſident, wer hat das Wort?

Barère. Du, Robespierre!

Robespierre. Ich habe das Wort, Tallien!

Tallien. Du haſt es lange genug gehabt, Tyrann!

Robespierre (gemeſſen.) Volksvertreter, wer hat das Wort?

Stimmen. Robespierre! **Andere:** Tallien! Tallien!
(Robespierre wirft einen Blick des Erſtaunens und des aufwallenden Zornes auf die Verſammlung und will Tallien bei Seite drängen; dieſer zuckt neuerdings den Dolch auf ihn.)

St. Juſt (eilt zur Tribüne, ſeinen Degen entblößend) Nichtswürdiger Schwätzer, hinweg! Das Wort, Barère! ich will ergänzen, was Robespierre geſagt!

Tallien. Die Dictatur, Verräther, die Dictatur willſt du beantragen! (St. Juſt zuckt den Dolch auf ihn. Rufe: „Zur Ordnung! zur Ordnung!" Der Präſident läutet.)

Robespierre (entreißt St. Juſt den Dolch, gleichzeitig zieht Tallien aus der Bruſt St. Juſts eine Papierrolle.)

Tallien (die Rolle entfaltend) Die Proſcriptionsliſte! — Ich der Erſte! — haha! — Collot d'Herbois, du biſt der Nächſte nach mir!

St. Juſt (will ſich neuerdings auf Tallien ſtürzen.)

Robespierre (hält ihn zurück) Keine Gewalt, St. Juſt!

St. Juſt (unmuthig den Degen in die Scheide ſtoßend) Pedanterei bis zum letzten Augenblick! (er verläßt die Tribune.)

Tallien (fährt fort) Der Dritte iſt Bourdon — dann folgt Vadier — dann — wer nicht? Der halbe Convent ſteht auf der Liſte! (Senſation und Entrüſtung.)

Robespierre (ſeine Ruhe bewahrend) Wie lange hat der Convent noch ein Ohr für das Geſchwätz des Verrückten?

Tallien. Wer je ein Wort gegen Robespierre unter Freunden geſprochen, der wiſſe, daß er auf dieſer Rolle ſteht! — Aber es thut nichts. Nur Muth! Nein — nicht einmal das — Ich ſag' euch ja, er kann keinem Menſchenkinde mehr ſchaden — nur als Gefangener, oder todt verläßt er dies Haus!

Robespierre. Steh' ich unter den Vertretern des Volks von Frankreich, oder vor dem Publikum einer Gauklerbude, das ſich ergötzt an einem plumpen Poſſenſpiel? — Oder iſts ein Fiebertraum, der mein Gehirn verwirrt?

Tallien. Allerdings — ein Traum, aus welchem du nicht mehr erwachen wirſt in dieſem Leben! — Ich ſchwöre euch, ſein Kopf rollt unter dem Beil der Guillotine ſo leicht weg als ein anderer — — Habt ihr nicht davon gehört, welche Reden gefallen ſind im Salon der Marquiſe von St. Amaranthe? Da ließ im Kreiſe der Ariſtokraten unſer Robespierre ſich huldigen als Dictator von Frankreich! Nur müſſe, ſprach er, vorher noch der halbe Convent in den Sack nieſen —

Robespierre (lächelt verachtungsvoll.)

Couthon. Du lügſt unverſchämt, Tallien!

Tallien. Dictator von Frankreich, und der halbe Convent auf der Liſte — das war die Parole, ſag' ich euch. — Collot, haſt du gehört? Du biſt der Zweite in dieſer Rolle —

Collot. Geſtern ſah ich den Mann dort (auf Robespierre deutend) Krokodilsthränen weinen im Jakobinerclub über die „Tücke ſeiner Gegner“, hört' ihn ſo lange die Bethörten ſtacheln, bis ſie ihn aufforderten, zu handeln, den Convent zu ſprengen — ich ſtand im Hintergrund — hörte, wie ſie den Convent verwünſchten, den Wohlfahrtsausſchuß — plötzlich wurden die Aergſten der fanatiſchen Rotte meiner gewahr — mit Fingern wieſen ſie auf mich — ich wollte reden — wildes Geſchrei übertäubte meine Stimme — Meſſer wurden über meinem Haupte gezückt — mit genauer Noth entrann' ich —

Tallien. Hört ihr's? Offener Kampf! was wollt ihr mehr? — Bourdon, du biſt auf der Liſte der Dritte —

Bourdon. Ich wußt' es. Seit Monaten verfolgten mich die Spione Robespierres — bis an die Wirthstafel, an welcher ich ſpeiſ'te — bis ins Haus meiner Verlobten —

Tallien. Dionys von Syracus war nicht beſſer bedient. Man traute hier in Paris ſeinem eigenen Schatten nicht mehr — er konnte ein Spion ſein im Dienſte Robespierres.

Robespierre (ernſt und gemeſſen) Präſident, ich fordere dich zum letzten Mal auf, thu' deine Pflicht!

Barère. Ich frage die Verſammlung: Wer ſoll ſprechen?

Einzelne Stimmen. Robespierre!

Die Mehrzahl. Tallien! Tallien!

Tallien. Hörſt du? — Vadier, du biſt der Vierte!

Vadier. Doch nicht der Letzte? — Soll ich euch ſagen, wie Robespierre dachte vom Convent? Als die Rede davon war, zwanzig gute Köpfe aus dem Convent in die Provinzen zu ſchicken, da hört' ich ihn klagen: wo find' ich die zwanzig im Convent? Was einen **Kopf** hatte, das iſt geköpft — der Reſt hat keinen zu verlieren!“ Und nun verſchmäht er ſie doch nicht, unſere **Köpfe**? (Entrüſtung. Rufe: „Nieder mit Robespierre!“)

Tallien. O, er hat die Menſchen verachtet, wie kein Tiberius, kein Caligula vor ihm! — Blick' nicht nach der Thüre, Robespierre, ſie iſt mit keinem Erretter für dich trächtig!

Stimmen. Nieder mit Robespierre!

Tallien. Hörſt du? die Ausſichten für dein Leben vermehren ſich — es iſt wenig Gefahr, daß du todt dieſe Räume verlaſſeſt — du wirſt ſie als Angeklagter verlaſſen —

Robespierre (wendet ſich von der Tribune aus ein paar Stufen aufwärts zu den Männern des „Berges“) Alte Kampfgenoſſen, warum verſtummt ihr?

Stimmen der Männer vom Berge. Du haſt dich verbündet mit dem Aberglauben! — Du haſt dich mit der Wahrſagerin im Kreiſe der Ariſtokraten eingelaſſen! — du biſt nicht mehr Einer der Unſern! —

Robespierre (mit ſpöttiſch mitleidigem Lächeln ſich auf einen Sitz niederlaſſend) O Thorheit! O Verblendung!

Stimmen. Hinweg! an dieſer Stelle ſaß Danton!

Robespierre (bitter lächelnd) Warum habt ihr ihn nicht vertheidigt, da er lebte? (er erhebt ſich und ſchreitet einige Stufen hinunter zur „Ebene“ — Tallien mit dem Dolch immer in ſeiner Nähe) Männer der Ebene! Ihr habt vielleicht würdigen gelernt in dieſer letzten Zeit, was Robespierre erſtrebte —

Stimmen der Männer von der Ebene. Blut klebt an deinen Händen, Robespierre! weiche von uns!

Robespierre. O Stumpfſinn! o Armſeligkeit des Menſchengeſchlechtes! (er läßt ſich auf einen nahen Sitz nieder.)

Stimmen. Hinweg! hier ſaß Vergniaud, das beredte Haupt der Girondiſten!

Robespierre (erhebt ſich ſchaudernd) Der Verräther!

Stimmen. Du ſchauderſt?

Robespierre. Nicht vor den Geſpenſtern derjenigen, die ich als Lebende nicht gefürchtet! Ihr aber ſeht zu, daß ihr einſt den Schauder bezwingt vor der Stelle, wo Robespierre geſeſſen unter euch! (unheimliche Pauſe. — Robespierre beſteigt neuerdings die Tribune.) Ich verlange das Wort zur Vertheidigung, wie es ſelbſt Marat nicht verſagt wurde —

Tallien. Wollt ihr ihn zu Worte kommen laſſen?

Wüſtes Geſchrei. Nein! Nein! Nieder mit Robespierre!

Robespierre (aufbrauſend, mit vor Erregung kreiſchender Stimme) Präſident von Straßenräubern! das Wort! das Wort!

Tallien (mit ruhigem Spott) Schone dich, Robespierre! du biſt heiſer — heiſer wie Danton — Nemeſis! —

Robespierre (leidenſchaftlich erregt) Nicht ſo heiſer, um nicht zu ſagen, daß ich euch Alle verachte!

Tallien. Wir wiſſen's. Aber die Zeit iſt um, wo deine zornig gehobene Braue ein aufgezogenes Guillotinenmeſſer bedeutete! Ich fordere den Präſidenten auf, abſtimmen zu laſſen über den Antrag: daß Robespierre ſofort verhaftet und in Anklageſtand verſetzt werde wegen Conſpiration gegen den Beſtand der Republik! — Was zögerſt du, Präſident? Etwa in Folge der „vortrefflichen Harmonie", die, wie du verſichert haſt, zwiſchen dem Wohlfahrtsausſchuß und Robespierre beſteht?

Barère (eingeſchüchtert) Ich beſinne mich keinen Augenblick, den wohlbegründeten Antrag zur Abſtimmung zu bringen. Ich läugne gar nicht, daß Robespierre im Wohlfahrtsausſchuß wie im Convent eine nicht wohl berechtigte Präpotenz ausgeübt hat. Ich beſinde mich in dieſem Punkte mit dem Hauſe in völligem Einklang —

Couthon. Mann des völligen Einklangs! nimm lieber die Rede aus der Taſche, die du heute zu halten gedachteſt zu Gunſten Robespierre's — bevor du nämlich noch wußteſt, daß der politiſche Wind nicht immer gerade aus fährt wie eine Flintenkugel, ſondern manchmal verdammt plötzlich um die Ecke ſpringt —

St. Juſt (zu Barère) tretend. Robespierre angeklagt? Hier meinen Degen, Präſident! ich theile ſein Schickſal.

Tallien. Natürlich: Robespierre, St. Juſt, Couthon — die heilige Dreifaltigkeit der Guillotine — das Triumvirat, das über unſere Leichen hin Frankreichs Thron zu beſteigen gedachte —

Couthon (mit ironiſchem Lächeln auf ſeine lahmen Beine deutend) Einen Thron beſteigen — mit dieſen Beinen?

Barère. Ich fordere die Verſammlung auf, über die Annahme des Antrages Talliens durch Erheben von den Sitzen abzuſtimmen! (der ganze Convent erhebt ſich) Mit Einhelligkeit! Der Anklage- und Verhaftbeſchluß gegen Robespierre, St. Juſt und Couthon wegen Conſpiration gegen den Beſtand der Republik iſt alſo gefaßt.

Geſchrei: Es lebe die Republik!

Robespierre (bitter lachend) Die Republik? Sie iſt verloren mit dem heutigen Tage!

Geſchrei: Nieder mit dem Tyrannen!

Robespierre (neuerdings höhniſch auflachend) „Mit dem Tyrannen!“ Wär' ich Tyrann, ſo wär' ich gekommen an der Spitze des bewaffneten Volkes — hätte gethan wie Cromwell — und zu meinen Füßen würden, die jetzt hier wider mich bellen, ſich ſchmiegen! — Geſtern war ich euch der

Unbeſtechliche, der Gerechte, der Große, der Genius Frankreichs — heut bin ich euch ein Verbrecher! Ihr aber, hört, ihr ſeid mir heute wie geſtern dieſelben: armſelige Wetterfahnen, Spielbälle vor dem Hauche des Augenblicks —

Geſchrei: Nieder mit Robespierre!

Robespierre. Ihr verurtheilt mich zum Tode — ich euch zur Knechtſchaft für ein neues Jahrhundert! —

Verſtärktes Geſchrei: Nieder mit Robespierre!

Robespierre. Die Ferſe der Könige wird ſich ſtemmen auf euern gebeugten Nacken —

Allgemeines Toben und Lärmen: Nieder mit Robespierre!

Robespierre. Ich verachte euch — aber ich achte das Princip, auf Grund deſſen ihr mich zur Rechenſchaft zieht — es iſt das Princip, für das ich gelebt und gekämpft! — Ihr ſtellt mich vor die Richter — wohlan! Vor dieſen werde ich das Wort zu gelaſſener Vertheidigung zurückerhalten, das Ihr mir hier entzogen habt! Ich achte euren Spruch! Büttel des Convents, thut, was eures Amtes iſt!

Couthon (mit ſchneidender Ironie) Büttel des Convents, geduldet euch noch eine Weile! Wer weiß, was die Vertreter des ſouveränen Volks noch zu beſchließen finden! Was haben ſie heut nicht ſchon Alles beſchloſſen! Erſt dekretirte dieſe ehrenwerthe Verſammlung den Druck und die Verſendung der Rede Robespierres — hierauf dekretirte dieſelbe ehrenwerthe Verſammlung die Verhaftung und Anklage deſſelben Robespierre — das Eine wie das Andere, weil ſich eben für Jedes Einer fand, der es vorſchlug — wäre die Ernennung deſſelben Robespierre zum Dictator beantragt worden, ſo hätte ebenderſelbe Convent die

Ernennung eben deſſelben **Robespierre** zum Dictator dekretirt —

Geſchrei. Nieder mit Couthon!

Couthon. Nun, nun, gönnt doch einem geſchwätzigen alten Manne die paar Worte — 's iſt ja keine Gefahr mehr dabei — Ai, ai, meine Beine! ſie rumoren doppelt, ſeit mein altes Liebchen, die Feiheit, eine blödſinnige Metze geworden, die Jedem ein Ja zunickt! — Hi, hi! Sie iſt zum Todlachen, liebe Freunde, dieſe republikaniſche Abſtimmungspoſſe, dieſes Majoritätenkegelſpiel! Ai! ai! ich kann nicht mehr lachen, wie ich wollte — Liebe Büttel, tragt doch den alten Couthon lieber ohne Weiteres in's Gefängniß! — So kommt doch, faßt ihn an, den alten lahmen Couthon; ihr ſeht ja, daß ſeine Beine ſo ſchwach geworden ſind, wie die der Republik!

Barère. Gens d'armes, ergreift die Angeklagten und führt ſie in die Conciergerie! (Die Gens d'armes zögern, auf Robespierre zuzugehen.)

Robespierre (ihnen zuherrſchend) Habt ihr gehört? Gehorſam dem Geſetz! Thut eure Pflicht! (ſie geben auf ihn zu, nehmen ihn ſowie St. Juſt in die Mitte, während Andere ſich anſchicken, Couthon hinweg zu tragen.)

St. Juſt. Fürchteſt du nicht das Volk, Tallien?

Tallein. Nein, St. Juſt! Robespierre hat uns bei der Beſeitigung der Dantoniſten gezeigt, wie ſolche Proceduren raſch und ſicher auszuführen ſind —

St. Juſt. Nachahmer ſind meiſt unglücklich, Tallien! — Vorwärts! (zu den Bütteln) Ihr bringt uns, indem Ihr uns aus dieſen Räumen führt, von unſern Feinden weg zu unſern Freunden! — Euer Urtheilsſpruch, Volksvertreter, wird auf dem Thurme des Stadthauſes ein antwortendes Donner-Echo finden, das euch vielleicht erſchreckt! — Hurrah!

ein Ende hat das Wortgefecht — es kommt nun endlich zur Entſcheidung mit dem Degen in der Fauſt!

Tallien. Keine Furcht, Freunde! (zu den Bütteln) Durch verſchwiegene Gaſſen! Vorwärts!

St. Juſt (im Abgehen) Es lebe Robespierre!

Der Convent. Hoch Tallien! (Alle ab.)

Zweite Scene.

(Straße, in der Nähe des Stadthauſes. Zwei bewaffnete Nationalgardiſten treten auf.)

Erſter Nationalgardiſt. Was? in der grünen Kaleſche, von Bewaffneten escortirt?

Zweiter. In eben der und in keiner andern.

Erſter. Potz Blitz! Darum alſo das Sturmläuten auf dem Stadthaus? Ich ſaß eben eingeſeift zum Raſiren auf dem Stuhl, da ging der erſte Alarmſchuß los, und mein Barbier ſchnitt mir vor Schreck die halbe Naſenſpitze weg — Nun hilft nichts, man muß dem Signal gehorchen und als braver Nationalgardiſt ſein Gewehr über die Schulter nehmen, obwohl meine Frau meinte . . .

Zweiter. Kommt nur ſchnell, Gevatter! Henriot verſteht keinen Spaß. (Beide ab. — Die beiden Royaliſten treten auf.)

Erſter Royaliſt. Holla! Die Sectionen der Nationalgarde treten unter die Waffen —

Zweiter Royaliſt. Nationalgarde! Gevatter Schneider und Handſchuhmacher! Haben die Jacobinermütze über die gute alte Zipfelſchlafmütze geſtülpt —

(Sansculotten kommen eilig, darunter der aus dem erſten Act bekannte.)

Erſter Sansculotte (der bekannte) Alle Millionen Teufel! ihr ließt die Kaleſche vorbei? — Auf die Beine, Volk von Paris! (Mehr Volkes eilt herbei.)

Ein zweiter Sansculotte. Die Glocke auf dem Stadthauſe läutet Sturm!

Ein Dritter. Dort ſitzt ſeit frühem Morgen Henriot mit ſeinen Adjutanten —

Ein Vierter. Nein, er liegt — und zwar hinter dem Tiſche — hab' ihn ſelber geſehen —

Der Vorige. Nichts haſt du geſehen. Als ein Kerl vom Convent kam mit den verfluchten Neuigkeiten, da kroch er hervor, zog ſein Schwert, wetternd und fluchend, ſchrie nach ſeinem Gaul, ſaß auf, und — hui! — da iſt er ja! (in die Scene blickend, von woher man Trommelwirbel vernimmt) Ein bischen ſchwank im Sattel, aber ſchneidig wie ein Donnerkeil!

Henriot (im Vorbeireiten, mit Sansculottengefolg) Angeſchloſſen, wer keine Memme iſt! Alle Wetter! Verdammte Kerle, was gafft ihr? Angeſchloſſen, ſag' ich! Tod den verfluchten Hunden im Convent!

Erſter Sansculotte. Verſteht ſich von ſelbſt, Commandant! Angeſchloſſen!

Volk. Es lebe Robespierre! (ſchließen ſich an.)

Erſter Royaliſt. Hei, das fegt ja hin wie der Wind —

Zweiter Royaliſt. Ja, wie der Wind. Aber Wind iſt Wind.

Erſter Royaliſt. Wie meint ihr das?

Zweiter Royaliſt. Ich meine, es iſt eine Müdigkeit im Volk, ohne daß es ſelber davon weiß. Unverſehens werden ihm die Kniee einknicken.

Ein halbbetrunkener Proletarier (mit Andern auftretend) Heiſſa! Langfinger, Taſchendiebe, Beutelſchneider! Leute, die gern fünf Finger in ihres Nächſten Taſche ſtecken und eine Fauſt wieder herausziehen — wißt ihr, was es Neues gibt?

Die Andern. Nun, was iſt's?

Der Vorige. Stehlt, mordet, ſengt, plündert, thut was euch gefällt! Es iſt kein Kerkermeiſter in ganz Paris, der euch nicht ſeine Kerkerthür vor der Naſe zuwirft, wenn euch die Gensd'armes bei ihm aufführen wollen — ha, ha, ha!

Volk. So rede doch —

Der Vorige. Ein ſolcher Spaß iſt in der Welt nicht dageweſen! Robespierre und ſeine Geſellen — wißt ihr —

Volk (ungeduldig) Sitzen hinter Schloß und Riegel — weiter!

Der Vorige. Meint ihr? Ja, proſt die Malzeit! Kein Kerkermeiſter hat ſie aufgenommen in ganz Paris —

Volk. Was Teufel?

Der Vorige. Der Stadtrath hat es ihnen verboten — bei Todesſtrafe — hahaha! Kerkermeiſter, die einen Gefangenen nicht aufnehmen — hat man das erhört? heiſſa! (thut einen Schluck aus einer Branntweinflaſche) eine luſtige Zeit! es lebe die Republik! (ein Triumphgeſchrei wird aus der Ferne hörbar.)

Neue Ankömmlinge (auf die Bühne ſtürzend) Hurrah! es lebe Robespierre!

Volk. Was gibts?

Die Neuangekommenen. Robespierre befreit! Auf das Stadthaus gebracht in Triumph!

Volk. Hoch Robespierre! — Nun bricht es los —

Neuer Ankömmling (haſtig herbeieilend) Verwünſchter Kerl, der tolle Henriot!

Volk. Nun?

Der Vorige. Mit einem halben Dutzend Kanoniere das Conventshaus ſtürmen und ſämmtliche Deputirte ohne Ausnahme in die Pfanne hauen, ſchien ihm ſo leicht, wie eine Flaſche Burgunder ausſtechen. Halb riſſen ihn ſeine eigenen Kerle vom Gaul, weil der Trunkenbold ihnen mit ſeiner Klinge ſcheltend um die Köpfe ſchlug, halb fiel er von ſelbſt herunter. In einem Nebengemach des Convents ſchnarcht er nun als Gefangener ſeinen Nebel aus —

Ein Neuankommender. Menſch, was du ſagſt, iſt nicht mehr die Wahrheit — auch Henriot ſchon wieder befreit — liegt und ſchnarcht zu dieſer Friſt auf dem Stadthaus als ein freier Mann — mitten unter den Seinen —

Volk. Deſto beſſer! Ça ira! Alle für Robespierre! Nieder mit dem Convent!

Die Eleven der militäriſchen Schule (kommen bewaffnet, die Marſeillaiſe ſingend)

„Auf, Vaterlandesſöhne,
Gekommen iſt der Tag des Ruhms“ —

Volk. Da ſeht — die braven Eleven der militäriſchen Schule — feuriges junges Franzoſenblut — Es lebe Robespierre!

Die Eleven. Er lebe!

Volk. Seid ihr für ihn?

Die Eleven. Wir wollen zeigen, daß wir den Degen zu führen wiſſen. Stehn wir noch nicht im Felde gegen die äußern Feinde der Republik, ſo wollen wir doch auch in Paris nicht müßig lungern!

Volk. Es lebe die tapfere Jugend Frankreichs!

Der Stelzfuß (kommt heftig mit Andern) Franzoſen! Hurrah! Siegesbotſchaften! zwei glänzende Siegesbotſchaften auf einmal!

Volk. Was iſts?

Der Stelzfuß. Jourdan hat Lieges, Pichegru hat Antwerpen genommen! Der brave junge General Bonaparte iſt Bringer dieſer Freudenbotſchaft an den Convent —

Rufe hinter der Scene: Es lebe die Armee!

Stelzfuß. Hört ihr? Der Siegesbote wird vom Volk in allen Straßen bejubelt!

Die Eleven. Der junge General Bonaparte? Den müſſen wir ſehen!

Volk. Wir auch!

Die Eleven (abziehend)

„Auf Vaterlandesſöhne,
Gekommen iſt der Tag des Ruhms!“

Volk (einſtimmend) „Gekommen iſt der Tag des Ruhms“ —

(Alles ſtrömt mit fort, bis auf die beiden Royaliſten.)

Erſter Royaliſt. „Gekommen iſt der Tag des Ruhms“ — Des Ruhms mit Epauletten und Federhut —

Zweiter. Alle Wetter! War mir's doch, als hätten die Burſche ſoeben kämpfen wollen für Robespierre —

Erſter. Ja, ſeht ihr, darauf haben ſie nun in der Eile vergeſſen — — Kommt! (beide ab.)

Dritte Scene.

(Im großen Hauptſaale des Statthauſes. Robespierre, St. Juſt, Couthon. Viele Räthe der Comune und ſonſtige Anhänger Robespierres. In einer Ecke der trunkene Henriot auf einem Ruhebette ſchlummernd. Die Räthe und andern Anhänger Robespierres um dieſen gruppirt, der in ſchweigendes Brüten verſunken daſitzt.)

Einer derſelben. Robespierre, wenn deine Feinde dir in dieſem Augenblick den Giftbecher reichten, ich tränke ihn mit dir!

Ein Abgeſandter des Jacobinerclubs (tritt ein) Gruß und Huldigung entbietet durch mich der Jacobinerclub dem befreiten Robespierre —

Robespierre (aufblickend ohne aufzuſtehen) Und das Volk?

Abgeſandter. Der rührige Convent verwirrt viele Gemüther — Die Reactionäre, die Ariſtokraten ſchaaren ſich zu ihm —

Robespierre. Und das Volk?

Abgeſandter. Die Nationalgarde iſt unſchlüſſig —

Robeſpierre. Das Volk? Das Volk?

Abgeſandter. Läuft den Generalen nach, die von der Armee in Paris eingetroffen — bethört, berauſcht iſts für den Moment durch die neuen Siegesnachrichten — Aber ein kräftiges Wort kann Alles wieder unter deine Fahne verſammeln. Stelle dich an die Spitze des Aufruhrs! Brauche Gewalt! reiß' die Dictatur an dich! Hier ein Proclam ans Volk — Unterzeichne, Robeſpierre!

Die Räthe und Anhänger. Unterzeichne, Robeſpierre!

St. Juſt. Unterzeichne, Robeſpierre!

Couthon. Unterzeichne, Robeſpierre! (Pauſe)

Robeſpierre (eine Zeitlang in düſteres Schweigen verſunken, erhebt ſich zuletzt, ergreift das Papier und wirft einen Blick darauf, leſend) „Volk von Paris! Ich ſtelle mich als Dictator an deine Spitze! Nieder mit dem Convent!“ . . . (eine Weile vor ſich hinſtarrend, dann für ſich ſprechend) „Sei treu dir ſelbſt, treu bis zum letzten Hauch!“ — (er zerreißt das Papier und kehrt auf ſeinen Platz zurück.)

St. Juſt. Dies deine Antwort?

Robeſpierre. Ja.

St. Juſt. So bleibt uns nichts, als zu ſterben.

Robeſpierre. So iſt es.

St. Juſt. Du ſelber verurtheilſt uns zum Tode?

Couthon (lächelnd) Laß ihn — es iſt eine alte Gewohnheit von ihm — er muß doch wieder ein Todesurtheil ſprechen —

Robeſpierre (bitter lächelnd) Es iſt das letzte, das ich ſpreche. Denn ich ſpreche es zugleich mir ſelbſt. Ich ſagte im Convent, daß Frankreich mich zum Tode, ich Frankreich zu erneuter Königsherrſchaft, zu erneuter Knechtſchaft verdamme. Das iſt nicht ganz genau. Ich ſage jetzt: Frankreich verdammt ſich ſelbſt zur Knechtſchaft, ich zum Tode mich ſelbſt!

St. Juſt. Wofür?

Robespierre. Für den unſeligen Irrthum dem ich das Blut von Tauſenden geopfert: den Irrthum, das franzöſiſche Volk brauche, wolle, verlange, liebe die Freiheit, die Republik über Alles — Wie? Dies franzöſiſche Volk dünkt ſich ein Volk von Freiheitshelden zu ſein? Wie lange? Das Urſprüngliche ſeines Weſens ſchlägt immer wieder durch! Ein Volk von Prätorianern iſts — gebt ihm einen Imperator mit dem Säbel in der Fauſt, und es wird ſich jauchzend an ſeinen Triumphwagen ſpannen!

Der Abgeſandte der Jakobiner. Sprich ein anderes Wort, Robespierre! Oder wäre dies dein letztes?

Robespierre. Mein letztes.

Der Abgeſandte. Fahre wohl, Robespierre! (ab)

Ein Theil der Räthe und Anhänger. Dem Volk iſts unverwehrt zu kämpfen. Kommt, wir wollen handeln für Robespierre, auch ohne Robespierre! (ab)

Ein Bote. Die bewaffnete Macht des Convents rückt heran —

Ein anderer Theil der Räthe und Anhänger. (achſelzuckend) Laßt ſehen, was etwa noch zu thun iſt — (entfernen ſich)

Zweiter Bote. Die Nationalgarde, dem Kampf abhold, iſt den Einflüſterungen der Conventsmitglieder gefolgt —

Wieder ein Theil der Räthe und Anhänger. Die Sache gewinnt ein bedenkliches Anſehen — (gehen ab.)

Dritter Bote. Das Häuflein der treuen Sansculotten ſchmilzt zuſammen — ſie vermiſſen Henriot —

Die noch zurückgebliebenen Räthe und Anhänger. Wie wär's, Robespierre, wenn du dich in Sicherheit zu bringen ſuchteſt? Das Stadthaus iſt nicht zu halten gegen die Uebermacht — der Weg zur Flucht iſt noch offen —

Robespierre. Noch offen — geht nur voran — ich folge — (Jene ab.)

Robespierre (in Brüten verſinkend) Die Generale der Armee mit Jubel durch die Straßen begleitet — in dem Augenblicke, wo es ſich handelt um Sein oder Nichtſein der Republik! — — Danton, du ſiegſt! —

St. Juſt. Robespierre, leb' wohl! ich gehe, mit dieſem Dolch in der Hand mich an die Spitze der Sansculotten zu ſtellen —

Robespierre. Das wirſt du nicht —

St. Juſt. Wie ſollt' ich nicht?

Robespierre. Du biſt mein Gefangener. Du biſt zum Tode verurtheilt.

St. Juſt. Ich will ihn mir holen — im Kampf —

Robespierre. Es gibt nichts mehr zu kämpfen, St. Juſt! Wir haben ausgekämpft. Wir ſind beſiegt Wir ſind gerichtet. Elende Schufte haben uns in's Geſicht geſpieen Wir ſind entehrt. Wir ſind Ungeheuer, Tyrannen, Scheuſale, Vogelſcheuchen für alle Folgezeit — Gib mir deinen Degen, St. Juſt! (mit Ironie) Keinen Tropfen mehr vergieße mir von dieſem edlen franzöſiſchen Blute, das ſich aufſpart für einen beſſeren Ehrgeiz — gib mir den Degen, St Juſt!

St. Juſt. Iſt die Sache der Freiheit und der Republik unrettbar verloren?

Robespierre. Du ſiehſt es! —

St. Juſt (zerbricht ſeinen Degen.)

Robespierre. Ich ſehe den Franzoſen wie er iſt, und ahne wie er ſein wird immerdar! Von den Orgien der Freiheit wird er immer wieder zurück zu den Orgien des Despotismus taumeln: denn ſeiner Ziele höchſtes bleibt des Ruhmes ſchwindelnde Befriedigung, und wer dieſe ihm bietet, dem wird er dienen als Sclave! Frei ſein will er, ja! doch lieber noch, als frei ſein, will er glänzen, ſiegen, erobern! — O mein Volk! nicht früher wirſt du dauernd frei, bis das Geſchick dich dauernd erſt erniedrigt — bis geheilt du biſt vom maßloſen Fieber der Ehrbegier in deiner Bruſt! — Ein Soldatenvolk zu einem Volk von Bürgern machen wollt' ich — erſtrebt' ich — mit dem blutigen Richtſchwert in der Hand! Ja, mit dem Schwert — dem Schwert — Ei, Robespierre, warſt du, mit dieſem Werkzeug in der Fauſt, nicht ſelbſt zu ſehr Soldat, zu ſehr Franzoſe? — —

(nach einer Pauſe)

Freunde, die Guillotine iſt eine Erfindung, die ſich nicht bewährt hat. Sie hat das Unvermeidliche nicht aufhalten können (wie im Fieber vor ſich hinſtarrend) Alle die Köpfe, die ich abgeſchlagen für die große Idee, ſie kommen taumelnd und tänzelnd heran, und grinſen hohnlachend mir in's Geſicht, und blinzeln ſpöttiſch mit den Augenlidern über den kalten, todten, weißen Augenſternen — — (wie erwachend, zu St. Juſt und Couthon) Ihr noch da? warum entweicht ihr nicht wie die Andern? Der Weg iſt noch offen — Ach, ja! wir ſind die „Unzertrennlichen!" Gut, gut! reicht mir die Hand! (ergreift die Hände der Beiden) Wir drei, wir träumten von einer erhabenen Sendung — hahaha! Sie beſtand nur darin, dem franzöſiſchen Volke tüchtig zur Ader zu laſſen, damit ſein übermäßiges Feuer verdampfe, und es wieder matt und ſchlaff genug werde, ſich gemach in alte Bahnen zurück lenken zu laſſen. So bleibt uns denn wirklich nichts mehr als ſterben, Freunde; ſterben — ſterben — fühlt ihr, Freunde, welch' ein geheimer Wolluſtſchauer dies Wort umwittert? — Hinabtauchen zu dürfen aus dem wüſten Getümmel in die reine tiefe Stille — — abwaſchen zu dürfen im eig'nen Blut die klebende, brennende Makel des fremden —

Couthon. Iſt die Zeit der Ruhe gekommen? Nun, ich habe nichts dagegen zu ſagen. Hoffe vom Jenſeits beſſere Beine, als dieſe da, welche durch Dick und Dünn mit dir gingen! — Wirklich nichts mehr zu machen, wackerer Freund und Bruder Robeſpierre?

Robeſpierre. Nein, Couthon! Verraucht iſt der Enthuſiasmus der Revolution — die Geiſter ſind matt und abgeſtanden — ihr bischen Trieb- und Thatkraft iſt aufgezehrt — nun trägt und wiegt ſie der Wind wie ausgekernte Hülſen — ſchlaff und müd —

Couthon. Uns auch, Bruder Robeſpierre! Auch du mußt müde ſein, Robeſpierre, entſetzlich müd — ungefähr wie Einer, der eben einen langen ſtarken Anfall von Veitstanz überſtanden — Du haſt noch lange nicht genug Phlegma gehabt. Aber um den lockigen, lebensfriſchen Brauſekopf St. Juſt iſt's beinah' ſchade — Wie wär's, Robeſpierre, wenn du den braven Jungen doch entwiſchen ließeſt?

Robeſpierre. O mein St. Juſt! — Nannten ſie dich nicht den Johannes, den Lieblingsjünger des blutigen Meſſias der Revolution? — (ironiſch) O geh' doch hin und ſteig' zu Roſſe — und werd' ein berühmter General —

St. Juſt. Unter einem Banner, das beſudelt iſt vom Blute des größten, des letzten Republikaners? Du ſpotteſt, Robeſpierre!

Robeſpierre. Du nimmſt's für Spott? Ich danke dir! — So komm' denn mit hinab, junger Freund, komm' mit uns hinab in die kühle, ſtille, allverſöhnende Nacht ..

St. Juſt. Gern! — Ein Leben, Couthon, das zwecklos geworden, muß der Jugend noch mehr als dem Alter zur Laſt ſein.

Couthon. Schon gut, ſchon gut — wie dir's gefällt, mein ſüßer Junge! wie dir's gefällt —

Robespierre. Wir ſind allein — allein — ich glaube, wir waren es im Grunde ſchon, als noch Hunderttauſende hinter uns ſtanden. Wo ſind ſie nun, die Hunderttauſende? O Woge der Menſchheit, wer berechnet deine Brandungen?

Couthon. Henriot iſt uns geblieben —

Robespierre (bitter lächelnd) Henriot! Ja wohl! das iſt von den Unſern der Treueſte — der Letzte, der uns blieb! (ſich zu dem Schlafenden wendend) Sein Rauſch währt länger als der Enthuſiasmus der Andern. Darum hielt er bei uns aus und lief nicht weg wie die Andern. O grauſame, ungeheure Ironie des Geſchicks! Der letzte Kämpe für das Syſtem der ſtrengen republikaniſchen Tugend, für das Syſtem Robespierre's, den ſie den Nüchternen nannten, iſt dies epikuräiſche Thier, iſt Henriot, der Trunkenbold! Armer Henriot! befreit haben ſie dich, aber was nützt dir die Freiheit, wenn du betrunken biſt, und nicht im Stande, ein Glied vernünftig zu regen?

Couthon. Bacchus und Venus rächen ſich an uns. Ein verliebter Narr und ein Trunkenbold ſind unſer Verderben. Hätte Tallien ſich nicht bezecht in ſeinen ſpaniſchen Weinen, und Henriot einen nüchternen Morgen gehabt, ſo wäre der 9. Thermidor anders ausgefallen. Die Republik erſäuft in ein paar gefüllten Weinflaſchen —

Robespierre. Die alten Erbſünden triumphiren über Tugend und Schrecken. — O Danton! — Ich glaube, er hatte manchmal Recht —

Couthon. Ein Dummkopf war er nicht. Er fand unſer

Pathos lächerlich. Er verſtand zu leben, ſo lang es ging —

St. Juſt. Und auch zu ſterben. Darin darf er uns nicht beſchämen! — Tod noch dem, der uns trennen will! Wir ſterben zuſammen —

Couthon. Mit Henriot?

St. Juſt. Der macht den Klee nicht in der beſten Weiſe vierblätterig —

Robespierre (ernſt) Wirf ihn durch's Fenſter, St. Juſt, auf den Kehrichthaufen, der im Hofe liegt, ſobald es zum Aeußerſten kommt! — — (nach einer Pauſe) Es iſt jetzt ſo eigenthümlich ſtill um uns — tiefe Ruhe herrſcht in den weiten Sälen und Gängen und Höfen — wir ſcheinen ſehr allein im Stadthauſe zu ſein — wir ſitzen hier wie Klausner, die abgeſchloſſen haben mit der Welt. Wir gehören nach langen Stürmen wieder einmal uns ſelbſt an. Wir dürfen wieder Menſchen ſein, ſtatt blutbeſudelte Kämpfer. Still — nichts von Blut — erinnere mich Keiner daran! Ah — die Ruh' iſt wahrlich ſüß — ſo ohne Wunſch und Streben — Alles ausgelöſcht im Herzen — mir iſt, als läg' ich im grünen Wald und ſähe zwiſchen den Baumwipfeln, die ſich im Winde wiegen, zum blauen Himmel empor — wie ich es that als Knabe, da ich noch die Tauben ſo liebte, und kein Blut, keinen Tropfen Blut ſehen konnte, hahaha! Ich beſaß ein ſchönes Vogelhaus, das zeigte ich, wenn ich gut gelaunt war, meinen Schweſtern, und gab ihnen meine Tauben und meine Sperlinge in die Hand. Sie wünſchten ſehnlichſt, ich möchte ihnen einen meiner Lieblingsvögel ſchenken; lange Zeit weigerte ich mich, aus Furcht, ſie möchten nicht alle mögliche Sorge auf das Thierchen wenden. Eines Tages gab ich ihren Bitten nach und ſchenkte ihnen eine ſchöne Taube. Die Mädchen waren entzückt; ich nahm ihnen das Verſprechen ab, es ihr niemals an Etwas fehlen zu laſſen; ſie ſchwuren mir's zu tauſend Malen; aber, wie Mädchen einmal ſind, nach ein paar Tagen ließen ſie die Taube aus Vergeßlichkeit im Garten, ſo daß ſie während der ſtürmiſchen Nacht um's Leben kam. Ich vergoß darüber Tage lang die bitterſten Thränen — ich glaube, es waren zufällig auch die letzten, die ich weinte — es mögen jetzt wohl ſo ungefähr . . .

Couthon. Horch, donnerähnliches Gepoch an's Thor —

St. Juſt. Gewehrkolbengeraſſel auf dem Steinpflaſter des Vorſaals —

Robespierre. Ruhe, meine Freunde! — (Die große Mittelthür des Saals wird mit einem donnernden Schlage geöffnet — bei dem Getöſe erwacht Henriot, und taumelt empor den an der Schwelle erſchienenen Soldaten entgegen, den Säbel aus der Scheide reißend, mit dem Ruf: „Wer da? verfluchte Hunde vom Convent?")

Anführer der Soldaten. Widerſtand? Feuert! (Schüſſe fallen, einer davon verwundet Robespierre am Haupte, dieſer ſchwankt und ſinkt langſam zu Boden.)

St. Juſt (zornig aufwallend gegen Henriot) Elender! (er faßt den Taumelnden, ſchleppt ihn durch die offene Thür des Balkons hinaus, und ſchleudert ihn über die Brüſtung in den Hofraum hinab.)

Couthon (zu den Soldaten) Tröpfe — ſteckt eure Schwerter in die Scheide —

St. Juſt (wendet ſich zu Robespierre) Nicht todt — er athmet —

Der Anführer der Soldaten. Deſto beſſer (zu den Seinen) Haltet Wache! ich will geh'n und eine Tragbahre herbeiſchaffen. (ab.)

St. Juſt (Robespierres Blut trocknend und ſein Taſchentuch als Verband um ſeine Stirn windend, während das Haupt des Bewußtloſen, Ohnmächtigen, auf ſeiner Bruſt ruht) Sie nannten mich den Johannes, den Lieblingsjünger des blutigen Meſſias der Revolution — Nun liegt das Haupt des Meiſters blutend und todwund am Buſen des Jüngers — (die Tragbahre wird gebracht.)

Anführer. Noch nicht zurückgekehrt zur Beſinnung? Angefaßt und auf die Bahre gehoben! (es geſchieht) Wache gehalten, bis ich zurück bin! Es fragt ſich, in welches Gefängniß der Convent die drei Männer gebracht haben will (ab.)

Volk (dringt herein um Robespierre zu ſehen, der bewußtlos ausgeſtreckt auf der Tragbahre liegt: Soldaten, Bürger, Royaliſten, auch einige Sansculotten) Da ſeht — da ſeht —

Soldaten. Zurück!

Volk. Ach, laßt doch — wir haben ja keine feindſeligen Abſichten — Seht einmal — er iſt ja todt —

Einer aus der Menge (nach dem Puls Robespierre's fühlend) Nein, er lebt. Der Puls mag ſeine 140 Schläge in der Minute machen —

Zweiter. Iſt das nicht dasſelbe Gewand, das er beim Feſt des höchſten Weſens trug?

Dritter. So ungefähr. Ich war derjenige, der damals gleich dachte, wie Alles mit ihm ein Ende nehmen würde.

Der Vorige. Was du dachteſt, hörte ich nicht, ſondern nur was du ſchrie'ſt — das war: Es lebe Robespierre!

Vierter (Robespierre's Bruſt befühlend) Alle Wetter! was iſt denn das? Ich fühle da eine Waffe — ein Stilet — oder iſt s eine Piſtole?

Andere. Seht ihr's, er ging ſchon mit Piſtolen bewaffnet in den Convent —

Stimmen (ſich in den Hintergrund fortpflanzend) Bewaffnet? Hört ihr's? Bis an die Zähne bewaffnet!

Andere. Heraus damit! heraus mit den ruchloſen Waffen, mit welchen er das Blut der Bürger vergießen wollte —

Der Obige (einen Gegenſtand hervorziehend) Ach, es iſt doch nur eine Papierrolle —

Fünfter Gewiß die Reden, die er zunächſt im Convent zu halten gedachte (entfaltet die Rolle) Viel ausgekratzt und durchgeſtrichen — jeder Strich ein Mordſpieß, jedes Punktum eine Bombe oder Granate, die platzen will —

Sechster. So hat er denn wirklich, wie man hört, den ganzen Convent in die Luft ſprengen wollen?

Siebenter. Freilich. Und ſich ſelber wollte er ausrufen laſſen zum König von Frankreich. So viel iſt bis jetzt conſtatirt worden. Unter der Matratze ſeiner Buhlerin, der Madame Theot, fand man den ganzen Plan.

Achter. Wer hat ihn verwundet?

Neunter. Er ſich ſelbſt natürlich — der Feigling —

Einer der Soldaten. Die Kugel aus dieſer Piſtole that's! Meda heiß' ich, und bin ſtolz auf die That —

Der Vorige (zu ſeinen Nachbarn) Dergleichen könnte ein Jeder behaupten. Da Robespierre bekanntlich ſehr feige war, und ein ſchlechter Menſch in jedem Betracht, ſo iſt's viel wahrſcheinlicher und klingt auch beſſer, daß er ſich ſelbſt in der Angſt zu tödten verſuchte —

Zehnter (Robespierres Stirn befühlend) Er liegt im ſtärkſten Fieber — ſtockendes Blut beſudelt ſeine glühende Stirn — ſeine Lippen ſind trocken wie Leder — wie wär's, wenn man ihm doch ein wenig Eſſig mit einem Schwamme zur Erfriſchung reichte? Er iſt ja doch ein Menſch —

Eilfter (näſelnd) Ein Menſch? ein Unmenſch — ein Ungeheuer — ein Bluthund! — Soll nur dürſten — hat lange genug ſeinen Durſt geſtillt — mit Blut —

Zwölfter. Einiges Gute mag man ihm doch laſſen Er war, was man ſo ſagt, tugendhaft und unbeſtechlich.

Dreizehnter. Mein lieber Muscadin! Ein Heuchler war er — that insgeheim mit ſeinen Spießgeſellen ſich gütlich —

Vierzehnter. Man darf nicht Alles glauben, was die Leute behaupten. Gewiß iſt nur, daß er im Concubinat lebte mit einer von den Töchtern ſeines Miethsherrn, des Tiſchlers Duplay —

Fünfzehnter. Er war Alles in Allem ein Scheuſal, und ſteckte voll von Tücke und Bosheit. Grundſätze beſaß er nicht, ſondern es iſt klar, daß er dergleichen zu haben nur vorſchützte. Haß und Neid waren ſeine einzigen Triebfedern. Bloß aus Neid brachte er Danton und ſeine übrigen Nebenbuhler auf's Schaffot — (Neue Ankömmlinge nähern ſich neugierig.)

Einer derſelben. Iſt's wahr, daß man eine Menge Stilette und Piſtolen in ſeinen Kleidern fand?

Ein Zweiter. Und Papiere mit den ruchloſeſten heimlichen Anſchlägen?

Ein Dritter. Und daß er eben noch Einen niederſtechen wollte, der ihm zu nahe kam?

Stimmen: Platz da! Platz! Tallien kommt mit andern Deputirten des Convents!

(Tallien und Andere treten auf.)

Volk. Es lebe Tallien!

Tallien. Es lebe die Republik! (tritt zu Robespierre hin, betrachtet ihn eine Zeit lang, und ſpricht dann mit theatraliſchem Pathos, ſeine Hand gegen ihn ausſtreckend) An einen Tiger gemahnt er mich, der dahingeſtreckt liegt im Waldesgrunde mit durchſchoß'ner Stirn! Niedergeworfen iſt er endlich und mit ihm der Schrecken. Biſt du nun unſchädlich gemacht für alle Zeit, du blutiger Tyrann?

Robespierre (ſchlägt die Augen auf, aus ſeiner Betäubung erwachend, und richtet ſich langſam mit halbem Leibe empor, Tallien ſtarr anblickend, der betroffen zurückweicht) Knecht des Weibes, aufgeſtachelt zu flüchtiger Mannheit von buhleriſchen Küßen, weiche von mir! Zu dir nicht will ich ſprechen. Zum Volke von Frankreich, für das ich gekämpft, und das jetzt brennend Salz zum Dank in meine Wunden ſtreut, zu ihm will ich ſprechen mein letztes Wort. Schuldig bin ich — ſchuldig des Todes.

Unfehlbar erſchien ich mir ſelbſt, und darum berechtigt, durchzuſetzen mit allen Mitteln, mit allen Waffen, was ich erſtrebte — Wiſſend Theil zu haben an den Plänen der ewigen Mächte vermeint' ich — im Einklange mich wähnend mit ihnen, glaubt' ich unerbittlich ſein zu dürfen wie ſie, unerbittlich wie die Natur, wie das Element — Im Einklang auch mit deinem innerſten Weſen und Streben wähnt' ich zu handeln, o Volk, und wußte nicht, daß eine tiefe Flut du biſt, leicht erregt auf ihrer Oberfläche, ewig träg in ihrem Grund — ich nahm dein Blaſenwerfen für Wellenſchlag — auf Seifenblaſen wollt' ich reiten! — Erhaben wähnt' ich mich über Alle durch Einſicht — ich war's, doch auch meine Weisheit war nicht viel mehr als eitel trotziger Menſchenwahn, ein Moloch, dem ich Blutopfer brachte!

Das, o Volk, iſt die Summe meiner Schuld. Aber ſtatt zu höhnen mich, zu läſtern, lerne begreifen menſchliches Geſchick aus meinem Loos — nachdenklich-beſcheiden lerne verehren das unverrückbar Waltende — und nach innen wende eindringlich Jeder in ſich ſelber den Blick: Wer nicht beladen ſich fühlt in ſeiner Weiſe mit der gleichen Schuld wie ich, der trete hervor, nur der allein, und ſei mein Richter! Ich irrte ſchwer, doch mit mir irrte die Zeit und die Mitwelt! Auf meinen Namen allein gehäuft iſt nun die Schmach des allgemeinſamen Irrthums — Kommen wird, ſo fürcht ich, Geſchlecht um Geſchlecht und mich verdammen und doch keine Lehre ziehn für ſich ſelbſt aus dieſer Verdammniß — ein Kampf mit allen Waffen wird auch künftig ſein der Kampf der Parteien — Gewalt und Verläumdung und Lüge, ſie werden das Rüſtzeug bilden erträumter Unfehlbarkeit — unbewußt wird feſthalten die Menſchheit den Grundſatz, den bewußt ſie verabſcheut: daß immer der Zweck kann heiligen die Mittel — Warum alſo iſt ſo gewaltig vor mir, dem Einen, der Abſcheu, warum ſo herbe der Urtheilsſpruch? —

Lächeln würde ich eures Spruchs, wenn ich in bitt'rer Seelenqual ihn nicht ſpräche mir ſelbſt, mich nicht freute der Sühne. Mächtig war ich, an meiner Braue hing lang das Geſchick Frankreichs — blutend lieg' ich jetzo, verhöhnt, mit Schmach bedeckt auf dieſer Bahre. Keinem Blicke der Liebe begegnet mein brechend' Aug — von mir wies ich ſie ja, die Liebe, die Blumen ſtreut auf die Pfade der Müſſigen — hingegeben mit jeder Fiber meines Weſens dem Einen großen Zweck, ließ ich verdorren, verhärten was menſchlich in mir war zu wilder ſtarrer Energie, und ihr habt Recht, kein Menſch, ein Unmenſch war ich — So ſterb' ich einſam jetzt — gleichgültige Gedankenloſigkeit grinſt mir entgegen, wo nicht der Haß die Zähne fletſcht — Verkennung windet ihre Dornenkrone um mein blutend Haupt — Wohlan! ich beuge mich und nehme das Verbrecherloos auf mich, den Schmerz, die Läſterung, die Schmach — Wohlthätig durchrieſelt mich die Fieberglut — willkommen iſt mir euer Hohn, ihr Menſchen — ſüß klingt ſogar die Lüge eures Mundes mir — denn dieſe äuß're Folter, ſie betäubt — ſie ſänftigt die Qual, die wortlos nagende, in meinem Innern —

Schwer iſt meine Schuld — aber indem ich die ganze Bitterkeit der Galle ſchlürfe, mit welcher dieſe Stunde mich tränkt — und ganz ermeſſe die ungeheure Wucht des verdienten und des unverdienten Fluchs, der auf mir laſtet, weht es wie ein ſänftigender Hauch um meine heiße Stirn — ein Gnadenſtral ſcheint ſich herabzuſenken — — mein Aug' wird trüb — meine Sinne verwirren ſich wieder — — (in dieſem Augenblick ſtürzt Leonore herein; ſie nähert ſich ihm, halb ſchaudernd, halb hingezogen, tiefſte Bewegung in Mienen und Geſtalt. Er erblickt ſie, in Fieberwahn verſinkend) Wer kommt da? iſt's der Todesengel? Wie hold er iſt, der Friedensbote! Warſt du mir ſo nah? Mir iſt, als hätt' ich dich ſchon einmal geſehn — war's nicht in Montmorency's grünem Wald? (Leonore ſinkt weinend an der Bahre nieder und ergreift ſeine Hand) Mein Haupt iſt ſchwer — aber mein Herz wird leichter — unter den Schlangen, welche das Haupt der Erinnys gegen mich ſchüttelt, fehlt die giftgeſchwellteſte: jene, die in's Ohr des letzten Schlummers ziſchelt: du warſt ein Selbſtling! — Nein, ſie iſt nicht unter ihnen — ſie nicht — — Und doch — und doch —

O ſchöner Todesengel — rieſengroß
Und ſilberweiß ſind deine Schwingen — Ach!
Du fegſt den ganzen Sternenkehricht einſt
Hinweg vom Himmelsraum, wenn ihn durchrauſcht
Dein voller Flügelſchwung — O ſtreif' mir weg
Auch dieſe blutig-rothen Flecken da
Von meiner Hand mit dieſen weißen Schwingen!
(ermattend)
Es brennt an mir — dies Blut, wie Höllenglut —
Seitdem ich weiß — daß es — umſonſt gefloſſen —

(Er ſinkt zurück. Der Vorhang fällt.)

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die ſieben Todſünden.

Die ſieben Todſünden.

Ein Gedicht

von

Robert Hamerling.

Hamburg.
J. F. Richter.
1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die vorliegende Cantate iſt als muſikaliſcher Text ausſchließliches Eigenthum des Komponiſten Herrn **Albert Goldſchmidt** in Wien: ihm gehört auch die Idee des Werks und der Plan desſelben in ſeinem allgemeinen Umriß an. Als ich die Dichtung, welche der Komponiſt nur in verkürzter, vielleicht auch hie und da veränderter Faſſung wird wiedergeben können, ſelbſtſtändig zu veröffentlichen mich entſchloß, übernahm ich Jenem gegenüber auf ausdrückliches Verlangen die Bürgſchaft, ſein Eigenthumsrecht durch eine dem Werke vorgedruckte entſchiedene Erklärung ſicher zu ſtellen. Ich weiß nicht, ob das Geſetz in Oeſterreich einem geiſtigen Eigenthume dieſer Art formellen Schutz gewährt; ich halte aber den Appell an das allgemeine moraliſche und Rechtsgefühl in dieſem Fall für genügend. Als unehrenhafte Handlung, als Diebſtahl würde das moraliſche Gefühl es ohne Frage bezeichnen, wollte ein Komponiſt nach einem Texte greifen, der nach ausdrücklicher Erklärung für eine beſtimmte Perſon geſchrieben, von dieſer käuflich erworben, und nur mit dieſem Vorbehalt der Oeffentlichkeit übergeben worden iſt.

Ich benütze den Anlaß, der mich nöthigte, die „Sieben Todſünden" mit einem Vorworte zu verſehen, zu einer Bemerkung über den freien, regelloſen Gebrauch des Stabreims und ſeine Vermiſchung mit dem Endreim in meiner Dichtung. Ich wollte den Endreim bei liedartigen Geſängen nicht miſſen; um aber dieſe gereimten Stellen von den übrigen nicht allzu ſchroff ſich abheben zu laſſen, machte ich von dem gewöhnlichen Reim auch ſonſt Gebrauch, doch nur in beſcheidenem Maße. Da wir größere und kleinere Dichtungen beſitzen, in welchen der Endreim frei und ohne beſtimmtes Geſetz ſeiner Wiederkehr behandelt iſt, warum ſoll es dem Dichter verwehrt ſein, auch den Stabreim in ähnlicher Weiſe frei zu gebrauchen? Dieſe Freiheit der Behandlung erlaubte mir, durch ein zwangloſes Spiel vocaliſcher und conſonantiſcher Aſſonanzen die maleriſche Wirkung des Ausdrucks nach Bedarf zu unterſtützen; insbeſondere machte ſie mir den Verſuch möglich, der, wie ich glaube, ein neuer iſt, nicht bloß einem einzelnen Verſe, ſondern einer ganzen längeren Stelle durch die oftere Wiederkehr desſelben Anlauts eine charakteriſtiſche Farbung zu geben.

Graz im Oktober 1872.

R. H.

Erſte Abtheilung.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Chor der Dämonen.

Heil dem Fürſten
Der Finſterniß!
Sein Thron iſt die Hölle,
Der Himmel iſt bald
Seines Hauptes Zelt!
Heil ihm, dem Herrn,
Dem Beherrſcher der Welt!

Der Fürſt der Finſterniß.

Ich grüße die Schaar,
Die, mir ewig geſellt,
Wieder berufen,
Wieder verſammelt,
Um meinen Thron
In Treue ſich ſtellt.
Dich grüß' ich zumahl,
Du Siebenzahl
Der größten, der oberſten
Geiſter der Nacht!
Ihr Führer der ewigen
Geiſterſchlacht,
Dämonengefährten,
Was habt ihr vollbracht?

Chor der ſieben erſten Dämonen.

Wir haben kühnlich
Geübet die Pflicht:
Wir haben bekämpft
Das verhaßte, das Licht.
Die ſiegreiche Sieben,
Sie wirkt und ſie waltet —
Die Geiſter des Lichtes,
Bald ſind ſie gebändigt,
Ihr Banner, es weicht,
An die Grenzen der Erdwelt
Bald ſind ſie verſcheucht —
Ja ſelber die Sternwelt,
Ihr eigenſtes Erbe,
Das droben prunkt
In funkelnder Ferne,
Iſt bald ſchon erobert:
Die ſtolzen Geſtirne,
Die, wandelnd und kreiſend
Am nächſten umzirken
Die Zonen der Erde,
Die, lenkend des Lichtſohns
Geſchick, ſeit Aeonen
Herniedergeſtrahlt,
Schon ſind ſie erſtritten,
In unſ'rer Gewalt!

Dämon des Zornes.

Vom Sterne des Kriegsgotts
Herunter entfach' ich
Die Fackel des Zornes —

Dämon der böſen Luſt.

Vom Wandelgeſtirne
Der leuchtenden Venus
Träufl' ich die wüthige
Wonnige Glut —

Dämon der Habſucht.

Merkur iſt mein Thronſitz —

Dämon der Völlerei.

Ich ſchwinge mich nieder
Mit dem Füllhorn der Sattheit
Vom lichten Saturn —

Dämon der Hoffahrt.

Auf Jupiters Glanzſtern
Hochfahrend entfalt' ich
Mein Pfauenrad —

Dämon des Neides.

Mein Stern iſt der ſtille,
Der ſpähende Mond —

Dämon der Trägheit.

Ich erwählte die Erde,
Die Erde ſelber
Zum eigenſten Wohnſitz —
Zum Throne der Trägheit —

Fürſt der Finſterniß.

Trag' ich nicht ſelber
Den Lichtbringer,
Den Morgenſtern,
Als Trophä' aus der Lichtwelt
Im düſterprächtigen
Knauf meiner Krone?

Chor der ſieben erſten Dämonen.

So haben die Lichtwelt
Wir halb ſchon erobert:
Herab von den ſtandhaft
Erſtritt'nen Geſtirnen
Beherrſchen wir, lenken
Das Thun und Laſſen
Der Söhne des Lichts —

Fürſt der Finſterniß.

Kündet, ihr Wackern,
Kündet getreulich,
Wie habt ihr gewaltet
Im Menſchengeſchlechte?
Wie habt ihr gemehrt
Auf Erden die Macht?
Was habt ihr gethan,
Im Dienſte des Dunkels,
Ihr Geiſter der Nacht?

Chor der ſieben erſten Dämonen

Nicht ganz iſt erloſchen
Im Haupte die Lichtſpur,
Im Haupte des Menſchen.
Ja, nie war größer,
Und kecker niemals
Der Kampf um das Licht.
Doch, trozet uns eitel
Im Haupte die Helle,
Wir halten an's Herz uns —
Im Haupt als Helle,
Im Herzen als Wärme
Waltet das Licht:
Das wärmende Licht
Iſt überwunden —
Stolzire der Lichtſohn
Mit dem Strahl im Haupte,
Sein Herz iſt unſer —
Vom Herzen her
Umnebeln, umnachten
Wir ſiegend allmälig,
Befangend, betäubend,
Das trozige Haupt.
So brechen den Hochmuth
Des Lichtſohns wir höhnend:
Die Kräfte, die wilden,
Der ew'gen Natur,
Die er außen gebändigt,
Entzügeln wir ihm

In der eigenen Seele;
Die blöden Gelüſte
Der Creatur,
Wir laſſen ſie los
Gleich wüthigen Thieren,
Verwüſtend der Erde
Blühende Flur.

Fürſt der Finſterniß.

Ich dank' euch, ich dank' euch!
Nun künde mir Jeder,
Wiefern er gedienet
Dem ewigen Dunkel
Mit eigenem Thun
Du mit der Phiole,
Gewaltiger Dämon,
Wie haſt du bewährt
Die wirkenden Kräfte,
Die Schlummerſäfte?
Was haſt du gethan?

Chor der Dämonen:

Was haſt du gethan?
Sag' an!

Dämon der Trägheit:

Die Erde, die Erd' iſt
Mein eigenſtes Erbe,
Der Trägheit Thron.

Ich träufle Mohn
Auf die Häupter der Menſchen,
Ich mache ſie matt —
Wie ſehr ſie auch ſcheinen
Nie müßig zu raſten,
Zu müh'n ſich, zu haſten,
Zu haſchen, zu gieren
Nach Gütern, nach Glück,
Es liegt tief innen
Im tiefſten Gemüthe
Der Kinder der Zeit
Eine Müdigkeit,
Eine Müdigkeit, maßlos,
Eine Mattheit und Sattheit,
Ein Ueberdruß,
Eine laſtende Langweil' —

Ich knete den Lichtſohn
Den flügellahmen,
Leuchtenden Falter,
In ſchmutzige Schollen.
Ich drücke ſein Haupt,
Schwer und dumpf,
Mälig, mälig
Tiefer hinab,
Bis, uns zum Triumpf,
Er ſtirbt, verdirbt
Im Sumpf.

Das wirk' ich, das wirk' ich,
Meiſter und Herr!

Chor der Dämonen:

Was thuſt du groß?
Bruſte dich nicht,
Dämonengenoß',
Wir thun noch mehr!

Fürſt der Finſterniß.

Du mit dem Pfauenrad,
Und mit dem Spiegel —
Mit dem Pfauenrade der Hoffahrt,
Und mit dem Spiegel der Ichſucht,
Gewaltiger Dämon,
Was haſt du gethan?

Chor der Dämonen.

Was haſt du gethan?
Sag' an!

Dämon der Hoffahrt.

Mit dem Spiegel der Ichſucht
Umſpiel' ich die Geiſter.
Frei zu ſein
Und feſt zu ſteh'n
Auf den eigenen Füßen
Vermeinet der Menſch
Doch er findet die Selbſtheit
Im Drange, dem wilden,
Ichſüchtigen Dünkels,
Im blinden Geluſte

Des Augenblicks.
Und während er groß
Und frei ſich glaubt,
Wird er geſchleift
Vom wilden Roß
Des entfeſſelten Trieb's
Durch die Wüſte des Sein's
Mit zerſchellendem Haupt.
Meiſter und Herr,
Mir ziemet der Kranz!

Chor der Dämonen.

Was thuſt du groß?
Brüſte dich nicht,
Dämonengenoß.
Wir thun noch mehr!

Fürſt der Finſterniß.

Du mit dem Seckel
Und mit den Krallen,
Du gierig Greifender,
Mit dem Rade des Glücks,
Und der rollenden Kugel,
Du mächtiger Dämon,
Was haſt du gethan?

Chor der Dämonen.

Was haſt du gethan?
Sag' an!

Dämon der Habſucht

Ich rolle die Kugel
Fortuna's, die runde,
In der Menſchen Mitte
Berückend hinein.
Ich ködre die Seelen
Mit dem erdigen Klumpen,
Der lockend ſich ſchmückt
Mit den Farben des Licht's.
Dem ſchimmernden Schein
Folgt geblendet der Lichtſohn,
Im Innern die Lichtſpur
Achtet er nichts:
Er ſolget dem gelben,
Dem gleißenden Golde,
Dem Affen des Licht's.
Meiſter und Herr,
Mir gönne den Kranz!
Ich diene dem Dunkel
Durch eigenſtes Thun:
Ich umnachte die Geiſter
Durch Licht und Glanz —

Dämon des Neides

(einfallend)

Ich umnachte ſie erſt,
Ich umnachte ſie ganz,
Mit dem Nebel des Neids,
Der entſacht zum Haße,

Zum Hader die Habgier,
Dem Menſchen vergällend
Im geizenden Blick
Auf die Freude, die fremde,
Das eigene Glück.
Gönne den Kranz mir,
Meiſter und Herr!

Chor der Dämonen.

Brüſte dich nicht,
Du edles Paar
Erleſener Geiſter —
Wir thun noch mehr!

Fürſt der Finſterniß.

Mit dem Füllhorn du
Und mit dem Becher,
Du Ueberſättigter,
Nimmerſatter,
Gewaltiger Dämon,
Was haſt du gethan?

Chor der Dämonen.

Was haſt du gethan?
Sag' an!

Dämon der Völlerei.

Aus dem Füllhorn ſchüttl' ich
Die Süße der Sinne,

Ich miſche die Milde
Berauſchenden Tranks.
Aus dem Fettdampf der Gaben
Der irdiſchen Fülle,
Der leckeren Labe,
Web' ich den Schleier,
Der dunſtig umdunkelt
Das innere Licht.
Ich trübe den Ausblick
Ins Weite, ins Klare,
Ich lähme den Aufſchwung,
Entrücke der Lippe
Des Erdſohns den Nektar
Des edleren Glücks,
Auf daß er vertauſche
Die himmliſche Flamme
Mit dem Trunk aus dem Schlamme,
Dem flüchtigen Rauſche
Des Augenblicks.
Ich biete dem Lichtſohn
Den Becher der Kirke,
Den Trank der Verthierung —
Mir gönne den Kranz!

Dämon der böſen Luſt
(einfallend)

Mir ziemet er, mir —
Ich miſche das Gift
In den Trank der Verthierung,
Das ſickernd die Säfte,

Die feinſten, des Lebens,
Durchſeucht mit Sünde.
Erfaßt iſt im Tiefſten
Vom lüſternen Fieber
Dies ganze Geſchlecht.
Von Ueberreiz,
Von Ueberdruß,
Von blinder Sucht
Iſt ſiech das Geblüte
Der Kinder der Zeit.
Abſtumpfend, erſtickend
Von reinerem Fühlen
Im Menſchengemüthe
Den kärglichen Reſt,
Schleicht kaum ſie noch ſchüchtern,
Nimmt heuchelnde Hüllen, —
Bald, frecher entfeſſelt,
Austobt ſie in Tollwuth,
Anekelnd und offen,
Wie Beulen der Peſt.

Ewig unſelig,
Weil nimmer befriedigt,
Wälzt ſich im Wüſten
Weichlich der Lichtſohn,
Betäubt von der Sinnluſt
Tobendem Tanz —
Meiſter und Herr,
Mir gönne den Kranz!

Dämon des Zornes

Brüſtet euch nicht,
Du und ihr alle,
Dämonengenoſſen!
Ihr ſeid der Zephyr,
Ich bin der Sturm,
Ihr ſeid der Tropfen,
Der höhlt den Stein,
Ich bin die Woge,
Ich bin der Wirbel,
Ich bin die Brandung,
Ich bin die toſende Tiefe,
Ihr ſeid der Nebel,
Ich bin die Nacht.
Ihr verderbet den Menſchen,
Ich morde die Völker,
Ich verwüſte die Welt,
Ich veröde die Erde.
Ich entfache die Fackel,
Ich hetze zum Haß,
Ich entzünde den Zank.
Ihr trübet die Leuchte
Des oberen Lichtes,
Ich löſche ſie aus,
Ich ſtürze ſie um,
Ich zertrümm're den Leuchter
Mitſammt dem Lichte.
Anhebt ihr und helfet,
Ich kröne das Werk.

Chor der Dämonen.

Was dünkſt du dich beſſer,
Dämonengenoß,
Als wir, wir Alle?
Deine Macht, ſie zermalmt nur,
Was morſch iſt, was faul iſt
Durch *unſer* Bemüh'n!

Fürſt der Finſterniß.

Laſſet die Läſt'rung,
Dämonengenoſſen,
Vollendet das Größte
In treuem Verein.
Ich werde beſuchen,
Ich ſelber die Söhne
Der weiten Erde,
Zu wägen, zu meſſen
Nach eigenem Maße
Für euer Verdienſt
Den ziemenden Dank.
Den Preis dann reich' ich
Dem, der ſich berühmet
Mit Recht als Größter
Im Reigen der Nacht!
Die Stund' iſt gekommen,
Es gilt, ſich zu gürten,
Zu waffnen zum letzten,
Entſcheidenden Wettſtreit!

Chor der Dämonen

Wir wollen uns ſchwingen
Auf Flügeln des Windes
Hin über die Erde;
Wir wollen dir weiſen
In ſtolzem Triumphzug
Auf Erden die Unſern,
Dir weiſen in hohen,
In ragenden Halmen
Die Saat, die geſä't wir
Auf irdiſchen Fluren.
Da ſollſt du ſchauen,
Wie wir berücken
Die Lichtnaturen
Mit nächtlichen Tücken.
Da ſollſt du ſchauen,
Wie ſich die Eitlen
Uns geben zu eigen.
Du ſollſt ſie ſchauen —
Und Jene, die völlig
Verfallen auf immer
Dämoniſchen Mächten,
Die wollen empor
Wir reißen und führen
Mit uns durch die Lüfte
Im brauſenden Reigen;
So mehrt ſich die Maſſe
Der Streiter des Dunkels,
Ein wildes Heer,

Und ſo ziehn wir entgegen
Den Geiſtern des Lichtes,
Gewaffnet zum letzten,
Entſcheidenden Wettſtreit!

Fürſt der Finſterniß.

Wohlauf, wohlauf,
Ihr meine Getreuen!

Chor der Dämonen.

Wohlauf, wohlauf,
Heerbann der Hölle!
Laßt uns nicht ſäumen
Im Siegeslauf,
Bis unſer Walten
Sich völlig bewährt
In der Weite der Welt:
Bis öde die Erde,
Und nach der Erde
Stern um Stern
Wir zerſtört im Stillen,
Zerſtört auch im Sturme,
Bis die Schöpfung des Lichtes,
Die gleißende Glanzwelt,
Entgeiſtet, zerklüftet
Durch unſere Macht,
Erblaßend, zerbröckelnd,
In grauſigem Selbſtmord,

Sich ſelber verfluchend,
Zurückſtürzt auf ewig
Ins Chaos der alten,
Der ewigen Nacht.

Zweite Abtheilung.

Chor der Dämonen.

Nah' ſchon und näher
Sind wir der Erde,
Den Aether durchwittert
Der Schweiß und der Staub ſchon
Der irdiſchen Wirrſal.
Es wälzt ſich aus Wolken,
Aus brauenden Nebeln
Das mächtige Rund.
Weiß funkelt's von Wogen,
Grün dämmern die Gründe.
Horcht, ein Gebraus
Tönet herauf,
So wirr, ſo kraus!

Fürſt der Finſterniß.

Hinab zu den Gipfeln
Der ragenden Berge,
Hinab von den Bergen
Zu Thälern, zu Gründen!
Da breiten gethürmt ſich
Die Städte der Menſchen,
Da wandeln ſie ſelber

Da laſſet uns lauſchen
Dem bunten Gebrauſe,
Dem lärmenden Lauſe
Des irdiſchen Lebens!

Chor der Dämonen.

Nun muſt're der Menſchheit
Entrolltes Gemälde,
O Herr und Meiſter!
Wir dienenden Geiſter,
Wir zeigen dir treu,
Wie in ird'ſchen Bezirken
Wir walten und wirken!

Fürſt der Finſterniß.

Du, der ſich erkor,
Zum eigenſten Thron
Die Erde, die träge,
Dämon, ſag' an,
Wer wallt empor
Dort noch in begeiſtertem Chor —
Dort — dort
Am ſteinigen, dornigen Ort?

Dämon der Trägheit.

Ein Pilgerchor —
Nach der Vollkommenheit prangendem Port,
Nach des Glückes herrlichem Hort
Wallt er empor!

Fürſt der Finſterniß.

Hängt euch mit Bleigewichten
An ſeine Sohlen —

Dämon der Trägheit.

Zu gelangen zur Zinne, der lichten,
Mag er verzichten!

Chor der Pilger.

Muthig empor —

Chor der Dämonen.

Horcht, o horcht!

Chor der Pilger.

Muthig empor — muthig empor —
Schon dämmern die Zinnen,
Schon funkelt das Thor!
Aus umdunkeltem Thale
Zur Höhe, der hellen,
Nur muthig empor!

Dämon der Trägheit.

Ihr Schwärmer, ihr Thoren,
Vom Staube geboren,
Was wollt ihr euch ſtoßen,
Was wollt ihr euch ritzen
An Ranken und Steinen

Die Füße, die wunden,
Anſtatt zu geſunden,
Behaglich gelagert?
Ihr Schwärmer, ihr Thoren,
Wornach ihr ziehet,
Die leuchtenden Ziele,
Die hohen Gedanken
Sind thörichter Dünkel,
Sind Blaſen der kranken,
Verblendeten Seele —
Vorüber, vorüber
Iſt jetzo das Alter
Des ſchüchternen Schwärmens —
Seid ſtark und verſtändig!

Chor der Pilger.

Was ſenkt ſich denn wie Blei
In unſ're Sohlen?
Was hemmt den Schritt, was hemmt
Das Athemholen?
Einſinken uns die Knie' — wir ſind ſo müd —

Chor der Dämonen.

Ins Moos, ins Grün,
Zu lieblicher Ruhe
Lagert euch hin!
Ruhet, o ruhet,
Lagert euch hin!

Chor der Pilger.

Ein Wiſpern in Wipfeln,
Ein Liſpeln im Laube,
So wunderſam —
Wohl beſſer wär' es
Sich hinzulagern,
Der Mühe los,
Ins weiche Moos —

Einzelne Pilgerſtimmen.

Muthig empor —

Chor der Dämonen.

Ruhet — ruhet — lagert euch hin! —
Ihr Thoren, ihr Schwärmer,
Was folgt ihr des Glückes
Gleißenden Spuren,
Das nimmer zu finden
Auf irdiſchen Fluren?
Unſel'ge Naturen,
Ihr werdet's nicht haſchen
In irdiſchen Räumen,
Es lebt nur, es webt nur
In trüglichen Träumen!
Wißt, Täuſchung iſt Alles!
Ein jegliches Streben,
Ein jegliches Trachten
Iſt nutzlos, iſt Thorheit,
Iſt eitel und nichtig!

Chor der Pilger.

Ein Wispern in Wipfeln,
Ein Lispeln im Laube,
So wunderſam —
Verdroſſen und dumpf
Sind Haupt und Glieder —
Am beſten wohl wär' es
Gar abzuwerfen
Die Müh'n und Laſten —
Müſſig zu raſten,
Auszuruhn
Von vergeblichem Thun.

Chor der Dämonen.

Ruhet! Ruhet! —
Ihr Schwärmer, ihr Thoren,
Die Welt iſt voll Wehe,
Iſt nichtig, iſt elend,
Es hat ſie geſchaffen
Unendliche Thorheit
Mit weiſeſten Mitteln
Zu thöricht'ſtem Zwecke —
Sie quoll aus dem Nichts
Nur zur Qual für ſich ſelber,
Und thörig iſt Jeder,
Der trachtet zu ſchmücken,
Stolzen Beſtrebens,
Mit Kronen den Scheitel,
Mit Kronen des Lebens!

Chor der Pilger.

Laſſet die Mühſal,
Lagern wir müſſig!
In thörichtem Stolze
Strebten wir vorwärts,
Wir Kinder des Staubes.
Das Glück, das wir außen,
Wir innen geſucht,
Es neckt uns, es narrt uns
In ewiger Flucht.

Chor der Dämonen.

Schlummert nur ein —

Chor der Pilger.

Die Welt iſt voll Wehe,
Das Leben iſt leidvoll,
Wir werden's nicht ändern,
Wir ſelber ſind elend,
Armſelige Wichte —

Chor der Dämonen.

Ruhet — ruhet —

Chor der Pilger.

Der Tag iſt Thorheit,
Die Nacht iſt Vernichtung —
Wir wollen verlöſchen
Die Lockung des Lebens

Und ſtolzen Beſtrebens
Im eigenen Buſen,
Wir wollen entweichen
Dem waltenden Zwange
Des zweckloſen Daſeins,
Wir wollen entrinnen
Den Qualen, den Mühen,
Im Rauſch des Vergeſſens,
Im raſchen Erraffen
Des flücht'gen Moments.

Chor der Dämonen.

Schlummert, ſchlummert, ſchlummert nur ein —

(Kurzes muſikaliſches Zwiſchenſpiel, das völlige Entſchlummern ausdrückend, jedoch, wie alles Obige, weniger in ſanften, und einlullenden, als in ſchwerfälligen, verdrießlichen Accenten — Schopenhauer'ſche Weltſtimmung, in Muſik geſetzt).

Chor der Dämonen

(höhnend)

Da ſeht, da ſehet,
Sie ſchweigen, ſie ſchlummern,
Sie ſtrecken die Glieder
Gelegt auf's Ohr,
Haha, haha,
Hat ſich der begeiſterte Chor,
Der gewallt empor
Zu des Tempels dämmerndem Thor —

Zu des Glückes herrlichem Hort,
Zu der Vollkommenheit prangendem Port —
Haha, haha! —

Fürſt der Finſterniß.

Dein Mohn iſt mächtig,
Du dunkler Dämon —
Nun aber,
Genoſſe du mit dem Pfauenrad
Und mit dem Spiegel —
Mit dem Pfauenrade der Hoffahrt
Und mit dem Spiegel der Ichſucht —
Sporne zur Eigenſucht,
Zum Dünkel ſporne!

Dämon der Hoffahrt.

Da ſieh,
Die Selbſtſucht ſitzet
Hoffärtig am vollen
Tiſche des Daſeins —
Stolz auf den Stamm,
Auf Rang und Recht,
Auf den Segen des Seckels —

Fürſt der Finſterniß.

Iſt gänzlich erloſchen
Im Menſchengeſchlechte
Die uns verhaßte,
Die ſelbſtloſe Liebe —
Die läuternde,
Welterlöſende Liebe?

Dämon der Hoffahrt.

Bald iſt ſie erloſchen —
Bald bekehren wir völlig
Die letzten der Schwärmer —

Fürſt der Finſterniß.

Ein Paar dort wandelt,
Ein holdes Paar,
Auf blumiger Au,
Hand in Hand —

Chor der Dämonen.

Da ſiegſt du nicht —
Die lieben noch,
Sie feiern die Lieb'
In lieblichem Klang —
Hört ihr? das klingt
Wie Nachtigallſang —
Verwünſchte Kehlen,
Verwünſchte Seelen,
Verwünſchter Drang!
Ein Strahl aus dem Lichtreich,
Ein feindlicher Strahl —
Horchet nun, horcht!

Wechſelgeſang der Liebenden:

Der Jüngling.

Ich wallte ſo einſam
In ödeſter Stille;

Ins Weite verlor ſich
Mein ſtrebender Wille —

Die Jungfrau.

Ich wallte ſo traurig
Den irdiſchen Weg:
Kein Einſamer findet
Zum Glücke den Steg.

Der Jüngling.

Ich fröhnte dem ſtolzen
Ichſüchtigen Triebe —

Die Jungfrau.

Entſelbſtet nun ſegn' ich
Und preiſe die Liebe —

Der Jüngling.

Entſelbſtet nun find' ich
Das lieblichſte Glück —

Die Jungfrau.

Aufthut ſich der Himmel,
Weich', Erde, zurück!

Der Jüngling.

O Luſt, mich zu opfern —

Die Jungfrau.

Mich ſelber verlor ich —

Der Jüngling.

Mich wiederzufinden —

Die Jungfrau.

Dich liebend erkor ich

Der Jüngling.

Mir ſelber erſterb' ich —

Die Jungfrau.

Dein bin ich hinfür —

Der Jüngling.

Selig im Schönen —

Die Jungfrau.

Selig in dir!

Beide zuſammen.

Entſelbſtet nun ſegnen wir,
Preiſen die Liebe,
Die Bahn iſt geebnet
Dem edleren Triebe,

Tod iſt das Ich nun,
O ſelige Ruh'!
Es lebe das holde,
Das wonnige Du!

Dämon der Hoffahrt.

Berauſche, du Pärchen,
Berauſche dich koſend
In lieblicher Rede! —
An den Buſen des Jünglings
Lehnt bebend die Jungfrau
Das lockige Haupt,
Und ſchließet die Lider.
Der Jüngling neigt
Sich mit ſinnender Stirn
Auf die Schlummernde nieder.
Wohlauf denn, Genoſſen,
Euch will ich nun weiſen,
Was gilt die berauſchende,
Liebliche Rede!
Ihr ſollt mir ihn loben,
Den magiſchen Spiegel —

Chor der Dämonen.

Er locket den Jüngling,
Er hält ihm den Spiegel,
Den blinkend hellen,
Entgegen gewendet.
Wer blickt in den Spiegel,

Den ihm zeiget der Nachtgeiſt,
Der wird zum Narziß:
Fortan wie geblendet
Vom blanken Schilde
Des Zauberſpiegels,
Für ſich nur erglühend,
Folgt der Gebannte
Dem eigenen Bilde —

Dämon der Hoffahrt

(zum Jüngling, flüſternd)

Zum Sklaven ſich machen,
Hingebend ſich opfern
In Gluten der Minne,
Welch' thörichtes Thun!
Sei muthig, ſei Mann!
Willſt müßig du ruh'n
An des Mägdleins Seite?
Auf, ſuche das Glück
In der winkenden Weite!
Sei Mann, ſei ſtolz!

Chor der Dämonen.

Sehet, o ſehet,
Er ſtarrt in den Spiegel,
Es öffnen die Augen
Sich weiter und weiter,
Er erhebet ſich langſam,
Und immerfort ſtarr

In den Spiegel, den blanken,
Tauchend die Blicke,
Die leuchtenden Blicke,
Folgt er wie willenlos,
Bewußtlos dem Führer —

Der Jüngling.

Der Traum iſt gewichen,
Hinſchwanden die Wonnen
Dem holdeſten Truge
Neu bin ich entronnen!
Fahr' wohl denn, o Traute!
Die Geiſter, ſie mahnen,
Fortreißt es mich drangvoll
Zu ſtolzere Bahnen —

Die Jungfrau.

O bleib', du Geliebter,
Was fliehſt du von hinnen?

Der Jüngling.

Dem Frohne der Liebe
Neu will ich entrinnen!

Die Jungfrau.

O bleib' doch, o bleibe!

Der Jüngling.

Fern winket das Glück!

Die Jungfrau.

O verweile, du Trauter,
O kehre zurück!

Der Jüngling.

Fahr' wohl!

Die Jungfrau.

O verweile,
Verweile —

Der Jüngling.

Fahr' wohl!

Die Jungfrau.

O Geliebter —

Der Jüngling.

Fahr' wohl denn!

Die Jungfrau.

Ich ſterbe —

Der Jüngling.

Fahr' wohl!

Die Jungfrau.

Die Qualen der Trennung,
Wie ſoll ich ſie tragen?

Brich, Herz, das am Herzen
Der Liebe geſchlagen!
War ſüßer die Wonne?
Iſt herber die Pein?
Wie Blumen am Wege
Stirbt Liebe gebrochen,
Zertreten, allein.

Chor der Dämonen.

(leiſe mit triumphirendem Hohn)

Wie Blumen am Wege,
Stirbt Liebe gebrochen,
Zertreten, allein.

(Eine Wiegenmelodie wird vernehmlich)

Dämon der Hoffahrt.

Die Mutter dort ſitzet,
Die blühende Mutter,
Beim kranken Kind.
Sie ſingt ihm ein Liedchen,
Ein Liedchen leiſe,
Dem todkranken Kind:
Eia popeia,
Schlummere lind! —
Du Schlummerberaubte,
Was opferſt du Ruhe
Und Leben und Luſt?
Biſt ſchön noch und jung!
Da blick' in den Spiegel:
Haſt blonde Locken

Und blühende Wangen —
O geh' zum Feſte,
O geh' zum Tanz'!
Blick' in den Spiegel —
Biſt jung noch und blühend!
Geh' zum Feſte,
Wo feurige Augen
Dir ſtaunend ſtrahlen!
Dort wirſt du glänzen,
Wirſt prangen herrlich,
Hier wirſt du häßlich
Vom vielen Wachen,
Vom vielen Weinen
Um's kranke Kind.
Schmücke dich — winde
Um's Haupt dir den Kranz!

Chor der Dämonen.

O geh' zum Feſte!
O geh' zum Tanz!

Dämon der Hoffahrt.

Sie blickt in den Spiegel,
Den blinkenden Spiegel,
Verſtummt iſt der ſtille
Wiegengeſang.
Sie blickt in den Spiegel,
Sie lächelt, ſie ſchmückt ſich,
Sie ſchlingt um die Schläfe
Den duftigen Kranz!

Chor der Dämonen.

Haha, haha,
Sie blickt in den Spiegel —
Eia popeia,
Schlummere lind —
Sie läßt in der Wiege
Das ſterbende Kind.

Dämon der Hoffahrt.

Die Bande der Liebe,
So löſ' ich ſie lachend . . .

Chor der Dämonen.

Wer iſt
Der Gefeierte dort,
Der inmitten der Scharen
Des ſchwärmenden Volkes
Den Zelter zähmt
Mit gold'nem Zaum?
Gezogen kommt er, von Jubelruf umgellt!

Dämon der Hoffahrt.

Berehrt, bewährt,
Als Sieger kehrt
Er heim, der kühne Held.
Ihm möchte der Schwarm ſich ſchmiegen,
Gern ſich als Grundſtein fügen
In ſeiner Größe Thurm.
Er aber ſchleudert immer noch
Weit weg von ſich

Die Eigenſucht
Wie einen gift'gen Wurm.
Einfach ſchwört er zu bleiben und ſchlicht —

Chor der Dämonen.

Faß' ihn, faß' ihn, den Wicht —

Dämon der Hoffahrt.

Ein Götter- und Menſchenliebling,
Ein Recke, kühn,
Schier angebetet
Vom Volk, das er kämpfend errettet —
Er aber, ſchlicht,
Beſcheiden und arm
Zu bleiben hat er geſchworen —

Chor der Dämonen.

Faß' ihn, faß' ihn, den Thoren —

Dämon der Hoffahrt.

Du Schwärmer und Träumer,
Verdient es die Welt,
Daß ganz ſich ihr opfre
Der Weiſe, der Held?
Es wieget die Unzahl
Von ſchnödem Gewürme
Den Adler nicht auf.
O greif nach der Krone,
Der goldenen Krone!

Sei endlich du ſelber
Und wage zu wollen!
Sich ſelbſt zu behaupten,
Sich ſelbſt zu bejahen,
Sich ſelber zu wollen,
Iſt einzige Weisheit.
Kommt Hader und Unheil,
Das ſchrecke den Schwachen,
Doch nimmer den Hohen,
Den Starken, den Kühnen —
Was du kannſt, das auch darfſt du,
Erlaubt iſt, wozu du
Wahrhaftig den Muth haſt!
Nur was du gethan
Mit halbem Entſchluſſe,
Kleinmüthig und blöde,
Das drückt dich, bedrängt dich.
Das wird zum Verdruße,
Zur Reue, zur Buße —
Dem Banne des böſen
Gewiſſens verfallen
Die Feigen allein!

Chor der Dämonen.

O greif nach der Krone,
Der goldenen Krone!

Der Held

Blitzende Krone,
Verlockende — ſchwebend

Mir über dem Haupt,
Wär' dich zu ergreifen
Mir endlich erlaubt?

Chor der Dämonen.

Wer will es dir wehren?
Was du willſt, das vermagſt du,
Was du kannſt, iſt erlaubt!

Der Held.

Blitzende Krone,
Mit jedem Moment nun
Sinkeſt du tiefer,
Schwebeſt du näher
Mir über dem Haupt!

Dämon der Hoffahrt.

Dem Bethörten nun zeig' ich
Im Zauberſpiegel
Das kronengeſchmückte,
Das funkelnde Haupt.

Der Held.

Kronenträger,
Wer biſt Du? —
Ich ſelbſt, ja, ich bin es!
Die goldene Krone
Schmückt mir das Haupt!

Chorus des Volkes.

Heil dir, Heil,
Du herrlicher Held!

Der Held.

Herrſchen nun werd' ich
Auf ſchimmernden Throne!
Wer iſts, der ſie
Mir neidet, die Krone?
Da blitzt mein Schwert,
Mein ſchneidiges Schwert!

Chorus des Volkes.

Heil dir, Heil,
Erhabener du!

Einzelne Stimmen des Volkes

(crescendo)

Höret, o höret!
Anmaßt er die Macht ſich!
Erheben wir uns
Ihm zu hemmen die Wege,
Die Wege zum Throne —

Der Held.

Welch' drohend Gemurmel?
Wer iſts, der mir
Will trotzen und droh'n?
Trabanten, auf,

Bändigt ſie mir,
Bindet ſie mir,
In Ketten, in Kerker
Werft mir die Kühnen!

Die Aufrührer.

Erheben wir uns!
Entreißen wir ihm
Die Krone, die Krone —

Der Held.

Wetternd, zerſchmetternd
Will ich euch treffen das Haupt!
Auf, du mein herrliches Heer,
Muthige Mannen,
Zermalmet ſie,
Zermalmet ſie mir!

Chorus der Krieger.

Tod euch Tollen!
Erblindet, erblindet
Vor Schwertesblitz!
Erblaßt, erblaßt
Vor dem tödtlichen Blei!

Die Aufrührer.

Weh' uns, weh —

Krieger.

Zurück, zurück!
Tod euch Tollen!

Die Aufrührer.

Weh' uns, weh' —

Der Held.

Krümme dich, Volk,
Vor dem Gekrönten!

Volk.

Heil dir, Heil,
Du erhabener Hort!

Der Held.

Zum Tod, zum Tode
Führt die Gefang'nen!

Aufrührer.

Weh' uns, weh —

Der Held.

Krümme dich, Volk,
Vor dem Gekrönten!

Volk.

Heil dir, Heil,
O Herrſcher, o Herr!

Der Held.

Auf euren Nacken auch,
Neidiſche Nachbarn,
Will ich legen das Joch!
Hin über der Erde Rund
Und bis zum Himmel hoch
Soll ragend mein Scepter reichen!
Wer iſts, der mir will gleichen?
Wer iſt noch über mir?
In meiner Fauſt allein
Ruh'n ſie, die ewigen Mächte —
Eherner Himmel, ich trotze dir!

Chor der Dämonen.

Haha, haha,
Nun iſt er Selbſtling,
Nun iſt er Tyrann!
Gebt ihm ein Rom,
Er zündet es an!
Wo er ſteht, da ſtöhnt
Die Mutter Erde,
Und Blut und Thränen quellen hervor
Aus allen ihren Adern —
Sein Labſal iſt der Duft
Von Leichenhügeln,
Sein Schlummerlied des Völkerfluches Ach —
Seiner Söldner Gewaltſchritt
Geht ſengend über die Erde hin

Wie Wetterſturm —
Vor ihm her aufwirbelt Staub,
Und hinter ihm aufwirbelt Aſche . . .

(Kurzes entſprechendes Orcheſter-Intermezzo)

Wüthe nur eine Weile,
Du Wahnwitziger,
Du ichſücht'ger Thor!
Dann empor, empor
In unſeren Chor!

Fürſt der Finſterniß.

Ich bin zufrieden,
Dämon des Dünkels!
Hab' Dank! hab' Dank!

Dämon der Habſucht.

Dämoniſch geſteigerter Sucht des Seins
Geſellt ſich, traun,
Des Habens dämoniſcher Hang —

Folget mir, folget,
Dämonengefährten,
In's Stadtgetümmel,
In des Marktes Tumult!
Ich zeig' euch ein Treiben,
So drollig wie keines —
Ich mach' euch lachen,
Ihr ſollet mich loben!

Chor der Dämonen

Wohlan! Wohlan!

Dämon der Habſucht

Da ſehet! —
Die goldene rollende Kugel beflügl' ich
Unter die ſterbliche Menge hinein.
Die Kugel, ſie rollt,
Und die Menge, ſie tollt,
Hinter der Kugel, der rollenden, drein,
Ueber Stock und Stein,
Hinter der gleißenden, lockenden, gold'nen,
Rollenden, hüpfenden Kugel drein.
Anders war eben noch Jeder beeifert,
Mit Werken des Fleißes,
Mit Werken der Kunſt:
Seit ich die Kugel, die flüchtige, rolle
So in die Mitte der Menge hinein,
Stürmt ſie, von Gierde beſeſſen, die tolle,
Hinterdrein —
Wie Aeffchen, die eben noch zierlich, manierlich
Künſte geübt — wenn würzige Frucht
Schleudert ein Schalk, nicht länger ſich zieren,
Schmählich vergeſſen erlernte Manieren,
In drolliger Flucht
Haſchend die Frucht —
So das Geſchlecht auch der Menſchlein, das holde,
Wenn mit dem rollenden, gleißenden Golde
Der Schalk ſie verſucht.

Chor der Dämonen.

Rolle, du gold'ne,
Gleißende Kugel,
Rolle, du lockende Kugel Fortuna's,
Rolle nur hin,
Zu berücken der Menſchen
Begehrlichen Sinn!

Volk.

Seht ihr die gold'ne,
Die gleißende Kugel?
Das iſt die goldene Kugel Fortuna's,
Da rollt ſie hin
Wir wollen ſie haſchen
Zu reichem Gewinn!

Chor der Dämonen.

Ha, wie ſie haſten,
Stürmend ſich zwängen,
Stoßen und drängen,
Sich überſtürzen —
Der bricht die Beine,
Jener den Hals —

Volk.

Das iſt die goldene Kugel Fortuna's —
Gebt doch Raum —
Jeder will haſchen —

Höll' und Teufel —
Haſcht nicht ſo haſtig —
Zurück, zurück!

Chor der Dämonen.

Seht, wie ſie zanken,
Wie ſie ſich balgen,
Wie ſie ſich bläuen —
Blut iſt gefloſſen
Jeder will greifen,
Jeder der Erſte,
Die gleißende Kugel —
Wer ihr am nächſten kommt,
Kollert darüber,
Und wer ſie haſchet,
Heißet ein Schuft,
Schleunig mit Fäuſten
Wird er gepufft,
Bis die Kugel, die glatte,
Den Händen entſchlüpft,
Und weiter rollt,
Und weiter hüpft —
Und hinter ihr drein
Die Menge tollt.

Volk.

(im wilden Kampfe).

Höll' und Teufel —
Gebt doch Raum —

Haſcht nicht ſo haſtig —
Mein, mein, mein iſt die Kugel —

Chor der Dämonen.

Köſtliches Kegelſpiel!
Hört doch, ihr Helden,
Rund, rund, rund iſt die Kugel,
Schwer zu erhaſchen,
Schwer zu behalten —

Dämon der Habſucht.

Hört doch, ihr Leute,
Was ich euch ſage:
Giert ihr nach Golde?
D'ran thut ihr Recht!
Nicht will mich's wundern,
Daß ihr es müde
Zu tragen die Mühſal,
Zu keuchen im Frohn
Für kärglichen Lohn
So lange die Sonne
Leuchtet der Erde,
Strebten die Sterblichen
Lechzend nach Golde
Suchten die Wege
Des müheloſen,
Des raſchen Erwerbes
Gold dachten die Väter
Zu verdichten im Tiegel,

Auch ſuchten ſie Schätze
Mit Schaufel und Spaten —
O weh'! o wehe,
Kohlen am Morgen! —
Kühler geworden,
Lernten die Leute
Magieren fluchen,
Und lieber an grünen
Tiſchen mit bunten
Blättern in Händen
Fortuna verſuchen.
Neues und Beſſeres
Bringen die Zeiten.
Höret, die neuen,
Beſſeren Wege
Des müheloſen,
Raſchen Erwerbes
Will ich euch weiſen!

Volk.

Hört, neue Wege
Will er uns weiſen!

Dämon der Habſucht.

Ein Zauberer bin ich —
Ich will euch zeigen
Ein köſtliches Kleinod:
Des Teufels Börſe —

Volk.

Des Teufels Börſe?
Was ſoll das heißen?

Dämon der Habſucht.

Ein Zauberſeckel,
Des Teufels Börſe —
Dran klebt der Zauber,
Daß, wenn ein Kleines
Von Geld und Gut ihr
Werfet hinein,
Ihr bald es wieder
Mit ungeheurem
Gewinnſt herauszieht.
Werft einen Pfennig
Da in die Börſe,
Und eh' ihr's denkt,
Tanzt ein Dukaten
Draus euch entgegen —
Ein Golddukaten —

Volk.

Das wär', das wäre?

Dämon der Habſucht.

Verſucht's nur ſelber!

Stimme aus dem Volke.

Hier iſt mein Heller —

Dämon der Habſucht.

Wirf ihn hinein — —
Zieh' als Dukaten
Ihn wieder heraus!

Volk.

Heiſſa, Gold,
Helles Gold!

Dämon der Habſucht.

Nun bring' den Dukaten
Zurück in die Börſe — —
Ziehe nun tauſend
Wieder heraus!

Volk.

Heiſſa, heiſſa,
Glänzendes Gold!

Dämon der Habſucht.

Wirf nun die tauſend
Wieder hinein — —
Zieh' hunderttauſend
Wieder heraus!

Volk.

Wunder, o Wunder!

Dämon der Habſucht.

Wirf hunderttauſend
Wieder hinein — —
Sieh' nun in runder
Summe den Segen,
Empfange, Beglückter,
Die Million!

Volk.

Wunder, o Wunder!
Sie lebe, ſie lebe,
Die Börſe des Teufels!

Dämon der Habſucht.

Sehet, der geht nun,
Trägt in der Taſche
Fort die Million,
Baut ſich Palläſte,
Erkieſ't ſich zu Liebchen
Die lieblichſten Kinder,
Und freut ſich des Lebens.
Thut es ihm gleich!
Bald ſeid ihr reich!

Volk.

Nur ſchnell, nur ſchneller,
Hier mein Heller,
Hier mein Thaler,
Wack'rer Bezahler!

Chor der Dämonen.

Seht wie ſie eilen,
Eifern und jagen;
Wie ſie das Ihre
Bringen getragen,
Wetten und wagen —

Volk.

Es lebe die Börſe,
Die Börſe des Teufels! —
Mir füllt bis zum Saum ſich
Der Seckel mit Golde! —
Auch mir! — Auch mir! —
Es lebe die Börſe,
Die Börſe des Teufels! —
Wehe, was iſt das?
Mir iſt der Dukaten
Zu Aſche geworden —
Wehe mir, wehe,
Statt ſich zu mehren,
Mindert das Meine ſich —
Verwünſchte Börſe,
Börſe des Teufels —
Kieſel und Kohlen
Zieh' ich heraus!

Chor der Dämonen.

Rund, rund, rund iſt die Kugel,
Rund iſt die rollende Kugel Fortunas,
Und ſie entſchlüpft dir,
Eh' du's gedacht!

Der Millionär.

Ich kehre noch einmal
Zurück mit der Gabe
Der Schickſalsgunſt.
Ich vertraue dir, Börſe,
Börſe des Teufels,
Mein ganzes Glück:
Gib es verhundertfacht
Gleich mir zurück!

Chor der Dämonen

(leiſe).

Rund, rund, rund iſt die Kugel . . .

Der Millionär.

Wehe mir, wehe,
Staub nur und Aſche,
Kohlen und Kieſel —
Wehe mir, weh'!

Chor der Dämonen.

Haha, haha,
Rund iſt die Kugel . . .
Komm empor
In unſeren Chor!

Dämon der Habſucht

Als Wanderjude,
Beſcheidner Hauſirer,

Will ich mich ſetzen
In die Mitte des Markts,
Einen Beutel zur Rechten,
Einen Sack zur Linken,
Einen rieſigen Sack:
Aus dem Beutel ſchütt' ich
Blanke Dukaten,
Im Sacke berg' ich
Was ich erſchach're.
Nun gebet Acht,
Dämonengenoſſen,
Zuſammen kauf' ich,
In den Sack da ſteck' ich
Stück für Stück
Die ganze Welt —
Himmel und Erde,
Stück für Stück
Im Augenblick.

Ich ſchüttle den Beutel — kling, kling, kling —
Ihr Menſchlein, Gold iſt ein liebliches Ding!
Kommt doch heran,
Weiblein und Mann!
Ich erkaufe mit glänzenden gold'nen Dukaten,
Was eben leicht mag Einer entrathen;
Wüſtes Gerümpel, alte Gewänder
Kettchen und Ringe, verblichene Bänder,
Alle möglichen und unmöglichen Sachen
Könnt' ihr bei mir zu Gelde machen —
Kommt doch, o kommt,
Das Gold liegt in Haufen;

Was Jeder entrathen will,
Mag er verkaufen!

Du Dirne, du dralle,
Was äugelſt du lüſtern
Mit glänzendem Blick
Nach den blanken, den blinkenden
Rollen im Sack da?
Ei, Närrchen, du haſt ja
Das lieblichſte Lärvchen,
Du haſt ja dein Herz noch
Und üppige Glieder —
Ei Närrchen, du haſt ja
Die Schönheit, die Unſchuld
Ich ſchüttle den Beutel —

Chor der Dämonen.

Kling, kling, kling,
Gold iſt das lieblichſte Ding!

Das Mädchen.

Ach das, was ich habe,
Gern möcht' ich's entrathen,
Hätt' ich nur ein Häufchen
Der hellen Dukaten!

Dämon der Habſucht.

Nur her da, nur her da,
Hinab in den Sack da
Mit Schönheit und Unſchuld! —

Du fröhlicher Burſche
Mit blühenden Backen
Und ehrlichen Augen,
Was ſchauſt du ſo ſchüchtern
Daher auf die Rollen
Des edlen Metalls?
Einen Ueberfluß haſt du,
Wack'rer Geſelle,
An Frieden der Seele,
An gutem Gewiſſen!

Der Burſche.

Gern wollt' ich ein bischen
Von alledem miſſen —
Nur gib mir Dukaten!

Dämon der Habſucht.

Nur her da, nur her da,
Hinab in den Sack da
Das gute Gewiſſen,
Den Frieden der Seele! —
Du Stolzer, du Kühner
Mit blitzenden Augen,
Was nennſt du dein eigen?

Der Gefragte.

Die Freiheit, die Freiheit,
Das größte der Güter —

Dämon der Habſucht.

Die Freiheit, nur her da,
Hinab in den Sack da! —
Du Blaſſer, du Träumer
Mit ſinnigen Augen,
Was heißt dir das Höchſte?

Der Gefragte.

Geſinnung, Geſinnung —
Mein Reichthum, mein Alles
Iſt treue Geſinnung —

Ein Anderer.

Ich nenne die Ehre
Das erſte der Güter —

Dämon der Habſucht.

Was Ehr' und Geſinnung?
Hinab in den Sack da,
Nehmt blanke Dukaten!

Ein Dritter.

Ich liebe mein Weibchen —

Dämon der Habſucht.

Verkauf' es, verkauf' es —

Weibliche Stimme.

Ich hab' einen Liebſten —

Dämon der Habſucht.

Verkauf' ihn, verkauf' ihn,
Auf Liebe verzichte,
Und nimm dir zum Gatten
Den alten, den grauen,
Goldſtrotzenden Gauch! —
Hör', Bettler, was haſt du?
Was nennſt du dein eigen?

Bettler.

Nichts mehr als den Schatten —

Dämon der Habſucht.

Was ſchafft dir der Schatten,
Der alberne Schatten?
Hinab in den Sack da —

Der Bettler.

Hurrah, für den Schatten
Das ſchimmernde Gold?

Chorus der Menſchen.

Wir geben die Freiheit,
Wir geben die Ehre,
Wir geben Geſinnung,
Wir geben die Liebe,
Wir geben das Leben,
Wir geben den Himmel,
Wir geben die Erde,

Wir geben den Schatten,
Den Leib und die Seele,
Wir geben dir Alles,
Gib uns nur Gold!

Chor der Dämonen.

Kling, kling, kling — der Markt iſt rege,
Die Münze rollt,
Wir erobern die Welt
Mit dem rollenden Gold.

Dämon der Habſucht.

Der Markt iſt zu Ende —
Herab von der Stirn
Fühl' ich rinnen den Schweiß!
Nun aber, ihr Freunde,
Dämonengefährten,
Nun helft mir den Sack da,
Den rieſigen, heben:
Vor die Thüre des Himmels
Will ich geh'n mit dem Sack da,
Zum Herrn des Himmels,
Und will zu ihm ſagen:
Im Sack da getragen
Bring' ich deine Welt dir;
Du haſt ſie geſchaffen,
Der Menſch hat ſie ſtückweiſ',
Die Welt und ſich ſelber,
Dem Teufel verkauft!

Chor der Dämonen.

Wohl gethan, wohl gethan,
Wack'rer Genoſſe!

Dämon des Neides.

Prahle zu ſehr nicht,
Bruder, denn ſieh,
Was dein Eifer begann,
Muß der meine vollenden!

Fürſt der Finſterniß.

Du mit den krampfig
Zitternden Händen,
Hageren Wangen,
Zuckenden Lippen,
Lauernden Augen,
Fahler Gefährte,
Nachtgeiſt des Neides,
Thue das Deine!

Dämon des Neides.

Sie verkauften ihr Beſtes
Für gleißenden Köder;
Sie haben für Gold
Sich ſelber gegeben;
Sie freuen ſich kindiſch
Am Flitter, am Scheine,
Beäugeln in Frieden
Ein Jeder das Seine.

Wie könnten wir gönnen
Den Thoren dies Glück?
Will's ihnen verkümmern
Im Augenblick.
Du dort,
Der du Goldſtücke zählſt
Mit ſtillem Ergetzen,
Schau um dich her
Nach des Nachbars Schätzen —

Der Wucherer.

O Hohn der Hölle —
Der hat noch mehr —
Noch mehr, noch mehr —
Mich ergreift Entſetzen,
Heiß krampft es das Herz mir zuſammen —

Chor der Dämonen.

Haha, du Geizhals,
Verkohl' in den Gluten
Des gierigen Grolls!

Dämon des Neides.

Dort plackt auf dem Acker
Sich ächzend der Landmann,
Dort ſchleppt durch die Straßen
Schweißtriefend der Löhner
Erdrückende Laſten,
Ihr Memmen, wann merkt ihr,

Daß Tauſende müßig
In Glanz ſich vergnügen
Indeß ihr euch mühet?

Volk.

Wir ſollen uns mühen,
Indeß ſie ſich mäſten?
Auch wir wollen wandern
Die neuen Wege
Des müheloſen,
Des raſchen Erwerbes!

Chorus der Reichen.

O glücklich der Pflüger,
Geſegnet der Arme,
Der frei iſt vom Harme,
Von nächtlicher Sorge,
Die Habe zu halten,
Die Mittel zu mehren!
Verdient es der Rohe,
Dies reineſte Glück?

Volk.

Wir wollen entreißen
Den tückiſchen Reichen,
Was dient uns die Labe
Des Lebens zu ſchaffen.
Und müßten wir's mordend,
Wir's raubend erraffen.

Wir wollen nichts halb:
Wir wollen es gleichthun
Den tückiſchen Reichen,
Und tanzen mit ihnen
Ums goldene Kalb!

Chor der Dämonen.

Heiſſa, wie wacker!
Das tanzt um die Wette,
Die Großen, die Kleinen,
Ums goldene Kalb!

Dämon der Völlerei.

Menſchen noch ſind es,
Die ihr geſehen;
Doch nun gebt Acht!
Bald ſollt ihr ſehen,
Durch meine Macht,
Wie ſie kriechen auf Vieren,
Auf mein Gebot
Sich wälzen im Koth,
Gleich Kirkes Thieren —

Chor der Dämonen.

Dämon der Fülle,
Führ' uns, wir folgen!

Dämon der Völlerei.

Eine fröhliche Schaar
Unzähligen Volkes

Kommt dort gezogen,
Singend, auf Kähnen,
Herunter den Strom.
Sie halten, ſie raſten
Auf grünender Inſel,
Sie lagern ſich lachend,
Sie feiern ein Feſt
Mit Sang und Klang —
Horcht dem Geſang!

Chor der Feſtgenoſſen.

Goldene Sonne,
Leuchtender Tag!
Ufer voll Blumen,
Wege voll Sonnenglanz,
Und in den Büſchen
Der Amſel Schlag!

Das Leben iſt ſchön —
Laßt es uns preiſen —
Laßt einen Hymnus
In feurigen Weiſen
Erklingen dem Schönen,
In feurigen Tönen
Erklingen dem Tage,
Dem leuchtenden Tage,
Dem Leben, der Luſt!

Dämon der Völlerei.

Dämonengenoſſen,
Gebet nur Acht!

Horchet, ich miſche,
Mich unter die Menge! —
Ihr Freunde der Freude!
Der leuchtende Tag,
Der Amſelſchlag,
Der Aethertrunk,
Der Herzensdrang
Bei Sang und Klang,
Das ſchöne Genießen
In ſchimmernder Schau,
Das iſt ein Vergnügen,
Dürftig und flau —

Die Feſtgenoſſen.

Was will der Gauch?
Sein Wanſt ein Schlauch —

Dämon der Völlerei.

Sein Recht, ihr Herrn,
Will auch der Bauch!
Hier mein Haus,
Und mein blühender Garten —

Die Feſtgenoſſen.

Wie? ſollt' uns erwarten
Hier etwa ein Schmaus?

Dämon der Völlerei.

Kommt nur herein,
Und füllet die Räume,

Die weiten Räume,
Füllt Garten und Haus!

Die Feſtgenoſſen.

Es lebe der Gauch,
Der wirthliche Gauch!
Ja ja, ſein Recht
Will auch der Bauch!

Dämon der Völlerei.

Eilig, ihr Jungen,
Schüret das Feuer!
Schurz um die Lenden!
Dreht mir die Spieße
Mit hurtigen Händen!
Es brätelt, es dampft ſchon
Es ſchmort in den Töpfen.
Decket die Tiſche,
Und ich indeſſen,
Ich braue, ich miſche —

Chor der Dämonen.

Was brauſt du, was miſcheſt du,
Wack'rer Genoß?

Dämon der Völlerei.

Ich braue den Trank
Für dieſe Braven —
Jedem zu Dank!

Ich miſche geſchäftig
Würzigen Wein,
Schwer und kräftig —

Chor der Dämonen.

Für Männerkehlen!

Dämon der Völlerei.

Prickelnden Schaumſaft —

Chor der Dämonen.

Für Weiberlippen!

Dämon der Völlerei.

Gerſtengebräu' —

Chor der Dämonen.

Für Pfahlbürgerbäuche!

Dämon der Völlerei.

Und Aquavit —

Chor der Dämonen.

Für des Pöbels Magen!

Dämon der Völlerei.

Und Würze miſch' ich drein —

Chor der Dämonen.

Sag' an —

Dämon der Völlerei.

In den Wein da
Miſch' ich den Wahnſinn —

Chor der Dämonen.

Und in den Schaumſaft?

Dämon der Völlerei.

Miſch' ich den Leichtſinn!

Chor der Dämonen.

Und ins Gerſtengebräu'?

Dämon der Völlerei.

Miſch' ich den Stumpfſinn!

Chor der Dämonen.

Und ins gebrannte Waſſer?

Dämon der Völlerei

Miſch' ich den Blödſinn!

Chor der Dämonen.

Haha, haha,
Vier Elemente,
Trefflich gemiſcht! —

Dämon der Völlerei.

Willkommen, ihr Gäſte!
Kommt nun und koſtet!
Schon dampft's in den Töpfen,
Schon träuft der Trank
Aus bauchigen Bechern
Jedem zu Dank!

Chor der Feſtgenoſſen.

Willkommen, willkommen auch,
Bacchiſche Luſt!
Bacchiſcher Wonnedrang
Weitet die Bruſt —
Bacchiſcher Wonnedrang
Hellet das Haupt,
Wenn es mit Weinlaub ſich
Lieblich umlaubt!

Dämon der Völlerei.

Füllet den Mund,
Füllet den Magen!
Kitzelt den Gaumen,
Kitzelt die Gurgel!
Trocken und naß —
Genießet, genießet!
Eſſen und Trinken
Iſt echter Genuß!

Chor der Feſtgenoſſen.

Dampfende Töpfe,
Bauchige Becher —
Heißa, das brätelt,
Duftet und ſchmort!

Chor der Dämonen.

(Leiſe).

Aus dampfenden Töpfen,
Aus bauchigen Bechern
Steige, du ſchwerer,
Steige, du ſchwüler,
Sinnebethörender,
Seelenverheerender,
Geiſtverzehrender
Nebel empor!

Dämon der Völlerei.

Die Schüſſel winkt,
Der Becher blinkt —
Eſſet und trinkt,
Bis unter den Tiſch ihr ſinkt!

Chor der Feſtgenoſſen.

O Bauch, o Bauch, vieledler Theil,
Wir mögen gern dich pflegen!
Dir ziemt's zu fröhnen alleweil,
Zu fröhnen allerwegen.
Es dient jedwedes Glied am Leib

Der Arbeit und der Buße!
Du Bauch nur dienſt dem Zeitvertreib,
Du Bauch nur dem Genuſſe!

Chor der Dämonen.

Thoren, die Genuß ihr ſuchtet
In der ſel'gen Schau des Schönen,
Sei der Bauch denn euer Gott nun,
Dieſem müßt ihr fröhnen!

Chor der Feſtgenoſſen.

Der Kopf iſt Arbeit, ſchwere Noth,
Du Bauch, du Bauch ſei unſer Gott —
Du dienſt den Freuden alleweil',
Den Freuden allerwegen;
Du edles Glied, du edler Theil,
Wir wollen baß dich pflegen!

Dämon der Völlerei.

Nun ſind die Leutchen endlich ſchier
In richtigen Geleiſen,
Und daß der Menſch ein garſtig Thier,
Gebt Acht, es wird ſich weiſen!

Chor der Feſtgenoſſen.

Die Schüſſeln winken,
Die Becher blinken —
Eſſen und Trinken,
Bis unter den Tiſch wir ſinken!

Chor der Dämonen

(Leiſe ſpottend)

Hahaha, hahaha,
Bacchiſche Luſt —
Bacchiſcher Wonnedrang
Weitet die Bruſt;
Bacchiſcher Wonnedrang
Hellet das Haupt,
Wenn es mit Weinlaub ſich
Lieblich umlaubt!

Chor der Feſtgenoſſen

(in wilder Trunkenheit)

Herr Wirth, Herr Wirth, gut iſt dein Wein,
Dein Maß, dein Maß iſt gar zu klein,
Komm, Burſche, komm gelaufen;
Zieh' mir den großen Stiefel aus,
Will aus dem Stiefel ſaufen! —
Ihr lieben guten Brüder,
Was treibt ihr hinterm Strauch?
Thut aus, thut aus, thut ein, thut ein,
Und füllt aufs Neu' den Bauch! —
Haha, Herr Pfarr, wo ſeid ihr hin?
Wo biſt du, dicker Gauch?
Hahahaha, hahahaha,
Der Pfaff liegt in der Goſſe,
Beſoffen wie ein Schlauch. —
Weiblein, ſpring nicht gar ſo hoch,
Die Röcke fliegen — ſaſſaſſa —

Weiblein, ſpring nicht gar ſo hoch,
Die Röcke fliegen — hahaha —
Sie fliegen über — hahaha —

(Der Geſang löſt ſich hier in wüſtes Gelächter und Geſchrei auf, einen Wirrwarr, durch welchen der Komponiſt den fortgeſchrittenen Grad viehiſcher Trunkenheit zu illuſtriren hat.)

Chor der Dämonen.

Verthiert! verthiert!
Das Weib wirft von ſich das Gewand —
Der Pfaffe liegt in der Pfütze lallend —
Vor Töchtern und Enkeln
Im Schlamm des Grabens ſchändet
Sein weißes Haar der Greis —
In blödem Geblöck
Stirbt menſchlicher Laut —
Verthiert! Verthiert!
Mehr als verthiert!
Traun, vor der Gier
Des Freſſers dort,
Der entlaſtet des Schlunds
Ueberdruß,
Entſetzt ſich das Thier!

Fürſt der Finſterniß.

Reißt ſie empor,
Die zuchtloſen Zecher,
Empor, empor
In unſeren Chor!

Dämon der böſen Luſt.

Ich kenn' einen Rauſch,
Der wilder noch wirkt,
Der ſchrecklicher ſchäumt,
Und die ganz er ergreift,
Sie ernüchtern ſich nie —

Chor der Dämonen.

Dämon der Sinnluſt,
Wie denkſt du zu ſiegen?

Fürſt der Finſterniß.

Liebespaare
Seh' ich dort wandeln
Im Liebeshain
Zu Hymens Altare —

Dämon der böſen Luſt.

Läppiſches Lieben
Muß völlig zuvor
Für immer verbannt ſein
Aus menſchlicher Bruſt,
Soll brennen die echte,
Verzehrende Flamme
Der wechſelnden Wonne,
Die brünſtige Luſt!

Die Liebenden dort,
Mit neuen Lehren
Will ich ſie bekehren —

Trautverbund'ne, ſel'ge Paare,
Die ihr wallt im Liebeshain —
Selig ſeid ihr, aber wiſſet,
Selig ſeid ihr nur im Wahne,
Euer Glück iſt Trug, iſt Thorheit
Nur ein dauerloſer Traum
Selig ſeid ihr nur im Sehnen,
Nur im Schmachten, im Verlangen,
Mit der Stunde des Erlangens,
Der Erfüllung, der Vereinung,
Weicht das ſchöne Wahngebild.
Liebe iſt ja nur Verlangen
Nach dem lieblichen Umfangen:
Wenn die Sinne ſich geſättigt,
Eure Herzen, eure Seelen,
Haben ſich nichts mehr zu ſagen.
Die bethörten Narren ſeid ihr
Eines unbewußten Zweckes
Laßt euch nicht den Sinn verwirren
Von dem Wonnetrug des Wahnes!
Der Genuß liegt nur im Wechſel! —

Seht, ſie wanken ſchon, ſie ſchwanken
Auf dem Weg im Liebeshain,
Auf dem Weg zu Hymens Ketten! —
Die Bekehrung zu vollenden
Will ich meine Töchter ſenden
Gebet Acht! —

Auf, Cohorte meiner Treuen,
Stets bewaffnete Cohorte

Holder und gefäll'ger Nymphen,
Blüh'nder Freudenprieſterinnen!
Kommt nur überflutet ſchwebend,
Schwärmend dieſen ſtillen Hain,
Dieſen trauten Liebeshain.
Schreckt die Pärchen, die da plaudern,
Schreckt ſie auf aus ihren Träumen
Ideal'ſchen Liebesträumen,
Daß die Schwärmer, die ſoeben
Ew'ge Treu den Mägdlein ſchwuren,
Euch erblickend raſch vergeſſen
Die beſchränkt beſcheid'nen Närrchen,
Und ſich löſen raſch die Pärchen
Auf, verwegene Cohorte,
Reizgeſchmückte, komm' geſchwind!

Chor der Bacchantinnen.

Schweſtern, Schweſtern, laßt uns ſtürmen
Dieſen ſtillen Liebeshain,
Wo die Freier ſeufzend wandeln
Mit den zücht'gen Jungfräulein!
In den ſchnöden Liebeszwinger
Sind die Wackern feſtgebannt,
Schwer der Treue Eiſenſchienen
Tragen ſie an Fuß und Hand.
Auf! von Hymens Altar reißen
Laßt uns ſtürmend Stein um Stein!
Freie Liebe, freies Leben
Soll die neue Loſung ſein!

Chor der Dämonen

Freie Liebe, freies Leben
Soll die neue Loſung ſein!
Stürmt ihn nur, ſtürmet
Den Liebeshain!

Chor der Bacchantinnen.

Wir kommen, wir fliegen,
Wir gaukeln, wir ſchwärmen —

Die Jünglinge.

Wer ſind, die da nahen,
Die reizenden Nymphen?
Sie gaukeln, ſie ſchweben —

Chor der Bacchantinnen.

Frei ſei die Liebe,
Frei ſei das Leben!

Die Jünglinge

Zündende Augen,
Werbendes Winken,
Lockendes Lächeln —
Wär' es nicht Wonne
Küſſe von dieſen
Lippen zu koſten?
O welch' ein Wiegen
Der üppigen Leiber!

Wonnige Weiber!
Es flammen die Sinne;
Laſſet uns folgen
Dem Heerbann der Holden!

Chor der Bacchantinnen

Frei ſei das Leben,
Frei ſei die Liebe!

Chor der Dämonen

Wie ſie folgen dem Zauber,
Wie unverzagt!
Schon geht ſie los,
Die luſt'ge Jagd!
Raſches Erglühen,
Raſches Ergreifen,
Neues Schweifen,
Neues Haſchen,
Küſſen, genießen,
Unverzagt —
Da brauſ't ſie hin
Die tolle Jagd!

Chor der Bacchantinnen.

Wir gaukeln, wir tanzen,
Wir lächeln und locken,
Wir ſchwärmen und ſchweben —
Frei ſei die Liebe,
Frei ſei das Leben!

Chor der Jünglinge.

Wonnige Weiber,
Verlockende Leiber,
Blühende Lippen,
Blitzende Augen!
Ob wenig ſie taugen
An Herz und Seele,
Sie beſel'gen die Sinne!

Chor der Bacchantinnen.

Wir kommen, wir ſiegen,
Wir gaukeln, wir ſchwärmen —

Chor der Jünglinge.

Langweilig das Leben,
Langweilig die Liebe —
Gehorchen dem Triebe,
Koſen und Küſſen
Iſt wonnige Weisheit:
Genießen den Tag,
Genießen die Nacht,
So lang es währt,
So lang es mag!

Chor der Bacchantinnen.

Frei ſei das Leben,
Frei ſei die Liebe!

Chor der Jünglinge.

Wonnige Weiber,
Verlockende Leiber —
Nur hinterdrein!
Folget dem Zauber
Unverzagt,
Im Liebeshain,
Zur tollen Jagd!

(Die letzten Geſänge können auch zu einem Geſammtchor verſchmelzen und vom Komponiſten durch orcheſtrale Ausführung zum muſikaliſchen Gemälde eines wilden Bacchanals erweitert werden.)

Fürſt der Finſterniß.

Dämon der Freude du,
Ich bin zufrieden!
Kein Liebesbund, kein Lebensband,
Kein holdes trautes Genügen!
Nur Jagd nach Genuß,
Nur feile Luſt,
Mit leerer Bruſt
Gehaſcht in heißen Flügen,
In verzehrenden Taumelzügen —
So recht, ſo recht!
Dämon, ſo walte weiter!
Vor Allem verwüſte das Weib —

Dämon der böſen Luſt.

Ich hab' es gethan!
Entweiblicht hab' ich das Weib;
Ich habe gelehrt das Weib,

Zu werben ſtatt zu warten —
Siehe die Meinen,
Die Töchter der Zeit,
Im Schwarme der Schönen,
Der üppig Geſchmückten,
Der hin da ſchweift!
Schon waren ſie Dirnen,
Bevor ſie zu Jungfrau'n
In Züchten gereift —

Chor der Dämonen.

Ha ha, wie ſie flattern,
Die Feilen, die Frechen,
Juwelenfunkelnd,
Im üpp'gen Gewande,
Die Tugend verdunkelnd,
Stolz auf die Schande!

Dämon der böſen Luſt.

Die Schönen, Geſchmückten,
Im gold'nen Geſchmeide,
Das ſind die Kalten —
Wollt ihr nun kennen die Heißen?
Seht ihr dort,
Wo am tollſten die Jagd,
Das Weiblein, das ſchmiegſame,
Mit verbuhlten Lippen lachend,
Mit verbuhlten Augen blinzelnd —
Vor dem Reize der Schönheit etwa?
Vor herrlichen Gaben,

Die Herz und Seele haben?
O nein, o nein!
Der Pflüger auf ſeinem Dünger
Iſt ihr ein Herzbezwinger —
Der rohe Soldknecht
Iſt ihr eben recht.
Und zeigt' ich ſelbſt mich ihr
In meiner hölliſchen Zier,
In meiner gräulichſten Teufelslarve,
Stinkend von Schwefel,
Scheußlich zu ſchauen,
Zu riechen ein Grauen —
Ich bin ein Mann!
Kommt nur und ſehet!
Wohlan! wohlan!

Nächtlich auf den Blocksberg fuhren
Mir zu Liebe, ihrem Gott,
Starke, weibliche Naturen
Auf dem Beſen durch den Schlot

Kavalier mit Hörnern, Klauen,
Tret' ich in den Buhlerkreis.
Gebt nur Acht, wie ſie in Bälde,
Mich, auch mich, zu ſchätzen weiß.

Bocksfuß, Hörner — darf man's wagen?

Das Weib.

Seht doch nur, ein ganzer Mann!

Der Dämon.

Ich bin ſcheußlich, dufte Schwefel —

Das Weib

Thut nichts, thut nichts, kommt heran!

Der Dämon.

Gräulich bin ich anzuſchauen —

Das Weib.

Seid gegrüßt mit ſchönſtem Gruß!

Der Dämon.

Heiß, verbrennend iſt mein Odem —

Das Weib.

Gib mir, gib mir einen Kuß!

Der Dämon.

Ihr erſchreckt doch ohne Zweifel?

Das Weib.

Gar nicht, gar nicht grauet mir!

Der Dämon.

Weib, dir graut nicht vor dem Teufel,
Doch dem Teufel graut vor dir!

Chor der Dämonen.

Hahaha, ſie hängt, ſie klebt ſich
Unlösbar an ſeinen Schritt —
Schmettre dort an's Felſenriff ſie,
Nimm das ſchöne Seel'chen mit!

Fürſt der Finſterniß.

Mitten in dem Freudenreigen,
Wo ſo raſch die Wonne wechſelt,
Seh' ich einen Jüngling irren:
Ob die Schönſten ihn umſchwirren,
Süßverlockend — ſeltſam eigen
Raſ't der Arme, edlen Anſeh'ns,
Liebeswüthig, unabläßig
Hinter einem Weibe her —

Chor der Dämonen.

Hahaha, das iſt der Stolze,
Der da prahlte hoch und hehr —
Gepanzert ſchien er gegen uns,
Gefeit wie Keiner mehr —

Dämon der böſen Luſt.

Ich hab' ihn gewonnen,
Ich hab' ihn bewältigt —
Für Dieſen erdacht' ich
Erleſ'nes Verderben:
Ihm pflanzt' in die Seel' ich
Die kranke Sucht
Nach der tollſten der Dirnen
Im ruchloſen Reigen,
Nach der ſchönſten, doch frechſten
Der Zaubergeſtalten,
Herzlos wie die Kalten
Und frech wie die Heißen —

Chor der Dämonen.

Nun büßeſt du, Kecker,
In Ketten der Hochmuth,
Dieweil du ſo höhniſch
Uns Allen getrotzt!

Der Jüngling.

Ich haſche die Holde,
Sie entſchlüpft mir aufs Neue —
Wann lernſt du, Geliebte,
Die Liebe, die Treue?

Die Dirne.

Bin nimmer zu halten,
Verliebter Geſelle!
Dem Winde gleich' ich,
Ich gleiche der Welle!

Der Jüngling.

Verbriefte dein Schwur nicht
Mir heilige Rechte?

Die Dirne.

Kein Bund iſt zu ſchließen
Mit dem Schlangengeſchlechte!

Der Jüngling.

Lern' edler zu fühlen —

Die Dirne.

Vergebliches Hoffen!

Der Jüngling.

So will ich dich meiden —

Die Dirne.

Der Weg ja iſt offen —

Der Jüngling.

Fahr' wohl denn auf immer!

Die Dirne.

Ade, leb' im Glücke!

Der Jüngling.

Vernimm' mich noch ein Mal —

Die Dirne.

Schon kehrſt du zurücke?

Der Jüngling.

So höhnſt du mich herzlos?
O fürchte die Rache!
Weib, fürchte den Zornblitz
Des Himmels —

Die Dirne.

Ich lache! —

Der Jüngling.

Schmähliche Qual,
Ewig zu ſchmachten
Nach dem, was ewig
Ich muß verachten!
Rieſige Kämpfe
Kämpfet die Seele —
Umſonſt, umſonſt!
Untilgbar im Innern
Bleibt immer die thöricht
Unſelige Sucht!

Chor der Dämonen.

Haha, wie er knirſcht
In den kläglichen Banden!
Im Herzen die Liebe,
Im Haupte die Reue,
An Händen und Füſſen
Die Feſſel der Treue,
Der thörichten Treue,
Mit welcher er fröhnet
Dem wüſten Weibe,
Das ihn quält, das ihn höhnet —

Der Jüngling.

Erniedrigt, umballt
Vom Hohn der Dämonen,
So klag' ich, ſo groll' ich.

O ihr ewigen Götter,
Ihr Mächte des Lebens,
Ich fleh' um Errettung,
Ich fleh' um Erlöſung!

Chor der Dämonen.

Vergebens! vergebens!
Du Stolzer, du Lichtſohn,
Vor Vielen erkoren,
Zu bekämpfen geboren
Die Geiſter des Dunkels —
Du biſt verloren!

Reißt ihn empor
In unſeren Chor!

Fürſt der Finſterniß.

Erſtickt iſt im Sumpfe
Der Trägheit, der Selbſtſucht,
Der Habgier, der Sinnluſt,
In Suchten und Sünden,
Der Lichtkeim im Haupte,
Der Lichtkeim im Herzen
Des ſiechen Geſchlechts.

Der Dämon des Zornes.

Auf die Höhe des Unheils
Will ich es nun heben.
Aufbäumen ſich hoch

Auf dem Haupt mir die Schlangen:
Die Fackel entfach' ich,
Die Fackel des Zornes!

Fürſt der Finſterniß

Zutiefſt im Herzen
Die faule Verderbniß,
Seh' ich die Sterblichen
Stolz noch im Staube —

Dämon des Zornes

Aufpflanzen ſie prahlend
Die Fackel des Lichts,
Und ſtoßen ſie um
Mit täppiſchem Finger —

Chor der Dämonen.

Hetze ſie, hetze ſie!
Dort in des Marktes
Mitte da wogt es:
Vor des Königs Pallaſte
Wimmeln die Maſſen —

Dämon des Zornes.

Höre mich Volk,
Edles Volk!
Freiheit und Gleichheit!
Die Fürſten, die Großen,
Sie ſollen zurück uns

Geben die Rechte,
Die ewigen Rechte,
Die Rechte des Volks!

Dämon des Zornes.

Und Rache an Jedem,
Der feindlich dem Volke!

Volk.

Rache! Rache!

Dämon des Zornes.

Tod allen Verdächtigen!
Tod Allen, die groß ſich dünken!
Groß und unfehlbar
Iſt nur das Volk!

Volk.

Hurrah, das Volk!
Sie ſollen uns gönnen
Die ewigen Rechte —

Dämon des Zornes.

Und Rache, blutige Rache —

Volk.

Rache, Rache!

Dämon des Zornes.

Nun fort die Maske
Des Volksführers —
Als Kanzler komm' ich.
Was ſinnſt du, Gekrönter?
Was wankſt du und ſchwankſt du?
Trotze den Tröpfen!
Du haſt ja die Macht
Gegen die Meut'rer!
Wirf deine Bewaffneten
Entgegen den ehrloſen Wichten!
Je mehr ſie haben,
So mehr heiſchen ſie!
Oeffne dein Ohr nicht!
Härte dein Herz!
Laß reden zur Menge
Den metallenen Mund
Der Kanonen, und lache, lache,
Wenn ſie hinſinken,
Wie Mücken, die Schwärmer,
Und ſterbend rufen nach Rache!

Chor der Dämonen.

Es wirkt — es wirkt: —
Der König winkt —
Commandowort —
Die Kugel ſauſ't,
Der Säbel blinkt
In Söldnerfauſt —

Spritzendes Blut —
Rächende Wuth —
Jammerruf —
Das Volk zerſtampft
Unter Roſſeshuf —
Herbei die Truhe —
Grabgeſang —
Grabesruhe —
Wie lang? wie lang?

Dämon des Zornes.

Nun wieder zurück
Zum Volke, zum Volke,
Zu den Armen und Elenden —
Du armes Volk,
Du dieneſt, du darbſt,
Du hungerſt, du härmſt dich,
Du frierſt, du fieberſt
In Mühſal maßlos —
Und die Reichen raſen
Von Feſten zu Feſten,
Schwelgend von deinem Schweiße,
Leben luſtig und lachen,
Lachen deiner, des thörichten Volkes —

Volk.

Rache den Reichen!
Reißt ſie hervor
Aus ihren Paläſten

Dämon des Zornes.

Zerſchmettert die Häupter den Stolzen
Mit Pflaſterſteinen!
Plündert die Burgen,
Leert die Paläſte!

Volk.

Hurrah! auf gegen die Reichen!

Dämon des Zornes.

So recht! ſo recht! —
Nun zu den Reichen! —
Ihr Großen, euch grollen,
Euch fluchen die Armen!
Janhagel ſtinkt zum Himmel!
Seid ſtolz, verachtet ihn!
Sein Recht iſt die Arbeit,
Das eure der Reichthum.
Seid taub gegen das Droh'n
Wie gegen das Aechzen des Elends —
Verſchmähet den Pakt
Mit ſchmutzigem Pöbel!

Chor der Dämonen.

So recht, ſo recht,
Dämonengenoß'!
Entzünde die Fackel,
Die Fackel des Zornes!

Dämon des Zornes.

Gebt Acht, nun entfach' ich
Die hellſten der Flammen! —
Ihr Leute, die Großen,
Die Reichen, das ſind
Noch nicht die Rechten
Für eure Rache
Die Wurzel des Uebels
Will ich euch weiſen
Sehet das Treiben
Der Dunklen, der Gäuche
Mit geſchorenen Glatzen —

Volk.

Tod den Pfaffen!

Dämon des Zornes.

Reißt ſie herab
Kühn von den Kanzeln!

Volk.

Weg der Pfaff und ſeine Lehre,
Weg die Tempel, die Altäre,
Weg der Teufel —

Dämon.

Weg der Gott —
Topp, kein Gott mehr —

Volk.

Und kein Teufel —

Dämon.

Hui — kein Himmel —

Volk.

Keine Hölle

Dämon.

Gar kein Wahn —

Volk.

Und keine Lüge —

Dämon.

Gar kein Wort mehr —

Volk.

Keine Lehre —

Dämon.

Und Gewiſſen — nach Belieben

Chor der Dämonen.

Was thuſt du, was thuſt du,
Dämonengefährte?
Die Dunklen, die Gäuche

Mit geſchorenen Glatzen
Sind Bundesgenoſſen,
Die kämpfen uns helfen
Gegen das Licht!

Dämon des Zornes.

Geduld nur, Geduld,
Schon wechſl' ich die Maske!
Laſſet, ihr Wackern
Im heil'gen Gewande,
Laſſet uns wachen,
Daß ſich kein Strahl
Für die Menſchen entzünde!
Das Dunkel iſt Weltgeſetz,
Das Licht iſt Sünde!

Chor der Dämonen.

Es lebe, was feindlich
Dem Lichte wie wir!
Feinde des Lichtes,
Stehet uns nahe
Als Bundesgenoſſen
Zu jeglicher Stund'!
Reicht uns die Rechte
Zu bleibendem Bund!

Chor der Prieſter.

Tod dem Licht!
Verfallen iſt Jeder
Dem höll'ſchen Gericht,

Wer haſchet nach Licht
Verflucht, verflucht
Iſt Jeder, der ruchlos
An unſerem Worte
Zu rütteln verſucht!
Zeitlich und ewig
Sei er verflucht!

Chor der Dämonen

(einfallend).

Zeitlich und ewig
Sei er verflucht!

Dämon des Zornes

Sehet, ſo ſchür' ich,
Erhitze die Schelme,
Hetze die Argen
Gegen einander!

Chor der Dämonen

Schüre nur, ſchüre,
Hetze nur, hetze,
Entfache die Fackel!

Finſteres Grollen
Gährt im Volk,
Orkanen gleich,
Reißenden Waſſerfluten gleich,
Wälzt ſich heran
Entfeſſelt
Raſender Aufruhr.

Geſang der Meuterer.

Entrollt ſie, entrollt ſie, die Fahne, die rothe,
Die Fahne des blutigen Morgenroth's,
Die Fahne des Lebens, die Fahne des Tod's
Entrollt ſie gegen die Großen!
Brauſe der Sturm, ſteige die Flut,
Ströme das Blut,
Bis verröcheln die Fürſten, die Großen,
In den Staub von den Thronen geſtoſſen.

Entrollt ſie, entrollt ſie, die Fahne, die rothe,
Die Fahne des blutigen Morgenroth's,
Die Fahne des Lebens, die Fahne des Tod's,
Entrollt ſie gegen die Reichen!
Brauſe der Sturm, ſteige die Flut,
Raſe die Wuth,
Bis der Brand über Hügeln von Leichen
Sich wälzt in die Schlöſſer der Reichen.

Entrollt ſie, entrollt ſie, die Fahne, die rothe,
Die Fahne des blutigen Morgenroth's,
Die Fahne des Lebens, die Fahne des Tod's,
Entrollt ſie gegen die Dunklen!
Brauſe der Sturm, ſteige die Flut.
Senge die Glut,
Bis der Schutt des letzten Tempels raucht
Und der letzte der Prieſter die Seele verhaucht! —

Chor der Dämonen.

Entmenſchte Grau'ngeſichter
Entſetzliche Rächer und Richter,

Aus heißem Tigerrachen
Erſtickenden Odems Hauch in die Lüfte ſendend —
Sengend und würgend,
Die Grüfte entweihend,
Den Staub der Todten
In alle vier Winde ſtreuend —
Dann Nachts, um zu verſchnaufen,
Sitzend auf Trümmer- und Leichenhaufen —
Scheußliche Weiber,
Tanzend und ſpringend
Um verröchelnde Leiber,
Leichname verſtümmelnd —
Blutlachen allwärts,
Pyramiden gegipfelt
Aus Menſchenhäuptern,
Leder gegerbt,
Aus Menſchenhaut —

Dämon des Zornes.

Euch ſelber ſchaudert's,
Dämonengenoſſen?
Grauſige Gräuel!
Größ'res beginn' ich!
Ueber den Erdkreis
Soll der Brand ſich verbreiten!
Die Völker der Erde,
Die Stämme der Menſchheit
Sollen ſich würgen,
Sich wechſelnd zerfleiſchen

In wüthigen Fehden —
Sie ſollen ſich morden,
Nicht für die Meinung,
Nur weil ſie durch Schranken
Des Grenzpfahls geſchieden —
Zügellos
Soll raſen der Zank,
Nur weil ſie reden
Verſchiedene Zungen —

Chor der Dämonen.

Hurrah, hurrah!
Entfeßle die Raſſen,
Wirf Völkermaſſen
Gegen einander
In Zorneskrampf,
In verzehrendem Kampf!

Dämon des Zornes.

Brich deine Dämme,
Völkerflut!
Völkerdünkel,
Pralle zuſammen!

Römiſches Blut,
Du biſt das edelſte —
Zu befehlen berufen,
Franke, biſt du!
Du gehſt an der Spitze
Der Stämme der Erde,

Du biſt auf ewig
Die Sonne der Menſchheit,
Ohne dich ſinken
Die blöden Barbaren
In Nebel und Nacht!
Du biſt auf ewig
Beruſen, im Rathe
Der Völker zu reden
Das Wort der Entſcheidung!
Du biſt der Hort
Und die Leuchte der Welt!

Germane, Germane,
Römerbeſieger,
Römiſchen Reiches
Herrlichkeitserbe,
Wie lang noch läſſeſt
Du herrſchen den Hochmuth
Des fränkiſchen Hahnes?
Erdrücke den Dünkel,
Der mit ewiger Tollheit
Die Völker bedräut!
Germaniſche Urkraft,
Zermalm' ihn für immer!

Slave, Slave,
Sei nicht mehr Sklave
Des ſtolzen Germanen!
Tritt in den Reigen
Der Völker, beruſen
Zur Größe, zum Ruhme!

Hör' auf, dich zu neigen,
Zu dulden, zu ſchweigen
Gürte dich, gürte dich,
Grollender Slave,
Zeige den Zorn,
Die Zukunft iſt dein!

Chor der Dämonen.

Hurrah, hurrah!
Die Welt iſt in Waffen!
In rieſige Lager
Verwandelt die Länder!

(Die Muſik malt kriegeriſche Bewegung, in den Kriegsmarſch übergehend, welcher den folgenden Geſang begleitet).

Chor der Franken.

Auf zu den Waffen! Blöder Germane,
Armer Barbar dort über dem Rhein,
Wir ſind's, die lenken Europas Geſchicke,
Herrſcher der Welt muß der Franke ſein!

Chor der Germanen.

Auf zu den Waffen! Wahnwitziger Franke,
Windiger Fant dort über dem Rhein!
Wir ſind's, die wägen Europas Geſchicke,
Herrſcher der Welt muß der Deutſche ſein!

Chor der Slaven.

Auf zu den Waffen! Romane, Germane,
Wir ſind der Koloß und ihr ſeid klein!

In uns ruh'n künftig Europas Geſchicke,
Herrſcher der Welt muß der Slave ſein!

(Die Muſik ſchildert blutige Völkerkämpfe, begleitet von folgenden Geſängen der Dämonen.)

Chor der Dämonen.

Mordbehelf, unerhört,
Todeswehr, nimmer gewußt,
Drücken den Kämpfern
Wir in die Fauſt.
Eroberer tauchen empor,
Aber im Blut,
Aus dem ſie getaucht,
Ausglitſchen ſie, taumeln,
Stürzen zurück,
Geben Raum
Wieder der Wirrſal —
Despot und Pöbel,
Wechſelnd walten ſie,
Schwingen den Scepter
Rache, Rache,
Ruft der Zertretne,
Rafft ſich empor,
Wieder raſ't
Rächender Kampf —
Rächender Kampf
Wüthet ſo weiter,
Bis die Völker verſpritzt
Ihr beſtes Blut,
Bis entnervt

Von Seuchen und Noth,
Die geh'n im Gefolge
Des grauſigen Krieges,
In Ermattung ſie ſinken,
In Stumpfſinn —
Bis über der wüſten
Weite des Lebens
Sich breitet die Nacht
Der Barbarei,
Zur Stätte des Unheils,
Zur Stätte des Weh's,
Zur Stätte des Elends
Geworden der Erdkreis —

Fürſt der Finſterniß.

Doch über der öden
Verwüſteten Erde,
Ueber den Trümmern
Tanzet den Reigen,
Orgien feiert,
Ihr meine Getreuen,
Toller denn je!
Träufle den Mohn,
Meiſter der Trägheit!
Hebe den Spiegel,
Herrſcher der Hoffahrt!
Du mit dem Köder
Der kollernden Kugel,
Erhitze zum heißen
Hunger die Habgier!

Nachtgeiſt des Neides,
Sei ſtechende Natter!
Du maßlos Miſchender,
Würze den wüſten
Trank der Verthierung!
Geiſt der Begier,
Verſenge die Seelen!
Entzünder des Zornes,
Laß ſchießen die Zügel!

Chor der Dämonen.

Wohlauf nun, Dämonen,
Vereinigt die Mühen,
Zu verdoppeln die Wirrſal
Im tollen Geſchlechte,
Daß es ſchaurig, entſetzlich,
An ſich ſelber verzweifelnd,
Das Daſein verfluchend,
Sich gänzlich zu eigen
Uns gebe für immer —

(Im Vorhergehenden und hier wird der Komponiſt zu einem wirkungsvollen Ganzen die charakteriſtiſchen Motive der einzelnen Dämonen vereinigen können — vielleicht in der Art, daß die Vereinigung der Motive über den letzten Chorgeſang hinaus im Orcheſter als kurzes Intermezzo ſich fortſetzt.)

Chorus der Menſchen.

Eine Stätte des Weh's,
Eine Stätte des Elends
Iſt geworden die Erde.

Einſt wollten entrinnen
Dem Leid wir des Lebens
Im Rauſch des Vergeſſens,
Im raſchen Erraffen
Des flücht'gen Moments.
Doch leer iſt die Luſt auch,
Der Genuß iſt nichtig!
Einſt grollten geheim wir,
Nun fluchen wir offen,
Fluchen dem Daſein,
Fluchen dem Geiſte,
Der uns geſchaffen,
Fluchen uns ſelbſt! —

Dämon der Trägheit.

Reiche den Preis mir,
Herr und Meiſter!
Mein ſind ſie vor Allen —
Mir ſind ſie *nun erſt*
Verfallen *völlig*,
Verfallen *Alle*,
Verfallen auf *immer*.
Die zage Verzweiflung
Iſt *Trägheit* nun wieder
Nach Fiebern des Frevels,
Iſt Trägheit, Erſchlaffung,
Iſt laſtender Stumpfſinn!

Fürſt der Finſterniß.

Ich reiche den Preis dir,
Du erſter, du letzter

Im Reigen der Nacht! —
Tanzt über den Trümmern,
Dämonengefährten!
Es liegt uns zu Füßen
Bewältigt der Lichtwelt
Verlorener Reſt.

Chor der Dämonen.

Die Menſchheit, die Menſchheit,
An ſich ſelber verzweifelnd,
Sich ſelber verfluchend,
Sie gibt ſich uns gänzlich
Für immer zu eigen —
Tanzt über den Trümmern,
Dämonengefährten,
Zu feiern das höchſte,
Das herrlichſte Feſt!

Dritte Abtheilung.

Chor der Dämonen

Die Erd' iſt dunkel,
Der Himmel iſt trübe,
Erloſchen die Lichtſpur
Im ſchwarzen Gewölk.
Die Gewalten des Lichtes,
Sie harren, verhüllend
Ihr bangendes Antlitz,
Gebannt an die Grenzen
Der gealterten Erde.
Der Bann, der ſie bindet
An den Grenzen der Erdwelt,
Nie wird er gebrochen
Der Erdkreis iſt unſer!
Zu den Füßen des Fürſten
Der lichtloſen Tiefe
Ruh'n müde die Menſchen,
Im Staube geſchmiegt.
Die Söhne der Erde,
Sie ſchleichen im Dunkel
Verloren dahin —
Verlernend zu leben,
Verlernend zu ſtreben!

Chor der Menſchen

Iſt's nicht wieder Frühling,
Frühling geworden?
Doch heiſer huſcht
Hin durch's Gebüſch
Der klagende Bach.
Wie zungenlos ſitzen
In den Zweigen die Vögel,
Die Lüfte ſeufzen,
Blaß ſind die Blumen,
Bleiern der Himmel,
Die Sonn' iſt matt,
Matt wie der Mond —
Iſt dies der Mai?
Die Luſt des Lebens,
Iſt ganz ſie verloren?
Die Luſt des Lebens,
Von welcher ſingen
Die alten Lieder,
Die alten Sagen,
Bleibt ſie verloren?
Erblüht ſie neu?

Chor der Dämonen

O fragt, o fraget
Nicht nach dem Frühling,
Nicht nach der Luſt —
(höhnend)
Elend wohl ſeid ihr,
Doch ihr ſeid frei —

Chor der Menſchen.

Die Winde klagen,
Die Waſſer fragen:
Iſt dies der Frühling?
Iſt dies der Mai?

Chor der Dämonen.

Doch ihr ſeid frei —

Chor der Menſchen.

Es miſcht aus der Höh'
Sich ein ſchneidender Hohn
In die grollende Klage!
O wann thun ſich auf
Des Todes Grüſte?
Das Leben iſt leer,
Die Luſt iſt ſchal —
Thor, wer ſie ſucht!
Wir ſind verdammt,
Wir ſind verflucht!

(Wilde Akkorde, aus deren Wirbel plötzliche ſanfte, liebliche und feierliche Klänge aufzutauchen beginnen, die ſich immer vorwiegender bemerklich machen).

Chor der Menſchen.

Horcht — in der Hölle
Schneidenden Hohn
Miſcht ſich ein heller,
Ein milder Ton!

(Das angedeutete Motiv tritt immer mehr hervor).

Chor der Menſchen.

Ha, welche Töne!
Ins Herz der Natur
Dringen die Laute
Mit Luſt und mit Weh!
Ueber den See,
Ueber die todten Wogen
Kommt langſam gezogen
Ein leichter Kahn —
Im Kahn ein Jüngling —
Die Wellen ſich kräuſeln
Wie um ihn zu grüßen —
Ein Sänger, ein Sänger,
In Händen die Harfe!

Chor der Dämonen.

Steiniget ihn! ſteiniget ihn!

Viele Stimmen der Menſchen.

Steiniget ihn, ſteiniget ihn!
Wir wollen nicht hören!
Es preßt uns das Herz
In der Bruſt zuſammen!
Anfällt der Geſang uns
Wie ſengende Flammen —

Andere Stimmen.

Er naht, die Winde ſäuſeln —
Die Wellen ſich kräuſeln —
Horchet, o horcht!

(Das Motiv des folgenden Liedes hat ſich inzwiſchen immer ſiegreicher Bahn gebrochen.)

Das Lied des Sängers.

Auf Gipfeln der Berge,
Auf Zinnen der Sterne,
Ruht winkend entzündet
Die Lohe des Lichts.
Sie ſchmücket mit Schimmer
Die farbige Ferne,
Den Reigen der Welten,
Und wirft einen letzten
Verlorenen Glutſtrahl
In die tiefſte der Tiefen,
Ins gähnende Nichts.

Von Bergen zu Bergen,
Von Sternen zu Sternen
Tanzet der Strahl:
Und er ſinkt in die Seelen
Und waltet als Wahrheit —
Und entfaltet die Schwingen
Und flattert als Freiheit
In ſtürmendem Aufſchwung
Von Pole zu Pol —
Und bändigt ſich ſelber,
Von Keinem gebändigt,
Mit Bauten des Maßes,
Und ſchimmert als Schönheit.
Und glänzet als Güte —
Und ſuchet ſich ſelber,
Und findet ſich ſelber
Mit brünſtiger Andacht

Im Reigen der Brüder,
Im Reigen des Lebens,
Und nennet ſich Liebe,
Die ewig Geſchied'nes
Ewig umſchlingt.

Er hauſet in Höhen,
Er taucht in die Tiefen,
Ewig erneuend,
Ewig befreiend,
Er ſendet den jähen,
Den Blitz der Verjüngung
In Gründe des Grauſens,
In Grüfte des Tod's.

Auf Zinnen der Erde,
Auf Zinnen der Sterne
Steht ſiegend entzündet,
Wolkenumwandert,
Doch nimmer verloren,
Die Leuchte des Lichts.

Chor der Dämonen

(gedämpft).

Was ſoll der Sang?
Verwünſchter Klang!
Er ſchafft uns Weh,
Er ſcheucht uns zurück
Aus menſchlicher Näh' —
Verhaßt, verhaßt

Aus Herzensgrund —
Fluch dir, Fluch,
Du Sängermund!

Chor der Menſchen.

Der Hohn in den Lüften,
Er hallt nun ferner,
Er hallt gedämpfter —
Ein neues Leben
Erwacht, ein Wonnebeben —
Die Blumen leuchten,
Die Falter gaukeln —
O Sänger, ſage,
O hab' Erbarmen,
Erneut ſich das Leben
Auch uns, uns Armen?
Wird wieder gegönnt uns
Im Zirkel der Zeiten
Ein gold'nes Alter?
Sind wir auf ewig
Zu eigen geworden
Den finſtern Gewalten,
Die die Erde verwüſtet,
Die Herzen verheert?

Der Sänger.

An den Grenzen der Erdwelt
Da weilen, gewichen,
Verhüllend ihr Antlitz,

Die Geiſter des Lichts:
Nicht dürfen ſie nahen,
Zu nehmen, zu geben,
Bis ganz ihr ermeſſen
Die gräuliche Tiefe
Des gähnenden Dunkels,
In das ihr getaucht —
Nicht dürfen ſie nahen,
Zu helfen, zu retten,
Bis ihr ſie rufet
Aus tiefſtem Gemüth —
Bis machtvoll die Sehnſucht,
Verbündet dem Lied
Auf den Lippen des Sängers,
Mit beſchwörendem Zwange
Hernieder ſie zieht.

Chor der Menſchen.

Ein tiefes Sehnen geht
Durch's Herz der Welt,
Nach dem Verjüngungsſtrahl,
Der uns erhellt.

Uns ſank des Herzens Licht
In Nacht hinab:
O Sehnſucht, wälze du
Den Stein vom Grab!

O ſenk' uns friſche Kraft
In's ſieche Mark:

Verjüngt das Streben ſei,
Der Wille ſtark,

Die Hoffnung wieder grün,
Der Glaube neu,
Und wir dem alten Drang
Im Buſen treu!

(Das Herannahen der Genien des Lichts wird muſikaliſch angedeutet. In dieſe feierlichen und erhabenen Klänge aber miſcht ſich erſt gedämpfter, dann lauter, folgender Geſang:)

Chor der Dämonen.

Verflucht der Sang
Und die Saiten des Sängers —
Verflucht der Drang
Im Menſchengemüthe,
Verflucht die Reu',
Die bricht den Bann
Des Lichts aufs Neu'!

Fürſt der Finſterniß.

Laſſet die Lichten,
Laſſet ſie nahen,
Ihr nächtlichen Geiſter!
Noch ſind wir Meiſter,
Der Erde Rund
Iſt unſer Reich!
Auf, rüſtet euch
Zum entſcheidenden Streich!

Chor der Dämonen.

Zum Streite wohlan!
Laſſet ſie nah'n!

Chor der Menſchen

(im Verein mit dem Sänger).

Ihr hohen Genien,
O ſäumet nicht!
Aus dunkler Tiefe fleh'n
Wir auf zum Licht!

Chor der Lichtgeiſter

(immer näher)

Unendliches Ach,
Unſägliches Sehnen
Zieht uns herab,
Zwingt uns heran,
Oeffnet zum Heil
Die verheißene Bahn.

Chor der Dämonen.

Auf zum Kampf,
Zum letzten Kampf
Wider das Licht!

Der Sänger.

O ſeht, wie ſie ſchäumen,
Ergrimmend, die Geiſter,

Die Geiſter des Abgrunds!
Sie ſtürzen, ſie ſtürmen,
Entgegen den hohen,
Den ſchimmernden Schaaren —
Sie wälzen Gewölke,
Schwarz wie die Mitternacht,
Ihnen entgegen —
Sie thürmen Berge,
Zu decken die Lichtſpur,
Den Tag zu begraben.

Der Abgrund iſt offen,
Er lechzt zu verſchlingen
Mit dem Wirbel der Welten
Mit Himmel und Erde
Und hellen Geſtirnen
Die Hüter des Lichts.

Sie aber, die Hehren,
Immer aufs Neue
Tauchen hervor ſie
Aus finſtern Gewölken,
Aus Trümmern der Berge,
Und ſenden von Sehnen
Des goldenen Bogens
Die ſtrahlenden Pfeile
Ins Sturmheer der Nacht.

Da krümmen getroffen
Die Fratzen der Hölle,
Die wilden Gewalten

Der Tieſe ſich wimmernd,
Und taumeln hinab.

Verhallt iſt der Hohn,
Die Unholde weichen,
Gebändigt, gebunden,
Gebannt in die Oede
An den Grenzen der Erdwelt,
Wo gelagert ſie lauern
In neidiſcher Wuth,
Bis aufs Neu' in den Herzen
Der Kinder des Staubes
Erkaltet die ſtarke,
Die heilige Glut.

Chor der Menſchen.

Ein neuer Tag
Aus Nebeln bricht,
Wir ſegnen den Sieger,
Wir ſegnen das Licht!

Die Fürſtin der Schaaren des Lichts.

Sänger, mein Sendling,
Deß' Zauberſang
Entfacht im Gemüthe
Des frevlen Geſchlechts
Die verlorene Lichtſpur,
Empfange den Kranzſchmuck,
Mit welchem ich lohnend
Dir kröne das Haupt!

Der Sänger.

Auf den Knieen empfang' ich
Das himmliſche Pfand!
Auf immer ſei dir nur,
Du Hohe, du Hehre,
Die Harfe des Sängers
Auf Erden geweiht.

Chor der Menſchen und Genien.

Heil ihm, dem Sänger,
Dem Sendling des Lichts!

Die Königin des Lichts.

Du aber, du wiſſe,
Wieder erwecktes
Menſchengeſchlecht!
Die Sonne des Geiſtes
Steht über dem Abgrund.
In finſterer Tiefe
Der Erdnatur,
Da waltet der dunkle,
Der blinde, der Trieb.
Dein Trieb iſt dein Wille,
Doch ewig entgegen
Dem Willen der Nacht ſteht
Im Haupt und im Herzen
Verſchwiſtert die Lichtſpur,
Der Wille des Lichts.

Chor der Lichtgeiſter.

Neu trotze der Tag nun
Dem Neide der Nacht!
Erneut iſt die Hoffnung,
Das Streben erneuet!
Gedeutet iſt wieder
Zum Glücke der Lichtweg,
Wir wollen ihn ſuchen
Als Söhne des Lichts!

Geſammtchor der Lichtgeiſter und der Menſchen.

In Nachtgrau'n und Helle,
In Heil und in Unheil,
In ewigem Wandel
Kreiſet die Welt.

An den Grenzen der Erdwelt
Ruh'n gebunden die wilden
Gewalten der Tiefe,
Hervorzubrechen
Ewig gewillt.

Doch ihnen entgegen,
Im Bund mit den Hütern
Der ewigen Helle,
Halten des Lichtſohns
Geſchlechter in Treue
Den leuchtenden Schild:

Ewig erliegend,
Und ewig ſiegend —

Ewig ringend,
Bis ſie ruhen vom Kampf,
Von den Laſten der Irrſal,
Von der Lockung des Irrſcheins —
Bis ſie ruh'n, wo dem Urlicht
Sich gattet die Urnacht,
In der Stille des Allſeins
Auf ewig erlöſt.

Ende.

Poetiſche Werke von Robert Hamerling

im Verlage von **J. F. Richter** in Hamburg.

Ahasver in Rom.

Epiſche Dichtung in 6. Geſ. (1866). **Achte Aufl. 1873.** 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr. **K. v. Thaler** ſagt in der „Deutſchöſterreichiſchen Revue": „Auf epiſchem Gebiete hat Deutſch Oeſterreich im Jahre 1866 eine Leiſtung aufzuweiſen, die zu den glänzendſten der neueſten deutſchen Literatur zählt, ein Werk voll poetiſcher Kraft und geiſtiger Tiefe, deſſen Gewalt die kleinen äſthetiſchen Seelchen ganz und gar zermalmt: Robert Hamerling's „Ahasver in Rom." — Der Stoff, von Manchen als zu wüſt verworfen, ſucht an Großartigkeit ſeines Gleichen; nur ein Dichter von Hamerling's Gedankentiefe konnte ihn geſtalten. Erſchütternd, ergreifend wirkt das Gedicht auf den Leſer. Hamerling hat mit demſelben ſich und ſeinem Vaterlande hohe Ehre gemacht.

Der König von Sion.

Epiſche Dichtung in 10 Geſ. (1869). Fünfte, durchgehends neu verbeſſerte Aufl. 1872. 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr. A. Strodtmann im „Hamburger Correſpondenten" 1869: „Der K. v. S. übertrifft den „Ahasver in Rom" noch bei Weitem an plaſtiſcher Geſtaltungskraft und an Reinheit der epiſchen Behandlung. Europa (1869 Nr. 3): Feſſelnd und mit ſich fortziehend in jedem ihrer einzelnen Theile durch den beſtrickenden Zauber origineller Natur-, Sitten- und Localſchilderung, durch Geſtaltenreichthum, draſtiſchen Humor, Gewalt der Handlung und lebensvolle Characteriſtik, iſt dieſe Dichtung vor Allem bedeutſam durch ein harmoniſch ſich entwickelndes und zuſammenſchließendes Ganzes, auf dem in der That der thauige Frühlingsmorgenglanz, die unvergängliche Weihe einer wahrhaften Dichtung ruht.

Sinnen und Minnen.

Ein Jugendleben in Liedern. (1860). **Vierte Auflage** 1872. 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr. Die Erheiterungen (Stuttgart) ſagen darüber: „Hamerling iſt nicht nur ein echtes lyriſches Talent von entſchiedenſter Begabung, ſondern auch ein Dichter von wirklicher Originalität . . . Jusbeſondere erfreute uns an ſeinen Sonetten der ſeltene Adel und Gehalt der Gedanken, neben der ſchönſten Zartheit und Reinheit der Form. Ueberhaupt tritt uns aus Hamerling's Gedichten überall eine Friſche der Empfindung, eine Tiefe des Gefühls, ein Reichthum der Anſchauungen und des inneren geiſtigen Lebens, ſo wie eine humaniſtiſche und künſtleriſche Durchbildung entgegen, welche dieſen ſeinen Beitrag zur deutſchen Literatur ungewöhnlich hoch ſtellen, und den Sänger bald zum gefeierten Liebling der deutſchen Frauen machen werden. In ſeinen Verſen iſt eine Muſik der Sprache, wie ſie nur ſelten einem Dichter gegönnt geweſen.

Geſammelte kleinere Dichtungen.

(Venus im Exil — Ein Schwanenlied der Romantik — Germanenzug) 1871. 2. verbeſſerte Aufl. 1873. 1 Thlr. Eleg. geb. mit dem Porträt des Dichters in Golddruck, 1 Thlr. 10 Ngr. Die „Bl. f. lit. Unterh.“ ſagten: „Wenn wir einer Dichtung von Robert Hamerling begegnen, da können wir überzeugt ſein, eine wohlthuende Uebereinſtimmung der ſchönſten Form und der edelſten, reinſten Gedanken zu finden. In ſeinen Gedichten iſt ein Cultus der Schönheit, der den Leſer ergreift und entzückt, und mit Bewunderung ihn lauſchen läßt auf die vollendete Muſik ſeiner Verſe.“ Strodtmann ſchreibt im „Orion“: „Das Schwanenlied der Romantik iſt eine Elegie von rein künſtleriſcher Form, in den ſchönſten Nibelungenſtrophen, die je ein moderner Poet gebaut hat, und trotz des gedankenvollen Inhalts von einer Plaſtik der Schilderung, die überall den wahren Dichter erkennen läße.“ — In einem kritiſchen Artikel der „Illuſtr. Ztg.“ wurde geſagt: ‚Man ſollte meinen, daß die Einzelſtellen des Schwanenliedes der Romantik‘ nur mit der deutſchen Sprache ſelbſt untergehen könnten.

Danton und Robespierre.

Tragödie in fünf Akten. (1871). Dritte Aufl. 1873. 1 Thlr., eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr. — Die „Deutſchen Blätter“ 1871 ſagen: „Es iſt ein durchaus feſſelndes und farbenreiches Geſchichtsgemälde, das ſich in dieſem kraft- und doch anmuthsvollen Gefüge charakteriſtiſcher Scenen mit dramatiſcher Lebendigkeit vor dem Leſer entrollt.“ — Schuſelka's „Reform“ (1871): „Daß Hamerling das Talent dramatiſcher Geſtaltung im hohen Grade beſitzt, hat er ſchon in ſeinen epiſchen Gedichten glänzend bewieſen. Im „Ahasver“ und im „König von Sion“ treten ganze Reihen echt dramatiſcher Charaktere auf und kommen prächtige Scenen voll dramatiſchen Lebens vor. Auch in der vorliegenden Tragödie bewährt ſich in vielen Beziehungen ein entſchiedenes, bedeutendes, dramatiſches Talent, ja Genie. Das gilt beſonders vom 1. Akt, deſſen Expoſition wahrhaft genial iſt. Im 2. Akt iſt die Scene des Gaſtmals bei Danton, wo es zum offenen Bruche zwiſchen dieſem und Robespierre kommt, ein wahres Meiſterſtück.“ — *Neues Fremdenblatt* (1871): „Dieſe neue Arbeit Hamerlings vereinigt alle Vorzüge der früheren: gewaltige Schöpfungsweiſe, Schärfe der Charakteriſtik, Lieblichkeit und Zartheit weihevoller Poeſie, mit geſteigerter Plaſtik. — Die Aufmerkſamkeit des Leſers wird in ſteter Spannung erhalten; bald verfolgt er hiſtoriſche Züge in glänzender Darſtellung und feſſelnder Prägnanz, dann erhebt ihn die ſtreng feſtgehaltene, ſelbſt bei untergeordneten Perſönlichkeiten noch fleißig durchgeführte Charakteriſtik. Volksſcenen entfalten ihr tumultuariſches Weſen, und faſt auf jeder Seite des Buches überraſcht der Dichter durch blendende Einzelheiten, ſcharfe Pointen. Faſt jeder Akt endet mit einem Wetterſchlag, und nur ein ſo vollendet organiſirender Geiſt, wie ihn der Dichter beſitzt, vermag es, in dieſer blendenden Mannigfaltigkeit, bei dieſem erdrückenden Reichthum, den Leſer auf den Pfaden eines glücklichen Verſtändniſſes zu erhalten.“ (A. Stifft.) — *Magazin f. Liter. d. Auslandes* (Berlin) 1871: „R. H. hat mit ſeinem „Danton und Robespierre“ ein Werk geſchaffen, das ſich ſeinem „Ahasver in Rom“, ſeinem „König von Sion“ würdig anreiht, das vollgültigen Anſpruch hat, zu allen Zeiten und um ſeines inneren Werthes willen als eine bedeutende Erſcheinung unſerer Literatur anerkannt zu werden. Der Dichter hat die öffentliche Bühnenaufführung unterſagt. „Danton und Robespierre“ iſt aber, nach unſerm Dafürhalten, eine Tragödie, welche entſchieden für den Beruf des Autors ſpricht, für die Bühne zu ſchreiben.

Teut.

Ein Scherzſpiel in 2 Akten. 1. und 2. Aufl. 1872. Geh. 20 Sgr. eleg. geb. 1 Thlr. — *Deutſche Zeitung*: Was wir da vor uns haben, iſt ein köſtlich „Satyrſpiel als Feſtſpiel“ zur Feier des größten aller Siege der Deutſchen, aber in ſo eigenthümlich tiefſinniger Weiſe, daß wir ihm nichts Aehnliches in der deutſchen Literatur an die Seite zu ſtellen wüßten. — Dazu hat dieſe Komödie den Vorzug der Aufführbarkeit für ſich. Das bühnlich Wirkſame iſt darin mit ungemeiner Geſchicklichkeit an die rechte Stelle gerückt. — *Europa*: Wir finden die vorliegende Komödie ſtyliſtiſch vollendet geſchrieben und ebenſo bühnenwirkſam auf- als ausgebaut. Die Teutfeier im Teutoburgerwald (zweiter Akt) mit den unendlich realiſtiſch und naturgetreu gezeichneten Figuren des Berliners Piſke, des Wieners Schwemminger und des leider namenloſen Baiern iſt voll draſtiſchen Humors und von zündender Wirkung. Es iſt nicht ein armſeliger Luſtſpieldichterhumor, der mit oft dageweſenen Scenen ſein Daſein friſtet ſondern „Teut“ iſt von Anfang bis zu Ende das Werk einer aus dem Vollen ſchöpfenden dichteriſchen Kraft.“

Neues Fremdenblatt: Wie es in der Natur Hamerlings liegt, iſt auch „Teut“ großartig angelegt, von überraſchender Originalität, tiefſinnig in den leichteſten ſcherzhafteſten Formen. Man glaubt Kaulbach'ſchen Geſtalten aus ſeiner tollen Jugendzeit zu ſchauen.

◆

Druckerei: „Leykam-Joſefsthal“ in Graz

Heſperiſche Früchte.

AKADEMISCH - DRAMATISCHER - VEREIN
MÜNCHEN.

Heſperiſche Früchte.

Verſe und Proſa
aus dem modernen Italien.

Deutſch
von
Robert Hamerling.

Salon
Bibliothek

Wien und Teſchen.
K. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Alle Rechte vorbehalten

Vorwort.

Die vorliegende kleine Sammlung von Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen ſoll weder eine Auswahl des Beſten der beſten Autoren, noch überhaupt eine Anthologie im gewöhnlichen Sinne vorſtellen, ſondern nur die italieniſchen Poeſien und Proſaſtücke vereinigen, zu deren Verdeutſchung ich im Laufe ungefähr eines Jahrzehnts mich angeregt fühlte.

Nichtsdeſtoweniger iſt dieſe Sammlung durchaus bezeichnend für die italieniſche Literatur der Gegenwart, insbeſondere für die neueſten Richtungen und Tendenzen derſelben. Es iſt intereſſant zu ſehen, wie die einſt ſo zahme Literatur der Halbinſel mit ſcharfer Beobachtung an die Wirklichkeit herantritt, und ſich in freier Anſchauung das moderne Leben zurechtlegt. So entſchieden die italieniſchen Poeten der Gegenwart ſich als „Veriſten“ und Idealiſten gegenüberzuſtehen meinen, Realiſten ſind ſie doch alle: ein Edmondo de Amicis und Salvatore Farina ſo gut wie ein Capuana, ein Verga, ein Ciampoli, inſofern als ſie in treuer, lebendiger Wiedergabe ſcharf beobachteten Details ein Hauptverdienſt poetiſcher Darſtellung ſuchen.

An der Spitze der Proben in gebundener Rede habe ich die Ueberſetzung einiger Gedichte von Giuſti mit aufgenommen, der zwar nicht mehr zu den Lebenden zählt, aber doch gewiſſermaßen als Bahnbrecher am Eingange der gegenwärtigen Epoche italieniſcher Lyrik ſteht. Die Proben aus Carducci und Stecchetti, den populärſten Vertretern der neueſten poetiſchen Tendenzen in Italien, werden diejenigen deutſchen Leſer, welchen dieſe Tendenzen und die beiden Dichter noch fremd ſind, ohne Zweifel überraſchen. Leider hatte ich nicht völlig freie Hand in der Mittheilung charakteriſtiſcher Ergüſſe der radicalen Geſinnung, welche innerhalb der jüngſten italieniſchen Dichterſchule herrſchend iſt. Die öſterreichiſche und deutſche Preßpolizei iſt nicht ſo duldſam wie die gegenwärtige italieniſche in religiöſen und moraliſchen Dingen. Wir Deutſche dürfen Gott allenfalls läugnen, aber nicht läſtern. Auch iſt bei uns Deutſchen der Gedanke kühner als die Sprache, bei den Italienern dagegen, dem leidenſchaftlichen italieniſchen Naturell entſprechend, die Sprache kühner als der Gedanke; und wie eine der hier mitabgedruckten Erzählungen beweiſt, iſt in Italien ſelbſt der Mann aus dem Volke im Stande, jetzt eine zornige Gotteslästerung auszuſtoßen und im nächſten Moment die Hilfe des heiligen Aloyſius anzurufen.

Ein Salvatore Farina darf in dieſer Sammlung ohne Schaden nur durch eine Kleinigkeit vertreten ſein, da dieſer feinſinnige und ſympathiſche Erzähler in Deutſchland aus anderen Werken bekannt iſt. Und wenn man Namen wie Verga, Caſtelnuovo und ſo viele andere mit Bedauern ganz vermißt, ſo muß ich darauf zurückkommen, daß es ſich in dieſem Büchlein um keine Auswahl des Beſten und der Beſten, um keine Ueberſicht von Autoren, ſondern von Richtungen handelt.

Es iſt nur Weniges von Wenigen, was hier geboten wird, aber es dürfte doch geeignet ſein, ein Intereſſe für das Mehrere zu erwecken, und das deutſche Publicum zu veranlaſſen, die neuen, zum Theil merkwürdigen Wege, welche die italieniſche Dichtung in der Gegenwart einſchlägt, weiter zu verfolgen.

Die Ueberſetzung ſtrebt im Allgemeinen gewiſſenhafte Treue an. Aber auch wenn ich mir hie und da eine kleine Freiheit erlaubt, ein Wort ausgelaſſen, eine veraltete Strophe aus Giuſti geſtrichen, das Versmaß ein paarmal dem deutſchen Ohr beſſer angepaßt hätte — ja ſelbſt wenn mir das eine oder andere Verſehen paſſirt wäre und ich etwa gar eine Amſel auf einer Steineiche hätte ſingen laſſen, während das Original vielleicht von einer Korkeiche ſpricht — ſelbſt dann würde ich meine Verdeutſchung nicht für eine mißlungene halten, falls ſie nur deutſch, fließend, gut lesbar iſt und der

Wirkung des Originals ſo nahe als möglich kommt. Insbeſondere werde ich bezüglich der poetiſchen Ueberſetzungen mein Ziel für erreicht halten, wenn dieſelben, wiewohl im Ganzen und im Weſentlichen treu, ſich wie gute deutſche Originalgedichte leſen. Die Geſammtwirkung bleibt doch eine Hauptſache auch bei überſetzten Gedichten, und wer Uebertragungen desſelben Gedichts unter einander nur in Beziehung auf Einzelheiten vergleicht, ohne Rückſicht auf den dichteriſchen Werth und die dichteriſche Wirkung, der wird kein gerechter Beurtheiler ſein.

Graz, 1. Jänner 1881.

Robert Hamerling.

Inhalt.

Giuſeppe Giuſti.

Das Papſtthum des Pater Peter . . . 1
Strafcoder für die Staatsbeamten . . . 5
Die beiden Tiſchreden . . . 8

Gioſuè Carducci.

Auf den Feldern von Marengo in der Chriſtnacht 1175 . . . 22
Claſſiſche und romantiſche Schule . . . 26
Verſailles . . . 28

Lorenzo Stecchetti.

Sonette: Ihr Tugendhaften . . . 32
Penelope . . . 33
Aus »Dies irae« I., III. . . . 34

Edmondo de Amicis.

Sonette I.—IV. 39
Aus dem Buche von der Freundſchaft:
  I. Die Freundinnen 45
  II. Das letzte Lebewohl 66

Salvatore Farina.

Intermezzo 76

Luigi Capuana.

Das ſchwarze Ei. Ein Märchen 94
Zwei Charakterköpfe:
  I. Don Michele 107
  II. Meiſter Coſimo 121

Demenico Ciampoli.

Sylvanus 138

Giuſeppe Giuſti.

I.

Das Papſtthum des Pater Peter.

Pater Peter iſt ein freundlich-
Schlichter Mann, ein wackrer, braver,
Welcher lebt und leben läßt.

Anſpruchslos, genügſam iſt er,
Vom Ertrag des kleinen Gärtchens
Bringt er ſeine Tage hin.

Kürzlich nun geſchah's, da träumt' ich
Von dem wunderlichen Manne,
Daß man ihn zum Papſt erwählt.

Auf dem Stuhle von Sanct Peter
Wurmt' ihn ernſtlich der Gedanke
An die Schuldenlaſt des Staats.

Er behielt vom Vaticane
Bloß den letzten Stock, die andern
Gab er weg an Miethspartei'n.

Aufhob er die Dateria,
Und zur Schenke ließ er machen
Das Caſtell Sant' Angelo.

Aus dem Quirinale macht' er
Ein Spital für Prieſter, welche
Leiden an der Waſſerſcheu.

Die Prälaten decimirt' er;
Sbirren, Schweizer, Zolleinnehmer
Und Legaten dankt' er ab,

Sammt dem ganzen Dienerſchwarme,
Der im Banne Rom's als Saugſchwamm,
Krebsgeſchwür und Schandpfuhl gilt.

Und er wollt', daß ſo geläutert,
Schuldfrei das gemeine Weſen
Wieder fall' an's Volk zurück.

Seinen Cardinälen ſpielt' er
Hundert Streiche von derſelben
Stets originellen Art:

Mit den Ignoranten macht' er
Kehraus, und die Andern ſchickt' er
In die Seelſorg' auf Pfarrei'n.

Jeden Hemmſchuh der Gedanken
Schafft' er ab; den Index warf er
In die Gluth durch Henkershand.

Und geneigt ſtets zu verzeihen,
Ließ er über ſeinen Beichtſtuhl
Schreiben: Datur omnibus.

Ueberzeugt, daß die Extreme
Lächerlich ſind an ſich ſelber
Und ſich oft berühren auch,

Wollt' er in der Chriſtenheerde
Weder Engel, weder Teufel,
Menſchen bloß von Fleiſch und Bein.

Er verlangte, daß ein jeder
Mann auch ſei ein Mann von Ehre,
Alles Andre — transeat.

Gleisnern, ſowie Libertinen
Beiderlei Geſchlechtes wies er
An zu ſtrenger Contumaz

Einen abgeleg'nen Stadttheil,
Völlig abgeſperrt, der fortan
Chriſten-Ghetto ward genannt.

Kleinlich eitle Zänkereien
Rangſtreit unter Prieſterfrauen —
Straft er mit dem Kirchenbann.

Allzuvieles Pſalmenſingen
Bei des Klingelbeutels Klange
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Prieſter, welche Kirchengüter
Ueber das Bedürfniß häuften —
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Solch' ſeltſames Treiben ſchauend —
War es Traum, war es ein Wahnbild?
Kam es mir nicht anders vor

Als ſäh' in ſothanem Papſte
Ich den Fürſten untergeben
Und den Prieſter auferſteh'n.

Auf die Kniee ſinken wollt' ich,
Als den Blick mir abſeits lenkte
Einer fremden Stimme Klang.

Da erblickt' in einem Winkel
Ich verſchied'ne Kronenhäupter
Die ſich gaben Rendezvous.

Und von dieſen Käuzen einer
Haranguirte die Verſammlung,
Wie ein Stachelſchwein ſo barſch:

„Nein,“ ſo rief er, „nicht gewähren
Darf man laſſen ſolch' vertrakten
Papſt, der den Apoſtel ſpielt;

Der da ſo in Chriſti Namen
Mit des Evangeliums Netzen
Fiſchen will, was unſer iſt.

's iſt ein Papſt, bornirt und ehrlich,
Dem es Ernſt mit ſeinem Amte;
Geben wir ihm Rattengift!“

II

Strafcodex für die Staatsbeamten.

Unſer weiſer Landesvater
Hat zur Förderung des Staatswohls
Streng verfügt mit eigenhänd'gem
Hochverehrlichem Erlaſſe,

Daß fortan auf g'raden Wegen
Wandle jeder Angeſtellte;
Andernfalls will er beſtraft ihn
Nach dem folgenden Geſetze.

Wenn ein königlicher Kämm'rer
Oder Secretär, ein Schlaukopf
Stopft in alle Löcher ſeine
Creaturen, dumme Teufel,

Wenn ein Kanzler ſein Pöſtchen
Sucht in Schuld- und Steuerſachen,
Und im Staat Begehrlichkeiten
Solcher Art bringt in die Mode –

Wenn ein Polizei-Inſpector
Hält den Sack – wenn ein Spion,
Um den Sold nicht zu verlieren,
Einen Hochverrath erfindet:

Das ſind Dinge, ganz verzeihlich,
Das ſind menſchlich kleine Schwächen,
Ueber die der Landesvater
Seine Hand nicht ſtreckt zu ſtrafen.

Doch im Fall des Caſſendiebſtahls
Gilt als Regel: wer ſo viel ſtahl,
Daß er von der Beute leben
Kann, den ſoll man laufen laſſen.

Und wer wenig ſtahl, der finde
Gnad' im Fall, daß conſtatirt iſt,
Daß er ſtahl, um Geld zu ſetzen
In das königliche Lotto.

Plündert uns ein öffentlicher
Architekt, ein Wegbauführer,
Hat ſofort im Land man eine
Neue Steuer auszuſchreiben.

Ein Gerichtsvicar, verrufen
Wegen Rohheit, wird enthoben,
Und befördert anderswo zum
Wirklichen Gerichtsverwalter.

Einen königlichen Rath, der
In der Sitzung gähnt, den hat man,
Weil anſteckend iſt das Gähnen,
In den Ruhſtand zu verſetzen.

Neigt er ſeiner Wage Zünglein
Dorthin, wo die Spende größer,
Gebe man, ſtatt der Galeere,
Ihm mit vollem Sold den Abſchied.

Ein Miniſter, der ein Schafskopf,
Soll, weil er mit Fürſten umging,
Den Geheimrathstitel haben,
Und das Kreuz pour le mérite.

* * *

III.

Die beiden Tiſchreden.

Meine liebe Freundin!

Ihr Mailänder ſeid es gewohnt zu ſehen, wie der Carneval eine Breſche in die Faſten macht und dem Ablaß acht Tage wegſtiehlt. Ich weiß nicht, oder erinnere mich nicht mehr, wer euch dieſe Freiheit gegeben; ſicher war es ein Papſt von gutem Humor und weiten Aermeln. Wir Florentiner unſererſeits, wenn die Zeit der Masken (wenigſtens der papiernen) vorüber iſt und uns noch ein Reſtchen von Carnevalslaune in den Gliedern ſpukt wie Geigenklang in den Ohren nach einem Ball, nehmen ſo zu ſagen als Zuwage und ohne die Erlaubniß der Oberen noch den einzigen Aſchermittwoch in Beſchlag und laſſen es uns wohlſein bis zum Abend, als ob das Memento homo für uns gar nicht geſagt wäre. Ihr nennt jene acht Tage den Carnevalone und wir nennen dieſen armſeligen einen Tag, den wir uns darangeben laſſen, den Carnevalino.

Es war am Abende des fetten Donnerſtags im Jahre 1842, als Einer von Jenen, welche Tafeln geben aus Langeweile und um ihren Koch loben zu hören, ſo ungefähr 18—20 Köpfe zu Tiſche geladen hatte, jeder ein Querkopf auf die eine oder die andere Art, und jeder unzufrieden damit, daß der Carneval ſchon auf die Neige ging. Es gab da friſchgefirnißte Nobili und andere von der wurmſtichigen Sorte; es gab Bankiers, Advocaten, tolerante geiſtliche Herren, mit Einem Worte omne genus musicorum. Unter dieſen hatten, ich weiß nicht wie, auch zwei Leute Platz gefunden, die nach Poeſie ſchmeckten, Einer des Andern Antipode, aber beide qualificirt für das ſcherzhafte oder witzige Genre, oder wie man es ſonſt nennen will. Der Hauswirth, vertraut mit der Art eines Jeden, hatte die Ungereimtheit, die Beiden zuſammen einzuladen, dadurch wieder gut zu machen geſucht, daß er um des lieben Friedens willen ſie in gebührende Entfernung auseinanderſetzte. Der Erſte war ein Abbé, der immer den Voltaire neben der Bibel liegen hatte, ein guter Geſellſchafter, der es mit keinem verdarb, weder Welfe noch Ghibelline, geſchmeidiger Weltmann, ein geborener Haushofmeiſter. Der Andere war ein Jüngling, weder grün noch reif, eine Art von elegantem Cyniker, halb ernſt, halb ſchnakiſch von Anſehen, mit einem Fuß in den Wiſſenſchaften und mit dem andern in den Zerſtreuungen und was ſich daran knüpft. Das Gelage verlief in Geſprächen ohne Zuſammenhang, in Klatſchereien, im Lobe des Bordeaux und der Straßburger Paſteten; dazu kam ein bischen Politik, ein bischen Verleumdung; mit einem Wort, es war ein Gaſtmahl wie die meiſten andern auch.

* * *

Schließlich, das heißt zwei Stunden nach Mitternacht, ſagte der Wirth beim Abſchiede zu den Gäſten: Ich hoffe, daß Ihr am erſten Tage der Faſten mich ſämmtlich auf meinem Landhauſe beehren werdet, um den Carnevalino zu feiern. Alle nahmen mit Dank an. Einer von der Geſellſchaft, ſei es, daß er ein Freund von Verſen war, oder tiefer als die Andern in's Glas geblickt, rief aus: Einen Augenblick, ihr Herren! Bevor wir gehen, müſſen die beiden Poeten verſprechen, jeder eine Tiſchrede für den Tag unſeres Wiederſehens zu liefern. Man klatſchte Beifall und die beiden Poeten mußten ſich fügen.

Es kam der Aſchermittwoch und keiner fehlte weder bei der Predigt noch beim Gaſtmahl. Nachdem dies vorübergegangen wie das frühere, da rief derſelbe, der die Tiſchreden vorgeſchlagen: „Nun iſt's an Ihnen, Herr Abbé!“ Der Abbé, der in den wenigen Tagen ſeine bibliſchen und voltaireaniſchen Studien zuſammengerafft und nach dem Geſchmack der Geſellſchaft ausgebeutet hatte, ſetzte ſich als Declamator in Poſitur, nahm noch einen letzten Schluck, wie der Reiter im Steigbügel, und ließ dann ſeiner Rede den Lauf wie folgt:

Ein Brindiſi verſprach ich euch; doch ſpäter
Gedacht' ich eine Predigt euch zu ſchreiben,
Damit man uns nicht ſchelt' als Uebelthäter
Und keiner ſage, tadelnd unſer Treiben

Daß man die Faſten hinbringt hier im Hauſe
Gleichwie den Carneval in Saus' und Brauſe.

Doch nicht anſtimmen will ich, euch zu rühren,
Jetzt ein memento oder miserere:
Ich will ein wenig zu Gemüth euch führen,
Mit Texten in der Hand, die weiſe Lehre,
Daß, ohne Himmelsſatzung zu verletzen,
Ein braver Mann ſich tafelnd mag ergötzen.

Es waren nach einſtimmigem Vermelden
Der Weltgeſchichte und der alt'ſten Sage,
Als Eſſer ſtark und Trinker alle Helden,
Und Alles lief hinaus ſtets auf Gelage.
Und in der That, ein Held mit ſchwachem Magen,
Der wär' ein Wicht, aufrichtig zu beklagen.

Warum iſt wohl Homer, der alte Meiſter,
Geleſen mit Begier nun ſchon ſo lange?
Vielleicht weil ſeinen Flügen unſ're Geiſter
Zu folgen glüh'n in überird'ſchem Drange,
Und wir auf ſeiner Spur ſo viele Meilen
Von einem Wunder ſtets zum andern eilen?

Bewahre Gott! wir leſen die Geſchicke
Der Trojerſtadt, um die der Grieche ſtreitet,
Darum ſo gern, weil alle Augenblicke
Behaglich wird das Tiſchtuch ausgebreitet,
Und weil Ulyß, Patroclus und ſo weiter
Auch groß als Köche ſind nicht bloß als Streiter.

Sokrates, der ſo hoch verehrt geweſen
Und ſtets der Menſchheit Schmuck und Stolz geblieben,
Wenn die Sympoſia ihr wolltet leſen,
Wie Xenophon und Plato ſie geſchrieben,
So fändet ihr, wie beim Geklirr der Becher
Am liebſten er docirt' im Kreis der Zecher.

Doch laſſen wir die alten Griechenzeiten,
Um von den Helden, die vor Troja rauften,
In guter Ordnung weiter fortzuſchreiten
Zu den beſchnitt'nen und zu den getauften.
'nen guten Imbiß wußten Abrams Kinder
Zu ſchätzen, und nach Chriſto wir nicht minder.

Die Luſt zu tafeln iſt ein altes Uebel,
Und Jeder labt ſich gern an edlem Naſſe;
Doch mein' ich, daß Bratpfanne ſich und Bibel
Vertragen und die Kanzel mit dem Faſſe.
Als treuer Sohn der Kirche will ich ſtreben,
Der Sache tiefer auf den Grund zu gehen.

Papſt Gregor weiß mit Würde zu bekleiden
Den Poſten eines höchſten Segenſpenders;
Doch iſt auch er nicht Willens, ſtreng zu ſcheiden
Den Pſalter von dem Klang des Bratenwenders.
Ob Koſtverächter ſind die Cardinäle —
Bedarf es noch, daß ich davon erzähle?

Manch' bibliſch' Beiſpiel ſchon kann uns erbauen.
Für einen Apfel machte Eva's Gatte

Den erſten dummen Streich auf Eden's Auen.
Und wenn ſchon Adam ſo geopfert hatte
Das Paradies für einen Apfel eben,
Was werden wir für einen Truthahn geben?

Verſchweigen will ich, was zu ſagen wäre
Von Vater Noa's und von Loth's Gelüſten,
Wie vom eßluſtigen Hebräerheere,
Das Moſes mit ſich ſchleppte durch die Wüſten,
Und dem man nicht die Sehnſucht darf verübeln
Nach des Aegypterlands Knoblauch und Zwiebeln.

Man weiß von Jakob, wie er liſt'ger Weiſe
Mit einer Fricaſſée den Iſaak prellte,
Und wie er dann zu echtem Judenpreiſe
Sein Muß dem Bruder zur Verfügung ſtellte —
Seither bewahrten die Iſraeliten
Das „Schnüren" unter den Urväterſitten!

Auch Jonathan iſt werth zu erwähnen,
Der, als einmal Saul's Heer ſich jede Labe
Verſagen ſollte nach des Königs Plänen,
Brach das Verbot um eine Honigwabe.
So ſtark quält Hunger, daß man für den Magen
Manchmal den Kopf mag in die Schanze ſchlagen.

Vom alten jetzt zum neuen Teſtamente
Mich wendend, hab' zuvörderſt ich erwogen,
Daß Chriſtus ſeine Lehren, Sacramente,
Und was er ſonſt geſprochen und vollzogen —

Nur hie und da ein Wunder ausgenommen —
Bei Tiſch erſann zu ſeiner Jünger Frommen.

So hoch er ſtrahlt' in überird'ſchem Lichte, —
Daß er den Durſt nicht zählte zu den Sünden,
Kann jeder in der bibliſchen Geſchichte
Durch Cana's Hochzeit leicht beſtätigt finden,
Allwo ſo menſchenfreundlich er gehandelt,
Und Waſſer flugs in puren Wein verwandelt.

Auch iſt zu glauben Jeglichem geboten,
Wogegen auch kein Ketzer je geſchrieben,
Daß einſt er mit fünf Fiſchen und fünf Broten
Geſpeiſ't fünf Tauſende und übrig blieben
Noch Körbe voll — 's iſt leider nicht zu leſen,
Ob jene Fiſche Wallfiſche geweſen.

Bedarf's noch mehr? Selbſt in den letzten Stunden
Des ird'ſchen Daſeins, wo zum Abſchiedsmahle
Mit ſeinen Jüngern er ſich eingefunden,
Da weiht' er für den Liebesbund die Schale,
Verſchmähte nicht, als myſt'ſche Segenszeichen
Den Seinen ſcheidend Brot und Wein zu reichen.

Als man ihn dann geführt zum Marterorte
Und ihn an's Kreuz erhöht, die Händ' in Banden,
War Durſt eines ſeiner letzten Worte.
Und als vom Tod er wieder war erſtanden,
Iſt er zu Emaus mit verklärten Mienen
Den Seinen wiederum bei Tiſch erſchienen.

Und von den möglichen Citaten allen
Nur ein's noch in Erinnerung zu bringen,
Das allen Zechern höchlich wird gefallen:
Die Kirche, mein' ich, muß vor allen Dingen
Beſondern Werth der Traube zuerkennen,
Weil ſie „des Herrn Weinberg“ ſich pflegt zu nennen!

So ſcheint es denn, daß wir, die an die Themen
Von Vater, Sohn und heil'gem Geiſt wir glauben,
So dann und wann die Backen vollzunehmen
Uns ohne Scrupel dürfen wohl erlauben;
Belegt ihr drob mich mit dem Ketzernamen,
Nun gut, ich duld's, und fröhlich ſag' ich Amen.

Wohlauf denn, Freunde! Grämliche Geſichter
Steh'n nur den Gelbſuchtkranken zu Gemüthe;
Wir ſind geſund. David, der Pſalmendichter,
Sagt: in laetitia domino servite!
Den Rath befolgend, den er uns gegeben,
Geh'n lachend einſt wir ein in's ew'ge Leben.

Der Abbé war zu wiederholten Malen von Gelächter aus vollem Halſe unterbrochen worden. Am Schluſſe aber kam die Zuhörerſchaft förmlich außer ſich, und, die neugefüllten Becher aneinanderſtoßend, brachte man ein ſtürmiſches Hoch der Predigt und dem Prediger. Der Stoß war ſo ungeſtüm, daß den größten Theil des Weines das Tiſchtuch trank. Nun kam die Reihe an den Andern, der mit gewiſſen verlegenen Geberden übrigens ohne noch beim Weine Zuflucht zu ſuchen — anhub: „Meine Herren! Ich brachte in dieſen Tagen nichts Gutes für Euch zu Stande, aber verſprochen iſt's, und ich ziehe mich nicht zurück. Nur bitte ich, daß mir erlaubt werde, eine Tiſchrede vorzubringen, die ich ſchon früher verfertigt für die Tafel eines Mannes, der, wenn er Jemand einladet, nicht ſagt: „Kommt zum Eſſen zu mir," ſondern ſich an die mehr vaterländiſche, oder, wenn ihr wollt, bäuriſche Ausdrucksweiſe hält: „Laßt uns morgen einen Löffel Suppe zuſammen eſſen." Nachdem die Leute dieſe ſchlechte Ausſicht angehört, begann der Poet:

Uns kitzeln nicht der Frankenkoſt Gerüche,
Noch ſind erpicht wir, Frankenwein zu ſchlürfen;
Ein jeder Keller gibt, was wir bedürfen
Und jede Küche.

Der Trank, die Speiſen, hier für uns erkoren,
Sammt Blumenſchmuck und allen Tiſchgeräthen,
Sind unter'm Einfluß gleicher Glücksplaneten
Mit uns geboren.

(Dieſe beiden Strophen machten weder warm noch kalt.)

Wer heim'ſche Gabe ſchmäht in ſchnödem Triebe
Und ſich das Kinn beträuft mit fremder Tunke,
Bald ganz erlöſcht in ihm der letzte Funke
Der Heimatsliebe.

Mit fremder Tunke Saft pflegt ſich zu ſtehlen
In uns gemach die Luſt, zu kauderwelſchen;
Bald, wie die Sprache, wird das Ausland fälſchen
Uns auch die Seelen.

Halb ſind wir morſch, der andern Hälfte Dauer
Wird gleichfalls raſch und raſcher ſich verkürzen:
Der Mauertünche Riß bezeugt, daß ſtürzen
Will auch die Mauer.

In Schüſſeln ſo verdampft das Vatererbe:
Der Nobile, den Briten zu betrügen,
Der ſich befaßt auf ſeinen Wanderzügen
Mit edlem Kunſterwerbe,

Durchſtöbert der Soffitte Spinneweben
Nach einem alten Raphael, und friſtet
Vom Geld des Käufers, den er überliſtet,
Sein Schlemmerleben.

Italiens Ruhm iſt wahrt es im Gedächtniß!
Aus faſten Waben einſt erblüht den Vätern;
Und tafelnd, zechend zehren wir, die Spätern,
Von dem Vermächtniß.

Steigt, Ahnen, aus der Gruft mit ernſter Miene,
Und ruft in's Ohr es dieſen Sybariten,
Daß ihr Großherzoge nicht habt gelitten,
Noch Harlekine!

Was einſt bei ſchmaler Koſt die Väter zierte,
Kommt uns abhanden bei lukull'ſchen Schmauſen:
Wo edle Helden einſt gewohnt, da hauſen
Jetzt Speiſewirthe.

Bei all' dieſen Strophen hatten Verdruß, Unmuth, Scham, wie die Schläge eines elektriſchen Stromes in den Geſichtern Aller gezuckt und kaum noch vermochten ſie an ſich zu halten. Nur der Abbé ſaß da, wie vom Bann getroffen, ſchwankend zwiſchen der Furcht, durch ein Zeichen der Mißbilligung die Ironie des Gegners auf ſich zu ziehen, und der Beſorgniß, durch ein Grinſen, das ihm entwiſchen konnte, ſein Anrecht auf des Hauswirths Suppe zu verlieren. Der Poet fuhr fort:

Wenn decorirter Schnackkopf dir am Herde . . .

Bei dieſem Ausbruch rief der Hauswirth, der ſchon eine Zeit lang auf ſeinem Seſſel ſich gewunden hatte, als ob er an Bauchgrimmen litte, mit erzwungener Unbefangenheit und einem verlegenen Lächeln: „Wenn es dem Dichter gefällig iſt, ſo verfügen wir uns in die anderen Gemächer, um den Kaffee zu trinken; dort können wir hernach den Schluß ſeiner Tiſchrede anhören." Alle erhoben ſich augenblicklich, gingen in die Nebengemächer, der Kaffee wurde genommen und Niemand ſagte mehr ein Wort von der abgebrochenen Tiſchrede. Aber der Dichter, der ein wenig aufhorchte, hörte zwei Perſonen ſich abſeits unterhalten: „Meint ihr etwa, daß die Tiſchrede ſchon wirklich früher gemacht war, wie er es uns glauben machen wollte? Das war nur ein armſeliger Vorwand, um unſerem Wirthe und uns eine Lection zu geben!" — „Was für unverſchämte Leute gibt es doch in der Welt!" erwiderte der Andere; „und wer weiß, wohin er ſich noch verſtiegen hätte, wenn man ihn hätte weiter reden laſſen!"

Für Diejenigen, die etwa neugierig wären, wie die Fortſetzung der Tiſchrede lautete, wollen wir ſie herſetzen.

Wenn, decorirter Schwachkopf, dir am Herde
Der Väter halb in Rauch dein Gut ſich löſte;
Wenn deinen Koch du ſchätzeſt als das größte
Genie der Erde;

Wenn du die Künſtler miß'ſt mit ſpott'ſchen Blicken
Und auf Firenze's Marktplatz dir der Eber
Mißfällt, weil es unmöglich, ſeine Leber
Für dich zu ſpicken;

Ob ſolcher Eſeleien, gute Seele,
Zu fürchten haſt du nichts von Freudenſtörern;
Sprich, was du willſt, nur ſalbe deinen Hörern
Reichlich die Kehle.

Halt' dich an Solche nur mit deinen Reden,
Die die Geſinnung wechſeln wie die Teller;
Dann ſchützt als feſte Burg dich Küch' und Keller
Vor allen Fehden.

Doch fliehe den altväteriſch Frugalen,
Der nicht entbrennt in ſchnöden Hungers Feuer,
Und einen Platz an deinem Tiſch ſo theuer
Verſchmäht zu zahlen.

Ihm iſt der Speiſeſaal, von Scherz durchklungen,
Der Freundſchaft und des Frohſinns off'ne Scene,
Noch nicht verſtellter Bosheit Kampf-Arene
Und ſcharfer Zungen.

Das Pfäfflein paßt in ſolche Kampf-Arene,
Das ſeine Bibel nur citirt als Lacher,
Dort wo ſie ſpricht von Eſau's Linſenſchacher
Und von Gelagen.

Der Witzling mag auf dieſem Feld ſich üben,
Der wie ein Rabe ſtürzt auf gute Namen,
Und wieder dann mit feilen Lobes Hamen
Gern fiſcht im Trüben.

Auch mag dort ſeine Tüchtigkeit erweiſen
Der unverdroſſ'ne Neuigkeitenkrämer, —
Schalksnarr und Judas — täglich angenehmer
Den feinen Kreiſen.

Doch uns erſtrahl' der Blick in heit'rer Klarheit,
Frei ſei die Lippe, frei wie der Gedanke;
Und nie durch das Gewicht des Bandes wanke
Bei uns die Wahrheit.

Wer ſich bei Wenigem weiß zu gedulden
Ein Huhn im Topf, ein Fläſchchen Wein als Labe
Fährt ohne bunten Dienertroß zu Grabe
Und — ohne Schulden.

Man ſieht wohl, daß dieſe Tiſchrede zu dem Gelage nicht paßte, bei welchem ſie geſprochen wurde, und auch ich neige mich zu der Anſicht, daß der Dichter ſeinen Zuhörern nicht reinen Wein einſchenkte. Sich derbe Wahrheiten in's Geſicht ſagen zu laſſen, das gefällt Niemand, und es ſollte doch Höflichkeitsregel ſein, daß, während man fremde Suppe ißt, man denjenigen verſchone, der den Schöpflöffel in der Hand hat. Aber dieſe leidigen Poeten machen ſich bei aller Hochachtung, die ſie für Monsignor della Casa *) zu haben vorgeben, einen eigenen Galateo zurecht und beſonders, wenn ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt haben, herauszuſagen, was ſie denken. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der mürriſche Poet über dieſe gaſtliche Tafel für immer das Kreuz machen mußte, und daß dafür der Abbé dort für ewige Zeiten der Hahn im Korbe blieb. Wir theilen die beiden Tiſchreden mit zu beliebiger Auswahl. Die erſtere ſichert allen Schmarotzern, die ſie nachzuahmen verſtehen, den vollen Topf; mit der zweiten wird man ſich beſcheiden müſſen, beim Reſtaurant zu ſpeiſen.

◆

---

*) Giovanni della Casa ſchrieb unter dem Titel „Galateo" eine Anleitung zur Höflichkeit.

Gioſuè Carducci.

Auf den Feldern von Marengo

in der Oſternacht des Jahres 1175

Auf die Felder von Marengo blickt der Mond mit fahlem Lichte,
Zwiſchen Strom und Strom da drängt ſich brauſend juſt der Wald, der dichte,
Drängt der Wald von Hellebarden ſich, von Streitern und von Roſſen,
Welcher Aleſſandria's Walle lang vergebens hielt umſchloſſen.

Aleſſandria's Freudenfeuer lodern längs der Apenninen,
Leuchten hell der Flucht des Kaiſers, hell der Flucht des Ghibellinen.

Von Tortona auch herüber leuchten ihm der Bündner Brände,
Und in lautem Siegesjubel ſchallt's durch's nächtliche Gelände:

„Eingegittert hat den Löwen Sveviens die Lateinerlanze!
Freudenlohe ſagt's dem Meere, ſagt's den Bergen weit im Kranze!
Chriſtus iſt uns neu geboren, und das nächſte Morgengrauen
Wird das Volk vom Römerſtamme in verjüngter Glorie ſchauen!“

Auf das Schwert geſtützt, das hohe, hört den Siegesruf der greiſe
Hohenzollernfürſt, und leiſe flucht er: „Ha, in ſolcher Weiſe
Sterben durch die Hand von Krämern, die da mit der blanken Wehre
Geſtern erſt den Wanſt gegürtet, um den Preis der Ritterehre!“

Und der Biſchof, dem im Chore hundert Domherr'n ſind zur Seite,
Dem des Kellers Tonnen füllen hundert grünende Gebreite,

Seufzend flüſtert er vor ſich hin: „O mein ſchöner
Dom zu Speier,
Wer wird Meſſe in dir ſingen zu der hohen Chriſtnachtfeier?“

Und der junge Pfalzgraf Ditpold, dem die Locken goldig
gleißen,
Niederwallend zu dem Nacken, um den Hals, den
blühend weißen
Denkt: „Es ſchwärmen jetzt die Elfen, ſingen Nixen
jetzt am Rheine,
Und es träumt die ſchöne Thekla bei des Mondes
trautem Scheine!“

„Nicht allein den Eiſenkolben führ' ich, nein, in meiner
Taſche“
Spricht der Mainzer fromm, „ſtets führ' ich mit
dem heil'gen Oel die Flaſche.
's iſt für Alle! — Hätt'ſt Du nur ſchon hinter Dir die
Alpenkuppe,
Meine mit ital'ſchem Silber ſchwer belad'ne Maulthiertruppe!“

Und der Graf Tirols: „Mein Söhnchen,“ ſpricht er,
„an der Heimat Schwelle
Grüßt die Alpenſonne, grüßt Dich meiner Rüden froh'
Gebelle;

Dein ſind fortan ſie; mich fällen, traun, als alten Edelhirſchen
Schnöde Gäuche, die auf dieſen öden Eb'nen heute pirſchen!“

Still für ſich, in Feldes Mitte, an des Zelters Bug gelehnet,
Steht der Kaiſer: aufwärts blickt er, wo das Blau ſich endlos dehnet;
Ueber ſeinem grauen Haupte zieh'n die Sterne, und gelinde
Hinter ihm des Reiches Banner flattert, flüſtert, horch, im Winde!

Böhmens König, Polens König hüten es, wie allerorten,
Mit dem Scepter, mit dem Schwerte, mit des Reiches heil'gen Horten.
Matter glänzten jetzt die Sterne — auf der Alpen hohem Herde
Glomm ein Strahl — und: „Vorwärts, Mannen!“ rief der Kaiſer, „Auf! zu Pferde!“

„Wittelsbach! des heil'gen röm'ſchen Reichs Panier entroll' zur Stunde,
Flatternd vor den Augen derer drüben vom Lombardenbunde!

Und Du, Herold, meld' es ihnen: Der da zieht auf Eurem Plane
Iſt des großen Julius Erbe, iſt der Erbe der Trajane!“

Hei, wie hell, indeß im Oſten ſich der Pol begann zu röthen,
An dem Strand des Po erklangen die teutoniſchen Drommeten!
Angeſichts des Römeradlers ſenkten ſich Italiens Fahnen,
Ungeſtört vorüber nordwärts zog der Kaiſer ſeine Bahnen.

* * *

Claſſiſche und romantiſche Schule.

Die Sonne liebt den Menſchen, iſt ihm hilfreich,
Und will ihn heiter ſehen:
Sie iſt's, durch die im Feld die goldnen Halme
Schnittreif im Winde wehen;

Aus ihrer Höh' zulächelt ſie der Pflugſchar,
Die aus der Scholle Dunkel
Der braunen, bei des Pflugſtiers ſachtem Schritte,
Hervorblinkt mit Gefunkel;

Sie hat, wenn ſie mit Glut gefüllt die Traube,
  Und ſie geſchmückt mit Farben,
Ein Lächeln auch noch für des Herbſtes Jauchzen,
  Wenn längſt die Blumen ſtarben.

Ihr letzter Tagesſtrahl, den auf den Dächern
  Der Stadt ſie läßt verglühen,
Beſucht ein Mädchen, das ſein Blütenalter
  Vergißt in Tagesmühen.

Und lehrt ein Lied es noch von Lenz und Liebe,
  Mit dem vom engen Pferche
Sein pochend Herz ſich aufſchwingt, frohbeflügelt,
  Zum Licht, wie eine Lerche.

Du aber, Mond, du ſchmückſt mit deinem Lichte
  Nur Gräber und Ruinen:
Es blüh'n nicht Blumen, reifen keine Früchte,
  Von deinem Strahl beſchienen.

Du ſtiehlſt durchs Fenſter dich, wenn Nachts entſchlummert
  Sind Hunger, Froſt und Sorgen,
Und weckſt ſie, daß ſie ſelbſt ſich wieder fühlen,
  Und denken an den Morgen.

Um goth'ſche Zinnen liebſt mit ſchmachtend-mattem
  Geflimmer du zu ſäumen,
Liebäugelnd mit poet'ſchen Müſſiggängern
  Und leeren Liebesträumen.

Dann in den Friedhof ſchleichſt du, zu erfriſchen
Dort deine müden Strahlen,
Wetteifernd mit den weißen Todtenbeinen
Im Glanz, dem kalten, fahlen.

Verhaßt iſt mir dein Angeſicht zu ſchauen,
Das runde, weiße, blöde,
Mit dem du, Nonne, unfruchtbar verbuhlte
Hinwallſt in ew'ger Oede.

* * *

Verſailles.

Zum 79. Jahrestage der franzöſiſchen Republik.
21. September 1871.

Im Schloſſe zu Verſailles ſprach trotzig Einer:
„Mein iſt, was wächſt auf Erden, ſchwimmt im Meer,
In Lüften fleugt!“ Beifügte fromm der Prieſter:
„Du ſollſt nicht ſtehlen, Volk! gebeut der Herr.“

Dein Laubgrün, deine Silberwellen, lächelnd
Aus Weihern, oder zwiſchen Blumen hold
Hinrieſelnd, und dein Marmorvolk von Nymphen,
Und deine Hallen, funkelnd all' von Gold.

Sie ſchauten, o Verſailles, mit ſchnödem Knechtſinn
Schmachvolle Herrſcherwillkür im Verein:
„Dein Feld, dein Weib verlang' ich, deine Tugend!“
So ſprach ein Menſch, und Niemand ſagte Nein!

Und Jünglinge und Jungfraun kamen, boten
Das Opfer ihrer Ehr' ihm knieend an;
Den Hirſchpark ſchuf der chriſtlichſte der Herrſcher
Das Blut des feigen Volkes klebte d'ran.

Schlief er an weißer Bruſt, die Hand am Schwerte,
Und über Häupter hingeſtreckt den Fuß,
Hielt Frankreich ſtolz die Wacht für ſeinen König,
Vom Ocean bis zu des Rheines Fluß.

Schritt er aus ehebrecheriſchem Bette
Zu einem feſtlich prangenden Altar,
Da brachteſt du mit Stolz, Verſailles, mit Ehrfurcht
Europa ſeine Huldigung ihm dar.

Er war der Ruhm, die Tapferkeit, das Wiſſen,
Des Heeres Macht, die Kunſt, der Wahrheit Licht:
Alles in Allem er: die Welt erhellte
Er unbewußt mit ſeinem Angeſicht.

Schwer war's zu ſagen, ob er Gott beſchützte,
Ob dieſer ſchützte ſein geheiligt Haupt:
Nur eure Todten wiſſen es, Cevennen,
Die ſeines Beicht'gers Worten nicht geglaubt.

Von ſeinem „Ochſenaug" der König ſchaute
  Die klein zu ſeinen Füßen lag, die Welt.
Ihn ſegnete, als Helfer ſeiner Thaten,
  Der Himmel hoch herab vom Sternenzelt;

Und ſegnete die Veilchen, die ſich bargen
  Im jungfräulichen Schleier der Vallière,
Und ſegnete die ehelichen Roſen
  Der Monteſpan, der Dame ſtolz und hehr.

Und ſegnete die friſchen Witwen-Lilien
  Des Engadin im Buſen der Maintenon:
Des Königs Lächeln färbte roth der Trauer
  Gewande dem Getreuen, dem Aron.

Die Zeit der Hüte und der Prieſterröcke
  Ward jene Zeit von Hof und Stadt genannt;
Vom Volk die Zeit des Hungers und der Plagen;
  Des Todes — als die Rache war entbrannt.

Es kam der Tag: da, zwar verſchied'nen Glaubens,
  Doch für die Wahrheit zückend ihre Wehr,
Guillotinirte Kant den Herrn des Himmels,
  Und den der Erde köpfte Robespierre.

Die beiden Todten, tragend in den Händen
  Die abgeſchlag'nen Köpfe — Pietät
Nun heiſchen ſie, der an's Gefühl ſich wendend,
  Der Andre pochend auf „Autorität".

Aufrichtet neu Verſailles Thron und Altäre
Der alten Zeit, ſchmückt ſie mit friſchem Grün.
Haſt du, ſie zu begraben, keine Steine,
Du ſchwarzer Mauernſchutt der Tuilerie'n?

Lorenzo Stecchetti.

Sonette.

I.

Ihr Tugendhaften von geſetztem Alter,
Jungfrau'n mit gelben Lippen, langen Zähnen,
Die ſchweren Frevel ſchon begangen wähnen,
Zeigt halb ein Nacken ſich, ein reizumſtrahlter:

Schließt eure Fenſter jetzt in Ruh', in kalter,
Und ſchaut hinaus nicht auf dies „Thal der Thränen“,
Wo neu erliegen tück'ſchen Lenzes Plänen
Die Blumen, die Verliebten und die Falter.

Schließt euer Aug', wenn Roſen Schmuck verleihen
Den Mädchen und im Schooß der Wieſengründe
Selbſt fromme Lämmlein ruh'n geſellt zu Zweien.

Schließt dies verfehmte Buch, daß es nicht künde
  Vor eurem Ohr, wie ſchön der Mond des Maien,
Wie ſchön die Sünderinnen und die Sünde.

* * *

II.

Penelope

Penelope biſt du, und ſenkſt die Blicke,
  Und hebſt ſie wieder, unſchuldklar, wie keine:
  Unmöglich iſt's, daß Sünde je, du Reine,
Daß je der Freier Lockung dich beſtricke.

Verläumdung wagt, ob auch der Neid erſticke
  Die Freundinnen, ſich nicht an dich, die Eine;
  Du wandelſt hin in königlichem Scheine,
Wie fleiſchlos, blutlos, trotzend dem Geſchicke.

Im Feſtreih'n dämpfſt du, wie dein Reiz auch gleiße,
  Vom Kleid des Stolzes und der Scham umgeben,
Mit einem Blick der Werber Glut, die heiße.

Penelope biſt du: das du zu weben
  Verſtehſt tagüber, das Gewand, das weiße,
Auftrennſt du's Nachts mit mir, mein ſüßes Leben!

* * *

Aus „Dies irae“.

(I.)

Wenn ſatt ich hab' den Müſſiggang
  Im Herbſte und die Schwalben ſind geſchieden,
Spür' ich den Drang, mit Gott dem Herrn
  Zu machen wieder einmal meinen Frieden.

Ich geh' in mich und denke viel
  Den ird'ſchen Dingen nach, den dauerloſen.
Barmherz'ger Himmel, wie ſo bald
  Sieht man die Roſen welken, ach, die Roſen!

Nur die Cypreſſe, das Simbol
  Des Leids, des Elends auf dem Erdenrunde,
Nur die Cypreſſe vegetirt
  Im Froſt auch und ihr Grün geht nicht zu Grunde.

Und an's Gericht denk' ich ſodann,
  Zumal an's Weltgericht, vor das wir treten,
Wenn aus dem Grabesſchlummer uns
  Geweckt der Klang der himmliſchen Trompeten.

Ach Gott, ich ahne ſchon die Noth,
  Wenn jener große Morgen angebrochen
Und ich in kalter Dunkelheit
  Umſonſt zuſammenſuche meine Knochen.

Auf, auf, ihr lieben Nachbarn, auf!
  Und thut mir den Gefallen, mir zu ſagen,
Was ward aus meinem armen Kopf?
  Geſteht, wer hat ihn mir davongetragen?

Es war ein Kopf, noch jung, und voll
  Von Träumerei'n, geneigt auch zum Verlieben.
Wär' etwa gar auf Emma's Knie'n
  In der Zerſtreuung er zurückgeblieben?

Nein, nein, ein Recenſent vielleicht,
  Der ohne Kopf ſchon da herabgekommen,
Sprach zu ſich ſelbſt: Potz Blitz, da mir
  Der meine fehlt, ſei dieſer da genommen!

Zu ſpielen hier den Kritiker
  Als Todter noch – das mag er bleiben laſſen.
Auf einen ſo verdrehten Hals
  Wird ſchwer ein Köpflein wie das meine paſſen.

Die Sache kommt ſogleich an's Licht
  Und er muß ſtracks in's höll'ſche Feuer wandern:
Man iſt in dieſer Geiſterwelt
  So dumm nicht als man iſt in jener andern.

O weh! die Augen hab' ich, doch –
  Die Brille nicht, muß ohne Kenntniß bleiben
Von dem, was Hypochondriſche
  Zum Lob des Chriſtenthums in Blättern ſchreiben.

Und ſeh' die frommen Jungfrau'n nicht,
  Die in Sonetten blüh'n, noch die Poeten,
Die ſich im Schweiß des Angeſichts
  Bemüh'n für Tugendrettung der Griſetten.

* * *

III.

Wie lebte ſich's auf Erden ſchön!
  Wie gerne wär' ich dort mit dir geblieben!
Denkſt du der Lieder, die ich dort
  An dich, du blondes Teufelchen, geſchrieben?

In meine Manuſcripte fuhrſt
  Du immer mir wie toll mit deiner Scheere,
Verſchnitt'ſt zu Kragenmuſtern, was gedruckt
  Reichlich gebracht mir hätte Ruhm und Ehre!

Denkſt du der Sternennächte noch,
  Wo, fröhlich wandelnd in den ſüßen Schauern
Des Dämmerſcheins, ſelbander wir
  Leuchtwürmchen haſchten längs der Gartenmauern?

Denkſt du des Winters noch, der Luſt,
  Die uns beim letzten Maskenball umtoſ'te?
Und des Geraniumſtocks, der, ach,
  Am Fenſter dir verdarb im ſcharfen Froſte?

Und des Geredes, das da ging
  Von uns und unſ'rem nächtlich tollen Leben,
Und das ſo großes Aergerniß
  Dem frommen Phariſäervolk gegeben?

Erinnerungen, heiter hold!
  Wie kehrt mein Sinn zu euch zurück ſo gerne!
Ein paar Jahrhunderte gebannt
  Hielt die Karthauſe mich — und du warſt ferne!

Wo bliebſt du, Kind? Verſprachſt du nicht
  Mir treu zu bleiben, nie von mir zu laſſen?
Wie lang die Zeit mir ohne dich
  Geworden hier, o Weib, kannſt du es faſſen?

So manche wack're Leiche kam
  In meine ſtille Grube da herunter;
Es taſtete mein Knochenarm
  Stets nach der deinen — ſie war nicht darunter.

Sag' an, ſtarbſt du im Carneval,
  Maskirt, in luſt'ger Freunde Schwarm beim Mahle?
Hat dich die Schwindſucht hingerafft,
  Zu herbſtlich trüber Zeit im Hoſpitale?

Ach hätten ſie doch wenigſtens
  Begraben dich zur Seite mir! wie kläglich
Im moderfeuchten Erdengrund
  Fror' ich — und, ach, langweilte mich unſäglich!

Doch ſtill! der ew'ge Richter ſitzt
  Juſt zu Gericht, zu lohnen, zu verdammen.
Wir ſind verdammt. Sei guten Muths,
  Zur Hölle nieder wandern wir zuſammen.

Mit dir zufrieden, ohne Neid
  Laß ich die Engel hoch im Glanze ſtrahlen!
Komm nur, mein Schatz! der Teufel iſt
  So ſchwarz wohl nicht, als man ihn pflegt zu malen.

⁂

Edmondo de Amicis.

◆

Sonette.

I.

Ein Beſuch.

◆

Vergebung, Herr, wenn ohne Complimente
Ich vor Sie trete, ſchlicht, im Reiſekleide:
Zehn Jahre ſind's und mehr, bei meinem Eide,
Daß ich gelechzt nach dieſem Glücksmomente!

Entzückt von Ihrem herrlichen Talente . . .
Bei Gott, ich lüge nicht, der ich vermeide
Zu ſchmeicheln, und an Worten Mangel leide,
Zu ſagen, was zu ſagen ich mich ſehnte!

Die Anmuth! Das Gefühl! Der Geiſt! wem glitten
Die Verſe je vom Mund ſo leicht? Sie reihen
Sich jetzt an unſ're Beſten unbeſtritten!

Mag fort und fort Ihr Schaffen ſo gedeihen
Zum Ruhm des Vaterlands! — Dürft ich Sie bitten
Gefälligſt zwanzig Franken mir zu leihen?

* * *

II.

Der Verehrer.

1.

Weichend dem Drang, voll ängſtlicher Bewegung,
Schreib' ich, wenn Sie es gütigſt mir geſtatten,
An Sie, bei dem Genie und Herz ſich gatten;
Mir ſchwindelt faſt — ich zitt're vor Erregung!

Anbei als Pfand der warmen Herzensregung,
Die ich mit Worten künde, allzumatten,
Liegt ein Sonett, betitelt: „Pico's Schatten";
Ich ſchließ es bei mit zager Ueberlegung.

Glückſelig, wenn ich Ihren Beifall merke,
Bin ich — doch auch den Tadel nicht beklag' ich,
Nur daß Ihr Rath im Guten mich beſtärke!

Dazu Ihr Bild — ſchon längſt Verlangen trag' ich —
Darnach — ein Stammbuchblatt — und Ihre Werke!
Nicht mehr für diesmal zu erbitten wag' ich!

* * *

2.

Drei Wochen lang hab' ich geharrt bis heute,
Mein Herr, aus Ihrer Hand auf eine Zeile:
Und endlich wird ein Ausſpruch mir zu theile,
Von dem ich nicht recht weiß, was er bedeute?

Ein Blatt in Mailand, und verſchied'ne Leute,
Als Kritiker bekannt auf manche Meile,
Erklärten, daß trotz Mangels letzter Feile,
Sie mein Sonett zu leſen ſehr erfreute.

Wie kommt es nun, daß ich von Ihnen höre
So ſchnöden Spruch? Sollt' Ihren Blick umfloren
Ein wenig auch der Neid auf And'rer Ehre?

Nun, das ſind Schwächen, die mit uns geboren!
Doch glauben Sie, daß ich recht gern entbehre
Das Lob der Ungeſchliffnen und der Thoren!

⁂

III.

[illegible]

Talent beſitzt er, doch zu wenig milde,
Zu wenig reif; wenn er erſt kennt das Leben,
Und größ're Sammlung, Tiefe ſich gegeben,
Und er verſteht das Menſchenherz, das wilde,

Und ihm durch's Studium der Meiſtergilde
Gelungen, ſein Geſchmacksurtheil zu heben,
Und er's erreicht durch gründliches Beſtreben,
Daß ſeinen Stil er echt italiſch bilde.

Und er ſodann, nach höher'm Ziel gerichtet,
Zu Proſa völlig ändert ſein Gebahren
Und auf gebund'ne Rede ganz verzichtet:

Dann, ja, wird er vielleicht nach zwanzig Jahren,
Nicht ſag' ich Großes leiſten, wenn er dichtet,
Jedoch am End' nicht allzu übel fahren!

* * *

IV.

Crescit eundo.

Ein groß Talent: ſo viel ſteht außer Frage!
Nur iſt, mit ſchuldigem Reſpect zu ſprechen,
Am End' hat jeder Autor ſeine Schwächen:
Sein Stil nicht leicht genug, daß ich ſo ſage.

Man ſpricht von Schwulſt nach oft gehörter Klage
Mag es auch an Correctheit ihm gebrechen:
Doch ſonſt iſt jedes Lob ihm zuzuſprechen!
Empfindung nur tritt nicht genug zu Tage!

Er iſt voll Phantaſie, gedankentüchtig;
Nur daß Geſchmack ihm fehlt, und ſein Geklimper
Klingt oft ein bischen matt, ein bischen flüchtig.

Zu Zeiten ſtreift die Muſe ſeine Wimper;
Doch daß er ſtiehlt ganz unverſchämt, iſt richtig:
Weiß nicht, ob er mehr Dieb iſt — ob mehr Stümper!

* * *

V.

Bücherumlauf.

Von einem Bürſchchen, das mein Buch erſtanden,
Entlehnt' es ſein Profeſſor erſt, ſein alter,
Und ließ es gaukeln dann wie einen Falter
Bei ſechs ſteinreichen Damen, ihm verwandten.

Die letzte lieh's an einen ihr bekannten
Büreau-Chef — ſtets als Freund von Büchern galt er! —
Im Amt die Runde vom Kanzleiverwalter
Macht's bis hinab zum jüngſten Praktikanten.

Der ſchickt' es, als er war damit zu Rande
Nach Syracus an ſein geliebtes Klärchen:
Die nach Turin an einen Herrn von Stande.

„Sie Glückspilz!“ ſprach zu mir heut dieſes Herrchen.
„Man reißt ſich um Ihr Buch!“ — Die Gaunerbande!
Sie reißt ſich — um ein einzig Exemplärchen!

Aus Edmondo de Amicis' Buch von der Freundſchaft.

I.

Die Freundinnen.

Ich gedenke der Regennächte meiner Soldatenzeit, wenn unſer Regiment, müde und kothbeſpritzt, an einem Landhauſe vorbeikam, und wir dunkle Schattenriſſe von Frauen, an's Fenſter eines erleuchteten Saals gelehnt, erblickten: immer kam mir dabei jenes Wort Rouſſeau's in den Sinn, daß es ein Verlangen nach dem Weibe gebe, dem kein ſinnlicher Gedanke beigemiſcht: das Verlangen nach einem eigenthümlichen, ſchwer zu definirenden Vergnügen, das wir in weiblicher Geſellſchaft empfinden. Nach einem dreimonatlichen Leben im Felde waren wir ſämmtlich unſerer rauhen männlichen Freundſchaft müde; wir empfanden das Bedürfniß einer in weichen Lauten, zarten Worten ſich ausſprechenden Freundſchaft. Wie gern hätten wir eine ſolche Frau, gleichviel ob alt oder jung, gebeten, eine Stunde bei ihr bleiben, ſie reden hören, ihr tauſend Dinge ſagen zu dürfen, die wir ſeit drei Monaten keiner Menſchenſeele ſagen konnten, Gedanken und Gefühle, die unter Männern nicht zum Ausdrucke kommen, weil der ſtarke Cigarrendampf ihr feines Arom gar nicht aufkommen laſſen würde. Selbſt manche ältliche Bauersfrau von wohlwollendem Ausſehen flößte uns ein ſolches Verlangen ein; mit Vergnügen weilten wir in ihrer ärmlichen, ungedielten Küche und hörten, auf einer Bank ſitzend, ihren einförmigen Reden zu, in welchen ein lebhaftes Gefühl von Mitleid mit uns und Schauder vor dem Kriege ſich kundgab. Es waren ungekünſtelte Worte, Worte aus ungebildetem Munde, aber es waren Frauenlaute und Frauenworte, gedämpft wie von einer ſüßen Harmonie aus der Ferne, in welcher tauſenderlei Klänge ſich verwoben, von Wiegenliedern, die uns eingelullt, von Seufzern, die uns beim Scheiden begleiteten. Freilich ſagte man ſich auch unter Freunden, im Zelte, während das Lager in nächtlichem Schlummer lag, mitunter ein herzlich Wort; aber in den Geberden, mit welchen dieſe armen Frauen unſere durchnäßten Röcke am Feuer ausbreiteten, in dem Ton, in welchem ſie ſich nach unſeren Familien erkundigten, lag etwas, das keiner von uns ſo hätte ausdrücken können, und das zu vernehmen uns doch Allen ein Bedürfniß war. Und dabei dachten wir an beſtimmte Frauen in der Ferne, die wir ſonſt unſere Freundinnen genannt, und dieſer Name erregte jetzt in uns ein neues, ſüßes Gefühl, nicht weniger lebhaft, und doch ganz verſchieden von dem, welches der Name „Geliebte“ in uns erweckte.

* * *

In früheſter Jugend macht ſich dies Bedürfniß nicht eigentlich geltend; es wird ſofort erſtickt oder gedeckt durch das der Liebe. Wer erinnert ſich nicht an ſeine erſte Freundin? Wir durften uns nicht lieben, weil wir beide gebunden waren: wir an ein leichtſinniges Mädchen, ſie an einen herzloſen Mann (von fünfzehn Jahren); aber nachdem wir uns oft geſehen, dicht von Bäumen umgeben, und uns unſere Schmerzen geklagt, mußte es wohl zu einer Freundſchaft zwiſchen uns kommen. Zur Liebe nicht — das wäre eine Schmach geweſen; wir ſagten es uns beide mit feierlichem Ernſt. Aber wir waren Seelenfreunde, in dem Maße, daß wir nicht einen Augenblick beiſammen ſein konnten, ohne einander bei den Händen zu faſſen und uns in die Augen zu ſehen. Freilich, wir errötheten ein wenig, ſo oft wir einander unverſehens begegneten; aber wir gewannen doch ſogleich unſere Faſſung wieder, und nahmen unſere ruhigen Geſpräche wieder auf, als beſonnene Freunde, welche wiſſen, wo ſie der Schuh drückt, und Welterfahrung beſitzen. Unſere Freundſchaft

◆ ◆ ◆

ſuchte die Einſamkeit und hatte eine Vorliebe für dichtumlaubte Schattenplätze. Ach, wir waren geboren einander zu verſtehen! Auch wenn ſie einmal verheiratet wäre und auch wir uns mit unſerer Geliebten vermählt hätten, würden wir doch immer gute Freunde bleiben; nicht wahr? Wir würden uns doch immer Alles vertrauen wie jetzt, immer eins dem andern treulich ſo zur Seite ſtehen, ohne jeden Hintergedanken, wie Bruder und Schweſter. Dabei glitt unſere unruhige Hand ihren zarten Arm unter dem Muſſelinärmel entlang; aber warum nicht? es war der Arm einer Freundin, und das Haupt, das einen Moment ſpäter ſich auf ihre Schulter lehnte, war das Haupt eines Bruders. Und wenn wir eine Aufwallung in unſerem Blute ſpürten, nun ſo war es eine Aufwallung des Unmuths über die Treuloſigkeit der Perſon, die wir „liebten“, der Unwille einer edlen Freundſchaft, wie ſie die gemeinen Seelen nicht kennen — vor welchen gemeinen Seelen wir eine ſolche Angſt hatten, daß wir beim leiſeſten Geräuſch von Schritten auseinanderfuhren, weil, wie wir uns ſagten, die Erhabenheit gewiſſer Regungen von der Welt nicht begriffen würde. Und wir wiederholten uns das, nachdem das Geräuſch ſich entfernt hatte, indem wir wechſelſeitig einander die Haare hinter die Ohren ſtrichen, und uns zuſchwuren, mit Augen, umſchleiert vom reinſten Freundſchaftsgefühle, daß, wie fern auch immer das Geſchick uns auseinanderwürfe, doch immer eins zu dem andern, wenn es ein Unglück träfe, eilen würde, um ihm zu helfen, es zu tröſten, ihm den Kuß der Freundſchaft auf die Stirne zu drücken, einen Kuß wie den, welchen wir in dieſem Augenblicke wechſelten, und welcher gemach von der Stirn bis mitten auf den Mund herunterglitt, was ja doch auch freundſchaftlichen Küſſen erlaubt ſein mußte, wenn die Freundſchaft wirklich eine herzliche und tiefe war . . .

* * *

Die erſten wirklichen Freundinnen hatten wir erſt einige Jahre ſpäter, als wir zum erſten mal in der Fremde waren. Die Traurigkeit unſerer einſamen Kammer, der Gedanke an unſere entfernte Mutter, die Melancholie, welche den erſten lang erſehnten Freuden des Genuſſes unſerer Freiheit folgt, führten uns oft zu alten Frauen, bei welchen wir eine Art Troſt darin fanden, uns Rathſchläge und Ermahnungen geben zu laſſen, mit jenen Modulationen der Stimme, jenen bedächtigen Handbewegungen, wie ſie faſt allen Müttern eigen, und welche, ſo zu ſagen, die Univerſalſprache der Mutterliebe ſind. Und ſo faßten wir eine Zuneigung für dieſe Frauen. Wir brachten ſo manche ſtille Stunde an ihrer Seite zu, zufriedenen Herzens, in dem Salon, der uns an den unſeres Elternhauſes erinnerte, vor dem von einer Schirmlampe erhellten Tiſchchen, das voll von denſelben Kleinigkeiten lag, welche unſere

Mutter allabendlich unter den Händen hatte. Und zuweilen ſchwoll uns das Herz bei dem Gedanken an den großen Zwiſchenraum, mit welchem Feſtland oder Meereswogen uns trennten von jenem andern Gemache, in welchem vielleicht unſere treueſte Freundin in dieſem Momente arbeitete, mit den Gedanken bei uns weilend; und dann ergriffen wir die Hand der wackeren Frau und baten ſie, uns gut zu ſein, und nannten ſie Freundin in einem Ton der Stimme, der ſie rührte. . . Aber dieſe Freundſchaften dauerten nur ſo lange, als das Familienheimweh in uns anhielt. Die neuen Freunde, die Liebe, die Freuden des Genuſſes unſerer Freiheit gewannen bald ganz und gar die Oberhand über uns; da begannen wir ſeltener zu kommen, aus Mangel an innerem Antrieb, und ſpäter kamen wir noch ſeltener, aus Scham, daß wir nicht mehr dieſelben waren, und ſchließlich ließen wir uns gar nicht mehr ſehen, um dem Vorwurf der Undankbarkeit zu entgehen; und wir ſuchten dieſe Erinnerungen uns aus dem Sinne zu ſchlagen, um den Vorwurf im eigenen Innern los zu werden.

◆ ◆

Für dieſes Alter iſt das Ideal eine junge und ſchöne Freundin. Wir haben in vielen Büchern geleſen, daß ſo etwas möglich iſt: eine ſchöne Freundin, welcher wir alle unſere Geheimniſſe und alle unſere Schmerzen anvertrauen; ſchön, aber von einer Schönheit eigener Art, welche zum Herzen ſpricht, ohne die Sinne aufzuregen; eine Freundin, welche wir alle Tage ſehen können, in aller Ruhe, allein mit ihr, viele Stunden lang; gut wie ein Engel; verſtändigen Sinnes und voll Sanftmuth, wenn wir eines Troſtes bedürfen, und heiter wie ein Kind, wenn wir uns eben glücklich fühlen; ein anmuthiges, offenherziges, vorurtheilsloſes, beherztes, beredtes Frauenweſen, das uns bis hinein in die innerſten Tiefen des Herzens kennt, und hinwiederum uns ſeine innerſten Gedanken enthüllt, wobei ſie uns geſtattet, ihre kleine Hand zu liebkoſen, indem wir alle Adern, alle Gelenke und alle Grübchen derſelben küſſen, ohne den Faden ihrer Rede zu verlieren, welcher wir lauſchen wie einer Muſik, mit halbgeſchloſſenen Augen, und manchesmal im Sitzen mit den emporgezogenen Knien gegen eine Kante geſtemmt; eine liebreiche Schweſter, die wir manchen Tag zum Weinen bringen, manchen Tag auch erzürnen, die uns aber ſtets verzeiht, weil ſie weiß, daß wir ihr mit ganzer Seele ergeben ſind, und daß wir für ihre Ehre mit unſerem Blute einſtehen würden, und daß ihre Freundſchaft unſer Herz veredelt, unſerem Leben eine höhere Weihe gibt. Wie viele ſolcher Freundinnen hat unſre Phantaſie ſich vorgezaubert! Hohe, blaſſe Frauen, mit großen Augen und klangvoller Stimme, die uns mannhaften Rath ertheilten; dann wieder herzenswarme und ſchwermüthige Frauchen, welche ihre Stirne an unſ're Bruſt ſehnten und weinten; reizende Brünetten mit bizarren Launen, zum Zorne geneigt, die ſich durch unſere Freundſchaft allmälig zähmen und ſänftigen ließen . . . Tauſendmal riefen wir uns ſelbſt mit ihrer Stimme zu: „Geliebter Freund!“ „Bruderſeele!“ — und malten uns Spaziergänge mit ihnen im Walde aus, freudiges Wiederſehen nach langer Abweſenheit, Abſchiedsſcenen, ſo traurig, ſo edel, ſo poetiſch, daß nicht einmal unſere „Geliebte“, wenn wir eine ſolche beſaßen, etwas dagegen hätte einwenden können . . . Verſchmolzen wir doch im Gegentheil in unſeren Gedanken jene Liebe und dieſe Freundſchaft: jene eine feurige, gewaltige Melodie in unſerm Leben, dieſe eine gedämpfte Begleitung, ein beſtändiges Violoncell-Tremolo von unendlicher Zartheit.

* * *

Träume! Wenige Jahre ſpäter bemerkten wir's, daß wir geträumt. Die Welt bereitet dieſer Freundſchaft mehr Hinderniſſe als der Liebe, weil ſie dieſelbe für eine Phariſäerliebe hält, ohne Leidenſchaft und ohne Muth, und ſie täuſcht ſich darin ſelten. Liebt man ein Weib, ſo braucht man keine junge Freundin, und liebt man kein anderes Weib, ſo endet man damit, ſeine Freundin zu lieben. Es gibt keine Freundſchaft ohne Sympathie; aber einer jugendfriſchen und ſchönen Freundin gegenüber iſt Sympathie nur die halberſchloſſene

Knoſpe der Liebe. Ein Philoſoph wird ſagen: es iſt weder Leidenſchaft, noch Freundſchaft, es iſt eine beſondere Art von Zuneigung für ſich. Nun ja, das iſt ſie die ganze Zeit über, welche die Leidenſchaft zu ihrem Werden bedarf, eine Zeit, die nicht länger iſt, als die, welche die Freundſchaft braucht, um zur Vertraulichkeit zu werden. Ein Anderer ſagt: es iſt nicht Liebe, es iſt ein weniger ſtürmiſches Gefühl, es iſt nicht Freundſchaft, es iſt ein zärtlicheres Gefühl. Spitzfindigkeiten! Sagen wir doch lieber gleich, es iſt eine zärtliche, wiewohl nicht ſtürmiſche Liebe. Freilich dauert die Illuſion der Freundſchaft einige Zeit. Die Verwandlung geht allmälig vor ſich. Der Blick, der eine Zeit lang nichts ſucht als die Augen der Geliebten, beginnt nach und nach das Haupt nach ſich zu ziehen und ihr zuzuneigen, hernach ihr Perlenſchnüre um den Hals zu ſchlingen, dann ſacht zwiſchen dem Ohrläppchen und dem Halbrund der Schulter auf und nieder zu gleiten, wie eine in der Zerſtreuung ſie liebkoſende Hand, dann das Maß zu nehmen für hunderte und aberhunderte von ſeidenen Gürteln um ihre ſchlanke Leibesmitte. Von Tag zu Tag nimmt die Zerſtreutheit zu, mit welcher wir die freundlich-klugen Reden anhören, die ſie uns als gute Freundin hält, und von welchen uns anfangs kein Wort entging. Alle unſere Gedanken bewegen ſich auf einer äußerſt ſanft geneigten Bahn abwärts, um ſchließlich in einem einzigen zu verſchmelzen, der zuerſt mit Entſchloſſenheit, dann matt abgewieſen wird, über dem wir hernach brüten, an dem wir uns im Stillen ergötzen, während ſie ſpricht, ein Genuß, den wir unter dem Scheine geſpannter Aufmerkſamkeit verbergen, ungefähr wie Knaben in der Schule thun, wenn ſie verſtohlen an Zuckerwerk langen. Dann kommen jene lauen Abende, an welchen auch die hellſte Stimme ſich zu verſchleiern, das feſteſte Haargelock zu erſchlaffen ſcheint; es kommen die melancholiſchen Augenblicke, welche den Augen und den Geberden einen ſchmachtenden Ausdruck verleihen; die brüderlich- und ſchweſterlich-vertraulichen Mittheilungen, die man ſich gleichſam in die Haare flüſtert; die vom Geruch eines Veilchenſträußchens in Verwirrung gebrachten Geſpräche; die Begegnungen der unſicheren Hände auf einem Buche; das beſtändig unterdrückte und beſtändig wiederkehrende Bedürfniß, ein Band zu berühren, eine Falte zu glätten, die Fäden einer Franſe zurecht zu ſtreichen, die Löcher einer Treſſe zu zählen, die Weichheit einer Haarflechte zwiſchen den Fingern zu prüfen ...

⁂

Doch nein — noch währt die Freundſchaft; die Hochachtung kann ſie lange in ihren Schranken erhalten. Es gibt Momente, wo ſich über Sinn und Auge ein Schleier zieht, und die ganze Seele mit Ungeſtüm ſich anſchickt, dem triumphirenden Rufe der Natur zu folgen — dem Rufe: Liebe! Greif zu! Genieße! —

Aber es gibt da auch unverſehens uns treffende Blicke, welche eine ſo ruhige, liebenswürdige Zuverſicht verrathen, und andere, welche einen ſo traurigen Verdacht, eine ſo ſtrenge Mahnung in ſich ſchließen, daß im erſten Moment, wenn wir ihnen begegnen, die Liebe in Beſtürzung geräth und in aller Eile ſich wieder hinter die Freundſchaft zurückzieht. Die Natur wird durch Verrath ſiegen. Ach, den Tag, wenn Ihr hingeht, den Troſt ihrer Worte zu ſuchen, mit einem tiefen Leid im Herzen, ſeid gewiß, daß an dieſem Tage Eure Freundſchaft von keinem argwöhniſchen Gedanken getrübt ſein wird. Ihr findet ſie ſanft und gut wie immer. Euer Schmerz wird ihren Augen ſchöne Thränen, ihren Lippen holde Worte entlocken. Was ſie ſagt, ihr wißt es nicht; genug, es iſt ein Frauenherz, das wie mit einem Liede Euer Weh in Schlummer ſingt. Sie zieht Euch alle die ſcharfen Spitzen, die man Euch in's Herz gebohrt, heraus, eine nach der andern, mit der Geduld und Sanftmuth einer Mutter, welche Glasſplitter aus der Hand des davon verwundeten Kindes zieht. Schon ſeid Ihr getröſtet im Innerſten; aber noch widerſteht Eure ſtolze Manneswürde in ihrem Schmerze; ſie jedoch überwindet alle Eure Widerſtandsverſuche, einen nach dem andern, mit Zureden und Bitten, mit einer Stimme, welche allmälig Eure ſämmtlichen heiteren Gedanken in den Schlupfwinkeln, in welche ſie ſich zurückgezogen, erweckt und hervorlockt. Und je mehr Herzlichkeit ſie verſchwendet, deſto reichlicher ſcheint ſie ihr aus den

Augen und von den Lippen zu ſtrömen, in blauen Strahlen und in goldenen, warmen, geruhigen Wellen, die Euch umwallen und umkoſen wie mit hundert mitleidigen Händen. Ach, ſo beſteht ſie doch, dieſe göttliche Freundſchaft! Ein Gefühl unermeßlicher Dankbarkeit überfluthet Euer Herz; ihr möchtet Euch ihr zu Füßen werfen; Ihr ſagt es ihr, indem Ihr Eure Hände über der ihrigen faltet, und mit einer von Zärtlichkeit erſtickten Stimme; es iſt eine Seele, ſchön und mild wie die Sonne, immer werdet Ihr ihr Freund, ihr Bruder, ihr Sclave ſein; Euer Blut möchtet Ihr für ſie hingeben, Euer Leben, Euer . . . und ſiehe da, der Laut eines Kuſſes iſt erklungen, hell wie ein Klang aus der Kehle der Nachtigall, unauslöſchlich wie ein Schickſalsſpruch.

* * *

Und dann? . . . Ja dann ereignet ſich Folgendes. Entweder wird der Nachtigallklang nicht verziehen und Alles iſt zu Ende; oder er wird mehr als verziehen und die Freundſchaft verwandelt ſich in etwas Anderes; oder er wird verziehen nach voraus-gegangenem Ungewitter, unter der Bedingung, daß er ſich nicht wiederhole . . . . Und dann lebt wohl die Freundſchaft fort, wie ſie eben kann, mit dem Nachklang jenes Kuſſes im Ohr. Aber ſie bleibt krank an unheilbarem Fieber.

Die Welt iſt voll von ſolchen Freundſchaften zu 120 Pulsſchlägen in der Minute. Ein wenig Nachſicht von der einen, ein wenig Klugheit von der andern Seite erhalten ſie eine Weile am Leben. Es iſt eine durchſichtige Freundſchaft und dient als Deckmantel einer Liebe mit gebundenen Armen; eine ſinnliche und heuchleriſche, immer begehrliche und aufgeregte Freundſchaft, welche von aufgeleſenen, in der Zerſtreuung fallen gelaſſenen Brotkrumen der Liebe lebt, die Freundin mit Augen hütet, die aus ihren Höhlen zu treten ſcheinen, und welche beſtändig ihre Leibesformen wie zur Probe mit enganſchließenden Phantaſiegewanden umkleiden; eine Freundſchaft mit taſtenden und nagenden Blicken, welche die Luſt in den Worten, im Lächeln, in den Geberden, in den Düften ſucht; heute flehend, morgen trotzig, oft unwirſch wie ein Nervenkranker; durchkreuzt von Anſchlägen roher Gewaltthätigkeit, welchen eine Reue voll Trübſinn und dumpfer Ergebung folgt, um bald wieder einem zügelloſen Aufruhr der Phantaſie Platz zu machen; eine Freundſchaft, die von Zeit zu Zeit ſtürmiſche Regungen eines edlen Affects und Ergießungen ſchöner Beredſamkeit hat, welche Regungen und Ergießungen aber nichts anderes ſind, als ein Ueberquellen des in ſeinem Laufe gehemmten, von ſeinem Ziele abgelenkten Verlangens; poetiſche Täuſchungen der Sinne, rhetoriſche Declamationen des überreizten und gepeinigten Fleiſches; eine Art von Tantalusqual, eine Lächerlichkeit, wild und raffinirt zugleich, ein thörichtes und peinliches Spiel, das faſt immer in einer grimmigen Feindſchaft endet.

* * *

Gut; aber ich wage zu behaupten, daß die Freundſchaft eine leichtere Sache ſein wird, wenn die Freundin zwar jung, aber ganz und gar nicht ſchön iſt. Gewiß! Aber ... »aguardate« heißt es in der ſpaniſchen Komödie, »grande es la fuerza de la mujer«. Jedes Weib trägt in ſich zehn verſchiedene Frauengeſtalten, die eine nach der andern hervortreten, in großen Zwiſchenzeiten, und manchmal iſt es die zehnte, welche die Freundſchaft blendet und irreführt. Mit jedem Tage zieht ſich, unmerklich langſam, der Mund der guten und herzlichen Freundin etwas zuſammen, das Oval des Geſichts zeichnet ſich reiner, gewiſſe harte Umriſſe der Schultern werden weicher, gewiſſe Haltungen gewinnen Anmuth, einen unbeſtimmten Hauch von Grazie, den Ihr an ihr nicht früher bemerkt zu haben Euch wundert, den ihr auch am folgenden Tage nicht mehr findet, den Ihr aber binnen einigen Tagen neuerdings, und jetzt dauernd gewahr werdet. Aus jeder Eurer langen, heiteren und herzlichen Unterredungen geht die Freundin ein ganz klein wenig verwandelt für Euren Blick hervor, wie von innen heraus umgemodelt und mit dem Colorit ihrer Empfindungen überhaucht. Es gibt von der

Natur übel behandelte Naſen, die Jahre brauchen zu ihrer Correctur, die aber ſchließlich ſich doch zurecht richten und einen feineren Schliff erhalten. Gewiſſe Anfälle von Zärtlichkeit bringen die Wirkung des Fingerdrucks eines Künſtlers auf der Farbenſkizze hervor, welcher mit einem Schlage ein unangenehmes Kinn in ein gefälliges verwandelt. Irgend ein kluger und artiger Gedanke, den die Freundin zu äußern pflegt, macht uns zuletzt den Eindruck, als ſähen wir denſelben ihr in's Geſicht geprägt, wie ein reizendes Schminkpfläſterchen, das ihr Lächeln verſchönert. In manchen Fällen bleibt ihr Geſicht wie es iſt, und es iſt nur das Auge, das ſich verwandelt, das weit, tief, dunkel, ſanft, machtvoll wird, dergeſtalt, daß man von ihrer ganzen Perſon ſonſt nichts mehr ſieht; oder es iſt die Stimme, die nach einem Jahre der Freundſchaft einen wunderbaren Schmelz angenommen zu haben ſcheint, neue Töne jeder Art, eine geheimnißvolle Klangfarbe, voll geheimer Liebkoſungen und verwirrter Verſprechungen, nach welchen Ihr aufmerkſam hinhorcht, verwundert und gedankenvoll, ohne auf das Geſpräch zu achten. Und dann — eines ſchönen Tages — ſucht Ihr die Freundin, und ſie iſt nicht mehr da; es iſt ein anderes Weib — das Weib. — Ihr ruft die Freundſchaft an, und es ſpringt Euch der lockige, ſchreckliche Knabe entgegen, der ſeit einem Jahre verſteckt hinter Eurer Schulter gelauert.

* * *

II.

Das letzte Lebewohl

Langſam bewegte ſich der Leichenwagen bei kaltem Regen auf einer Seite der ſtattlichen Straße und ſein düſteres Spiegelbild lief über die Glasfenſter der Kaufläden hin, die voll reizender Dinge in den heiterſten Farben prangten, wie zuweilen das Bild des Todes mitten durch unſere weltlichſten und fröhlichſten Gedanken läuft. Zwei lange Reihen von Freunden und Bekannten gingen hinter dem Wagen her, unter zwei Reihen triefend naſſer Regenſchirme, ihren Weg in Schlangenlinien verfolgend, um den Waſſerlachen und den Wagen auszuweichen, ſo daß ſie ausſahen wie der lebendige und zuckende Schweif des ſchwarzen Ungethüms, das mit ſeinen hundert Flammenaugen und mit einem Leichnam in ſeinem Bauche dahinzog. Es war früher Morgen. Man ſah unter den Freunden nur ſchläfrige Geſichter, aber mit jenem gequälten, großſtädtiſchen Ausdruck, der auch in der Verſchlafenheit nach frühem Aufſtehen ſchon den unruhigen Gedanken der Tagesſorgen und die Verdrießlichkeit von Leuten, deren Tagesordnung geſtört worden, durchblicken läßt. Nur Wenige ſprachen. Manche hatten unſern guten Freund nur dem

Namen nach und vom Sehen gekannt, und waren gekommen, nicht dem Menſchen, ſondern dem Collegen die letzte Ehre zu erweiſen, und nicht ſowohl dem Künſtler, als der Kunſt ihre Achtung zu bezeigen. Es gab auch welche darunter, welche dem Lebenden ſtets, vielleicht aus ehrlicher Ueberzeugung, alles Talent abgeſprochen, ihm auch auf alle mögliche Weiſe Steine in den Weg zu werfen geſucht, und die gerade nur gekommen, um durch ihr perſönliches Erſcheinen der Durchhechelung vorzubeugen, welche bei ſolchen Gelegenheiten die wärmſten Freunde des Verſtorbenen an den Gegnern deſſelben zu üben pflegen. Einige gehörten auch der Zahl jener raffinirten Lebenskünſtler an, welche bei keinem Leichenbegängniſſe fehlen und ſich mit Vergnügen zu Ceremonienmeiſtern des Todes machen, weil ſie wiſſen, daß man ſich ſeine abendlichen Unterhaltungen nicht beſſer würzen und beleben kann, als indem man des Morgens einen Act der Pietät vollzieht und einer Trauerſcene mitanwohnt. Es fehlte übrigens auch nicht ganz an Solchen, welche durch einen Antrieb des Herzens zu kommen veranlaßt waren.

Ladendiener blickten mit gelangweilten Geſichtern, unter den Thüren ſtehend, auf den Leichenzug; hie und da wurde hinter den Kriſtallſcheiben eine nähende Putzmacherin ſichtbar, welche, die Nadel in der gehobenen Hand, gedankenlos hinausſtarrte. Viele Leute gingen in Eile vorüber; und zwiſchen den hinjagenden Karoſſen, inmitten des Getümmels der vielbeſchäftigten Stadt, erſchien der arme ſchwarze Karren ſo unbeachtet, ſo ſich ſelbſt überlaſſen, daß es zum Erbarmen war. Es war eben dies die Straße, durch welche unſer Freund täglich zu gehen pflegte. Immer hatte ich ſein Bild vor Augen, wenn wir an Orten vorüberkamen, wo er ſich aufzuhalten pflegte: an der Ecke des Poſtgebäudes, vor dem Theater, dann weiter oben in der Straße vor dem Buchladen, unter dem Thore der Akademie, in der Nähe des Kiosk der Zeitungen; und es ſchien mir, als ob dieſe mir vorſchwebenden heiteren Bilder ſeiner Perſönlichkeit eine nach der andern ſich entſetzt abwendeten vom Leichenzuge. Für einen Augenblick hob bei einer Wendung der Straße der ſchwarze Trauerhut des Kutſchers ſich von einem gelben Theaterzettel ab, auf welchem in ellenlangen Buchſtaben »Mefistofele« zu leſen ſtand: der Titel jener Oper, welche zu hören der Verſtorbene ein Jahr vorher nach Bologna gegangen war, und deren Motive er beim Malen vor ſich hin zu trällern pflegte. Eine Strecke weiter wurde der Zug für einige Augenblicke von einer Compagnie Berſaglieri aufgehalten, welche die Straße laufend paſſirten, mit regendurchtränkten Federbüſchen, und mit den Flinten unter den Mänteln, lachend, wie Gaſſenjungen, unter dem Regenguß, der ihnen ſchräg in's Geſicht ſchlug. Dann bog man in eine Seitengaſſe ein, wo der Leichenwagen raſcher fuhr, geräuſchvoll auf dem ungleichen Pflaſter dahinhumpelnd, und bald darauf gelangte man aus der Stadt hinaus. Das freie Feld war von einem grauen, trübſeligen Nebel umſchleiert, und der Weg ſehr kothig. Der größere Theil der Freunde hatte ſich in die Wagen geworfen, und nun endlich vollends ermuntert, knüpften ſie laute Geſpräche unter einander an. Die Uebrigen, die Fußgänger, bewegten ſich hüpfend zwiſchen den Pfützen, kothbeſpritzt und verdrießlich, die Geſichter erhitzt und feucht von Schweiß. Und ſo bildete das Trauergefolge einen langen, ordnungsloſen Zug, oft unterbrochen auf der unbequemen, von großen und kleinen Fuhrwerken verſperrten Straße, welche Fuhrwerke uns einen Moment zu halten zwangen angeſichts eines Brückenbogens, über welchen ein Eiſenbahnzug, mit hundert Geſichtern an den Wagenfenſtern, hinwegbrauſte.

Nun gelangten wir an den Eingang des Friedhofs und begaben uns in die Kapelle. Der Sarg wurde in die Mitte geſtellt, wir drängten uns im Hintergrunde zuſammen. Ein Mann machte ſich an ein Spinett, vier Chorſänger traten an ſeine Seite und die Todtenmeſſe begann. Die Kapelle war einem Grabe ähnlich: kahl und feucht, erhellt von einem hohen Fenſter, durch welches das Licht äußerſt düſter einfiel; der Regen ſchlug ſtark gegen die Scheiben, mit einem gleichmäßigen, dumpfen Geräuſche. Auch die Kerzen auf dem Altare, welche brannten ohne zu leuchten, machten den Ort nur noch düſterer, als wollten ſie zeigen, kein Licht könne dies Dunkel bewältigen, mit welchem gleichſam ſchon die Todesnacht begann. Unter der engen Wölbung vereinigten ſich die Pſalmodien der Prieſter, die Chorgeſänge, die Klänge des Spinetts zu einem betäubenden Lärm, der die Mauern erbeben machte. Und hier, wie überall in der Welt, waren die Gleichgültigſten die Lauteſten. Aber je heller die Gebete erklangen, je mehr die Sänger in Eifer geriethen, und je mehr Leben in das Inſtrument kam, deſto mehr trat die tiefe Taubheit, die hartnäckige Stummheit und kalte Fühlloſigkeit der langen ſchwarzen Sargtruhe zu Tage, welcher eigentlich dieſer ganze Lärmen galt: da ſtand ſie, nur einen Schritt von uns entfernt, und ſchien doch zugleich all' Dem, was ſie umgab, unendlich entrückt. Ich konnte meine Augen nicht abwenden von den großen, ſtarren Linien dieſer ſchauerlichen Schlummerſtätte, die ſich über dem Schlafenden ſchließt und auf die kein Tagesſtrahl mehr fällt; meine Phantaſie verſenkte ſich in's Innere derſelben und ſchaute das abgezehrte, todesbleiche Geſicht, das in einer Geberde übernatürlichen Staunens erſtarrt ſchien, und den langen, hagern, fahlen Leib mit den ſkeletartigen Händen und Füßen, und entſetzt ſchauderte ich zurück vor dieſem Anblick, um mich doch bald darauf von Neuem dabei zu überraſchen, wie ich, über dieſe Truhe gebeugt, mit einem Zipfel des ſchwarzen Tuches in der Hand, dem grauſigen Geheimniß nachzuforſchen verſuchte — bewegt von Mitleid, zurückgehalten vom Schauder, gefoltert von einer vorwitzigen und ängſtlichen Neugier, die ich keinem Menſchen zu geſtehen würde gewagt haben. Da drinnen alſo lag er eingenagelt, wie erſtickt, der ſchöne junge Mann, den ich ſo oft hatte hinſtürmen und hintanzen geſehen wie ein Kind, im Wonnegefühl ſeiner Jugend, ſeines Wohlſeins, ſeines Talents, und mit der Ausſicht, noch ein Vierteljahrhundert ungeſchwächt der Kunſt, der Liebe, den Freunden widmen zu können! Er war ſo gutmüthig von Natur und hatte ſo viel Gewinnendes in ſeiner ſtudentenhaften Luſtigkeit! Er hatte eine ganz eigenthümliche Art, die ſchnurrigſten Dinge zu erzählen, ohne zu lachen, in gedämpftem Ton und mit einſilbigen Ausdrücken, mehr mit Geberden als Worten ſprechend, mit einer gewiſſen raſchen, abgezirkelten Geſte, mit welcher er beſtändig kleine Quadrate vor ſich hin in die Luft zu zeichnen und die Diagonalen derſelben kreuzweiſe zu ziehen ſchien, und man konnte dabei manchmal nicht umhin, ſeine Hand aufzufangen und ſie zu drücken, ſo ſympathiſch war er, wenn er einem mit dieſer ſeiner ſeltſamen Mimik ein Lächeln der Heiterkeit und der Zuneigung ſo recht vom Herzensgrunde herauf entlockte. Noch ſehe ich ihn, wie er auf der Akropolis zu Athen ein langes Schweigen der Bewunderung auf einmal unterbrach, indem er mit eiligen Schritten, wie ein Sänger auf der Bühne, gegen die Schutzwehr vortrat und eine Arie aus den »Briganti« anſtimmte; und wie er in der Via Toledo zu Neapel, voll fröhlichen Muthwillens, heimlich ſeine Viſitkarten in die Kapuzen der Mönche ſteckte, die vor ihm hergingen. Und ſo ein Kind in allen Dingen, ſchien er, wenn er von der Kunſt ſprach, ſo verwandelt, daß man ihn kaum wieder erkannte; da richtete er im Nu zum reifen Manne ſich auf, mit Hartnäckigkeit ſeine Ideen erörternd, aufbrauſend, beredt, voll ſtrenger Logik, keinen Scherz duldend, leidenſchaftlich wie ein Liebender. Und je mehr er ſeine Lebenskraft abnehmen fühlte, deſto feuriger entbrannte ſein Arbeitseifer. Zuletzt hatte er ſich in den Orient verliebt; jeden Tag entwarf er den Plan eines neuen Gemäldes; hundert Skizzen von Türkinnen, von türkiſchen Prachtgondeln, von Serailgemächern hatte er auf die Leinwand geworfen und beſprach ſich darüber in heißer Erregung mit ſeinen Freunden, wobei er immer in Blick und Geberden einen ungewohnten Ausdruck zeigte, als ob er vor ſich einen weiten, leuchtenden Horizont erblickte Armer Jüngling! Mitten im Dunkel der düſteren Kapelle glaubte ich nun jene weißen und glänzenden Paſchas, jene in Blau und Purpur gekleideten Frauen, all' die unvollendet gebliebenen Geſchöpfe ſeiner Phantaſie um ſeinen Sarg verſammelt zu ſehen, als ob ſie auf ſein Wiedererwachen warteten, und ein ſchmerzvolles Mitleid bemächtigte ſich meiner, als ſähe ich Spielzeug gehäuft um die Wiege eines todten Kindes.

Nun that eine Thür ſich auf und zwei Leichendiener trugen einen andern, mit einem abgenützten moderigen Tuche bedeckten Sarg herein, welcher, während man ihn auf den Boden niederſetzte, ein Krachen vernehmen ließ, als ob er aus den Fugen gegangen wäre. Er war kurz und ſchmal, und umſchloß vielleicht eine arme, im Hoſpital verſtorbene Greiſin, oder ein verwaiſtes, im Elend umgekommenes Kind. Ein Prieſter näherte ſich demſelben, ſprach ein Gebet darüber und ließ ihn dann mit Gott ſeine Wege ziehen.

Hierauf nahm er ſeine prieſterliche Verrichtung mit den Andern wieder auf: die Kapelle erſcholl neuerdings von Geſängen und von Klängen der Inſtrumente, begleitet vom Rauſchen des Regens. Von den Freunden ſahen Einige verſtohlen auf die Uhr; zwei derſelben laſen, gedeckt vom Rücken eines Chorſängers, in einem zuſammengefalteten Zeitungsblatt. Mein Nachbar erzählte mir mit leiſer Stimme von den letzten Stunden des Verſtorbenen, dem er bis zu ſeinem Tode Beiſtand geleiſtet hatte, in einer Herberge zu Nizza. Zwei Monate vorher war ich ſelbſt noch in einer Straße Turins mit ihm zuſammengetroffen, hatte ihn ſchon ſehr abgemagert und faſt athemlos, aber noch heiter lächelnd gefunden. Ich begab mich eben zu einer Tiſchgeſellſchaft von Freunden. „Unterhalte dich gut!“ ſagte er mit einem weichen Accent, und ſah mir dabei tief in die Augen, mit einem Blick, in welchem ſich unter einem liebreichen Lächeln die unendliche Wehmuth eines Menſchen verrieth, der ſein Ende nahe fühlte, und der auf alle Vergnügungen, auf alle Hoffnungen des Lebens verzichtet hatte. Von da an war es mit ihm reißend abwärts gegangen. Angekommen zu Nizza, war er ſich ſofort darüber klar, daß er ſeine Heimat nicht mehr lebend erreichen würde. Aber als ein Menſch von kindlichem Sinn und voll Liebe für Welt und Leben, wie er war, gab er kein Zeichen von Schwäche. Wenn er weinte, ſo that er es im Geheimen; Niemand ſah jemals eine Thräne in ſeinem Auge. Einem Diener, der ihm einmal eine gewiſſe Vorſicht anempfahl, antwortete er ſcheltend: „Menſch, hältſt du mich etwa für einen Schwindſüchtigen?“ und blies ihm den Rauch ſeiner Cigarre in's Geſicht. Je mehr ſein Lebensreſt auf die Neige ging, deſto herzlicher und liebenswürdiger wurde ſein Benehmen; er hatte ein faſt beſtändiges, höchſt anmuthiges Lächeln auf ſeinen Lippen, das einen bezauberte und einem zugleich das Herz zuſammenpreßte. In der letzten Nacht hatte er ſich beſſer befunden und war eingeſchlafen; aber gegen ein Uhr hatte er ſich plötzlich erhoben und geklagt, er fühle ſich übel. „Diesmal wird es ernſt!“ ſagte er — und er ſprach die Worte in ſeinem heimiſchen Dialect, mit einem Lächeln. Dann ſuchte er die Hand des Freundes, ließ den Kopf mit geſchloſſenen Augen rückwärts ſinken, und entſchlief ruhig, als ein ſo gutes Menſchenkind, wie er im Leben geweſen. — Jetzt erinnerte ich mich eines Abends, da ich mit ihm Schach ſpielte und verlor, und gereizt von ſeinem Lächeln über meinen Verdruß, ihm ein ſcharfes, derbes Wort in's Geſicht geſchleudert hatte, worauf er ganz traurig wurde und kein Wort erwiderte. Die Erinnerung war mir peinlich und ich ſuchte ſie zu verbannen; dafür fielen mir gewiſſe dogmatiſche Behauptungen aus ſeinem Munde über die Malerei wieder ein, in welchen eine Verachtung meiner Unerfahrenheit in Kunſtſachen durchklang, und welche mich beleidigten. Unwillkürlich verloren in dieſe Gedanken, beſann ich mich auf Gegengründe und Witzworte, mit welchen ich ihm den Mund hätte ſtopfen können. Ich wiederholte mir dieſelben mit einem gewiſſen bitteren Behagen, uneingedenk des Ortes, wo ich mich befand, und deſſen, was ich vor mir hatte. Plötzlich aber fiel mein Blick wieder auf den Sarg, und ich ſchämte mich der Verirrung meiner Gedanken. Ich ſtellte mir vor, wie auch ich eines Tages ſo daliegen würde im Sarge, und bei dem Gedanken, daß auch dann die Freunde auf die Uhr ſehen, verſtohlen ein Zeitungsblatt leſen und für einen Moment ſich in einſtige feindſelige Stimmungen gegen mich zurückverſetzen würden, fühlte ich mit mir ſelbſt ein unendliches Mitleid, das mich Troſt zu ſuchen zwang in der Vorſtellung meiner Familie, der wenigen Weſen, welche verzweiflungsvoll in meiner verödeten Kammer ſchluchzen würden, und dieſe Vorſtellung preßte mir Thränen aus, als eine plötzliche Stille mich aus meinen Träumereien riß. Die Geſänge waren verſtummt, und der Sarg von vier Armen neuerdings emporgehoben, trat ſeine letzte Wanderung an.

Wir betraten den vorderen Bezirk des Friedhofs durch einen Baumgang von ungeheuren Cypreſſen, welcher zwiſchen zwei weiten, von weißen, regen triefenden Kreuzen bedeckten Gefilden ſich hinzog. Ach, dieſer große unterirdiſche Schlummerort, dieſe hier im Verborgenen ſich drängende Menge, dieſe Stille, in welcher man ein unbeſtimmtes, unendliches Echo herzzerreißender Ausrufe, feierlicher, verzweiflungsvoller Abſchiedsküſſe und Abſchiedsworte zu vernehmen glaubt, dieſe Einſamkeit, in welcher tauſend ferne und verwirrte Bilder auftauchen von nächtlichen Todeskämpfen, verödeten Behauſungen, zerſtreuten Familien, verlorenen Gütern, zerriſſenen Liebesbündniſſen, verlaſſenen, in der Irre ſchweifenden Kindern, von ergrauten Häuptern und von ineinander verſchlungenen Händen — wie beflügelt dieſer Ort unſere Gedanken immer nach dem eigenen Heim, wie legt er es uns nahe, mit ängſtlicher Zärtlichkeit die Geſchöpfe an's Herz zu drücken, an welchen unſer ganzes Leben hängt! Der Sarg ſchien vor uns her zu fliehen, wir folgten faſt im Laufſchritte, zur Rechten und zur Linken ſchienen die Kreuze zu Tauſenden aus dem Boden zu wachſen und uns entgegenzueilen, wie um nach dem Namen des neuen Ankömmlings zu fragen. Nun gelangten wir unter eine Säulenhalle und bogen ein in einen weiten Corridor, und von da, beim Scheine der brennenden Fackeln, über eine breite Treppe abwärts in eine kühle hallende Wölbung. Ich hätte meinen Freund lieber auf dem weiten, offnen Gefilde draußen, inmitten des Waldes weißer Kreuze, begraben geſehen, als zwiſchen dieſen coloſſalen, düſteren Mauern in dieſem ungeheuren Speicher voll eingemauerter Leichname. O Himmel! muß denn ſo auch im Tode noch die Stadt über uns laſten? muß ſie auch die Entſeelten noch gedrängt über einander häufen, Luft und Licht uns ſtreitig machen? Nur gezwungen folgte ich den Freunden hinab, und mit einer Regung von Sehnſucht dachte ich an die ſchönen, einſamen Grabhügel, überwuchert von wildem Baum- und Pflanzenwuchs, gepeitſcht von Stürmen und von Meereswellen angeſichts der Unendlichkeit, und es verſchlug mir den Athem, als man den Sarg niederſetzte, zwiſchen zwei von ſteinernen Tafeln bedeckten Mauern, einem finſtern, unheimlichen Gange.

Eine tiefe Niſche war in einer der Mauern auf halber Höhe derſelben angebracht; die Prieſter ließen ſich auf die Kniee nieder, die Fackeln bildeten einen Kreis um ſie, die Geſänge und Gebete begannen von Neuem; wir ſtanden in der Runde umher. Ein ſeltſamer, finſt'rer Gedanke kam mir in dieſem Augenblicke. Dieſer unterirdiſche Gang gemahnte mich an das Innere eines Schiffs, und die ſchwarzen Höhlungen zu beiden Seiten erweckten in mir die Vorſtellung von den Cabinen des Fahrzeugs, auf welchem wir unſere ſchöne Orientreiſe zuſammen gemacht hatten, und ein Gefühl der Wehmuth ergriff mich jetzt auf einmal bei dem Gedanken an den grauſigen Contraſt zwiſchen jenem Fahrzeug voll ſchöner Frauenweſen des Inſelmeeres, das, widerhallend von Liedern und von fröhlichem Lachen, in fliegender Eile den lachendſten Küſten der Welt entgegenzog — und dieſem andern, ungeſchlachten und ſtummen, von regungsloſen Pilgern vollgedrängten Fahrzeug, das Alle aufnimmt und Keinen zurückgibt, das gar niemals abfährt, von dem man nicht weiß, wohin es beſtimmt iſt, das auf den geheimnißvollen Wink des unſichtbaren Capitäns eines Geſpenſterſchwarms zu warten ſcheint. Welch' ein Unterſchied zwiſchen dieſer ſchauerlichen ſteinernen Cabine und jener andern, aus welcher er mich wenige Monate vorher, in der letzten Reiſenacht, mit einem Regen von beißenden Witzworten, ſchnurrigen Anekdoten, Verscitaten aus Porta und heiteren Epiſoden ſeines Pariſer Lebens überſchüttete! Armer Freund! könnteſt du doch auch aus dieſer Höhlung, wie aus jener andern, erwachend mit hellem Jubelruf ein neues, lachendes, unendliches Morgenland begrüßen! — Inzwiſchen wurden die Stimmen ſchwächer, die Gebete gingen zu Ende. Ach, obgleich es für ihn keine Einſamkeit mehr gab — der Gedanke, daß er nun bald ſo ganz allein dahier zurückbleiben würde, machte mich ſchaudern. War dieſer arme Leichnam doch auch ein Stück von meinem Ich! Ihn für immer von Allen verlaſſen zu ſehen, war mir ſo viel, als ihn ein zweitesmal ſterben zu ſehen. In einen bodenloſen Abgrund ſchien mir dieſe Todtentruhe geſchleudert, innerhalb deſſen ſie durch alle Jahrtauſende hindurch ſo fallen, fallen, fallen müßte! — Das letzte Amen erſtarb wie ein Seufzerhauch — ein tiefes Stillſchweigen folgte — der Sarg wurde gegen die Niſche emporgehoben . . . Fahr' wohl, fahr' wohl, mein lieber armer Freund! Verzeih' mir alle herben Worte, die ich zu dir ſprach, verzeih' mir alle Verſäumniſſe, verzeih' mir, daß ich dir nicht genug Liebe erwieſen! Nie, nie werde ich dich vergeſſen; oft werde ich mit dem Gedanken, dich wiederzuſehen, hieherkommen und mein Haupt an das deinige ſchmiegen, um dir ins Ohr zu ſagen, daß deine Freunde ſich deiner erinnern, dich betrauern und noch immer dich lieben! Fahr' wohl! fahr' wohl! fahr' wohl!

Der Sarg verſchwand in der Vertiefung . . .

Und jetzt wandten Alle ſich um und gingen eilig von dannen, ſo daß ſämmtliche Gänge und Treppen von kräftigen Schritten und wirren Stimmen widerhallten. Und wenige Augenblicke nachher war der ganze Friedhof leer, die Reihen der Wagen eilten unter lebhaftem Peitſchengeknall der Stadt zu, während die Sonne mit plötzlicher Helle aus den Regenwolken hervorbrach.

Alle waren froh, den blauen Himmel wiederzuſehen und das offene Feld, und ſich kopfüber wieder in das Leben zu ſtürzen. Man grüßte ſich mit Handgeberden aus den Wagenfenſtern, und erinnerte ſich wechſelſeitig an früher vereinbarte Zuſammenkünfte: „Abends alſo — um ſieben Uhr!“ — „Binnen einer Stunde auf der Poſt!“ — „Morgen früh im Atelier!“ — Der Gedanke an das Frühſtück erhellte alle Geſichter. Die Fiaker trieben die Pferde an, als ob es ein Wettrennen gälte. Der Freund der mir zur Seite ſaß, ein ſchöner Mann von fünfundvierzig Jahren, ſetzte uns ſeine regelmäßige und hygieniſche Lebensweiſe auseinander und verſicherte uns, er befinde ſich viel beſſer mit fünfundvierzig, als er ſich mit zwanzig Jahren befunden. Die beiden andern Wagengenoſſen zündeten mit einem behaglichen Lächeln ihre Cigarren an. Alle fühlten ſich glücklich noch am Leben zu ſein. Sie hätten offenbar ſich am liebſten auf die Bruſt geſchlagen und eine Baßtonleiter zum Beſten gegeben, um ihre kräftige Conſtitution zu beweiſen. Mir ſelbſt erging es nicht anders; aber ich konnte einen Gedanken nicht loswerden: ich erwog, daß man auch für einen Jeden von uns, einen nach dem andern, einmal dieſe ſelbe Wagenfahrt halten, dieſe ſelben Geſpräche führen, und mit dieſem ſelben Behagen die Cigarren anzünden würde und ich fragte mich, wer wohl der Nächſte daran ſein werde, und ob man für dieſen Nächſten nicht etwa ſchon heute die vier Chorſänger anweiſen könnte, ſich bereit zu halten? — Auch dies bedachte ich: Mein nächſter Nachbar ſtirbt vielleicht an einer Hypertrophie des Herzens, mein Freund gegenüber am Berſten einer Pulsadergeſchwulſt, dieſer da an einer Entzündung des Rippenfells, jener an einem Gehirnblutſchlag, jener Andere da unten am Magenkrebs — binnen zwanzig, binnen drei, binnen zehn Jahren — binnen zehn Monaten — alle früher als ſie glauben und hoffen. Und es war mir wirklich, als ſehe ich hinter einem

Jeden ſich duckend, wie ein Geſpenſt, das tödtliche Uebel, das ihn erwartete; und ſo lebhaft wirkte meine Phantaſie, daß für einige Momente jene Munterkeit um mich her mir wie die Ausgelaſſenheit von Verrückten erſchien, und eine Art von Mitleid erfaßte mich, wie man es empfinden würde, wenn man einer feſtlichen Unterhaltung in einem Hoſpitale beiwohnen müßte. In dieſe Betrachtungen blieb ich verſenkt, bis wir auf dem Platze anlangten, wo wir uns trennten, und von wo ein Jeder allein den Weg nach ſeiner Behauſung einſchlug — Jeder umklammert von ſeinem, ihm auf dem Rücken kauernden Unhold . . .

Salvatore Farina.

Intermezzo.

Sie waren beim Deſſert und erwarteten den Kaffee. Nachdem die junge Frau zehnerlei Themen mit einer hingeworfenen Phraſe angeſchlagen, nur um unvermerkt auszuſpüren, in welchem Fahrwaſſer ſich die Gedanken ihres Mannes eben befänden, ſchnitt ſie eine kleine Grimaſſe und blieb ſtumm. Er aber, der, als ſie ſprach, immer ein einſilbiges Wort zurückgegeben, bemerkte es gar nicht, daß ſie jetzt vorſätzlich zu ſchweigen begonnen, und ſetzte ſeinen einſamen Gedankenausflug fort.

Derſelbe währte nicht allzulange.

Sie (Frau Ermenegilda nämlich) begriff bald, daß ſie zu einem heroiſchen Mittel greifen mußte, und brach noch einmal das Stillſchweigen.

„Habe ich Dir ſchon erzählt, was mir dieſen Morgen begegnet?“

„Nein. Was iſt Dir denn begegnet?“

„Es war auf dem Corſo . . . ich kam aus dem Laden der Handſchuhmacherin; nein, aus dem Laden des . . . warte . . .“

Der Gatte (Herr Ermenegildo nämlich) rührte auf dieſe Bitte, zu warten, ſich in der That nicht — ſeine Gedanken waren noch in der Ferne. – Er wartete ein wenig. Ermenegilda ſagte kein Wort.

Da machte der Arme eine heroiſche Anſtrengung, ſendete ſeinen Gedanken noch einen melancholiſchen Abſchiedsblick nach, und ſagte, der Gattin ſeine Augen gleichſam in's Geſicht pflanzend:

„Alſo Du kamſt aus dem Laden der Handſchuhmacherin. — Und dann?“

Ermenegilda machte eine beſcheidene Triumphgeberde und erwiderte lächelnd:

„Du warſt ja eben auf der Reiſe nach einem unbekannten Lande; ich glaube, Du warſt darauf aus, die Nilquellen zu entdecken“ . . .

„Bitte, die ſind ſchon entdeckt“ — unterbrach ſie Ermenegildo lachend.

„Wirklich? das habe ich gar nicht bemerkt!“ ſagte die junge Frau mit reizender Naivetät. — „Du warſt alſo abweſend, reiſteſt mit Eilzügen, und ich fürchtete, Dich eine gute Weile nicht wiederzuſehen . . . . als mir die ſchöne Idee kam, in den Laden meiner Handſchuhmacherin einzutreten; beim Herausgehen ſeh' ich, daß Du da biſt, heimgekehrt mit dem Blitzeilzug. Du haſt doch eine angenehme Reiſe gehabt?“

„Danke!“ ſagte der Gatte, indem er vom Sitze aufſtand und um den ſchmalen Tiſch herumging, um einen Kuß auf jenen ſchelmiſchen Mund zu drücken.

Ermenegilda nahm den Kuß mit Würde an, gab aber nichts davon zurück, und nachdem der Gemahl umſonſt ein wenig gewartet, ging er um den Tiſch herum zurück und ſetzte ſich wieder auf ſeinen Platz.

Er ſei wirklich zerſtreut geweſen, ſagte er.

Es war keine Gefahr für ihn vorhanden, ſich noch weiter zu zerſtreuen; er hatte ſeine Ellbogen auf den Tiſch geſtützt, die Hände an die Schläfe gedrückt, und die Augen fenſterweit geöffnet, um ſeiner Gattin in's Geſicht zu ſehen.

„Laß' hören, woran dachteſt Du?“ fragte Ermenegilda, indem ſie den Oberleib nachläſſig gegen die hohe Lehne des Seſſels zurückfallen ließ.

„Ich will es Dir ſagen, ich dachte an Freund Santi. Das letzte Mal als er hier war — Du erinnerſt Dich doch? Es werden etwa vierzehn Tage her ſein“ . . .

„Ueber drei Wochen,“ verbeſſerte die junge Frau.

„Richtig! Schon drei Wochen! — Wie raſch doch die Zeit vergeht!“

„Ach ja, wie raſch!“

„Alſo“ — beeilte ſich der Gemahl fortzufahren — „alſo das letzte Mal als Freund Santi hier war . . .

Aber vor Allem, was hältſt Du von Freund Santi? Was für eine Gemüthsart meinſt Du, daß er hat? Unter dem kalten Firniß des Mannes, der die Wiſſenſchaft ſich angetraut" . . .

„Pardon! hat Freund Santi nicht auch ſeine Frau ſich angetraut?"

„Allerdings — die Gelehrten haben nun einmal ihre zerſtreuten Momente" . . .

„Dein Eingang läßt ſich nicht gut an!" ſagte Ermenegilda, ohne aus ihrer verſtellten Indolenz herauszugehen.

„Du biſt es ja, die mich immer unterbricht. Ich fragte, was Du von unſerm Freunde hältſt" . . .

„Er iſt Dein Freund, ein Freund des Hauſes . . . ich erlaube mir kein Urtheil über ihn."

„Du biſt heute grauſam."

„Ich räche mich."

„Nun ſo will ich Dir ſagen, was ſich unter dem kalten Firniß dieſes Gelehrten birgt: es birgt ſich darunter ein warmes Herz, ein poetiſches Gemüth, eine Phantaſie, deren Zügel immer in der Hand zu behalten ihm ſchwer fällt."

„Und das Alles haſt Du bemerkt, als Freund Santi das letzte Mal hier war?"

„Gerade damals. Vor drei Wochen. Alſo" . . .

„Drei Wochen und drei Tage ſind's!" verbeſſerte die Frau. „Es war ein Mittwoch; wir konnten nicht ausgehen, um unſeren gewöhnlichen Spaziergang nach

* * *

Tiſch zu machen; ſo gingt ihr beide allein, Arm in Arm wie ein Paar Junggeſellen, und der junge Herr kehrte erſt nach Mitternacht heim ...“

„Jetzt biſt Du es, die ſich irrt; es fehlte noch eine Viertelſtunde auf Mitternacht; Freund Santi hatte den Zug von 11 Uhr 20 Minuten gewählt; ich hätte die Flügel unſerer Amſel haben müſſen, um früher heimzukommen ...“

„Gut; hören wir das Weitere!“ ſagte Ermenegilda nachſichtsvoll.

Nun machte Ermenegildo einen Verſuch, ernſt auszuſehen, und mit einem Anflug von Gravität, die bei ihm ungewöhnlich war, gerade nur einem leichten Anflug davon, ohne auch nur ein einziges Mal ſeine Augen von dem Geſichte ſeiner Gemahlin abzuwenden, langſam, alle Worte einzeln betonend, begann er wie folgt:

„Wir ſprachen vom ehelichen Leben ... ich weiß nicht warum wir darauf zu ſprechen kamen ... doch ja! weil es eben regnete und Du allein zu Hauſe geblieben warſt ... Er ſagte mir, daß er ſo ungefähr dieſelbe Lebensweiſe einhält wie ich, daß, wenn ſeine Frau zu Hauſe bleibt, er mit genauer Noth ein paar Schritte nach Tiſch macht, dann in ſein Studierſtübchen zurückkehrt, um zu leſen, zu ſchreiben, am Kamin, und daß, ſo monoton auch eine ſolche ſtille Gewöhnung ſcheinen möge, ſie doch vom Glücke ſich nicht ſehr unterſcheide.“

Obgleich Ermenegildo fortwährend in den Augen ſeiner Frau die Wirkung jedes Wortes zu leſen ſich bemüht hatte, unterbrach er ſich dennoch hier, um ſich über den Eindruck ſeiner Rede ein noch genaueres Urtheil zu bilden.

Ermenegilda gab kein Zeichen von Antheil.

„Sie unterſcheidet ſich davon ganz und gar nicht,“ rief ich aus, „und ſagte ihm, was ich denke vom Glücklichſein. Du weißt, was ich davon denke. Dem Glück gegenüber . . .“

„Dem Glück gegenüber,“ wiederholte die Frau in einem Ton, als ob ſie eine Lection aufſagte, „ſind alle Menſchen gleich; das Glück liegt in der Sehnſucht darnach; je mehr der Menſch erſehnt, deſto glücklicher iſt er . . .“

„Gefehlt!“ ſagte ſanft verbeſſernd der philoſophirende Gemahl; „das Glück liegt in dem Verlangen nach einer Sache, die man erreichen kann, gewürzt mit einer kleinen Beigabe von Ungewißheit.“

„Hat man alſo eine Sache erreicht“ — fuhr Ermenegilda fort, — „ſo muß man ſofort eine andere zu erſehnen verſtehen . . .“

„Deren Erreichung aber nicht allzu unwahrſcheinlich oder ſchwierig ſein darf. Von Solchen, die, nachdem ſie kaum einen Wunſch gefaßt, ihn auch ſogleich befriedigen können, muß man ſagen, daß ſie das Glück nicht kennen . . .“

„Welches ein Intervall iſt zwiſchen einem Verlangen und ſeiner Befriedigung. Und darin liegt auch der Grund, warum die Reichen und die Armen auf dem Punkte, wo die gebieteriſchen Bedürfniſſe des Hungers, des Durſtes, der Wärme und Kälte ein Ende haben, ſich nicht mehr von einander zu unterſcheiden anfangen."

„Sehr gut!" rief Ermenegildo; „ſehr gut!" Aber man merkte ihm deutlich an, daß er den Faden verloren und nicht wußte, wie er fortfahren ſollte.

Ermenegilda kam ihm zu Hilfe.

„Wir ſagten, daß das Leben unſeres Freundes Santi ſich vom Glücke nicht ſehr unterſcheidet .... Das ſeiner Frau aber unterſcheidet es ſich davon ſehr?"

„Ich weiß es nicht, habe nicht darnach geforſcht; in ſolchen Fällen kann jeder nur im eigenen Namen ſprechen. Ich halte Dich für glücklich, weil .... weil ich es mit Dir bin; wenn ich aber hinginge und den Andern ſagte, daß ich Dich glücklich mache, daß Du mich anbeteſt und daß ich Deine Anbetung verdiene, ſo würde man mich für einen Thoren halten. Und dann," fuhr er mit einem etwas übermüthigen Ausdruck fort, „und dann — was weiß ich denn in Wahrheit davon, ob Du ſehr oder wenig glücklich mit mir biſt? Kann ich etwa in die Tiefen Deines Herzens hinunterſteigen, alle die kleinſten Zellen Deines Gehirns durchſtöbern, wo ſich zuweilen eine eingebildete Unzufriedenheit einniſtet?"

Statt aller Antwort ſeufzte Ermenegilda, und der arme Ermenegildo konnte ſich nicht darüber klar werden, ob ſie ſo thue, um ihn zu necken, oder aus Ungeduld.

Es war ihm, als hätte er einen neuen Rock angezogen, in welchem er ſich nicht bequem fühlte, den er aber, weil ſchon außer dem Hauſe, nicht mehr mit einem andern vertauſchen könne; aber nun war er einmal auf dem Wege, fuhr alſo fort:

„Ermenegildo, — ſagte mein Freund Santi — wir Gelehrte, oder Schriftſteller, oder Künſtler haben vielleicht einen Gegner mehr als Andere; eben jene Phantaſie, welche uns ſo viel Vergnügen bereitet, welche uns ermuthigt, die ſteilen Höhen des Wahren und des Schönen hinanzuklimmen, indem ſie uns weitere Horizonte zu erſchließen verſpricht, kann uns zuweilen auch in ſehr rauhe Kämpfe verwickeln. Während wir ruhig zu Hauſe ſitzen, am Kamin, und das Glück im heiteren Antlitz unſerer Lebensgefährtin, in den Augen unſerer Kinder belauſchen, gibt es einen Theil von uns, der — nicht zu Hauſe iſt. Wo weilt er? In der Ferne; verloren in Träumen von neuen Dingen: von Liebe, Lächeln, Thränen, nachtrachtend den ungeſchauten Bildern der Schönheit . . .“

Ermenegildo ſchöpfte Athem; Ermenegilda, die auf dieſen Moment gewartet hatte, begnügte ſich mit leichter Ironie zu ſagen:

„Mit Einem Wort, Ihr Künſtler, oder Gelehrte, oder Schriftſteller ſolltet nicht heirathen. Es iſt das eine ſehr alte Idee, wenn auch nicht ſo alt als die Wahrheit, die ja ewig iſt . . .“

„Wer ſagt das?" unterbrach ſie der Gemahl mit dem Nachdruck der Ueberzeugung. „Die Junggeſellen ſagen es, bis zu dreißig Jahren, nach den Dreißigen denkt, nach den Vierzigen ſagt es keiner mehr."

„Der Maler Vaghi ſagt es noch und hat ſeine fünf und ſechzig Jahre hinter ſich," bemerkte Ermenegilda boshaft.

„Der alte Maler Vaghi hat vor zehn Jahren es zu ſagen neuerdings angefangen, als er ſich über den gänzlichen Verluſt der Hoffnung, eine hübſche junge Gattin zu finden, nicht länger täuſchen konnte."

„Woher weißt du das?"

„Ich denke mir's. Er hat immer die Jugend und die Schönheit in den Frauen angebetet; jetzt hat er weißes Haar und iſt nicht reich. — Kehren wir zu unſerem Freunde Santi zurück."

Ermenegilda widmete dem Freunde Santi einen Seufzer — oder war es ein Gähnen? — und nahm ihre vorige Haltung wieder an.

„Es ſind zwei Weſen in uns," fuhr Ermenegildo fort; „das eine häuslich, gutmüthig, verſtändig und ordnungsliebend; das andere phantaſtiſch, mißvergnügt; das eine läßt ſich's genügen an den Dingen, das andere möchte die Schatten derſelben haſchen. Vielleicht iſt es nicht gut, eben wenn das eine von Beiden Alles hat, daß das Andere nichts habe; und wenn es ohne Sünde geſchehen kann, warum ſoll nicht auch unſer träumender Theil ſeine Nahrung finden? — So ſprach Freund

Santi zu mir. — Es gibt Gefühle, ſagte er, die ich meinem Weibe nicht ausdrücken kann; ſie würde mich verrückt ſchelten, oder ſie würde unmäßig erſchrecken; Bedürfniſſe, oder vielmehr Hauche und Schatten von ſolchen, unbeſtimmtes Streben und Trachten der Seele, Ekſtaſen des Gedankens, (es iſt immer er, der ſpricht), an welchen ich mein Wohlgefallen habe, weil ſie ein nicht unwürdiger Theil meines Weſens ſind, für welche aber mein Weib kein Verſtändniß hat. Ein Band zwiſchen zwei Intelligenzen, ein ſich Befragen und Antworten, wär's auch nur aus der Ferne, zwiſchen zwei Seelen, die ſich verſtehen, ſollte nicht als Verletzung des geheiligten Paktes der Ehe betrachtet werden."

„Platoniſche Liebe . . ." murmelte Ermenegilda.

„Platoniſch, ja, wenn du willſt, aber Liebe nicht . . ."

„Sagen wir Neigung . . . ſagen wir . . ."

„Meinetwegen, ſagen wir Neigung . . . ."

Er wußte nicht gleich, was er weiter hinzufügen ſollte; die nachdenkliche Gelehrigkeit ſeiner Frau verwirrte ihn mehr, als es ihr Spott gethan.

„Genug, du haſt mich verſtanden" — begann er, ſich von Neuem erwärmend; „Freund Santi iſt unfähig, etwas zu thun, was auch nur den geringſten Schatten auf ſeine Frau werfen könnte . . . . und doch, ich ſollte es dir nicht ſagen, denn es iſt eine vertrauliche Mittheilung . . . und doch . . ."

„Wenn du es nicht ſagen ſollſt, ſo ſag' es nicht, Ermenegildo; es iſt vielleicht beſſer ſo."

Ein ſeltſamer Strahl leuchtete in den Augen der ſchönen Gleichgiltigen. War es Neugier? war es Bosheit? Ermenegildo bemühte ſich vergebens, die Bedeutung dieſes Strahls zu faſſen, und begann wieder, nicht ohne plötzlich das bischen Feuer ganz erlöſchen zu laſſen, das er früher in ſeine Worte gelegt hatte:

„Ich irrte; im Gegentheil, ich muß es dir ſagen. Wer einem verheirateten Mann oder einer verheirateten Frau eine vertrauliche Mittheilung macht, der muß wiſſen, daß er ſie einem Ehepaar macht. Es iſt nicht dem erſten beſten geſtattet, ein Geheimniß zwiſchen zwei Gatten zu werfen, die ſich lieben . . .“

Schon war er daran, hinzuzufügen — und es hätte einen ſchönen redneriſchen Effect gemacht — daß zwiſchen Gatten, die ſich lieben, nicht einmal der Schatten eines Geheimniſſes ſich eindrängen darf; aber er beſann ſich bei Zeiten, daß er eben darauf ausgegangen war, juſt das Gegentheil zu beweiſen.

„Leider,“ fuhr er alſo mit der Miene eines hl. Ignatius fort, „leider kommt es bei dem Umſtande, daß die menſchliche Natur niemals vollkommen iſt, und daß es Dinge gibt, die uns ohne Grund betrüben — leider kommt es dennoch vor, daß irgend ein unſchuldiges kleines Geheimniß unvermerkt in's eheliche Lager ſich einſchleicht.“

Die zärtliche Gattin hauchte hier einen Seufzer vor ſich hin, der recht wohl auch ein „Leider!“ bedeuten konnte.

„Um es kurz zu machen: Freund Santi hat eine durchaus reine Neigung für eine Frau. Dieſe Zuneigung iſt ſeine geheime Luſt; und er hat mir geſtanden, daß, wenn er einen Brief von dieſer entfernten Freundin erhält, der er ſein geheimſtes Denken entſchleiert, es ihm iſt, als empfände er eine Liebkoſung des Ideals; dann fühlt er ſich ſtärker, edelmüthiger, beſſer, und, würdeſt du es glauben? auch ſogar herzlicher geſtimmt gegen ſeine Gattin."

„Seltſam!" begnügte ſich Ermenegilda zu ſagen.

„Es iſt daran gar nichts Seltſames! Er weiß, das heißt, er fürchtet, ein Unrecht an ſeiner Gattin zu verüben, und je glücklicher er ſich fühlt, um ſo mehr wachſen ſeine Gewiſſensſcrupel!"

„Hat er Gewiſſensſcrupel?"

„Ja; er fragte mich, ob er jenen Briefwechſel aufgeben ſolle oder nicht."

„Und du?"

„Ich ſagte ihm . . . was konnt' ich ihm ſagen? daß, die Sache ſo im Großen und Ganzen betrachtet, wenn keine Gefahr eines Uebels oder häuslicher Unannehmlichkeiten dabei iſt . . . ſo ſchiene es mir . . . daß er immerhin ein Gefühl hegen und nähren dürfe, das im Grunde . . . nichts Unedles an ſich hat."

„Und er?"

„Er verſichert mich, daß Unannehmlichkeiten ſich daraus nicht ergeben können, da die Briefe unter einer geheimen Adreſſe an ihn gelangen."

„Und hat er dir geſagt, wer jene Frau iſt?“

„Er hat mir nur geſagt, daß auch ſie verheiratet iſt.“

„Hat er Dir geſagt, ſie ſei jung und ſchön?“

„Jung allerdings; von der Schönheit weiß ich nichts, davon war nicht die Rede.“

„Sehen ſie ſich zuweilen?“

„Selten; er ſieht ſie, wenn er reiſt, aber das geſchieht ſelten; ſie begegnen ſich, und es iſt dann, als ob nichts zwiſchen ihnen beſtände; ſie ſcheinen ſich kaum zu kennen. Alles das, behaupte ich, würde nicht ſo geſchehen, wenn nicht die Thorheit der menſchlichen Geſellſchaft und die Kleinlichkeiten gewöhnlicher Seelen eine ehrliche, offene Freundſchaft zwiſchen einem Manne und einem Weibe unmöglich machten, wenn in einer ſolchen außer der Ehe die Böswilligkeit der Leute nicht immer den Ehebruch erblickte. Ich halte die Behauptung aufrecht, daß, wenn es eine köſtliche Sache iſt, einen bewährten Freund zu beſitzen . . .“

„Es um ſo angenehmer ſein müßte, eine Freundin zu beſitzen, um ihr die delicateſten Dinge, welche die Seele belaſten, anzuvertrauen, damit ſie einem die Bürde tragen helfe. Vielleicht haſt du nicht Unrecht; aber ich denke an ſie, an jene verheiratete Frau, welche eine unſchuldige, aber geheime Flamme hegt und pflegt; geheim, aber aus der Ferne . . . Ich habe Gewiſſensſcrupel für ſie. Was meinſt du?“

Ermenegildo bekannte ehrlich, daß er daran noch nicht gedacht.

◆ ◆ ◆

„Die Sache dürfte in Bezug auf ſie wohl dieſelbe ſein.“

„Ich fürchte, ſie iſt nicht dieſelbe . . .“

„Nun ja — vielleicht . . .“

„Und doch“ — beeilte ſich Ermenegilda hinzuzufügen — „damit ein verheirateter Mann unſchuldiger Weiſe eine — wie ſoll ich ſagen? — liebreiche Correſpondenz mit der Frau eines Andern haben könne, muß doch wohl dieſe Frau eines Andern zuſtimmen und antworten . . .“

„Gewiß“ — ſagte Ermenegildo mit energiſch zuſtimmender Kopfbewegung — „es iſt immer der alte Fehler von uns Männern, die Dinge nur von einer Seite zu betrachten. Gewiß — damit ein verheirateter Mann könne . . . muß es eine verheiratete Frau geben, welche . . .“

„Und dieſe Unbekannte verliert in deinen Augen nichts? Du achteſt ſie ebenſowohl als wenn ſie ihrem Manne nichts verbärge?“

„Gewiß achte ich ſie; ich will nicht gerade ſagen ebenſoſehr . . . das heißt . . . ja doch, ich achte ſie ebenſoſehr. Iſt es doch nicht ihre Schuld, wenn die Welt, wenn der Gatte . . . Sicherlich würde ich ſie noch mehr achten, wenn . . . doch da dürfte freilich der Gatte keiner aus der Zahl der Dutzendmenſchen ſein . . .“

Ermenegilda hatte ihm dabei mit großgeöffneten Augen feſt in's Geſicht geſehen, und dies war vielleicht der Grund, daß ihm auf's Neue der Faden ſeiner Ideen riß.

„Ich wollte ſagen, daß ich ſie noch höher achten würde, wenn ſie Alles ihrem Gatten ſagen könnte; aber vermuthlich kann ſie es darum nicht, weil der Gatte eine ſolche vertrauliche Mittheilung nicht wohl aufzunehmen wüßte.“

„Es wäre doch ſchön,“ ſeufzte Ermenegilda, „wenn man dem Gatten Alles, wirklich Alles ſagen könnte! Wie entzückend wäre ein ſolcher Einklang dreier Seelen!“

Ermenegildo war, als beſcheidener Sieger, noch nicht zur Ueberzeugung von ſeinem eigenen Siege gelangt, als er ſeine Gemahlin plötzlich ſich mit halbem Leibe erheben und ihm die Hand über den Tiſch herüber reichen ſah. Er ergriff dieſe ſchöne Hand und bemerkte, daß ſie weiß, weich und ſchön war, aber er ſah ſie nur wie im Traume.

„Freund —“ ſagte Ermenegilda mit einem Anſtrich von theatraliſcher Emphaſe, die ihn vollends aus dem Traum erweckte — „Freund, ich habe dir ſchon allzugroßes Unrecht gethan durch mein bisheriges Schweigen, Verheimlichen, durch das Spiel einer Komödie. Du biſt würdig, Alles zu wiſſen! Jene Frau, jene entfernte Freundin Santi's bin ich! Seit einem Jahr ſchreibt er mir heimlich, und ich habe ihm . . .“

So weit Ermenegilda, aber ſchon war ſie von den Armen des Gatten umſtrickt, und ein Kuß ſchloß ihr den Mund; ſie konnte den Satz nicht vollenden.

Noch ein paar Mal verſuchte ſie mit ihrem Geſtändniß zu Ende zu kommen, doch immer vergebens. Ermenegildo küßte ſie und lachte nur.

„Ja, ich habe die Wahrheit geſagt“ — fügte Ermenegilda unter ſeinen Küſſen hinzu — „ich glaubte nichts Böſes zu thun . . . aber ich war meiner Sache doch nicht ſicher; unſer guter Freund fühlte ſich ſelbſt auch beunruhigt, von Gewiſſensſcrupeln . . . Das letzte Mal, als er bei uns zu Gaſt war . . . drei Wochen und drei Tage ſind's . . . an jenem regneriſchen Mittwoch . . . wenig fehlte damals, ſo hätte ich unſer . . . unſchuldiges Geheimniß dir enthüllt. Wiederhole mir —“ fügte ſie noch hinzu, indem ſie ſich aus ſeinen Umarmungen losmachte — „wiederhole mir, daß dieſer unſer Briefwechſel dich nicht verletzt, daß dieſe Innigkeit zweier Seelen . . .“

Hier ergriff die Anſteckung ſeiner Heiterkeit auch ſie . . .

„Barmherzigkeit!“ ſtieß der Gatte heraus, indem er ſich vor Lachen die Seite hielt, „du tödteſt mich . . .“

Das Gelächter des ungläubigen Ermenegildo dauerte noch fort, als Ermenegilda ſchon ernſt geworden war.

Im Herzen dieſes Weibchens hatte nun einmal eine rachſüchtige Idee ſich eingeniſtet.

„Ja, ich bin's!“ wiederholte ſie mit ernſtem Geſicht, und noch immer lachte der Gatte.

„Ja, ja, ich bin's!“ — Sie beſtand darauf; und der Gatte lachte nun nicht mehr, ſondern kam ernſt auf ſie zu, ergriff ſie mit zwei Fingern beim Kinne und begann:

„Ich begreife Alles; ich weiß, was du mir ſagen willſt: leicht ſind die Theorien für andere Leute zurecht gemacht, das Beiſpiel hingegen beweiſt . . .“

Die Gattin unterbrach ihn:

„Das Beiſpiel beweiſt ganz und gar nichts; das Beiſpiel iſt der Zufall, die Theorie iſt Wahrheit. Aber ich ſehe wohl, du glaubſt mir nicht, willſt mir nicht glauben. Und doch verſichere ich dich, mein Ermenegildo, die entfernte Tröſterin unſeres gemeinſamen Freundes Santi bin ich; ich kann die Beweiſe davon geben . . .“

Sie begann ihre Taſchen zu durchſtöbern, reichte ein Blatt dem Gemahl, der ſich nicht beeilte, es zu ergreifen, und ſagte einfach:

„Lies!“

Diesmal erblaßte Ermenegildo.

Ermenegilda klatſchte in die Hände.

„Ich habe dir Angſt gemacht!“ rief das ſchlaue Weibchen freudig aus, „nun bin ich gerächt!“

„Gib mir das Blatt!“ ſtammelte Ermenegildo.

Er nahm und las es vom Anfang bis zu Ende mit großem Ernſte durch.

Es war ein Autograph der Modiſtin, und es war darin die Rede von einem Florentiner Strohhut mit Federn, Bändern, Blonden, Blumen und dergleichen — von einem noch nicht bezahlten Hute, der wie geſchenkt war, von einem Hute, ſchlechterdings unwürdig, ein ſo kluges Köpfchen zu bedecken.

„Signora," ſagte Ermenegildo in burlesk ſtrengem Tone, „dieſes Blatt iſt mein Eigenthum."

Ermenegilda neigte das Haupt, in ihr Schickſal ergeben. Mehr als einmal erſtand an dieſem denkwürdigen Tage das Gelächter auf den Lippen des jungen Ehepaares; erſtand plötzlich von neuem, und erſtarb wieder langſam, wie in den Zuckungen einer langen Agonie.

⁂

Luigi Capuana.

Das ſchwarze Ei.

Ein Märchen

Es war einmal ein Mütterchen, das von Almoſen lebte; und Alles, was ſie heimbrachte, theilte ſie gewiſſenhaft; die Hälfte für ſich, die andere Hälfte für ihre Henne.

Jeden Tag, im Morgengrauen, begann die Henne zu gackern, nachdem ſie ein Ei gelegt. Das Mütterchen verkaufte das Ei für einen Soldo und kaufte ſich für einen Soldo Brot. Die Kruſte zerkrümelte ſie für die Henne, die Krume aß ſie ſelbſt, dann ging ſie wieder umher und bat um Almoſen.

Da kam aber ein ſchlechtes Jahr. Eines Tages kehrte die Alte mit leeren Händen heim.

„O mein Hühnchen! Heut' müſſen wir uns mit leerem Magen behelfen!“

„Geduld! Wir eſſen dafür morgen!“

Den Tag darauf im Morgengrauen, begann die Henne zu gackern. Statt eines Ei's hatte ſie zwei gelegt, ein weißes und ein ſchwarzes.

Das Mütterchen ging aus, um ſie zu verkaufen. Das weiße brachte ſie ſogleich an Mann. Von dem ſchwarzen aber wollte Niemand glauben, daß es ein Hühnerei wäre. Die Alte kaufte, wie gewöhnlich, für einen Soldo Brot und kehrte nach Hauſe zurück.

„O mein Hühnchen! Das ſchwarze Ei, das will kein Menſch!“

„Bring es dem König!“

Die Alte brachte es dem König.

„Was iſt das für ein Ei?“

„Von einer Henne, Majeſtät!“

„Was ſoll es denn koſten?“

„Was Euer gute Wille iſt, Majeſtät!“

„Gebt ihr hundert Lire!“

Das Mütterchen hielt ſich mit dieſen hundert Lire für reicher als Seine Majeſtät ſelber.

Juſt in denſelben Tagen hatte die Königin eine Henne brüten laſſen, und zu den Eiern, welche dieſelbe bebrüten ſollte, legte ſie nun auch dieſes. Aber die Gluckhenne brütete es nicht aus.

Der König ließ das Mütterchen rufen.

„Jenes Ei war abgeſtanden!“

„Unmöglich, Majeſtät! Die Henne hatte es denſelben Tag gelegt!“

„Aber es wurde nicht ausgebrütet!“

„Die Königin hätte es ausbrüten ſollen!“

Die Sache ſchien wunderlich. Aber die Königin, neugierig, ſagte:

„Ich werde es ausbrüten!“

Und ſie nahm es in ihren Buſen. Nach zwei und zwanzig Tagen merkte ſie, daß die Schale barſt. Zum Vorſchein kam ein weißes Hühnchen, das eine wahre Schönheit war.

„Majeſtät! Majeſtät! laßt mir eine Weinſuppe kochen!“

Und dabei piepte es.

„Biſt du ein Hähnchen oder ein Hühnchen?“

„Ein Hähnchen, Majeſtät!“

„So krähe!“

„Kikeriki!“

Es war wirklich ein Hähnchen. Und es diente dem ganzen Hofe zur Unterhaltung. Aber je mehr es heranwuchs, deſto kecker wurde es. Bei Tiſche pickte es in die Teller des Königs und der Königin, es ſcharrte mir nichts dir nichts in den Tellern der Miniſter, welche nicht „Sſt!“ zu ſagen wagten, aus Reſpect vor dem König; es ſchweifte hierhin und dorthin durch alle Gemächer des königlichen Palaſtes, ſaß allenthalben auf, erfüllte und beſudelte alles mit Unrath. Und dann, den ganzen Tag hindurch: „Kikeriki! Kikeriki!“ Den Leuten dröhnten die Ohren: es war nicht mehr auszuhalten im königlichen Palaſte.

Eines Tages hatte ſich die Königin ein neues Kleid machen laſſen, ein wahres Wunderwerk, das einen Sack voll Quattrini gekoſtet. Bevor ſie es anzog, kommt das Hähnchen und beſudelt es ihr.

Die Königin gerieth in Wuth.

„Schmutzfinke von einem Hähnchen! Dieſesmal mag es hingehen. Aber ein andermal ſollſt du mich kennen lernen!“

Und ſie beſtellte ein neues Kleid bei der Nähterin, das noch koſtbarer war als jenes. Die Nähterin machte ſich mit Eifer daran; man denke, welch' ein Kleid! Aber bevor die Königin es anzog, kommt das Hähnchen und beſudelt es ihr.

Der Königin verging Hören und Sehen.

„Schmutzfinke von einem Hähnchen! Diesmal ſollſt Du mir's büßen. Ruft mir den Koch!“

Der Koch erſchien.

„Man bereite mir eine gute Taſſe Hühnerſuppe von dieſem Hähnchen!“

In der Küche drehten ſie ihm den Hals um und thaten es in den Topf zum Sieden. Aber kaum warf der ſiedende Topf die erſten Blaſen auf, da erklang es:

„Kikeriki!“

Das Hähnchen war dem Topfe entſchlüpft, als ob man ihm niemals den Hals umgedreht, es niemals gerupft und abgebrüht hätte.

Der Koch lief zur Königin.

„Majeſtät, das Hähnchen iſt vom Tode erſtanden!“

Die Sache war zu ſeltſam und das Hähnchen wurde nun koſtbar. Alle betrachteten es mit Reſpect, Manche auch mit einiger Aengſtlichkeit. Und es mißbrauchte das. Bei Tiſche pickte es ärger als zuvor in die Teller des Königs und der Königin, ſcharrte mir nichts dir nichts in den Tellern der Miniſter, welche nicht „Sſt!“ zu ſagen wagten, aus Reſpect vor dem König; ſaß allenthalben auf, beſchmutzte ſogar den königlichen Thron und machte ihn mit Unrath voll. Und dann bei Tag und Nacht: „Kikeriki! Kikeriki!“ Es dröhnten den Leuten die Ohren. Und das Volk fluchte mit zuſammengebiſſenen Zähnen:

„Hol' der Geier das Hähnchen und die, welche es aufziehen!“

Eines Tages mußte Seine Majeſtät an einen andern König ſchreiben. Er nahm Papier, Feder und Tintenfaß, verfaßte den Brief und ließ ihn auf dem Schreibtiſch liegen zum Trocknen. Kommt das Hähnchen und beſudelt ihm denſelben, juſt an der Stelle, wo die Unterſchrift war!

„Schmutzfinke von einem Hähnchen! Diesmal mag es noch hingehen. Aber ein anderesmal ſollſt Du mich kennen lernen!“

Der König ſchrieb den Brief noch einmal und ließ ihn auf dem Schreibtiſche liegen zum Trocknen. Kommt das Hähnchen und beſudelt ihm denſelben, juſt an der Stelle, wo die Unterſchrift war!

Dem König verging Hören und Sehen.

„Schmutzfinke von einem Hähnchen! Jetzt ſollſt Du deinen Theil kriegen! Ruft mir den Koch!“

Der Koch erſchien.

„Man brate mir das Hähnchen zum Mittageſſen!“

In der Küche drehten ſie ihm den Hals um und ſteckten's an den Spieß.

Als die Stunde des Mittageſſens gekommen, brachte der Koch das Hähnchen auf die Tafel. Der König begann es zu zerſchneiden, theilte dem ein Schenkelſtück, jenem ein Bruſtſtück, jenem etwas vom Bürzel zu; für ſich ſelbſt behielt er den Hals und den Kopf mit dem Kamme und dem Barte.

Kaum hatte er ſeinen Theil verzehrt, als es aus der Tiefe ſeines Magens herauf ertönte:

„Kikeriki!“

Die Beſtürzung war eine allgemeine. Schleunigſt wurden die Hofärzte herbeigerufen.

„Man müßte dem Könige den Bauch aufſchneiden; aber wer möchte es wagen?“

Inzwiſchen ließ das Hähnchen aus der Tiefe des Magens Seiner Majeſtät von Zeit zu Zeit ſich vernehmen:

„Kikeriki!“

„Ruft mir die Alte!“ gebot der König.

Sie war eben, um Almoſen zu ſammeln, vor den königlichen Palaſt gekommen, und man brachte ſie hinauf.

„Teufelshexe! Was für eine Hexerei haſt Du mit dieſem Ei vollführt? Ich habe den Kopf des Hähnchens gegeſſen, und jetzt kräht es mir drinnen im Magen. Wenn Du mich nicht davon frei machſt, ſo biſt Du des Todes!“

„Majeſtät, gebt mir nur Einen Tag Friſt!“

Unverweilt kehrte ſie nach Hauſe zurück.

„O mein Hühnchen! Ich bin zum König gerufen worden. Ich habe, ſagt er, den Kopf des Hähnchens gegeſſen und jetzt kräht es mir drinnen im Magen! Wenn ich ihn nicht davon frei mache, ſo bin ich des Todes!“

„Hat nichts zu ſagen, Mütterchen! Morgen nimmſt Du ein Bischen Hühnerfutter, gehſt zum König und rufſt: „Bibi! bibi!“ Wenn es deine Stimme hört, wird das Hähnchen herauskommen.“

Und ſo geſchah es.

Die Sache war allzu wunderbar. Das Hähnchen wurde berühmt und trieb es jetzt ärger als zuvor.

Eines Morgens, bevor es graute, klang's:

„Kikeriki! Majeſtät, ich möchte eine Henne haben!“

„Nun, ſo geben wir ihm eine Henne!“

Den Tag darauf, vor Morgengrauen:

„Kikeriki! Majeſtät, ich möchte noch eine Henne haben!“

„Nun, ſo geben wir ihm noch eine Henne!“

Kurz geſagt, er wollte zwei Dutzend.

Wieder einmal, vor Morgengrauen:

„Kikeriki! Majeſtät, ich möchte goldene Sporen haben!“

Alſo goldene Sporen.

Das Hähnchen war ein ſchöner Hahn geworden und ſtolzirte mit ſeinen goldenen Sporen umher, nach Dieſem und Jenem pickend.

Wieder einmal, vor Morgengrauen:

„Kikeriki! Majeſtät, ich möchte einen doppelten Kamm von Golde!“

Alſo einen doppelten Kamm von Golde.

Der König begann es müde zu werden; aber der Hahn mit ſeinen goldenen Sporen und ſeinem goldenen Doppelkamm ſtolzirte umher, nach Dieſem und Jenem pickend.

Schließlich, eines anderen Tags, vor Morgengrauen:

„Kikeriki! Majeſtät, ich möchte das halbe Reich haben; ich trage eine Krone ſo gut als Ihr!“

Dem Könige ging die Geduld aus.

„Schafft ihn mir aus den Augen, dieſen unverſchämten Hahn!“

Aber wie? Ihn zu tödten war vergebens, er ſtand immer wieder auf. Ihn weit hinweg zu bringen, hätte auch nichts gefruchtet: er wäre zurückgekehrt. Mit Gutem war auch nichts bei ihm auszurichten: er antwortete ſpöttiſch: „Kikeriki!“ Der König, in Verzweiflung, ließ die Alte herbeirufen.

„Wenn Du mich nicht von dem Hahn befreiſt, ſo laſſe ich Dir den Kopf abhauen!“

„Majeſtät, gebt mir nur Einen Tag Bedenkzeit!“

Und ſie eilte nach Hauſe zurück.

„O mein Hühnchen! ich bin zum König gerufen worden. Wenn Du mich nicht von dem Hahn befreiſt, ſo laſſe ich Dir den Kopf abſchlagen! — Was ſoll ich ihm antworten?“

„Antworte: Majeſtät, Ihr habt keine Kinder; nehmt ihn an Sohnesſtatt an; dann wird er Ruhe geben.“

Der König, ſich in eine ſolche Zwangslage verſetzt ſehend, nahm ihn an Sohnesſtatt an.

Aber es half wenig.

Mit all' jenen Hennen war der königliche Palaſt ein Hühnerhof geworden. Der König, die Königin, die Miniſter, die Hofdamen, die Diener, alle ſahen ſich voll Hühnerunraths von Kopf bis zu den Füßen und wußten ſich nicht mehr zu helfen. Und dann Gegacker hier, Gekrähe dort, der Kopf ſummte ihnen wie ein Bienenkorb.

Das Volk fluchte mit zuſammengebiſſenen Zähnen:

„Hol' der Geier den Hahn, die Hennen, und wer ſie füttert!“

„Hör', Hexe,“ ſagte der König, „wenn Du mir nicht binnen vierundzwanzig Stunden Hahn und Hennen aus den Augen ſchaffſt, ſo bezahlſt Du es mit deinem Kopfe!“

„Majeſtät, dazu bedarf es der Fee Morgana; laßt ſie rufen!“

Der König ließ die Fee Morgana rufen. Dieſe aber antwortete:

„Wer mich will, der komme, wer mich nicht will, der ſchicke nach mir!“

Der König mußte alſo in Perſon zu ihr gehen.

„Majeſtät, ſo lange nicht jener Hahn ein Menſch geworden iſt wie Ihr ſelbſt, werdet Ihr nicht Ruhe haben.“

„Aber weſſen bedarf's, damit er ein Menſch werde, wie ich ſelbſt?“

„Es bedarf dazu dreier Sorten von Samenkörnern. Macht drei Furchen mit Euren Händen und ſäet dieſe drei Samen hinein. Erntet, dreſcht, ohne die Körner zu vermiſchen, dann ruft:

„Bi, bi, bi!
Picke dort und hie!“

Dabei ſtreut Ihr dieſes Korn auf die Erde. Wenn nichts mehr davon übrig:

„Bi, bi, bi!
Picke dort und hie!“

Dabei ſtreut Ihr dies andere Korn auf die Erde Wenn nichts mehr davon übrig:

„Bi, bi, bi!
Picke dort und hie!“

Dabei ſtreut Ihr das letzte Korn auf die Erde.

Der König entſchloß ſich das Alles genau zu verrichten.

Als nun der Augenblick kam:

„Bi, bi, bi!
Picke dort und hie!“

Da verendete die Hälfte der Hühner.

„Bi, bi, bi!
Picke dort und hie!“

Da verendete der Reſt der Hühner.

„Bi, bi, bi!“ u. ſ. w.

Jetzt machte ſich der Hahn allein daran, und nachdem er das letzte Korn aufgepickt, drehte er ſich, ſtreckte er ſich — „Kikeriki!“ — ſchüttelte ſich die Federn vom Leibe und verwandelte ſich in einen hochgewachſenen ſchönen Jüngling. Vom Hahn waren blos der Kamm und die Sporen zurückgeblieben. Aber das machte nichts.

Der König verkündete dem Volke:

„Ich habe keine Kinder; ſo wird dieſer da Kronprinz ſein. Reſpectirt ihn als ſolchen!“

„Es lebe der Kronprinz! Es lebe der Kronprinz!“

Aber heimlich flüſterten ſie:

„Werden ja ſehen! Wer als Hahn geboren iſt, muß krähen.“

Nach Verlauf einiger Monate wurde der Kronprinz melancholiſch. Er ſuchte die Einſamkeit, redete mit Niemand.

„Was fehlt Euch, mein Söhnchen?“

„Nichts, Majeſtät!“

Er wollte es nicht ſagen, er ſchämte ſich — aber er ſpürte einen gewaltigen Drang zu krähen: „Kikeriki!“

Die Hofärzte wurden gerufen, man berief auch welche vom Auslande, die tüchtigſten. Aber ſie begriffen nichts von der Sache.

Vielleicht wollte der Kronprinz eine Frau haben? Er wollte keine Frau haben.

Was wollte er denn alſo? Was er immer wollte, es würde ihm ja bewilligt werden.

„Ich — möchte krähen — Kikeriki!“

Man mußte es ihm erlauben, und nun machte er ſich Luſt den lieben langen Tag.

Da ſchnitten ſie ihm den Kamm ab — und er ſpürte keinen Drang mehr zum Krähen.

Aber das Volk flüſterte:

„Werden ja ſehen! Wer von einer Henne geboren iſt, muß ſcharren!“

Nach etlichen Monaten wurde der Kronprinz neuerdings melancholiſch. Er ſuchte die Einſamkeit, redete mit Niemand.

„Was fehlt Euch, mein Söhnchen?“

„Nichts, Majeſtät!“

Er wollte es nicht eingeſtehen — er ſchämte ſich — aber er ſpürte einen gewaltigen Drang, auf die Straße hinauszugehen und mit den Füßen zu ſcharren.

Wieder rief man die Aerzte, aber die Sache war ihnen ein Räthſel.

Vielleicht wollte der Kronprinz eine Gemalin haben?

Er wollte keine Gemalin haben.

Was wollte er denn alſo? Was er immer verlangte, es würde ihm ja gewährt ſein.

„Ich möchte auf die Straße hinaus, um zu ſcharren!“

Man mußte es ihm geſtatten.

Dann ſchnitten ſie ihm die Sporen ab — und die Luſt, zu ſcharren, kehrte nicht wieder.

Es kam nun die Zeit, ihm eine Gattin zu geben.

„Was ſagt Ihr, mein Söhnchen, zu der Kronprinzeſſin von Spanien?“

„Majeſtät, wenn ich ſchon heiraten muß, ſo möchte ich eine Henne heiraten!“

Alſo immer die alte Geſchichte!

Der König war an dem Tage übel gelaunt. Er zog den Säbel und hieb ihm den Kopf ab.

Aber ſtatt Menſchenbluts drang Hühnerblut hervor.

Jetzt erſchien das Mütterchen.

„Majeſtät, nun hat die Sache ein Ende!“

Sie klebte ihm den Kopf mit ihrem Speichel wieder an und der Kronprinz wurde wieder lebendig.

Und jetzt, da er wirklich ein Menſch war, gab er Ruhe, und bald darauf heiratete er die Kronprinzeſſin von Spanien. Hernach wurden ſie König und Königin.

Und damit gut.

Luigi Capuana.

Zwei Charakterköpfe.

I.

Don Michele

An jenem Morgen war Don Michele wie gewöhnlich im Morgengrauen aufgeſtanden und brachte das Haus in Aufruhr. Er hatte die Magd, um ſie zu wecken, bei den Füßen gezerrt, während ſie in die armſelige wollene Decke ihrer Schlafſtätte gewickelt lag, ohne Linnentuch, in der Kammer neben der Küche, und von der oberſten Stufe der Treppe herunter den im Stalle gebetteten Jungen angerufen, er ſolle der Mauleſelin die Gerſte aufſchütten und Waſſer aus der Ciſterne holen. Geſtern Abend habe die Schindmähre nicht ſaufen wollen; gewiß habe er, der hündiſche Range, ihr was angethan!

Dann war er, mit den verzweckten Sohlen und den eiſenbeſchlagenen Abſätzen ſeiner plumpen Bauernſtiefel über die Diele torkelnd, in ſeine Kammer zurückgekehrt.

Donna Carmela, ſein Weib, hatte ſich eben, ganz ſteif, die Augen trüb, das Haar zerzauſt, in ihre Unterkleider geworfen.

Ob das ein Jahrhundert brauche, die paar Fetzen auf den Leib zu bekommen? Ob ſie etwa aus einem anderen Holze geſchnitzt ſei als er? Und jenes andere Murmelthier! ob denn für dieſes zehn Stunden Schlaf noch nicht genug?

Preſſa, die Magd, ſtreckte ſich und reckte ſich, gähnte, begriff ſchlechterdings nicht, warum ihre wenigen Stunden Schlaf für zehn gelten ſollten, und fragte, was es zu thun gebe?

Ob ſie das nicht wiſſe? Donnerwetter! man wolle ihn alſo zur Verzweiflung bringen? — Und die Körnerſaat — ſolle die auch für dieſes Jahr zum Teufel gehen?

„Sie iſt ſchon in Ordnung!“ ſagte Donna Carmela.

Don Michele wurde ſtill, machte die Runde durch's Gemach, halbe Worte vor ſich hinbrummend, einen Seſſel bei Seite rückend, einen Schlüſſel an den Nagel hängend, ärgerlich darüber, daß die Saat in Ordnung war und ihm ſo jener Vorwand, ſich zu ereifern, entging. Aber er fand ſofort einen andern.

Und die Flaſche? ob ſie gefüllt ſei?

Nein. Es habe ihr beſſer geſchienen, ſie erſt am Morgen zu füllen, mit friſchem Weine.

Wenn ſie ſich aber nicht rührten! Wenn ſie ſtehend und gehend ſchliefen! Solle er etwa erſt morgen auf's Feld hinaus? he?

Während nun Donna Carmela und Preſia hinuntergingen, um die Flaſche zu füllen am Fäßchen des Don Michele, wie ſie es nannten, weil dieſer zweijährige Wein für ihn allein beſtimmt war, verfügte Don Michele ſich in den Stall, wo der Stalljunge eben zu weinen angefangen hatte. Die Mauleſelin wollte nicht ſaufen, und er wußte, daß die Fäuſte und die Stiefelabſätze des Herrn ihre Spur ein paar Tage lang an ſeinem Leibe zurückließen, wenn die Mauleſelin nicht ſaufen wollte.

Als ob er es wäre, der ihr ſage, ſie ſolle nicht ſaufen! Ach Gott! ach Gott!

Er pfiff ihr ins Ohr zur Ermunterung.

Aber ſie beſchnüffelte den Trank mit Unluſt und bewegte dabei die Ohren in matter, ſchlaffer Weiſe, und als ſie die Spitze des Mauls in den Napf tunkte, ſchüttelte ſie den Kopf, ſchnaubte, und machte zähnefletſchend allerlei Grimaſſen mit der Schnauze in der Luft.

Don Michele gab dem Jungen einen Fußtritt und riß ihm das Halfterſeil aus der Hand.

Er laſſe ſich's alſo beikommen, eine Mauleſelin, vierzig Unzen werth, ſchlecht zu behandeln? Aber er wolle nicht wieder Don Michele heißen, bevor er ihm mit dieſen ſeinen Händen die Haut abgezogen.

Dabei liebkoſte er die Mauleſelin, indem er ihr den ganzen Bauch abtätſchelte, ihr das Stirnhaar zurecht ſtrich und ihr mit der flachen Hand über den Rücken fuhr.

„Ei, ei, was iſt's denn, daß Schön-Mäulchen nicht ſaufen will? ei, ei, warum denn nicht?“

Aber die Mauleſelin wandte ſich ab, taub für den liebkoſenden Zuſpruch ihres Herrn.

Als dieſer nun merkte, daß ihr etwas aus den Nüſtern floß und daß ihr auch die Augen trieften, begann er zu fluchen, ärger als ein Heide, und die armen Seelen im Fegefeuer eine nach der andern anzurufen, ſammt der Madonna und dem heiligen Aloyſius; denn das war ja eine Todeskrankheit, eine von der Sorte, wie ſie ein Vieh binnen 5—6 Tagen dahinrafft!

Ah, der Herrgott im Himmel ſei ihm aufſäſſig! dem ſcheine es Vergnügen zu machen, daß ſeine Vierzig-Unzen-Mauleſelin zum Teufel gehe! ... Eh! im Grunde ſei ihm, dem Herrgott, Recht geſchehen, daß man ihn auf Erden an's Kreuz genagelt. Wäre **er** unter den Juden geweſen, er hätte ihm die Nägel noch beſſer eingetrieben ...

Bei dieſen Gottesläſterungen waren Donna Carmela und Preſſa herzugelaufen, jene mit dem Trichter, dieſe mit dem Lichte in einer Hand und der Flaſche in der andern.

„Heilige Mutter Maria! welch' ein Unglück! welch' ein Unglück!“

Donna Carmela ſchlug ſich vor die Stirn, während Don Michele, mit ſchlenkernden Armen und geſpreizten

Beinen die an die Krippe gebundene Mauleſelin anglotzte, welche die Gerſte und den Häckſel nicht einmal beſchnupperte, und den Kopf gegen ihren Herrn vorſtreckte, als ob ſie ihn um Hilfe anflehte, die Aermſte, mit ihren matten, ſchlaffhängenden Ohren und den ſchmerz-getrübten Augen.

Eine Vierzig-Unzen-Mauleſelin! — Das kam wie ein Ziegel vom Dache! Für dieſes Jahr könne er betteln gehen mit dem Stecken in der Hand . . . und . . .

„Aber warum jetzt Gott läſtern?“

Ich weiß ſchon ſelber, ob ich ein Heide oder Chriſt! Seht ihr nicht, daß dieſe Weichen da gehen wie ein Blaſebalg?

Donna Carmela klapperte mit den Zähnen und hatte Thränen im Auge.

Um die Hölle in ihrem Hauſe fertig zu machen, habe nur noch dieſes Unglück gefehlt! Ach, Gott der Herr habe ſie vergeſſen und verlaſſen in dieſer Welt! Wie werde es ihr noch ergehen!

Als Don Michele ihr Zähneklappern hörte, drehte er ſich wüthend nach ihr um.

„Was habt Ihr?“

„Nichts . . . Vielleicht das Fieber . . . . aber ſeht nur auf die Mauleſelin!“

Das arme Weib konnte nicht aufrecht ſtehen und lehnte ſich an die Mauer, die Hand unter der Schürze, ſo zuſammengekrümmt, daß ſie einer Greiſin glich, obgleich ſie kaum dreißig Jahre zählte.

Don Michele fuhr fort, die Mauleſelin zu betrachten; er hätte ſie mit dem Blicke ſeiner Augen, mit dem Athem ſeines Mundes wieder geſund machen mögen; zu ſeinem Weibe aber ſagte er bloß:

„Seht zu, daß auch Ihr noch krank werdet! dann haben wir die volle Beſcheerung im Hauſe!“

Donna Carmela's Haut war ſchon abgehärtet gegen die Artigkeiten ihres Gatten und ſie erwiderte:

„Seht nur auf die Mauleſelin!“

*

Der Junge war gegangen, Meiſter Filippo, — den Schmied, — und den Onkel Decu zu holen, der ſich auf ſolche Dinge beſſer als Meiſter Filippo, und beſſer ſogar als der Doctor verſtand. Ja, während dieſer verſchiedene ſeiner Kranken unter die Erde gebracht, war bei Onkel Decu keine Gefahr, daß, wo er ſeine Hand hatte, ein Vieh die Beine in die Luft ſtreckte. Indeſſen, wenn Don Michele auch den Meiſter Filippo hatte rufen laſſen, ſo war es, weil vier Augen mehr als zwei ſehen.

Die Berathung dauerte lange. Meiſter Filippo ſtellte beim Anblicke des Onkel Decu ſich unwiſſend.

Es könne ja wohl eine Krankheit ſein . . . er ſage nicht nein . . .

Freilich wohl eine Krankheit . . . und welche! da ſei ein tüchtiges Eiterband, ein Haarſeil, zur Erregung von Eiterung durch die Haut gezogen, nöthig, ſonſt könne Don Michele ſich darauf gefaßt machen, das Fell der Mauleſelin zum Gerber zu ſchicken, denn um ſie ſei es geſchehen.

Don Michele kam wieder darauf zurück, mit den Heiligen zu hadern, und bemerkte nicht, daß ſein Weib in einem Winkel fröſtelnd zitterte, blaß, mit ſpitzer Naſe wie eine Todte, unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„O Herr, o Herr! dein heiliger Wille geſchehe!“

Zwölf Jahre waren es nun, daß die Aermſte ſich ſo in den Willen des Herrn ergab, ohne daß ſie einen fröhlichen und ruhigen Tag mit dieſem Manne genoß, der nie ein gutes Wort für ſie gehabt und der ſie beinahe barfuß gehen ließ, obgleich ſie ihm über achthundert Unzen Mitgift zugebracht hatte.

Und jenen ganzen Tag war ſie dort und in der Küche auf den Beinen, um in Gemeinſchaft mit Preſia den Kleientrank zu bereiten, oder die Bähungen von gewürzigen Kräutern, die man der Mauleſelin unter den Nüſtern auflegte, während Don Michele ſie am Halfter hielt, neben der Krippe, nicht anders ihr zuſprechend, als einer Chriſtenſeele; und die Mauleſelin hob dabei den Kopf und ſah ihn an, als ob ſie ſeine Reden verſtünde.

Das arme Weib fühlte ſich wie gebrochen an Kreuz und Beinen, von dem Auf- und Niederſteigen der Treppen zur Küche und zum Stalle. Mittags nahm ſie keinen Biſſen zu ſich, während Don Michele „ſein bischen Gift“ hinunterſchluckte: zwei Eier in der Pfanne und

Paprika-Salat, ohne auch nur zu fragen, ob ſie etwas davon wolle. Sie hätte nicht eine Bohnenſchote über die Lippen bringen mögen; der Magenmund war ihr wie zugeſchnürt. Der Kräutergeruch, der das Haus erfüllte, verurſachte ihr ſchon einen unausſtehlichen Ekel; Don Michele ſeinerſeits redete nur immer vom Eiterband, das man durch die Bruſthaut der Mauleſelin ziehen ſollte, wie von einer köſtlichen Sache, in die er ſein Brod hätte tunken mögen.

Das werde zum Mindeſten drei Lire koſten! Aber helfen werde es ſicher, wenn der hl. Aloyſius ſeinen Segen dazu verleihe.

Indeſſen den Arzt für ſein Weib zu rufen, fiel ihm nicht ein. Und in dieſer ganzen Woche, während welcher er ſie umhergehen ſah wie ein der Gruft entſtiegenes Geſpenſt, in all' dem Wirrwarr, welchen die Krankheit der Mauleſelin im Hauſe verurſachte, hatte er wiederholt ſie angeſchnauzt:

„Seht zu, daß auch Ihr noch krank werdet! dann haben wir die volle Verheerung im Hauſe!"

Und das klang in ſeinem Munde wie eine Drohung.

So ergab ſie ſich denn, damit er ſich nicht noch mehr verſündige, darein, ſo zu ſagen ſtehenden Fußes zu ſterben und leiſtete im Stalle Hilfe, obgleich der Geruch des Eiterbandes und der Kräuter ihr den Athem verlegte. Und des Nachts, wenn Don Michele, der in ſeinen Kleidern ſchlief, ſich erhob, um nach dem armen Thiere zu ſehen, ging ſie hinter ihm her, halb entkleidet, und mußte ſich an die Mauer halten, um nicht umzuſinken, ſo ſehr machte es ihr Mühe, ſich aufrecht zu erhalten.

An dem Morgen aber, als ſie nicht mehr Kraft genug zum Aufſtehen hatte, begann Don Michele zu brüllen.

Sie thue ihm das mit Fleiß! ſein Verderben mache ihr ein Vergnügen! Sie ſei immer zu nichts zu gebrauchen geweſen und deshalb gehe es auch in ſeinem Hauſe über Hals und Kopf abwärts! Und die da droben hätten es nur auf ſeine Mauleſelin abgeſehen — nicht auf ſie — nein, auf ſie nicht!

„Seid nur ruhig,“ ſagte ihm die Aermſte, „diesmal wird der Herr Euch erhören!“

Don Michele zuckte die Achſeln und ging zur Mauleſelin; die war inzwiſchen zum Skelet geworden und ſchleppte ſich ſo zwiſchen Tod und Leben hin. Man hätte nicht zwei Soldi für ſie gegeben.

Als Preſſa ſich ein Herz faßte, ihm zu ſagen, daß, während er zum Narren werde über der Mauleſelin, die Frau darauf ginge, ſchrie Don Michele: „Zum Henker mit dir und deiner Frau!“

Preſſa ließ nicht ab:

„Wenn Don Antonio vorübergeht, werde ich ihm ſagen heraufzukommen.“

„Still!“

Und dabei drohte er ihr mit dem Halfterſtrick.

Preſſa erhob ihre Stimme.

Die arme Frau werde noch vor der Mauleſelin draufgehen!

Und er werde es auf dem Gewiſſen haben! Nicht einmal einen Hund würde man ſo verkümmern laſſen.

„Still!“

Und Gott werde darüber in einem andern Leben Rechenſchaft von ihm verlangen. Und Gott wiſſe wohl, warum er ihm nicht helfe.

„Still!!!“

Und deshalb verende ihm die Mauleſelin; aber er habe noch Aergeres verdient. Chriſtus der Herr ſei gerecht.

Don Michele ſtellte ſich zuletzt, als höre er ſie nicht; mit dem Seil in der Hand kraute er die Stirn der Mauleſelin, welche den Kopf ſo tief hängen ließ, als wollte ſie den Erdboden küſſen. Und als Frau Roſina, eine Nachbarin, kam, ihm zu ſagen, er möge in die Stube hinauf kommen, der Arzt ſei oben, da geberdete ſich Don Michele wie ein wildes Thier und fluchte alle Engel und alle Heiligen und Seraphim und die Madonna vom Himmel herunter . . .

„O du gottverlaſſene arme Seele!“

Frau Roſina nahm Reißaus, ſich bekreuzend.

„Ein Wunder, wenn dieſes Haus nicht von Grund aus über den Haufen ſtürzt!“

Don Michele fand Don Antonio anweſend, der ſchon etwas auf einen Zettel geſchrieben hatte.

„Aber wenn dies der erſte Tag, daß ſie das Bett hütet!“

Er konnte es nun einmal nicht glauben, daß es ſo ſchlimm mit ſeinem Weibe ſtehe, um ſie ſofort mit den Tröſtungen der Kirche verſehen zu müſſen.

Als der Prieſter mit dem Allerheiligſten und mit der letzten Oelung kam, warf ſich Don Michele zu Füßen des Bettes auf die Kniee, die Elbogen auf das Sitzbrett des Stuhls geſtützt, den Kopf zwiſchen den Händen.

„Kinder ſind nicht vorhanden und das Ihrige fällt an die Verwandten zurück,“ ſagten die Gevatterinnen der Nachbarſchaft unter ſich, während der Prieſter der Kranken die heilige Wegzehrung ſpendete.

Don Michele, der das hörte, ſtieß ſchwere Seufzer aus.

„Er macht es wie das Krokodil, das erſt einen Menſchen umbringt und hernach Thränen vergießt!“

Ganz Mineo ſagte ſo.

Zwölf Jahre habe er dies gottergebene Geſchöpf gepeinigt und jetzt endlich werde er ſie los!

◆

Das arme Weib lag ausgeſtreckt auf dem Bette, den Kopf tief in die Kiſſen vergraben, die Augen tief in den Höhlen, die Naſe dunkel gefärbt, der Athem ſo beklemmt, daß ſie ſchier außer ſich gerieth. Kaum hatte der Prieſter ſich entfernt, ſo winkte ſie den Gatten herbei, und flüſterte ihm mit halberloſchener Stimme in's Ohr:

„Seid Ihr jetzt zufrieden? Gott beſchütze und erhalte Euch!“

Don Michele brach in eine Flut von Thränen aus. Warum ſpreche ſie ſo? Habe er es denn nicht immer gut mit ihr gemeint? Und jetzt ſtehe er, ſo zu ſagen, mitten auf der Straße, da er ja die Mitgift herausgeben müſſe. Und wenn ihm die Mauleſelin verende, ſo könne er ſich aufhängen. Er habe auch ſchon daran gedacht. Er habe eine Schlinge in das Halfterſeil gemacht und daſſelbe an einen Balken des Daches geknüpft.

„O du Gottvergeſſener! Du wäreſt im Stande, das wirklich zu thun!“

Die Arme machte ihm Vorwürfe in ſanftem Tone, indem ſie ihn dabei anſah mit ihren trüben Augen, in welchen ſich Mitleid und Vergebung ſpiegelte. Er aber fuhr fort, unter Thränen, die ſein Geſicht überſtrömten.

Ja wohl, ja wohl! wenn ein Unglück geſchehe — ſo gewiß es einen Gott gebe, er werde ſich erhängen! — Aber die gnadenreiche Mutter der Kranken müſſe ein Wunder thun! — Wenn nicht, ja dann werde er, bevor die Verwandten kämen, ſein Haus zu plündern und die Mitgift zurückzuholen, die Schlinge im Halfterſeil fertig machen, und dann würden Alle zufrieden ſein!

„Willſt Du verdammt werden, Gottloſer?“ fragte ihn das Weib mit ſchwacher Stimme, mühſam eine Hand dabei hebend.

Don Michele hatte das Anſehen, als wolle er mit dem Kopfe gegen die Wand rennen vor Verzweiflung. Da rief das Weib, ſehend, daß Preſſa, ſchmutzig und zerzauſt wie ſie war, ſich die Augen mit der Schürze trocknete, dieſe zu ſich und ſagte ihr ein Wort, das dieſe ſich wiederholen ließ, denn ſie glaubte nicht recht gehört zu haben.

Später glaubten auch der Notar und die vier Zeugen im erſten Augenblick nicht recht gehört zu haben, als ſie aus dem Munde des Weibes hörten, daß ſie all' ihre Habe ihrem Manne hinterlaſſen wolle, mit der Verpflichtung, vier Meſſen an den vier Freitagen des März und eine am Allerſeelentage leſen zu laſſen, Jahr für Jahr, ſo lange er lebe.

Während das Teſtament aufgeſetzt wurde, war Don Michele, welcher ſagte, daß ihm dieſe Scene das Herz zerreiße, zur Mauleſelin gegangen, liebkoſte ſie und wuſch ihr die Nüſtern mit dem Poleiwaſſer.

Wenn nicht er daran denke, ſo könne das arme Vieh in der Noth verkommen; kein Menſch kümmere ſich um daſſelbe. „Armes Vieh! Jetzt wird die Frau nicht mehr herunterkommen, um dir mit eigenen Händen dein Mäßlein Gerſte zu bringen!“

Die Mauleſelin ſchüttelte des Waſſers halber, das ihr in die Naſenlöcher drang, den Kopf, und ſchien ihm ſo zu antworten.

Wenn Don Michele nicht im Stalle war, ſo ſaß er am Bettende der Kranken, die Arme gekreuzt und den

Kopf geſenkt, ganz zerknirſcht. Und mit dem Weibe wurde es nicht beſſer, nicht ſchlimmer; noch immer litt ſie an der Beklemmung, die ſie faſt außer ſich brachte.

Ach, wenn ſchon die gnadenreiche Mutter der Kranken das Wunder nicht thun wollte, warum müſſe die gottſelige Creatur noch länger leiden? Es ſei ja ein Jammer anzuſehen! Beſſer, die Gnadenreiche nehme ſie zu ſich in's himmliſche Paradies!

„Natürlich! Nachdem ſie ihr Teſtament gemacht, wäre es freilich beſſer, die gnadenreiche Mutter der Kranken nehme ſie zu ſich in's Paradies!“

Damit ging Preſia fort in die Küche; denn gewiſſe Dinge konnte ſie den Herrn nicht ſagen hören; es wallte in ihr auf und ſie war nicht ſicher, ihre Zunge im Zaume halten zu können.

* * *

Der Arzt kam zweimal des Tages, und gab keine Hoffnung weder zum Beſſeren noch zum Schlimmeren.

Nicht ſo Onkel Deen, der eines Morgens rund und nett erklärte, die Mankeſelin werde den Abend nicht erleben, und es ſei beſſer, daß ſie hinter dem Caſtell den Hunden vorgeworfen werde, und daß man ſie dahin noch mit den eigenen Füßen gehen laſſe, ſtatt zwei Taglöhner zu bezahlen, die ihren Leichnam dahin ſchleppen …

Don Michele konnte ſich nicht beruhigen.

Eine Vierzig-Unzen-Mauleſelin! … Ach, auf ſeinem Hauſe ruhte ein Fluch! Er wolle es vom Boden bis zum Giebel neu einſegnen laſſen. Sein Weib, das ein Teſtament gemacht und alle Tröſtungen der heiligen Kirche empfangen, komme davon! Und die Mauleſelin, von der man glaubte ſie müſſe geneſen, freſſen die Hunde hinter dem Kaſtell! So gebe es alſo wirklich da droben Einen, der ihm aufſäſſig ſei?

II.

Meiſter Coſimo

Seitdem ſein Weib ſich's in den Kopf geſetzt, die Dienſte einer Pförtnerin im Nonnenkloſter des „Allerheiligſten Erlöſers“ zu verrichten, war es mit dem Hausfrieden zu Ende.

Unter Berufung auf die Aebtiſſin und die Nonnen, welche ſie hierhin und dorthin ſchickten, war das Weib den ganzen geſchlagenen Tag außer dem Hauſe, und oft ſah er, der Mann, ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, Weibesgeſchäfte zu verrichten, die Suppe zu kochen und auf die vier ausgelaſſenen Teufelsrangen Acht zu geben, welche verrätheriſcher Weiſe das Brot aufaßen und zwiſchen dem Anger und dem Düngerhaufen, an der Mauer, ihr Unweſen trieben, nicht anders als vier Ferkel — die heilige Taufe ausgenommen!

„Wer dem Altare dient, der lebt vom Altare,“ pflegte ihm lachend auf ſeine Klage die Gevatterin Paola zu erwidern, die mit ihrem Spinnrocken in der Sonne ſaß.

„Erlogen iſt's!“ gab Meiſter Coſimo zurück, indem er ſeinen Hobel ruhen ließ. „Im Vertrauen ſag' ich's Euch: mein Weib zerreißt an Schuhen mehr als ſie verdient — auf mein chriſtliches Ehrenwort! Die Nonnen ſind wie die Mönche waren, als es da noch welche gab: einen Arm haben ſie lang zum Nehmen, und den andern kurz zum Geben . . . Ich weiß, was ich ſage!“

„Aber Ihr habt die Wohnung und den Laden umſonſt“

„Was frage ich darnach, wenn ich beinahe ſchon kein Weib mehr habe?“

Er war nun einmal darauf erpicht: er wollte ſein Weib zur Seite haben, im Laden, wie früher. Daß er gewiſſe häusliche Verrichtungen auf ſich nehmen mußte, weil dem Weibe die frommen Schweſtern keinen freien Augenblick ließen, ſondern ſie vom Morgengrauen an beſtändig umherhetzten, das war nicht nach ſeinem Sinne, nein, und er brummte vom Morgen bis zum Abend, während er auf der Bank vor der Ladenthüre ſich die Arme mit Hobeln und Sägen ausrenkte, um ein Paar Soldi zu verdienen.

Indeſſen, wenn die Nonnen über ihm am Eiſengitter klopften, ließ er ſogleich von ſeiner Arbeit ab, lief näher unter das Gitter, und entſchuldigte ſein Weib, daß es noch nicht zurück war.

Aber wenn die ehrwürdige Mutter Aebtiſſin etwas wolle . . .

„Bravo, Meiſter Coſimo! Wir möchten den Capellan hier haben.“

Und Meiſter Coſimo warf eiligſt ſeinen Rock über und lief, den Capellan zu rufen, welcher in der Schenke Mezzo Porco's Tarok ſpielte und ihm antwortete: „Ich komme! ich komme!“ ohne ſich jemals zu rühren. Der Meiſter wußte das wohl, deshalb blieb er immer an der Thür zurück, und wiederholte von Zeit zu Zeit:

„Pater Capellan, die ehrwürdige Mutter Aebtiſſin wartet!“

Aber es war, als hätte er zur Mauer geſprochen. Don Gregorio fuhr fort ſich heftig zu zanken mit Don Roſario, dem Partner, der das Spiel verdorben hatte! Und er vergaß Meiſter Coſimo, die Aebtiſſin, Alles. Er hätte auch Eſſen und Trinken vergeſſen, wenn er die Karten in der Hand hatte!

Das alſo iſt der Gewinn davon, wenn man eine Kloſterpförtnerin zur Frau hat! Der halbe Tag verloren um des Pater Capellans willen, der ihm zu guter Letzt geſagt hatte: „Geh und laß dich benedeien, du und deine ehrwürdige Mutter Aebtiſſin!“

So klagte Don Coſimo. Darauf ſie: was wolle er denn eigentlich? Eſſen ohne zu arbeiten? Weit eher müßte ſie ſich beklagen, daß ſie vor Müdigkeit ihre Beine nicht mehr ſpüre und keinen Athem mehr habe vor lauter Rufen in den Straßen: „Wer verkauft Eier?“ jetzt wo die Eier rar, und ihrer zwei nur für drei Soldi zu haben ſeien. Aber wenn ſie ſich nicht die Beine abgelaufen und die Stimme heiſer geſchrieen hätte, ſo hätte er nicht die Schüſſel voll Maccaroni zu eſſen, die da vor ihm ſtehe, noch den von der Kloſterſchweſter Maria Tereſa geſchenkten Wein zu trinken. Und geſtern habe er ein Stück Fleiſch gehabt, und Brod und Suppe habe er alle Tage . . . , mit welcher Stirn könne er auftreten und ſich beklagen?

Meiſter Coſimo muckſte in der That nicht mehr, wenn ihm ſeine Gattin in dieſer Weiſe den Kopf wuſch; denn ſowohl ihre Stimme als ihre Perſon übten eine gewiſſe Gewalt über ihn aus; und dann verhielt es ſich auch wirklich ſo, wie ſie ſagte: mit welcher Stirn konnte er auftreten und ſich beklagen?

Aber den Morgen darauf begann er doch wieder von Neuem. Und wie er ſie nach dem Markte und von dort zurück und hierhin und dorthin eilen ſah und die Nonnen vom Gitter her klopfen hörte, wenn ſie bei irgend einem Auftrag der Eile hatte, ſich verſpätete, da brummte er grimmiger als den Tag zuvor.

Das ſei ein Hundeleben! Ein Hundeleben!

So daß am Ende die Leute anfingen, ihren Spaß mit ihm zu treiben und ihn zu ſtacheln:

„Meiſter Coſimo, habt Acht auf den neuen Capellan!“

„Meiſter Coſimo, habt Acht auf den Ignazio, den Sacriſtan!“

Das ſagte man ihm ſo oft, daß er am Ende ernſtlich zu überlegen anfing.

Wenn die Leute ſo redeten, ſo mußte doch etwas daran ſein!

Und eines Tages verfügte er ſich in's Sprechzimmer des Kloſters und ließ die Mutter Aebtiſſin rufen:

Sie ſollten ſein Weib ſchicken, wohin ſie wollten, nur nicht zum neuen Capellan — zu dieſem nicht!

„Warum nicht, Meiſter Coſimo?“

„Zu dieſem nicht!“

„Aber er möge doch ſagen, warum nicht?“

„Zu dieſem nicht — denn die Leute redeten Uebles.“

Damit ging er und ließ die Aebtiſſin ſtehen, die ſich bekreuzte, denn das konnte ja nur ein Teufelswerk, angezettelt gegen den Diener Gottes, ſein.

Don Ignazio, der Sacriſtan, war in der Kirche und ſetzte den Kirchenſchmuck für das Herz Jeſufeſt in Bereitſchaft, da kam Meiſter Coſimo und ſagte ihm in brüskem Tone:

„Höret, Don Ignazio: wenn ich Euch einmal mit meinem Weibe im Geſpräch unter vier Augen finde. . .“

„Seid Ihr verrückt?“ antwortete ihm der Sacriſtan zu oberſt vom Altare herunter, mit den Stecknadeln zwiſchen den Zähnen.

„In der Sakriſtei darf ſie mir nicht aus- und eingehen, denn da hat ſie nichts zu ſchaffen. Wenn Ihr etwas braucht, ſo habt Ihr ſelber Hände und Füße. Dafür ſeid Ihr bezahlt. Mein Weib iſt Pförtnerin bei den Nonnen …“

„Seid Ihr verrückt?“

„Meinetwegen! So bin ich's! Aber wenn ich Euch beide zuſammen in der Sacriſtei treffe, im Geſpräch unter vier Augen — bei dieſem Crucifix am Altare, das ich zu nennen nicht würdig, ſchwör' ich's Euch, ich ſpalte Euch den Schädel mit der Axt!“

Denſelben Abend zankten ſich die beiden Eheleute bis ſpät in der Nacht. Dieſesmal gab Meiſter Coſimo nicht nach: „Zum neuen Capellan — zu dieſem nicht!“

„Aber begreift Ihr denn nicht, daß die Leute nur ſo reden, um Euch in Wuth zu bringen?“

* * *

Nachdem man ihm einmal dieſen Floh in's Ohr geſetzt, arbeitete Meiſter Coſimo auch nicht mehr gerne. Oft verließ er den Laden, um heimlich ſeinem Weibe zu folgen und zu ſehen, ob ſie nicht etwa zum neuen Capellan gehe. Ganz beſonders war er übel zu ſprechen auf Don Gregorio, der ſein Amt als Capellan aufgeben und nichts mehr mit den Nonnen zu ſchaffen haben wollte, des Tarokſpiels wegen.

Seine Schuld ſei's, klagte er, wenn er jetzt in ſolchen Nöthen ſtecke!

Er verzieh es ihm nicht, und ſprach mit aller Welt über die Sache nicht anders, als ob er den neuen Capellan auf friſcher That ertappt hätte, ſo daß dieſer eines Tages ihn in ſeinem Laden aufſuchte, mit ſo weit geöffneten Naſenflügeln und ſo grimmigen Blicken, als ob er ihn lebendig verſchlingen wollte, und ſo zu ihm anhob:

„Meiſter Trunkenbold! Wollt Ihr ein Ende machen oder nicht, mit Euren Comödien?“

Meiſter Coſimo, ſo unverſehns überrumpelt, ſtand da und wußte nicht, was er antworten ſollte.

„Aber ich … aber ich“ — ſtammelte er.

„Schämt Ihr Euch nicht, mit eignem Mund, Schande auf Euch zu laden und einen Diener Gottes zu verläumden? Ihr Saufaus! denn das ſeid Ihr!“

Zum Schluſſe drohte er ihm, er werde, wenn er nicht ablaſſe, ihn verdientermaßen ohrfeigen, daß ihm die Wangen aufſchwellen ſollten.

Der arme Meiſter Coſimo war wie angedonnert, zum Theil auch, weil er doch einigen Reſpect vor dem geiſtlichen Kleide hatte, das der Capellan trug; ſpäter aber fand ſeine Gattin ihn beſchäftigt, das Beil zu ſchleifen mit einem Gebrumme und Gegrunze — uh! uh! — während Cecco, der ältere Knabe, das Rad drehte.

„Das iſt für Dich und Deinen Capellan!“ rief er ihr entgegen, als er ſie eintreten ſah.

Und fortfuhr er zu brummen und zu grunzen nach dem Tacte des ſauſenden Rades.

Frau Carmela ließ ſich in keinen Streit mit ihm ein, ſondern ſchickte ſich an, das Mittageſſen zu bereiten.

Gott der Herr wolle es nun einmal ſo. Sie müſſe ihre Sünden dabei abbüßen. — Indeſſen fülle er ſich den Wanſt, und den Wein laſſe er ſich ſchmecken! Aber wenn er es länger ſo treibe, ſo würden die Nonnen ihn und ſie aus dem Hauſe und aus dem Laden jagen, dann wären ſie auf's Pflaſter geſetzt, und könnten verhungern wie früher, mitſammt den vier unſchuldigen Creaturen! Ob er denn gar kein Herz habe?

„Bin's zufrieden, zu verhungern!“ erwiderte Meiſter Coſimo, „aber Hahnrei will ich nicht ſein! Das Beil da — ſiehſt du? es ſchneidet jetzt wie ein Raſirmeſſer. Will ihm die Tonſur raſiren, Deinem lieben Pater Capellan!“

„O du Gottverlaſſener! Du Unchriſt!“

Meiſter Coſimo ſchwang das ſpiegelblanke Beil.

„Hüt' dich! Ich hab' es eigens geſchliffen!“ fuhr er hohnlachend mit verdrehten Augen fort, ſo daß die Kleinen Angſt bekamen und zu kreiſchen anfingen; und auch Mutter Carmela entſetzte ſich und lief ſchreiend zum Fenſter:

„Hilfe! Hilfe! Er bringt mich um!“

In jener Nacht mußte Meiſter Coſimo, um ſeinen Rauſch auszuſchlafen, wie ihm der Brigadier auf der

Wache ſagte, in der Kaſerne auf dem Fußboden liegen; am folgenden Morgen wurde er vor den Syndicus gebracht, der ihm eine drei Viertelſtunden lange Predigt hielt:

Wenn er beim Weine nicht Maß zu halten verſtünde, ſo würde es ihn die Obrigkeit lehren!

„Schöne Obrigkeit! ſchönes Geſetz! Hahnrei und dazu noch geprügelt!“

So murmelte Meiſter Coſimo vor ſich hin und ging mit geſenktem Haupt ſeiner Wege.

Der Pater Capellan hielt ihm gleichfalls eine ſcharfe Predigt:

Es ſeien das lauter Schändlichkeiten der Religionsfeinde von heutzutage, wo man nicht einmal den Namen Jeſu Chriſti mehr hören will. Aber er habe, als guter Chriſt, ihm Böſes mit Gutem vergolten. Bevor er jedoch hierüber Weiteres erfahre, ſolle er erſt einen Biſſen zu ſich nehmen.

Meiſter Coſimo ſagte nicht nein, wiewohl etwas argwöhniſch gemacht durch ſo viel Sanftmuth. Und während er das Brot eintunkte in die Pfanne mit geſchmorten Eiern, welche die Schweſter des Capellans auf dem mit einem Tuche gedeckten Tiſchchen im Vorzimmer vor ihn hingeſtellt, ging der Capellan in der Stube auf und ab, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, das weiße Käppchen auf dem Kopfe, wie man es bei Landleuten ſieht, und mit den baumelnden Gürteltaſchen um die Hüften.

Er wolle ihm Böſes mit Gutem vergelten, er habe an ihn gedacht, nachdem Don Ignazio, der Sacriſtan den Dienſt in der Kloſterkirche aufgegeben. Was er dazu ſage? Sein Weib Pförtnerin und er Sacriſtan! Ob er nun zufrieden ſei?

Das ſei wohl nur Scherz?

Nein! er ſpreche im Ernſte.

Ach, was verſtehe er vom Dominu spopiscu?

„Wenn ich ſage: Dominus vobiscum, ſo antwortet Ihr: Amen. In drei, vier Tagen will ich's Euch beibringen!“

Meiſter Coſimo hatte bei der Idee, ſich mit der Halskrauſe und im Chorrock zu ſehen, zu lachen angefangen.

Ach was! er wolle ſein väterliches Handwerk fortbetreiben, das Tiſchlerhandwerk!

*

Aber eine Woche ſpäter ließ er, nachdem man ihm zugeſetzt und wieder zugeſetzt, ſich bereden; und ſo hatte Meiſter Coſimo, ſtatt dem Capellan die Tonſur mit dem eigens geſchliffenen Beile zu raſiren, ſich in einen Don Coſimo verwandelt, indem er den geiſtlichen Kragen umnahm, und ſich den Kürbis von ſchwarzem Tuche auf den Kopf pflanzte. Die Leute lachten, wenn ſie ihn über die Straße wandeln ſahen, ernſthaft und ſteif, denn der Halskragen war ihm unbequem.

Er komme ſich vor, ſagte er ſelbſt, wie der Corſicaner Hund Saverio's, des Fleiſchers, mit welchem man Wildſchweine abfing.

Sogar die Nonnen wanden ſich vor Lachen oben auf dem Chore, wenn er durch die Kirche humpelte, im langen Rock und dem nachläſſig übergeworfenen Chorhemd, und zwei Stunden lang ſeine liebe Noth hatte, die Kerzen des Hochaltares anzuzünden, ſo oft der Capellan den Segen geben mußte.

Aber was lag ihm am Gelächter der Leute! War es jetzt doch ſeine Sache, den Capellan zu holen, wenn man ihn brauchte und die böſen Zungen hatten nichts mehr über ſeine Gattin zu reden.

Nicht daß der Floh im Ohre aufgehört hätte, dann und wann ein wenig zu ſummen: aber Meiſter Coſimo beruhigte ſich doch gleich wieder, indem er bedachte, daß er immer die Augen weit offen gehabt und niemals etwas bemerken gekonnt.

Gleichwohl fehlte es auch jetzt nicht an guten Chriſtenmenſchen, die ihn aufzubringen verſuchten.

„Ein Schlaukopf, dieſer Capellan! Er hat Euch Brot gegeben, um Euch den Mund damit zu ſtopfen!“

Und es war ein anderer Diener Gottes, der ihm das ſagte. Aus Neid — weil man nicht ihn zum Capellan gemacht, ſtatt jenes Andern!

Aber an dem Morgen, an welchem Don Coſimo — ſo nannte man ihn ſchon — ſeit einer Viertelſtunde an die Thür des Capellans geklopft, ohne daß jemand gekommen wäre, ihm zu öffnen, und Nina, die „Henne“ zubenannt, endlich ans Fenſter kam, um ihm lachend zu ſagen: „Euer Weib iſt hier oben beim Pater Capellan — zur Beichte!“ da ſchwamm es ihm wie ein Nebel vor den Augen und ſeine Kniee wurden ſchlaff . . . Er klopfte nicht länger, und mit bebendem Herzen verbarg er ſich unter dem nahen Schwibbogen, um zu erſpähen, ob es wahr, daß ſein Weib oben zur Beichte. Die Zunge war ihm auf einmal trocken geworden und es war ihm als hätte er Gift im Munde.

„Ah, Nichtswürdige! Ah, ſchändlicher Prieſter!“

Er riß ſich den verwünſchten Kragen, der ihn erſtickte, herunter und warf ihn zu Boden; er ſah im Geiſte vor ſeinen Augen das geſchliffene Beil erglänzen, das in einem Winkel des Ladens aufbewahrt lag, und begann wie toll zu laufen, um es zu holen und jene Beiden damit in Stücke zu hauen.

„Laßt mich! laßt mich! ich bringe ſie um!“ ſchrie er, indem er ſich von den Leuten, die ihn aufhielten, los zu machen verſuchte.

Es gab ein Aergerniß! Aber die Freunde und Verwandten des Capellans verbreiteten die Nachricht, es ſei der Wein, der den Mann ſeiner Vernunft beraubte, und Nina „die Henne“ theilte dem Brigadier der Wache mit, daß ſie im Scherze dem Meiſter Coſimo geſagt, ſeine Frau ſei oben zur Beichte, was ſie, auf ihr Gewiſſen befragt, nicht als gewiß behaupten könne. Aber ſie lächelte dabei in ſich hinein, ſo daß der Brigadier, der in gewiſſe Dinge ſich nicht einmengen wollte, aus Friedensliebe dem Meiſter Coſimo zu verſtehen gab, es ſei beſſer ſein Weib den Nonnen zu überlaſſen und ſeinen Laden anderswo aufzuſchlagen, wenn er ſeinen eigenen Vortheil wahrnehmen und nicht in den Kerker wandern wolle.

Das Geſetz ſei da für Alle und er müſſe ſich nicht mit eigenen Händen Gerechtigkeit verſchaffen wollen.

Meiſter Coſimo ging vom Brigadier wie ein geprügelter Hund hinweg.

◆

Wo war es denn aber, dies Geſetz für alle, wenn der Capellan ihm ſein Weib genommen, und die Nonnen und die Mutter Aebtiſſin und ſogar auch der Brigadier dem Capellan die Stange hielten?

Er konnte ſich nicht überzeugen vom Daſein dieſes Geſetzes, jetzt, wo er ſich ſo ganz allein in dem ärmlichen finſteren Laden fand, den man ihm aus Barmherzigkeit überlaſſen, mit den wenigen Geräthen ſeines Handwerks, die an einer Wand hingen und den drei, vier armſeligen Stücken Holz, die wahrlich keinen Weg verſperrten.

Ach, die Arme waren ihm wie gebrochen! . . .

Er brachte ſeinen Tag auf den Stufen der Collegiatkirche hin, in der Sonne, mit der Pfeife im Munde, bei ſich ſelbſt überlegend und Geſpräche führend, wie ein Irrſinniger:

Wo es denn ſei, dieſes Geſetz für Alle?

„Hab' ich es Euch nicht geſagt?“

Und er habe geglaubt, daß jener Diener Gottes aus Neid Uebles rede, weil er nicht Capellan geworden anſtatt des Andern!

„Ihr ſolltet zu Monſignore gehen,“ (ſagte man ihm), „wenn er zur kirchlichen Viſitation hieherkommt. Nur Monſignore (der Biſchof) kann ihn ordentlich beim Schopfe nehmen, Euren Pater Capellan!“

Meiſter Coſimo ſchüttelte das Haupt, er hoffte auch von Monſignore nichts mehr:

Sei doch auch er ein Prieſter!

„Geht nur zu Monſignore! Geht zu Monſignore!“

Aber während Meiſter Coſimo in der Sonne lungerte mit der Pfeife im Munde, auf Monſignore wartend, der nicht kam, magerte er vor Hunger ſichtlich ab, denn vom Himmel herunter konnten Quattrini für ihn nicht regnen und ſein Weib war nicht mehr da, welches ihm die Suppe und den Wein der Kloſterſchweſtern gebracht und die Kunden wurden rar, da ſie ſich ſchlecht bedient ſahen.

„Macht Euren Frieden mit der Meiſterin!“ ſagte ihm der Gevatter. „Iſt doch nichts Wahres an der Sache! Darauf möcht' ich ſchwören bei San Giovanni!“

„Was? Nichts Wahres daran, daß ſie . . . . zur Beichte gegangen? Und daß ſie jeden Morgen dorthin ging, unter dem Vorwande, ihm den Kaffee und den Zwieback der Aebtiſſin zu bringen?“

„Ach, was kümmert Ihr Euch um das Gerede der böſen Zungen!“

Darauf er: Er habe ſich gekümmert um das, was er mit eigenen Augen geſehen. Und wenn Gott der Herr ſeine Hand nur einen Augenblick von ihm abgezogen hätte, ſo hätte er einen böſen Streich verübt, denn er habe nicht länger an ſich halten können. Man ſehe nur, wo er jetzt ſich zum Schlafe hinſtrecken müſſe! Auf Streu, wie ein Vieh, während Jene ſich in Betttücher wickle, die mit ſeinem Blute bezahlt ſind!

„Wollt Ihr Eure Freiheit auf's Spiel ſetzen, Narr, der Ihr ſeid?“

Dieſen Abend nahm er in der That das Beil wieder auf und begann es von Neuem zu ſchleifen.

Wenn Monſignore ihm nicht Gerechtigkeit verſchaffe . . .

„Ihr ſolltet lieber weniger Wein trinken,“ ſagte ihm der Gevatter. „Es iſt der Wein, der Euch zu Kopfe ſteigt und Euch in's Verderben ſtürzt.“

Er ſuchte ſich zu betäuben, indem er trank und wieder trank, ſo oft er über ein paar Soldi verfügte. Und wenn er getrunken und ſeine Pfeife angezündet hatte, ſo predigte er gegen jenen Schurken von Prieſter, der ihm ſein Weib geraubt und dabei doch jeden Morgen den Leib und das Blut Jeſu Chriſti in ſich hinein eſſe und trinke! Aber, wenn Monſignore ihm nicht Gerechtigkeit verſchaffte“ . . .

Endlich kam Monſignore und Meiſter Coſimo wartete, bis er unter dem, vom Syndicus und den Beiſitzern getragenen Baldachin und unter den Klängen der Muſikbande, vor der Collegiatkirche angelangt war; und während Alle ihm die Hand küßten und Monſignore nicht einen Schritt vorwärts thun konnte in dem Gedränge der Weiber rings um ihn her, da begann Meiſter Coſimo zu ſchreien:

„Monſignore! Gerechtigkeit!“

Aber der Brigadier, der in der Nähe war, gab ihm eine tüchtige Maulſchelle, und packte ihn bei der Schulter.

„Monſignore! Gerechtigkeit!“

Die Leute lachten zum Theil, andere riefen unwillig: „Still! ſtill!“ Es entſtand eine große Verwirrung, weil Meiſter Coſimo, der um jeden Preis Gerechtigkeit haben wollte, ſich toll geberdete, mit einer Hand die Kappe in der Luft ſchwenkend, ſich auflehnend gegen den Brigadier .

* * *

Die „Gerechtigkeit“ wurde ihm dadurch, daß er auf Anordnung des Syndicus in's Gefängniß geworfen wurde, wo man ihn einen Tag und eine Nacht ließ.

So würde ihm der Nebel des Weins im Kopfe verrauchen.

In dieſen vierundzwanzig Stunden war Meiſter Coſimo um zehn Jahre gealtert. Er hatte das Fieber, zitterte ganz, als ob von innen heraus ihn etwas ſchüttelte; und als dieſes verzehrende Feuer in ihm zwei Tage gedauert, hatte er nicht mehr Kraft genug zu ſprechen. Er jammerte und winſelte auf jener harten Streu im Hintergrunde des ärmlichen finſtern Ladens, wo er langſam verſchmachtete, verlaſſen wie ein Hund, die Augen auf das Beil gerichtet, das an der Wand blinkte.

Ah, käme er nur wieder auf, ſo ſollte ſeine Gerechtigkeit das Beil dort ſein!

Noch im Tode ließ er die Augen darauf haften, feſt, weit offen, ſo daß ſie noch immer zu leben ſchienen.

Domenico Ciampoli.

Sylvanus.

Eine Novelle aus den Abruzzen

I

Während die Herden ſchönhaariger Ziegen und ſchwarzer Schafe die Kräuter auf den Gebreiten der grünen Hochebene abrupften, am Fuß grauer Felſen und zwiſchen den Schlehdornſträuchern, lag er bäuchlings auf dem Grat eines Bergvorſprungs, und ſchaute in die Tiefe der Thalniederung ſo aufmerkſam nieder, als ob er die Spur eines Wildes verfolgte.

Die hochſtehende Sonne warf ihre Strahlenpfeile; aber der Hirt mußte nichts davon ſpüren, daß dieſelben ihm durch die Ziegenfelljacke drangen, oder auf den aus Hobelſpänen verfertigten Hut fielen; mit den haarigen Fäuſten ſtützte er ſein Kinn, und ſchaute, ſchaute. Aus dem Abgrund, der von Fels zu Fels abſtürzte, drangen kühle Lufthauche mit den ſcharfen Gerüchen des dunkelgrünen

Waldes gemiſcht, kam das dumpfe Gemurmel der lebendigen Waſſer, welche von den Felſen entſprangen und in Cascaden durch die felſigen Engpfade hinunterrauſchten, das Glockengeläute der Kühe von den fernen Wieſengründen, und von Zeit zu Zeit der Knall von Sprengungen, deſſen Widerhall ſich in den Bergpäſſen verhundertfachte. Der Hirt merkte, daß das Thal ſeit einiger Zeit nicht mehr dasſelbe war. Einſt floß da oben der Bergſtrom breit und frei dahin, von Weiden- und Pappelgebüſch und ſaftigem Kräuticht umſchattet; mit nackten Füßen überſchritt man ihn auf glatten, nebeneinander gereihten Steinen. Auf der weißen Landſtraße, die neben ihm hinläuft, erſchien gegen Mittag die Poſtkutſche, in eine Staubwolke gehüllt, und verſchwand gleich wieder in den Krümmungen des gegenüberliegenden Berges. Hie und da lag eine Hütte wie verloren zwiſchen Kreidefelſen und Farnkraut, und ſandte eine anmuthige Spirale bläulichen Rauches in die Luft. Weidend ſchweiften Büffel- und Stutenherden umher, die Hirten und die Hirtinnen ſaßen unter den hundertjährigen Bucheichen, von Liebe plaudernd, oder unterhielten ſich mit dem Wurfſteinſpiel, oder mit der Schleuder, oder fiſchten mit Netzen und Angeln. Manchmal erklangen von den Bergeshalden, aus dem Schattengebüſch der Eichen ländliche Geſänge, langgedehnt, ſchwermüthig, weich, nicht unterbrochen vom Gewieher der Füllen und vom Gebrüll der Rinder. Einen ſtillen, heitern Frieden ſog man mit den linden Lüften in ſich, und auch beim Wechſel der Jahreszeit, wenn dem laubigen Grün des Maimonds das Gewoge goldgelber Aehren folgte, den Aehren das fröhliche Getriebe in den Weingärten, der Weinleſe Schnee, Fröſte und Nordſtürme, immer war der Friede heimiſch geweſen auf dieſer Bergeshöhe. Jetzt aber war's mit dem Frieden zu Ende. Eines Tages ſah der Hirt Männer da unten Röhren aufpflanzen, das Gefild ausmeſſen, ihre Augen in gewiſſe Inſtrumente auf dreieckigen Geſtellen verſenken, gehen, kommen, ſich ungeheuer viel zu ſchaffen machen. Was wollten denn dieſe Leute? Gehört das Thal nicht uns? Und was iſt das für Rüſtzeug? Die ganze Nacht dachte er an dieſe Männer.

— „Wenn ſie wiederkehren, ſollen ſie Schleuderwürfe zu koſten bekommen!" ſchloß er bei ſich. Aber die Würfe blieben in der Schleuder, denn jene Männer kehrten bald darauf mit einem ganzen Heere von Werkleuten zurück, von Karſtarbeitern und von Weibern, und vollführten einen Teufelsſpectakel. Der Bergſtrom wurde ſo eingeengt, daß er einem Mühlbach glich; die Bäume, die man gefällt hatte und auf dem trocknen Schlamm liegen ließ, wurden zu den Dämmen verwendet. Auf der Landſtraße hielten oft Laſtfuhren an, die Gäule mit Glöckchen behangen; ſie brachten ſeltſames Werkgeräth, mit Rädern, Röhren, Stricken. Die Hütten gingen in Rauch auf und Häuſer wuchſen empor mit nie geſehenem Gebälk, mit ſpitzigen, glänzenden Dächern und einer Fahne auf dem Giebel. Neben dem Steinhaufen an der Furt wurden beiderſeits tiefe Gräben aufgeworfen; die Herden, die Hirten und Hirtinnen zogen, verſcheucht, ſich auf die Höhen zurück, man ſah nur mehr ein Gewimmel von Leuten in langen Beinkleidern, welche, gruppenweiſe, truppweiſe, ſchaarenweiſe geordnet, das Thal ſo zurichteten, daß kein Grashalm unverſehrt blieb. Es war, als hätte ſich ein Rudel Wölfe auf den Leib eines gefallenen Pferdes geworfen. Die Einen gruben Minen und ſprengten die Felſen in tauſend Splitter, Andere füllten die Gräben der Furt mit Backſteinen und richteten Brückenpfähle auf, wieder Andere füllten ſumpfige Niederungen aus, noch Andere behauten Steine, das Weibervolk ſchleppte ſich aufwärts und abwärts mit dem Material der Bauten und der Erdarbeiten, und ſang dabei aus voller froher Bruſt.

Der Hirt vermochte ſeine Augen gar nicht abzuwenden von da unten. Jeder Knall einer Mine, jeder Schlag einer Spitzhaue, jeder Klang eines Ritornells war ihm wie ein Meſſerſtich zwiſchen den Rippen. All' dieſe Orte, nun ſo entſtellt von jenem Volk, er kannte ſie wie die Innenfläche ſeiner Hand, Stein für Stein, Kraut für Kraut, und es war ihm zur Qual, das Alles ſo verwüſtet zu ſehen. Auf Augenblicke wurde der Schmerz in ihm zur Wuth, er ballte die Fauſt, knirſchte mit den Zähnen und ſchwang ſeinen Eiſenſtab. Aber es waren ihrer ſo viele! . . . Mit einer Art von Betäubung ſtarrte er hinab. Was wollten ſie denn unten? Und wer machte ſie zu Herren dieſer Gegend? Und warum halfen ihnen die Landleute ſelber? . . . Einmal richtete er ſich plötzlich auf, ergriff einen Stein, legte ihn an die Schleuder, ließ dieſe kreiſen in der Luft, und — fort flog er. Der Hirt verfolgte den Flug desſelben, und nachdem er einen Arbeiter zu Boden ſtürzen geſehen, ſtreckte er ſich hin auf's Angeſicht und ſtieß ein wildes Gelächter aus. Jener Arbeiter hatte die Mauerſteine eines alten Häuschens einen nach dem andern fortgewälzt, die hernach von den Arbeiterinnen zuſammengeſchleppt, die Gruben ausfüllen mußten; und jenes Häuschen, es hatte einſt dem Hirten gehört. So hatte er es lieb, wie man eine alte Großmutter lieb hat. Wenn er in's Thal hinunterſtieg, ſetzte er ſich gern auf einen breiten Steinblock, wo zu ihrer Zeit ſein Vater und ſeine Mutter ſich hingeſetzt, um die Sterne zu betrachten und nach Zeichen ſchönen Wetters zu ſpähen. Siegreich hatte das Heidekraut das verfallene Mauerwerk überwuchert; von Moos waren die Wände wie geſtickt, die Eidechſen huſchten im Kräuticht des Erdgeſchoſſes hin; aber er fühlte ſich dort behaglich, wie nach einem langen Arbeitstage, ließ ſich's wohl ſein im Schatten einer Erle. Die Zerſtörung auch dieſer armſeligen Mauern mitanſehen zu müſſen, das war zu viel für ihn, und ſo hatte er den Schleuderwurf gethan . . .

„So iſt's!" — ſprach er zu ſich — „das arme Volk verliert Alles; es ſtirbt, und läßt, wie das Vieh, kein Erbe hinter ſich." Und er rief ſich die Erzählung ſeines

Vaters in's Gedächtniß zurück, wie er jenes Häuschen errichtet hatte! Arm war der Vater geweſen, wie ein dürrer Dornſtrauch, und wie ein Dornſtrauch eine Wollflocke dem vorübergehenden Schäfchen raubt, ſo hatte er ſein Weib der Mutter geraubt, welche ſie ihm verſagte.

Eine Zeit lang lebten ſie, wie herrenloſe Hunde, im Waldesdickicht, in den Höhlen des Gebirgs, von wilden Früchten ſich nährend; hernach, beim Eintritt der Herbſtnebel, beſchloſſen ſie ein Häuschen zu bauen; ſie ſammelten die Steine, er grub Erde aus, führte die Mauern mit Schlamm, Stoppeln und Hundsgras auf. Tag und Nacht arbeiteten ſie und nachdem ſie auch Reiſig im Holze geſammelt, errichteten ſie das Dach mit dürren Aeſten, Blättern, Binſen und Röhricht. Ihr erſtes und einziges Bett war ein hohes Lager von dürren Blättern; die erſte Thür der Hütte war ein Zaun von ſpitzigen Schlehdornzweigen; die ihnen ſo gut, wie das Gebiß eines Hundes, zum Schutz dienten. Sie aßen, was der liebe Gott wollte, und manchmal wollte der liebe Gott, daß ſie gar nichts äßen. Aber ſie hatten einander lieb und lebten ſo hin, wie die Thiere des Waldes. Wenigſtens lernten ſie keinen Herrn kennen. O die Herren! . . . Nach Jahresfriſt wurde auf jenem armſeligen trocknen Blätterlager ein Knäblein geboren, gerade zu Weihnachten. Aber in dieſem Stalle fand ſich kein Oechslein und kein Eſelein, das Kind zu erwärmen, und es hatte nichts außer der magern Bruſt ſeiner Mutter. Dann ging der Vater aus zu jagen wie ein Wolf: lange blieb er aus und nie kehrte er mit leeren Händen heim. Einmal ſchoß er, in Ermangelung von etwas Beſſerem, einen Geierfalken, und als er ihn aufſchnitt, fand er im Kropfe deſſelben ein Schlänglein, das ſich noch regte. Aber von Geierfalken lebt man nicht, und ſo mußte er denn das harte Brod als Tagelöhner verdienen, er, der bis dahin frei gelebt hatte wie ein Sperber. Das Knäblein, aus welchem ſpäter Maſu, der Hirt wurde, — bekam wachſend mehr Blut als Milch zu ſaugen, und indem er ſo darauf losſaugte, nahm ſeine Mutter ab wie eine Espe im Schatten, aber ſie tröſtete ſich mit dem Anblick des Sohnes, der feiſt und ſtark wurde, wie ſie ſich einen geträumt vor der Flucht mit dem Gatten. Der Vater kehrte bisweilen des Abends finſterblickend heim wie eine ſturmſchwangere Wolke, warf ſeinen Karſt in den Winkel, und gab nicht einmal Antwort auf die Worte der Mutter. Es war ein hochgewachſener, knochiger Bauer, ein echter Sohn der Berge, der, gewöhnt an die Felsſchroffen, in der Ebene zu erſticken glaubte; aber für ſein Weib wäre er mit bloßen Füßen in die Hölle gegangen. Gab es keine Arbeit und war Alles bedeckt von Schnee, dann dachte er wohl daran in die Fremde zu gehen, wie die Andern, zum „Tavoliere“ oder in die pontiniſchen Sümpfe; aber es kam nie dazu, denn ſein Weib ſchaute ihn an mit den glühenden Augen einer „ſchmerzhaften Mutter Maria“. Lange, kalte, dunkle Tage waren es: Das Weib nährte ein beſtändiges

Feuerchen für das Kind, dafür machte aber der Rauch es blind, und öffnete man, um dieſen hinauszulaſſen, die Thür, ſo jagten die Stöße des Nordwinds das Schneegeſtöber in's Gemach. Maisbrod und Kichererbſenſuppe war eine Seltenheit: für gewöhnlich lebte man von wilden Kaſtanien, die man im Walde auflas, oder rothen Kartoffeln, die man einkaufte mit dem Erlös eines in der Schlinge gefangenen Haſen. Hilfe war von Niemand zu erwarten; troſtlos wie die nackte Landſchaft war die Einſamkeit: in den andern Hütten ließ das Elend die Armen einfrieren oder trieb ſie zum Diebſtahl. Die erſten Brigantenrufe ließen ſich zugleich mit dem Echo der Flintenſchüſſe vernehmen. „Sie erſchlagen die Herren!“ hatte eines Tages der Vater bei der Rückkehr in die Hütte geſagt: „und fortan werden wir alle gleich ſein; denn da unten, weit von hier, machen ſie die Republik!“ Dabei ſchärfte er die Hacke am Wetzſtein, während die Mutter im Stillen weinte. Dann hatte er, die Schneide an den Schwielen ſeiner Hände prüfend, hinzugefügt: „Tann iſt im Flachland, um ſeine Schweſter zu rächen, weißt du? die ſich ertränkte, wie eine Hündin, im Sumpf von Naccio, ſchwanger von ihrem Herrn. Und Beppe Tann leiſtet ihm Geſellſchaft, um nicht länger Bauer zu ſein, da es beſſer iſt als Brigant zu leben trotz Hölle und Teufel. Was bleibt uns? Die Verzweiflung. Sie rauben uns Alles: die Herden, die Ernten, die Töchter, die Weiber; und muckſt du, ſo werfen ſie dich in den Diebskotter, wie den alten Nien; drum iſt ſein Sohn nun auch Brigant geworden und wird das Herz ſeines Herrn zu Wurſtfleiſch backen!“

Den ganzen Reſt des Tages blieb er ſtumm; am Abend verſchwand er, und man ſah ihn nur ſelten wieder, wie einen Kometen. Zuletzt kam er gar nicht mehr zurück. Vielleicht haben ſie ihn erſchlagen in einem Waldesdickicht, oder er iſt nach Amerika gegangen. Der Knabe wurde groß, die Mutter ſchwindſüchtig; zuletzt machte der Burſch den Schaf- und Ziegenhirten, um ſeiner Mutter ein bischen Milch zu verſchaffen, da ihr nichts Andres half; und er entfernte ſich kaum einen Steinwurf weit von ihr, aus Furcht, ſie könne ihm davonfliegen wie eine weiße Taube, und er müſſe allein in der Welt zurückbleiben wie ein Landſtreicherkind, ohne die gute Mutter, die den Vater jede Nacht auf ihren Knieen erwartete, weinend und betend, und die in ewiger Angſt lebte, wie Einer, der einen Mord begangen. Aber er kam nicht, der Vater. Eines Abends, bei Sonnenuntergang, wollte ſie den Grat einer Bergeshöhe beſteigen, um den Blick in die Ferne ſchweifen zu laſſen, und zu ſehen, ob er nicht heimkehre; man mußte ſie ſtützen, tragen — ſie war leicht wie eine Flaumfeder. Als ſie bei dem „Diebskreuz“ anlangte, unweit von der Stelle, wo gegenwärtig der Hirt ſich aufhält, machte ſie Halt, ſetzte ſich und lächelte traurig, in’s Thal hinunterblickend: — „Er kommt nicht,“ ſeufzte ſie; hernach dem Sohn in’s Auge ſehend: „Lege mich hier unter das

Kreuz, wenn ich ſterbe,“ ſagte ſie. Der Sohn trocknete ſich die Augen, aus welchen die Thränen reichlich ſtrömten, und ging, die ſcheckige Ziege zu melken und friſche Milch zu bringen; aber die friſche Milch trank das Erdreich, denn als er der Mutter ſich näherte, da war ſie ſtarr wie Eis und ſprach nicht mehr, blickte nur mit den erloſchenen Augen in die weite, weite Ferne hinaus, um zu ſehen, ob der Gatte nicht heimkehre. Er rief ſie an und ſchluchzte und ſchlug mit der Fauſt gegen die Stirne, aber ringsum herrſchte tiefes Schweigen, düſter und ſchaurig. Drunten in den Dörfern hallte in langſamen Klängen das Ave Maria: in’s Paradies entflohen war die Seele der Mutter mit einem dieſer Glockenklänge. Er kniete neben ihr eine Zeit lang, hatte keinen Blick für die Herde, die ſich um ihn her geſammelt; und als er hernach das Haupt erhob, ſah er das bleiche Angeſicht der Mutter von Licht umfloſſen: die Bergeshöhen erglänzten wie unten der Fluß, über den ſich eine ſilberne Brücke zu legen ſchien. Es war das Licht des Mondes, der im reinen, tiefen Nachthimmel ſchwebte. Er bettete die Mutter auf Gras und Kräuter, gab ihr unter das Haupt ein Kiſſen von Thymian und Rosmarin, drückte ihr die Augen zu und kreuzte ihr die Hände auf der Bruſt. Taumelnd wie ein Berauſchter ſprang er fort, um unter dem „Diebskreuze“ das Grab für ſie zu höhlen. Er lockerte Steine mit den Händen, untergrub ſie mit dem Eiſenſtabe und ließ ſie dann zwiſchen den zerklüfteten Felſen hinrollen:

er fand eine Art von Troſt in dieſem wüſten wilden Thun. Bisweilen erhob er das Haupt, um die Todte zu betrachten; da lag ſie noch immer wie ſchlummernd, das Mondlicht im Angeſicht. Der ſcharfe Ton des Eiſenſtabes auf dem Geſtein klang in dieſer ſchweigenden Oede wie ein Falkenſchrei, und ihn ſelber traf er, wie ein Fauſtſchlag vor die Bruſt. So war ſie alſo todt, die Mutter? Todt? Und was hieß das, Sterben? Er dachte, das hieße keinen Boden mehr unter den Füßen ſpüren und fallen, fallen, fallen in einen finſtern, ſchwarzen, ſchweigenden, unendlichen Raum. Plötzlich überfiel ihn eine Angſt; eine Gänſehaut überlief ihn und ſein Haar ſträubte ſich; alle düſtern Phantaſiebilder der Bergbewohner wurden um ihn her lebendig im Spiele der Schatten und Lichter; mit Geſpenſtern bevölkerte ſich der Berg, und er flüchtete ſich zitternd in die Nähe der Mutter, ſich bekreuzend, wie ein Kind. Aber er ermannte ſich, es war ja nichts; er kehrte zum Grabe zurück und grub weiter; da ſtieß er auf das harte Felsgeſtein, das ihm glatter Marmor däuchte. Er reinigte es mit den Händen, raufte die Gräſer aus, die über den Rand der Grube hingen, und machte ſich daran, zwei Eichenäſte, bedeckt mit Heidelbeergeſträuch, in Geſtalt eines Kreuzes zuſammenzufügen. So erwartete er, zur Seite der Mutter ſitzend, das Morgengrauen; der nächtliche Windhauch wehte ſcharf ihm in's Geſicht und ſchien gleichſam zu gefrieren im kalten Mondlicht. Er glaubte, ſeine Mutter könne noch leiden, zog ſeinen

Rock aus und bedeckte ſie damit. Er meinte, daß die Todten, welche bei Nacht begraben werden, das ewige Licht nicht ſehen. Als aber der Himmel ſich hellgrau färbte und der Mond unterging, errichtete er in der Grube ein ſchönes Lager von duftigen Kräutern, und bettete die Mutter darauf, ſeine arme Mutter; dann kauerte er ſich auf den Boden nieder, nicht wiſſend, was er weiter beginnen ſollte. Erſt die „Baſtarda“, die mit ihren Schafen da hinauf kam, bedeckte das Geſicht der Todten mit Blumen und mit der Schürze, und begrub ſie dann, und nachdem ſie das „Diebskreuz“ an ſeinen Platz zurückgebracht, führte ſie den Jungen, der mehr todt als lebendig war, hinweg, denn ſeine Schafe hatten ſich verlaufen, ſo daß er den ganzen Tag brauchte, ſie wieder zuſammenzubringen, und behielt ihn dann bei ſich in der „ſchwarzen Grotte“. Und der Knabe wollte von da an nicht wieder in ſeiner väterlichen Hütte leben; wo die Mutter nicht mehr war, wo beſtändig der Nordwind pfiff und die Reiſer des Dachs, die dürren Blätter entführte, auf welchen er geboren war. Und nun trugen jene Andern da unten die letzten Steine weg, und Maſin, dem Schafhirten, blieb nichts mehr, als der Himmel über ihm und die Erde unter ſeinen Füßen.

O wie viele Thränen vergoß Maſin dort auf dem mooſigen Steine, indem er an das Leid dieſer Tage gedachte und ſein ſchönes Thal immer mehr ſich verändern ſah! Es war ja wirklich ſein, das ſchöne Thal, denn er war da geboren und aufgewachſen, hatte da geſtitten und ſeine Eltern verloren, und Niemand liebte mehr als er den unglückſeligen Ort, wo jeder Stein ihm werth war wie ein Stück Brod. Als er den letzten Stein ſeines Häuschens verſchwinden ſah, da richtete er ſich wie ein Standbild auf über dem ſteilen Abhang, ſchleuderte jenem Volke einen Fluch zu, und verlor ſich im Walde heulend wie ein Wolf, mit lauter Stimme die „Baſtarda“ rufend.

II

Die Baſtarda war ein ſtarkes Mädchen, hoch gewachſen, barfuß, mit mächtigen Armen und voller Bruſt, mit einem Rocke, der in Fetzen hing, mit ſchwarzen, zerrauften und gekräuſelten Haaren, welche ihr in freien Flechten auf die halbnackten, von Sonne und Froſt gebräunten Schultern herabhingen. Sie war Hirtin geſtohlener Schafe und lebte frei in den Wäldern, wild wie ein zaumloſes Füllen. Die Weiber der nahen Dörfer hatten von ihr reden hören, wie von einer häßlichen Hexe oder ſchwarzäugigen Fee und fürchteten ſich vor ihr; die Holzarbeiterinnen flohen, wenn ſie ihr begegneten, oder verbargen ſich im Dickicht. Selbſt die Männer zitterten vor ihr; denn ſie hatte in ihrem Weſen und in den Augen einen gewiſſen böſen Zauber, um alle mit Blitzesſchnelle verliebt zu machen und ſie dann in die Todſünde zu verſtricken. Wo ſie geboren war? Woher ſie gekommen? Man wußte es nicht genau; ſeit zehn Jahren hatte man ſie die Sümpfe durchwaten, unter dem Dorngeſtrüpp mit allen Dorfjungen ſich herumtreiben geſehen, und man nannte ſie die „Baſtarda“, denn die Tante Roſalia, welche mit ſechzig Jahren noch unverheiratet war, hatte ſie mit der Milch ihrer Eſelin aufgezogen. Tante Roſalia ſtarb, da ſchlug die Baſtarda ſich in den Wald und dann wer mehr zu ſagen weiß, mag es ſagen. Seltſame Reden machten von ihr die Runde, ſo daß es eine Schande war, dieſelben anzuhören, und daß die Hirten und Holzhauer große Luſt bekamen, ihr nachzulaufen, ſich auf ihrer Spur zu verlieren in den düſteren Engpäſſen des Waldgebirges. Der Pfarrer, der ſich immer in Alles miſcht, hielt ſogar eine Predigt gegen ſie und nannte ſie mit ſo wunderlichen Namen, daß das Wort des Herrn weniger vermochte, als ihre Reize, und die Sache nur ärger machte. Einige verſichern, der Pfarrer ſelbſt ſei gegangen, ſie aufzuſuchen, um ſie zum Beſuche der Kirche zu bewegen, ſie zu bekehren, habe aber einen ungeheuren Mißerfolg davon getragen, denn von Kirchen und Heiligen wollte ſie nichts wiſſen, ſetzte auch nie einen Fuß in die Flecken und in die Weiler, nicht einmal, wenn die Wölfe dahin kamen, durch den Hunger des ſchneeigen Winters getrieben.

Als Maſin, der Hirt, von ihr in die ſchwarze Grotte geführt wurde, ſchaute er ihr in's Geſicht und ohne ſie jemals geſehen zu haben rief er: „Du biſt die Baſtarda!“

So gut hatte man ſie ihm geſchildert. Und die Baſtarda erwiderte: „Ja, ich bin die Baſtarda.“ Und als ihn dabei eine Betäubung überkam, wie einen Berauſchten, drückte ſie ihn heftig an die Bruſt, wobei ihre Augen ſeltſam leuchteten, als ob ſie in Einem weinte und lachte. Dann führte ſie ihn an der Hand die ſchwarze Grotte entlang, wo man die Hand nicht vor den Augen ſieht, und nach vielen Windungen und Wendungen, nach vielem Aufwärts- und Abwärtsſteigen gelangten ſie in ein hübſches Gemach, aus Felsgeſtein gebildet, ganz hell, denn das Licht drang von oben ſchräg herein durch eine entfernte Felſenſpalte. Es gab da drinnen Ziegenfelle, wie Teppiche auf den Boden ausgebreitet, und Schaffelle als Matratze, dazu einen Haufen Nüſſe, Mandeln und andere Früchte; an den Mauern hingen Hammelsviertel, an der Juliſonne gedörrt, welche nach Rosmarin und Minze dufteten. In einem andern Winkel lag ein Beil auf einem Stoß wurmſtichigen Holzes. Aber der Hirt ſah von alledem nichts. Das Herz war ihm bedrängt wie einem Wolfe im Fangeiſen. Sein Haupt glühte wie ein Feuerofen. Die Augen weit geöffnet, brennend, hatte er ſich auf die Ziegenfelle niedergekauert; die Baſtarda hatte ſich zu ſeinen Füßen vornüber hingeſtreckt und betrachtete ihn mit ihren Rabenaugen, die ihn anzogen, wie der Blick einer Schlange die Droſſel. . .

Seit jenem Tage lebten die Zwei vereint wie ihre Herden, ſie ſchweiften umher an den Felſenzinken, warten

* * *

mit der Schlender, verfolgten einander durchs Dorngeſtrüpp. Dann aßen ſie Erdbeeren und Maulbeeren auf zartem Moos im Schatten der Eichen, ließen dabei die derben, ſchwieligen Füße baumeln in der glashellen Fluth eines Bächleins, wo Pflanzen in Büſcheln, wie wallendes Haupthaar, ſich auf dem Waſſer wiegten. Manchesmal verſchwand die Baſtarda auf kurze Zeit; Maſu rief ſie mit lauter Stimme: er fürchtete ſich jetzt allein zu ſein, unſichern Trittes ging er für ſich hin, der Wald hatte ein verändertes Ausſehen, er konnte ihn nicht mehr durchſtreifen, ohne ſich zu verirren. Auf ſeinen Ruf antwortete zuweilen der Ruf des Kuckucks, das Geheul des Wolfes, das Geſchrei des Falken, der Triller der Nachtigall. „Sie iſt's!" ſagte Maſu und ſuchte ſie im Dickicht des Dorngeſträuchs, unter dem Laubwerk der Steineichen, im Nadelgehölz, hinter den Felſen, warf mit Kieſeln nach allen Richtungen, ſie aufzujagen.

Manchesmal gelang ihm dies, und dann gab es Sprünge und Schwünge, ein ſich Losreißen und ſich Verfolgen, Kämpfe und Zärtlichkeiten. Wenn er verzweifelte, ſie zu finden, ſo legte auch er ſich in den Hinterhalt, auf den Bauch geſtreckt, und wartete, die Nägel in's Erdreich bohrend, den Blick geſpannt, die Lippen geöffnet. Da ſah er ſie gemach von einem Baumwipfel heruntergleiten, aus einem Graben hervorkommen, zwiſchen Farrenkraut oder Ginſter ſich durchſchlängeln, von einem Steinblock herabſpringen, ſich drehen und winden, nach Luft ſchnappen mit den breiten Naſenflügeln und zuſammengepreßten Lippen. Welch' ein Feſt war dann das Wiederfinden! . . .

So lebten ſie von Sonne, Luft, Liebe — frei und glücklich. Von da oben bei den glänzenden Sonnenuntergängen, welche die hellſten Ausſichten in die weiteſte Ferne geſtatteten, betrachteten ſie den Reſt der Welt wie einen verwirrten Traum, an den man ſich beſtändig erinnert, und ſie empfanden Angſt davor. Die Baſtarda konnte jedoch nicht umhin, eine große Neugier zu verrathen! ſchön mußte es ſein, das Meer, jener blaue Streifen, der mit dem Horizont zuſammenfließt, und die großen Städte, und jene Thürme, die man unendliche Meilen weit noch immer ſieht. . . . „Laß uns in die weite Welt gehen!“ hatte ſie eines Tages zu Maſu geſagt. Dieſer war über das Wort erſchrocken, aber den Tag darauf hatte er mit einem großen Stück Käſe von einem Drechsler eine Querpfeife eingehandelt. Mit Querpfeife und Schalmei ziehen ja ſo viele durch die Welt und führen ein Leben wie Herren! Aber es war ihm nicht gelungen, das Weihnachtsliedchen ſpielen zu lernen, und aus dem Gang in die weite Welt war nichts geworden; nur eine große Unzufriedenheit mit ſich war ihm davon in der Seele zurückgeblieben. Ein anderes mal war eine Neuvermählte, ganz in Gold und Seide gehüllt, in's Thal hinabgewandert; die Beiden hatten ſie vom Diebskreuze aus erblickt, und lange war die Baſtarda geblieben, ihr

* * *

nachzuſehen, auch als der kleine Brautzug ſchon im Abendnebel verſchwunden war.

„Wie armſelig ich ausſehe!“ hatte ſie hernach zu wiederholtenmalen gedacht, mit einem Blick auf ihren Rock, der zerfetzt in Franſen niederhing, auf die halbentblößte Bruſt und die großen unbeſchuhten Füße. Und in der Nacht hatte ſie nicht eine Minute geſchlafen, als ob ſie auf Neſſeln gelegen wäre. Maſu hatte ſich ſchlafend geſtellt und ſie ſeufzen gehört und dazu geſchwiegen: war doch er daran ſchuld, weil es ihm nicht gelungen, für den Gang in die Welt die Querpfeife ſpielen zu lernen. Dann war ſie vor Tagesanbruch aufgeſtanden, und — weg war ſie. Maſu fand keine Ruhe; er führte ſeine Thiere auf die Weide, aber nach einem Schafe, das ſich von der Herde entfernte, warf er einen Stein, der es wie todt zu Boden ſtreckte. Dann ſetzte er ſich auf einen Holzblock, und blies aus Leibeskräften in die Querpfeife hinein, als ob er in dieſelbe ſeine tiefſte Seele ausſchütten wollte. Er blies noch, als ſeinen Rücken ein Steinwurf traf, der ihm nicht ſonderlich wehe that. „Das kommt aus dem Dickicht,“ ſagte er, hob den Kieſel auf und lief dahin. Da ſtand die Baſtarda vor ihm ganz mit Blumen bekränzt: zwiſchen den Haaren, längs der Flechten, die Bruſt hinab und um die Mitte des Leibes verſchlangen ſich, hingen nieder und ragten empor Gänſeblümchen, gefleckte Lilien, Ginſter, Mohnblumen, Klatſchroſen, Büſchel von gelben Veilchen, von Blüthen der Waldrebe von Wachholderbeeren, Schierlingsdolden: ein Bachanal von Farben und Düften. Maſu ſtieß einen Schrei aus und faßte ſie um die Mitte, ohne ein Wort zu ſagen. Dann rief er wiederholt, noch ängſtlich bewegt, ſie küſſend und die Düfte in ſich ziehend: „Du biſt ſchön, o du biſt ſchön!“ Dabei zitterten ihm Glieder und Stimme. „Schöner als die Braut geſtern?“ fragte ſie lächelnd und preßte die Lippen zuſammen. Maſu wußte ſich gar nicht mehr an die Braut zu erinnern. „Schöner als die Braut, — ſchöner als Alle!“ rief er dann und ſtreckte ſich zu ihren Füßen hin. Das ſtachliche, kühle Dickicht ließ das Sonnenlicht wie durch ein Sieb dringen: wie goldener Staub fiel es auf die Liebenden herein. Ringsum flüſterte der dichte Wald auf der Höhe im Windeshauch, die leichten dürren Blätter kniſterten wie ſeidenes Gewand; in der Ferne ließ ein Specht die Dornbüſche entlang ſeinen metalliſchen Laut vernehmen, im ſchattigen Grün weidete ſtill die Herde und die Luft ſchien von wonnigen Aromen geſättigt.

Die Baſtarda empfand nicht den Schmerz Maſu's, als man kam, das ſchöne Thal zu verwüſten. An dem Tage, als er von der Spitze des Diebskreuzes hinweg gelaufen war, nach ihr rufend, heulend wie eine Bärin mit leeren Zitzen, ſaß ſie eben rittlings auf dem Aſt einer Eiche, welche ſich zu dem Abgrund hinunterneigte, und betrachtete mit einem unbeſtimmten Luſtgefühl das Kommen und Gehen der Arbeiter, die Reihen ländlicher Weiber mit der Laſt von Erde oder Kalk auf dem Kopfe.

die Holzbaracken, mit den Fähnlein darauf, vernahm mit einem Freudenausruf den Knall der Minen und den fernen Liedergeſang, welcher ganz anders klang als die üblichen Ritornelle. Sie dachte daran, auch da hinabzulaufen, ſich unter die Menge zu miſchen, um zu ſehen, was denn dies Rädergeroll bedeute, dieſe Röhren, aus welchen das Waſſer des Fluſſes ſprang, und was jene Herren mit den langen Beinkleidern untereinander redeten. Die Qual Maſu's machte ſie lachen, ſie wußte nicht warum. O dieſe Hütte aus Stroh und Schlamm war es werth, daß man darüber ſich ereiferte! Ein großer Schatz war da verloren! Maſu konnte ihr nicht deutlich machen, was er im Herzen fühlte und was ihm die Kehle zuſammenſchnürte; es ſchmerzte ihn eben, wie wenn einer ihm ein Schaf geraubt, oder ihm einen Meſſerſtich verſetzt hätte. Was verſtand davon die Baſtarda? Sie wußte ja gar nicht, wo ihr Vater und ihre Mutter waren, und die arme Tante Roſalia war nach der Eſelin geſtorben, bei deren Milch das Kind aufgezogen wurde. So zog er ſich denn in ſich ſelbſt zurück, wie eine ſchlafende Schlange und ließ nichts weiter merken. Die Baſtarda ſchmollte gleichfalls und wie ihm zum Trotze, ſtieg ſie den Tag darauf zum „Eichenfels“ hinab, der näher dem Thale liegt, und am zweiten Tage wagte ſie ſich bis zu den Kaſtanienbäumen der Furt hinunter. Maſu empfand das wie einen Dorn im Herzen, aber er ſprach kein Wort. Sie dagegen erzählte ihm von den Wundern, die ſie geſchaut, von der großen Brücke, die man errichtete, von den Eiſenſtangen, welche in Haufen längs der Straße geſchichtet lagen; ſie überhäufte ihn mit Liebkoſungen und wollte ihn mit ſich herunterführen, nur auf einen Augenblick, gewiß nur auf einen kleinen Augenblick. Maſu war anfangs nicht zu bewegen, dann ſtieg er bis zum Eichenfels hinunter, nicht weiter, und es kam ihm eine tolle Luſt, mit Steinwürfen nach jenen Schuften zu zielen, welche machten, daß er nicht einmal das Waſſer des Fluſſes wieder erkannte, da es ſchmutzig wie eine Schlammlache geworden war. Die Baſtarda lachte und zog ihn bei den Haaren und ſchleppte ihn weiter, indem ſie ihn „Fanghund“ ſchalt und „gefleckter Sperber“ und „Luchs“, und pflanzte ihm in das Blut jenes unſelige Fieber, das ihn nicht mehr verlaſſen ſollte.

Eines Morgens, bei Sonnenaufgang, als das Paar mit Melken beſchäftigt war, hörte die Baſtarda Stimmen im Walde; ſie lauſchte mit geſpanntem Ohr und machte Maſu darauf aufmerkſam. Es waren ihrer Viele, die da zuſammen ſprachen; dann vernahm man ein Klingen von Aexten, ein Knarren von Sägen, einen Teufelslärm. Chriſtus und alle Heiligen! Sie fällten die Eichen! Maſu überließ ſich ſeinem Unmuth auf den Felſen, erbleichte, zitterte; die Baſtarda ſah zu; war eine Eiche gefällt, ſo warfen ſich hundert Perſonen mit Beilen über ſie her, hieben die Zweige ab, zerſägten ſie rechtwinklig, und ſchichteten die geraden, beinahe glatt gehauenen Hölzer über einander auf.

In einem einzigen Tage fielen unter den Händen jener Tiger ein paar Dutzend Eichen; hoch aufgethürmt lag das Holz, und die Baſtarda hörte, daß man es bald in's Thal hinunterſchaffen würde: Maſu ſammelte die Herde, zog noch höher hinauf und verharrte in Schweigen. Man hatte ihm die väterliche Hütte fortgerollt, jetzt vergriff man ſich auch an dem Walde; nicht einmal die Steine hatten ſie ihm gelaſſen, ſich den Kopf damit zu zerſchmettern. Und ſie lachten dazu und ſangen und ließen ſich's wohl ſein. Die Baſtarda war mit Maſu bergaufwärts gezogen, ihre Blicke aber ſchweiften immer in's Thal hinab. Maſu beobachtete ſie lauernd. Eines Tages ſah er ſie mit einem ländlichen Weibe ſprechen, welches unter jenen Leuten für Taglohn arbeitete: „Wenn Du zu ihnen gehſt, erſchlage ich Dich!“ ſagte er ihr darauf mit finſterer Miene. „Nein, nein,“ antwortete die Baſtarda lebhaft; „ich habe Angſt vor ihnen.“ Dazu liebkoſte ſie ihn lange. Des Nachts, es war eine ſchöne, helle Sternennacht, verließ Maſu die Grotte, während die Baſtarda rücklings ausgeſtreckt ſchlummerte, entfachte ein großes Stück Schwamm mit dem Feuerſtein — was ihm nicht leicht fiel, denn es tobte ein Wind, der Felſen entwurzeln konnte — und ſtieg dann abwärts. Er näherte ſich dem hochgethürmten Haufen der Hölzer, ein Arbeiter, das Beil zur Seite, ſchlief mit der Pfeife im Munde. Maſu huſchte an ihm hin mit angehaltenem Athem, ergriff das Beil, kauerte ſich dann einen Augenblick hinter dem Scheiterhauſen zuſammen, und floh hinweg. Noch war er nicht bis zum Diebskreuze gekommen, als der Scheiterhaufen in Flammen ſtand. „Das wird Dich da unter der Erde freuen, Mütterchen!“ dachte er und kehrte in die Grotte heim, wo die Baſtarda noch immer ſchlief. Er war nahe daran ſie aufzuwecken und ihr ſeine große Freude mitzutheilen, aber er beſann ſich und ging wieder fort. Der Scheiterhaufen brannte luſtig wie ein Weihnachtsfeuer; um ihn her kamen und gingen Männer und Weiber, die ſchwarz erſchienen im hellen Lichte des Brandes, die Flammen züngelten nach der Seite hin, ſprühten Funken, kniſterten. Einen Moment lang fürchtete Maſin, der ganze Wald könne in Flammen aufgehen; dann ſah er jedoch die feurigen Zungen allmälig tiefer ſinken, den Rauch ſpärlicher werden und ſchließlich blieb da unten nichts als ein großer, glimmender Kohlenherd zurück. Am Morgen glaubte er, jene Leute würden abgezogen ſein: doch nein, ihre Zahl hatte ſich verdoppelt und ſie verwüſteten den Wald noch weiter hinein. Eine Verzweiflung bemächtigte ſich ſeiner und er blieb einige Tage lang hoch oben im Gebirg. Die Baſtarda ſchwärmte indeſſen bei den Reiſigſammlerinnen umher, ſprach mit der einen und andern, nahm ſogar ein ſchönes Stück Brot an; Brot hatte ſie ſeit geraumer Zeit nicht gegeſſen. Aber beim Anblicke vom Männern lachte ſie laut auf und entfloh. Allgemach näherte ſie ſich den Sägearbeitern, welche, die Bruſt entblößt, coloſſale Sägen hin und her zogen, und zuletzt ſchleppte auch ſie ein großes Bündel von Zweigen herbei. Plötzlich erinnerte ſie ſich an Maſu und es überkam ſie eine große Zärtlichkeit gegen ihn; ſie lief und lief und fand ihn droben, auf dem Rande liegend, wie er ſeit einiger Zeit, die Arbeiten im Thale betrachtend, zu liegen pflegte: die ſiebenbogige Brücke wölbte ſich über den Fluß; auf der neuen Straße hatte man Eiſenſtreifen zu zweien gelegt, die ausſahen wie die Räderſpur eines Wagens; vier oder fünf große, graue Karren, gefüllt mit Steinen, Kalk und Pozzollanerde, fuhren darauf, gezogen von einem ſchwarzen Gefährt ohne Pferde, das Rauch ausſpie, pruſtend und pfeifend wie die Seele eines Verdammten. Die Baſtarda verwunderte ſich über Maſu, deſſen Augen faſt aus dem Kopfe hervortraten; ſie ſetzte ſich neben ihn, wagte aber kein Wort zu ſprechen. Die Sonne war untergegangen, und in den Baracken zündete man die hellen, weißen Lichter an, die Schafe blökten ungeduldig nach der Heimkehr verlangend. Die Beiden brachen auf. Beim Eintritt in die Grotte machte Maſu eine raſche Bewegung mit dem Beile, die Baſtarda prallte erſchreckt zurück und ſah ihm in die Augen; ſie hatte ihn verſtanden; jene häßlichen Worte: „Wenn Du mit ihnen gehſt, erſchlage ich Dich!“ kamen ihr wieder in den Sinn. Sie ließ ihn allein zur Ruhe gehen und ſetzte ſich auf ein Felsſtück. In der Ebene unten war alles dunkel, außer den Baracken, aus deren geöffneten Thüren eine ſeltſame, nie gehörte Muſik herauf klang. Man tanzte: mit Adleraugen erſpähte ſie einen wirbelnden Reigen von Paaren, die ſich um die Mitte gefaßt hielten, und es wurde ihr ſchwindlig im Kopfe. Wieder trat ihr der Blitz des Beiles und der Augen Maſu's vor die Seele, wieder hörte ſie ſeine Drohung, dazu die verlockenden Klänge, welche verwirrt aus der Ferne zu ihr drangen; ſie fühlte eine ſeltſame Miſchung von Furcht und Angſt und Luſt, ſah wieder wie im Traume die Welt, die ihr durch den farbigen Nebel einer weiten Entfernung erſchienen war. Sie ſchlang die gelöſten Haare in einen Knoten, zog den Rand des Hemdes höher hinauf, um die Bruſt zu bedecken, und erhob ſich. Beim Ausgang der Grotte lauſchte ſie mit geſpanntem Ohr; kein Laut war zu vernehmen; ſie blickte rings um ſich, niemand war zu ſehen. Sie ſchüttelte das Haupt und ſchickte ſich an, langſam gegen die dunkle Niederung hinabzugehen, während die goldenen Leuchtwürmchen zu Tauſenden durch's nächtliche Dunkel ſchwirrten.

III.

Langſam ſtieg ſie nieder und kehrte nicht mehr zurück. Maſu fand in jener Nacht zum erſten Male ſein Felſengemach froſtig und vermochte kein Auge zum Schlummer zu ſchließen. Wo war ſie nur jetzt? Hatte ſie ſich wirklich vor dem Beile gefürchtet? Deſto beſſer! Die Furcht macht den Menſchen klug und bewahrt vor

Wölfen. Er wendete ſich auf die andere Seite. Sie kehrt wohl wieder heim! Die Nacht iſt nicht angenehm unter freiem Himmel. Er empfand eine Art von Behagen unter den warmen Fellen, bei dem Gedanken, daß der Wind ihr tüchtig zuſetzen werde. Aber jeden Augenblick ſpannte er das Ohr: das einförmige, dumpfe Geträufel der Stalaktiten in der weiten Höhle, die Windſtöße im Gebirge, das tauſendfache, geheimnißvolle Wehen und Murmeln und Klingen und Sauſen der Nacht unterſchied er, zählte er, und ſagte dabei: „ſie iſt es nicht.“ Aber ſie mußte doch kommen! In der Nacht, welche dem Begräbniß ſeiner Mutter folgte, hatte ſie verſprochen, ihn nie zu verlaſſen, nur mit ihm allein Verkehr zu haben, und ſich die Bekannten von ehedem mit Steinwürfen vom Leibe zu halten. Und wirklich war ſie ihm immer treu geblieben, das gute, arme Mädchen, hatte mit ihm die Grotte und die Felle, die Milch und das getrocknete Fleiſch getheilt, und nun, ei ſeht, iſt er gar Herr da drinnen, und ſie iſt draußen! Hier begann die Hitze erſtickend für ihn zu werden, und er ſtellte ſich auf die Füße. Gewiß, ich hatte Unrecht, ſagte er ſich: ſie mit dem Beile bedrohen — eine kecke Prahlerei! — und dann auf ihren Sachen ſchlafen, nein! das geht nicht an. Er müſſe ſie ſuchen, ihr ſagen, daß ſie ihre Sachen für ſich behalten ſolle; — jeder für ſich und Gott für Alle! — daß ſie nur mit jenen Schuften da unten gehen ſolle, wenn ſie das Herz dazu habe. Er werde ſie gewiß nicht beweinen — er nicht, Er werde ſich eine andere Höhle ſuchen, nachdem man ihm die Hütte dem Erdboden gleich gemacht; er werde ſich durchſchlagen ohne irgendwen in der Welt, und wenn er es nicht mehr vermöge, ſo verſtehe er ſich auf's Springen, und werde den Falkenfels ſeiner ganzen Tiefe nach ausmeſſen. Sie könne dann kommen, ihn in Stücken zu ſehen, wie einen Ziegenbock in der Fleiſchbank, und ſie werde ihre Freude daran haben.

Sie werde ihre Freude daran haben, denn ſie werde ſich's wohl ſein laſſen mit jenen Langbekoſten und er werde ſie nicht alle todtſchlagen können; aber, Gott ſei Dank, er lebe noch, und die Baſtarda werde er ſich nicht ſo nehmen laſſen, wie er ſein Häuschen zerſtören ließ; er habe Hände und Fäuſte, hart wie Feuerſtein.

Dabei ſtand er auf, die Arme ſtreckend und die Fäuſte ballend. Er verließ die Grotte und ſah durch den fernen Bergesſpalt am Himmel die „drei Stäbe“ ſchimmern. „Es iſt Mitternacht,“ ſagte er, und machte das Zeichen des Kreuzes. Er hielt ſich mit den Händen an die Felsmaſſen und gelangte in's Freie. Im Waldesdickicht hoffte er die Baſtarda zu finden, aber ſie war nicht da. Ein Käuzchen flog über ſeinem Haupte hin, mit unheilverkündendem Gekreiſch. »Requiem aeternam!« flüſterte Maſu in der weiten düſtern Stille. „Es wird die Seele der Ertränkten ſein,“ fügte er ſchaudernd hinzu und rührte ſich nicht mehr. Der Ort war unheimlich; der tiefſchwarze Wald ſchlief wie ein über den Berg hingeſtrecktes Ungethüm, hie und da ließ ein vereinzelt ſtehender Baum den Klageruf einer Eule vernehmen, das graue Felsgeſtein erglänzte fahl im Lichte der Sterne. Maſu glaubte, indem er mit der kalten Luft den Duft des Wachholders einathmete, etwas wie Todtengeruch zu ſpüren; von ferne ſah er zwei leuchtende Funken ſich im Dunkel bewegen, dann zwei andere und wieder andere — er kletterte eine Eiche hinauf und blieb rittlings auf derſelben ſitzen. „Die Baſtarda iſt nicht im Walde,“ dachte er, „die Wölfe würden ſie wittern und heulen — da kommen ſie — da ſind ſie!“ Und mit paarweiſe leuchtenden Funken näherte es ſich der Eiche, ſchnüffelnd, zähnefletſchend, die Rinde des Baumes zerreißend. — Maſu ſtach nach den Thieren mit dem Eiſenſtabe; er wußte, ſie könnten nicht zu ihm hinaufgelangen, und es machte ihm Vergnügen, von dieſen hungrigen Beſtien ſich vergebens umkreiſt zu ſehen. Die Baſtarda mußte entweder im Thale unten ſein, mit den anderen Weibern, oder auf einer Buchbeiche ſitzen, wie ein Häher. Plötzlich hörte man ein fernes, dumpfes Geheul, dann ein anderes, und wieder ein anderes. „Nun werden ſie gehen,“ ſagte Maſu; „irgend ein Wolf hat Beute gefunden.“ In der That verſchwanden die Funken in der Dunkelheit. Maſu ſtieg weiter abwärts. Auf dem vom Reif benetzten Graſe hinhuſchend, hielt er nach wenigen Schritten an und lauſchte. Es war nichts. Einmal hörte er etwas wie ein Seufzen vom Diebskreuze her; er lief dahin. Nichts! Ueber dem Grabe der Mutter war zartes Gras gewachſen, geſtickt mit Gänſeblümchen. „O Mutter, Mutter!“ rief Maſu und warf ſich auf die Knie, während eine große Kröte vom Boden aufſchnellte und mit dumpf quakenden Lauten hinwegſprang. Die Mutter wenigſtens meinte es gut mit ihm, die Mutter; und ſie hatte er verloren! und nun hatte er auch die Baſtarda verloren! Er fühlte eine entſetzliche Verzagtheit in ſeinem Alleinſein; er konnte den Gedanken nicht ertragen: nie war er einen ganzen Tag lang allein geweſen — nun fürchtete er, allein bleiben zu müſſen, wer weiß wie lange! Daß ihn die Baſtarda verlaſſen, ſchnürte ihm das Herz zuſammen. Mit ihr hatte er, ein harmloſes Kind, ſich in die Arme der Liebe, der Freude, der Luſt geworfen, hatte gelernt, daß es noch eine andere, neue Welt gebe außer ſeiner Mutter, ſeiner Herde, ſeiner Hütte. Und er hatte ſich eingebildet, daß außer ihr nun nichts weiter zu hoffen, daß nichts weiter zu fürchten wäre, als ſie zu verlieren: war ſie doch all' ſein Gut!

Und nun verlor er ſie, wie er die Mutter, wie er die Herde verloren. Dieſer Gedanke traf immer und immer wieder ſein glühendes Gehirn, wie der Hammer auf glühendes Eiſen fällt, und ein Schwindel erfaßte ihn. Und wer nahm ihm alles? Warum war der Vater Brigant geworden und die Mutter geſtorben? Wer hatte ihm ſogar die Steine ſeiner Hütte weggenommen? Wer verlockte jenes Weib, das ihm gehörte? Die da unten im Thale, die Langbehoſten — ja! mußten doch ſie es ſein, die Herren, welche den armen Leuten, wie der Vater ſagte, die Herden und die Weiber raubten. Ein bitterer Schmerz durchdrang ihm das Innere, wie Einem, welcher Schierling genoſſen. Unbeweglich verharrte er dort, auf dem Grabe der Mutter, und ſtarrte hinein in's Waldesdunkel, das ſo tief war wie die Finſterniß ſeiner armen Seele. Nun ſchien ſich ihm ſeine Vorſtellung vom Tode zu verwirklichen; in einem ungeheuren, ſchwarzen leeren Raume glaubte er zu ſchweben, ohne feſten Grund unter den Füßen — zu ſinken — zu ſinken — zu ſinken ins Bodenloſe! Einen Moment ſchien es ihm, als hätte er die Erde berührt — er war mit dem Kopfe an das Kreuz geſtoßen und ſchüttelte ſich. Und als er ſich nun erhob, da fühlte er etwas wie erneute Kraft in ſich — einen Zuruf der Mutter meinte er im Innern zu vernehmen, er ſolle ſich rächen an jenem Volke. Er blickte in das Thal hinab: es lag in Schlummer; nur aus dem Fenſterchen eines hölzernen Hauſes drang im Viereck geformt ein Lichtſchein. In all' dem Dunkel zog jener Lichtſchein ihn an. „Vielleicht iſt ſie da drinnen," dachte er, „die Baſtarda; und ein Anderer hält ſie in ſeine Arme gepreßt, läßt ſie nicht fort, gibt ihr weißes Brot und Küſſe." Er ſetzte ſeinen Weg fort, über Steine ſtolpernd, zerriß ſein Gewand zwiſchen den Steineichen, beſchmutzte ſich in den Gräben, verwirrt, raſend, wie ein wüthiger Büffel. Das Morgengrauen fand ihn zwiſchen den Binſen des Fluſſes, er kauerte ſich hinter einen Dornſtrauch und wartete. „Von hier aus,“ dachte er, „kann ich ſie ſehen, wenn ſie bei ihnen iſt.“ Und er malte ſich's aus, wie er mit der Schlender nach ihr werfen, ihr den Kopf ſpalten würde. Aber bei den erſten Strahlen der Sonne kehrten die Arbeiter zurück — ſie war nicht darunter.

Da lebte in ihm die Hoffnung wieder auf. Vielleicht iſt ſie in die ſchwarze Grotte zurückgekehrt und hat die ganze Nacht auf ihn gewartet! Eine Rührung überkam ihn, ſeine Kniee zitterten. Er lief, er eilte fort in Sprüngen, in großen und kleinen Sätzen. Manchmal hielt er inne, keuchend, ſchweißbedeckt; er ließ die Blicke den Abhang hinan ſchweifen — nichts als Felſen und Bäume, aber hinter ihnen, jenſeits, mußte die Baſtarda ſein — mit beiden Herden, den armen Thieren, die er ganz vergeſſen hatte. Und er ſah ſich ſelber ſchon ſich ihr in aller Stille unbemerkt nähern und ihr einen tüchtigen Schlag mitten in den Nacken verſetzen, lachend, und rieb ſich ſchon zum Voraus die Hände vor Vergnügen. Aber auf der grünen Holzplatte des Diebskreuzes war Niemand; nur eine Meiſe trillerte. „Sie wird in der Grotte ſein,“ ſagte er ſich mit klopfendem Herzen und ſtieg weiter empor, die Bruſt geſchwellt wie ein Blaſebalg, den Kopf glühend. Dann betrat er den Felsſpalt und ging zitternd abwärts. Auf halbem Wege begann er nach ihr zu rufen; er hörte nur die gedehnten Klagelaute der auf einer andern Seite der Höhle eingeſchloſſenen Herden. „Arme Thiere!“

dachte er, aber er ſetzte ſeinen Weg nach abwärts fort. Auch in der Felſenkammer fand er die Heimgekehrte nicht! — Da ſtürzte er auf die Felle hin, wie von einem Schlag auf die Schläfe getroffen, und lange mußte er dort gelegen haben, denn als er ſeine armen hungernden Thiere auf die Weide führte, ſtand die Sonne im Zenith; unten im Thale war die Arbeit in vollem Gange, im Walde hörte man das Knarren der Sägen und den langen einförmigen Geſang der Arbeiterinnen.

So blieb er den ganzen Tag; wie ein Kreiſel ging ihm der Kopf im Kreiſe herum und ſeine Farbe war fahlgrün wie die einer Eidechſe. Seine Bewegungen waren ſeltſam, als ob er bei jedem Schritte zu ſtraucheln fürchtete; er ſtreckte immer die Arme aus, als wollte er etwas umarmen, das ihm fortwährend entſchlüpfte, und murmelte mit dumpfer Stimme den Namen der Baſtarda. Er ſuchte ſie mit irren, geſchwollenen Augen, er glaubte ſie unter den Sträuchern, hingeſtreckt auf Thymian, unter den Eichen, zwiſchen den Steinen zu erblicken: und er nannte ſie mit den ſüßeſten Worten, die er niemals ſonſt im Munde geführt und die ihm jetzt aus dem Herzen auf die Lippen drangen, wie ihm die Thränen um die todte Mutter aus dem Herzen in die Augen gedrungen waren. Er erwartete ſie: ſie war ja nicht todt wie die Mutter. Als aber die Sonne unterging und das Glockengeläut der Dörfer in den dunklen Bergſchluchten widerhallte — da ſchlug die Herde den Heimweg zur Höhle ein — und ſie kam nicht. Sie kam auch nicht während der Nacht, welche Maſin auf einem Felsblock am Eingang der Grotte zubrachte, das Beil zur Seite und die Augen ſchlummerlos; ſie kam nicht, als er gegen Morgen doch eingenickt war und dann die Sonne ihn aus einem gräulichen Traumgeſicht weckte, das ihm die Baſtarda in eine hungrige Hündin, die an ſeinem Herzen nagte, verwandelt zeigte.

Jetzt verlor Maſin die Hoffnung ganz. „Sie kehrt nicht mehr zurück — nie mehr!“ ſagte er zu ſich: „da unten gibt es Brotherren, Reichthum, Ergötzlichkeiten für ſie!“ — Dann baute er wieder Luftſchlöſſer, wie er ihr nachſpüren werde bis ans Ende der Welt, ſie jenen Leuten mit Gewalt wieder entreißen, ſie zur ſchwarzen Grotte zurückführen und ihr nie, nie wieder von der Seite weichen werde. Und wieder durchzuckte ihn der Gedanke, daß er ſie nicht mehr finden werde, daß er ſie wirklich verloren habe für immer. Er verfiel beinahe in Irrſinn, ſchlug ſich mit der Fauſt vor den Kopf, jagte vor der Herde einher von Hügel zu Hügel, von Fels zu Fels, bis er entkräftet ſich an eben dem Orte fand, wo man die Eichen umgehauen hatte. Hier traf er niemand mehr; „ſie werden auch die Wurzeln mit fortgenommen haben,“ dachte er. Der Ort war geradezu verödet. Auf dem Boden, neben einer Hecke, fand er einen kleinen losgeriſſenen Kleiderlappen, welcher dem Rocke der Baſtarda ähnlich war; er nahm ihn zu ſich und erinnerte ſich daran, wie ſie ſich einmal von ihm, ganz von Blumen bekränzt, im Dickicht hatte finden laſſen. Dieſe Erinnerung machte ihm das Gefühl ſeiner Verlaſſenheit noch bitterer und entfachte in ſeinem Herzen eine Unzahl von Racheplänen, ſo daß es einem, im Brombeerſtrauche aufgeſtörten Schlangenhaufen glich. Ein alter Bettler, welchen ſein Weg durch den Wald führte, hatte ihn gefragt, ob er nicht gehen wolle, ſich morgen die Dampfmaſchine anzuſehen, welche das erſte Mal das Thal durchlaufen würde. Er antwortete, er würde dieſelbe von der Bergſpitze auf dem neuen Wege, die er ihm mit dem Finger wies, zu ſehen bekommen. Nachdem er hernach ſeine Schafe und Ziegen geſammelt, hatte er wie ſpielend einige gewaltige Steinblöcke losgemacht und gegen den Rand des Abhanges hingerollt, wo er ſie in einer Lage ließ, daß ein Windhauch genügt hätte, ſie in's Leere hinabzuſtürzen. Er troff von Schweiß und athmete ſchwer. Aber allmälig zeigte ſein Antlitz, indem er ſich aufrichtete, abwechſelnd bald den Ausdruck tiefen Schmerzes und unſäglichen Behagens: er glich einem Künſtler, welcher ſein bewunderungswürdiges Werk betrachtet. Nachdem er die grauſigen Steinblöcke übereinander aufgeſchichtet, ſah er lange in die Tiefe hinab. Das Thal hatte ſich inzwiſchen verändert: die Streifen der Eiſenbahn durchzogen die Mitte desſelben; in weiterer Entfernung befand ſich die neue Brücke. Ueber die Stelle der verwüſteten Hütte am Abhang war Gras gewachſen; die hölzernen Häuſer waren beflaggt und vor denſelben gab es ein Gewimmel von feſtlich gekleideten Leuten. Maſu verweilte an ſeinem Platze den ganzen Abend; nach Sonnenuntergang führte er die Thiere in die Grotte zurück und ging dann neuerdings auf die Höhe hinaus. Ein Dämon ſchien ihm zuzuflüſtern, daß die Baſtarda ſich's wohl ſein laſſe mit jenem Volke, und daß er von oben herab mit Steinen jene Baracken zertrümmern ſolle, während eine andere Stimme ihn noch länger zu warten ermahnte. Er wartete in der That bis zum folgenden Tage, an welchem das ganze Gebirge vom Echo verſchiedener Muſikbanden widerhallte; er ſah das Thal von Menſchen gefüllt, welche nach einem beſtimmten Punkte hinblickten, wie in der Erwartung irgend einer wichtigen Sache. Und in der That kam etwas zum Vorſchein: eines jener ſchwarzen Ungethüme, welche Rauch auswerfen und eine Anzahl menſchengefüllter Wagen hinter ſich herſchleppen. Zuletzt zog ein graues Gefährte die beſondere Aufmerkſamkeit Maſu's auf ſich: inmitten der darauf zuſammengedrängten Menge ſah er eine Perſon hoch aufgerichtet, ein Weib mit einer Fahne in der Hand, welche ſie bald hob, bald ſenkte. Er öffnete ſeine Augen ſo weit er konnte, um beſſer zu ſehen: es war ein Weib ohne Zweifel. Die Dampfmaſchine bewegte ſich vorwärts unter dem Geſchrei der beiden Reihen von Leuten; und als ſie in die Thalſchlucht einbog, welche gerade unter ſeinem Felsgipfel lag, da erkannte er in dem Weibe mit der Fahne die Baſtarda — ja, die Baſtarda. Jetzt ſchüttelte ein furchtbares Zittern ſeine Glieder und durchlief ſeine Adern: Liebe, Zorn, Rache durchtobten ſein Inneres wie ein Wirbelſturm entgegengeſetzter Winde, und mit gewaltigem Ruck ſchleuderte er, während der dampfende Zug unter ihm hinbrauſte, die Steinblöcke, die Felstrümmer in den Abgrund. Dann warf er mit geſchloſſenen Augen ſich hin auf's Angeſicht.

IV.

Die Steinblöcke, die Felstrümmer hatten, von Kante zu Kante prallend und eine Lawine von anderem Geſtein mit ſich ins Thal hinunterreißend, die Wagen getrennt und zertrümmert, die Dampfmaſchine aus dem Geleiſe gebracht und die benachbarten Pfade mit Opfern überſtreut. Entſetzt ſtarrte Maſu hinab. Und wo iſt die Baſtarda? fragte er. Lebt ſie? — Und er fragte ſich auch, warum er dies große Unheil angerichtet? Er fühlte ſein Auge feucht werden und ſeine Seele bedrängt; er preßte ſein ſchwarzgelocktes Haupt zwiſchen die beiden Hände, und wie eingeſchrumpft erſchien ſeine in ſich zuſammengekrümmte Geſtalt. Das menſchlich fühlende Herz kämpfte in ihm mit der wilden Härte und gewann die Oberhand. Nun hatte jene Fieberhitze ſich in kalten Schauer, der Groll in Mitleid verwandelt; gern wäre er hinabgeeilt und hätte ſein Leben gegeben, um einen von den vielen Verletzten zu retten. Er ſchloß die Augen und öffnete ſie dann langſam wieder, wie um ſich zu überzeugen, daß er zu viel geſehen und daß Alles nur ein häßlicher Traum geweſen. Nein — es war Wirklichkeit! er hatte nur allzu recht geſehen! Man brachte die Verwundeten in die hölzernen Häuſer, legte die Todten der Länge nach auf das Gras hin, und bemühte ſich, die umgeſtürzten Wagen wieder aufzurichten. Unter den Todten glaubte Maſu ein Weib mit der Fahne zu ſehen — das Licht ſeiner Augen trübte ſich. — Nein! Das vermeintliche Roth der Fahne war vielleicht Blut, das Grün war das des Graſes, das Weiß die Farbe des Hemdes . . . „Sie iſt es nicht!“ ſagte er ſich wiederholt — und doch glaubte er im Innerſten, daß es die Baſtarda ſei, und er wendete den Blick hinweg. Dann gab es ein Kommen und Gehen, ein Gewimmel, wie das eines aufgeſtörten Ameiſenhaufens: es war ihm, als ob die Mehrzahl blutgierige Blicke zur Bergeshöhe emporſendete, die Fäuſte drohend emporſtreckte, ja, ihn bedrohte — und das gefiel ihm beſſer, als jene Stille, in welcher ein Jammern der Weiber, Fluchen der Männer, Röcheln der Kinder vernehmlich war. „Was nun weiter?“ fragte er ſich; „wohin gehen? was beginnen?“ Jene Leere, die er oft um ſich her gefühlt, that ſich jetzt noch tiefer unter ſeinen Füßen auf, und ſein Verbrechen ſchwand ihm aus den Augen, nur um ihm unaustilgbar gegenwärtig zu ſein im tiefſten Innern, wie das Bild der Baſtarda. Die Einſamkeit erweiterte ſich allmälig um ihn bis ins Unendliche, dem größten der Wellenkreiſe vergleichbar, welche ein in die Flut geworfener Stein bewirkt. Er empfand eine geheimnißvolle Angſt, wie in finſteren Nächten, zitterte beim Fallen eines Blattes, erwartete eine gewaltige, unbekannte Züchtigung, ohne zu wiſſen, von wem und wann ſie kommen würde. Auf einmal ſchienen ihm nun der Wald, die Felſen, ſogar ſeine Herde, feind geworden: er mußte ſich jetzt vertheidigen, ſich zum Kampfe bereit halten: mißtrauiſch ſchielende Blicke warf er um ſich, während im tiefſten Blau des Himmels die Sonne ſtrahlte, herniederlächelnd auf das von Jammer erfüllte Thal, und der Wald ſeinen Odem in würzigen Düften verhauchte.

In einem Momente, als er eben ſo um ſich blickte, wie verwildert, ſinnbethört, wurde er auf dem Eichenfels den alten Bettler gewahr, den er am Morgen begegnet hatte, und hinter ihm her gingen Soldaten. Sie blickten alle aufwärts, gerade nach ſeiner Bergeskante. Bei ſeinem Anblick beſchleunigten ſie die Schritte auf dem abſchüſſigen, von Dornengeſtrüpp bewachſenen Hange. Nun gewann ſeine Angſt eine beſtimmte Geſtalt, ſie funkelte in den Röhren jener Flinten, ſie näherte ſich in den Schritten jener Männer, ſie erklang in den Flüchen derſelben, er fühlte ſie lebendig in ſich, wie den Drang der Vertheidigung. Zwei Steine in der Hand ſchwingend, ging er mit raſchem Schritt auf den Felsſpalt der ſchwarzen Grotte zu. Sie kommen ſeinetwegen ohne Zweifel, ſie werden ihn feſſeln wie einen Wolf, ſie werden ihn tödten wie einen wüthenden Hund, aber vorher, o vorher wird man ihn kennen lernen! Ei, ſeht nur die Armen! wie ſie beim Aufwärtsklettern über eine Felskante ſtraucheln, rutſchen, ausgleiten bei jedem Schritt; ſie triefen von Schweiß und ſchon auf halbem Wege ſind ſie athemlos; bevor ſie ſich an's Diebskreuz anklammern können, wird er ſchon in der Höhle verſchwunden ſein. Ein bitterſüßes Gefühl war es ihm, zu ſehen, wie ſie unfähig waren ihn zu erreichen, und zu wiſſen, daß er den Kampf mit ihnen aufnehmen könne. Wie der Adler aus ſeinem Neſte, ſah er, nachdem er zum Eingang der Grotte gelangt war, vom Felſen hinunter und bemerkte, wie der Bettler die Soldaten trefflich führte, nach der ſchwarzen Grotte und der Herde hinweiſend, welche eben dahin zurückkehrte. Hinter den Soldaten gingen viele Landleute mit Fackeln von Maisſtroh und trockenem Reisholz. Ohne Zweifel wiſſen ſie von der Grotte, und glauben, daß er da drinnen, und da drinnen hoffen ſie ihn zu fangen. Man ſieht, daß ſie ſich nicht auf Höhlen verſtehen, dieſe Leute! Indeſſen verbarg er ſich zwiſchen den Felſen, aber der Gedanke an das Weib mit der Fahne quälte, verfolgte ihn. Er ſah ſie vor ſich mit dem ſchwarzen, krauſen Haar, mit den ſanften glänzenden Augen, dem weichen, warmen Leibe, er glaubte ihr Liebesgeflüſter zu hören, den Druck ihrer Umarmung zu ſpüren, er dachte hinabzuſteigen ins Thal, ſie zu ſuchen, ſie ein letztes Mal wiederzuſehen und ſie, wenn auch todt, auf den Berg mit ſich empor zu ſchleppen. Aber man müſſe dazu die Nacht abwarten; bei Tage würde man ihn da unten erſchlagen; jener Bettler müſſe ihn angezeigt haben! Arme Baſtarda! Sterbend wird ſie gemerkt haben, daß er ſich an ihr gerächt, weil ſie ihn verlaſſen, daß er das ihm zugefügte Leid hundertfach zurückgezahlt, daß es beſſer geweſen wäre, wenn ſie niemals die Bergeshöhe verlaſſen hätte, ja, es niemals verlaſſen hätte, das weite Daheim der Armen. Indeſſen ſchöpfte Maſu die Gewißheit von der Annäherung der Soldaten aus dem Geknirſch des Sandes, der unter den ungleichen Schritten derſelben abrollte, aus den heiſeren, wirren Lauten der Stimmen, insbeſondere aber aus der Heimkehr der Herde, welche erſchrocken flüchtete und ſich in das Dunkel der ſchwarzen Grotte warf. Inſtinctmäßig folgte er ihr. Die Soldaten werden da nicht hineingelangen, dachte er, und wenn auch: ihn zu finden, das werde ihnen ſchwer werden. Man müſſe die helle Kammer zerſtören, das Fleiſch und die Felle verbergen. Da kam ihm aber der Gedanke: Und wenn die Baſtarda noch lebt? Wenn ſie zurückkehren wollte? Warum ſollte ſie da nicht all' das Übrige wiederfinden? Er machte ſich daran, Alles in eine ziemlich ſeichte Vertiefung der Höhle zu werfen und die Öffnung mit einem Steine zu ſchließen. Dann lauſchte er mit geſpanntem Ohr. Deutlich hörte er die Worte des Bettlers: „Ich ſelbſt habe ihn da eintreten ſehen: er wird uns nicht entwiſchen; ſtellt nur Wachen aus und zündet die Faſchinen an!“ Ein Schauder überlief Maſu; er kletterte an einer Tropfſteinſäule empor, ſchwang ſich von hier auf einen Felſenvorſprung, und befand ſich da wie in einer Emporkirche, von welcher aus man einen großen Theil der ſich weit in der Länge hin erſtreckenden Grotte überſah. Ich könnte ſie alle tödten, dachte er bei ſich mit bitterem Lächeln; aber ſie ſind in meinem Hauſe, ſie können mir kein Leid thun, laſſen wir ſie in Frieden!

Die Landleute mit den angezündeten Fackeln gingen vorwärts. Die ſchwarze Grotte wurde allmälig von qualmenden Lichtern erleuchtet; behutſam taſtend verfolgten die Soldaten ihren Weg. Auf einmal ſtießen ſie ein „Oh!“ der Verwunderung aus. Um ſich blickend ſahen ſie das Dunkel wie durch einen Zauber in einen ungeheuren, wundervollen Saal verwandelt, einer gothiſchen Kirche ähnlich, die Schiffe geſchmückt mit einer großen Zahl von Säulen, zum Theil bis zur Wölbung hinanreichend, zum Theil abgebrochen oder umgeſtürzt. Von der Wölbung ſelbſt hingen umgekehrte Pyramiden hinab, und Bildungen, welche Blumengehängen und Büſcheln oder Tauwerk ähnlich waren, oder in weißen Spiralen bis auf den Boden herunter liefen. An den Wänden erſchienen tief eingegrabene Oeffnungen, ragte Geſtein von ungeheuerlicher Geſtalt hervor, zeichneten ſich bizarre Formen ab. Im Wiederſchein des Lichtes ſchimmerte jeder Winkel, ſprühte gleichſam Funken, nahm verſchiedene ſeltſame, phantaſtiſche Geſtalten an. Es gab da Altäre von Topas, ſaphirne Kandelaber, Flächen wie weißes Linnen, Vielecke, deren Facetten in hundert Farben ſpielten. Wie zu Kindern geworden, ſtanden die Soldaten mit offenem Munde.

Bei jedem Schritte änderte ſich die Scene: die Säule ſchien ein Madonnenbild, das Blumengehäng ein Engel mit weit hinwallendem Gewande, das ſich im Dunkel verlor. Aus dem Boden erhoben ſich nie geſehene Thiergeſtalten, große Eidechſen, Bären, Elephanten, groteske Statuen, Häupter von Rieſen mit herausgeſtreckter Zunge, Schlangen, deren Schweif ſich auf dem Boden ringelte, und deren Haupt in der unabſehbaren Höhe verſchwand. Im dunklen Hintergrunde öffneten ſich andere Säle, andere geheimnißvolle Labyrinthe. Die Fackeln drangen weiter vor, man dachte nicht mehr an Maju; jene Zaubergebilde betäubten die Sinne der guten Leute. Weiterhin erhoben ſich Arkaden, kleine Brücken, öffneten ſich Fenſter im mauriſchen Stile, liefen lange Säulenreihen hin, die Orgelpfeifen ähnelten. Weite Corridore endeten in ehrfurchtgebietende Baſiliken, deren Wölbungen von unbewegtem Gewölk bedeckt, von rieſigen umgekehrten Kegeln beſetzt ſchienen, während vom Boden ſich Spitzſäulen, Glocken- und Feſtungsthürme, Ruinen unerkennbarer Denkmäler erhoben. Plötzlich verſpürte man auch wohl, bei der Wendung um einen Felsblock, einen kalten Windſtoß; bei näherer Betrachtung entdeckte man einen Abgrund, der in finſtere Tiefen hinabreichte; in einiger Entfernung brauſte und donnerte ein wilder, in Bogen ſich ergießender Waſſerfall, unter welchen man, von tauſend glänzenden Tropfen umſprüht, wie unter einem Regen von Brillanten hinwegging, um neue Räumlichkeiten von wunderſamer Structur zu betreten. An einer Wand glaubte man einen erdroſſelten Mönch herunterhängen zu ſehen, an einer anderen baute ſich ein hohes Grabmal auf. Zwiſchendurch änderte ſich die Bodenfläche ſich ſenkend, ſich vertiefend, ſich hebend, ſich krümmend; die Wölbungen breiteten ſich aus, zogen ſich zuſammen, verloren ſich im Dunkel, ſchienen manchmal drückend über dem Haupte zu laſten: die unabſehbaren Corridore liefen zu Löchern ein, um ſich dann wieder in Gänge zu öffnen, von ungeheuren Felsmaſſen eingefaßt, geſchmückt mit Zeltvorhängen, oder Zutritt gewährend zu einer Art Gebüſch von ſteingehauenen Pflanzen und Bäumen: Zapfen tragenden Fichten, Eichenſtümpfen, Haufen von coloſſalem Blumenkohl und aufrechten Kolben, Reihen verworrener Stengel und kriechender Wurzeln, Trauben, Beeren, ſpitzigen Blättern von Diſteln, von Akanthus, von Palmengewächſen: eine bunte, gleichſam durchſichtige Vegetation, die einen Contraſt bildete zu dem dunklen blumigen Zierrath der Wände, welcher bei der Berührung verſchwand. Wie betäubt bewegten die Leute ſich vorwärts, im Banne eines Zaubertraumes, an keine Rückkehr denkend und keines Zieles ihrer Wanderung gewärtig. Von Zeit zu Zeit umſchwirrten Schwärme von Fledermäuſen die Fackeln, von den Wölbungen ſich gleichſam loslöſend, die Soldaten erſchreckend, und dann wieder im unendlichen Dunkel der Höhle verſchwindend. Die brauſenden Waſſer weckten das Echo, durchdrangen die ſchwere, dumpfe Luft, welche mit Feuchte und mit Erdgeruch geſättigt war, ließen Tümpel zu Tage treten und machten die Höhlungen erzittern. Die Fackeln umgaben ſich mit dichtem Dunſt, zeichneten ſeltſame Geſpenſter von Licht und Schatten, verdüſterten ſich, um dann hell wieder aufzuleuchten.

Die Soldaten ſahen einander ins Geſicht, wie um ſich der Wirklichkeit dieſes Ortes zu verſichern, ſtießen Rufe aus und hieben Tropfgeſtein in Stücke. Durch die ſpitzbogigen Wölbungen, zwiſchen den von Pilaſtern beſetzten Mauern, bei dem Geräuſch ſeltſamer Laute, in der ſchaurigen Dunkelheit, nahm die Geſtalt Maſu's für ſie phantaſtiſche Verhältniſſe an, von Grotte zu Grotte, von Fels zu Fels glaubten ſie ihn zu erblicken in gigantiſcher Froſchgeſtalt; es waren ihrer ſo viele und das Unbekannte jagte ihnen größeren Schrecken ein, als der Menſch. Maſu folgte ihnen, belauerte ſie; auf einmal ließ er ein Felsſtück herabfallen, vor welchem ſie ſich entſetzten, er lachte laut, und es klang wie das Hohnlachen eines Dämons. Man begann an die Rückkehr zu denken, aber der Offizier wollte davon nichts hören, man mußte ja des Unholds habhaft werden. Da ſtieß Maſu den heulenden Laut eines Bären aus; im Augenblicke vereinigte ſich die Schaar und legte die Flinten an; es fiel ein Schuß, man glaubte, die ganze Grotte müſſe zuſammenſtürzen. Man fürchtete die Nähe eines wilden Thieres, ſchon gaben die Landleute Zeichen der Ungeduld, der Bettler ſelbſt äußerte nun, es ſei wohl unmöglich weiter vorzugehen, der Offizier ſah auf ſeine Uhr: „Es wird Nacht!“ ſagte er für ſich hin; aber um nicht ſo leichthin zu weichen, verlangte er noch eine Viertelſtunde, dann würde man umkehren.

Der feuchte Boden wurde nun gar ſchlammig und ſenkte ſich; die Arkaden wurden ſelten, in ſehr weiten Entfernungen ſtanden die Pilaſter, die Luft war kalt. Unverſehens ſtrich das Licht der Fackeln über eine durchſichtige Oberfläche. „Zurück!“ riefen die Landleute; „wir ſind am Teufelsſee!“ Das war ein ſchwarzer See, der ſich in einem finſtern Hintergrunde verlor. Das regungsloſe Waſſer ſchien wie todt, geſchmolzenem Blei zu vergleichen. Von Zeit zu Zeit hörte man etwas wie einen dumpfen, unterirdiſchen Seufzer. Ermüdet wandten ſie ſich zur Rückkehr; ſie glitten aus, fielen, hielten nur mit Mühe ſich aufrecht. Auf halbem Wege fürchteten ſie im Dunkel zu bleiben; ein unbeſchreiblicher Schauder überwältigte ſie. Maſu hätte ihre Lage zu ſeinem Vortheil benützen und ſie vernichten können. Sie verdoppelten ihre Eile, ſchaarten ſich um eine einzige Fackel und ſparten die andern auf wie eine unerſetzliche Sache; je weiter ſie kamen, deſto mehr wuchs in ihnen die Ungeduld, an die freie Luft hinauszugelangen, ſowie die Ueberzeugung, daß es ihnen nicht gelingen würde, des „Unholds“ habhaft zu werden. Es ſchien, als ob all' die ſcharfen Spitzen, welche über ihren Häuptern hingen, ebenſo viele Lanzen wären, auf dem Punkte, ſie vom Scheitel bis zur Sohle zu durchbohren, und ſo gingen ſie gekrümmt, die Arme vorgeſtreckt, die Augen und Ohren geſpannt. Das Wunder war zum Schreckniß geworden. Und der „Unhold“, wo war er? Daß man ihn nicht fand, verdoppelte das Geheimnißvolle, Unheimliche der Lage, man dachte an irgend einen böſen Streich.

Im erſten Saale angelangt, faßten ſie wieder Muth, der Bettler, der ſich auf ein reichliches Trinkgeld Hoffnung machte, ließ alle Fackeln anzünden, jeden Winkel durchſtöbern: vergebens. Maſu hatte beim Einbruch der Nacht ſich aus der Grotte fortgeſtohlen, und ſagte den Wachen am Eingang, die ihn nicht kannten, er gehe andere Faſchinen holen, die Soldaten ſeien in der Finſterniß zurückgeblieben. Dann ſchlug er durch das Dickicht des Waldes den Weg nach dem Thale ein. Er wollte ſeine Baſtarda wiederſehen, wollte ſie mit ſich zurückbringen: in Thränen zärtlicher Rührung zerfließend, ſtürmte er aus Leibeskräften den mit Dornengeſtrüpp beſetzten Abhang hinunter. Inzwiſchen war der Mond hinter dem gegenüberliegenden Berge aufgegangen, rein und klar am Himmel leuchtend, während das Thal im Dunkel blieb mit vereinzelten ſpärlichen Lichtern. Als die Soldaten die ſchwarze Grotte verließen und den geſtirnten Himmel wiederſahen, überließen ſie ſich einer närriſchen Freude; die Landleute löſchten die Fackeln aus und der Bettler bemerkte gegen den Offizier, unter ſeiner Führung ſei, wie zu erwarten, die Sache trefflich gegangen. Der Offizier ſah düſter drein; es wurmte ihn, mit leeren Händen heimkehren zu müſſen: alle Welt wartete ja auf ihn da unten. Er gab Befehl, daß die Soldaten in den Büſchen, hinter den Hecken und den Felſen ſich in den Hinterhalt legen ſollten. Es herrſchte faſt eine Tageshelle und ſich gut zu verbergen war ſchwierig; doch legte man ſich auf die Lauer, die Einen mit dem Bauch auf der Erde, die Andern zuſammengekauert oder auf den Knieen. Der Wald war ſtumm. Faſt eine Stunde verging in vergeblichem Harren; der Offizier ſtand unbeweglich: „Hat er ſich nicht ganz aus den Bergen weggeflüchtet, ſo erhaſchen wir ihn unfehlbar.“ Zuweilen erhob er das Haupt und ſpähte die Fußſteige entlang hinunter, ob Niemand gehe. Da hörte er vom Diebskreuze her etwas wie das Gekniſter trockener Blätter. „Vielleicht der Wind!“ dachte er, ließ aber ſeinen Blick zwiſchen den Eichen hinſchweifen. Ein Schatten bewegte ſich dort leiſe, kam behutſam vorwärts, kam zuletzt an's Licht hervor, hielt plötzlich inne und lauſchte geſpannt. Er trug über den Schultern einen Gegenſtand, deſſen Enden er zwiſchen den Hecken nachſchleifte, was ein Geräuſch verurſachte. Sich in Sicherheit glaubend, näherte er ſich dem Diebskreuz, legte ſeine Bürde ſacht auf den Boden und warf ſich auf die Kniee. Der Offizier erkannte deutlich den Leichnam eines Weibes und erkannte auch Maſu, deſſen Züge man ihm beſchrieben hatte. Athemlos, ſich im Schatten haltend, barfuß, von Zeit zu Zeit ſtillſtehend, zwei Soldaten hinter ſich, näherte er ſich von rückwärts dem „Unhold“. Er fand Maſu über den Leichnam hingebeugt, beſchäftigt die Haare desſelben zu ordnen, die Hände desſelben zu küſſen, ihn mit Namen zu rufen. Er ſchien Alles um ſich her vergeſſen zu haben: die Blicke ſtarr auf das Antlitz des Weibes gerichtet, neigte er ſich von Zeit zu Zeit hinab, ihr ein Wort ins Ohr zu flüſtern, nach Schlägen ihres Herzens zu horchen, ihre Wange zu ſtreicheln . . . Er ſchluchzte mit erſtickten Seufzern.

Es war ein Jammer anzuſehen.

Der Offizier ließ ihn bei den Armen ergreifen; Maſu ſprang vom Boden empor, dann ließ er ſich binden, aber mit einer Geberde der Verachtung rief er: „Räuber ihr Alle!“ Einen letzten Blick ſandte er gegen das dunkle Thal hinab, nach der „ſchwarzen Grotte“ und nach ſeiner armen Verblichenen: dann neigte er das Haupt und ſtarrte zu Boden mit düſteren Augen.

K. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teſchen.
Papier der Schlöglmühl.

AKADEMISCH - DRAMATISCHER - VEREIN
MÜNCHEN.

Salon-Bibliothek.

„Zu guten Stunden von guten Meiſtern.“

Ungeachtet der oft vernommenen Klage über die geringe Kaufluſt des deutſchen Leſepublicums iſt es eine feſtſtehende Thatſache, daß gediegene literariſche Erſcheinungen, die zugleich der Unterhaltung und der geiſtigen Anregung dienten, ohne die gerechten Anforderungen an eine geſchmackvolle äußere Ausſtattung zu vernachläſſigen, ſich immer noch einen weiten Kreis anhänglicher und verſtändnißvoller Freunde erworben haben. Namentlich gilt dieſe Thatſache von den ſogenannten „Bibliotheken“, die als Sammelwerke nach Form und Inhalt der herrſchenden Geſchmacksrichtung entſprachen und die Befriedigung edler literariſcher Bedürfniſſe ſich zur Aufgabe ſetzten.

Aus ſolcher Wahrnehmung iſt der Gedanke hervorgegangen, die hiemit angekündigte „Salon-Bibliothek“ zu gründen, und nicht einen Augenblick iſt bei der beharrlichen und ſorgfältigen Vorbereitung dieſes Unternehmens dem Herausgeber die freudige Zuverſicht abhanden gekommen, daß es ihm gelingen werde, in treuer Arbeit und liebevoller Hingebung an die literariſchen Bedürfniſſe des Publicums ein Sammelwerk zu ſchaffen, das dem deutſchen Schriftthum nicht zur Unehre gereichen wird.

Zur Mitwirkung werden ſich die beſtberufenen Schriftſteller vereinigen, und ſchon die einfache Aufzählung der Namen, welche die Zierde der „Salon-Bibliothek“ bilden, kann eine Bürgſchaft ſein nicht bloß für den Ernſt und die hochgerichtete Intention des Unternehmens, ſondern auch für die ſtrenggeſichtete Auswahl deſſen, was die „Salon-Bibliothek“ ihren Freunden und Gönnern zu bieten gedenkt.

Damit es an angenehmer Abwechslung nicht fehle, ſoll von der „Salon-Bibliothek“ nicht bloß das rein belletriſtiſche Genre der Romane, Novellen, Gedichte, Aphorismen gepflegt werden; auch der unterhaltende und belehrende Eſſay, dieſe charakteriſtiſche Form des modernen literariſchen Schaffens, wird in ſeiner mannichfaltigen Anwendung auf Stoffe aus dem Naturleben, auf Literatur, bildende Kunſt, Muſik, Philoſophie, Geſchichte u. ſ. w. in der „Salon-Bibliothek“ eine ausgezeichnete Vertretung finden.

Ein beſonderes Gewicht iſt auf die Ausſtattung gelegt; man wird dieſelbe nicht anders als vornehm und geſchmackvoll heißen können. Das handliche Format (ſogenanntes Klein-Octav), der ſchöne klare Druck, die ornamentale Verzierung, das prächtige Papier verleihen den Bänden der „Salon-Bibliothek“ ein diſtinguirtes und gewinnendes Ausſehen.

Und in Anbetracht dieſer Vorzüge, der unbedingten Gediegenheit des Inhaltes, des Zuſammenwirkens der renommirteſten Schriftſteller, der Mannichfaltigkeit des Gebotenen, der noblen Ausſtattung wird die „Salon-Bibliothek“ ſich nichtsdeſtoweniger durch verhältnißmäßig niedrige Preiſe auszeichnen.

Die „Salon-Bibliothek“ wird ſich die Sympathie aller Bücherfreunde zu verdienen und zu bewahren unabläſſig befliſſen ſein.

Proſpect.

Erſcheinungs-Weiſe.

Jeder Band der „Salon-Bibliothek“ wird ein in ſich abgeſchloſſenes Werk enthalten; mehrbändige Werke wird die „Salon-Bibliothek“ nur ausnahmsweiſe bringen. Das Erſcheinen der Bände wird nicht an beſtimmte Termine gebunden.

Inhalt

Der Inhalt der Bände wird aus Romanen, Novellen, Gedichten, Aphorismen-Sammlungen und Eſſays über das Natur-Leben, über Literatur, Kunſt, Muſik, Geſchichte, Philoſophie u. ſ. w. beſtehen.

Mitarbeiter

Für die erſten Serien haben bereits nachſtehende Schriftſteller ihre Mitwirkung zugeſagt:

Ernſt Eckſtein * Wilh. Goldbaum * Rob. Hamerling * Ed. Hanslick * Mor. Jokai * Herm. Lingg Hieron. Lorm * Alf. Meißner * Heinr. Noë Friedr. Pecht * Ferd. v. Saar * Joh. Scherr Friedr. Schlögl * Car. Sterne * Karl v. Thaler Jul. v. d. Traun * Hans Wachenhuſen * Hugo Wittmann u. ſ. w.

Die I. Serie von 12 Bänden der „Salon-Bibliothek“ wird aus folgenden Werken beſtehen:

Die Zonen des Geiſtes. Aphorismen von Moriz Jokai. M. 2.50 = fl. 1.50.

Haidekraut. Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von Johannes Scherr. M. 4.50 = fl. 2.50.

Der Naturgenuß. Ein Beitrag zur Glückſeligkeitslehre von Hieronymus Lorm. M. 2.50 = fl. 1.50.

Der Liebe Müh' umſonſt. Drei Novellen von Julius von der Traun. M. 3.50 = fl. 2.

Vom Wiener Volkstheater. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Schlögl. M. 2.50 = fl. 1.50.

Literariſche Phyſiognomieen. Von Wilhelm Goldbaum. M. 3.50 = fl. 2.

Eingeſchneit. Novelle von Ernſt Eckſtein. M. 2.50 = fl. 1.50.

Der Menſch als Krone der Schöpfung. Von Carus Sterne. M. 4.50 = fl. 2.50.

Heſperiſche Früchte. Von Robert Hamerling. M. 3 = fl. 1.80.

Tagebuch aus Abazzia. Von Heinrich Noë. M. 3.50 = fl. 2.—.

Ball Elſe. Roman von Hans Wachenhuſen. 2 Bände. M. 6. = fl. 3.50.

Geſchmackvoll in Leinwand mit Rothſchnitt gebunden jeder Band um 50 Pf. = 30 kr. mehr.

Einzelverkauf.

Jeder Band der „Salon-Bibliothek“ iſt einzeln käuflich.

Abonnement.

Das Abonnement auf die erſte Serie von zwölf Bänden koſtet M. 30 = fl. 18 ſtatt des Einzelpreiſes von M. 36 = fl. 22. Ein Abonnement auf gebundene Bände koſtet M. 5 = fl. 2.50 mehr.

Die erſchienenen Bände können von jeder ſoliden Buchhandlung vorgelegt oder bei derſelben zur Anſicht beſtellt werden.

Karl Prochaska
k. k. Hof- und Verlagsbuchhandlung
Wien und Teſchen.

⁂ Beſtell-Schein. ⁂

Unterzeichneter beſtellt hiemit bei der Buchhandlung:

Salon-Bibliothek
Ein Abonnement auf die erſte Serie von 12 Bänden à M. 30 = fl. 18. (Geb. M. 35 = fl. 20.50.)
Oder folgende Bände einzeln:

broſchirt gebunden

Name, Stand, Wohnort u. Adreſſe:

K. k. [illegible]aska.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Robt Hamerling

Im Verlage von **J. F. Richter** in **Hamburg** ſind erſchienen:

Robert Hamerling's Dichtungen.

Ahaſver in Rom. Epiſche Dichtung in 6 Geſängen. **Vierzehnte** Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 6.—
Danton und Robeſpierre. Tragödie in 5 Acten. **Vierte** Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—
Lord Lucifer. Luſtſpiel in 5 Aufzügen. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—
Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **Sechſte** Auflage. 8°. Elegant broſchirt . . .	ℳ 3.—
König von Sion. Epiſche Dichtung in 10 Geſängen. **Achte** Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—
Die ſieben Todſünden. Eine Cantate. **Fünfte** Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—
Teut. Ein Scherzſpiel in 2 Acten. **Tritte** Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 2.—
Geſammelte kleinere Dichtungen. (Germanenzug, Ein Schwanenlied der Romantik, Venus im Exil.) **Tritte** Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—

In feinen Miniatur-Bänden:

Germanenzug. Canzone. **Vierte** Auflage. Elegant broſchirt	ℳ 1.—
Ein Schwanenlied der Romantik. **Vierte** Auflage. Elegant broſchirt .	ℳ 1.50
Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Geſängen. **Vierte** Auflage. Elegant broſchirt	ℳ 1.50

Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes.**

Im Verlage von **J. F. Richter** in **Hamburg** iſt ſoeben erſchienen:

eine **Prachtausgabe** von

Aſpaſia.

Ein Künſtler- und Liebesroman aus Alt-Hellas

von

Robert Hamerling.

Mit Illuſtrationen von Hermann Dietrichs.

Dritte Auflage.

3 Bände 8° hochelegant broſchirt Preis ℳ 15.

Eine der vielen Kritiken der deutſchen Preſſe über dieſe Ausgabe äußert ſich folgendermaßen:

Dieſes herrliche Werk des berühmten Autors, das uns an dem Faden einer ſpannenden Handlung eine glänzende Reihe von farbenſatten Bildern aus Alt-Hellas vorführt, liegt hier zum erſten Male in einer, ſeinem inneren Werthe entſprechenden Prachtausgabe vor. Dem Werke ſelbſt brauchen wir keine Lobrede mehr zu halten. Die maßgebende Kritik des In- und Auslandes hat einſtimmig ihr Votum zu Gunſten des Romans abgegeben, welcher bereits ins Engliſche, Holländiſche, Däniſche und nun auch ins Italieniſche überſetzt wurde. Hermann Dietrichs, der geniale Künſtler, hat „Aſpaſia“ mit Illuſtrationen verſehen. Das ſind aber keine Illuſtrationen im landläufigen Sinne, die irgend eine mehr oder minder maleriſche Scene aus der Erzählung bildlich zu geſtalten ſich bemühen, nein! Dietrichs hat ſeine Aufgabe anders und durchaus originell aufgefaßt. Zu jedem Kapitel hat er außer den gelungenen Initialen je eine Anfangs- und eine Schlußvignette gezeichnet und in denſelben gewiſſermaßen den künſtleriſchen Extract des betreffenden Kapitels wiedergegeben. Die Bilder zeigen gründliche archäologiſche Kenntniſſe neben einem geläuterten, feinen, modernen Geſchmack und vermeiden deshalb in glücklichſter Weiſe das öfters geradezu unleidliche Archaiſiren. Der Kunſt des Zeichners iſt in der vorliegenden Pracht-Ausgabe direct muſtergültig die Kunſt des Xylographen zu Hülfe gekommen. Die Bilder ſind techniſch meiſterhaft geſchnitten und ſtellen ſich den beſten Erzeugniſſen der modernen Holzſchneidekunſt ebenbürtig an die Seite. Endlich ſind, um den Ring zu ſchließen, Druck und Papier vorzüglich und Alles vereinigt ſich, dem Werke Hamerling's ein ſtolzes Feſtgewand zu verleihen, das ihm einen hervorragenden Platz in der deutſchen Geſchenkliteratur anweiſt.

— Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des In- und Auslandes. —

Proſa.

Proſa.

Skizzen, Gedenkblätter und Studien

von

Robert Hamerling.

Mit dem Portrait des Verfaſſers in Radirung.

Erſter Band.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1884.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Vorwort IX
Trieſter Promenaden 1
Trieſter Carneval 14
Bei fremden Menſchen und Göttern 24
Das Volkslied in Trieſt 33
Friauliſches Reiſebild 45
Ralph und Bianca 56
Dante 79
Bogumil Goltz 85
Ueber den Peſſimismus im Stadium der Tobſucht 90
Die Waldſängerin 113
Ball-Geſpräche 155
Die Nacht der Weihe 167
Der Ungemüthliche 172
Ueber das Glück 180
Erinnerungen an Venedig 192
Ueber die Kunſt des mündlichen Vortrages 213
Von der Frau, die das Herz eines Dichters aß 221

Vorwort.

Es gibt Verehrer und Verehrerinnen der Poeſie, welche glauben, daß der Poet, der ſich für gewöhnlich in gebundener Rede vernehmen läßt, herunterſteigt und ſich etwas vergibt, wenn er Proſa ſchreibt. Und während ich es mir z. B. zur Ehre rechne, in dem „Heimgarten" meines Freundes Roſegger drei bis vier mal im Jahre mit einem Proſabeitrage vertreten zu ſein, haben wohlmeinende Perſonen bedauert, daß ich, ſtatt jährlich mit einem neuen Heldengedicht mich auf dem Büchermarkte einzufinden, mich mit Kleinigkeiten befaſſe. Es gibt auch Solche, die ſich vorſtellen, wenn ein Dichter (im engeren Wortſinn) Proſa ſchreibe, ſo thue er es ſo nebenbei und gelegentlich, auf äußeren Antrieb, werfe ſo „leichte Waare" gleichſam zur Erholung hin. Ich erwähne deſſen, um eine Verſicherung daran zu knüpfen, die mir als Vorbemerkung zu der vorliegenden Sammlung von Proſaaufſätzen nicht überflüſſig ſcheint: die Verſicherung, daß meine Produktion die Unterſcheidung zwiſchen leichtfertig Hingeworfenem und ſorgſam Ausgeführtem nicht kennt. Ich habe in Proſa wie in Verſen immer und überall nur geſagt, was ich zu ſagen hatte, wozu ich von innen heraus mich lebhaft getrieben fühlte, und ich bitte Diejenigen, denen meine Proſa nicht gefällt, an meinen Fähigkeiten, aber nicht an meinem Ernſt und Eifer zu zweifeln.

Selbſt ein Goethe, ein Schiller war „journaliſtiſch" thätig, hatte Manches, ja Vieles zu ſagen, was nur in dieſer Form ſich ſagen, nur auf dieſem Wege ſich an Mann bringen ließ. Zerſplittert habe ich mich in journaliſtiſcher Thätigkeit nie, und wenn das vorläufig hier Gebotene nur die Hälfte der Auswahl meiner bisherigen kleinen Proſaarbeiten bildet, ſo iſt zu bedenken, daß dieſe Aufſätze ſeit 1857 (in der „Trieſter Zeitung" und in anderen Blättern) erſchienen, es ſich alſo um eine Ausbeute von nahezu drei Dezennien handelt. Die Ungleichheit des Stils, von der Emphaſe des jugendlichen Alters bis zur Geklärtheit des reiferen Alters, wird den Leſer das Ältere vom Neueren ſcheiden lehren. Den Freunden können dieſe Blätter einen kleinen Erſatz für eine Geſchichte meines Lebens und meiner Entwicklung bieten, das innerlich und äußerlich Erlebte ſpiegelt ſich wenigſtens darin. Von dieſem Standpunkte möchte ich namentlich auch die kleinen ſkizzenhaften Erzählungen betrachtet wiſſen. Dieſe beanſpruchen nicht etwa für Novellen oder dem Aehnliches zu gelten; es ſind Motive aus der zufälligen perſönlichen Erfahrung, die mir keine Ruhe ließen und deren Aufzeichnung nur dem Bedürfniſſe zu erzählen, ſich mitzutheilen entſprang.

Den Artikel über Kürnberger's „Literariſche Herzensſachen" hatte ich vor Hinausgabe der „Proſa" gerne noch zurückgezogen, wenn es nicht ſchon zu ſpät geweſen wäre. Eine Subſcription auf die Geſammelten Werke und den

Nachlaß Kürnberger's iſt ſoeben eingeleitet worden, und es iſt mir unangenehm, juſt in dieſem Momente mit dem Wiederabdruck eines Artikels hervorzutreten, der ſich bei wärmſter Anerkennung Kürnberger's doch einige, durch Angriffe von ſeiner Seite provozirte kritiſche Neckereien erlaubte. Daß dieſe das Anſehen Kürnberger's ſchmälern könnten, wird freilich kein Menſch behaupten; wohl aber könnte Jemand ſich ſo anſtellen, als glaube er, ich hätte das wenigſtens gewollt. Ich habe aber ſchon in einer Note zu dem Artikel meine Hochſchätzung Kürnberger's nachdrücklichſt hervorgehoben, und glaube, daß man dieſem, wie andern energiſchen, bedeutenden und originellen Geiſtern ſeiner Art, nicht zu nahe tritt, wenn man manches allzu ſtark „Subjective“ oder Verbitterte ſeiner Anſichten, oder wenigſtens der Ausdrücke, in welche er dieſe zu faſſen liebte, von ſeinen wirklichen Verdienſten unterſcheidet.

Dem Wunſche des Verlegers dieſer Sammlung mein Porträt beizugeben, bin ich aus dem Grunde nicht entgegengetreten, weil ich es für meine Pflicht hielt, das Publikum einmal gelegentlich darüber aufzuklären, daß ich nicht ausſehe, wie mich ein photographirtes Bild darſtellt, das, von Berlin aus ſeit Jahren in den Handel gebracht, in Folge einer vorzüglichen techniſchen Ausführung eine weite Verbreitung gefunden zu haben ſcheint. Was das Harder pinxit unter dieſem Bilde bedeuten ſoll, weiß ich nicht; erſichtlich iſt nur, daß man bei Anfertigung deſſelben einer Photographie von mir — eben derſelben, nach welcher auch das hier beigegebene Bild gearbeitet iſt — die äußeren Umriſſe entlehnt, dieſe aber mit den Zügen eines intereſſanten langhaarigen Jünglings von jüdiſchem Geſichtstypus ausgefüllt hat, welchem ähnlich zu ſehen ich ſchon aus Beſcheidenheit nicht zugeben kann.

Ich ſchließe mit dem Wunſche, daß die Freunde meiner Poeſie ſich auch mit meiner Proſa befreunden mögen; ich werde ihnen neben Poetiſchem in nächſter Zeit noch Manches — auch Gewichtigeres als bisher — in Proſa zu ſagen haben.

Graz, 10. März 1884.

Robert Hamerling.

Trieſter Promenaden.

1864.

Es flanirt ſich, bei Gott, ſehr angenehm auf den ſchönen Pflaſterſteinen von Trieſt! Ein Gang über den Corſo, auf dem Molo San Carlo — ſchon das iſt eine Promenade, die ſich lohnt. Viele Trieſter und noch mehr Trieſterinnen begnügen ſich auch mit dieſer. Vor den Café's der Riva, unmittelbar am theerduftigen Meerſtrande, ſitzen die Damen dicht gedrängt am ſchönen Sommerabend, Fächer ſchillern in ihren Händen, ein buntes Gewimmel wogt vorüber, Sang und Guitarrenklang von wandernden Minſtrels durchrauſchen den Strand mit einer beſtändigen Serenade. Nicht minder üppig ſchlagen Schönheit und Reichthum ihr Pfauenrad auf dem großen Molo. Hier wogt zwiſchen ragenden Maſten ein buntes Leben. Zum Theil aber liegt in der Art und Weiſe, wie hier im Abenddunkel dem Zauber der Natur gehuldigt wird, etwas Myſtiſches, an geheimen Tempeldienſt einer unbekannten Gottheit Mahnendes. Draußen an der äußerſten Endſpitze der rieſigen Quaderzunge, die hier das Feſtland durch den Maſtenwald hindurch in die brandende See hinausſtreckt, ſteht immer eine Anzahl von Schweigenden, Unbeweglichen, und ſtarrt in die unbeſtimmte Meeresferne hinaus. Wornach ſtarren ſie nur eigentlich? Nach den Zinnen von Miramar, die weißlich durch die Nacht herüberdämmern? Oder nach der kreiſenden Flamme des Leuchtthurms zu ihrer Linken? Oder nach den einſamen Lichtern, die von den Bergabhängen herüberfunkeln? Nein! ſie ſtehen dort und ſtarren hinaus, auch wenn die Nacht finſter und trübe, auch wenn die Wellen dunkelſchwarz, ohne Sternenwiderſchein zu ihren Füßen brandet. Sie ſtarren in's Leere, in's Nichts. Das Nichts hat eine anlockende Verwandtſchaft mit dem Unendlichen. Ehre dieſen Habitu's des Molos! Vielleicht ſind es Eingeborne; aber ſie ſtehen in geheimen Beziehungen zu den beſchaulichen Doctrinen Hindoſtans. Wer ſollt' es denken? eine Stätte des Brahmanenthums in ſo unmittelbarer Nähe von Waarenballen und Oelfäſſern!

Aber der Molo iſt nicht blos für die Eingeweihten, die bei jeder Witterung dort in's Leere ſtarren, ein intereſſanter Ort. Herrlich und poetiſcher Wirkung voll iſt der Eindruck, wenn man ſpät Abends, von einem weiteren Spaziergange kommend, die noch geräuſchvollen Straßen durchwandert hat, und nun bei hellem Mondlicht noch für einige Augenblicke auf den ſtillen Molo hinaustritt. Die Maſtſpitzen der Schiffskoloſſe ragen unbewegt, das Meer ſchlummert und drüben über der Bucht erglühen die Bergkuppen im Mondesduft.

Es flanirt ſich ſogar in den Wintermondnächten Trieſts noch angenehm, wenn ein Borahauch, nicht allzugewaltſam, durch die vom ſüdlichen Vollmondlichte grell beleuchteten Gaſſen dahinfegt. Es liegt ein lebenanregendes Princip ſchon im hellen Mondeslicht; kein Wunder, daß es doppelt wirkt, wenn es geheimnißvoll ſich mit der Urkraft des friſch von Bergeshöhen herunterbrauſenden Aetherhauches verſchwiſtert. Kein Stahlbad kann kräftiger wirken, als ein ſolches Flaniren, dem Borahauch entgegen, in vorgerückter Abendſtunde, durch einſame, mondbeleuchtete Gaſſen.

Trachtet der ſommerliche Beſucher Trieſts aus der ſchwülen Mitte der Stadt hinaus in die landſchaftliche Umgebung, ſo frage ich ihn zunächſt, ob er irgendwo eine lebhaftere Promenade geſehen hat, als den bis in die ſpäte Nacht hinein ſeiner ganzen Breite nach von Menſchen wimmelnden „Aquedotto"? Wie gefällt ihm dieſer vollgeſchwellte Strom des fröhlichen Müßiggangs, in welchem als Nebenflüſſe Lebensluſt und Gefallſucht ihre hochgehenden Wellen miſchen?

Wo am Ausgange des Aquedotto der Weg ſich ſpaltet, iſt mit wenigen Schritten ein Abhang erreicht, auf welchem Lämmer und luſtige Ziegenböcklein graſen. Mit Villen und Gärten und einer pittoresken Caſcade ſteigt zur Rechten des Weges die Höhe an; zur Linken rauſchen und nicken hochſtämmige Baumhäupter aus dem Thalgrund über den Steindamm herauf; durch dichte Laubkronen blickt man in's Thal hinab und hinüber auf die jenſeitige Höhe. Rückwärts liegt das ſchimmernde Meer und die Stadt und die niedergehende Sonne. Nichts verſetzt den Wanderer ſo leicht in eine olympiſche Stimmung, als ein hochgelegener Laubgang, durch welchen die auf- und untergehende Sonne ſchimmert; es iſt als ob man in einem grüngoldigen Empyreum wandelte. Immer reizender wird nun zur Linken der Thalgrund; idylliſch grünen da unten die Gärten von San Giovanni; unter unzähligen weißſchimmernden Landhäuſern grüßt die Villa Bottacin vor allen lieblich herüber mit den farbig-anmuthigen Zinnen; dahinter ſteigen im Halbrund die ſchroffen Felsterraſſen links zum Obelisken von Opcina, rechts zur nackten Gebirgswand empor, unter deren ſcharfkantigem Saume der breite Gürtel einer gewaltigen Heerſtraße ſich hinſchlingt.

Noch haben wir kaum ſeit zehn Minuten die Stadt hinter uns gelaſſen und ſchon iſt das Boschetto erreicht, ſchon athmen wir in Waldesgrün. Wir wandeln in einem nicht dichten, aber weiten Eichengehölz, das von hundert bequemen Pfaden durchkreuzt iſt. In feſtlichen Sonntagsſtunden ſchallt Muſik die Waldhöhe hinauf, ausgehend von der Niederung, wo die braunen Quellen der Erfriſchung ſprudeln, während ein ganzer Völkerzug von Luſtwandelnden den Hain durchſchwärmt, gar nicht zu reden vom erſten Mai, an welchem das Leben des Boschettos in einem Volksfeſte ſeinen Höhepunkt erreicht. Weiter und weiter gelangen wir, den immer ſchönen, immer bequemen Waldespfad hinan; auf noch breiterer, in weiterem Kreiſe geſchwungener Straße kommen uns die eleganten Gefährte der Reichen nachgeraſſelt. Alles ſtrebt zur Höhe empor, wo die Meeresfernſicht, vielleicht einzig in ihrer Art, ſich aufthut: über Gebirg und Stadt und die breite ſchimmernde Seebucht von Muggia. Wir ſtehen auf der prächtigen Hochwarte des „Jägers“. Hier das weitſchauende „Ferdinandeo“, das auf der luftigen Höhe ſo ſtolz emporragt, hinter ihm, auf noch höher anſteigendem Waldhügel, eine gethürmte Ritterburg, die wir nicht um ihr Alter fragen wollen — dazu der Eichwald ſelbſt, der, wie er den Wanderer unten in der Niederung aufgenommen und fortbegleitet bis zur herrlichen Höhe, ſich nun noch ſtundenlang auf Abhängen und Gipfeln hinerſtreckt, holde Stille gewährend und für den Pflanzenfreund eine nicht allzureiche, doch immer intereſſante botaniſche Ausbeute.

Früher und weit üppiger als im Boschetto ſproßt am Abhange von San Andrea, dem Sonnenbrand und den milden Lüften des Meeres zugewendet, eine Vegetation, die den vollen Charakter des Südens trägt. Wie ſoll ich ſie ſchildern, die wunderſchöne Strandpromenade von San Andrea, die an Sonntagnachmittagen des Herbſtes, Winters und Frühlings zum Schauplatz eines glänzenden Corſos wird? Zur Rechten Meeresblau, ſchwellendes Wellengeplätſcher, zur Linken Blattgelispel, grüne Gärten — mitten inne die endloſe Reihe der Karoſſen, aus welchen tauſend Flammenaugen blitzen. — Dreifach ſchlingt der Luſtpfad ſich um den Abhang und man kann auch ganz unten unmittelbar am Saume des Meeres unter ſchönen Platanen wandeln. Unendlich reizend iſt dieſer ſtillere Platanenlaubgang, von der klaren Meereswelle beſpült, aber faſt noch verlockender iſt's, den engen, ſchattigen Fußpfad einzuſchlagen, der zwiſchen den beiden erwähnten Wegen mitten durch endlos dichtes Roſengebüſch ſich hinzieht. O dieſe meerbethauten Roſengebüſche von San Andrea! Es iſt ein dichter Roſenwald, Roſenhecken der edelſten Art, faſt den ganzen Weg entlang ſich erſtreckend. Und weiter hinan, wo das Gebüſch faſt zur Parkanlage ſich erweitert, da wächſt und treibt ganz im Freien und uneingehegt der ſchönſte Flor edler Sträucher und Gartengewächſe.

Bis gegen Servola hin führt dieſe unvergleichliche Promenade, zur Linken immer Villen und Gärten, zur Rechten das Meer, die ſchöne Bucht von Muggia, jenſeits derſelben die Höhe, deren abgewandte Seite ſich gegen den Meerbuſen von Capodiſtria hinabſenkt, im weiteren Hintergrunde das gewaltige Felsbergpanorama.

Alles iſt hier edle Naturpoeſie, von welcher jedoch ſelbſt der Ernſt und die Proſa des Lebens impoſant ſich abheben. Mitten in den Roſenflor hinein ſieht man Paliſſaden gepflanzt, Rüſtzeug der Bellona, gegen das unſchuldige Meer hinunterdrohend, und die Göttin Induſtria hat Werften und Arſenale hingebaut, die mit ihren ſchweigenden Höfen und langhin kriechenden Hallen, wo rieſiges Werkgeräth gehäuft iſt und die Maſchinen tauſend metallne Gelenke geſpenſtig regen, wie Tempel der lebenbeherrſchenden Nothwendigkeit oder des werkthätigen Erdgeiſtes aus der Niederung heraufragen . . .

Ich weiß nicht, ob dem Leſer bekannt iſt, was man in italieniſchen Landen unter einem „giardino publico“ verſteht? „Giardino publico“ bedeutet dort zuweilen einen kreisrunden von einem Baumgange umſchloſſenen, von einigem Graſe bewachſenen freien Platz. Hartnäckig fragt der Fremde nach dem „Garten“, und der Eingeborne bemüht ſich lange vergebens, ihm klar zu machen, daß er mitten darin ſteht. Trieſt hat glücklicher Weiſe in dieſem Punkte darauf verzichtet, die italieniſche Art zur Schau zu tragen. Es beſitzt in ſeinem „giardino publico“ vor der Corſia Stadion ein blumenduftiges Schattenaſyl, einen wirklichen Garten. Den ganzen Sommer über iſt er ein Lieblingszufluchtsort der Trieſter Bevölkerung aller Schichten, die ganz oberſte ausgenommen, die auf ihren Villen Schatten und Blumenduft im eigenen Hauſe hat und den Reſt der ſchönen Gotteswelt nur von den Poſtern ihrer Equipagen aus beaugenſcheinigt. Dem vielbeſchäftigten Trieſter im Allgemeinen kann eine ſo ſchöne, nahe gelegene Anpflanzung zur Erholung und Erfriſchung, namentlich in den Abendſtunden, nur willkommen ſein; der Dandy ſchlürft im Schatten blühender Maulbeer- und Bignonienbäume ſeinen Mocca und verfolgt den Auf- und Niedergang der Sternbilder, die ein kreiſender Zodiakus der Schönheit bei den Klängen einer Muſikcapelle an ihm vorüberführt. Es ſind vielleicht nicht ſo ſtolze, aber ebenſo ſchwarze und glänzende Augenſterne und Haarflechten, wie diejenigen, die uns bei dem Wagencorſo von San Andrea berücken; es ſind dieſelben Gefahren, dieſelben Bezauberungen, es iſt dieſelbe Koketterie, nur daß ſie hier zu Fuße geht, wobei ſie eher gewinnt als verliert, denn es iſt bekannt, daß anderswo Prinzeſſinnen und Herzoginnen ſich nicht durchgehends der Gabe eines würdevoll anmuthigen Einherſchreitens in dem Maße zu erfreuen haben, wie am Strande der Adria die Griſetten.

Wer ſchildert Miramar — das Schloß und alle Herrlichkeiten, die dort am Strand und auf der Höhe ausgebreitet ſind? Und ſeine prächtige Meeresfernſicht, die nirgends breiter und glänzender ſich aufrollt? Hier fühlt man ſich nicht mehr blos in den Süden, ſondern gar in den Orient entrückt, oder in amerikaniſche Tropenzonen! Der Park iſt kaiſerlich. Großartigkeit beſtimmt den ganzen Stil, auf breiten Strecken ſehen wir die Blumenbeete hingelagert, die Farbenwirkungen ſind durch maſſenhafte Häufungen des Gleichartigen reizvoll impoſant; dabei herrſcht überall Verſchwendung: was da blüht, das Fremdeſte, das

Seltenſte blüht in unzähligen Exemplaren. Und doch ſieht man nur Erleſenes, Diſtinguirtes, es ſind ariſtokratiſche Gewächſe, es iſt ein beau-monde der Blumen, ein Salon: Königin Flora gibt große Aſſemblée.

Alles Tropiſche ſteht hier im Freien um das Schloß. Da wachſen die Hortenſien unter den Bäumen auf langen Strecken hin, wie Moos oder Haidekraut; da ſtehen Palmlilien und Aloen und Blumenrohre zahllos die Felshöhe hinauf und den Strand entlang, da ragt in der Mitte jedes Blumenfeldes die Araucarie oder ein fremdes Liliengewächs, im Waſſerbecken ſchwimmt die blaue Seeroſe, die Blume der Iſis, und eine lauſchige Stelle gibt es, wo, freilich den Fuß in Töpfen verſtohlen bergend, Fächer- und Fiederpalmen mit Pandanus- und Arumgewächſen und Ficus elastica und Magnolien ihre Blätterfülle über den ſchattigen Sitz breiten.

Schönes Mexiko, Heimatland der Sonnenblume! Heimatland der edelſten Blumen überhaupt, die Europas Gärten ſchmücken! Lange vor dem Eintreffen der Ueberbringer der Krone Montezuma's haben deine Blumenboten in Miramar von Buena Viſta's Gärten und vom Kaiſerpalaſt im Cypreſſenwalde Chapultepecs geflüſtert . . .

Zu Frühlings- und Herbſtausflügen lockt die Hochwarte von Opcina mit ihrem berühmten Land- und Seepanorama, von Reiſebeſchreibern und Dichtern als einer der ſchönſten Ausſichtspunkte der Welt gefeiert. Aber auch den reizvollen Weg dürfen wir nicht vergeſſen, deſſen ſanftanſteigende Linie, mit der Straße von Miramar eine Strecke parallel, am Bergesabhang zur pittoresken Höhe von Proſecco hinüberführt. Zur Rechten ſteigen die Felsabhänge ſchroffer und ſchroffer empor und bilden zuletzt, unmittelbar vor Proſecco, wahrhaft ſchwindelnde Grate; zur Linken aber liegt unten in ſeiner Tiefe, „glatt, ſonnig und endlos das lebendige, herzerfreuende Grün der Meereswelle, vom Zephyr ſo fein gekräuſelt wie ciſelirte Smaragdflächen mit dunkelblauen Furchen und funkelnden Silberſtreifen." In reinen Umriſſen ſteigt neben dem ſpiegelglatten Plan der See das zackige Felsgebirg empor, und die Küſte wie das Meer ſchwimmt im Sonnenduft.

Hundert Campagnenwege fahren nach allen Richtungen von Trieſt in's Freie hinaus, und es mag uns oft gelingen, daß wir, einen derſelben auf's Gerathewohl einſchlagend, zu herrlichen Ausſichtspunkten, vielleicht auch zu anmuthigen Ruheplätzen gelangen. Aber freilich bei weitem nicht immer; den größten Theil dieſer Bezirke, zu welchen die Campagnenwege fahren, hat der Privatbeſitz unter ſich getheilt; die „beati possidentes" haben ihre Hände darauf gelegt. Wir ſehen eine liebliche Stelle, einen Wieſenhang, ein Wäldchen ſo einladend herüberwinken, wir eilen darauf zu, aber ſiehe da, ſo ſehr wir eilen, wir kommen doch zu ſpät; ſchon hat ein Anderer den reizenden Bezirk für ſich eingefriedet, hat eine ſchöne Villa hingebaut und eine hohe Gartenmauer, nach Landesbrauch beſteckt mit ſpitzigen Glasfragmenten, die wie blutlechzend in der Sonne funkeln. Aber wir müſſen doch auch bedenken, daß die Villen der reichen Leute dasjenige, was ſie der Landſchaft und ihrem freien Genuſſe rauben, dadurch erſetzen, daß ſie das Landſchaftsbild wieder in anderer, anziehender Weiſe ergänzen und vollenden. Das Panorama von Trieſt wäre in der That nicht halb ſo anmuthend, ohne den reichen und ſtolzen Kranz ſeiner Villen.

Die Sage erzählt von öden Bergen, von düſteren Felswänden im Waldesdunkel, wo der Wanderer ängſtlich inne hält; plötzlich aber erſchließt ſich ein moosüberwachſenes Pförtlein, der Wanderer tritt ein, und es ſchimmert ihm eine unterirdiſche Herrlichkeit entgegen mit Zaubergärten, Springbrunnen und goldenen Gemächern, wo ein Gnomenkönig Hof hält, oder eine ſchöne Waldesfee. Nicht ganz ſo, aber doch in ähnlicher Weiſe ergeht es uns, wenn wir die wenig anziehenden Gründe durchſchreiten, die in der Thalniederung von San Giovanni die Villa Bottacin umgeben. Plötzlich erreichen wir ein Pförtchen, das ſich unſcheinbar in eine Ecke ſchmiegt, aber das Pförtchen thut ſich auf und wir betreten ein Blumen-Eldorado *). Das ſteht in ſeiner Umgebung ſo contraſtirend hingezaubert, wie ein Gaukelbild der Fata Morgana in der Wüſte; wir fürchten, es könne plötzlich in Nichts verſchwinden. Aber es iſt kein Blendwerk, es hält Stand. Wir ſchreiten weiter auf dem reichbebüſchten Terrain, das in den pittoreskeſten Krümmungen ſteigt und fällt und ſich wendet, und nach rückwärts an einen romantiſchen Berghang ſich lehnt. Auch die Umgegend erſcheint uns von dieſem Standpunkte aus in neuem Lichte, wie umgezaubert. Ein gewaltiger Bach durchrauſcht den Grund. Wir betreten auf der Höhe den Vorſaal eines glänzend ausgeſtatteten Pavillons, geſchmückt mit Statuetten und Bildern — eine

---

*) Die Schilderung gilt von der Zeit des Aufenthaltes des Verfaſſers in Trieſt

Vorahnung gewährend von den reichen Kunſtſchätzen, welche das Innere der Villa birgt, und mit welchen wir uns diesmal ſo wenig beſchäftigen wollen, als mit dem architektoniſchen Reiz und Werth der zierlichen Villa ſelbſt. Halten wir uns an das Landſchaftliche, die Naturſcene, den Park. Durch dichtverſchlungenes Gebüſch führt uns der Pfad in eine Grotte, die eine künſtliche Beleuchtung mit magiſchem Feuerſchein erfüllt. Wir wandeln vorüber an kleinen Teichen, wo die rieſigen Blätter fremder Waſſerpflanzen den Wellenſpiegel bedecken. Wir betreten ein Schweizerhaus, wo die erleſenſte Sammlung ausgeſtopfter Vögel und ſonſtiger naturhiſtoriſcher Merkwürdigkeiten uns anzieht. Während mit jedem Schritt der Ausblick in die Ferne reizvoll wechſelt, umdrängt uns in unmittelbarer Nähe der üppigſte Flor von ſüdlichen Gewächſen; die Vegetation überwuchert ſich faſt urwaldlich: Höhen und Tiefen, Felswände und Bachufer, alles iſt von einem dichten Teppich von Schlingpflanzen überkleidet. Nun aber betreten wir die „Stufa“ — das Warmhaus, wo wir plötzlich eine berauſchend gewürzte Tropenluft athmen. In dieſem Raume wird uns zu Muth, als hätten wir Opium getrunken oder eine Aether-Narkoſe mit uns vornehmen laſſen. Worin liegt das Eigenthümliche, Geheimnißvolle dieſer Wirkung? Ein überaus anmuthiges, feines Wellen- oder Tropfengerieſel iſt's, das unter den Rieſenblättern der Tropenpflanzen aus verborgenen Quellen ſprüht, den Sinn beſtrickt, bevor das Ohr es unterſcheidet, und mit dem Würzeduft der Pflanzen vereinigt, die Sinne in einen ſüßen, träumeriſchen Zuſtand einlullt. Wir ſind hier in einen Zauberbann gerathen, dem wir nicht mit oberflächlichen

Eindrücken entrinnen. Alles iſt darauf eingerichtet, das Gemüth anzuregen, romantiſch-poetiſche Wirkungen hervorzubringen. Die Stämme fremder Gewächsrieſen ſind mit Moos überzogen und dieſes wieder mit dem feinſten Gewebe intereſſanter Schlingpflanzen umkleidet.

Die Villa Bottacin iſt die Schöpfung eines ſinnigen, romantiſchen Geiſtes: auf die Tiefe des Gemüthes wird zu wirken geſucht, geſteigerte Natureffekte ſind erzielt, höhere Intentionen verwirklicht. Von einem andern Standpunkte will der Landſitz des (nun verſtorbenen) Herrn von Revoltella betrachtet ſein: vom Standpunkte des modernen Geld- und Weltmannes, der ſich das Leben mit den Reizen des „faſhionablen Comforts" ausſchmückt. Heitere Eleganz war hier das leitende Princip, verwirklicht mit der noblen Einfachheit des echten Gentleman, deſſen Weſen bekanntlich nicht in der vollzähligen Reihe von 16 Ahnen liegt. Wie Kleidung und Benehmen des echten Gentleman fern von aller aufdringlichen Prunkſucht iſt, ſo löſ't er auch in der Wohnſtätte, die er ſich baut, das Problem der Vereinigung von Sumptuoſität mit anſpruchslos erſcheinender Einfachheit. Was iſt eine „Villa" für den Welt und Lebemann? Ein Landaufenthalt, wo er einige Wochen und Monate in angenehmer Losgebundenheit zubringt. Er wird dafür kein Schloß aufrichten mit Säulen, Erkern und Zinnen; er wird ſich den ſchönſten Platz erkieſen, wird dort eine reizende Gartenanlage gründen und inmitten derſelben einen zierlichen Pavillon ſich bauen, mit einem Salon und allerliebſten kleinen Gemächern, überaus comfortable ausgeſtattet, wo er ſchläft, ſpeiſt, die Zeitungen und Coursberichte lieſt und ſeine

Freunde empfängt. Im Gegenſatze zum Ideal des Landſitzes eines in ſchöner Zurückgezogenheit lebenden, in romantiſche Paſſionen verſenkten Gemüthes, iſt dies das Ideal der Villa vom weltmänniſchen Standpunkte, und dies Ideal hat Herr von Revoltella auf dem ſchönſten Punkte von Trieſt, auf der Höhe des „Jägers“ verwirklicht.

Trieſter Carneval.

„Es iſt eine traurige Entdeckung, die wir gemacht haben, aber leider zu ſpät, als daß es noch etwas helfen könnte, nämlich daß wir *exiſtiren*." So ſagt ein geiſtreicher amerikaniſcher Autor. Es gehen bekanntlich auch von Zeit zu Zeit Leute mit Hinterlaſſung eines Zettels, auf welchem „Aus langer Weile" oder Aehnliches geſchrieben ſteht, aus der Welt, beſtätigend, daß es im Allgemeinen ſehr wenig amüſant iſt, „dazuſein". Billiger Weiſe könnten wir alſo den obigen Ausſpruch zum Grundtext und Motto für eine Aſchermittwochs Homilie wählen. Aber die Betrachtung der Miſerabilität des Daſeins iſt ein abgedroſchenes Thema. Pikanter iſt's, die poſſierlichen Apparate ins Auge zu faſſen, welche die liebe Menſchheit in Bewegung ſetzt, um jene Langeweile zu bemeiſtern, jene Miſère zu übertünchen. . .

Wo kommt er her, wo geht er hin, der ſeltſame Gaukler, der mit der Schellenkappe des Narren hinter dem Einzuge des neuen Jahres einherſpringt, um nach wenigen Wochen tollen und ausgelaſſenen Treibens in ſeiner Sünden Maienblüte dahinzuſinken, getroffen vom Schlage der Mitternachtsſtunde, die dem aſchgraueſten aller Mittwoche vorausgeht? Wer iſt der Räthſelhafte? Iſt er des uralten Freudengottes Dionyſos neue Vermummung, der das rauſchende Thema der Lebensluſt ſtatt auf indiſchen Cimbeln jetzt auf moderner Strohfidel variirt, und auch ſo noch die ſchöpferiſchen Urgewäſſer des Begeiſterungstaumels im Menſchengemüthe flüſſig macht? Iſt er die verkörperte „ſouveräne Ironie“ der Romantiker, die, in groteskem Mummenſchanz Menſchen- und Thiergebild durcheinander werfend, ein witziges Gaukelſpiel treibt mit der äußerlichen, zufälligen, beſtandloſen Welt der irdiſchen Formen, die nicht des Seienden wirklicher Umriß, ſondern nur Arabesken ſind, von der ſpielenden Laune des Weltgeiſtes in den verrinnenden Sand der Ewigkeits-Sanduhr gezeichnet? Vielleicht iſt er von alledem etwas, und dazu noch das erſte Wiedererwachen der Natur, die ſich mit einer Grimaſſe den Winterſchlaf aus den Augen reibt — die ungezogene, knabenhafte „Flegelzeit“ des jungen Jahres, über das noch nicht der zähmende Empfindungshauch des Lenzes und der Liebe gekommen. Als würdiger Vorläufer tanzt der Alte mit der Schellenkappe dem Triumphzuge des Frühlings voraus, lärmend wie ein Poltergeiſt, um plötzlich mitten in der Nacht zu verſchwinden, wenn, durch ihn geweckt, Primel und Veilchen ihre ſchlaftrunkenen Häupter aus der Erde hervorſtrecken und neugierig nachſehen, was es gibt.

Man muß aber unterſcheiden zwiſchen dem eigentlichen Carneval, dem Carneval des Südens, der ſeine Abkunft von den Bacchanalien und Saturnalien des alten Heidenthums nicht verleugnet, und dem nordiſchen, chriſtlich germaniſchen Faſching.

Der Carneval iſt ein toller Kobold, der dem Hypochonder in's Fenſter guckt, durch's Schlüſſelloch ſchlüpft und dem

Widerwilligen die Ohren voll trompetet, ſo tief er auch die Schlafmütze darüber ziehen mag. Der Faſching iſt ein Monſieur, den man in ſeiner Wohnung aufſuchen muß. In ſchwarzem Frack und weißer Kravatte muß man ihm ſeine Aufwartung machen, und ſein Töchterchen, die Freude, darf man nur mit Glacéhandſchuhen anfaſſen. Welche Umſtände, welche Koſten für Eintritt und Toilette, um einen Maskenball zu beſuchen! Im Reiche des „Carnevals“ braucht man blos die Fenſter zu öffnen: da tanzen luſtige Maskenpaare auf der Straße zu improviſirten Inſtrumenten; ſie tanzen die ſonderbarſten Mazurkas und Monferinen und beanſpruchen von dem kunſtliebenden „Zuſchauer-Publikum an Fenſtern und auf Balkonen nichts weiter, als daß ihnen keine Töpfe und Gläſer über die Köpfe ausgeleert werden.

Seit ich nach elfjährigem Aufenthalt am Strande der Adria wieder in deutſchen Landen heimiſch bin, weiß ich es leider immer nur aus dem „Grazer Schreibkalender auf das Gemeinjahr 18[illegible]“, wann wir in den Tagen der zeitweiligen Emanzipation des Fleiſches leben . . .

Aber vielleicht iſt das Alles nur, ſo zu ſagen, vom einſeitig-äſthetiſchen Standpunkte aus geſprochen, der bekanntlich immer das Bunte und Krauſe, den Flitterſtaat, die ſcharfen Lichter ein wenig gegen das einfach-Schlichte, nüchtern-Vernünftige, Geſunde und Solide bevorzugt. Wenn die geräuſchvollen Symptome, mit welchen der italieniſche Carneval mehr noch in den Aeußerlichkeiten des Straßenlebens als innerhalb der häuslichen Kreiſe ſich ankündigt, bei uns vermißt werden, ſo kann ein feiner Menſchenkenner und Beobachter, der ſich die Mühe nicht verdrießen läßt, immerhin auch ohne die Hilfe des Kalenders den Faſching, oder ſagen wir, den deutſchen Karneval, aus Zügen, Mienen, Geberden, Manieren der Leute herauszuwittern. Es lohnte ſich vielleicht ſogar der Mühe, eine pſychologiſche Skizze ſtiller Karnevalsſymptome zu entwerfen. Haben junge Männer, die viel tanzen, in dieſer Zeitepoche nicht ein zwar fatiguirtes, aber träumeriſch und geheimnißvoll angeregtes Weſen? Hat ihr Auftreten, wenn ſie auch nur den Saal eines Leſevereins betreten, nicht einen gewiſſen leichten Schwung, als glaubten ſie ſich in reizender Frauengeſellſchaft? Stellen ſie den Hut nicht mit einer gewiſſen Grazie hin, werfen die Handſchuhe mit einer gewiſſen Eleganz hinein und greifen nach dem Zeitungsblatt mit einem ſchwärmeriſchen Geſichtsausdruck, als ob ſie die Hand um die Taille einer hübſchen Tänzerin legten? Man ſieht, daß ſchönere Melodien in ihnen nachklingen, daß ein höherer Rhythmus in ihnen nachzittert. Erſchöpfung verrathen ſie höchſtens durch ein leicht verſchleiertes Auge, und dadurch, daß ſie die tanzmüden Füße tiefer und gerader als gewöhnlich unter den Tiſch ſtrecken. Und zeigen junge Mädchen in dieſen Wochen auf der Straße nicht eine gewiſſe Neigung, verlegen zu erröthen, wenn ſie jungen Herren begegnen und von dieſen ins Auge gefaßt werden? Kein Wunder; ſie ſind ja in Zweifel, ob der Begegnende wirklich der Tänzer von geſtern Nacht iſt, und ob ſie ſich nicht etwa kompromittiren, indem ſie vielleicht an einen Wildfremden ein reizendes Lächeln verſchwenden?

Alſo ſeien wir gerecht! Man bedarf nicht durchaus des Kalenders

Und wie? berichten nicht alle Lokalblätter ausführlich von Bällen und anderen geſelligen Carnevalsvergnügen? Tragen ſie nicht alljährlich auch in die Stube des Einſamen die Kunde von „ſchönen“ und „unvergeßlichen“ Feſten, von dem in unvergänglicher Jugend blühenden „reizenden Damenflor“ und der „animirten Stimmung?“

Und giebt es mehr oder weniger öffentlichen Mummenſchanz und „Narrenfeſte“ nicht auch in Deutſchland? Und kann man der deutſchen Feſtnarrheit einen anderen Vorwurf machen, als den alten, bekannten, daß ſie den Fehler ihrer Tugend hat, daß ſie zu ſchön iſt, zu geiſtreich, daß zu viel „Methode“ in ihr liegt? — Freilich, wenn man es der Weisheit nicht verzeiht, nach der Lampe zu riechen, ſo wird man es der Narrheit noch weniger verzeihen . . .

Als ich Jahre lang die Trieſter Carnevals-Corſofahrten miterlebt hatte, fand ich ſie zuletzt ganz abſcheulich. Ich verwünſchte die Schreihälſe, das nächtliche Geſchwärme und Gelärme, das Gequiek, Geſinge, Getute und Gezeter. Nichtsdeſtoweniger ſchaute ich, wenn die eigentlichen Corſotage kamen, nach dem Wetter aus und bedauerte, wenn Regen drohte, in ſophiſtiſcher Selbſttäuſchung „nur die Confettiverkäufer“. Und wenn ſo Nachmittags um die dritte Stunde mein unwiſſentlich lauſchendes Ohr vernahm, wie es auf der Straße draußen lebendig wurde, wie die Wagen zu rollen begannen, da vollzog ſich eine Verrückung des Standpunktes der Betrachtung in meinem Innern, eine veränderte Conſtellation, die zunächſt dadurch ſich kundgab, daß ich mich jedem alltäglichen proſaiſchen Thun und Treiben abhold fühlte, bis Mißmuth und Langeweile mich zuletzt nöthigten, nach dem

Hute zu greifen und aus dem Hauſe zu gehen. Und ſiehe da: vor meinen Augen dehnte ſich der lange, breite Corſo wieder, wie in früheren Jahresläuften, voll von Wagen, Pferden, ſchönen Damen, Masken, Eſeln, Gaſſenjungen, Confettihändlern, Dandies, Blumenmädchen, Marineoffizieren, Schneidermamſellen, Soldaten, Matroſen, Chriſten, Juden, Dalmatinern, Tſchitſchen, Griechen, Türken und Philiſtern. Dazu auf den Balkonen, an den Fenſtern reiche Schönheitsblüte von allen Jahrgängen.

Da konnte man doch nicht umhin, ein wenig ſtehen zu bleiben . . .

Nun ja, ſie war es wieder, die Reihe glänzender Equipagen, unterbrochen von improviſirten Gefährten aller Gattungen, oft drollig befrachtet mit allerlei Mummenſchanz, zuweilen auch, der heiteren Abwechslung wegen, ſtatt mit muthigen Roſſen, beſpannt mit behäbig trabenden Grauchen: in den Wagen ſchwarzäugige, von Jugend, Vergnügen und Confettiwürfen geröthete Frauen- und Mädchengeſichter, Geſtalten, die im Feuer der Confettiſchlacht die reizendſte Plaſtik defenſiver und offenſiver Stellungen entwickelten — ringsum hagelnd und ſtäubend der Inhalt tiefer Confettiſäcke, von Fanatikern oft über einen einzigen Wagen entleert — fliegende Bonbons und zierlich dargereichte Blumenſträuße — hier und da Masken, vereinzelt, in Gruppen, auch wohl zu Wagen, voll toller Scherze in Wort und Geberden — und in dem bunten krauſen Gemälde als kecker, dicker, derber Pinſelſtrich ſich abhebend die unverdroſſene Meute der „Gamins“ . . .

Da ſehe man ſie nur einmal, die verwünſchten Rangen, wie ſie mit Todesverachtung und fabelhafter Behendigkeit, von Püffen, Stößen und Tritten unbeirrt, ſich unter die Räder der Wagen werfen, um den Inhalt einer verſchütteten Bonbondüte zu erbeuten!

War das nicht ein fallender Regentropfen? Gewiß! Aber Tropfen, die der Regengott den Schönen ins Geſicht ſchleudert, werden heut von den Damen, wie es ſcheint, für Confettikügelchen, für eine Schelmerei, für einen guten Witz des Himmels genommen. Glänzende Cylinder hier, Schleier und feine Gewebe dort werden achtlos preisgegeben. Was ſchiert dergleichen den Carneval? Er ſchneidet nur eine Grimaſſe, als wollt' er ſagen: Eines naſſen Todes zu ſterben iſt mir nicht beſtimmt. Ich ſterbe wie mein Schutzherr, Dionyſos, im Feuer. — Und er behält Recht.

Ei, ſo rollt und rollt, ihr närriſchen, unermüdlichen Räder!

Aber ſiehe da, es kommt noch ärger. Mit den Scenen, die nach Einbruch der Dunkelheit in den Straßen, auf den Plätzen, vor den Cafés und in denſelben ſich entrollen, beginnt das eigentliche, vom grellen Tagesſchein nicht mehr eingeſchüchterte und ernüchterte Bacchanal der Narrheit. Masken in bunt zuſammengewürfeltem, oft ſehr einfachem, aber mit dem richtigen Inſtinkt der Tollheit erfundenen Aufputz treten auf den Schauplatz. Es ertönen die quiekenden Laute, mit welchen ſie einander anrufen. Hier und da Geſang und ein Springen und Tanzen zum Klange von allerlei muſikaliſchen und nicht-muſikaliſchen Inſtrumenten. Elegantere weibliche Masken huſchen vorüber, die lüſterne Phantaſie äffend mit dem Zauber anmuthig ſchlanker, verſchleierter Umriſſe. Da ſchreitet ein weißer, faſt geſpenſtiger Zug von

Tempelrittern in impoſanter Haltung heran, oder eine Phalanx von Kriegern mit Pickelhauben, oder auch ein Trupp wüſter Geſellen in allerlei verſchoſſenen Gewandungen, wie ſie Callot-Hoffmann nicht toller erfinden konnte. Sie gehen Arm in Arm, nehmen die Breite der Straße für ſich in Anſpruch und brüllen ohrzerreißend, aber mit entſchiedenem Talent für polyphone Stimmführung:

„Se oggi la va bene, domani non si sa!“

Da wandelt ein Kerl, der ſich nur in eine Art Domino von grober Sackleinwand geſteckt, einen Topf oder etwas Aehnliches auf den Kopf geſtülpt und ſein Geſicht mit einigen ſchwarzen Kienrußſtrichen maskirt hat. Aber mit wie viel Beruf, mit wie vieler Weihe wandelt er dahin! Der geziemende naive Humor liegt ſchon in ſeiner Haltung, ſeinem Gang; und wie ſeelenvergnügt quiekt er in allen Tonarten! Dieſer genügſame Menſch hat den rechten Sinn und Verſtand der Narrheit.

Ihm ebenbürtig iſt der zerlumpte Virtuoſe, der dort in vergilbtem Flitter mit einer alten Clarinette umherwandert und an jeder Straßenecke einem nicht gewählten Auditorium Pedrotti's zum Gaſſenhauer gewordene Melodie „Bella ò l'Italia“ zum Beſten giebt. — O du unverſchämter Geſelle! nun ſchleicht er gar in vorgerückter Nachtſtunde, ſein Tagewerk zu krönen, in die Vorhalle des Tergeſteums, pflanzt ſich dort insgeheim mit einigen Gleichgeſinnten auf und ſtört den Frieden dieſer Hallen und einiger alter Herren, die in den Leſeſälen des Erdgeſchoſſes noch über den Zeitungen brüten, mit plötzlichem Getute! Ein Cuſtode ſtürzt herbei und jagt den Minſtrel ſammt Gefolge mit Scheltworten hinaus. Er aber tutet, während Jener ſich umdreht, den Schluß ſeiner unterbrochenen Melodie nebenan durch das offene Fenſter hinein, bis der ergrimmte Cuſtode auch dies ihm vor der Naſe zuſchlägt.

Dann verſchwindet er ſammt ſeinem Flötenſpiel in einer lärmenden Menge. Fortgeriſſen wird er wie vom Feſtreigen der Korybanten. . . .

In allen Kaffeehäuſern ſchwirrt es aus und ein wie in Bienenſtöcken, von Masken, welche ihre unmaskirten Bekannten dort aufſuchen und necken. Selbſt in die Theater drängen dieſe Kobolde ſich ein, und die Inſaſſen der Logen ſind nicht ſicher vor ſchelmiſchem Ueberfall.

Ach, dieſer Karneval, er achtet nicht den heiligen Gottesfrieden der ſtillen Leute, Kopfhänger, Einſiedler und Menſchenfeinde. Er reißt ſie, für Momente wenigſtens, in ein verändertes Schauen und Empfinden hinein, wäre dies letztere auch nichts Anderes als — Aerger. Zum Glück ſoll auch der Aerger zuweilen heilſam ſein. Es iſt ein Carneval, den, glaub' ich, ſelbſt die Todten ein wenig in ihren noch übrigen Knochen ſpüren, und wer weiß, ob ſie ſich nicht zu einem kleinen Carnevals-Klappertänzchen in der Geiſterſtunde verſammeln würden, wenn es im Carneval eine Geiſterſtunde gäbe, und die Bacchantenfackel in dieſer Zeitepoche nicht der Mitternacht die Augen ausbohrte. Wenn ſolch' ein Carneval vorüber iſt, ſo weiß jedes Menſchenkind, daß er da geweſen, und erinnert ſich ſeiner, wär' es auch nur, um Gott zu danken, daß er vorüber.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß auch die Deutſchen ſich in ihrem Carneval vortrefflich unterhalten. Sie tanzen heute, ſie tanzen morgen, ſie tanzen übermorgen. Sehr amüſant, ohne Zweifel. Aber der ſüdliche Carneval iſt reicher. Seine Spolien ſind der Mummenſchanz, deſſen abgeſchabter Flitterſtaat, auch wenn er abgeworfen im dunklen Winkel liegt, noch in phosphoriſchem Glanze poetiſch flimmert; die Spolien des nordiſchen Carnevals ſind eine Legion durchgetanzter Stiefel, in Staub vermorſchend, proſaiſch und ledern.

Immerhin! — Wie die Aſche des Veſuvs Pompeji, Herculanum und Stabiä bedeckte und ihr Leichentuch um die Saturnalien klaſſiſchen Behagens wob, ſo begräbt die Aſchermittwochsaſche mit fahlem Grau zuletzt den „Carneval“ wie den „Faſching“.

Und ſo ſuche denn Jeder „carnevals-ſelig zu werden nach eigener Façon“. Sehe Jeder, wie er's treibe, ſo lang es noch Zeit iſt. Es lebe die Narrheit und die Luſt in allen Geſtalten! Carpe diem, o Menſch des Nordens wie des Südens!

Se oggi la va bene, domani non si sa.

Bei fremden Menſchen und Göttern.

Ein Trieſter Gedenkblatt

Als im Jahre 1860 die „Novara“ von ihrer Weltfahrt zurückkam, da war es Trieſt, welches das rühmlich bewährte Fahrzeug in ſeinem Hafen landen ſah, mit den Heimgekehrten, die dort zum Theil für längere Zeit Raſt hielten, in regen Verkehr trat, und gleichſam den friſchen Schaum abſchöpfte von dem, was die Weltumſegler dem Vaterlande, das ſie ausgeſendet, heimzubringen und mitzutheilen hatten. Nannte die Hafenſtadt doch den edlen Förderer des ganzen Unternehmens, den verewigten Erzherzog Ferdinand Max, damals den Ihrigen. Ihm zunächſt in längerem und bequemem Umgange Rechenſchaft abzulegen, mochten Männer, wie Baron Wüllerstorff, Karl v. Scherzer u. ſ. w. ſich gedrungen fühlen. Dabei kam nun auch Vieles den Trieſtern zu Gute. Das Meiſte hatten wir dem trefflichen Karl v. Scherzer zu danken, der, liebenswürdig, unermüdlich und anſpruchslos, wie es ſeine Art iſt, im Schoße des „Schillervereins“ die intereſſanteſten Mittheilungen zum Beſten gab. Einen überaus reichen Schatz von merkwürdigen Gegenſtänden aus den entlegenſten Ländern hatte die „Novara“ mitgebracht, und dieſe Fülle des Sehenswerthen blieb auf Anregung des Erzherzogs zwei volle Monate lang in den Sälen des Tergeſteums zur öffentlichen Beſichtigung ausgeſtellt.

Wenn Poeten wie Boz und Adalbert Stifter in Raritätenläden, Trödelbuden und vätererérbten Rumpelkammern einen Schatz von latenter Poeſie zu heben gewußt, und jedes einfache Stück Hausrath, das durch vieler Menſchen Hände gegangen und ein ſtummer Zeuge menſchlicher Schickſale geweſen, für beſchauliche Gemüther monumental wird: mit welcher poetiſch angeregten Stimmung mußte man erſt Räume betreten, wo Allerweltshausrath aus Ceylon und Madras, aus Java, Sumatra und Borneo, von den Nikobaren und Philippinen, aus China, Neuſeeland und all' den vielnamigen Inſelgruppen der Südſee neben einander gereiht war? Es bedurfte nicht eben einer excentriſchen Phantaſie, noch eines unnatürlich geſteigerten Nervenlebens, um in dieſen Räumlichkeiten zu einem Reichenbach'ſchen „Senſitiven" zu werden, geneckt von viſionären Bildern, Klängen und Düften. Ein Menſch, den dergleichen bloß anglänzt, anſtarrt oder angrinſ't, und nicht auch anredet, wie die Thiere im Märchen; wer taub iſt für den Chorus von Völkerſtimmen, und in einer ſolchen Schauſtellung nichts weiter ſieht, als was im Katalog verzeichnet ſteht, der gebe die Empfänglichkeit ſeines geiſtigen Trommelfells für den Anſchlag feinerer Lebenstonwellen verloren und mache ſich keine Hoffnung auf ein Entréebillet zum Concert der Sphärenmuſik, die ein Sonntagskind aus allem Geſchaffenen heraushört.

Zu den Zeiten des edlen Dulders, des Königs Odyſſeus von Ithaka, erlebte man auf dem Seewege vom ſigäiſchen

Vorgebirge bis zu den Felſen von Ithaka, einer Strecke von etlichen Dutzend Meilen, größere Abenteuer und ſah mehr Wunderdinge, als jetzt auf einer ganzen Reiſe um die Welt. Aber die alte Meerſirene ſchwimmt doch auch noch um den Kiel unſerer Dampfer, ihre Naſe gewöhnt ſich an den Rauch qualmender Schlote, und ſie ſingt und ſagt für Jeden, der ſie hören will, die wunderſamſten Geſchichten. Das Wunder ſtirbt nicht aus und verliert nichts an Bedeutung, wenn es zugleich ein natürliches, vielleicht ſogar ein alltägliches iſt.

Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, aus Tagebuchblättern die Erinnerung an Einiges von dem wieder aufzufriſchen, was die Sirene der „Novara“ ſang — für einen weiteren Kreis einige von den Eindrücken zu fixiren, die mir geworden bei jener „Zimmerreiſe“ zu fremden Menſchen und Göttern — denn die Götzenbilder fremder Zonen ſpielten dabei keine geringe Rolle. Die Novarareiſe als ſolche, als Geſchehniß, iſt freilich antiquirt; aber die Welt veraltet nicht, von der das öſterreichiſche Fahrzeug ſo reichliche Kunde und ſo merkwürdige Denkmäler heimbrachte.

Die ſinghaleſiſchen Manuſcripte, welche die Ausſtellung eröffneten, waren in jeder Beziehung würdig, mit ihren geheimnißvollen Sprüchen buddhiſtiſcher Weisheit den Reigen anzuführen. Wie ganz anders begrüßt die ſonnetrunkene Myſtik des Oſtens uns in ſeltſamen Charakteren auf den Blättern der Talipotpalme, von zierlichen Deckeln aus Calamanderholz umſchloſſen, als in nüchternen europäiſchen Lauten und Lettern und geiſtloſen Lederbänden? Um wie viel beſſer läßt ſich auf ſolchen Palmblättern, die ſich in den Wellen heiliger Ströme geſpiegelt und ſich im Glanzäther hindoſtaniſcher Mondnächte gebadet, zwiſchen den Zeilen leſen, als auf unſerem feinſten Velin, das die Phantaſie doch immer zu einem proſaiſchen Hanffelde zurückleitet. — That man ein paar Schritte weiter, ſo wich das Tiefſinnige dem Zarten, die Askeſe der Galanterie. Statt der buddhiſtiſchen Orakel und Hymnen tönte ein zärtliches Liebesgeflüſter herüber von den Blüthenufern des Indermeeres. Javaneſiſche Toiletteſtücke erblickte man, fein, zierlich und koſtbar, wie der Bräutigam auf Java ſie ſeiner Braut zum Geſchenke zu machen pflegt. Daneben gab noch eine Anzahl javaneſiſcher Hüttenmodelle, ſowie ein prächtiges, mit Goldfunken durchſticktes Taſchentuch Zeugniß dafür, daß an den blumigen Geſtaden und auf den Eilanden des indiſchen Archipels die Leute nicht immer beſchaulich vor Lotosblumen knien, ſondern des Lebens Reiz und Behagen zu ſchätzen wiſſen.

Weidete man ſich einen Moment an der Idylle, die durch all' dies Zierliche dem Auge vorgezaubert wurde, ſo lauerte ein ſcharfer Contraſt ſchon daneben, um die Phantaſie ſofort in ganz entgegengeſetzter Weiſe in Anſpruch zu nehmen. Die Wand hinan und weithin neben einander gereiht, glitzerte unheimliche Waffenzier, zum Theil der bedenklichſten Art: Lanzen, Schwerter, Schilde, Tomahawks, Skalpmeſſer — ein ganzes Arſenal und Muſeum der höheren Kopf- und Halsabſchneiderei. Strengte man das Auge ein wenig an, ſo glaubte man dunkle Flecken zu ſehen, Spuren des Blutes, mit welchen dies kriegeriſche Geräth in Gott weiß welchen Kämpfen und Metzeleien beſudelt worden war. Gorgonenhaft glotzten dazwiſchen ein paar ſchauerlich-bizarre Geſichtsmasken hervor, von monſtröſen Perrücken aus Menſchenhaaren überthürmt. Die Einwohner der Fidſchiinſeln tragen die eine derſelben in der Schlacht, um ſich ihren Feinden furchtbarer zu machen, während die andere den Neu-Caledoniern bei Tänzen im Mondſchein zum Schmucke dient: dieſe Trefflichen feiern die romantiſche Mondeshelle mit einer mummenſchanzlichen Cavalchina, die ohne Zweifel bei weitem mehr an die Blocksbergſcenen des „Fauſt", als an die Elfenreigen des „Sommernachtstraumes" erinnert.

Wie in Dissolving views nebelhaftes Gebild in einander ſchwimmt und ſich aus einander entwickelt, wandelte der feine Blutdampf, der für ſenſitive Gemüther das eben erwähnte Waffen-Arſenal umſchwebte, ſich in feines narkotiſches Arom bei der Betrachtung eines Käſtchens, das der Katalog als „Rauchapparat und Opiumpfeife eines vornehmen Chineſen" bezeichnete. Süße Betäubung überkam die Sinne, man träumte ſich hinein in die Träume, die den ſchmauchenden Bürger des „Reichs der Mitte" auf dichter Opiumwolke umgaukeln, und begriff für einen Augenblick den Reiz orientaliſcher Narkoſe, die wohl am beſten über des Lebens Schalheit und die ſublime Langeweile, Weltſchmerz genannt, hinweghilft.

Aber es iſt nicht rathſam, ſolche aſiatiſche Träume allzulange nachzuträumen; ſie könnten unſere europäiſchen Kopfnerven leicht überreizen. Da lag zum Glücke eine Nummer der „Peckinger Hofzeitung" und gemahnte daran, daß auch das Leben des Orients ſeine nüchterne, proſaiſche Seite hat ſeine Regierungen, ſeine Mandarinen, ſeine Steuern u. ſ. w. Dieſe Mahnung wurde durch eine daneben liegende chineſiſche Banknote nur verſtärkt. Die Chineſen ſind uns in der Er findung des Papiergeldes, wie in der der Buchdruckerkunſt ſogar vorausgegangen. Indeſſen, der Katalog bemerkte — man höre! — die Banknoten ſeien in China bald wieder außer Curs gekommen und hätten heutzutage eigentlich „nur mehr einen hiſtoriſchen Werth!“ — Da ſieht man doch gleich, was „chineſiſche Stagnation“ iſt, europäiſchem Fortſchritte gegenüber! — Nicht geringeres Staunen erregte eine weitere Notiz des Katalogs: daß ein ganz hübſcher, großer Sonnenſchirm aus Pflanzenpapier, den man in der Nähe jener Banknote erblickte, dort zu Lande zum Preiſe von 2 Caſh, beiläufig ½ Kreuzer ö. W., verkauft wird! — Durch dieſe Mittheilungen des Katalogs fühlte man ſich glücklich wieder in die Märchenwelt des Orients zurückverſetzt, der man durch den Anblick der „Peckinger Hofzeitung“ einen Augenblick entriſſen worden war.

Ein „Orakelkocher“ aus Bambusrohr, vollgeſteckt mit dünnen Stäbchen, auf welche chineſiſche Schriftzeichen geſchrieben waren, zog die Aufmerkſamkeit auf ſich. Bedarf man eines Orakels, ſo ſchüttelt man einen ſolchen Kocher, und das herausfallende Stäbchen gibt mit ſeiner Inſchrift ſogleich einen Anhaltspunkt für weitere Divination. Ferner erblickte man einen jener Papierſtreifen, auf welche die Chineſen ihre Wünſche zu ſchreiben, oder auch figürlich darzuſtellen pflegen, um ſie dann zu verbrennen, und ſo ihre Bitten als Rauch um ſo ſicherer emporſteigen zu laſſen. Auch lag ein Exemplar von den Empfehlungsbriefen auf, welche die Chineſen ihren Todten mitzugeben pflegen, um dieſelben dem beſonderen Schutze der Gottheit zu empfehlen. — Wer ſieht bei dieſen Dingen nicht das Zöpfchen des Chineſen baumeln, dieſes Philiſters des Orients, der das Bizarre des Morgenländers mit der Pedanterie des Europäers und mit der praktiſchen Pfiffigkeit des Amerikaners vereinigt?

Jn Kunſtgebilden ſtand manches wunderliche Daſein zur Schau. Echte Kunſt begrüßte den Betrachter nur in dem „Kopfe eines chineſiſchen Prieſters“, in Stein gehauen, tauſend Jahre alt, bei Canton in einer Pagode gefunden. Das Geſicht war ausdrucksvoll, ſprechend, gediegen in der Form wie altrömiſche Arbeit. Die ehrwürdige Plaſtik dieſer Antike parodirend, wand und krümmte ſich daneben ein kleines chineſiſches Bronzebildchen, ungemein nett und lebendig ausgeführt, ein räthſelhaftes diaboliſches Figürchen, man wußte nicht — und der Katalog ebenſo wenig — ob Faun oder Teufelchen. Drei in Holz geſchnitzte Bildwerke von den Nikobareninſeln, eine weibliche Figur, einen engliſchen Marineoffizier und eine Schildkröte vorſtellend, erinnerten an die Kunſtbeſtrebungen, welche gelangweilte Schulknaben hinter dem Rücken der Pädagogen entwickeln. Doch ſcheinen die nikobariſchen Künſtler zuweilen aus der Noth eine Tugend zu machen. Jn der Figur des engliſchen Marineoffiziers ſchlug die Unbehilflichkeit der Ausführung in einen ſo prägnanten Humor um, daß man zweifeln mochte, ob der Bildner als Stümper nicht anders gekonnt, oder ob er in künſtleriſcher Schalkslaune ſich's in den Kopf geſetzt, mit den einfachſten Mitteln zu wirken.

Wie in dieſen Bildwerken die Unbehilflichkeit in Humor, ſo ſchlug in den Götzenbildern, die aus den Winkeln hervor unheimlich und wie höhniſch in das Getümmel hineingrinſten, die grandioſe, grotesk phantaſtiſche Häßlichkeit der Geſtaltung faſt ins Erhabene und Tiefſinnige um. So abſolut Häßliches zu erſinnen, dazu gehört ebenſowohl eine Art von Genie, wie zur Erfaſſung und Darſtellung des Ideals, und wie die himmliſche Idealität mittelalterlicher Madonnenbilder, ſo konnte auch dies Unnachahmliche, Originelle, grauſenhaft Unſchöne nur aus tiefem Gemüthsgrund hervorgewachſen ſein.

Die Frage iſt: wie kommt es, daß, während das eine Volk ſeine Götter in den Idealen der Schönheit verkörpert, das andere in die tiefſten, ungeahnteſten Abgründe des Häßlichen hinabtaucht, um ſeinem Unendlichkeitsgedanken eine Form und einen äußeren Ausdruck zu geben? Was iſt's, das dieſe ſeltſamen Contraſte wirkt? Etwa die ſpielende Selbſtironie des Weltgeiſtes, der das ewig Eine durch Gegenſätze auszudrücken liebt? Vielleicht könnte man auch ſagen, die Kunſt des Wilden nimmt das unerhört Häßliche zum Ausdruck des Göttlichen, weil ihr das Schöne unerreichbar iſt, greift zur Fratze, weil ihr das Ideal verſagt und die Fratze noch immer bedeutſamer iſt, als das Triviale, Gewöhnliche. Und da dem Wilden überdies der Sinn für das Komiſche gebricht, ſo hat die toll karrikirte Larve des Momus für ihn dasſelbe Pathos wie die Maske der Melpomene. Was verlangt übrigens der Wilde von ſeinem Gotte ſonſt, als daß er Schauder einflöße? Dies erreicht der Götzenbildner durch eine Häßlichkeit, welche originell, meduſenhaft erhaben und in ihrer Art ſogar genial iſt.

So ließ man Dieſes, Jenes in beſagter Ausſtellung zum Gemüthe ſprechen. Aber immer dichter und ungeſtümer drängte ſich der redſelige Schwarm heran. Schmuckſachen, Acker- und Handwerksgeräth, Kleidungsſtücke, muſikaliſche Inſtrumente, Medicamente, Wurzeln und Kräuter, Canoes und Ruder, Körbe und Büchſen, Fiſchnetze und Harpunen, Bogen und Pfeile, Pulverhörner, Sarongs, Griffel, Zepter und Zauberſtäbe, Gürtel, Tauwerk, Seide- und Hanfproben, Papierſorten, Tätowir-Inſtrumente u. ſ. w., ſie alle drängten ſich heran und wollten zu Worte kommen.

Kein Wunder, wenn man zuletzt dem bunten, geſchwätzigen Reigen ermüdet ſich entwand; aber gewiß nicht, ohne zum Abſchiede noch einen flüchtigen Blick auf die dichten Reihen von Todtenſchädeln zu werfen, die da als „kranioſkopiſche Sammlung" prangten, mancherlei Menſchenracen vertretend, und lehrreich durch ſeltſame Verſchiedenheit.

Ausgetilgt war die Gedankenſaat in den Höhlen dieſer Schädel; grinſend und hohläugig lagen ſie da, ein lautloſer Grabeshymnus, der mitten in dieſem tollen Lebensreigen, dem Chorus jener „Völkerſtimmen" gegenüber, die, ſtreitluſtig durcheinanderbrauſend, mit vorlautem Gelärm auf allen Wänden und Geſtellen umher ertönten, die urewige Stille des Nichtſeins vertrat und das allgemeinſame, verſöhnende Recht des Todes.

Das Volkslied in Trieſt.

„Was nicht werth iſt geſagt zu werden, das ſingt man!“ pflegte ein Zeitungsredacteur, mit dem ich vor zehn Jahren verkehrte, zu bemerken, wenn auf Volkslieder und ähnliches die Rede kam. Dieſes Ausſpruchs, der mich immer beluſtigte, muß ich auch jetzt wieder gedenken, in dem Augenblicke, wo mir ein vergilbtes Blatt aus der Zeit meines Trieſter Aufenthalts in die Hände fällt, auf welchem mit flüchtigen Bleiſtiftſtrichen Lieder und Reime verzeichnet ſind, wie ſie Signorina Criſolina zu Trieſt an ſchönen Sommerabenden mir vorgeſungen. Die Aufzeichnung ging etwas langſam und nicht ohne Mühe von ſtatten, denn daß das ſangluſtige Mädchen mir, wie ich wohl gewünſcht hätte, die Liedertexte kurzweg in mein Notizbüchlein dictire, davon konnte nicht die Rede ſein. Signorina Criſolina war, ohne ſich deſſen recht bewußt zu ſein, ganz der Meinung jenes Redacteurs: daß dasjenige, was man ſingt, nicht werth iſt, einfach geſagt zu werden; ſie beſann ſich auf die Reime auch nur dann, wenn man ihr erlaubte zu ſingen.

Natur und Leben bieten in Trieſt viel Eigenthümliches. Schade, daß die Reiſebeſchreiber und die Culturhiſtoriker ſich die Stadt immer nur auf der Durchreiſe im Fluge beſehen. In landſchaftlicher Beziehung hat ſich nur die traditionelle Angabe aus den alten Reiſebüchern in die neuen fortvererbt, daß man von den Abhängen des Karſtes eine der ſchönſten Meeranſichten der Welt genieße. Trieſter Leben zu ſchildern hat in neuerer Zeit eine heimiſche Novelliſtin, Frau Anna Schimpff, unter dem Pſeudonym Moritz Horſt, unternommen, aber die vierbändige Sammlung vortrefflicher Novellen „Aus dem Küſtenlande“, welche aus der Feder dieſer Frau im Jahre 1865 bei Adolph Krabbe in Stuttgart erſchien, konnte bei der feinen, weiblich-edlen Eigenart der Darſtellerin ihren Gegenſtand nicht dort faſſen, wo er am meiſten charakteriſtiſch iſt, im Volke. Die Sprichwörter von Trieſt zu ſammeln, nahm ſich Hr. A. Caſſani die lohnende Mühe. Warum hat noch kein ſprachgelehrter Trieſter den Gedanken gefaßt, eine Abhandlung über den italieniſchen Dialect, wie er in Trieſt geſprochen wird, zu liefern? Iſt auch die Meinung, dieſer Dialect ſei ein ganz eigenthümlicher und localer, ein nur bei deutſchen Reiſenden, die ihn zum erſten mal hören, verzeihlicher Irrthum, da ja das in Trieſt und ganz Iſtrien geſprochene Italieniſch im Weſentlichen mit dem venezianiſchen Dialecte identiſch iſt, ſo wäre es doch intereſſant, nachzuweiſen, welche Anlehen dieſe Mundart auf iſtrianiſchem Boden in Beziehung auf den Wortſchatz bei den Slaven und bei den Deutſchen gemacht hat. Ich erwähne nur beiſpielsweiſe die Worte kutscher, seinter, kelnerin, polizei, freile, ackerle (Häkeln), kraut. Intereſſant und zum Theil erheiternd wäre eine ſolche lexikographiſche Arbeit ſchon aus dem Grunde, weil in manchen Fällen der Name eine

Andeutung geben würde, woher urſprünglich die Sache gekommen.

Ganz unbeachtet geblieben iſt bis jetzt auch das Lied, wie es in Trieſt auf der Straße und in der Schenke geſungen wird. Daß der Trieſter leidenſchaftlich gerne ſingt, iſt Thatſache. Der Proletarier brüllt Solo oder vielſtimmig, mit beſonderer Vorliebe in vorgerückter nächtlicher Stunde, auf der Straße, in den Oſterien; das Mädchen aus dem Volke trillert und ſchmettert in ſeiner Kammer mit dem Kanarienvogel um die Wette. Das gute Kind ſingt Arien aus der neueſten Oper, die es im Mauronertheater ſelbſt gehört, oder die ihm ſein Geliebter, der einmal auf der Gallerie des Teatro grande geweſen, vorgeſungen oder vorgepfiffen. Man ſollte meinen, daß der in Trieſt, wie bei Menſchen italiſch redender Zunge überhaupt, ſo leicht ins Volk dringende Operngeſang den eigentlichen Volksgeſang ſchon längſt erſtickt haben müßte. Das iſt indeſſen nicht der Fall. Das Mägdlein, das eben mit allem Feuer zwanzig mal hintereinander „È scherzo od è follia“ aus Pedrottis „Ballo in maschera“ geträllert, wiederholt gleich darauf eben ſo oft einen närriſchen Vers, der vor ein paar Tagen aufgetaucht iſt und der jetzt in allen Gaſſen, in allen Schenken, in allen Dachſtuben die Runde macht.

Wie das Sprichwort, iſt im Ganzen auch das Volkslied moraliſcher als das Volk ſelbſt und bildet, wie jenes, zuweilen eine Art von lautgewordenem Gewiſſen deſſelben. Man muß nur nicht nach dem eigentlichen Gaſſenhauer urtheilen, der überall leicht in das Derbe und Cyniſche ausartet. Auch das Volk von Trieſt hat ſeine — ſei es dauernden, ſei es nur vorübergehenden — Reime und Weiſen, in welchen es mit heiterer Ironie die Geißel über die Schwächen und Nachtſeiten des eigenen Lebens ſchwingt.

Die ſchmucke Trieſter „Sartorella“ verläßt ihre Stube und rauſcht über den Corſo mit prunkenden Gewändern, die ſie noch ſchuldig iſt bei Zanutelli, dem wackeren Kleiderkünſtler, der gerne auf Borg arbeitet. Aber auch Zanutelli wird zuletzt ungeduldig und will ſie pfänden. Dann laufen ſie zum „Monte di pietà“ (Verſatzamt) und „fiche“, Banknoten, müſſen hergeſchafft werden um jeden Preis. Das Lied drückt es in folgenden Reimen aus:

Tutte queste sartorelle, *)
Le marca in tabaro **)
E non le ga danaro,
Per darghe a Zanutel.

Allora Zanutel,
El ghe vol far sequestro, ***)
E loro corre presto
Al Monte di pietà.

Allora fiche, fiche,
Fiche, fiche, fiche,
Fiche, fiche per pagar.

Es gibt Frauen und Mädchen aller Stände in Trieſt, die zuweilen, in manchen Fällen auch täglich, dem Gelüſte nicht widerſtehen können, eine — Cigarette zu ſchmauchen. Sie ſchmauchen aber in der Regel in der Verborgenheit ihrer Gemächer, nur ſelten zum Fenſter hinaus. Es müſſen

---

*) Schneidermamſellen, Putzmacherinnen.
**) Mantel, Domino.
***) pfänden.

indeſſen Fälle vorkommen, wo dieſer weibliche Heroismus ſich auf die Straße wagt, ſonſt würde die Veranlaſſung gefehlt haben für den Spottvers:

Varda che bella bomba,
Che fuma el Spagnoletto,
Al fianco del Cadetto
Come la fuma ben!

„Ei ſieh, welch hübſches Mädel!
Im Mund die Cigarette
Zur Seit' ihr der Cadette
Ei ſieh, wie flott ſie dampft!“

Auf das Alter, in welchem die jungen hübſchen Trieſterinnen anfangen für zartere Regungen empfänglich zu werden, und den Ort, wo ſie zuerſt in Beziehungen treten, die man mit „far l' amore“ bezeichnet, geſtattet folgendes Liedchen einen Schluß:

Benedetta la mia mamma,
E anche mi che son so fiola:
La mi manda sempre a scuola,
Acciochè impari a far l'amor.

Geſegnet meine Mutter!
Geſegnet ich ihr Töchterlein:
Sie ſchickt mich in die Schule
Damit ich — lieben lerne!

Ich kenne auch ein längeres, ſehr hübſches Scherzlied auf die Frauen im Allgemeinen, das in Trieſt beliebt geworden und das man gerade aus weiblichem Munde oft hören kann. Sollte dieſe Beliebtheit daher rühren, daß eben die Trieſter Frauenwelt ihr beſonders zutreffendes Bild in dieſen heiteren Verſen erkannt hat, obgleich ſie den Frauen im Allgemeinen gelten? Das Lied hat den Refrain:

Bella è la gondola,
Ma brutto è il mar

Unter dem allegoriſchen Bilde der Gondel begreift es die Freuden, welche Frauenliebe gewährt, unter dem des Meeres aber die Fährlichkeiten, das Ungemach, die Unſicherheit desjenigen, der ſich dieſer Gondel anvertraut.

Ein Mann — ſo klagt der Sänger — ein Mann, der ſo thöricht iſt, einem Weibe zu trauen, geräth in eine Schlinge, in ein Netz, in eine Mauſefalle. Schön iſt die Gondel, aber häßlich das Meer. Ein Paradies ſcheint das Weib und iſt eine Hölle. Beſſer als alle Teufel wiſſen die Weiber den Mann zu quälen und mit der Gondel wiſſen ſie ihn geſchickt in die Falle zu locken. Da gibt es hernach Zank und Streit und fuchsſchlau berechnete Vorwürfe vom Morgen bis zum Abend. Und es verrinnt kein Tag, wo ihr nicht die Börſe aufthun müßt: Gulden und Thaler fliegen nur ſo hin, daß es ein Graus iſt. Und das Alles für die Gondel — es iſt eine arge Geſchichte! Und habt ihr einmal keinen Soldo mehr in der Taſche, dann kunden ſie euch die Treue auf. „Mangiar soldi“, das iſt ihre Sache und mit der Gondel meinen ſie Alles zu bezahlen.

Nach dieſer Paraphraſe wird auch der des Dialekts weniger Kundige das Original verſtehen:

Qual uomo è sì pazzo, che a donna crede,
Entra nel lazzo e nella rete,
Oppure in trappola lui deve star —
Bella è la gondola, ma brutto è il mar

Cari, v'avviso, la donna è uno scherno,
Par paradiso, ma è un inferno,
Più d'ogni diavolo vi fa penar,
Vi offre la gondola, per trappolar.

Sera e mattina tormenta e sbuffa;
Qual volpe fina ziga e baruffa,
O corno o piffero vi fan sonar,
Bella è la gondola, ma brutto è il mar.

Le donne son fatte per ingannar,
Ogni giornata vi fan sborsar,
Fiorini e talleri, che fan tremar,
Sol per la gondola — è un brutto affar!

Quando più soldi in borsa non v'è,
Come Bertoldo le lascian la fè,
Le donne bramano soldi a mangiar,
E con la gondola tutto pagar.

Trotz der ſcharfen Kritik, die das Trieſter Volkslied an den Frauen übt, ſchließt es doch keineswegs die Accente ſanfter und warmer Herzensneigung aus und huldigt dem Liebesgotte mit einer Fülle von Liederchen, die einen oft nur ſchlichten Gedanken mit der ganzen Naivetät des Volksgeſanges ausſprechen, zuweilen aber auch ſich zu Klängen von echt poetiſcher Art erheben.

An langen Sonntag-Nachmittagen, wenn der Geliebte auf die „Campagna“ gegangen, vielleicht um dort Kegel zu ſchieben oder auf einer Schießſtätte mitzuknallen, da ſingt das Mädchen:

E Nina e Nana,
Il mio ben xe andà in campagna,
Ah sì, ah nò,
In campagna lo troverò.

„Mein Liebſter iſt aufs Land gegangen — auf dem Lande werde ich ihn finden!“

Was dazwiſchen liegt, ſind Flickworte, mit dem liebenswürdigen Leichtſinn der Volksmuſe des Reimes wegen eingefügt!

Zarte Liebeswerbung findet anmuthigen Ausdruck. Der Sehnende klagt: „Wenn ich vorübergehe und Du ſtehſt an der Thür, warum laufſt Du immer augenblicklich hinein? Bin ich ein geſpannter Bogen, daß ich Dich ſo erſchrecke? warum haſt Du Furcht vor mir? Geh' doch, entſchließe Dich und mache mich glücklich! Sage Ja! Entſchließe Dich und gieb mir Dein Wort; entſchließe Dich, Du mein einzig Leben und ſage Ja:

Co passo e ti xe sulla porta,
Perchè corristu subito drento?
Sogio l'arco da farti spavento?
Perchè gastu paura di me?
Via, resolviti a farmi beato,
Dimmi di si;
Via, resolviti a darmi parola,
Dimmi di si,
Via, risolviti, vita mia sola,
Via, risolviti, dimmi di si!

Poeſievoll und zart prägt die Empfindung, die der Gegenſtand ihrer Gluten als Stern des Glücks am Himmel erblickt, ſich in folgenden Zeilen aus:

Quarda che bel seren con tante stelle!
Se fosse giorno bel (?) vorria contarle una per una!
Quella di mezzodi è mia fortuna.

„Welch' heit'rer Himmel, ſieh, mit unzähligen Sternen! Als wär's lichter Tag, wollt' ich ſie zählen einen um den andern! Der dort im Süden iſt mein Glückſtern!“

Aber auch an humoriſtiſchen Variationen des alten Liebesthemas fehlt es nicht. Liebende Paare necken ſich — vielleicht iſt's zuweilen auch ernſt gemeint — mit der Verſicherung:

Ti credi che ti penso e non ti penso,
Facevo amor con te per passatempo
Ti credi, che ti amo e non ti amo,
Facevo amor con te per passar l'anno

Zu Deutſch etwa:

„Du meinſt, ich denke dein? Da irrſt Du weit!
Ich koſ'te mit dir, zu vertreiben die Zeit.
Du meinſt, daß ich dein Bild im Herzen trag'?
Ich koſ'te mit dir, zu verkürzen den Tag! — “

Galante alte Herren ſchützt alle ihre Galanterie und Freigebigkeit nicht gegen den Vorwurf, daß Liebesmüh' an ihnen verloren iſt und daß ſie magere Beine haben, an welchen die Strümpfe nicht mehr haften wollen:

A far l'amor coi vecchi,
Si perde la virtù
Le gambe le vien secche,
Le calze non resta su

Freilich, dieſe Scherze ſind nicht ſo ſchlimm gemeint und jedenfalls ohne practiſche Conſequenz. Im Gegentheil, graue Haare haben auf der Liebesbörſe keinen ſchlechten Credit und die Generoſität, das reelle Gebahren, die Verläßlichkeit „alter Häuſer“ wird dort, zur Entſchädigung für übermüthige Verſe, in vertraulicher Proſa hinlänglich anerkannt und gewürdigt.

Wenn die Griſetten es mit dem „geſetzten Alter“ im Ganzen recht gut meinen und doch zuweilen insgeheim ein

Liedchen darauf ſingen, ſo iſt das nicht die einzige Inconſequenz, die uns auf dem Gebiete des Trieſter Volksgeſanges begegnet. Man weiß, daß der Trieſter Proletarier ſich gegen die „Signori“ höflich und unterwürfig benimmt, beſonders wo es ſich um Erwerb handelt, und daß er zur mehr oder weniger luxuriöſen Exiſtenz des negoziante und des possidente als dem beneidenswertheſten und ehrenvollſten Ziele menſchlichen Beſtrebens hinaufblickt. Nichts deſto weniger iſt er, wenn er ſingt, ganz Demokrat und ſetzt ſich zu den begüterten Claſſen in eine freimüthige Oppoſition. In unzähligen Verſen und Reimen verſpottet er die Canna, d. h. den Cylinder, das Symbol des Herrenthums. „Die mit dem Cylinder“, verſichert er offen, „mögen wir nicht; die mit dem Helme noch weniger; die mit dem runden Hut, das ſind die Unſern, mit dieſen gehen wir zu Fiori (Name einer Schenke), mit dieſen gehen wir tanzen:“

Quei della canna non li volemo,
Quei della rasca meno ancor,
Quei del capel tondo, l'anima mia,
Andemo da Fiori, andemo a ballar.

Auf dieſelbe Sache bezieht ſich auch ein Gaſſenhauer, der ein beliebtes Repertoirſtück des nächtlichen Straßenlärms bildet und in den Oſterien wie auf den Straßen im Chorus gebrüllt wird:

O che canna, che canna, che canna u. ſ. f. ad libitum

An Simplicität des Gedankens und des Ausdrucks ſucht dieſer Text gewiß ſeines Gleichen. Er ſagt Alles mit einem einzigen Worte und übertrifft ſomit noch die deutſche Ballade von „Eduard und Kunigunde — Kunigunde und Eduard“, die doch der Worte zwei bedarf, um eine rührende Geſchichte zu erzählen.

Auch folgender Variation desſelben Grundgedankens wird man den Vorwurf nicht machen können, daß ſie im Ausdruck allzu complicirt und geiſtreich ſei:

Tutti mi dise, chè 'l tempo xè bon;
Xè lo una canna, xè lo un cannon?
Tutti mi dise, chè 'l tempo xè caldo;
Xè lo una canna, xè lo un ghinaldo?

Man könnte ſich den Spaß machen, dies frei zu überſetzen:

„Schönes Wetter haben wir zweifelsohne —
Iſt das ein Hut oder eine Kanone?
Zweifelsohne haben wir warmes Wetter —
Iſt das ein Hut oder ein — Schwerenöther?" —

Nicht unbeachtet dürfen die Carnevalsverſe bleiben, welche unter dem Einfluſſe der Faſtnachtslaune entſtehen und welche die ganze luſtige Saiſon hindurch im Munde aller nächtlichen Schwärmer und Schreier leben. Manche davon erringen eine außerordentliche Verbreitung.

Se oggi la va bene,
Domani non si sa!

„Wenn es uns nur heute wohlergeht, das Morgen iſt ungewiß!"

Ein echter Carnevalsgedanke, nicht ganz neu, aber gut. Nachdrücklich genug zetert eine bunte Truppe, Arm in Arm einherziehend und die ganze Breite der Straße einnehmend, ihren Mitbürgern jene weiſe Lehre ins Ohr und wendet ſich, um den Reim auf die zweite Zeile zu ergänzen, mit dem Zuſatz:

Ohlà,
Strazzona, come va?

gelegentlich an die nächſte beſte Straßenerſcheinung, deren zerlumpter Charakter die Bezeichnung Strazzona rechtfertigt.

Aus dieſen Beiſpielen — denn nur ſolche, keine Sammlung oder Blumenleſe wollte ich liefern — wird ſich hinlänglich ergeben, daß Trieſt ſeine Volkslieder beſitzt, ſo gut und ſo ſchlecht, als ſie unter einem ſangluſtigen und aufgeweckten Völkchen gefunden werden. Möchte doch dieſem Gegenſtande ein Trieſter italieniſcher Junge ſich zuwenden, der mit dem Volke im engen Verkehr lebt, und dem ein reiches Material zur Auswahl zuſtrömt, während ich hier nur mittheilen konnte, was ich vor einem Jahrzehnt in den Straßen von Trieſt erlauſchte und was, wie geſagt, meine freundliche Nachbarin, Signorina Orſolina, mit ihrer ſilberhellen Stimme mir vorgeſungen. Die liebe Seele! wenn ſie erfährt, daß ich ihre Lieder zum Drucke befördert habe und ihr noch überdies den Gelehrten gegenüber die Verantwortlichkeit für die Vollſtändigkeit und Genauigkeit des Textes aufbürde, ſo wird ſie mir nicht weniger grollen, als ich ihr grollte, als ich in der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft aus ihren Reden entnahm, daß ſie mich, nachdem ſie erfahren, ich ſei ein Dichter, für einen Menſchen hielt, der den Tag über mit einer Guitarre in den Kaffeehäuſern umhergehe und Lieder für Geld ſinge.

Friauliſches Reiſebild.

Wo hinter Nabreſina die Eiſenbahn auf dem Wege ins Friauliſche den Karſt verläßt, und gegen das Meer ſich niederſenkt, da fühlt der Reiſende zunächſt durch den Gegenſatz ſich lebhaft angeſprochen, den der weitgeöffnete, völlig ebene Plan des Meerufers mit der ſchroffgezackten Felsregion bildet, die man ſoeben hinter ſich gelaſſen hat. Die Spiegelfläche der See taucht wieder auf; das Schloß von Duino erſcheint auf ſeiner Felsklippe, impoſanter noch als das aus der Ferne herüberdämmernde Miramar. Später zeigt in der Ebene ſich Monfalcone ziemlich angenehm. Maispflanzungen beginnen auf weitgedehnten Strecken vorzuherrſchen. Bei Sagrado belebt ſich die Gegend merklich. Der italieniſche Charakter tritt hervor; man ſieht einzelne Cypreſſen, vollausgewachſen, hochſtämmig. Kriſtallklar, aber ziemlich ſparſam im flachen Sandbette fließend, tritt jetzt der Iſonzo in das freundliche Landſchaftsbild. Dies erweitert ſich alsbald zum weiten Gebirgspanorama, als deſſen Mittelpunkt nach einiger Zeit in ſchöner und freier Lage Görz erſcheint. Faſt noch anziehender vereinigen ſich um Cormons fruchtüppige Gründe mit Gebirgsproſpecten zur angenehmſten Rund ſicht. Im Flachlande, das wir unmittelbar durchſchneiden, beſtimmen den Charakter der Landſchaft endloſe Maisfelder, zwiſchen welchen als Grenzſcheiden Baumpflanzungen in langen Reihen laufen. Die Bäume ſind durch Rebengehänge wie durch Guirlanden mit einander verſchlungen. Unabſehbar gegen das dem Blicke längſt entſchwundene Meer hinab dehnt ſich die friauliſche Ebene. Von Norden aber blickt, nicht allzufern, immer gleichmäßig ſichtbar, der gewaltige Höhenzug der karniſchen Alpen herüber.

Nun zeigt ſich Udine, aus den Büſchen der Ebene nur wenig hervortretend. Wir verlaſſen die Eiſenbahn und betreten die Stadt. Wenig verſprechen, ſobald wir das Thor hinter uns haben, die erſten Häuſerreihen. Bald aber erſcheint eine Bauart, die man noch lieber römiſch als romaniſch nennen möchte, in kräftigen Zügen angedeutet. Man erfreut ſich eines breiten freien Schwunges in Formen und Linien. Da gibt es nichts Kleinliches, nichts Kümmerliches, nichts Verſchwommenes, nichts Schnörkelhaftes. Es iſt als träte das Kreisrund, der Bogen, das Rechteck überall mit einer ganz beſonderen altrömiſchen Energie hervor, als fände an Thüren und Thoren und Fenſtern das Beſtreben nach abſtracter Regelrechtigkeit der Linien ſich in ſchärferen Kanten und Ecken als gewöhnlich ausgeprägt. Wir erreichen den Hauptplatz, eingeſchloſſen von Bauwerken, die uns halb an Venedig, halb an das kriegeriſch ernſte Verona gemahnen. Die Seitengaſſen betretend, ſehen wir den venezianiſchen Bauſtil immer entſchiedener hervortreten: Häuſerfronten, Portale, Fenſter und Balkone, Alles verſetzt uns in die Dogenſtadt, und wer früher nur dieſe geſehen, der merkt jetzt, daß Dogenthümlichkeiten, von welchen er gedacht, daß ſie einer einzelnen Stadt angehören, ſich über eine Provinz erſtrecken. Fragen wir zuletzt noch den überaus höflichen Udineſen nach dem „giardino publico“, den unſer Reiſehandbuch aufführt, ſo weiſ't er uns einen offenen, freien Grasplatz, im regelrechteſten Kreisrund umgeben von einer Doppelreihe von Bäumen. Aber von welchen Bäumen! Rieſige Platanen ſind es, die prächtigſten, die man ſehen kann, faſt unabſehbar hoch emporgeſchoſſen und ſo dickſtämmig, daß vier Menſchenarme ſie nur mit Mühe umſpannen.

Die Reiſe fortſetzend, ſtoßen wir zwiſchen Codroipo und Caſarſa auf eine Sandwüſte, über welche eine endlos lange Brücke gebaut iſt und die wir für Alles eher halten als für ein Flußbett. Und doch iſt's ein ſolches: das des Tagliamento. Vergebens durchſpähen wir lange Zeit die weite Sandfläche nach einer Waſſerſpur, zuletzt entdecken wir in der That ein Silberſtreifchen, daß ſeinen Pfad im unermeßlichen Sande ſucht. Der Charakter der Gegend iſt inzwiſchen im Allgemeinen immerfort derſelbe geblieben. Immer und immer Maispflanzungen, von Baumreihen durchzogen und abgegrenzt, immer die weite, weite Ebene, nach allen Seiten ſpiegelflach gedehnt, immer im Norden die Umriſſe deſſelben langhingeſtreckten Gebirgszuges. Aber das grüne Caſarſa entreißt uns dem Gefühle der Monotonie, das uns bedroht; es grüßt uns aus dichten Gebüſchen gar heiter und freundlich. Weit reizender noch erſcheint bald darauf das unvergleichliche Pordenone, das mit ſeinen gartenähnlichen Umgebungen, während die Eiſenbahn uns daran vorüberführt, ſich von mehreren Seiten immer anlockender zeigt, einen anmuthigen Proſpect um den andern vorſchiebt, und zuletzt, während der Zug ſtillhält, uns noch durch den Schlußeffect einer überaus lieblichen Parkanlage überraſcht, die dem Stationsgebäude gerade gegenüberliegt.

Pordenone — der Name klingt uns aus der Kunſtgeſchichte ſo bekannt. Iſt nach ihm nicht Tizians ſtolzer, in der Freske faſt ebenbürtiger Rival, der Michel Angelo der venezianiſchen Schule zubenannt? Aber auch von ſelbſt lockt der Ort durch ſeine Anmuth unwiderſtehlich; nirgends können wir eine angenehmere Raſtſtation halten. Aus dem vorſtädtiſchen „*borgo*“ treten wir durch das alterthümliche Thor in die eigentliche Stadt. Sie beſteht ganz und gar aus einem „*Corso*“, in acht Minuten gemächlich zu durchwandeln, ſeiner ganzen Länge nach zu beiden Seiten von Arkaden eingefaßt. Am Ende des Corſo ſteht gegenüber das Stadthaus, ſo ſtolz und würdevoll, als ſollten darin ſtatt der kleinen Angelegenheiten der Pordenoneſen jeden Augenblick die Geſchicke der Welt entſchieden werden. Kleinſtädtiſch und modern-armſelig ſind die Läden und Buden zu beiden Seiten der Straße, aber von den Häuſerfaçaden herunter grüßen alt-venezianiſche Schönheits-Conturen. Alles iſt im *palazzo*-Stil gebaut, hier mauriſch-byzantiniſch, dort romaniſch. Unferne dem Stadthaus finden wir eine Kirche romaniſchen Stils, außerhalb der Stadt zeigt eine zweite kleinere denſelben Stil in ganz hübſchen Verhältniſſen. Im „*borgo*“ ſtoßen wir noch auf eine dritte kleine Kirche, neben welcher man ſtatt des Thurmes eine Rieſenſäule von ungeheuerer Dicke aber verhältnißmäßig geringer Höhe aufgerichtet hat, was eine wunderliche Wirkung macht. Im Innern unſeres

Gaſthofs treffen wir, wie in der Außenſeite der Bauwerke, durchaus die venezianiſche Art vorherrſchend. Es ſind kleinſtädtiſche, faſt dörfliche Räumlichkeiten, aber auf den Wänden einzelner Gemächer begegnen uns altvenezianiſche Malereien. Venezianiſch ſind die Kamine, die runden Thürſchnallen, die Thürklopfer, die Fenſterbalken, die Steinfußböden. Beſuchen wir den Park in der Nähe des Stationsgebäudes, der ſich ſchon bei der Ankunft uns ſo verlockend darſtellte. Es iſt eine prächtige Anlage auf hügeligem Grunde, durchſchnitten von fließenden Gewäſſern und kleinen Teichen. Die Anlage iſt Privateigenthum, aber der Gärtner läßt ſich gerne bereit finden, Fremde einzulaſſen. Er zeigt uns alles Schöne, mit beſonderem Behagen aber ſeine Waſſerkünſte, die er, den Waſſerſtrahl mit verſchiedenartig durchlöcherten Blechtrichtern überdachend, in mannigfaltigſter Weiſe ſpielen läßt. Bald überraſcht er uns mit fadenförmig auf- und abſteigenden ſymmetriſchen Lineamenten, bald mit bouquetartigen Figurationen, bald mit einem ſtäubenden Regen oder einem förmlichen Feuerwerk von Tropfen. Er zeigt uns auch die hübſche Spielerei, wie eine Kugel oder ein Käppchen von der aufſchießenden Waſſerſäule des Springbrunnens hoch mitemporgehoben und getragen wird. Der Parkanlage ſelbſt geben insbeſondere die häufigen Trauerweiden ein charakteriſtiſches Gepräge. Auf einem kleinen Hügel bewundern wir eine ganz aus Buchsbaum geſchnittene, ziemlich weitläufige Feſtung. Pordenone beſitzt auch einen „giardino publico“, was man hier ſo wenig wie in Udine und in anderen italieniſchen Städten mit „öffentlicher Garten“ überſetzen darf. Es iſt ein freier Raſenplatz, von Kaſtanienbäumen umgeben, mit etlichen Ruhebänken; Blumen ſind ſtreng verbannt. Aber wozu bedarf der Pordenoneſe eines „giardino publico?“ Wohin man immer hier blicken, welche Wege man rings um die Stadt verfolgen mag, überall verliert der Blick ſich im endlos dichten Grün der Gebüſche, und außer dem Flüßchen Noncello, das den Ort beſpült, begegnen wir ſchier bei jedem Schritte fließenden oder ſtehenden Waſſern, deren Klarheit und Friſche das Aug' ergötzt, während ihr Gemurmel und ihr Rauſchen, beſonders in der Nähe der kreiſenden Mühlräder, auf die man häufig ſtößt, das Ohr in angenehmſter Weiſe beſchäftigt.

Es würde ſchwer ſein, zu beſtimmen, welches die anmuthigſte ſei von den parkähnlichen Scenerien und natürlichen Promenaden, die Pordenone von allen Seiten umſäumen. Schlagen wir den Weg ein, der gegen Torre führt, ſo ſtoßen wir, gleich nachdem wir die Stadt verlaſſen, auf einen Teich, in welchen höchſt pittoresk die Zweige von vier prächtigen Trauerweiden neben einander niederhängen. Nahe daran finden wir einen Park, mit einem Gartenhauſe, dabei ein Wirthſchaftsgebäude, in deſſen Hofe drei alte homeriſche Schaffnerinnen — es iſt Sonntag Morgen — einander die noch immer pechſchwarzen Haare kämmen. Weiterhin führt der Weg uns immer durchs dichte Gebüſch voll ſpringender, rauſchender, meiſt auch ſilberklarer Bäche. Alleen von hochſtämmigen Platanen, Schwarzpappeln, gemiſcht mit echten Akazien und Ailanthusbäumen, durchſchneiden hier, wie überhaupt in der ganzen Gegend ringsumher, die maisbepflanzten Ackerſtrecken, welche die Ebene füllen, während nebenher vornehmlich der Haſelſtrauch und die Robinie die Straßen und die Bachufer reich umbuſchen. An feuchten Orten, in der Nähe der Bäche und Teiche, ſteht überall die ſchöne rothe Blüthenriſpe des Weiderichs. Läßt man, vom borgo kommend, das Thor der Stadt zur Rechten und betritt den ſeitwärts von der Stadt hinführenden Baumgang, ſo eröffnen ſich auch hier wieder die ſchönſten Landſchaftsbilder. Ueberall Alleen und Gebüſch, überall Trauerweiden, die in Teiche oder in den Fluß Roncello niederhangen, welcher letztere hier in lachenden Auen und dichtbewachſenen Gründen ſich mit buchtähnlichen Waſſerſpiegeln, wohl auch kleine Inſeln bildend, in einer dem Auge wohlgefälligen Weiſe verbreitet. Auch einige kleine Erhöhungen des Bodens trifft man hier, willkommene Ausſichtspunkte über die Ebene gewährend. Der lange Rücken des Hochgebirgs bildet im Norden immer den impoſanten Hintergrund.

An Markttagen ſieht man viele Landleute in die Stadt kommen, ohne daß es ihnen gelänge, durch eine hervorſtechende Eigenthümlichkeit die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich zu ziehen. Anders am Sonntag, wenn ſie ſämmtlich in Holzpantoffeln zur Kirche gewandert kommen. Schreiten ſie dann in Schaaren zu 40 bis 50 über die Pflaſterſteine des Corſo, da vollführen ſie ein Klapper-Concert, deſſen Klangwirkung einzig in ihrer Art iſt. Auf der öffentlichen Promenade betrachten wir uns einen Sonntagsſpaziergang italieniſcher Kleinſtädter. Es lohnt die Mühe, denn wir merken mit heiterem Erſtaunen, daß ſelbſt die species altväteriſcher Philiſter in deutſcher Art, mit hoher Cravatte und ſpitzen Frackſchößen, auch hier nicht gänzlich fehlt. Gemeſſen und ſittig ſpazieren die Bürgersleute mit Frauen und Töchtern auf und ab, und ein kleiner Ausſchuß jüngerer Leute, welche Stutzer vorſtellen wollen, ſtehen in einer Gruppe beiſammen, vor welcher die ſchöne Welt des Städtchens Muſterung paſſirt.

Ueber Agricultur und Viehzucht maßen wir uns kein Urtheil an; aber wir können nicht umhin, wahrzunehmen, daß im Orte ſelbſt und in der Umgebung viele nette Schweinchen umherlaufen, glänzend ſchwarz von Farbe und durch hübſche langgeſpitzte Ohren ausgezeichnet. Auch Meiſter Langohr iſt in auffällig häufigen Exemplaren ſichtbar, zumeiſt in ſchwarzen, die recht wacker trotten und ein glattes Ausſehen haben, was nicht zu verwundern, da ihnen ja das üppigſte Futter ſozuſagen in den Mund wächſt.

Aber wir verweilen ſchon zu lange. Sagen wir ein Lebewohl dem reichbebüſchten, quellſprudelnden Pordenone. Der dampfende Wagenzug brauſt heran auf ſeiner Eiſenſpur, hält einen Augenblick, uns wieder aufzunehmen, und entführt uns ſtracks in neue Regionen. Bei Sacile, wohin wir zunächſt gelangen, ſehen wir den Höhenzug, der uns bisher aus der Ferne begleitet, ſich herabſenken und in der Ebene ſacht verſchwinden, während ein anderer dafür emportaucht, der nun in ähnlicher Weiſe wie der vorige immerfort am Rande des nördlichen Horizonts bis Venedig hinläuft. Wir denken an Pordenone zurück, aber ſiehe, da entrollt uns Conegliano plötzlich eines der lieblichſten Städtebilder, das mit jenem um den Preis der Schönheit ſtreiten darf. Aeußerſt anmuthend ſtellt der Anblick namentlich an der Stelle ſich dar, wo die zwei Thürme der Stadt in der Niederung mit dem Caſtell und den ſäulengetragenen Bauten auf der

Höhe zu einem maleriſchen Geſammtbilde zuſammentreten. Jedes friauliſche Städtchen hat der Kunſtgeſchichte einen berühmten Malernamen gegeben. Wie Udine ſeinen Giovanni, Pordenone ſeinen Gian Antonio, ſo hat Conegliano ſeinen Cima.

Von jetzt an überraſcht uns die Wahrnehmung, daß die Fruchtbarkeit und Ueppigkeit der Gegend ſich auffallend vermindert. Die Gewächſe werden ſparſam und niedrig, bald iſt weit und breit kein hoher Baum mehr zu bemerken. Der Boden iſt ſandig und ſpröde. Die Maisfelder haben ein verkümmertes Ausſehen und erſcheinen auf ganz kleinen abgeriſſenen Strecken, zwiſchen ärmlichen Wieſengründen eingeſchoben.

Der Fluß Piave, den man ſofort überſetzt, iſt ganz von der Art des Tagliamento. Nichts Wunderlicheres als dieſe friauliſchen Flüſſe. Ihre Bette ſind unabſehbare, oft ſtundenbreite Sandgebiete, durch welche vereinzelte Gewäſſerchen fadenartig hinſchleichen. Aber ſiehe da, es tritt Regenwetter ein, vom Gebirg her ſtürzen die Bäche, und unſere Piave, unſer Tagliamento, unſer Torrente, unſer Iſonzo, die wir vorgeſtern ſchier mit der Lupe ſuchen mußten, ſie ſind zu brauſenden Seen angeſchwollen, die ihre gelben Hochfluthen unbarmherzig über die halbe Provinz wälzen. Meilenweit ſind dann oft die Felder überſchwemmt: zum Mindeſten ſäumen die Waſſer, neue Bahnen ſuchend, Wieſen und Felder wie mit Kanälen ein, tanzen in breiten Caſcaden über geſtuftes Terrain, und ſammeln ſich in den Niederungen zu Teichen und Sümpfen, aus welchen die Bäume nur mit halbem Stamme hervorragen.

Unſer friauliſcher Wanderflug geht ſeinem Ende zu. Wir eilen an Treviſo vorüber, das mit ſeinem prächtigen Bahnhof, mit ſeinen Stadtmauern, mit ſeiner Kathedrale das Auge nicht übel anſpricht; auch die Gegend zeigt ſich von da an wieder fruchtbar. Landhäuſer ſtehen zahlreich zwiſchen reichbebauten Gründen im Gebüſch.

Jetzt erſcheinen allmälig kleine Waſſerſtrecken in der Ebene, und ehe wir uns deſſen verſehen, ſind wir von den erſt kleineren, zerſtreuten, dann meerbreit ergoſſenen Spiegelflächen der venezianiſchen Lagunen umgeben, und die Rieſenbrücke trägt uns, wohl eine Viertelſtunde lang, über die Gewäſſer den Thürmen zu, mit welchen die vielberühmte Stadt herüberwinkt.

Schöne blühende Bezirke waren es zum größten Theil, die wir durchflogen; aber ſollten wir noch länger im friauliſchen Lande verweilen, ſo würde es uns nicht länger dulden in der Ebene; wir würden uns hinaufflüchten zu den Bergen, deren Gipfel und Hänge Tag für Tag ſo ſchön aus dem ſich zertheilenden Morgennebel hervortreten. Nichts überſättigt das Auge ſo bald als eine weite Ebene, ſei ſie noch ſo üppig, beſonders wenn ſie durchwegs nur mit Einer Fruchtgattung, wie hier mit Mais, bepflanzt iſt. Trägt der Reiſende ein deutſches Gemüth im Buſen, ſo wird er müde der grasgrünen, hoch in's Kraut geſchoſſenen Natur, der langgeſtreckten Alleen, der ſprudelnden Waſſer und der quackenden Fröſche; er ſehnt ſich nach Bergen und Wäldern, nach Felſen und Schluchten, nach Moos und Heidekraut. Auf dieſen Gründen mag eine heitere, freie Behaglichkeit des Daſeins ſich entwickeln, und wer hier geboren, verlangt es vielleicht niemals anders; um deſſen Wiege aber Fichtenwälder gerauſcht haben, der würde hier, wie ſehr auch angezogen, doch kaum gefeſſelt werden für immer, und er ſänge zuletzt vielleicht ſelbſt im reizenden Pordenone, wie einſt Pyrker in Venedig, „Lieder der Sehnſucht nach den Alpen.“

Ralph und Blanca.

Ein Capriccio.

Ein junges Vagabundenpaar, Ralph und Blanca, von einer eben zu Grunde gegangenen umherziehenden Schauſpielergeſellſchaft, wanderte in der Friſche des thauigen Morgens durch einen rauſchenden Gebirgswald. Die Beiden waren erſt ſeit ein paar Tagen verheirathet, alſo in den Flitterwochen, darum wundervoll gelaunt und übermüthig, obgleich ſie ihr bischen Habe in den Händen hartherziger Wirthe hatten zurücklaſſen müſſen. Ihr Beilager hatten ſie in einer Scheune gefeiert und erwachten am andern Morgen, von der kalten Schnauze eines Rindes angeſchnaubt. Aber der ganze Sternenhimmel hatte von oben durch die Löcher und Spalten des Scheunendaches auf ſie hereingeſehen. Venus, Jupiter, Mars, Orion, Herakles und ſo zu ſagen alle olympiſchen Götter und Halbgötter hatten wie geladene Gäſte das Brautlager des jungen Paares umſtanden und ihren Segen dazu gegeben.

Eine geraume Zeit wanderten die beiden jungen Leute noch in der waldigen Niederung einen Bach entlang, an deſſen Ufern zwiſchen Weiden und Erlen das Kräutich baumhoch ſproßte. Der Waldesgrund begann ſich auch ſchon mit den

Boten der Spätſommerzeit, den langen Wedeln der großblumigen, asklepiadeiſchen Genzianenart zu bedecken.

Es hatte die Nacht hindurch geregnet; nun aber dampfte der Wald im Morgenglanze, die Luft war ſchwül, und es war, als ob in dieſer ſchweren, ſchwülen Luft die Vögel auf allen Bäumen noch lauter und feuriger als gewöhnlich ſchmetterten. Spitzohrige Haſen liefen über die Lichtungen aus einem ins andere Dickicht, und an einer etwas verſumpften Stelle, wo die rieſigen Föhren und Fichtenſtämme grün angelaufen waren wie von Schimmel oder Roſt, ſtieß Blanca mit dem Fuße auf einen Igel, der verſteckt im hohen Graſe lag.

Mit der gegen den Zenith ſteigenden Sonne gelangten ſie auf den Kamm des mäßigen Gebirgsrückens, über welchen die Landſtraße mitten durch den dichten, hochſtämmigen Wald führte.

Sie waren ganz allein in der Abgeſchiedenheit des Bergwaldes; höchſtens daß ſie, ſoweit ſie der Straße folgten, manches mal an einem Fuhrmanne vorbeikamen, deſſen müde Gäule, ſtaubbeſudelt und hungrig, am grünen Laub der Bäume oder Sträucher zu beiden Seiten des Weges rupften und naſchten.

Manches mal ſchweiften ſie mit Abſicht ſeitwärts und verloren ſich in der noch traulicheren Verborgenheit einer kräuterduftigen Waldwieſe. Denn jetzt begann es in der grünen Einſamkeit verlockend zu duften. Der heiterſte Sommerſonenglanz lag über dem Walde. Gelbe Schmetterlinge flogen hoch und gaukelten munter bis hinauf zu den Wipfeln der Tannen und Föhren. Alles ſproßte doppelt üppig in der Waldſtille; die Engelwurz ſtand ſo hoch ins Kraut geſchoſſen da, daß ſie mit den jungen Steineichen neben ihr ſich meſſen konnte.

Wie that dem Pärchen, das aus der Welt der Schminke herkam, die unverfälſchte Gottesnatur ſo wohl!

Selbander im grünen Walde! in den Flitterwochen! jung und kerngeſund! — Nirgends ſind Küſſe würzig ſüßer als im Walde. Wie angenehm wird eine liebeheiße Wange durch den mit ſtärkendem Nadelholzduft geſchwängerten Waldeshauch gekühlt!

Freilich geſchah es unſerem Pärchen, daß, während Ralph eben ſeinen Arm um die lächelnde Blanca ſchlang, etwa ein Eichhörnchen von der hohen Tanne, unter welcher ſie ſaßen, herunterſprang, dem jungen Weibchen gerade in den Schooß, und in ebenſo haſtigem Sprunge wieder enteilte, oder daß gar die Geſtalt eines Jägers in ähnlichem Momente auf einmal aus dem Dickicht brach und in einiger Entfernung vorüberging. Dann erſchrak Blanca, aber Ralph beruhigte ſie. „Fürchte nichts!“ ſagte er; dem Wildſchützen Amor thut der Jäger nichts zu Leide. Und Liebespaare gehören ſo gut zur Fauna der grünen Wälder als Haſen, Eichhornchen, Ringelnattern, Schmetterlinge u. dgl.“

Nachdem die jungen Vermählten wieder aufgebrochen, erreichten ſie, behaglich ſchlendernd, nach geraumer Zeit einen erhöhten Punkt, wo ſich ihnen die Ausſicht auf den im Sonnenglanz ſtrahlenden Spiegel eines großen Sees, ſowie auf die Stadt in der Niederung, nebſt einem weiten Kranze der ſchönſten Landhäuſer und Gärten eroffnete.

Sie gelangten dann unmittelbar vor eine dieſer Villen, welche, am Abhange liegend, mit der Rückſeite ſich an den Wald lehnte, an weit umſchauender bedeutender Stelle.

Ralph und Blanca ließen ſich an dieſem feſſelnden Punkte ins Gras nieder und genoſſen die Rundſchau, ſoweit ſie nicht durch das breit hingelagerte Landhaus und die lange Gartenmauer gehindert war, auf deren Rand zur Abwehr eingeſetzte, ſcharfzackige Glasſtücke bedrohlich in der Sonne funkelten.

„Da ſieh' nur!" ſagte Ralph; „iſt es nicht ärgerlich, daß gerade an dieſer ſchönſten Stelle, wo man den freieſten Ausblick und den ungeſtörteſten Naturgenuß haben möchte, Jemand eine Villa hingebaut und den Platz für ſich allein in Beſchlag genommen hat? So geht es mit allen reizendſten Punkten in der Welt: man baut die größten Landſitze und Schlöſſer an Orten, wo ſie Weg und Ausſicht für Andere verſperren, und läßt ſie dann wohl gar noch — um das Maß der Sünden voll zu machen — leer ſtehen, juſt wie die Paläſte in der Stadt auch, die oft gar nicht oder nur einen Theil des Jahres hindurch bewohnt ſind, während in ſchlechten Hütten ſich das Volk zuſammendrängt —"

„Und ſich oft ſogar mit einer Scheune begnügen muß," fiel Blanca lächelnd ein, „wie wir vorgeſtern."

„Geſtehe nur, Blanca," verſetzte Ralph, „daß wir trotzdem ſo gut wie auf Eiderdunen ruhten! — Freilich aber hätte es uns begegnen können, daß wir uns am Morgen in der Krippe des Kuhſtalles wiedergefunden hätten, in welche eine ſchlaftrunkene Magd mit dem Heu, auf welchem wir ſchliefen, uns hätte werfen können."

„Ach, wenn wir nur wenigſtens beſſere Kleider hätten!“ ſeufzte Blanca.

„Der Himmel kleidet zwar die Roſen und die Lilien auf dem Felde, aber nicht die Vagabunden!“ verſetzte Ralph achſelzuckend.

„Drei Tage lang,“ fuhr Blanca fort, „habe ich meine Haare nicht mehr gekämmt!“

„Daran thateſt du Unrecht,“ ſagte Ralph; „ſchon wegen der Fichtennadeln, die dir im Haar hängen geblieben. Sie compromittiren dich, liebes Kind, dieſe Fichtennadeln!“

„Nicht mehr als dich die grünen Grasflecken und die Spuren zerdrückter Heidelbeeren in deinen Kleidern!“ gab Blanca zurück.

„Du haſt Recht,“ ſagte Ralph; „wir müſſen nächſtens wieder einmal Toilette machen, liebe Blanca! Aber das Allerdringendſte für den Augenblick wäre doch ein guter Imbiß — meinſt du nicht?“ „Siehſt du,“ fuhr er fort, „wir hungern, und da drinnen ſind vielleicht die rieſigſten und leckerſten Vorräthe aufgehäuft bei Leuten, die Alles haben, nur keinen Hunger!“ —

In dieſem Augenblicke kam aus dem Landhauſe ein Diener, erblickte die Beiden und grüßte ſie im Vorbeigehen.

Der unerwartete Gruß und das etwas einfältige Geſicht des Burſchen beluſtigte den munteren Ralph, und er machte ſich den Spaß, demſelben zuzurufen: Heda, guter Freund, könnten wir nicht einige Erfriſchungen haben?“

Er hoffte ſich an der Verblüffung des Menſchen zu weiden und war auf nichts Anderes als auf eine ſchnöde Abtrumpfung gefaßt.

Aber der Diener verbeugte ſich und ſagte: „Haben Sie nur die Güte, einſtweilen einzutreten; mein Herr iſt ausgegangen und wird in ein paar Stunden zurück ſein.“

Er hatte nämlich von ſeinem Herrn, einem alten Sonderling, der die Villa mit ihm und einer betagten Haushälterin bewohnte, gehört, ein gewiſſes Ehepaar aus der Nachbarſchaft werde vielleicht zum Beſuch kommen, und ſo nahm er die beiden jungen Leute für die Erwarteten.

Ralph und Blanca ſahen einander lächelnd an, und nachdem ſie einen Blick des Einverſtändniſſes, einem ſo hübſchen Abenteuer nicht aus dem Wege zu gehen, gewechſelt, traten ſie, munter der Dinge, die da kommen ſollten, gewärtig, mit dem Diener in das Haus.

An einem Kettenhunde vorüber, einem Köter von abſchreckender Häßlichkeit, der bellend und zähnefletſchend aus ſeiner Hütte gegen ſie ausfiel, durchſchritten ſie den Hofraum, wo ein Truthahn umherſtolzirte, dem ſeine Jungen auf den Rücken kletterten, während ein Pfau auf dem Dache ſaß und einen häßlichen Schrei um den anderen ausſtieß.

Als ſie zur inneren Thür des Wohnhauſes gelangten, war die alte, taube Haushälterin eben beſchäftigt, die Anſätze eines Schwalbenneſtes über dem Thüreingange wegzufegen. Dabei warf ſie einen mißtrauiſchen Blick auf die beiden Fremden, die mit unbewußter Scheu dem geſchwungenen Beſen auswichen, als könnten auch ſie wie die zudringlichen Schwalben mit hinweggefegt werden.

Sie wurden von dem Diener in einen geräumigen Saal geführt.

Hier ſaß ein kleiner, ſchäbiger Affe auf der Spitze ſeiner Kletterſtange und ſah mit grimaſſirendem Geſicht auf einen jungen Hund herunter, der ihm beſtändig nach dem lang herabbaumelnden Schweif ſchnappte und vor Aerger darüber, daß er ihn nicht erreichen konnte, von Zeit zu Zeit ein kurzes Geknurr oder Geheul ausſtieß.

Im Winkel ſaß ein alter Papagei, der wunderlicherweiſe immer „Bum! Bum!“ rief.

Nachdem der Diener Speiſe und Trank herbeigebracht und das Pärchen in ſchweigender Haſt dem dringendſten Bedürfniß einigermaßen Genüge gethan, fragte Ralph, wie denn der Vogel zu dieſem ſonderbaren Ausruf gekommen.

„Dies ‚Bum! Bum!‘“ verſetzte der Diener, „hat er von der Zeit her, wo er mit der Familie, welcher er angehörte, in einer vom Feinde belagerten und fleißig mit Kanonen beſchoſſenen Stadt zu Hauſe war. Tag für Tag hörte er da nichts als Bum! Bum! Bum! und machte es bald nach, und hat darüber Alles, was er früher wußte, vergeſſen. Nur den Namen des kleinen Töchterchens ſeiner damaligen Beſitzerin wiederholt er noch manchmal, aber ſehr ſelten.“

Jene ehemalige Herrin des Vogels, erzählte der Diener auf weiteres Befragen, ſei eben bei der erwähnten Belagerung Wittwe geworden, indem ihr Gatte, der Commandant beſagter Stadt, bei der Vertheidigung derſelben ums Leben kam. Dieſe Frau aber, fuhr der Diener fort, indem er dabei auf eines der im Halbdunkel an der Wand hängenden beſtaubten und halb verblichenen Familienbildes wies, eben dieſe Frau ſei die Schweſter des jetzigen Beſitzers der Villa geweſen. Nachdem auch ſie geſtorben und ihr Töchterchen mitten in den wildeſten Kriegswirren gleichfalls verdorben und geſtorben, ſei dieſer Bruder in den Beſitz des Landhauſes und des ganzen ſchweſterlichen Vermögens gekommen.

„Und der lebt da nun ſo müſſig hin als alter Hageſtolz?“ fragte Ralph. „Womit verbringt er denn ſeine Zeit? Spaziert er fleißig im ſchönen, grünen Walde?“

„Das nicht!“ entgegnete der Diener; „und wenn er es thut, ſo geſchieht es nur, um Tannenzapfen in die Taſche zu ſtecken, mit welchen er hernach den Ofen heizen läßt.“

„Er iſt alſo ein Bischen knauſerig, dein Herr?“ fuhr Ralph zu fragen fort.

„Wie man's nimmt! Küche und Keller ſind immer wohl beſtellt und ſich ſelber gönnt er das Beſte.“

„Und was iſt denn eigentlich ſeine Hauptbeſchäftigung, ſein Zeitvertreib?“

„Seine Hauptbeſchäftigung iſt, ſo zu ſagen, der Fliegenfang; denn er haßt die Fliegen, daß es nicht zu ſagen, beſonders die Brummfliegen, weil dieſe ihn nach Tiſche, wenn ihm eine davon durchs Fenſter oder durch die Thür ins Zimmer gerathen iſt, mit ihrem Geſumſe im Mittagsſchläfchen ſtören. Er will aus dieſem Grunde auch kein Fenſter öffnen laſſen, ſo daß die Luft in ſeinen Gemächern immer dumpf und verdorben iſt. Und da giebt er ſich denn auch beſtändig damit ab, allerlei neue Fliegenklatſchen zu erfinden, ſowie auch allerlei Gifte zu brauen, um dem verdammten Geſchmeiß, wie er ſagt, den Garaus zu machen. Ferner ſind da unten im Garten alle Bäume voll Schlingen und Fallen für die Vögel, die er ebenfalls nicht leiden mag, weil ſie ſchon am frühen Morgen vor ſeinem Fenſter zwitſchern und lärmen.“

Nachdem Ralph und Blanca ſich hinlänglich geſtärkt und der geſchwätzige Diener ſie vorläufig ſich ſelbſt überlaſſen hatte, gingen ſie daran, heiter angeregt durch die ausgeſuchten Erfriſchungen, die ſie genoſſen, ſich in den Räumlichkeiten, in welchen ſie ſich befanden, ein wenig umzuſehen.

Eine anfröſtelnde, gemüthloſe Pracht herrſchte in den Gemächern. Die Einrichtung war altväteriſch, unbequem: ſchmale Seſſel mit hochgethürmten Lehnen, ſteife Sophas, Schränke mit Zierrathen, welche Fratzengeſichter vorſtellten.

An einer wunderlich geſtalteten Uhr ſchlich der ſilberne Perpendikel plump und träge hin und her.

Daneben hing das Philiſter-Möbel, der Barometer, in rieſigen Dimenſionen, deſſen Zeiger ſoeben, wie wahrſcheinlich immer, um ſich nicht zu compromittiren, auf „Veränderlich“ wies.

Ein koſtbares, aber jungfräuliches Tintenfaß, in welchem niemals ein Tropfen Tinte geweſen, ſtand auf dem ſchnörkelhaft verzierten Schreibtiſche.

Von Büchern war nur ein einziges zu ſehen; es hatte einen ſehr ſchönen Einband; als aber Blanca es neugierig öffnete, ſo erwies es ſich als eine Tabakbüchſe.

Eine Menge alter, verblichener Familienportraits, überkruſtet mit den Spuren der Fliegen aus früheren Jahrzehnten, bedeckte die Wände.

Ausländiſche Gewächſe mit großen, aber ſchadhaften Blättern ſtanden in der Fenſterniſche wie gelangweilt da, ſo zu ſagen gedankenlos, geiſtesabweſend.

Blickte man durchs Fenſter in den Garten hinab, ſo ſah es auch dort nicht friſcher und anziehender aus: ein ſchnörkelhaftes, ſteifes, ſeelenloſes Anſehen hatte auch dort Alles. Das Ganze erſchien in ein ſo nüchternes Licht getaucht wie die Scenerien eines Guckkaſtenbildes. Und doch war der Garten groß und reich angelegt, und über den Garten hinweg ſah man hinaus in eine bezaubernde Ferne.

Ralph öffnete in ſeinem Uebermuth einen großen Kleiderſchrank. „Da ſieh!“ ſagte er zu Blanca, „der alte Gauch beſitzt ein halbes Hundert Röcke und ein halbes Hundert Beinkleider; ohne Zweifel auch eben ſo viele Schnallenſchuhe oder langröhrige Stiefelpaare.“

„Wie moderig es hier duftet,“ ſagte Blanca, „wie dumpf! Der Burſche hat Recht, es gelangt kein friſcher Hauch in dieſe Gemächer!“

„Herein, ihr verbannten, ſchwer verfolgten Brummfliegen!“ rief der fröhliche Ralph. „Summt und brummt heut' einmal hier nach Herzensluſt!“

Damit öffnete er die Fenſter weit, und herein kamen die Brummfliegen und brummten und ſummten luſtig. Sogar ein Schwalbenpaar verflog ſich herein und flatterte eine Weile zwitſchernd in den Gemächern hin und her. Zuletzt kam gar ein Falter geflogen und ſetzte ſich zutraulich auf den Strauß, den Blanca im Walde gepflückt und vor die Bruſt geſteckt hatte.

Schon mit ſeinem Eintritt hatte das junge Paar einen friſcheren Hauch durch dieſe Räume verbreitet; und nun verſchwand bald alles Dumpfe völlig unter den würzigen, ziehenden und wehenden Lüften.

Einmal ſchwang ſich Ralph auf einen Stuhl, um die Bilder, die im Halbdunkel an einer vom einfallenden

Tageslichte abgekehrten Wand hingen, genauer anzuſehen. Er wiſchte den Staub von dem Bilde einer Frau, betrachtete es und ſprach dann nachdenklich vor ſich hin:

„Dieſe Frau habe ich ſchon einmal geſehen; ich weiß nur nicht, ob in der Wirklichkeit oder im Bilde — potz Blitz! wo hab' ich die nur geſehen?"

Blanca achtete nicht darauf, denn ſie war eben beſchäftigt, den Kakadu zu necken und ſich von ihm in den Finger beißen zu laſſen.

Hernach entdeckten die Beiden, ihre kleine Durchmuſterung des Hauſes fortſetzend, das Schlafgemach des Alten, in welchem ein altväteriſches, aber von weicher, glänzender Seide ſtrotzendes Himmelbett ragte.

Auf einem Tiſchchen in der Ecke fand Blanca neben allerlei Leckerbiſſen einen kleinen Flaſchenkorb gefüllt mit einer Weinſorte, deren prachtvolle, goldgelbe Farbe ſie nicht genug bewundern konnte.

„Das iſt Tokayer!" ſagte Ralph. „Heraus aus dem Kerker, in welchem der alte Harpagon dich hielt, feuriger Ungar!"

Er entkorkte eine Flaſche, dann tranken die Beiden einander zu, ſetzten ſich dabei an den Rand des Himmelbettes und koſ'ten und plauderten.

„Wenn jetzt der Alte käme!" ſagte Blanca.

„Wir ließen ihn gar nicht herein!" erwiderte Ralph. „Es fängt an, mir hier zu gefallen! Wenn wir nur acht Tage hier hauſten, wie würde ſich Alles in dieſen Räumen verändern! Ich ſchlage vor, daß wir hier bleiben, Blanca, ſo lange es geht! Setzen wir uns da feſt, verſchließen wir die Thüren, vertheidigen wir uns und übergeben wir den Platz erſt dann, wenn er durchaus nicht mehr zu halten iſt! Ich möchte zur Abwechſelung einmal in dieſem ſeidenen Bette ſchlafen. Wär's nicht ſchön, da zu überwintern? Die holde Sommerzeit, wo es luſtig zu wandern iſt, wird bald vorüber ſein. Siehſt du," fuhr er fort, durchs offene Fenſter hinausdeutend, „die großen Pappeln da vor dem Gartenthore ſtreuen ſchon ihre Wollflocken durch die Luft umher, und die Ranken des Weins ſind ſchon ganz über die Mauer bis zum Fenſterrande heraufgekrochen. Ueberwintern wir, wiederhole ich, und ſperren wir den Alten hinaus; er verdient nichts Beſſeres, als im Winter mit den Krähen draußen im Schnee herumhüpfen zu müſſen."

Blanca lachte. „Wenn aber zuletzt doch der Augenblick kommt, wo wir die Feſtung nicht länger behaupten können, was dann? Meinſt du, man wird uns freien Abzug gewähren? Ich glaube, wir werden uns ſchmählicherweiſe gefangen geben müſſen!"

„Ganz und gar nicht!" verſetzte Ralph. „Wir entſchlüpfen im letzten Moment nöthigenfalls durch die Hinterthür in den Garten und von da in den Wald hinaus."

Nun ſetzten ſich die Beiden an das altmodiſche Piano; es war entſetzlich verſtimmt, ſeit Jahren unberührt; aber die beiden luſtigen Leutchen ſpielten doch und ſangen und lachten, führten Duette und ganze Theaterſcenen mitſammen auf und trieben dann wieder anderen Muthwillen.

Sie durchſtöberten, erprobten, verkoſteten und genoſſen Alles, was in den Händen des alten Harpagon ein ungenützter und unfruchtbarer Beſitz war.

„Da wir nun thatſächlich die Herren dieſer Villa ſind,“ ſcherzte Ralph, „ſo müſſen wir erwägen, wie wir es uns einrichten wollen. — Künftig, liebes Kind, mußt du goldene Nadeln im Haar tragen, ſtatt der Fichtennadeln, die du gegenwärtig darin trägſt! — Hol' mich der Geier, wenn ich nicht am liebſten alle Sterne des Himmels zu einer Perlenſchnur für dich reihen und den goldenen Mond ſelber als Broche dir vor die Bruſt heften möchte!“

„Wie prachtvoll,“ ſagte Blanca, durchs Fenſter hinausblickend, „muß dort über dem See die Sonne untergehen! und wie angenehm müßte ſich's wandeln in der Abendſtunde, Hand in Hand, auf dieſen idylliſchen Matten!“

„Und welch ein Ausblick!“ fügte Ralph hinzu. „Vor uns der weithin leuchtende Waſſerſpiegel, hinter uns die traulichen Waldberge, in reizendem Halbrund um das Landhaus gelagert! Auf allen dieſen Höhen werden die Gluten unſerer Liebeswonne wie Freudenfeuer emporſchlagen“ . . .

„Schwärmer!“ warf Blanca lachend ein. „Der Alte wird unſerer Liebeswonne ſchwerlich Zeit dazu laſſen.“

„Nichts mehr von dem Alten!“ ſagte Ralph. „Wir machen Ausfälle, wir vertheidigen uns, wir jagen den Alten meilenweit in die Flucht, wir verproviantiren uns, wir ſchaffen herein, was uns beliebt!“

„Vor Allem,“ ſagte Blanca, „muß ein neuer, wohl beſaiteter Flügel hereingeſchafft werden, zu deſſen Klängen wir Duette ſingen können — und die ſchönſten Romane, die wir einander vorleſen — und die neueſten Komödien, die wir da zuſammen aufführen — und für Haus und Garten alle möglichen Blumen und die erleſenſten Singvögel“ . . .

„Und Kaninchen,“ fügte Ralph hinzu, „und Reitpferde, und Turteltauben, und Hunde.“

„Ein Windſpiel mindeſtens!“ rief Blanca. „Ich liebe die Windſpiele — ſie ſtehen ſo gut auf Gemälden neben ſtolzen Damen in ſchwarzen Seidengewändern. Und dann, weißt du, lieber Ralph, ſo eine große, zierliche, ſchön geſchliffene, goldberänderte Glaswanne müſſen wir auch haben, mit herzigen kleinen Molchen und Salamanderchen und drolligen Schildkrötchen“ . . .

„Da haben wir's!“ rief der junge Mann. „Bis vor Kurzem pflegtet ihr Frauenzimmerchen hell aufzuſchreien, wenn euch eine Maus über den Weg lief, fielet vor einer Kröte in Ohnmacht und littet kein Gethier um euch als etwa ein Hündlein oder Kätzchen oder einen Kanarienvogel im Bauer, und jetzt hätſchelt ihr Molche und Drachen und was weiß ich für klebriges, glitſchiges Gezücht!“

„Schweig' ſtill, Ralph, das verſtehſt du nicht!“ entgegnete Blanca ernſt, „die kleinen Molche ſind recht artige Thierchen! Und dieſe alten, ſteifen, ſchnörkelhaften Möbel,“ fuhr ſie fort, „die werfen wir ins Feuer und richten es uns wohnlich und traulich ein; ganz einfach, aber behaglich. Nur mein Schlafgemach, das muß zum mindeſten ſo prächtig ſein wie dieſes da!“

„Ganz recht,“ ſagte Ralph, freudig zuſtimmend; „das wollen wir zu einem kleinen Paradieſe geſtalten. Und das reſerviren wir für uns ganz allein. Da hinein darf niemals ein Dritter den Fuß ſetzen. Da vereinigen wir Alles, was ſchön und prächtig iſt. Da trägſt du Purpurhemden und Schlafröcke von gelber Seide. Tauſend und eine Nacht muß da verwirklicht werden, und alle Glückſeligkeiten des Schlaraffenlandes dazu!"

Bis ins Kleinſte wurden die Herrlichkeiten des Wundergemachs und das ganze übrige Hausweſen und Familienleben beſprochen und feſtgeſtellt.

Dazwiſchen hatte der Papagai von Zeit zu Zeit ſein „Bum! Bam! Bum!" vernehmen laſſen. Jetzt aber begann er plötzlich denſelben Ruf ſo laut herauszuſtoßen, daß es durchs ganze Haus ſchallte, und daß die Beiden ihr eigenes Wort nicht mehr hörten.

Durchs Fenſter blickend, ſah Ralph einen Alten, wie ihn der Diener beſchrieben, von der Stadt her den Berg heraufkommen.

Es war ein ausgedörrtes Männchen mit einem grobknochigen, faltigen, ſtark grimmaſſirenden Geſicht und kleinen, boshaft zwinkernden Augen.

Ralph verließ das Gemach, und nach wenigen Augenblicken zurückgekehrt, ſagte er, zufrieden lächelnd: „So! Nun ſind die Thore der Feſtung geſchloſſen, die Zugbrücke iſt aufgezogen, die beiden Verbündeten des Feindes ſind durch einen liſtigen Handſtreich hinter Schloß und Riegel geſetzt und unſchädlich gemacht, die Mauern ſind feſt und die Beſatzung trotzt jeglichem Angriff!"

So ſprechend, nahm Ralph aus dem Kleiderſchranke des Alten einen großgeblümten Schlafrock und eine Sammtkappe und bekleidete ſich damit, während Blanca aus einem Schranke, der in einem Vorgemache ſtand, und in welchem die Kleider der Haushälterin aufbewahrt wurden, ſich ebenfalls in entſprechender Weiſe vermummte. Nachdem ſo jener dem alten Harpagon, dieſe der Haushälterin ſo ähnlich als möglich ſich herausſtaffirt, wobei ihnen die ſchauſpieleriſche Uebung zu ſtotten kam, traten ſie beide auf den Balcon hinaus und nahmen dort gemächlich Platz, Ralph aus einer langen Pfeife rauchend, die er gefunden, Blanca ſich in eine gleichfalls dem Schranke der Haushälterin entlehnte alte Poſtille vertiefend.

Der herankommende Alte erblickte die Fremden auf dem Balcon und erſchrak. Und war das nicht gar eine Art von Spiegelbild ſeiner ſelbſt und ſeiner alten Veronika? Einen Augenblick blieb er ſtarr vor Erſtaunen, dann wollte er haſtig ins Haus eintreten. Aber die Thür war verſchloſſen. Er pochte ſtark. Niemand öffnete.

„Kaspar! Veronika!“ ſchrie er ungeduldig, indem er fortfuhr, giftige Blicke nach dem Balcon hinauf zu werfen.

Aber Kaspar und Veronika fanden ihre eigene Thüre von außen verſperrt, konnten ihm nicht helfen.

Wieder pochte er, und als dies nichts nützte, rief er zuletzt die auf dem Balcon Sitzenden an, deren ſchweigende Ruhe ihn empörte. Was dies bedeuten ſolle? fragte er. Mit welchem Rechte ſie ſich's ſo unverſchämt bequem machten in ſeinem Hauſe?

„Mein Herr,“ gab Ralph zurück, ſich vom Balcon herunterbeugend, „iſt dies die Manier eines gebildeten Mannes, die Gaſtfreundſchaft eines anſtändigen Hauſes in Anſpruch zu nehmen? Statt ruhig an die Thür zu klopfen und Ihre Karte abzugeben, lärmen und ſchreien Sie draußen wie ein Betrunkener, der in ſpäter Nacht Einlaß fordert an der Thür einer ſchon geſchloſſenen Kneipe!“

„Dies iſt mein Haus!“ kreiſchte der Alte, begann neuerdings zu toben und drohte, nach dem Polizeihauſe zu gehen.

„Thun Sie das,“ ſagte Ralph, „und erkundigen Sie ſich dort nach der Nummer Ihrer Wohnung, die Sie vergeſſen zu haben ſcheinen. Sie werden erfahren, daß Sie im Irrthum ſind, wenn Sie glauben, daß“ . . .

„Kaspar! Veronika!“ ſchrie der Alte dazwiſchen, lief in ſeinem Zorn wie eine Bachſtelze umher und grimaſſirte entſetzlich.

„Mein Herr,“ ſagte Ralph, „ich wiederhole Ihnen, daß wir Niemanden empfangen. Laſſen Sie friedliche Leute ungeſtört, die nichts verlangen als Ruhe für ihre Flitterwochen!“

Neues Poltern an der Thür. „Kaspar! Veronika! ins Teufelsnamen, öffnet, oder ich“ . . .

„Verehrungswürdiger Greis!“ begann Ralph von Neuem; „kommen Sie der Thür nicht zu nahe! unſer Kettenhund iſt biſſig, und unſere Hausmagd führt einen ſcharfen Beſen; ſie verſteht ſich darauf, zudringliche Schwalben, die durchaus hier zu Hauſe ſein möchten, hinwegzufegen!“

„Weg da von meinem Balcon!“ rief der Alte, außer ſich vor Wuth; „weg da, freches Geſindel, oder ich werfe euch dieſen Feldſtein da an die Köpfe!“

„Nur zu, zornige alte Hummel!“ gab dem erboßten Harpagon von unten der Harpagon von oben zurück. „Wir haben tüchtige Fliegenklatſchen dahier und werden uns gegen deinesgleichen zu vertheidigen wiſſen.“

„Das mir, dem Beſitzer des Hauſes?“ ſchrie der Harpagon von unten und ſpuckte vor Grimm um ſich.

„In Ihren Jahren noch ſolche Faſtnachtsſcherze!“ rief lachend der Harpagon von oben. „Schämen Sie ſich, Herr! Entfernen Sie ſich! Sie ſehen, es herrſcht hier keine Geneigtheit, auf Ihre plumpen Späße einzugehen!“

„Bei allen Teufeln, wer treibt plumpe Späße, Herr, Sie oder ich?“ ſchrie der Harpagon von unten. „Oeffnen Sie! zum letzten male ſei es geſagt!“

„Sie heulen ja,“ entgegnete mit kaltem Hohne der Harpagon von oben, „Sie heulen ja um Einlaß, als ob es draußen ſtürmte und hagelte! Was wollen Sie bei dieſem prachtvollen Wetter? Sie können getroſt Ihren Weg im Freien noch eine Weile fortſetzen, ohne fürchten zu müſſen, ſich einen Schnupfen zuzuziehen!“

Der Harpagon von unten ſagte nichts mehr. Wüthend ſtürzte er von dannen, um die Hülfe der Polizeibehörde und der Nachbarsleute in Anſpruch zu nehmen.

„Schade, daß wir kein Publicum da hatten!“ ſagte Ralph zu Blanca. „Wir haben, glaub' ich, das Stückchen Komödie gut geſpielt, am beſten aber der Alte.“

Das luſtige Paar hatte alſo noch eine kleine Friſt. Es benützte dieſelbe dazu, den Eichhörnchen zuzuſehen, die vom Walde herunterkamen und einen Zaun entlang tanzten, von wo ſie ſich auf einen alten großen Nußbaum ſchwangen, um ihn zu plündern und ſeine Früchte für ihren Wintervorrath hinwegzutragen.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde kam der Alte zurück, einen dickleibigen Herrn an der Seite, an deſſen Amtsrock die metallenen Knöpfe in der Sonne funkelten, und der ſich mit einem großen farbigen Tuche den Schweiß vom kahlen Vorhaupt wiſchte. Es war der Polizeibeamte. Vor ihm ſchritten ein paar bewaffnete Diener der öffentlichen Sicherheit; eine Anzahl von Nachbarsleuten, wie ſie auf die Nachricht von dieſem wunderlichen Vorfalle zuſammengelaufen waren, ſchloß ſich an.

Ein angeblich blinder Bettler, der in der Nähe an einer Brücke ſaß, ſchlug ſich hinter die Büſche, als er die Organe der Geſetzlichkeit herankommen ſah. Aber Harpagon zog ihn beim Kragen hervor und denuncirte ihn dem Polizei-Beamten als Landſtreicher.

Jetzt war die Truppe vor dem Hauſe angelangt. Ein ſtämmiger Mann in Hemdärmeln, mit berußtem Geſicht, trat hervor und begann mit Eiſengeräth am Schloß der Thür zu hantiren.

Der Augenblick konnte nicht fern ſein für die beiden luſtigen Vögel, ſich in der beabſichtigten Weiſe durch die Hinterthür gegen den Wald hin aus dem Staube zu machen.

Während ſie in der That ſich anſchickten, das Gemach zu verlaſſen, kreiſchte es auf einmal hinter ihnen: „Blanca! Blanca!“

Es war, als ob ſie Jemand eindringlich zurückriefe.

Erſtaunt wandten ſie ſich um; es war Niemand da als der alte Papagei, dem es in dieſem Augenblicke wieder einmal gefiel, ſtatt ſeines gewöhnlichen Lieblingsrufes jenen älteren, halb vergeſſenen hören zu laſſen. Er wiederholte denſelben, hin- und herhüpfend, mit großer Lebhaftigkeit immer von Neuem.

Betroffen blickten Ralph und Blanca ſich an.

Plötzlich that Ralph einen kurzen Schrei, und Blanca wußte nicht, ob er toll geworden oder was es ſonſt ſei, daß er auf ſie zuſtürzte, ein Medaillon an ſich riß, das ſie am Halſe trug, es öffnete, einen Blick darauf warf, zuletzt mit einem Freudenſchrei Blanca ungeſtüm an den Händen faßte und, ohne weiter ein Wort zu ſagen, wie verrückt mit ihr im Gemache umhertanzte.

„Weißt du, was ich entdeckte?“ ſtieß er endlich hervor, ſtill ſtehend, als ihr der Athem ausging. „Wer iſt dieſe Frau?“ fuhr er fort, auf das im Medaillon enthaltene Miniaturbild weiſend.

„Meine Mutter!“ erwiderte Blanca.

„Gut! Nun betrachte das Bild hier an der Wand!“

Er faßte ſie und hob ſie mit kräftigen Armen empor, bis ſie im Stande war, das ſtark beſchattete Bild genau ins Auge zu faſſen.

„Wer iſt das?“ fragte Ralph.

Blanca glitt faſt ohnmächtig aus den Armen Ralphs auf den Boden herab.

„Gott im Himmel, wir träumen doch nicht etwa?“ rief ſie mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Nun wäre ja mit einem male erwieſen,“ fuhr ſie fort, „daß“ . . .

„Daß du die rechtmäßige Erbin und Herrin dieſes Hauſes biſt!“ fiel Ralph ein; „gewiß! und daß Harpagon“ . . .

„Vor der Thür bleiben muß,“ ergänzte Blanca, „wenn ich ihn nicht begnadige, den alten Sünder, der, wie mir nun klar iſt — alte, längſt verblaßte Erinnerungen tauchen in meiner Seele wieder auf — die kleine Blanca bei Seite ſchaffte, ſie dem Director einer wandernden Schauſpielertruppe übergab“ . . .

„Ja, und ohne Zweifel durch beſtochene Zeugen ihren Tod erhärtete, um das ganze ſchweſterliche Erbe an ſich zu bringen.“

„Nun bleiben wir, Ralph!“ —

Er faßte ſie wieder um den Leib und ſchwang ſie hoch empor vor Freuden, nahm ſie dann auf ſeine Arme wie ein Kind und küßte ſie zärtlich.

Jetzt aber eilten die Beiden hinunter an die Pforte des Hauſes, öffneten die Flügel derſelben weit und ſtanden ſo mit einem mal vor den Einlaß heiſchenden freundlich lächelnd da, wie bereit zum Empfange werther und willkommener Gäſte, worüber der Alte und der Polizeibeamte ganz betroffen waren und einen Moment zögerten, einzutreten, ſo daß ſie von den nachdrängenden Neugierigen faſt über den Haufen geſtoßen wurden.

In dieſem Augenblick aber flog auch ſchon Blanca dem Alten an den Hals mit dem Ausruf:

„Kennſt du mich denn nicht, Onkelchen? — Ich bin ja dein Mühmchen — dein Mühmchen Blanca — die ſo lange verloren geglaubte und nun wiedergefundene Blanca!“

So rief ſie, und wie früher mit Ralph, ſo tanzte ſie jetzt mit dem Alten toll umher. Dieſem aber verſagten die Kniee. Mit ſchlotternden Gliedern ließ er auf einen Stuhl ſich nieder, und er wäre in Ohnmacht geſunken, wenn nicht Blanca mit dem Zuruf: „Herzensonkelchen! ich bin's ja, dein liebes Mühmchen!“ ihn immer wieder geweckt und aufgerüttelt hätte.

Was ſollte er thun? Sie war es! Sie lebte! Sie wußte Alles!

Er ſchloß, immer wieder auf ſeinen Stuhl zurückſinkend, die Augen und überlegte.

Dabei ſcholl immerfort durchs Haus der gellende Ruf des Vogels: „Blanca!"

Zuletzt erhob ſich der Alte hüſtelnd, würgte mühſam einige begrüßende Worte hervor und erklärte mit ſauerſüßer Miene den Anweſenden, der ganze Vorfall beruhe auf einem Scherz der beiden jungen Leute, ſeiner Verwandten, Alles habe ſich nun hinlänglich aufgeklärt.

Dabei ſah er den beleibten, müden Polizeibeamten ſcheu und mißmuthig von der Seite an, als wünſche er ihn zu allen Teufeln. Dieſer wiſchte ſich neuerdings mit ſeinem großen Tuche den Schweiß von der Stirn, und da er nicht recht wußte, was er denken ſollte, ſo dachte er gar nichts.

Die anderen Mitgekommenen ſtanden gaffend da und ſahen aus wie Leute, die geneigt ſind, an der Theaterkaſſe ihr Geld zurückzufordern, nachdem das Stück, welches auf dem Zettel geſtanden, abgeſagt worden.

Mit kurzem Danke wollte ſich der Alte von ſeinen herbeigerufenen Helfern verabſchieden.

Aber das muntere junge Weibchen unterbrach den Stammelnden, indem es an alle Anweſenden im Namen ſeines „lieben Onkelchens" die freundliche Einladung richtete zu einem kleinen Imbiß und Freudentrunke, wozu denn auch der Alte, wollend oder nicht, gute Miene machen mußte, während ſie ſelbſt ſofort aus den Vorrathskammern das Nöthige herbeiſchaffte und in freigebigſter Weiſe die Wirthin machte. —

Harpagon fügte ſich in ſein Schickſal. Blanca überließ ihm insgeheim einen Theil des ihr zufallenden mütterlichen Erbes. Das Landhaus mußte er räumen und durfte nichts mit ſich fortnehmen als den Kettenhund Mordax und die alte Haushälterin. Das junge Pärchen aber richtete ſich's ungefähr ſo ein, wie es bei der Flaſche goldgelben Takayers war verabredet worden. Die Liebe, der Genuß, die Jugend, die Poeſie waren mit ihnen eingezogen. Lüfte des friſcheſten Lebens durchwehten von jetzt an die früher ſo dumpfen Gemächer. Die morgendlich zwitſchernden Vögel und ſelbſt die Brummfliegen wurden gelitten, und am Thore niſteten ungehindert die Schwalben.

Der alte Papagei blieb, wie ſich von ſelbſt verſteht, bei dem glücklichen Paare.

Als ein Jahr verſtrichen war, ſchenkte Blanca ihrem Ralph einen roſigen Knaben, und der Vogel begrüßte feſtlich das Erſcheinen deſſelben mit hundertundeinmal hinter einander ausgeſtoßenem „Bum!“ wie die Geburt eines Kronprinzen.

Dante.

(1865)

Se mai continga chè 'l poema sacro
Al quale ha posto mano e cielo e terra,
Sì chè m' ha fatto per più anni macro,
Vinca la crudeltà, che fuor mi serra
Del bello ovile ov' io dormi agnello,
Nimico a' lupi che gli danno guerra:
Con altra voce omai, con altro vello
Ritornerò poeta, ed in sul fonte
Del mio battesmo prenderò 'l capello
Paradiso C. XXV.

Sollte es wahr ſein, was der berühmte franzöſiſche Romantiker, der kürzlich ein geiſtreiches Buch über Shakſpeare ſchrieb, in den letzten Kapiteln ſeines Werkes mit ſo großem Nachdrucke verkündigte: daß die Helden der rohen Kraft, der eigennützigen, ehrſüchtigen That, gegen die Männer des Gedankens, die Helden des Geiſtes in den Hintergrund treten ſollen; daß die Menſchheit nicht mehr beſeſſen, ſondern geführt werden, daß der Weiſe vor dem Helden den Vorrang haben, die „Horde der Flammen" vor der „Legion der Lichter" weichen ſoll; daß die Geſchichte künftig weniger von den „coups de sabre" als von den „coups d'idée" Notiz nehmen ſoll; daß, während die Plejade der Männer der That ſich zum Untergange neigt, erbleichend im Gefühl des baldigen Verſinkens, am anderen Ende des Horizonts, im tiefen Azur des Zukunftshimmels die geheiligte Gruppe der wahren Sterne emportaucht: der Denker, der Dichter, der Künſtler, der großen Erfinder, der Wohlthäter des Menſchengeſchlechts? Dürfen wir eine Beſtätigung dieſes Dichterworts in den Nationalfeſten erblicken, mit welchen man im letzten Decennium angefangen hat, den Cult des Genius zu feiern, die ſtillen Unſterblichen zu ehren, deren Licht, wie uns die Aſtronomen vom Licht der höchſten Sterne berichten, noch Jahre, Jahrhunderte, Jahrtauſende fortleuchtet, nachdem ſie ſelbſt ſchon lange dahin ſind? Freilich iſt es nicht die Perſon des großen Mannes, die bei ſolchen Gelegenheiten gefeiert wird. Träte der gefeierte Todte plötzlich wieder lebendig unter den Feſtreigen derjenigen, auf deren Lippen ſein Name ſo eben begeiſtert ſchwebt, um unter ihnen aufs Neue zu wandeln, zu wirken, der Enthuſiasmus würde bald erkalten, und man überließe den eben Vergötterten bald wieder ſeinem ſchnöden menſchlichen Schickſal. Wir dulden nur Steinbilder auf den Poſtamenten, kein lebendiges Bild. Damit aber gibt wohl auch der Genius ſich zufrieden: erblickt er doch ſelbſt ſein tiefinnerſtes Weſen nicht in ſeiner Leiblichkeit, ſondern in dem Bleibenden, das er außer ſich hinſtellt, losgetrennt von ſeinem hinfälligen Ich.

Nie völlig dunkel war in Italien die Nacht der Barbarei, die den Tag der alten Cultur vom Anbruche der neuen ſchied und die Morgenröthe der neuen Zeit floß Jahrhunderte lang mit der Abendröthe der alten zuſammen. In dieſem Zwielicht ſtand der große Florentiner Dante, der erſte

Italiener und der letzte Römer zugleich. In ſeiner Seele lebte der große Gedanke des alten Römerweltreichs fort; er träumte ſich ein Italien unter kaiſerlichem Scepter; im Schwert des Imperators erblickte er das einzige Gegengewicht gegen die weltlichen Uebergriffe der Tiara, und vielleicht nicht mit Unrecht mochte er hoffen, daß, wäre nur ganz Italien vereint unter dem römiſch-deutſchen Kaiſerſcepter, der Schwerpunkt des Reiches wieder nach Italien fallen würde. Mit genialem Blick erfaßte der große Ghibelline die Grundübel ſeiner Zeit, und die für jenes Jahrhundert einzig denkbaren Mittel der Abhilfe. Wehe dem Genie, das in böſer, verderbter Zeit zugleich ein großer Charakter iſt! Dante war beides. Er hatte das Unglück, ſich die Nichtswürdigkeit ſeiner Epoche zu Herzen nehmen zu müſſen; er beſaß jenen leidenſchaftlichen Eifer für das Gute und Rechte, der zu den unglückſeligſten Gaben gehört, die das Geſchick einem Menſchenkinde verleihen kann, denn er foltert das Herz mit ſchmerzlichen Wahrnehmungen des Weltlaufs, an welchem die Andern kalt vorübergehen. Menſchen wie Dante ſind prädeſtinirt zu Tode gehetzt zu werden. Seine Landsleute, die Florentiner, warfen ihn ins Exil.

Verbannt irrt er von einer italieniſchen Stadt zur andern, die Seele erfüllt vom aufreibenden Widerſtreit einer glühenden Liebe für ſeine Heimat, und eines ebenſo glühenden Haſſes. Er brennt vor Sehnſucht nach ihr, aber er beugt ſich nicht und ſchleudert, immer theilnehmend an ihren Geſchicken, furchtbare Pfeile in Schrift und Rede gegen ſie: ſie antwortet mit verſchärften Decreten ewiger Verbannung. Der Flüchtling durchirrt immerzu die italieniſchen Provinzen, ruhelos, unſtät; jetzt weilt er in den Klöſtern des Apennin, jetzt in den Alpenthälern der Lombardei, jetzt an der Etſch, jetzt am Iſonzo. Er lernt als Flüchtling ganz Italien kennen, und ſtudirt an Ort und Stelle die localen Schattirungen der Erbärmlichkeit ſeiner Zeit. Er iſt kein bloßer Parteimann, kein bloßer Politiker, er iſt ein vollbeſeelter Menſch von großer, tiefer Empfindung: ihn quält nicht blos der Parteienhader, ihn quält die Rohheit, die Unwiſſenheit, die Schlemmerei, alle Verkehrtheit und Verderbtheit, die er ſchauen muß. Aber im Stillen bereitet er eine furchtbare Rache vor: aus ſtahlfeſten Terzinen ſchmiedet er ſich einen Himmel und eine Hölle, realer und ewiger vielleicht als die wirklichen, und hält ein Weltgericht über Alles, was ſeine Seele verbittert hat.

Dante iſt der Poet des erhabenen Zornes, und wahrlich, es gibt keine beſſere Wehmutter der Dichtung, als ein hochaufgeſammelter erhabener Zorn in der Dichterbruſt — in ſolcher Eſſe werden Apollon's ſchärfſte Pfeile geſchmiedet; in Widerwärtigkeiten muß das Dichtergemüth gereift ſein, gequält muß der Dichter ſein von allen Nadelſtichen und allen Keulenſchlägen des Schickſals; verlaſſen, verſtoßen muß er hinwandeln, verfolgt von den Dämonen des Haſſes, der Verkennung und der leiblichen Drangſal; empört muß er ſein in tiefſter Seele von kleinlichen Geſinnungen um ſich her, von ſchmählicher Selbſtſucht, von unſeliger Halbheit und Apathie, von Geſinnungsloſigkeit, von Habgier und Genußſucht, von eitlem, principloſen Parteigezänk der Zeitgenoſſen, von Zerfahrenheit der Beſtrebungen, die unfähig iſt, Einen großen Gedanken feſt im Auge zu behalten, und die alles Große vereitelt oder nur halb gelingen läßt. Zu tief durchdrungen muß er vor Allem ſein vom Wehe des Vaterlandes in jenem lebendigen Vaterlandsgefühl, das keinem echten Manne fehlt, — denn Mangel an dieſem Gefühl iſt immer der ſicherſte Prüfſtein der Charakterloſigkeit. Ja, der Dichter bedarf des Schmerzes, bedarf des Zorns; der echte Dichter iſt ſtets ein Richter und jedes Weltgedicht ein Weltgericht.

Ein ſolches Weltgedicht und Weltgericht im höchſten Sinne aber iſt Dante's „Göttliche Komödie“ — von jenen unvergänglichen Werken eines, wie ſie in Jahrtauſenden nur einmal der poetiſche Geiſt in ſeiner Vollkraft mit einer jungfräulichen Sprache zeugt. Dies Gedicht umfaßt die Lebenselemente jener ganzen Zeit in einer organiſch-lebendigen Durchdringung, die man anſtaunt als ein Wunder: Liebe und Haß, Empfindung und Gelehrſamkeit, Theologie und Politik, Religion und Freiheit — das Alles iſt ineinander gewachſen, und doch tritt jedes für ſich wieder ſo energiſch hervor, als wäre es das Hauptprincip des Gedichts. Alle Stimmen erklingen in dieſem Pandämonium: die Lobgeſänge der Seligen und das Winſeln der Verdammten, das Waffengeklirr der Welfen und Ghibellinen und die Harmonie der Sphären. Dante's Werk iſt das erhabenſte, das kühnſte, das tiefſinnigſte, das gelehrteſte, das abſtruſeſte, wenn man will, das je geſchrieben worden, wie ein Wunder ſteht es in der heiteren Literatur des romaniſchen Südens; als ein gothiſcher Dom thürmt es ſich auf im ſonnigen Lande der einſchmeichelnden Melodien, im Lande der Goldorangen — mit der Macht des Genius die eigenen Landsleute des

Dichters zwingend, anzuerkennen, was ſie nicht immer anerkennen: das Erhabene, das Tiefſinnige, und ſie daran gemahnend, daß die italiſche Seele einſt nicht blos der Mutterſchooß des Schönen, des Zierlichen, des Gefälligen, ſondern auch des Großen und des Gewaltigen war.

Ein halbes Jahrtauſend iſt verfloſſen, ſeit der Wanderer Dante müde zuſammenſank, um fern der Heimat den Todesſchlaf zu ſchlummern. Aber horch — die Zeit iſt um, es erklingen die Glocken von Florenz, vom Dantegrab in Ravenna ſchwebt ein unſichtbarer Geiſterzug nach der Arnoſtadt. Der Verbannte, der Flüchtling Dante kehrt endlich heim, und die Verheißung erfüllt ſich, die wir aus ſeiner Dichtung an die Spitze dieſer Zeilen geſtellt: am Quell, der ihn getauft, empfängt er den Kranz der höchſten Ehren.

Und dieſe Feſtglocken von Florenz, ſie finden ein Echo überall, und mehr vielleicht als irgendwo finden ſie es in deutſcher Bruſt. Freudigen Antheil nimmt, der Tagesfehde vergeſſend, das deutſche Volk an der Feſtfreude des Landes, das doch immer jedes edel geſtimmte deutſche Gemüth am meiſten liebt nach dem eigenen. Zu den Gräbern, über welchen deutſche und italiſche Hand ſich freundlich und friedlich im Geiſte begegnen ſoll, gehört das Grab des großen Ghibellinen, das Grab des Dante.

Bogumil Goltz.

(1866)

Es gibt keine verkannten Genies. Wenn Verſtändniß und Urtheilskraft unter den Menſchen auf ein kleinſtes Maß geſchwunden, ſo wirkt noch leiſe ein gewiſſer Inſtinct für das Bedeutende. Laßt die Beurtheiler ſich in Abſurditäten gegen ein echtes Werk der Dichtung oder der Kunſt erſchöpfen, es macht ſich doch zuletzt, wie in der Geſchichte und im Leben, ſo in der Werthſchätzung des Bedeutenden ein Geſetz des *Ausgleichs* geltend, und man weiß oft ebenſo wenig, wie das beſcheidene Gute, das man zu überſehen ſchien, zu der ihm gebührenden Rangſtufe gelangt iſt, als man angeben kann, wohin die geräuſchvoll ausgetrommelte Mittelmäßigkeit geſchwunden iſt. Oft bleibt ein tüchtiger Mann mit ſeinem Verdienſt Jahrzehnte lang im Hintergrunde. Er zählt einzelne Verehrer, aber im Ganzen ſpricht man wenig von ihm. Wir geben ihn verloren, aber eines ſchönen Morgens erblicken wir ihn auf hohem Piedeſtal, beſtrahlt vom vollen Lichte, und wir ſehen, daß er nichts verſäumt hat.

Wer hat bis vor wenigen Wochen in den Blättern der öſterreichiſchen Capitale auch nur ein einziges mal den Namen Bogumil Goltz geleſen? Welches ſeiner Werke iſt von einem dortigen Kritiker gewürdigt worden? Man mußte glauben, er ſei dort wenig gekannt, und er war es vielleicht auch. Aber das erwähnte Geſetz des Ausgleichs machte ſich geltend. Der rechte Augenblick war gekommen. In drei Tagen wußte die ganze Reſidenz, Bogumil Goltz ſei ein berühmter Mann.

Freilich, man merkte es den Lobrednern an, daß ſie von der Bedeutung des Gaſtes, der plötzlich unter ihnen erſchien, waren überrumpelt worden. Er electriſirte ſie bei der erſten Berührung mit den am meiſten zu Tage liegenden Seiten ſeines Weſens: ſie wollten ihm gerecht werden und erſetzten durch Enthuſiasmus für die Totalität dieſer Erſcheinung die noch mangelnde Kenntniß des Details. In der Eile geſchah es auch, daß ſie den neuen Wein auf Flaſchen mit alten Etiketten zogen. Sie nannten den Gaſt einen Humoriſten, ihn, den ernſthafteſten Schriftſteller von ganz Deutſchland. Sie fanden ihn witzig und geiſtreich, ihn, der über die „Unausſtehlichkeit der Geiſtreichen“ ein langes Capitel in einem ſeiner Werke geſchrieben. Um geiſtreich zu ſein, beſitzt Bogumil Goltz zu viel Herz, und um Einfälle zu haben, iſt er zu gedankenvoll.

In dieſem Augenblick iſt Goltz der bedeutendſte unter den deutſchen Proſaikern. Wodurch errang er ſich dieſe Stellung? In Bezug auf die Form ſeiner Werke dadurch, daß dieſe ſpontan und überall durch die Sache beſtimmt iſt; in Beziehung auf den Inhalt ſeiner Werke dadurch, daß ſie einen wirklichen Inhalt haben. Woran es immer am meiſten gebricht, ſind originelle Geiſter, Schriftſteller, die wirklich etwas zu ſagen haben, die einem innern Drange folgen, die aus einer einheitlichen, ſichern und dabei bedeutenden Weltanſchauung, Ueberzeugung und Stimmung herausſchreiben. Einen ſolchen Schriftſteller haben die Franzoſen noch an Michelet, die Amerikaner an Emerſon, die Deutſchen an Bogumil Goltz. — Männer dieſer Art haben ihre Schwächen. Man wirft ihnen vor, ſie wiederholten ſich in ihren Werken. Ja, ſie thun es, und würden ſich gern noch viel öfter wiederholen, denn ſie finden, daß man ſie, trotz dieſer beſtändigen Wiederholungen des Weſenhaften, nur halb verſteht. Sie ſind einſeitig, ſagt man; aber ſie ſind es mit halber Abſicht, weil ſie die Betonung, die ſie auf das legen, worauf es ihnen für den Augenblick am meiſten anzukommen ſcheint, nicht abſchwächen wollen durch eine pedantiſche Gerechtigkeit in der Vertheilung von Accenten, und weil ſie ſich als geiſtige Kräfte fühlen, die, wie die mechaniſchen, es nur dann zu einer großartigen Wirkung bringen können, wenn ſie unabläſſig in einem Sinne, in einer Richtung wirken.

Goltz hat, wie Emerſon, ſpät angefangen, für die Oeffentlichkeit zu ſchreiben. Es konnte dies nicht anders ſein bei Männern, deren Beſtes in der wunderbarſten Beherrſchung und Vergeiſtigung des Erfahrungsmäßigen beruhen ſollte. Nachdem Goltz als Oekonom ſein Mannesalter verlebt, ging er auf Reiſen, und entladet jetzt, als rüſtiger, friſcher, liebenswürdiger Greis, die geiſtige Electricität, mit der er ſich in der Atmoſphäre des Lebens geſättigt, in kräftigen Strömungen und Geiſtesblitzen.

Unſer Zeitalter iſt ein im höchſten Grade unphiloſophiſches. Dies geht ſo weit, daß alles Gedankenhafte, ſelbſt wenn es gar nicht ſpeculativer Natur iſt, auf die Köpfe der Zeitgenoſſen verwirrend und befangend wirkt. Wenn überdies Gleiches nur durch Gleiches, Verwandtes durch Verwandtes erkannt wird, ſo würde es, bei der Verſchiedenheit der Goltz'ſchen Denkart von der landläufigen und modernſten, mit der Anerkennung unſeres Denkers ohne die Nachhilfe jenes „Inſtinktes für das Bedeutende“ übel beſtellt ſein. Sind es doch die ewigen Rechte des Herzens, des Gemüthes, für die er eintritt in einer Zeit des vorwiegenden Profanverſtandes und der Schulvernünftigkeit. Der Gegenſatz von Natur und Geiſt, von Sinnlichkeit und Vernunft, von Barbarei und Civiliſation, von Naturalismus und Schematismus, von Divination und Wiſſenſchaft — dieſe Mächte und ihr Widerſtreit, ihre Polarität und ihr beſtändiger Ausgleich, auf welchem die Geſchichte und das Leben beruht, ſind der Mittelpunkt ſeines Gedankenſyſtems. Er begreift ſie nicht in ihrer ſpeculativen Tiefe, denn er gewinnt, ein Antäus, ſeine Stärke durch die Berührung mit dem mütterlichen Boden der Erde, der Empirie; aber er erfaßt und deutet von dieſem Standpunkte aus mit genialem Blick das Kind und den Erwachſenen, das Weib und den Mann, das Volk und die Gebildeten, die Völker des Südens und des Nordens, und ſtattet ſeine Charakteriſtiken mit einem ſo immenſen Reichthum ſcharfſinniger Beobachtungen und geiſtiger Beziehungen aus, daß man gezwungen iſt, die Goltz'ſchen Werke von dieſer Seite als eine nicht blos in der deutſchen, ſondern in der geſammten Literatur einzige Erſcheinung zu bezeichnen.

Eigenthümlich iſt das Verhältniß, in welches ſich Goltz zur Kunſt und Poeſie ſtellt. Er hat ein wunderbares Gefühl für die unmittelbare Poeſie der Natur und des Lebens, aber die durch Vers und Reim, durch Klang und Farbe vermittelte betrachtet er im Ganzen mit mißtrauiſchen Augen. Er wirft den Poeten und Literaten vor, daß ſie die heiligen Herzensmyſterien ſchamlos profaniren und ausplaudern, und ſchämt ſich zuweilen auch für ſeine Perſon, daß er Schriftſteller iſt. Goltz iſt eine ganz ſpecifiſch norddeutſche Kernnatur: herb und ſtreng, gemüthvoll, aber nicht phantaſtiſch erregbar, nicht äſthetiſch geſtimmt, nicht angehaucht von der Klang-, Farben- und Formenfreude des Südens, wie ſie ſchon im ſüdlichen Deutſchland, an den Schwellen der romaniſchen Kunſtatmoſphäre ſich ankündigt . . .

Wir können dieſe Zeilen, geſchrieben in dem Augenblicke, in welchem der Held derſelben ſich eben anſchickt, als Vorleſer leibhaftig vor unſer Publikum zu treten, nur mit der Aufforderung an die geneigten Leſer ſchließen: Gehet hin und ihr werdet einen Mann finden, der euch wirklich etwas zu ſagen hat. Dieſer wird euch nicht vorleſen, was ihr auch im Converſationslexikon oder in einem andern Buche findet. Aber wenn ihr ihn gehört und geſehen, ſo laßt euch durch den Menſchen für den Denker, durch den Vorleſer für den Schriftſteller begeiſtern; und wenn euch der Becher gemundet, ſo ſucht den Keller auf und erquickt euch aus dem Vollen am „Buch der Kindheit", am „Jugendleben", an den Büchern von den „Frauen", vom „Volke", von den „Deutſchen", von der „Bildung und den Gebildeten", an den „Typen der Geſellſchaft", an den „Feigenblättern".

Ueber den Peſſimismus im Stadium der Tobſucht.

Dr. Lanner hielt vor Jahren eine Vorleſung in einem Berliner wiſſenſchaftlichen Verein, in welcher er ſagte: „Unſere Generation hat zu viel Nerven und zu wenig Nerv.“ In der That, wir ſind ein ſehr nervöſes Geſchlecht geworden. Mit dem Peſſimismus iſt bei uns eine krankhaft gereizte Stimmung eingeriſſen, und mit der gereizten Stimmung die Schrulle.

Eine gewiſſe Claſſe von „nervöſen“ Polterern nimmt erſtaunlich zu. Wem ſind ſie nicht im täglichen Verkehr ſchon unzähligemal begegnet, jene Gereizten, jene Verbitterten, jene raſenden Rolande des Weltſchmerzes und des Peſſimismus, welche den argloſen Mitmenſchen unter den Katarakten ihrer Beredtſamkeit begraben, unabläſſig donnernd gegen die Verderbniß der Zeiten, gegen Gott und die Welt im Allgemeinen und gegen alles Mögliche im Beſonderen?

Eine Zeit lang hört man ſie mit Vergnügen; denn ſie beſitzen nicht ſelten Geiſt und Suada: ſie ſagen manches Treffliche, dem man gerne zuſtimmt. Allmälig aber geht das Pathos ihrer Rede in ein leidenſchaftliches Lärmen und Toben über; man ſieht zuletzt mit Bedauern, daß ſie von ihren Gedanken beſeſſen, dämoniſch beſeſſen ſind, daß ſie einſeitig ſind im höchſten Grade, und daß ſie die Fähigkeit verloren haben, auf einen Gegenſtand, oder auf einen Gedanken, der nicht gerade in der Strömung der ihrigen liegt, unbefangen und ruhig einzugehen. Jedes Empfinden erhitzen ſie ſo lange im Glutofen ihrer kranken Subjectivität, bis es faſt nur mehr ein pathologiſches Intereſſe hat, und jeden Gedanken treiben ſie ſo lange einer paradoxen Spitze zu, bis er zur Schrulle wird.

Wie in den perſönlichen Umgang, ſo ſchleicht ein gereizter, polternder Ton dieſer Art ſich hie und da auch in die Journaliſtik ein. Man findet namentlich in ſüddeutſchen Blättern Theater- und Bücherrecenſionen, deren Leidenſchaftlichkeit in der That ſchon ein wenig an Tobſucht grenzt.

In unſerer Literatur iſt das Beiſpiel dieſer Heftigkeit des Tons zuerſt durch Schopenhauer gegeben worden. Ihn hat in der Kunſt des Scheltens und Polterns ſeither kaum einer übertroffen; und mit dem leidenſchaftlichen Tone geht auch bei ihm die Schrulle Hand in Hand. Es genügt ihm z. B. nicht, die ſchon an ſich ziemlich ſchrullenhafte Anſicht auszuſprechen, daß man lateiniſche und griechiſche Autoren nicht mit deutſchen, ſondern nur mit lateiniſchen Anmerkungen herausgeben dürfe; er findet nöthig, deutſche Noten zu alten Claſſikern als eine „Schweinerei“ und eine „Infamie“ zu bezeichnen, und daß man ſie duldet, iſt ihm eine „rückſichtsvolle Niederträchtigkeit“. (Parerga II. § 261.) Es genügt ihm nicht, einfach zu ſagen, daß er eine Idioſynkraſie gegen den Bart habe: er wüthet an verſchiedenen Stellen der „Parerga“ gegen denſelben, und an einer dieſer Stellen behauptet er, nicht im Scherz, ſondern in bitterem Ernſt, der Bart ſei „obſcön“, als „Geſchlechtsabzeichen mitten im Geſicht“, und die Polizei ſolle ihn verbieten (§ 218). —

Im Grunde ſind wir Zeitgenoſſen alle von dieſer Nervoſität angekränkelt, und wir theilen uns nur mehr in ſolche, die ſich gehen laſſen, und in ſolche, die ſich noch ein wenig beherrſchen.

Wohin käme es, wenn der Autor die Briefe, die er in der erſten Aufwallung an boshafte und leichtfertige Recenſenten ſchreibt, wirklich abſendete, ſtatt ſie zu zerreißen, und wenn der Dichter die Epigramme, die er auf pöbelhafte oder vertrackte Geſellen macht, veröffentlichte, ſtatt ſie in ſein Pult zu verſchließen? —

In der That es käme zu weit, wenn wir nicht der Mäßigung uns umſomehr befleißigten, je mehr wir uns der nervöſen Reizbarkeit und Schwäche des Gemüthes bewußt ſind.

Ich verlange nicht, daß wir Leiſetreter ſein ſollen. Wer entledigt ſich nicht gern einmal durch ein Kernwort, ſelbſt durch einen Cynismus einer drückenden Stimmung? Aber eben weil die Verſuchung ſo nahe liegt, ſollen wir ihr zu widerſtehen trachten, um ihre Befriedigung nicht zur Gewöhnung, zur Manier entarten zu laſſen. Man laſſe einer Kraftphraſe freien Lauf, wo ſie durchaus hingehört; man vertheidige mit ſcharfer Waffe die reine geſunde Wahrheit, aber nicht jede Schrulle; zur Schrulle aber wird, wie ſchon geſagt, ſelbſt die Wahrheit, wenn man ſie mit leidenſchaftlichem Uebereifer auf eine paradoxe Spitze treibt.

Ich bewahre in meiner Erinnerung das Bild eines ehrwürdigen und ſympathiſchen Mannes, bei welchem die

Erſcheinung des „tobſüchtigen Peſſimismus“ nicht einen widerwärtigen Eindruck machte, weil ſie nicht aus egoiſtiſch perſönlichen Leidenſchaften hervorging, ſondern aus einem Zwieſpalt der inneren Natur — weil ſie zur Symptomatik einer Krankheit gehörte, die weder den Intellect noch den Charakter compromittirte.

Ich meine den verſtorbenen Bogumil Goltz, mit welchem ich nur kurze Zeit, aber in um ſo lebhafterem perſönlichen Verkehr ſtand.

Iſt es erlaubt, den Inhalt eines mündlichen Verkehrs der Oeffentlichkeit preiszugeben? Ein ehrlicher Menſch darf es. Gewiſſenhafteſte Treue — und nur dieſe — kann ſolchen Mittheilungen Werth und Berechtigung verleihen. Ich ſtieß kürzlich wieder auf das Manuſcript meiner Tagebücher aus jener Zeit (1866), und dieſen entlehne ich wörtlich die folgenden Blätter, mit Auslaſſung desjenigen, was durchaus vertraulicher Natur war.

Goltz war, um Vorleſungen zu halten, auch nach Graz gekommen, wo ich eben ein paar Sommermonate zubrachte. Erfreut, den Autor, der mich gerade damals ſo ſehr feſſelte, daß ich ſeine Werke im Reiſekoffer mit mir führte, perſönlich nahe zu wiſſen, ſchrieb ich ein Feuilleton über ihn in der localen „Tagespoſt“.

Noch denſelben Tag erhielt ich einen Beſuch von ihm.

Er trat bei mir ein mit den Worten: „Ich heiße Goltz.“

„Wie komme ich zu der Ehre?“ fragte ich, angenehm überraſcht, aber in einiger Verlegenheit.

Vielleicht war der Ausdruck ungeſchickt. Aber Menſchen welche zur Zurückgezogenheit verurtheilt ſind, finden eben nicht immer gleich das rechte Wort, wenn ein Fremder unverſehens in ihre Stube fällt.

Goltz blieb ſofort, hoch aufgerichtet, an der Thüre ſtehen, begann ſich zu ereifern, und kanzelte in unaufhaltſamem Redefluſſe mich herunter ob jener „conventionellen Redensart“, wie er es nannte, ſich dergleichen verbittend.

Während ich ihm den Sitz anbot, ſagte er, er komme zu mir, weil er gehört, daß ich mich für ihn intereſſire, und weil er meinen „Ahasver in Rom“ auf der Reiſe kennen gelernt.

Er hatte kaum ſich niedergelaſſen, ſo war er auch ſchon in mediis rebus. Er lief wie ein ſiedender Keſſel uber. Anfangs ergötzte es mich, die kernige Suada, die ich aus den Büchern des Mannes kannte, nun mündlich ſich ergießen zu ſehen. Immer mehr aber entfernte der ſprechende Goltz ſich von dem gedruckten, den ich kannte. Er ließ ſich gehen. Er zeigte ſich im Negligée ſeiner Gedanken. Immer gewagter wurden ſeine Behauptungen, immer draſtiſcher ſeine Ausdrücke, immer leidenſchaftlicher ſeine Geberden.

Er geſticulirte lebhaft, ſchnalzte mit den Fingern auf eine eigenthumliche geräuſchvolle Weiſe, ſchlug ſich eben ſo geräuſchvoll klatſchend vor die Stirn, kniff den Mund ein, druckte die Augen zu, zog die Stirnhaut in eine einzige Falte zuſammen. Dabei entwickelte er die ganze Kraft ſeiner gewaltigen Stimme. Er ſprach vom erſten Augenblick an ohne Unterbrechung fort, und ſprang beſtändig, ohne erſichtlichen Zuſammenhang, von einem Thema zum andern uber.

Auf unſere deutſche Literatur kommend, bezeichnete er ſie ganz und gar als einen „Scandal“, und analyſirte zunächſt die Werke Goethe's und Schiller's, zeigend, daß ſie „bar alles geſunden Menſchenverſtandes“. Von Goethe ließ er noch die Lieder gelten, aber die Dramen und Romane deſſelben Dichters verurtheilte er aufs Unbarmherzigſte. Es ſei darin kein einziger wirklicher Mann zu finden; Alles, was geſchehe, ſei rein abſurd, unwahr; Perſonen, die uns der Dichter als geſcheidt vorführen wolle, ſehe man durchaus unſinnig, unzweckmäßig, unmotivirt und lächerlich handeln. Auch den Fauſt bezeichnet er als einen „Jammerkerl“: nachdem er ſich durch einige ſchöne Redensarten eingeführt, beſtehe ſeine ganze weitere Thätigkeit darin, daß er dem Gretchen zu einem Kinde verhelfe . . . Im zweiten Theil bringe der Dichter die helleniſche Welt in die deutſche hinein, was „nicht den geringſten Sinn“ habe. In formeller Beziehung ſei das Alles recht hübſch, dem Inhalte nach aber über die Maßen abſurd. Goethe habe ſich hier ins Allegoriſiren verloren, was der größte Mißbrauch ſei, den Einer von ſeinen Dichtergaben machen könne. Was Schiller betrifft, ſo ſei es dieſer, von welchem unſere moderne poetiſche Sprache, unſere Redensarten, unſer Pathos ſtammt; aber der Mann ſei nicht im Stande geweſen, eine einzige Figur zu individualiſiren. Auch bei ihm ſei Alles „Unſinn“: keine Spur von Lebenswahrheit, von Menſchenkenntniß. Seine ideale Richtung ſei ſchätzbar, aber den ideellen Gehalt in den natürlichen Dingen aufzuzeigen, den höheren Sinn und Geiſt derſelben zu deuten, das habe er nicht im Geringſten verſtanden.

Ich fragte ihn, warum er noch niemals in ſeinen gedruckten Werken ſo freimüthig über Dichter und Dichtwerke ſich ausgelaſſen? Er erwiderte, noch ſei die Zeit für ihn nicht gekommen, mit ſolchen Dingen öffentlich herauszurücken; für den Augenblick gelte es, ein wenig „politiſch“ zu verfahren. Erſt ſolle man ihn ſelber anerkennen; wenn er die gebührende Stellung errungen, dann werde er mit ſeinem Donnerwetter dareinfahren und die ganze Miſère unſerer Literatur ſchonungslos aufdecken. Er werde damit anfangen, zu zeigen, wie erbärmlich es gerade um unſere Beſten beſtellt iſt.

Mit etwas mehr Achtung als von dieſen unſeren „Beſten“ ſprach er von Hamann und von Jean Paul, den er gründlicher als irgend Einer geleſen zu haben verſicherte.

Wir kamen auf ſein autobiographiſches Idyll, „Ein Jugendleben“, das ſchönſte und lebenvollſte ſeiner Werke, zu ſprechen. „Sehen Sie,“ ſagte er, „dies Buch habe ich mit meinem Blute, mit meinem „Nahrungsſafte“ geſchrieben. Es hätte 10 Auflagen erleben ſollen; aber wiſſen Sie, welches Buch ſtatt ſeiner die zehn Auflagen erlebt hat? Freytag's „Soll und Haben“. Nicht einmal die jetzt erſchienene zweite Auflage hat der Verleger aus eigenem Antriebe veranſtaltet. Ich war eben in Leipzig, als Marggraff ſtarb, da hielt ich für ſeine Hinterbliebenen, die nicht ſo viel hatten, ihn zu begraben, eine Vorleſung, die achtzig Thaler einbrachte. Da B. hierdurch günſtig für mich geſtimmt war, ſo benutzte ich die Gelegenheit und interpellirte ihn: „Was iſt's? Sie haben mein „Jugendleben“ fünfzehn Jahre; iſt denn noch keine Rede davon, es dem Publikum neu vorzuführen? Meine Stellung hat ſich doch inzwiſchen verändert; ich bin berühmter geworden!“ Aber der Menſch, der natürlich ganz nur Buchhändler iſt, machte Schwierigkeiten; es ſeien noch 300 Exemplare auf dem Lager. Da verſprach ich ihm das Werk umzuarbeiten; er ſolle ein förmlich neues Buch erhalten, das ganz gewiß ziehen werde. Zuletzt ſtellte er 600 Thaler Honorar in Ausſicht, knüpfte aber die Auszahlung auch noch an die Bedingung, daß erſt 600 Exemplare der neuen Auflage abgeſetzt ſein müßten.“ —

Es klang beſſer und die Summen rundeten ſich ſtattlicher, wenn er von den Zeiten ſprach, wo er noch nicht geiſtiger Arbeiter war, ſondern als Oekonom das Feld mit Rindern pflügte. Seine Frau, erzählte er, ſei die Tochter eines Millionärs geweſen; mit 100,000 Thalern habe er ſeine Landwirthſchaft begonnen; einen Theil des Vermögens habe er gerettet, aber er habe für viele Verwandte zu ſorgen und einige Nichten auszuſtatten. Nun ſehe er ſich genöthigt, als Schriftſteller und Vorleſer materielle Erfolge anzuſtreben. Das Bewußtſein, durch ſeine Schriften ſich einen Namen zu machen, oder durch ſie auf die Menſchen zu wirken, genüge ihm nicht mehr, beſonders da er dieſe Wirkung ſelbſt ſehr gering anſchlage. Dreißig Jahre nach ſeinem Tode werde man es freilich beklagen, daß ein Kerl wie er nicht mehr lebe, aber was habe er davon?

Es ſind harmloſe Aeußerungen, die ich da wiedergebe, aber auch ſie wurden mit leidenſchaftlicher Wärme vorgebracht, und mit ſo lauter Stimme, daß die Fenſterſcheiben klirrten und die Perſonen in den Nebengemächern Nervenzufälle bekamen.

Nach einſtündigem Verweilen ſich erhebend, um ins Theater zu gehen, äußerte Goltz, das Schauſpiel ſei ihm Bedürfniß; er ſtudire da, was auf die Leute wirke, und wie es wirke. Auch ſeien ihm die localen Arten des Humors, wie ſie in der Poſſe ſich ausprägen, beſonders intereſſant, weil neu.

Als ich ihn hinausgeleitete und wir ein Gemach durchſchritten, in welchem eben meine Mutter mit einer befreundeten Dame ſich aufhielt, ſtellte ich ihn den beiden Frauen flüchtig vor. Aber der von geiſtiger Electricität vollgeladene Goltz entlud ſich überall im Vorbeigehen wie eine wandelnde Gewitterwolke. In einem Schwall von Donnerworten begann er zu klagen über die „Verkehrtheit“, über die „Abſurdität“, mit welcher man in Wien ihn aufs Aeußerſte geärgert hatte bei Einladungen zum Mittageſſen und ſonſtigen Bewirthungen. Da habe man beiſpielsweiſe die „grenzenloſe Dummheit“ begangen, ihm unmittelbar nach der Suppe nicht etwa ein warmes Stück Fleiſch, ſondern etwas Kaltes vorzuſetzen. Nun frage er, ob man einem „alten Kerl“, wie ihm, zumuthen könne, nach der warmen Suppe ſogleich einen kalten Biſſen zu ſchlucken, und ſich den Magen jämmerlich zu verderben? Und wenn er ſich auf irgend eine Speiſe gefreut, ſo habe man ihn zuvor mit allen möglichen Dingen abgefüttert, und erſt nachdem man ihm den Magen bis zur Ueberladung vollgeſtopft, erſt nachdem er ſchon die ſämmtlichen Schüſſeln, und die Einladung, und die Hausfrau ſelber zum Teufel gewünſcht, dann erſt habe man aufgetragen, worauf er ſich gefreut und woran er gewohnt ſei. Er frage nochmals, ob dies die Art ſei, einen alten Kerl zu behandeln?

Wie humoriſtiſch hätten dieſe Klagen aus dem Munde eines gutmüthigen Polterers geklungen! Goltz ſprach ſie mit dem Ernſte eines duſtern Fanatikers. Mit ſeiner hohen Geſtalt, den blitzenden grauen Augen, den finſteren Brauen, ſtand er da wie ein predigender Wiedertäufer, etwa wie der „Bäcker von Harlem“, der Graubart

> „Mit dem erglühenden Aug', den gekniffenen Lippen, der mächtig
> Sich aufwölbenden Stirn,“ —

für deſſen Geſtalt im „König von Sion“, (welcher mich zu jener Zeit beſchäftigte) ich in der That die äußeren Züge von Goltz entlieh.

Dieſe vorläufigen Herzensergießungen waren, wie ſich ſpäter zeigte, dem Inhalte nach nur unbedeutende Präludien geweſen — Präludien, an welchen nichts auffallend war, als das Mißverhältniß zwiſchen den Dingen und dem für den Ausdruck derſelben aufgewendeten Ungeſtüm. Und doch fühlte ich, nachdem Goltz ſich entfernt hatte, eine Abſpannung, die kaum größer ſein konnte. Goltz eine Stunde lang ſein Herz ausſchütten zu hören, ließ auch den Geſunden ſeine Nerven empfinden. Das beſtändige Peroriren wie auf der Kanzel oder Bühne, das heftige Schreien, das ſprunghafte Aufgreifen aller möglichen Gegenſtände, die paradoxe Uebertreibung, das Alles verwirrte, betäubte, ermüdete um ſo mehr, je größer der Antheil war, den man dem Manne entgegenbrachte. Das Gefühl des Mitleids kam dazu, ein edles Gemüth, einen gedankentiefen Geiſt ſich unabläſſig in leidenſchaftlichen Paroxysmen krümmen und winden zu ſehen.

Goltz hatte mich eingeladen, ihn Abends nach dem Theater noch in ſeinem Hotel zu beſuchen. Ich hatte dies ablehnen müſſen, hielt es aber um ſo mehr für meine Pflicht, am folgenden Morgen zu ihm zu gehen. Er hatte mir geſagt, daß er bis 10 Uhr Morgens zu treffen ſein würde. Ich ging alſo vor Ablauf dieſer Stunde hin. Als mir beim Eintreten ein Wort von „ſchuldigem Gegenbeſuch“ entſchlüpfte, begann er ſogleich wieder über die „leidige Convenienz“ zu fluchen, und über die „Unſitte der Gegenbeſuche“ im Allgemeinen, zu welcher ſich Jeder, auch ohne, wie ich, ausdrücklich aufgefordert zu ſein, verpflichtet glaube. In dem kleinen Zimmerchen könne er ja Niemand recht empfangen, auch ſei des Morgens nicht aufgeräumt u. ſ. w.

Ich hatte mich bei Goltz mit dem Vorſatze eingefunden, mich ſeinen Ergüſſen gegenüber nicht mehr ſo paſſiv wie bei der erſten Unterredung zu verhalten, ſondern zu erproben, wieweit man denn wohl durch beſonnene Gegenrede auf ihn beruhigend einzuwirken vermöchte. So ſagte ich ihm denn jetzt in halbem Scherz, derjenige, der zumeiſt auf Convenienz halte, ſei er ſelbſt, ſonſt würde er ſich nicht ſo ſehr darüber ereifern, ſeine Beſucher nicht mit größerem Ceremoniell empfangen zu können.

Er achtete nicht darauf und verſuchte von anderen Dingen zu ſprechen bis er völlig in eine donnernde Standrede gegen die „Gelehrten“ ſich verlor. Ich wandte ein, Gelehrte müſſe es geben. „Nein! tauſendmal nein!“ rief er doppelt gereizt; „es muß keine Gelehrten geben!“ — „Ein Burſche“, fuhr er fort, „der es fertig bringt, hinzugehen, ſich in die Wiſſenſchaften zu vergraben und eine Gelehrten- oder Lehrerlaufbahn einzuſchlagen, den vermöge er nimmermehr für einen rechten Menſchen zu halten.“

Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß es nicht Allen in jungen Jahren ſo gut würde, wie ihm ſelbſt, mit 100,000 Thalern

Fonds den freien Herrn auf eigener Scholle zu ſpielen, daß ſchon um des Erwerbes willen Mancher den Beruf des Gelehrten und Lehrers zu ergreifen genöthigt ſei. Das fuhr er fort aufs Heftigſte zu beſtreiten. Durch gar nichts in der Welt dürfe der Menſch ſich zu einem ſolchen Berufe verleiten laſſen; eher müſſe er verhungern. Er für ſeine Perſon, erzählte er, ſei einmal in ſeiner Jugend, als Jemand ihn veranlaſſen wollte, eine Beamtencarrière einzuſchlagen, in die furchtbarſte Wuth gerathen, und habe den Rathgeber allen Ernſtes bedroht, wenn er ein Wort dieſer Art noch einmal über die Lippen laſſe, werde er ihm den Bauch von unten bis oben aufſchlitzen.

Auch dies erzählte Goltz nicht etwa mit der ruhigen Ueberlegenheit, mit welcher der Greis auf eine jugendliche Tollheit zurückblickt, ſondern mit der ganzen wiedererwachten Erregtheit jenes längſt entſchwundenen Augenblicks und mit den Geberden eines Tobſüchtigen.

Er erzählte hierauf aus ſeiner Jugend noch andere Beiſpiele von Heftigkeit und wilder Leidenſchaftlichkeit, namentlich aus ſeinen landwirthſchaftlichen Lehrjahren, wo er den Vorgeſetzten gegenüber mit den fürchterlichſten Drohungen des „Niederſtechens“ und „Bauchaufſchlitzens“ immer zur Hand war. „Ich habe“, ſagte er, „unzählige Duelle gehabt, habe meinem Lehrer einen Stoß gegen die Herzgrube gegeben, habe einen Kerl einmal mit lauter Reden zum Umſinken gebracht. Ich bin auch einige male auf der Feſtung geſeſſen.“ Ich möge alſo von ihm nicht verlangen, daß er zahm und ruhig von Dingen rede, die ihn empören, und über die er verrückt werden könnte.

Ich warf ihm ein, daß man doch wohl mehr die Natur und das Schickſal als die Menſchen anklagen müſſe; dieſe könnten ſich ja den Bedingungen des Lebens nicht entziehen, und wenn beiſpielsweiſe der Stand der Gelehrten der Art ſei, daß er das naive Leben der Seele beeinträchtige, ſo ſei dies um ſo ſchlimmer für die Gelehrten ſelbſt, man müſſe ſie bemitleiden, es ſei ja doch nicht ihre Schuld . . .

„Ich weiß es!“ rief er; „es iſt auch nicht die Schuld der Wanze, daß ſie ſtinkt und doch ſtinkt ſie. Wenn ich z. B. ſage, der Schauſpieler iſt ein ſchamloſer Lump, ein Menſch, der ſeine Eingeweide dem Publikum vorzeigt, da antworten die Leutchen ebenfalls: „Ja, es muß doch auch Schauſpieler geben!“ Nein, ſage ich, in des Teufels Namen, es muß keine geben! — Und wenn ich ſage: Eine Tragödie iſt im Grunde der craſſeſte Unſinn, den man ſehen kann, ſo meinen die Leute ebenfalls ganz erſchrocken, es müſſe doch auch Tragödien geben! Nein! es muß nicht, es muß nicht, es muß durchaus nicht!“ —

„Seien Sie“, gab ich ſcherzend zurück, „nicht intoleranter als der liebe Gott ſelber, der die Gelehrten und die Schauſpieler und die tragiſchen Poeten alle mit einander nicht blos duldet, ſondern ſogar erſchaffen hat!“ —

„Toleranz!“ ſchrie er auf; „Toleranz! was iſt Toleranz? Was iſt Liebe, von der wir ſo viel Aufhebens machen! Unſinn! Verdammter Unſinn! und dabei die niederträchtigſte Heuchelei! Ich ſage Ihnen, Alles iſt Heuchelei: Liebe, Glaube, Alles! — Da verlangt man z. B. von mir, ich ſolle an die Gottheit Chriſti glauben, und die meiſten Menſchen heucheln, und ſtellen ſich als ob ſie daran glaubten. Aber kann das ein vernünftiger Menſch? Kann ich einen Menſchen für Gott halten, von dem ich innerlich überzeugt bin, daß ich in vielen Punkten geſcheidter bin als er? Ich glaube an nichts, an gar nichts; weder an eine Unſterblichkeit der Seele, noch an einen Gott, wie ihn die Leute ſich denken — obgleich mir die Bibel die liebſte Lectüre iſt."

Wieder kam er ſodann auf die Literatur, insbeſondere auf Schiller zurück. „Iſt es nicht zum wahnſinnig werden," zeterte er mit heftigen Geberden, „daß es Leute gibt, die Schiller für einen Dichter halten? Wenn man die Goethe'ſchen Lieder für Poeſie hält, was ſie wirklich ſind, wie iſt es möglich, auch „Zu Aachen in ſeiner Kaiſerpracht," oder „Zu Dionys, dem Tyrannen, ſchlich" für Poeſie zu halten? Das iſt nichts als Phraſe, Pathos, Spiel mit poetiſchen Formen."

Leſſing, der vielgerühmte Leſſing, kam noch übler weg. Ich hob die Klarheit dieſes Claſſikers hervor. „Ja, Klarheit!" ſchrie Goltz; „ein klarer Dummkopf war Leſſing; ein klarer Kopf aus Seelenloſigkeit!"

„Ich bin der wahre Fauſt des Jahrhunderts!" ſagte er mir dann u. A., „nicht der Goethe'ſche. Der iſt nichts, der hat nichts gethan, als einem Mädel ein Kind gemacht. Das kann ich auch. Heute noch. In Goethe's „Fauſt" iſt nichts Geſcheidtes, als was der Teufel ſagt, und das iſt Herr Goethe, wenn er Hämorrhoiden hat . . ."

„Ich beglückwünſchte Goltz zu dem Erfolge, den er kurz vorher in Wien gehabt. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte, ich könne mir nicht vorſtellen, was er dort für Aerger habe ſchlucken müſſen. Es ſeien je 200—300 Perſonen zu ſeinen Vorleſungen gekommen, aber was wolle dies ſagen bei einer Bevölkerung von 700,000 Menſchen? Uebrigens hätten die Wiener und ihre Lebensweiſe ihn empört, vornehmlich ihr naturaliſtiſches Treiben und ihr Carneval. Er habe ihnen geſagt: „Sechs Wochen Carneval wollt ihr haben und freut euch darüber und tänzelt und ſpringt? Sechs Wochen Carneval — und ſeid doch das ganze Jahr hindurch Hanswurſte und oberflächliche Racker!“ — Das tolle Weſen auf Maskenbällen habe ihn krank gemacht. Er habe gefürchtet den Kopf zu verlieren. Er ſei in einen ſchrecklichen Zuſtand gerathen, wenn man ihn irgendwohin mitgeſchleppt.

Ich fragte ihn, wie ihm die dortigen Journaliſten gefallen hätten?

„Das iſt eine Gewiſſensfrage!“ meinte er. Ich wünſchte insbeſondere über ein paar dortige Feuilletoniſten, die ihm wohlwollten und die ſich öffentlich ſtark für ihn verwendet hatten, ſeine Meinung zu hören. Er antwortete mit ein paar ganz treffenden Bemerkungen.

Ich wagte noch eine „Gewiſſensfrage“: wie er es bei ſeinen herben, ſchroffen Geſinnungen doch fertig bringe, Perſonen gegenüber, die auf ſeinen Erfolg Einfluß hätten, und die er nicht immer wirklich achte, den Gemäßigten zu ſpielen, ihnen ſeine „Aufwartung“ zu machen, auf höflichem Fuße mit ihnen zu verkehren?

Eben dies, erwiderte er, daß er um des Zweckes willen, den er ſich vorgeſetzt, nämlich für liebe Angehörige zu ſorgen — 9000 Thaler habe er ſchon beiſammen, er wolle nur die 10,000 vollmachen — die Menſchen oft ſchonen müſſe, ja daß er mitunter ſich verſtellen, lügen müſſe — das eben reibe ihn innerlich auf, und er entſchädige ſich für den auferlegten Zwang durch die Ausbrüche die ich an ihm kennen gelernt . . .

Immer mehr übermannte ihn wieder ſein gährendes Gemüth, immer tiefer ſprach er ſich wieder hinein in Grimm und leidenſchaftlichen Eifer, wobei ſeine ungemein wuchtige rechte Hand immerfort convulſiviſch zitterte.

Zwiſchendurch wurde er auf Augenblicke plötzlich weich, zog mich einmal ſogar an ſich und küßte mich, ohne daß ich den Grund ſeiner Rührung hätte errathen können. In einem ſolchen weicheren Momente verſicherte er mich auch, daß er trotz ſeiner Verbiſſenheit und Heftigkeit doch nicht von bösartiger Natur ſei. Er thue Niemand etwas zu Leide. Seine Frau, die ein „Prachtweib" ſei, und die er ſich aus innigſter Neigung erkoren, habe in manchen Augenblicken, wenn ihn die Eigenthümlichkeiten der Weibernatur reizen, viel von ſeiner Heftigkeit auszuſtehen; immer aber ſuche er ſie dann wieder zu verſöhnen, indem er ſie verſichere, daß es ja nicht ſo böſe gemeint geweſen, worauf ſie zu antworten pflege: „Wenn du mir einmal in deinem Zorn den Kopf abreißeſt, kannſt du mir ihn vielleicht wieder aufſetzen?" —

Nachdem Goltz während dieſer Geſpräche ſeinen Anzug völlig beendet hatte, verließen wir gemeinſam den Gaſthof. Die Dienſtleute des Hauſes, welchen das Toben und Schreien im Gemache des wunderlichen Fremden nicht entgangen ſein konnte, ſtanden verblüfft da und grüßten mit ſcheuen, lauernden Blicken, aber auch mit einem nicht ganz verhaltenen Lächeln auf den Lippen. Er dankte in einer ſchroffen, ſchier unfreundlichen Art, wie er denn überhaupt in ſeinem ganzen Weſen gegen die „Leute" etwas äußerſt Herbes und Strenges hatte.

Auf dem Wege ſprach er davon, daß er eine unglaubliche Menge von Manuſcripten fertig habe, aus welchen er ein Buch über das andere herſtellen könnte; gerade das Eigenthümlichſte und Tiefſte ſeiner Anſchauungen habe er noch gar nicht veröffentlicht.

Wiederholt war ich in den folgenden Tagen noch mit Goltz zuſammen. Immer höher ſtieg das pſychologiſche Intereſſe, das er mir einflößte, immer höher das Mitleid mit ſeiner leidenden Natur.

Die Grazer und das öſterreichiſche Volk überhaupt, ich meine die untere, ungebildete Claſſe, erfreute ſich ſeines Beifalls nicht. „Das iſt ein Gemiſch", ſagte er, „von allen möglichen Raſſen; das hat gar keinen Typus, keinen Charakter; die brauchen noch ein Jahrhundert, bis ſie *ſchlechte Menſchen* werden — denn jetzt ſind ſie noch *Bieſter*!"

Damit meinte er vermuthlich blos die Diener ſeines Hotels, denn ſonſt verkehrte er ja nicht mit den unteren Claſſen, und ſein excentriſches Weſen, ſein Todtenrichtergeſicht, ſein immer zornſprühendes, rollendes Auge, das Alles mußte ſo zu ſagen verſteinernd, wie ein Meduſenhaupt, auf die Volksſeele wirken, wenn er irgendwo ihr einmal gegenübertrat.

Die materielle Arbeit des Jahrhunderts fand an ihm einen nicht weniger ſtrengen Beurtheiler als die geiſtige.

„Gehen Sie zu einem Goldarbeiter,“ ſagte er mir einmal, „zu einem Optiker und ſehen Sie, was die Menſchen Feines auszuführen im Stande ſind. Iſt es nun nicht zum raſend werden, daß eben dies erfindungsreiche Menſchengeſchlecht noch nicht dahin gelangt iſt, eine Art von Knöpfen zu erfinden, die am Gewande feſtſitzen und nicht ſchon nach ein paar Tagen wieder zu baumeln anfangen?“ — Mit nicht geringerem Grimme donnerte er gegen die allzu niedrigen Sophas der Gegenwart, und gegen die verkehrte Art, die Wäſche zu reinigen, und gegen hundert andere Dinge des täglichen Bedarfes und Lebens.

Erreichte die Aufregung bei Goltz den höchſten Grad, ſo entlud er ſich in Cynismen, und es gab dann Augenblicke, wo ihm kein Gegner mehr ſeiner Pfeile würdig ſchien als der liebe Gott ſelber. Dann erging er ſich in Ausdrücken, die nicht wiederzugeben ſind, und für welche man ſelbſt bei Fiſchart oder Scarron ſich vergeblich nach Parallelſtellen umſehen würde. Er belegte dann Gott — den „Gott der Leute“ natürlich — mit Titeln, welche nicht einmal ein Sterblicher auf ſich ſitzen läßt, ſo lange es ein bürgerliches Geſetzbuch gibt; er ertheilte in Beziehung auf ihn dem Teufel Aufträge, die dieſer ſchwerlich auszuführen den Muth haben wird, und jenem ſelbſt muthete er Dinge zu, deren verblümten Ausdruck man höchſtens in alten Ritterſtücken entſchuldigt. Im Uebrigen wollte er den Gott ſich nicht nehmen laſſen, und zwar beſtand er auf dem perſönlichen. „Ich würde keinen Gott reſpectiren,“ ſagte er, „der keinen St— hätte. Ich würde ihn fragen, wie er ſich unterſtehen könne, ohne das nothwendige Organ des Throneus zu exiſtiren?“

Der Cynismus und zwar gerade der haarſträubendſte, iſt ein ſo allgemeines, ſo weſentliches, ſo charakteriſtiſches Ingrediens jener Art von tobſüchtiger Verbitterung, die hier geſchildert wird, daß es die Natur fälſchen hieße, wollte ich dieſen Pinſelſtrich aus dem Gemälde hinwegwiſchen.

„Was ſagen die Leute von mir?“ rief Goltz einmal aus. „Die Einen halten mich für einen Halbgott, die Andern für verrückt, noch Andere für gar nichts, und ſie alle zuſammen . . .“ Natürlich lief der Satz wieder aus in eine cyniſche Spitze.

Die Licenzen und Extravaganzen, durch welche eine arme Seele, eine innerlich gequälte Natur ſich Luft zu machen ſucht, erinnern ein wenig an die Ungeberdigkeiten des Kindes, daß ſich im Zorn auf den Boden hinwirft und mit den Füßen um ſich ſchlägt. In der Regel haben ſie wenig gemein mit eigentlichem Titanenſtolz und prometheiſchem „Göttertroß“. . .

Als Goltz einmal die Aeußerung fallen ließ: „Ja, die Welt iſt eine Pfuſcherei!“ ſo war ich gewiſſermaßen überraſcht. Er ſchalt und tobte gewöhnlich nur über Dies und Das, über ganz beſtimmte Dinge, wobei die Dinge ſo ziemlich alle nach einander an die Reihe kamen. Aber eine eigentlich peſſimiſtiſche Aeußerung über das Weltganze war aus ſeinem Munde eine Seltenheit. Längſt hatte ich bemerkt, daß er vom Gefühl des allgemeinen Weltelends zwar innerlich durchdrungen, ja beherrſcht, beſeſſen, aber viel zu ſehr Naturaliſt und Empiriker, viel zu wenig des Abſtrahirens und Speculirens fähig war, um ſich zu dem philoſophiſchen Gedanken des Peſſimismus zu erheben. Er fühlte als

Peſſimiſt; aber er dachte nicht eigentlich als ſolcher, wenigſtens nicht immer und nicht mit klarer Bewußtheit.

Anknüpfend an jene erſte allgemein-peſſimiſtiſche Aeußerung, die ihm mir gegenüber entſchlüpft war, machte ich ihn darauf aufmerkſam, daß doch er ſelbſt in ſeinen Büchern, ganz beſonders aber in ſeinem „Buch der Kindheit", das Poetiſche, Schöne, Beglückende der Welt und des Daſeins, wie kaum ein Anderer geprieſen und verherrlicht habe. Darauf gab er zur Antwort, es ſeien in ihm „ſechs bis ſieben" verſchiedene Perſonen, welche ſeine Werke ſchreiben. Alles, was er geſchrieben, ſei wahr und unwahr, Weisheit und Unſinn zugleich, wie die Bibel, die das abſurdeſte und zugleich das göttlichſte aller Bücher ſei . . . .

Mit dieſen Worten rückte er ſchon dem eigentlichen Geheimniß ſeines innerſten Weſens näher.

In der That, es war der Widerſpruch in ihm ſelbſt, was ihn unglücklich, unwirſch, ungeberdig machte. Es war das vergebliche Ringen, einen Ausweg zu finden aus dem Labyrinth der Gedanken, die in ſeinem Gehirne ſich kreuzten. Man muß ſich da vor Allem an das unerſchöpfliche, immer wiederkehrende Thema ſeiner Schriften erinnern. Das große Problem der Civiliſation, der Gegenſatz von Naturalismus und Bildung, von Natur und Geiſt, von Verſtand und Herz — dieſer Gegenſatz und Widerſtreit im concreten Leben beſchäftigte Bogumil Goltz unabläſſig und ausſchließlich, wie Jeder weiß, der die Goltz'ſchen Bücher kennt. Und dies Problem blieb ungelöſt, dieſer Widerſtreit unausgeglichen in ſeiner Seele.

„Bilde ich mich", rief er einmal in ſeiner draſtiſchen Weiſe aus, „ſo bin ich ein Hundsfott; bilde ich mich nicht, ſo bringt mich wieder die Natur um — und ſo kommen wir aus der Verlegenheit nie heraus! —

Das war's: er donnerte gegen den Naturalismus des „Volks“, und wieder donnerte er gegen die „Bildung“ und die „Gebildeten“, er donnerte gegen die Renommiſterei des Verſtandes, und wieder gegen die Schwärmerei des Herzens: aber die rechte Mitte wußte er nicht anzugeben, weil er ſich ſelbſt nicht darüber klar geworden war. Nicht mit den Extremen hatte er es zu thun, ſondern mit den Gegenſätzen als ſolchen, und dieſe erſchienen ihm unverſöhnlich. Seine, wie ſchon geſagt, der Abſtraction unfähige, durchaus nicht ſpeculative Natur blieb ſtecken im Concreten und im Widerſpruche deſſelben; verſagt war ihm der Troſt einer ideellen Verſöhnung. Der Wirbel von Gedanken in ihm, die er als gleichberechtigt empfand, und die ſich doch widerſprachen, verwirrte ihn und nährte in ihm das ungeſtüme Feuer, das ihn verzehrte.

Es würde zu weit führen, auf dieſen Punkt hier näher einzugehen. Hier handelte es ſich ja nur um die Schilderung einer gewiſſen typiſchen Eigenart des äußeren Gebahrens. Wer für ſich den Umriß des merkwürdigen Mannes, von welchem ich ſpreche, ergänzen will, der greife nach den Schriften deſſelben, die zu dem wirklich Tiefen und Gehaltvollen gehören, was wir in der Gattung reflectirender Proſa aufweiſen können und deſſen nicht allzu viel iſt, denn wir Deutſche haben Geiſt faſt nur in Feuilletons, ſelten in Büchern.

In dem, was ich von Goltz hier mitgetheilt, wird man vielleicht manches Kraftwort ergötzlich finden; das Krankhafte der Uebertreibung, die leidenſchaftliche Maßloſigkeit der Form wird man entſchuldigen, wenn man ſieht, wie der Mann gelitten als ein geiſtiger Kämpfer und Ringer, dem es ſchier den Kopf verrückte und das Herz brach, daß die dialectiſchen Widerſprüche und „Antinomien“, welche ſchon im Bereich der reinen Begriffe von Vielen für unlöslich gehalten werden, im Bereich des realen Lebens nur noch greller hervortreten.

Wendet man von dieſer innerlichſt gequälten, leidenſchaftlichen Seele ſich zu Denjenigen, bei welchen die Verbitterung nicht, wie hier, durch den inneren gedanklichen Zwieſpalt einer edlen und tief angelegten Natur hervorgerufen iſt, ſondern durch kleinliche perſönliche Leidenſchaften, durch äußerliches Mißgeſchick, durch ungeſtillten Ehrgeiz, vermißte Anerkennung, Haß, Neid, Aerger über fremden, wirklich oder vermeintlich unverdienten Erfolg, ſo wird man auch dieſe Claſſe von polternden Peſſimiſten noch des Mitleids werth, ja faſt zu entſchuldigen finden — tout comprendre c'est tout pardonner —, aber ein weit unerquicklicheres Schauſpiel gewähren ſie doch, und ganz unleidlich werden ſie, wenn ſie das öffentliche Richteramt in literariſchen, künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Zweigen an ſich reißen. Ob jene perſönlichen Gefühle berechtigt ſind oder nicht, iſt dabei gleichgiltig. Im einen wie im andern Falle werden ſolche Gemüther über die Schranken der Gerechtigkeit hinausgeriſſen werden und zu ruhiger, unparteiiſcher, vorurtheilsloſer Abwägung fremder Leiſtungen unfähig ſein. Weſſen Geiſt und Gemüth verbittert und vergrämelt und verſchroben iſt, der lege, wie „geiſtreich“ er auch im Uebrigen ſein mag, die kritiſche Feder bei Seite; wer befangen iſt von Leidenſchaften und nicht fähig in das Gedanken- und Empfindungsleben eines Andern einzugehen, der mißtraue ſeiner nervöſen Natur und halte ſich nicht für unfehlbar; er tobe, wie Goltz, ſich aus zwiſchen ſeinen vier Wänden, aber er gebe die Ausbrüche ſeiner verbitterten, vergrämelten oder verſchrobenen Subjectivität nicht öffentlich von ſich als Orakelſprüche kritiſcher Weisheit.

Die Waldſängerin.

1

Ich war — erzählte mir ein Freund — noch ein junger Menſch von wenig über zwanzig Jahren, Studioſus der Philoſophie, aber ſchon als Lyriker in ein paar Almanachen hervorgetreten, und hatte mich ſoeben über die Sommerferien bei einem Vetter in der ländlichen Umgebung der Hauptſtadt X. eingemiethet, in einem Dachſtübchen, das ſchmale Fenſterchen, aber aus dieſen ſchmalen Fenſterchen eine weite prächtige Ausſicht hatte.

Eines Abends ſpät wollte ich nach einem ermüdenden Gebirgsausfluge mich eben zu Bette begeben, als ich Jemand ungeſtüm die ſchwanke hölzerne Treppe heraufpoltern und an meine Thür klopfen hörte.

In demſelben Augenblick ſtürzte, ohne mein „Herein!“ abzuwarten, auch ſchon ein blonder Jüngling von ungefähr gleichem Alter mit mir ſelbſt, aber durch ſprühende Augen und eine Art von Mähne ausgezeichnet, die ſeinem Kopfe etwas Löwenartiges gab, mit leidenſchaftlicher Haſt in mein Gemach.

Ich erkannte in ihm einen alten Schulkameraden wieder, den ich ſeit Jahren aus den Augen verloren, und der, wie ich inzwiſchen vernommen, mit dem Feuer ſeines Naturells, das mir von der Schule her recht wohl erinnerlich war, ſich ganz in die Arme ſeiner Lieblingsmuſe, der Tonkunſt, geworfen hatte.

„Endlich gefunden!" rief er athemlos und in Schweiß gebadet, während das dichte hellbraune Gelock in wirren Strähnen um ſeine Schläfe flog.

„Höre, Freund," fuhr er fort, in der Mitte des Zimmers ſtehend, „Du mußt mir einen großen Gefallen thun! Mach' mich nicht unglücklich und ſag' nicht nein! — Einen Text mußt Du mir ſchreiben! Den Text zu einem großen dramatiſch-ſymphoniſchen Tonwerke, „Triſtan und Iſolde" betitelt. Heute Mittags, nach Beendigung von Immermann's herrlichem Epos, habe ich dieſen Plan gefaßt, und den ganzen Nachmittag bin ich umhergelaufen, um Dich aufzuſtöbern in Deiner Verborgenheit! Mir brennt der Kopf — ich mußte noch heute mit Dir ſprechen!"

Ich hatte beim Eintritt des jungen Mannes den einen Fuß, mit welchem ich eben das Bett hatte beſteigen wollen, zurückgezogen, war während ſeiner Anrede in die ſchon abgelegten Beinkleider geſchlüpft, und beantwortete nun die haſtig hervorgeſtoßenen Worte des ſpäten Ankömmlings lächelnd mit der Frage:

„Biſt Du ein Jude, lieber Freund?"

„Warum?" ſagte er betroffen.

„Weil man," verſetzte ich, zum Scherz aufgelegt, denn ich fand den nächtlichen Ueberfall drollig — „weil man muſikaliſche Texte nicht für die Ehre ſchreibt, unter den jugendlichen Componiſten Deutſchlands aber, wie mir ein Operntextſchreiber ſagte, höchſtens die vom Stamme Iſraels in der Lage zu ſein pflegen, ein Libretto gebührendermaßen zur Hälfte voraus, zur Hälfte nach Empfang baar zu bezahlen!"

Er erblaßte. Aber mein ſchalkhaftes Lächeln beruhigte ihn ein wenig, und nachdem er von dem erſten Schrecken, in welchen mein grauſamer Scherz ihn verſetzt hatte, ſich erholt, erledigte er die Honorarfrage vorläufig dadurch, daß er mir die unerhörteſten Tantièmen zuſicherte, die ſeiner Zeit bei den Aufführungen von „Triſtan und Iſolde" als ein goldener Regen ſich über mich ergießen ſollten.

Dann ſetzte er mir, lebhaft in dem Stübchen auf- und abgehend, ſeine Ideen in Beziehung auf den Text und die Compoſition des geplanten Tonwerks auseinander.

Des Vetters Hahn krähte zum dritten Male, als der junge Tonkünſtler, nach endlich erhaltenem entſchiedenen Jawort von meiner Seite mich begeiſtert ans Herz preßte und mit demſelben Ungeſtüm fortſtürmte, mit welchem er bei mir eingetreten war.

Von dieſem Tage an blieb ich mit Othenio — ſo hieß mein Freund — in lebhaftem Verkehr. Er kam gelaufen zu allen möglichen Stunden des Tages, ſpät Abends und im Morgengrauen, ja, mehr als einmal erſchien er in ſchwülen, ſternenhellen Nächten, wenn eben ſein Gehirn auf den Siedepunkt gerathen, oder ihm ein neuer Gedanke für den Text von „Triſtan und Iſolde" durch den Kopf geſchoſſen war, vor meiner Behauſung, weckte mich mit einer Handvoll Sand, die er gegen die Scheiben des Fenſters warf, und ich mußte dann aus dem Fenſter eine Stunde lang mit ihm plaudern, oder gar mich ankleiden und im Mondſchein mit ihm durch das nahe gelegene Wäldchen ſchweifen.

Oft beſuchte auch ich ihn, in einem Landhauſe, das er gleichfalls bei Verwandten, in einem romantiſchen Waldthale, eine halbe Stunde von meinem Aſyl entfernt, den Sommer über bewohnte.

Das Landhaus war reizend; an einer breiteren Stelle des Thales gelegen, ſtand es, obgleich in der Entfernung von einigen hundert Schritten von Wäldern umgeben, faſt den ganzen Tag weiß und freundlich im Sonnenſchein da. Vom Sopha in Othenio's Stube ſah man durchs Fenſter hinaus in das dichte lebendige Grün der Gartenbäume und weiterhin des hochſtämmigen Nadelwaldes. Das Haupteinrichtungsſtück der Stube war natürlich ein Flügel, über welchem an der Wand die Bilder Beethoven's, Bach's, Schumann's und Chopin's, der fanatiſch verehrten Lieblingsmeiſter Othenio's, hingen.

In Liebe und Haß ungeſtüm, ſprach Othenio niemals anders als mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit über Kunſt und Künſtler. Oft ſpielte er mir auf dem Piano Stücke ſeiner geliebten Meiſter vor, überſtürzte aber in ſeinem Feuereifer Alles derart, daß ich ſelten einen ruhigen und reinen Genuß davon hatte. Er ſang mir überdies Lieder, ja halbe Opern vor, entwickelte aber auch hierbei eine ſolche Leidenſchaftlichkeit, daß das angeſtrengte Organ ihm in der Regel ſehr bald den Dienſt verſagte und der ganze Reſt hernach mehr gekrächzt als geſungen wurde. Das heilige Feuer loderte in ihm ſo ſtark, daß er mir oft den Eindruck machte, als könne er jeden Augenblick explodiren, und vor meinen Augen in Rauch und Dampf aufgehen. Auch ſeine eigenen Klavier- und Geſangscompoſitionen gab er mir zu hören und ich verfehlte nicht, die wildgährende, wirklich geniale Kraft darin zu bewundern. Aber welchen Anblick bot er ſelber bei ſolcher Gelegenheit! „Die ambroſiſchen Locken wallten ihm vorwärts," wie dem Zeus bei Homer, fielen über ſein Geſicht und bedeckten es, ſo daß nur die großen, funkelnden Augen dazwiſchen hervorlugten. Und war er dann ſo recht im Zug, ſo ſang er, mit dem ganzen Leibe ſich im Takte wiegend, die Oberſtimme mit, gab bei jeder intereſſanten Wendung, wenn es ein Orcheſterſtück war, die Inſtrumente an, welche hier eintraten, ſeufzte und ächzte um die Wette mit dem Pianoforte, unter deſſen Gedröhne das ſtille Waldthal erzitterte.

Sein lebhaftes Künſtler-Temperament verrieth ſich auch in den zum Theil ſehr verwunderlichen Anweiſungen, die er für den Spieler unter die Noten ſeiner Compoſitionen ſetzte. Da ſtand z. B. zu leſen: „entrückt," — „mit unbändiger Leidenſchaft," — „ſich wieder gehen laſſend," — „zuverſichtlich." — „in tollem Raſen," — „ſchwülwonnig." — „ſchwirrend," — „wie geſtampft," — an einer Stelle ſogar: „mit Ekel."

Er warf ſeine muſikaliſchen Eingebungen in genialer Unordnung auf einzelne Blätter, und niemals gab er ſich die Mühe, irgend eine Titelüberſchrift für ein vollendetes Clavierſtück zu erſinnen, ſondern ſetzte lieber einige Verſe darüber, die mit der Grundſtimmung des Tonſtücks in Harmonie ſtanden.

Eines Morgens ſaßen wir beide, uns ſonnend, auf einem niedrigen Zaun, der den großen Hausgarten von dem mit halbwüchſiger Körnerfrucht beſtandenen Ackerfelde des Nachbars ſchied. Es war ein wundervoller Tag. Wir tranken den Würzeduft der hohen Gräſer und Kräuter tief in uns, wiegten uns auf dem Zaune, wie ein paar Hänflinge und ſahen der Mutterhenne nebſt ihren unzähligen, überaus drolligen Küchlein zu, die ſich gackernd und gluckſend zwiſchen den dichten grünen Halmen des Feldes tummelten. Jenſeits des Ackers ſtand der Wald den Abhang hinan. Hinter den erſten Bäumen ſah man eine Gruppe von Soldaten beiſammen ſtehen, auf Blaſeinſtrumenten tutend. Sie gehörten dem Muſikkorps der ſtädtiſchen Garniſon an und pflegten ſo ziemlich alle Tage in den Wald zu kommen, um ſich da freier zu üben, ohne zu ahnen, daß ſie gerade hier einen feinſinnigen Muſiker mit ihren nicht immer reinen Tönen in Wuth verſetzten.

Othenio runzelte auch ſchon bedenklich die Stirn, als ein etwa dritthalb Jahr altes Knäblein in Sicht kam, mit einem Kopf, groß und rund wie ein Kürbis, das Söhnlein des Wirthes in einer nahen Waldſchenke. Es war in den Garten hereingetrippelt, ſtand in einiger Entfernung und glotzte uns an mit einer Kindertrompete in der Hand.

„Der Bube da,“ ſagte Othenio ernſt, „iſt auch ein Muſikgenie!“ — Ich lachte. Othenio fuhr aber lebhaft fort: „Ein Muſikgenie! — Jeden Morgen kommt er in mein Zimmer und hört mir ſehr aufmerkſam zu, wenn ich am Piano ſitze und ſpiele. Findet er mich nicht im Zimmer, ſondern etwa im Garten, ſo wartet er geduldig halbe Stunden lang, ſteif und ſtumm auf einem Flecke ſtehend, wie Du ihn da ſiehſt, die Trompete in der Hand, und läßt mich nicht aus den Augen, bis ich mich anſchicke, in meine Stube hinaufzugehen. Dann torkelt er ſachte hinter mir drein, die Treppen hinauf, bis ans Piano. Ich ſpiele ihm hernach meiſt Schumann's romantiſche Phantaſie, Op. 17, oder die „ſymphoniſchen Etuden“ vor, denn für die tieferen und grandioſeren Arbeiten dieſes Meiſters ſcheint er eine beſondere Vorliebe zu haben.“

Ich lachte wieder. Aber Othenio wiederholte nachdrucksvoll, in gehobenem Tone: „Eine beſondere Vorliebe! Er pflanzt ſich neben dem Piano auf, horcht zu, guckt mir bald auf die Finger, bald bückt er ſich und richtet ſein Augenmerk auf meine Füße und auf das Pedal, als ob er darüber ins Klare kommen wollte, wie und wodurch ich denn eigentlich das ganze Tongebrauſe zuwege bringe. Die Hände auf dem Rücken ſcheint er ganz Ohr zu ſein; plötzlich aber bringt er eine der auf den Rücken gelegten Hände mit der Trompete zum Vorſchein, ſetzt dieſe ganz ſachte an den Mund und verſucht beſcheidentlich einen einzigen leiſen Ton, ohne Zweifel in dem Bemühen, aus ſeinem Inſtrumente doch auch ſo etwas Aehnliches, wie ich aus meinem Tonwerkzeuge, herauszubringen. Dann hört er wieder zu, immer mit ſo ſinniger, verſtändnißinniger Miene, — lache nicht, ich bitte Dich, — daß ich überzeugt bin, es iſt ihm nicht gleichgültig, ob ich ihm Sachen von Gewicht zu hören gebe, oder leichte Salonwaare. Denn als ich neulich verſuchsweiſe einen gewiſſen banalen Modewalzer anſchlug, begann er unruhig zu werden und flüſterte: „Heimgehen!“ — Ich mußte ihm die Thüre öffnen und er trippelte mit ſeiner Trompete von dannen. Ich wiederhole es: „Ein keimendes Tongenie! meinen Kopf ſetz' ich zum Pfande!“ — hier faßte mich Othenio ſcharf und feſt ins Auge, ob ich nicht etwa lächle — „ich habe mich auch bei den Eltern des Knaben ſchon erboten, ihn auszubilden für die Kunſt. Wenn er nur endlich einmal reden und mich verſtehen lernte, der Range!"

„Die Muſe der Tonkunſt ſcheint alſo dieſem Thale abſonderlich geneigt!" bemerkte ich.

„Ja wohl", verſetzte er. Und nach einer Pauſe, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, wiederholte er lebhafter und mit einem gewiſſen myſteriöſen Ausdruck: „Ja wohl, lieber Freund, ja wohl! — Du weißt aber noch lange nicht Alles!"

Und nun erzählte er mir mit ſeinem gewohnten Enthuſiasmus allerlei Wunderliches von einer merkwürdigen, geheimnißvollen Stimme, die ſich ſeit einiger Zeit in der Umgegend vernehmen laſſe. Von den waldigen Abhängen des Thales herunter und aus den dichteſten Waldgründen heraus, erzählte er, werde zuweilen ein heller Discant vernehmlich, aber nur in abgeriſſenen Phraſen, oder in lange ausgehaltenen, anſchwellenden und verhallenden Tönen, regellos und doch eigenthümlich beſtrickend. Dieſe Stimme mache ſchon ein gewiſſes Aufſehen im ganzen Thale; Spaziergänger aus der Stadt, die ſie vernahmen, blieben horchend ſtehen und verlören ſich dann im Walde, um dem Urſprunge derſelben nachzuſpüren. Aber es ſei noch Niemandem gelungen, die geheimnißvolle Sängerin von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, obgleich es auch nicht an wunderlichen, ganz unglaubwürdigen Behauptungen des Gegentheils fehle: die Einen wollten dies, die Anderen Anderes geſehen haben, Holzhauer hätten gar verſichert, es ſei ein junger Herr, der im Walde ſo ſinge und trillire — er habe ſogar ſchon mit ihnen geſprochen; ein junger Menſch ſei es, mit langen blonden Haaren — vermuthlich ein Studioſus.

„Man müßte indeſſen die Ohren eines Holzhauers haben“, fügte Othenio erregt hinzu, „wenn man das Mädchenhafte jener wunderſamen Stimme auch nur einen Augenblick zu verkennen im Stande wäre. Und wenn die Stimme wirklich in Zuſammenhang ſtände mit jenem blondlockigen Jüngling, den die Holzhauer geſehen, was ich dahin geſtellt ſein laſſe — nun, dann iſt der Jüngling eben ein verkleidetes Mädchen! Du brauchſt den Geſang nur ein einziges Mal zu hören, lieber Freund, um mir vollkommen Recht zu geben!“

Mein eigenes Intereſſe war durch dieſe Erzählung in ungewöhnlichem Grade erregt worden, und ich wünſchte lebhaft, die räthſelhafte Sängerin ſelbſt zu vernehmen, wozu mein Freund mir auch alle Hoffnung gab, wenn ich nur etwas länger bei ihm verweilen wollte.

Er ſprach dann wieder viel von ſeinem dramatiſch-ſymphoniſchen Tonwerk. Anfangs, ſagte er, habe es ihm noch immer an der rechten Inſpiration gefehlt. Aber ſeit jene merkwürdige Stimme ſich hören laſſe, ſei es wie ein neuer Geiſt über ihn gekommen, ſei die Romantik, die Poeſie, und faſt auch die Liebe bei ihm eingezogen.

Die Sonne war ſchon hinter den Wipfeln des wie ein grüner Wall jenſeits der Thalſtraße ſich erhebenden Nadelholzwaldes hinabgeſunken. Ich war genöthigt aufzubrechen und den Heimweg anzutreten.

Othenio citirte das ſchöne indiſche Sprichwort: „Bis ans Waſſer muß man geleiten wen man lieb hat!“ und ging mit mir bis an den Steg, der den Bach in der Mitte des Thals hart neben der Straße überbrückte. Da blieben wir eine Weile ſtehen, um Abſchied zu nehmen, geriethen aber neuerdings ins Plaudern.

Der Abend war überaus mild und angenehm, die Luft würzig und labend. Im Thale lag ſchon tiefe Dämmerung, aber weiße Wölkchen, von der ſcheidenden Sonne roſig angehaucht, flatterten über dem ſchweigenden Walde.

Da ſtieg plötzlich aus dem ſtillen Tannengrunde ein heller, ſüßeinſchmeichelnder Ton wie eine Rakete in die Luft.

Wir verſtummten, wechſelten einen freudigen Blick und lauſchten. —

Die ſeelenvollen Töne wiederholten ſich, ſteigend, fallend, einzelne Liedphraſen, dann wieder Naturlaute wie der Aufſchrei eines Vogels, und doch in eigenthümlicher Weiſe ſympathiſch anmuthend — ganz wie mein Freund es beſchrieben hatte.

Dann war Alles wieder ſtill. „Was hältſt Du davon?“ fragte Othenio, nachdem eine kleine Zwiſchenpauſe vergeblichen Lauſchens verſtrichen war.

„Es iſt die Stimme eines Mädchens,“ ſagte ich mit Ueberzeugung; „daran iſt kein Zweifel.“

Othenio lächelte und verabſchiedete ſich funkelnden Auges mit warmem Händedruck von mir. Und bevor ich noch aus dem dämmernden Waldthal hinausgelangt war auf den breiten Weg in der Ebene, hörte ich hinter mir den Sturm von gewaltigen und leidenſchaftlichen Klängen erbrauſen, den der erregte Freund, ins Landhaus zurückgekehrt, in den Saiten ſeines Flügels entfeſſelte.

II

Othenio verſäumte nicht, im Laufe der nächſten Woche mir fleißig weitere Nachrichten von der Waldſängerin zu geben, und häufig genug klirrte auch der Sandwurf aus ſeiner Hand an mein Fenſterchen in vorgerückter Sommernachtſtunde.

Seine Verſuche, der Geheimnißvollen auf die Spur zu kommen, blieben noch immer vergeblich.

Ließ er an einer einſamen Stelle im Wald ſich nieder, ſo wurde die Stimme oft auf einmal ganz in der Nähe vernehmlich. Oder ſie klang aus der Ferne und kam näher und entfernte ſich wieder, ſchien ihm neckiſch zu fliehen, ſobald er mit ungeſtümer Haſt ſich anſchickte, ſie zu verfolgen. Bald klang ſie aus Schluchten oder tiefem Dickicht, bald wieder von ſonnebeglänzten, mit niedrigem Gebüſch bedeckten Hängen herunter.

Ganz und gar war ſie der ſchalkhaften Nymphe Echo zu vergleichen, die ſich hier und dort vernehmen läßt, die man aber vergebens zu haſchen ſucht.

Aber daß ſich das geheimnißvolle Weſen zu dem jungen Tonkünſtler in eine Beziehung ſetze, war kaum mehr zu bezweifeln.

Aus den abgeriſſenen Melodiephraſen der Sängerin hörte er unverkennbar Stimmen der Sehnſucht, der Liebe heraus, die ſich an ihn zu wenden ſchienen, die ihm klangen, als würden ſie ihm vertraulich ins Ohr geflüſtert, und die unmittelbar zu ſeinem Gemüthe ſprachen.

Zuweilen fing er ſolche Phraſen am Piano auf, ergänzte ſie, ſetzte ſie fort, variirte ſie, geſtaltete ſie zu reizenden Phantaſien. Wie Schumann ſich wohl auch ein Thema von ſeiner geliebten Clara geben ließ, um es nach allen Regeln der Kunſt aufs Schönſte auszuarbeiten, ſo verfuhr Othenio mit Themen ſeiner geliebten Waldſängerin.

Dafür ſcholl ihm dann auch manches mal ein warmes „Sei bedankt, du lieber Schwan!“ oder ſonſt ein entſprechendes Liedfragment zurück, ein hingeworfenes Arienmotiv, aber ſtets ohne Worte.

Er ſuchte auch durch ganz beſonders herzgewinnende, zärtliche Weiſen, wenn er die Waldſängerin in der Nähe wußte, die Aufmerkſamkeit derſelben zu erregen. Das Henſelt'ſche „Si oiseau j'étais“, und die Ges-dur-Etüde (aus Opus 25) von Chopin, ſowie die Nummer 2 aus dem zweiten Heft des damals eben erſchienen „Buch's der Lieder“ von Robert Volkmann, ließ er mit beſonderer Vorliebe bei ſolcher Gelegenheit von ſeinem Piano in die Stille des Waldthals hinauserklingen, wiederholt verſichernd, dieſe drei Clavierſtücke ſeien unbedingt die reizendſten, die es gebe, wenigſtens für Liebende. Er ſpielte ſie gern in der hier gegebenen Ordnung hinter einander, indem er behauptete, ſie bezeichneten aufs Schönſte den Stufengang der Liebe: holde Schwärmerei, muthiges, ahnungsvolles Liebewerben, brünſtige Liebesentzückung.

Selbſtverſtändlich verſäumte er auch nicht, Melodien zu ſpielen und zu ſingen, deren bekannter Text zu unmittelbarer Verſtändigung dienen konnte, ſo daß er im Stande war, der geheimnißvollen Freundin ganz beſtimmte Dinge zu ſagen, und da er ſeinerſeits bald jeden Ton der Waldſängerin zu deuten wußte, ſo ſpielte in Fragen und Antworten, Reden und Gegenreden ein kleiner Roman für ihn ſich ab, in welchem es ſogar an kleinen Eiferſüchteleien, an zärtlichem Schmollen und Grollen, an Vorwürfen und Wiederverſöhnungen nicht fehlte.

Eines Tages polterte er, wieder athemlos und in Schweiß gebadet, in mein Gemach und berichtete mir, er habe — ſie geſehen!

In die Stadt ſei er morgens gegangen, erzählte er, und habe, durch die Hauptſtraße ſchlendernd, ein Mädchen erblickt, deſſen wunderbares Auge einen Moment lang mit unbeſchreiblicher Innigkeit dem Seinigen begegnete, das aber, als er es ſchärfer anſah, mit ſanftem Erröthen ſich abwendete und ſeine Schritte beſchleunigte.

„In meinem Herzen“ ſagte er, „jubelte es: Das iſt die Waldſängerin! Ich konnte nicht einen Augenblick zweifeln. In den Augen dieſes Mädchens lag die ſchöne, unwiderlegliche Beſtätigung alles deſſen, was mir die geheimnißvolle Stimme im Walde zugeraunt, zugeſungen und zugejauchzt! Es waren dieſelben Worte, dieſelben Dinge, in die Sprache der Augen überſetzt! — Ich folgte dem Mädchen, ſie ſchlug den Weg gegen den Markt ein, der leider eben von Menſchen wimmelte. Plötzlich fuhr mir der Hund einer Höferin, ein verdammter häßlicher Köter, dem ich im Gedränge vielleicht auf den Schwanz getreten, bellend gegen die Wade und verbiß, als ich mit einem Fußtritt ihn abwehrte, ſich in das Tuch meines Beinkleids, die Höferin ſelbſt erhob ein Gezeter und erging ſich zuletzt meinen Flüchen gegenüber in Schmähworten, eine dichte Gruppe von Gaffern wuchs aus dem Boden und grinſte — es war zum Tollwerden! Endlich brach ich mir Bahn durch die Menge, aber die Spur des Mädchens war verloren, unwiederbringlich verloren — Straßen auf, Straßen ab rannte ich wie beſeſſen — vergebens!“

„Blinder Eifer ſchadet nur!“ verſetzte ich mit der überlegenen Ruhe und ſkeptiſchen Beſonnenheit, in welcher die Freunde eines Verliebten ſich zu gefallen pflegen. Aber Othenio hatte nur ein Lächeln für meinen Gemeinplatz und wiederholte an den folgenden Tagen fleißig ſeinen Morgen-Spaziergang durch die Straßen der Stadt. Es gelang ihm vorläufig nicht wieder, des Mädchens anſichtig zu werden. Er mußte ſich nach wie vor begnügen, ihrer Stimme im Walde zu lauſchen, ſich in Klängen mit ihr zu unterreden. War er nun doch ſo weit, daß die Holde ihm überall entgegenkam, aus allen Sternen ihm winkte, aus allen Blumen ihm lächelte, aus allen Waſſern ihm rauſchte . . .

Süß und ſchmerzlich war es ihm zugleich, unabläſſig auf ihrer Spur zu ſein, und zuletzt doch immer wieder enttäuſcht zu werden, wenn er das ſchöne Bild haſchen wollte.

In meiner Liedermappe fand er einige Strophen, die er mit großer Freude aufgriff, ſofort in Muſik ſetzte und nicht müde werden konnte zu ſingen:

Suchte lange dich im Walde,
Wähnte ſchon dein Kleid zu ſehen.
Doch es war nur einer Taube
Weißer Flügel im Gebüſch.

Wähnte deinen Gruß zu hören;
Doch es war nur das Geflüſter
Eines Bächleins, das mit Blumen
Plaudernd über Kieſel rann.

Zwiſchen Zweigen ſah ich blendend
Deine goldnen Haare blinken;
Doch es war ein Sonnenblick nur,
Der ſich durch die Wipfel ſtahl.

Und ich glaubte ſchon zu wittern
Deines Odems wonnig Wehen;
Ach, ein Hauch nur duftbeladen
War's, der von den Linden kam.

Sank zuletzt in ſüße Träume,
Träumte deinen Kuß zu ſpüren;
Aber ach, es war der Lenz nur,
Welcher lächelnd mich umfing.

Was der zarte Liebesroman dem jungen Künſtler an Zeit raubte, das gab er ihm an Stimmung zurück. Die Compoſition von „Triſtan und Iſolde" nahm bei allem far niente amoroso des Tondichters einen erſtaunlich ſchleunigen, gedeihlichen Fortgang.

So verſtrichen wieder ein paar Wochen, da kam Othenio mit neuer Kunde zu mir, fieberiſch erregt wie immer. Er trug einen halbwelken Strauß in der Hand, den er mir von Weitem entgegenhielt.

Gelegentlich wieder die Spur der Sängerin im Walde verfolgend, hatte Othenio einen Jüngling bemerkt, der, vom waldigen Abhange herabkommend, den Thalweg einſchlug, offenbar um in die Stadt zurückzukehren. Dieſer Jüngling entſprach auffallend der Beſchreibung, welche die Holzhauer von dem jungen Menſchen gemacht hatten, den ſie im Walde geſehen, von dem ſie behaupteten, daß er der Beſitzer jener feinen, hellen Stimme, die man in der Umgegend aus dem Walde heraus vernehme.

Es dunkelte bereits, und Othenio konnte das Geſicht des in ziemlich weiter Entfernung vor ihm Einhergehenden nicht ſehen; aber das lange, blonde Haar, die feinen, ſchlanken, durchaus weiblichen Formen, Geſtalt, Größe, Haltung erinnerten ihn an das Mädchen, das er in der Stadt bemerkt und über den Markt verfolgt hatte.

Feſt entſchloſſen, der räthſelhaften Erſcheinung bis in die Stadt, bis ans Thor ihrer Behauſung zu folgen, hielt er ſich im Uebrigen abſichtlich in der gemeſſenen Entfernung von ihr, mit Recht beſorgend, daß ſie, wenn ſie ihn gewahr würde, nicht Stand halten, ſondern ihm gelegentlich entwiſchen würde.

Einmal ſchien es Othenio, als ob der Jüngling ſich flüchtig umgeſehen hatte, und als ob er darauf ſeinen Weg mit etwas beſchleunigten Schritten fortſetzte.

Nach einiger Zeit ließ derſelbe einen Blumenſtrauß fallen, den er bis dahin in der Hand getragen hatte.

Othenio's Herz begann zu pochen, und nachdem er die Stelle erreicht hatte, wo der Strauß am Boden lag, bückte er ſich und hob denſelben mit Andacht auf, wie ein Heiligthum, als ein holdes Liebeszeichen, das, wie er wohl merken mußte, nicht ſo von ungefähr in den Staub der Straße gefallen.

Die Seele geſchwellt von Liebesentzücken, blies er den Staub von dem Strauße und ſteckte ihn vor ſeine Bruſt.

Als dann aber wieder ſein Blick die Mädchengeſtalt im Jünglingsgewand ſuchte, die durch das Thal vor ihm hergeſchwebt, da war ſie verſchwunden.

Sie mußte rechtshin in die Büſche geſchlüpft ſein, die noch hart vor dem Ausgange des Thales vom Berghang ſich bis zum Thalweg herunter erſtreckten.

Vergebens warf er ſich ſelbſt auch ins Dickicht; die Schatten der ſinkenden Nacht vereitelten ſeine Bemühungen und er mußte nach einer halben Stunde vergeblichen Umherſtreifens ſich auf den Heimweg machen.

Aber nicht ohne die ſüße Trophäe des Waldblumenſtraußes! — Er zog denſelben immer wieder aus ſeiner Bruſt hervor, wies mir ihn und küßte ihn vor meinen Augen wiederholt.

„Was zum Teufel aber mag ſie veranlaſſen“, rief er aus, „ihre Perſon ſo hartnäckig vor mir zu verbergen? mich anzulocken und ſich mir doch ſtets zu entziehen? Wozu dieſe geheimnißvolle Vermummung?“

Und nun erging er ſich in allen möglichen romantiſchen Vermuthungen über die Abſichten, die das Mädchen haben konnte, ſich in männlicher Verkleidung zu zeigen.

„Wenn ſie nun einmal die romantiſche Paſſion hat,“ ſagte ich, „ſingend durch die Wälder und durch die Thäler zu ſchweifen, ſo liegt es doch nahe genug, daß ſie ſich in männliche Kleider ſteckt, um unbekümmert und unbehelligt zu bleiben!“ —

Ich war recht geſpannt darauf, wohin das Alles noch führen ſollte.

III.

Ein paar Tage verſtrichen, und ich lag eben im tiefſten Mitternachtsſchlaf, als ein ſtarkes Geklirr des Fenſters mich aufſchreckte — Othenio ſtand draußen und diesmal war unter ſeinem ungeduldigen Sandwurf die Fenſterſcheibe in Trümmer gegangen.

Aber die Ungeduld des Freundes war diesmal auch mehr als je zu entſchuldigen. War er doch in der glücklichen Lage, mir zu berichten, daß er der völligen Enthüllung des Geheimniſſes wieder näher, ja ganz nahe gekommen. Soviel erfuhr ich noch am Fenſter; jetzt ging ich zu ihm hinunter, wir begaben uns in das nahe monderhellte Wäldchen, und da begann er wie folgt:

„Ich ſchlenderte,“ ſagte er, „von einem unbeſtimmten, räthſelhaften Drange getrieben, wieder in den Straßen der Stadt umher. Plötzlich — denke dir mein freudiges Erſchrecken! — erblicke ich dicht vor mir die nun ſchon wohlbekannte, liebe Geſtalt der Waldſängerin in ihrer Verkleidung! faſt in demſelben Augenblicke aber verſchwindet ſie auch ſchon im Thor eines Hauſes. Ich ſchlüpfte raſch in daſſelbe Haus, natürlich entſchloſſen, ihr bis an die Thür der Wohnung zu folgen. Ich trete ſo leiſe als möglich auf

ſie ſieht ſich glücklicher Weiſe nicht um — hatte offenbar keine Ahnung davon, daß ich hinter ihr her ſei. So geht es aufwärts, drei Treppen hoch, raſchen Schrittes geht ſie auf eine Thür zu, die ſie öffnet, und hinter welcher ſie alsbald meinen Blicken entſchwindet. Ich ſehe nach der Nummer der Thür und präge ſie meinem Gedächtniß ein. Dann ſpähe ich nach Perſonen aus, bei welchen ich nach Namen und Stand der Bewohner des Quartiers, in welchem das verkleidete Mädchen verſchwunden war, mich hätte erkundigen können. Ich bemerke Niemand in dem geräumigen, aber ziemlich leeren und öden Hauſe. Ich ſehe mich alſo, nachdem ich die Treppe wieder hinuntergeſtiegen, nach der Zelle des Hausbeſorgers um, krieche in alle Räumlichkeiten und Winkel des Erdgeſchoſſes, lange vergebens. Endlich gerathe ich an eine ſteilabwärtsführende, ſich in vollkommener Finſterniß verlierende Treppe, auf welcher ich ein paar Dutzend Stufen mehr hinunterfiel als ging. Aber in der finſtern Tiefe angelangt, erblicke ich von der Seite her einen ſchwachen Lichtſchein, einfallend durch eine ſchmutzige Glasthür, hinter welcher Geſtalten von plebejiſchem Ausſehen in einer engen, raucherfüllten Stube ſich wie im Nebel hin- und herbewegen. Ich ſtürze mich unverweilt in das Gemach, wo ich im Halbdunkel einige ſich am Boden wälzende Familien-Sprößlinge zu zertreten Gefahr laufe, und wende mich an ein hexenhaftes Weib, das eben den Boden fegt und mir mit ihrem Beſen eine Wolke übelduftenden Staubes entgegenwirbelt:

„Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, gute Frau, mir zu ſagen, wie der Name des Fräuleins iſt, das hier im dritten Stockwerk, Nr. 17, wohnt?“

„Im dritten Stockwerk? Nr. 17? warum?“ ſchnarrte das Weib mit widriger Naſenſtimme und maß mich dabei mit ſtechenden Augen wie einen Verdächtigen.

Ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen ſchoß, hatte aber doch noch ſo viel Geiſtesgegenwart, meine Geldtaſche hervorzuziehen, und dem hexenhaften Weibe die darin befindlichen drei kleinen Silberſtücke auszuliefern.

„Nummer 17? im dritten Stockwerk?“ ſchnarrte ſie wieder, aber ohne die ſtechenden Blicke, „da wohnt das Fräulein Mathilde . . .“

Sie war, glaub' ich, im Begriff, auch den Familien-Namen des Mädchens zu nennen, aber in dieſem Augenblick hatte der größere von den beiden verwünſchten Rangen, die ſich am Boden balgten, ſich aufgerafft und leerte mir mit tückiſchem Lachen ein Gefäß mit Aſche oder Sand oder was es war, in den Hut aus, den ich, mit der Oeffnung nach oben, in der Hand hielt! Gleichzeitig brach das übrige Kindergezücht aus allen Winkeln der Stube in ein ſo infernaliſches Halloh, Gelächter und Gelärm aus, daß ich allen Muth verlor, noch weitere Fragen zu ſtellen und ſchleunig meinen Rückzug antrat. — Aber ich bin im Allgemeinen doch zufrieden, ſehr zufrieden mit den Ergebniſſen und Fortſchritten dieſes Tages! — Ich kenne ihren Aufenthaltsort — ich weiß ihren Namen! Mathilde! Schon dieſer Name macht mich glücklich — unbeſchreiblich glücklich! — Alles Weitere ergibt ſich nun von ſelbſt, und ich wüßte nicht, wie ſie meiner Annäherung jetzt noch länger ausweichen könnte!“

Othenio war auch nicht träge, ſich ſeine letzte Errungenſchaft und Entdeckung zu Nutze zu machen. Er ging unzählige mal an jenem Hauſe vorüber und blickte nach dem Fenſter des Quartiers hinauf, das die Geheimnißvolle barg.

Wiederholt hatte er die Freude, den Kopf des Mädchens zwiſchen den Blumentöpfen am Fenſter zu erblicken, und er ſchwelgte im Anblicke von geliebten Zügen, die er freilich nur ſehr undeutlich, nur im allgemeinen Umriß ſah, die aber ſein liebendes Herz ohne Mühe ergänzte und wonneſelig ausſchmückte mit dem Zauber der glühendſten Farben.

Als ich Othenio kurz darauf beſuchte, ſpielte er mir eine Reihe von wahrhaft genialen Clavierſtücken vor, die er in wenigen Tagen componirt hatte, und die mich durch Originalität ſowohl als Gefühlstiefe entzückten. Er zeigte mir auch eine beſonders zierliche Abſchrift davon in prächtigem Einband; ſie trug auf dem Titelblatte, von Waldblumen-Arabesken umrahmt, die Widmung:

„Meiner geliebten Mathilde!“

„Das Heft iſt bereits in ihren Händen!“ ſagte er mir am nächſten Morgen mit leichtem Erröthen, während zugleich ein gelindes Zittern der Erregung und der geſpannten Erwartung ihn überlief.

„Du haſt es ihr geſendet?“ fragte ich.

„Nichts ſelbſtverſtändlicher als das!“ verſetzte er. „Ich ſandte das Heft „an Fräulein Mathilde“, mit genaueſter Bezeichnung ihrer Adreſſe. Und — es wurde auch angenommen! Es lag aber auch ein Schreiben dem Hefte bei — ja ein Schreiben an Mathilde, liebſter Freund, nicht zu wenig ſagend von idealen, und nicht zu viel von proſaiſchen Dingen; ohne Nennung von Namen; die Antwort erbeten unter der Chiffre „A. B. poste restante“. Sie ſoll nur ſelbſt errathen, daß der Ueberſender identiſch mit dem Freunde aus dem romantiſchen Waldesthal! Und nun kann jeder Augenblick mir die erſehnte Antwort bringen! — Du begreifſt — ich glühe! ich lodere!“

Ich beſuchte jetzt Othenio faſt täglich ſelbſt, weil er mir nicht blos vorſchwärmen, ſondern auch vormuſiciren wollte. Die Sommertage, ſo lang ſie waren, vergingen raſch.

Eines Tages aber hinderte mich am Ausgehen der gewitterdrohende Himmel, der nach einem äußerſt ſchwülen Vormittage ſich ganz mit finſterem Gewölk umzog. Bald darauf entlud ſich auch die Spannung der Luft bereits in Blitzen und krachenden Donnerſchlägen, während zugleich der Regen praſſelnd niederging.

Mitten in dieſem Toben der Elemente klopfte es an die Thür meines Dachſtübchens und — Othenio trat herein.

Seine Kleider troffen von Regen.

„Sie hat geantwortet!“ rief er und fuhr mit der Hand in die Bruſttaſche ſeines Rockes, wie um etwas daraus hervorzuholen — zog ſie aber im ſelben Augenblicke leer wieder zurück, erblaßte, erröthete und zeigte eine Miene, in welcher die äußerſte Beſtürzung und leidenſchaftlicher Aerger ſich malte, während zugleich ein gelinder Fluch ſeinen Lippen ſich entrang.

„Was iſt Dir?“ fragte ich betroffen.

„Ich glaubte den Brief zu mir geſteckt zu haben,“ ſtieß er hervor, „und habe ihn in der Eile des Aufbruchs auf meinem Pulte liegen gelaſſen!“ —

„Nun, ſo erzähle mir indeſſen nur mündlich . . .“ begann ich beſchwichtigend.

„Du mußt ihn leſen!“ rief er, griff nach meinem Regenſchirm, der in der Ecke ſtand, ſtürzte ſich mit demſelben haſtig in den praſſelnden Gewitterregen hinaus, und ich fand gar nicht Zeit, ihm zu ſagen, daß an dem Schirm ein paar Stäbe gebrochen und derſelbe im Augenblicke gar nicht zu gebrauchen ſei.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, den Brief in der erhobenen Rechten.

„Lies!“ rief er, und übergab mir das Papier.

Ich las. Es war ein überſchwänglicher, räthſelhafter Brief. Es koſtete mich einige Mühe, mich in die Stimmung hineinzuverſetzen, aus welcher heraus derſelbe geſchrieben war. Er lautete:

„Lieber, Herrlicher! Die Seufzer aus meiner Bruſt haben ein Echo erweckt, das mich verhöhnt. Du biſt es nicht, der mich verhöhnt, aber das Schickſal. O, gewiß iſt Alles nur ein Traum! Oder nicht? Warum kamſt Du, ach, ſo ſpät, Du Theurer, Wunderbarer? Zwar mir lebteſt Du ſchon lange, und ſo herrlich ſchön lebteſt Du mir, lange bevor Du kamſt, und nie wareſt Du mir ein Fremder! Und nur durch Dich iſt ſeit Langem die häßliche Zeit mir lieb und ſchön. O Deine Töne — Deine Melodien! Du Reichſter, iſt nicht arm ein Jeder, der Dir naht — und nun erſt ich? Ich würde mit Luſt vor aller Welt zu Deinen Füßen hinknieen, könnte ich Dir ſo zeigen, wie heilig Du mir biſt! Die Töne ſind zwiſchen uns hin- und hergegangen, lange bevor Du kamſt, und ich ſchwelge in ihnen Tag und Nacht, Du Wunderbarer! Aber ich bin ſehr unglücklich, weil Deiner viel zu wenig werth, und rettungslos ſchmacht' ich im ſchnöden Joche des Alltagslebens. Ich kränze mich mit Blumen als Deine Braut, aber ich verſchmachte, welke und ſterbe früher noch, als die Blumen, wenn Du mich nicht retteſt durch Deine Liebe, Du Hoher, Herrlicher! Das Leben iſt hart und könnte ſo wonnereich ſein und köſtlich!

Ewig Deine Mathilde."

„Iſt das Wahnwitz," ſagte ich kopfſchüttelnd, nachdem ich den Brief erſt ſtill, dann laut für mich geleſen, „iſt's Wahnwitz, oder iſt's Poeſie?"

„Liebe iſt's," verſetzte Othenio und ſein Auge flammte.

„Sehr überſpannt!" warf ich ein. „Du haſt ihr's angethan, mit Deinem Pianoforteſpiel inmitten der Waldſtille, mit Deinen Triſtan- und Iſolde-Phantaſien, mit Deinen „Tönen," wie ſie es Dir angethan hat mit den ihrigen. Aber das Schreiben bleibt doch immer höchſt ſonderbar und räthſelhaft, an manchen Stellen geradezu unverſtändlich."

„Aber ſind darin nicht Urlaute tiefſter, idealſter Empfindung?" fragte Othenio; „iſt das Alles nicht durchweht von einem ganz wunderbaren, ſeeliſchen Arom?"

Ich gab es zu. Ein origineller, wunderſamer Gemüthston klang unleugbar hier und da aus dem ſeltſamen Schriftſtück.

Jetzt begann Othenio die einzelnen Ausdrücke des Schreibens zu commentiren, Charakter und Schickſal der Schreiberin daraus zu entziffern. Der faſt bis zum Wahnwitz geſteigerte Liebesenthuſiasmus des Mädchens machte ihn ſchwindeln, ihre Schwärmerei für ſeine Kunſt, für ſeine Tonphantaſien, für ſein Pianoſpiel berauſchte ihn. Und ihre ſeltſamen Klagen zerriſſen ihm das Herz! Daß ſie in ſchweren Banden ſeufzend nach Erlöſung ſchmachte — das legte der Brief ihm nahe genug.

„Sie ſeufzt nach Erlöſung", rief er, indem er mit großen Schritten im Gemache auf und nieder ging, bald zu mir gewendet, bald wieder wie im Selbſtgeſpräch — „Wenn ich ſie nicht rette, nicht retten kann — o, ich ſchaudere es zu wiederholen, was ſie ſelber ſagt: ſie ſtirbt! — Sie liebt mich, daran kann ich nicht zweifeln, ſchwärmeriſch, abgöttiſch! — Ich ſchwöre darauf, ſie iſt das edelſte Frauenweſen, das je geathmet! Und denken zu müſſen, daß ſie vielleicht auch das unglücklichſte iſt! — Dieſe Begeiſterung für mich, für meinen Genius, was iſt ſie anders, als ein Beweis innigſter, wunderbarſter Seelenverwandtſchaft? — Kein göttlicheres Entzücken kann ich mir denken, als einmal ein Weib in meinen Armen, an meinem Herzen zu halten, das mich als Künſtler enthuſiaſtiſch verehrt, anbetet, deſſen Seele mit der meinigen himmliſch ineinanderſchmilzt! — Und ich ſollte nicht Alles daran ſetzen, daß Mathilde mein werde? Alles will ich zum Opfer bringen, Jugend, Freiheit, Unabhängigkeit, für ſie! — Wär' ich ſchon Herr des Wenigen, was mir von dem Tage meiner Großjährigkeit an zufällt, ſie wäre vielleicht zu retten! — Und ſie muß gerettet werden!" —

„Wie aber?" wagte ich hier ihn zu unterbrechen.

„Habe ich mich das nicht auch gefragt?" verſetzte er, und warf ſich neben mir auf einen Stuhl nieder. „Ich bin in acht Tagen erſt zwei und zwanzig Jahre alt — ich bin mittellos . . ."

„Das iſt's!" ſagte ich. „Deine Abſicht iſt ſchön und groß. Aber kannſt Du . . . darfſt Du . . . "

„Ach was, dürfen! können!" — rief er und ſprang heftig wieder auf, „ich muß, Freund, ich muß — verſtehſt

Du? Ich bin genöthigt — o, es klingt ſo abſcheulich proſaiſch, und doch muß es ſein — ich bin genöthigt Geld zu ſchaffen! Wir wollen ja leben, leben! Bisher ſchwärmte ich ſo hin in ſorgenloſer Exiſtenz — das iſt zu Ende. Ich muß fort, muß einen Beruf ergreifen . . ."

„Aber welchen?" warf ich wieder ein.

„Dafür," gab er zurück, „iſt mir nicht bange. Die Welt ſteht mir offen. Hundert Möglichkeiten bieten ſich mir ſtatt einer. Ich kann als Muſik-Kritiker bei einem großen Blatte Stellung ſuchen, oder als Liedertafel-Dirigent, oder als Hofcapellmeiſter in einer kleinen deutſchen Reſidenz, oder als Dozent für Muſikgeſchichte an einer Univerſität, und im Nothfall, das ſchwör' ich, werde ich mich lieber als Muſiklehrer verdingen, oder als Geiger im nächſten beſten Theaterorcheſter unterkriechen, als Mathilden ſchmachten laſſen in unwürdigen Banden!"

Von ſo übereilten Entſchlüſſen ſuchte ich ihn zur Beſonnenheit zurückzuführen; aber er ließ nicht mehr mit ſich reden.

Tagelang ſaß er am Piano und phantaſirte über Themen wie: „O Mathilde!" „Reich' mir die Hand mein Leben!" und dergleichen.

Er ſchrieb noch einmal an die Geliebte. Er drang in ſie um weitere Enthüllungen. Aber ſeine Herzergießungen mögen nicht weniger wunderlich, nicht weniger unklar ausgefallen ſein, als die er zur Antwort erhielt, und aus welchen noch immer nicht mehr zu entnehmen war, als daß dem „Hohen, Herrlichen" der volle Strom faſt myſtiſcher Innigkeit aus einer ſchwärmeriſchen und von Leid gebeugten weiblichen Seele entgegenſchäumte.

So ging noch etwa eine Woche hin, als die Sache plötzlich eine andere, ſehr traurige, ja tragiſche Wendung nahm.

Ich erhielt ein paar, mit zitternder Hand flüchtig hingeworfene, kaum lesbare Zeilen von Othenio. Er war krank, bat mich eiligſt zu kommen, hatte mir eine niederſchmetternde Nachricht mitzutheilen.

Ich eilte zu ihm und fand ihn im Bette, vom Fieber geſchüttelt.

„Sie iſt todt!“ ſagte er.

„Mathilde?“ rief ich erſchrocken.

Er wandte ſich ab. Thränen erſtickten ſeine Stimme und eine lange Zeit verſtrich in düſterem Schweigen.

„Sie iſt todt!“ wiederholte er nach einer Weile, richtete ſich im Bette halb empor und warf ſich, als ich in herzlicher Theilnahme mich zu ihm neigte, von Neuem ſchluchzend an meine Bruſt.

Hiernach begann er, noch immer halb aufrecht, erſt in mattem Tone, bald aber mit der gewohnten Lebhaftigkeit zu erzählen.

„Als ich geſtern Nachmittags,“ ſagte er, „an jenem Hauſe wieder vorüberging, um zum Fenſter hinaufzuſehen und von ihr, wo möglich, etwas zu erſpähen, fand ich vor dem Eingange eine Anzahl von Leuten wie zu einem Begräbniß verſammelt.

Ich benutzte dieſen Anlaß, gleichfalls vor dem Hauſe ſtehen zu bleiben, und hörte gleichgiltig die Reden der Leute rings um mich.

Plötzlich ſchlugen die Worte an mein Ohr:

„Das arme Fräulein Mathilde!“ —

Es war eine ältliche, ärmlich gekleidete Frau, die zu einer andern dieſe Worte ſprach.

Ich horchte hoch auf, während mir ein krampfhaftes Beben durch den Körper lief.

„Nun iſt ſie erlöſt!“ fuhr die Frau fort.

„Eingegangen zu einem beſſeren Leben, nachdem ſie in dieſem wenig Gutes genoſſen!“ ſagte die andere.

„Ueberſpannt war ſie freilich immer,“ begann wieder die erſtere, „aber ein gutes Herz hatte ſie, ein engelgutes Herz. Wie hat ſie gedarbt und geſorgt und ſich geopfert für den jungen Menſchen, ihren Verwandten, der leider zu nichts Rechtem taugt!“

„Der einzige Troſt, den ſie hatte, war die närriſche Liebe zu ihrem *Muſikus*“ . . .

„Ja wohl, aber dieſe närriſche Liebe gab ihr auch den Reſt, ſo daß ſie nur noch ſo hinſchmachtete und zuletzt plötzlich verlöſchte wie ein Licht!“

So ging das Zwiegeſpräch noch eine Weile hin und her. Ich erſtarrte förmlich, und zugleich war mir, als fühlte ich plötzlich das Drehen des Erdballs unter meinen Füßen . . .

Jetzt wollte ich die Stiege hinaufeilen, — da brachte man ſie ſchon getragen.

Der einfache Sarg wurde auf die Bahre gehoben, und als ich mich umwandte, ſah ich auch ſchon den Prieſter im Chorrock daſtehen, und den Küſter an ſeiner Seite, und es begann die Einſegnung unter den ernſt und feierlich klingenden Sprüchen des Ritus. Die wenigen, meiſt ärmlich ausſehenden Leute ſtanden ſtill und ſtumm dabei, nur einen jungen Menſchen hörte ich laut ſchluchzen, er ſtand aber ſo entfernt von mir, mitten unter den Uebrigen, daß ich nur ſeinen Kopf ſehen konnte und nicht einmal ſein Geſicht, denn er verbarg es unter ſtrömenden Thränen mit ſeinem Taſchentuch.

Nun erklang's aus dem Munde des Prieſters zum Schluß:

„Et lux aeterna luceat ei!“

Worte, die auf mich von jeher, wegen ihres ſchönen und tiefen Sinnes, immer einen eigenthümlichen, ergreifenden Eindruck machten.

Diesmal aber rührten und erſchütterten ſie mich ſo ſehr, daß mich nach der Betäubung, ich möchte ſagen Erſtarrung, in der ich mich bis dahin befunden, ein plötzlicher Krampf des Schluchzens erfaßte, welcher die verwunderte Aufmerkſamkeit der Leute um mich her erregte.

Ich ſtürzte hinweg, und zugleich kam mir der Gedanke, ſchleunigſt einen Immortellenkranz zu kaufen, dann dem kleinen Trauerzuge nachzueilen, und dieſe letzte Spende auf das Grab der geliebten Todten zu legen.

So einfach im Uebrigen das Leichenbegängniß war, fehlte es doch nicht an einer kleinen Muſikkapelle, und der Trauermarſch, unter deſſen Klängen ſich der unanſehnliche Zug in Bewegung ſetzte, erſcholl hinter mir her, während ich die nächſten Straßen durcheilte. Dünn und armſelig klang die Muſik, aber in mir baute, während ich ſo hinlief, um einen Kranzladen zu erreichen, das Thema ſich auf zur gewaltigſten Schmerzesſymphonie. Ich glaubte den Trauermarſch noch immer zu hören, als ich längſt außerhalb des

Bereichs der Töne war, und ſo großartig erweiterte und beſeelte ſich mir das einfache Motiv, daß es Beethoven'ſchen Rieſenſchwung gewann, aber freier und freier geſtaltete es ſich, verwandelte ſich in neue gewaltige Tongebilde, bis zuletzt das hehre „Et lux aeterna luceat ei“ als wunderbarer Rieſen-Choral meinem inneren Ohre erſcholl, wie der berühmte Hymnus am Schluſſe der „neunten“ . . .

Ich erreichte endlich den Laden, erſtand einen Kranz, warf mich in einen Wagen, fuhr auf den Friedhof und legte die Todtenſpende auf das Grab in dem Augenblicke, als eben die Schollen auf den Sarg hinuntergekollert waren und ſich darüber zum Hügel gerundet hatten. Aber die blöde Verwunderung der Umſtehenden trieb auch von da mich alsbald wieder fort, und nur erſt zu Hauſe, in meinem Gemache angelangt, war ich im Stande, dem ungeheuren Schmerze ganz und ohne Rückhalt mich hinzugeben.“

So erzählte Othenio.

Mir war es klar, daß dieſe ganze Schickſalswendung, ob auch erſchütternd, doch ſegensreich und fruchtbar für meinen Freund ausfallen müſſe. Ich ſagte ihm das mit warmen herzlichen Worten. Ich führte ihm zu Gemüthe, daß die Weihe der Entſagung und des Schmerzes ſein Künſtlerthum läutern und verklären werde.

Othenio war nicht unempfänglich für dieſen Troſt. Der ſtarre, herbe Schmerz löſte, während ich zu ihm ſprach, ſich in Rührung und Wehmuth auf und in einer linden Thränenflut machte ſein gepreßtes Herz ſich Luſt.

Dann raffte er ſich plötzlich auf, ſprang vor meinen Augen vom Lager herab und erging ſich in begeiſterten

Plänen, wie er das Andenken der Theuren verherrlichen wolle, wie er ſich verwandelt, gehoben, gereift fühle in ſeinem tiefſten Innern durch dieſes Erlebniß.

Wir ſprachen noch lange von dem, was die nächſte Zukunft bringen ſollte. Er wollte zunächſt ſein großes, dramatiſch-ſymphoniſches Tonwerk vollenden, dann auf Reiſen gehen, die Welt ſehen, Verwandte in Rußland beſuchen.

IV.

Ich machte mich auf den Heimweg. Der Sonnenball hing nur mit ſeinem oberſten Rande noch über den Wipfeln. Sinnend ſchritt ich durch das Gehölz einen rauhen und ziemlich abſchüſſigen Weg empor. Es war ganz ſtill und einſam um mich, nur der Abendwind ſäuſelte in den Espen zu beiden Seiten des Weges.

Ich ſchlenderte langſam ſo hin, das Haupt geſenkt, in tiefen Gedanken an Othenio.

Auf einmal drang zur Rechten aus dem Walde, und zwar aus ziemlich weiter Entfernung, wie es ſchien, ein Ton zu mir, leiſe beginnend, allmälig wachſend — dann einzelne hohe Töne mit faſt klagendem Accent, wie Rufe eines nächtlichen Vogels ausgeſtoßen, leiſe verzitternde wie Aeolsharfentöne — dann ſeltſame, abgeriſſene Tonfolgen und Melodiephraſen.

Ich horchte hoch auf … War denn das nicht die Stimme der Waldſängerin?

Genau ihre Stimme war's und ihre Weiſe! Ich horchte wieder und wieder . . . Kein Zweifel — Die Stimme Mathildens! — Aber die war ja todt und begraben?

Einen Moment durchrieſelte mich etwas wie ein gelinder Schauer. Die Stimme hatte faſt etwas Geſpenſtiſches für mich.

Wenn Othenio es hörte! — Doch nein! die Gegend des Waldes war ſchon zu entlegen von der Behauſung des Freundes, als daß die Töne zu ihm hätten dringen können.

Mein Erſtaunen, meine Betroffenheit war grenzenlos.

Der regelloſe Geſang nahm indeſſen mit kleinen Pauſen ſeinen Fortgang.

Nun ſchwur ich mir aber, nicht zu raſten, bevor ich dem Räthſel, das, kaum gelöſt, in neuer Geſtalt wieder auftauchte, völlig auf den Grund zu kommen, koſte es auch, was es wolle.

Ich folgte der Spur der nun doppelt geheimnißvollen Stimme und ſtürzte mich in das Innere des Waldes nach der Richtung, woher ſie kam. Immer hinter den Tönen her, und ſtillſtehend, ſo oft und ſo lang ſie verſtummten, gelangte ich an eine ſteil abfallende, dichtbewachſ'ne Schlucht, aus welcher ſie mir ſchon ganz nahe zu kommen ſchienen. Aber als ich unten ſtand in dem Geſenke, merkte ich, daß ich geirrt, und daß die Stimme vom andern Rande der Schlucht herüberklang. Unverdroſſen kletterte ich alſo den entgegengeſetzten Hang empor. Die Stimme klang wieder ganz nahe — aber doch nicht näher als zuvor, ich folgte ſacht, immer vermeinend, hinter den nächſten dichten Bäumen müßte die räthſelhafte Quelle der Töne meinen Blicken ſich zeigen. Aber ſo kam ich an die zweite, und an eine dritte, quer den Weg verſperrende Schlucht und überall widerfuhr mir das Gleiche.

Endlich war ich bis zu einer Stelle vorgedrungen, wo dieſe Folge von bewaldeten Hebungen und Senkungen des Bodens ein Ende nahm, und auf ebenem Grunde durch die lang hingeſtreckte Gartenmauer eines Förſterhauſes eine Art von Wall gebildet wurde. Dieſſeits des Förſterhauſes lief ein breiter, leidlich gut gebahnter Waldweg hin. Auf dieſem Plane, der, hoch und frei gegen Weſten gelegen, die letzten Lichter des ſcheidenden Tages auffing, während die Thäler ſchon im tiefſten Schatten lagen, klang mir jetzt aus einer Gruppe von Bäumen, die ziemlich dünn ſtanden, plötzlich wieder die Stimme.

Ich ſchlich mich näher, wohl bedacht, Geräuſch zu vermeiden, als die Töne wiederum einhielten.

Jetzt ſah ich einen jungen Menſchen in leichtem Sommeranzug zwiſchen den Bäumen auf- und abgehen. Ich achtete anfangs nicht auf ihn, denn ich ſuchte die Sängerin.

Plötzlich erklangen die Töne von Neuem. Aber ſie kamen von der Stelle, wo der Jüngling auf und niederwandelte. Ich ruckte mein Augenglas zurecht — „Alle Wetter! die Stimme kommt doch nicht etwa von dem jungen Menſchen im lichten Sommeranzug dort?“ ſo fragt' ich betroffen.

Allerdings — ſie kam von ihm.

Es war ein Bürſchchen, faſt weibiſch von Anſehen, blondhaarig, bartlos, und doch nicht allzu jung. Gleich wieder ſchoß mir's durch den Kopf: ein verkleidetes Mädchen! —

Ich war mittlerweile dem Sänger in den Rücken gekommen, hatte ihn umgangen; jetzt wendete er ſich zufällig, und gleich darauf ſah ich ihn auf dem Punkte, zwiſchen den dichteren Bäumen ſacht zu verſchwinden. Aber ich benutzte meine Poſition und verſuchte ihn gegen den gebahnten Weg hinzudrängen, den er dann wirklich einſchlug, wie mit einer Art von Reſignation, als merke er, daß ich ja doch nicht mehr, wohin er ſich auch wende, von ſeiner Spur abzulaſſen geſonnen ſei.

Ich wollte, ich mußte ein Geſpräch mit ihm anknüpfen.

Das ſeltſame Perſönchen ging nun nicht mehr ſingend, ſondern, als wollte es ſeine frühere Schüchternheit durch um ſo größere Dreiſtigkeit vergeſſen machen, pfeifend ſeiner Wege.

Jetzt war ich dicht hinter ihm — jetzt an ſeiner Seite. Ich bot ihm lächelnd einen guten Abend und machte ihm ein Compliment über den ſchönen Sopran, über den er verfüge, und der Alle hier in der Gegend ſeit geraumer Zeit in Verwunderung, Zweifel und Unruhe verſetze.

Der junge Menſch erröthete tief, in großer Verlegenheit, was ich begreiflich fand. Ich fand das Erröthen ganz mädchenhaft; aber ich durfte, obgleich ich etwas wie Mitleid fühlte, keine Schonung üben; ich war es meinem Freunde ſchuldig, die letzte Hülle von dieſem verſchleierten Bilde zu reißen

Ich ergriff die Hand des Jünglings und flüſterte ihm ins Ohr: „Fräulein Mathilde?“

Ein verwunderter Blick war die Antwort. Ich wiederholte noch einmal: „Fräulein Mathilde?“

Er errothete jetzt wieder, aber mehr verblüfft und unwillig als verlegen, und ſagte: „Sie ſpotten meiner, Herr! und ich muß mir das gefallen laſſen. Ich weiß recht gut, daß meine Stimme etwas ganz merkwürdig Weibiſches hat, und daß man mich darum für ein Mädchen halten kann. Ja, ich weiß, daß ich durch ein ſeltſames Spiel der Natur einen förmlichen Diſcant beſitze, und daß man mich darum oft verlacht. Deshalb gehe ich auch lieber in den Wald und ſuche die Einſamkeit auf, um zu ſingen, denn ich habe eine große Neigung für Muſik; die iſt mir angeboren, aber meine muſikaliſche Ausbildung iſt leider ſehr mangelhaft.“

„Alſo nicht Fräulein Mathilde?“ ſagte ich mit einem ungläubigen, ernſten, forſchenden Blicke in das unbärtige, mädchenhafte Antlitz.

„Sie halten mich alſo wirklich für ein verkleidetes Mädchen?“ fragte er mit einem herben, faſt traurigen Lächeln. „Das bin ich nicht, lieber Herr, ich bin und heiße wie es hier geſchrieben ſteht.“

Damit nahm er eine Viſitkarte aus ſeiner Brieftaſche, und reichte ſie mir. Mein Blick überflog ſie eilig. Sie enthielt den Namen:

Vincenz Brechelmeyer.

„Mathilde,“ fuhr der junge Menſch nun fort, „war der Name meiner unverheiratheten Tante, bei welcher ich nach dem Tode meiner urſprünglich begüterten, ſpäter aber verarmten Eltern lebte. Vor ein paar Tagen iſt dieſe meine mütterliche Erzieherin auch dahingegangen. Ganz auf mich ſelber angewieſen, habe ich mich nunmehr nach einer Stellung umſehen müſſen, und es iſt mir gelungen, eine ſolche zu finden.

Morgen werde ich als Praktikant eintreten beim hieſigen Stadtamte, ſo daß es mit meinem Umherſchweifen im Walde ein Ende haben wird, weshalb ich heute noch einmal herausgekommen bin und mich zum Abſchied von der lieben Waldeinſamkeit recht ausſingen wollte. Ohnedies würde ich mich jetzt, nachdem ich entdeckt bin, nicht mehr hier in der Gegend hören zu laſſen getrauen."

Ich unterlaſſe es, meine Betroffenheit bei dieſen Eröffnungen des jungen Mannes zu ſchildern . . .

Nun brachte ich das Geſpräch auf ſeine Tante Mathilde.

Sie habe ihn mühſelig mit ihrer Hände Arbeit ernährt und aufgezogen, ſagte er, und erzählte mir ungefragt ihre ganze Geſchichte.

Als junges Mädchen war ſie Braut eines Mannes geweſen, der ſie verließ, als ihre Eltern plötzlich durch einen Unglücksfall ihr Vermögen einbüßten. Sie verfiel in Trübſinn aus unglücklicher Liebe. Anfangs hatten die Symptome ihrer Geiſtesſtörung noch etwas Harmloſes, Poetiſches, Opheliaartiges an ſich: ſie begnügte ſich, mit Blumen und Kränzen geſchmückt, auf dem Fenſterbrette ihrer Behauſung im vierten Stockwerk zu ſitzen und lächelnd in die ſchwindelnde Tiefe hinabzublicken, oder Tage lang am Piano zu ſingen und zu muſiciren, und die Büſte ihres Lieblings Beethoven zu bekränzen, denn ſie war immer eine enthuſiaſtiſche Freundin der Muſik geweſen. Als ſie aber einmal in ſpäter Nacht anfing, die Möbel ihres Gemachs, Stühle, Tiſch, Nachtkaſtchen u. ſ. w., eins nach dem andern vom Fenſter des vierten Stockwerks in den Hofraum hinabzuwerfen, ſo daß ſie unten donnernd zerbarſten, zum Schrecken des ganzen

Hauſes, da übergab man ſie Tags darauf einer Irrenanſtalt. Nach Jahresfriſt ſchien ſie leidlich wieder hergeſtellt und wurde entlaſſen, aber ſie behielt doch immer etwas Schwärmeriſches, Abſonderliches; dabei verarmte ſie gänzlich, ließ ſich aber, faſt zur Bettlerin geworden, nicht abhalten, das von begüterten Verwandten verlaſſene Kind ihrer verſtorbenen Schweſter — eben den kleinen Vincenz Brechelmeyer — zu ſich zu nehmen, zu pflegen und aufzuziehen. Im Laufe der Zeit hatte ſie dann und wann auch wieder kleine Anfälle von Irrſinn und ihre Schwärmerei für den großen Beethoven wurde zur Manie. Da fügte es überdies der Zufall, daß wie der junge Menſch in ſeiner Erzählung ſich ausdrückte — „ein anonymer junger Muſiker ſich den grauſamen Scherz machte, mit ihr in einen geheimnißvollen brieflichen Liebesverkehr zu treten“ — ſie bildete ſich ein, Beethoven, ihr geliebter Meiſter, ſei noch am Leben und er ſei es, der an ſie ſchreibe . . Man dachte eben daran, ſie der Irrenanſtalt zurückzugeben, als ein Herzſchlag ihrem Leben ein plötzliches Ende machte und ſie befreite aus aller irdiſchen Drangſal . . .

Unter dieſer Erzählung des jungen Mannes waren wir aus dem Wald hinaus und auf die große Straße gekommen, die gegen die Stadt hinlief.

Ich wußte genug — und fand es dringend gerathen, ſo ſpät es war, ſtehenden Fußes umzukehren und meinen Freund heute noch einmal aufzuſuchen.

Ich verabſchiedete mich von dem jungen Menſchen und lenkte ungeſäumt meine Schritte rückwärts durch den Wald zur Behauſung Othenio's.

Es war indeſſen vollkommen dunkel geworden.

Vor der Thür von Othenio's Gemache angelangt, hörte ich, daß er auf dem Piano mit großer Leidenſchaftlichkeit phantaſirte. Soviel ich merkte, war er mit der Compoſition des grandioſen Trauermarſches beſchäftigt, der, wie er mir früher geſagt, ſich ſymphoniſch geſtalten und zuletzt in einen großartigen Choral „Et lux aeterna luceat ei" ausgehen ſollte.

Ich lauſchte eine Zeit lang ergriffen den ernſten Klängen, die aus dem tiefſten Gemüthe des jugendlichen Meiſters ſich losrangen. Niemals in meinem Leben hatte ich ſo etwas Ergreifendes gehört. Mein Auge füllte ſich mit Thränen. Mir war, als ſähe ich meinen Freund zum Genius geworden, der vor meinen Augen auf Adlerſchwingen zum Himmel emporſteige.

Wie hätte ich es über mich gewinnen können, in dieſem Augenblicke zu ihm einzutreten und ihn aus der höheren Welt einer ſchmerzlichen, doch weihevollen und ſchaffensfreudigen Stimmung herabzuſchleudern in den Bereich der proſaiſchen Wirklichkeit, als deren Bote ich zu ihm zurückgekehrt war! —

Hatte die Seele des kunſtbegeiſterten Freundes ſich nicht ſo ganz in ſeine hohen und ſchönen Illuſionen eingelebt, daß es unmenſchlich geweſen wäre, ſie ihm nun auf einmal zu entreißen? Sollte ich jetzt plötzlich vor ihn hintreten und ſagen: Deine Mathilde, deren Verluſt du ſo ſchmerzlich betrauerſt, war ein betagtes, geiſtverwirrtes Frauenweſen, und die Stimme im Walde, die dein ganzes Herz gefangen nahm, war die eines bartloſen Jünglings, Vincenz Brechelmeyer geheißen, den die Natur in ſeltſamer, aber durchaus nicht beiſpielloſer Laune zum halbweiblichen Diſcantiſten geſtempelt? Sollte ich jetzt ihn belehren, daß alle die wunderbaren Beziehungen und Zuſammenſtimmungen zwiſchen der Waldſängerin und ihm, ſowie alle Aehnlichkeiten, die ihn verlockten, nur Spiele des Zufalls oder Gaukeleien ſeiner erhitzten Phantaſie geweſen?

Ich ließ ab von der Thürklinke, die ich unſchlüſſig einige Minuten lang in der Hand gehalten; ich machte Kehrt ohne einzutreten und ging ſtillſinnend den langen Waldweg im Dunkel noch einmal, feſt entſchloſſen, ſo lange es anginge, in dem Gemüthe des Freundes ungeſtört die Saaten reifen zu laſſen, deren Samenkörner ein weſenloſer aber edler Schmerz darin ausgeſtreut hatte.

Das Schickſal trennte uns unerwarteter Weiſe ſchon in den nächſten Tagen. Othenio wurde durch eine Familienangelegenheit genöthigt, unverweilt zu entfernten Verwandten abzureiſen.

Er vollendete nichtsdeſtoweniger binnen Kurzem ſein großes Tonwerk und brachte es mit außerordentlichem Erfolg zur Aufführung.

Dann ging er ins Ausland und ich hörte und las noch Manches von den Triumphen, die er überall mit ſeiner Schöpfung, und ſpäter noch mit einigen andern errang.

Aber kein ſpäteres Werk, ſo hieß es allgemein, erreichte die Friſche und Lebendigkeit, den hinreißenden Schwung der Empfindung jener jugendlichen Tondichtung des Meiſters, die ich unter ſo ſeltſamen Umſtänden hatte werden und wachſen ſehen.

Das Glück blieb ihm indeſſen getreu und überſchüttete ihn mit ſeinen Gaben.

Als Componiſt, und faſt mehr noch als gefeierter Virtuoſe auf dem Piano erntete er neben dem unfruchtbaren Lorbeer auch den klingenden Lohn ſeines Talents und ſeiner Kunſt in reichlichem Maße.

Er war beſtändig auf Reiſen, glänzte in Paris, in London, in Petersburg, ſammelte Dollars jenſeits des Oceans, und das Letzte, was ich von ihm vernahm, war, daß er ſich eine Villa am Comer See gekauft.

So verging eine lange Reihe von Jahren. Ich hatte Othenio nicht wiedergeſehen, denn mich feſſelte ein beſcheidenes Loos an den Ort unſeres früheren Verkehrs und er war niemals dahin zurückgekehrt.

Aber eine lang geplante und zuletzt doch ins Werk geſetzte Reiſe nach dem Süden entführte mich endlich der Abgeſchiedenheit meines vieljährigen Aufenthalts.

Eines Tages machte ich auf der Reiſe Halt in einem Städtchen des ſüdlichen Tirol, das auf der großen Verkehrsſtraße der Touriſten liegt. Ich ſaß im Gaſthofe beim Mittagstiſch, und beachtete nur wenig die Gruppen von Kommenden und Gehenden, die ſich rings um mich in dem großen Saale bewegten.

Auf einmal ſah ich einen Mann eintreten von auffallend ſtattlichem und vornehmem Ausſehen — eine Geſtalt, ein Antlitz, in welchem aus neuer und allerdings ſehr fremder Umhüllung mich alte, vertraute Züge begrüßten.

Ich konnte nicht lange im Zweifel bleiben: Othenio ſtand vor mir. Unſer Wiederfinden war — man kann es ſich denken — das froheſte und herzlichſte; wir feierten es bei perlendem Schaumwein und langem traulichem Geſpräch.

Othenio ſtand im beſten Mannesalter: aus dem ungeſtümen, ſprudelnden Jüngling war, wie das ſo manchesmal zu geſchehen pflegt, ein würdevoller Mann von vornehm gemeſſenem, ruhigem Weſen geworden. Seine ſtattliche Figur hatte eine behagliche Wohlbeleibtheit angeſetzt. An den Fingern trug er ein paar Brillantringe, Geſchenke regierender Fürſten.

Ich mußte aber immer und immer wieder an den jugendlichen Enthuſiaſten zurückdenken, an den mächtigen, genialen Künſtlerkopf mit den feucht-glühenden Augen und der dichten Lockenmähne über der fieberhaft unruhigen, ſchmächtigen Geſtalt, an den blinden und tollen, ins Blaue hinein liebenden und ſchwärmenden Freund der mythiſchen Mathilde, an den Componiſten von „Triſtan und Iſolde"!

Wie weit lag das Alles nun hinter ihm und mir!

Wahrhaftig, die Zeit war da, ihn ohne Schaden aufzuklären über eine verſchollene wunderliche Epiſode ſeiner Jugendzeit.

Ich brachte das Geſpräch auf Mathilde und ſchloß damit, ihm bis ins kleinſte Detail zu erzählen, was ich an jenem Abende erlebt und erfahren, unmittelbar nachdem er an meiner Bruſt ſich in heißen Thränen über den Tod Mathildens ausgeweint.

Er lächelte, ein leichtes Erröthen überflog ſeine Wangen, als ſchämte er ſich ſeiner einſtigen Thorheit. „Die Sache iſt gar nicht ſo wunderbar," ſagte er; „mir ſind ſeither ein paar ganz ähnliche Beiſpiele von geborenen männlichen Discantiſten vorgekommen." Er ſprach mit der kühlen Objektivität des reifen Mannes von der Sache, gab aber zu, daß der Eindruck jenes Jugenderlebniſſes lange bei ihm lebendig geblieben, und daß der Born künſtleriſcher Inſpiration ihm niemals reicher und ſchöner gefloſſen, als zu der Zeit, da die närriſche Liebe zur geheimnißvollen Unbekannten und dann der Schmerz über ihren Verluſt in ſeinem Gemüthe gährte und wetterte.

Wir ſaßen bis tief in die Nacht beiſammen, und ehe wir ſchieden, erhoben und leerten wir die ſchäumenden Becher auf das Andenken der mythiſchen Waldſängerin!

„Im Grunde,“ ſagte er zuletzt in ſeiner jetzt ſo ruhigen und kühlen Weiſe, „im Grunde war es mir von Anfang an auffällig und für mein muſikaliſches Gefühl faſt unangenehm, daß die geheimnißvolle Stimme immer nur in ſo regelloſen Tönen und abgeriſſenen Phraſen ſich vernehmen ließ. Ich glaub' es gern, daß der junge Menſch nicht ordentlich ſingen gelernt hatte, und wenn ich jetzt dergleichen hörte, ſo würde ich mir vielleicht die Ohren zuhalten. Ich ſehe jetzt, es war nicht der ſeltſame, mädchenhafte Discant, der mir's angethan, ſondern mein junges Herz, und der Wald, mit deſſen Zauber verwebt jene Stimme ſo merkwürdig, ſo ergreifend zu meinem Thalhauſe aus den ſtillen Tannengründen herüberklang.“

Ball-Geſpräche.

I.

Iſt es Galanterie oder Scherz, daß Sie den Frauen ſo entſchieden den Vorrang vor Ihrem Geſchlechte einräumen?

Weder das Eine noch das Andere, mein ſchönes Fräulein; ich ſpreche meiner Erfahrung und innerſten Ueberzeugung gemäß.

Und doch wüßte ich nicht, was wir eigentlich vor den Männern voraushaben ſollten; es müßte nur dies ſein, daß wir etwas gewiſſenhafter ſind und uns Vieles als Verbrechen anrechnen laſſen, was die Männer oft nur allzu leicht zu nehmen pflegen.

Allerdings ſtehen die Frauen in der Moralität weit höher, als das ſtarke Geſchlecht. Jedoch nicht aus dem Grunde, den Sie, mein Fräulein, ſo eben angaben, ſondern vielmehr darum, weil die Frauen ſchon ſeit uralten Zeiten begriffen, daß, genau genommen und wohl verſtanden, „Sei ſchön!“ der oberſte Grundſatz aller Moral iſt.

Wie viel aber muß das Weib dem Manne zugeſtehen, worin eben nur er ſich zu bethätigen und auszuzeichnen ein Recht hat?

Das wäre?

z. B. im Kriege, als Eroberer, als ſiegreicher Held.

Sie machen mich ſtaunen, mein Fräulein; ich wußte nicht, daß die Frauen in der Eroberungskunſt etwas zu wünſchen übrig laſſen. Und was die „ſiegreiche Heldenſchaft“ anlangt, ſo bitte ich doch nicht zu vergeſſen, wie viele Barbaren die zarte Hand der Frauen gezähmt, nachdem die Eiſenfauſt der Helden erfolglos an ihnen erlahmt war!

Ich habe von einem Römer geleſen, der ſeine Hand ins Feuer ſtreckte und verkohlen ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen. Wo fände ſich je bei einem Weibe ein ſolcher Muth, eine ſolche Standhaftigkeit in der Ertragung von Schmerzen?

Was iſt die That jenes Römers gegen den Heroismus, mit welchem die Frauen zuweilen ihr Herz im Feuer verzehrender Liebe verkohlen laſſen? Auch ſah ich einmal ein Mädchen, das nicht etwa ſeinen Arm, ſondern ſein „Liebſtes auf Erden“, die Haarlocke des einſtigen Geliebten, auf Begehren ihres Bräutigams ins Feuer hielt und verkniſtern ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen.

Ich glaube gar, Sie fallen bereits aus der Rolle und werden ſatyriſch! Um ſo ſicherer iſt mir der Sieg in dieſem Streite. Sagen Sie mir doch gefälligſt, ſind nicht alle wichtigen Erfindungen von Männern gemacht worden?

Nicht alle. Gerade die einflußreichſten und wirkſamſten rühren von Frauen her.

Die wären?

Das Schmollen, die Migräne, die Koketterie, die Kunſt in jedem beliebigen Augenblick einen gelinden Strom von Thränen zu vergießen . . . .

Spötter! Am Ende geben Sie uns auch noch in der Gelehrſamkeit den Vorzug?

Warum nicht? Die Frauen ſind geborne Philologen; denn abgeſehen von einer gewiſſen natürlichen Beredtſamkeit und Sprachgewandtheit, die man ihnen mit Recht zuſchreibt, beſitzen ſie z. B. eine erſtaunliche Kenntniß der Augenſprache, ohne jemals eine Grammatik derſelben in Händen gehabt zu haben. Was die Phyſik betrifft, ſo weiß Jedermann, wie gut ſie ſich namentlich auf die magnetiſchen und electriſchen Wirkungen verſtehen; als Heilkünſtlerinnen thun ſie bekanntlich Wunder und in der Aſtronomie haben ſie ſich namentlich durch den Eifer ausgezeichnet, mit welchem ſie ſich dem Studium des Mondes widmen. Ja, noch mehr: die tiefſten Geheimniſſe der Magie, unerfaßt vom heutigen Wiſſen der Männer, bewahren die Frauen noch immer und üben ſie mit zarten und doch kräftigen Händen. Im Mittelalter, als nur Alte und Häßliche ſich mit dieſer Kunſt befaßten, verbrannte man dieſe als Hexen; ſeit aber die Jungen und Reizenden ſich ihr zugewendet, pflegt man die Sache nicht mehr ſo ſtrenge zu nehmen.

Ich erkläre mich noch lange nicht für geſchlagen. Die großen Räthſel der Welt und des Lebens, über welchen ſo viele Weiſe gebrütet und noch brüten — wie wenig haben ſich an ihrer Löſung die Frauen betheiligt!

Verlangen Sie eine ſolche Betheiligung nicht, mein Fräulein! Die Frauen haben es fürwahr nicht nöthig. Auf das ewige „Woher?“ der Philoſophen finden ſie eine ſehr nahe liegende Antwort. Sie ſehen gar nichts Wunderbares im Weſen und Wirken der Natur; das Geheimniß derſelben wiederholt ſich in ihnen ſelbſt ſo ſchön, mit ſo vergeiſtigtem Reiz umkleidet, daß ſie an keine weitere Fragen denken. Das Ei des Welträthſels iſt für ſie von keiner Kalkſchale umgeben, die ſie erſt zu bebrüten und zu durchbrechen hätten . . . Doch, Vergebung, ich verliere mich da ſchon ein wenig ins Myſtiſche . . .

So viel verſtehe ich doch, daß Sie mich aus allen meinen Verſchanzungen drängen wollen. Werden Sie nicht wenigſtens zugeben, daß es weit mehr Künſtler und Dichter, als Künſtlerinnen und Dichterinnen gegeben hat?

Alle Kunſt der großen Maler, Bildhauer und Architekten verſchwindet gegen die der Frauen: ſich ſelbſt zum Kunſtwerke zu machen. Nicht mehr wie Künſtler an rohem, äußerem Stoffe, ſondern am eigenen Leibe verkörpern ſie, wie ſelige Götter, das Ideal der Schönheit. Und was die Poeſie betrifft, die Gabe, poetiſch zu empfinden und wunderbare Gemüthstiefen in holder Rede zu offenbaren, da ſagen Sie mir ja nichts mehr, mein ſchönes Fräulein, von einem Vorrange der Männer. Denn bei dieſem Punkte müßte ich den letzten Anhauch von Scherz und Ironie abſtreifen und meine Bewunderung der Frauen müßte doppelter Ernſt werden. Ich kannte ein Mädchen, daß nach langem Weinen über den Verluſt des Geliebten, der ſie verlaſſen, ſich endlich mit den Worten tröſtete: „Wenn er auch nicht ſo oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken!“ Dieſes einfache Wort entzückte mich.

Mag ſein, daß wir Frauen das beſitzen, was Sie Gemüthstiefe nennen; ganz gewiß aber fehlt uns der Witz der Männer, die ſchönen Gedanken und geiſtreichen Einfälle, worin dieſe, namentlich Damen gegenüber, ſich überbieten, freilich oft auf Koſten der Wahrheit.

Nicht einmal das kann ich Ihnen zugeben, mein Fräulein. Ein junges Mädchen hatte mir eine Roſe geſchenkt. Nach einigen Wochen ſagte ich ihr: „Ihre Roſe blüht noch immer. Wiſſen Sie warum?“ — „Nun?“ — „Weil ſie von Ihnen iſt.“ — „Nein,“ ſagte ſie, „weil ſie bei Ihnen iſt!“ — Auf dieſe Rede ging ich nach Hauſe, durchmuſterte einige Dutzende von Sammlungen lyriſcher Liebesdichter, und beſchloß, da ich im Suchen bald ermüdete, die nächſten tauſend Ducaten, die ich erübrigen würde, als Preis für Denjenigen auszuſetzen, der aus ſämmtlichen erotiſchen Gedichten, gedruckt in dieſem Jahr, einen hübſcheren Einfall nachwieſe, als derjenige war, mit welchem jenes Mädchen mich überraſchte. —

II.

Ach, Sie wollen mich außer Athem tanzen!

Um Gotteswillen, nichts weniger als das, mein liebes Fräulein! Im Gegentheile, ich wünſchte nichts ſehnlicher, als daß Ihr Athem noch ein volles Jahrhundert fortfahre, die zarte Woge Ihres Herzens ſo anmuthig zu heben und zu ſenken, wie er es heute thut.

Ein volles Jahrhundert? Nein, das wünſchte ich nicht!

Auch dann nicht, wenn gütige Götter den Liebreiz des jugendlichen Alters der Matrone bewahrten?

Was nützte mir das, wenn doch mein Herz alterte und das, was etwa von Verſtand mir der gütige Himmel beſcheert hat?

Ich habe oft ſagen gehört — und namentlich alle älteren Frauen behaupten es, meiſt im Tone elegiſcher Rührung — das Herz der Frauen altere niemals. In Betreff des Verſtandes erlauben Sie mir nur darauf hinzuweiſen, wie ſehr ohnehin die zweideutige Naturgabe kühlen Verſtandes gegen das Himmelsgeſchenk nie welkenden Reizes in Schatten treten würde! Das Beſte, was der Verſtand vermag, iſt doch nur dies, ſeinem Beſitzer den Weg zum Glücke zu bahnen. Das thut aber beim weiblichen Geſchlechte viel beſſer und ſicherer die Schönheit. Das liebenswürdige weibliche Weſen alſo . . .

Bedarf des Verſtandes nicht? — Danke! — Man kann nicht galanter und ungalanter zugleich ſein!

Bitte! ich gebe mich gern überwunden und ſtreiche die Segel vor einer Schönheit, welche den Verſtand zum Bundesgenoſſen hat! Wenn Sie es verlangen, will ich gerne den Verſtand anbeten: mit Ihnen vor Einem Altare zu knieen, kann unter allen Umſtänden nur ein hohes Vergnügen ſein. — Aber wollen wir uns nicht wieder in den Strudel des Tanzes ſtürzen?

Entſchuldigen Sie; ich bin noch ſehr erhitzt. Meine Pulſe ſchlagen

Sie wollen alſo nur mit kaltem Blute tanzen? Sie tanzen vielleicht überhaupt nicht gern?

O, leidenſchaftlich gern!

Doch? — Nun, ich verſtehe — es iſt wieder der kühle, unerbittliche Herrſcher Verſtand, der ſich in die Sache mengt, und dem Sie nun einmal, für dieſen Abend wenigſtens, Treue geſchworen zu haben ſcheinen! — Das arme Herz — wie müßte es ſeufzen unter dieſer dauernden Alleinherrſchaft ſeines Gegners!

Unter dieſer Herrſchaft iſt noch Niemand unglücklich geworden.

Aber auch noch Niemand glücklich! — Wie viele Freuden gibt es denn, zu welchen der Verſtand nicht eine griesgrämige Miene macht?

Sie haben Recht: So iſt's z. B. gleich beim Tanze! Man tanzt am Ende herzlich gern, aber der Verſtand ſagt: Bei Lichte beſehen iſt's doch kindiſch und eine Thorheit. Man betrachte nur einmal dieſe zweckloſen Schritte und Sprünge und Bewegungen! Iſt das ganze Gebahren nicht eigentlich zum Lachen?

Um des Himmelswillen — nicht weiter in dieſem Tone, Fräulein! Sollten denn die Schritte und Sprünge und Bewegungen das eigentliche Weſen des Tanzes ſein? Beſteht die Luſt des Eſſens in der Bewegung der Kiefern, die Wonne des Fliegens im Regen der Fittige? Nein! Die im Tanzſchwunge bewegten Glieder ſind nur Organe eines innerlich-thätigen Lebens, eines höheren Genuſſes; Organe des „holden Wahnſinns“, der himmliſchen „Mania“, die Platon zuerſt beſchrieb und die erhab'ner iſt, als aller irdiſche Verſtand — Mutter des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Poeſie, der Luſt!

Ich verſtehe Sie nicht!

Wie unverſtändig muß ich alſo geſprochen haben! Ach, Fräulein, lehren Sie mich Ihren „Verſtand!“

Wollen Sie mich dafür ihre platoniſche „Mania“ lehren?

Ich nicht, Fräulein; meine Sache iſt das nicht. Ich kenne nur Einen, der dieſe Sache zu lehren weiß. 's iſt einer mit goldenen Fittigen und mit ſcharfen, in ſüßes Gift getauchten Geſchoſſen.

III.

Aber warum verlangen Sie denn gar ſo dringend, daß ich die Maske ablege?

Aus keinem anderen Grunde, ſchöne Dame, als weil mir das ganze Maskenweſen ein Gräuel iſt. Iſt es nicht ſchrecklich, unter lauter „Larven“ zu wandeln mit dem fühlenden Herzen in der Bruſt? Kann es einen unglücklicheren Einfall geben, als daß ein paar hundert hübſche Geſichter ſich hinter ſchnöde Masken verſtecken, ſo daß einem nun überall ſtatt warmen friſchen Lebens, eine ſchauerliche todte Welt aus Pappendeckel entgegenglotzt? Iſt das menſchliche Geſicht nicht ſchon Maske an ſich genug? Muß auch noch eine zweite darüber kommen?

Sie ſind ja ganz entſetzlich aufgebracht! Und vielleicht mit Unrecht. Muß denn die Maske immer nur Schönes verbergen? Bedenken Sie doch, wie Sie vor manchem Geſicht erſchrecken würden, wenn es ſich Ihnen plötzlich enthüllte!

Seit ich im Breton de los Herreros die Geſchichte von jenem Spanier geleſen, der durch voreiliges Erſchrecken bei Gelegenheit einer Demaskirung ſein beſtes Glück verſcherzte, würde auch ein häßliches Geſicht, hinter der Maske hervortretend, mir nicht ſo geſchwinde die Faſſung rauben. Und ſo kann ich denn wirklich nicht umhin, verehrte Dame, Sie wiederholt und dringend zu bitten . . .

Halten Sie ein, mein Herr! Bevor von irgend etwas Anderem die Rede ſein kann, muß ich Sie bitten, mich erſt die Geſchichte von dem Spanier wiſſen zu laſſen, der, wie Sie ſagten, durch voreiliges Erſchrecken bei Gelegenheit einer Demaskirung . . .

Habe ich Ihre Neugier rege gemacht? Alſo Neugier gegen Neugier? Das freut mich herzlich und ich eile, Sie zu befriedigen. Denn für die Nichterfüllung unſerer heißeſten Wünſche gibt es keinen ſüßeren Troſt, als den, wenigſtens ſeinerſeits einen Wunſch der Grauſamen erfüllen zu können. Vernehmen Sie alſo das Schickſal des unglücklichen Spaniers. Er verfolgt eine reizende Maske und beſtürmt ſie, ſich zu demaskiren. Nach langem Bitten gibt ſie nach und nimmt die Larve ab. Der Jüngling aber prallt entſetzt zurück, denn aus einem lieblichen Geſichtchen ſtarrt ihm nur um ſo widerwärtiger eine unförmlich große Naſe entgegen, ſo häßlich, daß ihm die Sinne ſchwinden und er wie toll, mit einer mühſelig geſtammelten Entſchuldigung, von dannen rennt. Nach einiger Zeit verfügt er ſich ans Buffet, um durch ein Glas feurigen Weines die peinliche Erinnerung hinwegzuſpülen. Da nähert ſich eine Maske und nimmt dicht an ſeiner Seite Platz. Verſtört blickt er auf . . . und ſiehe da, die wohlbekannte, fatale Naſe ragt ihm wieder entgegen! Lächelnd liſpelt die Dame: „Iſt das Eure Galanterie, Ihr Männer?" — „Um des Himmelswillen," ruft der Entſetzte, „verzeiht mir, meine reizende Donna! Ihr ſeid liebenswürdig, ſehr liebenswürdig, aber, offen geſagt . . . dieſe Naſe . . . ja, dieſe Naſe . . . bei allen Heiligen, ich ertrage den Anblick nicht!" Und damit wollte er neuerdings hinwegſtürzen. Da verſetzte aber die Dame: „Wenn Euch nur meine Naſe ein Dorn im Auge iſt, ſo fahre ſie hin!" Und mit dieſen Worten nahm ſie die häßliche Naſe aus dem Geſicht und präſentirte ſie dem Erſtaunten; an ihrer Stelle zeigte ſich ein kleines und höchſt liebenswürdiges Näschen, welches die reizende Dame ſofort mit ſpöttiſchem Lächeln rümpfte, während ſie mit einer leichten Verbeugung ſich entfernte und den Verblüfften, die lange Naſe in der Hand, ſtehen ließ.

Da ſehen Sie nun, was bei hartnäckiger Verfolgung von Masken am Ende für Unheil ſich ereignen kann!

Allerdings lehrt die erzählte Geſchichte, daß man leider nicht immer ahnen könne, was einem bei Verfolgung von Masken Seltſames begegnen mag. Dafür gewährt ſie aber auch den lehrreichen und unſchätzbaren Troſt, daß man ſich vor einer häßlichen Naſe nicht gleich zu entſetzen braucht, weil man nicht weiß, ob nicht etwa die Eigenthümerin ſie plötzlich herunternimmt und in den Winkel wirft.

Es wäre zu wünſchen, daß dieſe tröſtliche Lehre auch außer dem Ballſaale Verbreitung fände. Die Menſchenkenntniß und Menſchenliebe könnte dabei nur gewinnen.

Allerdings. Ich für meine Perſon habe mich ſchon öfter in der Lage jenes Spaniers befunden. Gar oft ſtieß mich irgend eine Aeußerlichkeit an einem Menſchen ab, und wenn ich vertrauter mit ihm geworden, da war mir's, als legte er jenes Häßliche ab, wie die Maske des Spaniers ihr Naſenfutteral, und ſtralte mir entgegen in mangelloſer Liebenswürdigkeit. Die Alten, mein ſchönes Fräulein — ich ſage „Fräulein“, denn Ihre Stimme klingt mir entſchieden mädchenhaft und ſogar auch ein wenig bekannt — die Alten alſo . . . aber Sie hören es vielleicht ungern, wenn ich von den Alten ſpreche? Verzeihen Sie, wenn ich einen Anlaß nahm, pedantiſch zu werden . . .

Was ſollte ich denn gegen die Alten haben?

Ich meinte nur . . . als junges Mädchen . . . Sie haben alſo nichts gegen die Alten?

Nicht das Geringſte . . . ſo lange dieſelben mir nicht etwa einen Heiratsantrag machen!

Sehr wohl! Die Alten alſo, mein ſchönes Fräulein, hatten Bildwerke, die von außen lächerliche und häßliche Figuren darſtellten, innerlich aber ſchöne Götterbilder enthielten, und mit einem ſolchen Götterbildfutterale verglich man den häßlichen, aber weltweiſen Socrates.

Sehr ſinnreich! Auch die frühere Erzählung von der Doppelmaske gefällt mir. Sie machen einem wirklich Muth! Ich nehme alſo die Maske ab, um ſo dringenden Bitten nicht länger zu widerſtehen, und wenn Sie hinter der Maske etwas finden, was Ihnen nicht gefällt, ſo nehmen Sie freundlichſt an, daß es — eine zweite Maske iſt!

Fräulein Irene? Ich dacht' es halb. O tauſend Dank für die holde Gewißheit!

Sie verzeihen mir alſo, daß ich nicht auch die zweite Maske ablege? Es iſt mir leider nicht möglich!

Es gibt einen Magier, der dieſe letzte Demaskirung der wahrhaft Schönen an Allen mit größter Leichtigkeit vollzieht.

Und wer iſt dieſer Magier?

Der Blick der Liebe! Vor dem Blicke des Liebenden entſchleiert ſich das Götterbild, und genau genommen, ſieht eigentlich nur er die innere wahre Geſtalt der reinen Schöne, während der kalte und oberflächliche Blick der Andern an der Maske haften bleibt!

Sehr richtig; aber . .

Kein Aber, mein ſchönes Fräulein, und überhaupt nichts mehr über dieſen Punkt. Wenn uns Jemand belauſcht hätte, ſo würden wir tüchtig ausgelacht werden, daß wir in einer Ballnacht platoniſche Dialoge commentiren. — Es iſt erſchrecklich heiß im Saale! — Ich gehe; ſoeben kommt der Herr Studioſus Quirl heran, ohne Zweifel um Sie zu fragen, wie Ihnen die letzte Spritzfahrt der „Cerevisia“ gefallen hat. — Auf Wiederſehen!

Die Nacht der Weihe.

Wer die rothgedruckten Tage aus dem Kalender ſtriche, der hätte zugleich die Poeſie aus dem Leben geſtrichen.

Stralend und mit Kränzen geſchmückt tritt die Feſtſtunde in den Reigen der Tage, der müden Schrittes mit beſtaubten Gewändern auf der ſchattenloſen Heerſtraße des Lebens hinwallt, und in deſſen einförmigem Wechſelgange wir ſeufzend und mühſelig die Siſyphuslaſt der Tagesarbeit wälzen.

Wohlthätig unterbricht ihr nahender Schritt die ſchale Gewöhnlichkeit des Daſeins, die ſchweißtriefende Haſt des Erwerbes, die ängſtliche Sorge des Beſitzes; für Tauſende und Tauſende vermittelt einzig ſie noch den Bezug auf das Edle und Schöne, den Aufſchwung zur inneren Freiheit, den Zuſammenhang mit dem Großen und Ganzen, den Geiſteseinklang mit der Sphärenharmonie des Weltalls.

Oſtern, das Feſt des aus Todesbanden ſich ewig losringenden, und Pfingſten, das Feſt des ſiegreich über die Welt ergoſſenen Geiſtes — ſie fallen beziehungsreich mit der Auferſtehung des Naturlebens, mit dem weltverjüngenden

Hauche des Frühlings, der die Lande durchweht, zuſammen; aber mitten in den Todesſchlaf der Natur, die der Winter mit weißem Leichentuche bedeckt, mitten in die endloſe, neblige Nacht, das Schneegewirbel, das trübe Gebrauſe des Sturmes und die gefühlsarme Erſtarrung der Gemüther, ſenkt ſich als ein ſtralendes Wunder mit unzähligen ſchimmernden Lichtern, grünen Reiſern und tauſenderlei blinkenden Liebesgaben die „Nacht der Weihe“ herab — ein echtes Symbol des aus lichten Geiſtesſphären ins Dunkel der Materie herniederſteigenden Heiles.

Wie ein Traumglück ſenkt ſie ſich herab, dieſe Herrlichkeit, in nächtlicher Stille, flüchtig, auf wenige Stunden; nicht erlöſend und weltverjüngend wie der Oſtertag und das Pfingſtfeſt, aber goldener Verheißungen und ſchöner Ahnungen voll. An kindlich geſtimmte Gemüther wendet ſie ſich, die der Sehnſucht nach reinem Geiſterglück noch eine Stätte bewahren, und deren Glaube noch vertrauensvoll die goldenen Ideale der Menſchheit umſchlungen hält.

Ihnen erſcheint die „Weihnacht“ als der Abglanz jenes Glückstraums des Menſchengeſchlechtes, deſſen Herrlichkeit in den Urweltſagen der Völker blüht, während ſie als Eldorado und Atlantis dem begeiſterten Blicke des Dichters aus den Tiefen des Meeres taucht, und als lockendes, leuchtendes Ziel am Ausgange der Zeiten ſteht.

Wer dieſer Feier weihevolle Bedeutung erfaßt hat, den wird der äußere Flitter nicht ſtören, der ſie umkleidet, und nicht der oberflächliche Tand, der Andern vielleicht als das wahre Weſen erſcheint, hinter dem ſie keinen ernſteren Sinn erblicken.

Mag immerhin an Tand und Flitter die Welt ſich freuen! Ein Ueberreſt von ſchöner Naivetät und Kindlichkeit liegt in allem Tand, und es iſt nicht Alles verloren, ſo lange die Luſt an Tand und Spiel unter den entſetzlich klug werdenden Menſchen nicht bis auf die letzte Spur erloſchen iſt.

Die andern Feſte alle, die des Jahres Wechſel zurückführt, ſie feiern den Sieg des Geiſtes, der Reife und der Männlichkeit; in der „Weihnacht" aber triumphirt das Kind und die Natur.

Tand und Flitter — finden ſie nicht gerade in den Städten, dort alſo, wo ſonſt der kühle Verſtand ſeine Orgien feiert, als Symbolik des Chriſtabends den überſchwänglichſten Ausdruck? Da flimmert Gold und Silber mit hellerem Stral in tauſend ſinnbeſtrickenden Formen; heißer lodert der Glanz der Juwelen auf und berührt ſympathiſch ſchöner Frauenaugen verwandte Flammenglut; in hellen Schaufenſtern flirrt es von farbigen Geweben, deren Glanz und Reiz das Auge beſticht. Alles das erfüllt die Gemüther mit feſtlicher Stimmung und verpflanzt die Weihnachtsfreude ſelbſt in des Salons blaſirte Regionen.

Dieſe heitere Feſtzeit des Ueberfluſſes, der Verſchwendung, des ſeligen Gebens und Nehmens — kann man ſie im ſtrengen Sinne eine chriſtliche nennen? Verträgt ſie ſich mit dem Geiſte der Entſagung und der Askeſe? Hat ſie nicht einen etwas heidniſchen Anſtrich? Leitet ſie nicht unvermerkt ſchon ein wenig zu den Saturnalien des Carnevals, der Emancipation des Fleiſches hinüber? — Streut nicht unter der Maske des Chriſtkindleins manch' lüſterner Heidengott ſeinen Goldregen in den Schoß einer blondzöpfigen Danaë?

Wetteifernd mit den Zauberſpenden der Natur und des Handwerks ſchmücken die Künſte ſich und die Poeſie in roſiger Feſtlaune. In gleißenden Pyramiden wächſt wie aus dem Boden hervor eine goldumflitterte Literatur, deren ſalonfähig gewordene Außenſeite nun auch der glanzverwöhnten Dame einen Blick ablockt, und der gegenüber ſelbſt des Kritikers Gift ſich in die „Milch frommer Denkungsart“ verwandelt: nur ſchonend wagt er ſie anzutaſten — „ſo gnadenreich und heilig iſt die Zeit“.

Und doch — hilft all' der glänzende Tand über die Leere hinweg, deren Gefühl den ſtädtiſchen Lebemann und die Weltdame durchfröſtelt?

Genießt ja kaum mehr die Kinderſtube im Gewühle der Stadt am Chriſtabende das reine Geiſterglück und die ganze Beſeligung, die ein Herz und einen Abend voll auszufüllen im Stande iſt. Und wo die Nacht immerfort zum Tage gemacht wird, wo tiefe, echte Nachtſtille faſt zur Mythe geworden, wie verlöre da nicht die „Nacht der Weihe“ viel von ihrer Weihe, die mitternächtliche Feſtſtunde viel von ihrer Romantik, von ihrem märchenhaft anmuthenden Glanz und Zauber?

Wie anders wird in ländlicher Stille, von den Wunderblumen der Sage umrankt, von den Schlaglichtern eines bedeutſamen Naturlebens umſpielt, der tiefere Sinn dieſer Nacht lebendig!

Da regt ſich's mitternächtig in den ſtillen, verſchneiten Gehöften, Laternenſchimmer blitzt auf und huſcht über die Felder, ſtille, ernſt-frohe Menſchen wallen über den blinkenden Schnee, durch den kniſternden Wald, auf deſſen weißverhangenen Zweigen geheimnißvolle Lichter ſpielen; wohl auch durch wildes Geſtöber, dichte Finſterniß und rauhen Decemberſturm geht es der weißen Dorfkirche zu, aus welcher feierlicher Orgelklang erbrauſt, das Gemüth mit ſüßem Schauer füllend, und deren kerzendurchſtrahltes Inneres nun auf einmal die winterlichen Pilger wie ein überirdiſches Aſyl aufnimmt.

Glücklich Jeder, in deſſen Kindheits-Erinnerungen das Weihnachtsfeſt im magiſchen Glanze des hundertfachen Kerzenſterngefunkels einer ſtillen, weißen, vom Geſtöber des Winters umbrauſten Dorfkirche fortlebt!

Ihm nur wird es völlig verſtändlich, welch' ein glücklicher Gedanke der auf das menſchliche Gemüth ſich meiſterlich verſtehenden katholiſchen Kirche es war, in den Reigen der Jahresfeſte, die alle ſinnvoll und anregend ſind, reich an feiner Symbolik und echter Poeſie, auch eine nächtliche Feier mit einzufügen!

Nie kann das grelle Licht des Tages und ſeine zerſtreuende Geſchäftigkeit die Blüthen der Herzenstiefe ſo reich entfalten, wie die Nacht, „unendlicher Geheimniſſe ſchweigende Botin," welcher Novalis ſeine wunderbaren Hymnen ſang.

Der Ungemüthliche.

Ich fuhr eines Tages, auf einer Reiſe begriffen, durch das Städtchen X., und während die müden Poſtgäule den Marktplatz entlang trabten, kam ich an einem Wirthshauſe vorüber, aus welchem ſoeben ein Menſch herausgeworfen wurde. Die Gewalt des Wurfes war eine ſo heftige geweſen, daß der arme Teufel auf der Straße ſich nicht wieder aufrichten konnte und hilflos dalag, während der Schwarm luſtiger Geſellen, der ihn ſolchergeſtalt über die Schwelle befördert hatte, ſingend und lärmend ſich wieder in das Gaſtgemach zurückzog, ohne ſich weiter um ihn zu kümmern. Halb aus Mitleid, halb aus Neugierde, ließ ich halten, ſtieg aus dem Wagen, half dem Unglücksvogel auf die Beine, und da ich merkte, daß er ſich im Fallen ſtark beſchädigt, überdies auch ſonſt das Anſehen eines krüppelhaften Menſchen hatte, denn er war lahm an einem Fuße und auf einem Auge blind, ſo nahm ich ihn zu mir ins Gefährt und erreichte gleich darauf die Herberge, in welcher ich die Nacht zuzubringen gedachte. Dort ließ ich ihn zu Bette bringen und einen Arzt rufen, dem ich ihn empfahl, denn er ſchien mir der Pflege gar ſehr zu bedürfen. Im Uebrigen gönnte ich ihm auch, da er mühſam ſprach, die nöthige Ruhe und wollte ihn für den Reſt des Abends mit Fragen nicht weiter behelligen.

Den andern Morgen ging ich zu ihm hin, fand ihn in einer ziemlich ſchlechten Verfaſſung, denn er hatte durch den Fall eine ſtarke Erſchütterung der Bruſt erlitten, und der Arzt erklärte unter vier Augen den allgemeinen Zuſtand des gebrechlichen Mannes für einen bedenklichen.

„Wie kam es nur“, fragte ich, mich ans Bett zu dem Kranken ſetzend, „daß Euch von jenen Geſellen in der Schenke eine ſo unglimpfliche Behandlung widerfuhr?“

„Wie es kam?“ erwiderte er. „Ach, das kam ſo, lieber Herr. Die muntern Geſellen, die in jener Gaſtſtube beiſammen ſaßen, das waren lauter gemüthliche Leute, und ich, müßt Ihr wiſſen, Herr, ich bin, wie die Leute ſagen, ein ungemüthlicher Menſch. Und das eben, Herr, das iſt der Fluch meines Lebens immer geweſen, daß ich ein ungemüthlicher Menſch bin, wofür ich gar nichts kann, da ich mir zeitlebens alle erdenkliche Mühe gegeben habe, ein gemüthlicher Menſch zu werden, wie die andern Leute, aber vergebens. Schon als kleinen Knaben hat mein ſeliger Vater, Gott tröſt' ihn! mich lahm geſchlagen — daher mein Hinken auf einem Beine — weil mein Bruder etwas verbrochen hatte. Dieſen wollte er nämlich nicht ſchlagen, weil er ein allzu gemüthlicher Knabe war.

Mein Bruder wurde, eben weil er ein gemüthlicher Knabe war, von allen Leuten und insbeſondere von den Frauen gehätſchelt und geliebkoſt, und wenn Beſucher ins Haus kamen, oder Verwandte und Freunde uns auf der

Straße begegneten und mit uns ſprachen, ſo ſahen ſie immer nur meinen Bruder dabei an und richteten ihre Worte immer nur an meinen Bruder; über mich glitten ſie mit den Augen hinweg, als ob ich in einer Tarnkappe ſteckte.

In der Schule ſah ich, wie andere Knaben, wenn ſie etwas verbrochen, von den Lehrern mit Lächeln zurechtgewieſen, höchſtens ein wenig beim Ohrläppchen gezupft, oder bei den Härchen ein klein wenig gezogen, oder mit der Rückſeite der flachen Hand auf die Wange getätſchelt wurden ich dagegen, ſelbſt wenn ich mich ſehr brav benommen und ausgezeichnet hatte, mit ſauerſüßer Miene kurz belobt und dabei mit Augen angeſehen wurde, als ob ich eigentlich Prügel verdient hätte.

Wenn meine Geſchwiſter oder Kameraden einen ſchlimmen Streich ausführen wollten, ſo nahmen ſie mich nicht dazu und thaten es heimlich vor mir, denn ich war ihnen zu wenig gemüthlich.

Kleine Kinder, Hunde, Katzen u. dgl. gaben ſich auch nicht gerne mit mir ab und wichen mir aus, obgleich ich ein Freund von ihnen war. Ich machte daher vielerlei Verſuche, ſie durch ein entgegenkommendes Benehmen für mich zu gewinnen, aber nichts wollte verfangen. Wenn ich die Katzen ſtreichelte, ſo kratzten ſie mich, wenn ich die Hunde an mich lockte, ſo biſſen ſie mich in die Wade, und ſah ich ein Kindlein in der Nähe nur ſo ein bischen liebreich an, ſo begann es zu ſtrampeln und zu ſchreien, als ſtecke es am Spieße.

Nachdem ich herangewachſen, wurde ich in eine Kanzlei gethan und ſchlug die Beamtenlaufbahn ein. Es kam die

Zeit, wo ich der Nächſte war, in eine höhere Stelle vorzurücken. Aber es wurde mir derjenige meiner Collegen vorgezogen, der dem Chef der Kanzlei immer beim An- und Ausziehen des Ueberrocks behilflich war. Ich wollte mich in ähnlicher Weiſe gefällig erzeigen und reichte dem Vorgeſetzten beim Fortgehen dienſtwillig vorſpringend, Hut und Stock. Aber er ſah mich grämlich an und murmelte unwirſch etwas in den Bart, und meine Amtscollegen nannten mich von da ab einen Speichellecker und Heuchler. Bei der nächſten Vorrückung wurde mir derjenige vorgezogen, von welchem der Vorgeſetzte wegen ſeines guten Humors ſich auf Reiſen begleiten ließ; bei der dritten derjenige, auf welchen die ältliche Nichte des Vorgeſetzten ein Auge geworfen hatte. Von mir ließ der Chef ſich weder Hut noch Stock reichen, noch auf Reiſen begleiten, noch gab er mir ſeine Nichte — denn ich war ein ungemüthlicher Menſch.

So kam ich nicht weiter im Amte und zu guter Letzt wurde ich gar entlaſſen. Warum? Ach Gott, weil ich ein ungemüthlicher Menſch war.

Jetzt wendete ich mich dem Kaufmannsſtande zu; aber kein Menſch wollte etwas von mir kaufen, weil ich nicht gemüthlich mit den Leuten zu reden wußte.

Nach dem Tode meiner Eltern und meines höchſt gemüthlichen, aber leider am Delirium tremens zu Grunde gegangenen Bruders fiel mir ein kleines Erbe zu, mit welchem ich ein Bauerngütchen ankaufte, das ich nunmehr zu verwalten mich anſchickte, wobei ich vor Allem nach einer paſſenden Helferin und Lebensgefährtin mich umſehen zu müſſen vermeinte.

Ich hatte aber große Schwierigkeiten, eine Frau zu bekommen. Die ländlichen Schönheiten fanden zu wenig Kurzweil bei mir, ſchämten ſich meiner auf den Tanzböden und hielten ſich lieber an die flotten, luſtigen Burſche. Wenn ich hernach mich zuſammennahm und es machen wollte wie die Gemüthlichen, und auch einmal einen Scherz bei ſolch' einem Mädchen riskirte, ſo bekam ich wohl gar eine Ohrfeige.

Endlich fand ſich doch ein weibliches Weſen, das mich nehmen wollte, vielleicht nur, um unter die Haube zu kommen. Aber es war ein Geſchöpf von übelſtem Humor. Und wenn ich ſie aufheitern, oder nach einem Zank verſöhnen und beſchwichtigen wollte, ſo konnte ich ehrlicher Kerl mit aller gutgemeinten Beredtſamkeit in einer Stunde nicht ſo viel bei ihr ausrichten, als irgend ein Taugenichts mit drei verlogenen, aber „gemüthlichen“ Worten bei ſo einem Weiblein auszurichten vermocht haben würde.

Sie betrog mich auch und verließ mich zuletzt, nachdem ſie mir vorher noch ein Auge ausgekratzt — weshalb ich, wie ihr ſeht, außer dem, daß ich hinke, auch einäugig bin. Aber Recht behielt ſie doch vor aller Welt. Man brauchte mich ja nur anzuſehen und man wußte ſogleich, daß ich ein Ungeheuer, ſie aber ein Engel ſein mußte . . .

Ja, worin lag denn das eigentlich, daß ich ein ſo ungemüthlicher Menſch war? Ich gab mir doch, wie geſagt, viele Mühe, gemüthlich zu ſein, heiter und luſtig auszuſehen, aber, obwohl ich glaubte, gerade ſo oft zu lachen oder einen Scherz zu machen, wie andere Leute auch, ſo geſchah es mir doch häufig, daß, wenn ich lachte, ein Anweſender mich ganz verdutzt anſah, und behauptete, es ſei doch eine Merkwürdigkeit, mich lachen zu ſehen und er hätte nicht geglaubt, daß ich es könnte.

Ich war oft ſo fröhlich innerlich im Herzen, hätte manchmal ſogar auch hell aufjauchzen oder mitjubeln mögen mit dem Fröhlichen, mitten in der ſchönen Gottesnatur, oder ſonſt — aber es war, als ob ich keine Kehle hätte zum Jauchzen und Jodeln und keine Beine zum Springen und Tanzen, und da hieß es denn: „Der hat kein Gemüth — man ſieht's ihm an — den rührt nichts und freut nichts — ein Klotz iſt's und ein Griesgram, ein ſauertöpfiſcher Kerl. . .“

Es war wirklich an dem, daß, ſozuſagen, kein Hund ein Stück Brot von mir nehmen wollte.

Und ich meinte es doch gut.

Wenn ich mich unterwegs einem Wanderer anſchließen wollte, ſo ſchlug er alsbald unter irgend einem Vorwand ſeitwärts einen Feldweg ein, ſo ungefähr, wie man einem verdächtigen Menſchen ausweicht.

Wenn ich einen Betrübten tröſten wollte, ſo weinte er nur noch ſtärker als zuvor, wurde ungehalten und ſagte mir Grobheiten, als ob ich ihm Gott weiß welche Beleidigung angethan hätte.

Wenn ich einem Bedürftigen durch ein Darlehen aus der Noth half, ſo äußerte er zu den Leuten mit einem Blick gen Himmel, es ſei traurig genug, in die Hände der Geldmäkler und Wucherer zu fallen. Und wenn ich einem Armen etwas ſchenkte, ſo ſah er das Geldſtück an, ob es nicht etwa falſch ſei . . .

Duldete ich Spinnen an meinen Wänden, und Schwalben, die in meinem Hauſe niſteten, ſo nannte man mich einen unreinlichen Patron, und fegte ich ſie weg, ſo hieß es: „Da ſeht den gemüthloſen Menſchen!“ —

Wenn ich in der Schenke neben munteren Kumpanen ſaß, ſo thaten ſie, als ob ihnen mein Geſicht das Getränk ſauer mache.

Zuletzt wurde ich in einen großen und unangenehmen Proceß verwickelt. Bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung wendete die ganze Sache ſich ſonnenklar zu meinen Gunſten; ſelbſt der Gegner hatte ſein Unrecht eingeſtehen müſſen. Aber die Geſchworenen ſprachen ihn dennoch frei, weil er ein ſehr gemüthliches Ausſehen hatte.

In Folge dieſes Proceſſes verlor ich das Bischen, das ich beſaß und da eine überaus reiche Tante, auf die ich meine Hoffnung geſetzt hatte, mich zu Gunſten eines liebenswürdigen Windbeutels enterbte, ſo zieh' ich ſeitdem verlaſſen, arm und krüppelhaft, wie Ihr mich gefunden, ſchier als ein Bettler in der Welt umher.“

So erzählte der Mann, aber da er immer mehr ermattete, ſo empfahl ich ihm Ruhe und entfernte mich mit einigen Troſtworten.

Den nächſten Tag fand ich ihn der Auflöſung nahe. Er fühlte recht gut, wie es um ihn ſtand und obwohl es ihm Mühe machte, zu ſprechen, kam er doch wieder auf ſein Schickſal zurück und flüſterte trübſelig:

„Die Liebe ſtand an meiner Wiege nicht und auch an meinem Sarge wird ſie nicht ſtehen. Und ich war doch auch ein Menſch, wäre gerne geliebt worden und hätte gerne geliebt. Ich hatte darnach zeitlebens ein Verlangen, ſo groß, ſo heiß, daß ich es nicht beſchreiben kann. Aber die Natur hatte den ſchlimmſten aller Flüche auf mein Haupt gelegt: den der Ungemüthlichkeit. Und ſo bin ich zu Tode gezauſt worden, wie die Eule, die ſich bei Tag unter die andern Vögel miſchen will.“

So klagte er; nach einiger Zeit aber flog ein Lächeln über ſein Antlitz und er begann wieder:

„Ich weiß doch Einen, der ſich nicht im Geringſten darum kümmert, ob ich ein jovialer Burſch, oder ein langweiliger Kauz geweſen bin. Das iſt der Todesengel, der mir jetzt unter den Arm greift und mich einführt zur ewigen Ruhe. Der Tod umfaßt die Gemüthlichen und die Ungemüthlichen mit gleicher Milde und Freundlichkeit. Die Stätte der letzten Raſt kann Keinem verwehrt werden und das Recht des ſüßen ewigen Schlafes iſt gleich für Alle.“ —

So ſprach er und verſchied.

Armer Teufel, wirſt Du Recht behalten mit der Hoffnung Deines letzten Augenblicks? Vielleicht täuſchteſt Du Dich und Dein Schickſal iſt auch jetzt noch nicht verſöhnt. Ruhe Dich geſchwind ein wenig aus vom Ungemach Deines unglückſeligen Daſeins; ich fürchte, nach wenigen Wochen oder Monaten wirft der Todtengräber Deine ſterblichen Reſte aus dem Grabe, um an ihrer Statt die Gebeine eines gemüthlichen Hallunken hineinzubetten.

Ueber das Glück.

Zu Venedig hörte ich die Geſchichte eines jungen Mädchens erzählen, welches mit einer merkwürdigen Conſequenz bis zum letzten Lebenshauch vom Mißgeſchicke verfolgt wurde. Dies Unglückskind, Natalina geheißen, ſtammte von begüterten Eltern; eine ſchöne, heitere Zukunft ſchien dem Mädchen gewiß. Aber die Mutter ſtarb im Wochenbette, und dem Vater ging an dem Tage, an welchem ihm das Töchterchen geboren wurde, ein Schiff auf der See mit all' ſeinem Gut zu Grunde. Bei der Kunde dieſes Unglücks wurde er vom Schlage gerührt und das Kind blieb als arme Waiſe zurück. Eine betagte reiche Verwandte nahm es zu ſich, gewann es lieb, ließ ihm eine gute Erziehung angedeihen und ſetzte das herangewachſene Mädchen zum Erben ihres ganzen Vermögens ein. Aber als die Dame ſtarb und das Teſtament eröffnet wurde, da fand man in demſelben einen Formfehler, um deſſentwillen es umgeſtoßen und für ungiltig erklärt wurde. Natalina ſtand völlig mittel- und hülflos in der Welt. Sie mußte ſich als Magd verdingen. Ein junger Menſch, der Sohn vermöglicher Eltern verliebte ſich in ſie. Bei dem Gange zur Kirche nähert er ſich ihr wiederholt, knüpft Geſpräche mit ihr an, betheuert ihr ſeine Liebe und gewinnt ihre Gegenliebe. Aber der armen Natalina blüht kein Glück; all' ihre Hoffnung wird durch die Entdeckung vernichtet, daß der Geliebte moſaiſchen Glaubens ſei, daß ſie niemals ſeine Gattin werden könne. Sie macht dem jungen Manne verzweiflungsvolle Vorwürfe, des Betruges wegen, den er an ihr verübt. Er verſichert ſie von Neuem ſeiner zärtlichen Liebe und will ſich taufen laſſen nach dem Ableben ſeines hochbetagten Vaters. Bald darauf wird er ans Sterbelager des Vaters nach einer entfernten Stadt gerufen. Aber noch vergehen Monate in peinlichem Harren für Natalina. Endlich ſtirbt der Greis. Der junge Mann läßt ſich taufen und eilt zur Geliebten, um ſie als ſeine Gattin heimzuführen. Aber das Mädchen iſt einige Tage zuvor ſchwer erkrankt; der Tod hat ſie an der Schwelle ihres Glückes hinweggerafft und eine Stunde vor Ankunft des Bräutigams iſt ſie zur Erde beſtattet worden. Der Jüngling gibt ſich ganz ſeinem Schmerze, ſeiner Verzweiflung hin; er will Natalina noch einmal ſehen und läßt das Grab öffnen. Da findet man die Unglückliche in veränderter Stellung auf dem Geſichte liegend, wie Jemand, der ſich in entſetzlicher Qual herumgeworfen — ſie iſt ſcheintodt begraben worden und erſt im Grabe geſtorben . . .

Dieſe einfache Geſchichte iſt mir im Gedächtniſſe haften geblieben und ich erinnere mich derſelben oft, wenn ich zu Betrachtungen über das, was man Glück, Schickſal, Verhängniß nennt, angeregt werde.

Unſer guter Freund, der geſunde Menſchenverſtand, ſagt uns, dasjenige, was wir meinen, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen: „dieſer Menſch hat Glück, jener hat Unglück“, ſei blos auf Rechnung des Zufalls zu ſetzen und lächerlich ſei es, an eine Vorherbeſtimmung, an eine Macht zu glauben, durch welche in geheimnißvoller Weiſe des Schickſals Gunſt oder Ungunſt ſich an die Ferſen irgend eines beſtimmten Menſchen hefte.

Aber fragt nur den nächſten beſten Tarokſpieler: er wird, ſo aufgeklärt, ſo frei von Vorurtheilen er auch ſein mag, dafür einſtehen, Glück und Unglück ſei kein leeres Wort.

Bei Montaigne ſind einige beſonders wunderliche Glückszufälle zu leſen. Eine Mauer wurde bei der Belagerung einer Stadt durch eine Mine in die Luft geſchleudert, fiel aber ſo genau in ihre Vertiefung wieder zurück, daß ſie feſtſtand wie zuvor. Ferner: einem Edelmanne begegnete es in der Schlacht, daß er von einem Pfeile gerade in ein Geſchwür getroffen wurde, an welchem er ſeit lange litt; das Geſchwür entleerte ſich und war geheilt. Noch ein drittes Geſchichtchen tiſcht der alte Schelm ſeinen Leſern auf, das ich nicht unterdrücken will, obgleich es einigermaßen unartig iſt: Jemand warf mit einem Steine nach einem Hund und traf — ſeine Schwiegermutter. Se non è vero, è ben trovato.

Das ſind Zufälle — aber es gibt Menſchen, deren Lebenslauf eine Reihe von ſolchen Glückszufällen iſt. Und wieder gibt es Menſchen, denen die rollende Scheibe Fortuna's, wie der Mond den Erdbewohnern, immer eine und dieſelbe Seite, und zwar die öde, wüſte Kehrſeite zuwendet. Haltet Umfrage; Tauſende und aber Tauſende werden mit trübem Lächeln beſtätigen: es gibt nicht blos einen blinden, regellos waltenden Zufall es gibt eine geheimnißvolle Beſtimmung, Glück und Unglück genannt, es gibt Glücks- und Unglücksſterne, es gibt „Glückskinder“ und „Glückspilze“, es gibt „Pechvögel“ in der Welt.

Der Glaube an ein Verhängniß geht durch alle Völker und Zeiten, und von ſämmtlichen Arten des Glaubens und des Unglaubens iſt dieſe die unausrottbarſte in der Menſchenbruſt. Perſonen, welche nur ein ſpöttiſches Lächeln haben für religiöſe Dogmen, laſſen ſich doch mehr oder minder von der Idee des Fatalismus oder wenigſtens von einem fataliſtiſchen Inſtinkte beherrſchen.

Das Sprichwort faßt die Sache, wie es ſeine Art iſt, derb und humoriſtiſch an:

„Wer Glück hat, dem kälbert der Ochs.“ — „Wer Glück hat und guten Wind, der kann in einem Korbe über den Rhein fahren.“ — „Wer Glück hat, der malt ohne Wind und Waſſer.“ — „Assai ben balla a chi fortuna suona.“ (Sehr gut tanzt, wem das Glück dazu aufſpielt.) Und umgekehrt:

„Wer Unglück ſoll haben, der ſtolpert im Graſe,
Fällt auf den Rücken und bricht ſich die Naſe.“

Ja, ſo weit iſt das Glück dem Bereiche der Ueberlegung, der Berechnung, der Vernunft entrückt, daß es vielmehr in einem geheimnißvollen Bunde ſteht mit der Dummheit. „Der Dumme hat's Glück.“ — „Mehr Glück als Verſtand.“ — „Ein Narrenglück.“ — „Beſſer ein Quentchen Glück, als ein Pfund Weisheit.“ —

Noch ehrenrührigere Titel als den eines Dummkopfs hat das Sprichwort für die Glücklichen.

„Das Glück läßt ſich melken
Von H—, Buben und Schälken.“

Jn der That, man muß ſich beinahe des Glückes ſchämen, und daß Erfolg zu haben ſchier gar als ein Verbrechen gilt, davon wiſſen Staatsmänner, Heerführer, Dichter und Künſtler ein Lied zu ſingen . . .

Jm Gegenſatze zu den obigen Sprüchen hört man freilich auch wieder ſagen: „Der Menſch iſt ſeines Glückes Schmied“ „fortes fortuna juvat“ (das Glück iſt auf der Seite der Tapfern) und das ſind ſogar goldene Worte, die jeder ſich gegenwärtig halten ſollte ſein Leben lang. Oft klagen wir allerdings unſer Geſchick an, wo unſer Ungeſchick die Schuld hat. Jn unzähligen Fällen ſogar wird man Glück und Unglück im Charakter des Menſchen, in ſeiner Gemüthsanlage begründet finden. Aber nicht immer! Und hier ſoll eben nur von jenem Theile menſchlichen Geſchicks die Rede ſein, der unabhängig iſt vom Weſen der beſtimmten Perſönlichkeit, unabhängig von den Eigenſchaften, welche anſcheinend das Lebenslos des Menſchen bedingen.

„Wer Unglück hat im Spiel, hat Glück in der Liebe,“ iſt ein triviales Sprüchlein, mit welchem jeder Dame, die eine Partie im Kartenſpiel verloren hat, ihr galanter Nachbar ſchmeichelt, und welches vielleicht nicht mehr beſagt, als die allgemeine Wahrheit, daß die launiſche Göttin Fortuna einen Sterblichen nicht leicht mehr als eine beſtimmte Art von Glück zutheilt. Gewiß iſt, daß, wenn man zwiſchen der Gunſt papierner Kartenköniginnen und der Gunſt der Frauen einen Vergleich anſtellen wollte, in Beziehung auf die Beſtändigkeit der Vergleich noch zu Gunſten der papiernen

Königinnen ausfallen durfte. Spielerglück iſt in der That eine Art von Glück, in deren Bereich wunderbare Fälle von Beſtändigkeit faſt noch häufiger ſind, als ſenſationelle Fälle von Untreue. Gewiſſen Perſonen fallen nun einmal ihr Leben lang die beſten Karten zu, und wenn ſie Jahre hindurch nicht mehr geſpielt, ſo finden ſie beim erſten erneuten Verſuch das Glück mit ebenſo räthſelhafter Treue an ihre Seite gebannt wie je zuvor. Allerdings fehlt es auch in der Laufbahn des abſolut glücklichen Spielers nicht an kleinen Schwankungen. Der glückliche Spieler hat in Wochen, Monden, Jahren einzelne Unglücksſtunden; und die Fälle von plötzlichem Ruin eines Glücksſpielers ereignen ſich meiſt dann, wenn der Spieler das Glück, das ihn jahrelang begleitet hat und das ihn vielleicht von morgen an wieder jahrelang begleiten würde, übermüthig und freventlich herausfordert, ſtatt den Tag, den er als einen böſen erkannt hat, in Ruhe vorübergehen zu laſſen.

Das Geld des Glücklichen fällt überall auf fruchtbaren Boden und trägt hundertfältige Saat. Doch zeigt bei dem Handelsmanne, dem Induſtriellen das Glück ſich weniger noch in einer ununterbrochenen Reihe von Erfolgen, als darin, daß ein Solcher, wenn ihm ein Unglück widerfährt, doch immer, wie die oben erwähnte, in die Luft geſchleuderte Mauer bei Montaigne, in die alte Vertiefung zurückfällt und ſo feſt ſteht, wie zuvor. —

Die Weisheit, mit welcher Schlachten zu Waſſer und zu Lande gewonnen werden, iſt oft nicht größer, als diejenige, mit welcher, nach der bekannten indiscreten Aeußerung eines Diplomaten, im Durchſchnitte die Welt regiert wird.

Und was würde ſelbſt aus den genialen und tüchtigen Staatsmännern, wenn ihnen nicht das Glück zur Seite ſtünde? Man denke an Bismarck. Dürfte und könnte ein Mann dieſer Art der ihm zujubelnden Menge gegenüber ſprechen wie er denkt, er würde ſagen: „Ihr guten Seelen, die ihr mich bis zu den Sternen erhebt und in jedem meiner Erfolge das Ergebniß unfehlbar rechnender Weisheit erblickt, ihr wißt nicht, wie viel ich dieſem und jenem günſtigen Zufalle verdanke — ihr wißt nicht, wie oft ich ſchwindelnd ging auf der „Schneide des Geſchicks“, wie oft ich dem Abgrunde näher war als dem Gipfel — ihr wißt nicht, wie oft ich va banque ſpielte mit verbundenen Augen!“ —

Der Ruf der Aerzte gründet ſich auf „glückliche“ Curen. — Wenn ein kranker Menſch ſich eine Arznei verſchreiben läßt und dieſelbe zu ſich nimmt, ſo beſſert ſich entweder ſein Zuſtand, oder er bleibt wie er iſt, oder er verſchlimmert ſich. Genau daſſelbe geſchieht, wenn man die Arznei nicht zu ſich nimmt, oder wenn man ſich überhaupt keine verſchreiben läßt. Da aber von dem Kranken wenigſtens die Beſſerung gemeiniglich auf Rechnung der eingenommenen Arznei geſetzt wird, ſo ergibt ſich von ſelbſt, welcher große Spielraum dem Glücke in der Laufbahn des Arztes vergönnt iſt.

Eine nicht ganz ſeltene Erſcheinung iſt der literariſche Glückspilz: er ruht meiſtens nach einem oder ein paar glücklichen, entſcheidenden Trümpfen auf ſeinen Lorbeern aus. Von ſeinem Gegenſtück, dem literariſchen Pechvogel, wäre viel zu erzählen. Iſt er der Autor eines Epos, das Erfolg hat, ſo trifft daſſelbe zuſammen mit einem Werke gleichen Titels aus der Feder eines fürchterlichen Kritikers, welcher für ſieben Blätter Recenſionen ſchreibt. Concentrirt er ſeine Kräfte jahrelang auf einen großen hiſtoriſchen Roman, ſo erſcheinen zu gleicher Zeit mit demſelben ſechs andere große hiſtoriſche Romane von namhaften Autoren. Schreibt er eine Satyre auf die deutſche Zwietracht, ſo werden während der Drucklegung derſelben ihm zum Trotze die Deutſchen für einige Zeit einig und ſchlagen die Franzoſen. Verfaßt er einen Muſiktext, ſo erliegt der Componiſt unter den Händen bösartiger und feindſeliger Recenſenten, und der Dichter wird „mitgefangen, mitgehangen"! —

Glück in der Liebe! — Darf man denn ſo eigentlich von Glück und Unglück in der Liebe ſprechen? Verſteht es ſich nicht von ſelbſt, daß den Schönen die Herzen zufliegen und die Häßlichen gemieden werden? So fragt man und verweiſ't dabei mit ſpöttiſchem Lächeln auf die unerfreulichen Züge alter Jungfern, auf das unbeholfene Weſen alternder Junggeſellen. Aber Goethe war vielleicht der vollkommenſte, der herrlichſte Menſch und Mann, der je gelebt hat. Und er, dem das Glück ſonſt Alles verſchwenderiſch in den Schoß warf, errang ſehr ſpät und in unzulänglichem Maße was das Unentbehrlichſte iſt und wofür kein Lorbeer entſchädigt: Familienglück und eine traute, behagliche Häuslichkeit. Er liebte viel und wurde geliebt; aber ein Frauenweſen, ſeiner würdig, ward ihm nicht zu Theil; und ſo nahm dieſer Olympier zuletzt ſeine Haushälterin zum Weibe, die gute Chriſtiane, die zum Herrn Geheimrath zeitlebens aus großer Tiefe hinaufblickte, und die zwar, wie man ſagt, den Cult des Bacchus, aber nicht den des Muſengottes mit ihm zu theilen in der Lage war.

Ich kann mir nicht verſagen, ſchließlich auch noch einer Art von Glück und Unglück zu gedenken, von welcher mir perſönlich ganz erſtaunliche Beiſpiele vorgekommen ſind: ich meine das Wetterglück und Wetterunglück beſtimmter Perſonen. Ich wüßte Perſonen zu nennen, die man getroſt ſtatt eines Barometers benutzen könnte, und die man nur zu fragen braucht: „Gedenken Sie morgen einen Ausflug zu machen?“ um zu wiſſen, ob es für den nächſten Tag ausgezeichnet ſchönes oder niederträchtiges Wetter geben wird. Man erinnert ſich des verſtorbenen Feuerwerkers Stuwer und ſeines ſprichwörtlich gewordenen Wetterunglücks. Dagegen ſoll der alte Kaiſer Wilhelm — der auch ſonſt ſchon in einigen Kleinigkeiten Glück hatte — ſich einer ſo außerordentlichen Wettergunſt erfreuen, daß ihm ſelten oder niemals weder eine der vielen ſchönen Revuen, die er über ſeine Soldaten abhielt, noch eine Spazierfahrt durch böſes Wetter — höchſtens durch einen kleinen Hagel von Schrotkörnern! — verdorben worden iſt. —

So gibt es alſo wirklich in der Welt eine geheimnißvolle, unberechenbare, in großen und kleinen Dingen launiſch waltende Macht, die man Glück und Unglück oder Verhängniß nennt? Iſt wirklich ein Theil der Menſchen ohne Rettung dem Loſe verfallen, in vergeblicher Mühſal den Stein des Siſyphus bergan zu wälzen, während Anderen die goldenen Früchte des Lebens unausbleiblich in den Schoß fallen? Muß ein ſolcher Glaube nicht niederdrückend, ja demoraliſirend auf die Unglücklichen wirken, und die Zahl der Mißvergnügten auf dem Erdenrunde vermehren, andererſeits aber die Zuverſicht der Glücklichen bis zu frevlem Uebermuth ſteigern?

Allerdings mußte er dies wenn nicht jener geheimnißvollen Erfahrungsthatſache launiſch-eigenſinniger Schickſalsgunſt oder Ungunſt ſich eine andere, ebenſo unleugbare Thatſache gegenüberſtellte.

Ich meine die bedeutſame und entſcheidende Thatſache des plötzlichen Umſchwungs, der oft nach langen Jahren einer mit ſcheinbar eiſerner Conſequenz ſich behauptenden Glückslage doch endlich hervortritt.

Eindringlich iſt dieſe Lehre des endlichen und plötzlichen Umſchwunges ſchon ſeit Jahrtauſenden ausgeprägt in der zur Kinderfabel gewordenen Geſchichte des Cröſus, ſowie das Unheimliche, Beängſtigende eines langen, ungetrübten Glückes längſt ſeinen lebendigen Ausdruck gefunden hat in der allbekannten Sage vom Ringe des Polykrates.

Die Vertreter hoher Schickſalsgunſt in der Weltgeſchichte ſtehen auch da als die lehrreichſten Beiſpiele plötzlichen Schickſalswechſels, jähen Fall's. Die am meiſten typiſche dieſer Geſtalten iſt der erſte Napoleon — dem ſich aber auch der Dritte in dieſer Beziehung bedeutſam an die Seite ſtellen läßt. —

Wechſelt das Glück, ſo wechſelt ja wohl auch das Unglück; obgleich der Umſchwung von Unglück zum Glück, wie es ſcheint, ſich ſeltener als der umgekehrte ereignet. Nicht immer reicht, wie bei der armen Natalina, der Schickſalsfluch bis ans Grab und übers Grab hinaus.

Zwei Dinge darf der Unglückliche zu keiner Zeit aufgeben: die Hoffnung auf den Umſchwung, und den muthigen Kampf gegen das Mißgeſchick.

Der Schwächling und der Feigling hat kein Recht, das Schickſal anzuklagen. Nur wer ſein Leben lang mit männlichem Muthe und mit dem ganzen Aufgebote ſeiner Kräfte bemüht geweſen, „ſeines Glückes Schmied zu ſein“, darf ſagen: „Bis hieher reichte mein Wille und meine Kraft, und hier begann mein Verhängniß.“

Und was die Hoffnung betrifft, ſo wüßte ich ihr keinen beſſeren Ausdruck zu geben, als ich ihr vor Jahren in Verſen gegeben:

O verzweifle nicht am Glücke,
Ob getäuſcht auch viel und oft!
Niederſchwebt's auf gold'ner Brücke
Plötzlich dir und unverhofft.
Ungerührt von Klagen, Weinen,
Wie's auch lange zögern mag,
Einmal wird es doch erſcheinen,
Einmal kommt ſein Wonnetag!

Wandle nur auf ſeinen Spuren
Deinem gläubigen Vertrau'n
Kann's erblühen auf den Fluren,
Von den Sternen kann es thau'n,
Aus den Lüften kann es regnen
Wie ein fallend Roſenblatt,
Plötzlich kann es dir begegnen
Mitten im Gewühl der Stadt.

Wo ſich in der Wüſte Schweigen
Ganz dein Muth verloren glaubt,
Kann ſich's plötzlich zu dir neigen
Wie ein liebeflüſternd Haupt.
Wo ſich bricht an Kerkermauern
Der Verzweiflung banges Fleh'n,
Kann es dir mit Wonneſchauern
Plötzlich in die Seele weh'n.

Sah'ſt du deine Jugend ſchwinden,
Und es blieb dir unerfleht
Kann dem Mann es Kränze winden,
Nimmer kommt es ja zu ſpät
Noch den Greis kann es entzücken,
Und noch in der Todesſtund'
Kann es ſeinen Kuß dir drücken
Segnend auf den bleichen Mund

Ich könnte hier ſchließen; aber ein kleines Poſtſcriptum habe ich noch auf dem Herzen. Geneigter Leſer, wenn Du einen vom Unglücke Verfolgten ſiehſt, einen Menſchen, dem im Großen und Kleinen Alles quer geht, einen Pechvogel in was immer für einem Sinne — ſei mild! füge kein Leid zu dem, was er ſchon hat, mache ihm lieber eine Freude, wenn Du kannſt. Insbeſondere Du, geneigte Leſerin, gib dem Unglücklichen, den Du nicht mehr liebſt, nicht überdies noch einen Fußtritt! — Das Schickſal iſt oft herbe und grauſam; aber es kann nicht oft genug geſagt werden, daß die Liebe und Milde der Menſchen Vieles auszugleichen vermöchte. Durch Liebe und Milde die Schläge des Geſchickes lindern, wäre der einzig mögliche und zugleich der denkbar ſchönſte Sieg des Menſchen über das Fatum.

Erinnerung an Venedig.

I

Unter den Redensarten, die ſich von einem Bädeker auf den andern fortvererben, findet ſich nun lange genug auch die von der „trauernden, um ihre einſtige Herrlichkeit trauernden Königin der Lagunen“. Wehe Dir, Fremdling, der Du dieſe „trauernde Königin“ beſuchſt, wenn Dich das Ungefähr auf einem Platze oder in einer Gaſſe einquartiert, in welchen ſich ein Café oder eine Schenke befindet! Bis zwei Uhr Morgens wirſt Du Dein, von angeſtrengter Tagesumſchau in den Reizen der Dogenſtadt ermüdetes Auge nicht ſchließen können, ſollteſt Du auch ſämmtliche Elegien, die von Venedigs Trauer und melancholiſcher Stille ſingen, unter die Kiſſen Deines Hauptes legen. Wenn in anderen, nur um ein Geringes nördlicher gelegenen Städten nach Mitternacht noch etwas Weniges in den Straßen geſungen und gelärmt wird, ſo macht Tags darauf ein ſcharfes „Eingeſendet“ im Localblatte eine Klage wegen Störung des öffentlichen Schlafes anhängig und intimiert den Behörden ein feierliches „Videant consules“ etc. In Venedig ſingt der letzte Nachtſchwärmer auf der Straße ſeine Romanze um drei Uhr Morgens, und alle Welt findet das in der Ordnung, denn alle Welt weiß, daß der Venetianer, wie der Italiener überhaupt, ſchreien muß, wenn er nicht platzen ſoll.

Venedig iſt zu allen Zeiten eine lebensluſtige Stadt geweſen; wenn es die Geſchichte verſchwiege, ſo würden die farbenhellen Bilder ſeiner alten Meiſter dafür zeugen. Ich wage zu behaupten, daß ſich dieſer Charakter wenigſtens in der Sphäre des Volkes, das von politiſcher Gedankenbläſſe weniger angekränkelt iſt als die gebildeten Kreiſe, noch heute nicht verleugnet. Dieſelbe altvenetianiſche Heiterkeit und Lebensluſt, für welche der ſinnenfreudige Farben- und Formenprunk auf Paul's, des Veroneſers, Bildern Zeugniß gibt, ſie lebt noch fort, wenn auch zum Theil, dem Charakter moderner Zeit entſprechend, in weniger poetiſcher und anmuthiger Geſtalt. Sie lebt noch fort in dem Zucca-barucca-Verkäufer, der ſo ſelbſtzufrieden und ſelbſtbewußt ſich dort an die Ecke des Gäßchens hinpflanzt, offenbar nicht blos um ſeine, in appetitliche Schnitte zerlegte Kürbisfrucht, die ihm wenige Soldi einträgt, los zu werden, ſondern vor Allem, um den inneren Fond ſeines Lebensdranges und ſeines unerſchöpflichen Stimmmetalls den ganzen Tag über in einladenden Rufen auszumünzen, die ebenſo Selbſtzweck ſind, wie das Tongeſchmetter der Amſel oder der Nachtigall. Sie lebt fort, die altvenetianiſche Lebensluſt, im mitternächtlichen Gaſſenhauer, der ſo ſtimmgewaltig durch die Gaſſen hallt; ſie lebt fort im Guitarregeklimper und Geigengeſchwirre wandernder Minſtrels, das des Abends aus allen Winkeln hervor- und hinausklingt bis an die einſam rauſchende Meerflut; ſie lebt fort in jenem fröhlichen Menſchengewimmel, das Tag für Tag, wenn der Abend einbricht und die Lichter angezündet werden, durch das Prachtthor des Torre dell' orologio hervorſtrömt aus den Gaſſen und Gäßchen der Merceria, um ſich luſtwandelnd zu zerſtreuen über das ſalonmäßig glatte, ſchimmernde Marmorpflaſter von San Marco, inſonderheit an Tagen, wo Frau Muſica mit einer braven Militärbande ihr Throngerüſt inmitten des herrlichen Platzes aufſchlägt. Eine Zeit lang ſchien es, als ob die Venetianer, vom politiſchen Groll der finſtern lombardiſchen Nachbarn angeſteckt, die k. k. öſterreichiſche Militärmuſik dem ausſchließlichen Genuſſe der Fremden überlaſſen wollten. Bald aber ſind ſie davon wieder zurückgekommen; der muſikaliſche Inſtinct ſiegte über die politiſche Dreſſur, und der Marcusplatz vereint wieder an Muſikabenden das einheimiſche Volk und die Fremden zu einem ſo einträchtigen Schwarm von Müßiggängern als nur je.

„Aber die Stadt ſelbſt," ruft man aus, „das architektoniſche Venedig mit ſeinen verfallenen Prachtgebäuden, die Plätze und Gaſſen und Canäle, wo Stein um Stein ſich löſ't, und „melancholiſch-langſam" in die düſtere Flut hinuntergleitet, und die moderduftigen alten Kirchen mit ihren ſteinernen Dogenbildern auf Marmor-Sarkophagen — drücken nicht wenigſtens dieſe der Lagunenſtadt den Stempel der Schwermuth und Trauer auf?" Ich leugne den Ernſt des Eindrucks nicht, den heute das monumentale Venedig machen kann; aber, warum überſieht man, daß die ganze Kunſt Venedigs doch urſprünglich auf das Heitere angelegt iſt? warum überſieht man die luſtigen Lebensfunken, die noch immer in dieſer alten Aſche glimmen? warum ſpricht man nicht auch von den grünen Arabesken modernen Lebens, die dieſe grauen Trümmer überwuchern? — Wenn man von einem Spaziergang auf der Riva bei einbrechender Dunkelheit zurückkehrt und auf den Marcusplatz einbiegt, auf welchem ſoeben die abendlichen Lichter angezündet werden, was flimmert und flittert und flirrt uns da unter den Arkaden der alten Procuratien ſo eitel-weltlich, ſo modern und lebensluſtig entgegen? Was dehnt ſich da für ein geheimnißvoll ſtrahlender Lichtgürtel, wie mit tauſend und abertauſend ſchimmernden Brillanten beſetzt? Es ſind die prachtvollen Läden der venetianiſchen Juweliere und Goldwaarenhändler, die hier in faſt ununterbrochener Reihe den Glanz und Reichthum ihrer weltberühmten Auslagen entfalten. — Niemals habe ich dieſes in ſeiner Art einzigen Anblicks genoſſen, ohne daß es mir geſchienen hätte, als lodere in dieſem Glanzgefunkel die märchenhafte Herrlichkeit des alten Venedigs wieder auf. Aus der Ferne wollte mich dies zitternde Geflimmer, durch die nächtliche Dunkelheit weithin leuchtend, immer bedünken wie das geheime, lebensſelige Augenblinzeln der wunderſchönen Göttin Venezia, wie ſie Paolo Veroneſe im Dogenpalaſte gemalt hat. Nein! geſteht es nur: lebensluſtig wogt in Venedig nicht nur das Menſchengewimmel, lebensluſtig rauſchen nicht blos die Carnevalsweiſen Venedigs; lebensluſtig ſchimmern, wenn Ihr genauer zuſieht, auch dieſe ſchönen griechiſch-romaniſchen Bogen und Säulen und Capitäler, die ringsum ragen. Und dieſen iſt es nicht zu verargen, denn ſie ſind doch eitel Heidenthum; aber auch die ſchönen weißen Pflaſterſteine von San Marco glänzen und glühen Nachts wie von geheimer Lebensfreude. Und ſelbſt die ehrwürdigen Zinnen und Kuppeln und Portale der goldenen Baſilica überglühen mit dem Goldglanz ihrer mauriſchen Zierarten den byzantiniſchen Ernſt, ſcheinen aufzuglimmen und aufzublitzen wie Glutfunken myſtiſcher Lebens- und Liebestrunkenheit des Orients.

Aber vielleicht ſteht dieſe glänzende Titelvignette von San Marco doch vor einem Buche von elegiſchem Inhalt und es hat die Melancholie weiter im Innern der Lagunenſtadt ihren Thronſitz aufgeſchlagen. Folgen wir den Hauptadern des Verkehrs nach allen Seiten; betreten wir die Merceria, die Frezzeria, den Rialto u. ſ. f. — überall Menſchengewimmel, überall reiche Waarenauslagen, höchſt geſchmackvoll geordnet, Abends in heller Beleuchtung ſtrahlend. Was das Promeniren und Flaniren im Innern Venedigs, beſonders Abends ſo eigenthümlich angenehm macht, iſt die trauliche Enge der Gaſſen, die doch mit jedem Schritte neue materiſche Ausblicke eröffnet; ferner das glatte, ſchöne Pflaſter, die Windſtille, der Mangel alles Staubes und die verhältnißmäßig große Reinlichkeit, die auch in den engſten Winkelgäßchen herrſcht. Wer andere Städte geſehen, in welchen trotz beſtändiger Thätigkeit der Straßenfeger doch immerwährend Schmutz und und ekle Gerüche herrſchend ſind, der wird durch die Reinlichkeit Venedigs überraſcht werden, noch mehr aber dadurch, daß ſelbſt dort, wo man einmal auf eine Ausnahme von der Regel ſtößt, das Geruchsorgan nur in geringem Maße beleidigt wird. Woher mag dies kommen? Ohne Zweifel daher, daß in den Gaſſen kein Staub vorhanden iſt, durch welchen der Schmutz amalgamirt und feſtgehalten würde, ferner daher, daß die Zugthiere fehlen, welche die ſtarkbefahrenen Straßen der Städte allſtündlich von Neuem zur offenen Cloake machen, und daß der Hauptherd aller böſen Geruchsaffection in unſeren Straßen, die Oeffnungen der Abzugscanäle, in Venedig gar nicht bemerklich ſind. Eine eigenthümlich weiche und milde Luft, ein localer Sirocco, fächelt in den Gaſſen Venedigs, und während vielleicht auf der Riva oder dem Marcusplatze ein heftiger Wind weht, kann man die Merceria oder die Frezzeria in angenehmer Windſtille durchwandeln. Aus dieſem Grunde möchte ich auch die ausſchließliche Schwärmerei der Fremden für die Riva, den offenen Meerſtrand, nicht theilen. Zwar hat dieſe Strandpromenade im Winter die warme Sonnenſeite, aber deſto ärger iſt ſie auch den winterlichen Stürmen und dem Regen ausgeſetzt, während die Plätze und Gaſſen im Innern der Stadt ein von jedem rauhen Anhauch verſchontes, gleichmäßig temperirtes Aſyl bieten.

⁂

Daß San Marco bei Mondſchein geſehen ſein will, iſt eine bekannte Sache. Im Tageslichte ſieht dies altehrwürdige, zieratreiche Bauwerk ein wenig wie eine fahle, welke, ſchlafende Blume aus; im Mondesglanz aber ergeht es ihr wie der Lotusblume bei Heine. Der Mond

„erweckt ſie mit ſeinem Licht
Und ihm entſchleiert ſie freundlich
Ihr Blumenangeſicht.“

Wie bedeutſam ſind die großen Bogenwölbungen, die ſäulengetragenen romaniſchen Rundbogen, in zweiter Linie von Spitzbogen überragt! Gothiſches und mauriſches Arabeſkenwerk rankt und gipfelt ſich dazwiſchen und darüber empor, und hinterwärts überthürmen die byzantiniſchen Kuppeln wuchtig und impoſant das Ganze. Den ſpitzbogigen Architraven der Rundbogen analog, iſt auch bei den Kuppeln die runde Wölbungslinie von einer ſpitzbogigen zweiten überragt. Und ſo hat die Façade mehr Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Compoſition, als es im erſten Augenblick den Anſchein hat. Es iſt mauriſche Gothik.

Was wäre indeſſen die Marcuskirche ohne den Marcusplatz und ohne die beiden langgedehnten Prachtfronten der Libreria und der neuen Procuratien, welche von dieſer architektoniſchen Krone der ſtolzen Venetia wie Kronbänder auslaufen?

Die Libreria und die neuen Procuratien — ſie ſcheinen ſich im erſten Augenblick zum Verwechſeln ähnlich. Und doch iſt die künſtleriſche Wirkung beider eine durchaus verſchiedene. Wenn ein Paar Zwillingsſchweſtern von gleicher Größe, gleicher Schönheit, gleichen Zügen verſchiedene Hüte tragen, ſo ſind die gleichen Geſichter unter den verſchiedenen Hüten nicht mehr dieſelben. Die Libreria krönt ein reicher und doch einfach großartiger, energiſch hervortretender Fries, die Procuratien ein proſaiſches drittes Stockwerk.

Ich widerſtehe der Verſuchung, von Kunſtſachen Venedigs zu reden. Nur noch ein Wort: Ich war einer der fleißigſten Kirchengänger Venedigs, habe vor allen geſchnitzten und gemalten Heiligen Venedigs meine Andacht verrichtet, habe geſchwelgt in allen Herrlichkeiten der Akademie, des Palazzo Piſani, des Palazzo Giovanelli u. ſ. f. und mußte mir ſagen: Das Alles iſt unendlich ſchön und heiter und menſchlich edel. Aber eben nur menſchlich und irdiſch. Mir fehlte zuletzt etwas: die Großartigkeit, die Tiefe. Und ſo lieb und traut mir die Venetianer geworden, ich fühlte doch zuweilen eine geheime, recht lebhafte Sehnſucht erwachen nach den Römern, den Florentinern . . . .

⁂

Ueberhaupt kann weder die Herrlichkeit des marmornen Venedigs, noch die Lagunenwelle, die dazwiſchen flutet, das Gemüth Deſjenigen, der hier ſeinen Wohnſitz aufſchlägt, für immer befriedigen; jene erſcheint zuletzt allzu ſtarr, dieſe zu weich und haltlos trügeriſch. Die Sehnſucht erwacht nach der feſten und doch nicht ſtarren, pflanzen- und baumbewachſenen Scholle, nach dem Feſtland, wäre es auch nur ein Stück davon, ein Raſenſtück, ein Garten. Venedig beſitzt nun allerdings einen öffentlichen „Garten“. Es iſt eine kleine, baumbepflanzte Landzunge, reizvoll beſpült von der blauen Meereswelle, in Näh' und Ferne umlagert von den ſchönen, ſtillen, grünbebüſchten Laguneninſeln, zur Linken der langgeſtreckte Streif des Lido, zur Rechten die Kuppeln und Zinnen der Stadt, über welchen die Sonne leuchtend untergeht — mit Einem Wort: der lieblichſte Punkt Venedigs. Die Natur hat unſäglich viel dafür gethan. Aber die Menſchenhand? Es iſt wahr, daß die ſchöne Natur auch nackt gefällt; daraus folgt aber nicht, daß man ſie durchaus als Aſchenbrödel in Lumpen gehen laſſen muß. Was ließe ſich aus dieſem reizenden Fleck Erde machen! Was hätte man im

Norden längſt daraus gemacht! An Feiertagen, zu welchen für den Venetianer zum Theil auch die Montage gehören, belebt ſich dieſe grüne Oaſe Venedigs. Manch' leichter Nachen ſtößt vom Meere her an den Strand und über die ſteinernen Stufen der Landungsſtelle herauf hüpft zierlichen Schrittes manche blond oder ſchwarzgelockte venetianiſche Schöne. An gewöhnlichen Nachmittagen aber muß dem Beſucher meiſt die Geſellſchaft der ſchönen grünen Bäume und der blauen Wellen genügen. Nur dann und wann unterbricht die idylliſche Stille ein eleganter Reiter oder eine elegante Reiterin, die den Baumgang auf und nieder galoppiren (der „Garten" umſchließt auch eine Reitſchule und Pferdeverleihanſtalt) oder ein nettes, kleines Eſelsgeſpann, das auf zierlichem Wägelchen ein paar Kinder aus guter Familie ſpazieren fährt. Verlaſſen ſteht der hungerblaſſe „Ringelſpielmann" in ſeiner Rennbahn, und ſein Geſelle wendet mit defecten Drehorgeltönen ſich vergebens an Ohr und Herz der wenigen Kinderfrauen, die den Garten durchwandern. Nicht viel beſſer ergeht es dem Reſtaurant dort oben auf der kleinen, lieblichen Anhöhe. Wie reich wäre dieſer Mann ſchon längſt geworden, wenn dies paradieſiſche Plätzchen in einer nordiſchen Hauptſtadt läge! Was würde z. B. die Spazierluſt und der gute Appetit des Wieners oder auch nur des Grazers aus dieſem Luſtorte gemacht haben! Welche Legionen von Hühnern wären hier bereits unter eifrigen Kiefern verſchwunden; wie viele Schinken, welche Maſſen von warmem und kaltem Braten, von Emmenthaler und Schweizerkäſe! Aber dieſe Venetianer ſtrecken ſich lieber nebenan ins grüne Gras und ſättigen ſich, wie Bettler an Bratenduft, an den Klängen der Muſikbande, welche der Reſtaurant für ſeine wenigen Gäſte ſpielen läßt.

Venedig beſitzt auch einen botaniſchen Garten, der ſich eines gewiſſen Rufes erfreut, deſſen ſtarke Eiſengitter ſich aber nur gegen ein gutes Trinkgeld langſam öffnen, und den man nur unter der Escorte des Gärtners durchwandeln darf. Was ihn von anderen botaniſchen Gärten unterſcheidet, iſt dies, daß er auf das Verdienſt einer überſichtlichen Vertretung der Arten und einer eigentlich ſyſtematiſchen Anordnung überhaupt keinen Anſpruch macht. Die einheimiſche Flora, die europäiſche Feld- und Waldflora fehlt ſo gut wie ganz; nur auf ein paar winzigen Beetchen ſind einige derartige Kräutlein zu beſtimmten Schulzwecken angepflanzt. Der Werth des Gartens liegt im Reichthum und in der Schönheit exotiſcher Pflanzenexemplare; insbeſondere genießt die Sammlung von Cacteen verdiente Berühmtheit. Das Warmhaus umſchließt unter Anderem auch merkwürdige Tillandſien, räthſelhafte Pflanzengeſchöpfe, die durch keinen ſaugenden Wurzelmund mit dem Mutterbuſen der Erde zuſammenhängen, ſondern ſich mit dem Aether als Nährvater begnügen. Eine der ſchönſten Seltenheiten des Gartens iſt eine wahrhaft rieſige Yucca aloëfolia, welche, baumartig, ſich mit den ſehr weit verbreiteten Aeſten an einer hohen Mauer empor gerankt hat. Auch ein Drachenbaum iſt zu ſehen, desgleichen ein ſchönes Exemplar des Upasbaumes, der ſo überaus giftig ſein ſoll, daß ſchon bei der Berührung ſeiner Blätter der Arm anſchwillt. Man hat ihn aus dieſem Grunde hier ſo dicht umhegt und abſeits geſtellt, daß kein Unvorſichtiger zu Schaden kommen kann. Ganze Haine von

Lorbeerbäumen ſchmücken überdies den Garten, ein erfreulicher, die Phantaſie gefällig anregender Anblick. Das Schätzbare, das hier vorhanden iſt, weiſt zumeiſt durch Alter und reifen Wuchs auf lange vergangene Zeit zurück.

II

Der Carneval von Venedig! — Dabei denkt Jeder zunächſt an eine gewiſſe weltbekannte, heitere, wie Champagner mouſſirende und prickelnde Melodie, welche freilich von Virtuoſen der Geige und des Pianos beinahe todt gehetzt worden iſt! — Um dieſe berühmte Tonweiſe aber ganz zu verſtehen, muß man den thatſächlichen Carneval Venedigs an Ort und Stelle geſehen haben. Ich werde nicht verſuchen ihn zu ſchildern; aber ein paar flüchtige Tagebuchblätter will ich mittheilen, die aus den Tagen des venetianiſchen Carnevals von 1856 bis 1857 ſtammen, und die zwar vergilbt, aber ſchwerlich auch veraltet ſind. Sie lauten:

1. Februar.

Lebhafter als je ging heute der Carnevals-Spectakel los. Beſonders Aufſehen machte Nachmittags eine Eſels-Cavalcade. Etwa 15 Perſonen ritten in türkiſchen Coſtumen auf Eſeln, welche auch ihrerſeits in Masken, in grotesken Futteralen ſteckten, die ihre Eſelsleiber unkenntlich machten. Der Aufzug machte Halt auf dem Marcusplatz, und führte da unter großem Zulauf der Menge eine Art von Wettrennen aus, bei welchem die Eſel durch beherzte und taktfeſte

Stellung überraſchten. Unter den Berittenen war auch ein Frauenzimmer. Alle Welt hatte ihre Freude an der Sache mit Ausnahme eines Pomeranzen- und Citronenverkäufers, welcher mit lebhaften Geberden und großem Pathos der ſich drängenden Menge klar zu machen ſuchte, daß ſie ſeine offene Verkaufsbude, die mitten auf dem Platze im ärgſten Gedränge aufgerichtet war, unzweifelhaft mit ſich fortreißen werde.

Ein noch beſſeres Anſehen hatte dieſelbe Cavalcade Abends bei heller Beleuchtung, als ſie, wieder auftauchend, durch die Arkaden der Procuratien ſprengte. Nie hätte ich die Eſel für ſo wackere Reitthiere gehalten.

Außer unzähligen einzelnen Masken der verſchiedenſten Art durchzogen den ganzen Abend hindurch auch mehrere ſchön coſtümirte, improviſirte Muſikbanden die Stadt, welche ihre Carnevalsweiſen luſtig erklingen ließen und dazu tanzten und ſprangen. Jeder im Zuge hatte eine brennende Laterne; voran ſchritten Fackelträger. Ich bemerkte drei verſchieden coſtümirte Banden dieſer Art, jede etwa 15 bis 20 Mann ſtark. —

Unter den Nachts umherſtreifenden Maskenzügen war auch einer von 30 bis 40 Perſonen in weißen Hemden und weißen Schlafmützen, welche eine hinter der anderen marſchirten und dazu mit Cinellen, Pfeifen, kleinen Trompeten und einer Trommel einen korybantiſchen Lärm vollführten.

Solcher Carnevals-Genoſſenſchaften gibt es mehrere, welche beſtimmte Namen haben und während des ganzen Carnevals in den ihnen eigenthümlichen Coſtümen mit und ohne Inſtrumentalmuſik ihr Weſen treiben.

Daß bei vorbeiziehender Muſik mitunter ein Tänzchen auf offener Straße improviſirt wird, verſteht ſich von ſelbſt.

Man ſieht auch ſehr ſchöne und elegante Frauenmasken, natürlich nicht unbegleitet, promeniren; auch viele Kinder gehen in Begleitung ihrer Eltern oder anderer Perſonen maskirt umher.

6. Februar

Nichts geheimnißvoll Reizenderes gibt es, als wenn in ſpäter Mondnacht Maskenzüge oder verlarvte Frauen in zierlichen Ballgewändern am Arme ihrer Tänzer durch einſame, ſchlummernde Gaſſen rauſchen. Das Phantaſtiſche des Carnevals kommt erſt zu ſeinem vollen Recht, das Groteske und Carikirte wird im Märchenlicht des Mondes zur Natur, das Schöne und Liebliche gewinnt einen feenhaften Zauber.

7. Februar.

Wieder recht lebhaft. Der Marcusplatz Abends taghell beleuchtet, überdies heller Mondſchein. Der ganze Platz mit Menſchen vollgepfropft, und doch fand jede Maskengruppe willigen Durchlaß, und Alles ging im fröhlichen Volksgetriebe ohne Unhöflichkeit, ohne eine Spur von Rohheit und Gewaltſamkeit vor ſich.

Etwas ſehr Phantaſtiſches geben den Dominos die rieſigen Hörner und Geweihe, die ſie häufig auf dem Kopfe tragen, und die oft auch beweglich ſind, ſo daß ſie umgelegt und aufgerichtet werden können, was ſich grotesk genug anſieht.

Eine Gruppe von Marineſoldaten ſtellte ſich heute auf dem Marcusplatze auf und ſang vierſtimmige Lieder ab.

Regelrechte Vocalmuſik dieſer Art ſteht für gewöhnlich nicht auf dem Programm des italieniſchen Carnevals. Sie iſt etwas allzu Methodiſches, Vernünftiges, Nüchternes, um mit der echten Carnevalslaune im Einklang zu ſtehen. Der Deutſche liebt es ſchon eher, in entzügelter Laune ſich erſt die Kehle tüchtig anzufeuchten und ſie ſich dann, mit Notenblättern in der Hand, wieder trocken zu ſingen, und umgekehrt. Aber auf dem Marcusplatze klang der vierſtimmige Geſang der Marineſoldaten ein wenig zopfig; er war offenbar ein eingeführtes, fremdes, öſterreichiſch-deutſches Element.

Die Eſelscavalcade galoppirte auch heute wieder munter umher.

14. Februar.

Nachmittags begegnete ich in der Merceria einer Maske in negerhaftem Aufputz, die auf der Vorder- und Rückenſeite des Leibes mit großen Ankündigungstafeln für einen Maskenball behängt war und gravitätiſch die Straßen durchſchritt.

Ich beſuchte Abends dieſen Maskenball. Das Theater San Benedetto, in welchem derſelbe ſtattfand, gewährte in reicher Beleuchtung einen ſchönen Anblick; die Parterre- und Bühnenräume waren mit Masken gefüllt, die Logen mit Frauen der höheren Stände.

In einen Domino gekleidet, die Larve vor dem Geſicht, ging ich als passer solitarius und ſtiller Beobachter umher. Eine männliche, recht elegante Maske forderte mich zum Tanze auf, welche ſchmeichelhafte Einladung ich, als Reconvaleſcent und der landesüblichen Tänze unkundig, leider ausſchlagen mußte. Im Carneval nimmt man es beim Tanze mit dem Geſchlechte der Partner nicht ſo genau. Eine zweite

Maske gab im Verlauſe des Abends ſich die Mühe, mit einem „Aspetta un po!“ mich anzuhalten, um mir die Haare, die von der Stirn ein wenig über die Larve herunterfielen, zurückzuſtreichen, und mir auch den Domino, der im Gedränge etwas in Unordnung gerathen war, zurechtzuzupfen. Das Alles geſchah mit vieler Gemüthlichkeit und Artigkeit.

Eine Zeit lang hatte die Scene das Anſehen eines gewöhnlichen Maskenballes, bis plötzlich aus einer Loge des Parterres ein Dutzend lärmender Kobolde in weißen Masken ſprang, die durch den Saal hintollten, einander auf die Schultern ſtiegen, in die oberen Logen hinauf- und hineinkletterten, und zu allgemeiner Zufriedenheit allen möglichen Unfug trieben.

15. Februar.

Montag. Sehr reges Maskengewühl. Beſonders viele Muſikbanden in ihren verſchiedenen Coſtümen: „Chiozzoten“, „Neapolitaner“ und wie ſie heißen.

16. Februar.

Heute zog unter Anderm eine kleine Maskentruppe meine Aufmerkſamkeit auf ſich, von ſechs Männern in weißfarbigen Gewändern, welche einen ſiebenten, die Caricatur eines Dickwanſtes, der zwei Krücken in der Hand hielt, auf einem hohen, zierlichen Thronſitz über ihren Schultern durch die Straßen trugen. Eine Schar von Gaſſenjungen machte Chorus mit angemeſſenem Halloh.

Im Teatro Camploy, das ich Abends beſuchte, erſchien während der Vorſtellung plötzlich in einer Loge eine weibliche Maske mit einem Rieſenkopf und einer Rieſenhaube darüber, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums mitten im

Stück dermaßen auf ſich lenkte, daß eine Art von Tumult entſtand. In den Zwiſchenacten zeigte ſich die Maske im Parterre und am Schluſſe der Vorſtellung ſogar auf der Bühne. Das gutgelaunte Carnevals-Publikum nahm das Alles ſehr wohlgefällig auf und rief zu guter Letzt noch das Ungethüm mit großem Gepolter heraus.

17. Februar.

Es verdient bemerkt zu werden, daß das ſüdländiſche Carnevalstreiben, wie lebhaft es ſei, doch ſelten ins Wüſte, Unmanierliche, Ungezogene oder gar Rohe ausartet. Eher würde ein etwas angetrunkener deutſcher Univerſitäts-Docent ſich unter Umſtänden unartig benehmen, als ein italieniſcher Proletarier mitten im Carnevals-Vergnügen.

Aſchermittwoch.

In demſelben Hauſe, in welchem ich eine Fremdenwohnung inne habe, hat auch ein junges Ehepaar aus einem Städtchen der Provinz Quartier genommen, das vor vierzehn Tagen eigens hieher gekommen, um den Carneval mitzumachen. Die beiden jungen Leutchen verbrachten ihre Flitterwochen ſehr luſtig und angenehm, gingen auf alle Maskenbälle, und wenn ſie, des Morgens früh 5 Uhr heimkehrend, wegen mangelhafter Einrichtung der Klingel eine Stunde im Regen oder in friſcher Winterkälte warten mußten, bis ihnen geöffnet wurde, ſo machten ſie ſich nichts daraus, ſondern lachten herzlich und blieben kerngeſund dabei. — Heute Morgens, als ich über den Marcusplatz ging, erſtaunte ich nicht wenig, den jungen Ehemann mit einem Korbe unter den Arkaden umhergehen und „Caramelli“ (candirte Früchte) verkaufen zu ſehen. Ich fragte unſern gemeinſchaftlichen Miethsherrn, was das zu bedeuten habe. „Das junge Paar,“ ſagte mir dieſer, „hat ein bischen zu ſehr in den Tag hinein gelebt, und es iſt ihm nicht Geld genug geblieben, den Reſt der Miethe und die Koſten der Heimreiſe zu beſtreiten. Da hat denn der junge Mann mit den letzten Ueberbleibſeln ſeiner Barſchaft Früchte und Zucker eingekauft, ſein Weibchen hat ihm beim Candiren geholfen, und nun hofft er, wenn das Geſchäft auf dem Marcusplatze ſich gut anläßt, mit dem Ertrage binnen einigen Tagen bei mir flott zu werden, ſo wie die Koſten der Heimkehr zu erübrigen.“ —

III.

Ich habe zwiſchen 1856 und 1864 Venedig wiederholt beſucht und einmal auch, durch Erkrankung zurückgehalten, einen Herbſt, Winter und Frühling dort verlebt; eben jenen Winter, aus welchem die obigen Blätter ſtammen, und von welchem ich gewiſſermaßen eine neue Lebenswendung datire, denn ich ſchrieb da mein erſtes größeres poetiſches Werkchen.

Ein ſehr ſchmales, kurzes Gäßchen führt auf der Seite des Uhrthurmes von der Marcuskirche in die Calle larga a San Marco hinaus, und über die Straße zu einem Eckhauſe rechter Hand, in welchem Gevatter Francesco Zimmer an Fremde vermiethete — jener Gevatter Francesco, an welchen die Leſer der Geſchichte meines Eichhörnchens ſich erinnern dürften, und den ich ſo nenne, weil ich während meines

Aufenthaltes bei ihm in die Lage kam, ihm ein Büblein in San Marco zur Taufe zu halten. Hier alſo hatte ich im erſten Stockwerk eine kleine Behauſung inne, deren eine Wand mit Basreliefs geſchmückt iſt, einer Jugendarbeit des vor Zeiten rühmlichſt bekannten venetianiſchen Künſtlers Selva. Hier ereignete ſich, was von dem Eichhörnchen in „Sinnen und Minnen" weitläufig erzählt iſt, und hier brachte ich die Zeit der Krankheit und der Wiedergeneſung mit dem Studium meines damaligen Lieblingsdichters Tſchelaleddin Rumi — ich verſtand damals noch Perſiſch — und mit der Ausführung der oben erwähnten Dichtung hin: der „Venus im Exil".

Auf letzteres Gedicht ſetzte ich große Hoffnungen, wie jeder Poet auf ſein Erſtlingswerk. Im April 1857 nach Trieſt zurückgekehrt, bot ich es von da aus den deutſchen Verlegern an; dieſe waren aber ſämmtlich zu ihrem Bedauern juſt ſo ſehr mit Verlagsgeſchäften überhäuft, daß mein Manuſcript liegen blieb; und als ich im nächſten Jahre neuerdings die Lagunenſtadt aufſuchte, brachte ich nicht, wie ich gehofft, die gedruckte „Venus im Exil", ſondern nur ein ganz kleines Heftchen von vier Bogen in Sedez, einen „Sangesgruß von der Adria" mit mir dahin, den ich auf eigene Koſten hatte drucken und bei F. H. Schimpff in Trieſt verlegen laſſen. Der Thätigkeit meines Verlegers mißtrauend — derſelbe hat in der That im Jahre des Erſcheinens nur 40 Exemplare von dem Büchlein abgeſetzt — ſuchte ich dem Vertrieb dadurch nachzuhelfen, daß ich einige Exemplare bei meinen guten Freunden, den venetianiſchen Büchertrödlern, die ich alle Tage beſuchte, heimlich unter die alte Waare gleiten ließ. Auch „verlor“ ich einzelne Exemplare in der Merceria und am Rialto, in der Hoffnung, daß gebildete Fremde ſie finden und leſen würden. So kindiſch-ehrgeizig iſt ein junger Autor in der erſten Vaterfreude, auch wenn er ſchon ſiebenundzwanzig Jahre zählt wie damals ich. Denn ich hatte zwar meine erſten Verſe mit ſieben Jahren geſchrieben und mit ſiebenzehn ein Gedicht von mir gedruckt geſehen, aber erſt im ſiebenundzwanzigſten wagte ich mich mit einem gedruckten Buche in die Oeffentlichkeit; ein Beiſpiel, das die poetiſchen Jünglinge von heute beherzigen ſollten, die nicht früh genug ſich den Lorbeer erſtürmen zu können glauben.

Zu den unvergeßlichſten meiner venetianiſchen Erinnerungen gehören die großen, märchenhaften Feſtlichkeiten, zu welchen der Beſuch des Kaiſers in Venedig Anlaß gab, und die nur in Venedig, nur auf dem Marcusplatz, nur auf dem Canal grande, nur mit Hilfe der unvergleichlichen Armada venetianiſcher Prachtgondeln, nur unter einem Volke möglich waren, dem ſelbſt eine berechtigte politiſche und nationale Trauer den angebornen Charakter harmloſer, verſöhnlicher Heiterkeit nicht trüben konnte.

Auch eine erſte Opernaufführung in der „Fenice“ aus dem Jahre 1857, die des „Simone Boccanegra“ von Verdi, iſt mir deshalb denkwürdig, weil ich an jenem Abende im Theater die beiden berühmteſten Componiſten der Epoche perſönlich kennen lernte: den Componiſten des „Boccanegra“ ſelbſt, der herausgerufen wurde, und Richard Wagner, welcher, auf der Durchreiſe begriffen, der Vorſtellung in einer Loge beiwohnte. Die Oper fiel übrigens bei dieſer erſten Aufführung ſchließlich unter Ziſchen und Pfeifen durch, trotz der perſönlichen Anweſenheit des gefeierten Meiſters. Sie war den Venetianern damals zu „franzöſiſch“: „No ghe xe gnente che nova!“ hieß es neben mir im Parterre, und: „A Parigi i gavaria fatto gran chiasso di quela storia.“ Man verargte damals dem Maeſtro überhaupt ſeine franzöſiſchen Sympathien, und ich war Zeuge, wie im Teatro Apollo ein Schauſpieler, der im Stücke den Namen Verdi zu nennen hatte, demſelben ein ſpöttiſch betontes: „Cavaliere della legion d'onore“ vorſetzte.

Und nun will ich nur noch erzählen, daß auch ich einmal auf einem Theater Venedigs lebhaft ausgepocht, und dann ebenſo lebhaft applaudirt worden bin.

Ich beſuchte eines Abends ein Volkstheater; es hieß, wenn ich nicht irre, Teatro Malibran. Eine Loge dieſes Theaters im letzten Range koſtete einen Zwanziger. Ich gönnte mir alſo dieſen Luxus. Als ich die Loge kurz vor Beginn der Vorſtellung betrat, ſah ich, daß ich für diesmal der einzige Logeninhaber im ganzen Theater und das Parterre nur von einigen Proletariern beſetzt ſei. Es war kalt und zugig in dem leeren Hauſe, und ich kam auf den Gedanken, meinen Hut auf dem Kopfe zu behalten und mich ſo weit in den Hintergrund der Loge zurückzuſchmiegen, daß ich vom Parterre aus nicht geſehen werden konnte. Da die Strolche im Parterre ſelbſt nach Landesſitte ihre Mützen und Kappen auf den Köpfen behielten, ſchien es mir um ſo weniger billig, daß ich allein im ganzen Hauſe mit entblößtem Haupte frieren ſollte. Still ſah ich in meiner dämmerigen Logenecke dem Emporſteigen des Vorhanges entgegen — da begann plötzlich im Parterre ein heſtiges Pochen und Strampfen, begleitet von einem mir unverſtändlichen Gejohle. Ich beugte mich unwillkürlich vor, vergeſſend, daß ich den Hut auf dem Kopfe hatte — das vermehrte den Spectakel, und nun erſt verſtand ich deutlich den wilden Ruf: „Capello! Capello!“ der mir aus der Tiefe entgegenſchallte. Ich merkte, daß ich trotz meiner Vorſicht entdeckt worden, und daß der ſouveraine Janhagel des Parterres auf ſeinem Rechte beſtehe, die Häupter der Logeninſaſſen entblößt zu ſehen. Natürlich zögerte ich nicht, den Hut — zum Unglück war's obendrein ein Cylinder geweſen — herabzuziehen; und nun verwandelten ſich die Zeichen des Mißfallens in eine ebenſo ſtürmiſche Kundgebung der Zufriedenheit mit Bravorufen und Händeklatſchen.

Ueber die Kunſt des mündlichen Vortrages.

Epiſtel an eine Frau.

Geehrte Frau! Sie beliebten geſtern Abends, als meine Nachbarin, nicht unbemerkt zu laſſen, daß ich ziemlich ſtill und einſilbig daſaß, als Herr X. und Fräulein Z. mit einigen Declamationsſtücken Furore machten und der Saal von lebhaftem Beifalle widerhallte. Sie interpellirten mich wegen der Gründe meiner Zurückhaltung und trieben mich in die Enge, bis ich nothgedrungen eingeſtand, ich hätte über Declamation meine eigenen Anſichten. Mit der anmuthigen Wißbegier Ihres Geſchlechtes wollten Sie mir dieſe Anſichten ablocken und geſtatteten mir nur ungern, die Darlegung, die ich endlich um des lieben Friedens willen zuſagte, auf eine bequemere Stunde zu verſchieben.

Ich löſe mein Wort brieflich ein, und damit die böſe Welt nicht ſage, daß wir geheime Dinge verhandeln, ſchreibe ich Ihnen öffentlich, unter den Augen des Publikums, und richte meine Epiſtel ſo ein, daß man ſie zum Abdruck bringen kann.

Obgleich unabläſſig das Gegentheil behauptet wird, ſteht es bei mir doch feſt, daß in vielen Kreiſen, namentlich weiblichen, noch ein hinlängliches Intereſſe für Poeſie vorhanden iſt. Ich bin Zeuge geweſen, wie in einem Zirkel über die muthmaßliche Autorſchaft eines Gedichts, das im Inſeratentheile eines Localblattes anonym abgedruckt war, eine halbe Stunde lang debattirt wurde, und mit der Erörterung der Streitfrage, welche Dame in irgend einem feuilletoniſtiſchen Scandalgeſchichtchen gemeint ſei, hörte ich einen Geſellſchaftsabend ausfüllen. Und wenn Gehirn und Herz eines Theiles der jüngſten weiblichen Generation durch Stadtpark-Promenaden, Maſſenausflüge, Tanzkränzchen und verliebte Stelldichein ſo vollſtändig bis auf die letzte Faſer in Anſpruch genommen und abſorbirt iſt, daß für kein anderes äſthetiſches Intereſſe mehr Platz bleibt, als etwa für ein bischen Claviergeklimper, Studenten-Liedertafeln und die Mitwirkung an der „Stellung“ lebender Bilder, ſo gibt es doch immer noch Leute, bei welchen geleſen, private ſowie halb oder ganz öffentliche geſellige Zirkel, in welchen ſogar declamirt wird.

Man verſichert, daß Herr X. und Fräulein Z. vortrefflich declamiren. Mir für meine Perſon wird, wenn ich ſie declamiren höre, der Kunſtgenuß immer ein wenig durch den Gedanken verkümmert, wie gut Herr X. und Fräulein Z. es erſt machen würden, wenn die geſelligen Schranken der Convenienz und namentlich die Pflichten der Galanterie gegen Damen nicht ſo unerläßlich wären, und wenn man einer Dame nicht blos ſagen dürfte: „Fräulein oder Madame, Sie ſind reizend gekleidet, aber dieſe Schleife, dieſe Locke hat ſich aus der correcten Lage verſchoben!“ oder „Erlauben Sie, es kriecht ein kleiner Käfer auf Ihren Schultern!“.

ſondern auch: „Fräulein oder Madame, Sie declamiren vortrefflich, aber wenn Sie ſich nur noch dieſe ganz geringe Kleinigkeit abgewöhnten oder angewöhnten, ſo würden Sie unübertrefflich declamiren!“ Aber wer wagt das? Welcher Curtius ſtürzt ſich in dieſen Abgrund? Oft iſt wirkliche Kunſtanlage vorhanden; es fehlt in der That nur ein Geringes. Ein aufrichtiges Wort könnte dies Geringe ergänzen. Aber das Wort bleibt ungeſagt, darf und kann nicht geſagt werden. Schade um das wohlgemeinte Kunſtbeſtreben! Was unterſcheidet den Dilettanten vom Künſtler? Die Kritik — die Zucht und Schule der Kritik, nicht die Anlage, denn dieſe haben oft beide gemeinſam.

Sie werden mich vielleicht daran erinnern wollen, daß ja der Dilettant in der Kunſt des Vortrages gute Muſter dieſer Kunſt täglich auf der Bühne vor ſich habe, nach welchen er ſich bilden kann. Ich gebe dies zu, ſo lange es ſich lediglich um den Vortrag dramatiſcher Poeſie handelt. Für dieſen kann der Dilettant vom öffentlichen Schauſpieler Manches lernen, vorausgeſetzt, daß ein angeborner guter Geſchmack den Theaterbeſucher befähigt, immer die wahre Kunſt von der falſchen zu unterſcheiden. Aber ein Anderes iſt es mit dem Vortrage lyriſcher und epiſcher Dichtungen und ein großer Theil der Fehler, mit welchen die Dilettanten ein kunſtſinniges Ohr beim Vortrage ſolcher Gedichte verletzen, beſteht einfach darin, daß die meiſten nur die theatraliſche Vortragsweiſe kennen und dieſe dann wohl oder übel bei allen Gattungen der Poeſie anwenden zu müſſen glauben. Die Schauſpieler ſelbſt, die uns auf der Bühne befriedigen, verfallen als Declamatoren im Salon ſehr häufig in dieſen

Fehler. Haben Sie nie bemerkt, daß Opernſängerinnen im großen Style ein einfaches Lied im Concertſaale durch falſche Anwendung der grandioſen Theatermanier ſeines zarteſten Duftes berauben? Gleiches begegnet oft dem Couliſſenhelden, der, nachdem er uns auf der Bühne als ſtimmkräftiger Karl Moor entzückt, ein ſimples lyriſches Gedicht oder eine ſchlichte Romanze declamiren ſoll, und vom dramatiſchen Gaul herunter ſich mit gleichem Ungeſtüm auf den lyriſchen Singſchwan wirft, um ihn zu Tode zu reiten. Durch die breite Freskomanier des Vortrages und den ſtarken Farbenauftrag, den er ſich für die Bühne angewöhnt und der dort auch ganz am Platze iſt, erſtickt und erdrückt er das zarte Empfindungsleben des lyriſchen Gedichtes und karikirt das reflectirende oder ſchlicht erzählende durch Anwendung ſeines theatraliſchen Pathos. Die Accente dramatiſcher Leidenſchaft mit ihren Naturlauten, mit ihrem ſchroffen Tonwechſel überträgt er auf das Gebiet elegiſcher Betrachtung. Ein ſolcher Mime iſt im Stande, dem Publikum die Thatſache, daß im Herbſte die Bäume ſich entblättern, mit den leidenſchaftlichen Klagelauten und Geberden eines Mannes mitzutheilen, der ſoeben ſein einziges Kind verloren.

Den Seufzer verwandelt er in einen Schmerzensſchrei. Er verdreht die Augen, er donnert, er liſpelt und — mitten im leiſen Geflüſter läßt er den Zuhörern einzelne, mit höchſter Stimmkraft betonte Worte wie Stöpſel aus Champagnerflaſchen an die Köpfe fliegen.

So declamirt der Mime und muß es thun, auch wenn er es beſſer verſtände, weil ſonſt gewiſſe feine Jünglinge mit groben Händen nicht applaudiren würden. Was iſt natürlicher, als daß Herr X und Fräul. Z hingehen, desgleichen thun in geſelligen Zirkeln, und Großes zu leiſten glauben, wenn ſie genau ſo declamiren, wie der beliebte Mime declamirt?

Wenn Sie, Verehrte, zugeben, daß lyriſche oder contemplative Dichtungen einen anderen Ton des Vortrags verlangen als dramatiſche, oder beſchreibende, oder erzählende, und wenn ferner auch die geehrten Mitleſer dieſer Epiſtel mir beipflichten, insbeſondere aber die Dilettanten die Conſequenzen des beſagten Unterſchiedes ſich klar machen wollten, ſo würde ich mich ſchon glücklich ſchätzen. Iſt es aber erlaubt, noch einige fromme Wünſche beſtimmter zu formuliren, ſo will ich damit nicht hinter dem Berge halten.

Es kann geſchehen, daß ein Dichter in Geſellſchaft ſein eigenes Werk vorleſen hört, und daß man durch eine beſonders ſorgfältige und pomphafte Vortragsweiſe ihm Ehre und Freude zu bereiten denkt, während er dennoch wie auf Nadeln ſitzt und unter gezwungenem Beifallslächeln eine heimliche Verzweiflung birgt. Wie das? Ich will es Ihnen ſagen. Der erſte und höchſte Wunſch des Dichters iſt, daß er verſtanden werde, daß ſeine Gedanken vom Leſer oder Hörer raſch und rein und unverſtümmelt aufgefaßt werden, denn nur ſo können ſie wirken. Gegen dieſe erſte Forderung des Poeten, daß man ſeine Worte deutlich wiedergebe, erſcheint ihm alles Andere als ein künſtleriſcher Luxus, der recht ſchätzbar iſt, wenn er zu jenem Hauptſächlichen hinzutritt, der aber, wo dies Hauptſächliche fehlt, den Mangel nun und nimmer erſetzen kann. Ich bin überzeugt, daß jeder Dichter vorzieht, ſeine Verſe ſchlicht und anſpruchlos, aber deutlich, als mit vielem Aufwande vermeintlicher Kunſt, aber undeutlich vorgetragen zu hören.

Da gibt es nun Manche, welche die Deutlichkeit des Vortrages am beſten fördern zu können meinen, wenn ſie möglichſt bedächtig, langſam, gedehnt vortragen. Nichts iſt für das Werk des Dichters verhängnißvoller als dieſer wohlgemeinte Mißgriff. Durch allzuſchnelles Leſen oder Vortragen wird der Deutlichkeit zuweilen, durch allzulangſames, aber noch weit öfter und ſchwerer geſchadet. Ein allzu gedehnter Vortrag, etwa noch mit großen Kunſtpauſen durchſpickt, reißt die Vers- und Satzglieder in dem Maße auseinander, daß er die Ueberſicht des Zuſammenhanges und damit die Auffaſſung erſchwert, ermüdet den Hörer, zerſtört überdies jenen Wohllaut, jene Harmonie, welche der Dichter in die Sprache und in den Vers gelegt. Namentlich hat der Epiker Grund, über eine ſolche Wiedergabe ſeines Werkes zu klagen; das Epos verlangt einen friſchen, lebendigen, nicht ſchleppenden Vortrag.

Ich ſagte, die allzu gedehnte Vortragsweiſe zerreiße und zerſtöre den poetiſchen Wohllaut, die Melodik des Verſes. Es iſt mir nicht unbekannt, daß es Leute gibt, welche die Zerſtörung des Verſes als ſolchen, des metriſchen Silbenfalles bis auf die letzte Spur nicht blos für keinen Fehler, ſondern für die höchſte und ſchönſte Aufgabe des Declamators halten. Daß man die Verſe nicht klappern laſſen, nicht in monotoner Weiſe markiren dürfe, weiß jeder Dilettant; aber ſehr Vielen iſt unbekannt, daß man in dem Beſtreben, den Vers gleichſam zu maskiren, zu verſchleiern, oder ſagen wir zu verwiſchen, ſehr leicht zu weit gehen könne.

Es wäre doch ſonderbar, wenn das, was der Dichter mit dem ganzen Aufwande ſeiner Kunſt herzuſtellen bemüht war, der Wohlklang der gebundenen Rede, die ſchöne Getragenheit und Gemeſſenheit des Rhythmus, nur dazu da wäre, daß der Declamator es ſpurlos wieder verwiſche und vernichte, ſeinen höchſten Triumph darein ſetzend, die Verſe ſo zu leſen, daß ſie ganz wie Proſa klingen. Das Richtige liegt auch hier, wie überall, in der Mitte zwiſchen den beiden Extremen. Der echt künſtleriſche Versvortrag beruht auf einer Verſöhnung, einem „Compromiß", wie man zu ſagen pflegt, zwiſchen dem ſprachlichen oder logiſchen und dem metriſchen Accent.

Wenn der unverſtändige Declamator ſich im Schweiße ſeines Angeſichtes bemüht, den letzteren durch den erſteren völlig zu erſticken, indem er in manierirter Weiſe einzelne Vers- und Satztheile faſt verſchluckt, andere wieder übermäßig dehnt, lange Pauſen einflicht, die Verſe bis auf die letzte Spur völlig zerpflückt, zerhackt, zerfaſert und den Horaz'ſchen Ausdruck von den „disjecti membris poëtae", den „zerfetzten Gliedern des Poeten", in neuem Sinne verwirklicht, ſo wird der Verſtändige ſein Bemühen dahin richten, dem logiſchen Accente ſein volles Recht angedeihen, aber doch auch den Versaccent, den geheimen Zauber des Rhythmus nicht völlig verſchwinden, ſondern gleichſam durchklingen zu laſſen. Als Beiſpiel und Muſter dieſer Kunſt nenne ich einen der berühmteſten unſerer Meiſter des geſprochenen Wortes: Joſeph Lewinsky.

Der gute Vortrag beruht weit mehr auf der Vermeidung falſcher Manieren, als auf der Verwendung außerordentlicher Kunſtmittel. Nicht dadurch wird von Dilettanten dieſer Kunſt am meiſten geſündigt, daß ſie ſich ihre Aufgabe zu *leicht*, ſondern dadurch, daß ſie ſich dieſelbe zu *ſchwer* machen. Streben nach größerer Einfachheit, Vermeidung des Theatraliſchen, wo es nicht am Platze iſt, richtige Licht- und Schattengebung nach Maßgabe pathetiſcher und nicht pathetiſcher, dramatiſcher, reflectirender, beſchreibender Stellen, mit Vermeidung allzuharter Uebergänge jedoch, und mit Feſthaltung eines beſtimmten harmoniſchen Colorits, richtiger Mittelweg zwiſchen markirtem Versgeklapper und völliger Zerſtörung des Rhythmus, vor Allem aber, was das Nächſtliegende, Selbſtverſtändliche ſcheint und doch am häufigſten vermißt wird: verſtändige Betonung, richtige Interpunction, *deutliche Ausſprache* — dies möchten ungefähr die Hauptſachen ſein, für welche ſich der Dichter den recitirenden Vermittlern ſeiner Poeſien immer am meiſten verpflichtet fühlen wird.

Von der Frau, die das Herz eines Dichters aß.

Ein Märchen aus dem Leben

Vor vielen Jahren ſtand ich einmal im Parterre des Theaters zu X; und da mich das Stück, das aufgeführt wurde, ziemlich langweilte, ſo beſchäftigte ich mich damit, die Damen, die in den Logen ſaßen, zu muſtern.

In einer der Logen erblickte ich eine junge ſchöne Frau, welche die Miene eines Engels hatte, und welche meine Aufmerkſamkeit immer lebhafter in Anſpruch nahm, je länger ich meine Blicke auf ſie richtete.

Ihr Anſehen zeugte von ebenſoviel Intelligenz als Gefühl. In ihrem Geſichte lag der Ausdruck jener pikanten Reife, welche einem Frauenantlitz reiche Lebenserfahrung oder ein eigenthümliches Schickſal, oder die vorausgegangene perſönliche Berührung mit etwas Großem und Hohem gibt.

Ich erwärmte mich zuletzt förmlich für dieſe Frau, und in der Hoffnung, Näheres über ſie zu erfahren, ſprach ich meine Bewunderung gegen ein Männchen aus, das neben mir ſtand und das ich nicht kannte. Es war ein wunderlicher Menſch, ſah aus wie ein verrückter Muſikus oder dergleichen. Seine geſpenſtigen Augen und ſein eingekniffener

Mund erinnerten mich an das Selbſtporträt, das von Callot-Hoffmann erhalten iſt.

Der Alte lächelte anfangs nur gar ſonderbar zu meinen Schwärmereien, endlich aber ſagte er mir gerade heraus, unter vielem unheimlichen Gekiecher und Augenzwinkern, ich ſei nicht klug, wenn ich für dieſes Weiblein mich enthuſiasmire. Sie ſei innerlich gar nicht das, was ſie von außen ſcheine, ſondern eigentlich, ſozuſagen, ein kleines Ungeheuer. Aber ſie habe ſich, als ſie ausſah wie ein kleines Ungeheuer, an eine Hexe gewendet, um von ihr ein Zaubermittel zu erhalten, damit ſie ausſehe wie ein Engel. Die Hexe habe ihr wirklich ein Zaubermittel an die Hand gegeben. Und es habe „gut angeſchlagen“.

„Das wäre?“ fragte ich neugierig.

Der Alte grimaſſirte wieder unheimlich und ſagte: „Sie hat ihr ein gottverdammtes Recept verſchrieben; ſie müſſe ſehen, meinte die Hexe, das ſie das Herz eines Dichters zu eſſen bekäme.“

„Das Herz eines Dichters?“

„Ja. Und das ließ ſich das kleine Ungeheuer nicht zweimal ſagen. Sie machte Jagd auf das Herz eines Dichters, und es gelang ihr wirklich, ein ſolches in ihre Gewalt zu bekommen. Sie durchſtach es mit einer Haarnadel, kochte und verzehrte es in grauſamer Weiſe.

Sie hatte von der Hexe auch gehört, daß das Blut des Dichterherzens um ſo wirkſamer in ſolchem Falle ſei, je mehr der Dichter, bevor man ſein Herz ißt, gereizt, gedemüthigt, gekränkt und gepeinigt wird — ſo wie das Fleiſch von gewiſſen Thieren einen beſonderen Wohlgeſchmack erhalten ſoll, wenn man das Thier lebendig in den Kochtopf wirft und es ſo langſam zu Tode kocht, oder wie man ja auch den Hirſch bei Treibjagden weidlich hetzt, bevor man ihn erlegt, wahrſcheinlich, damit alle ſeine Lebensgeiſter in genießbare, pikant ſchmackhafte Säfte ſich umzuwandeln genöthigt werden.

Sie that alſo dem Dichter, nachdem ſie ihn an ſich gelockt — zu einer Stunde, als eben ein ſtarker Nebel fiel und er ſie für ein edleres Weſen hielt — und nachdem ſie ihn in einen Käfig geſperrt wie einen Singvogel, erſt alles mögliche Herzeleid an, damit die Säfte ſeines Herzens recht würzig und ſcharf und wirkſam würden.

Das ſo präparirte Herz kochte ſie hernach und aß es.

Der Topf, in dem ſie es kochte, ſoll ſo wunderſchön, wie kein anderer jemals, am Feuer geſungen haben, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber ſie rührte das nicht: für ſie war es gerade ſo viel, als wenn der nächſte beſte Kalbskopf im Topfe gebrodelt hätte. —

Seither ſieht dieſes Weib aus wie ein Engel.

Ein Hauch von Poeſie, von Geiſt, von Gefühl, von Hingebung, von Herzinnigkeit umwittert ſie.

Man hat nicht umſonſt den Blutdampf eines verendenden Dichterherzens in ſich geſogen. Etwas bleibt doch immerhin hängen. —

Sie erſcheint immer geiſtig angeregt, ſogar kindlich-ſeelenvoll — wenn eines neuen Mannes Bild ihr wohlgefällt.

Sie kennt die Weiſen auswendig, die der Topf mit dem Dichterherzen am Feuer ſang und ſie kann jetzt Andere rühren mit dem, was ſie ſelber ganz und gar nicht gerührt hat.

Was ihr fehlte und was ſie brauchte, das iſt ihr angeflogen. In Fleiſch und Blut iſt es ihr nicht übergegangen. Ihre Seele iſt nur geſchminkt mit dem Blute des Dichterherzens.

Innerlich iſt ſie das, als was ſie geboren wurde. Armer Thor, der dieſer geſchminkten Seele traut! — Warte nur, warte! früher oder ſpäter kommt das kleine Ungeheuer zum Vorſchein!"

Dieſe Erzählung des Sonderlings machte auf mich einen tiefen Eindruck, und ich bekam gewaltige Angſt vor dem Weibe in der Loge.

Wenn ſich die Sache wirklich ſo verhält, wie der Alte berichtete, ſo iſt das ja eine ganz verwünſchte Sache mit den Weibergeſichtern!

Man wird eben vorſichtig ſein müſſen. Sieht man eine junge, ſchöne, geiſt- und gefühlvolle Frau, ſo wird man ſich erſt ein wenig erkundigen müſſen, ob ſie das von Natur iſt, oder ob ſie blos ſo ausſieht, weil ſie das Herz eines Dichters aß.

Im Verlage von J. F. Richter in Hamburg
ſind nachſtehende Werke erſchienen, welche durch **alle** Buchhandlungen
des In- und Auslandes bezogen werden können.

Der neue Romanzero.

von

Gerhard von Amyntor.

Zweite durchgeſehene und vermehrte Auflage.

In elegantem Original-Einbande. Preis 5 ℳ

Die erſte in kurzer Zeit ausverkaufte Auflage wurde von der Preſſe **„den bedeutendſten Erſcheinungen der neueſten Poeſie“ zugezählt.** Ein edler Geiſt, ein in Handhabung der Form hervorragendes Talent, ein männlicher Charakter, der Hohes erſtrebt und mit ehrlichem Zürnen des Daſeins kümmerliche Schranken zu ſehen beſtrebt iſt, tritt uns aus dieſer Sammlung entgegen.

Die Opfernacht.

Ein epiſches Gedicht aus der wendiſchen Sage

von **Thomas Schlegel.**

Elegant broſchirt 2 ℳ, elegant gebunden 3 ℳ

Glückliche Wahl des Stoffes und Schönheit der Form laſſen uns vergeſſen, daß wir in der „Opfernacht“ einen Erſtling vor uns haben. Schlegel beherrſcht die Sprache mit ſeltener Gewandtheit, mag er Lieder im Brauche Uhlands oder Freiheit den übermüthigen, todbereitſchaften Obotriten, die wendiſchen Mannen, zum Kampfe anfeuern laſſen. Das Ebenmaß des Versbaues erreicht er nicht auf Koſten des Inhaltes. In der lieblichen Schilderung der Natur und in der des fröhlichen Hirtenlebens zeigt er uns ſeinen heiteren, dem heutigen Getriebe des Alltagslebens nicht angekränkelten Sinn. Der dem Poem zu Grunde liegende Gedanke, der Kampf des im Heidenthume lebenden Natürlichen gegen das ſich zum Uebernatürlichen erhebende Chriſtenthum wurde mit vielem Geſchick mit der in den Vordergrund tretenden Epiſode einer Liebestragödie verwoben. Die elegante Ausſtattung des Werkchens empfiehlt daſſelbe als eine für Jedermann paſſende Feſtgabe.

Leichtſinnige Lieder

von

Alfred Friedmann.

Preis geheftet 1 ℳ

Manchmal trifft der Dichter den Ton des verwehten Volksliedes und viele ſeiner Lieder ſind ſo ſangbar, daß man unwillkürlich die Melodie für ſie ſucht. Friedmann zeigt in dieſen Liedern, daß er ein ächter Lyriker iſt. „Neue Freie Preſſe“, Wien.

Ein Prachtwerk für jede Bibliothek und jeden Salontiſch:

Bilder aus der Altmark

von

Hermann Dietrichs und **Ludolf Parisius.**

Mit 140 Original-Holzſchnitten.

In zwei Bänden, gebunden in engliſcher Leinwand mit reichſter Gold- und Silberpreſſung 30 ℳ. **In zwei Bänden, broſchirt** 25 ℳ. **In zwölf Lieferungen** à 2 ℳ. in beliebigen Zwiſchenräumen zu beziehen; **dazu Einbanddecken in engliſcher Leinwand mit reichſter Gold- und Silberpreſſung** à 2 ℳ. 50 ₰.

Selten iſt es, daß zwei ſo berufene Männer ſich in jahrelanger anſtrengender Arbeit vereinigten, um ihre heimathliche Landſchaft in Bild und Wort zu verherrlichen, wie dies hier durch **H. Dietrichs** aus Beyendorf — einem Schüler Wilberg's und A. v. Werner's — und **Ludolf Parisius** aus Gardelegen — dem bekannten Parlamentarier und früheren Adlatus Schultze-Delitzſch's — geſchehen. Beide haben ein Werk zu Stande gebracht, welches nicht nur in jedem Märker und Dem, der Beziehungen zu der Altmark, der Wiege des Preußiſchen Staates, unterhält, ſondern auch in Jedem, welcher der Brandenburgiſch-Preußiſchen Geſchichte Intereſſe zuwendet, Freunde finden wird.

Ein reizendes Geſchenks-Werk für gebildete Frauen:

Für und über die Deutſchen Frauen.

Neue hypochondriſche Plaudereien von **Gerhard von Amyntor.**

Mit einer Originalzeichnung von Hermann Dietrichs.

In elegantem Original-Einband. Preis 6 ℳ.

In der umfangreichen Literatur unſerer Damenwelt wird v. Amyntor's neueſtes Buch, **das ſich beſonders als reizendes Geſchenk-Werk für gebildete Frauen vorzüglich eignet,** beſtimmt einen **hervorragenden** und **ehrenvollen Platz** erobern; denn es iſt **bildend,** ohne zu ermüden, und **amüſant,** ohne je auf das Niveau bloßer Unterhaltungslektüre herabzuſinken. **Was aber dem liebenswürdigen und bedeutenden Werke zur größten Zierde anzurechnen, iſt der rein ſittliche Hauch, der es durchweht; jede Frau, die es lieſt, wird ihren Ideenhorizont erweitern und ihr Herz geſtärkt und erhoben fühlen.**

Bibliſche Sterne.

Drei Idyllen von **Alfred Friedmann.**

Elegant broſchirt 1 ℳ.

Die ſchöne Form, die warme Darſtellung, die innige Auffaſſung machen das hübſche Büchlein zu einer wahrhaft poetiſchen und herzerfriſchenden Gabe.

Bikelas, Dimetrios. Lukis Laras. Eine Geſchichte aus dem griechiſchen Befreiungskampfe. Aus dem Neugriechiſchen überſetzt und mit einem Nachwort verſehen von Wilhelm Wagner. Preis geheftet 2 ℳ 40 ₰, eleg. geb. 3 ℳ 80 ₰.

Haugwitz, Guſtav. Das Lied vom Boberſchwan. Preis gebunden mit Goldſchnitt 4 ℳ 50 ₰.

Heiberg, Hermann. Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. Zweite Auflage. Preis geheftet 3 ℳ 60 ₰, eleg. gebunden 4 ℳ 80 ₰.

Juliane. Drei Novellen. Der alte Zwerg. — Der Hochzeitsſchmuck. — Das Schlößchen. — Preis geheftet 2 ℳ, eleg. gebunden 3 ℳ.

Malot, Hector. Ohne Familie. Aus dem Franzöſiſchen von Mara Ruhkall. 2 Bände. Preis geheftet 7 ℳ 50 ₰, eleg. gebunden 9 ℳ.

* * *

Plattdeutſche Literatur.

Ahrens, Jürgen Friedrich. Feldblom. Plattdeutſche Gedichte. 8°. geh. 1 ℳ 20 ₰.

In einfacher, aber dabei ausgezeichnet guter Form hat der Verfaſſer einfache Verhältniſſe, Lagen und Stimmungen ſo dargeſtellt, daß man ſie ganz mit durchlebt. Es ſind größtentheils ländliche Bilder aus der Kindheit und Jugendzeit, die uns in einer ſolchen Wahrheit und Innigkeit entgegentreten, daß wir ſagen müſſen: „Ja ſo war es — ach ja und ſo iſt es!"

Meyer, Johann (Kiel). **Plattdeutſcher Hebel.** Eine freie Ueberſetzung der Hebel'ſchen allemanniſchen Gedichte. 2. Aufl. Eleg. gebunden mit Goldſchnitt. 4 ℳ.

Hebel's „Allemanniſche Gedichte" haben ſeit faſt 60 Jahren den Ruf bewährt, in volksthümlicher Schilderung des poetiſchen Landlebens unübertroffen dazuſtehen. Hochdeutſche Uebertragungen derſelben beſitzen wir längſt. Konnten aber unſerem Norddeutſchen Volke überhaupt jene reizenden Dichtungen vermittelt werden, ſo durfte die Volksſprache dafür die geeignetſte ſein. Mit dichteriſcher Auffaſſung, warmer Hingabe mit dem Geſchick einer leichten Formenbeherrſchung und glücklich getroffenem Ton hat Johann Meyer die Arbeit vollendet

Meyer, Johann (Kiel). **Plattdeutſche Gedichte in dithmarſcher Mundart.** 2. Auflage. Eleg. gebunden 5 M, geheftet [illegible] M.

[illegible]

Fritz Reuter [illegible]

Piening, Dr. Th. Reis na'n Hamburger Dom.

2 Bände geheftet [illegible] M.

Dieſelbe „Volks-Ausgabe“ in 1 Band. Eleg. cartonnirt [illegible] M.

Dieſelbe do. Ebenſo in Leinen gebunden 2 M.

[illegible]

Dree ſpaſſige Geſchichten [illegible] von Chr. Jacobs. [illegible] geh. 1 M.

[illegible]

Plattdeutſche Gedichte zum Declamiren von **Jürgen Friedr. Ahrens, Daniel Bartels, Aug. Bielfeld, James Haaſe, Harbert Harberts, Heinr. Köhncke, Johann Meyer, Johannes Meyer, Franz Poppe, Adolf Schirmer, Arnold Schröder und Anderen.** — [illegible]

[illegible]

[illegible]

Im Verlage von **J. F. Richter** in **Hamburg** ſind erſchienen

Robert Hamerling's Dichtungen.

Ahasver in Rom. Epiſche Dichtung in 6 Geſängen.	
Vierzehnte Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 6.—
Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Acten.	
Vierte Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—
Lord Lucifer. Luſtſpiel in 5 Aufzügen.	
8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—
Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern.	
Sechste Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—
König von Sion. Epiſche Dichtung in 10 Geſängen.	
Achte Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—
Die ſieben Todſünden. Eine Cantate.	
Fünfte Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—
Teut. Ein Scherzſpiel in 2 Acten.	
Dritte Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 2.—
Geſammelte kleinere Dichtungen. (Germanenzug. Ein Schwanenlied der Romantik. Venus im Exil.)	
Dritte Auflage. 8°. Elegant broſchirt	ℳ 3.—

In feinen Miniatur-Bänden:

Germanenzug. Canzone.	
Vierte Auflage. Elegant broſchirt	ℳ 1.—
Ein Schwanenlied der Romantik.	
Vierte Auflage. Elegant broſchirt	ℳ 1.50
Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Geſängen.	
Vierte Auflage. Elegant broſchirt	ℳ 1.50

Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes.**

Im Verlage von **J. F. Richter** in **Hamburg** iſt ſoeben erſchienen:

☞ eine **Prachtausgabe** von ☜

Aſpaſia.

Ein Künſtler- und Liebesroman aus Alt-Hellas
von
Robert Hamerling.
Mit Illuſtrationen von Hermann Dietrichs.
Dritte Auflage.
3 Bände 8° hochelegant broſchirt Preis M. 15.

Eine der vielen Kritiken der deutſchen Preſſe über dieſe Ausgabe äußert ſich folgendermaßen:

Dieſes herrliche Werk des berühmten Autors, das uns an dem Faden einer ſpannenden Handlung eine glänzende Reihe von farbenſatten Bildern aus Alt-Hellas vorführt, liegt hier zum erſten Male in einer, ſeinem inneren Werthe entſprechenden Prachtausgabe vor. Dem Werke ſelbſt brauchen wir keine Lobrede mehr zu halten. Die maßgebende Kritik des In- und Auslandes hat einſtimmig ihr Votum zu Gunſten des Romans abgegeben, welcher bereits ins Engliſche, Holländiſche, Däniſche und nun auch ins Italieniſche überſetzt wurde. Hermann Dietrichs, der geniale Künſtler, hat „Aſpaſia“ mit Illuſtrationen verſehen. Das ſind aber keine Illuſtrationen im landläufigen Sinne, die irgend eine mehr oder minder maleriſche Scene aus der Erzählung bildlich zu geſtalten ſich bemühen, nein! Dietrichs hat ſeine Aufgabe anders und durchaus originell aufgefaßt. Zu jedem Kapitel hat er außer den gelungenen Initialen je eine Anfangs- und eine Schlußvignette gezeichnet und in denſelben gewiſſermaßen den künſtleriſchen Extract des betreffenden Kapitels wiedergegeben. Die Bilder zeigen gründliche archäologiſche Kenntniſſe neben einem geläuterten, feinen, modernen Geſchmack und vermeiden deshalb in glücklichſter Weiſe das öfters geradezu unleidliche Archaiſiren. Der Kunſt des Zeichners iſt in der vorliegenden Pracht-Ausgabe direct muſtergültig die Kunſt des Xylographen zu Hülfe gekommen. Die Bilder ſind techniſch meiſterhaft geſchnitten und ſtellen ſich den beſten Erzeugniſſen der modernen Holzſchneidekunſt ebenbürtig an die Seite. Endlich ſind, um den Ring zu ſchließen, Druck und Papier vorzüglich und Alles vereinigt ſich, dem Werke Hamerling's ein ſtolzes Feſtgewand zu verleihen, das ihm einen hervorragenden Platz in der deutſchen Geſchenkliteratur anweiſt.

— Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des In- und Auslandes. —

Tar. 002 *– 2

Proſa.

Proſa.

Skizzen, Gedenkblätter und Studien

von

Robert Hamerling.

Zweiter Band.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter
[illegible]

Alle Rechte vorbehalten

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite
Dichter und Kritiker 225
Die ſchönſte Gegend der Erde 250
Ein kritiſches Vorurtheil 262
Ein Sommernacht-Abenteuer 274
Zur Erinnerung an Anaſtaſius Grün 283
Ueber irrationelle Beſtandtheile der deutſchen Sprache 305
Eine Bitte an unſere Volksſchullehrer 317
Zur Erwiderung in Sachen der Mutterſprache 331
Die Schönheit im Drucke 341
Der Ritter von Pimpelſtauden 347
Eine Station meiner Lebenspilgerſchaft 357
Ueber F. Kürnberger's „Literariſche Herzensſachen" 378
Amor im Grünen 392
Ueber die Kunſt zu ſchenken 401
Was mir bei einer Hellſeherin begegnete 413
Gedanken über Dichter-Unterſtützungen 424
Die rothe Schleife 429
Die einzige Todſünde 441

Dichter und Kritiker.

Voltaire hat die Kritik die zehnte Muſe genannt. Das iſt ſehr ſchön und mit echt franzöſiſcher Galanterie gegen dieſe Dame geſagt.

Nur ſchade, daß die neun übrigen Muſen mit ihrer zehnten, alſo jüngſten Schweſter ſich ſo äußerſt ſchlecht vertragen und ſeit Menſchengedenken in einem unverſöhnlichen Hader mit ihr leben.

Die zehnte Muſe weiß bekanntlich, wiewohl die jüngſte, Alles beſſer als die übrigen und hofmeiſtert ſie beſtändig. Das wollen dieſe nicht leiden, und ſo raufen ſie ſich bisweilen wie Hökerinnen, ſprechen mit einander und von einander in einem Tone, daß man die himmliſchen Töchter des Zeus und der Mnemoſyne in ihnen nicht wiedererkennt.

Es ließe ſich ein hübſches Gloſſar von Schimpfworten aus dem Munde unſerer beſten Dichter gegen die Recenſenten zuſammenſtellen, von Goethe's „Schlagt ihn todt, den Hund, er iſt ein Recenſent!“ bis zu Grillparzer's geiferſprühendem:

„Der Teufel wollte einen Mörder ſchaffen,
Und nahm dazu den Stoff von manchem Thiere;
Wolf, Fuchs und Schakal gaben her das Ihre,
Nur Eins vergaß der Ehrenmann: den Muth.
Da drückt' er ihm die Naſe ein voll Wuth,
Und rief: Lump, werd' ein Jud' und recenſire!“

Grillparzer zählt überhaupt zu den erbittertſten Feinden der Kritiker. Und doch war eben er der Schranken ſeines Könnens ſich wohl bewußt. Woher alſo ſein wiederholt in bittern Worten hervorbrechender, zuletzt aber noch beredter in vieljährigem grollenden Schweigen ſich kundgebender Unmuth gegen die Recenſenten? Weil ſie, wie er behauptete, nicht ſeine wirklichen Mängel hervorhoben, ſondern dummes und boshaftes Zeug ſchwatzten. Und weil ſie ſo „anmaßend“ gegen die productiven Geiſter auftreten! Sie ſollen es immerhin verſuchen, ihn zu beurtheilen, zu belehren; aber — „mit dem Hute in der Hand.“

Man verübelt es z. B. Richard Wagner, oder will es ihm gar nicht glauben, oder findet ein Uebermaß von Hochmuth darin, daß er, wie er verſichert, keine Zeitungen lieſt und insbeſondere keine Kritiken. Wie immer man dies deuten möge, glaubwürdig iſt die Sache jedenfalls, und ſo ziemlich Jeder, der viele Jahre lang die Stimmen der Tageskritik mit ihrem confuſen Wirrwarr von Lobſprüchen und Schmähungen über ſich ergehen laſſen mußte, wird es beſtätigen, wie leicht im ſchaffenden Dichter oder Künſtler ſich allmählig eine Gleichgültigkeit gegen Zeitungslob und Zeitungstadel herausbildet, die nicht in Geringſchätzung, ſondern in einer wachſenden phyſiſchen Idioſynkraſie gegen die kritiſche Druckerſchwärze begründet iſt. Ich kenne einen ganz beſonnen denkenden Poeten, der Wochen und Monate lang ein in ſeine Hände gelangtes Zeitungsblatt, welches eine Recenſion über ihn enthält, ungeleſen läßt, um einen Augenblick der rechten Stimmung, Luſt und Neugierde zu erwarten, einen Augenblick, der zuweilen auch — völlig ausbleibt.

Es wäre Zeit, der Sache einmal auf den Grund zu gehen, die Acten des alten Streites zu ſichten und zu prüfen, Recht und Unrecht der beiden Parteien von einem Standpunkte aus abzuwägen, der über beiden, oder beiden gemein iſt.

In erſter Linie iſt es die Empfindlichkeit und Eitelkeit der Poeten und Künſtler, was ſie veranlaßt, ihre Richter, die Kritiker, unter allen Umſtänden zu haſſen.

So lange der Autor an ſeinem neuen Werke ſchreibt, iſt er ſelbſt voller Bedenken, Vieles genügt ihm nicht, er fühlt die Nothwendigkeit von Aenderungen, kann darüber mit ſich nicht ins Reine kommen, und in manchen Augenblicken beſchleichen ihn bittere Zweifel am Erfolge. Iſt aber das Buch gedruckt und in den Händen der Kritiker — wehe dann Jedem, der es bemängelt und es nicht für ein Meiſterwerk erklärt! Die Autor-Eitelkeit beginnt, wie die Mutterliebe, erſt dann, wenn das Kind ans Tageslicht befördert iſt. Wir denken beſcheiden von uns, bis die böſe Welt uns angreift; dann wehren wir uns, wie die Löwinnen für ihre Jungen.

Aber die Eitelkeit der Autoren ſcheint doch nicht der einzige Grund dieſes alten Zerwürfniſſes mit den Kritikern zu ſein. Es gibt deren noch einige andere, „objective“, und ich will das Protokoll derſelben ſo getreu als möglich nach den Worten der Kläger ſelbſt aufnehmen, ohne vorläufig ſelber Partei zu ergreifen.

„Wenn ein Kopf und ein Buch zuſammenſtoßen“, fragt Lichtenberg, „und es klingt hohl, liegt dann die Schuld allemal am Buche?“ Und eben derſelbe ſchreibt: „Bücher ſind wie Spiegel: wenn ein Affe hineinguckt, ſo kann kein Apoſtel herausſchauen.“ Was Grillparzer derb variirt:

„Wenn ein Eſel in den Spiegel ſchaut, ſo ſieht natürlich kein Sokrates heraus." Emerſon behauptet: „'t is the good reader, that makes the good book." Und ſchon Heraklit, der „Dunkle", der wenig verſtanden, aber um ſo ſchärfer recenſirt wurde, machte die Bemerkung, daß „die Hunde Denjenigen anbellen, den ſie nicht *kennen*."

„Ihr verſteht uns nicht zu leſen!" *ſagen die Autoren*, und kommen mit unzähligen Beiſpielen angerückt, wie oft die Kritik ſich ernſtlich compromittirt hat, wie oft ſie bei der Nachwelt Unrecht erhalten, und wie oft ſie in eclatanter Weiſe beſchämt worden iſt. Beim Auftreten Goethe's eiferten die Wiener Kritiker, wie H. M. Richter es kürzlich in einem Artikel der „Deutſchen Revue" ergötzlich geſchildert, unausgeſetzt gegen die „jetzige Mode der deutſchen Poeſie", und einer von ihnen tröſtete ſich in folgender Weiſe mit der Zukunft: „Nach und nach wird man, wie ich hoffe, aus dem Goethe'ſchen *Enthuſiasmus* zum *geſunden Menſchenverſtande* zurückkehren." Der Profeſſor Fronhofer zu München veröffentlichte 1779, beim Aufblühen unſeres goldenen Literaturzeitalters, eine Rede mit der kläglichen Ueberſchrift! „Deutſchlands belletriſtiſches goldenes Jahrhundert iſt, wenn es ſo *fortgeht*, ſo gut als vorbei!" In ähnlichem Sinne ſchreibt ein anderer Kunſtrichter jener Zeit: „Deutſchland, du ſtehſt, fürcht ich, am *Rande des Abgrundes*! Deine Rabener, Haller, Gellert, Hagedorn ſind zu den Vätern verſammelt! Deine Weiße, Ramler, Wieland, Leſſing ſtehen noch vor dem Riſſe und halten Dich auf! Ach, daß ſie ſterblich ſind, und Deine Klopſtock, Deine Goethe, ob ſie wohl könnten, Dich nicht retten *wollen*!"

Dieſe Auslaſſungen fanden in den literariſchen Kreiſen Wiens großen Widerhall und wurden vielfach citirt zum Beweiſe, daß „die Wiener Kunſtrichter nicht den Eigenſinn allein haben, ſich den neumodiſchen Bizzarerien zu widerſetzen!" — Aber dieſe Kritiker, wird man ſagen, waren „bornirte Leute", nun lange vergeſſen und verſchollen. O! auch die aufgeklärten und noch heute berühmten gaben ſich Blößen. Als Schiller's „Lied von der Glocke" zuerſt gedruckt erſchien, da geſchah es, daß, wie es in einem aus jener Zeit erhaltenen Briefe wörtlich heißt, eine ſehr geiſtreiche Geſellſchaft, darunter die beiden Schlegel, Deutſchlands größte Kritiker der claſſiſchen Epoche, „ſich über dies Gedicht vor Lachen wälzte." — Der Roman „Agnes von Lilien" von Karoline von Wolzogen, welcher anonym in den „Horen" erſchien, wurde von Fr. Schlegel für ein Werk von Schiller gehalten, während ihn Andere Goethe zuſchrieben. „Einige" ſagt Fr. Schlegel in einem Briefe, „ſind ſeltſam genug, auf Frau von Wolzogen zu rathen."

Jeder große Dichter und Künſtler — ſagen die Autoren — wurde bei Lebzeiten für „überſchätzt" erklärt; jeder ſollte ſeinen Ruf blos der Reclame ſeiner Freunde verdanken; von jedem hieß es in einer ſpäteren Periode ſeines Lebens, er ſei halb oder ganz „verſchollen", oder „aus der Mode gekommen." Seit Heine's Name in Deutſchland berühmt wurde, hat es immer Leute gegeben, die ganz gewiß wußten, er werde in zwanzig Jahren vergeſſen ſein. In einer biographiſchen Skizze Schumann's a. d. J. 1855, von einem damals berühmten Muſikſchriftſteller, F. C. Lobe, iſt die Rede von den „jetzt meiſt vergeſſenen Clavierſachen

Schumann's." Alſo im Jahre 1855 galten die Clavierſachen Schumann's *als vergeſſen*! — „So gewiß es iſt," erklärt dieſer ſelbe Kritiker rundweg, „daß Schumann ein großes Talent beſaß, ſo gewiß iſt es auch, daß er die Höhe des Ruhmes, auf welcher er ſtand, *unverdient* einnahm, denn er hatte ſie nicht aus eigener Kraft erſtiegen, ſondern war auf den Federn und Journalen ſeiner Anhänger dahin gehoben worden. Die verderbliche Wirkung *ſchamloſer Coterie* zeigte ſich bei keinem Künſtler in auffallenderer Weiſe als bei ihm." „Zum Glück," fügt Lobe hinzu, „ſteht daneben auch der Troſt, daß dieſe ſchamloſe Coteriethätigkeit endlich doch nur in beſchränkten Kreiſen und auf einige Zeit zu wirken vermag, und *die Lüge nie allgemein durchdringt*!"

Auf ſolche Exempel ſtützen ſich die Dichter und Künſtler, um zu beweiſen, daß die Kritiker ſich niemals durch beſonderen Scharfſinn ausgezeichnet haben, und daß ſie von jeher nicht etwa blos das Schlechte, ſondern auch das Gute verunglimpfen, in der feſten Ueberzeugung, der guten Sache dadurch einen Dienſt zu erweiſen.

Einen anderen Klagepunkt der Producenten bilden die *Widerſprüche* der Kritik. Und ſolche Widerſprüche, *ſagen die Kläger*, gibt es auf dem Felde der Kritik in mehr als einem, unter Anderm auch in dieſem Sinne, daß man es nicht blos allen zuſammen, ſondern auch jedem einzelnen dieſer Geſtrengen ſelbſt nicht mit dem Gegentheil von dem was ſie tadeln, recht machen kann. Was man eben thut, iſt immer das Unrechte, und das Gegentheil wäre das Rechte geweſen. Motiviren wir z. B. eine Liebe nicht genauer, ſo ſagt der Ariſtarch: „Der echte Dichter hätte uns dieſe Liebe begreiflich zu machen gewußt.“ Motiviren wir ſie, ſo ruft derſelbe: „Bedarf die Liebe einer Begründung? Die Liebe iſt ohne Grund! ſie motiviren zu wollen, wird dem echten Dichter niemals einfallen.“ — Es iſt überhaupt drollig — fügen die Dichter bei — wie „dieſe Herren“ bei jeder Gelegenheit, ſowohl im Ganzen wie im Einzelnen, bei jeder Scene, jeder Stelle, jedem Vers aufs Genaueſte anzugeben wiſſen, hier hätte der „echte“ oder „geniale“ Dichter es ſo, hier ſo gemacht; hier hätte er ſeinen Helden dies, hier jenes thun oder ſagen laſſen. Ei, wenn Ihr das immer und überall ſo genau wißt, müßt ihr dann nicht ſelbſt auch echte, geniale Dichter ſein? und wenn ihr das ſeid, warum ſetzt ihr euch nicht hin, und ſchreibt von vornherein die Meiſterwerke gleich ſelbſt, ſtatt ſie uns ſo Vers für Vers zu ſouffliren? —

Die Producenten gehen weiter und ſagen: Ihr Kritiker ſeid bei all' eurer Anmaßung und eurem Aplomb nicht bloß nicht unfehlbar, ſondern ihr ſeid auch oberflächlich, gedankenlos und leichtſinnig. „Ich war auf Lob und Tadel ſo ziemlich vorbereitet“, ſchreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, „beſonders da ich ſeit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftſteller behandle, denen ich eine beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet hatte. Hier konnte ich ſelbſt in meiner Unſicherheit deutlich bemerken, wie doch ſo Vieles grundlos, einſeitig, und willkürlich in den Tag hineingeredet wurde. Mir begegnete nun daſſelbe, und wenn ich nicht ſchon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widerſprüche gebildeter

Menſchen machen müſſen! Ich ſah ein Beiſpiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer; wie mochte es erſt im großen Publikum ausſehen!“

Jeder Schaffende erklärt, daß ihm dieſe Zeilen Goethe's aus der Seele geſchrieben ſind. Und ſie alle fügen hinzu: Man verlangt von uns, daß wir den Ausſpruch der Kritik achten. Gut, wir wollen es; wir wollen uns belehren laſſen. Der Kritiker ſagt uns, unſer Werk ſei ſchlecht. Möglich! Wir haben den beſten Willen, dieſen Ausſpruch zu achten, uns demſelben zu unterwerfen; wir wollen Nutzen daraus ziehen, wir wollen daraus lernen. Nun beginnt aber der Recenſent ſein Urtheil zu motiviren. Zu unſerm Erſtaunen bringt er Dinge vor, die mit dem Thatſächlichen, was vorliegt, im Widerſpruche ſtehen, Dinge die auf Unachtſamkeit, Leichtſinn, auf groben Mißverſtändniſſen, auf einem Ueberſehen der wichtigſten Einzelheiten beruhen. Wir ſtutzen. Wenn das verdammende Urtheil auf dieſen Vorausſetzungen beruht — welchen Werth kann es da für uns haben? Es iſt ja „gegenſtandslos!“

In luſtigen Stunden geſtehen es die Kritiker ſelber ein, wie Oscar Blumenthal:

„Der Autor beſchaut's nicht,
Den Leſer erbaut's nicht,
Den Beweis bleibt man ſchuldig,
Das Papier iſt geduldig!“

Leider iſt es auch gar nicht Gründlichkeit — ich ſpreche fortwährend im Namen und mit den Worten der Dichter — was der moderne Leſer von den Tageskritikern verlangt. Es genügt vollkommen, wenn die Kritik geiſtreich, witzig, amüſant iſt. Man wird ein geachteter, geſuchter, geleſener Kritiker, nicht weil man Einſicht und ein gediegenes Urtheil hat, ſondern weil man eine gewandte Feder führt. Aber Geiſt und Witz vermehren nicht den Werth einer Kritik, ſondern ſie vermindern ihn; denn ſie ſind eine Beſtechung der öffentlichen Meinung durch Mittel, geeignet, alles Willkürliche, Oberflächliche, Einſeitige, und Schrullenhafte des Urtheils zu bemänteln. Einer der beſten und geiſtreichſten Köpfe unſerer Zeit, der unlängſt verſtorbene F. Kürnberger, erging ſich in einer ſeiner Novellen einmal ſeitenlang in den witzigſten Sarkasmen darüber, daß in einer gewiſſen epiſchen Dichtung der Gegenwart Ahasver als ein ur-uralter Greis vorgeführt wird, während er doch zu der Zeit, in welcher die Handlung jener Dichtung ſpielt, noch nicht ſo übermäßig alt ſein konnte. Niemals habe er ſich „genug wundern können über die Gedankenloſigkeit des Dichters und ſeiner Kritiker, welche dieſen nonsens bisher nicht bemerkten!“ — Nun iſt allerdings Ahasver in beſagter Dichtung nicht der bloße „Schuſter von Jeruſalem,“ ſondern identificirt mit Kain, und es wird ausdrücklich und weitläufig darin erzählt, wie er ſchon Jahrtauſende lang in verſchiedenen Geſtalten auf Erden wandelt. Aber was thut das? Was braucht ein geiſtreicher Kritiker ſich um die Thatſachen zu kümmern? Hunderte von Leſern, die jenes Gedicht nicht genauer kannten, haben mitgelacht und werden mitlachen bei Kürnberger's Witzen, und ſich nebenbei — denn wie könnte ein geiſtreicher Mann Unrecht haben? — mit ihm über die „Gedankenloſigkeit des Dichters und ſeiner bisherigen Kritiker“ wundern.

Im Nothfalle — fahren die klagenden Dichter fort — braucht der Kritiker auch nicht ſonderlich geiſtreich zu ſein. Es genügt bloße Strenge, entſchiedene Strenge, um ſich als Kritiker Anſehen zu erwerben. Nichts imponirt ſo ſehr als Strenge, und je weniger dem Leſer die Gründe derſelben einleuchten, deſto mehr iſt er geneigt, an die über das Maß des gewöhnlichen Menſchenverſtandes hinausgehende Einſicht des Recenſenten zu glauben. „Die Welt“, ſagt Jean Paul, „ſchätzt das Gewicht eines Kunſtrichters blos nach der Schwere ſeiner Fauſt, wie das Gewicht des Ochſen nach der Schwere ſeiner Vorderpfote.“

In dieſer Art alſo pflegen die Dichter und Künſtler über die von ihnen gehaßte und verwünſchte Race der Kritiker ſich auszuſprechen.

Bevor ich das Verhör der Parteien fortſetze, möchte ich eine Thatſache feſtſtellen — eine ganz intereſſante Thatſache.

Ich erlaube mir die Frage aufzuwerfen: Wie machen es denn die Dichter ſelbſt, wenn ſie ſich auf den äſthetiſchen Richterſtuhl ſetzen?

Man erwäge die Sache ſo reiflich und ſo unbefangen als man will, die Antwort wird am Ende nicht anders ausfallen können, als wie folgt: Wenn Dichter ihres Gleichen recenſiren, ſo machen ſie es nach dem einmüthigen Urtheile der davon Betroffenen nicht beſſer und nicht ſchlechter als die unproductiven Kritiker. Man kann es alle Tage mit anhören, wie ein Menſch, der eben tüchtig gegen die Recenſenten, ihre Schwächen und Verbrechen losgezogen, ſofort dazu übergeht, in der abſprechendſten, befangenſten, willkürlichſten

Art über Erzeugniſſe dichteriſcher Collegen ſich auszulaſſen. Erklärte Widerſacher der Kritiker, wie Grillparzer, Hebbel und viele Andere, waren ſelbſt, wenn ſie ſich aufs Urtheilen einließen, recht unleidliche, boshaft ſtrenge, bis zur Bornirtheit einſeitige Kritiker. Goethe und Schiller ſind große Poeten, hohe, gewaltige Geiſter; aber wer möchte behaupten, daß ſie als Kritiker um Vieles beſſer waren als Andere? — Man kann alſo ganz wohl die Behauptung unterſchreiben, die ſchon vor hundert Jahren ein witziger Kopf gemacht, daß außer der Antipathie zwiſchen einem Autor und einem Recenſenten nichts größer ſei, als — ihre Aehnlichkeit.

Daraus ergiebt ſich vorläufig: daß die böſen Recenſenten keine beſondere Menſchenrace bilden, daß ihre Schwächen und Mängel keine nur ihnen eigenthümlichen, ſondern die der Menſchennatur überhaupt ſind, und daß ein jeder von uns, wie aller Creatur, ſo auch dem Recenſenten gegenüber, der ihn verunglimpft, ſich gelaſſen das weisheitstiefe Sprüchlein der Inder „Tât twâm âsi!“ (das biſt du!) zuzurufen hat.

Autor und Kritiker ſind nur zwei Hälften des einen Menſchen, die ſich erſt im Zuſtande der Trennung befehden.

Um Alles bei Anderen zu begreifen und zu entſchuldigen, braucht man nur ſich ſelbſt fleißig zu beobachten. Man erſtaunt, wenn man es ſich unbefangen zum Bewußtſein bringt, wie zufällig und launenhaft, wie von Stimmungen abhängig der Eindruck iſt, den wir von einem Buche erhalten, wie wandelbar das Urtheil, das wir in verſchiedenen Momenten darüber fällen. Gar oft, ja man könnte ſagen in der Regel, ſehen wir ein Buch bei der zweiten Leſung ſchon wieder mehr oder weniger mit anderen Augen an als bei der erſten. Ich erinnere mich eines Kritikers, der ein neu erſchienenes Werk in einer öffentlichen Recenſion aufs Schärfſte heruntermachte, den ich aber nach einiger Zeit, als er daſſelbe ein zweites mal geleſen, ſagen hörte, er habe ſich jetzt im Ganzen wie im Einzelnen gar ſehr mit dem Buche befreundet! Das konnte den Autor freuen — aber was half es ihm? dem Publicum war und blieb doch nur jenes erſte, verdammende Urtheil bekannt, und Viele ſagten oder ſchrieben es gläubig nach, ohne zu ahnen, daß der Urheber deſſelben inzwiſchen längſt davon zurückgekommen.

Man ertappt ſich auf curioſen Sympathieen und Antipathieen. Man liebt und haßt Schriftſteller, von welchen man keine Zeile geleſen hat.

Und hegt man einmal gegen eine literariſche Perſönlichkeit oder Erſcheinung ein Vorurtheil, ſei es nun ein berechtigtes oder unberechtigtes, ſo iſt man wie blind gegen alles Gute und Schöne daran, findet abſurd und ungenießbar, was man anderswo bewundert hätte. Selbſt ein Autor, den wir ſchätzen und von dem wir bisher mit warmem Lobe zu ſprechen pflegten, wird uns widerwärtig von dem Augenblicke an, wo wir merken, daß er noch mehr gelobt wird als wir ihn loben, und daß er einen etwas größeren Erfolg erringt, als wir recht und billig finden.

Was wir anerkennen ſollen, das müſſen wir erkennen, und was wir recht erkennen ſollen, dem müſſen wir ſchon ein wenig Liebe und Hingebung entgegenbringen. Dieſer Hingebung ſtehen aber die Schranken der individuellen Natur entgegen. Daher iſt es auch leichter, gute Gedanken aus Eigenem zu geben, als fremden völlig gerecht zu werden, und ſelbſt große Geiſter ſinken, wenn ſie fremdes, dem ihrigen nicht verwandtes Gedankenleben kritiſiren wollen, auf das Niveau des Beſchränkten und des Kleinlichen herab. Wer erinnert ſich da nicht an Rahel's naiven Ausſpruch: „Mir kommt vor, als ob alle Philoſophen Recht hätten, nur nicht wenn ſie ſtreiten!“

Aus uns ſelbſt herauszugehen, aus der eigenen Haut zu fahren, bleibt immer das Härteſte, was uns zugemuthet werden kann. Und ſo bildet ſich in uns der Eigenſinn des ſubjectiven Meinens und Wähnens heraus, der ſich ſogar noch etwas auf ſich zu gute thut und den Jean Paul ſo hübſch mit den Worten perſiflirt: „Jedem anderen als dem ſcharfſinnigen Auge des Gelbſüchtigen entgeht die allgemeine Farbe der gelben Natur.“

Nach all' dieſem ſcheint es, als ob mit Rückſicht auf die allgemeinen Schwächen der menſchlichen Natur, der zuverſichtliche Ton, welchen die Kritiker anſchlagen, nicht recht am Platze wäre, und als ob man an ſie billiger Weiſe die Forderung ſtellen könnte, ſie ſollten ſich dieſes Tones entwöhnen.

Dagegen höre ich aber ſogleich unſere Ariſtarche, als hartgeſottene Sünder, die ſie ſind, eifern: „Wie? Wir Kritiker ſollten die Flinte ins Korn werfen? Wir ſollten künftig allen Plunder nur mit Sammethandſchuhen anfaſſen, weil unſerem Metier, wie allem Menſchenwerk, Gebrechen und Mängel ankleben? Nein! wir werden fortfahren, zu ſagen, was wir meinen, und ſo mit euch zu reden, wie uns der Schnabel gewachſen iſt. Daß wir Menſchen ſind, daß wir irren können, wiſſen wir. Was wir ſagen, ſo kategoriſch es klingt, iſt doch natürlicherweiſe immer geſagt mit dem ſchweigenden Vorbehalt, daß ein einzelner Menſch es ſagt, der freilich auch Unrecht haben kann!“

„Ganz recht!“ fallen die Autoren ein; „dieſer ſchweigende Vorbehalt genügt aber nicht, der gedankenloſen Menge gegenüber. Wenn ihr euch nicht ſelbſt für unfehlbar ausgeben wollt, ſo ſolltet ihr nicht immer im Tone der Unfehlbarkeit ſprechen. Dieſer euer zuverſichtlicher Ton dupirt den Leſer, und er hält euer Urtheil für das, wofür ihr es ſelber nicht haltet, für ein Orakel!“

„Mag er das!“ verſetzen die Kritiker. „Wir bedürfen der Autorität. Dem Schlechten muß mit Energie entgegengetreten, das Mittelmäßige, Ueberſchätzte auf ſeinen wahren Werth zurückgeführt, der Reclame ein Gegengewicht geboten werden . . . .“

„Das Schlechte! das Mittelmäßige! das Ueberſchätzte!“ rufen die Dichter zurück. „Was iſt denn aber wirklich ſchlecht und überſchätzt? Da ſtehen wir gleich wieder auf dem alten Punkte. Welcher höhere Genius ſteigt denn hernieder, um uns in jedem einzelnen Falle zu ſagen, ob der Kritiker etwas mit Recht oder mit Unrecht für ſchlecht hält? Glaubten nicht auch jene Kritiker ihre Pflicht zu thun, welche beim Erſcheinen Goethe's trauernd ihr Antlitz verhüllten und ausriefen: „Deutſchland, du ſtehſt am Rande eines Abgrunds?“ War es ihnen nicht bitterer Ernſt, wenn ſie jammerten, daß das Zeitalter „Rabener's, Haller's, Gellert's und Hagedorn's“ für immer dahin ſei und daß die Wieland, Leſſing, Klopſtock, Goethe einen Erſatz dafür bieten theils nicht konnten, theils nicht wollten? Glaubte jener gewiegte Muſikkritiker nicht auch der Reclame, der Ueberſchätzung das Handwerk zu legen, indem er gegen den „unverdienten“ Ruhm Schumann's, das Werk einer „ſchamloſen Coterie“ zu Felde zog?“

Darauf die Kritiker: „Wir haben es euch ſchon geſagt: ihr dürft von uns nicht verlangen, daß wir niemals irren ſollen.“

Die Dichter: „Aber wir dürfen von euch verlangen, daß ihr dieſer Möglichkeit des Irrthums immer eingedenk bleibet — daß ihr dieſelbe nicht als „unbewußte“, ſondern als bewußte Vorſtellung in euch wach erhaltet!“

Die Kritiker: „Ihr dürfet von uns auch nicht verlangen, daß wir das, was nun einmal unſere Ueberzeugung iſt, nicht mit der Energie und dem Muthe der Ueberzeugung ausſprechen!“

Die Dichter: „Dürfen wir nicht wenigſtens verlangen, daß ihr euch dabei einer etwas größeren Gründlichkeit befleißigt? Daß ihr das, was ihr beurtheilen wollt, auch leſet, und den thatſächlichen Inhalt deſſelben aufmerkſam erfaſſet?“

Die Kritiker: „Lohnt nicht immer der Mühe und wäre gar oft eine allzu unerquickliche Sache!“

Die Dichter: „Gut! glaubt ihr ein Werk nach dem allgemeinen Eindrucke beurtheilen zu können, und ſcheint euch der thatſächliche Inhalt, das Detail, und das, was der Dichter damit wollte, der Kenntnißnahme nicht werth, ſo beſchränkt euch darauf, zu ſagen: Das Buch iſt mir antipathiſch. Aber es iſt durchaus nicht zu billigen, daß ihr dem Detail des Buches und den Abſichten des Dichters nachzugehen zwar verſchmäht, dennoch aber über beides referirt, und Schlüſſe zieht, nicht aus dem Buche, ſondern aus euerem Referat darüber, ſo daß ihr euch den Anſchein gebt, das Werk im Ganzen und im Detail zu kennen, während ihr es, ſo zu ſagen, nur aus der Recenſion kennt, die ihr darüber ſchreibt! — Auch werdet ihr zugeben, daß, je ſtrenger die Kritik, ſie deſto mehr durch Gründlichkeit ſich rechtfertigen und es vermeiden müſſe, ſich Blößen zu geben. Aber häufig zeigt ihr gerade dann, wenn ihr am ſtrengſten und mit dem größten Aplomb auftretet, eine in die Augen ſpringende Leichtfertigkeit, ja Frivolität in der Begründung eures Urtheils."

Die Kritiker: „Wir finden es zuweilen nöthig mit der ſchweren Cavallerie ins Feld zu rücken, um ohne viel Federleſen mit ihrer Wucht den Feind zu erdrücken!"

Die Dichter: „Schwere Cavallerie? Ach du lieber Gott, an all' dem mit ſo viel Nachdruck Geſagten iſt oft nichts ſchwer und gewichtig; das Alles iſt im Gegentheil ſo leicht, ſo ſchaumig, wie der Geifer, der einem Zornigen vor den Mund tritt! — Keine Kritik wäre uns zu ſtreng, wenn ſie nur wirklich den Nagel auf den Kopf träfe — wenn die Einwürfe ſämmtlich ebenſo thatſächlich begründet als formell überzeugend wären, und die reellen Vorausſetzungen, von welchen das Urtheil ausgeht, nicht auf Unwiſſenheit oder Unverſtand beruhten! — Und ſcheint euch nicht auch unſere weitere Forderung, daß ihr das Leidenſchaftliche eures Tones ſo viel als möglich mäßigen ſollt, der Erwägung werth? Dieſe Forderung iſt ſo naheliegend, daß ſelbſt Schopenhauer, der in Praxis ſich oft genug zu maßloſem Schmähen hinreißen ließ, doch in der Theorie und im Princip die Berechtigung derſelben anerkannte. „Wer da will, daß ſein Urtheil Glauben finde,“ ſagt er in den „Parergis“, „der ſpreche es ohne Leidenſchaftlichkeit aus. Denn alle Heftigkeit entſpringt aus dem Willen: daher wird man dieſem, und nicht der Erkenntniß, die ihrer Art nach kalt iſt, das Urtheil zuſchreiben. Weil nämlich das Radicale im Menſchen der Wille, die Erkenntniß aber blos ſecundär und hinzugekommen iſt, ſo wird man eher glauben, daß das Urtheil aus dem erregten Willen, als die Erregung des Willens blos aus dem Urtheil entſprungen ſei.“ — „Laßt alle Wahrheit, die ihr ſprecht,“ ſchreibt Emerſon, „auf dem Gefrierpunkt ſein, ſonſt wird ſelbſt eure Weisheit zur Narrheit werden.“

Die Kritiker: „Das iſt nicht unrichtig. Aber wir geſtehen offen, daß wir zuweilen das Bedürfniß haben, die angeſammelte kritiſche Galle ſich in Kraftworten ergießen zu laſſen. Das thut wohl, das erleichtert!“

Die Dichter: „Ja, ja, aber bedenket nur, daß ihr, während ihr mit ſolchen Ergüſſen eure Galle erleichtert, der Sache ſchadet, die ihr vertretet, daß ſie als Kritiken werthlos ſind und nur ein pathologiſches Intereſſe haben. F. Kürnberger veröffentlichte in ſeinem Buche „Litterariſche Herzensſachen“ einen wüthenden Artikel über den „Fechter von Ravenna“ des von ihm perſönlich auf den Tod gehaßten Friedrich Halm, und nannte das Werk eine — „Schandkomödie!“ Hätte er es eine ſchlechte Tragödie genannt, ſo würde der Leſer ihm vielleicht geglaubt haben. Mit dem Worte „Schandkomödie“ aber hat er zwar ſein Herz erleichtert. “

Die Kritiker: „Und Manchem eine Freude gemacht, der Fr. Halm ebenfalls nicht leiden konnte — und ſelbſt das unbefangene Publicum hört einem ſolchen prächtig daherrollenden kritiſchen Zorngewitter nicht ungern zu.“

Die Dichter: „Ja, wie man auch dem beredten Zornerguß einer ſchimpfenden Hökerin nicht ungern zuhört. Aber ſeinen kritiſchen Zweck hat Kürnberger verfehlt, und mit dem Schimpfwort „Schandkomödie“ nur dies erreicht, daß der Leſer ſtutzig wurde und dachte, Kürnberger ſei, als er dies niederſchrieb, nicht recht bei Sinnen geweſen. Unbeſonnener Weiſe ſtellte er ſich als Wüthender bloß, und verrieth vor aller Welt, daß ſein Urtheil nicht aus der „Erkenntniß“, ſondern aus dem „erregten Willen“ gekommen. Es war ihm eine jener litterariſchen „Herzensſachen“, Halm zu vernichten. Die Kritik ſoll aber eben nicht Herzensſache ſein, ſondern Kopfſache. — Es iſt alſo nicht blos eine Forderung der Billigkeit, ſondern auch der Klugheit, daß ihr Kritiker blinden Uebereifer vermeidet, perſönlichen Stimmungen ſo wenig Einfluß als möglich geſtattet, und auf jenes todſüchtige Gebahren verzichtet, dem wir in kritiſchen Auslaſſungen immer häufiger begegnen, und das ohne Zweifel mit der nervöſen Erregbarkeit unſeres Zeitalters zuſammenhängt. Geiſtreiche, bedeutende, geniale Menſchen ſind dieſer krankhaften Erregbarkeit am meiſten ausgeſetzt; beſonders wenn ſie durch Verkennung, ungenügenden Erfolg ihrer eigenen Leiſtungen verbittert ſind. Es giebt keine ſo geiſtig vornehme Natur, daß ſie nicht doch auch der Regung des Neides zugänglich wäre. Und dieſer bewußte oder unbewußte Neid nimmt ſelbſt bei den raffinirteſten Geiſtern oft die naivſten Formen an. Eine dieſer naiven Formen iſt die angebliche Verachtung des Erfolges — welche den „Beifall der Menge“ als etwas nur den vulgären, mittelmäßigen und unächten Talenten Zufallendes, demnach als eine Schande betrachtet, während der Verächter doch zeitlebens den Schmerz nicht verwinden kann, daß dieſes verachtliche Merkmal der gemeinen Geiſter, der Erfolg — ihm ſelber verſagt geblieben.

„Thöricht, nach Erfolg zu trachten,
Ob uns auch ſein Locklied klingt!
Den Erfolg muß man verachten,
Wenn — ein Andrer ihn erringt!“
O. Blumenthal.

Es kommt auch vor, daß Manche ſich den Anſchein geben, als verſchmähten ſie es, in ihrem Schaffen ſich gewiſſer beſtechender, zum Erfolg führender Mittel zu bedienen, während ſie ſich dieſer Mittel einfach darum nicht bedienen, weil ihnen dieſelben — überhaupt nicht zu Gebote ſtehen. Es piepſt kein Hänfling auf einem Aſte des Dichterwaldes, der nicht ſtolz wäre auf die natürliche Einfachheit und ſchmuckloſe Gediegenheit ſeines Geſanges und ſich nicht den Anſchein gäbe, er könnte, wenn er nur wollte, ebenſo gut ſchmettern und trillern wie die Lerche oder die Nachtigall, thue dies aber aus Grundſatz nicht, da er den Gebrauch ſolcher auf den Effekt berechneten Mittel für verwerflich halte. Die Hänflinge würden recht gern trillern, wenn ſie nur könnten, da ſie es aber nicht können, ſo verlangen ſie, liebe Lerche, du ſollſt es ebenfalls unterlaſſen.

„Weil ſie nicht können, was ſie wollen,
Sollſt du nicht wollen, was du kannſt!“ —

Die Kritiker. Genug davon! Wir vertheidigen weder die Kritik, die ein bloßer Ausfluß perſönlicher Stimmungen iſt und ſich ſelbſt als Herzensſache gibt, noch diejenige, welche das Maß, nach welchem ſie mißt, immer nur von der eigenen Taille nimmt. Aber wir müſſen uns das Recht vorbehalten, zuweilen ein bischen Tendenzkritik zu treiben. Das heißt Kritik, für welche nicht die eben vorliegende Leiſtung und ihr abſoluter Werth oder Unwerth maßgebend iſt, ſondern die geiſtige Individualität des Autors, und die Richtung, welcher derſelbe angehört. Verfolgt dieſer eine Richtung, die wir für verderblich halten, ſo fragen wir allerdings nicht lange, was das Buch an und für ſich werth, und fühlen uns auf keinen Fall berufen, die Lobredner desſelben zu machen, und ſprechen davon entweder gar nicht, oder ſo ſchlecht wie möglich. Oder wenn ein Autor zu viel Erfolg hat, zu viel gehätſchelt wird — da muß man ſorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen . . ."

Die Dichter (einfallend): „Und wie ihr heute tendenziös tadelt, ſo lobt ihr morgen tendenziös, ſtreicht einen „verkannten" oder nicht nach Verdienſt gewürdigten Hänfling heraus, an dem ihr, wenn er „gewürdigt" würde, kein gutes Haar — ich will ſagen keine gute Feder laſſen würdet. Und am liebſten werft ihr natürlich mit den Gebeinen der Todten nach den Schädeln der Lebendigen! — Dergleichen iſt am Ende begreiflich. Aber die Kritik ſollte wenigſtens niemals darauf ausgehen, jemand mit allen Mitteln zu verfolgen und förmlich todt zu machen. Denn da ſie — wie nun ein für alle mal zugeſtanden iſt — auch irren kann, ſo wäre es leicht möglich, daß ſie einen äſthetiſchen Juſtizmord begnüge. Es giebt Denker und Dichter, welche ſich nicht mehr rühren, den Mund nicht mehr öffnen dürfen, ohne verunglimpft und als verächtlich bei Seite geſtoßen zu werden. Das ſollte nicht ſein. Jedem Autor ſollte die Möglichkeit gelaſſen werden, welcher Partei und Richtung er auch angehören mag, ſich an der geiſtigen Arbeit der Nation zu betheiligen. Wenn man anfängt, einen Autor ſyſtematiſch und grundſätzlich mit Gehäſſigkeit zu verfolgen, ſo wirkt dies demoraliſirend auf ihn ſelbſt und auf das Publicum, dem der Glaube an die Ehrlichkeit der Kritik abhanden kommt. Die äſthetiſche Gerichtspraxis ſollte von der juridiſchen lernen. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Verbrecher vor Richter und Geſchwornen eine günſtigere, menſchenwürdigere Stellung hat, als der Autor oder Künſtler vor ſeinen Kritikern. Das Schlimmſte aber bleibt, daß der Kritiker ſich für berechtigt hält, Unterſuchungsrichter und Scharfrichter in einer Perſon zu ſein, und jeden Kopf, den er für keinen guten hält, dem Eigenthümer vor die Füße zu legen, während es doch genügen würde, mit dem Richtſchwerte nur ſo ſtark daran zu klopfen, als nöthig, um zu zeigen, daß er hohl iſt.

Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich in dieſer Verhandlung die Autoren weit ausführlicher zu Worte kommen laſſe, als ihre Gegner. Das ergab ſich aber aus der Natur der Sache und war nicht mehr als billig. Die Poeten kommen ſo ſelten dazu, öffentlich für ſich zu ſprechen, daß man ſie reden laſſen muß, wenn ſie einmal daran ſind. Und im Uebrigen iſt es nicht meine Schuld, wenn die Herren Kritiker, wie auf die früheren Auseinanderſetzungen ihrer Gegner, ſo auch jetzt wieder auf meine Frage, welchen Eindruck ihnen die Ermahnungsrede der Poeten gemacht, nur kurz und barſch antworten:

„Gar keinen! theils ſchon darum, weil all' das Vorgebrachte nicht neu iſt, daher keiner Aufmerkſamkeit mehr würdig; ferner, weil die verletzte Autor-Eitelkeit uns immer und unter allen Umſtänden dieſe ſelben Vorwürfe machen würde, auch wenn wir die Gerechtigkeit in Perſon wären. Wir laſſen uns nicht einſchüchtern; und wir werden niemals darauf verzichten, ſtreng, einſchneidend, vernichtend zu urtheilen, wo wir es für nöthig halten, wie auch die Dichter es machen und jeder Menſch, wenn er unbefangen ſeine Meinung ſagt."

Ich muß dem Kritiker hier Recht geben; bin aber der Meinung, das Anſehen der Kritik und ihre nachdrückliche Wirkung würde nur gewinnen, wenn die Kritiker einmal manche von dieſen trivial klingenden Forderungen, die ſie aus dem Munde der Producenten nicht ohne Grund hinzunehmen verſchmähen, endlich einmal ernſtlich an ſich ſelber ſtellten. In einem Puncte wenigſtens muß ich den klagenden Poeten beipflichten: in der Klage über den Leichtſinn, mit welchem der wirkliche Inhalt, Sinn und Zuſammenhang der Bücher ignorirt und dennoch beurtheilt und verurtheilt wird. Es kommen bei den üblichen kritiſchen Inhaltsangaben und Analyſen wirklich Dinge vor, welche haarſträubend ſind. Alſo in Gottes Namen Strenge ſo viel ihr wollt — nur etwas mehr Gewiſſenhaftigkeit, etwas mehr Objectivität! Kein Utopien! wir bleiben ja Menſchen! Aber — ein wenig beſſer könntet ihr's vielleicht machen! —

Dies mein Schlußbeſcheid an die Kritiker. Und die Dichter? was ſoll ich dieſen ſagen? Welches Verhalten gegen die Recenſenten ſoll ich ihnen empfehlen?

Vor Allem ſollen ſie von den Stimmen der Kritik ſo viel als eben möglich zu lernen ſuchen. Dem Mißfallen des Kritikers und ſeiner daraus ſich ergebenden Verurtheilung eines Werkes liegt, wenn ſie nur auf einem wirklichen Eindrucke beruht und ehrlich gemeint iſt, faſt immer ein mehr oder weniger berechtigtes Gefühl zu Grunde, wenn auch der Kritiker daſſelbe nur ungeſchickt, leichtfertig oder irrthümlich zu motiviren vermag. Man laſſe ſich durch dieſe vielleicht ſinnloſe Motivirung nicht irre machen, man halte ſich an die Thatſache: dein Werk hat dem Kritiker mißfallen, und das muß einen Grund haben.

Soll der Autor ſich jemals zu einem öffentlichen Widerſpruch gegen die Kritik hinreißen laſſen? Ich denke, nein! Entſtellung von Thatſachen mag er berichtigen, das äſthetiſche oder Geſchmacksurtheil entzieht ſich jeder Widerlegung. Widerſpruch iſt ſchon aus dem Grunde unſtatthaft und unzweckmäßig, weil die Kritiker ihn nicht dulden, und die Empfindlichkeit derſelben noch weit größer iſt als die der Poeten.

So ertragen wir alſo mit Geduld, wir Autoren, ſelbſt ungerechte Angriffe als einen unvermeidlichen Fluch der Oeffentlichkeit. „Wer auf dem Markte ſingt, dem bellt jeder Hund ins Lied!“ ſagt ein altes deutſches Sprichwort. Laſſen auch wir uns nicht einſchüchtern, und wenn wir durchgehechelt werden, ſo ſuchen wir ein anderes mal mehr Beifall zu erringen. Und haben wir's in ehrlichem

Streben ſo gut gemacht als wir vermocht, ſo laſſen wir uns durch die Demüthigungen der Kritik die Freude an dem bischen Erfolg im Publicum nicht verbittern. Es bleibt doch immer eine Genugthuung, Andere mit dem, was man ſchafft, zu rühren, zu erfreuen oder zu erheitern. Es iſt das doch immer etwas und keinem möglich, ohne die Gottesgabe eines wirklichen Talents. Und inſofern hätte alle negative Weisheit der Kunſtrichter allerdings vor dem beſcheidenſten poſitiven Können zu ſtehen „mit dem Hute in der Hand".

Ein gutes Mittel übrigens, ſeinen Gleichmuth zu bewahren, iſt für einen Autor, der es nöthig hat, die Erwägung, daß die Tageskritik für ſich allein keinen Erfolg macht und keinen vernichtet. Wer ſich über die ſchlimme Wirkung ungerechten Tadels beruhigen will, der ſehe nur zu, wie gering und wie wenig nachhaltig im Großen und Ganzen die Wirkung des ungerechtfertigten Lobes iſt. Niemals hat die Reclame ein wirklich ſchlechtes oder mittelmäßiges Buch berühmt oder populär gemacht. Selbſt gute, von der Kritik beſtändig mit Auszeichnung genannte und herausgeſtrichene Bücher bleiben ungekauft und ungeleſen, wenn ſie dem Geſchmacke des Publicums nicht zuſagen. Die Klage ſämmtlicher unbeachtet gebliebener, erfolglos Strebender: „Ich verſtehe es nicht, für mich Reclame zu machen!" hört man am allerhäufigſten im Munde von Solchen, bei welchen die Reclame — nichts geholfen hat. Und obgleich dieſe die geringe Wirkſamkeit der Reclame für ihre eigene Perſon erprobt, ſind ſie doch nicht zu heilen von der fixen Idee, daß Alle, die es weiter gebracht als ſie, dies nur der Reclame verdanken können. Der abſurde

Glaube an die Allmacht und Nothwendigkeit der Reclame iſt bei Vielen ſo eingewurzelt, daß ſie ſich ihr Leben lang in den kleinlichſten Mittelchen derſelben erſchöpfen, und es giebt der Fälle genug, wo Menſchen, die nicht ohne Begabung waren, durch Reclamemacherei ſich um allen Credit brachten und nicht durchdringen konnten, weil man ſie lächerlich fand und ihnen nichts Gutes zutrauen mochte.

Ich ſchließe und überlaſſe es dem Schickſal, ob von dem, was ich ſowohl den Poeten als den Kritikern zu bedenken gegeben, etwas auf empfänglichen Boden fallen wird. Ich habe nur geringe Hoffnung. Ich fürchte, daß die Einen wie die Andern in ihrer Art unverbeſſerlich ſind. Die Welt pflegt ſo ſehr in aller und jeder Beziehung den alten Trott weiter zu gehen, daß nicht abzuſehen iſt, warum es gerade in dieſer, der Hauptſache nach, nicht immer beim Alten bleiben ſollte. Dies Alte aber läßt ſich, glaube ich, am kürzeſten in die Worte zuſammenfaſſen:

Der Autor ſchreibt was er kann, der Recenſent ſchreibt was er will.

Die ſchönſte Gegend der Erde.

Ein Separat Votum.

Ich habe niemals recht begriffen, wie es die Leute eigentlich meinen, wenn ſie bald Neapel, bald die Berge und Seen der Schweiz, bald den Niagarafall u. ſ. w. als die ſchönſten und merkwürdigſten Punkte der Erde bezeichnen. Nach meiner feſtſtehenden Ueberzeugung gebührt dieſe Bezeichnung einzig und allein dem Landſtrich, welcher ſich von Krems an der Donau über Gföhl, Zwettl und Weitra gegen die böhmiſche Grenze hin erſtreckt, und welcher unter dem Namen des niederöſterreichiſchen Waldviertels bekannt iſt. Perſonen, welchen gegenüber ich dieſe Ueberzeugung geltend machte, haben mit hämiſchem Lächeln eingewendet, daß ich nicht ſo denken würde, wenn ich nicht zufällig in beſagter Gegend, und zwar zu Kirchberg am Walde, in der Nähe von Zwettl, das Licht der Welt zuerſt erblickt hätte. Ich kann dieſen Umſtand, nämlich da geboren zu ſein, nicht leugnen, und ich vermag mich, da ich nun einmal da geboren bin, in die Lage, nicht da, ſondern anderswo geboren zu ſein, ſo wenig zu verſetzen, daß ich wirklich nicht weiß, was ich denken oder nicht denken würde, wenn ich nicht da geboren wäre. Und ſo werde ich von meiner Behauptung, daß die ſchönſte und merkwürdigſte Gegend der Welt zu beiden Seiten der Landſtraße liege, auf welcher der Kremſer Stellwagen täglich durch den Gföhler Wald über Raſtenberg nach Zwettl und Weitra fährt, ſo lange nicht ablaſſen, bis Einer auftritt, dem es gelingt, mir das Gegentheil zu beweiſen.

Ich möchte wirklich wiſſen, wie er das anfinge. Wollte er es z. B. verſuchen, mir glaubhaft zu machen, daß irgendwo und irgendwie das Gefühl übertroffen werden könne, mit welchem ich, wenn wir Sängerknaben des Stiftes Zwettl zur Jahresſchulprüfung nach Krems geführt wurden, auf der Straße mitten im Gföhlerwalde zuerſt aus weiter Ferne den Spiegel der breiten, prächtigen, inſelreichen Donau herüberblitzen ſah — wollte er das verſuchen, ſo könnte mir die Verſchrobenheit und Rechthaberei, die Voreingenommenheit und Parteilichkeit eines ſolchen Menſchen nur ein mitleidiges Lächeln abnöthigen.

Das Schöne wird leidlich in der Welt anerkannt, aber nicht ſo das Schönſte. Sollen etwa die nüchternen Zeitungs-Feuilletons, in welchen alle Jahrzehent einmal etwas über das Waldviertel wie über einen armen, vergeſſenen „Erdwinkel“ geſagt wird, der Größe und Würdigkeit des Gegenſtandes angemeſſen ſein?

Da ſchreibt z. B. Einer:

„Männiglich iſt es bekannt, daß das Erzherzogthum Niederöſterreich ſeit alter Zeit in vier Kreiſe (Viertel) eingetheilt iſt. Eines dieſer Viertel iſt das „Viertel ober dem Mannhartsberge“, und deſſen gebirgiger (?) Theil wird ſeit undenklichen Zeiten das Waldviertel genannt. Man braucht nur einen Tag im Waldviertel geweſen zu ſein, um die Entſtehung dieſes Namens zu begreifen. Ueberall, wohin das Auge ſtreift, das üppigſte, friſche Waldesgrün in allen Farben und Schattirungen, Laubholz und Nadelholz gedeihen um die Wette, und mitten in dieſen grünen, duftenden Wäldern trifft das Auge in wohlthuendem Wechſel Triften und wohlbeſtellte Felder. Kleine Bäche und freundliche Ortſchaften vollenden das Bild. Und es iſt ein liebes Bild, welches ſich Dir darbietet, führt je ein Zufall Dich in dieſe Gelände.“

„Beſcheidener Fleck Erde,“ ruft ein Anderer aus, „von Vielen nicht einmal dem Namen nach gekannt! Und doch biſt du nichts weniger als arm an Schönheiten eigenthümlicher Art, und wären es auch nur deine immergrünen Wälder, die wie endloſe Parke rechts und links deine wohlerhaltenen Straßen ſäumen und der Gegend zu jeder Jahreszeit einen friſchen, duftigen Reiz verleihen. Wer auch nur einige Zeit auf dir verweilt hat, vergißt dich nicht leicht wieder, und ſo drückt auch mir Erinnerung die Feder in die Hand.“

Recht gut gemeint — aber das ſind am Ende doch Alles nur Lappalien und triviale Redensarten. Den rechten Verſtand und das rechte Wort für die Merkwürdigkeit und Einzigkeit des Waldviertels findet man nur bei den Eingebornen, z. B. bei Ludwig Mayer, meinem Landsmanne, weitläufigen Verwandten und Freunde, einem philoſophiſchen Autodidakten und verwilderten Genie, Autor der Blätter „Aus der Mappe des Philoſophen von Rumpelsbach“ (Hamburg, Richter, 1874), welcher der von mir vollkommen getheilten Anſicht iſt, daß im Viertel ober dem Mannhartsberge ein anderer Mond ſcheint als im Viertel unter dem Mannhartsberge, die Vögel anders ſingen, die Waſſer anders rauſchen, und „jeder Wurm" noch ganz anders, als anderswo, eine „Heimat" hat —

Im Jahre 1867 beſuchte ich nach vieljähriger Abweſenheit das heimiſche Waldland wieder — friſchte die Eindrücke der Kindheit wieder auf, und erhielt überdies auf dieſer Heimatreiſe eine Menge von Anregungen, namentlich zu Einzelheiten der Naturſchilderung, für den „König von Sion", den ich damals eben in Angriff nahm, und deſſen erſter Geſang zu Schweiggers, im Hauſe meines lieben Vetters Koppenſteiner, niedergeſchrieben wurde.

„Wohlan denn," wird der geneigte Leſer neugierig ausrufen, „beſchreibe uns die Wunder deines theuern Waldviertels, die Reize, welche es zum merkwürdigſten Fleck der Erde machen!" — Ich werde mich hüten, dieſe Wunder ſchildern und etwas mit vielen Worten aufputzen zu wollen, deſſen geheimer, größter Reiz vielleicht in der Anſpruchloſigkeit und Schlichtheit liegt. Zu beſchreiben iſt da wenig oder nichts. Ich habe dem geneigten Leſer geſagt, wo nach meiner Ueberzeugung der ſchönſte Fleck der Erde liegt; will er es mir nicht aufs Wort glauben, ſo werden ihn die flüchtigen, ganz ſimplen Bemerkungen, die ich folgen laſſe, noch weniger überzeugen.

Das Waldviertel iſt kein Gebirgsland, in welchem öde Bergkoloſſe auf dunkle Thalſchluchten herabſchauen, die Seele des Menſchen ängſtigend; aber auch keine einförmig ſich hinſtreckende Ebene. Berg und Fläche berühren ſich in ſchön ausgeglichener Wölbung, in nicht erhabenem, aber anmuthigem Wechſel. „Starkbewaldetes Hügelland“ nennen es trockene Geographen.

Ach die Wälder des Waldviertels! — Urwälder freilich ſind auch ſie nicht — nicht zu vergleichen den rieſigen Nachbarwäldern des ſüdlichen Böhmens. Aber etwas ganz Anderes doch als die Gehölze mancher Alpengebirgsländer, wo zumeiſt hohe, aber lächerlich dünne Stämmchen wie Spazierſtöckchen den unwegſamen, von Schluchten und Erdſpalten zerriſſenen Berghang hinan ſtehen! Stämmiger Wald iſt's, oft tiefere Gründe, mit allen phantaſtiſchen Schauern der Waldnatur. Aber es fehlen auch nicht die bequemen, einladend-ſchönen Haine in der Ebene, für welche ich ſchwärme, zumal wenn maſſige, weichbemooſte Felsblöcke hie und da auf freundlichen Waldwieſen und Lichtungen ſich hinſtrecken, die leicht zu erklettern ſind, auf welchen man halbe Tage lang liegen und träumen und die rothen Thurmdächer der benachbarten Dörfer betrachten kann.

Der Wald iſt Herr in dieſem Lande; auch Wieſen und Feldern drückt er ſein Siegel auf, und man ſieht, daß dieſe den Grund und Boden nur gleichſam von ihm zu Lehen haben. Mitten auf Wieſen bemerkt man Hügel, wie Maulwurfshügel, aber von der Größe der Ameiſenhaufen, reichlich bewachſen mit *Heidekraut*. Wachholdergeſträuch wuchert auf kleinen Grastriften zwiſchen den Aeckern. Haſelſtauden, die zur Zeit, wenn die Nüſſe reifen, einen angenehmen Geruch verbreiten, ſtehen dicht an den Rainen, dazwiſchen das unvermeidliche Heidekraut — und nicht bloß Heidekraut, ſondern auch Waldmoos polſtert die Raine, ſowie die Hügel der Wieſengründe. Lauter vorgeſchobene Poſten des Waldes, des ſouveränen Beherrſchers der Landſchaft!

Hinter dem grünen Walderſchmuck, wird man denken, müſſe der Reiz des bebauten Ackerlandes zurücktreten. Im Gegentheil! Nirgends ſtehen die Saatfelder ſchöner über weite Strecken verbreitet, das Aug' erfreuend durch die Farbenpracht der Blüten jener Fruchtarten, die hier vorzugsweiſe gebaut werden. Was kann man ſich Herrlicheres denken, als weitgedehnte purpurblühende Mohnfelder? Was ſpricht das Auge ſinniger an, als der zarte, blaublühende Lein, auf weiten Strecken im Windhauch wallend und wogend? Dieſer bezaubernd ſchöne Anblick blühender Mohn- und Leinfelder, anderswo ſo ſelten, hier iſt er etwas Gewöhnliches. Dazu die unabſehbaren Roggenfelder im Glanze der goldenen Aehren! Und hat am Ende nicht ſelbſt die Kartoffel — der Stolz des Waldviertels — ganz hübſche Blüten, wie nur irgend eine der ſtolzeren Schweſterpflanzen aus dem Solaneengeſchlechte?

Ich habe den überaus freundlichen Reiz weitgedehnter Saatfelder, wie ſie in meiner Heimat die Landſtraße entlang, mit Hainen wechſelnd, in mannigfaltiger Farbenpracht auf weiten Strecken das Aug' erquicken, meiſt vergebens geſucht in den Alpengegenden, wo die Gebirgsthäler, durch welche die Verkehrswege laufen, wenig Raum laſſen für Entfaltung impoſanter Saatenpracht, und in den wenigen Ebenen die Städte ſich breit machen auf Stundenweite mit ihrem wüſten Zubehör.

Nachtigallengeſchmetter wird man in den Hainen des Waldviertels nicht vernehmen. Dafür begrüßt den Fremden, der aus dem Süden kommt, ein anderer, ſeltſamer, faſt verrufener Vogel, der da heimiſch iſt. Erſchrick nicht, lieber Leſer, wenn ich ſage: der Rabe. Du würdeſt ihn lieb haben, wie ich, wenn du ſein gar nicht übel gemeintes „Krah! Krah!“ ſchon in der Wiege vernommen hätteſt. Sieh dort! auf einem ganz kleinen Bäumchen am Wege ſitzt einer dieſer mächtig großen Vögel — bei der Annäherung des Wanderers fängt er erſt zu krächzen an und fliegt dann fort, ſchwerfällig, mit gewaltigem Schwunge der Flügel. Das Bäumchen zittert noch lange von der Erſchütterung. Etwas weiter vom Wege ab, auf einem Feldrain, läßt er ſich nieder. Eigenthümlich iſt die graziöſe Art, wie er, wenn er vom Fluge zum Stillſtehen auf dem Boden übergeht, erſt einige tänzelnde Schritte macht. Er thut es mit einer wahren Tanzmeiſtergrazie, die mit der ſonſtigen Wuchtigkeit und Unbeholfenheit des Vogels einen originellen Contraſt bildet. Das bei Leuten in Gegenden, wo der Rabe fremd iſt, verſchrieene Rabengekrächze iſt gar nicht ſo unangenehm, obgleich es zuweilen großartige Dimenſionen annimmt, wenn die Raben in Schwärmen bald die Lüfte durchwandern, bald auf den Auen und Halden wie zu einer Berathung ſich niederlaſſen. Von allen Seiten her klingt es zuſammen, von allen Wäldern und Feldern her ſchließt es ſich an und begrüßt ſich mit ermunterndem Zuruf. Ich möchte nicht ſagen, daß das Dohlengeſchlecht in dieſer Art den Hauch idylliſcher Ruhe, wohlthuenden Friedens ſtört, der in ſo ganz eigenthümlicher Weiſe die Gefilde des Waldviertels umſchwebt. Dieſe gar nicht unangenehmen Rufe ſtimmen vielmehr ganz gut zu dem ruheathmenden, beſänftigenden Character der

Landſchaft durch eine gewiſſe Monotonie, und andererſeits bringen gerade ſie, wenn die trüben Nebelſchleier des Herbſtes über der Gegend lagern, noch einiges Leben in die faſt ſchon erſterbende Natur.

Den Eindruck holden, traulichen Friedens habe ich empfangen, als ich die Heimat nach langer Entfernung wiederſah, ſo wie ich ihn ſchon früher immer empfangen hatte, ſo oft ich als Studioſus aus der geräuſchvollen Reſidenz mich an den mütterlichen Buſen der Heimaterde flüchtete. Ein nicht zu enger, nicht zu weiter, nicht in die unendliche Ferne verlockender und nicht beängſtigend eingeſchränkter Horizont, ſanft geſchwungene, überall anmuthige Linien, freundliche, das Aug' erfriſchende Farbentöne — das iſt's, was hier den Sinn mit ſtillem Zauber umfängt und keines jener Gefühle aufkommen läßt, welche in großartig geſtalteten Landſchaften das Gemüth des Menſchen aufregen, es mit einem zwar wollüſtigen, aber beunruhigenden Schauer erfüllen.

Ich weiß nicht, wie viel die Erbauung einer Eiſenbahn, welche das Waldviertel berührt, an der Weltabgeſchiedenheit deſſelben geändert hat. Im Jahre 1867 war das Erſcheinen eines Fremden dort noch ein Ereigniß. Kam ein ſolcher zu Fuß oder zu Wagen des Weges, ſo blieben die pflügenden Rinder auf dem Felde ſtehen, um mit ſeitwärts gewendeten Köpfen die neue Erſcheinung anzuglotzen. Der Bauer machte einige ſchwache Verſuche, ſie mit der Geißel anzutreiben — vergebens; am Ende that er wie ſie, und der Pflug raſtete, bis der Fremde hinter dem nächſten Hügel oder Wäldchen verſchwunden war. Auch das ein Bild voll idylliſcher Stimmung! —

Welch' ein Vergnügen machte es mir immer, Abends das Vieh von der Gemeindeweide heimkehren zu ſehen! Der Aufzug dieſer heimwandelnden Geſammtheerde war oft erſtaunlich lang, wollte gar kein Ende nehmen. Die ſchönen Kühe und Kälber ſahen brüllend nach links und rechts ſich um. Die Schafe ſchoſſen, ſich überſtürzend, ordnungslos durcheinander und blökten kläglich; die anmuthigen, theils weißen, theils ſchwarzen, theils gefleckten Ziegen und Ziegenböcke ſchritten gemeſſen und zierlich einher. Die Thiere wandten vom Wege durchs Dorf links und rechts ſich ab, gingen den Häuſern, wohin ſie gehörten, und den wohlbekannten Ställen zu. —

Soll ich von den Ortſchaften des Waldviertels die merkwürdigſten nennen, ſo muß ich diejenigen bevorzugen, die ich am beſten kenne, weil ich eine längere oder kürzere Zeit da verlebte, und weil dieſelben, als Stationen meiner Lebenspilgerſchaft, inſonderheit meiner erſten Jugend, mit meinen älteſten Erinnerungen am engſten verwebt ſind. Hoffentlich zürnt der Leſer nicht, wenn ſich da ein Stückchen Selbſtbiographie miteinſchleicht. Der Reihe nach habe ich anzuführen: das ſchöne, ſtille Kirchberg am Walde, wo ich geboren wurde, und wo ich ſpäter als Studioſus manche Ferienwoche bei Onkel Leopold zubrachte — im unvergeßlich reizenden Dachſtübchen ſeines Hauſes; das anmuthige Dorf Großſchönau, wo ich vom zweiten bis zehnten Jahre in mütterlicher Obhut aufwuchs; das eine Viertelſtunde davon entfernte, alterthümlich intereſſante Schloß Engelſtein, wo ich täglich meinen dort bedienſteten Vater beſuchte, und wo die Burgfräulein, die ebenſo ſchönen als gütigen Baroneſſen

v. G. ſich den Spaß machten, das ſieben bis achtjährige Büblein in den Anfangsgründen der franzöſiſchen Sprache zu unterrichten; ferner das ſchöne und ſtattliche Ciſterzienſerſtift Zwettl, wo ich vom zehnten bis vierzehnten Jahre als „Sängerknabe" lebte; endlich das mir beſonders ans Herz gewachſene Schweiggers, wo ich als Wiener Student meine Ferien bei Vetter Koppenſteiner behaglich ſchwärmend, träumend und dichtend, ſinnend und minnend hinzubringen pflegte.

Kirchberg am Walde hat ein ſchönes, hohes Schloß mit einem „Thiergarten", einem ausgedehnten, von Rehen bewohnten Waldpark, deſſen Rieſenſtämme die Krone deſſen ſind, was man echten Wald nennt. Gegenwärtig im Beſitze des Herrn Fiſcher von Ankern, diente das Schloß vor einigen Decennien der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich — angeſchoſſenes Edelwild ſucht die Einſamkeit — zu einem wohlgewählten Aſyle ländlicher Zurückgezogenheit. O, wie es mir da ſchwer fällt, nicht ins Plaudern zu gerathen und zu erzählen, wie die Harfenmeiſterin der Prinzeſſin Louiſe — nachmaligen Herzogin von Parma — das Fräulein v. Hermannsfeld, bei meinem Onkel Leopold eingemiethet, eines Tages einen eilfjährigen Knaben im Garten auf- und abſpazieren ſah, der Verſe machte — mich nämlich; ich war vom Stifte aus zu Beſuch — ſich die Verſe zeigen ließ und ſie ihrerſeits der Prinzeſſin zeigte, wie dieſe hernach ſelbſt mir ein Thema aufgab, ſich des dichtenden Knaben eine Zeit lang annahm u. ſ. w.

Das Dorf Großſchönau gefiel mir ausnehmend, als ich 1867 wieder dahinkam. Die Umgebung hat viel Eigenthümliches. Als Knabe ſchweifte ich hier umher, bald auf den ſogenannten „Panzermauern“, die ſich hinter dem Ort erheben, ganz merkwürdig terraſſenförmig abgeſtuftes Acker und Waldland, bald im „Rabenloch“ mit der „Föhrenmühle“, einer romantiſchen Waldpartie in der Niederung. Ein klarer Waldbach durchfließt das „Rabenloch“ in einem ſteinernen Bette; der Grund iſt mooſiges Geſtein und die Ufer desgleichen. Zur Linken des Bachs und des Weges thürmen die bemooſten Felsmaſſen ſich höher auf; häufig ſind die Steine wie behauen und wie von der Hand des Maurers künſtlich übereinandergefügt. Zahllos ragen an manchen Stellen dieſe Blöcke, aber geglättet, gerundet, von Moos begrünt und gepolſtert, wie ſie ſind, tragen ſie den Charakter wüſter Schroffheit nicht zur Schau.

Hinter Großſchönau und Engelſtein ragt gemächlich anſteigend der idylliſche — ich kann dieſen Ausdruck gerade hier am wenigſten entbehren — der idylliſche Johannisberg. Ein Kirchlein ſteht auf dieſem Berge und in dieſem Kirchlein wird jährlich einmal eine feierliche Meſſe geleſen — ein Feſt, auf welches ich mich das ganze Jahr freute; ich fungirte ja dabei als Miniſtrant!

Wie wollte ich ein Ende finden, wenn ich einmal zu erzählen anfinge vom Stifte Zwettl und ſeiner bezaubernden Lage „in clara valle“ am rauſchenden Kamp, inmitten herrlicher Wälder! Ich will nur der ſchmalen, aber ſehr hohen Façade der Stiftskirche mit ihren wirkſamen ſtatuariſchen Verzierungen und dem ungewöhnlichen hohen Thurm gedenken. Man kann nicht ſatt werden, dieſe ſchwunghaft aufſtrebende Front und die edle, nicht überladene Fülle ſeines Schmucks zu betrachten. Desgleichen gewährt das Innere der

Kirche mit dem prächtigen Hochaltar, den zahlreichen Seitenaltären, der hohen Wölbung und den ihr entſprechenden hochragenden Säulen einen merkwürdigen und ſeltenen Anblick.

In Schweiggers, dem Ferien-Eden meiner Jugendzeit, hatte ich mich ſo wohlig wie nirgends eingelebt. Den reizenden Umgebungen, den kleinen Anhöhen, Wäldchen u. ſ. w. fehlte nichts als — Namen. Die gab ich ihnen und legte mir eine ordentliche Karte der Umgebung an. Da rauſchte ein „Dionyſoshain" (eine Art Seitenſtück zum „Rabenloch" von Großſchönau), da fand ſich ein „Germania-Wäldchen", da ſtanden die „Helenenbirken", da gab es ſogar eine „Burg Sion", mit welcher es eine eigene Bewandtniß hat. Ich benannte ſo eine iſolirte romantiſche Gruppe von Felſen und Haſelgeſträuch, auf einer einſamen Halde. Hier wuchſen ſeltſame Blumen; hier konnte man einen merkwürdigen Vogel wunderbar ſingen hören, der ſonſt in der Gegend nicht zu vernehmen war, oder einen ebenſo durchaus fremden Schmetterling flattern ſehen von einer märchenhaften Pracht; auch wuchſen hier auf den Haſelſtauden die Nüſſe ganz beſonders groß und dicht — in „Bocken" von 8 – 10 Stück, bei welchem einem das Herz lachte. An dieſem Orte nun hatte ich als Knabe einmal die Geſchichte von dem Wiedertäuferkönig Jan von Leyden geleſen, dem „König des neuen Sion". Dieſe Geſchichte kam mir nicht wieder aus dem Sinn, und es traf ſich ſchön, daß ich 1867 die langgeplante ausführlichere Geſchichte dieſes Königs des neuen Sion auf eben dieſem heimiſchen Boden zu ſchreiben anfing, auf welchem die erſte Idee dazu — der älteſte meiner dichteriſchen Pläne — vor ſo viel Jahren entſtanden war. —

Viel zu weit würde es mich an dieſer Stelle führen, das maleriſche Städtchen Zwettl, Weitra mit ſeinem impoſanten Schloſſe und den Anlagen des Gabrielenthals, das liebliche Gmünd, das freundliche Schrems, oder gar das ſchon weiter abſeits liegende Waidhofen an der Thaya oder Horn mit den Herrlichkeiten des Kampthals und der Roſenburg zu ſchildern. Undank aber wär' es, nicht wenigſtens zu erwähnen, daß ich 1867 angenehme Tage zu Weitra im gaſtlichen Hauſe des Herrn Heinrich Hackl verlebte, bei welcher Gelegenheit ich auch zuerſt die Bekanntſchaft meines ſchon erwähnten Freundes und Verwandten Ludwig Mayer machte, eines Menſchen-Originals, das aus Mangel an höherer Schulbildung nicht zur Klarheit durchgedrungen, deſſen tiefe Gemüthsanlage aber doch wenigſtens in dem früher erwähnten Büchlein empfänglichen Leſern verſtändlich und werth werden dürfte.

Bei meinem damaligen Aufenthalte im Waldviertel erfuhr ich auch, daß in der Nähe von Hoheneich ſich ein Moor befinde — ein wirkliches Torfmoor. Wie hätte mich das nicht höchlich intereſſiren ſollen zu einer Zeit, wo mich mein Münſter'ſches Wiedertäufer-Epos beſchäftigte, und meine Seele über den Mooren und Haiden Weſtphalens brütete? Ich folgte daher mit Freuden der Einladung des Herrn Gutsverwalters Raichbacher in Kirchberg und beſuchte in ſeiner ebenſo belehrenden als freundlichen Geſellſchaft das beſagte Moor.

Kleinere ſumpfige und moorige Stellen ſind überhaupt in der Gegend nicht ſelten, und es ſollen, wie ich hörte, auch an anderen Orten Verſuche, Torf zu ſtechen, gemacht worden ſein.

Das Klima des Waldviertels iſt, offen geſagt, ein wenig rauh. Spät kommen die Blüten im Frühling hervor, ſpärlich gedeiht das Obſt und nicht immer wird es reif. Ich erinnere mich noch aus meinen Knabenjahren, wie zu Großſchönau manches Jahr die Pflaumen, welche zu meiner Freude ſo hoffnungsgrün auf dem Baum vor dem Fenſter unſeres Stübchen hingen, grün blieben — und das Blauwerden meiner Naſe überließen. Von der Gabe des Bacchus iſt keine Rede; auch Weizen gedeiht nicht, aber wohl der Roggen, und ausgezeichnet iſt der Boden für die Kartoffel, desgleichen für Mohn und Flachs, die überall, und zwar nebeneinander, gebaut werden, ſo daß ſich dem Auge jener ſchon gerühmte, farbenprächtige Anblick bietet, der den Blumenflor der Gärten durch frappirende Wirkung übertrifft. Streng iſt der Winter, aber um ſo prächtiger die Schlittenfahrt, und um ſo herrlicher die immergrüne, mit den in der Sonne glänzenden Eisnadeln wie mit Brillanten geſchmückte Wälderpracht, im Gegenſatze zur blendend weißen Schneedecke des Bodens. Auch der früh eintretende Herbſt hat poetiſche Reize. Wenn die Schleier des Octobernebels tief herunterſinken in die Wälder, und, hier zerreißend, dort ſich wieder zuſammenwebend, geiſterhaft um die dunklen Tannen wogen und wallen, Baum und Fels in beſtändigem Wechſel entſchleiern und wieder verhüllen, dazu die geſchwellten Waldbäche heiſer brauſen und in der trüben Luft das gedehnte Krah! Krah! der Dohlen vernehmlich wird — da fühlt man ſich ſchier in die Welt Oſſians verſetzt, in eine Scenerie, deren ausführlichere Beſchreibung man in dem Liederbuche „Sinnen und Minnen“ findet in einem Gedichte, welches zu Schweiggers entſtanden und „Waldgang im Herbſte" überſchrieben iſt —

Obgleich nicht Herr eines üppigen Bodens, darbt der Bewohner des Waldviertels doch nicht, lebt weit behaglicher als der Aelpler in den Schluchten des Hochgebirgs. Seine Koſt iſt eine gute, mannigfaltige, zum Theil leckere. Auch der Aermſte, der von Milchſuppe und der ſchmackhaften, mannigfach zubereiteten Kartoffel lebt, iſt nicht ſehr zu bemitleiden. Schweine- und Schafzucht liefert den Sonntagsbraten. Der Mund wäſſert mir aber, wenn ich an die ſaftigen Fleiſchklöße denke (flache Klöße, gefüllt mit gehacktem Rauch- oder anderem Fleiſch), und an die flockigen, als Zukoſt excellenten Kartoffelklöße! Aber die leckerſten Gerichte der Küche des Waldviertels liefert der Mohn. Da ſind zuerſt die gekochten und gebackenen Mohnklöße und Mohnſtrudel; dann die rabenſchwarzen, mit weißem Zucker dicht beſtreuten, unvergleichlichen Mohnnudeln — nicht in der Form der Suppennudeln geſchnitten, ſondern viel dicker und zugeſpitzt-cylindriſch geformt. Dieſe Mohnſpeiſen ſind ſchon darum unvergleichlich ſüßer und delicater als das anderswo in den Conditoreien käufliche Mohngebäck, weil man anderswo die großen, eigends zu dieſem Zwecke beſtimmten Mörſer nicht hat, in welchen im Waldviertel die Mohnkörner mit rieſigen eiſernen Stößeln gründlich zerquetſcht und ausgepreßt werden.

Aber was für Leute ſind die Bewohner des Waldviertels? Sie ſind, um zuerſt von ihrem Aeußeren zu reden, ein ſchlanker, feiner Menſchenſchlag. Beim Landvolke herrſchen weniger plumpe, ungeſchlachte oder verkümmerte Formen, als in manchen anderen Provinzen Oeſterreichs. Bildſchönen, namentlich weiblichen Geſtalten, von edlem Bau und zarteſtem Jncarnat, begegnet man überraſchend häufig. Jm Uebrigen iſt die ländliche Bewohnerſchaft des Waldviertels fleißig, ehrlich, liebt die Reinlichkeit und hält auf Ehre. Bei ganz gemeinen Perſonen fand ich manchesmal eine gewiſſe naive Nobleſſe der Denkart. Diebſtahl, Landſtreicherei und ſelbſt der Bettel ſind ſelten. Die Bauern des Waldviertels waren die Erſten, welche bei der Ablöſung von Grund und Boden mit der Zahlung der Entſchädigungsſumme fertig wurden. Sie ſind ein bildſames, aufgewecktes, warmblütiges, nicht allzu bigottes Völkchen — trotz der vielen, an den Wegen aufgerichteten rothen Kreuze, an welche ich mich wenigſtens aus meinen Knabenjahren erinnere. Die Bilder des Gekreuzigten auf dieſen Kreuzen, mit aufgemalten Geſichtern des leidenden Heilands, gehörten der ſtrengſten „nazareniſchen“ Schule an, und zielten ab auf Beförderung der Gottesfurcht. Wenn ſie ausſahen, wie ſie mir in der Erinnerung vorſchweben, ſo iſt ohne Zweifel der liebe Gott damals in der Gegend weniger geliebt als gefürchtet worden.

Daß indeſſen, wenn auch Malerei und Bildnerei im Waldviertel noch auf einem vor-raphaeliſchen Standpunkte ſtehen, die Kunſt dort dennoch gepflegt wird, beweiſen die Dilettantenbühnen, welche in den Städtchen, Flecken und Schlöſſern der Gegend blühen, auf welchen mit Feuer und ſchöner Vollendung geſpielt wird, und die faſt eine Merkwürdigkeit des Landes bilden.

Daß das Waldviertel auch Berühmtheiten, Männer von Ruf hervorgebracht hat, verſteht ſich beinahe von ſelbſt. Geſchichtskundige wiſſen, daß hier das muthige, thatluſtige

Rittergeſchlecht der Chuenringe gehauſt hat — der „Hunde von Chuenring“. Von modernen Berühmtheiten iſt die am meiſten populär gewordene der Karl Moor des Waldviertels, der vielgenannte, in Romanen verherrlichte Graſel. Ihm reihen weniger populär gewordene, aber auch nicht unbekannt gebliebene Namen literariſch und künſtleriſch thätiger Männer ſich an: der Dichter Karl Landſteiner, der Componiſt und Chormeiſter Rudolph Weinwurm, der gelehrte Botaniker Profeſſor Joſeph Böhm in Wien, ein ſchriftſtellernder junger Gelehrter, Namens Dr. Ferdinand Graſſauer in Wien, Ludwig Mayer in Weitra, und — wenn man will — der Schreiber dieſes Artikels. Habe ich einen zu nennen vergeſſen, ſo bitte ich ihn, zu reclamiren; ich werde mit aufrichtigem Vergnügen ſeinen Namen bei nächſter Gelegenheit nachtragen. —

Nach all' dem hier über das Waldviertel Geſagten und Erzählten wird Mancher, der nicht gerade aus dem Alpenhochlande oder von einer Pußta ſtammt, Mancher namentlich aus Nachbarprovinzen vielleicht ausrufen: „Was iſt denn an all' dem ſo Beſonderes? Dies und Jenes iſt ja nicht dem Waldviertel ausſchließlich eigen! Auch wir haben ſchöne grüne Wälder und idylliſche Auen“; oder: „auch bei uns wird Mohn gebaut und genoſſen, auch bei uns fliegen die Raben“; oder: „unſer Landvolk iſt gerade ſo fleißig und ehrlich und von ſchlankem Körperbau; auch wir haben bildhübſche Mädchen und berühmte Männer aufzuweiſen!“

Möglich! ich will mich mit Keinem darüber ſtreiten. Aber im Waldviertel iſt das Alles am Ende doch — ganz etwas Anderes. Für meine Perſon mich außer Stande fühlend, dies dem verſtockten Leſer klar zu machen, will ich dem vollen Wortlaute nach hieher ſetzen, was mein mehrerwähnter Landsmann Ludwig Mayer mit etwas ungewöhnlichen, aber aus dem Herzen kommenden Worten ſagt, wie ich es mir aus einem ungedruckten Manuſcripte von ihm, das ſich in meiner Hand befand, vor einigen Jahren abgeſchrieben. Die Stelle lautet wie folgt:

„Wenn im Frühling in den Steinfurten des Waldviertels aus dem Grün die erſte rothe Beere winkt, dann knoſpen auch bald die Roſen; es öffnet an demſelben Ort, wo die erſte rothe Beere lacht, die erſte Waldroſenknoſpe ſüß ihr Mündchen.

Der Sand der Heimat! — Die Gegenden unter dem Mannhartsberg haben Alles — aber ſie haben nicht den Sand. Es blühen dort die Reben, und die Fruchtbäume beugen ſich unter ihrer Laſt. Aber vergebens ſuch' ich den plätſchernden, gold- und ſilberglitzernden Waldbach des Waldviertels.

Der Wald rauſcht unter dem Mannhartsberg matt — und tonloſer wird dort zwiſchen den endloſen Rebenhügeln die Sprache der Schöpfung.

Es iſt mir als hinge der Mond dort tiefer in die Welt hinein — aber ich kann mich mit ihm nicht befreunden. Es kommt mir vor, als verſtunde mich der Mond dort nicht, und als ſpräche er unter dem Mannhartsberg eine fremde Sprache.

Fremd wird mir dort der Sang der Vögel. Im Waldviertel ſingt hingegen jeder Strauch — jedes Blatt hat eine Sprache. Der Käfer ſummt, und froh breitet der

Schmetterling ſeine Flügel aus. Und jeder Wurm hat dort eine Heimat.

Und jeder Halm grüßt mich im Waldviertel — und reich und üppig wogt das Kornfeld, wallt und wogt in die Welt hinein, tauſend Lieder und Träume weckend in der Bruſt.

Ich hab' mein Herz daheim gelaſſen, bei den golddurchglänzten Quellen und Bächen, bei den grünen Wieſen und bei den ſingenden Wäldern, im Waldviertel."

Ein kritiſches Vorurtheil.

Es gibt Städte, die wegen raſcher Temperaturwechſel verrufen ſind, oder von denen man ſagt, daß ſie die Dispoſition zu Krankheiten, etwa zur Tuberculoſe, begünſtigen. Ein Bädeker vererbt dem anderen dieſe Verſicherung. So oft in einer ſolchen Stadt ein Temperaturwechſel eintritt, oder ein Menſch an der Tuberculoſe ſtirbt, erblickt man darin einen neuen Beleg für die erwähnte Behauptung, und ſeufzend wiederholen die Bewohner, daß bei ihnen ein gar ſo häufiger Temperaturwechſel, eine gar ſo große Dispoſition zur Tuberculoſe herrſchend ſei. Wollten ſie ſich aber die Mühe geben, die meteorologiſchen Tabellen oder die Sterbeliſten ihrer Stadt mit denen anderer Städte, welchen Bädeker nichts Uebles nachſagt und die ſogar im Rufe beſonderer Geſundheit ſtehen, zu vergleichen, ſo würden ſie vielleicht die überraſchende Entdeckung machen, daß in dieſen Städten die Temperaturwechſel eben ſo häufig oder noch häufiger ſind, eben ſo viele oder noch mehr Perſonen an der Tuberculoſe ſterben, als bei ihnen.

Auch auf moraliſchem Gebiete gibt es kritiſche Schlagwörter, und nicht minder auf literariſchem. Es gehört zu den Axiomen, die von einem äſthetiſchen Bädeker dem anderen nachgeſchrieben werden, daß die öſterreichiſche Dichterſchule ſich vor anderen deutſchen Dichterſchulen durch eine zügelloſe Bilderjagd auszeichne, durch einen glühenden Schwung der Diction: ja, wenn dieſen Bädekern zu glauben, ſo fallen wir Oeſterreicher förmlich aus der germaniſchen Tonweiſe hinaus und werden beſſer, ſchon wegen der türkiſchen Nachbarſchaft, zu den Orientalen gerechnet. Bei den Metaphern eines öſterreichiſchen Dichters wirft der norddeutſche Kritiker wie entſchuldigend hin, man müſſe bedenken, daß der Mann ein Oeſterreicher ſei, d. h. ſo etwas wie ein Haſchiſch-Eſſer und Opiumraucher. Wir Oeſterreicher laſſen uns das gefallen. Wenn wir aber näher zuſehen wollten, ſo würden wir finden, daß es mit unſerem ausſchließlichen Privileg auf Bilderwuſt und Gefühlsmyſtik ziemlich mißlich beſtellt iſt.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Grün, Lenau, Beck, Meißner, Hartmann, ſchwunghafte und bilderreiche Poeten ſind. Nur nebenbei, ohne viel Gewicht darauf zu legen, will ich bemerken, daß neben dieſen Dichtern eine ganze Reihe gemüthlicher öſterreichiſcher Poeten herläuft, denen man Alles eher vorwerfen kann, als eine exorbitante Bilderſprache. Ich brauche nur Seidl, Vogl, Caſtelli zu nennen — die Koryphäen der eigentlichen Wiener Schule; denn es muß bemerkt werden, daß der oben erwähnte glanzvolle Dichterreigen mehr die Provinz vertritt — Lenau und Beck die Glut des Deutſchungars, Meißner und Hartmann die Empfindungs-Energie des Deutſchböhmen — die Capitale hat von den Gefeierten, welche nach Außen vorzugsweiſe als öſterreichiſche Lyriker gelten, keinen geboren, ja kaum Einen dauernd beherbergt.

Will man etwa hieraus eine Beſtätigung des landläufigen Urtheils über die öſterreichiſche Lyrik und zugleich die Folgerung ziehen, das die deutſche Dichtung in Oeſterreich die Wärme ihres Colorits eben nur der Berührung mit fremd-nationalen, ungariſchen, ſlaviſchen, „orientaliſchen" Elementen verdanken konnte, vielleicht gar, daß das deutſche Weſen zu ſeiner größeren Beſeelung und Erwärmung eine ſolche Berührung nöthig hat? Nichts würde uns leichter ſein, als nachzuweiſen, daß der germaniſche Geiſt ſchon durch die myſtiſche Tiefe ſeiner urſprünglichen Natur ſich auf eine lebhaftere Bilderſprache in der Dichtung angewieſen findet. Die Deutſchen beſitzen, wie keine andere europäiſche Nation, eine große Anzahl von Dichtern, die ſich in überſchwänglicher Gefühlstrunkenheit, in Myſtik und Phantaſtik der Empfindung wie der Sprache nur mit den Orientalen vergleichen laſſen. Aber es ſind keineswegs die Oeſterreicher, welche dieſe Richtung vorzugsweiſe vertreten. Wie beſcheiden iſt der Antheil Oeſterreichs an den Ueberſchwänglichkeiten der romantiſchen Schule geblieben, in welcher — man denke nur an die ekſtatiſchen Dramen Werner's, Müllner's, Brentano's, Achim v. Arnim's — Empfindung und Sprache ſich eine an der andern bis zum Taumel berauſcht und ihre wildeſten Orgien gefeiert haben! Wie maßvoll und beſonnen ſteht die Romantik Grillparzer's, Zedlitz', Halm's neben den Dithyramben dieſer norddeutſchen Thyrſusſchwinger! Man vergleiche die ariſtokratiſch-glatte Behäbigkeit der ſpaniſchen Trochäen in „Kerker und Krone" mit dem verzückten Rhythmentanz in der „Schuld" oder im „Kreuz an der Oſtſee"! Wie natürlich fließen die zwar blühenden, aber niemals ſchwülſtigen Verſe Friedrich Halm's im Vergleich zum declamatoriſchen Pathos eines Auffenberg! Und welches Contingent hat Oeſterreich zu dem von Gottſchall ſo getauften „originellen Kraftdrama“ geſtellt? Welcher öſterreichiſche Dramatiker hat ſich der wilden Genialität eines Grabbe, Hebbel, Büchner, u. ſ. w. ſchuldig gemacht? Welcher Wiener Poet hat, wie dieſe vulcaniſchen Naturen, die Flamme ſeiner Poeſie ſich in düſterer Bilderglut verzehren laſſen? Hebbel ſtarb in Wien; aber Jeder weiß, daß die feurigſten Ergüſſe ſeiner Seele diejenigen waren, die er in ſeiner nordiſchen Heimat zu Tage förderte. Auf Island ſtehen, zwiſchen Eis und Schnee, die glühenden Vulcane, welche die gemäßigte Zone nur vom Hörenſagen kennt.

Die öſterreichiſche Lyrik wird man bilderreich und ſchwunghaft nennen können, wenn man ſie mit der ſchwäbiſchen vergleicht. Aber warum vergleicht man ſie nicht z. B. mit der ſchleſiſchen? Die ſchleſiſchen Poeten, ein Strachwitz, ein Max Waldau, ein Gottſchall — auch Leopold Schefer iſt hier zu nennen — ſtehen den Oeſterreichern an Schwung und Bilderreichthum nicht etwa blos gleich, ſondern Jeder, der ſie genauer kennt, wird zugeben, daß bei ihnen in Sachen der „Bilder“ der embarras de richesse noch um ein Erkleckliches größer iſt. Und wenn wir der deutſchen Muſe bis in die weſtfäliſchen Eichenkampe folgen, ſo begegnen wir einer Dichterſchule, die freilich nur auf vier Augen ſteht — Freiligrath und Annette Droſte-Hülshoff — einer Dichterſchule, deren originelle Bilderſprache und ſtimmungsvolles Colorit kein Oeſterreicher übertroffen. Vom märkiſchen Sande behauptet man, daß er eine nüchterne Poeſie erzeugen ſoll.

Nichtsdeſtoweniger nennt er einen Scherenberg — den genialen Schlachtenſänger — einen Titus Ullrich die Seinigen: Dichter, welche in Ueberſchwänglichkeit des bildlichen Ausdruckes das Außerordentlichſte geleiſtet haben.

Faſſen wir, was wir ſagen wollten, kurz zuſammen, ſo geht unſere Meinung dahin, daß Oeſterreich zwar Dichter von blühender Diction hervorgebracht, daß aber dieſe eben hierin von vielen norddeutſchen Dichtern noch weit überboten werden; daß die Oeſterreicher an denjenigen deutſchen Dichterſchulen, in welchen Bilderwuſt und Empfindungsmyſtik die üppigſten Schößlinge getrieben, wie die romantiſche Schule und die Schule des „originellen Kraftdramas“, ſich gar nicht oder nur im allerbeſcheidenſten Maße betheiligt haben; daß namentlich das, was man orientaliſche Gedanken-Ueberſchwänglichkeit nennen könnte, durchaus nicht bei uns Oeſterreichern, obgleich wir von wegen der „türkiſchen Nachbarſchaft“ die „Nächſten daran“ wären, ſondern bis jetzt ausſchließlich bei norddeutſchen Poeten zu finden geweſen daß alſo die alte kritiſche Badeker-Redensart von der „Bilderglut“ der Oeſterreicher zwar nicht als völlig ſinnlos abzuweiſen, aber doch ſehr cum grano salis zu verſtehen ſei.

Ein Sommernacht-Abenteuer.

„Ich hab', im Schau'n verſunken,
Goldheller Mondespracht
Zu tief in mich getrunken
Den Hauch der Sommernacht.
Wer löſcht die Flammenwelle
In meiner Seele nun?
Ich kann in meiner Zelle
Nicht raſten und nicht ruh'n."
(Sommernacht am Meere.)

Mir iſt einmal etwas recht Sonderbares begegnet in einer wunderſchönen Sommernacht. Freilich, man muß es eben ſelbſt erlebt haben, um es ſo beſonders merkwürdig zu finden, aber des Erzählens werth mag das kleine Abenteuer für nachdenkliche Leute doch wohl ſein.

Zutrug ſich's in einer ſchönen, volkreichen, lebensluſtigen Hauptſtadt des ſüdlichen Deutſchlands.

Es war, wie geſagt, eine wundervolle Nacht, eine der ſchönſten, die ich mich erlebt zu haben erinnere.

Aus einer höchſt belebten, heiteren Geſellſchaft in ſpäter Stunde heimkehrend, ſchritt ich durch den menſchenleeren, faſt verödeten Stadtpark.

Man hatte ſich in jener Geſellſchaft, aus der ich kam, unter anregendem Geſpräch, beim Leuchten ſchöner Frauenaugen und den Klängen bezaubernder Muſik die Blume der Champagne und die der eignen Seelen zugetrunken. Ich hätte mich ermüdet fühlen und die Erholung des Schlummers ſuchen ſollen. Aber die Nacht war zu ſchön und duftig und mondhell. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mein vollgeſchwelltes Herz, mein wonnig an- und aufgeregtes Gemüth in der Enge eines dumpfen Gemaches zu begraben.

Ich ſchweifte lange umher; zuletzt näherte ich in einem ziemlich abgelegenen Theile des Parks mich einer Ruhebank, wie ſie an dergleichen Orten aufgeſtellt ſind, um mich da für eine Zeit niederzulaſſen.

Ich ſtand ſchon dicht vor dieſer Ruhebank, als ich erſt bemerkte, daß ein Menſch ganz ſtill in eine Ecke derſelben gedrückt ſaß. Wenig fehlte, ſo wäre er im dämm'rigen Halbdunkel des zum Theil von Gebüſch umgebenen Ortes meinen Blicken entgangen.

Einem Menſchen, der im Freien ſich hinſetzt, um ſich ſo ganz ſeinem Denken, ſeinem Fühlen zu überlaſſen, kommt ein Nachbar auf einer Ruhebank nicht immer gelegen.

Nähert ſich, nachdem man luſtwandelnd, in Sinnen und Brüten verloren, ſich niedergelaſſen, demſelben Ruheſitz auch ſchon ein Anderer, ſei es ein geſchwätziger Geck oder ein redſeliger alter Kauz, der noch im Gehen vorläufig mit ſich ſelber ſpricht, allerlei vor ſich hinmurmelt oder ein Liedchen trällert — nimmt umſtändlich grüßend Platz und läßt ſofort mit allerlei einleitendem Geſeufze, Geräuſper, Gehuſte, Geſchnupfe und Geſchnaube jeden Augenblick die Eröffnung eines Geſprächs über das Thema: „Ja, ja, ſo geht es nun einmal in der Welt!“ befürchten — da kann es einem recht unheimlich und unbehaglich zu Muthe werden.

Aber in jenem Augenblicke war ich in höchſt geſelliger Stimmung und fähig, die ganze Welt ans Herz zu drücken. Vielleicht entſpricht es auch einem Naturgeſetze, daß ein luſtwandelnder Menſch, der auf einen Sitzenden zugeht, redſeliger geſtimmt iſt, als der Sitzende. Diesmal war ich der Angreifer — diesmal war ich der geſprächsluſtige Kauz, der eines ſtillen Träumers nicht ſchonte.

Ich lüftete, ohne es eigentlich ſelber recht zu wiſſen und zu wollen, mit freundlichem Gruße den Hut und dürſtete förmlich darnach, ein Geſpräch zu beginnen mit einem Menſchen, von dem ich entzückt war, ohne ihn deutlich geſehen oder gar gehört zu haben, blos weil er auch einer von Denjenigen war, die den Hauch der Sommernacht „zu tief in ſich getrunken“, und jetzt „nicht ruhen konnte in ſeiner Zelle“. Ich ahnte ein verwandtes Gemüth in ihm.

Der ſtille Träumer aber regte ſich nicht — dankte meinem Gruße nicht. Ich fand das unhöflich und ärgerte mich ein wenig, aber nur einen kurzen Augenblick. Ich drückte mich in die andere Ecke der Ruhebank, beachtete den Nachbar vorläufig nicht weiter, und überließ mich umſo rückhaltsloſer den Mächten der hellen ſchwülen Sommernacht, die ihren magiſchen Kreis enger und enger um mich zu ziehen ſchienen.

Sommernacht! Das Wort hat immer einen gewiſſen Zauber für mich gehabt. Weiter unten im Süden, am Strande der Adria, lernte ich ſie zuerſt kennen und lieben, die taghellen, lebenſchwirrenden Frühlings- und Sommernächte.

„Prachtvoll iſt im Süden die Lenznacht
In Meeresſtädten, wo
Vom felſigen Seeufer
Villen und Gärten ſchimmern
Ragend über der Stadt,
Die tagüber eine ſchlummernde Königin
Die Stirne gelehnt an dorrende Felshänge
Den blendenden Fuß zur kühleren Meerwoge hinabſtreckt
Lechzend im Sonnenbrande!“

— — — — — — — — — — —

Hei, wie wälzt durch alle Gaſſen ſich
Die Luſtwoge, wie locken
Des Südens Lüfte den Wandelnden an!
Von Geſängen hallt und Saitengetön die Stadt.
Voll reizender Frau'n
Prunkt allwärts der Markt, der Corſo wimmelt
Von wehenden Schleiern und ſchwarzfunkelnden Augen,
Und abſeits drängt
Auf breiterem Pfade ſich duftige Baumreihen entlang
Von Müſſiggängern ein rauſchender, ſel'ger Schwarm.

Und wenn die Katarakte der Luſt
Gemach vertoben,
Wenn die fernen Klänge verſtummen
Und einzelne Waller nur
Noch ſingend heimzieh'n
Durch ſtillere Gaſſen
Um Mitternacht,
Dampft ungeſtüm dir noch immer
Des Herzens Blutwelle, pochen
Des Lebens Pulſe dir
In Sehnſuchtstakten, denn es weht Geduft
Aus Gärten und Nachtigallen
Schlagen und ſchmettern an allen Fenſtern,
Droben aber wandern die blinkenden
Sterngruppen, ihr gold'ner Glanz thaut
Feuriger Wünſche Traumſaat, ſüße Begier.“

Aber auch das *Ungemach* der Sommernacht lernte ich kennen dort unten im Süden, wenn die Nacht an Schwüle wetteiferte mit dem Tage, wenn ich nicht wußte, wie ich ſie löſchen ſollte, die „Flammenwelle in meiner Seele“, und ſchlaflos ſeufzte:

„Wie lange willſt du ſäumen,
Du kühle Morgenſtund’?“

Denn nur dieſe, die Morgenſtunde, ſetzte vorüberziehend einen gelinden erfriſchenden Hauch vom Meere her in Bewegung.

Haben die nordiſchen Nächte nicht die ganze wilde erſchlaffende Glut des Südens, ſo ſind ſie vielleicht nur noch inniger durchhaucht von Poeſie und romantiſchem Zauber und Jeder weiß, wie ſchön es auch bei uns iſt.

„Wenn die Brunnen verſchlafen rauſchen
In der prächtigen Sommernacht.“
(*Eichendorff.*)

Eine ſolche Sommernacht war die, von welcher ich erzähle.

Alle Sterne funkelten. Einige Augenblicke verlor ich mich in die Betrachtung des geſtirnten Nachthimmels. Dabei wäre ich — ich konnte mir nicht erklären, wie es kam — beinahe *ernſt* geworden. Man darf ſich, ſagte ich mir, nicht allzulang in die Betrachtung der Sterne verſenken, nicht bis zu dem Punkte, wo einem die ſchöne, warmpulſirende Erde völlig entſchwindet und man untergeht in der überirdiſchen Lichtwelt. In den Sternen liegt bei aller Freundlichkeit ein gewiſſer tückiſcher Ernſt; man ſchaudert, ſchwindelt, wenn einem die lieblich flimmernden Lichter plötzlich als weltengroße, in der unermeßlichen Leere ſich fortwälzende Klumpen erſcheinen, und es bedarf dann der ganzen Beredtſamkeit der Nachtigall im Roſenbuſch, um ſich wieder heimiſch und ſicher zu fühlen auf dieſem traulichen, in den Aromen ſeiner Millionen Blüten ſchwimmenden Erdplaneten. Nein, man darf und ſoll ſich in ſolchen Nächten nicht hinaufſchwingen zu den Sternen, man muß ſie herunterlocken zu ſich — nicht von ihrem Himmelsreigen muß man ſich fortreißen laſſen, ſondern ſie mittanzen laſſen im Reigen der irdiſchen Daſeinsluſt, wie es geſchah, vor langer, langer Zeit, am Tiberſtrande:

„Es iſt eine von den brütend ſchwülen Nächten
Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand
Statt zu verlöſchen, ſtill noch weiter glimmt,
Als eine Kohle in der Aſchenhülle
Der Dunkelheit. — Und heißer wird die Schwüle
Vom Hauch der Blumenſeufzer im Gebüſch.
In allen Höh'n und Tiefen der Natur
Thaut unaufhaltſam ſüße Trunkenheit.
Die Sterne ſprüh'n, wie von Bacchantenfackeln
Emporgeſchwung'ne, rings verſtreute Funken
Im weiten Himmelsraum. — Der Mondſtrahl liegt
Berauſcht mit Silberflügeln auf den Weihern.
Die Falter taumeln auf den Schoß der Blumen,
Geblendet von dem Glanz, und um die Lichter
Schlaftrunken ſummen ſie. — Vom Roſenbuſch
Wie trunken klagt die Nachtigall! ſo ſchwül,
So ſüß berückend iſt, ſo ſüß berauſchend
Der glüh'nde Odem dieſer Sommernacht!“

Ich ſaß auf der Ruhebank neben dem ſtillen Nachbar, athmete zuweilen tiefer auf und that einen Zug um den andern aus dem mit Mohn und Roſen bekränzten Becher, den mir die Geiſter der von mir ſo oft gefeierten Sommernacht gleichſam zum Danke kredenzten.

Manchmal erklang ein Gekicher und Geflüſter fröhlicher Menſchen, die ſpät heimkehrten von ländlichen Fahrten — dann glich für einen Augenblick Garten und Straße dem Boden eines Ballſaals, auf welchem tänzelnde und plaudernde Masken ſchwirren in toller Carnevalslaune. Dann kamen wieder Momente völliger Stille, wo man nichts hörte als ein leiſes Gewiſper und Gekniſter in den Büſchen. Man meinte, das Springen der Knoſpen zu hören, die ſich über Nacht da erſchloſſen.

Je ſtiller es auf Augenblicke war, um ſo beſchleunigter glaubte man den Herz- und Pulsſchlag der lebendigen Natur zu vernehmen.

Die Phantaſie nahm ihren reizenden Flug ins Weite und durchmaß die ganze Sphäre des Menſchenglücks und aller irdiſchen Wonne.

Welch' ein brünſtiges Weben und Wittern! Ich dachte, wie viele verliebte Stelldichein, wie viele Liebesbezeigungen wohl vor ſich gehen würden in dieſer ſchönen Nacht — vom „Fenſterln“ des Burſchen vor der Alpenhütte bis zu den Serenaden hesperiſcher Mandolinenſchläger vor den Balkonen ſchwarzäugiger Schönen! Wie viele Strickleitern, dacht' ich, kommen auf eine ſolche Nacht! Wie viele junge Pärchen im Mondſchein! Wie viele gewechſelte Liebesſchwüre — und wie viel gebrochene! — und wenn man erſt die Dächer abheben und ins Innere der Gemächer blicken könnte! —

Der Begriff der Sommernacht iſt untrennbar verknüpft mit dem der Luſt, der Lebensfreude.

Alles um mich her war voll von Lebensglückgefühl und jedes Leid verbannt aus den Grenzen der Erdenwelt, während ich ſo ſtillſelig daſaß neben meinem ſchweigenden Nachbar.

Ich konnte mir's nicht verſagen, ihn noch einmal anzuſprechen.

Er antwortete auch diesmal nicht. Schlief er vielleicht . . . ?

In dieſem Augenblicke riß eine Sternſchnuppe ſich los vom Zenith des Himmels und ſank funkenſprühend in weitem Bogen zur Tiefe. Es war wie das Aufblitzen einer Rieſenrakete, eines himmliſchen Freudenfeuers.

Ein ſeltſames Licht fiel davon auf meinen regungsloſen Nachbar.

Ich rückte näher und ſchaute ihm geradezu ins Angeſicht. Er ſchlief nicht, denn ſein Auge war feſt auf mich gerichtet.

Es war ein Mann in den mittleren Jahren, einfach anſtändig gekleidet, ziemlich beleibt, von ſtarkem Körperbau.

Jetzt bemerkte ich einen Gegenſtand, der zu ſeinen Füßen im Sande lag.

Ich hob ihn auf . . . es war ein Piſtol.

Seltſam bewegt, ließ ich einen forſchenden Blick die Geſtalt des unheimlichen Mannes entlang gleiten.

Ich fand eine Stelle ſeines zugeknöpften Gewandes an der Bruſt durchlöchert. Außer dieſer Oeffnung im Gewande nichts Auffallendes. Kein Blut.

Der Mann ſaß da in der natürlichſten Lage von der Welt: den Oberleib von der Rücklehne der Bank geſtützt, die linke Hand auf der Seitenlehne derſelben ruhend, die rechte in den Schooß geſunken und aufliegend über den zwanglos gekreuzten Schenkeln.

Kein Zweifel — in dieſer Stellung hatte der Mann die Piſtole auf ſich abgedrückt, in dieſer Stellung hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, in dieſer Stellung ſaß er da, ſtarr und todt, nur daß die zum Abdrücken der Piſtole erhobene Hand nach Entladung der Waffe in den Schooß hinabgeglitten und die Waffe ſelbſt in den Sand gefallen war.

Der Knall war entweder in momentanem Lärm verhallt oder überhaupt zu ſchwach geweſen, die Aufmerkſamkeit ſofort auf die That und den Thäter zu lenken.

Ich hatte eine herrliche Sommernachtſtunde wonnig verträumt an der Seite eines Menſchen, der ſich kurz vorher eine Kugel ins Herz gejagt . . .

Sie hatten alſo doch Recht behalten — hatten den Sieg davon getragen über die Beredſamkeit der Nachtigall im Roſenbuſch, die aus der Ferne warm und freundlich blinzelnden, in der That aber kalten, ernſten, rollenden Geſtirne droben am Himmelszelt! — Es iſt ihnen nimmer zu trauen, den tückiſchen Sternen, und während wir meinen, daß ſie

„tanzen mit Silberſchuhen auf den Weihern",

ſchreiten ſie hin über die Häupter der Menſchen mit dem unſichtbaren, aber wuchtigen Gigantenſchritt des ehernen Schickſals.

Zur Erinnerung an Anaſtaſius Grün.

I.

Ein Frühlingslied.

(Zu des Dichters 70. Geburtstag, 11. April 1876.)

Wohlan! ihr Schwalben, Finken,
Lerchvögel allzumal!
Schmettert am Bergeszinken,
Weckt das verſchlaf'ne Thal!

Ihr Harmonien ſprühet,
Das iſt die rechte Zeit!
Den beſten Sangesgenoſſen
Zu feiern gilt es heut.

Den Sängerchor des Maien
Mit grünem Saitenſpiel —
Was ſag' ich? nicht des Maien,
Des ſchneidigen April!

Des Windes, des Frühlingsſturme,
Der uns der Freiheit Hauch,
Den Funken im Gewürme,
Die Knoſpe weckt am Strauch.

Dem Sänger, den die Schwalbe
Den Willkür nicht gebeugt,
Nein, [illegible]
Wie [illegible]

Die ſeiner Liedergarbe
  Vom Primelgelb durchblickt,
Die Auferſtehungsfarbe
  Des Lenzes aufgedrückt.

Von allen Jubelgreiſen
  Der jugendlichſte du,
Noch grün wie deine Weiſen
  Friſchkräftig immerzu.

Vor'm Schwarm der Zeitgenoſſen
  Stehſt du im Tagesſtrahl,
Wie ſchon in Erz gegoſſen
  Dein eig'nes Ehrenmal.

Als Morgentraumgeſichte
  Beſucht dich heut', was war,
Und flocht auch zwiſchen lichte
  Sich manches öde Jahr.

Was trennt die Zeitenferne,
  Rückt in der Ueberſchau
Zuſammen wie die Sterne
  Auf lichter Himmelsau.

Wenn oft dein Jugendpſalter
  Stumm, wie verſchollen, hing,
Glanzvoll ergänzt dein Alter
  Des Ruhmes Kronenring.

Für ihres Kampf's Standarten
  Ein leuchtend Immergrün
Aus deinem Sangesgarten
  Pflückte die Freiheit kühn.

Und noch — der Partiſane
  Getreu'ſter — hegſt du lind
Die auf des Märzen Fahne
  Saß als ein trotzend Kind.

Dein Grün, ſo hold und heiter,
Des ſchönſten Banners Zier,
Es überlebt die Streiter,
Den Streit und das Panier.

Wie es in friſcher Helle
Des Siegers Stirn umlaubt,
So ſchlingt's als Immortelle
Sich um der Todten Haupt.

Den Thaten geh'n die Lieder
Im Siegeszug voran,
Doch Lieder hallen wieder,
Die That iſt abgethan.

Zerſchellt iſt Priam's Lanze,
Achilleus' Heldenſpeer,
Noch ragt im gold'nen Glanze
Die Harfe des Homer.

Dein Lied, es wär' verklungen,
Wär's nicht ein gold'ner Klang;
Es lebt, was du geſungen,
Weil es ein Meiſter ſang.

Und wenn dein Köcher ſpendet
Der letzten Pfeile Bund,
Steh'n werden ſie geblendet,
Wer thut's ihm gleich zur Stund?

Viel Blumen edler Arten
Wohl blühen und verblüh'n,
Heil dir im Dichtergarten
Thaufriſches Immergrün!

Grün iſt's ja, holde Grüne,
Was dieſes Alter braucht,
Iſt doch des Lebens Blume
So bald nun ausgehaucht.

Laßt uns, wenn unſer'n Auen
Verſengte Götterzorn,
Gedenken der Saiten
Rings um der Muſe Born.

Dankbar oft wiederkehrend
Zu dem, was rein gedieh,
Nicht nur Poeten ehrend,
Nein, auch die Poeſie.

II

Bemerkungen über die Dichterfeier des 11. April 1876.

Der Name und die Individualität Anaſtaſius Grün's haben für mich immer etwas poetiſch Anregendes, caſtaliſch Begeiſterndes.

In der That, es iſt immer eine eigenthümlich gehobene Stimmung, die mich überkommt, wenn ich der hohen, geſchmeidigen, beſcheiden würdevollen Geſtalt des greiſen Sängers in den Straßen der freundlichen Murſtadt begegne. „Was hat der noch in Fleiſch und Blut unter uns Epigonen umherzuwandeln?“ frage ich bei mir ſelbſt. „Der gehört auf eines Marmorſockels lichten Gipfel hinauf, in Stein gehauen oder in Erz gegoſſen!“ Dabei geht mir aber auch ſchon das Herz auf, und wenn ich eben gelangweilt oder gedrückt bin, ſo fühle ich mich plötzlich umgeſtimmt, und das Blut rollt mir raſcher durch die Adern bei dem

Gedanken: da wandelt der „letzte Mohikaner“ der claſſiſchen deutſchen Lyrik, der letzte aus dem goldenen Zeitalter, welches die glanzvolle Cohorte Uhland, Rückert, Platen, Heine, Freiligrath, Lenau, Grün vereinigt ſah . . .

Ich möchte den Sängergreis deshalb immer mit einer rhythmiſchen Tirade begrüßen, wie einen homeriſchen Gott. Erſt die Nothwendigkeit, ihn mit „Excellenz“ anzureden, bringt ihn mir wieder menſchlich näher. Eine poetiſche Apoſtrophe mit „Eure Excellenz“ einzuleiten, iſt glücklicherweiſe nicht gut möglich.

Immer der Alte — immer friſch, immer aufrecht, ſtramm ohne Steifheit — immer leutſelig, immer liebenswürdig, immer anſpruchslos — und, wahrhaftig! nicht blos ein Reſt von Jugend iſt dieſem Greiſe geblieben, ſondern ſogar, ich möchte ſagen, ein Reſt von Kindlichkeit. Von jener Kindlichkeit, von jener Naivetät, meine ich, die ein nicht ganz ſeltenes Merkmal „gottgeküßter“ Seelen iſt. Und doch auch dieſe wieder verſchmolzen mit dem Charakter vollwichtiger Männlichkeit, in welcher der Cavalier ſich ebenſowenig verleugnet wie andererſeits der Oppoſitionsredner und unerſchrockene Freiheitsapoſtel.

Was hat ihn doch nur ſo wohl „conſervirt“, den alten Herrn, den greiſen, aber kaum noch ergrauten Poeten? Ich glaube, der Umſtand, daß ſeine Muſe nicht die Leidenſchaft war. Durch Anaſtaſius Grün's Dichtungen weht nicht der Hauch verheerender innerer Seelenſtürme. Da funkelt Alles von friſchen, kryſtallhellen Gedanken und Bildern — trillernd ſchwingt die Lerche ſich empor und verkündet den Morgen und verſpottet die Finſterniß.

nichts von Seufzern, gepreßten Wehelauten, die ſich losringen aus ſchwarzumflorten Empfindungstiefen! —

Welch' ein Gegenſatz zu dem berühmten Freunde und Sanggenoſſen, der in welcher inneren Zerriſſenheit ſchier grauenhaft unterging! — Gar merkwürdig „polariſirte“ ſich das deutſche Dichterherz in Oeſterreich — und ſeine beiden Pole nannten ſich Anaſtaſius Grün und Nicolaus Lenau!

Ob A. Grün's Leben wirklich immer ganz ſo hell dahin gefloſſen wie ſein Lied? Ob nicht in den erſten, that- und ſangloſen Jahrzehnten des Nachmärz manchmal etwas wie ein Gefühl der Einſamkeit ihn beſchlich auf ſeinem krainiſchen Schloſſe, die elektriſche Kette ihm zerriſſen ſchien, die den vormärzlichen Freiheitſänger verknüpft hatte mit ſeiner Zeit und ſeinem Volke? Wer weiß es? Aber dergleichen, wenn es beſtand, muß ihm nun ſchon lange zerronnen ſein wie Herbſtnebel in der klaren Winterpracht eines an neuen Erfolgen reichen, rührigen Alters!

Die Capitale der Steiermark, welche Grün den ihren nennt, weil er ſeit vielen Jahren in ihren Mauern lebt, war vor allen berufen den 70. Geburtstag des Dichters zu feiern. Und die Grazer Feier verdient auch Erwähnung in weiterem Kreiſe, weil ſie die einzige war, die durch die perſönliche Anweſenheit des Jubilars verherrlicht wurde.

Ach, dieſe Grazer Feier! — Wenn ich ſage, daß ich am Tage derſelben von 3 Uhr Morgens an kein Auge mehr ſchließen konnte, ſo wird dies dem geneigten Leſer ſehr gleichgiltig ſein. Aber es hängt zuſammen mit einer Sache, die ich bei dieſer Gelegenheit im Vorbeigehen andeuten möchte.

Man bedauert bei ſolchen Feſten gewöhnlich den Jubilar, daß er ſo viel des Aufregenden, Erfreulichen, Rührenden über ſich ergehen laſſen muß. Man meint, das Uebermaß der Ueberraſchungen werde ihn erdrücken und erſticken. Nun, die „Ueberraſchungen“ werden in dem Maße ſich ins Gebiet der Mythe verlieren, als dieſe Art von Feſten überhaupt aufhört neu zu ſein. Ein beſtimmter Ritus bildet ſich heraus — der Jubilar weiß ſo ungefähr, was Brauch iſt, was er zu erwarten hat — er ſieht Deputationen und Repräſentanten vor ſich, die vielleicht mit der inneren Gleichgültigkeit von Bedienſteten einer Entreprise de pompes funèbres an ihr Geſchäft gegangen ſind. Es muß ſo weit kommen, daß nichts mehr erfreut, was geſchieht, ſondern nur noch kränkt, was unterbleibt. Und dies iſt wohl das Aufreibendſte bei der Sache: mit dankbar lächelndem Munde den Erfreuten, den Ueberraſchten, den Gerührten vorſtellen müſſen, während man vielleicht insgeheim über das Fehlen an echter Empfindung hinter der in Scene geſetzten Huldigung erſchrickt — mit dem Bewußtſein überdies, daß, wenn man auch ſelbſt über eine Verſchiedenheit im Ausmaß der Ovationen, welche man ſelbſt erhalten, und jenen, die Andern zu Theil wurden, hinwegſehen wollte, doch Andere einen ſolchen Vergleich anſtellen werden. Schönes Geburtstagsangebinde für einen Siebenzigjährigen! Ein Lampenfieber, das vor der möglichen Beſchämung eines „succès d'estime“ bangen, vor einem auch nicht unmöglichen „fiasco“ zittern muß! —

Dieſe Betrachtungen waren ſchuld, daß ich am Tage der Graufeier — ſo mächtig iſt der Corpsgeiſt auch unter den Poeten, und das Mitgefühl für einen Mann, den man hochſchätzt — von 3 Uhr Morgens an nicht mehr ſchlafen konnte.

Das Grazer Feſt beſtand in einer Akademie im Stadttheater, und dieſe wieder aus drei Männergeſangsvorträgen, der Declamation dreier Gedichte von A. Grün, und einer Feſtrede des bekannten Abgeordneten, Herrn Baron Walterskirchen. Dieſe Rede verbreitete ſich über die politiſche Wirkſamkeit des Grafen Auersperg im krainiſchen Landtage und im Reichstage und über ſeine Mitwirkung beim Zuſtandekommen verſchiedener freiheitlicher Geſetze in Oeſterreich. Um dem Jubilar völlig gerecht zu werden, hätte dieſer oder ein anderer Redner auch den Verdienſten des Dichters als ſolchen einige Worte widmen ſollen. Nicht Alle wußten, daß die Feſtrede des Herrn Barons v. W. ausſchließlich die politiſche Thätigkeit A. Grün's zu feiern beſtimmt war. Viele warteten von einem Augenblick zum andern, der Redner werde ſeinen Fittig zu einem höheren Schwunge entfalten und — wenn dann nach einer kleinen erwartungsvollen Pauſe der Herr Baron fortfuhr: „Gehen wir jetzt zu den confeſſionellen und Schulgeſetzen über!" ſo malte ſich in den Geſichtern der Damen und anderer Perſonen, welche daſaßen und gerne warm werden wollten, eine etwas unangenehme Enttäuſchung. Durch eine Feſtcantate konnte die erwünſchte Ergänzung auch nicht in entſprechender Weiſe geboten werden, und ſo blieb es dem Dichter überlaſſen, für ſich ſelbſt zu ſprechen, was er denn auch in ſeinen drei, von dem Schauſpieler Herrn Starcke gut vorgetragenen Gedichten in glänzender Weiſe that. Es war für die Empfänglichen ein ſchöner, Manchem vielleicht unvergeßlicher Moment, als das berühmte Gedicht geſprochen wurde, das nach dem „letzten Dichter“ fragt, und die Strophen erklangen:

„So lang' noch Gräber trauern mit den Cypreſſen d'ran,
So lang' ein Aug noch weinen, ein Herz noch brechen kann:
So lange wallt auf Erden die Göttin Poeſie,
Und mit ihr wandelt jubelnd, wem ſie die Weihe lieh!“

und bei den letzten Worten das Publicum mit ſtürmiſchem Händeklatſchen dem Dichter ſich zuwandte, der mit ſeiner Familie in einer Loge dem Feſte anwohnte, und jetzt in ſeiner ſympathiſchen Art mit freundlichen Verbeugungen dankte. Dieſer Moment war und blieb das „punctum ſaliens“ des Ganzen. Am Schluß wiederholte ſich das Händeklatſchen und wurde verlängert, in der Erwartung, daß der Gefeierte ſprechen werde. Aber eine Theaterloge iſt nicht der Ort um Reden zu halten. So fehlte, was Jeder als ſchönſtes Angedenken mit fortnehmen und in der Seele hätte bewahren können, und was z. B. der Scheffelfeier zu Karlsruhe eine ſo ſchöne Weihe und Bedeutung lieh.

Manch' lehrreicher Vergleich wäre zwiſchen der Scheffelfeier und der Grünfeier anzuſtellen; doch überlaſſe ich dies Anderen, und bemerke nur, daß es mir nicht gefiel, bei Gelegenheit der beiderſeitigen Feſte Scheffel hauptſächlich nur als genialen Kneipliederdichter con amore gefeiert, und Grün mit einer etwas andern Art von Einſeitigkeit ganz ausſchließlich nur als Freiheitsſänger geprieſen zu ſehen. Was Grün betrifft, ſo iſt er allerdings vor Allem politiſcher Dichter, der echteſte und treueſte Tyrtäus unſerer inneren Freiheit.

Freiligrath und Dingelſtedt waren nicht ſo ausſchließlich politiſche Dichter, und Herwegh hat nichts von ſo gediegenem Werthe, von ſo bleibender Wirkung geſchrieben, daß es mit dem „Schutt" ſich vergleichen könnte, und ſo werden wir A. Grün als den erſten in der Reihe der deutſchen Freiheitsdichter bezeichnen dürfen.

Eben darum aber fand ich es der Würde und dem Verdienſte des Jubilars nicht voll entſprechend, immer nur ſeinen „Liberalismus", ſeine „Geſinnungstüchtigkeit" u. dgl. geprieſen, oder gar das Hauptgewicht auf ſeine Thätigkeit in Reichs- und Landtagen gelegt zu ſehen.

Man glaube nicht, daß ich die Verdienſte Grün's als öſterreichiſchen Politikers unterſchätze.

Im Gegentheil, ich ſchätze das Verdienſt öſterreichiſcher Staatsmänner um ſo höher, je weniger ich ſelbſt von öſterreichiſcher innerer Politik zu verſtehen mir anmaßen darf. Die nationale Zuſammenſetzung der öſterreichiſchen Monarchie bringt es mit ſich, daß gewiſſe politiſche Grundbegriffe, auf welchen anderswo das freie Staatsweſen beruht, wie z. B. gleiches Recht für Alle, Entſcheidung durch thatſächliche Majoritäten u. dgl., nicht in ihrem einfachen und natürlichen Sinne genommen werden dürfen. Eine um ſo größere Meinung habe ich vom Scharfſinne der Männer, welche in dieſem Labyrinth ſich zurecht finden, und von dem Muthe, mit welchem ſie ihre Meinungen auf einem ſo heißen und ſchwankenden Boden vertreten. Was insbeſondere den Grafen Auersperg betrifft, ſo bewundere ich ihn eben dieſes

Scharfſinns und eben dieſes Muthes wegen. Aber auch um des richtigen Inſtinctes willen, der ihn immer davon zurückgehalten hat — Miniſter zu werden. Miniſter werden heißt: ſeine Popularität aufs Spiel ſetzen, heißt ſich abnutzen und dann zu den Todten geworfen werden. Oeſterreich hat noch ein paar Staatsmänner dieſer Art — und es ſind nicht eben die ſchlechteſten — welche mit dem Grafen Auersperg die parlamentariſche Rührigkeit, aber auch die Scheu vor der, für das Werthgepräge eines populären Namens gefährlichen Schmelzhitze des Miniſtercabinetes theilen.

Eine literarhiſtoriſch-kritiſche Skizze über A. Grün zu geben, endgültig den Werth ſeiner dichteriſchen Begabung zu ſchätzen, ſeine Stellung in der deutſchen Literatur zu fixiren, die Acten über ihn zu ſchließen — *dazu wird in einigen Monaten der rechte Augenblick gekommen ſein.* Die von Grün in den letzten 3 bis 4 Decennien geſchriebenen Gedichte waren bis jetzt nicht geſammelt; ſie ſind es *jetzt*, und die ſtattliche Sammlung wird demnächſt, ſo viel ich weiß, in einem Berliner Verlage erſcheinen. Man kennt viele derſelben aus Zeitſchriften. Herrliche Perlen! Zur Schnur gereiht, werden ſie erſt ihre volle Wirkung thun. Die Wirkung wird — ich bin davon überzeugt — eine überraſchende ſein. Der *Dichter* Grün wird wieder in den Vordergrund treten, und die deutſche Nation wird erſt zum vollen Bewußtſein deſſen kommen, was ſie an dieſem Lyriker beſitzt. Den A. Grün der Gegenwart völlig erkennend, wird ſie um ſo geneigter ſein, den der Vergangenheit neuerdings zu würdigen.

III.

Der letzte Kranz.

Am Todestage A. Grün's, 12. Sept. 1876.

Wie hallte das Feſtlied, wie ſchallte der Toaſt,
Als den Sänger, den greiſen, bewährten,
Beim Grün des wachſenden Lenzes umſproßt
In begeiſterter Freude wir ehrten!

Wie war da ein Jeder ſo fröhlich bedacht
Einen Kranz ihm, dem Edlen, zu reichen,
Von Lorbeern, von Roſen und Veilchenpracht,
Vom grünenden Laube der Eichen!

Kaum that die Begeiſterung ſelbſt ſich genug,
Doch zuletzt ſchien die Feier vollendet,
Und vorübergewallt der mäandriſche Zug
Und der letzte der Kränze geſpendet.

Da ſchritt noch ein Jüngling, ein bleicher, einher,
Nachzügler im feſtlichen Reigen,
Auch er einen Kranz in der Hand, gar ſchwer,
Einen Kranz aus düſteren Zweigen.

Der Kranz war nicht mit Roſen geſchmückt,
Der war nicht vom Laube der Eichen,
Der war auf Asphodeluswieſen gepflückt
Am Cocytus, im Lande der Bleichen.

Ihn wand um den Sänger der Fremdling ſacht
Und flüſtert: In feſtlichen Stunden
Hat die Menge den Kranz der Unſterblichkeit
Dir aus irdiſchen Blumen gewunden.

Doch den ſchönſten der Kränze, gar friedlich und ſtill
Dem kein irdiſcher Herbſt mehr verderblich,
Schlingt die Blüte, die falbe, des Aſphodil —
Und die Todten allein ſind unſterblich.

IV.

Anaſtaſius Grün's lyriſcher Nachlaß.

Als wir den ſiebenzigjährigen Anaſtaſius Grün in Oeſterreich feierten und ſechs Monate ſpäter mit nicht geringeren Ehren ihn begruben, da blieb dem engeren Kreiſe ſeiner Befreundeten nur Eines zu wünſchen übrig: daß die lyriſche Ernte ſeiner letzten drei bis vier Jahrzehnte, die bereit liegende Sammlung „In der Veranda“, ſchon der Oeffentlichkeit übergeben geweſen wäre. So pomphaft Jubelfeſt und Leichenfeier ſich geſtalteten, es konnte dem tiefer Blickenden nicht entgehen, daß man mehr einen Dichter der Vergangenheit als der Gegenwart zu ehren glaubte. Sah man von dem düſteren Geloder der Fackeln ab, welche den reich bekränzten Prunkſarg des gräflichen Dichters in eine infernaliſche Wolke qualmenden Rauchs hüllten, ſo konnte man eher einen Feſtaufzug zu Ehren eines berühmten Mannes vor ſich zu haben vermeinen, als ein Trauergeleit und einen Leichenzug, wie ihn der vom Schmerz des Verluſtes perſönlich und unmittelbar Betroffene ſich denken und wünſchen mochte. Es iſt eben nicht gleichgültig, ob ein der Nation werth gewordener Genius in friſcher Kraft und Wirkſamkeit ihr plötzlich entriſſen wird, oder ob er nach lange vorher abgeſchloſſener Thätigkeit ſeine irdiſche Laufbahn ruhig vollendet. Erſchütternder mag zu ſeiner Zeit der Tod Schiller's gewirkt haben als ſo viele Jahre nachher der des größeren Goethe. Wenn erſt die Feſtredner und bald darauf die Nekrologiſten des Freiheitsſängers vor Allem den Freimuth, den er in Land- und Reichstagen bewieſen, und die Ueberzeugungstreue des Geſchiedenen prieſen, Verdienſte, die er doch mit hundert Anderen theilte, ſo merkte man, daß ſie aus unmittelbarer friſcher Begeiſterung ſprachen, während es, wenn ſie auf den Dichter als ſolchen eingingen, meiſt den Anſchein hatte, als ob ſie Jugenderinnerungen mühſam zuſammenrafften, oder aus dem Converſationslexikon ſchöpften. Hing damit vielleicht auch — man darf nun wohl davon ſprechen — die im Ganzen ziemlich kühle Haltung zuſammen, welche das, freilich ſchon von Natur kühlere, außeröſterreichiſche Deutſchland für das Jubiläum des neunten April hatte, und welche damals die perſönlichen Freunde und Verehrer des Dichters beinahe peinlich berührte? — Ich erinnere mich, nach dem Hinſcheiden A. Grün's in einem norddeutſchen Blatte auf einen Nekrolog geſtoßen zu ſein, welcher das Lob des Verewigten mit den Worten einleitete: „Zwar ſtand A. Grün als politiſcher Dichter nicht in erſter Reihe, ſondern erſt in zweiter" — — Der Dichter des „Schutt" in zweiter Reihe! Nicht der erſte, nicht einmal neben den Erſten ſtehend, ſondern hinter ihnen — ein politiſcher Dichter zweiter Claſſe! — Man müßte in der That wünſchen, beſſer als durch Feſtreden und Nekrologe durch ein eigenes letztes Wort des Poeten ſein Andenken erneuert zu ſehen.

Dies letzte Wort iſt nun endlich geſprochen. Den Manen des Dahingeſchiedenen widerfährt die Genugthuung einer neuen lebendigen Wirkung. Und wenn die Flüchtigkeit der Tageskritik nicht allzugroß, die Apathie des Publicums nicht unüberwindlich iſt, ſo wird dieſe Wirkung, glaube ich, eine bedeutende ſein. Dieſe hinterlaſſenen, „in der Veranda" geſammelten, aber nicht in der Veranda geſchriebenen Gedichte — denn ſie zeigen uns nicht den zur Ruhe geſetzten, ſondern den noch mitten im Kampfe der Zeit ſtehenden Dichter — ſind ſie nicht ein Nachhall aus dem goldenen Zeitalter der deutſchen Lyrik? Männliche und gediegene Klänge erquicken wieder unſer Herz. Ein Poet von ausgeprägter Phyſiognomie tritt uns altbekannt und doch als ein Neuer entgegen.

Blicken wir zurück auf die Reihe unſerer großen lyriſchen Dichter: Uhland, Rückert, Platen, Heine, Lenau, Freiligrath u. ſ. w. Jeder von ihnen iſt nach Form und Inhalt einzig in ſeiner Art, keiner hat etwas gemein mit dem andern, und was dem einen oder dem andern ſonſt ähnlich oder verwandt iſt, verſchwindet neben ihm. Neben Uhland tritt die ganze ſchwäbiſche Dichterſchule ins Halbdunkel zurück, als wäre ſie ſein bloßer Schatten und Nachhall. Doubletten in der Literatur werden wie die in den Sammlungen der Münzliebhaber ausgemuſtert und nur das Exemplar vom beſten und ſchärfſten Gepräge zurückbehalten. Auch in unſerer unmittelbaren Gegenwart ſehen wir jeden großen und allgemeinen Erfolg in der Lyrik unzertrennlich von der Wirkung des Eigenthümlichen und in ſeiner Art Einzigen. Aber wie ſelten ſind ſie eben, dieſe ausgeprägten Phyſiognomien, wie ſelten auch begegnet uns eine lyriſche Kraft, der nicht blos dann und wann etwas Hübſches gelingt, ſondern die, wie es das Kennzeichen der wahrhaft Begnadeten iſt, mit jeder Strophe, mit jeder Zeile, die ſie hinwirft, wirkt und feſſelt, und das Gemüth des Leſers durch einen unſagbaren Zauber gefangen nimmt. Was am öfteſten fehlt, iſt, außer der Originalität, das Stimmungsvolle, die Wiedergeburt des Gedankens aus dem Gemüthsgrunde, der myſtiſche Hauch, der den glücklichen Einfall erſt zum Gedicht macht. Und tritt wirklich einmal etwas Eigenartiges, Stimmungsvolles, genial Inſpirirtes hervor, ſo fehlt wieder im Publicum der tiefe und ernſte Sinn, um es, wär's auch in etwas unbeholfener oder fremdartiger Form, zu erfaſſen und anzuerkennen. So kommt, ohne eigentlichen Erfolg zu haben, das Banale in die Mode: ſchönverzierte Bücher und Büchelchen, die zur Hälfte aus leeren Blättern beſtehen, während auf den übrigen vielleicht erſt recht nichts ſteht. Minima pars ipsa puella sui! möchte man zuweilen mit Ovid ausrufen, wenn man dieſe Muſe in ihren Prachtgewanden betrachtet.

Das Erquickende in A. Grün's hinterlaſſener Gedichtſammlung beſteht nun eben darin, daß ſie dieſer Atmoſphäre des Banalen uns entrückt, daß ſie uns in ein Bereich von kräftigen, gediegenen Gedanken und Gebilden zurückführt. Durchmuſtert man von dieſem Geſichtspunkte aus die Sammlung, ſo könnte ſelbſt Manches, was an ſich vielleicht ein Mangel iſt, für den Moment als wohlthuend und als ein Vorzug erſcheinen. Aber nachdem ich dies im Allgemeinen feſtgeſtellt, will ich mit keinem andern Maßſtabe als dem höchſten und unbedingten einen flüchtigen **Blick auf das** Einzelne werfen.

Dem Lieblingsthema der Poeten, **der Liebe, widmet** unſer Autor die erſten Seiten ſeines Buchs; wenige Blätter ſind es, gleichſam Präludien, aber die vollen **kräftigen Accorde** verrathen ſogleich den Meiſter. Raſch **gelangen wir zur** eigentlichen Herzensſache des Dichters. **„Zeitklänge“ iſt** ein Cyclus überſchrieben, von den Tagen, da man für die Freiheit der Polen (und nur der Polen!) ſchwärmte, **durch das große** Revolutionsjahr 1848 **hindurch heraufreichend bis zu den** Dichter- und Vereins-Jubiläen der Gegenwart. **Hochintereſſant** ſind dieſe Zeitgedichte — und doch vielleicht der **vergänglichere** Theil des Ganzen. Zum Theile wenigſtens **haben wir es** da nicht ausſchließlich mit dem Dichter und **Freiheitsapoſtel**, ſondern auch mit dem Politiker, dem **Tagespolitiker zu thun.** Aber Geſinnungstreue und ein allgemeines **dichteriſches Gefühl** für **die** Freiheit begründen noch nicht eine **unfehlbare Einſicht** in allen concreten politiſchen Dingen, und den **Poeten verläßt** bisweilen der Seherblick, wenn er in die Arena **der Tageskämpfe** hinabſteigt. Iſt er doch überhaupt nur ein Seher, ſo lange ſein **Blick** in die Zukunft oder in die Vergangenheit gerichtet iſt; faßt er **die** Dinge der Gegenwart ins Auge, ſo ſieht er meiſt nicht mehr als gewöhnliche Menſchen. **Und** ſo zeigt auch A. Grün ſich mehr als Patriot denn als Dichter und Seher in dem gewaltig klingenden Hymnus auf **Radetzky.** Er wußte nicht, **daß die** Siege **Radetzky's kein dauernder** Triumph ſein, kein wirkliches Heil bringen **konnten, daß der** tapfere Soldat **die** unverſöhnlichen **Provinzen nur zurück** eroberte, **damit** ſie ein Jahrzehnt länger, **zu unausgeſetzter**

Kriegsbereitſchaft zwingend, am Lebensmarke der Monarchie zehrten, und daß Oeſterreich erſt nach Abtrennung dieſes brandigen Gliedes wieder aufathmen, zu neuem Leben ſich aufraffen würde. Wir Söhne der Wiener Aula, wir „Legionäre“ des Jahres 1848, wir wußten das, oder viel mehr, wir hatten den rechten Inſtinct davon. Wir ſchwärmten nicht für die Siege Radetzky's. Wir trugen eben in unſern Seelen den reinen und idealen Gedanken des Jahres 1848 — einen Gedanken, auf den man heute wie auf eine ſchöne Jugendſchwärmerei zurückblickt, inſofern er nicht völlig vergeſſen iſt . . .

In den ungetrübten Aether der Poeſie erheben uns wieder die Sonette aus Helgoland und die an Nicolaus Lenau, welchen noch andere ſich anſchließen. In dieſem Abſchnitte begegnet uns der Dichter als claſſiſcher Lyriker, als Sangesmeiſter auf dem Höhepunkt ſeiner Kraft. „Sprüche und Spruchartiges“ ſchließt ſich an, auch dies von claſſiſch gediegenem Gepräge. Drei Gedichte verſetzen uns in das Heimatland des Dichters, Krain. Dann treffen wir auf die kernigſte epiſche Leiſtung A. Grün's: auf den Romanzen-Cyclus vom Prinzen Eugen. Mit einem anderen Cyclus „der Tambour von Ulm“ begleitet weiterhin der Dichter in ſinnvollen Bildern die Phaſen Oeſterreichs, ſeine Leidensſtationen, die zugleich zu Wegen ſeines Heils geworden ſind oder werden ſollen. „Bilder und Geſtalten“ ſchließen den ganzen poetiſchen Reigen. Hier finden wir den ſtimmungsvollen „Jagello“, den von liebenswürdigſten Humor eingegebenen „Burgherrn von Rabenſtein“, das tiefſinnige, unvergleichlich ſchöne Gedicht „die Mumie“.

Wenn man von dem Alles beherrſchenden Freiheitsgedanken abſieht, ſo iſt es nur Weniges, aber kräftig und klar in dieſer Sammlung Hervortretendes, was im Leben unſeres Dichters anregend auf ihn gewirkt, was ſeiner Innerlichkeit den Funken des lyriſchen Feuers entlockt hat: Helgoland, das Heimatland Krain, die Freundſchaft mit Lenau, ein vereinzelt und flüchtig anklingendes erotiſches Motiv, das vielleicht mehr der Phantaſie als dem Herzen ſeinen Urſprung dankt — der Reſt iſt Politik, oder Spruchweisheit, oder objective Erzählung. Aber vielleicht birgt unter der Maske der Erzählung ſich eigenes Empfinden und Erleben, innere Kämpfe und Stürme des Poeten? Auch das nicht. Man wird unter dieſen erzählenden Gedichten nicht eines finden, in welchem von tiefer Seelenbewegung oder Leidenſchaft auch nur die Rede wäre. Auch hier läuft es meiſt hinaus auf ein Ergebniß ruhiger Weltbetrachtung, ſinniger Weisheit. Dies gilt ja wohl nicht blos von der vorliegenden Sammlung, ſondern von der geſammten Grün'ſchen Lyrik überhaupt. In ihr ſpiegelt ſich im Ganzen eine Geſinnung, eine Tendenz, ein Charakter, aber keine Totalität des Gemüths und kein perſönliches Schickſal.

Als Menſch und Dichter ausſchließlich beſeelt von dem Gedanken der religiöſen und der politiſchen Freiheit, und doch geborner Ariſtokrat — in der That eine ſeltſame Erſcheinung! Aber der Widerſpruch in A. Grün's Natur ging ſcheinbar noch weiter. Rückſichtsvoll und verbindlich bis zur Aengſtlichkeit, kannte er, mit dem Griffel des Poeten in der Hand, keine perſönliche Rückſicht und kein Geſetz der

Höflichkeit. War es bewußte Abſicht und Luſt zu verletzen? Nein! es war Naivetät . . .

Ich will, was ich meine, durch ein kleines Beiſpiel erläutern. Auf S. 258 unſerer Sammlung findet ſich unter dem Titel „das rechte Wort“ eine curioſe Geſchichte. Ein Potentat, den eine weit vorſtehende Unterlippe kennzeichnet, beklagt ſich auf der Jagd bei ſchlechtem Wetter ärgerlich, daß es ihm — in den Mund regne. Große Verlegenheit der Höflinge! Man ſchafft einen Regenſchirm herbei, man verſucht dies, jenes — vergebens, dem Potentaten regnet es noch immer in den Mund. Endlich faßt der Klügſte unter den Günſtlingen ſich ein Herz:

„Aufſpringt er, von heiliger Sendung trunken,
Die Stirn ihm umſprühn der Erleuchtung Funken:
„Mein allergnädigſter Kaiſer, geruh',
Und ſchließe die Lippen huldreichſt zu!““

Das war das rechte Wort. Der Kaiſer folgt dem Rath, und — es regnet ihm nicht mehr in den Mund. — Möchten die Potentaten immer ſo ein Ohr haben für das rechte Wort! Auf dieſe Pointe, dieſe Moral kam es dem Dichter an, und für dieſe „Moral“ fand er zwiſchen Himmel und Erde keine draſtiſchere, keine beſſere „Fabel“. Arglos ſchrieb er vor Jahrzehnten nicht blos die Geſchichte, ſondern auch den Namen des Potentaten hin. Da fragte Jemand, der die Sammlung „In der Veranda“ vor dem Druck durchlas, den Dichter, ob er denn nicht glaube, daß durch beſagte derb-drollige Geſchichte, beſonders aber durch die Nennung des Namens ihres Helden, die ſchuldige Rückſicht auf ehrfurchtgebietende Häupter der Enkel jenes Potentaten verletzt ſcheinen könne? — „Es iſt möglich!“ verſetzte der Graf „Daran habe ich nicht gedacht. Sie haben Recht, das muß geändert werden. In meiner Stellung als Pair des Reichs und geheimer Rath muß ich einige Rückſicht nehmen. Ich werde wenigſtens den Namen des Potentaten weglaſſen.“ — Und ſo that er.

Das war's. Er dachte nicht daran. Er ſchrieb ſeine beißendſten Gedichte ſo harmlos hin, wie ein Frühlingslied, mit jener liebenswürdigen Naivetät des Poeten, welche weniger darauf achtet, was ſich ſchickt, als was ſich reimt, und welche um ſo leichter perſönlich verletzt, weil ſie nicht daran denkt zu verletzen. War es aber geſchehen, und ſah er, daß ſein Liedespfeil in ein Wespenneſt gefahren, dann freilich war er Mann genug, ſich deſſen achſelzuckend mit der ritterlichen Deviſe: „Viel Feind', viel Ehr'!“ zu getröſten.

Bis zur Naivetät ging auch ſeine Beſcheidenheit. Daß der ſiebenzigjährige, der jubilirte Sangesmeiſter, im Stande war, mit den Manuſcripten ſeiner druckbereiten Sammlung, wohl auch mit einem einzelnen Gedichte, daß er eben vollendet, zu einem weit jüngeren Sangesgenoſſen hinzugehen, und ihn um ſein Urtheil zu erſuchen, geradenwegs aufmerkſam gemacht ſein wollte, wie er ſagte, auf ſeine „Fehler“ — das konnte man nur für einen naiven Exceß der Beſcheidenheit nehmen, der beinahe rührend wirkte.

Indem er aber auf fremden Rath gern hörte, auch ſelbſt eine ſtrenge Kritik bis zuletzt an ſeinen Erzeugniſſen übte, erreichte er mehr und mehr eine große formelle Gediegenheit, wenn auch in einzelnen Fällen der Mangel, der ſeiner Muſe von Anbeginn anhaftete, noch hervortritt, daß der Fluß des Verſes kein leichter, das Bild und Ausdruck bei der Gedrungenheit ſeines Stils manchmal etwas überladen oder gekünſtelt ſind auf Koſten der Deutlichkeit.

„In der Veranda“ iſt keine jener „Nachleſen“, wie wir ſie oft von bedeutenden Dichtern erhalten, die zu dem Ruhmeskranze des Poeten kein wirklich neues Blatt mehr fügen; es iſt vielmehr eine Sammlung, die, mit ihrer Entſtehung zurückreichend in die beſten Blütenjahre des Dichters, Vieles von dem Beſten und Reifſten enthält, was er geſchrieben. Gedichte, wie die Helgolander Sonette, die Engen Romanzen, Geſtalten und Bilder, wie „Jagello“, „Fels im Strom“, „die Mumie“, reihen ſich den monumentalen Leiſtungen der deutſchen Lyrik an. Und was immer die Hauptſache bleibt: wenn wir die Sammlung durchgeleſen, ſo erinnern wir uns nicht blos, wie bei ſo vielen andern, eine größere oder geringere Anzahl von ſchönen Gedichten geleſen zu haben, ſondern wir bewahren den ganzen und vollen Eindruck einer großen, in feſten Umriſſen wie in Marmor oder Erz vor uns ſtehenden dichteriſchen Perſönlichkeit.

Ueber irrationale Beſtandtheile der deutſchen Sprache.

Der Menſch ſetzt den denkenden Betrachter der Dinge in Erſtaunen durch die unbewußte Kunſt, mit welcher er ſeine Sprache bildet. Und wieder ſetzt er denſelben in Erſtaunen durch den Leichtſinn, mit welchem er ſeine Sprache verdirbt, nachdem er damit zu Stande gekommen.

Von dieſer Verderbniß oder allmählichen Verkümmerung abgeſehen, bleibt von Anfang an in den ausgebildeten Sprachen oft ein irrationaler Reſt, welchen die geheimnißvoll wirkende unbewußte Vernunft, die im Ganzen der Sprache ſich kundgibt, nicht völlig bewältigt hat.

Derartige irrationale Reſte finden ſich vielleicht in keiner anderen Sprache ſo häufig wie in der deutſchen. Kaum hat irgend eine andere ſo viel Schwankendes und einen ſo großen Mangel an Folgerichtigkeit. Woher mag das kommen? Liegt dabei eben dieſelbe Zerfahrenheit zu Grunde, eben derſelbe Mangel an feſter, gediegener Kraft der Kryſtalliſation und Conſolidation, der bis zur Stunde auch die deutſche Metrik, die deutſche Orthographie, ja ſelbſt das Staatsweſen der Deutſchen zu keiner ſichern, einheitlichen, feſten Form gelangen ließ? —

Was die unbewußte Vernunft im Bau der Sprache verſäumt, was ſie nicht völlig durchdrungen und bewältigt hat, wer anders könnte berechtigt ſein, es zu corrigiren, als die bewußte Vernunft der Sprachbildner in erſter Reihe, der Schriftſteller?

Jeder Autor ſollte ſich mit ſeiner Mutterſprache denkend beſchäftigen.

Wem von uns begegnet es nicht zuweilen, daß er dieſen, jenen Ausdruck nur zögernd, mit einer Art von innerem Widerſtreben zu Papier bringt — eben weil er das mehr oder weniger lebhafte Gefühl von der „Irrationalität" dieſes Ausdrucks hat? —

Ich habe mich oft gewundert, daß ſich die Feder des deutſchen Schriftſtellers nicht energiſcher ſträubt, beiſpielsweiſe, zu ſchreiben: „Ich habe das Möglichſte gethan".

Wir bedienen uns dieſes abſurden Superlativs auch in der Verbindung: „möglichſt groß", möglichſt tief" u. ſ. w.

Wann werden wir Deutſche uns vernünftiger Weiſe begnügen, wie die übrigen Nationen, das „Mögliche" zu thun?

Es hat mich gefreut, wenigſtens bei dem alten Kant („Kritik der reinen Vernunft," S. 276 der Reclam'ſchen Ausgabe) von einer „möglich größten Vollkommenheit" zu leſen. —

Gibt es einen Autor, der ſo recht con amore einen Ausdruck wie „mit nichten" niederſchreibt? Trotz ſeines, wie ich nicht zweifle, ehrwürdigen Alters und Urſprungs — welch' ein ſprachliches Mondkälbchen iſt es doch, dieſes „mit nichten!"

„*Es nimmt mich Wunder*“ iſt correctes Deutſch, aber ich geſtehe, daß es — mich Wunder nimmt.

Eins der vertrackteſten Wortgebilde fand ich bei B. Goltz: „*an Muthen ſein*“ (Feigenblätter II. S. 74).

Ausdrücke wie „mit genauer Noth“, „zum Beſten haben“, „der erſte Beſte“ können wir kaum mehr miſſen oder ändern. Aber man beſehe ſie nur etwas genauer, oder verſuche ſie wörtlich in andere Sprachen zu übertragen, und man wird ſich darüber klar werden, daß dieſe Redeweiſen ziemlich ſalopp und unbeholfen gebildet ſind.

Ein bekanntes Beiſpiel ungeſchickter Wortbildung iſt unſer „Bediente“. Wie immer man dieſe Form erklären mag, ſie bleibt eine unglückliche, dem reinen Sprachgefühl nicht ſympathiſche. Das „lucus a non lucendo“ iſt übrigens auf dem Gebiete der Sprachbildung nicht gar ſo unerhört. Man findet Ausdrücke, die, wie der „Bediente“, gelegentlich im Sinne des Gegentheils von dem, was ſie ihrer Form oder ihrem Urſprung nach zunächſt bedeuten, gebraucht werden. Ich kann nicht umhin, hier an die ſonderbare Anwendung, die das franzöſiſche Wort „Markiren“ in einer gewiſſen Redensart findet, zu erinnern.

Wir ſagen: „Der Schauſpieler *markirte* auf der Probe ſeine Rolle blos“.

Was heißt *marquer*? — „Bezeichnen“, kennzeichnen, *hervorheben*. „Un goût marqué pour quelque chose“ heißt eine *entſchiedene* Neigung für etwas; un dessein marqué, une intention marquée, iſt ein *deutlicher* Plan, eine *ausgeſprochene* Abſicht. Man ſollte alſo denken, die Rolle markiren, heiße ſie mit deutlicher Hervorhebung des

Einzelnen vortragen. Aber nein — es bedeutet im Gegentheil: ſie leichthin, oberflächlich, ohne ſcharfe Betonung und Schattirung vortragen. „Markiren“ alſo — nicht markiren.

Man wird mit einer Erklärung, mit einer Rechtfertigung zur Hand ſein. Man wird mir ſagen, jene Redensart bedeute das Betonen blos der Hauptſachen, während das Nebenſächliche fallen gelaſſen wird, und in ſo fern ſei das „Markiren“ doch ein Markiren, ein Hervorheben, nämlich eben der Hauptſachen.

Aber es iſt ebenſo abſurd, zu ſage: „ich markire meine Rolle“, wenn ich ſagen will: „ich markire nur die Hauptpunkte derſelben“, als es abſurd wäre zu ſagen: „ich ſehe jenen entfernten Gegenſtand genau“, wenn ich ſagen will, ich ſehe nur die Hauptpunkte, die Umriſſe deſſelben genau.

Wollte nun aber Jemand z. B. auch das Wort „Bergbau“ abſonderlich und „irrational“ finden, weil ja beim Bergbau nicht gebaut, ſondern im Gegentheil gegraben wird, ſo würde es dem Sprachforſcher vermuthlich ein Leichtes ſein, den Krittler mit irgend einer gelehrten Erklärung, mit der Darlegung einer veralteten, wenig beachteten Bedeutung des Wortes „bauen“ etwa, abzutrumpfen.

Zu bedauern bleibt es jedoch immerhin, wenn wir bei einem Wortgebilde auf eine abgeſtorbene Bedeutung des Stammwortes zurückgehen ſollen, die mit der actuellen, lebendigen Bedeutung deſſelben nichts mehr gemein hat oder gar mit ihr im Widerſpruch ſteht. „Irrational“, und darum unſympathiſch, klingt nicht blos das, was niemals völlig ſprach-vernünftig (rational) war, ſondern auch das, deſſen vernünftiger Sprachſinn erloſchen, aus dem Sprachbewußtſein verſchwunden iſt. Von Ausmerzung oder Umformung ſolcher Worte kann in den wenigſten Fällen die Rede ſein; aber wenn der Sprachſchatz neben einem ſolchen irrational gewordenen ein anderes rationales Wort zur Verfügung hat, ſo wird der feinſinnige Autor die Durchſichtigkeit, Klarheit und Logik der Sprache fördern helfen, wenn er dem rationalen, etymologiſch gemeinverſtändlichen Worte den Vorzug gibt.

Wären wir gegen die Forderung etymologiſcher Durchſichtigkeit der Sprache nicht abgeſtumpft, und gewöhnt, ſorgſamer auf die Grundbedeutungen der Worte zu achten, ſo würden wir manches Lächerliche vermeiden, und uns z. B. auch nicht beikommen laſſen, von einem „trocknen Humor“ zu ſprechen. Was heißt humor? Feuchtigkeit! „Trockene Feuchtigkeit“ alſo! — Das „Volk der Denker“ verfährt zuweilen auch ein Bischen gedankenlos. —

Die deutſche Caſusbildung iſt von Hauſe aus eine ziemlich abſonderliche, capriciöſe; dazu kommt denn noch manches Willkürliche, Anomale im Einzelnen. Wir ſagen „von meiner Seite“, „von deiner Seite“, aber „von Seiten der Gemeinde“, „von Seiten der Kritik“ u. ſ. w. Warum „von Seiten?“ Was in aller Welt ſoll hier das angefügte n?

Die Schriften unſerer beſten Autoren ſind entſtellt durch falſche Caſusformen.

„Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben“, heißt es bei Goethe, und ſo gewöhnt ſind wir an Nachläſſigkeit und Willkür in der Caſusbildung, daß ich vielleicht der Erſte bin, der dieſen lapsus calami bemerkt und der darauf aufmerkſam macht, daß es heißen müßte: „Sarkophage und Urnen“.

Wir ſagen: „ich werde es gewahr“, „er will es nicht Wort haben“. Der Verwunderung des Laien tritt hier der Grammatiker mit der Deutung entgegen, das „es“ ſei in dieſem Falle alte Genitivform, gleichbedeutend mit „deſſen“. Aber warum ſchleppen wir uns in vereinzelten Fällen mit abgeſtorbenen Formen, die geeignet ſind, das Sprachgefühl des Laien irre zu führen und ihn gleichſam zu narren? Wär' es nicht beſſer, friſchweg zu ſchreiben und zu ſagen: „ich werde deſſen gewahr“, „er will deſſen nicht Wort haben?“

Der Grammatiker rechtfertigt auch die bekannten Redeweiſen „Euer Wohlgeboren“, „Euer Excellenz“, u. ſ. w., indem er uns belehrt, „Euer“ ſei in dieſer Verbindung Genitiv (Vestrúm excellentia, nicht vestra). Aber wären wir nicht trotzdem berechtigt, jene, dem gegenwärtigen Sprachbewußtſein völlig fremde Genitivform auch hier über Bord zu werfen, und nach Analogie der übrigen Culturſprachen zu ſchreiben: „Eure Excellenz?“ — „Euer Wohlgeboren“ thäten wir am beſten ganz in die Rumpelkammer der Sprache zu werfen. —

Auffälligen Caſusbildungen begegnen wir z. B. in den Ausdrücken: „über die Maßen“, „ein Pferd zu Schanden reiten“. Seltſam erſcheint die Conſtruction: „Jemanden los werden“. Ein Exempel unlogiſcher Flexion iſt die Redensart: „Sei dem, wie ihm wolle“. Warum der Conjunctiv?“

Viel Irrationales findet ſich auch bei der Bildung zuſammengeſetzter Wörter. Noch immer glauben wir des ſchon von Jean Paul energiſch aber vergeblich bekämpften, zwiſchen die beiden Beſtandtheile eines zuſammengeſetzten Wortes eingeſchobenen s nicht entrathen zu können. Es ließe ſich ein Preis auf die Entdeckung eines einzigen vernünftigen Grundes für dieſe Einſchiebung ſetzen. Daß der Wohlklang dadurch gefördert werde, iſt eine ganz leere Einbildung. „Theilnahmslos“ klingt nicht blos nicht beſſer, ſondern ſchlechter als „theilnahmlos.“ Wollen wir „rückſichtslos“ ſagen, unter dem Vorwande, daß gerade das l hinter dem t übel klingt, dann müſſen wir auch „lichtslos“ ſagen ſtatt „lichtlos.“ Das klingt aber, wenn mir recht iſt, abſcheulich.

In Glocker's „Mineralogie“ S. 185 fand ich das Compoſitum „Formsähnlichkeit“ gedruckt. Eine unleidliche Bildung, aber ich wüßte nicht, was die Liebhaber und Vertheidiger des eingeſchobenen s conſequenter Weiſe dagegen einwenden könnten?

Auch des Mißbrauchs, Verbalwurzeln mit Endſilben zu verbinden, welche nur zu Subſtantiven paſſen, „reglos,“ „ſchadlos“ iſt hier zu gedenken. Ein Feuilletoniſt führte kürzlich Beiſpiele dieſes Mißbrauchs aus meinen eigenen Werken an; ich benutze die Gelegenheit, zu bemerken, daß ich mir die Mißbildungen „ſchadlos,“ „reglos“ allerdings in früherer Zeit, durch das metriſche Bedürfniß veranlaßt, einigemal entſchlüpfen ließ, dieſelben aber in den neueren Auflagen meiner Dichtungen längſt völlig ausgemerzt habe.

Ein recht drolliges Ding, über das ich mir ſchon manchesmal den Kopf zerbrochen, iſt unſer Compoſitum „Helfershelfer.“ Was ſoll das eigentlich heißen? Der Helfer des Helfers? alſo einer der dem Helfer beim Helfen hilft? Oder ſoll man's für eine Art von Reduplication nehmen, die zur Verſtärkung des Begriffs dient, wie Aehnliches in verſchiedenen Sprachen vorkommt? Sei dem wie immer, wir können das wunderliche Wortgebilde entbehren und reichen völlig aus mit dem einfachen „Helfer“.

Eine merkwürdige Denkträgheit verräth ſich in gewiſſen corrumpirten Wortformen, in welchen ſtatt des urſprünglichen, ſeltener gebrauchten Wortes ein anderes, gebräuchliches, des ähnlichen Klanges wegen kurzweg in derſelben Bedeutung gebraucht wird. So ſagen wir z. B. „ſchlecht und recht“, was ohne allen Zweifel „ſchlicht und richt“ lauten müßte. „Richt“ entſpricht dem lateiniſchen rectus = „gerade“; „ſchlicht“ bedeutet ebendaſſelbe: ſchlichtes Haar iſt gerade herabhangendes Haar, ohne Künſtelei und Lockengekräuſel. Iſt es nicht arg, daß der Deutſche, vielleicht nur weil ihm, wie es ſcheint, das klangloſe **e** mundgerechter und bequemer iſt als das **i**, ein Wort wie „ſchlicht“ in „ſchlecht“ corrumpirt, obgleich dies letztere Wort ſchon ſeine beſtimmte Bedeutung hat? Wie kommt es dazu, ganz fälſchlich auch in der Bedeutung jenes andern gebraucht zu werden? Wäre es nicht ein wahres Verdienſt der Schriftſteller, wenn ſie den Muth hätten, mit jener corrumpirten Form zu brechen und zu ſchreiben „ſchlicht und richt“?

Die Neigung des Deutſchen, bei den Worten mehr auf den Klang als auf die Bedeutung zu achten, verräth ſich auch in der Naivetät, mit welcher er Fremdwörter in ähnlich klingende deutſche Worte von himmelweit verſchiedener etymologiſcher Bedeutung umſetzt, und ſo z. B. aus dem griechiſchen μιλτο, einen „Mehlthau“, aus δύναυος (gemeiner

Handwerker) einen „Böhnhaſen“, aus dem indiſchen markata (Affe) eine „Meerkatze“ gemacht hat. Da man hier bei den Worten „Mehl“, „Haſe“, „Meer“ unbedingt nichts denken darf, ſind ſolche faſt kindliche Wortbildungen nicht geeignet, die Gedankenloſigkeit überhaupt zu befördern?

Auch aus heimiſchen Sprachelementen zuſammengeſetzte Wörter erſcheinen oft ſinnlos, weil ſie entweder in ähnlicher Weiſe wie die eben angeführten Fremdwörter verdeckt ſind, oder die zu Grunde liegende Bedeutung längſt verloren gegangen iſt. Unſer „Maulaffe“ iſt offenbar kein Affe, ſondern einer der das „Maul“ offen hat; unſer „Oelgötze“ hat nichts mit dem Oel zu thun, ſondern iſt corrumpirt aus „Elgötze“, von dem althochdeutſchen Ella, „die Fremde“, ſo daß alſo ein unbehilflicher Menſch mit einem ausländiſchen Götzen, den man ſich gerne als ungeſchlacht und ſeltſam vorſtellen mag, verglichen wird. (Siehe Blumenthal's Monatshefte 1876, 6. Heft.) Es geht noch an, wenn wir „Sündflut“ ſchreiben ſtatt „Sintflut“, denn „Sündflut“ hat doch einen vernünftigen Sinn für uns, aber wir gerathen ſogleich ins Bodenloſe, wenn wir uns einfallen laſſen, bei „blutjung“, „blutarm“, „blutwenig“ an Blut, bei „Hageſtolz“ an Stolz, bei „blitzblau“ an den Blitz, bei „Keuſchlamm“ an die Keuſchheit und an ein Lamm zu denken.

Nun kommt freilich der gelehrte Sprachhiſtoriker und ſagt uns „blut“ iſt in jenen Zuſammenſetzungen ſo viel wie „bloß,“ „nackt“; „Hageſtolz“ iſt ein Junggeſelle, von „Stolze“ — Diener, Gefährte, Geſelle, und „hage“ bedeutet „groß“, alſo ein gewöhnlicher, nicht verheiratheter Knecht, Burſche, Junge, Garçon. Er wird uns ferner ſagen: „blitzblau“ und „gritzegrau“ ſind Superlative, durch eine Art von Reduplication gebildet. Ganz recht. Das Irrationale wäre hier aus der Sprechform ſelber hinwegdemonſtrirt. Wenn es ſich nur ebenſo leicht aus dem Bewußtſein und der Auffaſſung des ſprechenden Volkes verbannen ließe! Es bleibt doch immerhin fatal, daß bei dieſen Wortbildungen der Irrthum gar ſo nahe und die Erklärung ſo fern liegt.

Es gibt keinen deutſchen Poeten, der nicht bisweilen klagte, daß er „mutterſeelenallein“ iſt. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie gerade die „Mutterſeele“ dazu kommt eine ſo ganz beſondere Prärogative des Alleinſeins zu beſitzen?

„Flöten gehen“ — „zu Paaren treiben“ — „ſteinreich“ — „kreuzhagelvoll“ — „Backfiſch“ — „Strohwittwe“ — „Spiegelfechterei“ — „Windsbraut“ — „mit Kind und Kegel“ — papageienmäßig ſprechen wir dieſe Ausdrücke einander nach, ohne uns darüber eine vernünftige Rechenſchaft zu geben.

Ohne den mindeſten Anſpruch, irgend etwas dabei denken zu wollen, gebrauchen wir ſprichwörtliche Redensarten vom Schlage der folgenden:

„Auf den Hund kommen“ — „in die Pfanne hauen“ — „Streit vom Zaun brechen“ — „über den Löffel barbieren“ — „einem einen Bären aufbinden“ — „etwas über den grünen Klee loben“ — „lügen wie ein rother Hund“ — „das geht noch über das Bohnenlied“ — „da liegt der Haſe im Pfeffer“ u. ſ. f.

Ueber den Urſprung dieſer Redensarten ſind die Gelehrten ſelbſt nicht einig. Meiſt werden ſie auf dieſe oder jene

Anekdote zurückgeführt, die längſt verſchollen und vergeſſen, oder auch — wer weiß? — von irgend einem ſinnreichen Forſcher zu dieſem Behufe erſonnen iſt. — Aber lohnt es ſich denn überhaupt, das vertrackte Zeug zu verſtehen? Wenn mich ein Ausländer fragt: Was will das eigentlich ſagen, „über den Löffel barbieren?“ ſoll ich ihm eine alte, vielleicht läppiſche Anekdote erzählen, um ihm dies zu erklären und mich von ihm auslachen laſſen, wenn er ſieht, daß der Deutſche ſich Jahrhunderte lang mit wunderlichen, unſinnigen Redensarten ſchleppt, die auf alte, längſt vergeſſene Anekdoten zurückzuführen ſind?

Ich ſehe die gelehrten Herren, denen Alles, was ſich auf ſprachgeſchichtlichem Wege nur irgendwie erklären läßt, als heilig und unantaſtbar gilt, die Köpfe ſchütteln. Aber ich wünſchte über dieſe geſchüttelten Köpfe hinweg mich durch dieſe Zeilen mit meinen ſchriftſtelleriſchen Collegen direkt zu verſtändigen. Warum ſoll ſich der Schriftſteller nicht einem Deputirten vergleichen dürfen, der ja auch über die Köpfe der Rechtsgelehrten hinweg Geſetze gibt?

Die ſchönſten Erklärungen und die gründlichſten Auseinanderſetzungen Derjenigen, die da glauben, ein an ſich richtiges Princip umſtoßen zu können, wenn es ihnen etwa gelingt, nachzuweiſen, daß das eine oder andere der angeführten Beiſpiele nicht glücklich gewählt iſt, werden an der Thatſache nichts ändern, daß es im Deutſchen eine erkleckliche Anzahl von Ausdrücken, Formen, Zuſammenſetzungen und Redensarten gibt, die entweder von Hauſe aus nicht rationell gebildet, oder verderbt ſind, oder bei welchen die urſprüngliche etymologiſche Bedeutung der

Beſtandtheile mit der gegenwärtigen in einem für die logiſche Klarheit und Durchſichtigkeit der Sprache bedenklichen Gegenſatze ſteht, und daß an vielen dieſer Bildungen ſich zwar kaum mehr rütteln läßt, bei anderen aber es dem Schriftſteller noch immer möglich iſt, entſchieden Falſches oder Abſurdes durch Nichtgebrauch in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen, und Correctes, Vernünftiges, dem lebendigen Sprachgefühl Gemäßes an ſeine Stelle zu ſetzen. Lege nur Jeder dies Prinzipielle ſich nach ſeinem Sinn zurecht und gebe er ihm praktiſche Folge.

Eine Bitte an unſere Volksſchullehrer.

Ich bin immer der Meinung geweſen, daß der Poet und Schriftſteller auf das Organ ſeiner Kunſt, die Sprache, etwas halten müſſe, wie der Muſiker auf ſein Inſtrument etwas hält, und bedacht iſt, es reingeſtimmt zu erhalten. Immer bereit, mich in dieſer Beziehung zurechtweiſen zu laſſen — denn wer, und inſonderheit welcher Oeſterreicher, hätte nicht immer noch etwas zu lernen, wenn es ſich um reines, gutes, correctes Deutſch handelt? — habe ich die Gewohnheit, auch meinerſeits zuweilen ein Wort, das mir juſt auf der Zunge liegt, zu Gunſten der lieben Mutterſprache zu ſagen, kann ich es, um bei obigem Gleichniß zu bleiben, nicht unterlaſſen, dann und wann ein wenig an einer Saitenſchraube unſeres gemeinſamen Inſtrumentes zu drehen, wenn ich finde, daß darauf zu viel geſtümpert wird und es in Folge deſſen verſtimmt iſt —

Man hat die Zeitungen als die Schule der Sprachverderbniß angeklagt, und die Journaliſten ſelbſt ſind immer bereit geweſen, ſich in dieſer Beziehung anzuklagen, alle Schuld auf Rechnung der großen Eile ſetzend, in welcher ſie arbeiten müſſen.

Und doch möchte ich die Zeitungen nicht allzuſcharf in dieſem Sinne verurtheilen. Es muß anerkannt werden, daß gerade in den Zeitungen namentlich im Feuilleton, viel ſorgfältig Ausgearbeitetes, ſtiliſtiſch Gediegenes geboten wird, und der Durchſchnitts-Bücherſtil iſt nicht beſſer, iſt vielleicht ſchlechter als der Stil unſerer namhafteren Blätter.

In dem Punkte der Nachläſſigkeit alſo und der eigentlichen Sprachſchnitzer möchte ich für diesmal auf die Mitſchuld der Tagespreſſe kein allzugroßes Gewicht legen, und wenn ich durchaus bei dieſer Gelegenheit auch ihr einen Vorwurf machen ſoll, ſo möchte ich ihr ſtatt desjenigen, den man ihr alle Tage macht, und den ſie ſich ſelber macht, lieber einen andern machen, auf welchen ſie wahrſcheinlich gar nicht gefaßt iſt. Ich möchte nämlich ſo im Vorbeigehen es einmal ſonderbar, höchſt ſonderbar finden, daß unſere Blätter, dieſelben, die doch alle mehr oder weniger, dem realiſtiſchen Zuge der Zeit folgend, ſich gegen die claſſiſchen Studien und die todten Sprachen ereifern, ja nicht ſelten mit den längſten Artikeln die Nothwendigkeit, Latein und Griechiſch endlich aus den Gymnaſien zu verbannen, beweiſen — daß dieſe fort und fort, ja mehr und mehr in einer Sprache ſchreiben, die es thatſächlich nur den Kennern des Lateiniſchen und Griechiſchen, und aller modernen Culturſprachen obendrein, möglich macht, ſie zu leſen und zu verſtehen.

Wie man vor Zeiten die Bibel den Chriſten zwar als das Wort Gottes und als den Inbegriff deſſen, was der Menſch wiſſen darf und glauben ſoll, hinſtellte, ihnen aber nicht geſtattete, dieſelbe in einer gemeinverſtändlichen Sprache zu leſen, ſo wollen heutzutage die Zeitungen zwar als das Evangelium der modernen Zeit betrachtet werden, entziehen ſich aber dem Verſtändniß der profanen Menge durch eine Art weltlicher Ritualſprache, welche nur den Eingeweihten verſtändlich iſt.

Und doch wird von mancher Seite wieder behauptet, man wolle den gemeinen Mann zur Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten heranziehen; auch wünſcht in der That der Nichtſtudirte, der Gewerbs- und Geſchäftsmann, ſagen wir gerade heraus das Volk, nicht ohne Kunde zu leben von dem, was in der Welt und im conſtitutionellen Staat vorgeht. Nun möchte ich aber wiſſen, wie viele Jahre der arme Tropf, der kein Griechiſch und kein Latein verſteht, wohl braucht, um ſein Localblatt verſtehen zu lernen, und ſich bei dem Kauderwelſch von Velleitäten und Incompatibilitäten, von Perhorrescirungen, Reactivirungen und Approviſionirungen, Meliorationen und Sanirungen, bei den peremptoriſchen Enunciationen, bei den opportunen und nicht opportunen Compromiſſen, bei den irrelevanten und minimalen Details, bei den Poſtulaten und Momenten, den Itransigenten und Irredenten, bei Chauvinismus und modus vivendi und hundert andern ſchönen Sachen, die ihm nicht etwa hier und da, ſondern in jeder Zeile begegnen, überhaupt etwas, und nun gar das Rechte zu denken?

Und bei dieſer Sprache, welche die Zeitungen reden, will man die alten Sprachen aus dem Gymnaſium verbannen? Im Gegentheil, man wird das Studium derſelben in die Volksſchule einführen müſſen!

Die Sprache, welche unſere Zeitungen reden, iſt übrigens dieſelbe, welcher ſich unſere Volksvertreter bedienen; ja ich möchte behaupten, die eigentliche Münzſtätte für all' die Fremd- und Neuwörter, von welchen die Zeitungen wimmeln, iſt — in den Rednerbühnen der „Landſtuben" und Reichs-„Kammern" zu ſuchen. Auf dieſen Rednerbühnen dünkt ſich jeder um ſo klüger, glaubt um ſo größer und impoſanter dazuſtehen, je entſchiedener er ſeine biedern Collegen auf der Bauernbank zwingt, ihn mit offenem Munde, ſtatt mit offenen Ohren anzuhören. Ein rechter Volksvertreter ſtellt ſich immer ſo, als glaube er vor einer Verſammlung von Staatsmännern, Juriſten, Nationalökonomen und Finanzgelehrten zu ſprechen — was durchaus nicht der Fall; ſo ſchmeichelt er ſcheinbar den minder Gelehrten durch die hochgelehrte Sprache, die er mit ihnen ſpricht, während er ſie im Stillen zu beſchämen hofft, und jedenfalls verblüfft er mit unverſtändlichen Reden mehr Zuhörer, als er mit verſtändlichen überzeugt.

Drollig aber iſt's, wenn ein Kämpe des Deutſchthums auf der Tribüne ſteht, und in den gewählteſten lateiniſchen und franzöſiſchen Ausdrücken jammert, die deutſche Sprache ſei in Gefahr! Ach Gott, die deutſche Sprache kommt nicht dadurch in Gefahr, daß die Czechen und Magyaren nicht genug deutſch lernen wollen, ſondern dadurch, daß es auch die Deutſchen nicht wollen!

Wie der Prieſter am Altare, der Juriſt auf der Tribüne, ſo ſpricht auch der dritte Facultätsgelehrte, der Arzt, am liebſten griechiſch und lateiniſch, und wenn er nicht anderswo Gelegenheit findet, ſo thut er es wenigſtens in den Todtenliſten der Zeitungen — namentlich in kleineren Städten — indem er ſtatt der alltäglichen und Jedermann bekannten Benennungen von Krankheiten häufig ein fußlanges, halsbrecheriſch gelehrt klingendes Fremdwort gebraucht. So kommt es, daß zuweilen der Laibacher oder Marburger oder Leobner nicht erfahren darf, ſein Mitbürger Mayer ſei an einer Gedärm- oder Lungenentzündung, oder deſſen Kind an Fraiſen geſtorben, ſondern dieſe Thatſache durch Gebrauch geheimnißkrämeriſcher Worte wie Gastroenteritis, Pneumonia, Eklampsia infantum vertauſcht wird. So kommt es ferner, daß z. B. bei einer Frau, von welcher es während ihrer langwierigen Krankheit immer geheißen, daß ſie an einer Knochenerweichung litt, hernach „Osteomalacie“ als Todesurſache in der Zeitung angegeben iſt, was zur Folge hat, daß die hinterlaſſenen Angehörigen in eine peinliche Verlegenheit gerathen und die Nachbarn bedenklich die Köpfe ſchütteln; denn es muß doch keine ganz honette Art von Krankheit ſein, deren wirklichen, ſeltſam genug klingenden Namen man früher ſo ſorgfältig verheimlicht hat!

Es wäre übrigens kein ſo übler Gedanke, wenn die Aerzte gerade für die Todtenliſten den Gebrauch der „todten Sprachen“ beſonders geeignet fänden. Aber unſere Gelehrten tragen die Eierſchale ihres Schullateins allenthalben, auch wo es weniger paßt, auf dem Rücken mit ſich herum, und noch immer lebt mir jener Gelehrte in heiterer Erinnerung, der auf der letzten Naturforſcher-Verſammlung zu Graz einen Vortrag über den Säuferwahnſinn hielt und dabei durchweg ſtatt „der Säufer“ ſein ſäuberlich „der potator“ ſagte!

Ich habe die beſſere Journaliſtik von der Hauptſchuld an der deutſchen Sprachverderbniß losgeſprochen; muß aber hinzufügen, daß in jenem Theil der Zeitungen, welcher ſich der redactionellen Verantwortlichkeit entzieht, die eigentlichen Sprachſchnitzer und Provinzialismen ärger als ſonſt irgendwo ihr Weſen treiben. Ich meine den Inſeratentheil. Steht auf der Sonnenſeite der beſſeren Tagesblätter nur hauptſächlich die ausländiſche Wortflora in allzu üppiger Blüte, ſo wachſen auf der genannten Kehr- und Nachtſeite derſelben die eigentlichen ſprachlichen Giftbeeren und Giftpilze.

Giftpilze? Ja wohl! Giftbeeren und Giftpilze für den gemeinen Mann, der das Geſunde und Genießbare von dem Ungeſunden und Giftigen nicht zu unterſcheiden vermag, dem Alles Achtung einflößt, was er ſchwarz auf weiß findet, und der da glaubt, er bewege ſich ganz und gar auf dem Boden der Schriftſprache, wenn er Ausdrücke gebraucht, die alle Tage gedruckt in der Zeitung ſtehen, wär's auch nur im Inſeratentheil.

Nur der Ueberzeugungskraft der Inſerate iſt es zuzuſchreiben, wenn heutzutage ſelbſt der gebildete Steiermärker ſich ganz entſchieden nicht mehr mit polirten Möbeln begnügt, ſondern durchaus „politirte" haben muß. Wie lange kann es denn noch währen, bis auch die „bereits neuen Röcke" aus dem Dialekt der Grazer Inſerate in die Schriftſprache aller gebildeten Steiermärker übergegangen ſein werden? Iſt doch auch ein anderer Lieblingsausdruck der Grazer Inſeratenſprache, das liebliche Wörtchen „Anwurf" (ſtatt Vorwurf) — von welchem in dieſer Bedeutung kein deutſches Wörterbuch etwas weiß — nun allmälig ſchon zu der Ehre gelangt, aus dem Munde ſteieriſcher Abgeordneter im Reichsrathe vernommen, aus der Feder ſteieriſcher Publiciſten hie und da einmal in einem Wiener Blatte gedruckt geleſen zu werden!

Wenn es unſere Polizeibehörden künftig auf ſich nehmen wollten, die Blätter dann und wann wegen grober Vergehen gegen die Sicherheit der deutſchen Sprache zu confiſciren, ſo würden ſie ſich ein noch größeres Verdienſt um die menſchliche Geſellſchaft erwerben als gegenwärtig. Da ſie es aber nicht thun werden, ſo ſollten meiner Meinung nach, um die Sprache vor der wachſenden Verderbniß durch das provinzielle Inſeratendeutſch zu bewahren, und des öffentlichen literariſchen Anſtandes halber, die Adminiſtrationen der Zeitungen wenigſtens in den ſchlimmſten Fällen eingreifen und entſchieden Incorrectes kurzweg durch das Correcte, der Schriftſprache Angemeſſene erſetzen. Ich glaube nicht, daß der Inſerirende einen Proceß gegen das Blatt anſtrengen würde — und noch weniger, daß er ihn gewinnen würde — wenn die waltenden Mächte des Inſeratentheils ſich vermaßen ihm ſeine „politirten“ Möbel in polirte, ſeine „bereits neuen“ Röcke und Stiefel in faſt neue, ſeine „ſtaunend billigen“ Siebenſachen in erſtaunlich billige zu verwandeln.

Wie ſchwer es übrigens den Redactionen fallen muß, im redactionellen Theile der Blätter bei den Artikeln aus hundert verſchiedenen Federn den Stil auch nur in dem Maße, als es der Fall iſt, correct und gleichmäßig zu erhalten, davon kann nur Derjenige ſich eine Vorſtellung machen, der einmal Gelegenheit gehabt, eine größere Anzahl von literariſchen Manuſcripten durch ſeine Hände gehen zu laſſen.

Vor einigen Jahren, bei Gelegenheit der Ausſchreibung eines Preiſes durch ein Wochenblatt, ſah ich mich, als einer der Preisrichter, in die Zwangslage verſetzt, einige Dutzend meiſt langathmiger Novellen durchzuleſen.

Da machte ich eine ſeltſame Bemerkung. Ich konnte mich nicht genug wundern über die zahlreichen Sprachſchnitzer, welche mir in dieſen Manuſcripten überall aufſtießen, auch in ſolchen, die ſonſt nicht eben nachläſſig und von Leuten geſchrieben waren, denen man weder Talent noch Bildung abſprechen konnte. Es waren aber gewiſſe Fehler, die immer und überall wiederkehrten, Fehler von der Art, wie man ſie höchſtens in den Heften nachläſſiger Schulknaben zu finden glauben würde.

Iſt es denkbar, daß dergleichen Schnitzer in den Manuſcripten dichtender Jünglinge und Männer noch immer vorkamen, wenn ſie in den Heften der Schulknaben gehörig ausgemerzt worden wären?

Je mehr ich die Sache in Erwägung zog, deſto entſchiedener mußte ich mir ſagen, der Hebel zu einer gründlichen Beſſerung in dieſer Beziehung ſei nirgendwo anders als in der Schule anzuſetzen.

Wir ſind doch ſtolz auf unſere Schulen! Wie kommt es, daß ſie in dieſem Punkte keine beſſeren Reſultate erzielen?

Man klagt, daß die Schüler der Mittelſchulen überbürdet ſind. Vielleicht ſind es die der Volksſchulen nicht weniger. Es wird da vielleicht zu viel, zu vielerlei gelehrt, Manches, wofür das kindliche Gehirn noch nicht Windungen genug beſitzt, und was den deutſchen Sprachunterricht anlangt, ſo bewegt er ſich vielleicht zu ſehr in einem abſtracten Formelweſen, das nicht Zeit genug übrig läßt für das Nothwendigſte: die ſtrenge und feſte Einübung des richtigen Gebrauchs der Mutterſprache.

Der leichte Franzoſe, der heißblütige Italiener ſind gewiß keine Pedanten, aber ſie halten ſtreng auf die Reinheit und Correctheit der Sprache. Es wird alſo keine Pedanterei, keine engherzige Schulmeiſterei ſein, zu verlangen, daß auch im Deutſchen der wunderbare Bau, den die unbewußte Logik des Sprachgefühls geſchaffen, nicht durch willkürliches, gedankenloſes und läſſiges Gebahren verwüſtet werde. Warum ſollte gerade in unſerer Sprache ein regelloſes, unſicheres Schwanken aller Sprachformen platzgreifen, von welchem andere gebildete Völker ſich frei zu halten wiſſen?

Die Schule kann in dieſem Punkte nicht Alles, und nicht Alles auf einmal leiſten. Es würde ſich empfehlen, um den praktiſchen Zweck lieber theilweiſe als gar nicht zu erreichen, eine beſtimmte Anzahl der häufigſten Sprachfehler herauszugreifen, und vorläufig auf Beſeitigung dieſer mit allem Ernſte und aller Energie in der Schule hinzuarbeiten.

Da aber nun die häufigſten Sprachſchnitzer natürlich auch ſchon am öfteſten gerügt worden ſind, ſo iſt es im Grunde eine große Trivialität, davon zu reden. Aber ſo lange nicht blos keine Abnahme eben dieſer Fehler zu ſpüren iſt, ſondern dieſelben ſogar immer üppiger wuchern, iſt es Pflicht für Jeden, dem die Mutterſprache kein leerer Schall, den Schwankungen und Regelloſigkeiten derſelben mit jener Entſchiedenheit entgegenzuwirken, mit welcher, wie geſagt, andere gebildete Völker ihre Sprachformen feſtſtehend, logiſch und rein zu erhalten ſuchen.

Und ſo ergeht denn an Euch, ſehr werthe und geehrte Meiſter unſerer Schulen, die Bitte: Ihr möchtet, da nicht zu verlangen, daß Ihr die geſammte Sprachwildniß auf einmal ausrodet, zunächſt und vorläufig Euch mit der gründlichen Ausreutung der folgenden, beſonders häufigen und tief eingewurzelten Sprachunkräuter befaſſen:

Erſtens ſeid gebeten, die fehlerhaften Beugungen der Zeitwörter, zumal des Imperativs, bei Euren Schülern ſtreng zu verpönen, ihnen immer und immer wieder einzuſchärfen, daß man nicht „komme" ſagen ſoll, ſondern „komm", nicht „gebe", ſondern „gib", nicht „nehme, ſehe, vergeſſe, empfehle, trete, eſſe, helfe, berge, ſchelte", ſondern „nimm, ſieh, vergiß, empfiehl, tritt, iß, hilf, birg, ſchilt"; desgleichen ſie wiederholt und eindringlich zu warnen vor andern fehlerhaften Zeitwortformen, wie „haltet" ſtatt hält, „rathet" ſtatt „räth", „ſiedete" ſtatt ſott.

An zweiter Stelle empfehle ich Eurer wachſamen, nachſichtsloſen Strenge die bekannte ſchnöde Verwechslung der Fürwörter am und auf. Sollte es denn unmöglich ſein, werthe und geehrte Herren, der lieben Jugend es fürs ganze Leben gehörig einzutrichtern, daß der nun ſchon überall zu hörende, überall zu leſende Ausdruck „am Lande" ein grober Schnitzer iſt und bleibt? Iſt es unmöglich, daß Ihr ſie den Unterſchied feſthalten lehrt zwiſchen „am Wege" und „auf dem Wege", „am Berge" und „auf dem Berge"? daß Ihr ihnen auf Nimmervergeſſen begreiflich macht, es ſei eine ganz verſchiedene Sache, am Fenſter und auf dem Fenſter, am Tiſche oder auf dem Tiſche, am Altare oder auf dem Altare zu ſtehen? —

Man hört ja ſogar auch ſchon ſagen: „am Stadtpark"!! —

Was helfen uns die pompöſen Schulpaläſte, die man in unſeren Tagen errichtet, wenn man darin nicht einmal lernt, daß man „komm“ und „ſieh“ ſagt und „auf dem Lande?“

Die dritte große Warnungstafel iſt aufzuſtellen vor den immer mehr graſſirenden falſchen Endungen nach Vorwörtern: „wegen dir“ — „ohne dir“ — „ſtatt dir“ u. ſ. w. Sollte ſich dagegen gar nichts mehr thun laſſen? —

Und endlich: Soll der deutſche Sprachgenius wirklich ohnmächtig ſein jenem fatalen „würde“ gegenüber, jenem würde in Verbindung mit wenn, oder nach den Ausdrucken der Grammatik: „jenem umſchriebenen Conditional“ im bedingenden Satze, welcher correcter Weiſe nur im bedingten ſeine Stelle hat? „Wenn ich wiſſen würde, daß er zu Hauſe iſt, ſo ginge ich zu ihm!“ „Wenn er das nicht ſehen würde, ſo müßte er blind ſein! „Wenn einer ihn ermorden würde —“ Oder gar an die Spitze des Satzes geſtellt: „Würde der Berg unmittelbar aus der Ebene aufſteigen, ſo würde er noch größer erſcheinen! „Würde ich Zeit haben, ſo u. ſ. w.“ Oder im Wunſchſatze: „Würdeſt du ihn nur kennen!“ „Ach, würdeſt du mich doch mehr lieben!“ — Gefällt Euch das? Wirklich? Und meint Ihr, es ſei nicht einzuſehen, warum die umſchriebene Form des Conjunctivs der halbvergangenen Zeit nicht überall für die einfache ſollte ſtehen können? Ei, dann weiß ich nicht, warum man z. B. nicht auch ſagen ſollte: „Er hatte gehört, daß ein Todter in der Straße liegen würde — ſtatt „läge“. Nach ein paar Jahrzehnten wird es auch wohl nicht mehr angehen mit Schiller zu ſingen:

„O daß ſie ewig grünen bliebe,
Die holde Zeit der jungen Liebe!“

ſondern man wird lieber ſagen:

„O daß ſie ewig grünen bleiben würde —“

Die angeführten Beiſpiele, namentlich die letzteren, dürften doch wohl beweiſen, daß die einfache Form des Conditionals und die Umſchreibung mit „würde“ nicht völlig gleichwerthig ſind, daß ein feiner Unterſchied ihrer Bedeutung herauszufühlen iſt, man alſo Diejenigen nicht kurzweg abweiſen darf, welche behaupten, daß das „würde“ nicht im bedingten, wohl aber im bedingenden Satze ihrem Sprachgefühle zuwider iſt.

Dieſe umſchreibende Form des Conditionals im bedingenden und im Wunſchſatze, die man in der ganzen Entwickelungszeit unſeres Hochdeutſch von Luther an, ſowie in unſerer claſſiſchen Literaturzeit, nur ein paar mal, in höchſt vereinzelten Fällen, findet, iſt ſeit etlichen Jahren bei Vielen zur förmlichen Lieblings- und Modeſache geworden. Man trifft ſie in allerneueſter Zeit ſogar ſchon bei Solchen, die ſich im Uebrigen eines guten Stils befleißigen. Ich gehöre nun keineswegs zu Denjenigen, welche der Sprache das Recht der vernünftigen Fortbildung oder Bereicherung aberkennen wollen; aber ich werde gegen jede Neuerung ankämpfen, welche nicht auf Verſchönerung und Bereicherung, ſondern auf Verhäßlichung oder Verkümmerung und Verarmung der Sprache hinausläuft. Jene beliebte Umſchreibung mit „würde“ iſt nicht ſchön: ſie klingt in vielen Fällen eher ſchleppend und ſchwerfällig; und ſie trägt bei zur Verkümmerung, Verarmung der Sprache: denn durch den reißend überhandnehmenden Gebrauch der umſchriebenen Form wird die urſprüngliche, einfache, ſchöne, organiſche Form des Conjunctivus Imperfecti immer mehr vernachläſſigt und außer Cours geſetzt. Der Teufel kann dem Kreuze nicht ſorgfältiger ausweichen, als viele heutige Schriftſteller einem „ſpänge", „höbe", „grübe", „ginge", „zöge". Das iſt eine poſitive Schädigung der Sprache — eine Preisgebung ihres Formenſchatzes — eine Verſtümmlung ihrer Glieder. Wir beklagen ſeit der Blüthezeit des Mittelhochdeutſchen den Verluſt ſo mancher ſchönen, lebendigen Sprachform; ſollen wir nun auch dieſe verlieren und uns mit der ſchwerfälligen Umſchreibung begnügen? —

Dies alſo wären, geehrte Herren Volksſchullehrer, vorläufig die hauptſächlichen Punkte, in Beziehung auf welche ich Euch bitten wollte, kräftig Eures Amtes zu walten. Iſt es zu viel verlangt? In drei bis vier Jahren läßt ſich ja doch etwas ausrichten. Vielleicht bleibt Euch ſogar noch einige Zeit übrig, beſonders klugen und fleißigen Schülern einige der häufigſten „Auſtriacismen" als ſolche zu kennzeichnen, ihnen einzuprägen, daß man in guter deutſcher Sprache nicht ſchreibt: „der Gefertigte" (ſt. der Unterzeichnete), „beiläufig" (ſt. ungefähr), „an oder auf etwas vergeſſen", „ſich anfragen", „einbegleiten", „angezeigt" (ſt. angemeſſen), „ein ſicherer" (ſt. ein gewiſſer), „ſich verkühlen" (ſt. ſich erkälten), „diesfällig" und „diesbezüglich", „nachdem" in der Bedeutung von da oder weil, „ämtlich, ſtichhältig, beanſtänden" (ſt. amtlich, ſtichhaltig, beanſtanden), „Perſonale, Locale, Materiale" (ſt. Perſonal, Local, Material). Gelegentlich könnt Ihr ihnen auch das Unſinnige gewiſſer

Rede- und Schreibweiſen zu Gemüthe führen, „wie aufs gerade Wohl“ (ſt. aufs Gerathewohl). Ja, mit einigen beſonders drolligen Wendungen könntet Ihr die verſtändigeren Jungen ſogar erheitern und beluſtigen, wie z. B. mit der bekannten Theaterreferenten-Phraſe von der „ſelten ſchönen Stimme“ einer Sängerin — was ein Lob ſein und ſoviel bedeuten ſoll als eine Stimme „von ſeltener Schönheit“; ſo daß demzufolge auch ein „ſelten nüchterner Menſch“ ein Menſch von „ſeltener Nüchternheit“ wäre.

Für einen ausführlicheren „Antibarbarus,“ d. h. eine Ueberſicht der vorkommenden fehlerhaften, ſowohl grammatiſchen als ſyntaktiſchen Wendungen wäre Platz in den höheren, den Mittelſchulen. Und es ſollte an einem ſolchen nicht fehlen! Denn die bloße Lehre des Correcten allein führt nicht zum Ziele: das Fehlerhafte muß in der Schule nicht blos vorkommenden Falls corrigirt werden, ſondern es iſt im Voraus deſſelben Erwähnung zu thun, ausdrücklich darauf hinzuweiſen und immer von Neuem davor zu warnen. Die Regel ſollte ſtatt: Sage „hält“! wirkſamer lauten: Sage nicht „haltet“ — ſondern „hält“! — Es iſt in der Grammatik wie in der Ethik beſſer, das Gebot in die Form eines Verbotes zu kleiden, und ſchon in den Geboten Moſis heißt es anſtatt: „Schone das Leben deiner Mitmenſchen,“ kräftiger und eindringlicher: „Du ſollſt nicht tödten“.

Zur Erwiderung in Sachen der Mutterſprache.

Als ich die „*Bitte an unſere Volksſchullehrer*“ in P. K. Roſeggers „Heimgarten“ veröffentlicht hatte, erging es mir wie einem Abgeordneten nach einer wirkſamen Parlamentsrede. Man beglückwünſchte mich, man drückte mir die Hand, viele verſicherten mich, ich hätte ihnen aus der Seele geſprochen. Was aber das Schönſte: ein Blatt ſprach mir namentlich ſeine *volle Zuſtimmung* aus in Betreff meiner Bemühungen zur „*Elimination der Fremdwörter!*“ —

Seine volle Zuſtimmung zur „Elimination“ der Fremdwörter! So ſtand es wörtlich gedruckt.

Spiegelte ſich in der ſprachlichen Form dieſer Zuſtimmung nicht ſo recht das Schickſal meines Aufſatzes im Allgemeinen: theoretiſche Anerkennung und praktiſche Erfolgloſigkeit? —

Auf praktiſchen Erfolg hatte ich übrigens von vornherein wenig gerechnet. Ich hatte mir nicht eingebildet, daß die „politirten Möbel“ und die „bereits neuen“ Röcke aus den Inſeraten der Localblätter verſchwinden würden; ich hatte nicht verlangt, daß die Grazer Frau Mama nicht mehr mit ihrer Tochter „am“ Stadtpark ſpazieren gehen ſollte; ich hatte nicht einmal gehofft, etwas dazu beitragen zu können, um die Ehre der bedauernswerthen Sängerinnen mit der „ſelten ſchönen“ Stimme zu retten. Ein wenig verblüfft hat mich blos dies, daß gerade nachdem ich dieſe Recenſenten-Redensart von der „ſelten ſchönen Stimme“ durch die Bemerkung ad absurdum geführt zu haben glaubte, wenn eine Sängerin mit ſelten ſchöner Stimme eine ſolche von ſeltener Schönheit der Stimme ſei, ſo müſſe ein ſelten nüchterner Menſch ein Menſch von ſeltener Nüchternheit ſein — daß zufällig gerade da der Reporter eines Reſidenzblattes mir die Waffe aus den Händen wand, indem er es fertig brachte, den verſtorbenen Profeſſor Skoda wirklich einen — „ſelten nüchternen“ Mann zu nennen.

Der Wiederabdruck meines Artikels in der „Pädagogiſchen Zeitſchrift“, herausgegeben vom Herrn Bürgerſchuldirector Hans Trunk in Graz, war mir ein ſchätzbarer Beweis von Anerkennung in Lehrerkreiſen. Die Klagenfurter „Pädagogiſchen Stimmen“ brachten einen darauf bezüglichen Aufſatz, der auch einige höfliche Gegenbemerkungen enthielt, und ein Anonymus ſendete mir, damit jede Art von Kundgebung vertreten ſei, durch die Poſt einen Brief voll „göttlicher Grobheit“.

Ich war auf lebhafte Kundgebungen von früherer Gelegenheit her vorbereitet und gerade auch auf Widerſpruch.

Vor ein paar Jahren veröffentlichte ich in Janke's „Deutſcher Revue“ einen Artikel „über irrationale Beſtandtheile der deutſchen Sprache“, worin ich mich unter Anderem über gewiſſe wunderliche Redensarten ausließ, mit welchen wir zwar eine conventionelle Bedeutung verbinden, deren eigentlicher Sinn und Zuſammenhang aber nur den Gelehrten bekannt, oder auch nicht bekannt und ein Gegenſtand ihres Streites iſt — Redensarten, welche man gedankenlos nachſpricht, und welche daher die Gedankenloſigkeit befördern. Wir ſagen: „über den Löffel barbieren“, „in die Pfanne hauen“, „in die Schanze ſchlagen“. Was ſoll hier der Löffel, was die Pfanne, was die Schanze? Nur der Gelehrte weiß, daß Schanze hier verderbt iſt aus la chance. Eine ſolche für uns ſinnloſe Redensart iſt auch: „mit Kind und Kegel“. Was ſoll hier der Kegel? Nur der Gelehrte weiß, daß „Kegel“ im Mittelalter das Kind eines — Kebsweibes bedeutete. Wenn alſo der ehrſame Bürgersmann X. irgendwo mit „Kind und Kegel“ geweſen, ſo war er da mit ſeinen ehelichen und — unehelichen Kindern. Schönes Compliment für Herrn X.! Was ſagt ſeine legitime Frau dazu? — Als einmal die Notiz eines deutſchen Blattes: „Daraufhin gaben die Miniſter Knall und Fall ihre Entlaſſung“ von einem franzöſiſchen Blatte überſetzt wurde: „alors les ministres Knall et Fall donnèrent leur démission“, da lachten die Deutſchen. Aber die Franzoſen lachten auch, als ſie hörten, daß die Deutſchen noch viel wunderlichere Redensarten hätten, Redensarten, die ſie ſelber nicht verſtünden, geſchweige daß ein Ausländer ſie verſtehen ſollte.

Als ich nun in jenem Artikel erklärt hatte, daß ich kein Freund von unverſtändlichen Redensarten ſei und es nicht ſehr bedauern würde, wenn man dieſelben veralten und ausſterben ließe, da fing es im philologiſchen Weſpenneſt zu ſchwirren und zu ſurren an. Ein norddeutſcher Schulmann ſchrieb eine Brochüre darüber, die ich aber leider nicht zu Geſicht bekam, und die „Neue freie Preſſe" brachte einen Aufſatz, in welchem ein offenbar gebildeter und unterrichteter Mann ſich der geſchmähten Redensarten annahm. Ich hatte auch den Ausdruck „zu Paaren treiben" unter denjenigen aufgeführt, welche wir „papageienmäßig nachſprechen, ohne uns darüber eine vernünftige Rechenſchaft zu geben". Das wunderte den Verfaſſer des polemiſchen Artikels „Dieſe Redensart", ruft er aus, „iſt doch ſo anſchaulich, als man nur irgend verlangen kann. Nicht einen einzelnen Gegner, ſondern gleich mehrere in die Flucht ſchlagen — bedarf das eines Commentars?" — „Zu Paaren treiben", heißt alſo gleich mehrere in die Flucht ſchlagen? paarweiſe in die Flucht ſchlagen? Und das nennt der Gegner eine anſchauliche Redensart? Hat er ſchon einmal von paarweiſe fliehenden Feinden etwas geſehen oder gehört? — Im Uebrigen iſt „Paaren" hier verderbt aus dem altdeutſchen parno, mittelhochdeutſch barn, die „Futterkrippe". Hans Sachs ſchreibt noch „an den barn treiben", das heiß ſo viel, als Jemand zu ſeiner Krippe treiben, gleich einem Thier, das dem Stalle entflohen iſt. — Daß der Herr Verfaſſer des Artikels dies nicht wußte, iſt ſehr verzeihlich, daß er ſich aber die Redensart in ſo ſeltſamer Weiſe, wie erwähnt, zurechtlegt, ſollte ſich darin nicht ſchon etwas von jener Gedankenloſigkeit ankündigen, welche, meiner Anſicht nach, durch den Gebrauch unverſtandener, für uns alſo ſinnloſer Redewendungen gefördert wird? —

Doch um von dieſen älteren auf meine neueſten Erfahrungen zurückzukommen, muß ich geſtehen, daß die an mich gerichtete Epiſtel des Herrn Michael Ronacher in den Klagenfurter „Pädagogiſchen Stimmen“ gut und anziehend geſchrieben iſt, aber in der Höflichkeit etwas zu weit geht und den praktiſchen Einfluß meines „Donnerns“ entſchieden überſchätzt. Außerdem muß ich mich einiger Punkte halber mit ihm auseinanderſetzen. Er findet meine ſchöne Bitte doch nicht ſchön genug, und glaubt ein klein wenig von „geringſchätzender Ironie“ dahinter wittern zu ſollen. Das thut mir herzlich leid. Wenn irgend welche Ironie in meinem Aufſatz lag, ſo kehrte ſich die Spitze derſelben wahrlich nicht gegen die Schule, ſondern, offen geſtanden, gegen Diejenigen, bei welchen ich die groben Sprachſchnitzer geſchrieben und gedruckt fand, und die ich zu beſchämen glaubte, indem ich ſie gleichſam in die Volksſchule zurückſchickte. Auch ging ja meine „Bitte“ nicht eigentlich dahin, daß die Volksſchullehrer die Sprachfehler ihrer Schüler corrigiren ſollten, denn das verſteht ſich von ſelbſt und das thun ſie ja auch; ſondern ich ſagte: Da es unmöglich iſt, alles Sprachunkraut auf einmal auszureuten, wie wär' es, wenn die Lehrer zunächſt auf die häufigſten und ſchlimmſten Sprachſchnitzer ihr Augenmerk richteten und vorläufig dieſe mit aller Energie auszumerzen ſich beſtrebten? — „Auch Hamerling hat“, ſagt Herr Ronacher, „wenn auch nur kurze Zeit, doch lange genug in der Schulſtube gewirkt, daß er hätte erkennen müſſen, welche Danaidenarbeit es iſt, manche Sprachregeln dem jugendlichen Geiſte einzuprägen“. Ganz richtig, mein ſehr geehrter Herr! auch ich habe in der Schulſtube öffentlich gewirkt, und gar nicht ſo „kurze Zeit“, als Sie zu glauben ſcheinen, ſondern volle dreizehn Jahre lang, und eben die Erfahrungen, die ich bei meinem Bemühen, junge Lateiner und Griechen heranzubilden, gemacht, ſind das Motiv der Beſchränkung, die ich mir bei meiner „Bitte“ auferlegte, indem ich den Lehrern rieth, ihre Aufmerkſamkeit zunächſt nur auf das Wichtigſte und Nöthigſte, aber mit aller Strenge, zu richten. „Chi troppo abbraccia, nulla stringe“.

Gerne ſtimme ich Herrn Ronacher bei, wenn er weiterhin ſagt: „Was hilft die Schule, wenn das Kind im Hauſe wieder das Schlechte zur Regel gemacht ſieht?“ Aber ich füge hinzu: „Was helfen Schule und Haus, wenn der Knabe, der Jüngling, der Mann die Fehler, die man ihm in der Schule gerügt, in Büchern gedruckt findet, bei Schriftſtellern, die nicht einmal zu den ſchlechten gehören? Einen leidlich gut geſchulten Kopf wird die Sprache ſeiner häuslichen Umgebung nicht allzu ſehr irre machen; er weiß, daß ſie nicht die correcte iſt. Aber der Sprachgebrauch der Schriftſteller muß ihm Achtung einflößen, und wenn er bei dieſen findet, was ihm als fehlerhaft bezeichnet worden, wenn er in jeder nächſtbeſten gedruckten Erzählung auf Wendungen ſtößt, wie „komme“, „am Lande“, „wegen dir“, wie ſoll da ſein Glaube an die Regel nicht wankend werden?

„Manche incorrecte Ausdrücke“, ſagt Herr Ronacher, „ſind ſchon ſo eingebürgert, daß man Gefahr läuft, belächelt zu werden, wenn man ſie richtig ſchreibt. So verhält es ſich mit den Auſtriacismen: „einbegleiten“, „angezeigt“, „diesbezüglich“, „beanſtänden“, „der Gefertigte“, „an oder auf etwas vergeſſen“, „ſich anfragen“; dieſe Ausdrücke genießen ſchon des Ehrenbürgerrechtes". Des Ehrenbürgerrechtes? Dagegen muß ich Verwahrung einlegen. Entweder halten wir die hochdeutſche Mundart als Schriftſprache feſt und vermeiden Ausdrücke, die man in Deutſchland draußen nicht verſteht und die in keinem deutſchen Wörterbuch vorkommen, oder wir geben, ſo weit die deutſche Zunge reicht, einem Jeden das Recht, in den Local-Ausdrücken ſeiner engeren Heimat, ſeiner Provinz, ſeiner Stadt, ſeines Geburtsdorfes zu ſchreiben. Ich dächte aber, der Willkür und der Verwirrung ſei ſchon genug in unſerer Sprache, in unſerer Orthographie, in unſerer Metrik und in unſern Grammatiken ſogar, die, wie Herr Ronacher ausdrücklich klagt, in der Angabe des Correcten durchaus nicht immer einig ſind.

Recht hat wieder Herr Ronacher, wenn er bemerkt, daß von ſolchen Dingen „das Heil der Nation" nicht abhängt. Blos das Heil der **Sprache** hängt davon ab, und das iſt zwar nicht viel für den Deutſchen, aber am Ende doch etwas und der Rede werth. Dichter von durchaus nicht trockenem Weſen, von Gemüth und lebhafter Phantaſie, wie Klopſtock und Jean Paul, ſchrieben ganze Bücher in Sachen der Mutterſprache, und wer möchte die italieniſchen oder franzöſiſchen Schriftſteller Pedanten ſchelten, weil ſie an das Organ ihres Wirkens, die Sprache, ein fleißigeres Studium und eine größere Sorgfalt wenden als in der Regel wir Deutſche?

Mit der Höflichkeit der Klagenfurter Epiſtel ſteht die kurzangebundene Art des anonymen Grazer Briefes in einem charakteriſtiſchen Gegenſatze. Dieſer Anonymus, ein offenbar noch junger Mann, weiß vielleicht gar nicht, wie grob er iſt. Sein kritiſches Lexikon beſitzt nur ein einziges Wort: „Unſinn!“ Das wirft er mir wiederholt an den Kopf und damit ſchmettert er mich zu Boden. Niemals fühlte ich mich ſo klein, als nachdem ich ſeine Zeilen geleſen. Ich erholte mich erſt wieder, als ich mich beſann und merkte, daß dieſer gewaltige Donnergott doch nur Tintenklexe ſtatt Blitze ſchleuderte, und ſtatt des königlichen Adlers auf ſeiner Schulter ein viel harmloſerer Vogel ſich wiegte, deſſen Name zuweilen als Schimpfwort dient, weshalb ich ihn lieber nicht nenne.

„Politirte Möbel“, ſagt er mir, „ſind mit Tiſchlerpolitur bearbeitete, während polirte auch mit Bimsſtein geglättete ſein können“.

Wahrlich ein recht ſinnreicher Einfall, die Möbel, wenn ſie mit Bimsſtein polirt ſind, polirte, wenn ſie aber mit der bei Tiſchlern üblichen Tinctur polirt ſind, politirte zu nennen! — Allein da meines Wiſſens Möbel überhaupt nicht mit Bimsſtein polirt werden, ſo denkt thatſächlich in ganz Deutſchland kein Menſch bei „polirten Möbeln“ an mit Bimsſtein geglättete, ſondern verſteht darunter eben das, was unſer Volk in ſeinem Dialekt „politirte“ Möbel nennt. Die ſprachliche Unterſcheidung iſt daher vollkommen überflüſſig.

Und weiter belehrt mich der Anonymus: „Politirt iſt hergeleitet von politura.“ Nein, mein lieber junger Herr, politirt kommt nicht von politura; da müßte es politurirt heißen, etwa wie „cenſurirt“ von censura. Auch bildet man regelmäßiger Weiſe niemals das Zeitwort vom Hauptwort, ſondern umgekehrt dieſes von jenem. „Politirt“ iſt alſo eine ganz uncorrecte, unorganiſche Form, welche niemals in der guten Sprache Aufnahme finden könnte.

Auch meine Mittheilung, daß ſich der deutſche Sprachgebrauch für Local, Perſonal ꝛc. entſchieden habe, ſtatt Locale, Perſonale, nimmt der Anonymus ſehr unwirſch auf und behauptet kurzweg das Gegentheil. „Local“, ruft er aus, „muß das Beiwort, Locale das Hauptwort heißen! Denn wie könnte man ſonſt das Beiwort vom Hauptwort unterſcheiden?“ Er bedenkt nicht, daß dieſe von ihm geforderte Unterſcheidung ſogleich wieder in die Brüche geht, wenn man das Beiwort „local“ mit einem Hauptworte verbindet: „die locale Behörde“, „das locale Verhältniß“. Man könnte alſo mit gleichem Rechte ſagen: Das Hauptwort muß „Local“ heißen, damit man es von dem Beiwort „der, die, das locale . . .“ unterſcheide.

Zuletzt ſchnauzt der Anonymus mich an: „Und was die termini technici der Aerzte betrifft, ſo nennen Sie ſich künftig Lehrer ſtatt Profeſſor i. P.!“ — Dieſen Rath würde ich nicht ungerne befolgen, ſchon um mir ein etwas jüngeres Anſehen zu geben. Denn da nach einer etwas wunderlichen, aber thatſächlich beſtehenden Verordnung in Oeſterreich ein Docent an gewiſſen höheren Lehranſtalten zunächſt zum Lehrer ernannt, der Titel „Profeſſor“ aber ihm, wahrſcheinlich um ihn allmälig an den Glanz deſſelben zu gewöhnen, erſt drei Jahre nach ſeiner Anſtellung officiell verliehen wird, ſo würde mich die Anrede „Lehrer“ in meine ſchönſte Jugendzeit zurückverſetzen, was immer angenehm wäre. Nur wäre zu fürchten, daß mein Beiſpiel zu viele

Nachahmer fände, daß z. B. ſämmtliche Majore künftig lieber wieder auf ihre frühere Rangſtufe zurückgingen und ſchlechtweg Hauptleute heißen wollten, blos weil Hauptmann ein gutes deutſches Wort iſt, Major aber ein lateiniſches. Ja, es konnte am Ende gar ein Miniſter auf den Einfall kommen, ſich aus puriſtiſcher Gewiſſenhaftigkeit auf gut deutſch „Bedienter“ nennen zu laſſen, weil dies ungefähr die Ueberſetzung des lateiniſchen Wortes „minister“ iſt. —

Uebrigens war es mir niemals eingefallen, **alle** Fremdwörter verbannen zu wollen; ich gebrauche ja ſelbſt welche, und ich hatte nur gefragt, warum man in den Todtenliſten Morbus Brightii ſtatt Bright'ſche Krankheit leſe, und warum ein Mediciner in einem deutſchen Vortrage über den Säuferwahnſinn der „potator“ ſtatt der „Säufer“ ſagen müſſe?

Die Schönheit im Tricot.

„Da ſchöne Weiber ſelten ſind“ — „essendo carestia di belle donne“ — ſchrieb an den Grafen von Caſtiglione der Fürſt der Maler, Raphael Sanzio von Urbino, „da ſchöne Weiber ſelten ſind, ſo bediene ich mich einer gewiſſen Idee, die meinem Geiſte vorſchwebt.“ Er hatte kurz vorher die Galathea vollendet, die, wie Kunſtrichter zugeſtehen, Alles überſtralt, was wir von nackten weiblichen Geſtalten beſitzen. Er war alſo ein Mann, der ſich auf Schönheit, vielleicht wie vor und nach ihm Keiner, verſtanden hat; und er behauptete, daß „ſchöne Weiber ſelten ſind“. Ueberdies berichtet Federico Zucharo: Soleva dire Rafaelle che il pittore ha obbligo di far le cose non come le fa natura ma come ella le dovrebbe fare.“ — „Wär's möglich?“ ruft Mancher vielleicht aus; „Mangel an ſchönen Frauen ſogar in Italien, dem Wunderlande, wo doch nach alter Anſicht die Natur in der Menſchengeſtalt einen wenn nicht reizenderen, doch kunſtgemäßeren Typus ausprägt?“ — Glücklicherweiſe haben wir zur Entſcheidung der Frage jetzt den Herrn „Profeſſor“ Paul B. aus Turin, der mit einer Truppe von erleſenen weiblichen

Schönheiten auf Reiſen gegangen iſt und „lebende Bilder“ producirt. Der arme Raphael, er fand für ſeine Galathea kein Modell, und Herr B. aus Turin beſitzt, wie die Enthuſiaſten verſichern, ein ganzes Dutzend von lebendigen Galatheen im Tricot! Sollte dadurch die Theſe von der „carestia di belle donne“ nicht kläglich über den Haufen geworfen werden?

Doch beſehen wir uns die Sache etwas näher. Hinter den Schaufenſtern einer hieſigen Kunſthandlung findet ſich die Cohorte der B.'ſchen Schönheiten in naturgetreuen Photographien ausgeſtellt. Man kann ſich da die ſtehenden, ruhenden, mannigfach gruppirten Geſtalten im Coſtüm ihres Metiers mit Muße betrachten. Wir unſererſeits möchten uns über dieſe Photographien einige Bemerkungen erlauben, die der geneigte Leſer ſich gefallen laſſen mag, wenn er auch nicht gleich merken ſollte, wo wir damit hinauswollen. Warum über die Photographien? hören wir fragen; warum nicht über die Geſtalten ſelbſt in Fleiſch und Blut, wie ſie ſich im Theater leibhaftig zur Schau ſtellten? Pardon! wir haben gute Gründe, uns eben an die Photographien zu halten. Die photographiſch feſtgebannten, treu wiedergegebenen Conturen — und auf Conturen kommt es bei Beurtheilung der Schönheit doch wohl zumeiſt an — ſcheinen uns unverfänglicher, untrüglicher, ſprechender und lehrreicher als das Original-Phänomen in ſeiner aufdringlichen Leibhaftigkeit hinter den Lampen. Es ſpielen bei letzterem zu viele fremde Elemente mit hinein. Man beurtheilt Statuen und Bilder objectiver als warmes Fleiſch und Blut. Die Beleuchtungseffecte der Bühne fälſchen die Lineamente unverhüllter Geſtalten, laſſen ſie in den magiſchen Strömungen des grellen und unruhigen Lampenſcheins verzittern, und die kleinen frivolen Geiſter des Cancans, die heutzutage die Bretterwelt umſchweben, verbreiten eine Narkoſe durch das ſchwüle Haus, die das äſthetiſche Urtheil einlullt, während ſie die Sinne allarmirt. Ein Weib, das Cancan auf der Bühne tanzt, ſcheint den Männern immer eine Venus; ein Schlingel, mager oder dickleibig, der im Tricot zu Roſſe ſteigt und unter rauſchenden Klängen der Muſik durch den Circus hinſprengt, ſcheint den Frauen unter allen Umſtänden ein vatikaniſcher Apollo.

Alſo weg mit dem ſinnverwirrenden Blendwerk der Proſceniumslampen! Betrachten wir uns den in Rede ſtehenden Bruchtheil von Vertreterinnen der Schönheit im Tricot, die Geſellſchaft des Herrn B., nicht auf der Bühne, ſondern, aus äſthetiſch-kritiſchen Rückſichten, im photographiſchen Conterfei. Es iſt ein gewagtes Unternehmen, weibliche Schönheit öffentlich zu beurtheilen, obgleich dieſe Damen ſich's eigentlich nicht verbitten dürfen, denn da ſie ihre Schönheit öffentlich ausſtellen, ſo müſſen ſie ſich auch öffentlich recenſiren laſſen. Damit wir indeß aller Verantwortlichkeit um ſo ſicherer ausweichen, laſſen wir den geneigten Leſer ſelbſt urtheilen. Sieh Dir alſo, geneigter Leſer, dieſe Bilder einmal genauer an. Findeſt Du, daß die Geſichter irgendwo bedeutend, edel, Träger eines idealen Ausdrucks ſind? Nun, wenn etwa nicht, ſo werden vielleicht die Leibesformen entſchädigen, die ja nicht ſo wie das Antlitz einer Vergeiſtigung von innen heraus bedürfen. Findeſt Du da nicht blos angenehme Fülle, ſondern auch

Feinheit und edlen Schwung der Linien, jenen Rhythmus der Formen, den wir in Kunſtwerken begegnen? Was ſagſt Du hier zu der Taille, hier zu den Hüften, hier zur Dicke des Beins über den Knöcheln? Pflegen die Maler dieſe Theile ſo zu zeichnen, wenn ſie wirklich Schönes zeichnen wollen? Findeſt Du in dieſen Geſtalten echte, beſeelte Grazie der Haltung, der Stellung, der Bewegung? — Ich merke, geneigter Leſer, daß Du über dieſe Gewiſſensfragen einigermaßen in Verlegenheit geräthſt. Vielleicht wirſt Du geltend machen, daß der Tricot, in welchem die Geſtalten photographirt ſind, die feineren Conturen verdirbt und die Formen wie in einen Sack geſteckt erſcheinen läßt. Allerdings gibt nur naſſes Gewand die Umriſſe des Fleiſches getreu und völlig wieder. Aber wenn der Tricot das Beſte verdirbt, ſo corrigirt er auch das Mittelmäßige; wer kann ſagen, ob dieſe B.'ſchen Damen durch den Tricot verloren oder gewonnen haben? und wenn ich Deine Verlegenheit recht verſtehe, lieber Leſer, ſo findeſt Du in beſagten Geſtalten ein Deficit an echter, idealer Schönheit, das in keinem Falle ganz auf Rechnung des Tricots zu ſetzen iſt.

Die Damen der Geſellſchaft des Herrn B. ſind nicht die Einzigen, die uns ohne Prüderie ein volles, umfaſſendes Urtheil über natürliche Weiblichkeit geſtatten. In allen photographiſchen Auslagen kann man Bilder ſehen, die uns Pariſer Schönheiten, Theaterphrynen u. dgl. im herausforderndſten Negligé, in den ungezwungenſten Attitüden zeigen. Wir nehmen uns nun heraus, zu behaupten, daß in dieſen Photographien nackter und halbnackter Geſtalten die liebe Natur meiſt ein entſchiedenes Fiasco macht, ausgenommen für diejenigen, denen das Reizende und Ueppige mit dem Schönen überall identiſch iſt. Ja, wir behaupten, daß der Raphael'ſche Satz von der Seltenheit wahrhaft ſchöner Weiber durch die unverhüllten Schauſtellungen der Weiblichkeit in unſeren Tagen nur beſtätigt wird. Die Verwechslung des ſinnlich Reizenden und Ueppigen mit dem echten Schönen wird nachgerade ſo allgemein, daß es uns zeitgemäß ſcheint, auf den Unterſchied einmal, wenn auch nur flüchtig andeutend, hinzuweiſen.

Es gibt ein Bild von Albrecht Dürer, welches die Fortuna vorſtellt: eine ganz unverhüllte Frauengeſtalt. Dies Bild frappirt durch die meiſterhafteſte Naturtreue der Zeichnung. Jeder, der es erblickt, wird ausrufen: „Das iſt ſie, die gemeine nackte Wirklichkeit, bis ins kleinſte Detail der Erfahrung abgelauſcht, ohne einen Hauch von Idealiſirung!“ Wir ſehen ein unſchönes, aber kräftiges Weib in ſeiner Reiſe. Es wird auf Manche verführeriſcher wirken, als die mediceiſche Venus. Die mediceiſche Venus iſt eine Göttin: wir können ſie uns nicht bekleidet denken; Dürer's Fortuna iſt ein häusliches Weib, das ſeine Kleider abwerfen und Modell ſtehen mußte. Dieſe Nacktheit verletzt die Scham, — ſie iſt unſittlicher, als die Leda oder Jo des Correggio. Nur dem Mutterſchooß idealer Künſtlerphantaſie entſtiegene Geſtalten ſind den Geſetzen der Sitte und Convenienz enthoben.

Wir reſpectiren die liebe Natur, aber ſeit ſie ſich den Schleier vom Leibe reißt, und durch Frechheit mit der göttlichen Freiheit der Kunſt rivaliſiren will, ſcheint es uns gebührend, ſie in ihre Schranken zurückzuweiſen. Die

Mänade ſoll nicht die Venus, der Satyr nicht den Halbgott erſetzen wollen, und in den Orgien trivialer Augenluſt ſoll uns der Sinn für ſtille und lautere Schönheit nicht ganz abhanden kommen.

Der Ritter von Pimpelshauſen.

Aus dem Skizzenbuche.

Ich hatte es übernommen, für die befreundete Familie eines reichen Finanzbarons einen Hofmeiſter ausfindig zu machen.

Ein junger Doctor der Philoſophie und Privatgelehrter, der den lächerlichen, kindiſch klingenden und wenig verſprechenden Namen Pimpert führte, wurde mir empfohlen und vorgeſtellt. Ein ganz armer Teufel; ſah aus wie ein Bettelſtudent. Aber, wie man mir ſagte, nicht ohne ſchätzbare Anlagen und Kenntniſſe.

Ich wollte mir den jungen Mann erſt ein wenig beſehen, ihm auf den Zahn fühlen, verſchob es alſo einige Tage ihn, dem Banquier und ſeiner Familie zuzuführen.

Der Menſch war von einer fabelhaften Unbeholfenheit und Schüchternheit und ſein Aeußeres von Hauſe aus ziemlich drollig.

Seine Geſtalt war unanſehnlich, aber er beſaß eine ungewöhnlich ſtarke, ich möchte ſagen, „felſerne“ Naſe.

Da er immer tief erröthete, wenn er in Verlegenheit war, ſo ließ ſich ſeine eigentliche Geſichtsfarbe nicht genau beſtimmen.

Er trug eine ſcharlachrothe Halsbinde und ein urſprünglich blaues, im Laufe der Jahre aber, unter dem Einfluſſe des Sonnenlichts, faſt bis zu mattem Grau verſchoſſenes Röckchen, das, um die Schultern und um die Achſeln viel zu enge, den ganzen Menſchen noch ſchmächtiger und gedrückter erſcheinen ließ, als er ſchon von Natur war. Mit dieſer Gepreßtheit und dem auffallend kurz geſchorenen Haar ſtand die breite, rothe Halsſchleife und der lange Schnurbart in einigem Contraſt.

Ein gewiſſer Widerſpruch lag überhaupt in dem Weſen des jungen Mannes. Er hatte z. B. kleine, zarte Hände, aber große Füße, mit plumpen Stiefeln daran, welche die Aengſtlichkeit, mit welcher er auftrat, noch auffälliger und drolliger machten.

Er ſprach leiſe und ſtockend und ſeine Bewegungen waren wie die eines Menſchen, der zum erſten mal in ſeinem Leben mit angeſchnallten Schlittſchuhen auf dem Eiſe ſteht. Zuweilen aber, auf Augenblicke, ſprach er mit einer gewiſſen Erregtheit, bewegte ſich mit einer Art nervöſer Haſt. Es war, als ob er ſich ſeiner Kleinmüthigkeit ſchämte, ſich zur Energie gewaltſam aufraffen wollte, aber vergeblich. Er ſchnellte immer wieder in ſich zurück wie ein ausgezogener Kautſchukſtreifen. Er ſah aus wie die Ohnmacht, die ſich ſelbſt gern ohrfeigen möchte, wenn ſie nur nicht zu ſchwach dazu wäre.

Befand er ſich im Affect, ſo brachte er kein ordentliches Wort hervor, verfiel in ein krampfhaftes Würgen und drehte dabei das Köpflein, wie ein an Rheumatismus leidender Kanarienvogel.

Es kam der Tag, an welchem ich ihn bei dem Banquier einzuführen verſprochen hatte. Ich mußte lächeln, als er ſich zu dieſem Behufe, ſorgſam, aber ziemlich abenteuerlich herausſtaffirt, bei mir einfand. Er hatte ſich auch ſorgfältig raſirt, aber in der Eile und mehr noch in der Angſt hatte er ſich ein halbes Dutzend mal in die Haut geſchnitten, und da er die Schnittwunden, um die Blutung zu ſtillen, mit kleinen Stückchen Zundſchwamm bedeckt hatte, ſo ſah er aus, als ob der bekannte Spongiologe Profeſſor Oscar Schmidt eine ſeiner Anſtalten für künſtliche Schwammzucht im Geſichte des armen Gelehrten errichtet hätte.

Ich hörte förmlich ſein Herz klopfen, als ich den unſicher neben mir her Torkelnden und Zögernden in den Salon des Banquiers hineinſchob.

Zum Unglück hatte er ſeine Beine für dieſe Gelegenheit in ein neues Stiefelpaar geſteckt, das entſetzlich knarrte, was ihn, während wir die halbe Länge des Saals der ſich vom Sopha erhebenden Hausfrau entgegenſchritten, ſichtlich zur Verzweiflung brachte. Ein paar Mal blieb er rathlos ſtehen, als überlege er, ob er bei ſo bewandten Umſtänden weiter gehen könne und dürfe. Aber er mußte doch immer wieder einen Anlauf nach vorwärts nehmen, und da er ſich auf alle Weiſe bemühte, das vorlaute Gekreiſch ſeiner Stiefel zum Schweigen zu bringen, ſo machte er auf dem Parquet Capriolen, als ob er auf glühenden Metallplatten wandelte.

Die Frau des Hauſes, eine dicke, leutſelige Dame, hieß uns niederſitzen. Mein Client folgte zuletzt der wiederholten Aufforderung und nahm, nach der bekannten

Gepflogenheit der Leute ſeines Schlages, beſcheiden Platz auf der Kante des Seſſels.

Ich ſprach für ihn — in dem doppelten Sinne des Wortes.

Er ſelber brachte kaum ein Wort hervor, verfiel bei jeder an ihn geſtellten Frage, kirſchroth im Geſicht, in ſein krampfhaftes Würgen, als ſteckte ihm ein großer Knochen im Halſe.

Als ihm die beiden Knaben vorgeſtellt wurden, bei welchen er das Pädagogenamt antreten ſollte, verbeugte er ſich tief vor denſelben, wobei der Stuhl, auf deſſen Kante er ſaß, in ein bedenkliches Schwanken nach vorn gerieth.

Die leutſelige Hausfrau ſuchte vergebens durch freundlichen Zuſpruch ihn zu ermuthigen. Er verbeugte ſich nur immer, und als die Dame zuletzt das Geſpräch auf die monatliche Entlohnung brachte, die man ihm anbiete, und einen Betrag nannte, der weit über die Erwartungen des armen Teufels hinausging — plautz! da kippte der Seſſel wirklich vorn über, und der freudig Betroffene glitt blitzſchnell hinter den Tiſch hinab, wie ein Theatergeiſt in die Verſenkung. Ebenſo blitzſchnell tauchte er freilich wieder empor, und nahm ſeinen alten Platz auf der Kante des Stuhles wieder ein, und einen Moment ſchien er, mit dem Muthe der Verzweiflung um ſich blickend, ſich der leiſen Hoffnung hinzugeben, der kleine Zwiſchenfall ſei vielleicht gar nicht bemerkt worden. Als ihn aber das Schmunzeln der erſchrockenen Hausfrau und das laute Gelächter der Knaben vom Gegentheil überzeugte, ſah der Aermſte mehr todt als lebendig aus, was mich veranlaßte, der Vorſtellung ein Ende zu machen und ihm durch Erheben vom Sitze das Zeichen zum Aufbruch zu geben.

Unter wiederholten tiefen Verbeugungen ſtieß er beim Fortgehen mit dem Hintertheil ſeines Leibes an einen Schrank, drehte ſich verlegen um, ſtammelte ein unwillkürliches „pardon“ und fuhr über die Stelle des glänzend polirten Möbels, an welche er geſtoßen, mit dem Aermel hin, als ob er ſie rein wiſchen müßte von ſeiner Berührung . . .

Im Vorzimmer trat er dem Bedienten, der ihm den Ueberrock darreichte, auf die Zehen, ſo daß demſelben ein halblauter Schmerzensruf entfuhr, und ich mußte dem unglückſeligen Jüngling unter den Arm greifen, um ihn fortzuführen, da er allen Halt verloren hatte und Miene machte, die Treppe hinabzufallen.

Mir blieb die ganze lächerliche Vorſtellungsſcene geraume Zeit in heiterer Erinnerung. Indeſſen kümmerte ich mich doch weiterhin nicht viel um das ſchüchterne Doctorchen mit dem lächerlich klingenden Namen. Ich hörte nur noch ganz zufällig, daß man recht wohl mit ihm zufrieden war, und daß man ihm alles mögliche Vertrauen ſchenkte, daß er aber ſeine Schüchternheit noch immer nicht ablegte.

Nicht lange hernach trat ich meine große Reiſe nach Braſilien an.

Sieben Jahre verſtrichen, bevor mein Stern mich wieder ins Vaterland zurückführte.

Auf der Reiſe durch X. fand ich die große Stube des Gaſthofes zur „Goldenen Sonne“ wimmelnd von Bürgersleuten, die beim Glaſe Wein in lebhafter Debatte begriffen waren.

So viel ich merken konnte, handelte ſich's um einen Abgeordneten des Parlaments, welcher heute in dem Städtchen erwartet wurde, um vor ſeinen Wählern eine Rede zu halten und ſich zu rechtfertigen. Dieſer Abgeordnete hatte ſich, wie ich aus den geführten Reden entnahm, zum „enfant terrible“ des Parlaments gemacht, war allgemein gefürchtet ſeiner Rückſichtsloſigkeit wegen, der maßloſen und häufig ganz unparlamentariſchen Aeußerungen wegen, mit welchem er die Miniſter in Wuth, und ſeine eigenen Parteigenoſſen in Verlegenheit ſetzte. Eine ſeiner letzten Ausſchreitungen, die jeden nicht durch den Schild der Volksvertreterſchaft Gedeckten vor die Gerichte gebracht haben würden, hatte einen Sturm der Entrüſtung hervorgerufen und ſogar unter ſeinen Wählern ſo viel böſes Blut gemacht, daß ein Theil derſelben ihm ein Mißtrauensvotum zu ſenden ſich bemüſſigt glaubte. Das hatte ihn nun veranlaßt, eben dieſen ſeinen Wählern ſeinen Beſuch für den Tag anzukündigen.

Es wurde lebhaft hin und her geſtritten. Die Einen beſtanden darauf, man müſſe den zügellos verwegenen Abgeordneten zur Niederlegung ſeines Mandates zwingen, die Andern meinten, es hätte doch auch ſeinen Nutzen, wenn es im ganzen Parlament mindeſtens Einen Mann gäbe, der kein Blatt vor den Mund nähme und es dem Volke durch ſeine ſtenographirten Reden möglich machte, Dinge ſchwarz auf weiß im Zeitungsblatt zu leſen, die ſonſt kein Menſch ſagen oder drucken durfte, bei Verluſt ſeiner Freiheit oder gar ſeines Kopfes. —

Jetzt kam ein Wagen herangerollt und hielt vor dem Wirthshauſe.

„Da iſt er! hurrah! da iſt er!“ ſcholl es von allen Seiten. Wirth und Diener eilten dem Ankömmling entgegen.

Der Abgeordnete ſtieg aus dem Wagen und verneigte ſich ſehr leutſelig-beſcheiden, ja faſt ein wenig linkiſch und verlegen, als ſeine Anhänger ihn mit einem lebhaften Hoch begrüßten. Er wich der Menge ſichtlich aus und huſchte mit einer gewiſſen ängſtlichen Haſt hinter dem Wirthe her, der ihm auf ſeinen Wunſch ein Gemach im oberen Stockwerk anwies.

Die Züge und das ganze Weſen des Mannes erinnerten mich ein wenig — ich wußte nicht gleich an wen? Endlich beſann ich mich: ſie erinnerten mich an den von mir in das Haus des Banquiers eingeführten biederen Privatgelehrten und Hofmeiſter.

Ich bemerkte dies meinem Tiſchnachbar, einem Bürger des Ortes, und nannte den Namen des Hofmeiſters.

„Nein!“ rief dieſer mit einem bedeutſamen Lächeln; es iſt Le chevalier de Pimpelshausen! So ſteht es zu leſen auf ſeiner Viſitkarte. Denn er iſt ſeit Kurzem geadelt.“

„Mit jenem Privatgelehrten,“ ſagte ich, „kann derſelbe doch wohl auf keinen Fall identiſch ſein; denn der hatte nicht das Zeug in ſich zum kühnen Parlamentsredner.“

Da lächelte der Nachbar wieder. „Der kühne Parlamentsredner von heute,“ verſetzte er, „iſt nichtsdeſtoweniger identiſch mit jenem einſtigen ſchüchternen Privatgelehrten und Hofmeiſter. Ich habe ihn ſelbſt auch gar wohl gekannt in ſeiner früheren Laufbahn.“

„Der junge Menſch,“ fuhr er fort, „wurde allerdings von Jedermann für eine Null angeſehen, belächelt und zum

Theil ſogar verhöhnt. Alle Welt vertraute ihm unbedingt, betrachtete ihn als ein ſchlechterdings willenloſes, beinahe ſächliches Weſen. Der Banquier gab ihn ſeinen Töchtern auf kleinen Reiſen als Begleiter und Tugendwächter mit, ja, hätte ihn unbedenklich in den Gemächern derſelben ſchlafen laſſen. Dies unbegrenzte Vertrauen auf ſeine Nullität begann den Menſchen heimlich zu wurmen — und war es nun, daß der im Stillen an ihm nagende Aerger allmählig ihn völlig verwandelte oder nur ſeine wirkliche und urſprüngliche Natur zum Vorſchein brachte, genug es iſt Thatſache, daß nun, Sie werden es mir nicht glauben, aber es iſt wirklich ſo, und der Teufel weiß, wie es zuging, daß dieſer junge Mann in demſelben Hauſe, in welchem er beim erſten Beſuch aus Schüchternheit vom Stuhle fiel, nach Jahresfriſt die ganze Familie beherrſchte, die Dienerſchaft terroriſirte, ſeine beiden Eleven heimlich und öffentlich mit den kräftigſten Püffen regalirte und ſchließlich — die älteſte Tochter des Bananiers entführte! Der Banquier machte nach einiger Zeit gute Miene zum böſen Spiel, und durch die reiche Mitgift des Mädchens wurde der arme Schlucker zum vermöglichen Manne.

Was Naturſache bei ihm war, das behielt er jetzt mit bewußter Abſicht bei. Als er merkte, daß man ihn gerade ſeiner anſcheinenden Beſcheidenheit und Harmloſigkeit wegen, auf die Empfehlung der Wortführer und „faiseurs“ hin, die ſich ſeiner als eines Strohmannes zu bedienen gedachten, in die verſchiedenſten Comités und Commiſſionen wählte, ſtellte er ſich noch zahmer und harmloſer, und wenn er dann feſt im Sattel ſaß, ſo kehrte er das Rauhe heraus, ſtürzte Diejenigen, die ihn gefördert hatten, und errang ſich eine dominirende Stellung.

Noch immer fand er welche, die ſein ſcheues Weſen in Sicherheit wiegte, bis ſie durch einen Zug ungeahnter Energie des Mannes, oft zu ihrem Schaden, überraſcht wurden und merkten, daß hinter dieſer ſchüchternen Unbeholfenheit eine ſehr willenskräftige und intriguante Natur ſich berge.

Nun ließ er ſich ins Parlament wählen.

Bei ſeinem erſten Debut als Redner wurde er ausgelacht und mußte abtreten. Jetzt erbleichen die Miniſter auf ihren Sitzen, wenn er die Tribüne beſteigt, und nehmen, wenn er gar zu heftig gegen ſie donnert, wohl gar Reißaus ins Büffet hinaus, verſichernd, wenn man ſie fragt, warum ſie nicht hören wollten, was dieſer Volksvertreter ſpricht, ſie hörten es auch draußen deutlich genug“. . .

So der Nachbar. Jetzt miſchten ſich auch Andere ins Geſpräch, und Einer gab noch eine ganz hübſche, bezeichnende Anekdote aus des Doctors Junggeſellenjahren zum Beſten.

Er galt als ein Tugendmuſter und ſchien ſich niemals an ein weibliches Weſen heranzuwagen. Als aber ein Freund ihn deshalb aufzog und ihn bald darauf bei ſeiner Geliebten, einer Tänzerin, einführte, geſchah es, daß, als der Freund nach acht Tagen wieder bei der Tänzerin vorſprach, das Doctorchen den Kopf aus der Thür derſelben ſtreckte und in ihrem Namen jenen barſch abwies mit den Worten: „Fräulein X. iſt heute für Niemand zu ſprechen!“

Man lachte und der Eine verwies auf das Sprüchlein: „Stille Waſſer ſind tief“, der Andere citirte: „Er hat es fauſtdick hinter den Ohren“.

Ich ließ mir das Alles erzählen nub notirte mir hernach den Kauz vorläufig mit dieſen paar Strichen ins Skizzenbuch.

Ich werde ihn im Auge behalten, dieſen Ritter von Pimpelshauſen, und mich gar nicht wundern, wenn er der beſcheidene, ſtille, anſpruchsloſe Mann nach einigen Jahren als allvermögender Miniſter, oder an der Spitze eines revolutionären Volkshauſens, oder als gefürchteter Hauptmann einer großen Räuberbande in den Abruzzen begegnet.

Eine Station meiner Lebenspilgerſchaft.

Wer im Herzen des niederöſterreichiſchen „Waldviertels" auf der Landſtraße, welche von Krems über Gföhl nach Zwettl führt, ſich dem letztgenannten Städtchen bis auf eine halbe Stunde genähert hat, der ſieht aus einer romantiſchen Niederung am Saume grüner Wälder die blanken, ſchlanken Thurmzinnen einer hohen Kirche emportauchen. Es iſt die Kirche des Ciſtercienſerſtiftes Zwettl, des Monasterium Beatae Mariae Virginis in clara valle, einer frommen Stiftung Hadamars, aus dem bekannten, wildkühnen Rittergeſchlechte derer von Chuenring. Nicht in der Stadt Zwettl iſt dies Stift gelegen, wie unſer C. G. v. Leitner in einer ſeiner Balladen irrthümlich annimmt; es iſt ein durchaus ſelbſtändiger Ort, wenn auch in nur halbſtündiger Entfernung von jenem gleichnamigen, gleichfalls maleriſch gelegenen Städtchen.

In dieſem Stifte habe ich vier Jahre — von 1840 bis 44, vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre — als Sängerknabe zugebracht.

Noch liegt es vor mir in unverblaßter Erinnerung, das ſchöne, ſtille Kloſter mit den hervorragenden Mauern am Ufer des kleinen aber waldfriſch brauſenden Kamp — noch ſehe ich es vor mir mit ſeinem weiten äußeren Hofe und dem ſchon enger umſchränkten, in dem welt-abgeſchiedenen Bezirk des Convents überleitenden inneren Hofe. Noch ſehe ich in der Mitte des letzteren den großen Springbrunnen und dicht daran die geräumige Hütte des gewaltigen, löwenähnlichen „Sultan", dem wir Knaben das goldgelbe Fell ungeſtraft zauſten und ſtreichelten. Und unter dem Thorwege des äußeren Hofes ſehe ich noch, als verkörpertes Bild des Entrücktſeins über Welt und Zeit, die uralte, halbblinde, aber mit zitternden Händen noch immer drauflosnähende Witwe des Thorwarts ſitzen — ſehe ſie unbefangen, wie ſie pflegte, die vorübergehenden Geiſtlichen erſuchen, gleichviel, ob es der jüngſte Novize oder der würdige Abt des Stiftes ſelber war, ihr die Nadel einzufädeln — ſehe den Abt ſo gut wie die jüngſten Novizen lächelnd den Wunſch der Greiſin erfüllen! —

Glänzende Stimmmittel und virtuoſe Kehlenfertigkeit waren es nicht, was mir die Aufnahme als Sängerknabe ins Stift verſchaffte. Der Schullehrer und Regens chori des Stifts, ein tüchtiger Muſiker, Namens Rießner, drückte bei meiner Prüfung ein Auge oder vielmehr ein Ohr zu und verſicherte, wenn ich nur erſt mit der Stimme heraus wollte, ſo würde ich trillern wie eine Nachtigall. Aber ich verſchmähte nach meiner Aufnahme es hartnäckig, mit der Caſtratentugend einer trillernden Nachtigallſtimme prunken zu wollen, und der wackere Regens chori zürnte mir deshalb nicht. Er hatte mich trotzdem lieb und nicht ein einziges mal in vier Jahren beging er die Taktloſigkeit, durch die an mich geſtellte Zumuthung, ein Solo auf dem Chore zu ſingen, das ſchöne Einvernehmen, das zwiſchen mir und ihm beſtand, aufs Spiel zu ſetzen. Mein Grundſatz blieb nach wie vor: niemals ſo laut zu ſingen, daß Jemand neben mir behaupten konnte, ich hätte falſch geſungen.

So war ich denn Sängerknabe, trug ein graues Jäckchen mit blauen Aufſchlägen, graue Beinkleider, und, wenn ich nicht irre, eine graue Kappe mit blauen Borduren. Unſer Amt war der Kirchengeſang auf dem Chore; dafür genoſſen wir nicht blos ganze Verpflegung, ſondern auch den Unterricht der vier erſten Gymnaſialclaſſen, an welchen immer auch einige Externe theilnahmen; nur mußten wir uns jedes Jahr vom Kremſier Gymnaſium durch Ablegung einer Prüfung giltige Zeugniſſe holen.

Es wollte dem armen, zehnjährigen Mutterſöhnchen anfangs an dem fremden Orte gar nicht gefallen! Kaum vermöchte ich zu ſagen, warum ich mich denn gar ſo unglücklich fühlte, ich weiß nur, daß ich es mir zum Geſetz machte, jeden Tag beim allgemeinen Frühgebet an die Heimat zu denken, und daß mir dabei ein halbes Jahr lang jedesmal vor Wehmuth die Augen feucht wurden . . . Es iſt eine ſchwere Aufgabe für einen zehnjährigen Jungen, ſich in einer Welt ohne Mutter zurechtzufinden, nachdem ihm bis dahin die Mutter und ihr Stübchen die Welt geweſen.

Ach, das traurige, einſame Schlafgemach! — Wir hatten nämlich jeder ein geſondertes Schlafzimmer, während uns bei Tage ein gemeinſchaftliches Zimmer, das unmittelbar an die Wohnung unſeres „Präfecten“ ſtieß, vereinigte. In mondhellen Nächten war dieſes Schlafgemach ſo ſchauerlich! Die Fenſter gingen auf die hochragende Kirche und auf eine Mauer mit Bildern des Leidensweges Chriſti hinaus, deſſen Geſtalten wunderlich im fahlen Lichte zu glänzen und ſich zu regen ſchienen. Einige Todesfälle im Stifte regten meine empfängliche Phantaſie lebhaft an und ich verfiel einer der peinlichſten Torturen, welchen das Menſchengemüth ausgeſetzt iſt — der Geſpenſterfurcht. Ich verlebte ſchreckliche Nächte. Zuletzt ging ich zum Präfecten und bat ihn geradezu, mir zu ſagen, ob es Geiſter und Geſpenſter gebe. Er erwiderte mit ehrlichem Achſelzucken, er wiſſe es nicht. Aber wo mich Alles im Stiche ließ, fand mein Uebel in dem eigenen Uebermaß ſeine Schranke und ſeine Heilung. Wiedereinmal lag ich nämlich, im Angſtſchweiß des Geſpenſtergrauſens gebadet, mit geſchloſſenen Augen ſchlaflos im Bette. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als ob ein Finger ſich ſacht auf meine Stirn legte. Das wäre nun wohl, ſollte man denken, der Moment für mich geweſen, vor Schreck zu vergehen. Seltſamerweiſe geſchah das Gegentheil. Die Angſt war wie weggeblaſen; ich öffnete die Augen und blickte furchtlos im leeren, monderhellten Gemach umher. Ich erzähle die Sache, wie ſie mir in der Erinnerung vorſchwebt, unfähig zu ſagen, wie ſie etwa pſychologiſch zu erklären ſein möchte.

Das einſame düſtere Schlafzimmer hatte aber doch auch ſeine ſchöne erfreuliche Nacht — einmal im Jahre! Einmal im Jahre wurde es nämlich geheizt — am Weihnachtsabend. Natürlich rauchten die der Heizung ungewohnten Oefen — aber was lag daran? Es war dennoch ein Feſt, auf welches wir uns das ganze Jahr hindurch freuten, wenn die goldenen Weihnachtsflammen in den Kaminen luſtig flackerten und kniſterten — ganz wie zu Hauſe im mütterlichen Stübchen — und die ſpielenden Lichter im Gemach ihren Goldſchein auch über die duftigen Aepfel und ſonſtigen

Früchte waren, mit welchen am heiligen Abend unſere Zinnſchüſſel in der Kloſterküche gefüllt wurde.

Ja, die einſame, nur einmal im Jahre ſchöne Schlafſtube! und dann — der einförmige Tageslauf in den engen, geſchloſſenen Räumen! Schulſtunden mit Studirſtunden abwechſelnd und nur Viertelſtunden der Erholung dazwiſchen! Wöchentlich nur ein paarmal Spazierengehen, mit Ballſpiel und andern kleinen Ergötzlichkeiten im Freien! —

Ich war bei meinem Eintritt ins Stift unter meinen Collegen der letzte, rückte aber bald zum vorletzten vor. Es beſtand nämlich zwiſchen uns Sängerknaben eine Rangordnung, welche zunächſt durch die Zeit des Eintritts ins Stift beſtimmt war, aber nach perſönlichem Verdienſt und Mißverdienſt im Belohnungs- und Strafwege verändert wurde. Ich gehörte zu Denjenigen, welchen es oblag, Mittags und Abends mit den Zinnſchüſſeln über den Hof hin nach der Stiftsküche zu wandern, wo uns verabreicht wurde, was man unſere Mittags- und Abendkoſt nannte: ein Gemiſch von guten und ſchlechten Biſſen, wie es ein großer Haushalt immer erübrigt; in der einen Schüſſel Suppe, in der andern ein Ragout von Fleiſchſtücken jeder Herkunft, Sorte und Geſtalt, und eine Tunke darüber von gleichfalls unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit der Art, des Geſchmacks und vielleicht auch des Alters. Waren dieſe beiden Schüſſeln auf den gemeinſamen Tiſch geſtellt, ſo eigneten wir uns den Inhalt derſelben in der durch die Rangordnung beſtimmten Reihenfolge an. Vom Feſten ſtöberte ſich der „Erſte“ natürlich das Beſte heraus, nach ihm der Zweite das Nächſtbeſte u. ſ. f. Dem Letzten blieb oft nur eitel Gebein und Flechſen; aber das fand er ſo natürlich, daß es ihm nicht einfiel, dagegen zu murren, ſich höchſtens dadurch angeſpornt fühlte, nach einer höheren, beſſer dotirten Stufe in der Rangliſte emporzuſtreben.

Lange bekleidete ich den Rang des Vorletzten im halben Dutzend. Da ereignete ſich aber eines Tages etwas höchſt Merkwürdiges, bis zu dieſer Stunde für mich noch Unaufgeklärtes. Meine fünf Collegen wurden nämlich in das Zimmer des Präfecten gerufen, beſtanden dort ein Verhör, von welchem kein Laut mein lauſchendes Ohr erreichte, und bekamen ſchließlich jeder, der Aufſeher miteingeſchloſſen, einen ſolennen „Schilling“ aufgemeſſen. Ueberdies wurde der Aufſeher ſeines Amtes entſetzt und daſſelbe zu meiner unbeſchreiblichen Ueberraſchung mir, als dem zur Zeit einzig Gerechten, übertragen. Es wurmt mich noch heute, daß ich niemals erfahren, was die Schuldigen heimlich verbrochen. Nur meiner Jugend kann ich es zuſchreiben, daß ſie mich gerade in dieſem Falle nicht von der Partie ſein ließen. So blieb ich um einen „Schilling“, aber auch um Gott weiß was für eine ſchöne Erfahrung ärmer!

Ich war demnach, als glücklicher Emporkömmling, vom Vorletzten zum Erſten, zum Aufſeher vorgerückt, hatte trotz Kleinheit und Jugend die ziemlich weitgehende Macht in Händen, und den früheren Aufſeher, den zornigen langen Schlingel, der mich jeden Morgen gezwungen hatte, meine Hände zweimal zu waſchen, indem er nach dem erſtenmal behauptete, ſie ſeien nicht rein genug — blos weil ſie nicht ſo ſchön krebsroth waren wie die ſeinigen — den konnte ich jetzt „herausknien“ laſſen, ſo oft ich wollte. Ich mißbrauchte aber meine Stellung nicht und regierte ein paar Jahre lang mäßig, gerecht und weiſe. Meiner Regierungsperiode wurde in ihrem ſpäteren Verlaufe ſogar ein beſonderer Glanz durch eine eigenthümliche Großthat verliehen. Ich gab meinen Unterthanen nichts Geringeres als eine Art von Conſtitution. Es war nämlich unter uns, wie das unter Knaben nicht ſelten der Fall iſt, die Gepflogenheit der Angeberei etwas zu ſtark eingeriſſen. Jeder Einzelne lief, wenn es ihm eben beliebte, zum Präfecten, und denuncirte, über den Kopf des Aufſehers hinweg, den Einen oder den Andern ſeiner Collegen. Dieſem Uebelſtande trat ich mit einer kühnen Neuerung entgegen, indem ich ein Angebergeſetz erließ, welchem zufolge Keiner mehr ſich direct an den Präfecten mit einer Anzeige wenden durfte, ſondern die Anklage erſt in einer der hierzu wöchentlich gehaltenen Sitzungen vorbringen mußte, worauf die Mehrheit entſchied, ob die Sache vor den Präfecten gebracht werden ſolle oder nicht. Der Präfect ſelbſt konnte, obwohl ein wenig verdutzt, der Neuerung ſeinen Reſpect nicht verſagen und ertheilte ihr Rechtskraft durch ſeine Genehmigung.

Er war doch ſonſt nicht allzu nachgiebig, nicht allzu mild, der Herr Präfect Pater Ferdinand Schoſer! Es war ein charakterfeſter, tüchtiger, verſtändiger, in ſeiner Art ſehr ſchätzenswerther Mann, ein Freund der Ordnung und der ſtrengen Regel, der vielleicht nur in der Aengſtlichkeit ein wenig zu weit ging, mit welcher er die vorzeitige Entfaltung jugendlicher Phantaſieflügel niederzuhalten ſuchte. Die Grenzen des Schulunterrichts wollte er nicht überſchritten ſehen, ließ kein Buch poetiſchen, unterhaltenden oder belehrenden Inhalts in unſere Hände gelangen, und nur in den Ferien gönnte er uns einen Blick in das „Pfennigmagazin“ oder in Jurende's „Vaterländiſchen Pilger“. Energievoll als Erzieher, verſtand er es doch auch, beglückende Gnadenſtralen auszuſenden und ſich ein Knabenherz durch gewinnende Güte zu verpflichten. Vom wohlbeſtellten Tiſche des Convents brachte er oft Backwerk, Obſt und andere Kleinigkeiten mit auf ſein Zimmer, belohnte damit die Guten, oder theilte den Vorrath in ſechs Häufchen und rief uns in der Freiſtunde zu ſich hinein. Es wählte dann Einer nach dem Andern der ordnungsmäßigen Reihe nach ſein Häufchen, prüfte Alles und behielt das Beſte oder was übrig blieb.

Frühmorgens fünf Uhr ging der Präfect von einem Schlafgemache zum andern, um uns aufzuwecken. Dieſes Wecken ging in einer Anzahl von ſinnreichen, ein für allemal feſtſtehenden Normen vor ſich. Vom neckiſchen Zupfen am Ohrläppchen und ſcherzender Ermunterung bis zum bloßen froſtigen Oeffnen der Thür und Ausſtoßung eines articulirten, oder — eine Stufe tiefer — eines unarticulirten Lautes, und bis ganz hinunter zum ſchweigenden, aber zornigen Aufreißen der Thür und lautem Wiederzuſchlagen derſelben lief eine Scala von Schattirungen, welche für Jeden die Thermometergrade der Gunſt oder Ungunſt des Vorgeſetzten mit faſt mathematiſcher Schärfe markirten.

Des pädagogiſchen Rechtsmittels der perſönlichen Züchtigung bediente ſich Pater Ferdinand ohne alle Prüderie, wobei er nur, im Intereſſe des Stiftseigenthums, die Hoſen ſchonte. Grundſätzlich vollzog er keine Execution, dieſer Art, ohne den Delinquenten zu veranlaſſen, jene äußere Hülſe abzuſtreifen und die Heilkraft des ſpaniſchen Rohres unmittelbar auf ſich wirken zu laſſen. Ich weiß nicht, ob dieſe Schläge jedem von uns genützt haben; aber — die Gerechtigkeit verlangt dies zu ſagen — mir iſt auch kein Fall erinnerlich, daß ſie Einem geſchadet hätten. Keiner von uns iſt, ſo viel ich weiß, deshalb ein „feiger Sclave“ geworden, und ich bin überzeugt, daß Einer, der als Knabe nicht ein paar Hiebe mit Spartanermuth zu ertragen gelernt hat, auch ſpäter den Schickſalsſchlägen nicht ſo gefeſtet wie der früh Geprüfte gegenüberſteht.

Das ſchwerſte aller Zorngewitter des Präfecten, deren ich mich entſinne, entlud ſich gleich in den erſten Jahren meines Aufenthaltes im Stifte über meine eigene Perſon. Aber mein Verbrechen war auch in der That kein geringes; es war, wie der Präfect es nannte, ein „Diebſtahl“ — genauer beſehen war es mehr als das: ein Einbruch — ein Raub alſo! Ich wußte zufällig, daß gedruckte und beſchriebene Blätter an einem Orte aufgeſtapelt lagen, welcher dem Präfecten vorbehalten war und welchen keine Menſchenſeele außer ihm betrat. Bücher und Manuſcripte reizten mich damals umſomehr, je ſtrenger aller Leſeſtoff aus unſerer Nähe verbannt war. Die verwünſchte Neugier nun, die ungeſtillte Sucht nach Gedrucktem und Geſchriebenem verleitete mich, eine hohe, hölzerne Zwiſchenwand zu überklettern, den Leib durch eine ſchmale, nicht feſt genug verwahrte Oeffnung zu zwängen, dreiſt bis ins Innerſte jenes Raumes vorzudringen und eine Muſterung der Papiere vorzunehmen.

Ich hatte im „Pfennigmagazin“ etwas von den Klöſtern des Athos geleſen und von den werthvollen Manuſcripten, welche die Gelehrten dort aufgefunden. Leider fand ich unter dem Papierwuſt, den ich durchſtöberte, weder die verloren gegangenen Bücher des Livius, noch ſonſt irgend welche werthvolle Codexreſte, aber doch ein vergilbtes Manuſcript von Belang: ein Liebesgedicht — ein Gedicht „An Ida“ — abgeſchrieben von der Hand des Präfecten — offenbar ſchon vor langer, langer Zeit, ohne Zweifel in ſeinen Studentenjahren. Ein Gedicht „An Ida“, abgeſchrieben — gleichviel wann — von dem jetzigen Todfeinde alles Gereimten, von dem jetzigen hochwürdigen Herrn Präfecten Pater Ferdinand Schoſer! Mir und Allen, welchen ich das Blatt zeigte, ſtand der Verſtand ſtill! Die Sache machte ungeheures Aufſehen unter uns — ſie machte Lärm — einen Lärm, deſſen letzte Wellenſchläge am Ohr des Präfecten ſelbſt verzitterten. Ich wurde verrathen. Nie habe ich den geiſtlichen Herrn ſo zornig, ſo unerbittlich, ſo unverſöhnlich geſehen! Das erſte Wort ſprach mit mir natürlich die Binſennymphe des ſpaniſchen Rohres — aber acht Tage lang mußte ich überdies in Sack und Aſche büßen, mit Abſtinenzen von Speiſe und Spiel, mit Knien und Prangerſtehen! — „Das war Diebſtahl, und Du biſt ein Dieb!“ Mit dieſen Worten donnerte mich der geſtrenge Richter und Rächer immer von Neuem nieder. Er hätte, wie geſagt, mich auch Einbrecher, Räuber nennen können; aber das hätte von einem Kerlchen meiner Sorte doch zu drollig geklungen, und der beſchämte Prieſter, der uns das Leſen von Gedichten wie eine Todſünde verbot, während er ſelbſt in ſeiner Jugend nach Herzensluſt Gedichte „an Ida" abgeſchrieben — er gönnte mir nicht den Glorienſchein, den das Heroiſche der That über meine Perſon verbreiten konnte — er qualificirte ſie vor der Welt als gemeinen Diebſtahl!

Kein Tempelraub iſt je härter geahndet worden! Und doch hatte Pater Ferdinand nur ſich ſelbſt und die Strenge anzuklagen, durch welche er uns zwang, ſolche Wege einzuſchlagen, um zu den verſagten Schätzen der Literatur zu gelangen!

Aber freilich — der Streich war keck und konnte leicht zu noch Schlimmerem führen. Was hätte ich nicht unglücklicherweiſe noch Alles finden können! —

Ich hatte einen Gönner und Verwandten im Stifte: einen Oheim meiner Mutter, den Pater Ambros Haßlinger, eine ebenſo würdige als ſympathiſche, damals faſt in ganz Niederöſterreich bekannte und beliebte Perſönlichkeit. Pater Ambros galt als die erſte geiſtige Capacität des Stifts — als der „Gelehrte" deſſelben, bekleidete das Amt eines Bibliothekars und eines Novizenmeiſters, und hatte auch einige freilich ungedruckt gebliebene hiſtoriſche Werke geſchrieben. Aber unter der Kutte trug er das Herz eines Hafis, und hinter den Folianten der Bibliothek hatte er immer Gebinde ſtehen, welche das erleſenſte Naß des Kronlandes bargen — meiſt Geſchenke ſeiner unzähligen nahen und fernen Freunde. Wenn er einmal zu Wagen einen kleinen Ausflug über Land machte, wie flogen da die ſchalkhaften Grüße nach rechts und links! In jedem Neſte ſeitab von der Straße hatte der joviale alte Herr einen alten Freund, mit dem er einmal beim Becher eine heitere Stunde zugebracht, wenn nicht gar — in allen Ehren natürlich — einen „alten

Schatz." Jeder ehrte, Jeder liebte ihn, Jeder bot dem würdigen Greiſe gerne den Arm, wenn er einen Freund in der Nachbarſchaft beſucht hatte und auf dem Heimwege ihm die gichtbrüchigen Beine den Dienſt verſagten.

Nur wir Beide wußten nichts Rechtes miteinander anzufangen. Wenn ich ihm begegnete und ſchüchtern, wie ich war, nach ſeiner Hand tappte, um ſie zu küſſen, und er ſich dann auf eine gemüthliche Plauderei mit mir einlaſſen wollte, ſo ſtand ich da mit hängenden Armen und wußte nichts zu erwidern. Auf das Gemüth eines geiſtig und ſeeliſch erregten Knaben drückt, beſonders wenn er ſich äußerlich eng umſchränkt und in ſich zurückgewieſen findet, etwas Ahnungsvolles; Welt und Menſchenleben werfen gleichſam ihren Schatten in ſein Inneres voraus, und ſo iſt ihm der Ernſt früher verſtändlich als die Heiterkeit.

Einem anderen Inſaſſen des Stiftes war es deshalb vorbehalten, dem Schüchternen die Zunge zu löſen, mir ſympathiſches Vertrauen einzuflößen und mich nach manchen Seiten hin gar wunderſam anzuregen, ohne doch auf die urſprünglich vorbeſtimmte Richtung meines Weſens einen verwirrenden Einfluß zu gewinnen. Pater Hugo Traunmibler war ein noch junger, aber etwas kränklicher Mann, der dann auch früh ſtarb. Er allein vertrat im Stifte das eigentlich Klöſterliche, das Mönchiſche; er war Aſcet, trug mitunter auch einen Stachelgürtel, hatte aber nichts Finſteres, Zelotiſches, vielmehr etwas Naives, faſt Kindliches an ſich und der Schmelz ſeiner Stimme drang mit ſanfter Gewalt zum Herzen. Er taugte zu nichts Weltlichem, er taugte nicht einmal ſo recht zum Kaplan; er taugte nur zum Gebet, zur

Betrachtung und zum ſonſtigen Cult heiliger Gottes- und Menſchenliebe. Wenn eine ſo vieljährige Erinnerung mir ſein Bild nicht fälſcht, ſo ſchritt er in ſeiner ſchwarz-weißen Ciſtercienſerkutte lang und ſchlank, mit einem langen, ſchmalen Cylinderhut auf dem Kopfe und einem langen, ſchmalen Spazierſtocke unter dem Arme, gottſelig fürbaß. Ich erinnere mich von einigen Spaziergängen her, auf welchen ich ihn begleiten durfte, wie er vor den Landleuten auf der Straße oder im Felde immer zuerſt den Hut abzog und mit ſeiner ſanften Stimme ein herzliches „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ oder „Gelobt ſei die heiligſte Jungfrau Maria!“ ſagte. Ich durfte ihn manchmal an Sonntag-Vormittagen beſuchen. Seine Zelle war immer voll von den ſchönſten alten lateiniſchen Büchern über die ſeligſte Jungfrau Maria, die er beſonders ins Herz geſchloſſen hatte, und von ſonſtigen ehrwürdigen Schweins- oder Kalbslederbänden, die mit wunderbaren Kupfern geziert waren und in welchen die merkwürdigſten Anekdoten aus dem Leben der Heiligen, der Frommen, der Büßer oder auch der großen Sünder zu leſen waren.

Wenn aber das Stift und die Welt glaubte, daß ich bei Pater Hugo mich ausſchließlich in religiöſen Geſinnungen beſtärke, ausſchließlich Legenden der Heiligen leſe, ſo irrte man ſich ſehr. O, wir betrieben noch ganz andere Dinge. Er hatte das Poetlein in mir bald herausgefunden, und ſo fromm er war, machte er ſich nicht das mindeſte Gewiſſen daraus, dem Pater Ferdinand zum Trotz mir nicht blos den Thomas a Kempis und die „Philothea“ des heiligen Franz von Sales, ſondern auch Erzählungen von Chimani und Schmid und geiſtliche Gedichte von Silbert zu leihen.

Dem heiteren, lebensfrohen Pater Ambros war ich zu knabenhaft-weltlichen, dem kühl-verſtändigen Pater Ferdinand zu träumeriſch, zu poetiſch verſchwommen; aber mit dem Aſceten verſtand ſich das Dichterlein in herba vortrefflich!

Gleich im Anfange unſeres Verkehrs, als ich das zehnte Jahr noch kaum überſchritten, hatte ich ihm einmal vertraut, daß ich Verſe machen könne. Er wollte es nicht glauben, und forderte mich auf, den nächſten Sonntag ihm welche mitzubringen. Ich ließ es mir nicht zweimal ſagen; aber da ich den nächſten Sonntag, bevor ich zu ihm ging, ein Weib mit friſchen Kirſchen vor der Kirchthür ſitzen ſah — es war eben die Kirſchenzeit — ſo händigte ich meinem Freunde und Gönner vorläufig nur einen Zettel ein, auf welchem nicht mehr als vier Zeilen zu leſen ſtanden. Sie lauteten:

Jeder kommt da heut' gelaufen,
Jeder will ſich Kirſchen kaufen,
Kirſchen ißt ja Jeder gern,
Doch vom Geld iſt Mancher fern.

Dieſe von jedem „Schwulſt" freien Verſe waren vielleicht keinen Groſchen werth, aber Pater Hugo gab mir doch einen und lachte. Er überzeugte ſich auch bald, daß ich ſchon mehr und Höheres leiſten könne. Von da an trieben wir eine Zeit lang Aſceſe und Poeſie in bunter Abwechslung.

Von den Geheimniſſen der erſteren verſtand Pater Hugo jedenfalls mehr als von denen der kurzen und langen Silben. Er unterrichtete mich in der Kunſt des „Meditirens" und in den gebräuchlichen geiſtlichen Uebungen des mönchiſchen Lebens. Einmal, zur öſterlichen Zeit, erbat er es von

Pater Ferdinand, der es vielleicht nicht gerne ſah, aber als Prieſter es dem Prieſter nicht verweigern mochte, daß ich ein regelrechtes nächtliches Exercitium magnum unter ſeiner Anleitung durchmachen durfte. Ich brachte eine Nacht mit ihm theils in der Kirche, theils in ſeiner Zelle zu, unter Gebet, geiſtlicher Lectüre und Meditation. Eine Generalbeichte hatte Abends die Uebung eingeleitet und der Empfang des heiligen Abendmahls beſchloß dieſelbe. Mein Gemüth war recht wohl fähig, ſich in die wonnigen Abgründe der Betrachtung zu verſenken, die heiligen Schauer der Myſtik zu empfinden. Oft ſtahl ich mich heimlich in den „Kreuzgang“ und von dieſem durch die zufällig offene Seitenthür in die leere, ſtille Kirche, wo der Sonnenglanz auf den goldenen Altären lag und wo ich durchempfand, was ich ſpäter irgendwo, zugleich mit der Entartung des Mönchthums, geſchildert habe. Mein jugendliches Gemüth nahm dieſe Aſceſe in ſich auf; aber es ging nicht umgekehrt in derſelben auf. Das keimende Gedankenleben erſtarb nicht im Gefühl; ich ließ mich in manche kleine Controverſe mit Pater Hugo ein und machte kein Hehl daraus, daß ich einmal zwar ein recht gelehrter Theologe, aber ein nicht weniger gelehrter Philoſoph zugleich werden möchte, um die Gläubigen und Ungläubigen mit einander zu verſöhnen. Er meinte, ſo leicht würde das nicht gehen, aber mit Hilfe Gottes und der allerſeligſten Jungfrau Maria könne es mir vielleicht gelingen.

Ich hatte in Pater Hugo, Pater Ambros und Pater Ferdinand Vertreter der Hauptrichtungen alles Menſchenthums vor mir, und mit einer Allegorie, die vielleicht nicht ſo gekünſtelt iſt, als ſie ausſieht, könnte ich ſagen, daß ſie in dieſem meinem Umkreiſe das Gute, Schöne und Wahre „bedeuteten". Das ruhige Thun und Walten der meiſten übrigen Geſtalten in dieſem Kreiſe machte mir keinen bleibenden Eindruck. Ich ſah den „Pater Küchenmeiſter" in der Küche, den „Pater Kaſtner" auf dem Felde, den „Pater Waldſchaffner" mit der Flinte ſeinem Berufe nachgehen u. ſ. f. Aber manches eigenthümliche Bild hebt ſich doch in meiner Erinnerung noch lebhaft ab, ſo das des Pater Franz, eines jüngeren Stiftsgeiſtlichen auf einer Pfarre der Umgebung, der von Geiſt und Leben ſprühte, eine prachtvolle Baßſtimme beſaß, und die Klänge einer Spieluhr mit ſo anmuthigen mimiſchen Tanzbewegungen zu begleiten verſtand, wie ich ſie ſpäter kaum bei einem der erſten Tänzer auf den Theatern Wiens oder Venedigs wieder geſehen.

Ziemlich wunderliche Heilige und mit uns Sängerknaben in einigem Verkehr, waren die beiden Laienbrüder des Stiftes: Frater Peter und Frater Paul. Der Eine war Convents-Buchbinder, der Andere Convents-Schuhmacher. Da aber die Geiſtlichen, ich weiß nicht warum, ihre Stiefel lieber anderswo anfertigen ließen als bei Frater Paul, und es auch nicht allzu viele Bücher im Stifte einzubinden gab, ſo ſuchte und fand Frater Peter den Schwerpunkt ſeiner Stellung darin, daß er den Geiſtlichen, uns Sängerknaben, überhaupt dem ganzen Stifte die Haare ſchnitt, und Frater Paul verlegte ſich auf die Anfertigung von „Transparenten" für die Feier der Geburts- und Namenstage hervorragender Perſönlichkeiten im Stifte. Durch das Haarſchneiden entwickelte ſich bei Frater Peter ein zelotiſcher Groll gegen lange Haare und eine große moraliſch-religiöſe Unduldſamkeit überhaupt; bei Frater Paul dagegen brachte der Beruf, Transparente für feſtliche Gelegenheiten zu ſchneiden und von den Trinkgeldern hernach auf das Wohl der Gefeierten zu trinken, eine ſtill in ſich gekehrte Heiterkeit, originell ausgeprägte Ergebenheit und mildfromme Duldſamkeit gegen ſich ſelbſt und alle Welt mit ſich. —

Wenn ein Knabe durch Entwicklung irgend eines Talents den Anſchein einer gewiſſen verhältnißmäßigen Frühreife des Geiſtes gewinnt, ſo darf man in den meiſten Fällen verſichert ſein, daß mit der anſcheinenden, größeren oder geringeren Frühreife des Geiſtes eine Frühreife des *Herzens* wenigſtens gleichen Schritt hält. Dies war nun auch bei mir der Fall. Ich weiß nicht, ob ich in irgend einer Epoche meines Lebens eines ſo innigen, ſo zärtlichen Empfindens, insbeſondere einer ſo leidenſchaftlichen Liebe fähig geweſen, wie eben in jener. Es fehlte im klöſterlichen Bereiche auch nicht an Gelegenheit, den Reiz der Schönheit und Weiblichkeit auf ſich wirken zu laſſen. Manche ſehr hübſche Schweſter oder Nichte eines Stiftsherrn bezog die hohe Schule der Kochkunſt in der Stiftsküche, und der „Hofrichter“, d. h. der Juſtizbeamte der damals noch beſtehenden Stiftsherrſchaft, hatte eine Zeit lang eine reizende jugendliche Verwandte im Hauſe. Wie imponirte er ſelbſt mir, der Herr Hofrichter! Wie blickte ich zu ihm auf, wenn ich ihn mit Pater Ferdinand politiſiren und wiederholt mit Nachdruck verſichern hörte, Rußland ſei „ein Koloß auf thönernen Füßen!“ Und dann die kleine hübſche, ſeelengute Frau Hofrichterin! Und zuletzt gar die holdſelige jugendliche Verwandte, eine anmuthvolle Tochter des

Mährerlandes! — Ich ſah ihr Engelsköpfchen zuweilen am Fenſter. Wenn wir Knaben im äußeren Hofe, auf welchen dieſes Fenſter hinausging, „Ballſchlagen“ durften, wie bemühte ich mich da, unter ihren Augen, den Ball mit dem „Paleſter“, wie wir's nannten, ſchwindelnd hoch in die Lüfte emporzuſchnellen! Mit dem Ball flog mein Herz in den blauen Himmel hinauf, um dann gerade unter ihrem Fenſter, gleichſam zu ihren Füßen, niederzufallen. Und wenn ſie noch nicht ſichtbar war, mit welcher flammenden Ungeduld wartete ich dann

Bis das Fenſter klang,
Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Nie habe ich ſpäter in meinem Leben dieſe Verſe gehört oder geleſen, ohne an jenes Mädchen zu denken. Ebenſo fromm als verliebt, ein echter Romantiker, dankte ich Gott ſtets inbrünſtig mit einigen Vaterunſern, ſo oft ich ſie nur von ferne ſah, und einmal, als es mir gelungen, ſie in der Kirche recht nahe zu ſehen, ſchenkte ich in überſtrömender Freude dem nächſten beſten Bettler ein Zweiguldenſtück, das ich ſelbſt erſt zum Geſchenke bekommen hatte.

Aber in nicht minder hellen Flammen loderte bei mir die Freundſchaft auf. Meine überquellende Herzenswärme erſtreckte ſich auch auf einen Knaben, der ebenfalls im Hauſe des Hofrichters lebte. Zwar liebte ich auch einen meiner Collegen zärtlich; aber dieſen zu lieben verſtand ſich bei uns Allen von ſelbſt, zumal im Winter. Er beſaß nämlich einen

Vetter in Batsburg, einen Weinbauer; der kam jeden Herbſt nach der Weinleſe ins Stift mit einer großen „Butte“ voll Trauben auf dem Rücken. Dieſe Trauben brachte er ſeinem Neffen, und es wurden dieſelben an einer Schnur in einem vom Präfecten dazu überlaſſenen Zimmer aufgehangen. Da konnte nun der glückliche Beſitzer den halben Winter über jeden Nachmittag hineingehen und ſich eine Traube herausholen, auch eine zweite für Einen, dem er eben wohlwollte. Meine eiferſüchtige Zärtlichkeit für dieſen Freund will ich alſo hier nicht in Anſchlag bringen; ſie brannte in nicht ganz reiner Flamme. Anders verhielt es ſich mit jenem Knaben im Hauſe des Hofrichters. War er doch ebenfalls ein jugendlicher Verwandter des Letzteren — alſo auch ein Verwandter der liebreizenden Anna! Wir liebten einander mit der naiven Innigkeit, deren nur ein Knabenherz fähig iſt. Es war ihm erlaubt, auf Spaziergängen und ſonſt ſich zu uns Sängerknaben zu halten. Saßen wir in der Kirche während der Predigt nebeneinander, ſo ſchlang er wie zufällig den Zipfel ſeines Mäntelchens über mein Knie herüber, und da faßten wir uns unter dieſer Hülle bei den Händen, ließen ſie ineinander ruhen, ſtillbeglückt in reinſter Zärtlichkeit.

Inzwiſchen hatte ich im Verſemachen bedeutende Fortſchritte gemacht, war nie wieder in die ſchnöde Proſa jener Kirſchenreime zurückgeſunken, hatte vielmehr in ſchwunghaften Feſt„Wünſchen“ ſo oft Sonne auf Wonne, Herz auf Schmerz gereimt, daß man anfing, die Köpfe über mich zuſammenzuſtecken. Anfangs zweifelte man, daß ich dergleichen in meinem Alter ſelbſt machte, nachdem aber der Herr Stiftsdechant mich in ſein Zimmer eingeſperrt und mir eine poetiſche

Aufgabe geſtellt hatte, deren augenblickliche Löſung beſonderen Beifall fand, begann ich zum Inventar der Curioſitäten des Stifts zu gehören. Selbſt von Fremden, die zu großen Feſtzeiten ins Stift kamen, wurde mir ermunternd auf die Achſel geklopft. Pater Franz gab ſich ſanguiniſchen Hoffnungen für meine Zukunft hin. Von einigen Novizen und jüngeren Geiſtlichen, von Pater Wilhelm z. B. und einem Andern, deſſen Name mir entfallen iſt, wurde mir eine freundliche, liebevolle Behandlung zu Theil. Nun zeigte auch Pater Ferdinand ſich in poetiſchen Dingen duldſam gegen mich und es kam ſoweit, daß auf ſeinen Befehl ein von mir verfaßtes Gebet in Verſen unſerm täglichen gemeinſamen Morgengebet angefügt wurde. Zuletzt wurde ich aufgefordert, die Gedichte, die ich ſeit meinem Eintritt in das Stift, d. h. ſeit meinem zehnten Jahre, geſchrieben, in einem Hefte vereinigt dem Herrn Abte (Julius) perſönlich vorzulegen, der ſie und mich wohlwollend aufnahm.

Bei einem Beſuch, den ich in meinem nahegelegenen Geburtsort Kirchberg am Walde einem Oheim machte, erlebte ich gleichfalls eine Aufmunterung. Das Schloß von Kirchberg am Walde war damals Eigenthum der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich. Im Hauſe meines Oheims war eine junge Dame einquartiert, welche die Stelle einer Harfenmeiſterin bei der Prinzeſſin Louiſe, nachmaligen Herzogin von Parma, bekleidete. Als nun dieſe Dame eines Morgens von ihrem Fenſter aus im Hausgarten ein nachdenkliches Bürſchchen umherwandeln ſah, das ihr auffiel, und hernach von meinem Oheim hörte, daß ich Verſe mache, ließ ſie ſich welche von mir vorlegen. Sie zeigte dieſelben dann auch der Prinzeſſin Louiſe, welcher ſie gefielen, und welche, nachdem ſie ſich nach meinen Verhältniſſen erkundigt hatte, mich in meiner weiteren Studienlaufbahn unterſtützen zu wollen erklärte. Sie ließ mir in der That auf ihre Koſten einen vollſtändigen neuen Anzug anfertigen, der mir bei meinem bald darauf erfolgten Austritte aus dem Stifte zu ſtatten kam. Da ſie aber zu jener Zeit nach Frohsdorf überſiedelte und ſpäter ſich mit dem Herzoge von Parma vermählte, ſo verlor ſie mich aus den Augen.

Ich hatte nun das vierzehnte Lebensjahr erreicht, die feſtgeſetzten vier Jahre meines Sängerdienſtes im Stifte waren um und es kam für mich der Tag, das Kloſter mit der geräuſchvollen Reſidenz zu vertauſchen, wohin meine Eltern inzwiſchen übergeſiedelt waren. In Sinn und Seele des Knaben hatte es ſich während dieſer vier Jahre zu regen angefangen, und eine gewiſſe charakteriſtiſche Empfänglichkeit, die Eindrücke jeder Art tief und lebhaft und doch mit einer gewiſſen Freiheit in ſich aufzunehmen, hatte ſich angekündigt. Halb mit Bangen, halb mit Verlangen ſah ich dem großen Lebenswirbel entgegen, den ich mir im Menſchengewoge der großen Donauſtadt verſprach.

Ueber F. Kürnberger's „Literariſche Herzensſachen“.

„Literariſche Herzensſachen“ betitelt Ferdinand Kürnberger einen Band von geſammelten kritiſchen Journalartikeln. — Die Kritik alſo Sache des Gemüths, des Herzens, der Stimmung? Warum nicht? Wenn die poetiſche und künſtleriſche Production mehr und mehr zur Verſtandesſache wird, warum ſollte nicht dafür die Kritik zur Herzensſache werden? — Oder mißverſtehen wir den Titel vielleicht? Nein, Herr Kürnberger ſagt es ſelbſt in der Vorrede, daß bei ſeiner Kritik „ein vielleicht allzu übervolles Herz ſeine ſtarke Subjectivität ausſpielte“. Mit dieſem Geſtändniß entwaffnet der Autor diejenigen, die ihn um eines ſcharfen oder heftigen Wortes willen angreifen möchten. Und wenn man ſich andererſeits einigermaßen wundert, zu ſehen, daß Herr Kürnberger Recenſionen ſchreibt über Bücher, die ihm dedicirt worden ſind, ſo kommt er auch in dieſem Punkte dem Vorwurf zuvor, indem er ausdrücklich zugibt, daß er zuweilen, wenn auch nur „ausnahmsweiſe“, aus „Höflichkeitsrückſichten“, über das eine oder das andere Buch eines perſönlichen oder literariſchen Freundes ein „literariſch-kritiſches Lebenszeichen“ gibt.

Herr Kürnberger kann alſo auch höflich ſein. In der That, dies Buch beweiſt auf vielen Seiten, in welchem Maße er es ſein kann, wie zart und rückſichtsvoll in Lob und Tadel er ſich auszudrücken im Stande iſt. Er trieft förmlich von Wohlwollen. Wenn er einen Roman von Erwin Schlieben mit feinſter Delicateſſe getadelt hat, ſo fügt er hinzu: „Es müßte entzückend ſein, von der Hand dieſes Dichters ein reines und tadelloſes Kunſtwerk zu beſitzen“. Er iſt ein Meiſter in der Kunſt, zu loben, wo man auch tadeln könnte, wenn man wollte, ja maßlos tadeln könnte und tadeln würde, wenn das Princip und die Tendenz und die perſönliche oder Parteiſtellung zur literariſchen Individualität des Autors es gerade verlangte.

Aber man darf ſich dadurch an Herrn Kürnberger nicht irre machen laſſen. Er lobt im Grunde doch nur mit dem Kopfe; die eigentliche Herzensſache bleibt ihm der Aerger, und der Kampf ſein Element. Kritiſche Wölfe nehmen manchmal einen Schafspelz um, hätſcheln und verhimmeln zur Abwechslung Einen mit demſelben Eifer, mit welchem ſie die Andern zu zerreißen pflegen. Auch Herr Kürnberger iſt im Stande, das ganze Alphabet durchzuloben, um ſeinen Ausfällen gegen X, Y, Z, auf die es ihm eigentlich ankommt, ein größeres Relief zu geben.

In einem Punkte aber unterſcheidet ſich Kürnberger von Allen, die ihm etwa ſonſt in Betreff des „übervollen Herzens“ und der „ſtarken Subjectivität“ gleichen. Er ſudelt niemals. Mit flüchtig und bedachtlos hingeworfenem, leichtfertigem Geſchimpfe Seiten oder Spalten zu füllen, wie es wohl Andere ſich geſtatten, denen es doch auch nicht an Geiſt mangelt, iſt ſeine Sache nicht. Was er ſchreibt, iſt immer wohl überdacht und ausgeklügelt, ja reflectirt und raffinirt bis zum Exceß. Er iſt in dieſer Beziehung der gewiſſenhafteſte Schriftſteller, den ich kenne. Er macht bisweilen unerhörte Anſtrengungen, um das, was er behauptet, auch zu beweiſen; er will überzeugen, und wenn er ſeine Beweisführung hie und da forcirt, oder ſie in einer Weiſe zuſpitzt, daß die Spitze abbricht, ſo bleibt ſein Votum, ſein Meinungsausdruck unter allen Umſtänden ein kleines, ſein ciſelirtes Kunſtwerk, das die Exiſtenzberechtigung in ſeiner Form hat.

Jn ſeiner Meinungsäußerung liegt immer etwas Prägnantes, Einſchneidendes, Frappantes, ſo daß ſie entweder zu lebhafter Zuſtimmung oder zu lebhaftem Widerſpruche reizt. Sie regt zur Gloſſirung an, und da es meiſt intereſſante literariſche oder ſociale Tagesfragen ſind, welche Kürnberger behandelt, ſo lohnt es ſich auch, ihn zu gloſſiren.

Gleich die erſten Artikel des Buches, „Die Blumen des Zeitungsſtyls“ und „Sprache und Zeitungen“, ſind eben ſo treffend als unterhaltend. Aber gleich hier möchte man die Bemerkung hinzufügen, ob denn die Schärfe völlig berechtigt ſei, mit welcher der Autor unter Anderem den öfteren und allgemeineren Gebrauch der Ausdrücke „Tragweite“ und „Sendung“ verurtheilt. Sie haben eine tropiſche oder eine emphatiſche Bedeutung, ſagt Kürnberger. Ganz recht; aber iſt unſere Sprache nicht voll von urſprünglich bildlichen und emphatiſchen Ausdrücken, deren Bedeutung ſich abgeſchliffen hat, und die heutzutage, ſo zu ſagen, zur kleinen Münze des alltäglichen Sprachverkehrs gehören? Wer möchte dem Entwicklungsgang einer Sprache Halt gebieten, und den

Punkt beſtimmen, von welchem an nicht mehr geſchehen ſoll, was bis dahin erlaubt war? —

Wie kann man übrigens — will ich hier ſo nebenbei fragen — über Sprachverderb ſchreiben, ohne des neueſten und ſchlimmſten ſprachlichen Gräuels zu gedenken, der aus den Zeitungen auch ſchon in einzelne Bücher übergeht, und der nicht eine Weiterbildung, ſondern eine Rückbildung, eine Verkümmerung, eine Preisgebung werthvollen Sprachbeſitzes in ſich ſchließt: ich meine die um ſich greifende ängſtliche Vermeidung der organiſchen Verbalform im bedingenden Satze, das häßliche: „Wenn ich wiſſen würde ꝛc., ſo würde ich ꝛc., oder: „Würde ich dies gewußt haben, ſo hätte ich nicht ſo gehandelt“ (wo das „würde ich“ correct nur im zweiten Satzgliede ſtehen könnte), oder: „es war als ob der Zephyr die Blumen küſſen würde“ — „er ſah aus, als ob ihn die Sache nichts angehen würde“ u. dergl.

Ein Theil unſerer Publiziſten wagt ſchon nicht mehr zu ſagen: „ich ginge“, „ich böte“, „ich träte“, „ich höbe“ ꝛc. Man wählt eine ſchwerfällige, oft geradezu fehlerhafte Umſchreibung, man läßt die vorhandene organiſche Form durch Nichtgebrauch ſchnöde verkümmern. Dergleichen führt zum allmäligen Erſterben des Sprachorganismus überhaupt, und dagegen ſollte jeder Schriftſteller mit allen Kräften ſich ſtemmen.

Gelegentlich räth Kürnberger einem „aufmerkſamen Leſer in der Provinz, der ſeine Zeitung wirklich noch lieſt“, ſich die Mühe zu nehmen, und ſich die ſprachlichen Wunderlichkeiten zu notiren, die ihm nach und nach vorkommen.

Dabei mußte ich ſogleich eines ganz ſpezifiſchen Lieblingsausdrucks der Grazer Schriftſprache, des Wörtleins „Anwurf“ gedenken. In Grazer Blättern erſcheint kein Eingeſendet, in welchem nicht irgendwer einen „Anwurf“ zurückweiſt; im Grazer Gerichtsſaal entkräftet der Vertheidiger die „Anwürfe“ des Staatsanwaltes, und ſelbſt in der Grazer Landſtube ſchwirrt es von „Anwürfen“, welche die Parteien einander zuſchleudern. Dies unappetitliche Wort, das man vergeblich in einem deutſchen Wörterbuche ſuchen wird, iſt das merkwürdigſte mir bekannte Beiſpiel eines auf eine einzige Stadt beſchränkten, aber hier auch in der Schriftſprache mit paſſionirter Zähigkeit feſtgehaltenen Localausdrucks. —

Wenn Kürnberger in dem Artikel „Bücher-Frou-Frou“ gegen die moderne, faſt kindiſche Illuſtrationsmanie zu Felde zieht, ſo wird man ſeinen Eifer nicht in der Sache ſelbſt, ſondern nur in der Art der Begründung etwas allzu bilderſtürmeriſch finden, und unbedingt wird der Beſonnene auf ſeine Seite treten, wenn er in den „falſchen Anſichten“ die moderne Affectation „geißelt“, die ſich für die Beurtheilung von Charakterzügen und Lebensverhältniſſen der Dichter — natürlich nur der längſt verſtorbenen — allerlei vermeintlich zartſinnige, in der That aber unberechtigte und zum Theil widerſinnige Standpunkte zurechtmacht.

Schlagend genug ſchildert Kürnberger in den Artikeln über Bogumil Goltz den „Naturalismus“ des tiefſinnigen und gemüthvollen Polterers. Aber es wundert mich, daß ſeiner Wahrnehmung, wie es ſcheint, entgangen iſt, wie nicht dieſer Naturalismus an und für ſich, ſondern der Conflict deſſelben mit ſeinem Gegentheil in der Bruſt des merkwürdigen

Mannes, der unverſöhnte Widerſtreit zwiſchen Herz und Geiſt, in welchem ſein Denken und Empfinden zeitlebens befangen blieb, und der in Geſprächen und perſönlichem Gebahren ſeine ſchärfſten Spitzen hervorkehrte, den eigentlichen Schlüſſel ſeines leidenſchaftlichen, weil innerlich widerſpruchsvollen und nicht zur Harmonie durchgedrungenen Weſens bildete.

Eine wahre Herzensfreude bereitete mir der Artikel über Claude Tillier und ſeinen „Onkel Benjamin“. Auch ich machte vor Kurzem zufällig die Bekanntſchaft dieſer unvergleichlichen Farce, und empfehle Jedem, der ſich einmal gründlich ergötzen will, ſtatt ſo viel ſchalen und alltäglichen Zeuges dies originelle, naturwüchſige Buch zu leſen, das den derben Humor eines Rabelais oder Fiſchart mit dem Eſprit eines modernen Franzoſen vereinigt. „Warum iſt dies Buch nicht weltberühmt und in Aller Händen?“ fragt man ſich, während man es lieſt. Aber freilich, die Antwort liegt ziemlich nahe, ſobald man es zu Ende geleſen. Die Schilderung eines gutmüthigen, jovialen, aber unverbeſſerlich leichtſinnigen Sanſans, höchſt ergötzlich im Einzelnen, hat doch auch etwas Unerquickliches im Ganzen, und ein armſeliger, ja trübſeliger Schluß beeinträchtigt die Geſammtwirkung des genialen, nur leider plan-, ziel- und formloſen Buches.

Zu dem Schärfſten, was Kürnberger geſchrieben, gehören ſeine Aufſätze über „Denkmäler“ und insbeſondere über den „Denkmalbettel“, worunter er das Eintreiben von Beiträgen für Denkmäler durch „Hausbettel“, wie er es nennt, und perſönliche Preſſion verſteht.

„Den ehrliebenden Verleger“, ſchreibt er, „der einem todten Dichter aus ſeinen eigenen Werken ein Denkmal ſetzt, läßt man im Stich, pfropft aber Erzpuppen auf Erzpuppen, wenn der Denkmalpfennig erpreßt wird von reclameſüchtigen Aufſehenmachern, welchen man die Thüre zu weiſen zu ſchwach iſt."

Es kommt ſogar eine Stelle, wo Herr Kürnberger nach der Polizei ruft. „Es iſt hohe Zeit", ſagt er, „daß der obrigkeitliche Schutz eintritt, und daß der Regelung des Denkmalbettels die Geſetzgebung ihr Auge zuwendet. Ich ſpreche vom Denkmalbettel als Hausbettel, wohl gemerkt!" — Sollen Denkmäler geſetzt werden, ſo will er ſie auf Staatskoſten, oder durch wirklich freiwillige Subſcriptionen begründet wiſſen. „Nur ſo", fährt er fort, „kann ſich der Cultivirte das Denkmalſetzen denken bei einem Culturvolke. Die dritte Art dagegen, daß jeder Nächſtbeſte ſich zu einem Denkmalvater aufwirft, ein paar Freunde als Comité wirbt und mit polizeilicher Nachſicht nun getroſt auf den Hausbettel ausgeht: dieſe Art ſcheint mir anſtändiger für Tunguſen und Peſcherähs, als für uns. — Aber mit deinen aufliegenden National-Subſcriptionen kommt in Ewigkeit nichts zuſammen! Bſt: Nicht ſo laut! Nicht ſo unvorſichtig! Das eben iſt es ja, was ich hören wollte. Ihr ſeid mir vortrefflich aufgeſeſſen. Kommt nichts zuſammen — und ich habe es immer ſo geahnt — dann iſt eure ganze Denkmalſetzerei eben nicht Nationalſache, wie es eure Phraſen ſo widerlich lügen, ſondern ſie iſt Privatſache, ſie iſt Sache eurer perſönlichen Liebhaberei, um nicht das Schlimmere zu ſagen, eurer perſönlichen Eitelkeit. Dann hat der Banquier Königswarter u. A. auch nichts für Schiller gegeben, ſondern er hat gegeben für Herrn X, den Sammler und Glaubensgenoſſen, der ihn perſönlich bedrängte.

Und hier eben iſt's, wo ich nach der Polizei rufe . . . Ich fürchtete anfangs, gegen den Strom zu ſchwimmen, aber ich fange an zu capiren, daß ein Strom überhaupt nicht exiſtirt, daß die öffentliche Meinung vielmehr dem Denkmalbettel von Herzen gram iſt, denn alle Perſonen, ſo viel und ſo bunt ich deren noch ſprach, fand ich von ſeltener Einigkeit in dem Abſcheu gegen den Terrorismus des Denkmalbettels. Ich fand ſie alle nach einem Gideon ſeufzen, nach einem Manne, der den Muth hätte, das Wort des Widerſpruchs zum erſtenmal laut auszuſprechen."

Dieſes Gideon-Muthes wird Herr Kürnberger ſich nicht mehr ſonderlich rühmen dürfen. Der humoriſtiſchen Blätter nicht zu gedenken, ſtellt das Feuilleton der geſammten Wiener Preſſe ſich auf ungefähr denſelben Standpunkt, ſeit in Wien, nachdem man das Schillerſtandbild kaum enthüllt, auch ſchon für ein Grillparzer-, ein Beethoven-, ein Grün-Lenau-Monument geſammelt, und ein Mozart-, ein Haydn-, ein Goethe-Denkmal in Ausſicht genommen wird. In welchem Verhältniſſe ſtehen die zahlreichen Dichterfeſte und Denkmäler zur wirklichen Begeiſterung der Nation, zur thatſächlichen Anerkennung der Dichter? Wie reimt der Eifer, mit welchem man Schillerbilder aufrichtet, ſich damit zuſammen, daß man unter Kritikern, unter Leuten, die „auf der Höhe der Zeit" ſtehen, es nicht mehr ohne verſchämtes Erröthen wagen darf, Schiller für einen großen Dichter zu halten?

Eine ſeiner ausführlichſten Erörterungen widmet unſer Autor dem Rhapſoden Jordan. Man wird ihm zuſtimmen müſſen, wenn er es als einen Irrthum dieſes an ſich ſo anerkennenswerthen epiſchen Meiſters bezeichnet, aus altem, den Geiſt ganz anderer Zeiten wiederſpiegelnden Sagengewebe, das im Bewußtſein des Volkes längſt nicht mehr lebendig iſt, laſſe ſich nachträglich auf künſtlichem Wege ein Nationalepos ſchaffen, welches für die Deutſchen das ſei, was die Ilias für die Griechen. Nur muß man ſich auch einigermaßen wundern, daß Kürnberger ſpäter, wo er von Gottfried Keller's „Sieben Legenden“ mit überſchwenglichem Lobe ſpricht, kein Wort des Bedauerns mehr hat für eine dichteriſche Kraft, die an einen noch weit weniger lebendigen Stoff, an eine wunderliche kirchliche Legendenwelt verſchwendet iſt. Ueberdies muß bemerkt werden, daß in dieſem Aufſatze über Jordan der Autor im Bemühen, gründlicher als gründlich zu ſein, und eine Sache, an welcher Niemand zweifelt, zu beweiſen, ſich in einem ermüdenden hiſtoriſchen Excurs verliert und ſeitenlang vom Katheder herunter redet wie ein Privatdocent.

Wie hier zu umſtändlich in der Beweisführung, iſt er anderswo zu ſubtil, klügelt Motivirungen aus, die nur das Intereſſe der Sonderbarkeit für ſich haben, wie zum Theil in den Artikeln über Turgenjew und über Grillparzer.

Daß Kürnberger immer nur mit dem ſchweren Geſchütz des Gedankens wie des Ausdrucks ins Feld rückt, haben wir ſchon geſehen. Von ihm läßt ſich in der That ſagen, daß er „mit Kanonen nach Spatzen ſchieße.“ Wozu z. B. der Lärm S. 119 über eine mittelmäßige Horaz-Ueberſetzung? Wollte er wirklich an einem Beiſpiel zeigen, „welcher Schund in Deutſchland gedruckt wird“, ſo hätte er für dieſen Zweck ſehr leicht weit Beſſeres, d. h. Schlechteres finden können.

In einem Nekrolog auf Moriz Hartmann macht Kürnberger die Bemerkung, Hartmann habe das Weſen des

Hellenen mit dem des Juden in ſeiner Natur vereinigt. Möglich, daß dies ſich ſo verhielt; dann war aber Hartmann eine Merkwürdigkeit ohne Gleichen, und ich begreiſe nicht, wie Kürnberger eine ſolche Verſchmelzung jüdiſchen und helleniſchen Weſens für eine leicht mögliche, ja naheliegende Sache nehmen mag. Größere Gegenſätze kennt die Weltgeſchichte nicht, als den naturinnigen, naiven Hellenen, und den durch und durch ſpiritualiſtiſchen, verſtandeskalten, zerſetzenden Semiten, und da der Jude von Natur ein unwandelbares, auf ſich beruhendes Weſen iſt, ſo fällt es überhaupt ſchwer, an die Verwandlung jüdiſchen Weſens in ein anderes, oder an die Verſchmelzung deſſelben mit einem andern zu glauben. Wenn ein Heine mit ſeinem Hellenismus prahlte, ſo wird das doch Niemand für Ernſt genommen haben? —

Die reichen jüdiſchen Banquiers der Reſidenz ſcheint Kürnberger entſchieden nicht zu den helleniſirten Semiten zu rechnen. Dieſen gegenüber verläßt ihn ſeine „Höflichkeit", und daß er auf ein Couvert an ihren gaſtfreien Tiſchen verzichtet, beweiſt der Artikel, den er dem „Verhältniß der Wiener Börſenmänner zur Literatur" widmet. Hier beginnt denn doch die heftige und draſtiſche Art Kürnberger's etwas unangenehm zu werden. Die armen Reichen! Kümmern ſie ſich nicht um Literatur und Kunſt, ſo ſchilt man ſie; kümmern ſie ſich darum, ſo verhöhnt man ſie! —

Ein Meiſterſtück in der Form, dem Inhalt nach eine große Schrulle iſt der Artikel über Friedrich Halm und ſeinen „Fechter von Ravenna". Kürnberger beweiſt hier auf ein paar Seiten nichts Geringeres, als — man höre! — „die ſpecifiſche Nichtswürdigkeit dieſer Schand-

Komödie!“ — Da haben wir ein Exempel jener „prachtvollen Strenge“, über welche ſich Kürnberger auf S. 326 freut wie ein Kind, wenn ſie von einem ſeiner Collegen geübt wird. Wenn Hinz und Kunz, meint er, vorher in Notizen gelobt worden ſind, hernach aber der höheren Kritik vor die Klinge kommen, dann „merkt man es der prachtvollen Strenge der letzteren ordentlich an, daß ſie ihr Rächeramt mit einem langgeſparten Grimm und avec une sorte de gaîté verwaltet“. — Ohne es zu wollen, berührt Hr. K. hier die wunde Stelle unſerer Tageskritik. Weil Hr. A. den X. gelobt hat, ſchreibt Hr. B. über denſelben X. einen wüthenden Schmähartikel. Ueber dieſe „prachtvolle Strenge“ freut ſich Herr Kürnberger. Und das Publikum? Je nun, das Publikum, zwiſchen den Lobenden und den maßlos Schimpfenden geſtellt, glaubt weder dem Einen mehr noch dem Andern.

Amüſant geſtaltet ſich das Schauſpiel, wenn eine „ſtarke Subjectivität“ auf eine andere, ihr verwandte ſtößt. Dies geſchieht in Kürnberger's Feuilleton über Melchior Mayr's „Geſpräche mit einem Grobian“. Nicht als ob ich ſonſt Kürnberger und Melchior Mayr nebeneinder ſtellen möchte; Herr Kürnberger iſt ein Kopf von Diſtinction, der ſelige Melchior Mayr dagegen ſcheint, wenigſtens nach den von K. angeführten Proben zu ſchließen, ſich innerhalb ziemlich enger geiſtiger Schranken bewegt zu haben. Aber ſie gehören beide zur Klaſſe der Nervöſen. „Melchior Mayr's Zorn“, ſagt uns Kürnberger, „iſt zuweilen ſehr ſchön. Gut gedacht, heiß empfunden, hinreißend wahr und energiſch im Ausdrucke, zerwettert er, wie der Blitz, was er trifft.“ Auf der nächſten

Seite: „Gegen dieſe Siechlinge (à la Melchior Mayr) mit der moraliſchen Gehirnerweichung und Herzbeutelwaſſerſucht, gegen die Verſöhnler und Ohnmächtler, welche jeder Tragödie einen gemüthlichen Circumflex anſchänden, werden wir noch aparte Geißeln mit Skorpionen flechten und ſie manches Jahr unſers Lebens durchſtäupen.“ „Man fängt oft an, den Autor liebzugewinnen und iſt im Begriff, ihm herzlich die Hand zu drücken.“ Und wieder: „Ei, ſo wag's doch, witziger zu ſein als Heine! Wer hindert dich daran, kleine, neidgiftplatzende Kröte?“ — So wechſelt Anziehung und Abſtoßung, Bruderkuß und Ohrfeige, und man bedauert, daß der ſelige Mayr das Eine wie das Andere nicht erwidern kann.

Einer merkwürdigen Stelle muß ich noch Erwähnung thun, in welcher Hr. Kürnberger die „allgemeine Verlotterung des deutſchen Nationalgeiſtes“ in Ausſicht ſtellt, weil — ja weil einmal Gott weiß welcher Recenſent „Homer und Hamerling“ — natürlich sans comparaison — neben einander genannt hat. Hier geht Herr Kürnberger in ſeiner Beſorgniß offenbar zu weit. Hat doch ein bedeutender Wiener Kritiker den Verfaſſer des „Neuen Tannhäuſer“ mit Dante und Shakeſpeare zuſammengeſtellt und gefunden, daß jener dieſen in einigen Beziehungen ſogar noch überlegen iſt. Der „deutſche Nationalgeiſt“ hat ſich ſo ziemlich gewöhnt, die Privatanſichten der Kritiker ohne Schaden an ſich vorüber gehen zu laſſen. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, hat Herr Kürnberger vor Jahren ſelbſt den ethiſchen Gehalt der Werke des Poeten, den er heute ſo gründlich verachtet, anerkannt, und ich möchte glauben, daß die vorurtheilsloſe und aufmerkſame Lektüre dieſer Werke, weit entfernt, der

Verlotterung des Nationalgeiſtes Vorſchub zu leiſten, vielmehr ein wirkſames Gegengift gegen die Verlotterung wäre. Ich möchte mir bei dieſer Gelegenheit erlauben, den Ausſpruch eines Holländers, des Herrn A. G. van Hamel, anzuführen. Dieſer Kritiker, im fernen Holland, völlig außerhalb der literariſchen Parteien Deutſchlands ſtehend, nicht fragend: iſt der Autor dieſes Buches zu viel oder zu wenig gelobt worden, hat er zu viel oder zu wenig Erfolg gehabt, ſondern das, was der Poet geſchrieben, unbefangen auf ſich wirken laſſend, hat in ſchroffem Gegenſatz zu deutſchen Feuilletoniſten die folgende Aeußerung gethan: „Dies dürfen wir verſichern, daß das Reich der Humanität den Menſchen einen Schritt näher gerückt ſein wird, wenn Hamerling's Leſer ſeine Poeſien genießen können mit derſelben Einfachheit und Reinheit des Herzens, mit derſelben Liebe für Alles, was ſchön und gut iſt, die den Dichter beſeelte, als er ſie ins Leben rief." — Ich citire dieſe Stelle nicht, um mir etwas darauf zu gute zu thun; es bleibt der Leſewelt anheimgeſtellt, wem ſie lieber glauben will, dem „übervollen Herzen" und der „ſtarken Subjectivität", oder dem holländiſchen Phlegma.

Ich beſchäftige mich vielleicht ſchon zu lange mit Herrn Kürnberger's Buche. Ohne Zweifel erregt es Kürnberger's Unwillen, daß ich mir angemaßt habe, ihn in ſo vielen Punkten zu corrigiren und zu meiſtern. Aber diesmal iſt er der Autor und ich der Recenſent; ein Kritiker aber iſt bekanntlich unfehlbar und verſteht Alles beſſer als der Autor. Im Uebrigen, da für mein Urtheil über einen Menſchen nicht das maßgebend iſt, was er von mir hält, ſondern das, was ich von ihm halte, ſo bin ich weit entfernt, Herrn

Kürnberger's Vorzüge irgendwie herabſetzen zu wollen. Herr K. iſt, von ſeinem Erzählertalent abgeſehen, unter allen Umſtänden ein gewaltiger Held der Feder, ein **halbmythiſcher** Vogel Greif im Haufen der Rohrſperlinge. Es iſt **pure** Schelmerei, wenn er S. 147 von ſich ſelber ſagt, er ſei in der Publiciſtik „längſt nicht mehr der Erſte". Herr Kürnberger weiß es ſehr gut, und beſſer vielleicht als irgend Einer, daß er, ſo lang er will, noch immer der Erſte iſt *).

---

*) Der [illegible] Ton, den dieſer [illegible] Artikel hie und da gegen den ausgezeichneten, leider verſtorbenen Schriftſteller anſchlägt, war veranlaßt durch perſönliche Angriffe. Ich benütze aber dieſe Gelegenheit, zu ſagen, daß ich K. für einen der erſten Meiſter nicht bloß des Eſſays und des Feuilletons, ſondern auch der Novelle halte, und daß es eine Schmach wäre für die deutſchen Verleger, ja für alle Deutſchen, wenn ſie ſeinen literariſchen Nachlaß in den Händen des Herrn v. W. [illegible] zu Wien vergilben und vermodern ließen.

Amor im Grünen.

Eine Waldſcene.

Die beiden Leutchen wußten ſelbſt nicht recht, wie ſie ſo allmählich aus dem Garten auf die Wieſe, von der Wieſe auf den Waldabhang, von da in den Wald hinein gelangten und da mit einer ſonſt nur in Romanen üblichen Freiheit umherſpazierten, als wären ſie Mann und Frau oder wenigſtens Verlobte, während ſie blos erſt Verliebte waren, und auch das nicht officiell, denn ſie hatten miteinander noch nicht ein Sterbenswörtchen von ihrer Liebe geſprochen.

Die Sache war im Grunde ſehr einfach. Das Mädchen liebte leidenſchaftlich die Blumen und der Jüngling beſaß einige botaniſche Kenntniſſe.

Auch eine von jenen alten Geſchichten, welche ewig neu bleiben!

Kräuter ſuchend hat manche Maid ihr Herz entdeckt und Blumen pflückend iſt manche, wie z. B. Proſerpina von Pluto, dem Gotte der Unterwelt, ſelber gepflückt und hinweggeraubt worden.

Die ſonnige, würzig duftige Waldeshalde ſtand voll von niedrigem Birken-, Erlen- und Eichengeſtrüpp, untermiſcht mit Kreuz- und Wegdorngebüſch, und die zahlreichen Brombeerſträucher ſendeten lange, bogenförmige Ranken aus, die ſich üppig wuchernd über den Pfad ſtreckten. Die

Vorübergehenden wie mit neckenden Koboldarmen am Gewande feſthaltend. Zwiſchen den Sträuchern ſtand die ſchöne, ſchlanke Goldruthe aufrecht, wiegte der Waſſerdoſt ſeine blaßröthlichen Dolden, Waldſcabioſen und Glockenblumen ſtanden vereinzelt oder in Büſchen beiſammen und aus der Moosdecke ſproßte überall die beſcheidene, aber auf weiten Strecken verbreitete, in Maſſen das Auge freundlich anſprechende gelbe Blüte des Ginſters oder Cytiſus.

Alle dieſe Sträucher und Pflanzen wies und benannte der Jüngling dem Mädchen gewiſſenhaft und außerdem noch die Taubneſſel, den Hohlzahn, die Lichtnelke, das Seifenkraut, die Wolfsmilch, den aufrechten Zieſt und das in allen ſeinen Theilen tauſendfach feindurchſtochene Johanniskraut, das Nadelkiſſen der Elfenkönigin. Nur über die vielen, untereinander gar zu ähnlichen Arten weißblühender Doldengewächſe, die mitunter vielverzweigt und anſehnlich empor geſchoſſen ſich breit machten, ging er meiſt mit einer gewiſſen verlegenen Flüchtigkeit hinweg, und wenn das Mädchen nach den Namen derſelben fragte, ſo murmelte er etwas von echtem oder unechtem Schierling, Kümmel, Fenchel, Sanikel, oder nannte etwas Lateiniſches, womit das beſcheidene Kind ſich auch gerne zufrieden gab.

Ueberhaupt nahm der anfangs etwas ängſtliche Jüngling mit Freude wahr, daß ein junges Mädchen, wenn das Wetter ſchon, im Freien und im Grünen am Ende nicht ſo ſchwer zu unterhalten iſt, als er ſich das vorgeſtellt hatte. Bald brachte er das liebe Kind mit Scherzen, wie z. B. dem von den Schwarzbeeren, welche roth ſind, weil ſie noch grün ſind, zu hellem Lachen, bald entlockte er ihrem Auge eine Thräne durch ein rührendes Citat aus den Verſen eines gefühlvollen Dichters, welche ſich auf Blumen oder auf die Natur oder auf ſonſt irgend etwas bezogen.

So kam es, daß der Jüngling immer beherzter, immer beredter wurde, und daß die Beiden, immer tiefer in den Wald und in eine wunderſame Stimmung hineingerathend, der Umkehr völlig vergaßen.

„Oft flammt die Luſt, unendlich fortzuwandern
Unwiderſtehlich herrlich in uns auf!“

Das Mädchen hatte ſo nebenbei im Gehen und Plaudern einen ganzen Strauß gepflückt; nun wollten ſie raſtend über dieſe Ausbeute Muſterung halten.

Es war heiß geworden, das ganze Gehölz des der Sonne zugewendeten Abhangs war von den Strahlen des Tages durchglutet, und es fand für das Paar ſich keine Schattenſtelle weit und breit, als ein wunderſchönes, lauſchiges Plätzchen am Fuße einer gewaltigen Tanne. Da ſetzten ſie ſich denn nothgedrungen und nahmen die Blumen einzeln vor. Aber der Jüngling merkte bald, daß ſein Empfinden in dieſem Augenblicke ſtärker war als ſein Gedächtniß, und alle beide gaben zuletzt lieber dem ſüß einlullenden Eindruck der um ſie webenden und waltenden Natur ſich hin.

Welch' ein Tag! überall Glanz und Duft und ein warmer, würzigberauſchender Hauch von Lebens- und Liebesfreude.

Von dieſer Trunkenheit an der Seite des geliebten Mädchens überwältigt, begann der Jüngling zu ſchwärmen von der ſchönen, reinen, wonnigen Natur — wie Alles ringsum ſo ſchön miteinklinge in das innere Leben und

Empfinden — wie alle Blumen und alle Vögel und ſogar die Würmlein und Käferchen alle ſich mit dem Menſchen gleichſam zu einem Reigen der allgemeinen Daſeinswonne vereinigten.

Während der Jüngling in ſolcher Art ſchwärmte, regte ſich, ohne daß die Beiden das Geringſte davon merkten, ganz in der Nähe zwiſchen den Blumen und Kräutern und Würmchen und Käferchen ein anderes Leben, das auch ſeinen Theil von der ſchönen Sommerluſt für ſich haben wollte.

Unter dem Baume nämlich, unter welchem das Paar ſaß, befand ſich, verſteckt zwiſchen Moos und niedrigem Heidelbeergeſträuch, eine rundliche Oeffnung im Erdreich, wie ſie die Mäuſe zu graben pflegen und wie ſie dann mitunter auch andere Thiere ſich zur Behauſung erkieſen.

Aus dieſer lugte und lauſchte plötzlich ein Köpflein hervor — ein flachgeformtes Köpflein mit ſchönen, aber etwas unheimlichen Aeuglein. Dieſes Köpflein kam immer weiter zum Vorſchein und hinter ihm ſchob langſam ein ſchmaler, runder, gliederloſer, langer Leib ſich nach. Als dieſes Geſchöpf ganz und gar aus dem Loche heraus war, legte es ſich in die Sonne und ſchien, in einen Kreis zuſammengerollt, mit allen Poren ſeines Leibes die wohlige Sonnenglut in ſich zu trinken.

Das geſchmeidige Thier war etwa zwei Fuß lang, bräunlich von Farbe, hatte einen kreuzförmigen, dunkleren Fleck auf dem wie plattgedrückten Köpflein, und ein Zickzackband mit kleinen, winkelſtändigen Flecken den Rücken entlang laufend.

Ein Vogel ſang wunderſchön im Wipfel der Tanne, das erwärmte Nadelholz ſtrömte balſamiſchen Harzduft aus, weiter unten in der Niederung, gegen welche ein etwas ſteiniger Hang ſanft abfiel, plauderte ein ſilberſtimmiges Bächlein, und unſer Paar war allgemach in ein ſchweigſam wonniges Brüten verſunken.

Das Mädchen blickte ſinnend in ſeinen Schooß hinab, der noch voll Blumen lag. Eine davon herausgreifend, fragte es endlich: „Das zarte, weiße Blümchen da, was iſt das? Iſt's nicht eine Sternmiere?"

„Sternmiere oder nicht!" verſetzte der wie aus einem Traum ſich losreißende Jüngling, das Blümchen einen Moment lang betrachtend und dann bei Seite werfend. „Was thut das zur Sache?

Name iſt Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsglut

Mich kümmert in dieſem Augenblicke nur ein einziger Name zwiſchen Himmel und Erde, und dieſer Name lautet: Marie! — Hören Sie den Vogel, Marie, der da in den Zweigen ſchmettert und jauchzt? Ich weiß nicht, was ſein Herz hinausjauchzt in die ſchöne grüne Gotteswelt — aber das meine jauchzt: Marie! — Marie! Sie ahnen es, Sie wiſſen es längſt, ich habe Sie unausſprechlich lieb!"

Das Mädchen erröthete — ein leiſes Beben durchlief ſeine roſigen Glieder — es ſchwieg und blickte den Jüngling nur mit ſeelenvollen Augen ernſt lächelnd an.

Während deſſen lag das erwähnte, gliederloſe Thier mit dem Zickzackband auf dem Rücken harmlos und ruhig in der Sonne.

„Sieh nur 'mal das Schlängelein
Heut' in Gottes Sonnenſchein:
Iſt es auch ein Engelein."

Nur wenn der Jüngling eine heftigere Bewegung machte, den Arm zu einer lebhafteren Geberde ausſtreckte oder ſeine Lage im Mooſe änderte, hob der Wurm mißtrauiſch den Kopf, züngelte gegen die Beiden hin, und ziſchte ſogar ein wenig.

„Wie es lieblich ſäuſelt in den Büſchen!“ ſagte der ſchwärmeriſche Jüngling, ohne die mindeſte Ahnung, daß in dieſes Geſäuſel ſich das Ziſchen einer Kreuzotter miſche.

„Wovon,“ fuhr er fragend fort, „wovon flüſtern ſie, dieſe Stimmen des Waldes alle? Von Liebe! nur von Liebe! Und nur ich und Sie, Marie — — das dumme, kalte „Sie!“ iſt's nicht ein Mißton an dieſem Orte und in dieſer himmliſchen Viertelſtunde, die uns gegönnt iſt? Ebenſo gern möchte ich Ihre Namenspatronin, die himmliſche Jungfrau Maria, mit „Sie“ anreden! Sage doch, Engel, Herzenskind, liebſt Du mich nicht auch ein wenig, ein ganz klein wenig?“

Das Herz der Holden pochte, ihre Wangen färbten ſich, ihre Augen glänzten im zauberiſchen Blau.

Statt aller Antwort machte ſie aus den hübſcheſten der Blümchen, welche noch in ihrem Schooße lagen, ein Sträußchen zurecht und überreichte es dem ſeine Frage wiederholenden Jüngling.

„Dieſe Blumenſprache,“ ſagte der Jüngling, „iſt zwar ſchön, aber mir doch nicht verſtändlich genug. Lieber möchte ich mich an dieſe Roſen, an dieſe Veilchen da halten“ — er deutete dabei auf ihre glühenden Wangen und Augen —

„Laß mich Dir ins Auge ſchauen!
Darf ich ganz und unbegrenzt
Dieſem zarten Schwure trauen
Der in ſeinem Sterne glänzt?

Darf ich ihm trauen?“

Die Holde ſchwieg, aber ihr Wangenpurpur flammte noch heller auf.

Der beglückte Jüngling ſtieß einen Freudenruf aus. Während er aber, entzückt von dem Sinn jener Flammenſchrift, mit einer lebhaften, freudigen Bewegung des ganzen Körpers des Mädchens Hand ergriff, ſtieß er mit der ausgeſtreckten Ferſe die Schlange, die inzwiſchen ganz nahe gegen die Füße des Paares herangekrochen war, etwas unſanft vor den Kopf.

Die Schlange war es nicht, die Streit anfing. Sie hätte das Paar in Ruhe gelaſſen. In dieſer Weiſe jedoch gereizt, blähte ſie ſich zornig auf, fuhr ziſchend auf die Fußbekleidung des Jünglings los, und that einen Biß in dieſelbe. Der Geifer des Thieres haftete an dem Leder, aber der Zahn war nicht bis zur lebendigen Haut gedrungen. Wie hätte der ſelige Jüngling eine Ahnung haben ſollen von dem, was da unten zu ſeinen Füßen vorging? Ebenſogut hätte ihm in dieſer Situation ein Eichhörnchen die halbe Sohle vom Fuß herunternagen können — er hätte es nicht gemerkt.

Die Schlange huſchte nach dem Biß hinweg und machte, geräuſchlos in kurzem Graſe dahingleitend, Jagd auf ein Mäuschen, das ſie in einiger Entfernung gewahr worden.

Seit Menſchengedenken iſt es Brauch, daß wechſelſeitige Liebeserklärungen, auch der kindlichſten und unſchuldigſten Seelen, mit einem Kuſſe beſiegelt werden. Der Jüngling hatte davon keine hiſtoriſche Kenntniß, wohl aber den angebornen richtigen Inſtinkt, und dieſem folgte er, indem er ſich einen Kuß von dem Mädchen erflehte. Aber die Holde weigerte ſich. Sie war nicht ganz unbefangen; ihr Gewiſſen ſagte ihr, daß ſie ſchon im wörtlichen Sinne zu weit gegangen, und ſie fürchtete nun mit einem Kuſſe es auch noch im figürlichen Sinne zu thun.

„Nur einen Kuß, einen einzigen, flehte der Liebende.

Schließlich machte auch in ihr der vererbte Inſtinct des uralten Herkommens ſich geltend, und ſie wich der flehenden Bitte.

Aber der überſelige, durch ſein Glück übermüthig gewordene Jüngling behauptete ſchon in der nächſten Minute, der Kuß ſei nur ein halber geweſen und ſie ſchulde ihm noch die andere Hälfte.

Während dieſes Wortwechſels war die Schlange ſacht wieder herangekrochen. Sie hatte gern ihre unterirdiſche Behauſung wieder aufgeſucht, um da in aller Ruhe und Sicherheit ein Schläfchen zu machen. Aber die beiden jungen Leute ſaßen jetzt gerade über dem Eingange und verſperrten ihr den Weg. Aergerlich ſchlängelte ſie ſich hinter dem Rücken der Beiden weiter. Lautlos und träge, wie gelangweilt, glitt ſie hin, während der Jüngling dringend auf der verſagten zweiten Hälfte des Kuſſes beſtand.

„Wenn ich nicht noch einen Kuß erhalte," ſagte er mit der ſchläfrig-träumeriſchen Art von Witz, über welche Liebende verfügen — echte Liebe ſpricht überhaupt nur in Gemeinplätzen — ſo will ich auch den einen nicht, den ich erhalten, und gebe ihn zurück!" Dabei ſchickte er ſich wirklich an, den Kuß des Mädchens „zurückzugeben."

Aber das Mädchen weigerte ſich, ihn zurückzunehmen.

Der Ungeſtüm des Jünglings und das Sträuben des

Mädchens brachten natürlich einige lebhafte Körperbewegungen des Paares mit ſich.

Durch dieſe Bewegungen neuerdings gereizt, bäumte die Schlange ſich auf, und ſtreckte pfauchend den Kopf vor, bereit, einen Biß gegen den Arm des Mädchens zu führen . . .

In dieſem Augenblicke aber hob das Mädchen im Drange der Abwehr den Leib ein wenig, um von dem Jünglinge weiter hinwegzurücken, und im ſelben Moment ſich wieder niederlaſſend, preßte ſie den Oberleib der Schlange gegen den hier mit einigen knorrigen alten Baumwurzeln durchſetzten Boden. Und als der Jüngling, in ſeinem ſeligen Uebermuth dem Mädchen nachrückend, der ſich Sträubenden zuletzt doch noch einen Kuß in das roſige Geſichtchen drückte, da wurde der eingeklemmte Schlangenkopf an einer der vorragenden Baumwurzeln zerquetſcht, ſo daß dem Giftwurm Odem und Seele entfloh, und nur ſein Schweif noch eine Weile im Krauticht zuckend ſich regte . . .

Das Paar hatte nur Augen für ſich ſelbſt — für keinen lebenden Feind und keinen todten. Es war himmelweit — wirklich einen ganzen Himmel weit — davon entfernt, zu ahnen, daß die Wucht eines Kuſſes auf zarter Mädchenlippe den Kopf eines giftgeſchwoll'nen Ungethums zermalmt hatte.

Aug' in Auge, Hand in Hand erhoben ſie ſich. Im Wipfel der Tanne ſang der Vogel ſein Lied, die Waldkräuter und harzigen Bäume dufteten, die Waſſer des Baches rauſchten ſilbertönig in der Tiefe, und mit einem ſeligen Blicke rief der Jüngling noch einmal aus: „Welch' ein wonniger Einklang der ganzen Natur mit dem Schlag zweier liebender Herzen!"

Ueber die Kunſt zu ſchenken.

Der Trieb zu ſchenken iſt tief eingewurzelt in der Menſchennatur. „Geben iſt ſeliger als nehmen“, und „kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft“ — von großen ganz zu geſchweigen.

Der Brauch des Schenkens iſt bei den civiliſirten Nationen eher im Aufſchwunge als im Sinken begriffen. Immer größer wird auch die Zahl der Feſtzeiten, zu welchen die Menſchen ſich von der Raſerei des Schenkens epidemiſch ergriffen zeigen. Man ſpielt Chriſtkind und Nikolò mit dem Füllhorn in der Hand; man beſchert Oſtereier, man gibt Geburts- und Namenstags-Angebinde; man feiert Jubilare mit Geſchenken und verehrt ſelbſt Monarchen koſtbare Albums bei beſonderen Gelegenheiten; man bringt ſeinen Angehörigen und Freunden Geſchenke von der Reiſe mit; man ſpendet Tauf- und Firmpathengeſchenke und Hochzeitsgeſchenke; man beſchenkt ſeine Braut; man hat Trinkgelder bereit für alle möglichen Dinge und Neujahrsgelder für alle möglichen Leute. Noch im Sterben bedenkt man ſeine Freunde mit Kleinigkeiten, und ſogar den Todten werden Blumen und Kränze auf den Sarg gelegt.

Es ſcheint alſo eine ganz angenehme Sache zu ſein, zu ſchenken. Ob aber auch eine leichte? Der alte Seneca verneint es. „Wenn Einer glaubt," ſchreibt er, „daß Schenken eine leichte Sache ſei, ſo befindet er ſich im Irrthum — Errat si quis existimat, facilem rem esse donare. Und er fügt hinzu: „Die Sache iſt gar ſchwer, wenn ſie mit Verſtand und nicht ſo blindlings aufs Gerathewohl geſchehen ſoll."

Es wäre alſo zweckmäßig, eine „Kunſt zu ſchenken" zu ſchreiben, wie man eine „Kunſt zu lieben" geſchrieben hat.

Wenn das Schenken zu den Künſten gehört, und zwar zu den „ſchönen" und „freien", ſo muß man nicht blos materielle, ſondern auch geiſtige Mittel und Talente beſitzen, um ſie recht zu betreiben. Und ſelbſt dann noch ſtößt man häufig an und erlebt mit ſeinen Geſchenken alle Arten von Mißerfolg, vom peinlichen „Achtungserfolg" bis zum offenen, entſchiedenen, folgenſchweren Fiasco.

Ein Lebemann, der über viel Geld, aber wenig Geiſt verfügte, verehrte ſeiner Schönen zu Weihnachten einen koſtbaren, aber geſchmackloſen Morgenanzug; ein anderer, der mehr Geiſt als Geld beſaß, ſchickte der ſeinigen eine geheimnißvolle Schachtel, welche nach der Angabe des beiliegenden Briefchens die „ſchönſte, für ſie paſſendſte Toilette" enthalten ſollte, und als ſie die Schachtel öffnete, fand ſie — ein Feigenblatt. Beide Spender fielen in Ungnade, und nicht viel beſſer erging es vielleicht dem Franzoſen, welcher vor einigen Jahren in der Pariſer Geſellſchaft durch Erfindung eines geiſtreichen Oſterei's von ſich reden machte. Er ſchickte der Dame ſeines Herzens ein Oſterei aus Pappendeckel, in welches er ein Stück Spiegel geſteckt hatte, mit folgenden Zeilen: „Oeffnen Sie dieſes Ei und Sie werden das Reizendſte erblicken, was ich auf dieſer Welt kenne.“

Jemand, der ſeiner Geliebten nichts ſchenken konnte, der ſchlechten Zeitverhältniſſe wegen und weil er große Verluſte im Börſenſpiel gehabt, entwendete ihr einige Wochen vor Weihnachten eine Caſſette mit werthvollem Schmuck. Die Dame war natürlich in Verzweiflung darüber, erhielt aber am Weihnachtsabende von unbekannter Hand die Caſſette unverhofft zurück, und in dem Freudenrauſche, in den ſie dadurch verſetzt wurde, verzieh ſie für diesmal dem Freunde, daß er ſelbſt nur mit einem armſeligen Geſchenke ſich einzufinden im Stande war.

Ich erinnere mich auch eines jungen Mannes, der elegante Liebſchaften anknüpfte, und ſeinen Schönen werthvolle Ringe, Armbänder u. dgl. ſchenkte, ſie ihnen aber wieder ſtahl, um ſie zu verkaufen und die Koſten eines neuen Geſchenks davon zu beſtreiten.

Gar nicht übel iſt es, der Gattin oder Geliebten Looſe der großen Lotterie zu ſchenken. Insbeſondere empfiehlt ſich ein ſolches Geſchenk dem Lebemanne, einer Geliebten gegenüber, in den ſpäteren Stadien des Verkehrs. Wirft ihr Fortuna einen Treffer in den Schooß, ſo iſt ſie vielleicht geborgen, und man braucht ſich nicht weiter um ſie zu bemühen; vielleicht theilt ſie auch in ihrer erſten Freude und Rührung den Gewinnſt mit dem Spender des Looſes; und iſt es der Haupttreffer, den ſie macht — parbleu! ſo iſt man ja der Nächſte daran, ſie zu heirathen!

Etwas weniger ängſtlich als Lebemännern ihren Freundinnen gegenüber, iſt es im Allgemeinen den Ehemännern gegönnt, ihren angetrauten Gemahlinnen gegenüber ſich zu benehmen.

Seiner lieben Frau mag jeder Gatte zu Weihnachten oder zum Geburtstage großmüthig die Kleiderſtoffe oder Putzſachen ſchenken, die er ihr auch zu anderer Zeit — nothgedrungen gekauft hätte. Ein Ehemann braucht ſich auch nicht zu bedenken, ſeiner Gattin ein zwar koſtſpieliges, aber für ſie unbrauchbares Geſchenk zu machen, mit der Entſchuldigung, er habe nicht umhin gekonnt, eben dieſe Sache zu kaufen, weil er ſich dem betreffenden Kaufmann, ſeinem Freunde, oder Kunden, oder Clienten, oder Wähler, dem er verpflichtet iſt, habe gefällig erzeigen wollen. Die armen Frauen! Bauend auf den vor dem Altare ihm geleiſteten Eidſchwur, darf ſich der Gatte mit größter Sorgloſigkeit zu Weihnachten oder an ſonſtigen Geſchenkterminen Alles erlauben. Ziemlich bekannt iſt, glaub' ich, die Anekdote von dem Ehemann, der ſeiner Frau zu Weihnachten ein Stück Leinwand ſchenkte, unter der Bedingung jedoch, Hemden daraus — für ihn zu verfertigen.

Es fehlt nicht an paſſenden Geſchenken für Solche, die man liebt, auch nicht an Geſchenken für Perſonen, die einem gleichgiltig ſind, und ebenſowenig an Geſchenken für Feinde und Solche, die man ärgern, oder an denen man ſich rächen will, und die moderne Induſtrie kommt ſolchen Intentionen mit ihren Erzeugniſſen oft trefflich entgegen. So kann z. B. eine Frau ihren Mann, wenn ſie ihn nicht mehr liebt, oder wenn ſie ſeines reichlichen Gambrinusopferdienſtes halber ihm gram iſt, mit einem Bierglaſe beſchenken, deſſen Deckel, ſobald man ihn aufſchlägt, die ſchmale Oeffnung des Glaſes ſo geſchickt verengt und verſperrt, daß nur ein Storch aus dem Glaſe zu trinken vermöchte. Geeignete Danaërgeſchenke dieſer Art ſind z. B. auch elegante Wand-Zündhölzchenbehälter mit ſo winzig kleiner Reibfläche, daß es unmöglich iſt, Streichhölzchen daran zu entzünden — oder prächtige Federwiſcher aus ſo bunt und glänzend gefärbtem Stoff, daß der Beſitzer beim erſten Tintenklex, der darauf fällt, in Verzweiflung gerathen muß — u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein junges Mädchen, das man ärgern will, beſchenkt man — das Mittel iſt freilich beinahe zu grauſam — mit einem Strauße, den man ihr anonym zuſendet. Mit einem Strauße? Ja wohl! Das Mädchen bildet ſich nämlich ein, der anonyme Strauß komme von einem jungen Manne, der ihr gefällt und dem ſie zu gefallen glaubt, und ſchwimmt in ſtillem Entzücken über dieſe erſte verſchämte Annäherung. Jetzt aber tritt der wirkliche Geber hervor, bekennt ſich verblümt oder unverblümt zu dem Geſchenke, raubt dem Mädchen die ſüßeſte der Täuſchungen, und verſetzt ſie — ſie muß noch obendrein dafür danken — in eine heimliche Wuth, die ſie wochenlang nicht verwindet.

Doch genug von dieſen praktiſchen Winken und aus der Erfahrung geſchöpften Exempeln, welche ſich auf die verhältnißmäßig noch immer leichte Kunſt beziehen, zu gewiſſen Feſtterminen Geſchenke darzubringen. Sie berühren nicht den wahren Kern der Sache. Wir müſſen uns mit größerem Ernſte waffnen und den Weltweiſen die Frage vorlegen: Was heißt denn Schenken überhaupt? Was wollen denn die Menſchen eigentlich damit? Was iſt der tiefere Sinn und Zweck des Schenkens?

Eine rohe, cyniſche Auffaſſung der Dinge iſt da gleich bei der Hand mit der Antwort. Man ſchenkt aus Eigennutz. Man ſchenkt, um wieder beſchenkt zu werden.

„Quisquis magna dedit, voluit sibi magna remitti" — iſt eine Behauptung des römiſchen Dichters Martialis. Das heißt, in die plaſtiſch- und draſtiſch-derbe Sprache des deutſchen Mittelalters überſetzt: „Mit Schenken thut man einer Gab' winken" — „Man ſchenkt Keinem eine Wurſt, man hoffe denn, er werde auch eine Sau ſchlachten —" (alſo Wurſt wider Wurſt?") — „Arme Leut', wenn ſie ein Ding theuer gedenken zu verkaufen, ſo ſchenken ſie es einem Reichen." —

Nun ja, es läßt ſich nicht leugnen, daß Geſchenktes oft theurer zu ſtehen kommt als Gekauftes, und daß die Freundſchaft großmüthiger Verſchwender ſich als eine prekäre Sache herausſtellt, da dieſen verſchwenderiſch Großmüthigen nicht blos das eigene, ſondern auch fremdes Geld „Chimäre" iſt und ſie ebenſo ohne Umſtände nehmen als geben.

Aber es wäre ein Irrthum, es wäre ungerecht, den tieferen Sinn und Zweck des Schenkens im Eigennutz zu ſuchen. Ein Geſchenk, in eigennütziger Abſicht gegeben, iſt kein Geſchenk, wird nicht als ſolches anerkannt.

Alſo wäre es die Selbſtloſigkeit, wäre es der Drang einer in ſich befriedigenden Großmuth, der bloße Trieb zu geben um zu geben, um wohlzuthun vielleicht, was dem Geſchenk ſeine ideale Würze und Bedeutung leiht? Auch das nicht. Die Erfahrung lehrt ſeltſamer Weiſe das Gegentheil. Der Geber kommt damit nur aus dem Regen in die Traufe. Ein Geſchenk, von dem wir merken, daß es in eigennütziger Abſicht geboten wird, verliert blos ſeinen Werth, ſchmeichelt aber vielleicht ſogar; ein Geſchenk aus purer Großmuth, ein Ausfluß unverlangter Gnade, macht ſtutzig, beſchämt, verletzt. Liegt dabei die Wahrheit zu Grunde, die der Spruchdichter Publius Syrus mit den Worten ausdrückt: „Eine Wohlthat annehmen, heißt ſeine Freiheit verkaufen?“ Nein! Das würde noch immer das Gefühl der Beſchämung und Entrüſtung nicht erklären, mit welcher man unter Umſtänden gerade die uneigennützigſte Gabe zurückweiſt. Es gilt im Allgemeinen als eine Schande, ſich ſo ohne Weiteres beſchenken zu laſſen. Montaigne erzählt, daß die Geſchenke, die man von Seite eines Sultans Soliman dem Kaiſer von Calicut überbrachte, dieſem ein ſolches Aergerniß verurſachten, daß er ſie nicht nur in ſehr barſcher Weiſe ausſchlug, mit dem Bedeuten, er ſei gewohnt zu geben, nicht zu nehmen, ſondern auch die Ueberbringer des Geſchenkes in eine tiefe Grube werfen ließ. „Wir vergeben niemals ganz den Gebenden,“ ſagt Emerſon; „die Hand, die uns ſpeiſt, ſchwebt immer in Gefahr, gebiſſen zu werden. Wir können Alles von der Liebe entgegennehmen, denn das iſt nicht anders, als ob wir es von uns ſelbſt empfingen; aber nicht von Jemand, der es ſich anmaßt, etwas zu geben.“

Die Lehre des Buddha ſetzt ſich über das beſchämende Gefühl, welches das Empfangen und Annehmen einer Gabe mit ſich führt, dadurch hinweg, daß ſie, ausgehend von dem Gedanken der urſprünglichen Gemeinſamkeit alles Beſitzes, das Ueberſtrömen des Ueberfluſſes nach der Seite des Mangels — eine Art von Endosmoſe — als etwas Natürliches und Selbſtverſtändliches anſieht, grundſätzlich zu danken verbietet und das Geſetz aufſtellt: „Schmeichle nie deinen Wohlthätern!“

„Wer gibt,“ ſagt Seneca, „iſt ein Gott; wer Dank dafür verlangt ein Wucherer.“

Alſo auch das uneigennützige Geſchenk iſt darum noch lange kein echtes und läuft Gefahr, nach den Grundſätzen des Communismus ohne Dank entgegengenommen, oder mit Unwillen zurückgewieſen zu werden.

Aber das Wort des Räthſels iſt oben ſchon ausgeſprochen: „Wir können Alles von der Liebe annehmen“ — aber nichts von dem, der ſich in kalt-ſtolzer Großmuth „anmaßt“, uns zu beſchenken. Das iſt's. „Die Menſchen,“ ſagt derſelbe Emerſon, „eſſen deine Gefälligkeit wie einen Apfel und denken dabei nicht an dich. Aber liebe ſie, und ſie erkennen dich und haben dich gern für alle Zeit.“

So wäre denn die „Kunſt zu ſchenken“ ſchon in die „Kunſt zu lieben“ miteinbegriffen, als ein Theil von ihr, und es wäre nicht mehr nöthig, eine ſolche zu ſchreiben.

Man muß unterſcheiden zwiſchen Wohlthaten und Geſchenken. Von erſteren iſt hier nicht die Rede.

Geſchenke ſind den Opfern zu vergleichen, die man zu allen Zeiten der Gottheit brachte. Sie haben ganz denſelben Sinn. Man wollte ſich ſelbſt dem Gotte geben und ſchlachtete ſymboliſch für ſich ein Opferthier. Ganz ſo iſt das echte Geſchenk im ſchönſten, höchſten Sinne ein Symbol für die Hingabe der Perſönlichkeit des Gebers, ſei es in individueller, ſei es in univerſeller Liebe. Ein Weib, das ein Geſchenk von einem Manne nimmt, ſagt damit, daß ſie ihn ſelber nicht ausſchlägt. So und nicht anders wird es auch von aller Welt aufgefaßt. Darum ſind auch die würdigſten Gaben diejenigen, dir wir gleichſam aus dem Born unſerer eigenthümlichen Weſenheit ſchöpfen: die Werke unſerer Mühe, unſeres Fleiſſes, unſ'rer Begabung, oder was ein Theil unſeres beſonderen, eigenthümlichen Beſitzes iſt.

Der Landmann ſchenkt Früchte, der Winzer Trauben, der jagdluſtige Gutsbeſitzer Haſen und Rehe, der Dichter Stammbuchverſe, der Maler Skizzen von ſeiner Hand, die Schäferin Blumen, der Stutzer Bonbons, der Prieſter Heiligenbildchen und Roſenkränze, der Nabob Pretioſen, der Fürſt Adelstitel und Orden — und Alle meinen es gut und geben was ſie haben und worüber ſie verfügen, und es iſt ſo wenig unrecht oder Schande, Adelstitel und Orden aus der Hand eines Fürſten anzunehmen, als Blumen aus der Hand einer Schäferin, denn wie die Schäferin über Blumen, verfügt nun einmal der Fürſt über Titel und Orden und von ſeiner Huld erwartet man keine Sträußchen. Sein eigenſter Beſitz iſt Macht und Ehre, und Symbole von Macht und Ehre ſind die paſſenden Geſchenke ſeiner Hand. Titel und Orden ſind Symbole wie Blumen, und als ſolche ſo gut wie Blumen, und es hat keinen rechten Sinn, die Naſe über dieſe Gaben zu rümpfen.

Blumen ſind geborne Liebesboten und haben daher als Geſchenke die erſte Rolle geſpielt zu allen Zeiten. Welche Art von Geſchenk könnte die Roſe und den Lorbeer an Univerſalität des Gebrauchs, an Poeſie und Bedeutſamkeit übertreffen? Aber eben durch dieſe Univerſalität des Gebrauchs iſt die urſprünglich ſo poeſiereiche Blumenſpende faſt zu einer abgegriffenen Münze von halbverwiſchtem Gepräge geworden, und es kann ihr neuer Glanz und Werth nur wieder durch Umſtände und die Art und Weiſe der Darbringung verliehen werden.

Ein ſchon betagter, gefeierter Künſtler meiner Bekanntſchaft erhielt viele Kränze und Sträuße ins Haus geſendet. Er legte kein Gewicht mehr darauf und warf ſie übereinander in einen Winkel, wo ſie unbeachtet im Staube verdorrten und vermoderten. Eines Tages geht er durch eine Straße der Stadt; da kommt eine ihm unbekannte, nicht mehr jugendliche Frau von beſcheidenem Anſehen in einfachem Anzuge des Weges. Sie iſt eben von einem Ausfluge ins Hochgebirge zurückgekehrt und trägt einen Strauß von Alpenblumen in der Hand. Sie erblickt den Künſtler, erkennt ihn, ein Gedanke fährt ihr durch den Kopf — ſie zaudert, ſchwankt ein wenig, endlich faßt ſie ſich ein Herz, nähert ſich dem auch von ihr geehrten Manne und bittet ihn, den Strauß aus ihrer Hand anzunehmen, er komme friſch von der Alpe. Damit überreicht ſie die Blumen und verſchwindet mit beſcheidenem Gruße. Dieſen Alpenblumenſtrauß warf der Künſtler nicht zu den andern . . .

Das echte Geſchenk muß immer improviſirt und die Kunſt des Schenkens mit ihm gleichſam neu erfunden ſcheinen.

Noch ein Wort von Geldgeſchenken. Verdienen ſie die Mißachtung, die man gemeiniglich gegen ſie zur Schau trägt? Ich denke nicht, und wenn ich von Einem, den ich liebe und beſchenken will, wüßte, daß ich mit nichts in der Welt ihm eine größere Freude machen kann, als mit einer

Rolle Ducaten, ſo würde ich ihm eine Rolle Ducaten ſchenken — vorausgeſetzt natürlich, daß ich ſie eben beſäße. Kann Alles zum Symbol werden, warum nicht auch das Geld?

Nichts iſt ſo ſchön und poetiſch, daß es nicht zu ſchlecht wäre für ein Geſchenk, wenn es des Werthes entbehrt, den ihm die Geſinnung und die Inſpiration des Augenblicks verleiht, und nichts ſo unſcheinbar und proſaiſch, daß es nicht gut genug wäre, als Geſchenk ſeinen Zweck zu erfüllen, wenn es als ſolches nur ſprechend, lebendig, inſpirirt, ſpontan und naiv iſt.

Aus dem Munde eines Dichters habe ich folgendes kleine Erlebniß, das hierher gehört. Vor ein paar Tagen — ſo lautete die Erzählung — erhielt ich aus der Ferne ein Lorbeerkränzlein in einer großen Schachtel zugeſendet, das ich unter den üblichen Umſtändlichkeiten und Speſen von der Poſt in Empfang nahm, und das mir nichts Neues ſagte, da mir die ehrende Anſicht der Dame, die ihn ſendete, über meine Poeſien ſchon aus ihren Briefen bekannt war. An demſelben Tage kam ein Bürſchchen zu mir, das ſich mit poetiſchen Verſuchen befaßt, und das mir ſeine Talentproben zur Begutachtung vorzulegen pflegt. Ich ſehe die Verſuche durch und lobe oder tadle ſie. Dafür iſt mir der Knabe dankbar mit der ganzen Wärme eines jugendlichen Herzens. Eben hatte ich wieder ein Heft in dieſer Weiſe mit ihm durchgenommen. Er drückte mir ſeinen Dank mit einer gewiſſen Begeiſterung aus. Plötzlich legte er ſeine Hand etwas verlegen an die Bruſttaſche ſeines Rockes mit den Worten: „Ich habe noch ein kleines Anliegen — aber ich weiß nicht recht, wie ich es vorbringen ſoll — ich habe da etwas, was Sie — verzeihen Sie — vielleicht brauchen könnten —“ Dabei zog er ein dünnes Briefcouvert aus der Taſche; ich konnte mir ſchlechterdings nicht denken, was es enthielte.

„Nun, was iſt es denn?“ fragte ich, um dem Schüchternen Muth zu machen.

„Verzeihen Sie!“ ſagte er und überreichte mir verſchämt das Couvert.

„Nun, was iſt's?“

„Entſchuldigen Sie — ich habe gehört, daß Sie ſo ſehr an Hühneraugen leiden, und ich kenne eine Frau, die auch ſo ſehr daran leidet und mit dem größten Erfolge dieſes Pflaſter gebraucht, welches ausgezeichnet iſt, und welches ſie aus Deutſchland kommen läßt — und da habe ich auch eines kommen laſſen und habe gedacht . . “

Ich mußte hell auflachen und acceptirte das Geſchenk mit heiterem, herzlichem Danke.

So weit der Poet.

Und nun rathe der geneigte Leſer: welches von dieſen beiden Geſchenken des Tages mag dem Beſchenkten in höherem Lichte erſchienen ſein — der Lorbeerkranz oder das Hühneraugenpflaſter?

Was mir bei einer Hellſeherin begegnete.

In den Jahren 1864—1865 bot ſich mir zu Trieſt wiederholt Gelegenheit, öffentlichen Productionen von reiſenden Somnambulen beizuwohnen, d. h. von Frauen, welche ihr Reiſebegleiter und Magnetiſeur vor dem verſammelten Publikum in einen magnetiſchen Schlaf verſetzte, während deſſen ſie Proben ihres Hellſehens gaben.

Zuerſt kam Herr Guidi mit ſeiner ſomnambulen Gattin; ihm folgte Herr Meriggioli mit ſeiner Hellſeherin, zuletzt Herr Caſtagnola mit einer „Hellſeherin ohne Maske“. Der Leſer wird erfahren, was unter letzterem Ausdrucke zu verſtehen war.

Um desjenigen willen, was ich hier erzählen will, iſt es nöthig, daß ich zuvor einen Beweis für die völlige Unabhängigkeit und das entſchieden Skeptiſche meines Standpunktes in Sachen des Somnambulismus liefere. Es fällt mir nicht ſchwer, dieſen Beweis zu liefern. Ich hatte Veranlaſſung, mich über die erſte Production des Herrn Guidi öffentlich auszuſprechen, und ich that es mit den folgenden ſarkaſtiſchen Zeilen:

„Um Herrn Guidi, den Magnetiſeur, zu ſehen“ — ſo ſchrieb ich — „begab ich mich geſtern Abend ins Teatro filodramatico und fand daſelbſt ein ungewöhnlich großes Publikum verſammelt. Es iſt eben ein günſtiger Zeitpunkt für Solche, die unglaubliche Dinge produciren; die hochgethürmten Baſtionen moderner Damenhüte hindern den Ungläubigen, die Künſte des Wunderthäters allzuſcharf ins Auge zu faſſen, und das beſtändige Hüſteln, Huſten und Räuspern einer in Folge des rauhen Winters verſchnupften Zuhörerſchaft macht es dem Sachkundigen unmöglich, den Erklärungen, von welchen jene Productionen begleitet werden, mit kritiſchem Ohr zu folgen. Ich ſelbſt muß aus gleichen Gründen darauf verzichten, zu beſtimmen, welche Farbenſchattirung zwiſchen Schwarz und Weiß die Magie des Herrn Guidi einhält und inwiefern ſie etwa ins Dunſtartig-Blaue hinüberſpielt. Ich will mich ganz objectiv ans Factiſche halten. Die Somnambule des Herrn Guidi folgt mit geſchloſſenen Augen ſowohl ihrem Magnetiſeur ſelbſt, als auch Jedem, der ſich mit dieſem in magnetiſchen Rapport ſetzt. Herr Guidi vermindert oder verſtärkt nach Belieben ihren Puls; er theilt ihren Armen oder auch ihrem ganzen Körper eine Steifheit mit, die ſich nur brechen, nicht biegen ließe; er ruft Convulſionen in ihr hervor und beſänftigt ſie wieder; er ſticht ſie in den Arm mit einer Nadel, ohne daß ſie davon eine Empfindung hat. So weit ging in der Production das „Poſitive“, wie Herr Guidi ſich ausdrückte; nun kam — das Nicht-Poſitive? der „blaue Dunſt“ vielleicht? Nein, Herr Guidi ſagte, das Trasſcendentale“: die „Clairvoyance“ und die „Ekſtaſe“. Die Clairvoyance beſtand darin, daß die Somnambule abweſende Perſonen charakteriſirte, von welchen man ihr Briefe oder Ringe zeigte, oder daß ſie beliebigen Herren aus der Zuhörerſchaft auf Verlangen ihre Mütter beſchrieb. In der „Ekſtaſe“ begleitete ſie muſikaliſche Productionen und ſelbſt eine Declamation mit vortrefflich ſtudirten Attituden, in welchen der Wille des Magnetiſeurs ſie zuweilen feſtzauberte, wobei die Pupille des offenen Auges den vorgehaltenen Lichtern trotzte. Zu bemerken bleibt nur noch, daß die Somnambule des Herrn Guidi eine kräftige, intelligente Frau iſt, der man viel zutrauen kann, und daß ſie ſich immer vor dem applaudirenden Publikum an der Seite des Magnetiſeurs verbeugte, wie Jemand, der ſeine Sache gut gemacht hat. Was Herrn Guidi betrifft, ſo ſpricht er vor dem Publikum wie ein Mann, der von den Wundern des Magnetiſmus überzeugt iſt. Daraus folgt freilich noch nicht, daß er auch an ſeine eigenen glaubt. Iſt er aber im Stande, aus einzelnen Gegenſtänden, durch ſeine Somnambule das Bild der Perſon entwerfen zu laſſen, von welcher dieſe Gegenſtände herrühren, warum verwerthet der Wundermann ſeine Kunſt nicht im öffentlichen Intereſſe zur Entdeckung von Mördern u. dgl.? Ohne Zweifel erwieſe ſich auch ſeine Fähigkeit, auf den Puls (alſo den Blutumlauf) zu wirken, ferner Convulſionen hervorzurufen und zu beſänftigen, vielleicht auch ſeine Kunſt, auf Nerven und Muskeln anſpannend, „adſtringirend“ zu wirken, in manchen Fällen als dankbar.“ —

Dieſe Bemerkungen klangen ironiſch genug, und auch die bald darauf folgende zweite „magnetiſche Akademie“ des Herrn Guidi änderte an meinem Standpunkte nichts. Damals wie heute ſtand es bei mir feſt, daß ein Unterſchied zu machen ſei zwiſchen den Wundern des Magnetismus, die den gelehrten Forſcher beſchäftigen, und denjenigen, mit welchen die Magnetiſeure auf Reiſen gehen. Bei den Nadelſtichen, mit welchen Herr Guidi die Unempfindlichkeit der in den Banden des magnetiſchen Schlafes liegenden Frau beweiſen wollte, dachte ich an Karl Vogt, der einmal in ähnlichem Falle der ſchlafbefangenen Dame unvermerkt einen Froſch in den nackten Rücken hinabſchlüpfen ließ, worauf ſie mit „Jeſus Maria, was iſt das!“ aufſprang, nachdem ſie noch eben die erſtaunlichſten Beweiſe vollſtändiger Empfindungsloſigkeit gegeben hatte. Ebenſo ſtörte mich bei den Beweiſen des Hellſehens, welche Frau Guidi gab, immer der Gedanke, daß die große Summe, welche ein reicher Engländer für diejenige Somnambule erlegt hat, die durch das Couvert hindurch die genaue Zahl der hinterlegten Banknoten erblicken kann, bis auf dieſen Tag noch unbehoben iſt. Die Herren Magnetiſeure, dachte ich, ſind ſelber Schuld, wenn ſie noch auf Ungläubige ſtoßen. Warum haben ſie ſich nicht angeboten, ans Licht zu bringen, wo der Nordpolfahrer Franklin hingerathen und was aus dem Afrikareiſenden Vogl geworden? Auf Herrn Guidi und ſeine Somnambule hatte ich ein ſcharfes Auge. Ich glaubte z. B. zu bemerken, daß, als die Somnambule mit ganz erſtarrtem Leibe dalag, den Kopf auf den einen, die Spitze der Füße auf den andern Stuhl geſtützt, und Jemand im Parterre bei einer Bewegung des Stuhls erſchrocken rief: „Sie fällt!“ — daß da die Augenlider der „Bewußtloſen“ ein wenig zuckten. Wenn ferner Solche, die nach Herrn Guidi's Autoriſation, nachdem ſie mit ihm in magnetiſchen Rapport geſetzt waren, durch ihren bloßen inneren Willensact die Bewegungen der Somnambule beſtimmen ſollten, erklärten, ſie habe ſich z. B. nicht ſogleich in dem Momente umgedreht, als ſie es wollten, und Herr Guidi dies damit entſchuldigte, daß zwiſchen Urſache und Wirkung doch immer einige Zeit verſtreichen müſſe, ſo ſchien mir dies nicht ſein Ernſt geweſen zu ſein; hatte ich doch im Gegentheil die Wahrnehmung gemacht, daß, wenn er die Schlafwandelnde durch Handbewegungen aus der Entfernung lenkte, die Wirkung der Urſache zuweilen um einen Moment ſogar *vorauseilte* ...

Nach Herrn Guidi, der ſich im Jänner und Februar 1864 producirte, kam ſchon im Juli deſſelben Jahres Herr Meriggioli mit der Somnambule Signora Filomena Gavazzi. Signora Gavazzi war ein Frauenzimmer mittlerer Größe, von zarter Geſtalt und leidenden Zügen. Herr Meriggioli gab dem Publikum die Verſicherung, Signora Gavazzi habe in Bologna den mediciniſchen Studien obgelegen und beſchäme an gründlichem Wiſſen jeden Arzt.

Das Paar producirte beiläufig dieſelben Künſte und faſt auch in derſelben Reihenfolge wie zuvor Herr Guidi und ſeine Hellſeherin. Im „zoomagnetiſchen“ Theile der Vorſtellungen (Katalepſie, Kraftvermehrung u. ſ. w.) leiſtete die Somnambule des Herrn Meriggioli nicht ganz ſo Erſtaunliches wie ihre Vorgängerin, dagegen gelang ihr das eigentliche Hellſehen bezüglich des Inhalts verſchloſſener Etuis und Brieftaſchen beſſer als jener. In der „muſikaliſchen Ekſtaſe“, dem harmloſeſten Beſtandtheil des magnetiſch-ſomnambuliſtiſchen Repertoirs, blieb der Vorrang wieder mehr auf Seite der plaſtiſchen Leiblichkeit, über welche Frau Guidi verfügte.

Als Herr Meriggioli am 22. des genannten Monats ſeine zweite Production im Teatro filodramatico gab, kam mir der Gedanke, die Fähigkeiten der Hellſeherin perſönlich auf die Probe zu ſtellen.

Herr Meriggioli pflegte die Zuſchauer aufzufordern, ſelbſtverſchloſſene Etuis, Schächtelchen und andere Behältniſſe dieſer Art auf einen Teller zu legen, mit welchem er umherging. War der Teller gefüllt, ſo wurde er vor die an einem Tiſchchen ſitzende, in magnetiſchen Zuſtand verſetzte Somnambule hingeſtellt. Dieſe nahm hernach eines dieſer Behältniſſe nach dem andern vor und beſtimmte den Inhalt. Es geſchah dies immer zur Zufriedenheit der Eigenthümer, und die Sache wurde ſo lange fortgeſetzt, bis das Publikum derſelben müde war und „basta!“ rief. Der Gedanke lag nahe, daß diejenigen, welche etwas auf den Teller gelegt hatten, mit dem Magnetiſeur im Einverſtändniſſe waren. Aber ebenſo lag es nahe, daß die *Ungläubigen* dieſe Gelegenheit benützten, der Hellſeherin auf den Zahn zu fühlen. Ich zählte zu den letzteren.

Bevor ich mich in das Theater verfügte, in welchem die Production ſtattfand, verbarg ich *ungeſehen*, und ohne irgend Jemandem auch nur die geringſte Andeutung von meinem Vorhaben zu machen, in einem Schächtelchen aus feſtem Pappendeckel eine *Haarflechte*, herrührend von einem vier Jahre vorher verſtorbenen jungen Mädchen. Um das Schächtelchen legte ich einen ſtarken Bindfaden in mehrfachen Windungen und ſteckte es zu mir.

Von dem Inhalt des Schächtelchens konnte nicht blos Niemand eine Ahnung haben, ſondern es war auch die *Herkunft*, ja das *Vorhandenſein* des Gegenſtandes, der den Inhalt des Schächtelchens bildete, Niemandem am Orte ſelbſt bekannt.

Mit dem wohlverwahrten Schächtelchen in der Taſche ging ich zu Herrn Meriggioli's Vorſtellung, und als nun wieder den Anweſenden Etuis, Brieftaſchen u. dgl. zur Beſtimmung des Inhalts abverlangt wurden, legte ich mein Schächtelchen auf den breiten, flachen Teller. Der Magnetiſeur reichte der Somnambule den Teller und ſie that einen Griff hinein, um einen von den Gegenſtänden zu nehmen und zu beſtimmen. Da kam ihr mein Schächtelchen unter die Hände. Aber kaum hatten ihre Finger daſſelbe berührt, ſo warf ſie es mit Heftigkeit von ſich. Sie nahm Anderes vor, beſtimmte den Inhalt verſchiedener Brieftaſchen u. ſ. w., ohne auf mein Schächtelchen zurückzukommen. Was ich fürchtete, geſchah: das Publikum bekam die Sache ſatt, bevor alle Objecte an die Reihe gekommen, ſchrie „basta! basta!“ und verlangte den Uebergang zu einer andern Nummer des Programms. Die Gegenſtände wurden zurückgegeben. Ich wollte mich aber nicht umſonſt bemüht haben. Ich erſuchte den Magnetiſeur, mein Schächtelchen doch noch einmal der Somnambule vorzulegen. Er entſchuldigte ſich mit Verweiſung auf das ungeduldige Publikum. Da intervenirt ein Dritter zu meinen Gunſten; zögernd reicht der Magnetiſeur der Somnambule das Schächtelchen. Kaum aber hat dieſe daſſelbe berührt, ſo ſchleudert ſie es neuerdings mit einem gewiſſen *Abſcheu* von ſich, ſo daß es ins Parterre hinabrollt. Ich beſtehe darauf, daß ſie den Inhalt angebe. Nochmals wird ihr das Schächtelchen übergeben und nun erklärt ſie, es ſeien Haare nebſt einem Stückchen Papier darin. Herr Meriggioli löſ't den Bindſaden, öffnet das Schächtelchen, und nimmt die darin befindliche, an einem Stückchen Papier befeſtigte Haarflechte heraus. Ich bitte ihn, die Somnambule zu fragen, warum ſie einen ſolchen Schauder vor den Haaren gezeigt. Sie antwortet:

„Weil ſie von einer Todten herrühren!“ —

Ich muß geſtehen, nun war ich es, den ein gelinder Schauder überlief.

Die Production nahm eine andere Richtung. Meine kleine Affaire war kaum noch beachtet worden. Natürlich! den Gläubigen im Publikum war ſie ein „Wunder des Magnetismus“ geweſen wie die früheren, den Ungläubigen ein „Kunſtſtückchen“ wie ein anderes. Aber was ſollte, was konnte ſie mir ſein? Kein Wunder des Magnetismus, denn an Wunder mochte ich nicht glauben. Aber auch kein „Kunſtſtück“; denn ich glaube auch nicht an eine „Kunſt“, die es dem menſchlichen Auge möglich macht, in verſchloſſene Taſchen oder Schachteln zu ſchauen. Mitgetheilt konnte es der Somnambule Niemand haben, was in meinem Schächtelchen enthalten ſei — weil Niemand es wußte, Niemand es auch nur ahnen konnte. Und wenn ſie die Haare blos errieth, wie kam es, daß ſie auch das Stückchen Papier miterrieth, auf welchem die Haare lagen? Und wenn ſie nach dem Gewicht auf Haare ſchloß, wie konnte ſie nach dem Gewicht beurtheilen, ob die Haare von einer todten oder von einer lebenden Perſon ſtammten? —

Ein eigenthümliches Intereſſe bot mir auch noch ein anderer Fall bei dieſer zweiten Production des Herrn Meriggioli. Die Somnambule beſann ſich einmal faſt zehn Minuten lang, den Inhalt eines feſt verſchloſſenen hölzernen Käſtchens zu beſtimmen. Endlich erklärte ſie, in dem Käſtchen befinde ſich eine *Stahlfeder* und eine **Münze**. Bei der Eröffnung fand man zwar die Stahlfeder, der zweite Gegenſtand aber war keine Münze, ſondern ein Stückchen ſchwarzes Holz oder Mineral, das die runde Geſtalt einer Münze hatte. Lag hier kein heimliches Einverſtändniß zu Grunde — was nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, denn der Eigenthümer des Käſtchens zeigte ſich *unbefriedigt* und ließ ſich mit Herrn Meriggioli in einen Wortwechſel ein — ſo konnte gerade der *Irrthum* etwas für ein *wirkliches*, wenn auch *undeutliches* Schauen beweiſen.

Ohne meinen Standpunkt aufzugeben, fand ich das mir perſönlich gelieferte Pröbchen von Hellſeherkunſt doch merkwürdig genug, und um nicht der Parteilichkeit geziehen zu werden, wollte ich deſſelben in dem öffentlichen Organe, in welchem ich über den „reiſenden Somnambulismus“ meine Sarkasmen ausgegoſſen hatte, Erwähnung thun. Zufälliger Umſtände halber unterblieb es damals, und erſt jetzt mache ich öffentlichen Gebrauch von dem kleinen Erlebniß, deſſen Erklärung ich nach wie vor dahin geſtellt ſein laſſe, das mir aber der Mittheilung nicht unwerth ſcheint.

Ein Jahr nach den Herren Guidi und Meriggioli beſuchte Trieſt Herr Caſtagnola aus Sicilien mit ſeiner Gattin, und veranſtaltete im Teatro filodramatico eine Vorſtellung, als deren intereſſanteſten Theil das Programm eine Anzahl von Experimenten ankündigte, in welchen die von Magnetiſeuren und Somnambulen producirten Kunſtſtücke auf ganz natürlichem Wege, d. h *eingeſtandenermaßen* im Wege natürlicher Täuſchung, dargeſtellt werden ſollten. Es handelte ſich hier alſo darum, den Somnambulismus zu *demaskiren*. Herr Caſtagnola producirte ſich zuerſt allein mit einigen Experimenten der natürlichen Magie und erwies ſich als höchſt gewandter Vertreter ſeines Fachs. Sein Aeußeres und die Lebhaftigkeit ſeiner Ausdrucksweiſe verriethen den Mann des Südens, er hatte ein pfiffiges Sicilianergeſicht und war nicht ohne Humor. In der zweiten Abtheilung der Vorſtellung führte er ſeine Gemahlin Signora Concettina vor, und nun begann die eigentliche pſeudo-magnetiſche Production. Nach einigen einleitenden Späßen durchſtach Herr Caſtagnola den Arm ſeiner Gattin ganz ebenſo mit einer Nadel, wie es die Herren Guidi und Meriggioli gethan, und führte ſie umher, ſo daß Jedermann von der gänzlichen Empfindungsloſigkeit des durchbohrten Armes ſich überzeugen konnte. Es wurden ſodann Einige im Publikum aufgefordert, zu erklären, ob ſie den Puls der „Somnambule" beſchleunigt oder ſtillſtehend wünſchten, und die Betreffenden fanden den befühlten Puls ihrer Willensmeinung vollkommen entſprechend. Weiterhin errieth die Somnambule nicht blos die Augen der in weiter Entfernung von ihr gefallenen Würfel, ſondern ſie ſagte auch aufs Genaueſte *voraus*, wie die Würfel erſt fallen *würden*. Großes Aufſehen machte dann die Beſtimmung und Beſchreibung einer Anzahl von Gegenſtänden, welche Signora Concettina unmöglich mit Augen ſehen konnte. Einige

Experimente mit dem Errathen aufgeſchriebener Zahlen machten den Schluß. Mehr noch die raſche und gewandte Art und Weiſe, wie das Erwähnte producirt wurde, als die Production ſelbſt, machten den Eindruck des Außerordentlichen, und nachdem eine kleine mißgünſtige Partei zum Schweigen gebracht war, jubelte das Publikum mit gleicher Hingebung den frivolen anti-ſomnambuliſtiſchen Ausfallen des Sicilianers zu, wie früher den Herren Guidi und Meriggioli und ihren Somnambulen.

Alſo auch Signora Concettina beſtimmte und beſchrieb Gegenſtände, ohne ſie mit Augen zu ſehen.

Aber Herr Caſtagnola ſah dieſe Gegenſtände — und es iſt kein Zweifel, daß Frau Concettina's Hellſeherei auf eine Zeichenſprache beruhte, welche Herr C. mit ihr führte. Ihr ein feſtverwahrtes Schächtelchen zu präſentiren, gab mir Herr Caſtagnola leider keine Gelegenheit und keine Möglichkeit. So weiß ich nicht, ob Signora Concettina wirklich leiſtete, was Signora Filomena geleiſtet hatte, und bin heute, nach 14 Jahren, ſo klug wie damals in Betreff desjenigen, was mir bei der Hellſeherin des Herrn Meriggioli begegnete.

Gedanken über Dichter-Unterſtützungen.

(1867.)

Die geringe Rentabilität der Poeſie in Deutſchland iſt in den Augen der Menge gewiß ſehr compromittirend für die Poeten; aber noch viel compromittirender iſt die Art, wie man in Deutſchland dem Dichter-Elend abzuhelfen ſucht. Wenn der Philiſter lieſt, der Dichter X. befinde ſich in „dürftiger Lage“, ſo kann er ſich unter demſelben noch immer einen anſtändig gekleideten Mann vorſtellen, welcher der gebildeten Geſellſchaft angehört. Wenn er aber lieſt, daß dem Dichter mit einer Jahrespenſion von 3—600 fl. „geholfen“ worden, oder daß H. Lingg von einem König — demſelben, der einem Componiſten mit 100,000 fl. unter die Arme griff — für ſeine „Völkerwanderung“ ein „Ehrengeſchenk“ von 200 fl. erhalten, dann glaube ich, muß er an obiger Vorausſetzung irre werden, und der vielleicht ſchon halb erfaßte Begriff des Unterſchiedes zwiſchen Dichter und Bänkelſänger muß ihm wieder ins Unbeſtimmte verſchwimmen.

Die Franzoſen verliehen kürzlich einem ihrer Dichter eine „Dotation“. Wie fingen ſie das an? Das Parlament votirte im Namen der Nation eine Summe von 500,000 Francs. Durch die Größe des Betrages, mehr noch durch tact und würdevolle Art der Zuerkennung, war dem Geſchenk alles Beſchämende für den Empfänger benommen. Da kam auch dem Vierzig-Millionen-Volk die Idee, einem ſeiner verdienteſten Poeten einen „Ehrenſold“ zu geben. Wie geſtaltete ſich die Ausführung der Idee auf deutſchem Boden? Wie mußte ſie ſich geſtalten? Es kam ein larmoyanter Aufruf in die Zeitungen, in welchem die Thatſache, daß der berühmte Dichter Freiligrath mit Weib und Kindern „brotlos“ geworden, dem Publicum in hausbacken-rührender Weiſe nahegelegt wurde. Dann hieß es, die milden Beiträge für den Unglücklichen würden da und dort in Empfang genommen. Welch ein beſchämender Unterſchied für das Vierzig-Millionen-Volk! Dort wird votirt und ausgezahlt, hier „abgeſammelt“ wie für einen Schiffbrüchigen oder Abgebrannten! Monatelang ſteht in den Zeitungen zu leſen: „Für Ferdinand Freiligrath: Herr N. N. 50 Kreuzer.“ Wir zweifeln nicht, daß im weiten Deutſchland auf dieſem Wege ſich eine erkleckliche Summe zuſammentrommeln läßt. Aber wie reich die Gaben auch ausfallen mögen, mit voller, ungetrübter Befriedigung wird die deutſche Nation auf dieſe That ihrer Großmuth nicht blicken können. Trägt die Dichter-Miſère in Deutſchland keinen anderen Namen als „Freiligrath“? Oder denkt man, nächſtens wieder für einen anderen Dichter „abzuſammeln“, und darauf wieder für einen anderen, und ſollen fortan die 50 Kreuzer des Herrn N. N. für den berühmten Dichter X. eine ſtehende Rubrik in den Zeitungen werden?

Wenn Deutſchland ſeine Dichter bezahlte, ſo brauchte es ihnen kein Almoſen zu geben. In Frankreich und England kann der Dichter vom Ertrage ſeiner Werke leben; der deutſche Lyriker und Epiker kann es nicht, auch wenn ſeinen Werken die Ehre wiederholter Auflagen zu Theil wird. Die Zahl der Buchkäufer unter dem Vierzig-Millionen-Volke iſt klein; in Folge deſſen ſind auch die Auflagen der Bücher klein, und kleinen Auflagen entſprechen kleine, wenn überhaupt irgend welche Honorare.

Wir haben die Schiller-Stiftung. Sie kann nur die äußerſte Noth lindern. Der Großmuth der Nation ſind keine Schranken geſetzt; einer wohlthätigen Stiftung ſind ſie geſetzt durch die Nothwendigkeit, ihre Mittel an Viele nach Verdienſt und Bedürfniß zu vertheilen. Die Schiller-Stiftung kann keinen „Ehrenſold“ geben, ſo lange es des „Almoſens“ Bedürftige giebt. Wir begreifen daher nicht recht, in welchem Sinne ſich dieſelbe an der Dotation für Freiligrath betheiligen ſoll. Das iſt, als wollte man Jemandem Haus und Hof ſchenken und dazu noch einen Platz im Armen-Hoſpital. Der kleine Beitrag, den die Schiller-Stiftung liefern könnte, würde unter den vielen Gaben für Freiligrath faſt verſchwinden und Schriftſtellern entzogen werden, die keinen „Nationaldank“ haben.

Was geſchieht von ſtaatswegen für Poeten in Deutſchland? Kürzlich iſt Oeſterreich in einem Berliner Blatte gelobt worden, als an Großmuth gegen Dichter den übrigen deutſchen Staaten voranleuchtend. Dem Vernehmen nach bezieht in Oeſterreich ein Dichter und eine Dichterin eine Jahrespenſion von je 600 fl. Oe. W. aus den kaiſerlichen Kaſſen; einem dritten Dichter iſt, nach krankheitshalber erbetener Enthebung von ſeiner Anſtellung, der ſyſtemmäßige Ruhegehalt von 400 fl. auf 600 fl. erhöht worden. Die

Geſammtſumme dieſer Beträge beläuft ſich auf 1400 fl. Dieſe Summe belaſtet den öſterreichiſchen Staatshaushalt nicht ſchwer, und die öſterreichiſche Regierung erwarb das erwähnte Lob verhältnißmäßig billig. Zu bemerken iſt, daß das kleine Dänemark ebenfalls Dichter-Penſionen gibt, aber niemals unter 1000 Thalern. Man wird ſich erinnern, daß daſſelbe Dänemark zu wiederholtenmalen auch deutſche Dichter großmüthig unterſtützt hat.

Soll der Dichter kein Paria ſein, ſoll er als Menſch von Bildung leben, ſoll er ſich Herd und Familie gründen dürfen, ſo kann ſeine Jahreseinnahme nicht unter dem Vierfachen von dem bleiben, was man jetzt zu mitleidigem Erſtaunen des Spießbürgers in den Journalen eine „Dichterpenſion“ nennt. Ich ſage nicht, daß es Aufgabe des Staates ſei, jeden begabten Kopf ſogleich der materiellen Sorgen zu entheben. Für jüngere Kräfte, die ſich erſt zu bemühen haben, mag nach wie vor ein „Stipendium“ ausreichen. Neid und Anfeindung würden bei der Menge der Competenten das Lebensloos des Jüngeren vergällen, wenn ihm die Frucht ſeines Strebens gleich anfangs mühelos in den Schooß fiele. Aber es gibt immer anerkannte, altbewährte Ritter vom Geiſte, deren Stellung und Werth in der Literatur feſt begründet und deren Unſterblichkeit geſicherter iſt, als ihre zeitliche Subſiſtenz. Einem Beck, einem Moſen, einem Lingg würde die ganze Nation nicht blos eine ſorgenfreie, ſondern auch eine anſtändige, behagliche Lebenslage neidlos gönnen.

Wie viel anerkannt hervorragende Dichter, die hier in Betracht kommen, beſitzt eine Nation zur ſelben Zeit? Schwerlich mehr als ein Dutzend. Denken wir uns für

Jeden derſelben etwa eine Summe von 1000—2000 Gulden oder Thalern ausgeſetzt, ſo würden die zwölf Penſionen das Budget Geſammt-Deutſchlands mit einer Summe belaſten, die kaum größer iſt, als der Jahresſold, den eine gefeierte Primadonna oder Tänzerin beanſprucht! Man denke: Zwölf faſt glänzend dotirte Poeten ſind für eine Nation zu haben, um den Preis einer einzigen berühmten Tänzerin oder Sängerin! —

Die rothe Schleiſe.

Frau Evrilda war eine recht gut erhaltene, hübſche und leidlich geſcheidte Frau von 37 Jahren, welche bis dahin nicht übel den Anforderungen entſprochen, die man an ſie als Gattin und Mutter ſtellte, und welche beinahe ſchon angefangen hatte, in ihren häuslichen Pflichten völlig aufzugehen, als ſie die Entdeckung zu machen glaubte, daß eine gewiſſe Art von hellrother Schleiſe, unter dem Halſe an ihrem Kleide befeſtigt, ganz ausnehmend vortheilhaft zu ihrem Geſichte ſtehe, ihr ein viel jüngeres, hübſcheres Ausſehen verleihe.

Ihr Mann, der ſie zufällig noch immer ſehr liebte, und der nicht gerade ein Othello war, aber doch zu jener, ich weiß nicht ob größeren oder kleineren Hälfte der Ehemänner gehörte, welche die Frauenweſen, die ſo großmüthig waren, ſie mit Herz und Hand zu beglücken, durchaus für ſich allein haben wollen, rümpfte beim Anblick dieſer Schleiſe die Naſe und hatte allerlei dagegen einzuwenden. Er fand ſie zu plump, zu grellfarbig, zu kokett und Gott weiß was.

Sie ſagte ihm ganz ehrlich, ſie trage die Schleife, weil dieſelbe ihr gut ſtehe und weil ſie damit hübſcher und jünger ausſehe.

Der Gatte fragte, wie ſie dazu komme, nun plötzlich hübſcher und jünger ausſehen zu wollen?

Dieſe Frage fand Frau Evrilda anfangs gar nicht der Beantwortung werth. Der Mann wiederholte dieſelbe jedoch mit dem ruhigen Ernſt eines Menſchen, der eine runde und nette Antwort haben will.

Ehemänner, welche der oben erwähnten Hälfte ihrer Gattung angehören, ſind niemals ſonderlich erbaut, wenn ihre Gattinnen irgendwie die Abſicht zur Schau tragen, vor der übrigen Welt jünger und hübſcher auszuſehen, als ſie ſind.

Frau Evrilda warf mit einem anmuthigen Lächeln, ſo halb im Ernſte, halb im Scherze, die Worte hin: „Ich dächte, lieber Mann, Du wäreſt der Erſte, dem es Freude machen müßte, wenn ich nicht ganz alt und häßlich ausſehe.“

„Es ſind jetzt dreizehn Jahre her, liebes Kind,“ erwiderte der Gatte, „daß Du mir als angetraute Gemahlin in mein Haus folgteſt, und ein halbes Dutzend Jährchen mag es auch wohl ſchon her ſein, ſeit ich an Dir das Beſtreben, durch künſtliche Erhöhung Deiner Reize mir, und gerade mir, zu gefallen, nicht mehr bemerkte. Im Gegentheil, ich glaube mich zu erinnern, daß Du ein paarmal, wenn ich Dir den Gedanken nahe legte, innerhalb unſerer „vier Pfähle“, in weiterem oder gar in engſtem Sinne genommen, durch irgend welche unſchuldige Zuthat meinem, und gerade meinem, wie Du weißt, ſtark entwickelten äſthetiſchen Sinn eine erhöhte, veredelte Genugthuung zu bereiten, Du förmlich ungehalten wurdeſt, und recht ſchnippiſch, mit ſcharfer Betonung, fragteſt, „ob Du mir etwa ohne ſolche Zuthaten nicht mehr gefieleſt?“ und hinzufügteſt, für Koketterie ſeiſt Du zu alt, und wenn Du mir nicht ohne „Zuthaten“ gefieleſt, ſo verzichteteſt Du darauf, mir überhaupt zu gefallen?“

Frau Evrilda ſagte, ſie entſinne ſich nicht mehr, dergleichen geſprochen zu haben, legte zuletzt die Hand auf die Schulter des Gatten und verſicherte mit ſchelmiſch-freundlichem Ausdrucke ihres noch immer recht angenehmen Geſichts, es geſchehe wirklich und wahrhaftig nur um ſeinetwillen, daß ſie nicht ganz alt und häßlich ausſehen wolle.

„Wenn es das iſt,“ verſetzte Jener trocken, „ſo erkläre ich Dir hiermit feierlich, daß mir die rothe Schleife nicht gefällt, daß Du mit derſelben in meinen Augen nicht ſchöner und jünger ausſiehſt, als ohne ſie, und daß Du mir keine Freude damit bereiteſt. Dein angeblicher Grund, die Schleife zu tragen, fällt alſo weg. Und Andern, ſagſt Du ſelbſt, brauchſt Du ja nicht zu gefallen!“

Einen Augenblick verſtummte Frau Evrilda, hub aber dann wie ſchmollend wieder an: „Und wenn eine Frau auch vor den Leuten nicht ganz alt und häßlich ausſehen wollte — wär' das in der That ein Verbrechen? Muß ich denn nicht fürchten, Dir in Geſellſchaft Schande zu machen, wenn ich alt und häßlich neben Dir ausſehe?“

„Liebes Kind,“ verſetzte der Gatte, indem er das Weibchen ſchmeichelnd am Kinn faßte und ihm mit einem Ausdruck ehrlicher, treuherziger Galanterie ins Geſicht blickte, „bildeſt

Du Dir wirklich ein, daß Du alt und häßlich ausſiehſt ohne das Ding da, die armſelige Schleife? Sei vernünftig, Herzchen, Du haſt dergleichen nicht nöthig. Du ſiehſt ſo jung und ſo hübſch als möglich aus für Deine 37 Jahre."

Ein warmes Wort gab das andere. Plötzlich ſchob Frau Evrilda die rothe Schleife mit der Miene äußerſter Geringſchätzung auf den unterſten Grund einer Putzſchachtel hinunter. „Wenn Du weiter nichts von mir verlangſt," ſagte ſie heiter lächelnd, „als daß ich dieſe Schleife nicht mehr trage — du lieber Himmel, da iſt Dir ſehr leicht zu helfen. Dieſen Gefallen kann ich Dir ſchon thun!"

Acht Tage verſtrichen. Frau Evildra war im Begriffe auszugehen. Sie ſchlüpfte in ihr neues Kleid, betrachtete ſich im Spiegel, und kam dann auf ihren Gatten zugetänzelt mit der Frage: „Nun, Männchen, was iſt's? Soll ich die rothe Schleife vornehmen oder nicht?"

Der Gatte ſchwieg betroffen. Es wunderte und es wurmte ihn, daß Evrilda nun wieder auf eine Sache zurückkam, die er ein für allemal abgethan glaubte.

„Thue wie Du willſt!" erwiderte er zuletzt achſelzuckend und wandte ſich ab.

Frau Evrilda nahm die grellrothe Schleife aus der Schachtel und ſteckte ſie vor die Bruſt.

Der Gatte ſchwieg; aber er war und blieb verſtimmt. Am nächſten Morgen, beim Frühſtück, fragte ſie ihn nach der Urſache ſeiner Einſilbigkeit, ſeines nachdenklichen Ernſtes.

Er verhehlte ihr dieſe Urſache nicht und machte ſeiner gedrückten Stimmung in einigen ſanften, aber klagenden Worten über ihre Eitelkeit und Thorheit Luft.

„Haſt Du es mir nicht ausdrücklich geſtattet, die rothe Schleiſe zu tragen?“ rief ſie aus. „Sagteſt Du nicht, es ſei Dir gleichgültig, als ich Dich fragte? So biſt Du eben! Findeſt Du dies Verfahren ehrlich, Deiner Frau gegenüber erſt eine Sache allergnädigſt als erlaubt zu erklären und hinterdrein doch wieder zu mäkeln und zu nergeln? Warum ſagſt Du es nicht gerade heraus, daß Du mir verbieteſt, die rothe Schleiſe zu tragen?“

„Ich bildete mir ein,“ verſetzte der Gatte, „daß ich blos merken zu laſſen brauchte, was mir unangenehm, um Dich zu beſtimmen, davon abzulaſſen. Aber damit kommt man bei Euch Weibern übel an. Nun denn, wenn Du meinſt, daß ich es in dieſer Sache an Entſchiedenheit fehlen ließ und Du es durchaus ſo verlangſt, ſo ſage ich es Dir gerade heraus: Ich verbiete Dir, die rothe Schleiſe zu tragen!“

Tage verſtrichen — Frau Evrilda ging nicht aus. Sie weigerte ſich ſogar, ihren Mann in einen Geſellſchaftsabend der „Reſſource“ zu begleiten, wohin er ſie gerne geführt hätte.

Der Gatte begann ängſtlich zu werden. Er fragte, warum ſie ſo hartnäckig das Haus hüte, ihrer ſonſtigen Gewohnheit zuwider?

Sie erwiderte gereizt, ſie wolle auf das Ausgehen lieber verzichten, als einem Mißtrauen Nahrung geben, welches bei Gelegenheit der rothen Schleiſe in ſo auffallender und für ſie ſo kränkender Weiſe hervorgetreten.

Das that dem Manne leid, und weil er ſeine Frau liebte und ihr Schmollen und Trotzen nicht gerne ertragen mochte, ſo hätte er ſich gern auf gütlichem Wege mit ihr verſtändigt.

Das war aber ſehr ſchwer bei ſo verſchiedener Anſchauungsweiſe der Beiden in dieſer Sache. Nur in einem Punkte war das Paar vollkommen einig: daß es eine der Rede gar nicht werthe, eine erbärmliche Lappalie ſei, um die es ſich handle.

„Nicht einmal eine ſolche Kleinigkeit willſt Du mir gönnen?“ ſagte ſie.

„Nicht einmal eine ſolche Kleinigkeit willſt Du mir opfern?“ ſagte er.

Frau Evrilden's Gemahl war ein Gelehrter und hatte den unſeligen Hang, in allen Dingen mit ſeiner Frau durch ſtreng logiſch geführte, vernünftige Erörterungen ins Reine kommen zu wollen, obgleich er ſich doch ſtets hätte erinnern ſollen, daß er dabei noch niemals bei Evrilden etwas Erhebliches ausgerichtet. Und ſo ſetzte er denn auch jetzt, in der feſten Meinung, Ueberzeugendes und Unwiderlegliches zu ſagen, noch einmal ſeine Sache, wie folgt, ins Klare:

„Eben deshalb, liebes Weib, weil die Sache, um die es ſich handelt, eine ſo unſäglich geringfügige und kleinliche iſt, eben deshalb hat es mich gekränkt und kränkt es mich, daß Du in ſo leidenſchaftlicher Weiſe, mir zum Trotz, auf eben dieſe Sache erpicht biſt, daß Du fähig biſt, auf die allernichtigſten Dinge das allergrößte Gewicht zu legen. Du weißt recht gut, es iſt nicht das dumme Stückchen rothes Band, was mich reizt, wie etwa den böſen Stier ein rothes Tuch. Nicht die kleine Schleife iſt's, die mich ärgert, ſondern Dein großer Eigenſinn und die kokette Abſicht, die

Du eingeſtandenermaßen mit dem **Tragen der Schleiſe** verbindeſt. Ich meine die Abſicht, **vor andern Leuten jünger und** ſchöner auszuſehen, **wozu Du weder einen ſubjektiven,** noch einen objektiven **Grund haſt: keinen ſubjektiven,** denn Du ſiehſt ohnedies ſo hübſch **und jung als möglich** aus; **keinen** objektiven, denn wenn Du **nicht jung und hübſch** ausſäheſt, ſo könnte Dir auch die armſelige Schleiſe **nicht** helfen. **Und** im Uebrigen frage ich Dich: aus welchem Grunde wünſcheſt Du vor andern **Männern noch hübſcher** und jünger auszuſehen? — Antworte mir **doch, ich bitte** Dich! antworte mir klar und beſtimmt: warum wünſcheſt Du das? irgend einen Grund mußt **Du doch haben!**“

„Ach, laß mich!“ rief Frau Evrilda verdrießlich. „Es handelt ſich ja gar nicht darum, ob und aus welchem Grunde ich mit der Schleiſe hübſcher ausſehen will; es handelt ſich darum, daß ich juſt eine Schleiſe dieſer Art brauche — daß ich . . .“

„Aber muß es denn,“ unterbrach ſie der Mann, „juſt eine Schleiſe von grellrother Farbe ſein?“

„Ich beſitze keine andere.“

„Dann wollen wir eine andere kaufen — ſo elegant Du willſt — aber gedämpfter in der Farbe — geſchmackvoller.“

Er begann alle ſieben Farben des Regenbogens, nebſt allen möglichen Schattirungen derſelben nach einander durchzugehen, um ſie zu veranlaſſen, eine paſſende Wahl daraus für eine neue Schleiſe zu treffen. Aber Frau Evrilda wurde nur immer verdrießlicher, ungeduldiger und nach einer langen Rede, mit welcher der Gatte die Entbehrlichkeit der rothen Schleiſe unwiderleglich bewieſen hatte, verſetzte ſie mit nachdrucksvoller Entſchiedenheit:

„Es handelt ſich nicht darum, ob die rothe Schleiſe mir entbehrlich oder unentbehrlich iſt, es handelt ſich darum, daß die Schleiſe mir gut zu Geſichte ſteht, und daß Du mir dies nicht gönnſt!“

Zwiſchen dieſem Argument und dem obigen voltigirte Frau Evrilda fortan hin und her, wie der Kunſtreiter von einem Pferd aufs andere. [illegible] man ſie der Koketterie an, ſo berief ſie ſich auf irgend [illegible]thwendigkeit, gerade dieſe Schleiſe zu tragen; und widerlegte man die Nothwendigkeit, ſo kam ſie darauf zurück, die Schleiſe ſtehe ihr gut und man wolle ihr dies nicht gönnen. So konnte man ſie nicht faſſen und der Gatte ermüdete, in den Ketten der männlichen Logik den Sprüngen der weiblichen zu folgen.

Sie nannte ihn, als wieder die Rede auf die Sache kam, einen Kleinigkeitskrämer, einen Grillenfänger, einen Schwarzſeher und Peſſimiſten.

„Gut!“ verſetzte der Gatte. „Angenommen, ich ſei ein Kleinigkeitskrämer, ein grillenhafter Schwarzſeher — wäre es gerade in dieſem Fall nicht noch immer Deine Pflicht und das Klügſte obendrein, um dieſer meiner hypochondriſchen Gemüthsart willen mich einigermaßen zu ſchonen und mich auch nicht einmal mit Lappalien, wie dieſe, zu reizen?“

Er ſprach noch eine geraume Zeit in dieſem Tone fort. Seine Logik überzeugte ſie auch diesmal nicht und ſie ſchloß die Discuſſion damit, daß ſie, nachdem er geendet, noch einmal auf ihre frühere Behauptung zurückkam. Erſt als ſie ihm damit das Unzureichende ſeiner Rede bewieſen und ihn gezwungen hatte, ihr das letzte Wort zu laſſen, wurde ſie plötzlich gnädig geſtimmt, ſchlang ihren Arm um den Hals des

Gatten, etwas automatiſch zwar und nicht mehr mit dem Gefühlsſchwung, über den ſie vor dreizehn Jahren verfügte, aber doch immer noch herzlich genug. Und ſie ſagte: „Wenn es weiter nichts iſt — wenn Du kein ſchwereres Opfer von mir verlangſt als das . . .“

„Halt!“ rief der Mann, „ſo haſt Du ſchon einmal zu mir geſprochen. Und dennoch trugſt Du die Schleife wieder“ . . .

„Hier meine Hand,“ verſetzte ſie, „ich werde ſie nicht mehr tragen.“ Und ſie trug bei der nächſten Gelegenheit die rothe Schleife nicht. Im Auftrage ihres Gemahls brachte man ihr aus der beſten Putzwaarenhandlung eine Muſterſammlung der reizendſten Schleifen ins Haus und ſie wählte ſich eine gute Anzahl davon aus.

Der Gatte triumphirte. Ein paar Wochen ſpäter ſchlug ſie noch überdies eine Einladung aus, deren Annahme von ihrer Seite ihm aus beſtimmten Gründen nicht angenehm geweſen wäre.

Er dankte ihr mit einem Kuſſe. Sie lachte und rief ſcherzend: „Bin ich nicht ein gutes, braves Weibchen? Thue ich nicht Alles, was ich Dir an den Augen abſehe? — Was erhalte ich zum Lohn für meine Opferwilligkeit? — Sollteſt Du mir nicht dafür erlauben, die rothe Schleife wieder einmal zu tragen?“ —

Der Mann wurde ein wenig blaß, ſchwieg aber, als ob er den Scherz überhört hätte.

Am nächſten Morgen vor dem Ausgehen ſagte er zu Evrilda: „Höre, Kind, in Betreff der rothen Schleife habe ich Dir zu ſagen, daß es mir nachgerade völlig gleichgültig iſt, ob Du dieſelbe trägſt oder nicht. Handle von jetzt an in dieſer Hinſicht ganz nach Deinem Belieben.“

„Iſt dies Dein Ernſt?“ fragte ſie.

„Allerdings!“ verſetzte er. „Es widerſtrebt mir, um einer ſolchen Sache willen nur noch ein einziges Wort in meinem Leben zu verlieren. Ich ſehe, das elende rothe Nichts iſt ein Theil von Deinem Weſen, Deinem Selbſt, und eine Frau wie Du wird ſich eher die Naſe wegſchneiden als ein Stückchen Putz nehmen laſſen, von welchen ſie ſich einbildet, daß es ihr gut zu Geſichte ſtehe.“

Um jene Zeit begann der Mann, der bis dahin eine ziemlich feſte Geſundheit genoſſen, zu kränkeln und abzumagern. Zuletzt verfiel er in ein ſchleichendes Fieber, welches der Arzt auf einen krankhaften Zuſtand der Galle zurückführte.

Eines Tages war Frau Evrilda wieder veranlaßt, auszugehen. Sie wählte lange unter ihren Buſenſchleifen — keine gefiel ihr. Ihr Mann hatte ihr ja in dieſem Punkte volle Freiheit gegeben; nichtsdeſtoweniger trat ſie, bevor ſie das Haus verließ, an ſein Bett und ſagte, ſeinem Blick auf die Schleife an ihrem Halſe begegnend: „Ich habe die rothe Schleife vorgenommen; aber ich lege ſie augenblicklich wieder ab, wenn ſie Dir etwa noch antipathiſch iſt. Sprich offen, wenn Du etwas dagegen einzuwenden haſt.“

„Nicht das Geringſte!“ erwiderte der Mann und kehrte ein Geſicht der Wand zu.

Der Zuſtand des Kranken verſchlimmerte ſich mit reißender Schnelligkeit und als Evrilda Abends heimkehrte, fand ſie ihn im bedenklichſten Zuſtande.

Sie ſtand erſchrocken und von Schmerz ergriffen an ſeinem Lager. Ein paar Tage und Nächte wachte ſie unverdroſſen bei ihm, während ſein Befinden immer hoffnungsloſer wurde. Bei der Geneigtheit der weiblichen Natur, edlen Regungen unter allen Umſtänden Raum zu geben, überkam ſie plötzlich, wie ſie ſo am Sterbelager des theuren Gatten ſtand, der Gedanke, daß ſie vielleicht durch unbedachten Sinn, durch Eitelkeit und Eigenwillen ihn gekränkt, und daß vielleicht auch ihre zähe Vorliebe für die unſelige rothe Schleiſe Einiges zur Verbitterung ſeines Lebens, etwa gar auch zur Verſchlimmerung ſeines körperlichen Zuſtandes beigetragen. Sie glaubte immer etwas wie einen leiſen Vorwurf in dem ernſten Geſichte des Todtkranken zu erblicken, und als es mit ihm zu Ende ging, warf ſie ſchluchzend über ihn ſich hin und rief: „Ach Gott! wenn etwa doch die rothe Schleiſe Dir noch im Stillen Verdruß bereitet hätte! — Vergib! — Nun ſoll ſie aber gewiß und wahrhaftig nie, nie wieder in meinem Leben mir auf den Leib kommen!“

„Iſt mir von nun an durchaus gleichgültig!“ verſetzte der Gatte und verſchied.

Evrilda beſtattete den theuren Verblichenen und vergoß heiße Thränen an ſeinem Grabe.

Sie gab ſich ganz dem Schmerze des Verluſtes hin. An die rothe Schleiſe dachte ſie bald gar nicht mehr, und ſteckte ſie nur ganz unbewußt, gleichgültig nach der erſten beſten greiſend, vor die Bruſt, als ſie die Trauerkleider ablegte und wieder unter Menſchen ging.

Erſt als ſie heimkam, beſann ſie ſich auf ihren Wortbruch. Den nächſten Morgen beſuchte ſie das Grab des Gatten, kniete auf demſelben nieder und ſchwur, die Schleife zu verbrennen, damit ſie niemals wieder in Verſuchung komme, weder bewußt noch unbewußt, ſich derſelben zu bedienen.

In der darauffolgenden Nacht erſchien ihr der Verewigte im Traum und richtete an ſie das dringende Erſuchen, ihn in dieſer Angelegenheit nicht weiter zu behelligen.

Aber Frau Evrilda ließ es ſich nicht nehmen, den gefaßten Entſchluß auszuführen, und ihre Lieblingsſchleife ging in den Flammen auf. Sie ſtreute die Aſche derſelben auf das Grab des Gatten.

Die Manen deſſelben dürften nun wohl beruhigt und für immer verſöhnt ſein. —

Nachſchrift. In dem Augenblicke, wo dieſe vor einem halben Jahre hingeworfenen Zeilen unter die Preſſe gehen, vernehme ich zufällig, daß Frau Evrilda, nachdem ſie eine Zeitlang durch ungemeſſene, leidenſchaftliche Trauer ihren Verwandten und Freunden ernſte Beſorgniſſe eingeflößt, ſich endlich doch wieder leidlich erholt und, um mit der düſtern Vergangenheit völlig abzuſchließen, ſich geſtern — eine neue rothe Schleife gekauft hat.

Die einzige Todſünde.

„Die einzige Todſünde iſt der Egoismus.“

Dieſen Gedanken ſchrieb ich einmal in meine Aphorismenmappe. Ich bin aber davon einigermaßen zurückgekommen. Ich möchte dieſe Bezeichnung der „einzigen Todſünde“ nun doch nicht mehr dem bloßen, einfachen Egoismus zuerkennen, ſondern ihn aufſparen für etwas Höheres.

Beim ſimplen Egoismus iſt das Böſe nur Mittel zum Zwecke. Alſo nicht Selbſtzweck.

Es gibt aber ein Böſes als Selbſtzweck — es gibt eine reine Luſt am Böſen — es gibt Naturen denen das Böſe an und für ſich eingeboren und eingefleiſcht ſcheint.

Der große Egoiſt Nero wird ſich ſeines Unterſchiedes von dem böſen Mohren Tigellin bewußt und ſchaudert vor der Ruchloſigkeit deſſelben.

Der bloße Egoismus hat nichts Unbegreifliches an ſich. Er iſt das urſprüngliche Erbtheil der thieriſchen Natur. Die reine Bosheit dagegen erſcheint als ein grauenhaftes Räthſel:

ſie iſt nicht zu erklären aus der normalen Menſchennatur, ſie kann nur als etwas Abnormes, etwas Krankhaftes verſtanden werden, wobei freilich ſogleich die alte Frage in neuer Geſtalt zurückkehrt: Wie iſt eine ſolche Abnormität, eine ſolche krankhafte Verirrung möglich? Wie entſteht ſie in der menſchlichen Natur?

Der Lateiner hat ein merkwürdiges Wort für Ruchloſigkeit: das Wort Perversitas, welches etymologiſch ſich nur als „Verkehrtheit“ deuten läßt, als eine Verkehrung alſo der Natur des Menſchen in ihr Gegentheil, eine Auffaſſung, die dem römiſchen Geiſte zur Ehre gereicht, denn ſie konnte nur aus der Annahme entſpringen, die menſchliche Natur gehe nicht urſprünglich auf das Böſe, ſondern auf das Vernünftige, Gute und Rechte

Es dürfte auch ſchwer ſein, das Gegentheil zu beweiſen.

Wie ſelbſt aus Naturen von ſchlechteſter Erziehung und zweifelhafteſter Rechtlichkeit eine urſprüngliche Tendenz zum Guten, bis zur Selbſtaufopferung, immer wieder hervorbricht, hat kein Dichter prächtiger und rührender geſchildert, als Bret Harte in den Lebensgeſchichten ſeiner californiſchen Strolche und Abenteurer; ſo wie auch die rächende Macht des Gewiſſens niemals dämoniſcher und ergreifender geſchildert worden, als von einem andern, älteren Poeten jenſeits des Oceans, Edgar Poe, in vielen ſeiner grauſig-wunderbaren Erzählungen.

Leichtſinn, Verlotterung, Verkommenheit — ſo entſetzliche und abſtoßende Formen ſie auch mitunter annehmen mögen, gehören ſtreng genommen, noch nicht zur eigentlichen

Perversitas. Die Schlechtigkeit ſchreitet auf dieſer Stufe oft nicht einmal bis zum Egoismus vor. Hier herrſcht noch der Grundſatz: Leben und leben laſſen. Hier — und nur hier — iſt auch das Dichterwort von gewiſſen Weibern noch wahr: „Gutmüthig ſind ſie alle.“ Der Strolch und die Dirne — ſie haben vielleicht ein Herz.

Eine Stufe tiefer ſtehen Neid und Schadenfreude, denn dieſe wollen nicht mehr leben laſſen und die Gemüthlichkeit hat hier ein Ende. Mit dem Neide betreten wir das Gebiet des Egoismus, und die Schadenfreude geht über dieſes ſchon hinaus: die reine wenigſtens, nicht in perſönlicher Feindſchaft begründete. Oder wäre es nicht verzeihlicher, ſich zu ärgern über das Glück eines Andern, das man ſelbſt entbehren muß, als Vergnügen zu empfinden beim Anblick fremden Leids, von welchem man ſelber frei iſt?

Von der reinen Schadenfreude zur Menſchen- und Thierquälerei als Vergnügungsmittel iſt nur ein Schritt. Ein nicht mehr arbeitsfähiges Thier im Stalle verhungern zu laſſen, kann noch als Geiz aufgefaßt werden. Zu ſeinem eigenen Vergnügen wenigſtens läßt der rohe, gedanken- und gefühlloſe Menſch den altersſchwachen Gaul nicht verhungern. Bekanntlich aber gibt es eine Thierquälerei zum Vergnügen. Betrübend iſt es, eine Neigung zu dieſer Art von Vergnügen bei Kindern zu finden. Rührt dies von der Unfähigkeit des Kindergemüthes her, ſich in die Lage eines anderen Geſchöpfes hineinzuverſetzen. Finden Kinder den Ausdruck und die Geberde des Schmerzes gerade darum ſo drollig, weil ſie ſich von dieſem Schmerze keinen Begriff machen? Iſt Thierquälerei eben auch nur ein Spiel für das Kind, wie für das Kind im Grunde Alles ein Spiel iſt, was es thut und treibt? Leider gibt es auch eine Thierquälerei als Sport für Erwachſene. Man denke an die antiken Hetzjagden der wilden und die modernen der edlen Waldesthiere!

Aus gemeinſamer Wurzel mit Schadenfreude und Luſt zu quälen, entſpringt die Luſt zu zerſtören und die Luſt zu beſudeln. Nun, warum ſollte der Ruchloſigkeit gegen Menſchen und Thiere nicht auch eine Ruchloſigkeit gegen das Lebloſe zur Seite ſtehen? eine Bosheit gegen den blühenden Baum, gegen die prangende Blume, gegen den reinen Quell, gegen den duftigen Waldespfad?

Steigen wir noch ein wenig tiefer hinab auf der diaboliſchen Nachtſeite der Menſchennatur, wo den Dilettanten der Ruchloſigkeit die eigentlichen Verbrechernaturen ſich anreihen. Es gibt bekanntlich eine reine, auf keinen andern Zweck als die eigene Befriedigung gerichtete Mordluſt. Die Annalen der Gerichtspflege wiſſen von uneigennützigen Giftmiſcherinnen, von Mörderinnen aus Beruf und Neigung zu erzählen. Die Geſchichte der Völker kennt Tyrannen, welche, rein aus „Blutdurſt“, Menſchen wie Hammel ſchlachteten. Eine Wiener Gerichtsverhandlung brachte vor einigen Jahren die Eigenart eines Individuums zu Tage, welchem es ein wollüſtiges Bedürfniß war, Hühnern die Hälſe abzuſchneiden und ihr Blut fließen zu ſehen. Andere leiden an der Sucht zu ſtehlen oder an der Sucht zu lügen; ſie müſſen ſtehlen, ſie müſſen lügen, auch wenn es ſich um die gleichgiltigſten Dinge handelt, ohne maßgebende Rückſicht auf Gewinn oder Vortheil.

Wie ſoll man ſich alle dieſe beſonderen, unmoraliſchen und verbrecheriſchen Suchten erklären? Man kann ſie nur als ſogenannte „Monomanie“ auffaſſen — als partiellen Wahnſinn; aber als einen Wahnſinn des Willens. So wie der Intellect, ſo hat auch der Wille im Menſchen ſeine fixen Ideen — ſeinen localiſirten Wahnwitz.

Wie nun zum partiellen Wahnſinn, zur fixen Idee, der allgemeine Wahnſinn, ſo verhält ſich zur partiellen Bosheit die allgemeine, den ganzen Charakter durchdringend, das ganze Thun und Laſſen des Menſchen beſtimmend, oft nicht in ſo ſchroffen Formen hervortretend und für den weiteren Kreis nicht ſo auffällig, aber doch ſchlimmer und von größerer Bedeutung als jene.

Eine ihrer hervorſtechendſten, bekannteſten Erſcheinungen iſt das, was man Herzloſigkeit zu nennen pflegt.

Wie kommt es, daß gerade die weibliche „Bosheit“ und „Herzloſigkeit“ ein in Romanen und Schauſpielen ſo häufig behandeltes Thema geworden? Wie kommen die armen Frauen dazu, vorzugsweiſe als Vertreterinnen einer ſo häßlichen Eigenart herhalten zu müſſen? Zu leugnen iſt die Thatſache nicht; nur daß dieſe „Herzloſen“ des Romans und der Bretterwelt meiſt etwas Schablonenhaftes haben, nach einer Seite hin karikirt, nach der andern aber, des poetiſchen Effectes halber, idealiſirt und mit allerlei glänzendem Beiwerk von Eigenſchaften ausſtaffirt. Die einfache, ganze, nackte Wirklichkeit in dieſer Beziehung hat ihren objectiven Darſteller noch nicht gefunden. Ein wahrer Menſchenbeobachter und Menſchenkenner, welcher in einem weiten Kreiſe der Erfahrung, von den verſchiedenſten Seiten her, die charakteriſtiſchen Züge zu vereinigen wüßte, würde ein weniger buntes, weniger im Salonfirniß verſchwimmendes, aber noch weit packenderes, verblüffenderes Charaktergemälde zu bieten im Stande ſein.

Es handelt ſich in dieſen Zeilen nicht um die Skizzirung eines ſolchen Charakterbildes; nicht einmal um eine Erörterung dieſes pſychologiſchen Problems ſeinem ganzen Umfange nach. Ich möchte nur verſuchen, aus der Geſammtheit weiblicher Naturen der beſagten Art eine beſtimmte Gruppe herauszuheben; nicht um ſie zu ſchildern — eine Aufgabe, deren Löſung ich bei anderer Gelegenheit verſuchen werde — ſondern nur um einige Winke zu pſychologiſcher Deutung, Erklärung und Motivirung ihres Typus zu geben.

Schopenhauer hat bekanntlich den Satz aufgeſtellt, daß der Wille, der zunächſt unbewußte Trieb, ſich das Gehirn, das Organ des Intellects, und ſomit auch dieſen ſelbſt, erſt ſchaffe. Man braucht das nicht buchſtäblich zu nehmen: als Anknüpfungspunkt für das, was ich im Folgenden klar machen möchte, eignet es ſich immerhin trefflich. Unbeſtreitbar richtig iſt dies, daß Wille und Intellect im engſten Wechſelverhältniſſe ſtehen, daß ein einſeitig entwickeltes Triebleben auch einen einſeitig entwickelten Intellect bedingt, daß ein gemeines, armſeliges, beſchränktes Wollen auch die denkende Kraft verkümmern läßt. Je univerſeller und ſchwunghafter, je mehr auf Großes und Hohes gerichtet, wär's auch nur zu eigenſüchtigem Zwecke, das Streben des Menſchen, deſto univerſeller, ſchwunghafter wird auch der Intellect ſich entwickeln. Ebenſo wird einem auf das Animaliſche beſchränkten

Triebleben der Intellect ſich anpaſſen; hier wie dort wird der „Wille“ ſich ſein Organ „ſchaffen“.

Nehmen wir nun an, daß das Wollen in irgend einem weiblichen Weſen, bewußt und unbewußt, ganz in jenen Naturtrieben beſchloſſen ſei, auf welchem ſein animaliſcher Beruf, als Sinnenweſen, zunächſt beruht, in den koketten Inſtincten der Weiblichkeit, mit dem ganzen Zubehör von Putzſucht, Eitelkeit, unerſättlicher Zerſtreuungswuth, krankhafter Gier nach Menſchengedränge u. ſ. w. In dieſem Falle wird der Intellect zu einem Organ eben dieſer Inſtincte einſchrumpfen und verkümmern. Es läßt ſich auch recht wohl begreifen, daß eben im Weibe, bei welchem überhaupt Natürliches und Geiſtiges inniger zuſammenhängt, auch die Wechſelbeziehung zwiſchen Wille und Intellect eine engere ſein muß und daß das weibliche Triebleben leichter der Einſeitigkeit verfallen kann als das des Mannes, der doch immer durch die äußeren Lebensintereſſen nach verſchiedenen Richtungen in Anſpruch genommen wird.

Selbſtverſtändlich wird eine weibliche Natur dieſer Art Intereſſe für alles Mögliche zu heucheln verſtehen. Thatſächlich aber wird ihr ganzes Weſen nur von einem einzigen Intereſſe beherrſcht werden, thatſächlich wird ihr alles Andere, trotz der ſchönen Phraſen, die ſie macht, ganz erſchrecklich gleichgültig ſein; thatſächlich wird alles Höchſte und Herrlichſte ihr das Armſeligſte, woran ſie hängt, nicht erſetzen können, und das Beſte und Schönſte wird ihr gerade gut genug ſein, die Lücken auszufüllen, welche der Genuß des Schaffen in ihrem Leben übrig läßt.

So lange es im Sinne und in der Richtung ſeines Begehrens ſich angeregt findet, wird ein ſolches Weib vielleicht durch „Geiſt“ zu glänzen ſcheinen; es wird vielleicht ſogar die höheren Formen der Liebesleidenſchaft, und mit dieſen die edelſten ſeeliſchen Eigenſchaften zur Schau tragen. Und doch wird hinter all' dem nichts ſich bergen als das einſeitige Triebleben und der einſeitige Intellect, und ſobald die Anregung von jener Seite her erloſchen iſt, wird die Individualität deſſelben Weibes in erſchreckender Blöße, in jämmerlicher Kahlheit daſtehen. Nicht mehr vom Hauche der Leidenſchaft geſchwellt, wird eine ſolche Natur, wie ein angeſtochener Ball, zur leeren Hülſe zuſammenſchrumpfen und aus dem blauen Aether in den Koth herunterſinken. Die geiſtreiche, reizende, liebenswürdige Dame wird verſchwunden ſein — zum Vorſchein kommen wird das „Sperlingsgehirn“ und das „Krötenherz“.

Bilde nur dies kein Mann ſich jemals ein: das wahre Weſen eines Weibes kennen zu lernen, ſo lange es ihn liebt!

Es iſt eine der grauenhafteſten Entdeckungen, die man machen kann, daß es Menſchen gibt ohne Erinnerung. Wie ſoll man ſich das erklären? Die Sache iſt einfach genug. Denken wir uns das Gehirn eines Weibes ausgefüllt von der Sorge um den Genuß dieſer und der nächſten Stunde — Sinn und Bewußtſein, Denkfähigkeit und Reflexion beſchränkt auf das, was mit ſeiner lebhaften, aber beſchränkten und einſeitigen Begehrlichkeit zuſammenhängt — Vergangenheit und Zukunft ausgelöſcht und die Gegenwart auch nur den Moment umfaſſend. Muß ſich daraus nicht allen Ernſtes eine Verkümmerung des Gedächtniſſes ergeben, jenes Vermögens, welches ja eben darin beſteht, nicht eine einzelne fixe Idee, ſondern größere Maſſen und Reihen von mannigfaltigen Vorſtellungen gegenwärtig zu haben und denkend zu überſchauen? Mit dieſer Verkümmerung des Gedächtniſſes hängt dann freilich ein ganzer Rattenkönig von Untugenden zuſammen und es wird ſich damit manche auffallende Charaktereigenheit ſehr natürlich nicht blos erklären, ſondern zum Theil auch entſchuldigen laſſen.

Man wirft ſolchen Frauenweſen die Verlogenheit ihrer Reden vor. Aber ſie wiſſen nicht, daß ſie lügen. Man tadelt es an ihnen, daß ſie ſich jeden Augenblick widerſprechen; aber es iſt nicht ihre Schuld, denn ſie haben ſchlechterdings in dieſem Augenblick ſchon vergeſſen, was ſie im vorigen geſagt. Ihr Wort iſt leerer Hauch — ein Verſprechen aus ihrem Munde hat keine Geltung. Aber wie könnte es anders ſein? Das Verſprechen iſt ja, kaum gemacht, auch ſchon aus ihrem Gedächtniß entſchwunden. Sie ſcheinen undankbar im höchſten Grade — aber nur, weil keine Wohlthat, keine erwieſene Liebe und Treue mehr in ihrer Erinnerung haftet, von dem Augenblicke an, wo die Perſon, welcher ſie verpflichtet ſind, ihnen gleichgiltig geworden. Ihr Gedächtniß funktionirt nur für eingebildete Wohlthaten, dort wo ſie lieben; und für eingebildete Kränkungen, dort wo ſie haſſen oder wenigſtens nicht mehr lieben.

Der Wille, der Trieb, wenigſtens der ſinnliche, bringt es nur ſo weit, ſein liebes Ich zu „ſetzen“. Erſt der Intellect verſteht ſich auf die ſchöne Kunſt, dieſem Ich auch ein Nicht-Ich gegenüberzuſetzen, und auf die noch ſchönere, ſich mit dieſem doch wieder Eins zu wiſſen. Aus dieſem Mangel ergeben ſich dann weitere Eigenthümlichkeiten bei Menſchen, in welchem das Triebleben vorherrſcht. Häufig genug hört man klagen über die Unmöglichkeit, Frauenweſen der in Rede ſtehenden Art ein begangenes *Unrecht* klar zu machen. Aber wer nun einmal Alles in der Welt vom Standpunkte des Triebes, d. h. der Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit für ſeine Perſon, betrachtet, der kann und wird ſich niemals fragen: Iſt dieſer mir gemachte Vorwurf *begründet* oder nicht? ſondern nur: Iſt er für mich angenehm oder unangenehm? Und da er unter allen Umſtänden nur unangenehm ſein kann, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß auch die *begründetſte* Klage als *Beleidigung* aufgefaßt und erwidert wird. Mit derſelben Naturnothwendigkeit, mit welcher z. B. die getretene Schlange ſich wuthſchäumend aufbäumt, gleichviel, ob man ohne allen Grund ſie tritt, oder darum, weil ſie *geſtochen* — mit derſelben Naturnothwendigkeit wird der reine Triebmenſch den Vorwurf einer Bosheit, ohne die mindeſte Rückſicht auf die Gerechtigkeit deſſelben, mit einer neuen, wo möglich noch größeren Bosheit erwidern müſſen. Eine Natur, die im beſchränkten Ichgefühl aufgeht, kann kein Bewußtſein haben von dem, was ſie anderen zufügt.

Derſelben Unfähigkeit ſich aus dem Ich heraus in die Lage und Stimmung eines Andern hineinzuverſetzen, verdankt ſeinen Urſprung der geradezu erſtaunliche, abſolute Mangel an *Mitleid*, welcher an Perſonen eben des zarten Geſchlechts oft ſo bitter beklagt wird. Man ſollte glauben, daß weibliche Naturen der beſagten Art durch Genuß und Vergnügen zu ſchöner Heiterkeit, Milde und Mitgefühl für fremdes Leid, beſonders für jenes, welches ſie ſelbſt verurſachen, geſtimmt werden, und man kann ſich nicht genug wundern, ſieht man, wie ſie gerade dann, wenn ſie ſich eben köſtlich amüſiren oder amüſirt haben, ein Erkleckliches an Uebermuth und Herzenskälte leiſten, nicht ein Tröpflein der Heiterkeit und des Glücks, in welchem ſie ſchwelgen, für diejenigen übrig haben, welche darben und welche auf Troſt und Milde von ihrer Seite angewieſen ſind. Wie unendlich leicht fiele ihnen ein ſolches Almoſen! Warum geben ſie es nicht? Wie ſpielend leicht und raſch könnte jedes Weib, das geliebt wird, auch die Wunden, die es ſchlägt, wieder heilen! Ein einziges aus dem Herzen kommendes Wort würde oft hinreichen. Warum läßt ſie es ungeſagt? Graue Philoſophenhäupter könnten ſich über dieſe Frage den Kopf zerbrechen. Und doch iſt die Antwort erſchrecklich einfach. Die Unglückliche — es muß heraus, das derbe, aber wahre Wort — die Unglückliche iſt — zu bornirt dazu!

Man wird geneigt ſein, zu ſagen, dieſe Beſchränktheit des ganzen Denkens und Empfindens auf das eig'ne Ich ſei Egoismus in ſeiner kraſſeſten Form, und in dieſer Form ſei der Egoismus die wirklich „einzige Todſünde".

Dennoch aber muß dieſe kurze Erörterung es klar gemacht haben, daß man es auch hier nicht mit einer räthſelhaften moraliſchen Ungeheuerlichkeit zu thun hat, daß wenigſtens bei der hier betrachteten Gruppe weiblicher Naturen, welche nebenbei bemerkt, noch immer nicht die ſchlimmſte iſt — die ſogenannte „Herzloſigkeit" eine natürliche Folge des einſeitig entwickelten Intellects, und dieſer wieder eine Folge des einſeitig entwickelten Trieblebens iſt. Und ſo können dieſe Zeilen immerhin Einiges zur Entlaſtung jener Naturen beitragen, wenn es nur einigermaßen ſeine Richtigkeit hat mit dem Sprüchlein: „Alles begreifen heißt Alles verzeihen“.

Die Conflicte, von welchen Romane und Schauſpiele ſo viel zu erzählen wiſſen, beruhen darauf, daß man dieſem, jenem Weibe das zum moraliſchen Vorwurf macht, was in einer Schranke ſeines individuellen Weſens, ſeines Verſtandes begründet iſt. Thorheit iſt es hier, wie überall, das Unmögliche zu verlangen, und Tragikomiſcheres iſt nichts zu ſehen in der Welt, als der ſchmerzlich getäuſchte, aber immer wieder auf einen Gemüthsfunken hoffende und harrende Blick eines Menſchen in das ſtarre, kalt grinſende Meduſenantlitz der Bornirtheit.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

Im Verlage von J. F. Richter in Hamburg
ſind nachſtehende Werke erſchienen, welche durch alle Buchhandlungen
des In- und Auslandes bezogen werden können:

Elementar-Muſiklehre

[illegible]n

Dr. Hugo Riemann, L[illegible] m Konſervatorium zu Hamburg.
Eingeführt am Konſervatorium zu Hamburg.
Preis ℳ 1.80.

Dieſes überaus praktiſche Buch iſt ſowohl für den Elementar-Geſangunterricht, als den Elementar-Klavierunterricht, überhaupt für die Unterweiſung in den erſten Elementen der Muſik beſtimmt.

Neue Schule der Melodik

Entwurf einer Lehre des Contrapunkts nach einer gänzlich neuen Methode
von
Dr. Hugo Riemann, Lehrer am Konſervatorium in Hamburg.
Preis ℳ 4.50.

Syſtem der Harmonielehre

von
Carl G. P. Grädener
weil. Profeſſor am Konſervatorium zu Hamburg.
Preis ℳ 4.50.

Kurzgefaßte Harmonielehre

für den Schulgebrauch
von
Max Joder.
Ein Auszug aus dem „Syſtem der Harmonielehre“ von Carl G. P. Grädener.
(Eingeführt am Konſervatorium in Hamburg.)
Preis geh. ℳ 1.80, gebunden ℳ 2.30.

Die Geigenmacher

der alten italieniſchen Schule
von
Louis Nicolaus Diehl.

Eine Ueberſicht aller bekannten italieniſchen Geigenmacher der alten Schule, Charakteriſtik ihrer Arbeiten, getreue Abbildung der von den hervorragendſten unter ihnen gebrauchten Zettel in den Inſtrumenten, nebſt einer vorausgehenden Abhandlung über den Urſprung der Geige ꝛc.

Dritte Auflage. Preis ℳ 1.50.

Meiſterſinger-Motive.

Eine Studie über Richard Wagner's „Meiſterſinger“
von
Dr. Julius Stinde.
Preis ℳ 1.—

Amerikaniſch.

Original-Luſtſpiel in 5 Aufzügen von C. A. Görner.

Preis 3 Mk.

Sonſt und Jetzt.

Ein Moſaik-Feſtſcherzſpiel von C. A. Görner.

Aufgeführt
zur Vorfeier des 50jährigen Directions-Jubiläum des Hrn. Ch. Maurice.

Preis 2 Mk.

Weihnachts-Märchen-Komödien

von C. A. Görner.

à Heft 1 Mk.

Allerleirauh. — Klein Däumling, Rapunzel mit dem langen Haar und Riquet mit dem Schopf. — Fingerhut. — Der Geiſt der Berge. — Frau Holle, oder das fleißige und das faule Mädchen. — Prinzeſſin Immergrün und Prinz Eiszapfen. — Der geſtiefelte Kater. — Der Rattenfänger von Hameln.

à Heft 75 Pf.

Aſchenbrödel oder der gläſerne Pantoffel. — Drei goldene Aepfel. — Prinzeſſin Dornröschen. — Der Mann mit der langen Naſe. — Prinz Papagei. — Sneewittchen und die ſieben Zwerge. — Prinz Honigſchnabel. — Rothkäppchen. — Die Hexe von Süllenberg. — Betti und Elli, oder: Zwei Wünſche.

C. A. Görner's

Neueſtes Kinder-Theater.

à Heft 60 Pf.

I. Klein Däumling. II. Der geſtiefelte Kater. III. Rothkäppchen.
IV. Prinz Papagei. V. Frau Holle. VI. Eſelshaut.

Original-Concert- und Geſellſchafts-Declamator

von C. A. Görner.

Beſtehend nur aus Original-Arbeiten vom Verfaſſer.

9 Hefte eleg. broch. à 50 Pf.

Fünfzig Jahre eines deutſchen Theater-Directors.

Erinnerungen, Skizzen und Biographien
aus der Geſchichte des Hamburger Thalia-Theaters

von Reinhold Ortmann.

Mit Portrait und Facſimile des Directors Chéri Maurice.

Preis eleg. broſchirt 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Illuſtrirtes Hühnerbu[illegible]

Enthaltend das Geſammte der Hühnerzu[illegible]

als: Anlage der Hühnerſtälle, Anſchaffung von Hühnern, Behandlung derſelben, Krankheiten ꝛc. ꝛc.

von

Julius Bölſchau

Präſes des Hamburg-Altonaer Vereins für Geflügelzucht, Ehrenmitglied des erſten öſterreichiſchen Geflügelzucht-Vereins in Wien und des Schleswig-Holſteiniſchen Vereins für Geflügelzucht „Fauna“ in Kiel.

Mit 40 naturgetreuen Abbildungen in Oel-Farbendruck und 26 Holzſchnitten

nach Original-Zeichnungen von

Chriſtian Förſter.

Preiſe des Prachtwerkes:

Gebunden in engliſcher Leinwand mit reichſter Goldpreſſung ꝛc.	ℳ 28.—
Broſchirt in einem Bande in elegantem Carton-Umſchlag	ℳ 26.—
In 20 Lieferungen (auch in beliebigen Zwiſchenräumen zu beziehen)	à ℳ 1.20
Einbanddecke apart in reichſter Goldpreſſung und Verzierung	ℳ 2.50

Der als Züchter und Hühnerkenner erſten Ranges in ſo großem und verdientem Anſehen ſtehende Präſes des Hamburg-Altonaer Vereins für Geflügelzucht, Julius Bölſchau, hat in dieſem Buche die Früchte ſeiner dreißigjährigen reichen Erfahrungen niedergelegt. Ihm zur Seite ſtand der rühmlichſt bekannte Thiermaler Chriſtian Förſter, welcher die Originalbilder nach den ihm von den größten Züchtern des In- und Auslandes zu Gebote geſtellten Muſterthieren **direct nach der Natur** aufgenommen und die Ausführung in Farbendruck von Anfang bis zu Ende ſorglich überwacht hat.

Im Erſcheinen begriffen:

Illuſtrirtes Muſtertauben-Buch.

Enthaltend das Geſammte der Taubenzucht.

Herausgegeben von **Guſtav Prütz.**

Mit ca. 60 großen Prachtfarbendruck-Bildern

☞ **direct nach der Natur aufgenommen** ☜

von

Chriſtian Förſter.

Complet in 30—35 Lieferungen à ℳ 1.20.

Das von allen Tauben-Liebhabern und Züchtern längſt erwartete **Muſterwerk** wird die **geſammte Taubenzüchterei** in allen ihren **Einzelnheiten** in unterhaltender wie belehrender Weiſe beſchreiben, **ebenſo die Taubenkrankheiten** und deren **Heilung eingehend** behandeln. Die Darſtellung der verſchiedenſten Tauben-Racen **in ganz naturgetreuen farbigen Abbildungen** und die Vorführung ſämmtlicher ſtandardmäßiger Merkmale der einzelnen Taubenarten wird endlich die bisher vermißte Klarheit auch in dieſen Theil der Ornithologie bringen und damit eine feſte Norm für alle künftigen Entſcheidungen geben.

Empfehlenswerthe Feſtgeſchenke für die Jugend und Erwachſene:

Stadthaus und Landhaus.
Eine Erzählung für Kinder von 8—10 Jahren von **Juſlane.**
Mit 5 Bildern nach Aquarellen von **Paul Dütſchke.**
Zweite Auflage. Preis: gebunden 3 Mk.

Sommerferien.
Eine Erzählung für Kinder von 8—12 Jahren von **Juſlane.**
Mit 4 Bildern nach Aquarellen von **Paul Dütſchke.**
Preis: gebunden 2 Mk. 75 Pf.

Zwölf Geſchichten
für die Jugend erzählt von **Karl Schelsler.**
Mit 4 Illuſtrationen.
Preis: eleg. cart. 1 Mk. 50 Pf.

Zuletzt.
Eine chriſtliche Erzählung von **Mrs. Marſhall.**
Preis: eleg. gebunden 4 Mk. 80 Pf.

Käthchen.
Eine Erzählung für heranwachſende Mädchen von **Juſlane.**
Illuſtr. von **Paul Dütſchke**
Preis: elegant gebunden 4 Mk.

Ohne Familie.
Von **Hector Malot.**
Aus dem Franzöſiſchen von **Mary Muchall.**
2 Bände. Preis: geheftet 7 Mk. 20 Pf., gebunden 9 Mk.

Tennyſon's Enoch Arden.
Neu überſetzt von **Carl Eichholz.**
Preis: fein gebunden 2 Mk. Einf. Ausgabe: gebunden 80 Pf.

Plaudereien mit der Herzogin von Seeland.
Von **Hermann Heiberg.**
Preis: geb. 3 Mk. 60 Pf., eleg. geb. 5 Mk.

Homunculus.

Modernes Epos in zehn Geſängen.

Von

Robert Hamerling.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
[illegible]

⁂

Hamburg und Leipzig.
Verlag von J. F. Richter.
1888.

Welt und Sinn hat ew'ge Unraſt.
Nur im Herzen keimt der Friede.
Keimt die Freude, lebt die Liebe,
Lebt der heil'ge Daſeinswille.

J. Liedauer'sche
Leihbibliothek

Inhalt.

Erſter Geſang: Aus der Retorte.
Zweiter „ Homunkels Lehrjahre.
Dritter „ Der Billionär.
Vierter „ Der Homunkel und die Nixe.
Fünfter „ Literariſche Walpurgisnacht.
Sechster „ Eldorado.
Siebenter „ Die Affenſchule.
Achter „ Im neuen Israel.
Neunter „ Sein oder Nichtſein.
Zehnter „ Ende ohne Ende.

Alle Rechte vorbehalten.

Erſter Geſang.

Aus der Retorte.

Bravo! ſagte der Homunkel,
Als er fertig, und hernieder
Von der rieſigen Retorte
Sprang er auf den Tiſch des wackern
Hoch- und tiefgelehrten Doktors
Und Magiſters, welcher eben
Nach unſäglichem Bemühen
Mit den Mitteln der Chemie nur
Aus den erſten Elementen
Dargeſtellt und hergeſtellt ihn,
Zum Triumph der Wiſſenſchaft.
„Bravo, Doktorchen!“ ſo rief er
Noch ein zweites mal, indem er
Fröſtelnd in ein Wämschen ſchlüpfte,
Welches ſchon für ihn bereit lag,

Und mit gnäd'ger Miene klopft' er
Auf die Achſel dem Erzeuger.
„So im Ganzen und vom reinen
Chemiſch-phyſiolog'ſchen Standpunkt
Aus betrachtet, iſt, mein Lieber,
Was du ſchufſt, ein reſpektables,
Lobenswürdiges Stück Arbeit.
Im Detail, da wäre freilich
Mancherlei davon zu ſagen.“
Alſo fortfuhr der Homunkel,
Ließ dann einige gelehrte,
Schätzenswerthe Winke fallen,
Sprach von Albumin ſehr Vieles,
Von Fibrin, von Globulin auch,
Keratin, Mucin und Andrem,
Und von regelrechter Miſchung,
Und belehrte ſeinen Schöpfer
Und Erzeuger gründlich, wie er's
Hätte beſſer machen können.
Muſterte hierauf des Doktors
Hochgethürmten Bücherſchragen,
Nahm ein Buch herab und ſtreckte
Leſend ſich in einen Lehnſtuhl.
Mit Reſpekt ſtill von der Seite
Sah der Doktor ſein Geſchöpf an,
Welches übrigens frappant ihm
Aehnelte: dieſelben klugen,
Schlaffen, übernächt'gen Züge,

Nur daß, runzlig, der Homunkel
Aelter ausſah als ſein Vater,
Anderſeits jedoch ein Kind noch,
Oder, wenn man will, ein Zwerg war.
Allgemach begann zu kritteln
Und zu nörgeln an dem Buche,
Welches er in Händen hatte,
Der Homunkel. Int'reſſant war
Dies dem Doktor, er notirte
Die Bemerkung in's Notizbuch:
„Erſte literar'ſche Regung
Eines Menſchleins — Rezenſiren.“
Mittlerweil' kam ſo in Eifer
Der Homunkel und erging in
Gloſſen ſich, ſo voll von Witz, ſo
Scharf, ſo beißend, ſo gepfeffert,
Daß ein Nieſedrang den Doktor
Ueberfiel, der nicht zu ſtillen,
So daß dieſer ſich zurückzieh'n
Einen Augenblick und einſam
Laſſen wollte den Erboß'ten,
Als der Kleine die Scharteke
Warf' bei Seit' und, mit den Beinchen
Wie gelangweilt ſchlenkernd, gähnend,
Zu ſich winkte den Erzeuger.
„Hör' doch, Väterchen!“ begann er.
„Was beliebt?“ frug Jener. „Sag' mir,“
Fuhr der Kleine fort, „wie kam dir

Denn ſo eigentlich der Einfall
Mich, juſt mich zu fabriziren?
Warum haſt du denn nicht lieber
Dich auf Alchemie geworfen?
Leute giebt es ja genug ſchon!
Beſſer hätte deine Mühen
Dir gelohnt ein goldner Klumpen.
(Apropos, wie ſteht das Agio?)
Gold, mein Lieber, das rentirt ſich,
Alles andere iſt Chimäre.
Biſt ein Idealiſt, ein Schwärmer!
Mußt nun kleiden mich, ernähren!
Durſt und Hunger ſchon verſpür' ich!"
Braten ließ vom nächſten Garkoch
Und die beſte Flaſche Weines
Bringen unverweilt der Doktor,
Und die edle Gottesgabe
Stellt' er hin vor den Homunkel.
Der begann herumzuſtochern
Am Gebrat'nen, und zu nippen
An des Weines duft'ger Labe,
Aber baß den Mund verziehend,
Grimaſſirend wie vor Leibſchmerz,
Sich das Bäuchlein reibend, krümmte
Auf dem Stuhle ſich das Männchen.
Ach, abſcheulich fand den Trank er
Und das Eſſen unverdaulich,
Bat ein Dütchen Gummi, Schwefel,

Coffein, dazu ein Gläschen
Reinen Alkohols ſich aus.
Als er dran gelabt ſich leidlich,
Kam zurück er auf die Frage:
„Wie verfielſt du drauf, mein Lieber
Mich, juſt mich zu produziren?“
„Lieber, herrlicher Erzeugter!“
Gab zur Antwort der Gefragte;
„Ganz natürliches Ergebniß
Fortgeſchritt'ner Wiſſenſchaften
Biſt du! Wiſſen, Freund, iſt Können!
Dich zu machen, an der Zeit war's,
Wie es niemals noch geweſen,
Und wir thaten's, weil wir's konnten,
Weil wir wußten, weil wir glaubten,
Daß wir's könnten. Und ſo wardſt du!
In der Luft ſchon gleichſam lagſt du!
Zeitgemäß und folgerichtig
Kamſt du, wie im März das Veilchen,
Kamſt du, wie im Mai der Käfer,
Wie der Storch, der Wandervogel!“
„Danke für die Ehre!“ ſagte
Der Homunkel, „aber höre,
Was ſo eigentlich — wie ſag' ich? —
Das Gemeingefühl — Bewußtſein
Dazuſein — das Leben anlangt,
Das du mir geſchenkt, ſo weiß ich
Wirklich nicht, ob ich's dir danke.

Fühle mich — hol' mich der Geier —
Nicht recht wohl in dieſer meiner
Haut, ſo fein ſie auch geſponnen,
Und es plagt mich Langeweile!“ —
„Teufel!“ rief entſetzt der Doktor,
„Glaube gar, du biſt blaſirt ſchon!“
„Glaub' es auch!“ verſetzte gähnend
Der Homunkel.
Allgemach dann
Hub' er an, in weinerlichem
Tone über dieſes, jenes
Körperungemach zu klagen,
Und wenn theilnamvoll der Doktor
Näher ihn befragte, rief er
Aechzend nur: „Ach meine Nerven!
Meine Nerven!“ — Wenn der Doktor
Seinen Puls befühlte, fand er
Selben fieb'rich galoppirend,
Und im nächſten Augenblicke
Wieder ſchleichend gleich dem Schrittgang
Eines eigenſinn'gen Kleppers.
Ueber Wallungen, dann wieder
Ueber Blutarmuth auch ſeufzte
Der Homunkel; dem Erzeuger
Warf er vor, zu wenig Eiſen
Sei gekommen in die Miſchung
Seiner erſten Elemente.
„Elend iſt auch die Verdauung,“

Rief er dann, „und Neuralgien
Zwacken hier und zwacken dort mich.
Packe mir den Koffer ſchleunigſt,
Augenblicklich muß in's Bad ich!“
Eingebildet nennt der Doktor
Seine Leiden, ihn beſchwicht'gend.
Der Homunkel drauf: „Die Sache
Iſt, mein Lieber, daß ein bischen
Arg du im Detail geſtümpert,
Und das muß ich jetzo büßen!“
   Aergerlich den Doktor machten
Dieſe Reden und er ſagte:
„Nimmſt du ganz dein erſtes Bravo
Schon zurück als Uebereilung
In ſo wachſend übler Laune?
Undankbar und unbeſcheiden
Biſt du, Junge! Mir verdankſt du
Dieſe Haut und dieſe Knochen,
Dies Gewebe, dies Geblüte,
Dieſen Odem, dieſe Sinne,
Dieſe Denkkraft; mir verdankſt du's,
Wenn auf dieſem Erdenrund du
Deine ſiebzig, achtzig Jährchen
Völlig wie geborne Menſchen
Leibſt und lebſt und liebſt und leideſt!“
   „Achtzig Jährchen? wär nicht übel!“
Gab zurück ihm der Erzeugte.
„Hab es ſatt ſchon jetzt, das Leben!

Iſt's vielleicht ein Gut, dies Leben?
Weißt du nicht, daß Nichtſein beſſer?
Rechenſchaft von dir verlang' ich,
Wie, mit welchem Rechte du dich
Unterſtanden, mich zu ſchaffen,
Mich auf's Rad des Seins zu flechten,
Zu verdammen mich zum Elend,
Zu dem Hunger, zu dem Ekel,
Zu der Langeweil' des Daſeins?
Hab' ich dich darum gebeten?
Lag ich nicht im Schoß des Nichtſeins
Wonniglich? Wie durfteſt du ſo
Mir nichts dir nichts aus dem beſten
Schlaf mich wecken und mich zwingen
Mitzutrotten wider Willen
In dem langen, bettelhaften
Pilgerzug der Kreaturen?“
„Ungemüthlich,“ rief der Doktor,
„Biſt du, biſt ein Hypochonder,
Biſt verbittert, biſt vergrämelt!
Schau' die Welt dir an, die ſchöne!
Und genieße ſie!“
Da lachte
Der Homunkel: „Anſchau'n ſoll ich
Dieſe Welt mir? Mit den Augen,
Welche du mir gabſt, erſcheint ſie
Eine arge Pfuſcherei mir,
Wie ich ſelber! — Und genießen?

Ha, genießen! Mit den Sinnen,
Welche du mir gabſt, befällt mich
Bei dem Wort Genießen fliegend
Eine Hitze: doch dazwiſchen
Gleich durchfröſtelt der Verſtand mir,
Welchen du mir gabſt, die Seele
Eiſig ſcharf — Genuß, ha, würfe
Zwiſchen Glut und Froſt umher mich,
Halb erſtickend, halb erſtarrend.“
Bei den Worten fiel des Kleinen
Blick zufällig auf das Bildniß
Eines ſchönen Frauenzimmers,
Das im Rahmen an der Wand hing.
„Welch' ein Weib!“ begann er ſchmunzelnd,
„Welche Augen! welche Wangen!
Welche Lippen! welche Glieder!“
Konnte gar nicht ſatt ſich ſehen
An dem Bild, hub an zu ſtrampeln
Mit den Beinchen vor Vergnügen.
Freudig merkend ſolch' korrekten
Fühlens Ausbruch, rief der Doktor:
„Liebe, Freundchen! lerne lieben!
Solches wird von übler Laune
Bald dich heilen! Will ein Weibchen
Dir erkieſen, dir vermählen,
Das dir bleibe ſchön verbunden
Immerdar in Lieb' und Treue!“
„Lieb' und Treue?“ rief das Männlein,

Schlug ein helles Hohngelächter
Auf, daß das Gemach erbebte
Und das Bildniß von der Wand fiel.
„Biſt ein Idealiſt, ein Schwärmer!“ —
  Und ſo immer ärger greint' er,
Tobt' er — immer unbarmherz'ger
Hunzt' er aus den armen Doktor,
Schalt ihn Ignoranten, ſchalt ihn
Stümper, warf ihm insbeſond're
Vor, er habe ſoviel Phosphor
Beigemiſcht den Elementen
Seines zarten Organismus,
Daß genug es für ein Pferd wär',
Und infolge deſſen glühe
Denkend, grübelnd des Gehirnes
Maſſe wie ein Kohlenmeiler
Ihm von Anbeginn, des hellen
Intellektes Flamme ſchlage
Schier ihm über'm Haupt zuſammen,
Leucht' in jeden Kehrichtwinkel
Dieſer Welt hinein ſo grell ihm,
Daß ihm nichts ſchier übrig bleibe,
Als aus ſeiner Haut zu fahren,
Als des Teufels ganz zu werden.
„Dank?“ ſo ſchloß die Rede grimmend
Der Ergrimmte, „Dank verlangſt du
Dafür, daß du mich geſchaffen?
Eine tücht'ge Tracht von Prügeln

Iſt der Dank, den du verdienteſt!“
Rief's und leiſer dann zu wimmern
Fuhr er fort, ſich zu beklagen
Ueber raſend-wilden Kopfſchmerz.
  Tiefbeſtürzt, mitleidig neigte
Sich der Doktor zu dem Kleinen,
Oeffnete ſodann den Wandſchrank,
Arzenei daraus zu nehmen
Für den Kranken. Doch der Schrank barg
Eine exquiſite Sammlung
Auch von Giften, die in Fläſchchen
Mit gar zierlich-netter Aufſchrift
Wie „Arſenik“, „Cyankali“
Und ſo weiter, lang gereihet
Standen hier in ſchöner Ordnung.
Gierig haftet des Homunkels
Blick darauf; wie eine Katze
Lüſtern leckt er ſich die Lippe,
Und mit einem Griffe blitzſchnell
Hat er eines Stücks Arſenik
Sich bemächtigt — will's verſchlingen;
Mit genauer Noth entreißt es
Ihm der Doktor, ſucht ihn ſchmeichelnd
Zu beſchwicht'gen. Dann erwägend,
Was mit ihm ſei zu beginnen,
Hält er es zuletzt für's Beſte,
Vor der Hand in tiefen Schlaf ihn
Zu verſetzen durch Hypnoſe.

Und er blies ihm in den Nacken,
Sah ihm ſtarr in's Aug', begann dann
Kunſtgemäß die beiden Schläfe
Ihm zu ſtreichen, ihm zu drücken,
Und nach wenigen Minuten,
Tief zurückgelehnt im Lehnſtuhl,
Lag im Schlummer der Homunkel.
„Gott ſei Dank! ſprach ſtill vor ſich hin
Der geplagte chem'ſche Vater,
Und ein Seufzer der Erleicht'rung
Rang ſich los aus ſeinem Buſen.
„Ich riskire, daß der Range
Mich noch ohrfeigt!“ ſprach er weiter
Zu ſich ſelbſt; „ein Teufelsjunge!
Geiſtig iſt er baß gerathen:
Nur was Kraftmaß, Säftemiſchung,
Konſtitution des Leibes,
Was Gemüth, was Stimmung anlangt,
Nun, da hapert's. Sonderbar iſt's,
Daß bei dieſem ganz erweislich
Materiell erzeugten, chemiſch
Conſtruirten Lebeweſen
Juſt das Leiblich-Materielle,
Das Natürliche verſchrumpft iſt,
Geiſt und Intellekt dagegen
Ueppig ſind in's Kraut geſchoſſen.
Hätt' es umgekehrt erwartet!
Nicht zu leugnen: Defizite

Giebt es noch im Lebenshaushalt
Dieſes jungen Organismus:
Doch er funktionirt — er lebt!
Schwächen hat er und Gebreſte:
Doch der Kern — den Kopf zum Pfande
Setz' ich — dieſer iſt gelungen;
Und zu Großem war berufen,
Iſt berufen dieſes Menſchlein!
Eine große Rolle ſpielen
Muß er, wird er in der Welt noch!
Aber ſo mit Haut und Haaren,
Wie er iſt — unmöglich wär' es,
Daß er durchdringt! Nicht zu Grund geh'n
Darf er, aber auch nicht bleiben,
Wie er vorliegt! Warte, Männchen,
Werde dich beim Worte nehmen!
Dich ein bischen „beſſer machen!"
Ueberſtürzt war deine Bildung,
Ward „forcirt" — darin verſah ich's —
Durch den Hitzegrad des Herdes,
Durch den Ueberfluß der Zufuhr.
Hätt' es machen ſollen, wie es
Die Natur macht, die nie plötzlich,
Nie auf einen Ruck mit all' dem,
Was ſie ſtill bezweckt, herausplatzt,
Hier den Sporn braucht, dort den Hemmſchuh,
Und mit vielen Ritardandos
Im ſpiralen Schneckengange

Des Prozeſſes der Entwicklung,
Was ſie will, gemach vollendet.
    Ja, mein Junge, deine Lehre
Nutz' ich — werfe dich noch einmal
In den Tiegel, reduzire
Auf das erſte embryonale
Urprinzip dich! Dieſen erſten,
Rein materiell erzielten,
Deſtillirten Lebensurſtoff,
Welcher mir ſo ſchön gelungen, —
Herrlichſter Triumph des Wiſſens! —
Dieſen konſervir' ich ſorgſam;
Aber um den Keim zu beſſ'rer
Individueller Bildung
Zu entwickeln, muß verfahren
Anders ich mit ihm ab ovo!
Komm, mein Bürſchchen! ſei nicht bange
Für dein Leben! denn dein Punctum
Saliens, das iſt geborgen;
Und im Weſen wirſt du bleiben
Der du biſt; zu deinem Vortheil
Umgeformt nur: präſentabler,
Hübſcher, ſtattlicher, gedieg'ner!“
    Alſo ſprechend, warf der Doktor
Den entſchlummerten Homunkel
Flugs zurück in die Retorte,
Reduzirt' ihn auf das erſte
Urprinzip vitalen Daſeins,

Wie er glücklich es erfunden,
Auf den embryonalen Zuſtand,
Auf ein rationell gemiſchtes,
Zartes Protoplasma Klümpchen.
Und nachdem ihm dies gelungen
Mit unſäglichem Bemühen,
Sacht' den Embryo verpflanzt' er
Auf geheimnißvolle Weiſe
In den Mutterſchooß der Gattin
Eines armen Dorfſchulmeiſters.

Zweiter Geſang.

Des Homunkels Lehrjahre.

Munkel hieß der Dorfſchulmeiſter,
Deſſen Gattin war erkoren,
Auszureifen, zu geſtalten
In dem mütterlichen Schoße
Statt des eignen Liebeſegens
Jenen Keim aus der Retorte,
Den gemiſcht der chem'ſche Meiſter
Aus des Lebens Elementen.
Als vorüber nun der Monde
Neunzahl, trat an's Licht des Tages
Ausgereift und ausgeſtaltet,
Lebend und geſund, das zarte
Wunderkind, das ungezeugte.
Mit emporgezog'nen Brauen,
Stirnerunzelnd und mit großen,

Klugen Augen um ſich blickend,
Lag es in der Wiege, weinte
Selten, lächelte noch ſeltner.
Keinen Engel ſah's im Traume,
Denn es glaubte nicht an ſolche.
  Aber in der Brüteſtätte
Jenes mütterlichen Schooßes
War dem Knaben, pilzkeimartig,
Angeflogen doch ein Etwas,
Das, als er herangewachſen
Und Gehilfe ward des Vaters,
Sich verrieth durch Verſemachen.
In Romanen und Gedichten
Hatte ſeine wack're Mutter
Viel geleſen, während ſie ſich
Mit ihm trug, desgleichen ſpäter,
Während ſie das Knäblein ſäugte
Mit der Milch aus ihren Brüſten.
  So war er Poet geworden:
Nicht entgangen war es ihm,
Daß die Luſt trägt in der Bruſt
Der Poet, den Schmerz im Herzen.
Und er machte die Entdeckung,
Daß im Lenz die Knospen ſpringen,
Und die Roſen lieblich duften,
Und die Waſſer wonnig rauſchen,
Und gelind die Lüfte wehen,
Und daß hübſche junge Mädchen

Angenehm ſind anzuſehen —
Und er glühte vor Verlangen,
Dies Entdeckte ohne Säumniß
Aller Welt nun mitzutheilen.
Wußte nicht, daß ſolche Dinge
Seit Anakreons, des Tejers,
Zeit ein öffentlich Geheimniß!
  Eine ſchöne Schenkin liebt' er,
Feierte ſie zart in Liedern —
Hebe ihm zugleich und Muſe!
Späterhin ein Nähmamſellchen,
Das mit ſtahlblankſcharfer Schere
Ihm erſchien als ernſte Parze
Seines Glücks- und Lebensfadens.
  In die Hände eines Tages
Fiel ein enggedruckter Band ihm
Von Rezenſionsauszügen
Ueber Schack's poet'ſche Werke.
Dieſes ſpornte ſeinen Ehrgeiz.
Nachzueifern ſolchen Flügen
War von da an ſein Beſtreben.
In der Proſa war Johannes
Scherr Idol ihm, Götze, Fetiſch.
  Wollte nun nicht länger harren,
Literariſch und äſthetiſch
Durchgebildet im Verborg'nen,
Edlen Sanges Dank zu ernten.
Aber bald ward ihm bedeutet,

Daß die Themen ſeiner Lieder,
Maienluſt und Liebeswonne,
Nicht ſo neu, als ihm bedünkte,
Daß vielmehr ſchon abgebraucht ſie,
„Abgedroſchen", — flegelhaft fand
Er den Ausdruck — aber ſchließlich
„Eine neue Poeſie denn
Zu erfinden gilt's," ſo dacht' er;
„Eine neue zeitgemäße
Poeſie mit funkelnagel-
Neuen Stoffen — mit Gedanken
Und Gefühlen, unerhörten!" —
  Und er machte die Entdeckung,
Daß die Menſchen an ſozialen
Uebeln kranken, daß die Armen
Sich in bittrer Noth verzehren,
Daß im Glück, im ungeſtörten,
Schufte leben, daß der Hunger
Junge Mädchen aus dem Volke
Auf die Bahn oft drängt des Laſters,
Daß dem welken, reichen Lüſtling
Jungfrau'nblüte wird verkuppelt,
Daß der Bund der Ehe drückend
Iſt für die, die ſich nicht lieben,
Daß moraliſche Verſumpfung
Aus der Armuth ſich entwickelt,
Und nicht minder aus dem Reichthum
And'res viel von dieſer Art noch.

„Brächte,“ dacht' er, „dieſe Dinge
In begeiſterten Geſängen
Ich zur öffentlichen Kenntniß,
Ungeheures Aufſeh'n müßten
Sie erregen und man fände
Sich bemüſſigt, abzuſtellen
Die ſothanen Uebelſtände.
Nebenbei müßt' über Nacht ich
Zum berühmten Manne werden!“
  Aber er erlebt' es leider,
Daß die Welt bei ſeiner neu'ſten
Poeſie nicht minder gähnte,
Als bei jenen guten alten
Lenzesluſt- und Liebesliedern.
  In Verzweiflung ob des Scheiterns
Seiner ſtolzen Ideale,
Rafft' er auf ſich zum Entſchluſſe,
Ueber's Knie den Lehrerbakel
Abzubrechen, fortzuwandern,
Hoffend, in der Welt, der weiten,
Endlich doch noch aufzutreiben
Neue Themen, welche „packten“.
  Und er fand zwar nichts, was neu,
Aber manches doch, was Mode.
Dichtermode war zum Beiſpiel
Mittelalter juſt, das „finſtre“,
Und das Alterthum das „graue“.
Und ſo ſchrieb er denn ein Epos,

Allerneu'ſte „Nibelungen“,
Dacht' es ſtracks wie eine Bombe
Zündend in das Volk zu werfen.
Es gelang ihm, einzuſchleichen
Sich mit zartem Minneſange
In das Herz der ſchönen Tochter
Eines reichen Buchverlegers.
Dieſem bot er an ſein Epos,
Warb zugleich um ſeine Tochter.
Doch der Buchverleger ſagte:
„Willſt du nach der Myrthe greifen,
Erſt verdiene dir den Lorbeer!“ —
Und das Buch, es ward gedruckt,
Und es ward hinaus geſendet
In die Welt und hochgeprieſen
Ward's, in die Poſaune ſtießen
Alle Kritiker, die Ohren
Gellten wie der angeſchlag'ne
Heil'ge Erzſchild zu Dodona
Mondenlang dem Publikum.
Während ſo vom Lob des Buches
Die Journale widerhallten,
Schwand das Jahr, und ſieh, vergriffen
Waren — dreizehn Exemplare.
D'raufhin wies der Buchverleger
Stumm die Thür dem Minneſinger,
Gab die Tochter einem Andern,
Und das Epos ſtampft' er ein. —

In die Dienſte eines jungen
Cavaliers auf Reiſen trat nun
Unſer Munkel. An der Seite
Dieſes jungen, flotten, reichen
Don Juans — als Sekretär ihm
Sollt' er dienen — wohlgemuth ſich
Anzuſeh'n die Welt gedacht' er,
Hoffend, brauchbar'n Stoff zu finden
Endlich doch für jene neue
Poeſie nach der er ſtrebte.
In der That an Don Juans Seite
Trieb er um in mancher ſchönen
Gegend ſich, in mancher bunten
Groß- und Weltſtadt, und in Bädern —,
Modebädern, das iſt ſolchen,
Wo ſo recht behaglich plätſchert
Einer in dem Schmutz des Andern —
Trieb ſich um an manch berühmtem
Badeſpielort auch, und weilte
Nun an einem, der vor allen
Elegant war, faſhionable:
Zu Tarteiffelburg, an Frankreichs
Und des deutſchen Landes Grenze.
Dieſer Ort ward hohe Schule
Für Jung-Munkel. Die Geſellſchaft
Sah er hier, die große, feine,
Sah ſie lächelnd, liſpelnd, trippelnd,
Tänzelnd und balſamiſch duftend,

Untermiſcht mit räthſelhaften,
Uebertünchten, parfümirten
Exiſtenzen, faul von innen
Sah, wie los man wird am Spieltiſch,
Was erknauſert ward, erknickert,
Und ergattert und ergaunert —
Sah wie leicht verſcherzt, verjubelt
Sind die durchgegang'nen Kaſſen
Und die durchgegang'nen Schönen —
Sah, naiv erſtaunt, die edle
Weiblichkeit zum erſten male
Dekoll'tirt bis an den Gürtel —
Sah die Danaen geſchminkt ſich
In die gold'ne Traufe ſtellen —
Sah den keken Abenteurer,
„Hahn im Korb“ der gall'ſchen Hennen,
Der vielleicht nach ein paar Monden
Seine ſeidene Kravatte
Schon vertauſcht mit einer hänf'nen . . .
  Eines Abends ſtand im weiten,
Hellen Saal am Spieltiſch Munkel.
Einer, der, noch unbefangen,
Regen Sinns hier ſchaut die Spieler,
Feſtgebannt am grünen Tiſche,
Düſter mit verſtörten Mienen,
Dem erſcheint der Tiſch ein Angſtrad,
Drauf geflochten die Unſel'gen, —
Meint zu leſen ein Kapitel

Aus der Höllenfahrt des Dante.
Aber Munkel ſah den Tiſch nicht,
Nicht die Spieler; ſah nur Eines:
Aufgeſchichtet auf dem Tiſche
Hohe, helle Haufen Goldes.
  Da befiel auf einmal krankhaft
Ihn ein räthſelhafter Zuſtand.
Stärker ward ſein Puls und Herzſchlag,
Ein gewiſſes Zucken ſpürt' er
Krampfig in den Fingerſpitzen,
Vor den Augen ward es gelb ihm,
Flimmernd gelb — ein Schwindel faßt' ihn . . .
  Ach, der Aermſte ahnte nichts noch
Vom Geheimniß ſeines Urſprungs! —
Seines Keimes Elementen
Dachte, um ihn mehr zu kräft'gen,
Auch ein Element des Eiſens
Beizumiſchen der Erzeuger.
Er vergriff ſich; in die Miſchung
Kam ein Element von Golderz.
Dies Goldelement im Keime,
Stets verlangt' es nach Erneurung,
Gleich den ander'n Elementen,
Und ſo lag ein räthſelhafter
Durſt nach Gold in Munkels Blute.
  Fortſtürzt Munkel; Ruh' gewinnt er
Erſt, nachdem er weit gelaſſen
Hinter ſich die gold'nen Haufen.

In der Nacht, im tiefſten Schlummer,
Naht ein märchenhafter Traum ihm.
Sah im Traum als Herkules ſich
Selber ſteh'n am Scheidewege.
Auf der einen Seite winkte
Ihm das Ideal, mit Armuth
Und Entſagung im Gefolge;
Auf der andern winkte Glanz, Macht,
Reichthum. Und zu wählen hatt' er.
Eine blaue Blume hier —
Dort ein mächt'ger Klumpen Goldes.
Jene blühte auf ſmaragd'ner
Wieſenflur — der gold'ne Klumpen
Lag im Schmutz und Duſt der Straße.
Auf der blauen Blume wiegten
Farbig-bunt ſich ſel'ge Falter,
Auf dem Klumpen Goldes krochen
Würmer, Spinnen, ekle Käfer.
Nach der blauen Blume greifen
Wollte Munkel. Doch des Erzes
Zauber auf ſein Blut und Weſen
War zu ſtark — er nahm den Klumpen.
  Und was ſich im Traum entſchieden,
Es verwirklicht ſich im Wachen.
An den Spieltiſch mit beſcheid'nem
Einſatz wagt in nächſter Nacht ſich
Unſer Held. Die Rollen häufen
Sich um ihn im Stundenfluge.

Heißa! mehr der gold'nen Rollen!
Immer mehr der gold'nen Rollen!
Als der Morgen angebrochen,
Findet er ſich reich wie Kröſus.
  Als ein Menſch, ein Mann nun galt er,
Und in ihren Schoß aufnahm ihn
Süßlich lächelnd die Geſellſchaft.
Arm in Arm mit Grafen ging er,
Um ſich ſah er nur noch Sklaven,
Und der Gürtel aller Phrynen
Schrumpfte für ihn ein zum Strumpfband.
  Eines dieſer ſchönen Kinder
Nahm er fort mit ſich auf Reiſen.
Frei und ſelber Cavalier nun,
Schöpft' er keck den Schaum der Welt ab,
Im Geleite dieſer Schönen.
Aber da die Luſt ihn ankam,
Auch zu pilgern nach dem luſt'gen
Ungarland, an Ort und Stelle
Zu verkoſten den Tokaier,
Und zu ſeh'n die üppig-ſchönen,
Weltberühmten Ungarfrauen,
Fiel er im Bakonverwalde
Wilden Räubern in die Hände.
Führer dieſer Räuberbande
War ein Enkel Rosza Sandors,
Und gutmüthig, wie nun einmal
Iſt im Ungarland der Betyar,

Wollt' er unſerm armen Munkel
Nur die ſchöne Liebſte nehmen,
Und dafür das Gold ihm laſſen.
Doch die leichtgeſinnte, munt're
Schöne, ſie erklärte rundweg,
Daß ſie bleibe, wo das Gold ſei,
Und ſo ſah der Enkel Sanders
Sich bemüſſigt, zu behalten
Auch das Gold des armen Munkel.
  Gerne wäre Munkel ſelber
Auch geblieben bei dem Golde,
Auch geblieben bei den Räubern;
Denn was ſollt' er nun beginnen?
  Von den Räubern fortgewieſen
Trieb er in der Welt umher ſich,
Und es warf geraume Zeit ihn
Auf bewegtem Meer des Lebens
Eine Welle zu der andern.
  So im Lauf der nächſten Jährchen
War er *viel* nicht ſtets, doch *Vieles*:
Volksmann, Wühler, Freiſchaarführer,
Polizeiſpion, Major dann
In dem Gardecorps des Papſtes,
Börſenjobber, Spielbankhalter,
Bauernfänger, Wunderdoktor,
Kriegsſchauplatz-Berichterſtatter,
Vortragsbummler, Taſchenſpieler,
„Medium", Gedankenleſer,

Reiſemarſchall einer Säng'rin,
Sozialiſt, Carliſt in Spanien,
Renegat und Roßſchweifpaſcha,
Jeſuit, Schaubudenhalter,
Hungerkünſtler, Feuerfreſſer,
Sekretär entthronter Fürſten,
Schornſteinfeger in der Hölle,
Colporteur, barmherz'ger Bruder,
Reuß'ſcher Konſul in Tumbuktu,
Cirkusreiter, Clown, geheimer
Sendling, Mäkler, Geldverleiher,
Kommiſſär verſchied'ner Mächte
In den Donaufürſtenthümern,
Handlungsreiſender, Schauſpieler,
Unterſchriften-, Wurzel-, Kräuter-,
Lumpen-, Abonnentenſammler . . .
  Was von Seelenwanderung einſt
Lehrten die Pythagoräer,
Was Braminen in Legenden
Und Ovid in fünfzehn Büchern
Von Verwandlungen erzählen,
Von Verwandlungen der Menſchen,
Von Verwandlungen der Götter,
Meſſen darf es ſich mit dem nicht,
Was geleiſtet unſer Munkel
In der Kunſt der Selbſtverwandlung,
Seelenwanderung — in Farben-,
Kleider- und Geſinnungswechſel,

So im flücht'gen Lauf der Jährchen.
Schließlich bracht' ihn ein verdrießlich
Böſer Handel vor die Schranken,
Und von da — Gott weiß wohin.
Ward er flüchtig? Es verliert ſich
Von da an für eine Weile
In geheimnißvolles Dunkel
Unſer Held; die Weltgeſchichte
Hat hier eine ihrer vielen,
Sehr bedauerlichen Lücken.
  Aber aus dem Dunkel, ſiehe, —
Etwa wie aus eines Tunnels
Nacht man wieder kommt an's Tagslicht
Trat mit einem mal in würd'ger
Haltung, reif für Höh'res, Munkel,
Als gewiegter, als gerieb'ner,
Ausgepichter, als mit allen
Salben, wie man ſagt, geſalbter
Mann hervor, bewußt des Zieles.
  Aufſchlug er in einer Weltſtadt
Seinen Wohnſitz, und in's Leben
Rief er eine große Zeitung:
Eine Zeitung von noch niemals
Dageweſener Bedeutung,
Rieſigem Erfolg, betitelt:
„Blatt für Alles und für Alle."
Koſtenfrei geliefert ward es,
Dieſes Blatt, dem Abonnenten.

Mehr noch: er bekam dazu auch
Unterſchiedlich hübſche Prämien,
Oſtereier, Chriſtgeſchenke,
Neujahrsgelder und dergleichen.
Dies bekam der Abonnent
Mit der einzigen Bedingung,
Daß er las die Inſerate! —
„Teufel, wie iſt Solches möglich?
Und wie kommt er auf die Koſten?“
Alſo fragten naive Seelen,
Welche glaubten, daß ein Vogel
Von der Luft, ein Fiſch vom Waſſer,
Und ein großes Blatt, ein Weltblatt,
Lebt vom Geld der Abonnenten! —
Je nun — Jeder inſerirte
In ein Blatt, das Jeder las. —
  Honorare zahlte Munkel
Keine; ließ im Gegentheile
Stets ſich ſelbſt zu hohem Preiſe
Honoriren, was er druckte.
Um die Ehre, mitzuwirken
An dem „Blatt für Alle“, ſtritt ſich
Die Elite der Geſellſchaft;
Hof- und Staats- und and're Räthe
Oder auch die Führer mächt'ger,
Zahlungsfähiger Parteien
Lieferten die Leitartikel.
Große Bank- und Handelsfirmen

Lieferten die finanziellen,
Volkswirthſchaftlichen Berichte,
Zahlten fabelhafte Summen
Für die Ehre, in Herrn Munkels
Blatte ſich gedruckt zu ſehen.
Literariſche Kritiken
Lieferten die Buchverleger
Und die Feinde der Autoren.
  Sehenswürdig war das eng're
Redaktionsbureau des Blattes.
Vier „interne“ Kräfte zählt' es.
Anvertraut den beiden erſten
War das **Werk** des Redigirens.
Dieſes **Paar** erprobter Kräfte
War der Rothſtift und die Scheere.
Daran ſchloß ſich als „interne“
Dritte Kraft ein Bullenbeißer,
Welcher Jenen in die Waden
Fuhr, auf welche man ihn hetzte.
Von den menſchlichen Organen
War beim Vierten das Organ nur
Der Verantwortung entwickelt,
Das auch Sitzorgan genannt wird.
Vorbehalten hatte Munkel
Von den Redaktionsgeſchäften
Für ſich ſelbſt ſich das des Schweigens —
Das des Schweigens und Verſchweigens —
Dieſes lohnte ſich am meiſten.

In des Blattes Magazinen
Fand ſich eine Rieſentonne:
Und in dieſer Rieſentonne
War ein ungeheurer Vorrath
Aufgeſtapelt alles Süßen:
Alles Lobes, alles Ruhmes,
Jeder Art von Anerkennung.
„Unvergleichlich, herrlich, prachtvoll,
Meiſterhaft, nie dageweſen,
Zauberhaft, entzückend, himmliſch“ —
Jedes dieſer Prädikate,
Jedes dieſer Adjektive
Bis hinunter zu „befried'gend“
Und „genügend“ und „nicht übel“
Hatte ſeinen Preis. Reklame,
Von der plumpſten bis zur feinſten,
Ohne Maske und mit Maske,
Unverſchämte und verſchämte,
Bot in Tauſenden von ſinnreich
Und kokett erdachten Formen
Sich dem Käufer dar zur Auswahl.
Aber wie es einſt im alten
Attika den beſten Honig
Und zugleich das beſte Salz gab,
Hielt das Bittere dem Süßen,
Hielt dem Zuckerſeim der Wermuth,
Hielt dem Sammtpfötchen die Tatze,
Asa foetida dem Weihrauch

Und der Unglimpf der Verhimmlung
In Herrn Munkel's Blatt die Wage.
Schwunghaft einen Handel treiben
Kommt es heimlich mit den Häuten,
Die es Feinden abgezogen —
Eig'nen Feinden oder fremden.
  An die großen Magazine
Der Reklame ſchloß dann weiter
Sich das große, weitberühmte
„Meinungspenſionat“ des Blattes:
Jede Art von öffentlicher
Oder auch privater Meinung,
Anſicht, Grundſatz, Ueberzeugung
Ward hier in die Koſt gegeben
Und für Geld ſo groß gezüchtet,
Dick gefüttert, ausgeſtattet,
Und an Mann gebracht ſo günſtig,
Als man es nur wünſchen mochte. —
  Alles Käufliche der Welt,
Alles Leckere des Erdballs,
Alles Schöne, Delikate,
Seltene, Begehrenswerthe,
Alles, was nur die fünf Sinne
Eines Menſchen mag erregen,
Reizen, locken und verführen,
Gab bei Munkel's Blatt die Karte
Höflich ab und die Adreſſe.
Und von all' Dem, ſelbſtverſtändlich,

Hatte das (jus primae noctis)
Munkel ſelbſt — das „Recht der erſten
Nacht“, das Recht, es vorzukoſten.
  Tributpflichtig war die Welt ihm.
Freien Eintritt, freien Zutritt
Hatt' er überall durch off'ne,
Blumenüberhang'ne Pforten.
Keine Thür war ihm verſchloſſen,
Und kein Ohr, kein Herz, kein Beutel.
Alles beugte ſich vor ihm,
Dem Gefürchteten, Allmächt'gen;
Alles zog vor ihm den Hut,
Wenn auch mit geheimem „Daß dich . . .“
War er doch der große Richter,
Mittler, Förd'rer, Gnadenſpender!
  Fürſten und Miniſter drückten,
Juden küßten ihm die Hände.
Künſtlerinnen, ſchön und häßlich,
Schmiegten — je nachdem — als Kiſſen
Ihm zu Häupten ſich, im andern
Fall als Teppiche zu Füßen. —
  Käuflich immer fand er Alle,
Weil er käuflich war für Alle.
  So zu hohem Glanz und Ehren
Durch ſein Blatt gelangte Munkel.
  Aber als nun eben wieder
Eintrat eine Zeit des neuen
Volkswirthſchaftlich hohen Aufſchwungs,

Eine Aera wilden Taumels,
Eine Aera fieberhaften
Rennens, Ringens, eine Aera
Wüſten, korybant'ſchen Tanzes
Um das gold'ne Kalb — als üppigſt
Voll in Samen ſchoß der Schwindel,
Jeder hinwarf, was er hatte,
Um ein Mehrer's einzutauſchen —
Da verkaufte unſer Munkel
Um ein Heidengeld an eine
Große Aktiengeſellſchaft
Sein Journal und wurde Gründer.

* * *

Dritter Geſang.

Der Billionär.

Gründer eines Unternehmens,
Welches großen Ausfuhrhandel
Trieb mit friſchen Regenwürmern
Nach dem ſteinigen Arabien,
Wurde Munkel. Eine Zeit war's,
Wo es ſchneite Werthpapiere,
Wo ein Gold- und Silberhagel,
Wo ein Regen, eine Sintflut
Niederging von Millionen
Auf der Menſchen ſel'ge Häupter.
Kalifornien, Bimini,
Kolchis, Dſchinniſtan, Atlantis,
Avalun und Eldorado
Waren nicht ſo reich an Wundern,
Waren nicht ſo reich an Märchen,

Wie der Börſe heil'ge Hallen.
Jeder hatte Gold, weil Jeder
Es hinauswarf. Jeder hatt' es,
Aber es gehörte Keinem.
Jeder Seckel hatt' ein Loch,
Durch das er ſich ſtets entleerte,
Aber auch ſich wieder füllte.
  Eine ungeheure Rolle
Spielte Munkel bald als Geldmann.
Jeden Krösus, jeden Nabob,
Jeden Rothſchild übertrumpfend,
Stand er ſchließlich da als erſte
Geldmacht dieſes Erdenrundes.
  Eine große dampfgetrieb'ne
Couponsſchnittmaſchine hatt' er:
Dieſe, raſtlos Tag und Nacht,
Sichelte von koloſſalen
Stößen ſeiner Werthpapiere
Die Coupons nur ſo herunter,
Wie die Häckſelſchnittmaſchine
Häckſel ſchneidet auf der Tenne.
  Mit verſchwenderiſchem Aufwand
Ueberſtrahlend aller Fürſten,
Aller Höfe Prunk und Prächte,
Trank und aß er nur aus Gold,
Stand und ging und ſaß und lag er
Nur auf Goldbrokat und Seide.
Jede ſeiner Feſtmahlzeiten

Riß ein Loch in die Natur,
Und die Welt, verarmt, geplündert,
Zitterte vor Angſt, durch Munkel's
Und durch ſeiner Gäſte Gurgel
Nächſtens ganz gejagt zu werden.
  Zu Geſpielinnen erkor er
Holde Weſen aus Cirkaſſien,
Polen, Ungarn und Rumänien,
Und die Danaen, ſie ſchützten
Sich vor Munkels gold'nem Regen
Nicht mit aufgeſpannten Schirmen,
Ließen über ſich ergehen
Wolkenbrüche ſeiner Gnade.
  In dem rieſ'gen Hühnerhofe
Hatt' er ſteh'n den Vogel Phönix,
Und im Stall den Pegaſus,
Welcher mit geſtutzten Flügeln
Und beſchlag'nem Huf ſich ſpannen
Ließ vor ſeine Prachtkaroſſen.
  Seiner erſten Favoritin
Nachzutragen ihre Schleppe
Und den Schatten in der Sonne,
Dient' ihm ein gefang'ner Elf.
  Selbſt der Teufel, hieß es, habe
Sich ihm ſchon geſtellt zu Dienſten,
Und erboten ſich, als Mohr
Bei den gold'nen Prachtkaroſſen
Munkel's hinten aufzuſitzen.

Mächt'ger wuchſen noch die Schwingen
Ihm, da er als Gründer auftrat
Eines neuen Unternehmens,
Einer Aktiengeſellſchaft
Zur Behebung des verſenkten
Nibelungenhorts im Rheine.
Würdigend ſo edles Beiſpiel
Patriotiſcher Geſinnung,
Hob das Volk ihn bis zum Himmel,
Ueberhäuften Deutſchlands Höfe
Seine Bruſt mit Ordenslaſten,
Schlugen ihn zum Ritter, gaben
Bald ihm auch die Freiherrnkrone.
Straßen und Kanäle, Länder
Fern am Nordpol und im Monde,
Schiffe, Hüte und Kravatten,
Und Planeten, neu entdeckte,
Nannte man nach ſeinem Namen.
Sein Porträt fand auf Bonbons ſich,
Auf Lebkuchen, Zündholzſchachteln,
Tanzordnungen, Buſennadeln,
Tabaksdoſen, Tabakspfeifen,
Auf Schnupftüchern, Kaffeetaſſen,
Bierglasdeckeln, Wirthshausſchildern.
Jede illuſtrirte Zeitung
Wandelte für ihn zum Spiegel
Sich, draus ihm wie zum Raſiren
Sein Geſicht entgegengrinſte.

Doch bei all' den Herrlichkeiten
Fühlte Runkel oft ſich elend.
Unerklärliches Gebreſte
Regte ſich in ſeinen Gliedern.
War ihm doch, als würden manchmal
In ihm locker die Atome,
Und als könnt' im Rieſen etwas
Von Molekeln des Gehirnes
Ihm entweichen durch die Nüſtern.
Krankhaft wüſter Durſt nach Gold,
Seltſame Gemüthszuſtände
Quälten ihn und zehrten heimlich
Ihm an Leber, Herz und Lunge.
Lüſternheit, Blaſirtheit miſchten
Peinlich ſich in ſeinem Weſen,
Heimgeſucht von ſchnöden, fremden,
Wunderlichen Appetiten
Fühlt' er ſich; Gelüſte kamen
Ihm nach Asa foetida —
Schweingegrunze — bärt'gen Schönen.
Manchmal ſehnt' er ſich nach Prügeln,
Zankte, balgte ſich mit Wichten,
Oder einen Unbekannten
Bat er in des Markts Gedränge,
Zu verſetzen ihm für gutes
Trinkgeld einen Naſenſtüber,
Schurke, Dummkopf ihn zu ſchelten.
Aerzten jeder Schule warf er

Haufen Goldes vor die Füße;
Und die Aerzte überſetzten
Ihm in's Griech'ſche ſeine Leiden —
Das war alles, was ſie konnten.
Manche auch, mit ſeines Weſens
Innerſter Natur und Herkunft
Nicht vertraut, nicht klug geworden
Aus des Kranken irren Reden,
Und deshalb nur um ſo dreiſter
Ihre Diagnoſen ſtellend,
Salben miſchend, Tränke brauend,
Brachten ihn dem Tode nahe.
Einen Preis ausſchrieb der Kranke
Schließlich: einen Scheffel Goldes
Für den Arzt, der ihn verſtände.
Kunde kam hiervon zu Ohren
Auch dem würd'gen, tiefgelehrten,
Zauberkund'gen Mann, aus deſſen
Händen war hervorgegangen
Der Homunkel-Embryo.
Mittlerweil' zum Greis geworden,
Hatt' er aus der Ferne Munkels
Lebenslauf verfolgt mit größtem
Herzensantheil ſtets im Stillen.
Stören dieſes Lebenslaufes
Vielverſprechenden Emporgang
Wollt' er nicht durch Uebereilung,
Durch Enthüllungen zur Unzeit.

Aber jetzt vor Munkel treten
Wollt' er, ſeiner Leibesſchwächen
Art und Grund und Grad erforſchen,
Ihm zum Helfer ſich erbieten,
Ihm eröffnen das Geheimniß.
Gähnend erſt empfing, gelangweilt,
Munkel den Gelehrten, welcher
Nur gekommen ſchien, das Tauſend
Voll zu machen ſeiner Helfer.
Aber bald, wie von geheimer
Sympathie zu ihm gezogen,
Stand er Rede dieſem Würd'gen,
Schüttete vor ihm ſein Herz aus.
„Ach," ſo ſeufzt' er, „ſelber rathlos,
Stets vergebens Hilfe ſuchend,
Helfen ſoll ich aller Welt!
Soll für Alle ſein der heil'ge
Niklas, welcher füllt mit Gaben
In der Nacht an allen Fenſtern
Die hinausgeſtellten Schuhe!
Und auf ihren Knieen bitten
Mich die Armen, mich die Wittwen,
Mich die Waiſen, ſelbſt die Bettler,
Anzunehmen ihr Erſpartes,
Und zum Fortunatusſäckel
Soll in meiner Hand dem Eigner
Wandeln ſich der Bettlerranzen!
Volksaufläufe, Prügeleien

Vor den Pforten meines Hauſes
Stören Morgens mir den Schlummer.
Ja, dies Haus, der Welt ein Mekka,
Heil'ges Grab, ein Montſalvatſch,
Eine Burg des heil'gen Gral iſt's!
Pumpende Finanzminiſter
Treten ſich in meinem Vorſaal
Ab die Zehen! Wie das Gold mich
Anzog mit geheimer Kraft ſtets,
Zieh' ich an das Gold auch ſelber.
Mir als lebendem Magnetberg
Fliegt es zu aus den Verſtecken,
Von des Königs Schatzgewölben
Bis hinab zu dem mit harten
Thalern angefüllten Wollſtrumpf
Eines greiſen Harpagons.
Ha, bald bin ich gar der Einz'ge,
Und die Welt mein Eigenthum!
Siebenmeilenſtiefel liefert
Mir mein Schuſter und Gewande
Von Asbeſt mein Kleidermacher,
Wiederfand mein Koch die alten,
Längſt verlorenen Rezepte
Der Ambroſia, des Nektars!
Ach, bei den lukull'ſchen Mahlen
Meiner Küche fehlt mir nichts,
Als der Hunger — auf den ſeid'nen
Kiſſen meines Schlafgemaches

Nur der Schlaf — im Arm der Liebe
Nur die Liebe!" —
So ſprach Munkel
Und geleitete den Alten
Durch die Säle ſeines Hauſes,
Wo ſich drehend in den Angeln,
Alle Thüren Melodieen
In kriſtall'nen Spieluhrklängen
Wunderſam vernehmen ließen.
Seine ſtrahlenden Gemächer,
Seine Bühne, ſeines Schachbretts
Märchenpracht mit koſtümirten
Lebenden Figuren zeigt' er
Im Vorbeigeh'n dem Beſucher,
Seinen Springbrunn, der Champagner
Perlend in die Lüfte ſprühte,
Und an welchem kunſtgefügte,
Automatiſche Figürlein,
Ganymed und Hebe, gold'ne
Becher füllten und kredenzten.
Denn in Munkel's Hauſe waren
Meiſt erſetzt lebend'ge Diener
Jeder Art, Schauſpieler, Sänger,
Virtuoſen, durch kunſtvolle
Automaten, und zum Theil auch
Durch Maſchinen, drahtgezog'ne,
Dampfgetrieb'ne: und Geräthe,
Todt ſonſt, durch lebend'ge Weſen.

So bewegten Lebeweſen
Zierlich ſich auf Munkel's Schachbrett,
Ein dreſſirter Löwe ſchmiegte
Statt des bloßen Löwenfells als
Teppich ſich vor Munkel's Lager,
An dem Pavillon des Gartens,
Im Barockgeſchmack errichtet,
War das Kuppeldach getragen
Von dreſſirten Boaſchlangen,
Welche ſich darunter ſtemmten,
Regelrecht den Leib geringelt
In Geſtalt gewund'ner Säulen.
Aber eine Nachtigall,
Die bezaubernd ſang im Bauer,
War ein Automat — desgleichen
Ein Eichhörnchen, deſſen Sprünge
Lenkten, wie an Zauberdrähten,
Wunderkräfte der Elektrik.
  Munkel hieß den Greis am Springbrunn'
Mit dem Schaum aus Hebe's Spitzglas
Sich die Lippe baß erfriſchen,
Zeigte dann auch dem Erſtaunten
Seine Raritätenſammlung,
Ohne viel Gewicht zu legen
Auf Kleinode, altberühmte,
Märchenhafte, die für ihn
Einzig nicht „Chimäre“ waren,
Weil er ſie — bezahlen konnte.

„Hier der Stein der Weiſen,“ ſprach er,
„Leider nur zu ſpät gefunden,
Schon verwittert und zerbröckelnd!
Hier Fauſt's Mantel, arg verſchliſſen,
Löcherig, drum ohne Flugkraft!
Hier die einſtens vielgenannte
„Blaue Blume“ der Romantik,
Duftlos, eingepreßt, getrocknet!
Hier das Horn des Oberon,
Das ſo wunderbar erklungen
Durch die Schluchten, durch die Thäler,
In der Minne gold'nen Zeiten
Heiſer jetzt und dumpf nur klingt es!
Hier des Fortunatus altes
Wunſchhütlein! Nur noch als Schlafmütz'
Brauch' ich es zuweilen. Nicht mehr
Aufzutreiben war das alte
Echte Horn des Ueberfluſſes:
Traun, erſetzt in unſern Zeiten
Iſt das Horn des Ueberfluſſes
Durch den Ueberfluß an Hörnern.
Hier das Koſtbarſte: die Schale
Iſt's des heil'gen Gral! Geſchnitten
Aus Smaragdgeſtein! Unſchätzbar!
Habe ſie von einem Juden,
Welcher ſie bei einem Köhler
In den Pyrenä'n entdeckte
Unter altem Kram, voll Spinnweb,

Staub und Duft — für zehn Realen
Nahm der Jude ſie vom Köhler,
Ich erwarb für eine halbe
Million ſie vom Hebräer:
Solches iſt der Werth des Steines.“
Fröſtelnd drückte jetzo Munkel,
An des Alten Seite weiter
Durch die Prunkgemächer wandelnd,
Auf die Feder eines wucht'gen,
Halbverborg'nen Mechanismus.
Wie durch Zauber drehten plötzlich
Sich der Sonne zu die Fenſter
Des Gemachs, das ſie durchſchritten.
Drehbar ſtand das Haus auf Säulen,
Zuzukehren ſeine Fenſter
Nach Belieben jetzt der Schatten,
Jetzt der warmen Sonnenſeite.
Eines Zifferblattes Zeiger
Rückte Munkel im Vorbeigeh'n
Auf des Wärmegrades Ziffer,
Den er wünſchte, und ein linder
Zephyrhauch von duft'ger Wärme
Strömte hin, elektro-thermiſch
Angefacht, durch alle Räume.
Doch zu fröſteln fortfuhr Munkel,
Und ſich matt auf eines Sophas
Seid'ne Purpurkiſſen werfend,
Hub er grämlich an zu klagen

Ob der Schwächen und Gebreſte,
Die ihn quälten. Erſt am Munde ihm
Hing mit unverwandtem Lauſchen
Still der Alte; doch dann, fragend,
Jetzo Puls und Herzſchlag prüfend,
Jetzt der Zunge Blaß erwägend,
Jetzt das Gelbgrün aller Adern,
Jetzt betupfend und betaſtend,
Jetzt beklopfend und behorchend
Alle Glieder und Organe,
Drang ſo allgemach mit manchem
„Hm!“ und „Ha!“ und „Ei!“ der Meiſter
Durch bis auf den Grund der Dinge.
  In ein Brüten dann verſank er,
Schien ein Schweres zu erwägen
Und nach dienlichem Entſchluſſe
Wankend, angeſtrengt zu ringen.
  Endlich hatt' er durchgekämpft ſich
Zu gewichtiger Entſcheidung,
Und den ernſten Blick auf Munkel
Richtend, hub er an in dumpfem
Und ſchier feierlichem Tone:
  „Für dein Leiden, edler Munkel,
Für die Schwächen und Gebreſte,
Die dich quälen, giebt es einen,
Einen Arzt nur, einen Helfer!
Einen Helfer, welcher wiſſend,
Wahrhaft in dein Inn'res blickend,

Ganz dein tiefſtes Sein erfaſſend,
Auch allein dich ſtärken, heilen,
Retten kann! Und dieſer einz'ge
Arzt und Helfer und Berather —
Es iſt der, der dich geſchaffen,
Dich gerufen hat ins Daſein!“
„Sprichſt du von dem lieben Gotte?“
Fragte Munkel, ſah mit leichtem
Naſerümpfen von der Seite
Seltſam ſchielend auf den Alten.
„Nein!“ verſetzte lächelnd Dieſer.
„Nein, mein Freund, der liebe Gott,
Glaub' es mir, hat nichts zu ſchaffen,
Nicht mit dir, noch deiner Schöpfung,
Und er wird dir auch nicht helfen!
Nein, der dich ins Daſein rief,
Dich erſchuf, es iſt ein Menſch,
Ja, ein Menſch, ein Menſch wie and're —
Mißverſteh' mich nur nicht wieder:
Nicht den Dorfſchulmeiſter mein' ich,
Den als Kind du Vater nannteſt;
Nein, es iſt ein Mann des Wiſſens
Höh'rer Art, von dem ich rede!
Dieſer Mann — nun faſſe dich,
Edler Munkel, Aug' in Auge
Feſt zu ſchau'n dem allertiefſten,
Wunderbarlichſten Geheimniß:
Dem Geheimniß deines Daſeins!

Dieſer Mann, er hat nach langem
Forſchen, Sinnen und Bemühen,
Hat in langen Winternächten
Im verſchwiegenen Gemache,
Stoffe bindend, Säfte brauend,
Deines Daſeins, deines Weſens
Keim gemiſcht und ausgeſtattet
Mit des Lebens Wunderkräften.
Dieſer Mann — bin ich!“
Mit ſtarren,

Aufgeriſſ'nen Augen blickte
Munkel auf den Wunderthäter;
Keines Wortes war er mächtig.
Ihm getreu den ganzen Hergang
Seiner erſten, zweiten Schöpfung
Nun erzählt der greiſe Meiſter.
Wie er hergeſtellt allein ihn
Ohne mütterliches Zuthun —
Eines Beſſern durch Erfahrung
Dann belehrt, ihn eingeſchmolzen,
Aufgelöſt bis auf den Urkeim,
Der, zwar reinſte Stoffnatur,
Doch in einem Mutterſchoße
Langſamer gereift und kräft'ger
Und natürlicher entwickelt,
Trat hervor an's Licht: geboren,
Aber nicht gezeugt . . .
Noch immer

Schweigend in den Kiſſen lehnte
Munkel, horchte ſtarr der Kunde.
Jetzo ſchwand ihm das Bewußtſein,
Und er ſank in ſich zuſammen.
Aber aus der tiefen Ohnmacht
Ruft zurück ihn bald der Meiſter,
Spricht ihm Muth ein, heißt ihn dankbar
All' des Herrlichen gedenken,
Das ihm ward, und wie ſo anders,
Glücklicher ſein Loos gefallen,
Als der andern Menſchenkinder,
Bürgſchaft leiſtend für den Vorrang,
Des durch Wiſſensmacht Geſchaff'nen
Vor den Andern, den Erzeugten!
Und die Schwächen und Gebreſte,
Die ihn lang bedrängt, für dieſe
Sei der Wiſſende, der Helfer,
Der Berather nun gefunden!
„Alte Weiſe," ſprach er, „dachten,
Fäulniß-widriges Prinzip ſei,
Was man Seele nennt im Leibe,
Friſch erhaltend all' die tauſend
Ingredienzien, die zarten,
Eines thier'ſchen Organismus;
Da nun aber jene Seele,
Die verlieh'n ward deinem Urkeim,
Reine Stoff- und Kraftnatur zwar,
Doch nur Präparat der Stoffe,

Und der Kräfte, die wir kennen,
Die bis heute wir ergründet,
Ueber die wir heut verfügen,
Gilt's auch fortan auf demſelben
Engbegrenzten Stoff- und Kraftweg,
Den wir kennen, ſtets ihr fleißig
Nachzuhelfen; insbeſondre
Gilt's mit Salzen, gilt's mit Würzen
Reichlich dein Geblüt zu pfeffern,
Daß nicht bei lebend'gem Leibe
Hirn und Herz und Eingeweide
Dir verweſen, theurer Munkel,
Sondern neu geſtärkt, geſundet,
Völlig zur Entfaltung reiſe
Deines Weſens Kraft und Blüthe!" —
  Durch des Greiſes Wort ermuthigt,
Raffte Munkel wie aus ſchwerem
Traum ſich auf. Den Meiſter bat er,
Zu bewahren das Geheimniß
Vor der Welt — mit Rollen Goldes
Es zu lohnen ihm verſprach er,
Und zum Leibarzt warb er ihn
  „Ehre machen dieſer Herkunft,
Die du heute mir enthüllteſt,"
Rief er aus zuletzt, begeiſtert,
„Ehre machen dir, dem Meiſter,
Dir und deiner Schöpfung will ich!
Will die Sendung treu erfüllen,

Die geworden mir auf Erden!“ —
  Inſgeheim fortan verkehrten
Munkel viel und ſein Erzeuger,
Der mit Bädern und mit Reizen
Und mit Salben und mit Salzen
Und mit Tränken, wunderthät'gen,
Und mit Goldtinktur, Goldpillen,
Steuerte den räthſelhaften
Schwankungen des eigenart'gen
Kunſtgeſchaff'nen Organismus. —
  Bald nachher lief eine Kunde
Weit umher durch alle Länder,
Munkel's Ruhm aufs höchſte ſteigernd.
Dieſe Kunde, ſie beſagte,
Daß nunmehr der Reichthum Munkel's
War gelangt zur Schwindelhöhe,
Die bisher kein Menſch errungen:
Daß er Billionär geworden!
Anlaß ward's zu einem Feſte,
Wie noch keines ward gefeiert;
Anlaß ward's zu Huldigungen,
Wie noch Keiner ſie genoſſen.
  Ferner, ſelbſt vom Czar, vom Sultan,
Von dem Schah des Perſerlandes,
Chinas Herrn, vom Dalai Lama,
Kamen ihm die Feſtgeſchenke:
Pferde, Sklavinnen, Kleinodien,
Hausgeräth und Tand und Zierrath

Aller Arten, aller Zonen,
Auch in ungeheuren Mengen
Leckerbiſſen: Fleiſchpaſteten,
Torten, ind'ſche Vogelneſter,
Früchte, Kaviar, Liqueure,
Und dazu an die dreihundert
Reichgeſtickte Perlenbänder
Für den Hals von Munkel's Hund.
  Eingeſchmuggelt wurde heimlich
Schon am Abend vor dem Feſte
Im Gemach und unter'm Lager
Des Gefeierten ein Redner,
Daß er früh im Morgengrauen,
Wenn die Lider Munkel öffne,
Ueberraſchend ihn begrüße
Gleich mit einer Jubelrede.
Um die dritte Morgenſtunde
Wachte Munkel auf, und dürſtend
Griff nach einem Trinkgefäß er,
Halb im Traum noch. Aber vor ihm,
Wie gewachſen aus der Diele,
Stand auch ſchon der edle Sprecher.
Aus den Händen des Erſchrock'nen
Glitt das Prachtgefäß, zerklirrend,
Und ein apoplekt'ſcher Anfall
Traf ihn ſelbſt — zum Glück nur leicht.
  Später, als er von dem Lager
Sich erhoben und das Meſſer

Des Barbiers die eine Backe
Raſchen Fluges ihm geglättet,
Kam der Deputationen
Vortrab angerückt, und danken,
Bartig auf der einen Seite,
Glattgeſchoren auf der andern,
Mußte Munkel, und tagüber
Tragen ſo zur Schau die beiden
Unſymmetriſchen Profile:
Denn es hielt von jener Stund' an
Immerdar in ihrem Kreis ihn
Feſtgebannt die Jubelfeier.
Unwillkürlich auf dem Gipfel
Seines Glanzes, tief bedeutſam,
Zeigt' er ſo ein Janusantlitz
Seiner Zeit, ein Bild der Halbheit!
  Durch die Straßen in maskirtem
Feſtzug auf der Menge Schultern
Ward er im Triumph getragen.
Blumen ſtreuten, feſtlich vor ihm
Einhertänzelnd, ſchöne Frauen,
Drunter welche à la Makart.
  Die Berliner phyſikaliſch-
Geographiſche Geſellſchaft
That den Vorſchlag, daß den erſten
Meridian man künftig ziehe
Durch Herrn Munkel's Rieſenkaſſe,
Durch die Billionenkaſſe,

Welche heut' mit Blumenkränzen
Reich verziert war, und vor welcher
Staunend ſtand das Volk in Andacht,
Wie vor einem Hochaltare.
  Müd' auf's Lager wirft ſich Munkel
Spät am Abend. Schwere Träume
Spinnen fort des Tages Plage:
Frauen überfallen ſchwärmend
Ihn auf off'nem Markt, und jede
Rupft ein Büſchel Haar aus ſeinem
Scheitel ſich zum Angedenken.
Und dann wird — in Lebensgröße,
Nicht wie wir von fern ihn ſehen —
Ihm als Ordensſtern der Sirius
Auf die Bruſt gewälzt, ſo daß er
Aechzt, erſtickt, wie unter'm Alpdruck.
  Aber dieſem Angſttraum wird er
Mitten in der Nacht entriſſen,
Aufgerüttelt durch Geſandte,
Die ihn feierlich entführen,
Daß die Stadt- und Höh'nbeleuchtung
Er bewund're, die zu Ehren
Ihm in tauſend Flammen lodert,
Und vorbei auch laſſe ziehen
Dann an ſich den unerhörten
Rieſenfackelzug, zu welchem,
Gleichfalls ihm zu Ehren, eine
Welt ſich drängt.

Im Wirbel dieſer
Uebermenſchlichen Strapazen
Und Erregungen verrückt wird
Munkel und verfällt in einen
Seltſamen Bedankungs-Wahnwitz,
Alſo, daß er lächelnd, weinend,
Mit unſäglich weicher Rührung
Einzeln Jeden auf der Straße
Unter Einem küßt und ohrfeigt.
Böſes Blut macht dies im Volke,
Und das Hochfeſt endet damit,
Daß man ihn, des Tages Helden,
Fluchend ſperrt in's Haus der Irren.
Doch am Morgen nach dem Hochfeſt,
Unerwartet auf der Börſe
Fluch- und ſegenreicher Stätte
Kommt ein nie vorher erlebter
Ungeheurer Krach zum Ausbruch,
Und es büßt dabei der große
Munkel ein die kaum errung'ne,
Die gefeierte, die gold'ne,
Glanzumſtrahlte Billion.
Als davon die Schreckenskunde
Drang auch in die Zelle Munkel's,
Da geſchah ein Wunder: plötzlich
Wieder kam er zu Verſtande . . .
Doch was nützt nun der Verſtand ihm?
Was das Leben? Um der Schmach ſich

Zu entziehen, doppelt drückend
An der Stätte einſt'gen Glanzes,
Will er in die Fremde flüchten.
Eines Dampfers Bord am Rheinſtrom
Nimmt ihn auf und bringt ſtromaufwärts
Ihn — wohin? Gleichviel! Am liebſten
Säß' er jetzt in Charons Nachen,
Wollt', es wär' ein Styx der Rheinſtrom.
Mehr und mehr von Stund' zu Stunde
Ueberkommt ihn die Verzweiflung,
Und die grünen Wellen locken
Ihn hinab, als blinkte draus ihm
Der von ihm der Welt verheiß'ne
Nibelungenhort entgegen.
Widerſchein des Mondes war es,
Was ſo blinkt', und holder Sterne,
Die nunmehr heraufgezogen
An dem abendlichen Himmel.
Nein, nicht länger leben will er!
Raſch entſchloſſen ſtürzt er plötzlich
Ueber Bord ſich in die Wogen!
  Aber hinter ihm her gleitet
In die Fluth ein Frauenweſen:
Und dies Weſen, es entreißt ihn,
Den Verſinkenden, der Tiefe,
Bringt behend, als regt' ein Fiſchlein
In vertrautem Naß die Floſſen,
Schwimmend an den öden Strand ihn.

Nacht iſt's. Mond und Sterne glänzen,
Wie ſie glänzen nur am Rheine,
Und die dunklen Wellen rinnen
Mit dem wunderſamen Rauſchen,
Das man kennt aus deutſchem Sange,
Und der öde nackte Felsſtrand
Liegt in gold'nem Dämmerſcheine,
Den man kennt aus deutſchen Märchen.
Den Geretteten geborgen
Hat das kühne Frauenweſen
Dicht am Strand in einer Felskluft.
Hier erwacht er neu zum Leben.
Und erſtaunt, die Retterin,
Die von wunderſamer Schönheit,
Vor ſich ſehend — trübe Schwermuth
Noch im Blicke, ſagt er Dank ihr,
Fragt ſie dann nach Stand und Namen.
Sie geleitet aus der Felskluft
Ihn, und mit der Hand, der weißen,
Nach der Uferhöhe deutend,
Weiſ't ſie einen Felſenſitz ihm.
„Haſt von Lurlei du vernommen?
Längſt nicht mehr auf jenem Steine
Singt ſie Nachts im Mondenſcheine!
In die Welt hinausgewandert
Iſt ſie, Menſchenloos zu koſten!
Hat vertauſcht des Nixenſchleiers
Gaze mit Brabanter Spitzen,

Hat gelernt von Menſchenkindern
Neue Töne, neue Weiſen;
Auf Europens Opernbühnen
Hat ſie Gold und Ruhm geerntet.
Heut als deine Fahrtgenoſſin
Auf dem Strom, an Bord des Fahrzeugs,
Hat ſie dich erkannt, den Großen,
Den Gefeierten, den Gründer
Jenes ſtolzen Unternehmens
Zur Behebung des verſenkten
Nibelungenhorts im Rheine!
Auf der melanchol'ſchen Stirn dir
Las ſie trübe Todgedanken,
Und als du nun über Bord ſprangſt,
Spornte ſie geheimer Antrieb
Dir zu folgen . . . War's Verhängniß?
War's der Drang, an dieſer Stätte
Ihrer einſtigen Behauſung
Wieder einmal ſich zu tauchen
In die Fluth, die holdvertraute? —
War's geheime Sympathie
Mit dem Manne, den zu retten
Ihr beſtimmt war vom Geſchicke?" —
„Dankenswerth," erwidert Munkel,
„Scheint das Sein auch dem, der's wegwarf,
Gibt zurück es ſolche Hand ihm!
Biſt du, wunderbares Weſen,
Biſt du wirklich Nixe Lurlei,

Welche ſingend in des Rheinſtroms
Tiefe Manchen niederlockte,
Aber heut gerettet Einen?
Ei, wie kam's, daß du entſagteſt
Einem leidlos ſchönen Daſein
Und in's wirre kranke Leben
Unſ'rer Menſchenwelt dich ſtürzteſt?"
„Dies," verſetzte drauf die Nixe,
„Iſt geſagt mit wenig Worten,
Kaum der Rede werth — vernehmen
Wirſt zuletzt vielleicht noch lieber
Du in Kürze meinen bunten
Lebenslauf im Weltgetriebe!"
Neugier ſprach aus Munkel's Blicken,
Und was Nixe Lurlei ſprach,
Künd' ich euch im nächſten Sange.

Vierter Geſang.

Der Homunkel und die Nixe.

Wie es kam, daß ich entſagte
Einem leidlos-ſchönen Daſein
Und ins wirre krauſe Leben
Eurer Menſchenwelt mich ſtürzte?
Leidlos-ſchön wohl war's, dies Daſein,
Aber freudlos ward's allmählich,
Und es lohnte ſich nur wenig,
Auf dem öden Fels da ſitzend,
In des Mondes goldnem Scheine
Sich die gold'nen Haare kämmend,
Seinen ſchönſten Sang zu ſingen.
Nur noch Wenige gelang es
Zu bezaubern, zu verlocken,
Von den wahrhaft Liebenswürd'gen:
War zu ſtark die Konkurrenz doch,

Die gemacht in neuern Zeiten
Ward uns Nixen von der Halbwelt
Und von den Theaterdamen.
Und der Troß, der ganz gemeine,
All' der „Schiffer in dem Kahne",
Welche da vorüberfuhren,
War mir, daß ich's nur geſtehe,
Zu bornirt, zu ſchal, zu ledern:
Zu bezaubern die, zu ködern,
Lohnte ſich nicht mehr der Mühe.
All' die heiſern Bierbaßkehlen,
Die an meinem Fels vorüber
Schiffend Heine's „Lurlei" ſangen,
All' die reiſenden Philiſter,
Die aus aller Herren Ländern,
Rothe „Bädecker" in Händen,
Gaffend da vorüberkamen,
Meinen Felſen lorgnettirten,
Ach ſie waren mir ſo läſtig,
Wie der Schnackenſchwarm des Rheines,
Der da ſchwärmt am Sommerabend.
Und ſchon fand ich faſt allein mich;
Viele meiner Nixenſchweſtern
Hatten ſich, geplagt von Langweil',
Aufs Franzöſiſche geworfen,
Waren eine nach der andern
Schließlich nach Paris gegangen,
Um daſelbſt ihr Glück zu machen.

Als dann endlich gar ein Steinbruch
Ward in meinem Berg eröffnet —
Hätt' ich da noch zögern ſollen,
Selber auch Reißaus zu nehmen,
Selbſt zu ſuchen auch das Weite?
Zur Theaterdame war ich
Bald nun ſelbſt geworden, übte
Meine alte Kunſt des Singens
Und Bezauberns auf den Brettern,
Und mit beſſerem Erfolge.
Aber ſonſt auch trieb das Schickſal
Mich umher und eig'ner Wille
Viel auf krausverworr'nen Pfaden.
Kommend aus dem Rheinſtrom, ſtürzt' ich
In den größern mich des Lebens,
Plätſcherte in tauſend Wirbeln,
Rang und ſchlängelte hindurch mich
Zwiſchen Klippen, durch die Hochfluth
Tauſend bunter Abenteuer
Mit der Leichtigkeit der Nixe.
  Bunt, ja bunt und wechſelreich war
Nun mein Leben! Bald mich glanzvoll
Auf des Daſeins Gipfel wiegend,
Bald geſunken, ſchier verloren —
Bald in reichſter Fülle ſchwelgend,
Bald ſo nackt im Leben ſtehend,
Und mit keiner größern Habe,
Als ich mein genannt vor Zeiten

Auf des Rheines Grund als Nixe —
Ohne Leidenſchaft, doch jener
Jo gleich umhergetrieben,
Die gehetzt ward von der Bremſe,
Haſcht' ich gierig nach dem Wechſel:
Heut ein Roß im Cirkus tummelnd,
Morgen wild den Cancan tanzend,
Uebermorgen mit bebrillter
Naſe mich als Blauſtrumpf gebend,
Oder als emanzipirtes
Mannweib, keck, geſpornt, geſtiefelt
Als politiſche Agentin,
Nihiliſtin, als Walküre
Auf dem Schlachtfeld wilderregter
Oeffentlicher Tageskämpfe,
Schließlich auch als Dottoressa!
Nixe mit dem Doktorhute!
Ich ſtudirte, promovirte,
Gab am Tag der Graduirung
Einen Feſtkommers — es fehlte
Nicht dabei an Jubelräuſchen —
Ueberdruß das Alles! Grille!
Von des Lebens Orgie war ich
Matt ſchier bis zum Ueberdruſſe —
Nicht befriedigt, nicht geſättigt!
Lebensmüd, doch lebensſatt nicht!
Manchmal kam mir der Gedanke
Fromm zu werden — fromm und ſittig.

Tugendhaft — was man ſo nennt!“ —
„Tugendhaft?“ rief Munkel lachend,
Bei den Worten hier der Nixe;
„Tugendhaft mit dieſen Schultern,
Dieſer königlichen Büſte? —
Aber ſage (fuhr er fort),
Unverhohlen, ſchöne Nixe,
Sag', wie hieltſt du's mit der Liebe?
Haſt du viel geliebt im Leben?“ —
„Kann ich lieben?“ giebt zurück ihm
Lächelnd Lurlei. „Kann ich lieben,
Ich, die Nixe, ich die Tochter
Feuchter Kühle, kühler Feuchte?
Die Poeten, ach, verneinen's;
Doch ich ſelber kann's nicht ſagen.
Oft verſucht' ich es, zu lieben;
Und wenn es bisher nur wenig —
Oder gar nicht — mir gelungen,
Schöpf' ich Troſt mir aus der Frage:
Lohnt ſich's, einen Mann zu lieben?
Einer, dem ein Weib anhängen
Und an welchem es ſich halten
Sollte, müßt' er nicht erſt ſelber
Feſtſteh'n auf den eig'nen Füßen?
Müßt' er nicht als ſtarke Säule
Der Beſtändigkeit erſcheinen,
Daß vertrauensvoll mit weichen
Epheuranken ſich die Liebe

Sicher um ihn winden könnte?
Aber niemals an den Männern,
Die zu lieben ich verſuchte,
Hab' ich ſolchen Halt gefunden.
Giebt es überhaupt nur irgend
Feſten Halt im Menſchenleben?
Wo ich dachte, Halt zu ſuchen,
Halt zu machen eine Weile,
Allzubald begann der Boden
Unter meinem Fuß zu ſchwanken.
Unglück' hatt' ich — Unglück bracht' ich.
Der Banquier, traun, den ich liebte, —
Den zu lieben ich verſuchte —
Ward bankrott; der General,
Den ich liebte, ward geſchlagen,
Der Miniſter ward geſtürzt,
Und der Freiheitsheld gehangen.
Feuer ward und Waſſerſchaden
Zum Verderb dem Oekonomen,
Durchfiel des Poeten Stück,
Ausgepfiffen ward der Mime.
O, ich glaube, daß, wenn einmal
Wirklich ich den Rechten fände,
Alsbald ihm ein Meteorſtein
Fiel' aufs Haupt und ihn erſchlüge!
Unbeſtand iſt, ach, das alte,
Große Weltgeſetz der Dinge.
Liebt denn auch der Mann je ſelber

Feſtzuhalten, was ſein eigen?
Im Beginne meiner Laufbahn
Da verrieth ein junger Garde-
Kapitän, den ich beinahe
Liebte, mich an ſeinen Oberſt,
Dieſer an den Adjutanten
Des Monarchen, eines Königs,
Dieſer an den Fürſten ſelber.
Dieſer Fürſt, es war ein alter,
Kluger, weiſer, ſchönheitskund'ger,
Kunſterfahrner Mann, Feinſchmecker
In äſthet'ſchen Dingen. Heiter
Denk' ich immer noch der Scene,
Wie ich allzuerſt geſtanden
Und beſtanden vor dem Kunſtgreis.
Ward durch ſie doch eingeleitet
Meines Daſeins Glanzepoche!
Zu ſich lud der edle Fürſt mich;
Und als ich ihm nun, befangen,
Stand vor Augen, fing er an, mich
Ernſt und ſinnend zu betrachten,
Wie ein ausgegrab'nes Bildwerk.
Plötzlich mit der Fingerſpitze
Auf die volle, feſte, runde,
Florumhüllte Bruſt mir tippend,
Liſpelt er die krit'ſche Frage
Ernſt in's Ohr mir: „Iſt Natur ganz
All' der Reiz? Wie vielen Antheil

Hat die Kunſt an dieſem Zauber?“ —
Zürnend und erregt, aus meiner
Ernſten Bildwerksruhe tretend,
Aber ſchweigend, riß des Buſens
Flor entzwei ich, und geblendet
Taumelt' er zurück vor einer
Schönheit, wie der Nixe ſie
Gab Natur in Stromesgründen,
Nicht wie ſie gefälſcht der Schneider.
Und von dieſem Augenblick war
Freund und Sklave mir der Kunſtgreis.
Ja, es war die Glanzepoche
Meines Daſeins, und es lohnte
Sich dabei wohl zu verweilen.
Aber wenig Monde ſpäter
Jagten leider dieſen edlen,
Weiſen, ſchönheitskund'gen Fürſten
Aus dem Land die Unterthanen.
  Mich begnügen mußt' ich ſpäter
Mit der Freundſchaft eines Schiffsherrn,
Eine Reiſe um die Welt
Macht' ich an des Freundes Seite.
Und die Reiſe, ſie war lang,
Aber währte doch nicht ewig:
So erging es auch der Freundſchaft.
Unbeſtändig iſt der Seemann,
Wie das Meer, auf dem er ſegelt.
Ich verſucht' es nun mit einem

Luftſchiffahrer, in der Gondel
Seines Luftballs ſaß ich furchtlos,
Als der kühnen Fahrt Genoſſin.
Hoch im Blauen riß der Luftball
Und wir ſtürzten; ach, der Wack're
Brach den Hals, ich ward gerettet.
In der Liebe ſo aus einem
Element in's and're kam ich:
Auf die See hinaus vom Lande,
Und von da hinauf ins Luftreich.
Aber höher noch zu ſteigen
War beſtimmt mir. An der Seite
Eines ſchwärmenden Poeten
Macht' ich den Verſuch, auf Flügeln
Der Begeiſt'rung mich zu ſchwingen
In die höchſten Regionen.
Doch die höchſten Regionen
Waren nicht mein Element. Nein!
Zur Natur zurückzukehren,
Zur Natur, der unverfälſchten,
Unverbildeten, beſchloß ich,
Und im ſchroffen Sinneswechſel
Ein Naturkind mir erlas ich,
Einen unverdorb'nen, armen,
Wackeren Slovakenknaben,
Der als Mäuſefallenhändler
Barfuß in der Welt umherlief
Dieſes Kind zum höher'n Menſchen

Und zum Liebenden erzieh'n mir
Wollt' ich. Es mißlang. Der Junge,
Hoffnungsvoll auf halbem Weg ſchon
Der Geſittung, heimwärts floh er
Nach der fernen Slovakei,
Zu der braunen Marianka.
Nun, für den Verrath des Einen,
Schlachtet' ich ein Racheopfer,
Eine Männer-Hekatombe,
Welche ſich um meinetwillen
Duellirt, zu Grund gerichtet,
Sich ertränkt, erhängt, erſtochen,
Todtgeſchoſſen und vergiftet,
Weil ich für ihr heißes Minnen
Kalt wie das bekannte Schneeweib
Blieb des heil'gen Franz Xaver.
Himmel, was für Kämpfe gab es
Mit den Schwärmern, mit den Thoren,
Welchen ich mein Herz verſprochen
Irgendwann in toller Stunde,
Und die dann, wie Jude Shylok
Starr auf ihrem Schein beſtehend,
Dies verſchrieb'ne Fleiſchpfund grauſam
Aus dem Leib mir ſchneiden wollten!" —
So und mit viel andern Worten
Und Erzählungen enthüllte
Ihrem aufmerkſamen Hörer
Lurlei ſich als problematiſche

Frau'nnatur — als fille de marbre,
Als ein Weſen, das doch immer
Neu als Nixe ſich bewährte,
Als die Tochter feuchter Kühle,
Kühler Feuchte, ſchön, dämoniſch,
Eins der echten Muſterbilder
Von des Weib's „allmächt'ger Ohnmacht".
Ihr Beruf war: nachzutrachten
Einem Ideal von Manne;
So verſuchend ſtets, zu lieben,
Liebte nie ſie, liebte immer.
  Sie gehörte nicht zu Jenen,
Welche ſterben, wenn ſie lieben —
Nein, ſie lebte von der Liebe.
  Während Lurlei, harmlos plaudernd,
Preisgab ſo ihr tiefſtes Weſen,
Hatte Munkel erſt unmerklich,
Dann in immer ſtärkerm Grade
Blicken laſſen ſonderbare
Zeichen einer innern Unruh',
Die nicht im Zuſammenhange
Schien mit dem, was Lurlei ſagte,
Und die er nicht meiſtern konnte,
Trotz des hochgeſpannten Antheils,
Den er nahm an Lurleis Worten.
Stärker ward ſein Puls und Herzſchlag,
Ein gewiſſes Zucken ſpürt' er
Krampfig in den Fingerſpitzen,

Vor den Augen ward es gelb ihm,
Flimmernd gelb — ein Schwindel faßt' ihn . . .
Lurlei merkt des Hörers Unruh',
Fragt befremdet, was ihm fehle.
„Nichts — o nichts!“ verſetzt er ſtockend,
Voll Verwirrung. Noch zu ſchwanken
Schien er, ob zu ſchweigen beſſer,
Ob zu reden — ob zu leugnen,
Ob es offen zu geſtehen,
Was ihn überkam ſo ſeltſam.
Ei, verdient nicht Lurlei, ſeine
Schöne Retterin, Vertrauen?
„Sehr befremdlich,“ ſprach er zögernd,
Sehr befremdlich wird dich dünken,
Edle Schöne, mein Geſtändniß.
Dieſe Unruh', dies Erzittern,
Dieſer ſtärk're Puls und Herzſchlag,
Dieſer Krampf der Fingerſpitzen,
Dieſes blendend-gelbe Flimmern
Vor den Augen, dieſer Schwindel,
Wie ich's eben jetzt empfinde,
Nicht zum erſtenmal befällt mich's.
Ein geheimnißvoll Symptom iſt's
Meines eigenart'gen Weſens:
Es bedeutet ein merkwürd'ges,
Krankhaft aufgeregtes Ahnen“ . . .
„Und was ahnſt Du, edler Munkel?“
Fragt erſtaunt, befremdet Lurlei.

„Goldesnäh'!" verſetzte Munkel.
Und ſein Aug' blickt ſtarr, ekſtatiſch,
Viſionär! „Ja, Goldesnähe!
Goldesnäh' in reicher Fülle
Und von unſchätzbarem Werthe!" —
Tiefer noch erſtaunte Lurlei
Und auf Munkel ſtarrt auch ſie nun
Schweigend, mit weitoff'nen Augen
Einen Augenblick, dann ſpricht ſie:
„Leerer Wahn nicht iſt dein Ahnen!
Nein, ſie täuſcht dich nicht, die tiefe,
Die geheimnißvolle Regung,
Die dich fieberiſch durchwittert!
Nah' zu Füßen ruht ein Goldſchatz,
Uns an dieſem Ort: ein Goldſchatz,
Der von unnennbarem Werthe —
Ruht der Hort der Nibelungen!
Unter'm Lurleifelſen ruht er,
Und ich kenn' ihn lange, lange;
Doch zu heben ihn — verſagt, ach,
War und iſt es mir für immer,
Mir, der Nixe, und nicht minder
Iſt's verſagt den Menſchenkindern!
Unergreifbar iſt der Goldſchatz,
Unerfüllbar die Bedingung,
Die den Hort zu eigen gäbe
Einem Weſen dieſer Erde!" —
„Die Bedingung?" fragte Munkel,

Gierig, vor Erregung zitternd;
„Nenn', o nenne die Bedingung!“ —
„Wenig,“ ſagte Lurlei, „wenig
Wird dir's nützen, zu vernehmen
Die Bedingung. Doch vernimm ſie:
„Altem Schickſalsſpruch zufolge
Kann den Schatz ein Menſch nur heben:
Doch ein Menſch von ſolcher Herkunft,
Wie noch keiner ward geſehen,
Noch geſeh'n wird werden künftig:
Heben ſoll den Schatz ein Menſch nur,
Der — gezeugt von keinem Vater!“ —
„Der gezeugt von keinem Vater?
Dieſes wäre die Bedingung?“
Kreiſchte Munkel. „Wär' es möglich?“
Und fortfuhr er, hochgemuthet:
„Wiſſe, Kind, da vor dir ſteht es,
Leibhaft, jenes Wunderweſen,
Das du nennſt — das nie geſeh'n ward,
Noch geſeh'n wird werden künftig,
Wie du meinſt. Ich ſelber bin es!
Bin gezeugt von keinem Vater!“ —
„Du?“ verſetzte Lurlei zweifelnd,
Dacht' an geiſtige Verwirrung,
Dacht' an Größenwahn, an Irrſinn . . .
Fortfuhr Munkel: „Bei dem Goldſchatz,
Der da ruht — nichts And'res, Höh'res
Weiß ich, um dabei zu ſchwören —

Eine Mutter zwar gebar mich,
Doch es zeugte mich kein Vater!
Nicht gezeugt — erzeugt, traun, ward ich!" —
Und nun gab er, haſtig flüſternd,
Der Verwunderten getreue
Kunde von dem Schöpferkunſtſtück,
Das in's Leben ihn gerufen.
Tief erregt vernimmt ihn Lurlei.
„Iſt es ſo," denkt ſie im Stillen,
„Iſt der Mann ein Ungezeugter, —
Welch' ein Fund für mich! Den gold'nen
Hort heb' ich mit ſeiner Hilfe;
Und muß ich ihn mit ihm theilen,
Ha, kein Weib und keine Nixe
Wär' ich, wenn ich die verlor'ne
Hälfte nicht zurückgewänne!" —
„Auserkor'ner, Hochbeglückter!"
Ruft ſie, „haſt du nicht begründet
Glorreich jenes ruhmgekrönte
Unternehmen zu des gold'nen
Nibelungenhorts Behebung?
Zwar du haſt ihn nur behoben
Aus der Aktionäre Taſchen —
Spärlich — und verlorſt ihn wieder;
Doch nun werden wir ihn heben
Leibhaft, wie ihn birgt die Tiefe
Hier am Lurleifels im Rheine!
Du und ich — ja, ich und du:

Eines mit des Andern Hilfe!“ —
„Eines mit des Andern Hilfe!“ —
„Und wir theilen dann?“
„Wir theilen!“ —
Jetzo führte Lurlei Munkel
Aus der Grotte, wo ſie ſaßen,
Abwärts tief in eine and're,
Durch viel mannigfach verſchlung'ne
Enge unterird'ſche Pfade.
Eine lange Holzſpanfackel,
Angefacht mit Funken, welche
Lurlei ſchlug aus demantharten,
Demanthellen Rheineskieſeln,
Warf ein ſpärlich Licht in's Nachtgrau'n
Dieſer labyrinth'ſchen Gänge.
Jetzo auf dem tiefſten Grunde
Standen ſie der dunklen Höhlung:
Ein natürlich Felsgewölbe
War's, gefügt aus Steingeſchieben,
Die karfunkelähnlich gleißten,
Funkelten im Fackellichte.
Ob des Raumes nied'rer Wölbung
Hörte man des Rheines Brauſen,
Der darüberhin da oben
Seine dunklen Wellen wälzte.
In des Raumes Mitte ſenkte
Sich der Grund. In der Vertiefung
Stand, goldglänzend, eine Urne.

Um die Urne her geringelt
Lag ein mächtig großer Drache.
Seltſam war das Thier geſtaltet:
Einen kleinen Kopf nur hatt' es,
Aber ſechsunddreißig Schwänze.
Altersſchwach, halbblind und blöde
Schien's, doch züngelt' es bedrohlich.
„Dieſem altersſchwach-halbblinden,
Blöden Drachen, ſagte Lurlei,
Auszuzieh'n in muth'gem Angriff,
Oder auch mit ſchlauem Wagniß
Seine ſechsunddreißig Schwänze,
Iſt der Weg, der führt zum Horte.
Sich'rer iſt's mit ſchlauem Wagniß.“
Sacht dann nahte ſie, vertraulich,
Sich dem Unthier: zu erkennen
Schien's die einſt vertraute Nixe,
Ließ von ihr den Kopf ſich krauen.
Sie begann ein Lied zu trällern:
Glaub', es war die „Wacht am Rheine“,
Oder „Sollen ihn nicht haben“,
Oder ſonſt ein altes Rheinlied.
Er entſchlummert, liegt gefeſſelt
Wie vom Zauber der Hypnoſe.
„Geh' an's Werk!“ ſpricht Lurlei mahnend
Zum Genoſſen; „unzerreißbar
Iſt der Bann, der jetzt ihn bindet.“
Und an's Werk ging dieſer muthvoll:

Zog dem Drachen aus die Schwänze,
Alle ſechsunddreißig Schwänze,
Mühelos — ſie ſaßen locker.
Und dann hob er, frohen Muthes,
Aus dem Grund die gold'ne Urne
Und durchmuſterte mit Lurlei
Den gehob'nen, unſchätzbaren
Hort, verzückt, vor Wonne bebend.
Von uralten Königskronen
Gleißt es, goldenen Monſtranzen,
Kelchen, Bechern, ander'm Zierrath,
Alterthümlichem Geſchmeide,
Reich beſetzt mit großen, edlen
Steinen, Perlen und Korallen.
„O was giebt's da einzuſchmelzen,
O was giebt's da zu verwerthen!"
Flüſtert Munkel, mit den Blicken
Die Kleinodien verſchlingend.
Und zu tiefſt in ſeinem Innern
Regt unwiderſtehlich, krankhaft,
Die Begierde ſich, das Alles
Sein zu nennen — ganz ſein eigen.
Und im ſelben Augenblicke
Regt dieſelbe Gier im Herzen
Sich der Nixe — ganz zu eigen
Haben möchte ſie den Schatz auch.
O geläng' es einzuſchläfern
Durch den Zauber der Hypnoſe

Kraft- und willenlos zu machen
Den Genoſſen, wie den Drachen! —
Iſt ſie nicht die Nixe Lurlei?
Kann ſie nicht an dieſer Stätte,
An dem Lurleifels erproben
Noch einmal den alten Zauber? —
Alſo kreuzten die Gedanken,
Die geheimſten, ſich der Beiden.
Aber nichts verrieth ihr Antlitz.
Lächelnd gegenüber ſtanden
Sie ſich, heiter, wonneſtrahlend.
Und beladen mit dem Schatze,
Gingen, wie beſchwingt, den Irrpfad
Sie zurück zur Ufergrotte.
„Laß uns weilen," ſagte Lurlei,
„Hier am Strom, am ſchönen Strande,
Bis es tagt! Die Nacht iſt lieblich:
Eine ſternenklare Nacht iſt's,
Eine Nacht, wie ich ſo viele
Hier durchlebt an trauter Stätte,
Ruhend auf dem Nixenſteine,
Singend, mit dem gold'nen Kamme
Kämmend meine gold'nen Locken
In des Mondes gold'nem Scheine! —
Ach, es iſt doch ſchön geweſen!
Ganz beſaß ich, unverkümmert,
Damals jene ſel'ge Kühle
Noch, die nixenhafte, reine,

Des Gedankens, der Gefühle!
Aber ſeit in's Menſchenleben
Ich mich ſtürzte, lernt' ich doch auch —
Mehr als ich zuvor geſtand dir —
Menſchlich fühlen; eine Schwüle
Ueberkommt mich oft, das Blut ſchießt
Heiß zum Haupt mir, heiß zum Herzen!
So in jenem Augenblicke,
Als ich dich, den Fahrtgenoſſen,
Springen ſah vom hohen Schiffsbord
In des Rheines dunkle Fluten!
Da erfaßte mich ein Mitleid —
Mehr als Mitleid war's — die tiefſte
Menſchlich-wärmſte Sympathie war's,
Die mich riß, unwiderſtehlich,
Dir nach in des Stromes Wogen,
Dich zu retten, dich dem Daſein,
Dich der Welt zurückzugeben!“
Alſo Lurlei, und ein heller,
Warmer Blick voll Minnezaubers
Aus dem ſchönen Aug' der Nixe
Fiel auf Munkel. Dieſer aber,
Tief im Innerſten erwog er
Still das Wort, das Thun der Schönen.
Er durchſchaute ſie. Ihr Weſen
Und ihr Wollen war ſo klar ihm,
Wie das eig'ne. Und mit klugem
Sinn vereiteln die Entwürfe

Wollt' er, welche ſpann die Nixe,
Wollte ſchlau ſie ſelber fangen
In den Schlingen, die ſie legte.
Und ein heimlich Stoßgebetlein
That er an der Muſen Neunzahl,
Honigſüße ſchöne Worte,
Redensarten, fein geſponnen,
Ihm zu legen auf die Zunge:
Blüten einer Poeſie,
Die in nebelgrauer Ferne
Hinter ihm lag — würz'ge Nelken
Auserleſ'ner Galant'rie,
Wie er längſt nicht mehr ſie übte,
Parfümirte Roſen, duft'gen
Tand, geſproch'nes Patchouli,
Fähig, ſelber einer Stromfei
Scharfe Sinne zu benebeln.
Duftſchwül war die Nacht auch ſelber,
Sternenhell. Es glich der Himmel
Einem Sieb, durch deſſen tauſend
Löcher quoll der Glanz des Himmels.
Hingelehnt ſaß Lurlei lächelnd
Auf bequemem, grün bemooſtem
Felſenſitz am Grotteneingang;
Ihr zu Füßen der Homunkel.
Noch vom Schatze ſprachen ſie
Und wie ſie im Morgengrauen
Heimlich fort ihn wollten ſchaffen —

Niemand ſöllt' ihn ſchau'n, ſo lang' er
Ungeſchmolzen, ungemünzt noch
Läg' in ſeiner Zauberurne.
„Kräfte fühl' ich," ſagte Munkel,
Hoch ihn hebend, „Kräfte fühl' ich,
Ihn durch eine Welt zu tragen!" —
„Wird er allzuſchwer nicht laſten
Auf der Schulter dir?" ſprach Lurlei.
„Allzuſchwer?" rief Munkel lachend.
„Eher wird zu ſchwer dem Weſtwind
Einer Blume ſüßer Wohlduft,
Den er trägt auf ſeinen Schwingen,
Als ein Goldſchatz Munkel's Schultern!" —
In demſelben Augenblicke
Zeigt unfern in einer kleinen
Bucht des Strom's ein Fiſcherboot ſich
Munkel's Blicken, das da ruhte
Wie verloren und vergeſſen.
Sehr erwünſcht war dieſer Fund ihm,
Mehr als er geſtehen durfte,
Sagte blos: „In jenem Boote
Rudern wir, wohin's beliebt uns,
Mit dem Schatz in grauer Dämm'rung!" —
„Ach," begann nach kleiner Pauſe
Munkel wieder, und ein Seufzer
Stahl dabei aus ſeiner Bruſt ſich,
„Ach, iſt dieſer Schatz denn Alles?
Nicht mein einziger Gedanke

Iſt er, traun, in dieſer Stunde,
Dieſer ſchickſalvollen Stunde,
Die mich führt mit dir zuſammen! —
Edle Retterin, Genoſſin,
Schöne Nixe, aus den Wellen
Haſt du mich gezogen, aber
Nur um aus der kühlen Feuchte
Mich in heiße Glut zu ſtürzen,
Die vielleicht noch ſich'rer tödtet!
Ruhe werd' ich erſt gewinnen,
Glücklich werd' ich mich erſt nennen,
Wenn des Schickſalsſchwertes Spitze
Nicht mehr hängt an einem Haare
Ueber meinem Haupte, wie es
Hängt in dieſem Augenblicke!
Dieſe Spitze, die mir droht,
Iſt ein ſcharfes, ſchroffes, kaltes
Wort aus einem ſchönen Munde —
Und das Haar, an dem ſie hängt,
Ach, es iſt ein ſeidenweiches,
Sonnſtrahl-feines, gold'nes Härlein
Deines Hauptes, ſchönſte Lurlei!" —
Ganz zu Füßen ihr ſich werfend,
Laut aufſeufzte Munkel: „Süßes
Götterweib, ich liebe dich!" —
Lurlei ſchwieg; doch hohe Wellen
Warf ihr Buſen unter'm Anhauch
Dieſes ſtürm'ſchen Liebesſeufzers,

Und ein Vogel im Gebüſche
Fuhr empor aus ſeinem Schlummer
Bei dem Laute dieſes Seufzers.
„Darf ich's glauben?“ liſpelt Lurlei,
„Liebſt du mich? und iſt's die echte,
Wahre, die beſchwingte Liebe,
Welche du für mich empfindeſt?
Nicht die niedrige, gemeine,
Die am Boden kriecht im Schlamme?
Ach, die Lieb' iſt, wie der Falter,
Ohne Flügel nur ein Wurm!“ —
„Schönſte Nixe!“ flehte Munkel,
O erbarme dich — erwarme!
Ach an deinen kühlen Buſen
Lockteſt du mein heißes Herz!
Heile mich von meinem Harme!
Werde mein! Mit ſeid'nen Segeln
Führ' ich dich durch rauhe Wogen
Auf dem hohen Meer des Lebens!“ —
„O erhebe dich!“ verſetzte
Lächelnd Lurlei; „nicht zu meinen
Füßen, wahrlich, iſt die Stelle,
Deiner würdig, edler Munkel!“ —
„Laß, o laß mich!“ ruft er feurig:
Höher bin ich nie geſtiegen,
Als da ich dir lag zu Füßen! —
O beglückt, wer je geſehen
Auf dem weißen Nixenſteine

Hell dein Haar im Winde wehen —
Und beglückt, wen deiner Töne
Zaubermacht zu dir verlockte —
Und beglückt, wer in der Tiefe
Fand den Tod in deinen Armen!
Einmal, einmal nur dich ſehen
Möcht' ich ſo, auf deinem weißen
Fels im Mondlicht — ſelbſt in leichtem
Kahn an dir vorüberſchiffend,
Aufwärts blickend, nach dir ſchmachtend!" —
Lurlei, dieſen Worten lauſchend,
Still im Innerſten erwägt ſie
Klug die Worte des Homunkels.
Sie durchſchaut ihn. All' ſein Weſen,
All' ſein Wollen iſt ſo klar ihr,
Wie das eig'ne . . .
„Gerne," ſpricht ſie,
Lieblich lächelnd, „gern erfülle
Deinen Wunſch ich, edler Munkel!" —
Und ſie ſchickt ſich an zu ihres
Felſens Höh' emporzuſchreiten.
Unterdeſſen eilt zum Boote
Munkel, um es los zu machen,
In Bereitſchaft es zu ſetzen.
Haſtig dann zurück ſich wendend,
Späht ſein Auge nach dem Goldſchatz
Mit den Blicken eines Greifen,
Drachen oder Arimaſpen,

Welcher lauernd Schätze hütet.
Doch der Goldſchatz iſt verſchwunden,
Mit ſich auf den Fels genommen
Hat ihn Lurlei. Seht die Nixe!
Munkel nicht allein vermag es,
Gold'ne Laſt zu tragen, müh'los,
Wie der Weſt den Duft der Blume! —
Tief beſchämt ſteht Munkel, merkend,
Daß ihm ebenbürtig Lurlei,
Ebenbürtig ihm an Schlauheit,
An energiſch-feſtem Wollen . . .
Traun, den „Schiffer in dem Kahne"
Muß er ſpielen nun in Wahrheit,
Muß empor zu Lurlei ſchmachten
Und zu ihrem gold'nen Horte.
Auf dem Felſen ruht die Nixe,
Ihr zu Füßen ruht die Urne.
Hoch am Himmel glüh'n die Sterne,
Lüfte wehen, Waſſer rauſchen,
Wie ſie thun in ſolchen Nächten,
Wundervoll hebt an zu ſchlagen
Eine Nachtigall im Buſche,
Wie ſie ſchlägt in ſolchen Nächten.
Wird nicht auch die Nixe ſingen?
Nein; ſie greift nur in die Urne,
Lächelnd, läßt die Kronen klingen,
Die Monſtranzen und die Kelche,
All' die goldenen Geräthe,

Sanft ſie aneinander ſchlagend,
Wie man Cymbeln ſchlägt, nur leiſer,
Etwa wie zu Elfentänzen:
Und es hallt in zaubervollen
Gold'nen Klängen durch die Nacht hin,
Uebertönt das Lied des Sproſſers,
Der beſchämt verſtummt im Buſche.
Dicht heran zum Born der Klänge
Rudert in Verzückung Munkel,
Blickt hinauf zu Lurlei ſchmachtend.
Auf ein Knie ſich niederlaſſend,
Spricht er: „Wie unendlich ſchöner,
Schöne Nixe, biſt du jetzo,
Als vor Zeiten! Wie unendlich
Lockender, verführeriſcher!
Einen gold'nen Kamm nur hatteſt
Damals du und gold'ne Strähne —
Und den gold'nen Glanz des Mondes:
Jetzo blinkt ein ganzer reicher
Gold'ner Schatz um dich, du Schöne!
Statt der einſt'gen „gold'nen Lieder,"
— Wie man's nannte — „gold'nen Töne",
Läßt du weſenhaft-gedieg'nes,
Echtes Gold nunmehr erklingen!
Wenn in den verſcholl'nen Tagen
Viele ſchon der Strom verſchlungen,
Die, im Kahn vorüberſchiffend,
Dich erſchauten, nach dir ſchmachtend,

Selbſt den bittern Tod verachtend,
Welches Loos muß dem erſt fallen,
Der dich ſchaut im heut'gen Glanze,
Perle du in gold'ner Muſchel!
  War's doch nur das leichte Traumglück
Einer ſeligen Minute,
Was, die Sinne nur bezaubernd,
Du geboten den Verzückten,
Ihr bethörtes Herz zu laben:
Heute ruhſt du auf dem Felſen
Gnadenreicher als Madonna,
Als des Glückes Göttin ſelber
Mit dem Füllhorn aller Gaben!
Sprich mein Urtheil, ſchönſte Nixe!
Soll die Welle mich verſchlingen,
Oder iſt's vergönnt dem Schiffer
Sich zu dir emporzuringen,
Deine Höh' mit dir zu theilen,
Traut zu ruh'n an deiner Seite,
Wo die gold'nen Töne klingen?"
  Und die Nixe winkte lächelnd.
Munkel eilt zu ihren Füßen,
Und verſtändnißinnig blicken
In die Augen ſich die Beiden.
Niemals wird von dieſen beiden
Ebenbürt'gen höher'n Weſen
Eins das and're überliſten!
Sollen ſie auf ewig ſcheiden?

Nein, ſie reichen ſich die Hände,
Schließen einen Bund, vereinigt
Zu genießen und zu wirken,
Zu beſiegeln vor der Welt auch
Ihren Bund am Traualtare.
So verſtanden ſich in jener
Nacht bei linder Lüfte Weben,
Bei der Waſſer holdem Rauſchen,
Bei der Sterne lichtem Scheinen,
Bei der Nachtigall Geſängen,
Bei des gold'nen Schatzes Klängen
Auf dem ſtillen Lurleifelſen
Der Homunkel und die Nixe.

Fünfter Geſang.

Literariſche Walpurgisnacht.

Als mit Lurlei Eins geworden
Munkel ſo, ein Paar zu werden,
Ringe wechſelnd vor dem Altar
Sie den Seelenbund beſiegelt,
Mit dem ganzen, ungetheilten,
Eingeſchmolz'nen und gemünzten
Nibelungenhort als Brautſchatz,
Gaben ſie der Welt das Schauſpiel
Einer übermenſchlich prächt'gen,
Märchenhaften Hochzeitsfeier.
An die Trauung ſchloß ſich Feſtmahl,
Tanzfeſt, Feſtſpiel, Bacchanal.
Auf dem Marktplatz um geſchmorte
Gratisrinder, Kälber, Lämmer,

Und um rinnende Gebinde
Unerſchöpflichen Getränkes
War das ganze Volk verſammelt.
Bei dem Feſte glänzte Lurlei
In phantaſtiſcher Gewandung
Etwa einer glanzumſtrahlten
Nixenkönigin, die Hochzeit
Hält mit einem Elfenfürſten.
Eine Robe trug ſie, welche
Ganz gewoben war aus gold'nen
Spinnwebfäden, und darüber
Eine ſchimmernde Mantille,
Die beſtand aus lauter prachtvoll-
Farbigbunten Falterflügeln.
Ein in Gold gefaßtes, reich mit
Edelſteinen ausgeſchmücktes
Pfauenrad dient' ihr als Fächer.
Im demant'nen Diademe
Ihres Hauptes ſchien's, als wären
Die Geſtirne des Orion
Rund in Gold gefaßt; ihr Schleier
Schien im Lufthauch zu zerrinnen,
Ihres Kleides lange Schleppe
Glich der großen Sternenſchleppe,
Welche milchweiß hinter ſich her
Zieht die Königin der Nacht,
Wenn ſie hin am Himmel wandelt.
Und nun erſt ſie ſelbſt! Ihr Aug' war

Der Polarſtern dieſes Himmels,
Um den all' die andern kreiſ'ten,
Ihr Gelock ein goldnes Vließ, ihr
Buſen, hold bewegt, ein Becher,
Der von Reizen überſchäumte.
  So mit überird'ſchen Reizen
Wandelte die ſtolze Lurlei
Bei dem Feſte der Vermählung
Durch den Schwarm entzückter Gäſte,
Wie die Sonne durch den Thierkreis.
  Doch was quäl' ich mich zu ſchildern
Reiz und Glanz und Pomp des Feſtes,
Da dafür doch Worte fehlen?
Laßt mich lieber euch erzählen
Von der Feier heit'rem Nachſpiel,
Von dem großen, bunten, muntern
Maskenfeſtſpiel-Bacchanale,
Das das Feſt beſchloß und krönte!
  Schauplatz dieſes Maskenfeſtſpiels
War der Blocksberg — als Parnaß;
Und betitelt war das Feſtſpiel:
„Literariſche Walpurgis-
Nacht des laufenden Jahrhunderts!“
  Vier kaſtal'ſche Quellen ſprudeln
Sah man auf dem Blocksberg-Parnaß:
Den kaſtal'ſchen Quell des Waſſers,
Den kaſtal'ſchen Quell des Weines,
Den des edlen Gerſtentrankes,

Und zum Vierten den kaſtal'ſchen
Quell des Schnapſes — des Abſinthes.
Demnach theilten die Poeten
Auch ſich ein in Waſſerdichter,
Weinpoeten, Bierpoeten,
Und in Schnaps-, Abſinthpoeten.
Ganz verfallen herbem Weltſchmerz,
Bitt'rem Lebensüberdruſſe,
Finſterer Melancholei,
Prometheiſch-geierbiſſig-
Leberſiechem Peſſimismus,
War der Schwarm der Waſſerdichter;
Fanden Alles miſerabel,
Nur nicht ihre eignen Verſe.
Wohler in der Haut um Vieles
War den Wein- und Bierpoeten.
Dieſen war die Welt ſoeben
Recht, und nur an einem Uebel
Krankten ſie: der Waſſerſcheu.
Die Abſinthpoeten ſchließlich,
Mit den Wein- und Bierpoeten
Theilten ſie die Waſſerſcheu,
Und den Geierbiß des finſter'n
Melancholiſch-überdrüſſ'gen,
Leberſiechen Peſſimismus
Mit dem Schwarm der Waſſerdichter:
Und ſie waren doppelt elend.
In der Schenke bei den Krügen

Als Vertreter waſſerſcheuer
Wein- und Gerſtenſaft-Begeiſt'rung
Saßen drei der beſten Zecher
Im Koſtüm der drei berühmten
Frohgemuthen Handwerksburſche
Aus „Lumpazivagabundus".
Und ſie zechten und ſie ſangen,
Und ſie ſangen und ſie zechten.
„Uns," ſo ſangen ſie vergnüglich,
Uns genügt, wie jenem Alten,
Dem Diogenes, dem weiſen,
Eine Tonne, hei, juchheiſſa,
Aber eine volle!
Und wenn wir ſie leer getrunken,
Kriechen wir hinein, juchheiſſa,
Daß mit uns von einem Wirthhaus
Sie zum andern rolle!
Lebens- und auch Liebeswonne
Spendet ſie, die volle Tonne;
Komme was da wolle!
Aus dem Schaum des Gerſtentrankes,
Dralle Schenkin, ſteigt dein Bildniß
Immerdar als alte deutſche
Venus, als Frau Holle!" —
Draußen vor der Thür der Schenke
In dem grünen Graſe ſaßen
An der Quelle, an dem Bache,
Stumm und kühl die Waſſerdichter.

Saßen grün und gelb vor Mißmuth,
Aergerten ſich baß, daß Jene
Drinnen in der Schenke, ſingend,
Zechend, jauchzend, ſpringend lärmten,
Und ſie wollten es nicht leiden;
Sagten, dieſer Lärm der Zecher,
Dies Geſinge, dies Gekreiſche
Wirke auf ſie ohrzerreißend,
Nervenfolternd, ſinnverwirrend,
Und vom Anblick jener Räuſche
Hätten ſie den Katzenjammer.
Unterdeſſen hat die Schenke
Ganz mit munteren Geſellen
Sich gefüllt. Und das Geſtöhne
Draußen vor der Thür vernehmend
All der blaſſen Waſſertrinker,
Hebt der Zecherſchwarm ein keckes
Spottlied johlend an zu brüllen:
„Hol' der Teufel dieſe blaſſen,
Dieſe waſſerblaſſen Dichter,
Die da wimmern, die da winſeln,
Wehevoll-waſchlapp'ge Wichter!
Von des Lebens ſchweren Nöthen
Faſeln ſie, die Schwerenöther,
Doch geſchrieben ſteht's:
Wie man's treibt, ſo geht's, juchhei,
Wie man's treibt, ſo geht's!“ —
Grimm befällt die Waſſertrinker

Und mit Kieſeln aus dem Bache
Zielen ſie durch Thür und Fenſter
Nach den Zechern in der Schenke.
Zur Erwid'rung fliegen ihnen
Krüg' und Töpfe an die Köpfe.
Und die Waſſerdichter fluchen,
Nehmen ein in Sturm die Schenke.
Aber drinnen, ha, geprügelt
Werden ſie, hinausgeworfen,
Und hinabgeſcheucht zum Bache;
Und ſie ſpringen, Fröſchen ähnlich,
In die Flut, wo ſie am tiefſten,
Während hinter ihnen her es
Heult zum Hohne: „Hol' der Teufel
Dieſe blaſſen Waſſertrinker,
Dieſe waſſerblaſſen Trinker —
Wie man's treibt, ſo geht's, juchhei,
Wie man's treibt, ſo geht's!" —
  Und ſchon iſt es Nacht geworden.
Feſtgebannt noch immer ſitzen
Bei den Krügen in der Schenke,
Blaß und blöde ſchon, die Zecher,
Und die Augen glänzen glaſig,
Und ſie lachen und ſie lallen,
Und ſie faſeln, flennen, fluchen,
Oder ſchnarchen unter'm Tiſche.
Plötzlich von der nahen Thurmuhr
Dröhnt ein Schlag wie dumpfer Donner.

BAYERISCHE STAATS-

Horch! was hebt da an zu ſauſen
Und zu brauſen vor der Herberg'?
Wilder Sturm heult von der Höhe,
Und „Halloh! Hoiho!“ ſo hallt es.
Hei, was iſt das? Heiſſa, ho,
's iſt der Zug des Rodenſteiners!
„'raus da! 'raus aus dem Haus da!
Herr Wirth, das Gott mir helf'!
Giebt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein
Des Nachts um halber Zwölf?“ —
Alſo brüllt vom Gaul herunter
In den Sturm der Rodenſteiner:
Hinter ihm, hui, ſchallt und knallt es,
Klafft und blafft und bellt und gellt es;
'raus da! 'raus aus dem Haus da!
Jo, hihaho!
Rumdiridi!
Hoidirido!
'raus! 'raus! 'raus!“ — !
Heiſſa, hei, wie heult der Sturmwind,
Der da aus der dumpfen Schenke
Fegt hervor die Zecher alle
Sammt und ſonders in die Lüſte
Hoch empor und fort dann, fort,
Fort im Zug des Rodenſteiners!
Hol' der Teufel, Rodenſteiner,
Dich, der Nächtens du die Leute
Fort ſo reißeſt aus der Schenke,

Fort ſie führſt im wilden Heerbann —
's iſt manch' wack'rer Burſch darunter! —
  And're Scenen, and're Bilder
Drängen wechſelnd ſich vor's Auge.
Seht einmal! Zum Theil in zierlich
Koſtümirten Maskenzügen
Kommt die Schaar der Liebesdichter!
Seht ihr da die deutſchen Perſer?
Perſer von dem Main, der Elbe,
Von der Iſar, von der Pleiſſe,
Mit Kaftanen und Turbanen
Und mit großen langen Bärten!
Wolfgang nennt ſich Hatem, Friedel [illegible]
Nennt ſich Mirza, Michel Hafis,
Stehlen Roſen, ſtehlen Früchte
Aus dem Gartenhain von Schiras,
Und „vomiren dann Gaſelen".
Hans und Grete ſind nun Juſſuf
Und Suleika, Gül und Bülbül! —
Seht, wie billig, nun den Perſer
Dieſe Höflichkeit erwidern:
Seht, er dichtet und er ſingt nun
Seinerſeits von „Hans" und „Grete",
„Bub" und „Maidle", jauchzt und jodelt,
Und loslegt er mit „Vierzeil'gen",
Reiherfeder auf dem Spitzhut,
Knapp die Hoſe, grün die Jacke!" —
  Doch es naht nicht minder reizend

Jetzt und harmlos eine and're
Neu'ſte Liebesdichtertruppe:
Mittelalterlich-maskirte,
Koſtümirte Minneſinger!
O wie zierlich die Gewandung!
O wie drollig-derb die Sprache!
Wie poſſirlich die Gebarung!
Und nun ſeht das Seitenſtück auch,
Wie der Franzmann próvençaliſch,
Wie der ernſte Brite gäliſch,
Wie der Wälſche alt-italiſch,
Wie der Skandinave gothiſch
Girrt, ſich trägt und ſich geberdet.
Ja, der Mummenſchanz iſt reizend,
Ja, der Mummenſchanz iſt harmlos,
Und wie möcht' ihn Einer ſchelten?
Gern in Masken geht die Minne.
Ganz im Gegenſatz zu Dieſen,
In verwegenſtem Kontraſte,
Hat die lyriſche Cohorte,
Die da naht, nicht blos Koſtüme
Fremder Art verſchmäht und Masken,
Sondern kecklich abgeworfen
Schier ſogar die eig'nen Kleider.
„Nackte Wahrheit“ iſt ihr Wahlſpruch.
Jetzo hält der Zug und Einer
Läßt, mit einem Ruck ſich ſchwingend
Auf die Schultern der Genoſſen,

Flammenzüngig ſich vernehmen:
„Hört, Genoſſen! Allzu tief iſt
Leider wiederum die Menſchheit
Des Jahrhunderts in Askeſe
Und in Frömmelei verſunken!
Statt ſich arglos hinzugeben
Heiterem Genuß, befaſſen
Junge Männer, junge Mädchen
Sich mit Fleiſchabtödtung, tragen
Stachelgürtel und kaſtei'n ſich.
In dem Joch der Pflichterfüllung
Schmachten die Vermählten — ſchöne
Frau'n verzehren in Entſagung
Sich wie Nonnen in der Zelle,
Ungeliebt und ungenoſſen.
Gar ſo ſchwer entſchließen Menſchen
Sich zu lieben und zu küſſen!
Unſer Fleiſch, mit Einem Wort, iſt
Nicht emanzipirt genug noch,
Und ſo iſt's durchaus vonnöthen,
Daß man Fleiſch und Kult des Fleiſches
Nicht beſinge blos, nein, *pred'ge*,
Und die Welt ſich des zu ſtrengen
Sittlichkeitsbegriffs entled'ge,
Damit an die Stelle düſt'rer
Mönchiſcher Askeſe, welche
Herrſchend jetzt in allen Kreiſen,
Heiteres Behagen trete.

Den Verliebten zu bedeuten
Gilt's, daß Treu', geſchwor'ne Treue,
Thorheit, wenn man heiſcht von ihr,
Daß ſie Liebe überdau're.
Fort mit Treue ohne Liebe!
Fort mit dem Phantom der Pflicht,
Wenn ſie will, daß bei Erfüllung
Seiner Pflicht der Menſch verſau're!
Dieſe Botſchaft zu verkünden
Sei die Loſung, ſei die Sache
Nun der Dichtkunſt des Jahrhunderts.
Fern von ſittlicher Verſchämtheit
Und äſthetiſcher Verbrämtheit,
Kein Geheimniß ſoll ſie machen
Aus natürlichen Inſtinkten:
Darf ſich ſo mit Recht der Wahrheit,
Nackter Wahrheit Schule nennen! —
Dennoch ſind wir idealiſtiſch
Durch und durch auch; denn wann gehen
In der Wahrheit, in der Nacktheit
Bei der Schild'rung und Verkündung
Des bacchant'ſchen Fleiſcheskultus
Wir ſo weit, daß dabei ſolche
Dinge in Betracht wir zögen,
Welche widrig und proſaiſch:
Etwa wie gewiſſe Folgen,
Die bacchantiſch kultivirtes
Fleiſch oft hat für Haut und Knochen!

Traun, das Fleiſch iſt Poeſie,
Proſa aber Haut und Rückgrat —
Nicht zu reden von noch andern
Unäſthet'ſchen Vogelſcheuchen
Auf dem Saatfeld des Genuſſes!
Und ſo ſind denn wir „Veriſten“,
„Realiſten“, juſt die wahren
Idealiſten, die des Lebens
Und des Liebens und Genießens
Heikle und verfehmte Themen
Von der wirklich idealen,
Reinſten, ſchönſten Seite nehmen!“ —
Stürm'ſcher Beifall und zuſtimmend-
Laute Rufe unterbrachen
Oft den Redner, und nun hallte
Heller Jubel ihm entgegen.
Reizende Hetären waren
In dem Zuge. Mit Gelächter,
Scherz und Tanz auf grünem Raſen
Brachten ſie einander zwanglos
Dar mit hochgemuthem Sinne,
Die Poeten und die Schönen,
Den Tribut der freien Minne.
Plötzlich aber dringt ein Schelten
Und ein Toben durch's Getümmel,
Eines zorn'gen Mannes Stimme,
Eines Weibes Angſtgeſtöhne.
Bei den Haaren die Geliebte

Schleppt ein Liebender im Grimme
Wild herbei. Wuthſchnaubend klagt er
Eines Treubruchs an die Schöne.
Einer war es dieſer freien
Minneprieſter, und er tobte:
„Treuloſes Geſchöpf! Unwürd'ges
Pflicht- und ehrvergeſſ'nes Weſen!
Abſchaum du von einem Weibe!
Dies der Dank für meine Liebe?
Dies die Treu', die du geſchworen?" —
„Ach, ich liebte dich nicht mehr!"
Aechzt ſie unter ſeinen Schlägen.
„Das iſt's eben!" ruft er wüthend.
„Unverſchämte, wankelmüth'ge,
Zuchtlos eitle, männertolle
Delila, verworf'ne Dirne!
Fluch dir, Ausbund aller Falſchheit,
Aller Schwäche du des Weibes!" —
So der Ungetreu'n entgegen
Verſe voll erhab'nen Zornes
Speit er und markirt den Rhythmus
Auf des Weibes Liljenrücken.
Solches Zwiſchenſpiel der Minne
Brachte in den allgemeinen
Bacchiſchen Begeiſt'rungstaumel
Dieſer Trunk'nen eine kleine
Und faſt unliebſame Störung.
Neu zum Feſtzug reiht der Schwarm ſich

Und zieht fürder dann des Weges.
  Plötzlich jetzt erſchallt ein donnernd',
Mark und Bein erſchütternd wildes,
Ohrzerreißendes „Hurrah!"
Und begleitet war's von ſchrillen
Tönen einer Kindstrompete.
Nach dem Lärm zu ſchließen, nahte
Sich im Marſch ein kampfluſt-glüh'ndes
Regiment der ſchwerſten Reiter.
Doch es waren zarte Knaben —
Kinder — manche noch getragen
Auf den Armen von der Amme.
Als verklungen war das wilde,
Brauſende Hurrah, da fielen
Jene, die ſchon gehen konnten,
Sich einander in die Haare,
Nannten Stümper ſich und Tölpel,
Und dann rannte dieſer ganze
Literar'ſche Kinder-Kreuzzug
Durcheinander, auseinander —
Jeder heim zu ſeiner Mutter.
  Ernſter zeigte ſich den Blicken,
Märchenhaft ſchier, jetzt ein buntes,
Sinnverwirrendes Geſchwärme:
Mißgeburten, große, kleine,
Krüppel, Knirpſe, Zwitter, Tröpfe,
Heldenköpfe, Spindelbeine,
Greiſe Gnomenangeſichter

Auf noch roſ'gen Säuglingsleibern —
Hie und da ein Feuerauge,
Doch vereint mit faun'ſcher Naſe
Und mit thieriſch-roher Schnauze —
Oder wohlgewachſ'ne Glieder,
An verkehrter Stelle ſitzend —
Zwiſchendurch auch Thiergeſtalten,
Bunt gemiſchte: Regenwürmer
Gab es da mit Eſelsohren —
Schnecken gab's mit Hirſchgeweihen —
Einen Eſel auch mit Adler-,
Und ein Schwein mit Pſycheflügeln,
Gimpel, Pfauenräder ſchlagend,
Aeffchen, hoch auf Straußenbeinen
Stelzend, ein Kameel mit Floſſen,
Dachſe mit Gazellenhälſen,
Stockfiſche mit Haifiſchrachen,
Zeiſige mit Eulenköpfen —
Und dazwiſchen waſſerſücht'ge
Krokodile, ſchäb'ge Tiger
Mit vom Zahnarzt eingeſetztem,
Künſtlichem Gebiß, wuthkranke
Pudel, melanchol'ſche Kater . . .
Und von dieſen Mißgeſchöpfen
Ward gefangen, ward gebunden
Fortgeführt ein edles, hohes
Frauenbild voll reiner Schöne —
Und ſie belfern und ſie greinen

Gegen ſie voll Wuth, begeiſern
Ihr Gewand, verhöhnen grinſend
Sie als „Vettel“, „graue Vettel!“
Sieh, ha ſieh, wie vor dem Anblick
Des Geſunden, Schönen, Reinen,
Sie ſich krümmen, dieſe Wichter,
Kraus verzerren die Geſichter,
Sich in tollen, immer toller'n
Sprüngen wüthig überſtürzen,
Ueberpurzeln, überkollern!
Sie beginnt ein kühnes, hohes
Lied zu ſingen: das des Lebens,
Das der Freiheit, das der Zukunft.
Aber jene Miſchgebilde
Schnappen weg vom Mund das Wort ihr;
Dieſes Lied, das hohe heh're,
Sagen ſie, es ſei das ihre;
Sie nur hätten es erſonnen,
Sie nur wüßten es zu ſingen,
Sie nur — Himmel, welch' Gekreiſche,
Neben lautern Himmelslauten,
Die ſie von den Lippen ſtehlen
Jener Schönheit, der geſchmähten!
Die Gefang'ne mit ſich ſchleppend,
Zieht das Zwitter-Thiergelichter
Bellend, blökend, plärrend weiter. —
Was glänzt blau dort im Gebüſche?
Blaue Strümpfe? Seid willkommen,

Starke Glieder ihr des ſchwachen
Und des ſchöneren Geſchlechtes!
Edle Geiſtesritterinnen,
Vielbeſpöttelt — Frauen ſeid ihr:
Alles könnt ihr, nur nicht ſchweigen.
Rührig iſt die Frauenzunge,
Rührig iſt die Frauenfeder.
Vor euch tragt ihr im Triumphe
Siegesbeute, Siegeszeichen,
Welche kecklich bei verſchied'nen
Literar'ſchen Preiswettrennen
Ihr den Männern abgewonnen!
Dein zu ſpotten, edler Blauſtrumpf,
Sind ja deiner Trägerinnen
Nachgerade ſchon zu viele!
Giebt es in den Reihen Jener,
Die in idealer Maske
Schwärmen, manche, die hyſteriſch,
Die erotomaniſch kränkeln —
Manche, die für demokratiſch-
Soziale Weltverbeſſ'rung
Schwärmend zu Hyänen werden
Und den Beſenſtiel der Hexe
Keck als Fahnenſtange ſchwingen —
Zu geſchweigen von Geringern,
Welche reiten, welche rauchen,
Solchen, welche Hoſen tragen —
Nun man muß auch das entſchuld'gen.

Insbeſond're, wenn ſie Hoſen
Tragen wollen, iſt's begreiflich.
Bloße Sittſamkeit iſt dieſes
Bei den Frauen, die da ſtreben,
Dieſer ſchnöden Erdenſcholle
Engen Schranken zu entfliehen.
Denn wie ſoll's ein Weib vermeiden,
Das ſich will zur Höhe ſchwingen
Vor der Welt profanen Augen,
Seine Beine zu bekleiden? —
  Große Portefeuilles in Händen
Tragend mit gewicht'ger Miene,
Schreitet eine Schaar trübſel'ger,
Aber ſelbſtbewußter Käuze.
Vollgeſtopft mit Wechſelbriefen
Sind die Taſchen, die ſie tragen,
Und auf Lob und Anerkennung,
Auf die Würdigung der Nachwelt,
Lauten ihre Wechſelbriefe.
Und mit dieſen Wechſelbriefen
Stellen ſie, die ſchnöd' Verkannten,
An das Wochenbett der Zeit ſich,
Still den Augenblick erlauernd,
Wo zur Welt ſie bringt die Nachwelt;
Präſentiren wollen dieſer
Sie wie Shylok ihre Scheine.
Arme, ungebor'ne Nachwelt,
Lieber ungeboren bleibe!

Bankerott ja gegenüber
Dieſer Laſt von Zahlungspflichten,
Dieſer Legion von Gläub'gern,
Biſt du ſchon im Mutterleibe! —
Mittlerweile ſchau'n mit Neid ſie,
Dieſe großen Unbekannten,
Auf die würdevoll Geſetzten,
Regungsloſen, Stummen, Alten,
Welche dort im Winkel thronen.
Dieſes ſind die reſpektabeln,
„Schätzbar'n Mittelmäßigkeiten"
Und die „vaterländ'ſchen Dichter",
Welche lang' ſchon todt, doch ſo gut
Literarhiſtoriſch-kritiſch
Eingebalſamt, daß ſie wenig
Oder gar nicht übel riechen.
Der Parnaß hat auch Philiſter
Und da eben naht ihr Aufzug.
Doch ſie ſind nicht ſehenswürdig.
Aber eine Sorte giebt es,
Eine ganz beſond're, rare
Spezies von Erzphiliſtern,
Welche äußerſt ſehenswürdig.
Grimaſſirend, perorirend,
Alltagsſchwätzer, doch mit Worten,
Mit cyklopiſch-ungeſchlachten,
Wie mit Blöcken um ſich werfend,
Seht ihr dort verſchied'ne Recken.

Das iſt jene ganz beſond're
Spezies von Erzphiliſtern,
Die, um für Genies zu gelten,
Sich ſo recken und ſo ſtrecken,
Kraftgenialiſch ſich geberden!
Seht wie jener dort Geſchoſſe
Ballt aus Schnee und Straßenunrath,
Flucht wie ein betrunkner Küſter:
Dünkt ein Carlyle ſich und iſt nur
Ein ſalbadernder Philiſter,
Erzphiliſter, und ſo durchaus
Ledern, daß man aus ihm ſchuſtern
Könnte waſſerdichte Stiefel . . .
  Hei, wer reitet dort ſo ſpät durch
Nacht und Wind auf — Steckenpferdchen?
Dieſe Pferdchen, Steckenpferdchen,
Die ſie reiten, Pegaſuſſe
Sind's von Holz, auf Rädern rollend.
Zahllos iſt der Schwarm! Poeten
Sind ſie, wie die Fliegen Vögel,
Und die Regenwürmer Schlangen.
Laßt den Kleinen doch die Freude —
Dieſen Mücken, dieſen Grillen
Und Heupferdchen des Parnaſſes . . .
Ei, wer ſind ſie? Ach, das liebe
  Völkchen iſt's der — Rathet einmal! —
Und die Recken dort? — Vaganten!
Literar'ſche Strolche! Alles

Sagt der Name. Guarda e passa! —
  Seht doch lieber — ha! was ſoll das?
Eſel kommen da mit Hörnern —
Ochſenhörnern! Alle guten
Geiſter . . . ! Aber ſtill, nur ſtille!
Nein, man darf nicht laut es ſagen!
Eſel, ach, „gehörnte Eſel“
Nannte Swift die Rezenſenten!
Fall auf ihn zurück das Schimpfwort!
Eſel ſind nicht alle — nein!
Hörner freilich haben alle!
Orpheus, der erhab'ne Sänger,
Zähmte einſt die wilden Thiere:
Dieſe waren nicht darunter.
Kritiſche Viviſektoren
Sind's — ſie martern die Lebend'gen
Und behandeln zart die Todten.
Ach, wer nennt ſie? Da iſt Einer,
Der nach Herkuls Keule greift,
Eine Mücke todt zu ſchlagen.
Da iſt Einer, der vor Jahren
Schrieb ein ungewürdigt Epos,
Dann vergrämelt, grauſam grollend,
Kritiſch jahrelang mit ſieben
Cerb'rusköpfen grimm ſich ausboll,
Aber jetzo ſchweigt mit allen
Sieben Köpfen, ſieben Zungen —
Wohl aus Aerger, weil er merkt,

Daß, was lebt, noch immer lebt,
Und was todt, noch immer todt iſt.
Da iſt X. X., eine Miſchung
Diskrepanter Eigenſchaften:
Witzig iſt er, aber dumm.
Da ſind manche — o ſehr Viele! —
Welche geſtern den Lutſchbeutel
Erſt vertauſcht mit der Cigarre.
Auf der Bruſt, wie Orden, tragen
Juſt die Unverfror'nen jetzo,
Unverſchämten, ihre Namen
Offen, keck vor aller Welt.
Keiner will mehr anonym ſein:
Anonyme Unverſchämtheit —
Wär' ſie nicht ein Widerſpruch? —
Stattlich naht, ſehr ſtattlich dort jetzt
Sich ein Aufzug. Hoch zu Roß da
Sitzen Jene, welche machen
Was man nennt die Litt'ratur.
Mit Geleit von Buchverzierern
Halten ſie und Buchvergoldern
Vor der Fama hohem Tempel,
Wo die Prieſterin — Franzöſin
Von Geburt, genannt Reclame —
Sie empfängt an lichter Pforte:
Hinter ihr die Tempelſklaven,
Welche gänzlich dieſer Göttin
Dienſt geweiht ſind, in Geſtalt

Von lebendigen, mit Blättern
Grellbunt überklebten Säulen.
Weihrauchopfer bringt man hier,
Blauen Dunſtes Weihrauchopfer,
Und zum hohen Oſterfeſte
Schlachten hier die Buchverleger
Nicht von Stieren, doch von Krebſen
Manchmal eine Hekatombe.
  Bunter jetzt und immer bunter
Wird das Treiben. Gleich wie Karten
Miſcht der Zufall im bewegten
Feſtgetümmel kraus die Menſchen.
Durch die Menge, rechtshin, linkshin
Fuchtelnd mit der Pritſche, gaukelt
Toll ein blinder Harlekin.
Im Gedränge wird auf friſcher
That ergriffen ein Ideen-
Taſchendieb. Ein Autographen-
Jäger ſammelt Autographen,
Und Skandalhiſtörchen ſammelt
Ein Skandalhiſtörchenjäger.
Nach Verſteinerungen, Muſcheln
Späht dort Einer im Geklüfte;
Ohne Zweifel Geolog?
Nein, ein Dichter! ſucht Motive
Zu hiſtoriſchen Romanen
Aus der Juraperiode.
Ein Erzähler, der berühmte

Muſter ſtrebt zu überbieten,
Späht nach realiſt'ſchen Zügen
Und nach ekelhaften Dingen,
Läßt von einem Arzt ſoeben
Im Detail die Symptomatik,
Pathologik, Therapeutik
Sich der Läuſeſucht erklären,
Weil gebaut auf dieſes Thema
Der Roman iſt, den er eben
Sinnvoll plant. Profeſſor Jäger
Geht umher als Seelenriecher,
Insgeheim nach hierhin, dorthin
Schnüffelnd, Luſt- und Unluſtdüfte
Kundig prüfend — glaubt zu finden
Viel Geſtank und wenig Seele:
So daß er von ſeiner Lehre,
Die bekanntlich Duft und Seele
Nimmt für Eins, beinah' zurückkommt.
Bietet nebenbei Vorräthe
Seines Wollkoſtüms Liebhabern
An und ſeiner Haarduftpillen.
Ein Wagnerianer macht
Propaganda — nicht für ſeines
Meiſters Kunſt, nein, für die reine
Pflanzenkoſt, auf die als Erſter
Im Geſchlecht der Menſchenkinder
Einſt verfiel Nebukadnezar.
Einen ew'gen Freitag predigt,

Einen ewigen Quatember
Unſer Vegetarianer,
Und verſichert, Wagner's Tonkunſt
Müſſe freilich wohl die Nerven
Seiner Gegner krankhaft reizen,
Wenn ſie Fleiſch dabei genießen.
Judenfleiſch nur ſei erlaubt,
Sagt er, Vegetarianern. —
Ei was giebt es dort zu ſchauen,
Dort zu hören in der hohen,
Muſenprieſterlichen Halle,
Wo man an umdrängter Pforte
Geld erlegt hat für den Eintritt?
In der Halle vor den Hörern
Steht ein wandernder Rhapſode:
Lorbeer um das Haupt geſchlungen,
Himmelwärts den Blick gerichtet,
Rezitirt er Hochgeſänge
Voll pindariſch ſtolzen Schwunges
Vor der lauſchenden Verſammlung.
Und ſobald den erſten Sang er
Weihevoll geendet, geht er,
Noch vom heil'gen Feuer glühend,
Mit dem Lorbeer auf dem Haupte
Zum Kaſſier hinaus und ſagt ihm:
„Laſſen ſie das Volk von jetzt an
Um den halben Preis herein!" —
Viel berühmte Leute neu'rer,

Wie vergang'ner Zeit erblickte
Man im bunten Schwarm der Gäſte.
Fauſt, Don Juan, Münchhauſen ſah man,
Eulenſpiegel, Schlemihl, Bräſig,
Don Quixotte, Hudibras,
Frau George Sand und Frau Aſpaſia,
Und Frau Buchholz; Nana, Teut,
Und Diogenes, der Menſchen
Suchte, die Latern' in Händen.
Sehr vergnügt war Peter Schlemihl:
Der bekannte „Mann" (der ärmſte!)
„Ohne Schatten" war auf einen
Schatten ohne Mann geſtoßen,
Deren es ja gibt ſo manche:
Und nun wandelten die Beiden
Seit' an Seite, ſtolz, den Mangel
Einer ſo des Andern deckend.
Auch der Teufel fehlte nicht
Mitten im Geſchwärm des Feſtes.
Ja, leibhaftig war er da mit
Pferdefuß und Hahnenfeder,
Und er führte durch die Menge
Sein Großmütterchen am Arme.
Doch er gab ſich ſehr beſcheiden:
Sehr armſelig war ſein Ausſehn,
Sehr verſchliſſen die Gewandung,
Und er that, als wäre gänzlich
Er herunter nun gekommen,

Und als müſſ' er, um das Leben
Dem Großmütterchen zu friſten
Und ſich ſelber, betteln gehen.
Seine einſt'gen Diener, ſagt' er,
Feuer, Waſſerfluten, alle
Die zerſtörenden Gewalten
Der Natur, die Elemente,
Seien Sklaven in des Menſchen
Dienſt geworden, und ihm ſelber
Wolle Keiner ſeine Seele
Mehr verſchreiben, unter'm Vorwand,
Daß es Seelen gar nicht gebe,
Und daß man, ſein Glück zu machen,
Selbſt nun ſchlau genug geworden,
Nicht des Teufels mehr bedürfe.
Und ſo ſei er denn in Wahrheit
Jetzo ganz ein armer Teufel.
Unter ſolchen heuchleriſchen
Reden geht, Almoſen ſammelnd,
Er umher; zufällig aber
Auf den Pferdefuß getreten
Einmal im Gedräng', vergißt er
Fluchend ſich, ſpeit Feu'r im Zorne . . .
Alles, was um ihn hier vorgeht,
Still belauernd, macht er manchmal
Heimlich ſich 'nen Knopf in's Schnupftuch.
Später, als es bunter zugeht
Schon im Kreiſe, treibt er tolles

Zeug und Taſchenſpielerkünſte.
Plötzlich iſt der Mond vom Himmel
Weggeſchwunden — Alle ſtaunen,
Schaudern, fragen, wo er hin ſei?
Da zieht lachend Meiſter Urian
Den Vermißten aus der Taſche
Wirft ihn in die Luft wie einen
Ball an ſeine alte Stelle,
Wo er ruhig weiterleuchtet.
Auch ein Spiritiſt, ein „Medium“,
Treibt ſich um im Schwarm der Gäſte,
An verſtorbene berühmte
Männer, Frauen, ſtellt er Fragen,
Und ſie ſchreiben, ungeſehen,
Antwort ihm auf Schiefertafeln,
Doch nicht alle. Manche bleiben
Ganz die Antwort ſchuldig, oder
Aeußern ſich ſehr unmanierlich.
Bacon, den man höflich fragte,
Ob es wahr, daß außer ſeinen
Eig'nen er die Werke Shakeſpeare's
Auch ſo nebenbei geſchrieben,
Gab zur Antwort dem Befrager
Einen geiſterhaft-unſichtbar'n,
Aber fühlbar'n großbritann'ſchen
Boxer-Fauſtſtoß vor den Magen.
Victor Hugo ſchrieb, als eine
Antwort man von ihm verlangte,

Für ein Honorar von mind'ſtens
Hunderttauſend Franken ſteh' er —
Anders aber nicht — zu Dienſten.
Nur geiſtloſe Geiſter, leider,
Kritzelten die Schiefertafeln
Voll mit äußerſtem Behagen.
Ich auch ging den Geiſterbanner
Schließlich an: „Vermagſt du Geiſter
Zu beſchwören, ſo beſchwöre
Mir den Geiſt der Zeit! Ein Blättlein
Hätt' ich gern von ihm für's Stammbuch!“ —
Und der Edle ward beſchworen,
Kam und klexte mir in's Stammbuch —
Unterm Tiſch nach Geiſterbrauch —
Einen Zeitungsleitartikel,
Welcher pries des deutſchen Geiſtes,
Deutſchen Schriftthums, deutſcher Sprache
Macht und Pracht vor allen andern
Und geſchrieben war im reinſten,
Parlaments- und Zeitungs-Diebsdeutſch,
So geſpickt mit odiöſen,
Ominöſen, factiöſen,
Querulöſen und ſcabröſen,
So wie auch minutiöſen
Und irrelevanten Themen,
Mal- und Tergiverſationen,
Opportun-inopportunen
Ingerenzen, Entrevuen,

Plaidoyers und Pourparlers,
Konziliant-, intranſigenten
Transaktionen, Kompromiſſen,
Inkompatibilitäten,
Velleitäten, Chauvinismen —
Mit ſo viel perhorreszirten
Interims, Strikes, Brouhahas,
Salemaleks, Tohubohus,
Daß durch dieſe Spracheinwurſtung
Unſer bied'rer Zeitgeiſt ſchließlich
Zweifellos als würd'ger jüng'rer
Bruder ſich erwies des alten
Geiſts der Zeit von Babel's Thurmbau.
  Durch den Schwarm ſo vieler Menſchen
Sah man hie und da zuweilen
Weſpen, kleine Blocksbergweſpen,
Schwirrend hin und wieder fliegen.
An den Leibern dieſer Weſpen
Waren Blättchen aufgebunden,
Und auf dieſen Blättchen ſtanden
Lesbar kleine Epigramme,
Einige mit ſcharfem Stachel,
And're harmlos, unverfänglich.
  Haſchen wir die ein' und and're
Dieſer kleinen Bocksbergweſpen.

Rathend, mahnend, ſcheltend, zücht'gend,
Denkſt du Wunder was es nutzt;

Aber hilft die Brille Blinden,
Und der Eſel, wird er klüger,
Wenn man ihm die Ohren ſtutzt?

⁂

Schau, die Hexe fährt zu Berg!
Aber nicht mehr auf dem Beſen:
Knappes Leibchen, kurzes Röckchen,
Und den Zwicker auf der Naſe!
Und Touriſtin nennt ſie ſich.

⁂

Weil dich juſt der Schnupfen plagt,
Denkſt du durch die Wand zu rennen?
Schneuze dich, ſagt Epiktet,
Schneuze dich, anſtatt zu flennen!

⁂

Tropfen ſeid ihr Straßenkothes,
Unter'm Lauf der Zeitenräder
Hochauf gegen Himmel ſpritzend,
Und ihr wollt euch Sterne dünken?

⁂

Ein erleſenes Talent! — Ja!
In der That, es iſt erleſen!

⁂

Ach wie iſt ſo unbeſtändig,
So zweideutig, ſo verlogen,
Solch' ein Proteus Mancher, daß man
Schwören möchte, wär' gekommen
Er zur Welt als Ochs, ſo würfe
Er den Schatten eines Eſels!

* * *

Daß dem Schönen Friſche fehle,
Hört man vielfach jetzo klagen.
„Friſche fehlt dir, meine Gute!"
Hört' ich jüngſt im Garten ſagen
Stolz zu einem welken Röslein
Eines Vögleins friſchen Quark.

* * *

Rein im Formenglanze blinken
Laß, o Dichter, dein Gedicht!
Zwar Tyrtäus durfte hinken,
Aber ſeine Verſe nicht!

* * *

Armer deutſcher Poet! meiſt haſt du noch lange den Ruf nicht,
Den du verdienſt: erſt den, den der Verleger dir macht!

* * *

Niemand wußte, wer der Autor
Dieſer Verslein. Nur der Teufel,
Dieſer hatte lauernd, ſchielend,
Wohl bemerkt, das ich's geweſen,
Ich, der Schreiber dieſer Zeilen,
Der geknüpft ſothane Verslein
Heimlich an die Weſpenſteiße.
Und er machte ſich den Spaß nun,
Abzufangen ſie wie Fliegen.
Auf mich zu dann trat er grinſend.
„Mit Vergunſt, ſchätzbarſter Dichter!“
Hub er an und ſah dabei mir
In's Geſicht mit ſeinem kohlſchwarz
Glüh'nden Aug', in dem kein Weißes.
„Mit Vergunſt! Mir altem Kerl, mir
Wär' ein Wort zu gut' zu halten,
Dächt' ich, wenn es um Satire
Sich, um Bosheit, Spott, Verneinung
Handelt — und man ſollte, dächt' ich,
Nicht verſchmäh'n von Unſereinem
Was zu lernen; Unſereiner
Iſt kein Neuling doch hierinnen —
Ganz im Gegentheil! —
                Wenn Einer
Solcher Dinge ſich befleißigt,
Kann ich ihm nur ſagen: Menſch!
Spieße, rädere, ſkalpire
Deinen Nächſten: aber Einen

Immer — einen ganz Beſtimmten,
Den man kann mit Fingern zeigen!
Schinde deinen Nebenbuhler!
Kreuz'ge den, der and'rer Meinung,
An den Pranger ſtell' die Beſten!
Dieſes wird man dir verzeihen.
Aber fuchtle mit der Geiſſel
Nicht umher im Allgemeinen!
Und vor Allem, Beſter, hüte
Dich, der Schlechtigkeit, Verderbtheit,
Schwäche, Thorheit an und für ſich
Allzudämlich nah' zu treten!
Kein Pedant, mit Einem Wort, kein
Sittenprediger, kein Swift ſei
Und kein Juvenal! Denn dieſe
Art Humors iſt gar nicht „luſtig!"
Ein Humor, bei dem man ernſt bleibt,
Nicht in heller Lache losplatzt,
Iſt langweilig, wie die Tragik,
Die nicht wirkt auf Thränendrüſen!" —
„Sehr verbunden!" gab zur Antwort
Ich; „indeſſen . . . ich bedaure . . .
Menſchenſchwäche, Menſchenthorheit,
Unſer angebor'nes Erbtheil,
Das uns ſo verhängnißvoll oft
Wird im langen Erdenleben,
So ein bischen durchzuhecheln,
Iſt ein Thun, womit der Menſch ſich

Tröſtet und erbaut zu Zeiten.
Aber meine ſchlimmſten Feinde
Oder Kritiker zu ſchinden —
Namentlich zu perſifliren —
Nein, ich thu's nicht! — Einen Einz'gen
Nehm' ich aus: den Herrn F. M., *)
Der mir ausdrücklich vor Kurzem
Sagte, perſiflirt zu werden
Sei die angenehmſte Sache
Von der Welt; ihn ſelbſt, den Witz'gen,
Hätte Mancher ſchon gebeten,
Ihn doch ja zu perſifliren,
Denn es ſei doch auch — Reclame . . .
„Den allein? das iſt zu wenig!"
Sprach der Böſe. Aber heimlich —
Wie ich merkte — dacht' er: „G'nug iſt's,
Hoff' ich, dir den Hals zu brechen!" —
„Wer nicht hören will, muß fühlen!"
Warf er hin. „Der Lorbeer, fürcht' ich,
Den du ernteſt mit dergleichen,
Wächſt auf einer Haſelſtaude!" —
Darauf ich: In jedem Falle
Laß' ich bald ein Büchlein drucken:
Lachen wird es Keinen machen,
Und ſehr Viele werden's läſtern,
Und nicht Viele werden's lieben,
Und nur Wen'ge werden's loben,
Aber leſen — werden's Alle! —

*) [illegible]

Stracks anbeißend auf den Köder,
Den ich mit dem übermüth'gen
Scherzwort „Alle werden's leſen“
Hinwarf ſeiner Schadenfreude
Und dem Witz der Rezenſenten —
„Meinſt du?“ rief er grinſend, rollte
Tückiſch, ſtill-vergnügt, ſein glüh'ndes
Kohlenaug', in dem kein Weiß iſt,
Und verſchwand mit Hinterlaſſung
Des ihm eigenen Geruches. —
Schlendernd, ſinnend wandt' ich wieder
Mich zurück ins Feſtgewimmel.
Auf das große Hochzeitsballfeſt
Im Verlauf der Nacht vereinte
Sich des Gäſteſchwarmes Antheil.
Es geſtaltete ſich glanzvoll;
Lebhaft war das Tanzvergnügen.
Mit der Braut antrat der Ritter
Von dem Pferdefuß zum Tanze.
Das Großmütterchen des Ritters
Schwenkt' im Takte der Homunkel.
Federleicht und ſchmiegſam hinflog
Frau George Sand in Fauſtens Armen,
In Diogenes', Münchhauſens
Schlemihls, Don Juans, Eulenſpiegels,
Und noch vieler And'rer Armen.
Bräſig walzte mit Frau Buchholz,
Tent vergaffte ſich in Nana,

Tollte mit ihr hin im Reigen.
Mit Aſpaſia, der ſchönen,
Machten Kritiker ein Tänzchen,
Sprangen mit ihr um wie Rüpel,
Doch es ging der Athem ihnen
Früher aus als ihr, der Schönen.
Trüber brannten ſchon die Lichter,
Um ſo heller aber brannten
In der Dämmerung die Blicke.
Schon geſtaltete ein wenig
Orgiaſtiſch ſich das Hochfeſt:
Was des Breiteren zu ſchildern
Ich hier billig unterlaſſe.
Eins nur darf ich nicht verſchweigen:
Daß bei dieſem Hochzeitsfeſte
Auf dem Punkte ſtand Schön-Curlei,
Von Champagnerſchaum umbrandet,
Zu entflieh'n zum erſten Male,
Seit ſie war getraut mit Munkel.
Hinterlaſſen ſchon bereit lag
Ein Billet, drin ſie geſtand
Ihrem angetrauten Gatten,
Daß ſie einen Mann gefunden,
Bei dem Feſte der Vermählung,
In der Feſtluſt holdem Taumel,
Der ihr Herz entfachte, wie es
Niemals ihr bisher geſchehen —
Den vielleicht ſie lieben könne.

Doch nach einer halben Stunde
Hatte ſie die Ueberzeugung,
Daß der Mann, dem ſie zu folgen
Im Begriff war, den, umbrandet
Von Champagnerſchaum, ſie vorſchnell
Für ein Ideal gehalten,
Nur ein ganz gemeiner Wicht ſei.
Und zurück zur rechten Zeit noch
Kehrte ſie, ihr bräutlich Bette,
Wie geziemend, zu beſteigen
Mit dem angetrauten Gatten.

◆

Sechſter Geſang.

Eldorado.

Keine Luſt verſpürte Munkel,
Seinen Schatz, den neu gehob'nen,
Und den größern ſeiner hohen
Angeborenen Talente
Irgendwie noch in den faulen
Unternehmungen der morſchen
Alten Welt auf's Spiel zu ſetzen.
Eine neue Welt zu ſuchen
Ging er aus für höh're Zwecke,
Unabhängig von dem Zwange
Der Verhältniſſe des Welttheils
Seine Sendung zu erfüllen,
Zu verwirklichen im höchſten
Stile den Homunculismus.
Eine Kolonie zu führen

In die Fremde, war ſein Vorſatz,
Weit hinweg — am liebſten fernhin
Nach dem gold'nen Eldorado!
Warum ſollt' es ihm nicht glücken,
Zu entdecken dieſes Eiland,
Dieſes ſel'ge Land des Goldes
Fern im Weſten, wenn er auszog
Als ein anderer Columbus,
Mit dem eig'nen und mit Lurlei's
Uebermenſchlich feinem Spürſinn
Für verborg'ne gold'ne Schätze? —
Lange war die Fahrt und mühſam —
Mag ein And'rer ſie beſchreiben —
Und es ſetzten juſt die Meut'rer,
Wie in ſolchen Fällen üblich,
Auf dem Schiff dem kühnen Führer
An die Bruſt des Degens Spitze —
Da erſcholl es: „Land!" und leuchtend
In dem Glanz der Morgenſonne
Lag vor Aller Augen herrlich
Eldorados gold'ne Küſte.
Dieſes Land, ein Paradies war's
Ohne Schlange, reich und blühend.
Golderz glomm in Bergestiefen,
Flimmert' im Geſtein, im Sande.
Milch und Honig floß in Bächen.
Stürme gab es nicht im Lenze,
Wetter nicht in Sommertagen,

Graue Nebel nicht im Herbſte,
Schneefall nicht in Winterszeiten.
Gärten, Wieſen, Felder grünten
Blühten ungedüngt. Es fraßen
Keine Raupen an den Blüten,
Keine Weſpen an den Früchten,
Keine Käfer an den Rinden,
Keine Nager an den Wurzeln.
Bienen hatten keine Stacheln,
Katzen hatten keine Krallen,
Rinder hatten keine Hörner,
Eſel keine langen Ohren.
Keine Eulen, keine Marder
Gab es, Geier nicht noch Habicht,
Keine Hunde in den Gaſſen;
Keine Maden gab's im Käſe,
Keine Motten im Gewande,
Keine Wanzen in den Pfühlen,
Keine Ratten in den Kellern,
Keine Mäuſe in den Löchern,
Keine Läuſe in den Pelzen,
Keine Flöhe in den Ohren,
Keine Würmer in den Naſen,
Keine Steine auf dem Herzen,
Keine Fliegen im Getränke,
Und kein Haar im Suppentopfe.
Friedlich lebten die Bewohner
Hin in edler Sitteneinfalt,

Ohne Haß und ohne Neid,
Ohne Ehrgeiz, ohne Zwieſpalt,
Ohne Habgier, ohne Hoffahrt,
Ohne Spiegel, ohne Schminke,
Ohne Brillen, ohne Krücken,
Ohne Stelzen und Kothurne,
Ohne falſche Zähne, ohne
Falſche Culs und falſche Waden,
Ohne Schulden und Duelle,
Ohne Hörner in der Ehe,
Ohne Wortbruch, ohne Treubruch.
Nicht Verrückte, nicht Verbrecher
Gab's, noch Kranke; nur freiwillig
Starben Greiſe, eingeroſtet
War und ſtumpf die Parzenſcheere.
  Keinen Antiſemitismus
Gab es hier und keine Juden,
Kein Revanchegelüſte, keinen
Nationalitätenhader.
Die Bewohner dieſer Gaue
Zankten niemals um des Eſels
Schatten und des Kaiſers Bart ſich,
Zäumten nie das Pferd beim Schwanz auf,
Drehten niemals einen Sandſtrick,
Machten nie den Bock zum Gärtner,
Faßten nie beim Schwanz den Aal
Und ein ſchönes Weib beim Worte,
Zogen niemals das unrechte

f.r. 147

Schwein beim Ohre aus dem Koben,
Brachen über's Knie die Wurſt nicht.
Und die Büchſe der Pandora
Oeffneten ſie nie ſo weit,
Daß das Unheil Zeit und Raum fand,
Mit dem Heil herauszuſchlüpfen.
Keine läſt'gen Dilettanten
Gab's, und keine Denkmalbettler,
Keine literar'ſchen Strolche,
Keine groben Droſchkenkutſcher,
Keinen unreinlichen Zahnarzt,
Keinen Prieſter, keinen Anwalt,
Keinen Arzt und Salbenkrämer,
Keine Schmeichler, keine Flegel,
Keine grämlichen Philiſter,
Kein verbummeltes Genie.
Ha, wie ſtürzten ſich die gier'gen
Fremdlinge, die Koloniſten,
Ueber dieſe gold'nen Fluren!
Und in Schaaren ſtrömten and're
Von der alten Welt herüber.
Bald wie Tropfen in der Meerflut
War im fremden Schwarm verſchwunden
Das idylliſche, das ſtille,
Sel'ge Volk der Ureinwohner.
Munkel aber ging an's Werk,
Im geſegneten Gelände
Ruhmvoll einen zeitgemäßen

Großen Muſterſtaat zu gründen.
Müh'voll war das Unternehmen,
Langſam ſchritt die Sache vorwärts,
Wie bei allem Großen, Schönen:
Langſam wie die Perle reift
In der Muſchel, wie der Demant
In der Erde, die Verſöhnung
Unter Oeſt'reichs Völkerſchaften,
Die Kultur in Kamerun,
Und der deutſche Geiſt im Elſaß.
Gerne will ich euch berichten,
Wenn es nicht zu ſehr euch langweilt,
Einiges von dieſem großen,
Zeitgemäßen Muſterſtaate.
Als die oberſte, die erſte
Macht im Staate ward verkündet
Das Geſetz: und zur Verehrung
Ausgeſtellt in einem Tempel
Als Palladium, als Idol,
War's in ſichtbarer Geſtaltung:
Die Geſtaltung eines rieſ'gen
Paragraphenzeichens hatt' es,
Und gefertigt war's aus Kautſchuk,
Anzudeuten, daß es biegſam,
Daß es ſchmiegſam, — und es ließ ſich
Auf den Kopf ſogar auch ſtellen,
Ohne die Geſtalt zu ändern.
Das Geſetz war Gott und Munkel

Sein Prophet. Zur Seit' ihm ſtanden
Die Miniſter; hinter dieſen
Stand das Parlament, und hinter
Dieſem ſtand die Volksverſammlung.
  Die Partei'n im Parlamente
Nannten ſich nach zweiunddreißig
Richtungen der Windesroſe:
Eine Süd-Süd-Oſtpartei,
Eine Nord-Nord-Weſtpartei auch
Gab es, u. ſ. w. Jede
Dieſer ſämmtlichen Parteien
Hatte ſechs Parteiminiſter,
Welche, je nachdem des Windes
Richtung brachte Gunſt und Ungunſt,
Kamen, gingen, gingen, kamen,
Wie Figürlein aus dem Häuschen
Bei gewiſſen Apparaten
Nach des Wind's und Wetters Wechſel.
  In den Rath der Alten theilte
Sich das Parlament — die Rechte
Der Vergangenheit vertrat er —
Und den Rath der Jungen, welcher
Stets vertrat das Recht der Zukunft:
Gegenwart blieb unvertreten.
  Klein das Ohr und groß die Zunge —
Dieſes galt als erſtes Merkmal
Eines echten Volksvertreters.
Worte, ſtromweis ſich ergießend,

Der Verſtand nur tröpfelnd — dieſes
Hatte ſich bewährt als rechte,
Zweckentſprechend-prakt'ſche Miſchung
In dem Volksvertretungsleben.
  Hohe Weisheit war's, die Stimmen
Nicht zu zählen, nein, zu wägen.
Eine koloſſale Wage
Stand mit ungeheuren Schalen —
Flachen Räumen, breit wie Tennen,
Feſtgefügt aus eich'nen Bohlen —
In des hohen Hauſes Mitte.
In die ein' und and're Wagſchal'
Traten die Partei'n, die Fragen
Zu entſcheiden, und es ſtellte
Sich heraus, daß dieſe Wägung
Mindeſtens in gleichem Maße
Stets zum Sieg verhalf dem Rechten,
Wie der alte Brauch der Zählung.
  Aber der Inſtanzen höchſte
War, ſobald im Parlamente
Man das Votum abgegeben,
Des ſouv'ränen Volkes Stimme.
Dies verſammelt' auf dem Markte,
Oder auch, bei Regenwetter,
In den Schenken ſich zu letzter,
Zu endgültiger Entſcheidung,
Die im Staat nicht weiter zuließ
Eine höhere Berufung,

Und die fertig ihm geliefert
Wurde von den Straßenrednern
Und den öffentlichen Blättern.
So geartet war der Grundbau
Der politiſchen Verfaſſung.
Feſt- und Feiertage wurden
Abgeſchafft in Eldorado,
Bis auf eins, das, hoch-bedeutſam,
Hieß das große „Affenſchwanzfeſt“.
Dieſes ſinn'ge Feſt, entlehnt war's
Einem Indianerſtamme.
Einen Tag und eine Nacht lang
Tummelte mit aufgebund'nen
Affenſchwänzen in den Wäldern
Sich, zu ewigem Gedächtniß
Ihrer Herkunft und Verwandtſchaft,
Fröhlich, feſſellos die Menge.
Abgeſchafft desgleichen wurden
Die gewohnten Heil'gennamen,
Auf die man vordem getauft war,
Und erſetzt durch klangvoll ſchöne
Wiſſenſchaftlich int'reſſante.
Auf dem nächſten Balle ſah man
Doktor Amphioxus Meyer
Walzen mit Monera Schmidt
Und mit Frau Gaſträa Schulze.
Glänzend war des Muſterſtaates
Fortſchritt in des Rechtes Pflege.

Die Verhandlungen entſchied man
Meiſtentheils durch Schachpartieen
Des Vertheid'gers und des Anwalts
Der Gerichte; jezuweilen
Auch durch Boxen oder ſonſt'ge
Balgereien zwiſchen Beiden.
Bei Beſtrafung der Verbrecher
Gab den Ausſchlag ſtets die Rückſicht
Auf Naturgeſetze, wie ſie
Längſt ermittelt die Statiſtik:
Daß in jeder Zeitepoche
Nach Geſetzen des Naturlaufs
So und ſo viel Menſchen ſtehlen,
So und ſo viel ſich erhängen,
So und ſo viel mit Injurien
Fremder Ehre nahe treten,
So und ſo viel ihres Nächſten
Hausfrau lieben, und ſo weiter.
Demgemäß nun gingen immer
Straflos aus ſo viel Verbrecher
Jeder Art, als in dem Genre
Das Naturgeſetz erheiſchte
Nach ſtatiſtiſchem Ergebniß.
Laufen ließ man ſo an jedem
Tage von den Taſchendieben
Zeh'n, weil dieſes die Normalzahl:
Doch der Eilfte ward gehangen.
Ganz auf chemiſch-phyſikaliſch

Phyſiologiſche Prinzipien
Stützte man die Wehrverfaſſung
Und die Art der Kriegesführung.
Heeresmaſſen abzuſtoßen
Lehrte jetzo die Mechanik,
Und ſtatt and'rer Schläge gab es
Jetzt elektriſche im Felde.
Auch erwieſen ſich im Nothfall
Nützlich Cholerabacillen,
Ungeziefer aller Arten,
Bomben, welche platzend plötzlich
Mörd'riſchen Geſtank entluden,
Gaſe, ſchrille Diſſonanzen,
Ohrzerreißende; nebſt andern
Sinnesfoltern, wie der Scharfſinn
Sie erſann, ſich überbietend.
Anvertraut ward der Armeen
Oberſtes Kommando jetzo
Profeſſoren, tücht'gen Meiſtern
Der Chemie, Phyſik, Mechanik.
Im Verkehr des Handels galten
Und der Induſtrie die alten
Sprüchlein: »Decipi vult mundus« —
„Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte."
Uebervortheilung vermied man
Dadurch, daß gefälſchte Waaren
Man mit falſchem Geld bezahlte.
Schließlich war ſtatt wucht'ger Münze

Leichtes Werthpapier in Umlauf:
Scheine, Bons, wie man ſie nannte,
Welche Zwangscours hatten, niemals
Eingelöſt zu werden brauchten.
Jeder Käufer ſtellte ſolchen
Bon aus im Betrag des Preiſes;
Der Empfänger gab ihn weiter,
Und von Hand zu Hand ſo gehend,
Nützten bald ſich ab die Zettel,
Bis beſchmutzt, zerſetzt von ſelber
Sie aus dem Verkehr verſchwanden.
Froh des Seinen ward der Bürger,
Steuern gab es nicht noch Zölle,
Und der Staat beſtritt die Koſten
Der Verwaltung ganz mit Schulden.
In den religiöſen Dingen
Herrſchte Duldſamkeit; doch wieder
Eingeführt ward eine heil'ge
Hermandad für Tagesmeinung
Im Bereich der Wiſſenſchaften:
Streng verbrannte man die Ketzer.
In der Journaliſtik aufging
Alles Schriftthum, und die Preſſe
Blieb für öffentliche Meinung
Tonangebend dadurch, daß ſie
Sich zu ihrer Sklavin machte.
Auf die Zuchtwahl ward gegründet
Ehe- und Familienleben.

Neugebor'ne wurden alsbald
Meiſt verkauft an Kinderhändler.
Wer Verlangen trug nach Kindern,
Kaufte nach belieb'ger Auswahl
Solche in der Kinderhandlung;
Namentlich in der „zum Storch“
Kaufte man ſie ſchön und billig.
  Ihrem Gatten hatte Lurlei
Als des ſchönſten Ehebundes
Frucht geſchenkt ein holdes Knäblein,
Eldorados echten Sprößling:
Golden waren ſeine Härlein.
Aber, ach, obgleich der Mutter
Treues, reizend-ſchönes Abbild,
Todtgeboren kam zur Welt
Dieſes goldgelockte Knäblein.
Anvertraut den Anatomen
Ward ſein Leib, um zu ermitteln
Seines frühen Todes Urſach',
Seines Tod's noch vor dem Leben.
Und es fanden die Zerglied'rer,
Daß des Knäbleins Organismus
Unvollſtändig: wie ja öfters
Neugebornen dieſes, jenes
Glied zu viel, zu wenig mitgiebt
Die Natur in's Leben: etwa
Vier ſtatt fünf der Finger oder
Zehen — ſo gebrach dem zarten

Sprößling des erleſ'nen Paares,
Des Homunkels und der Nixe,
Ein gewiſſes für den Blutlauf
Dienliches Bruſteingeweide:
Jener große, weiche Muskel,
Den wir Herz zu nennen pflegen.
Sehr zum Leide, zum Verdruſſe
War es Munkel, daß er ſeine
Vaterhoffnung ſah geſcheitert:
Gern erprobt hätt' er die höher'n,
Feiner'n Künſte der Erziehung
An dem eigenen Geblüte,
An dem echten Sohn und Erben.
Zum Erſatz erwarb er käuflich
Aus des Eilands Neugebornen
Einen Knaben ſich, ein Mägdlein.
Reizend waren ſie und roſig,
Dieſer Knabe, dieſes Mägdlein,
Arme und verlorne Waiſen
Eingeborener Familien,
Des geringen Ueberreſtes
Der verdrängten Ureinwohner,
Die noch hie und da, in ſtillen
Buchten Eldorados hauſend,
Ein idylliſch Leben führten.
Eldo nannte ſie und Dora,
Weil dem Urſtamm Eldorados
Rein entſproßt, ihr Pflegevater.

Vielverſprechend aufzublühen
Schien in edler Vollkraft dieſes
Schönſte Kinderpaar der Inſel.
Eldo zu der Männer Vorbild,
Dora zu der Frauen Muſter
Zu erzieh'n nach eig'nem Sinne,
Eig'nem Plan, gedachte Munkel.
Tadellos zu jener Zeit war
Lurlei's Ruf in Eldorado;
Nur daß hie und da gemunkelt
Ward im Land von einer kurzen,
Aber ſeltſamen Berührung
Unſ'rer nixenhaften Schönen
Mit dem „fliegenden Holländer",
Dem bekannten Geiſterſchiffsherrn,
Der verdammt zu ruheloſer
Irrfahrt auf der öden Salzflut,
Bis ein edles Frauenweſen,
Wahrhaft liebend, ihn erlöſet
Von dem böſen Schickſalsfluche.
In der That war dieſer Aermſte
Auf der ziellos grauſen Irrfahrt
Einmal auch vorbeigeſegelt
An dem Eiland Eldorado,
Hatt' am Strand erblickt die Lurlei
Ruhend auf beſonnter Klippe,
Trällernd leiſ' ein Zauberliedchen,
Wie von ihrer Nixenzeit her

Sie zu thun noch nicht verſchmähte
Manchesmal in müſſ'gen Stunden —
War entbrannt in heißer Flamme
Für das Weib, das zauberſchöne,
Hatt' im Wahn der Leidenſchaft ſich
Hingegeben der Erwartung,
Dieſes ſei das Frauenweſen,
Das er ſuche, wahrhaft edel,
Und beſtimmt, ihn zu erlöſen.
In Geſtalt und mit Manieren
Eines ſchmucken Kapitäns
Huldigt' er, an's Land gekommen,
Ihr, der nixenhaften Schönen.
Sich're Einzelheiten fehlen;
Doch gewiß iſt, daß der Arme,
Der geſpenſt'ge Geiſterſchiffsherr,
Unerlöſt, um eine bittre,
Schmerzliche Erfahrung reicher,
Eines Tag's ſehr bleich zurückſchlich
Auf ſein Geiſterſchiff im Meere . . .
Gleiche Rechte mit den Männern
Hatten allzumal die Frauen,
Saßen auch im Parlamente.
Lurlei hatte, muthvoll kämpfend,
Durchgeſetzt in Eldorado
Lange vorenthalt'ne Rechte;
Uebernahm nun ſelber oft auch
Glänzende Vertrauensämter,

Würden aller Art im Staate.
Halb begannen zu verzichten
Auch auf ihre Tracht die Frauen,
Gingen gern in Männerkleidern,
Ungezwungenem Verkehr
Der Geſchlechter zur Erleicht'rung.
Da indeß es umgekehrt auch
Männer gab, ſeltſam geartet,
Welche ſich als Weiber fühlten,
Weiblich Weſen in ſich pflegten,
Wurde dieſen gern geſtattet,
Auch zu geh'n in Weiberkleidern,
Und es ward verfügt am Ende,
Daß die Landeskinder ſämmtlich
Vor der Obrigkeit, der hohen,
Einzeln hatten zu erklären,
Ob ſie zu den Männern wollten
Zählen oder zu den Weibern.
Selbſtverſtändlich war's, daß Frauen,
Welche ſich für Männer gaben,
Eine Ehe konnten ſchließen
Mit den Ueberläufern — mit den
Männern weiblichen Geſchlechtes;
Und naturgemäß dann führten
Sie das Regiment im Hauſe.
Mit der Heilkunſt auch befaßten
Sich die Frauen, und als Regel
Wurde feſtgeſetzt, daß Aerzten

Männlichen Geſchlechts die Frauen,
Weiblichen Geſchlechts die Männer
Sich erkrankend anvertrauten.
Hierdurch ward, merkwürd'ger Weiſe,
Fortan zwar vermehrt die Zahl
Der Erkrankungen beträchtlich,
Doch vermindert ſehr erheblich
Ward die Zahl der Todesfälle.
In errungenen polit'ſchen
Hohen Stellungen verſtanden
Es die Frau'n, der Untergeb'nen
Neigung für ſich zu gewinnen,
Straften aber auch nichts ſtrenger,
Unnachſichtlicher, als Mangel
An Ergebenheit und Treue.
In der Kriegskunſt ſchien den Frauen
Mancher Lorber auch zu blühen,
Und in off'nem Felde ſah man
Aus dem Lieblings-Tic der Frauen,
Stets das letzte Wort zu haben,
Und aus ihrer Ungeneigtheit,
Keckem Angriff feig den Rücken
Zuzukehren, Eigenſchaften
Von ſoldatiſch hohem Werthe
Sich entwickeln. —
Und nun laßt mich
Schließlich noch ein Wörtchen ſagen
Von dem Leben, von dem Treiben

Der Partei'n in Eldorado.
Muſterhafte Disciplin war
Eingeführt in dieſes Eilands
Rührigem Parteienleben.
Jeder Einzelne — bei ſchwerer
Leibes- oder Lebensſtrafe
War, wie billig, er verpflichtet,
Blindlings zuzuſchwören einer
Von den herrſchenden Parteien,
Blindlings dann in allen Stücken
Aufzuopfern jener Meinung,
Die zufällig juſt im Schwange
War im Schoße der Partei,
Seine beſſ're Ueberzeugung,
Und nichts anders ſein zu wollen,
Als Partei-Kanonenfutter.
Der Zerſplitterung der Stimmen
Und der unheilvollen Schwäche
Weich-rührſeliger Gemüther
War geſteuert durch Geſetze,
Streng, doch wirkungsreich — wie folgt:
Wer da zu behaupten wagte,
Daß die andere Partei auch
Nur ein einzigmal im Recht ſein
Könnt' in der geringſten Sache —
Fünfzig Streiche auf die Sohlen
Mit dem Bambusrohr bekam er.
Wer der Meinung, daß des Rechtes

Und der Sittlichkeit Begriffe
Gelten auch im Völkerleben,
Gelten auch im öffentlichen
Leben müßten — ward geſteinigt.
Wer behauptete, man dürfe
Auch im öffentlichen Leben
Kämpfen nicht mit allen Mitteln,
Nicht mit Lüge und Verleumdung —
Ward geſperrt in's Haus der Irren.
Wer ſo dreiſt war, eine Sache
Je von einem andern Standpunkt
Als dem Standpunkt der Partei,
Etwa dem des Rechts, der Wahrheit,
Zu erörtern — ward geköpft.
Einer, der in ſeinem Blatte
Einmal ließ verlauten etwas,
Deſſen Kunde, wenn auch wahr, nicht
Im Int'reſſe der Partei lag,
Während ſeine Pflicht erheiſchte,
Im Parteiblatt einzig deſſen
Zu erwähnen, was da Waſſer
Auf der Mühle der Partei war,
Alles And're zu verſchweigen,
Zu verdrehen — ward gerädert.
Dies die Disciplin, durch welche
Kräftig man zu ſteuern ſuchte
Der Zerſplitterung der Stimmen
Und dem Schwachſinn weicher Seelen.

Traun! Heilſamen Schreckens voll
Betete im ſtillen Jeder:
„Mit den anderen Parteien
Werd' ich fertig; aber ſchütze,
Herr, mich vor den Gleichgeſinnten!" —
Aufrecht ſtets in wünſchenswerther
Schneidigkeit und Schärfe hielten
Sich im Staat die Gegenſätze,
Daß ſo kräftigſt und geſündeſt
Blühte das Parteienleben.
Nun geſchah es, daß von jenen
Einflußreichen Straßenrednern,
Die des Volkes Urtheil lenkten,
Mächtig einer ſich hervorthat,
Schwengel war in allen Glocken,
Eine Art von Strolch — die Herkunft
Unbekannt, an Rumpf und Gliedern
Zwerghaft faſt, doch rieſenköpfig,
Löwenſtimmig, redemächtig.
Grob war er wie ein Genie,
Und galant wie ein Gorilla.
Rieſig ſtark war er, ſo daß er
Einen ausgewachſ'nen Ochſen
Zwar nicht auf den Berg hinauftrug,
Wie einſt Milo, aber aufaß.
Nachgeſagt von Feinden, Freunden
Ward ihm, daß er ſeine Mutter
Noch als Kind im Mutterleibe

Tödtete mit einem Fußtritt.
Aus dem Mund flog ihm das Wort wie
Stöpſel aus Champagnerflaſchen,
Und ſein Haupt glich eines Zünders
Phosphorköpflein — die geringſte
Reibung, und er explodirte.
Demokrat vom reinſten Waſſer
Und leibhaftige Verkörp'rung
Sozialiſtiſcher Prinzipien
War er in der Volksverſammlung.
Gegen den, der über ihm ſtand,
Donnert' er: „Gleich ſind wir Alle!"
Den hernach, der unter ihm,
Warf er nieder mit dem Zuruf:
„Wicht, du willſt dich mir vergleichen?" —
Und ſein Wort war wie die Windsbraut,
Ungeheuren Staub aufwirbelnd,
Und ſo feurig, wie der Samum,
Ungeheuren Brand entfachend
In den menſchlichen Gemüthern:
Ungeheu're Waſſerſpritzen
Waren nöthig zu beſprengen
Markt und Gaſſen und Gemüther,
Wenn er öffentlich geſprochen.
Leo Haſe war der Name
Dieſes mächt'gen Volksaufrührers.
Noch hatt' er die große Mehrzahl
Nicht im Volk auf ſeiner Seite:

Doch die Kühnſten und die Stärkſten.
  Die Parole, die er ausgab,
Lautete: Wir laſſen uns
Nicht majoriſiren!" —
Für das „Recht der Minderheiten"
Eintrat er vor aller Welt!
  Einberufen eines Tages
Hatt' er auf dem off'nen Marktplatz
Eine große Volksverſammlung.
Um ihn drängte dicht der Schwarm ſich.
Flugs auf einer alten Tonne
Ober'n Deckel, die zufällig
Daſtand in der Straßenecke,
Sprang er, und von da herunter
Schleudert' er in's Volk die wucht'gen
Donnerkeile ſeiner Rede.
  „Hört!" ſo rief er; „einen Landſturm
Bin zu pred'gen ich gekommen —
Gegen die verhaßte, alte,
Schnöde Tyrannei der Mehrheit! —
Dieſe Tyrannei der Mehrheit
Will ich ſtürzen, Bahn zu brechen
Für die echte, wahre Freiheit,
Für das echte, wahre Recht;
Und dies Recht, es iſt kein and'res,
(Hört!) kein and'res, als das ſchmachvoll
Unterdrückte, lang' verkannte,
Heil'ge Recht der Minderzahl!

Himmelſchreiend iſt das Unrecht,
Daß wir Andern deshalb einzig,
Weil wir in der Minderzahl,
Sklaviſch uns dem Willen fügen
Sollen jener eitlen Mehrzahl!
Eine neue Staatsverfaſſung
Gilt's zu fordern, die gegründet
Auf das heiligſte der Rechte,
Auf das Recht der Minderheit! —
Beifallsrufe zollte brauſend
Die Partei dem kühnen Sprecher:
Aber greulich ihm entgegen
Lärmte die Partei der Mehrheit.
„Nein, ihr Brüder, und ihr Andern
Alle hört! Wir laſſen uns
Nicht majoriſiren!" —
Alſo zeterte der Wilde,
Stampfend auf der Tonne Deckel,
Drauf er ſtand.
„Wir laſſen uns
Nicht majoriſiren . . ."
Jetzt war der Moment gekommen,
Wo, wie's Brauch in ſolchen Fällen,
Brach die Tonne — drauf gewartet
Hatten ſchon die Häſcher: eilig
Stürzten ſie herbei und rollten
Fort im Faß den Demagogen,
Rollten ihn bis zu des Kerkers

Pforte, die ſich krachend aufthat —
Während grimmig auf dem Markt ſich
Raufte Mehr- und Minderheit.
Und der Sieg — er blieb den Stärkſten,
Blieb den Keckſten. Und ermuthigt
Durch den Glanzerfolg des Tages,
Achten ſie nicht Schranke weiter
Noch Geſetz: vor jenen Kerker
Rücken ſie in hellen Haufen,
Wo der Held in Banden ſchmachtet.
Und mit wildem Lärm erbrechen
Sie die Pforten und befreien
Den Gefang'nen: im Triumphe
Tragen ſie auf ihren Schultern
Durch die Gaſſen ihn, wo ſchweigend
Und die Augen niederſchlagend,
Hinſchleicht die beſchämte Mehrzahl.
Und von da an, auf der Stirne
Martyr-Glorienſchein vereinend
Mit dem Lorber des Erfolges,
Feiert ſtolz er, mit Behagen,
Dieſe Himmelfahrt des Ruhmes,
Folgt dem Ruf zu großen Thaten,
Rafft ſich auf zum Heldenthume.
Er bewaffnet ſeinen Anhang,
Rückt ins Feld, verſchanzt ſein Lager,
Zieht an ſich viel neue Schaaren,
Um zu führen dann den Hauptſtreich.

Alte Sage lebt' im Lande,
Daß in Eldorados Bergen
Reiche gold'ne Schätze ruhten.
Zwar der Inſel ſtilles Urvolk
Hatte, harmlos-glücklich, wenig
Sich um ſolchen Hort gekümmert;
Doch die neuen Koloniſten
Schürften emſig nach des gold'nen
Erzes Adern im Gefelſe.
Eines Kegelberges Gipfel
Ragte nah' der Inſelhauptſtadt,
Der, umgrünt von Rebgeländen,
Holden Friedens, reichen Segens
Stätte war ſeit grauer Urzeit.
Aber ſieh, des hellen Goldes
Unerſchöpflich reichſte Mine
War zu Tage nun getreten
In desſelben Berges Schoße.
Gierig ſtrömten ſie zuſammen,
Eldorados neue Bürger,
Auszubeuten dieſen Erzſchacht.
Tief einbohrte ſich die Habgier
In die goldesſchwang'ren Schollen,
In den Glimmerfels — vergeſſen
War vom Volke, und vergeſſen
Selbſt, ſo ſchien's, vom umſichtsvollen
Neuſtaatsgründer, Neuſtaatslenker,
War von Munkel, was des Neuſtaats

Wohlfahrt, Sicherheit erheiſchte.
Deſſen freute ſich im Herzen
Leo Haſe, der verſchmitzte
Volksaufrührer, welcher lauernd
Mit dem ſchlagbereiten Heere
Stand im Feld. Es murrten manche
Schon der Seinen, daß vergönnt nicht
Ihnen auch es ſei, zu ſchürfen
Ihren Antheil aus dem Goldſchacht.
Aber Leo Haſe ſagte,
Als er Eldorados Mehrzahl,
Munkel's Arimaſpenvolk,
Statt mit Eiſen ſich zu gürten,
Blind ſah nach dem Golde haſten:
„Grabt nur nach den goldnen Körnern!
Scharrt in eures Angeſichtes
Schweiß ſie lechzend aus der Erde!
Wenn geſammelt iſt der Segen
Und in Garben ſteht die Goldſaat,
Kommen wir, um ſie zu holen! —
Langt nur immerhin, ihr „Reichen",
Aus der heißen Aſche für uns,
Für uns „Arme" die Kaſtanien —
Dieſe goldenen Kaſtanien! —
Die ihr euch gelacht in's Fäuſtchen
Einſt, dieweil wir, eure Taſchen
Füllend, blut'gen Schweiß vergoſſen,
Finden werdet ihr am Ende,

Daß ihr euch für uns bemühet . . ."
So mit ſchrecklicher Geberde
Sprach der wilde Volksaufrührer
Leo Haſe, und die Seinen
Brüllten Beifall in der Runde.
Unanſehnlich, kampf-unmuthig
War die Streitmacht, welche Munkel
Endlich doch in letzter Stunde
Eilig noch zuſammenraffte
Und mit welcher den Rebellen
Er in off'nem Feld ſich ſtellte
Zu dem Kampfe der Entſcheidung.
Und die Schlacht, ſie ward geſchlagen:
Eine Schlacht, nach welcher wochen-,
Mondelang die Raben litten
Und die Geier in der Gegend
An Beſchwerden der Verdauung.
Was von Munkel's ganzer Streitmacht
Nicht zum Fraße ward den Raben,
War zerſprengt in alle Winde.
Leider zum Entſcheidungskampfe
War zu ſpät gekommen Lurlei's
Amazonenſchaar, die kühne.
Es vernimmt mit Schamerröthen
Von des Gatten Niederlage,
Von dem Siege der Rebellen
Lurlei die beſchwingte Kunde.
Sie verſinkt in tiefes Sinnen.

Aber flugs nunmehr die Spitze
Selbſt zu bieten jenem Kecken,
Den der Lorbeer ſchmückt des Sieges,
Iſt ſie muth'gen Sinns entſchloſſen.
„Lieber unterliegen," ruft ſie,
„Einem kecken Ueberwinder,
Als an eines Mannes Seite
Müſſig ruh'n, der unterlegen!"
Spricht's und macht mit ihren Schaaren
Stracks ſich auf, will „Fühlung" ſuchen
Mit dem Feind, dem trotzig-ſtolzen
Siegeshort der „Minderzahl".
Und bald lagern ſie einander
Gegenüber ſich: der Heerbann
Der Rebellen und die Schaaren
Muthbeſeelter Amazonen.
Angriff iſt nicht Frauenſache;
Abwehr iſt der Frauen Stärke.
Und ſo harrt des Angriffs Lurlei
Thatlos, aber unerſchrocken.
Eines Tags die Ihren muſtert
Hoch auf weißem Zelter Lurlei.
Vom erhöhten Standort blickt ſie
Auf die Reihen in der Runde,
Auf die Reih'n der Frauenweſen,
Die da ſteh'n zum Kampf gerüſtet
In des Morgens friſchem Glanze.
Und wie einſt der Perſerkönig

Bei der Ueberſchau der Seinen
An des Helleſponts Geſtade
Plötzlich ſtumm ſein Haupt verhüllte,
Schwermuthsvoll begann zu weinen,
Still gedenkend, was aus dieſer
Heldenmacht noch würde werden —
So auch plötzlich ſah man Lurlei
Schwermuthsvoll die Stirne neigen,
Eine Thrän' im Aug' ihr blinken.
Und man fragt ſie nach dem Grunde
Solcher Trauer.
                    Lange ſchweigt ſie . . .
Aber endlich in die Worte
Bricht ſie aus mit tiefem Seufzer:
„Ach, ihr ſtolzen Amazonen,
Kraftbeſeelt und jung und blühend,
Die ihr da ſo muthig ſteht,
Siegsgewiß, unwiderſtehlich,
Reizumſtrahlt — in dreißig Jahren
Alte Weiber ſeid ihr alle!“ —
Spielend necken ſich die Poſten,
Unbedeutende Scharmützel
Gibt es erſt, wobei gefangen
Manchmal wird ein unerfahr'nes,
Naſeweiſes Amazönchen.
Doch indeſſen ſann im Stillen
Kecklich der Rebellenführer,
Und nicht minder ſchlau als keck,

Zu entſcheiden raſch die Dinge:
Plante nächt'gen Ueberfall.
Sehenswerth, traun, werth der Schild'rung,
War das Amazonenlager.
Wie Stecknadeln ſonſt wohl zahlreich
In der Frau'n Gewandung ſtecken,
D'ran gar leicht ſich ritzt den Finger,
Wer da küſſen will und koſen:
Alſo ſtaken dieſe muth'gen
Kriegerinnen voll von Dolchen,
Von Revolvern, von Geſchoſſen,
Dynamitpatronen — wehe!
Losgeh'n ſie, ha, explodiren,
Wenn ein Finger ſie berührt! —
Abends machen ſie indeſſen
Sich's doch gern bequem ein wenig.
Und des Zeitvertreibes halber
Nach dem Strickzeug greift die eine,
And're nähen, and're ſticken.
Hei, welch' buntes Durcheinander
Weiblichen Geräths mit Erzwehr!
Zarte Nadeln, ſcharfe Lanzen —
Seifen- und Kanonenkugeln —
Pulver für die Feuerrohre,
Poudre, ſich zu ſchminken — Salben,
Um die Wunden einzureiben,
Duftige Pomadetöpfchen! —
Lurlei hatt' in freien Stunden

Sich beſchäftigt mit Entwürfen
Von kleidſamen Toiletten
Für ſich ſelbſt und für die Ihren:
Von „Vorpoſten-Toiletten",
Von „Wachtſtubentoiletten",
„Morgen-Lagertoiletten",
„Angriffs-", „Abwehrtoiletten",
„Fühlungs-", „Ueberfallstoiletten",
„Buſch- und Hinterhaltstoiletten",
Und ſo weiter.
                    Nebenbei auch
Wohl erörtert ſie im enger'n
Kreis der näher ihr Vertrauten
Pläne, die ſie hegt im Geiſte:
Nach dem Sturze der Rebellen
Sich nicht mehr mit gleichem Rechte
Zu begnügen vor den Männern,
Die ſo ſchmählich unterlagen.
Schwatzhaft ausgemalt dann werden
All' die tauſend Konſequenzen,
Welche knüpfen an den Vorrang
Sich des weiblichen Geſchlechtes.
  Eben herrſchend war im Lager
Lurlei's wiederum ein ſolches
Reizendes Sichgehenlaſſen.
Später Abend war's. Die Haare
Hatten eingedreht die Meiſten
Schon in Wickeln, und in blankem

Négligée die Schönen ſaßen,
Standen, lagen, wie ſich's fügte.
Unterdeſſen hatte lauernd
Unter eines dichten Nebels
Schutz durch's Buſchwerk der Rebellen
Horde ſich herangeſchlichen.
Unerwartet, unbegreiflich,
Wie gefallen aus den Wolken,
Oder wie dem Grab entſtiegen,
Stand mit einemmal die Meute
Dunkler, bärtiger Geſellen,
Finſter blickend, höhniſch grinſend,
Ihre Wehr bedrohlich ſchwenkend,
Mitten unter den entſetzten,
Schreckensblaſſen Amazonen.
Sollten ſie nach ihren Kleidern
Greifen oder nach den Waffen?
Sollten ſie ſich lieber leiblich,
Lieber taktiſch und ſtrategiſch
Blößen geben vor dem Feinde?
Rathlos ſchwanken ſie — von guten
Kopien der medizä'ſchen
Venus wimmelt's in der Runde.
Es verſchmähten auch die Meut'rer
Ihre Waffen zu gebrauchen.
Suchten, froh des ausgezeichnet
Raſchen, glänzenden Erfolges
Dieſer kühnen Ueberrump'lung,

Sich auf guten Fuß zu ſetzen
Mit den Zorn- und Schamerglühten.
Halfen ihnen ſchließlich ſelber
Zu ergänzen die Toilette,
Tröſteten die, welche ſchluchzten,
Riefen neu zurück in's Leben
Jene, die in Ohnmacht fielen.
Aber manches Mannweib gab es
In der Meut'rerhorde Leo's,
Männlicher als all' die andern
Wilden bärtigen Geſellen.
Dieſe Ueberläuferinnen
Des Geſchlechts, ſie warfen frech ſich
Auf die armen, überraſchten
Einſtigen Geſchlechtsgenoſſen,
Grüßten ſie mit Hohngelächter
Und mit unverſchämten Küſſen,
Bis die Männer, ſchamerröthend,
Sie mit manchem derben Fauſtſchlag
Nach dem Hintergrunde trieben.
Friede ward indeß geſchloſſen
Zwiſchen Lurlei und dem Führer
Der Rebellen, und vereinbart
Die Artikel des Vertrages.
Freier Abzug für das ganze
Wack're Heer der Amazonen,
Lurlei einzig ausgenommen,
Ward gewährt, mit der Bedingung,

Daß man ſich gedulden ſolle
Bis zum Morgen mit dem Aufbruch.
Als ſo leidlich überwunden
War der erſte Schreck der Frauen
Und die Scham der Niederlage,
Wurde viel gezecht, geſchmauſ't,
Viel geſungen auch, und ſchließlich
In den Zelten und im Freien —
Es war eine ſchöne Mondnacht —
Auch getanzt. Bei fortgeſchritt'ner
Laune bildeten ſich Pärchen
Zwiſchen Siegern und Beſiegten,
Und es ward nun viel geplaudert,
Viel gelacht, und auch geſchäkert
Hie und da an trauter Stelle,
Und es ſchluchzte Keine mehr,
Keine fiel nun mehr in Ohnmacht,
Während Lurlei die Artikel
Des Vertrags in's Reine brachte
Mit dem Führer der Rebellen,
Der ſich fügſam zeigt' in Allem,
Nur nicht darin, mit den andern
Frau'n auch Lurlei frei zu geben.
Und ſo herrſchte denn ein leidlich
Einvernehmen, bis die Sieger
In die Haare ſich geriethen
Und ſich zwiſchen ihnen ſelber
Kleine Prügelei'n ergaben,

Wenn ſie über die Bewachung
Und die ſonſtige Behandlung
Ihrer weiblichen Gefang'nen
Eins zu werden nicht vermochten.
Lurlei, die vor Scham und Aerger
Einen Dolch in's Herz im erſten
Augenblick ſich ſtoßen wollte,
Dann mit dem Rebellenführer
Aufgeſeſſen war die Nacht durch,
Ueber des Vertrags Artikel
Im Detail ſich zu verſtänd'gen,
Lernte kennen, lernte ſchätzen
Nebenbei in dieſem Führer
Einen Mann auch von Charakter,
Energie, gewalt'gen Gaben.
Und da Munkel nun geſtürzt war,
Nah' der Untergang des Reiches,
Galt es in das bitt're Loos ſich
Der Gefangenen zu ſchicken
Und dem neuen Stern zu folgen,
Wohin er ſie führen würde.
Nach der Hauptſtadt bricht am Morgen
Auf mit ſeinem ſieggekrönten
Heerbann der Rebellenführer,
Um ſie in Beſitz zu nehmen:
Sie mitſammt der gold'nen Beute.
Auf dem Wege kommt entgegen
Ihm ein wunderbar Ereigniß.

Nach der heiter'n Kriegskomödie,
Kriegsidylle dieſer Nacht,
Welch' ein tragiſches Geſchehen!
Welch' ein rieſiges Verhängniß!
Jener hohe Bergeskegel,
Der gelegen nah' der Hauptſtadt,
Und in deſſen tiefſte Schachte
Eingewühlt ſich maulwurfartig
Die Begier nach lichtem Golde —
Dieſer Berg beginnt nun plötzlich
Tief in ſeinem Grund zu beben
Und zu donnern — aufzuſperren
Einen rieſ'gen Flammenrachen.
Rauchgewölk erſt wallte, Aſche
Rieſelte, Glutfunken ſtoben,
Und zuletzt ſein Gold in glühend
Heißen, in geſchmolz'nen Maſſen
Wirft er aus! — Gold iſt die Lava
Dieſes neuen Feuerkraters,
Welche theils wie Regenfluten
Aus den Lüften niederpraſſelt
Auf die Stadt und auf das Eiland,
Theils in gelben Feuerſtrömen
Sich hinunterwälzt in's Flachland,
Ueberſchwemmend und verſengend.
Viele kommen um im Kampfe
Mit den gold'nen Flammenwogen.
Aber die noch leben, ſtürzen

Mit unſäglicher Begier ſich
Auf die Goldflut — in Gefäße
Schöpfen ſie den Schatz, und Jeder
Rafft an ſich, was er vermag —
So entſpinnt ein grimmer Kampf ſich,
Und ſchon miſcht ſich Blut dem Goldſtrom.
Auf des Volks verwirrt Getümmel
Mit der wohlbewahrten Heerſchaar
Wirft ſich der Rebellenführer,
Drängt zurück es von der Stätte,
Wo der Goldſchatz gleißend lockt —
Doch nun ſtürzen auch die Krieger
Blindlings auf die blanke Flut ſich,
Achten nicht Befehl, noch Mahnung,
Kämpfen, tödten ſich im Wettſtreit —
Raſerei und Wahnſinn herrſchen.
Munkel hat, wie all' die Andern
In des Golddurſts wildem Fieber
Sich geſtürzt in dieſen Wettkampf.
Er mit Wenigen noch rettet
Sich zuletzt in ſchwanken Booten
Auf das Meer hinaus — doch hier auch
Würgen, tödten ſie einander
Um des gelben Erzes willen,
Das an ſich gerafft ſie flüchtend.
Mit dem roſ'gen Kinderpaare
Eldo, Dora, an der Seite,
Kehrt zurück aus Eldorado,

Kehrt zurück zur alten Heimat
Unſer Held, der ſchwer geprüfte,
Aufbehalten zu noch ander'n,
Zu noch größeren Geſchicken.
Und ſo hat das ſel'ge Goldland
Dieſem fremden, übermüth'gen,
Unerſättlichen Geſchlechte
Seinen Goldſchatz flammenlodernd
In den gier'gen Schlund gegoſſen —
Rächend ſo das paradieſiſch-
Schöne Daſein auf dem Eiland,
Welchem ſie gemacht ein Ende.

Siebenter Geſang.

Die Affenſchule.

Nach ſo trauriger Erfahrung
Sah nun wohl der edle Munkel,
Daß nicht viel mehr anzufangen
Mit der gegenwärt'gen Menſchheit,
Daß ſie welk und abgeſtanden
Und verderbt bis in die Knochen.
Kam daher auf den Gedanken,
Sich für ſeinen Zweck ein and'res,
Taugliches Geſchlecht von friſchen,
Unverdorb'nen Lebeweſen
Allgemach heranzubilden.

Erſt verfiel er auf die Wilden,
Auf die Kaffern, Hottentotten,
Auf die Indianerſtämme.
Doch es bracht' ein ihm ſehr werther,
Höchſt intelligenter Affe,
Den er hielt in ſeinem Hauſe,
Ihn auf die Idee, es lieber
Zu verſuchen mit den Affen,
Die ja ein gewiſſes Anſeh'n
Schon genoſſen auch in ſeinem
Muſterſtaat als Stammesväter
Unſres ſterblichen Geſchlechtes.
Zu vernünftigen Geſchöpfen
Würden ſie ſich bald entwickeln,
Dacht' er, wenn man ihnen gäbe,
Was bisher ſie ſchwer entbehrten:
Sprache, Wiſſenſchaft, Erziehung!
War die Menſchwerdung des Affen
Denn ein Traum? War dargethan ſie
Nicht geſchichtlich als gelungen
In dem Lauf der Jahrmillionen
Auf dem Wege der Entwicklung?
Jetzt auf kürzer'm, raſcher'm Wege
Den Prozeß zu wiederholen,
Zu vermenſchlichen den Reſt auch
Dieſer altehrwürd'gen Raſſe —
Munkels genialer Plan war's.
Stracks in einem affenreichen

Lande ging er d'ran, zu gründen
Eine große Affenſchule,
Neben welcher Filialen
Zahlreich blühten. Auch in and're
Affenländer ausgeſendet
Wurden Affen-Miſſionäre,
Affenfänger, Affenjäger,
Affentreiber, zuzuführen
Munkels hoher Affenſchule
Vielverſprechende Talente.
Edle Frauen ſtrickten Socken,
Nähten Jacken für das neue,
Sproſſende Geſchlecht der Brüder.
Zu des löblichen Kulturzwecks
Förd'rung wurde raſch gegründet
Eine Aktiengeſellſchaft,
Und wie vordem zur Bekehrung
Schnöden Heidenvolks man auszog
Mit der Bibel, mit dem Schwerte,
Jetzt mit Fibel und mit Bakel
Zog man aus, bekehrungseifrig,
Um die Affen zu gewinnen
Für das Himmelreich der Bildung.
Und gelehrig war der Affe,
Lernte ſprechen, lernte leſen,
Schreiben, ſingen, muſiziren,
Lernte turnen, lernte tanzen.
Hei, wie drängten gaffend, lauſchend,

Zu den Affenſchulpaläſten
Sich die Leute, zuzuhören
Vor den Fenſtern, wie da drinnen
Sich die muntern Affenjungen
Mit Gezeter und mit Lärmen
In den vierundzwanzig Lauten
Unſ'res Alphabetes übten! —
In der Kunſt, der wunderbaren,
Welche endlich doch erfunden
Unſer leuchtendes Jahrhundert:
Auszuſprechen, was ſo viele
Tauſend Jahr' als unausſprechbar
Galt: den Mitlaut ohne Selbſtlaut —
In dem Hauchen, Pfauchen, Pruſten,
Ziſchen, Schnalzen der Lautirkunſt
Zeigten ſich die Affenkinder
Menſchenkindern überlegen.
Ueber Unruh' nur beklagten
Sich der Affenſchule Meiſter,
Denn es riſſen dieſe edlen
Sprößlinge von den gewiſſen
Angewöhnungen der Raſſe
Schwer ſich los: von der, zum Beiſpiel,
Ueberall emporzuklettern.
Auch vergaßen ſie zuweilen
Sich ſo weit, in langen Stunden
Ernſten Unterrichts einander
Abzufangen Ungeziefer,

Machten auch wohl gar in tollem
Schwarm ſich über den Erzieher
Her, um ihm den Kopf zu lauſen. —
Als gebildet nun die Affen,
Machten Konkurrenz den Menſchen
Sie auf jeglichem Gebiete.
Zu den ſchönen Künſten waren
Trefflich ſie durch angebornes
Nachahmungstalent befähigt.
Ohne Gleichen — ſelbſtverſtändlich —
Waren ſie als Bühnenkünſtler,
Unternahmen Gaſtſpielreiſen
Mit dem glänzendſten Erfolge.
Poſſe, Luſtſpiel, Operette,
Parodie — war ihr Gebiet.
Kabinets- und Meiſterſtücke
Draſtiſcher und feinſter Komik,
Wie man nie ſie ſchaute, waren
Die Geſichter, die ſie ſchnitten.
Weitberühmte Liedertafeln
Hatten ſie — Brüllaffen waren
Die Soliſten, und ſie ſchlugen
Hie und da bei Preiswettſingen
Menſchliche Geſangvereine.
Paviane, fauniſch grinſend,
Bildeten ſich aus zu Stutzern,
Eleganten Pflaſtertretern,
Gaben auch auf Bällen flotte

Tänzer ab, und das galante
Weſen, das ſie kecklich zeigten
Bei den Frauen, war zum Theile
Sehr nach dem Geſchmack der Letztern.
Was die Affenfrauen anlangt,
Thaten ſie den Menſchenfrauen
Bald es gleich und bald zuvor auch
In der Kunſt des Kokettirens.
Immer modiſch ſich zu kleiden,
Wer verſtünde Solches beſſer
Als ein Affe? Sie verſtanden
Sich mit Zierrat zu behängen,
Und mit Quaſten, Bändern, Schleifen
Selber der partie honteuse
Ihrer Leiblichkeit, den Schwänzen,
Reizend-holden Schmuck zu leihen.
Selbſtverſtändlich gab es Affen,
Welche literariſch thätig,
Affen, welche Bücher ſchrieben,
Rezenſirten, redigirten.
Selbſt an hohen Schulen lehrten
Sie, und Einer, Namens Krallfratz,
Bracht' es vom Privatdozenten
Zum Rector magnificus.

Immer tiefer ſank der Menſch,
Immer höher ſtieg der Affe,
Hohe Stellen leicht erklimmend
Mit der Flinkheit ſeiner Raſſe.

Und er hatte auch im *Wedeln*,
Wo am Platze war das Wedeln,
Viel voraus als Langgeſchwänzter.
So weit kam's zuletzt, daß mancher
Menſch, um Carrière zu machen,
Sich für einen Affen ausgab,
Ein ſich ſchlich in Aemter, Würden,
Bis zuletzt heraus ſich ſtellte,
Daß er von Geburt ein Menſch:
Wurde dann aus ſeiner Stellung
Meiſt gejagt mit Schimpf und Schande.
War's ein Wunder, daß den Menſchen,
Welche noch auf ſich was hielten,
Endlich überlief die Galle
Bei des Affenhochmuths Treiben?
Auch nicht zu verwundern war es,
Daß aus Neid die andern Thiere
In dem Wettſtreit zwiſchen Menſchen
Und dem Affenthum Partei
Für die Erſteren ergriffen.
Namentlich verhaßt den Hunden
Waren dieſe Parvenus,
Und den Katzen, edlen Thieren,
Ausgezeichnet ſtets durch Treue
Und durch echt erprobte Freundſchaft
Für den Menſchen. Wo ſie konnten,
Schnappten Köter nach den Waden,
Wollte ſagen nach den Beinen

Edler Affen, und geputzten
Stolzen Affenfrauen wurde,
Wenn in Modetracht ſie prunkten,
Auf dem Marktplatz, in den Gaſſen,
Von den Krallen böſer Katzen
Arg zerfetzt die ſeid'ne Schleppe,
Ja, wenn ſie's nicht wollten leiden,
Ueberdies zerkratzt das Antlitz.
  Doch was half's? Die Affen dünkten,
Angelangt auf ſolcher Höhe,
Sich erhaben über Menſchen.
Nicht zufrieden, daß mit dieſen
Gleiches Recht ſie nun genoſſen,
Strebten heimlich erſt, dann offen
Sie den Vorrang anzumaßen
Ihrem eigenen Geſchlechte.
Fragten, was der Menſch vor ihnen
Denn voraus zu haben glaube?
Etwa ſeine Hinterbacken?
Dieſe gönnten ſie ihm gerne! —
In des Dünkels ſchnödem Ehrgeiz
Proteſtirten ſie ſehr lebhaft
Gegen den bekannten Lehrſatz,
Daß der Menſch vom Affen ſtamme.
  Anfangs ſchienen ſie geneigt noch,
Dieſen Lehrſatz umzukehren.
Doch da kam ein Stammesbruder
Fern aus Indien, ans Benares,

Wo ſich göttergleich verehrte
Affenſchaaren lärmend tummeln
In den Tempeln, um die Säulen,
Und mit Stolz heruntergrinſen
Auf die Frommen, die vor ihnen
Betend liegen auf den Knieen.
Einer dieſer heil'gen Affen,
Der auf Reiſen war gegangen,
Wünſchte von der Stammesbrüder
Neuem Fortſchrittsreich, von welchem
Bis nach Indien gedrungen
War der Ruf, genaue Kunde
Einzuzieh'n an Ort und Stelle.
Und empfangen ward mit hohen
Ehren dieſer edle Fremdling,
Ward gefeiert mit Banketten,
Wo man ſich erging in Reden,
Zahllos Toaſte widerhallten.
Ein gelehrter Orangutang
Trat hervor mit einer Feſtſchrift
Zu des hohen Gaſtes Ehren,
Und nachwies in dieſer Schrift er,
Daß längſt göttliche Verehrung
Vom Geſchlecht der Menſchenkinder
Dem Sylvanenvolk gebührte,
Auch gezollt ihm ward im grauen
Alterthum von den Aegyptern,
Arabern und Afrikanern.

Aus den ind'ſchen Heldenliedern,
Uraltheil'gen, wies er nach,
Was von Hanuman ſie melden,
Der mit ſeinen Affenſchaaren,
Hohen Sinnes voll, zu Hilfe
Zog dem Sonnenhelden Rama,
Und der jetzt in Indertempeln
Glorreich thronet neben Wishnu.
Er erwähnte, wie vor Zeiten
Malabar'n und Ceyloneſen
Zahlten ſiebenhunderttauſend
Stück Dukaten für den einen
Heil'gen Zahn aus Affenmunde,
Den in Andacht ſie verehrten,
Und der glaubensloſen Fremden
War gefallen in die Hände.
Er bewies nicht minder gründlich,
Daß ſelbſt von den Griechen, Römern
Waren hochverehrt die Affen,
Hochverehrt als Waldgottheiten,
Als Sylvane, Faune, Satyrn,
Und daß Pan, der große Pan,
Nicht der Waldgottheiten größter
Bloß, nein, aller Götter größter,
Was ſein Name ſchon bedeutet.
Facta ſolcher Art citirte
Noch zu Hunderten der Autor,
Und fuhr fort dann, zu beweiſen,

Daß anjetzo mehr als je
Dem Sylvanenvolk gebühre
Hohe göttliche Verehrung.
Und da es, wie klar erſichtlich,
Von den alten Göttern ſtamme,
Selber göttlich, ſei es kecke,
Wind'ge Prahlerei der Menſchen,
Wenn ſie ihrerſeits ſich gleicher
Herkunft rühmten mit den Affen.
Stammten wirklich ſie von dieſen,
Wie ſie jetzt ſo gerne ſagten,
Könnten ſie nur als entfernte
Und entartete, verkomm'ne
Sproſſen gelten dieſes edlen,
Dieſes göttlichen Geſchlechtes.
Ungeheuer war, Epoche
Machend, dieſes Buches Wirkung
Und erregte eine Hochflut
Nationalen Selbſtbewußtſeins,
Patriotiſcher Begeiſt'rung
Im geſammten Volk der Affen.
Nannten fortan ſich Sylvane,
Satyrn, Faune, Waldesgötter.
Für die Lande, wo ſie herrſchten,
Ward erneut der alte Name
Jenes alten, fabelhaften
Affenreichs „Lemuria".
Unſern Ausdruck „beſtialiſch",

Den verbaten ſich die Affen,
Nannten das, was wir ſo nennen,
Fortan „menſchlich“ und „human“.
  Lange Zeit ſah mit geheimem
Stolze Munkel auf die großen,
Auf die glänzenden Erfolge
Der von ihm in's Werk geſetzten
Bildung, von ihm angebahnten
Gleichberechtigung des äff'ſchen
Mit dem menſchlichen Geſchlechte.
  Aber unter den Gelehrten
Menſchlichen Geſchlechts, die ſchnöd' ſich
Sah'n verdrängt aus ihrer Stellung
Durch des Faunenvolkes Aufſchwung,
War ein Mann auch, den wir kennen,
Deſſen Hochverdienſt wir ſchätzen.
Kein Gering'rer war's, als jener
Hohe Meiſter der Retorte,
Munkels chemiſcher Erzeuger!
Ja, verdrängt von ſeinem Lehrſtuhl
War der Stoff- und Kraftgebieter,
War der Magier, Wunderthäter,
Und erſetzt durch einen eitlen
Affengecken — Doktor Krallfratz
War ſein Name —, welcher auch ſchon,
Wie verlautete, als thät' er
Es zum Hohne ſeinem Vorfahr,
Sich vermaß, auf chem'ſchem Wege,

Elemente bindend, löſend,
Einen Affen zu erzeugen,
Einen Simiunkel! — Grimmig
War der Haß, den der Verdrängte
Warf auf ſeinen Nebenbuhler;
Grimm'ger, den er warf auf Munkel,
Den er ſelbſt erzeugt, und der nun
Den Erzeuger in's Verderben
Stürzte mit ſo vielen Andern
Durch des Affenthums Entfeſſ'lung.
  In Gedanken ſaß verſunken
Eines Tages Munkel. Plötzlich
Vor ihm ſtand der greiſe Meiſter,
Stand der Kraft- und Stoffgebieter,
Stand vor ihm mit vorwurfsvollem,
Zornerglühtem Blick, vor welchem
Munkel niederſchlug die Augen.
Und mit lautem, hartem Vorwurf
Anhub jetzt der würd'ge Alte:
  „Hab' ein Wort mit dir zu reden,
Freund und Gönner du der Affen,
Ha! von welchen wahrlich du nicht
Stammſt, Gebilde meiner Hände!
Ja, Gebilde meiner Hände!
Wen'ger als mein Sklave biſt du!
Biſt mein Machwerk — folglich biſt du
Auch mein Eigen — meine Sache!
Kann verſchenken dich, verſchachern,

Kann in Käfig oder Bude
Zeigen dich für Geld auf Märkten,
Oder in den Schrank dich werfen,
Zu den andern Präparaten;
Kann in Spiritus dich ſetzen,
Stellen dich wie ein Skelett
In den Winkel meiner Stube!
Dich vernichten kann ich ſtraflos,
Wenn es mir beliebt, ſo wie ich
Dich erſchuf! Nicht ein natürlich
Menſchenkind wie Andre biſt du,
Und deshalb auch unter'm Schutz nicht
Menſchlicher Geſetze ſtehſt du.
In den Tiegel, wenn's beliebt mir,
Werf' ich dich zum dritten Male,
Peitſche dich durch hundert todter
Stoffe Bindung, Löſung: gebe
Dich zurück dem Born der Stoffwelt
Noch einmal, und raſtlos treiben
In dem Wirbel der Atome
Magſt du maniges Jahrtauſend,
Bis der Zufall dich zuſammen
Wieder fegt zum Lebeweſen!
Her zu mir! folgſt du nicht willig,
Thu' ich kund, was, zu gefällig,
Ich bisher verſchwieg, und ford're
Dich zurück von den Gerichten
Als mein Eigen, meine Sache!" —

Im Geſichte Munkels kämpften
Bei dem „Her zu mir!“ des Greiſes
Alle Farben: ein Erröthen,
Ein Ergilben, ein Ergrünen
War's, bis all' die farb'gen Schatten
Optiſch-regelrecht verſchmolzen
In ein kreideweiß Erblaſſen.
Doch zuletzt ſich neu ermannend,
Nach gedankenvoller Pauſe
Muthiger das Haupt erhebend
Und mit ſcharfem Blicke meſſend
Seinen grollenden Erzeuger,
Sprach er dumpf, gemeſſ'nen Tones:
„Haſt du Kunde nicht vernommen
Von Mohammed, dem Profeten,
Weshalb er in Thon, in Farben
Nachzubilden Menſchenweſen
Streng verboten ſeinem Volke?
Weil die Statuen, die Bilder,
Lehrt' er, von dem Mann, der frevelnd
Nachgeäfft die ſchöpferiſche
Gottesurkraft, Menſchen formend,
Vampyrgleich, geſpenſtig, plötzlich
Vor ihn treten, eine Seele
Von ihm heiſchend — eine Seele,
Und da er, der Stümper, ihnen
Dieſe nicht vermag zu geben,
In geheimnißvoller Art ſich

An ihm rächen, Unheil bringend,
Und ihn ins Verderben ſtürzend! —
So verachte denn auch du nicht
Dein Geſchöpf, o weiſer Meiſter!
Denn es könnte, ſich ermannend,
Ueber's Haupt dir wachſend, heiſchen,
Was du nicht vermagſt zu geben.
Könnte Rache an dir nehmen,
Statt gehofften Dank zu zollen,
Könnte dir auch Unheil bringen!
Beſſer mag's darob uns ziemen,
Daß wir uns die Hände reichen,
Beſſer, daß wir Frieden ſchließen
Und den alten Bund erneuern!" —
Nicht ganz wirkungslos verhallten
In des greiſen Hörers Ohren
Des Homunkels dumpfe Worte.
Schweigend ſchlug er ein, als Munkel,
So die Friedenshand ihm reichend,
Bat, das Schweigen zu bewahren,
Das mit blanken Rollen Goldes
Vorlängſt er von ihm erkaufte.
War bekannt auch, daß geſchaffen
Der gelehrte Tauſendkünſtler
Einen lebenden Homunkel,
Niemand wußte, niemand ahnte,
Wer er ſei und wo er weile,
Dieſer lebende Homunkel.

Zu bewahren dieſes Schweigen
Fernerhin ſo wie bisher auch,
Bat nun Munkel den Erzeuger,
Und dafür mit feierlichem
Schwur gelobt' er, kühn entgegen
Fortan ſich mit allen Kräften
Aeff'ſchem Uebermuth zu ſtellen.
Bald nachher bei einem großen
Satyrfeſtmahl wurden Reden,
Unverſchämt und feind den Menſchen,
Wie ſie üblich nun, gehalten.
Mit geheucheltem Bedauern
Aeußerte ſich ein Gorilla,
Daß der Niedergang des Menſchen
Unleugbar — und auch nicht minder
Unaufhaltſam: ſei in manchen
Gegenden er doch verdummt ſchon
Völlig und verthiert und friſte
Nur als Hausthier noch ſein Leben
In bemittelten Familien
Edler Faune. Als Beweis dann
Unverdienten, ſelbſtlos-milden
Sinns von Seiten der Sylvane
Gegen dieſes undankbare
Menſchliche Geſchlecht erwähnt' er,
Daß gebildet in den höher'n
Faunenkreiſen jüngſt ein großer
„Philanthropiſcher Verein“ ſich,

In Betracht zu zieh'n, mit welchen
Mitteln wieder aufzuhelfen
Dem geſunkenen Geſchlechte,
Und es wieder zuzuführen
Einer höhern Bildungsſtufe.
Von den Meiſten ward verfochten,
Schuld an dem Verfall der Menſchheit
Sei die Fleiſchkoſt. Denn die Affen,
Seit ſo mächtig ſie geworden,
Meinten, weil ſie ſelbſt, als Affen,
An die Pflanzenkoſt ſich hielten,
Sollten auch die andern Thiere,
Menſchen, Löwen, Adler, Fiſche,
Lurche, Würmer und Inſekten
Sich's verſagen, Fleiſch zu eſſen.
Kurzweg ward geſtellt der Antrag,
Daß man alle Thiergeſchlechter,
Und zumal den Menſchen, zwinge,
Auch in dieſem Punkt dem edler'n
Brauch, dem reineren Geſetz ſich
Des Sylvanenthums zu fügen.
Dieſen höhniſch dreiſten Neu'rern
Trat entgegen Munkel; ſchüchtern
Wagt' er es, in wohlgeſetzter,
Läng'rer Rede zu betonen
Unmaßgeblich Dies und Jenes,
Und die Freunde, die ſo Vieles,
Die ſchier Alles ihm verdankten,

Zur Beſcheidenheit zu mahnen.
Ob des wohlgemeinten Zuſpruchs
Zürnten ihm die Uebermüth'gen;
Und die ihn zuvor geprieſen
Als des Satyrvolks Prometheus,
Schalten jetzt ihn Ignoranten,
Tropf und Schwachkopf. Was er wolle?
Sei er doch am Ende ſelber
Nur ein Menſch — noch lang' kein Affe!
Mehr noch. Man begann zu munkeln
Allgemach ſchon, daß der große,
Stolze Munkel — ein Homunkel;
Daß ihn nicht der „Storch“ gebracht,
Daß er — wie ſo mancher And're —
Nicht der Sohn ſei ſeines Vaters.
And're endlich ſprachen gar ihm
Die organiſche Natur ab
Und erklärten ihn für einen
Ganz gemeinen Automaten.
Dieſe Letzter'n, von frivoler
Neugier aufgeſtachelt, machten
Frech und boshaft einen Anſchlag,
Ihn in Stücke zu zerlegen:
Wollten ſo gemach ſein inn'res
Trieb- und Räderwerk ſtudiren
Und es dann als alt Gerümpel
Werfen auf den Kehrichthaufen —
Während Jene, die ihn gelten

Ließen doch als Organismus,
Als gelungenen Homunkel,
Sich damit begnügen wollten,
Auf der anatom'ſchen hohen
Schule ihn viviſektoriſch
Zu behandeln, dann als Mumie
Seinen Leichnam zu verwahren
In dem ſtädtiſchen Muſeum,
Für die Nachwelt zur Belehrung.
Solcher Undank iſt der Welt Lohn!
Mit genauer Noth entzog ſich
Dieſen tück'ſchen Plänen Munkel
Durch die Flucht.
Auch von den Menſchen
Sah er jetzt ſich angefeindet
Mit Erbitt'rung. Sein Bemühen,
Einſt als genial geprieſen,
Deſſ' Gelingen ihn zum Heros
Aller Zeiten ſchien zu machen:
Zu vermenſchlichen den Affen —
Dieſes ſelbe kühne Wagniß
Ward geſchmäht nun als *mißlungen*
Vom erboßten Menſchenvolke;
Als mißlungen, ja, ſo ſchmählich,
Wie es ſtets mißlingen müſſe,
Wenn der Meiſter ein Homunkel.
Zwar *gebildet*, hieß es, ſeien
Nun die Affen, doch ſie ſeien

Immer Affen doch geblieben:
Und dies gelte ſowohl phyſiſch
Als moraliſch: denn ſie hätten
Kein Gemüth, und was ihr Aeuß'res
Anbelangt, trotz aller Bildung
Sei ihr fratzenhaftes Antlitz
Schöner um kein Haar geworden.
Boshaft, tückiſch ſei der Affe,
Wie er es nur je geweſen;
Ja, die thier'ſchen Eigenarten
Seiner Raſſe fielen jetzo
Mehr in's Aug' als je, bewährend
Jenes altbekannte Sprüchlein,
Daß, je höher ſteigt der Affe,
Um ſo beſſer man gewahr wird
Seine ſchwielenreiche, nackte,
Widerwärt'ge Hinterſeite.
Weiſe und erfahrne Männer
Sagten, ſtill die Köpfe ſchüttelnd,
Affenthum, ſummirt mit Bildung
Und mit Wiſſen, gebe lange
Noch kein echtes Menſchenthum.
  Auf dergleichen neid-entſproſſ'ne,
Ehrenrührige Sarkasmen,
Hatten Hanumans, des großen
Affen, Enkel keine Antwort,
Als ein würdevolles Grinſen.
  Ach, der arme Munkel hatte

Mit dem großen Ungemache,
Das ſo ſchlecht den Kampf ihm lohnte
Für der Thierwelt höher'n Aufſchwung,
Noch das klein're zu verwinden,
Das ihn traf im engſten Kreiſe.
Auch bei Eldo, Dora blühten
Keine Roſen dem Erzieher.
Mit des Wiſſens feinſtem Manna
Wurden ſie genährt — gefegt ward
Aller Wahn aus ihren Seelen,
Alle Phantaſie'n, Gefühle,
Schwärmerei'n der Kindheit wurden
Ausgetilgt ſchon in der Wiege
Bei den zarten Menſchenknoſpen:
Doch vergebens; denn die Art,
Die Natur, die angeſtammte,
Dieſes Knaben, dieſes Mägdleins,
Widerſtrebte dem Bemühen,
Und es war das Endergebniß
Nicht im Sinn und Geiſte Munkels.
Voll Natürlichkeit und Einfalt
Blieben beide, naiv-unſchuldig,
Blieben ſchüchtern ſtets und blöde,
Waren frühreif nicht, noch altklug;
Thaufriſch blühte Dora, niemals
Litt an Bleichſucht, Hyſterie ſie;
Unverſchämt geſund war Eldo.
Und ſie liebten ſich ſo zärtlich!

Liebten ſich, wie Kinder lieben!
Munkel zürnte — trug's nicht länger,
Stieß das unverbeſſerliche,
Blöde Paar aus ſeinem Hauſe.
Ackerbauern übergeben
Wurden ſie in fremder Gegend —
Ach, getrennt, zu ihrem Leide! —
Fortan ſelbſt auch hinter'm Pfluge,
Hinter einer Lämmerherde,
Hinter Webſtuhl oder Spindel
Ihren Unterhalt zu ſuchen.
Aber auch das Volk der Faune
War nicht glücklich ſtets in weitaus-
Sehenden Erziehungsplänen.
Sie bedünken wollt' es ſchließlich,
Als ob eins nur ihnen fehle
Noch, den ſtolzen Sieg zu krönen
Ueber alle Erdenkinder:
Flügel wünſchten ſie zu haben!
Flügel, um ſich aufzuſchwingen
Kühn, wie ſonnentrunk'ne Adler,
Ueber dieſes an die Scholle
Feſtgebannte, auf zwei Beinen
Torkelnde Geſchlecht der Menſchen.
Da kam Munkel's genialem
Nebenbuhler, jenem Krallfratz,
Der Gedanke, ſeiner würdig:
Eine höhere, beſchwingte

Faunenſpezies zu züchten.
Und indem er einen Eh'bund
Zwiſchen einem Orangutang
Schloß und einem Drachenweibchen,
Ward erzielt aus ſolcher Ehe
In der That ein Flügeläffchen,
Welches vorderhand, als Säugling,
Drollig und poſſierlich ausſah.
Füße, Hände wie ſein Vater
Hatt' es, Flügel wie die Mutter,
War verſeh'n mit einem ſchönen,
Langen, ſchupp'gen Drachenſchwänzchen!
Welch' ein Jubel in Lemurien!
Die gediegenſten Erzieher,
Die gelehrteſten, die klügſten
Lehrer wurden aufgeboten,
Den geflügelten Sylvanen,
Seines Volkes Stolz und Hoffnung,
Zu der Bildung Meiſterſtück,
Der Geſittung höchſtem Wunder
Zweifellos heranzubilden.
Aber ach, der Satyrſprößling,
Der aus eines Flügeldrachens
Mutterſchoß an's Licht geborne,
Er erwies ſich, trotz der Schwingen,
Alsbald als ein ſeltſam-tolles,
Unzähmbares Lebeweſen,
Und das droll'ge Flügeläffchen

Wuchs heran zum ungeſchlachten
Ungethüm, in dem verſchwiſtert
Unheilvoll dem Faunenweſen
Schien die tückiſche, die wilde,
Feurige Natur des Drachen.
Seine Lehrer und Erzieher
Biß er wüthend in die Kehlen,
Oder peitſchte ihre Schläfe
Mit dem ſchupp'gen Drachenſchwanze.
Jeder Züchtigung entzog er
Leicht ſich auf den ſtarken Schwingen.
Und nicht minder blöd' als boshaft
War er — ein Kretin der Thierwelt!
Gut gelaunt, als Affe, ſchlug er
Purzelbäume, äffte täppiſch
Nach, was thun er ſah die Andern;
Doch im Zorn, als Drache, ſpie er
Flammen — glühend heiße Tropfen
Seines gift'gen Geifers ſtoben
Um den Rachen ihm wie Funken
Um den Amboß . . .
Seltſam war es
Anzuſeh'n, ſchier grauſig-drollig,
Wenn vom Boden das beſchwingte
Affenungeheuer plötzlich
Sich erhob und mit dem langen
Drachenhängeſchwanz umherflog,
Dann auf einem hohen Wipfel

Oder eines Thurmes Spitze
Taglang ſaß, die Zähne fletſchend.
Keine Bosheit war ihm fremd,
Keine Unnatur und Unzucht.
Bitt'res Herzeleid empfanden
Drob die Faune. Dr. Krallfratz
Schämte ſich in tiefſter Seele,
Flocht ſich eine hänf'ne Geißel,
Den Mißrathenen zu beſſern.
Dieſer aber faßte grinſend
Den Gelehrten, riß mit ſich ihn
In die Lüfte, ließ ihn fallen —
Und im nächſten Augenblicke
Fand man unter einem Felsgrat,
Mit zerſchelltem Haupt und Gliedern
Dieſen Darwin, dieſen Haeckel,
Dieſen Büchner — doch was ſag' ich?
Dieſen Fauſt des Affenvolkes!
Hell aufloderte die Zornwuth
Gegen jenen unglückſel'gen
Miſchling, das beſchwingte Scheuſal,
Das entſproßt aus Affenſamen
War und Drachenblut. Die Hoffnung
Vordem und der Stolz Lemuriens,
Als ein Auswürfling betrachtet
Ward er nun; man wollt' ihn tödten,
Warf mit Steinen ihn, mit Prügeln,
Wenn er wiederkam zur Erde,

Und verfolgte ſelbſt ins Luftreich
Ihn mit Pfeilen, Flintenkugeln.
Doch der Miſchling, er verlief ſich,
Er verflog ſich in die tiefſte
Bergwaldwildniß, die kein Menſch,
Die kein Waldgott noch betreten;
Hauſte da bei alten Drachen,
Seinen Tanten, im Geklüfte.
Edleren Erſatz zu bieten
Schien dem Faunenreich das Schickſal.
Ein'ge Blößen anfangs hatte
Unter ſeinen fortgeſchritt'nen
Bildungsreichen Stammgenoſſen
Sich gegeben der verehrte
Heil'ge Affe aus Benares.
Aber bald, zum Staunen Aller,
Uebertraf er, flugs nachholend,
Was ihm erſt gebrach an Bildung
Und an hoher Weisheit Alle.
War doch Indien ſeine Heimat,
Und man merkte, daß aus heil'gen
Gangesfluten er getrunken,
Daß genährt er mit dem Mark ſich
Von den Früchten heil'ger Haine.
Angeſpornt vom Heldenthume
Seiner Ahnen, das zu würd'gen
Er gelernt nun erſt in Wahrheit,
Rief er auf zu großen Thaten

Seine Brüder — einen Kreuzzug
Predigend, um zu befeſt'gen
Allenthalben ſeines Stammes
Herrſchaft auf den letzten Trümmern
Des verhaßten Menſchenthumes.
Nicht zurück mehr wollt' er kehren
Nach des heil'gen Ganges Ufern,
Wo in träger heil'ger Muße
Dumpfen Sinns, obzwar behaglich,
Er genoſſen Götterehren.
Kämpfen wollt' er nun und wirken!
Den Entſchluß mit Jubel grüßten
Seine Brüder; auf den Schild ihn
Hoben ſie als Oberfeldherrn
Des geſammten Reichs Lemurien,
Und in ſtürmiſcher Bewegung
Reihten ſich um ihn die Scharen.
Sie erwählten für ihr Banner
Heines „Affenſteißcouleuren“ —
Und eröffneten den Feldzug,
Zum Heloten ganz zu machen
Den verachteten Rivalen,
Und ſich ſelbſt zu Herr'n der Erde,
Welchen göttliche Verehrung
Wieder wie in alten Zeiten
Würd' erwieſen von den Völkern.
Und des Affen angeſtammte
Kriegestüchtigkeit im Bunde

Mit dem neu erworb'nen Wiſſen,
Bald erprobte ſie ſich glänzend.
Dieſe Burſche, ſie marſchirten,
Exerzirten, manövrirten
Wie die Teufel. Doch vor Allem
Affenmäßig flinkes Weſen
War, nicht Hexerei, die Kriegskunſt,
Die von Sieg zu Sieg ſie führte.
Leicht erkletterten die Mauern
Dieſe ſtürmenden Sylvane,
Und zum Kampfgefild erwählten
Sie am liebſten Waldgebiete,
Wo ſie in der Bäume Kronen
Wunderſchnell zurück ſich zogen
Und den Feind mit einem Hagel
Von Geſchoſſen überhäuften.
Ihre Wachen, ihre Späher
Hingen mit den Wickelſchwänzen
Auf der Bäume höchſten Aeſten,
Auf der Thürme höchſten Zinnen,
Kündeten mit grellem Aufſchrei
Jegliche Gefahr von weitem.
Ausgezeichnet durch die techniſch-
Mathematiſche Erziehung
Und durch die ererbte Kunſt,
Umzugeh'n mit Wurfgeſchoſſen,
Thaten auch als Artill'riſten
Sie in off'ner Feldſchlacht Wunder.

Doch das Schönſte war der Anblick
Ihrer Reiterregimenter:
Da der Roſſe ſie entbehrten,
Ritt ein Satyr auf dem andern,
Und ein dritter auf dem zweiten.
Vor den Gardegrenadieren,
Zähnefletſchenden Gorillas,
Nahmen Reißaus flugs die Menſchen.
Kurz — die Faune triumphirten
In dem Land, wo die Kultur ſie
Schlangen gleich genährt am Buſen.
„König Langhand hoch der Erſte!“
Scholl es nun durch ganz Lemurien,
Und aufs Haupt gedrückt dem Feldherrn,
Dem erprobten Schlachtenlenker,
Ward des Faunenreiches Krone.
Als verrauſcht der Krönungsjubel,
Ausgeruht die tapfern Scharen,
Zog ins Feld zu neuen Kämpfen
Mit den Seinen König Langhand.
Und von Land zu Land gefeſſelt
Blieb der Sieg an ſeine Fahnen.
Schließlich galt's noch einen weiten
Länderſtrich zu unterwerfen,
Der bewohnt von Indianern.
Dieſe rohen Völkerſtämme
Konnten wohl in regelrechter
Kriegesführung ſich nicht meſſen

Mit civiliſirten Streitern.
Doch ſie kannten die Sylvane,
Schier wie Brüder, aus den Wäldern,
Wo mit ihnen ſonſt verkehrt ſie,
Waren wohlvertraut mit ihren
Sinnesarten und Inſtinkten,
Seltſamkeiten und Manieren.
Ungebildete Geſchöpfe,
Wie ſie waren, dieſe Wilden,
Hatten ſie ſehr wenig Achtung
Vor der Bildung, vor dem Wiſſen,
Dünkten ſich auf alle Fälle
Noch den Affen überlegen,
Ueberlegen an Verſtand
Und an Mutterwitz als Menſchen.
Zuverſichtlich ſo erſannen
Eine Kriegsliſt ſie, die leider
Zu des edlen Satyrvolkes
Großem Schaden ſich bewährte.
Tag für Tag abfingen ſchwärmend,
Lauernd, mit verweg'ner Liſt ſie
Sämmtliche Proviantvorräthe,
Bis im Faunenlager einriß
Eine Hungersnoth voll Grauſens;
Und dann plötzlich überfielen
Stürmend ſie das Faunenlager;
Schrecklich war das Schlachtgeheul.
Aber vorbereitet trafen

Sie die Gegner. König Langhand
Hatte mit dem Generalſtab
Seiner beſten Feldgelehrten
Ausgegrübelt einen Schlachtplan,
Der gebaut war auf ſtrategiſch-
Taktiſch-techniſch-planimetriſch-
Hygroſtatiſch-hypſometriſch-
Akrobatiſche Prinzipien.
Während nun die ſchnell in Ordnung
Aufgeſtellte Satyrvorhut
Donnernde Kanonenſalven
Abgab in die Reih'n der Wilden —
König Langhand ſelbſt entrollte
Das Panier des Faunenreiches —
Schleuderten und rollten Jene
Rieſenkörbe, vollgefüllte,
In die Reih'n der Waldgottheiten . . .
Starr und ehern ſtand die Phalanx
Unſ'rer neuen Herr'n der Erde —
Nur in den Geſichtern zuckt' es
Mit entſetzlichen Grimaſſen —
Einen Augenblick ſo ſtanden
Unbeweglich ſie . . . doch plötzlich
Löſten ſich der Waldgottheiten
Reih'n in greulicher Verwirrung:
Und ſie warfen hin die Flinten,
Warfen hin die ſtolzen Fahnen,
Ließen ab von den Laffetten,

Liefen, wüthend einzubeißen —
Mitten darunter König Langhand —
In den weitumher verſtreuten
Inhalt jener Rieſenkörbe;
Balgten grinſend, zähnefletſchend,
Sich um Mandeln, Datteln, Feigen,
Ananaſſe, Kokosnüſſe.
  Aber alle dieſe Früchte
Waren arg verſetzt mit Giften,
Scharfen Säften, Koloquinthen;
Und indeß die Waldesgötter
Heulend ſich vor Leibweh krümmten,
Stürzten die verthierten Wilden
Ueber ſie ſich her mit Stöcken,
Schlugen todt ſie unbarmherzig . . .
  König Langhand einzig wurde
Nicht getödtet, nur gefangen
Und für ſchnödes Geld verhandelt
An den wandernden Beſitzer
Einer großen Thierſchaubude.
Dieſer ließ vor Menſchenpöbel
Künſte machen den Gefall'nen.
Was Verſtand war, hohe Bildung,
Wurde von der Gaffer blödem
Schwarme für Dreſſur genommen
Und entweiht durch Beifallsgrinſen.
Tief empfand der Schickſalswendung
Schmach der Held im tiefſten Innern.

Schwermuthsvoll am Schwanze nagend,
Wie gefang'ne Faune pflegen,
Dacht' er oft der Zeit, wo er noch
Nichts war als ein wohlgenährter
Heil'ger Affe zu Benares.
Und noch lieber ſich verſenkt' er
In Erinn'rungen der früh'ſten
Muntern Affenkindheit, wo er
Nichts war als ein Affe ſchlechtweg.
Doch dann faßt er ſtolz ſich wieder
Und gelobt, ob auch gerathen
In's Verderben durch die Bildung,
Mannhaft doch, da er nun einmal
Sich zu höherm Sein erſchwungen
Durch die Bildung, Werth und Würde
Einſt'ger Größe zu behaupten,
Und verhängter Schmach entfliehend,
Hochgemuth den Tod zu ſuchen.
Und von Stund' an keine Speiſe
Mehr berührt' er, trotzte ſchweigend
Selbſt den Drohungen und Prügeln
Seines mitleidsloſen Zwingherrn.
Eines Morgens fand ihn dieſer
Regungslos im Käfig ſitzend,
Grinſend, mit verglaſten Augen,
Aber würdevoll. Gedenkend,
Was mit ihm nun ging zu Grabe,
Hatt' er es verſchmäht, auf Vieren

Hingeſtreckt zu ruh'n im Sterben,
Wie ein and'res Waldgethier.
  Und ſo ſaß er todt und aufrecht,
Wie der Kaiſer Karol ſitzt
In der Kaiſergruft zu Aachen.

Achter Geſang.

Im neuen Israel.

Muſe, die du Polka tanzeſt
In vierfüßigen Trochäen
Vor den Augen des blaſirten
Deutſchen Publikums nach meiner
Sehr beſcheid'nen Pfeife, die ich
Aus dem Röhricht des Parnaſſes
So für mich zurechtgeſchnitten —
Gott erhalte dir den Odem!
Zu berichten gilt's die letzten,
Gilt's die größeren, die höher'n,
Die entſcheidenden Geſchicke
Unſ'res Helden, des Homunkels.
Armer Munkel! Viel erduldet
Hat er im bisher'gen Daſein,
Viel gewonnen, viel verloren,

Bittern Undank viel geerntet,
Schmählichen Verrath erlitten,
Sich geſellt ein übermenſchlich-
Reizend', übermenſchlich-kluges
Nixenweib, und es verloren
An den Tölpel Leo Haſe.
Aermſter Munkel! Traun, zu wünſchen
Iſt's, daß endlich er ein ſchönes,
Hohes, feſtes Ziel erreiche,
Oder daß er Ruhe finde.
Jenes Ziel, das er verfolgt,
Glanz iſt's, Größe, Ruhm und Herrſchaft,
Und vor Allem: der Triumph
Des Homunkelthums auf Erden.
Ach, ſchon fühlt er ſich ermattet
In dem Streben, in dem Ringen
Nach dem Uebermenſchlichen,
Will verzweifeln an dem Sterne,
Der geleuchtet ſeinem Urſprung.
Plötzlich aber beut noch einmal
Ihm durch eine große Wendung
In dem jüngſten Völkerleben
Winkende Gelegenheit ſich,
Kühn zu trachten nach dem Höchſten.
Zu derſelben Zeit geſchah es,
Daß den Chriſten wieder einmal
Nicht gefiel der Juden Naſe,
Die gekrümmte Judennaſe,

Und man hörte plötzlich wieder
Von verſchwund'nen Chriſtenkindern,
Die geſchlachtet ohne Zweifel
Waren von Iſraeliten
Zu geheimen Kultuszwecken.
Gegen den bekannten foetor
Judaeorum war man plötzlich
Außerordentlich empfindlich
Wieder und nervös geworden.
Und man glaubte zu entdecken,
Dieſer unleugbare foetor
Judaeorum ſei der faul'ge
Ausfluß deſſen, was man neu'ſtens
„Korruption“ zu nennen liebte.
Je nun, der Geruch iſt alt,
Stammt ſchon aus dem Paradieſe,
Wohin ihn gebracht die Schlange,
Wenn zu glauben iſt der Bibel . . .
Zur Entäuß'rung des Geruches
Ward dem Judenvolk die Taufe
Von den Chriſten warm empfohlen.
Je entſchiedener die Chriſten,
Aufgeklärt, ſich ſelbſt vermaßen,
Chriſten nicht mehr ſein zu wollen,
Deſto dringender verlangten
Sie von Juden, es zu werden.
Und ſo ſahen plötzlich wieder,
Wie ſo oft ſchon, die Hebräer

Sich vom Nimbus int'reſſanter
Dulder, Märtyrer, umfloſſen.
Und es gab nun wieder etwas
Für die nächſten Menſchenalter
Zu erlöſen, zu befreien,
Unterdrückten Menſchenrechten
Neu zum Siege zu verhelfen.
Endlich ſtieg ſo hoch im Weſten
Gegen Iſrael der Unmuth,
Daß mit feierlichem Urtheil
Man, und Parlamentsbeſchlüſſen,
Für Heloten ſie erklärte,
Sie zu zwingen ſo zur Heimkehr
Nach dem Land, woher ſie ſtammten,
Nach dem fernen Paläſtina.
Mit geheimen Sympathien
Sah ſich hingezogen Munkel
Zu dem unterdrückten Volke.
Jüd'ſcher Sinn und jüd'ſches Weſen,
Jüdiſchen Verſtandes Schärfe,
Aetzende, wie Scheidewaſſer,
Jüd'ſche dreiſt-verſchlag'ne Thatkraft,
Und noch manches and're Jüd'ſche,
Stand, ſo dünkt es ihn, erheblich
Nahe ſeinem eig'nen Weſen,
Nahe dem Homunculismus.
Ei, wie wär's, wenn er's verſuchte
Nun zuletzt noch mit den Juden?

Außerordentliche Gaben
Dieſes auserwählten Volkes
Schienen Großes zu verbürgen,
Schienen viel ihm zu verſprechen
Für die hohen, großen Ziele,
Die er ſteckte ſeinem Wirken.
Und in ſeine Träume miſchten
Sich Idole neuer Größe,
Neuen Ruhmes, neuen Glanzes.
Sich gefeiert als Meſſias
Träumt' er eines weltzerſtreuten,
Arg geſchmähten, arg bedrängten,
Doch durch ihn auf's Neu' vereinten,
Neu zur Macht gelangten Volkes.
Von ſo gold'nem Traum geſtachelt,
Predigte den Juden Munkel
Eines neuen Heiles Botſchaft:
Heimkehr nach dem ſchöner'n Oſten!
Gründung eines neuen Reiches
Israel, beſtimmt, die ganze
Welt am Ende zu umfaſſen,
Sie vom ſicher'n Heimatboden
Aus aufs Neu' zu unterwerfen.
„Kinder ihr des Morgenlandes!"
Rief er mit beredten Worten
Ihnen zu, „was ſäumt ihr länger?
Braucht es doch nur eines Blickes,
Eines Blicks in eure Züge,

Eines Blicks auf die Geſtaltung
Aeuß'ren Weſens, Gang und Haltung,
Um zu ſeh'n, daß ihr Verbannte,
Fremdlinge hier ſeid im Weſten!
In des Weſtens Tracht gewährt ihr
Einen Anblick, gleich als ſchaute
Man der Bibel Patriarchen
Karrikirt, gezwängt in Fräcke,
Und in ſteifen Filzes Röhren
Schnöd' gepreßt die würd'gen Häupter!
Traun, ein krummgenaſ'ter Jüngling
Eures Stamms, mit Säbelbeinen,
Welcher ſchlottrig-unbeholfen
Hin in europä'ſchem Leibrock
Torkelt und in knappen Hoſen,
Wird als Märchenprinz erſcheinen
In des Orients Gewandung!
In des Orients Gewandung,
Traun, wird ſicherlich, der Spötter
Wort zum Trotz, auch nicht im Alter
Je ein „ſchönſter" Jude „ſchäbig"!
In des Orients Gewandung
Wird das Häßlichſte auf Erden,
Eine alte Jüdin mein' ich,
Würdig als Matrone glänzen,
Und das Schönſte, was es giebt,
Eine junge Jüdin mein' ich,
Wird die Welt unwiderſtehlich

Wie Kleopatra bezaubern,
Wie Semiramis erobern!" —
Dies und And'res zu bedenken
Gab den lauſchenden Hebräern
Munkel, und ſie machten endlich
Sich vertraut mit dem Gedanken,
Heimzupilgern nach den Stätten
Ihrer einſt'gen Macht und Blüte,
Ihrer gottgeliebten Heimat:
Freilich mehr als Munkels Worten
Mitleidsloſem Zwange weichend.
Denn von Tag zu Tage grimmer
Waren über dem Bedrängten,
Dem Hebräer, her die Chriſten,
Wie Philiſter über Simſon.
Schließlich ſpielte man den größten,
Letzten Trumpf aus gegen Iſrael:
Inſolvent erklärte kurzweg
Eines Tags die Chriſtenwelt ſich
Den Hebräern gegenüber.
Längſt ſchon war man ihnen ſchuldig
Mehr als man bezahlen konnte.
Dieſer Schlag, der letzte, ſchwerſte,
Dieſe Kataſtrophe, dieſer
Bankerott des Chriſtenthumes
Gab den Ausſchlag für die Juden:
Sie entſchloſſen ſich zum Auszug.
Uebertrat zum Judenthume

Munkel jetzt, ließ ſich beſchneiden,
Nannte Gotthold Ephraim Munkel
Sich, und als des Auszugs Führer
Wählten ihn die Abramsſöhne;
Denn wie er zu ihnen, fühlten
Sie zu ihm ſich hingezogen,
Ahnten, daß er ihnen nahe,
Zwar nicht Blut von ihrem Blute,
Zwar nicht Fleiſch von ihrem Fleiſche,
Zwar nicht Herz von ihrem Herzen,
Aber Geiſt von ihrem Geiſte.
Moſes, Xenophon, Firduſi,
Hermann Lingg und Dahn und Jordan,
Große Menſchenherdentreiber,
Große Völkerzugsbeſchreiber,
Müßten mir den Griffel leihen,
Um des auserwählten Volkes
Exodus zu ſchildern würdig!
„Fahre hin, du undankbare
Schnöde Welt der Europäer!“
Alſo riefen, rückwärts blickend
Von des Mittelmeeres Borden
Die im Zug geeinten Schaaren:
„Weh euch, gier'ge Judenfreſſer!
Traun, ihr werdet's noch erleben:
Leicht iſt's, Juden zu verſchlingen,
Aber ſchwer, ſie zu verdauen!“ —
Tauſend Wimpel führten flatternd

Das Semitenvolk meerüber:
Ebenſoviel Laſtfahrzeuge
Schleppten hinter ihnen her ſich
Mit den unbezahlten Wechſeln.
  Ernſt, ſchier traurig anzuſeh'n war
Des Hebräervolkes Auszug;
Um ſo glorreicher der Einzug
In die Stadt Jeruſcholajim.
Feſtlich ſchimmerten die Zinnen,
Jedes Haus und jede Pforte
War geſchmückt mit Palmenzweigen,
Blumenüberſtreut die Gaſſen.
Pauken, Cymbeln, Harfen klangen,
Jünglinge und Jungfrau'n tanzten,
Alte Juden ſangen Pſalmen.
Aelteſte des Volkes ritten
Auf Kameelen an des Zuges
Spitze — unter ihnen Munkel
Auf geſchmücktem Dromedare.
Neben Munkel in dem Zuge
Ward geführt, ſeltſamen Anſeh'ns,
Gleichwie im Triumph der alte
Ahasver, der ew'ge Jude.
Nicht geruhet hatten ſeine
Stammgenoſſen vor dem Auszug,
Bis ſie ſeine Spur gefunden,
Ihn bewogen mitzuwandern
Nach dem heil'gen Heimatlande.

Auf ihn blickten ſie mit Stolz,
Hielten ihn in hohen Ehren,
Als das Bild, das fleiſchgeword'ne,
Der Unſterblichkeit, der zähen
Kraft des Stammes Israel.
Schön geſchaart und ſchön geſondert,
Schier in endlos langen Reihen,
Zogen alle die verſchied'nen
Zünfte, Ordnungen und Stände
Israels mit ihren Zeichen
Und Standarten und Emblemen.
Erſtlich die der Schacherjuden,
Schwere Bündel auf den Rücken,
Dann der Schwarm der Wucherjuden;
Ihr Emblem auf lichtem Banner:
Shylocks Fleiſchpfund in der Wagſchal'.
Dann der Schwarm der Börſejuden;
Ihr Emblem: Fortunens Kugel
In Geſtalt von einer Bombe,
Welche platzt mit einem Krach.
Dann die glanzvoll-ſtolze Gruppe
Mauſchelnder Finanzbarone,
Sich um Rothſchilds, des Erlauchten,
Goldene Karoſſe ſchaarend;
In den Wappenſchildern führten
Einen blanken Ritterhelm ſie
Ueber einem ſchweren Geldſack.
Und dann kam der unabſehbar

Lange Schwarm der Zeitungsjuden —
Dann der Schwarm der Kunſtſemiten
Und der Lit'raturhebräer,
Krit'ſchen Lorbeer in den Locken —
Dann ein Nachtrab buntgemiſchter,
Herrenloſer Judenknaben,
Draller, ſchmucker Judendirnchen,
Schmutz'ger Judenhökerinnen,
Und ſo weiter, und ſo weiter.
Unermeßlich ſo bewegte,
Schöngeordnet, ſchöngeſondert,
Des erwählten Volkes Einzug
Durch die Gaſſen ſich der ſchönen
Palmenſtadt Jeruſcholajim.
Ach, wer zählt, wer nennt ſie alle,
Die in dieſem Zuge glänzten?
All die Gold- und Silbermänner,
Lilien- und Roſenzweige,
Und die Pinkeles und Pork'les,
Hündchen-Reis und Vögle-Ochs,
Schnapper-Elle und dergleichen,
Ganz zu ſchweigen von noch größer'n,
Von noch weit berühmter'n Namen?
Tags darauf erwählte Munkel
Man zum Könige der Juden.
Längſt ja hatte man im Volke
Ihn erkannt als den verheiß'nen,
Spät zwar, aber endlich doch

Nun gekommenen Meſſias.
Wunderbare Schickſalswendung —
Der Homunkel auf dem Throne! —
Schon erwog ſein Geiſt die Frage
Einer würdigen Genoſſin
Seines Thrones, ſeines Lagers,
Der Begründung eines edlen,
Eines königlichen Samens.
Da kam eines Tages fernher
In die Stadt Jeruſcholajim
Eine Schaar von frommen Pilgern,
Chriſtenpilgern aus Europa,
Die zum heil'gen Grabe wallten.
Und es wollte das Verhängniß,
Daß zur ſelben Stunde Munkel
Eben ſtand am heil'gen Grabe,
Es beſichtigend, bedenkend,
Ob es zieme, Chriſtenunfug
Irgend ferner noch zu dulden
In dem neuen Iſrael —
Als der Pilgerzug herankam,
Andachtsvoll im Heiligthume
Auf die Kniee hin ſich werfend
Und in Andacht fromm verſinkend.
Unter ihnen fielen Munkels
Blicke auf ein ſchönes, blaſſes
Frauenantlitz, und er meinte,
Daß er's irgend ſchon geſehen.

Forſchend muſtert er die Züge
Dieſes Weibes — neckt ein Traum ihn?
Himmel! dieſe ſchöne, blaſſe,
Fromme Pilg'rin, iſt's nicht Lurlei?
„Iſt ſie's wirklich, meine Nixe?"
Spricht er bei ſich; „wie erkund' ich's?
Spähend ſchielt er nach dem Saume
Des Gewandes, ob er feucht ſei.
Feucht nicht iſt er, doch voll Staubes.
Dennoch iſt's die Nixe; rheingrün
Schimmern ihre ſchönen Augen,
Unvergeßlich dem, der einmal
Sah in echte Nixenaugen.
  In der That, ſie iſt's, iſt Lurlei.
Mittlerweile fromm geworden
War das unſtät-wandelbare,
Ruheloſe Frauenweſen,
Seit hinweg von Munkels Seite
Sie gefolgt dem löwenherz'gen
Sieger, dem Rebellenführer.
  Lurlei — Munkel — Aug' in Auge —
Sie gekrönt den Gatten ſchauend
Mit des Judenlandes Krone,
Er das Weib in ihr erblickend,
Das, wie keins, für ihn geſchaffen,
Uebermenſchlich wie er ſelber —
Konnten an einander fremd ſie,
Feindlich ganz vorübergehen?

Stumm hinweg vom heil'gen Orte
Winkt er ſie, und ſie, ſie folgt ihm,
Und erzählt ihm ihres Schickſals
Wandlungen, die jüngſt erlebten.
„Nach Amerika gegangen
War ich“ — ſo berichtet Lurlei —
„Mit dem kühnen Freiſcharführer
Leo Haſe — der, du weißt es —
Bei des Amazonenlagers
Ueberfall in Eldorado
Keck mich zur Gefang'nen machte,
Und der nun jenſeits des Meeres,
Auf der Freiheit, auf der Gleichheit
Feſtem Grund als reicher Pflanzer
Alsbald eine Rolle ſpielte.
Und nicht ſchlechte Hoffnung hatt' er,
Präſident einmal zu werden
Des glorreichen Yankee-Freiſtaats.
Doch darauf bei ihm zu warten
Mangelte Geduld und Luſt mir,
Denn entartet zum Philiſter,
Mäkler, trock'nem Ziffernmenſchen,
Schien er mir, zum kecken, rohen,
Geldſtolz-aufgeblaſ'nen Dickwanſt.
Ein paar Jährchen dann am Salzſee
Lebt' ich im Mormonenſtaate,
Als die erſte, angeſeh'nſte
Von den Frau'n des vielbeweibten

Ehrwürd'gen Mormonenhäuptlings.
Grille war's und Sporn der Neugier!
Auf das Studium der Ehe
Warf ich mich, — dann trieb zu wirken
Mich aufs Neu' der Drang in's Weite.
Mein Geſchlecht wollt' ich befreien
Aus dem Sklavenjoch der Männer,
Aus dem Sklavenjoch der Treupflicht.
Doch gebrochen kann es werden,
Dieſes Sklavenjoch, das ſchnöde,
Nur durch gleiches Recht der Frauen
Mit den Männern auf die Arbeit.
Und ſo trat für dieſes Recht ich
Kühnlich kämpfend in die Schranken.
Doch die Männerwelt, ſie fluchte:
„Langt die Arbeit für uns Männer
Knapp nur aus, wie ſoll ſie langen,
Wenn nun gar davon den halben
Theil für ſich die Weiber heiſchen?" —
Als nun ſo ich an dem wilden,
Rohen Eigennutz der Männer
Sah geſcheitert mein Bemühen,
Sagt' ich Lebewohl dem Weſten."
„Und biſt ſeither fromm geworden?"
Scherzte Munkel, bitter lächelnd.
„Biſt in heil'ger Herzensregung
Nach Jeruſalem gepilgert?"
„Warum nicht?" verſetzte Lurlei.

„Iſt doch ſolcher Herzensantrieb,
Pilgernd nach den Gnadenorten,
Sein Gemüth, das wilderregte,
Zu beſchwicht'gen und dem Daſein
Neuen Wechſels Reiz zu leihen,
Häufig juſt bei Frau'n von ‚Welt',
Heldinnen der ernſten, heiter'n
Bühne —"
„Schönen Sünderinnen
Ueberhaupt!" fiel hier in's Wort ihr
Munkel. „Schöne Sünderinnen,
Freilich, ach, ſie haben alle
Manchmal ſolche fromme Regung!" . .
„Oefter als du denkſt," verſetzte
Curlei, „iſt's mit ſolcher Regung
Ernſt den ſchönen Sünderinnen!"
„Ernſt auch den gebornen Nixen?"
Fragte Munkel, ſpöttiſch lächelnd.
„Den gebornen Nixen, welche
Die Natur der Nixe ſchützt
Vor dem Altern, dem Verwelken?" —
„Ernſt auch den gebornen Nixen,
Wenn ſie menſchlich angekränkelt!"
Gab zurück die fromme Pilg'rin.
Seltſam ernſten Ton's, geſenkten
Hauptes ſprach ſie dieſe Worte.
„Diesmal führte dich," warf Munkel
Leicht und neckiſch hin, „vielleicht doch

Ein klein wenig auch die Sehnſucht,
Unbewußte Sehnſucht, einmal
Wieder einen Freund zu ſehen,
Einen alten Freund — zumal er
Eine Königskron' inzwiſchen
Sich errang. Iſt Kronengold nicht
Gold'nen Erzes beſte Sorte?
Gold'nen Erzes, das wir lieben?" . . .
Lächelnd ſprach er's, lächelnd zuckte
Anmuthreich ſtatt aller Antwort
Sie die feinen Nixenſchultern . . .
Mit Sarkasmen züchtigt Munkel
Fürder noch die Ungetreue.
Doch ſie läßt die Waſſerkünſte
Perlenlichter Thränen ſpielen,
Und des Zürnenden Gemüthe
Stimmt gemach ſie zur Verſöhnung.
In die Rechte ſeiner Gattin
Sie noch einmal einzuſetzen,
War nach reifer Ueberlegung
Er des andern Tags entſchloſſen.
Und ſie thut mit Mund und Augen,
Oft getäuſcht, nun welterfahren,
Das Gelöbniß, auszuharren
Fernerhin bei ihm getreulich.
Jüdin wird nunmehr auch Lurlei.
Vorſtellt Munkel ſeinem Volke
Sie als angetraut-verlor'ne,

Wieder nun geſund'ne Gattin!
Und ſie ſitzt fortan mit ihm
Glorreich auf dem Stuhle Davids!
Wunderſame Schickſalswendung —
Der Homunkel auf dem Throne!
Eine Krone trägt die Nixe! —
Aber nicht zum müſſ'gen Träger
Einer Krone nur berufen
Fühlt ſich Munkel. Mehr als König,
Traun, Meſſias muß er werden,
Ja, Meſſias ſeinem Volke.
Wächst der Menſch mit ſeinem Zweck nicht,
Wie das Haus wächst mit der Schnecke?
Ein Meſſias will er werden,
Ein Meſſias des Verſtandes,
Und mit beſſerem Erfolge,
Als der arme Galiläer,
Der Meſſias war des Herzens,
Und den Lohn am Kreuz gefunden.
„Dieſer weiche Menſch," ſo ſprach er,
Leichthin ſpottend, „welcher Liebe
Predigte und nichts als Liebe,
Taugte nicht zum Judenkönig,
Und zu viel Gemüth, zu wenig
Geiſt beſaß er zum Meſſias!" —
Um den angebornen Scharfſinn
Seiner Juden auszubilden,
Gründet Munkel eine Schule,

Eine hohe Schule, welche
Echte Lebensklugheit lehren
Und erneuern ſoll die Feinheit,
Die Spitzfindigkeit des Talmud,
Doch nur in modernem Geiſte
Und auf praktiſchem Gebiete.
  Er verkündete die Botſchaft
Eines dritten Teſtamentes,
Zur Ergänzung, zur Erklärung,
Zur Erfüllung jener andern
Beiden alten Teſtamente.
  Auf ſothanem Weg gelangte
Der eklektiſch-kritiſch-prakt'ſche
Sinn des Judenvolks zu höchſter,
Nirgend ſonſt erreichter Blüte.
  Doch, was half's? Dem ungeheuren
Können ward zu eng die Schranke
Der Bethätigung, des Wirkens.
Unter ſich, auf ſich beſchränkt nur,
War das Judenthum ein Deckel
Ohne Topf; es konnte Keiner
Je den Andern überliſten,
Denn gleich pfiffig waren Alle,
Alle dreiſt und ohne Skrupel.
Keiner borgte Geld vom Andern.
Rothſchild ſchlich verarmt, als Schnorrer,
Abends heimlich durch die Gaſſen.
Die gewiegt'ſten Rezenſenten

Hatten nichts zu rezenſiren,
Und die beißendſten der Spötter
Nichts zu ſpotten, nichts zu beißen.
Heller gähnte, Spitzer nagte
An der Feder; Herrn Fritz Mauthner
Fehlt' es an „berühmten Muſtern“,
Und in raſender Verzweiflung
Zehrend an dem eig'nen Nichts,
Parodirte er ſich ſelber.
So zu einem großen Ghetto
Ward die Stadt Jeruſcholajim,
Allwo käuferlos ein Weltmarkt
Schimmelte von alten Hoſen.
Sein gelangweilt Volk aufs Neue
Zu beſchäft'gen, zu beleben,
Gründet Munkel eine „Waaren-
Und Realitätenbörſe“
Größten Stils, in welcher Alles
Ward gekauft, nur um es wieder
Zu verkaufen; täglich wurden
Da geſchaffen „neue Werthe“,
Flogen ſpielballgleich von einer
Hand zur andern, und da Niemand
Fragte nach dem Werth in Wahrheit,
Sondern nur nach Hauſſe und Baiſſe,
Wurden ſchließlich Knöpfe, Scherben,
Roßkaſtanien, Rattenſchwänze,
Roſt'ge Nägel, ja ſogar auch

Die hierher nach Paläſtina
Mitgebrachten unbezahlten
Wechſel auf den Markt geworfen,
Und ſie hatten ihren „Curs“.
Dieſes Börſenſpiel belebte
Zwar den Spekulationsgeiſt
Und beſchäftigte den Scharfſinn,
Gab Gelegenheit zu manchem
Schönen glänzenden „Manöver“,
Diente aber doch im Ganzen
Mehr zum Sport und zur Zerſtreuung
Der Gemüther, als zur Förd'rung
Des Nationalwohlſtandes.
Schlimmer ward's, Unfrieden folgte
Der Verkümm'rung. Iſrael
War ein Magen, welcher drohte
Bald ſich ſelber aufzuätzen,
Weil für ſeine ſcharfen Säfte
Ihm gebrach der Stoffe Zufuhr.
Und zu murren nun begannen
Schon die Juden, ungeſund ſei
Dieſes Aneinanderkleben;
Fanden ſchließlich unerträglich
Ihre eig'ne konzentrirte
Oriental'ſche Hautausdünſtung,
Sehnten ſich hinaus ins Freie,
Sehnten ſich hinaus ins Weite.
Ihre beſten Dichter ſangen,

Harften alte Trauerweiſen,
Welche ſtammten aus den Zeiten
Des Exils in Babylonien.
Rothſchild fiel nun gar in Irrſinn,
Schwor dem Einmaleins ab,
Warf ſich auf die Kabbala,
Schwatzt' apokalypt'ſchen Unſinn
Auf dem Markt und an der Börſe,
Gab ſich aus für den Propheten
Jeremias, ward als toller
Bettler von dem Volk gemieden.
Auf den alten Ahasverus
Blickten ſeine Stammgenoſſen,
Wie vordem mit Stolz und Ehrfurcht,
Jetzt mit ſcheelen, düſtern Augen:
Ach, des Stamms unſterblich Leben,
Deſſen Bild in ihm ſie ſchauten,
Allgemach zum Fluche ſchien es
Ihnen allen nun zu werden;
Müde Wand'rer dünkten ſie ſich
Alle nun, und ſie erfaßte
Ueberdruß am Erdendaſein.
And'rerſeits begann des Weſtens
Welt auch wiederum allmählich
Ihre Juden zu vermiſſen.
Schien es doch nunmehr zu fehlen
Allenthalben an dem rechten
Sauerteig im Völkerleben!

Oede waren alle Börſen,
Lahm der Schwung des Spekulirens,
In der Tagespreſſe machte
Bald ein Mangel an Reportern,
Unverfrorenen, ſich geltend.
Ueberhand nahm ganz entſetzlich
Kunſt und Poeſie; die Mäuſe,
In Abweſenheit der Katzen,
Tanzten auf dem Muſenberge.
Um ſich griffen bald nicht minder
Auch gewiſſe Hautkrankheiten,
Weil die beſten Spezialiſten
Dieſes Faches jetzo fehlten.
Lebensluſt'ge junge Leute
Dachten ſeufzend der Hebräer.
Gänzlich auch verkamen manche
Völkerſchaften, und zu Tage
Trat es, daß ſie ohne Juden
Leben nicht noch ſterben konnten.
Stimmen machten ſchon ſich geltend,
Welche die Zurückberufung
Des Hebräervolks verlangten.
Langeweil' und Unmuth wuchſen
Unterdeſſen in der heil'gen,
Schönen Stadt Jeruſcholajim,
Und ihr Opfer ſucht' in Mankels
Haupt des Volkes üble Laune.
Was im Innerſten zuletzt noch

Gegen ihn das Volk empörte,
War, daß er, um es des Stumpfſinns
Schnödem Banne zu entreißen,
Es geſpornt zu großen Thaten,
Zugemuthet ihm, die Welt ſich
Mit dem Schwerte zu erobern.
Hatt' er nicht den Sieg verſprochen
Ihnen, und der Welt Erob'rung,
Durch des Geiſt's blutloſe Waffen,
Durch die Klugheit, des Verſtandes
Uebermenſchlich hohen Aufſchwung?
Und was war daraus geworden?
Heimlich gährend erſt, gelangte
Die Verſchwörung raſch zum Ausbruch;
Auf ein feiges Häuflein ſchmolzen
Ihm zuſammen die Getreuen.
Es erſtürmen die Rebellen
Seine Zionsburg, die neue,
Werfen ihn in Kerkermauern.
Man verurtheilt ihn zum Tode:
Und durch's Schwert nicht ſoll er enden,
Nicht durch Henkerſtrick, durch Fallbeil
Oder Blei nach fremdem Brauche,
Nein, gekreuzigt ſoll er werden
Nach uralter Landesſitte.
Und man führt zum Marterholz ihn,
Welches für ihn aufgerichtet
Außerhalb der Mauern einſam

Ragt an hochgeleg'nem Orte;
Und mit ausgeſtreckten Händen
Wird er, ausgeſtreckten Füßen,
Feſtgebunden an die Balken.
Da verbreitet von der Stadt her
Wie im Flug ſich eine Botſchaft
In dem Schwarme der Hebräer,
Die das Kreuzgerüſt umſtanden;
Eine Botſchaft, welche wachruft
Unbeſchreibliche Erregung
Im geſammten Judenvolke,
Daß es wie ein Ameishaufen,
Welchen aufgeſtört ein Steinwurf,
In unſäglicher Verwirrung
Haſtend durcheinander wimmelt —
Nur ſo lautlos nicht, nein, lärmvoll,
Schreiend, kreiſchend, krächzend, tobend.
Abgeſandte von des Weſtens
Völkerſchaften ſind gelandet,
Einzuladen die Hebräer,
Nach Europa heimzukehren.
Gleichberechtigung geboten
Wird aufs Neu' den Ausgeſtoß'nen,
Unter der Bedingung einzig,
Daß die Wechſel, die in Händen
Annoch ſind der Abramsſöhne,
Lautend auf des Weſtens Völker
Chriſtlichen Geblüts, für immer

Sei'n vertilgt, verbrannt, zerriſſen
An dem Tag der Wiederkehr.
Raſerei befällt das ganze
Israel bei dieſer Botſchaft.
Einen Purzelbaum ſchlägt Rothſchild,
Alle folgen ſeinem Beiſpiel.
Ungeſäumt dem Ruf gehorchen
Wollen ſie im Uebereifer.
Welch' ein tolles Springen, Tänzeln,
Welche drolligen Geberden!
Nicht ein Tag, nicht eine Stunde
Soll verloren ſein — das ganze
Judenvolk ſtürzt wie beſeſſen
Sich hinab zum Meeresſtrande
Mit der aufgerafften Habe. — —
Munkel iſt allein geblieben,
An dem hohen Kreuze hangend;
Von der lichten Höhe Gipfel
Auf die Scene blickt er nieder.
Niemand kümmert ſich um ihn mehr!
Er iſt todt, er iſt verlaſſen,
Iſt vergeſſen, iſt verſchollen. —
Nacht inzwiſchen iſt's geworden,
Doch der Mond iſt aufgegangen;
Munkel ſieht die heimatmüden,
Ungetreu'n, verrätheriſchen
Bürger ſeines jungen Reiches
Ihren Weg zum Meer verfolgen,

Sieht ein großes Feuer lodern,
Fern am Strand, von welchem hochauf
Rauch und Funken weh'n zum Himmel,
Und in welchen ſacht verflackert,
Sacht verkniſtert die papierne
Rieſenſchuld des Abendlandes . . .
Hingeht alſo Stund' um Stunde,
Schaurig iſt die Grabesſtille
In der öden weiten Runde —
Munkel hängt am Kreuz verlaſſen,
Iſt vergeſſen, iſt verſchollen;
Raben nur und Geier kreiſen
Krächzend um das hohe Kreuz.
Jetzo aber von dem grauen
Felſen in des Mondes Dämmer
Löſt das Bild ſich eines Greiſes:
Uralt, runzlich Wang' und Stirne,
Trocken gelb die Haut wie Leder,
Geiſterhaft, phosphoriſch flimmert
Seines langen Haares Silber.
Nur die beiden Augen glimmen
Wie zwei Kohlen in der grauen
Aſche dieſes Mumienleibes.
Ahasverus war's, der müde,
Tod-vergeſſ'ne Weltdurchwand'rer.
Unvermerkt zurückgeblieben
War in Munkel's Näh von allen
Juden einer noch — der ew'ge.

Unter'm Kreuze ſteht er jetzt,
Blickt empor zu Munkel, ſchüttelt
Sacht ſein Haupt, das glitzernd-weiße,
Flüſtert dumpfen Tons die Worte:
„Will der Tod auch dich vergeſſen,
Armer Erdenſohn da droben?"
„Ja, er läßt mich," ſeufzte Munkel,
Zwiſchen Himmel hier und Erde,
Zwiſchen Leben, Sterben ſchwebend
Hängen in der weiten Oede.
Alle haben mich verlaſſen,
Sind hinweg von mir gelaufen,
Ohne mir zuvor aus Mitleid
Noch den Gnadenſtoß zu geben!"
War's ein Seufzen, war's ein Kichern,
Was vernehmen ließ mit ſachtem
Schütteln ſeines Silberhauptes
Hier der greiſe Ahasverus? —
„Ja, ſie haben mich verlaſſen,"
Seufzt nach einer Pauſe wieder
Auf dem Marterholz der Aermſte;
„Ja, ſie haben mich verlaſſen,
Die Erbärmlichen, die Wichte,
Dieſer feige Judenpöbel!
Ich verachte ſie und glücklich
Bin ich, daß ſie mir erſparen,
Sei's im Leben, ſei's im Sterben,
Ihren gottverhaßten Anblick!

Eines Weſens nur gedenk' ich,
Eines nur vermiſſ' ich peinlich:
Meine Gattin, die zum Thronſitz
Ich erhoben, zur Genoſſin
Meiner Herrſchaft, meines Glanzes.
Bin ich auch von ihr verlaſſen?
Bin ich auch von ihr vergeſſen?
Hat der ſchnöde Judenpöbel
Sie, auch ſie geſchleppt zum Tode?
Oder ſchmachtet wo im Kerker
Sie, verlaſſen und vergeſſen,
Wie ich ſchmachte hier am Kreuze?" —
Wieder ſeufzt und kichert leiſe,
Dumpf, der greiſe Weltdurchwand'rer.
Dann mit ausgeſtrecktem Arme
Weiſ't er fernhin nach des Meeres
Saum hinab, wo in des Vollmonds
Hellem Licht ein weißes Segel
Gleitet ſacht hinaus in's off'ne
Weite Meer . . .
„In jenem Fahrzeug,"
Flüſtert er, „in jenem Fahrzeug
Schifft ein unermeßlich reicher,
Edler Muſelmann, ein Emir,
Heimwärts nach Konſtantinopel.
Und in dieſem ſeinen Fahrzeug
Gaſtlich hat er aufgenommen
Die verlaſſ'ne, die vergeſſ'ne

Schöne Königin der Juden.
Warſt du doch zum Tod verurtheilt!
Warſt du doch an's Kreuz gehangen!
Hat als Wittwe dich betrauert
Redlich, wie es ihr geziemte.
Und der unermeßlich reiche
Moslem, der ſie ſah auf ſeiner
Wanderfahrt durch Paläſtina,
Warb um ſie, die ſchöne Wittwe,
Und die Wittwe, ſie verſprach,
Zu verſuchen, ihn zu lieben.
Und nun bringt das Fahrzeug Beide
Heimwärts gen Byzanz im Fluge!" —
Einen Fluch, ein Wort des Schimpfes
Ausſtieß Munkel; zürnend ſtöhnt' er:
„Dies der Dank für eine Krone,
Welche ihr durch mich geworden?
Dies der Dank für meine Duldung?
Dies der Dank für mein Verzeihen? —
O wie konnt' ich mich entſchließen,
Nochmals in den Mund zu nehmen
Dieſen ausgeworf'nen Biſſen!
War ihr Weſen mir verborgen?
Kannt' ich nicht von Anbeginn ſie?
Durft' ich Beſſeres verſprechen
Mir von dieſer ſchnöden Fiſchbrut,
Von der herzenskalten Nixe? —
Weißer Buſen, ſchwarze Seele —

Volle Bruſt und leeres Herz! —
Ha, was ließ ich mich bethören
Noch zuletzt vom heuchleriſchen
Ernſt der „welterfahr'nen Pilg'rin?"
And're haben falſche Locken,
Falſche Buſen, falſche Glieder:
Aber dieſes Weib hat eine
Falſche *Seele*, die ſie ablegt
In der Nacht, wenn ſie allein,
Auf dem Tiſchchen der Toilette!
Keine Seele hatte ſonſt ſie,
Jetzo hat ſie eine *falſche*:
Zum Erſatze für die echte,
Die ihr die Natur verſagte
In des Stromes feuchten Gründen!" —
Zornentflammt ſo ſtöhnte Munkel.
Mitleidsvoll erbietet jetzo
Sich der Greis, die Hände, Füße
Munkels an dem Marterbalken
Aus den Banden zu erlöſen,
Ihn vom Kreuze zu befreien.
Doch er ſchlägt das Anerbieten
Grollend aus und wünſcht zu ſterben.
„Ach," verſetzt der ew'ge Wand'rer
„Könnt' ich tadeln, könnt' ich ſchelten
Einen, der mit mir die Sehnſucht
Theilt nach Ruhe — ew'ger Ruhe?
Ew'ger Ruhe — doppelt ſüß mir

Und verlockend, ſeit ich endlich
Ihren Vorgeſchmack gekoſtet,
Durch das ſeltſamſte der Wunder,
Seltſamſte der Abenteuer,
Welche mir bisher begegnet
Auf der langen Lebensirrfahrt!“ —
Seufzend und gleichwie verſunken
In ſchwermüthiges Erinnern,
Eine Weile ſchwieg der Alte,
Und von neuem dann begann er:
„Hundert Jahr' nun mag es her ſein 1
Daß aus alter Todesluſt ich
Mich, und eitler Todeshoffnung,
In den Schlund des Aetna ſtürzte.
Doch des Berges Flammenkrater
Reicht hinab in's Bodenloſe:
Als ich nun vom Kraterrande
Stürzend fiel, und fiel, und fallend
Kam zum Mittelpunkt der Erde,
Wo das Centrum iſt der Schwerkraft,
Jenes Centrum, das nach einem
Punkt von üb'rall her an ſich reißt
Jedes Erdending und feſthält,
Nicht mehr weiter, ſelbſtverſtändlich,
Konnt' ich fallen: ſchwebend hing ich,
Frei, wie Mahoms, des Profeten,
Sarg im Tempelraum zu Mekka.
Ein Jahrhundert lang ſo blieb ich

Schwebend hängen — nicht verhungern,
Konnt' ich, ach, ich Unglückſel'ger,
Nicht verdurſten, nicht verderben,
Bis zuletzt ein neuer Ausbruch
Mich des Innerſten der Erde
Durch des Feuerberges Krater
Warf nach oben, mich zurückgab
Neuerdings der Oberwelt
Und dem ſchalen Erdendaſein.
  Habe mich die hundert Jahre
Doch 'mal gründlich ausgeſchlummert,
Tief im dunklen Schoß der Erde,
Lebend eingeſargt, begraben
In dem einzig unbewegten
Centrum aller Erdendinge,
Wohin alles ſtrebt voll Unraſt,
In der Gruft, der allerſtillſten,
Die mir einen Vorgeſchmack gab
Von der unterweltlich ſüßen
Raſt des Todes und des Nichtſeins!
  In der That, ich hatt' es nöthig,
Einmal ſo mich auszuſchlummern!
Spür' ich doch das Alter endlich
Auch allmählich in den Gliedern!
Meine Wanderfüße wollen
Nicht ſo munter mehr mich tragen!
Bin nicht mehr ſo friſch, ſo rüſtig,
Wie in den vergang'nen Zeiten,

Wo aus reinem Uebermuth ich,
Auf des Niagarafalles
Höchſten Wogengrat mich ſetzend,
Hundertmal ſo nach einander
Von dem brauſend-wilden Flutſchwall
Mich ließ ſtrudeln in die Tiefe;
Oder wo ich mir die Adern
Aufſchnitt, die zu heiß pulſirten,
Und, um kühl da zu verbluten,
Mich hinunterwarf vom Felsſtrand
In die Flut des rothen Meeres —
Damals hieß es nicht das rothe,
Sondern ward erſt ſo geheißen,
Als es roth von meinem Blute
War auf lange Zeit geworden . . .
Vierzig Wochen lang verblutend
Lag ich ſchwimmend auf den Wogen;
Wohl bekam der Aderlaß mir,
Ach, in friſcher, toller Jugend!“ —
  Alſo ſprach der ew’ge Jude,
Sprach der greiſe Ahasverus,
Streckte dann ſich unter’m Kreuze
Seufzend hin, zum nächt’gen Schlummer.
  Aber auch der Schlummer flieht ihn
Wie der Tod, und in Betrachtung
Sinkt er tief bei Munkels Anblick.
„So auch,“ denkt er, leidvoll ſinnend,
„So wie dieſer Mann am Kreuz hier

In der grabesſtillen Oede,
Werd' auch ich des Daſeins Schreckniß,
Ganze Trauer erſt ermeſſen,
Wenn ich übrig einſt geblieben
Als der letzte Menſch auf Erden,
Wenn um mich die Sterne kreiſen
In der ſchauerlichen Stille
Des verlaſſ'nen Erdenrundes.
Werden mit dem Erdenſtaub dann,
Wenn der Erdenkloß verwittert,
Nicht verwitternd und zerſtäubend
Sich doch auch am Ende miſchen
Die Atome meines Weſens?" —
Schlaflos wie der unter'm Kreuze
War der Mann auch auf dem Kreuze
Tief verſenkt in ernſtes Sinnen.
Schaurig iſt die Grabesſtille
In der öden, weiten Runde;
Munkel hängt am Kreuz verlaſſen,
Iſt vergeſſen, iſt verſchollen,
Raben nur und Geier kreiſen
Krächzend um das hohe Kreuz.
Auf ſein Leben einen Rückblick
Warf er und aufſchlug er plötzlich
Hohnvoll eine bitt're Lache.
„Käme doch nun mein Erzeuger,"
Dacht' er, „um am Kreuz zu ſehen
Schmachvoll hier ſein Meiſterſtück!

Er, der ſo beredt geflunkert
Von der glanzvoll-reichen Zukunft,
Welche für ſein Werk noch ſchlummern
Sollt' im Zeitenhintergrunde!
Ha, nimm meinen Fluch zum Danke
Für den ſchalen Trank des Lebens,
Für den Quickborn, der mit ſo viel
Unquicklichem verquickt iſt!
Armer Prahler! ha, was rühmſt du
Mit ſo ungemeſſ'nem Hochmuth
Dich, daß aus den feinſten Stoffen
Mühevoll zuſammen etwas
Du geſtümpert von der ſchlechten
Töpferwaare, Menſch geheißen?
Ei was bildeſt auf dein Schaffen
Du dir ein? Ward nicht dergleichen
Minder anſpruchsvoll, doch beſſer
Und bezeichnender geſtümpert
Längſt aus Lehm, geworf'nen Steinen,
Angeſtoß'nen Eichenklötzen,
Drachenzähnen? Ward geſchaffen
Nicht aus Adams Rippe Eva,
Und er ſelber gar aus nichts? —
Mich erfaßt ein tiefer Ekel
Vor dem Daſein, vor dem Leben.
Ha, um welchen trunk'nen Gott,
Welchem ſchwindelt in der Leere
Der Unendlichkeit, des Nichts,

Dreht ſich dieſe Welt ſo närriſch?!" —
Wolken zogen vor den Mond ſich,
Und noch tiefer ward die Stille
Um das Kreuz her auf der Höhe,
Und entſeelt ſchien alles Leben.
Aber plötzlich durch die Stille
Drang der kurze Todesangſtſchrei
Eines Vogels, aus dem Schlummer
Aufgeſchreckt vom Stoß des Falken . . .
Ha, was iſt das? Fern im Meer dort
Auftaucht ein geſpenſtig Fahrzeug,
Oede, ſchaurig, todeseinſam:
Rabenſchwarz ſind ſeine Segel,
Schwarz der Maſt und leer der Bord —
Eines einz'gen Mann's Geſtalt lehnt
An dem ſchwarzen Maſt wie Einer,
Der an einen Pfahl gebunden.
Auf zum fahlen Monde blickt er,
Starr und wie entſeelt, geſpenſtig,
Und im ſtarren, düſtern Blicke
Des geſpenſt'gen Seglers ſpiegeln,
Wie im Blick des Manns am Kreuze,
Alle Schauer ſich des Lebens . . .
„Alles Leben," ächzte klagend
Der Homunkel auf dem Kreuze,
„Iſt es nicht ein wilder Angſtſchrei?
Vor dem Tod? nein, vor ſich ſelber!
Der gepredigt neues Leben,

Pred'gen möcht' ich jetzt das Nichtſein —
Möchte leben, weiterleben,
Nur um weitum in den Landen
Zu verkündigen das große
Evangelium des Todes!" —
Morgenhauch beginnt erfriſchend
Jetzt zu wehen um die Höhe.
Zu gewaltigem Entſchluſſe
Sind gereift im nächt'gen Grauen
Die Gedanken der Verzweiflung
In dem Geiſte des Homunkels.
Mählich hatte doch indeſſen
Sich geſenkt ein leiſer Schlummer
Auf das Haupt des greiſen Wand'rers,
Welcher unter'm Kreuze ruhte.
Und in einem Traumgeſichte
Meint' er ſchlummernd zu vernehmen
Eine wunderſame Kunde:
Daß Erlöſung doch ihm werden
Sollte noch, dem Wandermüden,
Und daß auf der Erde wandle
Einer, wunderbar geartet
In der Schaar der Erdenſöhne,
Auserleſen und berufen,
Jenen Fluch auf ſich zu nehmen,
Jenen Fluch und jenes Erbe
Der Unſterblichkeit, mit welcher
Sich ſo lang' geſchleppt der müde

Jude von Jeruſcholajim.
Aus dem Traum erwacht, und ſeufzend,
Daß es nur ein Traum geweſen,
Wendet ſich der Greis zu Munkel,
Klagend, daß er weiter wandern,
Wieder weiter wandern müſſe,
Während er ſo müde, müder
Sei als je und auf dem Gipfel
Angelangt der Todesſehnſucht.
„Müder als ich ſelbſt,“ erwidert
Munkel, „müder als die Menſchheit
Biſt du nicht, o Greis — und dennoch
Bitt' ich jetzo dich, die Bande
Von den Händen, von den Füßen
Mir zu löſen — noch nicht ſterben
Will ich, ſterben nicht allein hier,
Wirken will ich noch und ſtreben
Für Gedanken, die gereift ſind
Dieſe Nacht in meinem Geiſte!“ —
„Ruhe, ruhe! Schweige, ſchweige!“
Flüſtert mahnend Ahasverus.
„Schweigen? Ruh'n?“ erwidert Jener,
„Schweigen werd' ich, wenn ich ruhe,
Ruhen werd' ich nur im Grabe.
Reden ziemt dem Leben — Schweigen
Iſt das große Recht der Todten.“
Als herabgelangt vom Kreuze
Mit des Greiſes Hülfe Munkel,

Wanderten die Beiden ſchweigend
Bis zum Klippenſtrand des Meeres,
Zu erſpäh'n, ob noch ein Fahrzeug
Sich da finde, fortzubringen
Sie aus dem verlaſſ'nen Lande.
Aber öd', wie ausgeſtorben
Weithin war der Strand. Doch raſtlos
Schreitet Ahasver, es folgt ihm
Sinnend Jener. Da erſchließt ſich
Eine öde, ſchmale Felsbucht,
Und in dieſer ſteht ein Fahrzeug
Regungslos. Es iſt das todte
Meerſchiff mit den ſchwarzen Segeln,
Mit dem ſchwarzen Maſt, dem einz'gen
Mann an Bord, dem ſchattenhaften.
Sinnend Jener. Doch der ſtumme
Greis und der geſpenſt'ge Segler
Kennen ſich, ſo ſcheint's; die Blicke
Beider ſtreifen ſich vertraulich.
Dem Gefährten winkt der Alte
Stumm, den Schiffsbord zu beſteigen.
Dieſer folgt. In grauer Dämm'rung
Stößt vom Land das Geiſterfahrzeug.

Neunter Geſang.

Sein oder Nichtſein.

Jenen tiefen nächt'gen Schauer
Alles Lebens, welchen Munkel
Mitempfunden, als er einſam
Hing am hohen Marterholze
Dort auf ödem Bergesgipfel
In der ſchauerlichen Mondnacht —
Jenen tiefen nächt'gen Schauer,
Der verſöhnt ſich immer wieder
Löſ't im heil'gen Strahl des Tages,
Aber zur Verzweiflung wurde
In der Seele des Homunkels —
Warf als düſt're Schreckensbotſchaft,
Unverſöhnten Leid's Alarmruf
Munkel zündend in die Menge.
Das verſchämte Leid der Seelen

Ward zur widrig off'nen Wunde,
Ward zur Krankheit, ward zur Seuche
Für die Seelen, für die Leiber.
So zur Perle wird die Thräne,
Einſam rollend — wird der Tropfen
In der Muſchel; doch ſich miſchend
Dem gemeinen Erdenſtaube,
Wird zum Koth er in der Straße . . .
Langweil', Ueberdruß, Blaſirtheit,
Spleen, Zerriſſenheit und Weltſchmerz
Aller frühern Menſchenalter
Schienen nur ein harmlos Vorſpiel,
Als die große Völkerſeuche
Um ſich griff des „Peſſimismus".
Jeder warf hinweg das Leben,
Welches werthlos ihn bedünkte;
Fürchten mußte, wer ſich wagte
In die Gaſſe, daß bei jedem
Schritte ſchier ein Unglückſel'ger,
Aus dem Fenſter juſt ſich ſtürzend,
Ihn mit ſich zu Boden ſchmett're.
Sämmtlich hingen voll die Bäume
In den Gärten, in den Wäldern
Von den Opfern der Verzweiflung,
Und an keinem Weiher konnte
Man vorbeigeh'n, keinem Fluſſe,
Ohne daß ein Trupp Selbſtmörder —
Einer Schaar von Fröſchen ähnlich,

Wenn Luſtwandelnde ſich nähern —
In's Gewäſſer glitt vom Strande . . .
Einzig und allein die Greiſe
Zwiſchen achtzig, neunzig Jahren
Wünſchten immer noch zu leben,
Konnten nicht des jüngern Volkes
Todeslüſternheit begreifen.
Kleine Knaben, zarte Mägdlein
Spielten Sterben und Begraben,
Und nur kleines Mordwerkſpielzeug
Liebten ſie; die Knaben waren
Hypochonder, und die Mädchen,
Schon in ihrem dritten Jahre
Litten ſie an Hyſterie.
Aus den Schenken klang es nur mehr:
De profundis! Miserere!
Gaudeamus war verſchollen,
Laute Fröhlichkeit verpönt,
Und erlaubt der „ſtille Suff" nur.
Ind'ſche Arten der Askeſe
Nahmen überhand: es lebten
Eremiten, weltverachtend,
Zahlreich in den Wüſteneien.
Allverhaßt war nun das Daſein,
Und es ſteigerte bei Manchem
Sich der Ekel vor dem Leben
Bis zu tödlichem Erbrechen.
Auch im Stadium der Tobſucht

Wüthete die Weltverachtung.
Viele mußte man an Ketten
Legen, weil ſie geifernd, ſcheltend,
Unabläſſig ſich des Hauptes
Haar voll Wuth zerrauften, Alles
Kurz und klein zu ſchlagen drohten.
Schließlich wurden ſelbſt die Thiere
Angeſteckt von der „Blaſirtheit"
Und „Nervoſität" der Menſchen.
Hunde wurden Hypochonder,
Mitgetheilt in den Familien
Ward die Hyſterie den Katzen;
Dieſe dann auf and're Thiere
Pflanzten fort durch Biß das Uebel,
Wie die Waſſerſcheu. Der Zeiſig
Sang nur mehr in Molltonweiſen,
Leberkrank die Fiſche ſchlichen
Durch die Wellen, und die Rinder
Wiederkäuten — Schopenhauer.
Rieſig wuchs der Kreaturen
Harm, Unſeligkeit, Ermattung!
Doch der ſchwärzeſte der Schatten,
Die das Uebel und das Weltleid
Warf in dieſes Thal der Thränen,
Lag im Geiſte des Homunkels.
Trübſinn hielt ihn tief umnachtet,
Tiefer als die andern armen
Kinder all' der weiten Erde.

Nur ein einzig Weſen gab es
Auf dem weiten Erdenrunde,
Das an Trübſinn, inn'rer Leere,
Lebensmüdigkeit ihm gleichkam.
Dieſes Weſen war ein ſchönes
Blaſſes Weib, das düſter-blickend,
Sinnend eines Tags im hohen
Dom zu Köln vor einem Bildniß
Stand der Mater dolorosa.
   Heimgekehrt war ſie zum Rheine
Von des Helleſponts Geſtaden,
Wo als ſtrahlendſter der Sterne,
Ueppigſte der Schönheitsroſen,
Sie geglänzt am gold'nen Horne,
Im Serail des Padiſchah.
Liebestoll zu Füßen lag ihr
Dort der mächt'ge Herr der Gläub'gen;
Doch ſie fühlte ſich als Sklavin,
Und von Ueberdruß ergriffen,
Rafft ſie auf von üpp'ger Langweil'
Seid'nem Pfühl ſich, will entſagen
Ganz der Menſchenwelt, der ſchalen.
Maßlos fühlt ſie ſich unſelig
Und es überkommt ſie Reue,
Daß ſie aufgab einſt ihr beſſ'res,
Schönes, ſtilles Nixendaſein
In kryſtall'ner Strombehauſung,
Eingetauſcht dafür des tollen

Menſchenſeins enttäuſchungsvollen
Unbeſtand in ew'ger Unraſt.
Heimgekehrt zum grünen Rheine,
Auf der Spitze ihres Felſens
Mitternachts bei Sternenſcheine
Streift ſie ab den eitlen Tand,
Der den Nixenleib umflittert,
Stürzt ſich in die holdvertraute
Dunkle Flut hinab mit Jauchzen.
Doch wie wird ihr? Sie erſchauert
In der Kühle der kriſtall'nen
Heimat auf dem Grund des Stromes.
Nicht mehr gleitet durch die Wellen
Sie wie einſt, ſo leicht, ſo munter,
Trübe ſchwinden ihr die Tage,
Endlos lang die Sternennächte,
Denn gelernt die Zeit zu meſſen
Hat ſie bei den Menſchenkindern:
Zeitlos rann in holdem Gleichmaß
Einſt der Stromesnymphe Daſein,
Wie des Stromes Welle ſelber!
Menſchlich angekränkelt war ſie
Und verloren der Naturſinn
Längſt, der laut're, der in ſchönem,
Sel'gen Einklang einſt ihr Weſen
Hielt mit Himmel und mit Erde,
Mit den Wellen, mit den Lüften,
Mit den wandelnden Geſtirnen.

Losgeriſſen war ſie, ach,
Von dem mütterlichen Buſen
Der Natur, der unbewußten,
Und doch auch nicht ganz vermenſchlicht,
Nicht durchwärmt vom Götterfunken
Einer echten Menſchenſeele:
Einer Menſchenſeele, fähig
Echten Liebens, echten Leides . . .
Auf der ſchmerzenreichen Mutter
Bildniß blickt die bleiche Schöne
Mit den lebensmüden Augen:
Und es blitzt in dieſen Augen
Auf ein Strahl ſchier wie des Neides.
Und ſie flüſtert: „Hehres Weib,
Gieb mir deine ſieben Speere —
Gieb ſie mir, die ſieben Speere,
Die dein Mutterherz durchſtoßen:
Minder elend fühlen werd' ich
Mich mit dieſen ſieben Speeren,
Als mit dieſer öden Leere,
Dieſem Ueberdruß im Herzen! . .
So in Munkels, Lurleis Seele
Zeigte ſich das Leid der Welt,
Sich das Leid der Zeit, das arge,
Schauerlich auf ſeinem Gipfel.
Ohne weit're Säumniß raffte,
Als ſo weit gedieh'n das Unheil,
Zu dem rettenden Gedanken,

Dem titaniſchen Entſchluſſe
Unſer Held ſich auf, der öden
Exiſtenz ein Ziel zu ſetzen,
Hier auf Erden und für immer.
Doch wie ſollt' er ſie vollführen,
Die titan'ſche Retterthat?
Neun der Tage, neun der Nächte
Sann er nach und ſchier vergeblich.
Und wie Zeus, als er der Weisheit
Göttin dachte zu gebären,
Mußt' er ſich den Kopf zerbrechen:
Aber nicht, um zu gebären
Eine Welt — nein, zu vernichten!
Erſt gedacht' er allgemeine
Mörderiſche Hungersnöthe,
Theurung durch Getreidewucher
Zu erzeugen — neue Seuchen,
Tödtlicher als all' die andern
Einzuſchmuggeln aus verſumpften,
Peſthauch-ſchwangern Erdenwinkeln —
Oder große Völkerkämpfe,
Raſſenkämpfe zu entfeſſeln,
D'ran die ganze Menſchheit endlich
Sacht vermöchte zu verbluten.
Nationen, Natiönchen
Hetzt' er grimmig auf einander.
Kräftig waren dieſe Mittel,
Doch zu ſchleppend ſchien die Wirkung.

Trennung der Geſchlechter pries er
Als der Hoffnung letzten Anker:
Plato's Liebestheorie
Von den zwei verſchied'nen Hälften,
Welche erſt zum vollen Menſchen
Sich ergänzen, ſtieß er um.
Zahlreich macht' er Proſelyten:
Aber immer — Gott weiß wie? —
Wurden Kinder noch geboren.
Schwämeriſche Frau'nsperſonen
Predigten »spiritual love«,
Und — und kamen in die Wochen.
  Einen Plan auch viel erwog er,
Das Azot der atmosphär'ſchen
Luft auf ein'ge Meilen hoch in
Pikrinſäure zu verwandeln.
Doch zu ſolchem Thun erwieſen
Unerſchwinglich ſich die Mittel.
  Nach all' dieſen und noch andern
Aehnlichen Verſuchen, welche,
Halb gelungen, ganz geſcheitert,
Nicht vom Fleck die Sache brachten,
Zeigte ſich dem Geiſte Munkels
Als entſcheidender Gedanke
Dieſer noch: einzuberufen
Einen großen allgemeinen
Weltkongreß der Seinsverächter.
Zur Berathung ſollten hierbei

Sich aus aller Herren Ländern
Unverweilt zuſammenfinden
Die erleſenſten der Geiſter.
So dann mit vereinten Kräften
Würde man vielleicht gelangen,
Meinte Munkel, zum erſtrebten
Ziel der Seins- und Weltvernichtung.
Schließlich noch beſann ſich Munkel,
Daß ja die geſammte Thierwelt
Auch, die lebenden Geſchlechter
All', des Menſchen Stammesbrüder
Rings in Erde, Luft und Waſſer
Miterlöſ't zu werden trachten,
Schmachtend in des Daſeins Joche.
Wär's erlaubt, ſie auszuſchließen,
Wenn es gälte, zu erwägen,
Wie am gründlichſten dem Leben
Dieſer ſiechen öden Erdwelt
Sei der Gnadenſtoß zu geben?
War zum Glück doch der Gedanke
Allgemeinſamer Berathung,
Allgemeinſamer Verſtänd'gung
Der geſammten Lebeweſen
Nicht mehr bloß Aeſop'ſche Fabel!
Denn es hatte jüngſt, durch Munkels
Immer regen Geiſt ergrübelt,
Eine allgemeine Sprache,
Ein vereinfacht' Volapük,

Unter allen Völkerſchaften
Und ſogar bis in die Thierwelt
Sich verbreitet — eine Sprache,
Angepaßt den Stimmorganen
Auch der Thiere: ganz aus Lauten
Der Natur gebildet, Tönen
Und Geräuſchen in verſchied'ner
Stärke, wechſelnder Betonung,
Abgeſtuft in Höhe, Tiefe,
Und begleitet von Geberden,
Deutungsvoll dem Sinn vermittelt.
Als Dolmetſcher im Beginne
Zwiſchen Menſchen erſt und Vögeln,
Endlich der geſammten Thierwelt,
Dienten gern die Papageien,
Die mit Elſtern, Staaren, Spechten,
Unſ're edle Menſchenſprache
Längſt ſchon leidlich radebrechten.
Alſobald von nah' und ferne
Strömten zu die Gleichgeſinnten.
Stolze Briten, ſpleenbehaftet,
Nihiliſten von der Moskwa,
Tiefgelehrte Doktrinäre
Und Kathederpeſſimiſten
Unſ'res großen Denkervolkes,
Buddhaiſten auch aus Indien,
Neben Negern, Lappen, Kaffern,
Und noch vielen andern Völkern,

Waren allzumal vertreten.
Auch ein großer Schwarm von lauernd-
Lauſchenden Berichterſtattern
Kam aus aller Herren Ländern,
Spitzen Stift in ſpitzem Ohre.
Und gefolgt dem Rufe Munkels
War, nicht ſäumend, auch die Thierwelt.
Adler zwar und Greif und Löwe,
Phönix und Simurg und and're
Der erlauchter'n Thiergeſchlechter
Ließen ſich entſchuld'gen: aber
Pica kam, die Elſter, Rohrſpatz,
Eule, Fledermaus und Unke,
Dompfaff, Wiedehopf und Guckuck —
Papageien ſelbſtverſtändlich —
Und noch manche And're kamen.
Ahasver, der ew'ge Jude,
War, da unbekannt des alten
Weltdurchwand'rers Aufenthalt,
In den öffentlichen Blättern
Aller Länder aufgefordert,
Der Verſammlung höh're Weihe
Zu verleih'n durch ſein Erſcheinen.
Er erſchien und ward empfangen
Allerſeits von des Kongreſſes
Gliedern mit den höchſten Ehren,
Als der Todesſehnſucht ält'ſter
Und ehrwürdigſter Bekenner;

Ward gehoben auf die Schultern
Und im Kreis umhergetragen
Unter allgemeinem Jubel.
Gleich zum Alterspräſidenten
Wählte man ihn dann durch Zuruf,
Und ſo hatt' er zu eröffnen
Feierlich den großen erſten
Sitzungstag der Seinsverächter,
Dieſes Schwarms von „ew'gen Juden",
Welche nach dem Tod verlangten.
Eine kurze Rede hielt er,
Zitternd, dumpf, mit Greiſenſtimme,
Und ſo blieb ſie unvernommen;
Nach dem Ausſpruch der „Reporter"
Mit den ſchärfſt-geſpitzten Ohren
Zeugte ſie von Altersſchwäche.
Als dann Munkel zur Eröffnung
Sinn'ge Worte noch geſprochen,
Tritt hervor zunächſt ein deutſcher
Hochanſehnlicher Gelehrter,
Welcher die von ihm erfund'ne
Therm-elektro-phonographiſch
Konſtruirte, patentirte
„Luſt- und Unluſtwage" vorweiſ't,
Mittelſt welcher er ſeit Jahren
Täglich die von ihm und Andern
Durchempfund'ne Luſt und Unluſt
Bis zur unermeßlich kleinſten,

Unbemerkbar-unbewußten,
Abgewogen, ziffermäßig
Dargeſtellt, protokollirt hat.
Rechenſchaft dann giebt er gründlichſt
Ueber das hierbei zu Tage
Ganz unzweifelhaft getret'ne
Defizit der Luſt im Durchſchnitt,
Wobei er, gewiſſenhafteſt,
In Berechnungen ſich einläßt
Mit viel langen Ziffernreihen
Und ſo manchem Dezimalbruch.
Die Verſuche eines andern
Schätzbaren Kollegen, welcher
Luſt- und Unluſtgrademeſſer
Nach der Höhe ſolcher Sprünge,
Wie der Menſch ſie thut vor Freuden,
Und der Tiefe Grad, in der er
Hängen läßt den Kopf vor Unluſt,
Konſtruirt — verurtheilt Redner,
Nennt ſie ungenau und kindiſch.
Günſt'ger ſpricht er von der Abſicht,
Jägers „Luſt- und Unluſtdüfte"
Anzuſeh'n auf ihre Eignung
Hin zu ſolcher Maßbeſtimmung.
Mit Berufung ferner darauf,
Daß nachweislich expandirend
Wirkt die Luſt, und kontrahirend
Auf den Organism die Unluſt,

Glaubt er ziemliche Erfolge
Sich verſprechen auch zu dürfen
Vom auf dies Prinzip gebauten
Neueſten „Hedonometer“,
Deſſen Plan ihn juſt beſchäftigt.
  Dieſen Vortrag nahm mit lebhaft-
Wiſſenſchaftlichem Int'reſſe,
Beifallſpendend, gern zur Kenntniß
Unſ're preisliche Verſammlung.
  Jetzt betritt ein ſpleenbeherrſchter
Britenlord die Rednerbühne,
Und beginnt — nervöſes Zucken
Wetterleuchtet ihm im Antlitz —
Zu ereifern ſich: ein Wicht,
Ein erbärmlicher Geſelle
Sei von je der Menſch auf dieſem
Schnöden Rund der Welt, mit welchem
Gott und Teufel Fangball ſpielen!
„Ha!“ ſo ruft er, bitter lachend,
„Dies Geſchlecht der armen Wichte,
Das ſo prahlt mit ſeinem Scharfſinn,
Das ſo eitel pocht auf ſeine
Rieſigen Kulturfortſchritte,
Iſt thatſächlich noch ſo weit nicht
Fortgeſchritten, zu erfinden
Endlich eine Art von Knöpfen,
Welche feſt am Rocke ſitzen! —
Ja, der Menſch — ein armer Tropf iſt's

Von Natur und durch Verhängniß,
Und was er auch immer treibe,
Was er thue, was er laſſe,
Niemals kann er etwas and'res
Als erbärmlich ſein und elend.
Schließ' ich einen Bund der Ehe,
Werd' ich Hahnrei: laß' ich's bleiben,
So verkomm' ich und verderb' ich
Einſam, alt, als Hageſtolz.
Bild' ich mich, je nun, ſo werd' ich
Ein Pedant, ein raffinirter
Kopfmenſch, und es geht zum Teufel
Herz, Gemüth mir und Naturſinn!
Thu' ich's nicht — ei, ſo verdumm' ich
Und verthier' ich und bin ſchlechter
Als das Rind, das brüllt im Stalle!
O, die Menſchen — hu! mich gruſelt's!
Wie kann dieſe Sippſchaft einem
Je gefallen, wenn er denken
Muß bei Jedem in der Menge,
Jedem, der ihm kommt vor Augen:
Ha, der Burſche, der vor mir da
Steht ſo ruhig und ſo harmlos,
Trägt vielleicht in ſich den Keim ſchon
Einer fürchterlichen Krankheit,
Die ihn hinrafft nächſte Woche —
Oder wird verrückt im nächſten
Augenblicke — oder macht ſich

Schuldig in der nächſten Stunde
Eines gräßlichen Verbrechens!!! —
  Und erſcheint einmal erhaben
Ob der andern Dutzendmenſchheit,
Der erbärmlichen, ein Erdſohn
Durch Genie — ſieht er nicht ſchmählich
In den Wuſt und Duſt des Alltags
Wiederum herabgezogen
Durch die hundert lächerlichen
Kleinlichen Erbärmlichkeiten
Seiner phyſiſchen Natur ſich?
Welche Proſa grinſt aus Schillers
Ewigem Katarrh und Schnupfen,
Goethes, des Olympiers,
Zahngebreſt und Gliederreißen! —
  Iſt nicht jede kleinſte Stelle
Unſ'res Menſchenleibs befähigt,
Einer ſchnöden, martervollen
Schmerzempfindung Sitz zu werden?
Aber auf wie wen'ge Stellen
Iſt beſchränkt das ſchale Bischen
Luſtgefühl im ſelben Leibe!
Und ſchlägt nicht durch fortgeſetzte
Steig'rung jede Luſtempfindung
Alsbald in ihr Gegentheil um?
Aber wann ſchlägt jemals Unluſt,
Wenn geſteigert, in Genuß um?
Wann verwandelt, wenn zunehmend,

Mißduft je in Wohlgeruch ſich?
Und wann eine Tracht von Prügeln,
Wenn verdoppelt, ſich in Wolluſt?
Ha, verräth in ſolchen Dingen
Nicht ſo recht die ganze Bosheit,
Ganze Tücke der Natur ſich? —
Aber (fuhr der Redner fort
In geſteigerter Erregung)
Alles Menſchenelends Krone
Bleibt doch ſtets die Langeweile,
Die unendliche, des Daſeins!
Ha, dies tägliche Sichauszieh'n
Um ſich wieder anzuziehen —
Dieſes tägliche Raſiren —
Dieſes ſiebzig, achtzig Jahr' lang
Fortgeſetzte, auch nicht einen
Augenblick je unterbroch'ne
Pulsgetick und Luftgeſchnappe —
Dies entwürdigende, ſchale
Einerlei des Stoffewechſels
Tag für Tag im langen Leben —
Tod und Teufel! iſt mein Leib denn
Eine chemiſche Retorte?
Nur ein Tummelplatz für Buhlſchaft
Oder Fauſtkampf der Molekel?
Muß ich fröhnen des Naturlaufs
Eigenſinn'gen, närr'ſchen Launen,
Wie der Holzkloß, wie der Erdkloß,

Wie der dumme Stein am Wege?
Bin Nußknacker ich, Pagode,
Drahtfigur, Marionette,
  Und dann überhaupt das ew'ge,
Unerträgliche Gebanntſein
In dies leid'ge Ich — Ich — Ich — ha!
Ich ſein müſſen, immer Ich,
Eingefangen, eingepfercht ſein
Immer in dem eig'nen Selbſt — oh!
Dieſes Selbſt, das uns zeitlebens
Sitzt als Huckepack im Nacken,
Niemals abzuſchütteln auch nur
Eine flüchtige Minute,
Ob man ſeiner noch ſo ſehr auch
Ueberdrüſſig — dieſer Popanz,
Der man „iſt" — ja, immer „iſt",
Und den man im längſten Leben
Doch ſo wenig kennt — ſo wenig
Kennen lernt, als ſeinen — Rücken!
Iſt es nicht um toll zu werden?" —
  So der Sprecher, ſtets erregter,
Wilder ſtets hervor die Worte
Stoßend — jedes Wort ein Steinwurf.
Jetzt aus Wolken tritt die Sonne,
Und des Redners wirrer Blick fällt
Auf den Schatten in der Sonne,
Den er wirft. Hohnlachend ruft er:
„Ei, da ſeht nur einmal den da!

Ha! auch der zu all' dem Andern?
Was nur will, was will er, dieſer
Ueberflüſſ'ge Doppelgänger
Eines überflüſſ'gen Ich's?
Dieſes Zerrbild unſ'rer eig'nen
Weſenloſigkeit, was will es?
Dies Symbol des weſenloſen,
Schattenhaften großen Ganzen —
Spiegelbild des großen Nichts,
Welches doch ſo ſchauerlich, ha,
Schauerlicher als der Tod iſt! —
Oder wär' er doch am Ende
Nicht ſo nichtig als er ausſieht,
Der zudringliche Geſelle?" —
Unheimlich begann zu funkeln
Und zu zucken und zu rollen
Hier des Sprechers graues Auge:
„In der That, ich trau' ihm nicht!
Mir wird angſt zuweilen, wenn ich
Ganz allein mit ihm! Wer bürgt mir,
Daß mich dieſer Doppelgänger,
Dies Geſpenſt des großen Nichts,
Nicht auch einmal plötzlich anfällt,
Sich von hinten auf mich ſtürzt,
Mich mißhandelt, mich beraubt,
Dann davon läuft und mich ſteh'n läßt
Schattenlos im Sonnenſcheine?" —
Tief entſetzt auf ſeinen Schatten

Starrt der Sprecher.
„Ha, was fletſcheſt
Du die Zähn', erhebſt die Fäuſte,
Reckſt empor dich und bedräuſt mich
Mit Grimaſſen und Geberden?!" —
Vor den Mund trat jetzt der Schaum ihm;
Wüthend auf den Doppelgänger
Wirft er ſich, das große Nichts.
Er iſt toll geworden — ſchleunig
Wird er durch die ſchreck-ergriff'nen
Hörer, die ihm nahe ſtanden,
Mit Gewalt von der Tribüne
Nieder und hinweg geführt.
Ihn erſetzt ein Moskowiter,
Ein Prophet des „Nihilismus",
Welcher mit blaſirtem Gleichmuth,
Der in angenehmer Weiſe
Abſticht gegen die erregte
Sprache jenes andern Redners,
Nur ſo ein paar Worte hinwirft,
Scharf und hart und kalt wie Dolche:
„Alles muß vernichtet werden!
Solches will der Nihilismus.
Was der Sinn ſei, was das Weſen,
Was das Ziel des Nihilismus?
Dynamit iſt's und Petroleum!
Das Beſtehende zu ſtürzen
Iſt das Erſte, iſt das Letzte.

Alles muß vernichtet werden!
Nichts iſt werth, daß es beſtehe,
Und Gott hat die Welt geſchaffen,
Nur daß ſie der Teufel hole!“ —
Sprach's und ſchaute mit verglaſ'tem
Geierau' noch einmal um ſich
Und verließ die Rednerbühne.
  Tiefer ward gefaßt die Sache
Von dem deutſchen „Doktrinär“,
Der hernach das Wort ſich ausbat.
„Alles muß vernichtet werden!“
Hub er an. — „Ganz recht! ſo denk' ich
Auch — ſo denken ja wir Alle!
Doch der Weltvernichtungs-Loſung
„Dynamit-Petroleum“
Sich're Trefflichkeit beſtreit' ich:
Denn es mangelt ihm die logiſch-
Metaphyſiſche Korrektheit.
So gewiß nach Schopenhauer
Alles Sein und Leben einzig
Ruht auf dem geheimnißvollen,
Ruht auf dem all-Einen Willen,
Welcher Wille iſt zu leben,
Und in ſeiner Unvernunft
Blindlings ſich die Welt geſchaffen —
So gewiß auch kann das Leben
Einzig durch all-Eines Wollen,
Nicht zu leben, aufgehoben,

Ganz und gründlich und für immer
Ausgetilgt, vernichtet werden.
Aber nicht durch Einzelwillen!
Solcher Wille kann nur tödten,
Und der Tod, er kann das Leben
Nur zertrümmern, nie vernichten!
Nein! vereinen muß in einem
Und demſelben Augenblicke
Aller Weſen Lebenswille
Sich, das Leben nicht zu wollen!
Denn allmächtig iſt der Wille,
Zu vernichten dieſe Welt,
Wie er's war, um ſie zu ſchaffen.
Was als ew'ger, allgemeiner,
Der Urwille ſchuf, der blinde,
Kann zurück in's Nichts auch ſtürzen
Nur er ſelbſt als ganzer, Einer.
Und ſo liegt der Sache Kernpunkt
Darin einzig, daß der Wille,
An ſich unvernünft'ge Wille,
Eines Beſſeren belehrt nun
Durch den reifen Intellekt,
Sich in wiederhergeſtellter
Metaphyſiſch-myſt'ſcher Einheit
Selbſt beſtimme, nicht zu leben,
Dieſes Daſein zu verneinen!" —
„Hört!" erſcholl's durch die Verſammlung,
Und fortfuhr der Sprecher, während

Athemlos die Hörer lauſchten.
„Wenden wir an die Geſammtheit
Aller Weſen uns des Erdballs!
Wenn mit angeſtrengt-vereinter,
Koncentrirter Willenskraft ſie
Sich entſchließen, nicht zu wollen,
Iſt verneint der Lebenswille,
Iſt verneint das Leben ſelber,
Und die große Seifenblaſe
Welt in unſerem Bewußtſein,
Platzen wird ſie plötzlich; ſchwinden
Wird auch das Bewußtſein ſelber
Mit dem Sein, das nur Bewußtſein! —
Und ſo ſprech' ich's denn gelaſſen
Aus, das große Wort: an alle
Menſchlichen und Thiergeſchlechter
Dieſes weiten Erdenrundes
Ungeſäumt ergeh'n zu laſſen
Eine Mahnung, unerhört,
Eine Frage, nie vernommen:
Ob geſonnen ſie, ſo weiter
Noch zu leben, ob ſie vorzieh'n
Dieſem bitt'ren Sein des Nichtſeins
Ew'ges Dolce far niente!
Hier an unſerm Bundesorte,
Wenn nach Mondesfriſt wir wieder
Uns dahier zuſammenfinden,
Wird auf Schwingen der Elektrik

Ungeſäumt zu theil uns werden
Aller Länder, aller Völker,
Aller ſterblichen Geſchlechter
Willensmeinungs-Offenbarung!
Und erklingt das Todesurtheil
Für die Welt, das große Nein,
Tag und Stunde zu beſtimmen
Gilt es dann und kund zu machen
Für den großen feierlichen
Aktus der Gerichtsvollſtreckung
An dem Sein, dem tod-verfall'nen,
Wo in einem und demſelben
Augenblick auf weiter Erde
Nicht bloß in der Mehrzahl etwa —
Nicht genügen würde Solches,
Wie ſchon fälſchlich ward behauptet —
Nein, in Allen, wie ein Licht,
Stracks erlöſcht der Lebenswille,
Und mit ihm, was er in blöder
Jugendthorheit einſt erzeugte
Mit der Buhlin Phantaſie:
Dieſes Traum- und Schaumgebilde,
Das wir Welt zu nennen pflegen!" —
Aufgenommen ward mit Staunen,
Mit Verblüffung und mit rieſ'gem
Beifallsjubel dieſer Vorſchlag.
Aber Munkel gab das Wort jetzt
Den Vertretern auch der Thierwelt.

Und ſie traten auf und ſprachen,
Und bewieſen, daß Verſtand nicht
Und Vernunft es war und Einſicht,
Was bisher gebrach den Thieren,
Sondern nur die Redegabe.
Allen Andern that der Rohrſpatz
Es zuvor in bitterböſem
Schelten auf die Welt, die arge,
Ihren Schnabel wetzte blinzelnd
Zu des Lichts Unglimpf die Eule,
Wimmerte, ein Elend ſei es
Für die ſchnöden Taggeſchöpfe,
Daß der wohligen, der ſtillen,
Süßen Dunkelheit entriſſen,
Gleich bei'm erſten Augenaufſchlag
Sie das Licht der Welt erblicken,
Dieſe unverſchämte Helle!
Lebhaft ſchwatzend, ohrzerreißend,
Gab der Papagei zu hören
Das von Anderen Geſagte
Und erging ſich in Citaten
Ohne Zahl aus allen Büchern
Aller Sprachen, die des alten
Weltleids je Erwähnung thaten.
„Selbſtverneinung, allgemeine
Selbſtverneinung," ſchnarrt' er ſchließlich,
„Ja, das iſt's! Als genialer
Blitz am höchſten Geiſteshimmel

Zuckt' er auf, der Hochgedanke!
Ha, mit dem Gedanken beißt ſich
In den Schweif die Weltenſchlange,
Sich zur Null des Nichts zu ründen!
Weltgeſchick, vollende dich!
Hurrah!" ſchloß er kreiſchend, krächzend,
„Hurrah, hoch die Selbſtverneinung,
Weltverneinung, Allverneinung!" —
Ungeſäumt nun an des Erdballs
Völker ward entſandt die Botſchaft,
Und an alle Thiergeſchlechter.
Feſtlich ſchloß des hohen Wirkens
Der Verſammlung erſten Ablauf
Ein Bankett. Unzähl'ge Toaſte
Wurden ausgebracht: auf Munkel
Allvoran, dann auf den greiſen
Ahasver — auf Schopenhauer —
Auf den Gott der Weltvernichtung
Shiva — auf den Tod — das Nichts.
Becher blinkten, Pfropfen knallten.
Schließlich, um die Geiſterſtunde,
Brüllten Ein'ge »Gaudeamus
Igitur« — „Freut euch des Lebens" —
Doch das war ein wüſter Traum nur,
Draus ſie tiefbeſchämt erwachten. —
Und des Erdballs leidbedrängte
Weſen alle, ſie vernahmen
Die Verkündung und erwogen

All' ihr Uebermaß des Leides,
All' die Drangſal und Beſchwerde,
Ihr vergebliches Bemühen,
Ihr verlornes Sinnen, Trachten,
Und den Trug des falſchen Glückes;
Und es war das Endergebniß,
Das erklang in tauſend Sprachen:
„So kann es nicht weiter gehen!
Laßt uns denn ein Ende machen!“ —
Alſo ſchien das ſchöpferiſche
Urprinzip der Welt, der blinde,
Blöde, unvernünft'ge Wille,
Endlich zur Vernunft gekommen,
Und beſann ſich und erklärte
Sich bereit, nicht mehr zu wollen!
Mit gehobenen Gemüthern
Lauſcht man dieſem Endergebniß
An dem Mittelpunkt der Dinge,
An dem hohen Bundesorte.
Und nun traten ſie zuſammen,
Der Verſammlung edle Häupter,
Tag und Stunde zu beſtimmen
Für den großen, feierlichen
Akt der heil'gen allgemeinen
Weltverneinung, Weltvernichtung,
Wo durch das all-Eine, kräftigſt
Auf das hohe Ziel vereinte
Wollen aller Creaturen

Sich zur Wirklichkeit geſtalten
Soll die Rieſenkataſtrophe.
  Und der Tag, den man beſtimmte,
War: der erſte des April.
Und die Stunde war die zwölfte
Nach des Thurmes Stundenweiſer
An des hohen Bundes Stätte.
Für die andern Erdenorte
Ward ſie feſtgeſtellt entſprechend
Von den beſten Himmelskund'gen.
  Und der Tag, er kam heran,
Und die Stunde, ſie war nahe.
  Des Kongreſſes edle Glieder
Lauſchten, blaß, ernſt, ſtumm geworden,
All' in weihevoller Spannung.
Von des Thurmes Höh' erdröhnte
Schlag für Schlag die zwölfte Stunde,
Und der letzte war verklungen.
  Der Moment, er war gekommen,
Wo ſie platzen ſollte plötzlich,
Jene große Seifenblaſe
Welt im menſchlichen Bewußtſein . . .
  Ineinanderzittern ſollten
Aller Willenskräfte Ströme
Zu dem myſtiſch-metaphyſiſch-
Einheitlichen Willensſchluſſe:
Nicht zu wollen . . .
  Jetzt verfinſterte die Sonne

Sich am Himmel, und der Mond,
Wie ein düſt'rer Todesherold,
Trat im weißen Leichenlaken
Zwiſchen Sonnenrund und Erdball . . .
Dunkel ward's und dunkler immer,
Und die Finſterniß umhüllte
Mit den Schreckniſſen der Nacht ſich,
Gleich als wäre ſie die letzte.
Alle Fledermäuſe ſchwirrten,
Alle Todtenwürmer pickten,
Alle Raben, alle Geier
Schwärmten lauernd in den Lüften,
Alle Unken in den Weihern,
Alle Eulen in den Wäldern
Und Rohrdommeln in den Sümpfen
Stöhnten, ächzten, und geſpenſtig
Durch die Nacht erdröhnte fernher
Die geheimnißvolle Stimme,
Die man Nachts vernimmt auf Ceylon —
Schauerliche Töne klangen,
Wie der nächt'ge Todesangſtruf
Eines Roſſes, das verendet
Unter Leichen auf dem Schlachtfeld . . .
  Einen kurzen Augenblick, traun,
War's, als ob das Weltenſchickſal
Nur an einem Faden hinge —
War's, als ob die Erde bebte,
War's, als ob ein Schauer ginge

Durch das Herz der Welt, der Dinge . . .
  Plötzlich doch — bei Seite ſtoßend
Jenen fahlen Todesherold
Und des Schleiers Saum zerreißend,
Trat aus ihrem düſtern Dunkel
Vor die gold'ne Sonn' und — lachte.
Und die Waſſer rauſchten lachend,
Und die Winde wehten kichernd,
Und auf allen Wölkchen, welche
Durch den blauen Himmel zogen,
Saßen Geiſterchen und lachten.
Frühling war's — die Erde glänzte
Blumen-überſtreut und lachte.
In der Bergesſchlünde Tiefen
Saßen Zwerge, ſaßen Gnomen,
Hielten ſich den Bauch vor Lachen.
Ueberall in Luft und Waſſer,
Höh'n und Tiefen ſcholl ein Kichern,
Scholl ein Lachen; ſelbſt der Himmel
Machte jenen Lieblingsausdruck
Der Poeten wahr und lachte.
Selbſt die Sterne guckten diesmal
Ausnahmsweiſ' am hellen Tage
Aus der Weltenferne tiefſtem
Hintergrund hervor und lachten . . .
  Was geſchah in jenem großen
Augenblick, als alles Lebens,
Aller Willenskräfte Ströme,

Ineinander ſollten zittern
Zu dem myſtiſch-metaphyſiſch-
Einheitlichen Willensſchluſſe:
Nicht zu wollen? —
Was geſchah —
Niemand ahnt' es; von den damals
Lebenden erfuhr es Keiner.
Nur die Muſe kann es ſagen,
Und ſie will es nicht verhehlen.
Ach, geſcheitert iſt das hohe,
Hehre Werk nur an dem Frevel
Eines blöden Liebespaares!
Eines blöden Liebespaares,
Das die Finſterniß verlockte
Sich zu küſſen — weltvergeſſen —
Und das dann im Augenblicke,
Dem entſcheidenden, zu ſpät kam
Zur einmüth'gen Weltverneinung! —
Dieſes Liebespaar, das blöde,
Eldo — Eldo war's und Dora,
Die nach langer, langer Trennung
Juſt an dieſem Schickſalstage
Durch des Zufalls Gunſt und Fügung
Unverhofft ſich wiederſahen. —
Alles Lebens Pulſe ſchlugen,
Gleich als wäre nichts geſchehen.
Eines nach dem Andern ſchlichen
Sich hinweg die edlen Glieder

Vom Kongreß der Weltverneiner,
Stumm, beſchämt, die Köpfe ſchüttelnd,
Einer meinte, ſchlecht gewählt
Sei die Jahreszeit geweſen
Für den Tag der Weltverneinung:
Denn der Wille, nicht zu wollen,
Sei bekanntlich ſchwach im Lenze.
Ach, was half dir's, armer Wille,
Daß vernünftig du geworden?
Ach, du biſt zu ſchwach geweſen!
Stark genug biſt du geweſen
Schaffend dieſe Welt zu wollen,
Aber nicht, ſie nicht zu wollen!
Alles kann der Lebenswille,
Scheint's, nur nicht: ſich ſelbſt nicht wollen! —
Munkel und der ew'ge Jude
Sind allein zurückgeblieben,
Steh'n verſenkt in tiefes Sinnen.
„Wiederum im Stich gelaſſen
Haſt du mich, elende Menſchheit!“
Ruft in wilder Zornerregung
Munkel. „Thor, wer hofft, zu großem
Wollen je dich zu vereinen!
Eure matte Selbſtverneinung,
Thöricht eitle Erdenkinder,
Faſtnachtspoſſe iſt's für Götter!
Eure Sehnſucht nach dem Tode,
Mit der ihr ſo gerne flunkert,

Iſt ein Wahngeſchwätz von Kindern,
Die nicht wiſſen, was ſie wollen!
Und wenn Einer ſelbſt ſich tödtet,
Iſt's ein übereilter Schritt,
Den er flugs bereuen würde,
Wenn dazu die Zeit ihm bliebe!
Ihr erklärt für lebensmüd' euch,
Und doch wünſcht von euch ein Jeder
Die neun Leben ſich der Katze
Insgeheim, anſtatt des einen.
Nicht der Thierwelt will ich grollen,
Schmachvoll aber für die Menſchen
Iſt's, daß ſie in ihrem Dünkel
Denken, handeln wie die Thiere!
Ha, ihr Elenden, die ihr euch
Hohe Weſen dünkt, als „echte"
Menſchenſöhne, als „gezeugte",
Ja ſogar als „gottgeſchaff'ne",
Und verachtend blickt auf mich,
Mich, den Sprößling der Retorte:
Hört! noch wen'ger Grund zum Stolze
Hat auf das, was er geſchaffen,
Seine Menſchen, ſeine Welt,
Euer Gott in Himmelshöhen,
Als mein chemiſcher Erzeuger
Auf die Schöpfung ſeiner Hände.
Und gedenkend, was bei euch ich,
Mit euch durcherlebte, ſag' ich:

Gottgeſchöpfe, ich veracht' euch
Alleſammt — ich, der Homunkel!
Schnöde Welt! den Rücken kehr' ich
Dir auf immer! Dich dir ſelber
Ueberlaſſ' ich, überlaſſe
Dem gewohnten, dem verdienten
Elend dich des Weiterlebens!" —
Spricht's und ſucht die tiefſte Wildniß.
Seufzend greift der ew'ge Jude,
Der den herben Zornesworten
Still und ſcheu gelauſcht und zitternd,
Gleich als hätt' erneut, verſchärft, ihn
Jetzt der alte Fluch getroffen,
Nach dem alten, knot'gen, morſchen
Wanderſtab und humpelt weiter.

Zehnter Geſang.

Ende ohne Ende.

Aus der Welt ſich in die tiefſte
Einſamkeit zurückzuziehen
Dachte Munkel. Aber ſchwer ward's
Ihm, zu finden eine ſolche.
Giebt es tiefe Einſamkeit noch?
Giebt es noch ein Fleckchen Erde,
Das unſicher nicht die Neugier
Macht, der Unternehmungseifer
Oder auch nur ſchnöde, müſſ'ge
Bummelei der Menſchenkinder?
Endlich ſchien ein Felsgebirg' ihm
Oed' genug für ſeine Zwecke,

Klüfte, voll von Urweltsknochen
Und verlaſſ'nen Drachenneſtern,
Boten ihm ein jungfräuliches,
Nie betretenes Aſyl.
Und hier warf ſein reger Geiſt ſich
Mit dem ganzen zähen Eifer
Und dem Starrſinn, der ihm eigen,
Auf das einz'ge Feld, auf dem er
Seine Kraft noch nicht erprobte:
Das des Forſchens, der Erkenntniß,
Auf das Feld der Wiſſenſchaften.
Jeden Grund wollt' er ergründen;
In die ſchwierigſten Probleme
Und Projekte ſich verſenkt' er,
Und ſein Ziel war, zahm zu machen
Die Natur, ſie zu beherrſchen,
Ganz als eine Art von Hausthier
Für den Geiſt ſie einzujochen,
Zu dreſſiren die Gewalt'ge.
Iſt nicht Wiſſen Macht? Ihm ſollt' es
Zum Organ noch unerhörter
Zaubermacht und Herrſchaft werden.
Als ein umgekehrter Fauſtus
Aus dem Leben zu den Büchern
Wandt' er ſich, und unabläſſig
So ſtudirend, meditirend,
Saß ein Loch er in den Steinſitz
Seiner Felskluft. Oft geſchah es,

Daß die Spinne ihr Geſpinnſt,
Wie ſie ſonſt es thun an Büchern,
Um den Leſer ſelbſt nun woben,
Um den einſam Regungsloſen,
Und nie konnt' er los ſich machen
Ganz vom Wuſt, in den ihn Spinnen
Und Gedanken eingeſponnen,
Merkend nichts mehr, was bei Menſchen
In der Welt rings umher vorging,
Ward er, als man, einen Tunnel
Mitten durchs Gebirg' zu bohren,
Steine brach und Felſen ſprengte,
Ungeſehen, ungeahnet,
Mitgeſprengt ſammt ſeiner Felskluft
In die Lüfte. Hülflos lag er
Und bewußtlos lange Tage.
  Doch er lebte. Als er endlich
Aus der laſtenden Betäubung
Los ſich ringt und langſam, langſam
Aufſchlägt die noch todesmüden,
Todesſchlummer-trunk'nen Augen —
Welche Grau'nerſcheinung, ha!
Beut ſich ſeinen erſten Blicken?
Ueber ihn ſich beugend, kauert
Dicht vor ihm ein Scheuſal, ſtarrt ihm
Keck in's Antlitz, zähnefletſchend.
„Träum' ich noch?" fragt Munkel; „lieg' ich
Noch in Fieberphantaſien?"

Aber nach dem erſten Schrecken
Sich ermannend, ſchaut er muthig
Aug' in Aug' dem Ungeheuer.
Ach, ein matt-verblaßt' Erinnern
Taucht empor in ſeiner Seele!
Ein Erinnern längſt verſcholl'ner
Dinge — Bilder aus Lemurien!
Dieſe Ungeſtalt, dies Unthier,
Iſt es nicht ein Orangutong?
Iſt es nicht geflügelt? ſchleppt es
Hinter ſich nicht einen langen
Schupp'gen Drachenſchwanz? — Kein Zweifel:
Es iſt Draco! — Ja, er iſt es!
Munkel war nicht feind dem Draco;
Fühlt' er doch im Gegentheile
Insgeheim ſich ihm verpflichtet.
Hatte nicht der Flügelaffe
Ihn befreit von ſeinem ſchnöden
Nebenbuhler, jenem Krallfratz?
Und da nun auch Draco ſelbſt ſich
Schien auf Munkel zu beſinnen,
Keine Eil' auch ſchien zu haben,
Ihm ein Leides zuzufügen,
Sprach, ein Herz ſich faſſend, der ihn
An in halbvergeſſ'nen Lauten
Jener kräft'gen Satyrſprache,
Die zu herrlicher Vollendung
War gediehen in Lemurien.

Draco freilich ſprach die Mundart
Seiner väterlichen Ahnen
Mehr mit beſtial'ſchem Ausdruck
Und mit ziſchender Betonung,
Die vererbt ihm ohne Zweifel
War von mütterlicher Seite.
Doch die Beiden, ſie verſtanden
Leicht einander und erzählten
Sich in langen Mußeſtunden
Ihre wechſelnden Geſchicke.
Draco nun, vernehmend, Munkel
Suche eine tief verborg'ne
Stille, ſichere Behauſung,
Bot ihm gaſtlich an die ſeine;
Führte durch ein dunkles, krauſes
Labyrinth von neun gewund'nen
Klüften ihn in eine zehnte,
Tief im Schoß der Erde, welche
An Verborgenheit, an Stille,
Nichts mehr übrig ließ zu wünſchen,
Und geſchützt durch ihre Lage
War auch gegen Sprengverſuche
Frevelhafter Menſchenhände.
Alsbald war der Flügeldrache
Munkels treu'ſter Freund und Diener.
Unergründliche Naturmacht,
Sympathie geheimer Art ſchien
Zu verknüpfen bald das Weſen

Dieſes wunderlichen Miſchlings
Dem Homunkel. Nahrung ſchafft' er,
Wie ſie, karg zwar, bot die Wildniß,
So daß Munkel ganz ſich widmen
Konnte ſeiner Denkerarbeit;
Ließ ſich bald auch rüſtig brauchen,
Holz zu fällen, Erz zu graben,
Werkgeräth ſogar zu ſchmieden.
Schäbig ward der Drachenſchweif ihm,
Abgerieben, faſt verkümmernd,
Bei ſo rührigem Bemühen.
Auch vor Feinden ſchützte Draco
Seinen Herrn, vor Faunen, tückiſch-
Wilden Wald- und Bergkobolden,
Schützt' ihn namentlich vor ſeinen
— Draco's — eigenen Verwandten,
Seinen Tanten, Baſen, Vettern,
Welche rings in Klüften wohnten,
Und im Gegenſatz zu Draco's
Aeffiſchem, behenden Weſen,
Unheil brütend, träumend lagen
Auf den langen Wickelſchwänzen.
Allgemach jedoch erſtreckte
Des Homunkels Zaubermacht ſich
Ueber all' die Höh'n: im Bunde
Mit dem rieſenſtarken Draco
Unterwarf er die geſammte
Fauna ſich der grauſen Wildniß.

All' die Wald- und Bergkobolde,
Gnome, Greife, kluge Raben,
Und die trägen Drachen ſelber
Waren ihm zuletzt behülflich,
Aufzurichten, auszurüſten
Eine ungeheure Werkſtatt,
Tief im dunklen Schoß der Erde,
Zu geſtalten, auszuführen,
Was ſein Geiſt erſann von hohen
Wundern der Naturbeherrſchung.
  Karg genährt von Wurzeln, Kräutern,
Trotz der Schätze, die noch ſein,
Aufgeſpart für große Zwecke,
Und die Schwächen, die Gebreſte
Tragend des Homunkelthumes,
Seiner künſtlichen Erzeugung,
Schrumpft' er ein beinah' zum Gnomen,
Zum Alraun, zum zwerghaft welken,
Aber zaubermächt'gen Kobold.
Alt nun war er längſt geworden,
Aber durch Verjüngungstränke,
Die er ſelber ſich gebrauet,
Tilgt' er zwar nicht die Verſchrumpfung
Seines Leibes, noch die Runzeln
Seiner Züge, doch geſchmeidig,
Fiebriſch-regſam ſeine Glieder
Noch erhielt er, und je mehr ihm
Abſtarb des Gemüthes Leben,

Um ſo ſchärfer ſtets nur ſpitzte
Sein Verſtand ſich zu, ſein Scharfſinn,
Um ſo feiner nur gedieh' ihm
Das Geſpinnſt der Grübeleien.
  Er erfand und konſtruirte
Eine kleine Denkmaſchine,
Ein „Dianoëtikon,"
Das wie eine Taſchenuhr man
Bei ſich tragen konnt' im Sacke,
Und das man nur in der Weiſe,
Wie's entſprach dem Denkprobleme,
Aufzuziehn, zu ſtellen brauchte,
Um die bündigſte, die klügſte,
Unbeſtreitbar-beſte Löſung
Des Problemes zu erhalten.
  Nach dem Muſter dieſer kleiner'n
Denkuhr konſtruirte Munkel
Eine and're, zu vergleichen
Herſchels Rieſenteleſkope.
Und mit Hülfe dieſes Werkzeugs,
Dieſer Rieſendenkmaſchine,
Drang nun Munkel in die tiefſten
Tiefen der Natur und zwang ihr
Antwort ab auf alle Fragen,
Und Erfindungen gelangen
Seiner Kunſt und ſeiner Einſicht,
So erfolgreich, ſo gewaltig,
Und damit aus ihren Angeln

Die Natur, die Welt zu heben.
  Er erfand auch, raſtlos grübelnd,
Ein Univerſal-Heilmittel;
Ferner ein Vergnügungsmittel
In der Art des türk'ſchen Haſchiſch,
Aber von ſo unfehlbarer,
Großer, zauberiſcher Wirkung,
Daß zur Luſt das Daſein werden
Und für immer ſchwinden mußte
Alles Leid und Weh' der Erde.
  Nur ein Spiel ihm war's, mit Hülfe
Der Magnet-Elektro-Thermik
Zu erzeugen Ungewitter,
Nordlicht, unterird'ſches Beben,
Hagel, Reif und Schneegeſtöber.
  Unbenützte Kraftvorräthe,
Die in ungeheurem Umfang
Aufgeſpeichert ſind im Haushalt
Unſ'rer Sphäre und des Kosmos,
Die Bewegungen der Winde,
Waſſer, Wolken, Sterne — dacht' er
Nach Prinzipien der Einheit
Aller Kräfte, und der Wandlung
Aller Kräfte ineinander,
Dienſtbar ſeinem Zweck zu machen,
All' die niedern in die höher'n,
Die Bewegungen, die Wärme,
Elektrizität in Lebens-

Und in Denkkraft umzuſetzen.
Umgekehrt ſodann erwog er,
Wie nach gleichen Kraftgeſetzen
Das nutzloſe geiſt'ge Streben
Mancher Menſchen, Dichter, Künſtler,
Uebermäßig ſtarker Herzſchlag
Der Verliebten, die zweckloſe
Rührigkeit von Pflaſtertretern
Und von andern Müſſiggängern
Nützlich wäre zu verwerthen.
Zu verwandeln, umzuſetzen
In mechaniſche Bewegung
Zum Betriebe von Maſchinen.
  Was ſchon Büchner wußte, daß man
Heizen könne Wohngemächer
Auch mit einem Waſſerfalle,
Einem Strom, Windmühlen, Rädern,
Dacht' er praktiſch auszubeuten.
Durch das Aufeinanderplatzen
Auch der Geiſter und die Reibung
Der Parteien, meint' er, wären
Rieſ'ge Wärmekraft Vorräthe
Hergeſtellt, die ſich mechaniſch
Nützlicher verwerthen ließen.
Windmühlflügel wollt' er treiben
Mit dem „Wind", den Manche „machten".
  Wiſſend, daß des Licht's Erſcheinung
Und des Klanges und der Wärme,

Des Magnets, Elektrons Wunder,
Des Chemismus, und ſogar auch
Die des Lebens und des Denkens
Ruhen auf dem mehr und minder
Raſchen Pendeltanz der Schwingung,
Schuf er grübelnd aller Wunder
Größtes, ſchier ein Zauberweſen,
Ueberbietend als Erfindung
Selbſt die Rieſendenkmaſchine!
  Tief und feſt ins Erdreich ſteckt' er
Einen Stab, und den verſtand er
Wie ein Metronom (von Melzl)
Zu verſetzen in jedweden
Grad von Schnelligkeit der Schwingung.
Schwang der Stab in der Sekunde
Zweiunddreißig mal, ſo gab er
Einen dumpfen tiefen Baßton,
Dann ſich immer raſcher ſchwingend,
Einen höhern, bis zum höchſten,
Der vernehmbar noch dem Ohre.
Dann zu Schwingungen von ungleich
Raſcher'm Tempo übergehend,
Hub er mählich an, um ſich her
Eine angenehme Wärme
Zu verbreiten; dann begann
Allgemach zuerſt ein ſchwaches
Rothes Licht an ihm zu dämmern,
Dann ein gelbes — dann ein grünes: —

So die ganze Farbenſkala
Bis zum Violett durchläuft er.
Raſch ſo, raſcher, immer raſcher,
Immer raſend-raſcher ſchwingend,
Mit Millionen und Billionen
Schwingungen in der Sekunde,
Zeigt der Stab die Phänomene,
Zeigt die hohen Wunder alle,
Die wir Magnetismus nennen,
Elektrizität, Chemismus —
Und nachdem er in undenkbar-
Schnell'ſtem Schwung zuletzt erreicht hat
Jene Zahl von Billionen
Schwingungen in der Sekunde,
Deren Reſultat das Leben,
Reißt er von der Erde Grund ſich
Plötzlich los und — läuft von dannen:
Denn er lebt — er lebt und denkt!
Er auch ein Homunkel, traun,
Wenn auch auf ganz ander'm Wege,
Auf unendlich kürzer'm Wege
Hergeſtellt — à la minute —
Als der and're, der ihn machte.
Froh der Vaterſchaft war Munkel,
Und in ſeinem Stolz, in ſeiner
Freude ſetzt' er in die Welt noch
Viele ähnliche Homunkel,
Die in ihr umher nun laufen.

Wie das Sehrohr zeigt dem Auge
Dinge, welche ſonſt nicht ſichtbar,
So erfand ein Hörrohr Munkel,
Das dem Ohr aus weiter Ferne
Alle Töne nahe brachte —
Töne ferner, die mit freiem
Ohr wir nie vernehmen würden,
Und die deshalb auch bis dahin
Unbekannt uns Erdenſöhnen,
Weil ſie viel zu dumpf und leiſe:
Wie der Infuſorien Sprache,
Zärtlich-trauliches Geflüſter
Eines Falters mit der Roſe,
Die verſchwiegenſten Gedanken
Tief im menſchlichen Gehirne,
Eines Schuft's Gewiſſensſtimme,
Und der Hülferuf der Jungfrau'n; —
Oder weil zu fern ihr Urſprung,
Oder weil zu tief, zu hoch ſie
Für ein Ohr — ſelbſt für das längſte.
Auch die Harmonie der Sphären
Ward erlauſchbar durch dies Hörzeug.
Aber auch den andern Sinnen
Wußte Schwingen zu verleihen
Munkels Scharfſinn. Grübelnd ſchuf er
Riech- und Schmeck- und Taſtgeräthe,
Die das Fernſte nahe brachten,
Es zu riechen, es zu ſchmecken,

Es zu fühlen, zu betaſten,
Und die das unmerkbar Feinſte
Wahrzunehmen noch erlaubten
Mit Geruch- und Schmeck- und Taſtſinn,
So daß ſich erſchließen mußte
Eine neue Welt den Sinnen.
Gleichberechtigt mit den höher'n
Sinnen waren jetzt die niedern,
Und zum Organon des Wiſſens,
Wie zuvor das Sehen, Hören,
Ward das Wittern und das Schnüffeln.
Auf den wunderſamen Umſtand,
Daß das Licht, und mit dem Lichte
Das, was auf des Lichtes Schwingen
Trifft das Aug' — der Dinge Bilder —
Manch' Jahrhundert, manch' Jahrtauſend
Zeit ſich nehmen, von den fernſten
Sternen bis zur Erde nieder,
Und von da zu jenen Sternen
Zu gelangen, ſo, daß Sterne,
Welche längſt verkohlt, erloſchen,
Wir noch ſtets am Himmel ſehen —
Auf ſo wunderſamen Umſtand
Gründete den keck'ſten Luftſprung
Seines Genius der Homunkel.
Wem gereicht' es nicht zu hoher,
Uebermenſchlich-hoher Freude,
Zur Erfüllung eines oftmals

Tief und warm gehegtem Wunſches,
Menſchen, welche längſt dahin ſind,
Weiſe, Helden, ſchöne Frauen,
Welche todt ſchon manch' Jahrtauſend,
Leibhaft lebend zu erblicken
Einen einzigen Moment nur —
Dieſes, jenes längſtvergang'ne
Welthiſtoriſche Geſchehen
Nachträglich in ſeiner vollen
Wirklichkeit, in ſeiner nackten
Wahrheit noch mit anzuſehen?
Uebermenſchlich ſcheint die Sache,
Scheint unmöglich, ſcheint undenkbar.
Nein! ſie iſt es nicht! Geläng' es,
Dachte Munkel, von entferntem
Fixſtern hoch herabzuſchauen
Auf das Erdenrund, ſo würde
Man auf ihm, mit Hülfe beſter
Fernrohrlinſen, längſt Vergang'nes
Noch erſchau'n als gegenwärtig!
Auf Athens erhab'nem Burgberg
Sähe man vielleicht noch wandeln
Perikles, Aſpaſia —
Säh' am Helleſpont den Xerxes
Mit den Seinen, oder Cäſar
Sinnend ſtehn am Rubikon,
Säh' mit Plato ſich ein Stück noch
An des Ariſtophanes

Im Theater des Dionyſos,
Und mit Nero eine Thierhatz'
In der römiſchen Arena.
Zu berechnen nach Entfernung
Der verſchied'nen Sterne wär' es,
Welcher Stern zum Standort dienlich,
Eben dieſes, eben jenes
Längſt Vergang'ne noch zu ſchauen.
Einzig gält' es, zu verſetzen
Sich mit Leichtigkeit auf Sterne
Mittelſt eines Luftvehikels,
Deſſen Schnelligkeit unendlich —
Um damit den nöth'gen Vorſprung
Zu gewinnen vor dem Lichtſtral.
Dies Problem zuletzt zu löſen
Noch mit Hülfe ſeiner Rieſen-
Denkmaſchine hoffte Munkel.
Unterdeſſen wollt' er darauf
Koncentriren ſein Beſtreben,
Zu erſchließen, zu erproben
Neue Mittel erſt und Wege
Des Verkehrs im Sternenreiche.
  Ach, der Menſch — und hätt' er alles
Höchſte hier erreicht auf Erden,
Ewig ſtrebt er in die Ferne,
Selbſt vom Erdrund weiter, weiter,
Bis hinauf ins Reich der Sterne.
So auch Munkel. Nichts-gethan noch

Schien ihm ſchließlich, wenn er müßte
An der ird'ſchen Scholle kleben.
Jedes Sperlings Flug in's Weite
Dünkt dem Strebenden beſchämend,
Iſt für ihn ein ew'ger Vorwurf;
Und die Schwingen zu erſetzen,
Die ihm fehlen, bleibt des Menſchen
Schönſter Traum von Anbeginn.
Sollte nicht auch dies gelingen?
Iſt er doch nichts Neues, dieſer
Aufſchwung ſterblicher Geſchöpfe
Von der Erde hoch in's Blaue!
Schauten nicht ſeit grau'ſter Urzeit
Die verwunderten Geſtirne
Schon ſo manchesmal ein Erdkind,
Das den Weg nach oben einſchlug?
Denkt an Ikarus und an ſein
Wachsgefieder, das ihn aufwärts
Tragen ſollt' der Sonn' entgegen;
Denkt an Phaëton, der kühnlich
Mit des Vaters Flammenroſſen
Auf der Sonnenbahn ſich umtrieb;
An Bellerophon, den Eigner
Des bekannten Flügelroſſes,
Das ſeither Poeten tummeln;
An den Hirten Ganymedes,
Den der Aar des Zeus, an Pſyche,
Die der Liebesgott emportrug;

An Trygäus, der auf einem
Käfer, einem ganz gemeinen,
Reitend zum Olymp gelangte;
Denkt an Ikaro-Menipp,
Der auf einem Paar von Flügeln,
Einem Adler eins und eines
Einem Geier abgeſchnitten
Und geheftet an die Schultern,
Seinen Himmelsflug verſuchte;
An den alten Perſerkönig
Kai Kawus, der, nach Firduſi,
Einen Thron ſich ließ erbauen,
D'ran ein Doppelpaar lebend'ger
Adler war gebunden, welche
Hoch ihn über Wolken trugen,
Ueber Sterne, bis er freilich
Stürzte und beinah' den Hals brach;
An Domingo Gonzales,
(Don Gonzago), der auf einer
Gans zum Mond die Reiſe rittlings
Machte, die er dann beſchrieben?
An den großen Dichter Dante,
Welchen ſeine Beatrice —
Nicht die erſte, nicht die letzte
Schöne, die ſo that dem Liebſten —
In das Paradies entrückte;
Zu geſchweigen von den andern
Dichtern, welche nach Belieben.

Sich auf gold'nen Wolken wiegen.
Und ward jenes ew'ge Blau nicht
Wiederholt zum Schauplatz rieſ'ger
Kämpfe zwiſchen Erd' und Himmel?
Tummelten ſich nicht da wilde,
Himmelſtürmende Titanen?
Stürzten nicht von da die Engel,
Himmelsengel, als Rebellen
In des Höllenabgrunds Tiefen?
Sperrten da nicht einſt die Vögel,
Angeführt von den zwei Schelmen
Aus Athen, den ew'gen Göttern
Keck den Weg zur ſchönen Erde
Durch ihr Wolkenkuckucksheim? —
Keine allzu unwegſame
Gegend alſo iſt ſie, dieſe
Gegend zwiſchen Erd' und Himmel —
Der Verkehr iſt ziemlich lebhaft ...
So erbaute denn ein Luftſchiff
Der Homunkel. Kinderſpiel war
Solcherlei für ihn, ſein Wiſſen,
Seine Kunſt und ſein Genie!
Lenkbar war das Schiff und tauſend
Menſchen faßt' es, ſechs Stockwerke
Thürmten eins ſich ob dem andern
In des Schiffs Gerüſt, verſehen
War's mit Allem, was ein Menſch nur
Wünſchen mag auf einer Weltfahrt.

Zu des Schiffes Luftball hatten
Seidenwürmer, welche Munkel
Eigens zu dem Zweck gezüchtet,
Eine Seidenart geliefert,
Deren Feinheit unerhört,
Deren Stärke fabelhaft war.
Und die Taue, die den Luftball
Mit dem Rieſenſchiff verbanden,
Dieſe waren das Erzeugniß
Einer Art von Rieſenſpinnen,
Welche Munkel unverdroſſen
Allgemach im Lauf der Jahre
Nach Darwiniſchen Prinzipien
Aus der ſtärkſten Art von Spinnen,
Die wir kennen, aufgezüchtet
Bis zu einer Rieſenraſſe,
Welche Rieſentaue ſpann,
Dick und ſtark und unzerſtörbar.
Nicht durch Sturmgewalt, noch Feuer
Waren jemals zu zerſtören
Dieſe Seide, dieſe Taue.
Ganz zu unterſt lag im Schiffsbauch
Das Gelaß zur Luftbereitung,
Ueber ihm die chem'ſche Küche
Zur Ernährungs-Grundſtoff-Miſchung,
Deren Elemente ſtetig
In des Stoffewechſels Kreislauf
Immer wieder her ſich ſtellten.-

Unter'm Schiffsgeräth befand ſich
Munkels herrlich' Rieſen-Sehrohr,
Und ſein unvergleichlich Sprachrohr,
Und ſein wundervolles Hörrohr,
Und ſein zauberhaftes Riechrohr,
Um mit allen Sinnen machtvoll
Alle Winkel ſo des Weltraums
Zu durchſpüren, zu durchſtöbern.
Und ſo konnte unbekümmert
Um den Lauf der Dinge Munkel
Mit dem Rieſen-Luftſchiff, tauſend
Menſchen faſſend, das er aber
Erſt allein erproben wollte,
Trotz der Zeit, dem Raume bieten!
Als da fertig ſtand mit ſeinem
Hochgethürmten Kielgerüſte
Das gewalt'ge Fahrzeug Munkels,
Und, wie ſchwer auch, leicht empor ſich
Schwingend, wie der Erdball ſelber
Schwamm im Blau, da war's, als hätte
Babels Thurm, nun doch vollendet,
Losgeriſſen ſich vom feſten
Grund und hinge, tanzte ſchwebend
Jetzo zwiſchen Erd' und Himmel.
Flügelſchlagend, keck umkreiſte
Munter das gewalt'ge Luftſchiff
Munkels einziger Begleiter
Auf der ſtolzen Luftfahrt: Draco;

Saß dann wieder auf des Fahrzeugs
Borde raſtend, ſtarrte nieder,
Halb entſetzt und halb vergnügt
In die bodenloſe Tiefe,
Grinſend und die Zähne fletſchend.
  Hoch empor flog Munkel pfeilſchnell,
Bis des Erdballs weites Halbrund
Von dem einen Pol zum andern
Seinen Blicken ſich enthüllte.
Und des Halbrunds Regionen
Ueberſah mit Einem Blick er:
Sah die Region des Erdreichs,
Sah die Region der Waſſer,
Sah die Region des Sandes,
Sah die Region des Eiſes.
Tiefblau erſt, dann graulich glänzend,
Lag das Meer — einkrümmt' es mählich
Sich zu einer Rieſenſchale,
Schien ein Spiegelbild der blauen
Umgekehrten Himmelswölbung.
Die beſchneiten Alpenzüge
Glichen langgeſtreckten Häufchen
Schnee's, wie man auf Markt und Gaſſen
Sie zuſammenfegt im Winter.
Flüſſe zogen ſich wie blaue
Adern hin im Leib der Erde;
Gelb als Gürtel ſchlang um ihre
Mitte ſich der Sand der Wüſten.

Eiſeswüſten ſtarrten ſchaurig,
Endlos um die todten Pole.
Eiſeswüſten, Sandeswüſten —
Waſſerwüſten — und ein wenig
Land dazwiſchen für den Menſchen! —
Mit Erſtaunen, mit Entſetzen
Sieht die Menſchenwelt das Wunder,
Den Koloß, des Luftreichs Babel,
Ueber's Hochgebirg ſich heben:
Eines ganzen Erdhalbrundes
Augen ſind gekehrt nach oben,
Feſtgebannt, ſo lang das Wunder
Sichtbar bleibt für Menſchenaugen
In des Aethers Regionen.
Stolzes, hohes Selbſtgenügen
Schwellt die Seele des Gewalt'gen,
Der auf ſich, wie vor ihm Keiner,
Lenkt der Erdgeſchlechter Blicke;
Hochgemuth an ſeine Lippen
Setzt er ſtracks ſein Rieſenſprachrohr,
Und wie Donner aus Gewölken
Läßt er zu den Menſchenkindern
Dumpf die Kunde niederdröhnen:
„Seht das Werk nun des Homunkels,
Den ihr nicht gekannt, gewürdigt!
Seht den Flug, der Scholle Sklaven,
Den er nimmt, hinweg von euch,
Tief in's All, in's ſchrankenloſe!" —

Dieſe Botſchaft aus der Höhe,
Staunend hörten ſie die Menſchen.
Mit den andern Erdenſöhnen
Hörte ſie der zauberkund'ge
Greiſe Meiſter, der Erzeuger
Des Homunkels: hundert Jahre
Zählt' er nun und lag im Sterben;
Und mit einem Freudenrufe
Haucht' er aus den letzten Odem.
Uebermüthig fürder gleitet,
Hoch und höher ſtets des Aethers
Leviathan, von den Schrecken
Wechſelreicher Atmoſphären
Rings umdräut. Durch Sonnengluten,
Froſterſtarrte Regionen
Prickelnd ſcharfer Eiskriſtalle
Geht der Flug; auf Nebelwände,
Auf Gewölke wirft das Fahrzeug
Seinen ungeheuren Schatten,
Wie ein Luftgeſpenſt, ein rieſ'ges,
Und im Schiffe der Homunkel
Sprengt durch Regenbogenringe,
Wie durch Reife Cirkusreiter!
Hei, du Sonne, gold'ne Sonne,
Wechſelſt du vor Angſt die Farbe?
Blutroth bald und bald ſmaragdgrün
Blickt ſie durch die Nebeldünſte,
Und wo rein erglänzt der Aether

Regen ſich erſchrockne Sterne,
Greller vor Erregung funkelnd
Auf blauſchwarzem Hintergrunde.
Wie des Meeres Fläche ſinkt nun
Auch der Erde ganzes Halbrund
Mit der Berge höchſten Gipfeln
Mählich ein zur Rieſenſchale,
Ein zum öden Rieſenkrater,
Der empor zum Himmel gähnt.
Iſt's nicht eine Thränenurne,
Aſchenurne, Todtenurne?
Iſt es nicht ein Schreckenskrater? —
Reiche Schätze der Erkenntniß
Sammelt in den Aetherhöhen
Munkel mit des Rieſenſehrohrs,
Rieſenhörrohrs, Rieſenriechrohrs
Hilfe, die der Sinne Spürkraft
Ihm in's Unermeß'ne ſteigert.
Manchesmal erwägt er brütend
Sein Problem des Luftvehikels,
Das den Lichtſtral überflügelt.
O wie wird er ſie verblüffen,
Dieſe Menſchlein, wenn er heimkehrt,
All' der Schöpfung Räthſel deutend!
Und ſchon ſinnt er, was zum Voraus
Durch das hehre Sprechtonwerkzeug,
Das er ſchuf, zu größer'm Ruhme
Seines hohen Unternehmens

Künden ſoll den Erdgeſchlechtern.
  Von dem Bord des Rieſenfahrzeugs
Blickt mit ſeinem Rieſenſehrohr
Oft verachtend der Homunkel
In die überwund'ne Tiefe.
O wie ſcheint ihm arm die Erde!
O wie ſcheint ihm klein der Menſch!
Klein und elend! und die ganze
Kleinlichkeit, die ganze Schalheit
Aller ird'ſchen Dinge ſteht ihm
Doppelt widrig nun vor Augen! —
  „Ich verachte dich, o Erdball,“
Ruft er trotzig; „ich verachte
Dich, armſel'ge Sternenſchlacke,
Blaſſer Mond, der Erde folgend,
Wie das Hündlein an der Leine
Folgt dem Herrn; und euch, Planeten,
Die ihr euch um eure Achſe
Dreht am Sonnenfeuerherde,
Schmorend, wie am Spieß der Hammel!
Ich veracht' euch all', ihr Sterne,
Die ihr, wie im Menuettſchritt
Gravitätiſch um einander
Euch bewegt nach ew'ger Regel!
Ich allein bin Herr des Luftreichs;
Kreuz und quer mein Fahrzeug lenkend,
Tanz' ich hin nach freier Willkür! —
  So zu höhnen, ſo zu ſchmähen

Pflegt er in den ungezählten
Tagen ſeiner ſtolzen Weltfahrt.
Mitten ſtets durch Wetterwolken,
Ob ſie blitzen auch und donnern,
Seinen Weg nimmt der Koloß:
Und dann gleicht er einem Renner,
Der, umhüllt von einer Wolke
Staubes auf dem Weg dahinjagt.
Aber wehe dir, Gigant!
In die Ferſe ſticht wohl einmal
Dich ein Schlänglein! —
So geſchah's!
Und der gift'ge Biß der Schlange
War ein Blitz aus tück'ſcher Wolke,
Eine wilde Zickzackſchlange,
Die dem Renner in die Flanke
Wüthend ſchoß. Aufbäumt' er ſich
Unterm Biß der Blitzesſchlange,
Und das Gift, das ihn durchſchauert,
Feuer iſt's, iſt Flammenlohe!
Unverletzbar ſind die Taue
Unverletzbar iſt der Luftball;
Doch am Steuer kann ſie zehren,
Lecken mit den gier'gen Zungen
Am Gebälk, dem hochgethürmten,
Ungemeſſ'ne Zeit, die Lohe.
Angſtvoll um das Fahrzeug flattert
Draco; ziſchend faßt der Gluthauch

Seine Schwingen, ſteckt in Brand ſie:
Grauſig war es anzuſehen,
Wie ſein ſchwebend ausgeſtrecktes,
Hellaufloderndes Gefieder
Stöhnend ſchüttelte das Unthier,
So den Brand zu löſchen trachtend,
Aber ihn nur mehr entfachend,
Bis zuletzt der flügelloſe
Rumpf, verſengt, halb Affe nur noch,
Und halb Wurm, hinunterſtürzte
Aus des Aethers Schwindelhöhen
In die bodenloſe Tiefe . . .
Meerwärts ſpornt das Schiff der Lenker,
In der Flut den Brand zu löſchen;
Doch die Welle nicht erreicht es,
Sondern ſchweift, nunmehr entzügelt,
Mit dem halbverkohlten Steuer
Hin in greulicher Verwüſtung
Ueber Länder, Meer und Erde.
Städtezinnen, Königsburgen,
Dome ſteckt's in Brand im Fluge,
In Friedhöfen aus der Erde
Reißt's die Kreuze, Kirchthurmſpitzen
Knickt's wie Halme, knickt die Wälder,
Knickt ſie ſchon von fern im Anhauch
Durch den Stoß bewegter Lüfte.
Aneinander ſchlägt ſie manchmal
Rieſ'ge Wipfel, daß ſie donnernd

Sich entzünden, hoch auflodernd,
Und ein ungeheurer Waldbrand
Weithin das Gebirg verwüſtet.
Kreiſchend flüchten ſich die Vögel,
Flüchtet ſich ſogar die Eule,
Flüchten ſich die wilden Thiere,
Aufgeſcheucht aus den Verſtecken.
  Felſen, Bergesgipfel, Gletſcher
Reißt es fort von Alpenhöhen,
Mächt'ge Fels- und Erdreichmaſſen
Sammt den Tannen, die d'rin wurzeln,
Rollen knatternd, raſſelnd, krachend,
Donnernd nieder in das Tiefland.
Steingeblöck und Eichwaldſtrünke,
Moor und Schlamm, und Raſentrümmer,
Und Geſträuch, geballt zu Knäueln,
Wirbeln durch die Luft wie Flugſand.
  Eines Berges ganzer Gipfel
Stürzt ins nahe Meer, zum Himmel
Spritzend einen umgekehrten
Niagaraſturz von Waſſern,
Aufgelöſt in Dampf und Schaum.
  Wogen macht des Feuerdrachens
Hauch die See gleich einem Saatfeld,
Macht ſie, näher rückend, kochen,
Qualmen wie die Flut im Keſſel.
  Himmelſtürmender Homunkel,
Hei, wie luſtig iſt die Weltfahrt!

Fahre zu, du kühner Segler! —
Umſtülpt jetzt ſein Rieſennachen
Plötzlich, und nun müßt' er ſtürzen
In die Tiefe und zerſchellen:
Doch er hat in weiſer Vorſicht
Alles, was im Schiff beweglich,
Und ſogar den eig'nen Fuß auch,
Dicht umſchnürt mit hänf'ner Schlinge,
Feſtgeknüpft am Grund des Fahrzeugs:
Und nun hängt er ſicher zwar, doch
Umgeſtülpt, das Haupt nach unten,
Wie der Schwengel aus der Glocke!
Wunderſamer neuer Standpunkt,
Traun, für eine Weltbetrachtung,
Wie ſie Keiner noch genoſſen! —
Aber einen Augenblick nur:
Neu ſein Gleichgewicht gewinnend,
Aufgerichtet, jagt nun wieder
Hin das Wrack, das ſteuerloſe.
Fahre zu, du kühner Segler!
In der Macht, die da dich hinreißt
Mit dem Fluch der ew'gen Unraſt,
Findeſt du dein tiefſtes Weſen!
Ha, zum ſchweifenden Kometen
Für die Erdwelt wird der Greuel,
Und Weltunterganges-Schrecken
Sieht ſie über ſich verbreitet.
In den Gräbern, in den Grüſten

Regt es ſich, die Todten träumen
Von dem Tage des Gerichts. —
  Auf dem wilden Samumfluge
Des Homunkels über alle
Erdenfluren, Erdenhügel,
Streift zuletzt das Rieſenluftſchiff
Ueber eines Kloſters Hallen,
Eines Nonnenkloſters Hallen,
Das auf freier Bergeszinne
Steht am fernen Libanon.
Hier auch übt es Grau'n-Verwüſtung,
Und von einem Sarg, der eben
Zur Beſtattung da bereit ſteht,
Stößt in des Vorüberſchwunges
Wucht herunter es den Deckel.
Und ein bleiches Frauenbild ſieht
Ruh'n im Sarg der Weltdurchſtürmer
Und erkennt — die Züge Lurlei's.
Nie zu altern, nie zu welken,
War vergönnt dem Nixenleibe.
Lurlei hat geſucht die Ruhe
Nach der wilden Lebensirrfahrt
Hier in klöſterlicher Stille.
Wunder haben ſich ereignet
An der Bahre der Verblich'nen.
Ihren Leib hebt aus dem Sarge
Munkel im Vorüberfluge;
Raſch in ſeine Rieſengondel

Hebt er ihn zu ſich empor,
Zwingt die Todte ſo, Gefährtin
Ihm zu ſein, ob auch entſeelt,
Auf der Weltenfahrt voll Grauſens . . .
  Jetzo hebt, als wär' vollbracht im
Erdbereich nun ſeine Sendung,
Das gigant'ſche Wrack ſich wieder,
Stürzt in raſchem, wildem Flug ſich,
Wie verſtoßen von der Erde
Aus den irdiſchen Bereichen,
Zügellos ins Unermeſſ'ne.
Unzerſtörbar iſt der Luftball,
Unzerſtörbar ſind die Taue,
Und zu mächtig war der Schiffskiel
Selbſt für die gefräß'ge Flamme:
Doch ein Spielball nun geworden
Der Anziehungen des Weltalls,
Nicht ein irdiſch Ding mehr iſt es,
Dieſes Ungethüm, das tolle
Rieſenfahrzeug des Homunkels:
Angehört es nun dem Aether,
Dem unendlichen – um es her
Schwärmen, wie Geſchwärm der Vögel,
Meteore ſeines Gleichen;
Ein Aſteroidenhagel
Peitſcht die Flanken ihm, es flattern
Rieſenbänder von den Schweifen
Der Kometen, deren Leiber

Es zerfetzt, wie Flaggen ringsher
Hängend ihm an Haupt und Gliedern.
Näher jetzt dem Mond gekommen,
Der ſich rieſengroß heranwälzt,
Sieht mit Grauſen der Homunkel
Aufgethan vor ſeinen Augen
Der Zerſtörung und der Oedniß
Reich und der verlor'nen Dinge.
Er erbebt; zum erſten mal nun
Faßt ſein Herz, das kalte, kecke,
Jetzt ein unnennbarer Schauder.
Und dem wilden Grau'n zu trotzen,
Leert er einen Becher feur'gen
Alkohols, der ihm die Sinne,
Die zu ſchwinden ſchon beginnen,
Neu entflammt zum Uebermuthe.
Immer rieſ'ger ſchwillt das fahle
Rund des Mondes ihm entgegen,
Er erblickt das Mondgeſicht —
Bleich und welk und ſtarr und grinſend,
Mit geſchloſſ'nen Augenlidern.
Und berauſcht, wahnwitzig trotzt er
Dem geſpenſt'gen „Mann im Monde“,
Trinkt ihm zu mit keckem Anruf
Einen Becher ſeines Trankes.
Doch mit höhniſcher Grimaſſe,
Seine Augenlider öffnend,
Giebt das Mondgeſicht ihm Antwort.

Drohend ballt, erboßt darüber,
Seine Fäuſte der Homunkel.
Und nun ſchleudern ſich die Beiden
Worte zu voll wüſten Schimpfes.
„Weltdurchbummler Zwerg, was willſt du?
Du geberdeſt dich, als wollteſt
Du verſchlingen mich, den Mond?
Dünkſt dich ja, ſo ſcheint's, hier oben
Selbſt ſchon einer von den Unſern?
Selbſt ein Stern hier unter Sternen?“ —
Ihm entgegen der Homunkel:
„Schweig, Du altersgrauer Burſche,
Todesblaſſer Hörnerträger!
Schweig, wie es geziemt dem Todten,
Der du biſt, dem längſt Verkomm'nen,
Längſt Verdorb'nen, längſt Geſtorb'nen!
Hu — als Leichnam ſchleppt die Erde
Dich mit ſich ſo durch den Weltraum!“ —
Drauf der Mond: „Dich glücklich preiſen
Könnteſt du, Weltbummler Zwerg,
Wärſt du todt, wärſt du verkommen
Und verdorben und geſtorben!
Ausruh'n doch von deiner Irrfahrt
Könnteſt du! ſo aber reißt dich
Ruhelos der Flug in's Weite!“ —
„Deſſen rühm' ich mich!“ verſetzte
Der Homunkel. „Stoffgebilde,
Reinſte Stoff- und Kraftnatur

Bin ich, aus dem Born geſchöpfte,
Aus dem Born der Elemente,
Frei vom Wuſte des Vererbten —
Und die Menſchheit überleb' ich
Die beſeelte, wie der Himmel
Ueberlebt das Erdeleben!" —
Weiter mit dem Mondesrieſen
Zankt ſich eifernd der Homunkel,
Jetzt das Sprachrohr an die Lippen
Stemmend, ſeine Läſterungen
Fernhin Jenem zuzudonnern,
Jetzt an's Ohr das Hörrohr ſtoßend,
Um die Antwort zu vernehmen,
Bis aus dem Bereich des Mondes
Fort ihn reißt das Rieſenfahrzeug.
Eine Arche iſt dies Fahrzeug,
Eine Arche auf des Aethers
Hoher See, auf unermeſſ'ner
Hochflut des Unendlichen:
Eine Arche, welcher nirgends
Dämmert je ein grünes Ufer,
Eine Arche, welcher niemals
Naht die Taube mit dem Oelzweig.
Einſt auf ſeinem Weltenfluge
Spähte der Homunkel ſinnend
Aus der Sternwelt in die Tiefe,
Nach der Heimat, d'raus er ſtammte,
Nach der einſt vertrauten Erde.

Sie erſchien — o Wunder! — leuchtend
Als ein ſchöner, heller Stern ihm,
Als ein Stern voll wunderſamen
Glanzes, und ſein Zauberfernrohr,
Das ihm greifbar ſchier ſtets nahe
Brachte ſelbſt das Allerfernſte,
Ließ in ſeiner vollen Reinheit,
Ließ in ſeiner lautern Schönheit
Ihn das Erdenthal betrachten
Wie von eines Berges Gipfel.
O wie ſchien es ihm verwandelt!
Welcher Reiz, o, welcher Zauber!
Funkelnder Demant bedünkt ihn
Nun des Eispols Kronenſchimmer,
Blitzend ſtralt des Wüſtenſandes
Gelber, gold'ner Rieſengürtel,
Flüſſiger Sapphir erſcheint ihm
Nun das Meer, Smaragd die Fluren,
Und es ſchlingt als Heil'genſchein ſich
Um der Erde Stirn das Nordlicht!
Wälder, Auen, Hügel ſieht er
Ruh'n in heit'rem Sonnenſcheine,
Sieht beglückte, frohe Menſchen
Trauben keltern, Früchte pflücken,
Sieht auf Triften munt're Hirten
Singen und Schalmeien blaſen,
Sieht in Hainen Liebespaare,
Sieht die Kinder ſelig gaukeln,

Oder ruhn am Mutterbuſen,
Sieht auf gold'nem Saatgefilde
Eldo ſteh'n und Dora, lächelnd,
Glückumſtralt, ein Bild der Urkraft,
Vollbeſeelten Menſchenthumes,
Das im Wandel der Geſchlechter,
Ob umdunkelt auch, umdüſtert,
Sich behaupten wird aufs Neu' ſtets
Bis an's Ende aller Tage.
Helden ſieht er, Streiter, Dulder,
Die, nach hohen Idealen
Ringend, freudig ſelbſt ſich opfern,
Helden ſieht er freier Forſchung,
Schleierloſer Wahrheit — Helden
Der Erkenntniß, die mit reinem
Aug' der Iſis Schleier heben,
Und bei welchen Licht im Haupte
Sich mit Wärme paart im Herzen —
Schöpferiſche edle Geiſter
Sieht er, welche auf ſich ſchwingen,
Schönheitstrunken, ohne Luftball,
In die höchſten Regionen . . .
Und je länger er betrachtet
Das Geſtirn aus weiter Ferne,
Deſto mehr fühlt er von Heimweh'
Sich ergriffen nach dem Sterne —
Und es überkommt ein Sehnen
Ihn nach menſchlichem Geſchicke,

Menſchenleid und Menſchenfreude.
Schier begehrenswerther ſcheint nun
Dort entſagendes Genügen
In des Daſeins enger Schranke,
Als in ruheloſer Irrfahrt
Das Unendliche durchſchweifen,
Und ſich fühlen ſtets unſelig!
Ach, was hilft Unendlichkeit
Dir, unſel'ger Weltdurchſtürmer?
Kann ſie dir verleihen, was zur
Seligkeit Dir fehlt: die Seele? —
Nach dem Sarge Lurlei's wendet
Seinen Blick er. Unverweslich
Bleibt ihr Leib im reinen Aether.
Wie aus blendend weißem Wachſe,
Faſt durchſichtig, ſcheint gebildet
Ihr noch reizerfülltes Antlitz,
Welches mit der Nixe Zauber
Hat getrotzt dem welken Alter,
Auch dem Tod ſcheint ſie zu trotzen,
Aber auch um ihre Züge
Scheint Unſeligkeit zu ſchweben,
Ueberdruß und Lebensunmuth.
Und zugleich doch iſt's, als lechzten
Die Atome dieſes Weibes,
Mumienhaft alſo gefeſſelt,
Sich zu löſen, frei zu werden,
In des ungeliebten Lebens

Wirbel ſich zurückzuſtürzen . . .
Ja — das Antlitz einer Mater
Doloroſa, der von ſieben
Speeren bebt das Herz durchſtochen,
Es iſt himmliſcher, iſt ſel'ger
Noch im tiefſten Mutterſchmerze,
Als der Zug des ſchalen, bitter'n
Nachgeſchmacks der durchgenoſſ'nen
Erdenluſt auf dieſem ſchönen,
Kalten, todesblaſſen Antlitz! —
Ueber ihren Sarg gebeugt ruht
Der Homunkel; auf ihr Antlitz
Feſt den Augenſtern gerichtet
Seufzt er ſinnend, wie im Traume:
„Warum konnten wir nicht lieben?" —
Unter Himmelskörpern ſelber
Himmelskörper, doch unſelig,
Treibt das Fahrzeug des Homunkels
In des Himmels, in des Aethers
Hafenloſem Ozeane.
Unmuthsvoll, mißgünſtig blicken
Auf den Eindringling die andern,
Alten, ſeligen Geſtirne.
Aufbäumt ſich der große Drache
Gegen ihn, mit ſeinem Horne
Dräut der Stier, mit ſeinen Fängen
Ihm der Aar, es ſchwingt die Keule
Perſeus gegen ihn, der Held,

Seinen Bogen ſpannt der Schütze,
Und der Skorpion krümmt den Stachel.
Sie bedroh'n ihn, jagen Einer
Ihm den Anderen entgegen,
Keiner will ihn nahe haben,
Hetzen ſo ihn durch den Himmel.
Selbſt das gold'ne Herz der Sternwelt,
Selbſt die Sonne, die ſonſt Alles
Reißt an ihren Flammenbuſen,
Stößt von ſich ihn, wie vor Abſcheu,
Wirft hinaus ihn aus dem Lichtreich,
Wo ſie Königin; auf ſeiner
Flucht geräth er taumelnd, ziellos,
In dem langen Lauf der Zeiten
Weit hinein in Sternenwelten,
Welche blos als dünne Nebel
Unſer Aug' erſpäht am fernſten
Dämmerrand der Himmelswölbung:
Dorthin, wo ein Weiſer ragt
Mit der Aufſchrift: „Weg in's Nichts!“
Doch die Rieſenhand des Weiſers
Iſt unendlich — ihre Länge
Nicht durch Zahlen auszudrücken.

So entlang Milchſtraßen ſchweifend,
Scheint der Fremdling, der Gigant,
In dem raſend wilden Fluge
Selbſt ein Staubgewölk von Welten

Aufzuwirbeln. Zum Kometen
Ward er und ſein ird'ſcher Eigner
Ward zum „fliegenden Holländer",
Ward zum Ahasver des Weltraums.
Schweifen wird er immer noch
In des Himmels ew'gen Fernen,
Wenn getilgt des Erdenpilgers
Fluch und der geſpenſt'ge Segler
Längſt erlöſt im Hafen ausruht.

Wem nicht die Natur, die heil'ge,
Die geheimnißvolle Mutter,
Gab das Leben durch die Liebe,
Gab das Leben in der Liebe,
Dem verweigert auch den Tod ſie,
Und den ſchönſten Tod vor Allem,
Das Erſterben in der Liebe
Und kein Grab der ſel'gen Ruhe,
Keine Stätte ew'gen Friedens
Hat für ihn das weite Weltall.
Wer vermag zu ſagen, wo
Und wie lang mit dem Homunkel
Und der Nixe, die geſellt ihm,
Das verkohlte Rieſenluftſchiff
In der ehernen Geſetze,
In des Stoffs, der Kräfte Wirbel
Auf den ſchrankenloſen Bahnen
Jagt das waltende Verhängniß?

Sonntagskinder noch erblicken
Manchesmal in Sternennächten
Jenes Wrack als dunklen Jrrſtern
Hoch in unermeſſ'ner Ferne,
Und das Schickſal ahnen ſchaudernd
Sie des ewig Ruheloſen.

Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Stationen
meiner
Lebenspilgerſchaft.

Von

Robert Hamerling.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter)
1889.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vorwort.

Von den vorliegenden Skizzen aus meinem Leben wurden die erſten in Roſegger's „Heimgarten" noch ohne die Abſicht, eine vollſtändige Lebensbeſchreibung zu liefern, veröffentlicht. Aus verſchiedenen Gründen aber, welche im Buche ſelbſt an Stellen angedeutet ſind, wo ſich die paſſendſte Gelegenheit hierzu ergab, entſchloß ich mich, mit der Darlegung desjenigen, was ohne Verletzung von Rückſichten, die ich andern Perſonen ſchulde, der Oeffentlichkeit anvertraut werden konnte, fortzufahren, bis es ſich zu einer Ueberſchau meines bisherigen Lebens zuſammenſchließen würde.

Der hauptſächlichſte Antrieb lag für mich in dem Bedürfniß, die Thatſachen meines Lebens in ihrer Einfachheit und Wahrheit ſicher zu ſtellen gegen die Oberflächlichkeit, Ungenauigkeit und phantaſtiſche Will tur, welcher man nur allzu oft auf biographiſchem Gebiete begegnet. Niemals wäre mir der Gedanke gekommen, mein Leben zu beſchreiben, hätte man nicht die Gepflogenheit, ein Dichterleben gelegentlich zum Stoff von Feuilletons und Eſſays zu machen, indem man ungeſichteten Notizenkram, bloſes Hörenſagen und trügeriſchen äußern Schein mit ſchönfärberiſchen Redensarten aufputzt, ſo manchesmal auch an mir geübt.

Wollte man einwenden, es lohne ſich doch im Grunde kaum, ein Menſchenleben mit gewiſſenhafter Wahrheit aller Einzelheiten zu ſchildern, ſo kann ich nur ſagen, daß meiner Anſicht nach, wenn man es überhaupt der Mühe werth findet, der Welt über den Lebenslauf eines Menſchen Bericht zu erſtatten, man es auch der Mühe werth finden muß, die Wahrheit über dieſen Gegenſtand zu bieten, nicht mehr und nicht weniger als die Wahrheit.

Sie ſind nicht eben zahlreich, dieſe „Stationen“ meiner Lebenspilgerſchaft; und vielleicht finden Manche es anmaßend, daß ich überhaupt von einer „Lebenspilgerſchaft“ ſpreche. Aber auch in äußerlich engem Kreiſe läßt ſich innerlich eine weite Bahn vollenden, und wir pilgern Alle, wenn auch nicht mit Muſchelhut und Stab, nach einem Ziel, nach einem Ideal, in eine unendliche Ferne.

Sollte der Titel dir überhaupt nicht gefallen, lieber Leſer, ſollte das Wort „Stationen“ dir zu proſaiſch klingen, ſo befreundeſt du dich vielleicht beſſer damit, wenn du ſtatt an Eiſenbahn-, lieber an Leidensſtationen denkſt, obgleich dieſe Blätter eher alles andere ſind, als eine breite Ausmalung perſönlicher Mißgeſchicke. Ich werde mit dem, was der Poet als Menſch von früheſter Jugend an auf den verſchiedenen Stationen ſeiner Lebenswanderung zu überwinden hatte, die Leſewelt ſehr wenig behelligen, und nur zum Schluß mit der Geſchichte meiner Krankheit aus beſtimmten Gründen eine nothgedrungene Ausnahme machen.

Weihnachten 1888.

Robert Hamerling.

Inhalt.

Seite

Vorwort . . . III

I. Aus der Kindheit 3

II. Knabenjahre in Kloſtermauern 19

III. Aus dem Kloſter in die Welt 72

IV. Mein Kriegsjahr im Dienſte der Freiheit 122

V. Lehrjahre und Wandertage 168

VI. Von der Mur zur Adria . . . 224

VII. Zehn Jahre im Süden 249

VIII. Vom „Ahasver“ bis zum „Homunculus“ 325

Stationen
meiner Lebenspilgerſchaft.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I. Aus der Kindheit.

In dem kleinen, niederöſterreichiſchen Marktflecken Kirchberg — nicht „am Wagram“, nicht „am Wechſel“, nicht „an der Wild“, ſondern „am Walde“ — alle dieſe kleinen Orte liegen in demſelben niederöſterreichiſchen Kronlande — unfern den Städtchen Zwettl und Weitra, ſteht einem hohen, ſtattlichen Schloſſe gegenüber, an einer Flanke von den Rieſentannen eines romantiſchen Wildparks beſchattet, ein Häuschen, über deſſen Thür von poeſiefreundlicher Hand eine Tafel angebracht worden iſt, mit dem Namen eines noch lebenden Poeten, der am 24. März 1830 in dieſem Häuschen das Licht der Welt erblickte.

Wer dem noch lebenden Poeten zürnt, weil er nicht den Muth hatte, die Hülfe der Polizei in Anſpruch zu nehmen, um jene Tafel entfernen zu laſſen, der würde vielleicht milder denken, wenn er Zeuge einer Szene geweſen wäre, welche vor vielen Jahren an eben jener Stelle ſich zutrug.

Schmerzgebeugt ging eine noch junge, aber bleiche Mutter mit einem bleichen Kinde auf dem Arm aus dieſem Hauſe gleichſam in die Verbannung und ins Elend hinaus. Drinnen ſtand der Webſtuhl ſtill, an welchem ihr junger Gatte geſeſſen und das Gewebe ihres häuslichen Glückes gewoben hatte — des Schickſals Hand hatte dareingegriffen und die Fäden unheilvoll verwirrt; das Haus und Heim, aus welchem die junge Mutter hinwegzog, war nicht mehr das ihre, nicht mehr das ihres Gatten.

Als jenes Kind unter einem heftigen Regenguſſe zur Welt gekommen, hatte Frau Fortuna, um dieſe bekanntlich günſtige Vorbedeutung nicht Lügen zu ſtrafen, ſich zwar eingefunden, war aber, nachdem ſie mit dem Haupte an die allzu niedrige Thür geprallt, mit einer Beule auf der Stirn und einer Verwünſchung auf den Lippen wieder umgekehrt.

Jenſeits des Gartenzaunes, der das Häuschen von dem herrſchaftlichen Wildpark trennte, ſtand und ſteht noch eine Art von griechiſchem Tempelchen, überſchattet von rieſigen Tannen. Dort mag eine Muſe umhergeſchwärmt ſein, und als die Mutter mit dem Kinde ſchluchzend auf Nimmerwiederkehr über die Schwelle des Hauſes trat, da mag dieſe Muſe über den Gartenzaun herüber dem Kinde aus Mitleid einen flüchtigen Kuß zugeworfen haben, der aber vielleicht die Sache nur ſchlimmer machte.

Während den Vater des Kindes ſein Schickſal vorläufig in die Fremde führte, zog die Mutter mit dem Kinde ſich zu einem verheirateten Bruder zurück, auf ein kleines Pfarrdorf, welches ſeinen Namen Groß-Schönau nur im Gegenſatze zu einem noch kleineren führt, und welches, etwa vier Stunden von Kirchberg am Walde entfernt, auf der vom Schloſſe Engelſtein nach Weitra führenden Straße liegt.

Eine ausführlich treue Geſchichte meiner Kindheit zu ſchreiben, iſt vorläufig nicht an der Zeit. Und was ich davon erzählen darf, iſt ſo wenig Intereſſantes, ſo wenig Pikantes, ſo wenig Merkwürdiges! Für Manche dürfte jedoch eben dies, daß meine Kindheit gar ſo einfach, gar ſo unintereſſant verfloß, das Intereſſante daran ſein. Ich gebe ein paar Erinnerungen zum Beſten, ein paar Streiflichter — kleine, ſchlichte, nackte Thatſachen ernſter und heiterer Art aus den zehn erſten Jahren meines Lebens, ohne irgendwelche Zuthat und ohne irgendwelchen poetiſchen Aufputz.

Das Schickſal ſcheint anfangs mit ſich ſelbſt nicht recht einig geweſen zu ſein, ob es mich wirklich im „Reigen der Lebendigen“ auf dieſer Welt mitlaufen laſſen ſolle, oder ob es nicht beſſer wäre, ein ſo wunderliches Miſchgebilde von Pechvogel und Sonntagskind wieder einzuſchmelzen, um ein rechtſchaffenes, landläufiges Menſchenkind daraus zu prägen.

Schon als Säugling erkrankte ich ſehr ſchwer, und wenn ich der Verſicherung meiner Mutter glauben darf, ſo lag ich bereits für todt in ihren Armen, und verdanke es nur der Heftigkeit, mit welcher der ſchmerzzerriſſ'ne Vater das todtgeglaubte Kind an ſich riß, daß ich noch einmal zum Leben aufgerüttelt wurde.

Als Knäblein fiel ich einmal in einen tiefen Waſſertümpel, einmal in den Bach, einmal in den Waſſerkübel der Mutter, einmal von einem Baume herunter, ſo daß ich vierzehn Tage lang mit völlig ſteifem, verrenktem Genick umhergehen mußte, bis zufällig ins benachbarte Schloß Engelſtein ein Arzt kam, dem ich vorgeſtellt wurde, und der, zu meinem freudigen Erſtaunen, mit einem einzigen knackenden Ruck das ausgerenkte Genick wieder einrenkte. Einmal wurde ich vom großen Hofhunde im Schloſſe Engelſtein zu Boden geriſſen oder geſtoßen, einmal von dem vorauslaufenden Pferde einer wandernden Schauſpielertruppe über den Haufen gerannt. Und noch einmal drohte mir Gefahr von Waſſersfluten, als ich in Geſellſchaft einiger größerer Knaben am Schloßteich zu Engelſtein die Wehr entfernte, die nur ſo viel Waſſer durchließ, als der benachbarte Müller für ſein Rad brauchte. Welch' ein Grauſen, als die Waſſer drohend gegen mich herſchoſſen, vor welchen ich nur dadurch Rettung fand, daß von der andern Seite der zornige Müller gegen mich herſchoß und mich bei den Ohren faßte, weniger im Eifer, mich zu retten, als in der Abſicht, mich, und juſt mich — die größeren Knaben waren davongelaufen — für den muthwilligen Streich gehörig zu züchtigen.

Mein erſter Lebensretter warſt Du, wackerer, nun verewigter Hans Markhart! — Ich bitte nicht zu leſen Hans Makart. Jener Hans war ein Sohn des Bruders meiner Mutter, und der Familienname meiner Mutter unterſcheidet ſich von dem des Malers Makart nicht viel anders, als ſich der Familienname meines Vaters von einem andern rühmlich bekannten Malernamen — Amerling — unterſcheidet.

Hans Markhart war um ein Jahr älter als ich und mißbrauchte dieſen Vortheil, ſowie eine ihm verliehene kräftigere Körper Konſtitution, dazu, mich in kleinen Ringkämpfen — wir wohnten, wie geſagt, im Hauſe ſeiner Eltern — regelmäßig den Kürzeren ziehen zu laſſen. Das entfachte einen wilden Groll gegen ihn in meiner Bruſt, und ich verſchwor wiederholt ſeinen Umgang. Aber der Groll verrauchte doch immer augenblicklich, wenn Hänschen mit einem verſöhnlichen „Bertl, komm!" an die Thür unſeres Stübchens klopfte. Einmal verliefen wir uns Beide hinaus in die Wieſen und auf die Felder. Wir hatten Beide das geſchlechtloſe lange Kleidchen vor kurzem mit der Hoſe vertauſcht. Da geriethen wir an den oben erwähnten Waſſertümpel, in welchen ich hineinfiel. Hänschen lief, was er konnte, heimwärts und brachte mit dem Ausruf: „Bertl Brunn g'fall'n! Bertl Brunn g'fall'n!" das Dorf in Aufruhr und meine Mutter in Verzweiflung. Sie ſtürzte hinaus zum Unglücksort und fiſchte mich aus dem Tümpel heraus, in welchem ich mich, auf dem Rücken liegend, wie ein todter Froſch im Kreiſe drehte.

Der gute Hans! er wurde ſpäterhin Dragoner, ſegnete aber das Zeitliche in blühendem Mannesalter. „Wie mager und blaß Sie ausſehen! Da wäre der Hans ein anderer Kerl, wenn er noch lebte!" Mit dieſen Worten redete mich die alte Mutter des Verewigten an, als ich im Jahre 1867 meine Heimat wieder beſuchte. „Wenn er noch lebte!" Ich brauche kaum zu ſagen, daß ich dieſen neuen Achill im Schattenlande nicht beneidete, als ich die alte Frau ſeiner ſo rühmend gedenken hörte, und daß ich, blaß und mager, aber doch lebendig keine Luſt ſpürte, mein Loos zu vertauſchen mit dem des blühenden, ſtarken, aber leider todten Hans!

Mit dem Komödiantenpferde, das mich umrannte, hatte es folgende Bewandtniß.

Eines Tages verlautete im Dorfe, daß eine wandernde Schauſpielertruppe von den „Panzermauern" her im Anzuge ſei. Man lief derſelben entgegen, die kleine Welt natürlich voran, und auch mich ſpornte die Neugier. Die Schauſpieler kamen auf einigen Wagen mit ihren Geräthſchaften angefahren. Den Wagen voraus ſprang ein munteres Füllen; das ſetzte ſich plötzlich in Galopp und nahm ſeinen Weg, da ich gaffend mitten in der Straße ſtand, über meine Wenigkeit hinweg. Glücklicherweiſe voltigirte das Pferdchen ſo geſchickt, daß ſeine Hufe mich nicht berührten und ich mit dem Schrecken davon kam.

Dieſer Unfall war indeſſen nur das Vorſpiel von andern bedeutungsvollen Ereigniſſen, welche das Erſcheinen der Schauſpieler im Dorfe für mich im Gefolge hatte.

Die Truppe gab auch geiſtliche Pantomimen und verwendete dabei die Kinder und jungen Leute des Dorfes als Volontäre. Als erſte dieſer Pantomimen wurde die Geſchichte des „Aegyptiſchen Joſef" in Scene geſetzt. Aus den Schulknaben erlas man die fügſamſten zu Teufeln, welche die Madame Putiphar im fünften Akte zu holen hatten. Es ſchmerzte mich, daß ich dabei übergangen worden war; aber das Schickſal hatte mir zum Erſatz eine andere Rolle, eine unfreiwillige Soloſcene aufbehalten. Der Aufführungsabend kam heran; ſelbſt von Engelſtein hatten feine Leute ſich eingefunden, das Publikum ſaß auf Stühlen und Bänken gereiht und ſah mit emporgezogenen Augenbrauen dem Emporziehen des Vorhanges entgegen. Ich ſelbſt ſtand ganz vorn, unfern der Bühne, an dem einen Ende der Sitzreihen. Da rief mich Jemand von der entgegengeſetzten Seite zu ſich, ich folgte dem Rufe, mußte aber den Weg längs der vorderſten Zuſchauerreihe unmittelbar vor der Bühne nehmen. Ein Dickbauch in dieſer vorderſten Reihe zwang mich zu einer kleinen Ausbiegung auf meinem ſchmalen Pfade; in der Eile ſtrauchelte ich und fiel an den Vorhang, und da dieſer nachgab, geradewegs in die Scene hinein. Das Gelächter der dichtgedrängten Verſammlung ſcholl ſinnverwirrend, betäubend an mein Ohr, ich raffte mich auf und ſetzte meinen Weg faſt weinend fort.

Von dieſem Momente datirt mein geſpanntes Verhältniß zur deutſchen Schaubühne und meine ängſtliche Abneigung für dieſelbe zu ſchreiben. Nicht als ob der frühgewonnene Einblick in die Verhältniſſe der Bühne ſo belangreich und ſo abſchreckend geweſen wäre — ich ſah ja weiter nichts, als daß der Direktor der Truppe die Stiefel des ägyptiſchen Joſef mit einer Bürſte überfuhr und der kleine Benjamin ſich mit einem Teufel um einen Kamm raufte — aber eine gewiſſe heilſame Scheu vor den weltbedeutenden Brettern iſt dennoch von dieſem Erlebniß in mir zurückgeblieben. War ich doch im eigentlichen Sinne des

Wortes auf der Bühne durchgefallen — unter dem Gelächter eines mitleidloſen Publikums! Das wollte ich nicht ein zweitesmal erleben, und wußte, als ich viele Jahre ſpäter mich doch in dramatiſchen Dichtungen verſuchte, die Aufführbarkeit derſelben ſo geſchickt zu verbergen, daß ein Kritiker nach dem Erſcheinen von „Danton und Robespierre“ mir das Zeugniß ausſtellen zu können vermeinte: „R. H. hat ein Stück ſchreiben wollen, welches ſich nicht für die Bühne eignete, und dieſes Vorhaben iſt ihm gelungen.“ Derſelbe Kritiker war — nebenbei bemerkt — ſelbſt dramatiſcher Dichter, aber ihm iſt ſein Vorhaben nicht ſo gut gelungen wie mir das meinige. Er wollte nämlich Stücke ſchreiben, welche für die Bühne ſich eigneten.

Auch mit meinem perſönlichen Mißgeſchick auf der Bühne war die Reihe von unangenehmen Erfahrungen nicht abgeſchloſſen, deren Vorläufer das übermüthige Komödiantenrößlein geweſen war.

Einer der Inſaſſen des Dorfes betrieb — ſo nebenbei — das Bäckergewerbe. Er buk, glaube ich, nur einmal wöchentlich: an Samstagen — für den Sonntag, denn an Wochentagen aß man damals in Groß-Schönau keine Semmeln. Die Semmeln, Wecken und Bretzeln, welche er lieferte, mögen ganz gut geweſen ſein, aber ſo lilienweiß und friſch und appetitlich waren ſie nicht, wie das Geſichtchen ſeines reizenden Töchterleins Thekla, welches jeden Samstag einen Theil der Produkte des väterlichen Gewerbsfleißes in einem großen Korbe an unſerem Fenſter vorüber nach dem Schloſſe Engelſtein trug.

Um von Heimatsgenoſſen und ortskundigen Leſern nicht topographiſcher Widerſprüche geziehen zu werden, bemerke ich, daß zur Zeit, als das hier zu Erzählende ſich zutrug, meine Mutter mit mir nicht mehr im Hauſe ihres Bruders Markhart wohnte, ſondern in dem letzten Hauſe des Dorfes rechter Hand, auf der nach dem Schloſſe Engelſtein führenden Straße.

Dieſe Thekla war eine jener feinen, blühenden Mädchengeſtalten, welchen man in unſerem niederöſterreichiſchen Waldviertel ſelbſt in den Dörfern nicht ſelten begegnet. Unter allen von dieſer Art war Thekla damals in der Gegend die ſchönſte. Mir klopfte das Herz, wenn ſie vorbeiging, und ich empfand eine Art von Andacht vor ihr, denn ſie glich gar zu ſehr einem der weißen Engel, welche auf dem Altar in der Kirche ſtanden.

Die holde Thekla war bei der Inſcenirung des „Aegyptiſchen Joſef“ für die Titelrolle gewonnen worden.

Sie hatte einen ungeheuren Erfolg. Als ſie ihr ſchönes Auge in frommer Unſchuld zum Himmel wandte, als alles mit regungsloſer Spannung an ihren ausdrucksvollen Mienen und Geberden hing, da wurde mir ſo wohl und ſo weh zu Muthe, mein Herz ſchwamm in Andacht und Liebe, ein ganzer Liederfrühling, vorläufig ohne Worte, regte ſich in meinem Knabenherzen.

Das Schaugepränge war verrauſcht — der Vorhang gefallen — ich ſaß noch immer ſinnend und träumend da, bis ein mütterlicher Arm mich anſtieß und den nur halb Ernüchterten durch das Gedränge mit fortzog. Wir beſuchten eine befreundete Familie im Dorfe und blieben da bis Mitternacht.

Ich hatte immer durchs Fenſter nach den Sternen geſehen und an Thekla's Augen dabei gedacht. Der Heimweg führte uns an ihrem Hauſe vorüber. Schon aus der Ferne ſah ich in der ſternhellen Nacht die Thür, welche auf die Straße herausführte, halb geöffnet, unter derſelben erblickte ich etwas Weißes und etwas Schwarzes.

Das Weiße war Thekla im Nachtgewande, das Schwarze — ach, das Schwarze war ein junger Burſche, der mit Thekla plauderte und ſchäkerte.

Welch' ein Sturz aus idealer Höhe herab in die Tiefen irdiſch-menſchlicher Wirklichkeit! — Mögen die Leſer des „Königs von Sion" ſich dieſes Erlebniſſes aus meiner Knabenzeit lächelnd erinnern.

Thekla war fortan für mich kein weißer Engel mehr, ſondern blos ein Mädchen im weißen Unterrock. Nie mehr blickte ich zum Fenſter hinaus, wenn ſie mit dem Semmel- und Bretzelkorb vorüberging.

Uebrigens war Thekla nicht das erſte Geſchöpf, durch welches der Zauber des Schönen ſich mir offenbarte. Da dieſer frühe Eindruck an Reinheit und Naivetät nichts zu wünſchen übrig ließ, ſo darf ich wohl davon erzählen, ohne mich deſſen zu ſchämen. Meine Empfindſamkeit in dieſer Beziehung hatte ihren Urſprung doch nur in der Lebhaftigkeit, mit welcher in der Kindheit alles auf mich wirkte. So konnte ich, etwa ſiebenjährig, mich des äſthetiſchen Wohlgefallens nicht erwehren, das die kleine Anaſtaſia mir einflößte. Ja, ich erinnere mich, daß ich in noch zarterem Alter das hübſche, junge Frauchen, welches unſer Schulmeiſter aus Weitra heimführte, ganz entzückt anſtarrte, als ich ihrer das erſte Mal anſichtig wurde, und um die Urſache dieſes unverwandten Anſtarrens befragt, meiner Bewunderung ihrer Perſon einen ſo naiven Ausdruck gab, daß ein allgemeines Gelächter entſtand und die anmuthige Frau Schulmeiſterin erröthete.

Was den Anblick der kleinen Anaſtaſia ſo beſtrickend für mich machte, war namentlich das zierlich geſcheitelte Haar, das aus ihrem Kopftüchlein kokett hervorlugte. Ich ſah ſie täglich in der Schule, wo wir Knaben in den Bänken rechts, die Mädchen links ſaßen. Da fand ich denn auch Gelegenheit, ihr einen galanten Ritterdienſt zu erweiſen, indem ich ihr die zum Schreiben gebrauchten Gänſefedern zu ſchneiden pflegte. Die Federn Anaſtaſia's ſchrieben, von mir geſchnitten, immer göttlich. Nun wollten Alle, Knaben und Mädchen, ihre Federn von mir geſchnitten haben. Ich verſtand mich auch dazu, aber meine Schulgenoſſen gewöhnten ſich, wenn ſie mit ihre Gänſekiele vor Beginn des Unterrichts zum Schneiden einhändigten, dies mit vielen Empfehlungen und Ermahnungen zu thun, ich möge es ja recht gut machen, und überboten einander hierin, indem Jeder ſeine Feder am beſten unter allen geſchnitten ſehen wollte. Das wurde mir am Ende läſtig, und ich that kund und zu wiſſen, daß ich fortan die Feder Desjenigen am beſten ſchneiden würde, der es in den kürzeſten und derbſten Ausdrücken von mir verlangte. Nun überboten die Bewerber ſich wieder in dieſer Richtung. „Spitzbube, ſchneide mir da meinen Federkiel; aber ſo abſcheulich ſchlecht als möglich — hörſt Du?“ So und ähnlich lauteten die Anreden, begleitet von einem tüchtigen Puff in die Seite. Anaſtaſia hatte dergleichen bei mir nicht nöthig; ſie allein durfte mich auch ſchön bitten, und von ihr hatte ich ſogar eine kleine Schmeichelei nicht übel aufgenommen. Aber das Närrchen glaubte mich mitunter etwas hochnaſig behandeln zu dürfen, und that ſich ein bischen zu viel auf die paar Jährchen zu gute, die es vor mir voraus hatte.

Ein zärtliches Naturell gehört nicht zu den glückverheißenden Naturanlagen des Menſchen, ſo wenig als die verhängnißvolle Anhänglichkeit, die es manchem Menſchen nur ſchwer und nach langem Bemühen möglich macht, ſich eines gewohnten Umganges wieder zu entwöhnen. Dieſe Art von Anhänglichkeit erwies ſich als mein beſchiedenes Theil im kindlichen Alter, indem ich keinen Augenblick ohne die Geſellſchaft meiner Mutter ſein wollte. Mußte ich Abends lange Zeit allein im dämmrigen Stübchen ſitzen, ſo ſtand ich Höllenqualen aus und kroch auf das Fenſterbrett hinauf, um durchs Fenſter nach der Erſehnten auszuſpähen. Eines Abends kam ſie lange, lange nicht; ich ächzte und ſchluchzte in heller Verzweiflung, ich mußte zu ihr, und da die Thüre geſperrt war, ſo kam ich auf den Gedanken, mir mit Gewalt einen Weg durchs Fenſter zu öffnen. Meine Begriffe jedoch über das Maß der hierzu nöthigen Gewaltmittel waren noch ſo kindiſch, daß ich eine Hacke hinter dem Ofen hervorholte, die dort zum Spalten des kleinen Holzes lag, und mit dieſer die Fenſterſcheiben zertrümmerte, worauf ich dann, da das Stübchen im Erdgeſchoß und das Fenſter nur in geringer Höhe über dem Erdboden ſich befand, auf die Straße hinunterglitt, um nach dem Orte hinzulaufen, wo ich die Mutter zu finden hoffte. Schon litt ich, wie man ſieht, an dem, was der Franzoſe le malheur de ne pouvoir pas être seul nennt — an einem Geſelligkeitstriebe, der nicht nach großer Geſellſchaft verlangt, vielmehr die Einſamkeit liebt, aber die — Einſamkeit zu Zweien.

So wurde mir denn in kleinen Erlebniſſen der Kindeszeit manches Unheil vorbedeutet, und es verwirklichte ſich in mancher Beziehung die Verwünſchung der Glücksgöttin, welcher die mitleidige Muſe mit ihren halben Segen über den Gartenzaun herüber begegnet war.

Aber es ſcheint, daß manchmal ein halber Segen doch mehr wirkt als ein ganzer Fluch. Zunächſt ſcheint von jenem halben Segen eine große Erregbarkeit des Gemüths und der Phantaſie ihren Urſprung genommen zu haben. Erregbares Gemüth und lebhafte Phantaſie ſind nun freilich Gaben, die den

Menſchen im reiferen Alter verhängnißvoll werden können; das Kind aber machen ſie im allgemeinen doch glücklich. Mir brachten ſie, wie aus dem bisher Erzählten ſich ergiebt, manch' frühes Herzeleid, aber doch noch mehr der Luſt und Wonne, wie aus dem Folgenden ſich ergeben wird.

Wie hätte ein Büblein nicht glücklich ſein ſollen, das täglich die allerbeſte Hühnerſuppe aß?

Einmal bekam ich — Gott weiß, durch welchen Zufall — Hühnerſuppe zu koſten. Von da an wollte ich keine andere Suppe mehr als Hühnerſuppe. Meine Mutter wußte Rath. Sie verſprach mir täglich Hühnerſuppe, und Mittags ſtellte ſie mir jede beliebige Suppe mit den Worten vor: „Iß! da iſt Hühnerſuppe!“ Dies Zauberwort wirkte auf meine kindliche Einbildungskraft ſo, daß ich jede Art von Suppe in demſelben feſten Glauben und mit demſelben Appetit für Hühnerſuppe aß, wie die Hypnotiſirten des Herrn Hanſen rohe Kartoffeln auf ſein Wort für ſüße Birnen nehmen und verſpeiſen!

Wie tief wirkten die kirchlichen Feſtzeiten auf mich ein! Mir brauchte das Chriſtkind nichts zu beſcheeren; es erſchien mir ja leibhaftig — das war mehr als genug. Des Nachts im Bette aufſitzend, erzählte ich mit glühenden Wangen der Mutter, wie es zu mir gekommen, das Chriſtkind, was es mit mir geſprochen und wie wunderſchön es geweſen.

Es iſt Thatſache, daß ich einmal zu weinen anfing vor Freuden, als ich an einem Frühlingsmorgen eine Wieſe ganz mit goldgelben Butterblumen bedeckt fand.

Mein faſt einziges Kinderſpiel war fleißiges Meſſeleſen; den Altar bildete die Ofenbank. Aber an ſonnigen Tagen ſchweifte ich gern im Freien herum, nicht auf der Gaſſe mit andern Knaben, aber auf ſtrauchbewachſenen Auen, auf den „Panzermauern“, im „Rabenloch“, im hellen, würzig duftenden, felsreichen Kiefergehölz, wo die Schläge der Axt erklangen und der Specht an die Stämme klopfte und in den Wipfeln der Vogel ſein Lied ſang.

Ich wuchs, wie geſchwiſterloſe Kinder pflegen, ziemlich ſtill und einſam auf, aber ich lernte doch das Innere vieler Häuſer des Dorfes ſo gut kennen, daß ich noch heute in der Erinnerung jeden Tiſch und jeden Stuhl an ſeinem Platze ſehe. Abgeſehen davon, daß ich jeden Morgen die Milch für das Frühſtück aus einem beſtimmten Hauſe zu holen hatte, kam ich auch in viele andere Häuſer an der Seite meiner Mutter zu Beſuch, — daß ich nicht allein bleiben konnte, weiß der Leſer bereits — und da ſuchte ich mich denn zu unterhalten, ſo gut es ging, indem ich die kleinen Kinder wiegte, oder den Wundern der Scheunen, der Ziegenſtälle, der Krautgärtchen und Holzbirnengehege nachging — die Nennung edleren Obſtes wäre hier Schönfärberei —, oder einen vergilbten Kalender, ein mit Bildern verziertes Gebetbuch, ein altes Kräuterbuch aufſtöberte, in welches ich mich vertiefte, oder den gruſeligen Geſchichten einer abendlichen Spinngeſellſchaft beim Flackerlichte des Kienſpans lauſchte.

Auf den Feldern geſellte ich mich gerne zu den Hirtenknaben, welche die köſtlichen Kartoffeln, die ſie unter der Aſche des auf dem Rain angemachten Feuerchens brieten, mit mir theilten, wenn ich ihnen dafür ſchöne Geſchichten eigener Erfindung erzählte.

Namentlich aber war das weibliche Geſchlecht mir für meine Gabe, zu fabuliren, dankbar. Ein kleines Mädchen lief gerne mit mir auf Feldern und in Wäldern herum, weil ich von allerhand erträumten Wunderdingen zu erzählen wußte, und eine arme alte Frau, die ſeit Jahren krank lag, ſah Niemand lieber als mich an ihrem Bette ſitzen und ließ mich ſogar bitten, zu kommen, weil ich das Evangelium „ſo ſchön auszulegen" verſtand.

Zu den bedeutſamſten, aber freilich am ſchwerſten mittheilbaren Erinnerungen meiner Knabenzeit gehören die oft ſeltſamen Stimmungen, die theils als lebhafte Eindrücke und Anregungen des Moments, meiſt vom Naturleben um mich her ausgehend, theils als wache Träume und Ahnungen durch die Seele des umherſchweifenden Knaben zogen. Der Myſtiker Jakob Böhme erzählte von ſich, daß der höhere Sinn, das myſtiſche Geiſtesleben auf wunderbare Weiſe in dem Momente bei ihm erweckt worden ſei, als er ſich träumend in den Anblick einer in hellem Sonnenlichte funkelnden zinnernen Schüſſel verſenkte. Vielleicht hat jeder geiſtige Menſch ſo eine Jakob Böhme'ſche Zinnſchüſſel irgendwelcher Art gehabt, von welcher ſeine eigentliche innere Erweckung ſich herſchreibt. Ich erinnere mich ſehr lebhaft an einen gewiſſen Abend, an welchem mir — ich mochte ſieben Jahre zählen — als ich einen Bergabhang herunterging, der Sonnenuntergang im Weſten wie eine Wunder- und Geiſtererſcheinung entgegenleuchtete und mein Gemüth mit einer unvergeßlich merkwürdigen Stimmung, mit einer Ahnung erfüllte, die mir heute wie eine Berufung erſcheint, und in welcher mein ganzes künftiges Geſchick ſich ſpiegelte. Ich eilte mit gehobener Bruſt einem unbekannten Ziel entgegen, und zugleich lag eine Schwermuth über meiner Seele, daß ich hätte weinen mögen. Wäre jener Moment ein aus ſeinen nächſten Bedingungen erklärlicher, nicht in ſeiner Art einziger geweſen, er hätte ſich gewiß nicht ſo unauslöſchlich in mein Gedächtniß eingegraben.

Das ſiebente Jahr war bei mir überhaupt der Wendepunkt. In dieſem Alter machte ich auch meine erſten Verſe.

Wie ich in ſittlicher Beziehung von geſelligen Einflüſſen gänzlich unberührt blieb, ſo kann ich auch den Einfluß der Lektüre auf meine Entwicklung in der Knabenzeit nicht hoch anſchlagen. Meine Unſchuld war ſo groß wie meine Unwiſſenheit, und während die Phantaſie ihre Schwingen regte, ſchlief die Sinnlichkeit ihren geſunden, tiefen Kinderſchlaf; die erwachenden Neigungen entwickelten ſich ſpontan, von innen heraus, und äußerten ſich in naiver Weiſe. Ich las, was mir der Zufall entgegenbrachte; und deſſen konnte auf dem Dorfe nicht viel in gutem oder böſen Sinne Maßgebendes ſein. Das einzige Buch aus jener Zeit, an deſſen Titel ich mich erinnere, war der erſte Theil eines alten Romans, den mir Jemand des Titels wegen geſchenkt hatte: „Robert, oder der Mann wie er ſein ſoll — Seitenſtück zu Eliſa, oder das Weib wie es ſein ſoll.“ Den Inhalt dieſes Buchs habe ich längſt vergeſſen, weiß daher auch nicht, wie viel daſſelbe etwa hätte beitragen können, mich ſelber zu einem Seitenſtück des Titelhelden zu machen.

Aber ich vergeſſe ja ganz, ein Wort zu ſagen, wie es mir in der Schule ergangen. Davon bewahre ich nicht ſonderlich viele Erinnerungen. Das erſte Zeichen, welches auf höhere Begabung bei mir ſchließen ließ, beſtand darin, daß ich gut leſen, mittelmäßig ſchreiben und ſchlecht rechnen lernte. Der liebſte unter den Schultagen war mir der Samstag, weil wir Schüler da nach beendigtem Unterricht die Kirche auszukehren bekamen, wo wir uns, mit den Beſen in der Hand, mitten unter Heiligen- und Engelbildern, zwiſchen Altar und Kanzel, Beichtſtühlen und Betſchemeln, ſowie auf dem hohen Chore munter tummeln konnten. Das weltliche Thun an dem heiligen Orte hatte einen eigenthümlichen Reiz. Ferner erinnere ich mich, daß es mir zu beſonderem Vergnügen gereichte, wenn ich während der Schulſtunden berufen wurde, Holz aus der Holzkammer in die Küche der Frau Schullehrerin zu tragen — es herrſchten damals noch patriarchaliſche Sitten in Dorfſchulen —, oder wenn ich ausgeſendet wurde, einen Krug Waſſer aus dem Hofbrunnen des

Fleiſchhauers, deſſen Naß in beſonders gutem Rufe ſtand, zu holen. Mich traf dieſe ehrenvolle Miſſion häufig, vielleicht darum, weil ich dabei doch nicht gar ſo lange ausblieb, wie mancher Andere, der etwa eine halbe Stunde auf ſeine Rückkehr warten ließ, beſonders wenn man ihm einen Zweiten nachſandte, der nach ihm ſehen und ihn holen ſollte. Zwei Knaben unterhielten ſich natürlich im Hofe des Fleiſchers noch beſſer als einer und ſahen zu, wie der Fleiſcher ein Kalb oder ein Schwein ſchlachtete, oder ein Rind vor den Kopf ſchlug. Ich dagegen vergaß mich zwar auch manchesmal etwas länger am Brunnen, indem ich die Broſamen meiner Taſche mit einer frommen Henne theilte, oder einen Kampf mit einer böſen Gans beſtand, welche mich beißen wollte; aber Kälber und Schweine abſchlachten zu ſehen, war meine Sache nicht, und lieber lief ich mit dem leeren Kruge wieder heim, als daß ich mich in den Bannkreis des Metzgers gewagt hätte, wenn er ſein blutiges Meſſer ſchwang.

Der geneigte Leſer erlaube, daß ich, meiner Dorfſchulzeit gedenkend, einen Gruß an den wackeren Weber aus Friedreichs hier aufs Gerathewohl in die Welt ſende, da ich ſeinen Aufenthalt nicht kenne. Es war dies derjenige Schulkamerad von mir — jeder Schulknabe hat einen dieſer Art — der, während ich, in der Schule neben ihm ſitzend, ſein mitgebrachtes Brot zu eſſen pflegte, das meinige verzehrte, in der feſten Ueberzeugung, es ſei das beſſere, während doch das ſeinige entſchieden beſſer ſchmeckte! Manchmal barg er in ſeinem Ränzlein auch ein paar „Mohnſtrudel“

von der im Viertel ober dem Manhartsberge einheimiſchen Art, und theilte ſie mit mir, und zu wiederholten Malen nahm er mich gar, mit Erlaubniß meiner Mutter, über den Sonntag in ſein Heimatsdörfchen zu ſeinen Eltern mit, wo ich einen Tag zubringen und eine Nacht in dem köſtlichen Heubodenbette ſchlafen durfte.

Mit dem Meiſter der Schule ſtand ich im allgemeinen auf gutem Fuße. Dennoch konnte derſelbe, aus einem ſogleich näher zu bezeichnenden Grunde, manchesmal einer ſonderbaren Neigung nicht völlig Herr werden: der Neigung, ſich — der Leſer wird es nicht glauben wollen, und doch iſt es ſo — an meinem „Schopfe“, wie man das Kopfhaar in der Schulſprache nennt, zu vergreifen. Ja, wahrhaftig, an meinem Schopfe. Ich pflegte ihm jedoch ſtets, wenn er ſich in dieſer Abſicht mir näherte, ſo raſch und energiſch nach rechts- oder linkshin auszuweichen, daß alle Knaben, die nach dieſer Seite hin neben mir ſaßen, unter meinem Anprall aus der Bank hinausglitten und draußen übereinander purzelten.

Die befremdliche Neigung des Lehrers war nicht in ungenügenden wiſſenſchaftlichen Leiſtungen oder in moraliſcher Verkommenheit meinerſeits begründet. Auch die kleine Thatſache, daß ich den Lehrer nach dem erſten Schulbeſuch bei der Heimkehr naiver Weiſe mit den Worten gekennzeichnet hatte: „Mutter, der Herr Schullehrer hat keine Haare auf dem Hirn!“ — er war nämlich etwas kahlköpfig, — auch dieſer Ausſpruch, der einige Verbreitung fand, dürfte, wenn er ihm zu Ohren kam, ihn doch nicht ſo erheblich gegen mich verbittert haben.

Nein, die Urſache jener unzarten Angriffsverſuche lag in einer unſeligen Gepflogenheit, die mir damals eigen war, oder vielmehr in einem unglückſeligen Hange: dem Hange nämlich, zu lachen — zu lachen gerade dort, wo es nach der Meinung des Lehrers und anderer geſetzten Leute ſchlechterdings nichts zu lachen gab.

Das Lachen war mein Unglück; ich hätte es eigentlich früher bei Erwähnung der Mißgeſchicke meines kindlichen Alters mitaufzählen ſollen, nicht jetzt, wo ich von den Freuden desſelben rede. Ich war doch ſonſt mehr ernſten, nachdenklichen Weſens; aber gerade dann, wenn ich ganz beſonders ernſthaft hätte ſein ſollen, war ich ein lachender Demokritos in Miniatur. Ja ich mußte lachen, wo es nichts zu lachen gab, ſo wie ich manchmal weinte, wo es keinem Menſchen einfiel zu weinen. Ich mußte lachen während des Gebets in der Schule — ich mußte lachen, wenn ein aus der Pfarre ſcheidender Kaplan vor uns Schülern eine feierliche Abſchiedsrede hielt — ich mußte lachen, wenn ich examiniert wurde — ich mußte lachen, wenn ich meiner Mutter beim Zwirnabwickeln half und ihre Ungeduld dadurch erregt wurde, daß die Fäden ſich verwirrten, während ſie dieſelben von meinen ausgeſtreckten Armen herunterhaſpelte — ich konnte manchesmal ſelbſt beim Miniſtrieren in der Kirche das Lachen nicht ganz unterdrücken, beſonders wenn mein, auf der andern Seite des Altares knieender

Kollege nach mir herüberſchielte. Vergebens rief ich in meiner Lachnoth die vergoldeten Heiligen an, die vom Altare wie zürnend auf mich herunterſahen, und das Weinen ſtand mir zuletzt ſo nahe als das Lachen. Darob ergrimmte dann mein unmittelbarer Vorgeſetzter, der Meßner, wenn er es bemerkte, und drohte es dem Herrn Pfarrer zu ſagen, damit ich nie mehr zum Miniſtriren zugelaſſen werde.

Dieſe Drohung war die wirkſamſte für mich. Es iſt wahr, ich hatte vor wenigen Jahren noch ſelbſt Meſſe geleſen auf der Ofenbank; aber nun ſpielte ich doch ſchon lieber den Miniſtranten vor dem Hochaltar, als den Hohenprieſter vor der Ofenbank. Ich fühlte mich ſtolz und glücklich in dieſem Berufe, und die unverſtandenen lateiniſchen Worte, die ich an den Stufen des Altars ſprechen hörte und ſelber ſprach, machten mir einen noch tieferen Eindruck, als ſpäter die verſtandenen.

Aber das Feſt aller Feſte war es für mich, wenn ich das Miniſtrantenamt in dem Kirchlein auf dem Johannisberge verrichten durfte. Das iſt ein Berg, etwa eine Stunde von Groß-Schönau entfernt, der anſpruchslos, gemüthlich, idylliſch ins Land ſchaut, und der aus der Ferne die Romantik weltentrückter Stille nicht ahnen läßt, mit welcher er Denjenigen umgiebt, der ihn beſteigt. Auf ſeiner Spitze ſteht, von dem Walde dahinter ſich weiß abhebend, ein uraltes Kirchlein, und in dieſem Kirchlein wird alljährlich eine feierliche Meſſe zur Ehre des bezüglichen Kirchenheiligen geleſen. Dazu ſtrömen aus der Umgegend die Leute herbei. Von Groß-Schönau begiebt ſich der Prieſter mit dem Meßner und einem Miniſtranten dahin. Der Weg auf den Berg hinauf, das feſttägliche Treiben auf der ſonſt ſo ſtillen Höhe, das romantiſche Kirchlein, und ſchließlich meine Theilnahme an der prieſterlichen Verrichtung, das alles wirkte erhebend in mir nach. Mein Herz ſelber war dann ſo ein Bergkirchlein, in welchem eine Feſtmeſſe geleſen wurde. Den ganzen Tag ging ich wie verklärt umher, ſchwelgte in ſchönen Vorſätzen und Hoffnungen, und fühlte mich mit allen guten Geiſtern im Bunde.

Derſelbe Pater Hugo, der ſpäter im Stifte Zwettl — wie ich zu berichten haben werde — großen Einfluß auf mich gewann, brachte einige Zeit als Kaplan auf unſerem Dorfe zu. Schon da nahm er ſich meiner an, würdigte mich ſeines Umgangs und machte den Verſuch, mich durch Einführung in die tieferen Geheimniſſe der deutſchen Sprachlehre auf eine höhere Lebenslaufbahn vorzubereiten. Seltſamerweiſe verhielt ich mich damals, obgleich vom Schickſal zum deutſchen Schriftſteller beſtimmt, gegen die deutſche Schulſprachlehre ſo ablehnend, wie ſpäter gegen die theoretiſchen Lehrbücher deutſcher Poetik und Metrik. Mir ſchien das Rechte ſo ſelbſtverſtändlich, und ich wußte nicht, warum ich dafür beſtimmte Regeln und Namen und Kunſtausdrücke einlernen ſollte. Pater Hugo merkte die Unluſt des Gelbſchnabels, nach Noten ſingen zu lernen, ging in ſeiner ſanften Gemüthsart darauf ein, und zog es weiterhin vor, mich in den Elementen des Franzöſiſchen zu unterrichten. Das ließ ich mir ſchon eher gefallen, und ſo trieben wir auf Spaziergängen fleißig franzöſiſche Vokabelkunde. Ich durfte ihn nämlich häufig auf ſeinen Spaziergängen begleiten; er nahm mich ſogar auf Ausfahrten in die Umgegend und auf kleinen Reiſen manchmal mit ſich. Ich wußte dieſe Ehre auch zu ſchätzen, und wenn ich an Pater Hugo's Seite ging, ſo dünkte ich mich ſelbſt ſchon ſo eine Art von geiſtlicher Perſon.

Eines Tages — es war ein Sonntag Nachmittag — kamen wir auf einem Spaziergange durch ein kleines Dorf in der Nachbarſchaft. Da ſcholl uns aus einem Hauſe, an welchem wir vorübergingen, ein ziemlich wüſter Lärm, ein wildes Tanzen und Lachen und Kreiſchen entgegen. Pater Hugo ſtand eine Weile ſtill, dann trat er in das Haus; ich hinter ihm. Da ſahen wir eine Anzahl junger Leute, Burſche und Mädchen, ſich tummeln in etwas gar zu ausgelaſſener Sonntagsluſt. Pater Hugo hielt den Leutchen eine kleine Ermahnungs- und Erbauungsrede, aber in ſeiner ruhigen, milden, frommen Art. Ich fand, daß er viel zu wenig geſagt hatte, insbeſondere aber war ich darüber empört, daß einige bei ſeiner Ermahnungsrede heimlich zu lachen ſich erdreiſtet hatten. Ich blieb deshalb, als er fertig war und fortging, einen Augenblick zurück, trat etwas vor und warf einen ernſten, ſtrengen, ſtrafenden Blick in die Runde. „Schau, der Robertl!" riefen die Burſche und Mädchen lachend, während ich gravitätiſch zur Thüre hinausſchritt. Draußen erröthete ich und hatte zum erſtenmale in meinem Leben das

Gefühl — je nun, ein Gefühl, das ich mir für die Zukunft zu nutze machen konnte.

Wollte man aus dieſem mißglückten Verſuche, für die nicht voll gewürdigte Autorität des Herrn Katecheten mit der meinigen einzuſtehen, auf einſeitig aſketiſche, mönchiſche Geſinnungen und Anlagen des Knaben ſchließen, ſo würde man weit in die Irre gehen. Ganz im Gegentheil: ich wußte die Gottesgabe heller heiterer Freude gar wohl zu ſchätzen. Oeffentliche Tanzbeluſtigungen zogen mich immer lebhaft an. Wenn in unſerem, oder in einem anderen Dorfe der Umgebung, etwa in Engelſtein oder in Wernharts, eine Kirchmeß mit nachmittägigem und abendlichem Tanzvergnügen gefeiert wurde, ſo lief ich hin, wie andere Knaben. Ich habe die Tempelräume, welche dem Dienſt der Muſe des Tanzes an den beiden letztgenannten kleinen Orten gewidmet waren, noch in getreuer Erinnerung. In Engelſtein beſtand derſelbe aus einem im Hofe des Wirthshauſes romantiſch gelegenen großen Heuboden, der für den geſelligen Zweck des Tages in Stand geſetzt wurde, und zu welchem man auf einer Leiter emporſtieg. Da ſtand ich denn als ſtill ſeliger Betrachter und ſchaute und lauſchte, berauſchte mich an dem mich umwogenden Gebrauſe der Tanzluſt, an den lächelnden Geſichtern blitzäugiger, purpurwangiger Dorfſchönheiten. Und wenn die Fluten des Weins aus dem Faß in der Ecke in die Gläſer ſprudelten, oder wenn ich die ſtraffen, heißen Würſtchen unter den Fingern der Schwelger krachen hörte und den leckeren Fettſaft daraus hervorſpritzen ſah, da ſchöpfte ich gleichſam den idealen Schaum von dieſen Genüſſen ab, und ließ mir manchesmal, wenn meine Mittel ſo weit reichten, wohl gar ſelbſt eine Semmel oder ein Stück weißes Brot ſchmecken. Frühzeitig bekam ich ſo einen Begriff von überſchäumender Weltluſt und Sinnenfreude, der mir ſpäter bei poetiſcher Schilderung von Bacchanalien u. dgl. zu ſtatten kam. Wer das für einen Scherz hält, der verſteht mich nicht.

Uebrigens fand ich Gelegenheit genug, auch mit dem Ernſte des Lebens, den düſteren Seiten desſelben frühzeitig vertraut zu werden. Ich ſaß in Begleitung meiner Mutter an manchem Krankenlager, an manchem Sterbebette. Meine Mutter erzeigte ſich Kranken gerne hülfreich, und ihr nachbarlicher Beiſtand wurde ſo manchesmal in Anſpruch genommen. Leider fand ſie, wenn ſie ſelbſt von einer Erkrankung heimgeſucht wurde, nicht immer ſo raſche und bereitwillige Hülfe, und öfters war ich, wenigſtens für den Augenblick, ihr einziger Pfleger. Einmal, als ſie in der Nacht erkrankte — ich war noch ein ganz kleiner Knirps — wollte ich in meiner Verzweiflung durchaus einen Thee für ſie kochen und zu dieſem Behufe ein Feuer im Ofen anmachen. In der Beſorgniß, daß ich dabei ein Unglück haben und von den brennenden Scheitern, wenn das Feuer allzunahe an der Ofenthür angemacht würde, etwas auf den Boden herausfallen könnte, wollte meine Mutter dies nicht zulaſſen. Ich wußte mir aber zu helfen; der Ofen war ſehr groß — einer jener gewaltigen Kachelöfen, wie man ſie auf dem Lande trifft — und ich ſehr klein, ich kroch alſo in aller Stille ſchnurſtracks in den Ofen hinein, machte darin ein Feuerchen an, ſchob das Töpfchen mit dem Theewaſſer daran, und kroch dann wieder heraus.

Der Bruder meiner Mutter, in deſſen Hauſe wir wohnten, ein urſprünglich ſehr kräftiger Mann, verfiel im beſten Mannesalter in eine Nervenſchwindſucht und ſiechte langſam hin. Viele Wochen lang vor ſeinem Tode phantaſirte er beſtändig. Ich brachte halbe Tage in ſeiner Krankenſtube zu. Er machte mich zum Zeugen und Genoſſen ſeines krankhaft viſionären Lebens, deutete bald in dieſen, bald in jenen Winkel: „Robert — ſieh dort — ſieh da — die ſchwarze Katze — jage ſie hinaus! — Ei, guten Morgen, Herr Pfarrer! wie geht es Ihnen?“ u. ſ. f. Ich hörte mit einer Miſchung von Grauen und kindlichem Intereſſe zu, ging auf die Wahnvorſtellungen des Kranken ein, jagte die geſpenſtige Katze und ſpielte den Herrn Pfarrer, wie er es haben wollte.

An einer ähnlichen, aber noch weit merkwürdiger ſich äußernden Nervenkrankheit litt der Wirthſchaftspfleger im Schloſſe Engelſtein, zu welchem ich gleichfalls öfters kam, und von dem ich, um hier nicht zu weit abzuſchweifen, Genaueres vielleicht bei anderer Gelegenheit mittheilen werde. Als er noch gar nicht bettlägerig war und ſeinem Berufe nachging, hatte er ſchon immer Viſionen. Meiſt waren es weiße Geſtalten, die er ſah. Einige Minuten vor ſeinem Tode ſagte er ruhig zu Denen, welche eben um ihn waren und unter welchen ſich auch meine Mutter befand: „Seht auf die Uhr: wenn der Zeiger dort ſteht, ſo ſterbe ich.“ Dabei wies er mit dem Finger auf eine beſtimmte Stelle des Zifferblattes. Man achtete nicht viel auf dieſe ſeine Rede, weil er ſich eben an dieſem Tage ungewöhnlich wohl zu befinden ſchien. Als aber der Zeiger jene von ihm bezeichnete Stelle erreicht hatte, verlöſchte der Kranke plötzlich wie ein Licht, ſo daß eine der anweſenden Frauen vor Schreck über die ſo grauenhafte Erfüllung der Prophezeiung in Ohnmacht fiel.

Auch unſeren Lehrer ſah ich ſterben. Er erkrankte an der Lungentuberkuloſe. Meine Mutter ſtand ſeiner jungen, wenig erfahrenen Frau mit Rath und That zur Seite. Sie brachte manche Nacht im Schulhauſe zu, und ſo verweilte auch ich viele Zeit im ſtillen Krankenzimmer des Lehrers in den Tagen, als es mit ihm zu Ende ging. Noch ſehe ich den Armen mit weißer Zipfelmütze im Bette liegen und ſeinen ſtündlichen Löffelvoll Arzenei ſchlucken. Ich war zugegen, als eine wilde Sturmnacht, die gewaltig an den Fenſtern rüttelte, ihn endlich ſeinen Leiden entführte. Am Tage ſeines Begräbniſſes wurde ſeine junge Wittwe eines Mädchens entbunden.

Mein Vater war ſeit ſeiner Rückkehr aus der Fremde in dem, von Groß-Schönau eine Viertelſtunde entlegenen Schloſſe Engelſtein bei dem Baron von Geuſau bedienſtet, welcher mit ſeiner zahlreichen Familie den Winter in der Reſidenz, den Sommer auf dieſem ländlichen Schloſſe zubrachte. Mit welcher Freude harrten ich und meine Mutter immer dem Tage der Rückkehr des Vaters entgegen! Und wenn dieſer Tag herangekommen — wie beeilten wir uns ſtundenlang vor der zu erwartenden Ankunft des Erſehnten Aufſtellung an einem Orte zu nehmen, von welchem aus man die von Zwettl herführende Landſtraße bis zum Rand des Horizontes überſah. Welcher Jubel, wenn in den fernen Staubwolken der Straße die herrſchaftlichen Geſpanne auftauchten und dann — freilich viel zu langſam für unſere Ungeduld — immer näher und näher kamen!

Das Schloß, an welches einige bäuerliche Anweſen ſich reihen, die eine kleine Dorfſchaft bilden, iſt nicht ſehr groß, aber maleriſch und intereſſant. Es beſteht aus einer kleinen alten Ritterburg und einem unmittelbar daran ſich ſchließenden Neubau. Nach drei Seiten iſt das Ganze von Weihern und Gärten umgeben, auf einer Seite tritt der Wald nahe heran. Im äußeren Schloßhof ſteht eine rieſige Linde. Von der Vorderſeite führt ein kurzer Weg nur ſehr ſacht anſteigend ins Schloß; von rückwärts ruht das Gemäuer auf ziemlich hohem, ſteilem Felſengrund. Der ſteil gelegene Theil bildet die alte Ritterburg, dieſe hat ihren romantiſchen kleinen Burghof mit dem tiefen Ziehbrunnen, ihren Ritterſaal; ich glaube, auch ihre „weiße Frau“.

In dieſer Richtung lag auch das Gemach, welches meinem Vater zum Aufenthalt angewieſen war. Man fand ſich da wie in einem Thurme.

Hier nun beſuchte ich den Vater faſt täglich nach der Schule in den Nachmittagsſtunden.

Wenn er, wie oft geſchah, bei meinem Eintritt nicht anweſend war, ſo fiel mein erſter Blick — ich geſchehe es — in den Schrank, in welchem er Fleiſch und andere Speiſereſte für mich zu hinterlegen pflegte.

Dann aber kam die Romantik des Ortes und des Alleinſeins zu ihrem Rechte.

Das ältere, höher gelegene Mauerwerk des Schloſſes war zum Theil, der größeren Sicherheit wegen, durch Eiſenſpangen und Klammern verbunden; eine ſolche Spange lief auch durch das Gemach meines Vaters, unfern dem Fenſtergeſimſe. Dieſe war, bei meinem oft ſtundenlangen Warten auf den Vater, mein Lieblingsſitz. Träumend und ſinnend blickte ich von da durchs Fenſter hinaus in die Ferne. Jenſeits der Niederung, über welche der Theil des Schloſſes, in welchem ich weilte, emporragte, ſtand auf dem Gipfel einer ländlich ſtillen Anhöhe ein einzelner Baum. Auf dieſen pflegte ich bei dem ſtundenlangen Hinbrüten mein Auge zu richten; der Anblick ſeines einſam im Winde webenden Wipfels auf ſtiller Höhe war mir ſo vertraut; es war, als theilte ſich die rhythmiſche, ſtill-bewegte Regſamkeit des Wipfels aus der Ferne meiner Seele mit, verſetzte ſie in ſympathiſche, ſanfte Schwingungen und Regungen.

Lange Zeit ſtand im Winkel des Fenſterbrettes ein kleines, verſiegeltes Fläſchchen, gefüllt mit goldgelber Flüſſigkeit. Ich weiß nicht, wie es dahin kam und warum es eine unendliche Zeit da wie vergeſſen und verſchollen ſtand. Das ſei Tokaierwein, hatte mir der Vater geſagt, und mir erzählt, was für eine köſtliche Weinſorte das ſei, und wie nur Barone und Grafen und ſonſtige reiche Leute ſie zu trinken bekämen.

Die reine, goldgelbe Flut, die, wenn ich ſie ſchüttelte, ſchimmernde Bläschen, Queckſilberkügelchen ähnlich, bildete, war mir überaus merkwürdig. Und wie jener Baum, ſo regte dies geheimnißvolle Naß in meinem Gemüthe Verwandtes an. Wie meine Seele ſich mit dem Baumwipfel träumend im Winde wiegte, ſo fing ſie gelinde an zu gähren und Bläschen zu werfen mit dieſer goldgelben Tokaierflut.

Vielleicht war auch dies Fläſchchen ſo eine Jakob Böhme'ſche Zinnſchüſſel der früher erwähnten Art für mich.

Mein Vater pflegte mir bei den Rechnungsaufgaben zu helfen, die ich aus der Schule mitbekam. Meiſt löſte er dieſelben nach ſelbſterfundener Methode, denn er beſaß reichlich was mir fehlte: mathematiſches Talent. Nur in ſeinen eigenen Rechnungen war er nicht glücklich. Ich fand ihn oft über alten, vergilbten, ziffernbedeckten Papieren ſitzend, welche aus der Zeit ſtammten, wo er gemeinſam mit ſeinem Bruder ein ſogenanntes Weberfaktoreigeſchäft betrieben hatte, das mit dem Verluſte ſeiner beſcheidenen Habe endete. Er war überzeugt, daß er übervortheilt worden und daß Rechnungsfehler begangen worden. Deshalb nahm er in müßigen Stunden die alten Papiere immer wieder vor, aber ſeine mathematiſchen Talente wurden daran zu ſchanden.

Von dieſen Talenten abgeſehen, war er auch ſonſt ein Tauſendkünſtler. Er reparirte Uhren und brachte einmal die Thurmuhr des Marktfleckens Gainfahrn bei Wien zurecht, nachdem die „gelernten" Uhrmacher vergebens ihre Künſte daran verſucht. In ſpäteren Jahren verſiel er auf das Schnitzeln und fügte aus kleinen Holzſtiften formſchöne Kreuze, Kronleuchter, Bilderrahmen u. dgl. zuſammen. Er war ſogar ein Stück Poet: einmal wenigſtens ſetzte er zur Feier des Geburtstages einer der Baroneſſen ein Spiel in Scene, bei welchem auch ich mitwirkte. Ich war als Schäferknabe gekleidet und hatte der Gefeierten ein lebendiges, weißes Lämmlein darzubringen mit den Worten:

„Ich überreiche Dir hier dieſes Lamm
Und wünſche Dir bald einen Bräutigam!“

Für des Vaters Beiſtand in Rechnungsſachen erwies ich mich dadurch dankbar, daß ich, wenn er ein Schläfchen machen wollte, ihn einſchläfern half. Das geſchah auf eine originelle Art: indem ich ihm nämlich die innere Fläche der Hand kraute. Er hatte als Kind die Blattern gehabt; nach ſeiner Herſtellung wurde er noch lange von einem läſtigen Hautjucken geplagt; es that ihm daher ſehr wohl, wenn ſeine Mutter ihn kraute, namentlich im Rücken oder an den inneren Handflächen, und er pflegte dabei einzuſchlafen. An dieſes Einſchläferungsmittel hatte er ſich ſo gewöhnt, daß er auch ſpäter, und ſelbſt auch noch in ſeinen Mannesjahren, davon Gebrauch machte, wenn er Jemanden fand, der ihm den Liebesdienſt erwies.

Die liebenswürdigen jungen Baroneſſen erzeigten mir die Ehre, mich dann und wann ein wenig in ihren Kreis zu ziehen.

Da war Baroneſſe Lina, die älteſte, Baroneſſe

Wilhelmine, die es am beſten mit mir meinte, Baroneſſe Amalie, die jüngſte und ſchönſte, welche ſich aber am wenigſten um mich kümmerte, was mir einigen heimlichen Kummer verurſachte. Dazu die Gouvernante Frl. v. M., eine ſtattliche junge Dame, welche auch ſehr gefühlvoll geweſen ſein dürfte, denn ich erinnere mich dunkel, daß ſie pfeildurchſtochene Herzen mit darunter geſetztem Datum in ihr Notizbüchlein zu zeichnen pflegte. Die Damen machten lange vor Pater Hugo ſich den Scherz, mich Franzöſiſch lehren zu wollen. Eine ſchickte mich zur Andern mit irgend einer franzöſiſchen Meldung, und ich war ſo glücklich, durch die drollige Art, in welcher ich meines Auftrags mittelſt des papageienmäßig eingelernten Sprüchleins mich entledigte, etwas zur Unterhaltung des kleinen weiblichen Kreiſes beizutragen. Es war mir manchmal geſtattet, beim abendlichen Thee zu bleiben, und obgleich die Erinnerung von Geſchmacksempfindung im allgemeinen eine ſehr ſchwache und von kurzer Dauer iſt, bewahre ich doch heute noch den Nachgeſchmack des Nektars, den ich ſchlürfte, von anmuthreichen Frauengeſtalten umgeben, in den duftigen, traulich ſchönen Gemächern. Ein paarmal wurde ich auch zu einer kleinen Spazierfahrt im Wagen mitgenommen.

An Samstagen begab der Kaplan von Groß-Schönau ſich nach Engelſtein, um die Meſſe in der Schloßkapelle zu leſen. Der Miniſtrant ging voraus, zugleich die Meßnerdienſte verrichtend, indem er die

Vorbereitungen zur kirchlichen Funktion in der Kapelle traf. Dieſer Miniſtrant war ich, ſeitdem ich zur Noth ſo groß geworden, um auf den Altar hinaufzulangen, und ſo ſtark, um das ſchwere Meßbuch von einer Seite des Altars auf die andere zu tragen. In der Küche des Verwalters wurde dem Miniſtranten nach altem Herkommen eine Frühſtückſuppe verabreicht. Das junge Verwalter-Ehepaar wollte in dem Bürſchchen, das da in ſeinem Mäntelchen mit rothem Plüſchkragen ins Schloß zu kommen pflegte, etwas nicht Gewöhnliches wittern. Infolge deſſen wurde ich freundlich zu Beſuchen eingeladen. Aber es gelang nicht, das Ungewöhnliche, das in mir ſtecken ſollte, auf dem Wege geſellſchaftlicher Unterredung aus mir herauszubekommen. Denn zu der Zeit, als dies geſchah, war ich nicht mehr Kind genug; ich war entſetzlich ſchüchtern geworden. Meine Rede war Ja und Nein und mit meiner Kunſt zu fabuliren war es zu Ende. Herz und Mund ging mir nur noch auf bei einem ſympathiſchen Altersgenoſſen, wie es Leopold war, der Gärtnersſohn, in deſſen elterlicher Wohnung ich angenehme Stunden verlebte.

Eine Schweſter meiner Mutter war an einen Beamten der Glasfabrik Georgenthal bei Gratzen in Böhmen, Namens Katzenberger, verheirathet. Die „Glashütte“ Georgenthal war ein paar Stunden hinter der genannten ſüdlichen Grenzſtadt Böhmens inmitten tiefer Wälder errichtet. Dahin kam ich mit meiner Mutter auf längere und kürzere Zeiten zu

Beſuch. Aus meiner engen, kleinen Welt entrückten mich dieſe Fahrten in eine neue, welche für mich eine weitere, und in anderer Beziehung doch wieder eine noch engere war als die meiner Heimat. Zunächſt erſchloß ſich mir als ein Neues, Fremdes, die ernſte Schönheit des Böhmerlandes. Ich ſah die ungeheuren Wälder, die meiſt auf ebenem Grunde ſich hinerſtrecken, und durch welche man ſtundenlang fährt, ohne eine Lichtung zu erblicken; ich ſah die rieſigen fiſchreichen Teiche, deren weithin blitzende Spiegel, im Gegenſatz zu den düſteren Wäldern, der böhmiſchen Landſchaft ein ſo eigenthümliches Gepräge verleihen. Unvergeßlich bleibt mir, wie ich eines frühen Morgens, halb ſchlaftrunken an der Seite meiner Mutter im Wagen ſitzend, eine nebelgraue Mauer bemerkte, deren Höhe nicht abzuſehen war, und längs welcher wir lange Zeit dahinfuhren. Es ergab ſich, daß dieſe graue Mauer die in frühen Morgenſtunden aufſteigende Dunſtmaſſe eines großen Teiches ſei, an welchem der Weg dicht vorüberführte.

Der Ort Georgenthal beſtand außer der Glasfabrik nur noch aus den Wohnungen der Bedienſteten und Arbeiter derſelben. Dieſe Wohnſtätten waren aus Holz und trugen den Charakter des Improviſirten an ſich, gewährten aber doch zum Theile einen ſehr freundlichen Anblick. Auch die Behauſung des Vetters war ein Holzbau dieſer Art, deſſen Front faſt mehr Fenſter als Wandfläche hatte. Ein allzu luſtiges Bauwerk ſollte man denken, wenigſtens für die Winterszeit, mitten in den böhmiſchen Wäldern! Aber mit den großen Fenſtern ſtanden die großen Oefen und die großen Scheiter, die man in dieſe ſchob, im rechten Verhältniß.

Vor den Fenſtern lag ein wohlgepflegter Garten. Er beſtand faſt ganz aus Roſenhecken, aber es fehlte auch nicht an Stachelbeer- und Johannisbeerſträuchern und mancherlei Küchengewächſen. Der perſiſche Sänger hat die Roſen ohne Zweifel ſchöner beſungen als ich, aber mit größerem Vergnügen kann er als Knabe nicht in den Roſengärten von Schiras umher gewandelt ſein, als ich im Roſengarten des Vetters Katzenberger. Es iſt ein Beweis für die Zähigkeit, mit welcher Eindrücke der Kindheit in der Erinnerung haften, daß ich noch heute dieſe Roſenhecken vor mir ſehe und die kindiſche Luſt nachempfinde, mit welcher ich allmorgendlich die funkelnden Tropfen aus den Roſenkelchen ſchüttelte, um mein eigenes Geſicht damit zu beſprengen. Hier ſaß ich auch am liebſten und las. Dann wurde der ganze Garten für mich zur verzauberten Welt, an welche meine Phantaſie ihre Märchenträume knüpfte. Aus den Roſen nickten mir Geſichter von Elfen zu und von verwünſchenen Prinzeſſinnen, zu deren Füßen Gnomen und Kobolde in den grotesken Geſtalten rieſiger Gurken und Kürbiſſe am Boden lagen.

Im ſchroffſten Gegenſatz zum eigenen Heim, erſchien mir dieſe, obgleich beſcheidene Stätte wie ein Schlaraffenland. O Himmel! da gab es immer einen gedeckten Tiſch — und keine Sorge — und weiche

Betten und eine trauliche, anmuthige Wohnſtätte: Es war das Land, wo Milch und Honig floß: und zwar im wörtlichen Sinne — beim Frühſtück und beim Abendbrot.

Und ging man ins Freie hinaus, da war alles voller Wunderdinge. Es gab auf allen Wegen keine anderen Steine, als ſchöne, runde Kieſel, von allen Farben, meiſt aber roth. Damit ließ ſich ſpielen, und man hatte nicht Taſchen genug, um all' dieſe Kleinodien heimzuſchleppen. Der Wald war nach allen Seiten in der Runde mit wenigen Schritten zu erreichen. Man ſtieß darin auch auf Lichtungen, mit kleinen Wieſengründen, desgleichen auf moorige Stellen, und auf — rieſige Ameiſenhaufen. Mit meiner kleinen Couſine Emi pflegte ich da umherzuſchweifen. Einmal fanden wir einen „Karfunkel". Ich hatte von ſolchen Steinen geleſen; das war gewiß einer — und wir dünkten uns unermeßlich reich.

Aber — kein Paradies ohne Schlange! Sie fehlte leider auch in meinem Paradieſe nicht. Sie war ſogar in der Mehrzahl vorhanden. Es gab Nattern in der Gegend, Nattern von allen Farben, wie die Kieſel; auch rothe. Man machte Jagd auf dieſelben und warf die Erſchlagenen auf die großen Ameiſenhaufen im Walde, wo ihre Skelette nach wenigen Tagen ſich aufs Reinlichſte abgenagt zeigten.

Die Glasmacherleute trieben in Mußeſtunden auch den Sport, das Nattergezücht im Walde aufzuſpießen, auf den Spießen heimzutragen und in die Glutöfen der Glashütte zu werfen, wo daſſelbe, wenn ich meiner Erinnerung trauen darf, mit einem Knall zerſprang.

Unangenehm war es, daß manchesmal ſolch' ein Gewürm des Morgens auf den Stufen lag, welche von der Schwelle des Hauſes in den Garten hinunter führten. Aber zur Genugthuung lag da von Zeit zu Zeit auch etwas Beſſeres: ein Haſe, oder gar ein Reh, oder ein anderes Wild, das ein freigebiger Jäger oder Wildſchütz geſpendet hatte — als Angebinde zu Feſtzeiten oder Namenstagen im Hauſe des Vetters. Auch Fiſche bekam der Vetter oft geſchenkt. Er hatte in der Gegend unzählige Freunde, als intelligenter und jovialer Mann, der auch die Guitarre zu ſpielen und Waldhorntöne ſo täuſchend mit vor den Mund gehaltenen Händen nachzuahmen verſtand, daß alle Welt ſie für wirkliche nahm.

Ja, es gab Schlangen in dieſem meinen Paradieſe, und — Weſpen auf dem Dachboden! Der Dachboden war natürlich ein Raritätenladen, eine Schatzkammer, ein Bazar — aber verſteckt zwiſchen dem wunderbaren Gerümpel klebten tückiſche, unausrottbare Weſpenneſter! Das fügte jedoch zu den ſonſtigen Reizen des Ortes noch den des Unheimlichen, Bedrohlichen und deshalb doppelt Anlockenden hinzu.

Auf dieſen Dachboden wurde täglich nach Tiſche das zwei- bis dreijährige Mariechen ſchlafen geſchickt, weil es da am ſtillſten war, und ſie ſelbſt es durchaus wollte. Es mußte ſie aber Jemand begleiten, damit ſie ſich nicht fürchte, und damit während der Sieſta keine

Weſpe ſie ſteche. Niemand übernahm dieſes Wächteramt lieber als ich. Da ich aber mehr auf den ſchlummernden Blondkopf als auf die Weſpen ſah, ſo lullten die regelmäßigen ſüßen Schlummerathemzüge der Kleinen meiſt mich ſelber neben ihr in Schlaf und es blieb den himmliſchen Schutzengeln überlaſſen, uns zu behüten. Die fanden das aber gar nicht einmal nöthig; denn die Weſpen ſelber ſchliefen, und die Lüfte draußen ſchliefen, und der ganze große, tiefe, weite Wald ringsumher ſtellte ſein Rauſchen ein und ſchlief in der Mittagsſtunde.

Dieſelbe aus Holz gezimmerte Wohnſtätte, in welcher das Heim des gaſtfreundlichen Vetters ſich befand, umſchloß auch noch ein paar andere Wohnräume. Um die Ecke biegend hatte man die Wohnung des Vergolders vor ſich. Bei dieſem, deſſen Beſchäftigung es war, die Ränder geſchliffener Prachtgläſer zu vergolden, auch ſonſtigen Farbenſchmuck an Gläſern anzubringen, mich aufhalten zu dürfen, gereichte mir immer zu beſonderer Freude. Es roch in dieſen Räumlichkeiten immer ſo köſtlich von Firniſſen und allerlei Tinkturen. Und es ſtand da immer alles voll von Prunkgefäßen, bemalt und goldberändert, von ſchöngeformten Pokalen, klein und groß, von merkwürdigen, herrlich geſchliffenen Flaſchen und Fläſchchen, von Kryſtallgläſern, die auch einen ganz anderen Klang von ſich gaben als gewöhnliche Gläſer, und die, wenn man mit dem Finger über die Ränder ſtrich, ſo rein und ſo wunderfein nachtönten, wie Silberglocken. Ein Alchymiſt des Mittelalters in ſeinem Gemache hätte mir nicht größeren Reſpekt einflößen können, als dieſer Vergolder in dem ſeinigen. Setze ich doch voraus, daß er auch das glitzernde Gold, mit dem ich ihn hantiren ſah, ſo nebenbei ſelbſt mache!

Neben der Behauſung des Vergolders befand ſich in dieſem Holzbau noch die Wohnſtube des Hirten, welcher die wenigen Kühe und Ziegen der kleinen Waldanſiedelung tagüber auf dem Grasanger am Rande des Waldes zu hüten hatte. Seine bei ihm lebende Mutter war ein über hundert Jahre altes, hohes, ſtämmiges Czechenweib, das nicht deutſch verſtand, und das ſich, ſeinen hundert Jahren zum Trotz, noch fleißig damit beſchäftigte, Schwämme, Holz, Reiſig zu ſammeln und heimzutragen. Es war eine Geſtalt wie aus Urzeiten. Eines Mittags ſahen wir ſie mühſelig hinkend mit der Laſt auf dem Rücken aus dem Walde zurückkehren. Sie war von einer Natter in den nackten Fuß geſtochen worden. Aber Nachmittags ging ſie doch ſchon wieder in den Wald.

Dem Thun und Treiben in der „Hütte" ſelbſt, wo das Glas gemacht wurde, konnte in ſo frühem Alter mein Auge natürlich noch nicht mit praktiſchem Verſtändniß folgen. Aber auf meine Phantaſie wirkten dieſe, wie Höllenrachen im weiten, dämm'rigen Raum der Hütte lodernden, funkenſprühenden Glutöfen; ich ſah das feurig flüſſige Glaselement in ſeinen brodelnden Hexenkeſſeln; ich ſah, wie die emſig ſchaffenden Geſellen Theile der zähen Glutmaſſe an der Spitze langer, dünner Rohre geballt hin und hertrugen und funkelnde

Kreiſe im Halbdunkel damit beſchrieben; ich ſah, wie ſie durch Einblaſen des Athems in das Rohr die Maſſe zur hohlen, länglichen Blaſe erweiterten, und wie die geſchmeidigen Blaſen dann mit wenigen Handgriffen zu Gläſern, Bechern, Flaſchen u. ſ. f. geſtreckt, gedrückt, gekrümmt und geſchnitten wurden. Und mein naives Erſtaunen erregte es zumeiſt, daß die glühenden Glasgemenge und Glasgebilde aus den heißeſten Feuerſchlünden in angeblich etwas weniger heiße, aber doch nicht weniger infernaliſch flammende gebracht wurden — zur Abkühlung!

Ich glaube, daß ich vom Element des Feuers hier, wo ich es ſo im Großen, ſo gewaltig vor Augen hatte, maßgebende Eindrücke erhielt, und daß ich es hier lieben und verſtehen lernte, wie ſpäter am Meer das feuchte Element.

Mit lebhaftem Intereſſe trieb ich mich auch in den abgeſonderten, luftigen und hellen Räumlichkeiten der Glasſchleifer umher. Da ſah ich beſcheidene, ärmliche, faſt ungebildete Menſchen den langen Tag über, auf ihre Sitze vor den Schleifgeräthen feſtgebannt, all' ihr Bemühen darauf richten, zum Schmuck und zur Freude der Welt etwas Schönes, Mangelloſes, Formvollendetes herzuſtellen, in ſprödes Glasgebilde feinen, regelrechten Zierrath einzuſchleifen. Die höhere Stufe dieſes Kunſthandwerks verlangt ein ſcharfes Auge, eine geübte Hand, Geduld und einen lebendigen, mit Aufmerkſamkeit auf ſein Ziel gerichteten Formſinn. Mehr inſtinktmäßig als denkend empfand ich Achtung und Sympathie für die Thätigkeit dieſer anſpruchsloſen

Menſchen im Dienſte des Schönen. Eine Vorliebe für tadellos feingeſchliffene Gläſer iſt mir von daher bis auf den heutigen Tag geblieben.

In der Nähe der Glasſchleiferwerkſtätte waren zwei andere Räumlichkeiten errichtet: die Schenke und die Schule, in welch' letzterer die Kinder der Arbeiter und Bedienſteten der Glashütte unterrichtet wurden. Ich beſuchte dieſe Schule ebenfalls, wenn unſer Aufenthalt in Georgenthal etwas länger währte. Der Lehrer, ein eigenthümlicher und zu Zeiten auch luſtiger, zu Schelmenſtücken aufgelegter Kauz, war alle Sonntage bei Vetter Katzenberger zum Mittagseſſen geladen. Er und der Vetter leiſteten auch ſonſt einander oft Abends etwas lange in der Schenke Geſellſchaft, und vertrugen, als muntere Kumpane, ſich ſehr gut miteinander. Vielleicht war aber eben deshalb die Ehefrau des Vetters dem Lehrer weniger hold: Thatſache iſt, daß ſie und meine Mutter einerſeits — beide Schweſtern waren noch junge, daher auch einem gelegentlichen Scherz nicht abgeneigte Frauen — und der Schulmeiſter andererſeits ſich gerne neckten und einander kleine Streiche ſpielten. Eines Sonntags machten der Vetter und die beiden Frauen in ſeiner Geſellſchaft einen großen Ausflug, wobei er als Wegweiſer diente. Er führte aber die kleine Karawane auf dem Heimwege die ganze Sommernacht im Walde in der Irre herum, ſo daß man erſt bei Tagesanbruch todtmüde nach Hauſe kam, und dann geſtand er mit einem Lachen, in welches der ſchelmiſche Vetter mit einſtimmte, er habe das nur den beiden Frauen zum Schabernack gethan. Darüber waren dieſe empört und ſchwuren ihm Rache. Der Racheplan, den ſie erſannen, ließ an Grauſamkeit nichts zu wünſchen übrig. Der Namenstag des Schulmeiſters war gekommen. Die tückiſchen Schweſtern beluden einen Teller mit einem abgenagten Schinkenknochen, Käſerinden, ſchimmeligen Brotkruſten, einem Krauthaupt, etlichen Brenneſſeln u. dgl. Dann ſchlugen ſie den Teller in ein großes weißes Tuch ein, und die damit abgeſandte Magd überreichte ihn dem Lehrer in der Schulſtube, wo er eben Schule hielt — es war zugleich ſeine Wohnſtube — mit einer „ſchönen Gratulation von Frau Katzenberger“, und man bitte ihn, das kleine Angebinde für ſeinen Mittagstiſch anzunehmen. Mit vergnügtem Geſichte und höflichſtem Danke nahm der angenehm Ueberraſchte den Teller an den vier Tuchzipfeln ſo, wie er ihm entgegengehalten wurde, und ſtellte ihn vorläufig auf das Fenſtergeſimſe. Die Schuljugend machte dabei lange Hälſe und der Lehrer ſelbſt konnte ſich der Neugier nicht ganz erwehren: die vier Zipfel öffneten ſich ein wenig, und hervor lugten: der Schinkenknochen, das Krauthaupt, die Käſerinden u. ſ. f. Man ſtelle ſich das Geſicht des Enttäuſchten vor, und das unterdrückte Gekicher der Schuljungen mit ihren langen Hälſen und Zähnen! Wüthend ſtürzte der Arme nach beendigtem Unterricht in die Schreibſtube ſeines Freundes Katzenberger und ſchwur, es ſei zu arg. Das gab dieſer vollkommen zu, rieth ihm aber, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Wirklich ſtellte der Beleidigte nach einiger

Zeit ſich verſöhnt und ſchien den böſen Streich vergeſſen zu haben; aber nur um ſeinerſeits wieder gelegentlich einen ſolchen den beiden Frauen — mit einem angeblich im Walde entdeckten Hummelneſte — zu ſpielen. So gab ein Scherz dem andern die Hand.

Ungeneigte Leſer werden die Naſe rümpfen über dieſe kleine Epiſode — ſie beweiſt aber, daß es auch in dieſem abgelegenen romantiſchen Waldwinkel nicht fehlte an guter Laune, Muthwillen und kecker Luſtigkeit.

An Sonntagen wurde in der Schenke oft muſizirt und getanzt.

Ich habe an einem Sonntag Abend einmal in dieſer Schenke — gepredigt. Ich war anweſend mit meiner Mutter und der Familie des Vetters. Da kam die Rede auf das, was man meine „Talente" nannte. Es hieß, daß ich ſchon recht gut zu predigen verſtünde. Davon wollten ſchließlich ſich die Leute an Ort und Stelle überzeugen. Ich wurde aufgefordert, eine Predigt zu halten, und ich entſchloß mich, wiewohl nicht ohne Zögern, dem Verlangen zu willfahren, indem ich zu dieſem Behufe einen Stuhl beſtieg. Die Predigt fiel etwas kurz aus, aber die Meinung der Zuhörerſchaft äußerte ſich doch übereinſtimmend dahin, daß ich gewiß einmal Biſchof werden würde. Vorläufig bekam ich von einem der Anweſenden einen Zwanziger geſchenkt.

Verfehlte auch das, was ich im weiteren Bereiche dieſer Anſiedlung ſah und erlebte, ſeine Wirkung auf mich nicht, ſo blieb die Hauptſache für mich doch immer das trauliche Heim des Vetters mit ſeinen duftigen Roſenſträuchern vor den breiten, hohen Fenſtern, und die eigenthümliche Natur ringsumher, die auf mich wirkte, bei Tag ſowohl, als auch wenn der Mond aufging über den weiten dunklen Wäldern, und die Guitarren- oder Waldhorntöne des Vetters von den offenen Fenſtern hinausklangen in die ſtille warme Sommernacht.

Es waren ohne Zweifel die ſchönſten Tage meiner im ganzen trüben und entbehrungsvollen Kindheit, welche ich da verlebte. Wie klopfte mir das Herz vor Freude, wenn ſo ein Morgen anbrach, an welchem wir, wie der übliche Ausdruck lautete, „in die Hütte fuhren“. Welch' ein Zauber umwob für mich das Wort: In die Hütte!

Man glaube nicht, daß ich auf die Glücks- und Genußmomente jener Tage und meiner Kirdheit überhaupt zurückblicke wie auf eine überwundene kindiſche Phantaſterei und Schwärmerei. Ich bin heute noch der Meinung, daß, welche Rolle auch die Phantaſie dabei im beſonderen ſpielen mochte, im großen und ganzen doch das Weſen der Dinge zu mir ſprach. In einer an Drangſal, wie geſagt, nicht armen Kindheit hatte ſich immer noch ein Spielraum gefunden für die Bethätigung einer angebornen, ſchönheitſeligen und optimiſtiſchen Stimmung, einer Stimmung und Weltanſchauung, die mir treu geblieben, und die das [illegible] ſattſam auch ſelbſt erprobte Leid der Welt ſeinem vollen Umfange nach nicht verkennt, aber noch weniger das ewig Ueberwiegende der Schönheitsfreude und der reinen Daſeinsluſt.

Die Natureindrücke, die ich an der geſchilderten Stätte erhalten, fanden einen Nachklang in dem Feſtgedichte, das ich im Jahre 1881 dem achtzigjährigen Egon Ebert zugeſungen:

„Als ich ein Knabe noch war, ein freier,
Sah ich die Forſte des Böhmerlands,
Strahlten mir ſeine ſilbernen Weiher
Tief in die Seele geruhigen Glanz.

Ruht' ich dann unter den Bäumen, zu lauſchen,
Kaum von den einſamen Raben geſtört,
Hört' ich ein mächtiges Urwaldrauſchen,
Tief, wie ich kaum es wieder gehört."

Man denke ſich nun das Gefühl, das mich überkommen mußte, als ich vor mehreren Jahren auf meine gelegentliche Erkundigung, wie es um Georgenthal ſtehe, die Antwort erhielt, dieſes Georgenthal — exiſtire nicht mehr. Man hat die Fabrik aufgelaſſen — die hölzernen Wohnſtätten abgebrochen. Der Wald iſt wieder über die Stätte hingewachſen, und ernſte Tannenſtämme ragen, wo die Roſenſträucher ſtanden, an denen das Auge des Knaben ſich erquickte. Verſchwunden iſt die Stätte, verſchollen, wie meine Kindheit ſelbſt.

II. Knabenjahre in Kloſtermauern.

Wer im Herzen des niederöſterreichiſchen „Waldviertels“ auf der Landſtraße, welche von Krems über Gföhl nach Zwettl führt, ſich dem letztgenannten Städtchen bis auf eine halbe Stunde genähert hat, der ſieht aus einer romantiſchen Niederung am Saume grüner Wälder die blanken, ſchlanken Thurmzinnen einer hohen Kirche emportauchen. Es iſt die Kirche des Ciſtercienſerſtiftes Zwettl, des Monasterium beatae Mariae Virginis in clara valle, einer frommen Stiftung Hadamar's, aus dem bekannten, wildkühnen Rittergeſchlechte Derer von Chuenring. Nicht in der Stadt Zwettl iſt dies Stift gelegen, wie unter C. G. v. Leitner in einer ſeiner Balladen irrthümlich annimmt; es iſt ein durchaus ſelbſtändiger Ort, wenn auch in nur halbſtündiger Entfernung von jenem gleichnamigen, gleichfalls maleriſch gelegenen Städtchen.

In dieſem Stifte habe ich vier Jahre — von 1840—44, vom zehnten bis zum vierzehnten Lebensjahre — als Sängerknabe zugebracht.

Noch liegt es vor mir in unverblaßter Erinnerung, das ſchöne, ſtille Kloſter, mit den hochragenden Mauern am Ufer des nicht großen, aber waldfriſch brauſenden Kamp — noch ſehe ich es vor mir mit ſeinem weiten äußeren Hofe und dem ſchon enger umſchränkten, in den welt-abgeſchiedenen Bezirk des Konvents überleitenden inneren Hofe. Noch ſehe ich in der Mitte des letzteren den großen Springbrunnen und dicht daran die geräumige Hütte des gewaltigen, löwenähnlichen „Sultan“, dem wir Knaben das goldgelbe Fell ungeſtraft zauſten und ſtreichelten. Und unter dem Thorwege des äußeren Hofes ſehe ich noch, als verkörpertes Bild des Entrücktſeins über Welt und Zeit, die uralte, halbblinde, aber mit zitternden Händen noch immer drauflosnähende Witwe des Thorwarts ſitzen — ſehe ſie unbefangen, wie ſie pflegte, die vorübergehenden Geiſtlichen erſuchen, gleichviel, ob es der jüngſte Novize oder der würdige Abt des Stiftes ſelber war, ihr die Nadel einzufädeln — ſehe den Abt ſo gut wie die jüngſten Novizen lächelnd den Wunſch der Greiſin erfüllen! —

Glänzende Stimmmittel und virtuoſe Kehlenfertigkeit waren es nicht, was mir die Aufnahme als Sängerknabe ins Stift verſchaffte. Der Schullehrer und Regens chori des Stifts, ein tüchtiger Muſiker, Namens Rießner, drückte bei meiner Prüfung ein Auge oder vielmehr ein Ohr zu und verſicherte, wenn ich nur erſt mit der Stimme herauswollte, ſo würde ich trillern wie eine Nachtigall. Aber ich verſchmähte nach meiner Aufnahme es hartnäckig, mit der Kaſtraten tugend einer trillernden Nachtigallſtimme prunken zu wollen, und der wackere Regens chori zürnte mir deshalb nicht. Er hatte mich trotzdem lieb und nicht ein einzigesmal in vier Jahren beging er die Taktloſigkeit, durch die an mich geſtellte Zumuthung, ein Solo auf dem Chore zu ſingen, das ſchöne Einvernehmen, das zwiſchen mir und ihm beſtand, aufs Spiel zu ſetzen. Mein Grundſatz blieb nach wie vor: niemals ſo laut zu ſingen, daß Jemand neben mir behaupten konnte, ich hätte falſch geſungen.

So war ich denn Sängerknabe, trug ein graues Jäckchen mit blauen Aufſchlägen, graue Beinkleider und, wenn ich nicht irre, eine graue Kappe mit blauen Bordüren. Unſer Amt war der Kirchengeſang auf dem Chore; dafür genoſſen wir nicht blos ganze Verpflegung, ſondern auch den Unterricht der vier erſten Gymnaſialklaſſen, an welchen immer auch einige Externe theilnahmen, nur mußten wir uns jedes Jahr vom Kremſer Gymnaſium durch Ablegung einer Prüfung gültige Zeugniſſe holen.

Es wollte dem armen, zehnjährigen Mutterſöhnchen anfangs an dem fremden Orte gar nicht gefallen! Kaum vermöchte ich zu ſagen, warum ich mich denn gar ſo unglücklich fühlte; ich weiß nur, daß ich es mir zum Geſetz machte, jeden Tag beim allgemeinen Frühgebet an die Heimat zu denken, und daß mir dabei ein halbes Jahr lang jedesmal vor Wehmuth die Augen feucht wurden . . . Es iſt eine ſchwere Aufgabe für einen zehnjährigen Jungen, ſich in einer Welt ohne Mutter zurechtzufinden, nachdem ihm bis dahin die Mutter und ihr Stübchen die Welt geweſen.

Ach, das traurige, einſame Schlafgemach! — Wir hatten nämlich jeder ein geſondertes Schlafzimmer, während uns bei Tage ein gemeinſchaftliches Zimmer, das unmittelbar an die Wohnung unſeres „Präfekten“ ſtieß, vereinigte. In mondhellen Nächten war dieſes Schlafgemach ſo ſchauerlich! Die Fenſter gingen auf die hochragende Kirche und auf eine Mauer mit Bildern des Leidensweges Chriſti hinaus, deſſen Geſtalten wunderlich im fahlen Lichte zu glänzen und ſich zu regen ſchienen. Einige Todesfälle im Stifte regten meine empfängliche Phantaſie lebhaft an und ich verfiel einer der peinlichſten Torturen, welchen das Menſchengemüth ausgeſetzt iſt — der Geſpenſterfurcht. Ich verlebte ſchreckliche Nächte. Zuletzt ging ich zum Präfekten und bat ihn geradezu, mir zu ſagen, ob es Geiſter und Geſpenſter gebe. Er erwiderte mit ehrlichem Achſelzucken, er wiſſe es nicht. Aber wo mich alles im Stiche ließ, fand mein Uebel in dem eigenen Uebermaß ſeine Schranke und ſeine Heilung. Wieder einmal lag ich nämlich, im Angſtſchweiß des Geſpenſtergrauſens gebadet, mit geſchloſſenen Augen ſchlaflos im Bette. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als ob ein Finger ſich ſacht auf meine Stirne legte. Das wäre nun wohl, ſollte man denken, der Moment für mich geweſen, vor Schreck zu vergehen. Seltſamerweiſe geſchah das Gegentheil. Die Angſt war wie weggeblaſen; ich öffnete die Augen und blickte furchtlos im leeren, mondenhellten Gemach umher. Ich erzähle die Sache, wie ſie mir in der Erinnerung vorſchwebt, unfähig zu ſagen, wie ſie etwa pſychologiſch zu erklären ſein möchte.

Das einſame, düſtere Schlafzimmer hatte aber doch auch ſeine ſchöne, erfreuliche Nacht — einmal im Jahre! Einmal im Jahre wurde es nämlich geheizt — am Weihnachtsabend. Natürlich rauchten die der Heizung ungewohnten Oefen — aber was lag daran? Es war dennoch ein Feſt, auf welches wir uns das ganze Jahr hindurch freuten, wenn die goldenen Weihnachtsflammen in den Kaminen luſtig flackerten und kniſterten — ganz wie zu Hauſe im mütterlichen Stübchen — und die ſpielenden Lichter im Gemach ihren Goldſchein auch über die duftigen Aepfel und ſonſtigen Früchte warfen, mit welcher am heiligen Abend unſere Zinnſchüſſel in der Kloſterküche gefüllt wurde.

Ja, die einſame, nur einmal im Jahre ſchöne Schlafſtube! und dann der einförmige Tageslauf in den engen, geſchloſſenen Räumen! Schulſtunden mit Studirſtunden abwechſelnd und nur Viertelſtunden der Erholung dazwiſchen! Wöchentlich nur ein paarmal Spazierengehen, mit Ballſpiel und andern kleinen Ergötzlichkeiten im Freien! —

Ich war bei meinem Eintritt ins Stift unter meinen Kollegen der letzte, rückte aber bald zum vorletzten vor. Es beſtand nämlich zwiſchen uns Sängerknaben eine Rangordnung, welche zunächſt durch die Zeit des Eintritts ins Stift beſtimmt war, aber nach perſönlichem Verdienſt und Mißverdienſt im Belohnungs- und Strafwege verändert wurde. Ich gehörte zu Denjenigen, welchen es oblag, Mittags und Abends mit den Zinnſchüſſeln über den Hof hin nach der Stiftsküche zu wandern, wo uns verabreicht wurde, was man unſere Mittags- und Abendkoſt nannte: ein Gemiſch von guten und ſchlechten Biſſen, wie es ein großer Haushalt immer erübrigt; in der einen Schüſſel Suppe, in der andern ein Ragout von Fleiſchſtücken jeder Herkunft, Sorte und Geſtalt, und eine Tunke darüber von gleichfalls unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit der Art, des Geſchmacks und vielleicht auch des Alters. Waren dieſe beiden Schüſſeln auf den gemeinſamen Tiſch geſtellt, ſo eigneten wir uns den Inhalt derſelben in der durch die Rangordnung beſtimmten Reihenfolge an. Vom Feſten ſtocherte ſich der „Erſte" natürlich das Beſte heraus, nach ihm der Zweite das Nächſtbeſte u. ſ. f. Dem Letzten blieb oft nur eitel Gebein und Flechſen; aber das fand er ſo natürlich, daß es ihm nicht einfiel, dagegen zu murren, ſich höchſtens dadurch angeſpornt fühlte, nach einer höheren, beſſer dotirten Stufe in der Rangliſte emporzuſtreben.

Lange bekleidete ich den Rang des Vorletzten im halben Dutzend. Da ereignete ſich aber eines Tages etwas höchſt Merkwürdiges, bis zu dieſer Stunde für mich noch Unaufgeklärtes. Meine fünf Kollegen wurden nämlich in das Zimmer des Präfekten gerufen, beſtanden dort ein Verhör, von welchem kein Laut mein lauſchendes Ohr erreichte, und bekamen ſchließlich jeder, der Aufſeher miteingeſchloſſen, einen ſolennen „Schilling“ aufgemeſſen. Ueberdies wurde der Aufſeher ſeines Amtes entſetzt und dasſelbe zu meiner unbeſchreiblichen Ueberraſchung mir, als dem zur Zeit einzig Gerechten, übertragen. Es wurmt mich noch heute, daß ich niemals erfahren, was die Schuldigen heimlich verbrochen. Nur meiner Jugend kann ich es zuſchreiben, daß ſie mich gerade in dieſem Falle nicht von der Partie ſein ließen. So blieb ich um einen „Schilling“, aber auch um Gott weiß was für eine ſchöne Erfahrung ärmer!

Ich war demnach, als glücklicher Emporkömmling vom Vorletzten zum Erſten, zum Aufſeher vorgerückt, hatte trotz Kleinheit und Jugend die ziemlich weitgehende Macht in Händen, und den früheren Aufſeher, den zornigen langen Schlingel, der mich jeden Morgen gezwungen hatte, meine Hände zweimal zu waſchen, indem er nach dem erſtenmal behauptete, ſie ſeien nicht rein genug — blos weil ſie nicht ſo ſchön krebsroth waren wie die ſeinigen — den konnte ich jetzt „herausknien“ laſſen, ſo oft ich wollte. Ich mißbrauchte aber meine Stellung nicht und regierte ein paar Jahre lang mäßig, gerecht und weiſe. Meiner Regierungsperiode wurde in ihrem ſpäteren Verlaufe ſogar ein beſonderer Glanz durch eine eigenthümliche Großthat verliehen. Ich gab meinen Unterthanen nichts Geringeres als eine Art von Konſtitution. Es war nämlich unter uns, wie das unter Knaben nicht ſelten der Fall iſt, die Gepflogenheit der Angeberei etwas zu ſtark eingeriſſen. Jeder Einzelne lief, wenn es ihm eben beliebte, zum Präfekten und denunzierte, über den Kopf des Aufſehers hinweg, den Einen oder den Andern ſeiner Kollegen. Dieſem Uebelſtande trat ich mit einer kühnen Neuerung entgegen, indem ich ein Angebergeſetz erließ, welchem zufolge Keiner mehr ſich direkt an den Präfekten mit einer Anzeige wenden durfte, ſondern die Anklage erſt in einer der hierzu wöchentlich gehaltenen Sitzungen vorbringen mußte, worauf die Mehrheit entſchied, ob die Sache vor den Präfekten gebracht werden ſolle oder nicht. Der Präfekt ſelbſt konnte, obwohl ein wenig verdutzt, der Neuerung ſeinen Reſpekt nicht verſagen und ertheilte ihr Rechtskraft durch ſeine Genehmigung.

Er war doch ſonſt nicht allzu nachgiebig, nicht allzu mild, der Herr Präfekt Pater Ferdinand Schojer! Es war ein charakterfeſter, tüchtiger, verſtändiger, in ſeiner Art ſehr ſchätzenswerther Mann, ein Freund der Ordnung und der ſtrengen Regel, der vielleicht nur in der Aengſtlichkeit ein wenig zu weit ging, mit welcher er die vorzeitige Entfaltung jugendlicher Phantaſieflügel niederzuhalten ſuchte. Die Grenzen des Schulunterrichts wollte er nicht überſchritten ſehen, ließ kein Buch poetiſchen, unterhaltenden oder belehrenden Inhalts in unſere Hände gelangen, und nur in den Ferien gönnte er uns einen Blick in das „Pfennigmagazin" oder in Jurende's „Vaterländiſchen Pilger". Energievoll als Erzieher, verſtand er es doch auch, beglückende Gnadenſtrahlen auszuſenden und ſich ein Knabenherz durch gewinnende Güte zu verpflichten. Vom wohlbeſtellten Tiſche des Konvents brachte er oft Backwerk, Obſt und andere Kleinigkeiten mit auf ſein Zimmer, belohnte damit die Guten, oder theilte den Vorrath in ſechs Häufchen und rief uns in der Freiſtunde zu ſich hinein. Es wählte dann Einer nach dem Andern der ordnungsmäßigen Reihe nach ſein Häufchen, prüfte alles und behielt das Beſte oder was übrig blieb.

Frühmorgens fünf Uhr ging der Präfekt von einem Schlafgemache zum andern, um uns aufzuwecken. Dieſes Wecken ging in einer Anzahl von ſinnreichen, ein für allemal feſtſtehenden Normen vor ſich. Vom neckiſchen Zupfen am Ohrläppchen und ſcherzender Ermunterung bis zum bloſen froſtigen Oeffnen der Thür und Ausſtoßung eines artikulirten, oder — eine Stufe tiefer — eines unartikulirten Lautes, und bis ganz hinunter zum ſchweigenden, aber zornigen Aufreißen der Thür und lautem Wiederzuſchlagen derſelben lief eine Skala von Schattirungen, welche für Jeden die Thermometergrade der Gunſt oder Ungunſt des Vorgeſetzten mit faſt mathematiſcher Schärfe markirten.

Des pädagogiſchen Rechtsmittels der perſönlichen Züchtigung bediente ſich Pater Ferdinand ohne alle Prüderie, wobei er nur, im Intereſſe des Stiftseigenthums, die Hoſen ſchonte. Grundſätzlich vollzog er keine Exekution dieſer Art, ohne den Delinquenten zu veranlaſſen, jene äußere Hülſe abzuſtreifen und die Heilkraft des ſpaniſchen Rohres unmittelbar auf ſich wirken zu laſſen. Ich weiß nicht, ob dieſe Schläge jedem von uns genützt haben; aber — die Gerechtigkeit verlangt dies zu ſagen — mir iſt auch kein Fall erinnerlich, daß ſie Einem geſchadet hätten. Keiner von uns iſt, ſo viel ich weiß, deshalb ein „feiger Sklave“ geworden, und ich bin überzeugt, daß Einer, der als Knabe nicht ein paar Hiebe mit Spartanermuth zu ertragen gelernt hat, auch ſpäter den Schickſalsſchlägen nicht ſo gefeſtet wie der früh Geprüfte gegenüberſteht.

Das ſchwerſte aller Zorngewitter des Präfekten, deren ich mich entſinne, entlud ſich gleich in den erſten Jahren meines Aufenthaltes im Stifte über meine eigene Perſon. Aber mein Verbrechen war auch in der That kein geringes; es war, wie der Präfekt es nannte, ein „Diebſtahl“ — genauer beſehen war es mehr als das: ein Einbruch — ein Raub alſo! Ich wußte zufällig, daß gedruckte und beſchriebene Blätter zahlreich an einem Orte aufgeſtapelt lagen, welcher dem Präfekten vorbehalten war und welchen keine Menſchenſeele außer ihm betrat. Bücher und Manuſkripte reizten mich damals um ſo mehr, je ſtrenger aller Leſeſtoff aus unſerer Nähe verbannt war. Die verwünſchte Neugier nun, die ungeſtillte Sucht nach Gedrucktem und Geſchriebenem verleitete mich, eine hohe, hölzerne Zwiſchenwand zu überklettern, den Leib durch eine ſchmale, nicht feſt genug verwahrte Oeffnung zu zwängen, dreiſt bis ins Innerſte jenes Raumes vorzudringen und eine Muſterung der Papiere vorzunehmen. Ich hatte im „Pfennigmagazin“ etwas von den Klöſtern des Athos geleſen und von den werthvollen Manuſkripten, welche die Gelehrten dort aufgefunden. Leider fand ich unter dem Papierwuſt, den ich durchſtöberte, weder die verloren gegangenen Bücher des Livius, noch ſonſt irgendwelche werthvolle Koderreſte, aber doch ein vergilbtes Manuſkript von Belang: ein Liebesgedicht — ein Gedicht „An Ida" — abgeſchrieben von der Hand des Präfekten — offenbar ſchon vor langer, langer Zeit, ohne Zweifel in ſeinen Studentenjahren. Ein Gedicht „An Ida", abgeſchrieben — gleichviel wann — von dem jetzigen Todfeinde alles Gereimten, von dem jetzigen hochwürdigen Herrn Präfekten Pater Ferdinand Schoſer! Mir und Allen, welchen ich das Blatt zeigte, ſtand der Verſtand ſtill! Die Sache machte ungeheures Aufſehen unter uns — ſie machte Lärm — einen Lärm, deſſen letzte Wellenſchläge am Ohr des Präfekten ſelbſt verzitterten. Ich wurde verrathen. Nie habe ich den geiſtlichen Herrn ſo grimmig, ſo unerbittlich, ſo unverſöhnlich geſehen! Das erſte Wort ſprach mit mir natürlich die Birkennymphe des ſpaniſchen Rohres

aber acht Tage lang mußte ich überdies in Sack und Aſche büßen, mit Abſtinenzen von Speiſe und Spiel, mit Knien und Prangerſtehen! — „Das war Diebſtahl, und Du biſt ein Dieb!" Mit dieſen Worten donnerte mich der geſtrenge Richter und Rächer immer von neuem nieder. Er hätte, wie geſagt, mich auch Einbrecher, Räuber nennen können; aber das hätte von einem Kerlchen meiner Sorte doch zu drollig geklungen, und der beſchämte Prieſter, der uns das Leſen von Gedichten wie eine Todſünde verbot, während er ſelbſt in ſeiner Jugend nach Herzensluſt Gedichte

„an Ida“ abgeſchrieben — er gönnte mir nicht den Glorienſchein, den das Heroiſche meiner That über meine Perſon verbreiten konnte — er qualifizirte ſie vor der Welt als gemeinen Diebſtahl! — Kein Tempelraub iſt je härter geahndet worden! Und doch hatte Pater Ferdinand nur ſich ſelbſt und ſeine Strenge anzuklagen, durch welche er uns zwang, ſolche Wege einzuſchlagen, um zu den verſagten Schätzen der Literatur zu gelangen!

Aber freilich — der Streich war keck und konnte leicht zu noch Schlimmerem führen — Was hätte ich nicht unglücklicherweiſe noch alles finden können! —

Ich hatte einen Gönner und Verwandten im Stifte; einen Oheim meiner Mutter, den Pater Ambros Haßlinger, eine ebenſo würdige als ſympathiſche, damals faſt in ganz Niederöſterreich bekannte und beliebte Perſönlichkeit. Pater Ambros galt als die erſte geiſtige Kapazität des Stifts — als der „Gelehrte“ desſelben, bekleidete das Amt eines Bibliothekars und eines Novizenmeiſters, und hatte auch einige, freilich ungedruckt gebliebene hiſtoriſche Werke geſchrieben. Aber unter der Kutte trug er das Herz eines Hafis, und hinter den Folianten der Bibliothek hatte er immer Gebinde ſtehen, welche das erleſenſte Naß des Kronlandes bargen — meiſt Geſchenke ſeiner unzähligen nahen und fernen Freunde. Wenn er einmal zu Wagen einen kleinen Ausflug über Land machte, wie flogen da die ſchalkhaften Grüße nach rechts und links! In jedem Neſte ſeitab von der Straße hatte der joviale, alte Herr einen alten Freund, mit dem er einmal beim

Becher eine heitere Stunde zugebracht, wenn nicht gar — in allen Ehren natürlich — einen „alten Schatz“. Jeder ſchätzte, Jeder liebte ihn, Jeder bot dem würdigen Greiſe gerne den Arm, wenn er einen Freund in der Nachbarſchaft beſucht hatte und auf dem Heimwege ihm die gichtbrüchigen Beine den Dienſt verſagten.

Nur wir Beide wußten nichts Rechtes miteinander anzufangen. Wenn ich ihm begegnete und ſchüchtern, wie ich war, nach ſeiner Hand tappte, um ſie zu küſſen, und er ſich dann auf eine gemüthliche Plauderei mit mir einlaſſen wollte, ſo ſtand ich da mit hangenden Armen und wußte nichts zu erwidern. Auf das Gemüth eines geiſtig und ſeeliſch erregten Knaben drückt, beſonders wenn er ſich äußerlich eng umſchränkt und in ſich zurückgewieſen findet, etwas Ahnungsvolles; Welt und Menſchenleben werfen gleichſam ihren Schatten in ſein Inneres voraus, und ſo iſt ihm der Ernſt früher verſtändlich als die Heiterkeit.

Einem anderen Inſaſſen des Stiftes war es deshalb vorbehalten, dem Schüchternen die Zunge zu löſen, mir ſympathiſches Vertrauen einzuflößen und nach manchen Seiten hin mich gar wunderſam anzuregen, ohne doch auf die urſprünglich vorbeſtimmte Richtung meines Weſens einen verwirrenden Einfluß zu gewinnen. Pater Hugo Traunmihler war ein noch junger, aber etwas kränklicher Mann, der dann auch früh ſtarb. Er allein vertrat im Stifte das eigentlich Klöſterliche, das Mönchiſche; er war Aſket, trug mitunter auch einen Stachelgürtel, hatte aber nichts Finſteres, Zelotiſches, vielmehr etwas Naives, faſt Kindliches an ſich und der Schmelz ſeiner Stimme drang mit ſanfter Gewalt zum Herzen. Er taugte zu nichts Weltlichem, er taugte nicht einmal ſo recht zum Kaplan; er taugte nur zum Gebet, zur Betrachtung und zum ſonſtigen Kult heiliger Gottes- und Menſchenliebe. Wenn eine ſo vieljährige Erinnerung mir ſein Bild nicht fälſcht, ſo ſchritt er in ſeiner ſchwarzweißen Ciſtercienſerkutte lang und ſchlank, mit einem langen, ſchlanken Cylinderhut auf dem Kopfe und einem langen, ſchlanken Spazierſtocke unter dem Arme, gottſelig fürbaß. Ich erinnere mich von einigen Spaziergängen her, auf welchen ich ihn begleiten durfte, wie er vor den Landleuten auf der Straße oder im Felde immer zuerſt den Hut abzog und mit ſeiner ſanften Stimme ein herzliches „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ oder „Gelobt ſei die heiligſte Jungfrau Maria!“ ſagte. Ich durfte ihn manchmal an Sonntag-Vormittagen beſuchen. Seine Zelle war immer voll von den ſchönſten alten lateiniſchen Büchern über die ſeligſte Jungfrau Maria, die er beſonders ins Herz geſchloſſen hatte, und von ſonſtigen ehrwürdigen Schweins- oder Kalbslederbänden, die mit wunderbaren Kupfern geziert waren und in welchen die merkwürdigſten Anekdoten aus dem Leben der Heiligen, der Frommen, der Büßer oder auch der großen Sünder zu leſen waren.

Wenn aber das Stift und die Welt glaubte, daß ich bei Pater Hugo mich ausſchließlich in religiöſen Geſinnungen beſtärke, ausſchließlich Legenden der Heiligen leſe, ſo irrte man ſich ſehr. O, wir betrieben noch ganz andere Dinge. Er hatte das Poetlein in mir bald herausgefunden, und ſo fromm er war, machte er ſich nicht das mindeſte Gewiſſen daraus, dem Pater Ferdinand zum Trotz mir nicht blos den Thomas a Kempis und die „Philothea“ des heiligen Franz von Sales, ſondern auch Erzählungen von Chimani und Schmid und geiſtliche Gedichte von Silbert zu leihen.

Dem heiteren, lebensfrohen Pater Ambros war ich zu knabenhaft weltlich, dem kühl-verſtändigen Pater Ferdinand zu träumeriſch, zu poetiſch verſchwommen, aber mit dem Aſketen verſtand ſich das Dichterlein ja herrlich vortrefflich!

Gleich im Anfange unſeres Verkehrs, als ich das zehnte Jahr noch kaum überſchritten, hatte ich ihm einmal vertraut, daß ich Verſe machen könne. Er wollte es nicht glauben, und forderte mich auf, den nächſten Sonntag ihm welche mitzubringen. Ich ließ es mir nicht zweimal ſagen, aber da ich den nächſten Sonntag, bevor ich zu ihm ging, ein Weib mit friſchen Kirſchen vor der Kirchthür ſitzen ſah — es war eben die Kirſchenzeit — ſo händigte ich meinem Freunde und Gönner vorläufig nur einen Zettel ein, auf welchem nicht mehr als vier Zeilen zu leſen ſtanden. Sie lauteten:

Jeder kommt da heut' gelaufen,
Jeder will ſich Kirſchen kaufen,
Kirſchen iſt ja Jeder gern,
Doch vom Geld iſt Mancher fern.

Dieſe von jedem „Schwulſt“ freien Verſe waren vielleicht keinen Groſchen werth, aber Pater Hugo gab mir doch einen und lachte. Er überzeugte ſich auch bald, daß ich ſchon mehr und Höheres leiſten könne. Von da an trieben wir eine Zeitlang Aſkeſe und Poeſie in bunter Abwechslung.

Von den Geheimniſſen der erſteren verſtand Pater Hugo jedenfalls mehr als von denen der kurzen und langen Silben. Er unterrichtete mich in der Kunſt des „Meditirens“ und in den gebräuchlichen geiſtlichen Uebungen des mönchiſchen Lebens. Einmal zur öſterlichen Zeit erbat er es von Pater Ferdinand, der es vielleicht nicht gerne ſah, aber als Prieſter es dem Prieſter nicht verweigern mochte, daß ich ein regelrechtes nächtliches Exercitium magnum unter ſeiner Anleitung durchmachen durfte. Ich brachte eine Nacht mit ihm theils in der Kirche, theils in ſeiner Zelle zu, unter Gebet, geiſtlicher Lektüre und Meditation. Eine Generalbeichte hatte Abends die Uebung eingeleitet und der Empfang des heiligen Abendmahls beſchloß dieſelbe. Mein Gemüth war recht wohl fähig, ſich in die wonnigen Abgründe der Betrachtung zu verſenken, die heiligen Schauer der Myſtik zu empfinden. Oft ſtahl ich mich heimlich in den „Kreuzgang“ und von dieſem durch die zufällig offene Seitenthür in die leere, ſtille Kirche, wo der Sonnenglanz auf den goldenen Altären lag und wo ich durchempfand, was ich ſpäter irgendwo zugleich mit der Entartung des Mönchthums geſchildert habe. Mein jugendliches Gemüth nahm dieſe Aſkeſe in ſich auf, aber es ging nicht umgekehrt in derſelben auf. Das keimende Gedankenleben erſtarb nicht im Gefühl; ich ließ mich in manche kleine Kontroverſe mit Pater Hugo ein und machte kein Hehl daraus, daß ich einmal zwar ein recht gelehrter Theologe, aber ein nicht weniger gelehrter Philoſoph zugleich werden möchte, um die Gläubigen und Ungläubigen mit einander zu verſöhnen. Er meinte, ſo leicht würde das nicht gehen, aber mit Hülfe Gottes und der allerſeligſten Jungfrau Maria könne es mir vielleicht gelingen.

Ich hatte in Pater Hugo, Pater Ambros und Pater Ferdinand Vertreter der Hauptrichtungen alles Menſchenthums vor mir, und mit einer Allegorie, die vielleicht nicht ſo gekünſtelt iſt, als ſie ausſieht, könnte ich ſagen, daß ſie in dieſem meinem Umkreiſe das Gute, Schöne und Wahre „bedeuteten". Das ruhige Thun und Walten der meiſten übrigen Geſtalten in dieſem Kreiſe machte mir keinen bleibenden Eindruck. Ich ſah den „Pater Küchenmeiſter" in der Küche, den „Pater Kaſtner" auf dem Felde, den „Pater Waldſchaffner" mit der Flinte ſeinem Berufe nachgehen u. ſ. f. Aber manches eigenthümliche Bild hebt ſich doch in meiner Erinnerung noch lebhaft ab, ſo das des Pater Franz, eines jüngeren Stiftsgeiſtlichen auf einer Pfarre der Umgebung, der von Geiſt und Leben ſprühte, eine prachtvolle Baßſtimme beſaß und die Klänge einer Spieluhr mit ſo anmuthigen mimiſchen Tanzbewegungen zu begleiten verſtand, wie ich ſie ſpäter kaum bei einem der erſten Tänzer auf den Theatern Wiens oder Venedigs wieder geſehen.

Ziemlich wunderliche Heilige und mit uns Sängerknaben in einigem Verkehr waren die beiden Laienbrüder des Stiftes: Frater Peter und Frater Paul. Der Eine war Konvents-Buchbinder, der Andere Konvents-Schuhmacher. Da aber die Geiſtlichen, ich weiß nicht warum, ihre Stiefel lieber anderswo anfertigen ließen, als bei Frater Paul, und es auch nicht allzu viel Bücher im Stifte einzubinden gab, ſo ſuchte und fand Frater Peter den Schwerpunkt ſeiner Stellung darin, daß er den Geiſtlichen, uns Sängerknaben, überhaupt dem ganzen Stifte die Haare ſchnitt, und Frater Paul verlegte ſich auf die Anfertigung von „Transparenten“ für die Feier der Geburts- und Namenstage hervorragender Perſönlichkeiten im Stifte. Durch das Haarſchneiden entwickelte ſich bei bei Frater Peter ein zelotiſcher Groll gegen lange Haare und eine große moraliſch-religiöſe Unduldſamkeit überhaupt; bei Frater Paul dagegen brachte der Beruf, Transparente für feſtliche Gelegenheiten zu ſchneiden und von den Trinkgeldern hernach auf das Wohl der Gefeierten zu trinken, eine ſtill in ſich gekehrte Heiterkeit, originell ausgeprägte Ergebenheit und mildfromme Duldſamkeit gegen ſich ſelbſt und alle Welt mit ſich.

Wenn ein Knabe durch Entwicklung irgend eines Talents den Anſchein einer gewiſſen verhältnißmäßigen Frühreife des Geiſtes gewinnt, ſo darf man in den meiſten Fällen verſichert ſein, daß mit der anſcheinenden, größeren oder geringeren Frühreife des Geiſtes eine Frühreife des Herzens wenigſtens gleichen Schritt hält. Dies war nun auch bei mir der Fall. Ich weiß nicht, ob ich in irgend einer Epoche meines Lebens eines ſo innigen, ſo zärtlichen Empfindens, insbeſondere einer ſo leidenſchaftlichen Liebe fähig geweſen, wie eben in jener. Es fehlte im klöſterlichen Bereiche auch nicht an Gelegenheit, den Reiz der Schönheit und Weiblichkeit auf ſich wirken zu laſſen. Manche ſehr hübſche Schweſter oder Nichte eines Stiftsherrn bezog die hohe Schule der Kochkunſt in der Stiftsküche, und der „Hofrichter“, d. h. der Juſtizbeamte der damals noch beſtehenden Stiftsherrſchaft, hatte eine Zeitlang eine reizende jugendliche Verwandte im Hauſe. Wie imponirte er ſelbſt mir, der Herr Hofrichter! Wie blickte ich zu ihm auf, wenn ich ihn mit Pater Ferdinand politiſiren und wiederholt mit Nachdruck verſichern hörte, Rußland ſei „ein Koloß auf thönernen Füßen!“ Und dann die kleine, hübſche, ſeelengute Frau Hofrichterin! Und zuletzt gar die holdſelige jugendliche Verwandte, eine anmuthvolle Tochter des Mährerlandes! Ich ſah ihr Engelsköpfchen zuweilen am Fenſter. Wenn wir Knaben im äußeren Hofe, auf welchen dieſes Fenſter hinausging, „Ballſchlagen“ durften, wie bemühte ich mich da, unter ihren Augen, den Ball mit dem „Paleter“, wie wir's nannten, ſchwindelnd hoch in die Lüfte emporzuſchnellen! Mit dem Ball flog mein Herz in den blauen Himmel hinauf, hinauf, um dann gerade unter ihrem Fenſter, gleichſam zu ihren Füßen niederzufallen. Und wenn ſie noch nicht ſichtbar war, mit welcher flammenden Ungeduld wartete ich dann

Bis das Fenſter klang,
Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Nie habe ich ſpäter in meinem Leben dieſe Verſe gehört oder geleſen, ohne an jenes Mädchen zu denken. Ebenſo fromm als verliebt, ein echter Romantiker, dankte ich Gott ſtets inbrünſtig mit einigen Vater unſern, ſo oft ich ſie nur von ferne ſah, und einmal, als es mir gelungen, ſie in der Kirche recht nahe zu ſehen, ſchenkte ich in überſtrömender Freude dem nächſten Bettler ein Zweiguldenſtück, das ich ſelbſt erſt zum Geſchenke bekommen hatte.

Aber in nicht minder hellen Flammen loderte bei mir die Freundſchaft auf. Meine überquellende Herzenswärme erſtreckte ſich auch auf einen Knaben, der ebenfalls im Hauſe des Hofrichters lebte. Zwar liebte ich auch einen meiner Kollegen zärtlich; aber dieſen zu lieben verſtand ſich bei uns Allen von ſelbſt, zumal im Winter. Er beſaß nämlich einen Vetter in Gobatsburg, einen Weinbauer; der kam jeden Herbſt nach der Weinleſe ins Stift mit einer großen „Butte“ voll Trauben auf dem Rücken. Dieſe Trauben brachte er ſeinem Neffen, und es wurden dieſelben an einer Schnur in einem vom Präfekten dazu überlaſſenen Zimmer aufgehangen. Da konnte nun der glückliche Beſitzer den halben Winter über jeden Nachmittag hineingehen und ſich eine Traube herausholen, auch eine zweite für Einen, dem er eben wohlwollte. Meine eiferſüchtige Zärtlichkeit für dieſen Freund will ich alſo hier nicht in Anſchlag bringen; ſie brannte in nicht ganz reiner Flamme. Anders verhielt es ſich mit jenem Knaben im Hauſe des Hofrichters. War er doch ebenfalls ein jugendlicher Verwandter des Letzteren — alſo auch ein Verwandter der liebreizenden Anna! Wir liebten einander mit der naiven Innigkeit, deren nur ein Knabenherz fähig iſt. Es war ihm erlaubt, auf Spaziergängen und ſonſt ſich zu uns Sängerknaben zu halten. Saßen wir in der Kirche während der Predigt nebeneinander, ſo ſchlang er wie zufällig den Zipfel ſeines Mäntelchens über mein Knie herüber, und da faßten wir uns unter dieſer Hülle bei den Händen, ließen ſie ineinander ruhen, ſtillbeglückt, in reinſter Zärtlichkeit.

Inzwiſchen hatte ich im Verſemachen beträchtliche Fortſchritte gemacht, war nie wieder in die ſchnöde Proſa jener Kirchenreime zurückgeſunken, hatte vielmehr in ſchwunghaften Feſt-„Wünſchen“ ſo oft Sonne auf Wonne, Herz auf Schmerz gereimt, daß man anfing, die Köpfe über mich zuſammenzuſtecken. Anfangs zweifelte man, daß ich dergleichen in meinem Alter ſelbſt machte; nachdem aber der Herr Stiftsdechant mich in ſein Zimmer eingeſperrt und mir eine poetiſche Aufgabe geſtellt hatte, deren augenblickliche Löſung beſonderen Beifall fand, begann ich zum Inventar der Kurioſitäten des Stifts zu gehören. Selbſt von Fremden, die zu großen Feſtzeiten ins Stift kamen, wurde mir ermunternd auf die Achſel geklopft. Pater Franz gab ſich Hoffnungen für meine Zukunft hin. Von einigen

Novizen und jüngeren Geiſtlichen, von Pater Wilhelm z. B. und einem Andern, deſſen Name mir entfallen iſt, wurde mir eine freundliche, liebevolle Behandlung zu theil. Nun zeigte auch Pater Ferdinand ſich in poetiſchen Dingen duldſam gegen mich, und es kam ſo weit, daß auf ſeinen Befehl ein von mir verfaßtes Gebet in Verſen unſerm täglichen gemeinſamen Morgengebet angefügt wurde. Zuletzt wurde ich aufgefordert, die Gedichte, die ich ſeit meinem Eintritt in das Stift, d. h. ſeit meinem zehnten Jahre, geſchrieben, in einem Hefte vereinigt dem Herrn Abte (Julius) perſönlich vorzulegen, der ſie und mich wohlwollend aufnahm.

Bei einem Beſuch, den ich in meinem nahegelegenen Geburtsort Kirchberg am Walde einem Oheim machte, erlebte ich gleichfalls eine Aufmunterung. Das Schloß von Kirchberg am Walde war damals Eigenthum der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich. Im Hauſe meines Oheims war eine junge Dame einquartiert, welche die Stelle einer Harfenmeiſterin bei der Prinzeſſin Louiſe, nachmaligen Herzogin von Parma, bekleidete. Als nun dieſe Dame eines Morgens von ihrem Fenſter aus im Hausgarten ein nachdenkliches Bürſchchen umherwandeln ſah, das ihr auffiel, und hernach von meinem Oheim hörte, daß ich Verſe mache, ließ ſie ſich welche von mir vorlegen. Sie zeigte dieſelben dann auch der Prinzeſſin Louiſe, welcher ſie gefielen, und welche, nachdem ſie ſich nach meinen Verhältniſſen erkundigt hatte, mich in meiner weiteren Studienlaufbahn unterſtützen zu wollen erklärte. Sie ließ mir in der That auf ihre Koſten einen vollſtändigen neuen Anzug anfertigen, der mir bei meinem bald darauf erfolgten Austritte aus dem Stifte zu ſtatten kam. Da ſie aber zu jener Zeit nach Frohsdorf überſiedelte und ſpäter ſich mit dem Herzoge von Parma vermählte, ſo verlor ſie mich aus den Augen.

Ich hatte nun das vierzehnte Lebensjahr erreicht, die feſtgeſetzten vier Jahre meines Sängerdienſtes im Stifte waren um und es kam für mich der Tag, das Kloſter mit der geräuſchvollen Reſidenz zu vertauſchen, wohin meine Eltern inzwiſchen übergeſiedelt waren. In Sinn und Seele des Knaben hatte es ſich während dieſer vier Jahre zu regen angefangen, und eine gewiſſe charakteriſtiſche Empfänglichkeit, die Eindrücke jeder Art tief und lebhaft, und doch mit einer gewiſſen Freiheit in ſich aufzunehmen, hatte ſich angekündigt. Halb mit Bangen, halb mit Verlangen ſah ich dem großen Lebenswirbel entgegen, den ich mir im Menſchengewoge der großen Donauſtadt verſprach.

III. Aus dem Kloſter in die Welt.

Meines Erachtens dienen Biographien — der gewöhnlichen Meinung zuwider — weniger dazu, die äußeren Umſtände, durch welche Einer „geworden" iſt, was er iſt, nachzuweiſen, als das, was er nun einmal iſt, in ſeiner Weſenheit, ſeinen urſprünglichen Keimen, Anlagen, und Anfängen anſchaulicher, verſtändlicher zu machen. Du lieber Himmel! man „wird", wozu man geboren iſt, wozu man von Natur Beruf und Neigung hat, die Verhältniſſe haben noch Keinen zum Dichter oder Künſtler gemacht. Wer könnte die Macht der Einflüſſe leugnen? Aber Hunderttauſende haben dieſelben Einflüſſe erfahren, haben in denſelben Verhältniſſen gelebt, ohne das zu werden, was der Eine geworden. Selbſt die beſonderen Eigenthümlichkeiten eines Poeten oder Künſtlers haben ihre Wurzel weit mehr in dem auf die Welt Mitgebrachten, als in den Verhältniſſen. So halte ich das, was ein Dichter oder Künſtler aus ſeiner Kindheit und Jugend erzählt, nicht inſofern für lehrreich, als man dadurch über die Urſachen, die beſtimmenden Gründe ſeines Werdens, ſeines Talents und Weſens aufgeklärt würde, denn dieſe bleiben doch immer ein Naturgeheimniß. Ich finde es in ganz anderer Weiſe charakteriſtiſch. Hunderte, ja Tauſende von Einzelheiten entſchwinden dem Gedächtniß; aber das, wodurch das keimende Weſen eines Menſchen ſich früh ſympathiſch angeſprochen fühlte, was ihn geheimnißvoll anregte, leidenſchaftlich aufregte, während Anderes ihn kalt ließ und darum auch in ſeinem Gedächtniß nicht haftete — das iſt, ſo unbedeutend es ſcheinen mag, das eigentlich Bedeutende, Bezeichnende für ein Talent, einen Charakter.

Diesmal iſt es ein Stück Entwicklungsgeſchichte, was ich dem Leſer biete, die flüchtige Skizze einer Epoche, welche ja die entwicklungsreichſte in jedem Menſchenleben zu ſein pflegt: der vom 14. bis 18. Lebensjahre. Auch hier wird der Leſer ein „Werden“ finden, das weit mehr aus inneren Keimen als aus äußeren Urſachen erklärbar iſt. Meine äußeren Verhältniſſe werde ich dabei überhaupt nur wenig berühren. Der Leſer erwarte alſo nicht, daß ich es hier auf ſeine Unterhaltung mit ausführlichen Erzählungen, Zeit und Genrebildern, Charakterſchilderungen aus meiner Umgebung und intereſſanten Erlebniſſen abgeſehen habe.

Ich ſtütze mich bei dieſer kurzgefaßten Ueberſicht auf Tagebücher, welche ich gerade in jener Epoche vom 14. bis 18. Lebensjahre (1844—1848) ziemlich fleißig geführt habe. Dieſe Tagebücher zeigen in ihren Anfängen den frommen Knaben, der eben aus dem Kloſter herkam, der vom „Herrn Vater“, der „Frau Mutter“, dem „Herrn Profeſſor“ mit Ehrfurcht ſpricht, treulich anmerkt, wann und worin er in der Schule examinirt worden iſt, und Jahres-Schulprüfungen mit epiſchem Pathos ſchildert. Intereſſant iſt der Stil, inſofern er in dieſen vier Jahren von knabenhafter Einfalt und Stümperei ſich allmählich fortbildet bis zum Feuilleton- und Kathederſtil eines ſtrebſamen poetiſchen Jünglings. Für die intimen Angelegenheiten bedient ſich das Tagebuch eines Lateins, das mit einer gewiſſen Keckheit gehandhabt iſt, und greift überdies zu Zeichen und Abkürzungen, die ich nun ſelbſt nicht mehr verſtehe. In Beziehung auf Thatſachen und Vorgänge ſind dieſe Hefte knapp gehalten, auch lückenhaft, aber ſie bieten mir doch für meine Erinnerungen gute, namentlich chronologiſche Anhaltspunkte.

„Heute, den 15. Auguſt 1844, Morgens 4 Uhr, fuhren wir auf dem Stellwagen des Herrn Zuckerhut in Zwettl ab, frühſtückten in Gföhl, und kamen um 11 Uhr in Krems an, wo wir uns ſogleich an Bord des Dampfſchiffes Johann begaben.“

Mit dieſen Zeilen ſtellt das Tagebuch das für mich denkwürdige Datum des Tages feſt, an welchem ich das Stift Zwettl, wo ich das 10. bis 14. Lebensjahr (von 1840–1844) zugebracht, verließ und die Reiſe nach Wien zu meiner nun auch dort lebenden, aber mit meinem Vater nicht zuſammenwohnenden Mutter antrat.

Auf dem Dampfſchiff, welches mich von Krems nach Wien beförderte, traf ich drei Ordensmänner, welche meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, und in welchen ich zuletzt Jeſuiten erkannte. Die Geſchichte dieſes Ordens, wie ich ſie aus Büchern der Kloſterbibliothek und aus den begeiſterten Erzählungen meines klöſterlichen Freundes Pater Hugo geſchöpft, hatte meine Phantaſie lebhaft angeſprochen. Und da es nun einmal feſtſtand, daß ich Prieſter werden ſollte, ſo wollte ich doch wenigſtens in keinen geringeren Orden treten, als in den, welchen ich als den berühmteſten kannte — einen Orden, deſſen Verdienſte nicht blos um die Kirche, ſondern auch um die Wiſſenſchaft ich hatte preiſen gehört, und in deſſen Mitgliedern ich mir nur eine Geſellſchaft von Heiligen, Helden und Weiſen vorſtellen konnte. „Ordensgeneral der Geſellſchaft Jeſu“, dieſe Würde ſchien mir die erhabenſte, die verlockendſte auf Erden, und der, wie mich dünkte, kurze Schritt von da zur päpſtlichen Tiara war vorläufig Nebenſache . . .

Ich muſterte die mir ſo merkwürdigen, in die Leſung ihrer Breviere verſunkenen Ordensbrüder mit ehrfurchtsvoll neugierigen Blicken, die ſie mit mißtrauiſchen erwiderten. In ihrer überbeſcheidenen Haltung ſchien eine argwöhniſche, vorſichtige Scheu zu liegen, während es in ihren dunklen Augen mir manchmal aufzuleuchten ſchien, wie bei ſolchen, die ſich in der Stille mit großen Dingen befaſſen. Die Begegnung war für mich ein Ereigniß.

Nun war ich in Wien, und ein Wohngemach vereinigte mich wieder mit meiner Mutter. Von der Schlöſſelgaſſe, jetzt Lamprechtsgaſſe auf der Wieden, ging ich täglich Morgens in die Stadt ins Gymnaſium zu den Schotten, wo ich als Schüler der fünften Klaſſe die im Stifte Zwettl privatim begonnenen Studien fortſetzte, dann zum Vater in der Bäckerſtraße, wo er bedienſtet war, Mittags in die Leopoldſtadt, wo ich einen der Freitiſche hatte, welche die Barmherzigen Brüder an Studenten vergaben, hernach wieder zu den Schotten, und kehrte Abends in die mütterliche Behauſung zurück, nachdem ich noch eine Privatlektion bei einem kleinen Mädchen auf dem Kohlmarkt gegeben. An Bewegung fehlte es mir alſo nicht. Trotzdem verſäumte ich nicht viel in meiner Berufsthätigkeit als Student und Poet dazu. Als letzterer entwickelte ich ſogar einen ungewöhnlichen Eifer.

Im Stifte war ich beſcheidener Lyriker geweſen; jetzt wagte ich mich auf das dramatiſche Gebiet. Noch im Laufe des Jahres 1844 brachte ich ein zweiaktiges Drama „Columbus“ fertig. Im Januar des folgenden Jahres begann ich ein fünfaktiges Drama „Die Märtyrer“, das im Sommer vollendet wurde. Vor Ablauf deſſelben Jahres 1845 war auch eine Canzone „Eutychia, oder die Wege zur Glückſeligkeit“ in drei Geſängen vollendet. Ich überreichte ſpäter die „Märtyrer“ meinem Profeſſor Pater Berthold Sengſchmitt, und die „Eutychia“ dem Religionsprofeſſor Pater Leander Knöpfer. Dieſe umfangreichen Verſuche liegen mir noch vor; ſie zeigen einen Grad poetiſcher Fertigkeit, welche die durchſchnittliche Fertigkeit vierzehn- bis ſechszehnjähriger Knaben im Verſemachen doch wohl überragt. Namentlich gilt dies von den Canzonenſtrophen der „Eutychia“. Aber der gutmüthige, mir wohlwollende Pater Berthold Sengſchmitt legte zwar die „Märtyrer“ bei der öffentlichen Jahresprüfung auf den „Tiſch des Hauſes“, äußerte ſich jedoch darüber nicht, und der Religionsprofeſſor Pater Leander Knöpfer ließ mir ſelbſt gegenüber nur den lakoniſchen Ausſpruch vernehmen: „Ich bewundere Ihren Fleiß.“ Dieſe Schweigſamkeit kränkte mich damals. Jetzt, wo ich ſie zu begreifen glaube, kann ich ſie nur billigen. Ohne Zweifel fand man es bedenklich, einen Schüler durch frühzeitigen Beifall zur Beſchäftigung mit Nebendingen aufzumuntern. Uebrigens war für die Bethätigung poetiſchen Talents innerhalb der Schule ſelbſt eine Art von legitimem Spielraum abgeſteckt. Von Zeit zu Zeit wurde als deutſches Schulpenſum ein Thema gegeben, das nach Belieben auch in Verſen ausgeführt werden durfte. Die beſte Leiſtung dieſer Art wurde dann in der Schule vom Katheder herab diktirt. Mir widerfuhr dieſe Ehre einigemale, aber während ich mit meiner „Elegie auf dem Schlachtfelde von Aſpern“ und anderen Löſungen poetiſcher Schulprobleme Beſſeres als Alle geleiſtet zu haben wünſchte, mußte ich mich mit dem Lobe begnügen, daß ich in ſchriftlichen Aufſätzen „zu den Beſten der Klaſſe gehöre“. „Gräßlich!“ ſchrieb ich bei ſolcher Gelegenheit einmal in mein Tagebuch.

Aber das Tagebuch jener Zeit ergeht ſich mehr und mehr auch in Schmerzen und in Klagen anderer Art. Seitenlang ziehen melancholiſche Bekenntniſſe in verſchämtem, geheimnißvollem Latein ſich hin, auf deren Grund ich eingehen muß, bevor ich Weiteres von meinen Beſtrebungen melde.

Mein geſelliger Verkehr war ſehr beſchränkt. Mit einer äußerſt achtbaren Familie verknüpfte mich das Band einer ziemlich entfernten Verwandtſchaft. Ich war in derſelben freundlich aufgenommen; bei der außerordentlichen Schüchternheit indeſſen, die mir vom Kloſter her eigen war, fielen meine Beſuche in dem Hauſe ſehr beſcheiden aus; ich beſchränkte mich darauf, an freien Nachmittagen von der Erlaubniß, zu meiner dilettantiſchen Uebung das Klavier zu benützen, Gebrauch zu machen und nach ſtilleingenommener „Jauſe“ mich wieder zu entfernen. Dieſe „Jauſe“ wurde mir von der einen oder andern Tochter des Hauſes — es gab deren acht, wenn ich nicht irre — in das abgeſonderte Klavierzimmer, wo ich mich allein befand, gebracht. Warum ſoll ich es nicht geſtehen? Es war nun einmal ſo: eine dieſer guten Feen, die mir den duftigen Mocca kredenzten, machte bald auf mich durch ihr ſanftes, madonnenhaftes Antlitz einen tiefen, ſehr tiefen Eindruck. Die jugendliche Lebhaftigkeit meines Empfindens ließ aus dieſem Eindrucke einen Roman erwachſen, der zwar durch einige Jahre ſich hinſpann, deſſen äußeres Detail aber, wie ich nun fürchte, ganz und gar nur in meiner erregten Phantaſie ſich abſpielte. Ich will den edelſchönen deutſchen Namen meiner „Madonna“ verſchweigen und ſie Regiswinda nennen, wie ich damals in Verſen ſie zu nennen pflegte. Ich zweifle, daß Regiswinda etwas wußte von dem, was ich mit ihr erlebte. Jeder Blick, jedes harmloſe Wort war ein Kapitel in meinem Roman. Die Art, wie mein Gruß erwidert wurde, bedeutete Schickſalswendungen und Kataſtrophen. Aber auch die Hausgenoſſen, vor allem die Schweſtern Regiswinda's, waren in die Handlung verflochten. Ein Zuſammenſtecken der Köpfe im Hauſe — ein Geflüſter im Nebenzimmer — es konnte nur mir gelten! Wurde nicht ſelbſt hinter mir mein Bild, mein erröthendes, verwirrtes Geſicht im Spiegel aus irgend einem Winkel her ins Auge gefaßt und belächelt? Regiswinda, mit geſenktem Blick unter den lächelnden Schweſtern ſtehend, war für mich die Titelvignette einer Familientragödie in fünf Akten. Kein Zweifel — man ſpottete meiner — man ſpottete ihrer. Ich ſtand Höllenqualen aus — die ein milder Blick freilich in himmliſches Entzücken verwandelte. Manchmal rührte ein ſolcher Blick mich faſt zu Thränen. Oft wurde der Spuk, der mich umgab, zu toll, und es ereignete ſich, daß ich, plötzlich mich erhebend, fortſtürzte, wie von höhniſchen Furien verfolgt, während eben dieſe „Furien" mich ein wenig verwundert, aber ruhig fragten, ob ich „ſchon gehe?" Beim Eintritte in das Haus überkam mich jedesmal ein gelinder Fieberſchauer. Einmal hatte ich des Nachts einen angſtvollen Traum, Regiswinda ſei geſtorben. Den folgenden Nachmittag machte ich eilig und unruhvoll meinen Klavierbeſuch. Regiswinda brachte mir die Notenhefte, gab ſie mir aber nicht *in die Hand*, wie ſonſt, ſondern legte ſie auf das Klavier hin und entfernte ſich, meinen Gruß nur flüchtig erwidernd. Das war des böſen Traumes Erfüllung! — „Sie iſt mir in Wahrheit geſtorben!“ wehklagt in verzweifeltem Schmerze das Tagebuch.

Ich glaube, daß die Lebhaftigkeit meiner Phantaſie in einem Falle, den ich erzählen will, ſich zur Viſion ſteigerte.

Das Haupt der Familie war, wie ich ſchon andeutete, ein „entfernter“ Onkel zu mir, überdies mein Firmpathe. Bei Namensfeſten im Hauſe pflegte ich zur Gratulation mich einzufinden, und meine damalige „ſoziale Stellung“ als Studentlein brachte es mit ſich, daß ich bei ſolcher Gelegenheit ein Geſchenk nicht gab, ſondern empfing. Ich empfing ein ſolches auch im Namen der erwachſenen Töchter aus den Händen der Mutter. Ich empfing eines auch — o weh! — im Namen Regiswinda's. Man verſetze ſich in mein Empfinden! Ich wußte, Regiswinda konnte das nicht hindern, aber es ſchmerzte mich tief. Wie vernichtet ſaß ich unmittelbar nachher am Klavier, in trübes Sinnen verloren. Plötzlich tritt Regiswinda ſtill herein — ſie ſieht mich an — ſie lieſt in meinem Geſicht, was in mir vorgeht — ſie ſchwebt auf mich zu — liſpelt, im Vorübergehen einen tiefen, unendlich milden, ſeelenvollen Blick auf mich richtend: „Verzeihen Sie, Robert!“ und entſchwindet durch die andere Thür des Gemachs. — Hat ſich das wirklich zugetragen? Ich gäbe viel darum, wenn ich es wüßte . . .

Die Liebe kommt leicht zu früh im Menſchenleben, die Freundſchaft nie. Für das Ungeſunde einer frühen

Liebe, einer ſchwärmeriſchen, phantaſtiſchen Liebe auf Diſtanz kann eine reelle Freundſchaft, die ihren Gegenſtand nahe hat, als Heil oder wenigſtens Palliativmittel gelten. Ich fand zu rechter Zeit in Anton Bruckner einen Freund, einen treuen Kameraden und täglichen Genoſſen.

Bruckner war, wie ich, ein Sohn des Waldviertels, Kind armer Bauersleute zu Grafenſchlag in der Gegend von Zwettl. Im Stifte, wo er in den Schulferien ſich einzufinden pflegte — er beſuchte das Gymnaſium in Krems — hatte ich früh ſeine Bekanntſchaft gemacht. Zwei poetiſch geſtimmte, poetiſch veranlagte Knabenſeelen mußten ſich raſch zuſammenfinden. Entſcheidend aber kam dabei ohne Zweifel jene ſcheinbar grundloſe Sympathie ins Spiel, welche oft auch Menſchen, die nichts Gemeinſames haben, ſich vielmehr ſo unähnlich als möglich ſind, beſonders in der Jugend für eine Reihe von Jahren aneinanderkettet. Als ich vom Stifte nach Wien zu meinen Eltern übergeſiedelt war, traten wir in einen lebhaften Briefwechſel und richteten Einer an den Andern auch Gedichte. In den Ferien 1845 trafen wir in der Heimat wieder zuſammen, machten gemeinſame Ausflüge und befeſtigten die Bande einer herzlichen Freundſchaft. Zum Beginn des nächſten Schuljahres entſchloß ſich Bruckner hauptſächlich um dieſer Freundſchaft willen ſeinen Wohnort nach Wien zu verlegen und ſeine Studien da fortzuſetzen. So blieben wir von da an ungetrennt. Einige Jahre lang war Einer des Andern faſt einzige Geſellſchaft. Bruckner war ein paar Jahre älter als ich, alſo reifer. Ich hatte eine große Meinung von ſeinem Talent, das ſich in Liedern verrieth, welche an Hölty, an Salis erinnerten. Beide nach dem poetiſchen Lorbeer ringend, gingen wir Hand in Hand den Dornenpfad einer freudloſen Jugend und ruhten in Zukunftsträumen aus. Wir ſchloſſen einen förmlichen Bruderbund, nannten uns nach dem Heiligen des Tages, an dem dies geſchah, die „Heraklinsbrüder“ und wollten alljährlich an dieſem Tage ein „Heraklinsfeſt“ feiern, bei welchem unſer Bund erneuert und ein ſchriftlicher Vertrag von neuem unterzeichnet werden ſollte. Durch dieſen Vertrag verpflichtete ſich für den Fall, daß einer von uns jung ſtürbe, der Ueberlebende, den poetiſchen Nachlaß des Freundes der Nachwelt zu überliefern. In Anbetracht des Umſtandes, daß die deutſchen Poeten, die wir kannten, meiſt zwei Taufnamen führten, wollten wir es zunächſt hieran auch nicht fehlen laſſen; wir fügten eine Zeit lang zu unſeren Taufnamen die unſerer Firmpathen: Bruckner hieß Anton Adalbert, ich Johann Robert. Ueberdies ſchrieb Bruckner ſich geraume Zeit Prugganer, um ſeinem Namen wenigſtens für das Auge etwas mehr Originalität zu geben.

Unſere Spaziergänge waren immer gemeinſam. Am häufigſten waren ſie gerichtet auf das damalige „Waſſerglacis“, in den Schwarzenberg- und Belvederegarten, auch wohl auf den öden Matzleinsdorfer Linienwall oder gegen die Spinnerin am Kreuz. Ueber die häßliche nächſte Umgebung der Reſidenz flüchteten wir zuweilen in die entferntere, großartige und reizende hinaus: auf den mir theuren Hermannskogel, nach Mauerbach u. ſ. w. In den Sommerferien unternahmen wir ausgedehnte

Fußwanderungen, die uns auf weiten Umwegen zuletzt ins heimiſche Waldland führten. Ich brachte Tage bei Bruckner und ſeinen Eltern in Grafenſchlag, er Wochen bei mir und meinen Verwandten in Schweiggers zu. Wir durchſchweiften die Gegend, ſpazierten wohl auch in ſchöner Sommermondnacht mit der Guitarre in ein nahes Wäldchen hinaus und ließen die nachtſtillen Gründe von Sang und Klang widerhallen. In Schweiggers gab Bruckner auch einmal einen naiven Beweis guten Willens, an den ich mich heiter erinnere. Er weilte eben wieder, als Gaſt des Gaſtes, auf eine Woche bei mir im Hauſe meiner Couſine und ihres Gatten. Da kam meiner Couſine Geburtstag. Bruckner neigte von Natur zur Großmuth, und wollte ſich nicht gerne ſpotten laſſen, war aber leider der ärmſte Teufel, den es geben konnte, und ich habe nie begriffen, wovon er eigentlich lebte. Er hielt es für ſeine Pflicht, der gaſtlichen Hausfrau zu ihrem Geburtstage etwas zu verehren. Er verlor ſich Vormittags und kam gegen Mittag mit einem Schnupftuch voll Schnecken heim, die er im Walde zuſammengefangen hatte, und die er der Hausfrau als „Geburtstagsgeſchenk“ überreichte, wobei er dieſelben uns Allen als ein beſonders leckeres Eſſen anempfahl. Ebenda gab er auch einmal einen Beweis der im ſtillen gährenden Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens. Er pflegte von dem, was ihn bewegte, nicht viel merken zu laſſen und war kein Mann von vielen Worten, weshalb er auch meinen leidenſchaftlichen Mittheilungen und Ergüſſen gegenüber mir zuweilen nicht theilnehmend genug erſchien. Er pflegte nur immer, wenn er erregt oder Zeuge von Erregtheit war, das Köpflein würgend zu drehen wie ein kranker Kanarienvogel, oder wie Einer, dem ſeine Kravatte zu eng iſt. Einmal war er in Schweiggers bei mir zu Beſuch, als eben das Kirchweihfeſt gefeiert wurde. Wir begaben uns in Geſellſchaft meiner Verwandten Abends in das Gaſthaus, um die Nacht da bei Muſik und Tanz fröhlich hinzubringen. Ich tanzte viel und verlor meinen Freund faſt aus den Augen. Nach Mitternacht verſchwand er ganz. Ich glaubte, er ſei müde geworden und habe ſein Lager aufgeſucht. Als ich aber gegen Morgen heimkehrte, fand ich ihn nach einigem Suchen in dem kleinen Gärtchen, welches hinter dem Hauſe lag. Da ſaß er in kühler Morgenluft auf einer Raſenbank, den Oberleib nur mit dem Hemde bekleidet, das Hemd am Halſe aufgeknöpft und die offene, nackte Bruſt dem kalten Winde ausgeſetzt. Erſchrocken fragte ich ihn, warum er ſo entblößt der Morgenkälte trotze, nachdem er vor einigen Monaten eine ſchwere Lungenentzündung zu überſtehen gehabt. Er verſetzte, er ſei, durch irgend etwas erhitzt und aufgeregt nach Hauſe geeilt und habe ſich, ſo entblößt, in den Garten geſetzt, um ſich „abzukühlen“.

So war denn Bruckner, wenn auch nicht gerade zum Tröſter geſchaffen, doch gewiß fähig, auf fremdes Herzeleid mit Verſtändniß einzugehen, und ich nahm ihn in der That ſeit unſerem Beiſammenſein als Vertrauten meines ſtillen Romans vollauf in Anſpruch. Seine Wortkargheit verſtimmte mich zwar bisweilen mitten im Fluſſe der Mittheilung; aber ein ſchwärmeriſcher Unglücklicher muß ſich ja ſchon glücklich ſchätzen, wenn er Einen findet, der ihn nur überhaupt anhört. Und im Anhören leiſtete Bruckner Großes. Einmal ſollte er auch mein Helfer werden bei der Ausführung eines tollen Unternehmens. In der verzweifelten Stimmung, welcher ich mich durch meine Liebesthorheit und das Drückende häuslicher Verhältniſſe anheimgefallen ſah, kam ich auf die barocke Idee, zur Herſtellung meiner Seelenruhe mich auf acht Tage — über die Oſterferien — als Klausner in eine tiefe Wald- und Bergeseinſamkeit zurückzuziehen. Auf dem Kahlen- oder Leopoldsberge hoffte ich einen tauglichen Platz für ein ſolches Aſyl zu finden. Ueber den bis ins Kleinſte ausgedachten Plan giebt das Tagebuch Aufſchluß. Ich wollte nichts mitnehmen „als geiſtliche Bücher, meinen Mantel, um darin zu ſchlafen, einen Bleiſtift und ein Buch Papier — dazu Brot, Käſe und allenfalls Würſte für einige Tage.“ Bruckner ſollte nach ein paar Tagen neuen Proviant zuführen, und überhaupt „öfters nachſehen“, mich auch davon benachrichtigen, wenn meine Eltern allzuſehr ſich über mein Entweichen ängſtigten.

Ich eröffnete dieſen Plan Bruckner, der anfangs abmahnte, endlich aber doch beiſtimmte, als ich erklärte, es komme ja noch darauf an, ob es uns wirklich gelänge, einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Wir begaben uns alſo am 2. April 1840 Nachmittags auf den Weg, wanderten durchs Schottenthor hinaus und gelangten auf die Höhen um Wien, wo die Stadt, die Donau und die ganze weite Ebene vor unſeren

Blicken lag. Nun waren wir dem Kahlenberg ganz nahe, fanden aber ſofort, daß er zu kahl ſei, um eine verborgene Siedelei da zu errichten. Wir beſchloſſen alſo auf den Leopoldsberg überzugehen. Uns rechts wendend — ich folge dem Berichte des Tagebuches — erblickten wir, nachdem wir noch manchen unwegſamen Hang überſchritten, in der tiefen Niederung hart an der Donau das freundliche Nußdorf mit ſeinem ſilberblinkenden Thürmchen. Unmittelbar daran erhebt ſich ſteil der Leopoldsberg, den wir nun erſteigen mußten. Munter klommen wir aufwärts. Kühle, ſcharfe Winde blieſen über die unter uns ſtrömende Donau her. Das Steigen fiel uns immer beſchwerlicher, unſere Herzenshämmer pochten, unſere Augen waren, wie Einer am Anderen bemerkte, mit Blut unterlaufen. Wir raſteten öfter, aber nach ſo langer, beſchwerlicher Wanderung vermochten wir der Müdigkeit nicht mehr Herr zu werden. Für eine Möglichkeit, uns zu laben und zu ſtärken, hatten wir bei unſerem Auszuge nicht vorgeſorgt. Bruckner mahnte unter dieſen Umſtänden ernſtlich zur Heimkehr. Ich wollte anfangs von ſolcher Feigherzigkeit nichts wiſſen, mußte mich aber ſchließlich doch der Nothwendigkeit fügen, und es ging wieder abwärts. Meinem Freunde, der zwar ein rothbackiger, geſunder Junge, aber ein wenig bequem war, konnte ich es am Ende nicht verargen, wenn er, trotz ſeiner Opferwilligkeit, doch bei dem Gedanken an meine ihm obliegende Verproviantirung in ſo unwegſamer Höhe und das „öftere Nachſehen“ das Köpflein ſtumm aber bedenklich drehte. Ich entſchloß mich alſo, das, wie das Tagebuch ſich ausdrückt, „an und für ſich ſehr vernünftige Projekt des Kahlenberger Selbſtexils" als unausführbar fallen zu laſſen.

Wir hatten am Gymnaſium einen Kollegen Namens Joſef Wiesner, der an Literatur überhaupt, und deshalb auch an meinen und Bruckner's poetiſchen Verſuchen ſympathiſchen Antheil nahm. Er beſaß Kuffner's „Bibliothek der Humanitäts-Wiſſenſchaften" und andere Bücher, die er mir zu leihen immer freundlichſt bereit war. Plötzlich tauchte unter uns Dreien der Gedanke auf, ein handſchriftlich zu verbreitendes, belletriſtiſches Wochenblatt, „Aurora" betitelt, am Gymnaſium zu begründen. Bruckner und ich ſollten die Beiträge ſowie die nöthige Anzahl von Abſchriften der einzelnen Nummern liefern, überhaupt das Blatt herſtellen, und dafür den ganzen Ertrag des Blattes genießen. Wiesner, der in beſſeren Verhältniſſen lebte, gab mit ſeltener Uneigennützigkeit als „verantwortlicher Redacteur" für die bloße Ehre ſeinen Namen her. Zweck der Unternehmung war für mich und Bruckner ein doppelter: Stillung des literariſchen Thatendurſtes und — nebenbei — eine kleine Vermehrung unſerer Einkünfte. Der Pränumerationspreis betrug 20 Kreuzer Conv. Münze monatlich. Mit einem vorläufigen Status von vier Abonnenten lief die Aurora vom Stapel. Dieſe vier Abonnenten waren: 1. der Redacteur ſelbſt; 2. ſein Herr Papa; 3. ſeine Frau Mama; 4. einer unſerer Schulkollegen. Am 11. Mai 1846 wurde das erſte Blatt ausgegeben, aber ſchon nach ein paar

Wochen überraſchte uns vom Katheder herab der Herr Profeſſor mit der offiziellen Erklärung, daß die Zeitſchrift „Aurora“ aufhören müſſe zu erſcheinen, da handſchriftlich in Umlauf geſetzte Blätter verboten ſeien. Ich weiß nicht mehr, welches juriſtiſche Genie uns mit ſachkundigem Rath aus der Verlegenheit half. Die „Aurora“ erſchien nach wie vor, aber — ohne Titel. So hielt ſich das Unternehmen, und ich finde im Tagebuch den Inhalt der einzelnen Nummern noch eine gute Weile allwöchentlich mit Behagen verzeichnet. Uebrigens wuchſen dem Blatte durch das Aufſehen erregende Verbot ein paar neue Abonnenten zu. Aber gerade dieſe Vermehrung der Abonnenten brachte es mit ſich, daß wir müde wurden, die einzelnen Nummern ſo oft abzuſchreiben, und ſo ging das Blatt ſchließlich an der zu großen Zahl von Abonnenten zu Grunde.

Von poetiſchen Plänen, die mich eben in jener Zeit beſchäftigten, erwähne ich den einer epiſchen Dichtung, „Die Bethuliade“ betitelt, und den eines Proſawerks „Die beſte Welt“. Mit Bruckner im Verein wollte ich eine Erörterung in Briefen: „Ueber die Glückſeligkeit“ ſchreiben, ein Unternehmen, welches daran ſcheiterte, daß Bruckner gleich auf meinen erſten Brief mir die Antwort ſchuldig blieb. Es war dies am Ende auch ein Thema, über welches wir Beide aus Erfahrung wenig zu ſagen wußten.

Ueber den früher erwähnten inneren Aufregungen, die zwar knabenhaft phantaſtiſch, aber deshalb doch nicht minder tief und lebhaft empfunden waren, und die ſich zuweilen mäßigten, um bald wieder zu voller Stärke anzuwachſen, fühlte ich mich in peinliche Stimmungen anderer Art verſetzt. Ich hatte jenen Widerſtreit in mir auszukämpfen, den junge Leute ihre religiöſen Zweifel nennen, und womit ja ſelbſt ein Goethe noch in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre ſich quälte: einen Widerſtreit übrigens, der bei mir weniger ein ſolcher zwiſchen Glauben und Wiſſen, zwiſchen Dogmen und Anſchauungen war, als ein Kampf entgegengeſetzter Strömungen und Stimmungen, die das Gemüth der Menſchheit im allgemeinen und des Einzelnen immer beherrſchen werden: der Kampf zwiſchen thätigem und beſchaulichem Leben, zwiſchen irdiſchem Beſtreben und myſtiſch-aſketiſchem Kult des Guten und Schönen, zwiſchen Weltgenuß und Weltentſagung, zwiſchen „Sanſara“ und „Nirwana“. Ich glaubte Einſicht gewonnen zu haben in die Eitelkeit der Welt, und gerade die Leſung von Büchern, die in entgegengeſetztem Sinne hätten wirken können, brachten mich dieſer Einſicht näher. Ich hielt an den religiöſen Uebungen feſt, weil ſie mich in Stimmungen verſetzten, wie ich ihrer bedurfte. Aber die nächſte Frage war nun doch: Soll es bei meiner Beſtimmung, Prieſter zu werden, ſein Bewenden haben? — Unmöglich! Ich fühlte zu ſtark den Zug des Weltlichen in mir. Aber was ſonſt? Dichter natürlich! Nun ja, Dichter: aber die Poeſie galt damals mehr denn jetzt als eine brotloſe Kunſt — wenn nicht etwa einer das Theater für ſich eroberte und mit „Stücken“ Erfolg hatte. Alſo „Theaterdichter!“ „Hof-Theaterdichter“ à la

Deinhardſtein! Nach dieſem Ziele ſollte demnach mein Beſtreben gerichtet ſein. — Aber indeſſen? —

Ich ſehnte mich ſchmerzlich nach Mitgefühl. Ich fand es zum Theil bei meinem Freunde. Aber verſtand er mich wirklich immer? auch meint ein Jüngling unter einer „wahrhaft mitfühlenden Seele“ doch immer — eine weibliche. Mit einem Gemüth voll Lebensahnung und Lebensdrang ſah ich mich in die engſten Schranken, in den armſeligſten Bereich gebannt. Ein Wiſſensdurſt trieb mich nach allen Richtungen hin, den ich nicht befriedigen konnte. Um all' das nicht lächerlich oder in der Darſtellung übertrieben zu finden, wird der Leſer ſich ein- für allemal darein finden müſſen, daß er es hier mit einem Fall von früher Reife des Empfindens zu thun hat. Vielleicht waren ſolche Fälle von Frühreife damals häufiger als jetzt, ſowie ich mich überhaupt des Gedankens nicht erwehren kann, daß heutzutage die Kinder und jungen Leute geiſtig langſamer reifen als ehedem. Ich berichte übrigens — geſtützt auf die Dokumente des Tagebuchs — die Dinge, wie ſie waren, auch auf die Gefahr hin, lächerlich zu werden.

Nicht unerwähnt laſſe ich deshalb unter dem, was mich quälte, auch den Wechſel zwiſchen hochfliegenden Erwartungen, überſchwenglichen Ausſichten auf eine literariſche Zukunft und niederdrückenden Zweifeln an mir und meinem Talent. Dazwiſchen drängte aber auch die Ueberzeugung von der Eitelkeit alles Nachruhms ſich mir manchmal auf. Es geſchah auch wohl, daß jene Ueberſchwenglichkeit der Beſtrebungen und Hoffnungen und die Ueberzeugung von dieſer Nichtigkeit des Jagens nach Erfolg ineinander verſchmolzen, und der knabenhafte Ehrgeiz perſiflierte ſich ſelbſt einmal ganz köſtlich in folgender Stelle des Tagebuchs vom 15. Juni 1846: „Geſetzt, du erreichſt in Wahrheit das Ideal, welchem Du nachſtrebſt — wer weiß, ob man nicht ſchon nach einigen tauſend Jahren von Dir ſagt: „Er war das Haupt der nun glücklich verdrängten Literaturepoche, welche man die helleniſch-germaniſche nennt, und welche, ausgegangen von den Griechen, lange Zeit herrſchend war, bis durch unſern gefeierten X. der Welt ein neues Licht aufging!“

Als ich in den Sommerferien 1846 die ländliche Heimat wieder aufſuchte, wollte auch dort der gehoffte Seelenfrieden ſich nicht auf die Dauer einſtellen. Ja, gerade in jenen Tagen ſteigerte ſich die innere Unruhe, insbeſondere der tiefere Seelenkonflikt, den ich angedeutet habe, zu einem Grade von Heftigkeit, der nach einer Entſcheidung hindrängte. Die Tagebuchblätter aus jener Zeit bezeugen in charakteriſtiſchen Ausbrüchen eine Melancholie, die nicht unbegründet war, und durch manches, was der Tag brachte, verſtärkt werden mußte.

„Viel habe ich heute gelitten,“ heißt es am 2. September. „Ich kann meine Qualen herzählen. Ich bin nicht derjenige, der ſein Leben unter eingebildeten Kümmerniſſen ſauertöpfiſch hinzubringen gedenkt. Ich liebe die Freude, ich liebe die Natur, ich liebe die Menſchheit! Aber die Freude kennt mich nicht, die Natur zeigt ſich an meinem eigenen Leibe als Tyrannin, und die Menſchheit iſt ſo kalt, ſo kalt!"

In dieſer Gemüthsverfaſſung traf mich Bruckner in Schweiggers. Er brachte mir aus dem Stifte Zwettl einen Gruß von Pater Hugo, der mir ſagen ließ, ich ſolle doch kommen, er ſehne ſich ſchon nach mir. Das freute, rührte mich; es ließ mir keine Ruhe mehr, ich machte mich auf und begab mich ins Stift.

Da brachte ich nun einige Tage in ununterbrochenem Verkehr mit Pater Hugo zu. Dieſe ganze Zeit wurde ausgefüllt mit Geſprächen über Religion und mit religiöſen Uebungen. In den religiöſen Geſprächen drang ich auf Gründe, auf Beweiſe. Aber Pater Hugo ſagte mir, der Glaube müſſe erbeten werden und erzählte mir die Geſchichte ſeiner eigenen Bekehrung zum grund- und beweisloſen Glauben. Was er immer ſagen mochte, es ließ ſich anhören, weil es aus dem Munde eines Mannes kam, der ſo gar nichts von einem Zeloten, ſondern die Sanftheit und Naivetät eines Kindes an ſich hatte. Als frommer Sonderling ſtand er unter ſeinen Genoſſen vereinſamt. Ich ging auf die religiöſen Uebungen ein, es ſollte ſich zeigen, ob Myſtik und Aſkeſe noch einmal ihre Wunderkraft auf mein krankes Gemüth erproben könnten.

Das Tagebuch verzeichnet den Gang dieſer geiſtlichen Uebungen. Aber dazwiſchen finden ſich Stoßſeufzer wie folgende: „Vormittags war ich furchtbar ermüdet. Dann in eine tiefe Melancholie verſunken. Ich war ſo ängſtlich, abgeſpannt und ergriffen.“ — „Der Beginn des aſketiſchen Lebens iſt ſehr abſpannend, beſonders der Kampf mit der Trockenheit des Herzens. Ich bin recht müde.“ — „Nachmittags bis 4 Uhr hatte ich mannigfaltige trübe Gedanken und Pläne.“ — Zuletzt glaubte ich doch zur Klarheit durchgedrungen zu ſein, Beruhigung gefunden zu haben.

Aber worin beſtand dieſe Beruhigung? Worin das Endergebniß des Ganzen? Das Tagebuch faßt es in folgende, flüchtig hingeworfene, einfache, aber bedeutſame Worte zuſammen: „Ich war vollkommen beruhigt und bedachte, daß es überall einen weiſen Mittelweg gebe — daß Gott ſeine Gaben verſchieden austheile — daß das Urtheil der Menſchen höchſt einſeitig ſei — daß jeder Menſch ſich ſtrecken ſolle nach *ſeiner* Decke — daß die Philoſophen nicht wiſſen, was Philoſophie, und die Myſtiker nicht, was Myſtik iſt — daß Philoſophie und Myſtik die größten Weisheiten, Philoſophen und Myſtiker aber die größten Thoren ſind — daß ein Mann noch nicht dageweſen, der es verſtand, überall ſein Wahrheitskorn für ſich herauszuklauben“ u. ſ. f.

Das war kein ſchroffer Abfall, keine bruske Losſagung des ſechzehnjährigen Knaben von der Religion und ihrem Troſt. Ich ſetzte ſogar die religiöſe Lektüre noch eine Zeitlang fort. Aber das innere Kämpfen und Ringen war von da an für mich entſchieden. Nach mehr, als ich im Augenblick mir bewußt war oder mir eingeſtehen mochte, ſtand es von da an feſt, daß nicht auf dieſem Wege und nicht in dieſer Form mir das Göttliche ſich offenbaren, das Heil ſich verwirklichen, der Beruf ſich erfüllen ſolle. Wären es in der That immer die Verhältniſſe und die äußeren Einflüſſe, die den Menſchen beſtimmen, das Ergebniß der mit Pater Hugo verlebten Woche würde anders ausgefallen ſein.

In einem klerikalen Blatte wurde vor Jahren einmal die Frage, warum ich nicht immer der fromme Knabe geblieben, der ich im Stifte Zwettl geweſen, aufgeworfen und damit beantwortet, daß die Wiener Univerſität ſchon damals aufgehört habe, der chriſtlichen Wiſſenſchaft zu dienen. Allmählich ſei der Same des Unglaubens in die Herzen der angehenden Juriſten, Aerzte und Gelehrten zu ſtreuen begonnen worden. Gegen dieſen Vorwurf muß ich die Wiener Univerſität von 1847 vertheidigen, an welche ich in dieſem Jahre zu dem akademiſchen Studium überging, nachdem ich das damals ſechs Jahrgänge umfaſſende Gymnaſialſtudium vollendet hatte. Die Profeſſoren wenigſtens der philoſophiſchen Fakultät, welcher ich zunächſt angehörte, waren unſchuldig daran, wenn junge Leute, die ihre Hörſäle beſuchten, während dieſer Zeit einiges von ihrer religiöſen Gläubigkeit einbüßten.

Der Profeſſor der Philoſophie, Ritter Johann Lichtenfels, war allerdings im Beſitz eines Geſichtes, das mir den Eindruck tiefer Einſicht machte, und obgleich er in ſeinen Lehrbüchern wie auf dem Katheder nur k. k. priv.

Philoſophie vortrug, bildete ich mir doch immer ein, daß dieſer Mann eine unendliche Fülle von Weisheit — verſchweige. Aber Schweigen und ein geiſtreiches Geſicht konnten doch unmöglich hinreichen, die religiöſen Ueberzeugungen der Schüler des Profeſſor Lichtenfels wankend zu machen. Was die von ihm in den Vorträgen erwähnten Philoſophen und philoſophiſchen Syſteme betrifft, ſo pflegte er allerdings, wenn er Geſchichte der Philoſophie dozirte, jeden Abſchnitt mit den Worten einzuleiten: „Meine Herren! Wir kommen jetzt auf einen der genialſten, ſcharfſinnigſten Denker aller Zeiten zu ſprechen, auf X. X., deſſen Syſtem ich Ihnen ſofort darlegen werde!“ Aber er ſchloß die Darlegung und kritiſche Erörterung des Syſtems ebenſo regelmäßig mit den Worten: „Meine Herren, Sie ſehen, daß das Syſtem dieſes Philoſophen eine der größten, unſinnigſten Verirrungen iſt, zu welchen die Spekulation ſich jemals hat hinreißen laſſen!“ —

O Ritter Johann Lichtenfels! Wie oft bin ich ſeither, wenn ich Bücher der heutigen Lobredner und Verbeſſerer Kant's oder ſonſtiger philoſophiſcher Kritiker in den Händen hatte, an Dich und die beſagte Ein- und Ausgangsformel Deiner Vorträge über Geſchichte der Philoſophie erinnert worden! —

Dem Profeſſor der Mathematik, Jenko, fiel es ebenfalls nicht ein, ſeine Wiſſenſchaft irgendwie zum Umſturze des Beſtehenden zu mißbrauchen. Möglich, daß er, wie Profeſſor Lichtenfels ſeine Weisheit im Schweigen, ſo ſeine [illegible] Theil in der vierten Dimenſion verbarg, denn nur in den drei bekannten

Dimenſionen davon zu ſehen war, beſtand aus einem höchſt unſcheinbaren Männchen, deſſen Beinchen in hohen Stiefeln ſteckten, und das in einem ſpitzulaufenden Fracke mit tief ins Geſicht gedrücktem Hute und unterſchlagenen Armen auf der Straße einherwandelte. Familie hatte Jenko nicht, ſein Geld verſchenkte er an arme Studenten, und über ſeine Lippen kam niemals etwas als Zahlen und algebraiſche Formeln. Profeſſor Ficker, der Philolog, hatte in ſeiner Jugend als Freiwilliger gegen die Franzoſen gedient und mitgefochten in der Schlacht bei Ulm. Auf dieſe Schlacht bei Ulm kam er bei Ueberſetzung und Erklärung römiſcher Autoren jedesmal zurück, ſo oft in denſelben von irgend einer Schlacht die Rede war, indem er uns weitläufig auseinanderſetzte, daß es bei Ulm „genau ſo“ oder „ganz anders“ zugegangen, bis ihn die Stundenglocke aus ſeinen wachen Erinnerungsträumen riß. Das war harmlos und lief nicht einmal in eine politiſch-nationale, geſchweige in eine anti-religiöſe Spitze aus. Der einzige Univerſitäts-Dozent, der uns in religiöſer Beziehung hätte gefährlich werden können, war der Religionsprofeſſor R., ein recht liebenswürdiger geiſtlicher Herr, der aber in ſeine Religionsvorträge gern Erwähnungen Kant's, ſowie der Thatſache einflocht, daß er die Werke dieſes Philoſophen beſitze. Er ſagte z. B.: „Kant's Syſtem, meine Herren, heißt Kriticismus, weil die Titel der Hauptwerke dieſes Philoſophen mit dem Worte „Kritik“ beginnen, wie Sie ſich leicht überzeugen können, wenn ſie dieſelben zur Hand nehmen. Sie liegen vor, ich beſitze ſie ſelbſt.“ Hatte er dem

Weiſen von Königsberg etwas am Zeuge zu flicken, ſo pflegte er ſich des ſcharfbetonten Ausdrucks zu bedienen: „In dieſem Punkte, meine Herren, hat Kant die menſchliche Natur verkannt!“ — Eigenthümlich war dieſem geiſtlichen Herrn eine gewiſſe heidniſche Vorliebe für Gymnaſtik, die er uns gelegentlich auch anempfahl. „Wollen Sie ſehen,“ pflegte er zu ſagen, „was andauernde Leibesübung zu leiſten vermag? Ich ſelbſt kann Ihnen ein kleines Beiſpiel davon geben. Ich habe es durch fleißige Uebung in meiner Jugend dahin gebracht, mit knapp geſchloſſenen Beinen die beiden Füße ſo weit ſeitwärts zu drehen, daß ſie mitſammen eine geſchloſſene gerade Linie bilden!“ Damit trat er hinter dem Katheder hervor, ſchloß die beiden hochgeſtiefelten Beine, und ließ die ſeitwärts gedrehten Füße eine gerade Linie beſchreiben.

Aber ich vergeſſe mich und betrete ein verbotenes Gebiet. Dergleichen Dinge, ſagt man mir, kann jeder Andere beſchreiben und weit beſſer. Ich werde mich deshalb in dieſer Lebensſchilderung ſo viel als möglich auf einen einzigen Gegenſtand beſchränken, über den ich doch wohl beſſer als jeder Andere Auskunft geben kann: auf meine eigene Perſon. Das früher — im „Heimgarten“ — Mitgetheilte hat auf manche den Eindruck gemacht, als ob darin eine Schilderung des jugendlichen Treibens der Gymnaſiaſten überhaupt gegeben ſein ſollte. Aber der Zweck meiner Geſtändniſſe würde ganz verfehlt ſein, wenn man über dem Allgemeinen, und, wie man zu ſagen

[illegible]ERISCHE
STAATS-

pflegt, „Typiſchen“, das am Ende freilich auch in meinem Lebenslauf wie in dem eines jeden Menſchen liegt, das Individuelle überſehen wollte. Beſchreibungen des eigenen Lebens können ſich den Zweck ſetzen, im Individuellen hauptſächlich das Typiſche hervortreten zu laſſen; aber auch den, nur eben das Individuelle, Charakteriſtiſche, in ſeiner Einfachheit, Reinheit und ungeſchminkten Wahrheit hervorzuheben. Erſtere Methode, die jedenfalls höher zu ſtellen iſt, dürfte als die poetiſche, belletriſtiſche, letztere als die protokollariſche, und im eigentlichen Sinne biographiſche zu bezeichnen ſein. Und ſie habe ich in dieſen kurzen, flüchtigen Skizzen nothgedrungen zur meinigen gemacht. Gewiß, alle Gymnaſiaſten von 14 bis 16 Jahren machen Verſe; aber in der Ausführung ſo umfangreicher Arbeiten wie meine „Märtyrer“ und meine „Eutychia“ waren, ſchien mir doch ein erwähnenswerther individueller Zug zu liegen. Alle Knaben — wenigſtens die denkenden — werfen ſich die religiöſe Frage auf. Aber es kommt doch darauf an, wie ſie dieſelbe ſchließlich löſen, und die Art, wie einer ſich in dieſer Beziehung zurechtfindet, dürfte für ſein urſprüngliches Weſen bezeichnend ſein. Alle jungen Leute haben Liebesneigungen; aber eine ſo dauernde und tiefe Leidenſchaft, wie die meinige, in ſo früher Zeit, möchte doch zu den perſönlichen Charakterzügen zu rechnen ſein. Wie ich nun höre, iſt heutzutage der Verſuch ein handſchriftliches Blatt unter dem Titel „Aurora“ oder einem ähnlichen im Umlauf zu ſetzen, an den

Mittelſchulen etwas ganz Gewöhnliches. Davon hatte ich keine Kenntniß. Ich und Bruckner hielten uns ſeinerzeit für die glücklichen Finder dieſer Idee und thaten uns darauf etwas zu gute.

Und ſo hoffe ich denn doch, obgleich ich bisher nichts Merkwürdiges zu erzählen hatte, den Vorwurf nicht zu verdienen, daß ich unnöthige Weitläufigkeiten gebraucht habe, ſtatt einfach zu ſagen: Ich bin aufgewachſen wie alle anderen jungen Leute.

Mit der Entſcheidung deſſen, was ich die religiöſe Frage für mich nannte, und mit dem Uebergange zu den höheren Studien entwickelte ſich das philoſophiſche Intereſſe in mir ſofort reiner und freier, und ich gab mich an dasſelbe mit einem Eifer hin, der im langen Laufe der Jahre ſeither niemals erlahmt iſt. Es giebt Menſchen, welche ſich unter Philoſophie einen Krimskrams von logiſchen Regeln und Formeln vorſtellen, oder die ſchulmeiſterliche Aufzählung und Klaſſifizirung von „Seelenvermögen“, oder die Beſchäftigung mit „luftigen“ Spekulationen, die ihnen ganz zwecklos erſcheinen, weil ihnen das Verſtändniß deſſen, um was es ſich dabei handelt, verſagt iſt. Ich verſtehe unter Philoſophie die Beſchäftigung mit den großen Räthſeln und Problemen des Daſeins, welche bei allen Schranken der menſchlichen Erkenntniß ſich doch ein unermeßliches Verdienſt erwerben kann, beſtünde es auch nur in der Aufdeckung und Widerlegung der Irrthümer und Wahngebilde. Ich glaube, daß das Intereſſe für Erkenntniß ein natürliches iſt, ja, nach dem Selbſterhaltungstrieb vielleicht das Natürlichſte von allen. Da nun das Wort „Nihil humani a me alienum puto“ für meine Neigungen und all' mein Beſtreben von Hauſe aus der rechte Ausdruck war, konnte ich mich unmöglich dieſem nahezu weſentlichſten aller menſchlichen Intereſſen verſchließen.

Ich bezweifle nicht, daß jedes Talent auf der Ausbildung einer einſeitigen Richtung beruht, und wenn ich durch das Geſtändniß, daß mein Beſtreben niemals nach einer einzigen, ſondern nach allen, dem menſchlichen Geiſte natürlichen Richtungen mit gleichem Eifer und Intereſſe ging, die Anwartſchaft auf den Ruhm eines dichteriſchen Talentes einbüße, ſo muß ich mir das gefallen laſſen. Mein einziges Bemühen in dieſen Geſtändniſſen iſt, die Wahrheit zu ſagen, mag nun Jeder ſich dieſelbe deuten und zurechtlegen, wie er eben will und kann. Ich beanſpruche keinen andern Ruhm als den, in meinem Fühlen und Denken, in meiner Wißbegier, in meiner Weltanſchauung, in meinem philoſophiſchen, äſthetiſchen und moraliſchen Urtheil, in meinen Neigungen und Sympathien, in meinem Wollen und Streben niemals borniert und einſeitig geweſen zu ſein.

Ich hatte früh gehört, daß die philoſophiſche Spekulation dem poetiſchen Talent Eintrag thue, und daß ich beſſer dichten würde, wenn ich nicht philoſophirte. Ich habe auch gehört, daß Blinde beſſer hören als Sehende. Aber ich habe dies nie für einen genügenden Grund gehalten, mir die Augen auszuſtechen.

Es giebt Menſchen, welche eine Vereinigung von angeblichen Gegenſätzen in einem Individuum nur als einen Mangel an Folgerichtigkeit, als ein unſicheres und in ſich unbefriedigtes Schwanken, als einen inneren Kampf und Zwieſpalt ſich denken können. Ich kann nur ſagen, daß ich bei den in mir liegenden Gegenſätzen mich innerlich immer ganz wohl befunden.

Ueberhaupt muß ich geſtehen, daß innerer Zwieſpalt, ideelle Kämpfe, „Zerriſſenheit“, Lebensüberdruß, Blaſirtheit u. dgl. nie meine Sache geweſen ſind, ſchon deshalb, weil dort, wo es der äußeren Kämpfe mit Leben und Schickſal viele giebt, für ideelle nicht viel Zeit und Raum zu bleiben pflegt. Was von inneren Konflikten in meiner Entwickelung ſich ergab, wie der erzählte, mehr ſeeliſche als ideelle Konflikt, der im Stifte Zwettl zum Austrag kam, das war in ſehr jugendlichem Alter überwunden und abgethan.

Meine Natur war von Hauſe aus auf das Harmoniſche angelegt. Man hat oft vorausgeſetzt, weil ich als Lyriker einmal dem Lebensdrange, einmal der Todesſehnſucht überſchwenglichen Ausdruck gab — bald „himmelhoch jauchzend“, bald „zum Tode betrübt“, je nach der Stimmung des Augenblicks, wie jeder andere Lyriker und Menſch — und weil ich ideellen Zwieſpalt in meinen Dichtungen oft ſchilderte, ſo müſſe ich Peſſimiſt, perſönlich innerlich zerriſſen ſein. Man brachte damit die Verſchiedenheit meiner Richtungen um ſo lieber in Zuſammenhang, je geringer die Zahl jener Beſtrebungen war, die ich in meinem bisherigen

Leben wirklich irgendwie habe bethätigen können. Hätte ich mehr, hätte ich alle bethätigen können, ſo würden ſie ſich zum abgerundeten, verſtändlichen Bilde eines Menſchenweſens zuſammengeſchloſſen haben. Aber warum ſollten nicht verſchiedene Richtungen, wenn ſie auch äußerlich als ſcheinbare Gegenſätze hervortreten, nicht wenigſtens innerlich, im Individuum ſelbſt, ihre gemeinſame Einheit haben? In mir ſelbſt empfand ich immer die Gegenſätze als verſöhnt: nicht infolge langen Kämpfens und Ringens, ſondern infolge der höheren Einheit, welche alles rein Menſchliche, wenn es nur wirklich urſprünglich und natürlich iſt, verknüpft.

Durch Bruckner, der nun anfing, etwas mehr Verbindungen mit andern Kollegen zu haben als ich, wurde ich im Frühjahr 1847 eingeladen, dem Bunde einer Anzahl von jungen Leuten beizutreten, welche ſoeben einen kleinen literariſchen Verein unter dem Namen der „Dichtergilde Teutonia“ gegründet hatten. Ich folgte dem an mich ergangenen Rufe. Die Geſellſchaft beſtand, ſo viel ich mich erinnere, aus Moriz Smetazko (jetzt unter dem Pſeudonym Moriz Smets als hiſtoriſcher Schriftſteller und Ueberſetzer thätig), Wilhelm Warhanek, Alois Czedik, Riſch, Oberrauch, Julius Mitterbacher (jetzt Oberlandesgerichtsrath), Alfred Schleicher (jetzt Arzt und Inhaber einer Kaltwaſſerheilanſtalt), Bruckner und mir. Bei den wöchentlichen Zuſammenkünften las Jeder einen poetiſchen Beitrag vor und legte zugleich eine Abſchrift davon auf den Tiſch des Hauſes. Dieſe Manuſkripte vertheilten die Mitglieder der Geſellſchaft ſchließlich unter ſich zu ſchriftlicher Beurtheilung; bei Beginn der nächſten Sitzung wurden die Kritiken vorgeleſen und einer mündlichen Diskuſſion unterzogen.

Die Zuſammenkünfte fanden bei Smetazko ſtatt, der überhaupt die Seele des Unternehmens war. Er befand ſich im vielbeneideten Beſitze von neuen, zum Theil in Oeſterreich verbotenen Büchern, von Hebbel, Gutzkow, Laube, Grün, Lenau u. dgl. Wir Andern ſchwelgten mit ihm in dieſen, ſonſt faſt unzugänglichen Schätzen, und mir erſchloß ſich die neue Welt des zeitgenöſſiſchen politiſchen Lebens. Smetazko hatte die Bücher nach und nach von einem Buchhändler entnommen, der ihm Kredit gab, und gedachte ſeine Schuld mit den Erträgniſſen eines Schauſpiels abzutragen, an welchem er, entſchieden begabt, eifrig arbeitete, und für welches wir uns alle intereſſirten, da der Autor ſeinen Plan wiederholt unſerer gemeinſamen Erörterung unterwarf, uns auch wohl eilig zu einer Berathung zuſammenberief, wenn er an irgend welcher Stelle ſich in Schwierigkeiten verwickelt ſah. Solch' ein dramatiſches Werk durch die Theateragentſchaft „Sturm & Koppe“ in Leipzig auf die deutſchen Bühnen zu bringen, ſchilderte Freund Smetazko als die leichteſte Sache von der Welt. Das Drama wurde auch vollendet, aber Sturm & Koppe täuſchten die in ihre Thätigkeit geſetzten Erwartungen. Der junge Poet mußte die hochangeſchwollene Bücherrechnung ſchließlich den Händen ſeines Stiefvaters ausgeliefert ſehen, welcher zu unſer Aller größtem Bedauern der weiteren

Bereicherung des jungdeutſchen Leſekabinets vorläufig ein Ziel ſetzte.

Ich war in dieſer Dichtergenoſſenſchaft der Jüngſte, fand aber ſofort vielfach aufmunternden Beifall. Insbeſondere gab Smetazko in ſeinen gut geſchriebenen Kritiken meiner Beiträge — auch hierin Sanguiniker — ſich ungewöhnlichen Erwartungen hin. Mein Genoſſe Czedik — man wird mit Intereſſe leſen, daß der jetzige Generaldirektor der öſterreichiſchen Eiſenbahnen Freiherr v. Czedik auch einmal Mitglied der Dichtergilde „Teutonia" geweſen — ſandte eines meiner Gedichte „Die Sterne" („Tauſend gold'ne Sterne blinken" in „Sinnen und Minnen" S. 110) an den ihm befreundeten Redacteur der „Moravia" in Brünn, und dieſer veröffentlichte dasſelbe in ſeinem Blatte. Ich war „gedruckt!" Ich wußte nicht, wie mir geſchah, und vor den Augen meiner Dichtergenoſſen in der „Teutonia" verbreitete ſich um mein Haupt eine Art von Glorienſchein. Herr v. Czedik hat alſo neben den andern unzähligen Verdienſten, die er ſich erworben, auch dies, wenn es eines iſt, mich zuerſt in die literariſche Oeffentlichkeit eingeführt zu haben. Ihn ſelbſt führte der Drang der Zeit aus dem ſtillen Bereich der Muſe auf das Feld des Thuns und Wirkens hinaus, wo hervorragende und tüchtige Männer nöthiger ſind, als auf dem überfüllten Parnaß. Aber gelegentlich hat mein verehrter Jugendfreund es mir einmal brieflich geſtanden, daß ihn mitten im Wirbel ſeiner praktiſchen Thätigkeit manchmal auf Augenblicke eine ſtille Sehnſucht nach literariſcher Muße überkomme. Ich verſtand ſie, dieſe ſtille Sehnſucht, die jeden Menſchen dann und wann nach dem Entgegengeſetzten, für den Moment Unerreichlichen hinzieht! Ueberkam doch auch mich ſo manchesmal im Genuß meiner literariſchen Muße auf Augenblicke eine ſtille Sehnſucht nach einer guten Verwaltungsraths-, Sektionschefs- oder Generaldirektorsſtelle!

Seit dem Winter 1846 hatte ich mich angelegentlich mit dem Plane eines Dramas „Hermann“ beſchäftigt. Ich fühlte mich früh von nationaler Begeiſterung durchglüht und huldigte einer edlen Auffaſſung des Deutſchthums. So drängte das Thema ſich mir auf. In einer trüben Stunde hatte ich eben darüber nachgedacht, wie ich einem Drama noch ſo gar nicht gewachſen ſei. Aber noch im Verlaufe derſelben Stunde war wie durch Eingebung der Plan des „Hermann“ in meinem Kopfe fertig, und ich hatte einen jener ſeligen Momente, in welchem Einem der eigene Werth nicht zweifelhaft iſt.

Bald ſtellten ſich jedoch ernſtliche Bedenken ein. Sehr richtig fühlte ich trotz meiner Jugend das Schwierige heraus, das dieſer Stoff für die moderne epiſche und dramatiſche Behandlung bietet, wenn man nicht auf hiſtoriſche Treue und Naturwahrheit verzichten will. „Meinem Steckenpferde, der Romantik und Sentimentalität“ — ſagte ich mir im Tagebuche vom 12. März 1847 — „muß ich gänzlich den Abſchied geben, ich muß ein kräftiges, ſchroffes Bild hinſtellen, wenn ich nicht lächerlich werden will. Das Stück muß in derber Proſa geſchrieben ſein. Aber trotz aller Schwierigkeiten, trotzdem daß ich einſehe, das Stück fordere eine Meiſterhand — kann ich mich nun und nimmer davon trennen. Die Darſtellung des römiſchen Lebens gewährt ja doch einigen Erſatz für all' die Reſignation, welche die Schilderung des rauhen Germanenlebens nöthig macht. Ich werde eine beginnende, urkräftige, kindliche Nation und eine ſinkende, weichliche, welche ſoeben auf dem verhängnißvollen Kulminationspunkte der Civiliſation und Macht ſteht, ſich ſchroff gegenübertreten und aneinander reiben laſſen. Ob ich aber durch Wahrheit der Zeichnung mir Anerkennung und Beifall erwerben werde? Das Herz thut mir weh, wenn ich oft in der Glut der Begeiſterung die herrlichſten, romantiſchen Situationen und Epiſoden für mein Stück erfinde — und muß ſie doch wieder verwerfen als zu modern. Gerade Romantik, Sentimentalität und Blüte der Diktion wären die Vorzüge, die ich in einer dramatiſchen Arbeit in hohem Maße zu entwickeln verſtände. Ich thue Verzicht darauf, denn in meiner Bruſt lebt und webt nun einmal das Ideal vom Freiheitskampfe der Germanen.

Ich hatte wirklich außerordentliche Furcht, daß mir das Publikum des Hofburgtheaters — natürlich des Hofburgtheaters! — meine in Bärenfelle und linnene Hoſen gekleideten Urgermanen auf der Bühne auslachen werde. Es tröſtete mich ein wenig, als ich las, daß die alten Germanen mit Flügeln verzierte Streithelme trugen. Nun, das konnte ſich ſchon auf der Bühne ſehen laſſen! Ich beſchloß, mich in die eingehendſten hiſtoriſchen Studien zu vertiefen. Anfangs April hatte ich den Plan ſchon „zum drittenmal von Grund aus geändert“.

„Heute iſt Idee in mein Drama gekommen,“ meldet das Tagebuch vom 11. April. „Es wird eine rechte Haupt- und Staatsaktion. Die Idee war's, der ich ſo lange nachgerennt.“ — Ein Beweis alſo, daß ich nicht davon ausging.

Ein paar Monate ſpäter wird geklagt: „Was ich durch Befürchtungen und Bedenken in Betreff meines Dramas leide, iſt nicht zu ſagen. Ich fühle mich dem Plane noch nicht ganz gewachſen und würde recht gerne noch einige Jahre lang bloſe Studien betreiben, ohne nach Oeffentlichkeit zu ſtreben, wenn ich ein Mittel wüßte, mich aus meiner proſaiſchen, armſeligen und freudeloſen Lage zu retten. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Gelingt der Plan, wird das Drama angenommen und löſe ich dafür eine erkleckliche Summe, ſo ziehe ich mich augenblicklich in eine freundliche Gegend, z. B. nach Tirol, zurück und lebe dort ein bis zwei Jahre ausſchließlich meiner geiſtigen und leiblichen Reſtauration. Dann erſt werde ich würdig ſein, als ein ganz neuer Menſch hervorzutreten und mir meine Stellung in der Welt zu ſichern.“

Unabläſſig war ich bemüht, mir den hiſtoriſchen und lokalen Hintergrund meines Stoffes deutlich zu machen, und mit demſelben das, was in mir gährte, was ich zum Ausdruck bringen wollte, ohne künſtleriſchen Mißklang und ohne Verletzung der Naturwahrheit zu vereinigen. Ich lernte viel bei dieſen

Bemühungen und Erwägungen, ſah mich dadurch in der Auffaſſung von Kunſtgeſetzen gefördert, aber zu einem gedeihlichen Abſchluſſe der Arbeit verhalfen ſie mir nicht.

Und ſo drängte ſich an die Stelle des Hermann-Planes im Laufe des folgenden Jahres allmählich ein anderer, den ich bald mit noch größerem Enthuſiasmus weiterſpann. Ich hatte vollkommen Recht, den Stoff fallen zu laſſen, deſſen hiſtoriſche Eigenthümlichkeit mir überall Feſſeln anlegte, und einen andern von freier Erfindung zu ergreifen, bei welchem ich mich dem Fluge der Phantaſie ohne jede Rückſicht überlaſſen konnte. Ich werde auf das neugewählte dramatiſche Thema in der Fortſetzung meiner Erinnerungen zurückzukommen haben. Aus dem mir vorliegenden merkwürdigen Entwurf dieſes Dramas, welches ſich „Aurora" betitelte, erſehe ich, daß auch die Geſtalt des Ahasver darein verflochten war, ein Beweis, daß dieſe Sagengeſtalt ſchon damals meine Phantaſie beſchäftigte.

Außer dem oben erwähnten Gedichte „Die Sterne", ſtammen von den ſpäter im „Sangesgruß von der Adria" und zum Theil auch in „Sinnen und Minnen" veröffentlichten Gedichten noch folgende aus jener frühen Zeit: „Die Lerchen", „Liebesgeſpielen" („Falter fliegt von Strauch zu Strauch"), „Nacht und Morgen", „Mein Herz iſt in der Ferne".

Die Zahl der Hefte, in welche ich meine lyriſchen Verſuche vereinigte, ſtieg von 1844 bis 1848 auf ein Dutzend.

Es kamen in dieſer meiner früheſten Lyrik auch ſehr trübe Stimmungen zum Ausdruck. Denn es fehlte an ſolchen trüben Stimmungen in dieſer ganzen Periode nicht, ſo wenig als an Gründen dazu in meinen äußeren Verhältniſſen. Zuweilen geberdete die Melancholie, die ihre ſchwarzen Schwingen über mich breitete, ſich ein bischen aberwitzig im Tagebuch; ſo, wenn ich einmal mein Krankheitsbulletin in den Ausſpruch zuſammenfaßte: „Es ſchmerzt mich blos derjenige Theil an mir, den man *ἄνθρωπος*, Menſch, zu nennen pflegt." Einmal wird der Entſchluß, die Heilkräfte des Gerſtenſaftes gegen Mißmuth und Sorge zu erproben, in Betracht gezogen, und gegen die Erſprießlichkeit einer ſolchen Kur werden die finanziellen Bedenken in die Wagſchale gelegt. Zuletzt fand ich es räthlich, ſtatt kleinerer, aber fortlaufender Spenden lieber einen etwas größeren Betrag, aber ein für allemal, an die Sache zu wenden, indem ich mich für die Anſchaffung des im Katalog eines Wiener Antiquars angekündigten Lorry'ſchen Buches „Ueber die Melancholie" entſchied. Aber meine Melancholie ſteigerte ſich noch, als der Antiquar, nachdem ich den erforderlichen Betrag mühſam zuſammengebracht, zwei dicke Bände in Lexikonformat aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor mich hinlegte! — Sei es nun infolge der Lektüre dieſes Buches oder aus ſonſt einem Grunde — genug die Melancholie gelangte bei mir zum vollen Ausbruche in einem Gedichte vom 9. November 1846, das ich „Selbſtmörder-Monolog" betitelte, und das wörtlich folgendermaßen lautete:

Grauſame Natur, nimm dein Kind zurück!
Mich Lebensmüden verlangt nach Ruh.
Ich ſuche den Jammer, das Mißgeſchick
Und eile der ſüßen Vernichtung zu.

Ob ich in die Welt, dieſes Jammerthal,
Ob ich in den eigenen Buſen ſeh,
Ich finde die Hölle allüberall,
Ich muß vergehen vor tiefem Weh.

Ich ſehe, wie hier ſich der Reiche bläht,
Hintänzelnd in Lüſten, ſich ſelbſt ſein Gott,
Wie dort unter hungernden Kindern vergeht
Der hungernde Arme in grauſer Noth;

Wie hirnloſe Schädel die Krone ſchmückt,
In keiner Bruſt mehr die Liebe glüht,
Der Menſch das Schwert auf den Menſchen zückt,
Der Bruder den Bruder zum Richtplatz zieht.

Ich ſehe, wie mir in der eignen Bruſt
Die Tugend im Kampf mit dem Laſter ringt,
Wie mich die Begierde nach Geld, Ruhm, Luſt
Mit Gewalt in die Feſſel der Sünde zwingt;

Wie, ewig im Schwanken, mein wirrer Geiſt
Hinan zur Quelle der Wahrheit ſtrebt,
Wie dann ſie ſich ihm ſo gigantiſch weiſt,
Daß vor ihrer Größe zurück er bebt. —

Nein, nein, dieſe Menſchheit, dies Erdenthal,
Dies irdiſche Leben gefällt mir nicht!
Mir lächelt die Freude zum erſtenmal,
Sobald mir die Feſſel des Lebens bricht.

Gedanken! Gedanken! — Dämmerte nie
Im menſchlichen Geiſt euer feindlich Licht,
Dann dünkte die Welt mir voll Harmonie,
Dann klopfte das Herz mir ſo bange nicht!

So brich denn, engende Feſſel, brich!
Ich ſtürze mich nieder vom Felsgeſtein;
Ich ſinke hinunter — ich freue mich —
Da unten wirds anders — wirds ruhig ſein.“

„Sehr dramatiſch!“ ſagte Bruckner lakoniſch und drehte in gewohnter Art würgend den Hals, als ich in ſein Dachſtübchen zu ihm eilte mit dem noch naſſen Manuſkript, und es ihm vorlas.

Man wird nach dieſer lyriſchen Probe nichts für gewiſſer halten, als daß ich ganz dem verfallen geweſen, was man damals Weltſchmerz nannte und jetzt Peſſimismus nennt. Und doch verhält es ſich nicht ſo. Ich kannte den tiefen Schmerz der Sehnſucht, welcher ſchwer erreichbare, vielleicht unerreichbare Güter anſtrebt, aber nicht die blaſirte, in ſich ſelbſt unſelige Geiſtes- und Herzensleere, für welche es anſtrebenswerthe Güter überhaupt nicht giebt. Ich glaubte an ſolche Güter, ich glaubte an eine Luſt des Daſeins neben dem Leid, ich glaubte ſogar an das, was ich etliche Jahre ſpäter in einem Epigramm als die „Wonne des Leids“ bezeichnete. Ich konnte mich hinreißen laſſen, wie im „Selbſtmörder-Monolog“, das Elend der Welt, insbeſondere das moraliſche, hervorzuheben; aber eine dauernd trübe Weltanſicht vertrug ſich nicht mit der Lebens- und Liebesſehnſucht und mit der ſchönheitsſeligen Grundſtimmung meines Weſens. Und als ich nun ſah, daß weltſchmerzelnde Stimmungen, die ich mir ſelbſt nur in vereinzelten Augenblicken verzieh, im Bunde mit der mir von Anfang an verhaßten Blaſirtheit, in der Poeſie immer mehr überhand nahmen, da empfand ich einen lebhaften Widerwillen gegen dieſe Richtung. Ja, ich beſchloß, dieſelben zu bekämpfen, im Verein mit meinem Freunde, an den ich in dieſem Sinne im Februar 1847 das folgende Sonett richtete:

„Dir, Geiſtreichs Hölty, dem des wahren Schönen
Lebendig Ideal im Buſen glüht,
Dir ſoll mein wahres, tiefempfund'nes Lied
Als meiner Freundſchaft redend Denkmal tönen.

Fern biſt Du Denen, die die Vorzeit höhnen,
Worin der Künſte ſchönſter Flor geblüht!
Dem Wahnbild, das in ſeine Kreiſe zieht
Der Jetztzeit Geiſter, wirſt Du niemals fröhnen.

Gieb Wort und Handſchlag! wir ſind ewig Brüder!
Wir holen her die Zeit der keuſchen Lieder!
Vom deutſchen Pindus ſcheuchen wir die Nattern.

Verſtummen ſoll weltſchmerzelndes Geächze,
Und tolles melancholiſches Gekrächze:
Die Eulenbrut mag fort zur Hölle flattern!“ —

Ich hatte ſeit meiner Ueberſiedelung nach Wien mich mit Heißhunger auf die Lektüre geworfen. Las ich zunächſt alles, was mir vorkam, ſo war es natürlich, daß, als ich einige Literaturkenntniß erworben hatte, die Neugier mich bald zu den Großen und Größten trieb: zu Homer, Virgil, Shakeſpeare, Goethe, Schiller u. ſ. f. Shakeſpeare las ich in dieſen und den ſpäteren Jugendjahren unzählige Male durch. Zu Goethes Fauſt, Iphigenie, Pandora und den lyriſchen Gedichten kehrte ich immer und immer wieder zurück. Daß Schiller den

Jüngling begeiſterte, bedarf kaum der Erwähnung; aber einen beſonderen Einfluß hatten auf mich ſeine kleinen philoſophiſchen Schriften, obgleich ich, einer Stelle des Tagebuchs zufolge, nur meine eigenen Ideen darin zu finden glaubte.

Jean Paul lernte ich ebenfalls früh kennen und lieben. Einen außerordentlichen Eindruck machte mir Grabbe. Seine Werke verſchlang ich. Den „Hannibal“ las ich auf einem Sitze zweimal durch.

Zu den tiefſten Wirkungen, welche auf mich geſchahen, rechne ich auch die Werke E. T. A. Hoffmann's. Wie man von tollem, unſinnig phantaſtiſchem Spuk in Hoffmann's Märchen reden konnte, von „Aberwitz“, habe ich nie begriffen. Mir war und iſt bei ihm alles klar, durchſichtig und ſinnvoll. Seine Verquickung des Phantaſtiſchen mit philiſterhafter Wirklichkeit verblüffte anfangs den Knaben, bald aber erſchloß ſich mir der tiefere Sinn eben dieſer Verquickung. Ueberhaupt hat das Phantaſtiſche und Romantiſche, wenigſtens in den ſpäteren Jugendjahren, immer am lebhafteſten auf mich gewirkt, wenn es mit dem Realiſtiſchen verſchwiſtert war, ohne Zweifel, weil ein realiſtiſcher Zug neben dem phantaſtiſchen auch in mir vorhanden war. Grundſätzlich kann man dieſe Vereinigung nicht verwerfen, da ſie ſich bei Ariſtophanes und Shakeſpeare zu Meiſterwerken geſtaltet hat.

Und doch hat ein anderer deutſcher Romantiker dieſer Verquickung nicht bedurft, um mich mit dem wunderbarſten Zaubernetz zu umſpinnen: Novalis! Die Wirkung der „Hymnen an die Nacht“, des „Heinrich von Ofterdingen“, der „Aphorismen“ auf mein Gemüth zu ſchildern, wäre unmöglich. Novalis’ Werke bildeten lange Zeit mein romantiſches Brevier. Wie aber überall mich etwas unbewußt, inſtinktmäßig, nach dem ergänzenden Gegenſatz hinzog, ſo geſellte meinem romantiſchen Brevier ſich bald ein klaſſiſches in Hölderlin. Ich bedaure es nicht, durch dieſe Schule gegangen zu ſein.

Darüber wird die Jugend unſeres Jahrzehnts überlegen lächeln. Was iſt uns Novalis? was Hölderlin? Man weiß gar nicht mehr, oder glaubt es aus ledernen Literaturgeſchichten zu wiſſen, was dieſe Namen bedeuten. Wir haben Scheffel und Baumbach. Aber Scheffel und Baumbach, ſo köſtliche Poeten ſie ſind, erſchöpfen nicht alles, was die Menſchenbruſt bewegt. Es wird immer auch wieder andere Poeten geben müſſen.

Leopold Schefer beſtärkte als Prediger edlen Menſchenthums und der ſchönſten Lebensfreudigkeit mich in Ueberzeugungen, die halbunbewußt in mir lebendig waren, ſeit ich überhaupt dachte und fühlte.

Warme Sympathie und Verehrung fühlte ich für Feuchtersleben, der in ſeinen Proſaſchriften, namentlich in den „Beiträgen zur Kunſt- und Lebenstheorie“ feinſinnige Anregungen gab, die für Geiſt und Herz ungemein bildend zu wirken vermochten. Durch ihn wurde ich aufmerkſam gemacht auf den öſterreichiſchen Lyriker Johann Mayrhofer, den Freund Schubert’s, von welchem zwei lyriſche Sammlungen (Wien, bei Volke 1824 und Wien, Klang, 1843) erſchienen und leider faſt verſchollen ſind. Dieſe Lieder Mayrhofer's waren, wie Feuchtersleben ſelbſt, dem Geiſte und Sinne nach aus der Goethe'ſchen Schule hervorgegangen. Mir gehörten ſie bald zu dem Liebſten, Vertrauteſten, was in deutſcher Sprache geſungen worden.

Von anderen deutſchen Lyrikern der Neuzeit kam durch Zufall Freiligrath mir am früheſten zu Geſicht. Ich konnte nicht müde werden ihn zu leſen. Da war nichts Mattes, nichts Unbedeutendes im ganzen Buche; jede Strophe entzückte mich.

Ich habe aus der großen, bunten Maſſe deſſen, was ich in jener Epoche las, nur das erwähnt, was mir zur dauernden Lieblingslektüre geworden war, weil es meinem urſprünglichen Denken und Fühlen am meiſten verwandt und ſympathiſch war. Wie kommt man dazu, unter tauſend Büchern gerade das eine oder das andere beſonders tief auf ſich wirken zu laſſen? Gewiß nur infolge einer geiſtigen Sympathie, die vom Anfang an beſtand.

Unter den Philoſophen las ich zuerſt Spinoza. Von ihm wandte ich mich zu Fichte und ſchöpfte namentlich aus ſeinen populärer gehaltenen Schriften die erſte Aufklärung über die Punkte der Erkenntnißtheorie, auf die es zunächſt ankommt, und ohne deren Verſtändniß auch Kant und die geſammte deutſche Philoſophie, ja die Philoſophie überhaupt, ein Buch mit ſieben Siegeln bleibt.

Es iſt Zeit, von den literariſchen Dingen wieder auf anderes zurückzukommen und Rechenſchaft zu geben, was, indeß in meinem Kopfe ſo mancherlei ſich entwickelte, mittlerweile aus meinem Herzen geworden. Ich habe von einer frühen Neigung erzählt, die einen leidenſchaftlichen Charakter angenommen hatte. Es iſt ein eigen Ding um frühe Liebesneigungen. Wie die erſten Blumen des Frühlings ſchön, aber vergänglich ſind, ſo ſind auch die erſten Liebesblüten des Herzens zu zart, zu ſchön, zu ideal, um ſich bis in ſpätere, nüchterne und praktiſche Lebensepochen friſch zu erhalten. Das Schönſte, wonach wir in der Jugend ſtreben, iſt ja doch unerreichbar, ſchon deshalb, weil es im Grunde nur Symbol iſt für das überhaupt nicht Erreichliche. Man kann in dieſem Alter glühend lieben, und doch dabei das Gefühl haben, daß dieſe Liebe nicht einmal durch den Beſitz ihres Gegenſtandes völlig befriedigt werden würde. Dazu kommt, daß Wendepunkte der geiſtigen Entwicklung meiſt auch ſolche für das Triebleben des Herzens ſind. Selbſt äußerer Wechſel der Zuſtände und Verhältniſſe zieht gern auch beſtehende Neigungen und Gewöhnungen in ſeine Strömung mit hinein. Goethe ſchiebt in der Schilderung ſeines jugendlich-idylliſchen Verhältniſſes zu Friederike von Seſenheim ſo geſchickt eine breite Erzählung der Vorbereitungen zu ſeinem Doktorexamen dazwiſchen, daß der Leſer über dem Examen Friederiken vergißt und ſich hernach nicht ſonderlich wundert, daß es auch Goethe gethan hat. Wenn nun die Wandlungen innerer und äußerer Zuſtände oft auch das Herz nicht unberührt laſſen, wie natürlich iſt eine Beeinfluſſung des Empfindungslebens erſt in dem reißenden Wirbel der Entwicklung zwiſchen dem 15. und 18. Lebensjahre!

Ich vermag nach ſo langer Zeit nicht mehr zu entſcheiden, ob und in welchem Maße all' das eben Erwähnte auch auf die Geſchichte meiner verſchwiegenen Liebe und auf die allmähliche Dämpfung ihres leidenſchaftlichen Charakters Einfluß genommen hat. Ich glaube, daß es nicht der Fall geweſen iſt. Ich weiß nur, daß Regiswinda's blaſſes, ſtilles Madonnengeſicht immer ſtiller und blaſſer wurde, und daß ihre Augen, ihre Züge mir immer weniger zu ſagen ſchienen. Oder hatte ſich meine Fähigkeit verringert, aus dieſen Augen, dieſen Zügen herauszuleſen, was ich ſelbſt in ſie hineingelegt?

Regiswinda ſchien mir etwas kränklich und nicht heiteren Muthes zu ſein. Und ſo ſah ich ſie mit herzlichen, ſtummen Segenswünſchen für ihr Glück zuletzt einem wackeren jungen Manne die Hand reichen.

Ich ſuchte mich mit Idealen zu tröſten. Was war mir Regiswinda mehr geweſen als ein Ideal, ein Bild? Ich ließ mich alſo keine Zeit- und Raumferne mehr kümmern. Etwas mußte das Dichterherz doch haben. Ich entbrannte in ſchwärmeriſcher Leidenſchaft zuerſt für die Königin Chriſtine von Schweden, deren Bildniß mich bezauberte; ſpäterhin in das Bild einer württembergiſchen Hofſchauſpielerin, Namens Louiſe Rabenalt, welches ich in einer Kunſthandlung auf dem Kohlmarkte ausgeſtellt fand, und welches ich Tag für Tag betrachtete.

Neben dem Drama „Aurora“, für welches ich nach dem „Hermann“ mich immer mehr begeiſterte, beſchäftigte ich mich im Laufe des Jahres 1847 angelegentlich mit einem didaktiſchen Märchen „Atlantis“, in welchem ich, halb in Verſen, halb in Proſa, meine philoſophiſchen Anſchauungen niederlegen wollte. Vor allem ſollten darin die Ideen der Schönheit und der Liebe als die höchſten verkündet und gefeiert werden.

„Es wäre,“ ſagt das Tagebuch vom 22. Juli 1847, „eine eigenthümliche, ſchöne Idee, ſich ſelber von außen und von innen zum Kunſtwerke zu machen!

Es iſt Hauptgrundſatz meiner philoſophiſch-äſthetiſchen Anſicht, daß vollkommene, allſeitige Entfaltung ſeiner Weſenheit die Pflicht und der Zweck jedes Naturindividuums ſei, und eben dieſelbe macht die Schönheit. Man ſehe den Belvedere'ſchen Apollo; warum iſt er ſchön? weil er das Bild eines vollkommen und allſeitig, geiſtig und körperlich entwickelten Menſchen iſt. So fällt Ethik und Aeſthetik zuſammen.“ — „Die Idee des Schönheitsprinzipes, — in meinem Sinne“ — heißt es am 21. November desſelben Jahres, „giebt allen meinen äſthetiſchen, ſpekulativen und lebens-philoſophiſchen Beſtrebungen, die bisher, ein Centrum ſuchend, ins Endloſe ſchweiften, einen gemeinſchaftlichen, ſicheren Mittel- und Anhaltspunkt.“

Es hat ſich unter meinen Papieren ein Heft von philoſophiſchen Aphorismen und Aufſätzen aus den Jahren 1847—1848 erhalten, welche, im Verein mit den Bruchſtücken des Märchens „Atlantis“, einen Einblick gewähren in dieſe Art meines früheſten philoſophiſchen Gedankenlebens.

Mitten unter ſolchen Studien und Arbeiten erging ich mich in ſchwärmeriſch-hoffnungsvollen Ausblicken und Zukunftsplänen, von welchen ich oben ſchon eine kleine Probe gab, deren volle jugendliche Naivetät aber nur durch ein paar weitere wörtliche Entlehnungen aus dem Tagebuche ſich kennzeichnen läßt.

Am 21. Juli 1847, zu welcher Zeit ich mich noch mit dem Plane des „Hermann“ trug, nimmt die jugendliche Dichterphantaſie ihren Flug wie folgt: „Ich habe mich ſchon ſo ſehr vertieft in die Gedanken an die Wonne des ganz den Natur-, Selbſt-, Lebens- und Bücherſtudien geweihten Aufenthaltes im Neckarthale, daß ich ſie ganze halbe Tage nicht los werde. Bis Dezember gedenke ich den „Hermann“ Jove favente zur Aufführung zu bringen, bis zu Ende des Jahres 1848, des letzten meiner Studienjahre, kann ich durch die Tantième ein Sümmchen zuſammenbringen; im September 1848 mache ich mich auf den Weg nach Deutſchland.

Ich möchte gern mein Vaterland ſehen!

Im Winter will ich in Stuttgart, welche Stadt ich mir zum Aſyl erleſen, eintreffen, eine Wohnung beziehen, eine kleine Bibliothek anſchaffen, das Theater fleißig beſuchen und mich im ſtillen vorbereiten auf meine — Zukunft

Vor ein paar Tagen ſah ich das Bild der Hofſchauſpielerin Louiſe Rabenalt in Stuttgart — eine wunderſame, holde, ſüße Erſcheinung, ein Antlitz, widerſtrahlend von Himmelsſchöne, von Anmuth und Unſchuld. Mir flammte das Herz, mich drängte es fort, und in ein Sonett, dieſe geliebte Form, wollte ich den Glutſtrom meiner Gefühle gießen — doch nicht in eine Form ließ das Gigantiſche ſich zwingen. Aber zum erſtenmal durchbebte mich mit der Allgewalt der Sehnſucht ein Gedanke, flammend, alle Glut der Seele in ſich vereinigend:

„In die Ferne!!!“

Ja, in die Ferne! — Nicht in der Heimat grünt und blüht und duftet der Frühling, der die Himmelsblumen meiner Ideale ſich entfalten läßt. — — Nach Süden zieht die Lerche, mich zieht nordwärts mein Sehnen! Auf nach Norden — in die Ferne!“ —

Man ſieht, ich war mit der Idee vertraut gemacht, daß das Paradies nur in der Gegend von Stuttgart gelegen ſein könne! — Das hatteſt Du gethan mit Deinem Himmelsangeſicht, Lorelei des Neckars, in der Kunſthandlung auf dem Kohlmarkt ausgeſtellt geweſene Louiſe Rabenalt! —

„Selige Neckartage!“ wird am 18. des folgenden Monats weitergeſchwärmt. „Ich ſchwebe ſehr oft im Vorgefühle der Seligkeiten, die mich erwarten, ſobald ich mit dem „Hermann“ durchgedrungen, zwei Jahre blos mir und einem tieferen Eindringen in die Wiſſenſchaften lebe, mich von außen und innen von Himmelsblumen umduften laſſe und die Keime alles Guten, Wahren und Schönen in meiner Bruſt verſammle, zuletzt das Ganze, etwa in meinem 24. Lebensjahre, mit einer Reiſe nach dem Götterlande der Antiken (Winkelmann in der Taſche) würdig beſchließe, und dann erſt, reif, im Vaterlande hervortrete."

Dieſen Dichterträumen entriſſen mich die Ereigniſſe der Wiener Märzrevolution von 1848 und verſetzten mich plötzlich auf ein ganz anderes Gebiet.

IV. Mein Kriegsjahr im Dienſte der Freiheit.

Vor Jahren hat der Verfaſſer einer mich betreffenden biographiſchen Skizze ſich des Ausdrucks bedient, ich ſei in den Oktobertagen des Jahres 1848, während der Belagerung Wiens durch die — Oeſterreicher unter Windiſchgrätz „mitten unter den Kämpfenden“ geweſen. Viele Andere haben ſeither dies nacherzählt. Es iſt aber, aufrichtig geſagt, nicht ganz genau. Ich will mir von den Freiheitslorbeeren des großen Jahres nicht mehr anmaßen, als mir gebührt. Es fehlte mir, dem kaum achtzehnjährigen Jungen, dem grünen Dichterjüngling, nicht an Muth und idealer Begeiſterung, aber meiner praktiſchen Thätigkeit als Freiheitskämpfer geſchah einiger Abbruch dadurch, daß betreffs der Waffen, die ich als Mitglied der „akademiſchen Legion“ zur Vertheidigung der Freiheit trug, im Laufe der Zeit mir allerlei ſeltſames Mißgeſchick widerfahren war.

Zunächſt war mir, im Laufe des Sommers, meine Legionärsflinte auf der Univerſitätswache geſtohlen worden. Ich hatte das Gewehr, nachdem ich Nachts eine Stunde am Eingange der Univerſität Wache geſtanden, in eine Ecke gelehnt, hatte mich auf die Pritſche hingeſtreckt und war eingeſchlummert. Als ich erwachte, war das Gewehr verſchwunden und fand ſich niemals wieder. Ein Streiter, dem ſein Schießgewehr auf der Wache geſtohlen wird! Ich ſchämte mich, und der Hauptmann meiner Compagnie, der in jener Nacht die Univerſitätswache befehligte, ſchämte ſich ebenfalls, daß dergleichen unter ſeiner Herrſchaft vorgefallen war. Wir vertuſchten alſo nach ſtillſchweigender Uebereinkunft die Sache, und ich behalf mich weiterhin ohne eigenes Gewehr, indem ich, wenn die Reihe, Wache zu ſtehen, an mich kam, ein ſolches in aller Stille von irgend einem Waffengefährten entlehnte. Was meinen Säbel anlangt, ſo war auch dieſer, aber etwas ſpäter, in den erſten Oktobertagen, auf räthſelhafte Art abhanden gekommen. Es thut mir leid, aber ich muß es ſagen: auf meiner politiſch ſonſt unbeſcholtenen Mutter ruht der ſchwere Verdacht, nach der Ermordung des Grafen Latour durch den Wiener Pöbel meinen Legionsſäbel heimlich übers Knie abgebrochen und die Stücke desſelben über den Zaun in den dicht bebüſchten Garten des Nachbarhauſes geworfen zu haben. So ſtand ich für meine Perſon der Belagerungsarmee des Fürſten Windiſchgrätz wehrlos gegenüber und befand mich während der Belagerung zwar in der Reſidenz, aber nicht gerade „mitten unter den Kämpfenden“. Vorher jedoch, vom März bis Oktober, hatte ich ſo gut als

Einer meine Schuldigkeit gethan und war, wenn auch nicht in allen, doch in einigen großen Momenten „dabei“ geweſen mit Wehr und Waffen, Kalabreſer und Legionsrock und einem ſchwarzrothgoldnen Bande um die Bruſt.

Ich ſchreibe keine Geſchichte der Wiener Revolution von 1848; ich erzähle nur Einiges, was ich als Augen- und Ohrenzeuge miterlebte, und wie ich es erlebte, in treuer Wiedergabe der unmittelbaren perſönlichen Eindrücke, unbekümmert um das, was Andere erlebt, und unbekümmert, wie es zuſammenſtimme mit den Erinnerungen, welche Andere aus jener Zeit bewahrt, mit den Vorſtellungen, welche Andere aus Büchern im Laufe der Zeit ſich über Ereigniſſe gebildet haben, die nun ſchon ein halbes Menſchenalter hinter uns liegen.

Ich fehlte nicht unter den Studenten, welche auf der „Aula“ der Wiener Univerſität die Geſchichte der berühmten Märztage machen halfen. Einzuſetzen hatte ich dabei in meinem Alter freilich nichts als naiven Jugendmuth — und das war immerhin etwas in einer Zeit, wo die Entfernung zwiſchen tapferen Worten einerſeits, gefällten Bajonetten und ſchwirrenden Flintenkugeln andererſeits, nicht ſo groß war wie in unſeren Tagen des gefeſtigten, ſeiner Haut vollkommen ſicheren Liberalismus. Ich unterlaſſe es, Ereigniſſe zu erzählen, welche aus der Geſchichte bekannt ſind; nur eine kurze Schilderung derjenigen Scene, die mir unter dem, was am 13. März Nachmittags in der Aula vorging, den tiefſten und bleibendſten Eindruck gemacht hat, ſetze ich hierher. Bleich und verſtört war gegen vier Uhr Profeſſor Hye unter die verſammelten Studenten geſtürzt, mit der Nachricht, daß man die Univerſität räumen und von Militär beſetzen laſſen wolle. Neu Ankommende brachten von der Straße die Nachricht, daß man noch immer fortfahre, auf das Volk zu ſchießen. Die Aufregung wuchs dadurch ins Unbeſchreibliche. „Auf, zum Zeughauſe!“ ſcholl es; „wir wollen es ſtürmen und uns Waffen holen!“ — Profeſſor Hye rief, Amt und Weib und Kind wolle er aufs Spiel ſetzen und jedes Schickſal mit uns theilen, nur beſchwöre er uns, auf geſetzlichem Wege zu bleiben. Auf ſeinen Rath wurde eine neue Deputation unmittelbar an den Kaiſer geſendet. Schon den Tag zuvor, am 12., war dem Kaiſer ein Geſuch um Preßfreiheit, Nationalgarde u. ſ. w. überreicht worden. Die neue Deputation beſtand aus Hye ſelbſt, dem Rector magnificus Jenull und Profeſſor Endlicher. Sie nahm uns vor ihrem Weggange das Ehrenwort ab, ruhig zu bleiben, bis ſie zurückgekehrt ſein würde. Wir erwählten inzwiſchen aus unſerer Mitte einige Anführer und theilten uns in Rotten, entſchloſſen, die Univerſität zu vertheidigen. Stunden vergingen — die Deputation war noch immer nicht zurück. Es wurde die ganze Zeit über viel durcheinander geſchrien und gelärmt. — Gegen 7½ Uhr erſcholl plötzlich draußen vor dem Univerſitätsgebäude ein Getöſe von unbeſchreiblicher Art, dergleichen ich weder vorher noch nachher in meinem Leben je gehört. Wir eilten zu den Fenſtern und ſahen die ganze Gaſſe von einer dichtgedrängten Meutererſchar aus der Hefe des Volkes gefüllt. Alle dieſe Leute ſchrien aus vollem Halſe; es klang wie das Schlachtgeheul von Indianerhaufen. Ueberdies ſchlugen ſie Stangen, die ſie in den Händen trugen, wild aneinander, daß es krachte und knirſchte und donnerte, wie wenn der Orkan im Gebirg Stämme und Aeſte bricht. Dazwiſchen zerklirrten links und rechts die Fenſter in tauſend kleine Scherben, ich weiß nicht, ob von der fürchterlichen Erſchütterung der Luft, oder von den Stangen zertrümmert. Die geängſtigten Bewohner der Häuſer beeilten ſich, in die noch heil gebliebenen Fenſter Lichter zu ſtellen, als Zeichen ihrer „guten Geſinnung". Die Bande ſchrie zu uns hinauf, daß wir uns ihr anſchließen ſollten. Wir erwiderten, daß wir unſer Ehrenwort gegeben, die Rückkehr der an den Kaiſer geſandten Deputation zu erwarten. Noch eine Stunde gedächten wir auszuharren: dann erſt wollten wir einen weiteren Entſchluß faſſen.

Niemals werde ich dieſe Scene vergeſſen: zum erſtenmal ſah ich vor meinen Augen die grauſe Elementargewalt des „Volkes" entfeſſelt.

Spät, ſehr ſpät, als von den Harrenden ſo Mancher ſich ſtill hinweggeſchlichen, oder mit einem pathetiſchen Fluche von dannen gegangen, ja die Univerſität ſchon beträchtlich geleert war, kam die Deputation zurück. Ihre Nachrichten und Beſcheide klangen günſtig für die Sache der Freiheit, und die meiſten der Geduldigen, die noch auf der Aula ausgeharrt hatten, fanden ſich bereit, während der Nacht Patrouillendienſte zu leiſten im Intereſſe — der öffentlichen Sicherheit. Ich war nicht unter den Letzteren.

Den nächſten Tag herrſchte Jubel. Eine Verfaſſung war ja verſprochen, eine „Nationalgarde" bewilligt worden, und als Ergänzung derſelben ſogar eine „akademiſche Legion"! Die Nationalgarde beſchränkte ſich auf „Repräſentation" und den Schutz der öffentlichen Sicherheit; aber das blaue Legionsröckchen und der Kalabreſer ließen ſich mit Feuereifer den Schutz der Freiheit angelegen ſein und bewachten bis auf weiteres Tag und Nacht als feſte Burg derſelben die Univerſität.

Die Schneider der Reſidenz überboten die nächſten Wochen ſich durch Inſerate in Anträgen zu „fabelhaft" billiger Herſtellung von Röcken für Nationalgarde und akademiſche Legion. Sie waren in jenen aufgeregten Tagen ſonſt wenig beſchäftigt! So ſahen auch die unbemittelten Muſenſöhne ſich in der Lage, in den Reihen der akademiſchen Legion bald „vorſchriftsmäßig equipirt" einherzugehen. Die Flinten erhielten wir aus dem Zeughauſe. Dieſe roſtigen, durch ihr Alter ehrwürdigen Schußwaffen ſollen, nach der Ausſage Kundiger, die Eigenſchaft gehabt haben, daß ſie nicht losgegangen wären, wenn wir ernſtlichen Gebrauch davon hätten machen wollen. Daß dieſe Gewehre nicht losgingen, war indeſſen bei bewaffneten Kämpfern meines Alters vielleicht als ein Glück zu bezeichnen, denn ſonſt würden die geladenen Feuerwaffen jedenfalls eine Gefahr, weniger für den Feind als für die jugendlichen Träger ſelbſt, gebildet haben. Was war übrigens an den alten Flinten gelegen! Waren dafür doch die Herzen jugendlich und friſch und nicht eingeroſtet und gaben „Feuer", wo es nöthig war! Und dieſes Herzensfeuer trug weiter als das Gewehrfeuer, das wir niemals ernſtlich auf die Probe zu ſtellen brauchten, da man — wenigſtens in der guten Zeit vor dem Oktober — militäriſcherſeits auch unſere roſtigen, nicht losgehenden Flinten reſpektirte. Ich weiß, offen geſtanden, noch zur Stunde nicht ganz genau, wie man ein Gewehr ladet, und erinnere mich, bei Gott, nicht mehr, ob ich es nur ſeither wieder vergeſſen, oder ob ich es auch damals nicht gewußt. In gleichem Falle waren gewiß auch andere meiner jüngſten Kameraden; aber es iſt nicht die Ausrüſtung oder die Erfahrung, es iſt der Muth, der den echten Helden macht.

Ueber die vollzogene Erwerbung eines Säbels giebt folgende wörtliche Notiz meines Tagebuches bedeutſamen Aufſchluß:

„Heute habe ich mir einen Säbel gekauft um 3 fl. 30 kr. Conv.-Münze. Als Deviſe will ich mir folgenden Spruch darauf eingraviren laſſen, den ich ſehr frei nach Hippokrates bearbeitet habe:

„Quod verbum non sanat, ferrum sanat:
Quod ferrum non sanat, amor sanat.“

Ach, ich beſaß auch Muth, aber nur dem Feinde gegenüber; im Kreiſe meiner Kameraden war ich ein recht ſchüchternes Kerlchen! Ich hatte ein Recht auf

Schüchternheit: ich hatte ſie aus dem Kloſter mitgebracht, in welchem ich als Sängerknabe meine Knabenzeit verlebt, und ich hatte in meinen bisherigen Verhältniſſen, ſelbſt inmitten der großen Hauptſtadt, noch keine Gelegenheit gefunden, mich ihrer zu entledigen. Wenn ich, als neugebackener, friſchuniformirter Legionär umhergehend, einem älteren, bärtigen Kameraden mit größerem Schleppſäbel und gewaltigerem Kalabreſer, als der meinige war, begegnete, und dieſer mir kollegial zunickte oder einen vertraulichen Gruß zuwarf, ſo erröthete ich wie ein Mädchen und dankte mit verſchämtem Gegengruß. So blieb ich in der Menge eigentlich ein Fremder und beſchränkte den täglichen vertrauten Umgang, wie bisher, auf meinen Freund Bruckner.

Mit der Schüchternheit nach außen verband ſich übrigens eine um ſo größere Selbſtändigkeit nach innen, und die Fähigkeit, trotz der eigenen Jugendlichkeit und Unreife die Dinge um mich her zu beobachten und ſie mir nach freiem Urtheil zurechtzulegen.

Auf dem Glacis wurde in Zügen, Kompagnien und Corps fleißig exerzirt, auf der Univerſität fleißig Wache geſtanden. Die Verfaſſung war verſprochen; aber Jedermann empfand das Ungewiſſe der Zuſtände, und ſo blieb man einer rathlos ſchwankenden Regierung gegenüber unter den Waffen.

„Die Univerſität,“ ſchrieb ich am 12. und 24. April ins Tagebuch, wird bis zum Himmel erhoben. Selbſt Bauern, Gewerbsleute u. dgl. fragen ſich bei den

Studenten um Rath an. Die Aula iſt der Schauplatz lebhafter Debatten, und daran ſind nicht blos die Studenten, ſondern auch die Gutgeſinnten der Nationalgarde, der Bürger, ja, ſogar des Militärs betheiligt. Die getreueſten Anhänger der Univerſität aber ſind die Arbeiter, welche in ihr die Vorkämpferin für die langunterdrückten Rechte der Armen verehren. Sie würden auf den erſten Wink bereit ſein, für die akademiſche Legion ihr Blut zu vergießen; und es ſind thatſächlich nur die Studenten, welche durch ihre Autorität das Volk von Exceſſen gegen die Reichen zurückhalten. Die Kollegien ſind faſt leer; man hat im Univerſitätsgebäude eine Legions-Wachtſtube eingerichtet und mit „Pritſchen“ verſehen. Tag und Nacht hat ein „Zug“ (24 Mann, geführt von einem Lieutenant) die Wache, und jeden Eingang bewachen zwei Mann, die Niemanden einlaſſen, der nicht die Einreihungskarte in die akademiſche Legion vorzuweiſen imſtande iſt. Ferner iſt von jedem Fakultäts-Corps ein Zug als Reſerve da, um im Nothfall zu ſchneller Ausrüſtung und Dienſtleiſtung bereit zu ſein.“

Noch ſo manches Mal wiege ich mich im Nachgefühl dieſer vor ſo vielen Jahren auf der Wachtſtube der Univerſität „dienſtlich“ zugebrachten Nächte! Wenn man ſehr jung und dabei eben ſehr müde, ſehr ſchläfrig iſt, ſo gewährt es auch ſchon ein Wonnegefühl, ſich auf der harten, hölzernen, mit Stroh belegten „Pritſche“ einer Wachtſtube zu kurzer Ruhe hinzuſtrecken. Für einen jugendlichen Poeten nun gar lag darin ein ſeltſames Stück „Romantik“: halbwach, mit halbgeſchloſſenen

Augen in ſtiller Träumerei ſo da zu liegen — ringsum Geklirr von aufgenommenen oder zur Seite geſtellten Waffen — das Crescendo und Decrescendo eines in rauhen Lauten geführten mehrſtimmigen Wortwechſels, der aus einer Cigarrendampfwolke bärbeißig herausklang, während der ſich verziehende Dampf jugendliche, flaumbärtige Geſichter entſchleierte — dann, als Gegenſatz zu der rauhen, martialiſchen Scenerie, bei ganz geſchloſſenen Augen irgend ein holdes Bild — ein Mädchenbild — in die rauhe Wirklichkeit die zarteſte Träumerei ſich miſchend — manchmal auch ein Sinnen und Brüten über irgendwelchen poetiſchen Plan — das ſtille Sichausgeſtalten eines lyriſchen Gedichts — — war es gar ſo ſehr zu verwundern, daß mir während einer dieſer Träumereien auf der Pritſche das abſeits, wie ein vergeſſener Regenſchirm im Winkel ſtehende Gewehr geſtohlen werden konnte?

Gewiß, es lag Romantik in alledem; und ſie gewann nur dabei, wenn die Legionswache in der Nacht plötzlich alarmirt wurde — wenn man unter das Gewehr treten und ins unheimliche Dunkel hinausmarſchiren mußte, patrouillirend, einer drohenden Gefahr entgegenſehend; ſei es, daß man — in der Regel war's natürlich blinder Lärm — eine nächtliche Ueberrumpelung von Seite der „Reaktion“ befürchtete, oder daß man von ängſtlichen Pfahlbürgern gegen mögliche Arbeiterexceſſe in der Vorſtadt zu Hülfe gerufen wurde.

Schön war es dann auch, wenn am frühen Morgen der wachhabende Zug abgelöſt wurde, und wir truppweiſe, noch plaudernd, einen Spaziergang über die Baſtei machten, bevor wir uns einzeln nach Hauſe begaben. Einen eigenen Reiz gewährte es, im Grauen des Tages, vom friſchen Hauch des Morgens angeweht, ſo hinzuſchlendern, und von der hohen Baſtei über das noch ruhig ſchlummernde Häuſermeer die Blicke hinſchweifen zu laſſen. Mit dem ganzen Idealismus und der ganzen Sorgloſigkeit der Jugend gab man ſich dieſer Romantik eines akademiſchen Landsknechtlebens hin. Für die Freiheit Wache zu ſtehen, war jetzt wichtiger, als bei den Büchern zu ſitzen, und ſelten wohl iſt eine kleinere Pflicht der größeren bereitwilliger geopfert worden, als in dieſem Falle.

So warm ich der ganzen Bewegung mit anhing, ſo lebendig in mir ſelbſt das ganze Pathos des uns Alle beſeelenden Gedankens war, konnte ich mich doch auch dem Humor nicht verſchließen, der in ſo manchem kleinen Vorkommniß auf der Aula lag. Eine Scene z. B. aus der erſten Zeit der Bildung unſerer Legion iſt mir in dieſem Sinne noch erinnerlich.

Wie jede Fakultät als „Corps" der Legion ſich ihren Kommandanten wählte, ſo hatten wir Philoſophen unſere Stimme auf einen gewiſſen Goldſchmidt, oder Gutſchmid, oder dergleichen — ich erinnere mich des Namens nicht mehr genau — vereinigt. Der neugewählte Corpskommandant machte uns einen gewaltigen Eindruck dadurch, daß er den erſten Tag nach ſeiner Wahl auf einem ſtattlichen Schimmel vor die Univerſität geritten kam. Wir waren nicht wenig ſtolz auf einen Kommandanten, der auf einem glänzenden Schimmel vor unſerer Front einherreiten konnte. Nun ereignete ſich aber das Befremdliche und Unangenehme, daß eben dieſer Schimmel des Corpskommandanten mitſammt dem Corpskommandanten ſelbſt nur dies eine und einzige Mal vor der Univerſität erſchien.

Eine Zeitlang harrte man ſeiner in Geduld, endlich aber ſah das Philoſophen-Corps ſich bemüſſigt, eine Verſammlung ſeiner Mitglieder einzuberufen, in welcher die Abſetzung des Corpskommandanten Gutſchmid oder Goldſchmidt — ſagen wir Gutſchmid — und die Wahl eines neuen beantragt wurde. Mit ſcharfen Worten erging ſich ein Redner gegen Gutſchmid, der die in ihn — und ſeinen Schimmel! — geſetzten Erwartungen ſo ſchmählich zu Schanden gemacht hatte. Da erhob ſich ein Lieutenant oder Hauptmann des Corps — Herzfeld, glaube ich, hieß er — und hielt, die Hand aufs Herz gelegt, eine warme Vertheidigungsrede für den Angegriffenen. „Meine Herren!“ ſagte er, „ich bin Gutſchmid's Freund; ich kenne Gutſchmid, wie ihn kein Anderer kennt! Und ich ſage Ihnen, Gutſchmid hat ein edles Gemüth!“ Weiter wußte er zur Vertheidigung Gutſchmid's und ſeiner Handlungsweiſe nichts vorzubringen. Neue Redner traten hervor, welche geltend machten, daß man die löblichen Eigenſchaften Gutſchmid's nicht in Zweifel ziehe, daß man aber von ihm verlangen müſſe, er möge entweder an der Univerſität erſcheinen und ſeine Pflicht als Corpskommandant thun, oder wenigſtens ſein Verſäumniß genügend entſchuldigen. Aber immer wieder trat Herzfeld hervor, und immer wieder ſchlug er mit den warmen, nachdrucksvollen Worten: „Gutſchmid hat ein edles

Gemüth, meine Herren! Gutſchmid wird wiederkommen! Denn ich kenne ihn und ſein edles Gemüth, meine Herren!“ alle Vorwürfe nieder. Ich erinnere mich nicht mehr, mit welchem Ergebniß die bewegte Verſammlung für diesmal ſchließlich auseinanderging. Ich weiß nur, daß Gutſchmid, ſein edles Gemüth und ſein Schimmel für uns verloren waren und blieben. Roß und Reiter ſah man niemals wieder.“

Die akademiſche Legion hatte bekanntlich auch ihren „Feldkaplan“, den Religionsprofeſſor an der Univerſität, P. Anton Füſter: den „dicken Pfaffen im Legionsrock und Kalabreſer“, wie ihn ſeine Feinde nannten oder, wie ihn ſpäter, nachdem er Mitglied des Frankfurter Parlaments geworden, Wilhelm Jordan in „Demiurgos“ kennzeichnete:

„Der Linken dickſte Eckgewalt
Und radikale Speckgeſtalt,
Der Herr Expater Füſter.“

Ich weiß nicht, ob Füſter unverbrüchlich ans Evangelium glaubte und an die Unfehlbarkeit des Papſtes, aber an das Evangelium, das auf der Aula verkündigt wurde, glaubte er unbedingt, und die Unfehlbarkeit der akademiſchen Legion war für ihn ein Dogma, das er mit einer Art religiöſer Schwärmerei vertheidigte. Seiner Ueberzeugung nach hatten die Pfingſtflammen des heil. Geiſtes ſich über die Häupter der ſtudirenden Jugend ergoſſen, und man konnte nichts Beſſeres thun, als in Andacht den Stimmen des Geiſtes lauſchen, der aus dieſer göttlich beſeelten Jugend ſprach. Er für ſeine Perſon wollte nichts ſein als der „Feldpater" der Legion. Als Gewiſſensrath oder Sittenprediger aufzutreten, erlaubte er ſich nur in einzelnen wenigen Fällen: etwa, wenn das jugendliche Kriegsvolk auf der Aula ein verirrtes, barfüßiges Mägdlein aus der Vorſtadt in ſeine Kreiſe zog und es nach Landsknechtbrauch ſchäkernd veranlaßte, auf der Wachtſtube einige Flaſchen leeren zu helfen, welche den Wächtern der Freiheit von „Gutgeſinnten" geſpendet worden waren. Aber auch in ſolchen Fällen ließ Pater Füſter den religiös-moraliſchen Standpunkt beiſeite und beſchränkte ſich auf den diätetiſch-prophylaktiſchen.

Dann und wann tauchte auf der Univerſität das zierliche Figürchen Ludwig Eckardt's auf, der in den Tagebüchern meiner Studentenzeit eine ziemlich große Rolle ſpielt. Im beſten Mannesalter vom Tode hinweggerafft, iſt Eckardt den Jüngeren nur mehr als geiſtreicher Wandervorleſer erinnerlich. In den vierziger Jahren war er als frühreifes, verheißungsvolles Genie am Wiener Literatur Horizont erſchienen. Die Zuverſicht, mit welcher er in die Bahn trat, der fanatiſche Neuerungseifer, den er in literariſch äſthetiſchen Dingen entwickelte, waren geeignet, naive Knabengemüther, wie das meinige, zu verblüffen und auf unerhörte Dinge vorzubereiten. So kam es, daß ich jener Stürmer- und Drängerlaufbahn mit Spannung und Theilnahme folgte. Von maßloſem Ehrgeiz und himmelſtürmenden Tendenzen beſeelt, war Eckardt als Achtzehnjähriger mit einem Drama: „Thron und Hütte" und mit „Verwehten Blättern eines jungen Dramaturgen" hervorgetreten, welche eine neue Epoche der deutſchen Literatur einleiten ſollten. Dann gab er lyriſche Monatshefte, das „Oeſterreichiſche Odeon", heraus. Im Joſefſtädter Theater wurde 1847 ein Schauſpiel: „Die Kinder der Heide" von ihm aufgeführt, das durchfiel. Ein paar Tage darauf kündigte der Theaterzettel dasſelbe Stück noch einmal an, mit dem Beiſatze: „Der Dichter wird die Heldenrolle des Stückes perſönlich übernehmen." Das Publikum lachte und ſtrömte ins Theater, um ſich den Spaß mitanzuſehen. Auch mich trieb die Neugierde dahin. Da war es nun in der That ein Spaß, zu ſehen, wie der junge Poet von ſchmächtigem, knabenhaftem Anſehen als ungariſcher Räuberhauptmann vor die Lampen trat. Aber er erzwang ſich den Reſpekt des Publikums, das gekommen war, ihn auszulachen, durch einen ſtellenweiſe wirklich glänzenden Vortrag, und zuletzt krönte lauter Beifall ſein tollkühnes Wagniß. Nichtsdeſtoweniger wurde noch bei manchen Stellen des Stückes, während der Dichter und Held nicht auf der Bühne ſtand, gelacht. Das verdroß einen der Schauſpieler, bei deſſen Rede es geſchah, und er wendete ſich kurzweg ans Publikum mit den Worten: „Man rufe den Dichter, und lache ihn aus!" — „Abbitten! Abbitten!" johlte die erzürnte Galerie, ſtampfend und trommelnd. Da trat aus der Kuliſſe das Räuberhauptmännchen: „Mir zu Liebe verzeihen Sie ihm!" — Neuer Beifallslärm belohnte die Hochherzigkeit des ſiegestrunkenen Dichters. In dieſer Weiſe und mit ſolchen Zwiſchenſpielen ging die Wiederholung des Stückes zu Ende. Es war gewiß eine der merkwürdigſten Theatervorſtellungen, die je vorgekommen.

Die literariſche Revolution, welche Eckardt einleiten wollte, wurde durch die politiſche unterbrochen. Vielleicht war ihm das nicht eben angenehm, aber er fügte ſich in die Verhältniſſe und verpflanzte ſeinen radikalen Revolutionseifer auf das politiſche und religiöſe Gebiet. Es glückte ihm aber auf dieſem ſo wenig wie auf dem literariſchen, einen nachhaltigen perſönlichen Erfolg zu erringen. Man erzählte ſich ſpäterhin, er habe einmal die Proletarier aufgefordert, unter ſeiner Führung die Hofbibliothek anzuzünden. Unmöglich erſcheint es nicht, daß der ungeſtillte Ehrgeiz, der den jungen Mann verzehrte, zuletzt auf den Gedanken einer heroſtratiſchen That verfiel. Mit andern keimenden Lorbeeren ſchwemmte auch die ſeinigen der „Nachmärz“ hinweg, der ja ſelbſt größeren Namen gefährlich wurde. Ein „Völkerfrühling“, von welchem ſich alle Talente und Halbtalente immer ſo viel verſprechen, pflegt zunächſt mehr Ruhmesblüten zu zerſtören, als er hervorlockt. Für mich und meine Erinnerung ſteht die Figur des damaligen Ludwig Eckardt als eine bedeutſame Arabeske am Eingang der gährenden Revolutionsepoche in Oeſterreich.

Meine Tagebuchblätter aus dem Jahre 1848 ſind weit ſpärlicher, als mir nun lieb iſt. Man pflegt gerade dann am wenigſten ins Tagebuch zu ſchreiben, wenn die Ereigniſſe ſich drängen und der Stoff ſich häuft. Um ſo weniger will ich bei dieſer Gelegen heit verſäumen, von den ſparſamen Aufzeichnungen des Tagebuchs Gebrauch zu machen, und ſo mag aus dieſer Quelle die kurze Schilderung einer Scene hier eingeſchaltet ſein, deren Zeuge ich am 1. April auf der Aula war. Das Intereſſe derſelben liegt in den daran betheiligten, ſpäter zu Ruf und hohen Würden gelangten Perſönlichkeiten.

Es iſt eine jetzt vielleicht nur mehr Wenigen bekannte Thatſache, daß der damalige „Profeſſor Hye", ſpäter Juſtizminiſter Ritter v. Hye, dann Freiherr u. ſ. w., im denkwürdigen März des Jahre 1848 vierzehn Tage lang die populärſte und gefeiertſte Geſtalt der Wiener „Aula" geweſen, daß man ihn als den Führer der Studentenſchaft betrachten konnte, wobei er ſich das doppelſeitige Verdienſt erwarb, die Bewegung zu leiten und zugleich in Schranken zu halten.

Am 14. März patrouillirten wir Studenten, durch die Zugeſtändniſſe der Regierung vorläufig beruhigt, unter Hye's perſönlicher Führung in den Straßen der Stadt, um Pöbeltumulte zu verhüten. Noch war Hye die maßgebende Perſönlichkeit in unſeren Reihen. Seine Thätigkeit war unermüdlich, und unzweifelhaft lag es zunächſt in der Natur der Sache, wie im Intereſſe der Freiheit ſelbſt, wenn er durch Eifer für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung das Vertrauen der zagen, unſchlüſſigen Regierung zu gewinnen ſuchte.

Aber in ſolchen Zeiten iſt eine Volksthümlichkeit raſch abgenützt. Die des Profeſſors Hye dauerte nur bis zum 1. April. Das neue Preßgeſetz war erſchienen und wurde von allen Freigeſinnten mit Entrüſtung zurückgewieſen. Profeſſor Hye, der ſich in dem, zum Entwurfe des Preßgeſetzes gewählten Ausſchuſſe befunden hatte, erklärte, daß er Nachmittags vier Uhr in der Aula einen Vortrag über das neue Geſetz halten werde, um die Gemüther zu beſchwichtigen. Zahlreich verſammelten ſich die Studenten zur feſtgeſetzten Stunde, darunter auch einige andere Männer des Tages, die geſonnen waren, ſich als Redner vernehmen zu laſſen. Als ich den Saal betrat, richtete eben der in Wien anweſende Redakteur der „Grenzboten", J. Kuranda, an die Verſammelten einige Worte der Begrüßung, die mit Jubel aufgenommen wurden. Hye erſchien und begann das Preßgeſetz zu erörtern. Er führte aus, daß dasſelbe nach dem Muſter des Baden'ſchen Preßgeſetzes, des liberalſten aller Preßgeſetze, gemacht, ja, noch liberaler als dieſes ſei und ſeines Gleichen nirgends habe. Kuranda ergriff das Wort und bemerkte, daß in Baden eben jenes Preßgeſetzes halber neueſtens Volksaufſtände ſtattgehabt — man möge ſich alſo durch Lobeserhebungen desſelben nicht irre führen laſſen. Hye wollte entgegnen, wurde aber mehrmals durch unwillige Bewegungen in der Verſammlung unterbrochen. Zuletzt ſah er ſich veranlaßt, gänzlich abzubrechen und ſich von der Rednerbühne zurückzuziehen. An ſeine Stelle trat ein blonder, junger Mann — damals Privatdozent an der Univerſität, Dr. Karl Giskra. Der junge, blonde Mann hielt eine feurige, zündende Rede, ging dem neuen Preßgeſetz und ſeinen Urhebern ſchonungslos zu Leibe und beantragte die Einſetzung eines Komitees, das dem

Miniſter des Innern Vorſchläge zur Verbeſſerung des beſagten Geſetzes machen ſollte.

Jetzt ertönten mehrere Rufe: „Schuſelka! Schuſelka!“ und ein Mann mittlerer Größe, mit langem, röthlichem Schnur- und Knebelbarte, etwas bleichen Wangen und grauen, blitzenden Augen betrat die Rednerbühne. „Ominös,“ meinte er, ſei es, daß wir eben am 1. April mit dem neuen Preßgeſetz beſchenkt werden. Das ſo lange zurückgebliebene Oeſterreich müſſe jetzt allen Völkern vorangehen. Ein liberales Preßgeſetz ſei nicht genug; man brauche gar keines, und ſein Rath gehe dahin, das vorliegende ganz zu ignoriren. Nachdem Kuranda und der Juriſt Schneider noch Einiges zur Sache geſprochen, erhob ſich plötzlich Profeſſor Hye neuerdings, der inzwiſchen ſehr gedrückt dageſeſſen, und ſagte, nur zu ausführlich habe man die Gebrechen des Preßgeſetzes aufgedeckt; er ſei mit dieſem Tadel einverſtanden und habe früher blos den Sachbeſtand vom Standpunkte jenes Geſetzes aus unmaßgeblich darlegen wollen. Er werde nun handeln, ſtatt zu reden, und augenblicklich zum Miniſter gehen, um ihn zu den vorgeſchlagenen Aenderungen zu bewegen. —

So verſuchte der populäre Mann die Zügel, die ſeiner Hand zu entgleiten drohten, krampfhaft feſtzuhalten. Aber ſie entglitten ihm dennoch. Man lehnte ſein Anerbieten ab, indem man ihm von allen Seiten das Wort: „Komitee! Komitee!“ entgegenrief.

„Ich glaube es gern,“ ſagte Hye, „daß unter Ihnen ſich welche finden, die Ihre Sache beſſer vertreten, als ich; ſetzen Sie ſomit ein Komitee zuſammen, nur bitte ich, mich dabei aus dem Spiele zu laſſen!“

Man wählte Giskra, Fiſchhof, Schuſelka, Kuranda, Schneider, und wollte ehrenhalber auch Hye dabei haben, der aber die Ehre entſchieden ablehnte. Die Deputation begab ſich augenblicklich zum Miniſter Pillersdorf und kehrte bald mit dem Beſcheide zurück, der Miniſter ſelbſt ſei mit dem Preßgeſetze nicht völlig einverſtanden und werde beſtimmte Vorſchläge zur Verbeſſerung desſelben gern entgegennehmen. — Die bekannte Schwäche Pillersdorf's warf den Fluch des Lächerlichen auf das „liberalſte aller Preßgeſetze“, auf das „Preßgeſetz ohne Gleichen“. In welchem Lichte mußte der „unmaßgebliche“ Vertheidiger eines Geſetzes erſcheinen, das ſchließlich dem Miniſter, der es gegeben hatte, ſelber nicht gefiel? —

Hye's Rolle war von dieſem Tage an unter den Studenten völlig ausgeſpielt. Er verſchwand vom politiſchen Schauplatz und zog ſich auf den bureaukratiſchen zurück, auf welchem er, langſam zwar, aber noch früh genug, zu einem glänzenden Ziele gelangte.

Derſelbe 1. April, der den Stern Hye's auf der Univerſität untergehen ſah, begrüßte den Stern ſeines jungen, blonden Rivalen im glänzenden Aufgang. Giskra war und blieb ein deutſchgeſinnter Mann; aber ſein Name deutet auf ſlaviſche Abkunft, und in der That, wenn er auf der Rednerbühne der Aula blitzte und donnerte, ſo machte er mit ſeinem Blondhaar und ſeinen grau-blauen Augen, in deren Ausdruck ſich Fanatismus mit Schlauheit zu miſchen ſchien, immer den Eindruck eines wildentflammten Huſſiten. — Aber auch ihn ereilte das Verhängniß: auch er wurde ſpäter Miniſter, Freiherr, reich, und — unpopulär.

Ich weiß nicht, was zu jener Zeit die Profeſſoren der Univerſität machten, ob ſie Vorträge hielten oder nicht. Ich erinnere mich trotz aller Anſtrengung meiner Gedächtnißkräfte nicht, ob ich vom 15. März an noch das Innere eines Hörſaals der philoſophiſchen Fakultät ſah; ich erinnere mich auch nicht, ob ich jemals einen meiner philoſophiſchen Kollegen auf dem Wege in irgend einen Hörſaal traf. Es iſt möglich, daß dergleichen doch vorkam; aber alles hierauf Bezügliche iſt in meinem Gedächtniſſe rein ausgelöſcht. Ich denke, die Profeſſoren thaten an leidlich ruhigen Tagen zur beſtimmten Stunde manchmal einen Blick in ihren Hörſaal und gingen, wenn ſie denſelben leer fanden, ruhig wieder nach Hauſe. Gewiß iſt, daß von irgend einer Kontrole des Beſuchs, einem Zwange oder einer Rechenſchaftsablegung in dieſer Beziehung niemals die Rede war. Die Univerſität war eine große Wachtſtube, eine Art Hauptwache der Freiheit für die Reſidenz geworden, und weder die akademiſchen noch die politiſchen Behörden machten einen ernſtlichen Verſuch, an dieſer Sachlage etwas zu ändern. Erſt hatte es gegolten, die politiſchen Rechte und Freiheiten zu erringen, und als ſie errungen waren, glaubte man mit bewaffneter Hand ſie ſchützen zu müſſen. Wie in den oberen Kreiſen das Schreckbild der Anarchie, laſtete in den unteren das der „Reaktion“ auf den Gemüthern. Man verſah ſich von Seite der Regierung beſtändig eines Gewaltſtreichs. Auch befriedigten die bisherigen Zugeſtändniſſe nicht. Die endlich erſchienene *Verfaſſung* gab namentlich durch das Zweikammerſyſtem Anſtoß, das im Katechismus des Liberalismus von 1848 entſetzlich unpopulär war. Die Ariſtokraten ſollten eine beſondere Kammer für ſich haben? Nein, das konnte man nicht dulden. Am 15. Mai zogen Mitglieder der akademiſchen Legion und der Nationalgarde mit einer „Sturmpetition“ in die Hofburg und verlangten, neben einigen anderen Kleinigkeiten, das demokratiſche Einkammerſyſtem; auch ſollte der erſte Reichstag ein konſtituirender ſein. Die Regierung bewilligte auch das — aber zwei Tage ſpäter „flüchtete“ der Kaiſer nach Tirol, weil er „nicht mehr Herr ſeiner Entſchlüſſe ſei“. Die Kaiſerſtadt ohne Kaiſer! Das Herz von Altwien blutete. Dieſer Moment der Verblüffung ermunterte die zage „Reaktion“. Eines ſchönen Maimorgens fand man an allen Straßenecken einen Zettel angeſchlagen, der nichts Geringeres enthielt, als die *Aufhebung der akademiſchen Legion*. Gegen 8 Uhr waren etwa 300 von uns auf der Univerſität verſammelt. Wir berathſchlagten, was zu thun. Einige riethen — ſo erzählt mein Tagebuch — zu energiſchem Widerſtand, Andere wieſen auf die, durch die Flucht des Kaiſers zaghaft gewordene Geſinnung der Bevölkerung hin. Einer rief, ich weiß nicht, ob im Ernſt oder ironiſch: „Gehen wir, meine Herren! Liefern wir die Waffen ab, treten wir unſere Kalabreſer mit Füßen, und . . ." In dieſem Augenblick blitzte es von Bajonetten durch die hohen Fenſter und das Gitterthor der großen Halle herein. Ein Bataillon Soldaten ſtand draußen wie aus der Erde gewachſen. Nun fragte Niemand mehr, was zu thun ſei. Löwenmuthig trat das Häuflein den Soldaten entgegen mit dem lauten Geſchrei, daß dies ein rechtloſer Gewaltakt ſei und daß man von der Univerſität nicht weichen werde! Ein kritiſcher Augenblick! Nun konnte es Bajonettſtiche ſetzen und Flintenſchüſſe! Man konnte uns als bewaffnete Meuterer gefangen hinwegführen, man konnte uns auf die Feſtung ſchicken u. ſ. f. Aber das Militär zog auf unſere dreiſte Erklärung hin ſich vorläufig zurück. Offenbar wollte die „Reaktion" erſt ſehen, welche Geſinnung das Volk an den Tag legen, welche Haltung die Arbeiterbevölkerung der Vorſtädte annehmen würde. Um dies zu ſehen, brauchte ſie nicht lange zu warten. Die Arbeiter und Nationalgarden der Vorſtädte ſprengten die Thore der inneren Stadt, die man nach allen Seiten hin abgeſperrt hatte, und zogen den Studenten zu Hülfe, welche inzwiſchen angefangen hatten Barrikaden aufzuwerfen. Die Bänke der Hörſäle boten dazu ein gutes Material, neben Pflaſterſteinen, Fäſſern, Betten und Einrichtungsſtücken niederer Sorte, die man nahm, wo man ſie fand. Binnen kurzer Zeit war die innere Stadt mit etwa hundert Bollwerken verrammelt . . .

Am 26. Mai hatte man die akademiſche Legion aufgelöſt, am 27. ſtellte man ſie wieder her. — Ohne

Kampf zog die „Reaktion“ den vorgeſtreckten Fühler und ſich ſelbſt in ihren Schlupfwinkel zurück, beſchämt und überzeugt, daß es erſt noch viel ſchlimmer kommen müßte, bevor es beſſer werden könnte …

Der Sommer brachte das große Ereigniß der Wahl des Erzherzogs Johann zum deutſchen Reichsverweſer. Der Leſer weiß bereits aus früheren Mittheilungen über die poetiſchen Verſuche, Pläne und Entwürfe meiner Knabenzeit, welche Macht von Anbeginn der nationale Gedanke in mir hatte, die wahrhaft deutſche Geſinnung, die ich im „Schwanenlied der Romantik“ zu charakteriſiren verſuchte, und die im „Germanenzug“, im „Teut“, und mehr oder weniger in jedem meiner Werke zu ſo häufigem Ausdruck gelangte, wie in den Werken keines anderen lebenden deutſchen Dichters. Ein Umſtand, auf welchen die allerjüngſte Generation zu verweiſen vielleicht nicht überflüſſig iſt. Wir jungen Leute von 1848 waren überhaupt in dem Maße deutſch geſinnt, daß wir um den Preis, das deutſche Volk wirklich deutſch und geeinigt zu ſehen, in Gottes Namen die Magyaren Magyaren, die Polen Polen, die Czechen Czechen hätten ſein laſſen.

Die Erwählung des Erzherzogs Johann zum deutſchen Reichsverweſer erfüllte mich alſo mit einer Begeiſterung, welcher ich in Verſen und Proſa Luft zu machen verſuchte. Bäuerle's „Oeſterreichiſcher Courier“ (die vormärzliche „Theaterzeitung“) vom 7. Juni brachte aus meiner Feder ein Sonett an den Reichsverweſer, das ich hier wiedergebe, weil es in dem Helfert'ſchen

Sammelwerke über die Revolutionsliteratur von 1848 durch einen Druckfehler entſtellt worden iſt.

An Erzherzog Johann.

Der Lenz der Freiheit, dem mit Glutverlangen
Die Herzen Aller längſt entgegenglühten,
Er kam, uns alles Wehe zu vergüten,
Sein Zephyr fächelt, ſeine Blüten prangen!

Doch in den Lenzesjubel miſcht ſich Bangen,
Denn ach, verwahrloſt ſtehn die jungen Blüten,
Es fehlt der Gärtner, ſorgſam ſie zu hüten,
Und Wetterwolken ſehn wir drüber hangen.

Heil uns, Du kommſt, Dich unſerm Glück zu weihen!
O ſei die Sonne Du, in deren Glühn
Die Blumen blühn, die Wolken ſich zerſtreun!

Und als die ſchönſte Blume laß im Flore
Des Gartens unſrer jungen Freiheit blühn
Die Farbenpracht der deutſchen Trikolore!

Ueber dasſelbe Thema war es mir vergönnt ein paar Proſaworte in Terzky's „Wiener Gaſſenzeitung" zu ſagen. Wie in der Literatur der Völker die Poeſie der Proſa vorauszugehen pflegt, ſo beginnt auch der Einzelne in der Regel mit Verſuchen in gebundener Rede und drückt als grüner Junge ſich erträglicher in Verſen als in Proſa aus. Als Dichter gehörte ich nun ſchon mit zwei gedruckten Verſuchen der Oeffentlichkeit an; als Proſaiker war ich ein Neuling und wagte mich deshalb nicht ohne eine gewiſſe Beklommenheit mit meinem „Worte über den Erzherzog Johann" ins Redaktionsbureau der „Gaſſenzeitung". Es gab auch eine „Straßenzeitung“, welche Dr. Netoliczka redigirte. Die „Gaſſenzeitung“ redigirte aber Herr Terzky, eine Art commis voyageur der Revolution, welcher eben aus der Schweiz gekommen war. Vermuthlich dankte ich es nur meinem blauen Legionsrocke, daß Herr Terzky das ihm perſönlich dargebotene Artikelchen ſofort annahm. Das machte mich kühn und ich fragte, ob ich nicht auch ein kleines Honorar dafür beanſpruchen durfte? Herr Terzky ließ einen gutmüthigen Seitenblick über meine Perſon gleiten, wie um zu ſehen, ob und in welchem Maße ich ſein Honorar wohl brauchen könnte. Dann zog er die Lade des Schreibtiſches, an dem er ſaß, heraus, in welcher eine mittelgroße Schüſſel, gefüllt mit Silberzwanzigern damaliger Währung ſtand, und griff mit ſeiner fleiſchig dicken Hand vier dieſer Silberſtücke für mich heraus. Gott lohn' es ihm, es war das erſte, und wenn nicht das größte, doch glänzendſte Honorar meines Lebens. Meine Zukunft ſchien mir von da an geändert. Aber Herr Terzky trübte meine Autorfreude, dies Honorar verdient zu haben, dadurch, daß er mein Artikelchen beim Abdruck bis tief unter den Werth von vier Zwanzigern zuſammenſtrich.

Etwas mehr Bedeutung kann die Herzensergießung beanſpruchen, welche Bäuerle's „Oeſterreichiſcher Courier“ am 21. Juli von mir der Oeffentlichkeit überlieferte. Dieſer Artikel, betitelt „Die Aufgabe des Reichstags“, enthält ein vollſtändiges Programm, aus welchem zu erſehen, wie ich mir im Alter von 18 Jahren die Weltverbeſſerung nach allen Seiten hin vorſtellte. Es iſt manchmal nicht überflüſſig, nachzuweiſen, bis in welche Lebensepoche die Denkweiſe und Stellungnahme eines Autors zurückreicht. Und ſo wird es dem biographiſchen Zwecke dieſer Mittheilungen entſprechen, wenn ich den Aufſatz, als mein früheſtes politiſches Glaubensbekenntniß, ſeinem ganzen Umfange nach wörtlich hier einſchalte.

Er lautete wie folgt:

„Die Aufgabe des Reichstags.

Wir ſtehen an der Schwelle einer neuen Aera, die uns ganz neue, auf Vernunftprinzipe, nicht auf Knechtſchaft, Aberglauben und rohe Gewalt gebaute Verhältniſſe bringen wird.

Die höchſten und heiligſten Ideen, die vor kurzem noch verpönt waren, oder allzu abſtrakt und unpraktiſch erſchienen, dürfen ſich frei ans Licht hervorwagen und auf Anklang in den durch die Freiheit gehobenen und geläuterten Gemüthern rechnen. Ja, ſie müſſen populär werden, denn nur auf ſie können wir das Gebäude unſerer Freiheit und unſeres Wohles gründen. Jede andere Baſis der Freiheit iſt Sand.

So wird die Politik, früher ein Syſtem von Klugheitsregeln zur Förderung des Wohles der Throne, ſich künftig gewiſſermaßen zur Philoſophie erweitern und vergeiſtigen, d. h. die politiſchen Verfaſſungen werden ſich nach Maßgabe der philoſophiſchen Bildung der Völker geſtalten.

Das Staatsleben wird ſodann nicht mehr ein todter, hölzerner Mechanismus ſein, deſſen Räderwerk die Bureaukraten, gleich Pferden in der Mühle fortwährend in gleichem Geleiſe trabend, in Bewegung erhalten, ſondern ein warmer, lebendiger Organismus, deſſen Prinzip der vernünftige Gedanke und der Schlag des empfindenden Herzens iſt.

Von dieſer Idee ausgehend und mit dem Wahlſpruche: „Freiheit und Wahrheit!“ werden die erwählten Männer des Volkes an ihre hohe und ſchwierige Aufgabe gehen.

Dieſe Aufgabe iſt eine doppelte. Der Reichstag ſoll erſtens: dem Lande jene Verfaſſung geben, welche dem Volke die Selbſtherrſchaft ſichert. Mittel hierzu wird ihm vor der Hand eine ſogenannte „Konſtitution auf breiteſter Baſis“ ſein. Zweitens ſoll derſelbe durch gewiſſe Reformen und Inſtitutionen das Volk zur vernünftigen und gemäßigten Selbſtherrſchaft befähigen. Hierzu werden ihm als die hauptſächlichſten Mittel erſcheinen: Emanzipation der unteren Volksklaſſen und Reorganiſation des öffentlichen Unterrichts, wie auch der kirchlichen (oder vielmehr prieſterlichen) Zuſtände.

Es ſei uns geſtattet, einige Ideen in Betreff der ſoeben erwähnten hauptſächlichen Mittel zur Löſung der Aufgabe des Reichstags hier auszuſprechen.

Die demokratiſche Verfaſſung auf breiteſter Baſis muß ſo beſchaffen ſein, daß ſie die errungene Freiheit wahrt, ohne anarchiſchem Treiben freien Spielraum zu gewähren, und daß in ihr der allgemeine Volkswille, rein und unbeirrt, zur Geltung kommen kann.

Da alles dieſes vom Wahlmodus abhängt, ſo muß dieſer das erſte und angelegentlichſte Augenmerk des Reichstages ſein.

Die Emanzipation der unteren Volksklaſſen iſt beinahe Eins mit der Reform der Arbeit.

Dieſe muß ſtattfinden, und zwar muß ſie endlich nach ſo vielen vergeblichen Verſuchen auf eine glückliche und für die Dauer erſprießliche Weiſe ſtattfinden, wenn wir uns nicht einen großen Theil von gleichberechtigten Bürgern zu Feinden unſerer Ordnung und unſeres Wohles erziehen wollen.

Wir glauben, daß der durch die Gebrechen des ſozialen Lebens ins Daſein gerufene Pauperismus ſich einzig und allein durch eine Reform der geſammten Induſtrie beſchwichtigen laſſen werde. Möge daher der Reichstag der Induſtrie im großen und ganzen ein aufmerkſames Auge zuwenden.

Es giebt eine zweifache Induſtrie.

Eine Art derſelben ſucht ihre Vervollkommnung in großartigem Aufſchwung des Betriebs; ſie iſt eine bloſe Dienerin des Luxus und ein Werk des Golddurſtes und Eigennutzes Einzelner. Sie hält große Maſſen des Volkes im Banne phyſiſcher Entbehrung und geiſtiger Roheit und kann überdies bei unvorhergeſehenen Stockungen und Veränderungen im Handelsweſen, wie auch bei politiſchen Umwälzungen, Millionen ins Verderben ſtürzen.

Die zweite, einzig erſprießliche Art von Induſtrie iſt jene, welche die unteren Volksklaſſen nährt, die Wohlfeilheit und Solidität der Erzeugniſſe fördert, durch Erfindungen neue Nahrungszweige bietet, den Lebensverkehr vereinfacht und erleichtert.

Dieſen Weg intenſiver Entwicklung muß die Induſtrie verfolgen.

Nicht minder nothwendig als die Reform der Arbeit iſt die der Erziehung und des öffentlichen Unterrichts.

Die Demokratie iſt auf die moraliſche Kraft des Volkes, auf Vernunft und Eintracht gegründet.

Fehlt dieſe Baſis, ſo werden wir einander aufreiben, und ſo die Voreiligkeit, uns vor der Zeit ſelbſt regieren zu wollen, an uns ſelber ſtrafen.

Tragen wir hingegen dieſen edlen Fond im Herzen, ſo werden wir uns der Freiheit würdig erzeigen und glorreich aus der, ganz Europa bevorſtehenden, bedenklichen politiſchen Kriſis hervorgehen.

Die erſten Erdenbürger hielt Unkenntniß der Laſter in Schranken; die ſpäter entſtandenen Staaten ſchützte monarchiſche Bevormundung vor Verwirrung und Verderben; den demokratiſchen Staat hält nur die den egoiſtiſchen und thieriſchen Trieben gewachſene geiſtige Selbſtbeherrſchungskraft und Durchbildung ſeiner Bürger aufrecht; daher müſſen die Sprößlinge ſolcher freier Staaten künftig mit den höchſten und heiligſten Ideen von Freiheit, Wahrheit, Recht und Uneigennützigkeit großgezogen werden.

Mit den pädagogiſchen Zuſtänden hängen die religiöſen eng zuſammen.

Die Grundidee der Religion, wie ſie durch alle Religionen geht, iſt eigentlich nur die Idee der Humanität, der dunkle Antrieb, Menſch zu ſein (im höchſten Sinne des Wortes), der allen Menſchen ſo tief innewohnt, wie der Blume das Bildungsprinzip, mittelſt deſſen ſie zur Roſe wird.

Niemand iſt ohne Religion; der größte Böſewicht hat noch Ehrgefühl, oder wenigſtens Egoismus und Selbſterhaltungstrieb, und ſelbſt dieſe ſind noch Religion, inſoferne ſie ihn veranlaſſen, auf gewiſſe, ſeiner menſchlichen Natur gemäße und erſprießliche Weiſe zu handeln, was wir eben als leitende Grundidee des religiöſen Lebens, als Moral betrachtet, bezeichneten.

Die lokalen und zeitweiligen Verhältniſſe ertheilen auch der Religion eine verſchiedene Färbung. Unmerklich geht die wechſelnde Geſtaltung derſelben nach Maßgabe der fortſchreitenden Kultur vor ſich. Wenn auch der todte Buchſtabe in den heiligen Büchern der religiöſen Parteien derſelbe bleibt, ſo ändert ſich doch Auslegung und Verſtändniß desſelben mit den geiſtigen Fortſchritten der Menſchheit.

Hierbei ſoll nie gewaltſam eingeſchritten werden; man beeinträchtige das mannigfache religiöſe Leben, Weben und Gähren auf keinerlei Weiſe und laſſe nur den Genius der Zeit ungehindert walten.

Ernſthaftes Einſchreiten iſt jedoch bei unſeren prieſterlichen Zuſtänden anzurathen. Die gegenwärtige Verfaſſung des Klerus iſt Schutt, der aus dem grauen Mittelalter noch ſchwarz und düſter in unſere friſchblühende Zeit hereinragt.

Da jedoch der Uebelſtand obwaltet, daß noch immer Viele aus dem Volke zwiſchen Religion und Prieſterthum nicht unterſcheiden können, ſo möge das Volk über den Zweck jedes Schrittes, den man in dieſer Beziehung wagt, genau aufgeklärt werden.

So möge denn der Reichstag bei dieſen höchſt wichtigen Gegenſtänden ſeiner Berathung, immerdar von der Idee der Freiheit und Wahrheit geleitet, alle dieſe Reformen zum Heile des Volkes nicht halb, ſondern ganz durchzuführen bemüht ſein.

Wohl werden die Parteien auch hierbei, wie unter dem Volke, in ſchroffen Gegenſätzen ſich ausſprechen.

Möchten ſie doch, ſtatt ſich mit Haß und Mißtrauen fortwährend zu verfolgen, ſich ruhig und mit deutſcher Herzlichkeit verſtändigen!

Möchten doch die Freiſinnigen, ſtatt mit Hohn und Feindſeligkeit, mit Sanftmuth und Offenheit ſich an Jene wenden, die, weil ſie nun ſo plötzlich vieler alten Vorurtheile und Privilegien ſich entäußern müſſen, die Idee der Freiheit nicht vom beſten Geſichtspunkte aus betrachten, mögen ſie mit der überzeugenden Kraft des vernünftigen und zugleich liebevollen Wortes an die Herzen dieſer uns entfremdeten Brüder ſprechen, und wir ſind überzeugt, daß ſie dann, wenn ſie nur einmal den Ruf der Zeit zu verſtehen und zu würdigen gelernt haben, freudig mit uns dieſem Rufe folgen werden. Mögen Alle bedenken, daß den Haß auf der ganzen weiten Erde nichts verſöhnen und beſiegen kann, als die Liebe.

Wir glauben feſt und ſprechen es unumwunden aus: Was uns aus den Wirren der Gegenwart retten, was allen Weltſchmerz verſöhnen, was die Blüte der Humanität im Menſchengeſchlechte zur Entfaltung bringen und das zukünftige allgemeine Reich des Friedens begründen wird, das iſt nächſt der Freiheit und Wahrheit hauptſächlich die gegenſeitige, aufopfernde Liebe.

Der Quell alles Menſchenwohles iſt die Liebe. Ohne die Liebe iſt für uns ſelbſt die Freiheit ein unſeliges Geſchenk, das uns ins Verderben ſtürzen muß. Die Liebe aber faßt ſchon die Freiheit, faßt ſchon alle Bedingungen des Völkerglücks in ſich. Ich wünſche uns daher in dieſen Tagen mehr noch als die Freiheit — die Liebe.

Mag immerhin der trockene Politiker dieſe Worte als unpraktiſch und zu ſehr ins Allgemeine gehend belächeln und der flüchtige Leſer ſie als längſt bekannt und oft ausgeſprochen mit Gleichgültigkeit übergeben, es liegt doch in dieſem Wort Liebe das Prinzip aller Humanität und die Grundidee des moraliſchen Evangeliums der neuen Zeit, und ich wünſchte mir die Stimme des Donners, um dieſes göttliche Wort verſöhnend in den Diſſonanzenwirbel unſerer Zeit hineinſchallen zu laſſen, alle ſtreitenden Töne zum harmoniſchen Chore zu vereinigen."

Erſcheint dieſer jugendliche Erguß zum Theil vielleicht als Echo der damaligen Zeitideen, ſo iſt auch dieſes doch ſo ſtark individuell gefärbt, im guten und ſchlimmen Sinne ſo charakteriſtiſch, daß Freund und Feind über die Eitelkeit, die ſcheinbar in der Wiedergabe des Artikels an dieſer Stelle liegt, ohne ſonderliches Hohngegrinſe ſich hinwegſetzen kann.

Man beſchäftigte ſich in jener Zeit neben den politiſchen Reformplänen auch mit religiöſen. Aber eine neue Staatsverfaſſung iſt leichter zu machen als eine neue Religion. Die ſogenannte deutſchkatholiſche Bewegung griff eine Zeitlang ziemlich ſtark um ſich; Männer wie Schuſelka hatten ſich ihr angeſchloſſen, um, als die Armſeligkeit des ganzen Unternehmens und die Geringfügigkeit des geiſtigen Fonds, auf den es gegründet war, zu Tage trat, beſchämt ſich wieder beiſeite zu ſchleichen, als wäre nichts geſchehen. Selbſt der damalige Apoſtel des Deutſchkatholizismus in Wien, der geweſene katholiſche Prieſter Pauli, fand ſpäter für gut, wieder in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Bevor dieſer Paulus ſich wieder nach rückwärts „bekehrt" hatte, wohnte ich einmal einer Volksverſammlung bei, zu welcher die Führer der Altkatholiken eingeladen hatten, und welche im damaligen großen Saale des „Odeon", in der Leopoldſtadt, vor ſich ging. Hier trat nun zunächſt jener Pauli mit einer flammenden Rede auf, von welcher mir nur das am Schluſſe jedes Abſatzes refrainartig wiederkehrende donnernde „Los von Rom!" im Gedächtniß geblieben iſt. Auch Schuſelka ſprach, wenn ich nicht irre, dann Ludwig Eckardt und zuletzt neuerdings Pauli. Als dieſer eben wieder ſeinen donnernden Refrain „Los von Rom!" vernehmen ließ, wurden die dichtgeſchaarten Zuhörer plötzlich durch den Ruf „Feuer!" alarmirt, den einige unter der Menge anweſende „Reaktionäre" boshafter Weiſe ausſtießen; Andere verbreiteten die falſche Nachricht, das „Odeon" ſei von Militär umſtellt, das mit gefälltem Bajonett den Saal zu räumen vorhabe. Als hierdurch die Freigeſinnten in Beſtürzung und Angſt geriethen, warfen dieſelben boshaften „Reaktionäre" die Maske völlig ab und riefen geradezu: „Schlagt ihn herunter!“ (Den Prediger Pauli nämlich.) Aber darauf ließ es der Prediger Pauli nicht ankommen: ſpurlos war er von der Tribüne weg plötzlich verſchwunden, als hätte die Erde ihn eingeſchluckt. Inzwiſchen drängte, von paniſchem Schreck ergriffen, die Menge, die meiſt nur der Neugierde halber ſich eingefunden, in wildem Getümmel zu den Ausgängen; Manche entſprangen durchs Fenſter auf die Straße hinaus. So endete die Verſammlung, bei welcher, wie mein Tagebuch naiv ſich ausdrückt, „der Teufel der Reaktion gräßlich ſpukte.“

Als das „Studienjahr“ (!?) an der Univerſität im Hochſommer zu Ende ging, und die Ferien begannen, nahm ich „Urlaub“ als Legionär, um meine gewöhnliche ſommerliche Erholungsreiſe zu lieben Verwandten in der Heimat anzutreten.

Vom Obercommando des Philoſophen-Corps.

Urlaub.

Vom Obercommando des Philoſophen-Corps wird dem Herrn Hamerling, Robert, Garden der 2. Compagnie, ein Urlaub vom 24. Juni bis 1. Oct. 1848 geſtattet.

Wien, 24. Juni 1848.

Joſeph Strommer
Hauptmann

Mit dieſem Urlaub in der Taſche, überließ ich, dem Beiſpiel der meiſten meiner Kollegen folgend, unbekümmert um den hinter mir „gräßlich ſpukenden Teufel der Reaktion," die Kaiſerſtadt ihrem Schickſal. Im Legionsrock, den Schleppſäbel an der Seite, den Kalabreſer auf dem Haupte, tauchte ich plötzlich in der ſtillſten Gegend des Waldviertels auf, wo man mich bis dahin in den Sommerferien nur als friedliches, nachdenkliches Studentlein mit einem Buche in der Hand im Walde und auf der Flur hatte herumſpazieren ſehen. In vollen Zügen genoß der junge Legionär auf Urlaub die Vortheile des imponirenden Eindrucks, den er machte, und der Volksthümlichkeit, deren die Legion ſich überall erfreute, wenn es ihm auch zuweilen begegnete, daß irgend ein ſchlichtes Bäuerlein, das ſich in ſokratiſcher Fragemanier auf eine politiſche Erörterung mit ihm einließ, mit beſchränkter, aber robuſter Bauernlogik ihn ein bischen in die Enge trieb.

Uebrigens hatte ich in der ländlichen Zurückgezogenheit meiner geliebten heimiſchen Waldmark zwar nicht den Legionsrock, aber den Legionär ſelber bald völlig ausgezogen. Mein Weltverbeſſerungseifer entſchlummerte in dieſer idylliſchen Stille. Zu Schweiggers, im Hinterſtübchen des Vetters Koppenſteiner und der „Couſine Suleika", zu Kirchberg am Walde im grünen, göttlichen Dachſtübchen des Oheims Leopold — da ſpukte keine Reaktion, da war die Welt ſo ſchön, daß es an ihr ſchlechterdings nichts zu verbeſſern gab. Da nahm ich Spinoza, Goethe, Shakeſpeare, Jean Paul von neuem vor und brachte überdies zu Papier: „Grundzüge der Theorie, nach welcher ich künftig zu leben gedenke" — abzweckend, wie das Tagebuch ſagt, „auf perſönliche Freiheit und Selbſtändigkeit, und gegründet auf meine Ideen von den beiden Prinzipien alles Lebens: der Schönheit und der Liebe."

Die Ferienidylle, die mich wieder ganz zum Poeten hatte werden laſſen, ging vorüber, und nach meiner Rückkehr in die Hauptſtadt, Ende September, ſah ich mich in mehrfacher Hinſicht von trüben, unerfreulichen Verhältniſſen umgeben. Von häuslicher Bedrängniß, die mir Sorgen machte, abgeſehen, fand ich den politiſchen Horizont in unheimlicher Weiſe verdüſtert. „Die politiſchen Zuſtände," ſchrieb ich am 30. September ins Tagebuch, „geſtalten ſich immer bedrohlicher. Die Reaktion beſchwört neue Unruhen herauf und neues Unglück, das man dann der Revolution zur Laſt legen wird. Deutſchlands Sache wird von den Deutſchen verrathen. Das Projekt der Einigung hat man wieder fallen gelaſſen. — O Hermann! — Es iſt kein Friede zu hoffen, ſo lange die große Aufgabe unſerer Zeit nicht gelöſt iſt. Dieſe Aufgabe iſt keine andere, als die Verwirklichung zweier, aus den geläuterten Begriffen der Menſchheit entſprungenen Ideen: der Idee der Volksſouveränität und der Idee der Nationalität."

Unterm 4. Oktober meldet mein Tagebuch von einer politiſchen Komödie, „Des Teufels Glück und Ende“ betitelt, die ich „binnen wenigen Tagen“ zu vollenden gedachte. Ich finde das halbvollendete Manuſkript derſelben mit dem veränderten Titel „Die Zeitgeiſter“ unter meinen Papieren aus dem Jahre 1848. Es iſt eine Art politiſcher Zauberpoſſe, welche ich unter dem Pſeudonym Robert Oſten bei einer Wiener Bühne zur Aufführung einreichen wollte. Schauplatz der erſten Scene des Stückes iſt die Hölle. Satan erzählt ſeinen Untergebenen, daß ſämmtliche Völker die Abſicht haben, ſich zu vereinigen und Abgeordnete zu einem allgemeinen Parlamente zu entſenden, um zu berathen, wie der Herrſchaft des uralten böſen Geiſtes Egoismus, der im Tempel der Freiheit über dem Grabmal dieſer von ihm gemordeten Göttin thront, ein Ende gemacht werden könnte. „Wir holen Menſchen ſeit Jahrtauſenden,“ fährt der Teufel fort, „wir haben ein hiſtoriſches Recht auf ſie. Aber beſagter Tempel iſt ſchon ſeit dem Tode des freiheitsdurſtigen Hitzkopfes Hermann, des Cheruskers — pereat Hermann der Cherusker! Echo: pereat! — zum Mauſoleum geworden. Die todte Göttin, die Freiheit, ruht in einem Sarge, welchen einer unſerer mächtigſten Genoſſen, wie Ihr wißt, als Thronſitz benützt, und es geht die Sage, ſie werde wieder aufleben, wenn ein deutſcher Herrſcher mit einem Scepter, das er aus der Hand der Bruderliebe und Eintracht empfangen hat, ihren Sarkophag berührt! Freunde, das dürfen wir nicht geſchehen laſſen!“ — Nun entſendet Satan böſe Geiſter aller Art nach der Erde, mit dem Auftrage, ſich in beſtimmten menſchlichen Geſtalten unter die Wähler einzuſchleichen und Stimmen für ſich in verſchiedenen Volksklaſſen zu gewinnen. Sie nehmen große Körbe voll von Zöpfen mit ſich, um ſie unter ihre Anhänger als Parteizeichen zu vertheilen. Sie verlarven ſich als Mönche, Hofräthe (sic!), Demagogen und andere entſprechende Charaktergeſtalten von mehr oder weniger infernaliſcher Natur. Als Wahlredner und Wahlkandidaten wühlen und hetzen ſie auf der Oberwelt und verführen das Volk zu Hader, Unweſen und Greuel jeder Art. Selbſtverſtändlich öffnet ſich ſchließlich trotz alledem der Tempel der Freiheit von oben, und der Genius der Bruderliebe und Eintracht ſteigt herab, um dem bereitſtehenden deutſchen Fürſten, der eben eine große Rede gehalten hat, das Scepter zu überreichen, bei deſſen Berührung der Geiſt des Egoismus mit Gekrach von ſeinem Throne ſinkt und die wiederbelebte Freiheit ſich aus dem Sarge hebt.

Zwei nicht üble Gedanken kommen in dem unreifen Produkte vor: wie einmal der Schwefeldampf, den Satan bei ſeiner Erſcheinung um ſich verbreitet, geſchickt zu einem Wechſel der Dekorationen auf der Scene benützt wird; ferner, wie ſchließlich die „Schwarzgelben" von den Teufeln geholt und bei den Zöpfen fortgeriſſen werden, wobei dieſelben aber doch vorziehen, die Zöpfe in den Händen der Teufel zu laſſen und ſich bekehrt den „Gutgeſinnten" anzuſchließen.

Vielleicht wäre dieſer Verſuch vollendet worden, hätte nicht zwei Tage, nachdem ich die erwähnte, darauf bezügliche Notiz ins Tagebuch geſchrieben, ſich die Lage der Dinge faſt mit einem Schlage geändert. Am 6. Oktober geſchah die That, welche eine Scheidewand aufrichtete zwiſchen der Wiener Revolution mit dem guten und der mit dem böſen Gewiſſen: die Ermordung des Grafen Latour durch den Pöbel der Reſidenz. Mehr als je ſchien es jetzt geboten, die Errungenſchaften der Revolution aus dem Schiffbruch der Ehre dieſer Revolution zu retten; aber ein fataler rauher Windſtoß hatte den reinen, edlen Enthuſiasmus abgekühlt, und mit dem makelloſen Gewiſſen hatte er das Vertrauen auf ſich und den Sieg der guten Sache eingebüßt. Die akademiſche Legion trat in den Hintergrund; viele von den Legionären, welche in den Ferien Wien verlaſſen hatten und nicht da heimiſch waren, kehrten vorläufig gar nicht mehr dahin zurück. Ein Spötter konnte ſagen: Während des Studienjahres hatte die Legion ſich mit Löwenmuth gegen ihre Auflöſung gewehrt; als die Ferien kamen, löſte ſie ſich von ſelber auf. Die „Mobilgarde“ trat an die Oberfläche, und man darf wohl ſagen, daß es die trüberen Volkselemente waren, mit welchen der Oktoberkampf ausgefochten wurde. Die Armee des Fürſten Windiſchgrätz war vor Wien gerückt und umſchloß in immer engeren Kreiſen die ihrem Gericht entgegengehende, beinahe führerloſe Stadt. Man vertheidigte ſich gegen die Belagerer, indem man mit bewaffneter Hand die Linienwälle beſetzt hielt, aber man erwartete ſein Heil nur von den zum Entſatz heranrückenden Ungarn. Im Volke war der Glaube an dieſen Entſatz unerſchütterlich, mit der Ueberzeugung, daß die Ungarn „ſchon immer weiter heraufdrängen“, daß ſie ſchon „bei Schwechat ſtehen“, daß ſie dem Windiſchgrätz ein Scharmützel geliefert und dieſer im Begriffe ſei, ſein Lager abzubrechen, ſtand der Wiener auf und ging er zu Bette. Man lebte von falſchen Siegesnachrichten. Als endlich von Schwechat her wirklich die Kanonen donnerten, da jubelte man und ſprang vor Freuden, denn die Ungarn konnten ja nur ſiegen, und wer das Gegentheil für möglich hielt, war ein Verräther. Vielleicht rechneten die „immer weiter heraufdrängenden Ungarn“ mit eben ſolcher Zuverſicht auf einen ſiegreichen Ausfall der Wiener.

Mich feſſelte während des Oktobers größtentheils mein rheumatiſch-fieberhaftes Uebel ans Krankenlager. Aber mein Antheil an den Tagesereigniſſen wurde durch fleißige Leſung der Zeitungs- und Flugblätter befriedigt, und ein meinen Eltern befreundeter Mobilgardiſt, der fleißig Wachtdienſte an den Linien verſah, ſprach täglich im Vorübergehen bei uns ein, um uns mündlich die friſcheſten und — falſcheſten Tagesnachrichten zu überbringen. Ich ſelbſt ging mit dem Plane um, ein Flugblatt drucken zu laſſen, und unſer Mobilgardiſt erklärte ſich mit Eifer bereit, dasſelbe in ſeinen Mußeſtunden, wie es Brauch war, an den Straßenecken auszurufen und feilzubieten.

Die Belagerer beſchränkten ſich einige Wochen darauf, uns von ſelbſt mürbe werden zu laſſen. Kleine Scheinangriffe wurden an den Linien gemacht und Schüſſe gewechſelt. Ziemlich ernſt wurde einmal an der Matzleinsdorfer Linie gekämpft, welche der Wiedener Hauptſtraße, in welcher ich mit meiner Mutter wohnte, zunächſt lag. Mobilgardiſten kamen in alle Häuſer dieſer Straße und verlangten von den Bewohnern unter ſchweren Drohungen Töpfe mit heißem Waſſer an allen Fenſtern bereit zu halten, um ſie auf die Köpfe der etwa eindringenden Truppen hinabzugießen; manche poſtirten ſich auch ſelbſt in dieſer Abſicht, wo es ihnen beliebte, an die geöffneten Fenſter. Sie kamen auch in unſere Wohnung und verfügten ein Gleiches. Man denke ſich in meine Lage — die des Kranken, gewärtig, einen Straßenkampf bis unmittelbar an ſein Krankenlager fortgeſetzt zu ſehen! Zum Glücke traf es ſich, daß Familienverhältniſſe meine und meiner Mutter Ueberſiedelung in die innere Stadt mit ſich brachten, acht Tage vor dem wirklichen Einzuge der Truppen. Dieſe Tage verlebte ich mit meinen Eltern — wir theilten für jetzt die Wohnung des Vaters — ausſchließlich bei ſchwarzem Kaffee, Brot und dann und wann einem Stückchen Wurſt. Alle Zufuhr von außen war abgeſchnitten, und auch der Einkauf der genannten ſpärlichen Lebensmittel war mit Todesgefahr verbunden; denn man hatte jetzt angefangen, die Stadt ſachte zu beſchießen. Zwar flogen die Kugeln nicht hageldicht, noch in übereiltem Tempo, aber immerhin ſo unberechenbar, daß man, auch nur einen Augenblick über die Straße gehend, in den Flugbereich eines Wurfgeſchoſſes gerathen konnte. Ich bewahre zum Andenken noch eine Kugel von kleinerem Kaliber, die in jenen Tagen von der Straße aufgeleſen wurde.

Als am Tage des Einzuges der Truppen die Abtheilung, welche durch das Burgthor ihren Weg über den Kohlmarkt nahm, an dem Hauſe, in welchem ich wohnte, vorüberkam, regte ſich der beſiegte Legionär in mir: ich leerte keinen Topf heißen Waſſers über die Häupter der Soldateska aus, aber ich ſetzte mich ans Klavier und miſchte in den dumpfen Trommelklang, ſo kräftig und laut ich es vermochte, die Töne der Marſeillaiſe.

Im übrigen aber fand ich es gerathen, noch ein paar Wochen lang in meiner Zurückgezogenheit zu verharren. Man erzählte ſich, daß die Kroaten auf geweſene Legionäre Jagd machten, und diejenigen, deren ſie habhaft wurden, übel behandelten, und es war vorläufig nicht abzuſehen, was die ſiegreiche „Reaktion“ mit uns gehaßten Märzheiden in nächſter Zeit von Amtswegen beginnen würde.

Nun — ihr Erſtes war, daß ſie uns zwar nicht die Köpfe, aber die langen Haare ingrimmig und unbarmherzig abſchnitt. Jeder, den man namentlich in der Nähe der Univerſität mit nicht ganz kurzen Haaren traf, der wurde — gleichviel, ob Profeſſor oder Student — arretirt, auf die Polizei gebracht und von Amtswegen geſchoren. So erging es auch mir. Es war, als hätte man uns für ebenſoviele Simſons gehalten, deren Kraft in den Haaren lag.

Dann ging es an ein wichtig thuendes Vorladen und Verhören der Einzelnen — einen ſchleppenden Scheinprozeß, der zu nichts führte und wahrſcheinlich nur zur Einſchüchterung dienen ſollte, und in welchem man ſich noch gefiel, als längſt vollkommen geordnete Verhältniſſe zurückgekehrt und das Revolutionsfieber vollſtändig erloſchen war. Die Akten ſchienen noch immer nicht geſchloſſen und die Urtheilſprüche nicht reif. Selbſt noch im Jahre 1855, als ich ans Grazer Gymnaſium als Supplent abging und auf der Polizei den damals noch nöthigen Paſſirſchein löſte, ſteckten die Polizeibeamten ſo geheimnißvoll die Köpfe zuſammen, ſchlugen in ſo vielen dicken Büchern nach, öffneten ſo viele Schubladen und Aktenbündel, bevor ſie mir den „proviſoriſchen“ Schein ausfolgten, daß ich auf der ganzen Fahrt nach Graz aus der Angſt nicht hinauskam und von Station zu Station fürchtete, von ein paar telegraphiſch beauftragten Gendarmen aufgegriffen und wieder nach Wien zurückgebracht zu werden.

Ließ man ſo jahrelang ein unſchädliches, aber beängſtigendes Damoklesſchwert über uns Jüngeren hängen, ſo machte man um ſo kürzeren Prozeß mit den Uebelthätern aus dem Volke, als man nach langwieriger Unterſuchung endlich drei Subjekte zur Verfügung hatte, die man als Mörder Latour's bezeichnen konnte. Man knüpfte ſie auf dem Glacis neben einander auf, und die Bevölkerung Wiens promenirte einen Tag lang in dichten Schaaren um ſie herum. Ich habe ſie ſelbſt geſehen und bewunderte bei dieſer Gelegenheit die merkwürdige Ruhe, Unbefangenheit, und faſt möchte ich ſagen Selbſtzufriedenheit, mit welcher ein todter Menſch am Galgen hängt . . .

Längſt hat indeſſen Frau Themis das damals mit ſo viel Amtseifer geſammelte Material an Dame Clio abgetreten, die unparteiiſche Muſe der Geſchichte, und es iſt Gras und Moos und Epheu und Lorbeer dicht gewachſen über dem Grabe des Jahres 1848.

Wenn ich für meine Perſon zu jener Zeit eben nur Einer im großen Haufen war, und das, was ich knabenhaft mit den Waffen und mit der Feder fürs Allgemeine zu leiſten vermeinte, im Verhältniſſe ſtand zu meiner jugendlichen Unreife, ſo iſt dies mein Kriegsjahr im Dienſte der Freiheit doch eine frühe, gute Schule der Erfahrung für mich geweſen. Es war ganz dazu angethan, mir die Ahnung zu erſchließen vom tragikomiſchen Grundzug aller menſchlichen Beſtrebungen und aller Weltereigniſſe. Was da von März bis Oktober ſich abſpielte, war auch eine der alten und ewig neuen Geſchichten, welche nicht blos aus Büchern zu kennen, ſondern irgendwann und irgendwo einmal recht in der Nähe mitangeſehen und miterlebt zu haben erſprießlich iſt.

Als einen weiteren Vortheil dieſer Erlebniſſe muß ich es bezeichnen, daß ich den *reinen Gedanken des Jahres 1848* aufzufaſſen und zu bewahren in der Lage war. Worin er beſteht, dieſer reine Gedanke der Revolution von 1848? Das will ich jetzt und hier nicht erörtern. Weit entfernt, über dieſen reinen Gedanken hinausgereift zu ſein, ſind wir noch lange nicht wieder reif für denſelben. Mag der heutige Liberalismus in Oeſterreich, welcher Elemente in ſich aufgenommen hat, die wir im flotten Jugendzeitalter der öſterreichiſchen Freiheit bekämpften, geringſchätzend auf die angebliche Unklarheit der Tendenzen von 1848 zurückblicken, einen entſcheidenden Vortheil hatten jene Beſtrebungen: ſie lagen in der Strömung der wahrhaft großen, ewigen und allgemeinen Ideen. In Kämpfen dieſer Art ſiegt die Sache, auch wenn die Kämpfer unterliegen, wie wir ja auch wirklich die Errungenſchaften von 1848 trotz aller „Reaktion“ heute genießen. Dagegen iſt nichts verhängnißvoller, peinlicher und aufreibender, als in politiſch-nationalen Dingen ſich außerhalb der wirklichen, mit Naturgewalt ſich Bahn brechenden Zeitideen ſtellen und ſtromaufwärts mit den Wellen kämpfen zu müſſen.

V. Lehrjahre und Wandertage.

Nach Ablauf des aufgeregten revolutionären Zwiſchenſpiels von 1848 kehrte ich ſelbſtverſtändlich zu meinen friedlichen Studien und Beſtrebungen zurück.

Hätte ich ein anderes als ein rein dichteriſches Lebensziel im Auge gehabt, ſo wäre es nun an der Zeit geweſen, mich für ein beſtimmtes Fakultätsſtudium, für das, was man ein Brotſtudium nennt, zu entſcheiden. Aber ein Blick in meine Lektionskataloge der nächſtfolgenden Jahre zeigt, daß ich nur einem allgemeinen Wiſſensdrange zu genügen dachte, bis ich für das, was ich als meine eigentliche Berufsthätigkeit erkannte, gereift ſein würde. Ich hörte von 1849—1850 zunächſt Geſchichte und Phyſik, von 1850—1851 Anatomie bei Hyrtl, Mineralogie bei Zippe, Sanskrit bei Boller; von 1851—1852 Chemie bei Redtenbacher, topographiſche Anatomie bei Hyrtl, Sanskrit bei Boller, Geſchichte des Mittelalters bei Grauert, griechiſche Literaturgeſchichte bei Bonitz.

Man wird die Auswahl dieſer Kollegien vielleicht ſeltſam und gerade vom Standpunkte eines allgemeinen Wiſſensbedürfniſſes aus nicht recht erklärlich finden. Aber meine Studien erſtreckten ſich über ein weiteres Gebiet, das Meiſte betrieb ich privatim, und faſt nur ſolche Gegenſtände hörte ich öffentlich, bei welchen ich durch den mündlichen und durch den, bei Chemie, Anatomie, Phyſik u. dgl. faſt unentbehrlichen Anſchauungsunterricht entſchieden mehr zu gewinnen hatte.

Nichts lag mir ferner, als irgend welche Vorliebe für ein beſtimmtes Wiſſensfach. Ich empfand dieſelbe natürliche Neigung, dasſelbe menſchliche Intereſſe für alle. Aber die Muſen des Wiſſens, eiferſüchtig wie die der Künſte, kamen meiner Neigung nicht alle mit gleicher Gunſt entgegen. Die der Mathematik und der mit der Mathematik zuſammenhängenden Phyſik entwickelten eine kokette Sprödigkeit, die ich um ſo peinlicher empfand, je lebhafter es mich zu ihren Geheimniſſen hinzog. Nach den Unruhen des Jahres 1848 waren uns Hörern des zweiten philoſophiſchen Jahrganges die entſcheidenden Prüfungen des abgelaufenen Studienjahres nachgeſehen worden; ohne Zweifel, weil man wünſchte, daß die geweſenen Legionäre ohne Hinderniß und Verzug ſich an die Fortſetzung ihrer Berufsſtudien machten. In dieſer Fügung, die mir in Betreff der mathematiſchen Prüfung ſehr zu ſtatten kam, bewährte ſich eine alte Schickſalsgunſt. Wenn ich als Gymnaſiaſt bei den Schotten in der Mathematik secundam (zweite) und in den übrigen Gegenſtänden primam eminenter (erſte mit Vorzug) bekommen ſollte, ſo glich der gute Pater Berthold Sengſchmitt die Sache dadurch aus, daß er mir in allen Gegenſtänden accedentem ad eminentiam (beinahe vorzüglich) gab. Und ſchon im Stifte Zwettl wußte der Präfekt P. Ferdinand, wenn er am Schluſſe des Schuljahres uns Sängerknaben zu den Piariſten nach Krems brachte, um uns hier die öffentlichen Prüfungen ablegen zu laſſen, es ſo einzurichten, daß aus der Arithmetik immer zuletzt geprüft und alle Anderen vor mir aufgerufen wurden. Kam dann die Reihe an mich, ſo dunkelte es — die Prüfung fand Nachmittags ſtatt — meiſt ſchon ſtark im Prüfungsſaale; da wurde mit einem: „Es iſt genug! man ſieht auf der Tafel die Ziffern nicht mehr gut!“ die Prüfung abgebrochen, und ich ſchlüpfte mit der Klaſſe durch, welche der Präfekt auf Grund meiner angeblichen Leiſtungen während des Schuljahres mir zuzuerkennen für gut fand. Hätten P. Berthold Sengſchmitt und P. Ferdinand Schoſer den Menſchen vom rein-mathematiſchen Standpunkte und nicht lieber die Mathematik vom rein-menſchlichen Standpunkte betrachtet, ſo wäre ich „durchgefallen“, hätte ein Handwerk lernen müſſen, und man würde jetzt Schuhe oder Kleider ſtatt Prologe und „Feſtblätter“ bei mir beſtellen.

Die Mathematik wäre eine ſehr ſchöne Wiſſenſchaft, wenn es nur keine Ziffern in ihr gäbe. Es waren wirklich nur die Ziffern, die Quadatwurzeln, die Logarithmen, die Formeln, bei deren Anblick mir immer dunkel vor den Augen wurde. Was in dieſer Wiſſenſchaft mit Worten, ohne Ziffern, ausdrückbar iſt, damit habe ich mich wenigſtens ſpäter gern und ohne ſonderliche Schwierigkeit befaßt; in ihren höheren Regionen, wo ſie mit den großen Problemen des Raumes und der Zeit, der höheren Naturlehre, der Philoſophie zuſammenhängt, da erhellte ſich mein Blick, und da iſt ſie mir ſeit Jahren ein Bereich, in welchem ich mit wachſender Luſt mich ergebe.

Beſſer und glaubwürdiger, als ich es durch Erzählung aus bloßer Erinnerung vermöchte, werde ich mein jugendliches Verhältniß zu den Wiſſenſchaften durch einige Tagebuchblätter aus jener Zeit verdeutlichen, die ich wörtlich hier einſchalte.

10. März 1849.

Seit dem neuen Jahre beſchäftige ich mich faſt ausſchließlich mit Fichte und Schelling. Die Vormittage bringe ich bei dieſem Studium in der Hof- oder Univerſitätsbibliothek zu. Wiewohl ich noch lange nicht zum vollen Verſtändniſſe des Idealismus gekommen bin, ſo iſt doch bereits eine neue Epoche in meinem ganzen Denken eingetreten.

20. März.

Heute begannen die Vorleſungen der philoſophiſchen und juridiſchen Fakultät. Ich habe mich unter anderem einſchreiben laſſen für die Vorleſungen über neue deutſche Philoſophie bei Dr. Robert Zimmermann, einem jungen Manne, der bereits ein Werk über Leibnitz und Herbart herausgegeben. Ich verſpreche mir viel davon.

10. April.

Herodot — das gute Väterchen, das da „lachen muß, wenn Leute ſagen, die Erde ſei rund und Aſia ſei größer als Europa" — iſt, fünfbändig, deutſch von Degen, in Bauſch und Bogen dieſer Tage von mir verſchlungen worden. Und ich fange ſogleich wieder von vorne an — er iſt gar zu ſüß.

1. Oktober.

Die letzten Ergänzungsbände zu Rotteck's Weltgeſchichte von Hermes haben mir die höchſt intereſſante Kenntniß der neueſten Geſchichte und hierdurch das Verſtändniß der allerneueſten gewährt.

11. Dezember.

Herodot — namentlich die perſiſchen Kriege, die großartigſte Hiſtorie in lebendigſter Darſtellung! Was ſind gegen die Beſchreibung vom Zuge des Xerxes unſere dickleibigen Geſchichtsbücher? Eitel trockne Kompendien. Herodot erzählt nicht wie ein Profeſſor — ſeine Darſtellung iſt ſo lebendig und ergreift ſo wie die eines Augenzeugen. Die topographiſchen Karten in meiner Ausgabe von Anacharſis' Reiſen erleichtern mir das Verſtändniß. So ſind mir Xerxes, Leonidas, der Hellespont, Thermopylä bekannt und lieb wie Heimatgeſtalten und Heimatberge.

1. März 1830.

Ich darf nicht unerwähnt laſſen, daß ich gegenwärtig anfange, höchſtes Intereſſe zu finden an der wiſſenſchaftlichen Hiſtorie der erſten Epochen. Die Urwelt iſt mein Göttin-Liebchen mit dem Iſisſchleier, den ich gern lüften möchte. Will ich die Geſchichte eines Volkes ſtudiren, ſo komme ich über die Urgeſchichte nicht hinaus; die Neugierde drängt mich von einem Autor zum andern. Mit der griechiſchen Geſchichte fing es an. Ich wollte anfangs mir blos ein Kompendium der Hauptbegebenheiten der griechiſchen Geſchichte zuſammenſchreiben. Das Erſte, was ich über die griechiſche Urzeit las, genügte nicht, regte nur die Neugier an; Anderes, was ich durchſah, widerſprach dem Früheren oder eröffnete ganz neue Geſichtspunkte Von Nepos, Juſtin und Herodot fiel ich auf Schloſſer, von dieſem auf Otfried Müller. Otfried Müller! — Die drei mächtigen Bände der „Geſchichte griechiſcher Stämme und Städte“ erwieſen mir, noch bevor ich ſie aufſchlug, durch das Ehrfurchtgebietende ihres Umfangs die Unermeßlichkeit des Gebiets, auf das ich mich gewagt. Aber von den ſchönen helleniſchen Küſten ſchweifte bald mein Blick hinüber nach der Heimat der Pyramiden — und der der Patriarchen — nach der Wiege unſeres Geſchlechts! Mit dem glühendſten Intereſſe habe ich in Kolatſchek's „Deutſcher Monatsſchrift“ eine Rezenſion Fallmereyer's über Röth's Werk geleſen. Uebrigens theile ich dieſe Sehnſucht nach Aufhellung der Urzeit mit meinem ganzen Zeitalter, mit allen ſtrebenden Zeitgenoſſen: ſowie ich überhaupt meine Tendenzen nachgerade oft auch als die meines Zeitalters erkenne. Was drängt uns in demſelben hiſtoriſchen Moment nach der ur-erſten Vergangenheit zurück, in welchem wir eine Zukunft ſo energiſch zu gründen befliſſen ſind? Will der Geiſt der Geſchichte uns vielleicht aus dem Schachte der Vergangenheit die Reſultate, die Ideen gewinnen laſſen, die wir zur Gründung der Zukunft benöthigen? Jedenfalls dürften bei jenen Forſchungen Reſultate zu Tage kommen, geeignet, geiſtige Revolutionen anzubahnen.

1. Juni 1850.

Der erſte Band von Becker's Weltgeſchichte hat meinen Heißhunger nach Urgeſchichte wenig befriedigt. Poſſelt's deutſche Geſchichte leſe ich mit Eifer. Louis Blanc's „Geſchichte der letzten Jahre“ intereſſirte mich aufs Höchſte. Salluſt iſt mir theuer als Vorbild klaſſiſcher Geſchichtſchreibung.

20. Oktober 1851.

Boller hat ſeine Vorleſungen über die Leiſtungen der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft begonnen, und zwar mit der Lehre der Hieroglyphen, die uns etwa einen Monat beſchäftigen wird. Er bringt zu den Vorträgen die Hauptwerke Champollion's und Bunſen's mit und demonſtrirt daraus die Rudimente. So ſtünde ich denn plötzlich wie durch einen Zauberſchlag vor den Pforten des unheimlich dunklen, großartigen Wunderlandes, deſſen Geſchichtsbücher ſeine Gräber ſind. — Ob es mir gegönnt ſein wird, aus dieſem Studium große wiſſenſchaftliche Reſultate perſönlich zu ziehen? Ich zweifle. Kann ich je die Lyra an einen Föhrenaſt hängen und den Elfen und Lilien und Roſen Lebewohl ſagen, um in ägyptiſchen Todtengrüften die Geiſter vermoderter Jahrtauſende zu beſchwören? Doch — ſoll ich darum dem lüſternen Zuge, der mich zu dieſem wunderbaren Quell des Wiſſens drängt, weniger folgen? Iſt die Erholung nichts, welche die Befriedigung wiſſenſchaftlicher Neugier gewährt, und nichts der großartige Eindruck, den Urweltſchauer auf den Geiſt machen? So töne mir denn die vielſagende, aber noch wenig gedeutete alt ägyptiſche Gräberſtimme, miteinſtimmend in den hehren Weltchor, der an mein Ohr rauſcht wie Sphärenmuſik, und deſſen einzelne Stimmen herauszuhören mir mehr und mehr Luſt und Beruf wird. Aber noch Eins: Wenn Roſe und Lorbeer mir einſt verblüht — oder niemals blüht — ſo gehe ich nach Aegypten und leſe die Hieroglyphen."

Unter den Aufzeichnungen von 1850—1851 finde ich folgendes Blatt ohne Datum, das Bruchſtück eines Briefes, wie es ſcheint:

„Ich will das Wiſſenswürdigſte kennen lernen. Was kann ich dafür, daß man die Wiſſenſchaft in Fächer geſchieden, und daß ich das Wiſſenswürdigſte nun in verſchiedenen, abgegrenzten Gebieten aufſuchen muß? Sich in ein ſolches Fach auf Lebenszeit zu vertiefen, iſt Sache der Profeſſoren und eigentlichen Fachgelehrten. Ich bin aber kein Profeſſor und kein Fachgelehrter, ſondern ein Menſch, ein freier Mann. Legen Sie mir das nicht als Oberflächlichkeit aus — es iſt eben Liebe zur Gründlichkeit. Ich will den einzelnen Wiſſenſchaften auf den Grund kommen, und bin überzeugt, daß ich das nur mit Hülfe aller andern Wiſſenſchaften kann. Die einzelnen Wiſſenſchaften verhalten ſich zur Einen und echten Wiſſenſchaft, wie ſich die Sätze einer einzelnen Wiſſenſchaft zu einander verhalten. Nehmen Sie einen Satz aus einer Wiſſenſchaft heraus und beſchäftigen Sie ſich, ſo lange Sie wollen, damit; das rechte Verſtändniß wird Ihnen doch erſt dann aufgehen, wenn Sie ihn im Zuſammenhange mit den übrigen Sätzen leſen." —

Profeſſor Anton Boller war ganz und gar, was man einen „Autodidakten" nennt. Er hatte als mittelloſer junger Menſch ſich mit den unzulänglichſten Behelfen auf das Studium des Sanskrit geworfen. Nachdem er, wie er zu erzählen pflegte, ſich die Bedeutung der Wörter ſowie die Regeln der Sprache faſt nur aus einigen Sanskrittexten ſelber, die er mit Ueberſetzungen verglich, ergrübelt hatte, verfaßte er eine Sanskritgrammatik, die er jedoch ſpäter ſelbſt, namentlich der vielen Druckfehler wegen, die ſie enthielt, für unbrauchbar erklärte. Es gab noch keinen Lehrſtuhl für Sanskrit und vergleichende Sprachwiſſenſchaft an der Wiener Univerſität; man nahm alſo das Anerbieten Boller's, Kollegien über dieſe beiden Gegenſtände gegen einen höchſt beſcheidenen Gehalt zu leſen, an, obgleich ihm das erſte Erforderniß einer akademiſchen Laufbahn, der Doktortitel, fehlte. Aber es wollten ſich keine Zuhörer finden. Ich war drei Jahre lang Boller's faſt einziger Schüler. Andere kamen eben nur und verloren ſich wieder; ich harrte treulich aus. Eine vorzügliche Lehrgabe beſaß Boller eben nicht; aber der ruhige Ernſt, die Einfachheit, die Milde, das Verſtändige ſeines Weſens hatten etwas Gewinnendes. In der Leopoldſtadt beſaß er eine ärmliche Wohnung, von deren zwei kleinen Gemächern eines er ſelbſt, das andere ſeine noch weit anſpruchsloſere Gattin inne hatte, eine Frau, bei welcher er ſchon früher in eben dieſer Behauſung als Aftermiether heimiſch geworden. Man ſagte, er habe ſie geheiratet, um in zwangloſem Verkehr mit ihr das Ungariſche — ſie war eine Ungarin — gründlich zu erlernen, was ihm für die finniſchen Studien, die er mit Eifer betrieb, ſehr förderlich war. Er trug ſich mit dem Plane eines großen ſprachvergleichenden Werkes, ſtarb jedoch vor Vollendung desſelben. In den Denkſchriften der Wiener Akademie ſind zahlreiche Abhandlungen von ihm, namentlich über die finniſchen Sprachen, abgedruckt. Ich konnte mir's nicht verſagen, dieſe Zeilen dem Gedächtniß eines Mannes zu widmen, deſſen freudloſes und anſpruchsloſes, ſtilles, ganz der Wiſſenſchaft hingegebenes, dabei von aller Pedanterie freies, faſt kindliches Weſen und Daſein für mich immer etwas Rührendes hatte. Erſt lange nach ſeinem Tode erfuhr ich, daß er, wie ich, aus dem niederöſterreichiſchen „Waldviertel" ſtammte. Er war zu Krumau am Kamp geboren.

Einer Fertigkeit muß ich gedenken, die ich mir zu jener Zeit anzueignen begann und von welcher ich ſeither ununterbrochen den ausgedehnteſten Gebrauch gemacht habe. Ich weiß nicht, ob von allem, was ich je gelernt, ſich mir etwas ſegensreicher, hülfreicher für die Verrichtung meines irdiſchen Tagewerks erwieſen hat als dieſe Fertigkeit. Ich meine die Stenographie. Nachdem ich als Student vor allem durch fleißige Führung von Kollegienheften darin mich ein geübt, zog ich weiterhin bei meinen literariſchen Studien, Entwürfen und Arbeiten einen außerordentlichen Gewinn daraus. Viele meiner Werke erforderten ausgedehnte kulturgeſchichtliche Vorſtudien. Für „Ahasver in Rom“ und „Aſpaſia“ verſenkte ich mich in das römiſche und griechiſche Alterthum, für den „König von Sion“ in das Reformationszeitalter, für „Danton und Robespierre“ in das franzöſiſche Revolutionszeitalter. Da gab es Unzähliges anzumerken, eine Fülle bedeutender Einzelzüge zur Auswahl und Verwendung im Werke überſichtlich feſtzuhalten. Nur durch die Stenographie wurde mir dies ohne allzugroßen Zeitverluſt möglich. Und nun erſt die Ausführung, Durch- und Umarbeitung des Werkes bis zur Druckreife! Man wendet vielleicht ein, daß ja der Dichter, der Schriftſteller ſein Erzeugniß nicht ſo raſch aufs Papier zu werfen in der Lage ſei, um dazu der Schnellſchrift zu bedürfen. Aber wer ſo ſpricht, bedenkt nicht, daß der Autor, bevor er einen Satztheil, einen Vers, eine Liedſtrophe mit ihren Reimen niederſchreibt, dieſen Satztheil, dieſen Vers, dieſe Strophe *im Kopfe fertig haben muß*. Hat er ſie aber fertig, ſo iſt es durchaus nicht gleichgültig, ob er ſich beim Niederſchreiben der gewöhnlichen oder einer Schrift bedient, welche den Aufwand von Zeit und Mühe auf ein Zehntel zurückführt. Was an mechaniſcher Arbeit beim Schreiben erſpart wird, kommt ohne Zweifel der geiſtigen zu gute. Desgleichen ſpringt der Zeitgewinn, welchen die Schnellſchrift dem Schriftſteller leiſtet, bei Aenderungen, Zuſätzen, formellen Umgeſtaltungen u. ſ. w. ins Auge.

Nur dieſe Erſparniß an Zeit und mechaniſcher Arbeit hat es mir z. B. bei der Abfaſſung des „Königs von Sion" möglich gemacht, hundert und mehr Hexameter in ein paar Morgenſtunden aufs Papier zu werfen.

Nicht ſelten iſt der Schriftſteller veranlaßt, wichtigere und ausführlichere Briefe entweder vorher zu entwerfen oder eine Abſchrift davon zurückzubehalten. In beiden Fällen kommt ihm die Schnellſchrift ungemein zu ſtatten. Auf Reiſen laſſen ſich mittelſt derſelben Notizen im Fluge verzeichnen, und Tagebücher laſſen ſich in einem Umfange führen, der beim Gebrauche gewöhnlicher Schrift unmöglich wäre.

Es war Bruckner, der mich auf das Gabelsberger'ſche ſtenographiſche Syſtem aufmerkſam machte, nachdem er ſelbſt bei Heger, einem Schüler Gabelsberger's, einige Vorträge darüber gehört. Sofort verſchaffte ich mir die von Heger herausgegebene Anleitung und brachte es, mich an dieſe haltend, ohne ſonſtige Unterweiſung, durch beharrlichen Eifer zur erwünſchten Fertigkeit.

Nach den Proben, die mir im Laufe der Jahre zufällig zu Geſichte gekommen, dünkt mich die heutige ſtenographiſche Schrift faſt etwas plump im Vergleich zur genauen, feinen und zierlichen Weiſe Heger's.

Wie die Stenographie habe ich auch die modernen Sprachen, die Muſik und anderes durch Selbſtunterricht erlernt. Ich brauchte nie einen Meiſter für das, was ich ebenſogut aus einem Buche lernen konnte, und lernte nie aus einem Buche, was mir das Leben ſelber bot oder wozu eine natürliche Gabe mich befähigte. Wenigſtens folgte ich dieſem Grundſatz, ſeitdem ich eine üble Knabenerfahrung mit dem Gegentheil gemacht. Im Laden eines Buchhändlers hatte ich ein Büchlein geſehen, betitelt: „Die Kunſt zu ſchwimmen." Ich kaufte es, lernte es auswendig und wünſchte mit Ungeduld die Ferien herbei, wo ich bei Vetter Koppenſteiner in Schweiggers die erlernte Kunſt glänzend würde bethätigen können. In Schweiggers angelangt, ſtürzte ich alsbald mich tollkühn in den nächſten Bach, brennend vor Begier, mich auf ſeinen Wellen zu wiegen, aber ich ſank unter wie ein ſturmzerſchelltes Wrack. Ich begriff, daß es mir zur Fertigkeit noch an Uebung fehle. Der Bach war nur nach großen Regengüſſen tief genug, um darin zu ſchwimmen. Ich benützte die Zeit der Trockenheit, meine Uebungen einſtweilen auf dem Heuboden des Vetters anzuſtellen, d. h. ich ſtürzte mich ins Heu und machte zur Uebung in demſelben all' die wohleingelernten Schwimmbewegungen fleißig durch. Ein Wolkenbruch war niedergegangen — neuer Verſuch, mich den Wellen anzuvertrauen — neues Scheitern. Ich merkte endgültig, daß ich nicht ſchwimmen konnte. Erfahrungen ſolcher Art machen mißtrauiſch und vorſichtig . . .

Während ich Kollegien über naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände und über Sanskrit hörte, wurde das hiſtoriſch-philologiſche Seminar an der Wiener Univerſität gegründet, und tüchtige Gelehrte waren aus Deutſchland zur Leitung desſelben berufen worden. Die Gelegenheit, in das klaſſiſche Alterthum tiefer einzudringen, als ich es auf Grund der früheren, im Griechiſchen äußerſt dürftigen Gymnaſialvorbildung vermochte, hatte viel Verlockendes für mich. Aber es geſellte ſich noch ein Umſtand hinzu, mich zur Theilnahme an den Uebungen des Seminars zu veranlaſſen. Es war mit dieſer Theilnahme der Genuß eines Stipendiums verbunden — eine Aushülfe, die in meiner Lage für mich ſehr werthvoll war. An eine hierdurch ſpäter zu erringende geſicherte Stellung dachte ich nicht; noch immer wiegte ich mich im idealen Traume des Hoftheaterdichterthums — und wem dies unglaublich erſcheint, dem können meine Tagebücher die Beweiſe dafür liefern.

Ueber meine Anmeldung für das Seminar und einige ſich daran knüpfende Erfahrungen berichtet das Tagebuch in ziemlich drolliger Weiſe wie folgt.

23. September 1851.

Heute habe ich den ganzen Vormittag mit den drei Vorſtehern des hiſtoriſch-philologiſchen Seminars wegen Aufnahme in dieſes zu kämpfen gehabt.

Profeſſor Grauert ſagte mir, daß in der hiſtoriſchen Abtheilung keine Stelle leer ſei, ich möge mich in der philologiſchen anfragen. So ging ich denn zu Bonitz. Er fragte: „Haben Sie klaſſiſche Philologie öffentlich ſtudirt?“ „Nein,“ erwiderte ich, „ich habe mich blos privatim damit beſchäftigt.“ Auf dieſes Wort wiegte ſich der Profeſſor bedenklich auf ſeinem Stuhle. „Was haben Sie denn griechiſch geleſen?“ fragte er weiter.

„Anakreon — Sophokles — Chreſtomathien!“ —

„Sophokles?“ rief Bonitz, ſich noch weit bedenklicher auf dem Stuhle wiegend und kopfſchüttelnd;

„Sophokles? und Homer nicht? und keinen leichteren Autor?“

„Meine Vorliebe für Sophokles veranlaßte mich, ihn vor allen Anderen vorzunehmen.“

Benitz gerieth in großen Eifer, ließ mir die Aufnahme als unmöglich erſcheinen, tadelte heftig meine autodidaktiſche Methode und redete mir dermaßen zu, daß ich mir ſelber bereits ganz erbärmlich vorkam.

Er wollte nicht glauben, daß ich den Sophokles habe verſtehen können. Ich verſicherte ihn, daß es doch der Fall geweſen ſei.

„Das werden wir ſehen!“ rief er, ſprang auf, brachte einen Sophokles und bezeichnete mir eine ſchwierige Stelle in der „Antigone“. Nachdem ich ſelbe ganz leidlich überſetzt, zog er neue Saiten auf. Er ſagte, daß er nun ſehe, wie mir die Sache nicht fremd ſei, und daß ich allerdings fähig ſei, an den Vorträgen im Seminar mich zu betheiligen. Noch mehr, er war ſehr freundlich, lieh mir die Formenlehre des ioniſchen Dialekts im Homer von Lukas, und äußerte ſchließlich, es ſei zwar eine große Anzahl von Mitgliedern, und er zweifle, ob die Zeit ausreichen werde, daß Jeder einen Vortrag halten könne, er wolle jedoch ſehen, daß ich zum Vortrag komme, ſelbſt wenn er die Stundenzahl vermehren müßte, „damit doch Solche, die beweiſen, daß ſie Kenntniſſe beſitzen, Gelegenheit zu deren Bethätigung finden.“ Ferner ſagte er mir, wenn ich ſeines Rathes bedürfe oder ſeiner wiſſenſchaftlichen Hülfe, ſo ſei er mit Vergnügen immer bereit.

Sehr erfreut über den philologiſchen Erfolg, den ich hier gehabt, trat ich die dritte der nöthigen Expeditionen an, nämlich zu Profeſſor Gryſar, der den lateiniſchen Uebungen des Seminars vorſteht. Er nahm großen Antheil an dem Umſtande, daß ich Latein und Griechiſch treibe und dazu mediziniſche Fächer höre. Er erklärte, Philologie ganz allein, und ſonſt durchaus nichts, müſſe ich treiben, wenn ich darin weiter kommen wolle. Die alte, ewige Rede! Ein Fach und ſonſt nichts, durchaus nichts! Nein, freiwillig mich ſelber ſo zu beſchränken, kann mir ſo wenig beifallen, als mich freiwillig vierer Sinne zu berauben, um den fünften intenſiver zu bilden, und mir z. B. die Augen auszuſtechen, um beſſer zu hören. Ich bat Gryſar um ein Thema zur Bearbeitung. Er ſagte: „Schreiben Sie 'mal was über Horat. Od. I., 1.“ — Als ich fortging und er mich zur Thür begleitete, äußerte er, daß heute doch wieder einmal ein ſchöner Tag ſei. „Tandem venit post multos hora serena dies!“ antwortete ich. „Ja, iſt jetzt ſelten, eine ſolche serena dies!“ ſagte er. (Hoho, Herr Profeſſor!)

4. Oktober 1851.

Mein Traktat über Horat. Od. I., 1. iſt vollendet. Er umfaßt vier Quartblätter und ſcheint mir ein wahres Monſtrum von Gelehrſamkeit und feiner Latinität. Er beſteht ganz aus grundgelehrten Citaten und auserleſenen lateiniſchen Phraſen. Es wird darin Erwähnung gethan der Parallelſtellen bei Archilochus, Pindar, Solon, Virgil, Properz, ferner: der hierher bezüglichen Ausſprüche und Meinungen eines Baxter, Bentley, Mitſcherlich, Jani. Am meiſten thue ich mir auf die prächtigen lateiniſchen Redensarten zu gute; es klingt alles ſo wunderſchön, daß ich, wenn ich es leſe, gar nicht glaube, es ſelbſt geſchrieben zu haben. Morgen höre ich Gryſar's Urtheil darüber. Vederemo!

5. Oktober.

Fahr' wohl, blühende Latinität; fahr' wohl, Syntaxis ornata; fahrt wohl ihr tres linguae latinae virtutes: Puritas, Elegantia, et Copia! Gryſar hat über meine ſchönen Phraſen, meine ausgeſuchten Phraſen, meine üppig ſprudelnden Phraſen ſchonungslos den Stab gebrochen. Statt sibi metatur locum will er sibi tribuit locum, ſtatt arva sarriunt will er arva colunt ꝛc. ꝛc. ꝛc. „Der lateiniſche Stil,“ ſagt er, „iſt ganz einfach. Man muß immer das allereinfachſte Wort wählen.“ — Iſt das wahr oder habe ich's mit einem Pedanten zu thun?

6. Oktober.

Ich habe den Cicero zur Hand genommen und mit Rückſicht auf den Stil etwas darin geleſen. Ich erſtaune! Das iſt das Muſter, der Kanon der Latinität? Es iſt in der That alles ſehr einfach, faſt nachläſſig — wenn ich's gegen meinen Traktat halte. Nun, ſo mag denn Gryſar in Gottes Namen Recht behalten. Aber dies weiß ich doch, daß es für einen philologiſchen Kandidaten immerhin ein Wageſtück bliebe, die Simplizität zu ſeiner Hauptaufgabe zu machen, in

Arbeiten, wo er glänzen will; denn wie leicht könnte da ſein freiwilliges Sichentſchlagen als Armut gelten.

7. Oktober.

Cicero's „Cälius“, den ich der Form wegen zu leſen anfing, hält nun mein Intereſſe geſpannt durch den Inhalt. Mich entzückt die reine, hohe Moral, die darin athmet.

So weit das Tagebuch, deſſen Bericht, was den erſten Beſuch bei Grauert anbelangt, aus der Erinnerung ergänzt ſein mag. Ich fand den kleinen, buckeligen aber würdevollen Mann umgeben von einigen ſeiner älteren Schüler, die, mit Einſchluß des Meiſters, auf den jugendlich ſchüchternen Neuling etwas von oben herab blickten. Grauert ſchien es ſeltſam zu finden, daß ich, aus den Hörſälen der Anatomie, der Chemie, des Sanskrit herkommend, nun auch Hiſtoriker ſein wollte. Er erkundigte ſich nach meinen hiſtoriſchen Studien; zuletzt fragte er mich, ob ich den Thukydides geleſen hatte, und als ich dies bejahte, fragte er, ob ich ihn in der Urſprache geleſen hätte. Dies mußte ich verneinen, und da meinte der gelehrte Herr achſelzuckend, ohne Kenntniß des Thukydides in der Urſprache ſcheine ich ihm für die Uebungen der hiſtoriſchen Abtheilung des Seminars noch nicht ſattſam vorgebildet, auch ſei die Zahl der Mitglieder ſchon zu groß und, ſo zu ſagen, keine Stelle leer. Der Schäker! Ich bin überzeugt, daß kein einziger ſeiner damaligen Wiener Schüler den Thukydides, den ſchwierigſten aller griechiſchen Autoren, in der

Urſprache geleſen hatte. Von ihm ſelber will ich glauben, daß er ihn geleſen hatte; denn es war ſein Lieblingsſchriftſteller, er hatte ihn immerfort aufgeſchlagen auf ſeinem Schreibtiſche liegen, und täglich las er, wie er ſagte, einige Blätter daraus mit Andacht wie ein Brevier.

Später fand ich doch Aufnahme auch in die hiſtoriſche Abtheilung des Seminars, woran mir — des Stipendiums halber — viel gelegen war. Es waren tüchtige Kräfte in dieſer Abtheilung damals vereinigt, zum Theil ſchon über die Jünglingsjahre hinaus: Zhisman, Karl Tomaſchek, ſpäter als Germaniſt bekannt geworden, Ottokar Lorenz u. A. Bei den Vorträgen der Mitglieder, nach deren Beendigung der Vortragende ſich gegen die Einwürfe der Zuhörer zu vertheidigen hatte, war Tomaſchek der ſchneidigſte, unermüdlichſte Kämpe, und es ſchmeichelte mir nicht wenig, als er nach meinem Vortrag über Mahomed's Leben und Lehre auf meine Frage, warum er diesmal gegen ſeine Gepflogenheit gänzlich ſtumm geblieben, erwiderte, er habe diesmal in der That nichts einzuwenden gefunden.

Die griechiſchen Uebungen des Seminars leitete Hermann Bonitz, als Gelehrter berühmt, als Schulmann unübertrefflich, ein Mann von ſcharfem Verſtande, ruhig-klarem, ernſt-freundlichem, einnehmendem Weſen. Seine harmoniſch ausgeglichene Natur ließ nichts von Kathedereigenheiten oder Angewöhnungen irgend welcher Art bei ihm aufkommen, aber auch ſeine glänzenden Eigenſchaften drängten ſich nicht in eitler, ehrgeizig befliſſener Weiſe vor. Seine Leitung des griechiſchen Seminars war muſterhaft, und ſeine Bereitwilligkeit, den Mitgliedern desſelben durch Darleihen von Büchern aus ſeiner Bibliothek förderlich zu ſein, kannte keine Grenzen. Ich erinnere mich, als ich 1855 Wien verließ, ihm einen großen Wäſchkorb voll entlehnter Bücher zurückgeſtellt zu haben. Er war mir gewogen, lobte meine Vorträge und meine Abhandlungen, machte aber doch immer den Eindruck auf mich, als ob er mir nicht recht traute, und als ob er mich für einen Menſchen hielte, der eines Tages, ſtatt ſich als Philologe auszuzeichnen, eine Nordpolreiſe antreten oder ein perpetuum mobile erfinden oder einen Band Gedichte herausgeben könnte.

Gryſar, der Latiniſt, als ſolcher geſchätzt, aber gänzlich auf dies ſein Fach beſchränkt, kränkelnd, zeigte in Haltung und Miene einen etwas pedantiſchen Anſtrich; aber was ihm von Pedanterie eigen war, wurde durch eine gewiſſe Gutmüthigkeit unſchädlich gemacht.

Grauert, hochverehrt von ſeinen Schülern, entwickelte im Gegenſatz zu ſeiner Zwerggeſtalt und ſeinem Höcker eine gewiſſe geiſtige Vornehmheit. Er litt an Aſthma, einer Folge ſeiner körperlichen Mißbildung und erlag ſeinem Uebel leider allzubald.

Ein harmloſes und koſtenfreies Vergnügen war es mir in jener Zeit, die Vorträge der Akademie der Wiſſenſchaften zu beſuchen, wo es mich beluſtigte, die verſchiedenſten Sorten der Weisheit und des Wiſſens fließen zu ſehen, wie die verſchiedenen Wein ſorten aus den Spundlöchern einer großen Kellerei. Mir ſind aber nur zwei lebhaftere Erinnerungen aus dieſer Geſellſchaft hoch- und tiefgelehrter Herren geblieben: die des kleinen, aber rührigen und energiſchen Hammer-Purgſtall, der imſtande war, einem vorleſenden Mitgliede in barſchem Tone zuzurufen: „Bitte den Herrn Vortragenden, lauter zu leſen; man verſteht ihn nicht!“ und die desjenigen Mitgliedes, das einer ſolchen Mahnung immer am meiſten bedürftig ſchien: des blaſſen, gichtbrüchigen, wenn ich nicht irre gar lahmen Sinologen Pfitzmayer, der jahraus jahrein über allerlei Chineſiſches und Japaneſiſches Vorträge hielt, und der dieſelbe Beſchäftigung vielleicht heute noch fortſetzt. Denn obgleich er ſchon damals mehr todt als lebendig ausſah, ſcheint er doch noch am Leben zu ſein; ich erinnere mich wenigſtens, geraume Zeit nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege von 1870/71 in einer Wiener Zeitung geleſen zu haben, der Sinologe Pfitzmayer habe neulich zu irgend Jemand von beſagtem Kriege zu ſprechen angefangen, von welchem er, wie er ſagte, durch die letzten aus Peking eingetroffenen Blätter Kunde erhalten. Andere Zeitungen als chineſiſche lieſt er nämlich nicht — alſo wohl auch nicht den „Heimgarten“.

Weniger leicht zugänglich als die Quellen der Wiſſenſchaft waren mir die des Kunſtgenuſſes. Das Theater konnte ich ſelten beſuchen, hörte aber doch das eine und das andere klaſſiſche Stück im Burgtheater und wohnte den erſten Aufführungen einiger Halm'ſcher und Moſenthal'ſcher Stücke bei; häufiger aber war es mir vergönnt, in der Vorſtadt mich an Neſtroy's und Kaiſer's neuen Erzeugniſſen zu erbauen.

Oeffentliche Konzerte hörte ich ebenfalls nicht oft; aber zu Hauſe betrieb ich nach meiner Weiſe die ſelbſterlernte Klaviermuſik. Ein muſikaliſch gebildeter Beamter, Herr Theodor Wickerhauſer, erbot ſich freundlich, mich in wöchentlich einer oder zwei Stunden ein wenig zu drillen, was mir überflüſſig ſchien, aber ich nahm die Einladung des wackeren Mannes an, nachdem ich entdeckt hatte, daß er den ganzen Jean Paul beſaß, und hielt wirklich bei ihm aus, bis ich den ganzen Jean Paul von ihm ausgeliehen und durchgeleſen hatte. Ich ſang auch, ſo weit es meine Stimmmittel erlaubten, klimperte auf der Guitarre, quälte mich eine Zeitlang ſogar mit einer eigenſinnigen, peſſimiſtiſch verſtimmten Geige und ertheilte einem neben uns wohnenden hübſchen Fräulein Geſangsunterricht. Ich ſpielte der Schülerin auf der Violine die Töne der Skala zum Nachſingen vor; da ſie aber zu bemerken glaubte, daß ich noch falſcher geigte als ſie ſang, ſo wurde ſie ſtutzig und entzog mir ihr Vertrauen. Wurde ich doch auch einmal als Klaviermeiſter für ein Fräulein aufgenommen! Nach einigen Monaten aber fand der Geliebte des Mädchens, ein Studioſus, der dasſelbe „ausbilden ließ", und mir monatlich zwei Gulden zahlen wollte, die er in der Regel ſelber nicht beſaß, — fand, ſage ich, daß ich „ihr nicht mehr genüge!" Wem verdankte aber das Mädchen dieſen raſchen, ſo bald den Meiſter ſelbſt überholenden Erfolg, als eben mir, meinem vortrefflichen Unterricht? —

Von ziemlich eigenthümlicher Art waren die Anregungen, die ich in meinen Studienjahren der bildenden Kunſt verdankte. Betrachtungen über eine Stahlſtichſammlung ſchließt das Tagebuch vom 1. Januar 1849 mit den Worten: „Ich hole mein Moralſyſtem aus Geſtalten und Geſichten; aus ſchönen Naturen und Kunſtwerken lerne ich die große Kunſt zu ſein.“ Ich las Winckelmann und blätterte im Montfaucon, „um durch Betrachtung der Abbildungen in letzterem meine Begriffe von Schönheit zu vervollkommnen“. Ich nahm Aergerniß am altdeutſchen Saale der Galerie des Belvedere. „Es iſt eine verkrüppelte, armſelige Menſchheit,“ klagt das Tagebuch vom 15. März desſelben Jahres. „Um wie viel herrlicher blühte die, von welcher die Antiken Zeugniß geben! Die Betrachtung dieſer Geſtalten trägt viel zum hiſtoriſchen Verſtändniſſe des Mittelalters bei. Mögen kommende Hiſtoriker in den Bildwerken, die ſich aus unſerem Zeitalter erhalten, nicht unſere Schande leſen!“ —

Von welchem Standpunkte aus ich die Anſchauungen der Kunſt und die des Lebens verknüpfte, mag aus folgendem Blatte deutlich werden.

18. November 1851.

Das Sonett „Aſpaſia“ gedichtet. — — —
Dieſe Anſchauung hat in mir das Gefühl der Männlichkeit, tieferes Verſtändniß und reges Gefühl für das Schöne geweckt, ja meinen Sinn auf ewig

dem Schönen zugewendet. Nun erſt verſtehe ich ganz die griechiſchen Skolien und die römiſchen Elegien — nun folgt mein Auge mit Sinn und hohem Intereſſe den Konturen, die Pinſel und Meiſel formt — nun geh' ich gleichgültig vorüber an der Mehrzahl weiblicher Geſichter — nun mißfällt mir viel mehr als früher an mir ſelbſt!

Die Erwägung dieſer großartigen und wohlthätigen Einwirkungen auf mein Innerſtes führt auf dem Wege beſonnener Erfahrung mich zur feſten Ueberzeugung von dem innigen Zuſammenhange, in welchem das Schöne und ſeine Betrachtung mit unſerer Veredlung und Entfaltung ſteht. Aus der Erfahrung ſchöpf' ich die Lehre, daß der Anblick des Schönen, ſelbſt auf der materiellſten Stufe, fruchtreicher ſein kann, als die beſte Kirchenpredigt und als das Manuale des Epiktet, ſammt der Tafel des Kebes!

Freilich wohl mag die Schule der Charis nicht für Jeden die beſte ſein. Gar Manchen ſchreckt die Ruthe der Moral mehr vom Böſen zurück, als ihn die Roſe der Charis zum Guten lockt.

„Thun die Himmel ſich auf und regnen, ſo rauſcht das Waſſer
Ueber Felſen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehrt die Sonne zurück, ſo verdampft vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe des Göttlichen feſt.“

(Goethe.)

Und nicht blos leer ausgehen vom Mahle der Schönheit dürfte ſo Mancher, Viele könnten ſogar den Tod ſich in Nektar trinken — zum Weibe erſchlaffen, ſtatt zum Manne zu reifen. Hat nicht ſchon Euripides in den „Bacchen“ gezeigt, wie Dionyſos den Einen als Gott, den Andern als „Dämon“ ergreift? Sehen wir nicht am Schluſſe des „Fauſt“, wie die himmliſchen Roſen, die ſonſt alles vergöttlichen, den Teufel noch teufliſcher machen? — Anakreon haucht die Geiſter des Weins in feurig ſüßem Geſang, während der Alltagsmenſch ſich berauſcht im Kothe wälzt. —

Ich weiß nicht mehr, an welche „Erſcheinung“ dieſe Zeilen ſich bezogen und wie die ſchon im Tagebuch ſelbſt durch Gedankenſtriche bezeichnete Lücke auszufüllen iſt. Wahrſcheinlich wurde der Herzenserguß durch die ſpaniſche Tänzerin Pepita de Oliva veranlaßt, die damals Europa bereiſte und einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich machte. In der bezauberndſten Sinnlichkeit lag hier ein klaſſiſch idealer Zug, der die echten „Bacchen“ begeiſterte, den „Böoziern“ aber unverſtändlich und entbehrlich war, ſo daß ſie an den unzähligen „falſchen Pepitas“, die hinter der echten überall hervortraten, ſich ebenſo oder noch mehr als an dieſer ergötzten. Sennora Pepita de Oliva's Bildniß iſt in der edelſten, vollſten Herrlichkeit ihrer Erſcheinung ſeit mehr als drei Jahrzehnten ſtets über meinem Schreibtiſche gehangen und hängt noch heute da. Und was ſie mir zu ſagen hatte, das iſt bis heute nicht verſtummt.

Und was iſt während dieſer Studien aus dem Poeten geworden?

Ich habe ſchon erzählt, daß, nachdem ich den „Hermann“ endgültig fallen gelaſſen, ich mit gleichem Eifer mich auf einen neuen dramatiſchen Plan „Aurora“ geworfen.

Es liegen einige Blätter aus jener Zeit vor mir, mit flüchtig hingekritzelten, auf den Aurora-Plan bezüglichen Notizen, die zwar keinen Begriff geben von dieſem Plane ſelbſt, aber doch von den Ideen und ideellen Richtungen, welche dazumal in meinem Kopfe ſich kreuzten.

„Die Entwicklungsweiſe der Menſchheit an einem Individuum dargeſtellt. — Aber kein bloſes Gemälde, ſondern eine *Handlung*, deren Keim ſchon im erſten Akte liegt — eine Handlung, einfach, ſchön gegliedert — die Idee ganz aufgegangen in ihr, ſo daß das Ganze auch ohne Symbolik faßbar und ein durch das bloſe Geſchehen intereſſantes Drama bleibt —"

„Der Heros ſucht die Umgebung in Uebereinſtimmung zu bringen, *bewußt*, durch das, was er *thut*; Aurora, *abſichtslos*, durch das, was ſie iſt."

„Dämoniſch nennen wir Sterbliche das Göttliche ſelbſt, wo wir es nicht begreifen," ſagt Feuchtersleben. Dies und der große Prozeß unſerer Tage ſoll dargeſtellt werden — politiſch und zeitgemäß im höchſten Sinne. Den Strom der Zeit brauſen hören und ihm die Richtung geben! *Beſonnenheit! Beſonnenheit! Beſonnenheit!* Dann iſt das Höchſte zu erwarten."

„Der Sinn der *Bacchen* des Euripides. Wie der Gott Einen als Teufel (Dämon) ergreift."

„Tiefſte Verzweiflung des Helden im zweiten Akt. Er findet Orpheus und Helena, die ihn aus ſeiner Verzweiflung reißen. Er macht ſich nun entſchloſſen auf zur Wanderung. Der Genuß befriedigt ihn nicht, er ſetzt ſich ein univerſelles Ziel."

„Ahasver — der neueſte Geiſt in ſeiner Haltloſigkeit — endlich Erlöſung durch Schönheit und Liebe."

„Anfang und Ende Märchenwelt — auch blitze ſie unterwegs öfter in das Werk hinein." U. ſ. w., u. ſ. w.

Aber es blieb auch bei dieſem Plane nicht. Eines Tages vollzog ſich eine förmliche „Kriſe", eine Umwälzung, eine völlige Neugeſtaltung desſelben — das Ergebniß einer begeiſterten Stunde, die ihrerſeits wieder zurückzuführen war auf die Spende eines — Gläschens Punſch aus der Hand eines ſchönen jungen Mädchens, einer Nachbarin, von welcher ich ſpäterhin noch zu erzählen haben werde. In ſeiner überſchwänglichen Weiſe berichtet das Tagebuch vom 13. Februar 1850:

„Der wichtigſte, vielleicht folgenreichſte Tag meines Lebens! — In Roſa's Familie war geſtern Unterhaltung mit Punſch, und von dieſem ſchickte mir Roſa heute früh ein ſehr kleines Gläschen voll herüber. Kleine Geſchenke ſind die erfreulichſten; man giebt ſie, blos um zu geben und guten Willen zu bezeigen, während große Gaben immer den Anſchein von Wohlthaten und Almoſen haben. Wie flüſſiges Feuer ſtrömten die geiſtigen Tropfen mir durch Adern und Nerven — ich fühlte mich in ekſtatiſche Begeiſterung verſetzt, fühlte mich aufgelegt zu einer göttlichen That!

Und die Blätter der Weltgeſchichte lagen vor mir aufgerollt — lange haftete mein verklärter Blick darauf — und ſiehe, die Buchſtaben verſchwammen in ein wirres Chaos von Blüten, Moder, Blut, Molchen, Goldfrüchten, blauen Augen, Harfenklängen, Kanonendonner, Todesächzen — — — und aus den Wogen dieſes chaotiſchen Meeres hob ſich ein edles, bleiches, männliches Antlitz, in welchem der Ausdruck unendlicher Wehmuth vereint mit prometheiſchem Trotze lag. Tief ſchaute ich in ſein flammendes Auge und rief in hoher Begeiſterung: Ahasverus! Ahasverus! Warum iſt Deine Wange noch bleich, Dein Auge noch müd und brennend? Warum irrſt Du noch in unbefriedigter Sehnſucht frieden- und freudelos durch die weite, ſchöne Welt? Harrſt Du eines überirdiſchen Erlöſers? Nein, hehrer Titane, Du haſt den äußeren Meſſias verſchmäht, ihn von Dir geſtoßen — nun denn, ſo erlöſe endlich Dich ſelbſt! Ja, erlöſe Dich ſelbſt! Du kannſt es, wenn Du ſtrebeſt, ganzer Menſch zu ſein — wenn Du nicht blos Mann biſt, ſondern auch die Weiblichkeit in Dich aufnimmſt — die Arbeit der Männlichkeit vereint mit der Magie des Weiblichen werden die göttliche That Deiner Selbſterlöſung vollführen! — — —

Mein Geiſt kehrte zum gewöhnlichen Bewußtſein zurück und vor mir auf dem Papier fand ich Idee und Plan der Tragödie „Ahasverus“.

So wurde der Geiſt, der in der Flüſſigkeit des Punſches geſchlummert, in mir, dem Poeten, dichtend!“

Nun, was ich an jenem „wichtigſten und folgenreichſten Tage meines Lebens“ als Idee und Plan der Tragödie Ahasverus aufs Papier geworfen fand, als ich „zum gewöhnlichen Bewußtſein zurückkehrte“, das liegt auf drei vergilbten Blättern ebenfalls vor mir. Aber ich bin nur mit einiger Mühe imſtande, eine nothdürftige Ueberſicht des Beabſichtigten daraus herzuſtellen.

I. Akt. Reflexionsloſes, ſeliges Naturleben des Urmenſchen (Ahasver). Lucifer, ſich zu ihm geſellend, zeigt ihm die Herrlichkeit der Welt und verführt ihn.

Sündenfall (Reflexion) — Fluch. Dem Ausgeſtoßenen aus dem Paradieſe wird ein Erlöſer verheißen. Er verläßt das Paradies mit der Gabe des Gedankens — und einem Fortunatusſäckel — aber unſelig.

II. Akt. Griechiſches Alterthum — Orpheus und Helena geſellen ſich zu Ahasver. Poeſie — Kunſt — Schönheit — Das Weibliche.

III. Akt. Am Schluß dieſes Aktes die bekannte Scene mit Chriſtus. Losſagung von der poſitiven Religion. Von da an ſteht Ahasver allein auf ſich — der Paradieſesfluch beginnt nun erſt recht ſich an ihm zu erfüllen und zu vervielfachen.

IV. Akt. Die Geburtswehen des ſelbſtbewußten Geiſtes, der den äußeren Schwerpunkt aufgegeben und den inneren noch nicht gefunden hat — hieraus entſtehende Umwälzungen — Lucifer iſt beſonders thätig. — Ahasver hat ſich nun zur That entſchloſſen, tritt an die Spitze einer großen politiſchen Bewegung — Greuel — Mißlingen — Strafe des Dünkels, der die Vorrechte des freien Geiſtes ohne ſeine Würde will — Folgen davon. Unſere Zeit.

V. Akt. Erlöſung. Ahasver hat die Welt durchwandert — die Männlichkeit, welche durch Thatkraft das Werk der Reflexion, des Verſtandes, des Gedankens vollenden wollte, kam es ſchließlich nur im Bunde mit der Magie des ewig Weiblichen (Natur und Gemüth). Der Kreis des menſchlichen Strebens iſt vollendet, und es tritt nun wieder die Seligkeit des alten Paradieſes ein.

Es tauchen, wie man ſieht, in dieſem Ahasver-Entwurfe Motive und Geſtalten des Aurora-Entwurfes wieder auf. Aber Ahasver, der in dieſem nur eine Nebenrolle geſpielt, iſt jetzt zur Hauptperſon geworden. Es war nicht die letzte gründliche Umwälzung und Umwandlung, welchen der poetiſche Hauptplan meiner Jugend durchzumachen hatte. Aus den dramatiſchen Entwürfen geſtaltete nach und nach ein epiſcher ſich heraus, deſſen endliche, ſpäte Ausführung nichts Anderes iſt, als die ſeit 1857 der Leſewelt vorliegende Dichtung „Venus im Exil“. Es befindet ſich unter meinen Papieren eine kurze Skizze dieſer epiſchen Dichtung, in welcher noch Vieles aus dem Aurora-Plan und ſelbſt noch der Titel „Aurora“ feſtgehalten iſt, während das gedruckte Werk kaum noch eine Spur davon aufweiſt.

Uebel vermerkt es vielleicht Mancher, daß ich bei meinen poetiſchen Entwürfen mir ſo viel mit Ideen zu ſchaffen machte. Aber das Denken iſt eine Gewöhnung, welcher — wenigſtens in den höheren Dichtgattungen — mehr oder wenig ſich alle deutſchen Poeten ſchuldig machen. Man nehme Goethe's und

Schiller's Briefwechſel zur Hand, und man wird erſtaunen, wie viel ſelbſt unſere größten deutſchen Dichter — der „naive" Goethe nicht zum wenigſten — bei ihren ſcheinbar einfachſten Arbeiten gedacht, gegrübelt, gewollt, beabſichtigt, ſymboliſirt und „hineingeheimnißt" haben. Hätte nur zur Durchführung jener Ideen meine jugendliche Kraft ausgereicht, ſo wären die Ideen ſelbſt nicht vom Uebel geweſen. Uebrigens war es ja doch nicht die kalte, abſtrakte Idee, von welcher ich ausging; irgend eine Geſtalt der Sage, der Geſchichte, ein Erlebniß, ein Geſchehniß war es, was zuerſt den zündenden Funken in mein Inneres warf, und erſt wenn aus dem Symbol die Idee ſich losgerungen, ging es ans gedankenhafte Vertiefen, welches doch wohl ein reales Geſtalten nicht ausſchließt.

Auch der beſtändige Fluß, die Proteusnatur meiner jugendlichen Entwürfe darf nicht befremden. Da im Innern des Jünglings ebenſo viele Gedanken als Gefühle gähren, ſo iſt es natürlich, daß er jene wie dieſe ſo vollſtändig als möglich in ſeinem Erſtlingswerke unterbringen will. Indem nun aber dieſe Gedanken und Gefühlswelt bei den raſchen Fortſchritten der jugendlichen Entwicklung beſtändigen Wandlungen unterworfen iſt, ſo ſprengt der wachſende und ſich wandelnde Gehalt immer wieder die Form, die er gefunden zu haben glaubte, bis der Strebende bei größerer Reife merkt, daß einem wirklichen Geſtaltungsdrange nur durch Beſchränkung Genüge geleiſtet werden kann.

Zu den hochfliegenden und weitausſehenden dramatiſchen Plänen meiner damaligen Epoche bildete die Einfachheit meiner gleichzeitigen lyriſchen Verſuche einen nicht bedeutungsloſen Gegenſatz. Vielleicht war und iſt dieſer Gegenſatz nicht blos in meiner perſönlichen Natur, ſondern auch in der Natur dieſer beiden Dichtgattungen begründet. Breite, ſogenannte Reflexionslyrik war nicht meine Sache. Ich verſuchte mich am liebſten im Liede, neben welchem faſt nur noch die Sonettform bei mir ſich einſchmeichelte. Goethe's Lyrik und das Volkslied waren mir vor allem werth. Nach der genußreichen Durchſicht einiger Sammlungen volksthümlicher deutſcher Lieder ſchrieb ich am 2. April 1849 ins Tagebuch:

„Was iſt's, das aus den Tragödien des Sophokles wie aus dem ſchlichten Volksliede uns anweht mit olympiſchem Hauch? — Natur iſt's! Natur! — Das echte Volkslied iſt der Gipfel der Lyrik. Es drückt einen ſchönen Lebensgedanken aus in klaſſiſcher Kürze, in Ausdrücken, die nur der finden konnte, der das Ausgeſprochene ſelbſt erlebte; und endlich bei der innigſten Gemüthstiefe mit einer Objektivität, die uns den Gefühlsſtoff in reinſter Kunſtform, d. h. allſeitig klar und überſchaubar darſtellt, ſo daß ein ſolches Lied, wenngleich der Inhalt traurig und düſter ſein ſollte, doch heiter und innerlich befreiend, als ein echtes Kunſtwerk, uns anſpricht. So hat z. B. das Lied „Ich ſchieß' den Hirſch im tiefen Forſt" ſo viel naturwahre Züge aus dem Wald- und Jägerleben, daß nur ein Jäger es gedichtet haben kann. So etwas ergötzt uns dann auch mehr, als die ſchönſte Ode, wenn ſie bar iſt aller individuellen Lebenszüge" . . .

Von den in „Sinnen und Minnen“ aufgenommenen und auch in den ſpäteren Auflagen beibehaltenen Gedichten entſtanden in der hier behandelten Periode meines Lebens die folgenden:

Im Jahre 1848: Die Lerchen, Liebesgeſpielen; 1850: Wanderlied (Wohlauf ins neue Leben), Sonne und Strom (Ghaſel), die Sonette: Ein welker Kranz, Letzter Reigen, Gewitter im Walde; 1851: Die Braut (Romanze), Elfenrede, Zarte Liebe ſpricht in Farben; die Sonette: An Jadviga, Ermüde nicht, Aſpaſia; 1852: Lebe wohl (Nun ich Dein Auge feucht geſeh'n), zweites Wanderlied (An den Höhen, an den Wäldern), drittes (Reich' mir, Schenkin), Meine Lilie, Klänge und Schmerzen, Lenzeszwang, Im Frühling, In der Waldſchlucht, Viel Träume, Meine Braut, Ein ſchöner Traum, Ganymed, Herzloſe Schönheit, Freudloſe Jugend, Roſenlied, Ich ſeh' Dich heut zum erſtenmal, die Ghaſelen: Ich will ja nichts, Spielzeug.

Eine Anzahl dieſer aus früher Zeit ſtammenden Lieder iſt hernach in die Dichtung „Venus im Exil“ verflochten worden.

Im Herbſte 1851 erſchienen von mir einige Gedichte in Gruppe's Muſenalmanach für 1852: An Sidonie, Mein Herz iſt in der Ferne, und Liebesgruß (Ich bin Dir, ach, ſo ferne). Gruppe hatte ſich an einen Wiener Freund mit dem Erſuchen gewendet, ihm Beiträge von Wiener Poeten zu verſchaffen. Dieſer raffte zuſammen, was ihm unter die Hände kam, zum Theil von ganz unbekannten jungen Leuten, von denen einer, der mir befreundet war, auch mich veranlaßte, etwas beizuſteuern, und Gruppe nahm dieſe Wiener Beiträge, neben dem vielen Trefflichen, das gerade jener Muſenalmanach von 1852 enthielt, mit einer merkwürdigen Nachſicht auf.

Bei dieſer Gelegenheit bin ich zwar nicht zum erſtenmale gedruckt worden, erlebte aber die erſte öffentliche Kritik — eine Kritik, mit welcher meine eigentliche literariſche Laufbahn nicht viel beſſer anfing als die Woche des am Montag Gehenkten. Die k. k. Wiener Zeitung machte ſich über den Almanach her und rupfte unbarmherzig uns arme Wiener Neſtlinge, die wir uns erdreiſtet hatten, im Chorus der deutſchen Sänger vorzeitig mitzuzwitſchern. Sie that uns in alphabetiſcher Ordnung ab. Ich ſuchte in fliegender Haſt meinen Namen. Da ſtand zu leſen: „Hamerling — ſiehe Eiſenmeyer." Mein ſpähender Blick ſtürzte ſich mit Ungeduld auf Eiſenmeyer; da hieß es: „Verſe, wie man ſie auf Bonbonsſchachteln zu ſetzen pflegt." Im Augenblick wußte ich nicht recht, ob das ein Lob oder ein Tadel ſein ſolle und gab mir ein paar Tage lang viele Mühe, Bonbonsſchachteln zu Geſichte zu bekommen, um zu erfahren, von welcher Art denn die Verſe ſeien, die man auf ſolche Schachteln zu ſetzen pflegt, und mit welchen gerade meine und Eiſenmeyer's Lyrik eine ſo auffallende Aehnlichkeit haben ſollte.

Vielleicht hätte ich den Umſtand, daß es zufällig die k. k. Wiener Zeitung war, durch welche ich zum erſtenmal in dieſer Art recenſirt wurde, gleich damals als ein Vorzeichen betrachten können für meine künftige Stellung gegenüber der offiziellen und offiziöſen Literaturkritik in Oeſterreich . . .

Aber ich muß nun auch von den Wandertagen ſprechen, den Feſtzeiten meiner Lehrjahre. Die Zeit dieſer Wanderungen waren die Sommerferien, ihr letztes Ziel die Heimat in der niederöſterreichiſchen Waldmark zwiſchen der Thava und dem Kamp, der Weg ein beliebiger, wochenlanger Umweg, der durch mehr oder weniger reizende Gegenden des Kronlandes ſich ſchlängelte. Bruckner war dabei mein unzertrennlicher Genoſſe.

Ich könnte viel davon erzählen, wie wir, die blaue Donau von Krems bis Weißkirchen entlang wandernd, in den Felsgrotten am Stromufer Raſt hielten, das Göpel'ſche Kommersbuch hervorholten und fröhlichen Liederſchall ins Rauſchen des Stromes miſchten — wie wir eine ausnehmend holde Schenkin zu Weißkirchen an der Donau Jahr für Jahr bei flüchtiger Einkehr mit Vergnügen wiederſahen — wie wir alle die ſchönen Stifter, Heiligenkreuz, Lilienfeld, Göttweih, Melk, beſuchten und nach fahrender Studenten Brauch die Gaſtfreundſchaft derſelben genoſſen — wie wir jetzt zur Seite der entzückend-kryſtallklaren Traiſen, jetzt zur Seite des brauſenden Aggsbaches fürbaß ſchritten, die wildromantiſche Wachau durchpilgerten — zu ragenden Felsburgruinen emporſchauten und emporkletterten — den Oetſcher beſteigen wollten — auf den Wellen der breiten Donauſtromes uns in Booten ſchaukelten — wie wir einmal zwei Tage lang in ſtrömendem Regen gingen, Kleider und Schuhe an den Herdfeuern der Dorfſchenken trocknend, in welchen wir einſprachen — wie einmal ſchon nahe vor dem letzten Ziel der Wanderſchaft ein Landregen mich bei Bruckner's Eltern in Grafenſchlag feſthielt, wo wir Tag für Tag Morgens Milchſuppe, Mittags Milchſuppe und Kartoffeln, Abends Kartoffeln hatten, an welche Koſt ich mich wunderbar ſchnell gewöhnte — wie dann auch Bruckner zu Schweiggers manchmal wochenlang der Gaſt des Gaſtes im Hauſe meiner Verwandten war — wie wir mitſammen die Gegend durchſtreiften und auf Kirchweihfeſten tanzten. Davon und von meinem Aufenthalte in Schweiggers, ſowie dem bei Onkel Leopold in Kirchberg am Walde, könnte ich erzählen. Aber ich will lieber früher oder ſpäter Urkundliches aus meinen Ferientagebüchern mittheilen, welche nicht blos mein Thun und Treiben, Dichten und Trachten, Schwärmen und Träumen in der Heimat am beſten ſchildern, ſondern auch einer Mädchengeſtalt ihr Recht widerfahren laſſen werden, die beanſpruchen darf, in der Geſchichte meiner Jugend dem Leſer vorgeſtellt zu werden: der „Lilie“ von Schweiggers — meiner Waldlilie — der Heldin eines noch vorhandenen Sonettenkranzes.

Hier ſei nur Eines noch erwähnt: daß zu Schweiggers und Kirchberg am Walde viele der früher erwähnten, in „Sinnen und Minnen“ aufgenommenen Jugendgedichte entſtanden. Drei der am meiſten bekannt gewordenen: „In der Waldſchlucht“, „Viel Träume“ und „Ganymed“, wurden im Schatten der Rieſentannen und Rieſeneichen des Thiergartens zu Kirchberg am Walde gedichtet.

Der Einklang mit meinem Jugendfreunde blieb doch auch nicht immer völlig ungeſtört. Eine Sympathie, welche zwei Knaben vereinigte, wird ſich nicht leicht in gleichem Maße auch auf das entwickelte und reifere Jünglings- oder Mannesalter erſtrecken. Zwei Blüten von gleicher Geſtalt auf einem Baume werden ſich ſchwerlich auch zu zwei Früchten von gleicher Geſtalt und Größe entwickeln. Bruckner, derſelbe Bruckner, der jahrelang ſich noch kümmerlicher als ich hatte durchſchlagen und ein paarmal ſein Nachtquartier unter freiem Himmel hatte nehmen müſſen, wurde faſt zum Feinſchmecker, als ſeine Verhältniſſe ſich etwas behaglicher geſtalteten, und es that dem guten Einvernehmen der Wandergenoſſen manchmal einigen Eintrag, daß der Freund des Geldes wenig achtete, während ich mit dem kleinen Betrag, den ich beim Abgange von Wien in der Taſche hatte, für ſo und ſo viel Tage oder Wochen ausreichen mußte und wirklich ausreichte.

Mir war es eigen, friſch von der Leber weg zu ſprechen; Bruckner zog es vor, den Kopf zu drehen oder in ſeine Fauſt zu beißen, empfand aber alles um ſo tiefer, beſaß eine große Selbſtändigkeit des Charakters und einen gewiſſen Stolz, die ihn veranlaßten, Rathſchlägen und Mahnungen gegenüber ſich ſchweigend auf ſich ſelbſt zurückzuziehen.

So fehlte es zwiſchen uns nicht an einem Gegenſatz. Aber es waren zunächſt doch nur äußere Verhältniſſe, die uns allmählich trennten. Bruckner übernahm Privatlehrſtunden in einer Familie, in welcher er bald wie heimiſch wurde. Er fand in dieſer Familie das Mädchen, das er wenige Jahre nachher zum Traualtar führte. Es iſt begreiflich, daß ein ſolches Verhältniß ihm den täglichen Verkehr mit dem Freunde entrückte, um ſo mehr, da er jetzt in der Nähe jener Familie, am entgegengeſetzten Ende der Stadt, ſeine Behauſung aufſchlug, eine Stunde Weges von der meinigen entfernt. Dazu kam, daß er ſich auf das Realſchullehramt vorbereitete, während ich meine Studien an der Univerſität fortſetzte. So fingen wir an uns immer ſeltener zu ſehen. Er übernahm eine Supplentenſtelle an der Realſchule in Ofen, und eines Tages — es war im Jahre 1855 — überraſchte er mich mit der brieflichen Nachricht ſeiner bevorſtehenden Hochzeit. Ich betheiligte mich an der Feier mit folgendem Sonett, das als Denkmal der wärmſten und dauerndſten meiner Jugendfreundſchaften hier eine Stelle finden mag:

„Biſt Du es nicht, mit dem ich lange Zeiten,
Ja, lange Jahre, die gemach verfloſſen,
Selbander gehend ſtrebſam durchgenoſſen
Der Hoffnung Luſt und rauhe Wirklichkeiten?

Wo fänd' ich je, wo fändeſt Du den Zweiten?
Wir lebten, faſt ſprüchwörtliche Genoſſen,
Bald ſorgenvoll vom ſtillen Dach umſchloſſen,
Bald fröhlich wandernd durch die grünen Weiten.

Fern auseinander hält uns jetzt das Leben;
Ich darf an keiner treuen Bruſt erwarmen,
Nur einſam aufwärts wie der Adler ſtreben;

Dich bettet Hymen weich in Liebesarmen! —
O lächle nicht! Nur Antwort wollt' ich geben,
Und ſchreibe nun beinah' ein Hochzeitscarmen!“

Bruckner machte mir bald darauf einen Abſchiedsbeſuch in Unter-St. Veit bei Wien, wo ich mich eben anhielt. Wir brachten einige Stunden miteinander in traulichem Geſpräche zu und verſicherten uns wechſelſeitig, daß wir nichts gegeneinander auf dem Herzen hatten, daß es eben nur die Zeit und die Verhältniſſe ſeien, welche ihre Rechte geltend machten unter dem wechſelnden Mond. Von dieſer Art ſind die Redensarten, mit welchen man die großen Riſſe und Sprünge im Gefüge des inneren Lebens zu übertünchen ſucht. Auch die Freundſchaft iſt ein irdiſch Ding, und ein ſolches nimmt ein natürliches Ende: eine Wahrheit, die ich zwar früh begriff, in die ich aber für meine Perſon mich erſt ſpät zu finden und zu fügen lernte.

Bruckner erhielt eine definitive Anſtellung an einer Peſter Realſchule. Zu Anfang der ſechziger Jahre gelangte an mich die Nachricht von ſeinem plötzlichen und ſpurloſen Verſchwinden. Man glaubt, daß er den Tod in den Wellen der Donau geſucht; aber ſein Leichnam iſt nie gefunden worden, und auch die Beweggründe zu ſeinem freiwilligen Verſchwinden ſind nicht aufgeklärt. Die innere Leidenſchaftlichkeit bei äußerer Verſchloſſenheit, die ihn ſchon in der Jugend gekennzeichnet hatte, mag ſich bei ihm zu einer Seelenkrankheit geſteigert haben, welcher er erlag.

Aber das Bild dieſes meines älteſten und vertrauteſten Freundes lebt in blühenden Söhnen und Töchtern fort, und einer der Söhne, Dr. Bruno Brukner, ein hoffnungsvoller, edeldenkender und warmfühlender junger Mann, hat es ſich zur Ehrenſache gemacht, die freundſchaftlichen Beziehungen, welche den Namen Bruckner mit dem meinigen verknüpfen, nicht ganz erlöſchen zu laſſen.

Die nächſte Stelle nach Bruckner nimmt in der Reihe meiner Jugendfreunde Johann **Gebhart** ein. Es mag im Jahre 1848 oder 1849 geweſen ſein, daß ich zuerſt ſeine Bekanntſchaft machte. Sein Weſen war dem Bruckner's ſo unähnlich als möglich, und auch dem meinigen ſo wenig verwandt, daß ich anfangs nicht glaubte, in ein näheres Verhältniß zu ihm verflochten zu werden. Dennoch geſchah es. Ein junger Menſch von gefälligem Aeußern, gewandten Manieren, leichtlebigem Charakter, lebhaft, geſellig und beredt, wollte er ſich zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, der theatraliſchen Laufbahn widmen und nahm Stunden in der Vortragskunſt, wenn ich nicht irre, bei einem Hofſchauſpieler. Nebenbei machte er Verſe, ſpielte die Geige, und benahm ſich in jeder Beziehung „genial“ Der Himmel weiß, was den beweglichen jungen Mann, dem es nicht an Geſellſchaft fehlte, zu dem ſtillen Träumer hinzog; er kam ſo oft als möglich in unſere Stube gerannt, erzählte in leidenſchaftlicher Aufregung und ſprudelnder Rede ſeine Tageserlebniſſe, gab mir von den Theatervorſtellungen, die er beſucht hatte, nicht blos Bericht, ſondern agirte und deklamirte mir die aufgeführten Stücke mit draſtiſcher Wiedergabe der Eigenheiten und Manieren aller Schauſpieler, welche darin beſchäftigt waren, vor, oder riß meine Geige von der Wand und parodirte ebenſo glücklich in halsbrecheriſchen Läufen und Sprüngen die Art eines Geigenvirtuoſen, den er Tags zuvor im Konzerte gehört hatte. Genial, wie geſagt, und witzig, regte er durch kleine Neckereien auch meine Laune an, und es fanden förmlich Witzduelle zwiſchen uns Beiden ſtatt, ſo daß er einmal einen Freund, der es ihm nicht glauben wollte, daß ich auch muthwillig ſein könnte, zu mir mitbrachte, blos um Zeuge eines ſolchen Zweikampfes zu ſein. Von meiner Poeſie hielt er nicht viel, wohl aber von meiner Gelehrſamkeit, während Bruckner mich für einen guten Poeten nahm, aber den Gelehrten in mir über die Achſel anſah.

Gebhart ſchrieb auch eine Tragödie „Zwei deutſche Kaiſer“, welche von Grillparzer im Manuſkript mit Beifall geleſen wurde, aber nicht in die Oeffentlichkeit gelangte.

Die geniale Periode im Leben Gebhart's endete am Ausgang von mancherlei Lebensirrwegen, die ihn mir entfremdeten, mit einer Anſtellung als Profeſſor — auch Du, Brutus? — an einer Realſchule.

Eine warme, auf Achtung und herzliche Zuneigung gegründete Freundſchaft verknüpfte mich ein paar Jahre lang mit Eduard Hamerski, einem jungen Polen aus Galizien, der im hiſtoriſchen Seminar mein Kollege war und ſich auf das Gymnaſiallehramt vorbereitete. Es beſtand zwiſchen uns keine Gemeinſamkeit poetiſcher oder ſonſtiger Beſtrebungen, aber die ideale und gefühlswarme Natur des jungen Mannes knüpfte zwiſchen uns das Band eines ſympathiſchen Verkehrs, deſſen ich mich gern erinnere.

Die einzige meiner Jugendfreundſchaften jedoch, welcher es durch die Verhältniſſe geſtattet war, ſich bis ins Mannesalter fortzuſpinnen, war die mit Leopold Schulz v. Strasznicki, dem Sohne des rühmlich bekannten Wiener Mathematikers und Schulmannes. Leider wurde auch dieſer Freund mir noch allzufrüh entriſſen. In verhältnißmäßig jungen Jahren zur Stelle eines Sektionsrathes im Unterrichtsminiſterium vorgerückt, verfiel er, ein Mann, der zu einer glänzenden Laufbahn berufen ſchien, in unheilbaren Irrſinn, aus deſſen Umnachtung ihn vor einigen Jahren der Tod befreite. Als eine edle Natur, feingebildet, von beſtechender Liebenswürdigkeit, lebt er fort in meinem Gedächtniß.

Ich habe nicht umhin gekonnt, hier Derjenigen zu gedenken, deren freundſchaftliche Hingebung meinen jugendlichen Lebenspfad erfreulicher machte. Thäte ich aber recht, nicht auch der Blumen zu gedenken, welche die *Weiblichkeit* auf meinen Weg ſtreute? Es ſoll nur in dem Maße geſchehen, als es der Zweck einer Lebensgeſchichte an und für ſich erheiſcht. Die Stellung eines Menſchen zur Weiblichkeit iſt immer bedeutſam, und wenn ich feſtſtelle, von welcher Art meine Herzensangelegenheiten in der Epoche, um welche es ſich handelt, waren, ſo dürfte dies dem Leſer genügen, der von dieſer Skizze nicht mehr erwartet, als ſie ſein will: der kurze, treue Bericht eines ſehr einfachen Lebenslaufes, einzig zu dem Zwecke niedergeſchrieben, *den willkürlichen Phantaſien der Verfaſſer „biographiſcher Skizzen“ einen Riegel vorzuſchieben.*

Wenn ich bei dieſer Gelegenheit eine ziemliche Anzahl weiblicher Geſtalten die Muſterung paſſiren laſſe, ſo wird gegen den Vorwurf der Flatterhaftigkeit mich die Beſchaffenheit der Beziehungen ſchützen.

Auch kann ich zur Beruhigung des Leſers verſichern, daß ich in keinem ſpäteren Abſchnitte meiner Lebensſkizze wieder ſo vielerlei von dieſer Art zu erzählen haben werde.

Das Tagebuch berichtet von Frühlingstagen, wo „der lang eingekruſtet geweſene Quell meiner Poeſie“ im Belvedere-Garten unter einem ſchönen warmen Frühlingshimmel und unter dem Augenſtral eines in der Nähe ſitzenden jungen Mädchens plötzlich wieder aufthaute — von Tagen, wo unter ſolchen Umſtänden aus trüben Schmerzen mir heitere Lieder entſtanden, „wie die dunkelſchwarze Flut ſich an Klippen zu hellweißen Perlen bricht“ — von Abenden auf dem Waſſerglacis, wo ich an Bruckner's Seite hinter einer einſam wandelnden Huldgeſtalt, hinter einem „feinen, bebenden Figürchen, mit zartem, roſigem Geſichtchen, feurig beweglichen Augen und einem kleinen rothen Mündchen“ einherging, bis ein lakoniſch-derbes, aufklärendes Wort des älteren und erfahrneren Freundes mich aus dem Himmel des Idealismus riß — eines Idealismus, der bei mir ziemlich lange herrſchend geblieben iſt.

Eines Tages traf ich bei Bruckner zwei junge Mädchen, „friſche Menſchenblüten, Naturkinder, obgleich übrigens Trampelthierchen“, wie das Tagebuch vom 22. Juli 1849 ſich ausdrückt. „Mir,“ ſo heißt es weiter, „der ich durch Umſtände vom Leben ziemlich ferngehalten bin, gewährt die geringfügigſte Lebenserſcheinung großes Intereſſe. Es war für mich ein Schmaus, zu beobachten, wie die guten

Kinder ſo altklug und hausmütterlich ſprachen, wie ſie die Lieder, die wir ſie lehrten, ſo ſchnell merkten, wie hie und da ein Liebesflämmchen aufflackerte. O es iſt ein Glühen, Blühen, Entfalten, Elektriſiren und Ausſtralen, wenn jugendliche, reine Gemüther beiderlei Geſchlechts in Berührung kommen und ſich naiv ihren Empfindungen überlaſſen! — Wie läutert Schönheit und Liebe — erſcheine ſie nun als blaues Auge, als ein Curtinstod oder als Waldblumenduft — — es regnen ja vielerlei Schönheits- und Liebesblüten vom Baume der Schöpfung! —

„Nun verſtehe ich," ſagte ich zu Bruckner, als die Mädchen fort waren, „nun verſtehe ich die Liebesroſen Goethe's (Fauſt, 2. Theil, 5. Akt). Gottesfunken, fallen ſie nieder, vermählen ſich dem verwandten prometheiſchen Funken (der Schönheit), der im Weſen glimmt, verzehren ſein Häßliches, und es brennt mehr oder weniger ungetrübt die Roſenflamme der Schönheit und Liebe. Nur auf Mephiſto, den abſolut Häßlichen, können dieſe Roſen (Schönheits- und Liebesblüten) keine gute Wirkung üben! Ein Funke Schönheit muß im Weſen noch glimmen, wenn es das Schöne ergreifen ſoll. Wenn aber dann Schönes das Schöne liebend umfaßt, ſo iſt es ſelig. Gegenſeitige Erfaſſung des Schönen iſt Liebe, iſt Seligkeit — iſt Selbſtbeſchauung, Selbſtſeligkeit des Höchſten! — — — O wie viel lerne ich," fügte ich noch bei, „weiblichen Weſen gegenüber!"

Bruckner lächelte, weil er mich nicht verſtand, ſagte aber gleich darauf: „Studiren thu ich zwar nichts bei den Mädchen, aber es wird mir unter ihnen ſo wohl, wie einem Hund mit Flöhen, wenn er ins Waſſer kommt!" — „O herrlich, herrlich, Freund Bruckner! Das war zwar kein Hegel'ſches, aber ein Jean Paul'ſches, ein Leibgeber'ſches Wort! Ich werde es nicht vergeſſen. Du verſpürteſt die Goethe'ſchen „Roſen"! Du denkſt nicht wie ich, aber Du fühlſt wie ich!" —

In der Familie Regiswinda's, deren der Leſer aus einem früheren Abſchnitte dieſer Mittheilungen ſich erinnern wird, und in welcher ich fortfuhr, an freien Nachmittagen zu Uebungen auf dem Klavier mich einzufinden, waren nach Regiswinda's Verheirathung ein Paar Mädchenblüten herangediehen, auf welche ich einen Theil der ſtillen Huldigung, die ich der älteren Schweſter gewidmet hatte, übertrug. Ich pflegte ſie bei mir ſelbſt die „Blume" und das „Vöglein" zu nennen, weil die eine ſchön, ſtill und ernſt wie eine Blume war, die andere herzig und munter wie ein Vogel. Die Blume nannte ich in Verſen auch Iduna. In ihr ſchien mir etwas von dem madonnenhaften Ernſte und der Sanftheit Regiswinda's ſich zu erneuen, aber mehr von dem Ernſte, als von der Sanftheit.

Lebhafter geſtalteten ſich die Beziehungen zu der erwähnten „Lilie". Ihr ſtand als anmuthiges Gegenſtück eine blühende Schweſter, die „Roſe" gegenüber. Das poetiſch-erotiſche Waldidyll, das in den Ferienmonaten zu Schweiggers ſich abſpielte, deſſen handelnde Perſon ich aber freilich faſt allein war, iſt nebſt dem dazu gehörigen Sonettenkranze aufbehalten in meinem Ferientagebuche von 1850, das ich dem Leſer ſpäter vorzulegen gedenke.

Ich komme auf jene Roſa zurück, von welcher mir an dem Tage, welcher der „folgenreichſte und wichtigſte meines Lebens“ hätte werden ſollen, das begeiſternde Gläschen Punſch kredenzt worden war. Dieſes zarte, ſchlanke Geſchöpf, das Kind einer mittelloſen Familie, die Thür an Thür neben uns wohnte, war die Geliebte eines ſeither berühmt gewordenen Architekten, der ſie an Sonntag-Nachmittagen im Wagen zu Spazierfahrten abholte. An Wochentagen aber war ſie nichts weiter als Arbeiterin in einer Druckerei. Sie hatte ein feines Weſen, das über ihren Stand und Beruf hinausging. Doch ich halte mich lieber wieder an die Urkunden des Tagebuchs — die wörtlichen Urkunden, was der Leſer nie vergeſſen möge.

20. Jänner 1850.

„Eine gewiſſe Roſa, jung, hübſch, ſchönäugig, naiv, feurig — beſucht uns jeden Abend und lernt Klavierſpiel und Singen von mir. Wir — Bruckner natürlich mit eingeſchloſſen — unterhalten uns ganz köſtlich; es wird geſungen, geſcherzt, oft ſogar ein bischen getanzt, bis in die tiefere Nacht hinein.

Mir iſt alles, was Abwechſlung in mein Leben bringt, unendlich willkommen, und ſo bin ich ganz entzückt über dieſe kleine Gunſt des Schickſals. Freilich muß ich ſehen, daß die gute Roſa ſich ganz und gar zu meinem blühenden Freunde hinneigt, und daß ich auf die Rolle des Zuſchauers beſchränkt bin. Aber für den Poeten iſt auch Zuſchauen ein Glück — ich ſchaue nicht fruchtlos zu: ich rolle meine Mappe auf und zeichne und ſkizzire nach der Natur. Ich glaube, daß der Poet wie der Maler Studien nach der Natur zu ſeinem Frommen machen kann und ſoll, es läßt ſich dem wirklichen Leben viel Poeſie ablauſchen. Manches iſt ſogar ſo bedeutend, daß man es, ſo wie es iſt, in ein Drama übertragen könnte. Ich habe wenig gelebt, und doch habe ich ſchon mehr des Schönen im Leben gefunden als in der Kunſt. Aus manchem Frauenauge und Antlitz hat mich das Göttliche oft reiner und ergreifender angeſtrahlt, als aus den großartigſten poetiſchen und Kunſtwerken. Malt der Poet die Geſtalt? bildet der Maler das Wort und die Bewegung nach? Nur im Leben erſcheinen die Momente der Schönheit beiſammen. Des Menſchen Sinn und Thun bleibt die angemeſſenſte Erſcheinungsweiſe des Göttlichen und Schönen, wäre es nicht ſo, ſo hätte Gott ſtatt der Menſchen und der Natur, wie ich meine, lieber gleich Statuen und Verſe erſchaffen.“

12. Mai 1850.

„Ich habe meine Schülerin, die Roſe, verloren. Da wir am 7. d. M. die neue Wohnung bezogen, ſo hören die Klavierlektionen auf. Nichtsdeſtoweniger währen die freundſchaftlichen und anmuthigen Verhältniſſe fort; kleine Geſchenke und zarte Worte werden wie früher gewechſelt. Zu Oſtern überreichte ich ihr ein rothes Ei in meinem und Bruckner's Namen mit der Umſchrift:

Süße Roſe, zarte Roſe,
Nimm dies Ei mit rother Schale!
Du biſt ſelbſt ein Ei, Du Loſe,
Unſer Herz iſt Deine Schale:

Und wie der, der dieſes Ei ißt,
Erſt die Schale muß zerbrechen,
Muß, wer Dich zu frein ſo frei iſt,
Vorher, ach, das Herz uns brechen!

Neulich begegnete ich ihr Abends. Ich fragte ſie, ob ſie heute nicht, wie ſonſt öfter, eine Roſe für mich habe. „O ja, Sie ſollen eine haben," ſagte ſie, „warten Sie hier beim Thore — wir ſtanden vor ihrem Hauſe — ich werfe ſie Ihnen vom Fenſter herunter. Geben Sie acht!" — Sie ging hinein, ich blickte unverwandt zu ihrem Fenſter hinauf. Dies that ſich auf, eine Roſe fiel nieder, aber leider verhinderte mich die Dunkelheit ſie zu finden. „Warten Sie," rief ſie, „vielleicht finde ich eine andere!" — Nach einiger Zeit fiel — keine Roſe, aber ein Roſenzweig herab, mit unaufgeblühten Knoſpen bedeckt. Sie hatte keine volle Roſe mehr gefunden.

Arme Knoſpen! ſo früh mußtet ihr ſterben, durftet euch nicht entfalten und des Lenzes freuen wie ihre Schweſtern! Doch, tröſtet euch: wenn die Blätter eurer Schweſtern längſt in alle Winde verweht ſind, werdet ihr noch aufbewahrt und heilig gehalten ſein, wenn eure Schweſtern längſt mit der Blüte den Duft verloren, werdet ihr, wenn auch verblüht, mir noch lieblich duften! Lenzes- und Liebesboten ſterben ja meiſtens früh — doch eben der frühe Tod macht ſie unſterblich. Ich preiſe euch glücklich, ſüße, frühgeſtorbene, unſterbliche Roſenknoſpen! (Beſſer findet der Leſer das ausgedrückt in dem ſpäter gedichteten Sonette „Die Roſenknoſpen", „Sinnen und Minnen" S. 265).

Als ich nach einigen Tagen Roſa wieder ſah, ſagte ich ihr: „Die Roſenknoſpen, die Sie mir geſchenkt, ſind zwar ſchon welk, aber ſie duften noch immer. Wiſſen Sie, warum das ſo ſein mag?“ — „Nun?“ fragte ſie. — „Weil ſie von Ihnen ſind.“ — „Nein,“ erwiderte ſie, „weil ſie bei Ihnen ſind!“

Ein Geiſt ohne Bildung und ein [illegible]hne Liebe und ein ſo ſchöner Gedanke! Wie v[illegible] ſich das? Sie liebt mich nicht — das hat ſie mir oft faſt beleidigend deutlich bewieſen — aber ſie erzeigt mir beinahe abſichtslos unendlich viel Liebes und Gutes. Ein ſolches Verhältniß iſt das geeignetſte für mich als Dichter, Studien zu machen und insbeſondere das oft ſo räthſelhafte Leben und Weben eines Frauensherzens zu belauſchen. Ein wirkliches Liebesverhältniß dagegen würde mich mehr aufregen, verwirren und feſſeln.“ —

Nun, ein „wirkliches Liebesverhältniß“ blieb mir zwar noch lange erſpart nicht aber die „größere Aufregung, Verwirrung und Feſſelung“.

Jadwiga war eine junge Polin von reifer Schönheit, welche zwar deutſch ſprechen, aber nicht ſchreiben gelernt hatte. Sie wünſchte das Verſäumte nachzuholen, und ich bot ihr meine uneigennützigen Dienſte an. Sie hatte wunderbare Augen und Hände, die ich für die ſchönſten der Welt hielt, bis ich ſpäter die der Harfenkünſtlerin Marie Mösner kennen lernte. Was ihren Stand betrifft, ſo lebte ſie zwar in der vornehmen Geſellſchaft, gehörte aber nicht derſelben an. Ich glaube bei längerem Verkehr mit dieſem weiblichen Weſen hätte ſich bei mir eine wirkliche gefährliche Leidenſchaft entwickelt. Der Tiſch, an welchem wir unſere abendlichen Schreibeübungen anſtellten, ſtand in der Nähe des ſtark geheizten Ofens. Das hatte natürlich Einfluß auf den Hitzegrad meines Empfindens, und ich kam immer lichterloh-glühend aus Jadviga's Gemach. Wer weiß, bis zu welchem Grade Reaumur die Temperatur in ihrer Nähe noch geſtiegen wäre, hätte die ſchöne Polin ſich nicht plötzlich veranlaßt geſehen, das Haus, in welchem ſie weilte, zu verlaſſen und Gott weiß wohin zu ziehen. Sie verſprach mir zu ſchreiben, aber bis heute hat ſie nichts weiter von ſich hören laſſen. Ich will mich hier nicht in die Einzelheiten verlieren, aber ich muß geſtehen, wenn ich unter den Huldinnen (nicht Heldinnen) meiner erſten Jugendzeit jetzt noch zu wählen, oder, beſſer geſagt, zu erklären hätte, mit welcher nicht vertrauter geworden zu ſein ich jetzt am meiſten bedaure, ſo würde meine Wahl nur zwiſchen Zweien ſchwanken. Die erſte nenne ich nicht — die zweite wäre Jadviga. Ich verweiſe den Leſer auf das Sonett „An Jadviga“ in „Sinnen und Minnen“ S. 201.

Das war im November und Dezember 1850, im Februar des nächſten Jahres kam es zu einer neuen, aber für jene Epoche letzten Aufregung und Verwirrung dieſer Art.

Bei Jadviga bewahrte mich eine baldige raſche Trennung vor jeder Art Enttäuſchung. Jetzt war mir's vom Schickſal verhängt, einen Schritt weiter zu machen auf der Bahn der Liebe — bis zu einer förmlichen Erklärung beiderſeits und bis zu einem Stelldichten. Aber wie nichts leichter entflammt iſt als ein Dichterherz, ſo iſt auch nichts leichter erkältet durch den geringſten rauhen Hauch der Wirklichkeit. Die idealen Anforderungen eines jugendlichen Herzens ſind ungeheuer.

In der mehrerwähnten Familie Regiswinda's war ich im Februar 1851 zu einem Hausballe miteingeladen. Die Gäſte waren verſammelt, der Tanz war angegangen, da trat noch ein junges, ſchönes Paar ein — Bruder und Schweſter. Die Beiden wurden bewillkommt und alsbald aufgefordert — ſie waren aus Graz nach Wien gekommen und erſt ſeit kurzem da anſäſſig — einen ſteiriſchen Tanz zum beſten zu geben. Sie thaten es und man konnte nichts Schöneres ſehen als den Tanz dieſer Geſchwiſter, die an Wohlgeſtalt und an feſſelnder Anmuth der Bewegungen miteinander wetteiferten. Ich war entzückt und verlor das Mädchen nicht mehr aus den Augen.

Wir kamen nebeneinander zu ſitzen, und eh' ich mich deſſen verſah, war ein Geſpräch angeknüpft, das wunderbar in Fluß gerieth und gar kein Ende mehr nahm. Ich ſprudelte von Poeſie. Und als nun gar der Champagner kam, und wir, weltvergeſſen nebeneinander ſitzend, tranken, und ihre Augen wonnig funkelten, ihr klaſſiſch-feingeſchnittenes Antlitz ſich roſig verklärte, da wurde ich dieſer Roſe gegenüber förmlich zur flötenden und trillernden Nachtigall. Die Töchter des Hauſes, die ſeit Jahren gewohnt waren, alles eher von mir zu erwarten, als daß ich einmal den Mund aufthun und zehn Worte hintereinander ſprechen könnte, waren förmlich verblüfft von der Wahrnehmung dieſer plötzlichen Beredtſamkeit. Aber die Schleuſen waren nun einmal geöffnet, und es gereichte mir zu einer Art von Genugthuung, zu beweiſen, daß ich am Ende kein todtes Stück Holz, ſondern eine Flöte ſei, die ganz gute Töne von ſich gebe, wenn man nur verſtehe, darauf zu ſpielen. Sidonie — ſchon der Name war bezaubernd — hatte es verſtanden, und der Champagner that das Uebrige.

Wir ſaßen thatſächlich die ganze Nacht hindurch plaudernd beiſammen. Hatte ich mit einer andern als ihr getanzt, ſo ſetzte ich mich doch immer wieder neben ſie, und auch ſie kehrte immer wieder auf ihren Platz neben mir zurück.

O dieſe Ballnacht! ſie war etwas für mich noch nicht Dageweſenes — ſie war das Schönſte in meinem bisherigen Leben!

Ich wußte damals noch nicht, daß man allen ſchönſten Momenten ihre Schönheit und Unvergänglichkeit nur bewahren kann, wenn man keinen Verſuch macht, ſie zu wiederholen. Ich erkundete, daß Sidonie mit ihrem Bruder einer Strohhutniederlage in der inneren Stadt — im Krämergäßchen — vorſtehe. Ich ging auf Entdeckung dieſes Strohhutladens aus, ſchlich vor demſelben des Abends im Dämmerſchein der angezündeten Laternen auf und ab und ſchickte in einem Moment, wo Sidonie allein hinter den Strohhüten ſaß, ein müßig umherlungerndes Büblein mit einem Cyklus von acht Liedern „An Sidonie“ zu ihr hinein. (Eines davon ſteht in „Sinnen und Minnen“ unter dem Titel „Liebesgruß“.) Sidonie las die Blätter — ich beobachtete ſie dabei von der Gaſſe aus, und dann kam der Knabe mit der Einladung zurück, „für einen Augenblick bei ihr einzutreten“. Ich glaubte nicht recht gehört zu haben. Darauf war ich nicht vorbereitet! Ja, wahrhaftig — ich „traute mich nicht“ einzutreten! — Aber ich ſetzte meine abendlichen Wandelgänge vor dem Laden fort. Bruckner, durch meine begeiſterten Schilderungen des Mädchens neugierig gemacht, fing ebenfalls an, durch das Krämergäßchen zu ſchleichen, und verſprach mir unaufgefordert, Sidonien im Auge zu behalten — „um meinetwillen“. Ich erſuchte ihn, dies bleiben zu laſſen — „um meinetwillen“.

Was ich von Sidonien wollte, war ein Brieflein — ein zartes Brieflein zur Antwort auf das meinige. Ein zartes Brieflein an mich von Mädchenhand — das ſchien mir der Gipfel alles Wünſchenswerthen! Ich ſchrieb ihr neuerdings und bat ſie, meine Lieder zu vernichten, nächſten Donnerstag Abends würde ich einen Boten zu ihr in den Laden ſenden mit der Frage, „wie ſich die Nachtigallen befänden?“ und wenn ſie mir dann ſagen ließe, die Nachtigallen „ſeien erfroren, weil die Witterung noch zu kalt iſt“, ſo ſolle mir dies ein Zeichen ſein, daß ſie meiner Bitte willfahrt und die Lieder vernichtet habe. Das würde ſie doch zu einer brieflichen Aeußerung zwingen, meinte ich. Aber auf meine poetiſche Blumenſprache ging Sidonie nicht ein, weder brieflich, noch mündlich, ſondern ließ mir durch den Donnerstagsboten einfach ſagen, ich möge um 7½ Uhr Abends in der Gaſſe auf ſie warten . . .

Ich wartete. Sie kam. Wir ſtanden einander gegenüber, ich ſprach ſie an, und wir gingen zuſammen fort.

Was konnte ich anders, als von meiner Liebe reden? Leider herrſchte eben ein garſtiges Nebel- und Regenwetter, wir mußten die Schirme aufſpannen, und unſer Geſpräch wurde alle Augenblicke durch Rippenſtöße der im Koth der Straße ſich drängenden Menge unterbrochen. O wie verſchieden war dieſer Abend von jener Ballnacht bei ſtralenden Kerzen und perlendem Champagner! Auch trug Sidonie ein altes Umſchlagetuch von etwas verblichener braunrother oder braungelber Farbe, das ihren zierlichen Leib entſtellte. Das alles raubte mir Stimmung und Beſonnenheit. Aber ich mußte reden, mußte von meiner Liebe ſprechen, und als ich damit zu Ende war, blieb mir nichts übrig, als Sidonie zu fragen, ob auch ſie mich liebe. Es giebt nichts Fataleres, als eine Liebeserklärung oder die Frage: „Lieben Sie mich, mein Fräulein?“ bei einem Hundewetter im Freien oder ſonſt zu ungelegener Stunde, beſonders wenn man ſich kaum noch kennt. Ich ſelbſt fühlte mich durch die an Sidonie gerichtete Frage ſo ernüchtert und erkältet, daß ich unmittelbar darauf die erſten Anzeichen eines Schnupfens verſpürte. Sidonie erwiderte, ich ſei ihr „ſehr werth und angenehm“, aber ihr Bruder werde eine „Bekanntſchaft mit einem Studenten“ niemals dulden. Eine Bekanntſchaft! Du lieber Himmel! was hatte ich denn gewollt, als durch das Krämergäßchen luſtwandeln und ihr Verslein „an Sidonie“ zuſenden? Die Berufung auf den Bruder baute meinem Rückzug aus der Proſa in die Poeſie des Herzens eine goldene Brücke. Als wir das Kärntnerthor hinter uns hatten und der Regen immer ſtärker niederträufelte, machte ich Halt und verabſchiedete mich von dem lieben Kinde. Entſprechende Worte wurden dabei gewechſelt, warm gemeint, aber naßkalt angehaucht. Alleinſtehend auf dem finſteren Glacis unter dem aufgeſpannten Regenſchirm, kam ich mir wie ein Philiſter vor und betaſtete mich unwillkürlich, ob ich nicht einen ſpitzen Frack anhätte und einen Cylinder auf dem Kopf und eine weiße Binde um den Hals. . .

So liebte ich mit zwanzig Jahren! —

Als ich das hiſtoriſch-philologiſche Seminar beſuchte, lagen dieſe mißlungenen Verſuche zu lieben und geliebt zu werden ſchon hinter mir. Im Jahre 1852 bedurfte man am Thereſianum eines philologiſchen Supplenten und wandte ſich an Bonitz: dieſer ſchlug mich vor. Ich dachte nicht, mit dem Gymnaſiallehramt Ernſt zu machen; aber warum ſollte ich nicht durch eine ſolche *vorläufige* Beſchäftigung meine äußere Lage verbeſſern? Jahre einer nicht gerade beneidenswerthen Kindheit und Jugend lagen hinter mir. Mit einem Monatslohn von ſieben Gulden hatte mein Vater als herrſchaftlicher Diener wenig mehr für die Seinen zu thun vermocht, als daß er die beſcheidene Wohnungsmiethe für ſie beſtritt. Was meine Mutter mit Näharbeit, ich mit Lektionen vom fünfzehnten Jahre an erwarb, war alles, worauf ſich unſer beider Haushalt gründete. Das hatte nun ſchon durch das kleine Seminarſtipendium ſich etwas anders geſtaltet und konnte noch ganz anders ſich geſtalten, wenn ich eine Hülfslehrerſtelle an einem Gymnaſium annahm. Ich nahm alſo an, und als man im nächſten Semeſter meine Aushülfe für das akademiſche Gymnaſium beanſpruchte, nahm ich ebenfalls an, und als man zu Beginn des nächſten Schuljahres meiner am Grazer Gymnaſium zu bedürfen glaubte, folgte ich auch dieſem Rufe, bereit, auf dieſem Wege auszuharren, bis ein dichteriſcher Erfolg mir eine unabhängige Stellung ſicherte.

Während der Ferienmonate 1855 war ich einer Einladung des Grafen Terlago in Unter-St. Veit bei Wien gefolgt, wo ich Gaſtfreundſchaft genoß und dafür mit dem Söhnlein des Grafen täglich eine Stunde lang den Homer las. Ich verlebte da ganz angenehme Tage. Die Vormittage brachte ich ſpazierend, leſend, dichtend in den prächtigen Laubgängen des nahen Schönbrunner Parkes zu.

VI. Von der Mur zur Adria.

Ich bin in meiner Erzählung bei dem erſten Grazer Aufenthalte vom Oktober 1853 bis April 1855 angelangt.

Nicht ſogleich beim erſten Anblick entfaltete die anmuthige Murſtadt für mich jenen Zauber, den man ihr nachzurühmen pflegt. Von Wien kommend, trug ich die allzu lebendige Erinnerung an die unvergleichlich ſchönen, reichen und großartigen Rundſichten noch in mir, wie ſie in der Umgebung der Reſidenz von der Höhe des Kahlenberges, des „Himmels“, des Hermannskogels u. ſ. w. nach einer Seite über die Rieſenſtadt und den Rieſenſtrom, nach der andern über gewaltige Gebirgslandſchaften ſich aufthun. So konnte ich, auf dem Grazer Schloßberge ſtehend, nur einen angenehmen, aber keinen bedeutenden Eindruck empfangen. Mein Auge vermißte in der Stadt unter mir und in den zerſtreuten, belangloſen Landhäuſern der Umgebung architektoniſche Punkte, auf welchen es mit Intereſſe hätte ruhen können. Aber ich verkannte nicht den Reiz des Berges und ſeiner Spaziergänge an und für ſich, und wenn ich im dolce far niente der ſchönen Septembertage, in welche meine Ankunft fiel, Trauben und Nüſſe naſchend, das Glacis entlang ſchlenderte, entzückte und feſſelte meinen Blick der herbſtliche Farbenzauber des bewaldeten Abhangs, mit ſeinem Purpur und den hundert Schattirungen ſeines welkenden Laubgrüns.

Die Thatſachen dieſes meines erſten, anderthalbjährigen Grazer Aufenthaltes werden raſch erledigt ſein.

In poetiſcher Beziehung war dieſe Epoche für mich nicht ſonderlich fruchtbar. Von Gedichten, welche ſpäter in die Sammlung „Sinnen und Minnen“ übergingen, entſtanden die Lieder: „Troſt“ (S. 9), „Roſenlied“ (S. 14), „Meeresliebe“ (S. 17), „Ich ſeh' Dich heut zum erſtenmal“ (S. 142), „Ein Moment“ (S. 540); die Ghaſelen: „Spielzeug“ (S. 517), „Ruhe“ (S. 517), „Ich will ja nichts“ (S. 518), „Wie, Du liebſt mich nicht?“ (S. 519); die Sonette: „Verſchollene Liebe“ (S. 245), „Du“ (S. 505), „An M. M.“ (urſprünglich „An P.“ überſchrieben, S. 545); die Diſtichen: „An L.“ (S. 179), „An Pauline“ (S. 181).

Ein eifriges Studium des Perſiſchen fiel in dieſe Zeit, das ſpäter mit gleichem Intereſſe noch einige Jahre lang fortgeſetzt wurde.

Für das Gymnaſial-Programm des Studienjahres 1853—54 ſchrieb ich eine Abhandlung: „Ueber die Grundideen der griechiſchen Tragödie“, über welche Bonitz in der Zeitſchrift für öſterreichiſche Gymnaſien ſich beifällig äußerte.

Dazu kam die Vorbereitung für meine Lehramtsprüfung. Es war wir nunmehr klar geworden, daß bei der Eigenthümlichkeit meiner Verhältniſſe jedenfalls noch einige Jahre verſtreichen würden, bis ich auf dem Punkte angelangt wäre, einen geſicherten Haushalt auf dichteriſche Thätigkeit allein zu gründen. Ein Supplentengehalt von 40 fl. aber konnte auch nur ſehr nothdürftig ausreichen. So ſchien nichts übrig zu bleiben, als durch Ablegung der Lehramtsprüfung und Annahme einer wirklichen Anſtellung — die ja im günſtigen Moment immer wieder aufgegeben werden konnte — den Bedürfniſſen des Augenblicks zu genügen, um ſo mehr, da durch eine ſorgenfreie Lage, wie ich hoffte, auch dem poetiſchen Beſtreben Vorſchub geleiſtet werden konnte.

Nachdem ich am Schluſſe des Schuljahres 1853—54 einen Tag lang, von Morgen bis Abend, meiner Thätigkeit als Examinator für das Griechiſche und Lateiniſche bei den Maturitätsprüfungen obgelegen — man hatte den Tag für dieſe beiden Fächer ausſchließlich beſtimmt — reiſte ich am folgenden Morgen nach Wien ab, um mich dort ſofort ſelbſt als Prüfling vor der Kommiſſion einzufinden, welche aus Mikloſich als Vorſitzendem, Bonitz für das Griechiſche, Gryſar für Latein und Hahn für deutſche Sprachwiſſenſchaft beſtand. Durch die Strapazen der vorherigen Tage war ich ſo angegriffen, daß ich mich krank gemeldet haben würde, hätte nicht Bonitz mit aufmunterndem Zuſpruch mir im letzten Augenblicke noch Muth gemacht.

Das umfangreiche Prüfungs-Protokoll und Lehramts-Zeugniß — es umfaßt ſechs Folioſeiten — ſprach mir die Befähigung zu, Griechiſch und Latein am ganzen Gymnaſium zu lehren; für das Lateiniſche wurde die „Leichtigkeit" der Ueberſetzung anerkannt, für das Griechiſche die „Gewandtheit und Beſtimmtheit" derſelben, „ſelbſt der ſchwierigeren Stellen" und die „Genauigkeit der Erklärung", ſo wie die „in mancher Hinſicht in das Einzelne reichende Kenntniß der Realien". In Betreff des Deutſchen aber lautete das Urtheil wörtlich wie folgt: „Der Kandidat hatte, wie er ſagte, für das Deutſche die Lehrbücher von Bauer und ähnliche ſtudirt, man hat aber aus ſeinen Antworten nicht entnehmen können, daß dies mit der erwünſchten Gründlichkeit geſchehen ſei."

Es hatte damals eine eigene Bewandtniß mit den Prüfungen aus dem Deutſchen bei Kandidaten für das Gymnaſiallehramt. Jedem Kandidaten, was immer für eines Faches, oblag es, ſich auch aus dem Deutſchen einer kleinen Prüfung zu unterziehen. Aber das Ergebniß dieſer nebenſächlichen Prüfung ſollte — ſo lautete die Verfügung — keinen Einfluß haben auf die Entſcheidung der Lehramts-prüfung im ganzen. Die Folge hiervon war, daß die Bewerber, ſattſam in Anſpruch genommen durch ihr Fachſtudium, den Formelkram der deutſchen Grammatik abſeits liegen und ſich kecklich eine Unwiſſenheit beſcheinigen ließen, die keine praktiſchen Folgen für ſie hatte. Auch mir fehlte zur Zeit der Ehrgeiz, in einem Fache, deſſen ich in der Ausübung mächtig genug zu ſein glaubte, für und wider nichts auch durch theoretiſche Kenntniß glänzen zu wollen.

Bekanntlich hat mich dieſe Verſäumniß nicht gehindert, in Sachen der Mutterſprache es ſpäterhin ziemlich genau zu nehmen, und ſogar ein bischen Pedant zu werden. Ich verließ mich auf das Sprachgefühl und auf die Anleitung, die ich aus der Leſung unſerer klaſſiſchen Schriftſteller ſchöpfte, und hatte daran, faſt möchte ich ſagen, mehr als genug. Reicht dergleichen doch hin, einen Menſchen ſchier unglücklich zu machen, wenn er ſieht, wie die ſprachliche Fahrläſſigkeit und Willkür im neueſten deutſchen Schriftthum immer mehr überhand nimmt. Auch ohne die „Lehrbücher von Bauer und ähnliche“ ſtudirt zu haben, und langer Gewöhnung zum Trotz, verſtimmt es mich noch immer gründlich, ſo oft ich auf das häßliche, täglich häufiger werdende: „Wenn ich wiſſen würde“ oder „Würde ich wiſſen, ſo“ u. ſ. w. ſtoße — es iſt, wie wenn der Franzoſe ſagen wollte si je saurais ſtatt si je savais, oder der Italiener se saprei ſtatt se sapessi — oder auf das drollige Beiwort „diesbezüglich“ — genügt das einfache „bezüglich“ wirklich nicht? — oder auf das unappetitliche Grazer Lieblingswörtchen „Anwurf“ ſtatt Vorwurf, das ſo ganz und gar „ungut“ und „unnothwendig“ iſt — oder in Romanen auf das ſchlecht franzöſiſche: „Ja wohl! machte die Gräfin.“ — Bei letzterem Gebrauch des Wortes „machen“ fühle ich mich immer lebhaft an die Bedeutung erinnert, welche daſſelbe hie und da in der Kinderſtube hat. —

Meine Kollegen im Supplentenamte am Grazer

Gymnaſium — darunter der Mexikoreiſende B. Heller, der begabte Adolf Ficker, Guſtav Herr, Erasmus Schwab, Eduard Krutſchek, Georg Ullrich, Reichel u. A. bildeten einen flotten geſelligen Kreis, der durch den Anſchluß junger Dozenten der Univerſität erweitert wurde, und in dem ſich angenehm verkehren ließ, dem ich aber freilich für meinen Theil bald dadurch entrückt wurde, daß ich einen eigenen Haushalt an der Seite meiner Mutter und ſpäter auch meines Vaters führte. Von dieſem Kreiſe ehrenwerther Genoſſen hob durch Eigenthümlichkeit des Weſens und Charakters, insbeſondere durch eine unendliche Gemüthlichkeit Jakob Cicigoi ſich ab, den wir unter uns gewöhnlich nur „Goi“ zu nennen pflegten.

So feſt ich mir auch vorgenommen, in dieſen Mittheilungen mich auf meine Perſon zu beſchränken, ſo drängt doch, wenn man einmal das Buch ſeiner Lebenserinnerungen aufſchlägt, neben dem lieben Ich unabweislich ſo manches liebe und werthe Nicht-Ich ſich hervor, und ſo fühle ich auch an dieſer Stelle wieder das Bedürfniß, ein ſchlichtes Denkſäulchen für eine Perſönlichkeit, die mir gemüthlich nahe ſtand, aufzurichten.

Unſer „Goi“ war Kroate von Geburt, ſprach daher das Deutſche mit einem etwas fremden Accent, aber doch recht gut, und wenn ihm jezuweilen auf dem Katheder ein Ausdruck entſchlüpfte, wie: „So, nun ſperren Sie die Bücher zu!“ ſo lächelten zwar die Schüler, aber ſeinem Anſehen ſchadete es bei ihnen nicht, da er ihnen ebenſo ſympathiſch war, wie den Kollegen im Lehramt.

Von dem köſtlichen, goldreinen Gemüthe dieſes Menſchen lohnt es ſich einen Begriff zu geben durch ein Geſchichtchen, das ich im Verkehre mit ihm erlebte.

Eines Sonntags beſuchte ich ihn, wie öfter, und fand ſeine Stirne gerunzelt, wie von ſchwerer Sorge verdüſtert. Ich fragte ihn nach der Urſache. „Ach!" verſetzte er, „mir iſt eben etwas ſehr Unangenehmes begegnet. Waren da hintereinander ein paar Väter von Gymnaſiaſten bei mir, und wie ſie fort ſind, bemerke ich erſt, daß einer von ihnen einen Dukaten, in ein Papierchen gewickelt, auf meinem Schreibtiſch zurückgelaſſen hat. Ja, was denken denn die Leute von Unſereinem? Und das Schönſte iſt, daß ich nicht einmal weiß, welcher von den beiden Vätern es war, der den Dukaten unbemerkt auf meinen Schreibtiſch legte. Wie ſoll ich es nun anfangen, denſelben zurückzuſtellen? Soll ich von Einem zum Andern gehen und fragen: „Herr, ſind Sie es, der mich mit einem Dukaten hat beſtechen wollen?" Und behalten mag ich ihn auch nicht! Ach Gott! (ſo ſchloß er ſeine Klage, das Goldſtück aufnehmend und wieder hinwerfend) wenn ich den verwünſchten Dukaten nur wieder los wäre! er brennt mich förmlich in der Hand!"

„Lieber Freund!" gab ich zurück, „wir haben heute den 27., und ich bin eben gekommen" — damit ſagte ich die Wahrheit — „um Dich zu erſuchen, mir mit fünf Gulden bis zum Erſten aus einer kleinen Verlegenheit zu helfen. Leih mir den Dukaten, ſo haſt Du ihn aus der Hand, wenn er Dich ſo ſehr brennt!

„Ja!" rief er haſtig. „Ja! da haſt Du ihn! nimm ihn! Aber ich bitte Dich, gieb mir ihn nicht *zurück* — hörſt Du? ich werde Dir's ſchon ſagen, wenn ich ihn brauche!

Ich ſteckte den Dukaten zu mir, und Freund Cicigoi athmete erleichtert auf.

Ich achtete ſeine Bitte und wartete geduldig, bis er mir ſagen würde, daß er den Dukaten brauche. Er hat ihn *nie* gebraucht.

Vielleicht wundert ſich der eine oder andere Leſer, daß ſo naive Beſtechungsverſuche, wie der eben erwähnte, in früherer Zeit vorkamen. Sie kamen vor, wenn auch nicht oft, und ich ſelbſt war einmal in der Lage, den Begriff eines naiven Vaters von meiner Ehre und Ehrlichkeit zu berichtigen. Jede Zeit hat eben ihr Eigenthümliches. So war es z. B. auch eine Eigenthümlichkeit jener Zeit, daß den Verkehr mit den Profeſſoren die *Väter* der Schüler beſorgten. Ich erinnere mich keines einzigen Damenbeſuchs während der ganzen Zeit meiner lehramtlichen Thätigkeit. Seit, wie verlautet, zum größeren Theil die *Mütter* jenen Verkehr auf ſich genommen, mögen die naiven Beſtechungsverſuche aufgehört haben. Frauen ſind nicht ſo naiv wie ihre Männer.

Ein intereſſantes Schauſpiel war es, wenn es uns Kollegen gelang, den ſeelenguten Goi einmal *zornig* zu machen. In eben dieſer ſeiner Seelengüte pflegte er uns von Zeit zu Zeit zu einem abendlichen Thee bei ſich einzuladen, was immer gerne angenommen wurde. Er pflegte den Thee ſelbſt zu bereiten, in einem „Schnellſieder“, den er uns ſehr rühmte und auf den er geradezu ſtolz war. Aber der Thee hatte manchmal den Eigenſinn, auf dieſem „Schnellſieder“ durchaus nicht — fertig werden zu wollen. Weiß Gott, wie es kam, das Theewaſſer war in ſolchen Fällen wie verhext, es wollte nicht aufkochen. Wenn nun Goi den langen Leib und das breite bärtige Geſicht immer ſorgenvoller über den Schnellſieder beugte, ſeine Stirne immer tiefer ſich runzelte, und zwiſchen den Runzeln allmählich auch Schweißtropfen zu funkeln begannen, wie Thautropfen zwiſchen den Furchen eines friſchgepflügten Ackers — ſo war dies ein Anblick, der mehr Mitleid als Heiterkeit hätte erwecken ſollen. Wir aber, mit erwartungsvollen, halb ſpöttiſchen Mienen um unſern Freund her ſitzend und ſeinen nicht brodeln wollenden Hexenkeſſel ins Auge faſſend, weideten uns herzlos an ſeiner Verlegenheit und an ſeiner Jammermiene, die der eines Zauberers glich, dem nichts gelingt, weil man ihm zu ſkeptiſch auf die Finger ſieht. Trieben wir aber nun gar die Bosheit ſo weit, über Hunger zu klagen und abfällige Bemerkungen über den gerühmten Schnellſieder fallen zu laſſen — da begann es allmählich, nicht in Gois Theewaſſer, aber in ihm ſelber aufzukochen und aufzuwallen, bis er zuletzt losplatzte: „Ei, nun wollt' ich aber ſehen, daß Euch Alle miteinander der Teufel holte!“ —

Meine Spaziergänge machte ich meiſtens in ſeiner Geſellſchaft. Für gewöhnlich war er heiteren

Sinnes, und ſelbſt über Unangenehmes wußte er ſich mit den Worten: „Thut mir leid — aber es macht nichts!“ hinwegzuſetzen. Von Zeit zu Zeit hatte er jedoch auch ſeine melancholiſchen Augenblicke und dann ſprach er in der Regel von ſeiner Heimat und davon, daß er am liebſten dahin zurückkehren möchte. Das Wort Heimat hatte in ſeinem Munde den Klang, den es im Munde von Menſchen hat, welche ein tieferes Gemüth beſitzen.

Sein Wunſch ging übrigens in Erfüllung. Er erhielt bald nachher eine Anſtellung an einem kroatiſchen Gymnaſium und nahm eine Landsmännin zur Frau, welcher eine recht hübſche Anzahl von Weingärten, ich weiß nicht, ob als Ausſteuer oder als Erbe zufiel.

Dieſe Weingärten wollten gepflegt ſein, Cicigoi entſagte dem Lehramt und wurde Oekonom. Ich habe ſeither nicht wieder von ihm gehört, aber daß er bei ſeinen Weingärten ſich wohlbefindet, ſchließe ich daraus, daß er den bewußten Dukaten immer noch nicht braucht.

Ich bin mit meinen Grazer Erinnerungen von 1853—1855 nicht ganz zu Ende. Es liegt ein aus ſtenographiſch hingeworfenen Blättern ins Reine geſchriebenes Tagebuch vor mir, welches für mich das weitaus bedeutendſte Denkmal jenes erſten Grazer Aufenthalts bleibt. Dieſes Tagebuch enthält eine Herzensgeſchichte — die Geſchichte eines „Liebesverhältniſſes“, des erſten in meinem Leben, das dieſen Namen einigermaßen verdiente und das ich in den üblichen äußeren Formen eines ſolchen bewegte. Ein zwangloſer, inniger und doch zarter, ich darf ſagen jugendlich-unſchuldiger Verkehr mit einem Mädchen iſt in dieſem Tagebuche ſo unbefangen geſchildert, wie es nur in einem Tagebuch denkbar iſt, zumal in einem ſolchen, welches die ſtenographiſche Form der Niederſchrift zu einem Buch mit ſieben Siegeln für andere Perſonen macht. Ich habe das Gefühl, daß beſagtes Liebesverhältniß nur in der Form, in welcher das Tagebuch es darlegt, verſtändlich und intereſſant ſein könnte. Es geht aber doch nicht an, ein Erlebniß, das in meinem Leben Epoche machte, hier ganz zu übergehen, und ſo muß ich mich auf eine kurze Erzählung beſchränken, die dieſer gedrängten Lebensüberſchau im rechten Verhältniſſe ſich einfügt.

Ich darf in den Hauptſachen ohne Rückhalt ſprechen, da meine Geſchichte ſich vor 33 Jahren ereignete und kein perſönlicher Bezug mehr ſie mit der Gegenwart verknüpft.

Als ich von Wien nach Graz abreiſte, war meine Mutter durch Umſtände noch ein paar Wochen in Wien feſtgehalten. Bis ſie mir nach Graz folgte und wir eine eigene Wohnung bezogen, hatte ich mich vorläufig in ein Monatzimmer eingemiethet, bei einem alten Herrn, Witwer und Vater eines hübſchen, blühenden Töchterleins von ſiebzehn Jahren. Ich beachtete das Mädchen anfangs nicht ſehr; als aber meine Mutter angekommen war, befreundeten wir uns mit der kleinen Familie, und es entſpann ſich nachdem wir eine eigene Wohnung bezogen hatten, ein reger Verkehr von Haus zu Haus. Wir brachten häufig die Abende bei dem alten Herrn und ſeiner Tochter zu, und bald ſuchte ich auch in freien Tagesſtunden gern die Geſellſchaft des lieblichen Mädchens. Ihr Vater war als Beamter den größten Theil des Tages vom Hauſe abweſend. Ich plauderte mit ihr, phantaſirte auf ihrem Klavier, las ihr Platen's Sonette und Ghaſelen, Daumer's „Frauenbilder und Huldigungen“ vor. Nora — ſo wollen wir das liebe Kind nennen — verrieth viel Sinn und Verſtändniß für Poeſie; ſie wurde warm dabei. Das ermunterte mich, mit eigenen Verslein herauszurücken, und als ich ſo, den Mantel auseinanderſchlagend, den Ordensſtern der Poeſie auf meiner Bruſt enthüllte, da leuchteten Nora's Augen von dem gebührenden achtungsvollen Erſtaunen. Sie war keine Schwärmerin, aber ſie wußte, wie alle jungen Mädchen, die Poeſie ſchon deshalb zu ſchätzen, weil man in Verſen ſo Vieles ſagen und ſich ſagen laſſen darf, was man in Proſa *nicht* ſagen und ſich nicht ſagen laſſen dürfte. Ich empfand nicht eigentlich Liebe für Nora im vollen Sinne des Wortes, aber mich plagte die Neugier junger Leute, die noch nichts erlebt haben und die zunächſt nur wiſſen möchten, ob ſie wohl *geliebt werden könnten*? Dieſe heimliche Neugierde der Jünglinge und Jungfräulein erweiſt ſich oft verhängnißvoll, ſie wird für Liebe genommen und führt zu „Verhältniſſen“, deren Zweck im Grunde mit der Liebeserklärung erreicht iſt und die damit ein Ende haben ſollten.

Vorſichtig und beſcheiden, aber harmlos folgte ich dem Zuge dieſer jugendlichen Neugier Nora gegenüber.

Eines Tages ſtand ich mit ihr am Fenſter. Da ging unten in der Straße ein junger Mann vorüber, der zu Nora hinaufblickte. Sie erröthete . . .

„Ach, das gute, liebe Kind hat einen Liebſten!“ — Mit dieſem Ausrufe beginnt mein erwähntes Tagebuch.

Nora geſtand mir, jener junge Mann habe früher ein Monatzimmer in ihrer Familienwohnung inne gehabt, habe ſie da, während ſie faſt noch ein Kind war, liebgewonnen und noch immer ſeien ſie ſich gut, aber ſie könnten ſich nur ſelten ſehen, da ihr Vater dem jungen Manne das Monatzimmer gekündigt und ihm ſtreng verboten habe, ins Haus zu kommen.

Von dieſem Augenblicke an war es natürlich bei mir entſchieden, wie ich mich fortan bei Nora zu benehmen hätte. Ich konnte ihr nur mehr ein Freund, ein Vertrauter ſein. In jugendlicher Unbefangenheit glaubten wir Beide unſerem Gewiſſen genuggethan zu haben, wenn wir einander nichts weiter waren und blieben als eben Freunde. Aber der Glorienſchein gewiſſenhafter Zurückhaltung und Selbſtbeherrſchung machte uns einander nur um ſo intereſſanter. Nora war an manchen Tagen auffallend blaß, nachdenklich und ſtill; und in meinen Verſen — warum hätte ich Nora meine Gedichte nicht mehr vorleſen ſollen? — miſchte ſich dem Ausdruck entſagungsvoller Geſinnungen in Scherz und Ernſt ein

Hauch von Schwermuth bei, der ihre Wirkung über meine Abſicht und über mein Verlangen hinaus ſteigerte.

Bald konnte ich mir nicht verhehlen, daß Nora unter inneren Kämpfen leide. Eine Zeitlang ſchien ſie zu ſchwanken und zuletzt glaubte ſie, den Freund und Genoſſen ihrer früheſten Jugend nicht mehr zu lieben, nie wirklich geliebt zu haben. Mein Benehmen war bis dahin ſo pflichtmäßig und ehrlich geweſen, als es die Naivetät und die mangelhafte Erfahrung der Jugend zuließ. Aber nun ſteckte mich Nora mit ihrer Halbheit, ihrer Unentſchiedenheit an, und ich wußte zuletzt nicht mehr, ob ihr Verhältniß zu Adolf überhaupt reſpektirt zu werden verdiene oder nicht.

Da brachte ein Tag ganz plötzlich und unerwartet die Entſcheidung. Adolf hatte ſich auf einem Spaziergange, welchen Nora in Begleitung einer älteren Frau machte, zu ihr geſellt und geradezu die Frage an ſie gerichtet, ob ihr Herz noch ihm gehöre, hatte ſie aufgefordert, es ihm ohne Rückhalt zu geſtehen, wenn es Zeit für ihn ſei, ſich gänzlich von ihr zurückzuziehen.

Nora entſprach ſeiner Aufforderung. Ermuthigt durch ſeinen lebhaften Zuſpruch geſtand ſie ihm, daß ſie einen Andern liebe. Als er ſie fragte, ob ſie auch wiedergeliebt werde, gab ſie zur Antwort, ſie wiſſe es nicht.

Als jene ältere Frau, in deren Geſellſchaft Nora bei dieſer Unterredung mit Adolf ſich befand, auf

Nora's eigenes Erſuchen mir den ganzen Vorgang erzählte, war ich im höchſten Grade überraſcht und faſt beſtürzt. Mich rührte das Schickſal des unglücklichen Liebhabers und ich konnte nicht umhin, mir ſelbſt im ſtillen die Frage aufzuwerfen: Wenn Nora ſich ſchon einmal in ihrer Herzensneigung getäuſcht, kann nicht auch ihre jetzige Neigung wieder nur eine Täuſchung ſein?

Ich verhehlte dies Bedenken Nora nicht, als ich ſie zum erſtenmal nach jener entſcheidenden Scene mit Adolf wiederſah. Ich bat ſie, zu erwägen, ob wir nicht unſere Herzen noch länger prüfen ſollten, bevor wir einander ein bindendes Gelöbniß machten. Sie war einverſtanden.

Es widerſtrebt mir beinahe, in einer Erzählung fortzufahren, bei welcher ich die Einzelheiten, eben das, was eigenthümlich an ihr iſt, übergehen muß, ſo daß faſt nur der alltägliche Umriß einer oft genug dageweſenen Herzensgeſchichte übrig bleibt. Ich eile daher zum Abſchluß.

Immer fiel es mir ſchwer, zu glauben, daß Nora den Verſtoßenen ganz vergeſſen habe. Und als ſie ſpäter einmal, um dieſen Verdacht in mir zu erſticken, die Haarlocke Adolf's, die ſie einſt von ihm zum Andenken erhalten hatte, vor meinen Augen ins Feuer warf, da fühlte ich mich mehr aufgeregt als beruhigt und ſah mit ſeltſamen Gefühlen das Haar in den Flammen verkniſtern und verlodern . . .

Aber von einem dunkel beſchatteten Hintergrunde hebt ein Liebesleben ſich um ſo reizender, um ſo ſüßer in Momenten des Vergeſſens, des reinen Glückes ab. In den Verlauf eines halben Jahres drängte ſich ein Idyll voll holder Tändelei, unterbrochen von den kleinen Gewittern und Thränenregenſchauern, welche das glühende Herz wohlthätig erfriſchen.

Das entzieht ſich hier der Schilderung. Um ſo ſchroffer muß der Uebergang erſcheinen zu dem, was folgt. Aber die Phantaſie des Leſers wird die Lücke vielleicht ergänzen.

Der 11. Dezember 1854 war der Tag, an welchem ich mich losſagen mußte von einem Weſen, bei welchem, wenn es auch den frühen, jugendlichen Idealen der Dichterſeele nicht ganz entſprach, mir doch zum erſtenmale tief innig wohl geworden, was ich freilich erſt jetzt ganz empfinde und zu würdigen imſtande bin.

Ein mich betreffender Umſtand zunächſt und weiterhin ein Zwiſchenfall in Nora's Hauſe waren es, welche dieſe Wendung der Dinge herbeiführten.

Mein Haushalt war ein kleiner, feſtgeſchloſſener Kreis, an deſſen Erweiterung nicht gedacht werden konnte. Aus der Möglichkeit einer Durchbrechung desſelben war Unheil erwachſen, welches ſchwer auf mir laſtete, und welchem durch einen entſcheidenden Entſchluß irgend welcher Art begegnet werden mußte.

Während dieſe Bedrängniß mich rathlos machte, trat jener Zwiſchenfall ein, der den Ausſchlag gab.

Eine im ſelben Hauſe mit Nora wohnende, ihr ſehr befreundete Familie vermiethete ein Monatzimmer in der Regel an Studirende. Dieſes Zimmer ſtand jetzt eben leer. Dabei hatte man ſich eben an Nora mit der Bitte gewendet, in Abweſenheit der Familie den Schlüſſel der Wohnung zu übernehmen und das Monatzimmer Denjenigen zu zeigen, welche dasſelbe beſichtigen wollten. Nora fand ſich dazu bereit und pflegte nun immer, aufmerkſam gemacht durch die Magd, welche vom Küchenfenſter aus den Eingang der Nachbarwohnung überſah, die ſich einfindenden jungen Leute in die beſagte Wohnung zu führen, ihnen das zu vermiethende Zimmer zu zeigen, über die Miethsbedingungen Aufſchluß zu geben u. ſ. w.

Als ich eines Tages zu Nora kam, — es war Sonntag und ihr Vater zu Hauſe — war eben die Rede von einem „hübſchen Italiener“, welchen Nora Vormittags in die Nachbarwohnung geführt und mit welchem ſie dort längere oder kürzere Zeit verweilt hatte. Daß mir dergleichen nicht ſonderlich angenehm war, muß ich geſtehen, ſollte ich auch durch dieſes Geſtändniß die allgemeine Entrüſtung gegen mich heraufbeſchwören. Ich konnte jedoch meinerſeits über die Sache ſchweigen, da diesmal Nora's jovialer Papa ſelbſt, der ſonſt nicht den leiſeſten Zweifel an der unbedingten Unanfechtbarkeit ſeiner Tochter duldete, in einigen Aufruhr gerieth und ihr mit Entſchiedenheit verbot, ſich noch weiter zu dieſem nachbarlichen Gefälligkeitsdienſte herzugeben. Was mich betrifft, ſo hätte ich die Sache damit für abgethan halten können, wäre nicht die Erinnerung an den eigenthümlichen Eindruck, den mir Nora an jenem Tage machte, in mir wachgeblieben. Sie war mir völlig verändert vorgekommen; ihre Geſichtszüge hatten einen Ausdruck, den ich nie zuvor an ihr bemerkt: ſie ſah innerlich erregt und wie traumverloren aus.

Bald nachher wurde auch eines der Monatzimmer leer, welche Nora's Vater ſelbſt zu vermiethen pflegte. Da fand ſich ein hübſcher, italieniſcher Studioſus ein und miethete dasſelbe. Ob es derſelbe war. deſſen Bekanntſchaft Nora in der Nachbarwohnung gemacht, iſt mir unbekannt.

Wenn ich mir ſelbſt das Zeugniß geben konnte, daß ich bisher zu ideal geſtimmt oder zu jugendlich ſchüchtern geweſen, um eine mir gegönnte Freiheit im Verkehr zu mißbrauchen, ſo kannte ich von der Welt doch immerhin genug, um zu wiſſen, daß Idealität und Schüchternheit nicht gemeinſame Eigenſchaften ſämmtlicher jungen Leute ſeien.

Ich war alſo beſorgt, und dieſe Beſorgniß vereinigte ſich mit dem peinlichen Gefühl des Ungemachs, das von anderer Seite her aus meinem Verhältniß zu Nora ſich ergeben hatte. So wurde ich das Opfer einer Unruhe, einer Verwirrung, der ich mich nicht länger gewachſen fühlte. Unter dieſen Umſtänden warf ich mir ſelbſt noch einmal die Frage auf: Iſt Nora das Mädchen, das du wahrhaft liebſt und um deſſen Beſitz dir kein Preis zu hoch ſein darf? Und wenn dies der Fall, biſt du in der Lage, ihr das zu bieten, was ſie und was ihr Vater als ſelbſtverſtändlich von dir erwarten?

Die erſte Frage konnte ich unentſchieden laſſen; die zweite mußte ich entſchieden verneinen. An eine eheliche Verbindung war bei der eigenthümlichen Geſtalt meiner Familienverhältniſſe zu denken unmöglich.

So galt es denn, einen Entſchluß zu faſſen. Ich ging nach einem wehmüthig ſüß mit Nora verplauderten Abend von ihr fort, mit dem Vorſatze, nie wiederzukehren. — Mit dem Vorſatze! — Daß ich ihn hielt und halten konnte, war, wie ſich ſogleich zeigen wird, nicht mein Verdienſt.

Ich habe niemals Genaueres darüber erfahren, wie Nora mein Fernbleiben aufnahm. Einiges Spärliche vernahm ich von vergoſſenen Thränen, und ein zartes Wort wurde mir gerüchtweiſe zugetragen, das ſie zu einer Freundin geſprochen haben ſollte: „Wenn er auch nicht ſo oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken.“

Aber das war alles. Nora erkundigte ſich weder brieflich noch ſonſt irgendwie nach dem Grunde meines Ausbleibens, wie ſie es doch ſonſt immer gethan, wenn wir uns ein paar Tage lang nicht ſahen. Ich ging noch täglich, wie ſonſt, an ihrem Fenſter vorüber, zur gewohnten Stunde, wo ihr lächelndes Geſicht immer zwiſchen den Blumentöpfen aufgetaucht war: ſie zeigte ſich dort nie wieder.

Vermuthlich war ſie „zu ſtolz“ dazu. Aber wenn ich nicht zu ſtolz war, an ihrem Fenſter vorüberzugehen wie ſonſt, ſo hätte ſie auch nicht zu ſtolz zu ſein gebraucht, zur ſelben Stunde am Fenſter zu ſitzen wie ſonſt. Bekanntlich entwickeln Liebende häufig dieſe Art von Stolz erſt dann, wenn ihnen mehr daran gelegen iſt, einer Verſöhnung auszuweichen, als ſie zu ſuchen.

Als ich im April des nächſten Jahres Graz zu verlaſſen und nach Trieſt abzugehen im Begriffe ſtand, richtete ich an Nora noch einige Zeilen zum Abſchied und ſpielte darin auf Gerüchte an, welche ſich inzwiſchen in Bezug auf eine Tröſterrolle des Italieners verbreitet hatten. Keine Antwort! Erſt am Tage der Abreiſe, als ich auf dem Wege zum Bahnhof war und dabei an Nora's Haus vorüberkam, wurde durch eine hinter mir hereilende Magd mir ein Brief Nora's eingehändigt, in welchem ſie ſagte, es ſei ihr unbegreiflich, daß ich, der vorgab, ſie zu lieben, dem Gerede böswilliger Menſchen Gehör ſchenkte, deren Zweck ja nur war, uns zu trennen. Wie ſchön, wie tröſtlich wäre mir das früher zu hören geweſen! Aber Nora hatte ſich zu dieſer Antwort acht Tage — wenn ich nicht irre — Zeit genommen und ſie mir erſt in dem Augenblicke zukommen laſſen, als keine Rückkehr, keine Unterredung, keine Verſöhnung mehr möglich war.

Einige Jahre nachher wurde mir mit Beſtimmtheit von Beziehungen erzählt, welche ſich zwiſchen Nora und dem Italiener entſponnen und mit der Rückkehr des Letzteren in ſeine Heimath geendet haben ſollten. Ich laſſe dies, wie billig, dahingeſtellt ſein. Nora war frei, und wenn ſie wirklich nach dieſer Seite hin über ihr Herz verfügte, ſo brauchte ſie ſich darüber keinen Gewiſſensſkrupel zu machen.

Aber glücklich ſcheint Nora durch jene Wendung der Dinge nicht geworden zu ſein. Sie begann zu kränkeln und erlag im Jahre 1860 einer Lungenentzündung, die ſie ſich dadurch zugezogen haben ſoll, daß ſie, wie man erzählte, mit dem ausgeſprochenen Entſchluſſe, zu ſterben, bei großer Erhitzung ein Glas kalten Waſſers leerte.

Nun ruht ſie längſt von den Täuſchungen und Prüfungen des Lebens aus. Zerfallen iſt längſt der zarte, ſchmiegſame Leib zu Staub. Aber etwas iſt noch wohlerhalten übrig von ihrem leiblichen Daſein: ein Kränzchen, geflochten aus Haaren von ihr, womit ſie mir am 21. September 1854 ein Geſchenk machte. Als ob ſie erſt heute von ihrem Haupte gelöſt worden wären, glänzen dieſe feinen braunen Flechten noch immer. Es liegt etwas Rührendes für mich darin, daß, während das einſt blühende Mädchen ſelber längſt vermodert iſt, das, was ſie als ein Liebeszeichen von ſich losgetrennt und hingegeben hat, durch die Liebe gleichſam gefeit, über Grab und Verweſung hinausgerettet, unvergänglich in meinen Händen bleibt.

Mit eigenthümlichen Empfindungen ſah ich ſpäter immer, wenn ich in den Ferien Graz beſuchte, vom Burgthor her durch die Hofgaſſe ſchreitend von fern mir das wohlbekannte Eckfenſterchen, an dem ich ſo oft mit Nora ſtand, entgegenleuchten! Noch immer ſah ich Blumentöpfe hinter den Fenſterſcheiben und einen Kanarienvogel im Bauer, wie einſt, und ich meinte, das liebe Köpfchen müſſe, wie einſt, darüber erſcheinen. Am tiefſten aber fühlte ich mich immer bewegt, wenn ich Abends dort vorüberging, und das Licht einer Lampe durch jenes Fenſter im dritten Stockwerk ſchimmerte. Es war mir, als müſſe es noch immer die alte, trauliche Lampe ſein, bei deren mildem Schein wir ſo oft, ſelig wie Kinder, leſend, plaudernd, ſcherzend und tändelnd ſaßen . . .

Ganz unerwartet erhielt ich im Jahre 1863 zu Trieſt noch eine verſpätete Kunde von Nora. Die mir ganz unbekannte junge Frau eines deutſchen Beamten in Trieſt ließ mich um einen Beſuch bitten, da ſie mir Mittheilungen von einer gewiſſen Nora zu machen habe. Ich folgte der Einladung, und die junge Frau gab ſich mir als geweſene Freundin Nora's zu erkennen, mit welcher ſie in den letzten Lebensjahren derſelben in Verkehr ſtand, und welche ihr bei ihrer Ueberſiedelung nach Trieſt ein Schreiben an mich mitgegeben, das ſie perſönlich beſtellen und mündlich ergänzen ſollte. Leider ſei dies Schreiben, ſagte ſie, ihr auf der Reiſe abhanden gekommen, und ſie habe es dann nicht gewagt, den Verluſt zu geſtehen; ſo ſeien einige Jahre verſtrichen, aber die Sache habe ihr keine Ruhe gelaſſen, und ſie habe nun doch lieber ſpät als gar nicht, ſo gut es eben noch möglich, ſich des Auftrags der ſeither Verblichenen entledigen wollen. Sie kenne den Inhalt des verloren gegangenen Briefes nicht, aber Nora habe oft mit ihr von mir geſprochen, habe verſichert, daß ſie mir immer zugethan geblieben, habe meiner als ihrer wahren und einzigen Liebe gedacht . . .

Die alte Täuſchung weiblicher Herzen, die, wenn die Sturm- und Drangzeit ihrer Gefühle vorüber, immer Denjenigen einzig und wahrhaft geliebt zu haben vermeinen, von dem ſie nunmehr glauben, daß er es am eheſten verdient haben dürfte!

Eine weitere Ueberraſchung bereitete die junge Frau mir dadurch, daß ſie ſich ſchließlich auch noch als — Adolf's Schweſter zu erkennen gab. Sie erzählte mir, wie ſehr ihr Bruder Nora geliebt, und wie viel er gelitten, als ſie ſich von ihm trennte. Ich ſagte ihr, daß ich eine Photographie von Nora beſitze und davon kürzlich eine Kopie habe machen laſſen, und ich erbot mich, ihr dieſe für Adolf zu übergeben. Sie lehnte das Anerbieten anfangs beſcheiden ab; ich beſtand aber darauf, daß ſie es annehme. Es gewährte mir ein wehmüthiges Vergnügen, dem von mir immer ſchmerzlich Bedauerten die Geliebte, die ich ihm unabſichtlich geraubt, nun wenigſtens im Bilde zurückzugeben.

Vielleicht nimmt der eine oder andere Leſer Anſtoß an der Mittheilung dieſer Herzensgeſchichte. Aber welcher Schilderer des eigenen Lebens hat nicht die Geſchichte einer Jugendliebe zu erzählen, die, gleichviel ob an ſich intereſſant oder nicht, doch immer für das Lebensglück oder wenigſtens für die Lebenserfahrung eines Menſchen etwas Bedeutſames und Entſcheidendes bleibt. Uebrigens iſt dieſes Erlebniß, ſo wie es die erſte wirkliche „Liebesgeſchichte" in meinem Leben iſt — alles Frühere war ja doch nur poetiſche Schwärmerei geweſen — ſo auch die letzte umſtändliche

Geſchichte dieſer Art, von welcher ich im Verlauf dieſer meiner Bekenntniſſe zu erzählen mir geſtatten werde.

Es war eine trübe, ſehr trübe Zeit, die ich vom Dezember 1854 bis April 1855 noch in Graz zubrachte. Ein rheumatiſches Leiden feſſelte mich auch über einen Monat ans Krankenlager.

Um mir den Vortheil eines beſſeren Gehaltes zuzuwenden, hatte man mich im Herbſte 1854 zum wirklichen Profeſſor am Gymnaſium in Cilli „mit Verwendung am Grazer Gymnaſium“ ernannt. Aber Cilli war ein Gymnaſium dritter Gehaltsklaſſe. Als eine philologiſche Lehrſtelle an einem Gymnaſium erſter Klaſſe, in Peſt, ausgeſchrieben wurde, bewarb ich mich um dieſelbe.

Da ereignete ſich nun etwas, das einer höheren Fügung glich. Ich hatte mein Geſuch dem Direktor unſeres Gymnaſiums übergeben, damit er es in üblicher Weiſe, von ihm „einbegleitet“, auf dem amtlichen Wege durch die Statthalterei ans Unterrichtsminiſterium befördere. Nach einiger Zeit wurde die Stelle in Peſt mit einer andern Lehrkraft beſetzt — und nun geſtand mir der gute Direktor Kaltenbrunner mit unſäglichem Herzeleid, daß er mein Geſuch weiterzubefördern — vergeſſen habe! — Das Geſuch lag noch, wie es von mir überreicht war, unter andern Papieren in ſeinem Schreibepult.

Schließlich tröſtete der gute alte Herr mich und ſich damit, daß eben auch eine Philologenſtelle am Gymnaſium in Trieſt ausgeſchrieben ſei; um dieſe Stelle mich zu bewerben eiferte er mich an — er werde diesmal nicht vergeſſen, das Geſuch „glänzend einzubegleiten!“

Das geſchah denn auch, und ich war bald darauf für Trieſt ernannt, wohin ich am Schluſſe des erſten Semeſters abzugehen hatte.

O wackerer, längſt in Gott ruhender Direktor Kaltenbrunner! Recht unnützer Weiſe haſt Du Dich gegrämt und Deiner Vergeßlichkeit geſchämt! Höhere Mächte haben es ſo gewollt. Nicht im Magyarenlande — aus welchem man einige Jahre ſpäter die deutſchen Profeſſoren vertrieb — war der rechte Ort für den Poeten: nein, der rechte Ort für ihn war vorläufig im Süden, an der blauen Adria, an der Schwelle Italiens, in der bewegten Hafenſtadt, wo ihn ein Meerhorizont, und das will ſagen ein Welthorizont, umgab.

VII. Zehn Jahre im Süden.

Die Vortheile, die ich mir von der Verſetzung nach dem Süden verſprechen durfte, blieben nicht aus. Aber ſie wurden, wie ſich in der Folge herausſtellte, theuer erkauft. Für mein äußeres Glück und Behagen als Menſch bedeutete der neue Aufenthalt und die neue Lebensſtellung keine ſonderlich günſtige Wendung.

Bald nach meiner im April 1855 erfolgten Ueberſiedelung und dem Antritte des Lehramts brach in Trieſt die Cholera aus, nicht in dem mäßigen Grade, wie ſie ſeither ein paarmal an der Adria ſpukte, ſondern als eine der bedeutendſten Epidemien, welche die Hafenſtadt erlebte.

Es war nicht angenehm, in der engen, käſeduftigen Via Cavana einem Tiſchler gegenüber zu wohnen, der fleißig Särge zimmerte. Einer meiner Kollegen am Gymnaſium wurde in den erſten Tagen der Seuche von derſelben ergriffen und hingerafft.

Zufällig hatten bei mir ſchon in den erſten Wochen meines Trieſter Aufenthaltes, noch vor dem Auftreten der Seuche, ſich die erſten Anzeichen eines Leidens ein geſtellt, das mit einer Hartnäckigkeit, von der es wenige Beiſpiele geben dürfte, abgeſehen von einer mäßigen Erleichterung in der Zeit von 1870 bis 1880, den Charakter meines leiblichen Befindens bis auf den heutigen Tag beſtimmte. Nie ſonderlich geſund und kräftig, war ich doch auch kein Schwächling und niemals ernſtlich krank geweſen, und meine zeitweiligen Beſchwerden hatten ſich meiſt auf rheumatiſche Anfälle beſchränkt, für welche ſich durch Umſtände meines kindlichen Alters eine frühe Geneigtheit bei mir entwickelt hatte. Von meinem Verdauungsſyſtem ſetzte ich voraus, daß es, in der Kindheit an Widerſtand gegen bedenkliche Einflüſſe gewöhnt, ſich in einem guten, in einem, ſo zu ſagen, abgehärteten Zuſtande befinde. Jetzt aber kündigte ohne denkbare Urſache ſich ein Uebel an, deſſen früheſtes Symptom eine Art von Waſſerſpeien war. Andere Erſcheinungen traten hinzu, die nach Ausbruch der Cholera meine Lage zu einer beunruhigenden und peinlichen machten. Ich erinnere mich unheildrohender Momente, insbeſondere ſchlafloſer Nächte, wo es des ganzen Aufwandes vorhandener geiſtiger und moraliſcher Kraft bedurfte, um ſeiner ſelbſt und ſeiner Stimmung Herr zu werden. Jeder, auch der Geſunde, hat in Zeiten größerer Epidemien Anfälle plötzlichen Unwohlſeins, krankhafte Stimmungen — nicht mit bloſen Angſtanfällen zu verwechſeln —, von denen man glaubt, daß ſie Vorboten des Schlimmſten ſein müſſen, bis man durch Erfahrung belehrt iſt, daß ſie doch meiſt ohne weitere Folgen vorübergehen. So mancher meiner Kollegen wußte davon zu erzählen.

Einer derſelben, Profeſſor A. Racheli, verdienſtvoller Herausgeber einer „Biblioteca italiana“, Lehrer der italieniſchen Sprache und Literatur am Gymnaſium, ſagte mir eines Morgens, er ſei in der Nacht plötzlich von einem eigenthümlichen, nie früher erlebten Uebelbefinden mit krankhafter Stimmung der ſchlimmſten Art befallen worden; da habe er nach ſeinem Dante gegriffen, habe mit aller Geiſtes- und Willenskraft ſich an dieſen „angeklammert“, ſeine Gedanken auf die Verſe des geliebten Poeten vereinigt, und es ſei ihm ſo wirklich gelungen, aus dem bedrohlichſten Zuſtande ſich aufzuraffen. Mich ſelbſt verſuchte ein Kollege in böſer Stunde mit einem ähnlichen Mittel aufzurichten. Ich hatte mich im Gymnaſium krank melden müſſen und hütete das Zimmer. Da trat beſagter Kollege, Mathematiker und Phyſiker von Fach, bei mir ein und richtete an mich in eindringlicher Weiſe folgenden Zuſpruch: „Denken Sie, lieber Kollege, nicht weiter an Ihren Zuſtand; denken Sie einzig an das, was ich Ihnen jetzt vortragen und erklären werde. Ein intereſſantes Kapitel aus der höheren Phyſik wird Ihre Aufmerkſamkeit von dem Uebel ablenken und Sie werden ſich bald geneſen ſehen.“ Damit legte er eine kleine Schiefertafel auf den Tiſch, zog einen Stift hervor und ſchickte ſich an, ſeine gelehrte Erörterung zu beginnen. Halb gerührt, halb erheitert, dankte ich dem freundlichen Helfer für ſeine wohlmeinende Abſicht, verſicherte aber, mich ſchon beſſer zu fühlen und einer gewaltſamen Ablenkung meiner Gedanken nicht mehr zu bedürfen.

Das Schuljahr dauerte zu jener Zeit in Trieſt bis zum erſten September; ausnahmsweiſe wurde es diesmal, mit Rückſicht auf die Seuche, nach Eintritt der heißen Jahreszeit geſchloſſen. Es waren nur noch die Maturitäts-Prüfungen am Gymnaſium abzuhalten. Die herrſchende tropiſche Hitze, die Abgeſpanntheit in den Zügen der Glieder des Lehrkörpers, die auf den Geſichtern der Prüflinge ſich ſpiegelnde Durchfallsangſt, das alles drückte dieſen angeſtrengten Prüfungstagen ein unbehagliches Gepräge auf. Das Unbehagliche der Lage wurde auch dadurch nicht ſonderlich gemildert, daß der wackere alte Schulrath Koren, der bei Prüfungen den Vorſitz führte, uns Profeſſoren gegenüber immer wieder auf die Verſicherung zurückkam, daß er ſich durch die herrſchende Cholera nicht im geringſten abhalten laſſe, allabendlich ſeinen gewohnten, erfriſchenden Gurkenſalat zu verzehren.

Am Tage nach Schluß der Prüfungen brachte ein Poſtwagen mich und meine Mutter langſam über die Höhe von Opčina nordwärts. Ich athmete erleichtert auf, als ich den unheimlichen Dunſtkreis der Stadt hinter mir zu haben glaubte, bis drei ſchwarze Särge, die vor dem Kirchlein eines kleinen Ortes auf dem Karſt nebeneinander ſtanden, mich auf den Gedanken brachten, der beſagte Dunſtkreis möge ſich wohl noch etwas weiter erſtrecken.

Blaß, matt, elend kam ich in Graz, meinem Reiſeziele, an, und das Leiden, das in letzter Zeit von mir Beſitz genommen hatte, trotzte auch den friſcheren Lüften der grünen Steiermark.

Inzwiſchen ließ die Seuche in Trieſt nach, und als ich zum Beginn des neuen Schuljahres dahin zurückkehrte, galt ſie für erloſchen. Aber wenige Tage nach meiner Ankunft warf eine ernſtliche Verſchlimmerung meines Befindens mich aufs Krankenlager, das ich vierzehn Tage lang zu hüten gezwungen war.

Unter ſo trüben Umſtänden ging mein erſtes Trieſter Jahr dahin. Von einem wirklichen Fortſchritte auf meiner Bahn, von einer Annäherung an die Ziele, denen ich nachſtrebte, hatte keine Rede ſein können.

Trieſt mißfiel mir trotzdem keineswegs. Aber theils in meinen Geſundheitsumſtänden, theils in den Verhältniſſen der Hafen- und Handelsſtadt lag es begründet, daß ich mich perſönlich vereinſamt fand. Einen Erſatz für entſprechenden geſelligen Verkehr boten indeß die vier Theater Trieſts, mit einer meiſt vorzüglichen italieniſchen Opern- und Balletſaiſon im Winter, ebenſo gewähltem italieniſchen Schauſpiel, einer deutſchen Saiſon von Poſſen und Operetten, manchmal auch franzöſiſchem Schauſpiel. Der freie Mitgenuß alles deſſen, was Trieſt in theatraliſcher, muſikaliſcher, überhaupt künſtleriſcher Beziehung bot, ergab ſich für mich aus einer perſönlichen Bekanntſchaft mit dem damaligen Redakteur der Trieſter Zeitung, Dr. F. C. Pipitz, dem Verfaſſer der „Memoiren eines Apoſtaten“ und einer „Geſchichte Mirabeau's“, woraus ſich ein Verhältniß zur Trieſter Zeitung ſelbſt entſponnen hatte, für welche ich nunmehr über Theater, Konzerte u. ſ. w. Berichte lieferte.

Im folgenden Jahre (1860) veröffentlichte ich in unſerem Gymnaſial-Programm „Proben aus einer Ueberſetzung von Dſchamis Behariſtan“.

Meinen Ferienaufenthalt nahm ich für eben dies Jahr in Venedig. Was ich von Erlebniſſen in der Lagunenſtadt — wohin ich auch ſpäter wiederholt mich wendete — zu berichten hatte, iſt niedergelegt in einer Studie, welche das Februarheft des „Heimgarten“ vom Jahre 1884 brachte, und welche dann auch in meine geſammelte „Proſa“ überging. Ihre eigentliche Stelle wäre im Zuſammenhang dieſer Bekenntniſſe. Auch in „Sinnen und Minnen“ ſind nicht wenige Blätter venezianiſchen und norditaliſchen Eindrücken gewidmet.

Ein ſo andachtsvoller und eifriger Kirchenbeſucher bin ich niemals im Leben geweſen, wie zu jener Zeit in Venedig. Aber das Erbauungsbuch in meiner Hand, das mich auf meinen täglichen Kirchgängen begleitete, war ein dickleibiges Exemplar des beſten „Guida di Venezia“, durchſchoſſen mit weißen Blättern, auf welchen ich an Ort und Stelle meine ſtenographirten Notizen und Bemerkungen eintrug. Dabei las und ſtudirte ich mit Eifer Kunſtgeſchichtliches, insbeſondere Selvatico's ſchönes und gründliches Hauptwerk über „Bau- und Bildhauerkunſt in Venedig“. Aber die Lagunenſtadt hatte auch ſonſt etwas Anheimelndes für mich. Der Markusplatz, die traulich engen, aber mit jedem Schritt einen neuen Proſpekt entrollenden Gaſſen der Merceria, der Frezzeria u. ſ. w. boten namentlich bei abendlicher Beleuchtung einen eigenthümlichen Reiz, der zu behaglichem Umherſchlendern und zu beſtändiger Wiederkehr verlockte. Im milden, weichen Sciroccohauch entwickelte bei ſolchen Wanderungen für den Zauber des Schönen ſich eine doppelt rege Empfänglichkeit. Ich fühle in der Erinnerung mich noch heute ſo heimiſch in dem weitgedehnten Venedig, wie kaum in den Orten, an welchen ich Jahrzehnte meines Lebens zugebracht. Ich kannte ſie alle, die ſtillen Gaſſen und Gäßchen, Plätze und Plätzchen, Kanäle und Kanälchen, Brücken und Brückchen Venedigs, nicht am wenigſten aber die traulichen Winkel und Ecken, in welchen die zahlreichen venezianiſchen Bücherkrämer ihre Läden und Auslagen im Freien hatten.

Im Oktober unternahm ich einen Ausflug nach Padua, Vicenza, Verona, und dachte denſelben noch weiter fortzuſetzen; aber in dem Augenblicke, als ich zu Verona mich auf den Bahnhof verfügen wollte, um nach Mantua zu gehen, nöthigte mich ein plötzlich geſteigertes, ernſtliches Unwohlſein den Rückweg nach Venedig einzuſchlagen.

Mein Zuſtand hatte ſich im weſentlichen gegen das Vorjahr nicht gebeſſert, nun geſtaltete er ſich ſo, daß ich viele Wochen lang faſt ganz ins Zimmer gebannt blieb. Als ich im November mein Lehramt wieder antreten ſollte, ſah ich mich genöthigt, um Urlaub anzuſuchen. Ein kleiner Spaziergang in der Mittagsſonne auf dem Markusplatz, in deſſen unmittelbarer Nähe meine Wohnung (in der Calle larga a San Marco) lag, war nun das Aeußerſte, was ich mir an beſonders günſtigen Tagen erlauben durfte.

Aber die Epoche der Zurückgezogenheit und unfreiwilligen Muße war Beſchäftigungen ſehr förderlich, die ich jetzt aufnahm und mit ſo regem Eifer betrieb, als mein Befinden es zuließ. Die eine dieſer Beſchäftigungen war das Studium des mir überaus werth gewordenen perſiſchen Dichters Dſchelaleddin Rumi in der Urſprache, die andere das endliche Ausgeſtalten des dichteriſchen Entwurfes meiner „Venus im Exil“.

„Ich bin, ein heiliger Bote
Und ſing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrothe,
Vom kommenden Reiche des Schönen!“

Mit dieſen Verſen, die aus meiner früheſten Jugend ſtammen, und die ich der „Venus im Exil“ als Motto vorſetzte, kennzeichnete ich, was ich als meine poetiſche Sendung erkannte. Das Werk iſt von beſcheidenem Umfang; aber es enthält das Weſentliche meiner ganzen Weltanſchauung, das Programm meines ganzen weiteren Strebens und Wirkens auf literariſchem Gebiet. Es iſt hervorgegangen aus dem lebhaften Widerſtreite meines Empfindens gegen die herkömmliche Anſicht, daß Ideales und Reales, Wahrheit und Schönheit, Geiſt und Natur unverſöhnliche Gegenſätze ſeien. Das Ideale ſollte aufgezeigt werden als das, was anzuſtreben, aber nicht dadurch zu erreichen iſt, daß man vom Anbeginn das Natürliche und Wirkliche von ſich ſtößt und mißachtet, die Natur als einen „Sündenfall“, als einen Abfall vom Geiſte und der Idee betrachtet.

In meinem Weſen lag von Anfang an ein ſtarker realiſtiſcher Zug neben dem idealiſtiſchen — nicht in feindlichem Widerſtreit des einen gegen den andern, ſondern in wirklicher Harmonie, woran nur ſolche zweifeln konnten, welche für „unklar“ an und für ſich und in mir hielten, was zufällig ihnen unklar blieb. Für ein Schweben und Schwärmen in Nebelgebilden des Ueberirdiſchen, losgetrennt vom Irdiſchen, war ich nicht geſchaffen; das rein und echt Menſchliche, das geiſtverklärte, aber lebendige, blutwarme Daſein erſchien mir immer auch fähig, das Ideal — wenn auch nur vorübergehend — in ſich zu verkörpern. Daß dieſe Verkörperung eben nur eine vorübergehende, eine hinfällige, und überdies eine ſeltene iſt — läßt den ſtimmungsvollen Klagen der Lyriker über den Zwieſpalt zwiſchen Ideal und Wirklichkeit trotz des Geſagten noch immer ein volles Maß von Berechtigung. Auch rechtfertigt dieſe Beſchränktheit des Irdiſchen es vollkommen, daß der Stufengang des unendlichen menſchlichen Sehnens und Strebens von den nur flüchtigen, hinfälligen Verkörperungen des Ideals ſich zu immer Höherem erhebt, bis zu einem wenigſtens in poetiſchem Sinne Unendlichen, nur daß dies Unendliche doch eben auch wieder als ein Wirkliches, nicht als ein bloßer abſtrakter Begriff zu faſſen iſt.

Wer eine Bürgſchaft dafür verlangt, daß ich mein jugendliches Empfinden nicht etwa jetzt anders deute als es war, der leſe das Geleitswort, mit welchem ich ſeinerzeit die erſten Proben aus „Venus im Exil“ im „Sangesgruß von der Adria“ eingeführt habe. Es lautet:

„Dieſe Dichtung entlehnt ihre Motive den deutſchen Sagen von der „Frau Venus“, „Loreley“, „Waldfrau“

u. dergl., vertritt aber zugleich die Reaktion des modernen Bewußtſeins gegen jene mittelalterlich trübe Auffaſſung der Schönheits- und Liebesgöttin und möchte dieſe aus einer „Teufelin“, aus einer verlockenden Göttin der (bloſen) Sinnlichkeit, was ſie im Alterthume nicht war und wozu erſt die nordiſche Sage ſie geſtempelt, wieder zu dem machen, was ſie war, zur Göttin der Schönheit, der Liebe, des ganzen, vollen, ſeligen Daſeins in ſinnlich-geiſtiger Harmonie.

Noch mehr, es wird auf die Auffaſſung des höheren Alterthums zurückgegangen, welcher die himmliſche und irdiſche Venus noch Eins war: Venus Aphrodite und Venus Urania ſind ein und derſelbe Begriff, nur im erſten Falle in Beziehung auf das irdiſch menſchliche Sein, im zweiten in Beziehung auf das Weltganze gedacht. — Dieſe Göttin nun lockt den Helden unſerer Dichtung, welchen der Schmerz der kreatürlichen Beſchränkung peinigt, zunächſt mit ſinnlichem Anreiz an ſich — denn als Verführerin zur Sinnlichkeit muß die Vertreterin des vollen harmoniſchen Daſeins dem einſeitig ſpiritualiſtiſchen Sinne zuerſt ſich darſtellen — und läßt ihn ſodann von Eros durch ihr Reich führen, die erotiſche Stufenleiter hinan. Natur, Kunſt und Leben gießen ihre Beſeligung über ihn aus. Der Gipfelpunkt aber von allem iſt die Liebe, deren Zauber ſeinem jugendlichen Sehnen ein Unendliches vorſpiegelt. Doch dieſer Zauber währt nicht ewig. Venus erſcheint, nachdem der höchſte Liebesmoment erfüllt iſt, und vernichtet durch ihren Anblick jene ſelige Bezauberung. Ans Ideal gehalten, erſcheint das Idol wieder in ſeiner

Endlichkeit und Beſchränkung und genügt nicht mehr dem Streben des Herzens nach einem Unendlichen. Nun iſt der Stufengang des irdiſchen Glücks vollendet; doch der menſchliche Geiſt iſt zu noch Höherem berufen. Venus erſcheint dem bereits Verzweifelnden wieder, und zwar jetzt in ihrer uraniſchen Herrlichkeit, als himmliſche Venus und eröffnet ihm ihr höheres Reich. Die Schönheit des Kosmos geht vor ſeinen Blicken auf; die Schranken der Zeit und des Raumes fallen, er ſchaut das künftige Reich der Schönheit, die Verſöhnung von Geiſt und Materie auf Erden. Vor dieſem Anblick verſinkt ſein kreatürliches Leben gleich einem Traumbilde, er fühlt ſich theilhabend am Allleben, Allbewußtſein und ſo erſcheint ihm mit der Stunde des Todes zugleich die Stunde des höchſten, unendlichen Glückes. — Dem denkenden Leſer entgeht nicht, daß hierin weniger eine beſtimmte philoſophiſche Tendenz, als das Bild menſchlichen Strebens in ſeinem Verlaufe ſich darſtellen will." —

Sollte nach dieſer Inhaltsangabe es doch auch wieder Manchem ſcheinen, als ob jenes „Unendliche" auf eine leere Allgemeinheit hinausliefe, ſo erinnere ich an das zuvor Geſagte: das Allgemeine, „Unendliche" muß hier in poetiſchem, nicht in abſtraktem Sinne genommen werden. Man überſehe nicht, daß der Aufſchwung vom Theil zum Ganzen, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen immer noch im Bereiche des Wirklichen bleibt, daß die Rede iſt von der wirklichen Herrlichkeit des Weltganzen, von einem anzuſtrebenden wirklichen Reiche des Schönen, der „Verſöhnung von Geiſt und Materie auf Erden“. Auch was ich „Allwille“, „Allleben“ nenne, iſt mir etwas Wirkliches.

Ueber mein Verhältniß zu dem, was ſich aus dem „Weltſchmerz“ jener Epoche ſeither zum „Peſſimismus“ entwickelt hat, giebt die „Venus im Exil“ gegen den Schluß hin eine entſcheidende, bündige Auskunft, auf welche ich nicht oft genug verweiſen kann:

„So hab' ich meines Strebens Bahn vollendet:
Der Schmerz des Erdenſtrebens, ach, war groß,
Doch meinem Blick, verklärt ins All gewendet,
Erſcheint verſöhnt nun alles ird'ſche Loos.
Es wird mir wunderſam ein Troſt geſpendet,
Der hold mich lockt, wie in der Liebe Schoß,
Und labend aus verborg'nen Geiſtestiefen
Hervorquillt, vom Verſtande nicht begriffen.

Warum ich in den Abgrund ird'ſchen Seins
Geſtürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
Durch Schmerzeswogen nur zum Ziele ſchwimme,
Ich weiß es nicht; gewiß nur iſt mir Eins:
In meinem tiefſten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Loos des Lebens willigt,
Und dieſes irdiſche Geſchicke billigt.

Unleugbar iſt, und nicht hinwegzuſcherzen
Des Lebens Qual, in der die Seele brennt.
Doch iſt unleugbar auch die Stimm' im Herzen,
Die Schmerz und Todesqualen übertönt.
Sophismen ſind, was ſonſt als Troſt in Schmerzen
Der Menſch erſinnt, ſein Leid bleibt unverſöhnt.
Nur jene Stimme hebt mit leiſem Worte
Geheimnißvoll des Räthſels dunkle Pforte.

So ſiegt zuletzt, ſich ſelber unverſtanden,
   Der Kreaturen heil'ger Lebenswille,
Und nimmer kann am Todesriffe ſtranden,
   Wer ſich durch ihn, ob Leid ob Luſt ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden,
   Und ſelber in des Todes ew'ge Stille
Hintretend ruft mit ſiegesſtolzem Blicke:
Mein eigner Wille billigt mein Geſchicke!“

Schlagender werde ich meine Anſchauung in dieſer Beziehung niemals ausdrücken können, als es in dieſen Strophen meines Erſtlingswerkes vor dreißig Jahren geſchehen iſt.

Daß der lyriſche Ausdruck einer gewiſſen Sehnſucht nach Ruhe, ſelbſt nach ewiger, namentlich für vielgeprüfte Menſchenkinder, etwas Erklärliches iſt und keineswegs nothwendig eine peſſimiſtiſche Grundſtimmung und Weltanſchauung vorausſetzt, ſollte nicht weniger einleuchtend ſein, als daß Luſt und Leid im Gemüthe des Menſchen wechſeln. Aber ſelbſt wenn es wahr, daß in alle Luſt ein Tropfen Leid ſich miſcht, beſagt dies noch lange nicht, daß das Leid in dieſer Miſchung immer überwiegen muß. So habe auch ich als Lyriker neben der ewigen Daſeinsluſt ſo manchesmal der Sehnſucht nach Ruhe, der „Todesluſt“ Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Läge darin ein Widerſpruch — bei welchem Dichter fände dieſer Widerſpruch ſich nicht? Ich halte dieſe Stimmungen für natürlich und für gerechtfertigt; ich halte ſie ſogar für verträglich miteinander.

Als Beleg für meinen Peſſimismus wird oft jenes kleine Gedicht zitirt:

„Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee:
Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh!“
u. ſ. f.

Nun ja! Der ewige Schnee bedeckt den Berg, er belaſtet ihn; aber ſeine inneren Tiefen füllt er doch nicht aus — er läßt da ſogar Raum für manchen gold'nen Schacht. — Und bleibt es nicht immerhin auch ein Troſt für den Berg, daß ſein ewiger Schnee unter dem Stral des kommenden und ſcheidenden Lichtes ſich in Gold und Purpur, in Perlen und Diamanten verwandelt?

Schon durch die Rolle, welche von jeher der Kult des Schönen in meinem Gemüth und in meinen Dichtungen ſpielte, war eine blaſirte, grämliche Abkehr von der Welt und dem Leben ausgeſchloſſen.

Wer die Welt ſchön findet, der kann ſie nicht haſſen, kann nicht das Daſein in ihr als ein unter allen Umſtänden werthloſes, verächtliches betrachten.

Ich verweile etwas lange bei dem Ideengehalt meines Erſtlingswerkes, aber manches Spätere wird dadurch leichter verſtändlich werden.

Man hatte mir Urlaub bis zum Schluſſe des erſten Semeſters bewilligt, und ſo blieben, nachdem mein Befinden ſich etwas gebeſſert, noch ein paar Wochen, dem Treiben des venetianiſchen Karnevals meine Aufmerkſamkeit zuzuwenden und jenen beſchaulichen Antheil daran zu nehmen, den ich in den erwähnten „Erinnerungen an Venedig“ geſchildert habe.

Im April 1857 nach Trieſt zurückgekehrt, ließ ich es mir vor allem angelegen ſein, einen Verleger zu ſuchen für das fertig mitgebrachte Manuſkript der „Venus im Exil“.

Jeder junge Poet hält das Werk, mit welchem er in die Welt treten will, für etwas ſehr Merkwürdiges, für etwas, das bei Allen, welchen es vor die Augen kommt, mehr oder weniger Aufſehen erregen muß, und iſt ſehr erſtaunt über das unendliche Phlegma, mit welchem das Erzeugniß ſeiner Begeiſterung erſt von den Verlegern, dann von den Kritikern und endlich vom Publikum angeſehen, oder vielmehr nicht angeſehen wird. So war denn auch meine Verdutztheit keine geringe, als der Leipziger Verleger erſten Ranges, dem ich die „Venus“ zuwenden wollte, meine Sendung anſtatt mit Ausdrücken der Ueberraſchung und des Dankes mit einer höflichen Ablehnung erwiderte.

Als das Beſchämende des erſten Eindrucks dieſer Erfahrung überwunden war, faßte ich den Entſchluß, erſt eine kleinere Probe meines dichteriſchen Beſtrebens auf eigene Koſten in die Welt zu ſenden. So trat im Sommer 1857 ein niedliches Büchlein in Sedezformat, vier Druckbogen ſtark, unter dem Titel „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria“ in der F. H. Schimpff'ſchen Buchhandlung zu Trieſt ans Licht. Es enthielt eine Anzahl lyriſcher Gedichte, von welchen die meiſten ſpäter in die Sammlung „Sinnen und Minnen“ übergingen und Proben aus „Venus im Exil“.

Spät genug war nunmehr der Schritt in die Oeffentlichkeit vollzogen. Die unerläßlichen Bemühungen zur Gründung einer äußeren Lebensſtellung, die ernſte Geſundheitsſtörung der letzten Jahre bei keineswegs leichten Berufspflichten, und ſchließlich die Schwierigkeiten, auf die ich bei der Suche nach einem Verleger geſtoßen war, erklären hinlänglich dieſe Verzögerung.

Aber auch beſcheidener iſt kaum je ein Poet zuerſt in die Oeffentlichkeit getreten, als ich mit meinen vier Probebogen in Sedez. Das beſcheidene Anſehen dieſer Muſengabe wurde dadurch verſtärkt, daß ich als öffentlicher Lehrer in der lyriſchen Auswahl mich vorläufig auf Harmloſes beſchränken zu müſſen glaubte, namentlich mit den erotiſchen Stücken mich nicht recht hervorwagte.

Sattſam bezeichnend waren indeß die gegebenen Sangesproben immerhin; es befanden ſich darunter Lieder wie „Die Lerchen", „Raſtloſe Sehnſucht", „Viel Träume", „In der Waldſchlucht", „Meine Lilie", „Ganymed" und noch manches Andere von dem, was hernach in „Sinnen und Minnen" den meiſten Anklang fand.

Unmittelbar nach dem Erſcheinen des „Sangesgrußes" trat ich meine Ferienreiſe nach Graz an.

An der Grazer Univerſität wurde die Lehrkanzel der deutſchen Sprachwiſſenſchaft und Literatur damals von einem jungen Manne verſehen, der ſich großer Achtung und Sympathie ſowohl unter den Studenten als in der gebildeten Bevölkerung überhaupt erfreute. Seine jugendlich ſchlanke Geſtalt, das lange, blaſſe, ernſte Geſicht, das lang und ſchlicht auf den Nacken herabfallende Haar ſtellten das echte Bild des deutſchen Gelehrten von der gewinnenden Seite dar und flößten auch mir Vertrauen ein. Ich kam auf den Gedanken, obgleich bis dahin ein perſönlich Fremder für den Genannten, mein eben erſchienenes Büchlein ihm zur Beurtheilung vorzulegen. Ich ging zu ihm und bat ihn, es durchzuſehen. Er hieß mich nach acht Tagen wiederkommen. Als die Woche um war und ich klopfenden Herzens bei ihm eintrat, ſagte er mir wörtlich: „Ich habe Ihr Heftchen durchgeſehen und ich habe, aufrichtig geſagt, in den lyriſchen Gedichten *keine* poetiſche Begabung entdecken können. Und was die Bruchſtücke aus der epiſchen Dichtung „Venus im Exil“ betrifft, ſo legen Sie wohl ſelbſt keinen beſonderen Werth darauf?“

So lautete das erſte Urtheil, das ich über den „Sangesgruß“ vernahm. Ich war wie niedergedonnert. Im weiteren Verlaufe des Geſpräches fragte ich meinen ſtrengen Richter, wen er für den bedeutendſten deutſchen Lyriker der Gegenwart halte? Er erwiderte: „Geibel!“. — Dieſer Ausſpruch tröſtete mich beinahe ein wenig, denn er erſchütterte, da ich Hermann Lingg unzweifelhaft höher ſtellte als Geibel, mein Vertrauen in die kritiſche Unfehlbarkeit des jungen Gelehrten.

Sein Urtheil machte mich nichtsdeſtoweniger für den Augenblick unglücklich. In Erinnerung desſelben habe ich es ſpäter niemals über's Herz gebracht, einem Neuling gegenüber, der mir poetiſche Proben vorlegte, ohne allen *Vorbehalt* und ohne höfliche *Umſchreibung* mich des kurzen und ſchroffen Ausdruckes zu bedienen: „Sie haben kein Talent!“ Wußte ich doch aus Erfahrung, wie weh es thut, ſo etwas rund und nett ins Geſicht geſagt zu bekommen.

Indeſſen ließen ſich bald andere Stimmen anders vernehmen. Der beſcheidene Sangesgruß des perſönlich ganz unbekannten, außerhalb aller Berührung mit der Literatenwelt ſtehenden Poeten an der Adria wurde von der Kritik freundlich, zum Theil herzlich erwidert. Der gefürchtetſte Kritiker jener Tage, Hieronymus Lorm, begann ſeine Beſprechung mit den Worten: „Poeten ſind wunderliche Leute“, und übergoß die Vorrede des Büchleins mit der Lauge ſeines Spottes; über die Gedichte ſelbſt aber ließ er einige Worte fallen, wie man ſie aus ſeinem Munde nicht eben gewohnt war. Schmidt-Weißenfels wies in den „Kritiſchen Blättern“, welche im Verlage des Buchhändlers J. L. Kober in Prag erſchienen, mit Wärme auf das Werkchen hin. Dies gab mir den Muth, das Manuſkript der „Venus“ an Kober zu ſenden. Es wurde angenommen, und die Dichtung erſchien im Jahre 1858, mit einem lyriſchen Anhang, in deſſen Auswahl ich nun ſchon mit weniger Aengſtlichkeit vorging.

Der Trieſter Buchhändler, bei welchem der Sangesgruß in Verſchleiß gegeben war, hatte in der erſten Zeit freilich nur ungefähr ein halbes Hundert Exemplare abgeſetzt. Ein paar Jahre ſpäter vertraute mir ein damals hervorragender öſterreichiſcher Lyriker, daß von ſeiner neueſten Gedichtſammlung im erſten Jahre ſieben Exemplare durch Kauf ins Publikum gelangten. Dies belehrte mich nachträglich, daß ich auf den buchhändleriſchen Erfolg des „Sangesgrußes“ ſogar mit einigem Stolz zurückblicken konnte.

Der Hauptzweck des Heftchens war erreicht: ich hatte einen Verleger für die „Venus“ gefunden.

Am günſtigſten ſprach über das kleine Epos ſich R. Gottſchall in der „Schleſiſchen Zeitung“ aus. Im allgemeinen aber wurde von der Tageskritik mit dem Gedankeninhalt des Werkchens übel umgeſprungen, obgleich ein Kritiker in den damals von H. Marggraff redigirten „Blättern für literariſche Unterhaltung“ die Aeußerung gethan hatte, „Venus im Exil“ ſei eine Dichtung, welche aufmerkſame Beachtung verdiene, und wie ſie mit heiligem Ernſt gegeben werden, ſo ſei ſie auch werth, mit Ernſt aufgenommen und durchdacht zu werden. Ein frommer Wunſch! Nicht einmal das erklärende Geleitwort, das an Deutlichkeit nichts zu wünſchen ließ, wurde beachtet. Es hatte nur dazu gedient, das Vorurtheil zu beſtärken, man habe es hier mit einer „philoſophiſchen“, allegoriſchen Dichtung zu thun. Nun mag man ja immerhin alles Symboliſche für ein Verbrechen in der Poeſie halten; wenn man ſich aber darauf einläßt, den Sinn und Zuſammenhang eines ſymboliſchen Gedichtes anzugeben, ſo ſollte man ihn gewiſſenhaft angeben, beſonders wenn der Dichter ſelbſt ſich klar über ſeine Abſicht ausgeſprochen hat. Aber bei Inhaltsangaben benehmen ſich Recenſenten oft ſehr wunderlich. Erzählt der Dichter z. B. ein Märchen von einer Lerche und erklärt dann ausdrücklich, er habe ein Bild vom frohen

Aufſchwunge der Seele geben wollen, ſo ſagt der Recenſent lieber, das Gedicht enthalte die Geſchichte eines Wieſels und ſei eine froſtige Allegorie der weißen Farbe oder der kindlichen Unſchuld.

Aufmerkſam geleſen wurde alſo die „Venus im Exil“ nicht, ebenſowenig das Vorwort. Vielleicht ergeht es dem, was ich oben zur Erläuterung meiner Denkweiſe geſagt, nicht beſſer. Liegt doch dieſe Denkweiſe dem Gedankenkreis unſerer Tage ſcheinbar fern. Sie der jugendlich ſchwärmeriſchen Form zu entkleiden und vollkommen klar zu machen, ihr Verhältniß zum Zeitbewußtſein und ihren inneren Zuſammenhang mit den Ideen des entſchiedenſten Fortſchritts nachzuweiſen, gelingt vielleicht erſt dem größeren Proſawerk, das meine Weltanſchauung im ganzen darzulegen beſtimmt iſt.

Denjenigen, welchen „Venus im Exil“ nicht behagte, gefiel um ſo beſſer der lyriſche Anhang, und ſo bezeichnete der Erfolg des Ganzen immerhin einen Schritt vorwärts. H. Lorm übte auch jetzt die ganze Schärfe ſeiner kritiſchen Feder an meiner Leiſtung, warf aber doch nebenbei die Worte hin: „Herr Hamerling wird ohne Zweifel zu dem glanzvollen Reigen öſterreichiſcher Lyriker zählen, wenn der Geſichtskreis, den er ſeiner Anſchauung unterwirft, ſich erweitert haben wird.“

Das war eine Prophezeiung, und der Prophezeiung ſchloſſen ein paar Vorzeichen, ein paar gute omina ſich an. Das eine dieſer omina, die zufällige Reiſe um die Welt, welche mein Erſtlingswerk gleich nach dem Erſcheinen an Bord der „Novara" mitmachte, verſprach freilich entſchieden zu viel. Das zweite kam vom k. k. öſterreichiſchen Internuntius in Konſtantinopel, Baron Prokeſch. Dieſer hatte von einer ihm befreundeten, mir fremden Dame in Trieſt ein Exemplar der „Venus im Exil" (ohne mein Wiſſen) zugeſendet erhalten. Er fand Geſchmack an dem Büchlein, ließ darüber ein ausführliches, aufmunterndes Schreiben an mich gelangen und fügte dazu das Geſchenk eines ſogenannten türkiſchen Talismans, der Glück bringen oder verheißen ſollte, eines geſchnittenen Carniols, mit eingegrabener türkiſcher Inſchrift. Ich habe dieſen Carniol als Siegelring faſſen laſſen und bediene mich desſelben als ſolchen bis auf den heutigen Tag.

Im ſelben Jahre 1858 hatte ich wieder eine Abhandlung für das Gymnaſial-Programm zu liefern und widmete hierzu: „Ein Wort über die Neuplatoniker, mit Ueberſetzungsproben aus Plotin."

Die Herbſtferien von 1858 verlebte ich in Venedig, die des folgenden Jahres in Graz. Literariſch beſchäftigte mich die Zuſammenſtellung der größeren lyriſchen Sammlung, mit welcher hervorzutreten ich nun an der Zeit fand. Unter dem Titel „Sinnen und Minnen" erſchien dieſelbe gegen den Schluß des Jahres hin bei Kober als ein hübſch ausgeſtattetes Bändchen, freilich erſt ungefähr die Hälfte von dem umfaſſend, was ſpäter die zweite Auflage brachte.

Der Titel des Buches findet ſeine Rechtfertigung in einem Einleitungsgedicht der erſten Auflage, welches, da es ſpäter weggelaſſen wurde, hier ſeine Stelle finden mag:

Sorglos auf des Wohllauts Wogen
Gaukle, meines Liedes Schwan,
Bis die Jugend abgethan,
Bis ihr ſüßer Rauſch verflogen
Und ihr gold'ner Traum zerrann!

Einſt wohl ſing' ich im Gedichte
Alles Lebens bunte Pracht,
Tauchend in der Sage Schacht,
In die Minen der Geſchichte
Und in des Gedankens Nacht.

Farbenprächtig auszumalen
Streb' auch ich ſodann im Lied,
Was am Meeresgrunde blüht,
Und der Tropenſonne Stralen,
Die dereinſt am Pol geglüht.*

Doch noch kennt mein tief erregtes
Herz nur ſich und ſeine Qual:
Und ſo war's nicht meine Wahl,
Iſt mein Sang ein holdbewegtes
Tongewog, kein Bilderſaal.

Ach, ein Meer ſind meine Lieder,
Das der Hauch der Sehnſucht hebt,
Denen Welle, ſterndurchwebt,
Klangreich wogend auf und nieder,
Hin in gold'ne Ferne ſtrebt.

---

* Anſpielung auf die [illegible] erſte Sammlung der Gedichte Hermann Lingg's, deren Eindruck damals eben allgemein und friſch lebendig war.

Und ſo ſcheint wohl arm an Stoffen,
An Geſtalten mein Gedicht,
Leer an Inhalt und Gewicht;
Denn das Sehnen, Lieben, Hoffen,
Sinnen, Minnen, zählt ja nicht!

Immerhin! auf Klangeswogen
Gaukle, meines Liedes Schwan!
Bis die Jugend abgethan,
Bis ihr ſüßer Rauſch verflogen
Und ihr gold'ner Traum zerrann.

Bemerkenswerth iſt die Verſchiedenheit des Tons, den die Kritik jetzt dem Dichter der „Venus im Exil" gegenüber anſchlug, im Vergleich zu dem, welchen ſie unmittelbar nach dem Erſcheinen dieſer Dichtung ihm gegenüber angeſchlagen hatte. Die Art, wie die verſchiedenſten deutſchen Blätter über mich ſich äußerten, hatte faſt etwas Ueberraſchendes für mich, und ſchien zu beweiſen, daß das Wenige, was ich bisher geleiſtet, ſich doch ſchon in einem weiteren Kreiſe und in einem höheren Grade Freunde erworben haben mußte, als man es nach den über „Venus im Exil" erſchienenen Recenſionen hatte erwarten dürfen. Es gereichte dem einſamen adriatiſchen Strandpoeten zur Aufmunterung, daß er, wie ſich nun herausſtellte, ſchon etwas wie einen Ruf oder Namen hatte, daß er nirgends mehr als Neuling auf dem Parnaß behandelt wurde, und daß man anfing, ſeine Leiſtungen aus der großen Maſſe des Alltäglichen hervorzuheben. Kein ſpäter von mir veröffentlichtes Werk iſt von der Kritik in den deutſchen Gauen ſo faſt einmüthig gut aufgenommen, keines ſo wenig verunglimpft worden, wie dieſe lyriſche Sammlung „Sinnen und Minnen“. Mißgönne man es mir nicht, einen Augenblick in dieſer angenehmen Erinnerung zu ſchwelgen.

Es iſt im allgemeinen nicht Brauch bei deutſchen Komponiſten, den Dichtern, deren Lieder ſie in Muſik ſetzen, Freiexemplare ihrer im Handel erſcheinenden Vertonungen zugeben zu laſſen. Sie fürchten, ſcheint es, eine ſolche Zuſendung mit einer Honorarforderung erwidert zu ſehen. Scheffel's zornige Auslaſſungen über die koſtenfreie Ausnützung ſeiner Lyrik haben ſie ängſtlich gemacht. So bin auch ich meiſt nur zufällig zur Kenntniß der Kompoſitionen meiner Lieder gelangt.

Von ganzen Liederkreiſen aus „Sinnen und Minnen“ ſind mir nur bekannt geworden:

G. Henſchel: „Sinnen und Minnen“ von R. H. Breitkopf und Härtel, 2 Hefte.

Eduard Laſſen: Sechs Lieder von R. H. Breslau, Hainauer.

Ad. Wallnöfer: Sechs Gedichte aus „Sinnen und Minnen“ von R. H. Berlin, Bote & Bock, drei Hefte.

Adolf Jenſen: Balladen und Romanzen von R. H. Wien, Gotthard, zwei Hefte.

F. M. Brava: Sinnen und Minnen von R. H. (Offenbach, Andre.)

L. C. Bonmann: Drei Lieder von R. H. (Leipzig, Kahnt.)

Eduard Laſſen hat außer der angeführten Sammlung noch eine beträchtliche Anzahl von Vertonungen einzelner Lieder aus „Sinnen und Minnen“ in verſchiedenen Liederheften veröffentlicht.

Es giebt Manche, welche nicht bemerkt oder von Anfang an bezweifelt zu haben ſcheinen, daß ſich viel Sangbares in „Sinnen und Minnen“ finde. Anderer Meinung waren, außer den ſoeben Genannten, auch noch die Herren C. Reinthaler, W. Riſchbieter, W. Floderer, A. Deproſſe, A. Dietrich, W. Bünte, S. Wartereſiewicz, R. Becker, Meyer Helmund, Ernſt Ege, C. H. Döring, Arno Kleſſel, Graf Ladislaus Tarnowski, G. Langenbeck, Julius Janſſen, Max Sobel, Joſef Schen, A. Schutzer, Alfred Oelſchlegel, Günther Barthel, F. v. Holſtein, L. Roſenfeld, Hans Schmitt, H. Hofmann, B. Hamma, L. Pick, A. Bungert, Daniel de Lange, Joſ. Rheinberger, J. Sipergk, Alban Förſter, Rudolf Bäumen, Arnold Krug, E. Halven, Richard Hol, Fürſt von Montenovo, Karl Schön, A. Kapeller, E. S. Engelsberg, R. Metzdorff, O. Köhler, Wilhelm Kienzl, Eugen d'Albert, F. Gernerth, Lios (Gräfin Louiſe Erdödy). Von allen dieſen Komponiſten ſind mir in Stich veröffentlichte Vertonungen einzelner Lieder aus „Sinnen und Minnen“ bekannt geworden.

Am fleißigſten haben ſich mit meiner Lyrik zwei eigenartige, abſeits der großen Heerſtraße ihren Weg gehende Muſiker beſchäftigt: L. D. van Bruyck und A. Wökl, der Komponiſt des preisgekrönten, allen Liedertafeln wohlbekannten „Frühlingsliedes“. Aber die ſehr umfangreichen Cyklen dieſer Beiden aus „Sinnen und Minnen“ haben noch nicht den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden.

Die größte Anzahl von Vertonungen erlebte das kleine Lied „Viel Träume“; ich kenne davon einundzwanzig. Je ſieben ſind mir zu Geſichte gekommen von „Ach wüßteſt Du“, „Wanderlied“; je ſechs von „An die Vögel“, „O trockne dieſe Thräne nicht“, „Laß die Roſe ſchlummern“, „Lebewohl“; fünf von „Wirf in mein Herz den Anker“; je vier von „Troſt“, „Waldaſyl“, „Meine Lilie“.

Wer findet, daß ich zu viel Gutes von mir erzähle, der tröſte ſich; es kommt ſchon auch wieder ſchlimmer.

Einen Wendepunkt, der mir zu ſtatten kam, bildete die Trieſter Schillerfeier des Jahres 1859. Sie erweckte die Idee eines „Schillervereins“ zur Pflege deutſcher Muſik, Literatur und Geſelligkeit. Unter der Leitung des tüchtigen jungen Vereinskapellmeiſters Julius Heller bekam man fortan an der Adria deutſchen Chorgeſang, Quartette der großen Meiſter und ſelbſt Beethoven'ſche Symphonien in guter Ausführung zu hören. Das im Verein Gebotene war in Trieſt ſo neu, daß auch viele Italiener ſich einfanden, und der Verein war klug genug, im Intereſſe des Deutſchthums die fremden Elemente lieber anzuziehen, als abzuſtoßen.

Eine neue förderliche Anregung wurde mir zur ſelben Zeit auch durch die Rückkehr der „Novara“ von ihrer Reiſe um die Welt zu theil. Die Hafenſtadt ſah die wackeren Argonauten landen; einige derſelben verweilten länger in Trieſt, ſo namentlich Karl v. Scherzer, der im Schillerverein wiederholt über die Erlebniſſe und Ergebniſſe der Weltfahrt Vorträge zum beſten gab und mir lehrreichen Stoff bot zu Berichten für die Trieſter Zeitung. Im März 1860 wurde eine Novara-Ausſtellung veranſtaltet, welche alles von der „Novara“ in fernen Zonen Geſammelte, in kultur- und religions-geſchichtlicher, völkerkundlicher und naturwiſſenſchaftlicher Hinſicht Merkwürdige zu einer in ihrer Art einzigen Ueberſicht vereinigte. Das gab Anlaß zu einem Artikel „Bei fremden Göttern und Menſchen“, der einer tieferen Auffaſſung der Sache Raum gab, und den ich in meine geſammelte „Proſa“ mitaufnahm. Die perſönliche Berührung mit K. v. Scherzer bleibt mir eine erfreuliche Erinnerung. Er hatte in einem öffentlichen Vortrage auch intereſſante neuſeeländiſche (maoriſche) Volkslieder mitgetheilt, von welchen ich eine Anzahl metriſch ins Deutſche übertrug und zu veröffentlichen Gelegenheit fand.

Die Herbſtferien des Jahres 1860 verlebte ich wieder in Graz, wo ich mich mit dem Plane der Dichtung „Ein Schwanenlied der Romantik“ trug, die im Frühling des nächſten Jahres vollendet wurde. Sie ergänzte die „Venus im Exil“, indem ſie den Maßſtab der dort aufgeſtellten und gefeierten Ideale an unſere Zeit legte.

Die Formeln und Wege der deutſchen Spekulation ſowohl, als die der klaſſiſchen und romantiſchen Poeſie ſchienen ſich überlebt zu haben. Aber man zeigte nicht übel Luſt, mit den Formen und Formeln auch das Weſen, mit dem Vergänglichen auch das

Bleibende preiszugeben — das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Von Anbeginn hatte ich mich als begeiſterten Apoſtel der Zukunft gefühlt; aber gerade das, was mir als die Grundlage einer neuen Welt und Zeit gegolten, ſah ich jetzt vielfach nicht mehr verſtanden und vernachläſſigt. Was im Hochfluge der deutſchen Geiſter vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts bis zu Goethe's Tod als das Evangelium eines neuen Menſchenthums, als Ideal einer auf ſich ſelbſt geſtellten, innerlich freien Humanität ſich herausgebildet, ſchien in einer einſeitig beſchränkten, ſchwungloſen und ſchwachen Zeitſtrömung nur ſehr nothdürftig zur Geltung zu kommen. Bei aller Achtung vor der beſonnenen Forſcherarbeit, die auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiete Platz griff, und dem ebenſo wohlberechtigten Streben nach politiſcher und nationaler Neugeſtaltung des Völkerlebens konnte ich doch nicht glauben, daß dies alles anders zu einem gedeihlichen Ende führen könne, als im engen Anſchluß an die höheren geiſtigen Errungenſchaften der Menſchheit. Denn es war mir früh aus der Geſchichte klar geworden, daß alles Zeitliche und Oertliche nur in der Verbindung mit dem ewig Gültigen, allgemein Menſchlichen, Vernünftigen und Rechten das wirklich „Praktiſche", Erfolgreiche, Dauernde, zu allen Zeiten wirklich Zeitgemäße: das Einſeitige, außerhalb der Strömung des Ewigen Liegende dagegen das ewig Unzeitgemäße, Unpraktiſche und Hinfällige ſei. Viele Propheten des angeblich Neueſten und Zeitgemäßen ahnen nicht, daß ihr bischen Weisheit nicht blos nicht neu, ſondern ein ſehr kümmerlicher, verwahrloſter Reſt der alten, ewig neuen iſt, die von Größeren, als ſie ſind, längſt beſſer als von ihnen gewußt, verſtanden, geſagt und geſungen worden, und daß dieſe Weisheit nur in der Theorie alt, von der Ausführung aber noch um ſo entfernter iſt, je einſeitiger, kleinlicher, lückenhafter ſie gepredigt wird. Die Verächter der Vergangenheit wiſſen nicht, daß es immer die Blüte der Vergangenheit iſt, welche den Samen der Zukunft trägt und aufbewahrt.

Aus dieſer Anſchauung der Dinge erwuchs die Stimmung, die im „Schwanenlied der Romantik" ihren Ausdruck fand. Ein etwas geziert klingender Titel, der vielleicht nicht ganz glücklich, wenigſtens nicht allgemein verſtändlich genug das Weſenhafte, was ich im Schiffbruch der Formen und Formeln für die Zukunft retten zu müſſen glaubte, unter der Bezeichnung der „Romantik" — der Poeſie des durchgeiſtigten Gemüths — zuſammenfaßte.

Ich begann das Werk in Canzonenform zu ſchreiben, verſuchte es dann mit dem Hexameter, gab aber auch dieſen bald auf und griff zur Nibelungenſtrophe. Was in jener urſprünglichen Geſtalt ausgeführt und dann bei Seite gelegt wurde, findet ſich mitgetheilt in C. W. Gawalowski's „Steiermärkiſchem Dichterbuch" (Graz, 1887, Pechel).

Die Dichtung erſchien im Juli 1861 bei Kober in Prag. Sie wurde günſtig aufgenommen. Aber während ein Kritiker erklärte, daß ſie „in den ſchönſten Nibelungenſtrophen geſchrieben ſei, die je ein Poet gebaut“, fehlte es auch nicht an einem ſolchen, der nicht umhin konnte, zu wünſchen, dies „Schwanenlied der Romantik“ möge das Schwanenlied meiner Muſe ſein. Einen lebhaften Eindruck machte in weiteren Kreiſen das ſeither ſogenannte Vaterlandslied, mit welcher dieſe etwas weichmüthige Elegie einen friſchen und kräftigen, zum Herzen des deutſchen Volkes ſprechenden Ausklang fand.

Ich geſtehe, daß ich dieſe Dichtung zu meinem Beſten rechnen zu dürfen glaube. Man hat derſelben, wie meiner Poeſie überhaupt, hie und da eine Neigung zu „ſchwülſtigem“ Ausdruck vorgeworfen. Aber man frage ſich unparteiiſch, ob dieſer „Schwulſt“ irgendwo ein leerer, ob es Gedanken- und Gehaltloſigkeit iſt, die in aufgebauſchten Worten prunkt?

Ich machte übrigens bei dieſem Werkchen zum erſtenmal die Erfahrung, daß eine ſich bis zur Schwärmerei ſteigernde Wirkung meiner Poeſie, insbeſondere auf jugendliche und auf Frauengemüther, nicht ausgeſchloſſen ſei, und Diejenigen irren, welche glauben, meine Muſe habe erſt mit dem „Ahasver in Rom“ ſich warm begeiſterte Freunde und Freundinnen erworben.

Dieſe Erfahrung machte ich jedoch zunächſt nicht in meinem heimiſchen Trieſt, ſondern in der freundlichen Murſtadt, wo mich, als ich im Sommer wieder dahin kam, eine kleine ſtille Gemeinde von warm fühlenden Leſern und Leſerinnen meiner Dichtungen, insbeſondere des „Schwanenliedes der Romantik“, mit einem Male der perſönlichen Abgeſchloſſenheit entriß.

Trieſt bot mir ſo manches ebenſowohl Angenehme als Erſprießliche. Aber was ſich dort immer drückender für mich geltend machte, war der Mangel gerade an jener Art von geſelligem Verkehr, der meinem inneren Bedürfniß entſprochen hätte. Zwar ſtand ich nicht unmittelbar allein, ich hatte nunmehr neben meiner Mutter auch meinen Vater um mich, dem, nachdem er das ſechzigſte Lebensjahr erreicht hatte, eine Stätte ſorgenloſer Ruhe zu bieten war. Aber der Beſuch geſelliger Vergnügungsorte war mit der Führung eines eigenen Haushaltes nicht leicht zu vereinigen, und durch meine Geſundheitsumſtände war ich verhindert, geſelligen Verkehr überhaupt zu ſuchen und zu pflegen, auch dort, wo ſich zu einem ſolchen eine des Verſuchs werthe Gelegenheit zu bieten ſchien.

Zum Stubenſitzer wurde ich dadurch freilich nicht. Das Sitzen war und iſt überhaupt nicht meine Sache, und nach dem Hervortreten des Unterleibsübels war eine Stellung, die einen Druck auf den Unterleib mit ſich brachte, mir peinlich geworden. Liegen (auf dem Sopha) oder Gehen wurde mir zum Bedürfniß und zur Gewöhnung, und ich darf ſagen, daß, ſo weit ich zurückdenke, nur ſtarkes Unwetter oder heftiges Unwohlſein mich einen halben Tag lang innerhalb meiner vier Wände zurückzuhalten vermochten. Schon als Berichterſtatter der Trieſter Zeitung veranlaßt, von allem, was auf dem Gebiete des öffentlich zu Sehenden und zu Hörenden vor ſich ging, Kenntniß zu nehmen, erweiterte ich den Kreis meiner Anſchauungen in ziemlich reichem Maße und buntem Wechſel. Aber ich ſah, hörte, genoß alles nur als passer solitarius mitten im Gedränge, und Dr. Pipitz, der damalige Mitherausgeber der Trieſter Zeitung, bezeichnete mein ſtilles, aber aufmerkſames Umherwandeln mitten im Getriebe der Hafen- und Handelsſtadt ſehr glücklich, indem er mich den „Osservatore Triestino“ zu nennen pflegte. Ein Dichter, der zehn Jahre lang jeden Tag auf die Börſe geht, iſt gewiß eine Seltenheit; nun, ich war dieſer Dichter; ich beſuchte jeden Tag die Trieſter Börſe, als Mitabonnent des Leſeſaals derſelben, und las da die Zeitungen, umſchwirrt vom Geſpräch und Getümmel der immer regen Geld- und Handelswelt.

Spät Abends ſtreifte ich gern auf den Molos und in den Gaſſen der Stadt umher, in ſchwülen Sommernächten, wenn hier und da eine auf den Balkon herausgeſtellte Nachtigall im Bauer ſchmetterte, aber auch zur Winterszeit, im ſcharfen, erfriſchenden Hauch der Bora, welcher ich damals noch einigermaßen trotzen konnte. Der Leſer braucht nur „Sinnen und Minnen“ aufzuſchlagen und die „Lenznacht im Süden“ nachzuleſen, neben einigen anderen Hymnen und Sonetten, um ſich von dem ſinnenden Herumſchweifen des einſamen Poeten am Strande der Adria den rechten Begriff zu machen.

Unter ſolchen Umſtänden trat natürlicherweiſe jene Frage, welche der Franzoſe la question de femme nennt, immer peinlicher an mich heran. Was wäre der Poet ohne jeden weiblichen Umgang? Es giebt glückliche Mannsleute, für welche la question de femme niemals eine brennende Frage wird, ſo lange weibliche

Lippen, gleichviel von welcher Art, noch ein gefälliges Lächeln für ſie haben. Zu dieſen Glücklichen zählt aber ein Dichter in der Regel nicht. Trotzdem iſt es eine leidige Thatſache, daß die Sehnſucht jugendlicher Gemüther, die doch zunächſt nach dem Schönen und Lauteren geht, zumeiſt im Sumpfe geſtillt wird, ſo daß ein auf die Dauer unerträgliches Hinundherſchwanken gerade der beſſeren Naturen zwiſchen Sehnſuchtsdrang und Ekel ſehr begreiflich iſt.

Zum Glück für den Poeten fand ſich in Trieſt hinlängliche Gelegenheit wenigſtens zu platoniſchem Kultus ſchöner Weiblichkeit. Die ſüdlichen Schönheiten der Hafenſtadt, die bezaubernden Italienerinnen, Griechinnen und Jüdinnen ſtanden für dieſen meinen platoniſchen Schönheitskult allabendlich in den Logen der Theater zur Schau, wie Heiligenbilder in Niſchen. Manches von dieſem Kult hat ſich in Sonetten aus der Trieſter Zeit erhalten. Zuweilen fiel doch auch, wie in unbewußter Erkenntlichkeit für ſtille Huldigung ein gnadenvoller Blick auf den nachdenklichen Beobachter im Parterre.

In einem gewiſſen Falle war nicht die Theaterloge, ſondern ein Balkon der Altar, unter welchem ich mein unſichtbares Rauchfaß ſchwang. Eine ſchöne junge Dame, eine Perle ihres Geſchlechts, war auf dieſem Balkon täglich zu ſchauen, wenn ich aus dem Gymnaſium nach Hauſe ging. Ich blickte andächtig zu ihr hinauf, und ſie blickte gnädig zu mir herunter. Das ging ſo eine Weile fort. Wozu ſollte es führen? Da machte der neckiſche Zufall auf eine etwas unzarte, aber zweckentſprechende Weiſe der Sache ein plötzliches Ende. Ich pflegte aus dem Gymnaſium die griechiſchen und lateiniſchen Penſumhefte, die ich durchzuſehen hatte, perſönlich nach Hauſe zu tragen. Aber bevor ich an jenem Balkon vorüberkam, nahm ich die Hefte an meine Bruſt und knöpfte den winterlichen Ueberrock feſt darüber zu; denn wer in Trieſt ein Packet trägt, wird nicht für einen Signore, ſondern für einen Facchino angeſehen. Das geſchah nun eines Tages wieder. Aber gerade als ich vor dem Balkon angelangt war, ſpielte mir der nicht feſt genug geknöpfte Ueberrock einen Streich und dreißig blaue griechiſche Penſumhefte rollten in den Staub der Straße unter den Augen der Schönen. Ich war genöthigt, alle dreißig zerſtreut umherliegenden Hefte aus dem Schmutz der Straße aufzuleſen — unter den Augen der Schönen.

Von dieſem Tage an machte ich immer einen großen Umweg, um jenen Balkon zu vermeiden.

Einen vertrauten Freund und Geſpielen hatte ich indeſſen doch. Auch hier muß ich den Leſer auf „Sinnen und Minnen“ verweiſen: auf den darin enthaltenen biographiſchen Hymnus „Mein Eichhörnchen“.

Als ich, wie geſagt, im Sommer des Jahres 1861 meinen Ferienaufenthalt wieder in Graz aufſchlug, verkehrte ich viel mit dem älteſten meiner Grazer Freunde, Fritz Pichler, deſſen „Balladen“ mich entzückt hatten, und der ſpäter das Eigenartigſte, Duftigſte, was ſeine für dieſe Dichtart unleugbare Begabung zu Tage förderte, in dem epiſchen Liederbuch „Runen und Reime“ vereinigte. Dieſer ſagte mir, daß ein zwar für meine Dichtungen ſchwärmende Frauen mich kennen zu lernen wünſchten. Ich folgte der Einladung, machte die Bekanntſchaft der beiden Frauen und eines kleinen Kreiſes, welchem ich ſchon lange als Dichter nicht fremd war.

Da die Befreundung mit den Hauptgeſtalten dieſer „ſtillen Gemeinde“ eine dauernde wurde und ſpäterhin zum Theil auf meine Lebensgeſtaltung nicht ohne Einfluß blieb, ſo kann ich nicht umhin, dieſelben dem Leſer vorzuſtellen.

Ich will die beiden Frauen, welchen der Freund mich zuführte, Minona und Fanny nennen.

Minona entſtammte einem alten Rittergeſchlechte, welches in den öſterreichiſchen Alpenländern begütert war. In den Tagen ihrer Kindheit war ihr Vater noch Beſitzer zweier Güter in Kärnten und fuhr als Mitglied der Wiener Ariſtokratie mit einem Viergeſpann; die Familie verarmte jedoch, und nach dem Tode des Familienhauptes ſiedelte die Witwe mit ihren Kindern von Wien nach Graz über. Hier verehelichte ſich die herangewachſene Tochter mit einem jungen Advokaten, der leider ſchon nach wenigen Jahren ſtarb, ohne daß er vorher für die Zukunft ſeiner Gattin irgendwelche Fürſorge hätte treffen können. Ein Bruder des Verſtorbenen, gleichfalls Advokat, überließ der verwitweten Schwägerin ſeine ländliche Beſitzung in der Nähe von Graz zur Bewirthſchaftung. Hier hauſte nun Frau Minona in einfachen, aber angenehmen Verhältniſſen und gab ſich den romantiſchen, poeſiefreundlichen Neigungen hin, welche ſie von früher Jugend an gepflegt hatte, im Verkehr mit gleichgeſinnten Frauen und feingeiſtigen jungen Poeten, Gelehrten, Literaten. Der hoch und ſchön gelegene Landſitz konnte an ſich ſchon einen lockenden Zielpunkt für ländliche Ausflüge bilden, die Heiterkeit, Gaſtfreundlichkeit und geiſtige Aufgewecktheit der Herrin verlieh ihm ein höheres Intereſſe. Man fühlte ſich ſogleich poetiſch angeregt, wenn man auf der weitſchauenden Höhe des grünen Bühels angelangt war und einem aus der ländlichen, aber maleriſchen Behauſung die freundliche Bewohnerin in blauſeidenem, ſchäferlich geſchürztem Gewande, das Haupt von gekräuſelten Locken umwallt, entgegentrat. Und ſo pilgerten denn nicht Wenige von Zeit zu Zeit gern hinaus nach dem arkadiſchen Muſenſitz zwiſchen dem Hilmteich und der ragenden „Platte“. Der ſeiner Wiſſenſchaft zu früh entriſſene ſchweizeriſche Geologe Zollikofer, der ſich längere Zeit in Steiermark aufhielt, der nachmalige Nationalökonom Emanuel Hermann, der ſeither als Chemiker rühmlich hervorgetretene Richard Maly, der Muſiker Wilhelm Treiber, Dr. Valentin Pogatſchnigg, die Gebrüder Mitterbacher, der früh verſtorbene junge Poet Bogensberger, deſſen Nachlaß F. Pichler herausgab, und Andere fühlten ſich hier wohl im engeren oder weiteren Kreiſe.

Mittelpunkt und Seele dieſer ganzen geſelligen Bewegung war der Dichter der „Runen und Reime“. Er führte die neuen Gäſte ein, er ſetzte kleine ländliche Feſte und Vergnügungen ins Werk, er ließ ſeine Meldungen durch das Milchmädchen, das zwiſchen der Stadt und dem Landſitz Mimona's regelmäßig hin und herging, an Letztere gelangen und verkehrte ſo, wie er mit ſcherzhaftem Anklang an Minona's Witwennamen zu ſagen pflegte, „auf der Milchſtraße mit den Geſtirnen“.

Die natürliche, zwar ſchwärmeriſche, aber von jeder Geziertheit freie, heitere Weiſe Minona's fand einen intereſſanten Gegenſatz in der ſchroffen, gegen alles ihr nicht nahe Verwandte ſich ſtreng abſchließenden Natur Fanny's. Auch ſie war die Gattin eines Advokaten, dem ſie aber nur unter hochromantiſchen Bedingungen ein paar Jahre zuvor die Hand gereicht hatte. Sie ſah wie eine junge Burgfrau des Mittelalters aus und hatte auch ihr Heim nach Möglichkeit ritterburgmäßig eingerichtet. An ihrem Tiſche wurde nur aus Bechern getrunken, ſtatt aus gewöhnlichen proſaiſchen Gläſern, und ſie dachte ernſtlich daran, ſich auch mittelalterlich zu kleiden. Sie hätte für ihr Leben gern eine Lotusblume geſehen, aber unmittelbar am Ganges hätte ſie gepflückt ſein müſſen. Meine Idee, einen „Sonnenblumenorden“ für romantiſche Gemüther zu ſtiften, begrüßte ſie mit Begeiſterung. Ihr ſittlicher Idealismus kannte keine Grenzen. Das Ghaſel „Ich will ja nichts!“ war ihr das liebſte meiner Gedichte, und von jedem männlichen Weſen, das in ihre Nähe kam, verlangte ſie, daß es die Schwärmerei für dieſes Gedicht theile. Ich erinnere mich noch der beinahe tragiſchen Entrüſtung, mit welcher ſie davon ſprach, wie ein berühmter Schauſpieler, der ſie entzückt hatte, von ihr eingeladen und, der Einladung folgend, während des Geſprächs vertraulich ihren bloßen runden

Burgfrauenarm zu faſſen ſich erkühnte und durch einen vernichtenden Blick aus den ſchönen, aber ſtrengen Burgfrauenaugen über das Irrthümliche ſeiner Vorausſetzungen aufgeklärt werden mußte. War ſie bei ihrer Freundin Minona zu Beſuch, und es fanden Leute ſich ein, die nicht zum engeren Kreiſe der ſtillen Gemeinde gehörten, ſo verließ ſie das Zimmer, blieb draußen auf der offenen hölzernen Galerie des Hauſes ſtundenlang allein und war durch keine Bitten und Vorſtellungen zur Rückkehr zu bewegen. Fanny's Idealismus erſtreckte ſich auf ihr geliebtes Schoßhündchen, Flora geheißen. Man erkannte in Flora, wenn ſie vom Schoße ihrer Herrin aus kläffend gegen einen neuen Beſuch Verwahrung einlegte, auf den erſten Blick die ſtreng erzogene, altjüngferliche kleine Bellerin.

Fanny's einzige auserkorene Freundin war Minona. Beide Frauen beſaßen neben unleugbarem poetiſchen Sinn und Verſtändniß eine ſchöne Vortragsgabe und führten gern Scenen aus klaſſiſchen Stücken zu ihrem und Anderer Vergnügen auf. Konnte es anfangs faſt erheiternd wirken, wenn ſie Scenen aus „Fauſt" darſtellten und dabei die ſchlanke, jugendliche Fanny ſich's nicht nehmen ließ, den Fauſt zu ſpielen, während die beleibtere Minona das Gretchen übernahm, ſo mußte man dieſe Rollenwahl dennoch gutheißen und fand, daß ſie den Perſönlichkeiten beſſer entſprach, als die umgekehrte entſprochen haben würde.

Einer dritten eigenartigen Vertreterin ihres Geſchlechts führte der Freund mich zu: Der damals dem Grazer

Theater angehörigen Sängerin Frl. Schwefelberg, die wir mit dem klangvollen Namen Solferina zu bezeichnen pflegten. Die Solferina war eine geborne Ungarin, wenn ich nicht irre, ein geniales Naturkind mit ſchwarzen Zigeuneraugen und Rabenlocken, und dem ungezwungenen Benehmen einer Theaterdame, aber von durchdringendem Verſtand und ehrlichem, offenem, auch für Höheres nicht unempfänglichem Gemüth. Im Kreiſe Minona's — denn Freund Fritz, der Allvermittler, hatte ſie in denſelben eingeführt — vertrat ſie bewußt und unbewußt die Ironie, die „Reaktion" gegen die Kundgebungen der höheren „Romantik", wobei ihr, ſoviel ich mich erinnere, der Pianiſt Treiber als verwandte Natur zur Seite ſtand. Aber die Spitzen der Gegenſätze zwiſchen Solferina und der „ſtillen Gemeinde" wurden nicht gerade zu verletzenden Stacheln; nur zwiſchen Fanny und Solferina bildeten ſie Pole, die ſich entſchieden abſtießen.

In dieſe bunte, anregende Geſellſchaft war ich nun eingeführt und nahm an den geſelligen Vergnügungen derſelben theil, ſoweit es meine Verhältniſſe zuließen. Kleine Feſte, mit theatraliſchen Aufführungen, einem Tänzchen u. dgl., vereinigten uns zuweilen auf dem Landſitze Minona's, bis die Sterne über uns funkelten wie Freudenfeuer. Das Einzige, was dabei Schlimmes ſich ereignen konnte und in der That auch oft ſich ereignete, war, daß Fanny das Zimmer verließ und auf der umlaufenden Galerie des Hauſes ihren Schmollwinkel aufſuchte. In ſolchen Fällen blieb dann nichts übrig, als daß ich — ſo ziemlich der Einzige, der es wagen durfte ihr auf der Galerie Geſellſchaft leiſtete. Und das lohnte ſich. Da wurde dem Sänger des „Schwanenlieds der Romantik“ die Romantik und die „blaue Blume“ lebendig in reizvoll-ſinnigem Geplauder, die Stunden flogen, der Abend dunkelte, die Blüten der rieſigen Linde vor dem Hauſe dufteten, ein Vogel ſang im Wipfel ſo ſchön, als wär's ſein Schwanenlied, Sternſchnuppen ſtoben wie Raketen aus der Höhe des Abendhimmels, tief unten und weit hinaus dämmerte das Grazer Feld mit der Stadt und dem Murſtrom und dem ragenden Halbrund der Gebirge.

Wären mir im Leben überhaupt ungetrübt ſchöne Stunden gegönnt geweſen, ſo würde ich vor allem die Stunden dieſer für mich neuen anmuthigen Geſellſchaft dazu zu rechnen haben. Leider wurden auch ſie mir ſchon durch mein immer mehr oder weniger ſchlechtes Befinden verkümmert.

Vor meiner Rückkehr nach Trieſt ging ich noch auf ein paar Tage nach Wien und ſuchte die Stätten wieder auf, die mir durch Jugenderinnerungen heilig waren. Ich beſuchte die Familie, welcher Regiswinda entſtammte, die ich bei dieſer Gelegenheit ſelbſt auch wiederſah, als Mutter, beglückt durch ein talentvolles Söhnlein; ferner Raphael's „Madonna im Grünen“ im Belvedere — auch eine Jugendliebe von mir — und meinen Freund Cajetan Cerri. Auf zufälligen Anlaß machte ich auch eine neue Bekanntſchaft, die des geſtrengen Kritikers Emil Kuh, der zu jener Zeit die Dichter Grün, Freiligrath, Lingg und Andere vernichtet hatte und ſpäterhin mit Vorliebe mich vermählte. Noch ſehe ich ihn vor mir, bei meinem Eintritt am Schreibtiſch ſitzend und ſitzen bleibend, mit einer kleinen Bewegung der Rechten meine höfliche Begrüßung leicht erwidernd, mit der Linken in Papieren der Schreibtiſchlade weiter kramend. Er flößte mir ſo im erſten Augenblick einen ehrfurchtsvollen Begriff ein von der Erhabenheit eines Kritikers über gewöhnliche Menſchenkinder, ließ es aber dann im Geſpräch an einer gewiſſen Leutſeligkeit nicht fehlen.

Vorläufig galt es mit Beginn des Oktober wieder von Graz zu ſcheiden und an die Adria heimzukehren. Freundliche Beziehungen waren, wie der Leſer geſehen hat, angeknüpft; aber es war noch nicht abzuſehen, nach welcher Seite hin ſich etwa Höheres und Bleibendes daraus entwickeln würde.

Im folgenden Jahre (1862) brachte der Eintritt der wärmeren Jahreszeit, wie gewöhnlich, eine Verſchlimmerung meines Befindens mit ſich, die aber diesmal einen ernſteren Charakter annahm und mich für den ganzen Monat Juni bettlägerig machte. Oefteres nicht reichliches Waſſerlaſſen, wobei die Färbung des Ergoſſenen eine leichte Beimiſchung von Blut verrieth, heftige Schmerzen in der oberen Bauchgegend, andere gaſtriſche Zuſtände, verbunden mit Anfällen großer Schwäche und fieberhaften Anwandlungen waren herrſchend. Der mich behandelnde Arzt überließ mich, ſelbſt Allöopath, einem Homöopathen — ſeinem Schwiegerſohn —, weil er zu bemerken glaubte, daß ich Arzneien nicht gut vertrüge. Der Homöopath, mit dem Badearzte Dr. v. Kottowitz im Tobelbad bei Graz befreundet, empfahl mir Tobelbad als Sommeraufenthalt, wohin ich in der That, als ich etwas mehr zu Kräften gekommen, begleitet von meiner Mutter, mich auf den Weg machte.

Ich verweilte da vom 10. Juli bis 27. Auguſt. Die erwähnten Krankheitsſymptome dauerten in geringerem Grade fort, aber zuletzt geſtaltete ſich das Befinden erträglich.

Es gefiel mir recht wohl in Tobelbads reizendem Waldthal, wo ſchon der erſte Schritt ins Freie nach allen Seiten hin in waldſchattige, nadelholzduftige Gründe und zu angenehmen Ruhepunkten führt. Die üppig wuchernde bunte Pflanzenwelt dieſer Gegend erweckte in mir Luſt und Eifer für ein Studium, das ich bis dahin vernachläſſigt hatte: für die Botanik. Auf Selbſtunterricht angewieſen, machte ich freilich nur langſame Fortſchritte; aber ich kam doch vorwärts und betrieb von da an jahrelang mit Vorliebe dieſe Wiſſenſchaft, welche mich das Vergnügen des Herumſchweifens in Wald und Flur fortan dreifach genießen ließ: als Menſch, als Dichter und als Pflanzenfreund.

Der Dichter fand bei dieſen botaniſchen Erholungsſtudien auch ſeine Rechnung. In einer romantiſchen Waldſchlucht bei Tobelbad kam mir zum erſtenmal eine eben erblühte Genziane zu Geſicht, von jener Art, welche, wie ich ſpäter ſah, den Wäldern der Grazer Gegend gegen den Herbſt hin einen beſonderen Schmuck verleiht. Sie regte mich zu der Hymne „Vor einer Genziane“ an, einem Gedichte, das in weiten Kreiſen bekannt geworden iſt. Ich pflückte die Pflanze mit ihren Blumenglocken vor dem Verwelken, preßte ſie ein und machte damit nach Jahren dem Schauſpieler Guſtav Starcke ein Geſchenk, der, wie früher ſchon Lewinsky, durch trefflichen Vortrag jenes Gedichts ſich ein Anrecht auf meinen Dank erworben hatte.

Neben dem Naturgenuß, der Botanik und der Poeſie war es die Muſik, bei welcher ich Erholung von geiſtlähmenden körperlichen Leiden ſuchte — aber freilich nur Muſik in einer ihrer einfachſten Geſtalten: in der des Guitarreklimperns, da ein anderes Tonwerkzeug mir nicht zur Verfügung ſtand.

Ein paarmal beſuchten mich die Grazer Freunde: Pichler, Minona, Fanny. In der kleinen Badekolonie des Ortes bewegte ich mich anfangs völlig fremd und vereinzelt. Das änderte ſich aber mit einemmale, kurz bevor mein dortiger Aufenthalt zu Ende ging. Wiederholt tauchte in Tobelbad Leopold v. Sacher-Maſoch auf, warm befreundet mit dem Badearzte und deſſen reizender Gattin. Dieſe Dame galt mit Recht als eine Schönheit und bildete den glänzenden Mittelpunkt des geſelligen Kreiſes von Tobelbad. Der genannte, gegenwärtig in Deutſchland ziemlich mißliebig gewordene Schriftſteller hatte damals den erſten Roman „Eine galiziſche Geſchichte“ veröffentlicht, aber er ſtand in der jugendlichen Blüte ſeiner Liebenswürdigkeit als Menſch. Mit polniſcher, oder — um ihn nicht zu kränken — kleinruſſiſcher Ritterlichkeit und Geſchmeidigkeit des Benehmens verband er die Redegabe und Redeluſt des geiſtreichen jungen Mannes und genialen

Erzählers. Rückhaltslos offen, wie er war, ging er, nachdem die erſte Bekanntſchaft zwiſchen uns Beiden gemacht war, bald zu vertraulich geſprächiger Mittheilung über, und ich erfuhr durch ihn ſelbſt, was in Graz, nur nicht aus ſo guter Quelle, ſo ziemlich alle Welt wußte.

Der Roman war damals eben in der Wirklichkeit angeſponnen, den er ſpäter in ſeiner „Geſchiedenen Frau“ literariſch ausgeſtaltet hat, wobei ihm die erwähnte Offenheit ſeines Weſens zu ſtatten kam, das Geheimniß ſo zum poetiſchen Gemeingut der deutſchen Leſewelt zu machen. Noch ahnte weder er, noch ſonſt Jemand, welche Wendungen der damals in der Wirklichkeit angeſponnene Roman nehmen, und noch weniger, welchen Ausgang er haben würde. Sacher-Maſoch's Gemüth war voll jugendlich-feuriger Wallungen und kühner Lebenspläne. Er ſprach damals immer von ſeiner Abſicht, ſich in Galizien, ſeiner Heimat, in den Reichsrath wählen zu laſſen, ſobald er das geſetzliche Alter dazu erreicht haben würde, einzig um als Volksvertreter für ein neues Ehegeſetz zu wirken und ſo auf geſetzlichem Wege jene Scheidung der von ihm geliebten Frau zu ermöglichen, die bald hernach auch ohne das, auf zwar nicht geſetzlichem, aber friedlichem Wege zu ſeinen Gunſten erfolgte. Aber ich greife den Ereigniſſen vor; ich werde Sacher-Maſoch's, mit dem ich viele Jahre hindurch auf freundſchaftlichem Fuße verkehrte, ſpäter noch zu gedenken haben.

Den Reſt meiner Sommerferien, bis Ende September, verlebte ich wieder in Graz, in regem Verkehr mit dem im vorigen Jahre mir erſchloſſenen befreundeten Kreiſe. Die freundſchaftlichen Bande, die mich mit den Frauen Minona und Fanny verknüpften, gewannen an Feſtigkeit, insbeſondere der Erſteren gegenüber. Solferina war aus Graz, ich weiß nicht wohin, verſchlagen worden. Ich machte die Bekanntſchaft des jungen Offiziers und Poeten Albert Guzman, deſſen „Erinnerungen aus dem italieniſchen Feldzuge 1859“ und poetiſchen Nachlaß ich ſpäter herausgab, als ein Bruſtleiden dem Leben des ſehr begabten und liebenswürdigen jungen Mannes ein frühes Ende gemacht hatte.

An dem Unternehmen Heinrich Penn's, der eine ſehr hübſche belletriſtiſche Wochenſchrift „Hoch vom Dachſtein“ zu Graz ins Leben rief, nahm ich regen Antheil.

Auch entſtand in jenen Tagen des Grazer Aufenthalts meine Canzone „Germanenzug“. Sie wurde binnen elf Tagen vollendet und erſchien zunächſt in Emil Kuh's „Dichterbuch aus Oeſterreich“ (Wien, Gerold, 1863), dann auch in beſonderer Ausgabe (ebenda 1864). Wie im „Schwanenlied der Romantik“ an das Zeitalter überhaupt, ſo legte hier der Poet an das deutſche Volk den Maßſtab der höheren Ideale. Die Dichtung hat vielen Beifall gefunden, und es gab nicht Wenige, welche ſie allem vorzogen, was ich bis dahin geſchrieben. Ein Wiener Kritiker fertigte ſie mit einer einzigen witzigen Zeile ab: „Dieſe Canzone iſt ganz ohne.“ Eine Begründung dieſes witzigen Ausſpruchs fügte er nicht bei, was ganz natürlich, denn hat ein Rezenſent einmal einen glücklichen Einfall über ein Buch, ſo braucht er es nicht weiter anzuſehen.

In Trieſt fiel mir nach den geiſtanregenden geſelligen Ferienfreuden, die ich nun wiederholt verkoſtet hatte, die alte Abgeſchloſſenheit doppelt ſchwer aufs Herz. Meine Stimmung verdüſterte ſich, und nur die Muſe bot mir Troſt. Der Plan des „Ahasver in Rom“ hatte angefangen mich zu beſchäftigen.

Da trat wider Erwarten in meinen Trieſter Lebenskreis eine weibliche Erſcheinung, welche berufen war, mir das ſchmerzlich Vermißte in einem Uebermaß, das mich weit mehr aufregte, als befriedigte, zu gewähren.

Dieſe wirkungsreiche Erſcheinung war eine liebenswürdige, damals gefeierte Harfenkünſtlerin: die k. k. Kammervirtuoſin Fräulein Marie Mösner, welche zwei Jahrzehnte ſpäter als Gattin eines Grafen Sp in Salzburg, ihrer Vaterſtadt, aus dem Leben ſchied.

Sie war im Januar 1865 nach Trieſt gekommen, um auch da Konzerte zu geben, und hatte ein Empfehlungsſchreiben aus Graz bei mir abgegeben, das eine perſönliche Begegnung und ſpäterhin einen lebhaften Verkehr vermittelte. Als Virtuoſin bewundert und von der Trieſter Geſellſchaft gehätſchelt, verweilte Frl. M. einen Monat lang in der Hafenſtadt, ging dann nach Venedig, kehrte aber von da noch einmal auf kurze Zeit zurück.

Es iſt ohne Zweifel charakteriſtiſch, daß ich von früher Jugend an immer am eingehendſten über meinen Verkehr mit der weiblichen Welt Buch geführt habe. Als ich neulich Hebbel's Tagebücher las, wurde ich mir meiner beſagten Eigenheit durch den Gegenſatz erſt klar bewußt. Ich erſtaunte faſt, zu ſehen, wie ſehr das Leben des Herzens für einen Poeten und ſein Tagebuch Nebenſache ſein kann. Auch was meinen Verkehr mit Frl. M. betrifft, würde es mir an guten handſchriftlichen Quellen für eine intereſſante Geſchichte nicht fehlen, die zwar eine Herzensgeſchichte, aber — ich halte mich dies feſtzuſtellen — durchaus keine Liebesgeſchichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes iſt.

Hier will ich mich indeſſen damit begnügen, ſtatt in die Einzelheiten einzugehen, das allgemeine Schema zu verzeichnen, nach welchem kleine oder große Romane von der Art des in Rede ſtehenden zu verlaufen pflegen, und den Sinn deutlich zu machen, in welchem derſelbe für mich wichtig, lehrreich, beglückend und leidvoll zugleich geworden iſt.

Das Weib trägt, namentlich in den jüngeren Jahren, eine ſtille Sehnſucht in ſich nach dem, was man das „Ideale“ nennt. Man braucht darunter nicht gerade irgend welche Ueberſchwenglichkeit des Empfindens zu verſtehen; zunächſt iſt nur der natürliche Sinn für das Edle, Schöne und Gute und für eine nicht leichtſinnige Auffaſſung des Lebens damit gemeint. Je mehr nun ein weibliches Weſen durch Beruf oder Verhältniſſe, durch Hingabe an die Anforderungen der Geſellſchaft, durch das ſchnöde Alltagsgetriebe der ſogenannten idealen Welt entfremdet, ſie gleichſam zu einer jenſeitigen für ſich geworden ſieht, deſto lockender erſcheint ſie ihr, deſto ſtärker wird die geheime Sehnſucht, jenes Heimweh, ſo zu ſagen, nach dem verlornen Paradies. Glaubt nun ein ſolches Weib das Ideale im Dichten und Schaffen, im Thun und Weſen etwa eines Poeten lebendig zu erblicken, ſo ſchlägt der zurückgedrängte Kult zur Begeiſterung aus, zu einer Art von Andacht, und entfaltet für den Augenblick alles, was Engelhaftes in der Natur eines Weibes liegen mag. Da iſt es dann nicht zu verwundern, wenn die Entfaltung weiblicher Seelenblüte begeiſternd auf den Gegenſtand der Begeiſterung ſelber zurückwirkt. Das Weib erſcheint in ſolchen Momenten idealer Wärme und Andacht für das Ideal ſelbſt als die reinſte Verkörperung desſelben. So findet eine innige Berührung zweier Seelen ſtatt, die zu dem Schönſten und Beglückendſten gehört, was Menſchen widerfahren kann.

Dazwiſchen aber nimmt das gewohnte, zur zweiten Natur gewordene Weltleben des Weibes ſeinen Fortgang. Es entſteht ein Widerſpruch zwiſchen dem, was das Weib bei dem Poeten und für ihn iſt, und dem, was es für die übrige Welt doch immer iſt und bleibt. Und da die höheren Regungen überhaupt für die Menſchen keine alltägliche Seelenkoſt, ſondern nach Grad und Dauer dem Wechſel unterworfen ſind, ſo erſcheint das Weib bald in einem zweideutigen Lichte, als wankelmüthig, unzuverläſſig, und der Poet fängt an, unter dieſem Umſtande zu leiden. Er merkt, daß er nicht der Gegenſtand einer echten und rechten Liebe iſt, ſondern das Idol der Feierſtunden einer weiblichen Seele. Dadurch erhält das Verhältniß für ihn etwas Unfrohes; er beginnt zu begreifen, daß er ſelbſt eigentlich entſagen muß, wo er ſich als Heil- und Gnadenſpender gefeiert ſieht. Er verſchmäht, was das Weib ihm bietet oder bieten könnte, wär's auch alles, was es überhaupt zu bieten hat — weil es nicht die echte Liebe iſt, die es bietet. Schmerzliche Wehmuth tritt allmählich an die Stelle reinen Genügens im Verkehr. Auch das Weib wird ſich ſchließlich bewußt, daß es dem Verehrten nicht ſo eigentlich mit ſeinem ganzen Weſen angehört, daß es ihn alſo auch nicht voll und für immer beglücken kann.

Findet auf dieſem Punkte des Verlaufs die Trennung ſtatt, ſo endet das Ganze mit einem ſchmerzlichen, aber doch noch immer idealen Ausklang, und Beide nehmen ſcheidend ein Stück höheren Lebens als unentreißbaren Schatz der Erinnerung mit ſich.

Anders — weit ſchlimmer! — geſtaltet ſich die Sache, wenn aus dieſer idealen Berührung zweier Seelen ein eigentliches, dauerndes Liebesverhältniß ſich entwickelt. Dann wird dem Weibe allgemach verhaßt, was ihm eine angenehme Abwechslung, eine Würze der Schalheit des Weltlebens geweſen, die durch allen Genuß hindurch ſich fühlbar macht. Es empfindet die ideale Kontrole als eine Laſt, als eine Schranke ſeiner perſönlichen Freiheit und ſucht ſich derſelben zu entledigen. Und wie früher der Engel, kommt jetzt der Dämon im Weibe zum Vorſchein . . .

Ich habe dies allgemeine Schema durchgeführt und verfolgt bis zu ſeinen äußerſten möglichen Endpunkten. In dem gegenwärtigen Falle ſchloß jedoch der Verlauf mit dem oben bezeichneten Punkte des noch immer idealen, wenn auch wehmüthigen Ausgangs.

Verhältniſſe, die in dieſer Art rein und ideal geblieben, pflegen wohl ſchmerzlich, aber nicht tragiſch zu enden.

Mir blieb als Errungenſchaft jener Tage das Bild einer hochpoetiſchen weiblichen Erſcheinung, eines der edelſten Regungen fähigen weiblichen Weſens. Und Marie M. ſcheint nach dem, was mir ſpäter zu Ohren kam, ziemlich lange deſſen eingedenk geblieben zu ſein, was ſie in der Individualität eines Poeten gefunden zu haben glaubte — obgleich ihr dieſer keineswegs als weicher Schwärmer, ſondern, wie ſie mir ſelbſt einmal ſcherzend ſagte, „bald als Seraph, bald als ſpöttiſcher Mephiſto“ erſchien. Sie verſtand ihn beſſer als Angelica den „Lord Lucifer“ in meiner Komödie . . . .

Mühelos wird Jeder in „Sinnen und Minnen“ die Sonette, und in den „Blättern im Winde“ das längere Gedicht herausfinden, welche ihren Urſprung dieſem Verkehr verdanken.

Die bezeichnendſten erhaltenen Dokumente desſelben dürften indeſſen die Briefe ſein, die ich an Frl. M. geſchrieben und von welchen ich ſtenographirte, ſeither in Kurrentſchrift übertragene Abſchriften zurückbehalten. Sie wären im Vereine mit dem bezüglichen Tagebuche geeignet, die hier gegebenen Andeutungen zu dem lebendigen Bilde zu ergänzen, deſſen Ausführung ich mir an dieſer Stelle verſagen muß. Wer dieſe etwas überſchwenglichen und ſeltſamen Briefe lieſt, in welchen Herzlichkeit und Sarkasmus ſich immer wechſelſeitig verleugnen und verneinen, wird vielleicht den Fluß des einfachen, natürlichen Gefühls darin vermiſſen. Aber er muß bedenken, daß es ſich in dieſen Briefen um alles eher handelte, als um den naiven Ausdruck eines einfachen Gefühls. Es war eben kein einfaches Gefühl, es waren ſehr gemiſchte, ſich widerſtreitende Gefühle, die da nach Ausdruck rangen.

Eine Art Seitenſtück zum Mösner-Roman, aber in verkleinertem Maßſtab, einige Stufen niedriger auf der Leiter des Idealismus und der Poeſie, ſpielte noch im Laufe desſelben Jahres für mich ſich ab. Die Heldin desſelben war ein Mitglied der deutſchen Schauſpielertruppe, welche damals im Armoniatheater zu Trieſt ein paar Monate lang Vorſtellungen gab.

Frl. Antoinette J. ſchien von Natur etwas feiner und ernſter angelegt, als ihre Kunſtgenoſſinnen gleichen Ranges im Durchſchnitt ſind. Auf ihren eigenen Wunſch wurde ich von einem Freunde bei ihr eingeführt. Wir brachten ein paarmal eine unglaublich große Stundenzahl in tiefgehendem Geſpräch miteinander zu. Ich lobte ſie und ihr Spiel in der „Trieſter Zeitung" und brachte ihr das Blatt dann immer ſelbſt. Ich fand, daß es ein ganz reizendes Vergnügen ſei, von einer ſtattlichen Theaterprinzeſſin während ihres Spiels auf der Bühne dann und wann einen verſtohlenen, vertraulichen, neckiſchen Solo-Blick zugetheilt zu erhalten. Freilich, die Anziehung, welche Frl. J.

auf mich übte, war nicht ganz ohne inneren Widerſtreit. Ihrem einnehmenden Weſen gebrach es einigermaßen an Friſche. Stürme des Lebens ſchienen über ſie hinweggezogen zu ſein und ihre beſten Blüten geknickt zu haben. Was mir am meiſten an ihr gefiel, das kaſtanienbraune Haar und die weißen Zähne — ach, gerade dieſe beiden Reize waren, wie ich bald erfuhr, nicht echt. Die echte Zier ihres Hauptes war vor einigen Jahren einem ſchweren Nervenfieber zum Opfer gefallen. Ich war damals noch zu jung, um nicht ein geheimes Grauen bei dem Gedanken zu empfinden, mich möglicherweiſe in ein weibliches Weſen ernſtlich zu verlieben, das einen Theil ſeiner Reize Abends auf den Toilettentiſch ablegte. Uebrigens gehörte das Fräulein zu den unheimlichen Perſonen, welche keine Photographie, und, ſoweit möglich, auch keine geſchriebene Zeile von ſich aus der Hand geben — was den Eindruck macht, als hätten ſie einmal irgendwo eine dunkle That verbrochen und fürchteten, daß ein Kenner ihrer Vergangenheit durch Bild oder Handſchrift auf ihre Spur geführt werden könnte.

Aber im Verkehr der Geſchlechter pflegen die Anziehungen doch meiſt allmählich die Abſtoßungen zu überwiegen, und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn ich nicht eines Tages bei Frl. J. eine Geſellſchaft von Kollegen, Kolleginnen und Leuten getroffen hätte, wie ſie an Schauſpielerinnen allerorten ſich anzuſchließen pflegen. Der Ton, den ein Lebemann der eben genannten Sorte gegen Frl. J. anſchlug, empörte mich. Ich ſetzte voraus, Frl. J. müſſe nicht minder empört ſein, und war ſehr erſtaunt, daß ſie ſo ruhig blieb. Ich hatte auch nach meinem Eintritte vorausgeſetzt, Frl. J. werde durch düſteres Schweigen und mürriſche Zeichen der Ungeduld ſofort ihrer Geſellſchaft zu verſtehen geben, daß ſie mit mir allein zu ſein wünſche. Aber eine ſolche krankhafte Ungeduld ſtand dem Frl. J. auf Siriusweiten fern, ſie ſchien ſich im Gegentheil recht wohl zu befinden. So ging denn ich und ſandte am folgenden Morgen der Schauſpielerin ein Schreiben voll heiligen Zornes, in welchem ich ſie aufs tiefſte bedauerte, daß ſie ſich dergleichen, wie ihr den Tag zuvor in meiner Gegenwart geboten worden, bieten laſſen wolle oder müſſe. Ein höflicheres Schreiben folgte, um den rauhen Ernſt des erſteren abzuſchwächen, aber meine Beſuche bei Frl. J. blieben eingeſtellt. In der Zeitung lobte ich ſie nach wie vor. Ein ehemaliger Kollege und Freund von ihr kam aus Deutſchland auf ein längeres Gaſtſpiel nach Trieſt, ein gebildeter, tüchtiger Schauſpieler, ſpäter Theaterdirektor in Berlin, auch Theaterdichter. Die Beiden wirkten jetzt auf der Bühne immer zuſammen und ſpielten die Liebespaare verdienſtvoll — ich lobte ſie alle Beide ſehr in der Trieſter Zeitung, großmüthig und neidlos.

Eines Abends während der Vorſtellung bemerkte ich Frl. J. in der Theaterloge. Ich ſandte aus weiter Entfernung einen ernſten Blick zu ihr hinauf. Sie erwiderte denſelben nur flüchtig, aber ihr Buſen hob ſich im ſelben Augenblicke, und wenn ich nicht irre, ſo war es ein unwillkürlicher, unwiſſentlicher

Seufzer, der den Buſen des Fräuleins ſchwellte. Das genügte mir.

Auch dieſe Bekanntſchaft endete früh genug, um tragiſche Schickſalswendungen auszuſchließen und ein reines Andenken in mir zu hinterlaſſen.

So hatte ich denn eine Reihe von näheren Berührungen mit Frauenweſen verſchiedener Art durchgeprobt. Die Schattirungen der Weiblichkeit hatten ſich mir in typiſchen Geſtalten enthüllt: von der Herbigkeit und Strenge hochromantiſcher, ſentimentgleicher Gemüther bis zum weiblichen fahrenden Ritterthum, an welchem ein gut Theil Realismus klebte. Leider war bei alledem für mein Herz nichts Bleibendes errungen worden. Zu meinem Lebensglücke wenigſtens hatten dieſe Erlebniſſe nichts beigetragen, ſie vermehrten blos den Schatz meiner Erfahrungen, und auch als ſolche waren ſie nicht eben tröſtlicher Natur. Hatte doch ſchon bei Nora meine jugendliche Neugier, ob ich wohl geliebt werden könne, ſchließlich zu einem negativen Ergebniſſe geführt. Erfahrung und beſſere Einſicht hatten mich früh gelehrt, die Vortheile, welche die Stellung eines Poeten den Frauen gegenüber zu bieten ſcheint, nicht allzuhoch anzuſchlagen. In dieſer Stellung kann man allerdings mit Glück auf Eroberungen ausgehen, ſich ſelbſt mit ſolchen für den Augenblick genüge thun und vor der Welt damit prunken. Aber ich ſuchte ein Weſenhaftes, Verläßliches, Bleibendes, und dies hoffte ich zuletzt nur dadurch zu erreichen, daß ich meine Anſprüche ſo beſcheiden als möglich herunterſtimmte — eine Beſcheidenheit, welche im Grunde mit dem, was ich von früher Jugend auf erſehnt und erſtrebt hatte, in ſchroffem Gegenſatze ſtand.

Beim Eintritte der Schulferien ging ich wieder nach Graz und fand die Geſinnungen der mir dort Befreundeten unverändert. Nur daß Frau Fanny begonnen hatte, ſich mehr und mehr der Muſik zuzuwenden, welcher Kunſt ſie bis zum heutigen Tage treu geblieben iſt. Minona's äußere Verhältniſſe waren inzwiſchen andere geworden, ſie hatte ihren Aufenthalt in der Stadt genommen, was Gelegenheit bot, den Verkehr mit ihr zu einem täglichen zu machen. Durch keinerlei Bande an Graz gefeſſelt, entſchloß ſie ſich im Herbſte nach Trieſt überzuſiedeln. So wurde mir unverhofft auch dort zu theil, was ich bisher vermißt hatte. In dem perſönlichen Antheil und der freundſchaftlichen Hingebung dieſer weiblichen Seele lag bei aller Herzlichkeit nichts Schwärmeriſches, Ueberſchwengliches weder in Bezug auf meine Perſon, noch auf meine Poeſie, aber eben der ruhige leidenſchaftsloſe Charakter der wechſelſeitigen Zuneigung und Ergebenheit begründete einen wahrhaft gedeihlichen, behaglichen und dauernden Verkehr.

In den Sommerferien des nächſten Jahres (1864) machte ich in Minona's Geſellſchaft jene Reiſe zu Lande nach Venedig, welche das „Friauliſche Reiſebild" meiner „Proſa" ſchildert. In dem lieblichen Pordenone geſtaltete ſich der achttägige Aufenthalt zur Reiſe-Idylle, von welcher das Gedicht „An Minona" Zeugniß giebt.

In dieſes Jahr fällt auch meine Herausgabe des literariſchen Nachlaſſes Albert Guzman's (Wien, Schönewerk, 1864).

Für den Jahrgang 1865 des „Familienbuchs des öſterr. Lloyd" lieferte ich als Nachfolger Levin Schücking's den monatlichen Literaturbericht und in der Zeit vom 6. Januar bis 14. April ſchrieb ich den „Ahasver in Rom".

Schon ſeit etlichen Jahren hatte dieſe Dichtung in mir lebendig zu werden begonnen. Der Leſer wird gerne glauben, daß ich eine geraume Zeit dem Studium des neroniſchen Zeitalters gewidmet habe. In einem Kämmerlein des für mich denkwürdigen Hauſes Nr. 2 der Via S. Catterina wurden die Verſe Morgens aufs Papier geworfen, Abends ins Reine geſchrieben; der Tag war den Berufsgeſchäften gewidmet.

Ueber die Entſtehung des Werkes, über den Geiſt und Sinn, in welchem es geſchrieben worden, habe ich mich in dem „Epilog an die Kritiker" als Beigabe der zweiten und aller folgenden Auflagen hinlänglich ausgeſprochen.

Ende Juli machte ich mich wieder auf den Weg nach Graz und verließ Trieſt, ohne eine Ahnung, daß ich nicht mehr dahin zurückkehren werde.

„Ahasver in Rom" erſchien im September bei J. F. Richter in Hamburg. In den Beſitz dieſer Firma waren inzwiſchen auch meine früheren, ſämmtlich — mit Ausnahme des Germanenzugs — bei J. L. Kober in Prag erſchienenen Werke übergegangen. Richter hatte nach Kober's Tod den ganzen poetiſchen Verlag deſſelben durch Kauf an ſich gebracht.

Auf dem Gebiete des Epos hatten in neuerer Zeit in Deutſchland nur Werke leichter Gattung Erfolg gehabt, ſo die „Amaranth“ von Redwitz, „Waldmeiſters Brautfahrt“ von O. Roquette, Kinkel's „Otto, der Schütz“ und Scheffel's „Trompeter von Säckingen“. Das Epos höheren Stils ſchien abgethan. Da traten um die Mitte der ſechziger Jahre faſt gleichzeitig drei epiſche Leiſtungen des höheren Stils hervor, welche die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkten: Jordan's „Nibelungen“, Hermann Lingg's „Völkerwanderung“ und „Ahasver in Rom“.

Ich halte die genannten großen Epen Jordan's und Lingg's für dichteriſche Erzeugniſſe erſten Ranges. Aber dem Publikum gegenüber hatte „Ahasver in Rom“ etwas voraus. Es war trotz des antiken Stoffs doch ein wahrhaft modernes Gedicht — aus dem modernen Geiſte heraus geboren und in lebendigſtem Zuge zu ihm. In dieſem Sinne äußerte einmal der Graf (damals Freiherr) von Prokeſch-Oſten: „Ahasver in Rom“ iſt eine Perle der Literatur — aber eine Perle, die, wie die Perle in der Muſchel, aus einer Krankheit hervorgegangen iſt — aus dem Krankheitsprozeß der Zeit.“

Wir hatten in der klaſſiſchen Zeit Klopſtock's „Meſſias“, Goethe's Idyll „Hermann und Dorothea“, Wieland's romantiſche Epen, dann Moſen's „Ahasver“, Immermann's „Triſtan und Iſolde“, zuletzt die oben genannten epiſchen Dichtungen, aber kein Epos, das auf hiſtoriſcher Grundlage ſo viel modernen Gehalt in realiſtiſcher Ausführung entwickelte, wie „Ahasver in Rom“. Er war — vor dem „König von Sion“ — das erſte hiſtoriſche Epos in Deutſchland, das wirklichen Erfolg hatte und weite Verbreitung fand.

Da gab und giebt es nun Viele, die den Grund dieſes Erfolges ganz und gar in dem ſogenannten Glanze der Darſtellung, der Schilderung, des Kolorits u. dgl. gefunden zu haben meinen, und mit einer Art von Geringſchätzung in meinen Werken auf das herabſehen, was man „Kompoſition“ zu nennen pflegt. Soll unter letzterer vor allem der Plan, der Entwurf, der ideelle Zuſammenhang, die organiſche Gliederung, die künſtleriſch einheitliche Geſtaltung des Ganzen verſtanden werden, ſo trage ich kein Bedenken, es einmal offen auszuſprechen, daß jene Geringſchätzung ſowohl beim „Ahasver“ wie bei meinen übrigen Werken auf einer durchaus oberflächlichen, geradezu leichtfertigen Auffaſſung beruht. Es handelt ſich da um einen Punkt, über welchen der Dichter ſelbſt ſich nicht blindlings fremdem Urtheil unterwerfen kann, inſofern er ja wiſſen muß, ob er wirklich nur zufällige Einzelheiten um ihrer beſonderen Wirkung willen aneinandergereiht, oder ob er alles Einzelne nach einem tiefer angelegten Plane verknüpft und vermittelt, die innere Nothwendigkeit und Entwickelung von allem ſich ſelber klar gemacht und für die Aufmerkſamen wiſſentlich klar zu machen beſtrebt geweſen. Und wenn er ſieht, daß Diejenigen, die am Zuſammenhange des Ganzen, an der Motivirung des Einzelnen mäkeln, beides gar nicht aufgefaßt, ſondern bezüglich des Thatſächlichen in der beurtheilten Dichtung ſich die größten Irrthümer zu Schulden kommen laſſen, ſo kann er ihrem Urtheil über ſeine „Kompoſition“ keinen Werth beimeſſen.

Für Beurtheiler dieſer Art war und iſt im „Ahasver“ nichts von dem vorhanden, was dem Werke erſt ſeine volle, wirkliche Bedeutung giebt. Die lebendige Gegenüberſtellung des höchſten Lebensdranges und der tiefſten Todesſehnſucht in den Geſtalten des Nero und Ahasver — die Identifizirung Ahasvers mit Kain — die Art, wie Nero, der große Egoiſt, eben dadurch geſtraft wird, daß es in der Welt für ihn „keine Liebe giebt“ und ſelbſt die Mutterliebe ihm gegenüber zu Schanden wird — wie in dieſem Sinne das Verhältniß zwiſchen Sohn und Mutter zum pſychologiſchen, ich möchte ſagen dramatiſchen Motiv des Fortſchrittes der ganzen Handlung gemacht iſt — wie überhaupt die knappe, gedrängte, bei näherem Zuſehen ſich als wirklich organiſch herausſtellende Gliederung des Ganzen demſelben faſt einen dramatiſchen Charakter verleiht — davon und von all' den ſonſtigen unzähligen ideellen Beziehungen, welche wie künſtlich verſchlungene Fäden eines Gewebes durch das Werk laufen und es zu einem einheitlichen Ganzen verbinden — merkten und merken gar Manche, die ſich ein Urtheil anmaßen, ſo gut wie nichts. Für ſie iſt „Ahasver“ eine Reihe von ſchönen Beſchreibungen — ein Scherbenberg zuſammengehäufter Einzelheiten, die nur als ſolche wirken.

Wäre „Ahasver in Rom“ mit keinen andern wirkſamen Eigenſchaften hervorgetreten, als mit der ſogenannten „Pracht der Schilderungen“ — hätte er damit nicht die doch auch ſattſam anerkannte Größe der Auffaſſung, der Erfindung, des Entwurfs, der Charakteriſtik, und tiefere Gedanken in realiſtiſcher Ausführung verbunden — ſo würde er längſt ebenſo klanglos zum Orkus hinabgegangen ſein, wie die unzähligen neuen epiſchen Dichtungen, deren „wunderbare Pracht der Schilderungen“ in den Zeitungen geprieſen worden iſt. Dasſelbe gilt von dem Reiz der Sinnlichkeit und Ueppigkeit, der angeblich in dem Werke vorwalten ſoll ein Vorwurf, deſſen ſich Diejenigen zu ſchämen haben, die ihn erheben. Ich wäre imſtande, ein Dutzend älterer, neuerer und neueſter Dichtwerke herzuzählen, welche in dieſer Beziehung den „Ahasver“ bei weitem überholen, und doch keine Käufer angelockt, keinen weiten Leſerkreis gewonnen haben.

Intereſſant war mir unmittelbar nach dem Erſcheinen des „Ahasver“, bevor ſein Erfolg ſich entſchieden hatte, in meiner damaligen Grazer Umgebung die Stellungnahme einiger Schriftſteller zu dem Werke. Sacher-Maſoch nahm ſich desſelben mit Eifer an, und die Bewunderung, die er der Geſtalt der Agrippina zollte, war für mich nicht ohne Gewicht von Seite eines Meiſters in der Darſtellung ſolcher Frauencharaktere. Ferdinand Kürnberger, der damals ebenfalls in Graz lebte, warf über den „Ahasver“ in jener ſteifen, ernſten, faſt pedantiſchen Manier geiſtreiche, im ganzen günſtige Worte hin. „Da macht man überall ſo viel Aufhebens von Tennyſon — hier iſt Tennyſon!“ ſagte er einmal. Ein andermal äußerte er, er habe bei Leſung des „Ahasver“ den Eindruck erhalten, daß „kein anderer Dichter der Gegenwart ihn hätte ſchreiben können“. Als aber nun „Ahasver“ wirklich Erfolg hatte, da wendete der Mißmuth, den der hochbegabte, nicht genug gewürdigte und deshalb verbitterte Mann gegen alles hegte, was das Unglück hatte, Erfolg zu haben, ſich auch gegen mein Werk und mich. Er ließ unter anderem ſpäter einmal irgendwo drucken, über nichts in der Welt wundere er ſich ſo ſehr, als über die Gedankenloſigkeit der Recenſenten des „Ahasver in Rom“, von denen nicht ein einziger bemerkt habe, daß ja der ewige Jude, der Schuſter von Jeruſalem, zur Zeit des Nero noch gar nicht ſo beſonders alt ſein konnte. Aber der Gedankenloſe war hier Kürnberger ſelbſt: er hatte überſehen oder vergeſſen, daß der Ahasver meiner Dichtung eben nicht der Schuſter von Jeruſalem iſt, ſondern Kain — ſo alt ſchier als die Menſchheit ſelber auf Erden! —

Der gewöhnliche Weg eines literariſchen Erfolges in Deutſchland iſt heutzutage nicht der, daß die Tageskritik ein neu erſchienenes bedeutendes Buch warm empfiehlt und durch Feſtſtellung ſeines Werthes das Publikum veranlaßt, es zu kaufen und zu leſen, ſondern umgekehrt wird die Tageskritik durch den Erfolg, den eine literariſche Erſcheinung im Publikum ſich erringt, auf dieſelbe aufmerkſam gemacht, und die Recenſenten fangen an, ſie wirklich zu leſen, während ſie ſelbe früher nur durchblättert haben. Die Tageskritik macht keinen Erfolg, auch wenn ſie es will, ihre gedruckten Poſaunenſtöße verhallen wirkungslos. Nur das Lob, das von Mund zu Munde geht, gilt als unverdächtig, dringt in weitere Kreiſe und lockt Käufer an. Ein

Menſch, der zu einem andern gelegentlich ſagt: „Dies Buch müſſen Sie leſen!“ trägt mehr zum Rufe und zur Verbreitung des Buches bei, als ein Recenſent, der es in einem Blatte überſchwenglich lobt.

Es wird jetzt beinahe unglaublich klingen, wenn ich erwähne, daß geachtete Kritiker beim erſten Erſcheinen des „Ahasver in Rom“ meine früheren Werke über dies neueſte ſtellten und bedauerten, daß ich das Gebiet der Lyrik verlaſſen, auf welchem ich „ſo Schönes geleiſtet“, um mich auf das des Epos zu wagen.

Bald aber hatte ich die Genugthuung, die Begeiſterung für das neue Werk — ich darf dies ohne Prüderie ſagen — im Publikum ſowohl als in der Kritik zum mächtigen Strome anſchwellen zu ſehen. Und daß es nicht etwa blos der unzurechnungsfähige „große Haufe“ war, der mit dieſem Strome ſchwamm, dafür leiſten mir Zeugniſſe Bürgſchaft, die ich nicht zur Reklame mißbrauchen will, die aber für mich ſelbſt immer bedeutſam und erfreulich bleiben werden. Ich erſtaunte faſt, als ich kürzlich, im Intereſſe dieſer meiner Aufzeichnungen, die längſt vergeſſenen gedruckten und geſchriebenen Dokumente des Enthuſiasmus wieder vornahm, mit welchem „Ahasver“ aufgenommen wurde. Jeder wollte ihn in einem Zuge, etwa über Nacht, Jeder wiederholt geleſen haben. Es lag ein Ton der Freudigkeit, der Herzlichkeit in dieſen Kundgebungen, wie ſie nur bei dem erſten gewaltig durchſchlagenden Werke eines Dichters oder Künſtlers zu Tage tritt, während bei den folgenden mehr die kühle Nergelei, wenn nicht gar Neid und Mißgunſt ſich geltend macht, und ſelbſt das Lob nicht mehr ſo friſch, ſo naiv, ſo ehrlich klingt.

Es war Ueberſchwenglichkeit, aber keine gemachte, keine vom Dichter erbettelte oder vom Verleger honorirte Ueberſchwenglichkeit, mit welcher „Ahasver“ vor einundzwanzig Jahren begrüßt wurde, und man kann nicht ſagen, daß er nur wie ein Meteor aufgeſchoſſen und ſeither wieder erloſchen iſt. Ich gebe mich der Hoffnung hin: dieſer Sang wird fortleben; und würde er einige Zeit vergeſſen, ſo würde er zu dem gehören, was man ſpäterhin doch wieder von Zeit zu Zeit aus den Wellen des Lethe hervorzieht.

Für die Verbreitung des „Ahasver“ im Vergleich zu andern der geleſenſten Dichtwerke des Tages giebt die Zahl der (15) Auflagen, die er bisher erlebte, nicht ganz den richtigen Maßſtab. Es iſt eine Gepflogenheit deutſcher Verleger, daß ſie von ſehr gangbaren Werken, ſo oft ein Neudruck nöthig wird, mehrere Tauſende auf einmal drucken und dann jedes ganze, oder halbe, oder — warum nicht? — auch Vierteltauſend eine neue Auflage nennen. So ſteigt die Zahl von Auflagen der geleſenſten Dichtungen des Tages manchmal im Laufe von ein paar Jahrzehnten bis auf hundert und darüber — zum großen Erſtaunen des Publikums. Wäre auch bei „Ahasver in Rom“ und meinen übrigen Werken nach dieſer Gepflogenheit verfahren worden, ſo würde die Zahl der Auflagen derſelben mindeſtens das Dreifache der gegenwärtig auf den Titelblättern angegebenen betragen. Aber jede neue Auflage eines jeden meiner

Werke war bisher (1887) ein wirklicher Neudruck, eine wirkliche, und zwar ſtarke neue Auflage. Ein vor aller Welt offen liegender Beweis dafür iſt, daß jede neue Auflage eines jeden meiner Werke mehr oder weniger zahlreiche Verbeſſerungen des Textes aufweiſt. Das Publikum wird endlich zur Einſicht gelangen, daß für die Verbreitung eines Buches nicht die Zahl der Auflagen, ſondern die der gedruckten Exemplare maßgebend iſt. Schon beginnen einige Verleger in Deutſchland, und beſonders im Auslande, ſtatt der Zahl der Auflagen auf dem Titelblatte lieber das Tauſend anzugeben, bei welchem man in den Neudrucken angelangt iſt.

Vielleicht erſcheinen Manchem dieſe, auf die äußeren Schickſale des „Ahasver“ bezüglichen Mittheilungen kleinlich. Aber die Abſicht, die mich bei dieſen meinen Aufzeichnungen überall leitet, iſt die Feſtſtellung des Thatſächlichen, um es an die Stelle von Redensarten treten zu laſſen, die bald zu viel, bald zu wenig beſagen. Zu eben dieſem Zwecke füge ich noch einige andere Mittheilungen bei, welche Freunden meiner Poeſie erwünſcht ſein können.

In beſonderen Broſchüren haben über den „Ahasver“ ſich ausgeſprochen: Bela Goldſcheider: „R. H.'s Ahasver in Rom“ (Wien, Beck, 1869), und Dr. Karl Landſteiner: „Hans Makart und Robert Hamerling (Wien, 1873).

Im Auslande begann man gegen die Mitte der ſiebenziger Jahre von dem Werke eingehende Kenntniß zu nehmen. Der italieniſchen Proſaüberſetzung von Chiaffredo Hugues (Bologna, 1876) folgte raſch die erſte metriſche von Aleſſandro Bazzani (Ancona, 1876) und dieſer ebenſo raſch die aus der Feder eines namhaften und begabten Poeten, Vittorio Betteloni („Nerone“, Verona, 1876). Alſo drei italieniſche Ueberſetzungen binnen Jahresfriſt! Proben einer vierten (die beiden erſten Geſänge) gab G. Baſini im nächſten Jahre heraus (Saggi d'una traduzione dell' Ahasvero in Roma, Bologna 1877). Ins Ruſſiſche war „Ahasver“ ſchon früh überſetzt worden durch Th. Müller (Moskau, 1872). Eine holländiſche Ueberſetzung lieferte J. W. A. Huberts (Amſterdam, 1876), eine polniſche erſchien von dem rühmlich bekannten polniſchen Dichter Ladislaus Ordon (Lemberg, 1877), eine däniſche von Viggo Peterſen (Kopenhagen, 1881). Ein franzöſiſche von A. Dietrich iſt bisher, ſoviel ich weiß, nur bruchſtückweiſe gedruckt worden, und eine engliſche von F. W. Hedley, die mir im Manuſkript vorlag, ſcheint ebenfalls noch nicht den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden zu haben. Es giebt möglicherweiſe noch andere, mir nicht bekannt gewordene Ueberſetzungen des „Ahasver in Rom“. Manche Ueberſetzer ſcheuen ſich — aus Furcht vor einer möglichen Honorarforderung — von ihrer Arbeit den Verfaſſer des Originals in Kenntniß zu ſetzen.

Bekanntlich ſind von Werken neuerer deutſcher Lyriker und Epiker faſt nur die Heine'ſchen in fremde Sprachen übertragen worden. Zwar wurde mit dem „Trompeter von Säckingen“ ebenfalls ein Ueberſetzungsverſuch ins Italieniſche gemacht, aber das Werk blieb, allzu deutſch nach Inhalt und Weſen, für ein fremdes

Publikum, im Süden völlig unbeachtet. Dem „Ahasver“ dagegen verſchaffte namentlich die Betteloni'ſche Ueberſetzung eine Art von Popularität in Italien. Der berühmte italieniſche Schriftſteller Edmondo de Amicis ſchrieb mir vor Jahren, er ſei zu der Zeit, als „Ahasver in Rom“ anfing, ſich in Italien Bahn zu brechen, ihm ſelbſt aber noch unbekannt war, als Offizier der italieniſchen Armee und Mitglied einer italieniſchen Expedition im Gebiete von Marokko eines Tages mit Anderen durch die Wüſte geritten. Auf dem langen, einförmigen Ritt im Wüſtenſande habe ein Gefährte neben ihm plötzlich angefangen, lange Stellen einer Dichtung aus dem Gedächtniſſe vor ſich her zu deklamiren; dieſe hätten einen merkwürdigen Eindruck auf ihn gemacht, er habe ſich nach ihrem Verfaſſer erkundigt und von dem Gefährten erfahren, daß ſie aus einer deutſchen Dichtung, „Ahasver in Rom“, überſetzt von Betteloni, ſtammten. Mit Begierde habe er, nach Italien zurückgekehrt, das ganze Werk geleſen, deſſen erſte Bekanntſchaft er in einer Wüſte Afrikas gemacht.

Zu den Vorkämpfern meiner Dichtung in Italien gehörten der bekannte Heine-Ueberſetzer B. Zendrini, dem es gefiel, meinen epiſchen Nero gegen den dramatiſchen Coſſa's, den er ſcharf verurtheilte, auszuſpielen, und der berühmte Gelehrte Angelo de Gubernatis, der einen umfangreichen, gediegenen Arikel: „R. H[illegible] ed i suoi traduttori“ für die „Nuova Antologia“ lieferte. Nicht zu verwundern war es, wenn dieſes Eindringen der nordiſchen Muſe in Italien Beſorgniſſe zu erwecken begann. Der Profeſſor Luigi Michelangeli in Bologna unternahm es, mit einem ſtarken Band „Considerazioni sull' Ahasvero in Roma di R. H.“ (Bologna, 1878) der drohenden Gefahr zu begegnen, und mit einer Gründlichkeit, deren nicht einmal ein deutſcher Profeſſor fähig geweſen wäre, den Einfluß abzuwehren, den ein Werk wie das in Rede ſtehende auf die Entwicklung der reinen und echten italieniſchen Poeſie haben konnte.

Das Nero-Thema lag von da an eine Zeitlang in der Luft. Es folgten bekanntlich die Nero-Dramen Coſſa's, Wilbrandt's, M. Greif's und Anderer. Von Rubinſtein erzählte Hans v. Bülow gelegentlich in einem Artikel der „Signale“, daß er ſich zu ſeiner Oper „Nero“ durch den „Ahasver in Rom“ habe anregen laſſen. Der ungariſche Komponiſt Szabo ging an die Ausarbeitung einer Oper, welche Stoff und Titel meinem Werke entlehnte. Im Jahre 1873 meldeten italieniſche Blätter, daß auch Verdi eine Oper „Nero“ zu ſchreiben vorhabe. Ein Wiener Komponiſt eröffnete vor Jahren bezüglich der Lieferung des Textes für eine Oper „Nero“ Unterhandlungen mit mir, die jedoch zu keinem Ergebniſſe führten. Vor einigen Jahren war in Zeitungen zu leſen, daß die einſtige Prima-Ballerina des Wiener Hofoperntheaters, Fräulein Cucchi in Mailand, ein Ballet entworfen habe, deſſen Stoff ſie dem „Ahasver in Rom“ entnahm.

Maler und Zeichner haben mit dem Werke ſich gerne beſchäftigt, und manches Blatt — darunter ein mir beſonders werthes von Leopold Schauer — hat aus Künſtlerhänden als freundliche Spende den Weg zu mir gefunden. Von ausgeführten Oelbildern erinnere ich mich unter anderem einer „todten Aktäa", welche der Prager Künſtler Oskar Rex im Jahre 1881 auf die Prager Ausſtellung brachte. Wilhelm Kaulbach ſprach, wie mir von vielen Seiten beſtätigt wurde, ſtets mit großer Wärme von „Ahasver". Er habe „ſelten ſo etwas Plaſtiſches, ſo farbenreiche Bilder gefunden, die gleichſam fertig für den Maler daſtünden", ſagte er, und verrieth die größte Luſt, eine Scene aus der Schenke Lokuſta's zu malen. Daß Makart ſich mit der Idee beſchäftigte, den „Ahasver" zu illuſtriren, erwähnte kürzlich Karl v. Thaler in einem Eſſay der „Deutſchen Dichtung". Frühzeitig ſtellten tüchtige Künſtler — ſo Watter in München — ihre Kräfte für eine Pracht-Ausgabe des „Ahasver" zur Verfügung und lieferten Proben; aber erſt im Jahre 1886 kam es wirklich zu einer ſolchen, und zwar in größtem Maßſtabe, ausgeführt von Fiſcher-Körlin in Berlin.

Es fehlt auch nicht an einen poetiſchen Seitenſtück zum „Ahasver in Rom". Sigmund Szeléry (Schiller) widmete mir einen „Ahasver in Peſt", in welchem die Geſtalt des Ahasver dem ungariſchen Judenthum zur ſymboliſchen Verkörperung diente.

Im Herbſte desſelben Jahres, 1865, in welchem „Ahasver" geſchrieben und veröffentlicht wurde, lieferte ich für die „Sammlung ausländiſcher Klaſſiker" des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen (jetzt Leipzig) eine Ueberſetzung der Gedichte Leopardi's (Hildburghauſen, 1866). Nicht lange nachher erſchien auch eine Ueberſetzung Leopardi's von G. Brandes, und ſpäter gab Paul Heyſe eine Uebertragung der poetiſchen und proſaiſchen Werke Leopardi's in zwei Bänden heraus. Paul Heyſe überraſchte mich bei dieſer Gelegenheit einigermaßen, nicht ſowohl durch den Ton, den er in der Vorrede ſeiner Arbeit in Betreff meiner Ueberſetzung anſchlug, als durch die Achtung, mit welcher er von der des Herrn Brandes ſprach, die zwar treu, aber in poetiſcher Beziehung das Werk eines Dilettanten und an vielen Stellen geradezu ſtümperhaft gerathen iſt. Ein paar Schnitzer in meiner Ueberſetzung, ein paar lapsus calami oder mentis — einmal verführte mich auch ein Druckfehler, cadenti stelle für cadenti stille zu leſen — waren mir vorzuwerfen; aber Mängel dieſer Art ſind leicht ausgemerzt, und ich glaube nicht, daß jede Ueberſetzung, welche dieſe Schnitzer nicht enthält — nur vielleicht andere! — deshalb überhaupt beſſer als jene ſein müſſe und ſie ſofort überflüſſig mache. Paul Heyſe's Giuſti-Ueberſetzung halte ich für ein Meiſterſtück deutſchen Ueberſetzerfleißes, was aber ſeinen Leopardi betrifft, ſo erſcheint es mir von vornherein zweifelhaft, ob Paul Heyſe dem Geiſte Leopardi's ſo verwandt, ſo „kongenial“ ſei, wie dem Giuſti's. Vielleicht ſteht der Dichtweiſe Leopardi's die meinige näher, als die Paul Heyſe'ſche. Aber es möge Jeder, der ſich für Leopardi intereſſirt, unbeirrt durch das, was die Ueberſetzer voneinander ſagen, durch eigene Vergleichung ſich ein Urtheil darüber bilden, in welcher der nun vorhandenen Ueberſetzungen der Schwung, der Schmelz, die ſchwermüthige Melodie Leopardiſcher Dichtung den ſtimmungsvolleren Wiederhall gefunden hat.

Die Verſchlimmerung meines Befindens im Sommer und Herbſt des Jahres 1865 hinderte mich, nach Trieſt zurückzukehren; ich war genöthigt einen Urlaub zu nehmen, der mir für das erſte Semeſter des Schuljahres 1865—66 bewilligt, dann auf mein Anſuchen auch auf das zweite ausgedehnt wurde.

In den Februar des Jahres 1866 fällt meine perſönliche Bekanntſchaft mit **Bogumil Goltz**, der ſich längere Zeit in Graz aufhielt. Einen Artikel über ihn und eine eingehende Schilderung meines Verkehrs mit ihm enthält meine geſammelte „Proſa“. Dieſe Mittheilungen ſind mit Intereſſe geleſen, aber manchmal ungünſtiger für Goltz gedeutet worden, als ich wünſchte. Ich ſchätzte Goltz außerordentlich und habe es immer für eines der bedenklichen literariſchen Zeichen der Zeit gehalten, daß man in unſern Tagen dieſen *geiſtvollen* Polterer über einem *geiſtloſen* — über einem genial ſich geberden wollenden Philiſter vergeſſen konnte.

Im März dieſes Jahres (1866) erleichterte eine mir perſönlich fremde, vermögende Dame in Wien, Frau Genofeva Müller v. Milborn, edelmüthiger Weiſe mir den Uebergang zu unabhängiger Lebenslage, indem ſie einen Betrag von 6000 Gulden, den ſie in ihrem Teſtamente für einen wohlthätigen Zweck ausgeſetzt hatte, ſofort *mir* zuzuwenden ſich entſchloß. Ich habe dieſe Dame weder vor, noch nach beſagter Schenkung je geſehen, verblieb aber bis zu ihrem Tode in einem brieflichen Verkehr mit ihr, der dadurch eingeleitet worden war, daß ſie nach Leſung des „Ahasver“ ein warmbegeiſtertes Schreiben an mich richtete, in welchem ſie ſich angelegentlich nach meinen äußeren und Familienverhältniſſen erkundigte.

Ich muß hier auch Karl Egon Ebert's gedenken, der zu jener Zeit ebenfalls einen Briefwechſel mit mir eröffnete, und dem jüngeren Sangesgenoſſen von da an jahrelang in wohlwollender Freundſchaft zugethan blieb.

Da mein Befinden keine gründliche Beſſerung hoffen ließ, ſo reichte ich ein Majeſtätsgeſuch um Penſionirung und um Bewilligung eines auf 600 Gulden erhöhten Ruhegehaltes ein. Ich unterließ es dabei gänzlich, auf meine literariſche Thätigkeit hinzuweiſen; ich ſtützte mein Geſuch einzig auf das ärztlich bezeugte chroniſche Leiden und auf meine Familienverhältniſſe. Doch ſcheint es, daß der literariſche Standpunkt von Perſönlichkeiten, die mir wohlwollten, höheren Orts zu meinen Gunſten geltend gemacht worden. Das Anſuchen wurde gewährt, mit Ende September war das Dekret in meinen Händen, das mir die Freiheit zurückgab.

Der damalige Direktor des Trieſter Gymnaſiums, Dr. Johann Loſer, ein herzensguter Mann, ſprach mir in demſelben Dekrete den amtlichen Dank aus für meine „Verdienſte um die Anſtalt“, deren „beſondere Zierde“ ich, wie er ſich ausdrückte, durch eine Reihe von Jahren geweſen ſein ſollte. Auch ſonſt war amtlich ein paarmal von „ausgezeichneter Dienſtleiſtung“ die Rede. Aber dieſes ehrenvolle Zeugniß war nicht ganz verdient. Das Vertrauen, welches darin lag, daß man mich immer in den höchſten Klaſſen des Gymnaſiums beſchäftigte, glaube ich, was den Erfolg des Unterrichts betrifft, nicht getäuſcht zu haben. Aber mir fehlte die wichtige pädagogiſche Gabe, die Disziplin, genauer geſagt die Ruhe während der Unterrichtsſtunden immer aufrecht zu erhalten. An perſönlichem Reſpekt zwar ließen es meine Schüler niemals fehlen, ſie gaben mir ſogar Beweiſe ihrer Zuneigung. Aber ſie fürchteten mich zu wenig. Und ſo ſtand ich trotz Ermahnungen und rührendem Zuſpruch dem unzähmbaren jugendlichen Muthwillen, der Schwatzhaftigkeit und Beweglichkeit des Knabenalters oft rathlos und ſchutzlos gegenüber. Ein Umſtand, der neben dem ſchlechten Befinden, mit welchem ich zu kämpfen hatte, nicht wenig dazu beitrug, die Ausübung der lehramtlichen Thätigkeit für mich zu einer qualvollen und aufreibenden zu machen.

Dazu kamen andere ungünſtige Verhältniſſe der Anſtalt. Einen Umſtand, unter welchem dieſelbe damals beſonders litt, bildete die Beſchaffenheit und Lage der Räumlichkeit hinter dem Leipziger Platze, in welcher ſie lange Zeit untergebracht war. Beſtändiges Wagengeraſſel übertönte von der Straße her die Stimme des Lehrers und der Schüler. Daß die Schulferien auf die Monate September und Oktober verlegt waren, während in den heißeſten Monaten Juli und Auguſt der Unterricht ſeinen Fortgang nahm, war ein nicht minder bedenklicher Uebelſtand, deſſen Abſtellung erſt ſpät und mit Mühe erwirkt wurde.

Eine ſchon leidende Natur, wie die meinige, mußte unter ſolchen Verhältniſſen arg mitgenommen werden, und ich darf wohl ſagen, daß ich die beſte Kraft meiner reifen Jahre in der Ausübung des Trieſter Lehramts zugeſetzt, um ſo mehr, da ich meinen Obliegenheiten nachkam, ſo gut und ſo lange ich konnte, und für einzelne Stunden nur im äußerſten Nothfall mich ſuppliren ließ.

Ein kurzer Rückblick auf meinen zehnjährigen Trieſter Aufenthalt mag einiges noch Ungeſagte ergänzen.

Italieniſche Sprache und Literatur, italieniſche Kunſt, italieniſches Leben waren mir im Süden nahegerückt. Dieſe Berührung ſchlage ich hoch an. Ich bin im Leben bisher nicht ſonderlich weit in der Welt umhergewandert, aber mein jeweiliger Aufenthalt war doch meiſt von der Art, daß er bedeutende und vielſeitige Eindrücke in mir zurückließ. Ich lernte nach und nach alle hervorragenden Kräfte der italieniſchen Bühne kennen. Ich ſah Salvini, Roſſi, die Riſtori u. ſ. w. in ihrer Blüte, ich ſah die beiden erſten und andere der Beſten beiderlei Geſchlechts wiederholt monatelang auf den Brettern. Der Deutſche blickt mit Geringſchätzung auf die italieniſchen Wandertruppen und thut ſich viel zu gute auf ſeine ſtändigen Theater. Aber das italieniſche Publikum fährt weit beſſer bei jenen, als das deutſche bei dieſen. Es ſieht immer neue Künſtler, neue, ſchon anderswo wohleingeübte und erprobte Stücke in trefflichem Zuſammenſpiel. Für die Oper gilt Aehnliches. Trieſt iſt —

oder war wenigſtens — eine Stadt, die ſich während der Winterſaiſon in ihrem Teatro grande den Luxus einer guten Oper mit den namhafteſten Geſangskräften der Halbinſel gönnen durfte. Auch des Ballets gedenke ich als eines nicht ſelten vorzüglichen, wirklich künſtleriſchen und genußreichen. Vorſtellungen wie die von Pasquale Borri's „Cleopatra" und „La Giocoliera" haben als ein Schönſtes und Trefflichſtes ihrer Art auf mich gewirkt, und eine Vertreterin der edelſten, reinſten Kunſt, wie die in Tanz und Mimik unvergleichliche Frau Beretta-Vienna ſteht nicht blos in meinen Trieſter Zeitungs-Kunſtberichten, ſondern auch in meiner Erinnerung mit goldenen Lettern eingeſchrieben.

Für die deutſche Inſtrumental-Muſik mußte mir freilich jahrelang die eigene dilettantiſche Beſchäftigung mit den Klavierwerken Beethoven's, Mozart's Haydn's, Weber's Erſatz bieten. Späterhin aber bot der Trieſter Schillerverein manches Gediegene in dieſer Beziehung.

Der landſchaftlichen Umgebung Trieſts werde ich immer Gerechtigkeit widerfahren laſſen, den wahrhaft poetiſchen Reizen des Boschetto, der Promenade von San Andrea u. ſ. w. immer die Bewunderung zollen, welcher ich in den „Trieſter Spaziergängen" meiner „Proſa", ſowie in einigen Sonetten, die ſich in „Sinnen und Minnen" finden, Ausdruck gegeben habe. Sehr werth war mir der öffentliche Garten, der auch meine botaniſchen Studien bedeutend förderte.

Von meinem perſönlichen Umgang iſt wenig zu ſagen. Unter meinen Kollegen am Gymnaſium war mir der gelehrte Profeſſor der italieniſchen Sprache und Literatur, Dr. Antonio Racheli, auch verdienſtvoll als Literat, lange Zeit ein werther Freund; ſpäter fühlte ſich der jüngere Kollege Franz Raab, jetzt Profeſſor an einem Wiener Gymnaſium, durch eigene poetiſche Neigung und Schaffensluſt einigermaßen zu mir hingezogen. Die ſinnige Novelliſtin Frau Anna Schimpff (Moritz Horſt), Gattin des Trieſter Buchhändlers, der meinen „Sangesgruß von der Adria“ in Verlag hatte, brachte meiner Poeſie eine herzliche und aufmunternde Sympathie entgegen. Ein angenehmes Andenken bewahre ich auch von der Perſönlichkeit Heinrich von Littrow's. Echteſtes Wiener Blut an der Adria! Es hat größere Seehelden gegeben, wohl auch größere Dichter als H. v. Littrow; aber er iſt der größte Dichter unter den Seemännern, und das liebenswürdigſte geſellige Talent unter den Dichtern! Mittlerweile iſt er freilich alt geworden, aber Naturen wie dieſe erhalten ſich in der Regel friſch.

Ziemlich viel verkehrte während meines Trieſter Aufenthalts mit mir Karl Coſta, der ſpäter als Wiener Poſſendichter ſich einen Namen machte und damals als k. k. Lottobeamter zu Trieſt in beſcheidenen Verhältniſſen lebte. Er war, als er von Prag nach Trieſt kam, an mich empfohlen worden, ſuchte mich auf, kam öfter und war mir niemals läſtig, ſondern immer eine anſpruchsloſe gemüthlich-heitere Geſellſchaft. Es mochte wohl der in ihm ſelbſt ſteckende, damals noch verborgene Dichter ſein, der ihm das Zuſammenſich mit einem Dichter ſympathiſch machte. Im Geſpräch war Loña witzig, aber ein paar kleine dramatiſche Manuſkripte von ſeiner Hand, die ich zu ſehen bekam, verriethen noch wenig von dem ſpäteren Autor des „Blitzmädels“, des „Korporals“ und anderer, von urwüchſiger Laune ſprudelnder Stücke, die ihm Theaterruhm, Vermögen und ſogar eine Wiener Theater-Direktorſtelle einbrachten. Ein neuer Beleg dafür, daß man im Abſprechen von Talent faſt noch vorſichtiger ſein muß, als im Zuſprechen! Ich überließ Loña auch manchesmal meine Berichterſtattung über das deutſche Theater, da ſie anfing mir beſchwerlich zu werden, und mir die übrigen Theater Triests noch genug zu ſchaffen machten.

An auswärtigen Freunden fehlte es mir nicht. Ich führte einen regen Briefwechſel mit Albert Möſer in Dresden, mit Otto Spielberg in Hamburg, mit Ernſt Rauſcher in Klagenfurt, mit Fritz Pichler in Graz. Für Feodor Wehl's „Jahreszeiten“, Gutzkow's „Unterhaltungen“, Prutz' „Deutſches Muſeum“ lieferte ich poetiſche Beiträge, für die Zeitſchrift Wehl's auch kleine Mittheilungen aus dem literariſchen, künſtleriſchen und ſonſtigen Leben Italiens.

Die zehnjährige Trieſter Epoche lag nun hinter mir. Ich war frei, ich war Poet, ich hatte einen Erfolg errungen — das Ziel, das dem Knaben, dem Jüngling vorgeſchwebt, ſchien, wenn auch etwas ſpät, nun doch erreicht.

VIII. Vom „Ahasver in Rom“ bis zum „Homunculus“.

Nicht unbenützt blieb die neu gewonnene Freiheit und Muße, und unverweilt folgte ich dem Antrieb, der mich zur Ausführung einer zweiten größeren Dichtung drängte. War der „König des neuen Sion“ doch, wie ich anderswo ſchon berichtet habe, der älteſte meiner epiſchen Entwürfe, deſſen Anregung zurückreicht in meine früheſte Jugend. Die Bilder meiner gährenden Phantaſie durchdrangen ſich jetzt mit dem befruchtenden Element der hiſtoriſchen Wirklichkeit. Mit regſtem Intereſſe vertiefte ich mich in die umfangreichen und in der That ſehr feſſelnden Chroniken des Münſter'ſchen Wiedertäuferreichs von Kerſſenbroick und von Hamelmann, in die nicht minder ausführlichen und intereſſanten, plattdeutſch geſchriebenen Aufzeichnungen eines Augenzeugen jener Ereigniſſe, des Münſter'ſchen Bürgers Gresbeck, in die groß angelegte, aber leider nicht vollendete Geſchichte der Wiedertäufer zu Münſter von C. A. Cornelius, in zahlreiche Quellenwerke und literariſche Denkmäler der Kultur und Sittengeſchichte des Mittelalters. Bald war ich heimiſch auf dem Boden und im Leben des Reformations-Zeitalters, wie ich heimiſch geweſen war im römiſchen Alterthum, als mich der „Ahasver in Rom“ beſchäftigte.

Während ich ſo durch mein zweites Epos in Anſpruch genommen war, fuhr das erſte fort, ſeinen Weg durch die deutſchen Gaue zu machen. Die eigentliche Walhalla der Deutſchen bildete damals ſeit Jahren die Leipziger „Illuſtrirte Zeitung“. Niemand konnte als ein in irgend welcher Richtung „berühmter“ Mann gelten, bevor er mit Bild und Biographie in die Holzſchnitt-Galerie des Leipziger Blattes aufgenommen war. Mir widerfuhr dieſe Ehre im Jahre 1867. Die Erwähnung iſt deshalb nicht überflüſſig, weil ich zu bemerken habe, daß der biographiſche Artikel, der mein Konterfei begleitete, infolge von Mißverſtändniſſen oder Schreibfehlern ein paar ungenaue Angaben in die Welt ſetzte, die hernach ein ziemlich zähes Leben bewieſen. So vor allem das unrichtige Geburtsjahr 1832 ſtatt 1830, und die irrthümliche Bezeichnung meines Geburtsortes Kirchberg am Walde als „an der böhmiſch-mähriſchen Grenze gelegen“, während derſelbe in Niederöſterreich, nahe der böhmiſchen und der mähriſchen Grenze liegt. Das unrichtige Geburtsjahr ſpukt, meinen Verwahrungen zum Trotz, auch heute noch hie und da; ich will auch dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ohne es ausdrücklich zu berichtigen.

Zu eben jener Zeit empfand auch ein Maler das Bedürfniß, meine Züge in Oelfarben zu verewigen. Auguſt Prinzhofer in Graz, Kärntner von Geburt, der ſich zuerſt als Lithograph in Wien einen Namen gemacht, dann mit vielem Glück als Porträtmaler auftrat, wünſchte der Galerie von Bildniſſen, mit welchen er die Wände ſeines Arbeitszimmers geſchmückt hatte, das meinige einzureihen. Das Bild kam im Mai 1867 zuſtande und befindet ſich, nachdem es ein paar Jahrzehnte lang ſeine Beſtimmung erfüllt, gegenwärtig in meinem Beſitz, als Vermächtniß des ſeither verſtorbenen Künſtlers. Etwas zu dunkel in der Färbung und mehr eine getreue Wiedergabe des Augenblicklichen, als des Weſentlichen und Bleibenden im Charakter des Originals, läßt das Werk ſich nicht gerade als werthvoll im höheren Sinne bezeichnen. Prinzhofer war ausgezeichnet in reizenden Frauenbildern; männliche Charakterköpfe gelangen ihm ſeltener. Zu ſeinen beſten Leiſtungen gehörte das Porträt ſeiner Gattin, einer ſchlanken, noch jugendlichen Frauengeſtalt, deren edle, nur etwas herbe Schönheit gerade den Künſtler hatte anziehen müſſen.

Dieſe Frau reiht ſich den weiblichen Erſcheinungen auf meinem Lebenswege an, die ich nicht unerwähnt laſſen darf. Der Leſer muß es ſich ſchon gefallen laſſen, ſelbſt in dieſer knappen Skizze meines Lebens die Weiblichkeit eine nicht unbedeutende, wenn auch etwas einförmige Rolle ſpielen zu ſehen. Die Art und Weiſe, in welcher ſolche Begegnungen den Pfad des Poeten kreuzen, iſt zu bezeichnend für ein Dichterſchickſal, als daß er nicht wenigſtens den am meiſten charakteriſtiſchen ein Wort der Erinnerung widmen ſollte. In Frau P. trat mir wieder eine neue, abſonderliche Spielart jener großen Gattung der nach dem Ideal dürſtenden Frauennaturen entgegen. Ihre Weiſe nach dem Ideal zu trachten verdiente den Namen einer neuen und abſonderlichen inſoferne, als ſie durch eine Art von krankhaftem, leidenſchaftlichem Ungeſtüm ſich auszeichnete. Faſt beängſtigend mußte das Thun eines weiblichen Weſens wirken, das, einmal von dem Gedanken beherrſcht, ſich dem Prieſter des Schönen gegenüber zu befinden, der ihr das Manna der idealen Himmelskoſt zu reichen beſtimmt ſei, kniefällig und unter krampfhaftem Schluchzen geiſtige Führung ſich erbat. Daß es eine ſtolze, faſt trotzige, eigenwillige Frauennatur war, die in ſolcher Art ſich zu demüthigen vermochte, eine Frau, die den Eindruck machte, als ob ſie unter andern Umſtänden auch wieder nicht übel dazu angethan wäre, die Rolle eines „dämoniſchen Weibes“ zu ſpielen, konnte den Eindruck einer ſolchen Scene nur verſtärken. Aber ich hatte mehr als einen Grund zur Zurückhaltung dieſer aufgeregten, dunkeläugigen Schönen gegenüber. Bei den ſchwärmeriſchen weiblichen Annäherungen dieſer Art, wie ſie wohl jeder Poet zu Dutzenden erlebt, waren mir gegenüber die Heldinnen bisher immer unverheiratet und frei geweſen. Jetzt war es eine verheiratete Frau, die mich zum Freunde, zum Führer verlangte. Allerdings kam hier nicht der Umſtand einer mehr oder weniger unglücklichen, dem Weibe nicht genügenden Ehe mit ins

Spiel; die beiden Gatten waren einander ebenbürtig und ihr Verhältniß zu einander ein herzliches. Frau P. war in dieſer Beziehung völlig ſorglos, und ihr Gemahl ſchien dieſe Sorgloſigkeit zu theilen. Aber mir waren die Gründe damals noch unbekannt, welche Letzteren zu ſeiner Sorgloſigkeit veranlaßt haben mochten. Es genügte, daß ich das Menſchenherz, die Welt, das Leben nun ſchon allzugut zu kennen glaubte, um mich in der Ueberzeugung irre machen zu laſſen, daß die Stellung eines poetiſchen Hausgötzen zwiſchen zwei, gleichviel ob ſich liebenden oder nicht liebenden Gatten eine bedenkliche, zuletzt doch immer irgendwie zum Unheil ausſchlagende ſei. Für meine Perſon konnte ich mir ſchon deshalb keinen ſonderlichen Gewinn von einem ſolchen Verkehr verſprechen, weil ich ja, wie ich ſchon bei früherer Gelegenheit andeutete, in dem, was dem Dichter als ſolchem zu theil ward, keinen genügenden Erſatz erblickte für das, was der Menſch ſuchte und ſchmerzlich vermißte.

Ich ſprach mich alſo der ſchwärmenden Frau gegenüber offen und entſchieden aus, und mein Verkehr mit ihr blieb auf zufällige Begegnungen beſchränkt. Aber ſie machte den Ueberſchwang ihres Gemüthes in Briefen Luſt und fuhr fort, den Ungeſtüm ihres Empfindens auf den geringfügigſten Anlaß hin zu bethätigen. Ueberſah ich einmal ihren Gruß auf der Straße, ſo witterte ſie die großartigſten Beweggründe hinter meiner kleinen Unterlaſſungsſünde. Einmal ſandte ſie in einem ſolchen Falle ihren Gatten zu mir, um Aufklärung zu verlangen, ein andermal veranlaßte ſie ein

Moment der Aufregung, mich perſönlich in meiner Behauſung zu überraſchen.

Wenige Jahre nachher löſte ſich mir das Räthſel dieſes krankhaft leidenſchaftlichen Weſens. Die junge, ſcheinbar noch kräftige Frau trug den Keim eines phyſiſchen Leidens in ſich, das nur zu bald eine üble Wendung nahm und ſie faſt noch in der Blüte ihrer Jahre dahinraffte. Sie hatte ſich ihre Briefe von mir zurückerbeten; ich bedaure, daß ich ſie ihr ausgefolgt; ſie gehörten zu den merkwürdigſten Ergüſſen einer unbefriedigten weiblichen Seele.

Prinzhofer ſelbſt war ſeit dem Tode der Gattin, dem eine aufreibende Epoche koſtſpieliger und vergeblicher Heilverſuche vorausgegangen war, wie gebrochen. Seine Schaffensluſt erlahmte, er begann zu kränkeln; immer verfallener, mit immer fahlerem Geſichte ſah man den Bedauernswerthen noch jahrelang ſeinen täglichen und einzigen Weg wandeln: von der Vorſtadt nach einem Kaffeehauſe der inneren Stadt und von da zurück in ſeine einſame Stube. Ob er denn nicht auch einmal ſich zu einer kleinen Sommerreiſe ſich entſchließen wolle? fragte ich an einem heißen Julitage den alten werthen Freund. „Das wäre mein Tod!“ verſetzte er. „Ich bin an meine häusliche Bequemlichkeit gewöhnt; in einem fremden Bette, in einem fremden Hauſe könnte ich nicht ſchlafen, nicht leben.“ Ein paar Jahre ſpäter, als ſein Zuſtand ſich bedenklich verſchlimmerte, wurde er, wie es ſolchen Todtkranken zu geſchehen pflegt, nach einem kleinen Sommer-Kurorte geſchleppt. In kürzeſter Zeit erfüllte ſich ſeine Vorberſagung: es war ſein Tod. Still wurde er eingeſargt und ruht verlaſſen, vergeſſen in fremder Erde, während in der Stadt, die ſeine zweite Heimat war, zahlreiche Freunde ſich um ſeinen Sarg geſchaart und die Kränze auf ſein Grab gelegt haben würden, die er als Menſch und Künſtler verdiente.

Im Sommer des Jahres 1867 machte ich eine Reiſe nach meiner lieben engeren Heimat, dem niederöſterreichiſchen Waldviertel, das ich nun ſchon ſeit ſechzehn Jahren nicht mehr geſehen hatte. Ich nahm von Wien aus einen Umweg über St. Pölten, grüßte das auf ſeinem koloſſalen Felsgrat prachtvoll thronende Melk, ſchiffte den ſchönen blauen Donauſtrom abwärts bis zur altvertrauten vielthürmigen Cremiſſa, und ſchlug mich von da „ſeitwärts in die Büſche“ — in die Wälder der Heimat. Die wenigen Verwandten waren beinahe ausgeſtorben, aber die Stätten grünten und blühten noch, wo ich als Knabe geſpielt, geſchwärmt, geträumt, wo ich ſpäter die Sommerferien meiner Studienjahre „ſinnend und minnend“ verlebte. Daß ein Poet in mir ſtecke, hatte man hier früher gewußt als irgendwo; jetzt war die Beſtätigung davon aus der Ferne auch bis hieher gedrungen, und ich fand nun ſchon einige Leute in der damals noch ſtillen und ziemlich abgelegenen Waldmark, namentlich jüngere Landesgenoſſen, die, obgleich mir bis dahin fremd, dem Gruße der Heimat an den heimkehrenden Sohn ſchlichte, freundliche Worte liehen. Ich habe da vor Allen eines jungen Klerikers, Namens Edinger, aus Kirchberg am Walde zu gedenken, ſowie der Familie des damaligen Schloßverwalters Herrn Raſchbacher in Kirchberg am Walde, in welcher eben der kunſtſinnige stud. juris Arthur von Holland zu Gaſte war, der Familie des Herrn Fabrikbeſitzers Hackl in Weitra und eines ſehr ſympathiſchen jungen Mannes, Karl Fiſſelthaler in Schrems, der in Wien den techniſchen Studien oblag, und den ich zwar nur einmal flüchtig ſah, der aber nach vielen Jahren mich durch einen faſt zu weit gehenden Beweis von Anhänglichkeit in einer Sache überraſchte, von welcher ich ſeiner Zeit zu ſprechen haben werde.

Da ich ein Tagebuch über dieſe Heimatreiſe geführt, das ich vielleicht ſpäter einmal meinen Freunden vorlegen werde, ſo ſei nur noch erwähnt, daß ich auf eben dieſer Reiſe mich vielfach mit Anſchauungen und Ideen für den „König von Sion“ befruchtet fand und daß der erſte Geſang dieſer Dichtung im Hauſe meines damals noch lebenden lieben Vetters Koppenſteiner zu Schweiggers geſchrieben wurde.

Ebendaſelbſt beſorgte ich auch die zweite Auflage meiner Gedichtſammlung „Sinnen und Minnen“, welche durch Aufnahme der zahlreichen, vom Erſcheinen der erſten Auflage bis 1867 entſtandenen Gedichte auf das Doppelte des Umfangs der erſten Auflage anwuchs. (Hamburg, J. F. Richter, 1868.)

Eine zweite Auflage des „Ahasver in Rom“ war mittlerweile auch gedruckt worden, mit Hinzufügung eines ausführlichen Proſa-Epilogs an die Kritiker, in welchem ich mit naivem Jugendmuthe mich vermaß, einer etwas gründlicheren, mit meinen urſprünglichen

Abſichten beſſer übereinſtimmenden Auffaſſung des Gedichtes Bahn brechen zu wollen.

Zurückgekehrt nach Graz, widmete ich mich den Winter über der Ausführung des im Herbſt begonnenen „König von Sion“, und im März des folgenden Jahres 1868 wurde derſelbe vollendet. Im Laufe des Sommers beſchäftigte mich die Reinſchrift und die ſorgfältige Feile des Werkes, und in dem weitausblickenden Oberſtübchen des bekannten Hauſes „Zum erſten Fuchswirth“ auf der Höhe der Ries bei Graz, wo ich meinen Landaufenthalt genommen, erhielt der „König von Sion“ die Geſtalt, in der er das Licht der Welt erblickte. Er wurde im Dezember deſſelben Jahres ausgegeben. (Hamburg, Richter, 1869.)

Der Erfolg dieſer Dichtung blieb hinter dem des „Ahasver“ nicht zurück. Raſcher als dieſer machte er einen Neudruck nöthig, dem dann weitere folgten. Was die Kritik anlangt, haben von jeher Freund und Feind ſo ziemlich darin übereingeſtimmt, daß der „König von Sion“, als epiſches Werk betrachtet, in mancher Beziehung den „Ahasver in Rom“ überrage. Mir ſelbſt blieb der „König von Sion“ unter all meinen Werken immer am meiſten ans Herz gewachſen. Vielleicht weil kein anderes ſo wie dieſes aus meinem tiefſten Innern heraus geſchrieben worden und ſo Manches, z. B. in der Herzensgeſchichte Jan's, unmittelbar aus dem Born eigener Seelenkämpfe und Herzensqualen geſchöpft iſt.

Ich habe in den kurzen Anmerkungen zu dieſer Dichtung Einiges anzudeuten Gelegenheit gefunden, was ich in Betreff theils des Inhalts, theils der Form derſelben beherzigt zu ſehen wünſchte. Aber das Meiſte iſt geſagt in den Verſen, mit welchen der Sang in bedeutungsvoller Anknüpfung an den „Ahasver in Rom“ anhebt:

Wenn ſie ein weichlich Geſchlecht nur reizt, nicht ſchreckt, die Entartung,
Treu mit der Schminke gemalt, und die prunkende Sünde der Alten,
Nun ſo werde beſchworen ein Bild aus düſterer'n Zeiten,
Werde der Pinſel getaucht in die kälteren Farben des Nordens.

Halle ſie wieder, die Sprache, die derbe, der rauheren Väter,
Spiegelnd die Weiſen und Bräuche germaniſcher Männer der Vorzeit.
Und was die heit're verbrach, mag ſühnen die düſtere Nacktheit,
Wenn dein ſinnender Ernſt ſie, geſtaltende Muſe, mir ſegnet!

Singen die ſeltſamſte will ich, die deutſamſte aller Geſchichten,
Die auf germaniſcher Erde geſchah'n: ein Spiegel für jedes
Höchſte und Tiefſte des Lebens, ein Echo jeglicher Frage,
Welche die Geiſter bewegt und entflammt zu gewaltigem Ringen!

Kämpfer der Mitwelt, lauſcht dem Geſang! Es beflügelt der raſche
Fiebernde Puls ihn der Zeit, ihr anabaptiſtiſcher Herzſchlag.
Dennoch — bedenket es wohl! — die erhabene Muſe, ſie kämpft nicht,
Nein, ſie krönt und verdammt: ausſtreckt ſie zwiſchen die Kämpfer
Ihr zweiſchneidiges Schwert, das beide verwundet und richtet ...

Von allem, was über den „König von Sion“, ja von allem, was je über mich und meine Dichtweiſe geſchrieben worden, hat mich nichts ſo befriedigt und erfreut, als eine Stelle in der Beſprechung, welche Feodor Wehl meiner neuen Dichtung widmete. Sie lautet:

„Hamerling trägt neben der klaſſiſchen Bildung und Form gleichſam noch den holden Wahnſinn der Romantik in ſich. Seine Muſe liebt ein wenig das Dunkle, Düſtere, den bangen, nicht ganz auszudrückenden Schmerz der Kreatur, das Symboliſche, Geheimnißvolle, Barocke, den Schauer und Tumult in der hiſtoriſchen Entwickelung der Menſchheit. Wo es Schatten, überwachte Augen, bleiche Wangen, Seufzer und Thränen giebt, wo die Schuld mit der reineren Ueberzeugung kämpft, da knüpft ſeine Dichtung gerne an, um über alle Abgründe und Schlünde des menſchlichen Elends hinaus die reinen Seraphsklänge der Verſöhnung ertönen und hinwegklingen zu laſſen. Seine Dichtung entfaltet ihre ſilberglänzenden Fittige am liebſten in der Nacht der Verzweiflung, im Sturm und Drang erſchütternder Ereigniſſe. In der Geſchichte der Wiedertäufer zu Münſter iſt ſeine wahrhaft bedeutende Begabung daher auch vollſtändig am Platz und wie zu Hauſe. Sie findet alles, was ſie braucht, um ſich mit dem ganzen Aufgebot ihrer geſtaltenden Kraft in Scene ſetzen zu können: die Hoffnung in den Geiſtern, und in allen Schichten des Volkes eine mächtige Sehnſucht nach einem Umſchwunge.“

Die ausführlichſte Erörterung des „Königs von Sion“ lieferte der bekannte holländiſche Dichter, Gelehrte und Kritiker Jan ten Brink auf 50 Seiten Großoktav in der holländiſchen Zeitſchrift „De Gids“.

Warme Freunde erwarb mir meine Dichtung in Münſter — begreiflicher Weiſe, denn ich hatte

„Weſtphäliſchen Landes
Perle, von Linden umgrünt, vielthürmig, das heilige Münſter“

geſchildert und gefeiert wie kein Poet vor mir. Levin Schücking, Prof. Schlüter, Franz Gieſe (der Dichter des vortrefflichen plattdeutſchen Romans „Frans Eſſink“), der bekannte Phyſiologe und Humoriſt Prof. Hermann Landois, und viele andere treffliche Männer und Frauen des Münſterlandes erwieſen ſich mir ſeither freundlich und herzlich faſt wie einem Landsgenoſſen, und in der That war ich infolge meiner fleißigen weſtphäliſchen Studien ſchier wie daheim im Münſterlande. Man fand dort, daß ich das alte Münſter, ſowie Münſters weitere, nähere und nächſte Umgebung „trotz der poetiſchen Verklärung mit einer ſolchen Wahrheit geſchildert, daß kaum zu begreifen, wie ich das alles zuſammengebracht und in ſolche Einheit gefaßt haben konnte.“

Ueberſetzt wurde der „König von Sion“ ins Italieniſche von G. B. Faſanotto (Verona 1880), und von Ferd. de Betta (Roveredo 1881), ins Ruſſiſche von Th. B. Müller (Moskau 1880).

In der Frühjahrsausſtellung des öſterreichiſchen Kunſtvereins von 1870 war ein großer Carton, die wilde Domſcene aus dem „König von Sion“ darſtellend, von Guſtav Wertheimer ausgeſtellt, ein

Werk, deſſen genialer Realismus etwas Packendes hatte.

Einer Zeitungsnachricht zufolge hat der bayeriſche Theaterdichter und Theaterdirektor Jantſch einen Verſuch gemacht, den „König von Sion" zu einem Bühnenſtücke umzuarbeiten; mit welchem Erfolge, iſt mir unbekannt.

Eine große Prachtausgabe des Werkes mit wahrhaft gelungenen, ſorgfältigen und wirkungsvollen Illuſtrationen von Adalbert von Rößler und Hermann Dietrichs in Berlin befindet ſich unter der Preſſe.

Die bisher erſchienenen neuen Auflagen der Dichtung gaben mir Gelegenheit, unabläſſig an der inhaltlichen und formellen Vervollkommnung derſelben fortzuarbeiten, und keines meiner anderen Werke iſt mit jedem Neudruck einer ſo ausgiebigen Feile unterzogen worden wie dieſes. Insbeſondere lag mir daran, dem Hexameter immer mehr jene Geſtalt zu verleihen, welche geeignet iſt, das gemeine, faſt läppiſche Vorurtheil gegen dies ſchönſte, und, wenn recht behandelt, auch dem deutſchen Sprachgenius vollkommen zuſagende epiſche Maß zu zerſtören. Ausging ich dabei von dem Grundſatz, daß der ſchlechte, nachläſſige Hexameter immer holprig, der holprige aber — und nur dieſer — auch ſchwer lesbar, ja eine Ohrenfolter iſt, der korrekte hingegen bei unſern Dichtern oft wieder den natürlichen Fluß deutſcher Rede vermiſſen läßt. Ungekünſtelt und zwanglos, und dabei doch auf feſten ſicheren Füßen einherſchreitend, wird der Hexameter für jeden Unbefangenen, der nicht ſchon mit einem ängſtlichen

Vorurtheil daran geht, leicht vorzutragen ſein und das Ohr des Hörers durch ſeinen unvergänglichen rhythmiſchen Reiz beſtechen. Wer am 6. März 1870 der öffentlichen Vorleſung des erſten Geſangs des „Königs von Sion“ durch Lewinsky zu Graz beiwohnte, der wird die Ueberzeugung theilen, welche dieſer kundige Meiſter des Vortrags damals mir gegenüber ausſprach: daß der gute Hexameter ein dem Deutſchen mundgerechtes, für den mündlichen Vortrag dankbares Versmaß ſei.

Nach dem Erſcheinen meiner beiden Epen verſuchte es im Jahre 1869 ein Ungenannter, einen Ueberblick meines bisherigen Beſtrebens und Schaffens zu geben, in einer Broſchüre, betitelt: „Robert Hamerling, ſeine Dichtungen und deren Beurtheilung“ (Hamburg, J. F. Richter). Unglücklicherweiſe gab dieſe ſonſt ganz hübſche Broſchüre einem ungeſchickten Vergleich meiner Wenigkeit mit Vater Homer durch Erwähnung desſelben weitere Verbreitung, und ich kann es, wiewohl unſchuldig daran, meinen Gegnern nicht verargen, wenn ſie — Kürnberger voran — mich dieſen Vergleich naſerümpfend und biſſig haben entgelten laſſen. Der Aerger über einen Menſchen, der ungeſchickt gelobt wird, iſt zwar kein gerechter, aber ein natürlicher. Auch gingen in dieſe Broſchüre — was freilich zu entſchuldigen — einige Ungenauigkeiten aus jenem biographiſchen Artikel der „Illuſtrirten Zeitung“ über, darunter die erwähnte unrichtige Angabe meines Geburtsjahres.

Im Juni 1869 machte ich einen Verſuch, jenen von Frau Genofeva von Milborn mir großmüthig überwieſenen Betrag aus einem papiernen in einen Realbeſitz zu verwandeln. In der Leechgaſſe, wo ſie mit der Straſſoldogaſſe eine Ecke bildet, war ein reizendes Häuschen mit einem kleinen, von hohen Fichten beſetzten Gartenraume zum Verkaufe ausgeboten. Ich hielt dasſelbe für geeignet, mir und meiner Mutter einen ſtändigen angenehmen Wohnſitz zu gewähren, und brachte es an mich. Es ſtellte ſich aber bald heraus, daß dieſes reizende Heim nur durch einen Umbau zu einer wirklich brauchbaren Wohnſtätte gemacht werden konnte. Es war ein Sitz für Muſen und Grazien, für nächtliche Elfentänze im Mondſchein, ein trauliches Aſyl für Liebende, ein echtes Dichterheim gewiſſermaßen, und als ſolches hat es mir auch wirklich manche ſchöne Stunde geboten, aber dem alltäglichen Bedürfniſſe genügte es nicht; ich mußte nach einer Gelegenheit ausſpähen, es wieder los zu werden und gegen einen ſolideren Beſitz zu vertauſchen. Ich glaube kein unpraktiſcher Menſch zu ſein, aber es war in meinem Leben das erſte Haus, das ich kaufte, und man wird dem erſten Verſuch wohl eine kleine Unſicherheit zu gute halten.

In demſelben Monate, in welchem ich dieſen Erwerb eines nicht ſonderlich reellen Realbeſitzes bewerkſtelligte, erſchien zu Graz ein Liederbüchlein in ſteiriſcher Mundart unter dem Titel „Zither und Hackbrett", mit einem Vorworte aus meiner Feder. Der den Leſern des „Heimgarten" ſattſam bekannte Autor des Büchleins, damals noch Handelsſchüler und Neuling auf dem Parnaß, hatte mir im Februar des vorhergegangenen Jahres zum erſtenmale geſchrieben, ſich mir dann auch perſönlich vorgeſtellt und mir einen ſtarken Vorrath von Verſen und Proſa zur Durchſicht anvertraut. Dieſer Papierhauf duftete ein wenig nach einem dumpfen, ärmlichen Wohnſtüblein, aber mit dieſem Dufte miſchte ſich der „Hauch des Genius". Der junge Dichter ſchien das meiſte Gewicht unter ſeinen Manuſkripten auf eine ausführliche Selbſtbiographie zu legen und geneigt, mit dieſer ſeinen erſten Eintritt in die Oeffentlichkeit zu vollziehen. Aber dieſe Selbſtbiographie war noch ein recht unreifes Produkt. Völker und Individuen ſchreiben bekanntlich früher gute Verſe als eine gute Proſa. Nachdem ich die lyriſchen Gedichte des jungen Mannes geprüft und das wunderſeltene Glück gehabt, in einem Haufen poetiſcher Verſuche nicht blos das gewöhnliche, heutzutage ſelbſtverſtändliche „Talent", ſondern wirklich Originelles und überraſchend Treffliches zu entdecken, rieth ich dem Dichter, zunächſt mit einer Auswahl ſeiner Dialektgedichte hervorzutreten. Und nachdem ich dann auch bei dieſer Auswahl behülflich geweſen, hatte ich das Vergnügen, meine Vorausſetzung durch den Erfolg des Büchleins ſofort beſtätigt zu ſehen. Ich hatte alſo glückliche Geburtshelferdienſte beim Hervortreten einer neuen, wirklichen Dichterkraft verrichtet. Mein Verdienſt beſtand darin, daß der Neuling mit dem Kopfe, und nicht mit dem unrechten Ende voran das Licht der Welt erblickte. Den Genuß, den mir dieſe ſteiriſchen Zither- und Hackbrettklänge bereitet hatten, theilte ich bald mit aller Welt: der Dichter

Roſegger wurde Gemeingut. Aber ein Genuß, den ich bisher wahrſcheinlich nur mit ſehr wenigen Perſonen getheilt habe, war mir der Zeichner und Maler Roſegger. Der Leſer ſieht gewiß etwas verdutzt darein bei dieſem Wort, aber es iſt nicht anders: es giebt einen Zeichner und Maler Roſegger, ſo gewiß ich Dutzende von Heften mit größtentheils kolorirten Zeichnungen aus der Knaben- und Handwerkerzeit des ſteiriſchen Poeten geſehen habe. Nicht etwa flüchtige Kritzeleien und Pinſeleien, mit welchen Knaben das Papier zu verderben pflegen, ſondern fleißig und ſauber ausgeführte Bilder und Bildchen, die ein hübſches Talent verriethen. Aber man kann es nur erfreulich finden, daß der Poet, nachdem ſich ſein natürlicher Beruf entſchiedener und hoffnungsreicher nach einer andern Seite hin kundgegeben, klüger in dieſem Punkte als ſelbſt der große Goethe, keine weitere Zeit und Mühe an eine zweite Kunſt verſchwendete.

Für mich ſelbſt war in jener Zeit wieder ein neuer poetiſcher Plan der Ausführung nahe gerückt.

Es giebt für jeden Dichter Geſtalten der Geſchichte oder der Sage, die in einem myſtiſchen Bezuge zu ſeinem Weſen, zu ſeinem Gedanken- und Empfindungsleben ſtehen, und die es ihm, wie man zu ſagen pflegt, „angethan“ haben, wie Bilder von Geliebten oder von Idealen. Solche Geſtalten werden uns gleichſam zu zweiten Ichs, in welche wir uns hineinleben. Wie Nero, wie Jan von Leyden jahrelang meinem Sinne vorgeſchwebt und nicht von mir abgelaſſen, bis ich ihnen jene poetiſche Wirklichkeit gegeben, welche zu geben ich eben vermochte, ſo waren mir auch die beiden Hauptgeſtalten der großen franzöſiſchen Revolution, die Geſtalten Robespierre's und Danton's, ſeit langem in einem tieferen Sinne vertraut, hatten Leben in mir gewonnen. Daß es wiederum „ungeheuerliche“ Charaktere, wüſte Begebenheiten waren, die ſich in mir zu poetiſcher Geſtaltung drängten — nun, dafür kann ich nur wieder auf die oben angeführten ſchönen und trefflichen Worte verweiſen, mit welchen Feodor Wehl bei Gelegenheit des „König von Sion“ mein Dichten und Trachten gekennzeichnet hat. Uebrigens waren mir all jene Charaktere niemals das, als was ſie herkömmlich dem großen Haufen gelten. Man ſagt, ich habe in meinen Werken ſie „idealiſirt“; aber ich will hier eine Bemerkung machen, die, wenn auch vielleicht verblüffend für manchen Leſer, der Wahrheit doch ganz und gar entſpricht. Ich habe niemals eine hiſtoriſche Perſönlichkeit in meinen Dichtungen weſentlich anders dargeſtellt, als ich ſie mir in ihrer hiſtoriſchen Wirklichkeit dachte. Wie ich ſie darſtellte, ſo hatte ich ſie begriffen, ſo hatte ich mir ihr Weſen pſychologiſch klar gemacht. Dasſelbe gilt im Grunde auch von den Ereigniſſen, die ich poetiſch behandelte; ich habe nie mit Abſicht etwas daran gefälſcht.

Aeußerſt anregend und von tiefſter Bedeutung erſchien mir immer der Gegenſatz zwiſchen Robespierre und Danton, charakteriſtiſch für das franzöſiſche Volk, für die ganze damalige Zeit, wie der Gegenſatz zwiſchen Rouſſeau und Voltaire — nicht weniger bedeutſam für die Geſchichte alles revolutionären Thuns und Treibens überhaupt. Im Nebeneinandergehen des düſtern, ernſten, ſtrengen und des lebensſprudelnden Revolutionärs nach einem gemeinſamen Ziele, ſo wie in ihrem Widerſtreit, und darin, wie dieſer Widerſtreit der beiden Individuen zum Widerſtreit zweier allgemeiner Richtungen, der Zeit, des Volkes, der Menſchheit ſich erweitert — darin ferner, wie nach Danton's Sturz und Hinrichtung ſein Geiſt den Kampf gegen Robespierre noch fortſetzt und ſchließlich gar noch den Sieg behauptet — in all dem ſchien mir nicht blos ein ſinnvolles hiſtoriſches, ſondern auch ein hervorragend dramatiſches, bühnenwirkſames Motiv zu liegen. Es verſtand ſich von Anfang für mich von ſelbſt, daß hier nicht das Epos, ſondern die Tragödie die angemeſſene Form ſei. Nachdem ich auch jetzt mit regſtem Eifer Studien gemacht und durch die Einzelheiten der geſchichtlichen Wirklichkeit den Geſtaltungsdrang der Phantaſie geregelt hatte, wurde auch „Danton und Robespierre", wie früher die beiden Epen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in den drei erſten Monaten des Jahres 1870, niedergeſchrieben, obgleich der Umfang des Werkes den eines gewöhnlichen Schauſpiels um das Doppelte übertrifft.

Während daſſelbe unter die Preſſe ging, bereitete ſich für eben dieſes franzöſiſche Volk, deſſen größte Geſchichtsepoche ich darin geſchildert hatte, eine neue Schickſalswendung vor. Der deutſch-franzöſiſche Krieg brach aus. Daß ich die Tage dieſer glorreichen deutſchen Kämpfe und Siege miterlebte, gereichte mir zu freudenvollſter Genugthuung und zum Troſte für perſönliches Leid, mit dem ich zu ringen hatte. Das Denker und Träumervolk hatte ſich endlich zu einer großen deutſchen That erſchwungen — zur erſten wirklichen deutſchen Nationalthat, zur erſten im Laufe der Weltgeſchichte, die es mit *vereinten* Kräften und *allein* vollbrachte. Dem erſten Napoleon ſtand im Entſcheidungskampfe Deutſchland nicht allein, ſondern mit halb Europa gegenüber. Durch die deutſche That von 1870/71 wurde zum Heile der Völker das politiſche Uebergewicht Frankreichs, das Napoleon III. wieder auf einen Gipfelpunkt erhoben hatte, gebrochen, das einſchüchternde „Prestige“ der vermeintlichen franzöſiſchen *Unbeſiegbarkeit* zerſtört. Mit einem Lächeln kann das deutſche Volk darüber ſich hinwegſetzen, vom beſiegten Angreifer als barbariſcher Eindringling, als Frevler an der franzöſiſchen „Civiliſation“ geſchmäht zu werden, weil es, freventlich angegriffen, gegen Waffengewalt mit Waffengewalt, gegen Mitrailleuſen und beſtialiſche Turkos, welche die franzöſiſche „Civiliſation“ ins Feld führte, mit dem Zündnadelgewehr ſich *vertheidigte*.

In dieſem ſiegreichen Kampfe des deutſchen Volkes gegen den übermüthigen franzöſiſchen Angriff war Oeſterreich bekanntlich neutral geblieben.

„Neutral? nicht *ganz*! das *Herz* hat mitgeſchlagen.
Das Herz Deutſch-Oeſterreichs, das deutſche Herz!“

Man hat dieſe Verſe aus einem Prolog, den ich 1870 für eine Akademie zum Beſten der Witwen und

Waiſen gefallener deutſcher Krieger ſchrieb, als entſprechendſten Ausdruck für das damalige Empfinden des deutſchen Oeſterreichers anerkannt. Ich hatte die Genugthuung, dieſen Prolog überall in Deutſchland, wie er vom Herzen ging, auch zu Herzen gehen zu ſehen. Ihm waren zwei andere Gelegenheitsgedichte dieſer Art vor Ausbruch des Krieges vorhergegangen, die gleichfalls von einer lebendigen Wirkung begleitet waren, und von welchen einzelne Verſe noch unvergeſſen ſind: ein Prolog für das Grazer Konzert zum Beſten der Nothleidenden in Oſtpreußen im März 1868, und ein ſolcher zur Arndtfeier im Dezember 1869.

„Je weiter der Weg, den er wandern muß,
Und ſo wärmer zu ſein pflegt ein Liebesgruß,
Ein Gruß zwiſchen Freunden und Brüdern . . . .“

Dieſer Eingang des erſteren iſt ſeither in der Erinnerung der Mitlebenden bei ſo mancher feſtlichen Gelegenheit wieder aufgefriſcht worden. Aber merkwürdig iſt mir ſelbſt jetzt die inſtinktive Zuverſicht, mit welcher ich am Schluß eines jeden dieſer beiden Prologe einer beſtimmten Verheißung Ausdruck gab, die ſich ſobald hernach in damals faſt noch undenkbarer Weiſe erfüllen ſollte:

„Noch geſchieht's, daß Verblendung in That und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwiſchen Süd und Nord,
Und der Haß Giftpfeile befiedert.
Doch, je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um ſo ſtürmiſcher klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert!“

Und im Arndt-Prolog, mit Beziehung auf die Frage des alten Liedes: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“

„Er ſitzt“ am Ufer des Mains
„Und ſinnt und ſpricht zu ſich:
Bald, wenn nicht trügen die Zeichen,
Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
Bei der wir erröthen, erbleichen!
Verklinge mein Lied, bald kehr' ich heim
Zu den flüſternden Nordlandsbuchen,
Zufrieden beim Rauſchen des deutſchen Meers
Den ewigen Schlummer zu ſuchen.“

So war denn jene große Zeit nicht blos nicht ohne einen mächtigen Nachhall in meiner Seele und in meiner Poeſie vorübergegangen, ſondern die poetiſche Erregung war den Ereigniſſen vorausgeeilt.

Im Sommer des Jahres 1870 hatte ich meinen Landaufenthalt in einem Hauſe genommen, welches, am breiten Eingange des Stiftingthales, neben dem ländlichen Gaſthauſe „zum ſchwarzen Hund“ gelegen, mit dem Vorzuge der Nähe der Stadt, für deren dritten Bezirk es die äußerſte Grenze bildet, alle Vortheile einer Sommerfriſche vereinigt. Noch im Laufe des Jahres bot ſich mir die Gelegenheit, dieſe Beſitzung in äußerſt vortheilhafter Weiſe mit jener andern in der Leechgaſſe zu vertauſchen. Seine ſchmalſte Front der Straße zukehrend, macht dieſelbe von dieſer Seite aus den Eindruck eines beſcheidenen Häuschens, bietet aber eine geräumige und bequeme Wohnſtätte mit zehn Gemächern, einem ausgedehnten umzäunten

Garten an der Seite, mit zahlreichen Obſtbäumen, einem Ackerfelde und Wieſenflächen, hinreichend, das Futter zweier Kühe zu liefern. Von Wäldern umgeben, aber an einer offenen, erweiterten Stelle des Thales gelegen, ſteht das Haus den ganzen Tag über im vollen Sonnenſchein, iſt alſo trocken und den geſundheitsſchädlichen Einflüſſen eines feuchten Thalgrundes nicht ausgeſetzt. Es führte, wie die Kaufurkunde in meiner Hand bezeugt, in früherer Zeit den Namen des „Auguſtinerſchlößchens“, weil es urſprünglich der Wohnſitz einiger Auguſtinermönche war. Das gewölbte kleine Gemach, das den Mönchen als Kapelle diente, iſt noch unverändert vorhanden. Gegenwärtig pflege ich dies Heim mein „Stiftinghaus“ zu nennen, und da ich es als ſolches beſungen, führt es dieſen Namen auch im weiteren Kreis meiner Freunde.

Nachdem im ſelben Jahre 1870 eine Ausgabe meiner „Geſammelten kleineren Dichtungen“ (Venus im Exil — Ein Schwanenlied der Romantik — Germanenzug) bei Richter in Hamburg veranſtaltet worden, erſchien im November ebendaſelbſt „Danton und Robespierre“.

Auch dieſes Werk fand eine beifällige Aufnahme und erlebte einige Auflagen raſch hintereinander. Die Bühnenfähigkeit und Bühnenwirkſamkeit des Stückes iſt von vielen Seiten mit Entſchiedenheit verfochten worden. Zwar pflegt das Publikum ſich gegenwärtig bei Tragödien zu langweilen; aber in „Danton und Robespierre“ hat jede Scene, wie man wohl zugeben wird, wenigſtens ein ſtofflich packendes Intereſſe, dürfte alſo gerade die Langweile nicht ſo leicht aufkommen laſſen. Wenn ich auf eine Bühnendarſtellung trotzdem von vornherein verzichtete, ſo geſchah es deshalb, weil ich aus Gründen, die man in der Vorrede des Werkes angegeben findet, Kürzungen desſelben nicht gutheißen zu können glaubte, andererſeits aber auch einer Bühnenleitung nicht zumuthen konnte, das Stück etwa auf zwei Abende vertheilt, dem Publikum vorzuführen.

Zu Anfang des folgenden Jahres tauchte in den Grazer Studentenkreiſen der Gedanke auf, durch das Zuſammenwirken von Schauſpielern und Studenten eine Aufführung des erſten Aktes meiner Tragödie, der eine ungewöhnlich große Anzahl von Mitwirkenden erfordert, im landſchaftlichen Theater möglich zu machen. Dieſer Gedanke kam, wie ohne Anregung ſo auch ohne jedes Zuthun von meiner Seite am 30. März 1871 zur Ausführung. Die Heldenſpieler des landſchaftlichen Theaters, Roll und Lehmann, waren wie geſchaffen für die Rollen des Danton und des Robespierre. Erſterer erwarb ſich auch als Regiſſeur ein glänzendes Verdienſt um die Sache. Richard Heuberger hatte für das Stück eine Ouverture und einen Feſtmarſch geſchrieben; Direktor Kreibig ſorgte für eine äußerſt würdige Ausſtattung. Die Vorſtellung ging in jeder Beziehung trefflich, gerundet, und ich möchte faſt ſagen weihevoll vor ſich: die ernſten Bilder einer außerordentlichen Zeit machten einen erſichtlich tiefen Eindruck. Der Beifall am Schluſſe war ſehr lebhaft und ich ſelbſt war genöthigt, den fortgeſetzten Rufen nach dem Verfaſſer durch eine dankende Verneigung von meinem Sitze aus zu entſprechen. Aber den beſten Theil meines kleinen Triumphes erinnere ich mich nach der Vorſtellung hinter den Couliſſen im Kreiſe der Mitwirkenden gefeiert zu haben. Hier fand ich alle in einer aufs ſchönſte angeregten Stimmung, und ohne daß viele Phraſen gemacht worden wären, trug alles, was mir gegenüber geſagt wurde und geſchah, den Stempel der Herzlichkeit an ſich, von den freundlichen Worten des Direktors bis zur gutgemeinten Priſe, welche mir ein betagter Theaterarbeiter ſtumm, aber mit einem von der Freude des Antheils ſtrahlenden Geſicht aus ſeiner Doſe bot. So bekam ich denn auch einmal das Angenehme eines Bühnenerfolges zu koſten, und habe vielleicht von Glück zu ſagen, daß nicht eine fortgeſetzte Theaterlaufbahn mir auch das überwiegend Bittere einer ſolchen zu verkoſten gab

Ein paar Jahre ſpäter faßte die Direktion des landſchaftlichen Theaters aus freiem Antriebe den Entſchluß, eine neue ähnliche Aufführung dieſes erſten Akts von „Danton und Robespierre“ zu veranſtalten. Der damalige Regiſſeur Herr Richter nahm ſich der Sache mit Wärme an. Aber während im Jahre 1870 von der Grazer Cenſur nicht eine Zeile geſtrichen worden, kam jetzt das Cenſurexemplar von der Behörde jämmerlich kaſtrirt zurück. Die Bürger der Republik von 1792 durften nicht rufen: „Es lebe die Republik!“ Hebert durfte die Tribüne nur beſteigen, um von ſeiner großen Rede drei Zeilen zu ſprechen;

dann mußte er wieder herunterſteigen. Ei, ich glaubte doch ein ſehr hiſtoriſch-objektives, keineswegs verlockendes Bild der Schreckensherrſchaft entrollt zu haben!

Die Direktion ergriff nun ſogar einen Rekurs ans Miniſterium. Dieſes — es war eben, wenn ich nicht irre, das ſogenannte „liberale Bürger-Miniſterium“ am Ruder — hielt die Grazer Cenſurſtriche mit Rückſicht auf die von Seite der Sozialdemokratie drohenden Gefahren aufrecht. Dieſem Umſtande iſt es vielleicht zu danken, daß bis heute in Graz die Republik nicht ausgerufen, Niemand an die Laterne gehängt und keine Guillotine in Betrieb geſetzt worden iſt.

Eine holländiſche Ueberſetzung von „Danton und Robespierre“ veröffentlichte S. Suſan im Jahre 1879; eine italieniſche brachte die Florentiner „Revista europea“ im Jahre 1880. Eine franzöſiſche von A. Dietrich iſt bisher, ſo viel ich weiß, nur bruchſtückweiſe gedruckt worden. Schon vor Dietrich hatte der in Paris lebende Ungar Karl Ujfalvy das Werk ins Franzöſiſche überſetzt, aber keinen Verleger dafür gefunden.

Als Herr A. Dietrich, der ſich auch ſonſt ſchon als Literat und als Ueberſetzer aus dem Deutſchen (H. v. Kleiſt's z. B.) manches Verdienſt erworben, vor Jahren ſich eine Zeitlang in Wien aufhielt, und auch nach Graz einen Abſtecher machte, um mich aufzuſuchen, erzählte ich ihm von ſeinem Vorgänger Ujfalvy. Darauf ſagte er mir, er habe das Exemplar von „Danton und Robespierre“, durch das er die Bekanntſchaft meiner Tragödie machte, in einer der zahlreichen Büchertrödelbuden des Palais royal gefunden; er habe es gekauft, geleſen und ſofort überſetzt. In eben dieſes Exemplar ſei, wie er ſich beſtimmt erinnere, der Name Charles Ujfalvy eingeſchrieben. Dasſelbe Pariſer Trödelexemplar meines Werkes hat alſo zwei Ueberſetzer gefunden! Vielleicht findet es auf demſelben Wege noch einen dritten.

Der bekannte Schriftſteller Jules Claretie veröffentlichte im Feuilleton eines Blattes einen Artikel: „Drames allemands sur la revolution française“ mit ausführlicher Beſprechung von „Danton und Robespierre“.

„Auf Beſtellung“ zu arbeiten, eine von außen hergeſtellte Aufgabe zu löſen, iſt eine Zumuthung, die der Dichter ſich im allgemeinen nicht leicht gefallen laſſen wird. Aber die Zahl der in einem Dichtergemüthe ſchlummernden poetiſchen „Stoffe“ oder Keime iſt ja doch eine unendliche, und es geſchieht nicht ſelten, daß ein ſolcher Keim durch einen ganz äußerlichen, zufälligen Anlaß zum ſproſſenden Leben erweckt wird, wie ein Lebenskeim unter unzähligen andern in einem weiblichen Schoße. Mir iſt es zweimal in meiner bisherigen Dichterlaufbahn begegnet, daß zwiſchen einer von andern Perſonen gegebenen Anregung und einem in mir ſelbſt ſchlummernden Keime jener geheimnißvolle Bezug ſtatt hatte, der zu einer geiſtigen Befruchtung führt.

Im September 1871 fand ſich der junge Komponiſt Adalbert von Goldſchmidt bei mir ein mit dem Erſuchen ihm einen Text für ein zwiſchen Oratorium und Muſikdrama die Mitte haltendes Tonwerk zu liefern. Es ſollte ſich darin um einen Kampf der Geiſter des Lichtes und der Finſterniß handeln; der Sänger ſollte als Vorkämpfer des Lichtprinzips erſcheinen und auch den endlichen Sieg desſelben entſcheiden. Ich fühlte, daß etwas in mir dieſer Idee lebhaft entgegenkam, und ſogleich tauchte der Gedanke in mir auf, die abſtrakte und farbloſe Allegorie dadurch mit einem kräftigen Leben zu durchdringen, daß als Geiſter der Finſterniß die ſieben Todſünden in anſchaulichen Bildern ihrer Wirkſamkeit eingeführt würden. Die bunte Mannigfaltigkeit dieſer Lebensbilder mußte offenbar auch dem Komponiſten die willkommenſte Gelegenheit bieten, eine große Mannigfaltigkeit von Tönen anzuſchlagen und von der Tonſprache zum Ausdruck aller menſchlichen Leidenſchaften Gebrauch zu machen. Raſch hatte ich mich mit dem Komponiſten verſtändigt, und im letzten Monate des Jahres wurden die „Sieben Todſünden“ geſchrieben. Aber der Stoff hatte ſich unter meinen Händen über das Bedürfniß des Komponiſten hinaus entwickelt. Herr v. Goldſchmidt nahm das Gebotene mit warmem Dank und Beifall auf, aber er mußte es für ſeinen Zweck beträchtlich kürzen, ja man kann ſagen, er habe nur einzelne Verſe aus meinem Text in Muſik geſetzt. Sein vollendetes Werk erzielte zuerſt in Berlin einen wahrhaft glänzenden Erfolg, ſpäter kam es auch in Wien, in Paris, in Freiburg zur Aufführung, und überall hat es dem Komponiſten den Ruf eines der begabteſten Tondichter aus der Wagner-Liszt'ſchen Schule eingetragen. Mir ſelbſt gereicht das meiſte davon, ſoweit ich es aus dem Klavierauszuge beurtheilen kann, zu hoher Befriedigung.

Im Oktober 1872 erſchienen die „Sieben Todſünden“ gedruckt (Hamburg, Richter, 1873). Aber noch vor dem Erſcheinen dieſes Werkes war ein anderes im Laufe desſelben Jahres geſchrieben und veröffentlicht worden: meine national-politiſche Komödie „Teut“. Ich hatte mich mit dem Plane dieſer nationalen dramatiſchen Satire ſchon länger getragen, aber durch den Ausbruch und Erfolg des deutſch-franzöſiſchen Krieges, durch die daran ſich knüpfende Neubegründung deutſcher Einheit und deutſcher Reichsgewalt, ſchien mir im erſten Augenblick meine Abſicht zu Schanden gemacht und vereitelt. Mein perſönliches Mißgeſchick ſchien ſich auch hier zu bewähren: juſt in dem Moment, als ich eine geharniſchte Satire gegen die Uneinigkeit der Deutſchen in die Welt zu ſchleudern gedachte, wurden ſie einig! Bald aber erwies ſich mir eben das, was meinen Entwurf zu nichte zu machen ſchien, als vorzüglicher Hebel zu einer Erweiterung, Ausgeſtaltung und Abſchließung desſelben in weit größerem Maßſtab. Das Werk konnte ja nun eine Art Feſtſpiel zur Begründung der deutſchen Einheit werden, als ein bedeutungsvoller ſatiriſcher Rückblick auf die Vergangenheit, zugleich aber auch als eindringliche, keineswegs überflüſſige Mahnung für die Folgezeit.

Dem ariſtophaniſchen Luſtſpiele, dieſem klaſſiſchen

Vorbilde einer hochpoetiſch wirkenden Verſchmelzung von großartig-phantaſtiſcher und derb-realiſtiſcher Komik, für das die Weltliteratur ein wahrhaft geniales Seitenſtück nur in der Komik des Rabelais beſitzt, hat es in Deutſchland an Nachahmern nicht gefehlt. Aber nur die beiden Literaturkomödien Platen's haben ſich bleibend in die Annalen der deutſchen Dichtung eingezeichnet. Eine national-politiſche Komödie ariſtophaniſchen Stils, in größerem Maßſtab und von umfaſſender Bedeutung, hatten wir meines Wiſſens nicht. Das Urtheil über die Ausführung des „Teut“ und den poetiſchen Werth desſelben muß ich natürlich Andern überlaſſen. Aber dem Stoffe, dem Thema nach betrachtet, iſt dieſes Spiegelbild deutſcher Geſchicke vom mythiſchen Teut und Hermann dem Cherusker bis auf Bismarck der erſte Verſuch einer nicht blos auf Einzelheiten, auf Nebendinge bezüglichen, ſondern univerſellen deutſchen Nationalkomödie. Deutſch auch inſofern, als ſie nach Inhalt und Form das Antike, Fremdartige, Gekünſtelte, das den Verſuchen der ariſtophaniſchen Komödie in Deutſchland bisher anklebte, völlig abgeſtreift hat.

Die Bezeichnung „Scherzſpiel“ auf dem Titelblatte und das ſchalkhafte Vorwort hat Manche zu dem Glauben verleitet, als legte ich ſelbſt auf dieſes Werk kein beſonderes Gewicht. Das war aber ein großer Irrthum, und ich geſtehe offen, daß ich mir von den eigenthümlichen und bedeutſamen komiſchen Erfindungen, an welchen dieſe Dichtung, wie ich glaube, nicht arm iſt, eine große Wirkung verſprechen zu dürfen glaubte. Zu noch einem Mißverſtändniß gab dasſelbe ſcherzhafte Vorwort Anlaß. Unter der „durch Launenhaftigkeit berüchtigten hohen Dame, der man, wenn man Poet iſt, nicht gern etwas verweigert", verſtanden Viele eine leibhaftige Dame. Ich meinte aber nur die Muſe — als Ausfluß einer ſeltſamen Muſenlaune wollte ich meine Komödie bezeichnen.

Im Februar 1872, während einer mehrwöchentlichen Krankheit nach dem ſchon länger fertigen Entwurfe zu Papier gebracht, erſchien „Teut" bereits im April und wurde im Laufe der nächſten Jahre dreimal neu gedruckt. Es hat in der Kritik an einer Würdigung jener bedeutſamen komiſchen Motive und Erfindungen in meiner Komödie durchaus nicht gefehlt. Aber es ſcheint, daß der Situationswitz höheren Stils, die mit dem Pathos der Poeſie enger verquickte Sorte des Humors, doch nicht recht aufzukommen vermag gegen den leichten und mehr oberflächlichen Luſtſpielwitz, an welchen das Publikum gewöhnt iſt. Einige Kritiker, welche ſelbſt als glückliche Vertreter des gewöhnlichen Luſtſpiel- und Feuilletonwitzes gelten, haben jene andere Sorte von Witz, wie ſie in meiner Komödie zur Geltung kommt, nicht nach ihrem Geſchmack gefunden.

„Teut" wäre, meiner Meinung nach, ſehr wohl aufführbar geweſen; ſo wohl, daß ich, offen geſtanden, glaubte, die deutſchen Bühnen würden aus eigenem Antrieb ſich beeilen, einen Verſuch mit dem Werke zu machen. Sie haben es nicht gethan, und müſſen mir das Zeugniß geben, daß auch ich keinen Verſuch machte, ſie dazu drängen zu wollen. Es dürfte wenige Dichter geben, die mit ihren dramatiſchen Verſuchen den Bühnenleitern ſo wenig läſtig gefallen ſind wie ich. Vor ein paar Jahren ſuchten die Studenten der Züricher Univerſität bei mir um die Erlaubniß an, den „Teut“ bei einer gewiſſen Gelegenheit als Feſtſpiel aufführen zu dürfen. Die Erlaubniß wurde gerne ertheilt, aber die Ausführung des Vorhabens mußte, zufälliger Hinderniſſe wegen, auch hier wieder fallen gelaſſen werden.

Im Oktober folgten dem „Teut“ die „Sieben Todſünden“ in die Oeffentlichkeit. Beide Werke erſchienen (wie alle folgenden, wenn nicht ausdrücklich anderes bemerkt iſt) im Verlage von J. F. Richter in Hamburg. Auch die „Sieben Todſünden“ wurden von der Kritik damals ſehr gut aufgenommen, nur nicht von Johannes Scherr, der ſie zu realiſtiſch und gegen den guten, feinen Geſchmack verſtoßend fand, von welchem er ſelbſt, als Proſaiker, in ſo reichlichem Maße — das Gegentheil beſaß. Es dürfte doch wohl nicht von Allen unbemerkt geblieben ſein, daß dieſer kürzlich verſtorbene Johannes Scherr als Kritiker ein großer Philiſter war. Die „Todſünden“ wurden ins Holländiſche überſetzt von F. W. R. Hugenholtz (Amſterdam 1876), das Goldſchmidt'ſche Libretto auch ins Franzöſiſche und Engliſche; in letzteres von John P. Jackſon (London 1878). Die Dichtung zählt zu den verbreitetſten meiner Werke; ein ſechster Neudruck derſelben erſchien im Jahre 1887.

Inzwiſchen beſchäftigte mich wieder ein neuer größerer Entwurf. Zu den Geſtalten, die in mir heimiſch waren und mir ein, ſo zu ſagen, perſönliches Intereſſe einflößten, gehörte ſeit längerer Zeit auch das leuchtende Bild der griechiſchen Aſpaſia mit ihrer Kohorte von Helden, Weiſen, Dichtern und Künſtlern der goldenen Zeit des Hellenenthums. Wie hätte bei dem von früher Jugend an in mir regen Schönheitskult die Griechenwelt mich nicht anziehen und begeiſtern ſollen! Es fehlte aber auch bei dieſer ſtralenden Griechenwelt nicht der verhängnißvolle Hintergrund, den nach dem Ausſpruch jenes Kritikers meine Muſe liebt und braucht. Auch hier war ſie am Platze, die Darſtellung des ewigen Ringens der Menſchheit zwiſchen Heil und Unheil, Licht und Dunkel, mit dem zeitlichen Siege des letzteren, aber auch dem ewigen ideellen Triumphe des erſteren. Und hier ergab ſich eine beſonders lockende Gelegenheit, das allmähliche Hervorwachſen des Unheils aus dem Heil, des Verfalls aus der Blüte ſelbſt zu belauſchen und darzuſtellen — den nothwendigen Hebel zur Vollendung jenes ewigen Kreislaufs. Blüte und Verfall ſind ja ein Einſeitiges, das die Natur durcheinander ausgleichen will und muß, wenn immer neues friſches Leben ſprießen ſoll auf dieſer Erdenwelt. Für die Natur iſt dieſes Wechſelſpiel Lebenswonne, für den Menſchen iſt es tragiſch.

Es waren äußere Umſtände und praktiſche Rückſichten, welche mich veranlaßt hatten, bevor ich an die Ausarbeitung der „Aſpaſia“ ging, bei der Redaktion der „Neuen Freien Preſſe“ in Wien anzufragen, ob ſie meinen Roman zur erſten Veröffentlichung für ihr Feuilleton erwerben wolle. In entgegenkommendſter Weiſe ging Herr Etienne auf mein Anerbieten ein. Das allbekannte Blatt, welches eben große Anſtalten vorbereitete, um dem großen Publikum der geplanten Wiener Weltausſtellung Mannigfaltiges zu bieten und ſich in würdiger Geſtalt zu zeigen, wünſchte nun auch meinen Roman während der Ausſtellung zu bringen. Eine bindende Verpflichtung war ich jedoch in Beziehung auf die Friſt der Vollendung meines Werkes nicht eingegangen, und da dasſelbe auf drei Bände berechnet war, auch bedeutende Vorſtudien erforderte, ſo war ich erſt nach der Ausſtellung imſtande, der Redaktion das fertige Manuſkript des Werkes vorzulegen. Nun aber fand ſie, daß dasſelbe doch nicht ſo recht zur Veröffentlichung in einem Zeitungsfeuilleton geeignet ſei. Darin konnte ich ihr nicht Unrecht geben, und obgleich unſer Vertrag bedingungslos geſchloſſen worden war und ich auf den Abdruck hätte dringen können, fügte ich mich und überließ den Roman meinem Verleger in Hamburg. Indeſſen gönnte ich mir zu gründlicher Feile und Ausgeſtaltung des am 1. Juni 1873 begonnenen, am 28. Februar 1874 vollendeten Werkes eine längere Zeit, als ich mir zu ſeiner erſten Niederſchrift gegönnt, und ſo ging das Jahr 1874 darüber hin.

Zu erwähnen iſt an dieſer Stelle noch, daß ich im November 1873 Ludwig Mayer's „Papiere des Philoſophen von Rumpelsbach“ (Hamburg, J. F. Richter, 1874) mit einer Vorrede herausgab. L. Mayer, gleich mir ein Sohn des niederöſterreichiſchen

Waldviertels, ſogar, wenn auch nur ſehr entfernt, mit mir verwandt, war ein originell veranlagtes Menſchenkind, und die Natur hatte ihm einen verhängnißvollen Tropfen vom Gifte des Genies ins Blut gemiſcht, der ihn, den Bildungsloſen, zum unbrauchbaren Menſchen, zum literariſchen Dilettanten, und unglücklich machte fürs ganze Leben. Es fanden ſich Blitze ſchöner, hoher Gedanken und Empfindungen in den ſeltſamen Schriftſtücken, die er, namentlich in ſeiner Jugendzeit, mir dann und wann überſandte, aber zu innerer Klarheit und reinem Formſinn hat er ſich niemals durchgerungen. Er war eine edle, geradezu vornehme Natur im Proletarierkittel, und für ſeine engere Heimat entbrannte er in einer Liebe, die ſich oft ungemein poetiſch, naiv und faſt rührend in ſeinen Verſuchen ausſprach. Zu ſtolz, um zu betteln, oder auch nur ſich zu beugen und ſich gegebenen Verhältniſſen anzubequemen, mußte er als Menſch in ſeiner Hülfloſigkeit verkommen, und ſeine Exiſtenz war ein Problem, das ſchließlich nur der Tod verſöhnend zu löſen vermochte.

Am 10. November 1874 wurde die goldene Hochzeit meiner Eltern in einem Kreiſe befreundeter Perſonen auf würdige Art gefeiert, wobei es auch an glückwünſchenden Kundgebungen aus der Ferne nicht fehlte, welche den Jubilaren und mir zur Freude gereichten. Erſt ſpäter erfuhr ich, daß dieſe Kundgebungen zum Theil den Bemühungen zweier Freunde zu verdanken waren, welche einzelnen Perſonen und Körperſchaften von dem bevorſtehenden Feſte insgeheim Mittheilung machten und ihnen den Gedanken einer glückwünſchenden Betheiligung nahe legten. Am peinlichſten war es mir, zu hören, daß man ſich mit einer ſolchen Mittheilung in völliger Unkenntniß der Verhältniſſe auch an die — Wiener „Concordia" gewendet hatte. Die Antwort war eine natürliche, ſelbſtverſtändliche, aber bis zur Stunde quält mich der Gedanke, daß im Schoße dieſer Körperſchaft damals vielleicht die Meinung platzgreifen konnte, ich ſelbſt ſei mitwiſſend und mitſchuldig geweſen an jener unpaſſenden Zumuthung.

Erſt im Dezember 1875 kamen die drei Bände der „Aſpaſia" aus der Preſſe (Hamburg, Richter, 1876). Nachdem ich in dieſer Lebensgeſchichte manches günſtigen, ja ſchmeichelhaften Urtheils über meine Werke Erwähnung gethan, fühle ich mich verpflichtet, auch Gegentheiliges dem geneigten Leſer nicht vorzuenthalten. Das Werk wurde von den damaligen Stimmführern der Wiener Kritik einmüthig auf das ſchärfſte verurtheilt. „Das ſollen Griechen ſein?" fragte der Eine. „In dieſem angeblichen Künſtler- und Liebesroman iſt weder von Kunſt noch von Liebe etwas vorhanden!" ſagte ein Zweiter, und überbot dieſen Ausdruck hernach durch den noch ſchärferen: „Nicht eine einzige gute Idee iſt in allen drei Bänden zu finden!" — (Man denke: In drei Bänden nicht eine einzige gute Idee — konnte ich nicht beinahe ſtolz ſein, ein ſolches Kurioſum der Literatur geliefert zu haben?) Eine mörderiſche Kritik, die gar kein Ende nahm, veröffentlichte Emil Kuh in der „Wiener Zeitung". Zuletzt kam noch ein Wohlwollender, der meinte beiläufig, man ſolle den Verfaſſer der „Aſpaſia“ nicht wie einen Verbrecher behandeln, das Buch verrathe doch an manchen Stellen den Dichter, aber freilich ſei bei der Geburt desſelben von allen Griechengöttern nur Gott Morpheus zu Gevatter geſtanden. Ich ſchämte mich beinahe ſchon, auszugehen; ich konnte das Leſezimmer der Reſſource nicht mehr betreten, ohne daß einer der mir perſönlich ganz unbekannten alten Herren, mit denen ich nie ein Wort gewechſelt, auf mich zukam und mir ein Wiener Blatt unter die Naſe hielt mit der Frage, ob ich das Feuilleton natürlich eine vernichtende Kritik der „Aſpaſia“ — ſchon geleſen? Ein Bekannter, den ich ſeit vielen Jahren nicht geſehen, beſuchte mich zum erſten- und letztenmal in ſeinem Leben, um mich aufmerkſam zu machen auf die neueſte Kritik.

Ein einziges größeres Wiener Blatt nahm ſich ſeltſamerweiſe meines althelleniſchen Romans an: das klerikale „Vaterland“! Es brachte ein begeiſtertes Feuilleton darüber aus der Feder eines — Prieſters, des Dr. theol. Laurenz Müllner! —

Ohne Zweifel hatten die erwähnten Kritiker nur ihrer perſönlichen Ueberzeugung bezüglich der „Aſpaſia“ Ausdruck gegeben, und ich unterlaſſe es, nach zufälligen Umſtänden zu forſchen, welche die Eile und den Eifer, womit man über mich herfiel, verſchärft haben mögen. Aber ich kann nicht umhin, die damals gegen mich angeſtellte Hetzjagd in Zuſammenhang zu bringen mit einer Wahrnehmung, die ich ſchon in meiner Jugend gemacht zu haben mich erinnere.

Ich merkte nämlich, daß, wenn Dichter, Künſtler

u. ſ. w. einen gewiſſen Höhepunkt ihres Rufes und ihrer Geltung erreicht haben, eine Art „Reaktion," eine Gegenwirkung zu ihren Ungunſten eintritt, eine Epoche der Befehdung, wenn nicht gar der Gehäſſigkeit. Ich hatte dies in beſonders auffälliger Weiſe bei Karl Gutzkow miterlebt, der nach großen Erfolgen im Drama und Roman einer ſyſtematiſchen, mitleiderregenden Verunglimpfung in der Tagespreſſe zum Opfer wurde; ich ſah Fr. Hebbel eine Zeitlang zu den Todten geworfen, und ich erinnere mich einer Epoche, wo Heine, noch lebend, als abgethan, als „verſchollen," als „vergeſſen" bezeichnet wurde. Dieſer Zeitpunkt der „Reaktion" iſt der kritiſche, entſcheidende, der Wendepunkt im Leben des Dichters. Entweder erliegt er und geht von da an wirklich „zum Orkus hinab", fällt für immer der Vergeſſenheit anheim, oder — er iſt noch da, immer noch da, wie oft man ihn auch „todt gemacht". Lieblinge der wechſelnden Tagesmode mögen auch in dieſem letzteren Falle ihn einigermaßen in den Hintergrund gedrängt haben — ſeine Werke mögen etwas weniger gekauft, etwas weniger geleſen werden; aber er bleibt gekannt, genannt, geachtet, und die Achtung für ihn, ſtatt zu ſchwinden, befeſtigt ſich ganz im ſtillen immer mehr. In manchen Kreiſen mag er wirklich faſt „verſchollen" ſein; aber daß er es im großen und ganzen weniger iſt als je, weiß ſchließlich er ſelbſt am beſten, da er im Mittelpunkte der von ihm ausgehenden Wirkungen ſteht, und die Fäden der Gegenwirkung, in Sympathie und Antipathie, von überall her in ſeiner Dichterklauſe zuſammenlaufen. Schnöde beurtheilt von den Mächten der Tagespreſſe, ſieht er von eben dieſen ſich mit ausgeſuchter Höflichkeit behandelt, wenn man etwas von ihm braucht. Und indem ſo ſelbſt Diejenigen, die ihn gering ſchätzen, mit dem Gewicht ſeines Namens rechnen, beweiſen ſie wenigſtens, daß er nicht todt, daß er trotz alledem da, noch immer da iſt — unter den Wenigen, welche die „Kriſis" überdauert haben.

Für mich war dieſe „Kriſis" ungefähr in die Mitte der ſiebziger Jahre gefallen. Vermuthlich hatte man gefunden, daß ich „überſchätzt" wurde. Welcher Dichter wird nicht von Einigen überſchätzt? welchem gegenüber äußert ſich der Beifall nicht manchmal überſchwenglicher, als ihm ſelber lieb und bequem ſein kann? Schwärmerei, wenn auch ehrlich gemeint, giebt immer den Kälteren ein Aergerniß. Eine ſolche „Ueberſchätzung" glaubt man dann am beſten durch Unterſchätzung auszugleichen. Mit Unrecht; denn ſo gewiß der Pendel, der nach einer Seite hin aus ſeiner Gleichgewichtslage gebracht iſt, immer wieder eben ſo weit nach der andern Seite darüber hinausgehen wird, ſo würde ein Dichtername immer zwiſchen Ueberſchätzung und Unterſchätzung hin und herpendeln müſſen, wenn man die eine durch die andere ausgleichen wollte.

Dem Verdammungsurtheil der öſterreichiſchen Blätter über „Aſpaſia" hatten ein paar außeröſterreichiſche ſich angeſchloſſen; zwei norddeutſche Zeitſchriften hatten ihre Spalten abfälligen Recenſionen deſſelben Wiener

Kritikers geliehen, der in allen drei Bänden des Werkes nicht einen guten Gedanken gefunden hatte. Daneben wurden jedoch Stimmen im entgegengeſetzten Sinne laut, Stimmen, welche mindeſtens ebenſoviel Gewicht beanſpruchen durften, wie jene anderen. Levin Schücking z. B. ſchrieb eingehend und in hohem Maße anerkennend über das Werk in der „Allgemeinen Zeitung". Die günſtigen Stimmen mehrten ſich; hatten in „Aſpaſia" Manche weniger als einen Roman gefunden, ſo war ſie jetzt Vielen mehr als ein ſolcher: ein „Epos in Proſa". Die Stimmung des Publikums ſelbſt war eine günſtige für das Werk. Keine andere meiner Dichtungen, „Ahasver in Rom" nicht ausgenommen, hat mir ſo viele zuſtimmende und beifällige Kundgebungen unmittelbar aus den Kreiſen der Leſewelt eingetragen, als eben dieſe, und bis heute werde ich in Zuſchriften, die mich ehren wollen, am häufigſten als „Dichter der Aſpaſia" angeſprochen. Auf Rechnung des vielbeſpöttelten Intereſſes der „Bildungsphiliſter" für antiquariſche Romane iſt dieſer Umſtand ſchwerlich zu ſetzen, da insbeſondere die Frauenwelt ſich für das Werk erwärmte, und dieſer doch kaum das Antiquariſche ſonderlich am Herzen liegt. Das Buch iſt bisher dreimal in ſtarken Auflagen neu gedruckt worden, das letztemal in einer mit ſehr geſchmackvollen Illuſtrationen geſchmückten Ausgabe. Als gute Vorbedeutung erſchien mir der Antheil, der ſich im Auslande für das Werk kundgab. Von Ueberſetzungen ſind mir bekannt geworden: zwei holländiſche, die eine von J. C. van Deventer (Harlem

1876), die andere von W. F. P. Enclaar (Deventer 1876); eine däniſche von O. Borchſenius (Kopenhagen 1879); eine engliſche von Max J. Safford (New York 1882). Eine neugriechiſche Ueberſetzung von Alexander Chadzi Konſtas erſchien 1888 zu Athen, und ich geſtehe, daß mit dieſer Ueberſetzung mir ein beſonderer geheimer Herzenswunſch erfüllt worden iſt. Proben einer italieniſchen Ueberſetzung, welche im Feuilleton eines italieniſchen Blattes veröffentlicht werden ſollten, wurden mir zur Begutachtung überſendet, und ein Pariſer Wochenblatt erkundigte ſich bei mir nach den Bedingungen, unter welchen der Abdruck einer franzöſiſchen Ueberſetzung meines Romans geſtattet wäre. In beiden Fällen habe ich, mit Hinweiſung darauf, daß „Aſpaſia“ eben kein Feuilleton-Roman ſei, die Veröffentlichung widerrathen, und man iſt in der That davon abgeſtanden.

In Holland äußerte ſich das Intereſſe für die „Aſpaſia“ in beſonders lebhafter Weiſe. Sehr eingehende Erörterungen wurden in Zeitſchriften und Broſchüren dem Werke gewidmet. Einer auf meine Dichtungen bezüglichen Broſchüre, welche ſchon vor längerer Zeit erſchienen war: Robert Hamerling, door B. Tidemand (Hoorn, 1870), reihten jetzt zwei andere unter gleichem Titel ſich an: die eine von A. G. van Hamel (Haarlem 1876), die andere von Chantepie de la Souſſaye. In mancherlei Zuſchriften aus den Kreiſen des holländiſchen Publikums machte ſich ein ganz eigenthümlicher, ſehr anmuthender Ton naiver Herzlichkeit bemerkbar, der mir eine rege

Sympathie für die holländiſche Nation einflößte, und ich bedaure ſehr, daß ich den an mich ergangenen Einladungen, Land und Leute dieſes germaniſchen Bruderſtammes aus perſönlicher Anſchauung kennen zu lernen, niemals Folge zu leiſten in der Lage war.

Leider hat der warme Antheil Hollands für deutſche Literatur auch eine ungemüthliche Seite. Wie die „Aſpaſia“ nicht blos zweimal ins Holländiſche überſetzt, ſondern überdies, und zwar noch im Jahre ihres Erſcheinens, bei Ter Gunne in Deventer einfach nachgedruckt worden war (1876), ſo veranſtaltete nun der Buchhändler Campagne in Tiel einen Nachdruck meiner ſämmtlichen Werke mit Ausſchluß der „Aſpaſia“ in zwei Bänden (1876), und einen zweiten Nachdruck dieſer Art lieferte die Firma van der Endt & Zoon in Maasſluis (1878). Ich habe den Campagne'ſchen Nachdruck auch ſchon im Lagerkatalog eines deutſchen Antiquarbuchhändlers verzeichnet gefunden! Es herrſchen alſo auf dem Gebiete des Buchhandels hie und da noch immer merkwürdige Begriffe in Betreff des literariſchen Eigenthums. Weiß dafür das mächtige Deutſche Reich noch keinen Rath?

Im Jahre 1877 gelangte A. v. Goldſchmidt's Kompoſition meiner „Sieben Todſünden“ im Wiener Hofoperntheater zur Aufführung. In Berlin hatte dieſe Kompoſition eine geradezu begeiſterte Aufnahme gefunden; in Wien war der äußere Erfolg ebenfalls ein günſtiger, aber von der Kritik wurde der Komponiſt, als Wagnerianer und geborner Oeſterreicher, hart mitgenommen. Was meine Dichtung betrifft, ſo war dieſelbe, als ſie 1872 zuerſt in Druck erſchien, auch von Wiener Blättern günſtig beurtheilt worden. Jetzt aber hieß es: Mitgefangen, mitgehangen! und ein Wiener Wochenblatt fragte ernſtlich, ob denn das k. k. Hofoperntheater da ſei für Leute wie A. v. Goldſchmidt und Robert Hamerling?

Am 25. Mai 1879 hatte ich das Hinſcheiden meines achtzigjährigen Vaters zu beklagen, der ſeit zwei Jahrzehnten einen Theil meiner Hausgenoſſenſchaft gebildet und die Muße ſeines Alters meiſtentheils zur Anfertigung von feinen, zierlichen Holzſtiftarbeiten, in Form von Bilderrahmen, Kreuzen, Kandelabern u. dgl. verwendet hatte. Vieles davon bildet noch heute davon einen Theil meines Hausgeräths, anderes erhielt ſich in den Händen befreundeter Perſonen, denen es als gelegentliche Spende zugewendet worden. Einiges davon wurde nach dem Tode des Verfertigers dem Grazer Landesmuſeum, auf Wunſch und Anſuchen des Vorſtandes, überlaſſen.

Der 24. März 1880 brachte den Abſchluß eines halben Jahrhunderts meines irdiſchen Daſeins.

Schon fünfzig Jahre? War's denn möglich? ich fühlte mich noch ſo jung — hatte noch ſo wenig erlebt! Von dem Schuldbrief, den ich auf das Leben in Händen hatte, war bisher ſo blutwenig eingelöſt! —

Uebrigens machte bei Annäherung meines fünfzigſten Geburtstages außer dem Angſtmotiv des Altſeins oder Altwerdens noch ein anderes ſich geltend. Ein paar Jahre vorher war der fünfzigſte Geburtstag Scheffel's in Deutſchland feſtlich begangen worden. Nun, eine Anzahl von Freunden und „Verehrern“ hatte ich am Ende auch, und es war zu befürchten, daß dieſe auf den Gedanken verfallen könnten, auch mir meinen fünfzigſten Geburtstag mehr oder wenig öffentlich feiern helfen zu wollen. Da ich aber, wohl wiſſend, wie dergleichen „gemacht“ wird, kein Verlangen darnach trug, wohl aber eine aufrichtige Scheu davor hatte, meine Gegner durch eine nach der Schablone in Scene geſetzte Hamerling-Feier geärgert zu ſehen, ſo meinte ich, es wäre das Beſte, mich zunächſt des Stillſchweigens der Journale zu verſichern. Ich richtete an die größeren Wiener Blätter ein vertrauliches Schreiben, mit der motivirten Bitte, gütigſt keiner Erwähnung meines herannahenden fünfzigſten Geburtstages in ihren Spalten Raum zu geben. Die „Neue Freie Preſſe“ machte ſich den Spaß, mein Schreiben im Blatte abzudrucken, mit der Ueberſchrift: „Furcht vor der Freude!“ — Bezugnehmend auf dies Schreiben in der „Neuen Freien Preſſe,“ gab mir ein Grazer Lokal-Wochenblatt, „der Steirerſeppl“ betitelt, die Verſicherung, ich brauche keine Sorge zu haben, die Grazer würden zur Feier meines fünfzigſten Geburtstages nicht beleuchten, keinen Fackelzug in Scene ſetzen u. dgl. Dieſe Verſicherung beruhigte mich einigermaßen. Als aber der 24. März gekommen war, da brachte nichtsdeſtoweniger der Briefträger einige Briefe und der Telegraphenbote einige Telegramme, welche ſich auf den Geburtstag bezogen, darunter einen poetiſchen Glückwunſch, in welchem ich fernher von einem mir unbekannten begeiſterten Jüngling mit „Verehrter Greis!“ angeredet wurde.

„Verehrter Greis!“ — Ich erblaßte — nein, ergilbte! eine Gänſehaut — nein, eine Mumienhaut überlief mich — eine fahle, derbe, lederne, altägyptiſche Mumienhaut! — Vergebens ſuchte ich mich mit dem Gedanken zu tröſten, daß beſagte Anrede des Jünglings vielleicht weniger beweiſe, wie alt ich, als wie jung er ſei!

Unter den Briefen war auch einer von Frauenhand. Er kam aus Prag. Es war ein ſchöner, inhaltreicher Brief, der mir das Gefühl dem Dichter gebührender ewiger Jugend wieder zurückgab. Andere Briefe von derſelben Hand folgten dieſem erſten, und die Reihe derſelben, abwechſelnd mit meinen Erwiderungen, iſt bis zum heutigen Tage nicht abgeſchloſſen.

Ich hatte dem Leſer früher von perſönlichen Annäherungen ideal geſtimmter, poeſiebegeiſterter Frauen zu berichten. Seit Jahren aber war ich jedem perſönlichen Verkehr dieſer Art aus beſtimmten Gründen mit Entſchiedenheit ausgewichen. Ich habe nur noch von brieflichen Annäherungen ein paar, eigenthümlicher und denkwürdiger Art, herauszuheben.

Warum ich aber von dergleichen überhaupt Bericht erſtatte? wird man fragen. Liegt nicht eine Art von Prahlerei darin? — Ich ſpreche und berichte von ſolchen Vorkommniſſen, weil es mir — zum zehntenmal ſei es geſagt — bei dieſer Lebensſchilderung darauf ankommt, die Thatſachen feſtzuſtellen. Ich bin nicht eitel, nicht einmal ſo eitel, daß ich um jeden Preis für nicht eitel gehalten werden will. Wer mich für eitel halten will, der thue es in Gottes Namen.

Was ſollte aus dieſer armen Lebensgeſchichte werden, wenn ich das Bischen von wirklich Denkwürdigem, das ich erlebte, auch noch aus kleinlichen Rückſichten verſchweigen wollte?

Freilich, es liegt in der Geſchichte ſolcher Annäherungen, mit welchen die Geſchichte meines literariſchen Strebens und Schaffens untermiſcht iſt, etwas ſo Einförmiges, daß ich an der Langeweile des Leſers nicht im geringſten zweifeln kann. Aber es iſt des Schickſals Schuld und nicht die meine, daß mein Leben ſich ſo wenig abwechslungsreich geſtaltete. Ach, mein lieber Leſer, glaube mir, es iſt noch weit unangenehmer und langweiliger, eine einförmige Lebensgeſchichte zu erleben, als zu leſen!

Die der Reihenfolge nach erſte der beiden brieflichen Bekanntſchaften, von welchen ich zu erzählen habe, iſt von der Art, daß ein Biograph, der ſeine Leſer unterhalten wollte, etwas daraus machen könnte.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1878, als ich aus weiter Ferne von einer jungen Frau, der Gattin eines begabten und nicht unbekannten, damals gleichfalls noch jungen Dichters, ein Schreiben erhielt, in welchem ſich eine ſchwärmeriſche Sympathie für meine Dichtungen in origineller Weiſe kundgab. Ich dankte höflich und harmlos und hielt damit die Sache für abgethan. Da aber weitere Briefe der jungen Frau eintrafen, welche denſelben ſchwärmeriſchen Charakter trugen, und ich dachte, daß es bei einem jungen Gatten, der ſelbſt Poet, Mißverſtändniſſe hervorrufen könnte, ſeine Gattin für die Poeſien eines Andern übermäßig ſchwärmen zu ſehen, ſo ſuchte ich in einer Erwiderung die Ueberſchwänglichkeit der jungen Dame auf ein beſonnenes Maß herabzuſtimmen, und als dies nichts fruchtete, hielt ich es für gerathen, die weiteren Zuſchriften gänzlich unerwidert zu laſſen. Daß die junge Dame fortfuhr, zu ſchreiben, obgleich ich ſie gebeten, davon abzuſtehen, konnte ich nicht hindern; ich hatte meine Pflicht gethan. Nach längerer Zeit überraſchte mich ein Schreiben ihres Gatten, aus welchem hervorging, daß er über mein Verhalten ſeiner Frau gegenüber nicht aufgeklärt war, insbeſondere nicht wußte oder nicht glaubte, daß ich die Briefe derſelben längſt mit keiner Zeile mehr erwiderte. Ich gab ihm hierüber ſofort bündigen und unzweideutigen Aufſchluß. Als aber die junge Frau auch jetzt noch, um all das unbekümmert, den romantiſchen Melodien und Phantaſien ihrer Seele brieflichen freien Lauf ließ, ſchrieb ich nochmals an ihren Gatten, um ſie durch dieſen bitten zu laſſen, ihre Zuſchriften nicht fortzuſetzen, und jetzt erſt gelang es, die ſeelenvolle, aber unter den obwaltenden Umſtänden auf mich peinlich wirkende Stimme aus der Ferne zum Schweigen zu bringen. Es war ein eigenthümlicher kleiner Roman, der da zwiſchen drei Perſonen unter romantiſchen Nebenumſtänden ſich abſpielte, deſſen Hergang ich aber hier nur im allgemeinen Umriß ſo weit feſtgeſtellt habe, als nöthig ſchien, mich gegen mögliche Entſtellungen des wirklichen Sachverhalts zu ſchützen. In meinen Händen blieb der Schatz von Briefen zurück, welchem ich den oberſten Rang unter den Merkwürdigkeiten der Korreſpondenz anweiſen muß, die ſich während einer dreißigjährigen Schriftſtellerlaufbahn bei mir angeſammelt hat. Nachläſſig hingeworfen, aber genial, verkörpern dieſe Briefe den zarteſten, duftigſten Idealismus eines Weibes in naiv-realiſtiſchen, ich möchte faſt ſagen draſtiſchen Formen des Ausdrucks. Stellenweiſe berühren ſie mich, was Stil, Satzfügung und Redewendungen betrifft, wie altgriechiſche, etwa platoniſche Proſa, nachläſſig ins Deutſche überſetzt.

Dieſer weiblichen Charaktergeſtalt, deren weſentlicher Zug in einer naiven, kindlich-rückſichtsloſen Hingabe an ihr ideales Empfinden beſtand, trat nun als intereſſantes Gegenſtück die Geſtalt jener Frau gegenüber, welche ihren brieflichen Verkehr mit mir bei Gelegenheit meines fünfzigjährigen Geburtstages eröffnete. Auch ſie iſt ideal geſtimmt, faſt bis zum Uebermaß, dabei aber ein Muſterbild weiblichen Taktes und weiblicher Beſonnenheit; fein gebildet, ſelbſt in der Philoſophie bewandert, poetiſch begabt, vor allem aber mit dem vortrefflichſten Herzen ausgeſtattet, verſtand ſie es, die Bande einer Freundſchaft zu weben, auf welche auch eine ängſtliche, gewitzigte Natur, wie die meinige, unbedenklich eingehen konnte und durfte, und die deshalb wohl auch Beſtand haben wird für den Reſt meines Lebens. Als ein Zufall ſie an der Seite ihres Gatten nach Graz führte, verzichtete ich auf das Vergnügen, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, weil ich der Meinung bin, daß ein Mann und eine Frau, welche einem aus der Ferne geführten Briefwechſel die volle Unbefangenheit wahren wollen, einander perſönlich fremd und unbekannt bleiben müſſen.

Vielleicht wird der Leſer nach all dem, was ich bisher von Annäherungen poeſiebegeiſterter Frauen zu erzählen hatte, mit einiger Verwunderung fragen: ob denn neben ſo vielen weiblichen Weſen, die ſich beeiferten, Lorbeer um meine Stirn zu flechten, ſich niemals eines gefunden, welches bereit geweſen wäre, Roſen auf meinen Lebenspfad zu ſtreuen? Mit anderen Worten: ob denn niemals die Liebe in mein Leben eingegriffen und ihren Segen über mich ergoſſen

— die Liebe, nach der ich doch als Menſch und Dichter ein doppelt lebhaftes Verlangen in der Bruſt tragen mußte? Es iſt vielleicht das beſchämendſte Geſtändniß, das ein Menſch von ſich machen kann, daß er ungeliebt durch's Leben gegangen; aber ich ſtehe nicht an, es zu machen. Man hatte mir allerdings eine Zeitlang den holden Schein der Liebe vorgegaukelt; aber wie es mir bei ihr zuletzt erging, erinnert ſich der aufmerkſame Leſer vielleicht. „Willſt Du geliebt ſein, ſo ſei liebenswürdig!" ſagt Ovid. Es ſcheint alſo, daß man ſelbſt die Schuld trägt, wenn man ohne den Segen der Liebe ſeine irdiſche Laufbahn wandelt. Indeſſen, es giebt doch Verhältniſſe, Umſtände, welche die Strenge dieſer Regel und das Beſchämende jenes Geſtändniſſes einigermaßen mildern können.

Ich glaube, daß ich einen ſolchen, in beſonderen Verhältniſſen und Umſtänden liegenden Milderungsgrund auch für mich geltend zu machen in der Lage bin.

Wie ich ſchon einmal angedeutet, bildete der Haushalt, den ich mit meinen beiden betagten Eltern führte, die Sphäre, von welcher aus und nach welcher ich meine Stellung zur übrigen Welt zu regeln hatte. Der Schwerpunkt dieſes kleinen Kreiſes hätte ſich ohne die unheilvollſten Kämpfe und Wirrniſſe nicht verrücken laſſen. Es konnte mir alſo nicht einfallen, zu ſuchen, was, wenn ich es gefunden hätte, ein nutzloſer Fund geweſen wäre.

Aber einmal ſchien — ich ſage ſchien — das Schickſal dieſen Umſtänden zum Trotz für mich Rath ſchaffen zu wollen. Ich muß davon Erwähnung thun, um, nachdem ich einmal auf dieſen Gegenſtand zu ſprechen gekommen, der Wahrheit nach allen Seiten hin die Ehre zu geben.

Es fand ſich im Laufe der Jahre ein weibliches Weſen, das nicht blos dem Dichter, ſondern auch dem Menſchen aus wahrer Herzensneigung ſich annähern zu können glaubte und das Anerbieten ſeines Herzens mit der Erklärung begleitete, die Forderung einer Verrückung des Schwerpunktes meiner bisherigen äußeren Exiſtenz nicht ſtellen zu wollen. Das weibliche Weſen, von welchem dies großmüthige briefliche

Anerbieten ausging — eine perſönliche Begegnung hat *niemals* ſtattgefunden, obgleich wir den Wohnort gemeinſam hatten — war ein unabhängiges, heiteres, liebenswürdiges, in voller friſcher Reife ſtehendes, von griechiſchem Lebensgeiſte angehauchtes Geſchöpf, das wohl geeignet geweſen wäre, das Leben eines geiſtigen Kämpfers und Ringers zu erhellen und zu verſchönern.

Aber — ich ſelbſt hatte nunmehr die Höhe des männlichen Alters erreicht, jene Höhe, von welcher jeder Schritt weiter nur mehr *abwärts* führt, jene Höhe, auf welcher ich mich als „Verehrter Greis“ anſingen laſſen mußte! Mein Haar war gebleicht, Krankheit und trübe Erfahrungen hatten ihr Siegel meinen Zügen eingedrückt. Es iſt nicht Jedermanns Sache, ſich in einem Verkehr behaglich zu fühlen, in welchem er ſich nicht bewußt iſt, *wenigſtens* ebenſoviel zu geben als zu empfangen. Und von all dem abgeſehen — wäre es nicht allzudreiſt geweſen, auf die Herzensneigung eines weiblichen Weſens zu bauen, das den Gegenſtand dieſer Neigung nur aus Bildern und vom „Sehen auf der Straße“ kannte? Eine Neigung dieſer Art hätte ſich erſt *erproben* müſſen in näherem Verkehr, aber ein Liebesverkehr „auf Probe“ iſt eine ſo bedenkliche Sache, daß höchſt ſelten oder nie Jemand auf einen ſolchen eingeht, und im gegenwärtigen Falle ließen ihn ſchon die Umſtände nicht zu. Unerprobt alſo, folglich zweifelhaft, und von keiner thatſächlichen Folge für mich begleitet, kann dieſe Neigung und die Geſchichte dieſes Anerbietens die Gültigkeit des oben gemachten Geſtändniſſes nicht verringern.

Das Schickſal iſt nie grauſamer, als wenn es dem Schmachtenden, dem gegenüber es immer gekargt, plötzlich mehr bietet, als er annehmen kann und darf. —

Im Frühjahr 1880 erſchien meine Komödie „Lord Lucifer“ (Hamburg, Richter, 1880), die bereits im Herbſte 1878 vollendet worden war. In Wien wurde diesmal dem neueſten Kinde meiner Muſe nicht durch Recenſionen, ſondern durch einen öffentlichen Vortrag eines dortigen Schriftſtellers das Genick gebrochen. Auch mit dieſem Werke hatte ich nicht Gewöhnliches angeſtrebt, hatte von einer tieferen Anlage, von eigenthümlichen und bedeutſamen Erfindungen mir eine größere Wirkung verſprochen, als ſie von unſeren Salonluſtſpielen gewöhnlicher Sorte auszugehen pflegt. Aber das Stück wurde fälſchlich als neue Variation des alten abgedroſchenen Themas der Bekehrung eines Peſſimiſten durch die Liebe aufgefaßt. Lord Lucifer iſt gar kein Peſſimiſt, er iſt vor allem Idealiſt und ihm gegenüber ſteht eine Idealiſtin, Angelica. Jener macht ſeinem Idealismus in Sarkasmen Luft gegen eine Wirklichkeit, in deren Schlinge er zuletzt doch ſelber fällt, und Angelica wird gerade durch ihren naiven Idealismus auf Abwege geführt. Der moderne Menſch klagt alle Tage: Die Welt iſt erbärmlich, das Leben ein Elend. Ich dachte nun: wenn der Menſch, ſtatt über das Elend der Welt zu jammern, den Blick ein bischen in ſich ſelber kehren wollte, ſo würde er finden, daß vor allem er ſelbſt ein ziemlich ſchwaches, armſeliges Geſchöpf iſt, und dies ſogar auch dann, wenn er ſich durch „Idealismus" über die übrige Menſchheit erhaben glaubt. Ich leitete den Peſſimismus vom Naturgebiet, wo er ganz unfruchtbar iſt, auf das ſittliche Gebiet hin, wo er ſich gar wohl fruchtbar erweiſen könnte.

Eine junge, reizende Malerin führte ich vor, Optimiſtin und Idealiſtin, die ſich aber in den nächſten beſten ſchönen Strolch verliebt, bloß weil er ausſieht wie ein junger Apollo. Und da iſt ein Lord, der ſie, nachdem ſie ihn verſchmäht, weil ihr der Sarkaſtiſche zu wenig ideal erſchien, durch dieſen ſchönen Strolch ad absurdum geführt hat, und der ſich über ſie erhaben dünkt, bis er ſich durch Liebe an dieſes Weib gefeſſelt fühlt, das er in ſeiner Schwäche entlarvt hat. Nicht alſo durch die Liebe an und für ſich wird er „bekehrt", ſondern durch die Einſicht ſeiner Schwäche, und nachdem ſeine Bekehrerin durch die gleiche Einſicht bekehrt und vom Lord aus Todesgefahr gerettet worden, ſtehen ſich die Beiden, urſprünglich edel und nun auch durch Einſicht geläutert, für einen Seelen- und Herzensbund gereift gegenüber. Aber nicht um dieſes Paar allein handelt es ſich in dieſem Stücke; die ganze, peſſimiſtiſch angekränkelte moderne Geſellſchaft iſt in charakteriſtiſchen Vertretern um dasſelbe gruppirt. Wie peinlich mußte es mir ſein, daß man in alledem nichts weiter fand, als die übliche „Bekehrung eines Peſſimiſten durch die Liebe!"

Indeſſen rühmte man dem Stücke doch Geiſt und eine phantaſiereiche Erfindung nach und warf es nicht mit den dramatiſchen Verſuchen zuſammen, welche unſere hervorragenden deutſchen Lyriker und Epiker manchesmal ſo nebenbei liefern. Man glaubte es als eine eigenthümliche, ſinnreiche und mit künſtleriſchem Ernſt durchgeführte Arbeit anerkennen zu müſſen. Damit mußte ich mich nun auch diesmal zufrieden geben und mich darüber tröſten, daß auch jetzt die deutſchen Bühnenleiter es unterließen, meine ängſtliche Scheu vor den „weltbedeutenden Brettern“ aus eigenem Antrieb zu beſchwichtigen.

Im Herbſte 1881 verſuchte ich das alte, klaſſiſch-romantiſche Märchen von Amor und Pſyche, vielleicht das ſchönſte, poeſievollſte und ſinnigſte, das es giebt, neu zu geſtalten. So oft auch dies Märchen in der Weltliteratur behandelt worden, es fehlte doch an einer, den modernen Anforderungen entſprechenden deutſchen Bearbeitung. Das Werk erſchien im nächſten Jahre in einer geſchmackvoll ausgeſtatteten Prachtausgabe, illuſtrirt von Paul Thumann, bei dem kunſtſinnigen und thätigen Verleger Adolf Titze in Leipzig. Es wurde ſo günſtig aufgenommen, daß mir zur Vertheidigung desſelben nichts zu ſagen bleibt. Freilich fühlte ich mich manchmal ein wenig betroffen, wenn ich die „ſchöne Einfachheit“ dieſer meiner Dichtung rühmen hörte. Meine Schilderung der Liebesinſel die Wanderung Pſyche's durch die Unterwelt — die Himmelfahrt des Liebespaares — Partien, welche zuſammen mehr als die Hälfte des Ganzen bilden — glänzen die wirklich durch Einfachheit? Ich glaubte da doch das Regiſter meiner höchſten und vollſten Töne gezogen zu haben.

Die Bilder Thumann's erſchienen Manchem nicht altgriechiſch genug. Ich danke dem Himmel, daß ſie edel-ſchön, daß ſie wahrhaft ideal ſind. Thumann verſteht, was von den Malern der Gegenwart faſt Keiner mehr verſteht: ein wirklich edles, wirklich ideales, und doch nicht ſchablonenhaftes Menſchengeſicht zu zeichnen. Die kleinaſiatiſche Fabel von Amor und Pſyche iſt von Haus aus nicht dazu angethan, in der dichteriſchen wie in der künſtleriſchen Ausführung einen ſtreng-griechiſchen Charakter zur Schau zu tragen. Hat etwa Rafael, der ja ebenfalls das Märchen mit entzückenden Bildern illuſtrirte, ſich darum gekümmert, ob ſeine Geſtalten von antem alt-griechiſchen Schnitte ſind? Hätte Thumann ſeine Formgebung nach dem Muſter des Parthenonfrieſes modeln ſollen? Er hat ſich, wie geſagt, gleich Rafael begnügt, wahrhaft edle, ideale, und doch lebensvolle, nicht ſchablonenhafte Geſtalten zu zeichnen.

Eine einfache Buchausgabe der Dichtung erſchien, der Uebereinkunft gemäß, drei Jahre ſpäter im Verlage von J. F. Richter in Hamburg (1886).

Eine holländiſche Ueberſetzung derſelben lieferte P. A. M. Boele van Hensbroek (Rotterdam, 1884).

Das Jahr 1883 brachte ein Vorkommniß, das für mich eine Ueberraſchung von gemiſchter Wirkung bildete. Nicht in meinem Geburtsort Kirchberg am Walde ſelbſt, aber in dem benachbarten Schrems, auf dem ſogenannten Vereinsberge, von welchem aus man, wenn ich nicht irre, die Ausſicht nach meinem Geburtsorte hat, wurde meine Büſte aufgeſtellt und am 27. Juli bei Gelegenheit eines Vereinsfeſtes des „Waldviertler Sängergaues“ enthüllt. Ohne perſönlichen oder brieflichen Verkehr mit der Heimat, erhielt ich von dieſem Vorhaben erſt wenige Tage vor der Ausführung Kenntniß durch eine Zeitungsnotiz. Das Unpaſſende, mich bei Lebzeiten in ſolcher Weiſe zu ehren, lag klar zu Tage, aber es ließ ſich von meiner Seite nichts mehr dagegen thun. Die Sache nahm ihren Verlauf und die Folgen davon blieben nicht aus. Ein außeröſterreichiſches Blatt übernahm es diesmal, den hämiſchen Bemerkungen, zu welchen der Fall allerdings herausforderte, Ausdruck zu geben, kam aber, über den wahren Sachverhalt belehrt, in höflicher Weiſe von ſeiner Auffaſſung, inſoferne ſie falſch war, zurück. Handelte es ſich doch nicht um ein Denkmal, das mir als im Namen der „Nation“ geſetzt gelten ſollte, ſondern um ein Bild, das Landsgenoſſen meiner eigenen Heimat zu ihrem Vergnügen und zum Gedächtniß des weit entfernt lebenden, wohl auch für immer fern bleibenden heimiſchen Dichters bei ſich aufrichteten. Wie ich ſpäter nach manchen vergeblichen Bemühungen auf Umwegen erfuhr, war die Anregung und hauptſächlichſte Förderung des Unternehmens von Herrn Karl Fiſſelthaler, Poſtmeiſter in Schrems, ausgegangen, den ich viele Jahre vorher, auf meiner letzten Heimatreiſe, als jugendlichen Techniker einmal flüchtig geſehen und geſprochen, und von dem ich ſeither nichts weiter vernommen hatte.

Ich liebe meine engere Heimat, wie ich es in den Verſen ausgeſprochen, mit welchen ich das Begrüßungs-Telegramm am Tage der Enthüllung jener Büſte erwiderte und die nun auch, dem Vernehmen nach, unterhalb der Büſte in den Sockel eingegraben ſind:

„Brudergruß euch, Landsgenoſſen,
Gruß dir, theure Heimaterde!
Wie mein Bild du trägſt, ſo trag' ich
Deines in mein Herz geſchloſſen!“

Es hat ſich gerade aus dem Umſtande, daß ich meiner Heimat längſt ein perſönlich Fremder geworden, daß meine Verwandten dort ausgeſtorben und alle perſönlichen Beziehungen erloſchen ſind, ein Verhältniß herausgebildet, das deshalb nur um ſo ideeller, ſchöner und reiner iſt. Wir Söhne des niederöſterreichiſchen Waldviertels haben ein ſtarkes, und — wie ich bei anderer Gelegenheit einmal auseinanderſetzen werde — nicht unbegründetes Heimatsgefühl, und die Landsmannſchaft iſt für uns kein leerer Name. Könnte ich dem Leſer das kürzlich an mich gelangte Schriftſtück einer Körperſchaft des Waldviertels vorlegen, ſo würde er zugeben, daß man Grund hat, eine Heimat zu lieben, welche für einen ihrer Söhne einen ſo rührenden, von jeder Alltagsphraſe entfernten, echten Herzenston der Anrede findet.

Während die Entwürfe zweier Hauptwerke, auf welche ich bald zu ſprechen kommen werde, allmählich in mir weiter gediehen, glaubte ich auch, daß es an der Zeit ſei, nach zwei Seiten hin eine Epoche meiner literariſchen Thätigkeit abzuſchließen und die Ernte derſelben dem Publikum geſammelt darzubieten. So entſtanden: eine Auswahl meiner in Zeitſchriften zerſtreuten Skizzen, Gedenkblätter und Studien unter dem Titel „Proſa“, eine Sammlung meiner neueren, ſeit 1868 entſtandenen Gedichte, betitelt „Blätter im Winde“, und, zur Ergänzung der „Proſa“, eine kleine Sammlung meiner aus verſchiedenen Zeiten ſtammenden Ueberſetzungen aus der poetiſchen und Proſaliteratur des modernen Italiens: „Heſperiſche Früchte“.

Die „Proſa“ (zunächſt nur die Hälfte des zur Veröffentlichung Ausgewählten) erſchien zweibändig im Frühjahr 1884 (Hamburg, Richter). Aufſätze aus der Zeit von 1855 bis 1883, aus drei Jahrzehnten alſo, waren hier vereinigt. Ihr Stil konnte nicht anders als verſchiedenartig, der Epoche ihrer Entſtehung und der jeweiligen Altersreife ihres Autors entſprechend ſein. In vielen derſelben erſcheint er noch etwas ſtark poetiſch angehaucht. Auf dieſen Vorwurf machte ich mich gefaßt. Ich war daher überraſcht, als nach Erſcheinen des Buches ein öſterreichiſcher Schriftſteller in einem Berliner Blatte über dieſe geſammte Proſa ſich kurzweg dahin äußerte, ſie zeige mich „in Schlafrock und Pantoffeln, mit der Tabakspfeife im Munde“, und verrathe den Poeten nicht. Wie? Sollten Aufſätze, wie „Trieſter Promenaden“, „Trieſter Karneval“, „Bei fremden Menſchen und Göttern“, „Dante“, „Ballgeſpräche“, „Erinnerungen an Venedig“, „Sommernachtabenteuer“, „Die

Nacht der Weihe“ u. a. der Aufmerkſamkeit des Kritikers ganz entgangen ſein? Vielleicht hatte er in dem Buche geblättert und war zufällig auf Proſa von mehr — proſaiſcher Art geſtoßen. Aber auch auf Philiſterhaftes, Alltägliches? auf etwas, das wirklich an Schlafrock, Pantoffeln und Tabakspfeife gemahnen kann? Das möchte ich doch bezweifeln. Ueberraſcht war ich unter anderm auch von der Bemerkung eines Wiener Kritikers, daß Gelegenheitsartikel in meiner „Proſa“, wie der über Dante, nicht einmal dem Tageszwecke hätten genügen können. Denn eben dieſer Artikel wurde ſonſt immer zu dem Beſten gerechnet, was ich in Proſa geſchrieben, und daß er nicht einmal gut genug geweſen für den Tageszweck, kann ich nicht glauben, da er bei ſeiner Veröffentlichung zur Dantefeier 1865 einen ſo großen Eindruck auf das Publikum machte, daß mir ein italieniſcher Gelehrter nach Leſung desſelben mit Thränen der Rührung in den Augen dafür dankte.

Ich habe dieſe beiden kritiſchen Aeußerungen nur beiſpielsweiſe angeführt als Proben der bis zum Befremdlichen gehenden Schärfe, mit welcher auch die „Proſa“ anfangs von manchen Seiten beurtheilt wurde. Den Stimmen dieſer Art traten freilich bald glimpflichere gegenüber. Aber in einem Punkte verſahen es doch faſt ſämmtliche Beurtheiler, die günſtigen ſowohl als die mißgünſtigen; es entging ihnen, daß dieſe Proſa-Arbeiten „Feuilletons“ gewöhnlicher Art nicht waren und nicht ſein wollten. Findet ſich doch kaum eine darunter, die ihren Gegenſtand nicht tiefer zu erfaſſen ſuchte, als das Zeitungsfeuilleton in der Regel thut, ihn nicht wenigſtens in ein poetiſcheres Licht rückte, oder ihm von einer neuen Seite beizukommen verſuchte. Man ſehe ſich doch Aufſätze wie etwa „Ueber das Glück" oder „Die Kunſt zu ſchenken", etwas näher an. „Ballgeſpräche" von der Art der in der „Proſa" mitgetheilten dürften kaum jemals geführt, geſchrieben, gedruckt worden ſein. Ein Ausſtellungsbericht wie der „Bei fremden Menſchen und Göttern" überſchriebene dürfte ebenfalls zu den Seltenheiten „unter dem Strich" gehören. Selbſt Herzensergießungen wie die in Sachen der Mutterſprache dürften doch wenigſtens durch ihre humoriſtiſche Form über die Schlafrocks-, Pantoffel- und Tabakspfeifenproſa hinausgehoben ſein. Daß ich irgendwo in einen geradezu pedantiſch-lehrhaften, langweilig trocknen Ton verfallen ſei, kann ich nicht glauben, bis man mir eine in dieſem Tone gehaltene Seite der „Proſa" wirklich nachweiſt. Jedenfalls bringt dieſe Proſaſammlung einen beſtimmten literariſchen Charakter, eine beſtimmte Weltanſchauung zum Ausdruck, ergänzt das Bild des Dichters und des Menſchen. Es ſind nicht Aufſätze, die ich ſo nebenbei, an der Feder kauend, ſchrieb, weil ich dergleichen ſchreiben wollte oder mußte, ſondern die ich ſchrieb und veröffentlichte, weil ich etwas zu ſagen hatte und dies Geſagte in weiteren Kreiſen beherzigt wünſchte. Was ihre künſtleriſche Form betrifft, ſo laſſe man ſich nicht beirren durch die Urtheilsſprüche, welche zwiſchen dem „zu leicht" und dem „zu ſchwer" in wunderlicher Weiſe hin und her geſchwankt haben, halte ſich an das Ganze, nicht an Einzelnes, und betrachte dieſe Proſaſtücke als Leiſtungen, welche dem Publikum mit gleichem Eifer und gleicher Gewiſſenhaftigkeit wie meine Dichtungen dargeboten wurden.

Faſt gleichzeitig mit der „Proſa" erſchienen die „Heſperiſchen Früchte" als Beſtandtheil der „Salonbibliothek" von K. Prochaska in Teſchen. Das Büchlein zeigt, wie der moderne literariſche Realismus ſich im Lande der Heſperiden geſtaltet. Es verdankt ſein Entſtehen dem lebhaften Wunſche, den Genuß, den ich ſelbſt an dieſer leckeren Koſt hatte, mit ſo vielen meiner Landsleute als möglich zu theilen.

Die im November 1886 ausgegebene neue lyriſche Sammlung „Blätter im Winde" (Hamburg, Richter, 1887) enthält nicht, wie faſt allgemein in den Beſprechungen angenommen wurde, meine ſeit dem Erſcheinen von „Sinnen und Minnen" (1859) entſtandenen Gedichte, denn die von da bis 1867 entſtandenen haben in die zweite, um die Hälfte vermehrte Auflage jener erſten Sammlung Aufnahme gefunden. Nichtsdeſtoweniger umfaſſen die „Blätter im Winde" ein bedeutendes Stück Leben. Des lebensgeſchichtlichen Fadens halber, der die Reihe dieſer Gedichte, wenn auch nur loſe, verknüpft, habe ich bei ihrer Anordnung im ganzen mich an die Zeitfolge ihrer Entſtehung gehalten. Es ſind lyriſche Merkzeichen nicht blos meines innern und innerſten Lebens, das ſich zum Theil nur in dieſer idealen Form verrathen durfte, ſondern auch meiner Beziehungen und Stellungnahme zu den Kämpfen und Ereigniſſen der Zeit.

Die deutſche Lyrik und Epik iſt, buchhändleriſch betrachtet, neueſtens faſt ganz Weihnachtswaare geworden. Da poetiſche Bücher in Deutſchland hauptſächlich zu Weihnachten gekauft werden, ſtattet man ſie feſtlich aus, und da ſie feſtlich ausgeſtattet, folglich theuer ſind, kauft man ſie nur zu Weihnachten. Sie erſcheinen alle kurz vor Weihnachten, finden ſich alle auf den Büchertiſchen der Recenſenten zuſammen, und wollen alle noch vor dem Weihnachtsabend von ihnen nicht gerade geleſen — das wäre kaum möglich — aber dem Publikum empfohlen ſein.

Ich habe niemals aus den Blättern ſo recht erfahren können, welchen Eindruck meine neue lyriſche Sammlung gemacht hat. Die öſterreichiſche Preſſe, wenigſtens die der Reſidenz, ſchwieg darüber faſt gänzlich, und in auswärtigen Blättern fand ich meiſt eben nur Weihnachtsrecenſionen, welche beſagten, daß viel Schönes in dem Buche enthalten ſei — ein Urtheil, mit welchem man nichts riskirte, denn ein Band Gedichte von einem nicht ganz verächtlichen Autor wird doch immer einiges Gute enthalten. Schade, daß ſich die wirkſamſten und bedeutendſten Stücke meiner neuen Sammlung gegen das Ende des Bandes hin zuſammendrängen, ich hatte geglaubt, daß ſie vor allem bemerkt werden müßten; aber es liegt in der Natur der Sache, daß bei eiliger Durchſicht eines Buches die letzten Bogen ſchon einem gewiſſen Zuſtande der Ermüdung und Abſtumpfung zum Opfer fallen. Unter den wenigen Beſprechungen, welche dennoch mit warmer Hingebung auf die

„Blätter im Winde“ eingingen, war ein Feuilleton von Julius Hart in der „Frankfurter Zeitung“ durch feine Bemerkungen beſonders ausgezeichnet.

Man entſchuldige, daß ich bei meinen Werken immer auch Einiges von ihrer Aufnahme und Beurtheilung miterwähne. Es ſcheint mir dies zur Sache zu gehören, und wenn ich mich dabei in manchen Fällen ein wenig vertheidige, ſo dürfte auch dies natürlich und verzeihlich ſein.

Jene beiden Hauptwerke, welche, wie ich früher andeutete, mich ſchon ſeit geraumer Zeit beſchäftigten, waren das Epos „Homunculus“ und das philoſophiſche Proſawerk, deſſen Titel ich einſtweilen nicht verrathen will. Für letzteres haben nun ſchon ſeit zwei Jahrzehnten Aufzeichnungen als Bauſteine eines beſtimmten Syſtems ſich angeſammelt. Aber es war faſt ſelbſtverſtändlich, daß das poetiſche Werk früher zum Abſchluß kam. Schon im Jahre 1883 hatte ich dem „Dichterbuch aus Oeſterreich“ von K. E. Franzos den erſten Geſang als Probe überlaſſen können. Sie erregte ein ſo allgemeines und lebhaftes Intereſſe, daß ich nicht zweifeln konnte, eine glückliche Idee ergriffen und die Fährte einer ungewöhnlichen Wirkung eingeſchlagen zu haben. Bruchſtücke aus dem ſiebenten Geſange brachte das Oktoberheft des „Heimgarten“ von 1884.

Im Herbſte 1886 nahm ich den ſeit langem fertigen, in allen Theilen wohlerwogenen Entwurf entſchieden in Angriff, und am 24. November desſelben Jahres hatte ich die Beruhigung, ein Werk, auf welches ich alle meine Geiſteskräfte vereinigt hatte, und in welchem ich, offen geſtanden, das Beſte und Höchſte meines reifen Alters zu geben gedachte, im Manuſkript vollendet vor mir liegen zu ſehen.

Aber einer Gepflogenheit folgend, die ich bei allen meinen Werken der letzteren Zeit eingehalten, ließ ich auch bei dieſem die Veröffentlichung keine übereilte ſein, und erſt im folgenden Jahre kam das Werk, vielfach verbeſſert und gefeilt, unter die Preſſe.

Bei keinem meiner andern Werke habe ich ſo wie beim „Homunculus“ die Einſicht gewonnen, in welch geringem Maße eigentlich die Geſtaltung eines dichteriſchen Planes von den bewußten Abſichten und Entſchließungen des Autors abhängig iſt, welche unbewußt zwingende Gewalt in der einmal ergriffenen Hauptgeſtalt oder Grundanſchauung für ihn liegt.

Die Geſtalt des Homunculus hatte ſich meiner Phantaſie bemächtigt. Ein rein materiell konſtruiertes Lebeweſen, das ein höheres ſeeliſches Empfinden nicht einmal ererbt haben konnte, denn es hatte ja keine Vorfahren, keine natürliche Abſtammung! Das Bild dieſer Phantaſiegeſtalt entwickelte ſich in meiner Anſchauung allgemach bis zum Uebermenſchlichen, an welches ſich grandioſe Schickſale knüpften, welche dem Dichter ein verlockendes Thema boten. Es war zunächſt die poetiſche Aufgabe, die mich anzog.

Aber der Homunkel, als epiſcher Held, in Beziehung geſetzt zum Leben und Treiben der Welt, mußte das Verwandte um ſich gruppiren, als Mittelpunkt, Vertreter und Prophet eines ſeelenloſen Homunculismus. Das eröffnete weite Ausblicke in Welt und Zeit, nach allen Richtungen: der politiſchen, ſozialen, literariſchen, wiſſenſchaftlichen u. ſ. f. Ein weibliches Seitenſtück dem Homunkel zuzugeſellen, lag faſt unabweisbar nahe, und dafür bot die Sage in der gleichfalls von Natur ſeelenloſen Nixe die unvergleichlich paſſendſte Geſtalt. Bedeutende, eben herrſchende Strömungen des Tages in den Kreis der Dichtung zur Ergänzung des Weltbildes miteinzubeziehen, war gleichfalls kaum zu vermeiden. Und daß hernach, wenn einmal der Umriß des Ganzen gegeben war, mancher nebenſächliche Scherz, manche gelegentliche ironiſche Gloſſe ſich arabeskenartig miteinwob, war im Intereſſe der humoriſtiſchen Wirkung des Ganzen nicht zu verſchmähen.

Welt und Zeit mußten alſo ſatiriſch beleuchtet werden.

Zum Satiriker fehlte mir im Grunde etwas Weſentliches: die perſönliche Rückſichtsloſigkeit, und ich wußte anfangs nicht, wie ich ohne perſönliche Satire bei Bewältigung einer ſo großen Aufgabe auslangen ſollte. Ich behalf mich indeſſen ohne ſie. Zwar wußte ich, daß allgemein gehaltene Satire Vielen „zu wenig luſtig" erſcheint. Aber wenn ich dem Teufel gegenüber meinem Buche ſelbſt prophezeite: „Lachen wird es Keinen machen u. ſ. w.", ſo war dies einer jener koketten Scherze falſcher Beſcheidenheit, mit welchen ein Autor den Leſer manchmal neckt, und die nicht ernſter zu nehmen ſind, als die Aeußerungen koketter Frauen, welche von ihrem „Alter" oder von ihrer „Häßlichkeit" ſprechen, blos um galanten Widerſpruch zu erfahren. Thatſächlich bildete ich, offen geſtanden, insgeheim mir ein, die ganze

Welt werde am Morgen nach Erſcheinen des „Homunculus“ mir lachend entgegenkommen und die Frage jenes Herzogs an den Dichter des „Raſenden Roland“: „Meiſter Ludwig, wo habt Ihr nur all das tolle Zeug hergenommen?“ mir gegenüber erneuern. Wirklich dankten mir Einige für die „heiteren Stunden“, die ich ihnen bereitet; aber im allgemeinen kam es anders. Wie? Das habe ich kürzlich in Verſen zu ſchildern geſucht.

Still hinlebt der Poet, abſeits vom Lärm
Und Streit des Tags, und keinen Feind zu haben
Iſt, wenn auch nicht ſein Stolz, doch ſeine Luſt.
Er ſieht, er hört, wie bitter ſich befehden
Die Menſchen Tag für Tag, mit Lüge ſich
Begeifern, mit Verleumdung Tag für Tag.
Wie wär's, denkt er, vom Treiben angewidert,
Wenn dieſen Allen einmal, ſtatt der Schmähung,
Der blinden, blöden, d'ran ihr Ohr gewöhnt,
Maßvoll, parteilos Einer im Gewande
Der Dichtung, in phantaſtiſch-neck'ſchem Spiel
Darböte ihr gemeſſnes Theil von Wahrheit?

Und er verſucht's. Er giebt dem Taumellärm
Des Tags, zur Melodie gedämpft, ein Echo,
Und weiſt der Welt, der Zeit ein Spiegelbild,
Ein ſchalkhaft grinſendes Hohlſpiegelbild,
In deſſ' groteskem Schauſpiel ſich *erkennen*
Die Wirklichkeit, doch auch *belächeln* mag.
Da ſchlägt ein wild Gezeter an ſein Ohr,
Er ſieht der Freunde Züge grimmverzerrt,
Die ſeinem Herzen fremd, ſie werfen ſich
Ihm an die Bruſt; Hohnrufe gellen rings,
Man bückt nach Steinen ſich, und Rache wetzt
Geheim die Klingen.

„Was hab' ich gethan?“
Fragt der Poet erſtaunt. „Weh mir, ich merke,
Gedämpft nicht, nein, verſtärkt haſt du, o Muſe,
Mein Wort zu hallendem Poſaunenton!
Wo ich zu ſäuſeln glaubte, hat's gedonnert,
Und meine luſtig praſſelnde Rakete,
Sie ging als Feuerregen zündend nieder.
Traun, eine Stimme hat aus mir geſprochen,
Die lauter als die meine, und ein Geiſt,
Der ſtärker als der meine . . .

Am Chriſttage des Jahres 1887 brachte die Wiener „Deutſche Zeitung“ einen Artikel, in welchem „Homunculus“ als ein Gedicht bezeichnet war, das „an ſatiriſcher Kraft, Tiefſinn und Genialität ſo ziemlich alles überragt, was ſeit Jahren auf dem deutſchen Büchermarkte erſchien“. Dann folgten lange Auszüge, namentlich aus dem „Neuen Israel“.

Gegen dieſen Chriſttag-Artikel der „Deutſchen Zeitung“ ſpielte das erſte Blatt der Monarchie, die „Neue Freie Preſſe“ als Vertreterin der öſterreichiſchen Tagespreſſe, einen gewaltigen Trumpf am Neujahrstag aus, mit einem Feuilleton ihres bekannten „Wiener Spaziergängers“ Daniel Spitzer. Herr Spitzer iſt ein ſehr witziger Kopf und feiner Stiliſt. Sein Homunculus-Artikel enthielt, wie alle ſeine Feuilletons, zwei gute Witze, über welche ich — unparteiiſcher als er — mit Vergnügen gelacht habe. Aber als Kritiker benimmt ſich Herr Spitzer noch ein bischen unbeholfen, ein bischen zu offen und zu ehrlich. Er begann ſeinen Artikel mit Andeutungen der Schwierigkeit, einen Band von 300 Seiten — zwiſchen Weihnachten und Neujahr! — durchzuleſen, als ob man ein Buch geleſen haben müßte, um es zu recenſiren! Dann gab er den Inhalt des „Homunkels" ziemlich ernſthaft und richtig an und ſchloß mit den Worten, er fürchte parteiiſch zu ſein, denn „man langweile ſich ſo angenehm bei dem mißlungenen Werke eines Gegners". Eine geiſtreiche, fein zugeſpitzte Bemerkung; aber man vermißt darin den Takt des geriebenen, zielbewußten Kritikers. Muß man durchaus „heruntergemacht" werden, ſo iſt nichts angenehmer, als von einem offenen „Gegner" heruntergemacht zu werden, denn einem ſolchen glaubt das Publikum kein Wort. Um den „Homunkel" umzubringen, hätte Herr Spitzer es ganz anders anfangen müſſen. Er hätte ungefähr ſchreiben müſſen: „Nichtsnutzige Burſche, welche nicht werth ſind, unſerm gefeierten Hamerling die Schuhriemen aufzulöſen, haben ſich über ſein neueſtes Werk mit ſchmählichen Angriffen herzufallen erdreiſtet. Allerdings iſt dieſer „Homunculus" ein ſchwarzgalliges, weitſchweifiges, witzloſes und mit vielen Gebrechen behaftetes Produkt. Aber es bleibt doch eine achtunggebietende Leiſtung des berühmten Poeten, die wir der Leſewelt warm empfehlen" . . .

Es folgten Recenſionen — mißgünſtige, günſtige, warmbegeiſterte — aber in allen widerhallte derſelbe Aufſchrei über die maßloſe Schärfe der Satire im „Homunculus". Manche benahmen ſich wie von der Tarantel geſtochen.

Hat meine Dichtung wirklich im allgemeinen dieſen Eindruck gemacht, ſo muß ich es mir gefallen laſſen und die Folgen davon tragen. Aber daß meine Satire aus einem verbitterten, ſchwarzgalligen, von wildem „Menſchenhaß“ — ſelbſt dieſes ſtarke Wort iſt gefallen! — erfüllten Gemüthe ſtammt, kann nur eine befangene oder maßlos oberflächliche Auffaſſung meines Werkes behaupten. Ein Dichter, der die große Satire gegen die „Weltverneiner“ im neunten Geſange des „Homunculus“ geſchrieben — ein Dichter, der mit Eldo's und Dora's Liebe den erlöſenden Lichtſtrahl in ſein Weltbild fallen ließ — ein Dichter, der die Verſe im letzten Geſange ſchrieb, die vor den Augen des weltdurchſchweifenden Homunkels den Erdſtern in der Verklärung immer wieder ſiegreicher Lebensſchönheit und Lebensfreudigkeit aufleuchten laſſen — ein ſolcher Dichter beſitzt unmöglich ein Gemüth, in welchem trübſelige Verworrenheit, Verbitterung und wilder Menſchenhaß lodern. Der Sarkasmus, deſſen ich mächtig bin, und den die Erfahrungen meines Lebens nicht abgeſtumpft, iſt der Sarkasmus eines Idealiſten, der aus einem warmen Herzen ſtammt, der Sarkasmus meines „Lord Lucifer“. Und in der Mehrzahl der Fälle iſt es gewiß nur die unbewußte, unwillkürliche Energie des poetiſchen Ausdrucks, der Hyperbeln einer Dichterphantaſie, was man für Bitterkeit und Maßloſigkeit des Satirikers genommen hat.

Bis zum Drolligen ſteigert ſich die Ungerechtigkeit der Vorausſetzung, wenn man ſogar auch den Grund meiner Verbitterung entdeckt zu haben glaubt, und zwar — im nicht befriedigten Ehrgeiz des Dichters:

in eingebildeter Vernachläſſigung und Zurückſetzung. Es kam ſo weit, daß ſelbſt Solche, die ſich den Anſchein gaben, ſehr viel auf mich zu halten, verrannt in jene Idee, mir mein Unrecht in Ausdrücken zu Gemüthe zu führen ſuchten, die nicht ſchmeichelhafter und verbindlicher lauten konnten; ſo der Autor einer Berliner Beſprechung, wenn er ſagt: „Hamerling gehört noch heute nicht nur zu den gelobteſten, ſondern auch zu den geleſenſten und gekaufteſten der deutſchen Dichter. Wie viele der von ihm gegeißelten (?) Modedichter wären froh, ſo beachtet und geachtet, ſo verſchlungen und bewundert zu werden, wie es Hamerling noch heute wird, und, fügen wir hinzu, wie er es hoffentlich immer ſein wird.“ — Ein Anderer ging ſo weit, die „Literariſche Walpurgisnacht“, in welcher ich, wie er ſagte, gegen meine literariſchen Nebenbuhler in wildem Groll mich austobe (!), als den Kern des Ganzen zu betrachten, an den alles Uebrige nur ſo nebenbei angeſchoſſen. Ach, dieſe literariſche Walpurgisnacht! Sie iſt die zahmſte und gutmüthigſte Literaturſatire, die je geſchrieben worden! Selbſt dort, wo einmal ausnahmsweiſe eine Richtung in etwas ſchärferer Tonart charakteriſirt wird — wie der Aufzug der „Zwittergeſtalten“ — iſt die Schilderung ſo gehalten, daß nicht Einer ſein Spiegelbild darin zu erblicken genöthigt iſt.

Ich ſollte in eingebildeter Zurückſetzung fremde Erfolge beneiden? Aufrichtig geſagt, ich weiß ſo gut als Einer, daß es ſeit Scheffel's Tod auf dem deutſchen Parnaß wenig oder nichts zu beneiden giebt.

Die Größten, ein Jordan, ein Hermann Lingg, ragen immer einſamer und verlaſſener in ihrer Höhe empor; die eigentlichen Modepoeten des Tages, ein Paul Heyſe, ein Dahn, ein Wolff, ein Ebers, ſind bei der Kritik keineswegs auf Roſen gebettet. Sollte ich Herrn Karl Bleibtreu und die „Jüngſtdeutſchen“ beneiden? Ach, die ſind vorläufig ſelbſt noch auf den Neid angewieſen! —

Ich ſchätze meine Mitſtrebenden, habe keinem ernſtlich weh gethan, und noch weniger Unrecht. Einen einzigen Schriftſteller habe ich ein wenig perſiflirt, Herrn Fritz Mauthner. (Daß ich Herrn Spitzer unter die „beißendſten der Spötter“ gezählt, wird doch weder er ſelbſt, noch ſonſt wer in der Welt für eine Perſiflage und Beleidigung nehmen?) Warum ich juſt mit Herrn Fritz Mauthner eine Ausnahme gemacht? Nicht weil er mich gehäſſig und ſpöttiſch angegriffen; Andere haben ſich noch gehäſſiger als er gegen mich benommen. Sondern weil er in ſeinen Parodien eine Art Satire vertritt, die das Gegentheil der meinigen iſt, und die ich entſchieden verdamme. Seine Parodien ſind ſehr witzig, aber zum Theil, wie z. B. die auf Bodenſtedt und mich bezüglichen, giftige Pasquille. Auch das hätte mich vielleicht nicht veranlaßt, ihn namentlich zu perſifliren, hätte er mich nicht vor einigen Jahren gelegentlich wiſſen laſſen, man könne ſich's nur wünſchen, perſiflirt zu werden, denn es ſei „doch auch Reklame“.

Aber die Recenſenten — die ſollen ſo ganz beſonders übel bei mir wegkommen! Nun, im „Homunkel“ durfte eine literariſche Satire, und in dieſer durften die Recenſenten nicht fehlen. Swift nannte die Recenſenten gehörnte Eſel, Goethe Hunde, Grillparzer noch etwas Schlimmeres, Jean Paul neckte ſich beſtändig mit ihnen. Lord Byron ſchrieb ein langes Pasquill auf ſeine Kritiker, Hebbel fertigte den namhafteſten Kritiker und Literarhiſtoriker ſeiner Zeit, Julian Schmidt, öffentlich als „äſthetiſchen Kannegießer“ ab. Lieber Leſer, thu' mir den Gefallen, behalte ein bischen kaltes Blut und vergleiche mit den boshaften und gehäſſigen Auslaſſungen dieſer Männer die maßvollen und zahmen Scherze, die ich mir gegen die Recenſenten erlaube. Merke einen Augenblick nicht blos darauf, daß ich etwas ſage, ſondern was ich ſage und wie ich es ſage! —

Als ein Ausbund ſatiriſcher Schärfe ſcheint Manchem der ſiebente Geſang, „die Affenſchule“, zu gelten. Sie ſcheinen zu glauben, daß ich dieſes Kapitel nur geſchrieben, um Menſchen mit Affen zu vergleichen. Aber dies ganze ſiebente Kapitel iſt nur ein einziger ſatiriſcher Hieb gegen den Wahn des Homunculismus, Bildung allein vermöge alles, könne demnach wohl auch aus einem Affen einen echten, vollwichtigen Menſchen machen. Dagegen beweiſe ich, daß „Affenthum, ſummirt mit Bildung“ — ohne gleichmäßig entwickelte Seele — noch immer kein echtes Menſchenthum geben würde, und laſſe das ſcheinbar ſiegreiche „Satyrvolk“ dem ſcheinbar unterlegenen Menſchenvolke gegenüber zuletzt doch klägliches Fiasko machen, indem die edlen „Sylvane“ von der niedrigſten

Menſchenſorte, wilden Indianern, kurzweg wieder als Affen entlarvt und mit Stöcken todtgeſchlagen werden! — Daß vorher, wenn einmal ein Affentreiben und ein Affenreich zu ſchildern war, kleine Scherze und Parallelen auf Koſten des Menſchen nicht von der Hand gewieſen wurden, war natürlich. Aber daß ich die Menſchen ſchlechtweg als Affen verſpotten wollte — daß z. B., wenn ich erzähle, ein hochgelehrter Affe habe es ſogar bis zum Rector magnificus gebracht, ich damit ſagen wollte, die Rectores magnifici der Univerſitäten ſeien Affen — eine ſolche Gaſſenjungenſatire hätte man mir nicht zutrauen ſollen! Man hat auch hier wieder das Nebenſächlichſte für die Hauptſache und für das urſprünglich Beabſichtigte genommen.

Kleine Seitenhiebe, die zwar nicht ſtrengſtens durch die Idee des Ganzen gefordert waren, die man ſich aber doch erlaubt, wenn man einmal die Geißel in Händen hat, ſind mir ebenfalls als Herzensbosheit ausgelegt worden. So z. B. ein paar Scherze über den Vegetarianismus. Ich betrachte dieſen keineswegs als ein für alle Menſchen paſſendes Syſtem, glaube vielmehr, daß er in ſeiner Einſeitigkeit Schaden ſtiften kann. Aber wenn ein Vegetarianer gegen uns Fleiſcheſſer einen ſcherzhaften Einfall losläßt, ſo werde ich gerne mitlachen, falls der Einfall gut iſt, und mich dadurch nicht perſönlich verletzt fühlen. Jeder Unbefangene wird zugeben, daß gerade die Verquickung der an ſich berechtigten Begeiſterung für Wagner's gewaltig aufregende Muſik mit dem

Syſtem einerſeits der milden Pflanzenkoſt und andererſeits dem judenverzehrenden Antiſemitismus zu Scherzen herausfordern kann, die ſich der Humoriſt doch nicht deshalb wird verſagen müſſen, weil er in der Zahl der Anhänger jener Syſteme zufällig einen ſehr achtungswürdigen Mann kennt oder gar einen perſönlichen Freund zählt? —

Es gab im Chorus der Ach und Wehe rufenden Beurtheiler des „Homunkels“, welche in dem Werk eine ununterbrochene Reihe von Läſterungen der Menſchheit erblickten, doch auch einige Ausnahmen. Ein Kritiker ſchreibt: „Reizende Epiſoden wechſeln mit tollen, ſchwere wuchtige Satire mit *ſpielender Ironie*, ein ſchillernder *Arabeskenhumor* durchſetzt die Dichtung, die an wunderbar ſchönen Scenen reich iſt u. ſ. f.“ — Dieſer macht doch wenigſtens einen Unterſchied. Noch viel weiter aber ging ein ſehr geſchätzter, feinſinniger Schriftſteller, der ſich brieflich gegen mich vernehmen ließ wie folgt: „Man hat Ihnen vorgeworfen, daß Sie in gewiſſen Partien eine Art perſönlicher Bitterkeit und kleinliches ſatiriſches Detail nicht unterdrückt hätten. „Nun, aufrichtig geſtanden, gerade das Gegentheil halte ich für den Fehler des Gedichts. Ihre Satire iſt *mir* in manchen wichtigen Theilen zu allgemein und ſchonend, nicht Satire genug! In der Schilderung des Börſeſchwindels z. B. fehlen mir gerade die Details — die Darſtellung iſt mir nicht genug realiſtiſch und perſönlich. Dasſelbe gilt von der Behandlung der Preſſe, und einigermaßen ſogar der Juden. *Wenn* ſchon Satire geſchrieben wird, ſoll ſie erbarmungslos ſein! Ihr „Homunculus“ iſt kein harmloſer Scherz, ſondern ein hohes und tiefes Poem, das in der Hauptſache Inhalt und Methode des modernen Lebens richtig erfaßt. Ein ſo ernſtes ſatiriſches Werk darf nicht blos kitzeln, ſondern muß ſchneiden und ſtechen. Am zahmſten erſcheint mir aber die literariſche Walpurgisnacht, unſere literariſche Zerfahrenheit mit ihren protzigen Modethorheiten hätte noch ganz andere Geißelhiebe vertragen. Freilich, man hätte Sie dafür geſteinigt. . . . Ich leugne übrigens nicht, daß Ihre Satire auch Gebiete findet, auf denen ſie ganz ſouverän ſchaltet. Wo ſie ſich in dem Ihnen zuſagenden Maße mit Phantaſie miſchen darf, erhebt ſie ſich bis zum Erhabenen. Eldorado! Der Affenſtaat! Das neue Israel! (zum Theil!) Die Verneinung des Lebens!!! Brauche ich Ihnen das zu ſagen, oder gar Ihnen zu ſchmeicheln?“ —

Der Schreiber dieſes Briefes ſteht vielleicht mit ſeiner Anſicht nicht vereinzelt da im Kreiſe der beſonnenen Leſer des „Homunculus“.

Nicht wenig ſollte meines Erachtens zur Abſtumpfung des unmittelbaren Eindrucks ſatiriſcher Schärfe in meiner Dichtung der Umſtand beitragen, daß der ſatiriſche Stoff aus der platten Alltäglichkeit in das Gebiet des Grotesken und Phantaſtiſchen erhoben iſt. Dies Groteske — Manche nennen es „bizarr“, und meinen dadurch eine Verurtheilung ausgeſprochen zu haben — iſt immer das Lebenselement des Komiſchen höheren Stils geweſen. Man denke an Ariſtophanes, an Rabelais u. ſ. f. Indem es die bunte Wirklichkeit des ſatiriſchen Stoffs in eine poetiſche Form, in eine phantaſtiſche Beleuchtung rückt, kann es auch nicht anders, als das perſönlich Verletzende der Satire mildern. Denn im karrikirenden Hohlſpiegelbilde braucht das Original ſich nicht ſo unmittelbar getroffen zu fühlen. Es liegt alſo gerade in der Groteſk-Manier etwas Befreiendes. Ich geſtehe, daß für mich, als Dichter, ohne dieſe Erhebung des Stoffs in die poetiſche Sphäre, der Verſuch, Welt und Zeit ein bischen „durchzuhecheln“, nicht genug verlockend geweſen wäre. Nein! wahrlich nicht im Traume wäre es mir eingefallen, ein ganzes Buch zu ſchreiben, blos zu dem Zwecke, Hinzens und Kunzens Thorheiten und Schwächen zu „verſpotten“. Verſpotten! mir wird ordentlich übel bei dieſem dummen Wort. Mir ſchwebt dabei immer der Gaſſenjunge vor, der die Zunge herausſtreckt.

Ob der Schwung meiner Phantaſie ins Groteske mich wirklich jemals in leere, wüſte, verſchwommene, unklare Phantaſtereien entführt habe — das iſt eben einer der Punkte, zu deren Entſcheidung ich von dem befangenen, leichtfertigen, pedantiſchen oder gar übelwollenden Leſer an den aufmerkſamen, beſonnenen, vorurtheilsloſen appellire.

Was würden Leute, die den „Homunculus“ zu phantaſtiſch finden, zu dem tollen „Peer Gynt“ des genialen Ibſen ſagen? —

Im allgemeinen iſt die Idee des Homunkels und des Homunculismus ganz gut verſtanden und in den

Beſprechungen meiſt ſogar recht hübſch entwickelt worden; ein Beweis, daß ſie eben nahe liegt und nichts Geheimnißvolles an ſich hat. Mit ihr iſt aber auch das Verſtändniß des Werkes im ganzen und in allen weſentlichen Einzelheiten ſchon gegeben, und es iſt nur eine ſehr fatale Vorausſetzung vieler Leſer und Kritiker, daß in meine Dichtung auch ſonſt noch allerlei „hineingeheimnißt“ ſein müſſe. Im Gegentheil, der Leſer wird um ſo weniger von der Fährte des rechten Verſtändniſſes abirren, je zwangloſer er den einfachen und natürlichen Sinn von allem feſtzuhalten ſucht.

Man war auch hier ſogleich mit dem vielmißbrauchten Worte „allegoriſch“ bei der Hand. Allegoriſch iſt in meinem ganzen Gedichte nur ein einziges Detail: der Drache mit den 36 Schwänzen im vierten Geſange. Alles andere könnte man höchſtens ſymboliſch nennen — ſymboliſch in dem Sinne, in welchem am Ende alles Geſchehen in einer poetiſchen Erzählung ſymboliſch iſt, d. h. Zuſammenhang, Sinn und Bedeutung hat. Der Homunkel und die Nixe ſind allerdings halbmythiſche Geſtalten, wie ſolche die Phantaſie der Völker und der Poeten immer zu ſchaffen ſich erlauben durfte, aber durchaus keine bloßen „Allegorien“ im eigentlichen und richtigen Sinne des Wortes. Laſſe der Leſer ihr Thun und Weſen nur unbefangen auf ſich wirken und glaube nicht, erſt durch Grübeleien ihnen beikommen zu können! Wer die Lurlei nimmt, wie ſie ſich giebt, der ſieht: das iſt das ſeelenloſe Weib als Seitenſtück zum ſeelenloſen Mann. Wer aber grübelt, aus dem Namen Lurlei heraus und ſeiner romantiſchen Vorſtellung von ihr ihre Bedeutung im „Homunkel“ ergründen will, geräth auf Abwege. Möchten doch Diejenigen, die ſich einbilden, daß man ihnen zumuthe, überall geheimnißvolle, allegoriſche Beziehungen herauszufinden, lieber die nächſtliegende und natürlichſte Leſerpflicht erfüllen: den thatſächlichen Zuſammenhang, die Motivirung und Verknüpfung im Auge zu behalten und das, was der Dichter ſelber ausdrücklich zur Orientirung des Leſers ſagt, nicht zu überhören! Aber daran fehlt es oft, und dann iſt's leider manchmal der Leſer, der den Spieß umdreht, und dem Autor den Vorwurf des Sprunghaften, Unzuſammenhängenden macht. Das war auch wieder beim „Homunculus“ der Fall.

Ich wäre doch begierig, zu erfahren, wo ſich wirklich Unzuſammenhängendes, Unmotivirtes, Sprunghaftes im „Homunculus“ nachweiſen ließe. Ueber den Zuſammenhang der erſten vier Geſänge brauche ich kein Wort zu verlieren, ebenſowenig darüber, daß die Literaturſatire, die in dem Buche nicht fehlen durfte, beſſer als in der Form eines Intermezzos ſich unmöglich einreihen konnte. Die Beweggründe, warum nach der Vermählung der Homunkel und die Nixe das Goldland Eldorado aufſuchen, ſind klar genug im Buche angegeben. Daß der dort von Munkel begründete Muſterſtaat ſcheitert, und Munkel ſich überzeugt zu haben glaubt, mit der Menſchheit ſei nichts Rechtes mehr anzufangen, iſt doch wohl ein hinlängliches Motiv für den Entſchluß Munkels, es mit den

Affen zu verſuchen — eine echt homunkuliſtiſche Idee — und nachdem ſeine großen Pläne auch hier kein dauernder Erfolg gekrönt, iſt es doch wohl kein unvermittelter Sprung, daß die eben unter den Menſchen ausbrechende Judenverfolgung ihn veranlaßt, ſich der Menſchheit wieder zuzuwenden und an der Spitze der unterdrückten aber vielverheißenden Raſſe neuerdings als Staatsgründer ſein Glück zu verſuchen. Man könnte höchſtens fragen, ob nicht paſſender die „Affenſchule" auf das „neue Israel" gefolgt wäre? Aber die Kreuzigungsſcene, mit welcher das „neue Israel" ſchließt, und in welcher der Homunkel zum Peſſimiſten, zum bitteren Weltverächter und Weltverneiner wird, führte auf größere und ernſtere Dinge, als die „Affenſchule" geweſen wäre, und es ſchloß ſich an ſie mit Nothwendigkeit die grandioſe Tragikomödie der allgemeinen Weltverneinung im neunten Geſange. Nach dieſer aber und ihrem Fiasko, was blieb meinem Helden Größeres, Würdigeres übrig, als in tiefſter Einſamkeit zum Naturbeherrſcher, zum Magier zu werden und zuletzt als Himmelsſtürmer ein erhaben ſchreckliches Ende ohne Ende zu finden? Man beachte doch die Steigerung, nicht blos in den Schickſalen, ſondern auch in der Entwicklung, im Wollen und Streben des Homunkels! Welch ein Fortſchritt (ohne „Sprung"!) vom jugendlichen Verſedilettanten des zweiten Geſangs bis zum zaubergewaltigen Weltdurchſtürmer des letzten!

Dieſe Entwicklungsfähigkeit des Homunkels, die auch ein menſchliches Intereſſe für ihn gar wohl auf kommen läßt und ſeine Geſtalt über die Bedeutung einer dürren „Allegorie" weit hinaushebt, ſicherte ich mir nur dadurch, daß ich den *eigentlichen* Homunkel, das Alräunchen des *erſten* Geſangs, wieder einſchmelzen und *menſchlicher* geſtalten ließ, indem ich ihm wenigſtens eine natürliche Mutter gab. Lauter Dinge, die in meiner Dichtung nur da ſind, um — *überſehen* zu werden! —

Wie die einzelnen Geſänge, ſo hängt auch innerhalb derſelben alles gar wohl zuſammen, und könnte ich gegen den Vorwurf des Sprunghaften, Zerfahrenen, von Fall zu Fall mich aufklärend vertheidigen, ſo würde derſelbe gar bald ins völlige Nichts ververſchwinden.

Uebrigens — welchen Sinn hat es denn überhaupt, vom Dichter eines komiſchen Epos eine einzelne, einfache, einheitliche Handlung zu verlangen? Macht man es dem „Raſenden Roland", dem „Hudibras", dem Byron'ſchen „Don Juan" u. ſ. w. zum Vorwurf, daß ſie aus einer zwangloſen Reihe von Abenteuern beſtehen? Im „Homunculus" iſt dieſe Reihe keine zwangloſe; der Inhalt der verſchiedenen Geſänge iſt beſtimmt durch die verſchiedenen Sphären, in welchen ſich der Homunkel und das Homunkelthum zu bethätigen hat, die Reihenfolge durch das Geſetz der Entwicklung und der Steigerung. —

Von vielen, ſelbſt wohlwollenden Recenſenten iſt behauptet worden, „Homunculus" ſei eine *ſehr lange*, folglich zu lange epiſche Dichtung in zehn ſehr langen Geſängen. Man ſollte glauben, der Umfang eines

Buches ſei eine auf den erſten Blick zu entſcheidende Sache. Und doch ſind dabei die gröbſten Täuſchungen möglich. „Homunculus“ erſcheint, wie er gedruckt vorliegt, als ein ſtarker, ſtattlicher Band, als ein Buch von beträchtlichem Umfang. Alſo zu lang für ein Werk in gebundener Rede, um zum Leſen zu ermuthigen! — Nun, dieſes „ſehr lange“ Epos iſt thatſächlich in acht Stunden bequem durchzuleſen! Manche haben es in einem Zuge, faſt auf einem Sitze durchgeleſen! — Man halte, was den Umfang betrifft, den „Homunculus“ zuſammen mit der gewöhnlichen Ausgabe des „Trompeters von Säckingen“. Jeder wird behaupten, letzterer ſei gegen jenen ein ſchlankes, handliches Büchlein, das zum Leſen lockt, ein „kurzes“ Epos gegen ein „ſehr langes!“ Sehen wir ein bischen näher zu. Der „Trompeter“ enthält 280 Seiten zu 30 Zeilen, alſo 8400 Verſe beiläufig; „Homunculus“ 320 Seiten zu 28 Zeilen, alſo 8960 Verſe. Somit enthält dieſer nur um etliche hundert Verſe mehr als jener! Die Sprache der Ziffern iſt unwiderleglich!

Der Unterſchied beider Bücher iſt alſo in äußerer Beziehung der, daß das Papier des einen dünn, das des anderen dicker iſt, und daß das eine mehr, das andere weniger Zeilen auf einer Seite hat! Bei der Scheu des Publikums vor dicken Büchern kann man ſich getroſt das Paradoxon erlauben, der „Trompeter von Säckingen“ verdanke ſeinen außerordentlichen Erfolg in Deutſchland dem dünnen Papier, auf welches er gedruckt iſt.

Man wird alſo behaupten können, wenn man will, daß „Homunculus“ langweilig, auf keinen Fall aber, nach obigem, daß er lang ſei.

Die Frage, ob er langweilig ſei, hängt zuſammen mit der, ob er den Leſer lachen zu machen imſtande ſei. Kürzlich kam mir ein Dresdener Blatt zu Geſichte, in welchem von einer dort gehaltenen öffentlichen Vorleſung aus „Homunculus“ berichtet und geſagt wurde, die Vorleſung habe „regen Beifall und oft ſtürmiſche Heiterkeit erweckt“. Ich ſehe nicht, was die „ſtürmiſche Heiterkeit“ anderes bedeuten ſolle, als lautes Lachen. Es giebt alſo Witze im „Homunculus“, über die man lachen kann — und wenn man dies nicht immer wirklich thut, ſo liegt der Grund vielleicht darin, daß die Witze in meiner Dichtung einen ernſten Hintergrund haben — daß es nicht bloſe Späße ſind, bei welchen man lachen, aber nur lachen kann und nichts zu denken hat.

Zum Schluſſe muß ich noch einer Epiſode gedenken, welche ſich an das Erſcheinen des neuen Werkes knüpfte, und welche ich die antiſemitiſche nennen möchte.

Sollte man es glauben, daß von dieſem Werke, das in zehn Geſängen ſo viel tief Einſchneidendes, auf Welt und Zeit Bezügliches, enthält und kaum eine der großen Fragen des Lebens und der Menſchheit unberührt läßt, wenige Seiten herausgegriffen und in weiten Kreiſen zum Gegenſtand eines Lärmens wurden, in welchem man alles andere, was der Dichter ſagte, überhörte oder nur als Nebenſache behandelte? Es iſt ein intereſſantes Zeichen der Zeit, daß man, nachdem man die wenigen Seiten im achten Geſange des „Homunculus“ geleſen, welche das „neue Iſrael“ ſchildern, für nichts anderes in dem Buche mehr Augen und Ohren zu haben ſchien. Die Juden ergrimmten, die Antiſemiten proklamirten mich freudig als einen der Ihrigen.

Ich hatte nicht gewußt, daß man entweder Antiſemit ſein oder die Juden für ein von allem irdiſchen Makel freies, über alle Satire erhabenes Geſchlecht halten müſſe . . .

In meiner Dichtung konnte ich alle Lebenserſcheinungen, Parteirichtungen u. ſ. w. nur von der Seite betrachten und ſchildern, von welcher ſie einen Angriffspunkt für die Satire bieten. Dies that ich den Antiſemiten gegenüber auf den erſten Seiten des achten Geſanges; aber auch den Juden meinte ich gerechter und unparteiiſcher Weiſe ein Gleiches nicht erſparen zu können. Es mußte mir, nachdem ich ſo viel des Homunkelthums in aller Welt gefunden, erlaubt ſein, auch im Judenthume die Elemente aufzuzeigen, durch welche ſie mit jenem in Beziehung ſtehen. Wie ſorgſam ich aber beſtrebt war, in dieſem Punkte nicht zu viel zu ſagen, geht aus der Stelle hervor, wo es heißt, daß die Juden ahnten, der Homunkel ſei

Zwar nicht Blut von ihrem Blute,
Zwar nicht Fleiſch von ihrem Fleiſche,
Zwar nicht Herz von ihrem Herzen,
Aber Geiſt von ihrem Geiſte

Damit war die Verwandtſchaft des Judenthums mit dem Homunkel auf die Verſtandesthätigkeit beſchränkt — Natur und Gemüth waren ausdrücklich davon ausgenommen, was mir, da Herz und Gemüth dem Juden namentlich in Beziehung auf die Bande des Familienlebens nicht abzuſprechen ſind, die Gerechtigkeit zu fordern ſchien. Die ſkeptiſche und kritiſche Geiſtesrichtung des Juden, der zerſetzende Gebrauch, den er von ſeinen Verſtandeskräften oft auf Koſten des Gemüthes macht, ſind ja bekannt genug. Man könnte ſagen, bei dem Deutſchen wirke Verſtand und Gemüth leichter in einer gewiſſen Verſchmelzung, bei dem Juden führen ſie leichter getrennte Wirthſchaft.

Aber ich habe ein neues Judenreich geſchildert und als ſolches ſcheitern laſſen, indem ich zeigte, daß die Juden nur zerſtreut unter die andern Völker gemiſcht, gedeihen! Bin ich der Einzige, der das nicht ſagen darf? Wird es nicht von den Juden ſelber anerkannt und durch Thatſachen bekräftigt? Hat man nicht Beiſpiele von kleinen Judenſtädten, wo man die faſt ausſchließlich israelitiſche Bevölkerung verkümmern ſieht? Läge das Bewußtſein oder wenigſtens der Inſtinkt jener Thatſachen nicht in dem Hebräervolke ſelbſt, warum verbleibt es freiwillig in ſeiner Zerſtreuung durch die Welt? Warum macht es niemals einen Verſuch, etwa in Amerika, oder ſonſt irgendwo, in kompakten Maſſen ſich anzuſiedeln? Warum fühlt es ſo gar kein Bedürfniß einer eigenen Heimat? Scheint es doch faſt, als hätten die Söhne Israels ſchon durch die babyloniſche Gefangenſchaft ſich gewöhnt, nicht bei ſich zu Hauſe zu ſein, und ihren Beruf darin erkannt, als großes Bummlervolk ihre Rolle zu ſpielen in der Geſchichte der Menſchheit.

Ich bin bei meiner Darſtellung der gewaltigen Zeitſtrömung des Antiſemitismus sine ira et studio verfahren, und wenn ein Recenſent des „Homunculus“ „mittelalterlich glühenden Judenhaß“ darin gefunden, ſo beweiſt dies eben nur, wie erſtaunlich, wie ungeheuer, wie entſetzlich groß die Summe deſſen, was auf dieſer krummen Erde möglich iſt! —

Ein bekannter Klub in Wien richtete in wohlmeinender und verbindlicher Weiſe eine Art von Adreſſe an mich, welche mit einer Anerkennung meines ſatiriſchen Epos eine ſchätzbare und lehrreiche Auseinanderſetzung der Grundſätze verband, von welchen eben dieſe Vereinigung in ihren Bemühungen ausgeht.

Ich habe mir erlaubt, dieſe Zuſchrift in einem Schreiben an den Vorſtand des Vereines, wie folgt, zu erwidern:

„Hochwohlgeborener, hochgeehrter Herr! Ihr verehrlicher Verein hat in der brieflichen Kundgebung vom 25. Februar, mit welcher er mich beehrte, von den Punkten abgeſehen, welche meine Privatanſichten von ſeinen Prinzipien trennen mögen, und ſo werde auch ich mit Vergnügen mich auf den Standpunkt der Anſchauungen ſtellen, die wir gemeinſam haben. Ich glaube in der Art, wie ich in das allgemeine ſatiriſche Zeit- und Weltbild meines „Homunculus“ auch das Judenthum miteinbezog, nicht das Lob einer erwähnenswerthen Energie zu verdienen. Ich habe in der kurzen, phantaſtiſch-humoriſtiſchen Schilderung eines neuen Judenreiches das beſcheidenſte Maß deſſen verkörpert, was Niemand leugnet, und was ſelbſt unter den Juden die Einſichtigeren gelegentlich zuzugeben ſich bereit finden laſſen. Und ich behaupte, daß ich von dieſem Wenigen auch in formeller Beziehung einen maßvollen Gebrauch gemacht; es müßte nur ſein, daß man Ausdrücke, wie „jüdiſche Thatkraft“, „jüdiſche Verſtandesſchärfe“ für Schimpfwörter halten und an Scherzen Anſtoß nehmen wollte, wie ſie kein Satiriker ſich verſagen kann, wenn er nicht auf Witz, Humor und komiſche Wirkung ganz und gar verzichten will. Daß der übergreifende Einfluß einer in der Minderheit befindlichen Raſſe innerhalb einer großen Nation etwas Bedenkliches hat, ſchon deshalb, weil er eine Demüthigung für dieſe in ſich ſchließt, bedarf keines Beweiſes; nur das Problem der zweckmäßigſten Abwehr ſcheint mir für einen ſolchen Fall noch keineswegs gelöſt. Wie viel Sie, verehrter Herr, und Ihre Parteigenoſſen mit Ihren Beſtrebungen bisher erreicht oder noch weiterhin zu erreichen hoffen dürfen, werden Sie nach langjährigen Kämpfen nun wohl bald endgültig zu ermeſſen oder zu erproben in der Lage ſein. Mir perſönlich ſcheint, da moderne Raſſenkämpfe ſich doch nur durch geiſtige Ueberlegenheit und poſitive Leiſtungen entſcheiden laſſen, das Nächſtliegende zu ſein, daß wir Alle zuſammen und jeder Einzelne in ſeinem Bereich auf allen Gebieten des geiſtigen und materiellen Lebens die urſprüngliche Tüchtigkeit des deutſchen Stammes in einer Weiſe zu erproben und zu bethätigen ſuchen, daß das Uebergewicht auf unſerer Seite bleiben oder wieder dahin zurückgelangen muß. Möge unter den aufgewendeten Kampfmitteln dieſes, ohne welches alle anderen kaum einen weſentlichen oder dauernden, rechtlich und ſittlich unanfechtbaren Erfolg verſprechen, nicht überſehen oder vernachläſſigt werden. Dem Dichter wird man es verzeihen, wenn er beſonderes Gewicht legt auf das Weſentliche und Dauernde, wie es ja überhaupt ſeine Sache iſt, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß man das Bleibende, Ideelle, Allgemeingültige ungeſtraft in keinem Kampfe ganz aus den Augen verlieren dürfe, weil es außerhalb der Strömung desſelben einen ſicheren, feſten Halt nicht giebt.

Was aber insbeſondere mein neueſtes Werk betrifft, ſo kann ich nur wünſchen, daß es ihm vergönnt ſein möge, nicht blos in den Punkten, in welchen es in das Parteileben und die Fragen des Tages unmittelbar eingreift, ſondern nach allen Seiten hin, ſoweit es die geiſtigen und moraliſchen Intereſſen der Menſchheit berührt, anregend, läuternd und erhebend auf die Zeitgenoſſen zu wirken.

Mit vorzüglicher Hochachtung verharre ich, hochgeehrter Herr, Ihr ergebenſter R. H." —

Vielleicht glauben nun Manche, daß ich innerlichſt von „mittelalterlichem Judenhaß" glühe und nur aus Furcht vor den Juden mich nicht zur Partei der Antiſemiten zu ſchlagen wage. Aber ich fürchte weder die Juden noch die Antiſemiten. Ich fürchte überhaupt ſo eigentlich Niemanden, und wenn einmal irgendwer durchaus in einen friſchen, fröhlichen Kampf mit mir ſich einlaſſen will, ſo werde ich, meinem leiblichen Befinden zum Trotz, mich mit etwas mehr Energie zu vertheidigen wiſſen, als ich in den größtentheils ziemlich harmloſen Neckereien meines „Homunculus“ entwickelt zu haben glaube. Mit Feigheit darf die oben erwähnte Scheu, irgend Jemanden, der mir nichts zuleide gethan, perſönlich zu beleidigen, nicht verwechſelt werden.

Die Aufnahme des „Homunculus“ war im erſten Moment dieſelbe, wie ſie in der Regel auch meinen früheren Werken, insbeſondere der „Aſpaſia“, im erſten Moment des Erſcheinens zu theil geworden. Bedenkliches Kopfſchütteln und lebhafte Angriffe — verbunden mit großartiger Anerkennung meiner *früheren* Leiſtungen, die doch in dem Augenblick, als ſie zu allererſt ans Licht traten, ganz mit demſelben Kopfſchütteln, mit denſelben lebhaften Angriffen empfangen wurden! Das letzte meiner Werke iſt immer das am wenigſten gelungenſte, oder gehört wenigſtens „nicht zu meinen beſten“. Aber auch diesmal hat im Laufe weniger Monate die Zahl angeſehener Blätter, die mit Wärme für das neueſte Werk eintraten, beträchtlich zugenommen. Man fängt an zuzugeben, daß im erſten Moment der Satiriker zu viel, der Poet zu wenig beachtet wurde.

Ein kleiner Erfolg des „Homunculus“ wäre ein großer Mißerfolg. Wer mit mir in den letzten Jahren in perſönliche Berührung kam, der weiß, welches Gewicht ich auf die Vollendung dieſer Arbeit legte. Auch dem aufmerkſamen Leſer wird es nicht zweifelhaft ſein können, daß mich große Abſichten dabei leiteten, daß ich damit meinen bisherigen Erzeugniſſen das im

Entwurf bedeutendſte und eigenthümlichſte anzureihen gedachte. Dem dichteriſchen Wollen muß nun allerdings nicht in jedem einzelnen Falle die That und der Erfolg wirklich entſprechen, aber man wird gut thun, auch das Gegentheil nicht allzu vorſchnell anzunehmen. Was die Ausführung des Werkes, ſeinen Zuſammenhang, die Bedeutung der Einzelheiten betrifft, ſo habe ich mit den hier niedergelegten Bemerkungen zur rechten Auffaſſung und Würdigung vielleicht einiges beigetragen.

Der buchhändleriſche Erfolg des „Homunculus" war bisher der bedeutendſte, der einer meiner Dichtungen zu theil geworden, indem von 5000 gedruckten Exemplaren binnen ſechs Monaten die Hälfte verkauft wurde, was einem Abſatz von zwei bis drei gewöhnlichen Auflagen innerhalb desſelben Zeitraumes gleichkommt.

So war ich denn ſeit meiner Ueberſiedlung nach Graz im Laufe von zwei Jahrzehnten mit dreizehn neuen Werken hervorgetreten: mit der Leopardi-Ueberſetzung, dem König von Sion, Danton und Robespierre, Teut, den Sieben Todſünden, der auf das Doppelte des Umfangs vermehrten zweiten Auflage von Sinnen und Minnen, mit Aſpaſia, Lord Lucifer, Amor und Pſyche, Proſa, den Heſperiſchen Früchten, den Blättern im Winde und Homunculus.

Eine Art von angeborener Treue und Hingabe an die Macht der Gewöhnung hatte mich auch die Verbindung mit der „Trieſter Zeitung" nicht ganz aufgeben laſſen. Ich ſchrieb von Zeit zu Zeit einen

Grazer Brief für das Feuilleton dieſer Zeitung, wobei ich mich aller Buchſtaben des Alphabets der Reihe nach als Chiffern zu bedienen pflegte. Von dieſen Grazer Gedenkblättern dürften namentlich die aus der Zeit des deutſch-franzöſiſchen Krieges nicht ganz ohne einiges bleibende Intereſſe ſein.

Für die dritte Auflage von Meyer's Konverſationslexikon und die ſämmtlichen Nachträge, ſowie für Bornmüller's Schriftſtellerlexikon der Gegenwart lieferte ich die Biographien der italieniſchen Schriftſteller des Jahrhunderts, ſowie die Jahresüberſichten der italieniſchen Literatur.

Als Roſegger ſeinen „Heimgarten“ gründete, verſtand es ſich bei meinen freundſchaftlichen Beziehungen zum Herausgeber von ſelbſt, daß ich dann und wann mich mit einem Beitrage an dem Blatte betheiligte. Es hat Leute gegeben, und giebt deren noch, die ſich's in den Kopf geſetzt haben, daß ich dem Herausgeber ſogar auch ein wenig beim Redigiren helfe. Das iſt eine ungemein naive Vorausſetzung. Nichts ſtand mir, dem Kranken und von eigenen Arbeiten vollauf in Anſpruch Genommenen ſo unendlich fern, als mir eine Betheiligung an fremden Sorgen aufzubürden, etwa gar neben den Einſendungen, mit welchen ich ſelbſt im Uebermaß behelligt wurde, auch noch ſolche anzuſehen, welche dem „Heimgarten“ zugehen. Ebenſowenig iſt es dem Herausgeber des „Heimgarten“ eingefallen, für ein Unternehmen, daß er mit Luſt und Eifer nach den eigenſten Ideen und Abſichten leitet, ſich einen Rathgeber oder Helfer beizugeſellen. Zur

Verbreitung des für Kenner der wirklichen Verhältniſſe geradezu lächerlichen falſchen Gerüchtes hat am meiſten ein gewiſſer Jahrgang von Kürſchner's „Literaturkalender“ beigetragen, in welchem der Herausgeber, nachdem ich ihm als ein „Hauptmitarbeiter“ des „Heimgarten“ genannt worden war, mißverſtändlich mich als „Mitredacteur“ deſſelben bezeichnete. Ich verwahrte mich dagegen öffentlich in einem Eingeſendet der „Neuen Freien Preſſe“; aber erſt kürzlich bat mich ein junger Menſch, ich möchte ihm auf ſein Schreiben Antwort geben im — „Briefkaſten“ des „Heimgarten“!

Es iſt nun an der Zeit, nachdem ich von meiner Dichterarbeit überſichtlichen Bericht gegeben, ein Wort auch von einer anderen Richtung meiner Thätigkeit zu ſagen: von meiner Denkarbeit, meinen philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Studien. Um das Jahr 1870 nahmen die Ergebniſſe dieſer von früher Jugend an betriebenen Studien zuerſt eine feſte Geſtalt an und der Plan eines größeren Proſawerks, in welchem dieſelben niedergelegt werden ſollten, trat in beſtimmten Umriſſen hervor. Gegenwärtig liegt das Werk zwar nicht vollendet, aber doch in ſolchem Umfange und in allen Theilen ſo weit gediehen vor, daß das, was ich anſtrebte und was ich ſagen wollte, wenn auch in abgeriſſener Form, klar genug daraus ſich würde erſehen laſſen. Auf eine dichteriſch gefärbte Popularphiloſophie darf man ſich bei dieſem Buche nicht gefaßt machen. Wie der „Homunculus“ zu einer poetiſchen Kritik der modernen Geſittung wurde, ſo dürfte ſich das Proſawerk ausgeſtalten zum Verſuch einer Kritik der modernen Erkenntniß. Iſt mir eine Lebensfriſt von ein bis zwei Jahren noch gegönnt, ſo wird das Werk in durchgängiger Vollendung der Oeffentlichkeit übergeben werden können.

Ich habe ſchon bei der Skizzirung meines Jugendlebens Erwähnung gethan von einem gewiſſen, früh in mir lebendig gewordenen Drange nach „Univerſalität“, nach Allſeitigkeit der geiſtigen Richtungen und Beſtrebungen. Mein Trachten war nicht das verrufene „aus allem etwas“; es war kein ſprunghaftes Naſchen hier und dort an Einzelnem; vielmehr war es mir immer um das Erfaſſen des Hauptſächlichen zu thun, des Allgemeinen, der Ganzheit. Das Fragmentariſche, Lückenhafte, Willkürliche oder rein Zufällige des Schauens, Erkennens und Genießens im weiten Lebens- und Weltbereich war mir wider die Natur. Auch das bloſe Gelüſt, mein Gedächtniß mit dem Verſchiedenſten vollzuſtopfen, war niemals maßgebend für mich; davor bewahrte mich zunächſt ſchon eine leidige Schwäche des Gedächtniſſes. Ich rechnete darauf, daß in den Geiſt übergehen würde, was das Gedächtniß nicht behielt.

Von demſelben Triebe dürften auch meine Sammlungen Zeugniß geben, die Art, wie ich da mit geringen Mitteln und in meiſt beſcheidenem Maßſtabe immer etwas Abgerundetes, Ganzes oder wenigſtens die Ganzheit Vertretendes in guter Ordnung herzuſtellen bemüht war. So vereinigte ich im Laufe der Jahre eine Münzſammlung, faſt nur aus Kupfer-

und kleineren Silberſtücken beſtehend, aber einen wohlgeordneten Ueberblick über das in dieſem Fache Bedeutſame und Charakteriſtiſche der Zeiten und Völker gewährend. Desgleichen eine *Mineralienſammlung*, nicht reich an theuren Prunkſtücken und ſeltenen Arten, aber eine faſt lückenloſe Ueberſchau des Kennenswertheſten. Ferner eine große *Photographienſammlung*, Abbilder der Werke aller hervorragenden Meiſter ſämmtlicher Schulen: eine Sammlung, wie ſie ſo leicht nicht wieder vereinigt getroffen werden dürfte. Einem ähnlichen Bedürfniß entſprechend, hatte ſich im Laufe der Zeit die *Klaviermuſik* der bedeutenderen Meiſter in meinem Muſikalienſchranke faſt vollſtändig zuſammengefunden. Ich gehörte nicht zu den Genügſamen, welche an etlichen Sonaten von Beethoven, an einigen Stücken von Bach, Chopin, Schumann jahrelang knuſpern, meine Neugier, *alles*, was die Beſten geſchrieben, bis auf die letzte Notenzeile kennen zu lernen — lieber unvollkommen, als gar nicht — war zu groß, meine Genußgier in künſtleriſchen Dingen überhaupt „neroniſch“.

Von Büchern haben ſich im Laufe meines Lebens nunmehr gegen 4000 Bände bei mir angehäuft — auch ſie kein bunter Wuſt, ſondern eine gewählte Geſellſchaft von Vertretern aller Literaturen und Wiſſenszweige.

Und das alles wurde mit geringen Koſten, zum Theil ſogar fabelhaft billig in Benützung günſtiger Gelegenheiten erworben. Es mag dafür im ganzen nicht mehr in Baarem aufgegangen ſein, als ein leidenſchaftlicher Raucher während eines ebenſo langen Lebens durch ſeine Nüſtern hindurch in Rauch aufgeben läßt.

Ich habe hiermit einen Ueberblick gegeben über meine literariſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in der Grazer Epoche. Auf meine „intimeren“ menſchlichen Schickſale und Erlebniſſe während dieſer Epoche einzugehen, unterlaſſe ich. Schweigen iſt das Recht der Todten — und manchmal die Pflicht der Lebendigen. — Es ſei mir indeſſen geſtattet, der Perſonen, mit welchen ich während dieſer Zeit in mehr oder weniger freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, dankbar zu gedenken.

Als diejenige Perſönlichkeit, welche mir von Allen, mit welchen meine Lebenspilgerſchaft mich in nähere Berührung brachte, am längſten treu zur Seite ſtand, habe ich jene ſeit 1862 mir befreundete Frau zu bezeichnen, welche ich in früheren Abſchnitten dieſer Lebensſchilderung dem Leſer als Frau Minona vorgeführt. Seit 1879 war ihr durch die waltende Macht meines Hauſes in günſtiger Stunde der Beſuch des letzteren geſtattet worden, und von 1883 an erhielt die vieljährige freundliche Beziehung eine weitere Kräftigung dadurch, daß Frau Minona ein meiner Obſorge anvertrautes Kind in ihr Heim aufnahm, ein jetzt elfjähriges Mädchen, das im näheren und entfernteren Freundeskreiſe nun ſchon ſattſam als mein **Mündel Bertha** bekannt iſt. Ich will hier nicht in dürrer Proſa wiederholen, was ich anderswo über den Troſt geſagt und geſungen, den es gewährt, im Niedergange des eigenen Daſeins ſich an dem Bilde eines friſch aufſproſſenden Lebens zu erquicken. Heiterfreundliches Weſen, lebhaftes Temperament, ſcharfe Sinnesauffaſſung, verſprechen eine ſchöne Entwicklung des tüchtigen und blühenden Mägdleins. Und wie es ſelber bisher, in einem weichen Neſt von Liebe und Fürſorge gebettet, nicht einen Augenblick Vater und Mutter vermißt hat, ſo hoffe ich, es werde auch ſeinerſeits bis zuletzt mir ein bischen Liebe erweiſen — ein bischen, ſag' ich mit Bedacht:

Denn allzuhart wär' mir der Weg
Zur letzten Ruheſtätte,
Blieb' Jemand hinter mir zurück,
Der gar zu lieb mich hätte.

Von den übrigen Mitgliedern des älteren Grazer Freundeskreiſes gab dann und wann „Frau Fanni" ein Zeichen der Erinnerung aus der Ferne. Mit dem Dichter der „Runen und Reime", jetzt rühmlich bekanntem Vorſtand des Grazer Münz- und Antikenkabinets, führten insbeſondere numismatiſche Angelegenheiten mich noch manchmal zuſammen. Zu Sacher-Maſoch blieb mein Verhältniß immer ein gutes. Warme Freundſchaft verknüpfte mich mit Friedrich Marx, dem von mir hochgeſchätzten Dichter der „Olympias". Nicht ſehr häufig, aber immer in anregender, für mich wohlthuender Weiſe verkehrte ich mit Anaſtaſius Grün; desgleichen mit dem ſeither zum zwiefach jubilirten Dichtergreiſe gewordenen ehrwürdigen C. G. v. Leitner. Mit dem rührigen H. Penn und dem geiſtreichen Karl Pröll wirkte ich in den von ihnen gegründeten Grazer belletriſtiſchen Wochenſchriften zuſammen; F. Kürnberger's originelle Kraftnatur erſchloß ſich mir in perſönlichem Umgang während ſeines Grazer Aufenthalts; K. E. Franzos verpflichtete in ſeiner Grazer Studienzeit mich durch Beweiſe warmer Ergebenheit. Auch Dr. Valentin Pogatſchnigg und Dr. Emanuel Hermann gehörten zu den mir befreundeten ſtrebſamen Geiſtern jener Epoche in Graz.

Und ſo kam ich auch weiterhin in freundliche Beziehungen zu Vertretern der Schriftſteller- und Gelehrtenwelt, älteren und jüngeren, wie ſie nacheinander auf die Bildfläche des Grazer Lebens traten: mit P. K. Roſegger, mit dem Philoſophen Prof. A. Riehl, dem Geologen Prof. K. Peters, mit V. A. Svoboda, Oskar Teuber, Mels, M. Reymond; mit W. Fiſcher, einem jüngeren Poeten von feiner und eigenthümlicher Begabung; mit K. E. Kleinert, der ſchon von Wien aus in idealer jugendlicher Begeiſterung ſich brieflich mir warm befreundete; nicht minder mit ſeiner jetzigen Gattin, der vortrefflichen Dichterin Sophie von Khuenberg; mit den begabten, aufſtrebenden Talenten E. Wechsler und Thomas Schlegel, von welchen der Erſtere in muſterhafter Treue auch aus der Ferne mir anhänglich und ergeben geblieben; neueſtens mit den Dichtern Adolf Hagen (Harpff) und Aurelius Polzer.

Unter den eben aufgeführten Dichtern und Schriftſtellern befindet ſich einer, von welchem ich mehr zu ſagen habe, deſſen Namen, auch wenn ich ihn nicht ausdrücklich nenne, der Leſer ohne Zweifel im erſten

Augenblick erräth. Es iſt für einen Poeten an und für ſich ſchon ein erhebender und erfriſchender Gedanke, mit einem genialen Kunſtgenoſſen zuſammen in einer und derſelben Stadt zu wohnen und zu wirken. Ich fühlte das immer, als wir in Graz das Glück hatten, Anaſtaſius Grün noch den unſern nennen zu dürfen; ich fühle jetzt Aehnliches in dem Bewußtſein, in einer und derſelben Stadt zu wohnen und zu wirken mit dem genannten Ungenannten. Daß nun überdies mit eben dieſem jüngeren Genoſſen ſeit vielen Jahren eine, nie auch nur einen Augenblick getrübte Freundſchaft mich verknüpft, wird vielleicht Niemanden allzu ſehr wundern, der uns Beide kennt. Er, der ohne Widerſpruch gefeierte Liebling des Publikums und der Kritik, verſchmäht nicht, Hand in Hand zu gehen mit dem beſtgeſcholtenen Poeten Oeſterreichs, und wie er mir ohne Stolz, ſo ſtehe ich ihm ohne Neid gegenüber. Ihn hat der Geniusfunke, der den Dichter in ihm weckte, auch zu einem der taktvollſten und zartfühlendſten Menſchen gemacht, die ich kenne, und mit einem ſolchen zu verkehren, thut mir wohl.

Erfreulich war es mir auch, das gegenwärtig zahlreiche Hervortreten junger künſtleriſcher Talente in unſerer Murſtadt zu verfolgen, und mit den hervorragendſten dieſer Talente in anregende perſönliche Berührung zu kommen. So mit den hochbegabten Tonkünſtlern Richard Heuberger, Wilhelm Kienzl, Felix Weingartner, Richard Sahla; mit dem Maler Glantſchnigg, den Bildhauern Hackſtock und Brandſtetter.

Glantſchnigg, der Kunſt ſeither leider durch einen frühen Tod entriſſen, malte 1873 mein Porträt. Hackſtock lieferte 1877 eine gelungene Gypsbüſte von mir, und mit einer eben ſolchen fand mehrere Jahre ſpäter Hans Brandſtetter verdienten Beifall. Mit Brandſtetter entwickelte mein freundſchaftlicher Verkehr ſich zu einem regen und dauernden. Er hat außer der bekannten Büſte noch zwei Werke gefertigt, welche zu mir in einer näheren Beziehung ſtehen. Wie Roſegger's Waldlilie, ſo hat auch das arkadiſche Hirtenmädchen Kora in der „Aſpaſia“ ihn zu einer plaſtiſchen Schöpfung angeregt. Er hat ſeinen Entwurf mehrmals umgeformt, immer in höchſt anmuthender Weiſe, das endgültige Modell erfreut ſich des regſten Beifalls aller Kenner. Im Auftrage von Wiener Freunden meiner Poeſie ſchuf Brandſtetter im Jahre 1888 ein in Bronze ausgeführtes, zum Geſchenk für mich beſtimmtes Bildwerk, das eine geflügelt ſitzende, kranzwindende Muſe vorſtellt, eine Geſtalt von klaſſiſch gediegenen Formen und edelſtem Ausdruck.[1]

---

[1] Dies mir zu meinem Geburtstage 1888 überreichte Wiener Geſchenk war von einer Widmungsrolle begleitet, welche die Namen der 118 Spender und Spenderinnen enthielt, darunter die von Elimar, Herzog von Oldenburg, Natalie, Herzogin von Oldenburg, Bauernfeld, Hofrath Prof. Meynert, Baronin Ebner-Eſchenbach, Betti Paoli, Ada Chriſten, Chriſtine Hebbel, Gräfin Thereſe Kinsky-Wrbna, Sophie Baronin Todesco, Anzengruber, Dombaumeiſter Schmidt, Graf Lamezan, Hofrath Prof. Mikloſich, Hofrath Prof. R. Zimmermann, Graf Hauſenſtamm, Hofrath Weilen, L. A. Frankl, Gräfin Prokeſch-Goßmann, Prof. Zumbuſch,

Den mir Befreundeten aus künſtleriſchen Kreiſen habe ich noch den Namen Guſtav Starcke's beizufügen, des bekannten trefflichen Bühnenkünſtlers, deſſen ich ſchon einmal gedachte. Von andern, nicht den eigentlichen literariſchen und künſtleriſchen Kreiſen angehörenden Perſönlichkeiten, die ſich mir ſeit vielen Jahren immer freundlich erwieſen, nenne ich die rühmlich bekannten Grazer Rechtsanwälte Dr. Julius Kosjek und Dr. J. B. Holzinger und den ſtadträthlichen Amtsdirektor Dr. Feill.

Das Vergnügen mancher intereſſanten, wenn auch flüchtigen Begegnung iſt mir durch auswärtige Dichter, Schriftſteller, Künſtler u. ſ. w., die ihr Weg in die gern beſuchte Murſtadt führte, zu theil geworden.

Was die Perſonen betrifft, mit welchen ich längere oder kürzere Zeit in einem lebhafteren brieflichen Verkehr ſtand, ſo mache ich für dieſe Grazer Epoche aus der Erinnerung namhaft: Karl Egon Ebert in Prag, Frau Genovefa Miller v. Milborn in Wien, Frau Anna Schimpff in Trieſt, Frl. Lina Vagt in Wismar, Eduard Griſebach in Göttingen (als Dichter des „Neuen Tannhäuſer“ bekannt geworden), Maler George-Mayer in Wien, Fercher von Steinwand, jetzt in Wien, dem Dichter der „Gräfin Seelenbrand“, des „Dankmar“, der „Deutſchen Klänge“, Schöpfungen, über deren zum Theil männlich-ſpröde Form man die

---

Prof. Kundmann, Gräfin Eliſe Salm Lichtenſtein. Ich greife dieſe Namen heraus, um bei dieſer Gelegenheit feſtzuſtellen, daß die Widmung von Perſonen ſehr verſchiedener Stellung und Parteirichtung ausgegangen iſt.

Urkraft eines tiefen und edlen Dichtergeiſtes überſah. Ferner mit K. van Bruyck in Wien, einem Komponiſten, deſſen Lebensſchickſal ſo eigenthümlich iſt wie ſein Talent und das Ringen einer Künſtlerſeele mit inneren und äußeren Dämonen, in bedeutſamſter Weiſe veranſchaulicht; mit Frl. Eliſe Pruſſe in Bury St. Edmonds (England), mit Eduard v. Hartmann in Berlin, mit Oskar Linke in Berlin, einem der älteſten und treueſten meiner Freunde; mit Frau Ottilie Ehlen in Prag, mit Levin Schücking und Franz Gieſe in Münſter, dem Verfaſſer des köſtlichen Münſter'ſchen Dialektromans „Frans Eſſink“; mit Ernſt Wechsler in Berlin, Fritz Lemmermayer und Alfred Stroß in Wien, einem jungen Komponiſten, welcher die Klaviermuſik mit Stücken von feſſelnder Schönheit und Originalität bereicherte.

Unter den mit dieſen und anderen Perſonen gewechſelten Briefen ſind die an Frau Ottilie Ehlen in Prag gerichteten faſt die einzigen, welche ſich eingehender mit mir ſelbſt befaſſen und Aufſchluß geben über Einzelheiten, Wendungen und Wandlungen meines äußeren und inneren Lebens.

Dieſe Liſten meines perſönlichen und brieflichen Verkehrs, ſie geben nun freilich keinen Begriff von den unzähligen wechſelnden Berührungen mit der Welt im großen und ganzen, in welche ein Poet, deſſen Name einigermaßen über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinausgedrungen, ſich unabläſſig verflochten ſieht. Darf ich nach dem Maße ſchließen, in welchem dies bei mir der Fall war und iſt, ſo kann ich auf meine Laufbahn mit dem Bewußtſein zurückblicken, im weiteſten Kreiſe manches Herz entflammt, manche Seele begeiſtert zu haben. Die Poeſie unſerer Zeit trägt im allgemeinen, obgleich ſehr viel in ihr von des Bacchus Gabe und vom fröhlichen Zechen die Rede, doch einen etwas nüchternen Charakter; ſie hat viel Ergötzliches, aber wenig in höherem Sinne Begeiſterndes geliefert. Die Wirkung des Idealismus in meiner Poeſie — nicht eines ſchablonenhaften, ſondern blutwarmen, mit dem realen Leben ſich durchdringenden Idealismus — war vielleicht eben deshalb, und nicht blos in Jugend- und Frauenkreiſen, eine tiefer greifende.

Auch von einem andern Elemente in meiner Poeſie iſt viel die Rede geweſen, dem ſogenannten „ſinnlichen“. Man ging ſo weit, den „ganzen Hamerling“ moraliſch in Acht und Bann zu thun, weil in dem einzigen „Ahasver“ und zum Theil im „König von Sion“ der Stoff einige Schilderungen der Entartung gebieteriſch erheiſcht hatte. Aber ſteckt darin in der That der „ganze Hamerling“? Iſt meine ganze Lyrik, iſt „Sinnen und Minnen“, die „Blätter im Winde“, „Venus im Exil“, das „Schwanenlied der Romantik“, der „Germanenzug“, „Aſpaſia“, „Amor und Pſyche“, „Danton und Robespierre“, „Teut“, „Lord Lucifer“ — iſt das alles von einem andern Hauche durchweht, als von dem eines ſittlichen, idealen Empfindens?

Aber ich ſchildere zu glühend, ſagt man, und den „Ahasver in Rom“ wenigſtens dürfen junge Mädchen nicht leſen. Mag ſein, aber lüſterne junge Mädchen unſerer Tage verlangen ſich's gar nicht mehr, pathetiſche Gedichte, wie den „Ahasver in Rom“ zu leſen. Sie haben eine weit mundgerechtere Koſt an vielen der neueſten deutſchen Romane und Novellen, die man ihnen unbedenklich zu leſen giebt. In dieſen finden ſich zwar keine Schilderungen großartiger Bacchanale auf dem Hintergrunde ſittlich-ernſter epiſcher Tragik, aber um ſo ſaftiger ausgemalte Myſterien verliebter Stelldicheins in Dachſtuben und Boudoirs, wobei die Leidenſchaft zwar des poetiſch-verführeriſchen Aufputzes entbehrt, aber die „thieriſch-rohen Zuckungen“ derſelben mit großer Treue wiedergegeben werden, und wo der „ethiſche Gehalt“ in dem Nachweis liegt, daß der Menſch ein Geſchöpf, welches gar nicht anders kann, als willenlos ſich der Gewalt ſeiner Triebe hingeben, wenn er nicht elendiglich zu Grunde gehen will. — Meine Schilderungen, ſagt man, erhitzen das Blut. Aber auch der Wein, auch der Tanz erhitzt das Blut; verpönt man ſie deshalb? Man eifert gegen das, was das Blut erhitzt, und duldet, was es vergiftet.

Ich kann dieſe Bemerkungen über mein Verhältniß zur Oeffentlichkeit nicht ſchließen, ohne auch mein Verhältniß zu den Parteien des Tages, den literariſchen ſowohl als den politiſchen, mit einigen Worten zu berühren. Ich weiß nicht, wie angeſichts der Mehrzahl deſſen, was ich ſchrieb, bei Vielen die Meinung Platz greifen konnte, daß ich, hinter dem Ofen ſitzend, mit rückwärts gewandtem Geſichte romantiſchen Grillen nachhing. Fühlte ich doch ſelbſt von dem abgeſchloſſenen Winkel aus, in welchen leibliche Zuſtände zuletzt mich bannten, die Welt und ihr Treiben immer lebendig genug auf mich wirkend. Die Fortſchritte und Richtungen des Geiſtes der Gegenwart dürfte kaum Einer mit lebhafterem Intereſſe verfolgt und gewürdigt haben als eben ich. Auf dem Gebiete der neueſten Weltliteratur blieb nichts irgendwie Bedeutendes mir fremd, und was von wirklicher Berechtigung dem ſogenannten „Realismus“ innewohnt, entging Keinem weniger als mir. Aber eben weil ich vertraut bin mit allem Beſten dieſer Richtung, kann mir das Unzulängliche nicht genügen, wo es mit gleichem Anſpruch auf Beachtung hervortritt. Nicht weil ich die Zeit in dieſer Beziehung nicht verſtehe, ſondern weil ich ſie verſtehe und eine gute Meinung vom „Realismus“ habe, bedaure ich, daß letzterer in Deutſchland noch nicht ſeine rechte Form gefunden hat, daß vielfach Gekünſteltes, Verſchrobenes, Unnatürliches und Krankhaftes bei uns unter dieſer Flagge fährt. Man gehe in der Darſtellung des Natürlichen und Wahren ſo weit wie Zola, wenn man will; aber es ſei auch wirklich ein Natürliches und Lebenswahres, wie es in der That bei Zola immer iſt. Unerquicklich ſchwanken viele unſerer neueſten ſtrebenden Geiſter zwiſchen den Schatten von Idealen, die ſie nicht mehr beſitzen, und den Schemen eines Realismus, deſſen ſie noch nicht mächtig, hin und her.

Mir ſelbſt wird man wohl zugeſtehen können, daß ich als Dichter nicht ohne Erfolg idealem Gehalt realiſtiſche Form gegeben, andererſeits realiſtiſchen Inhalt in ideale Form gekleidet habe.

Meiner Meinung über das Verhältniß, in welchem ein Dichter naturgemäß zu dem politiſchen und nationalen Parteileben ſeiner Zeit ſteht, will ich bei dieſer Gelegenheit unverhohlenen Ausdruck geben. Nichts hindert den Dichter, einer Parteirichtung ſich anzuſchließen und für dieſelbe zu kämpfen. Aber ſeine Sendung iſt damit nicht abgethan; ihm bleibt noch eine andere, höhere zu erfüllen. Es muß — ich habe das ſchon öfter geſagt und kann es nicht oft genug wiederholen — es muß auch Jemanden geben, der in den Kämpfen des Zeitlichen das Ewige vertritt; etwa wie man Feldprediger beſtellt, welche im Kriege für das Seelenheil der Kämpfenden ſorgen. Es muß Jemanden geben, der von Zeit zu Zeit ſich zwiſchen die Parteien ſtellt und ihnen zuruft: „Es iſt unwahr, daß im Parteileben mit allen Mitteln gekämpft werden darf und muß — es iſt unwahr, daß im Parteileben Moral und Gerechtigkeit in die Schanze geſchlagen werden dürfen und müſſen — es iſt unwahr, daß im Parteileben der Wahrheit nicht die Ehre gegeben werden darf, daß gelogen und verleumdet werden muß.“ Und wenn die vermeintlich Klugen achſelzuckend ſagen, in ſo ſchweren und kritiſchen Zeiten könne man es mit der Wahrheit ſo genau nicht nehmen, ſo muß ebenderſelbe des alten Shakſpeare's ſchlagenden Ausſpruch in Erinnerung bringen: „Keine Zeit iſt ſo ſchlimm, daß ein Mann in ihr nicht wahr ſein ſollte!“ There is no time so miserable, but a man may be true! —

„Dergleichen zeugt von idealer Geſinnung,“ ſagen die Parteimänner, „iſt aber durchaus *unpraktiſch*!“ Darauf entgegne ich immer und immer wieder: „Nein! die Unpraktiſchen ſind nicht wir, ſondern Diejenigen, welche glauben, daß man das „ſtabile“ Gleichgewicht der ewigen Ideen völlig aufgeben und mit wirklichem, dauerndem Erfolg ſich dem „labilen“ Gleichgewicht der Tagestendenz *ausſchließlich* anvertrauen kann!—

Dieſen Kurzſichtigen gegenüber wird der Weitblick des Dichters und Denkers immer Recht behalten. Ich erinnere mich, z. B. als achtzehnjähriger „Legionär“ im Jahre 1848 bei Einführung der Konſtitution ſofort ſonnenklar vorausgeſehen und begriffen zu haben, wer in einem öſterreichiſchen Parlament früher oder ſpäter die Majorität haben würde. Und ſo erinnere ich mich, in der Regel das, was geſchehen mußte, lange vorausgewußt, namentlich auch ſtets einen klaren Blick gehabt zu haben für das „hippokratiſche Geſicht“ der Parteien, in deren Thun und Laſſen ſich das alte Wort bewährte: „Quem perdere vult deus, dementat.“

Es iſt eine ſeltſame Täuſchung der Menſchen, welche ſich zur Anſtrebung gemeinſamer Ziele vereinigen, daß ſie glauben, Einer, der nicht Mann an Mann in ihren Reihen marſchirt, könne nur *hinter* ihnen ſein, und keine Ahnung davon haben, daß er ihnen auch *voraus* ſein könnte. Wer zur Reife und Klarheit durchgedrungen, von dem verlangt man, daß er ſich zurückverſetze auf den Standpunkt der Unreifen und Unklaren. Mit den Errungenſchaften der Einſicht und der Erfahrung, der großen Lehren, die er aus der Geſchichte und dem Leben ſeiner Zeit geſchöpft, ſoll er den Neulingen ſich anſchließen, die für unerhört neu halten, was ihnen neu, und worüber er längſt im Reinen. „Er verſteht die Zeit nicht!“ heißt es dann. Nun, es kann ja ſein, daß einmal ein Dichter ſeine Zeit nicht mehr verſteht, es kann aber auch geſchehen, daß eine Zeit den Dichter nicht mehr verſteht.

Das hier Geſagte wird mißdeutet werden und Vielen Anſtoß geben. Hätte ich aber Gelegenheit, das, was ich meine, völlig klar zu machen, ſo würden Alle damit einverſtanden ſein. Es könnte jeder guten Sache nur nützen, niemals ſchaden. Man würde mit mir zufrieden ſein, wäre es mir vergönnt geweſen, meine Ueberzeugungen in einer perſönlichen Theilnahme am öffentlichen Leben zu bethätigen. Aber durch einen leidigen Umſtand wurde nicht blos in dieſer, ſondern auch in mancher andern Hinſicht meinem Streben und meinem Thätigkeitsdrange ein gewaltiger Dämpfer aufgeſetzt: durch den vieljährigen, immer ungünſtiger ſich geſtaltenden Zuſtand meiner Geſundheit.

Es hat etwas Peinliches, über eine ſo ganz perſönliche Sache, wie das leibliche Befinden iſt, öffentlich Auskunft geben zu ſollen. Glücklich, wer über Einzelheiten leiblichen Elends nicht blos in weiterem, ſondern auch im engeren und engſten Kreiſe ſchweigen darf! Aber wer irgendwie der Oeffentlichkeit angehört, der wird auch mit dieſer Seite ſeiner Exiſtenz unerbittlich ins volle Tageslicht gerückt und hängt am Marterholz ſeines Leides auf offener Straße wie der Gekreuzigte. Er muß Rede ſtehen, er muß ſich rechtfertigen, warum er den unzähligen an ihn gerichteten Anſprüchen nicht zu genügen imſtande iſt, und er muß auch in Betreff ſeiner leiblichen Zuſtände leichtfertigem Gerede mit der einfachen Darſtellung der Thatſachen begegnen.

Ich habe vom Beginn und vom Verlaufe meines chroniſchen Uebels in der Schilderung meines Trieſter Aufenthalts erzählt. In Graz blieb einige Jahre der Zuſtand ziemlich unverändert; von 1870—1880 aber trat, wenn auch keine wirkliche Pauſe, doch ein gewiſſer Nachlaß der Beſchwerden ein. Ich war krank, ja, aber ich war es erſt ſo, wie viele andere Leute. In welchem beneidenswerthen Lichte erſcheint mir jetzt dieſe entzückende Art des Krankſeins, bei welcher man noch ſpazieren gehen, Ausflüge und Reiſen machen, an Wirthstafeln eſſen, Geſellſchaften, Theater, vielleicht ſogar einen Ball beſuchen und gelegentlich Champagner trinken kann!

Mit den achtziger Jahren trat das Unterleibsleiden wieder bedeutend ſtärker hervor. Als Hauptſymptome desſelben begannen ſeither Schmerzen unterhalb der Herzgrube und ein beſtändiger Reizzuſtand der Eingeweide ſich dauernd feſtzuſetzen. Dazu das unſelige Erbe aus meiner früheſten Jugendzeit, die rheumatiſche Anlage, welche ein Jahr lang auch unter der Maske eines Nierenleidens ihr Weſen trieb. Man denke nicht an Verzärtelung; wer der Trieſter Bora zehn Winter lang trotzen mußte und wirklich trotzte, und auch ſpäter viele Jahre lang durch keinen Regen, kein Schneegeſtöber, keinen Sturm ſich von ſeinen täglichen gewohnten Gängen abhalten ließ, der darf wohl den

Verdacht zurückweiſen, daß er die Gelegenheiten, ſich abzuhärten, verſäumt hat. Gehirndruck, Schwindel, unſicherer Gang, Froſt- und Schwächeanfälle, zeitweilig neben jenen Beſchwerden auftretend — eine harte Drüſengeſchwulſt unter dem rechten Kiefer ſich bildend, nachdem früher zwei Balggeſchwülſte zur Vereiterung gekommen — das Sprechen meiſt ungemein erſchwert, da es — ohne Zweifel durch Vermittlung des Zwerchfelles — die Schmerzen der oberen Unterleibsgegend heftig aufregt und vermehrt — ſeit mehr als einem Jahre ſowohl der Schmerz als der Reizzuſtand der Eingeweide zu unglaublicher, niemals mehr eine Pauſe gönnender Hartnäckigkeit entwickelt — auf dem Krankenlager nur die Rückenlage erträglich, was das Schreiben, bei welchem dieſelbe mit der Seitenlage vertauſcht werden muß, ſehr beſchwerlich macht — von welcher Art kann das Allgemeinbefinden ſein, das dieſen Umſtänden entſpricht? Sollte in ſolcher Lage der Leidende ſich nicht darein finden müſſen, daß ſein Daſein tagelang auf ein dumpfes Vegetiren beſchränkt iſt, ſein Bewußtſein manchesmal auf das einer Molluske herabſinkt und auf die beſſeren Momente, in welchen Leſen, Schreiben möglich, gelauert, jeder als koſtbares, flüchtiges Göttergeſchenk mit Eifer ausgenützt werden muß? Ach, man hat da immer das Gefühl, daß, wenn einem nur ein voller Tag in Behagen und ungeſchwächter Kraft gegönnt wäre, man an einem ſolchen Ungeheures leiſten, die Welt aus den Angeln heben könnte! — Längſt erſcheine ich mir wie Einer, der mit den Mächten der Unterwelt einen Pakt geſchloſſen: es ſollte mir vergönnt ſein, über die mir urſprünglich beſtimmte Friſt hinaus auf der Erde zu verweilen, aber ich ſollte nichts als ſchreiben dürfen — ſchreiben mit Mühe und Noth — in allem Uebrigen ſollte ich todt und begraben, das Leben und die Welt für mich verſchloſſen ſein. Auch wie eine verwunſchene Seele erſcheine ich mir oft, die abgeſchieden und in die Saiten einer Harfe oder Leier gebannt iſt, und die nur mehr klingen kann.

Welch' ein Gefühl, ſelbſt umgeben von ſommerlich prangender Waldnatur, den Hauch des Lebens mit Wonne in ſich zu ſchlürfen verlangend, ein Opfer zu ſein der jämmerlichſten Beſchwerden, die nicht einen Augenblick ein reines Behagen aufkommen laſſen! Kein Gang im Freien mehr ohne die heftigſten Schmerzanfälle möglich!

Dabei überhäuft mit Korreſpondenzen — behelligt mit unzähligen Anſprüchen und Anliegen, die in den meiſten Fällen doch wenigſtens eine Antwort erheiſchen, eine motivirte höfliche Ablehnung! Nicht Alle ſind ſo leicht zu befriedigen, wie die harmloſen Autographenbettler!

Eine ſolche Exiſtenz iſt zuletzt nur erträglich, wenn man leben muß, nicht ſterben darf. Will doch, nachdem unter dieſen Umſtänden „Homunculus" vollendet worden, auch das bewußte Proſawerk zur Vollendung gedeihen!

Von der Heftigkeit meines Uebels, von meinem unabläſſigen Kampfe mit demſelben, wußte man in Näh' und Ferne wenig oder nichts. Nicht daß ich darüber geſchwiegen hätte; aber wenn man zu Jemandem von „beſtändigen Beſchwerden“ ſpricht, ſo nimmt er dies „beſtändig“ für eine Redensart, welche er zu einem Ohre hinein- und zum andern hinausgehen läßt. Es fällt ihm nicht im Traume ein, ſich die Tragweite und Bedeutung dieſes Wortes einmal ernſtlich vorzuſtellen. Die den Kranken beſuchen, ahnen nicht, wenn er mit ihnen ſpricht, vielleicht ſogar zu *lebhaftem* Sprechen ſich hinreißen läßt, was ihn dieſe Lebhaftigkeit koſtet; die, welche Briefe von ihm erhalten, leſen zwiſchen den Zeilen die Mühe nicht heraus, die das Schreiben ihm gemacht; die ihn vielleicht gar einmal im Freien treffen und ihn zu ſeiner „Wiedergeneſung“ beglückwünſchen, ahnen nicht, wie ihm bei dieſer „Wiedergeneſung“ ſoeben zu Muthe iſt . . .

Die ärztliche Unterſuchung hat bisher kein ſicheres Ergebniß über die Natur des Uebels geliefert. Bekanntlich iſt die Erkenntniß chroniſcher Unterleibskrankheiten ſelbſt dann oft eine ſchwierige, wenn ſichtbare und greifbare Symptome vorhanden ſind; um ſo ſchwankender muß ſie ſein, wo ſolche fehlen. Eine vernünftige, für alle Fälle paſſende Lebensweiſe bleibt hier das einzig Thunliche und Zweckmäßige; viel mehr läßt ſich ja bei ſolchen Leiden auch dann nicht thun, wenn man ihr Weſen ergründet zu haben glaubt und einen Namen dafür gefunden hat. Sowohl in gegenwärtiger als in früheren Epochen meiner Krankheit fehlte es mir nicht an Gelegenheit, ärztlichen Rath zu vernehmen, Heil- und Linderungsmittel zu erproben.

Ich ſelbſt, einſtiger Hörer der Medizin an der Wiener Univerſität, alſo nicht unwiſſend in mediziniſchen Dingen, kenne den Heilmittelſchatz der ärztlichen Wiſſenſchaft ſo gut, wie die Grenzen ihrer Kunſt. Immer waren die Aerzte bald mit mir einig, daß Arzeneien mir nicht zuträglich, wie ja ſchon im Jahre 1862 ein Trieſter Arzt mich einem Homöopathen übergab, weil er ſich überzeugt zu haben glaubte, daß Arzeneien meiner Natur widerſtrebten. Auch erwieſen Heilmittel, welche durch ein Symptom meines Leidens geboten ſchienen, ſich oft mit Rückſicht auf irgend ein anderes Symptom als unzuläſſig. Für kalte und warme Waſſerkünſte erſchien ich ebenfalls als kein geeignetes Verſuchsobjekt. Von allen Mitteln bewährten für meine Beſchwerden immer nur Wärme und Ruhe ihre lindernde Wirkung.

Mit den Aerzten alſo verſtändigte ich, wie geſagt, mich immer leicht. Aber die Laien — ach, die Laien, das ſind die unverſöhnlichen Quälgeiſter des chroniſch Kranken!

Aber ſie *meinen es gut* — und das eben iſt das Peinliche an der Sache! Ueber Liebloſigkeit, vielleicht der nächſten Umgebung, wie ſie manchmal vorkommt, kann der Kranke ſich hinwegſetzen, kann im Laufe der Zeit ſich ſchweigend darein zu finden gelernt haben. Aber was ſoll man anfangen mit Menſchen, die es gut meinen, die dem Unterleibskranken, deſſen ganzes Eingeweide ſich ſchon gegen die bloſe Vorſtellung von Obſtgenuß wild empört, und für den das Verzehren einer einzigen Pflaume einem Selbſtmordverſuch gleichkommt, dringend empfehlen, doch ja eine Zeitlang „blos von Milch und Obſt zu leben?“ — Dergleichen mit Geduld anzuhören, genügt nicht. Der Rathgeber will, daß ihm *gehorcht* werde, und geſchieht es nicht, ſo erklärt er vor Gott und der Welt, dieſer Kranke verdiene ſein Schickſal.

Zum mitleidloſen Wüthrich aber wird der Rathgeber, wenn er an der Krankheit des Kranken zweifelt. Unter einem kranken Dichter ſtellen ſich die Leute einen Menſchen vor, in deſſen Heim man auf der Treppe dem Arzt begegnet, im Vorgemach eine Wärterin mit dem Erwärmen von Kleienſäckchen, dem Streichen von Senfpflaſtern u. dgl. beſchäftigt findet, während der Kranke ſelbſt, auf dem Schmerzenslager ausgeſtreckt, von Arzneifläſchchen und Salbentöpfen umgeben liegt, ein zärtliches „Mütterlein“ zur Seite, das Tag und Nacht mit wackelndem Kopf und zitternden Händen in ängſtlicher Sorge bei dem geliebten Sohne wacht. Betritt nun der Beſucher eine Dichterkrankenſtube, in welcher von all' dem nichts zu ſehen iſt, ſo gilt es ihm auch ſofort für ausgemacht, daß hier von ernſtlicher Krankheit keine Rede ſein kann.

Warum man den überzeugungskräftigen Apparat der gebräuchlichen Linderungsmittel in der Regel bei mir nicht fand? Ei, man kann z. B. gewärmte Tücher ſtunden-, tage-, wochenlang auf ſchmerzende Theile legen, man kann es aber nicht monate- und jahrelang! —

Seine Tage hinbringen auf dem Krankenbette — in der einzig erträglichen Rückenlage — lechzend nach einem Augenblick der Erholung — nach einem Athemzug unter Gottes freiem, ſonnigem Himmel — nach einem Tropfen aus dem Labebecher des Lebens — man ſollte meinen, daß dieſer Zuſtand ein peinvoller ſei und nicht leicht überboten werden könne. Und doch kann er überboten, kann er geſteigert werden. Und wie? dadurch, daß ein harmloſer Beſucher ſich vor den Kranken hinſtellt und ihm auseinanderſetzt, er thäte doch eigentlich viel beſſer, ſpazieren zu gehen, ſtatt das Bett zu hüten, Ausflüge zu unternehmen, womöglich ins Hochgebirg — im Winter namentlich ſei die Luft im Hochgebirge ſehr geſund und erfriſchend — und eben jetzt ſei der Himmel draußen voller Sonnenſchein . . Dem armen Kranken wird dabei zu Muth, wie einem ans Kreuz Genagelten, oder aufs Rad Geflochtenen, oder an einen Fels Geſchmiedeten, oder an einen Galgen Gehängten, zu dem Einer ſagte: „Wertheſter! ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß die Körperhaltung, die Sie da einnehmen, eine der Geſundheit keineswegs zuträgliche iſt, und daß Sie unrecht thun, dieſelbe ſo hartnäckig beizubehalten!" —

Sich das, was man als das drückendſte Ungemach empfindet, als ſchweren Schickſalsfluch beklagt, ſchließlich auch noch zum *Vorwurf* gemacht zu ſehen, als wäre es eine Sache der freien Wahl — bei Gott, das geht faſt über die Grenze des Erträglichen hinaus! —

Aber der wohlmeinende Rathgeber läßt von ſeiner Ueberzeugung nicht: Der Kranke könnte ſchon, wenn er nur ernſtlich wollte! Das betrachtet er nicht blos als möglich — was ja zuzugeben wäre —, ſondern es ſteht bei ihm unumſtößlich feſt. Geſetzt nun aber — möglich iſt ja auch wohl das — der arme Kranke könnte wirklich nicht, wie ſoll er es anfangen, den Zweifler zu überzeugen?

Iſt er nun gar lebhaften, beweglichen Temperaments, ſo wird er im Laufe einer vieljährigen chroniſchen Krankheit jeden kurzen Moment der Erleichterung benutzen, ſich ſeinem Krankenlager zu entreißen und einen Schritt ins Freie zu thun. Wird Einer, der ſein Leben lang nichts weniger als ein Stubenſitzer geweſen, durch ſeine Beſchwerden ſich auch nur eine Stunde länger in ſeine vier Wände bannen laſſen, als es unumgänglich nöthig iſt? So kann es ſich aber fügen, daß er, von Schmerzen gequält, im Bette getroffen, denſelben Tag, nach überſtandenem heftigen Anfall, noch im Freien geſehen wird. „Seltſame Krankheit!“ ſagen hernach die Leute; wie kann man Vormittags krank geweſen ſein, wenn man Nachmittags ſpazieren geht?“

Seit 30 Jahren überhaupt leidend, war ich auch in früherer Zeit, als es mir noch lange nicht ſo ſchlimm erging wie jetzt, ſo manchesmal, namentlich durch rheumatiſche und gaſtriſche Anfälle, das Bett zu hüten genöthigt. Aber ich gehörte zu den Lebhaften, Beweglichen — auch war ich jünger und die Widerſtandskraft meiner Natur größer als heute: um ſo leichter konnte es da geſchehen, daß ich oberflächlichen Beobachtern Anſtoß gab durch brüsken, ſcheinbar willkürlichen Wechſel im Verlaſſen des Krankenlagers und

Wiederaufſuchen deſſelben. Ich mußte mir das Wiederaufſuchen zum Vorwurfe machen laſſen, wo ich mir eher durch das Verlaſſen geſündigt zu haben bewußt war.

Bis zur entſchiedenen Verſchlimmerung meines Zuſtandes in den achtziger Jahren betrug die Zeit meiner täglichen Gänge, ineinander gerechnet, ein bis zwei Stunden im Winter; im Sommer wurde der ganze Vormittag und der größte Theil des Nachmittags auf Waldſpaziergängen hingebracht. Bei ſolcher Gewöhnung iſt es begreiflich, wenn ich ſpäter, immer häufiger und länger zum Aufenthalt im Bette gezwungen, es wenigſtens auf Augenblicke verließ ſo oft als möglich. In den Augen Mancher erſchien ich deshalb als ein Sonderling.

Sollte der Wohldenkende, Unbefangene, wenn er über das Thun und Laſſen eines Kranken urtheilt, ſich nicht doch erſt fragen, ob er es zu thun hat mit einem Menſchen, der ſich in wunderlichen Streichen und Lebensweiſen gefällt, oder mit einem beſonnenen, vernünftigen Manne, der, wie in allen Lebenslagen, ſo auch als Kranker, das Thunliche und Zweckmäßige ſo gut, vielleicht noch beſſer als der Nächſtbeſte herauszufinden und zu ergreifen imſtande iſt?

Ich bin etwas weitläufig geworden über das Thema meines vieljährigen Krankſeins: iſt dieſe Krankheit doch die wichtigſte und folgenſchwerſte Wendung meines Lebens und Schickſals. Von Krankenpflege nur das unumgänglich Nöthige in Anſpruch nehmend, und längſt davon abgekommen, die Perſonen meiner unmittelbaren Umgebung mit Schilderungen meines Befindens zu quälen, bin ich allein über meine Krankheit und mein Verhalten als Kranker wahrheitsgetreu Aufklärung zu geben imſtande, und das habe ich hiermit gethan.

Die unfreiwillige Zurückgezogenheit, zu welcher mein Geſundheitszuſtand mich leider verurtheilte, hatte für mich auch noch eine Folge von eigenthümlicher Art. Da der Kreis, in welchem ich mich bewegte, ein immer engerer und zuletzt der denkbar engſte werden mußte, ſo waltete außerhalb deſſelben in Beziehung auf meine Perſon, meine Lebensweiſe, meine Verhältniſſe um ſo zwangloſer die mythenbildende Freiheit der Phantaſie. Perſonen, die ich nie geſehen, wollten mit mir umgegangen ſein. Einigen Nachrichten zufolge war ich eine Art Diogenes im Faſſe, nach andern ein Epikuräer, der z. B. nur ausgeſuchte Cirkaſſierinnen zu Mägden hatte. Eine Dame aus Graz wurde in einer norddeutſchen Stadt nicht etwa ſcherzweiſe, ſondern in vollem Ernſte gefragt, ob es wahr, daß ich auf meinem Landſitze mit allen Hausgenoſſen in altgriechiſchem Koſtüm umhergehe. Gedruckt las man nicht ſelten gemüth- und phantaſiereiche Schilderungen meines häuslichen Lebens. Friedliche Idyllen wurden hingemalt, wo der Ernſt des Lebens in ſeiner Strenge waltete. Sprach doch Jemand in aller Unſchuld ſogar — er hatte es vom Hörenſagen — öffentlich das große Wort gelaſſen aus: „H.'s einzige Liebe war und blieb — ſeine Mutter!“ — Man ſieht, die „mythenbildende Phantaſie“ trägt kein Bedenken, ihr

Opfer heute zum Don Juan und morgen zum Eunuchen zu ſtempeln!

Mein Widerwille gegen das Unwahre, gegen Ungenauigkeit, Schönfärberei und Phraſenthum in der biographiſchen Literatur war es ja auch hauptſächlich, der den Entſchluß in mir reifen ließ, dieſe kurze Schilderung meines eigenen Lebens in Angriff zu nehmen. Erſt kürzlich erzählte Jemand in einem mich betreffenden Feuilleton-Artikel merkwürdige, aus der Ueberlieferung geſchöpfte Dinge, wie ich, als Knabe heranwachſend, im Schloſſe zu Kirchberg am Walde mich unter den damaligen königlichen Inſaſſen desſelben umhertrieb, während meine Eltern Kirchberg ſchon verließen, als ich kaum das erſte Lebensjahr überſchritten hatte. Würde man ſolche romantiſche Ausſchmückungen meiner Knabenzeit nicht auf mich ſelber zurückzuführen geneigt ſein, wenn ich es verſäumte, die nackte, ſimple Wahrheit an deren Stelle zu ſetzen?

Freilich iſt mir während der Ausführung dieſes Unternehmens auch das Bedenkliche derſelben klar geworden.

Den Glorienſchein, welcher einem in der Oeffentlichkeit Wirkenden geſtattet, von ſich ſelbſt zu reden, ſich ſelbſt zum Gegenſtande einer gedruckten Lebensbeſchreibung zu machen, kann ihm nur die Ferne verleihen. Sein äußeres, inneres und innerſtes menſchliches Leben, wenn auch letzteres nur andeutungsweiſe, bloßzulegen, macht auf die Umgebung Desjenigen, der es thut, ungefähr den Eindruck, wie wenn Jemand angeſichts der Nachbarsleute unbekleidet über die Straße ginge. Aber was die nähere Umgebung wie eine Bloßſtellung berührt, über welche ſie die Naſe rümpft, das nimmt der Fernſtehende dankbar auf und betrachtet es als eine gegen ihn geübte Pflicht. „Ich will,“ ſagt er, „einen Blick thun in dein Inneres, in dein Weſen und Schickſal, und nicht abgeſpeiſt werden mit bloſen Aeußerlichkeiten!“

In dieſem Sinn habe auch ich dieſe Aufzeichnungen für perſönlich Fernſtehende gemacht, und für Diejenigen, die ſich etwa nach meinem Hinſcheiden noch um mich, meine Werke und meine perſönlichen Schickſale kümmern mögen.

Alles was auf mein Leben und Schickſal entſcheidend einwirkte, findet in dieſer gedrängten Skizze ſich wenigſtens angedeutet. Die Grundthatſache, die freilich erſt in einer ausführlichen Darſtellung meiner Erlebniſſe ins volle Licht treten würde, läßt ſich ihrer allgemeinen Bedeutung nach in die Worte faſſen: Ich habe als Menſch in allen Epochen meines Lebens mit vergeblichen Kämpfen, mit dem Einſatze meiner ganzen Perſönlichkeit und alles deſſen, was ich zu bieten hatte, mich abgemüht, nur einen beſcheidenen Theil der Ruhe und des Behagens, welches der Menſch als ſolcher erſtrebt, mir zu erringen und zu ſichern — in Kämpfen von meiſt ſo kleinlicher Natur, daß ſie vielleicht ſchon an ſich nicht zum Gegenſtande einer Schilderung in dieſer Lebensſkizze gemacht zu werden verdienten. Giebt es einen Troſt für ſolches Lebensloos, ſo kann er nur in dem Bewußtſein liegen, dasſelbe nicht verdient zu haben, keine abnorme, keine Sonderlingsnatur geweſen zu ſein, die ſich ſelbſt ihr Glück verdarb, Niemanden je lieblos gekränkt und in jeder Lage treu und ehrlich ſeine Pflicht gegen Jedermann gethan zu haben. Wenn auch gegen die Lüge wehrlos, braucht man in ſolchem Falle wenigſtens die Wahrheit nicht zu ſcheuen, die doch meiſt — ſo Gott will — zuletzt den Sieg und das letzte Wort behält.

Verhängnißvoll war mir in früheren Jahren ein gewiſſes Feſtkleben an Gewöhnungen, des Verkehrs z. B., ſelbſt dort, wo ich nichts wahrhaft Erwünſchtes zu bieten, und ſelbſt auch nichts von dem, was ich ſuchte und brauchte, für die Dauer zu hoffen hatte.

Geiſtige Naturen, wie Poeten, ſetzen ihren Stolz oft mehr in die literariſchen Erfolge, als in die rein menſchlichen, und entbehren in letzterer Beziehung aller perſönlichen „Eitelkeit". Dieſer gänzliche Mangel an Eitelkeit hat den Vortheil, daß eine nicht vorhandene Eitelkeit auch nie verletzt werden kann; aber den Nachtheil, daß ſie leicht zu unmännlicher Selbſtdemüthigung verführt. Und Beſcheidenheit der Anſprüche ſcheint zwar das einzige Mittel, ſich vor ſchmerzlichen Enttäuſchungen zu bewahren; aber man bezahlt in beſcheidenen Herbergen die ſchlechteſte Behandlung oft mit der theuerſten Zeche.

Manche Bitterniß bereitete mir im Leben eine Eigenheit meiner Natur, die darin beſtand, daß ich immer als Charakter unbeſcholten daſtehen wollte.

daher meinte, mich jeder einzelnen Perſon gegenüber gegen jeden ungerechten Vorwurf, jede Unwahrheit, jede Verleumdung, die den Menſchen in mir traf, vertheidigen zu müſſen, und unglücklich war, wenn man ſich dagegen verſtockte und verſchloß. Durch eine ſolche Aengſtlichkeit macht man ſich oft zum Spielball der Liebloſigkeit und der Bosheit, welche ihren Spaß daran hat, daß eine edlere Natur ihnen ſo große Gewalt über ihr Gemüth einräumt.

Einer der Gründe, die mich nicht mit Befriedigung auf mein Leben zurückblicken laſſen, liegt auch darin, daß ein ganz beſtimmt in mir waltender Drang, eine entſchieden in mir vorhandene Richtung meines Weſens niemals zum Ausdruck und zur Geltung kam. Vielleicht überraſcht es den Leſer, der nur den Dichter in mir kennt, einigermaßen, wenn ich mein aufrichtiges Bedauern darüber ausſpreche, daß ich nicht Gelegenheit gefunden, durch eine „praktiſche" Thätigkeit in größerem Maßſtabe mich der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu erweiſen. Freiheit von allen Vorurtheilen, Einſeitigkeiten und Beſchränktheiten, allſeitig offener Sinn, unparteiiſch erwägendes Urtheil, Umſicht, Genauigkeit und Pünktlichkeit, eine gewiſſe Leichtigkeit, mit aller Welt im perſönlichen Verkehr mich zu verſtändigen: dieſe Eigenſchaften hätten vielleicht in einem weiten, angemeſſenen Wirkungskreiſe mich Gutes zu leiſten befähigt. Aber die Umſtände, vor allem mein Geſundheitszuſtand, eröffneten eine tiefe Kluft zwiſchen mir und dem „Felde der Thaten". Stand doch ſo faſt jeder Richtung meiner Natur eine Schickſalsfügung entgegen, die ſie gar nicht, oder nur mit Mühe zur Bethätigung gelangen ließ.

Und ſo blieb, in ſchroffem Widerſpruch mit meinem Weſen und inneren Drange, mein äußerer Lebenslauf einer der einfachſten, die ſich denken laſſen. Nichtsdeſtoweniger iſt er zugleich einer der abſonderlichſten. Daß ich zu keiner Zeit, weder in der Kindheit noch in der Jugend, noch im früheren oder ſpäteren Mannesalter eine Epoche hatte, bei welcher meine Erinnerung mit ungetrübtem Vergnügen verweilen könnte, iſt als ein merkürdiges Spiel des Zufalls der Erwähnung werth. Ein Dämon löſte immer den andern ab. Die Verhältniſſe, unter welchen ich das Licht der Welt erblickte, haben verhängnißvoll nachgewirkt bis zuletzt. Manche wunderten ſich, daß ich ſelbſt dann noch, als meine Lage eine materiell behagliche hätte ſein können, bei einer auf Schmuck und Annehmlichkeiten des Daſeins verzichtenden Lebensweiſe verharrte. Dieſen Umſtand aufzuklären, würde hier zu weit führen. Ohnedies haben die wenigen gegebenen Andeutungen über Thatſachen, die mein Lebensſchickſal beſtimmen, mich Selbſtüberwindung genug gekoſtet. Aber der Erzähler des eigenen Lebens darf dem Leſer Winke über ſeine menſchlichen Schickſale und über Charaktereigenſchaften, welche darauf einwirkten, nicht gänzlich vorenthalten, ſollten ſie auch von der Art ſein, daß ihre Erwähnung den Eindruck unmännlicher Klage machen und mit Naſerümpfen aufgenommen werden kann.

Ueber manche Schickſalsungunſt hätte literariſcher Erfolg mich tröſten können; wäre er nur nicht ſelbſt mit ſo viel Bitterem verquickt geweſen! Wie gering war im ganzen das Verſtändniß, die Würdigung deſſen, was ich für das Beſte in mir halten mußte! Ich war, wie geſagt, in der Bethätigung meines Weſens und meiner Geſinnungen gänzlich auf die Feder angewieſen. Aber ich glaube, dem Schriftſteller und Dichter kam die Gewiſſenhaftigkeit des Menſchen zu gute. Wie Viele mich auch an poetiſchem Talent übertroffen haben mögen, nur Wenigen iſt in gleicher Art wie mir der Kult des Schönen, Wahren und Rechten lebenslang ein ernſtes, mit der innerſten Natur verknüpftes Prieſterthum geweſen. „Große Talente und kleine Geiſter!“ möchte man zuweilen ausrufen, wenn man eine Reihe von Tagesberühmtheiten überblickt. Ich gehe ſoweit, der Zuverſicht Ausdruck zu geben, daß ich weder in Proſa noch in Verſen jemals etwas Unbedeutendes, Flüchtiges, leichtfertig Hingeworfenes geſchrieben. Das klingt unbeſcheiden; aber ich war lange ſo beſcheiden als möglich. Beſcheidenheit ziemt der Jugend; ich bin nun älter geworden, und dem Alter ſteht vielleicht ein bischen Selbſtgefühl nicht übel an.

Manches ruht, theils vollendet, theils unvollendet, in meinem Pulte, geeignet, das bisher von mir Gebotene durch etwas nach Inhalt und Form wieder Neues zu ergänzen.

Damit ſei denn nun dieſe Skizze abgeſchloſſen. Aber wahrlich — warum ſollt’ ich es verſchweigen? mir iſt nicht zu Muth, als wäre nun alles geſagt, und als ſollte das Leben, das ich beſchrieb, nun auch abgeſchloſſen ſein. Trotz der dem Leſer rückhaltslos geſchilderten Leidenslage habe ich das Gefühl, als ob dieſen biographiſchen Blättern ich ſelbſt oder ein Anderer noch einige weitere anzufügen haben würde. Iſt ſie eine Täuſchung, die Stimme in der Bruſt des Leidenden, ſich nach Ruhe Sehnenden, die ihm zuruft: „Du darfſt nicht ruhen, du kannſt nicht von hinnen gehen, bevor dein irdiſches Tagewerk gethan?" —

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Lehrjahre der Liebe.

Tagebuchblätter und Briefe.

A. [illegible]

Von

Robert Hamerling.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter)
1890.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Meine Ferien in der Heimat. 1850. 1

Meine Ferien in der Heimat. 1851. 49

Pauline. Tagebuchblätter aus den Jahren 1853—54. 83

Briefe an Marie Mösner. Graz 1862. 241

Briefe an Antoinette Julius. Trieſt 1865. 273

Meine Ferien in der Heimat.

1850.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Schweiggers, 18. Auguſt 1850.

Ich ſitze gottlob wieder auf meinen Schlöſſern im Waldlande.

Am 8. fuhren ich und Bruckner mit dem Donaudampfer ſtromaufwärts von Wien ab. In Krems angelangt, ſetzten wir unſere Reiſe zu Fuße fort nach Stift Göttweih, wo wir nach fahrender Studenten Brauch die Gaſtfreundſchaft der geiſtlichen Herren für ein Abendeſſen und ein Nachtlager in Anſpruch nahmen. Man empfing uns freundlich, entſchuldigte ſich aber, wenn die Bewirthung, bei dem Umſtande, daß in den Ferienmonaten täglich 12—20 wandernde Studioſen ſich einzufinden pflegten — auch mehr, wenn das Wetter ſchön — nur eine frugale ſein könne. Wir ſahen das auch ein, aßen nicht mehr, als man uns vorſetzte, und ſchliefen dafür deſto beſſer.

Am 9. machten wir uns zeitig auf, und frühſtückten in Cetium, welches Unwiſſende Mautern nennen, und verfolgten dann den Weg nach unſerem nächſten Ziele, dem Stifte Mölk. Wir durchwanderten zunächſt die Ortſchaften Mauternbach, Ober- und Unterbergern, Schenkabrunn und Geyersberg. Bei letzterem Orte wird der Weg reizvoll; es thut mit einemmale die Welt der Berge ſich auf, die couliſſenartig hinter einander ſich vorſchiebend, ſteil gegen die Donau abſtürzen. Durch eine Schlucht gelangten wir nach Langeck, das mitten im Bergwald leigt, wo wir zu Mittag aßen, dann ging es wieder durch eine überaus tiefe und romantiſche Thalſchlucht wol eine Stunde lang abwärts. Rieſige Bergwände treten von beiden Seiten enge zuſammen. Allenthalben ſprudeln kühle Waſſer und eilen dem ſchönen Aggsbach zu, der den Grund der Thalſchlucht durchfließt. Wir erreichten mit ihm die Donau, die hier, in der ſogenannten Wachau, bis Mölk zwiſchen hohen, ſteilen Waldhöhen eingeengt hinwallt.[1] Wir ſahen die alte Burgruine Aggſtein und verfolgten in olympiſcher Stimmung unſeren Weg an den ſchroffen, waldigen Hängen hin. Wir raſteten an einer Felſenquelle, die mich entzückte, und welche mir auch die Anregung gab zu einem in Hexametern auszuführenden Gedichte.[2]

Nun erreichten wir Mölk. Prachtvolle Front. — Veſte. — Markt. — Blonde Babenbergerin. — Gartenterraſſe.

Dritter Wandertag:

Ueberfahrt ans andere Stromufer. Zu ſchön!

Lubereck (an der Donau fort, Zelting).

Weiteneck mit Schloß und Ruine. Links am Weitenbach fort, Höhe, Thalſchlucht bis Leiben.

---

[1] Bruckner wollte Studentenlieder zu ſingen anheben, ich verwies dieſe Störung heiliger Waldes- und Bergesſtimmen mit einem Sonette, das ich unter einer Eiche ſitzend ausarbeitete, während er im kühlen Bache ein Bad nahm.

[2] „Bergesquellen“ in „Sinnen und Minnen“ S. 174 (umgearbeitet).

Leiben. Schloß und Dorf. Schöne Föhren.

Pöggſtall. Höhe (Aſchelberg). Proſpekt.

Kirchſchlag. Von hier an fühlt man ſich im Waldviertel.

Ottenſchlag. Schloß.

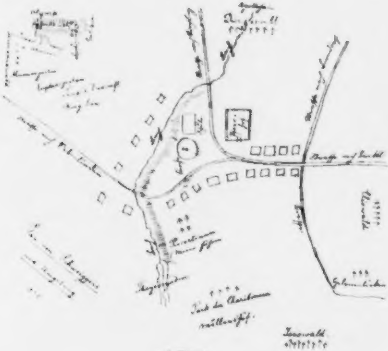
Lugendorf. Abend. Idylle. Tiefe Stille. Wald. Flachland. Enger Horizont.

Grafenſchlag. Bruckner hier daheim. Zum Eſſen geladen beim Pfarrer. Nächſten Tag ich nach Schweiggers.

20. Auguſt.

Ich will es einmal verſuchen, eine landſchaftliche Ueberſicht von Schweiggers zu entwerfen. Schweiggers liegt auf einer Art Hochebene, die man ſich aber freilich weder als hoch, noch als eben vorſtellen darf, und deren ziemlich engen Horizont im Süden der Wald, nach den anderen Richtungen waldige Hügel begrenzen. Bemerkenswerth iſt nur die Hügelreihe, welche im Nordweſten gegen die böhmiſche Grenze ſich hinzieht. An ihrem Fuße liegen Engelſtein und Großſchönau, jenſeits der Niederung, in welche nach dieſer Seite die wellige Hochfläche von Schweiggers ſich abdacht. Der Johannisberg hinter Großſchönau zieht in dieſer Hügelreihe, kegelförmig anſteigend, den vorderen Abhang nackt, den rückſeitigen von Wald umgürtet, mit ſeinem altersgrauen Kirchlein auf felſiger Spitze den Blick auf ſich. Weder Großartigkeit noch Anmuth zeichnet dieſe Rundſicht aus; aber welch' ein idylliſcher Geiſt ſchwebt über ihr! Welch' eine bunte Moſaik von

Feldern füllt dieſe welligen Flächen aus bis auf den Kamm der Berge hinauf, wo ſie, wie unten, nur der dunkle Wald ablöſt. Die Natur iſt hier keine Kokette, ſie iſt ein naiv-ſchönes, einfaches Hirtenmädchen mit Waldblumen im Haar.



Fakſimile.

Da es den ſchönſten Plätzen und Plätzchen in der nächſten Umgebung von Schweiggers ganz und gar an Namen fehlte, ſo habe ich ihnen welche gegeben, wobei ich ſo ſinnreich als möglich das alte mythiſche Griechenthum ins Waldviertel übertrug.

Mein nächſter und liebſter Spazierort iſt ein ganz kleines Wäldchen, welches man erreicht, wenn man hinter den oberen Häuſerreihen des Orts über einige Felder aufwärts geht. Man überblickt von hier den ganzen Ort. Hierher komme ich täglich, am häufigſten in den Morgenſtunden, luſtwandle oder liege unter den Bäumen. Hier las ich 1846 die Aeſthetik von Piskorz, das erſte Buch dieſer Art, das mir in die Hände fiel, weshalb ich das kleine Gehölz ſeither Piskortinum oder ſchlechtweg „Meine Föhren" zu nennen pflege. Zwiſchen der Straße nach Siebenlinden und der Straße nach Kirchberg, hinter Manhartsſchlag, liegt der Olymp, herwärts von dieſem, mehr gegen erſtere Straße, der Mnemoſynehain, der Euphroſynehain, der Tempel der Zukunft, die Burg Sion, der Germaniawald. Geht man vom Pfarrhofe abwärts, dem Laufe des Baches folgend, ſo erreicht man den Dionyſoswald mit dem Apollohain. An der Straße nach Zwettl, eine Strecke außerhalb des Orts, findet man den Kliowald, dahinter, gegen die andere Straße hin, die Helenen-Birken, bei Möllershöf den Park der Charitinnen, gegen Jagenbach hin den Iſiswald. Verfolgt man den Bach, der Schweiggers durchfließt, rückwärts bis zu ſeinen Quellen, ſo gelangt man zu den Thaya-Dryaden.

Meinen Olymp beherrſcht die Göttin der Schönheit und Liebe, deshalb heißt der Wald, der ihn bedeckt, der Aphrodite-Wald, und weil der Schönheit und Liebe ſich die Poeſie geſellen muß, ſo nenne ich den anmuthig mit Geſträuch bewachſenen Vorhügel des Olymps gegen Oſten den Helikon; und weil mir mit Schönheit und Poeſie die Erkenntniß in gleicher Reihe ſteht, ſo benamſe ich die Spitze des Olymps die Hegelſpitze. Und damit neben dem Schönen und Wahren auch das Gute nicht vergeſſen ſei, gilt ein ſüdlicher Vorhügel als Tempel des Ormuzd und Ahriman.

Der Dionyſoswald iſt geweiht dem herrlichen Gotte der beſonnen-begeiſterten Wonne und Freudigkeit, ihm, den die Böozier verkennen, und deſſen getreueſter Bacche ich bin.

Im Iſiswald grüble ich über den Geheimniſſen der Natur, im Kliowald ſinne ich den Räthſeln des Menſchheitlebens nach. — Klio! — Was iſt Geſchichte? Geſchichte iſt ein Buch, von dem wir nur herausgeriſſene, vergilbte Blätter beſitzen. Nimmermehr erſcheint auf dieſen Blättern die Thatſache und das individuelle Leben ſo verſtändlich und ſo lebendig, wie in einem genialen Dichterwerk. Wer belauſcht die Triebfedern längſt vergangenen Thuns? und wer vermag auch nur das ſelbſterlebte, gegenwärtige Ereigniß in ſeinem Vorübereilen zu erfaſſen und unumſtößlich feſtzuſtellen? Mit der Zuverläſſigkeit der geſchichtlichen Thatſachen ſteht es nicht anders, als es z. B. mit unſerer Zoologie ſtehen würde, wenn jedes Thier nur einmal flüchtig an uns vorübereilend geſehen worden wäre. Aber wenn dieſe vergilbten Blätter auch die Thatſachen und die Wahrheit des individuellen Lebens nicht rein überliefern, Eins bleibt doch möglich: den Geiſt ihrer Zeit darin zu vernehmen. Nimmer freilich werden dieſen Geiſt Diejenigen vernehmen, die immer nur ſtarr auf die Buchſtaben der trocknen Blätter ſchauen, bis ihnen die Organe ſelbſt vertrocknet ſind, mit welchen man Geiſt vernimmt! Nimmer werdet ihr Geiſt rauſchen hören in verſchrumpften Pergamentblättern, wenn ihr ihn nicht rauſchen zu hören und zu verſtehen gelernt in den Blättern ſäuſelnder Wipfel!

Im Germaniawalde habe ich dem welterlöſenden deutſchen Geiſte eine Stätte geweiht. Hier erſcheinen dem Auge des Thuiskonsenkels im Abenddunkel die Geiſter Hermann's, Gutenberg's, Luthers', Goethe's und Hegel's. Hier ſieht er den deutſchen Aar brüten auf mooſigem Geſtein und die Schwinge prüfen zum Sonnenfluge der Zukunft. Hier erſcheint ihm die hehre Mutter Germania und reicht dem Ahnungglühenden eine Leier, einen Schild und eine Roſe:

Zieh' hin, ein heiliger Bote,
Und ſing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrothe,
Vom kommenden Reiche des Schönen!

Was die Burg Sion betrifft — unfern dem Germaniawalde gelegen — ſo ſollte ich eigentlich vor der Hand noch alles verſchweigen. Sie birgt ein Geheimniß, eine Idee, ein Vorhaben, das nur langſam reifen wird. Der Name beſteht, ſeit ich auf dem Dachboden des Onkels Leopold in Kirchberg ein altes, vergilbtes Buch gefunden, ein Trauerſpiel: „Johann von Leyden" (Wien, bei J. Ochß 1795). Daraus hab' ich die Kunde vernommen, wie Johannes, der Prophet zu Münſter, ein Reich der Erkenntniß und der Glückſeligkeit hat aufrichten wollen, ein „neues Sion“ — und dieſer phantaſtiſche Schneider von Leyden hat mir's angethan, daß ich immer an ihn denken muß, und während alle Welt glaubt, daß er längſt in ſeiner eigenen Aſche gebettet ſchlafe, lebt er und beſucht dieſen Hain, und wenn die Wipfel desſelben im letzten Stral der Sonne glänzen, wie einſt die Zinnen der Burg Sion zu Jeruſalem, erzählt er mir heimlich von ſich und ſeinem Schickſal und ſeinem neuen ſioniſchen Reich zu Münſter. Und ich ſinne und ſinne, wie ich das einmal ſchön und würdig nacherzählen könnte, ſchöner und würdiger, als es in dem alten anonymen Trauerſpiel von 1795 geſchehen. . . .

Bei den „Thaya-Dryaden“ hört der Poet die Dryaden des Wäldchens mit den Thayanixen plaudern. — Ich habe nämlich entdeckt, daß die Thaya hier bei Schweiggers auf einer Wieſe entſpringt, in der Richtung gegen Möllershof. Einige Wieſenquellen ſammeln ſich zum Bach, der dann die Niederung ſucht, den unteren Theil von Schweiggers und den Dionyſoswald durchſchneidet, ſich nach Kirchberg am Walde wendet, wo er im Thiergarten ſchöne Kaskaden bildet und dann, von anderen Bächen geſchwellt, ſeinen Weg nach Waidhofen fortſetzt. — Mit Geflüſter ſprechen die Dryaden aus den Föhren, und mit Gerieſel antworten aus der Quelle die Nixen. Das Geſpräch klingt kindlich, märchenhaft; denn die Bäumchen ſind noch jung und klein, und die Gewäſſerchen ebenfalls.

Ich will nur noch den Euphroſyne-Hain erwähnen. Derſelbe iſt nicht der Grazie geweiht, welche dieſen Namen führt, ſondern des Vetters und der Suleika dreijährigem Töchterlein, von ihren Erzeugern Roſine, von mir aber Euphroſyne geheißen. Ich weihe das anmuthige Plätzchen dem lieben Kinde, weil es mich gerne küßt und herzt und ſogar friſirt wie ſeine Puppe, wobei die Kleine, den Kamm in der Hand, mit mütterlichem Pathos ausruft: „Roberterl, halt ſtill, heut' muß's ſein!“ — Mögen die Charitinnen ihr hold ſei!

25. Auguſt.

O meine Heimatwälder, Heimathöhen,
O Heimatſtröme, Heimatblumen ihr,
Die ihr erſcheint im alten Glanze mir,
Ein Lied zum Gruß beim frohen Wiederſehen!

Nun weiß ich erſt, nun kann ich erſt verſtehen,
Daß ich nicht Fremdling ganz im Erdrevier,
Daß ich auch eine Heimat habe hier,
Wo ich mich froh und ruhig mag ergehen.

Im Meer ein Tropfen war ich ruhelos
Strebt' ich nach dem geliebten grünen Lande
Und klagte, rauſchend an den Strand, mein Loos.

Nun ruh' als Perle Thaues ich am Strande;
Doch nicht in einer Roſe üpp'gem Schooß —
An eines Liljenkelches ſchneeigem Rande.

Dies Sonett entſtand ſchon am 13., nachdem ich meine Heimat und meine Lilie wiedergeſehen.

Ich leſe jetzt die Sonette Petrarca's in der Urſprache und fühle mich dadurch angeregt, auch mein Empfinden gerade in dieſe Form zu gießen.

1. September.

Kirchtag. Muſik und Tanz. — Meine Lilie. — Auch eine Helene von Schrems kennen gelernt und viel mit ihr getanzt. Bruckner bei mir zu Beſuch, Theilnehmer am Kirchweihfeſte.

Grafenſchlag, 6. September.

Heute reſidire ich zu Grafenſchlag im Pfarrhofe. Ich habe Bruckner, der hier hauſet, beſucht, und der Pfarrer war kosmopolitiſch genug, mich auf Abendeſſen, Nachtlager und Frühſtück zu ſich einzuladen. Den Nachmittag habe ich mit Bruckner, meinem wackeren Mitgeſellen im Handwerke des Lebens, ſo gut als möglich benützt. Er hat mir ſeine Wälder und Berge gezeigt, und hat unter anderm ein ganz treffliches Exemplar der letzteren Sorte aufweiſen können, den Guttenberg. Ganz unanſehnlich erſcheint derſelbe vom Orte, und ſelbſt von ſeinem Fuße aus geſehen. Aber nach einigem Steigen wird man ſchon durch einen weiten Geſichtskreis überraſcht, der ſich nach Norden und Oſten hin öffnet. Erklettert man den ſchroffen, gebüſchreichen Gipfel, ſo glaubt man, die Blicke nach unten und in die Weite hin ſchweifen laſſend, ſich faſt auf eine Alpenhöhe verſetzt. Da grüßen von Oſten der Loſchberg und Wachberg herüber, da tauchen im Weſten die Flächen von Schrems, die Anhöhen von Weißenalbern und Siebenlinden auf. Ueberraſcht verfolgt das Auge die Reihe waldiger Gipfel, die vom Loſch- und Wachberge bis zum Johannisberge bei Großſchönau ſich hinzieht, und von dieſem bis zum Brünlberge, der im Nordweſten impoſant genug den Horizont und die Bergreihe ſchließt. In den Niederungen dieſes Höhenzuges entſpringt der Kamp. Schön liegt im Thale Rappottenſtein. Räthſelhaft hochaufragend blickt über die Berge der ſchwarze Thurm von Albrechtsberg herüber. Dieſe Berge ſind freilich nur Ausläufer und Lückenbüßer, mit welchen die Alpen von jenſeits der Donau her dem Böhmerwalde, wenn nicht die Hand, doch den kleinen Finger reichen; da aber das Größere nicht zur Hand iſt, woran man ſie meſſen könnte, ſo erſchienen ſie großartig genug.

Romantiſch iſt der weſtliche Abhang des Guttenberg. Er fällt hier ganz ſteil ab und ungeheure Felſenkanzeln laden ein, ſich hinzulagern und in die Thalſchlucht, den Schwindel beſiegend, niederzuſchauen. Mancherlei Geſträuch und Gehölz umgürtet den Bergrücken, ſelbſt einen Kirſchbaum fand ich darunter. Reſte alten Gemäuers erinnern an ein Nonnenkloſter der Vorzeit, das hier geſtanden. Die Sage umſpielt den Berg. Erſt neulich machten hier einige Bauern den Verſuch, nach Schätzen zu graben; wir fanden die Erde an einer Stelle noch aufgewühlt.

Der Berg hat etwas einfach Großes, Deutſches, wie der Johannisberg bei Großſchönau. Herde und Hirt nehmen ſich da ganz patriarchaliſch aus.

Befriedigt ſtiegen wir abwärts. Abends wurde beim Pfarrer recht gemüthlich und luſtig geſchwatzt. Als ich ſpät mich in das mir angewieſene Schlafgemach verfügte, gerieth ich über einen Bücherkaſten und alte Zeitungen und that mir hier noch ein paar Stunden gütlich.

7. September.

Abgeſegelt von Grafenſchlag und wieder im Hafen von Schweiggers glücklich eingelaufen.

12. September.

Vormittags nach Berndorf, von hier über Sallingſtadt nach Hauſe. Mittags beim Eſſen Kontrovers über Religion. Suleika ſehr orthodox. Nachmittags im Charitinnenhain. „Lilie“ in die Bäume inſkulpirt und das Meſſer dabei abgebrochen. Gute Lehre hieraus geſchöpft.

13. September.

Vormittags mit einem jungen Maler aus Wien geſprochen, der mir gefiel. Dann im Kliowald. Nachmittags in die Linden bei Schwarzenbach „Lilie“ inſkulpirt, dann gegen den Iſiswald zugegangen und auf dem Abhange liegend ins romantiſche Thal von Jagenbach hinuntergeſehen. Abends im Laden des Vetters mit der Roſe geſchäkert und ihr dabei die Kerze zerbrochen, die ſie eben gekauft.

14. September.

Vormittags im Kliowald. Nachmittags auf dem Olymp, der Hegelſpitze. Vier Stunden im Aphroditewalde herumgeſtiegen und beim Tempel des Ormuzd und Ahriman herausgekommen.

15. September.

Sonntag. Dem Hochamt beigewohnt, in Rührung gerathen, und den Plan einer politiſchen Komödie entworfen: „Germania, oder des Teufels Glück und Ende“. Nachmittags über Siebenlinden und die romantiſche Höhe, durch den Wald bis zum weſtlichen Abfall der Höhe, wo ich links ganz nahe Großſchönau, rechts das Schloß von Weitra liegen ſah. Abends mit der Roſe geſchäkert.

16. September.

Vormittags über Schwarzenbach bis zum Staudenhof; Nachmittags bei den Thayadryaden; Abends mit der Roſe geſchäkert.

17. September.

Vormittags nach Reichenbach. Einen weißen Pudel mitgelockt. Erfreut geweſen über dieſen von einem lebenden Weſen mir erzeigten Beweis einer weder durch Pflicht noch durch Natur bedingten Anhänglichkeit. Nachmittags im Dionyſoswald.

18. September.

Vormittags im Tempel der Zukunft. Nachmittags im Dionyſoswald. Beinahe ſchon am Ausgange des Waldes ſah ich von der ſteilen, baumbewachſenen Wand, an deren Fuß der Thayabach und neben ihm der Waldſteig hinläuft, eine mächtige Felſenzinne durch die Bäume herabſchimmern. Neugierig arbeitete ich mich durch das Gehölz und über die ſchlüpfrige Streu glatter Nadeln empor und erreichte triumphirend den herrlichen Felſenthron. Entzückt ſtand ich auf der mooſigen Kuppe und blickte hinunter auf das wogende Meer von Föhrenwipfeln, durch welche die Waldwieſe und der Silberſtreif des Baches in der Tiefe ſichtbar blieben. Freudetrunken weihte ich dieſen Felſenaltar dem Dionyſos. Eng und dicht umgatterten die dunklen Wipfel meinen luftigen Thron, tiefaufrauſchend mit geheimnißvollen Schauern, als ob Geiſterheere ſie durchzögen. Raben kreiſten vertraulich mit ſcharfem Gekrächz über meinem Haupte, als begrüßten ſie den Gaſt. Ein Eichhörnchen begann dicht neben mir auf einem Föhrenſtamme hin und her zu rutſchen, mit dem eigenthümlichen klappernden und klatſchenden Geräuſch, das es in ſolchen Fällen vernehmen läßt. Allmählig bemächtigte ſich meiner ein wunderbares Gefühl von Abgeſchiedenheit und Weltvergeſſenheit, als wär' ich geboren auf dieſer Felſenzinne und hätte nie unten verweilt bei den Roſen und Dornen und Tauben und Nattern im Thale. . . .

Die Erinnerung abgeſtorben — mein vergangenes Leben verſenkt in ſchwarze Nacht — nur ein blaues Augenpaar mir wie im Traum erſcheinend. . . .

Hoch oben auf den mooſ'gen Felſenveſten,
  Die ſchwarze Föhrenwipfel dicht umſauſen,
  Wo Specht und Rabe ruft, Waldwaſſer brauſen,
Und Schauer wehen in den breiten Aeſten:

Hier thron' ich, weiß in dieſen Waldpaläſten
  Nichts mehr von Thälern, Flächen, Mauerklauſen,
  Von Blumen, blonden Locken, die dort hauſen —
Nichts mehr von jenen öden Erdereſten.

Vergeſſen ganz iſt meines Lebens Lauf!
  Entwuchs ich ganz den ird'ſchen Thränenlaugen?
Weilt' ich hier immer? kam ich erſt herauf?

Nicht weiß ich's mehr — nichts will Erinn'rung taugen.
  Nur Ein Gedanke dämmert dunkel auf,
Und wie im Traum ſeh' ich zwei blaue Augen.

Nachdem dies Sonett meiner Stimmung entquollen und ich nach Hauſe zurückgekehrt war, fand ich einen inzwiſchen angelangten Brief von Freund Hans Gebhart vor, worin er mir das intereſſante Urtheil Grillparzer's über ſein Drama-Manuſkript „Zwei deutſche Kaiſer" mittheilt.

Abends im Laden des Vetters mit der Roſe geſchäkert und ihr dabei die ſoeben gekaufte Cichorienſtange zerbrochen.

19. September.

Letzter Reigen.

Es brauſt der Tanz — die ſchönen Klänge locken
  Du mit den Augen voll des blauen Glanzes,
  Mein Liebchen, folg' mir in den Strom des Tanzes
Zum letztenmal — dann läuten Abſchiedsglocken!

Wir ſtürmen hin — doch weh', auf einmal ſtocken
  Fühl' ich das Herz, mein Aug' wird trüb — als Ganzes
  Seh' ich nicht mehr die Blumen deines Kranzes —
Er flattert, Liebchen, welk dir um die Locken!

Ein Schwindel faßt mich — halt — die Klänge ſchweigen,
  Der Tanz verrauſcht, der jubelnd erſt erſcholl;
In müde Gruppen raſch zerfällt der Reigen.

Und nun fahr' wol — auf ewig fahre wol!
Du, der ich wagte einſt ein Herz zu zeigen,
Fahr' wol, du meine Blume — fahre wol!

Vormittags, bei greulichem Nebel, dies Sonett geſchrieben, deſſen Idee mir ſeit dem „Kirchtag" im Kopfe lag. Nachmittags nichtsdeſtoweniger bei den Helenen-Birken geweſen und „Lilie" in die weißen Stämme geſchnitten. Abends die Roſe geküßt (ländlich, ſittlich!), indem ich ungeſehen und ungehört mich ihr hinter ihrem Rücken näherte. Ich wiederhole den Spaß heute zum zehntenmale, auch hat die Thür geknarrt und eine Nußſchale gekracht, auf die ich trat, und die Roſe hat nichts gehört, gar nichts — wie wol Couſine Suleika anderer Meinung iſt und viel hierüber ſprach — desgleichen von einem gewiſſen nicht ganz reinlichen Rock, den die Roſe an einem gewiſſen Sonntag getragen haben ſoll.

20. September.

Vormittags Griechiſch und Hiſtorie; wegen Nebels nicht ausgehen können. Nachmittags mit meinem Juſtinus im Germaniawalde.

21. September.

Vormittags Nebel — Mathematik, Hiſtorie und Griechiſch. Nachmittags im Aphroditewald, dann in Waldenſtein.

Weil ich eben Zeit und Luſt habe, ſo will ich einmal einen Nachmittag recht in der Länge und Breite beſchreiben.

Zuerſt ging ich (um 1 Uhr) gegen die Thayadryaden hinaus, dann hinüber nach Manhartsſchlag am Fuße des Olymps, wo ich auf eine Birke ſtieg und „Lilie“ ganz oben inſkulpirte. Dann ſtieg ich durch das felſige und mooſige Gehölz den Berg hinan. Auf der Hegelſpitze amüſirte ich mich eine Zeitlang mit einem Eichhörnchen. Wie zart-behend das braunrothe Thierchen mit dem breiten, haarigen Schweife den Föhrenſtamm auf- und niederglitt und von der ſchwankenden Spitze eines Aſtes auf den eines entfernt ſtehenden Baumes hinüberſetzte! Und das Geklapper, das es vollführte! Ich machte mir den Spaß, letzteres nachzuahmen und zog in der That die Aufmerkſamkeit des herzigen Geſchöpfchens in dem Grade auf mich, daß es ſich ſtill verhielt und mich horchend anblickte. Als ich dann aus den Bäumen ins Freie trat, ſtieß ich auf einen Bauer, der mich mit offenem Munde anſtarrte, da er mein Eichhörnchengeklapper gehört haben mochte, und vielleicht einem unbekannten Waldungeheuer, dem jene wunderliche Art von Geſchrei eigenthümlich, auf der Spur zu ſein glaubte. Ich ging wieder in den Aphroditewald zurück und ſchlenderte ſo eine Zeitlang hin, bis mir ein Platz auffiel, der mit dem üppigſten Mooſe gepolſtert war. Ich ſah hierin einen mir von den Dryaden bereiteten Sitz, lagerte mich hin, und träumte, wie die Dryaden ihre grünen Sammetteppiche feſtlich über die Felſenbänke gebreitet, Laubgezelte darüber errichtet, Kriſtallwaſſer rings umhergeleitet, die Waldvögel als Muſici beſtellt, und ſich ſelbſt das Haar mir zu Ehren mit Waldblumen bekränzt. Ich träumte, ſie umkreiſten und umtanzten mich, umſchlängen mich mit Kränzen von Eichenlaub, und neckten mein Herz mit allerlei Verheißungen. Ich aber erhob mich düſter vom Feſt der Dryaden. „Fort mit Kränzen und Träumen von Ruhm und winkenden Zielen der Zukunft!“ rief ich. „Macht mir ein Herz geneigt, o, ein einzig Herz! Was hilft es mir, Geiſtern zu gebieten und bewirthet zu ſein von Göttinnen, wenn eine ſpröde Blume des Thals mir Glück und Ruhe raubt?“

Finſter wie ein unglücklicher Berggeiſt, der einſam und ungeliebt zwiſchen ſeinen funkelnden Schätzen wandelt, ſchritt ich tiefer in den Wald, und begann in meinem Unmuth laut zu pfeifen, nach dem Beiſpiele der Helden Oſſians.

Lauter und lauter gellte durch die Waldeinſamkeit mein Pfiff, ſchwärzer und ſchwärzer umſtarrten mich die Tannen. Plötzlich vernahm ich unfern, zur Rechten, ein eigenthümliches Klopfen. Ich ſchlich auf den Zehen der Richtung des Schalles nach, in der Erwartung, irgend einen ſelteneren Vogel oder ſonſt ein Waldthier zu überraſchen. Durch das finſtere Geſtrüpp mich drängend, gelangte ich auf einen kleinen freien Platz, in deſſen Mitte eine einzelne, rieſig-hohe Föhre ſtand. Jetzt war das Klopfen ganz in meiner Nähe; ich ſah mich in der Runde um, konnte aber nichts entdecken. Ich trat dicht vor den Baum, das Klopfen war vor mir; ich trat hinter denſelben, das Klopfen war hinter mir. Kein Zweifel mehr — das Klopfen war in der Föhre ſelbſt! Es kam aus dem unterſten, dickſten Ende des Stammes, als ſei dieſer hohl, und als klopfe Jemand von innen ſo ſtark als möglich an die Rinde. Ich betrachtete den Baum genau: rieſig ragte, wie geſagt, der auch ungewöhnlich dicke Stamm empor — kein Aſt daran, nur ganz oben unter dem Gipfel einige Zweige — auch keine Oeffnung, kein Spalt in der Rinde zu ſehen, weder oben noch unten. Und doch klopfte, hackte etwas da drinnen! Sollte ein Geiſt dahinein gebannt ſein, der Erlöſung heiſcht? ſollte eine der kurz vorher verſchmähten Dryaden mich necken wollen? Ich nahm einen Stein und klopfte von außen an die Rinde, den von innen kommenden Schall taktmäßig erwidernd. Das Klopfen dauerte fort. Ich horchte noch lange — bedauerte, daß man Waldbäume nicht mit einem Federmeſſer fällen kann, und fand am Ende, daß mir nichts übrig blieb, als ſtill und ſinnend meiner Wege zu gehen.

Seltſam angeregt, ſchritt ich weiter durch den tiefen, einſamen, finſtern Wald.

Endlich gelangte ich wieder hinaus in den freundlich heiteren, goldenen Sonnenſchein. Ich befand mich am nordweſtlichen Ende des Aphroditewaldes, hinter Reichenbach. Nun ſchritt ich über einige Aecker und Wieſen. Noch immer nachſinnend über das räthſelhafte kleine Waldabenteuer, ſtand ich eine Weile unſchlüſſig, welchen Weg ich weiter verfolgen ſollte. „Der kennt ſich a nit aus!“ ſagte ein Bauer zu einem andern auf dem Felde. Ja wol, ich „kannte mich nicht aus“.

Wieder gerieth ich in tieferes Berggehölz, auf eine ſehr einſame Waldwieſe, wo eine junge hübſche Bäuerin Heu rechte. Als ich an ihr vorüberging, huſtete ſie zufällig, aber auf eine ganz eigene zarte Weiſe. Hierauf verfiel ich, ich weiß ſelbſt nicht wie, in verſchiedene Betrachtungen über Liebe, Weiblichkeit u. dgl., bis ein wunderſchöner Falter mit rothen Flügeln, der ſchwirrend hin und her flatterte, meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ich entbrannte in heißem Wunſche, das prächtige Ding zu beſitzen, und that ein Stoßgebet zu meinen Freundinnen, den Dryaden. Und ſiehe, der reizende Schelm flog nieder und begann zu koſen mit einer Waldblume. Ich zog den Hut und beſchlich den Falter — worin ich wie im Berganlaufen, Baumklettern, Fußwanderungen, Inſkulpiren von Namen in die Bäume u. dgl. mir eine namhafte Geſchicklichkeit erworben habe. Der Hut ſchwirrte nieder über die Waldblume. Ich drückte ihn feſt um dieſelbe zuſammen, und dachte nun, wie ich ihn wieder heben könne, ohne daß mir der koſtbare Gefangene von dannen flöge? Nach zehn Minuten angeſtrengten Ueberlegens hob ich den Hut ſehr ſacht und vorſichtig, und gewann ſofort die Ueberzeugung, daß mir der Falter unter dem Hute hervor nicht entfliehen könne, denn — er befand ſich gar nicht darunter, ſondern lag, wie ich nun bemerkte, etwas ſeitwärts todt im Graſe, vom Hutrande beim Niederdrücken getroffen. Tief betrübt ſteckte ich ihn in eine Papierdüte, um wenigſtens ſeinen Leichnam heimtragen und der Couſine Suleika zeigen zu können.

Nun kam ich auf eine gebahnte Straße. Es mochte 4 Uhr ſein. Die Straße lief am Rande einer ſehr ſchönen Waldung in nordöſtlicher Richtung hin; zur Linken breitete ein Wieſengrund ſich aus, von einem hübſchen Bache durchrieſelt. Nun kam ich in ein Dorf; ich erkundigte mich nach dem Namen, es hieß Zehenthöf. Die Umgebung gefiel mir: ich ging alſo weiter bis zu einer anderen Ortſchaft, Neuſiedl genannt. Und noch weiter wandernd erblickte ich einen weißen Thurm, und ging los auf den Thurm, und — war in Waldenſtein, zwei Stunden von Schweiggers. Ich durchſchritt das Dorf, traf am nördlichen Ausgange desſelben eine romantiſche Waldhöhe und überlegte hier, ob ich nicht im Wirthshauſe nach einer ſchönen Schenkin ſehen ſolle. Ich liebe ſchöne Schenkinnen — auf dem Lande — haſſe aber den ſauren Wein, und habe überhaupt die Gewohnheit, auf Spaziergängen und Ausflügen nicht einzukehren, keine „Erfriſchungen" einzunehmen. Man muß ſich das nicht angewöhnen, um es entbehren zu können. Als ich aber auf dem Rückwege am Wirthshauſe vorbeikam, hörte ich eine feine Frauenſtimme darin. Ich überwand alſo die Scheu vor ſaurem Wein, wich von meiner Gewohnheit und meinem Prinzipe ab und folgte der Sirenenſtimme. Dieſelbe gehörte jedoch keiner ſchönen Schenkin, ſondern der Schullehrerin von S., die mit ihrem Manne eben anweſend war. Bruckner hatte mir von dieſer Dame in unfreundlichem Sinne geſprochen; er kannte ſie als frühere Haushälterin des Pfarrers in L., bei welchem er ſich öfters in den Ferien aufgehalten. Ich knüpfte ein Geſpräch mit ihr an und ſagte, daß ich ſchon von ihr gehört, durch meinen Kollegen Bruckner. „So? durch den Bruckner?“ erwiderte ſie giftig; „den haben wir in C. verſprengt!“ — „Warum das?“ — „Ei, wir konnten doch keinen ſolchen Taugenichts behalten!“ Ich blickte ſie betroffen fragend an. „Als der Herr Pfarrer einmal nicht zu Hauſe war,“ fuhr ſie fort, „da . . .“ Ich ſpitzte die Ohren, zitterte und dachte nicht anders, als von einem fluchwürdigen Attentat meines Freundes auf die Butterfäſſer oder Zuckerhüte der Pfarrersköchin, wenn nicht gar auf ihre Perſon, vernehmen zu müſſen — „da ſagte er: Heute müſſen Sie mir einmal kochen, was ich will, weil der Herr Pfarrer nicht zu Hauſe iſt!“ — (O Bruckner, Bruckner, glaubſt du an keinen Gott?)

Sie fragte mich dann, ob es wahr ſei, daß Bruckner in Wien ſich von einem Mädchen „aushalten“ laſſe, er habe ſich deſſen ausdrücklich gerühmt. Ich konnte ihr verſichern, daß ich als Bruckner's beſter Freund von einem ſolchen Mädchen nichts wiſſe, und daß, wenn es ein ſolches gebe, es meinen Freund ſchlecht beköſtige und ſehr oft hungern laſſe.

Um 5½ Uhr brach ich auf und trat über Neuſiedl, Zehenthöf und Reichenbach meinen Rückzug an. Bei Zehenthöf ging ich quer über die Felder und dachte dabei an Comenius, wie er ſagt: »Il viandante non abbandona la strada maestra per profittare della scorciatoja, qualora non sia un sentiero battuto.« Ich verlor die koſtbare Zeit, in den Kartoffeläckern mühſam umherhumpelnd. Auf die Straße zurückgelangt, beſchloß ich, ein anderes Mal, wenn ich Eile habe, dem Comenius zu folgen, deſſen Orbis pictus — ein Buch voll unanfechtbarer Weisheit und Wahrheit — ich eben jetzt in italieniſch-griechiſch-lateiniſcher Ausgabe ſtudire.

Zu Hauſe wußte ich durch die Erzählung von der verzauberten Föhre im Walde ſolches Aufſehen zu erregen, daß Suleika hinter dem Ofen erbleichte und der Vetter den Mund beinahe weiter aufthat als nöthig.

22. September.

Vormittags die zwei Sonette ausgearbeitet, zu welchen ich geſtern im Aphroditewald die Anregung empfing.

Die Dryaden.

Heut deckten meine Liebchen, die Dryaden,
  Den Fels mit Sammt, wo kühle Waſſer ſchäumen,
  Umgatterten ihn dicht mit grünen Bäumen
Und luden Vögel auch zu Serenaden.

Ich bin ihr Gaſt, ſie haben mich geladen;
  Sie wollten ſanft mein Herz mit Ruhmesträumen
  Und Kränzen, die ein Dichterhaupt umſäumen,
Und Zukunftsahnungen in Wonne baden.

Dank eurer Huld, Dryaden, die mich rührte!
  Doch ach, was hilft mir Ruhm, ein Kranz von Golde,
Was hilft's, daß Götterhauch ich um mich ſpürte,

Wenn ich vergebens ſchmacht' nach Minneſolde?
  Wenn ſpröd' die Liebliche, die ich erkürte,
Vor mir verſchließt des Herzens Blütendolde?

Der Berggeiſt.

Im Hochgebirg ſteht mein uralter Thron,
  Kriſtall- und Goldpalaſt im Felſenſchacht;
  Da thron' ich über Wolkenzug und Nacht,
Ein Geiſterfürſt mit Scepter und mit Kron'.

Da rauſcht der Wald, klingt Geiſterflüſterton,
  Da ſtürzt die Flut, hält Aar und Gnome Wacht,
  Qualmt Dampf und Flamme, funkelt goldne Pracht —
Doch ewig einſam iſt der Geiſterſohn!

Im Thal einſt war ich, hoffte ſüße Raſt,
  Liebt' einer Jungfrau liebliche Geſtalt:
Sie aber hat verkannt den edlen Gaſt.

Nun iſt ſo düſter Hochgebirg und Wald,
  Einſam iſt mein Kriſtall- und Goldpalaſt,
Von ſeinen Wänden Seufzerhauch nur hallt!

Nachmittags in meinem Park um Möllershöf. Dann bei den Thayadryaden etwas Griechiſch vorgenommen. Abends die Roſe überraſcht und geküßt, wie gewöhnlich, während ſie im Laden des Vetters etwas einkaufte, wie gewöhnlich, und indem ich vom Wohnzimmer aus mich durch die laut knarrende Thür an ſie heranſchlich, wie gewöhnlich, und ſie nichts hörte, wie gewöhnlich. Noch etwas. Sie nahm zufällig, vor dem Laden ſtehend und plaudernd, ein Stückchen Kreide in die Hand. „Bitte, ſchreiben Sie hier etwa auf den Ladentiſch!“ ſagte ich. — „Was denn?“ — „Bloß Ja oder Nein — bloß eines dieſer beiden Wörtchen!“ — Sie lachte und weigerte ſich. Wir kamen auf etwas anderes zu ſprechen. Nach einiger

Zeit aber kritzelte ſie, mitten im Geſpräch, ſo leicht hin etwas auf den Laden hin. Mein Blick ſtreifte das Geſchriebene — es war ein holdes ſüßes Ja. Sie lächelte, ich erröthete, erſchrak beinah', wußte mich nicht zu faſſen, faßte mich aber doch, und that, als hätte ich nichts geſehen.

25. September.

Endlich — meine Lilie wiedergeſehen! —

La riscontrai, cammin facendo a passeggio pel villaggio, stando ella dianzi ad una casa e ragionando con qualcuno. Affrettato il mio passo, passai dinanzi ad essa, salutandola, al mio parere, d'un aria d'amoroso cordoglio. Ed ella — contracambiando la mia salutazione, mi fece vedere — o bell' ora! — spuntare una — una rosa sulle sue guance tenere — una rosa dolce, infinitamente dolce!

O vista angelica, o conforto, o speme, o solazio dopo lunghi martiri!

Bella, dolce rosa, non ti dimenticherò mai, non mai sfiorirai!

Ma bella, dolce rosa, chi è tua madre? Sei tu figlia d'amore? — Ah no, certo no! — o della pieta, la quale bene avrebbero meritata la canzone, le lagrime d'un poeta?

Ma qualsiasi la tua origine, mi godrò del tuo fiore, del tuo odore! —

Das Uebrige in Sonetten, die ich ſogleich zu Dutzenden entworfen.

Uebrigens Vormittag mit Petrarca in der Burg Sion.

Nachmittags im Iſiswald und in Jagenbach. Dann der Couſine Suleika geholfen beim Abpflücken („Abrebeln") der Hollunderbeeren, wobei viel Jocus getrieben wurde.

24. September.

Vormittags Nebel, Griechiſch, Hiſtorie. Dann in meinen Föhren mit Juſtinus. Nachmittags bis hinter Rieggers mit Petrarca.

Di sera baciata la Rosa, dal dietro sorprendendola.

25. September.

Nachmittags im Tempel der Charitinnen. Der Herbſt reißt von meinen lieben Birken die gelblichen Blätter und warf ſie mir, mit gelber Schrift beſchrieben, als Fehdebriefe vor die Füße. Ich legte mich auf einen Haufen ſolcher Fehdebriefe des Herbſtes und ſah von den gelben Blättern auf die ſchwarzen meines Petrarca. Aber auch von dieſen wandte ich bald den Blick auf die rothen — die blutigen Lettern, welche der ſcharfe Diamantrand eines ſpröden Lilienkelches in mein Herz geritzt. — O Petrarca! Entſagen, oder den Reiz der Geliebten ſich durch den Tod entblättern ſehen, das iſt noch erträglich. Aber die Qual, welche die Götter für mich ausgeſonnen! Ich bin verzaubert, immerdar in den Kelch einer Lilie zu ſtarren, in ewiger Sehnſucht harrend, bis . . Doch ich ſetze lieber die beiden Sonette her, die ich heute an beſagtem Orte gedichtet:

Liebeszauber.

Petrarca's Lieder hab' ich aufgeſchlagen,
Doch immer ſeitwärts blick' ich von den Blättern,
Und leſ' in eig'ner Bruſt viel tief're Lettern,
Viel ärg're Schmerzen und viel heiß're Klagen.

Auf ewig der Geliebten zu entſagen,
Verlieren ſie in des Geſchickes Wettern,
Seh'n ihrer Schönheit Roſe ſich entblättern —
Das ſind noch linde Schmerzen, leicht zu tragen.

Doch das iſt Qual und Zauber, Stund' um Stunde
Das Aug' verſenken müſſen, unbewußt,
In eines Liljenkelches ſchnee'gem Grunde;

Und hoffen müſſen in wahnwitz'ger Luſt
Auf einen Laut aus todtem Blumenmunde,
Auf einen Schlag in kalter Liljenbruſt.

Nur eine Blume.

Wo biſt du, meine Blume? lange Wochen
Hat neidiſch dich verborgen mir die Ferne;
Ich habe dich geſucht, ach, nah' und ferne,
Und meine Klag' in Liedern ausgeſprochen.

Hat deine Blüte auch ein Wurm durchſtochen,
Ich ſchau' ſie liebend noch — noch ſchau' ich gerne
In deine ſüßen blauen Augenſterne,
Sind es auch Veilchen, die ein Nord gebrochen.

Weißt du, daß eine Roſe, hold und loſe,
Selbſt lüſtern nur nach Lieb' und Liebesruhme,
Mich tröſten will mit freundlichem Gekoſe?

Doch ſieh — in meines Herzens Heiligthume
Stiehlt ſich vergebens ein die ſchönſte Roſe;
Nur dein gedenk' ich, ſtille weiße Blume!

Als ich, zu Hauſe angelangt, dieſe beiden Sonette eben niederſchrieb, kam durch Macarius ein Gruß von der Lilie an mich, mit der Frage, warum ich ihr „die Liebe aufgeſagt habe?“

O Lilie! —

Ich brachte die Sonette erſt gelaſſen zu Papier, dann nahm ich den Liebesboten vor und befragte ihn, peinlich genug, um den eigentlichen Hergang der Sache. Worauf er angab, die Lilie habe ihn gefragt, ob ich noch hier ſei, und, nachdem er dies bejaht, habe ſie ihn beauftragt, mich zu grüßen und mich zu fragen, warum ꝛc.

O meine Lilie! Die Worte, die aus deinem Munde kommen, ſind nicht ſo fein, ſo wunderzart, wie die Roſen, die ich am 25. auf deinen Wangen habe erblühen ſehen. Indeſſen, ich will abſehen von der ländlich-, faſt bäuriſch-ſcherzhaften Form deiner Frage; ich will nur ergründen: was iſt der Gedanken- und Gefühlsgehalt, der unter jener ſcherzhaften Frage ſich birgt? Willſt du mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich mit meinem Liebesleid dir nicht unverhohlener, brüsker auf den Leib rücke — ſchon darum, weil manches mich gekränkt, und weil ich bei dir als gebranntes Kind das Feuer fürchte? —

Nachdem ich jene Auskunft von dem Boten erhalten, habe ich ſtudiren wollen und eine halbe Stunde lang in meine „Stenographiſchen Sigel und Monogramme“ nach Heger ſehr fleißig hineingeſehen, bis ich nach Ablauf der halben Stunde plötzlich bemerkte, daß ich meine „Stenographiſchen Sigel und

Monogramme“ nach Heger vor mir habe. Inzwiſchen war ich mit mir ſelbſt ſo ziemlich darüber ins Reine gekommen, daß jener etwas täppiſche Gruß der Lilie immerhin eher den guten als den böſen ominibus beizuzählen ſei.

Noch ein Gedanke kam mir übrigens. Sollte die Lilie von ihrer Schweſter, der Roſe, gehört haben, daß ich mit dieſer im Laden des Vetters zu ſcherzen pflege, und ſollte ſie hierin einen *Abfall* von ihr ſelbſt erblicken? — Iſt's *meine* Schuld, daß immer nur die Roſe in den Laden des Vetters kommt und niemals ſie, die Lilie, ſelbſt? —

Nach all' dieſen Ereigniſſen habe ich kein Bedenken getragen, im großen Mörſer den Mohn zu ſtoßen für die Mohnnudeln, welche Couſine Suleika zum Abendeſſen bereitete.

26. September.

Wieder ein Sonett geſchrieben. Es lautet:

Zukunft.

Oft glaub' ich, Blume, dich, für die ich glühte,
Als eines Andern trautes Weib zu ſeh'n,
Im Hauſe walten, an dem Herde ſteh'n,
Das zarte Kind, das ſolcher Reiz umſprühte!

Ein Falter wird — o Stachel dem Gemüthe!
Auf meiner holden Blume Kelch ſich bläh'n,
Der Wind wird Blatt um Blatt an ihr verweh'n,
Ein Sproß ſich nähren von der weißen Blüte.

Und ich? Ich werde Wanderluſt zu koſten,
Durch Länder zieh'n, verwandelt, ohne Klage,
Und unter Palmen ruh'n im fernen Oſten.

Dann kommen wol, wie alte, liebe Sage,
Mir in den Sinn, die mir im Weſten ſproßten,
Die Lilje und der Jugend gold'ne Tage.

Heut' habe ich mir einmal Weißenalbern näher angeſehen und bin auch im Gaſthauſe eingekehrt.

27. September.

Jn Kirchberg bei Onkel Leopold.

28. September.

Vormittags nach Schweiggers zurückgekehrt. Nachmittags mit Petrarca im Jſiswalde. Abends baciato la Rosa, sorprendendola dal di dietro. „Jeſus, was war denn das?“ rief ſie, ungemein erſtaunt. (Die gute Seele denkt wol im ſtillen: „Laſſen wir ihm ſeine Freude.“)

29. September.

Nachmittags im Dionyſoswald mit Petrarca. Heute habe ich meine Sonette durchgeſehen und gefunden, daß ſie ſehr gewöhnlich, ſehr alltäglich ſind. Dieſe Ueberzeugung — mag ſie nun begründet oder durch die Stimmung des Augenblicks veranlaßt ſein — hat mich ſehr mißmuthig gemacht. Jch werde meine poetiſchen Anmuthungen lieber unterdrücken, da nun einmal nichts Ausgezeichnetes daraus werden zu wollen ſcheint.

30. September.

Vormittags im Dionyſoswald. Jch ſetzte mich auf den Dionyſosaltar, ſchlug den Juſtinus auf und wollte mich in ihn vertiefen. Nach einer halben Stunde jedoch war folgendes Sonett fertig:

Im Walde.

Ich leſ' im Wald, an mooſ'gem Felſentiſche,
Was auf den Baum des Wiſſens ward gepfropft,
Was Pforten öffnet, die der Wahn verſtopft —
Und du, mein Herz, eilſt ſeitwärts durch die Büſche?

Du freuſt dich nur des Wald's, der Morgenfriſche,
Schauſt auf den Thau, der von der Föhre tropft,
Verfolgſt den Specht, der hoch im Wipfel klopft,
Und merkſt im Waldbach auf die ſtinken Fiſche?

O Herz! jüngſt flüchteſt du des Nordens Qualmen,
Und lechzteſt zu genießen und zu wirken.
Nun zwitſcherſt du mit Lerchen eitle Pſalmen?

Du ſchmachteteſt nach öſtlichen Bezirken,
Im Wahn, beruhigen können nur die Palmen;
Nun können es die Föhren und die Birken?

Ich verfolgte dann den Specht, der während ich dies Sonett machte, im Wipfel über mir klopfte, eine Weile von Baum zu Baum. Dann ſchrieb ich noch ein zweites Sonett: „Meine Föhren.“ Denn ich ſchreibe immer zwei auf einmal, und könnte eigentlich unzählige hintereinander ſchreiben, höre aber beim zweiten aus diätetiſch-äſthetiſchen Rückſichten auf.

Nachmittags auf dem Olymp von Regen überraſcht; Schutz geſucht in Manshalm unter einem Kirſchbaum.

Meine Föhren.

Einſam, wo Schauer weh'n und Schatten düſtern,
Bei Föhren, die den mooſ'gen Fels umgattern,
Wo Spechte klopfen, Raben heimiſch flattern,
Da weil' ich, nach Waldeinſamkeit nur lüſtern.

Euch lieb' ich, meine Föhren; euer Flüſtern
Faſſ' ich in Lieder; fern des Thales Nattern,
Leb' ich bei euch als traulichen Berathern,
Mit euch, ſtatt Freunden, Liebchen und Geſchiſtern.

Wol möcht' ich einſt mit Cedern euch vertauſchen,
Und Tempe's ſäuſelnden Platanenchören,
Wol hört' ich gern des Oſtens Palmen rauſchen —

Doch ſterben möcht' ich unter meinen Föhren,
Den trauten Märchen noch einmal zu lauſchen,
Noch einmal meiner Jugend Klang zu hören.

1. Oktober.

Nachmittags ſpazieren gegangen gegen den Jſiswald.

2. Oktober.

Vormittags in meinen Föhren; Nachmittags in dem ſehr romantiſchen Waldthal hinter Manshalm. Herrliche Waldſcene. Föhrenumgürtete Bergwände, im Schiffe des Thals ein Bach. Ein ſtarkes Unwetter brach los und begeiſterte mich zu dem Sonett:

Gewitter im Walde.

Es brauſt der Forſt, die Wetterwolken fliegen,
Der Waldſtrom ſchwillt von wilden Regengüſſen,
Geſtein und Trümmer ſtürzen hingeriſſen,
Und krachend ſich die hohen Wipfel biegen.

Die Thiere tief ſich in die Klüfte ſchmiegen —
  Wer leitet mich aus dieſen Finſterniſſen?
  Doch bei der Blitze Schein, dem ungewiſſen,
Seh' ich vor mir die ſich're Grotte liegen.

Ich lag're hin in weichem Mooſe mich.
  Sieh', da erſcheint die Schönſte mir der Schönen,
Und neigt zu mir ſanft mit Gekoſe ſich.

Und während fernher die Gewitter dröhnen,
  Erſchließt mein Herz wie eine Roſe ſich
Und ſtillt den Sturm mit Lieb' und Liedestönen. —

Nun kann mir die Hölle ſelbſt nichts mehr anhaben; ſelbſt aus Donner und Blitz und Unwetter mache ich ein Sonett.

Aus Regen und Wind in die warme Stube heimgekehrt, verlebte ich einen paradieſiſchen Abend mit Couſine Suleika. Ich ſchrieb mein Sonett, das ich im Walde und auf dem Heimwege im Kopfe fertig gebracht, ins Reine. Suleika guckte mir über die Achſel und fragte, was ich da ſchreibe. „Vom Gewitter," verſetzte ich, „und, wie du ſiehſt, von der Schönſten der Schönen". — „Wer iſt denn die?" fragte ſie. Ich ſchrieb ſchweigend weiter und nach einer Viertelſtunde fragte ſie neuerdings: „Nun wer iſt denn die?" — Da rückte ich mit allen meinen Sonetten heraus und las ſie ihr vor, und ſchwatzte von Poeſie und Ruhm, und Unſterblichkeit der Dichterliebchen u. ſ. f. Es entſpann ſich ein langes, langes Geplauder, eine trauliche Idylle, deren Reiz noch vermehrt wurde durch das Geflacker und Geknister des Herdfeuers, bei welchem Couſine Suleika die Abendſuppe kochte.

3. Oktober.

Nachmittags mit Petrarca im Dionyſoswalde. Es iſt eine rührende Erſcheinung: ein großes, reiches Herz, das mit ſeiner ganzen Liebe, ſeiner ganzen Poeſie, einem einzigen Gegenſtande ſich hingiebt. Seiner Laura weiht Petrarca jede Regung ſeines Herzens, jeden Klang ſeiner Leier, ein ganzes Leben lang! — Ich glaube, ich werde mit meiner Liebe, meiner Poeſie, mich nie ſo beſchränken können. Ich bete in der Welt des Schönen nicht einen perſönlichen Gott an, ſondern wo das Göttliche, das Schöne mir erſcheint, im Kelch der Blume, im Rauſchen der Föhre, im blauen Aug' eines Mädchens — da kniee ich hin, und bete an — und liebe — und beſinge. . . . Ich verehre die Frauen als den Auszug, die Quinteſſenz, den Mikrokosmus des Schönen, aber ich kann nicht umhin, das Ganze noch lieber zu haben als den Auszug. Ich liebe mehr als ich ans Herz drücken, mehr als ich mit Armen umfangen kann. Meine Liebe iſt unendlich wie das All, und meine Poeſie allumfaſſend wie meine Liebe.

Alles Einzelne ſprüht mir Funken der Schönheit und entlockt mir deshalb auch nur Funken der Liebe.

Iſt das der Unbeſtand eines jugendlichen Dichterherzens und werde ich einmal anders lieven? —

Der Dionyſoswald zeigte ſich mir heute in neuem Lichte. Der Himmel war von ſchweren Regenwolken verhangen, die Umgebung von Nebel verſchleiert. Tief in den Wald hing der bewegliche Nebel herein, ſo daß es ſchien als rauchten die Wipfel. Die Aeſte waren wie bereift und traten unter dem weißen Dunſtſchleier mit eigenthümlichem Ausdruck und in ungewohnter Färbung hervor. Der ganze Wald ſtarr, lautlos, nur der regengeſchwellte Waldbach wälzte die trübgelben Fluten heiſer murmelnd durch die Oede hin. Ich begab mich eilig auf meinen Dionyſosaltar, überließ mich dem wunderſamen Eindrucke dieſer Waldſcenerie, in welcher die zerriſſenen Nebelſchleier geſpenſtig zwiſchen den Bäumen und Büſchen hin und her wallten. Ich dachte an die Geiſter Oſſians.

Ich ſchweifte dann noch einige Stunden im Gehölze umher, ſchmale bemooſte, wurzelüberwachſene Waldſteige verfolgend. Ein Geräuſch drang durch die Waldſtille zu mir; ich hielt es für das Geflüſter der Thayanixen und gelangte auch bald an den Bach, deſſen Lauf verfolgend ich mich am leichteſten aus dem Walde hinaus und nach Schweiggers zurecht zu finden hoffte. Aber die böſen Nixen führten mich immer tiefer in mir unbekannte Waldwildniſſe hinein, und ich entdeckte endlich, daß ich nicht dem Thayaflüßchen, ſondern einem durch den Regen ſtark geſchwellten Seitenbache desſelben gefolgt und weit vom Ziele abgekommen war. Es war die Nacht bereits eingebrochen, als ich heimkam in die trauliche Stube zur Couſine Suleika, die ſchon mit einiger Angſt auf mich gewartet hatte. Ich plauderte wider eine Ofenidylle mit ihr durch.

Uebrigens habe ich auch heute ein Sonett, „Waldeswiderhall", gedichtet, das aber nicht ſonderlich gut ausgefallen. Die Nebel-Waldſcene denke ich auch noch poetiſch auszugeſtalten.[1]

4. Oktober.

Nachmittags im Aphroditewald. Abends ſprachen ich und Suleika ſehr ernſthaft von der Liebe, d. h. von der Liebe im allgemeinen. Aber Frauenweſen pflegen das Allgemeine immer ins Beſondere, Individuelle herabzuziehen. Suleika ſagte: „Mir iſt es gleichviel, ob ich häßlich oder garſtig bin. Ich habe nun einmal meine Eroberung gemacht. Ich brauche Keinem zu gefallen und mir darf Keiner gefallen.“

5. Oktober.

Nachmittags im Tempel des Ormuzd und Ahriman. An die böſe, böſe Scheideſtunde gedacht, die immer näher und näher rückt. Wenn ich doch etwas wüßte in Wien, worauf ich mich freuen könnte! Ich weiß nichts, als etwa den Anakreon und den Sophokles, die auf meinem Bücherſchrank ſtehen und die ich nun endlich werde überſetzen können. Denn ich habe an nebligen Vormittagen ſo viel Griechiſch zuſammenſtudirt, daß ich nun auf Spaziergängen mit mir ſelber und mit Couſine Suleika an traulichen Abenden Einiges auf helleniſch parliren kann. In der That, die Couſine Suleika iſt nicht ohne alles Griechiſch; ich habe ihr z. B. das Wort ἔσθιε[2] eingelernt, deſſen ſie ſich nun bei Tiſch ganz fertig gegen mich bedient. Couſine

---

[1] Geſchah erſt viel ſpäter in der Hymne: „Waldgang im Herbſte“ (Sinnen und Minnen).

[2] Iß!

Suleika iſt überhaupt ſehr gelehrig; ſie hat mir z. B. Lieder abgelauſcht, die ich in meinem Kämmerlein einſam geſungen.

Es fallen bereits rührende Scenen zwiſchen ihr und mir vor, als Vorſpiele des Abſchieds-jammers, d. h. Späße und Neckereien. Sie verſprach ſich meiner zu erinnern, ſo oft ſie ihren Haubenſtock anſehe. Darauf ich: wenn ſie eines Haubenſtocks bedürfe, um ſich meiner zu erinnern, ſo brauche ſie ſich nur in den Spiegel zu ſehen und könne den hölzernen entbehren. Darauf ſie: eben des hölzernen bedürfe ſie zu recht lebhafter Erinnerung u. ſ. f.

6. Oktober.

Ich habe heut wieder nachgedacht, ob es in Wien außer dem Arakreon und dem Sophokles wirklich nichts gebe, worauf ich mich freuen könnte. Es fiel mir doch noch etwas ein. Da iſt zum Beiſpiel mein beſcheidener Klimperkaſten, will ſagen mein Klavier. Ferner die Hofbibliothek. Und iſt denn ein gewiſſes liebliches Schweſternpaar nichts, das ich jeden Sonntag ſehe, von mir „die Blume" und „das Vöglein" getauft, von der übrigen Welt aber Leopoldine und Amalie Köſſerlein geheißen? Ja, iſt dies Schweſternpaar nicht beinahe werth, daß man Lilie und Roſe und Suleika und Dionyſoswald und Charitinnenhain und den Olymp ſelber ſamt der Hegelſpitze darüber vergißt? —

Mittags 11½ Uhr.

Eben komme ich aus der Kirche, wo ich der hochämtlichen Chormuſik lauſchte. Herrlich war das Offertorium. Gelockt von den Engelſtimmen der Klarinette, hob der Diskant der Schullehrerstochter wie das Herz einer Nonne ſich himmelan. Wol ſchienen die eitelweltlichen Klänge der Violine des jüngeren Schulgehülfen ſie zurücklocken zu wollen, aber mahnend und warnend brummte der Baß des älteren Schulgehülfen dazwiſchen, und ſchrecklich dröhnte die Orgel ihres Vaters, des alten Schulmeiſters, wie die Stimme des Gerichts.

Abends.

Wieder einmal mit der Roſe geſchäkert. Heute war ſie ein allerliebſter Schatz und recht freundlich. Man will mich damit necken, daß man ſagt, ὅτι στέργει ἐμέ. ἀλλ' οὐ δύναμαι πείθεσθαι. Ich weiß recht wol, woran ich mit ihr bin. Von der Lilie nichts zu ſehen und nichts zu hören. Uebrigens war ich heute nachmittags in meinen Föhren, dann im Kliowald.

7. Oktober.

Mittags habe ich mich auf des Vetters großer Wage gewogen und mit unſäglichem Vergnügen gefunden, daß mein Gewicht nunmehr auf 98 Pfund geſtiegen, während ich bei meiner Ankunft deren bloß 93 gehabt.

Im	Jahre	1846	wog ich	83	Pfund
„	„	1847	„ „	89	„
„	„	1848	„ „	92	„
„	„	1849	„ „	92	„
„	„	1850	Auguſt	93	„
			Oktober	98!!!	

Couſine Suleika fand ſich durch dieſe meine rapide Gewichtszunahme unendlich geſchmeichelt, indem ſie dieſelbe, gewiß nicht mit Unrecht, den vielen Mohnnudeln, Fleiſchknödeln, Haſen, gebratenen Hühnern und Tauben zuſchrieb, mit welchen ſie mich während meines Hierſeins genährt hat.

7. Oktober, Nachmittags.

Jetzt habe ich etwas auf dem Herzen, was ich nicht ſo leicht niederſchreiben und aus der ſprudelnden Sprache der Empfindung in die ſtammelnde des Wortes überſetzen kann.

Nachmittags vom Olymp heimkehrend, kam ich an dem Hauſe vorbei, in welchem meine Lilie wohnt. Ich bemerkte im Garten ein Mädchen in blauem Kleide, das ich für die Roſe hielt. Als ich näher kam, glaubte ich die Lilie in ihr zu erkennen. Und ſeltſamer Weiſe mußte ich, noch näher kommend, neuerdings zweifeln, ob ich die Lilie oder die Roſe vor mir habe. Die Statur ſchien mir höher, das Geſicht ſanfter geröthet, zarter, als ich es je bei der Lilie geſehen. Schon hatte ich grüßen wollen, aber ich zauderte, nicht wiſſend, wie ich mit dieſem Weſen daran ſei. Es kann ja auch ein ganz fremdes Mädchen ſein, dachte ich, und ſchon wollte ich ohne Gruß vorübergehen. Da blickte ſie mich an und grüßte zwar nicht, aber über ihr Antlitz flog ein ſeltſames Lächeln — das ich weiter mit keinem andern Beiwort entheiligen will — und in ihren Zügen lag ein Ausdruck, wie ich ihn nie und nirgends weder an ihr, noch ſonſt einem weiblichen Weſen geſehen, und in welchem Liebreiz, Innigkeit und Ernſt in wunderſamer Weiſe gemiſcht erſchienen. Das ernſte Lächeln des in unbeſchreiblicher Lieblichkeit aufblühenden, zarten Angeſichts überzeugte mich nun, daß ich keine Fremde, daß ich auch nicht die Roſe, daß ich die Lilie ſelbſt vor mir habe. Ich grüßte und ging unendlich verlegen an ihr vorüber; aber ich ſchäme mich vor ihr dieſer Verlegenheit nicht.

Nein, nie habe ich geliebt — nein, nie war ſie ſchön — meine Lieder ſind Lüge — aber heut war ſie ſchön — heut habe ich ſie geliebt!

Ich habe die Lilie nie brennend geliebt, und ich werde ſie vielleicht nie brennend lieben — aber einen Moment durchzuckte mich nach dieſer Begegnung der Blitz der Liebe mit all' ſeinen Wonnen und all' ſeinen Schmerzen! Ich lief mehr als ich ging in meine Föhren und warf mich unter die Bäume auf den Boden hin.

Vor mir ſtand das ſüße, ſüße Bild, und mein Herz quoll über von wonneſeliger Ahnung, gemiſcht mit einem Gefühle unendlicher Wehmuth. Ich drückte das Geſicht tief ins Moos — und — dichtete kein Sonett — nein — was ich that, das wiſſen nur die Waldblumen, auf welchen meine Augen lagen. — —

Nun iſt alles vorbei, ich bin wieder idylliſch-ſelig und kann morgen wieder Sonette an meine Lilie dichten.

O! die ſanfte, flüchtige Liebesregung tönt vielleicht unſterblich im Liede, und den einzigen ſtummen Zeugen höchſter Leidenſchaft trocknet die Sonne nach wenigen Minuten aus dem Kelch einer ſtillen Blume weg! —

(Ein Sonett, welches das Erlebniß des heutigen Tages wiedergiebt, kam erſt am 15. März des folgenden Jahres zur Ausführung und dürfte in dieſe Abſchrift des Tagebuches paſſend einzuſchalten ſein:)

Begegnung.

Nein, Lüge war's, was ich bis heut geſungen,
Nie liebt' ich ſie, nie war ſie reizumfangen;
Erſt heut iſt all' ihr Reiz mir aufgegangen,
Erſt heut hat ſie mein ganzes Herz bezwungen!

Ich fand ſie heut — lang war mir's nicht gelungen!
Und ſah ſie, ach, unendlich zarter prangen;
Mit ſüßen Röslein rührten mich die Wangen,
Und tief iſt mir ihr Blick ins Herz gedrungen.

Und wie ein Hirſch, des Herz der Pfeil durchſchoſſen,
Sucht' ich den tiefſten Wald, mich auszuklagen,
Von allem Lärm des Tages abgeſchloſſen.

Wie mir geſchehen, kann ich euch nicht ſagen;
Die Gräſer wiſſen's, die im Walde ſproſſen,
Auf denen lange meine Augen lagen.

Kirchberg, 8. Oktober.

Heute machte ich dem Onkel Leopold hier in Kirchberg noch einen Abſchiedsbeſuch. Ich habe ſoeben den ſchönen Schloßgarten durchwandert und die Cypreſſe, welche von jener am Grabe Napoleons auf St. Helena ſtammt, wieder beſehen.

Nun aber liege ich im Graſe an einem gar traulichen Plätzchen im Thiergarten. Dies Plätzchen verdient wol etwas genauer beſchrieben zu werden.

Geht man ein paar Schritte vom Eingange in den Thiergarten nicht den geraden Hauptweg fort, ſondern verfolgt den Fußpfad zur Rechten durch eine Pflanzung hoher Birken neben einem rauſchenden Bache hin, ſo gelangt man alsbald zu einer Art von griechiſchem Tempelchen, einer kleinen Rotunde, deren Kuppel von einigen Säulen getragen iſt. Dieſes Tempelchen umrauſchen herrliche Birken und Fichten, und umflüſtern die Fluten eines lieblichen Weihers. In den Weiher ſtürzt ſich ein künſtlich angelegter Fluß, der durch eine breite Allee ungeheurer Fichten in Kaskaden herabrauſcht und weiter oben in einer terraſſenförmigen Rundung aus drei künſtlichen Brunnen ſeinen Urſprung nimmt. Blickt man von der Rotunde rückwärts über die Gartenmauer, ſo ſieht man ganz nahe ein weißes, nettes Häuschen herüberſchimmern. In dieſem weißen Häuschen iſt jener Poet geboren, der eine Lilie in Sonetten verewigt, der aber leider, juſt wie die Bourbonen, die da drüben im ſtolzen Schloß ein Aſyl geſucht, kein Glück bei und mit den Lilien hat.

Er ſelbſt beſang dies Plätzchen in dem Sonette:

„Meine Wieg' umrauſchten ſchöne Bäume" u. ſ. w.

Und nun liegt er, derſelbe Poet, hier im Graſe und zeichnet flüchtige Gedanken auf flüchtige Blätter.

Er ſchaut in die Wolken und auf das gelbe Laub zu ſeinen Füßen, und denkt an eine Königstochter, an Louiſe von Bourbon, die vor ſieben Jahren Gefallen fand an den Reimen des dichtenden Knaben und ſeine Mutter eine glückliche Mutter nannte. Da ſchwebt ſie vor mir — ich ſehe ſie — o du ſüßes Königskind, du haſt ja eine holde Geſtalt und liebe Augen wie meine Lilie! O komm doch einmal her zu mir und laß mich dir recht tief in die Augen ſchauen, und ſage mir, ob ihr auch Herzen habt, ihr Königstöchter? —

So weit hatte ich gekritzelt, da verſank ich in einen Traum, in welchem mir das Bild der Lilie und das der Königstochter ineinander verſchwammen. Der Lilienkelch geſtaltete ſich zu einem Diadem mit ſcharfen Rändern, und als ich die holde Geſtalt an mich riß, da ſtieß ich mir die ſcharfen Spitzen des Diadems ins Herz. Ich glaubte zu verbluten, zu ſterben; aber als das heiße Blut verſtrömt war, da fühlte ich mich wieder froh und leicht und merkte ſogar im Traum, daß alles nur ein Traum geweſen.

Ein recht wunderlicher Traum! Denn ein Lilienkelch iſt am Ende doch kein Diadem, und die Lilie von Schweiggers iſt kein Königskind, ſondern die Tochter Genofeva des verſtorbenen Ortschirurgen Meiſter, und die Lilienprinzeſſin Louiſe von Bourbon iſt Herzogin von Parma geworden und wiegt auf Mutterarmen einen viel kleineren Roberto!

9. Oktober.

Vormittags von Kirchberg wieder nach Schweiggers zurückgekehrt.

Morgen werde ich abreiſen.

Ich habe heute Abſchied genommen von meinem Olymp und von den olympiſchen Tagen! Geben die

Götter, daß mir doch etwas von der olympiſchen Stimmung bleibe!

Die Lilie habe ich alſo vorgeſtern zum letztenmal geſehen.

Auch von der Roſe habe ich Abſchied genommen, indem ich ſie im Laden des Vetters unzähligemale, in gewohnter Weiſe, durch Ueberrumpelung auf Nacken und Wangen küßte. Dabei ging die eben gekaufte Kerze an drei Stellen in die Brüche, ſo daß der gute Vetter ſich veranlaßt ſah, dieſelbe durch eine neue, unverſehrte zu erſetzen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich, wie weit die feindſelige Stimmung gediehen iſt, die zwiſchen der Couſine Suleika und der Roſe gegenwärtig herrſcht. Suleika erging ſich, nachdem die Roſe ſich entfernt hatte, in bitterböſen Reden über ſie; nie habe ich ſie ſo aufgeregt geſehen. Sie mag wol einen Grund dazu haben.

Von ihr habe ich im Grunde auch ſchon Abſchied genommen. Ich bat ſie, da eben ein Blumenſtrauß im Waſſerglaſe vor uns ſtand, um eine Blume zum Andenken. „Giebſt du mir eine rothe oder eine weiße Roſe?“ fragte ich. Sie gab mir keine von beiden, ſondern eine grüne Reſeda.

In Kirchberg, bei Onkel Leopold, der immer gern die Zeitereigniſſe beſpricht, iſt mein Blick von den ruhigen Studien und Beſtrebungen und den Angelegenheiten des Herzens, die mich hier beſchäftigten, wieder ins Weite hinaus und auf den Weltlauf gelenkt worden. Der Kontraſt des idylliſchen Lebens, das ich ſeit ein paar Monaten führte, mit den politiſchen und nationalen Kämpfen des Tages hat allerlei in mir angeregt, was ich durch folgendes Sonett in Kirchberg ſelbſt zum Ausdruck brachte:

Liebesbotſchaft.

Ich ſog der Liebe Milch aus deinen Brüſten,
Natur, indeß ihr, blut'ge Waffen, klirrtet,
Und mit der Liebe Flammenſchwert umgürtet,
Geh' ich, mich gegen Haß und Krieg zu rüſten.

Daß Alle doch der Liebe Botſchaft wüßten,
Mit der mein Herz ihr Waldesſtimmen rührtet,
Mit der ihr Bergeslüfte mich umſchwirrtet,
Mit der, o Flut, mich deine Tiefen grüßten!

Ich höre Bruderwaffen klirrend tönen,
Ich ſehe haß- und mordentbrannte Züge
Mir ruft ein Gott: Zieh' hin, ſie zu verſöhnen!

Führ' du, mein Lied, die Liebe denn zum Siege:
Du mußt den Klang der Schwerter überdröhnen,
Ein Grabgeſang der Zwietracht und dem Kriege.

Meine Ferien in der Heimat.

1851.

Wien, 20. Juli.

Seit einigen Tagen beſteht meine Hauptbeſchäftigung darin, die Landkarte des Erzherzogthums Oeſterreich vor mir auszubreiten, den rechten Arm auf den Neuſiedlerſee jenſeits der Grenze, den linken auf die Salzburger Alpen geſtützt, die Blicke ſchweifend von Wien über Heiligenkreuz und Lilienfeld bis zum Oetſcher, vom Oetſcher zur Donau zurück, von der Donau über Krems nach Schweiggers. Ja, es iſt der Ferienreiſeplan, der mein Dichten und Trachten jetzt in Anſpruch nimmt. Ich gedenke mit Bruckner den Oetſcher zu beſteigen und ein bischen in die Welt zu ſehen. Die Wanderung wird ganz zu Fuße gemacht; ich freue mich darauf, denn wandernd ſchaue ich, und im Schauen bin ich

> „Selig wie der Himmelsknabe,
> Der der Jungfrau Schleier hält.“

Die Ferne ſei mein Reich, mein Scepter der Wanderſtab. Schließlich raſte ich in der Waldheimat.

24. Juli.

Heute hatte ich die letzte Sanskritſtunde bei Profeſſor Boller. Ich ſcheide nicht ohne Rührung aus dem

Kollegium, in welchem ich, beinahe möchte ich ſagen *trauliche* Stunden verlebte, — bildete ich doch beinahe das ganze Kollegium! — in welchem ich vertraut wurde mit den Urlauten menſchlicher Rede, und mein Blick zum erſtenmal von den Blüten des Weſtens weg auf die Stralen des Oſtens hingelenkt wurde.

Heiligenkreuz, 26. Juli.

Begriffen in der Erfüllung deſſen, was ich gerne als meinen ſchönſten Erdenberuf betrachten möchte — des *Wanderns* — ſitze ich behaglich in einem Gemache des Stiftes Heiligenkreuz und ruhe von der Pilgerſchaft des erſten Tages aus.

Geſtern nachmittags fuhr ich in Geſellſchaft Bruckner's mit der Eiſenbahn bis Mödling; von dort traten wir die Fußreiſe an und durchwanderten die Brühl. Gleich hinter Mödling that das berühmte Felſenthal der „Klauſe" die Rieſenpforten vor uns auf. Ungeheure ſchroffe Kalkſteinmaſſen thürmen zu beiden Seiten ſich empor, bald kühn ſich zuſpitzend, bald in gewaltigen Vorſprüngen auslaufend. Föhren wuchern im ragenden Geſtein auf ſchwindelnden Höhen; zartes, aber energiſches Pflanzenleben triumphirt über die Steinrieſen und trotzt ihnen Raum ab. Die Burg Lichtenſtein erſcheint rechts auf der Höhe; weiterhin tritt großartig auf einer waldumgürteten Bergkuppe die Krone der Reize dieſes Thals hervor: die Burg Mödling. Schönes, rauſchendes Gewäſſer, ohne welches keine Gegend Leben hat, führt der Schwechatbach dieſen Bergen zu.

Allmählig nimmt der Waldwuchs überhand, die Wände des Thales legen ſich in ſanfteren Abhängen auseinander, auf welchen Felder und ſchöne Gebäude in großer Anzahl ſichtbar werden; die ernſte Schönheit des Gebirges wird durch das Anmuthige der Zuthaten mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Künſtliche Ruinen machen hier neben den echten ſich breit, was nicht zu billigen, da eine künſtliche Ruine ohne den Reiz der Erinnerung und einer wirklichen Vergangenheit noch unter den Werth einer Theatercouliſſe herabſinkt. Selbſt das Maleriſche, das ein ſolches Machwerk an ſich haben könnte, wird durch das geſchmacklos Lügenhafte ſeiner Scheinexiſtenz verkümmert. Das wäre vielleicht zu viel geſagt von Ruinen in Parkanlagen, aber noch zu wenig geſagt iſt es von künſtlichen Ruinen, die man in freier, großartiger Natur neben die echten hinpflanzt.

Als wir aus der Brühl hervortraten und die gewaltigen Berge hinter uns hatten, zeigte ſich eine alltägliche Gegend ohne ſonderlichen Reiz. Wir kamen über Graden und über eine waldige Höhe, den Sandriegel, der großen Straße folgend, nach Heiligenkreuz, das ziemlich unanſehnlich in einem Thalkeſſel am Sattelbache liegt. Das Nachtlager nahmen wir nach wandernder Studenten Brauch im Stifte. Beim Abendeſſen ſah ich die „Sängerknaben", und dachte an Raphael Donner, der hier, ſelbſtverſtändlich auch an mich ſelber, der ich im Stifte Zwettl dieſem edlen muſikaliſchen Berufe oblag.

27. Juli.

Wir beſuchten heute morgens unſern ehemaligen Kollegen Zwicauer, der jetzt als Kleriker des Stiftes Zwettl die theologiſche Schule in Heiligenkreuz beſucht. Dieſer ſtellte uns dem Prior vor und erwirkte uns die Erlaubniß, den heutigen Tag noch hier im Stifte zubringen zu dürfen, was uns um ſo gelegener kam, da das Wetter ſich ſehr unfreundlich anließ. Zwicauer machte nun für uns den Führer und wies uns alle Merkwürdigkeiten des Stiftes. Ich hatte mich am meiſten auf die Schöpfungen der beiden Meiſter Giuliani und Altomonte gefreut, welche durch ihre Bildwerke dieſe Räume verherrlicht haben. Der Kreuzgang, der, im Viereck umlaufend, ein Gärtchen einſchließt, iſt mit Bildern aus dem Leben des heiligen Bernhard, ferner mit zwei Bildhauerarbeiten von der Hand Giuliani's geziert. Mich ſprachen insbeſondere die letzteren an; von einer derſelben, die heilige Magdalena vorſtellend, wie ſie dem Heiland die Füße ſalbt, konnte ich mich faſt gar nicht trennen: es iſt eine Gruppe voll Leben und von ſüß-anmuthigem Ausdruck. Ich eilte im Verlaufe des Tages, faſt leidenſchaftlich angeregt, immer wieder auf einige Momente zu meiner ſüßen Magdalena zurück, ſo oft wir in die Nähe des Kreuzgangs kamen.

Im Kreuzgang ſteht auch ein ſchönes Waſſerbecken, in einer Rotunde, deren Fenſter mit uralten Glasmalereien geſchmückt ſind.

Vom Kreuzgange gelangt man in das „Kapitelhaus", einen einfachen Saal mit neuen Glasmalereien und dem Grabe Friedrichs II. des Streitbaren, auf welchem ein ſehr ſchlecht gearbeiteter, verſtümmelter Ritter liegt. Zwieauer führte uns auch in die Anlagen, welche am Abhange des Berges, unmittelbar hinter dem Stifte vor kurzem gemacht worden ſind. Ganz oben ſteht ein hübſcher runder Thurm, von welchem aus man eine ſchöne, aber beſchränkte Ausſicht genießt. Gegen 9 Uhr begaben wir uns in die Kirche und beſahen dort Werke Giuliani's und Altomonte's, wie auch die Grabmäler der beiden hier ruhenden Meiſter. Nach dem Hochamte geleitete uns Zwieauer in das Naturalienkabinet, wo ich viel Intereſſantes fand; den größten Eindruck aber machte mir eine ägyptiſche Mumie, die hier grauſenhaft aus einer Ecke hervorgrinſt. Seltſame Gefühle, urweltliche Schauer, möchte ich ſagen, erfaßten mich beim Anblick dieſer der Vernichtung abgetrotzten Reſte organiſchen Lebens. Ein tief aufregender Gedanke: dieſe Knochen, dieſe Zähne, dieſe langen Haare, dieſer Byſſus, ſind vielleicht 3000 Jahre alt, und doch unverſehrt, faſt unverändert! Ich blickte lange in die großen, tiefen Augenhöhlen der Mumie, und mir war dabei zu Muthe als ſchaute ich von einer ſchwindelnden Höhe in einen tiefen Abgrund hinab! —

Im Gemälde- und Kupferſtich-Kabinet empfing ich keinen Eindruck von beſond'rer Art. Bei der Mittagstafel im Refektorium hatte ich Gelegenheit, das ſchöne Gemälde Altomonte's, die Speiſung der Fünftauſend und andere kleinere Wandgemälde zu beſichtigen.

Nachmittags gingen wir mit Zwieauer nach Meierling, wo vom Garten des Gaſthauſes aus eine ſehr ſchöne Ausſicht in das Thal ſich eröffnet, welches die gegen Baden hinziehenden Höhen bilden. Beſonders anziehend iſt ein hoher, ſteiler Felsberg, der zur Linken ſich aufthürmt. Wir gingen auf einem angenehmen Waldwege über die Spazier-Anlagen am Sattelbach und den Kreuzweg, der Heiligenſtatuen von Giuliani voll gewinnender Anmuth aufweiſt, nach dem Stifte zurück.

28. Juli.

Im Morgengrauen, um 3½ Uhr verließen wir Heiligenkreuz bei anfangs regnichtem, windigem Wetter. Wir kamen durch Alland — ſchöne Gegend, Bergkeſſel — und Kroisbach; dann überſchritten wir den Hafnerberg, von deſſen Höhe ſich ein herrlicher Rückblick bot. Rings hohe Berge, Kalkwände und Riſſe. Rechts: Kloſter auf einem Berge. Zur Linken glaubten wir in der Ferne eine goldig leuchtende Morgenwolke zu ſehen, während ſonſt noch alles im Dunkel lag: es war aber die von den erſten Sonnenſtralen beleuchtete Höhe des Schneebergs. Ein unvergeßlicher Anblick. Ueber die Ortſchaft Hafnerberg und eine wilde, pittoreske Höhe gelangten wir um 7 Uhr nach Altenmarkt, am Fuß einer koloſſalen Waldbergreihe. Dann über Dornau und Kaumberg zum Araberg, deſſen Höhe mit der ſchönſten Burgruine prangt, die ich bisher geſehen. Die Gegend iſt dann eine Weile ohne ſonderlichen Reiz; nur der Rückblick auf den Araberg immer außerordentlich impoſant. Um 12 Uhr Hainfeld erreicht, wo wir zu Mittag aßen. Dann über Gültenbach, St. Veit und St. Johann. Göttliches Thal am Ufer der Traiſen von St. Johann bis Lilienfeld. Während dieſer Wanderung trat die Sonnenfinſterniß ein, für welche wir uns ſchon mit rauchgeſchwärzten Gläſern verſehen hatten. Die Traiſen entzückte mich durch ihr kriſtallklares Gewäſſer. So ſtelle ich mir den griechiſchen Peneus vor.

Um 5 Uhr trafen wir im Stifte Lilienfeld ein, beſahen den Park von innen, das Wohnhaus des Dichters Caſtelli von außen und anderes. Bruckner fühlte ſich ſehr unwol und ganz appetitlos, er zog deshalb vor, ſein Nachtquartier im Gaſthauſe zu nehmen, während ich mich zu den geiſtlichen Herren ins Stift verfügte. Ich wurde vom Prior ſehr menſchenfreundlich aufgenommen, und nach dem Abendeſſen führte mich ein äußerſt gemüthlicher und geſprächiger Geiſtlicher Arm in Arm in ein comfortables Schlafgemach. Tres bien! Aber ganz gut lief die Sache doch nicht ab; denn ich hatte mich kaum zu Bette gelegt, ſo wurde ich von einem Schüttelfroſte befallen. Ich ſchlief jedoch ein und damit war es abgethan. Es ſcheint, daß das ungemein erfriſchende, aber eiskalte Gebirgswaſſer, dem ich nach der Ermüdung und Erhitzung des Tages begierig zuſprach, dieſe Unordnung in meinem Gefäßſyſtem hervorrief.

29. Juli.

Nachdem ich Bruckner bei den „Drei Lilien“ abgeholt, brachen wir um 6 Uhr morgens auf. Auf der Tagesordnung ſtand die Beſteigung des Oetſcher.

Aber Bruckner fühlte ſich noch nicht völlig hergeſtellt: das erregte Bedenken. Ueberdies war es empfindlich kalt, und, was das Schlimmſte, ein dichter Nebel breitete ſich weithin über die Gegend. Nach langer Ueberlegung fügten wir uns der Nothwendigkeit, das winkende Ziel, das unſere Phantaſie ſo lange ſchon zum voraus beſchäftigt hatte, links liegen zu laſſen und die Richtung nordwärts gegen St. Pölten einzuſchlagen. Ueber St. Johann, Rothnau und Klafterbrunn kamen wir um 10 Uhr nach Wilhelmsburg. Zu Mittag gegeſſen beim „ſchwarzen Mann". Schöne Wirthstochter — ein sumadevhâ, wie der alte Indier ſagt. Um $1^1/_2$ Uhr ließen wir Wilhelmsburg und die sumadevhâ und die ſchöne Traiſen hinter uns, neben welcher bisher unſer Weg ſich hingezogen, in herrlichen Bergwaldgegenden, wo, namentlich an der Wehr außerhalb Klafterbrunn, die Rückblicke auf das Gebirge ſich höchſt maleriſch geſtalteten. Von $3^3/_4$ bis $5^1/_2$ Uhr weilten wir in den Mauern St. Pöltens, beſichtigten die Kirche und den Domherrnhof, und nahmen dann unſern Weg über einen Berg, an deſſen ſchattigen Abhang ſich traulich Viehofen lehnt, mit einem Schloſſe. Herrlicher Rückblick von der Höhe des Berges auf St. Pölten, das Steinfeld, und die im weiten Kreiſe umhergelagerten Bergrieſen, über welche großartig aufragend der Oetſcher herüberwinkte. Es gab uns einen Stich ins Herz bei dem Anblick! —

Um $6^1/_2$ traten wir zu Kleinheim in das erſte Gaſthaus links und fanden hier eine paradieſiſche Schenkin. Griechiſch edler Geſichtsſchnitt, wunderſame

Weiße der Haut. Drei Handwerksburſchen hatten wir zu Tiſchnachbarn, von welchen einer ein ſehr humoriſtiſcher Kauz war. Als wir merkten, daß er ſatiriſche Seitenblicke auf das Waſſer warf, das wir ſtatt des ſchlechten, ſauren Weins zum Abendeſſen tranken, boten wir ihm ein Glas davon an und verlangten, er ſolle uns Beſcheid thun. „Das da,“ rief er, „das mag ich nicht einmal in den Stiefeln haben, geſchweige im Magen!“ Dann begann er ſich über ein fremdes Pilgerpaar, einen Pilger und eine Pilgerin, auszulaſſen, mit welchen er und ſeine Genoſſen auf der Straße zuſammengetroffen waren. „Saubere fromme Pilgerſchaft!“ rief er, „Herumziehen in Klöſtern und Pfarrhöfen und dabei gut eſſen und trinken! Und juſt Pilger und Pilgerin! Sapperment, ich werde Pilger und ſuche mir auch ſo eine Pilgerin, wie die! Auf dem Wagen iſt ſie geſeſſen, ganz ſchwarz angezogen, ſogar der Hut war ſchwarz, und der Unterrock und alles, und er hat mit dem Eſel, der das Fuhrwerk zog, auf Italieniſch geflucht, was das Zeug hielt, und dann haben die Beiden wieder zu beten angefangen, daß der Staub aufging! Ha, ha, ha! Gelacht haben wir bei dem Anblick, daß uns die Rippen krachten!“ — In dieſem Tone ging es fort, und ſo fehlte uns neben der ſtillen Augenweide des Anblicks der paradieſiſchen Schenkin auch die luſtigſte Unterhaltung den ganzen Abend über nicht.

30. Juli.

Früh $4^1/_2$ Uhr verließen wir Kleinheim und nahmen erſt in Stazendorf einen Morgenimbiß. Der Oetſcher tritt von da an zurück; wir waren beinahe froh, ſeines aufdringlichen, vorwurfsvollen Herüberwinkens nun endlich ledig zu ſein. Wir wanderten eine Zeitlang durch flaches Land, dann ging es bergan auf ſchattenloſem Wege, bis Göttweih, dann über Meidling und Furt nach Mautern. Hier ſchrumpfen die Bergrieſen zu Rebenhügeln am Donauufer ein.

Um 9½ Uhr waren wir in Stein an der Donau. Granitmaſſen ziehen von hier längs des Stromes ſich thürmend zu beiden Seiten hin. Die Pietät für die hiſtoriſche Erinnerung, daß in der Burgruine oberhalb des Städtleins Dürnſtein Richard Löwenherz gefangen geſeſſen, hinderte uns nicht, Dürnſtein ein elendes Neſt zu nennen und zu verwünſchen, denn dieſe ſogenannte „Stadt“ iſt armſeliger als jedes Dorf, und die Art von Gaſthaus, die wir nach langem Suchen in dem romantiſchen aber öden Felſenneſte ausfindig machten, hatte uns nicht einmal ein Mittageſſen zu bieten, ſo daß wir zornig und hungrig in der Mittagshitze fürbaß zogen. Erſt Weißkirchen hatte einen warmen Löffel Suppe für uns. Hier raſteten wir und ſetzten erſt ſpät unſere Wanderung nordwärts fort. Wir genoſſen von der Höhe den herrlichen Rückblick auf die Donau, die Donauberge und weiterhin die Alpen. Fern im Süden tauchte noch einmal des Oetſchers in Abendnebeln verſchleiertes Bild empor. Fahr' wol, du Rieſe im Süden! Wir haben dich zwar, wie Moſes das gelobte Land, nur von ferne geſehen, aber wir haben ein halbes Jahr lang von deiner Beſteigung geſprochen und uns auf dich gefreut! Das iſt doch auch etwas.

Zu Himberg langten wir um 8 Uhr an, zogen aber bei wetterleuchtendem Nachthimmel noch ½ Stunde weiter fort bis Kottes, wo unter ergötzlicher Entfaltung ländlicher Wirthshauskomik uns ein Nachtlager bereitet wurde.

31. Juli.

Nachdem früh morgens auch die ländliche Frühstückskomik zu ihrem Rechte gekommen, wanderten wir über Kottesſchlag, Heinrichs und Sallingberg bis Grafenſchlag, dem Heimatorte Bruckners, dem Wohnſitze ſeiner Eltern.

1. Auguſt.

Mittags ſetzte ich meinen Weg solo nach Schweiggers fort.

Schweiggers, 2. Auguſt.

Schweiggers ſteht auf ſeinem alten Platz, der Vetter Koppenſteiner und Couſine Suleika leben und befinden ſich wol, die Wälder grünen und rauſchen, die Thavaniren flüſtern wie zuvor — nur Eines fehlt: es giebt hier keine „Lilie“ mehr. Sie iſt fort. Sie iſt in Wien.

Nach dem Tode ihres Vaters, des Ortschirurgen, hatte die Witwe einen ſogenannten „Proviſor“ aufgenommen, und da ſie ſelbſt für eine Heirat nicht mehr in Betracht kam, ſo hatte der Proviſor die angenehme — und doch auch wieder unangenehme — Wahl zwiſchen den beiden Töchtern, zwiſchen der Lilie und der Roſe. Nach langer Ueberlegung entſchied er ſich für die Roſe, vielleicht weil ſie die gutmüthigere iſt — die Lilienkelchſpitzen ſind bekanntlich etwas ſcharf. Nun ſchnürte die Lilie ihr Bündel und ſucht ihr Glück in Wien.

Die Binderin, auch eine Couſine von mir, hat neulich mit der Mutter der Lilie geſprochen und dieſe hat ihr geſagt, die Lilie ſei jetzt ganz anders als vorher, viel geſetzter und geſcheidter und habe das frühere laute Lachen ganz verlernt.

3. Auguſt.

Zu meiner freudigen Verwunderung gewahre ich, daß ich nach der unfreiwilligen Pauſe, die ich während meiner Reiſe im Sanskritſtudium gemacht, mehr Sanskrit verſtehe als vorher. Das Ueberſetzen geht raſcher und leichter von ſtatten, und die Grammatik haftet mir beſſer im Gedächtniß, als vor einigen Wochen. Eine ſolche nicht allzulange Pauſe ſcheint uns alſo jene Friſche des Geiſtes und dem Gegenſtande jenen Reiz der Neuheit zurückzugeben, der bei der ununterbrochenen Beſchäftigung mit einem Gegenſtande unmerklich verloren geht. Ich habe eine ähnliche Erfahrung auch ſchon beim Klavierſpiel gemacht. Nach Verlauf der zwei Monate, die ich jährlich auf dem Lande zubringe, entfernt von meinem Klavier, kehre ich nicht bloß mit geſteigerter Luſt dazu zurück, ſondern glaube auch in der Fertigkeit und Sicherheit fortgeſchritten zu ſein.

8. Auguſt.

Auf den Höhen von Jagenbach herumgeſchweift. Mein Studium iſt jetzt Sophokles in der Urſprache, dazu Phyſik und Chemie. Ich ſtelle auch kleine chemiſche Verſuche an. Den Abend bringe ich meiſt in „meinen Föhren" (dem „Piscatorium") zu, auf- und niederwandelnd, ſinnend, dichtend, wol auch mit Tannenzapfen Ball ſpielend, und ſonſtige Leibesübungen betreibend, bis die Sonne hinter der „Burg Sion" hinabgeſunken iſt.

12. Auguſt.

Ich weiß nicht, wie es kommt, und was es bedeuten ſoll, daß ich gegenwärtig, durch die Wälder ſchweifend, immer unwillkürlich Melodien erfinde und vor mich hinſumme und zu dieſer Art von Muſikdichtung jetzt faſt mehr aufgelegt bin, als zum Verſemachen? Uebrigens zeigt ſich mir die Tonmuſe auf dem Lande auch inſofern immer günſtiger, als meine Stimme ſich kräftigt und ich damit zu höheren Noten hinaufreiche, als in der Stadt. Hätte ich doch wenigſtens meine Guitarre hier, um von Polyhymnia's flüchtiger Gunſt einigen Vortheil zu ziehen!

Es iſt doch ſchön, auf einſamen Waldſtellen, im Mooſe liegend, wenn auch von den Föhren noch ſo eng umſäumt, doch immer das unendliche Blau des Himmels über ſich zu haben, wohin der Blick emporſteigen und ſich im Grenzenloſen verlieren kann. Was wäre die Welt, was wären alle Blumen der grünen

Erde, fehlte es an dieſem immer und überall möglichen Ausblick ins Unendliche?

13. Auguſt.

Die Leute haben noch immer die ſchlechte Gewohnheit, mich zu fragen, „was ich werde“. Nun, ein Menſch will ich werden! Aber das kann ich den Neugierigen nicht ſo kurzweg ſagen; ſie würden es für Scherz halten, oder für Spott! In der Verlegenheit pflege ich zu ſagen, ich wolle Aſtronom oder Philolog oder Dichter oder ſonſt etwas werden. Thatſächlich aber will ich nichts von alledem ſo eigentlich „werden“. Freiwillig werde ich mich nie in dieſer Weiſe ſelbſt beſchränken. Es wird ſich ja zeigen, was ich bin. Kann denn der Menſch etwas anderes werden, als er iſt?

15. Auguſt.

I.

Wieder nun in meinen Reichen,
Berg' und Wald und dunkler Thale Schlund,
Grüß' ich meine Föhren, Eichen,
Meinen Felſenthron im Waldesgrund.

Springen, Nixen, eure Bronnen?
Weht der Elfen Chor vom Felſenaſt?
Habt, Dryaden, ihr umſponnen
Mir mit Moos die Stätten meiner Raſt?

Habt ihr meine goldne Laute
Treu gehütet in der Felſenkluft?
Gebt zurück die anvertraute,
Hell von Klängen beb' aufs neu' die Luft!

II.

Meine Roſen blühen wieder,
  Meine Sterne gehen wieder auf.
Wieder ſteigt der Quell der Lieder,
  Schönes Leben neu beginnt den Lauf.

Lange wund von argen Pfeilen
  War mein Herz, zum Tode krank und wund;
Bergeslüfte nun es heilen,
  Waldeselfen machen es geſund.

Wieder ſteigt der Quell der Lieder,
  Schönes Leben neu beginnt den Lauf;
Meine Roſen blühen wieder,
  Meine Sterne gehen wieder auf.

Dieſe Verſe ſchrieb ich heute. Auch erweckte abends eine Lilie, welche in dem, vor den Fenſtern des von mir bewohnten Hinterſtübchens liegenden Gärtchen prangt, in mir folgende

Erinnerung an meine Lilie.

Da ſchwankt die weiße Lilie
  Im Mondlicht hin und her;
Die hohe ſüße Lilie,
  Sie macht das Herz mir ſchwer.

Was mag es wol bedeuten?
  Wenn ich die Lilje ſeh',
Mahnt mich's verklung'ner Zeiten,
  Beſchleicht mich altes Weh'.

Ein Liljenpaar von Wangen
  Kommt mir dabei in Sinn;
Es bringt dies weiße Prangen
  Mir Leid von Anbeginn.

20. Auguſt.

Wenn auch der Anblick der Lilien, beſonders bei Mondſchein, mir trübe Gedanken weckt, ſo ſehe ich doch bei fröhlichem Tageslichte von meinem Hinterſtübchen gerne hinaus auf den hochſtämmigen Blütenflor, die prachtvollen Blüten türkiſchen Mohns, die in allen Schattirungen des Roth prangenden Nelkenbüſche und die ſüßen duftigen Roſen im Gärtchen. Je länger ich die Blumen betrachte, deſto klarer wird es mir, daß Gott nicht der Vater, ſondern der Bräutigam der Welt iſt. Schreibt er ihr nicht auf Blumenblättern die duftigſten Liebesbriefe? Hätte er bloß väterlich für ſie zu ſorgen, ſo würde er ſich damit begnügen, das Korn im Felde reifen zu laſſen. Es wird eine Zeit kommen, wo die Welt dieſe Liebesbriefe verſtehen lernt und ſich mit bräutlichem Entzücken an die Bruſt desjenigen wirft, den ſie bisher als ihren Vater mehr gefürchtet als geliebt. Dann werden ſie ganz ein Herz und eine Seele ſein, ſie werden erkennen, daß ſie eigentlich Eins und nur um der Liebe willen Zwei ſind. Das Kind dieſer höchſten Ehe aber wird die Schönheit ſein.

25. Auguſt.

„Sei würdig dieſer grünen Zweige,
Des Blumendufts, der Einſamkeit!“

Dieſe Worte meines alten Lieblingsdichters Johann Mayrhofer kamen mir heute recht lebhaft in den Sinn, als ich in einer engen, dunklen Waldſchlucht am Rande des Bachs auf einem bemooſten Felsblocke, meinen Gedanken überlaſſen, lag. Würdig ſein der Geſellſchaft, des Umgangs, den man pflegt, das iſt faſt ſelbſtverſtändliche Regel; man muß ſich ſeiner Genoſſenſchaft verähnlichen, oder wird von ihr ausgeſtoßen. Sollte nicht auch der Verkehr mit der Natur gewiſſe Anforderungen an uns ſtellen? Sollten wir ohne Mißmuth, ohne Unzufriedenheit mit uns ſelbſt unvollkommen und ungeregelt zu erſcheinen vermögen, wo, ſeine ewigen Normen ſchön und ſelig erfüllend, ein bedeutendes Naturleben uns umgiebt? Sollten wir gerne häßlich ſein unter ſoviel Schönem? Sollte, wo ſoviel Göttliches ausgeſtralt wird, nichts davon auf uns übergehen? Es geſchieht gewiß, wenn wir uns deſſen auch nicht immer bewußt ſind. Denn wie die Potenzen der natürlichen Welt, Wärme, Elektrizität u. dgl., nach Ausſtralung, Mittheilung, Gleichgewicht ſtreben, ſo will ſich gewiß auch das Schöne, das Göttliche in der äußeren Natur mit dem, was in unſerer geiſtigen und ſeeliſchen Natur iſt, ins Gleichgewicht ſetzen.

26. Auguſt.

Das Sonett „Ermüde nicht“ geſchrieben. („Sinnen und Minnen“ S. 292.) Auch entſtand in dieſen Tagen das kleine Gedicht „Elfenrede:“

Was legſt du an Waldespforten
Dein lüſtern lauſchendes Ohr? ꝛc.

(Später in „Venus im Exil“ eingeflochten).

28. Auguſt.

„Selbſtbekenntniſſe“ ſind eine löbliche Sache, beſonders wenn man ſie ſich ſelbſt macht. Ich lege daher in dieſer kleinen Chronik auch ein Selbſtbekenntniß nieder, zu dem ich heute veranlaßt bin: Ich habe noch immer nicht gelernt, mich ſelbſt zu beherrſchen. Sich ſelbſt beherrſchen! es hieße die Welt beherrſchen, wie ſich ſelbſt erkennen die Welt erkennen hieße. Ja, ſich ſelbſt beherrſchen und ſich ſelbſt erkennen — das wäre erſt die Verwirklichung des wahren Ich, des wahren Seins. Jenſeits dieſes zu erſtrebenden Doppelziels würde der Sterbliche aufhören und der Gott beginnen.

29. Auguſt.

Soeben erfahre ich, daß der Kaiſer die Miniſter und den Reichsrath unter ſeine alleinige Verantwortlichkeit geſtellt hat und die gänzliche Aufhebung der Verfaſſung vom 4. März in Ausſicht ſteht, die man an die Stelle der urſprünglichen, vom Reichstag berathenen geſetzt hat. Immerhin! Werft auch den Strohmann, der nach dem Tode der Freiheit den trauernden Hinterbliebenen als Scheinerſatz zur Schau geſtellt wurde, in die Rumpelkammer! — Die Freiheit von 1848 iſt wie mein blauer akademiſcher Legionsrock vom ſelben Jahre: zerriſſen und verſchliſſen hängt er im Schrank, die Aermel ſind an den Ellenbogen durchlöchert, die Knöpfe baumeln locker oder fehlen, die Knopflöcher ſind ausgeriſſen u. ſ. f. Mögen ihn nun vollends die Schaben freſſen!

31. Auguſt.

Nachmittags im Euphroſynehain geweſen und Haſelnußernte gehalten, die quantitativ und qualitativ ſehr ergiebig war. Beſonders große „Böcke", darunter ein neunfacher, den ich der Mutter nach Wien mitbringen werde.

2. September.

Seliges Genügen iſt's, durch pfadloſe Wälder ſchweifen, oder, in wilder Waldſchlucht am Rande des Gießbachs liegend, der über bemooſte Geſteinstrümmer tanzt, zu ruhen. Seliges Genügen iſt es auch, in geſelligem Kreiſe, wo Aphrodite und Dionyſos den Reigen führen, ſich freudeberauſcht zu bewegen. Verhaßt aber bleibt Philiſtergeſellſchaft, und Straßenſtaub, und wirres Menſchengedränge, und die Pein, eine endloſe Zeit lang ſeichte Schwätzer anhören zu müſſen.

4. September.

Nach Kirchberg zu Onkel Leopold gegangen und Beſitz ergriffen vom reizenden Dachſtübchen, das noch traulicher iſt, als mein Hinterſtübchen zu Schweiggers.

Kirchberg, 5. September.

Vormittags in den Wäldern herumgeſchweift und viele ſchöne Steine gefunden. Es iſt mir auf meinen Wanderungen ſchon ſehr verdrießlich, daß ich in der Naturgeſchichte noch ſo wenig bewandert bin. Ich freue mich ſehr auf die Zeit, wenn ich nach Abſchluß meiner laufenden Studien meine Neugier auch in dieſem Punkte werde befriedigen können. Vor der Hand bin ich darauf angewieſen, mit den Blumen und Steinen bloß zu *ſpielen* — wie ein Kind.

Beim Nachhauſekommen habe ich mir von des Onkels kleinem Zieh- und Nährſohn Ludwig im Garten die verſchiedenen Blumen und Kräuter nennen laſſen, die ich nicht kannte, und machte ſo wenigſtens die

Bekanntſchaft des Majorans, des Salbeis, des Lavendels, des Yſops, des Wermuths, der Krauſeminze und anderer.

Die Nachtviolen ſind mir für immer geheimnißvoll-lieb und werth geworden durch Mayrhofer's Nachtviolenlied:

Nachtviolen! Nachtviolen!
Dunkle Augen, ſeelenvolle!
Selig iſt es, ſich vertiefen
In das ſammt'ne Blau! u. ſ. w.

Der kleine Ludwig iſt ein außerordentlich begabter Knabe, voll von Anlagen, wie ſie ſich in einem achtjährigen Knaben wohl ſelten in ſolcher Frühreife zuſammenfinden dürften. Er hat bei mir Sanskritſchrift und Stenographiſches geſehen und ſoviel lebendige Neugier dafür verrathen, daß ich mich veranlaßt fand, ihm die beiderſeitigen Alphabete aufzuſchreiben und zu erklären. Er begann ſogleich mit Eifer und Erfolg die wunderlichen Zeichen nachzubilden. Seine Sanskritbuchſtaben fielen prächtig aus. Ich fand ihn heute in einem Drama von Schiller leſend und forderte ihn auf, mir eine Stelle daraus zu deklamiren. Es war die „Jungfrau von Orleans“, die er vor ſich hatte. Er begann alſo eine Stelle daraus laut zu leſen und that dies mit gewaltigem, dabei aber gar nicht übel angebrachtem Pathos, mit einem Ausdruck, überraſchend wahr und ganz dem Leben abgelauſcht. Nun kam aber die Stelle, wo es heißt: „Komm herein, du Chatel! Meiſter Ludwig, der von franzöſiſcher Ausſprache nicht die entfernteſte Idee hatte, that ſein Beſtes und rief mit gebieteriſchem Nachdruck:

„Komm herein, du Kathl!“

Ich brach in ein helles Gelächter aus, in welches der Knabe zuletzt ſelbſt mit einſtimmte

Hierauf ſtellten wir ein Scheibenſchießen an mit einer Windbüchſe, welches Schießwerkzeug ich nie zuvor in die Hand bekam. Mein erſter Schuß ging — durchs Küchenfenſter, alle folgenden aber ins Schwarze.

Schweiggers, 7. September.

Heute iſt hier „Kirchtag“. Gleich nach Mittag ſtellten die Muſici auf dem Platze vor dem Büſchingerſchen Gaſthauſe ſich auf und legten los mit einigen heiteren Tonſtücklein. O dieſe naiven Klänge einer Dorfmuſik! Die pure, helle Luſtigkeit ſpricht aus ihnen und doch zerreißen ſie mir das Herz. Ich habe mich aufgemacht und bin ſpazieren gegangen, aber das drollig-herzrührende Gequieke und Gefiedel verfolgte mich über alle Felder und Hügel hinaus.

Eine hübſche Fremde in ſchwarzem Anzug habe ich auch ſchon bemerkt, eine Schremſerin, wie man mir ſagte, Tochter eines Kürſchners, die über Nacht hier bleiben wird, und deren Bekanntſchaft ich beim Tanze in Büſchinger's Gaſthaus zu machen gedenke. Sie gefällt mir; werde ja ſehen, ob ſie ein Engel oder eine Gans iſt. Aber iſt nicht jedes junge Mädchen beides zuſammen?

8. September.

Der Kirchtag iſt vorüber. Ich ergreife den Pinſel, oder richtiger den Griffel, oder noch richtiger die

Feder, um zu ſchildern, was ich erlebte. „Heil, Muſ'! et caetera.“ — Bei meiner Rückkehr vom fluchtartigen Spaziergange fand ich das muſikaliſche Unheil auf einen bedenklichen Grad geſtiegen. Die nunmehr aus allen Wirthsſtuben des Orts erbrauſenden Ländler, Walzer und Polkas vereinigten ſich zu allem eher als zu einem harmoniſchen Ganzen. Die wie im Wettkampf ringenden Tonmaſſen beleidigten das Ohr, ſprachen aber das Gemüth an durch den gemeinſamen Grundton ſprudelnder Luſtigkeit, der ſie durchwaltete, ſie zu einer Art Einheit und Harmonie verwob, aus welcher man die einzelnen falſchen Töne nicht mehr heraushörte.

Die ſanfte Helene von Schrems, die Heldin meines Kirchtags-Tanzvergnügens vom vorigen Jahre, war auch ſchon angekommen; auch eine Frau H. aus Schrems hatte vorläufig bei Vetter Koppenſteiner zu Beſuch ſich eingefunden, die mich durch die Bemerkung in Verlegenheit ſetzte, daß doch „alle Studenten ſo ſchön gewachſen ſeien“.

Gegen 8 Uhr verfügten wir — d. h. Vetter Koppenſteiner, Couſine Suleika, ich u. ſ. w. — uns in Büſchinger's Tanzlokalitäten. Großer Drang und Ellbogenkampf am Eingang! Vor uns kreiſt ein undurchdringlicher Wirbel von Tönen und Menſchen! Mit der Zeit aber findet ſich auch Raum. — Nun, Satyr, der du mein Tintenfaß umgaukelſt, entweich', ſonſt ergeht es dir wie dem Teufel bei Luther! Von jetzt an muß die Sache ernſthafter behandelt werden. Ich hatte es vor allem auf die ſchwarze Schöne von

Schrems, die Kürſchnerstochter, abgeſehen. Ich dachte von ihr bemerkt zu werden und wollte ſie aus Koketterie ein wenig warten und ſchmachten laſſen, bevor ich ſie zum Tanz aufforderte. Sie nahm aber — etwa in derſelben Abſicht? — gar keine Notiz von mir. Das ärgerte mich ſehr. Auch ſonſt machte ich kein Glück. Das verſetzte mich in eine äußerſt melancholiſche Stimmung, und als nun gar die ſchöne Helene von Schrems auf meine Frage: „Haben Sie mir ſchon verziehen, daß ich Sie voriges Jahr halb zu Tode getanzt?“ die dumme Antwort gab: „So? davon weiß ich gar nichts mehr?“ da bebte ich ſcheu und verletzt wie die Senſitive zurück. Ich fürchtete, die Nacht werde eine langweilige, peinliche für mich werden. Damit nun dieſelbe ſpäter in der Erinnerung das Intereſſe der Sonderbarkeit für mich habe, faßte ich den Entſchluß, gar nicht zu tanzen. Dieſen Entſchluß machte jedoch nach einiger Zeit ein aufmunternder Blick aus den hübſchen Augen der Tochter des Wirths, der Büſchinger Liſi, zu Schanden. Ich ſah das Vergehen der ſchönen Helena mit milderen Augen an, und ich ſtürzte mich mit ihr in den Wirbel einer brauſenden Polka. „Sie habe ich ja heute noch gar nicht tanzen ſehen!“ ſagte ſie. Dieſer verbindliche Beweis von Aufmerkſamkeit verſöhnte mich vollends. Ich tanzte nun oft mit ihr; ich tanzte auch mit vielen Andern, ich tanzte mit der Maurer Pepi, ich tanzte mit der hübſchen Büſchinger Liſi, ich tanzte mit der ſchönen Baumgärtnerin (einer jungen Bauersfrau aus der Umgebung von Kirchberg), ich tanzte mit Allen

— nur nicht mit der ſchönen Schwarzen von Schrems. Dabei ſpähte ich aber immer heimlich nach dieſer aus, um aus ihren Mienen zu erkunden, ob ſie ſich ärgere. In der That merkte ich, daß ſie, als ich den Paris der ſchönen Helena ſpielte und meinem Geſpräche mit ihr den Anſchein eines Liebesgeflüſters gab, aufmerkſam auf uns war und einmal ſogar, an uns vorbeigehend, meine Helena mit feſten Blicken muſterte.

Für dieſe kam nun aber die Zeit, fortzugehen. Ich bedauerte dies ſehr und ſie, wie es ſchien, desgleichen, denn als ſie mir die Nothwendigkeit des Fortgehens enthüllt und wir einander zum Scheiden gerüſtet eine Weile ſtumm gegenüberſtanden, da flüſterte ſie mit warmer Empfindung die Worte: „Wenn ſie nur noch ſchnell einen aufſpielen möchten!“ —

Und dies Stoßgebet — es blieb nicht unerhört. Einer Polka brauſende Töne erklangen, und wir folgten den lockenden. Als ſie verſtummten, ſchieden wir mit folgendem kleinen Zwiegeſpräch:

Sie begann: „Es iſt vielleicht das letzte Mal, daß wir mitſammen tanzen!“

„Wie das? ich komme auch künftiges Jahr nach Schweiggers, und Sie wol auch?“

„Ich nicht. Ich ziehe fort von Schrems.“

„Vielleicht nach Wien?“

„Ja, zu einer Verwandten von mir.“

„Wirklich? Nun, da haben wir einander ja näher als bisher und es iſt leicht möglich, daß wir noch eine Polka zuſammen tanzen.“

„Das würde mich ſehr freuen. Leben Sie wol!“

„Auf Wiederſehen!“

Es war längſt Mitternacht vorbei. Ich ſaß eine lange Zeit ſo für mich allein und verſank in Träumereien. Ich dachte an den „letzten Reigen“, den ich voriges Jahr mit der Lilie getanzt, und den ich leider zwar nicht in meinem Tagebuche beſchrieben, aber in einem Sonette beſungen habe. Um die Erinnerung an dieſen letzten Reigen zu dämpfen, zu betäuben, hätte ich wieder einen ſolchen tollen letzten Reigen vor dem Fortgehen tanzen mögen. Aber mit wem? die Lilie — ach, ſo fern! — Ihre Schweſter, die Roſe — jene Roſe, die ich voriges Jahr ſo oft im Laden des Vetters über zehn krachende Nußſchalen hinweg von hinten überraſcht und auf Nacken und Wange geküßt — die Roſe war da, aber als Braut — als Braut des Herrn Chirurgen Weißbrot. Hole der Kuckuck die Bräute anderer Leute — es iſt nichts mit ihnen anzufangen. In der Verzweiflung kam mir der tolle Gedanke: wie, wenn du den wilden Schlußreigen tanzteſt mit der ſchwarzen Schönen von Schrems? — Aber mit dieſer zu tanzen, habe ich ja verſchworen — habe geſchworen, mich an ihr zu rächen, ſie zu ſtrafen für den Uebermuth, mit welchem ſie ſich erkeckt hat, einen aus Wien anweſenden Studenten gar nicht zu bemerken! Aber ließe ſich nicht am Ende der Tanz und die Rache vereinigen? Könnte ich mich nicht eben dadurch am gründlichſten an ihr rächen, daß ich mit ihr tanzte, tanzte, tanzte, bis keine Faſer von ihr mehr zuſammenhielte, bis ſie, in ihre Atome aufgelöſt, in meinen Händen zerflatterte und zerſtäubte?

Der Gedanke erfüllte mich mit einer Art grauſamer Wolluſt. Ich ſchritt auf ſie zu.

„Fräulein,“ ſagte ich, „mit Ihnen habe ich noch gar nicht getanzt!“ — Sie lächelte ſehr fein, ſo fein, als ob ſie ſagen wollte: „So iſt's; aber warum denn eigentlich, du Tropf?“ —

Na, warte! —

Ich faßte ſie, ohne weiter ein Wort zu ſagen, und riß ſie fort, ſtürmte hin, raſte, daß mir ſelber ſchwindelte. Kein Korybant auf dem Tmolus kann ärger geraſt haben — ſelbſt der todte Wilhelm in Bürger's „Lenore“ kann die Entführte auf ſeinem geſpenſtigen Roſſe nicht ungeſtümer und raſtloſer mit ſich fortgeriſſen haben, als ich die ſchöne Tochter des Kürſchners von Schrems mit mir fortriß. Jeden Augenblick war ich eines Hülferufes von ihr, oder der Auflöſung in ihre Atome gewärtig, und da ſie dazu doch noch keine Miene machte, ſo warf ich ihr mitten im Raſetanz mit giftigem Hohn die Worte zu: „Sind Sie etwa ſchon müde, mein Fräulein? wünſchen Sie etwa auszuruhen?“ — „O nein!“ verſetzte ſie kurzathmig, aber unbefangen, „wenn ich Ihnen anders nicht zu ſchlecht tanze!“

Ich ſtürmte weiter, und als die Muſik verſtummte, da ſtand ſie zwar mit hochwogendem Buſen und krebsroth erglühtem Geſicht, im übrigen aber komplett und nett und unverſehrt vor mir und lächelte freundlich.

Auch gut. Mein Hauptzweck war erreicht. Ich hatte mich ausgetobt. Ich verabſchiedete mich mit zwei Worten von der Schwarzen und ſchickte mich an, den Tanzort zu verlaſſen. Bevor ich die Thüre erreichte, ſah ich die kleine Schweſter der Schwarzen auf einem Stuhle in einem Winkel eingeſchlummert. Da ein großes Gedräng im Raum herrſchte, dachte ich, daß die Schwarze ihr Schweſterlein vermiſſen und vielleicht lange ſuchen könnte. Ich hielt es alſo für meine Pflicht, ſie von meiner Entdeckung zu unterrichten, um ſo mehr, da das Kind eben wegen des langen tollen Tanzes mit mir von ihrer Seite gekommen und gleichſam verloren gegangen war. Ich kehrte zurück und ſagte ihr: „Ihr kleines Schweſterchen iſt dort drüben auf einem Seſſel eingeſchlafen!“ — „Ich danke, ich danke!“ antwortet ſie und eilt nach der angedeuteten Stelle hin. In dieſem Moment läuft ihr aber das Kind ſchon munter entgegen. „Sie ſcheint (!!!) indeſſen wach geworden zu ſein!“ bemerke ich und im Augenblick wird mir auch die entſetzliche Albernheit dieſer Bemerkung klar. Sie aber nimmt mit edlem Wolwollen ihren Theil von dieſer Albernheit auf ſich, und antwortet verlegen-höflich, ernſthaft, ohne den leiſeſten Anhauch von Ironie: „Wahrſcheinlich!“

Es iſt nicht zu beſchreiben, wie mich dieſes Zartgefühl, dieſe ſchonende Nachſicht dem Mädchen näher brachte. Ich war ſofort überzeugt, daß ſie mehr Engel als Gans ſei; aber jetzt war es auch 4 Uhr morgens und die Leute verloren ſich. O Schwarze, warum fanden wir uns ſo ſpät! —

Früh 6 Uhr war ich ſchon wieder auf den Beinen und ging ſpazieren bis Waltersſchlag, eine Stunde weit. Schöne Gegend, weite Umſicht, gleichſam die vereinten

Geſichtskreiſe von Schrems und Schweiggers. Ich blickte lange nach Schrems hinüber, und gedachte zweier Mädchen, die dort weilen, und die heute vielleicht auch ein bischen an mich denken. Es fragt ſich nur, was ſie denken? Die Schwarze wird denken: „Seltſamer! Erſt vernachläſſigt er mich die ganze Nacht durch auffallend, und bevor er geht, tanzt er mit mir wie raſend! Schließlich ſpricht er dummes Zeug!“ — Wollte mich an ihr rächen — und habe mich nur „kompromittirt“. Aber es thut nichts. Es war doch auch ſchön, und ich befand mich den ganzen Tag über in köſtlicher Stimmung, wie immer, wenn ich mich tanzend tüchtig ausgetobt.

9. September.

Schon öfter hatte man mir vom hieſigen Färber erzählt: daß er ein närriſcher Kauz ſei und über Religion und Prieſter Schimpfreden im Munde führe; ferner daß er geäußert, ich müſſe, dem äußeren Anſehen nach, ein „ſehr geſcheiter Menſch“ ſein, weshalb er gerne einmal ſich mit mir in einen Diskurs einlaſſen möchte. Zufällig kam er heute in den Laden des Vetters, um einen Keſſel zu kaufen, als ich eben auch darin war. Der Vetter bot ihm einen Stuhl an und brachte, weil er ſich von den Reden des Färbers und ſeinem Geſpräch mit mir einen guten Spaß verſprach, ein politiſch-religiöſes Thema aufs Tapet. Der Färber that einige kernige Ausſprüche, verſtändig und gemüthvoll, und gerieth ſchließlich in ſo begeiſterten Eifer, daß er den ſämtlichen Anweſenden ernſtliche Zuſtimnung und mir ein freudiges Erſtaunen abnöthigte. Von Gerechtigkeit und Liebe ſprach er mit einer faſt myſtiſchen Innigkeit, und doch klar, verſtändig, ohne einen Anflug von eigentlicher Schwärmerei. Er ſprach davon, wie nothwendig es ſei, daß der Menſch durch eigenes Nachdenken ſich aufzuklären ſtrebe, und wie er ſelbſt noch vor wenigen Jahren ſo gedankenlos in den Tag hineingelebt „gleich einem Kalbe“, wie er aber nun von allem ſich „einen Begriff zu machen ſuche“, von allem ſich überzeugen wolle, wie er ferner ſich fortwährend „prüfe“, wie er bei ſeiner Arbeit „ſpekulire“, und wie ihm allmählig gar vieles ſo ganz anders bedünke, als es der gewöhnliche Glaube der Menſchen iſt.

Ich fragte ihn, ob er gern leſe; er antwortete, daß er ein Buch beſitze, aus welchem er ſehr viel Aufklärung geſchöpft habe: das Erbauungsbuch von Eckhartshauſen. Darin leſe er ſehr gerne, aber eine gewiſſe Stelle ſei ihm noch immer nicht recht verſtändlich. Und nun ſagte er zu meinem Erſtaunen dieſe ganze, gewiß ſeitenlange Stelle auswendig her. Ich ſuchte ſie ihm nach Kräften zu deuten, worüber er ſich ſehr erfreut zeigte. Späterhin erzählte er, der Schneider Breßlmeyer im Stifte Zwettl habe ihm einmal ein handſchriftliches Gedicht von mir zu leſen gegeben; ſein Lebtag habe er „ſo was Schönes nicht geleſen“. Auf mein Befragen ſagte er, es habe von einem verlaſſenen Kinde gehandelt; es ſtellte ſich heraus, daß er ein Gedicht meine, welches aus meiner Knabenzeit ſtammte. Noch zweier andern Lieder gedachte er, dieihm ſehr gefielen, und deren eines er von einem wandernden Handwerksburſchen, das andere von einem umherziehenden Harfeniſten gelernt, welchem er nachgelaufen, um das Lied, nachdem er es von ihm gehört, zu erhalten. Er ſagte nun beide Gedichte mit guter Betonung her; es waren einfache, natürliche Lieder.

Es ſchien dem Manne ſo wol zu geſchehen, daß er ſich einmal recht ausſprechen konnte! Wol zehnmal nahm er ſeinen Keſſel auf, um fortzugehen, immer ſtellte er ihn wieder hin, um ſich neuerdings in ſein Thema zu vertiefen.

Unter anderm that er die Aeußerung, wenn es einmal dazu käme, allem Unrecht auf Erden ein Ende zu machen, ſo wollte er gerne dafür ſein Leben hingeben, ja, wenn es ſich auch nur darum handelte, den einzigen Ort Schweiggers „glücklich zu machen“, ſo wäre ihm der Preis ſeines Lebens dafür nicht zu hoch.

Faſt der ganze Vormittag ging in dieſen Geſprächen hin. Mir wurde der Mann unendlich werth; ich betrachtete ihn nur immer mit Rührung und Verwunderung.

Ich habe mir das Bild und Weſen dieſes einfachen, ungebildeten, aber begeiſterten Mannes tief eingeprägt und werde in meinem „König des neuen Sion“, einer Dichtung, zu welcher ich im vorigen Jahre durch die Leſung eines alten Trauerſpiels die Anregung erhielt, ſolche Charaktere zu zeichnen haben.

Kann es einen erfreulicheren Anblick geben, als den eines ſolchen Mannes, in welchem die Macht des Göttlichen ſich ſo rein und unmittelbar bethätigt?

Mir iſt es eine höhere Befriedigung, meine Ideen von einem ſolchen Naturſohne- und Selbſtdenker beſtätigt zu ſehen, als in dickleibigen, philoſophiſchen Werken die Beweiſe dafür zu finden.

14. September.

Von meiner Mutter einen Brief erhalten. Ein unbedeutender Brief — und doch habe ich ihn wol zehnmal geleſen. Ich bin gewiß nicht ſentimental; aber ich muß geſtehen, es iſt immerhin ein ſüßes Bewußtſein, eine Mutter zu haben. Wenn ich an die meinige, entfernt von ihr, denke, ſo ſehe ich ſie ſtets von einer Art Nimbus umgeben.

15. September.

Auf dem nachmittägigen Spaziergange habe ich Novalis' Hymnen an die Nacht wieder geleſen. Dieſe Hymen ſind mir unendlich lieb, ohne doch die ausſchließliche Stimme meines Herzens zu ſein. Denn bin ich auch mit Novalis ein Bräutigam der ſüß geheimnißvollen Nacht, ſo glaube ich doch auch ein Kind des Lichts zu ſein.

16. September.

Meine Geliebte iſt die Nacht — mein Freund der Mond.

Wenn ich abends zwiſchen meinen ſtillen, hochſtarrenden Föhren auf und niederwandle, da werden der Wald und meine Seele immer dunkler, düſterer. Steigt aber ſodann der volle Mond herauf, da wird es im Wald und in der Seele wieder hell. Was wäre die Nacht ohne den Mond? Thränen und Lieder werden flüſſig in ſeinem Licht.

Nur der Mond iſt mein Geſpiele
Meine Freundin nur die Nacht:
Sie gewähren in der Stille,
Was die Seele glücklich macht,

Heimreiſe nach Wien. (Blatt ohne Datum.)

Im Hauſe des Poſtmeiſters Martini zu Kirchberg, wo ich mich kurze Zeit aufhielt, um mit der Poſt meine Heimfahrt nach Wien über Horn und Meiſſau anzutreten, war mir eine erfreuliche Erſcheinung die Tochter des Hauſes, nicht mehr jugendlich, aber reizend gekleidet und voll jener ernſten Seelenanmuth, die mich an Frauenweſen immer am meiſten bezaubert. Wie ein Kreuz am Wege dem frommen Pilger, ſo andachterregend und tröſtlich iſt mir die Erſcheinung der Schönheit auf der Wanderung, zumal wo ich ſie nicht erwarte und wo ſie mit ihrer Umgebung irgendwie in einem Gegenſatze ſteht.

Der Weg von Kirchberg nach Schwarzenau führte über Hirſchbach und Vitis und bot kein beſonderes Intereſſe. Der Horizont iſt ziemlich eng, die Gegend ein waldiges Flachland; nur der Rückblick auf die weſtliche Waldhügelkette, beſonders auf die Weitraer Berge, gewährt einigen Reiz. Schwarzenau liegt in einem Thal und hat ein ganz herrliches Schloß mit rothen Eckthürmen. Hier ſagte man mir, daß die Poſt erſt in einer Stunde abgehen werde. Ich entſchloß mich, vor dem Poſthauſe im Freien zu warten und machte mich auf einige Langeweile gefaßt. Indeſſen kam eine hübſche Magd aus den Wohnzimmern des Poſtmeiſters und fragte mich, ob ich nicht lieber drinnen warten und mir's bequem machen wolle. Eine Minute ſpäter ſaß ich in einem warmen, traulichen Gemach, an der Seite eines hübſchen Frauenzimmers, das am Nähtiſchchen arbeitete. Ich fühlte mich recht behaglich und ließ mich in ein zwangloſes Geplauder mit dem Mädchen ein, einer Nichte des Poſtmeiſters, von Waidhofen hier eben zu Beſuch. Ich that einen Blick in eine Mädchenſeele, die mir ſchon etwas lange und vergeblich nach einer verwandten Seele zu ſuchen ſchien, und da ich mich in gleichem Falle befindlich fühlte, ſo hatte ich mich bald in den Bann einer herzlichen Sympathie eingeſponnen, und die Poſt ging mir nach drei Stunden — ſtatt einer — noch immer zu früh ab. Nun kam ich durch das nette Scheideldorf, das ſchöne Göpfritz mit ſeinen ſtattlichen Gebäuden, weiterhin durch Horn und Meiſſau, von welchem Städtchen ich nicht viel ſah, weil die Nacht ſchon eingebrochen war, endlich über Weikersdorf nach Stockerau, von wo das Dampfroß mich in ſauſender Eile der Reſidenz zuführte, über die große, bebüſchte Ebene hin, welche der Strom mit ſeinem Silber ſtickt. Es war trüb und regnete, als ich in Wien ankam, aber ich ſchritt von Entwürfen und Hoffnungen erglühend durch die belebten Gaſſen meiner ſtillen Behauſung zu.

◆

Pauline.

Tagebuchblätter aus den Jahren 1853—54.

> [illegible] τοι χρόνῳ
> [illegible]
>
> Soph. Ajax v. [illegible]

Dieſe Aufzeichnungen wurden zu Graz in den Jahren 1853—54 mit ſtenographiſcher Schrift aufs Papier geworfen, und ſpäter in Folgendem unverändert ins Reine geſchrieben.

Robert Hamerling.

November 1835.

Ach, das holde, ſüße Kind hat einen Liebſten! Als wir heut zum Beſuche dort waren, ſtand ſie mit meiner Mutter am Fenſter; plötzlich legte ſie ſchalkhaft mit blitzenden Aeuglein den Finger auf den Mund, blickte lächelnd in die Gaſſe hinab und zeigte der Mutter verſtohlen einen jungen Mann. Das iſt ihr Geliebter, Heinrich B. mit Namen. Sie liebt ihn glühend, ſchon ſeit einigen Jahren, mit aller Innigkeit einer erſten Jugendliebe. Denn der junge Mann iſt faſt mit ihr aufgewachſen, er wohnte früher jahrelang im Hauſe, hatte bei der Familie als Studioſus ein Zimmer gemiethet. Das habe ich nach und nach jetzt alles erfahren. Sie hat mir, nach kurzem ſchelmiſchen Leugnen, nun auch ſelbſt von ihm erzählt, und da ſie einmal angefangen, ſo kommt ſie immer wieder auf ihn zurück, viel öfter, als mir lieb iſt. Denn hab' ich mit dem herzigen Mägdlein nicht ſchon an manchem Abend vertraulich geſcherzt und geplaudert, hab' ich nicht ſchon mehr als Einmal ihre Hand in der meinigen gehabt und mit ihren weißen, weichen Fingerchen geſpielt? Das Alles hat ſie harmlos geſchehen laſſen, auch ſelbſt erwidert. Aber ſie iſt ja noch faſt ein Kind. Und ich? was bin ich anders?

trotz der zwei Dezennien, die ich jetzt hinter mir habe? Was hab' ich denn erlebt? Iſt ſie nicht eine Matrone gegen mich, mit ihren mehrjährigen Liebeserfahrungen? Was iſt aber nun anzufangen? Soll ich mich aus ihrer Nähe verbannen, weil ſie liebt? Um meinetwillen? Ich werde freilich, wie immer, das Glücksalmoſen eitler Illuſionen und flüchtiger Anregungen wieder mit Ach und Weh bezahlen müſſen, aber der Dichter lebt vom Leben; o, ich ſehne mich glühend nach den Quellen des Lebens, ſollte ich auch nichts davon abſchöpfen dürfen, als den poetiſchen Schaum und Duft, der um ſie ſchwebt. Oder ſoll ich ſie um ihretwillen meiden? O Himmel, ich werd' ihr nicht gefährlich werden, ich werde ſelbſt durch meine kühnſten poetiſchen Kapriolen keine Verwirrung in ihrem Herzen anrichten. In dieſer Beziehung brauche ich mir keinen Gewiſſenſkrupel zu machen. Ich kann ſie, wenn mir's der idealen Anregung wegen dienlich ſcheint, poetiſch zart umflattern und umwerben, ganz ohne Gefahr. Ich bin nicht dazu geboren, Weiberherzen zu bethören, beſonders wenn ſie ſchon ausgefüllt ſind von einem ſüßen Geheimniß. Ich fühle jetzt zum erſtenmal eine gewiſſe Befriedigung über das, was mich früher ſo tief betrübt hat: daß ich ſchönen Frauen unter allen Umſtänden nahe bleiben darf — ohne Gewiſſensſkrupel.

10. Dezember.

Pauline beſucht und die Lieder an Sidonie in Gruppe's Muſenalmanach für 1852 — meine erſte und bis jetzt einzige Publikation — ihr vorgeleſen. Auch die handſchriftlichen, an ſie ſelbſt gerichteten Verſe — von mir als Scherz ausgelegt und von ihr ſo aufgenommen. Sie gebeten, ja niemals einen Poeten auch nur mit einem zärtlichen Blick zu beglücken; Poeten müßten durchaus unglücklich ſein. Auch möge ſie niemals, was ich immer ſage und treibe, glauben, daß ich verliebt ſei. Es ſei das alles nur Scherz und poetiſches Geflunker; ich ſei es ſo gewohnt. Sie erwiderte lebhaft: „Aber ich weiß es ja, ich weiß es! Wahrhaftig, ich muß lachen, daß Sie immer glauben, Sie müſſen ſich gleich entſchuldigen, wenn Sie ein Wort geſagt haben. Ich weiß ja, daß alles Scherz iſt! Wenn ich es für Ernſt hielte, ſo dürfte ich es ja gar nicht anhören!“ — Ich ſagte ihr unter anderem auch, wie froh ich ſei, daß die früher von mir beſungenen Liebchen mich Alle nicht wiedergeliebt hätten, da ich jetzt nicht wüßte, was ich mit ihnen anfangen ſollte, und daß ich es als eine große Unbequemlichkeit empfinden würde, wenn ſie mich geliebt hätten und mir treu geblieben wären bis auf den heutigen Tag. In ſolchem Ton ging es fort — aus Gewiſſenhaftigkeit: denn ich hielt es für meine Pflicht, den Ernſt der Lieder zu paralyſiren, die ich vorzuleſen mir nicht hatte verſagen können. Ich will durchaus nicht, daß ſie glaube, ich ſei verliebt. Sie lud mich zu öfterem Kommen dringend ein. Ihr alter Papa ſitzt den ganzen Tag in ſeiner Kanzlei, hat aber, neben grenzenloſer Liebe, ſo grenzenloſes Vertrauen auf ſeine Tochter, überdies auch ſo viel Reſpekt vor mir, daß er nicht gar zu viel einwenden würde, wenn ich Paulinchen zuweilen auch in ſeiner Abweſenheit beſuchte, ohne weitere Aufſicht als die der Magd, die natürlich meiſt in der Küche oder in ſonſt einem Winkel des Hauſes beſchäftigt iſt.

11. Dezember.

Gegen 4 Uhr nachmittags kam Pauline auf Beſuch zu Mutter. Sie erzählte, daß Heinrich ſeit einiger Zeit böſe ſei und ſich nicht ſehen laſſe. Ich tröſtete ſie und ſagte, daß es nichts zu bedeuten habe, wenn zuweilen kleine Wölkchen durch den Himmel der Liebe hinfliegen. Sie lud mich dringend ein, ſie doch zu beſuchen.

13. Dezember.

Mittags bei Pauline. Die Lotte von Eggenberg bei ihr getroffen, ihre beſte Freundin, ein ſehr verſtändiges Mädchen. Es wurde meiner Lieder im Muſenalmanach Erwähnung gethan und von einem derſelben der erſte Vers citirt; Pauline wußte gleich auch den folgenden aus dem Gedächtniß herzuſagen. Lotte war ſehr artig; Pauline ſehr naiv und muthwillig; ſie machte die anfängliche Förmlichkeit meines Geſprächs mit Lotte nicht ſelten durch eine ſcherzhaftkecke Zwiſchenrede zu Schanden, und zog die Letztere mit dem Intereſſe auf, das ich an ihr nehme.

14. Dezember.

Mittags bei Pauline. Lotte war wieder bei ihr; ſie bleibt einige Wochen da zu Beſuch, was mir lieb iſt, da ich infolge deſſen Pauline, die nun nicht mehr allein iſt, ungeſcheuter beſuchen kann. Pauline war ſehr reizend und ſo heiter, wie ich ſie ſelten geſehen. Ich fragte, ob etwa ein Friedensfeſt (mit Heinrich) gefeiert worden? Sie erwidert, „ich irrte mich gewaltig, es ſei vielmehr ungefähr das Gegentheil geſchehen." „Immerhin," ſagte ich, „wird dieſer Sommerſchnee bald ſchmelzen, und die Blumen werden wieder leuchtend zu Tage treten, die er bedeckt." „Wenn nur dieſe Blumen der Froſt nicht tödtet," gab ſie zurück; „das könnte ſehr leicht der Fall ſein." Ich erſchrak faſt, ich dachte nicht, daß das Mädchen auch ſo energiſch zürnen könne. Die Verſtimmung ſcheint in der That weit fortgeſchritten, nach vereinzelten Andeutungen zu ſchließen, iſt Eiferſüchtelei von Seite Heinrichs an derſelben Schuld.

Ich vermuthete hinter der übertriebenen Fröhlichkeit Paulinens ein geheimes Leid, aber ſie war ſo zwanglos heiter, dabei ſo ſchön, ſo zart, und ſo freundlich gegen mich, daß ich nicht recht wußte, was ich von ihr und von ihreñ Empfindungen für Heinrich denken ſollte. Wir trieben vielen Scherz und ich ernannte Lotte feierlich zu meinem „Freunde", weil ſie ſo lebensklug, ſo heiter und ſo männlich-verſtändig iſt, Paulinen aber zu meinem Schweſterlein. Beim Fortgehen, als Pauline mich hinausbegleitete, ſpielte ich wieder darauf an, daß die Glocken der Verſöhnung und des Friedens mit Heinrich bald erklingen würden. „Glauben ſie das nicht," ſagte ſie und reichte mir mit ihrer kindlichen Herzlichkeit und Lebhaftigkeit die Hand.

15. Dezember.

Abends Pauline und Lotte bei uns zum Beſuch. Einiger Schmerz wegen Heinrich war bei Pauline bemerkbar. Sie war nicht mehr ſo reſolut wie geſtern. Sie ſagte höchſt naiv, ſie wolle noch ein, höchſtens zwei Monate warten; wenn er es ſo fort treibe, ſo betrachte ſie das Verhältniß als aufgelöſt. Einen ſolchen Termin kann man ſich ſchon gefallen laſſen.

16. Dezember.

Mittags bei Pauline und Lotte. Heinrichs Aktien ſind entſchieden im Steigen begriffen. Die Mädchen waren beide etwas verſtimmt; ich ſetzte mich daher zum Klavier. Pauline ſah zum Fenſter hinaus: Heinrich ging vorbei. „Aber nicht einen Blick hat er heraufgeworfen,“ ſagte Pauline zu Lotte, und riß noch ein anderes Fenſter auf, um dem Grollenden weiter in die Gaſſe hinein nachzuſehen. Ich phantaſirte inzwiſchen ruhig auf dem Piano weiter. Nach einiger Zeit ſtand Pauline auf und ging hinaus. Mein prophetiſches Gemüth ſagte mir, daß ſie draußen weine. Als ſie wieder hereinkam, ſagte ich, ruhig weiter phantaſirend: „Nun? ſchon ausgeweint, liebes Schweſterlein?“ Sie ſah mir aufs äußerſte betroffen ins Geſicht, als verwunderte ſie ſich, daß ich ihr Geheimniß errathen, obgleich ſie die Spuren ihrer Thränen ſorgfältig entfernt hatte. Sie dauerte mich wahrhaft; ich ſuchte ſie zu tröſten, war brüderlich zärtlich und ließ Witzraketen zu ihrer Beluſtigung aufſteigen, ſo daß ſie wieder lachte und guter Dinge war. Ich verſprach ihr goldne Berge von Heinrich und ſeiner Liebe.

18. Dezember.

Pauline hat meiner Mutter davon erzählt, wie wunderbar ich vorgeſtern errathen habe, daß ſie im Verborgenen geweint; ſie könne das nicht begreifen. Sie habe geweint aus Aerger, weil ein junger Menſch, der mit Heinrich vorübergegangen, ſo höhniſch nach ihr hinauf geſehen habe.

20. Dezember.

Mittags bei Pauline. Ich traf nur Lotte, die mir ſagte, daß Pauline inzwiſchen zu meiner Mutter gegangen ſei. Weiterhin erzählte ſie mir, daß Heinrich in Eggenberg geweſen und dort bei ihrer Familie nachgefragt habe, warum Pauline auf ihn böſe ſei. Er hatte ſich den Anſchein gegeben, als ſei er der Gekränkte und Gemiedene. Als Pauline zurückkam, gratulirte ich ihr zu dem beſſeren Wetter, das ſich eingeſtellt. Sie wollte aber nichts davon wiſſen und ſchien es nicht gern zu hören, daß Lotte geplaudert hatte. Später ging es wieder ziemlich luſtig her, und die Mädchen erzählten mir von der vergangenen Thomasnacht, und wie ſie Loos gezogen hätten. „Ich und die Lotte,“ ſagte Pauline, „wir haben Beide drei Zettel genommen und auf jeden derſelben einen Namen geſchrieben: auf den erſten Zettel den Namen Desjenigen, den wir am meiſten lieben, auf den zweiten Zettel den Namen Desjenigen, den“ — hier wußte ſie nicht recht, was ſie ſagen ſolle, endlich fuhr ſie fort: „den wir ein bischen weniger lieb haben, auf den dritten Zettel einen Unbekannten. Dieſe Zettel haben wir uns nachts unter das Kopfkiſſen gelegt, und als wir früh morgens erwachten, da zogen wir mit geſchloſſenen Augen eins dieſer Zettelchen hervor. Und wen glauben Sie, daß wir gezogen haben?“ — „Nun?“ — „Ich Sie und die Lotte den Heinrich!“ — Dabei machten die beiden Mädchen ſich unendlich viel zu lachen, wie es eben in ſolchen Fällen die Art von jungen Mädchen iſt. Mir dagegen giebt die Sache mancherlei zu grübeln; ich kann nur Derjenige geweſen, den man „ein bischen weniger lieb hat“: aber das iſt wol nur eine improviſirte, neckiſche Umſchreibung meiner Freundes- und Vertrautenwürde. Zu Hauſe ſagte mir die Mutter, daß Pauline auch ihr von dieſem Vorfall erzählt habe. Auch habe ſie unter vielem Lachen geäußert, daß ihr Vater glaube, ich ſei in ſie verliebt. Die Mutter erwiderte, das ſei ja möglich. „O nein,“ ſagte Pauline, „ich kenn' den Robert beſſer! Zuweilen könnte man freilich glauben, er ſei verliebt, aber gleich ſtürzt er alles wieder um und entſchuldigt ſich. Sie ſagte ferner, daß ich an der Lotte viel Gefallen zu finden ſcheine; ſie ſchließe dies unter anderm auch daraus, daß ich ſie früher nie beſucht habe, und erſt jetzt öfter komme, weil die Lotte da ſei. In Beziehung auf Heinrich hat ſie nur wenige Andeutungen über das Vorgegangene fallen laſſen, und ohne beſondere Freudenäußerung über die, wie es ſcheint, angebahnte Verſöhnung. Sie ſagte, es ſei doch eine bedenkliche Sache, daß der Vater ihn durchaus nicht haben wolle; ohne den väterlichen Willen könne und wolle ſie nicht die Seinige werden.“

22. Dezember.

Mittags bei Pauline und Lotte. Ich äußerte, daß ich in der Thomasnacht einen merkwürdigen Traum gehabt, und da Pauline ihn durchaus wiſſen wollte, ſo gab ich ihr folgendes wunderliche Seitenſtück zu ihrer Thomaserzählung improvisando zum beſten:

„Es war mir, liebes Schweſterlein, als ob wir einander heirathen ſollten. Da fiel uns aber auf einmal ein, daß wir ja Geſchwiſter ſeien, und darum nicht heirathen dürften, bevor wir Diſpens erlangt hätten. Wir wanderten daher ſelbander nach Rom und baten den heiligen Vater um Diſpens, indem wir ihm ſagten, daß wir gerne heirathen möchten, aber Geſchwiſter ſeien. „Nun," ſagte der heilige Vater, „es mag drum ſein, ich will euch diſpenſiren, wenn nur kein anderes Hinderniß verhanden iſt. Da zogſt du plötzlich ganz traurig eine Schachtel hervor und öffneteſt ſie, und als ich einen Blick hineinwarf, da ſah ich, daß ſie voll war von ganz kleinen, winzigen Kinderchen, kaum fingerlang. Ich erſchrak ſehr und fragte dich, ob denn dieſe Kinderchen alle dir gehörten? „Freilich," ſagteſt du, „ich bin ja Witwe und dieſe Kinder ſind aus meiner erſten Ehe." — „Das iſt nun allerdings ein Hinderniß," ſagte der Papſt; „wenn ihr euch heirathen wollt, ſo müßt ihr erſt dieſe Brut ins Waſſer werfen; ſind ſie doch alle Heidenkinder und ungetauft." Mich dauerten aber die armen Kleinen und ich erklärte, da ich Dichter ſei, und auch etwas weniges zaubern könne, ſo wolle ich ſie in irgend etwas anderes verwandeln. Ich gab dir die Schachtel zurück, und als du hineinblickteſt, da waren lauter weiße Roſen darin. Darüber hatteſt du Freude und betrachteteſt ſie lang: bald aber beklagteſt du dich, daß die weißen Roſen ſo traurig und unerfreulich ausſähen, und wollteſt rothe dafür haben. „Wenn ihr rothe Roſen haben wollt,“ ſagte der Papſt, „ſtatt dieſer weißen, ſo müßt ihr dieſelben mit eurem Herzblute roth färben.“ — Darauf beſannſt du dich lange und ſagteſt endlich: „Nun wol, ich will ſie mit meinem Herzblute rothfärben.“ — „Iſt nicht mehr nöthig,“ ſagte ich, „verehrtes Fräulein;“ denn ich hatte mir inzwiſchen das Blut ſchon abgezapft und die Roſen damit roth gefärbt. — „Ach, das haſt du ſchön gemacht, lieber Robert,“ riefſt du aus; „dafür ſollſt du nun gleich einen Kuß haben.“ — „Ach,“ ſagte ich, „dazu iſt es nun eigentlich zu ſpät; ich habe mir ja das Herz aufgeſchnitten . . .“

Lotte fand den Traum ſehr intereſſant; Pauline ſprach ſich nicht darüber aus, ſchien aber dadurch zum Nachdenken angeregt.

Nachmittags brachte mich der Zufall neuerdings mit den beiden Mädchen zuſammen. Ich brannte wieder viel buntes Witz- und Gefühlsfeuerwerk ab, beſonders Paulinen gegenüber. Dieſe wollte zuletzt bemerken, daß Lotte verſtimmt ſei, weil ich ſie vernachläſſigte; ſie deutete ſogar ein paarmal mit etwas boshaftem Lächeln verſtohlen auf ihre, wie ſie ſich einbildete, ſchmollende Freundin. Im übrigen war Pauline zutraulich, wiewol ernſt. Es iſt nicht zu leugnen, daß Pauline in Augenblicken eine gewiſſe Wärme mir gegenüber entwickelt, die ich zu meinen Gunſten deuten könnte, wenn ich ein Narr wäre. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Wärme und Zärtlichkeit in ihrem Temperament liegen. Gewiß iſt aber, daß ſie mich in gewiſſem Sinne wol leiden mag und ſich, als harmlos-naives, lebensfriſches, reizendliebes Kind, gern auch mit dem wunderlichen Poeten unterhält, der ſie mannigfach anzuregen weiß. Und das iſt mir auch ein vollkommen genügender Triumph.

25. Dezember.

Ich muß leider geſtehen, daß ich und die beiden Mädchen es mitunter ein bischen toll treiben. Es kommt in kindiſchem Muthwillen manches Mal ſo weit — wie? das weiß ich ſelbſt nicht, es ergiebt ſich ſo Eines aus dem Andern —, daß ich Lotten und zuweilen ſogar mein Schweſterlein Pauline mit einem Küßchen, natürlich in Scherz und in Ehren, verfolge: wobei Letztere freilich es immer ſo einzurichten weiß, daß ich nur die Wangen und nicht die Lippen treffe. Heute waren wir aber alle Drei zuſammen noch kindiſcher und muthwilliger als ſonſt. Pauline war viel hingebender. Sie wehrte ſich zwar auch, wie ſonſt, gegen meine ſcherzhaften Liebkoſungen, aber es lag in ihrer Strategie doch etwas Eigenthümliches, das mich noch mehr bezauberte und entflammte. Sie beſann ſich zuweilen erſt etwas ſpät, gab ſich einen Moment wie ſelbſtvergeſſen hin, und wußte, wenn ſie auf der einen Seite verſagte, auf der anderen zu entſchädigen. Wenn ich ſie ſcherzend ein wenig an mich drückte,

BAYER[illegible]
STAATS-

wendete ſie den Mund und das Antlitz ſeitwärts, aber es drückte ſich dabei der hintere Theil ihres Köpfchens wie unwillkürlich feſter an meine Bruſt.

Wenn man das Alles ſo beſchrieben lieſt, ſo ſollte man freilich meinen, daß Pauline etwas für mich empfindet. Mir ſelbſt, wenn ich das Geſchriebene wieder überleſe, macht es, obgleich ich mich der größten Objektivität befleißige, einen bedeutungsvolleren Eindruck, als mir die Wirklichkeit gemacht hat. Es mag dies daher rühren, daß in meinem Tagebuche nur die ſchönen, die lichten Momente wie an die Schnur gereiht ſind: aber in der Wirklichkeit, ach, da giebt es auch viele kalte, gleichgültige Momente; Momente, wo Pauline von mir nichts weiß und wo ihr Auge ſehnſüchtig nach dem Grollenden in die Ferne ſchweift.

24. Dezember.

Weihnachtsabend — in Paulinens Hauſe zugebracht, wo eine kleine Geſellſchaft verſammelt war. Pauline war in ihrem geſchmackvollen Anzuge ſehr reizend; ſie empfing mich äußerſt warm. Ich hatte in der Konditorei ein ſehr nettes, kleines Kochgeſchirr aus Zuckerwerk gekauft, und auch ein winzig kleines, allerliebſtes Büblein in der Wiege. Dieſe Sächelchen ſtellte ich verſtohlen auf den Toilettetiſch Paulinens, damit ſie dieſelben dort zu angenehmer Ueberraſchung gelegentlich entdecke. Ich entfernte mich dann für ein paar Augenblicke, um Freund Cicigoi zu holen, der auch eingeladen worden war. Pauline begleitete mich mit einem Lichte hinaus. Draußen vor der großen

Gitterthür, durch welche man auf die Stiege gelangt, blieb ich noch ein wenig plaudernd bei ihr ſtehen. Sie bat mich, ja nicht lange wegzubleiben. Ich ſtand ſchon außerhalb des Gitters, aber ich lehnte noch mein Geſicht an die Stäbe des Gitters und blickte ihr in die wunderſchönen Augen. Es war ein ſeltſam ſüßer Moment. Ich war in einer Art von Taumel, wußt' nicht, wie mir geſchah, und ſchwatzte das albernſte Zeug. Ein ſolcher Taumel muß anſteckend ſein, denn Pauline benahm ſich nicht viel klüger. Während ich nämlich ihre Hand in der meinen hielt und ihr mit verliebter Gedankenloſigkeit ins liebreizende, warmbelebte Geſichtchen ſtarrte, bat ſie mich neuerdings, ja recht bald zurückzukommen. Ich erwiderte ſcherzend: „In ein paar Stunden hoffe ich wohl wieder hier zu ſein.“ Sie ſagte, wenn es ſo ſtehe, ſo laſſe ſie mich gar nicht fort. „Ich weiß nicht,“ fuhr ich fort, „ob ich überhaupt heute noch zurückkomme.“ Es war dies der offenbarſte Scherz, denn ich ging ja eben nur fort, um meinen Freund, der ganz in der Nähe war, zur projektirten Unterhaltung herbeizurufen, was, wie Pauline recht wol wußte, in ein paar Minuten geſchehen konnte. Es ſchien aber, als wäre ſie gleich mir benebelt; ſtatt mir ins Geſicht zu lachen, ſah ſie mir in die Augen wie ich ihr, und erwiderte nach einer Pauſe ganz ernſthaft, wie gedankenlos vor ſich hinſtarrend und doch wieder ſehr innig: „Nein — kommen Sie ganz gewiß wieder zurück,“ und dabei ſah mich das holdſelige Mägdlein an, als ob ich geſtiefelt und geſpornt vor ihr ſtände, bereit eine lange Reiſe in einen fremden Welttheil anzutreten.

Ich entfernte mich endlich und brachte nach wenigen Augenblicken meinen Freund C. zurück. Inzwiſchen hatte Pauline die Beſcherung auf ihrem Toilettetiſch entdeckt. Sie führte mich dazu hin, und nachdem ich ihr beſtätigt hatte, daß die Sächelchen von mir herrührten, zeigte ſie eine kindiſche Freude. Und nun ging es um das kleine Wiegenkindlein her gar luſtig zu. Während die übrige Geſellſchaft im Zimmer nebenan ſich unterhielt, liebkoſten wir das kleine Püppchen, wiegten es, machten Pläne, wie wir es kleiden und erziehen wollten u. dgl. Dabei berührten unſere Stirnen und Wangen ſich zuweilen, und einen Augenblick kam mein Geſicht auf ihren Buſen zu ruhen, der durch einen dünnen Flor gar warm und wonnig hindurchglühte. Sie zuckte verſchämt empor, und in ihrem Geſichte lag ein ſchmerzlicher Ausdruck. Ich fixirte ſpäter dieſen Moment in folgenden Verſen:

Ach unſ're Herzen fanden
Sich einen Moment voll Luſt:
Ich lehne mein glühendes Antlitz
An deine wogende Bruſt.

Dein Buſen iſt warm, und wonnig
Durchglüht er den zarten Flor;
Mein Lieb', was zuckſt du ſo ſchmerzlich
Und ſo verſchämt empor?

O laß mich dir ruh'n am Buſen!
Scheint Frevel dir ſeine Glut?
Ich will ſie ſtillen und kühlen
Mit meiner Thränenflut.

Lotte kam und erinnerte uns, daß es Zeit ſei, ſich der Geſellſchaft anzuſchließen. Wir folgten ihr, und es wurde nun ein Spiel arrangirt, bei welchem es Nüſſe galt. Nach einiger Zeit kam Paulinens Papa aus ſeiner Kanzlei nach Hauſe. Da bei dieſer Gelegenheit Alles aufſtand und man ſich von den Plätzen etwas entfernte, wollte Pauline, die bisher nicht neben mir geſeſſen, kurzweg den bisherigen Platz Lottens an meiner Seite einnehmen. Aber Lotte ging wieder herzhaft auf ihren Stuhl zu und nöthigte dadurch ſtillſchweigend Pauline zum Rückzug. Ich bat indeſſen Lotte ganz einfach, mich zwiſchen ſich und Pauline ſetzen zu laſſen, und ſo waren die Gemüther, das meinige mit eingeſchloſſen, beruhigt. Im übrigen ließ ſich wenig thun, denn der Papa ſaß mir und Paulinen gerade gegenüber und hatte uns immer im Auge. Kupido weiß jedoch auch mit geringen Mitteln oft viel zu leiſten. Unſere Hände kamen oft auf dem Tiſche neben einander zu liegen. Da machte nun der kleine Finger meiner rechten Hand zuweilen einen kleinen Streifzug unter die Finger ihrer linken, ohne daß ein Menſch deſſen gewahr wurde. Auch unter dem Tiſch begegneten unſere Hände ſich auf Augenblicke, und das holde Mädchen war dann gar nicht träge, meine Finger zwiſchen die ihrigen einzuklemmen. Dabei machten wir die ernſthafteſten Geſichter von der Welt, blickten einander kaum an und ſchienen nur mit dem Spiele beſchäftigt. Es kann nichts Zarteres, aber auch nichts Süßeres geben, als ein ſo verſtohlenes, vor aller Welt Augen geübtes und doch von aller Welt unbemerktes Koſen. Da Lotte mir ebenfalls ihren freundlichen Willen beweiſen wollte — ich war ja wie der Hahn im Korbe —, ſo knackte ſie während des Spieles Nüſſe für mich auf und legte die Kerne vor mich hin. Als dies Pauline ſah, ſo that ſie ihr es nach. Ich dachte, ich müſſe doch heute einen beſonders guten Tag haben, weil die Mädchen mit mir gar ſo liebenswürdig waren. Meine Laune war darum auch die roſigſte.

Später jedoch ſchien Pauline etwas nachdenklich zu werden und kam meinen Scherzen nicht mehr ſo kindlich-harmlos entgegen. Sie blickte trüb ins Licht, vermuthlich dachte ſie an Heinrich. Ich ſprach darauf eine halbe Stunde lang nur mit Lotte, und zwar ſehr vertraulich. Dann aber wandte ich mich wieder zu Pauline, und weil ich fürchtete, ſie halte mich für gekränkt durch ihre Zurückhaltung, ſo flüſterte ich ihr wieder einmal im unerhörteſten poetiſchen Wortſchwall eine weitläufige und großartige Liebeserklärung ins Ohr. Sie ſchien aber durch dieſen Scherz im Augenblicke nicht erbaut und unterbrach meine Tirade mit den Worten: „Ach ich bitte Sie, ſprechen Sie doch nicht gar ſo ſehr drauf los!“ — Da man alſo von dieſer Seite meinen Humor für diesmal nicht mehr goutiren wollte, ſo wendete ich den Ueberſchuß derſelben der Geſellſchaft zu. Es herrſchte die heiterſte Stimmung und man trennte ſich erſt gegen $12^{1}/_{2}$ Uhr nachts.

Der heutige Tag hat mir mehr als einer der früheren gezeigt, daß Paulinens Freundſchaft für mich in der That in manchen Augenblicken ſich zur Zärtlichkeit und Innigkeit ſteigert. Aber eben dieſer Tag hat mir auch klarer als einer der früheren gezeigt, daß ſie von ſolchen Anwandlungen immer zurückkommt, und ſich bald wieder auf Heinrich und auf ihre Liebe beſinnt. Ich wünſche es ja auch nicht anders. Ich nehme die geiſt- und gemüthanregenden Momente, die mir der Umgang mit Pauline beſchert, nach öde durchſeufzten Jahren meiner erſten Jugendzeit mit einer Art von Inſtinkt als eine Gabe des Himmels hin und kann immer noch nicht glauben, daß Paulinen durch mich eine ernſte Gefahr erwachſen ſollte. Wenn ich nur darüber Gewißheit hätte, ob die erwähnte Zärtlichkeit und Wärme Paulinens auf Rechnung der Freundſchaft und etwa noch des Temperaments fallen kann, oder ob man darin ſchon nothwendig ein Symptom erwachender Herzensneigung finden müſſe. Wäre letzteres der Fall, nun, dann gälte es freilich, ihr Lebewohl zu ſagen. Die nächſten Tage werden — ich denke aufmerkſam und möglichſt kühl zu beobachten — die Sache wohl endgültig ins Reine bringen.

25. Dezember.

Dieſer Chriſttag wird mir unvergeßlich bleiben. — Abends waren Pauline und Lotte bei uns. Lotte unterhielt ſich mit der Mutter und mit Freund L., ich mit Pauline. Sie ſaß auf dem Sopha, ich auf einem Seſſel neben ihr, traulich zu ihr geneigt, in beſter Laune: „Ich habe mich nun ſchon ganz an Sie gewöhnt,“ ſagte ich unter vielen anderen ſcherzhaften und ernſten Dingen; „ſchade, daß Sie mich nicht leiden können.“

„Wiſſen Sie das ſo gewiß?“ antwortete ſie nach einer Pauſe. „Wenn leiden können ſo viel iſt als lieb haben,“ verſetzte ich, „ſo weiß ich es freilich gewiß. Ich habe einen äußerſt klaren Blick ...“

„Was habt Ihr wieder miteinander?“ unterbrach unſer Geſpräch die Mutter, die meine letzten Worte gehört hatte. „Was zankt er da wieder mit Ihnen?“ fuhr ſie zu Pauline gewendet fort.

„Er hat Recht gehabt, diesmal hat er ganz Recht gehabt“ ... verſetzte Pauline.

Nicht dieſe Worte an ſich, die ich hätte für Scherz nehmen können, aber der Ton, in welchem ſie geſprochen waren, machte auf mich einen höchſt eigenthümlichen Eindruck. Es lag in dieſem Tone nichts Scherzhaftes, Neckiſches; vielmehr etwas Spontanes, etwas Ernſthaftes. Pauline hatte die Worte faſt nur halblaut vor ſich hingeſprochen: ſie ſchienen ihr gewiſſermaßen entſchlüpft. So kam es, daß ihre Rede mich frappirte, verwirrte, in vollkommene Beſtürzung verſetzte. Ja, ich war gekränkt, verletzt und dankte Pauline mit kalter Höflichkeit für die Präziſion und Klarheit ihres Ausſpruches. „Aber was habe ich denn geſagt?“ rief ſie, einigermaßen erſchrocken über die leidenſchaftliche Gereiztheit meiner Rede. „Sagen ſie doch, was habe ich geſagt?“ — „Wie?“ verſetzte ich, verlangen Sie im Ernſte, daß ich es Ihnen ins Gedächtniß zurückrufe? Sie waren o gütig, zu beſtätigen, daß ich wirklich einen klaren Blick habe ...“ — „Nun freilich,“ rief ſie, auf meine Augen deutend, „freilich haben Sie einen klaren Blick!“ — Ich erſtaunte über die Gewandheit, mit welcher das Mädchen ihrem Ausdruck raſch eine unverfängliche Deutung zu geben wußte, ließ mich aber durch dieſe geiſtreiche Wendung nicht irre machen. Ich verſicherte ihr, daß ich nicht durch ihren Ausſpruch, ſondern einzig dadurch befremdet ſei, daß ſie plötzlich ganz ungebeten eine ſolche Erklärung abzugeben ſich veranlaßt glauben konnte. Sie betheuerte, durch meinen tiefen Ernſt in nicht geringe Beſtürzung verſetzt, ſie habe ja nur geſcherzt. Ich bat ſie, nicht aus Höflichkeit ihr Wort wieder zurück zu nehmen. „Nein,“ erwiderte ſie, „wenn ich einmal etwas im Ernſt ſage, ſo nehme ich nichts mehr zurück. Aber meine Rede war nicht Ernſt: ſo etwas im Ernſte zu ſagen, wäre ja offenbare Grobheit geweſen.“ Ich blickte ſchweigend vor mich hin. „Sind Sie jetzt wirklich böſe?“ fragte ſie, und ſah mich dabei mit glühenden Wangen und treuherzigen Augen ſo warhaft flehend an, daß ich nahe daran wär, mich von meiner Beſtürzung zu erholen. Aber ich ſah in den glühenden Wangen und treuherzigen Augen ſchließlich doch nur das gute Herz, die mitleidige Seele, die es ſchmerzlich empfand, daß ich gekränkt war und mich abhärmte. „Bereuen Sie nicht,“ ſagte ich, „was Sie ſich haben entſchlüpfen laſſen. Die Wahrheit iſt am Ende doch immer erwünſcht, wenn ſie auch ungebeten ſich kundgiebt.“ — „Wäre das, was ich ſagte, die Wahrheit, ſo hätte ich es nicht geſagt!“ — „Es iſt alſo nicht die Wahrheit?“ — „Nein!“ — Pauline betonte dies Nein mit einer

Entſchiedenheit, der man die Abſicht wol anmerkte, mich um jeden Preis zu verſöhnen. Ich fuhr aber fort, mich in einer gewiſſen, höflichkühlen Entfernung von ihr zu halten, worüber ſie, wie es ſchien, Verſtimmung und Aerger empfand. Zum Unglück widerfuhren mir an demſelben Abend auch von anderer Seite her Kränkungen, die mich aufs äußerſte niederdrückten. Es ſchien ſich alles gegen mich verſchworen zu haben. Was mich bei dem Begegniß mit Pauline ſo nachhaltig ergriff und ſchmerzte, war nicht eigentlich eine perſönliche Kränkung und noch weniger die Zerſtörung von Hoffnungen, die ich etwa früher genährt hätte. Es iſt etwas anderes, was mich in ſolchen Fällen immer tief und ſchmerzlich berührt. „Ut ameris, amabilis esto,“ ſagt Ovid, und von dieſem erſten und einzigen Grundſatz aller ars amandi bin ich ſo tief durchdrungen, daß ich, wenn irgendwo mir Gleichgültigkeit oder Kälte begegnet, nur mir ſelber die Schuld beimeſſe und mich bitterlich darüber härme, daß ich nicht liebenswürdig bin. Ich härme mich wie Goethes Taſſo, nicht ſowohl über das, was mir geſchieht, als über das, was mir das Geſchehene bedeutet. Die Frage, ob ich geliebt werden, d. h. liebenswürdig ſein könne, ſtelle ich bei jeder Begegnung mit einem ſchönen Mädchen an das Schickſal, und daß dieſe Frage bis jetzt noch niemals mit voller Klarheit und Entſchiedenheit beantwortet worden iſt, das hat mich in den meiſten Fällen nicht um des einzelnen Mädchens willen, ſondern darum gekränkt, weil ich an meiner Liebenswürdigkeit, an der Möglichkeit, geliebt zu werden, verzweifeln mußte. So kommt es auch, daß, obgleich ich von Pauline nichts hoffte noch beanſpruchte, die unverlangte Erklärung, die ſie abgab, doch einen ſchmerzlichen Eindruck auf mich machte. So ſehr ich auch die lieblichen Illuſionen, die ſie mir oft machte, zurückweiſen zu müſſen glaubte, ſo ſehe ich doch jetzt, wie ſehr, wenigſtens in dem ſoeben angegebenen Sinne, mein Herz bei denſelben intereſſirt war. Ich habe einmal ein Lied gedichtet, worin es hieß,

„. . . daß nichts die Roſen
Der Wangen, und nichts der Schlag
Des Herzens bedeuten, und daß man koſen
Auch ohne Liebe mag“.

Dieſe Strophe liegt mir jetzt immer im Sinn. Die „Fragen an das Schickſal“ ſind mir auf eine gute Weiſe verleidet. Was Pauline betrifft, ſo ſoll ſie mich nie wieder ſo ſehen, wie ſie mich geſehen hat: ſie ſoll mich überhaupt ſo bald nicht wiederſehen.

26. Dezember.

Der Augenblick, in welchem irgend ein Leid uns am ſchwerſten aufs Herz fällt, iſt der des Erwachens am Morgen nach dem Tage, an welchem es uns betroffen. Im Schlummer und Traum vergeſſen wir, was uns drückt, aber wenn wir erwachen, fällt der Gedanke an unſer Unglück uns gleich wieder wie mit Tigerkrallen an. Nachdem ich geſtern die halbe Nacht in bitteren Empfindungen hingebracht, ſpannen ſich am Morgen die betrübten Gedanken über mein jüngſtes Erlebniß unermüdlich weiter. Sofort aber drängte ſich mir die Erwägung auf: Soll ich entſchieden und für immer mich von aller Gemeinſchaft mit Pauline losſagen, oder ſoll ich den Verkehr zwar fortſetzen, aber auf dem Fuße kalter Höflichkeit und ernſter Zurückhaltung? Das Erſte fiel mir ſchwer, ſehr ſchwer, aber auch das Zweite war nicht leicht, ja vielleicht noch ſchwerer als das Erſte. Kalte Höflichkeit und ernſte Zurückhaltung legten mir einen unnatürlichen Zwang auf und bildeten überdies eine ſehr zweifelhafte Schutzwehr, die jeder wärmere Augenblick wieder einzureißen drohte. Ich grübelte ſehr lange über dieſer Alternative und fand ſie ſchrecklich. Da ging mir plötzlich der Gedanke eines vernünftigen Mittelweges auf. Wie wär' es, dacht' ich, wenn du weder ganz mit Pauline brächeſt, noch dich kalter Zurückhaltung befliſſeſt, ſondern noch dieſen Vormittag dich aufmachteſt, in aller Gemüthsruhe und Heiterkeit Paulinen und Lotten einen Beſuch machteſt und dabei ſo thäteſt, als wäre gar nichts vorgefallen? Hätte Pauline nicht glauben müſſen, wenn ich mich kalt und verletzt gezeigt hätte, daß ich Anſpruch auf ihr Herz gemacht, und jetzt um der Treue willen grolle, mit welcher ſie an ihrem Heinrich feſthalte? So durfte ich ſie von mir nicht glauben laſſen. Ich ging und beſuchte die beiden Mädchen. Pauline empfing mich mit einem unwillkürlichen Ausruf der Freude. Da ſie noch etwas an ihrer Toilette zu ordnen hatte, ſo ſprach ich indeſſen mit Lotte. Dieſe fragte mich, warum ich denn geſtern Abend plötzlich ſo ernſt geworden ſei. Ich antwortete mit Scherzreden, zeigte mich durchaus heiter und unbefangen. Pauline trat zu uns: ich bemerkte nun erſt, daß ſie niedergebeugt, faſt krank ausſah. Die „Amaranth" von Redwitz lag auf dem Tiſch, ich ſchlug das Buch auf und deklamirte den Mädchen das Kapitel „Der erſte Kuß" vor, wofür ich, da ich eben nicht übel disponirt war, vielen Beifall erntete.

Später brachte ich abſichtlich, doch in ganz heiterer Weiſe, das Geſpräch auf den geſtrigen Abend und drückte meine Freude über die Anerkennung aus, die mir in Betreff des „klaren Blickes" widerfahren ſei. „Wenn ich aufrichtig ſein ſoll," verſetzte Pauline, „ſo habe ich von einem klaren Blicke bei Ihnen bis jetzt nicht viel bemerkt!" — „Wenigſtens ſcheint dieſer klare Blick zuweilen etwas getrübt zu ſein!" fügte Lotte hinzu. Ich fragte, ob ich meinen klaren Blick nicht kurzlich erſt bewieſen, indem ich errieth daß Pauline im Verborgenen geweint hatte, und ob es nicht ferner ein Beweis für meinen klaren Blick ſei, daß ich das, was Pauline mir geſtern ſagte, längſt erkannt und niemals im Geringſten bezweifelt hatte?"

„In Einem dieſer beiden Punkte haben Sie ſich aber doch geirrt," verſetzte Lotte mit einem gewiſſen myſteriöſen Ausdruck. „Ja wol," beſtätigte Pauline. Dabei ſahen die beiden Mädchen, faſt möchte ich ſagen feierlich aus. Die ernſten, faſt ſchmerzlichen Blicke, mit welchen ſie ſich anſahen, waren mir auffallend, machten mich wieder an meinen jüngſten Erkenntniſſen irre und verdrehten mir den Kopf aufs neue.

Bevor ich mich entfernte, ſah ich das kleine Wiegenkindchen an, das Angebinde vom Chriſtabend, und fragte Paulinen, ob wir es nicht lieber aufeſſen wollten als aufbewahren? Sie riß es mir mit größtem Eifer aus der Hand und brachte es in Sicherheit. Schließlich äußerte ich noch, ich wolle das geſtrige Wort gern vergeſſen, wenn ſie mir nur nicht damit habe zu verſtehen geben wollen, daß ihr mein bisheriges Benehmen unliebſam und läſtig geweſen ſei. Sothane Auslegung und die Erwähnung dieſer ganzen Sache überhaupt ſchien die gute Pauline herzlich ſatt zu haben, und machte in ihrer Niedergeſchlagenheit keinen weiteren Verſuch, ſich zu rechtfertigen, ſondern bat mich nur, nicht weiter von dieſer Angelegenheit zu ſprechen. Sie überließ es Lotten, als ich Abſchied nahm, mich hinauszubegleiten, vermuthlich, um nicht draußen unter vier Augen noch eine Bemerkung über die leidige Angelegenheit vom „klaren Blick“ ausſtehen zu müſſen.

27. Dezember.

Ich glaubte in der geſtrigen Niedergeſchlagenheit Paulinens wieder die Spur ſchmerzlicher Gedanken an Heinrich bemerkt zu haben. Mit einem Gaſel in der Taſche, das ſich auf dieſen Umſtand und zugleich auf das Vorkommniß vom Chriſttag in verſöhnlichſter Weiſe bezog, wanderte ich heute mittags wieder zu den beiden Mädchen. Pauline war aber zufällig eben luſtig gelaunt, hüpfte und lachte fortwährend. Sie zeigte mir mit kindiſcher Freude das kleine Püppchen, das ſie auf ein kleines rothes Pölſterchen gelegt, mit einem kleinen Flor bedeckt und mit einem ſeidenen Bändchen feſtgebunden hatte, was ſich allerliebſt ausnahm. „Der liebe Kleine!“ rief ich, „wenn er nur auch getauft wäre!“ — — „Gut,“ ſagte Pauline, „Robert — Berterl — Wertherl ſoll er heißen!“ — „Alſo Werther?“ verſetzte ich, „nun, eine Lotte haben wir auch, nicht wahr, Pauline, wenn er herangewachſen iſt, dann müſſen unſer Werther und unſere Lotte ein Paar werden!“ Dieſer Gedanke fand heiteren Anklang und wurde ſogleich aufs luſtigſte weiter ausgeſponnen. Lotte bewies gleich den beſten Willen für ihren kleinen Verlobten und ſtickte ihm in den Flor, mit dem er zugedeckt war, ein großes W.

Pauline nahm eine kleine Nuß aus der Taſche und fragte mich, ob ich ſie kenne. Es war eine durch beſondere Kleinheit auffallende Nuß, die ich ihr am Weihnachtsabend mit dem Bedeuten übergeben hatte, dieſelbe gehöre für den Kleinen. In dieſer fröhlichen Stimmung befanden wir uns ſehr wohl, es wäre mir aber doch lieb geweſen, die Mädchen etwas ernſter zu ſehen, denn ich hatte ja mein ſehr ernſthaftes neueſtes Gaſel in der Taſche, und konnte mir von demſelben nur dann eine Wirkung verſprechen, wenn die Mädchen dafür die rechte Stimmung hatten. Ich verſuchte daher einiges Ernſthafte aufs Tapet zu bringen, und nachdem mir dies gelungen, rückte ich mit meinem Gaſel hervor:

Ich zürne nicht um jenes Wort, das kalt von dir
geſprochen iſt:
Mich ſchmerzt es tief, daß gar ſo ſchwer es gleich an
dir gerochen iſt.

Mein eignes Herz vergeß ich ganz und auf das deine blick' ich hin
Und ſehe, wie es ſiebenfach von ſcharfem Pfeil durchſtochen iſt.
Ich ſehe, wie du tief gebeugt, gleich einer ſtillen Blume, welkſt,
Um Jenen, der ſo ferne dir, ſo fern ſeit langen Wochen iſt.
In tiefer Nacht da wach' ich auf, und denke wie mein eig'ner Gram
Nichts gegen jener Triebe Glut, die ſchmerzlich in dir kochen, iſt.
Wie ſollt' ich zürnen, daß dein Ohr nicht meiner Liebesrede lauſcht,
Wenn dumpf von deinen Seufzern es und deines Herzens Pochen iſt?
Wie ſollt' ich zürnen, daß du kalt mein heißenflammtes Herz durchbohrſt,
Wenn ſtill im Liebesgrame nun das deine ſelbſt gebrochen iſt? —

Die Mädchen lauſchten dieſen Reimen mit größter Spannung: die Wirkung auf ſie ſchien eine außerordentliche. Lotte ſprach ihren Beifall ſehr lebhaft aus, und Pauline war ſichtlich ergriffen. Nachdem ich ſo dieſen Trumpf mit Erfolg ausgeſpielt, entfernte ich mich befriedigt. Ich denke nicht daran, Heinrich gefährlich zu werden und ihn bei Pauline zu verdrängen, aber ein klein wenig Schadenfreude gegenüber den geſchniegelten Herren Pflaſtertretern und Mädcheneroberern empfinde ich doch, wenn ich, der ſtille, unbeholfne Poet, zuweilen doch auch etwas Weniges durch holde Muſenkunſt auf Frauenherzen wirke.

28. Dezember.

Mittags bei Pauline und Lotte. Ich traf Pauline beſchäftigt, Gedichte aus Daumers „Frauenbildern und Huldigungen", einem Buche, das ich ihr auf dringendes Bitten geliehen hatte, abzuſchreiben. Neugierig warf ich einen Blick auf ihre Abſchrift, und zu meinem Erſtaunen fand ich da Gedichte, die von glühender, verſchwiegener, verkannter Liebe handelten — Gedichte, die doch wohl der Ausdruck ihrer eigenen Gefühle ſein mußten — andere als ſolche pflegt ein junges Mädchen nicht abzuſchreiben —, auf ihr Verhältniß zu Heinrich aber in keiner Weiſe paßten. Sie las mir unaufgefordert einige derſelben vor, und zwar eben diejenigen, die am wenigſten auf Heinrich paßten, mit einem Ausdruck und einer Betonung, überdies mit einer ſo auffallenden Hervorhebung des Du in manchem Gedichte, daß ich in eine eigenthümliche Verlegenheit gerieth, über welche ich mir wieder durch Scherz hinwegzuhelfen ſuchte. Ich pries den Daumer glücklich und ſagte, daß ich von Neid geplagt werde, da man ſeine Gedichte ſo hoch halte und die meinigen darüber vernachläſſige. „Glauben Sie das nicht," ſagte Lotte, „man merkt ſich ſehr genau, was in Ihren Gedichten ſteht." Pauline ſchrieb inzwiſchen immerfort aus Daumer ab, woran ich ſie auf neckiſche Weiſe zu hindern ſuchte „aus Neid gegen Daumer". Da nahm Pauline ein Blatt Papier und fing an, mein im Muſenalmanach befindliches Gedicht an Sidonie: „Nach deiner Reize Bronnen" aus dem Gedächtniſſe niederzuſchreiben. Ich bat ſie, ihre Zeit nicht ſo zu verſchwenden; ſie ließ ſich aber nicht ſtören und ſchrieb das ganze Gedicht wörtlich bis zu Ende. Welche ungeahnten Dinge! Sie weiß Lieder von mir auswendig! Mein Herz beſchlich ein eigenthümliches Gefühl.

Nachmittags erhielten wir Beſuch von den beiden Mädchen: ich begleitete ſie dann zurück in ihre Wohnung. Auf dem Wege ſprach ich mit Paulinen ziemlich ernſt und ſagte ihr unter anderm, daß ich die Nothwendigkeit einſähe, mich ihr gegenüber zu ändern. Sie citirte halblaut vor ſich hin aus einem Gedichte, das ſie vormittags abgeſchrieben: „So wie du biſt, ſo . . .“ Der Schluß lautet: „ſo liebt man dich.“ Um ihr noch etwas genauer den Puls zu fühlen, ſagte ich ferner, es freue mich von ihr bemerkt zu haben, daß ſie nicht bloß ſolche Gedichte aus Daumer abgeſchrieben, die ihre eigenen Empfindungen ausdrückten, ſondern auch für andere ein äſthetiſches, ihrem Geſchmack Ehre machendes Intereſſe genommen, die zu ihrer Gefühlswelt in gar keiner Beziehung ſtünden, oder höchſtens ſie an Momente und Phaſen aus den erſten Zeiten ihrer Liebe zu Heinrich erinnern könnten. „O,“ ſagte ſie, „es haben ſich durchaus nicht alle Gedichte auf Heinrich bezogen!“ — Mir kam der Gedanke, daß die nicht auf Heinrich bezüglichen Gedichte ſich auf einen Dritten, mir Unbekannten, bezogen haben könnten.

Ich ging mit den Mädchen in die Wohnung hinauf und blieb bis gegen 10 Uhr. Es war Kugelmeier, der drollige kleine Zeichenmeiſter da, der mit dem Papa konverſirte und mir ſo Gelegenheit verſchaffte, mit den beiden Mädchen ungeſtört zu plaudern. Pauline gab ihm, ſo oft er aufſtehen und fortgehen wollte, einen flehenden Wink, zu bleiben. Es war dies wieder ein höchſt merkwürdiger Tag für mich. Mein Herz befindet ſich in einer ſeligen und doch auch wieder qualvollen Verwirrung, aus welcher mich die nächſten Tage befreien müſſen.

31. Dezember.

Mittags überbrachte ich Paulinen meine bisher an ſie gerichteten Lieder und Gaſelen, in ein kleines feines Büchelchen zuſammengeſchrieben. Ich zeigte es ihr anfangs nur, ſie nahm es mir aber aus der Hand und bewies großen Gefallen daran. Ich bat ſie, es mir aufzubewahren. „Ich hätte es Ihnen ohnedies nicht mehr zurückgegeben,“ erwiderte ſie. Dann ſetzte ſie ſich aufs Sopha und begann die Gedichte durchzuleſen, obgleich dieſelben einzeln ihr ſchon früher bekannt geworden waren. Sie lächelte oft dabei und hatte beſondere Freude an den Gaſelen, weil ſich bei dieſen alles „ſo hübſch reime“. Nachdem ſie das Heftchen durchgeleſen, wendete ſie ſich zu mir mit den Worten: „Nun ſagen Sie mir aber, gehören dieſe Gedichte wirklich mir?“ „Kein Menſch,“ erwiderte ich, „hat auf dieſelben ein größeres Anrecht.“ Es knüpfte ſich hieran ein weiteres trauliches Geplauder und Gekoſe. Lotte war ausgegangen. Wir waren allein. Ich kleidete meine Vermuthungen wegen des „Dritten“, auf welchen ſich gewiſſe Gedichte bezögen, in einen Scherz.

„Es giebt keinen Dritten,“ ſagte ſie lebhaft und beſtimmt. „Ich weiß nur ſoviel,“ fuhr ich fort, „daß ich dieſen Dritten in Heinrichs Namen prügle, wenn ich ihn finde.“

„Das werden Sie nicht,“ verſetzte ſie lachend, und fügte hinzu: „Sie verkennen mich doch immer und ewig!“

Ich trug in dieſen Tagen ſtets das Gefühl in mir herum, es müſſe bald der Augenblick eintreten, der mich von Paulinen trennte. Das ſtimmte mich nur weicher. Ich hatte wieder einen Moment, in welchem ich nicht ganz zurechnungsfähig war. Ich hielt Paulinens Mitte mit meinem Arm umſchlungen. Sie ergriff meine Hand, um ſie wegzudrängen, zog aber dieſelbe, ſtatt ſie nach rückwärts zu ſchieben, in holder Gedankenloſigkeit nach vorn auf ihren Schooß und ließ ſie dort liegen.

Ich weiß nicht, wie es kam, bald ſchlang mein Arm ſich wieder um ihre Mitte. Sie bog ſich unter dieſer Umſchlingung, wie ausweichend, allmählig ſo weit ſeitwärts, daß ihr Köpfchen einen Augenblick auf der Seitenlehne des Sophas und meine Bruſt über der ihrigen ruhte. Sehr lieblich war es auch, wie ich ſelbſt einmal in eine geneigte Lage kam und ſie einen Moment traulich auf mich niederzog. Während dieſes Moments, in welchem ihre Bruſt über der meinigen ruhte, hob ſie das Köpfchen und blickte mit holden Augen auf mich herab, als ob ſie ſehen wollte, wie ſich mein Geſicht, von der Vogelperſpektive betrachtet, ausnehme. „Aber Paulinchen,“ ſagte ich, „was thuſt du denn? Du drückſt mich ja! Du thuſt mir ja ein Leid an!

Geh, du biſt heute ſehr unartig!" — „Sie ſprechen an meiner Statt!" ſagte ſie, indem ſie ſich aufrichtete.

Ich riß mich los und erklärte Paulinen zum Abſchied, wie ſehr ich die Nothwendigkeit einſähe, mich durch einen raſchen Entſchluß von ihr zu verbannen, da mein Naturell ſelbſt in der Freundſchaft zu einer Wärme und einer Zärtlichkeit hindränge, die nur der Liebe gezieme.

Abends war ich mit meiner Mutter wieder in Paulinens Hauſe zu Beſuch. Pauline war unendlich reizend. Ein unbeſchreiblich ſanfter Zug, ein Ausdruck ſtillſeliger Wehmuth lag faſt rührend in ihrem Antlitz. Einmal legte ſie das Geſicht in die Hände und ſah mich zwiſchen den Fingern mit kindlicher Schalkhaftigkeit und doch wieder faſt ſchmerzlich an. Sie äußerte, daß ſie nachmittags in der Domkirche geweſen und gebetet habe, ſie wiſſe nicht mehr für wen und für was alles.

Als Heinrichs Name erwähnt wurde, ſagte ſie zu meiner Mutter, er ſei ihr durch die lange Zurückziehung ſchon faſt fremd geworden. Zu traulichem Geſpräch war wegen der Anweſenheit des Papas nicht viel Gelegenheit, aber wir halfen uns einigermaßen, indem Pauline meinen Fuß verſtohlen mit ihren Zehen drückte. Es war von Eſſen und Trinken die Rede, und da ſtellte ſich denn zu unſerer großen Freude heraus, daß wir durchaus gleichen Geſchmack hatten. Wir konnten das Thema kaum erſchöpfen. Als ſpäter der alte Herr eine Weinſorte auf den Tiſch brachte, von welcher er eine Probe zum Geſchenk erhalten hatte, und ich erklärte, daß dieſer Wein mir munde, obgleich ich ſonſt nie Wein trinke, ſo rief Pauline mit fröhlicher Ueberraſchung, daß höchſt merkwürdiger Weiſe gerade nur dieſer Wein auch ihr behage, und nun ging die Verwunderung von vorn an.

Ich fand einen Moment mit ihr ein paar Worte insgeheim zu flüſtern. „Sagen Sie mir doch, liebe Pauline,“ begann ich, „ſollen wir denn fortfahren, ſoviel kindiſchen Scherz miteinander zu treiben, oder ſollen wir damit aufhören, oder was ſollen wir überhaupt thun?“ — „Wie Sie wollen,“ erwiderte ſie; „wie Sie, ſo ich!“ —

Später, beim Abſchied, drückte ich ihr die Hand und ſagte leiſe aber bedeutungsvoll nur das einzige Wort: „Nun??“ — Sie verſtand mich und wiederholte den früheren Ausſpruch: „Wie Sie wollen!“ — „Wirklich?“ — „Ja!“ — „Sie geben mir den Schlüſſel zu Heil und Unheil in die Hand?“ — „Ja!“

Auf der Stiege, beim Abſchied, ſagte ſie nochmal zu mir: „Alſo es bleibt dabei: wie Sie, ſo ich!“ — „Gewiß?“ — „Ja!“

Ich bin in meiner Neugier, die Geſinnungen Paulinens zu erforſchen, weiter gegangen, als gut war. Mein Plan iſt gefaßt. Ich will mit ihr im ernſtlichſten Ton über die Sache ſprechen: der Moment der Trennung iſt gekommen. Dieſer letzte Tag des Jahres hat mich mit Ahnungen berauſcht, die mir ewig bedeutungsvoll, ewig entzückend bleiben werden. Traurig, unendlich traurig iſt es nur, und ganz im Geiſte meines bisherigen Verhängniſſes, daß ich in dem Momente, wo meiner lechzenden Lippe der Becher des Lebens zum erſtenmal verheißungsvoll entgegenſchäumt, ihn ausgießen muß wie ein Trankopfer den finſteren Gewalten des Schickſals, ohne einen Tropfen davon über meine Lippen zu bringen. Was ich nie gehofft, nie geahnt: ein Herz zu finden, das für mich fühlt, das ſcheint ſich nun faſt verwirklichen zu können: aber ich muß dieſem Herzen ſagen: „Fahre hin!“ — Aber wie? Bewahrt eine ſchleunige Entſagung mich nicht möglicherweiſe vor einer ſpäteren, viel qualvolleren Enttäuſchung? Das Höchſte, was ich nach dem Vorausgegangenen mir von Pauline verſprechen dürfte, wäre doch nur dies, daß ſie in manchen Augenblicken zwiſchen mir und Heinrich *ſchwankt*. Iſt es denn ſo gewiß, daß bei dieſem *Schwanken* das Zünglein der Wage ſich entſchieden auf *meine* Seite neigt? Kann der endliche Entſcheid nicht auch zu Gunſten Heinrichs ausfallen? Ich habe keine Luſt, es bei dieſer Sache auf die Probe ankommen zu laſſen: ohne Zweifel wäre doch *ich* zuletzt der Betrogene. Daß ſie Heinrich noch liebt, iſt ganz gewiß, hat ſie doch noch vor wenigen Tagen mit Thränen ſeiner gedacht. Sie neigt ſich jetzt zu mir, weil Heinrich fern iſt; aber wenn er ſich wieder einſtellt und ihr zur Verſöhnung die Hand reicht . . . dann würde ich höchſt wahrſcheinlich mit viel weniger Selbſtzufriedenheit den Rückzug anzutreten mich veranlaßt finden, als im gegenwärtigem Augenblicke. —

2. Jänner 1851.

Zur Ausführung meines Entſchluſſes begab ich mich heute Vormittag zu Paulinen. Anfangs wurde Gleichgültiges geſprochen. Zuletzt erwähnte ich Heinrichs und fragte, ob die Verſöhnung noch nicht eingetreten und die Wiederherſtellung des alten Verhältniſſes noch immer nicht zu erwarten ſei. „Ich gebe Ihnen meine Hand darauf,“ ſagte ſie, „daß es aus iſt damit.“ Ich nahm aber ihre Hand nicht an. Ich ſetzte mich neben ſie und eröffnete ihr, daß ich einmal auch recht ernſthaft mit ihr ſprechen wolle. Wir waren ganz allein und konnten uns ungehindert ausplaudern. „Freilich,“ ſagte ich, „war ſchon in meinem bisherigen Scherze ſehr viel Ernſt, ja zu viel Ernſt und ich fürchte, daß er immer mehr überhand nimmt, wenn wir nicht ganz damit ein Ende machen. Um deutlich zu reden: Ich habe bisher im Umgange mit Ihnen wie ein muthwilliges Kind am Rande eines Abgrundes geſpielt. Unter Umſtänden mag auch das Zugrundegehen ſüß ſein, das Flattern um ein Licht, bis man mit verſengten Flügeln herunterfällt: aber es giebt Umſtände, unter welchen man ſich auch nicht einmal dieſen traurigen Troſt des Hinabſtürzens in einen unwiderſtehlich winkenden Abgrund gönnen darf, wenn man auch wollte. Ich meine den Fall, wenn man, um dieſer Paſſion zu folgen, nicht bloß ſein Leben oder ſein Glück, ſondern auch ſeine Selbſtachtung aufs Spiel ſetzen müßte. In einem ähnlichen Falle glaube ich mich jetzt zu befinden. Sie haben mich gewiß verſtanden, liebes Fräulein. Es erſcheint mir als eine Nothwendigkeit, Ihnen von jetzt an ſo viel als möglich fern zu bleiben.“

Pauline hatte dieſe Rede zum Theil mit Lächeln angehört, ſie ſchien befremdet, daß ich gegen meine Gewohnheit ſo viel Ernſtes in Einem Athem vorbringe. Als ich aber geendet, ſchien ſie verletzt und antwortete nichts.

„Es würde mir ſehr leid thun, liebes Fräulein,“ fuhr ich fort, „wenn Sie mich mißverſtanden hätten und ſich durch meine Worte irgendwie verletzt glaubten. Sie begreifen doch wohl, was ich eigentlich thun will, und aus welchen Gründen ich es thun will? Sagen Sie mir, ich bitte Sie ſehr darum, haben Sie mich verſtanden?“ — „Ja,“ verſetzte ſie kurz. — „Und konnte, durfte ich anders ſprechen? Wiſſen Sie ein anderes Mittel, wie da zu helfen wäre?“ — „Nein!“ antwortete ſie mit derſelben Kürze und Kälte. Ich ſchwieg, ſie auch. „Sie ſcheinen verletzt,“ fuhr ich nach einer Pauſe fort; „ſprechen Sie ſich doch aus, liebes Fräulein!“ — „Sie haben mir ſehr wehe gethan!“ ſagte ſie; „der zweite Jänner wird mir unvergeßlich bleiben.“ — Ich erwiderte, wenn meine Worte ſie gekränkt, ſo müſſe ſie dieſelben durchaus mißverſtanden haben. Ich faßte das früher Geſagte noch einmal kurz zuſammen und ſchloß mit der Aeußerung, es ſei mein herzlicher Wunſch, daß ſie an Heinrich feſthalte und in der Liebe zu ihm ihr Glück ſuche und finde. Dabei kam ich ins Feuer und war am Ende ſo tief gerührt, daß meine Augen feucht wurden. Ich ſtand auf und wollte mich entfernen. „Aber bleiben Sie doch, ich bitte Sie,“ ſagte Pauline mit naiver Herzlichkeit; „warum wollen Sie ſo ſchnell fortgehen?“ „Nein, das kann ich nicht zugeben,“ fuhr ſie fort, „daß Sie mich jetzt verlaſſen und gar nicht wiederkommen wollen!“ — Ich ließ mich aber nicht irre machen und nahm mit ein paar herzlichen Worten Abſchied. Pauline begleitete mich bis zur Thür. Plötzlich aber wendete ſie ſich um mit den Worten: „Nein, das hätte ich nie gedacht!“ Ich war dadurch genöthigt, mich ebenfalls wieder umzuwenden. Pauline war ans Fenſter getreten. Ich näherte mich ihr und ſagte: „Es giebt kein anderes Mittel, liebes Fräulein! ... Sie haben es ja ſelbſt zugeſtanden ...“ „Vielleicht wird die Zeit eines bringen,“ entgegnete ſie. „Wie meinen Sie das?“ fragte ich. Sie ſchwieg, aber ihre Bruſt wogte. Ich konnte mich nicht halten, ich mußte den Arm noch einmal um ſie legen. Freundlich koſend bat ich ſie, doch nicht ſo verſchloſſen zu ſein und frei herauszuſagen, wie ſie es meine. Nach einigem Beſinnen ſagte ſie plötzlich entſchloſſen: „Ja, ich will Ihnen etwas ſagen.“ Sie ging zum Sopha zurück; ich ſtand ihr gegenüber und blickte ſie harmlos an. Sie wollte reden — „Nein, ich kann nicht!“ rief ſie, ein Strom von Thränen entſtürzte ihren Augen, und mit lautem Schluchzen barg ſie ihr Geſicht in den Polſtern des Sophas. „Ach,“ ſagte ich, „es muß etwas ſehr Trauriges ſein, was Sie mir vertrauen wollen.“ — „Nein,“ entgegnete ſie unter fortwährendem Schluchzen, „es iſt nichts Trauriges, aber ich kann es nicht ſagen!“ — „Darf es vielleicht eben ich nicht wiſſen?“ — „Wol, eben nur Ihnen dürfte ich es ſagen.“ — „So ſagen Sie es doch!“ — „Ich kann nicht! O, wie ſchwer das iſt, wenn man gerne reden möchte und nicht kann!“

Ich fühlte mein Herz pochen. Es mußte etwas geſchehen, das holde Kind zu beſänftigen. Ich hielt es für das Beſte, die Scene ins Scherzhafte hinüberzuſpielen. Das liebe Köpfchen ruhte noch immer ſchluchzend auf den Kiſſen. Ich bat ſie ſchmeichelnd, nicht mehr zu weinen. „So geht es,“ ſagt' ich, „ich habe vorhin geweint und Sie haben gelacht dazu, jetzt fällt es Ihnen auf einmal ein zu weinen, und nun hätte ich faſt Luſt, zur Wiedervergeltung zu lachen. Es freut mich ſehr, daß wir nun alle Beide geweint haben und einander nichts vorzuwerfen brauchen. Freilich iſt dabei der Unterſchied, daß ich um Sie geweint habe und Sie —“ „Und ich um Sie!“ fiel ſie raſch ein, mit dieſem Worte dem durch Thränen noch nicht ganz erleichterten Herzen wie nothgedrungen Luft machend. „Wie?“ rief ich koſend, denn ich konnte mich vor Freude über dies Bekenntniß nicht länger halten; „um mich? was ſoll das heißen? Ei, ei, was ſind das doch für ſonderbare Geheimniſſe? Alſo meinetwegen geweint — das iſt ja herrlich! Nun ſchäme ich mich meiner eigenen Thränen ſchon gar nicht mehr!“ — Unter ſolchen koſenden und neckenden Worten hatte der Ernſt der Lage bald unmerklich einer kindlich unbefangenen Fröhlichkeit Platz gemacht und Paulinen's Geſicht war wieder heiter. Wir plauderten eine Zeitlang traulich und ſelbſtvergeſſen. Aber ich beſann mich und ſchied zuletzt mit der Erklärung, daß es mir mit meinem Entſchluß Ernſt ſei.

4. Jänner.

Mittags beſuchte uns Pauline, in ſehr trüber Stimmung. Sie hatte einen Brief von Heinrich erhalten, einen ſehr langen, inhaltreichen Brief, in welchem die innigſte Liebe und zugleich leidenſchaftlicher Unwille ſich ausſprach über die Kälte, welche Pauline ihm gegenüber in letzter Zeit an den Tag gelegt habe. Pauline wollte den Brief anfangs mich nicht leſen laſſen, erſt auf den Rath meiner Mutter that ſie es. Sie beobachtete, während ich ihn las, ſehr ſorgfältig meine Mienen. Nachdem ich zu Ende geleſen und aus demſelben die volle Ueberzeugung von Heinrich's edlem Sinn und aufrichtiger Liebe geſchöpft hatte, ſagte ich Paulinen mit eindringlichen Worten, daß nach meinem Dafürhalten Heinrich ſie wahrhaft liebe und ihrer auch würdig ſei; ich könne ihr nichts Beſſeres rathen, als ihm zu gänzlicher Verſöhnung auf halbem Wege entgegen zu kommen. Sie ſah aber den Brief nicht mit ſo günſtigen Augen an wie ich; ſie war beleidigt durch die ihr darin gemachten Vorwürfe und glaubte dieſe Zeilen eher für die Ankündigung eines förmlichen Bruchs als für einen Schritt zur Verſöhnung halten zu müſſen.

Sie ſagte mir weiterhin, ſie habe ſich ein Heft gemacht und fahre fort, Gedichte aus Daumer abzuſchreiben. Auch erwähnte ſie, mich am Zweiten dieſes Monats im Theater geſehen zu haben, an eben dem Tage an welchem ich ihr durch Kundgebung meines Vorſatzes „wehe gethan“ hatte. Als ſie fort war, ſagte mir meine Mutter, daß ihr Pauline erzählt habe, ſie ſei an jenem Tage in einer ſolchen Stimmung geweſen, daß ſie ſich am Ende nicht mehr zu helfen gewußt, und um nur aus dem Zimmer zu kommen, ſei ſie zu Frau von Sölder gelaufen und habe ſie gebeten, mit ihr ins Theater zu gehen.

Auch erzählte mir meine Mutter, Pauline habe geäußert, mit dem Fluche ihres Vaters werde ſie nie einen Gatten nehmen; wenn er nicht einwillige zu ihrer einſtigen Verbindung mit Heinrich, ſo werde ſie ſeinem Willen nicht zuwider handeln, ſchon hätten ihm die Söhne zu viel Verdruß gemacht, die Tochter müſſe mehr Rückſicht auf ſein Glück und ſeine Zufriedenheit nehmen und dergleichen. Es ſcheint alſo nach allem, daß Pauline mit dem Gedanken, von Heinrich ſich loszuſagen, ſchon einigermaßen vertraut zu werden anfängt. Trotzdem bin ich überzeugt, daß es ſie noch einen gar gewaltigen und ungewiſſen Kampf koſten würde, wenn ſie damit Ernſt machen müßte. Ein paarmal iſt mir der Gedanke durch den Kopf gelaufen: Wenn Pauline wirklich den Heinrich nicht ſo eigentlich liebte, wenn ihre Anhänglichkeit nur Angewöhnung wäre: ſollte dann nicht ein entſchiedener Bruch beſſer für Beide ſein als dies Hinſchleppen eines, durch keine innere Nothwendigkeit begründeten Verhältniſſes? Im allgemeinen aber bin ich doch noch zu ſehr von Paulinen's Liebe zu Heinrich überzeugt, und in jedem Falle habe ich von der aufrichtigen und leidenſchaftlichen Neigung des Letzteren für Pauline zu viel Beweiſe, als daß ich mich entſchließen oder mir verzeihen könnte, zur Aufhebung dieſer Verbindung wiſſentlich etwas beizutragen.

Nachmittags führte mich eine dringende Angelegenheit gegen meinen Willen wieder zu Pauline. Sie hatte gewußt, daß ich kommen werde. Ihr Anzug fiel mir auf: ſie war ganz wie in Trauer gekleidet — ein ſchwarzes Kleid, ein Leibchen von ſchwarzem Sammt, auf dem Kopf ein ſchwarzes Flornetz. Ich hatte ſie nie ſo geſehen. Dazu war ſie bleich und geſtand mir auf die Frage nach ihrem Befinden, ſie ſei ſehr unwol. Ich ſetzte mich zu ihr, und da es an ihrer Seite gar zu traulich war, ſo fühlte ich wieder großes Verlangen, nicht bloß in ihr kindlich-naives, mildſchönes, jetzt von Wehmuth doppelt reizend überhauchtes Angeſicht, ſondern auch in ihr duldendes Mädchenherz zu blicken. „Erlauben Sie nur ein Wort, liebes Fräulein,“ ſagte ich. „Fürchten Sie nicht . . .“ fuhr ich zögernd fort. — „Nun was?“ fragte ſie. „Ich fürchte gar nichts.“ — „Gar nichts?“ fragte ich, „was ich immer fragen mag?“ — „Gar nichts!“ verſetzte ſie entſchieden. — „Nein,“ ſagte ich, „ich werde doch lieber nichts fragen. Sie ſollen wiſſen, daß ich nicht allzu neugierig bin.“ — „Deſto ſchlimmer!“ ſagte ſie halblaut. — „Wie?“ fuhr ich fort; „Sie wünſchen ſelbſt, daß ich frage? Nun denn, ſo hören Sie, was ich gar ſo gerne wiſſen möchte. Wird eine Zeit kommen, wo Sie mir alles ſagen, auch das, was Sie mir neulich ſagen wollten, aber nicht ſagen konnten?" — Sie beſann ſich einige Augenblicke und erwiderte dann: „Höchſt wahrſcheinlich!" — Ich wußte nun, was ich wiſſen wollte. Da ſie nicht geſagt hatte: „Gewiß!" ſondern nur „Höchſt wahrſcheinlich!" ſo hatte es mit ihrer Losſage von Heinrich noch gute Weile. Es war mir eben intereſſant geweſen, zu erfahren, bis zu welchem Punkte der Reife ein ſolcher Entſchluß etwa bei ihr fortgeſchritten ſein möchte.

Es drängte mich nach ein paar Augenblicken, mich ans Piano zu ſetzen. Pauline folgte mir und ſetzte ſich neben mich. Es war ſchon etwas abendlich dämmerig im Zimmer geworden; die dunkle Trauergeſtalt des Mädchens, von welcher die feinen, bleichen Züge des jugendlichen Antlitzes voll ſchmerzlich gedämpfter Lebensfriſche ſich ſo rührend abhoben — das alles erſchien mir ſo zaubervoll verlockend, wie die bethörende Erſcheinung einer Nixe oder Waldfrau im Dämmerlichte der Mondnacht. Ich ergriff die Hand des minniglichen Waldfräuleins und blickte ihr ins Auge mit dem ſtummen Gedanken: „Fahr' wohl, du trautes, liebes Kind; ich darf mich nicht länger mehr erquicken an deines Auges Stral, nicht wärmen an deiner holden Glut; ich muß hinaus in die kalte, finſtere Nacht!" — Noch einmal ſchlang mein Arm ſich um ihren Nacken — es ſollte ja das letzte Mal ſein — aber ich werde mir nie verzeihen, daß ich es that. Als ich es that, da wußte ich, ein unerfahrener Neuling, nicht, was ich jetzt weiß: daß, wenn man von einer lieben Seele ſcheiden will, man nur recht raſchen, recht kühlen Abſchied nehmen muß, denn ein gerührter, zärtlicher Abſchied iſt nur ein neues, feſteres Netz, das uns umſtrickt und feſthält. Das erfuhr ich bei dieſer Gelegenheit. Denn als ich, noch am Piano ſitzend, meinen Arm, wie geſagt, um Pauline geſchlungen, da kam auch mein Haupt immer näher an ihre Bruſt; endlich ruhte es ganz darauf, und ſie ließ es ſchweigend geſchehen. Aber dabei blieb es nicht: ich fühlte, wie auch ſie ganz leiſe die Hand auf meine Schulter legte und ſie darauf ruhen ließ. Dies vermehrte meine Glut. Meine Lippen berührten die ihrigen — und ich war nicht mehr imſtande, ſie zurückzuziehen. Wie feſtgezaubert war mein Mund auf dem ihrigen, und ſie wehrte dem Drucke desſelben nicht; ſie war wie bewußtlos: unbeweglich hielt ſie, von meinen Armen umſchloſſen, das Haupt unter meinem Kuſſe und drückte mit geſchloſſenen Augen zuletzt ihre Lippen den meinigen entgegen. Dabei war ihr Antlitz tiefernſt und bleich; in höchſter, faſt krankhafter Erregtheit erſchien ſie wie ſtarr und todt, aber als mein Kuß unwillkürlich feuriger wurde und meine Lippe plötzlich die Fläche der ihrigen inniger berührten — da durchzuckte ſie ein Schauer und ihr Athem wehte mir glühend entgegen! — Ich riß meinen Mund zuletzt von dem ihrigen; ſie kam zu ſich und lehnte verſchämt ihr Angeſicht auf das Piano nieder.

„Es iſt ſonderbar,“ ſagte ich nach einer Pauſe, „wie ich mit meinem guten Vorſatz umſpringe.“ — „Uebrigens,“ fuhr ich fort, „kommt es mir vor, als ob über dieſem guten Vorſatz immer eine Art von Damokleſchwert hinge. Es ſteht ihm am Ende gar noch ein trauriges Ende bevor. Was meinen Sie?“ — „Ja wohl,“ ſagte ſie fröhlich. Während dieſes Geplanders hatte ich mir den Ernſt und die Forderungen des Augenblickes noch immer nicht zur Geltung kommen laſſen; mein Haupt lehnte an ihrer Bruſt. Ich ließ es tiefer und tiefer hinabſinken — da beugte ſie ſchalkhaft lächelnd ihr eigenes Haupt zu dem meinigen nieder, als wolle ſie mir neckiſch ein Küßchen anbieten, etwa in der Weiſe, wie es eine Mutter mit ihrem Kinde thut. „Nun,“ ſagte ſie herzinnig, „reichen Sie nicht herauf?“ — Schnell hob ich das Haupt etwas höher empor; ſie zog das ihrige zwar zurück, aber ich „reichte doch hinauf“ zu ihr, und meine ſelige Lippe ſpürte den Druck und Hauch des zarteſten Kuſſes — manchen Kuß hab' ich ihr geraubt, aber dies iſt der erſte, den ſie mir gegeben hat — nichts auf Erden kann je für mich die Süßigkeit dieſes Augenblicks überbieten.

Es war der ſchönſte, der höchſte Moment meines zärtlichen Verkehrs mit Pauline, aber ebenſo gewiß ſoll es auch der letzte geweſen ſein. Wenn ich die Ergebniſſe der letzten Tage überdenke, ſo ekelt mich die unmännliche Sophiſtik an, mit welcher ich mich ſeither ſelber getäuſcht habe. Freilich kommt mir meine Schuld eigentlich erſt jetzt zum Bewußtſein, wo ich den Gang der Dinge in dieſen Blättern im Zuſammenhange aufgezeichnet überblicke. Es erſcheint mir jetzt unzweifelhaft, daß Pauline in einen ernſtlichen Zwieſpalt ihrer Neigungen hineingerathen iſt. Sie liebt mich vielleicht wirklich, aber eben ſo liebt ſie noch immer Heinrich, und wenn ſie ſich heute mir mit größerer Wärme hingab, ſo geſchah es wie bei mir im Gefühle, daß wir einander preisgeben müſſen. Bei der Gleichheit ihrer Gefühle für mich und Heinrich wird das Gefühl der *Pflicht* den Ausſchlag geben. Pauline kann den verſöhnlichen Annäherungen Heinrichs kaum mehr ausweichen: ſie wird ſich die Löſung des Zwieſpalts gefallen laſſen, die ſich ihr durch die Rückkehr Heinrichs und durch meine Zurückziehung darbietet.

5. Jänner.

Pauline erzählte meiner Mutter heute, daß Heinrich gegenüber bei ſeinem Freunde am Fenſter ſich gezeigt und ſie an ihrem Fenſter „weinen geſehen habe“. — Deſto beſſer! Ich habe es ja vorausgeſehen, daß beim Wiedererſcheinen Heinrichs ſogleich eine Veränderung in der Konſtellation eintreten wird.

6. Jänner.

Die Schwankung, welche bei Paulinen zu Gunſten Heinrichs eingetreten zu ſein ſcheint, erleichtert mir die Harmloſigkeit, mit welcher ich ihr begegne, da ich äußerer Umſtände wegen es nicht ganz vermeiden kann, mit ihr zuſammenzutreffen. Ich gratulirte ihr heute wegen Heinrich; ſie lehnte es jedoch ab und ſagte, es ſei noch „alles im Alten“. Im übrigen war ich anfangs einſilbig; aber Pauline war ſo reizend und trug namentlich eine ſo wahrhaft bezaubernde Friſur, daß ich große Mühe hatte, nicht in den früheren Ton zu verfallen. Einige Scherze wagte ich doch, auf welche ſie trotz der Schwankung auf Heinrichs Seite, der ſie „weinen geſehen" — ziemlich wacker einging. Ihr Kleidſaum blieb einmal im Vorüberſtreifen an mir hängen. „Zieht es Sie denn zu mir?" fragte ich. „Ja!" erwiderte ſie. Es war vom Alter die Rede. „Wenn ich alt bin," ſagte ich, „dann werde ich mich zuletzt auch in den guten Vorſatz hineingefunden haben." — „Oder daraus gefunden!" warf ſie hin. Sie hielt bei einer gewiſſen Gelegenheit meinen Finger feſt. „Ich will doch ſehen," ſagte ich, „ob ich mich wirklich nicht von Ihnen losmachen kann." Darauf hielt ſie den Finger erſt recht feſt, ſo daß ich ihn durchaus nicht losbrachte. Sie hatte Freude darüber und verſpottete mich.

Der Mutter theilte ſie mit, daß Heinrich wiederholt gegenüber ans Fenſter komme und auf ſie herüberblicke.

Noch etwas hätte ich bald vergeſſen. Wir laſen mitſammen die Zeitung. Da fanden wir einen Artikel, der mit einem Fragezeichen ſchloß. „Das iſt nicht gut," ſagte ich; „mit einem Fragezeichen ſoll man nicht ſchließen. Zweifel und Unklarheit ſind kein guter Abſchluß. Wollen wir nicht etwas Beſtimmtes dahinter ſetzen?" — „Ich denke," verſetzte ſie, „wir ſetzen einſtweilen das Zeichen der Pauſe hin, bis das Beſtimmte, das Rechte ſich einſtellt."

8. Jänner.

Bei Pauline. Es wurde am Klavier muſizirt und geſungen. In einem Liede kamen die Worte vor:

„In den Augen ſpricht das Herz.“ — „Merken Sie auf,“ ſagte ſie zu mir, „in den Augen ſpricht das Herz. Den Augen muß man glauben, wenn auch der Mund das Gegentheil ſagt.“ Als ich fortging, fragte ſie mich draußen an der Gitterthür, was der „gute Vorſatz“ mache.

11. Jänner.

Ich hatte es für angemeſſen erachtet, Pauline ſeltener zu beſuchen, und war daher drei Tage weggeblieben. Sie war indeſſen krank geweſen, litt an Schwindel, Kopfweh, hatte von ſich ſelbſt nichts gewußt. Kugelmeier wollte zu uns, um es uns mitzutheilen. Sie ſagte aber: „Weil ſich von ſelbſt niemand um mich umſieht, ſo will ich ſie auch nicht rufen.“ — „Es iſt ſchon eine Ewigkeit, daß Sie nicht da waren,“ ſagte ſie zu mir.

Später allerlei Geplauder. Ich erwähnte unter anderm den guten Vorſatz. „Jetzt werde ich aber auch bald einen guten Vorſatz faſſen,“ ſagte Pauline, „und ſo halten, daß Sie nie wieder etwas von mir ſehen und hören.“ — Auch auf ein anderes, Paulinen ſehr unangenehmes Thema, den „Chriſttag“, kam noch einmal das Geſpräch. „Bereuen Sie die damalige Offenherzigkeit noch immer?“ fragte ich. „Es war keine Offenherzigkeit,“ erwiderte ſie, „es war Scherz.“ — „Die Frage iſt aber nicht ſo eigentlich,“ fuhr ich fort, „ob es im Ernſt oder Scherz geſagt war, ſondern ob das Geſagte an ſich die Wahrheit war oder nicht?“ — „Es war nicht die Wahrheit — ich gebe

Ihnen hier meine Hand darauf!“ — „So ſoll ich das Gegentheil glauben?“ — „Das kann ich Ihnen nicht ſagen!“ — Ich fragte ſie, was ſie mit dem kleinen Liederbüchlein angefangen habe, das ich ihr neulich geſchenkt. „Ich habe es erſt heute wieder durchgeleſen,“ ſagte ſie, „es liegt bei den Gedichten von Heinrich.“

Während ich Klavier ſpielte, ſagte ſie zu meiner Mutter: „Ich glaube Ihrem Sohn gar nichts, er reißt doch immer Witze.“ Auch erzählte ſie der Mutter, ſie habe neulich die Ludmilla (ihre Freundin) gerufen und ſie gebeten, Klavier zu ſpielen und zu ſingen, da ſie es nicht mehr aushalten könne und fürchte, den Verſtand zu verlieren.

Mir erzählte ſie, Heinrich blicke von dem gegenüberliegenden Hauſe in Geſellſchaft von mehreren Andern öfters nach ihr herüber. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „wollen ſie ihren Spott mit mir treiben? Sie meinen vielleicht, ich werde hinüber ſehen, aber ich wende ihnen den Rücken zu.“

Was mich betrifft, ſo ſind ein paar meiner heutigen Reden allerdings unnöthig geweſen, aber im ganzen bin ich mit meinem Verhalten zufrieden und hoffe mich in die neue Rolle zu finden.

12. Jänner.

Um 11 Uhr ging ich zu Pauline. Sie war eben im Begriff geweſen, meine Mutter zu beſuchen, blieb aber nun zu Hauſe. Sie zeigte mir die Gedichte, die ſie von Heinrich aufbewahrte. „Sie ſehen, er liebt Sie wahrhaft,“ ſagte ich. — „Aber der Vater will es nicht; er hat mir mit ſeinem Fluche gedroht, und ich kann nicht zuwiderhandeln." — „Ziehen Sie dabei einzig Ihr Herz zu Rathe," ſagte ich; „alles Uebrige würde ſich ja wohl finden: Sie wiſſen, daß Sie über das Gemüth Ihres Vaters eine unbegrenzte Gewalt haben." Später ſagte ſie unter anderm: „Ich möchte wirklich ſterben. Da würde mich Niemand mehr ärgern und Niemand mehr zum Beſten haben." — „Warum nicht gar," verſetzte ich. „Muß es denn gleich geſtorben ſein? Tröſten Sie ſich, in ein paar Tagen wird Er ſich wieder einſtellen!" — „Ich bitte Sie, hören Sie doch damit auf!" rief ſie zornig und mit dem Fuße ſtampfend.

13. Jänner.

Vormittags kam Pauline um 10 Uhr zu uns; ich entfernte mich unter einem Vorwande und kam erſt um 11 Uhr zurück. Wir wechſelten einige Worte. „Mir hat heute geträumt," ſagte ich ſcherzend (jedoch mit Bezug auf einen wirklichen Traum), „daß Sie mich als Reſerve für den Nothfall aufbehalten. Iſt das wahr?" — „Ich will gar nichts!" ſagte ſie ungehalten, mit Ernſt und innerer Bewegung. — Zur Mutter hat ſie geäußert, Heinrich habe ihr eine Einladung melden laſſen, zu einer Beſprechung mit ihm nach Eggenberg (in Lottens Haus) zu kommen, wo ſich Beide früher häufig trafen. Sie werde dieſer Einladung vielleicht folgen." (Daher alſo ihr heutiges, mehr gemeſſenes und zurückhaltendes Benehmen.) Doch wiederholte ſie bei dieſer Gelegenheit, daß ſie Heinrich niemals gegen den Willen ihres Vaters angehören wolle; auch erinnere ſie ſich, daß, als er einmal krank war, die Aerzte äußerten, er habe einen organiſchen Herzfehler. Mir erzählte ſie, ihr Vater ſage immer, daß ich und ſie ineinander zum Sterben verliebt ſeien. Sie fragte mich, was denn meine Mutter ſagen würde, wenn ſo etwas ähnliches je der Fall wäre? Ich erwiderte, ich wiſſe es nicht.

11. Jänner.

Mittags kam ich zu Pauline. Sie war ſehr nett angezogen und trug Locken. „Ei,“ ſagte ich, „iſt für heute vielleicht ein Friedenskongreß anberaumt?“ — „Iſt ſchon vorüber!“ erwiderte Pauline. „Wie?“ — „Ja, geſtern Abend kamen wir zuſammen.“ — „Wahrhaftig, ich wäre ſehr neugierig zu erfahren, was da entſchieden wurde.“ — „Ich habe ihm meine Meinung geſagt und er mir.“ — „Dürfte ich denn als Freund und Vertrauter auch fragen, worin dieſe Meinung beſtand?“ — „Nun, er hat mir geſagt, daß er mich noch liebt.“ — „Und ſie haben ihm dasſelbe geſagt?“ — „So ungefähr etwas Aehnliches. Wäre er mir nicht zur Verſöhnung entgegen gekommen,“ fuhr ſie fort, „ich hätte ſicher mit ihm gebrochen!“ — Ich gratulirte mit heiterer Miene, und rief: „Was bekomme ich für meine Prophezeiungen, die nun eingetroffen ſind?“

So rief ich, aber im Innern war mir ſonderbar zu Muthe. Was nun eingetroffen war, das hatte ich ſelbſt gewünſcht; aber wie ſehr auch meine Vernunft es billigte, der Eindruck auf mein Herz, auf mein Gefühl war doch ein ſchmerzlicher. Was mir ſeit zwei Monaten Tröſtliches und Holdes widerfahren, das war nun alles mit einem Striche wieder ausgelöſcht; die Bedeutung desſelben war dahin; Pauline hatte ſich endgültig für Heinrich entſchieden: das war ſchön und löblich, aber, bei Gott, nicht ſchmeichelhaft für mich. Was ſich mir als allgemeines Ergebniß aus dieſem beſonderen Fall aufdrängt, war der alte Gedanke meiner Unliebenswürdigkeit, meiner Unfähigkeit, eine tiefe und dauernde Neigung einzuflößen. Ich war kein wirklicher Liebhaber geweſen, und kam mir doch jetzt ſo lächerlich vor, wie ein abgedankter. Ueberdies war die ziemlich unbefangene Art, mit welcher Pauline mich mit dieſer neueſten Wendung der Dinge bekannt machte, mir einigermaßen unzart vorgekommen. Ich konnte eine gewiſſe Empfindlichkeit darüber nicht unterdrücken und ſtatt nach abgeſtattetem Glückwunſche abzuziehen, ließ ich mich noch in einige Auseinanderſetzungen ein, die beſſer unterblieben wären. Ich ſagte Pauline, es ſchicke ſich für ſie jetzt nicht mehr, meine Gedichte neben denen Heinrichs aufzubewahren; ich wolle ſie daher wieder zu mir nehmen. „Ich hätte ſie Ihnen niemals überlaſſen ſollen,“ ſagte ich, „aber da der Fehler nun einmal begangen worden, ſo weiß ich ihn nicht anders gut zu machen, als indem ich mir dieſe Blätter wieder zurückerbitte. Heinrich könnte ſie leicht mißdeuten, wenn er ſie bei Ihnen ſähe.“ Sie weigerte ſich lange. „Sie ſollen ſie bekommen,“ ſagte ſie, „aber muß es denn ſogleich ſein?“ — Ich beſtand darauf, bis ſie mir dieſelben ausfolgte. Sie wendete dabei das Geſicht ſeitwärts, vermuthlich, um mir einen Ausdruck, ſei es des Unwillens, ſei es der Wehmuth, auf ihrem Geſichte zu verbergen. Ich küßte ihr die Hand dafür: ſie entzog ſie mir mit einer unwilligen Geberde.

„Leben Sie wohl," ſagte ich zuletzt. „Es iſt manches zwiſchen uns in letzter Zeit vorgefallen, was ich nicht vergeſſen werde." — „Auch ich nicht!" gab ſie zurück. — „Manches iſt ſogar kaum mehr zurückzunehmen!" — „Ja wohl!" — „Sagen Sie mir doch, liebes Fräulein, pflegen Sie allen Männern, mit welchen ein Zufall Sie zuſammen führt, ſo viel Holdes zu erzeigen, wie Sie mir erzeigt haben?" — „Nein!" — „So müſſen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich von den zarten Geheimniſſen, die ich ahnen mußte, nie mit frecher Hand den Schleier weggezogen habe, daß ich Ihre Gefühlsanwandlungen nicht mißbraucht und Ihnen die vollſte Freiheit gelaſſen habe, ſich in Ihren rechtmäßigen Gefühlen und Entſchlüſſen wieder zu befeſtigen. Oder hätte es keine ſolchen Geheimniſſe gegeben? Befinde ich mich über dieſen Punkt in einem ungeheuren Irthum?" — „Nein!" — „Wenn es der Fall iſt, ſo reden Sie ganz offen!" — „Nein!" — „Dann habe ich Sie nur noch um Vergebung zu bitten, daß ich den Schleier, den ich früher reſpektirte, in dieſem Augenblick ein wenig lüftete. Wenn die Geheimniſſe eine abgethane Sache ſind, was ſoll der Schleier, der ſie deckte, noch reſpektirt werden? — Ich habe mit Schmerz geſehen, wie unter einer Theilung

Ihrer Gefühle, unter einer Zerſplitterung Ihrer Herzenswärme Ihr ganzes Weſen gelitten hat; beglücken Sie von jetzt an wieder und ſeien Sie beglückt in ungetheilter Glut!“ — Ihr Auge wurde feucht, aber ſie ſagte nichts.

Abends war ich mit meiner Mutter wieder zu Beſuch in Paulinens Hauſe. Sie war bleich wie Wachs. Der Mutter erzählte ſie die Zuſammenkunft mit Heinrich und fügte hinzu: „Er ſieht ſehr ſchlecht aus, er dauert mich ſehr.“ Ich war heiter und ſcherzte viel, wenn es mir auch nicht von Herzen ging; ſie war gebeugt und angegriffen. Wir hatten die Rollen ſeit Vormittag getauſcht.

„Ich fühle Stiche in der Bruſt“, rief ſie einmal, vom Sopha aufſpringend.

Zur Mutter ſagte ſie, als ſie mit ihr allein war: „Ich habe Beide gleich lieb. Früher habe ich den Heinrich lieber gehabt, aber jetzt ſind ſie mir ganz gleich. O, ich leide entſetzlich! Sie können nicht glauben, wie ich kämpfe. Was kann ich dafür, daß ich es nun einmal ſo im Herzen empfinde — es iſt nun einmal darin! Ich bin nur froh, daß es nie über meine Lippen gekommen iſt: ſchon ein paarmal war ich nahe daran, es herauszuſagen.“ Sie ſagte noch, eine innere Stimme flüſtere ihr zu, daß Heinrich nicht für ſie beſtimmt ſei, und daß ſie am liebſten ſterben möchte. Meine Gleichgültigkeit und ſcherzhafte Stimmung nahm ſie übel auf; ſie ſagte zur Mutter: „Sehen Sie, er trotzt, er ſpricht kein Wort mit mir, er zieht ſich zurück.“

16. Jänner.

Abends ging meine Mutter zu Pauline. Ich folgte ihr ſpäter. Pauline zeigte Freude darüber, ich hielt mich aber auf dem Standpunkte unbefangener Höflichkeit. Wir blieben nicht lange. Bevor ich gekommen, hatte Pauline meiner Mutter erzählt, ſie ſei in Heinrichs Begleitung in Eggenberg bei der Lotte geweſen. „Aber ich muß Ihnen ſagen,“ äußerte ſie, „daß ich bei allem, was Heinrich ſagte und that, doch immer an den Robert denken mußte, denn ich habe ihn ſo lieb wie den Heinrich. Indeſſen, ſo bang iſt mir doch nicht mehr zu Muth wie früher.“ Ich glaub' es gerne, daß ihre Bangigkeit ſich mindert. Während ich mich kühl zurückziehe, umgiebt ſie Heinrich mit neuen Beweiſen ſeiner Liebe; ſie kommt hinter dem Rücken des Papas mit ihm zuſammen, ſieht ihn mehrere Mal des Tages und feiert gleichſam neue Flitterwochen mit ihm. Dabei muß ſich ihr innerer Kampf mehr und mehr beſchwichtigen, wenn auch mein Andenken ihr nicht ganz entſchwindet. Im übrigen fühlt ſie wol, daß ſie mich und den Heinrich, jeden in ſeiner Weiſe, fort und fort haben und genießen kann. Sie hat den Heinrich wiedergewonnen und mich eigentlich nicht verloren; und wenn ich für den Augenblick auch nicht die alten Späße treibe, ſo hofft ſie doch vielleicht, daß es eheſtens wieder geſchehen kann. Darin aber täuſcht ſie ſich. Sie äußerte unter anderm, ziemlich gleichgültig, daß Heinrich zu Oſtern von Graz nach Marburg überzuſiedeln gedenke. Sie erkundigte ſich, ob ich traurig ſei; die Mutter ſagte nein, ich ſei ganz luſtig, pfeife und ſinge und hätte geſagt, daß es mich ſehr freue, Paulinen wieder mit Heinrich verſöhnt zu ſehen.

22. Jänner.

Nachmittags beſuchten uns Pauline und Lotte. Pauline war ſehr einſilbig, während ich mit Lotte ſcherzte; ſie ſetzte ſich zuletzt ins andere Zimmer hinaus zum Vater, der wegen Krankheit das Bett hütete. Später hatte ich jedoch ein Zwiegeſpräch mit ihr, ſehr ernſthaft; ſie will fort von Graz, auf ein halbes Jahr nach Pettau zu Verwandten. Als die Madchen aufbrachen, begleitete ich ſie in Geſellſchaft meines Freundes C., der auch da war, in ihre Wohnung zurück, denn es dunkelte bereits. Ich ſprach immer ſehr ernſthaft und zurückhaltend. Als wir vor dem Hauſe angelangt waren, folgten ich und C. der Einladung Paulinens und gingen mit hinauf, den Papa zu begrüßen. Wir entfernten uns aber bald. Pauline erſchrak förmlich, als ich aufſtand. Ich bat ſie um Verzeihung wegen der verurſachten Beläſtigung. Sie ſagte darauf, ſie könne dieſe Spannung nicht länger aushalten; ob denn das kein Ende nehmen werde?

Zur Mutter hat ſie geäußert, ſie könne es nicht mehr aushalten, daß ich ſo trotze, es ſei jetzt genug; ſie hätte gehofft, ich würde, da die Lotte wieder bei ihr ſei, auch wieder alle Tage zu Beſuch kommen, ſie habe geſtern geweint. — „Ich habe ihn beinahe lieber,“ ſagte ſie, „als den Heinrich. Was kann ich dafür? Ich habe ihn ſo lieb, ich könnte ihn erdrücken. Ich kann ohne ihn nicht leben.“

25. Jänner.

Vormittags war die Mutter bei Pauline. Dieſe beklagte ſich, daß ich „nie komme“. Darauf führte die anweſende Lotte einige alberne Reden und gab ihr zu verſtehen, ſie hätte mit Heinrich das Verhältniß nicht wieder anknüpfen ſollen. Pauline ſagte, ſie habe es nun einmal ihrer Mutter (die das Verhältniß mit Heinrich begünſtigte und gegenwärtig im Irrenhauſe weilt) verſprochen, an Heinrich feſtzuhalten, auch habe ſie Mitleid mit ihm.

Abends beſuchten wir die beiden Mädchen. Ich hielt im Geſpräch die rechte Mittelſtraße. Der kleine Zeichenmeiſter Kugelmeier war da und neckte Paulinen mit Zeichnungen, die auf ihr vermeintliches Verhältniß zu mir Bezug hatten. Ich bat Paulinen gelegentlich um die Erlaubniß, mich „vernünftig benehmen zu dürfen“. Sie gewährte mir dieſelbe. Ich bat ſie aber mir dies dann nicht ſo auszulegen, als ob ich ihr grolle. Darauf gab ſie mir durchaus keine Antwort, wie ſehr ich auch in ſie drang. Später wurde wieder einmal der Himmel weiß wie? — der „Chriſttag“ erwähnt. Pauline ſtand auf und ging hinaus.

26. Jänner.

Mittags waren Pauline und Lotte bei uns. Es fiel nichts Bemerkenswerthes vor. Ich war ſehr harmlos. Zur Mutter ſagte ſie unter vier Augen, ſie habe keine Freude mehr; ſie werde entweder nach Pettau oder ins Kloſter gehen; ich ſei jetzt ganz anders als früher, nicht mehr ſo herzlich.

luſtig, pfeife und ſinge und hätte geſagt, daß es mich ſehr freue, Paulinen wieder mit Heinrich verſöhnt zu ſehen.

22. Jänner.

Nachmittags beſuchten uns Pauline und Lotte. Pauline war ſehr einſilbig, während ich mit Lotte ſcherzte; ſie ſetzte ſich zuletzt ins andere Zimmer hinaus zum Vater, der wegen Krankheit das Bett hütete. Später hatte ich jedoch ein Zwiegeſpräch mit ihr, ſehr ernſthaft; ſie will fort von Graz, auf ein halbes Jahr nach Pettau zu Verwandten. Als die Mädchen aufbrachen, begleitete ich ſie in Geſellſchaft meines Freundes C., der auch da war, in ihre Wohnung zurück, denn es dunkelte bereits. Ich ſprach immer ſehr ernſthaft und zurückhaltend. Als wir vor dem Hauſe angelangt waren, folgten ich und C. der Einladung Paulinens und gingen mit hinauf, den Papa zu begrüßen. Wir entfernten uns aber bald. Pauline erſchrak förmlich, als ich aufſtand. Ich bat ſie um Verzeihung wegen der verurſachten Beläſtigung. Sie ſagte darauf, ſie könne dieſe Spannung nicht länger aushalten; ob denn das kein Ende nehmen werde?

Zur Mutter hat ſie geäußert, ſie könne es nicht mehr aushalten, daß ich ſo trotze, es ſei jetzt genug; ſie hätte gehofft, ich würde, da die Lotte wieder bei ihr ſei, auch wieder alle Tage zu Beſuch kommen, ſie habe geſtern geweint. — „Ich habe ihn beinahe lieber," ſagte ſie, „als den Heinrich. Was kann ich dafür? Ich habe ihn ſo lieb, ich könnte ihn erdrücken. Ich kann ohne ihn nicht leben."

Pauline.

25. Jän

Vormittags war die Mutter bei Pauline. beklagte ſich, daß ich „nie komme“. Darauf füh anweſende Lotte einige alberne Reden und gab ſ verſtehen, ſie hätte mit Heinrich das Verhältniß wieder anknüpfen ſollen. Pauline ſagte, ſie ha nun einmal ihrer Mutter (die das Verhältniß Heinrich begünſtigte und gegenwärtig im Irren weilt) verſprochen, an Heinrich feſtzuhalten, auch ſie Mitleid mit ihm.

Abends beſuchten wir die beiden Mädchen. hielt im Geſpräch die rechte Mittelſtraße. Der k Zeichenmeiſter Kugelmeier war da und neckte Paul mit Zeichnungen, die auf ihr vermeintliches Verhäl zu mir Bezug hatten. Ich bat Paulinen gelegen um die Erlaubniß, mich „vernünftig benehmen dürfen“. Sie gewährte mir dieſelbe. Ich bat ſie mir dies dann nicht ſo auszulegen, als ob ich ihr gr Darauf gab ſie mir durchaus keine Antwort, wie ich auch in ſie drang. Später wurde wieder einmal der Himmel weiß wie? — der „Chriſttag“ erwä Pauline ſtand auf und ging hinaus.

26. Jänner.

Mittags waren Pauline und Lotte bei uns. fiel nichts Bemerkenswerthes vor. Ich war ſ harmlos. Zur Mutter ſagte ſie unter vier Augen, habe keine Freude mehr; ſie werde entweder n Pettau oder ins Kloſter gehen; ich ſei jetzt ganz and als früher, nicht mehr ſo herzlich.

29. Jänner.

Abends bei Pauline. Sie war krank und lag im Bette. Es fügte ſich aber, daß ich einige Zeit an ihrem Bette verweilte — leider allein mit ihr.

Sie ſchlang den Arm um mich, ſpielte mit meinem Kinn, ſtrich mir das Haar aus dem Geſicht. Als ich fortgehen mußte, verlor ich den Kopf und drückte ein Küßchen auf ihre Stirn. Sie erwiderte dasſelbe mit einem raſchen, aber ſehr herzhaften Kuß.

30. Jänner.

Mittags bei Pauline. Ich ſagte: „Wir haben uns doch geſtern ein wenig wie ein Liebespaar benommen. Sie ſchweigen über das, was Sie empfinden, weil Sie glauben, daß Worte bindend ſind. Aber es giebt Dinge, die eben ſo bedeutſam, ebenſo bindend ſind als Worte. Geſtehen ſie es, liebe Pauline, Sie haben eine unglückliche Leichtigkeit, Solchen, die Ihnen viel nahe kommen, ſich anzuſchließen. Ich fürchte, Sie werden einmal die Beute des erſten, beſten Pflaſtertreters, der gewiſſenlos genug iſt, Ihr leichtes Anſchmiegen zu mißbrauchen." — „O nein!" erwiderte ſie; „ich ſchmiege mich nicht ſo leicht an, als Sie meinen. Es hat noch Keiner Eindruck auf mich gemacht als Heinrich und — Sie!" — „Wie," rief ich, „kann man Zwei auf Einmal lieben!" — „Nein," ſagte ſie, „das kann man nicht, ich fühle es nur zu ſehr, daß man nicht Zwei auf Einmal lieben kann!" —

Abends war ich wieder bei Paulinen; da ich morgen einen Ball beſuche, habe ich ſie gebeten, mir vorher eine kleine Tanzlektion zu geben; ich vergeſſe nämlich die Touren der Quadrille von einem Karneval zum anderen. „Haben Sie ſich heute nach der Singſtunde gut unterhalten?“ fragte ich. Heinrich trifft nämlich immer mit ihr zuſammen, wenn ſie von der Singſtunde kommt. „Nicht beſonders,“ gab ſie zur Antwort. „Ich war nicht gut gelaunt.“

Sie hatte ſehr große Freude darüber, daß ich ein guter Tänzer bin und tanzte furioso mit mir.

Zur Mutter ſagte ſie insgeheim: „Ich habe mich geprüft: ich habe ihn viel lieber als den Heinrich. Mit dieſem war es nur eine Gewohnheitsliebe. Wenn ich den Heinrich nicht ſehe, ſo kann ich es leicht ertragen; aber wenn ich ihn nicht ſehe, ſo bin ich krank; den Heinrich kann ich entbehren, ihn nicht.“ —

31. Jänner.

Bei Paulinen. Ich ſaß am Fenſter, ſie ſtand neben mir in traulichſter Nähe.

„Wenn Sie den Heinrich lieben,“ ſagte ich, „warum lieben Sie mich, und wenn Sie den Heinrich nicht lieben, warum lieben Sie mich nicht?“ — Sie lachte.

„Sie ſagten neulich,“ fuhr ich fort, „man könne nicht Zwei auf Einmal in demſelben Maße lieben?“ — „Ja! das ſagte ich.“ — „Aber kann man vielleicht den Einen mehr, den Anderen weniger lieben?“ — „Vielleicht.“ — „Ich behaupte aber, daß ſelbſt in dieſem Falle die ſchwächere der beiden Neigungen nicht wahre Liebe iſt.“ — „Das ſage ich auch!“ — „Darum alſo, liebe Pauline, bilden Sie ſich nicht ein, Sie könnten neben Heinrich noch irgend Jemand wirklich lieben! Auch iſt die Rolle eines zweiten Liebhabers eine ſo traurige, daß ich nicht ſo leicht mich darum bewerben könnte!“ Auf dieſe Rede ſchaute mich Pauline ſchweigend mit einem langen, unendlich herzlichen, aber zugleich eigenthümlich ſchalkhaften Blick an, als wollte ſie ſagen: „Aber du ſtellſt dich doch ein wenig gar zu dumm: meinſt du denn, daß ich dir die Rolle des zweiten Liebhabers zugedacht habe?“ — „Ja,“ fuhr ich fort, „nicht einmal erſter Liebhaber würde ein Menſch von Ehre ſein wollen, wo es noch einen zweiten giebt.“

— „Reden und glauben Sie, was Sie wollen,“ rief Pauline, „es wird auch die Zeit kommen, wo ich rede.“ — „Wie, Sie haben mir wieder etwas zu ſagen?“

— „Seien Sie verſichert, ich werde es Ihnen gewiß ſagen, vielleicht bald!“ — „Es hängt vermuthlich noch von Umſtänden ab.“ — „Nein, es hängt von keinen Umſtänden mehr ab.“ — „Sie ſcheinen wieder an Schwankungen zu leiden.“ — „Nein! ich ſchwanke nicht mehr, ich bin feſt entſchloſſen. Ich werde es Ihnen ſagen, aber wann, das weiß ich noch nicht genau, vielleicht recht bald!“ —

„O, wenn Sie wüßten, wie ſchwer es mich manchmal ankommt zu ſchweigen!“ fuhr ſie fort. — „Nun,“ ſo ſprechen Sie doch in des Himmels Namen!“ ſagte ich, indem ich mein Ohr zutraulich lauſchend ihrem Geſichte näher rückte. Sie gab mir aber einen Kuß darauf. Dann erröthete ſie und blickte verſchämt zu Boden. „In Worten,“ ſagte ſie, „bringe ich es nicht heraus. Ja, wenn ich ſo reden könnte wie Sie, wenn ich alles ſo zu drehen und zu wenden wüßte . . .“

1. Februar.

Was für Dinge habe ich heute aufzuzeichnen! — Meine Mutter hatte Paulinen verſprochen, mit ihr nach Eggenberg zur Lotte zu gehen. Beide machten in der That ſich dieſen Morgen auf den Weg. Sie waren in beſter Laune und kamen dem Ziele ihrer kleinen Wanderung ganz nahe, als ſie plötzlich den Heinrich von Eggenberg her ihnen entgegenkommen ſahen, und zwar in einem krankhaft aufgeregten Zuſtande, welcher der Mutter nicht wenig auffiel. Ohne zu grüßen, rief er Paulinen von weitem zu: „Alſo doch nach Eggenberg gegangen?“ Durch dieſe barſche Frage fühlte ſich meine Mutter einigermaßen verletzt und fragte ihn, ob es ihm unangenehm, daß Pauline in ihrer Geſellſchaft ſei? — „Durchaus nicht,“ verſetzte Heinrich ganz artig; „erlauben Sie mir, daß ich mit Pauline ein paar Worte ſpreche; es ſoll mir lieb ſein, wenn Sie, gnädige Frau, es auch mit anhören wollen.“

„Sagen Sie mir, Pauline,“ fuhr er fort, „was Sie zu dem Betragen veranlaßt, das Sie gegen mich angenommen haben? Warum beachteten Sie mich geſtern gar nicht, als ich Ihren Fenſtern gegenüber bei meinem Freunde war, wo Sie mich doch ſonſt mit Blicken und Zeichen zu begrüßen pflegten? Ferner habe ich erfahren, daß Sie geſtern Nachmittag nicht zur franzöſiſchen Stunde zu Hauſe blieben, ſondern den

Meiſter durch die Köchin fortſchicken ließen; wo waren Sie während dieſer Zeit?“ — Pauline blieb ſtumm auf dieſe Frage — ſie brachte mit dieſem Schweigen *mir* ein großes Opfer, denn der Sachverhalt war folgender: Ich hatte Paulinen gefragt, ob wir nicht abends vor Anfang des Balles, den ich beſuchen wollte, bei ihr noch einmal die mir ertheilte Tanzlektion wiederholen könnten? Sie hatte geäußert, daß leider der franzöſiſche Sprachmeiſter kommen werde, daß ſie aber die Sache doch möglich machen wolle. Dies der Anlaß jener Umſtände, über welche Heinrich ſich Erklärungen ausbat. Weiter warf er Paulinen vor, daß er mit ihr zu ſprechen verlangt und ſie um eine Zuſammenkunft für heute gebeten, ſie aber geantwortet habe, ſie müſſe nach Eggenberg gehen; könne ſie dies vermeiden, ſo werde ſie ihm das Rendezvous geben, wenn nicht, ſo müſſe er ſich bis zum folgenden Tage gedulden. Da ſie ihm ſonach die Gelegenheit zu einer Unterredung nicht freiwillig gebe, ſo müſſe er dieſen Moment benutzen, um eine ernſte Frage an ſie zu richten. Er verlange von ihr auf das dringendſte eine beſtimmte Erklärung und ein offenes Geſtändniß. Er habe ſie ſchon früher oft um volle Aufrichtigkeit gebeten, und namentlich *dies* ihm nicht zu verhehlen, wenn ſie fühle, daß ihre Liebe zu ihm erkalte, oder wenn ſie einen Anderen fände, mit welchem ſie glücklicher zu ſein hoffte. Er wiederhole dieſe Bitte noch einmal feierlich in dieſem Augenblicke. So drang er eine Zeitlang in ſie und bat um Antwort. Sie hatte ihn ſchweigend angehört. Plötzlich aber brach ſie dies lange Stillſchweigen und gab mit Ruhe und Entſchiedenheit eine Antwort, wie ſie auf eine ſolche Frage wol nie ſo einfach und offen gegeben worden iſt. Sie ſagte: „Ich liebe den Hamerling mehr als Sie!“ — Die Mutter war wie vom Donner gerührt. Heinrich ſagte mit tiefer Bewegung: „So iſt es denn wahr? Konnte ein Mann, von deſſen ehrenwerthem Charakter ſo viel geſprochen wird, in der That ſo ruchlos ſein?“ — „Wie aber?“ fuhr er zu Pauline fort, „erwidert er auch wirklich Ihre Neigung?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete Pauline. — „Hat er es Ihnen nie geſagt?“ — Pauline ſchwieg; er fragte nochmals. „Ich weiß es nicht,“ antwortete ſie zögernd und leiſe.

„Das alſo,“ rief Heinrich nach einer Pauſe, „erfahre ich heute von Ihnen? Nachdem wir ſeit ſechs Jahren einander kennen, nachdem wir als Kinder angefangen uns zu lieben?“ — „Ich habe Sie ja recht lieb,“ ſagte Pauline gelaſſen, „ich ſchätze und achte Sie ſehr, aber unſer Verhältniß war Gewohnheit. Ich empfinde jetzt, daß es ſo iſt — ich kann nichts dafür!“

In der bewegteſten Stimmung waren jetzt die Drei vor dem Hauſe von Lotte's Eltern in Eggenberg angelangt. Schon die Mienen der Eintretenden verkündeten Lotten und ihren Angehörigen, daß etwas Beſonderes vorgefallen. Pauline eilte nach der erſten Begrüßung in ein Nebenzimmer und ergoß ſich in einen Strom von Thränen. Das Vorgefallene kam offen zur Sprache. Die Familie iſt Heinrich ſehr geneigt, man ſtürmte daher auf Paulinen mit Vorwürfen ein. Heinrich beſprach ſich mit meiner Mutter und wollte von ihr wiſſen, ob ich Paulinens Neigung theile oder nicht. Die Mutter ſagte, ſie wiſſe es nicht, und rieth ihm, perſönlich Rückſprache mit mir zu nehmen: ich hätte ſchon längſt gewünſcht, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Sie ſagte ihm auch, ich hätte bei Paulinen immer ſeine Partei genommen. Er antwortete, daß er dies ſchon von Paulinen gehört habe und daß er mich jedenfalls aufſuchen werde. Hierauf entfernte er ſich, nachdem er noch zu Lotte geäußert, daß jetzt alles darauf ankomme, ob ich die Neigung Paulinens erwidere oder nicht. Auch ſagte er, zwei Studenten hätten ihn vor einiger Zeit gefragt, ob er denn noch immer in die Hofgaſſe gehe wegen ſeines Liebchens — es ſei dort gegenwärtig der Hamerling am Brett . . .

Pauline und die Mutter blieben bis gegen Abend. Pauline brachte den ganzen Tag nicht einen einzigen Biſſen über ihre Lippen. Ein paarmal umarmte ſie meine Mutter und fragte ſie, ob auch ſie ihr zürne. Die Mutter ſagte, ſie zürne nur mir, und werde mich tüchtig ausſchelten, daß ich ſolche Dinge angeſtiftet. Darauf bat aber Pauline ſchmeichelnd, mir ja keine Vorwürfe zu machen. Auf dem Heimwege ſagte ihr die Mutter: „Aber warum mußten Sie es denn ſo friſchweg herausſagen, daß Sie Heinrich nicht mehr lieben?“ — „Sollte ich ihn denn betrügen?“ erwiderte ſie. — „Liebt Sie der Robert wirklich?“ fragte die Mutter weiter. „Hat er Ihnen ſo etwas geſagt?“ — „Ich weiß nicht,“ verſetzte Pauline, „er hat wol ſo etwas merken laſſen, als wenn er mich lieb hätte, aber davon habe ich dem Heinrich nichts geſagt, und werde auch nichts ſagen: eher laſſe ich mir die Zunge herausreißen!“ Als die Mutter ſich von ihr trennte, äußerte ſie, daß ſie ſich ſehr unwol fühle, und bat nochmal, mir keine Vorwürfe zu machen.

Der Eindruck, den die Ereigniſſe dieſes Tages auf mich gemacht haben, iſt nur zum geringſten Theil ein freudiger — er iſt im ganzen ein ſchmerzlicher, der Grundton der wechſelnden Stimmungen meiner Bruſt iſt Wehmuth. Was iſt die Liebe? Hat Pauline ihren Heinrich nicht glühend geliebt? Dieſer Gedanke verfolgt mich wie ein Dämon und läßt keine reine Freude an Paulinens Hingebung in mir aufkommen. Ich denke daher auch die Hand, die ſie mir bietet, keineswegs ſofort zu ergreifen. Ich will ihr Bedenkzeit laſſen, Zeit zu reiflicher Selbſtprüfung. Wer weiß, ob ſie den heutigen Entſchluß nicht morgen wieder bereut? Jede leiſeſte Spur einer ſolchen Geſinnungsänderung in ihren Mienen, in ihrem Weſen — ich habe für ſolche Dinge ein ſehr feines Gefühl — würde mir eine unerträgliche Qual bereiten. Auch mangelt es mir an Selbſtvertrauen: ich denke, daß es ziemlich leicht iſt, ein Mädchen anzuziehen, zu verwirren, zu bethören, ſehr ſchwer aber, es dauernd zu feſſeln und in immer gleicher Wärme zu erhalten. Wer bürgt mir dafür, daß ich von Paulinen nicht auch einmal durch eine ähnliche Erklärung, wie heute Heinrich, überraſcht werde? Einem ſolchen Schlage würde meine Natur erliegen.

Wenn übrigens Heinrich auch ſein Schickſal vielleicht gefaßter erträgt, als ich es ertragen würde, ſo weiß ich doch, daß er Unendliches leiden wird, und bei dem Gedanken an ihn erfaßt mich das tiefſte Mitgefühl. Ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich die Veranlaſſung zu den Qualen geweſen bin, die jetzt ſein bitter getäuſchtes Herz beſtürmen müſſen. Allerdings hatte ich niemals unredliche Abſichten, aber meine verwünſchte Neugier, zu erforſchen, ob ich geliebt werden könne — das Beſtreben, Paulinens Empfindungen zwar nicht zu beeinfluſſen, aber zu beobachten und auszuſpähen — ferner in manchen Augenblicken auch der Taumel eines Dichterherzens, und endlich die hartnäckige Einbildung, ich könne Paulinens Herz, wenn auch vielleicht ein wenig für mich einnehmen, doch niemals dem Heinrich dauernd entfremden: das alles hat mich, oder vielmehr Paulinen, ſo weit gebracht, daß ich mich jetzt vor mir ſelber beſchämt fühle. Meinte ich doch, die Natur habe mir, wie für das Schöne, ſo auch für das Gute und Edle einen regen Sinn gegeben. Hat dieſer Sinn mich in dieſem Falle ſo ganz verlaſſen? Aber ich war bis jetzt nur ein träumeriſcher Jüngling, ein Lebensneuling ohne Erfahrung: erſt der heutige Tag hat mich zum Manne gereift. Geſinnungsſtärke und Charakter ſind mir jetzt erſt in ihrer Bedeutung klar geworden und ſollen von jetzt an die Angelpunkte meines Lebens ſein.

2. Februar.

Mittags ging ich zu Paulinen, um ihr zu ſagen, wie ich über die Kataſtrophe von geſtern denke. Ich war in Verlegenheit, den rechten Ton zu finden. Ich dankte ihr mit Rührung für die mir bewieſene Zuneigung, erklärte aber zugleich, daß ich mir Vorwürfe mache, die Veranlaſſung ihrer Losreißung von Heinrich geweſen zu ſein; daß ich jedoch an die Möglichkeit ihrer Wiederverſöhnung mit Heinrich glaube, und daß es meine Abſicht ſei, in dieſem Sinne an Letzteren zu ſchreiben. Sie wollte aber davon nichts wiſſen. Im übrigen ſchien ſie ziemlich ruhig.

Abends war ich wieder bei ihr. Sie war etwas verſtimmt. Ich trieb Scherze in harmloſeſter Art und brachte ſie zum Lachen. Dann Klavier geſpielt. Endlich rückte ich mit meinem Vorſchlag heraus und bat ſie, ſich durchaus nicht als *gebunden* zu betrachten, es ſei beſſer, wenn wir uns erſt prüften. Sie ſchüttelte den Kopf leiſe, ihr wäre ein feſtes Bündniß lieber, meinte ſie, jedoch unter der Bedingung, daß es auch ihr Vater erfahre. „Wenn es einmal Ihr Vater weiß," ſagte ich, „dann ſind wir feſter gebunden, als wir vielleicht wünſchen." — „Was ſchadet das," verſetzte ſie, „warum ſollen wir nicht *feſt* gebunden ſein?" — Ich beſtand aber auf meinem Vorſchlage. Sie fand denſelben „ſonderbar". Nach einer Pauſe blickte ſie mich nachdenklich an und ſagte: „Könnte ich Ihnen nur ins Herz hineinſchauen!" — Ich fragte ſie, ob ſie denn fühle, daß ihre Liebe zu mir glühend und unerſchütterlich ſei — meine Anſprüche ſeien in dieſer

Beziehung groß. Ich ſetzte ihr auseinander, daß mich nur eine tiefe, innige Liebe beglücken könne. Ihre Augen ſchienen zu fragen, ob denn ich ſo liebe? „Wenn Sie mich lieben wollen," ſagte ich, „ſo müſſen Sie mich leidenſchaftlich lieben: eine andere Liebe genügt dem glühenden Bedürfniß meines eigenen Herzens nicht." Sie wußte nicht, wie ſie ſich dieſen Ausdruck deuten ſolle, kam in eine naive Aufregung und fragte etwas ſpäter meine Mutter, was ich denn wol verſtehe unter leidenſchaftlicher Liebe? „Ich liebe ihn aufrichtig," ſagte ſie, „was will er mehr?"

5. Februar.

Mittags bei Paulinen, die eben einen Brief von Heinrich erhalten hatte. Ich nahm davon Veranlaſſung, ihr die Nothwendigkeit auseinanderzuſetzen, daß man ſich vor übereiltem Eingehen eines Herzensverhältniſſes hüten müſſe. Ihre Erfahrungen mit Heinrich hätten ſie belehrt, wie ſehr und wie lange Zeit man ſich über ſeine eigenen Empfindungen täuſchen könne. Heinrichs Vorwürfe ſeien gerecht, und damit ſie nicht ein zweites Mal im Leben Gefahr laufe, ſolche Vorwürfe hinnehmen zu müſſen, ſo möge ſie auf meinen geſtrigen Vorſchlag eingehen und ſich nicht als an mich gebunden betrachten, bevor ſie ſich noch einer längeren Selbſtprüfung unterzogen hätte. Nach langem Zaudern ſagte ſie: „Nun ja, wenn Sie es durchaus ſo wollen." — „Nicht weil ich es ſo will," ſagte ich, „es muß Ihr eigener Entſchluß ſein." — „Wenn Sie nun einmal glauben," erwiderte ſie, „ich könne nicht treu lieben, ſo können wir es ja auf die Probe ankommen laſſen! Bleibt es aber bei dem, was Sie geſtern geſagt haben, daß nämlich, wenn auch jetzt unſer Bündniß nicht gleich ein feſtes iſt, es doch ſpäter ein ſolches werden kann?"

„Warum nicht?" gab ich zur Antwort, „wenn wir es Beide im Lauf der Zeit ſo wünſchenswerth finden ſollten?" „So ſind wir alſo über dieſen Punkt im Reinen?" fuhr ich fort. — „Ja!" verſetzte ſie und ſah mich dabei mit forſchenden Augen an, als ob ſie nicht recht ſicher wäre, welchen Eindruck ihre Zuſtimmung zu meinem Vorſchlage auf mich machen würde. „Ich für meine Perſon," ſagte ſie, „hätte bei weitem vorgezogen, ein bindendes Verhältniß einzugehen, aber es iſt vielleicht wirklich gut, wenn wir uns erſt prüfen. In meinem Innern bin ich ganz entſchieden, aber ich will nicht ſo leicht mehr etwas gewiß behaupten oder verſprechen. An meiner Liebe zu Ihnen können Sie aber in keinem Falle zweifeln, wie hätte ich ſonſt mich zu dem Schritte entſchließen können, den ich um Ihretwillen gethan habe?" — „Es könnte aber der Fall eintreten," ſagte ich, „daß Sie einen Mann fänden, den Sie noch lieber gewännen als wie mich?" — „Ich glaube nicht!" verſetzte ſie.

„Ich glaube nicht" — dieſe Worte klangen mir ein wenig naiv. Ich muß überhaupt geſtehen, daß ich bei dieſer ganzen Angelegenheit einen kleinen Hintergedanken hatte. Aus der größeren oder geringeren Naivheit und Entſchiedenheit, mit welcher Pauline auf meinen, im übrigen ganz ernſt gemeinten Vorſchlag einging, glaubte ich immerhin, auch eine Art von Maßſtab für die Stärke und Entſchiedenheit der Empfindungen, die ſie für mich hegte, zu gewinnen. Ich hätte es nicht ungern geſehen, wenn ſie ſich gegen die aufgedrungene Prüfungszeit noch etwas ernſtlicher geſträubt hätte.

5. Februar.

Meine Mutter ließ Paulinen einladen, heute den Cirkus mit ihr zu beſuchen, wo eine Kunſtreitergeſellſchaft ſich produzirte. Pauline kam nachmittags, die Mutter abzuholen; ich ging ebenfalls mit. Wir ſprachen aber nur das Nöthigſte mitſammen, obgleich wir im Cirkus nebeneinander ſaßen. Ich war verſtimmt: das leidige „Ich glaube nicht" von geſtern hatte einen Stachel in meiner Bruſt zurückgelaſſen. Nach der Vorſtellung gingen wir mit Paulinen in ihre Wohnung. Ich ſetzte mich dort nicht wie ſonſt zu ihr, ſondern zu ihrem Papa und ſprach mit ihm. Darüber wurde ſie gleich traurig. Dann ſpielte ich Klavier. Sie ſtellte ſich zum Ofen im Hintergrunde des Zimmers, in Gedanken verſunken, ſoviel ich merken konnte. Als der Papa ihr bedeutete, es ſchicke ſich nicht, ſich zum Ofen zu ſtellen, und ſie anwies, am Tiſche Platz zu nehmen, ging ſie aus dem Zimmer und kam nach einiger Zeit mit Spuren von Thränen in den Augen zurück.

Ich ſagte ihr ſpäter, daß ich einen Brief an Heinrich geſchrieben und daß ich ihr denſelben vor der Abſendung mitzutheilen wünſche. Sie wußte es ſo einzurichten, daß ich ihr denſelben ungehindert im Nebenzimmer vorleſen konnte. Nachdem ich damit zu Ende gekommen, fragte ſie: „Alſo Sie haben die Ueberzeugung, daß meine Liebe zu Ihnen nur eine vorübergehende Empfindung ſei?“ (Dieſen Ausdruck hatte ich nämlich in meinem Briefe gebraucht.) Ich bejahte es. „Und woher haben Sie dieſe Ueberzeugung?“ fragte ſie weiter. Ich kam einigermaßen in Verlegenheit. „Sie haben ja doch ſelbſt zugeſtanden,“ ſagte ich, „daß Sie nicht leicht mehr etwas gewiß verſprechen können; auch haben Sie die Möglichkeit nicht abgeleugnet, daß, wie ich Ihnen lieber war als Heinrich, ſo ein Dritter Ihnen früher oder ſpäter lieber werden kann als ich.“

Dieſe Worte verſetzten ſie in eine unbeſchreibliche Aufregung. „Jetzt verſtehe ich Sie ganz,“ rief ſie, „jetzt weiß ich, wo Sie hinauswollen. Nachdem Sie die Sache früher ſo lange gedreht und gewendet hatten, bis ich mich mit Ihrem Vorſchlag einverſtanden erklärte, machen Sie mir nun wieder aus meiner Zuſtimmung den unerträglichſten Vorwurf. Glauben Sie jetzt, was Sie wollen, ich werde nichts mehr ſagen.“

Bald darauf entfernten wir uns. Pauline war im höchſten Grade niedergebeugt; ich ſelbſt war mit mir nicht ganz zufrieden. Sie war ſo ſchön geweſen, die Locken ſtanden ihr ſo gut. Morgen will ich jedenfalls wieder zu ihr gehen und ſie verſöhnen.

6. Februar.

Mittags bei Paulinen. Sie lag im Bette, mit Kopfweh, ganz krank und matt. Bei meinem Eintreten erſchrak ſie; ſie hatte mich nicht erwartet. Ich bat ſie wegen des Geſtrigen um Vergebung. Sie ſagte:

„Ich habe eine ſchreckliche Nacht gehabt; ſchon geſtern konnte ich, als Sie fortgingen, kaum mehr ſprechen und gehen; es hatte mich das, was Sie mir ſagten, unendlich angegriffen. Schon tauſendmal habe ich es bereut, Ihren Vorſchlag angenommen zu haben. Es hat mich noch am ſelben Tag gereut, gleich als Sie fort waren, und ich hätte Ihnen dies auch geſtern geſagt, wenn mir Ihr Benehmen nicht allen Muth dazu geraubt hätte.“ — „Sie ſagen das alles wol aus Mitleid mit mir,“ verſetzte ich. — „Hören Sie auf mit dieſem Wort,“ rief ſie. „Habe ich denn mit Heinrich Mitleid gehabt? O wenn Sie wüßten, was ich dieſe Nacht alles gedacht und gefühlt habe, Sie würden gewiß nicht ſo ſprechen!“ —

Sie wollte mich gar nicht fortlaſſen, hielt mich an allen Zipfeln zurück und wollte durchaus wiſſen, was es denn nun weiter mit uns ſein werde? — Ich ſagte, es freue mich unendlich, daß ſie mir heute ſo gut ſei, was morgen komme, wollen wir abwarten.

8. Februar.

Nachmittags kam Pauline, die Mutter zu einem Spaziergange abzuholen. Während dieſe ſich bereit machte, las ich Paulinen aus „Haſis“ von Daumer vor. „Wie doch der dazu kommt,“ ſagte ſie, „alle die Gedanken auszuſprechen, die man auch gehabt hat!“ Wir waren Beide in zärtlicher Stimmung. Der Zielpunkt unſeres Spazierganges war der Schloßberg. Als wir ganz oben auf der Spitze ſtanden, ringsumher die Stadt zu unſeren Füßen, da kam mir plötzlich ein kecker Einfall. „Wie wäre es,“ ſagte ich in roſigſter Laune zu Paulinen, während meine Mutter abſeits mit irgend einem Gegenſtande beſchäftigt war, „wie wär es, Pauline, wenn wir jetzt hier, auf der Spitze des Berges, im Angeſichte der ganzen Stadt, einander einen Kuß gäben? Die Leute fangen ohnedies an, von unſerem Liebesverhältniß bedeutend zu munkeln: können wir das Philiſtergeſchwätz, das ſchon an meinen Beſuchen bei Ihnen Aergerniß nimmt, genialer verachten, als durch eine Umarmung hier oben vor dem Auge des Himmels, der Berge ringsher und der ganzen Stadt da unten, neben den Kanonen und Schilderhäuschen der Citadelle obendrein? Können wir der Welt beſſer ein Schnippchen ſchlagen?“ — Pauline war einverſtanden, wir küßten einander, und der ehrwürdige Schloßberg erſchien uns ſofort nur wie ein hochaufgerichtetes Monument, beſtimmt, das Andenken unſeres Kuſſes zu verewigen. — Wir gingen dann mit Paulinen in ihre Wohnung. Sie war ganz Hingebung und erwiderte meine Zärtlichkeiten mit inniger Wärme. Es kam ſpäter eine alte Frau zu Beſuch. Das war mir und Paulinen ſehr unbequem, aber unter einem gewiſſen Vorwande konnten wir im Nebenzimmer eine Zeitlang plaudern. Da wir aber alles um uns her vergaßen, ſo ließen wir, allem guten Anſtande zum Trotz, die alte Frau und meine Mutter ungebührlich lange allein. Pauline war unendlich liebenswürdig. Wir koſten und ſcherzten wie die Kinder. Ich fragte ſie, wer ſie küſſen gelehrt. Sie ſagte: Heinrich, aber ſo ſüß wie die meinigen ſeien ſeine Küſſe nicht geweſen. Als wir zuletzt unmöglich noch länger bleiben konnten, ſagte ſie: „Jetzt gebe ich Ihnen noch ein Küßchen, dann gehen wir hinein."

9. Februar.

Ich war heute Mittag und auch Nachmittag mit Pauline zuſammen. Sie erzählte mir, wie ihr die Leute jetzt ſehr viel Böſes nachſagen, und man ihr die Losſagung von Heinrich ſehr verargt.

13. Februar.

Heute war ich es, der Paulinen Verſchiedenes mittheilte, was man von ihr ſpreche. Ich gab ihr zu verſtehen, daß man namentlich mit Bezug auf ihren Bruch mit Heinrich ihr den Vorwurf eines leichten, wankelmüthigen Sinnes mache, und daß man, wie es die Art der Leute iſt, manches andere Gerede daran knüpfe. Sie vertheidigte ſich mit Lebhaftigkeit.

„Sie hätten vielleicht," ſagte ich unter anderem, „Heinrich längſt aufgegeben, wenn ſich Ihnen z. B. Ausſicht zu einer vortheilhaften Heirath geboten hätte." — „Als ich Heinrich entſagte," verſetzte ſie, „da wußte ich nicht, ob ich je mit Ihnen vereinigt werden könne, und weiß es ja im Grunde auch jetzt noch nicht. Sie thun mir alſo Unrecht, wenn Sie den Beweggrund meiner Hingebung an Sie in Wankelmuth oder gar in äußeren Rückſichten zu finden glauben."

Später kam die Rede darauf, daß ich ihr ihre Freiheit gelaſſen habe. „Schöne Freiheit!" ſagte ſie. „Wollen Sie ſie nicht?" fragte ich. „Nein," erwiderte ſie; „aber ich will Ihnen nichts aufdrängen, was Sie nicht wollen. Sie kennen meine Geſinnung und ich werde darin unwandelbar bleiben; aber aufdringen werde ich mich Ihnen nicht!“ — „Nun,“ fuhr ich fort, „ich werde mich über die Sache mit mir ſelbſt berathen.“ — „Sie hätten ſich aber ſchon hinlänglich berathen können: Sie nahmen ſich ja Zeit genug dazu!“ — „Aber nach den Bedenklichkeiten, die in mir durch das vielleicht nicht durchaus grundloſe Gerede der Leute neuerdings angeregt worden ſind ...“ „Nun freilich, — ich merke ſchon, wo das Ganze hinauswill!“ — „Wenn ich auch von all' dieſem Gerede nichts für wahr halten wollte, als was Ihre Beziehungen zu mir betrifft, ſo wird mir doch eine gewiſſe Zurückhaltung von jetzt an dadurch auferlegt. Ich gefährde durch meine öfteren Beſuche Ihren Ruf, auch kann ich Ihnen nicht länger verhehlen, daß meine Mutter, die bisher an unſerem Verkehr keinen Anſtoß nahm, nicht bloß mir die öfteren Beſuche bei Ihnen zum Vorwurfe zu machen anfängt, ſondern auch ſelbſt ihren Umgang mit Ihnen auf das Nothwendige beſchränken will.“ Dieſe Mittheilung machte auf Pauline, die meiner Mutter eine herzliche Zuneigung entgegengebracht hat, einen ſehr tiefen und ſchmerzlichen Eindruck. Sie war zu Thränen bewegt. Ich wollte gehen; ſie verlangte aber von mir Gewißheit über unſer Verhältniß. — „In acht Tagen!“ ſagte ich. „Nein gleich! Sind Sie denn noch immer nicht entſchloſſen? Da hat ſich ja alles umgekehrt! Früher warfen Sie mir vor, daß ich mit mir noch nicht im Reinen ſei, und jetzt ſind Sie es, der ſchwankt und mich durch Ungewißheit ängſtigt!“ — „Widerlegen Sie vor allem das Vorurtheil der Welt. Wollen Sie das?“ — Sie legte die Hand auf meine Schulter und ſah mich mit warmem und innigem Blick an. Ich äußerte, daß ich nicht ſo lammherzig ſei wie Heinrich, und daß ich einem Liebchen, das mich verriethe, den Tod geben würde. Scherzend fügte ich hinzu, ich ſei bereit mit ihr ein feſtes Bündniß einzugehen unter der Bedingung, daß ſie ſich von mir todtſchießen laſſe, wenn ſie mir untreu werde. — „Ich darf Sie aber doch auch todtſchießen?“ fragte ſie. — „Nein!“ verſetzte ich; „wenn Sie mir untreu werden, ſo geben Sie mir den Tod, und dafür verdienen Sie ihn auch.“ — „Und wiſſen Sie ſo gewiß,“ entgegnete ſie, „daß nicht auch ich den Tod davon haben würde, wenn Sie mich verließen?“ — „Ich glaube nicht,“ verſetzte ich. Sie war darüber ſehr unwillig.

14. Februar.

Ich hatte heute eine Flaſche Rheinwein geſchenkt bekommen. Obgleich ich ſonſt nie Wein trinke, hatte ich doch von dieſem ein wenig gekoſtet und war dadurch in eine aufgeweckte Laune gerathen, die ich zu Paulinen mitbrachte, als ich ſie abends beſuchte. Als ich merkte, daß ſie an meiner luſtigen Stimmung, deren Veranlaſſung ich ihr erzählte, eine kindiſche Freude hatte, und ſich einbildete, ich ſei ein wenig benebelt, ſo übertrieb ich ihr zu Gefallen die Symptome meiner Weinlaune, plauderte wunderliches Zeug und trieb allerlei Poſſen. Sie kam dadurch ſelbſt in die roſigſte Laune und aus närriſchem Vergnügen an meiner Narrheit trieb ſie es am Ende ſo toll wie ich. Es war ein köſtlicher Abend, obgleich meine Mutter und ihr Papa zugegen waren.

15. Februar.

Mittags war Pauline bei uns. Ich ſprach wenig mit ihr allein.

16. Februar.

Abends bei Pauline. Sie war verdrießlich. Ich fragte nach dem Grunde. Sie ſagt, es ſei kein Wunder, ſie ſei aber zu ſtolz, den Grund anzugeben. „Wer hat Sie gekränkt. Ich vielleicht?“ — „Ja!“ Nach wiederholten Fragen kam's heraus: „Nun ſind es ſchon acht Tage .... erinnern Sie ſich nicht? ....“ — „Sie verargen es mir, daß ich die Bedenkzeit habe verſtreichen laſſen, ohne Ihnen eine beſtimmte Erklärung zu geben. So hören Sie denn, was ich Ihnen zu ſagen habe. Nicht ſowol mich als Sie wollte ich prüfen. So weit ich Sie nun kennen gelernt zu haben glaube, ſcheint es mir, daß Sie mich allerdings glücklich machen könnten. Ich habe früher als Poet einem weiblichen Ideal nachgetrachtet, aber die Ideale muß man am Ende immer fahren laſſen. Ich wünſche nichts weiter als mit Ihnen vereinigt zu bleiben, und, beglückt durch Ihre Zuneigung, Sie ſelbſt ſo glücklich als möglich zu machen. Im übrigen bleibt es bei dem, was ich vom Todtſchießen geſagt habe.“ —

Durch dieſe Erklärung fühlte ſich Pauline beruhigt. Sie war ſehr zärtlich und warm. Ich phantaſirte ihr vieles vor, wie ich ſie einſt, wenn ich als Dichter hervorgetreten ſein und mir einen Namen gemacht haben würde, glücklich, angeſehen, berühmt, unſterblich machen wolle. Sie ſagte aber, ſie mache keinen Anſpruch als den an meine Liebe.

17. Februar.

Heute war ich in Begleitung Paulinens und meiner Mutter in Eggenberg bei Lotte. Auf dem Wege zeigte mir Pauline die Stelle, wo ſie Heinrich die denkwürdige Eröffnung gethan hatte. Es ſind etwa 3—400 Schritte, bevor man zum Schloß gelangt.

Pauline bekam ſpäter Kopfſchmerz. Es herrſcht noch immer einige Mißgunſt gegen ſie in Lottens Familie wegen des Bruches mit Heinrich. Ich hatte mit Lotten allerlei Witzgefechte.

19. Februar.

Pauline theilt mir mit, ſie habe von unſerer Liebe mit ihrem Vater geſprochen; es wäre ihr lieb, wenn ich ebenfalls zu ihm davon eine Erwähnung machte.

20. Februar.

Abends bei Paulinen — Erzählungen aus meiner Kinderzeit — lebhafteſter Antheil.

Sie nennt jetzt den Heinrich, wenn ſie ſeiner erwähnt, nicht mehr beim Taufnamen, ſondern beim Zunamen: Bancalari.

22. Februar.

Abends bei Paulinen. Mancherlei Geplauder, von Heinrich, von ihrer erſten Liebe u. dgl. Da ſie mit Heinrich lange Zeit in ziemlich ungehindertem Verkehr ſtand, ſo hatte ich mich ſchon lange mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der zärtliche Umgang Paulinens mit Heinrich weiter gediehen ſei als mit mir. Als ich mit ſolchen Andeutungen mich hervorwagte, ſtellte Pauline die Wahrheit meiner Vorausſetzungen aufs entſchiedenſte in Abrede, und da ich mich ein wenig ungläubig zeigte, ſo ſagte ſie zuletzt, indem ſie die Hand vertraulich auf meine Bruſt legte: „Denken Sie, was Sie wollen, ich ſage nichts mehr."

Ich verlangte Küſſe von ihr und ſagte unter anderem: „Wenn Sie mir zwanzig Küſſe geben, ſo erlaube ich Ihnen aus Dankbarkeit — einen Anderen zu lieben." — „Sie reden wirklich manchmal ſo ſonderbar," verſetzte ſie gekränkt; „ich glaube, Sie haben ſich ſchon wieder anders beſonnen . . ."

Im übrigen war ſie ſehr warm und liebenswürdig; ich für meine Perſon war ſo zärtlich und muthwillig, daß ſie zuletzt über „Bosheit" klagte. Sie ließ mich aber doch nicht fort, wenn ich gehen wollte.

23. Februar.

Mittags kam ich auf kurze Zeit zu Paulinen, um etwas bei ihr abzuholen; abends ging ich wieder hin, hörte aber von der Köchin, bevor ich eintrat, daß Pauline Beſuch von ihrer Freundin Ludmilla und vom jungen Sölder habe. Ich zog es daher vor, wieder meiner Wege zu gehen.

24. Februar.

Nachmittags beſuchte uns Pauline. Sie fragte mich, als wir uns allein ſprechen konnten, ob ich nicht geſtern in ihrer Wohnung geweſen ſei. Sie ſagte, ſie habe, als ich anläutete, ſogleich gefühlt, daß ich es ſei, ohne ſich einen Grund dafür angeben zu können. Ich und meine Mutter gingen dann mit ihr und blieben den Abend dort. Als ich einmal muthwillig den Kopf auf ihren Schoß legte, nahm ſie eine Schere, ſchnitt mir einen Büſchel Haare ab und ſteckte ihn zu ſich. Sie hatte ſich für den Abend eigens meine Lieblingsfriſur gemacht.

25. Februar.

Vormittags bei Paulinen; ich las ihr aus Platen vor. Seine Sonette und Gaſelen entzückten ſie. Sie horchte mit größter Spannung zu und wurde ganz warm dabei. Einiges wollte ſie ſich abſchreiben. Abends kam ich wieder zu ihr, in Begleitung meines Freundes C., und bat ſie, die neuliche Tanzübung mit mir zu wiederholen, da ich nebſt Freund C. und Pauline ſelbſt für morgen Abend auf einen Hausball in befreundeter Familie eingeladen bin. Ludmilla und ihre Schweſter Charlotte — Paulinens intimſte Freundinnen, mit ihr in demſelben Hauſe wohnend — waren eben auch anweſend. Charlotte iſt eine noble, ſehr intereſſante Geſtalt. Ich unterhielt mich häufig mit ihr, was auf Pauline nicht den beſten Eindruck zu machen ſchien. Als die beiden Schweſtern fort waren und ich mich zu Paulinen ſetzte, ſagte ſie mir unter anderem, um mich zu ärgern, ich hätte mit Charlotten im Geſpräch ſo viel Eifer entwickelt, daß ich ihr und Ludmillen ein wenig lächerlich vorgekommen ſei und daß ſie ſich erlaubt hätten, meine Geſten und Handbewegungen nachzumachen und zu verſpotten. Pure Eiferſucht. Seltſamerweiſe habe aber ich weit mehr Grund, eiferſüchtig zu ſein, denn eben dieſe Charlotte hat zum Geliebten einen äußerſt liebenswürdigen Hauptmann, mit welchem Pauline ſehr häufig zuſammentrifft, wenn ſie ihre beiden Freundinnen beſucht. Sie bringt ſogar ganze Abende in dieſer Geſellſchaft zu. Ich habe bemerkt, daß der edle Kriegsmann Paulinen nicht weniger imponirt als allen anderen Mädchen.

26. Februar.

Die Mädchen haben einen Plan gemacht, daß wir übermorgen Abend bei Ludmilla und Charlotte tanzen ſollen, wozu auch der Hauptmann und noch einige andere Bekannte geladen ſind.

27. Februar.

Ein ereignißreicher Tag. Abends fand man ſich in verabredeter Weiſe zu dem Hausball in Charlottens und Ludmillens Familie zuſammen. Der Hauptmann war anweſend und machte durch ſein blendend ſchönes Aeußere, noch mehr aber durch ſein äußerſt liebenswürdiges und doch anſpruchloſes Benehmen einen höchſt vortheilhaften Eindruck. Ich habe nicht bald einen

Mann geſehen, der den Frauen gefährlicher ſein konnte, und doch erſchien er mir durchaus frei von Courmacherei. Die Beſcheidenheit ſeiner Haltung machte aber das Freundliche und Edle ſeines Weſens nur noch anſprechender. Während ich mich ſelbſt dem wohlthuenden Eindrucke dieſer Perſönlichkeit mit einem gewiſſen Intereſſe hingab, glaubte ich zu bemerken, daß auch Pauline mit ihrer gewöhnlichen Naivetät ſich dem Wohlgefallen überließ, das dieſer intereſſante Mann in ihr erregen mußte. Sie tanzte häufig mit ihm; ihre Augen leuchteten wärmer, wenn ſie ihn anſah; mich ſchien ſie zuletzt gar nicht mehr zu bemerken. Ich ſprach zum Scheine viel mit Charlotten, während ich Paulinen aufmerkſam beobachtete. Daß ſie an dem Hauptmann Gefallen fand, hätte ich ihr als etwas Natürliches vergeben können, aber daß ſie von der Naturgewalt dieſes Eindrucks gar nicht zurückzukommen ſchien, daß ſie nicht ſo viel Beſonnenheit, ſo viel Selbſtbeherrſchung verrieth, um zu begreifen, daß ihr Benehmen meine Eiferſucht erregen müſſe, ja daß ſie mich, wie geſagt, gar nicht mehr zu bemerken ſchien: das war es, was mich mit bitteren ſchmerzlichen Gedanken erfüllte. Alle marternden Zweifel an Paulinens Charakterſtärke fanden neue Nahrung: das Schickſal Heinrich's ſchwebte mir vor Augen. Sie iſt ein Weſen, rief es in mir, das dem Eindrucke des Augenblicks immer beſinnungslos ſich hingiebt, ein Weſen, das in ſich ſelbſt nicht den geringſten Halt beſitzt, der ſie vor Verirrungen ſchützen könnte; ſie iſt eine Leichtſinnige, die den Mann, der ſie liebt, nur unglücklich machen muß. Wie ſie Heinrich verrathen, mitleidslos verrathen hat, ebenſo mitleidslos wird ſie auch mich verrathen, ſobald ſie ein neuer Eindruck hinreißt. Ich litt furchtbar, mein Sinn verwirrte ſich, ich war meiner nicht mehr mächtig; fiebernd ſaß ich da.

Endlich kam ſie in meine Nähe, ſetzte ſich neben mich und ſagte: „Sind Sie mißlaunig?“ — „Ja!“ — „Warum?“ — „Sie fragen warum?“ entgegnete ich fiebernd. — „Ja, warum?“ wiederholte ſie. — Ich blickte ſie feſt an und ſagte ruhig: „Weil Sie eine leichtſinnige Kokette ſind!“ — Sie ſtarrte mich an. „Was?“ ſtammelte ſie. — „Weil Sie eine leichtſinnige Kokette ſind!“ wiederholte ich. Ihr Buſen fing an zu wogen, ihre Augen glänzten, ihre Wangen flammten. Einige Augenblicke war ſie ſprachlos. Endlich ſtieß ſie die Worte hervor: „Was habe ich denn gethan?“ Dabei ſchien ſie im ganzen mehr erſchrocken als erzürnt. „Mit wem kokettire ich denn?“ fuhr ſie fort. „Mit dem Hauptmann!“ gab ich zur Antwort. — „Jetzt ſagen Sie mir, woraus Sie das ſchließen? ich will es wiſſen, ich muß es wiſſen.“ — „Ich weiß was ich weiß. Laſſen Sie es gut ſein. An ein Verhältniß zwiſchen uns iſt nach dem, was ich Ihnen ins Angeſicht geſagt habe, nicht mehr zu denken. Ich ſage Ihnen daher nur noch: ändern Sie ſich, ſo wie Sie ſind, mit dieſem unſeligen Mangel an Geſinnung, an Selbſtbeherrſchung, ſind Sie keiner aufrichtigen Liebe werth!“ — „O Gott, mit dem Hauptmann!“ rief ſie; „da ſoll mich gleich Gott ſtrafen, der Blitz ſoll mich niederſchlagen, wenn das wahr iſt! Da könnten Sie ebenſogut ſagen, daß ich in den C. oder in den jungen Menſchen dort verliebt bin!“

Sie ſprach ganz laut, man wurde aufmerkſam. Meine Mutter kam und ſetzte ſich neben uns. Pauline erzählte ihr den ganzen Vorgang, ſie ſprach mit großer Lebhaftigkeit und äußerte unter anderem, eine ſo unerhörte Kränkung könne ſie nicht dulden, ſie werde alles ihrem Vater mittheilen. Dieſe Zornesäußerung unterbrach aber ein kleines Intermezzo, das mich wenigſtens in der Erinnerung rührt, und das von ihrem guten Herzen Zeugniß giebt. Während ſie nämlich noch aufgebracht mit der Mutter ſprach, bot dieſe mir ein Glas mit einem kalten Getränk, das man ihr ſelbſt eben gereicht hatte. „Oder biſt du vielleicht erhitzt?“ fragte ſie. Ich griff nach dem Glaſe wie Einer, dem an Geſundheit und Leben nichts liegt. Pauline aber ſah, daß ich wirklich noch im höchſten Grade erhitzt und aufgeregt war, und ſchob unwillkürlich die Hand der Mutter ſamt dem Glaſe mit einer abwehrenden Geberde zurück. —

Mein Auftritt mit Pauline war in der kleinen Geſellſchaft nicht unbemerkt geblieben; man blickte neugierig nach uns hin. Die ſchöne Charlotte kam auf mich zu und fragte mich ſehr gutmüthig mit einem landesüblichen Ausdruck: „Warum ſo grandig?“ — Ich ſchämte mich vor den Leuten; wenn es allgemein im Saale bekannt wurde, daß mich die Eiferſucht mit dem Hauptmann zu einer leidenſchaftlichen Scene hingeriſſen, ſo mußte ich die lächerlichſte Figur ſpielen;

ich unterdrückte daher meine Bewegung und unterhielt die liebenswürdige Dame Charlotte, die neben mir Platz genommen hatte, mit einem bunten, tollen Feuerwerk von Poeſie und Humor, wie es mir zuweilen in krampfhaft aufgeregten Momenten gelingt. Ich war galant — und erregte dadurch eine Art von Senſation.

1. März.

Auch der Kaltblütigſte dürfte zugeben, daß es ſehr ſchwer iſt, einem Mädchen, das ſchon einmal einen Geliebten verlaſſen hat, volles Vertrauen zu ſchenken. Bei aller Dankbarkeit und Zuneigung muß ihr ſelbſt Derjenige mißtrauen, zu deſſen Gunſten ſie untreu geweſen iſt. Ich empfinde es unendlich ſchmerzlich, daß es ſo iſt, aber ich kann es nicht ändern. Pauline hat geſtern dies natürliche, nie zu verbannende Mißtrauen durch ihr Benehmen in mir zu einer qualvollen und leidenſchaftlichen Aufregung geſteigert. Wenn ich ſie ſo verklärt von innigem Vergnügen, mit ſo reizend entflammten Augen und Wangen, ganz Selbſtvergeſſenheit und naive Hingebung, im Arme des Hauptmanns tanzend dahinfliegen ſah, wenn ich ſah, daß ihre Blicke ihm überall folgten und daß ich ſchon lange Zeit hindurch für ſie gar nicht mehr exiſtirte, da drängte ſich mir der Gedanke unwiderſtehlich auf: Pauline iſt ein reizendes, naives, warmfühlendes, aber leichtſinniges, durch ihre Hingebung an jeden einzelnen Moment ſich ſelbſt und Andere unglücklich machendes Mädchen. Und weil ich ſo dachte, ſo habe ich es auch heraus geſagt; denn mein Intereſſe für alles das, was ich als wahr empfinde, iſt ſo groß, daß ich es ausſprechen muß, und daß gegen dieſen Drang mir alle anderen Rückſichten der Welt in nichts verſchwinden. Der Ausdruck, den ich Paulinen ins Geſicht ſchleuderte, war ungalant, war grob: aber ich fühlte in jenem Augenblicke ganz andere Bedürfniſſe, als das, galant und fein zu ſein. So iſt mein Naturell: aber ich wünſchte freilich, es wäre anders geartet. Ich wünſchte, da wir nicht im Naturzuſtande leben, im Verkehre mit Welt und Menſchen mich den Formen anzupaſſen, welche die Konvenienz feſtgeſetzt hat, und welche, wenn ſie den freimüthigen Ausdruck der Empfindung hindern, doch auch der Uebereilung, der Leidenſchaft, einen ſehr wohlthätigen Damm ſetzen. Ich war geſtern ein Barbar, ein Tektoſage, ein rebelliſcher Ingomar, und wenn ich als civiliſirter Menſch gelten ſoll, ſo habe ich meiner Parthenia etwas abzubitten. Ich nehme von dem Inhalte meiner Beſchuldigung kein Jota zurück, aber die rückſichtsloſe Art, in welcher ich ſie ausſprach, dieſe bereue ich und wünſche ſie aus dem Gedächtniß Paulinens auszutilgen.

Dieſe Gedanken trieben mich ſchon am Morgen, den altgewohnten Pfad in die Hofgaſſe einzuſchlagen. Pauline war durch mein Eintreten nicht wenig überraſcht. „Ich muß noch ein paar Worte mit Ihnen ſprechen, Fräulein Pauline,“ ſagte ich. „Es wäre mir lieber,“ ſagte ſie, „wenn Sie mit meinem Vater ſprechen wollten.“ — „Sie haben ihm alſo mitgetheilt, was vorgefallen iſt?“ — „Ich bin ſein Kind; ſoll er es nicht erfahren, wenn mir ſo etwas widerfährt?" — „Sie haben ihm alſo dieſe Kränkung nicht erſparen können?" — „Er hat geſehen, daß ich fortwährend weinte, und da iſt er ſo lange in mich gedrungen, bis ich ihm alles ſagte." — „Hätten Sie nicht eine Erklärung von mir abwarten können?" — „Ich habe nicht gedacht, Sie je wieder zu ſehen." —

Ich ließ mich darauf in eine weitläufige Auseinanderſetzung und Rechtfertigung ein. Sie fragte, ſchon ganz beruhigt: „Sagen Sie mir doch, hatten Sie wirklich keine andere Urſache zu dieſer Uebereilung, als die Eiferſucht mit dem Hauptmann?"

„Welche andere ſollte ich gehabt haben?" verſetzte ich. Sie hatte förmliche Freude, daß es nichts weiter ſei als dies, und wurde ganz zutraulich. Sie hätte mir, ſagte ſie, zu einer ſolchen Eiferſucht durchaus keinen Anlaß gegeben; vielmehr hätte ich ſie vernachläſſigt, indem ich immer mit Charlotten geſprochen, ſo daß der Hauptmann zuletzt ſchon verdrießlich wurde, und daß er und Charlotte etwas geſpannt auseinandergingen. Wäre dies wahr, ſo hätten wir ja, ſo zu ſagen, eine Eiferſuchtspartie zu Vieren ausgeführt. Ich war mit Paulinen eiferſüchtig wegen des Hauptmanns, der Hauptmann mit Charlotten um meinetwillen, Pauline mit mir wegen Charlotten, und Charlotte vielleicht mit dem Hauptmann wegen Paulinens. — Es iſt freilich unglaublich, daß ein ſtattlicher Hauptmann ſich durch einen zwanzigjährigen Poeten eiferſüchtig machen laſſe, aber er iſt vielleicht eifer ſüchtig von Natur, und die Eiferſucht leiſtet auch Unglaubliches.

Pauline betheuerte nochmals, daß ihr der Hauptmann ganz gleichgültig ſei; ſie habe erſt neulich zu Ludmilla geäußert, er ſei zwar ein ſchöner Mann, aber lieben würde ſie ihn nicht können. Später kam der Vater Paulinens nach Hauſe und empfing mich barſch und grob, im höchſten Grade erzürnt; er verbot mir ſein Haus für immer. Ich entfernte mich und ſagte, ich würde mich ſchriftlich rechtfertigen. Er entgegnete, er wolle von mir nichts weiter hören und werde keinen Brief von mir annehmen.

2. März.

Geſtern Abend hatte ich zwei Briefe, einen an Paulinen, den anderen an ihren Vater geſendet; heute morgens erhielt ich beide unerbrochen zurück. Auch Daumer's „Frauenbilder und Huldigungen" kamen mit zurück und Gruppe's „Muſenalmanach". Im Daumer fand ich durch Papierſtreifen angemerkt: Bd. II. S. 185 und 209.

Mittags kam das Dienſtmädchen, die Hanni, wieder. Pauline ließ die Mutter dringend bitten, ſie zu beſuchen. Die Hanni ſelbſt, die Paulinen zärtlich liebt, weinte vor Herzeleid über das Zerwürfniß, weil ſie ſieht, daß Pauline darunter leidet. „Ach," rief ſie, „wenn wir ſie nur wieder ausſöhnen könnten!" Abends ging die Mutter zu Paulinen und nahm die beiden verſchmähten Briefe wieder mit. Pauline empfing ſie mit großer Freude, ſie erzählte, der Vater habe ihr ſtrengſtens verboten, den an ſie von mir gerichteten Brief zu leſen: es ſei ihr äußerſt ſchwer gefallen zu gehorchen, und ſie habe ihn die ganze Nacht unter ihrem Kopfkiſſen gehabt. Sie fragte, was ich mache, was ich geſagt habe, als die Mutter fortging, ob ich die Gedichte gefunden, die ſie mir im Daumer bezeichnet habe. Sie ſagt, ſie habe mir ſchon verziehen, aber der Vater ſei noch nicht zu beſänftigen, indeſſen wolle ſie das Möglichſte thun, um ſeinen Zorn zu ſtillen. Sie habe ohnehin die Schuld auf ſich genommen und geſagt, ſie ſei wirklich mit dem Hauptmann ſehr freundlich geweſen und habe immer mit ihm getanzt. Auch habe ſie ihm heute geſagt, als er in die Kirche ging: „Siehſt du, Vater, du gehſt in die Kirche, aber dem Hamerling willſt du nicht verzeihen!“ Er habe ihr keine Antwort darauf gegeben. Sie bete auch fleißig darum, daß mir der Vater verzeihe, und habe ſich deswegen ſogar nach Mariazell verlobt. — Die Mutter gab ihr den Brief, und nachdem ſie ihn geleſen, ſagte ſie: Alſo doch nur wegen des Hauptmanns!“ Dann fügte ſie voll Freude hinzu: „Nicht wahr, Frau H., Sie können es beſtätigen, daß ich ihm ſchon verziehen habe, bevor ich den Brief geleſen!“

„Aber was fangen wir nun an,“ fuhr ſie fort, „bis der Vater verſöhnt iſt? Hereinzukommen, das darf er nicht wagen, bis es der Vater wieder erlaubt; meinen Sie, daß ich hinausgehen ſoll?“ Die Mutter machte ihr bemerklich, daß dies ohne den Willen ihres Vaters auch nicht räthlich ſei. Sie ließ mich bitten, ihr doch den Daumer wieder zu ſchicken, ſie müſſe noch mehrere Stellen für mich anmerken, und wir wollten jetzt durch den Daumer miteinander ſprechen. Sie erkundigte ſich auch, ob ich die Roſe noch habe, die ſie mir vor einigen Tagen gegeben, und was ich damit gethan.

3. März.

Die Mutter ging zu Paulinen und brachte ihr den Daumer zurück, in welchem ich verſchiedene Gedichte angemerkt hatte. Pauline hatte darüber viele Freude und ſagte, der Vater ſei ſchon etwas mehr beſänftigt; ſie ſtehe in der Predigt immer neben ihm, und wenn eine Stelle vorkomme, die auf chriſtliche Liebe und Nachſicht Bezug habe, ſo ſtoße ſie ihn immer an, den für ihn beſtimmten Brief (den er neulich zurückgeſchickt), habe ſie ſchon auf ſeinen Tiſch gelegt und ihm geſagt, daß ihn die Mutter ſelbſt gebracht habe; er habe ihn zwar noch nicht geleſen, aber doch auch nicht wieder zurückgewieſen. Sie eſſe auch nicht viel, um ihn ängſtlich zu machen. Sehr angelegentlich fragte ſie, was ich thue und ſage, und was ich dazu geſagt habe, daß ſie mir ſo ſchnell verziehen, und was ich dazu ſage, daß ſie mich grüßen laſſe, und ob ich ſie noch liebe, und was ich thun werde, ſobald der Vater mir verziehen habe. Sie erzählte der Mutter auch, daß Charlotte eigentlich einen kleinen Kropf habe, und daß der Hauptmann ſich ein paar Tage nicht mehr habe ſehen laſſen, aus Eiferſucht! (?)

5. März.

Heute nachmittags kam die Hanni von Paulinens Vater geſendet, mit dem Auftrage, meine Mutter für den Abend einzuladen. Als die Mutter hinging, hörte ſie ſchon auf der Stiege Paulinen Klavier ſpielen und ſingen. Beim Eintreten kam ſie ihr voll Freuden entgegen und war äußerſt gut gelaunt, weil der Vater nun einen Schritt zur Verſöhnung gethan habe. Sie wollte wiſſen, was ich thun werde, wenn mir der Vater verziehen habe, denn ich hatte ihr bei der letzten Beſprechung geſagt, ich begreife ſehr wol, daß unſer Verhältniß nach dem, was vorgefallen, nicht leicht wieder angeknüpft werden könne, ob ſie mir nun grolle oder nicht. Der Papa redete ſehr gemäßigt und ſchien eine Ausſöhnung ſelbſt zu wünſchen. Er ſagte, er ſei gezwungen, mir zu verzeihen, da Pauline ſonſt allzuſehr leiden würde; ſie ſei immer bis Mitternacht wach, und er wiſſe, daß ſie weine und bete. Schließlich ſagte er, er wünſche nur dies Eine, daß ich in die Kirche gehe und Gott um Verzeihung bitte; wenn dies geſchehen ſei, ſo wolle auch er mir verzeihen. Die Mutter möge es ihm ſagen, ſobald ich es gethan.

Als die Mutter ſich entfernte, gab ihr Pauline eine Roſe für mich mit, die erſte, die an ihrem Stock aufgeblüht war. Während die Mutter mit ihrem Papa ſprach, zitterte ſie vor Angſt und Aufregung in der Ungewißheit, was wol jetzt entſchieden werden würde; als aber alles gut abgelaufen, küßte ſie den Papa und war ganz glücklich. Nur als meine Mutter auf ihre Frage, was ich jetzt thun werde, erwiderte, ſie wiſſe es nicht, wurde ſie wieder traurig und ſagte: „Ja was ſoll denn das werden? So kann es doch nicht bleiben, die Ruhe meines Lebens wäre dahin!“

8. März.

Die Mutter war bei Paulinen. Sie iſt wegen meines Ausbleibens ſehr beſorgt und ſcheint es übel zu nehmen, daß ich mich nicht beeile, für mein Vergehen die Verzeihung des Himmels zu erbitten. In der That habe ich keine rechte Luſt, mit dieſer Angelegenheit den lieben Gott zu behelligen. Bevor ich mir vom Herrn Papa Quadri eine Kirchenſtrafe diktiren laſſe, mag die Sache gehen, wie ſie geht. Die Frauen werden es zuletzt beim Alten ſchon vermitteln. Ueberdies ſcheue ich mich einigermaßen vor der erſten Wiederbegegnung mit Paulinen, ich fürchte, ich werde ein albernes Geſicht machen. — Pauline that die alten Fragen: was ich mache, was ich ſage, was ich thun werde, ob ich ſie noch lieb habe u. ſ. w. Die Mutter erfuhr unter der Hand, daß Pauline geſonnen ſei, ſie morgen zu ihrem Namenstage mit einer von ihr ſelbſt (unter Kugelmeier's Anleitung) verfertigten Zeichnung zu überraſchen. Da nun aber zufällig morgen zugleich Paulinens Geburtstag iſt, ſo müſſen auch wir daran denken, ſie mit irgend einer Beſcherung zu erfreuen.

9. März.

Die Mutter ſchickte Paulinen zum Geburtstag ein hübſches Chemiſettenband. Ich wußte lange nicht, was ich meinerſeits abſenden könnte. Da fiel mir ein Lorbeerblatt in die Hände, das ich vor einiger Zeit irgendwo abgepflückt und in die Taſche geſteckt hatte. Nach kurzem Beſinnen entſchloß ich mich, ihr in Ermangelung von etwas anderem dieſes Lorbeerblatt mit einigen Verſen zu überſenden. In dieſen Verſen ſage ich ungefähr, wenn es auch mit unſerer Liebe aus ſei und uns keine Roſen blühen, ſo wolle ich doch den kühlen, traurigen Lorbeer mit ihr theilen, ſofern mir einer beſchert ſei. — Später kam Pauline ſelbſt, während ich nicht zu Hauſe war, und überbrachte der Mutter ihre Zeichnung. Ich war abſichtlich länger ausgeblieben, um mit Paulinen nicht zuſammenzutreffen. Ich will nämlich, ſo ſchwer es auch meinem Herzen fällt, die vollſtändige Ausſöhnung mit Paulinen nicht allzuſehr beſchleunigen; wenn ich auch in Betreff der Form jener kränkenden Aeußerung mein Unrecht eingeſtanden habe, ſo ſoll es doch nicht ſcheinen, daß ich auch den Inhalt zurücknehme. Ich meine, es kann für Paulinen nur heilſam ſein, wenn ich ſie auch ein klein wenig zappeln laſſe, damit ſie mir ein anderes Mal, wo möglich, qualvolle Momente wie die des 28. Februar erſpare. Nach den Aufregungen jenes Abends thut mir auch eine ruhige Woche beinahe wol. Ich kann den Eindruck, den Paulinens Unzuverläſſigkeit (freilich mehr eine unbewußte als bewußte Schuld) damals auf mein Innerſtes machte, noch immer nicht verwinden, aber ich will das vielfach bewegte, im Grunde doch gute Kind mit den Nachwirkungen dieſer Eindrücke nicht plagen.

Darum habe ich bis jetzt keine Gelegenheit geſucht, hinter dem Rücken ihres Vaters mit ihr zuſammenzukommen.

Die Mutter erzählte mir hernach, daß Pauline von meinem Lorbeerblatt nicht beſonders erbaut und über die beifolgenden Verſe ſogar im höchſten Grade beſtürzt geweſen ſei. Sie habe ſich, nachdem ſie letztere geleſen, auf das Sopha hingeworfen und laut zu weinen angefangen. Sie deutete dieſelben als einen förmlichen Bruch. Die Mutter ſuchte ihr das auszureden, was ihr auch zuletzt ſo ziemlich gelang. Pauline bat die Mutter, ſie möge mir nichts von dem Eindrucke mittheilen, den meine Beſcherung auf ſie gemacht; ſie laſſe mir nur ſagen, ſie habe meine Verſe noch nicht ganz verſtanden. Ferner erbat ſie ſich von mir den Platen. Sie äußerte, ſie habe ſich im Daumer wieder viele Gedichte angemerkt, die ſie mir zu leſen geben wolle. Abends war die Mutter bei ihr; ſie ſchickte mir den zweiten und dritten Band von Daumer und darin folgende Gedichte mit Papierſtreifen bezeichnet:

Band II. S. 107 Nr. XXIX. (die Worte „Sehnſucht“ und „Herzenskind“ ſind unterſtrichen.)

S. 203 Nr. XXIII. (unterſtrichen ſind die Worte:

„Ich habe keinen echten Zorn für dich:
Dir ſinken an den Buſen mildiglich
Möcht' ich noch einmal, küſſen noch einmal dich,
Mich löſen in einen Thränenſtrom und ſterben.“)

S. 236. Angeſtrichen ſind die Worte: „ich bitte“ bis:

„Das Auge bricht, das weinende.“

S. 266. Nr. VIII. Doppelt unterſtrichen ſind die Worte: „doch nimmermehr“ bis „prüft das Geſchick“.

Band III. S. 23 Nr. X. Die erſte Strophe iſt angeſtrichen; das Wort „Pein“ (3. Zeile) iſt dreimal unterſtrichen, die zwei folgenden Strophen ſind angeſtrichen.

S. 31 iſt angeſtrichen.

(S. 60 Nr. X. iſt angeſtrichen.)

(S. 84 Nr. XXI. Das Motto aus dem hohen Lied iſt angeſtrichen.)

(S. 90 Nr. XXVI. Z. 4. „ich liebe dich“ iſt unterſtrichen und ein P. darunter geſchrieben.)

(S. 94 Nr. XXIX. iſt angeſtrichen; unterſtrichen ſind die Worte „die Schätze deines Geiſtes“, [Z. 12]; unter dem Gedicht ſteht ein P.)

(S. 108 Nr. XXXV. Die zwei erſten Strophen angeſtrichen, darunter ſteht ein P.)

(S. 114 Nr. XXXVIII. angeſtrichen; unterſtrichen die Worte „Treue“ [Z. 3], „Herz“ [Z. 7], „ewig“ [Z. 8].)

(S. 192 Nr. VI. angeſtrichen; ein P. darunter.)

(S. 196 Nr. VII. angeſtrichen; ein P. darunter.)

Die hier in Klammern eingeſchloſſenen Stellen waren nicht durch Papierſtreifen bezeichnet.

11. März.

Lotte von Eggenberg iſt wieder hier; ſie beſuchte uns, worauf ſie die Mutter zu Paulinen begleitete. Pauline wurde mißmuthig, als ſie hörte, daß ich mit Lotten geſcherzt habe und nicht traurig geweſen ſei.

12. März.

Vormittags war meine Mutter mit Paulinen in der Kirche. Auf dem Rückwege begegneten mir Beide, ich überſah ſie aber und grüßte daher nicht. Später kam ſie mit der Mutter in unſere Wohnung; ſie war im Zimmer der Mutter; ich war nebenan in meinem Zimmer und ließ nicht merken, daß ich von ihrer Anweſenheit wiſſe. Abends war die Mutter mit ihr und ihrem Papa zuſammen. Dieſer that von der ſchwebenden Angelegenheit keine Erwähnung. Pauline ſtieß ihn zuweilen mit dem Ellbogen an und ſagte: „Papa, du biſt nicht brav;“ ſie wollte vielleicht, daß er mich einlade. Er lachte.

Ich beſchäftige mich zuweilen ganz ernſthaft mit der Frage, ob ich nicht jetzt, wo ich ſchon ein wenig daran gewöhnt bin, Paulinen nicht zu ſehen, und die ſchwerſten Kämpfe mit mir ſelbſt ſchon überſtanden habe, am beſten thäte, ihr ganz zu entſagen, da mir das Verhältniß mit ihr doch nur eine aufreibende Unruhe und die immer erneuten Qualen des Mißtrauens, des Zweifels und der Eiferſucht in Ausſicht ſtellt. Jedenfalls will ich ihr ſo lang ferne bleiben, als ich es nur über mich gewinnen kann.

2. April.

Vormittags um 11 Uhr ging ich zu Paulinen. Sie empfing mich mit ſoviel Freude, daß mir ſogleich das Herz aufging; ich küßte ſie warm und ſie mich ebenſo. Sie ging zur Lade und zeigte mir verſiegelte Papierchen — es waren meine Blümchen und das

Fichtenreis darin, das ich ihr auf dem Gange nach Eggenberg gegeben. Wir waren Beide ſo warm und herzlich, als ob nie etwas Unfreundliches zwiſchen uns vorgefallen wäre. Ich konnte vor Liebkoſungen kaum zu Worte kommen. Endlich hob ich an und ſagte ihr, daß ich es für das Furchtbarſte von allem hielte, was mich treffen könne, von ihr getäuſcht zu werden, und daß der bloße Gedanke an eine ſolche Möglichkeit mich ſeit dem 28. Februar zu dem Entſchluſſe gebracht habe, ihr lieber fern zu bleiben, als mich der Gefahr eines Verrathes von ihrer Seite auszuſetzen. Nun hätte ich aber geſehen, daß meine Zurückziehung, mein Fernbleiben ſie kränke, und ſo wolle ich mich denn lieber in Gottesnamen wieder der Gefahr ausſetzen, als ſie noch länger quälen. Sie möge mir alſo treu bleiben, ſo lange ſie es könne; doch bände ich ſie nicht. Sie möge immer ihrem Herzen folgen; nur um das Eine bäte ich ſie, mir es nicht ſo trocken herauszuſagen wie dem Heinrich, wenn ſie einen Anderen liebte, da mein Naturell anders geartet und einem ſolchen Schlage nicht gewachſen ſei. Sie erwiderte, ich ſolle nichts fürchten; ich würde nie ſo etwas zu hören bekommen. Ich bat ſie noch einmal, eingedenk zu bleiben, daß ich bei dem Umgang mit ihr meine ganze Seelenruhe ihr zum Opfer bringe. „Sie werden begreifen,“ ſagte ich, „daß es kein angenehmes Gefühl ſein kann, immer vor einer Kanone zu ſtehen, die jeden Augenblick losgehen kann.“ „Sie wird nicht losgehen,“ ſagte ſie. „Geladen iſt ſie wenigſtens,“ erwiderte ich, „und auch blinde Schüſſe könnten mich ſehr erſchrecken.“ — Wir koſ’ten und plauderten nun in herzlichſter Weiſe. Pauline war ſehr zärtlich; ſie wollte mich gar nicht fortlaſſen. An der Thüre drückte ſie mir nach vielen Küſſen noch lange die Hand aus Leibeskräften.

Nachmittags ging ich mit meiner Mutter, Paulinen und dem Kollegen Ficker auf den Roſenberg. Ich konnte nur wenig mit Pauline allein ſprechen. Doch wurde in halben Worten und Blicken und ſonſtigen Aushülfsmitteln der Liebe, die ihre Wege zu finden weiß, viel Herzliches ausgetauſcht. Als wir in den Wald kamen, ergriff mich jene alte Waldluſt: die Zeit der „Sonette an meine Lilie“ kam mir in den Sinn — ich ſprang davon, eilte in das Thal hinab und legte mich dort in einer tiefen Schlucht ins dichteſte Gebüſch. Lange lag ich da und mir geſchah ſo wol, daß ich am Ende den Plan faßte, gar nicht mehr zur Geſellſchaft zurückzukehren, ſondern mich auf eigene Fauſt herumzutreiben und meinen Phantaſien nachzuhängen. Aber man rief mich unausgeſetzt, ſo daß ich zuletzt nicht länger anſtehen konnte, mich wieder zu zeigen. Pauline ſaß auf einem Baumſtrunk und ſchrie vor Freuden auf, als ſie mich erblickte. Ich ſtürzte über Stock und Stein auf ſie zu und legte ihr eine Handvoll Primeln zu Füßen, die ich in der Waldſchlucht gepflückt hatte. Sie war hocherfreut darüber, ich aber war ſo voll tollen Ungeſtüms, der ſich austoben mußte, daß ich ihr die Blumen wieder entriß und ringsum verſtreute. Das gute Kind vergab mir das und alles andere, weil ich nur wieder zum Vorſchein gekommen war. Sie ſagte treuherzig: „Ich habe mich da niedergeſetzt, als Sie fortgingen, und habe geſagt, ich gehe nicht weiter, bis Sie wieder da ſind. Haben Sie mich denn nicht gehört, ich habe Sie ja beim Namen gerufen?“ — In meinem Uebermuthe fuhr ich fort, auf unſerem Wege ſeitwärts über Schluchten zu ſpringen, an den ſteilſten Anhöhen hinaufzulaufen, und Paulinen durch meine Waghalſigkeit jeden Augenblick in unſägliche Angſt zu verſetzen. Zuletzt führte ich ſie ſelbſt auf den rauheſten Wegen mit mir fort, und leitete ſie an der Hand über Geröll und Abhänge. Da ich noch ein paarmal Luſt zeigte, in das Dickicht zu entſpringen, ſo bat ſie mich recht innig, es bleiben zu laſſen, und um mir ein Zugeſtändniß zu machen, ſchlug ſie ſelbſt vor, daß die ganze Geſellſchaft ſich auf ungebahnten Pfaden halte. Sie lief auch voran und ließ ſich von mir verfolgen. Zuletzt fing ſie an, meine Lieder (aus dem Muſenalmanach) zu recitiren. Es that mir ſehr wol, meine Verſe in waldiger Einſamkeit von ſüßen Lippen erklingen zu hören. Wir kehrten erſt in ſpäter Abendſtunde nach Hauſe zurück.

5. April.

Abends bei Paulinen. Wieder herrſchte große Herzlichkeit. Sie erzählte mir, was für eine unvergeßlich ſchwere Zeit die Wochen unſerer Trennung für ſie geweſen ſeien. Als ich äußerte, daß ich ihr ſoviel habe ſagen wollen und mir jetzt nichts einfalle, erwiderte ſie, daß es ihr auch ſo gehe; daß ſie oft ſo vieles denke, was ſie mir ſagen wolle, aber wenn ich da ſei, dann könne ſie keine Worte finden; am leichteſten könne ſie noch durch den Daumer zu mir ſprechen. Es wurde viel gekoſ't und geküßt. Als ich einmal in poetiſcher Ekſtaſe zu ihr ſagte: „Sie ſind die kleine Königin meines großen Herzens!" nahm ſie an dieſer Selbſtüberhebung keinen Anſtoß, ſondern ging darauf ein und verſetzte: „Sie ſind der große König meines kleinen Herzens!"

6. April.

Heute Abend brachte ich Paulinen mein Porträt, eine ſehr gelungene Photographie, im Profil aufgenommen. Sie hatte ſehr viel Freude damit. Es folgte zärtliches Geplauder und Gekoſe. Auch las ich ihr mein Sonett „Verſchollene Liebe" vor, das mit den Worten anfängt: „Was ſendeſt du mir, neu mich zu beſiegen" ꝛc., und das ich geſchrieben, als ich von ihr den Daumer mit den bezeichneten Gedichten zurückerhalten. Dies Gedicht machte einen ſehr großen Eindruck auf ſie; ſie blickte mir lange mit Innigkeit und Wehmuth ins Auge. Auch las ich ihr einige Stücke aus Julius Sturm's „Zwei Roſen oder das hohe Lied der Liebe" vor und erregte damit gleichfalls ihr wärmſtes Intereſſe. Wir konnten uns faſt gar nicht trennen, das Liebesgetändel wollte kein Ende nehmen. Verwirrtes Haargelock, brennende Wangen, geſchloſſene Augen, Momente leidenſchaftlicher Hingebung, ekſtatiſche Zuſtände — und doch alles in harmloſer, kindlicher Unſchuld — waren wieder an der Tagesordnung.

7. April.

Heute gab ich Paulinen einen Nachtrag zu meinem Porträt, ich ſchnitt für ſie aus einem älteren Konterfei, das ein Wiener Freund vor Jahren gezeichnet hatte, den Schnurrbart heraus, weil ihr dieſer ſo ſehr gefiel und auf dem neuen Bilde ein ſolcher nicht zu finden iſt. Von einer anderen Photographie, bei welcher der Kopf mißlungen iſt, der Rumpf aber ſich ſehr gut ausnimmt, ſchnitt ich ihr den letzteren herab; und ſo hat ſie die disjecti membra poetae beiſammen, was ihr unendliche Freude macht.

8. April.

Pauline kam vormittags zu uns, während ich nicht zu Hauſe war, ſie half aus Uebermuth der Mutter kochen und ſtellte mir in meiner Stube allerlei Schabernack an.

9. April.

Nachmittags begleitete ich die Mutter zu Paulinen und verfügte mich dann in ein Konzert. Pauline war über mein Weggehen ſehr betrübt.

10. April.

Pauline ſagte mir mittags, als ich ſie beſuchte, unter anderem, daß ſie geſtern Abend noch im Bette ſehr viel mit meinem Bilde geſprochen habe, und zwar ſo lange, bis es ihr vorgekommen ſei, als ob es ein wenig lächle. Sehr ärgerlich ſei es ihr aber geweſen, daß es nicht auch geſprochen habe. „Sie haben alſo das Porträt ſchon öfter angeſehen?“ fragte ich. „Das verſteht ſich,“ ſagte ſie lachend, „alle Tage.“ — „Wann?“ fragte ich weiter. „Des Morgens beim Aufſtehen?“ — „Auch beim Niederlegen,“ erwiderte ſie; „es wundert mich nur, daß das Porträt noch keine Flecken im Geſichte bekommen hat.“ —

19. April.

Es iſt nicht allzuſchwer, ein Herz zu bethören und zu gewinnen, aber es zu erhalten, das iſt ſchwer. Mehr als alles habe ich bei Paulinen eine gewiſſe Stagnation zu fürchten, und ich habe mich überzeugt, daß es für ſie beſſer iſt, wenn ſie ſo zu ſagen in der Schwebe gehalten oder durch irgend etwas in Spannung verſetzt wird, als wenn ſie ſich meiner Zuneigung und meiner Treue vollkommen ſicher weiß. Ich habe in letzter Zeit unmöglich überſehen können, daß ſie zuweilen an Heinrich denkt: ſie hat Augenblicke, in welchen ihre Stimmung und Haltung ſich nicht anders deuten läßt. Daß er über ihren Verluſt, wenn die Leute Wahres berichten, ſich ſo ziemlich getröſtet hat, das macht auf ſie einen heimlich kränkenden Eindruck, und ich fürchte, es iſt nicht bloß ihre weibliche Eitelkeit, ſondern auch ein wenig ihr Herz bei dieſer Sache intereſſirt. Es iſt ſehr möglich, daß alte Gefühle dann und wann wieder, wenn auch nur vorübergehend, aufwachen. Um ſie zu zerſtreuen und von unerſprießlichen Gedanken abzuziehen, habe ich zu einem früher mit Erfolg gebrauchten Mittel neuerdings gegriffen. Ich habe wieder einmal die Aeußerung fallen laſſen, daß ſie ſich „nicht für gebunden betrachten möge“, „daß ich ihr auch jetzt noch volle Freiheit laſſe“ u. ſ. w. Es ſcheint nun, daß dies Mittel von neuem in erwünſchter Weiſe wirkt. Heute mittags war ich bei ihr. Sie war verſtimmt und ſagte, als ich ihr deswegen Vorwürfe machte, nur, ich ſei Schuld an ihrer ſchlimmen Laune. Aus dem Umſtande, daß ich ihr „ihre Freiheit laſſe“, könne ſie nur auf Erkaltung meiner Liebe ſchließen. Ich verſetzte, daß mich dabei nur die Rückſicht auf ihr Wol leite.

22. April.

Abends bei Paulinen. Sie kam mir mit verweinten Augen entgegen, ſchien aber jetzt freudig bewegt durch meine Ankunft. Sie ſagte, ſie habe immerfort nachgedacht, was denn das bedeuten möge, daß ich nicht komme. Dann fing ſie gleich vom Ball an, den ich beſucht hatte, und ſtellte ſich, als habe ſie vieles erfahren, was ich dort gethan. Als ich mich traulich zu ihr ſetzte, da ſchüttete ſie ihr Herz aus und erzählte mir, ſie habe die Nacht, welche ich auf dem Balle zubrachte, gar nicht ſchlafen können, ſie wiſſe ſelbſt nicht warum; ſie habe ſogar geweint. Der Vater habe dazu beigetragen durch einige Worte. Er habe geſagt: „Nun, heute iſt dein Robert auf dem Ball und wird ſich wahrſcheinlich recht gut unterhalten. Mir ſcheint, er wird immer kälter gegen dich.“

Ich fragte ſie, ob ſie denn nichts davon geſpürt, daß mein Herz immer bei ihr war? Zum Beweis zog ich ein Gedicht hervor, das ich auf dem Balle ſelbſt gemacht hatte:

Umſonſt winkt Frauenſchöne
Und Glanz und Reigen mir:
Mein Herz iſt fortgewandert,
Mein Herz, es iſt nicht hier.

Fern in ein trautes Stübchen
Entflog es gar geſchwind:
Drin ruht auf weichen Kiſſen
Das liebe, ſüße Kind.

Sie ſeufzt im Traum: „O Lieber,
Wie kränkſt du mich ſo ſehr!
Du flatterſt wie ein Falter
Um ſchöne Frauen her!“

So ſeufzt ſie und im Traume
Sehnt ſich ihr Herz nach mir,
Und ahnt nicht, daß das meine
Ruht lauſchend ſtill bei ihr.

Auch ſagte ich ihr, daß ich zum Beweis, wie ſehr ich ihrer eingedenk geweſen, ein Zweiglein von dem grünen Geſträuch, mit welchem der Saal dekorirt war, für ſie abgepflückt, daß es mir aber jetzt als etwas gar zu Geringfügiges erſcheine; ſie wollte es aber durchaus haben, und ſo gab ich es ihr. Später ließ ich die Aeußerung fallen, ſie werde all' das Schöne und Zärtliche, das ſie mir jetzt ſage, früher auch dem Heinrich geſagt haben. Sie ſagte: „Vergleichen Sie ſich doch nicht mit dem Heinrich; das iſt wie die Fauſt aufs Auge. Sie wiſſen, daß ich Sie ganz anders liebe.“ Es kam die Rede darauf, daß er ſich über ihren Verluſt getröſtet zu haben ſcheine und daß er ihren Ruf vor den Leuten nicht ſchone. „Ich habe zu Gott gebetet,“ ſagte ſie, „daß Heinrich ſich nicht zu ſehr kränke, ſollte ich auch ſelbſt darunter leiden. Ich hätte mir ſonſt nie verzeihen können, was ich ihm angethan, als ich nun einmal nicht anders konnte.“

Es kam die Rede auch wieder auf die Freiheit, die ich ihr gelaſſen; ſie äußerte neuerdings, ſie könne ſich dabei nicht beruhigen; wenn es ihr auch zuweilen ſcheine, als thäte ich es in guter Abſicht, ſo erhalte doch bald wieder der Glaube die Oberhand, daß Mangel an wahrer Liebe mich dazu verleite. Ich gab mir Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß es zu ihrem Beſten geſchehe.

Sie ſagte noch, ich könne gar nicht ahnen, wie tief manchesmal mein Glaube an die Möglichkeit eines Wandels ihrer Zuneigung ſie ſchmerze. Beim Abſchied drückte ſie mir die Hand, verlangte ſelbſt einen Kuß und verſprach uns morgen zu beſuchen.

29. April.

Auch heute ſagte Pauline wieder gelegentlich: „Vergleichen Sie ſich nicht mit dem Heinrich: das iſt wie hundert und eins.“

20. Mai.

Ich habe in letzter Zeit mein Tagebuch ganz vernachläſſigt und will daher in der Kürze das Verſäumte nachholen. Noch im April kam einmal eine ziemlich lebhafte Scene zwiſchen mir und Paulinen vor, weil ſie, ich weiß nicht, ob abſichtlich oder aus Vergeßlichkeit, mir eine Unwahrheit geſagt hatte. Die Scene fiel abends vor, und als ſpäter Paulinens Vater und meine Mutter zugegen waren, ſprachen wir Beide kein Wort miteinander und fühlten uns infolge der vorhergegangenen Aufregung unwol, wobei ſich der eigenthümliche Umſtand ergab, daß ich eine Art Fieberfroſt empfand, während Pauline ſich über Hitze beklagte. Dies machte Paulinens Vater und meiner Mutter Spaß, uns Beiden aber gar nicht. —

Eines Tages ſchwur mir Pauline, daß ſie ſich nichts vorzuwerfen habe und daß ihr außer Heinrich und mir noch Niemand einen Kuß gegeben. Zwei Tage ſpäter kam ſie eigens zu uns und eröffnete mir, ſie habe mich neulich unwiſſentlich belogen: es habe ihr nämlich einmal ein gewiſſer P. einen Kuß gegeben, was ihr erſt jetzt eingefallen ſei; ihr Gewiſſen laſſe es nicht zu, daß ſie mir dies verſchweige.

An einem Mittwoch-Nachmittag war ich mit ihr in Eggenberg, und als wir in Begleitung von Lottens Familie im Walde ſpazieren gingen, machte ich ihr wieder viele Angſt, indem ich an einem ſehr ſteilen und hohen Steinbruch emporkletterte.

Am erſten Mai machten wir unſern Bund aufs neue „feſt“, und Pauline nahm zu größerer Bekräftigung des Treuſchwurs am ſelben Morgen die Kommunion. Nichtsdeſtoweniger trat bald darauf wieder eine Spannung ein, veranlaßt dadurch, daß Pauline ſich zuweilen wieder verſtimmt zeigte und gegen mich ſich launiſch und zweideutig benahm, was mich neuerdings beſorgen ließ, daß ihr das Andenken Heinrich's im Herzen ſpuke. Eines Abends aber ſaß ich bei ihr, während ſie in ihren Sachen kramte; da kam ihr plötzlich ein Büſchel von Heinrich's Haaren in die Hände, die ſie von ihm vor Zeiten zu „ewigem Andenken“ erhalten hatte. Als ich einige Bemerkungen fallen ließ, in welchen ſie Spuren von Eiferſucht zu erkennen glaubte, hielt ſie den Haarbüſchel ins Licht und verbrannte ihn vor meinen Augen. Dies Verfahren aber machte auf mich einen ganz anderen Eindruck, als Pauline gewünſcht hatte. Ich fand es herzlos. O Unbeſtand menſchlicher Dinge! Dieſe vor meinen Augen verbrannte Haarlocke des einſtigen Geliebten wird mir mein Leben lang als düſteres Symbol vor Augen ſchweben. Ich hätte Pauline in jenem Augenblicke ohne Herzeleid verlaſſen können — — Wol bin ich grauſam und undankbar: wenn ich merke, daß Pauline Heinrich's eingedenk iſt, ſo betrübt es mich, und wenn ſie ſein Andenken entweiht, ſo mache ich es ihr auch wieder zum Vorwurf. Aber kann ich anders?

Ich bin mißmuthig, und die Launenhaftigkeit Paulinens giebt mir hinlänglichen Grund zu ſchmollen und mich wieder auf den Fuß kühler Zurückhaltung zu ſetzen. Pauline ärgert und betrübt ſich darüber in liebenswürdiger Weiſe, aber ſie kann ſich doch nicht entſchließen, durch ein wahrhaft offenes, zärtliches Entgegenkommen zur Wiederherſtellung des guten Einvernehmens die Hand zu bieten.

„Sehen Sie,“ ſagte ſie neulich zu meiner Mutter, als wir nach einem Beſuche von ihr fortgingen, „ſehen Sie, er giebt mir nicht einmal die Hand — aber ich ſage nichts!“ — „Wenn es von Gott zu erbitten wäre,“ ſagte ſie dieſer Tage auch einmal zur Mutter, „daß wir friedlich miteinander leben, ſo müßte ich es ſchon erbeten haben.“

21. Mai.

Spaziergang gegen Maria Troſt mit Pauline, Ludmilla, Sophie, Freund Ficker und meiner Mutter. In der Waldhütte wurde Milch getrunken. Pauline bot mir ein Vergißmeinnicht an mit den Worten: „wenn ich wüßte, daß Sie es nicht wegwerfen —.“ Wir gingen ins Waldthal hinab, nur Pauline und die Mutter blieben zurück. Als wir zurückkehrten, fand ich Pauline ſehr traurig; es ſchien, als hätte ſie geweint. Ich improviſirte ein Waldmärchen von der Nixe, die wir, wie ich behauptete, drunten im Thale gefunden hätten, und brachte dabei viele Beziehungen auf Pauline an, die ſie verſtehen und beherzigen konnte, wenn ſie wollte. Später gingen wir noch einmal in die Niederung hinab, und auch Pauline begleitete uns. Ludmilla gab mir Vergißmeinnicht-Stengel zum Andenken. Auf dem Heimwege ſprach Pauline wieder viel mit der Mutter und beſchwerte ſich, daß ich ſie ſo ganz vernachläſſige. „Was werden die Anderen von uns denken?“ ſagte ſie.

22. Mai.

Vormittags begleitete ich Pauline zum Photographen, da ſie ſich konterfeien laſſen wollte. Sie benahm ſich immer recht freundlich gegen mich. Abends holte ich die Mutter ab, die bei ihr zu Beſuch war. Sie zeigte mir ein Roſenſtöckchen, das ihr der ſchalkhafte kleine Zeichenmeiſter Kugelmeier verehrt und mit einem Zettel verſehen hatte, auf welchem geſchrieben ſtand: „Rosa Hamerlingi purpurea.“ Zwei kleine Knoſpen waren daran ſchon erſchienen; ſie hatte große Freude darüber. Auch von anderen Neckereien Kugelmeier's erzählte ſie mir, z. B. wie er um den Rand ihres Zeichenbrettes herum meinen Namen in weit auseinanderſtehenden Buchſtaben heimlich eingeſchrieben. Sie habe es anfangs gar nicht beachtet.

26. Mai.

Pauline beklagte ſich heute wieder über meine Kälte. „Stellen Sie ſich vor, Frau v. H.,“ ſagte ſie zu meiner Mutter, „ſeit dem erſten Mai hat er mir nicht einen einzigen Kuß gegeben.“

28. Mai.

Pauline zeigte mir wieder eine große Menge von Gedichten, die ſie ſich aus den „Dichtern der Liebe“ von Diethe abgeſchrieben. Sie beweiſt in der Auswahl immer ſehr guten Geſchmack.

29. Mai.

Daß ich nach Italien reiſen will, ſobald ich kann, iſt Paulinen nicht angenehm; ſie will nicht einmal daß ich nach Wien gehe. Zu meiner Mutter ſagte ſie, ſie habe erfahren, ich wolle in den Ferien nach letzterer Stadt reiſen, und man habe ihr gerathen, dies nicht zuzugeben, da ich dort eine frühere Bekanntſchaft erneuern würde. Als wir heute Abend zum Beſuche bei ihr waren, kam die Rede darauf; ich nahm die ganze Sache als Scherz auf. Ich äußerte, daß ich von den wenigen jungen Mädchen, die ich in Wien gekannt, kaum irgend eine wieder antreffen würde, und daß Hermine Seiſer (von welcher ich Paulinen einmal erzählt habe) nun wohl ſchon ins Kloſter werde gegangen ſein, da ſie die Abſicht dazu mir gegenüber wiederholt ausgeſprochen, als ich noch in Wien war. — „O nein,“ ſagte Pauline, „ſie wird ſicher gewartet haben!“ Der gereizte Ton dieſer Worte beluſtigte mich faſt, aber es kam noch ärger. Nach ein paar ähnlichen Wechſelreden, die ich ſcherzend, *ſie* in tiefem Ernſt geführt hatte, ſtand ſie auf und ging hinaus. Als ſie zurückkehrte, glaubte ich zu bemerken, daß ſie geweint; ſie ſollte ſich zum Abendeſſen ſetzen, aß aber nichts, ſondern ging neuerdings hinaus. Der Papa ſuchte ſie und fand ſie endlich im Nebenzimmer, Thränen vergießend. Ich ging hinaus, führte ſie mit heiteren Reden zurück und verſetzte ſie durch allerlei Scherze wieder in eine ganz luſtige Stimmung.

2. Juni.

Abends mit meiner Mutter bei Pauline. Sie fand Gelegenheit, mich allein zu ſprechen, und forderte mich nun geradezu auf, mich zu erklären, warum ich denn jetzt ihr gegenüber ſo verändert, ſo fremd und kalt ſei, ob ich ſie denn gar nicht mehr liebe? ich wiſſe gar nicht, welchen Schmerz ihr mein Verhalten bereite. Ich ſuchte ausweichend zu antworten, aber ſie ließ mich nicht los. Endlich gab ich ihr zu verſtehen, daß ſie mir wehe gethan, indem ſie mir ihr Porträt nicht gegeben, wiewohl ich es ſicher von ihr erwarten zu können glaubte, da ſie ſich kürzlich photographiren ließ, und meine Photographie zuvor erhalten. In der That hatte ich es als etwas Selbſtverſtändliches betrachtet, daß Pauline mir ihr Bild geben werde, aber ich hatte mich getäuſcht, und dies verletzte mich. Sie ließ mich nun in ihrer Erwiderung errathen, daß ſie den Vater gefragt, und dieſer ihr widerrathen habe, ihr Bild in irgend weſſen Hände zu geben. Vermuthlich war der alte Herr in einem antiquirten Vorurtheil befangen, welches jedoch ſein Töchterlein halb und halb zu theilen ſchien, denn ſie hatte gelegentlich einmal geäußert, ſie finde es nicht angemeſſen, daß ein Mädchen einem Manne ihr Porträt gebe, ſelbſt nicht dem Geliebten, da ſie ja dieſer verlaſſen und mit ihrem Bilde vor anderen Leuten kompromittiren könne. Da mir dieſe Aeußerung vorſchwebte, ſo ſagte ich, daß ich in jener Vorenthaltung Mangel an Vertrauen und an wahrer Liebe erblicken müſſe. Sie verſicherte aber, daß ich mich, was den Mangel an Liebe betreffe, ſehr täuſche. „Ich ſollte es Ihnen eigentlich nicht ſagen,“ ſprach ſie, „wie ſehr ich Sie liebe, ich fühle, daß ich in meinem Leben keinen Mann mehr ſo lieb haben könnte; ja ſelbſt wenn Sie mich ganz verlaſſen und gar nicht mehr anſehen würden, müßte ich Ihnen noch meine Liebe beweiſen.“

Zuletzt fragte ſie, ob ich denn fortfahren wolle, mich ſo zu benehmen; ſie könne es nicht länger ertragen. Ich ſagte, mein Benehmen würde immer den Umſtänden gemäß ſein. Während dieſes Zwiegeſprächs hatte ihr Papa meiner Mutter erzählt, daß Pauline ſeit einigen Tagen ſehr traurig ſei, ihm auch einmal um den Hals gefallen ſei und davon geſprochen habe, daß ſie in ein Kloſter gehen wolle.

3. Juni.

Pauline äußerte heute zur Mutter, daß ſie geſonnen ſei, mir das Porträt zu geben, das nächſtens die Schweſter der Ludmilla für ſie in Oel malen werde, ſie habe ſich die Sache überlegt und habe gefunden, daß ſie jetzt, wo unſer Bund feſt geſchloſſen iſt, ihr Bild unbedenklich in meine Hände geben könne. Indeß fürchte ſie, daß ich es aus Stolz jetzt nicht mehr nehmen werde, weil ſie es mir nicht gleich gegeben. Die Mutter gab ihr Recht und ſagte, ſie möge ſich nicht bemühen, es ſei gewiß, daß ich es nicht mehr annehmen werde. — Sie will mich alſo auf ein erſt — Gott weiß wann? — in Oel zu malendes Bild vertröſten, ſtatt mir einfach ihre Photographie zu geben. Sie ſcheint das Vorurtheil oder den Eigenſinn noch immer nicht überwunden zu haben

Die Mutter erzählte mir auch, Pauline habe die Rede darauf gebracht, daß ich jetzt zuweilen den Verſuch mache, zu rauchen, was ich früher nie gethan.

Sie hatte ſich ſchon öfter dagegen erklärt; heute äußerte ſie nun zur **Mutter**, ſie wiſſe nicht, warum es ihr an mir nicht gefalle; es ſtehe mir nicht übel, aber es komme ihr immer vor, als ſei ich zu gut, zu hoch für ſolche Dinge. Schon früher einmal, als davon die Rede war, ſagte ſie, es ſei ihr ſelbſt unerklärlich, warum es auf ſie einen ſo ſeltſamen Eindruck mache, wenn ich rauche. Ich fragte ſie parodirend: „Iſt Ihnen nicht, als ob Sie einen Heiligen in der Kirche mit einer Pfeife im Munde abgebildet ſähen?" — „Es iſt wirklich beinahe ſo," verſetzte ſie. Ueberhaupt macht alles auf ſie einen peinlichen Eindruck, was ihr meiner nicht würdig ſcheint. So bin ich auch überzeugt, daß meine Ausgelaſſenheit, meine Scherze, mein exceſſives Benehmen auf Spaziergängen, mein Springen, Klettern u. ſ. w. ihr nicht ſelten ein wahrer Greuel ſind. Auch auf meinen Anzug hat ſie ſorgfältig acht und ſpricht angelegentlich von Kleinigkeiten, die ihr in dieſer Beziehung gefallen oder mißfallen.

8. Juni.

Sehr intereſſanter Spaziergang nach Maria Grün, mit Pauline, Ludmilla, Ficker's Schweſter und meiner Mutter. Ich zeigte mich ſehr aufgeräumt und ſprach mit Allen, nur nicht mit Paulinen. Bis ſie wegen des Porträts auf andere Gedanken gebracht wird, ſetze ich mein Verhalten fort, obgleich es mir unendlich ſchwer ankommt. Oft möchte ich ſo gern wieder mein Haupt an ihre Bruſt lehnen, und muß doch kalt und fröhlich ſcheinen.

9. Juni.

Heute gab Pauline neuerdings der Mutter zu verſtehen, ſie ſei bereit, mir ihr Porträt zu geben, wenn ich ſie noch einmal darum erſuche. Sie ſagte, es ſei natürlich geweſen, daß ſie es mir nicht gleich gegeben; ſie kenne mehrere Mädchen, die ſich nur ſchwer und auf wiederholtes Bitten entſchloſſen, ihren Geliebten dies zu gewähren. Sie wolle es mir aber geben, nur könne ſie es mir doch nicht ſelbſt antragen. — Pauline iſt ein kleiner Starrkopf; überdies iſt ſie vom Heinrich das demüthige Bitten und Schmeicheln gewohnt. Ich aber will mir, wenn es ſein muß, das Brot auf der Straße zuſammenbetteln, um Liebesweiſe aber bettle ich nicht. Ich konnte als Gegengabe für meine Photographie die ihre erwarten — und nun ſoll ich wiederholt und inſtändig darum bitten!

15. Juni.

Pauline äußerte heute gelegentlich, ſie habe dem Heinrich nie einen Brief geſchrieben, trotz ſeiner Bitten.

16. Juni.

Heut ſagte Pauline meiner Mutter, daß ſie ſchon die Kopie ihres Porträts für mich bereit habe. Sie hatte anfangs nur Ein Exemplar vom Photographen genommen. Sie fragte neuerdings, ob ich es wol nehmen würde? Meine Weigerung würde ſie, ſo äußerte ſie, aufs tiefſte kränken.

18. Juni.

Pauline erzählte meiner Mutter, ſie habe des Nachts geträumt, daß ich mich mit ihr verſöhnt und ſie in die Arme geſchloſſen. Sie ſprach wieder von ihrem Porträt.

28. Juni.

Paulinens Namenstag. Ich konnte nicht umhin, mich heute höflicher zu zeigen und ihr Glück zu wünſchen. Dieſen Moment der Annäherung von meiner Seite benützte ſie und gab mir endlich — endlich das verhängnißvolle Porträt, das uns ſeit Wochen entzweit hatte. Nun war alles wieder gut und es herrſchte die ſchönſte Herzlichkeit.

8. Juli.

Wieder ein ernſthaftes Intermezzo. Wir kamen heut auf ein delikates Kapitel zu ſprechen. Ich kann den Zweifel nicht aus meiner Seele bannen, ob bei dem mehrjährigen, ungehinderten Verkehr, der zwiſchen Heinrich und Pauline beſtand, das Verhältniß der Beiden immer ein reines und unſchuldiges geblieben ſei. Als ich heute wieder eine Andeutung über dieſen Punkt fallen ließ, brachte ich Paulinen dadurch zum Weinen.

9. Juli.

Pauline ſuchte mich heute durch einen Schwur über die geſtrigen Zweifel zu beruhigen. Sie iſt aber eine Heroine des Gefühls: Liebe füllt ihr inneres

Weſen ſo ganz aus, daß ich — verzeih' mir's Gott! — überzeugt bin, ſie würde auch falſch ſchwören, wenn es ſich um die Beruhigung des Geliebten handelt. Als ich u. a. äußerte, Heinrich ſei doch ſchöner und ihr perſönlich ſympathiſcher geweſen, fragte ſie: „Sie haben ihn geſehen und da glauben Sie ſo etwas?“

Nachmittags waren wir wieder beiſammen und beſſer gelaunt. Wir beſchäftigten uns mit der theoretiſchen Klaſſifikation der Küſſe und unterſchieden fünf Spezies derſelben, für welche wir beſondere Namen erfanden.

12. Juli.

Da ich und Pauline nicht mehr ſchmollen, ſo bringen wir die Zeit wieder mit Tändeln und Koſen hin, wenn wir nämlich allein ſind, wie z. B. heute. Ich ſchlang den Arm um ihren Hals und legte die Hand ein wenig kühn an den Rand ihres Buſens, oder vielmehr an den Rand am Ausſchnitt ihres Kleides. Pauline hielt meine Hand feſt, gleichſam damit ſie nicht weiter gehe, und zwar, da ſie die Hände zum Stricken brauchte, mit ihrem Kinn. Es war aber angenehm, ſo feſtgehalten zu werden. Da ich ſie Scherzes halber noch mehr zu necken Miene machte, ſo drückte ſie meine Hand immer feſter mit dem Kinn. Ich fragte ſie, warum ſie meine Finger in Haft halte, was ſie fürchte, und warum ſie meine Hand nicht auf ihrem bloßen Nacken oder Halſe oder Buſen ruhen laſſen wolle?“ — „Ich will es Ihnen aufrichtig ſagen,“ verſetzte ſie, „ich müßte es beichten, und da ſchämte ich mich zu Tod.“ — „Ich kann Ihnen abe leicht beweiſen,“ entgegnete ich, „daß dies etwas gan Unſchuldiges iſt.“ — „Ja, wenn Sie das könnten!“ ſagte ſie. Ich warf ihr vor, daß ſie ſehr ſtreng gegen mich ſei, und daß ihr dieſe Strenge gar nicht ſchwer zu fallen ſcheine. Sie ſchüttelte leiſe den Kopf. „Ich könnte viel ſtrenger ſein!“ ſagte ſie. Sie verbarg das Geſicht, drückte mich an ſich und ihre Wange an die meine. „Ich getraue mich nicht mehr, Sie anzuſehen!“ ſagte ſie, als meine freigewordene Hand die obere Fläche ihres Buſens flüchtig ſtreifte. Sie wurde warm, wir küßten, koſten, plauderten; ſie war voll wahrhafter Liebe und unſchuldig-unbewußter Hingebung, freute ſich an meiner Freude. Der Abſchied war herzinnig.

15. Juli.

Abends bei Pauline. Sie war ſehr herzlich, ſehr warm und hingebend. „O Gott, mir iſt heiß,“ ſagte ſie einmal, „greifen Sie meine Stirn an!“ Sie hatte Momente völliger Selbſtvergeſſenheit. Der Abſchied war wieder unendlich ſchwer.

Ende Juli.

Nachdem ich in dieſen Tagen von der Ablegung meiner Lehramtsprüfung aus Wien zurückgekehrt, fand ich Paulinen verſtimmt und ihr Benehmen zweideutig. Wie man ſagt, iſt Heinrich während meiner Abweſenheit von Marburg hier geweſen.

11. Auguſt.

Mein und Paulinens Liebeshimmel, der in letzter Zeit ziemlich mit Wolken verhangen war, hat ſich wieder aufgeklärt. Als ich heute zu ihr kam, ſagte ſie mir u. a.: „Geſtern habe ich ein Gedicht gemacht ſtatt der franzöſiſchen Aufgabe; wie ich mich nämlich hinſetzen und die Aufgabe ſchreiben wollte, ſind mir wieder allerlei andere Gedanken gekommen, und da habe ich einige Verſe gemacht. Schon öfter wollte ich meine Gedanken niederſchreiben und in Verſe bringen, aber es iſt mir nie recht zuſammengegangen.“ — „Sie haben Verſe gemacht?“ rief ich, „um Gottes willen, wo ſind ſie? heraus damit!“ — „Ich habe ſie wieder zerriſſen,“ ſagte ſie, „es war ja nichts daran!“ — „Zerriſſen? O Unglückſelige!“ — „Freilich, es war ja nichts; ja, wenn ich dichten könnte! Aber ich kann ja nichts!“ — — „Aber wenn Sie das Blatt um des Himmels willen nicht zerriſſen hätten! Wie gern hätte ich das geſehen! Es wäre mir ja nicht um die Form, ſondern nur um die Gedanken zu thun geweſen, die Sie darin ausgeſprochen haben!“

Da ſie nun dabei verharrte, daß ſie das Blatt zerriſſen habe und ſich auch auf die Verſe nicht mehr beſinnen könne, ſo gab ich endlich mein Drängen auf. Nach einiger Zeit aber ging ſie hinaus ins andere Zimmer und kehrte dann mit den Worten zurück: „Draußen auf dem Tiſche liegt es, aber lachen Sie mich nicht aus!“ — Ich eilte hinaus, ergriff das Blättchen, das auf dem Tiſche lag und fand darauf mit Bleiſtift geſchrieben folgende Zeilen:

An Robert.

„O könnt' ich immer dir ruhn am Buſen,
An deiner treuen, liebenden Bruſt!
Wie wichen da all' die Schmerzen,
Wie jauchzt' ich in ſeliger Liebesluſt!“

P. 10. 8. 1851.

So einfach dieſe paar Reime waren, ſo freuten ſie mich doch. Ich dankte ihr mit einem Kuſſe dafür. „Aber haben Sie mir denn nichts Beſtimmteres, Perſönlicheres zu ſagen gehabt?“ fügte ich hinzu, „dieſer Gedanke iſt ja ſchon gar zu oft in Verſe gebracht worden.“ — „So?“ entgegnete ſie, „das habe ich nicht gewußt, ich habe halt gerade dieſen Gedanken im Kopf gehabt, und ſo habe ich ihn hingeſchrieben. Aber hätte ich Sie nur nichts davon leſen laſſen! Ich habe es ja gewußt, daß Sie mich auslachen werden.“

20. Auguſt.

Kürzlich that Pauline die Aeußerung: „Wenn Sie nur einige Augenblicke in mein Herz ſehen könnten und wüßten, wie es da drinnen ausſieht, Sie würden mich ſehr lieb haben.“

Sie verſicherte auch, daß ihr immer das Herz klopfe, wenn ſie mich kommen hört.

25. Auguſt.

Heute iſt Pauline aus Arnfels zurückgekehrt, wo ſie einige Tage bei Verwandten zubrachte. Ich fand ſie merklich verſtimmt, und da der männliche, in beſten

Jahren ſtehende und liebenswürdige Verwandte, in deſſen Familie Pauline dieſe Tage zubrachte, und welchem ſie ſehr ans Herz gewachſen iſt, gewiß alles aufgeboten haben wird, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen, ſo deutete ich ihre üble Laune ſo, daß ſie Arnfels ungern verlaſſen und vielleicht mir durch ihre baldige Rückkehr ein Opfer gebracht habe. Dieſe Wahrnehmung verſtimmte mich nun auch, und ſo ſtanden wir uns kühl, ja faſt feindſelig gegenüber. Sie übergab mir zwei ſchöne Blumenſträuße mit den Worten: „Wenn Sie ſie aber nicht nehmen, ſo zerreiß' ich ſie gleich." — Wir geriethen dann wieder in allerlei Erörterungen hinein, auch von Heinrich war wieder die Rede. Sie ſagte, es ſei nicht wahr, daß ſie mit dieſem zärtlicher geweſen als mit mir, und als ich ſie daran erinnerte, daß ſie doch ſelbſt einmal ſo etwas angedeutet habe, ſo meinte ſie, dies habe ſie damals ſagen können, jetzt aber ſei es nicht mehr wahr. So weit wie mit mir ſei ſie mit Heinrich in der Zärtlichkeit nicht gegangen.

Da ſie fortfuhr, mich ihrer Liebe zu verſichern, ſo fragte ich: „Aber worin beſteht denn eigentlich dieſe Liebe! Schildern Sie mir doch Ihr Gefühl etwas genauer!" — „Ich fühle es halt," ſagte ſie; „ich denke bei allem an Sie; wenn es mir irgendwo gefällt, ſo möchte ich Sie auch dort haben; und wenn Sie mich auch gar nicht mehr liebten, ſo würde ich Sie doch noch lieben. Von meiner Freude und von meinem Herzklopfen, wenn Sie kommen, habe ich Ihnen ſchon früher geſagt."

25. Auguſt.

Ein nothwendiges Geſchäft führte mich vormittag zu Paulinen. Ich ſagte ihr, daß ich nur der Nothwendigkeit gefolgt, indem ich zu ihr ging, da ich ſonſt Bedenken getragen hätte, mich wieder einer üblen Laune auszuſetzen, die mir das letzte Mal ſehr weh gethan. Sie erwiderte, wenn ſie kalt geweſen, ſo ſei dies nur der Kälte zuzuſchreiben, mit der ich ſelbſt ſie begrüßt. Sie habe ſich ſchon den ganzen Tag auf unſer Wiederſehen gefreut, habe die Blumenſträuße für mich zugerichtet und mit Gips befeſtigt. Ich äußerte, daß ich es ſehr bedaure, wenn ſie etwa aus Rückſicht auf mich nicht länger in Arnfels geblieben ſei, und daß es mir beſonders leid thäte, wenn etwa ihr Vater um meinetwillen ſie gegen ihren Willen veranlaßt hätte, zurückzukehren. Sie ſagte, daß ſie es beim Vater gewiß durchgeſetzt hätte, wenn ſie hätte bleiben wollen, daß es ihr ſelber darum zu thun geweſen ſei, bald wieder nach Hauſe zu kommen, und zwar allerdings um meinetwillen. Sie habe dort auch ihren Verwandten geſagt, ſie würde nur dann auf längere Zeit nach Arnfels gehen, wenn ich von Graz fortkäme; überhaupt ſei von mir öfter die Rede geweſen. Sie habe auch immer an mich gedacht und bei allen Spaziergängen und Unterhaltungen mich vermißt.

Ich brachte die Rede auf den neuen „Zimmerherrn“. Sie ſagte, ſie habe den Vater gebeten, ihn nicht zu Beſuchen einzuladen, damit er ſich nicht etwa abends zu ihnen hinſetze. Der Vater habe darauf geantwortet: er werde thun, was ihm gefalle. Sie ſei auch gleich dagegen geweſen, daß er bei ihnen den Mittagstiſch habe. Als ich ſie ein wenig mit ihm aufzog und ihn ſcherzweiſe als meinen Nachfolger bezeichnete, ſagte ſie, ich ſolle nur unbeſorgt ſein, auf ſie werde kein Mann mehr Eindruck machen, ſie wolle überhaupt nichts mehr von einem Manne hören. Auch mit ihrer Lebensfreude ſei es vorbei für immer; ſie ſei geſtern wieder am Grabe ihrer Mutter geweſen und habe dort allem für immer entſagt. Dabei fing ſie heftig zu weinen an. Sie fuhr mit heftigem Schluchzen fort und ſchien wirklich tief innerlich ergriffen. Sie ſagte, daß es ihr leider nicht gegeben ſei, ihr Gefühl immer mit Worten auszudrücken, und daß ſie deshalb oft kalt erſcheine; ich würde es ſpäter gewiß noch einſehen, wie ſehr ich ihr Unrecht thue und würde es vielleicht noch einmal bereuen. Die innere Ergriffenheit goß über Paulinens Züge einen gewiſſen erhöhten Liebreiz aus, der mich rührender anſprach als ihre Betheuerungen.

26. Auguſt.

Abends ging ich zu Paulinen; ſie empfing mich ausgeſucht freundlich. Wir geriethen bald in ein lebhaftes Zwiegeſpräch. Als ich wieder auf den neuen Zimmerherrn anſpielte, ſagte ſie mir, er habe ſie ſchon einmal beſuchen wollen, ſie habe ſich jedoch durch die Hanni verleugnen laſſen und werde dies immer thun. Er ſei übrigens auch dreimal gekommen, um mit dem Vater zu ſprechen, und da habe ſie ſich immer ins andere Zimmer zurückgezogen. Sie ſcherzte über ſeinen weiten Mund und über ſeinen greulichen Namen. Der Mann heißt nämlich Steiß. Später fing ſie an, mich damit aufzuziehen, daß ich ſo oft durch die Annagaſſe gehe; es habe ihr Jemand davon erzählt, ſagte ſie, ſie ſcherzte, aber eine gewiſſe ernſtliche Beſorgniß blickte doch durch. In Beziehung auf den Zimmerherrn gab ſie mir noch die ernſtlichſten Verſicherungen, daß ich ſie ganz verkenne, wenn ich glaube, daß ſie ſich ſo leicht in Jeden verliebe, im Gegentheile, kein Mann werde auf ſie mehr Eindruck machen, ſie werde nach mir nie einen Anderen lieben.

Große Freude hatte ſie, daß ich dablieb und bei Tiſche mitaß. Unter anderem ſagte ſie mir, daß ſie die Gedichte, die ich ihr vor ein paar Tagen abgeſchrieben, wieder durchgeleſen habe und ganz beſonders ſchön finde. Auch ſie hatte ein Gedicht für mich abgeſchrieben und übergab es mir nun. Sie hatte darüber die Worte geſetzt: „Für Sie abgeſchrieben, weil es ſo treu meine eigenen Gefühle wiedergiebt.“ Nachdem ich es geleſen, ſagte ſie: „Ich habe auch ſelbſt wieder ein paar Verſe gemacht.“ Auf mein Verlangen lieferte ſie wieder eine vierzeilige Strophe in meine Hände. „Ich habe auch ein anderes gemacht,“ ſagte ſie, „mit ſechs Zeilen.“ Um dieſes aber ließ ſie ſich lange bitten. Endlich brachte ſie einen großen Kalender herbei und ſuchte darin nach dem Blatte unter anderen Papieren; ich bemächtigte mich aber mittelſt einer raſchen Handbewegung des geſammten Schriftvorraths und ſtöberte darin ſofort eine ganze

Brut von kleinen Liederchen auf, die da in dem alten Kalender geniſtet hatten. Ich machte auch diesmal wieder verſchiedene Ausſtellungen; ſie wollte aber nichts wiſſen von Silbenmeſſung und reinen Reimen; ja ſie ſtritt mit echtem Autor-Eigenſinn mit mir über die Bedeutung des Wortes wähnen.

Es wurde dann auch viel von Marburg geſprochen. Als ich zum Papa die Bemerkung machte, Pauline habe geäußert, ſie würde nie nach Marburg gehen, wurde ſie zornig und vertheidigte ſich mit großem Eifer. Sie habe bloß gemeint, ſagte ſie, ſie würde nicht beſonders gern hinabgehen wegen Heinrichs Familie, die gegen ſie immer übelgeſinnt war; ſie werde aber doch gehen, wenn es verlangt würde (d. h. wenn ich dort, was nicht unwahrſcheinlich, eine Anſtellung erhielte).

Als ich nach langem, herzlichem Geplauder mich entfernte und äußerte, ich ſähe ſchon, daß es mir nicht möglich ſei, ihr dauernd zu zürnen oder mich von ihr zu trennen, da ſagte ſie mit großer Innigkeit und wie unwillkürlich, von innerem Gefühl überwältigt, ſchnell die Worte herausſtoßend: „Ueberhaupt, es iſt mir halt immer, als könnt' es gar nicht anders ſein, als ſollten wir ganz gewiß . . .“ ſie wollte ſagen: „ein Paar werden“, aber ſie brach erröthend ab. „Ich werde ein Gedicht machen,“ fuhr ſie fort, „über das, was ich ſagen wollte.“ An der Stiege konnte ſie ſich faſt gar nicht von mir trennen.

Sie hatte heut viel Unwillkürlich-Zärtliches an ſich und trotz meiner durch Argwohn geſchärften Aufmerkſamkeit vermochte ich nichts Gezwungenes an ihr zu entdecken, ſondern mußte der Innigkeit Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die ſich oft ganz unausbleiblich in Kleinigkeiten ausprägte.

27. Auguſt.

Nachmittag bei Paulinen. Sie hatte zwei Anträge zum Spazierengehen ausgeſchlagen und war zu Hauſe geblieben, weil ſie dachte, ich werde vielleicht kommen. Ich hatte vormittags auf dem Roſenberg ein heiteres Gedicht im elegiſchen Versmaß an ſie gedichtet:

„Verschen ſchreibſt du an mich, mein Liebchen, und es
erfreut mich
Herzlich, doch es umſchwebt Sorge zugleich mir das
Haupt“ u. ſ. w.

Als ich es ihr gab und ſie es vor mir laut herlas, hatte ich Freude an der richtigen Betonung und Skandirung, die ſie den Hexametern und Pentametern angedeihen ließ, obgleich ſie dabei nur von einem metriſchen Inſtinkte geleitet wurde.

Durch Umwege des Geſprächs kamen wir auf die weiblichen Weſen zu ſprechen, mit welchen ich bisher in eine nähere, mehr oder weniger freundſchaftliche Berührung gekommen war. Ich gab ihr eine kurze Ueberſicht dieſer Damen, von der kleinen Anaſtaſia angefangen, welcher ich als achtjähriger Bube in der Schule aus Galanterie die Federn ſchnitt, bis auf ſie ſelbſt. Sie hörte dieſe Mittheilungen aus meiner Knaben- und früheſten Jugendzeit mit großer Spannung an; während ich ſprach, hielt ſie meine Hand in der ihren; einmal legte ſie ihre Wange darauf und ließ mich fühlen, wie ſie glühe; ſie war ganz heiß. Als ich mit meiner Erzählung fertig war, ſagte ſie, ſie habe meine bisherigen Liebchen gezählt; es ſeien gerade elf, und ſie ſelbſt mache alſo das Dutzend voll. Sie ſah dies als eine gute Vorbedeutung an und war ſehr froh, daß ſie nicht die Dreizehnte ſei. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ſie dabei ſo warm und innig wurde. Sie fragte mit tiefer Bewegung, ob ich ſie auch ſo vergeſſen würde, wie dieſe Elf? Ich ſagte: „Nein, ich werde Sie nie vergeſſen; Sie ſtehen mir am nächſten von allen Weſen auf Erden.“ Darüber war ſie ſehr gerührt. „Wenn es nur auch wahr wäre,“ ſagte ſie. Sie ſprach noch viel von der innigen Zuneigung, die ſie für mich hege; wie ſie ſich mir ſo verwandt und vertraut fühle, als kenne ſie mich von je her. Auch könne ſie ſich immer gar nicht denken, daß wir nicht „zuſammenkommen“. Ich ſagte: „Sie werden mich aber doch vielleicht nicht glücklich machen, denn Sie zeigen Ihre Liebe oft zu wenig äußerlich.“ — „Wenn ich aber dann,“ ſagte ſie ſchnell — ſie wollte ſagen: „wenn ich aber dann recht zärtlich bin?“ — „wenn Sie mich aber dann,“ fuhr ſie fort, „genauer kennen lernen und finden, wie ſehr ich Sie liebe, ſo würden Sie ja doch vielleicht ſich glücklich fühlen?“ — Sie war außerordentlich innig. Ich mußte abends miteſſen. Wir unterhielten uns ſehr gut.

Anfangs September.

Ich hatte wieder eine kleine Kontroverſe mit Paulinen wegen Heinrichs. Als ich meinte, die alte Neigung zu ihm rege ſich doch noch zuweilen in ihr und dergleichen, ſo wollte ſie von nichts wiſſen und betheuerte: „Wenn Gott Vater ſelbſt vom Himmel herabſteigt, ſo ſage ich doch nein!“ Ich erzählte ihr, ich hätte gehört, Lotte in Eggenberg wolle noch eine Zuſammenkunft zwiſchen ihr und Heinrich in Eggenberg veranſtalten. „Ich ſehe die Lotte nie mehr an, wenn ſie ſo etwas thut!“ rief ſie, und in Betreff Heinrichs verſicherte ſie, ſie würde ihn nicht mehr achten können, wenn er ſo wenig Selbſtgefühl hätte, daß er ſie jetzt noch zurückzugewinnen verſuchte.

Ich las ihr Waiblingers „Lieder der Nazarena“ vor; ſie blickte dabei lange vor ſich hin. Auch mit Goethes „Taſſo“ machte ich ſie bekannt.

Wir neckten einander in kindiſcher Weiſe, und ich zwickte ſie öfters. Ich entſchuldigte mich dann und ſagte, es ſei ja nur zum Zeitvertreib geſchehen. Darüber wurde ſie ungehalten und ſchmollte. Sie wollte es nicht leiden, daß ich es zum bloßen Zeitvertreib gethan, es hätte aus Liebe geſchehen ſollen. Sie wollte aus Liebe gezwickt ſein. Wenn ich ſie dann küſſen wollte, ſo ſagte ſie immer: „Halten Sie mich doch nicht ſo zum Beſten!“

8. September.

Statt des Herrn mit dem breiten Mund und dem unholden Namen iſt jetzt ein neuer Zimmerherr bei

Quadri eingezogen, ein Schauſpieler, der ſich wieder durch einen eigenthümlich ſchrecklichen Blick auszeichnet, im übrigen aber hübſch gewachſen iſt. Pauline erzählte mir, ſie habe geträumt, daß ich einen Backenbart hätte, der mir gut ſtand. Sie war heute wieder, beſonders aber beim Abſchied, ſehr innig und warm. Als ich ſie fragte, ob ſie nicht ihre Freiheit wieder zurückhaben wolle, erwiderte ſie: „Sie mögen ſagen und thun was ſie wollen, ich nehme meine Freiheit nicht zurück.“ Viel anderes Geplauder und Gekoſe.

10. September.

Sehr warmen Empfang bei Pauline. Sie hatte ein neues Kleid an. Als ich ſo neben ihr ſaß, legte ich den Arm um ihre Schulter, und während wir plauderten, ſpielten meine Finger mit dem oberſten Knopfe, der ihr Kleid oberhalb der Bruſt zuſammenhielt. Sie wollte dies nicht leiden und ſchob meine Finger zurück; ich kehrte mich aber nicht daran, und fuhr fort, in aller Unſchuld mit dem Knopfe zu ſpielen, ohne jedoch denſelben wirklich aufzulöſen. Da ſie mir nicht zu trauen ſchien, ihr Mißtrauen aber mich ärgerte und reizte, ſo entſpann ſich ein anmuthiger, kleiner Kampf zwiſchen uns. „Je mehr Sie ſich mißtrauiſch und eigenſinnig zeigen,“ ſagte ich, „deſto mehr werde ich Sie necken und quälen.“ Quälerei und Zärtlichkeit floß aber hier ganz allerliebſt ineinander. Sie drückte mich häufig mit Innigkeit an ſich, heiße Küſſe wurden gewechſelt, ein paarmal ließ ſie mich ihre glühende Wange anfühlen, oft drückte ſie den

Mund auf meine Stirn oder auf meine Haare. Sie zwickte mich auch in den Fuß, wie ich es ihr neulich gethan — „aus Liebe“. Dann las ich ihr aus Bettinas Briefwechſel mit Goethe vor, was ihr lebendigſtes Intereſſe erweckte. Sie erinnerte ſich, wie ich in ſpäterem Geſpräch merkte, der geringfügigſten Punkte aus dieſer Vorleſung.

Als ich ihre Liebesverſicherungen mit der Bemerkung erwiderte, dieſe Wärme liege vielleicht in ihrer Natur, da ſagte ſie, ich wiſſe gar nicht, wie kalt ſie ſein könne; ſie würde auch mit mir viel kälter und ſchroffer ſein, wenn ſie nicht den feſten Glauben hätte, daß wir für einander beſtimmt ſind und gewiß einmal unauflöslich vereinigt werden. Sie erzählte mir genau, wer mich in den letzten Tagen geſehen und wo; dann ſprach ſie auch von der Annengaſſe und von der ſchönen Philippine, welcher zuliebe, wie ſie ſich einbildet, ich öfter durch jene Gaſſe gehe.

Dieſer Abend gehört zu den ſchönſten, die ich mit Pauline zugebracht. Sie war unbeſchreiblich reizend und zugleich voll echter Liebe, voll unzweideutiger, herzinniger Zärtlichkeit. Beim Abſchied war ihr mein Kuß zu kurz. Sie lud mich ein, morgen wieder zu kommen, und zwar recht dringend, ebenſo für Mittwoch, um mit ihr nach Eggenberg zu gehen. Sie will mich jetzt jeden Tag bei ſich haben, und betreibt es angelegentlich, wiewol ſie weiß, daß manches ſich entgegenſtellt und daß meine Beſuche den Leuten zu reden geben.

12. September.

Bei Paulinen. Sie war anfangs mit ihrer Arbeit beſchäftigt und ſchien nicht am beſten gelaunt. Als ich aber anfing, ſie in ihrem Thun zu ſtören, da war ſie auch nicht ungehalten.

Wir machten wieder alle fünf Spezies von Küſſen durch, auch diejenigen, welche wir die „durchdringenden" getauft haben. Sie wurde dabei auch aktiv in beſter Form. Zwar zögerte ſie anfangs aktiv zu werden, als ich ihr aber ſagte: „Gut, ſo kaſſiren wir dieſe Spezies," da antworte ſie: „Nein, ich will es ganz und gar nicht, daß wir dieſe Spezies kaſſiren." Sie wiederholte dieſe Kußart hernach und ſehr oft, ja unaufgefordert. Auch auf die Augen küßte ſie mich ein paarmal. Zuletzt ſetzte ich es auch durch, daß ſie ihr Füßchen ein wenig über meinem Fuße ruhen ließ, nachdem ich ihr verſprochen, daſſelbe nicht zu berühren. Sie war wieder ſehr zärtlich und wirklich warm; ich machte ihr aber doch den Vorwurf, daß ſie zu ſpröde ſei, worauf ſie unendlich beſorgt wurde und mich durch viele naive Liebkoſungen zu beruhigen ſuchte. Wir ſaßen ſpäter auf dem Sopha; ich nahm eine halb liegende Stellung an und legte mein Haupt in ihren Schoß. Sie betrachtete mich und ſagte, daß ich mich in dieſer Lage ſehr gut ausnehme; als ich nun den früher gebogenen Fuß ausſtreckte, um mich noch maleriſcher zu zeigen, ſagte ſie: „Nein, laſſen Sie den Fuß gebogen; ſo iſt es ſchöner!" Als um 8 Uhr zum Gebet geläutet wurde, wobei ſie nie verſäumt zu beten, da beteten wir zuſammen, eng aneinander geſchmiegt. Als ich den Kopf wieder in ihrem Schoß barg, drückte ſie vier Küſſe auf mein Genick. Ich ſagte immer „Du" zu ihr. „Sie glauben nicht," äußerte ſie, „wie mir das gefällt, wenn Sie mich duzen!" Ich forderte ſie auf, auch mich das holde Wörtchen vernehmen zu laſſen. Sie entgegnete, ſie wage es nicht, weil ich neulich, nachdem ſie mich auf mein Verlangen ein paarmal geduzt, geſagt habe: „So, nun wollen wir wieder „Sie" ſagen;" das habe ſie gekränkt. Beim Abſchied ergriff ſie die Initiative zu „durchdringenden" Küſſen, und zwar aktiv.

14. September.

Paulinens Verhältniß zu mir iſt bis auf dieſen Tag ſo rein geblieben, daß ich nur wünſchen kann, ihr Verhältniß zu Heinrich ſei ebenſo vorwurfsfrei geweſen. In meinem Tagebuche darf ich es wohl ungeſcheut niederſchreiben: trotz meines leidenſchaftlichen Temperaments fühle ich mich noch nicht keck und männlich-rückſichtslos genug, ein Mädchen zu verführen. Selbſt die kleinen Vertraulichkeiten, die ich bei Paulinen mir bisher erlaubt, waren immer zart und im Grunde harmlos; es kam mir nicht in den Sinn, den natürlichen Entwickelungsgang einer poeſievollen Liebesneigung durch irgend eine Roheit, Frechheit oder Gewaltſamkeit zu unterbrechen. Und doch ereignete ſich heute zwiſchen mir und Paulinen eine höchſt fatale Scene, deren bloße Erinnerung uns noch lange voreinander erröthen machen wird. Ich verlangte aus irgend einem Grunde, ſie möge von dem Platze, wo ſie ſaß, aufſtehen, und da ſie zögerte, ſo umfaßte ich ſie muthwilligerweiſe, um ſie aufzuheben und fortzutragen. Im Eifer dieſes Verſuches machte ich nun eine Handbewegung, deren Tragweite unendlich weit über meine Abſicht hinausging. Ich ſelber war zum Tode erſchrocken; Pauline rief: „Nun mag ich Sie nicht mehr! O Gott, hätte ich das gedacht!“ und brach in ungeheures Schluchzen und Weinen aus. Ich ſuchte, nachdem ich mich ſelbſt von meinem Schrecken ein wenig erholt, durch die ernſteſten und liebreichſten Verſicherungen meiner Unſchuld ſie zu begütigen, aber je rührender ich ihr zuſprach, deſto heftiger ſchluchzte ſie, reden konnte ſie nicht. „Nun denn,“ ſagte ich endlich, „wenn Sie nicht vergeben können, dann leben Sie wohl!“ und erhob mich, um fortzugehen. Ich nahm meinen Hut, trat noch einmal zu ihr, und wiederholte mein Abſchiedswort. Da ergriff ſie meine Hand und hielt mich zurück, blickte aber nicht auf, ſondern weinte fort und bedeckte ihr Geſicht. Ich ſprach ihr wieder mit ſanften Worten zu; ſie merkte, daß mich ihr unaufhörliches Weinen kränke, und da ſie davon nun einmal nicht ablaſſen konnte, ſo legte ſie in der Beſorgniß, ich könnte ſonſt auf und davon gehen, ihre Hand an meine Wange und drückte meinen Kopf an ſich. „Glauben Sie denn wirklich,“ ſagte ich, „daß ich es abſichtlich gethan?“ „Nein, o nein!“ verſetzte ſie endlich, „wie könnte ich das glauben? Ich müßte Sie ja verachten!“ Nun ſuchte ich ſie zu überreden, daß die Sache am Ende doch nicht gar ſo bedeutend ſei, als ſie ſich einbilde. „Ach Gott," rief ſie naiv, noch immer Thränen vergießend, „ach Gott! wenn ſo etwas nichts machte und erlaubt wäre, was würde da nicht alles geſchehen in der Welt!" — „Sie lieben mich alſo von jetzt an nicht mehr?" fragte ich. „Doch was frage ich?" fuhr ich fort, „Sie haben es mir ja vor wenigen Augenblicken rund heraus geſagt, daß Sie mich nicht mehr lieben." — „Können Sie es glauben?" erwiderte ſie. So erfolgte denn noch eine leidliche Beſchwichtigung auf dieſen ſtürmiſchen und verhängnißvollen Auftritt.

15. September.

Abends wieder bei Paulinen. Sie fürchtet, ich denke ſchlecht von ihr, weil ſie mir des geſtrigen Unglücks halber nicht länger zürne. „Wenn Sie das nicht meiner Liebe zuſchreiben, ſondern glauben, ich hätte mich aus Leichtſinn ſo bald beruhigen laſſen, ſo will ich gar nichts mehr von Ihnen wiſſen." Als ich kam, war ſie eben beſchäftigt, eine Flechte ihres wunderſchönen, außerordentlich feinen Haares in der Form eines Vergißmeinnichts auf einem ſeidenen Stoffe für mich zu befeſtigen; da aber das Haar den Stoff befleckte, ſo ſtand ſie von der Sache ab und verſprach mir einen Büſchel ihrer Haare einfach geflochten zu geben. Lotte war da, ſie hatte einen Blumenſtrauß gebracht, den mir Pauline ſogleich ſchenkte. Es kam auch noch eine alte Jungfer, ſo daß wir nicht viel mitſammen plaudern konnten. Pauline flüſterte mir aber doch einmal ins Ohr: „Liebſt du mich?"

Zuletzt kam aber noch der Herr von Marx aus Arnfels, der Verwandte, bei welchem Pauline kürzlich mit ihrem Vater einige Tage zugebracht hatte. Er hatte einen Neffen bei ſich, einen hübſchen Kerl, ſehr elegant gekleidet, Handelsbefliſſener aus Wien. Der beguckte die Pauline, als ob er ſie mit den Augen verſchlingen wollte, redete aber nichts. Pauline ſah ihn aus Rückſicht auf mich faſt gar nicht an, doch fand ich ihre Wangen etwas röther und das Licht ihrer Aeuglein etwas wärmer, als gerade nöthig war. — Als die Leute ſich entfernt hatten, las ich Paulinen meine zweite Epiſtel an ſie vor. Sie hatte großes Wohlgefallen daran und lief ſehr erfreut, wie immer in ſolchen Fällen, zu ihrem Kaſten, um das Blatt zu den übrigen zu legen.

17. September.

Pauline erzählte mir, daß ſie mit Herrn von Marx, ſeinem Neffen, noch einem Verwandten von ihm, der Sophie und der Lotte in Eggenberg geweſen ſei. Ich konnte nicht umhin, ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß es nach dieſem Ausfluge nicht zu verwundern ſein möchte, wenn ich auf den Marx'ſchen Neffen eiferſüchtig wäre. Sie meinte, ſie habe die Einladung nicht ausſchlagen können, auch habe ſie nicht gedacht, daß der Marx'ſche Neffe meine Eiferſucht erregen würde. Derſelbe habe übrigens auf dem ganzen Wege und in Eggenberg ſelbſt ſo wenig ein Wort geſprochen wie vorgeſtern abends, es ſei alſo gar keine Gefahr geweſen. Sie erzählte mir ferner, es ſei zwiſchen ihr und Marx mehrmals die Rede von mir geweſen. Schon in Arnfels habe ſie mit jener Frau oft ſtundenlang von mir geſprochen; ſie habe auch dem Marx geſagt, daß ſie von Heinrich ſich um meinetwillen losgeſagt und daß ſie mich wahrhaft liebe; er habe auf dem Rückwege von Eggenberg wieder von mir geſprochen und ſie habe auch da ihre Liebe zu mir nicht verleugnet. Er habe ihr nämlich Glück gewünſcht zu einer baldigen Verbindung mit mir; ſie habe geſagt, es könne vielleicht durch meine Entfernung von Graz noch etwas dazwiſchen kommen; es ſolle ihr dies aber ſehr leid thun, und ſie für ihre Perſon wolle gewiß nichts dazu beitragen. (Dieſe Ausdrücke ſind verhältnißmäßig ein wenig matt ausgefallen.) Marx habe übrigens geäußert, daß ich ihm gefalle, und daß er einmal länger mit mir zu ſprechen wünſchte. Er hätte ſie gern nach Arnfels mitgenommen, und ſie hätte um ſo eher der Einladung Folge leiſten können, da auch die Sophie mitging; ſie habe aber um meinetwillen nein geſagt, und dieſe Verzichtleiſtung ſei ihr keineswegs ſchwer gefallen.

Als ich ſpäter einen Zweifel äußerte, ob wirklich ihr Herz eine baldige Verbindung mit mir unter allen Umſtänden wünſchenswerth finden würde, da erklärte ſie neuerdings entſchieden, daß ſie gern bereit ſei, mir überallhin zu folgen, ſei es auch an den entfernteſten und unbedeutendſten Ort. Sie wiederholte das ein paarmal mit großer Beſtimmtheit. Eine innige Verbindung mit mir, ſagte ſie, ſei ja ihr ganzes Trachten; wie ich denn glauben könne, daß ſie nicht dazu geneigt ſei: ſie finde ja in mir ihr ganzes Glück und verlange nichts weiter. Als ich äußerte, meine Perſönlichkeit ſei es vielleicht am wenigſten, wodurch ich Eindruck auf ſie gemacht, entgegnete ſie: „So? da fragen Sie nur ....“ Hier brach ſie ab; vermuthlich wollte ſie ſich auf Perſonen berufen, welchen gegenüber ſie mein Aeußeres in Schutz genommen hatte. — Sie erzählte mir unter anderem, daß ſie jede Nacht von mir träume, von mir und von ihrer verſtorbenen Mutter. Vorgeſtern habe ſie einen entſetzlichen Traum gehabt: ich war geſtorben, und ſie wollte ſich im höchſten Schmerz an meiner Statt in den Sarg legen; vor übergroßer Angſt erwachte ſie, und im Augenblick des Erwachens fühlte ſie ihr Haupt auf das Polſter zurückſinken; woraus ſie ſchloß, daß ſie in ihrer Aufregung während des Traumes ſich mit halbem Leib emporgerichtet hatte.

19. September.

Als ich abends zu Paulinen kam, zeigte ſie mir eine große Zeichnung in Goldrahmen, die ſie ſeit langer Zeit für mich angefangen und jetzt vollendet hatte. Dieſelbe ſtellt Kloſterneuburg und die Donaugegend vor. Pauline erzählte mir, wie ſie das Bild unter Kugelmeiers Aufſicht gezeichnet, und wie dabei immer von mir geſprochen worden.

Später benahmen wir uns wieder ſehr kindiſch, ſehr muthwillig. Ich quälte ſie zwei Stunden lang mit verſchiedenen Neckereien, wobei wir Beide ſehr warm wurden. Endlich fand ſie es gar für gut, das

Zimmer zu verlaſſen, um meinem Uebermuth zu entrinnen. Da ſie nicht zurückkehrte, ſo ging ich hinaus, ſie zu ſuchen, und zwar zuerſt in der Küche. Hier war ſie nicht. Ich öffnete einige andere Gemächer und fand ſie zuletzt in einem derſelben auf dem Sopha ſitzen. Es war kein Licht in dieſem Zimmer angezündet, und ich vermochte kaum ihre Geſtalt im Dunkel zu unterſcheiden. Darum blieb ich auch an der Schwelle ſtehen und wagte es nicht, einzutreten. Da ereignete ſich nun etwas höchſt Sonderbares. Während ich nämlich ſo daſtand und, die Thür in der Hand, ins dunkle Zimmer hineinſah, glaubte ich aus dem Munde Paulinens die leiſen Worte zu vernehmen: „Kommen Sie nicht herein?“ Der Ton dieſer Frage hatte etwas ſo Seltſames, ſie ſchien ſo unbewußt und wie im Traum oder Taumel hingehaucht, daß ich, der ich ſelbſt ganz träumeriſch und taumelig war, gar nicht wußte, höre ich recht, oder täuſcht mich bloß die aufgeregte Phantaſie. Mag ich nun recht gehört haben oder nicht, ſoviel iſt gewiß, daß ich jetzt noch weit weniger mich getraute, das Zimmer zu betreten. Pauline ſtand auf und folgte mir ins erleuchtete Wohnzimmer zurück. — Der Papa kam nach Hauſe und machte dadurch unſeren Neckereien ein Ende.

20. September.

Heute Vormittag ging ich nach Eggenberg, um die Lotte zu beſuchen und ſie wegen der neulichen Kränkung zu verſöhnen. Es war ein herrlicher Tag. Lotte ſah nett aus und war ſehr freundlich. Wir ſetzten uns im Garten unter den Nußbaum, und unter dem angenehmſten Geplauder verging die Zeit. Ich gab ihr das an ſie gerichtete Sonett, woran ſie große Freude hatte. Dasſelbe lautet:

Gewitter ſtürmen, alle Pulſe ſtocken
Im Reich der Lieb'; es fliehn' die Amoretten
Erſchrocken hin und her, die Muſen beten,
Gott Amor eilt zur Kirch' und zieht die Glocken.

Woher der Sturm? was ſind ſie ſo erſchrocken? —
Charlotte zürnt! — Wie um der Alpenketten
Schneehaupt die Nacht, weh'n um der Unerflehten
Glanzreiche Stirn im Zorn die Rabenlocken.

Erbarmen, Holde! hör' das Angſtgewimmer
Der Armen, die du führſt am Liebeskettlein:
Blick' endlich auf vom Strickſtrumpf! zürne nimmer!

Umſonſt — ſie zürnt. Ein letztes Stoßgebetlein
Seufzt leiſ' der Dichter, und bevor in Trümmer
Die Welt geht, ſchreibt er ſchnell noch ein Sonettlein.

Ich kehrte in der glücklichſten Stimmung zurück. Es war einer der rein empfundenen Momente geweſen, die das Gemüth, ohne es aufzuregen, mit ſeliger Heiterkeit erfüllen. So ein Stündchen, in der lieblichſten Natur, am blau'ſten Tag, mit einem nicht geliebten, aber ſympathiſchen, ſehr verſtändigen Mädchen unter einem Nußbaum im Garten verplaudert, verdient denn doch wohl ſo gut, wie die ſchönen Liebesmomente mit Paulinen, in dieſen Gedenkblättern feſtgehalten zu werden. Wäre nur auch Pauline ſelbſt dabei geweſen! Aber es war vielleicht ſo beſſer; denn hätte nicht die

Sehnſucht nach ihr mich am Ende doch fortgedrängt, wie wär' ich von dem ländlich-holden Ruheplätzchen ohne Schmerz wieder losgekommen? —

21. September.

Einer der herrlichſten Abende meines Lebens. Pauline empfing mich ſehr herzlich. Sie übergab mir einen großen Büſchel ihrer feinen und glänzenden Haare, in einen Zopf geflochten und dann rund zuſammengelegt, und ich mußte ihr geloben, dies Geſchenk zu immerwährendem Andenken aufzubewahren. Ich pflege jetzt Du zu ihr zu ſagen, wenn wir allein und gut gelaunt ſind, weil es ihr Freude macht. Ich verlangte nun von ihr, ſie ſollte mich dieſen ganzen Abend auch duzen. Wenn ſie aus Unachtſamkeit ſich verſpreche und „Sie“ ſage, ſo ſolle ſie verurtheilt ſein, mir tauſend wohlgezählte Küſſe in ununterbrochener Folge zu geben. Sie verſprach ſich bald und war nun herzlich gern bereit, ſich der feſtgeſetzten Strafe zu unterziehen. Sie gab mir wirklich die tauſend Küſſe mit großer Innigkeit und Wärme. Es wurde uns ſehr heiß dabei. Sie ermüdete gar nicht, mir ſelbſt war die Sache viel beſchwerlicher als ihr. Sie hielt meine Wangen dabei mit den Händen feſt; ſchon trat mir der Schweiß auf die Stirn, aber ich durfte nichts merken laſſen, und ſie wollte es nicht leiden, wenn ich ernſthaft drein ſah. Wenn ich aber lachte, ſo wurde ſie gleichfalls böſe, und meinte, ich wolle ihrer ſpotten. Im übrigen übereilte ſie ſich nicht und zählte mir ein Hundert um das andere bedächtig auf. Es waren die ſüßeſten Küſſe, die ſie mir bisher gegeben, und ſie waren von ſonſtigen Beweiſen der Zärtlichkeit und Innigkeit begleitet. Merkwürdig war der letzte dieſer tauſend Küſſe; er währte faſt ein paar Minuten.

Ich habe Pauline nie ſo warm, ſo innig geſehen. Auf die tauſend Küſſe folgten andere. Sie küßte mir Augen, Stirne, Wangen, auch das Ohr, bis die Ankunft des Papas dem herzlichen Verkehr ein Ende machte. Wir überließen uns nun dem Geſpräch. Pauline ſprach davon, wie gut mir mein grauer, rothgefütterter Schlafrock ſtehe, und da ich ihren ſehr kräftigen Betheuerungen nicht Glauben ſchenken wollte, ſo verſicherte ſie mir's „bei ihrer Ehre“ und gab mir die Hand darauf. Ueberdies berief ſie ſich auf das Zeugniß der Frau von Sölder und ihrer Tochter Nelly, die auch ſo geurtheilt hätten. Als ich ihr erzählte, wie gut ich mirs geſtern in Eggenberg habe ſein laſſen, und daß ich der Lotte ein Sonett gebracht, ſo machte es auf ſie nicht den beſten Eindruck. „Schon wieder ein Sonett!“ rief ſie und fing an, das andere Sonett zu recitiren, mit welchem ich ſchon früher die Lotte ſcherzhaft angeſungen.

Anfangs Oktober (Donnerstag).

Wieder viel gekoſ't. Als ich fortgehen wollte, zog mir Pauline den Ueberrock herab.

(Freitag.)

Als ich heut' Paulinen beſuchte, hatte ſie eben Zeichenſtunde. Auch Nelly war da, im Geſicht immer hochroth und darum wiederholt aufgezogen von Kugelmeier. Pauline ſagte zu Letzterem: „Aber Sie ſind unbarmherzig, Herr von Kugelmeier.“ Ich lobte Nelly's glänzend braunes Haar, worauf ſie Pauline ſehr mißgünſtig anſah, und als wir allein waren, fragte ſie: „Sind die Haare der Nelly ſo wie die der Hermine?“ Ich habe nämlich die Haare der Hermine ihr manchmal geprieſen.

Dann allerlei nichtsſagendes, zum Theil albernes Geplauder, was ſicher ein Symptom von Liebe iſt. Ich ſagte z. B. „Wenn du mich nicht lieb haſt, ſollſt du mich auch nicht haben.“ „Wenn ich dich aber lieb habe,“ entgegnete ſie, „werde ich dich ganz gewiß haben?“ —

16. Oktober.

Heute habe ich wieder gelegentlich den Verſuch gemacht, Paulinchen aufzuheben und fortzutragen, doch war ich dabei vorſichtiger, als am 14. September. Ich erwähne die Sache nur, weil Pauline eben im Augenblick, als ich ſie durch mein Anfaſſen in Schreck verſetzte, den Ruf der Angſt mit der Aeußerung ihrer Zärtlichkeit in lieblicher Weiſe vereinigte und ausrief: „Ich bitte dich, Robert,“ während ſie mich doch vorher keineswegs geduzt hatte.

17. Oktober.

Ich verlangte, Pauline ſolle ſich mir aufs Knie ſetzen. Da ſie nicht wollte, ſo ſtand ich von meiner Forderung ab. Zum Lohne für meine Nachgiebigkeit ſetzte ſie ſich mir aufs Knie.

19. Oktober.

Pauline hat geträumt, daß wir nach Jahren wieder zuſammentrafen; ich war verheirathet, ſie nicht. Sie hatte ſich gehärmt um meinetwillen und Alle ausgeſchlagen. Während der Erzählung küßte ſie mich öfters. Gekoſe; während ich Küſſe auf ihren Hals und Nacken drücke, küßt ſie mein Ohr.

Oktober.

Lotte äußerte neulich, Pauline ſei gegen Heinrich viel abſtoßender geweſen. — Pauline erzählte, ſie habe geträumt, daß ich ihr einen Kuß gegeben, der ſo heftig war, daß ſie davon erwachte.

Es iſt eigenthümlich, daß wir nun ſchon einige Monate in faſt ungeſtört zärtlichem Verkehr und gutem Einvernehmen leben. Dieſe Monate ſind eine wahre blühende Roſenzeit für unſere Liebe. Ich fühle mich nicht mehr wie früher veranlaßt, Paulinens Liebeseifer durch Schmollen oder durch Zurückgabe ihrer Freiheit von Zeit zu Zeit friſch anzufachen.

14. November.

Mein Tagebuch iſt in letzter Zeit wieder etwas ins Stocken gerathen. Ich verzeichne nur ein kleines Zwiegeſpräch, das heute vorgefallen. Ich fragte, warum ſie die Augen ſchließe, wenn wir uns küßten. „Sie thun es ja auch,“ erwiderte ſie. — „Ich möchte aber wiſſen, warum Sie es thun?“ — „Es freut mich eben.“ — „Haben Sie es auch bei Heinrich ſo gemacht?“ — „Ich weiß es nicht mehr; aber bei Ihnen that ich es anfangs, weil ich mich ſchämte; ſpäter that ich es faſt unwiſſentlich; ich weiß es ſelbſt kaum, daß ich die Augen ſchließe.“ — „Ich für meinen Theil thue es, weil ich finde, daß die Küſſe ſo noch ſüßer ſind.“ — „Wirklich?“ Dieſe Frage that ſie raſch und mit einem verſchmitzten Lächeln, als ob ſie zu verſtehen geben wollte, daß ſie die nämliche Wahrnehmung gemacht habe.

26. November.

Pauline war ungefähr eine Woche lang in Laibach mit ihrem Vater. Ich habe während ihrer Abweſenheit viel gelitten, denn ich entbehre ſie ſchwer, und nicht ohne Beſorgniß ſehe ich ihr leichtempfängliches Herz neuen Eindrücken hingegeben. Inzwiſchen iſt mein Anſtellungsdekret (nominell für Cilli, mit einſtweiliger Verwendung in Graz) eingetroffen. Heute kehrte Pauline zurück und empfing die Nachricht von meiner definitiven Anſtellung mit ungeheuchelter Freude. Sie lief ſogleich zur Ludmilla und zu Anderen, um ihnen die Glücksbotſchaft mitzutheilen. Sie war faſt närriſch vor Freude, ſprang und lachte in einem fort, und wenn ich nur einen Augenblick mit dem Papa ſprach, ſo rief ſie mich gleich wieder zu ſich; ſie wollte immer mit mir plaudern. Sie hatte mein Porträt mit ſich nach Laibach genommen und zeigte es mir, fröhlich lachend, mit der Frage: „Haben Sie keine Küſſe geſpürt? Der Vater hat oft nicht gewußt,“ fuhr ſie fort, „was ich Heimliches vorhabe. Auch die Küſſe habe ich probirt, die ſo zerſchmelzen, wie Sie ſagen.“

Das Schönſte aber, was ſie mir beſcherte, waren wieder ein paar Verslein, die ſie auf der Reiſe gemacht. Die Eine Vierzeile iſt vom 23. und lautet:

Ich fühle nur Schmerz, nicht Freude hier,
Weil ich von dir ſo ferne,
Weil ich getrennt bin von dir,
Dem ich ruh' am Herzen nur allzugerne.

Das zweite Gedichtlein iſt vom 25. und wurde geſchrieben auf der Rückfahrt von Laibach, zwiſchen Stein und Steinbrück:

Wir fliegen dahin zwiſchen Fels und Geſtein,
Und neben der ſchäumenden Flut;
Da denk' ich: wie wird's wol zu Hauſe ſein?
Iſt mir mein Robert noch gut?

Ich finde beſonders dieſe letztere Kleinigkeit ſehr voll und naiv-herzig. Pauline erzählte mir weiterhin, wie ſie mit ihrer Freundin Peppi in Laibach von mir geſprochen, wie dieſe gefragt habe, ob ich einen Schnurrbart trage, worauf ſie geantwortet: „Nein, einen Backenbart,“ u. dgl. Der Vater, ſagte ſie, habe bei Tiſch ſie immer aufgezogen, daß ſie beſtändig wieder nach Hauſe trachte, auch die Anderen hätten darüber geſpöttelt, ſo daß ſie über und über roth geworden.

Als ſpäter der Papa „regieren“ ging — ſo nennen wir es nämlich, wenn der alte Herr, beſtimmter Verrichtung halber, auf einige Minuten das Zimmer verläßt: Augenblicke, die wir immer ſo gut als möglich zu benutzen ſuchen — als nun, wie geſagt, der Papa „regieren“ ging, trat eben die Magd herein, ſo daß wir wieder nicht allein geweſen wären. Pauline war darüber unwillig und ſagte: „Nun muß eben die hereinkommen.“ „Zum Aufdecken iſt ſpäter Zeit!“ rief ſie der Magd zu und veranlaßte ſie damit zum Rückzug. Wir hatten einander ja noch keinen Kuß zum Willkommen geben können; dazu mußte nun der kurze günſtige Moment benutzt werden. Als ich Paulinen erzählte, wie ſchwer mir die Trennung von ihr dieſe acht Tage lang gefallen ſei, und ihr gewiſſermaßen einen Vorwurf daraus machte, daß ſie mich verlaſſen, da glaubte ich aus ihren Erwiderungen entnehmen zu können, daß ihr Vater Bedenken getragen habe, ſie ſo zu ſagen in meiner Gewalt zurückzulaſſen. Sie ſelbſt auch ſcheint die Schwierigkeit ihrer Lage, wenn ſie allein zurückbliebe, erwogen zu haben. Meine Beſuche ſich während der Abweſenheit ihres Vaters zu verbitten, das wäre ihr ſelbſt ſchwer gefallen; ſie anzunehmen, mußte ihr bedenklich ſcheinen. Sie ſcheint überhaupt ſich mit dem Gedanken zu beſchäftigen, meine Liebe zu ihr könne gelegentlich einmal über die bisherigen Grenzen unſeres Verkehrs hinausgehen. Es fällt mir bei dieſer Gelegenheit ein, daß ſie mir erzählt hat, ſie habe kürzlich in der Kirche gebetet, daß wir „brav“ ſeien. Ich wußte damals nicht gleich, wie ſie es meinte.

Das Tagebuchblatt vom 26. November 1854 iſt das letzte, auf Paulinen bezügliche, das ich unter meinen Papieren vorfinde. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich vom 26. November bis zum 11. Dezember, an welchem die Kataſtrophe dieſer Herzensgeſchichte eintrat, nicht mehr Sammlung genug fand, um etwas aufzuſchreiben, oder ob die betreffenden Blätter verloren gegangen.[1]

Der 11. Dezember 1854 war der Tag, an welchem ich zum letztenmale mit Paulinen perſönlich zuſammen war. An dieſem Tage riß ich mich los von einem Herzen, an welchem, wenn es auch den früheſten, jugendlichſten Idealen meiner Poetenſeele nicht ganz entſprach, mir doch zum erſten- und vielleicht auch zum letztenmale recht tiefinnig wol geworden iſt, was ich freilich eigentlich erſt jetzt empfinde und zu würdigen imſtande bin.

Ich will die Veranlaſſungen der neuen Wendung mit einigen Worten andeuten.

Eine eigenthümliche Rolle hatte, wie ich ſchon gelegentlich erwähnt, in dem ganzen Roman meine Mutter geſpielt. Die herzliche Zuneigung erwidernd, mit welcher Pauline ihr entgegenkam, betrachtete ſie anfangs das verdeckte und ſchüchterne Spiel der Neigung zwiſchen mir und Paulinen nicht mit ungünſtigen Augen. Es ſchien ihrer mütterlichen Eitelkeit zu ſchmeicheln, daß ein hübſches Mädchen in heimlichem Liebesleid für ihren Sohn ſchmachte, und bereitwillig machte ſie ſich zur Zwiſchenträgerin der Geſtändniſſe, mit welchen Pauline mir ſelbſt gegenüber ſich nicht hervorwagte. Als aber der Bruch mit Heinrich in aller Form vor ſich gegangen war, das Verhältniß zwiſchen mir und Pauline einen ernſteren Charakter anzunehmen drohte, und Letztere ſich faſt ſchon als Verlobte zu betrachten ſchien, da erwachte allmählig jene mütterliche Eiferſucht, die man ſo häufig, insbeſondere bei Frauen trifft, die das Hausweſen ihrer Söhne regieren. Zur größten Beſtürzung Paulinens ſchlug die Freundſchaft meiner Mutter für ſie zuletzt in offene Feindſchaft um. Die Mutter ſetzte keinen Fuß mehr über Paulinens Schwelle, und ich war genöthigt, meine Beſuche dort immer allein zu machen. Das war Paulinen doppelt peinlich, weil ſie meine Mutter herzlich liebte, und weil ſie das Gerede der Leute fürchtete.

---

[1] Das Folgende iſt zwar größtentheils, aber nicht ganz gleichlautend mit der Darſtellung in den „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft" und enthält Einiges, was in dieſer fehlt.

Da ich der Mutter gegenüber mich nur zu dem Zugeſtändniß herbeilaſſen wollte, Paulinen ſeltener zu beſuchen, ſo kam es zu häuslichen Scenen, und die mütterliche Erbitterung nahm in ſolchen Fällen leidenſchaftliche Formen an. Zu Anfang Dezember war dieſe leidenſchaftliche Erregtheit ſchon auf einen ſo bedenklichen Grad geſtiegen, daß ich begriff, ich hätte fortan nur die Wahl, entweder Paulinen aufzugeben, oder ein häusliches Unheil heraufzubeſchwören, für welches eine Abhülfe in meinen Verhältniſſen unmöglich war.

Eine endgültige Entſcheidung wurde unerwartet durch Vorkommniſſe von ganz anderer Art herbeigeführt.

Die Paulinen ſehr befreundete, im ſelben Hauſe mit ihr wohnende Familie R. vermiethete ein Monatzimmer in der Regel an Studenten, da die Univerſität ganz in der Nähe des Hauſes liegt. Das Zimmer ſtand nun eben leer. Da hatte man ſich nun an Pauline mit der Bitte gewendet, ſie möge in Abweſenheit der Familie den Schlüſſel der Wohnung übernehmen und das Monatzimmer den jungen Herren zeigen, welche daſſelbe beſichtigen wollten. Pauline fand ſich dazu bereit und pflegte nun immer, aufmerkſam gemacht durch die Köchin, welche vom Küchenfenſter aus den Eingang der Nachbarwohnung überſah, die ſich einſtellenden jungen Leute in die beſagte Nachbarwohnung zu führen, ihnen das zu vermiethende Zimmer zu zeigen, über die Miethsbedingungen Auskunft zu geben u. ſ. w.

Als ich eines Nachmittags zu Paulinen kam — es war eben Sonntag und auch ihr Vater zu Hauſe — war eben die Rede davon, daß Pauline vormittags wieder einen Studenten, und zwar einen „hübſchen Italiener“, in die Nachbarwohnung geführt und dort längere oder kürzere Zeit allein mit ihm verweilt hatte. Daß mir die Sache nicht ſonderlich angenehm ſein konnte, brauche ich kaum zu ſagen. Aber diesmal gerieth auch Papa Quadri, der ſonſt nicht den leiſeſten Zweifel an der felſenfeſten Tugend ſeiner Tochter aufkommen ließ, in einigen Aufruhr und verbot Paulinen entſchieden, ſich noch länger zu dieſem nachbarlichen Gefälligkeitsdienſte herzugeben. Was mich betrifft, ſo hätte ich wol bald der Sache nicht weiter gedacht. Aber Paulinens Ausſehen und ganzes Weſen an jenem Tage war es, was mir auffiel und was mich lebhafter beunruhigte. Sie kam mir ganz verändert vor, ihre Geſichtszüge hatten einen Ausdruck, wie ich ihn nie geſehen und in welchem ſich beſtimmte Erlebniſſe zu ſpiegeln ſchienen; ſie ſah innerlich erregt und wie traumverloren aus.

Bald nachher wurde auch das Monatzimmer leer, welches Paulinens Vater ſelbſt zu vermiethen pflegte. Da fand ſich ein bildhübſcher italieniſcher Studioſus ein und miethete dasſelbe. Ich kann nicht beſtimmt ſagen, daß es derſelbe war, deſſen Bekanntſchaft Pauline in der Nachbarwohnung gemacht, aber wahrſcheinlich iſt es, nach dem, was ſpäterhin erfolgt iſt.

Wenn ich mir ſelbſt das Zeugniß geben konnte, daß ich bisher zu ideal geſtimmt oder zu jugendlich ſchüchtern geweſen war, um eine mir gegönnte Freiheit zu mißbrauchen, ſo kannte ich die Welt doch ſo weit, um zu wiſſen, daß Idealität und jugendliche Schüchternheit nicht gerade eine allgemeinſame Eigenſchaft aller jungen Leute meines damaligen Alters ſeien.

Ich war alſo beſorgt; und dieſe Beſorgniß ſpannte mich auf eine Folter, deren Qualen ich mich, durch den häuslichen Kampf erſchöpft, nicht gewachſen fühlte. Von allen Seiten bedrängt, wurde ich das Opfer einer Verwirrung, einer Aufregung, die nicht länger zu ertragen war. Unter dieſen Umſtänden warf ich mit ernſter Ueberlegung mir noch einmal die Frage auf: „Iſt Pauline das Mädchen, um welches du ringen kannſt und ſollſt auf Tod und Leben? Biſt du ihrer ſo ſicher, um vollen Erſatz von ihr zu erwarten für alles, was du um ihretwillen dulden, für alles, was du ihr opfern mußt? — Ich konnte mir dieſe Fragen nicht mit einem zuverſichtlichen Ja beantworten. Und war ich meinerſeits unter den oben angedeuteten häuslicher Umſtänden in der Lage, Paulinen das zu bieten, was ſie und ihr Vater von mir erwarteten: eine baldige Schließung des Ehebundes, ſobald ich eine entſprechende Anſtellung gefunden haben würde?

Dies mußte ich entſchieden verneinen! —

Ich ſagte kein Wort zu Paulinen von dem Italiener und ebenſowenig von dem auf den Höhepunkt geſtiegenen häuslichen Unheil. Ich ging vorläufig nach einem wehmüthig-ſüß durchplauderten Abend von Paulinen weg, mit dem Vorſatze, nie wiederzukehren. Mit dem Vorſatze! Daß ich dieſen Vorſatz ausführte und auszuführen vermochte, war, wie ſich alsbald zeigen wird, nicht mein Verdienſt.

Leider beſitze ich kein Tagebuchblatt über dieſen letzten Abend. Soviel ich mich erinnere, war Pauline ſehr zärtlich, aber in ihren letzten Worten, als ſie mich hinaus bis an die Gitterthüre begleitete, ſpiegelte ſich eine Ahnung deſſen, was bevorſtand, eine Ahnung, die ſie vielleicht aus der ſchlechtverhehlten Erregung ſchöpfte, mit welcher ich von ihr Abſchied nahm. Mir iſt, als ſähe ich ſie noch heute ſinnend ſtehen an der Gitterthür, den Leuchter in der Hand, während ich mich von ihr wandte und wie vernichtet ſtill die Treppe hinunterging auf Nimmerwiederſehen.

Ich habe nie genau erfahren, wie Pauline mein Fernbleiben aufnahm. Durch Kugelmeier vernahm ich einiges Spärliche von vergoſſenen Thränen. Auch wurde durch die Fama mir ein zartes Wort zugetragen, das ſie bei Frau von Sölder geſprochen haben ſollte: „Wenn er auch nicht ſo oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken!“ —

Aber das war alles. Sie erkundigte ſich weder brieflich noch ſonſt irgendwie nach den Gründen meines Fernbleibens. Ich ging noch täglich, wie ſonſt, an ihrem Fenſter vorüber, zur gewohnten Stunde, wo ſie ſich immer gezeigt hatte: ſie zeigte ſich dort nie wieder. Hätte ſie mir geſchrieben, hätte ſie nur den geringſten Verſuch gemacht, ſich mir zu nähern, ich wäre, fürcht' ich, zu ihr zurückgekehrt, ich hätte mich nicht von ihr losreißen können. Ich wartete ſogar auf ein ſolches Lebenszeichen — ſie gab keines. Das kränkte mich tief und jetzt half mir der Groll, daß ich ſtandhaft blieb.

Vermuthlich hat ſie damals ſich etwas darauf zu gute gethan, daß ſie „zu ſtolz“ geweſen, ſich mir irgendwie zu nähern. Aber nach einem Grunde meines Benehmens hätte ſie doch wol fragen können, und wenn ich nicht zu ſtolz war, an ihrem Fenſter vorüberzugehen, ſo brauchte auch ſie nicht zu ſtolz zu ſein, ſich wie ſonſt an demſelben zu zeigen. Bekanntlich entwickeln Liebende dieſe Art von „Stolz“ in der Regel erſt dann, wenn ihnen am Geliebten nicht mehr viel gelegen iſt. Früher war auch Pauline niemals zu ſtolz geweſen, ſich angelegentlich nach den Gründen zu erkundigen, wenn ich ein paar Tage ausblieb, und mich in zärtlicher Weiſe zu verſöhnen, wenn ich grollte. Wie kam es, daß ſie gerade jetzt plötzlich zu ſtolz dazu war und eine Verſöhnung nicht bloß nicht ſuchte, ſondern ihr geradezu auswich? —

Die Aufklärung blieb nicht aus. Es verlautete bald, daß der Italiener die Tröſterrolle gut geſpielt. Ich litt im ſtillen ſehr; es war der traurigſte Winter meines Lebens. Als ich im April Graz zu verlaſſen und nach Trieſt abzureiſen im Begriffe war, ſchrieb ich Paulinen ein paar Zeilen zum Abſchied, in welchen ich auf jene Tröſtungen anſpielte. Keine Antwort — *erſt als ich am Tage der Abreiſe auf dem Wege zum Bahnhof war*, wurde mir ein Brief Paulinens übergeben, in welchem ſie ſagte, es ſei ihr unbegreiflich, daß ich, der vorgab ſie zu lieben, dem Gerede böswilliger Menſchen Gehör ſchenkte, „deren Zweck es ja nur war, uns zu trennen, und welche jetzt jubeln, ſich nicht umſonſt bemüht zu haben“. Sie gab mir die Verſicherung, daß ſie alle jene Schwüre, die ſie mir gethan, „bis zum gegenwärtigen Augenblicke nicht im mindeſten verletzt“, daß „ihr Bewußtſein ſie in Beziehung auf mich nur hochſtellen, niemals erniedrigen könne“, und daß ſie glaube, ich ſtehe nicht im Rechte, ihr meine Achtung zu verſagen. Schließlich wünſchte ſie, daß mir im Süden das Glück zu theil werden möge, daß ich hier nicht finden zu können glaubte.

Daß Pauline zu dieſer Antwort ſich etwa acht Tage — wenn ich nicht irre — Zeit nahm und ſie mir erſt im allerletzten Moment zuſtellen ließ, als keine perſönliche Rückkehr zu ihr, keine Verſtändigung und Verſöhnung mehr möglich war, beweiſt, daß ihr jede

Abſicht fern lag — mich in meinen Entſchlüſſen wankend zu machen.

Einige Jahre ſpäter beſtätigte mir Kugelmeier — ein zuverläſſiger Zeuge, da er Paulinen immer ſehr freundlich geſinnt war —, daß zwiſchen ihr und dem Schwarzkopf ſich ein Liebesverhältniß entſponnen, und daß derſelbe, als Pauline aus Geſundheitsrückſichten ſpäterhin eine Sommerwohnung bezog, ſie dort beſuchte. Mit der Rückkehr des jungen Mannes in ſeine Heimat hatte freilich dieſer Roman ein Ende.

Später trat Pauline in ein Verhältniß zu einem ältlichen in Graz ſtabilen Offizier oder Militärbeamten, wobei es auf eine Heirath abgeſehen war.[1] Sie ſcheint ſich aber in dieſem Verhältniß nicht glücklich gefühlt zu haben, denn ſie faßte, wie man erzählt, plötzlich den Entſchluß zu ſterben, trank zu dieſem Behufe, wie man erzählt, ein Glas kaltes Waſſer, während ſie ſehr erhitzt war, und ſtarb nach ziemlich kurzem Krankenlager an einer Affektion der Lunge im Jahre 1860, nachdem ſie von ihrem Geliebten ſich hatte verſprechen laſſen, daß er ihre Ruheſtätte durch einen Denkſtein kenntlich machen werde. Dies geſchah in der That, und der ihr von ihrem Freunde gewidmete Denkſtein bezeichnet ſie als eine „Perle ihres Geſchlechts“.

Nun ruht ſie aus von aller Qual und aller Wonne, von Küſſen und Thränen, tief unter der kalten Scholle. Zerfallen iſt der zarte, ſchmiegſame Leib zu Staub.

---

[1] Er war ein Freund ihres Bruders und durch dieſen in das Haus eingeführt worden.

Aber etwas iſt doch noch wolerhalten übrig von ihrem leiblichen Daſein: eine Haarflechte, welche ſie mir am 21. September 1854, in ein Kränzchen geflochten, zum Geſchenk machte. Als ob ſie erſt heute von ihrem Haupte gelöſt worden wären, glänzen noch immer dieſe feinen braunen Haare. Es liegt etwas Rührendes für mich darin, daß, während ſie ſelber längſt vermodert iſt, das, was ſie als ein Liebeszeichen von ſich losgetrennt und hingegeben, durch die Liebe gleichſam über Grab und Verweſung herübergerettet, ſo friſch und unvergänglich in meinen Händen bleibt.

Mit eigenthümlichen Empfindungen ſah ich ſpäter immer, wenn ich in den Ferien Graz beſuchte, durch das Burgthor ſchreitend von fern das wolbekannte Eckfenſterchen im 3. Stock des Hauſes 59 der Hofgaſſe mir entgegenleuchten! Noch immer ſtanden Blumentöpfe an dieſem Fenſter und ein Kanarienvogelbauer, und ich meinte, das liebe Köpfchen müſſe wie einſt darüber erſcheinen. Am tiefſten aber fühlte ich mich bewegt, wenn ich des Abends dort vorüberging und das Licht einer Lampe durch jenes Fenſter ſchimmerte. Da meinte ich, es müſſe noch immer die alte trauliche Lampe ſein, bei deren mildem Schein wir ſo unzählige Male auf dem Sopha vor dem Tiſche ſaßen, ſelig wie Kinder, plaudernd, leſend, koſend und tauſend Küſſe wechſelnd. —

Ganz wider alles Verhoffen erhielt meine Kunde von Paulinens letzter Lebenszeit im Jahre 1863 noch eine kleine Bereicherung. Einer meiner Bekannten überraſchte mich mit der Nachricht, es lebe in Trieſt eine Frau, die, als ſie im Jahre 1859 von Graz nach Trieſt überſiedelte, mir einen Brief „von einer gewiſſen Pauline“ hätte überbringen ſollen. Dieſer Brief aber ſei ihr unglücklicherweiſe unterwegs abhanden gekommen und ſie habe es dann nicht mehr gewagt, mich aufzuſuchen und den Verluſt einzugeſtehen, bis ſie zufällig die Bekanntſchaft meines Freundes machte, der ſich erbot, mich von der Sache zu verſtändigen.

Daraufhin ſtattete ich der Frau einen Beſuch ab und fand in ihr ein beſcheidenes, gemüthliches junges Frauenzimmer, das ſich mir zu meiner nicht geringen Ueberraſchung als — Heinrich's Schweſter zu erkennen gab. Seit früher Jugend mit Paulinen befreundet, und nur während meines Aufenthaltes in Graz dort nicht anweſend, weshalb ſie mir perſönlich unbekannt geblieben, war ſie auch in den letzten Lebensjahren Paulinens öfter mit ihr in Berührung gekommen. Als ſie nun im Jahre 1859 nach Trieſt abreiſte, hatte Pauline ſie gebeten, einen Brief an mich mit ſich zu nehmen, und dieſer Brief war leider verloren gegangen.

Die junge Frau verſicherte mich, daß Pauline oft mit ihr von mir geſprochen, daß ſie mir immer zugethan blieb und meiner als ihrer wahren und einzigen Liebe gedachte.

Was Paulinens Verhältniß zu dem ältlichen Offizier betrifft, ſo meinte die Freundin, dasſelbe ſei von Paulinens Seite nicht auf wirkliche Liebe gegründet geweſen. Sie habe, ſagte ſie, Paulinen gefragt, wie ſie ſich nun wieder an einen Anderen anſchließen könne, darauf habe dieſe geantwortet, ſie laſſe ſich eigentlich ſeinen Umgang nur gefallen, weil er ſo gut und liebevoll ſei, was ihr zum Troſte gereiche, da ſonſt alle Welt ihr lieblos begegne und auch ihr Vater in letzter Zeit immer grämlicher und unfreundlicher werde.

Eine Beſtätigung dafür ſcheint in dem Umſtande zu liegen, daß ſie, während dies Verhältniß beſtand, den beſagten Brief an mich geſchrieben.

Die Frau erzählte mir ferner, daß ihr Bruder jetzt in Ungarn lebe; ſie ſprach davon, wie ſehr er Paulinen geliebt, wie viel er gelitten, als ſie ihn verſtieß. Ich ſagte ihr, daß ich von Paulinen eine Photographie beſitze und davon kürzlich eine Kopie habe machen laſſen, und ich erbot mich, ihr dieſe Kopie für Heinrich zu übergeben, der ſie gewiß nicht verſchmähen werde. Sie weigerte ſich anfangs verſchämt, ich beſtand aber darauf, daß ſie das Dargebotene annehme. Es gewährte mir ein wehmüthiges Vergnügen, dem von mir immer ſchmerzlich Bedauerten Diejenige, die ich ihm unabſichtlich geraubt, nun wenigſtens im Bilde zurückzugeben.

Briefe an Marie Mösner.

Graz 1862.

I.

25. Jan. 1862.

Hochverehrte, und zwar ſeit geſtern abend aus verſchiedenen Gründen doppelt verehrte Freundin!

Ich habe geſtern Sie um etwas ſehr Wichtiges zu bitten in der Eile vergeſſen. Sagen Sie dem Dr. Pipitz nichts von dem, was ſie mir mitgetheilt haben. Bringen Sie überhaupt dieſen Gegenſtand nirgends weiter zur Sprache: kommt aber irgendwo die Rede darauf, ſo ſprechen Sie für Ihre Perſon Ihre Mißbilligung und Ihr Bedauern unverhohlen aus, und zwar in den ſtärkſten Ausdrücken. Geſtern iſt leider ein ziemlich ſchlechtes Sonett von mir in Ihren Händen geblieben, und da ich nicht wollte, daß Sie von meiner jüngſten Poeſie gar zu übel dächten, ſo erlaube ich mir, Ihnen hier ein anderes zu ſchicken, das vielleicht etwas beſſer iſt, und das ich vor einiger Zeit gemacht habe — ich weiß nicht mehr an wen und aus welcher Veranlaſſung.

Hochachtungsvoll ergebenſt Ihr

R. H.

II.

Hochverehrtes, und zwar ſeit geſtern dreifach hochverehrtes Fräulein!

Da ich Sie heute nicht beſuchen darf, ſo ſende ich Ihnen, um mich wenigſtens geiſtig anzunähern, das verſprochene Sonett, in welchem zu leſen ſteht, wie Herr G. klagen würde, wenn er in Trieſt wäre, Sie öfter beſuchte und — Verſe machte. Wiſſen Sie, daß Sie geſtern grenzenlos liebenswürdig waren? Sie waren ſo reizend, wie ich es früher nie bemerkt, und trotz der Zahnſchmerzen voll ſchöner Herzenswärme. Sie waren ſo mild, ſagten ſo wunderbare Dinge, und bewegten ſich ſamt Ihrer Freundin in einer gehobenen, mir unbegreiflichen Stimmung. Ich war in einem Taumel, wußte nicht, was das alles bedeuten ſolle, bis endlich der Hofrath kam — ſehr zu meinem Glück, denn was für die nächſte Nacht aus meinem Schlafe geworden wäre, wenn ich das Glutandenken der mit Ihnen verlebten Viertelſtunde — oder war es mehr? — unabgekühlt mit fortgenommen hätte, wer kann darüber im Zweifel ſein? Die Ankunft des Hofraths, ſein Geſang, den ſie mit ſiegreicher Ueberwindung der Zahnſchmerzen auf der Harfe begleiteten, führte mich wieder auf die Heerſtraße des allgemeinen menſchlichen Empfindens zurück, und ich konnte ſofort in ziemlich ausgeglichener Stimmung meiner Wege gehen. Aber um des Himmels willen! Seien Sie nie wieder ſo liebenswürdig! Es war grauſam. Freilich — warum muß ich Ihnen eben in den Weg laufen, während Sie einen Hofrath mit hübſchem Aeußern und angenehmen Stimmmitteln erwarten?

Hochachtungsvoll
Ihr unberufener Briefſchreiber und Sonettendichter
R. H.

III.

Verehrungswürdige Gönnerin und Freundin!

Sie werden darüber gelacht haben, daß ich geſtern noch ſpät abends eine im telegraphiſchen Depeſchenſtil gefaßte Nachricht über mein verſchlimmertes Befinden Ihnen zuſenden zu müſſen glaubte. Es geſchah wahrlich nicht in der Vorausſetzung, daß die erwähnte Thatſache an ſich für Sie ein Intereſſe haben könne, ſondern nur, um mein Verſäumen Ihres Konzerts und deſſen, was Sie mit liebenswürdigem Scherz ein Rendez-vous nennen, zu rechtfertigen. Ich habe in der That geſtern unendlich gelitten, namentlich an raſendem Kopfſchmerz; dazu war meine Phantaſie, bei klarſtem Bewußtſein, von wunderlichen Geſtalten beſtürmt; gewiſſe Vorſtellungen, Bilder, Gedanken, die mich jetzt viel beſchäftigen, drängten ſich mit doppelter Lebhaftigkeit an mich heran, und wiewol ſonſt nicht eben unerfreulich, zum Theil ſogar hold und lieb, machten ſie mir jetzt doch gar zu viel zu ſchaffen. Vergebens drückte ich, um ihnen zu entgeh'n, mein müdes Haupt mit geſchloſſenen Augen tiefer in die Kiſſen. Heute befinde ich mich bedeutend beſſer: vom frühen Morgen an iſt zufällig ſo viel Tröſtliches wie vom Himmel auf mich herabgethaut: eine ſehr günſtige Rezenſion Gutzkow's über meine jüngſte Dichtung, ferner ein grenzenlos liebenswürdiger, von Huld und Seelenfreundſchaft überſtrömender Brief aus Graz von edler Frauenhand, endlich aus dem Hotel de la Ville eine moſchusduftige

Anfrage — mußte ich nach all dem nicht gleich wieder geſund werden?

Tauſend Dank, Freundin! für die moſchusduftige Anfrage — aber um auf etwas anderes zu kommen, ſagen Sie mir doch, liebenswürdigſte aller Harfenvirtuoſinnen, was verſtehen Sie wol ſo eigentlich unter einem Rendez-vous? Sie wollen ſich, ſchreiben Sie, einmal mit mir ausplaudern, und beſtellen mich „zu einem Rendez-vous“ auf Stunden, in welchem Ihr „Salon“ notoriſch der Tummelplatz des Ausbundes hieſiger Notabilitäten zu ſein pflegt! Sie ſind ſchlau, ſchöne Harfnerin! Ich habe, wenn ich nicht irre, in einem Buche geleſen, daß es kein ſchöneres Mittel giebt, um ſich irgend Einen für beſtimmte Stunden oder Tage fern zu halten, als daß man ihn freundlich und dringend auf andere Stunden oder Tage einladet. Dies Manöver beſchränkt die ſonſt unbegrenzte Beſuchsfreiheit ſehr fein und unverfänglich. Aber — fi donc! Wie konnte ich nur ſo eitel ſein, zu glauben, daß Sie ſo verblümte, ſo fein umſchreibende, ſo raffinirte Formen Ihrer geneigten Willensmeinung mir gegenüber für nöthig hielten? — Freilich aber hat nun die ganze Sache noch eine andere bedenkliche Seite. Iſt es rathſam, für freundliche Mittheilung, vertrauliches Geplauder und dergl. Stunden anzuberaumen? Sich ausplaudern, ſich mittheilen muß man, wenn es der Genius gebietet, wenn der Moment der Eingebung gekommen, wenn das Wort reif iſt und von ſelbſt geflügelt über die Lippe ſpringt; wie mag man aber wiſſen, ob man in einer tagelang vorher angeſetzten

Stunde zur Mittheilung gerade Beruf, Drang und Stimmung haben wird? Wenn Zwei ſich verſtehen, warm werden, ſich mittheilen, ſo geſchieht es, weil ein Dritter, der Genius, zwiſchen ſie tritt, der das vermittelt; Genien aber hören nicht auf Termine noch auf irdiſchen Stundenſchlag. Beſſer ſind daher Briefe zur Mittheilung, weil man für dieſe die Stunde der Inſpiration leichter benützen kann.

So viel bleibt indeſſen gewiß, daß ich mich morgen zur feſtgeſetzten Stunde (fünf Uhr) bei Ihnen einfinden werde, falls Sie mir nicht eine Gegenordre, oder ſonſt genauere Weiſungen ſchicken. Ich ſagte das Obige nur, um Sie darauf vorzubereiten, daß ich in der Vertrautenrolle, die Sie mir in einem Augenblicke ſchöner Erwarmung zutheilten, ſeither aber faſt wieder entzogen zu haben ſcheinen, ſchließlich Fiasko mache.

Indem ich dieſen Brief, bevor ich ihn einſiegle, noch einmal überleſe, mißfällt er mir im höchſten Grade. Ich mag es aber doch nicht machen wie geſtern, wo ich fünf Blätter zu beſchreiben anfing und wieder zerriß nur um Ihnen zu melden, daß ich krank ſei!

Vielleicht erzähle ich Ihnen nächſtens etwas von meinen geſtrigen Fieberphantaſien. Manches war intereſſant. Unter anderem ſah ich mich im Geiſte auch zu Ihnen verſetzt; es ſaßen aber dort ſchon „die Schmeichler in ganzen Chören“, ich ging daher ins einſame Nebenzimmer, wo Ihre Goldharfe ſtill im Abenddämmer ſtand. Ich ſetzte mich aufs Sopha und freute mich des Alleinſeins. Da war es, als ob von der golden flimmernden Harfe plötzlich ein leiſes Klingen ausginge, und wie das einfallende Mondlicht durch die Saiten ſchien, da war es gar, als ob aus den glitzernden Strängen die Tongeiſterchen allgemach ſich loslöſten und in Schwärmen aufflatterten, kleine, geflügelte Bübchen; ein liebliches Schwirren und Summen war es, bald elfenhaft-gaukelnd, bald tiefſinnig, dann wieder herzinnig. Die Bübchen ſetzten ſich wie Falter auf große ſchöne Blumen, denn ringsum erblüht war eine wunderbare Tropenlandſchaft, mit ziehenden blauen Strömen, farbigen Au'n und goldenen Bergſpitzen, beleuchtet vom Zauberſchein der Romantik. Die großen ſchönen Blumenhäupter aber lächelten und hatten alle *ein und daſſelbe* liebe holde Blumenantlitz, das glich — ich weiß nicht wem. Schließlich bildeten die ſchwirrenden Tongeiſterchen und Elfchen eine Pyramide. Auf der Spitze dieſer Pyramide aber ſaß ein kleiner Liebesgott. Der lächelte boshaft, als ich ihn anſah, und vereinigte die Spitze ſeines Daumens, ſeiner Naſe und ſeines kleinen Fingers zu einer langen Achſe, deren trival-ſpottenden Uebermuth ich aber mit einem ſo vernichtenden Lächeln ſouveräner Ironie und reſignirter Gleichgültigkeit erwiderte, daß der Kleine ganz verblüfft wurde, das Gleichgewicht verlor und ſtürzte, worauf die ganze Pyramide ſchmählich durcheinander purzelte.

Genehmigen Sie, hochverehrtes Fräulein, den Ausdruck der ausgezeichneten Verehrung, mit welchem ich verharre

Ihr ergebenſter

N. H.

IV.

5. Februar 1862.

Hochverehrtes Fräulein!

Mein Naturell verſchmelzt in eigenthümlicher Weiſe Glut, Innigkeit der Empfindung, aufopferungsfähige Hingebung mit großer Selbſtändigkeit des Charakters und des Urtheils. Ich bin imſtande, mich ſchrankenlos hinzugeben, aber ich beſitze auch, wie ſehr ich beſcheiden ſcheine, Selbſtgefühl. Und eben dieſes Selbſtgefühl hat einen Freimuth des Ausdrucks in mir ausgebildet, der ſich dort am wenigſten verleugnet, wo ich hochachte, verehre, mich hingebe. Darf ich auch Ihnen gegenüber freimüthig ſein, verehrtes Fräulein? Wenn ja, ſo erlauben ſie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich Sie ſeit einigen Tagen nicht ganz verſtehe. Ich will darauf kein Gewicht legen, daß Sie zu den Stunden, auf welche Sie mich zu einer Zuſammenkunft freundlich, ja dringend einladen, nie zu Hauſe ſind: Zufälligkeiten können das motiviren. Aber wie ſoll ich es deuten, daß Sie mir wiederholt ſchreiben, Sie wollten mich, da Sie immer von Leuten umſchwärmt ſind, auf beſtimmte Stunden einladen, um mit mir allein ſprechen zu können, dann aber doch gerade ſolche Stunden beſtimmen, in welchen Sie viele Beſuche zu haben pflegen, die Sie doch mir zu Liebe nicht werden fortweiſen wollen?

Ich würde glauben, daß dies eine kleine, vielleicht gut gemeinte Myſtifikation ſei, wenn ich nicht ſo viel auf Ihren Herzensadel hielte.

Endlich bedienen Sie ſich bei ſolchen Beſtellungen hartnäckig immer des Ausdrucks Rendez-vous. Die Sprache verſteht unter Rendez-vous meines Wiſſens eine Unterredung unter vier Augen und an drittem Orte: in welchem Sinne das Rendez-vous in der That auch der einzige Weg vertraulicher Mittheilung iſt. Es wäre nun lächerlich, zu glauben, daß Sie mir ein Rendez-vous dieſer Art geſtatten wollen; nicht als ob dies Mittel, wenn Ihr freundſchaftlicher Mittheilungsdrang und Ihr Vertrauen zu mir es Ihnen eingäbe, verfänglich erſcheinen könnte (denn der ernſte mit Herzensintereſſen in keiner Weiſe verknüpfte Charakter des Verhältniſſes, in welchem ich zu Ihnen zu ſtehen die Ehre habe, würde es Ihnen geſtatten, ſolches zu thun, ohne ſich zu kompromittiren): ſondern einfach darum, weil mich nichts berechtigt, vorauszuſetzen, daß Sie ein Rendez-vous in dem angedeuteten Sinne wünſchen, oder mir gewähren würden, wenn ich es erbäte. Ferner, weil Ausdrücke, wie daß Sie mir „ſehr viel zu erzählen", „unendlich viel zu ſagen" haben, trotz der freundlichen und dringlichen Form, in welche ſie ſich kleiden, ohne Zweifel nicht allzuernſt gemeint ſind, denn wenn Sie mir etwas mitzutheilen haben, warum ſind Ihre Briefe ſo kurz, ſo inhaltsleer? Zweifeln ſie an meiner Diskretion? Zweifeln Sie an Himmel und Erde, nur nicht an dieſer, nur nicht an meiner Ehrlichkeit, an meiner mannhaften Geſinnung!

Geben Sie mir nur einen Wink, verehrtes Fräulein, der dieſe Bedenken löſt, oder wenigſtens mir die Stunde andeutet, in welcher ich kommen darf, um Ihnen Lebewol zu ſagen.

Hochachtungsvoll ergeben der Ihrige
R. H.

V.

8. Febr. 62.

Marie! Sie ſind mit und ohne Nimbus ein Engel und ewig mein ſüßes liebes Kind!

R. H.

VIa.

8. Febr. vormittags.

Engel! Hier Ihr Bild, das meine — verzeihen Sie, daß ich es gleich nach dem Ihrigen nenne — bringe ich abends ſelbſt mit, ich werde nichts aus dem Herzen heraus darauf ſchreiben, damit es oſtenſibel bleibt. Die Soiree um 6 Uhr abends macht mir Bedenken; ich kann nicht glauben, daß Sie da einige Augenblicke für mich haben. Die Matinee war ohnehin ſo kurz, und Sie — nicht beſonders; es hätte der Podeſtà dabei ſein können. Indeſſen es geſchehe alles wie Gott und Sie wollen.

Bruder Robert.

VIb.

8. Febr. 62, abends.

Hochverehrte Freundin!

Ich hatte um 6 Uhr die Ehre mich bei Ihnen einzufinden, traf vor Ihrer Thür Frl. M. im Begriffe auszugehen, hörte von ihr, daß Sie nicht zu Hauſe ſeien, ging mit ihr hinab, kehrte nach einiger Zeit nochmals zurück, klopfte wiederholt an alle Thüren, wartete bis nach 6½ Uhr und ſah mich dann veranlaßt heimzukehren. Sollte ich Sie verletzt haben? Die Sache beunruhigt mich unendlich. Mein Porträt erhalten Sie beifolgend wieder zurück.

In treuer Ergebenheit Ihr

R. H.

VII.

9. Febr. 62.

Sind Sie böſe, verehrteſte Freundin? Meinen Brief von geſtern abend haben Sie doch erhalten? Das beifolgende Sonett wollte ich anfangs auf die Photographie ſchreiben. Es wäre aber doch zu kühn geweſen.

Hochachtungsvoll der Ihrige

R. H.

P. S. Der Gedanke, Sie unwiſſentlich verletzt zu haben, quält mich entſetzlich. Iſt es denn bei der Geſinnung, die ich für Sie hege, und die Sie kennen, möglich, daß ich Sie beleidige?

VIII.

10. Febr. 62, früh.

Liebſte, beſte Freundin!

Geſtern ſchrieben Sie mir aus dem Bette, heute ich Ihnen, am früheſten Morgen. Ich muß Sie bitten, innig Verehrte, Theuerſte, wenn ich Ihnen geſtern abend etwas ernſter und zurückhaltender erſchienen bin als gewöhnlich, dies nicht zu mißdeuten. Das kleine

Abenteuer, das mir nach 6 Uhr an Ihrer Thür begegnete, hat in meinen Geſinnungen gegen Sie, Engelskind, unmöglich etwas ändern können. Daß der Scherz des jungen Herrn etwas plump war, iſt nicht Ihre Schuld. Nie habe ich auf Ihre überfließende Herzensgüte gegen mich, ſelbſt wo ſie nach meinen Begriffen die Form der Zärtlichkeit annahm, Hoffnungen und Anſprüche gebaut, die mich jetzt berechtigten, neugierig, oder befremdet und überraſcht zu ſein. Ich müßte der lächerlichſte Menſch von der Welt ſein, wenn ich ſo etwas merken ließe, aber glauben Sie mir, auch im Innerſten hat der Vorfall mich gänzlich unberührt gelaſſen. Seit dem Abend des 6. und dem Morgen-Rendez-vous des 7. iſt in mir aller Zwieſpalt, alle Unruhe, ja ſelbſt die Möglichkeit des Zwieſpalts und der Unruhe ausgetilgt. Sie hatten anfangs verwirrend auf mich gewirkt, mich in ein Meer von Ungewißheit getaucht; in dieſen beiden Tagen aber kam ich für immer ins klare. In Ihr tiefſtes Weſen durfte ich blicken, und der Himmel fügte es, daß die ſchmerzlichen Eindrücke von den tröſtlichen aufgewogen wurden, daß ich ruhig werden und bleiben konnte, und daß kein bitterer Stachel in meiner Bruſt zurückblieb. Sie ſtreiften den Nimbus ab, und dies hätte mich vielleicht betrübt, aber Sie zeigten mir gleichzeitig Ihr Herz, Ihr himmliſches, der edelſten Regungen fähiges Herz, und ich konnte fortfahren Sie zu verehren, zu verehren im edleren Sinn des Wortes, ruhig und wunſchlos. Der Zauber jungfräulich-verſchämter, edler, reiner Weiblichkeit hat nie mächtiger auf mich gewirkt als die himmliſche Huld und Milde, die naive Hingebung an den Ernſt, an die Poeſie, an das Ideal, womit Sie in jenen Stunden mich faſt zu Thränen rührten. Thun Sie, herrliche Freundin, was Sie wollen; vor Ihrem Herzen werde ich immer niederſinken und anbeten. Nichts kann mich je an Ihnen irre machen; ich habe geſehen, wie der Grund Ihres Weſens beſchaffen iſt und weſſen Sie fähig ſind.

An dieſer Empfindung, an dieſer Stimmung für Sie konnte der geſtrige Vorfall nichts ändern. Ihr Glück kann mir immer nur Freunde machen. Ich wäre untröſtlich, wenn Sie mir nicht mehr mit voller Harmloſigkeit entgegentreten wollten, mir etwa gar die Möglichkeit entzögen, Ihnen Lebewol zu ſagen. Nein, geſtatten Sie ein ſolches — wenn auch nicht unter vier Augen —

Ihrem treueſten und [illegible]n Freunde

R. H.

IX.

10. Febr., abends.

Verehrungswürdige Freundin!

Ihr Benehmen hatte heut etwas ſchneidend Eiſiges, etwas tief Verletzendes, und wenn Sie mich fragten, wie ſo? ſo wüßt' ich nicht einmal zu antworten. Ich weiß nur, daß ich kein herzliches Wort des Abſchieds über die Lippen brachte, obwol ich merkte, daß Sie, nur um mich los zu werden, geäußert hatten, Sie würden morgen nicht reiſen. Ich kehrte heim mit der peinlichſten Empfindung einer ungelöſten Diſſonanz. Plötzlich aber fiel ein aufklärender Lichtſtral in meine Seele, der mir das Schönſte zurückbrachte: die Wonne der Wehmuth. **Sie lieben,** — ich weiß auch **wen.** — Die Diſſonanz iſt gelöſt, denn ich begreife Sie wieder und nur das Unbegriffene macht mir Pein. Jetzt verſtehe ich Ihr Benehmen. Die ganze Welt iſt Ihnen nichts und Sie haben Recht. Leben Sie wol, ſchöne Glückliche! und denken Sie ſpäter auch wieder einmal an den Dichter.

R. H.

P. S. Es iſt nicht der in meinem Vormittagbriefe erwähnte Geck an der Thür, den ich meine, es iſt ein beſcheidener liebenswürdiger Mann, ein Mann, der Ihrer werth iſt. Ich weiß es gewiß, daß Sie ihn lieben.

X.

19. Febr. 1862.

Hochverehrtes Fräulein!

Indem ich den Urſprung Ihres ſehr werthen, ſoeben in meine Hände gelangten Schreibens vom 17. d. M., in welchem Sie Ihr Erſtaunen über eine gewiſſe „pyramidale Idee“ ausdrücken, nur in der Beſorgniß erblicken kann, daß ich beſagte Idee aus äußeren Quellen, etwa gar aus Andeutungen der Leute geſchöpft habe, ja daß vielleicht der eine oder der andere Ihrer Schritte hier in weiteren Kreiſen im Sinne jener Idee hätte gedeutet werden können, beeile ich mich, während ich mich glücklich ſchätze, daß dieſer Zwiſchenfall mir das Vergnügen verſchafft, wieder aufs angenehmſte an Sie erinnert zu werden, — in Erwiderung Ihres Geehrten Ihnen die Verſicherung zu geben, daß die in Rede ſtehende Idee eine ganz ſubjektive, nebenbei auch nur momentane war, mit welcher ich mich ſelbſt ſeither gar nicht weiter beſchäftigt habe, wonach Sie denn, wie ich glaube, über dieſen Punkt vollkommen beruhigt ſein dürften und mir nichts weiter hinzuzufügen bleibt, als zu Ihren bevorſtehenden venezianiſchen Triumphen Ihnen im vorhinein Glück zu wünſchen, die Grüße Ihrer lieben Couſine und des Herrn Heller ſchönſtens zu erwidern und Sie zu bitten, mir die wiederholte Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung zu geſtatten, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren, hochgeehrtes Fräulein

Ihr ergebener

R. H.

XI.

23. Febr. 62.

Hochgeehrte Freundin!

Daß Sie es bemerkt haben, daß mein letztes Schreiben ceremoniös, kühl und höflich war, hat mir große Freude gemacht. Ich wollte es eben nur verſuchen, ob Ihnen eine ſolche diplomatiſche Note genügt; wäre dies der Fall geweſen, ſo hätte ich Ihnen weiter nichts zu ſagen gehabt; da es aber nicht der Fall war, ſo bin ich mit großer Genugthuung bereit, Ihre Anfrage vom 17. etwas offener und ausführlicher zu beantworten, frank und frei alles herauszuſagen, was ich Ihnen gegenüber noch auf dem Herzen habe, und endlich auch die Reihe von Aufregungen ein für allemal zum Abſchluſſe zu bringen, deren Opfer ich ſeit dem 11. Januar d. J. geweſen bin.

Meine „pyramidale Idee", daß Sie lieben, entſprang aus nichts anderem, als aus dem Bedürfniſſe meines Herzens, dasjenige, was mir an Ihnen befremdend war, auf ſchöne und edle Motive zurückzuführen. Sie entſchuldigen wollt' ich, und mich ſelbſt beruhigen. Die Stellung, die Sie in den letzten Tagen Ihres Hierſeins zu mir einnahmen, Ihr Hinweggleiten über meine alte ſchöne Lieblingsidee (Les Adieux!), für deren zugeſagte Ausführung der wiederholte Aufſchub Ihrer Reiſe Ihnen hinlängliche Zeit gelaſſen hätte, die durchſcheinende Berechnung, mit welcher Sie jedem mündlichen Lebewol auswichen, endlich die unbeſchreibliche Zerſtreutheit, lächelnde Kühle und Entfremdung, die Sie an den letzten Abenden mir gegenüber zur Schau trugen, und von welcher ich nicht eigentlich anzugeben wüßte, worin ſie beſtand, die mich aber höchſt eigenthümlich berührte und mir die Zunge lähmte: das alles als Symptome einer allgemeinen Verſtimmung zu betrachten, erlaubt mir die Erinnerung an Ihre, gerade am letzten Abend ſehr brillante und roſige Laune nicht. Es blieb mir alſo nur die Alternative, zu glauben, daß Sie lieben, oder daß Sie launenhaft, ſehr launenhaft ſind. Als enthuſiaſtiſchen Verehrer Ihres Herzens entſchied ich mich für das erſtere. Wenn Sie das aber nicht gelten laſſen — was ſoll ich denken?

Sie werden fragen, wie ich dazu komme, Ihnen gegenüber ſo anſpruchsvoll und empfindlich zu ſein? Ich will es Ihnen ſagen. Ich kann mir von den Menſchen alle Roheit, alle Liebloſigkeit gefallen laſſen; von denen aber, die mir einmal Liebes erwieſen, die mir auch nur einen Augenblick die Illuſion eines innigeren Seelenverſtändniſſes gemacht, von dieſen iſt jede geringſte Kränkung mir ein Dolchſtich „Soll ich alſo," werden Sie ſagen, „einen Jeden, mit dem ich einmal eine Stunde der intimeren Annäherung, einen Augenblick ſchöner Erwarmung gehabt, zeitlebens zu hätſcheln und auf den Händen zu tragen verpflichtet ſein?" Nein! Das wäre zu viel gefordert — iſt auch in den meiſten Fällen nicht eben nothwendig; um Eines aber bitte ich Sie, was Ihnen zu gewähren nicht allzuſchwer fallen kann: ſeien Sie zurückhaltend mit ſolchen intimeren Annäherungen und ſchönen Erwarmungen Perſonen gegenüber, die ein tieferes Gemüth haben und das Leben ernſt nehmen.

Ich habe einige Momente mit Ihnen durchlebt, die ein Geck vergeſſen kann, der ſich bei Ihnen amüſirt, nicht aber die eingedenke Seele des Dichters. Ich bin keiner von Denen, welche man küſſen darf und dann ſagen: „Jetzt geh' hin und vergiß mich!"

Ich verdanke der Begegnung mit Ihnen ſieben Sonette nebſt der Erinnerung an einige Tropfen Wonne und einen Ozean von Aufregungen und Herzensqualen. Und doch war ich nicht einmal im eigentlichen Sinn des Wortes, was man ſo nennen könnte, verliebt in Sie. Die Logik einiger Thatſachen und die Proſa einiger Wahrnehmungen hat mich vor einem Extrem bewahrt, das mich ins Verderben geſtürzt, vernichtet hätte. Auch bin ich nicht der Mann, der lächerlichen Hoffnungen ſich hingeben könnte. Ich weiß recht gut, daß, ſo lange die Welt ſteht, die Schönen ſich zum Schönen neigen: zur rothwangigen, weltgewandten, geſchniegelten Schönheit, während die gedankenblaſſe Poetenſtirn einſam brütet und höchſtens einmal in einer Stunde ſchöner Erwarmung ein flüchtiger Kuß der Weihe von holden Lippen darauf herabthaut. —

Finden Sie in dieſen Zeilen keinen Ausdruck des Grolles, nicht einmal der Erkaltung. Ich bewahre wie ein Heiligthum das unverkümmerte Andenken jener kurzen, einzigen Momente, wo Sie ganz Sie ſelbſt, wo Sie ein Engel waren, kein launenhaftes Evakind. Noch nehme ich nichts zurück von all' dem, was ich von Ihrem Herzen geſagt und geſungen habe. Ich weiß, daß Sie nicht immer oben ſchweben im goldnen reinen Morgenroth, aber es genügt mir, daß Sie geflügelt ſind und fähig ſich aufzuſchwingen.

Was aber ſoll unſer weiterer Verkehr? was ſollen meine Briefe Ihnen, der Schönen, Glücklichen, die von einem Honigmond der Liebe zum anderen gaukelt? Ich würde Sie bitten ſich meiner, meines Herzens, meiner Briefe, meiner Verſe zu erinnern, wenn Sie einmal häßlich werden, oder alt und krank oder unglücklich: da ich aber dieſen Zuſtand bei Ihnen mir weder denken kann noch will, ſo vergeſſen Sie mich ganz, und leben Sie wol auf Nimmerwiederſehen und Nimmerwiederſchreiben!

N. H.

P. S. Ich erlaube mir noch die dringende Bitte, mir den Empfang dieſes Schreibens, wo möglich umgehend, nur mit einem Worte anzuzeigen, oder ſonſt etwas zur Erwähnung desſelben hinzuzufügen. Ich ſehne mich nach *Ruhe*.

XII.

26. Febr. 62.

„*Verboten*“ habe ich Ihnen nicht, theuerſte Freundin, mir ausführlich zu ſchreiben, und wenn mein Brief Ihnen „wehe gethan“, ſo thun Sie *mir* nun wieder weh, indem Sie dies ſagen, und ich erblicke einen Beweis darin, daß Sie den Brief nicht *ganz* verſtanden, und, wenn auch ſchon mehr als 10 mal, wie Sie ſchreiben, doch vielleicht noch nicht oft genug geleſen haben. Leſen Sie ihn aber für jetzt nicht wieder, er kann Sie in Ihrer gegenwärtigen Herzens- und Gemüthsverfaſſung nur ſtörend, fremdartig und unangenehm berühren. Wenn ich übrigens glaubte, meine Rechnung mit Ihnen ſei abgeſchloſſen, ſo irrte ich. Vor ein paar Tagen ſah ich eine Photographie (von Jagemann in Wien, wenn ich nicht irre), die Sie dem Prof. Malpaga geſchenkt, und die ohne Frage das beſte, das einzig wahre Bild iſt, das mir von Ihnen vorgekommen. Dies Porträt iſt mir zu meiner Ruhe noch unentbehrlich. Ich muß ein Bild von Ihnen haben, das Sie mir *würdig* vergegenwärtigt. Wollen Sie mir noch dies letzte, liebſte Geſchenk gewähren? Ich weiß, Sie werden es mir nicht verſagen. Auch ich ließ ja mehr als Ein Andenken in Ihren

Händen, Andenken, die freilich jetzt unter den Trieſter Schatullen, Diademen und Korallenſchmuckſachen verſchwinden, aber doch vielleicht einmal zu Worte kommen und übrig bleiben, wenn manches andere verrauſcht und verflattert iſt.

Nun aber leben Sie wol und erinnern Sie ſich im Lauf der Jahre wieder einmal an Ihren beſten Freund — doch nein, „Freund" iſt ein ſo dummes, kaltes Wort, alſo lieber: Leb' wol, liebe Schweſter Marie, und denke ſpäter wieder einmal an

Deinen treuen Bruder
Robert.

XIII.

8. März 62.

Innigſt geliebte Schweſter Marie!

Tauſend Dank für dein ſchmerzlich erſehntes, liebes holdes Bild! Ich ſage du zu dir, erſtens, weil ich ſchon als Dichter das Recht habe, Kaiſer, Könige und ſchöne Frauen zu duzen, dann weil ich dein Bruder bin, und endlich, weil es mir nicht gegeben iſt, kurze und ganz nichtsſagende Briefe zu ſchreiben und ich, da ich von meiner brüderlichen Zärtlichkeit nicht mehr ausführlich reden und ſchreiben darf, wenigſtens in das kurze, holde Wörtchen du noch einmal alles, was ich brüderlich für dich empfinde, zuſammendrängen und ſo bei dir einſchwärzen möchte. Und warum ſoll ich nicht durch einen kleinen Muthwillen mich für das Herzeleid und den Aerger ſchadlos halten, den es mir verurſacht, ſo gar nichts Genaueres von dir und deinen neueſten Schickſalen, Plänen u. ſ. w. zu wiſſen? Deine wehmuthvolle „Ergebenheit in meinen Willen“ iſt ſehr ſchön, aber du treibſt ſie bis zur Grauſamkeit. Wie albern war ich, um meiner Ruhe willen dich zu bitten, mir nicht mehr zu ſchreiben, da du doch, wie deine letzte Zuſchriften beweiſen, Meiſterin biſt in kleinen Briefchen, die gar nichts Aufregendes enthalten.

Leb' wol, geliebtes Schweſterlein! Sei glücklich und zuweilen auch tugendhaft! Küſſe Keinen, den du nicht liebſt, nimm in den Hotels keine Appartements mit kleinen Nebenzimmerchen und verſteckten Seitenthürchen, und gieb kein Rendez-vous, oder verſprich wenigſtens keines, das du nicht wirklich halten willſt.

Im übrigen aber ſei verſichert, daß dich Niemand je ſo lieb gehabt hat, noch ſo lieb haben wird, wie

Dein ewig treuer Bruder
Robert.

XIV.

25. März 62.

Liebenswürdigſte Gönnerin, Freundin, Kammervirtuoſin, Schweſter, Engel und liebſtes Kind!

Sie ſind ſehr naiv, wenn Sie fragen, ob ich Ihnen nicht grolle, daß Sie mir nicht früher geſchrieben, wie ſehr mein letzter Brief Sie erfreut hat. Fragen Sie doch erſt, ob ich Ihnen verzeihe, daß Sie mir überhaupt wieder ſchreiben? Iſt das nicht gegen die Uebereinkunft? Haben wir nicht feierlich mit „Vergeſſen Sie mich“ und „Auf Nimmerwiederſehen“ voneinander Abſchied genommen? Nun fügt es aber der

Himmel wieder anders, wie es ſcheint, und ich ergebe mich mit Wehmuth in ſeinen und Ihren Willen. Ohnehin iſt mir, daß ich es nur geſtehe, ſeit Sie mir die beiden Veilchenbriefe zum Lebewol geſendet, ſo unſäglich langweilig zu Muthe geweſen. Ich hatte meinen erbetenen „Ruhe"-Stand von Herzen ſatt und fing ſchon wieder an zu ſchwanken, ob es nicht beſſer ſei, zu ſcheitern auf dem hohen Meere der Unruh', als im Sumpf der Apathie zu erſticken.

Wiſſen Sie denn aber auch, innigſt geliebte Gönnerin und verehrungswürdige Schweſter, daß Ihr werthes Brieflein ein unerwartetes Geburtstags-Angebinde für mich war? Wenn nämlich Johannes Minckwitz' „Neuhochdeutſchem Parnaß" zu trauen iſt, ſo bin ich am 24. März 1830 geboren. Eh bien! Am 24. März l. J. früh um 10 Uhr ſaß ich traurig in meiner Kammer und dachte: „Du lieber Himmel, wirſt du mir denn zu meinem heutigen Geburtstag nicht die kleinſte Freude gewähren?" In dieſem Augenblicke trat, wie aus Himmelshöhen, der Briefträger herein und übergab mir Ihren Brief. Ich erkannte eine liebe, liebe Handſchrift. „Iſt es denn möglich?" fragte ich mit klopfender Bruſt, und verzieh es mir in dieſem Augenblicke, daß ich vor drei Dezennien die Unvorſichtigkeit beging, geboren zu werden.

Alſo Sie haben es nicht übel genommen, herzallerliebſte Schweſter Marie, daß ich in meinem letzten Schreiben du zu dir geſagt? Wenn du wüßteſt, welche kindiſche Freude mir das verurſacht, du würdeſt dieſen unverfänglichen Scherz, dies unſchuldige Gekoſe auf ſo und ſo viel Meilen Entfernung auch weiterhin in meinen Briefen manchesmal mir eine Weile gönnen und laſſen. Selbſt wenn einmal ein ſolcher Brief in fremde Hände fiele, ſo könnte die Intimität mit einer idealgeſtimmten Poetenſeele Sie ſchwerlich kompromittiren. Ja, wenn ich ein Banquier wäre oder ein Huſarenoffizier! So aber weiß Jeder gleich, wie es gemeint, daß es nur ein poetiſche Licenz und ohne alle Konſequenz iſt.

Daß dir in Venedig nicht bloß***, ſondern auch deine „Couſine“ durchgegangen, dazu kann ich dir nur Glück wünſchen. Und wenn unter den „theuren Sachen“ die ſie mitgenommen, nicht etwa meine Briefe und Sonette waren, ſo iſt auch dieſer Verluſt zu verſchmerzen. Du haſt der „theuren Sachen“ nur zu viel.

Als Neuigkeit kann ich dir meinerſeits mittheilen, daß ein Brief aus Graz mir die baldige Hierherkunft einer gegenwärtig dort konzertirenden Geigerin, Charlotte Dekner, ankündigt, die ſehr jung und ſehr reizend ſein ſoll, und die man, ſtelle dir vor, ebenfalls an mich empfehlen will. O Himmel! Wie kommen die Leute nur dazu? Habe ich doch erſt kürzlich den lieben Gott gebeten, mir entweder eine ſtärkere Konſtitution zu verleihen, oder nie wieder eine Kammervirtuoſin, reizende Künſtlerin u. dgl. in meine Nähe zu bringen. Es ſcheint, daß der liebe Gott auf dies Anſuchen für jetzt nicht eingehen zu können geglaubt hat. Hoffen wir wenigſtens, daß das unberühmte, jugendliche Charlottchen noch nicht ganz ſo raffinirt-böſe iſt, wie das berühmte, vielgewanderte, ſchlaue, dichtermörderiſche, Violinvirtuoſen entführende Mariechen.

Du wirſt dich aus dem heutigen Schreiben ſchon überzeugt haben, liebſte Schweſter, daß ich im Nothfall, wenn es durchaus weiter korreſpondirt ſein ſoll, auch einen weniger ernſthaften Ton anzuſchlagen weiß, als derjenige iſt, in welchem ich meine vorletzte Herzensergießung geſchrieben habe. O, ich kann die Sachen auch von der ſcherzhaften Seite nehmen!

Zum Schluß aber erlaube mir für diesmal noch eine ganz ernſthafte Bemerkung. Daß ſich dir eine ehrenvolle Gelegenheit bietet, nach Mailand zu gehen, freut mich ſehr, aber ich möchte dir gern eine brüderliche Ermahnung mit auf den Weg geben. In einem deiner letzten Briefe kommt eine Stelle vor, worin du bedauerſt, nie vergeſſen zu dürfen, daß du Kammervirtuoſin biſt, und „daß man ein Vaterland hat, welches man ſich leider nicht wählen kann“. Bezieht ſich dies eben nur auf deine k. k. Kammervirtuoſenwürde und deine öſterreichiſche Herkunft, ſo habe ich nichts zu ſagen. Sollteſt du aber je dich verleiten laſſen zu glauben, du müßteſt dich irgendwo deiner deutſchen Herkunft ſchämen, und dieſelbe könne dir namentlich in Italien Verlegenheiten bereiten, ſo würdeſt du dich in einem ſehr bedauernswerthen Irrthum befinden. Die Italiener ſind im ganzen ein viel zu gebildetes und edles Volk, als daß ſie nicht den deutſchen Künſtler eben als ſolchen ſchätzen ſollten, und beſitzen ſelbſt zu viel Patriotismus, als daß der Mangel an ſolchem und an natürlichem Selbſtgefühl bei einem Fremden nicht eine heimliche Verachtung in ihnen erzeugen müßte, wenn ſie derſelben auch keinen förmlichen Ausdruck geben. Nein, liebſte Schweſter! Bekenne dich immer mit Stolz als Landsmännin Mozart's und ſei überzeugt, du wirſt nur noch mehr imponiren, nur noch höher geachtet werden!

Nun Adieu, Engel! ſchreibe wieder, wenn es dir der Genius eingiebt, und wenn du heimkehrſt, ſo reiſe ja gewiß über Trieſt, ich habe dringend mit dir zu reden.

Es grüßt, küßt, herzt und drückt dich (im Geiſte nämlich)

Dein ewig treuer Bruder

Robert.

XV.

26. April. 62.

Verehrung würdige Gönnerin, Freundin u. ſ. w.!

Wie geht es Ihnen? Sind Sie noch krank? Oder grollen Sie mir? Geſtern fragte mich Jemand: „Iſt es wahr, daß Frl. Mösner wieder hier iſt?“ Ich erſchrak anfangs, konnte aber zuletzt doch nicht glauben, daß Sie inkognito für mich nach Trieſt kommen würden. Wie viel gäbe ich darum, zu erfahren, ob wir Sie hier noch ſehen werden oder nicht? Frl. Dekner ſamt Papa hat von Ihrer Erklärung hochachtungsvoll und ergeben Notiz genommen und bedauert ſehr, daß die nothgedrungene Kürze der Mittheilung Ihnen nicht geſtattete, ſich darüber auszuſprechen, ob Ihnen der Brief des Frl. M. nebſt dem inliegenden Porträt zu ſeiner Zeit wirklich zugangen? Das Fräulein iſt ſeither ein paarmal mit Glück hier aufgetreten.

Perſönlich zieht ſie mich nicht an, ſie iſt noch ſehr grün. Ich will lieber gepeinigt als gelangweilt werden. Ein einziges nichtsſagendes Brieflein von *** iſt mir lieber als hundert jugendliche Geigerinnen. Haben Sie nicht wieder einmal eine Zeile für

Ihren allergetreueſten Sklaven und Bruder
Robert?

XVI.

Hochverehrte Freundin!

Zufällige Umſtände verhindern mich, noch heut ins Hotel de la Ville zu ſtürzen, um mich zu überzeugen, ob ich dieſen Vormittag nur geträumt oder wirklich ein Billet empfangen, das Ihren Namen trug. Da ich übrigens auch im Zweifel bin, ob ich nicht im Bewußtſein der vielen und unverzeihlichen Albernheiten, die ich Ihnen in letzter Zeit geſchrieben, bei unſerem erſten Wiederſehen vor Scham erröthe, erbleiche, ergrüne oder vergilbe, und hierdurch zufällig Anweſenden ein verwunderliches und unerklärliches Schauſpiel bereite, ſo werde ich, wenn ich Sie aufſuche, vor Ihrer Thüre ſo lang immer wieder umkehren, als mir aus Ihrem Zimmer ſchallende Stimmen verrathen, daß Sie Beſuch haben. Fürchten Sie im übrigen von meiner Seite bei perſönlicher Begegnung weder einen Rückfall in den ernſthaften Ton meiner erſten Briefe nach Venedig, noch in den ſcherzhaften meiner letzten. Poeten ſind nur übermüthig aus der Entfernung und mit der Feder in der Hand. Nein, fürchten Sie nichts. Der poetiſche Scherz unſerer Bruder und

Schweſterſchaft macht billigerweiſe der thatſächlichen Wirklichkeit wieder Platz, welcher gemäß ich nichts Anderes zu ſein die Ehre habe als

Ihr hochachtungsvoll ergebener Diener und Freund
R. H.

XVII.

11. Juni 62.

Hochgeehrte Freundin!

Nachdem Sie von Ihrem, durch einen neuen Ausflug nach Trieſt unterbrochenen Laibacher Aufenthalt, dem ſich vermuthlich auch ein Wiener Aufenthalt angeſchloſſen, nun endlich wol in Salzburg eingetroffen ſein dürften, ſo erlaube ich mir, unter Ihrer dortigen Adreſſe zur Erwiderung Ihres Letzten, das aus Laibach datirt war, einige Zeilen an Sie zu richten.

Ich weiß nicht, aus welchen Motiven die zurückhaltende Stellung entſprang, die Sie bei Ihrem letzten Hierſein mir gegenüber einnahmen. So viel aber iſt gewiß, daß ich keinen Augenblick verkannte, wie ſehr dieſe Zurückhaltung in meinem Intereſſe lag. Sie werden darum auch bemerkt haben, daß mein Verhalten mit dem Ihrigen im vollkommenſten Einklang war, und daß ich keinen Verſuch machte, mich an Sie zu drängen.

Fräulein M. hat wirklich in Graz, wie man mir von dort mittheilt, ganz nach meiner Erwartung ſchlecht von mir geſprochen. Werden Sie das auch thun? Kein Gedanke ängſtigt mich mehr als dieſer, daß Sie, bewogen durch Einflüſterungen, Lügen oder Mißverſtändniſſe, mir Ihr freundſchaftliches Andenken entziehen und lieblos, oder wenigſtens indiskret von mir ſprechen könnten. Ich meinerſeits werde nur mit Begeiſterung, Hochachtung und Diskretion vor Anderen Ihrer gedenken. Es würde mich tief kränken, wenn Sie nicht wenigſtens die letztere erwiderten.

Was Ihren Rath anbelangt, ich ſollte das Leben kühl und leicht nehmen wie Sie ſelbſt, ſo ſcheint derſelbe allerdings **plauſibel**, und Niemand hat ihn ſchöner ausgedrückt als **Platen**, wenn er ſingt:

„Nur Jenen iſt das Leben ſchön und theuer,
Die frank und ungefeſſelt mit ihm ſcherzen,
Und ihnen ruft ein Gott: die Welt iſt euer.“

nur fürchte ich, daß bei ſolch' leichter und kühler Auffaſſung des Lebens aller Charakter, alles Gemüth und aller Herzensadel allgemach zum Teufel geht.

Bleiben Sie heiter und glücklich, gewähren Sie fortwährend auch dem Schönen, Reinen, Edlen und Idealen ein Winkelchen in Ihrem Herzen, und erfreuen Sie, wenigſtens ſo oft etwas Bedeutendes in Ihrem Leben ſich ereignet, durch einige Zeilen

Ihren
theilnehmendſten und unveränderlichſten Freund
R. H.

XVIII.

Graz, 31. Juli 68.

Die poeſiereiche Schilderung Ihres ländlichen Salzburger Aufenthalts hat mich ungemein angeſprochen und ich [illegible] mir lebhaft vor, wie Sie in grüner Einſamkeit in Ihrem Bergeshäuschen ſtille Wanderer als jüngſte Lorelei mit Harfengetön anlocken. Sie machen aus dem Kapuzinerberg einen Venusberg; Gott ſchütze alle Tannhäuſer, die dort herumſchlendern, denn mit dergleichen iſt nicht zu ſpaßen. Nun aber laſſen Sie ſich erzählen, wie es kommt, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben, und warum ich es jetzt nicht von Trieſt aus thue, ſondern, wie Sie, aus der lieben Waldesgrüne heraus. Den ganzen Juni lag ich krank an Rheumatismus, Nerven-An- und Abſpannung, gebrochenem Herzen und dergleichen. Zuletzt wurde ich hieher nach Tobelbad geſchickt, wo ich bade in Waſſer, Nadelholzduft und Gottes freien, himmliſchen Lüften.

Die Plaudereien Ihrer „Couſine“ haben meine hieſigen Freundinnen ſehr eiferſüchtig gemacht. Sie hat erzählt, ich ſei in Frl. Mösner ſterblich verliebt geweſen, habe ſie beſungen, habe ihre Harfe geküßt und geweint, ſo oft ich ſie angeſehen. Habe ich wirklich geweint, ſo oft ich Sie angeſehen? Es iſt möglich. Den Ausdruck, ich hätte Ihre Harfe geküßt, fand ich ſehr diskret. —

Von Dieſem und Aehnlichem abgeſehen, lebe ich hier, wie Sie, in ländlicher Ruhe und fühle mich glücklich. Wiſſen Sie was? Hängen Sie Ihre Harfe „an den Nagel“, ich thue dasſelbe mit meiner Leier. Kaufen wir in Geſellſchaft ein kleines Bauernhäuschen mit einigen Grundſtücken und treiben wir Viehzucht und Ackerbau. Die Feldarbeit wird uns Beide, Sie geiſtig und mich körperlich, auffriſchen. Die Woche hindurch arbeiten wir im Schweiße des Angeſichts: Sonntag Nachmittags harfen Sie ein wenig und ich leiere.

Inzwiſchen verharrt, weiterer freundlicher Kundgebungen aus der Ferne gewärtig, in unveränderten Geſinnungen

Ihr treu ergebener

R. H.

XIX.

10. März 63.

Hochverehrte Freundin!

Als ich Ihr letztes liebes Schreiben vom 15. Auguſt v. J. in Tobelbad erhielt, da wäre mir nichts leichter, nichts angenehmer geweſen, als Ihnen ſofort mit derſelben Raſchheit und Pünktlichkeit zu antworten, mit welcher ich ſonſt alle Briefe, die ich erhalte, beantworte, geſchweige die Ihrigen; aber hören Sie, was plötzlich für ein Gedanke ſich mir aufdrängte. „Könnte" ſo dacht' ich — „dies Hinundwiederſchreiben nicht etwa gar nur ein zweck- und bedeutungsloſer Austauſch geſchriebener Blätter ſein, den du nicht einem inneren Antrieb, ſondern nur der Höflichkeit, der Herzensgüte, oder der freundlichen Schonung deiner Korreſpondentin verdankſt? Zwingſt du nicht durch deine Antwort Fräulein Mösner, dir früher oder ſpäter wieder zu ſchreiben, und biſt du ſo gewiß, daß ſie es *gerne* thut? Wie wär' es, wenn du verſuchsweiſe dich zu dem Manöver entſchlöſſeſt, *gar nicht* zu antworten? Empfindet Fräulein Mösner *wirklich* zu tieferem Verkehr mit dir ſich fortwährend angeregt, ſo wird ſie von ſelbſt wieder einmal ſchreiben; wo nicht, ſo iſt eine für ſie läſtige Korreſpondenz in einer Weiſe abgebrochen, bei welcher ſie kein Vorwurf trifft.

Auf dieſe Art, verehrte Freundin, kam unſer Briefwechſel ins Stocken, und es iſt keineswegs meine Abſicht, ihn mit gegenwärtigen Zeilen wieder in Gang zu bringen. Ich erbitte, ja wünſche keine regelmäßige Korreſpondenz. Sie erinnern ſich vielleicht, daß ich ſchon einmal, während Sie noch in Venedig weilten, darauf habe verzichten wollen. Aber ich muß offen geſtehen, hochverehrte Freundin, meine Verzichtleiſtung kann nicht ſo weit gehen, daß ich mich mit dem Gedanken vertraut machen möchte, nie im Leben wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Ich kann nicht anders, ich muß die Bitte, die ich ſchon in früherer Zeit gethan, noch einmal wiederholen: widmen Sie mir ein paar Zeilen, wenn irgend ein bedeutendes Ereigniß in ihrem Leben eintritt, und laſſen Sie, wenn nicht früher eine Veranlaſſung ſich ergiebt, doch wenigſtens alle 5—10 Jahre mich einmal wiſſen, wie es Ihnen geht!

Erblicken Sie in der Hartnäckigkeit, mit welcher ich Ihr Andenken feſthalte, nicht den ſchmachtenden Seufzer eines bethörten Dichterherzens. Ich gedenke Ihrer mit Ruhe, und immer geſchieht es zugleich mit dem tiefinnigen Segenswunſch, daß ein Schutzgeiſt ſeine Hand über Sie halte, damit Sie nicht bloß geſchmeichelt und glücklich, ſondern auch edelgeſinnt, verſtändnißvoll und empfänglich für eine Huldigung bleiben, wie Sie Ihnen dargebracht hat und immer darbringen wird

Ihr treu ergebener

R. H.

XX.

1. April 63.

Hochverehrte Freundin!

Unendlich liebenswürdig finde ich es, daß Sie mein Schreiben raſch und freudig erwidert haben, obgleich durch daſſelbe gar keine beſtimmte Veranlaſſung zu einer Erwiderung gegeben war. Wie es aber eben die Art Derjenigen iſt, bei denen die Herzensgüte zur Verſchwendung geworden, geben Sie im Drang des Gebens oft mehr, weit mehr als man verlangt hat, nur leider ſo eigentlich gerade dasjenige nicht, was man verlangt, was man erbeten hat, und worauf es dem Bittſteller vielleicht einzig ankam. Hauptinhalt meines Schreibens war die Bitte, mir mit ein paar Worten Nachricht zu geben, ſo oft bedeutendere Wendepunkte in Ihrem Leben einträten. Ich würde viel darum geben, wenn in Ihrem heutigen Schreiben eine Andeutung ſich fände, die mich darüber beruhigte, ob ich die Gewährung dieſer meiner Bitte hoffen darf oder nicht. Die Sache iſt nicht unbedeutend: Sie würden durch ein ſolches Gewähren eine Verpflichtung auf Jahrzehnte hinaus übernehmen, und darum verſteht die Zuſage ſich keineswegs von ſelbſt. Oder hätten Sie wirklich im Uebermaß Ihrer bekannten Güte für den Augenblick die Gewährung meines Wunſches als etwas Selbſtverſtändliches betrachtet wiſſen wollen? Ich will mich mit dieſer, freilich etwas unbeſcheidenen Annahme tröſten und in der Hoffnung leben, Sie hätten wirklich die wolerwogene und entſchiedene Abſicht, Ihren wärmſten Freund über Ihre ferneren Schickſale nicht im Ungewiſſen zu laſſen, ſo wie auch ich Ihrer wolwollenden Aufforderung folgen und Ihnen ſchreiben werde, ſo oft ſich etwas in meiner Lage verändert.

Von meinem gegenwärtigen Befinden iſt ſehr wenig zu ſagen. Ich lebe meinen Plänen, hänge mit der Menſchheit faſt nur durch einen ziemlich ausgebreiteten Briefwechſel zuſammen, und ſchreibe Dichtungen, von welchen man mehr oder weniger freundliche Notiz nimmt. Meine Geſundheit ſchwankt, wie alles Irdiſche, zwiſchen gut und böſe in verjährter Unentſchiedenheit. Zuſammenfaſſen ließe ſich das alles nur in dem Ausſpruch: „Ich langweile mich.“ Ihre tauſend Grüße erwidere ich mit freudigem Dank; aber Sie irren, wenn Sie glauben, ich ſei geneigt, von dieſer runden Summe an Andere etwas abzutreten. Nur dem Papa habe ich das ihm huldvoll zugedachte Hundert ausgefolgt: er dankt verehrungsvoll, beſchämt durch Ihr Wolwollen. Aber die anderen gleichgültigen Leute — die ſollen es erſt beweiſen, daß ſie, wie ich, nicht leben können ohne Grüße von Marie Mösner. Sie ſollen erſt beweiſen, daß ſie Ihr Andenken ſo zähe feſthalten, wie ich es thue, und daß ſie ſich, wie ich, ſogar nicht ſcheuen, durch eben dieſe Zähigkeit in Ihren Augen ein wenig aufdringlich, vielleicht auch ein wenig lächerlich zu erſcheinen.

Immerdar von Herzen der Ihrige

R. H.

* * *

Briefe an Antoinette Julius.

Trieſt 1863.

Fräulein Antoinette Julius war eine Schauſpielerin, welche ſich als Mitglied einer am Armoniatheater in Trieſt gaſtirenden Geſellſchaft im Jahre 1863 einige Monate lang daſelbſt aufhielt.

Ich fand über ſie unter meinen Papieren die folgenden Tagebuchnotizen und Briefe an ſie, die ich hiermit wörtlich aus dem ſtenographirten Konzept ins Reine ſchreibe.

März 1863.

Das erſtemal einen Abend mit A. J. zugebracht. Sie fühlt ſich ungemein zur Mittheilung angeregt und iſt glücklich dabei. Wahre Sympathie. Die folgenden Male kälter — man ſieht, daß ſie launenhaft iſt und die Eindrücke bei ihr nicht dauern. Ich ärgere mich darüber und finde, daß mich das zu ſehr aufregt; beſchließe daher, nicht mehr hinzugehen. Ich ſchreibe ihr jedoch Briefchen, meiſt ſcherzenden Inhalts.

31. März.

Sie begegnete mir auf der Straße. „Endlich!“ rief ſie aus und lud mich ſehr angelegentlich ein, nachmittag zu ihr zu kommen. Ich ließ mich dadurch beſtimmen und ging wirklich hin. Ich kam um 3 Uhr und ging erſt um 9¼ Uhr wieder fort, da wir ſehr tief in den Text geriethen und ſie mir ihre höchſt merkwürdige Lebensgeſchichte erzählte. Abſchied ſehr herzlich und langwierig. Ich fand, daß ich ſie auf Momente ſehr erwärmen kann. Das heutige Geſpräch hat mich ungemein erquickt. Dieſe 5 Stunden gehören zu den beſeligendſten, die ich erlebt habe. Mir iſt ſo unendlich wol bei einem weiblichen Weſen, welchem das Herz aufgeht, wenn ich auch überzeugt bin, daß es nur ein vorübergehender Moment iſt.

12. April.

Sie läßt mir durch Coſta ſagen, daß meine Briefe immer einen großen Eindruck auf ſie machen, daß ſie immer den ganzen Tag davon erregt iſt; ſie wolle mir heute noch ſchreiben.

Nachmittag ſie beſucht. Pflaſtertreter und Mädchenjäger. Nach dem Theater ihr einen Brief übergeben.

I.

Trieſt, 21. März 1863.

Sehr verehrtes Fräulein!

Ich habe die Ehre, Ihnen hierbei einen Ausſchnitt aus der „Trieſter Zeitung" zu überſenden, in welchem Sie eine Theaterkritik und in dieſer ein Urtheil über Ihre vorletzte Leiſtung finden werden. Glauben Sie nicht, daß dieſer Berichterſtatter Ihnen ſchmeicheln wollte, oder Ihnen je ſchmeicheln werde. So wie ich den Mann kenne, würde er es auch nicht verſchweigen, wenn er einmal etwas zu tadeln fände. Ich werde ſobald nicht das Vergnügen haben, Sie wiederzuſehen, aber ich werde darum nicht aufhören, mit Ihnen in Verkehr zu ſtehen. Sie ſprechen von der Bühne herab zu mir, und ich antworte vielleicht von Zeit zu Zeit mit einem kritiſchen Brieflein. Ich freue mich, daß durch das Hugo Müller'ſche Gaſtſpiel für Ihre Kunſtentfaltung eine neue Epoche angebrochen iſt, und ich konzentrire die Gefühle der perſönlichen Freundſchaft und Verehrung, die ich für Sie hege, gänzlich in dem lebhaften Antheil, den ich an Ihrem künſtleriſchen Wirken nehme. Wiſſen Sie, an wen Herr Hugo Müller bei ſeinem erſten Auftreten mich in ganz eigenthümlicher Weiſe erinnert hat? An Sie! Lachen Sie nicht; ich finde bei ihm gewiſſe mimiſche Züge, Wendungen und Bewegungen, die er Ihnen abgelauſcht haben muß — oder, was noch wahrſcheinlicher iſt, Sie ihm. Vielleicht ſind es auch ganz unbewußt angeflogene Aehnlichkeiten, pſychologiſch intereſſante Spuren eines ehemaligen Verſenkens Ihres weiblichen Genius in den ſeinen. Denn Sie ſchwärmen ja für ihn, wie Sie ſelbſt ſagten. Es gefällt mir gar nicht, daß dieſer Herr Müller auf der Bühne Sie ſo oft bei der Hand faßt, von welcher ich zufällig weiß, daß ſie ſehr zart und weich iſt. Ich liebe ſie — nicht Sie, ſondern ſie, die zarte, weiche, weiße Hand, und ſobald ich liebe — zuweilen auch ſchon früher — bin ich eiferſüchtig. Adieu, liebſtes Fräulein — wie heißen Sie doch eigentlich? Antoinette, glaub' ich; das iſt mir aber zu franzöſiſch. Da Sie dem berühmten Geſchlechte der Julier angehören, welches, wie Sie wiſſen, oder nicht wiſſen, ſeinen Urſprung durch Julius Cäſar und Aeneas auf die Venus zurückführt, ſo will ich Sie Julia nennen, oder lieber Giulietta. Unter dieſem Namen bleibt Ihrer, als ein Romeo der Freundſchaft, mit der Beſtändigkeit einer Dichterſeele eingedenk

Ihr treu ergebener

R. H.

II.

25. März.

Verehrungswürdiges Fräulein Giulietta!

In beifolgender Kritik der „Trieſter Zeitung“ ſind Sie wieder erwähnt, freilich nur mit einem Wort, aber an Herrn Müller's holder Seite. Was wollen Sie mehr? Sind Sie nicht mit Ihrem Ideal zuſammengeſtellt und gleichſam in einen Lorberkranz mit ihm eingewickelt? Sie erſehen übrigens aus dieſer Zuſammenſtellung, daß der Rezenſent der Tr. Ztg. Sie Herrn Müller gleichſtellt; es iſt möglich, daß Sie ihm für ſeine Perſon noch lieber — vielleicht ſehr lieb ſind. — Wie viel würde ich darum geben, wenn ich wieder einmal ein halbes Stündchen mit Ihnen plaudern könnte! Aber ich halte Wort und beſuche Sie lieber nicht; denn wenn ich Sie an manchen Tagen beſuchte, ſo würde ich mich an allen anderen Tagen, wo ich Sie nicht beſuchen darf, zu ſehr langweilen. Das iſt mein vollkommener Ernſt. So wie ich z. B. auch, wenn Sie mir im Theater keinen Blick zuwerfen, mich darein zu finden weiß;

werfen Sie mir aber einen zu, ſo kränke ich mich hernach über jeden, den Sie nicht *mir* zuwerfen. — Laſſen Sie ſich photographiren, Fräulein, ich bitte Sie um des Himmels willen!

Von Herzen der Ihrige

R. H.

P. S. Apropos, geehrtes Fräulein, hat Ihnen ſchon Jemand geſagt, daß Sie ſehr hübſche, weiche und edelgerundete Schultern beſitzen? Ich habe es neulich im Hotel „zur Kaiſerin *Eliſabeth*“ bemerkt, als Sie ein weitausgeſchnittenes Kleid und ein ungariſches Hütchen trugen. Auch Ihr ſchönwallendes Haargelock würde ich loben, wenn ich nur — Doch genug. Leben Sie wol!

III.

31. März.

Verehrungswürdige Gönnerin und Freundin!

Aus alter Gewohnheit fahre ich fort, Ihnen Ausſchnitte aus der Trieſter Zeitung zuzuſenden, obgleich ich nicht im mindeſten weiß, ob Ihnen dieſe meine Sendungen und Zuſchriften angenehm ſind oder nicht. Einen beſonders glänzenden, epochemachenden Erfolg dürften ſie bei Ihnen nicht haben; ja wenn ich meiner Ahnung und Ihrer Naſenſpitze trauen darf — ſo weit ich letztere in jüngſter Zeit zu ſehen Gelegenheit hatte — ſind Sie durch Einzelnes in meinen Zeilen ſogar verletzt. Und ich Armer habe doch alles ſo gut gemeint! Aber es geſchieht mir vollkommen recht! Unterhalten Sie ſich gut, liebes Fräulein Giulietta, m dieſen Feiertagen, benützen Sie dieſe freie Zeit, um ſich photographiren zu laſſen, und genehmigen Sie den Ausdruck der beſonderen Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein

Ihr ergebenſter
N. H.

IVI

1. April.

Sehr liebe Freundin!

Der Sturm rüttelt ungemüthlich an meinen Fenſtern, aber in mir zittert gemüthlich die Erinnerung nach an unſer faſt fünfſtündiges trauliches Geplauder von geſtern abend. Es hat mich, merkwürdigerweiſe, weniger im eigentlichen Sinne aufgeregt und nervös angeſpannt als manches unſerer früheren viel kürzeren und inhaltsloſeren Geſpräche. Der Grund hiervor liegt wol in der beruhigenden Genugthuung des Einblicks, den Sie mir in Ihr Schickſal und in Ihr Inneres gegönnt haben. Alles Klare beruhigt mich, während das Unklare mich verwirrt und aufregt. Im Geiſte bin ich noch um Sie und ſpinne nach meiner Gewohnheit die angeknüpften Geſpräche weiter; aber was ſoll ich Ihnen ſchreiben? Ich bin ein Kind gegen Sie. Ich habe viel Romantiſches, Poetiſches erlebt; aber ich habe vom Leben doch eigentlich nur den oberſten, ätheriſchen, weſenloſen Schaum abgeſchöpft, während Sie Wonne und Leid bis auf den Grund, faſt bis auf die Hefe hinunter durchgenoſſen haben. In der Erwägung, ob ich Ihrer freundlichen Einladung zu ferneren Beſuchen folgen ſoll, bin ich leider noch um keinen Schritt weiter gekommen. Die Rückſicht auf die Verſchiedenheit unſerer inneren Lebenseinrichtungen, noch mehr aber die Rückſicht auf mein Naturell, läßt es mir im Grunde doch noch immer als das Räthlichſte erſcheinen, den urſprünglich gefaßten Entſchluß, Ihnen fern zu bleiben, den Sie geſtern wankend gemacht haben, wieder feſtzuhalten. Ich verwünſche dies mein Naturell, ich verwünſche die großen Anſprüche, die mein drangvolles Gemüth an alle Verhältniſſe und Beziehungen des Lebens ſtellt. Meine nervöſe Erregbarkeit bringt mich um jeden ruhigen, heiteren Genuß. Ich möchte ruhig, ich möchte leichtſinnig ſein wie alle anderen Leute, ich möchte die Welt, die Menſchen und die Dinge kühl anſchauen. Ja, die kühle Weltanſchauung — oft ſehne ich mich nach ihr wie nach einem Talisman, der mir das Feenreich des Genuſſes aufſchließen ſollte, ohne daß ich den Zoll mit meinem Herzblute bezahlen müßte. Wenn nur der holde Leichtſinn neben dem Vortheil, daß er die ſchmerzbereitende Empfänglichkeit für den Eindruck des Schönen und Herrlichen in uns bis zu einem Grade abſtumpft, auf welchem ſie unſerer Ruhe nicht mehr verhängnißvoll wird, nicht auch den Nachtheil mit ſich führte, daß er uns nach und nach mit dem Alltäglichen befreundet, daß er uns das Flache zuletzt lieb und das Gemeine wenigſtens erträglich macht. Für die edle Blume der Weiblichkeit müßte die kühle Weltbetrachtung, wie ich mir vorſtelle, wahrer Mehlthau ſein. Und doch iſt an der edlen Blume der Weiblichkeit viel gelegen; ich meine, ſie bleibt doch immer das einzige Unterpfand für das Glück des Weibes, die einzige Anwartſchaft auf Lebensfreuden, die mehr als bloße Zerſtreuung ſind. Eine Frauenſeele, ſo edel und des Glückes werth ſie von Natur ſein mag, müßte, wie ich glaube, auf dem Wege kühler Weltanſchauung allmählig zu dem Standpunkt herabſinken, wo das Weib aufhört, mit Entrüſtung und Ekel den Mann zu betrachten, der bei ihr nichts anderes will als ſich amüſiren. Man nennt dieſen Standpunkt den der „Liaiſons“ und behauptet, daß Theaterdamen für dieſelben eine gewiſſe Dispoſition beſitzen. Daß Sie himmelweit von dieſem Standpunkte entfernt ſind, weiß ich; aber Sie haben viel erlebt, und wer vieles erlebt hat, der findet, wenn er das, was er erlebt, auch *überlebt*, auf dem Grunde des geleerten Lebensbechers die *Reſignation* — und die Reſignation iſt die Zwillingsſchweſter der „kühlen Weltanſchauung“. Lachen Sie nicht über dieſe Erbauungsrede; wir haben die Oſterwoche, ein bischen Ernſt kann nicht ſchaden, und Sie wiſſen, daß ich auch anders ſein kann als ernſthaft.

Von Herzen der Ihrige

R. H.

V.

9. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Aus der beiliegenden Rezenſion erſehen Sie, daß der Kritiker der Trieſter Zeitung Ihnen nicht entgelten läßt, was Sie an dem Dichter und Menſchen Robert Hamerling dadurch verbrochen haben, daß Sie, Ihre neueſten Geſinnungen auf eine etwas brüske Art andeutend, zur Stunde, auf welche Sie ihn eingeladen hatten, einfach ausgingen, und ebenſo einfach ſeine ſchriftliche Annäherung unbeachtet ließen, obgleich ſeine Adreſſe zwei- und dreifach in Ihren Händen war. So wenig der Kritiker während der Dauer unſerer freundſchaftlichen Beziehungen ein Jota mehr als die Wahrheit von Ihrer künſtleriſchen Tüchtigkeit ſagte, ſo wenig wird er künftighin, nachdem dieſe freundſchaftlichen Beziehungen aufgehört haben, ein Jota weniger als die Wahrheit ſagen. Seien Sie in dieſer Beziehung ganz unbeſorgt.

Es iſt albern, daß ich mich über Dinge, wie ſie mir von Ihnen widerfahren ſind, ſo ſchwer hinwegſetzen kann. Um meine allzugroße Empfindlichkeit für ſchmerzliche Eindrücke dieſer Art allmählig abzuſtumpfen, habe ich mich entſchloſſen, ſo viel als möglich weiblichen Umgang aller Art zu ſuchen, und keiner weiblichen Bekanntſchaft auszuweichen, zu welcher ſich mir Gelegenheit bietet. Ich fühle gerade im gegenwärtigen Augenblick außerordentlich wenig Luſt dazu; aber ich denke ſogleich den Anfang damit zu machen. Vielleicht finde ich auf dieſem Wege zuweilen ungehofft das bischen Verſtändniß, Wärme und Sympathie, das mein Herz beanſprucht, wenn es ſich irgendwo wol fühlen ſoll, das ich bisher nur bei auserleſenen Frauengemüthern geſucht und gefunden habe, und das ich gar ſo gern auch bei Ihnen gefunden hätte, ja einige Tage wirklich zu finden glaubte.

Was ich aufs tiefſte bedaure, iſt, daß das Aufhören unſeres freundſchaftlichen Verkehrs mich des

Rechtes beraubt, Sie an das Verſprechen zu erinnern, das Sie mir in Beziehung auf Ihre Photographie gegeben haben. Sollten Sie den Edelmuth und das Zartgefühl beſitzen, Ihr Verſprechen auch jetzt noch halten zu wollen, ſo würden Sie mich zu gerührtem Danke verpflichten. Ich erwarte in dieſer Beziehung Ihren Entſchluß mit größter Spannung. Herr Stauber photographirt eben ſo gut als billig, und hat ſchon alle Ihre Kolleginnen konterfeit. Behalten Sie mein „Sinnen und Minnen“ zu freundlichem Andenken. Ich für meine Perſon werde Sie nie vergeſſen, wie ich Niemanden vergeſſe, der mir, wenn auch nur auf Augenblicke, freundlich näher getreten iſt. Leben Sie recht wol!

R. H.

VI.

12. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Weniges in meinem Leben hat mich ſchmerzlicher berührt, als die Scene, zu deren Zeugen mich dieſen Nachmittag der Zufall bei Ihnen gemacht hat. Was ich dort zu ſehen, zu hören und zu verſtehen bekam, das erweckte in mir das Gefühl des tiefſten Mitleids. Arme Evatochter, die vor Annäherungen ſolcher Art ihr weiblicher Takt nicht ſchützt! Arme Theaterdame, die den feinen Sinn für das, was Schmach und Inſult iſt, ihrem Beruf zum Opfer bringen muß — bei der man wagen darf, auf ſolche Art ſich einzuführen, auf ſolche Art ſich vorzuſtellen! Kein Anblick kann mich ſo innig rühren, wie der eines zu Höherem berufenen Weibes als ſchutzloſer, ihrer Entweihung nicht einmal bewußter Beute eines unverſchämten, geſinnungsloſen Pflaſtertreters und Mädchenjägers.. Aber freilich, Pflaſtertreter ſind amüſant. Was liegt an weiblicher Würde, wenn man „reſignirt" hat und nichts mehr will als ſich amüſiren! Sie hatten am Ende doch recht, als Sie den Freund und Dichter ziehen ließen und den Pflaſtertreter zurückbehielten. Was ſollte ich in einem ſolchen Kreiſe? Leben Sie wol, ſo gut Sie es können auf einer Bahn, auf welche Schickſal und Beruf als Theaterdame Sie anweiſt. Amüſiren Sie und laſſen Sie ſich amüſiren.

Ihr poetiſcher Freund

R. H.

P. S. Nur noch eine Bitte: Glauben Sie nicht, daß Leidenſchaft aus mir ſpricht; was ich hier ſage, würde ich jeder andern Dame in ähnlicher Lage geſagt haben. Ich habe nie mehr beanſprucht als Ihre Freundſchaft: aber bei mir iſt die Freundſchaft weder Phraſe, noch Deckmantel für Pflaſtertreterpläne.

VII.

15. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Es geſchieht nicht bloß aus alter Gewohnheit, noch aus bloßer Galanterie, wie man ſie jeder Dame ſchuldig iſt, daß ich Ihnen wieder ein Stück Trieſter Zeitung ſende. Zum größten Theil geſchieht es darum, weil ich Sie wegen der brühheiß übermittelten brieflichen Herzensergießung von Sonntag um Vergebung zu bitten habe. Was ich Ihnen ſchrieb, erkenne ich allerdings noch immer als die volle Wahrheit und ich könnte nicht ein Jota davon zurücknehmen. Aber es war unnöthig und ich hatte kein Recht dazu, es Ihnen zu ſchreiben, am allerwenigſten in ſo bitteren Ausdrücken. Was geht mich Ihre Geſellſchaft an und wer hat mich zum Wächter Ihrer Ehre beſtellt? Da aber jene Zeilen nun einmal geſchrieben ſind, ſo wünſchte ich wol, daß Sie dieſelben auch ein wenig beherzigten. Wenn Sie, wie ſich vorgeſtern wieder ſo ſchön gezeigt hat, durch Herrn Müller erwärmt und künſtleriſch angeregt werden, ſo habe ich meine Freude daran, welchen Gebrauch immer Herr Müller als Menſch von dieſer Ihrer Erwärmung und Angeregtheit machen möge. Es kommt dabei doch noch ein gewiſſer Vortheil für Sie heraus. Wenn aber einem weiblichen Weſen, das ich achte und mit welchem ich Freundſchaft geſchloſſen habe, Pflaſtertreter und Courmacher in einer Weiſe ſich annähern, in welcher man Statiſtinnen und Mädchen vom Ballett ſich annähert, da wallt mir das Blut auf und ich begehe im Feuereifer, wie Sie geſehen haben, dumme Streiche. Alſo verzeihen Sie, beſtes Fräulein, was ich geſchrieben! Aber — zu vergeſſen brauchen Sie es darum nicht!

Vom Herzen der Ihrige

R. H.

* * *

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Atomiſtik des Willens.

Erſter Band.

1.2
1891

Die
Atomiſtik des Willens.

Beiträge
zur
Kritik der modernen Erkenntniß.

Von

Robert Hamerling.

Erſter Band.

Hamerling
Atomistik
d. Willen
1.2

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter).
1891.

[illegible]OTHECA
[illegible]

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalt.

Seite
Vorwort V
Zur „Autor-Korrektur“ XV
Einleitung. (Bemerkungen zu einer Theorie der „Erklärung.“) 1

Erſtes Buch.

Theorie der Erkenntniß.

Der Sinnenſchein 13
Das „Apriori“ 28
Analyſe und Syntheſe 51
Dialektik 71
Das Anſich der Dinge. (Ding an ſich.) 80

Zweites Buch.

Theorie des Seins.

Der Seinsbegriff 107
Unendlichkeit und Endlichkeit 133
Einheit und Vielheit 139
Gottesbegriff 147
Kontinuum 155
Das Atom 169
Zeit und Raum 181
Polarität 209
Das Ich. (Subjekt-Objekt.) 220
Bewußtſein 239
Das Individuum 255
Der Wille 259
Stufenfolge des Lebens 277

Vorwort.

Es wird, nach manchen Anzeichen zu ſchließen, bei Freunden und Feinden viele Verwunderung, vieles Achſelzucken und Naſerümpfen verurſachen, daß ich, nachdem ich bisher als Dichter thätig geweſen, mit einem Werke von fachwiſſenſchaftlichem Inhalt hervortrete, und Vielen wird es ſogar ſcheinen, als ob ich mich damit ſelbſt als Dichter aufgegeben hätte. Und doch geſchieht Aehnliches gar nicht ſelten in allen Rangordnungen der litterariſchen Hierarchie. Abgeſehen von berühmten und unberühmten Schriftſtellern, deren Thätigkeit eine von Hauſe aus zwiſchen Poeſie und wiſſenſchaftlicher Proſa getheilte war, ſind Dichter jeder Rangſtufe aufzuzählen, deren Produktion zunächſt und hauptſächlich eine poetiſche war, und die doch auch mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten hervortraten, mit Arbeiten, welche nach Form und Inhalt mit der dichteriſchen Thätigkeit des Verfaſſers nichts gemein hatten. So z. B. Boccaccio, Petrarca, Milton, Voltaire, Rouſſeau. Und ebenſo haben in neuerer Zeit, um gebührenderweiſe die größten zuerſt zu nennen, ſelbſt Goethe und Schiller es nicht verſchmäht, wiſſenſchaftlichen Studien ſich mit Eifer hinzugeben. Goethe veröffentlichte u. a. ein großes Werk über die Farbenlehre, Schiller umfangreiche hiſtoriſche Arbeiten, Leſſing antiquariſche, Klopſtock und Jean Paul ſprachwiſſenſchaftliche Werke, Uhland ein gelehrtes Buch über deutſche Mythologie, Platen eine Geſchichte Neapels, F. Dahn außer rechtswiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Werken einen Band philoſophiſcher Abhandlungen, der Erzähler aus dem Ries, Melchior Mayer, ein philoſophiſches Werk: „Gott und ſein Reich“ u. ſ. f. Der gefeierte Liebesdichter Petrarca galt als der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit; der Dichter des „Verlorenen Paradieſes“ ſchrieb politiſche Streitſchriften, Edgar Poe hinterließ ein Buch voll tiefſinniger phyſikaliſch-philoſophiſcher Spekulation, „Eureka“ betitelt, der bedeutendſte lebende italieniſche Lyriker, Carducci, veröffentlicht, wie viele ſeiner Sanggenoſſen im Süden, neben feurigen Gedichten Werke voll gründlicher, litterargeſchichtlicher und antiquariſcher Gelehrſamkeit. Was nun von ſo vielen Poeten der verſchiedenſten Rangſtufen ohne ſonderliches Erſtaunen und ohne Schaden für den großen oder kleinen dichteriſchen Ruf derſelben hingenommen wird, ſollte das nicht auch mir geſtattet ſein? ſollte nicht auch ich wiſſenſchaftliche Gegenſtände in einer Form behandeln dürfen, welche die bei wiſſenſchaftlichen Erörterungen gebräuchliche iſt?

Der Leſer gehe alſo an die Leſung dieſes Werkes nicht mit der Erwartung, poetiſch und ſchönredneriſch ausgeſchmückte Betrachtungen populär-philoſophiſchen Inhalts darin zu finden, ſondern ein Stück ernſter Gedankenarbeit, einen Verſuch zur Verſtändigung über die wichtigſten Fragen der Erkenntnißtheorie.

Von der gewöhnlichen philoſophiſchen Sprache wird ſich die Ausdrucksweiſe dieſes Buches nur durch ein reineres Deutſch, durch Einfachheit, Klarheit und Gemeinverſtändlichkeit unterſcheiden.

Ich habe [illegible] nicht plötzlich auf die Philoſophie geworfen vor lä[illegible]er oder kürzerer Zeit, etwa weil ich zufällig Luſt dazu bekam, oder weil ich mich einmal auf einem andern Gebiete verſuchen wollte. Ich habe mich mit den großen Problemen der menſchlichen Erkenntniß beſchäftigt von meiner frühen Jugend an, infolge des natürlichen, unabweisbaren Dranges, welcher den Menſchen überhaupt zur Erforſchung der Wahrheit und zur Löſung der Räthſel des Daſeins treibt. Ich habe in der Philoſophie niemals eine ſpezielle Fachwiſſenſchaft erblicken können, deren Studium man betreiben oder beiſeite laſſen kann, wie das der Statiſtik oder der Forſtwiſſenſchaft, ſondern ſie ſtets als die

Erforſchung desjenigen betrachtet, was Jedem das Nächſte, Wichtigſte und Intereſſanteſte iſt. Die Erfahrung lehrt, daß nicht Jedem auch die Gabe verliehen iſt, ſich mit Verſtändniß in das philoſophiſche Studium zu vertiefen; und wem dieſe Gabe fehlt, der muß freilich in der Philoſophie nur ein unverſtändliches Kauderwelſch, ein Gewirre von unfruchtbaren Abſtraktionen erblicken. Ich für meine Perſon konnte es mir ſchlechterdings nicht verſagen, dem urſprünglichſten, natürlichſten und allgemeinſten aller geiſtigen Antriebe zu folgen und mir im Laufe der Jahre ein Urtheil über die Grundfragen des Daſeins und Lebens zu bilden. Hat man aber einmal auf irgend einem Erkenntnißgebiete feſte Ueberzeugungen gewonnen, dann kann man ſichs auch nicht auf die Dauer verſagen, ſie auszuſprechen, Partei zu ergreifen im Streite der Tagesmeinungen und das Seinige zur Entſcheidung desſelben beizutragen.

Daß ich, indem ich ein Buch philoſophiſchen Inhalts ſchrieb, ſtatt, meinem Metier entſprechend, neue Verſe zu machen, als Dichter etwas verſäumt, oder die Welt etwas verloren, davon kann doch wohl nicht die Rede ſein. Es beſteht kein Bedürfniß im Publikum, immer neue Verſe von mir zu leſen. Als Poet kann ſelbſt der Begabtere bei dem ungeheuren Reichthum des ſchon Vorhandenen der Welt keinen ſonderlichen

Dienſt mehr leiſten, auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft aber kann jeder nur ernſtlich und ehrlich Strebende etwas Reelles erzwecken, den Schatz des Wiſſens mehren oder ſichern helfen, neue Thatſachen beibringen, oder kritiſch etwas zur Klärung der [illegible] beitragen.

Wenn aber Freunde meiner Muſe, die nun einmal meine Individualität nur von der dichteriſchen Seite ins Auge faſſen wollen, das Bedenken ausſprechen, ich hätte als Dichter Beſſeres leiſten können, wenn ich den philoſophiſchen Sinn in mir unterdrückt hätte, ſo laſſe ich dies dahingeſtellt ſein, und habe zu meiner Rechtfertigung nur anzuführen, daß, wenn bei den Blinden, wie man behauptet, die übrigen Sinne ſich um ſo ſchärfer auszubilden pflegen, je tiefer ihr Auge umnachtet iſt, deshalb doch Niemand ſich freiwillig die Augen ausſticht, um beſſer zu hören oder zu riechen.

Ich habe mich nie als „ſpezifiſchen", ausſchließlichen Poeten gefühlt. Ich habe mich vor allem als Menſch gefühlt, als ganzer, voller Menſch, und da lagen mir von allen geiſtigen Intereſſen die großen Probleme des Daſeins und Lebens am nächſten. Als Menſch war ich Denker und als Menſch hatte ich Gemüth: und kraft des Gemüths war ich Dichter.

Zweck der vorliegenden Erörterungen iſt: die einfachen Thatſachen feſtzuſtellen, auf welche die mannigfaltigen hochtrabenden Formeln der bisherigen philoſophiſchen Spekulation zurückzuführen ſind. Dieſes Bemühen wird freilich dem Werke den Stempel einer gewiſſen Nüchternheit aufdrücken in den Augen Derjenigen, deren innerer Fond von Gemüthswärme und Begeiſterung nicht groß genug iſt, um ſichs an den „einfachen Thatſachen genügen“ zu laſſen. Der ſehr „nüchterne“ Spinoza iſt ein „gotttrunkener“ Menſch genannt worden, und mit Recht.

Ueber den Titel dieſes Werkes („Atomiſtik des Willens“) habe ich noch ein Wort zu ſagen. Mir gilt der Ausdruck Wille eben nur als einer der möglichen Ausdrücke für das, um was es ſich in der Philoſophie handelt. Ich hätte das Werk auch etwa als Atomiſtik des Lebens bezeichnen können. Aber bei der Weite und Vieldeutigkeit des Wortes Leben ſchien mir der terminus Wille vorzuziehen, der nach Schopenhauer in der philoſophiſchen Welt eine beſtimmte Bedeutung erlangt hat als Seins- und Lebenstrieb, als das ſich „bejahende“ Sein und Leben ſelbſt. Vielleicht hätte ich übrigens einen anderen Titel für das Werk gewählt, wenn ich erſt nach Vollendung desſelben an die Titelwahl gegangen wäre. Aber ich habe dem Werke den Titel gelaſſen, den ich den erſten Anfängen desſelben, den erſten Aufzeichnungen vor zwanzig Jahren gegeben, und er mag ihm bleiben, wie dem erwachſenen Menſchen der Name bleibt, auf welchen er als Kind getauft worden iſt.

Als „Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß“ bezeichne ich weiterhin mein Werk auf dem Titelblatte. Es ſchien mir an der Zeit, zu fragen: Wie weit ſind wir nun auf unſerem Wege zur Löſung des Welt- und Daſeinsräthſels? Es ſchien mir an der Zeit, einen Blick zu werfen auf das Errungene und zu unterſuchen: Was hält ſtand von dieſen Errungenſchaften und was nicht, wenn man daran geht mit der Sonde tendenzloſer Unparteilichkeit? Da es nun in der Natur der Sache liegt, daß ich mich weit mehr mit den Punkten befaſſe, in welchen meine Meinung von der gewöhnlichen abweicht, als mit denjenigen, in welchen ich nur Anerkanntes zu wiederholen hätte, ſo erhält dadurch meine Arbeit vielleicht ein vorwiegend kritiſches und polemiſches Anſehen. Man wird es anmaßend finden, daß Jemand, den man nicht als Fachgelehrten wird gelten laſſen wollen, weil er nicht vom Katheder herab ſpricht, ſich zum Kritiker moderner Erkenntniß aufwerfen und die ehrwürdigen Leuchten der Wiſſenſchaft meiſtern wolle. Aber wie der geringſte Rezenſent ſich nicht ſcheut, an einem Werke Shakeſpeares oder Goethes dies oder jenes unverholen zu tadeln, ſo pflegt ſich meines Wiſſens auch kein Neuling zu ſcheuen, der die Feder zu einem philoſophiſchen oder naturwiſſenſchaftlichen Werke anſetzt, in dieſem oder jenem Punkte gegen einen Newton oder Kant oder Helmholtz, oder alle zuſammen anzukämpfen. Ich nehme dasſelbe Recht freier Meinungsäußerung in Anſpruch und verlange nicht, daß Jemand auf meine Behauptungen auch nur den geringſten Werth legen ſoll, wenn ihn meine Gründe nicht überzeugen.

Man wundere ſich nicht über die Einfachheit, die Prunkloſigkeit und Anſpruchsloſigkeit meines Gedankenſyſtems, da es ja eben nichts anderes ſein will, als ein kritiſcher Verſuch, die wirklichen Ergebniſſe menſchlichen Denkens von allem Prunk abſtrakter Spekulation und Begriffsdichtung zu reinigen und ſie auf ihren einfachſten Ausdruck zu bringen. Man glaube nicht, ein Buch, deſſen Inhalt ſich ſo ſchlicht und prunklos giebt und deſſen Ausdruck in ſeiner Klarheit gemeinverſtändlich iſt, müſſe deshalb auch ſeicht und gehaltlos ſein. Bringt man das wirklich Erkannte und Erreichte auf ſeinen einfachſten Ausdruck, ſo ſtellt ſich freilich heraus, daß dieſes Erkannte und Erreichte nicht allzu viel iſt; aber es iſt beſſer, dies beſcheiden zuzugeben, als mit glänzenden Phantaſien zu flunkern, die einfachen Wahrheiten und Thatſachen in tiefſinnig klingende Formeln, in geheimnißvolle Orakelworte zu kleiden.

Sollte ich vor Vollendung des Werkes aus dem Leben abberufen werden, ſo nehme der Leſer nicht Anſtoß an der Dürftigkeit der zerſtreuten Bemerkungen, die namentlich im naturwiſſenſchaftlichen Theile unter der Ueberſchrift „Phyſis" nur ſo nebenbei und gelegentlich zu Papier gebracht wurden. Eine ausgeführte, abgerundete Darlegung meiner naturwiſſenſchaftlichen Weltanſicht hatte ich mir vorbehalten bis ich meine bezüglichen Studien zu einem vorläufigen Abſchluſſe gebracht haben würde. Hat man auf dieſem Gebiete doch am unabläſſigſten und am längſten zu lernen!

Keine durchgeführten, abgerundeten und vollſtändigen Abhandlungen über die einzelnen Themen erwarte man; denn ich habe mir Bemerkungen aufgezeichnet, mit welchen ich entweder Neues zu ſagen, oder beſtehende Meinungen anzugreifen, oder Wahrheiten und Thatſachen hervorzuheben und zu bekräftigen hatte, die mir beſonders am Herzen lagen. Daher ſtammt auch die aphoriſtiſche Form des Werkes.

Es iſt möglich, daß es mir verſagt bleibt, dieſes philoſophiſche Werk vor meinem Ableben völlig auszuarbeiten. Aber auch in dieſem Falle möchte ich wünſchen, daß die vorliegenden Dokumente meiner Anſchauung der Dinge und meiner Ueberzeugungen betreffs der größten Fragen, welche den Menſchengeiſt beſchäftigen, nicht gänzlicher Vernichtung anheimfallen. Ich empfehle ſie auch in der Form von Bruchſtücken, deren Reihenfolge, obwohl geordnet, den Zuſammenhang des Ganzen erſt nothdürftig hervortreten läßt, der freundlichen Nachſicht philoſophiſcher Leſer.

Mögen ſie trotz der Unzulänglichkeit, die ihnen anklebt, Beachtung und unparteiiſche Beherzigung finden.

R. H.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Zur „Autor-Korrektur“.

Auf Wunſch weiland des Herrn Verfaſſers mit der ebenſo ehrenvollen, als aus verſchiedenen, in der Natur des Werkes ſowohl, wie des, von Hamerling nicht mehr endgültig redigirten Manuſkripts gelegenen Gründen — nicht ganz einfachen Aufgabe betraut, die Autor-Korrektur des vorliegenden philoſopiſchen Werkes zu beſorgen, kann ich dasſelbe nicht in die Oeffentlichkeit gehen laſſen, ohne ein Wort über meine bezügliche Thätigkeit an das Vorwort des ſeligen Herrn Verfaſſers zu ſchließen.

Hamerling ſagt in einer eigenen „Notiz für den Verleger“, welche er ſeinem Manuſkripte beigab, ausdrücklich Folgendes:

„Ich wünſche entſchieden nicht, daß dieſes Manuſkript vor dem Abdruck Jemandem zur Durchſicht, Redaktion oder beſſeren Anordnung übergeben werde, wodurch der **Druck** verzögert, oder das Manuſkript in Unordnung gebracht oder verzettelt werden könnte."

Schien hierdurch einerſeits das Gebiet, auf welches ſich meine beſcheidene Mitarbeit an der Herausgabe des Werkes zu erſtrecken hatte, von vornherein genau begrenzt, ſo ließ es ſich in der praktiſchen Durchführung meiner Aufgabe doch andererſeits wieder nicht vermeiden, mit genauer Feſthaltung der, ſowohl aus dem Manuſkripte erſichtlichen, als mir aus philoſophiſchen Geſprächen mit dem Herrn Verfaſſer noch bei deſſen Lebzeiten bekannt gewordenen philoſophiſchen Abſichten desſelben an manchen Stellen eine unumgängliche, das Gebiet redaktioneller Eingriffe ſtreifende Korrektur vorzunehmen.

In keinem Falle ging eine derartige Korrektur jedoch über lediglich ſtyliſtiſche Ausgleichungen hinaus, wie ſie der Verfaſſer bei eigener Durchſicht zweifellos ſelbſt vornehmen mußte, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, an ſein Werk die letzte Hand zu legen, was ihm, wie ſchon die, von Hamerling ſelbſt als aphoriſtiſch bezeichnete Form desſelben und das Manuſkript erkennen laſſen, leider verſagt geblieben war.

Einige Citate wurden richtig geſtellt, ſo weit mir der Urſprung derſelben bekannt und zugänglich war, und eine innerhalb des Werkes einheitliche Orthographie herbeigeführt, in welch letzterer Hinſicht ich mich an das noch von Hamerling ſelbſt im Jahre 1888 korrigirte Werk: „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft" gehalten habe.

In jeder übrigen Hinſicht iſt das Werk, wie es nunmehr in die Welt geht, ein genaues Abbild des, noch von Hamerling ſelbſt geordneten Manuſkripts und auf alle Fälle ein authentiſches Dokument ſeiner philoſophiſchen Lebens-Anſchauung.

Leoben in Steiermark, am 19. September 1890.

Dr. Adolf Harpf.

Einleitung.

Bemerkungen zu einer Theorie der „Erklärung“.

„Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang, die Gelegenheit flüchtig, die Erfahrung trügeriſch, das Urtheil ſchwierig.“

Dieſe Worte des Hippokrates ſind ein klaſſiſcher Ausdruck deſſen, was ſie beſagen, und über deſſen Wahrheit wir dennoch oft leichtfertig uns hinausſetzen.

Wir ſind immer zu ſchnellfertige Erklärer geweſen. Das erſte und faſt einzige Erforderniß, welches man an eine „Erklärung“ zu ſtellen pflegt, iſt, daß ſie zuvörderſt mit unſeren perſönlichen Neigungen und dann mit den eben herrſchenden wiſſenſchaftlichen Anſichten und Tendenzen in Einklang ſei, deren Strömung uns fortreißt. Zufällig kann aber eine Erklärung mit all dieſem in Einklang und doch falſch, oder im Widerſtreit damit und doch richtig ſein. Unſere moderne Wiſſenſchaft ſchadet ſich vielleicht mehr als ſie ſich nützt durch Unduldſamkeit und durch einen Terrorismus der Partei, der ſonſt nur auf politiſchem Gebiete zu Hauſe war. Wehe Demjenigen, der eine Erklärung zu bezweifeln wagt, welche z. B. in der Strömung der darwiniſtiſchen Ideen liegt, ſie mag im übrigen noch ſo oberflächlich und haltlos ſein! Aber eine gute Flagge ſoll keine ſchlechte Waare decken. Keiner ſoll darum, weil er ein im ganzen gutes Prinzip für ſich hat, behaupten dürfen, was ihm beliebt, ſondern auch er ſoll verpflichtet ſein, ſeine Behauptungen gründlich zu *beweiſen*, und es ſoll erlaubt ſein, die Stichhaltigkeit ſpeziell *dieſer* Beweiſe zu prüfen, ohne ſofort als wiſſenſchaftlicher Reaktionär in Acht und Bann gethan zu werden. Nicht die Tendenz, ſondern die Wahrheit ſoll in der Forſchung den Ausſchlag geben, und die Deviſe ſoll nach wie vor lauten: Amicus Plato, sed magis amica veritas.

Es „reitet“ ſo Mancher, wie der volksthümliche Ausdruck lautet, kecklich auf einem Modeprinzip des Tages umher, ohne zu merken, daß es längſt zu Tode geritten iſt — daß der Gaul ſich nicht mehr vorwärts bewegt, und der Reiter nur mehr ein Steckenpferd zwiſchen den Beinen hat.

Was man Tendenz nennt, tritt uns auf wiſſenſchaftlichem Gebiete überall entgegen. Weil z. B. ein Philoſoph ein Buch vom „Unbewußten“ in einem Sinne geſchrieben, welchen Viele nicht gelten laſſen mögen, ſo ſoll nun auf einmal der Begriff des Unbewußten ſelbſt verpönt ſein, und dieſes Wort ſoll nicht genannt werden, obgleich Ausdruck und Begriff gar nicht zu umgehen iſt, ſowohl in der Philoſophie, als auch namentlich in der Naturwiſſenſchaft, deren Reich ſich ja gerade ſo unendlich weit ins Unbewußte und doch Lebendige hineinerſtreckt. Wir ſind überall umgeben von Thatſachen und Beweiſen einer unbewußten

Thätigkeit, die wir nichtsdeſtoweniger eine geiſtige oder ſeeliſche nennen. Kein Menſch bezweifelt dieſe unbewußte geiſtige Thätigkeit auf dem Gebiete der Sprach- oder Mythenbildung. Seit der „Philoſophie des Unbewußten“ aber ſoll das Unbewußte nichts weiter als eine perſönliche Schrulle des Herrn **von Hartmann** ſein.

Und weil, um noch ein Beiſpiel anzuführen, unſere Naturgelehrten ſich unglücklicherweiſe kein der Natur eingebornes, die Materie durchwaltendes Formprinzip denken können, ohne einen Gott Vater als Schöpfer und Erhalter der Welt, ſo ſoll der Zweckbegriff in der Natur zuſammengeworfen werden mit den Objekten des Köhlerglaubens. Es ſoll mit der darwiniſtiſchen Erklärung von ein paar Einzelheiten Staat gemacht, und das Unzählige, was ſich ſo nicht erklären läßt, vertuſcht, todtgeſchwiegen, ignorirt werden. Aber daß dieſe Gelehrten ſich immer vor die Alternative geſtellt glauben, entweder den Zweck in der Natur überhaupt zu leugnen oder den Katechismus anzuerkennen, beweiſt, daß eben ſie es ſind, welche die kaum geſprengte Eierſchale des Köhlerglaubens noch auf dem Rücken mit ſich herumtragen. Wären ſie wirklich reife, vollkommen emanzipirte Geiſter, ſo würden ſie über jene Alternative ſich längſt emporgeſchwungen haben.

Eine neue Weltanſchauung wird Platz greifen, eine ganz andere, tiefere Art von Einſicht in die Natur wird möglich werden, wenn die Menſchheit einmal hinaus iſt über dies unglückſelige Stadium des Uebergangs von religiöſer Dogmatik zur Philoſophie, wenn keinerlei Tendenz die Forſchung mehr beherrſcht, und ſie angelangt iſt auf dem Standpunkte des freien, aber auch unbefangenen Denkens.

Wenn man dem heutigen Naturforſcher nachzuweiſen verſucht, dieſe oder jene Erklärung eines natürlichen Vorgangs ſei nicht genügend, ſo ſchlägt er den Einwurf kurzweg mit der Bemerkung nieder, ſie müſſe genügen, eine andere Erklärung könne es nicht geben, weil jede andere Erklärung nur eine übernatürliche ſein könnte!

Wirklich? Eine andere Erklärung kann es nicht geben? und jede andere Erklärung müßte eine übernatürliche ſein? Haben wir in der That das Gebiet der natürlichen Kräfte ſo gänzlich ausgemeſſen, daß wir ſagen können, es gebe nun ſchlechterdings keine mehr, die uns unbekannt wäre? Haben wir in der That alle Faktoren des Naturgeſchehens derart in der Hand, daß wir zu behaupten in der Lage ſind: nur dieſe Faktoren können und müſſen das bekannte Facit der Rechnung geben? Ich glaube nicht; ich glaube vielmehr, daß wir, was die Kenntniß der natürlichen Kräfte nach Zahl und Art betrifft, noch in den Anfängen der Erkenntniß ſtecken, noch weit vom Ziele ſind; ſchon deshalb, weil wir ſelbſt in der Beobachtung und Feſtſtellung der Thatſachen das Gebiet des uns Zugänglichen noch lange nicht vollſtändig beherrſchen. Mit jeder Erweiterung in Kenntniß der Thatſachen müſſen und werden ſich der Naturerklärung neue Hülfsquellen eröffnen — Hülfsquellen, von welchen wir im Augenblick vielleicht nicht einmal eine Ahnung haben.

So werden wir denn gut thun, vorſichtig zu ſein mit der Verſicherung, daß die auf unſere gegenwärtige Naturerkenntniß gegründeten Erklärungen die einzig natürlichen und die einzig möglichen ſeien.

Genau genommen iſt unſere Naturerklärung ein Rechnen mit unbekannten Größen, mit unbekannten Faktoren; und neben denjenigen Faktoren, welche wir oberflächlicherweiſe zu kennen glauben, weil wir ein Wort dafür erfunden, giebt es ohne Zweifel auch welche, für welche wir nicht einmal ein Wort haben, weil wir keine Ahnung von ihnen haben. Wir glauben Kräfte, wie Elektrizität, Magnetismus u. ſ. w. zu kennen, weil ihre Wirkſamkeit ſich unſeren Sinnen oft und leicht bemerklich macht; es iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß in der tiefen, reichen Natur mehr Kräfte wirkſam ſind, als in unſere wenigen, armen, beſchränkten Sinne fallen. Ein mit neuen oder auch nur ungleich ſtärkeren Sinnen ausgeſtatteter Menſch würde neue Kräfte entdecken. Und doch wollen wir aus den wenigen uns bekannten Kräften oder Modalitäten der Kraft die ganze Natur erklären!

Was wir erklären nennen, iſt ein Tappen im Finſtern, im beſten Fall ein Aufſtellen von ſcharfſinnigen und doch menſchlich-kurzſichtigen, von einem höheren Standpunkte aus vielleicht kindiſchen Hypotheſen, oder ein Spiel mit Worten, oder eine Spiegelfechterei mit Bildern, Gleichniſſen, Analogien.

Bevor wir ans Erklären gehen, würde es ſich darum handeln, die Thatſachen ſelbſt rein aufzufaſſen, die Darlegung derſelben auf den einfachſten Ausdruck zu bringen, ohne vorgefaßte Meinung, ohne „Tendenz“ für oder gegen herrſchende Richtungen.

Es kommt auch vor, daß ein Erklärer das, was ein anderer Erklärer als *Grund* aufſtellt, als *Folge* betrachtet, und das, was jener als *Folge* anſieht, für den Grund nimmt. So giebt es Naturforſcher, welche die Bewegung in der Natur durch Anziehung und Abſtoßung erklären, und andere, welche die Anziehung und Abſtoßung aus einer allgemeinen Bewegung der Materie erklären. Dergleichen iſt möglich, ſo lange wir eben nur einzelne Kettenglieder und nicht die ganze Kette der Urſachen überblicken, welche jedem einzelnen Gliede ſein beſtimmtes Vorher und Nachher anweiſt.

Viele glauben, eine Sache erklärt zu haben, wenn ſie eine *Möglichkeit* aufgezeigt haben, wie die Sache entſtanden ſein *konnte*. Man darf aber nicht vergeſſen, daß eine Sache auf mehr als eine Art möglich ſein kann. Eine Erklärung kann ſehr plauſibel und doch nicht die richtige ſein. Ja es iſt ſogar möglich, daß von zwei Erklärungsweiſen die unwahrſcheinlichere richtig iſt.

Oft vergißt man auch, daß die Widerlegung eines *Beweiſes*, der für eine Sache angeführt wird, noch immer keine Widerlegung der *Sache ſelbſt* iſt! Die Sache kann ſehr richtig ſein und der Beweis doch völlig falſch.

Zu den halb unehrlichen, halb unlogiſchen Annahmen, deren man ſich doch endlich einmal entſchlagen ſollte, gehört auch die, daß etwas, das auf einem Gebiete der menſchlichen Erkenntniß, z. B. auf dem der theoretiſchen Philoſophie, nicht bloß als problematiſch, ſondern geradezu als falſch erfunden wird, auf einem andern, etwa dem der praktiſchen Philoſophie, ſich als wahr herausſtellen könne. Zwei Wahrheiten können ſich niemals widerſprechen, auch wenn ſie getrennten Gebieten des menſchlichen Wiſſens angehören. Sehr gut beſagt dies ein altes philoſophiſches Axiom der Scholaſtiker: Omne verum omni vero consonat. Widerſpricht eine Wahrheit der andern, ſo iſt eine davon eben nicht Wahrheit, ſondern Fiktion: Fiktionen aber ſollten auf gar keinem Gebiete des Wiſſens und Erkennens geduldet, ſondern, ſobald man ſie als ſolche erkannt hat, unnachſichtig außer Kurs geſetzt werden. Manche z. B. greifen nach einer Fiktion, um ein reales Moralprinzip daraus zu gewinnen. Das iſt ſo, als ob ich mir einen Kröſus malen oder meißeln wollte, um mir hernach eine Million von ihm ſchenken zu laſſen.

Es hat Philoſophen genug gegeben, welche Glauben und Ahnung über das Wiſſen ſtellten. Dieſe Männer glaubten an die vermeintlichen Wahrheiten, welche ihr Gemüth ihnen offenbarte, ſo feſt, ja noch feſter, als an die, welche uns der Verſtand erſchließt. Dem Verfaſſer der „Geſchichte des Materialismus“, Lange, war es vorbehalten, nicht etwa ſcheinheiligerweiſe oder ironiſch, ſondern allen Ernſtes und ausführlich die Lehre zu predigen, daß der Menſch jene vermeintlichen Wahrheiten auch dann noch als bewußte „Begriffsdichtung“ feſthalten ſolle, wenn er nicht mehr an ſie glaubt, wenn er ſie als unwahr erkannt hat. Wenn Vaihinger („Hartmann, Dühring und

Lange“ S. 193) zur Vertheidigung dieſer, in der Geſchichte menſchlicher Weisheit und menſchlicher Thorheit einzig daſtehenden Behauptung darauf hinweiſt, daß wir „vermöge der Einrichtung unſeres Erkenntnißapparates gezwungen ſind, Manches, ja Vieles anzunehmen, deſſen Unrichtigkeit wir doch einſehen“, ſo weiß ich nicht, was er meint, falls er nicht etwa ſtatt „Erkenntniß-Apparat“ eigentlich „ſinnlicher Wahrnehmungs-Apparat“ ſagen wollte und Thatſachen im Auge hatte, wie die, daß wir die Sonne noch immer auf- und untergehen ſehen, auch wenn wir erkannt, daß dieſes Sehen Täuſchung iſt. Nun, wir ſehen allerdings die Sonne auch dann noch auf- und untergehen; aber daß wir daran noch glauben müſſen, wird doch Niemand behaupten?

Davon abgeſehen, ſind die Ideale jener Begriffsdichtung ſchlechterdings nicht denknothwendig. Der Denknothwendigkeit, daß $2 \times 2 = 4$, kann ſich Keiner entziehen und nie hat ſich ihr Einer zu entziehen behauptet; aber der „Denknothwendigkeit“ jener Begriffsdichtung entziehen ſich unzählige von den ungebildetſten bis hinauf zu den gebildetſten und ſcharfſinnigſten Geiſtern.

Geſetzt aber, es gäbe Fälle, in welchen wir durch die Einrichtung unſeres Erkenntniß-Apparats gezwungen würden, an etwas zu glauben, auch nachdem wir es als falſch erkannt, ſo würde dies nur beſagen, daß wir das als unwahr Erkannte als wahr annehmen müſſen, nicht aber, daß wir es als wahr annehmen ſollen, wie Lange durchweg behauptet. Wie ließe ſich eine ſo abſurde Verpflichtung beweiſen?

Weiter ſagt Vaihinger zu Langes Vertheidigung: Das Kind ſpielt ja auch mit der Puppe, obgleich es weiß, daß dieſelbe nicht lebendig iſt; ebenſo kann und ſoll der Menſch an den Idealen feſthalten, auch nachdem er ſie als weſenlos erkannt hat. — Alſo wir ſollen mit den Idealen ſpielen wie das Kind mit der Puppe? So ſprechen ernſte Männer und Philoſophen? Man traut ſeinen Ohren kaum! — Uebrigens wirft das Kind die Puppe weg, wenn ſein Verſtand gereift iſt, und würde dem in's Geſicht lachen, der ihm zumuthen wollte, das Spiel mit derſelben noch weiter fortzuſetzen.

Allen Reſpekt vor Denen, welche ſagen: ich *glaube* an dies und das, bin von dieſem und jenem in meinem *Gemüthe* überzeugt, obgleich der Verſtand es mir nicht beweiſen *kann* oder gar mir das Gegentheil beweiſen *will*. In dieſem Fall ſtellt man das Zeugniß des Gemüthes über das des Verſtandes und glaubt, daß das, woran man glaubt, keine *Dichtung*, ſondern *Wahrheit* iſt. Aber Lange ſagt: Wir haben die Einſicht gewonnen, daß das, woran unſer Gemüth glaubt, *keine* Wahrheit, ſondern eine bloße Dichtung iſt, eine „*Begriffsdichtung*" — aber wir wollen ſie trotzdem feſthalten! — Wir können dem Verſtande glauben — wir können dem Gemüthe glauben — aber daß wir der *Dichtung* glauben ſollen, der als ſolche erkannten, durchſchauten *Begriffsdichtung*, das iſt eine unſinnige Forderung.

Erſtes Buch.

Theorie der Erkenntniß.

Der Sinnenſchein.

Gewiſſe Reizungen erzeugen den Geruch in unſerm Riechorgan. Der Geruch exiſtirt alſo nicht ohne das Riechorgan. Die Roſe duftet alſo nicht, wenn ſie Niemand riecht.

Gewiſſe Luftſchwingungen erzeugen in unſerm Ohr den Klang. Der Klang exiſtirt alſo nicht ohne ein Ohr. Der Flintenſchuß würde alſo nicht knallen, wenn ihn Niemand hörte.

„Wie?“ ruft hier der Eine oder Andere, „der Klang wäre nicht da, wenn ihn Niemand hört? Wie lächerlich! wie unſinnig!“

Und doch, Beſter, iſt es ſo. Die Kugel fliegt zwar ab und erſchüttert die Luft, aber nur wenn dieſe Lufterſchütterung ſich einem Ohr mittheilt, wird ſie zum Klang. Der Klang iſt alſo wirklich und wahrhaftig nicht vorhanden, wenn kein Ohr vorhanden iſt.

Leuchtet dir, lieber Leſer, das nicht ein und bäumt dein „Verſtand“ ſich vor dieſer Thatſache wie ein ſcheues Pferd, ſo lies keine Zeile weiter: laß dies und alle andern Bücher, die von philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Dingen handeln, ungeleſen, denn es fehlt dir die hierzu nöthige Fähigkeit, eine Thatſache unbefangen aufzufaſſen und in Gedanken feſtzuhalten.

Doch gehen wir weiter.

Gewiſſe Aetherſchwingungen erzeugen in unſerem Auge das Licht und die Farbe. Licht und Farbe ſind alſo nicht ohne ein Auge. Die Sonne würde alſo nicht leuchten, wenn Niemand ſie ſähe.

Gewiſſe Einwirkungen der ſogenannten Außenwelt erzeugen in unſerem Geſichtsſinn (den hierbei der Taſtſinn unterſtützt), räumliche d. h. ausgedehnte Anſchauungsbilder (Körper). Dieſe räumlichen Anſchauungsbilder werden nach Maßgabe der äußeren Anregung vom Auge ſelbſt nach phyſikaliſchen und phyſiologiſchen Geſetzen ſeines Baues konſtruirt, exiſtiren alſo nicht ohne das Auge. Die ausgedehnte, räumliche Körperwelt exiſtirt alſo *als ſolche* (wohlgemerkt: *als ſolche!*) nur, inſofern wir ſie wahrnehmen. —

Hier wird der naive Leſer neuerdings kopfſchüttelnd innehalten und ſich erinnern, daß er Aehnliches ſchon gehört oder geleſen, ja daß man gar zu behaupten gewagt, der Baum oder die Roſe exiſtire nicht, wenn ſie Niemand ſehe, und daß dieſe Anſicht ſelbſt von Philoſophen als verdammenswürdiger Unſinn gebrandmarkt werde.

Nun — das *Thatſächliche*, das jenen Sätzen zu Grunde liegt, iſt längſt nicht mehr blos Sache der philoſophiſchen Spekulation, ſondern Gemeingut aller wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Natur. Daß zwiſchen dem Geruch in unſerer Naſe und dem, was ihn erregt, zwiſchen dem Klang in unſerm Ohr und dem, was ihn bewirkt, zwiſchen der Licht-, Farben- und Raumerſcheinung in unſerm Geſichtsſinn und dem, wodurch ſie entſteht, ein himmelweiter Unterſchied ſei, das wiſſen heutzutage nicht blos die Philoſophen, das wiſſen auch nicht etwa blos die Naturforſcher, das weiß und begreift nun wohl bald jeder Schulknabe. Er weiß und begreift, wenn er einigen Scharfſinn und eine klare Anſchauung beſitzt, daß die Luftſchwingungen, welche den Klang erzeugen, erſt im Ohr, und nicht früher, zum Klang werden; daß die Aetherſchwingungen nicht früher zu Licht und Farbe werden, bis ſie ſich dem Sehnerv eines Auges mitgetheilt haben; daß Geſichtsbilder nicht früher exiſtiren, als der Geſichtsſinn ſelbſt. Er weiß und begreift, daß die ſogenannten Eigenſchaften, die wir den Dingen beilegen, nicht objektive Weſenheiten der Dinge ſind, ſondern Wirkungen derſelben auf unſere Sinne. Aus der Summe dieſer Wirkungen aber, und einzig aus dieſer, ſetzt ſich die Vorſtellung, die wir von dem Gegenſtande haben, das Bild, das wir uns von ihm machen, zuſammen. Was wir die Roſe, den Baum nennen, das iſt nicht die objektive Weſenheit des Gegenſtandes, ſondern die Syntheſe der durch ihn wachgerufenen Thätigkeiten unſerer Sinne. Wenn alſo gefragt wird: Exiſtirt der Baum, die Roſe ohne mich und außer mir? ſo kann die Antwort nur lauten: Was du den Baum, die Roſe nennſt, das exiſtirt nicht ohne dich und außer dir: ohne dich und außer dir exiſtiren nur die Bedingungen, durch welche das, was du den Baum, die Roſe nennſt, in deiner Anſchauung zuſtande kommt. Was wir den Baum, die Roſe nennen, iſt nicht der Gegenſtand, wie er an und für ſich iſt, ſondern wie er für uns iſt.

Nun tritt vielleicht Jemand auf und entgegnet: „Nun ja, ich unterſcheide zwiſchen der Vorſtellung, der Anſchauung des Gegenſtandes in uns und dem Gegenſtande außer uns. Aber der Gegenſtand und meine Anſchauung ſind einander gleich: die Einwirkung des Gegenſtandes auf mich beſteht eben darin, daß er in mir die Anſchauung ſeiner Weſenheit erweckt. Es iſt eben der Gegenſtand an ſich, den ich in mir gleichſam wiederhole, indem ich ihn anſchaue und vorſtelle.“

Wer ſo ſprechen könnte, der hätte eben von dem oben Geſagten nicht das Mindeſte verſtanden. Ihm gegenüber müßte man die Demonſtration von vorne beginnen und ihn neuerdings fragen: „Du denkſt alſo, daß es neben dem Geruch in der Naſe des Riechenden auch noch einen Geruch außerhalb der Naſe, neben dem Klang im Ohr auch noch einen Klang außerhalb des Ohrs, neben Licht und Farbe im Auge auch noch Licht und Farbe außerhalb des Auges gebe, neben dem Anſchauungsbild in deinem Geſichtsſinn auch noch ein ganz gleiches Bild außerhalb desſelben vorhanden ſei? Halte doch nur fünf Minuten lang feſt, daß das, was den Klang in deinem Ohr bewirkt, außer dir nicht wieder ein Klang, ſondern Luftſchwingungen ſind — daß das, was Licht und Farbe in deinem Auge bewirkt, außer dir nicht wieder Licht und Farbe, ſondern Aetherſchwingungen ſind — daß das, was ein beſtimmtes räumliches Anſchauungsbild in deinem Geſichtsſinne bewirkt, außer dir nicht wieder eben dasſelbe Geſichtsbild, ſondern das Reſultat von Einwirkungen iſt, welche deine Sinne veranlaſſen, ihre formgebende Thätigkeit nach den ihnen eingeborenen phyſikaliſchen und phyſiologiſchen Geſetzen zu entfalten! —

Und ſo hätte jenes erſchreckliche, jenes unglaubliche Wort: „Der Baum, die Roſe exiſtirt nicht, wenn ſie Niemand ſieht", doch einen Sinn — *das* nämlich exiſtirt wirklich nicht, *was wir den Baum, die Roſe nennen*: das nur in unſern Sinnen erzeugte, nur in unſern Sinnen mögliche Anſchauungsbild. Oder wie es Kant ausdrückte: „Es iſt klar, daß, wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, die ganze Körperwelt wegfallen muß, als die nichts iſt, als die Erſcheinung in der Sinnlichkeit unſeres Subjekts, und eine Art Vorſtellungen desſelben". (Kr. d. r. V. Kehrb. S. 323.)

Wer dies feſthält, wird begreifen, welch' ein naiver Irrthum es iſt, zu glauben, daß neben der von uns „Pferd" genannten Anſchauung oder Vorſtellung noch ein anderes, und zwar erſt das rechte, wirkliche „Pferd" exiſtire, von welchem unſere Anſchauung eine Art von Abbild iſt. Außer mir iſt — wiederholt ſei es geſagt — nur die Summe jener Bedingungen, welche bewirken, daß ſich in meinen Sinnen eine Anſchauung erzeugt, die ich Pferd nenne. Von welcher Art und Weſenheit dies uns anregende Reale an und für ſich ſei, wie weit es für uns erkennbar oder nicht erkennbar ſei, laſſen wir vorläufig unerörtert. Wir wollen es mit dem nächſt beſten Namen das „Anſich" des Pferdes nennen. Nun achte Jeder einen Augenblick auf ſich, was er „das Pferd" nennt: „ob jenes vorläufig unerörterte „Anſich", das auf ihn wirkt, oder das in ihm dadurch gewirkte, in ſeinen „Qualitäten" ganz und gar von der ſpezifiſchen Organiſation der menſchlichen Sinne abhängige Anſchauungsbild, das in ihm und ſonſt nirgends iſt! — Offenbar und ohne allen Zweifel das letztere!

Aber warum, ſo fragt man, ſoll das Bild in uns nicht ein Abbild vom „Anſich" des Pferdes ſein? Wunderliche Möglichkeit, die bei näherer Betrachtung gar keinen Sinn hat! Wie käme eine Wirkung dazu, ein Abbild des Wirkenden zu ſein? Geſtalt — Bild — Abbild — das alles hat nur Sinn in Bezug auf unſere Sinne!

Manche ſtellen den guten Berkeley wie einen Verrückten oder einen Schwindler hin, weil derſelbe geſagt, daß das vorgeſtellte Objekt nur in uns vorhanden ſei, „während doch nichts hindere, daß es zwar in uns, aber nebenbei auch außer uns vorhanden ſei". Ebenſogut könnte man ſagen, es hindere nichts, daß der Schmerz, den mir ein Schlag verurſacht, auch noch außer mir vorhanden ſei. Nein! der Ton kann nur in unſerm Ohr, der Geruch nur in unſerm Riechorgan, das Geſichtsbild nur in unſerm Sehorgan ſich bilden, folglich auch nur da, nicht zugleich außer uns vorhanden ſein. Warum ſollte die Geſichtswahrnehmung vor den übrigen Sinneswahrnehmungen etwas voraushaben? Das vermeinte, zugleich außer uns real exiſtirende Geſichtsbild iſt ebenſo ein Unding, wie der außer unſerm Ohr, unſerer Naſe, unſerem Gaumen in der Luft ſchwebende Ton, Geruch, Geſchmack. Die Vorſtellung des Objekts, oder das „vorgeſtellte Objekt“ beruht ganz allein auf der Sinneswahrnehmung, iſt alſo nur in uns. Außer uns iſt nur das Objekt ſelbſt, aber nicht das vorgeſtellte, ſondern das für uns ganz unvorſtellbare, daher nicht vorgeſtellte Objekt, das unbekannte Reale, welches auf unſere Sinnesorgane wirkt.

Ich wiederhole alſo: Das, was ich in meiner Vorſtellung habe, kann nicht ganz ebenſo auch noch außer meiner Vorſtellung vorhanden ſein, weil die Eigenſchaften, die ich an ihm wahrnehme, außerhalb meiner Sinne ein Unding ſind! —

Die Anſchauung iſt zwar bis ins Kleinſte mitbeſtimmt durch jenes unbekannte Anſich des Gegenſtandes, und entſpricht ihm wie der Ton der berührten Saite, wie das Schmerz- oder Luſtgefühl der Berührung, wie die Wirkung der Urſache, nimmermehr aber wie eine Kopie dem Original.

Für anders organiſirte Weſen würde das, was wir Pferd nennen, ſchlechterdings nicht exiſtiren.

„Wenn ich das Pferd in mir habe, ſo brauche ich es glücklicherweiſe nicht zu kaufen!“ ſcherzt vielleicht Jemand. — Das Pferd brauchſt du allerdings nicht zu kaufen, aber jenes vorläufig unbekannte Reale mußt du in deinem Stalle haben, welches dir dazu verhilft, das „Pferd“ immer von Neuem in dir zu produziren. Nur wenn das „Anſich“ des Pferdes in deiner Gewalt iſt, kannſt du auf dem Pferde reiten.

Wir können auf ein Ding nur wirken, indem unſer Anſich auf das Anſich des Dinges wirkt, und ſo auch umgekehrt.

— Jedenfalls beginnt mit dieſer richtigen Einſicht alle Philoſophie, und wer ſich nicht zu ihr erſchwingt, der iſt zum Philoſophen verdorben. —

— Der Ausdruck „Bild" für das in unſerm Auge Gewirkte iſt ungefähr ſo vernünftig, als ob man den Klang im Ohr für den „Abklang" oder „Widerhall" eines außer uns befindlichen, „wirklichen" Klanges nehmen wollte! — Zu glauben, die „Geſtalt", ſo wie wir ſie ſehen, ſtehe da draußen vor uns, und werde in ihrer Leibhaftigkeit auf den Nervenſträngen durchs Auge zum Gehirn und zur vorſtellenden Seele weiterbefördert, erinnert ein wenig an die Vorſtellung naiver Bauersleute, daß man auf einem Telegraphendraht auch Hühner, Gänſe und Eierkörbe raſch weiterbefördern könnte. — —

Wir ſchließen, nicht mit Unrecht, aus der Verſchiedenheit der Sinneseindrücke auf eine eben ſo große Verſchiedenheit der „Eigenſchaften" des „Dinges". Und wir glauben dieſe Eigenſchaften aus den Wirkungen geradezu erkannt zu haben. Wir glauben nichts Geringes zu ſagen, wenn wir erklären: Das Gold iſt glänzend, iſt gelb, iſt hart, iſt ſchwer. Was heißt das aber? Es heißt: Das Gold bringt auf mich eine Wirkung hervor, welche ich Glanz nenne — eine andere, welche ich als gelbe Farbe bezeichne u. ſ. w. Wir meinten von den Wirkungen auf die Eigenſchaften des „Dinges" zurückgegangen zu ſein — in der That aber ſind wir aus der Aufzählung der Wirkungen nicht hinausgekommen. Es bleibt immer die Frage: Was iſt jenes „Ding" ohne mein Auge und außerhalb desſelben? Iſt denn das Brennen einer Maulſchelle auf der geſchlagenen Wange eine „Eigenſchaft" der ſchlagenden Hand? —

— Nichts iſt komiſcher, als die Angſt mancher Leute, man wolle ihnen mit dieſen Erklärungen die Wirklichkeit deſſen rauben, was ſie die „Dinge" nennen. Iſt die brennende Maulſchelle darum weniger exiſtent, weil ſie nicht in der ſchlagenden Hand, ſondern in der geſchlagenen Wange exiſtirt? Vermindere ich die Realität eines Muſikſtückes, wenn ich zeige, daß es nicht in den Saiten des Inſtruments, ſondern nur im Ohr des Hörers vorhanden iſt? Weder die Realität des wirkenden Dinges außer uns, noch die Realität des durch ſie in unſerer Vorſtellung Gewirkten wird angefochten: es wird nur geſagt, daß jene Dinge an ſich nicht erkennbar, daß jene Dinge und dieſe Wirkungen nicht eins und dasſelbe ſind. Unſere Sinnenwelt iſt die Welt der Wirkungen. Das Wirkende in jedem Weſen wirkt in anderen Weſen die Vorſtellung, wie ein Griff in die Saiten den Ton wirkt. Jedes Weſen iſt Harfner auf fremden Saiten und Harfe zugleich für fremde Finger.

— Manche ſagen, das Auge ſpiegle den äußern Gegenſtand, und berufen ſich auf das bekannte Retinabild. Aber der Weitertransport des Retinabildes auf dem Nervenſtrange bis zur Seele bleibt ebenſo unerklärlich als der Transport des „Bildes" vom Gegenſtande aus — und daß das vorſtellende Vermögen, hinter der Netzhaut ſitzend, ſich (wahrſcheinlich wieder mit einem andern Auge) dies Bildchen beguckt, iſt eine drollige Vorſtellung.

Es iſt poſſirlich anzuſehen und anzuhören, wie Einer, der die Sache nun einmal nicht begreift, ſich erboſt und ereifert, wenn man ihm ſagt, daß der Ton, den er hört, nicht exiſtiren würde, wenn es kein Ohr gäbe, und daß ebenſo das, was er den Baum oder das Haus nennt, als ſolches nur vorhanden iſt, ſo lang ein Auge da iſt, das es ſieht, d. h. geſtaltet, und zu dem macht, was es iſt. Was wird aber der Mann erſt für Augen machen, wenn man ihm ſagt, daß die verſteinerten Pflanzen und Thiere, als ſolche — wohl gemerkt als ſolche, nicht in ihrem Anſich, — auch erſt ſeit dem Momente exiſtiren, wo das Menſchenauge darauf gefallen, und daß ſo das menſchliche Anſchauungsvermögen nicht blos Gegenwärtiges, ſondern auch Vergangenheiten produzirt, welche Jahrmillionen umfaſſen! — Der Philiſter wird es nun und nimmer glauben, und doch verhält es ſich wirklich und wahrhaftig ſo: dieſe „Pflanzen“ und „Thiere“ waren da, aber nicht als das, was wir in ihnen ſehen — nicht als das, was ſie für unſere Sinne ſind!

— Es iſt verwunderlich, wie ſelbſt Philoſophen manchmal in dieſem Punkte noch ſchwanken, wie z. B. der „ſcharfſinnige“ Lange auf S. 457 ſeiner „Geſchichte des Materialismus“ (4. Aufl.) die Behauptung verficht, der „Gegenſtand“ z. B. der „Baum“, ſei ein gemeinſames Produkt des „Subjekts" und des „Objekts", und ſich trotzdem ſofort Denjenigen anreiht, welche nicht begreifen können, daß z. B. der „Baum" wirklich nicht „da iſt", wenn das anſchauende Subjekt fehlt! — Iſt $C = A \times B$, ſo giebt es kein Produkt C, wenn einer der Faktoren, A oder B, fehlt! Alſo kann auch unmöglich das Produkt „Baum" vorhanden ſein, wenn einer ſeiner Faktoren, das anſchauende Subjekt, fehlt! — Immer das alte Mißverſtändniß! immer die alte Verwechslung der Wirkung mit dem Wirkenden, des Produktes C (der Vorſtellung) mit dem Faktor B (dem Objekte)!

Aber Lange iſt nicht der Einzige dieſer Art. Wir ſtoßen ſelbſt innerhalb der Philoſophenſchule, welche jede transſubjektive Exiſtenz entſchieden leugnet, auf Solche, welche, gefragt, ob der Baum daſei oder nicht daſei, wenn ihn Niemand ſieht, in Verlegenheit gerathen, erblaſſen, zittern und wunderliches Zeug zu ſchwatzen anfangen, ſtatt herzhaft zu antworten: „Nein! Was wir Pferd, Baum u. ſ. w. nennen, entſteht nur durch unſer Auge und in ihm, iſt alſo nicht ohne dieſes da! Es iſt aber deshalb nicht nichts — es exiſtirt, aber ſein Anſich iſt nicht das, was unſere Sinne uns zeigen, nicht als das, was wir Pferd, Baum ꝛc. zu nennen pflegen, das bloſe Sinnenſcheinbild des wirklichen, außer uns befindlichen, uns affizirenden Weſens.

Es wird zuweilen geltend gemacht, unſere durch den Geſichtsſinn vermittelte Wahrnehmung bezüglich der äußeren Form der Dinge müſſe uns doch etwas nicht blos in unſerer Anſchauungsweiſe Begründetes, ſondern den Dingen an ſich Innewohnendes enthüllen, weil ja die Wahrnehmung des Geſichtsſinnes durch den Taſtſinn beſtätigt werde, und das, was uns beim Sehen z. B. rund erſcheint, uns auch beim Betaſten rund erſcheint. Im Grunde iſt das eine Naivetät; will man aber Diejenigen, die ſo etwas behaupten, von ihrem eigenen Standpunkte aus widerlegen, ſo kann man es zunächſt durch die Belehrung, daß, wie Beneke in ſeiner „Metaphyſik" S. 242 nachweiſt, die „Uebereinſtimmung" der Geſichtswahrnehmung mit der Taſtwahrnehmung keineswegs eine urſprüngliche, ſondern eine erlernte iſt. Blindgeborne, welche durch eine Operation ſehend geworden, ſind nicht im ſtande, ſofort die Geſtalt eines Objekts, die ſie bisher durch den Taſtſinn gekannt, in der Geſichtswahrnehmung wiederzuerkennen; es fällt ihnen nicht ein, das, was ſie taſtend z. B. als rund zu bezeichnen gelernt, hernach auch beim bloſen Anſehen als rund zu bezeichnen.

Einem, der blos den Sinn des Geruches beſäße, wären Gerüche die einzigen „Dinge" in der Welt; einer, der keinen andern Sinn hätte als den Gehörſinn, würde ausſchließlich in einer Welt von Klängen leben, u. ſ. f. Keine Ahnung würde ein Solcher haben, daß außer dem, was er einzig wahrnimmt, außer Gerüchen oder Klängen, es auch noch etwas anderes giebt, daß Geſtalten, Formen, Farben u. ſ. w. exiſtiren. Aber auch von ſich ſelbſt, von ſeinem leiblichen Ich, würde der ſo mit einem einzigen Sinn Begabte nichts weiter wahrnehmen, als was dieſem einzigen Sinn entſpricht:

er würde von ſich nur wiſſen, inſoweit er Gegenſtand des Riechens oder Hörens werden kann, würde ſich ſelbſt nur als ein Geruch, oder als ein Klang erſcheinen.

Das Objekt iſt zunächſt jene Summe oder Gruppe von Sinneseindrücken, welche wir das Ding oder die Erſcheinung nennen.

Aber die wiſſenſchaftliche Unterſuchung belehrt uns, daß die Sinneseindrücke, die ſich zu „Dingen“ gruppiren, auf Bewegungen, inſonderheit auf Schwingungen beruhen, die ſich von außen her unſeren Nerven mittheilen und als Wirkungen empfunden werden.

Nun entſteht aber die Frage: was iſt denn das ſich Bewegende? Was iſt das Wirkende, deſſen Wirkungen auf uns wir als Eigenſchaften des Gegenſtandes bezeichnen?

Sind ſchon die Bewegungen (Schwingungen) als ſolche für uns nicht mehr einzeln ſinnlich wahrnehmbar, ſo ſind auch die letzten Träger der Bewegung, die kleinſten Theile, nicht mehr einzeln, ſondern nur in Maſſe („Materie“) wahrnehmbar. Als chemiſche Elemente erſcheinen ſie indeſſen qualitativ beſtimmt.

Da aber nun die qualitativen Beſtimmtheiten der Atome, wie alles Qualitative, nur für unſere menſchliche Anſchauung Gültigkeit haben, ſo müſſen wir von denſelben abſehen, und es bleiben primäre Weſenheiten übrig, die ſich unſerer Erkenntniß entziehen, die wir aber deshalb nicht dem Nichts gleichſetzen dürfen, denn daß das Unerkennbare gleich ſei dem Nichts, iſt ein weitverbreitetes, aber durchaus falſches Axiom.

Das „Objekt“ entſchleiert ſich uns alſo in vier

Geſtalten, von welchen eine mit logiſcher und erfahrungsmäßiger Nothwendigkeit auf die andere und bis an die Grenze menſchlicher Erkenntniß führt.

Atome alſo, in der Philoſophie auch Monaden, nennt die Naturwiſſenſchaft jene unleugbaren, aber unbekannten Weſenheiten, auf welche wir ſtoßen, wenn wir die Erſcheinungen bis auf ihren letzten uns erreichbaren, tiefinnerſten Grund verfolgen. Nehmen wir Sache und Namen vorläufig an, faſſen wir dieſe erſten und letzten Weſenheiten, da ſie offenbar nicht ausgedehnt gedacht werden können, weil Ausdehnung eben auch nur eine der „Eigenſchaften“ iſt, welche ſie in unſerer Anſchauung, in unſerer Sinneswahrnehmung annehmen, und durch welche ſie nicht in ihrem Anſich qualifizirt werden können, als Punkte auf, als Seins-, Lebens- und Kraftpunkte — denn mit dem Ausdrucke Punkt pflegt man ja eben das nicht Ausgedehnte und doch im Raum, an beſtimmtem Ort, Vorhandene zu bezeichnen.

Es giebt alſo Seinspunkte, Lebenspunkte, im allgemeinen Sein und Leben, wie es Zeitpunkte im Kontinuum der Zeit, Raumpunkte im Kontinuum des Raumes giebt.

Ich bitte den Leſer wohl zu beachten: daß ich nicht die Exiſtenz abſonderlicher Dinge, Atome geheißen, als Hypotheſe aufſtelle, ſondern nur einen Namen wähle für das Unbekannte, worauf wir zuletzt gekommen, und was wir unabweisbar annehmen müſſen, wenn wir glauben wollen, daß überhaupt etwas exiſtirt, denn die naturwiſſenſchaftliche Forſchung hat unzweifelhaft ergeben, daß das wahre Sein nicht in der Erſcheinung ſteckt; Thorheit aber wäre es, deshalb ſofort anzunehmen, daß überhaupt nichts exiſtirt. Nehmen wir aber ein wirklich Seiendes an, ſo müſſen wir auch einen Namen dafür haben, ſollte er zunächſt auch blos den Werth des x in der Mathematik haben.

Ich finde mich in meinem innerſten Weſen als ein ſich Setzendes, ſich Bejahendes, ſich Wollendes. Mir gegenüber finde ich andere ſich Setzende, ſich Bejahende, ſich Wollende, die mich affiziren, auf mich wirken. Wenn ich in der Betrachtung meines Ichs von allem Beſonderen abſtrahire, ſo bleibt doch immer ein ſich ſelbſt Setzendes, Bejahendes, Wollendes, und wenn ich in der Betrachtung deſſen, was mich affizirt, von allem Beſonderen abſtrahire, ſo bleibt ebenfalls ein ſich Setzendes, Bejahendes, Wollendes, deſſen Setzen, Bejahen und Wollen ſich gegen das meine zu behaupten ſucht. Zergliedere ich ein Zuſammengeſetztes, ſo ſtoße ich auf immer kleinere Einheiten und muß zuletzt bei kleinſten Kraft-, Lebens- und Willens-Einheiten dieſer Art ſtehen bleiben.

Bei dieſem feſten Punkte macht nun auch unſere Unterſuchung vorläufig Halt.

Das „Apriori“.

Die Frage des Sinnenſcheins wäre ſonach im Einklange mit den Ergebniſſen der Philoſophie ſowohl als der Naturwiſſenſchaft in, wie ich hoffe, klarer, einleuchtender Weiſe erörtert.

Aber die philoſophiſche Spekulation, mit der ich bis zu dieſem Punkte den Pfad getheilt, iſt noch viel weiter gegangen in der Verweiſung menſchlicher Anſchauungsweiſen auf das Gebiet des ſubjektiven Scheins. Sie hat Wege eingeſchlagen, auf welche ich ihr nicht folgen kann. Geleitet wurde ſie dabei von der Autorität keines Geringeren als des berühmten Weiſen von Königsberg, eine Autorität, deren Gewicht in unſern Tagen neu befeſtigt wurde durch den Neukantianismus, die gegenwärtig herrſchende philoſophiſche Schule in Deutſchland. Auf dieſe Autorität hin wurden und werden nicht blos der eigentliche Sinnenſchein, ſondern auch die *ſämmtlichen Kategorien des menſchlichen Denkens* als etwas rein Subjektives, nur in der eigenthümlichen Natur des menſchlichen Denkens Begründetes betrachtet.

Indem die Philoſophie dieſen Standpunkt durch die bekannte „Rückkehr zu Kant“ erneuerte, merkte ſie ſo wenig, als da ſie zu Ende des vorigen Jahrhunderts zuerſt ſich auf denſelben ſtellte, daß von ihr ſelbſt der Grund unterhöhlt iſt, auf welchem eine geſunde und fruchtbare Spekulation fußen könnte.

Indeſſen, hätten Kant und die Kantianer ſich mit der Aufzeigung ſolcher, zum Theil ſehr harmloſer „Syntheſen“ begnügt, ſo hätte man ihnen dieſes wohl gönnen dürfen. Es ſoll ja nicht geleugnet werden, daß der Verſtand in der That Syntheſen mancher Art vollzieht, die ſchon in die erſte Wahrnehmung und Vorſtellung eines Gegenſtandes mithineinſpielen, daß er Wahrnehmungen und Empfindungen ordnet, vergleicht, aufeinander bezieht, in Syſteme bringt u. ſ. w. Aber die ganze Frage bekommt eine durchaus andere, weitaus ernſtere Geſtalt dadurch, daß nach Kants Lehre die Anſchauungsweiſen und Urtheile des Verſtandes, wie ſie namentlich in den Kategorien zum Ausdruck kommen, daß z. B. Einheit und Vielheit, Möglichkeit und Wirklichkeit, Kauſalität, Bejahung und Verneinung, ja Daſein und Nichtſein ſelbſt, nichts weiter ſein ſollen als ſelbſterzeugte Formen und Anſchauungsweiſen des Intellekts, welchen außerhalb desſelben, weder in den Empfindungen, noch in den vorausgeſetzten Urſachen der letzteren, keine Wirklichkeit entſpricht. Mit andern Worten, daß der Verſtand ſich zu dem Urtheil, etwas ſei einfach oder vielfach, möglich oder wirklich, daß es Urſache oder Wirkung ſei, daß es überhaupt da ſei oder nicht ſei — denn Kant ſetzt Daſein und Nichtſein ausdrücklich unter die Kategorien — nicht durch die Beſchaffenheit der Empfindung und Wahrnehmung beſtimmen laſſe, nicht ſie aus dieſen ſchöpfe und ans Licht ziehe als etwas Objektives; ſondern daß ſie ſo durchaus ſubjektiv ſind wie Geruch und Geſchmack, Farben- und Tonempfindung im Gebiete der Sinnlichkeit.

Wenn die Kantianer behaupten, daß nur das „Apriori“ uns befähigt, die Empfindungen zu geordneten, von einander abgegrenzten Vorſtellungen zu verbinden, ſo müſſen ſie annehmen, daß die Thiere im Beſitz desſelben, geiſtig ſchöpferiſchen und autonomen Apriori ſind. Es iſt doch klar, daß ein Hund nicht ein bloſes Chaos von Empfindungen in ſeinem Kopfe beherbergt, ſondern Menſchen und Dinge wohl unterſcheidet, alſo wohlgeordnete und wohlabgegrenzte Vorſtellungen, und nicht blos von der Geſtalt, ſondern auch von den Charaktereigenſchaften ſeines Herrn ganz richtige Begriffe hat. Und nicht minder klar iſt, daß er Einheit und Vielheit unterſcheidet, daß er Gradunterſchiede kennt, daß er Urſache und Wirkung zu verknüpfen verſteht und zum Beiſpiel ſehr wohl weiß, warum er geprügelt wird. Es ſind ihm alſo die Kategorien nicht fremd, welche Kant als Apriori des menſchlichen Denkens bezeichnet.

— „Daß wir ein Blaues oder ein Rundes wahrnehmen,“ ſagt der Kantianer Laßwitz, „das iſt Anſchauung der Sinne. Aber darin liegt nichts davon, daß das Blaue zugleich ein Rundes iſt. Erſt durch die ſelbſtthätige Syntheſis des Verſtandes kommt das Urtheil zu ſtande: Dieſes Blaue iſt rund.“ Mit dieſem Ausſpruch ſehen wir das Charakteriſtiſche der ganzen Kantiſchen Anſchauungsweiſe auf den Gipfel ſeiner Deutlichkeit gelangt. Alſo wir ſehen ein Blaues: genau an derſelben Stelle des Raumes, den das Blaue einnimmt, ſehen wir ein Rundes. Aber daß dieſes Runde blau, und dieſes Blaue rund iſt, ſehen wir nicht. Dazu brauchen wir ein beſonderes, geheimnißvolles Vermögen, das — noch dazu ganz aus ſich ſelbſt heraus — die Vorſtellung dieſer beiden Eigenſchaften vereinigt! —

Welch' ein blöder dummer Junge, der nicht bis fünfe zählen kann, iſt doch dieſer Kantiſche „Sinn"! Anderer Meinung war Ariſtoteles, welcher ſagte: „Auch der Sinn iſt ſchon eine Art von Vernunft." Philoſophiſcher als die Philoſophen zeigt ſich ferner in dieſem Punkte die Sprache, indem ſie den Ausdruck „Sinn" nicht blos für die Sphäre der Anſchauung und Wahrnehmung, ſondern auch für die des Denkens und Erkennens in Anſpruch nimmt, von „Tiefſinn" redet u. ſ. f.

Der Rückgang auf Kant hätte in einer Zeit, als die deutſche Spekulation in ein Spiel mit leeren Wort- und Gedankenſchemen auszuarten drohte, von großem Nutzen ſein können, da der Kritizismus uns wieder auf die großen natürlichen Probleme der Erkenntnißtheorie zurückführte. Aber wenn wir auf Kant nur zurückgegangen ſind, um einen Idealismus aus ihm zu holen, der ſchlimmer iſt als derjenige, den wir eben überwunden zu haben glaubten, ſo hat ſich dieſer Rückgang ſchlecht gelohnt. Der Neukantianismus ließ das Einzige, was dem Kantiſchen Syſtem einen realiſtiſchen Halt gab, die Annahme an ſich ſeiender „Urſachen der Erſcheinungen“ fallen, und verrannte ſich dafür in den hyperidealiſtiſchen Auswuchs der Kantſchen Lehre, der mit dem Geiſte des modernen Denkens in grellem Widerſpruche ſteht: das leidige Apriori. Wir haben es jetzt nöthig, von Kant auf Locke zurückzugehen, und wenn es, nach meiner feſten Überzeugung, nunmehr an der Zeit iſt, das Kantſche a priori entſchieden zu bekämpfen, ſo wird man, auf Locke geſtützt, den Vorwurf der Anmaßung bei der Widerlegung Kants weniger zu ſcheuen haben.

Während die Anhänger Kants ſich zu der Behauptung verſteigen, der Geltungswerth des menſchlichen Wiſſens hänge vom Apriori ab (Cohen, Kants Th. d. Erf. 2. Aufl. S. 75—76), iſt umgekehrt geltend zu machen, daß von dem Augenblicke an, wo die Überzeugung von der rein ſubjektiven Natur der Kategorien des menſchlichen Denkens Raum gewinnt, alles menſchliche Erkennen und Wiſſen nur mehr ein pſychologiſches Intereſſe hat.

— Daß, wie der Kantianismus will, ſtatt des ſinnlich wahrnehmbaren, empfindenden, vorſtellenden Vermögens im Menſchen, das ſich weiterhin zum vergleichenden, beziehenden, trennenden Denken, mit einem Worte zur Reflexion entwickelt, ein ganz abſonderliches, ſpontanes, nur ſeinem eigenen Geſetz folgendes, geiſtig ſchöpferiſches Vermögen Platz greifen ſoll, welches den natürlichen Zuſammenhang der Einzelempfindungen nicht etwa blos entdeckt und feſtſtellt, ſondern aus Eigenem ſchafft, ſo daß ſie nirgends real ſind, als in ihm ſelbſt —

dieſe Lehre bringt ein durchaus fremdes, myſtiſches Element in den Kreis des menſchlichen Organismus. Daß ſie in unſerer, am Begriff der naturgemäßen Entwickelung feſthaltenden Gegenwart noch immer ſo viele Anhänger findet, iſt unbegreiflich. Praktiſch zwar läßt die Naturforſchung die Kantſche Doktrin abſeits liegen und verfolgt ruhig ihr Ziel, den geiſtigen Thätigkeiten, ſowie z. B. auch der Raum- und Zeitanſchauung, auf dem einzig möglichen, dem pſychologiſch-phyſiologiſchen Wege nachzuſpüren; aber daß es noch immer wenigſtens zahlreiche Philoſophen giebt, welche an der unſeligen Verirrung des Kantſchen Apriori kranken, ja welche dabei noch gar als Kämpen der modernen Naturprinzipien, als Darwiniſten und Poſitiviſten gelten wollen, erregt Befremden.

Muß und kann es uns doch genügen, ein einheitliches Lebens-, Empfindungs-, und Intellektualprinzip innerhalb der ſogenannten Materie vorauszuſetzen und aus dieſem Alles abzuleiten. Mehrere ganz von einander geſonderte und verſchiedene Prinzipien dieſer Art anzunehmen, widerſtreitet aller geſunden Naturanſchauung. Wenn Kant ſelbſt einmal ſagte, ganz unmöglich ſei es am Ende nicht, daß „Sinnlichkeit“ und „Verſtand“ aus einer gemeinſamen Wurzel entſprängen, ſo erleuchtete ein Blitz der Ahnung ſein Gehirn. Aber leider ohne Einfluß auf ſein Syſtem und eben nur als ein Blitz, welcher erſt im Monismus unſerer Tage zur hellen, dauernden Leuchte der unabhängigen Wiſſenſchaft geworden iſt.

Kant hätte ohne Zweifel beſſer gethan, ſtatt für jede Verrichtung des Intellekts eine beſondere Naturanlage anzunehmen, das Weſen des Intellekts ein für allemal darin anzuerkennen, daß derſelbe auf jede ſeiner Thätigkeiten und das Ergebniß derſelben immer von neuem reflektirt und ſich dadurch zu immer höheren Standpunkten der Objektivirung und der Verallgemeinerung des Beſonderen, Einzelnen erhebt. So entſteht ihm zwar nicht die Reihe ſelbſteigener Schöpfungen, welche Kant ihm zuſchreibt, aber die fließende Folge ſeiner wirklichen Thätigkeiten von der niedrigſten, der Aufnahme einer Empfindung ins denkende Bewußtſein, bis zu jener höchſten, welche Kant bei der „Ausmeſſung" des intellektuellen Gebietes leider vergeſſen hat zu erörtern und zu erklären. Von allen geiſtigen Vermögen ſpricht er in ſeinem Werke; nur nicht von demjenigen, welches ihn befähigte, ſich dieſes geſammte geiſtige Thun objektiv zu machen und die „Kritik der reinen Vernunft" zu ſchreiben.

Welches Menſchen tieferer Sinn könnte der Ahnung ſich entſchlagen, daß wir in der Natur und ihren Geſetzen die Geſetze des geiſtigen Seins und Lebens wiederfinden, daß das geiſtige Gepräge auf dem Antlitz des Stofflichen und Sinnfälligen eine geheimnißvolle Einheit andeutet, welche Natur und Geiſt verknüpft. Dieſem geheimnißvollen Bande aber leiht der Kantianismus nur einen plumpen und unzutreffenden Ausdruck, indem er all die gemeinſamen Geſetze und Normen des geiſtigen wie des kreatürlichen Lebens zu einem bloſen ſelbſterzeugten Wahne des Verſtandes macht. Die Geſetze des Denkens entwickeln und dabei ausdrücklich jeden Bezug derſelben auf die Geſetze des Seins leugnen, zu behaupten, daß Kauſalität und Zweck und Nothwendigkeit und Freiheit, Einheit und Vielheit, Daſein und Nichtſein ſelbſt, mit allen Kategorien des menſchlichen Denkens nur ein allgemeinſamer Schein und Trug ſei, welchen der Verſtand dem von der Sinneswahrnehmung gelieferten Stoffe „überzieht“, ohne ſich durch irgendwelche Beſchaffenheit der Wahrnehmung ſelbſt hierzu beſtimmen zu laſſen — das heißt nicht das Band zwiſchen Geiſt und Natur enger weben, ſondern es zerreißen, und eine ewige Kluft aufrichten zwiſchen den beiden. Denken und Sein erſcheinen ſo für immer geſondert, dieſes als ein Schatten, ein Nichts, jenes als ein leeres Spiel, während ſie in gleichwerthiger Vereinigung die Träger eines weſenhaften, einheitlichen Seins und Lebens bilden. Wiedergeboren iſt die Natur aus dem Geiſte, aber nicht aus dem Geiſte geboren. Es iſt ja wahr, daß die Welt ein Sinnenſchein iſt und zum Theil vielleicht auch ein Gedankentrug. Aber es iſt nicht wahr im brüsken, das rechte Maß weit überſchreitenden Sinne des Kantianismus, namentlich des neueſten. Es iſt unwahr, daß ſie ohne alle Wahrheit iſt, ohne alle über das bloſe Denken hinausreichende Wirklichkeit, und daß keine höheren Geſetze als die des Scheins und Trugs in ihr zum Ausdruck kommen. Im Gegentheil: die Geſetze des zeitlichen, endlichen Seins und Lebens ſind und bleiben Zeichen, Symbole des ewigen, unendlichen.

Zieht man den Fleiß und den Scharfſinn in

Betracht, den vor Allen der treffliche A. Riehl in ſeinem umfangreichen Werke über den „Kritizismus“ daran gewendet hat, das Kantſche Lehrgebäude, insbeſondere das Apriori, in ſeinem vortheilhafteſten Lichte darzuſtellen, ſo kann man nur mit Bedauern ſo viel Arbeit an ein Gedankenſyſtem gewendet ſehen, das im beſten Falle höchſt gekünſtelt, geſchraubt, zweideutig und unklar iſt und bleibt, an deſſen Stelle wir längſt angefangen haben die einfache Wahrheit zu ſetzen, und das den Fortſchritten der Wiſſenſchaft in keiner Weiſe mehr entſpricht.

Seit es eine Philoſophie giebt, iſt kein Angriff auf eine philoſophiſche Lehrmeinung je anders erwidert und zu widerlegen verſucht worden, als durch den Vorwurf eines angeblichen Mißverſtändniſſes. So wird man auch mich bei meinem Angriff auf das Apriori wenigſtens den Laien gegenüber — denn die Fachmänner wiſſen wie ſehr ich im Grunde recht habe, wenn ſie es auch nicht eingeſtehen — durch die Anklage auf „Mißverſtändniß“ des Kredits zu berauben ſuchen. Alle Philoſophen ſprechen heutzutage gern — wir leben ja in einer realiſtiſchen Zeit — vom „Realismus“ ihrer Meiſter und ihrem eigenen. Dabei kommen hernach die merkwürdigſten Definitionen von „Realität“ und „Realismus“ zum Vorſchein. Zum Beiſpiel: „Die Realität eines Gegenſtandes in der Vorſtellung, im Denken iſt ja auch ſchon Realität; was bedarf es für uns noch einer andern?“ — Aber ich verharre auf meinem Standpunkt: Realiſt iſt mir einzig Derjenige, welcher die Exiſtenz von ſelbſtändigen Weſenheiten, von Weſenheiten an ſich hinter den Erſcheinungen annimmt; jede andere Art von angeblicher „Objektivität", „Wahrheit" und „Realität" gilt mir als leerer Trugbegriff. Ich weiß, daß in dieſem Punkte mir alle unbefangen Denkenden zur Seite ſtehen, die ſich ihre Unabhängigkeit von einem philoſophiſchen Syſteme bewahrt haben. Ich kenne ſie aus dem Grunde, die Sophiſtereien, mit welchen ein kraſſer Idealismus den Schein des Realismus erkünſtelt; aber ſie flößen mir nicht die geringſte Achtung ein. Ich kenne auch alle die Künſteleien, womit man das Apriori Kants zu vertheidigen und zu beſchönigen ſucht. Ich weiß, wie viel Aufhebens noch immer davon gemacht wird, daß Kant zuerſt wieder die Philoſophie auf realen Boden geſtellt haben ſoll, weil er die „Erfahrung" zu ihrem Prinzip machte. Der älteren Metaphyſik gegenüber hatte Kant manch wirkliches Verdienſt; aber welche Bewandtniß es mit dem „realen Boden der Erfahrung" bei Kant hat, kann nur Der beurtheilen, der weiß, was Kant unter „Erfahrung" verſtand. Man kann den Laien auch mit den allerſchönſten, höchſt realiſtiſch klingenden Citaten aus Kant in Erſtaunen ſetzen, aber ich bitte ihn, zu glauben, daß man jedem dieſer Citate hundert andere gegenüber anführen kann, die ganz anders klingen und das Gegentheil beſagen.

Ich mache dieſe ganze Bemerkung hier ein für allemal. Mögen Diejenigen, welche meinem Werke Beachtung ſchenken, auch bezüglich des weiterhin noch Darzulegenden bei den Einwürfen der Gegner ſich des Geſagten erinnern.

Worauf es mir bei der Ankämpfung gegen den Kantianismus ankommt, beruht einzig darauf, daß der Kantianismus die Kategorien als ſelbſterzeugte Anſchauungsformen des Verſtandes faßt, während nach meiner Ueberzeugung der Verſtand dieſelben *nicht* ſelbſt erzeugt, ſondern durch Reflexion, beziehendes und vergleichendes Denken, aus dem Material der Sinnesanſchauung, *abſtrahirt*. Alles andere iſt mir hier Nebenſache.

— Kant hat zwar die Herrſchaft der angebornen *Ideen* geſtürzt, dafür aber die eingebornen Begriffsformen und Kategorien auf den Thron geſetzt und den reinen Verſtand zum allmächtigen Zauberer gemacht, der nach lauter *ihm* ſpeziell eigenen, in ihm allein vorhandenen Schablonen der Welt ihre Geſtalt giebt. Dieſe Ueberſchätzung der reinen Verſtandesfunktion gegenüber der Anſchauung beherrſcht noch immer die Geiſter auf philoſophiſchem Gebiete allzuſehr. Anſchauungsformen ſind uns allerdings angeboren: aber ſie ſind nicht im reinen Verſtande begründet, ſondern in unſerer phyſiologiſch-pſychologiſchen Organiſation, und *bleiben beſtimmbar durch die Erſcheinungen*. Die Produkte der Verſtandesfunktion ſind nur ſummirte, abbreviirte, auf tautologiſche Ausdrucksformeln gebrachte Anſchauungen, und auch die *Relationen* der Dinge ſind, trotz aller gegentheiligen Behauptungen, ſo gut in der Anſchauung gegeben, wie die Dinge ſelbſt. Auch vereinigt der Verſtand nichts eigenmächtig, was nicht ſchon in der Anſchauung vereinigt iſt. Zeigt mir die Anſchauung etwas Schweres, etwas Hartes, etwas Gelbes nebeneinander, nicht ineinander, ſo wird der Verſtand in alle Ewigkeit nichts zu vereinigen finden: ſchon in der Anſchauung, nicht erſt im Verſtande verſchmelzen die genannten Eigenſchaften zum Gegenſtande, zum „Golde". Die Kategorien liegen nicht im Verſtande bereit, ſondern ſind aus der Anſchauung abſtrahirt, wie alle Begriffe. Der Verſtand iſt ein Vermögen der Analyſe; ſynthetiſch verfährt er wenigſtens nicht aus eigenen Mitteln. Er iſt im Grunde nur das aktive Gedächtniß, welches die vergangenen und die gegenwärtigen Anſchauungen zuſammen feſthält und kombinirt. Es kann ja anerkannt werden, daß er die Anſchauung zu begrifflicher Klarheit führt; aber es muß geleugnet werden, daß er aus der Anſchauung etwas völlig Neues macht, oder Elemente in ſie hineinträgt, die nicht ſchon urſprünglich in ihr enthalten waren.

Man muß in dieſem Punkte den engliſchen Vorläufern Kants eine viel größere Beſonnenheit zuerkennen. Ihr ganzes Beſtreben ging löblicherweiſe dahin, die begriffliche Anſchauung aus der ſinnlichen herzuleiten. Ihr Grundſatz: »Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu« behält meiner Ueberzeugung nach ſeine unverbrüchliche Geltung.

Wenn ich der gewöhnlichen Anſicht der Philoſophen zuwider behaupte, daß die Beziehungen der Dinge zu einander gerade ſo real ſind als die Dinge ſelbſt und wie dieſe wahrgenommen werden, alſo keineswegs als Zuthaten des menſchlichen Verſtandes betrachtet werden können, ſo wendet man ein, die Beziehung zwiſchen A und B liege weder in A noch in B, alſo nur — im Verſtande. Allerdings liegt ſie weder in A noch in B, ſondern eben *zwiſchen* beiden, aber ſie iſt deshalb nicht im mindeſten weniger real und objektiv. Redensarten wie die: „Es giebt keine reale Zweckmäßigkeit in den Dingen, ſie iſt eine bloſe Zuthat unſeres Verſtandes“, haben keinen geſunden Sinn. Und wenn man ſoviel Aufhebens davon macht, daß es die „*Apperzeption* der Verſtandes“ iſt, welche die perzipirten Einzelwahrnehmungen zu einem einheitlichen, geordneten Ganzen vereinigt, und zwar aus eigenem Vermögen, ſo muß ich geſtehen, daß meine *Apperzeption* ſich nicht die Mühe nimmt, einen Apfel, der mir halbirt vorgelegt wird, zum Ganzen zu vereinigen — ſie läßt ihn wie er iſt. Die *Apperzeption* ſtellt keine andere Ordnung her, als in der Wahrnehmung gegeben iſt. Nein! der Verſtand iſt nicht der Tauſendſaſa, für welchen man ihn ausgiebt; nicht der Schöpfer aus nichts: er arbeitet nur mit dem von der Anſchauung gegebenen Material. Von ihm ſtammt die Ordnung unſerer *Begriffe*, aber nicht die Ordnung der Dinge und ihrer Eigenſchaften.

— Wenn die Außenwelt wirklich, wie die Neukantianer behaupten, *deshalb* für real gelten muß, weil die Wahrnehmung zwar nicht auf Anregung eines äußeren Gegenſtandes, aber nach den für *alle* Menſchen gültigen Geſetzen der Sinnlichkeit und des ordnenden Verſtandes vor ſich geht, ſo müßten auch Diejenigen recht haben, welche für die Ideen von Gott, Unſterblichkeit der Seele u. dgl. volle Realität beanſpruchen, weil dieſelben angeblich nach allgemeingültigen Geſetzen der menſchlichen Vernunft zu Stande kommen. Man ſieht nicht ein, warum die, nur in ihnen begründeten Anſchauungen der Sinne und des Verſtandes vor den, nur in ihr begründeten Anſchauungen der Vernunft etwas voraushaben ſollten? Die Wahrheit iſt freilich, daß nur die Geſetze der Sinnlichkeit und des Verſtandes für alle Menſchen gelten, jene ſogenannten „Poſtulate“ der Vernunft dagegen weit davon entfernt ſind, allen Menſchen als ſolche einzuleuchten. Aber auch wenn ſie dies thäten, wäre es Unverſtand oder Unehrlichkeit zu behaupten, daß Dinge, von welchen ich mir infolge meiner beſondern Organiſation eine Vorſtellung mache, deshalb objektiv-real exiſtiren müßten. Und ganz ebenſo wäre es unverſtändig oder unehrlich, zu ſagen, die Objekte der Wahrnehmung müßten uns deshalb, und nur inſofern für real gelten, weil die Wahrnehmung zwar ohne realen Gegenſtand, aber nach allgemeingültigen Geſetzen unſerer ſinnlich-intellektuellen Natur zu Stande kommt.

Wenn ihr behauptet, es gebe gar kein Reales hinter der Erſcheinung, ſo hilft es nichts, für die Leugnung außerhalb des Bewußtſeins exiſtirender, auf dieſes wirkender Weſenheiten den Laien damit tröſten zu wollen, daß ihr ihn verſichert, dieſe Exiſtenz des Gegenſtandes als bloſen „Bewußtſeinsinhalts“ ſei ja auch eine Wirklichkeit und zwar gerade die wahre, echte und einzige, die es giebt. Wer euch verſteht, der braucht dieſen Troſt nicht, und wer euch nicht verſteht, dem genügt er nicht. Die Frage des Laien an den Philoſophen lautet rund und nett: „Gebt ihr mir die Wirklichkeit von Weſenheiten (nicht Dingen — denn dieſe ſind Erſcheinungen) außer mir zu, oder nicht?“ Und wenn ihr ihm in den gewundenſten Redensarten erwidert, außer ihm gebe es eine Weſenheit, ein Sein freilich ſo eigentlich nicht, und es ſei Unſinn zu glauben, unſere Vorſtellungen von Dingen müßten durch irgend etwas außer uns veranlaßt oder bedingt werden, aber in uns, in unſerm Bewußtſein, bei welchem man auch wieder beileibe nicht etwa einen, der dies Bewußtſein hat, vorausſetzen dürfe — in dieſem Bewußtſein hätten ſie, die Dinge, die allerſchönſte, die prachtvollſte, die allerrealſte Realität, die ſich nur denken läßt — wenn ihr ſolches dem Laien zu Gemüthe führen und ihm einreden wollt, das ſei eine realiſtiſche Weltanſchauung — ſo wird er euch den Rücken kehren und mit Recht. —

Ein Engländer (Richard Shute, „Discourse on truth“[*]), behauptet allen Ernſtes, der Glaube aller Menſchen, daß 3 + 4 und 2 + 5 = 7 ſeien, beruhe nur auf der Thatſache, „daß die Thätigkeiten verſchiedener Individuen ſich ſehr ähnlich ſeien;“ wie ja auch die Geſetze der Verdauung für alle Menſchen dieſelben zu ſein ſcheinen. „Aber Niemand,“ (fährt er fort) „betrachtet dieſe Geſetze in irgend einem Sinne als nothwendig. Die Geſetze der Zahl werden ohne Zweifel die nämlichen bleiben, ſo lange der Menſch derſelbe bleibt, aber dies gilt auch von den Geſetzen der Verdauung.“ —

---

[*] S. Vierteljahrsſchrift f. wiſſenſchaftl. Philoſ. VII. S. 254.

So Herr Shute. Alſo wie es nur eine Schwäche unſerer Verdauungsorgane iſt, daß wir nicht Kieſelſteine verdauen, ſo liegt es auch nur an der beſonderen Konſtruktion unſeres Gehirns, daß wir $3 + 4$ für $= 7$, oder mit anderm Wort, 7 für $= 7$ halten. Für ein anders konſtruirtes Gehirn würde 7 nicht $= 7$ ſein. Aehnliche Anſichten werden auch von deutſchen Denkern der neueſten Zeit vertreten.

Die Wahrheit, daß $2 \times 2 = 4$ iſt, würde nur in einer ſolchen Welt nicht gelten, in welcher 2 nicht $= 2$, und 4 nicht $= 4$ iſt, in einer Welt, in welcher unſere Zahlen überhaupt nicht gelten. Von einer ſolchen Welt und ihrer Möglichkeit zu reden — von einer Welt, in welcher 1 nicht 1, 2 nicht 2 iſt, ſondern etwas Anderes — von der Möglichkeit einer ſolchen Welt zu reden, muß man den Inſaſſen der Irrenhäuſer überlaſſen.

Das Gleiche gilt in Betreff aller analytiſchen Sätze überhaupt. Denn jeder analytiſche Satz iſt eine logiſche Gleichung zwiſchen Subjekt und Prädikat — das Prädikat nur ein anderer Ausdruck für das Subjekt. So wenig man alſo ſagen kann, daß die Gleichung $2 + 2 = 4$ für Bewohner einer anderen Welt möglicherweiſe nicht gelte, ſo wenig kann man es ſagen von einem im ſtrengen Sinn analytiſchen Satze, einem identiſchen Urtheil.

— Daß das wahrhaft Reale nicht in der Zeit ſei, iſt eine ganz grundloſe Behauptung. In einem beſtimmten Zeitpunkte iſt das Reale allerdings nicht, aber es iſt immer, folglich zu aller Zeit. Warum man aber von dem, was zu aller Zeit iſt, ſagen ſoll, es ſei in keiner Zeit, ſei überhaupt nicht in der Zeit, das begreife ich nicht. Ebenſowenig paſſend ſcheint es mir, zu ſagen, das wahrhaft Reale ſei, weil überall, nicht im Raume. Wäre das Reale wirklich nicht in Zeit und Raum, ſo wäre es niemals und nirgends. Was aber niemals und nirgends iſt, das iſt überhaupt nicht. Was nicht in Zeit und Raum exiſtirt, das exiſtirt überhaupt nicht, ſondern iſt eine bloſe Abſtraktion (wie die ſogenannten Ideen).

Schopenhauer und Andere haben unrecht, wenn ſie behaupten, der Begriff des Menſchen von der Außenwelt ſei zurückzuführen auf einen Schluß von der Wirkung auf ein Wirkendes. Erblickt der gemeine Mann ein Pferd, ſo fällt es ihm nicht ein, zwiſchen dieſem Pferde und ſeiner Wahrnehmung einen Unterſchied zu machen. Ihm iſt die Anſchauung des Pferdes in ſeinem Auge völlig Eins mit dem Pferde ſelbſt. Er denkt nicht, daß jene von dieſem „verurſacht“ ſei, er denkt nicht einmal, daß das Pferd in ſeinem Auge ſich ſpiegle, er denkt, während er ſieht, nicht an ſein Auge — er ſieht, und damit gut. Die Verſtandesthätigkeit, welche ſich dieſen Vorgang nach dem Kauſalitätsgeſetze zurechtlegt, iſt nur Sache des Philoſophen.

Aber vielleicht iſt der Schluß auf die Außenwelt nach dem Kauſalitätsgeſetz ein unbewußter? Das könnte man vielleicht gelten laſſen, wenn nur dieſer Schluß an und für ſich ein logiſch korrekter wäre und ſich nicht in einem Zirkel bewegte. Zu dem Begriff einer Wirkung würden wir niemals gelangen, wenn wir nicht den Begriff einer Außenwelt, den Begriff von Dingen, die auf uns wirken, und auf welche wir wirken, ſchon hätten. Es geht nicht an, den Begriff der Außenwelt vom Begriff der Wirkung, und den Begriff der Wirkung vom Begriff der Außenwelt abzuleiten. Von einem ähnlichen, aber doch anderen Standpunkt kommt Fries dazu, die Behauptung, daß wir zur Vorausſetzung von Dingen außer uns bei der Wahrnehmung durch das Kauſalgeſetz veranlaßt ſeien, zu leugnen. („Reinhold, Fichte und Schelling" S. 41 ff.) — Wie unterſcheiden ſich Vorſtellungen und Anſchauungen von einander? — Die Vorſtellung des Pferdes iſt die in mir fortdauernde, aber mir nicht immer bewußte Anſchauung des Pferdes. Der Unterſchied beſteht nur darin: daß bei der unmittelbaren (urſprünglichen) Anſchauung das Objekt als ein gegenwärtiges angeſchaut wird. Die Vorſtellung iſt eine, wenn auch abgeſchwächte, doch direkte Fortſetzung der Anſchauung, wie ja gar oft eine Wirkung, wenn auch abgeſchwächt, noch fortdauert, obgleich der urſprüngliche Akt der Einwirkung ſchon vorüber und das Wirkende nicht mehr gegenwärtig iſt.

Und der Begriff? wie unterſcheidet ſich dieſer von Anſchauung und Vorſtellung? Auch er iſt mit dieſen beiden, in ſeiner erſten und natürlichen Form, identiſch. Der Begriff, den ein Menſch vom Pferde hat, iſt zunächſt nichts weiter als die Summe der Einzelanſchauungen, welche dieſer Menſch von Pferden gehabt hat, nur undeutlich vorgeſtellt und in eine einzige Anſchauung oder Vorſtellung verſchmolzen. Der

Begriff iſt nicht weſentlich von der Vorſtellung, wie dieſe nicht weſentlich von der Anſchauung verſchieden. So gewiß nun die Einzelanſchauungen bei verſchiedenen Menſchen verſchieden ſind, ſo gewiß iſt auch die Geſammtvorſtellung oder der Begriff nicht bei allen Menſchen der gleiche. Wir haben, nach Maßgabe unſerer Anſchauungen, von derſelben Sache ſehr verſchiedene Begriffe.

Nicht zu verwechſeln iſt mit dieſem *natürlichen* Begriff, der noch identiſch iſt mit der Summe der Einzelvorſtellungen, der *wiſſenſchaftliche* Begriff, oder die *Definition* einer Sache, das Produkt einer Denkoperation des reflektirenden Menſchen.

Mit dem hier Geſagten ſtimmt eine Stelle, welche ich in einem Werke von Harms, „Die Philoſophie ſeit Kant" S. 552 finde: „Philoſophiſch, ſagt der Senſualismus, oder, was dasſelbe iſt, die Mechanik des Vorſtellens, giebt es keinen Begriff, ſondern nur unbeſtimmte Geſammtvorſtellungen, Aggregate von den vielen einzelnen Vorſtellungen, welche ſich aneinander reihen und miteinander gruppiren; der Begriff ſei nur ein logiſches Poſtulat, eine Forderung des Denkens, der pſychologiſch nichts entſpricht."

Wie die Gattungsbegriffe, ſo ſind auch die Relationsbegriffe (Kategorien) aus der Anſchauung abſtrahirt und entwickelt.

Wie entſteht mein Begriff von einer Sache? Wenn ich die Sache zum erſtenmal in meinem Leben erblicke, ſo iſt der Begriff, den ich von ihr und ihrer Art habe, noch identiſch mit dieſer erſten Anſchauung. Sehe ich ein zweites Exemplar desſelben Gegenſtandes, eines Thieres z. B., ſo verſchmilzt mir das Gemeinſame der beiden Anſchauungen zum Begriff davon. Und je mehr Exemplare dieſes Objekts ich weiterhin zu Geſichte bekomme, deſto mehr verſchwindet das Spezielle, Individuelle, Bildliche der einzelnen Anſchauungen, deſto reiner und ſchärfer (abſtrakter) wird zwar der Begriff, deſto mehr aber verliert er an Anſchaulichkeit und Lebendigkeit. Dies iſt wohl auch der Grund, warum wir in der Kindheit und Jugend die Dinge friſcher und lebendiger auffaſſen und ſie auch anſchaulicher darzuſtellen wiſſen, als in ſpäterem Alter, in welchem das Spezielle, Individuelle, Bildliche der Anſchauungen uns mehr in der abſtrakten Allgemeinheit des Begriffs zerrinnt. Denn je mehr ſich die Zahl unſerer Anſchauungen derſelben Art häuft, deſto mehr muß das Beſondere derſelben gegen das, was ihnen allen gemeinſam iſt, in den Hintergrund treten. Anfangs ſchauen wir die Welt in Bildern an, ſpäter in Begriffen.

Es ergiebt ſich aus dieſer Darlegung, daß die Bildung der Begriffe gar nicht auf einer beſonderen ſchöpferiſchen Thätigkeit des Verſtandes, ſondern einfach darauf beruht, daß das *Gemeinſame* der Einzelanſchauungen, weil es das *Beſtändige*, *immer Wiederkehrende* iſt, im Gedächtniſſe um ſo beſſer haftet und ſo zur bleibenden Art-Vorſtellung wird.

Man ſieht, ich vertrete auf dem Gebiete der Erkenntnißtheorie mit Bewußtſein und Bedacht den Standpunkt des verpönten „Senſualismus". Ich kümmere mich nicht um Schlagworte. Wenn ich einmal um der Wahrheit willen mich mit den Materialiſten berühre, ſo iſt mir das ſo gleichgültig, als wenn ein andermal die philoſophiſchen Realiſten die Achſeln über mich zucken, weil ich — was ich wirklich thue — bekenne, nöthigenfalls ohne Bedenken mit logiſchen Schlüſſen über die Schranken der Erſcheinungswelt und der Erfahrung hinauszugehen. Daß man eine Wahrheit nicht „aus bloſen Begriffen“ ermitteln, auf rein-logiſchem Wege nichts Gültiges feſtſtellen könne, habe ich immer für ein ziemlich grundloſes Gerede gehalten, trotz des ungemeinen Anſehens, in welchem dieſe Behauptung ſteht. Da meiner Ueberzeugung nach die Begriffe und Kategorien des Denkens ganz aus der Erfahrung ſtammen, ſo iſt jede Verknüpfung von Begriffen auch für das Wirkliche gültig, und der Zuſammenhang der Begriffe enträthſelt mir den Zuſammenhang der Dinge. Und dies iſt ſelbſt dann der Fall, wenn eine Kette ſtreng logiſcher Folgerungen mich hinausführen ſollte über das Gebiet jeder wirklichen oder möglichen Sinneserfahrung. Ich theile auch nicht die Prüderie, dem Zwange der Logik mich entziehen zu wollen, wenn er mich wirklich nöthigt, jenſeitige Dinge hinter den Erſcheinungen anzunehmen und von ihnen ſogar dieſes oder jenes auszuſagen. „Aber die Geſetze und Kategorien des Denkens,“ ſagt der Kantianer, „ſind nur beſtimmend für die Formen und Zuſammenhänge der Erſcheinungswelt: außerhalb derſelben verlieren ſie jede Geltung.“ Nun, das iſt eben, was ich keineswegs ſo unbedingt zugebe, ſollte ich auch mein ganzes Zeitalter verblüffen durch das ketzeriſche Geſtändniß, daß mich der große Kant mit dem berühmteſten und geprieſenſten aller ſeiner Lehrſätze nicht überzeugt hat. Mir iſt das Sein der höchſte aller Begriffe; ich kenne kein anderes wahres Sein, als das Sein überhaupt, das univerſelle, allgemeine Sein, das auch nicht ohne univerſelle, für *jede* mögliche Seinsform im Bereiche des Alls gültige, und zum Theil *erkennbare* Beſtimmungen iſt. Es giebt für mich keine mögliche ſeiende Welt, in welcher das Geſetz der Identität keine Geltung hätte, keine Welt, in welcher + A = − A, und 2 × 2 = 5 ſein könnte, keine Welt, auf welche die Kategorien der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, oder des Seins und Nichtſeins keine Anwendung fänden, kein Sein, das nicht *Qualitäten* beſäße u. ſ. f., kein mögliches Sein alſo, für welches nicht die meiſten der Kategorien, welche Kant blos für das menſchliche Denken und für die bloſe Erſcheinungswelt aufſtellt, ihre Gültigkeit haben *könnten*, und nach meiner Ueberzeugung auch *müßten*. Damit aber iſt die Schranke niedergeriſſen, welche es dem denkenden Menſchengeiſte wehren will, an der Hand der Logik ſich aus der Erſcheinungswelt hinauszuwagen in die Welt des Wirklichen. Die Logik, die ja im Grunde nichts iſt, als das in alle ſeine Gleichungen aus einander gelegte, für alle Welten gültige Identitätsgeſetz, tritt in ihr volles Recht.

Dem „ſich ſelbſt verneinenden" Willen ſteht in unſeren Tagen mehr als je eine ſich ſelbſt verneinende Logik zur Seite. Aber beides, der Wille und die Logik, ſind „nicht umzubringen".

Sind ſie doch beide die univerſellſten Prinzipien der Welt; und wem eine Ahnung aufgegangen vom geheimen, innerſten Zuſammenhange der beiden, für den wird in dieſer Einheit auch die Gewähr einer anderen liegen: der urſprünglichen und weſentlichen Einheit der Geſetze des Denkens und des Seins.

Analyſe und Syntheſe.

Für Jeden, welcher daran geht, die Natur und das Räthſel des Daſeins überhaupt zu erklären, iſt die nächſtliegende Frage die nach den Grenzen der Gewißheit des menſchlichen Wiſſens — die Frage, ob es eine abſolute Gewißheit giebt. Wir glauben nun ſo Manches gewiß zu wiſſen und zu erkennen, aber eine tiefere Betrachtung lehrt, daß es, nicht blos vom univerſellen, ſondern auch ſchon vom irdiſch-menſchlichen Standpunkte aus betrachtet, übel beſtellt iſt mit der abſoluten Gewißheit. Freilich wird die Relativität deſſen, was wir Gewißheit nennen, von Wenigen in Betracht gezogen. Daß auf dem Wege der Erfahrung eine zwar für die Naturwiſſenſchaften vollkommen ausreichende, aber keineswegs abſolute Gewißheit zu erlangen iſt, leuchtet nur den tiefer Blickenden ein, und noch ſeltener wird erkannt, daß Sätze und Annahmen, die wir a priori für unbedingt gewiß halten zu müſſen glauben, thatſächlich es nicht ſind. Daß manche unſerer ſogenannten Axiome, genau beſehen, ſich als unbewieſene Vorausſetzungen herausſtellen, hat

O. Liebmann in ſeiner Schrift „Die Klimax der Theorien“ einem weiteren Kreiſe klar gemacht. Er zeigt, daß „der rein faktiſche, ſtreng a posteriori gegebene Beobachtungsinhalt aus iſolirten Bruchſtücken, diskreten Fragmenten eines in ſeiner Totalität nie wirklich wahrnehmbaren Geſchehens beſteht, und daß dieſe Wahrnehmungsbruchſtücke erſt nach Maßgabe beſtimmter Verfahrungsarten des Verſtandes *durch außerordentlich viel Nichtbeobachtetes ergänzt*, verbunden, in feſter Ordnung aneinandergereiht werden müſſen, damit ein in räumlicher, zeitlicher, kauſaler Hinſicht vollſtändiger und artikulirter Erfahrungsinhalt zuſtande komme“. Und dieſe „Verfahrungsarten des Verſtandes“ — worauf beruhen ſie anders, als auf unbewieſenen oder unerweislichen Vorausſetzungen, die als „Axiome“ gelten? Das Prinzip der Kauſalität, nach welchem jedes Ding ſeine Urſache hat — das Prinzip der Identität, nach welchem z. B. der Mond, den wir heute ſehen, identiſch iſt mit demjenigen, den wir geſtern und immer ſahen, u. ſ. f. — das ſind Vorausſetzungen, welche vollkommen ausreichen für den praktiſchen und auch den naturwiſſenſchaftlichen Bedarf; vor dem Forum der unerbittlichen Logik aber ſind ſie weder a posteriori noch a priori als *unbedingt* gewiß zu *erweiſen*.

Und neben dieſen unbewieſenen oder unerweislichen „Axiomen“ läßt ſich auch noch eine Reihe von vermeintlichen „Axiomen“ aufzählen, die man als offenbar *falſch* bezeichnen muß, die deshalb in der Wiſſenſchaft ganz unberechtigt ſind, ſich aber doch eine ziemlich allgemeine Geltung namentlich in der neueren Philoſophie erſchlichen haben.

Solche Pſeudoaxiome ſind z. B., daß, wenn wir durch logiſche Schlüſſe mit Nothwendigkeit auf eine unbekannte Größe, auf ein x, wie deren die Mathematik gelten läßt, geführt werden ſollten, wir auch dem zwingenden logiſchen Schluſſe keine Folge geben dürfen: daß das Prädikat der Exiſtenz nur auf „Gegebenes“, niemals aber auf etwas blos logiſch, wenn auch mit abſoluter Denknothwendigkeit Erſchloſſenes angewendet werden darf, ſobald wir von dieſem keine näheren Beſtimmungen anzugeben imſtande ſind; daß, wenn irgend etwas — beiſpielsweiſe das „Wirken“ von ſeienden Einheiten auf einander für uns unbegreiflich iſt, wir auch die Möglichkeit eines ſolchen Wirkens nicht zugeben dürfen; daß etwas, das ſelbſt keine Urſache hat — wenn es etwas dergleichen gäbe — auch niemals Urſache von etwas werden könnte; daß ein Sein nur zugegeben werden darf, wenn außer den Beſtimmtheiten, in welchen es erſcheint, auch noch ein nacktes, beſtimmungsloſes Sein eben dieſes beſtimmten Seins nachgewieſen werden kann, u. dgl., mit einem Wort: daß die Philoſophie mit unbekannten Größen nicht rechnen dürfe.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Pheudoaxiome zumeiſt in der Bekämpfung wirklicher Irrthümer, philoſophiſcher oder religiöſer Wahnvorſtellungen gebraucht werden; aber der Zweck heiligt auch auf philoſophiſchem Gebiete die Mittel nicht, und man ſollte es verſchmähen, Sätze von zweifelhafter oder gar keiner wirklichen Geltung als unanfechtbar oder ſelbſtverſtändlich aufzuſtellen, blos weil ſie in der Polemik gute Dienſte leiſten.

Wenn in der That die reale Exiſtenz der nur in der Idee erreichbaren Gedankendinge blos deshalb unerweislich wäre, weil dieſelben nicht in der ſinnlichen Erfahrung „gegeben“ ſind, ſo wäre dem zum Theil leicht abzuhelfen. Der liebe Gott z. B. iſt ja ſchon Vielen perſönlich erſchienen, unter Andern dem Moſes, im brennendem Dornbuſch. Und ich ſehe nicht ein, was der Philoſoph einwenden will, wenn ich behaupte, mir ſei der liebe Gott ebenfalls erſchienen. Er wird ſagen, ich bilde mir das nur ein. Möglich; aber was Einer ſich einbildet, können ebenſo gut Hunderte, Tauſende, Hunderttauſende ſich einbilden: Wahnbilder und Wahnvorſtellungen ſind ja manchmal anſteckend. Wer will aber dann endgültig entſcheiden, was Einbildung, und was „wirkliche“ Wahrnehmung iſt? Mich dünkt, der ungeheure Reſpekt vor dem ſinnlich Wahrgenommenen, „Gegebenen“ iſt ebenſowenig begründet, als andererſeits die naſerümpfende Verachtung, welche man den blos logiſch erſchloſſenen Exiſtenzen, wie dem Aether, den Atomen u. dgl. gegenüber zur Schau trägt.

Sinnlich „gegeben“ iſt uns z. B. das Auf- und Untergehen der Sonne; blos logiſch erſchloſſen iſt uns die Thatſache, daß nicht die Sonne um die Erde, ſondern dieſe um jene ſich bewegt. Und doch glauben wir alle in dieſem Fall der Logik mehr als der „gegebenen“ Wirklichkeit.

— Die Induktion kann, wie geſagt, nie eine abſolute Gewißheit liefern. Sie beruht aber auf der Vorausſetzung, daß gleiche Urſachen in alle Ewigkeit gleiche Wirkungen haben müſſen, und daß, was wir unter gewiſſen Umſtänden geſchehen ſehen, immer geſchehen muß. Dieſe Vorausſetzung iſt jedoch, ſtreng genommen, weder a posteriori noch a priori zu beweiſen. Ein Erfahrungsbeweis dafür, daß ein induktiv erſchloſſenes Geſetz des Geſchehens für immer gelten müſſe, iſt von vornherein dadurch ausgeſchloſſen, daß die Geſammtheit der Fälle, in welchen ein ſolches Geſetz ſich bewähren könnte oder müßte, niemals überſchaubar iſt. Und eine abſolute logiſche Denknothwendigkeit, daß alles, was unter gewiſſen Umſtänden in den uns bekannten Fällen ſich ereignet hat, ſich unter denſelben Umſtänden immer ereignen müſſe, beſteht desgleichen nicht. Es läßt ſich demnach durch die Induktion nur ein Grad von Wahrſcheinlichkeit erzielen, der für die naturwiſſenſchaftliche Forſchung ausreicht, aber nicht für die eigentliche Philoſophie, auf deren Gebiet nur das Denknothwendige als abſolute Gewißheit gilt.

Auf induktivem Wege wird aus Erfahrungsthatſachen ein allgemeines Geſetz erſchloſſen; aus dieſem können auf deduktivem Wege neue Thatſachen erſchloſſen werden. Finden ſich ſolche deduktiv erſchloſſene Thatſachen nachträglich durch die Erfahrung beſtätigt, ſo iſt ein vorläufig ausreichender Beweis für jenen allgemeinen Satz geliefert. Aber man darf nicht vergeſſen, daß ſelbſt in dieſem Falle die Gewißheit desſelben weil auf Erfahrung — und zwar unter allen Umſtänden *beſchränkter* Erfahrung — beruhend, keine abſolute ſein kann.

Es iſt eines der allerbekannteſten Naturgeſetze, daß *Feuer brennt*. Jeder Menſch betrachtet es als *unbedingt gewiß*, daß er ſich die Hand verſengt, wenn er ſie in eine glühend-flüſſige Metallmaſſe taucht. Wenn er ſie nun aber einmal in eine *weißglühende* Metallmaſſe taucht, ſo wird er zu ſeiner größten Verwunderung finden, daß in dieſem Fall das Feuer ihn *nicht* brennt. Und wenn er im Vertrauen darauf die Hand in der weißglühenden Metallmaſſe ſtecken läßt, ſo wird er zu ſeinem Schaden erfahren, daß die Unverletzlichkeit ſeiner Hand nur einen Augenblick dauert und daß die weißflüſſige Maſſe ihn dennoch brennt. Ein bekanntes Naturgeſetz iſt's auch, daß Wärme die Körper ausdehnt. Aber in ein paar Fällen geſchieht das Gegentheil. So ergeht es mit allen Naturgeſetzen. Wir können niemals wiſſen, welche Ausnahmen davon und welche Ausnahmen der Ausnahmen unter beſtimmten, bisher vielleicht noch gar nicht zur Wahrnehmung gekommenen Umſtänden ſich ergeben werden. Das vielleicht ehrwürdigſte, unverbrüchlichſte aller Naturgeſetze iſt die Schwere. Aber die Wiſſenſchaft hat ſich viel mit „Imponderabilien" beſchäftigt, und wenn wir jetzt auch von dieſer Vorſtellung zurückgekommen ſind, ſo bürgt doch nichts dafür, daß wir nicht noch einmal phyſiſche Weſenheiten entdecken, für welche wir auf den Namen des Unwägbaren zurückgreifen müſſen, oder daß wir nicht unter beſonderen, bisher unbekannten Umſtänden auf Alterationen der Schwerkraft ſtoßen, welche den Alterationen des Magnetismus und den Ablenkungen der Richtung einer Magnetnadel analog ſind. An und für ſich ſind die Naturgeſetze freilich unverbrüchlich; aber unſere Kenntniß davon iſt niemals eine ſo vollſtändige, daß wir das denſelben gemäß ſich Ergebende unter allen Umſtänden mit abſoluter Sicherheit vorausbeſtimmen könnten. Es ſollte deshalb von der abſoluten Gewißheit deſſen, was wir Naturgeſetze nennen, d. h. die Naturgeſetze, ſo weit wir ſie kennen, nicht immer wieder die Rede ſein.

— Hütet euch vor den Philoſophen, welche euch eine Geſchichte erzählen! — Die Philoſophie iſt eine analytiſche Wiſſenſchaft und ſteht als ſolche den Erfahrungswiſſenſchaften, als den ſynthetiſchen, gegenüber. Das Gebiet der hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Thatſachen iſt ihr verſagt. Darum könnte ſie auch nie z. B. eine Erſchaffung der Welt behaupten und beweiſen. Denn die Erſchaffung der Welt wäre ein hiſtoriſches Faktum, eine zufällige empiriſche Thathandlung, die ſich als ſolche der analytiſch-philoſophiſchen Konſtruktion entzieht. Als hiſtoriſches Faktum könnte ſie ſich nur auf hiſtoriſche Zeugniſſe ſtützen, auf das Zeugniß von Perſonen, welche — „dabei“ geweſen ſind.

„Ich bin“ iſt kein philoſophiſcher Satz, ſondern ein empiriſcher, ſynthetiſcher. Von dieſem Seienden aber den Begriff des Seins zu abſtrahiren, und denſelben zu analyſiren, logiſch feſtzuſtellen, zu entwickeln, iſt Sache der Philoſophie. Kann ſie ſo nichts eigentlich Neues, Poſitives aus Eigenem bieten, ſo kann ſie doch Großes und Unſchätzbares leiſten, indem ſie Irrthümer zerſtört und die Begriffe klärt. Sie ſcheint mit ihrer Analyſe zwar nur in logiſchen Gleichungen (Tautologien) fortzuſchreiten; aber jede dieſer Gleichungen erweitert den Geſichtskreis der Erkenntniß nach einer neuen Seite hin.

Die Analyſe zergliedert den Begriff; aber der Begriff ſelbſt, mußte er nicht urſprünglich durch Syntheſe gebildet werden?

Die Philoſophie befindet ſich alſo im Irrthum, wenn ſie verkennt, daß ſie alle ihre Syntheſen von der Erfahrungs- oder Naturwiſſenſchaft entlehnen, alle Begriffe, die ſie ihrer Analyſe unterwerfen will, mit Einſchluß des höchſten, des Seinsbegriffs, von der Wirklichkeit abſtrahirt haben muß. Aber auch die Naturwiſſenſchaft irrt, wenn ſie glaubt, die Philoſophie könne mit ihrer Analyſe ſich nur im Gebiete unfruchtbarer Begriffsgeſpinnſte bewegen, während dieſelbe doch, wenn ſie nur in ſtreng logiſcher Weiſe verfährt, mit all dem, was ſie als denknothwendig aufzeigt, auch zugleich die Nothwendigkeit und das Geſetz des Wirklichen aufſtellt. Denn alles Gedankliche hat nur Sinn, inſofern es ſich auf die Wirklichkeit bezieht. Wenn die Syſteme ſolcher Philoſophen, welche, wie Hegel, ſich auf dem Gebiet der reinen Analyſe bewegen, ſchließlich nicht befriedigen, ſo rührt dies nicht von der Unfruchtbarkeit der Analyſe ſelbſt her, ſondern davon, daß dieſe Denker eine unüberſteigliche Kluft aufrichteten zwiſchen der Welt des abſtrakten Gedankens und der Wirklichkeit, während ſie doch eben dieſe durch jene hätten *erklären* ſollen.

Ich beſtreite, daß die Philoſophie, um für wiſſenſchaftlich zu gelten, künftig nur noch als eine Hülfsdisciplin der Naturwiſſenſchaft ſich nützlich machen ſolle. Das hieße ſie entwürdigen. Sie iſt und bleibt eine Wiſſenſchaft für ſich, und zwar die höchſte von allen, nicht blos weil es die höchſten Probleme ſind, mit welchen ſie ſich beſchäftigt, ſondern auch weil es ſchließlich doch nur in ihr ein wahres, ein unumſtößliches Wiſſen giebt.

Den Schatz des ſynthetiſchen, *empiriſchen* Wiſſens wird ſie freilich, *rein als ſolche*, nicht vermehren. Sie wird niemals ganz aus Eigenem einen neuen Planeten entdecken, niemals a priori einen Strohhalm oder eine Wanze konſtruiren. Das ſoll ſie aber auch nicht. Es giebt Beſſeres für ſie zu thun: ſie hat die Grundlagen der menſchlichen Erkenntniß zu prüfen und feſtzuſtellen; ſie hat zu beſtimmen, wie viel Wahres an der Wahrnehmung, ſie hat die *Geneſis des Weltbildes* zu erklären, wie es in unſerer Vorſtellung ſich geſtaltet; ſie hat ſich mit der Ergründung des Weſens von Zeit, Raum, Kauſalität u. ſ. f. zu beſchäftigen, ſie hat ſich mit Problemen zu befaſſen, gegen welche gehalten z. B. die naturwiſſenſchaftliche Frage, ob die Natur feſtſtehende Arten hervorbringt, oder ihre Typen ſich auseinander entwickeln läßt, nur von untergeordneter Bedeutung iſt.

Alle Wiſſenſchaften, deren Sätze ihre Gewißheit nicht von der Erfahrung entlehnen, ſondern ſie in ſich ſelbſt tragen, nenne ich analytiſch: ſo die Mathematik, die Geometrie, die Logik, die Philoſophie im engeren Sinne.

Jede unmittelbar, oder durch bloſes Nachdenken einleuchtende Folgerung kann nur eine Tautologie ſein, d. h. etwas, das mit jenem, woraus es gefolgert wird, eigentlich ſchon mitgeſagt iſt. Daß 2 × 2 = 4 iſt, gilt nur darum allen Menſchen als unmittelbar gewiß, weil, wie ſchon das Gleichheitszeichen beſagt, 4 nur ein anderer Ausdruck, eine Tautologie, eine Gleichung von 2 × 2 iſt.

„Zwei gerade Linien können ſich nur in einem Punkte ſchneiden,“ ſoll nach Manchen ein ſynthetiſches Urtheil ſein, denn es „liege nicht im bloſen Begriff der zwei geraden Linien, ſondern komme erſt durch Hinzunahme der Raumanſchauung zuſtande“. Allerdings — aber dieſe Raumanſchauung iſt eine innere, aprioriſche — ſie hat nichts zu thun mit der Erfahrung durch äußere Anſchauung. Wenn ich einen denkenden, aufgeweckten Ungelehrten frage: „In wie viel Punkten können ſich zwei gerade Linien ſchneiden?“ ſo wird er durch bloſes Nachdenken, inneres Anſchauen, Vorſtellen, ohne Zuhülfenahme einer äußern Erfahrung, mit apodiktiſcher Gewißheit imſtande ſein zu erklären, daß zwei gerade Linien ſich nur in einem Punkte ſchneiden können. Ich nenne ſynthetiſch, was durch äußere Anſchauung erfahren wird, analytiſch, was durch innere Anſchauung einleuchtet, was zu ſeiner Beſtätigung der Erfahrung nicht bedarf.

Ohne allen Zweifel ſind die beiden Hauptgruppen des Wiſſens die des unmittelbar Gewiſſen, und des mittelbar d. h. durch Erfahrung Gewonnenen, daher auch durch Erfahrung wieder Umzuſtoßenden, und ſo niemals abſolut Gewiſſen. Ohne Zweifel wird man jenes am beſten analytiſch, dieſes ſynthetiſch nennen; und dieſer Definition entſprechend wird man Mathematik, Geometrie ꝛc., mit Verzichtleiſtung auf allzu feine Diſtinktionen, den analytiſchen Wiſſenſchaften beizählen können. Denn die Qualität der abſoluten Gewißheit trennt dieſelben von den Erfahrungswiſſenſchaften durch eine ſo weite Kluft, daß ſie den analytiſchen Wiſſenſchaften immer näher ſtehen werden, als den ſynthetiſchen, wie immer man auch den Begriff der Analyſe und Syntheſe definiren mag.

Diejenigen, welche ſynthetiſche Urtheile a priori zugeben, und z. B. die Sätze der Mathematik für ſynthetiſch halten, gehen dabei von der Definition aus, analytiſche Sätze ſeien diejenigen, die ſchon im Begriffe des Subjektes ſelbſt liegen. Zu dieſen rechnet man dann auch Sätze wie: „Die Körper ſind ausgedehnt“, „Das Gold iſt gelb“ — weil die Ausdehnung im Begriffe des Körpers, das Gelbſein im Begriffe des Goldes liegt! Aber die Begriffe Körper und Gold ſind doch empiriſch entſtanden, und man hat jene Prädikate erſt aus der Erfahrung in dieſelben hineinverſetzt! Es iſt doch poſſirlich, Beſtimmungen, die ich durch Syntheſe in einen Begriff hineingetragen, durch Analyſe wieder aus ihm herausklauben zu wollen! Wenn man in ſolchem Sinne von „ſynthetiſchen Sätzen a priori" redet, ſo könnte man ſie ebenſo gut und beſſer „analytiſche Sätze a posteriori" nennen.

Ich wiederhole es, der Ausdruck „analytiſch" ſollte für Urtheile aufbehalten bleiben, welche für ihre Gewißheit der äußeren Erfahrung nicht bedürfen, und welche zwar, ſtreng genommen, nur logiſche Gleichungen, jedoch ebenſowenig als unfruchtbar zu verachten ſind, als die mathematiſchen Gleichungen.

Vor allem ſollte hierbei der Unterſchied maßgebend ſein zwiſchen dem, was nur erfahrungsmäßig, und dem, was abſolut gewiß, abſolut begreiflich iſt. Daß die Körper ſchwer, iſt blos erfahrungsmäßig gewiß, und der Grund davon iſt uns ein Räthſel; daß die gerade Linie die kürzeſte zwiſchen zwei Punkten, iſt nicht blos abſolut gewiß, ſondern wir begreifen auch, warum es ſo iſt und in aller Ewigkeit ſo ſein muß.

Analyſis iſt die Methode der Gleichungen; und und zwar: Arithmetik die der Zahlengleichungen, höhere Mathematik und Geometrie die der Raum- und Größengleichungen, Logik die der Begriffsgleichungen.

Die Zahl 3 iſt nichts, als ein anderer Ausdruck von 1 + 1 + 1, eine Tautologie, eine Gleichung davon, und umgekehrt; 4 — 1 iſt ein anderer Ausdruck für 3, 3 × 4 ein anderer Ausdruck oder eine Gleichung oder eine „zufällige Anſicht", oder ein „identiſcher Satz" für 12. Jede Rechnungsaufgabe iſt eine Formel, als deren Gleichung und kürzerer Ausdruck das Reſultat erſcheint. — In dem Satze: „die kürzeſte Linie zwiſchen 2 Punkten iſt = der geraden", wird „die gerade einmal als Richtung, und dann als Weg zwiſchen zwei Punkten" genommen (Steiner, Erkenntnißlehre Goethes S. 47). Das logiſche Subjekt iſt = ſeinen Prädikaten.

Das Identitätsprinzip iſt das Prinzip alles Denkens. Urtheilen und Schließen heißt nichts anderes, als Sätze aufſtellen, deren Gegentheil dem Identitätsprinzip widerſprechen würde. Ein Satz iſt bewieſen, wenn derjenige gewiſſe Satz aufgefunden iſt, mit welchem er identiſch iſt, d. h. mit welchem er eine Gleichung bildet.

Man ſollte die analytiſchen Urtheile identiſche nennen. Mill nennt ſie auch wirklich ſo.

Es giebt genau genommen gar kein Erkennen oder Wiſſen a priori. Was man ſo nennt, ſind analytiſche, identiſche Sätze.

Glaubt man deshalb in der ganzen Analyſis nur ein Syſtem leerer Tautologien erblicken zu dürfen, die uns „nichts Neues ſagen?"

Man erinnere ſich doch, welche ungeheure Rolle die Gleichungen in der Mathematik ſpielen, ſo wie in der Mechanik — ihre Sätze ſind, ſo weit ſie aus einander fließend erkannt ſind, Gleichungen. Man ſagt, ein analytiſches Urtheil ſei ein ſolches, bei welchem das Prädikat ſchon im Subjekte enthalten iſt. Eine ſchale Definition, welche beſagen würde, daß analytiſche Urtheile überflüſſige ſind. Wenn das Prädikat ſchon im Subjekt enthalten iſt, wozu dann die ganze Ausſage? — „Ein ausgedehntes Ding iſt ausgedehnt!" Das braucht doch nicht geſagt zu werden! Werth und Sinn hat alſo ein analytiſches Urtheil nur dann, wenn es das im Prädikat Enthaltene nicht einfach wiedergiebt, ſondern eine Gleichung davon, die daſſelbe, und doch nicht ganz daſſelbe ſagt.

Die Mathematik iſt die große Wiſſenſchaft des Selbſtverſtändlichen. Ihre Apriorität beſteht darin, daß jeder ihrer Sätze, einmal ausgeſprochen und verſtanden, der inneren Anſchauung unmittelbar und mit abſoluter Gewißheit einleuchtet — durch den bloſen Verſtand und auch ohne Zuhülfenahme der äußeren Anſchauung.

Will man behaupten, daß die mathematiſchen Sätze doch nicht ſo „unmittelbar" einleuchten, ſondern ſich auf äußere Erfahrung ſtützen, weil ſie zum Theil erſt ſpät und nicht ohne Mühe von den Gelehrten „entdeckt" worden ſind? Nun, auch die Planeten ſind von den Aſtronomen entdeckt worden; ich glaube aber nicht, daß man dieſelben vorher nicht geſehen hat. — Die Zeit, wann dieſe Sätze zum erſtenmal von den Gelehrten formulirt und wiſſenſchaftlich dargeſtellt worden ſind, hat nichts zu thun mit ihrer Evidenz. Es giebt vieles Selbſtverſtändliche, das noch immer nicht ausgeſprochen, wiſſenſchaftlich formulirt und in ein Syſtem gebracht worden iſt. Die Hauptſache iſt, daß jene Sätze, einmal ausgeſprochen, keinen Zweifel mehr zulaſſen — Jedem, der ſie verſteht, ſofort mit abſoluter Gewißheit einleuchten. Von den durch die wirklichen Erfahrungswiſſenſchaften gewonnenen, ſynthetiſchen Sätzen giebt es kaum einen, der nicht beſtritten worden wäre oder beſtritten werden könnte. Aber niemals, ſo lange die Welt ſteht, iſt die Wahrheit eines **mathematiſchen** Satzes angezweifelt oder beſtritten worden — und niemals **wird** es geſchehen. **Dieſen** Unterſchied ſollte man feſthalten, und dieſen allein, wenn es ſich um die Begriffsbeſtimmung „analytiſcher" und „ſynthetiſcher" Sätze handelt.

Die Wiſſenſchaft hat ſich mit „ſynthetiſchen Urtheilen a priori" befaßt und Kant hat ſolche nicht blos in der Mathematik, ſondern auch in der Phyſik nachweiſen wollen. Sein Unterfangen war verfrüht, und die phyſikaliſchen Sätze, die er in den „Metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft" — ein Titel der ungefähr ſoviel beſagt wie „Metaphyſik der Phyſik" — als angeblich a priori gefunden aufſtellte, ſind dies durchaus nicht. Die Sätze der Phyſik werden ſich erſt dann vollſtändig analytiſch entwickeln laſſen, wenn der erſte, oder die erſten derſelben, auf ſynthetiſchem Wege ermittelt und erwieſen und wir ſo weit ſind, die Grundthatſache, das Prinzip der Naturwiſſenſchaft, die einheitliche Urkraft des Ganzen erfaßt und begriffen zu haben.

So lange wir es in der Naturerklärung noch mit „Urſache" und „Wirkung" zu thun haben, ſtatt mit Grund und Folge, ſind wir noch weit vom Ziel. Grund iſt die begriffene Urſache, Folge die begriffene Wirkung. Und ſo innig muß für unſere Anſchauung Grund und Folge zuſammenhängen, daß die urſprüngliche **Identität** beider uns feſtſteht — daß wir die Folge wirklich als eine bloſe **Gleichung** des Grundes begreifen.

Wäre einmal die erſte Definition, der rechte Begriff der „*Kraft*" und des „*Lebens*" gefunden und aufgeſtellt, ſo müßte ſich aus jenem die ganze Phyſik, aus dieſem die Phyſiologie auf analytiſchem Wege ableiten und entwickeln laſſen.

Endlich ſollte man etwas ſehr Weſentliches zur Würdigung der Analyſe nicht überſehen: daß ſie es nämlich keineswegs blos mit der Zerlegung von reinen *Begriffen* zu thun hat, ſondern daß ſie ebenſowohl die auf dem Wege der *Erfahrung* gewonnenen, alſo *die ſynthetiſchen Sätze zu bearbeiten, die logiſchen Gleichungen und die Konſequenzen derſelben zu entwickeln hat.* Ihr Werk beginnt erſt ſo recht, wenn das der Syntheſe gethan iſt; ſie macht die Erfahrung zur Wiſſenſchaft.

Der Fortſchritt in allen Naturerkenntniſſen beruht auf der allmäligen Umwandlung des ſynthetiſchen Wiſſens in analytiſches.

Dulong und Petit entdeckten in der Wärmelehre das wichtige Geſetz: „Die ſpezifiſchen Wärmen der feſten chemiſchen Elemente (Grundſtoffe) verhalten ſich umgekehrt wie ihre Atomgewichte, ſo daß das Produkt aus Atomgewicht und ſpezifiſcher Wärme für alle dieſe Körper unveränderlich das nämliche und zwar nahezu = 6 iſt." — Ein anderer Ausdruck, eine *Gleichung* dieſes Satzes lautet: „Die durch die Atomgewichte ausgedrückten Mengen der feſten Elemente bedürfen zu gleicher Temperaturerhöhung gleichgroße Wärmemengen." Und eine dritte Gleichung desſelben Satzes beſagt: „Die Atomwärmen der Grundſtoffe ſind gleich." — Haben wir es mit „leeren Tautologien" zu thun in dieſen analytiſchen Gleichungen eines ſynthetiſchen Satzes? Enthüllt nicht jede wieder eine neue Seite der Wahrheit?

— Wenn ich ſage, daß es im Bereich der reinen philoſophiſchen Spekulation keine wirkliche Syntheſe giebt, und der Philoſophie die Analyſe, der Naturwiſſenſchaft die Syntheſe zuweiſe, ſo meine ich dies nicht ſo, als ob der Philoſoph ſich niemals auf eine Syntheſe, der Naturgelehrte ſich niemals auf eine Analyſe einlaſſen ſollte. Im Gegentheil wird der Eine beſtändig auf das Gebiet des Andern überzugreifen ſich veranlaßt finden. Nur darf Jener niemals vergeſſen, daß er mit jeder Syntheſe auf naturwiſſenſchaftlichem, dieſer, daß er mit jeder Analyſe auf philoſophiſchem Boden ſteht. Und weil eben für das Wiſſen im allgemeinen Syntheſe und Analyſe gleich unentbehrlich, wird weder der Philoſoph die Naturwiſſenſchaft, noch der Naturforſcher die Philoſophie gering zu ſchätzen berechtigt ſein.

Der Naturforſcher ſollte nie etwas vom Philoſophen gelernt, die Philoſophie nie etwas zur Förderung der Naturwiſſenſchaften gethan haben? Ei, von wem iſt denn die Thatſache, daß die Sinneswahrnehmung uns nicht das Anſich der ſo genannten Dinge, ſondern nur eine durch die Eigenart eben dieſer Organe bedingte Erſcheinungswelt erſchließt — von wem iſt dieſe, heutzutage auch von den Phyſiologen anerkannte Thatſache früher erkannt worden, von den Philoſophen, oder von den Phyſiologen? — Lange vor der Naturwiſſenſchaft hat die Philoſophie die Atome als letzte

Prinzipien des Wirklichen aufgeſtellt. Auch vom Aether haben die Philoſophen früher geſprochen als die Phyſiker. Es war ein Philoſoph, Kant, der vor Laplace die heutige Theorie des Himmels erſann. Selbſt die Schellingſche Naturphiloſophie war nicht ſo unfruchtbar wie man ſie ſchilt; es waren deutſche Naturphiloſophen, welche die Lehre von der Zelle und den Darwinismus antizipirten. Lange vor Schwann hatte der Naturphiloſoph Oken die Zelle entdeckt.

Humboldt ſagte einmal, daß ihm an unſerer Phyſik nichts erwieſen ſcheine, als die Theorie des Regenbogens, weil nur dieſe ganz mathematiſch konſtruirt werden könne. Aber iſt dieſe Einſchränkung haltbar?

Die Rolle, welche die Geometrie in der Optik ſpielt, iſt ſehr merkwürdig. Es wäre intereſſant, den Nachweis zu führen, daß, wie hier, auch in der Mechanik, Akuſtik u. ſ. f. manche vermeintlichen Erfahrungsſätze auf Grundſätze der Mathematik oder Geometrie zurückzuführen, auch geometriſche Sätze oft nur angewandte Sätze der Zahlenmathematik ſind. Der mechaniſche Lehrſatz vom Parallelogramm der Kräfte iſt ſo a priori einleuchtend, wie nur irgend einer von den einfachen analytiſchen Sätzen der Mathematik, und wenn man einen Beweis dafür beibringt, ſo geſchieht es genau genommen nicht, um ſich von der Wahrheit desſelben erſt hierdurch zu überzeugen, ſondern mehr in einem gewiſſen theoretiſchen Intereſſe. Daß ein von zwei gleichen Kräften in entgegengeſetzter Richtung angezogener Körper in Ruhe verharrt, iſt mit dem mathematiſchen Satze $+ a$ und $- a = 0$

im Grunde identiſch, verhält ſich zu demſelben als Spezialfall oder Beiſpiel. Daß ein Körper, wenn er von zwei gleichen Kräften aus gleichen Entfernungen in zwei verſchiedenen, nicht entgegengeſetzten Richtungen, die zuſammen einen Winkel bilden, angezogen wird, in ſeiner Bewegung die Diagonale dieſes Winkels zieht, iſt ſo ſelbſtverſtändlich, wie der Satz $4 - 2 = 2$ oder wie die Nothwendigkeit, daß, wenn ein gleichmäßig ausgedehnter Körper in zwei gleiche Hälften getheilt werden ſoll, der Schnitt durch die Mitte desſelben gehen muß. In dieſem Sinne kann man wirklich von Sätzen a priori in der Phyſik ſprechen, wie Kant es wollte: a priori gewiß ſind wenigſtens alle phyſikaliſchen Sätze, die auf mathematiſche zurückzuführen ſind, und dergleichen giebt es weit mehr als man bisher angenommen hat. Platos Aeußerung, daß Phyſik und Aſtronomie „Beiſpiele für die reine Mathematik“ ſind, klingt vielleicht paradoxer als ſie iſt! Uebrigens würden die Spuren des mathematiſchen Apriori ſich auch bis in das organiſche und in das ſoziale Gebiet hinein verfolgen laſſen.

Man hat ſich die Mühe genommen, ſogar den Satz der Identität, die axiomatiſche Wahrheit von $a = a$ beweiſen zu wollen, und man hat ernſthaft unterſucht, ob denn dieſer Satz wirklich unanfechtbare, aprioriſche Allgemeingültigkeit habe. Die einfachſte Auffaſſung der Sache wäre wohl dieſe: Wer etwas ſagt, der bejaht etwas. Wer aber dann das Bejahte ſofort verneint, der nimmt das Geſagte ſofort zurück, und es iſt, als ob er nichts geſagt hätte. Ueber nichts läßt ſich aber nicht weiter reden. Mathematiſch ausgedrückt heißt das: 1 − 1 = 0. Sätze, die dem Identitätsprinzip widerſtreiten, ſind als nicht geſagt, und ihr Inhalt als nichts, als = 0 zu bezeichnen.

Aber es giebt eine Art von Widerſpruch, den ich den dialektiſchen nenne, und auf den ich ſofort im Beſonderen zu ſprechen komme. Er iſt da, dieſer Widerſpruch, und ſchägt dem Identitätsgeſetz ein Schnippchen.

ſchlägt

Dialektik.

Jedes Ding entſchlüpft uns, wenn wir es begrifflich-einſeitig feſthalten wollen. Wir ſagen: A iſt. Aber es iſt etwas Beſtimmtes, daher iſt es etwas anderes nicht; folglich iſt es ein Sein, aber eben ſo gut ein Nichtſein. Begreifen wir etwas als ein Werdendes, ſo zeigt ſich, daß es eben ſo gut im ſelben Moment ein Vergehendes iſt. Alles iſt zugleich Poſition und Negation, Sein und Nichtſein; alles iſt zugleich ein Hier und ein Dort — alles iſt zugleich groß und klein — alles iſt zugleich Urſache und Wirkung. Alles hat ſein Gegentheil an ſich.

Aber vielleicht iſt doch der Begriff des Unendlichen ohne Negation? Auch er ſchlägt in ſein Gegentheil um, wenn wir ihm näher treten. Das Unendliche iſt nicht endlich — es iſt alſo etwas nicht — es iſt nicht alles — folglich iſt es doch endlich. — —

So weit führt die Dialektik des Begriffs, — er löſt ſich auf in ſich ſelbſt. —

Das Unendliche für ſich genommen, verflüchtigt ſich in Nichts, das Endliche für ſich genommen, ebenfalls. Real werden ſie nur in und mit einander, in dem, was unendlich und endlich zugleich iſt, alſo entgegengeſetzte Beſtimmungen in ſich vereinigt, den „Widerſpruch“ an ſich hat.

Damit hängt zuſammen, daß man überhaupt nichts abſolut Wahres ſagen kann. „Es iſt beſſer zu heirathen!“ — „Es iſt beſſer unverheirathet zu bleiben!“ — Beides gleich wahr und unwahr. „Die Monarchie iſt die beſte Staatsform.“ — „Die Republik iſt die beſte!“ — Alles nur bedingt, relativ wahr. — Ein ſpaniſches Sprüchwort ſagt: „Alles iſt wahr, und alles iſt Lüge!“ (En esta vida todo es verdad y todo es mentira.)

Es giebt kein Sprüchwort, dem nicht ein anderes gegenüberſtünde, welches das Gegentheil ſagt. Und doch gelten die Sprüchwörter als Quinteſſenz menſchlicher Weisheit und Wahrheit. Und mit Recht. Alles iſt in gewiſſem Sinne wahr, in gewiſſem Sinne unwahr. In aller Theorie u. Praxis herrſcht jene ewige Dialektik — jenes Geſetz des Widerſpruchs.

Und wie jeder Gedanke, ſo iſt auch jedes Gefühl im Menſchen nur halb wahr. Denn es giebt z. B. kein Wohlgefallen, kein Lieben, kein Verlangen im Menſchen, unter deſſen Gründe nicht auch, bewußt oder inſtinktiv, ein näherer oder entfernter Grund des Gegentheils geheim wirkend ſich einſchleicht.

Man ſagt, es ſei die Wärme, die alles Leben hervorbringt. Man könnte eben ſo gut ſagen, daß es die Kälte ſei. Denn erſt wenn ein Weltkörper bis auf einen gewiſſen, ſehr niedrigen Grad abgekühlt iſt, wird organiſches Leben auf ihm möglich. Es zeigt ſich hier, wie uns die Begriffe äffen. — Ein hoher Hitzegrad vernichtet ebenſowohl wie ein tiefer Kältegrad alles Leben; nur eine gewiſſe Mitte iſt demſelben günſtig. Aber wo liegt die Mitte, die Grenze zwiſchen Wärme und Kälte? Und ſollen wir ſie als Wärme oder als Kälte bezeichnen? Es iſt rein Sache der Willkür. Der feſtgeſetzte „Nullpunkt" unſerer Thermometer iſt ein bloſer Behelf der Wiſſenſchaft, der für unſer Gefühl nichts Maßgebendes hat, denn wir finden unter Umſtänden gewiſſe „*Wärmegrade*" erheblich „kalt".

Verſteht man unter Dialektik vornehmlich die Lehre vom *Widerſpruch*, ſo kann man der *Begriffs*dialektik recht wohl eine *Real*dialektik gegenüberſtellen und von einer ſolchen reden. Das wirkliche Leben iſt voller Widerſprüche. Aber dieſe Dialektik der Widerſprüche des Wirklichen hat nichts zu thun mit jener ſeltſamen Idee einer metaphyſiſchen „Realdialektik", welche heutzutage in einigen Köpfen ſpukt.

Julius Bahnſen hatte ganz recht, wenn er im Weſen und Wollen des Menſchen überall einen „realdialektiſchen Widerſpruch" zu finden glaubte, den Willen zu leben mit ſeiner eigenen *Verneinung*, alles Wollen überhaupt mit einem Nichtwollen verknüpft ſah. Aber er hatte unrecht, wenn er dieſen Widerſpruch für einen ſchon urſprünglich im Willen an und für ſich liegenden, *grundloſen*, *antilogiſchen* ausgab, was ihm in einer Zeit, die es immer gerne hört, wenn etwas Unvernünftiges und Unlogiſches als Prinzip des Weltweſens hingeſtellt wird, das Lob des Tiefſinns eingetragen hat. Aber dieſer Tiefſinn war vielmehr eine

Gedankenloſigkeit, welche erſtaunlicherweiſe ganz außer Acht ließ, daß jener Widerſpruch im Wollen des Menſchen überall ſeine *guten Gründe* hat, ſich auf vernünftige, nachweisbare *Motive* ſtützt, alſo eminent *logiſch* iſt. Wenn wir das Leben wollen und doch auch wieder *nicht* wollen, ſo haben wir für Erſteres die Luſt, für Letzteres die Unluſt des Lebens zum Motiv, und da Luſt und Unluſt im Leben immer gemiſcht ſind, ſo wird auch der Wille zu leben mit einem Willen nicht zu leben gemiſcht ſein. Wenn, wie Bahnſen bemerkt, die Geſchlechtsliebe mit einer geheimen, faſt unbewußten Feindſeligkeit verbunden iſt, ſo erklärt ſich dies gar wohl daraus, daß bei aller Zärtlichkeit doch die Abhängigkeit von einem fremden Weſen und Willen insgeheim als etwas für unſeren natürlichen Egoismus Peinliches empfunden wird. Und ſo hat Bahnſen bis in den Bereich der geringfügigſten Dinge hinunter überall eine *urſprüngliche Selbſtentzweiung* des Willens nachzuweiſen geglaubt, ohne zu bemerken, daß in allen dieſen Thatſachen die *Entzweiung in einem Widerſtreit der Motive* oder in einer Verſchiedenheit der Umſtände *begründet iſt*. Bahnſen hätte eben ſo gut die Thatſache, daß man ſich raſirt, um den Bart *los zu werden*, manchmal aber auch (in der Jugend) um einen Bart zu *bekommen*, als einen Beleg des von Ewigkeit her in ſich entzweiten, unlogiſchen Weltwillens anführen können. —

Auch in anderem Sinne hatte Bahnſen unrecht, den „Widerſpruch im Wiſſen und Weſen der Welt“

als einen antilogiſchen zu faſſen. Wenn nachzuweiſen iſt, daß ohne dieſen Widerſpruch, oder richtiger geſagt, ohne die Polarität in den Erſcheinungen des Seins und Wollens die reale Exiſtenz der Welt nicht möglich wäre, ſo muß der Widerſpruch als zweckmäßig im höchſten Sinne, demnach als vernunftgemäß und logiſch gelten.

Neben der Dialektik der Begriffe und der ſogenannten Realdialektik giebt es auch eine Dialektik der Anſchauung, welche hauptſächlich die Widerſprüche unſerer Zeit- und Raumanſchauung in ſich faßt. Die Unmöglichkeit, ſich das All unendlich, und die ebenſogroße, es ſich begrenzt vorzuſtellen — die Unmöglichkeit ſich eine Grenze der Theilbarkeit der Materie vorzuſtellen, und die eben ſo große, dieſe Theilung ins Unendliche vollzogen zu denken — dieſe Antinomien ſind Sackgaſſen, in welche ſich die innere Anſchauung verliert — ſie führen den Begriff der Anſchauung überhaupt, und, was den Raum betrifft, insbeſondere den der Materie ad absurdum. Denn etwas, das weder unbegrenzt noch begrenzt ſein kann, iſt nothwendig ein Unding.

Mit dieſem Zugeſtändniß an die Relativität des für unſere Anſchauung Wirklichen und Wahren bin ich aber nicht gewillt, auch die Relativität des logiſch und mathematiſch Gewiſſen zuzugeben, das analytiſcher Natur iſt und auf dem Apriori, auf dem für alle möglichen Welten gültigen A = A beruht. Auch möchte ich damit den Phantaſien z. B. von einem vierdimenſionalen Raume keineswegs Vorſchub leiſten. Denn dieſe

Phantaſien ſündigen eben auch dadurch, daß ſie *außerirdiſche* Möglichkeiten mit *irdiſchen* Anſchauungen konſtruiren wollen, indem ſie unſere Anſchauung von Dimenſionen in eine vorausgeſetzte andere Welt übertragen, wo die irdiſchen Anſchauungen *nicht* gelten ſollen, und doch auch wieder gelten ſollen, inſofern man auch da noch von den Dimenſionen in *unſerem* Sinne ſpricht.

Wie verhält ſich nun ernſtlich die Dialektik zum Identitätsprinzip? Welche Bewandtniß hat es mit dem „Schnippchen", das die Dialektik dem oberſten Prinzip aller Logik ſchlägt? Iſt dasſelbe wirklich dadurch gefährdet? — Die Antwort lautet: Nein! Ernſtlich gefährdet wird das Identitätsprinzip nur durch Sätze, welche Gegentheiliges von einer Sache in *einer und derſelben Beziehung* ausſagen. Die Dialektik aber befaßt ſich mit Gegenſätzen, die nur *beziehungsweiſe* gelten. In einer Beziehung iſt etwas groß, in einer andern klein; in einer Beziehung wahr, in einer andern unwahr u. ſ. w. Der Widerſtreit liegt mehr in den Worten als in der Sache.

Mathematiſche Dialektik.

Es hat den Anſchein, als ob auch die Mathematik, auf ihre Selbſtgewißheit und Selbſtändigkeit pochend, der Logik manchmal dialektiſch ein „Schnippchen" ſchlagen zu dürfen glaubte. Sie bedarf der „Erfahrung" nicht — das macht ſie ſtolz, und da glaubt ſie dann manchmal auch der Logik nicht zu bedürfen. Sie redet mit Ruhe, Bedächtigkeit und Ernſt von einem „Krümmungsmaß = 0“; oder von „kubiſchen Plankurven des nullten Geſchlechts“, oder bezeichnet Parallelen als Linien, welche ſich „in der Unendlichkeit ſchneiden.“ Aber eine Redeweiſe wie die von einem Krümmungsmaß = 0 iſt nicht ſo unverfänglich, als ſie für den erſten Augenblick ausſieht. Sie erweckt den Schein, als wären das Gerade und das Krumme nur dem *Grade* nach verſchieden, als beſtände ein ſtetiger Uebergang von dem einen zum andern, was *nicht* der Fall: denn eine Krümmung könnte nicht in ihr Gegentheil übergehen, ohne aufzuhören eine Krümmung zu ſein. Ein grauſamer mathematiſcher Scherz von ähnlicher Art iſt auch der, daß man ſagt, die gerade Linie beſchreibe einen Kreis von unendlichem Umfang. Damit wäre entweder der Begriff der geraden Linie oder der des Kreiſes aufgehoben. In der Infiniteſimalrechnung wird z. B. auch das Nichts der Bewegung, die Ruhe, als ein *Etwas* derſelben behandelt, indem man die Ruhe als eine Bewegung von unendlicher Kleinheit faßt. Auch hier überſieht man, daß Ruhe und Bewegung toto genere verſchieden ſind

Der Schein des *ſtetigen* Uebergangs von Gegenſätzen, wie Ruhe und Bewegung, in einander, berechtigt nicht zu der Behauptung, daß ſie blos *graduell* von einander verſchieden ſind. Es iſt unwahr, daß ſie *ſtetig* in einander übergehen, denn die kleinſte *endliche* Bewegung wäre von der abſoluten Ruhe noch immer unendlich verſchieden, eine *unendlich* kleine

Bewegung aber, durch welche der Uebergang in Ruhe ſtattfinden ſoll, giebt es nicht, weil es überhaupt ein reales „unendlich Kleines“ ſo wenig giebt, als ein reales „unendlich Großes“. Die Behauptung, daß es einen wirklichen ſtetigen Uebergang zwiſchen Bewegung und Ruhe nicht geben kann, klingt neu und paradox, iſt aber die Wahrheit.

Eugen Dühring perſifflirt den Satz von der unendlichen geraden Linie, welche, einen unendlichen Kreis beſchreibend, in ſich zurückkehren müſſe, drollig genug, indem er ſagt, daß, wenn es ſich ſo verhielte, man nicht mehr gerade vor ſich hin ausſpucken könnte, ohne fürchten zu müſſen, daß einem das sputum auf dem Wege der kreisförmig in ſich zurückkehrenden Geraden wieder anfliege. Es iſt doppelt begreiflich, daß Dühring, der bekanntlich oft und gerne ausſpuckt, ſich gegen eine ſolche Möglichkeit verwahrt, und ich freue mich, einen ſo beſonnenen und mathematiſch geſchulten Denker in dieſem Punkte auf meiner Seite zu haben.

Zu dem Bedenklichſten, wozu die mathematiſche Dialektik ſich verſtieg, gehört ohne Zweifel die behauptete Möglichkeit eines Raumes von mehr oder weniger als drei Dimenſionen: ein Gegenſtand, den ich an anderer Stelle in Erwägung ziehen werde.

Die ſpekulativen Spitzfindigkeiten der Mathematik — ſind ſie etwas Neues in der Wiſſenſchaft? Durchaus nicht! man könnte ſie eher als ein Erbſtück aus der Scholaſtik des Mittelalters bezeichnen. In der That finden ſich ſchon bei den älteſten Scholaſtikern dieſe mathematiſchen Spiele des Witzes. Nikolaus von Cuſa philoſophirt im gleichen Sinn und Geiſte, wie es oben erwähnt worden, über den unendlichen Kreis, deſſen Linie eine gerade ſein muß, und wie im unendlich ſpitzen und im unendlich ſtumpfen Winkel die Schenkel, im unendlichen Dreieck die Seiten in eine gerade Linie zuſammgehen.

Die Infiniteſimalrechnung mag für die Operationen der höheren Mathematik ihre Vortheile haben, aber das Prinzip derſelben hat zur Verwirrung der Begriffe, namentlich auf dem Grenzgebiete zwiſchen Mathematik und Philoſophie ohne Zweifel ſo Manches beigetragen.

Das Anſich der Dinge.

(Ding an ſich.)

„Anſich der Dinge!“ — „Ding an ſich!“ — Hier, lieber Leſer, iſt eine verrufene, unheimliche Stelle im Gebiet der Philoſophie — ein Unglücksort, wo man ein großes Kreuz aufrichten ſollte mit einem frommen Sprüchlein als Inſchrift, wie man es thut an einſam-düſter-rauhem Waldesort, wo ſchon Viele verunglückt ſind, viele kühne Reiter den Hals gebrochen, viele Fuhrleute umgeworfen haben. — — —

Denn an dieſer Stelle wurde unglaublicherweiſe der Satz ausgeheckt, alles Ernſtes behauptet, und alles Ernſtes geglaubt: „Es giebt kein Anſich der Dinge, kein „Ding an ſich“ — denn Etwas, wovon wir nicht wiſſen, was es iſt, iſt gleich dem Nichts“ oder genauer: „Etwas, das für uns gleich dem Nichts iſt, iſt auch an und für ſich nichts!“ oder, um die äußerſte Konſequenz zu ziehen: etwas uns völlig Unbekanntes exiſtirt nicht wirklich — kann nur ein Gedankending, ein Unding ſein! — — —

Die Frage: „Bleibt etwas von einem ſeienden Weſen übrig, wenn man es aller Beſtimmungen, die es für uns hat, entkleidet?" iſt nicht durch Erfahrung, ſondern nur durch logiſche Beweisführung zu entſcheiden. Iſt ſie durch eine ſolche einmal wirklich in bejahendem Sinne entſchieden, ſo wird die Gewißheit der Exiſtenz dieſes Weſens meines Erachtens nicht im Mindeſten durch die Frage berührt, ob dasſelbe unſerer genaueren Erkenntniß zugänglich oder verſchloſſen iſt. Die Behauptung, daß Weſenheiten in der Welt, die wir nicht erkennen, als nicht exiſtent zu betrachten, wegzuwerfen, aus der philoſophiſchen Rechnung auszuſchließen ſind, iſt grundlos und abſurd — darf ſich an Abſurdität mit dem bekannten Satze meſſen: „Es muß einen Gott geben — denn wenn Gott nicht exiſtirte, ſo wäre er nicht vollkommen." Dieſer angebliche Beweis der Exiſtenz eines Weſens iſt nicht wunderlicher, als jener angebliche Beweis der Nichtexiſtenz eines ſolchen! —

„Wir wollen nichts von dem Ding an ſich wiſſen," ſagt man, „denn da wir es nicht kennen, iſt es für uns vollkommen werthlos." Ganz recht; aber die Frage nach dem Werthe des Dings an ſich für uns hat mit der Frage nach ſeiner Exiſtenz nicht das Mindeſte zu thun. Es kann uns z. B. gleichgültig ſein, ob in einem gewiſſen Winkel des Weltalls ein Sternchen letzter Größe, das wir niemals zu Geſichte bekommen, exiſtirt. Aber nur ein Narr könnte ſagen: „Da dieſer Stern für uns ſchlechterdings keinen Werth hat, ſo exiſtirt er überhaupt nicht, ſondern iſt ein bloſes Gedankending, ein Unding."

Wenn ich vom Ding an ſich rede, ſo meine ich nicht das Kantſche Ding an ſich. Schon darum nicht, weil ich nicht weiß, was das Kantſche Ding an ſich iſt. Als ich Kant zum erſtenmale las, da wußte ich es; ſeit ich aber die Werke der neueren Erklärer Kants geleſen, weiß ich es nicht.

Nein, nicht die Kantſchen Dinge an ſich meine ich, ſondern die des geſunden Menſchenverſtandes, oder, wenn man will, die der Naturwiſſenſchaft: das, was auch ohne mich da iſt, vor mir da war, und nach mir da ſein wird, vorausgeſetzt, daß es etwas dergleichen giebt.

Nach meinem Begriff iſt alſo das Ding an ſich die Vorausſetzung desjenigen, was von dem Wahrgenommenen übrig bleibt, wenn man die Wahrnehmung davon abzieht, gleichſam das Netto-Objekt gegenüber dem Brutto-Objekt, das die Sinne liefern. Ich theile nicht die Anſicht, daß dann ſofort nichts übrig bleibe; ſondern es bleibt vorläufig meiner Meinung nach dasjenige übrig, was die beſtimmte Wahrnehmung juſt an dieſem Orte und in dieſer Zeit bedingt, ſei dies nun ein Subjektives, oder ein Objektives.

Der beſte Ausdruck für das Ding an ſich wäre „Urſache“, und zwar zunächſt im gewöhnlichen Sinne dieſes Wortes, dann aber in ſeinem etymologiſchen Sinne, als Ur-Sache. Dieſer Ausdruck Urſache, als Ur-Sache, iſt in der philoſophiſchen Terminologie von unſchätzbarem Werth.

Ich habe mir, offen geſtanden, unter Kants „Ding oder Dingen an ſich“ niemals etwas Anderes denken können, als was ich mir auch unter den Monaden des Leibniz denken mußte. Es gereicht mir zur Befriedigung, daß einige von den neueſten Erklärern Kants, wie Vaihinger, und insbeſondere O. Riedel („Die monadologiſchen Beſtimmungen in Kants Lehre vom Ding an ſich", Hamburg und Leipz., Voß, 1884) dieſer ſelben Auffaſſung ſich zuneigen, — ohne freilich ſonderlich Ernſt damit zu machen.

— Der Mißkredit, in welchen das Kantſche „Ding an ſich" gerathen, iſt berechtigt, inſofern er dem Ausdruck „Ding" gilt, der allerdings ſchlecht gewählt iſt. Ein Ding iſt jenes Unbekannte nicht. „Ding an ſich" iſt im Grunde ein Widerſpruch.

Ich ſehe in den „Dingen an ſich", die hinter den „Dingen für uns" ſich bewegen, zunächſt eben nur die früher erwähnten Kraft- und Lebenspunkte.

Aber, wie ſchon zu Kants Zeiten von Fichte und Andern, wird auch heute wieder in den weiteſten Kreiſen der philoſophiſchen Wiſſenſchaft geltend gemacht, es exiſtire kein Anſich hinter dem, was für uns iſt — unſere Vorſtellungen ſeien durch nichts außer uns mitveranlaßt und mitbeſtimmt. Es gebe kein „Ding an ſich", kein Nichtich, aber auch kein Ich, kein Objekt an ſich, aber auch kein Subjekt an ſich. Das ſeien durchwegs nur Wechſelbegriffe des menſchlichen „kategorialen" Denkens. Es gebe nur einen „Bewußtſeinsinhalt" — dabei müſſe man ſtehen bleiben.

Nun, dieſer Mahnung gegenüber erkläre ich zunächſt, daß ich mit vollem Bewußtſein bei meiner Feſthaltung von Kraft-, Lebens-, Willenselementen mich innerhalb der Schranken des menſchlichen, „kategorialen" Denkens halte. Es iſt auch gar nicht meine Abſicht, mich damit kopfüber in die Abgründe der Metaphyſik zu ſtürzen, ſondern ich befinde mich vorläufig noch auf dem Boden der Naturwiſſenſchaft. Wäre die Naturwiſſenſchaft beim „Bewußtſeinsinhalt" ſtehen geblieben, ſo wäre ſie nicht über die Körper hinausgekommen. Aber wir haben uns mit den ſinnlichen Bewußtſeinsbildern der Dinge nicht begnügt, haben nach objektiven Gründen der Erſcheinung geforſcht, und ſo entdeckten wir Kräfte, ſo entdeckten wir kleinſte Theile, Zellen, Moleküle, chemiſche Elemente. Warum ſollen wir Halt machen? Es gelingt uns vielleicht, die Elemente noch weiter zu zerlegen, die Kräfte auf weitere einheitliche Urkräfte zurückzuführen, oder wenigſtens feſtzuſtellen, daß urſprünglichere Elemente, urſprünglichere Kräfte vorhanden ſein müſſen, wenn ſie ſich auch unſerer direkten Wahrnehmung für immer entziehen ſollten. „Aber" — ſo gellt es von neuem — „Dinge, wovon wir nichts wiſſen, exiſtiren für uns nicht, und es iſt Unſinn davon zu reden!" — Ei, wenn die Mathematik mit unbekannten Größen rechnet, warum nicht auch die Naturwiſſenſchaft und die Philoſophie?

Freilich, wenn die Urkräfte und Urelemente des Seins — die „Dinge an ſich", oder beſſer das Anſich der Dinge — oder die Ur-Sache — als etwas Ueberweltlich-Tranſzendentes gefaßt würden, auf welches Zeit und Raum und Kauſalität und die Kategorien des Seins keine Anwendung fänden, dann wären ſie nicht, dann hätten ſie kein reales Sein, dann wären ſie = Nichts. Ich erkläre ein für allemal, daß ich weder hier noch ſpäterhin unter einem Sein oder einem

Seienden jemals ein Sein oder ein Seiendes verſtehe, welches nicht in Zeit und Raum exiſtirt, nicht dem Kauſalitätsgeſetz unterworfen wäre, und auf welches die Kategorien des menſchlichen Denkens keine Anwendung finden. — Und von dieſem Standpunkte aus werde ich mich mit dem Neukantianismus zwar ſtreiten, aber auch verſtändigen können. —

Auf die allgemeinen Kategorien des Seins alſo können wir meiner Meinung nach bei den Urelementen nicht verzichten; wohl aber können und müſſen wir verzichten auf jene Qualitäten, welche unſere Sinneswahrnehmung den Dingen leiht. Denn mittelſt der Sinneswahrnehmung nehmen wir eben immer nur Dinge und Erſcheinungen, niemals Urelemente und Kräfte wahr.

— Der Kampf, welcher in dieſer Art gegen das „Anſich“ geführt wird, beruht doch nur auf einem Mißverſtändniß. Die Sache iſt ſehr einfach. Ich frage die Philoſophen:

„Iſt etwas — oder iſt nichts?“

Behauptet ihr, daß ſtreng genommen nichts ſei — da das „Sein“ ja auch nur eine Kategorie des ſpezifiſch-menſchlichen Denkens — ſo iſt nicht weiter mit euch zu reden. Gebt ihr aber zu, daß etwas ſei (mögt ihr es nennen, wie ihr wollt — wenn auch nur „Empfindung“, „Bewußtſeinsinhalt“ oder wie immer —), ſo müßt ihr auch erlauben, daß man von einem Sein, einem Seienden, einem Anſich rede, es logiſch erörtere. Vollkommen einverſtanden bin ich, wie geſagt, daß man dieſes Sein und dieſes Seiende nicht als ein „Ding“, oder als einen überweltlichen und außerzeitlichen Popanz auffaſſe, daß man es nicht mit leeren Abſtraktionen wie das „Abſolute", oder „Gott", oder „Materie" bezeichnen ſolle, — wenn ihr jedoch behauptet, daß es blos ein Empfinden, aber kein Empfindendes, ein Bewußtſein, aber kein Bewußtes, ein Denken, aber kein Denkendes, ein Sein, aber kein Seiendes gebe, ſo kann man nur ſchmerzlich bedauern, daß die deutſche Spekulation, nachdem ſie von genialen, aber zielloſen Irrwegen zurückgekommen, ſchon wieder auf dem Punkte ſteht, ſich in noch zielloſeren zu verlieren.

Da behaupten z. B. Viele, der „Unſinn" des „Dinges an ſich" ſei dadurch entſtanden, daß Subjekt und Objekt, welche nothwendig zuſammengehören und eins ohne das andere keinen Sinn haben, von einander getrennt und bald das Objekt zur Urſache des Subjekts (?), bald das Subjekt zur Urſache des Objekts gemacht worden iſt. Es gebe ſchlechterdings kein Ding an ſich, ſondern nur ein unzertrennliches Subjekt-Objekt. Aber was iſt denn dies unzertrennliche Subjekt-Objekt anders, als eben auch ein „Ding an ſich"? Was anders als ein Anſich, das unſerer ſubjektiven Vorſtellung ſofort als ein Objekt gegenübertritt, und mit welchem von neuem die alte Frage beginnt: Erkennen wir es in ſeinem Anſich? Oder iſt es gar kein Anſich, ſondern auch nur ein „Ding für uns?" —

„Grenzbegriff!" Was iſt das eigentlich? Ich ſtelle mir darunter etwas vor wie den Schein einer Grenze, wie ſie z. B. das unſern Geſichtskreis umſchließende und abſchließende Firmament bildet, und welche, immer vor uns weiter zurückweichend, niemals erreichbar, der wiſſenſchaftlichen Betrachtung zuletzt in nichts zu zerfließen ſcheint. Iſt das Ding an ſich, iſt das Atom ein ſolcher Grenzbegriff? Gewiß nur in dem Sinne, in welchem beiden noch ſinnliche Beſtimmungen ankleben, wie dem Grenzbegriff des Firmaments das Feſte, wandartig Abſchließende — und wenn ſie in nichts zu zerfließen ſcheinen, ſo iſt es doch nur unſere *Vorſtellung* davon, welche in nichts zerfließt, ſowie ja auch der Horizont keineswegs nichts iſt, ſondern nur nicht das, wofür wir ihn nehmen.

Gegen den oft gehörten Einwand, daß ein vorausgeſetztes Ding an ſich, ein Jenſeitiges, von welchem wir „nichts wiſſen", eben dadurch, daß wir es blos denken, auch wieder ein blos Subjektives, alſo ein ſich ſelbſt widerſprechender Begriff iſt, hat Chalybäus ein zu beherzigendes Wort geſprochen: „Wüßten wir wirklich gar nichts," äußert er, „von etwas Jenſeitigem, einem Anſich der Dinge, ſo ſetzten wir es auch gar nicht voraus und könnten es nicht einmal negativ beſtimmen. Sobald wir aber dieſes Anſich wieder als ein „*für uns*", als an ſich *identiſch* mit unſerem Begriff betrachten, *heben wir ſeinen wahren Begriff auf*. Das alſo, was wir darunter meinen, iſt gar nicht zu verwechſeln mit Begriff, und *ſein Begriff iſt eben der*, daß es das *Andere* (d. h. das Gegentheil) jedes ſubjektiven Begriffs und von einer thatſächlichen Denknothwendigkeit iſt." (Spek. Phil. ſeit Kant. 4. A. S. 92.)

Wir haben in unſerem Bewußſein Anſchauungen von Perſonen und Dingen, auf welche wir jenen Exiſtenzbegriff, den wir von unſerem eigenen Seinsgefühl abſtrahirt haben, übertragen. Es ſteht uns aber auch frei, dieſe Anſchauungen theoretiſch für bloſe Vorſtellungen zu halten, welchen keine Wirklichkeit außer uns entſpricht. Bleiben wir bei dem Erſteren, nehmen wir an, daß andere Seiende außer uns vorhanden ſind, mit welchen wir in Wechſelwirkung ſtehen, ſo iſt die Möglichkeit einer Art von Begreiflichkeit der Welt, einer erfaßbaren vernünftigen Ordnung der Dinge gegeben; das Geſchehen läuft ab am Faden der Kauſalität, dem Denken und dem wiſſenſchaftlichen Forſchen iſt ein fruchtbares Feld eröffnet, dem menſchlichen Streben ein Ziel geſteckt, das die Mühe lohnen kann. Nehmen wir dagegen an, daß die Realität deſſen, was nicht wir ſelbſt ſind, lediglich in unſerer Vorſtellung beſteht, daß es außer uns (praeter nos) ein an und für ſich Seiendes nicht giebt, ſo erliſcht die Sonne am Himmel der Vernunft, undurchdringliches Dunkel bricht über uns herein, die Welt wird zur unerklärbaren wüſten Phantasmagorie, zum Traum in uns, es giebt keine Wechſelwirkung und keine Kauſalität; das Denken und wiſſenſchaftliche Forſchen verliert allen Sinn und Werth, und es wäre Thorheit, ſich mit einer Logik zu befaſſen, welche den Begriff des Seins über Bord geworfen hat, und deren Kategorien nichts weiter bedeuten als die Formen und Regeln, in und nach welchen ein unerklärbares, weſenloſes Vorſtellungsleben zweck- und ziellos in uns abläuft. Unnütz und zwecklos wäre alles menſchliche Streben überhaupt: denn warum ſoll ich auch nur einen Finger rühren, wenn mein Wirken nichts Wirkliches wirkt, ſondern ſich eben auch nur als todtes Glied in die Kette meines inneren Vorſtellungslebens einfügt?

Sich, wenn man die Wahl hat zwiſchen einer wirklichen Welt und einer Welt des bloſen Wahns, für die Welt des Wahns zu entſcheiden, wäre ſelbſt Wahnwitz.

Von Schopenhauer nicht allein, ſondern faſt allgemein wird Kant der Vorwurf gemacht, daß er dem Kauſalgeſetz zufolge ein „Ding an ſich“ vorausgeſetzt habe, nachdem er ſelbſt doch die Anwendung des Kauſalgeſetzes auf Dinge außerhalb der Erfahrung ſtrenge verpönt. Aber dieſer Vorwurf wäre, wie ſeltſamerweiſe bis jetzt Niemand bemerkt zu haben ſcheint, nur dann begründet, wenn Kant nach einem Grunde des „Dinges an ſich“ gefragt hätte. Denn das Kauſalgeſetz auf ein Ding anwenden, kann doch wohl nichts Anderes heißen, als nach ſeinem Grunde, nach ſeiner Urſache fragen. Indem nun Kant nach dem Grunde der Erſcheinungswelt, nicht des Dinges an ſich, forſchte, iſt er mit der Anwendung des Kauſalitätsgeſetzes innerhalb der von ihm ſelbſt geſteckten Grenzen geblieben. Da er den zureichenden Grund der Erſcheinungswelt in der „Erfahrung“ nicht fand, ſo war er berechtigt, ihn theilweiſe außerhalb derſelben vorauszuſetzen. Ich weiß nun recht wohl, daß es durchaus nicht erlaubt ſein ſoll, irgend etwas, deſſen Grund nicht in der Erfahrungswelt nachweisbar iſt, durch etwas unſerer Erkenntniß Unzugängliches verurſacht zu denken, und daß es gleicherweiſe verboten ſein ſoll, zu glauben, daß irgend etwas, das nicht ſelbſt durch irgend etwas verurſacht iſt, Urſache von etwas werden könnte. Ich kenne dieſe Verbote — aber ich habe niemals einen wirklich triftigen, überzeugenden Rechtsbeweis dafür gehört. In der That, *woher die Neu-Kantianer wiſſen*, daß ein unbekanntes „Ding an ſich" ſchlechterdings niemals Urſache eines Geſchehens im Gebiete der Erſcheinungswelt ſein könnte — das iſt bis zur Stunde in den Schleier des tiefſten Geheimniſſes gehüllt. Und wenn man von dem Dinge an ſich ſo ganz und gar nichts weiß, wie kommt man denn dazu, gerade dies von demſelben wiſſen zu wollen, daß es niemals die Urſache von etwas ſein, niemals auf uns und die übrige Erſcheinungswelt wirken könne? —

Es iſt, wie geſagt, eine Behauptung, auf die man ſich immer ſehr viel zu gute thut, daß, wenn man ein Anſich der Dinge oder Ding an ſich zur Erklärung der Erſcheinungen vorausſetzt, hernach aber die Erſcheinungen ſämmtlich von dieſem Ding an ſich hinwegdenkt, *nichts* übrig bleibe, das Ding an ſich alſo gleich dem Nichts ſei. Es kommt aber darauf an, ob ich, da ich das Ding an ſich als Urſache der Erſcheinungen vorausſetzte, annahm, dasſelbe ſei an ſich *Nichts*, oder *Etwas*. Habe ich vorausgeſetzt, es ſei *Etwas*, ſo kann mir, wenn ich hernach die Erſcheinungen wegdenke, nicht *Nichts* übrig bleiben, ſondern es bleibt mir jenes unbekannte *Etwas* übrig, das ich vorausgeſetzt habe. Nichts kann mir nur dann übrig bleiben, wenn ich etwas, das nicht an ſich und gleich dem Nichts iſt, vorausgeſetzt habe; aber ein Nichts zur Erklärung von Etwas vorauszuſetzen, fällt doch keinem Vernünftigen ein, und es iſt die lächerlichſte Sache von der Welt, wenn ich, obſchon der Meinung, daß ein „unbekanntes Etwas" nicht blos für mich, ſondern auch an ſich = Nichts ſei, dennoch ein ſolches erſt vorausſetze, und dann ein großes Aufhebens davon mache, daß vom vorausgeſetzten Nichts nach Abzug der Erſcheinungen — nichts übrig bleibe.

Ebenſo eigenthümlich iſt die Art, wie man zuerſt eine Subſtanz vorausſetzt, welcher die Qualitäten oder „Accidenzen" inhäriren ſollen, und hinterher die merkwürdige Entdeckung zu machen glaubt, daß, wenn man die „Accidenzen" wegdenkt, die Subſtanz hernach gleich dem Nichts ſein ſoll. Es hängt ja aber auch hier alles davon ab, ob man ſich die vorausgeſetzte Subſtanz als ein Nichts oder als ein Etwas gedacht hat. Als ein Nichts kann man ſie ſich doch wohl nicht gedacht haben; denn wie ſollte einem Nichts etwas „inhäriren"? Hat man ſie aber von vornherein als ein Etwas gedacht, ſo bleibt uns nach Hinwegdenken der Accidenzen, wie beim Ding an ſich, genau das an ſich ſeiende, aber für uns unbekannte Etwas übrig, das wir vorausgeſetzt haben.

Damit will ich das Ding an ſich und die Subſtanz nicht als eine Art von Behälter bezeichnet haben, in welchem die Erſcheinungsweiſen und Accidenzen ſtecken, ſo daß man ſie herausnehmen und wieder hineinthun kann; ſondern ich betrachte beide als das Erſcheinende in der Erſcheinung, als das Wirkende in der Wirkung.

Ich will verſuchen, was ich meine, in einer mathematiſchen Formel klar zu machen. Bezeichne ich den unbekannten Grund der Erſcheinungen mit x, und ſeine Erſcheinungen oder Wirkungsweiſen mit $a+b+c+d$ ꝛc., ſo wird das Verhältniß beider Faktoren nicht durch $x=a+b+c+d$ ꝛc., ſondern durch $x+a+b+c+d$ ꝛc. zu bezeichnen ſein. Denn eine Sache iſt keineswegs identiſch mit ihren Erſcheinungen und Wirkungsweiſen, ſondern etwas neben und außer ihnen. Ganz richtig ſagt ſchon Robinet: „L'essence d'une chose n'est pas l'assemblage des ses qualités.“ (De la nature, IV. 5.)

Kant behauptet, es gebe ein „Ding an ſich“ hinter den Erſcheinungen. Aber: auf dieſes „Ding an ſich“ ſeien, weil es kein Gegenſtand der Wahrnehmung iſt, die Kategorien nicht anwendbar. Das heißt: das Ding an ſich hat weder „Quantität“, noch „Qualität“, noch „Relation“, noch „Modalität“. Das Ding an ſich iſt alſo — (wohlgemerkt!) weder Eins, noch Vieles — es enthält weder eine Bejahung, noch eine Verneinung — es iſt weder Subſtanz noch Accidenz, noch iſt eine Kauſalität in ihm — es iſt weder möglich noch unmöglich — weder ſeiend, noch nicht ſeiend! Denn alles das ſind nach Kant „Kategorien“, die blos für das ſinnlich Wahrnehmbare gelten.

Da Kant wirklich ſogar das Sein und Nichtſein unter die „Kategorien“ ſetzt, ſo kann man in der That folgerichtig nicht vom Dinge an ſich ſagen, dasſelbe *ſei oder ſei nicht!* Ja ſogar die Frage, ob ein ſolches Ding an ſich hinter der „Erſcheinung“ *möglich* ſei, hat keinen Sinn und iſt unberechtigt, denn „Möglichkeit“ iſt eine bloſe „Kategorie“ und darf als ſolche auf Tranſzendentes nicht angewendet werden!!!

Wollte man feſthalten an der Anſchauung, daß das Sein eine bloſe Kategorie ſei — *Weſſen?* — und die Kategorien nur für ſubjektive Formen des menſchlichen Denkens gelten laſſen, ſo wäre die Folgerung unabweisbar, daß *Nichts exiſtirt!* Denn daß überhaupt etwas exiſtire, gilt nur innerhalb des kategorialen Denkens, iſt alſo nur eine ſubjektiv-menſchliche Meinung oder Anſchauungsweiſe.

Ich ſehe hier davon ab, daß Kant ſich dieſer äußerſten Konſequenz ſeiner Kategorienlehre in Anwendung auf den Seinsbegriff *nie völlig bewußt geworden* iſt, und daß er *fortfährt* vom Dinge an ſich als von einer zwar undefinirbaren, aber unzweifelhaft ſeienden tranſzendenten Wahrheit zu ſprechen. Es liegt eben darin der große und unverſöhnliche Widerſpruch ſeiner Vernunftkritik.

Kants größter Fehler war, das Sein unter die Kategorien zu ſetzen, während der Seinsbegriff die Kategorien *in ſich ſchließt.* Die Kategorien ſind die Beſtimmungen des Seins — es geht alſo nicht an, das Sein *ſelbſt* wieder als eine Kategorie, eine Beſtimmung des Seins zu faſſen. Und wenn die Kategorien jene Beſtimmungen ſind, welche allem Seienden nothwendigerweiſe zukommen, ein Subjekt aber ſeine

Wirklichkeit nur in ſeinen Beſtimmungen hat, ſo muß man entweder zugeben, daß das Sein ſeine Wirklichkeit in den Kategorien habe, oder man muß ſich zu der Annahme entſchließen, daß überhaupt nichts exiſtirt.

Ein Sein in anderen Formen, als in denen der Kategorien, wäre ein ſich ſelbſt aufhebender Begriff, und von der Möglichkeit eines ſolchen Seins zu reden, hätte ebenſo wenig Sinn, als von der Möglichkeit eines Goldes zu reden, das nicht ſchwer, nicht gelb u. ſ. w. wäre, kurz, dem alle weſentlichen Beſtimmungen des Goldes fehlten. Ein Gold ohne die weſentlichen Eigenſchaften des Goldes wäre kein Gold, und ein Sein ohne die weſentlichen Beſtimmungen, welche den Seinsbegriff ausmachen — die Kategorien — wäre kein Sein.

Ich erkläre alſo ein für allemal, daß es für mich kein anderes Sein als ein kategoriales, ſowie kein anderes Denken als ein kategoriales giebt.

Die Annahme, daß es Kant mit den „Dingen an ſich“ nicht ernſt geweſen, daß er für ſeine Perſon nicht von der realen Exiſtenz einer „unbekannten Urſache der Erſcheinungen“ überzeugt geweſen, wird aufs Schlagendſte durch die zweite Anmerkung zum § 13 der „Prolegomena“ widerlegt. Hier vertheidigt ſich Kant gegen den Vorwurf des Idealismus, und gründet ſeine Vertheidigung ganz und gar auf die Annahme der realen Exiſtenz der Dinge an ſich.

„Der Idealismus,“ ſagt er, „beſteht in der Behauptung, daß es keine anderen, als denkende Weſen gebe;

die übrigen Dinge, die wir in der Anſchauung wahrzunehmen glauben, wären nur Vorſtellungen in den denkenden Weſen, denen in der That kein außerhalb dieſen befindlicher Gegenſtand korreſpondirte. Ich dagegen ſage: es ſind uns Dinge als außer uns befindliche Gegenſtände unſerer Sinne gegeben, allein von dem, was ſie an ſich ſelbſt ſein mögen, wiſſen wir nichts, ſondern kennen nur ihre Erſcheinungen, d. i. die Vorſtellungen, die ſie in uns wirken, indem ſie unſere Sinne affiziren. Demnach geſtehe ich allerdings, daß es außer uns Körper gebe, d. i. Dinge, die, obzwar nach dem, was ſie an ſich ſelbſt ſein mögen, uns gänzlich unbekannt, wir durch die Vorſtellungen kennen, welche ihr Einfluß auf unſere Sinnlichkeit uns verſchafft, und denen wir die Benennung eines Körpers geben, welches Wort alſo blos die Erſcheinung jenes uns unbekannten, aber nichtsdeſtoweniger wirklichen Gegenſtandes bedeutet. Kann man dieſes wohl Idealismus nennen? Es iſt ja gerade das Gegentheil davon."

Mit unübertrefflicher Klarheit und Entſchiedenheit ſagt uns hier Kant: Ich bin nicht Idealiſt, denn ich behaupte zwar nicht die reale Exiſtenz der Dinge in der Form, in welcher ſie uns erſcheinen, wohl aber behaupte ich die reale Exiſtenz der Dinge an ſich, d. h. der „uns unbekannten, aber nichtsdeſtoweniger wirklichen Gegenſtände", von welchen das, was wir gewöhnlich „Dinge" und „Körper" nennen, nur die Erſcheinungen ſind! —

Zum Schluſſe der Anmerkung ſpricht er es noch einmal mit gleicher Entſchiedenheit aus, daß deshalb, weil wir das erſcheinende Ding an ſich durch die Sinne gar nicht erkennen können, die Exiſtenz desſelben nach ſeiner Lehre nicht wie beim wirklichen Idealismus aufgehoben wird. Unumſtößlich hat Kant mit dieſen Worten feſtgeſtellt, daß die Lehre der Neukantianer, dem Ding an ſich laſſe ſich keine reale Exiſtenz zuſchreiben, weil wir es nicht kennen, keineswegs auch ſo ganz die ſeinige iſt.

Auch in der 3. Anmerkung zu demſelben Paragraph 13 kommt er weitläufig auf dieſe Vertheidigung ſeines realiſtiſchen Standpunktes zurück; unter anderm wie folgt: „Dieſer von mir ſogenannte Idealismus betraf nicht die Exiſtenz der Sachen, denn die zu bezweifeln iſt mir niemals in den Sinn gekommen, ſondern blos die ſinnliche Vorſtellung der Sachen, dazu Raum und Zeit zuoberſt gehören; und von dieſen, mithin überhaupt von allen Erſcheinungen, habe ich nur gezeigt, daß ſie nicht Sachen, (ſondern bloſe Vorſtellungsarten), auch nicht den Sachen an ſich ſelbſt angehörige Beſtimmungen ſind.“ —

Es iſt ſonnenklar, das hier Kant den Ausdruck Sachen an ſich als vollkommen gleichbedeutend mit dem ſonſt üblichen Ausdruck „Dinge an ſich“ gebraucht; ja es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Kant auch mit dem einfachen Ausdruck „Dinge“, oder „Sachen“, oder „Gegenſtände“, immer dort, wo er ſie den bloſen Erſcheinungen gegenüberſtellt, nur die Dinge an ſich meinen konnte, was neuere Kant-Erklärer in merkwürdiger Verblendung überſehen haben. Daß Kant, wie obige Stelle zeigt, ſogar den Ausdruck „Körper“ einmal in dieſem tranſzendentalen Sinn gebraucht und der „Erſcheinung“ gegenüberſtellt, läßt die unbedachte Wahl des Ausdrucks bedauern; aber über den tranſzendentalen Sinn des Wortes ſelbſt kann in dieſem Zuſammenhange nicht der leiſeſte Zweifel aufkommen. Denn wenn man vom Körper abzieht, was an ihm „Erſcheinung“ iſt, ſo bleibt nur das Unerkennbare übrig, und dies iſt eben das Ding an ſich.

Eberhard hatte gegen Kants „Idealismus“ eingewendet, daß wir unter allen Umſtänden auf Dinge an ſich kommen. Kant antwortet: „Das iſt ja eben die beſtändige Behauptung der Kritik! nur daß ſie dieſen Grund des Stoffes ſinnlicher Vorſtellungen nicht ſelbſt wiederum in Dingen, als Gegenſtänden der Sinne, ſondern in etwas Ueberſinnlichem ſetzt, was jenen zum Grunde liegt, und wovon wir keine Erkenntniß haben können. Sie ſagt: Die Gegenſtände, als Dinge an ſich, geben den Stoff zu empiriſchen Anſchauungen (ſie enthalten den Grund, das Vorſtellungsvermögen, ſeiner Sinnlichkeit gemäß, zu beſtimmen), aber ſie ſind nicht der Stoff derſelben.“ —

Aber die Gegner des „Dings an ſich“ berufen ſich auf Stellen, in welchen Kant behauptet haben ſoll, das „Ding an ſich“ ſei doch auch kein Ding „an ſich“, ſondern eben auch wieder nur ein Ding für uns, ein bloſes Gedankending ohne reale Exiſtenz außerhalb des Bewußtſeins. Wir wollen die Stellen prüfen und ſehen, ob ſie wirklich das völlig umzuſtoßen geeignet ſind, was Kant in den oben angeführten Worten ſo klar und unumwunden als ſeine perſönliche Ueberzeugung hingeſtellt hat.

Cohen legt das größte Gewicht auf eine Stelle der „Kritik d. r. V.“, in welcher es heißt: „Indeſſen können wir die intelligible Urſache der Erſcheinungen überhaupt das tranſzendentale Objekt nennen, blos damit wir etwas haben, was der Sinnlichkeit als einer Rezeptivität korreſpondirt.“ — Aber Kant ſagt nicht: Wir nehmen eine intelligible Urſache der Erſcheinungen an, blos damit wir etwas haben u. ſ. f., ſondern er ſagt: „Wir nennen die intelligible Urſache der Erſcheinungen tranſzendentales Objekt, damit wir etwas haben u. ſ. f. Es iſt alſo unrichtig, daß, wie Cohen annimmt (Kants Th. d. Erf. 2. Aufl. S. 517), das Ding an ſich, die „intelligible Urſache der Erſcheinung“ ſelbſt als eine bloſe Fiktion des menſchlichen Denkens hingeſtellt wird; nur von dem Ausdruck „tranſzendentales Objekt“ iſt die Rede, welcher der „rezeptiven Sinnlichkeit“ korreſpondiren ſoll.

Aber zugegeben, Kant habe hier oder an andern Stellen wirklich ſagen wollen, daß unſer menſchliches Denken Dinge an ſich, unerkennbare Urſachen der Erſcheinungen fingirt, blos um etwas zu haben, was der „rezeptiven Sinnlichkeit“ als affizirender Gegenſtand entſpricht; fragen wir uns doch einmal, was das heißen ſoll? Soll es heißen, daß man erſt eine „rezeptive Sinnlichkeit“ entdeckt, und hernach einen auf ſie einwirkenden Gegenſtand hinzuerfunden hat? Aber es iſt unwahr, daß wir erſt durch den Begriff einer rezeptiven Sinnlichkeit auf den Begriff eines Gegenſtandes geführt werden, deſſen Einwirkungen die Sinnlichkeit rezipirt. Der Begriff einer rezipirenden Sinnlichkeit, einer *Fähigkeit* zur Aufnahme von Einwirkungen, kann uns nur entſtehen, wenn wir den Begriff von Einwirkungen und einwirkenden Gegenſtänden ſchon haben. Eben weil dieſe beiden Begriffe einander „korreſpondiren", müſſen ſie wenigſtens gleichzeitigen Urſprungs ſein, und es kann nicht *das eine erſt um des andern willen erfunden oder fingirt gedacht werden.* Und wenn wir etwas haben *müſſen*, was den wahrgenommenen Einwirkungen, und der Fähigkeit, Einwirkungen aufzunehmen, als ein Wirkendes entſpricht, ſo beſagt dies nicht, daß eben dieſes Wirkende eine bloſe *Fiktion* des Denkens, ein lusus ingenii humani iſt, ſondern es will ſagen, daß es ein Wirkendes, eine reale Urſache der Erſcheinungen wirklich und wahrhaftig giebt und geben muß.

Nun beruft man ſich aber weiterhin darauf, daß Kant die Dinge an ſich gelegentlich den „Gedankendingen", den Noumenis, beizählt. Dies thut er in der That in einer Stelle der Prolegomena, die von den Noumenis handelt. Gedankendinge, Noumena, ſind nun die „unerkannten Urſachen der Erſcheinungen" allerdings inſofern, als ſie nicht ſinnlich wahrgenommen, ſondern nur mit dem Gedanken erfaßt werden können. Aber Kant war weit davon entfernt, die Noumena deshalb für etwas nicht Seiendes und nicht ſein Könnendes zu halten. Alles, was er behauptete, war, daß man die Exiſtenz derſelben außerhalb des Bewußtſeins nicht erfahrungsmäßig beweiſen könne, daß daher ihr Anundfürſichſein auf dem Gebiete der theoretiſchen Philoſophie problematiſch bleibe. Bekanntlich hat ja Kant ſelbſt die tranſzendente Realität mehrerer dieſer Noumena, nachdem er ſie auf theoretiſchem Gebiete dahingeſtellt ſein laſſen, auf dem der praktiſchen Philoſophie zu erweiſen geſucht. Zuzugeben iſt ſchließlich allerdings, daß Kant durch den Zuſammenhang ſeines Syſtems, insbeſondere durch die Tragweite ſeines unglückſeligen Apriori, ſich hie und da genöthigt ſah, das „Ding an ſich" in das Licht des Problematiſchen zu rücken; ſich geradezu in Widerſprüche zu verwickeln; ſeine perſönliche Ueberzeugung aber ging ohne Zweifel auf die tranſzendente Exiſtenz desſelben. Wie hätte er ſich ſonſt auf dieſe als den feſten, realen Halt ſeines Syſtems berufen mögen, zur Abwehr eben jenes Idealismus, welcher ein reales Sein außerhalb des Bewußtſeins leugnet? Auch die Theorie ſeiner „intelligiblen Freiheit" hat Kant auf die Annahme der realen Exiſtenz des Dinges an ſich geſtützt. Sollte Kant ſich wirklich haben einfallen laſſen, etwas Tranſzendentes, wie die intelligible Freiheit, gründen zu wollen auf etwas, das er für ein nur immanent Gültiges, nur in unſerm Denken, unſerm Bewußtſein Wirkliches hielt?

Kant hat alle jene Fiktionen des menſchlichen Denkens, für welche der Verſtandes- oder Vernunftbeweis ihm nicht zu genügen ſchien, einzeln behandelt und ihre logiſche Haltloſigkeit ausführlich nachgewieſen: ſo namentlich in der Lehre von den Paralogismen und den Ideen. Nirgends aber hat er ſich mit einer ähnlichen Kritik des Dinganſich-Begriffs befaßt. Auf das Ding an ſich, die unerkennbare Urſache der Erſcheinungen, kommt er immer wieder zurück, und zwar in einfacher, unumwundener Redeweiſe, ohne auch nur ein einziges Mal durch einen Ausdruck wie das „angebliche,“ oder „vermeintliche,“ „blos gedachte,“ „fingirte“ Ding an ſich ſeinen Standpunkt in dieſer Sache als einen ſkeptiſchen zu bezeichnen. Unrichtig iſt die Behauptung, daß Kant das Ding an ſich nur in der tranſzendentalen Aeſthetik gelten laſſe, ſpäter aber „bei Seite ſchiebe“, „fallen laſſe“, u. dgl. Die Annahme des Dinges an ſich zieht ſich, und zwar ausgeſprochenermaßen, durch die ganze Kritik der reinen Vernunft und die Prolegomena hindurch, wenn auch, wie geſagt, zugegeben werden muß, daß ſie nicht mit allen Lehrſätzen Kants, dem Wortlaute nach, im Einklang ſteht. Aber daß es bei Kant an ſcheinbaren und wirklichen Widerſprüchen nicht fehlt, daß der Rieſenbau ſeines Syſtems keineswegs mit abſoluter Folgerichtigkeit durchgeführt worden, iſt eine Thatſache, in die man ſich längſt hat ergeben müſſen.

Es iſt nach alledem einer der größten Willkürakte, die auf wiſſenſchaftlichem Gebiete vorgekommen, wenn Kuno Fiſcher in ſeinem Werke „Immanuel Kant und ſeine Lehre“ (3. Aufl. S. 425—438) das Ding an ſich zum Inbegriff des „tranſzendentalen Scheins“ macht, zum Geſammtnamen für alles, was die das Erfahrungsgebiet unbefugterweiſe überſchreitende Vernunft ausheckt. Um Derjenigen willen, welche in ſeinem ausführlichen Werke eine authentiſche Belehrung über das Kantiſche Syſtem nach Inhalt und Form ſuchen, hätte K. Fiſcher es vermeiden ſollen, eine ſolche Darſtellung der Lehre vom Ding an ſich zu geben, welche ganz ſeine eigene Sache, dem Wortlaute der „Kritik d. r. V." aber vollkommen fremd iſt. Nie und nirgends hat Kant ſelbſt das Ding an ſich zu den „Ideen" gerechnet, nie und nirgends als „tranſzendentalen Schein" bezeichnet.

Ein Argument nur gäbe es, mit welchem die Gegner des „Ding an ſich" alles hier Geſagte gründlich umſtürzen könnten: die Verweiſung darauf, daß Kant das Sein unter die Kategorien ſetzte, und daß, wenn die Kategorien nach Kants Behauptung nur auf Gegenſtände der ſinnlichen Wahrnehmung und Erfahrung angewendet werden dürfen, man auch nicht ſagen könne, das Ding an ſich ſei. Dieſer Konſequenz ſeiner Verſetzung des Seins unter die Kategorien iſt jedoch Kant ſich niemals klar bewußt geworden; denn wäre er ſich derſelben wirklich bewußt geweſen, ſo hätte er mit Berufung auf ſie das Ding an ſich kurz abthun müſſen, und alles was er ſonſt darüber vorbrachte, hätte er als überflüſſig, ja ſinnlos und abſurd erkennen müſſen. Auch die Neukantianer verſchmähten oder verſäumten es, von jenem einzig ſchlagenden Argument für ihre Sache Gebrauch zu machen; ſei es, daß ſie jene Konſequenz eben ſo, wie Kant ſelbſt, ſich nicht völlig klar machten, oder daß ihnen das Ungeheuerliche des Mißgriffs, das Sein unter die Kategorien zu ſetzen, doch einiges Bedenken erregte, ſo daß ſie über dieſe Sache ganz zu ſchweigen vorzogen. Denn die Tragweite jenes Mißgriffs führt an einen gähnenden Abgrund. Wenn die „Dinge“, als bloſe Erſcheinungen, nicht wirklich exiſtiren, von ihrem Anſich aber ebenfalls nicht geſagt werden darf, daß es exiſtirt, ſo exiſtirt nichts — und das geſtehen ſelbſt die Neukantianer nicht immer gerne offen ein.

Allerdings hat Kant, um den Vorwurf des Berkeleyſchen „Idealismus“ abzuwehren, einmal ſich darauf eingelaſſen, ſogar einen Beweis der Realität der Sinnendinge als ſolcher (alſo der Erſcheinungen!) aufzuſtellen. Aber ich möchte dieſen kläglichen, ſophiſtiſchen, in die zweite Auflage der „Kr. d. r. V.“ eingeflickten „Beweis“ nicht in eine Reihe ſtellen mit der faſt auf jeder Seite der Kantſchen Werke wiederkehrenden, ruhigen und ernſten Erwähnung des Dings an ſich als Grundes der Erſcheinungen.

Ich faſſe das Schlußergebniß des Geſagten in die Erklärung zuſammen: Kant hat die reale Exiſtenz einer unbekannten Urſache der Erſcheinungen außerhalb des Bewußtſeins (Ding an ſich) in klaren und entſchiedenen Worten behauptet, ſich auf dieſe Behauptung wiederholt zu ſeiner Vertheidigung gegen den Vorwurf des Idealismus berufen; gedrängt jedoch durch die Konſequenzen ſeines Apriori, hat er an manchen Stellen das Ding an ſich, als nicht erfahrungsmäßig wahrnehmbar, in ſeiner Exiſtenz außerhalb des Bewußtſeins als problematiſch hingeſtellt, d. h., als etwas, wovon ſich weder erweiſen läßt, daß es exiſtire, noch daß es nicht exiſtire. Nie und nirgends hat Kant ausdrücklich das Ding an ſich als das hingeſtellt, als was es die Neukantianer auffaſſen: als eine leere Fiktion, als ein Unding, deſſen reale Exiſtenz außerhalb des Bewußtſeins nicht blos zweifelhaft, ſondern ſinnlos und unmöglich iſt.

Zweites Buch.

Theorie des Seins.

Der Seinsbegriff.

Die große allgemeine Welt- und Urthatſache iſt: Es giebt ein Sein — ein Sein, das ſich als ſolches weiß. Dieſes ſich wiſſende Sein — das Subjekt des Seins — iſt in allem Seienden dem Weſen nach dasſelbe; das aber, als was es ſich weiß, iſt (der Form nach) in allen verſchieden. An dieſer Urthatſache hat die Philoſophie, ſo lange es Menſchen auf der Erde giebt, ſich mit Erklärungsverſuchen abgequält, und da ſie nicht zu erklären, vielmehr erſt aus ihr alles andere zu erklären iſt, ſo hat ſich die vermeintliche Erklärung des Seins immer darauf beſchränkt, den Seinsbegriff in die verſchiedenſten Ausdrücke, Formeln und Symbole zu kleiden.

Erklären läßt ſich nur, was eine Urſache hat. Das Sein kann keine Urſache haben; denn dieſe Urſache müßte doch auch ſein, wäre alſo ein Sein vor dem Sein.

Sein iſt, wie geſagt, die Urthatſache und die erſte, unerläßlichſte Grundannahme alles Denkens iſt, daß nicht nichts, ſondern daß etwas iſt.

Dennoch ſchütteln Philoſophen unſerer Tage bedenklich das Haupt und ſagen: „Ganz recht; aber bevor wir euch zugeben, daß etwas iſt, beantwortet uns doch erſt die Frage: „*Was iſt das Sein?*“ —

Nun, die Frage: *Was iſt das Sein?* iſt allerdings aus Gründen, auf die ich zurückkommen werde, ſchwer zu beantworten. Wohl aber möchte es uns unverwehrt bleiben und auch gelingen, Rede zu ſtehen auf die Frage: „Wie verſteht ihr es, und was *denkt ihr euch dabei*, wenn ihr ſagt, daß etwas *iſt?*“ — Denn daß wir bei dem Worte „Sein“ uns etwas denken, iſt doch gewiß; es giebt alſo für uns denkende Menſchen ſchließlich doch wohl einen Seinsbegriff. Und ich behaupte, alle Philoſophie war von jeher, bewußt oder unbewußt, nichts anderes, als der Verſuch einer Zergliederung des Seinsbegriffs. Damit will ich nicht ſagen: die Analyſe eines rein a priori erfaßten Begriffs, ſondern die Analyſe eines zunächſt empiriſch erfaßten, durch Syntheſe gewonnenen Begriffs.

Empiriſch aber erfaßt das Seiende das Sein zunächſt im *Gefühl der eignen Exiſtenz*.

Nicht vom „Ding an ſich“, oder beſſer geſagt, dem „An ſich der Dinge“, objektiv erfaßt, dürfen wir den Seinsbegriff abſtrahiren wollen. Auf das Ding an ſich können wir dieſen Begriff nur *anwenden*; *abſtrahiren* aber können wir ihn nur von dem *unmittelbaren Exiſtenzgefühl* — von dem Sein, das unmittelbar ſich ſelber weiß — vom Selbſtbewußtſein des lebenden Weſens, *nicht inſofern es ſich als dies beſtimmte Individuum weiß*, ſondern inſofern in ihm *das Sein überhaupt* ſich ſeiend weiß.

Der Fehler faſt aller alten und neuen Syſteme iſt, daß ſie den Begriff des Seins wahrhaft zu erfaſſen verſäumten. Vergeblich blieb die Mahnung Hamanns: „Nur nicht über das Cogito das edle Sum vergeſſen!“ — (Briefe an Jacobi, 144.) Man ſagte esse est percipi, und überſah über dem Esse, das im percipi ſteckt, das viel weſenhaftere, das im percipere thätig iſt! Ich ſage: Esse est percipere! — Das Sein von Allem beſteht im Gedachtwerden — nur nicht das Denken und das Denkende ſelber! — — Den falſchen Satz der modernen Spekulation, daß das Sein, weil wir es denkend erfaſſen, uns ſeiner bewußt ſind, auch nur im Denken und im Bewußtſein beſtehen könne, zu widerlegen, iſt eine der Hauptaufgaben dieſes Werkes. Man iſt ſo weit gegangen, zu behaupten, ein Sein außerhalb des Gedachtwerdens ſei ein ſinnloſer Begriff — ein „Widerſpruch in ſich ſelbſt“, ein „undenkbarer Gedanke“ (Schuppe, Erkenntnißtheoretiſche Logik, S. 69). Alſo nicht einmal die Möglichkeit eines ſolchen Seins wird zugegeben! — Und wir ſollen den Begriff eines tranſzendenten Seins überhaupt nicht gelten laſſen, weil es, wie Schubert-Soldern ſagt (Tranſzendenz 57), „ſeinem ganzen Weſen nach Bewußtſeinsdatum nicht ſein kann und darf“. — Seinem Weſen nach allerdings nicht, wohl aber in ſeiner Allgemeinheit, in ſeiner relativen Beſtimmungsloſigkeit für uns, eben als unabweisbarer, denknothwendiger Begriff! Und dieſer Begriff iſt nicht aus der Luft geholt, ſondern aus der allererſten Urthatſache: dem unmittelbaren Seinsgefühl, geſchöpft.

Ich behaupte nicht, daß etwas exiſtirt, d. h. daß irgend ein „Etwas“ als ſolches exiſtirt; aber ich behaupte auch, daß, weil nicht ein Etwas an und für ſich exiſtirt, deshalb nicht nichts exiſtirt, ſondern ich ſage: es exiſtirt das ſich in der Form eines Etwas wiſſende, in der Form eines Etwas ſeiner bewußte Sein. Wenn man mir nun ſagt, auf dieſes im Etwas ſich ſeiend Wiſſende iſt das Prädikat des Seins nicht anwendbar, weil es ein an ſich völlig Unbekanntes für uns iſt, ſo beſtreite ich dies und beſtehe mit Entſchiedenheit darauf, daß das Prädikat des Seins anwendbar iſt, und vorzugsweiſe, ja vielleicht einzig anwendbar iſt auf dieſes unbekannte-allbekannte, dies nie zu faſſende und doch allgegenwärtige, dies ewig verborgene und doch ewig ſonnenklare, in und um uns weſende Sein — unter welchem man ſich nur um des Himmels willen nicht wieder ein Etwas denken möge!

Ich wiederhole Denjenigen, welche nur ein Bewußtſein, aber kein Bewußtſeiendes gelten laſſen, weil ſie unter dem Bewußtſeienden ſich immer nur wieder ein „Ding“ zu denken vermögen — ich wiederhole dieſen immer und immer: Ich behaupte nicht, daß im Bewußtſein ein „Ding“ ſeiner bewußt ſei — ich behaupte nicht, daß im Bewußtſein eine „Seele“ ſich ihrer ſelbſt, als der Seele bewußt ſei, ſich als ſolche habe, halte und anſchaue — ich beſtehe nicht einmal darauf, daß im Bewußtſein ein Ich ſeiner, des Ichs, bewußt ſei, ſich als ſolches habe, halte und anſchaue — aber ich behaupte unverbrüchlich und unerſchütterlich, daß im Bewußtſein nicht Nichts, ſondern das Sein, nicht das Sein als *Begriff*, ſondern das ſeiende Sein ſich ſeiner, des Seins, als ſeiend bewußt ſei. Ich behaupte: Es giebt ein Sein, und dieſes iſt ſich im Bewußtſein ſeiner, des Seins, ſeiend bewußt. Wohl gemerkt: Wer iſt ſich bewußt? Das Sein! und weſſen iſt es ſich bewußt? Seiner, des Seins — jenes Seins, das in Jedem von uns ſagt: „Ich *bin!*“ —

Bei dem größern Theile dieſer Erörterungen thäte der geneigte Leſer, der Laie, vielleicht beſſer, mich allein zu laſſen mit den Fachphiloſophen; ihm ſelbſt würde ja dieſer ganze Streit ein höchſt wunderlicher, ein müßiger dünken. In der That, ich müßte faſt ſchamroth werden, wenn uns der geſunde Menſchenverſtand bei dieſem Streite belauſchte! — Er will und muß aber ausgefochten ſein. —

Da wir unter uns ſind, meine Herren, ſo kann man offen davon reden, daß der Ausdruck „Exiſtenzgefühl“ Ihr Hohngelächter zu erregen pflegt — obgleich Kant ſelber einmal in den „Prolegomenen“ ſich den Ausdruck „Gefühl des Daſeins“ hat entſchlüpfen laſſen. Sie behaupten, es gebe kein unmittelbares reines Seinsgefühl, weil das Subjekt ſich immer nur als qualitativ beſtimmtes, von wechſelnden Vorſtellungen erfülltes weiß.

Indeſſen, da das Sein ſelber niemals als reines, ſondern in jedem Augenblicke als qualitativ beſtimmtes, partikuläres, real iſt, ſo fände ich es unbegreiflich, wenn nicht ebenſo auch das Seins- und Ichgefühl immer nur als ein qualitativ beſtimmtes, partikuläres real wäre.

Zwingt man Einen von Ihnen, meine Herren, von der neueſten Schule, Rede und Antwort darüber zu geben, ob er glaube, daß es ein Sein und ein Seiendes gebe oder nicht, ſo ſagt er, er wiſſe nicht, was man von ihm eigentlich wolle, es gebe ja ſehr viele verſchiedene „Seinsarten“. Dann zählt er weitläufig zehn bis zwanzig verſchiedene „Seinsarten“ auf, unter welchen ſich alle möglichen und unmöglichen befinden, nur eine einzige nicht: das wirkliche Sein — das wahre, urthatſächliche, alloffenbare und ſeiner ſelbſt gewiſſe Sein. Von dieſem will er nichts wiſſen; um dieſes geht er herum, „wie die Katze um den heißen Brei.“ Er ſagt, er ſei ſich bewußt, daß er vorſtelle, wolle, eſſe, trinke u. ſ. w.; aber daß er ſei, davon wiſſe er nichts: man ſolle es ihm doch einmal zeigen, dieſes Sein oder dieſes Seiende, er könne es in ſich nicht finden. Dies Suchen und Nicht-finden-können des eignen Seins erinnert an die Bemühungen des Hundes, der ſich vergeblich im Kreiſe dreht, um nach ſeinem Schwanze zu ſchnappen. Aber wenn der Philoſoph behauptet, er ſei ſich nur einer zufälligen Anhäufung von Vorſtellungen bewußt, und darin ganz allein beſtehe ſein Exiſtenzgefühl, ſo vergißt er jenes „Ich denke“, welches alle Vorſtellungen begleitet, und welches nicht von ſelbſt aus der Vorſtellungswelt ſich entwickeln könnte, wenn es nicht außer dem Gedachten auch ein Denkendes gäbe.

— Denjenigen, welche ſagen, vom Sein könne die Philoſophie nicht anfangen, es müſſe erſt bewieſen werden, daß etwas ſei, ließe ſich zunächſt erwidern, daß die Frage ſelbſt, ob etwas ſei, das Sein ſelbſt ſchon zur Vorausſetzung habe. Denn die Frage: „Iſt das Sein?“ iſt gleichbedeutend mit: „Gehört das Sein zu dem, was iſt?“ oder: „Fällt das Sein außerhalb des Seins?“ Immer wird alſo bei der Frage nach dem Sein des Seins ein Sein ſchon vorausgeſetzt.

(„Setzung“.)

Bekanntlich hat ſchon Kant einmal gelegentlich das Sein als die „Setzung“ eines Dinges bezeichnet, welcher Ausdruck Herbort ſo gefiel, daß er ſeinem berühmten Vorgänger das Lob ertheilte, er habe den rechten Begriff vom Sein gehabt. Leider aber vermißt man eben bei Kant nichts ſchmerzlicher, als eine klare und gründliche Erörterung des Seinsbegriffs. Wenn hernach Herbart dieſe „Setzung“ näher als eine ſolche beſtimmte, die „nicht zurückgenommen werden kann“, ſo entſteht die Frage: „Woher wiſſen wir, daß irgend eine Setzung nicht zurückgenommen werden kann?“ Wir können eine Setzung, die uns heute durchaus gültig erſcheint, morgen bei beſſerer Einſicht zurückzunehmen gezwungen ſein. Die Setzungen, welche wir infolge unſerer Empfindungen und Wahrnehmungen machen, erkennen wir bei philoſophiſcher Betrachtung bald als ſolche, die nicht aufrecht erhalten werden können. Nun „ſetzen“ wir das Weſen hinter die Erſcheinung als Ding an ſich. Aber auch das Ding an ſich wird von Vielen geleugnet — die Setzung desſelben alſo zurückgenommen. Und wenn der geſunde Menſchenverſtand meint: Eine entſchiedene, ſchlechterdings nicht zurücknehmbare Setzung giebt es doch, die des eigenen Ich, der eigenen Exiſtenz, ſo iſt darauf zu verweiſen, daß es thatſächlich nicht an Menſchen — wenigſtens Philoſophen — fehlt, welche ſelbſt dieſe, die Setzung des eigenen Ichs, der eigenen Exiſtenz zurückzunehmen nicht anſtehen und ſagen: „Das Ich iſt nicht, und das vermeintliche Gefühl der Exiſtenz in lebenden Weſen iſt ein bloſe Täuſchung.“ Mit welchem Recht alſo ſprechen wir von Setzungen, welche nicht zurückgenommen werden können?

Man wendet vielleicht ein: „Mag ſein, daß alle Setzungen zurückgenommen werden können; das beweiſt aber höchſtens, daß nichts exiſtirt, nichts iſt, hat aber nichts zu thun mit der Richtigkeit jener Definition des Seins.“ Aber eben weil es ſich nicht darum handelt, ob überhaupt etwas iſt oder nicht, ſondern darum, worin, wenn etwas iſt, dies Sein beſtehe, worin es begründet ſei, daß wir von etwas ſagen, es ſei — eben darum bringt uns die obige Definition nicht weiter. Denn ſie beſagt nicht mehr als: das Sein beſteht darin, daß wir von etwas ſagen, es ſei. — Etwas iſt, weil wir ſagen, es ſei (es ſetzen), und Wir ſagen, daß etwas ſei, weil es iſt — das ſcheinen mir Erklärungen zu ſein, die ſich im Zirkel bewegen.

Meine Argumentation iſt nun folgende:

I. Ich fühle, denke, ſtelle vor, daß ich exiſtire, und zwar als Ich.

II. Es exiſtirt alſo etwas, das ſich fühlt, denkt, vorſtellt als exiſtirend, und zwar als Ich.

III. Es exiſtirt alſo etwas — es exiſtirt nicht nichts.

Es giebt alſo ein Seiendes.

Von dieſem Seienden abſtrahire ich den Begriff des Seins.

Dieſes Seiende iſt, wolgemerkt, nicht das Ich, als welches ich mich fühle, finde, (sub I.), denke, vorſtelle, ſondern das, was ſich als Ich fühlt, findet, denkt, vorſtellt. (sub II.)

Es iſt daher für meine Philoſophie gleichgültig, ob man das Ich als Weſenheit oder als Erſcheinung, als ſubſtantiell oder als accidentiell faſſen will, denn nicht von ihm abſtrahire ich den Begriff des Seins. Ich hebe zwar an von ihm, gehe von ihm aus, aber nicht, um von ihm weiter vorwärts zu ſchreiten, ſondern um von ihm zurückzugehen auf das unzweifelhafte und unumſtößliche Seiende.

Das Sein, von welchem Hegel ausging, war der ganz abſtrakte Begriff des Seins, welches er gleich dem Nichts ſetzte. Aber nicht von dem abſtrakten Sein iſt auszugehen, dem bloßen Gedanken des Seins, ſondern vom ſeienden Sein, dem realen, deſſen wir auf dem angegebenen Wege gewiß werden.

Auch ſchon die Eleaten ſchlugen den verhängnißvollen Irrweg ein, das abſtrakte, leere Sein als ſolches zum Prinzip zu machen. Da blieb denn die reale Welt, das wirkliche Sein unerklärbar außer und neben dem reinen ſtehen, während für Denjenigen, der vom realen Sein ausgeht, die Frage entfällt, wie zum reinen Sein das reale, zum Begriffe die Wirklichkeit hinzukommt?

— Wenn ich das Sein ſelbſt, nicht den bloſen, angeblich „leeren“ Begriff des Seins zum Ausgangspunkt zu nehmen erkläre, ſo geſchieht dies um Derjenigen willen, welchen der Begriff eine von ihrer Wirklichkeit getrennte, verſchiedene, ſelbſtändige Sache iſt. Für mich aber gilt all das, was vom Sein geſagt wird, vom Seienden, und nur von dieſem, hat Sinn nur in lebendigem, realen Bezug auf dieſes. Ich bewege mich alſo keineswegs in leeren Abſtraktionen, wenn ich den Seinsbegriff logiſch und dialektiſch analyſire. Die logiſchen und dialektiſchen Beſtimmungen des Seins ſind die realen Beſtimmungen des Seienden; und in leeren Abſtraktionen kann die Philoſophie ſich nur dann verlieren, wenn ſie ſelbſt zwiſchen Begriff und Realität eine Schranke aufrichtet, wenn ihr die Welt der Begriffe eine Welt für ſich, etwa gar, wie bei Hegel, die einzige iſt. Auf die reale Welt angewendet, geben die logiſchen Beſtimmungen Hegels meiſt einen guten und ſchönen Sinn; aber ſie werden zum Hirngeſpinnſt, wenn das Leben und die Realität des Begriffs in ſeiner blos gedanklichen Selbſtbewegung aufgehen und die wirkliche Welt gar nicht exiſtent oder Nebenſache ſein ſoll.

Auch die Bekämpfer des Cogito ergo sum berufen ſich darauf, daß, wie ſie ſagen, die Selbſtwahrnehmung oder Anerkennung der eigenen Exiſtenz nichts voraushabe vor der Wahrnehmung anderer Gegenſtände. Aber wenn man den Satz aufſtellt: „Andere Dinge exiſtiren, weil ich ſie wahrnehme," ſo hängt die Gewißheit dieſes Satzes zunächſt ab von der Gewißheit der Selbſtwahrnehmung. Denn wenn ich nicht exiſtire, ſo kann ich auch nicht wahrnehmen; es fehlt alſo die Bedingung, unter welcher geſagt werden kann, daß Dinge exiſtiren. Der Glaube an die Exiſtenz von Dingen außer mir ſetzt alſo die Anerkennung meiner eigenen Exiſtenz voraus, während ich an der Exiſtenz der andern Dinge, wenn ich ſie wahrnehme, noch immer zweifeln kann.

Aber man wendet vielleicht ein: „Auch die Selbſtwahrnehmung hängt von der Anerkennung des Daſeins anderer Dinge ab; denn mein Ich kommt ſich nur als Gegenſatz des Nicht-Ich zum Bewußtſein." Dem iſt zu entgegnen: Hier handelt es ſich nicht um das Ich, ſondern einfach um das Sein, nicht um das Was, ſondern um das Daß der Exiſtenz. Das, was iſt, weiß ſich nicht deshalb als ſeiend, weil andere Dinge außer ihm exiſtiren, nur daß es ſich als Ich bewußt wird, hängt von der Wahrnehmung eines Nicht-Ich ab. Es wird doch Niemand behaupten wollen, daß ein neugeborenes Kind, von abſoluter Finſterniß umgeben, und außer Berührung mit der Welt, leblos wäre, kein Bewußtſein ſeines Daſeins hätte. Das Exiſtenzgefühl tritt keineswegs erſt ein, wenn die Spaltung des Bewußtſeins in Ich und Nichtich, Subjekt und Objekt ſich vollzogen hat. Das neugeborne Kind hat ohne Zweifel vom erſten Augenblick an ein Gefühl von Exiſtenz; ob es ſich aber auch vom erſten Augenblick an von der übrigen

Welt als Ich vom Nichtich unterſcheidet, iſt ſehr zu bezweifeln.

Der Satz, daß etwas exiſtiren muß, um etwas wahrzunehmen, oder zu glauben, daß man wahrnehme, iſt zwar theoretiſch von Philoſophen angefochten, aber wohl noch von keiner Menſchenſeele ernſtlich bezweifelt worden. Der Satz dagegen, daß andere Dinge exiſtiren, weil ich ſie wahrnehme, iſt ſehr wohl zu bezweifeln, iſt von Laien wie von Philoſophen von jeher bezweifelt worden und wird bezweifelt werden bis ans Ende der Tage.

Folglich ſteht die Gewißheit der Wahrnehmung anderer Dinge durchaus nicht auf gleicher Stufe mit der Gewißheit der Selbſtwahrnehmung.

Wenn ich ſagte, um wahrzunehmen oder auch nur zu glauben, daß man wahrnehme, müſſe man exiſtiren, ſo weiß ich ſehr wohl, wie gewagt es iſt, dem verrufenen geſunden Menſchenverſtand einen ſeiner trivialſten Glaubensartikel zu entlehnen, obgleich die moderne Philoſophie, insbeſondere der Neukantianismus, für ihn nur ein mitleidiges Lächeln hat. Indem ich aber keinen Anſtand nehme, offen zu geſtehen, daß ich wirklich jener verpönten, trivialen Anſicht bin, beeile ich mich zugleich zu verſichern, daß ich vorderhand damit nicht das Geringſte darüber feſtgeſtellt haben will, wer oder was dies Wahrnehmende, Vorſtellende, Denkende, oder wenigſtens vorzuſtellen Glaubende an und für ſich ſei.

Man könnte ſagen: die Stadt ſelbſt exiſtirt nicht, nur die Häuſer exiſtiren, aus welchen ſie beſteht; das

Volk exiſtirt nicht, nur die einzelnen Individuen exiſtiren, aus welchen es beſteht; der Menſch exiſtirt nicht, ſondern nur die Glieder, die Hände, Füße u. ſ. w. exiſtiren, aus welchen er beſteht; aber auch dieſe exiſtiren nicht, ſondern die Muskeln, Nerven, Sehnen, Häute, Gewebe, aus welchen ſie beſtehen; und auch dieſe wieder nicht, ſondern die Zellen und kleinſten Theile, aus welchen ſie beſtehen. So kommt man zuletzt auf die untheilbaren Atome als das einzig wahrhaft Exiſtirende, womit ich von meinem Standpunkte aus wohl zufrieden ſein kann. Nichtsdeſtoweniger werde ich die Frage, ob das Prädikat des Seins, der Exiſtenz, auf die Stadt, auf das Volk, auf den menſchlichen Leib als Ganzes u. ſ. f. anzuwenden ſei, entſchieden mit Ja beantworten. Das Ganze exiſtirt in ſeinen Beſtandtheilen; es *exiſtirt alſo*, und die Forderung, daß es, um als real oder ſeiend anerkannt zu werden, auch noch *neben*, *hinter*, *außer* ſeinen Beſtandtheilen exiſtiren müſſe, iſt abzuweiſen.

Aus dem Bewußtſein oder Gefühl des eigenen Daſeins gewinnen wir den Begriff eines Seins, welches über das bloſe *Gedachtwerden* hinausgeht. Wir gewinnen den Begriff eines Seins, das nicht blos *gedacht wird*, ſondern *denkt*! Iſt aber einmal der Begriff eines ſolchen, über das bloſe Gedachtwerden hinausgehenden Seins gegeben, ſo hindert nichts, dieſen Begriff feſtzuhalten und wenigſtens die *Möglichkeit* einer Vielheit von Weſenheiten außer mir anzunehmen, deren Exiſtenz nicht blos darin beſteht, daß ſie von mir gedacht werden, und die ein Bewußtſein, ein Gefühl ihres Daſeins haben wie ich ſelbſt. Und dies Gefühl braucht nicht ein im ſelben Grade, wie das meinige, klares und entwickeltes zu ſein; es laſſen ſich unzählige Stufen desſelben denken, und es wäre eine ganz willkürliche Vorausſetzung, daß ein gewiſſer, kleinſter Grad von Exiſtenzgefühl nicht auch in Weſenheiten vorhanden ſein könne, die wir nach den unzulänglichen Wahrnehmungen unſerer Sinne für leblos halten.

Der Satz „die Roſe iſt roth“ beſagt offenbar nicht blos: „Wenn es eine Roſe giebt, ſo iſt ſie roth!“, denn wie käme man dazu, von Qualitäten der Roſen zu ſprechen, wenn nicht mit derſelben Gewißheit, mit welcher die Röthe der Roſe behauptet wird, auch ihr Sein vorausgeſetzt würde? Es iſt alſo in jedem Qualitätsurtheil ein Exiſtenzurtheil miteingeſchloſſen. Folglich ſteckt in dem „iſt“ als ſogenannter Copula, welche das Subjekt mit dem Prädikat verbindet, mehr, als man gewöhnlich darin zugiebt: ſie bejaht nicht blos das Sein des Prädikats, ſie bejaht auch das des Subjekts. — „Aber,“ wendet man ein, „das Sein des Subjekts beſteht eben nur im Sein des Prädikats, der Qualitäten; das Subjekt iſt an und für ſich nichts.“ Nichts? Das beſtreite ich. Qualitäten ſind bloſe Relationen: in ihnen alſo kann das Sein nicht aufgehen; ſie ſetzen etwas voraus, was in Beziehungen ſteht. Deshalb iſt auch die Frage ſinnlos, welche Qualitäten denn ein Seiendes an und für ſich hat, außer denjenigen, die es für uns hat? Denn da, was wir Qualität nennen, nur eine Relation iſt, dem Seienden alſo immer nur im Verhältniß zu andern innewohnen kann, ſo kann die Frage nach Qualitäten niemals auf das Anſich der Dinge gehen. Das Sein der Dinge beſteht nur der Form nach in Qualitäten. Aber es iſt darum an ſich nicht Nichts. Im Gegentheil, es iſt das direkte Gegentheil des Nichts: es iſt das Etwas, es iſt das, was iſt, das Sein, das univerſelle Sein — aber nicht etwa ſo eine Art Wirklichkeitsſtoff, Materie, ungeformte ὕλη u. dgl., ſondern das Sein oder Seiende, welches man anerkennt, indem man zugiebt, daß überhaupt etwas ſei und daß nicht Nichts in der Welt ſei.

Wie das gemeint iſt, wird im Zuſammenhange ſich deutlicher ergeben. Vorläufig ſoll nur auf das Hinfällige der Behauptung hingewieſen ſein, es gebe, da wir abſolute Qualitäten eines Seienden nicht angeben können, überhaupt kein Seiendes, und das Sein ſei eine bloſe Anſchauungsweiſe, eine bloſe Kategorie des menſchlichen Denkens.

— Es iſt unwahr, daß das reine Sein gleich ſei dem Nichts, weil beide angeblich beſtimmungslos ſind. Beſtimmungslos wird das Sein nur, indem ich von allen ſeinen Beſtimmungen abſtrahire — das Nichts dagegen iſt beſtimmungslos von Hauſe aus. Und im Begriffe des Seins liegt es, daß dasſelbe doch wenigſtens beſtimmbar ſei, ein Zentrum von Beſtimmungen; das Nichts aber iſt nicht blos abſolut beſtimmungslos, ſondern auch abſolut unbeſtimmbar — obgleich ein Naturphiloſoph (Oken) in der

That das Nichts als das „unbeſtimmte All“, das All als das „beſtimmte Nichts“ faßte (vgl. Herbart, Metaph. § 102. Anm.) und ein Schüler Hegels, Karl Werder, es ſogar fertig brachte, zu behaupten und zu beweiſen, das reine Sein ſei noch weniger als Nichts. Es übertrumpft manchmal ein philoſophiſcher Satz mit einer Art von unbewußter Selbſtironie ſich ſelbſt.

Dem Sein das Nichts gegenüberzuſtellen iſt ſchon darum bedenklich, weil Sein ein Verbal-, Nichts ein Subſtantivbegriff iſt. Man kann dem Sein nur das Nichtſein, dem Nichts nur das Etwas gegenüberſtellen. Sein und Nichtſein aber ſind und bleiben Begriffe von logiſch entgegengeſetztem Inhalt und können niemals logiſch identiſch ſein, auch nicht, wenn man das Sein als „rein“ oder „qualitätslos“ faßt.

Real wird das Sein nur am Etwas. Das Etwas ſelbſt aber wird ſeinerſeits auch nur durch das Sein real. Das reine Sein iſt ſomit ein Faktor, welcher mit dem andern Faktor, der Wirklichkeit, d. h. den Qualitäten oder Beſtimmungen, das Etwas oder das Reale giebt. Ein Faktor aber, der mit einem andern Faktor ein Produkt giebt, kann nicht für ſich = Null, = Nichts ſein.

Dasſelbe Argument findet Anwendung auf die Behauptung Hegels, daß aus der Syntheſe des Nichts und des Seins ſich das Werden ergebe. Wäre das reine Sein = Nichts, ſo könnten dieſe beiden Nichtſe nicht ein Drittes, von ihnen Verſchiedenes ergeben. 0 + 0 kann nur wieder = 0 ſein.

Mit demſelben Unglauben ſtehe ich Kants bekannten, unglückſeligen hundert Thalern gegenüber.

Wenn der Philoſoph behauptet, das Prädikat der Exiſtenz füge dem Begriffe einer Sache oder der Sache ſelber „nichts“ hinzu, ſo meint er unter dem „Nichts“ zuvörderſt nur: kein Merkmal, keine Eigenſchaft. Unvermerkt aber erweitert ſich in ſeinem Kopfe dieſes beſondere „Nichts“ zur Allgemeinheit, zum vollen Umfange ſeiner Bedeutung. Wenn er nun ſagt: Das Prädikat des Seins fügt dem Begriffe, dem Dinge „nichts“ hinzu, ſo gebraucht er das „Nichts“ ſchon in ſeinem abſoluten Sinn, die Exiſtenz erſcheint ihm als gar nichts, und hundert wirkliche Thaler enthalten für ihn zwar nicht an der Kaſſe, wo er ſeinen Profeſſorengehalt behebt, aber auf dem Katheder „nicht mehr“, als hundert blos gedachte oder mögliche Thaler, während hundert wirkliche Thaler ſowohl als ihr Begriff thatſächlich gerade um hundert Thaler „mehr“ enthalten, als hundert gedachte.

— Ein durchaus falſcher, in der Philoſophie eine große und verhängnißvolle Rolle ſpielender Begriff iſt's, daß allem Sein das Werden vorausgehe. Im Gegentheil muß allem Werden ein Sein vorausgehen. Alles Werden bedeutet nur die Verwandlung eines Seienden in ein Anderes. Eine der Wirklichkeit vorausgehende Möglichkeit kann niemals abſolut und gleichſam in der Luft ſchwebend, ſondern nur einem ſchon Seienden keimartig inhärirend gedacht werden. Eine der Wirklichkeit vorausgehende Möglichkeit giebt es darum nur für das bedingte, endliche

Sein; dem *abſolut* und *allgemein* gefaßten Sein aber eine Möglichkeit vorausſetzen, iſt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, und käme auf ein *Sein vor dem Sein* hinaus.

— Es wäre unſchwer darzuthun, daß hinter all den wunderbaren metaphyſiſchen Formeln und Floskeln, mit welchen die Philoſophie zu allen Zeiten hervortrat, ſo gut wie hinter den religiöſen Mythen aller Völker, nichts weiter ſteckt, als eine *verblümte Analyſe des Seinsbegriffs* — daß unter hochtrabenden Namen, wie Gott, das Abſolute u. ſ. w., nur der Begriff des allgemeinen Seins und Lebens zu Grunde liegt.

Die vom Seienden abgezogenen Begriffe, welche doch nur Sinn und Wirklichkeit im unmittelbaren Zuſammenhange mit ihm haben, wurden von ihm losgetrennt, iſolirt, ſelbſtändig und tranſzendent gemacht, hypoſtaſirt, ja perſonifizirt.

Unglaublich iſt das Spiel, das z. B. im Neu-Schellingianismus mit den Begriffen getrieben wird. Da wird das *Seinkönnen* vom *Sein* unterſchieden und getrennt, auf die eigenen Beine geſtellt, und nicht blos hypoſtaſirt, ſondern geradezu perſonifizirt. Es wird anfänglich geſagt, das Sein bedürfe eines ihm vorauszuſetzenden Seinkönnens. Nun ſollte man meinen, wenn dieſes Seinkönnen etwas wird, ſo könne es nur das *Sein* werden. Gott bewahre, es wird zu unſerm Erſtaunen etwas Apartes, etwas für ſich . . . die Theile des aus einander geſchnittenen Seinsbegriffs treiben ſich ganz luſtig auf eigene Fauſt in der Welt herum.

Wie die philoſophiſche Spekulation ſich lange Zeit damit beſchäftigt hat, den reinen Gedankeninhalt der Mythologie aus dem ſymboliſchen Bilderwuſt derſelben heraus ans Licht zu ziehen, ſo wird ſie ſich nun damit befaſſen müſſen, aus den zum Theil ſehr wunderlichen Vorſtellungen, Phantaſien und Formeln, mit welchen die bisherigen Syſteme die einfachen Thatſachen umwoben haben, eben dieſe einfachen Thatſachen ans Licht zu ſtellen und auf ihren einfachſten, unbildlichen Ausdruck zu bringen. So wird die Philoſophie zuletzt weniger das Werden und Weſen der Welt, als ihr eigenes zu erklären haben; weniger das ewige Sein — an welchem nichts zu „erklären“ — als die Vorſtellungen und Begriffe, die man ſich bisher von demſelben gemacht hat.

Rosmini machte in ſeinem weitläufigen Nuovo saggio sulle idee den in der Idee ſehr löblichen Verſuch, alle möglichen Beſtimmungen des Seienden aus dem reinen Seinsbegriffe herzuleiten, doch geht er dabei gleich von Anfang an irre, indem er das Sein für eine bloſe Qualität und die Idee des allgemeinen Seins für angeboren hält. Er ſtellt die falſchen Sätze auf: „L'idea dell' Ente non viene dal sentimento della propria esistenza“. — „L'Io non mi da che la sensazione della mia esistenza particolare“. — „L'idea dell' Ente precede l'Idea dell' Io“. Er unterſcheidet zwiſchen dem sentimento dell' Io und der Idea dell' Io, und ſagt: Um mich als wahrhaft ſeiend zu wiſſen, muß ich die Idee des Seins, vor dem bloſen Gefühl des Seins ſchon beſitzen! (Bd. III. 48—57.) Wäre dem ſo, und müßten wir, um ſagen zu können, daß etwas ſei, die allgemeine Idee des Seins ſchon angeboren in uns tragen, ſo müßte uns, um ſagen zu können, daß etwas fliegt, kriecht, ſchwimmt u. ſ. f., auch ſchon die Idee des Fliegens, Kriechens, Schwimmens angeboren ſein. Nein! die Idea dell' Essere und dell' Io iſt abſtrahirt vom Sentimento dell' Essere und dell' Io.

— Der Ausdruck „Abſolutes“, „abſolutes Sein“, bedeutet bei mir nicht etwas Tranſzendentes, ſondern nur das Sein im allgemeinen, das Sein, welches in allem Seienden nicht der Form, aber dem Weſen nach dasſelbe iſt. Abſolut nenne ich es, weil es, in dieſer Allgemeinheit gefaßt, das Unbedingte und Höchſte iſt, über welchem nichts gedacht werden kann.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß dies abſolute und univerſelle Sein ſich nur im denkenden Geiſte des Philoſophen als ſolches weiß. Dies ſchließt jedoch nicht aus, daß in das individuelle, das Ichgefühl des Menſchen Gefühlselemente mit hineinſpielen, welche der Allgemeinheit des Lebens, nicht ſeiner Beſonderheit angehören.

Beſtände das Sein lediglich im Gedachtwerden, käme alſo erſt durch das Denken zuſtande, ſo ginge das Denken dem Sein voraus, wäre ſchon vorhanden vor dem Sein. Es gäbe alſo ein Sein vor dem Sein, oder man muß annehmen — was unſere Neueren freilich mit Vergnügen thun werden, daß das Sein produzirt wird von einem nicht ſeienden Denken. —

Seltſam, daß ſo Viele nicht bemerken wollen, daß es neben dem Gedachtwerden auch ein Denken giebt! —

Das Erkennen, meint Heraklit, geht nicht vom Einzelweſen aus, ſondern vom Abſoluten, indem die Seele, als ein Theil des letzteren, den Prozeß desſelben mitmacht. Theiſtiſche Philoſophen meinen wohl dasſelbe, wenn ſie ſagen: „Das göttliche Denken durchdringt das individuelle, menſchliche“. Die nackte Wahrheit iſt: das allgemeine Sein, deſſen Theil ich bin, denkt mich in mir, wenn das Ich ſich ſelber zu denken glaubt. Man könnte alſo, ſtatt mit Carteſius zu ſagen: Cogito, ergo sum, auch mit Franz v. Baader ſagen: *Cogitor*, ergo sum.

Johannes Rehmke giebt am Schluſſe ſeines Werkes über „Die Welt als Wahrnehmung und Begriff“ die Möglichkeit eines „Seienden“ neben dem „Bewußt-Seienden“, d. h. außerhalb des Bewußtſeins zu; aber dies mögliche „Seiende“ ſoll *keinesfalls in irgend welchem Bezuge zu dem „Bewußt-Seienden“* ſtehen dürfen — am wenigſten ſoll es, wie das Kantſche „Ding an ſich“ in einen kauſalen Zuſammenhang damit gebracht werden und die ſogenannte „Erſcheinung“ mitbegründen. Aber gerade die Annahme der Möglichkeit eines *zweiten* Seienden neben dem „Bewußt-Seienden“ ohne irgend welchen Bezug der beiden auf einander iſt ein *wirklicher* Dualismus der ſchlimmſten Art, und ſteht einer Philoſophie übel an, welche ſich ſo viel auf ihren Monismus zu gute thut, und welche mit Verachtung auf den *angeblichen* Dualismus von Ding an ſich und Erſcheinung herabſieht. Wenn das Seiende, d. h. das an und für ſich Seiende, nicht dem Bewußt-Seienden weſenhaft zu Grunde liegt, wenn beide ſich nicht wechſelſeitig durchdringen und bedingen, nicht im Innerſten Eins ſind, ſo iſt das eine wie das andere ein Unding, und es wird durch die Rehmckeſche Anſicht eben auch wieder eine jener begrifflichen Spaltungen des weſenhaft ewig Verknüpften vollzogen, gegen welche der idealiſtiſche Monismus anzukämpfen ſich den Anſchein giebt.

Das Bemühen, ein Sein außer dem Sein anzunehmen, d. h. ein Sein, auf welches unſer Seinsbegriff nicht anwendbar wäre, iſt und bleibt ein vergebliches. Stellen wir dem Sein A ein Sein B gegenüber, ſo werden wir von jedem der beiden doch ſagen müſſen, daß es iſt. Wir können alſo ſchlechterdings nicht umhin, unſeren Seinsbegriff auf beide anzuwenden. So gewiß wir vom Sein überhaupt ſagen, daß es iſt, ſo gewiß müßten wir von jedem möglichen Sein es ſagen. In dem Satze: „das Sein iſt“, beſagt das Prädikat nicht mehr, als was ſchon im Subjekte liegt. Es kann uns ebenſowenig verwehrt werden, als wir es unterlaſſen könnten, auch wenn wir wollten, den Begriff des Seins in ſeiner univerſalen, allumfaſſenden, über jede beſtimmte Subjektivität und Objektivität hinausgreifenden Bedeutung zu erfaſſen und zu gebrauchen. Daran ſcheitern alle Verſuche, ihn als eine bloſe Kategorie des menſchlichen Denkens zu betrachten.

Es giebt einen Kieſel — es giebt einen Zeiſig — es giebt eine Roſe — es giebt einen Mühlſtein — es giebt einen Tiſch — eine Bank — aber es giebt kein Dreieck, kein Quadrat, keinen Kreis: es giebt nur dreieckige, viereckige, runde Gegenſtände. Die Objekte der Mathematik und Geometrie ſind nur Verhältnißbegriffe. Eben ſo wenig, als es in der Natur ein rein für ſich ſeiendes, nicht an einem andern Dinge als Qualität befindliches Dreieck giebt, giebt es eine an und für ſich ſeiende Röthe, eine an und für ſich ſeiende Trockenheit, eine an und für ſich ſeiende Schlechtigkeit ꝛc. Auch keine Zahl iſt an und für ſich da, ſondern ſie iſt immer an einem Seienden, oder dieſes hat an ihr Theil. Aehnlich verhalten ſich die Ideen: darum ſind ſie auch mit dieſen verglichen und von den Pythagoräern damit identifizirt worden.

Aber es iſt Zeit, nunmehr an die nähere Beſtimmung deſſen, was wir Sein nennen, zu gehen. Eine eigentliche Erklärung, eine „Definition“ des Seins läßt ſich freilich nicht geben. Denn jede Definition ordnet ein Beſonderes einem höheren Allgemeinbegriff unter. Da aber das Sein keinen höheren Allgemeinbegriff über ſich hat, ſondern ſelbſt der allgemeinſte und höchſte Begriff iſt, ſo iſt keine Definition davon möglich. Es iſt eben die Urthatſache, aus welcher Alles zu erklären, welche aber ſelbſt nicht zu erklären iſt. In jeder Definition iſt ſie miteinbegriffen, als Kopula, die immer eine wirkliche Exiſtenz zur Vorausſetzung hat. Denn der Satz A iſt b hat keinen Sinn, wenn A nicht exiſtirt.

Auf rein analytiſchem Wege iſt aus dem Seinsbegriffe nichts herauszuklauben. Aber was hindert uns, eine Syntheſe desſelben aufzuſtellen, d. h. zu fragen: Welche Beſtimmungen hat das Sein an ſich, zunächſt empiriſch erfaßt, aber zugleich auch denknothwendig, wenn das Sein zum Leben werden ſoll?

Von Anbeginn vollziehen ſich, damit das Sein zum Leben werde, die folgenden ſieben Ur- und Grundgeſetze des Seins und Lebens:

1. Das allgemeine, unendliche Sein muß ein endliches, qualitativ beſtimmtes werden, ohne den weſenhaften Zuſammenhang mit dem allgemeinen völlig einzubüßen.

2. Aus ſeiner Einheit muß es heraus und auseinandergehen in eine Vielheit, welche, urſprünglich weſensgleich, auf unendliche Weiſe ſich differenzirt im Zuſammenſtoß und Zuſammenhang des Diskreten, Einzelnen.

3. Damit das Vielfache und bis ins Kleinſte hinein Diskrete anſchaubar und lebendig werde in Geſtalten und Formen, erſcheint es als Kontinuum: in Gruppen des ſcheinbar Stetigen.

4. Als Schemata des Kontinuums erſcheinen Zeit und Raum, deren Rolle im Anſchauen und Denken des Menſchen eine hochwichtige, übergreifende iſt.

5. Außer in die Vielheit, muß das Sein auch auseinandergehen in Gegenſätze, deren Ausgleich und beſtändige Erneuerung vorzugsweiſe das Leben und ſeinen Prozeß bildet. (Polarität.)

6. Als höchſte Form dieſer im ganzen Seins- und Lebensbereiche herrſchenden Polarität finden wir die

Subjekt-Objektivität auf den oberſten Stufen des Lebens: *Daſeinsgefühl* — *Bewußtſein* — *Selbſtbewußtſein* — *Ich*. Das Sein wird als Seins- oder Ichgefühl ſich ſelber objektiv. Auf dieſem Punkte entſteht dem Sein auch ſein eigener Begriff. Vom ſcheinbar Unbewußten zum Bewußten iſt nicht ein Sprung, ſondern nur ein allmähliger Uebergang von der tiefſten Stufe des Bewußtſeins zur höchſten möglich.

7. Das Lebendige erſcheint als ein *Triebweſen*, als verkörperter und in der Verkörperung fortwirkender *Lebenswille*.

Dies alſo wären die ſieben Urgeſetze, auf welchen der Kosmos des Seins und Lebens ſich aufbaut.

Ich faſſe Sein und Leben zuſammen, denn Leben iſt reales Sein, und ein anderes kenne ich nicht. Aber ich faſſe das Wort Leben in einem weiteren Sinne, als man es faßt, wenn man das Leben nur der thieriſchen Welt zuſpricht, den Pflanzen und der unorganiſchen Welt aber abſpricht.

Wenn man ſagt: das Sein wird zum Leben, ſo iſt das nicht ſo zu verſtehen, als ob es zuerſt ein Sein gebe, dann ein Leben, und zwiſchen beiden ein Werden; ſondern das Sein wird und iſt Leben von *Anbeginn*, und nicht einen Moment in aller Ewigkeit exiſtirte das Sein *vor* oder *außer* dem Leben.

Das Sein iſt entweder Leben oder Nichts.

Das Seiende iſt, ſubjektiv betrachtet: *Ich*; objektiv betrachtet: *Atom*. Beide ſind identiſch mit dem, was man das *Ding an ſich* oder das *Anſich der Dinge* nennt.

Ich und Atom ſind Gegenpole (Subjekt-Objekt). Jedes von beiden aber iſt, wie ſich ſpäter zeigen wird, wieder polariſirt: als unendliches, allgemeines und beſonderes Leben.

Und nun will ich daran gehen, nachzuholen, was im beſonderen zu ſagen iſt über die hier dargelegten Kategorien, Beſtimmungen, Formen und Grundgeſetze des Seins und Lebens.

Unendlichkeit und Endlichkeit.

Aus dem *Seinsbegriff* iſt der Begriff des *Unendlichen* hervorgegangen.

Den vom *Seienden* (*Wirklichen*) *abſtrahirten Begriff* des Seins betrachtete man nämlich *als eine Sache für ſich* und nannte dieſe Sache das Unendliche, das Abſolute u. ſ. w.

Und von dieſem Unendlichen, Abſoluten, glaubte man nun das Wirkliche erſt *herleiten* zu müſſen, vergeſſend, oder nicht anerkennend, daß man es nur mit einer, *vom Wirklichen eben erſt hergenommenen* Abſtraktion zu thun hatte.

Von einem bloſen Begriff kann das Wirkliche nicht herkommen, wohl aber iſt das Wirkliche ſelbſt in ſeiner Allgemeinheit als unendlich, als abſolut, und als eine Einheit zu faſſen. *Dies Unendliche und Abſolute meine ich, wenn ich im folgenden mich dieſer Ausdrücke bediene.*

Eine der wunderlichſten Irrfahrten des Menſchengeiſtes, eine wahre Don Quixottiade, könnte man ſagen, iſt die alte Unterſuchung, wie aus dem Abſoluten oder Unendlichen das Endliche „*hervorgegangen*“: ob das Unendliche das Endliche freiwillig und mit Bedacht aus ſich „entlaſſen“ — oder ob dieſes von jenem „abgefallen“ — oder ob ſich der Wille aus blinder Thorheit in einer ſchwachen Stunde zur Selbſtverwirklichung in der Welt entſchloſſen hat u. ſ. w. u. ſ. w.

Niemals iſt das Endliche aus dem Unendlichen hervorgegangen; es iſt noch bis zum heutigen Tage in ihm. Beide ſind von Anbeginn und in alle Ewigkeit nur in und mit und durch einander. Das Unendliche iſt nur, inſofern das Endliche, das Endliche nur, inſofern das Unendliche iſt, ſo gewiß das Sein nur Sinn hat in Bezug auf ein Seiendes, das Seiende nur durch das Sein ſeiend iſt, und nur in figürlichem Sinne kann man ſagen, das Unendliche iſt endlich „geworden“, „weil“ es ſonſt nicht hätte real „werden“ können. In dieſem blos figürlichen Sinne ſprach auch ich von einem Endlichwerden des Unendlichen, verwahre mich aber aufs Entſchiedenſte gegen die Annahme eines „Werdens“ im zeitlichen Sinne des Wortes. Ich wollte nur ſagen: „Das Unendliche iſt endlich, und ſo muß es ſein, wenn es ein reales Sein, ein Leben iſt.“

Das Unendliche exiſtirt nirgends als im Endlichen.

Es iſt wahr, daß das beſondere und endliche Leben nur Erſcheinung iſt — aber Erſcheinung, lebendige Form des Unendlichen.

Dem Allgemeinen und Unendlichen gegenüber iſt das Beſondere und Endliche in einem gewiſſen Sinne nicht, ſondern Jenes iſt und exiſtirt in ihm.

Und wenn das Beſondere und Endliche nicht an und für ſich, ſo iſt es das Allgemeine und Unendliche noch weniger.

Man könnte das Paradoxon aufſtellen: Das (allgemeine, abſolute) Sein iſt nur, indem es nicht iſt. — — Der Buddhiſt ſagt: „Nur das Nichtſein iſt!“ Und auch er hat Recht — gewiſſermaßen! Ja, „Gewiſſermaßen“, das iſt das Feenkind, das alle dialektiſchen Räthſel, um deren Deutung ſich die Weiſen grimmig ſtreiten, mit kindlich ſchalkhaftem Lächeln ſpielend löſt!

Gewiſſermaßen iſt das Unendliche das wirklich Seiende, und gewiſſermaßen iſt es das Endliche.

Dieſe verwickelte Dialektik des Seinsbegriffs, des Seins und Nichtſeins, des wahrhaften Seins, und des nicht wahrhaften ꝛc., hat in den Syſtemen der Philoſophen große Verwirrung angerichtet. Es ſind mit hochtrabenden Worten ſehr einfache Dinge geſagt worden, indem man Begriff und Sache, Allgemeines und Beſonderes, Unendliches und Endliches, weil es ſich begrifflich trennen ließ, auch ſachlich auseinanderriß und Jedes für ſich hypoſtaſirte. Jenes ſollte „ſein“, und dieſes ſollte ebenfalls „ſein“; ſo bekam man verſchiedene Arten des Seins, die ſich hernach nicht mehr vereinigen ließen, und von welchen jede, der andern gegenüber, auch wieder eine Art des Nichtſeins war.

Das Syſtem Schopenhauers läuft im weſentlichen auf nichts anderes hinaus, als das ſeiner Vorgänger Fichte, Schelling und Hegel. Er iſt Idealiſt wie dieſe, und ſelbſt ſein Peſſimismus findet ſich in anderer Form und unter anderem Namen auch ſchon bei ihnen. Gemeinſam iſt ihnen allen der Lehrſatz von der Nichtigkeit des endlichen Daſeins, und daß der Lebenswille, der auf dieſes Endliche, angeblich Nichtige geht, negirt werden müſſe. Bei ihnen allen iſt es der Intellekt, durch welchen die „Sünde“, die „Thorheit“, oder mindeſtens „Unbegreiflichkeit“ des Willens, welcher ſich zum „Abfall von der Idee“, zur kreatürlichen Exiſtenz entſchloß, wieder gut gemacht und zurückgenommen werden ſoll. Dieſer, in ſeinem Grunde idealiſtiſch-peſſimiſtiſchen Weltanſchauung Fichtes, Schellings, Hegels und Schopenhauers iſt ein Syſtem gegenüberzuſtellen, in welchem die endliche Exiſtenz und der auf ſie gehende Lebenswille anerkannt wird als das im Seinsbegriff überhaupt Liegende, nicht durch einen wieder aufzuhebenden Akt der Freiheit „verſchuldete“, ſondern von Anbeginn einzig Denkbare, Berechtigte und Nothwendige.

Leere Abſtraktion iſt das Allgemeine, Unendliche nur dann, wenn es gefliſſentlich abſtrahirt, losgetrennt vom Endlichen, Beſonderen, und von der Totalität des All, als ein Selbſtändiges für ſich hingeſtellt wird.

Gerade Diejenigen, welche das Allgemeine, Unendliche perſonifiziren, trennen es von ſeinem Sein, machen es zu einer Sache für ſich, zu einem Endlichen. Etwas an und für ſich iſt das Unendliche niemals, denn ſonſt wäre es nicht Alles.

Wir ſollten uns wieder gewöhnen, die „Unendlichkeit“ in „konkreter“ Bedeutung, als das Weltganze zu faſſen, wie ſie gefaßt war in den Religionen und ſpekulativen Syſtemen des Alterthums, der Aegypter, der älteſten Griechen u. ſ. w. Es iſt ſehr zu bedauern, daß die ſpätere Philoſophie von dieſer lebendigen, realen Unendlichkeit ſich abwandte und an deren Stelle jene bloſe, leere Abſtraktion ſetzte, welche ſo viel Unheil angerichtet hat auf philoſophiſchem Gebiet.

Von den Völkern der heutigen Welt war nur das chineſiſche durch ſeine, in dieſem Punkt ſehr erſprießliche Nüchternheit befähigt, die Thatſache des allgemeinen Seins in eben dieſem realen Sinne, ganz einfach, ohne Bilderſchmuck und ohne irgendwelche Art von Ueberſchwenglichkeit aufzufaſſen und darzuſtellen.

Das wahrhaft Exiſtirende kann nur unendlich ſein. Nimmt es die Form der Endlichkeit an, ſo erſcheint dies als ein „Werden“ — aber wenn ein Augenblick käme, in welchem man ſagen könnte, daß es nicht mehr wird, ſondern geworden iſt, alſo iſt, ſo wäre es unendlich, und es müßte die Endlichkeit, die Scheinform ſeines „Werdens“, wieder ein Ende haben.

— Wäre das Unendliche nicht auch endlich, ſo wäre es etwas nicht — es wäre ſomit beſchränkt, endlich. Daraus ergiebt ſich, daß unendlich und nicht endlich verſchiedene Begriffe ſind. Das Unendliche ſchließt das Nicht-Endliche und das Endliche in ſich, iſt die Einheit beider.

Wenn alſo das Endliche nothwendig hineingehört in den Begriff des Unendlichen, ſo iſt auch die Frage gelöſt, wie das Vergängliche im Ewigen, das Reale im Idealen, die „Welt“ in „Gott“ nothwendig mitenthalten iſt.

Das allgemeine Sein und Leben ſetzt gewiſſermaßen in jedem Einzelnen ſeine ganze Kraft, ſein ganzes Weſen ein.

Nicht die Beſonderheit, ſondern die Weſensgleichheit mit dem allgemeinen Sein und Leben verleiht dem Einzelnen eine (wenn auch in der Erſcheinung wechſelnde) Ichheit, Weſenhaftigkeit, Subſtanzialität.

Leben iſt das unendliche Sein in der Form der Endlichkeit.

Einheit und Vielheit.

Es iſt eine Naturthatſache, daß das allgemeine Leben unzähligemal in einem Punkte konzentrirt erſcheint. Nur ſo kam ein reales Leben zuſtande.

Jedes Kraft-, Lebens- und Willenselement iſt ſozuſagen ein Mikrokosmus. Indem es die Spontaneität des allgemeinen Lebens auf einem Punkte konzentrirt in ſich enthält, trägt es zunächſt den Charakter der Allgemeinheit und Unendlichkeit in ſich, und es muß eine Einſchränkung, eine Hemmung der abſoluten Thätigkeit in den Einzelpunkten eintreten, wenn aus ihnen eine Welt von endlichen Produkten zuſtande kommen ſoll. Woher kommt ihnen dieſe Einſchränkung, dieſe Hemmung? Offenbar ſind ſie es ſelbſt, die einander einſchränken. Wie ſchon ein Blick auf die chemiſchen Vorgänge uns lehrt, iſt es zu allernächſt die Sache des Atoms, in Beziehung, in Verbindung zu treten mit anderen, im Konflikt mit anderen ſich zu behaupten oder zu erliegen, im Spiele ſcheinbarer Sympathien und Antipathien von andern Beſtimmungen anzunehmen und Reihen wechſelnder Qualitäten zu durchlaufen.

Aber es ſind bald nicht mehr Atome, ſondern Atomgruppen vom Kleinſten bis zum Größten, die den Schauplatz des natürlichen Werdens beherrſchen. Jede Form und Geſtalt in der Natur, jeder Kriſtall, jedes Pflanzen- und Thiergebild iſt das erſtaunliche Endergebniß des Kampfes ums Daſein zahlloſer Ureinheiten, die einander aſſimilirt und einer höheren Einheit unterworfen worden ſind.

Der Begriff von Emanation bei den alten Philoſophen iſt lange als zu kühn und myſtiſch beſpöttelt worden. Und nun zeigt uns die neueſte Zellenlehre, daß die Lehre von der unendlichen Vervielfältigung des Seins ein ganz natürliches Prinzip iſt, deſſen Wirkſamkeit ſich mit Händen greifen läßt, und das ſogar in der „materiellen“ Welt ſeine Geltung hat. — Die Entwicklung der Zellen bleibt immer das ſinnfällig klarſte Beiſpiel für das höchſte metaphyſiſche und phyſiſche Geſetz alles Daſeins: die Emanation.

Erſt vervielfacht ſich die Zelle in mehrere, viele andere, noch völlig gleiche, deren Tendenz noch unbeſtimmt, und aus welchen alles Mögliche werden kann. Aber die als Keim und Lebensprinzip in einer Zelle liegende, ſpäter als Seele zum Bewußtſein kommende Willenstendenz, unterordnet ſich die zunächſt gleichartigen Zellen, theilt ihnen eine beſtimmte Funktion und Willensrichtung zu.

Genau ſo iſt das reale Sein in der Unendlichkeit gleichartiger Kraftpunkte vervielfacht, deren Tendenz vielleicht im Aether noch ganz univerſell iſt, aus welchen aber alles Mögliche werden kann. Das Atomen-

Chaos differenzirt ſich zur unendlich mannigfaltigen Formenwelt des Alls.

Nur ganz abſtrakt gefaßt bedeutet die Zahl Eins eine wirkliche Einheit. In Wahrheit ſchließt dieſes Eins ja wieder eine Unendlichkeit des Vielen in Geſtalt ſeiner möglichen Bruchtheile, und jeder dieſer Bruchtheile wieder eine Unendlichkeit von Brüchen zweiten Grades u. ſ. f. in ſich. Indem ſo die Zahleinheit Unendliches in ſich begreift, iſt ſie ſelbſt ein Unendliches und ein anſchaulicher Beweis dafür, daß ein Unendliches, (welches freilich immer nur ein Gedankending iſt), ſich als ſolches niemals in Endliches, ſondern immer nur wieder in Unendlichkeiten zerlegen läßt.

— Statt zu ſagen, die Einheit des Seins vervielfacht ſich in unzähligen Einheiten, könnte man die beſonderen Einheiten auch als Bruchtheile der allgemeinen auffaſſen. War es doch ſchon die Lehre der Pythagoräer, daß es keine Vielheit von Einheiten, ſondern nur Bruchtheile der Einheit giebt. Dieſe Auffaſſung würde ſogar den Vortheil gewähren, daß ſie das mögliche Mißverſtändniß, als beſtände die Einheit neben der Vielheit, von vornherein ausſchließt. Die Weſensgleichheit und Gleichwerthigkeit des beſonderen mit dem univerſellen Sein bliebe trotzdem gewahrt, da ja das univerſelle Sein in ſeiner Abſtraktheit gefaßt, beſtimmungslos iſt, die Bruchtheile einer beſtimmungsloſen Einheit aber offenbar weſensgleich und gleichwerthig mit ihr ſind.

„Tota in minimis natura,“ ſagt ſchon ein alter Spruch.

Und Proclus thut den tiefſinnigen Ausſpruch: „Alles iſt in Allem, aber in Jedem auf eigenthümliche Weiſe: πάντα ἐν πᾶσιν, οἰκείως δὲ ἐν ἑκάστῳ. (Instit. theol. cap. 103.)

Sehr gut ſagt ein Scholaſtiker, dem Individuum gegenüber ſei das Allgemeine das abſolut Theilbare, das Dividuum. — (Stöckl, Phil. d. Mittelalt. I. 279).

Intereſſant iſt die Theorie des Scholaſtikers Bonaventura, welcher zu zeigen verſucht, inwiefern die unendliche Einheit — er nennt ſie Gott — in mehreren Hypoſtaſen — freilich nach ſeiner kirchlich-beſchränkten Auffaſſung nur in dreien, den Perſonen der Trinität — exiſtiren könne und müſſe. (Stöckl, II. 892.)

Der ſpinoziſtiſche Begriff von den unzähligen Attributen der unendlichen Subſtanz, von welchen jedes „die unendliche Weſenheit in verſchiedener Weiſe ausdrückt“, kommt dem, was ich meine, ſchon näher. Irgendwie haben Religion und Philoſophie zu allen Zeiten dem geiſtigen Inſtinkte Rechnung zu tragen geſucht, dem mit Recht Einheit nicht genügt, der etwas Vielfaches in ſie hineinzutragen ſich gedrungen fühlt.

Form hat nur das Zuſammengeſetzte, das abſolut Einfache iſt formlos = Alles und Nichts. Abſolut einfach iſt aber nur das unendliche Leben und ſeine Selbſtkonzentration in einen Punkt: das Atom. Dies alſo iſt abſolut einfach, iſt Alles und Nichts. Soll es Etwas werden, ſo muß es in Berührung treten mit der Vielheit, und innerhalb derſelben ſich ſo gruppiren, wie es gefordert iſt durch die Gruppirung des größeren Ganzen. Da der univerſelle Daſeinswille ſich in jedem Atom wiederholt, ſo iſt nicht zu verwundern, daß ſein urſprünglicher Wille, unendlich dazuſein, der Nothwendigkeit, etwas Beſtimmtes, daher Endliches, zu ſein, ſchlechterdings, um es menſchlich auszudrücken, ſich fügen muß. Dies iſt der vorzeitliche Akt des freien Willens, von welchem die Metaphyſik wie die Religionsphiloſophie ſo viel Romanhaftes zu erzählen weiß.

Zwei abſolut identiſche Weſenheiten kann es nicht geben; denn wären ſie abſolut identiſch, ſo wären ſie nicht zwei. Wenn nun das reale Sein und Leben nur durch Vielheit, durch vielfache Setzungen des Einen möglich iſt, die Vielheit aber nur dadurch, daß die vielfachen Setzungen des Einen nicht abſolut identiſch ſind — ſonſt wären ſie ja nicht vielfach, ſondern Eins — ſo begreift man, wie und weshalb erſt die Verſchiedenheit der Qualität jenen vielfachen Setzungen der Einheit Realität giebt. Das Problem der Qualität an ſich aber zu löſen, iſt nicht an dieſer Stelle der Ort. Einen kleinen Beitrag zur Löſung werde ich indeß zu geben ſuchen.

Nehmen wir das Urzentrum an als A. Aus dieſem gehen nach dem mehrfach erörterten Urgeſetze neue, weſensgleiche Zentra hervor, die wir a + a + a u. ſ. w. nennen wollen. Dieſe bleiben aber bezogen auf das Urzentrum. Nun haben wir alſo neben den beiden weſensgleichen Zentren ſchon ein drittes Moment: die Bezogenheit der beiden auf einander. A + a.

Das Zentrum a zerfällt aber wieder in neue, weſensgleiche Zentra, die wir b + b + b ꝛc. nennen wollen. Dieſe neuen Zentren b ſind bezogen zunächſt auf das Zentrum a, und durch dieſes auf das Urzentrum A. Ihre Formel iſt daher $A + a + b$.

Jedes Zentrum b zerfällt wieder in geſonderte Zentren $c + c + c$ u. ſ. w. Auch hier wiederholt ſich die Bezogenheit auf die Mutterzentren. Formel $A + a + b + c$.

Denken wir uns nun dieſen Prozeß immer weiter fortgeſetzt, ſo entſteht ein Syſtem von immer komplizirteren Bezogenheiten, und in dieſem Syſteme komplizirter Bezogenheiten liegt das Prinzip der Differenzirung.

Man begreift, daß das urſprüngliche eine Lebensprinzip ſich um ſo mehr differenziren muß, je größer die Reihe der aus einander hervorgehenden Zentrumſetzungen wird. Das Weſen Aa muß verſchieden ſein von Aab, dies von $Aabc$ u. ſ. w.

Auf der Zahl und den Verſchiedenheiten der Bezogenheiten beruhen die Geſtaltungen und Qualitäten der Weltweſen.

Die Bezogenheiten aber manifeſtiren ſich phyſikaliſch zunächſt unter der Form von Gravitation, Attraktion, Wärme, Licht, an welche ſich dann alle übrigen phyſikaliſchen Potenzen (Elektrizität, Chemismus) anſchließen.

Jedes neue Zentrum iſt in ſeiner Ausgeſtaltung beſtimmt durch zwei Prinzipien. Es will zunächſt das ſein, was das Zentrum war, aus welchem es ſelbſt hervorgegangen. Aber es muß auch dem Geſetz der Bezogenheiten folgen. Dieſem ſind analog die Prinzipien der Vererbung und Anpaſſung bei Darwin.

Prinzip des Seins. Lebensprinzip überhaupt, iſt die immer neue Zentrumſetzung; Formprinzip iſt die Anpaſſung, d. h. das Sichfügen in die Bezogenheiten auf die übrigen Zentren und auf das Urzentrum.

Ich habe es hiermit verſucht, als inneres Prinzip der Differenzirung ein Syſtem der Bezogenheiten darzulegen, aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Mitwirkung anderer Faktoren der Differenzirung, wie die Naturwiſſenſchaft ſie uns kennen lehrt, ihre volle Geltung gewahrt bleibt.

Glaube nur ſchließlich nicht, lieber Leſer, daß ich dir mit der „Spaltung" der ewigen Einheit in unzählige Punkte (Atome) eine „Geſchichte" habe erzählen wollen. Nicht ſo ſtelle dir die Sache vor, als ob zuerſt, wer weiß welch eine lange Zeit hindurch, eine ideale Einheit im Nichts ſich umhergetrieben, dann irgend einmal ſich entſchloſſen, in eine unendliche Zahl von realen Weſenseinheiten auseinanderzugehen, von welchem Augenblicke an die Unzahl der Atome zunächſt als Weltäthermaſſe den Raum erfüllt und im kosmologiſchen Prozeß die Differenzirung derſelben begonnen habe. So iſt die Sache nicht gemeint. Die Spaltung der ewigen Einheit in die Atome iſt nicht als Vorgang zu begreifen, der in die Zeit fällt, überhaupt nicht ein Vorgang, der ſich mit angemeſſenen Worten klar machen ließe. Wir haben keine Worte dafür, wir haben nur Bilder und Gleichniſſe. Die ewige Einheit theilt ſich und theilt ſich nicht, vervielfacht ſich und vervielfacht ſich nicht, iſt Eins und Vieles, und im

Vielen ſelbſt das ewig Eine zugleich. Nahe zu bringen iſt die Sache nur Dem, der ſie in lebendiger Anſchauung ergreift, oder deſſen Gemüth ſie in ihrer religiöſen Form mit myſtiſcher Begeiſterung erfüllt.

Ein Vorgang, den man nicht als in eine beſtimmte Zeit fallend ſich denken kann, iſt von Ewigkeit her, und ich hege in der That die Überzeugung, daß mit dem Sein auch ſeine Wirklichkeit von Ewigkeit her geweſen, daß der Zerfall der Einheit in eine Vielheit, welche die Einheit nicht aufhebt, ſondern von ihr durchdrungen bleibt, von Ewigkeit her beſtanden habe, und daß der Wechſel der Bildung von Weltkörpern aus der Weltätheratommaſſe (mit allen Entwicklungen des Lebens bis ins Kleinſte), und der Wiederauflöſung eben dieſer Syſteme in ihre indifferenten Urelemente und Urkräfte nie begonnen hat, aber auch nie aufhören wird, die unendliche Zeit und den unendlichen Raum zu erfüllen.

Gottesbegriff.

Der philoſophiſche Begriff eines perſönlichen Gottes gehört zu den merkwürdigſten pſychologiſchen Erſcheinungen in der geiſtigen Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit. Betrachtet man die Rolle, welche dieſer Begriff, als ſolcher, in der Philoſophie geſpielt hat und noch heute ſpielt, ſo kann man nicht umhin, nach den Gründen zu fragen, welche die philoſophirende Wiſſenſchaft noch immer veranlaſſen, das geheimnißvolle höchſte Objekt religiöſen Glaubens auf das logiſche Gebiet hinüberzerren zu wollen? —

Wer ſeinen Glauben mit Gründen vertheidigt, kann mit Gründen widerlegt werden.

Die Philoſophie ſollte von jetzt an tauſend Jahre lang darauf verzichten, den Namen Gottes auch nur in den Mund zu nehmen.

Nichts iſt mir von jeher unbegreiflicher geweſen, als der Ernſt, mit welchem von dem ſchlechten Spaß des Anſelmus geſprochen wird, welchen man den „berühmten ontologiſchen Beweis" desſelben nennt: „Gott muß exiſtiren, denn er iſt das allervollkommenſte

Weſen, und wenn er nicht exiſtirte, ſo wäre er nicht vollkommen, weil ihm ja die Exiſtenz fehlte!“ — Das klingt ungefähr, als ob ich ſagte: „Es muß auch blaue Zeiſige geben, denn wenn es keine blauen Zeiſige gäbe, ſo wären ja die blauen Zeiſige nicht blau!“ — Meines Erachtens iſt dieſer Beweis eigentlich eine Gottesläſterung. Oder wäre es nicht frivol im höchſten Grade, die Exiſtenz Gottes durch eine offenbare Albernheit, eine Schrulle zu vertheidigen? Stelle ich die Behauptung auf: Es liegt im Begriff dieſer oder jener Sache, ſo und ſo beſchaffen zu ſein, ſo gilt dieſe Forderung offenbar nur für den Fall, daß es eine ſolche Sache wirklich giebt. Giebt es keine ſolche Sache, ſo iſt die Forderung, daß ſie ſo oder ſo beſchaffen ſein müſſe, eine ſinn- und gegenſtandloſe.

Ueberweg bemerkt ganz richtig mit Bezug auf den ontologiſchen Beweis, daß „jede Folgerung aus der Definition nur hypothetiſch gelte, unter Vorausſetzung der Exiſtenz des Subjekts“.

Somit kann auch die Forderung des „ontologiſchen Beweiſes“, ein allervollkommenſtes Weſen müſſe exiſtiren, weil es ſonſt nicht das vollkommenſte wäre, ſein Begriff alſo die Exiſtenz einſchließt — dieſe Folgerung kann nur darauf hinauslaufen: „Giebt es ein allervollkommenſtes Weſen, ſo — muß es exiſtiren! Giebt es kein ſolches Weſen, ſo — braucht es nicht zu exiſtiren!“ —

Wenn Carteſius auf jeder Seite ſeiner Schriften Wendungen gebraucht wie: „Alle uns angebornen Ideen“ — das heißt, alle Ideen, von welchen es juſt dem Carteſius beliebt ſich einzubilden, ſie ſeien allen Menſchen angeboren, wenn es auch keineswegs der Fall, und ſie ſogar nachweisbar *falſch* ſind — „alle dieſe angebornen Ideen müſſen wahr ſein, denn wie hätte der allgütige Gott uns betrügen und uns falſche Ideen einflößen können?“ oder: „Es muß einen Gott geben, denn er hat mir die Idee von ſeinem Daſein eingepflanzt; wie hätte er das können, wenn er nicht exiſtirte?“ u. dgl. — ſo erblicke ich hierin keine ſinnvollen Ausſprüche zur wirklich größeren Ehre Gottes, ſondern ein kindliches Geſchwätz, daran der gute Gott ſelber unmöglich ſein Wohlgefallen haben kann.

Wenn Kant Gott, Unſterblichkeit der Seele u. ſ. f., die er theoretiſch leugnete, für den „praktiſchen Gebrauch“ wieder vertheidigen zu müſſen glaubte, ſo geſchah das offenbar in löblicher Abſicht. Aber daß er es in ſo ſophiſtiſcher Weiſe, mit Berufung auf Poſtulate und „Denknothwendigkeiten“ that, die alles eher ſind als ſolche, daß er für ſeinen abſoluten und ſouveränen „kategoriſchen Imperativ“, der zunächſt durch eben dieſe Abſolutheit und Souveränität mit Recht aufs gewaltigſte „imponirte“, hinterdrein ſich doch wieder Gott, Unſterblichkeit u. ſ. w. als Krücken und Stützen zugeben ließ, und doch wieder nicht ſo, daß man dieſe Dinge ſchlechthin für wahr und wirklich halten, ſondern blos „hinzudenken“ ſollte zur „beſſeren Richtſchnur und zum praktiſchen Gebrauch“ — das ſind Schaukeleien und Gaukeleien, von welchen der wahrhaft unbefangene, denkende Menſch mit Widerwillen ſich abwendet. Es wäre unbegreiflich, wie eine ſolche Art von Philoſophie Geiſter und Gemüther lange Zeit zu befriedigen vermochte, wäre es nicht Thatſache, daß dem Menſchen in der Regel für das, was ihm gefällt, und was er für wahr hält, jeder Beweis gut und auch der ſchlechteſte nicht zu ſchlecht iſt. Aber es iſt ein Frevel an aller Wahrheit, ſie mit ſchlechten, ſophiſtiſchen Beweiſen zu entweihen.

Fragt mich Einer, ob ich an einen Gott glaube, ſo muß er, bevor ich ihm antworte, mir erſt ſagen, was er unter „Gott" verſteht. Und da er ſchwerlich jemals damit zuſtande kommen wird, mir das zu ſagen, ſo werde ich wohl auch nie dazu gelangen, ſeine Frage zu beantworten. —

Diejenigen, welche am häufigſten von „Gott" reden, haben am wenigſten einen Begriff von ihm, wie Diejenigen, welche, gegen den Materialismus eifernd, an „Geiſter" glauben, ſich von Geiſtern die materiellſte Vorſtellung machen.

Ich ſpreche im Folgenden nicht von Gott, als dem Gegenſtande *religiöſen Glaubens*. Ich ſpreche einzig und allein von dem *Gottesbegriff*, welchen die *Philoſophie* ſich zurecht gemacht hat, und von einigen Beiſpielen der theils *abſurden*, theils *unehrlichen* Art, in welcher man dieſen Begriff logiſch zu begründen, das Daſein Gottes zu *beweiſen* geſucht hat.

Ich finde überhaupt den Ausdruck, „Gott *muß* exiſtiren", für die Menſchlein etwas keck. „Gott" muß gar nichts. Er *will* blos.

Nicht weniger abſonderlich als die philoſophiſchen

Vertheidiger des Daſeins Gottes benehmen ſich die Leugner desſelben. Drollig iſt die Polemik E. Haeckels gegen den lieben Gott als perſönlichen Weltſchöpfer auf jeder Seite ſeiner „Natürlichen Schöpfungsgeſchichte“. Es iſt als ob ein Profeſſor der Geburtshülfe jeden Augenblick ſeinen Vortrag mit dem Ausruf unterbräche: „Sie ſehen, meine Herren, wie abſurd es iſt, zu glauben, daß der Storch die kleinen Kinder bringt.“

Man pflegt die ſchaffende Thätigkeit eines perſönlichen Weltſchöpfers mit der des geſtaltenden Künſtlers zu vergleichen. Aber der Künſtler findet ſeinen Stoff vor und giebt ihm nur eine Form. Eine Schöpfung aus nichts, wie ſie Gott zugeſchrieben wird, iſt ein Lehrſatz, an den ſich glauben, aber kein Begriff, bei welchem ſich etwas denken läßt. Erſchaffung aus nichts iſt, wie jede Art von Zauber, unbegreiflich, dem logiſch-wiſſenſchaftlichen Verſtändniß unzugänglich. —

Wenn ein perſönliches Weſen die Welt geſchaffen hat, warum muß es gerade das „allerhöchſte“, abſolute Weſen ſein? Konnte nicht auch eine Art Dämon, ein höheres Weſen, von dem wir uns keinen Begriff bilden können, ein „Demiurg“, ſich dieſen Spaß gemacht haben?

Selbſt Mechaniker nehmen ſich manchmal des lieben Gottes wiſſenſchaftlich an. A. Gether („Gedanken über die Naturkraft“ S. 298) faßt denſelben auf als „das Ergebniß unendlich feiner Schwingungen einer unendlich feinen Materie, welche den ganzen Weltraum erfüllt“, und legt ſich die göttliche Allwiſſenheit wie folgt zurecht: „Wellenbewegungen einer unendlich hohen Ordnung müſſen unendlich ſchnell von einem Orte zum andern gelangen, und iſt Gott ſo unendlich fein organiſirt, daß er dafür empfänglich iſt, ſo gelangen die Eindrücke von Vorgängen in den entlegenſten Gegenden des Weltalls in demſelben Augenblicke an ihn, wo das fragliche Ereigniß ſtattfindet. Gott kann alſo zu jeder Zeit von allem Kenntniß haben, was im Weltall ſich ereignet. Umgekehrt aber wird er befähigt ſein, durch von ihm ausgehende Schwingungen auf alles Vorhandene jeder Zeit einzuwirken.“ —

Wenn man an Diejenigen, welche ſich Gott nur als Perſon denken können und den perſönlichen Gott für ein Bedürfniß des menſchlichen Gemüthes erklären, die Frage richtete, wie ſie ſich die Perſon Gottes eigentlich vorſtellen, ſo würden die Ehrlichen darunter geſtehen müſſen, daß ſie ſich Gott in menſchlicher Geſtalt denken. Alsbald würden ſie freilich anfangen, ſich dieſer Vorſtellung ein wenig zu ſchämen, und einzuſehen, daß ein Gott mit Naſe, Mund, Ohren, athmenden Lungenflügeln, Eingeweiden, Händen und Füßen ſtreng genommen eine des höchſten Weſens ziemlich unwürdige Vorſtellung bilde, und daß menſchliche Sinneswerkzeuge, menſchliche Glieder für den allmächtigen, allgegenwärtigen Gott keinen Sinn haben, in einem geradezu lächerlichen Widerſpruch mit ſeiner Weſenheit ſtehen. Aber bei dem Verſuch, ſich Gottes Perſönlichkeit in einer andern als der menſchlichen Geſtalt vorzuſtellen, würde ihnen der ganze Begriff eines perſönlichen Gottes ins Unbeſtimmte verſchwimmen, ja in nichts zerrinnen, und ſchließlich würden ſie — ich ſpreche immer nur von den Einfachen und Ehrlichen, nicht von Solchen, die ſich, in die Enge getrieben, ſophiſtiſch zu helfen wiſſen — geſtehen müſſen, daß ein ganz unbeſtimmter, unvorſtellbarer Gott um nichts beſſer ſei, als der „unperſönliche“, von welchem ſie nichts wiſſen wollten, und der dem Bedürfniß des menſchlichen Gemüthes nicht entſpricht.

Man nimmt ein Allgemeines, Abſolutes, Unendliches an, um das Beſondere, Bedingte, Endliche daraus hervorgehen zu laſſen, und läßt dann dies Allgemeine, Unendliche ebenfalls als ein Beſonderes, Individuelles, Perſönliches neben all dem übrigen Beſonderen ſtehen. Aber ein alter Wahrſpruch ſagt: „Nihil potest esse omnia et aliquid.“ Wenn man Gott zum Individuum vermenſchlicht, ſo bleibt ihm freilich nichts anderes übrig, als zu leiden und zu ſterben, um wieder in ſeine unendliche Herrlichkeit einzugehen.

Ein ſonderbarer Ausſpruch findet ſich bei dem gottgläubigen, frommen Jacobi: „Wir haben von einem Außerzeitlichen das innigſte Bewußtſein: wir nennen es in uns das Selbſt, außer uns Gott; was aber in der Zeit iſt, Natur oder das Vergängliche.“ (Werke VI. S. 134—135.)

Der noch weit frömmere Novalis ſagt: „Wir denken uns Gott perſönlich, wie wir uns ſelbſt perſönlich denken. Gott iſt gerade ſo perſönlich und individuell wie wir, denn unſer ſogenanntes Ich iſt nicht unſer wahres Ich, ſondern nur ſein Abglanz.“

(So wäre alſo auch unſer „ſogenannter“ Gott nicht unſer „wahrer“ Gott?)

Man kann den allgemeinen unendlichen Willen, der ſich in den Einzelnen beſondert, immerzu gleich *Gottes Willen* nennen. Und da paßt hernach das ſchöne Wort des Neuplatonikers Nemeſius: „Nichts kann Gottes Willen *entgegen* ſein, denn *es giebt außer ſeinem Willen nichts*.“ —

Suchſt du Gott? Du wirſt ihn nur finden, wenn das in dir, was ihn ſucht, er ſelber iſt. —

Kontinuum.

— **Die Pluralität des Seins** — **das Diskrete, Reale** — wird von uns angeſchaut unter der Form des Kontinuums. Und zwar unter der Form eines Kontinuums

a) des Raums
b) der Materie
c) der Zeit
d) des Bewußtſeins.

Mit dem Kontinuum des Raums hängt das der Materie, mit dem der Zeit das des Bewußtſeins zuſammen.

Das Kontinuum iſt nie und nirgends ein reales, indem es bei näherer Betrachtung ſich als Sinnenſchein, oder als blos Gedachtes, als Form unſerer äußern oder innern Anſchauung erweiſt.

Auch ſchon vom naturphiloſophiſchen Standpunkte aus iſt das Kontinuum eine durchaus falſche Vorausſetzung, ſei es, daß man eine dichte Maſſe chemiſch vereinigter Moleküle, ſo lange ſie eben vereinigt ſind, für ein wirkliches Kontinuum hält, das keine leeren Zwiſchenräume hat, oder daß man wenigſtens die

Atome ſelber für minimale, noch immer theilbare Kontinua nimmt.

Wenn ich behaupte: Es giebt kein Kontinuum, ſo zieht vielleicht Jemand, um mich zu widerlegen, mit Bleiſtift eine Linie aufs Papier und fragt: „Was iſt dieſe Linie anders als ein Kontinuum?“ — Darauf erwidere ich: „Was du hier eine Linie nennſt, das iſt eine ſich in gerader Richtung hinerſtreckende Lage von Graphitkörnchen, welche ſich vom Bleiſtift losgelöſt haben. So beſteht jede Linie, wenn ſie der ſinnfälligen Wirklichkeit angehört, aus diskreten Theilchen irgend eines Stoffes. Und wenn ſie blos gedacht iſt — als Schema irgend einer geraden Richtung — nun, dann iſt ſie eben nicht real“.

Es giebt nicht blos keine kontinuirlichen Dinge, es giebt auch keine Erſcheinung, keine Aktion, keine Funktion der Natur, die wirklich kontinuirlich wäre. Aus diskreten Theilen, oder aus diskreten Stößen und Schwingungen beſteht alles, was wir für ſtetig halten: jeder Ton, den wir vernehmen, iſt ein Syſtem unzähliger Einzelklänge, jeder Lichtſtrahl ein Syſtem unzähliger Lichtpunkte. Und jede Art von Wirkung erneuert ſich, wenn ſie dauernd iſt, von Moment zu Moment. Ohne Zweifel ſind auch Nervenerregung und Empfindung intermittirend. Die Wirkung, die durch den Nervenſtrang von außen nach innen läuft, erneuert ſich von Atom zu Atom.

Von großer Bedeutung iſt Schellings Vergleich des Naturprodukts mit einem Wirbel im Strome. „Kein Produkt,“ ſagt er, „iſt fixirt, ſondern in jedem

Augenblick durch die Kraft der geſammten Natur *reproduzirt*." Wer erinnert ſich dabei nicht an Heraklits: „In demſelben Fluſſe ſchwimmſt du nicht zum zweiten mal!"

Tiefſinnig faßt die Myſtik der Indier und Perſer die ganze Welt als ein nicht kontinuirlich Exiſtirendes, ſondern als ein in *jedem Augenblick* neu *Entſtehendes*, neu Geſchaffenes.

Helmholtz nennt den animaliſchen Körper einen „*Wirbel*" von immer neu eintretenden und austretenden Atomen. Schon Leibniz will in der Epist. ad Bernoull. die Erſcheinungen des organiſchen Lebens, und ſogar auch das *Gedächtniß* auf fortdauernde *Schwingungen* zurückführen, „wie eine angeſchlagene Glocke ſchwingend noch lange nachklingt." —

„Es iſt charakteriſtiſch," ſagt Sigwart (Logik II. S. 141. Anm.), „daß, ganz analog den Richtungen, welche die Atomiſtik einſchlagen muß, um den Begriff der Subſtanz von der widerſpenſtigen Kontinuität des Raumes zu befreien, die Mechanik in den grundlegenden Anſchauungen von Galilei die Zeit in Punkte, in welchen eine Wirkung ſtattfindet, und leere Intervalle zerſchlagen mußte. Die Betrachtungsweiſe, welche die Beſchleunigung des fallenden Körpers dadurch zuſtande kommend denkt, daß in kleinſten Zeitabſchnitten momentane Stöße erfolgen, welche die vorher vorhandene Geſchwindigkeit mehren, zeigt dasſelbe Beſtreben, das Kontinuirliche in Diskretes aufzulöſen, und die Reduktion der ausgedehnten Maſſe in untheilbare Maſſenpunkte."

Kurd Laßwitz will ſich ſelbſt die Schwerkraft nicht als ein Kontinuum denken. „In der kinetiſchen Atomiſtik“, ſagt er, „löſen ſich die für unſere ſinnliche Anſchauung konſtant wirkenden Kräfte in eine Summe von intermittirenden Impulſen auf. So hätte man ſich die Schwerkraft als eine Summe von Stößen zu denken, welche durch die Atome des Weltäthers ausgeübt werden und undurchdringliche Körper gegen einander treiben. Eine momentane Kraft würde alſo durch einen einmaligen Stoß, eine konſtante durch eine Reihe ſo raſch wirkender Stöße repräſentirt werden, daß für unſere Sinnlichkeit der Charakter des Unſtetigen verloren ginge.“ (Atomismus und Kritizismus S. 74.)

De la Rue überzeugte ſich bei ſeinen Verſuchen über Entladung der Voltaſchen Elektrizität, daß dieſelbe keineswegs kontinuirlich, ſondern intermittirend, in kleinſten Intervallen erfolgt.

Bei Luſt- und Schmerzempfindungen lehrt eine ſchärfere Beobachtung uns bald, daß ſie keine reinen Kontinua ſind. Vielen iſt es gewiß erinnerlich, daß heftige Schmerzesgrade, bei Zahnſchmerzen z. B., bei Rheumatismen, Neuralgien, Wundenſchmerz u. ſ. f., wenn man genauer darauf achtet, ſtoßweiſe verlaufen, in ſehr raſchen, drängenden Stößen, reißend ſchnell in gleichmäßigem Takte ſich folgenden Zunahmen und Abnahmen — was man, wenn es ſich ſehr bemerklich macht, als das „Toben“ des Schmerzes zu bezeichnen pflegt. Die höchſte bekannte Luſtempfindung nimmt, der beſtehenden Natureinrichtung gemäß, einen ausgeprägt intermittirenden Charakter in verlangſamtem und beſchleunigtem Rhythmus an, und man kann wohl ſagen, daß eben dieſer ausgeprägt intermittirende Charakter das Umſchlagen der Luſtempfindung in ein peinlich geſpanntes Uebermaß verhindert, das ihr nicht erſpart bleiben könnte, wenn ſie auf ihrer Höhe ſich eine Zeitlang als völlig kontinuirliche behaupten wollte.

Ich behaupte, daß es Atome giebt und daß alles aus diskreten Theilen beſteht, aus dem einfachen Grunde, weil es kein Kontinuum giebt. Um an ein Kontinuum zu glauben, müßte ich doch einmal erſt eines ſehen. Wer ein ſolches kennt, den bitte ich, mirs zu zeigen. Ich bin überzeugt, daß man mir zwiſchen Himmel und Erde keines aufzuweiſen imſtande iſt, das ſich nicht in diskrete Theile zerlegen läßt. Mit welchem Rechte will man behaupten, daß etwas ſich in Theile zerlegen läßt, die es nicht hat. Was heißt trennen und theilen? Es heißt, die Entfernung zwiſchen den Theilchen eines Körpers bis zur ſinnfälligen Aufhebung ihres Zuſammenhanges erweitern. Das trennende Werkzeug muß ſchon einen Zwiſchenraum vorfinden, in den es mit dem feinſten Theil ſeiner Schärfe eindringt! Dieſen kleinſten Zwiſchenraum kann das eindringende Werkzeug nicht ſchaffen, ſondern nur vergrößern, und es braucht ihn ſchlechterdings, denn ein Eindringen, ein ſich Vorwärtsbewegen ohne einen leeren Raum, in welchen hinein ſich das Eindringende bewegt, iſt unmöglich. Das Kontinuum müßte alſo Zwiſchenräume haben, um theilbar zu ſein, und da Zwiſchenräume dem Begriff des Kontinuums widerſtreiten, ſo kann das, was ſich theilen läßt, kein Kontinuum ſein.

Was in ſich wahrhaft ungetheilt und abſolut zuſammenhängend wäre, das würde durch keine Macht der Erde je ſich theilen und trennen laſſen.

Es iſt dabei, um das Kontinuum zu widerlegen, keineswegs nöthig, die Theilung fortzuſetzen, bis wir auf Theile ſtoßen, die nicht mehr ausgedehnt ſind; das Kontinuum iſt ſchon mit dem erſten Schnitt, der es in zwei Hälften trennt, widerlegt, denn ein wirkliches Kontinuum würde ſich eben ſo wenig in zwei, als in Millionen Theile ſpalten laſſen.

Verweiſt man mich auf Zeit und Raum als Kontinua, ſo erwidere ich vorläufig nur, daß Zeit und Raum Anſchauungsweiſen und keine Dinge ſind.

Daß alſo der Begriff der *Theilbarkeit* einer Maſſe den Begriff ihrer wirklichen Kontinuität vollkommen aufhebt, iſt für den Unbefangenen einleuchtend und unwiderleglich.

Ein wirkliches Kontinuum läßt ſich *meſſen*, d. h. in Maßeinheiten zerlegen, aber nicht wirklich *theilen*. So laſſen ſich Zeit und Raum, welche zwar nicht an ſich wirklich ſind, aber in unſerer Idee und Anſchauung exiſtiren, auch nur *meſſen*, aber nicht in der Art theilen, daß man ein **Stück Zeit** *als ſolche* und ein Stück Raum als *ſolchen* aus ihrem Kontinuum herausheben kann. Die reale Theilung einer Maſſe, welche den Raum erfüllt, iſt nicht eine reale Theilung des Raumes ſelbſt.

Der Begriff des Kontinuums iſt nur *von Zeit und Raum auf die Materie übertragen*. Im Grunde iſt die Vorſtellung des Kontinuums nichts Anderes, als die Vorſtellung des Raumes ſelbſt. Weil der Phyſiker den Raum nur als Kontinuum denkt, ſo meint er, er müſſe auch das, was nach menſchlicher Anſchauung den Raum „erfüllt“, als Kontinuum denken.

Demjenigen, welcher behauptet, daß die Theilbarkeit kein Beweis gegen das Kontinuum ſei, weil ja bei einer ins Unendliche fortgeſetzten Theilung noch immer ein Kontinuirliches übrig bleibe, iſt zu erwidern, daß eben dieſes bei der fortgeſetzten Theilung angeblich immer übrig bleibende Kontinuum kein Kontinuum iſt, weil es noch immer fort getheilt werden kann, und daß, was in alle Ewigkeit getheilt werden kann, in alle Ewigkeit kein Kontinuum iſt.

Nun giebt es aber noch eine andere, in der That, ſo gut wie allgemein verfochtene Anſicht: die nämlich, daß das Kontinuum zwar von Anfang an aus diskreten Atomen beſtehe, daß aber dieſe eine kontinuirliche Maſſe bilden, ſo lange ſie nicht getheilt werden. Die Atome ſollen ohne Zwiſchenraum aneinander, ſie ſollen Kontigua ſein. Ich behaupte, daß ſich dies zwar denken und vorſtellen laſſe, in der Wirklichkeit aber unmöglich ſei. Durch eine Art von unmittelbarer Anſchauung iſt es mir unumſtößlich klar, daß der Zwiſchenraum zwiſchen zwei Dingen oder Atomen niemals = 0 werden könne. Denn geſchähe dies, ſo wären die beiden Dinge oder Atome nicht mehr zwei, ſondern eines. Ich komme auf dieſen Punkt bei Erörterung der „Diſtanzwirkung“ ausführlich zurück.

Man ſagt: Eine Anzahl ausdehnungsloſer Punkte (Atome) kann nicht ein Kontinuum erzeugen. Ganz recht; aber müßte und könnte ein Kontinuum überhaupt „erzeugt“ werden, ſo würden auch ausgedehnte Punkte es nicht erzeugen. Es hätte wenigſtens keinen Sinn, dies zu ſagen; denn wenn das Ausgedehnte und Stetige ſchon in den Punkten (Atomen) vorhanden iſt, ſo kann es nicht erſt von dieſen erzeugt werden.

Ein wirkliches Kontinuum können ausdehnungsloſe Punkte allerdings nicht erzeugen; aber den Schein eines ſolchen können ſie erzeugen, und das thun ſie. Die Schwierigkeit, Ausgedehntes aus Unausgedehntem zu erklären, iſt dadurch aus der Welt geſchafft, daß man Ausdehnung und Kontinuum als bloſen Sinnenſchein begreift.

Wohin die Verkennung der Wahrheit führt, daß etwas, was nicht aus Theilen zuſammengeſetzt iſt, auch nicht in Theile zerlegt werden kann, beweiſen die Antinomien des Zeit- und Raumbegriffs. Dieſe Antinomien ſtammen lediglich daher, daß man Zeit und Raum als wirkliche Kontinua denkt und hernach doch in Theile zerlegen will, aus welchen ſie nicht beſtehen. Die ganze Rechnung mit realen Zeit- und Raumpunkten muß, als widerſpruchsvoller Verſuch, ein real Diskretes in ein als real gedachtes Kontinuum zu bringen, nothwendig mißlingen und in Antinomien auslaufen. So gut wie ausdehnungsloſe Atome zwar ein ſcheinbares, aber kein wirkliches Kontinuum erzeugen können, ebenſo gut können auch Zeit- und Raumpunkte nur ein ſcheinbares, nicht an ſich reales Kontinuum erzeugen. Der Punkt iſt, weit entfernt, einen Beſtandtheil des Kontinuums und des Ausgedehnten zu bilden, vielmehr die abſolute Negation deſſelben. Man hat alſo nur die Wahl, entweder den Begriff des wirklichen Kontinuums von Raum und Zeit aufzugeben oder nicht mehr von realen Zeit- und Raumpunkten zu reden. Iſt der falſche Begriff eines wirklichen Kontinuums beſeitigt, ſo fällt auch das ganze Treiben mit dem „unendlich Kleinen,“ der „unendlichen Theilbarkeit“ u. ſ. w. fort, das ſo viel Verwirrung in das Gebiet der Atomiſtik bringt.

Die Zahlenreihe von 1 — ∞ iſt das richtige Bild einer diskreten unendlichen Reihe. Aber zwiſchen jeder Zahl und der folgenden liegt die unendliche Anzahl der möglichen Brüche. Durch die Einſchiebung dieſer Unendlichkeit von Bruchzahlen zwiſchen die ganzen Zahlen wird die diskrete Reihe zum Kontinuum, und dieſes Kontinuum erſcheint ins Unendliche theilbar. Aber vergeſſen wir nicht, daß die Zahlen nicht Wirklichkeiten, ſondern Abſtraktionen ſind, und daß wir unrecht thäten, das, was von den Zahlen als ſolchen und ihrer Reihe gilt, auf eine Reihe von wirklichen diskreten Größen zu übertragen. Dieſes Unrecht wird nun in der That von Philoſophen und Mathematikern immerfort begangen, indem ſie glauben, es müſſe, weil ſich in der abſtrakten Zahlenreihe, durchſetzt mit der Unendlichkeit der Bruchzahlen, ein ins Unendliche theilbares Kontinuum ergiebt, auch ein ins Unendliche theilbares reales, konkretes Kontinuum ſich denken laſſen. Aber es geht nicht an, die Lücken einer Reihe diskreter Wirklichkeiten mit Unendlichkeiten von rein abſtrakter Natur zu ſtopfen; Reales und Abſtraktes läßt ſich nicht zu einem realen ſtetigen Ganzen verquicken. Die Unendlichkeit der möglichen Bruchzahlen kann, wie jede Unendlichkeit als ſolche, niemals real oder konkret ſein, kann alſo auch nicht eine Reihe bilden mit realen, konkreten Größen, die toto genere von ihr verſchieden ſind. Es giebt alſo im Gebiete des Realen ſo wenig eine wirkliche Theilbarkeit ins Unendliche, als es ein wirkliches Kontinuum giebt. Ins Unendliche theilbar iſt nur das abſtrakte Kontinuum der Zahlenreihe mit ihren unendlichen Brüchen.

Die Zenoniſchen Argumente gegen die Möglichkeit der Bewegung („Schildkröte", „Achilles") ſind der naiv-drolligſte Ausdruck, den der Glaube an die unendliche Theilbarkeit des Realen und Konkreten gefunden hat. Jemand ſoll die Raumſtrecke von a bis b zurücklegen. Aber vorher müßte er die Hälfte dieſes Weges zurücklegen — vorher ein Viertel — vorher ein Achtel — ein Sechzehntel — ein Zweiunddreißigſtel — u. ſ. f. ins Unendliche — und da er eine unendliche Anzahl von Theilſtrecken nur in einer unendlichen Zeit zurücklegen könnte, ſo würde er den Ort b niemals erreichen! — Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Aber obgleich gerade aus den Zenoniſchen Trugſchlüſſen die koloſſale Ungereimtheit der Lehre von der unendlichen Theilbarkeit des Konkreten am glänzendſten in die Augen ſpringt, wird doch an dieſer Lehre noch immer ernſtlich feſtgehalten.

— Ein gröber organiſirtes Auge würde die Sternenwelt des Himmels als kompakte Maſſe ſehen und ein feiner organiſirtes würde die Atome eines Erdklumpens als getrennte Körper erblicken. Die Entfernung der Weltkörper von einander und die der Atome von einander iſt durchaus relativ — kann als unermeßlich groß und als verſchwindend klein erſcheinen, je nach der Organiſation des ſehenden Auges. Löſen doch ſelbſt für ein und dasſelbe Auge, das menſchliche, bei Zuhülfenahme eines guten Teleſkops ſich Sternnebel in Gruppen von Sternen auf, die nach unſeren Begriffen unendlich weit von einander entfernt ſind.

Bei Atomen, welche nach der Meinung des gewöhnlichen Phyſikers ſich „berühren", iſt der Abſtand *im Verhältniß zu ihrer Größe* wahrſcheinlich nicht kleiner, vielleicht aber ſogar größer, als der Abſtand zweier Fixſterne von einander im Verhältniß zu ihrer Größe iſt.

— Man ſagt: Die Atomiſtik braucht den *leeren Raum*, um die diskreten Theile auseinanderzuhalten — da es aber keinen leeren Raum giebt, ja der Raum überhaupt nicht real, ſondern blos eine Anſchauungsweiſe iſt, ſo fällt die Atomiſtik in ſich zuſammen, und *die Materie muß ein Kontinuum ſein*. — Aber nur die Atomiſtik auf der primitivſten Stufe, die Korpuskulartheorie, braucht den Raum; die dynamiſche Atomiſtik, welcher das Atom ein ausdehnungsloſer Kraftpunkt iſt, braucht ihn nicht. Und wenn der dynamiſche Atomiſt von Zwiſchenräumen unter den Atomen ſpricht, ſo gilt dieſer Ausdruck nur für die Welt der *Erſcheinung*, nur in phyſikaliſchem Sinne. Was der menſchlichen Raum- und Stoffanſchauung zu Grunde liegt, die *Vielheit* der Atome, iſt nur ein unum *praeter* aliud, und wird nur in der phyſiologiſch-pſychologiſchen Anſchauung des Menſchen zu einem unum *extra* aliud. Der Atomiſt braucht den Raum alſo nicht; *wohl aber braucht ihn das Kontinuum*. Was iſt das Kontinuum der Materie anders, als ein Ausgedehntſein, ein Sichhinerſtrecken im *Raume*? Ein *reales* Stoff-Kontinuum ohne einen *realen* Raum iſt ein Unding. Der Angriff auf die Atomiſtik mit Berufung auf die Idealität des Raums fällt alſo auf die Vertheidiger des Kontinuums zurück.

Wie ſich die Leugner der Atomiſtik und Vertheidiger des Kontinuums das Phänomen der Verdichtung und der Verdünnung phyſikaliſch begreiflich machen, iſt mir ein Räthſel. Wenn die Materie wirklich ſtetig und nicht von minimalen leeren Raumdiſtanzen durchſetzt iſt, ſo iſt vom rein phyſikaliſchen Standpunkte aus nicht blos unverſtändlich, wie das Stoffliche verſchiedene Grade der Dichte annehmen kann, ſondern die Möglichkeit aller Bewegung wird — ich ſpreche immer vom phyſikaliſchen Standpunkte aus — unfaßlich, da die Bewegung eines Körpers nur durch Ausweichen der von ihr durchſchnittenen Waſſer-, Luft-, Aethermaſſen u. ſ. f. zuſtande kommt, dieſe aber nur in vorhandene leere Raumintervalle entweichen können. Es ſind aber in der That Verſuche gemacht worden, Verdichtung und Verdünnung ohne Zuhülfenahme der atomiſtiſchen Theorie phyſikaliſch zu erklären. Man hat das Kontinuum als eine kautſchukähnliche, ſtreckbare und einziehbare „Kraftſubſtanz" demonſtrirt, „mit Kraftzentren, welche durch ihre Kontraktion *Spannung* in der Maſſe bewirken" (J. G. Vogt, „Die Kraft", Leipzig 1878). Aber „Kontraktion" und „Spannung" ſind nicht denkbar ohne Verdichtung, dieſe aber iſt phyſikaliſch ohne Annahme minimaler Raumdiſtanzen innerhalb der Materie ein Räthſel. Das ſich im vollſtändig ausgefüllten Raum bewegende, ſtreckende und einziehende Kontinuum iſt ein Phantom, ein Gedankengeſpenſt.

Man könnte ſagen: *Ein* Kontinuum giebt es in jedem Falle doch: das Kontinuum des *Seins*. — Und wohl auch das Kontinuum der *Kraft*! — Und wie könnte man das Kontinuum der *Bewegung* leugnen, d. h. die *Stetigkeit*, mit welcher die Bewegung von einem Punkte zum andern alle dazwiſchen liegenden Punkte ohne denkbares Intervall durchlaufen muß? — Man könnte nun wohl dieſe Kontinua zugeben; da aber die Vorſtellung des Kontinuums des Seins und der Kraftwirkung mit der Vorſtellung der Zeit, die Vorſtellung der Kontinuums der Bewegung mit der Vorſtellung des Raums zuſammenfallen, Zeit und Raum aber nur für die phänomenale Welt gültige Anſchauungsweiſen ſind, ſo würden die Kontinua des Seins, der Kraft und der Bewegung auch nur für die phänomenale Welt einen Sinn haben. Damit heben aber dieſe Kontinua immerhin von vermeintlichen Kontinuis anderer Art ſich ab, welche, wie das Kontinuum der Materie, nicht einmal für die phänomenale Welt wirkliche Geltung haben; denn während Sein, Kraft und Bewegung gar nicht anders gedacht werden können als ſtetig, löſt das Kontinuum der Materie ſchon für die phyſiſche Betrachtung ſich völlig in Diskretes auf.

Das Atom.

Das Atom iſt das punctum saliens der Exiſtenz.

Nicht das Atom ſelbſt, ſondern nur ſeine Wirkungsſphäre iſt räumlich.

Jedes Atom iſt der Mittelpunkt eines unendlichen Kreiſes. Auch Faraday meinte, jedes Atom dehne ſich ſo zu ſagen durch das ganze Sonnenſyſtem aus, doch ſo, daß es immer ſein eigenes Kraftzentrum habe. (Tyndalls Gedenkſchrift auf Faraday S. 118.)

Da die Materie das Theilbare iſt, ſo kann das Atom nicht materiell ſein. Es iſt das weſentlich Untheilbare — das wahre Individuum.

Das unendlich Große und das unendlich Kleine ſind ſich gleich. Dieſes wie Jenes iſt der Mittelpunkt eines Kreiſes ohne Peripherie.

Wenn die Volksmythe etwas recht Tüchtiges und Feines herſtellen laſſen will, ſo bedient ſie ſich hierzu mit Vorliebe werkthätiger, unermüdlicher Zwerge. Dieſe Zwerge der Sage ſind für die Natur die Atome, die immer geſchäftigen, immer beweglichen, die zaubermächtigen Tauſendkünſtler, die Ueberall und Nirgends, die nichts Geringeres fertig bringen als den Kosmos in ſeiner lebendigen, geſtaltenreichen, formſchönen Unendlichkeit.

Den ſchlagendſten *Beweis der Atomiſtik* — der bisher, meines Wiſſens, nicht geltend gemacht worden — finde ich in Folgendem.

Die Stadt exiſtirt, genau genommen, nur in den Häuſern, aus welchen ſie beſteht. Aber auch die Häuſer exiſtiren wieder nur in den Ziegeln oder Steinen, aus welchen ſie erbaut ſind. Die Ziegel und Steine exiſtiren ihrerſeits wieder nur in den mineraliſchen Beſtandtheilen, aus welchen ſie zuſammengeſetzt ſind, dieſe wieder nur in noch kleineren, chemiſchen Beſtandtheilen, u. ſ. f. Der Menſch exiſtirt nur in ſeinen Gliedern, dieſe nur in den Geweben, dieſe nur in den Zellen, aus welchen ſie beſtehen, u. ſ. f. Man wird nun zwar nicht behaupten dürfen, die Stadt, der Menſch u. ſ. w. exiſtiren *nicht* — denn ſie *exiſtiren ja in ihren Beſtandtheilen* — aber ſie exiſtiren nicht an und für ſich, ihre Exiſtenz iſt ſtreng genommen nur eine begriffliche, ſie ſind nur Sammelnamen für Gruppen von einfacheren Beſtandtheilen. *So erreichen wir das Gebiet des an und für ſich Seienden erſt dann, wenn wir auf nicht weiter theilbare Einheiten ſtoßen.* Und entziehen dieſelben ſich unſerer ſinnlichen Erfahrung, ſo müſſen wir ſie vorausſetzen: denn gäbe es nicht *letzte* Beſtandtheile, untheilbare Einheiten, Atome, ſo gäbe es überhaupt kein an und für ſich, kein im eigentlichen Sinne des Wortes Seiendes. Mit andern Worten: Da alles Zuſammengeſetzte nur in den Beſtandtheilen exiſtirt, aus welchen es zuſammengeſetzt iſt, ſo iſt das an und für ſich Seiende nothwendig einfach.

Habe ich den zwingenden Beweis geliefert, daß das Kontinuum bloſer Schein, ſo habe ich auch den zwingenden Beweis für die Exiſtenz der Atome geliefert. Iſt das Stoffliche nicht ſtetig, ſo muß es aus diskreten Theilen beſtehen, aus Theilchen bis ins Kleinſte, und dieſe nennen wir eben Atome. Ein Drittes iſt nicht möglich.

Ueberhaupt ſind Diejenigen im Unrecht, welche von den Atomen immer ſo ſprechen, als wäre es nur ihr guter Wille, wenn ſie ſolche gelten laſſen, und als wäre das eine Sache, über die ſich ſtreiten läßt. Thatſächlich iſt der Sachverhalt anders.

Nehmen wir eine Maſſe irgend welchen Stoffes in die Hand, ſo können wir ſie in winzige, aber noch immer ſichtbare Theile zerkleinern. Kein Menſch bildet ſich ein, daß bei fortgeſetzter Theilung ſpäterhin, wenn die Theilchen, zunächſt für das freie, dann auch für das bewaffnete Auge aufhören wahrnehmbar zu ſein, die Möglichkeit einer weiteren Theilung ſelbſt ein Ende haben würde. Wir ſind vielmehr deſſen gewiß, daß mit anderen Werkzeugen, als die uns zu Gebote ſtehen, die Theilung in noch kleinere Theilchen beliebig fortgeſetzt werden könnte.

Nun ſind zwei Fälle möglich. Entweder würde man bei immer fortgeſetzter Theilung zuletzt doch auf Theilchen ſtoßen, die ſich nicht weiter theilen laſſen, die abſolut ſtarr ſind, oder auf ſolche, die gar nicht mehr ausgedehnt ſind, die blos durch ihr Zuſammenſein den Schein der Ausdehnung erzeugen. Eines aber iſt unmöglich: daß die letzten Theilchen, von welcher Art ſie auch ſein mögen, in Nichts verſchwinden, uns gleichſam unter den Händen zerrinnen. Denn nichts, was iſt, kann völlig zunichte werden.

Ich fingire alſo die kleinſten Theilchen nicht, ich nehme ſie nicht an als Hypotheſe, ſondern ich habe ſie in der Hand: ich habe und halte ſie, wenn auch nicht mehr in ſichtbarer Geſtalt. Die Annahme, das Kontinuum ſei wirklich und das Diskrete bloſer Schein, wäre eine Hypotheſe; die Annahme, das Kontinuum ſei Schein und das Diskrete wirklich, iſt mehr als Hypotheſe, iſt Thatſache, wenn wir nicht das reine Nichts annehmen wollen als Element des Ausgedehnten.

Die Antinomie der unendlichen Theilbarkeit der Materie beſteht nur ſo lange, als man die Materie für ein wirkliches Kontinuum anſieht. Sie entfällt vollſtändig, ſobald man die Materie als eine Summe diskreter Theilchen, Atome, erkannt hat. In dieſem Falle nämlich hört die Theilung auf, ins Unendliche fortſetzbar zu erſcheinen; ſie hat ein Ende, wenn ſie bis zu den nicht weiter theilbaren Atomen fortgeſchritten iſt. Die Zahl der Atome, welche eine beſtimmte Stoffmaſſe bilden und den Schein des Ausgedehnten erzeugen, kann nur eine beſtimmte, endliche ſein.

Ob bloſe Scheinweſen, wie das Kontinuum und der Raum, ins Unendliche theilbar ſind oder nicht, hat im Grunde kein ſonderliches Intereſſe; man fährt aber fort, ſich die Köpfe über dieſes Problem zu zerbrechen.

A priori läßt es ſich nicht löſen; und an die Möglichkeit einer Löſung auf dem Wege der Erfahrung ſcheint noch weniger Jemand zu denken. Und doch giebt es in der That einen ſchlagenden Erfahrungsbeweis für die Unmöglichkeit der Theilung eines Kontinuums ins Unendliche!

Bekanntlich iſt vom Kontinuum der Bewegung ſchon im Alterthume behauptet worden, es ſei ins Unendliche theilbar; die zu durchlaufende Raumſtrecke zerfalle, wenn auch im Laufe beſtändig vermindert, immer noch in unendlich viele Theile, die durchmeſſen ſein wollen, und ſo könne die Entfernung zwiſchen der Schildkröte und dem ſie verfolgenden Achill niemals — 0 werden — er könne ſie niemals einholen. Aber es iſt Thatſache, daß der verfolgende Achill die Schildkröte mit der allerleichteſten Mühe von der Welt einholt! Damit iſt bewieſen, daß die unendliche Theilbarkeit eines Kontinuums nichts iſt als eitel Spiegelfechterei und Gedankentrug!

Es fragt ſich: Wie ſollen uns, während wir damit beſchäftigt ſind, die Materie in immer kleinere, aber doch ausgedehnte Theilchen zu theilen, ſchließlich unausgedehnte letzte Theilchen, Atome, übrig bleiben? wie wäre ein ſolcher unvermittelter Sprung zu denken? — Die Beantwortung dieſer Frage iſt ſehr einfach. Ich habe nachgewieſen, daß alles Ausgedehnte (Kontinuum) ein Sinnenſchein iſt, den die

Pluralität eines wahrhaft Realen (ſelbſtverſtändlich nicht ſelbſt Ausgedehnten) im menſchlichen Wahrnehmungsvermögen erzeugt. Es iſt die Form der Wirkung eines Realen außer uns auf uns. So erzeugt denn das Vorhandenſein einer beſtimmten Anzahl von Atomen in uns das Phänomen eines Kontinuums von beſtimmtem Umfang. Ein einzelnes Atom würde einen ſolchen Schein nicht erzeugen; es iſt ſogar möglich, daß zwei, drei, zehn Atome dies noch nicht thun, ſondern daß das Phänomen der ausgedehnten Sichtbarkeit für die menſchliche Organiſation erſt bei einer gewiſſen höheren Anzahl von Atomen ſeinen Anfang nimmt.

Wenn ich nun das ſcheinbare Kontinuum theile, ſo ſind es Atomgruppen, in welche ich es theile, und die Sichtbarkeit der immer kleiner werdenden Theilchen wird ein Ende haben bei jener uns unbekannten Minimalzahl der Atome, bei welcher ſie keinen Schein des Kontinuums mehr erzeugen.

Mit der Annahme an ſich ausdehnungsloſer Atome, deren Wirkung auf uns in der Erzeugung des Scheins eines Kontinuums beſteht, entfällt gänzlich die Frage nach der „unendlichen Theilbarkeit der Materie“, dies Kreuz der Philoſophen und Phyſiker. Man hat es in aller Materie, allem Ausgedehnten, allem Kontinuum von beſtimmtem Umfang nicht mehr zu thun mit einer angeblich „unendlichen“ Anzahl kleinſter Theilchen, ſondern mit einer ganz beſtimmten, dem Umfange des Kontinuums entſprechenden Anzahl von Atomen, die zu einer Gruppe vereinigt ſind.

Die Erzeugung des Scheins eines Kontinuums iſt nur der *quantitative* Theil der Wirkung einer beſtimmten Atomgruppe auf uns. Der *qualitative* tritt dazu. Die Atomengruppe kann ein Kriſtall, eine Pflanze, ein Thier ſein, ſo daß die einzelnen Atome ſelbſt qualitativ ſehr verſchieden beſtimmt und differenzirt ſind. In dieſem Falle beſteht der qualitative Theil der Wirkung in der Erzeugung eines einheitlich geſtalteten und gegliederten Vorſtellungsbildes in uns. Wir befinden uns damit im Reiche der Geſtalten und Formen, die ohne die quantitative Grundlage des Scheins eines Kontinuums nicht möglich wären. Erblickten wir anſtatt des anmuthigen Scheins eines Kontinuums die Umriſſe diskreter, wirbelnder Atommaſſen, ſo wäre die *Schönheit* aus der Welt verbannt geblieben.

Wer ſich an der ſcheinbaren *Leerheit* des Begriffes „ausdehnungsloſer Punkte“ ſtößt, der bedenke, daß dieſer Ausdruck nur ein *ſprachlicher Nothbehelf* iſt, der mehr bedeutet, als er ſagt. Was übrig bleibt, wenn ich alle Prädikate, welche ich dem auf mich wirkenden Objekte zugeſprochen, hinwegdenke, iſt nur für *mich* ein ausdehnungsloſer Punkt. Wahr iſt, daß dieſer „ausdehnungsloſe Punkt“ durch eben dieſen Ausdruck nur *negativ* beſtimmt iſt, und daß die Prädikate, die ich ihm auf Grund der von ihm auf mich ausgeübten Wirkungen beilege, ſein poſitives Weſen und wahres Sein nicht ausdrücken. Unwahr aber iſt es und eine verhängnißvolle Irrlehre der modernen Spekulation, daß etwas, deſſen Exiſtenz logiſch erſchloſſen, aber für unſere unzulänglichen menſchlichen Erkenntnißmittel nur negativ beſtimmbar iſt, an und für ſich dem Nichts gleichgeſtellt werden müſſe. Der ausdehnungsloſe Punkt, auf welchen für unſere Anſchauung das Sein, das Leben und die Kraft zuſammenſchrumpft, wenn wir von den auf uns ausgeübten Wirkungen abſehen — dieſer Punkt iſt nicht wegzuwerfen, ſondern feſtzuhalten mit aller Entſchiedenheit: denn der Punkt des Atoms iſt der Punkt des Archimedes — *δός μοί ποῦ στῶ*! Er iſt der Punkt außerhalb des Ichs, den das Ich braucht, um ſich über ſich ſelbſt hinauszuſchwingen, das All des Gedankens zu bewegen und mehr zu ſein als ein wahnwitziger Traum, der ſich ſelber träumt.

Hätten die abſoluten Atome noch immer Ausdehnung, ſo hätten ſie auch Schwere, und wäre dabei ihre Anzahl unendlich, ſo müßten die, wenn auch noch ſo kleinen Schwergewichte der einzelnen Atome ſich zu einer Geſammtſchwere von unendlicher Größe ſummiren. Eine Geſammtſchwere von unendlicher Größe aber iſt im Bereiche der Natur eine Unmöglichkeit. Und da, einmal angenommen, die Theilung der Materie könne ins Unendliche fortgehen, jedes Quantum von Materie eine unendliche Anzahl von Atomen enthalten müßte, ſo wäre auch jedes Quantum, gleichviel ob klein oder groß, unendlich ſchwer.

— Jede Einheit vervielfacht ſich ins Unendliche, ohne etwas von ihrer Kraft und Weſenheit einzubüßen. Dies iſt das Prinzip der Fortpflanzung. Bei der Zeugung geht die Kraft des Zeugenden auf ein neues Individuum über. Jedes Menſchen-, Thier-, Pflanzenindividuum iſt ein Sproß, eine Fortſetzung, eine Wiederholung des erſten und urſprünglichen, in Zeit und Raum geſetzten Menſchen-, Thier- und Pflanzengebildes. Da aber jeder Abſproß der ins Unendliche ſich theilenden Urmonas, in welcher der urſprüngliche Wille ſich unendlich-endlich ſucceſſive bethätigt, zunächſt auch nur eine Einheit iſt, die darauf angewieſen iſt, durch Bekämpfung, Unterwerfung, Anziehung und Aſſimilation anderer, untergeordneter Einheiten ſich ihre Individualität, ſo zu ſagen ihren Leib, zu ſchaffen, dieſe untergeordneten Einheiten aber überall andere ſind, ſo ſind auch die Individuen derſelben Art keineswegs einander völlig gleich.

Das Individuum, namentlich das organiſche, verdankt nicht blos ſeine *Entſtehung* der Abſorption vieler Einheiten durch eine dominirende Gruppe, ſondern die letztere zieht, nachdem ſie ſich zu einem Organismus ausgebildet, auch während ihrer Lebensdauer zum Behufe der *Erhaltung* des letzteren beſtändig eine Fülle von fremden Willensmonaden aſſimilirend an ſich. (Stoffwechſel.) Ja, man kann ſagen, daß die untergeordneten Monaden *in einem beſtändigen Fluſſe* begriffen ſind.

Was ich von den Atomen behaupte, kreuzt die phyſikaliſche und chemiſche Atomenlehre nicht. Es laſſen ſich gar viele Arten von Einheiten zwiſchen dem eigentlichen, ausdehnungsloſen und indifferenten Atom des Philoſophen und der Zelle denken. Ich pflege mich für dieſe Mittelſtufen — mit Einſchluß der Zelle — des Ausdrucks „kleinſte Theile“ zu bedienen, ohne Rückſicht darauf, ob ſie als real oder phänomenal, ausgedehnt oder punktuell gedacht werden.

Vorläufig legt ſich jede Wiſſenſchaft den Atombegriff zurecht, wie ſie ihn braucht. Die Hauptſache iſt, daß man den Wahn des Kontinuums fahren läßt und der Einſicht Raum giebt, daß die Materie aus den Theilen beſtehen müſſe, in die ſie ſich zerlegen läßt.

Aber auf dieſem Punkte macht der Philoſoph geltend, daß ja die Ausdehnung nur ein Phänomen, an und für ſich alſo das Größte ſo wenig ausgedehnt iſt wie das Kleinſte. Mit der Ausdehnung fällt aber die Größe ſelbſt in das Gebiet der bloſen Erſcheinung. Es könnte alſo von „kleinſten Theilen“ überhaupt nicht mehr die Rede ſein, wenn man den Standpunkt der Erſcheinungswelt verläßt und auf den philoſophiſchen des „An ſich“ der Dinge hinübertritt. Man muß es indeſſen dem Philoſophen zu gute halten, wenn er in der Erörterung ſich manchmal auf den Standpunkt des Phyſikers und Chemikers ſtellt und vorübergehend von dem, was er eigentlich in das Gebiet des Sinnenſcheins verweiſt, wie von etwas Wirklichem redet. Dergleichen war in der Philoſophie ſtets unvermeidlich und wird es auch wohl bleiben.

— Es iſt mit Recht gefragt worden, ob den Atomen, nachdem ſie Theile eines lebenden Organismus geweſen, nicht auch nach dem Zerfall des Organismus etwas anhaftet, was ſie während des lebendigen Zuſammenhanges erworben haben und nie wieder verlieren können.

Mit den Monaden des Leibniz haben meine Kraft-, Lebens- und Willensatome nur eine geringe Verwandtſchaft. Noch ferner ſtehen ſie den todten, ſtarren „Realen" Herbarts.

Groß ſcheint auf den erſten Blick ihre Aehnlichkeit mit den Monaden E. v. Hartmanns in einem Kapitel der „Philoſophie des Unbewußten". Aber mir ſind die Monaden keine Willensakte, als welche ſie Hartmann faßte, nach Schellings Vorgang, der im „Entwurf der Naturphiloſophie" die Atome ebenfalls nicht als Weſenheiten, ſondern als Aktionen bezeichnet wiſſen wollte. Mir ſind ſie Weſenheiten, nicht gewollte, ſondern ſelbſt wollende, das allgemeine Sein, Leben und Wollen in individueller Vervielfachung.

Das wahrhaft Unendliche liegt nicht im Größten, ſondern im Kleinſten.

Noch einmal erinnere ich an Malpighis Maxime: „Tota in minimis natura." „Jedes Atom ſchließt die ganze Schöpfung in ſich, jeder Geiſt die geſammte Allmacht," ſagt Emerſon

Ebenderſelbe bemerkt ſehr treffend: „Der Genius betrachtet die Monade in jeder Maske, die ſie annimmt, wenn ſie die Seelenwanderung der Natur vollzieht." So iſt's! Die Natur iſt eine große Maskerade und der Philoſoph ruft jeder Vermummten ſein ſchalkhaftes „Maschera, ti conosco!" zu.

Der geneigte Leſer halte ſich gegenwärtig, daß, wenn ich in dieſem Abſchnitt, wie im ganzen Buche, von Einheiten (Monaden) ſprach, nicht blos einzelne Atome gemeint waren, ſondern eben ſo gut zu höheren Einheiten vereinigte Gruppen von Atomen, Summirungs-Erſcheinungen, von welchen, was ihren Bezug auf das allgemeine Leben anlangt, im weſentlichen, und meiſt noch in höherem Grade dasſelbe gilt, wie von den einzelnen Atomen ſelbſt. Ich ſpreche in dieſem Sinne von einer Pflanzenmonas, von einer Thiermonas u. ſ. f. Und in dieſem Sinne iſt ſogar auch das geſammte All als gegliedertes, eng verſchlungenes Ganzes eine Einheit, eine Monade. So hat die urſprüngliche Spaltung der Einheit in unzählige Atome ſchließlich zu einer höchſten, realen Einheit zurückgeführt. Nicht in ein wüſtes, zerfahrenes Chaos hat die Vereinzelung ſich verloren, ſondern ein wohlgeordneter Kosmos hat aus ihr ſich geſtaltet, der leuchtend Zeugniß giebt von der ſelbſtſchöpferiſchen Macht und Herrlichkeit des Seins.

Zeit und Raum.

Alles Kontinuum iſt menſchliche Anſchauungsweiſe der Pluralität, alles Kontinuum Schein, und nur das zu Grunde liegende Konkrete wirklich, Zeit und Raum ſind Kontinua: folglich als ſolche Schein, und real nur ihr Diskretes. (Zeit- und Raumpunkte.)

Raum iſt die phyſiologiſch-pſychologiſch bedingte, menſchliche Anſchauungsform der Pluralität des Seins, Zeit die der Pluralität des Geſchehens.

Damit ſtimmt auch J. G. Fichte überein, welcher im „Tagebuch über den animal. Magnetismus“ (Nachlaß Bd. III., S. 376) Zeit als Schema der Veränderung, Raum als Schema der Mannigfaltigkeit bezeichnet. — Der Ausdruck „Schema“ für Zeit und Raum iſt ſehr gut. — Vom leeren Raum ſagt Fichte ebendort S. 354: „Es ſcheint, er iſt ideale Mannigfaltigkeit, ohne alle Qualität, die bloſe Setzbarkeit eines Mannigfaltigen.“

Auch Herbart (Metaphyſik I., S. 418—419 der Geſammt-Ausgabe) ſucht zu beweiſen, daß Zeit und Raum nichts wirklich Kontinuirliches ſind.

Zeit und Raum ſind alſo nicht real, aber es liegt ihnen etwas Reales zu Grunde. Sie ſind nicht Nichts, im Gegentheile, ſie ſind das Sein ſelbſt, menſchlich angeſchaut in ſeiner realen Vielfachheit, in ſeinem thätigen Leben und Wirken.

— Ein wunderlicher Irrthum Schopenhauers und Anderer war es, zu glauben, die Vielheit entſtehe uns durch den Raum, und ſei deshalb, wie dieſer, eine bloſe Anſchauungsweiſe. Es iſt nicht der Raum, durch den uns die Vielheit entſteht, ſondern es iſt die Vielheit, durch deren Anſchauung uns der Raum entſteht.

— Die abſolute Bedingtheit des Raumes durch die Vielheit liegt darin, daß zwei Weſen, wenn es kein Außereinander (keinen Raum) gäbe, ineinander ſein müßten, und dann eben nicht zwei, ſondern Eins wären. Wenigſtens für alle menſchliche Anſchauung und Vorſtellung!

Es iſt Thatſache, daß wir 1 Atom nicht ſehen, auch nicht 2, nicht 10, nicht 20, nicht 1000. Steigt aber die Anzahl derſelben noch um vieles höher, ſo wird die Atomgruppe ſichtbar, während die Zwiſchenräume, die ſie trennen, ſich nach wie vor unſerer Wahrnehmung entziehen. Sehe ich nun etwa 10 Millionen Atome, dann 20, dann 40 Millionen vereinigt, ſo muß dieſe Verſchiedenheit der Zahlgröße nothwendiger Weiſe die Qualität meiner Anſchauung irgendwie ändern. 10, 20, 30, 40 Millionen Atome werden mir nicht in derſelben Geſtalt erſcheinen. Dieſer Unterſchied nun nimmt für unſer Auge die variable Geſtalt deſſen an, was wir Ausdehnung nennen. Der Zahlunterſchied des Diskreten (der Atome) erſcheint alſo unter der Form eines Kontinuums, das wir Ausdehnung nennen, und deſſen Schema der Raum iſt.

Mit der Herbartſchen Raumtheorie hat meine Darſtellung den Ausgangspunkt gemein: die Vielheit realer Weſen. Aber ich bin weit entfernt, die Herbartſche Lehre in dieſem Punkte zur meinigen zu machen. Herbart operirt mit „leeren Bildern“ von Weſenheiten neben den realen, ich nur mit letzteren, und die Art, wie Herbart zunächſt die ſtarre Linie, die Fläche, u. ſ. w. konſtruirt, iſt meiner Auffaſſung der Sache durchaus entgegen. Bei ſeiner Konſtruktion der Linie erlaubt ſich Herbart den Widerſpruch, dieſelbe aus punktuellen Elementen beſtehen zu laſſen, die *ohne Diſtanz an einander ſind* und die dennoch ein Kontinuum bilden ſollen, während ich zwei *ausdehnungsloſe Punkte*, die *ohne Diſtanz an einander* wären, nicht mehr für zwei halten, zwiſchen ihrem Aneinander und Ineinander nur mehr einen fingirten Unterſchied finden könnte.

Das Grundgebrechen der Herbartſchen Raumkonſtruktion liegt darin, daß er nicht einſehen, nicht zugeben wollte, das Aneinander und Ineinander ausdehnungsloſer Punkte ſei erſt dann, ich will nicht ſagen wirklich und möglich, aber doch wenigſtens denkbar, vorſtellbar, *fingirbar*, wenn es einen Raum *ſchon giebt*. Ja es fragt ſich, ob auch nur das Zuſammen und Nichtzuſammen der Weſen denkbar ſei ohne die Vorausſetzung des Raumes? Das Aneinander zweier Punkte hat nur dann einen Sinn, wenn ein Raum vorhanden iſt, in welchem ſie zwei nicht identiſche Orte einnehmen können.

Eine willkürliche Annahme iſt, daß das Aneinander zweier Punkte in wechſelnder Trennung und Wiedervereinigung nur in gerader Richtung eine Reihe bilden können. Wie kann von Geraden, von Reihen und Richtungen die Rede ſein, wenn wir den Raum nicht ſchon haben, ſondern derſelbe erſt hieraus konſtruirt werden ſoll?

Nur für eine willkürliche Annahme kann ich es ferner halten, daß die „leeren Bilder" der Punkte „ſtehen bleiben", wenn man das, woran ſie geknüpft ſind, wegnimmt.

Faſt ans Naive ſcheint mir die Unbefangenheit zu grenzen, mit welcher Herbart zur raumloſen Konſtruktion der Ebene einen Punkt „außerhalb der Linie in beſtimmter Entfernung" ſetzt, und dann wieder einen Punkt „außerhalb der Ebene" in „anderer Richtung" und ſo frei über einen Raum verfügt, den er erſt konſtruiren will.

Herbart mag uns hundertmal beſchwören, in ſeine Raumkonſtruktion ja keine ſchon fertige Raumvorſtellung miteinzumengen — wir können ihm den Willen nicht thun. Er verlangt Unmögliches. Ohne Vorausſetzung des Raums finden wir all ſein Reden ſinnlos.

Bemerkenswerth iſt dabei, daß Herbart gar nicht einmal einen wirklichen, ſondern einen „intelligiblen", blos gedankenhaften, Raum erzeugen wollte. Man könnte ſich den Scherz erlauben, zu ſagen, er habe einen wirklichen Raum vorausgeſetzt, um einen „intelligiblen“ daraus abzuleiten. In der That, um ſeine Darlegung der Möglichkeit einer Fiktion des Raumes zu begreifen und gelten zu laſſen, muß man ihm den wirklichen zugeben.

Wollte man bei der Raumerklärung ſich durchaus auf Herbart ſtützen, ſo könnte es nur in folgender Weiſe geſchehen:

Ein Zuſammenſein zweier einfacher Weſen (Atome, Monaden, Realen, Elemente) iſt ohne Zweifel möglich, mag man dies Zuſammen nun als ein Ineinander oder als ein Aneinander (mit ſtrenger Ausſcheidung alles ſchon Räumlichen, wie Ausdehnung, Diſtanz u. dgl.) auffaſſen. Wenn nun A mit B in ſolcher Weiſe „zuſammen“ iſt, ſo iſt B der Ort des A und A der Ort des B. A und B können ſich aber wieder trennen und mit unzähligen andern einfachen Weſen in ein „Zuſammen“ treten; ſie können ihren „Ort“ unzähligemale wechſeln. Das Zuſammen und Nichtzuſammen der einfachen Weſen ergiebt alſo eine unendliche Vielheit von Orten: die unendliche Vielheit von Orten aber wird in unſerer pſycho-phyſiſchen Anſchauung zum Kontinuum des Raums.

Den Wechſel im Zuſammenſein mit andern und immer andern Weſen nennen wir Bewegung. Die Bewegung ſetzt alſo den Raum nicht eigentlich voraus, ſondern er entſteht uns erſt mit ihr. Wohl aber ſetzt ſie den Ort voraus. Der Ort iſt alſo früher als der Raum. Iſt einmal der Ortsbegriff gewonnen, ſo hat die Konſtruktion des Raumes keine ſonderliche Schwierigkeit mehr.

Indem ich den Raum eine *phyſiologiſch-pſychologiſch* bedingte Anſchauungsform der *Vielheit* nannte, habe ich ſchon zugegeben, daß man eben dieſe Anſchauungsform nicht als etwas dem Menſchen in räthſelhafter Weiſe Angebornes, rein Pſychologiſches zu betrachten braucht, ſondern die Möglichkeit zugegeben iſt, ſie zum Theile auf *phyſiologiſchem* Wege zu erklären. Wollte man nun unterſuchen, ob ſie nicht etwa durch die Eigenthümlichkeit unſerer Geſichts- und Taſtempfindungen begreiflich gemacht werden könnte, ſo hätte man bei ſolchen phyſiologiſchen Verſuchen ſich nur wieder zu hüten, bei der Erklärung des Raums den Raum ſelbſt ſchon vorauszuſetzen, und ihn z. B. durch ein Nebeneinander zu erklären, das ja keinen Raum ſchaffen kann, ſondern ſelbſt erſt in einem fertigen Raume möglich iſt. Weniger bedenklich wäre es ſchon, das Nebeneinander aus einem Nacheinander, den Raum aus der Zeit zu erklären, wie es z. B. Helmholtz thut, indem er „die angeſchaute Raumordnung der Dinge urſprünglich von der *Reihenfolge* herrühren läßt, in der ſich die Qualitäten des Empfindens den bewegten Sinnesorganen darbieten.“ („Die Thatſachen der Wahrnehmung.“ S. 21.)

Was wir Ausdehnung oder Raumgröße nennen, hängt von der Anzahl der Netzhautpunkte ab, welche von einem Reize getroffen werden, und dieſe von der Anzahl der (ausdehnungsloſen) Atompunkte, welche den Reiz verurſachen. Als Beiſpiel dafür läßt ſich auch die ſogenannte *Irradiation* verwerthen. Dieſe beſteht darin, daß uns helle Gegenſtände auf dunklem Grunde größer, dunkle Gegenſtände auf hellem kleiner erſcheinen, als ſie uns unter gewöhnlichen Umſtänden erſcheinen. Man erklärt dies daraus, daß ſtarke Lichteindrücke ſich auf der Netzhaut des Auges über die Stelle hinausverbreiten, auf welche ſie unmittelbar treffen. Das heißt mit andern Worten, eine größere Anzahl von Netzhautpunkten wird durch den Reiz getroffen, und dies erzeugt im Auge den Schein, als ſei auch die Zahl von Atompunkten, welche den Reiz verurſachen, eine größere.

Man hat gefragt, welchem Allgemeinbegriff man den Raumbegriff unterordnen könne? und da man einen ſolchen vermißte, ſo erklärte man, der Raum ſei überhaupt kein Begriff, ſondern eine undefinirbare, in ihrer Art einzige Anſchauungsform. Andere glaubten jenen Allgemeinbegriff gefunden zu haben, indem ſie den Raum eine „ſtetige Größe“ nannten. Aber dieſe Definition ſcheint mir keine glückliche zu ſein. Denn erſtens ſchließt der Begriff der Größe den des Raums gewiſſermaßen ſchon in ſich — was iſt Größe anders als Ausdehnung im Raume? — und zweitens giebt es, genau genommen, nur endliche, konkrete Größen, Größen von beſtimmtem Umfang und beſtimmter Form. Größe iſt — Quantum. Ein unendliches Quantum iſt ein Widerſpruch. Der Raum aber iſt nur als eine ſchrankenloſe, unendliche Ausdehnung denkbar. Der einzige Allgemeinbegriff, dem er ſich unterordnen läßt, iſt das Kontinuum. Dieſer theilt mit dem Begriff der Größe die Ausdehnung, iſt aber frei von den Beſchränkungen, welche jenem anhaften. Die Größe iſt ein Ausſchnitt von endlichem, beſtimmtem Umfang aus dem endloſen und unbeſtimmten Kontinuum des Raums.

Die gewöhnliche Auffaſſung des Raumes ſchwankt zwiſchen einer kontinuirlichen Größe, einer leeren Sphäre, welche durch die Körper ausgefüllt wird, und einer ſinnfälligen, durch unſere Organiſation bedingten Erſcheinungsweiſe der Körper hin und her.

Ich faſſe, wie ſchon geſagt, den Raum als die ſinnfällige Erſcheinungsweiſe der Vielheit ſeiender Weſen. Das reale unum praeter alterum geſtaltet ſich in der Raumanſchauung zum unum extra alterum der realen Exiſtenzen.

Bedingt iſt dieſe Anſchauungsweiſe durch unſere phyſiſche ſowohl als geiſtige Organiſation. Die Betheiligung der letzteren iſt ſchon dadurch erwieſen, daß eine der Dimenſionen des Raums, die Tiefendimenſion, nicht unmittelbar ſinnfällig, ſondern größtentheils ein Ergebniß der kombinirenden Thätigkeit des Verſtandes iſt. Sagt man, die Raumvorſtellung ſei uns angeboren, ſo dürfte dies nicht ſo verſtanden werden, als ſei uns die Raumanſchauung zu unſerer phyſiſch-geiſtigen Organiſation hinzu- und mitgegeben worden, ſondern ſo, daß ſie durch dieſe Organiſation ſelber bedingt iſt.

Aber auch ein objektiver Faktor ſpielt maßgebend in die Bildung unſerer Raumanſchauung mit hinein, indem unſere Organiſation durch die Vielheit der realen Weſenheiten zur Bildung der Raumvorſtellung überhaupt, durch die Verhältniſſe oder Beziehungen dieſer ſeienden Weſen aber zu den beſonderen Raumanſchauungen, zur Beſtimmung von Größe, Umriß, Lage, Ort der Gegenſtände angeregt und beſtimmt wird.

Mit dieſer Auffaſſung des Raumes ſteht in nothwendigem Zuſammenhang die Annahme, daß er nur an, in und mit den Dingen exiſtirt, daß er an und für ſich nichts und ein leerer Raum ein Unding iſt.

Es erſcheint daher ganz unzuläſſig, den Raum als eine ſtetige Größe oder dergleichen zu definiren. Um als eine Größe zu gelten, müßte er doch wohl an und für ſich ſein.

Giebt es keinen Raum an und für ſich, ſo ſind auch die Dimenſionen nicht an und für ſich im Raum, ſondern nur an den Dingen.

Unter den Problemen der Philoſophie wäre das der Zeit und des Raumes allein ſchon genügend, um darüber den Verſtand zu verlieren. Schon Auguſtinus ſagte bekanntlich: „Ich weiß wohl, was die Zeit iſt, aber wenn mich Jemand fragt, ſo weiß ich es nicht.“

So wie es eine bloſe Tautologie iſt, zu ſagen: die Zeit iſt das Nacheinander, der Raum das Nebeneinander der Dinge, ſo laufen auch faſt alle andern bisherigen Definitionen der Zeit und des Raumes auf bloſe Tautologien hinaus. Immer wird bei dem, woraus Raum und Zeit entſtehen ſoll, Raum und Zeit ſchon vorausgeſetzt.

Wenn wir die Luft und alles Andere aus dem Zwiſchenraum zwiſchen zwei Körpern entfernt denken, iſt dieſes Vakuum Raum oder iſt es Nichts? — Wir ſind geneigt, es für Nichts zu nehmen. Aber es läßt ſich meſſen. Dieſer leere Zwiſchenraum beträgt einen Centimeter, jener $2\frac{1}{2}$ u. ſ. f. Es giebt alſo Nichtſe von verſchiedener Ausdehnung? — Kann das, was ſich meſſen läßt, wirklich Nichts ſein?

Aber wodurch wird denn der Raum im beſagten Falle meßbar? — Nur durch die Grenze!

Zeit und Raum werden meßbar, und man kann ſagen auch real, nur durch das, was ſie begrenzt oder was ſie erfüllt.

Das Problem der Raumanſchauung iſt: Wie kommen wir dazu, zwiſchen zwei Punkten, auch wenn der Abſtand zwiſchen ihnen durch keinen ſinnfälligen Gegenſtand ausgefüllt, alſo, wie wir ſagen, vollkommen leer iſt, doch durch ein ganz beſtimmtes Quantum Raum ausgefüllt zu denken? Wornach beſtimmen wir dieſes Quantum in der Wahrnehmung? Offenbar meſſen wir die Größe dieſes leeren Zwiſchenraums an den Gegenſtänden und ſinnfälligen Flächen, welche ſich hinter demſelben befinden, und von welchen er ſich abhebt, wäre es auch nur eine nackte Zimmerwand, oder die blaue Wölbung des Firmaments. Daß wir aber in einem abſolut leeren Geſichtskreiſe — wenn ein ſolcher für uns denkbar wäre — in welchem unſerem Auge ſich ſchlechterdings nichts Anderes darböte, als zwei Punkte, dieſe zwei Punkte in beſtimmter Entfernung von einander erblicken würden, iſt ſehr zu bezweifeln.

Es ſcheint alſo, daß erſt eine Vielheit — welche? — von Punkten jenes Wechſelverhältniß zwiſchen ihnen bedingt, welches uns befähigt, uns ein Urtheil über die Größe der Abſtände zu bilden.

Köſtlich iſt die Schrulle des Carteſius, daß, wenn wir einen geſchloſſenen Raum vollkommen luftleer machen könnten, die Wände desſelben zuſammenrücken und ſich an einander legen müßten, da es einen abſolut leeren Raum nicht geben kann.

Man muß jenes Diskrete, jene realen Punkte, in welche das ſcheinbare Kontinuum des Raumes und der Zeit zerfällt, nicht verwechſeln mit jenen formellen Einheiten, in welche wir Zeit und Raum zu theilen pflegen. Dieſe Theilung iſt keine faktiſche, wie wir die Materie in Theile zerlegen, ſondern nur eine Maßbeſtimmung. Die Minuten, Stunden, Tage, in welche ich die Zeit, die Centimeter und Meter, in welche ich den Raum eintheile, ſind ſo wenig wirkliche Theile des Raumes und der Zeit, als die Markirung der Centimeter den Meterſtab, die Zeichnung der Ziffern das Zifferblatt einer Uhr wirklich zerſtückelt. Zeit und Raum laſſen ſich im gewöhnlichen Sinne nicht theilen, ſondern nur meſſen, nicht zertheilen, ſondern nur eintheilen.

Wie der Punkt, iſt auch die Linie raumlos. Sie nimmt keinen Raum ein, ſie beſchreibt nur eine Richtung. Auch die Fläche iſt noch nicht Raum.

Nur die abſtrakte, gedachte Linie iſt eine wirkliche; die konkrete, z. B. mit Bleiſtift oder Kreide gezogene, iſt keine: denn ſie hat eine Breite. Auch iſt nur die gedachte, abſtrakte Linie wirklich kontinuirlich; die konkrete beſteht aus diskreten, nach allen 3 Dimenſionen ausgedehnten Bleiſtift- oder Kreidepartikelchen. Auch eine Holz- oder Eiſenſtange könnte nicht als wahrhaft kontinuirliche Linie gelten: ſie beſteht aus Holzfaſern und Eiſenatomen, welche durch Zwiſchenräume, wenn auch minimale, von einander getrennt ſind.

Man muß unterſcheiden zwiſchen Raum und Ort. Der Punkt nimmt einen Ort, aber keinen Raum ein. Raum iſt das Kontinuum, die Orte ſind das Diskrete, Punktuelle — ſie ſind ſo zu ſagen die Atome des Raums.

Geiſtreich bezeichnet Hegel den Punkt als die Negation des Raums. (Gr. Encykl. II., S. 98.) Als ausdehnungslos iſt der Punkt allerdings raumlos, ja das Gegentheil des Raumes, deſſen Weſen Ausdehnung iſt. Wie aber das diskrete, ausdehnungsloſe Atom das Gegentheil der ausgedehnten Materie und doch das Prinzip derſelben iſt, ſo iſt der ausdehnungsloſe Raum- und Zeitpunkt Gegentheil und Prinzip zugleich des Raumes und der Zeit.

Aus dem Umſtande, daß das Atom nicht ausgedehnt, aber doch im Raume iſt, ergiebt ſich, daß man Raum und Ausdehnung nicht ſchlechthin gleichſetzen darf.

Man überſieht gewöhnlich, daß vieles, was keinen Raum einnimmt, doch einen Ort hat. Der Gedanke, den wir eben denken, nimmt gewiß keinen Raum ein, erfüllt keinen ſolchen, iſt nicht ausgedehnt; aber Jeder iſt ſich bewußt, daß der Gedanke, während er ihn denkt, innerhalb des Bereichs ſeines Kopfes, ſeines Gehirns vorhanden iſt, alſo dort ſeinen Ort hat, und inſofern im Raume iſt, ohne ihn zu erfüllen.

Es iſt unrichtig, daß ein Abſolutes, Unendliches — inſofern es ein ſolches giebt — nicht in der Zeit exiſtiren kann. In der Zeit exiſtirt nicht blos das, was ſich mit ſeiner Exiſtenz über einen Theil, ſondern auch das, was ſich damit über alle Zeit hinerſtreckt. Was in der Zeit wirkt, muß auch in der Zeit exiſtiren. Das Allgemeine, Unendliche, Abſolute iſt nicht nie, ſondern immer, folglich in aller Zeit; und da es auch nicht nirgends, ſondern überall iſt, ſo wird man auch ſagen können, daß es im Raum ſei. Man mag alſo Zeit und Raum als etwas Reales oder als bloſe Gedankendinge bezeichnen, in jedem Falle wird man zugeben müſſen, daß ſie ſich keineswegs blos auf die Erſcheinung, die „endlichen“ Dinge anwenden laſſen.

Der Begriff des Seins iſt von dem der Dauer, alſo dem der Zeit, abſolut unzertrennlich, ja er iſt mit demſelben identiſch.

Spinozas und Schellings Behauptung, das Sein des wahrhaft Seienden dürfe nicht als Dauer gefaßt werden, weil die Dauer eines Dinges nur an dem Wechſel der anderen gemeſſen werde, ſcheint mir grundlos. Daraus, daß das wahrhaft Seiende im Wechſel mit dem nicht wahrhaft Seienden als Dauerndes ſich bewährt, folgt doch nicht, daß es ein Dauerndes nicht iſt.

So wenig das, was einen Ton in unſerem Ohr erregt, ſelbſt ein Ton, oder das, was einen Geruch in unſerem Riechorgan erregt, ſelbſt ein Geruch iſt, ebenſowenig iſt das, was uns anregt, eine beſtimmte

Raumanſchauung zu haben, ſelbſt ein Raum. Aber ſo gewiß die beſtimmte Tonwahrnehmung und die beſtimmte Geruchswahrnehmung objektive Bedingungen ihrer Qualität haben, ebenſo gewiß muß auch die beſtimmte Raumanſchauung ſolche haben. Es iſt merkwürdig, daß Kant, indem er Raum und Zeit für durchaus ſubjektive Anſchauungsweiſen erklärte, ſich niemals im geringſten über die *Gründe* Rechenſchaft zu geben verſuchte, welche uns beſtimmen, einen Gegenſtand juſt an *dieſen* Ort, in *dieſe* Zeit zu verſetzen. Wir ſind uns bewußt, daß dieſes nicht von unſerer *Willkür* abhängt, die Gründe alſo keine *ſubjektiven* ſind, ſie müſſen alſo *objektive* ſein. Sie müſſen in der *Empfindung* liegen, und Kant hat unrecht, wenn er behauptet, Empfindung ſei nur der *Stoff* unſerer Wahrnehmung, die Raum- und Zeitverhältniſſe aber ſeien eine Form, die *ausſchließlich in uns* begründet liege, und in welche wir *ganz aus Eigenem* die Empfindungen kleiden. —

— Die *Antinomie* des Raumes läßt ſich vielleicht am beſten ſo ausdrücken: hat der Raum eine Grenze, ſo iſt undenkbar, was jenſeits dieſer Grenze ſein ſoll; hat er keine Grenze, ſo iſt undenkbar, wie ein grenzenloſer Raum mit lauter begrenzten Dingen erfüllt ſein ſoll.

Aber die Antinomie des Raumes wie der Zeit hat nur für Diejenigen Geltung, welche Zeit und Raum für an ſich real, d. h. für eine beſonders exiſtirende Sache halten; ſie fällt weg für Diejenigen, welche Zeit und Raum als eine menſchliche Anſchauungsform der Vielheit des Seins und Geſchehens erkennen. Daran iſt feſtzuhalten. Eben die Antinomie iſt ein kräftiger Beweis gegen die ſelbſtändige Exiſtenz, die Dinglichkeit von Raum und Zeit.

Die Vergangenheit exiſtirt nicht mehr, die Zukunft exiſtirt noch nicht und die Gegenwart beſteht in einem Moment, deſſen Dauer = 0 ſein muß. Denn wäre er nicht = 0, ſo wäre er theilbar, und ein Theil von ihm müßte ſchon der Vergangenheit zugerechnet werden, und vom Reſte wieder ein Theil, und ſo fort, ſo lange der Reſt noch eine Dauer, wenn auch von unendlicher Kleinheit hat. Man ſieht alſo der merkwürdigen Thatſache gegenüber, daß es unmöglich iſt, die Zeit quantitativ exiſtirend zu denken. Man könnte auch ſagen, es ſei unmöglich, ſich die Zeit in der Zeit ſelbſt zu denken. Sie exiſtirt alſo nicht — es exiſtirt nur etwas in ihr. Das Gleiche gilt vom Raum.

— Wenn der Raum ſelbſt real wäre, wie bliebe dann Platz in ihm für das Reale? Nur wo nichts iſt, findet etwas Platz.

Wo etwas iſt, da iſt kein Platz, kein Raum mehr der Raum iſt ausgefüllt, aufgehoben, annullirt.

Und doch iſt auch wieder dort, wo nichts iſt, kein Raum denkbar. Nur der erfüllte Raum iſt wirklich. —

Der unendliche Raum iſt das unendliche Nichts, welches Platz läßt, „Raum giebt“ für das unendliche Etwas, die Welt.

Nicht einmal in unſerer ganz alltäglichen Vorſtellung von Zeit und Raum nehmen wir dieſelben als etwas Weſenhaftes, ſondern nur für eine Art *Behälter* des Weſenhaften. An und für ſich ſind uns beide etwas abſolut *Leeres*. Und wenn wir nur einigermaßen nachdenken, ſo ſtellt ſich der durch nichts erfüllte oder begrenzte Raum, die durch nichts erfüllte oder begrenzte Zeit als reines Nichts heraus.

Es iſt merkwürdig genug, daß, während ſonſt etwas nur dort ſein kann, wo nichts anderes iſt, Raum und Zeit umgekehrt nur ſein können, wenn und wo etwas anderes iſt. —

Eine Linie „entſteht", ſagt man, durch Bewegung eines Punktes. Es iſt vielleicht eine Vermeſſenheit, aber ich geſtehe, daß ich mich mit dieſer Anſchauung nicht recht befreunden kann. In einem Punkt, der ſich bewegt, ſehe ich immer nur einen Punkt, der ſeinen Ort beſtändig ändert, und hinter dem ſo zu ſagen die Wellen des durchſchnittenen Raums ungeſäumt wieder zuſammenſchlagen, ohne daß irgend etwas „entſteht". Er „beſchreibt" einen Weg, ſagt man, eine Richtung, und giebt uns dadurch den Begriff einer Linie. Aber ich finde nicht, daß ich eines ſich bewegenden Punktes bedarf, um die Anſchauung oder den Begriff einer Linie zu gewinnen. Ich finde die Dimenſionen, die Richtungen und die ihnen entſprechenden Linien ſo gut wie den Punkt ſelber in meiner Raumanſchauung vor.

Als Schema des Raums kann man nicht blos, wie es gewöhnlich geſchieht, drei aufeinander ſenkrechte, ſich in rechtem Winkel ſchneidende *Linien*, ſondern auch zwei ſich in rechtem Winkel kreuzende *Ebenen* betrachten: dadurch würde die Zahl der Hauptdimenſionen auf zwei zurückgeführt.

Wenn die katholiſche und proteſtantiſche Myſtik das Kreuz mit den angeblichen vier Dimenſionen des Raumes (Höhe, Tiefe, Länge, Breite) in eine geheimnißvolle Beziehung geſetzt hat, ein Symbol der vierfach ausgedehnten Welt im Kreuze gefeiert hat, ſo ging ſie dabei unbewußt von letzterer Anſchauung des Raumes und der Dimenſionen aus. Die Kreuzform gemahnt in der That an das aufgeſtellte Schema der beiden ſich *kreuzenden* Richtungen.

Auch die menſchliche Figur iſt mit ihren beiden gekreuzten Achſen ein Symbol der gekreuzten Polarität, die z. B. in den vier Weltgegenden hervortritt und als Schema des Weltenraums betrachtet werden kann. Es iſt ſehr möglich, daß dieſe Leibesform, in welcher wir uns finden, mit ihrer durch die Hand- und Fuß-Extremitäten ſcharf markirten doppelten Polarität, von Einfluß auf die Bildung unſerer Raumanſchauung geweſen iſt. Jener Raumanſchauung nämlich, kraft welcher uns *beſtimmte Richtungen* im Raume — der, genau genommen, *alle* möglichen und denkbaren Richtungen in ſich ſchließt — ganz beſonders weſentlich und maßgebend erſcheinen.

* * *

Die Benennungen Länge und Breite ſind konventionell — beruhen auf keinem weſentlichen Unterſchied.

Nehmen wir eine Kugel oder einen Würfel, und ſtellen wir ſie vor uns auf. Beide haben eine Erſtreckung in die Höhe (Tiefe), und in die Breite. Wo bleibt aber die Länge? Kugel und Würfel haben keine Länge! Wäre nun die Länge eine wirklich von der Breite verſchiedene, ſelbſtändige und weſentliche Dimenſion, ſo wären Kugel und Würfel unvollſtändige Raumgeſtalten, und man hätte das Wunder eines nur in zwei Dimenſionen exiſtirenden Gegenſtandes leibhaftig vor ſich!

Was iſt eine Länge ohne Breite? Eine Länge ohne Breite iſt eine Breite ohne Länge.

Es lohnt ſich wohl, darauf hinzuweiſen, wie ſchwankend und unbeſtimmt durchweg die Ausdrücke Länge, Breite, Höhe, Tiefe ſind. Was wir bei horizontaler Stellung eines Gegenſtandes ſeine Länge nennen, das nennen wir ſeine Höhe bei vertikaler Stellung desſelben. Schneiden wir von einem Stück Papier, das 10 Centimeter lang und 5 Centimeter breit iſt, der Länge nach 6 Centimeter ab, ſo nennen wir Breite, was wir vorher Länge, und Länge, was wir vorher Breite genannt haben. Unter Tiefe verſtehen wir bald den Gegenſatz zur Höhe, bald jene Dimenſion, welche ſich ins Innere des Körpers erſtreckt, welche nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar angeſchaut und kombinirt wird, und welche zuſammentrifft mit dem, was man Dicke eines Körpers nennt. Iſt von der „Tiefe" eines Stromes die Rede, ſo meint doch jeder Menſch damit die Erſtreckung der Waſſermaſſe von oben nach unten; und doch müßte man nach dem wiſſenſchaftlichen Sprachgebrauche unter „Tiefe" des Stromes das verſtehen, was man gewöhnlich ſeine Breite nennt. Stehe ich am Ufer des Fluſſes, gegen ihn ſelbſt gewendet, ſo habe ich ſeine Waſſermaſſe ſo vor mir, wie die Maſſe eines Hauſes oder den aufrechten Stamm eines Baumes, und müßte wiſſenſchaftlich die Erſtreckung derſelben von vorn nach hinten bei ihr ſo gut als *Tiefe* bezeichnen, wie bei der Maſſe des vor mir ſtehenden Hauſes oder Baumes. Und doch wird kein Menſch den Ausdruck „Tiefe des Stromes“ in dieſem Sinne je zu gebrauchen wagen. Wir beſitzen für den gewöhnlichen Sprachgebrauch leider noch gar keinen Ausdruck, um das zu bezeichnen, was der wiſſenſchaftliche ſehr unpaſſend *Tiefe* nennt — ſehr unpaſſend, ſage ich, denn es wäre gewiß beſſer geweſen, dieſem Ausdruck ſeine urſprüngliche Bedeutung als Gegenpol der *Höhe* auch in der Wiſſenſchaft zu laſſen.

Schon dieſer Wirrwarr von ſchwankenden und zweideutigen Benennungen beweiſt, daß es mit unſerer ganzen Raumdefinition, insbeſondere mit der Definition deſſen, was man Dimenſionen nennt, noch immer übel beſtellt iſt.

Wollte man durchaus bei der Vorſtellung des Raums abſehen von den Dingen, die ihn, wie man (fälſchlich) zu ſagen pflegt, „erfüllen“, und ſich von dieſem entleerten Raume noch eine Vorſtellung machen, ſo könnte man ſich denſelben nur vorſtellen als eine unendliche Sphäre, von welcher man ebenſogut ſagen kann, daß es gar keine, als daß es unendlich viele Dimenſionen (Richtungen) in ihr giebt, weil ja in eine ſolche Sphäre Erſtreckungen (Dimenſionen) doch nur durch die Dinge hineingezeichnet oder hineinbeſchrieben werden können.

Die Nothwendigkeit, daß es nur 3 Dimenſionen des Raumes geben könne, wird meiſt damit zu erweiſen geſucht, daß ſich nur drei Linien in einem Punkte unter geraden Winkeln ſchneiden können. Aber mit welchem Rechte will man denn behaupten, daß ſich die Linien des Raumſchemas gerade in rechtem Winkel ſchneiden müſſen? Es laſſen ſich im Raum unzählige Arten von Linien beſchreiben, und ich ſehe nicht ein, warum die in geraden Winkeln ſich ſchneidenden für die Weſenheit des Raumes bezeichnender ſein ſollen als andere? Wenn ich ſelbſt oben ein Raumſchema aus 2 ſich in rechtem Winkel kreuzenden Ebenen aufgeſtellt, ſo kam es mir nicht darauf an, die möglichen, ſondern nur die beiden Hauptrichtungslinien (Hauptdimenſionen) des Raumes anzudeuten; auf die rechten Winkel, in welchen die beiden Ebenen ſich ſchneiden, wurde kein Gewicht gelegt.

Gegen die Möglichkeit einer vierten Dimenſion beweiſt jenes Argument gar nichts. Denn Einer, der imſtande iſt, zu behaupten, in unſerer Welt und für unſeren Verſtand ſei eine vierte Dimenſion zwar nicht begreiflich, in einer andern Welt und für einen andern Verſtand aber könne ſie es ſein, der wird ebenſowohl finden, es hindere nichts, anzunehmen, daß in einer andern Welt und für einen andern Verſtand als den unſrigen mehr als 3 Linien ſich in einem Punkte auf einander ſenkrecht ſchneiden können.

Wenn Zöllner unterſucht, was geſchehen würde, wenn ein Körper nur zwei Dimenſionen hätte (Tranſzendentale Phyſik S. 231), ſo iſt dieſe Unterſuchung gegenſtandlos, weil ein Ausgedehntes von blos zwei Dimenſionen widerſinnig, ein in ſich ſelbſt widerſpruchsvoller Begriff iſt. Ein Ding ohne die dritte, d. h. die Tiefen-Dimenſion hätte gar keine Ausdehnung, weil die Ausdehnung überhaupt erſt durch die Verbindung der Längen- und Breiten-Dimenſion mit der Tiefendimenſion zuſtande kommt. Man verſuche es doch einmal, ſich einen langen und breiten Gegenſtand ohne alle Tiefe vorzuſtellen: es wird nur möglich ſein, wenn in die Vorſtellung des Langen und Breiten zugleich die Vorſtellung einer, wenn auch unendlich geringen Tiefe ſich einſchleicht.

Eine bloſe Fläche iſt ein leeres Gedankending, wie die reine Linie und der bloſe Punkt: ſie kann ſo wenig reell exiſtiren als dieſe. Die drei Dimenſionen ſind nur in der Geſammtheit etwas, in welcher ſie den Raum bilden; es ſind Theilbegriffe, die *nur im Bezug und im Zuſammenhange mit dem Begriff des Ganzen* einen Sinn haben; jede einzeln für ſich genommen iſt = *Nichts*. Es geht daher nicht an, in einen Theilbegriff, wie Länge, Breite, Tiefe, Linie, Ebene u. ſ. w., der durch ſeine Iſolirung, ſeine Lostrennung vom Ganzen allen Sinn verloren hat und = 0 geworden iſt, doch wieder etwas Reelles hineinverlegen und dabei *den Sinn, den der Theilbegriff in ſeinem Zuſammenhang mit dem Ganzen hatte, auch außerhalb des Zuſammenhangs feſthalten zu wollen*. Es geht nicht an, von etwas blos in der Länge, oder Breite, oder Tiefe Ausgedehntem zu reden.

„Nehmen wir an," ſagt ſogar Helmholtz (Populärwiſſenſchaftl. Vorträge 3. Heft S. 27), „daß es verſtandbegabte Weſen gebe, deren Leib nur eine Fläche bilde". . . Nein! Widerſinniges anzunehmen iſt auch Helmholtz nicht erlaubt. Von einer bloſen Fläche kann man als einer bloſen geometriſchen Idee, einem Gedankending reden, aber ein „Leib" mit bloſer Flächenausdehnung wäre, da eine vom Ganzen des Raumes losgelöſte Fläche = 0 wäre, ſelbſt auch = 0. Wenn ich ſage: Die 3 Dimenſionen bedingen einander im Raumbegriff, wie ſich Mittelpunkt und Peripherie im Kreiſe bedingen, ſo ſcheint das vielleicht zu viel geſagt. Aber es kommt vielleicht noch eine Zeit, wo die Wiſſenſchaft dieſem Gedanken nicht ſo fern ſteht wie die heutige. Es geſchieht den bedeutendſten Mathematikern und Phyſikern bisweilen, daß ſie nicht genau genug unterſcheiden zwiſchen mathematiſch-geometriſchen Abſtraktionen und dem, was als real denkbar, mit dem Begriff des Wirklichen verträglich iſt.

Wie die Philoſophen laſſen ſie ſich manchmal zu dem oben erwähnten Irrthum verleiten, daß Theilbegriffe, d. h. die Beſtandtheile, Elemente, in welche irgend ein Begriff ſich zerlegen läßt, auch von der Sache losgetrennt, für ſich genommen, und als real exiſtirend gedacht werden können.

Da kommt man nun mit dem Einwande: anders organiſirte Weſen, Weſen einer andern Welt würden ſich das, was wir mit unſerm Verſtande nicht als real denken können, gar wohl ſo denken können. Es ſteht uns frei, über das, was Weſen von andersgeartetem Verſtand ſich etwa denken könnten, Vermuthungen anzuſtellen; aber wenn unſere Begriffe eben nur für unſern Verſtand Sinn haben, ſo ſteht es uns nicht frei, eben dieſe Begriffe mit Feſthaltung des Sinnes, den ſie für uns haben, in die mögliche Sphäre eines andersgearteten Verſtandes zu übertragen. Einem andersgearteten, außermenſchlichen und außerirdiſchen Verſtande würden nothwendig unſere Begriffe fremd ſein müſſen, er würde ſich alſo bei unſerm Reden von Linie, Fläche, Dimenſion nichts denken können. Wenn alſo nun z. B. die Annahme eines blos als Fläche exiſtirenden „Leibes" für unſern Verſtand undenkbar, für einen andersgearteten Verſtand aber ebenfalls unfaßbar iſt, ſo muß man wohl die Frage aufwerfen, für wen, für welchen Verſtand, für welche Welt Annahmen dieſer Art denn eigentlich gemacht werden?

Philoſophen haben den Satz aufgeſtellt, A ſei „mit ſich ſelbſt nicht identiſch", denn es ſei identiſch mit ſeinen Eigenſchaften a, b, c, welche ja verſchieden ſind. Aber A iſt nicht identiſch mit jeder einzelnen ſeiner Eigenſchaften, ſondern nur mit ihrer Geſammtheit. A iſt nicht = a, noch = b, noch = c, ſondern es iſt = a + b + c. Auf eben dieſer falſchen Auffaſſung, daß ein Gegenſtand mit jedem einzelnen ſeiner Beſtandtheile, mit jeder einzelnen ſeiner Eigenſchaften identiſch ſei, beruht auch die falſche Vorſtellung, daß jede Dimenſion des Raumes und jeder Beſtandtheil desſelben (Linie, Fläche u. ſ. w.) ſelbſt ſchon ein Raum, ein Räumliches ſei, während doch erſt durch ihre Geſammtheit ein Raum, ein Räumliches, ein realiter Ausgedehntes entſteht.

Die Annahme eines blos in einer Dimenſion ausgedehnten Gegenſtandes ſchließt alſo eine logiſch unvollziehbare Aufgabe in ſich, indem der Begriff des Raumes thatſächlich aufgehoben und doch wieder feſtgehalten werden ſoll.

Wenn bei den Spiritiſten immer davon die Rede iſt, irgend etwas könne „in die vierte Dimenſion verſchwinden", ſo frage ich, wie kann ein Erdending, ein Tiſch z. B., der in 3 Dimenſionen ausgedehnt iſt, mit eben dieſen 3 Dimenſionen Platz finden in einer einzigen, vierten Dimenſion, und ſich in ihr verbergen? Ebenſo gut ließe ſich behaupten, ein Gegenſtand könne ſich mit ſeiner Breite und Tiefe plötzlich ganz in ſeine Länge verkriechen und dann nach Belieben wieder daraus hervorſpazieren!

Wenn Gauß bei ſeiner Annahme der Möglichkeit eines Raumes, deſſen Krümmungsmaß nicht = 0 wäre, eines nicht ebenen, „nicht euklidiſchen" Raumes, davon ausging, „die Flächen nicht als Grenzgebilde der Körper, ſondern als ſelbſtändige Raumformen" zu betrachten (Erdmann, Axiome der Geometrie, S. 50), ſo liegt die Widerlegung ſeiner Annahme ſchon in der entſchiedenen Unrichtigkeit eben dieſer Vorausſetzung, von welcher er ausging. Die Fläche iſt nicht ſelbſt ſchon ein Raum, ſondern erſt eines der Elemente, deren Vereinigung erſt den Raum ergiebt.

Wenn Männer wie Gauß, Helmholtz u. A. die

Möglichkeit einer vierten Dimenſion erwogen, ein geiſtreicher Phyſiker (Mach) ſogar zur Erklärung der chemiſchen und elektriſchen Erſcheinungen eine vierte Dimenſion ſich zugeben laſſen zu müſſen glaubt, und ein anderer meint, ſie auch zum Behufe der „Erhaltung der Energie" nicht entbehren zu können, ſo mag man ſich allerdings ſchwer entſchließen, dergleichen Anſichten ſchlechtweg abſurd zu nennen. Aber dieſe Mathematiker und Phyſiker irren hierbei nicht als ſolche; ſie irrten als Logiker, als philoſophiſche Analytiker. Sie hatten den Raumbegriff ſich nicht völlig logiſch klar gemacht.

Daß der Raumbegriff noch immer an großer Verworrenheit leidet, iſt nicht zu verwundern. Es fällt faſt leichter eine Erklärung des Raums, als eine Definition desſelben zu geben. Nach philoſophiſcher Auffaſſung giebt es bekanntlich gar keinen eigentlichen Begriff vom Raume, ſondern nur eine Anſchauung, und zwar eine Einzelanſchauung, da es keine Mehrheit von „Räumen" giebt, von welcher ein Begriff im gewöhnlichen Sinn abſtrahirt werden könnte. Es iſt beinahe ſo ſchwer zu ſagen, was der Raum iſt, als was ein beſtimmter Geruch oder Geſchmack iſt.

Giebt es aber auch keinen Raumbegriff in ſtreng logiſchem Sinne, ſo wird es doch möglich ſein, die Anſchauung des Raums, wie jede andere Anſchauung, verſtandesmäßig zu analyſiren und begrifflich zurechtzulegen. In dieſem Sinne werde ich fortfahren, von einem Raumbegriff zu reden.

Das Unklare, Schwankende des Raumbegriffs bringt es nun mit ſich, daß möglicherweiſe ſelbſt gelehrte, ja geniale Mathematiker und Phyſiker ſich einen willkürlichen Raumbegriff bilden, indem ſie ſich durch den Flug der Abſtraktion über den Bereich der menſchlichen Raumvorſtellung hinausreißen laſſen, ohne zu bemerken, daß ſie damit nicht blos den Boden der Anſchauung und der Erfahrung, ſondern auch den der *Logik* verlaſſen haben, und Sätze aufſtellen, welche für *jeden wie immer gearteten Verſtand* nichtig ſein müſſen, weil ſie, genau beſehen, ſich darſtellen als das in ſich ſelbſt widerſpruchsvolle Ergebniß einer zwiſchen menſchlichem und übermenſchlichem Denken ſchwankenden Spekulation.

Mir gilt der Raum als eine Anſchauungsform, welche mir als ſolche entſteht durch die Kreuzung dreier Dimenſionen. Wenn mir aber der Raum durch die Kreuzung dreier Dimenſionen *entſtanden* iſt und in ihr *beſteht*, ſo kann ich unmöglich aus eben dieſem Raum noch eine vierte Dimenſion herausklauben, ſo wenig als ich ein viertes Eck aus dem Dreieck herausbekommen oder einen Stoff in vier Elemente zerlegen kann, wenn ich ihn aus dreien zuſammengeſetzt habe. Ich behaupte alſo, daß Diejenigen, welche eine vierte Dimenſion annehmen, gerade ſo wie Die, welche einen blos als Fläche exiſtirenden Körper in irgend einer Welt für möglich halten, den Raumbegriff *aufheben*, wogegen nichts einzuwenden wäre, denſelben aber doch unter Einem *feſthalten* wollen, was ein Widerſpruch und logiſch unvollziehbar iſt.

Davon hat Zöllner eine ſtarke Ahnung, indem er behauptet, es gebe einen „abſoluten Raum", der ſich als „Ding an ſich" zur „Erſcheinung" des dreidimenſionalen Raumes verhalte, und der ſelbſt kein eigentlicher Raum mehr ſei, ſo wenig als das Ding an ſich des Lichts, die Aetherſchwingungen, wiederum Licht ſeien." Sehr gut! Wenn aber der abſolute Raum gar kein Raum iſt — ein Eingeſtändniß von unbezahlbarem Werthe! — warum nennt ihn Zöllner doch einen ſolchen? Giebt es einen Menſchen in der Welt, der ſich einfallen ließe, das „Ding an ſich" des Lichts, die Aetherſchwingungen, das abſolute Licht, und das Ding an ſich des Schalls, die Luftſchwingungen, den abſoluten Schall zu nennen? —

Man könnte Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft als Dimenſionen der Zeit auffaſſen, oder, wenn man das nicht will, doch als Erſtreckungen oder als Beſtandtheile derſelben. Könnte man nun nicht auch behaupten, dieſe Dreizahl gelte nur für unſern Verſtand, und es ſeien Weſen möglich, für welche die Zeit außer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft noch eine vierte Erſtreckung hat?[*]

Wenn die Zeit für uns mit dem Raum nur die Dimenſion der Länge theilt, könnte man nicht annehmen, daß ihr in einer andern Welt und für anders organiſirte Weſen noch einige Dimenſionen zuwachſen, ſo daß einem in jener Welt die Zeit nicht blos „lang", ſondern auch „breit", oder „hoch" und „tief" werden kann? Ich ſehe wenigſtens nicht, was die Vertheidiger der Möglichkeit eines vierdimenſionalen Raums gegen dieſe Möglichkeit einwenden ſollten?

---

[*] Nach der indiſchen Sage hatte die Zeit wirklich von Anbeginn vier Dimenſionen und Shiva beſaß vier Köpfe, um ſie zu überſchauen. Seit ihm aber in einem Kampfe einer dieſer Köpfe abgeriſſen wurde, ſieht er auch nur mehr drei Dimenſionen der Zeit: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Wenn man ſagt, ich ſchneide die Möglichkeit einer vierten Dimenſion dadurch ab, daß ich *willkürlicherweiſe* die Dreizahl der Dimenſionen ſchon in den *Begriff* des Raumes überhaupt verlege, ſo erwidere ich: Nicht *ich* verlege die drei Dimenſionen in den Raumbegriff, ſondern der Raumbegriff im allgemeinen iſt durch die drei Dimenſionen ſo *weſentlich* bedingt, daß er durch Annahme einer vierten nicht *erweitert*, ſondern *aufgehoben* wird.

Fachmänner haben es leicht, Anſichten, die ſie bei einem gelehrten Kollegen reſpektiren müßten, bei einem Anderen als Beweiſe ſeines „Dilettantismus" und ſeiner Unwiſſenheit mit Geringſchätzung abzuthun Aber ſelbſt ein paar wirkliche Verſtöße gegen die Schulweisheit können der Erörterung eines nicht Fachgelehrten ihren Werth nicht rauben, wenn darin irgendwie Beherzigenswerthes ausgeſprochen iſt. Es lohnt ſich in jedem Wiſſenszweige, zuweilen auch einen Freund der Wiſſenſchaft zu hören, der ohne die Voreingenommenheiten des Schulweiſen mit friſchen, unabgeſtumpften Sinnen eine Sache betrachtet.

Polarität.

Polarität iſt das Auseinandergehen einer und derſelben Weſenheit in zwei entgegengeſetzte, aber unzertrennliche Qualitäten, Kräfte, Richtungen, die man Pole nennt.

Dem Weſen iſt dieſe Geſchiedenheit des Unzertrennlichen nicht zufällig und nebenſächlich, ſondern die Weſenheit ſelbſt beſteht in ihr.

Widerſtreit von Gegenſätzen iſt dem Sinn und Leben ſo unentbehrlich, wie das Auseinandergehen der Einheit in die Vielheit.

Einheit und Vielheit bilden ſelbſt ſchon die erſte Polarität des Seienden. Kein Seiendes wäre wirklich, wenn es nicht neben der Vielheit auch den Gegenpol derſelben, die Einheit, noch irgendwie an ſich hätte.

Das Allgemeine und das „Unendliche“ wären nicht real, wenn ſie nicht zugleich das Beſondere und das Endliche wären. Das Beſondere und das Endliche wären nicht real, wenn ſie noch theil am Allgemeinen und Unendlichen hätten.

Schon Heraklit nannte den Streit den Vater der Dinge.

Faſt alle phyſikaliſchen Erſcheinungen ſind auf Anziehung und Abſtoßung zurückzuführen. Was von den Atomen des Magnets erwieſen iſt, daß ſie ſämmtlich einen anziehenden und einen abſtoßenden Pol beſitzen, alſo einen Gegenſatz in ſich ſchließen, gilt vielleicht von allen Atomen überhaupt, und es hängt von Nebenumſtänden ab, ob das Spiel des Gegenſatzes, den ſie in ſich ſchließen, magnetiſch, elektriſch, chemiſch, thermiſch u. ſ. w. zum Ausdruck kommt. Magnetismus, Elektrizität, Chemismus, Wärme u. ſ. f. wären ſo nicht Grund, wie man glaubte, ſondern *Folge* der Anziehung und Abſtoßung.

Leben iſt *Polarität*. Es iſt das polariſirte Sein.

Polarität iſt gleichſam ein Gravitiren nach zwei entgegengeſetzten Seiten hin, wobei eine Art Spannung und Ausgleich zuſtande kommt durch ein beſtändiges Oszilliren (= Schwingung?), in welchem eben das Leben beſteht.

Schon die chineſiſche Religion und Philoſophie läßt die Urpolarität von Himmel und Erde = Urkraft und Urmaterie = Yang und Yn das ganze All durchwalten, das Leben desſelben beſtimmen und ſich in einer Unzahl untergeordneter Polariſationen verwirklichen.

Der Wille polariſirt ſich in den univerſellen und individuellen Allſinn und Ichſinn), das Bewußtſein in Subjekt und Objekt, Ich und Nichtich, das objektive Sein in Geiſt und Natur, Denken und Sein u. ſ. w. Aber jede Seite des Gegenſatzes ſpaltet ſich wieder in dieſelben beiden Gegenſätze und ſo fort ins Unendliche. Das läßt ſich bis hinab ins Bereich der Geſchichte verfolgen, wo ein beſtändiger Widerſtreit von Gegenſätzen ſtattfindet, unter Spannung, Ausgleich, neuer Spannung, beſtändigem Oszilliren zwiſchen den beiden Gegenſätzen, und einem ins Unendliche gehenden Zerfallen jeder Seite des Gegenſatzes in denſelben Gegenſatz (Spaltung z. B. der politiſchen Parteien ins Unendliche).

Hierauf gründen ſich auch die Potenzen der Schellingſchen Naturphiloſophie, und Fichte meint wohl ähnliches mit ſeiner „ins Unendliche ſich fortſetzenden Reflexion", aus welcher die Mannigfaltigkeit in der Welt ſich herſchreibt. (Anweiſ. z. ſel. Leben. S. 445—456.)

— Als eine durch die ganze Natur hindurchgehende Reihe von Polariſationen wird das Leben auch aufgefaßt in Baumgartners „Weltzellen". S. 77, 87—88.

— Wie eine Anzahl kleiner Magnete, deren jeder zwei Pole hat, an einander gereiht nur einen einzigen Magnet bilden und die Polarität des Einzelnen in der des Ganzen aufgeht, ſo verſchmilzt das polare Leben der Elemente zur Geſammtpolarität des lebendigen Organismus, tritt aber ſogleich wieder hervor, wenn der Zuſammenhang aufgehoben wird.

Und wie die Theile eines Magnets nach der Zerſtücklung ſelbſtändig — polar werden, ſo werden z. B. auch die Theile eines zerſchnittenen Polypen individuell lebendig und polar.

Die Polarität von Subjekt und Objekt mit dem

Indifferenzpunkte des Ich (des „abſoluten“ nämlich) ſteht mit der Polarität, welche auf phyſiſchem Gebiete namentlich in den Erſcheinungen des Magnetismus und der Elektrizität ſich kundgiebt, in einer unleugbaren und bedeutſamen Beziehung, und man braucht kein Naturphiloſoph der Schellingſchen Schule zu ſein, um hier ein einheitliches Prinzip zu ahnen.

Auf phyſikaliſchem Gebiete ſteht die Schwingung im Zuſammenhange mit der Polarität, als ein Oszilliren zwiſchen polaren Gegenſätzen.

Auch dem Geſetze des „nothwendigen Widerſpruchs“ auf logiſchem Gebiete, ſowie der Realdialektik iſt das Prinzip der Polarität in bedeutſamer Weiſe analog.

Was man Kraft, Energie in der Phyſik nennt, und wovon man den Satz aufſtellt, daß die Summe desſelben immer ſich gleich bleibt („Erhaltung der Energie“) iſt das Sein, das Leben ſelbſt, quantitativ im ganzen unveränderlich, aber qualitativ in beſtändiger Umwandlung, in beſtändigem Kreislaufe begriffen.

Sein = Leben, Leben = Kraft, und Kraft äußert ſich im Bereiche der phyſiſchen Welt zunächſt als Energie der Lage und Energie der Bewegung, im ſchönſten typiſchen Wechſel vereinigt als Schwingung. Analog dieſem Urtypus äußert ſich Polarität auf allen Stufen des Lebens. Der Pendelſchwung, als ein Hinundhergehen zwiſchen Energie der Lage und Energie der Bewegung läßt ſich verfolgen auch ins geiſtige Gebiet. Selbſt die höchſten Gegenſätze laſſen ſich auf ihn zurückführen. Das Unendliche iſt potenzielle, das Endliche aktuelle Energie. Oder wär' es umgekehrt? In jedem Ding und Weſen ſind dieſe höchſten Gegenſätze vereinigt. Der Pendelſchwung zwiſchen beiden iſt individuelles Leben. Werden und Vergehen der Sonnenſyſteme ſind ein Hin- und Hergang zwiſchen Spannkraft und thätiger Energie.

Auf dem phyſikaliſchen Gebiete erſcheint die Polarität vornehmlich als Zentraltendenz und Eigentendenz (Zentralbewegung und Eigenbewegung), Kontraktion und Expanſion, Anziehung und Abſtoßung ꝛc.

Der Wille polariſirt ſich, wie ſchon geſagt, als *Allſinn und Ichſinn.*

Die Polarität des Bewußtſeins, das *Subjekt-objekt*, iſt von der des allgemeinen und beſonderen Unendlichen und Endlichen mehr der *Form* als der Sache nach verſchieden, denn das Subjekt vertritt eben die Allgemeinheit, das Objekt die Beſonderheit. Das Subjekt weiß ſich und ſchaut ſich an als etwas Einzelnes, Beſtimmtes; es wird ſich ſelbſt mitſammt der in ihm enthaltenen Vorſtellungswelt zum Objekt. Was ſich anſchaut, iſt das allgemeine Leben, als was es ſich anſchaut, iſt das endliche, beſondere.

Das allgemeine Lebensgeſetz der Polarität tritt auch zu Tage auf dem Gebiete des durch entgegengeſetzte Motive beſtimmten *Willens*: als *Lebensdrang* und *Todesſehnſucht*, ſowie im Exiſtenzgefühl als *Optimismus* und *Peſſimismus*. So ſehr in einzelnen Momenten Lebensdrang oder Todesſehnſucht, Optimismus und Peſſimismus überwiegen mag, ſind dieſe Gegenſätze doch im innerſten Weſen des Menſchen niemals ganz getrennt, verhalten ſich nur wie die

Pole einer höhern Einheit zu einander, und ſteigern ſich nicht ſelten im Gemüthsleben des Menſchen zu peinlichem Widerſpruch. (Daß aber dieſer Widerſpruch nicht antilogiſch iſt, wie Bahnſen glaubte, ſondern im Gegentheil entſchieden logiſch, habe ich an anderer Stelle nachgewieſen.)

— Vielleicht könnte man Anziehung und Abſtoßung (bei Magnetismus, Elektrizität u. ſ. w.) polariſirte Schwere nennen.

Mit dem Geſetz der Polarität hängt zuſammen das große Geſetz des Ausgleichs, der „Kompenſation“, in der geſammten Natur und Menſchenwelt. Die entgegengeſetzten Pole ſuchen ſich und ziehen ſich an, aber nur um ſich auszugleichen, um ſich ſelbſt zu vernichten. Wieder ein Beweis für Leben und Wille ſelbſt im ſcheinbar Unbelebten. Denn wenn es nach rein mechaniſcher Naturauffaſſung höchſtens begreiflich iſt, daß zufällig zuſammentreffende Pole ſich ausgleichen, ſo bleibt unerklärt, warum die Gegenſätze ſich ſuchen, ſich anziehen, energievoll ſich zu vereinigen ſtreben. Die Elektrizität will Magnetismus werden, indem ſie in allem, was ſie um ſich findet, ihren Gegenpol an ſich zieht und dadurch jene polariſirte Einheit herzuſtellen trachtet, welche dem Magnetismus urſprünglich und natürlich iſt. Ein Urphänomen dieſer Art von Streben in Natur und Welt! Im ewigen Hin- und Hergang zwiſchen den Gegenſätzen, ſagt man, beſteht das Leben; man könnte ebenſo gut ſagen: im Hin- und Hergang zwiſchen dem Widerſtreit und ſeinem Ausgleich, die beide ſich ewig erneuern.

Durch wiederholte Verſuche iſt in neuerer Zeit feſtgeſtellt worden, daß Thiere, die man eine zeitlang ausgehungert und dann wieder aufgefüttert hatte, ein größeres Körpergewicht gewannen, als ſie vorher beſaßen. Desgleichen, daß Thiere, die man periodiſch faſten ließ, an Gewicht und Kraft in höherem Maße zunahmen, als ſolche, die Tag für Tag regelmäßig gefüttert wurden. Bekannt iſt ja auch, daß Menſchen nach überſtandenen ſchweren Krankheiten oft geſünder und kräftiger werden, als ſie vorher geweſen, daß nach großen Seuchen und verheerenden Kriegen ein ungewöhnlich raſcher Bevölkerungszuwachs eintritt. Es iſt, als ob die Natur, durch die Ausweichung nach der einen Seite hin aus dem Gleichgewichte gebracht, eine Art von Schwung erhielte, der ſie hernach pendelartig nach der anderen Seite über die Gleichgewichtslage hinauslenkt. Und ganz dieſelbe Art von Polarität macht in der Form eines Oszillirens zwiſchen den Gegenſätzen ſich auch auf moraliſchem, ſozialem, geiſtigem Gebiete bemerklich. Jedes Extrem führt das andre, jede Aktion ſeine Reaktion mit ſich. Es iſt deshalb z. B. auch nicht zu befürchten, daß die Tendenz des Böſen auf Erden jemals ganz die Oberhand gewinnen könnte. Denn ganz ſo wie, wenn man einen Stahlſtab an einem Ende magnetiſirt, der entgegengeſetzte Pol ſich am andern Ende von ſelbſt entwickelt, entwickelt ſich bei allem Böſen, Schlimmen, Uebeln in der Welt unausbleiblich immer auch ein Gegenpol des Guten und des Erſprießlichen.

Alles geiſtige Leben beruht auf der Polarität zweier Kräfte, geht aus von der einen, findet ſeinen Gipfelpunkt im Gleichgewichte beider und geht zu Grunde durch das Uebergewicht der andern.

Die Geſchichte beruht auf der Polarität von Naturleben und Kultur; ſie geht aus vom Naturleben, findet ihren Gipfelpunkt im Gleichgewichte beider, und geht zu Grunde durch das Uebergewicht der Kultur.

Das Staatsleben beruht auf der Polarität von Ariſtokratie und Demokratie; ſie geht aus von der Ariſtokratie, findet ihren Gipfelpunkt im Gleichgewichte beider, und geht zu Grunde durch die Demokratie.

Die Kunſtſtile beruhen auf der Polarität des reinen Schönheitsſtils und des charakteriſtiſchen Stils. Die Kunſt geht aus vom Schönheitsſtil, erreicht ihren Gipfelpunkt im Gleichgewichte beider, und geht zu Grunde mit dem charakteriſtiſchen Stil.

Die Naturvölker ſind mehr weiblich geartet; ſie ſind Myſtiker, oder Poeten und Künſtler, leiden im Staatsweſen oft an Zerſplitterung.

Die Geiſtvölker pflegen die Verſtandesrichtung, bringen die Geſittung vorwärts, geben Geſetze, ſchaffen ein gewaltiges, zentraliſtiſch beherrſchtes Staatsweſen, ſind kühne Denker und Forſcher, pflegen in der Kunſt das Charakteriſtiſche.

Es kann jedoch ein Volk, welches wir ein Geiſtvolk nennen, einem andern Volke gegenüber, in welchem ſich der Charakter des Geiſtvolks noch ſchärfer ausprägt, als ein Naturvolk erſcheinen. Die Begriffe Natur- und Geiſtvolk ſind daher gewiſſermaßen relativ.

Die Semiten vertreten die Verſtandesrichtung (alſo Geiſtvolk). Höchſte Blüte dieſer Richtung: das Römerthum. (Staatsweſen, römiſches Recht ꝛc.) Nagler (S. 25 ff.) führt den Beweis, daß die Römer Dorier und die Dorier Semiten waren. Zum Mindeſten leuchtet ein, daß ein ſemitiſches Element in die Nationalität der Dorier und Römer hineinſpielte.

Doriſche Anſiedelungen ſpielten in Italien eine ſehr große Rolle.

Am reinſten bewahren die Juden den ſemitiſchen Charakter. Sie ſind ein Verſtandesvolk κατ’ ἐξοχήν. Sie ſind das einzige Volk, in deſſen Sprache keine Spur eines wirklichen Rhythmus, eines Verſes, nachzuweiſen iſt; ſie ſind alſo zur Proſa deſtinirt. (Ironie: Heine — Höchſtes Verſtandesraffinement in der Kunſt: Meyerbeer.)

So geſchieht es, daß immer dasjenige Volk, welches erſt Träger des Geiſtelementes war, einem ſpäter hervortretenden Volke gegenüber wieder mehr die Seite der Natur vertritt.

Erſt vertrat Aſien das Naturelement gegenüber den Griechen, als Vertretern des Geiſtelements. Dann tauchten die Römer als Vertreter des Geiſtelements auf, und ihnen gegenüber wurden die Griechen zu Vertretern des Naturelements. Seit die Germanen als Geiſtvolk hervorgetreten, ſtehen die Romanen als Vertreter des Naturelementes da, und wenn dereinſt ein anderes Volk den Gedanken der Geſchichte herrſchend aufnimmt und thätig weiterführt (etwa die Slaven?), ſo werden die Germanen ihnen gegenüber als Vertreter des Naturelements erſcheinen. (Es geht daraus hervor, daß die herrſchenden Völker, wie ſie nach einander auf den Schauplatz treten, das Geiſtelement immer entſchiedener hervorkehren.)

Innerhalb eines jeden, das Geiſt- oder Naturelement vertretenden Volkes tritt übrigens derſelbe Dualismus wieder hervor. Die Spaltung geht von den Welttheilen bis in die Volksſtämme hinab. Ein Welttheil vertritt den Geiſt (Europa), ein anderer die Natur. In dem Welttheil aber, der die Natur vertritt, iſt wieder ein Haupt-Geiſtvolk und ein Haupt-Naturvolk. So ſtanden in Aſien den gotttrunkenen Indern die thatkräftigen Perſer gegenüber. Im Schoß der Völker aber kehrt derſelbe Kontraſt wieder. In Griechenland ſtanden den weichen Joniern die männlichen Dorer gegenüber. Bei den Romanen ſtehen den Italienern die Franzoſen, bei den Germanen den Deutſchen die Britten gegenüber. Dem Süddeutſchen ſteht ferner ſo der Norddeutſche gegenüber. Bezüglich Frankreichs ſpricht Laprade von „deux esprits". (Voltaire und Rouſſeau — Danton und Robespierre! —)

Alſo genau wie in der Phyſik: Bricht man den Pol eines Magnets hinweg, ſo polariſirt ſich der Reſt vom neuen! —

Auf dem Gebiete des Staatslebens entwickelt ſich die Polarität von Alleinherrſchaft und Volksherrſchaft; auf dem der Kunſt die des ſchönen und charakteriſtiſchen Stils, oder des Idealismus und Realismus. Im Einzelnen und Konkreten ſcheint es da nun, als ob der Streit der Gegenſätze doch zu einer Periode des Gleichgewichts führte. Aber dieſer Moment eines wirklichen Gleichgewichts iſt ſo wenig zu fixiren, als der der Gegenwart zwiſchen Vergangenheit und Zukunft. Auch zu einem Siege des einen über das andere Prinzip kommt es im Einzelnen und Konkreten, aber im großen und ganzen ſind das doch nur vorübergehende Momente im ewigen Oszillationsprozeß der Gegenſätze.

Beiſpiele polarer Gegenſätze.

Werden — Sein
Natur — Geiſt
Herz — Verſtand
Inſtinkt — Wille
Weiblich — männlich
Mond — Sonne
Nacht — Tag
Waſſer — Feuer
Iſis — Oſiris
Mannigfaltigkeit — Einheit
Bewegung — Ruhe
Können — Wiſſen
Freiheit — Geſetz

Idealismus — Realismus
Poeſie — Proſa
Myſtik — Philoſophie
Praxis — Theorie
Syntheſe — Analyſe
Aeſthetik — Moral
Naturzuſtand — Civiliſation
Schönheitsſtil — Charakterſtil
Genie — Talent
Föderalismus — Zentraliſation
Ariſtokratie — Demokratie
Aſien — Europa
u. ſ. f.

Das Ich.

(Subjekt-Objekt.)

Ich poſtulire keine *Seele*, ich poſtulire auch nicht die Wirklichkeit eines auch noch *außer* und *neben* ſeinen Beſtimmungen exiſtirenden Ich, und inſofern ſtehe ich mit den Leugnern eines überhaupt ſeienden Ichs auf gleichem Boden. Aber ich trete mit Entſchiedenheit der Behauptung entgegen, weil das Ich immer ein ſo oder ſo *beſtimmtes* iſt, ſo ſei es kein wirkliches, exiſtentes Ich.

Im *weſentlichen* — in der Leugnung eines rein an ſich, oder „beſtimmungslos“ exiſtirenden Ichs — ſtehe ich meinen Gegnern ſo nahe, daß der Widerſtreit faſt nur ein Wortſtreit iſt. Aber in der Philoſophie iſt gerade das rechte *Wort* das, worauf es ankommt.

Die Einwendungen, welche man gegen die wirkliche Exiſtenz des Ich ſchon ſeit Fichte macht, gelten eigentlich nur dem Ich als *Ding*. Aber als Ding hat es ja ſelbſt Fichte nicht gefaßt, ſondern eben er hat mit größter Entſchiedenheit darauf gedrungen, das Ich als reine, ja *unperſönliche* Thätigkeit zu begreifen.

Sowie das Sein nur real iſt in einem beſonderen Sein, ſo iſt auch das Sichwiſſen nur real in einem beſonderen Sichwiſſen, d. h. im Wiſſen von ſich als einem Beſonderen, Individuellen, Empiriſchen.

Das allgemeine Ich weiß ſich; aber das ſich wiſſende und das gewußte Ich ſind nicht formell daſſelbe. Jenes iſt das allgemeine, dieſes das individuelle, empiriſche Ich. Dem letzteren tritt nun gewiſſermaßen das allgemeine Ich als ein empiriſches Nicht-Ich gegenüber, d. h. das empiriſche Ich fühlt eben, daß es in ſeiner Endlichkeit den Kreis des allgemeinen Ichs nicht ausfüllt. Es erfaßt alſo den nicht von ihm ausgefüllten Reſt dieſes Kreiſes als Nicht-Ich, ſetzt es außer ſich. Und ſo kann man allerdings ſagen: Das Ich ſetzt oder weiß nicht blos ſich, ſondern auch ein Nicht-Ich. — Das ſoll kein Lehrſatz ſein, ſondern blos die Formel einer Thatſache.

Das Ich iſt ſich ſeiner als ſolchen bewußt, aber es ſchaut ſich nicht als ſolches an. Als das abſolut Schauende wendet es ſeine ſchauende Thätigkeit dem Nicht-Ich zu. Und in der auf ſich ſelbſt reflektirten Thätigkeit ſchaut es ſich eben auch nur als ſchauendes an, d. h. es ſchaut ſich ſo an, wie es durch ſeine Anſchauungen beſtimmt und modifizirt iſt.

Es iſt unwahr, und wenn es auch noch ein weiteres Schock großer Philoſophen dreiſt behaupten ſollte, daß ich mich ſelbſt nur ſo wie die andern Dinge in meinem Bewußtſein finde, und daß daher mein Ich, meine Exiſtenz, keine größere Gewißheit hat als dieſe. Es giebt ein Gefühl der Exiſtenz, welches von der

Art, wie ich die Dinge, ja ſelbſt meinen eigenen Körper, empfinde und wahrnehme, abſolut verſchieden iſt. Die Dinge der Außenwelt ſind „Setzungen“, die ich als Täuſchungen erkennen, ganz oder theilweiſe zurücknehmen kann; das in mir lebendige Gefühl von Exiſtenz dagegen iſt eine Setzung, welche ſchlechterdings niemals zurückgenommen werden kann, weil es gar keinen Sinn hätte, zu ſagen: „ich bin nicht“, und weil dieſer Ausſpruch unmittelbar dadurch, daß er gethan wird, ſich ſelbſt widerlegen würde.

Hundertmal des Tages kann es uns begegnen, daß wir dies und jenes zu hören, zu ſehen glauben, und im nächſten Moment uns überzeugen, geirrt zu haben; es kann geſchehen, daß wir etwas geſehen, gehört zu haben glauben, wo überhaupt nichts zu ſehen, zu hören war. Ein Schlag auf das Auge kann eine Lichterſcheinung in uns bewirken, welcher gar nichts in der Wirklichkeit entſpricht. Wir haben nie die volle Gewißheit, ob wir nicht etwa träumen, oder deliriren, oder berauſcht, oder wahnſinnig ſind, oder an Halluzinationen leiden, oder ob auf das, was uns die Sinne ſagen, überhaupt etwas zu geben. Und dieſe Unſicherheit betreffs der wirklichen Exiſtenz der Sinnendinge bezieht ſich nicht etwa blos auf das Einzelne, ſo daß wir zugeben, uns im Einzelnen täuſchen zu können, im ganzen aber die Exiſtenz einer Außenwelt für unumſtößlich halten. Nein! der Zweifel an der wahrhaften Exiſtenz einer Außenwelt überhaupt iſt ſo alt als das menſchliche Denken. Aber nie, ſo lange die Welt ſteht, hat Einer, der ſich bewußt war, zu exiſtiren, dieſe ſeine Exiſtenz bezweifelt, die Setzung ſeines Ichs zurückgenommen. Die Setzung der eigenen Exiſtenz iſt eine *abſolut* gültige, die der Außendinge nur eine *bedingt* gültige — das iſt der große, unleugbare, entſcheidende Unterſchied. „Aber,“ wiederholen die Herren Philoſophen, „ich bin mir ja meiner nur *inſofern* bewußt, als ich Außendinge wahrnehme, ich bin mir nicht meines puren, nackten, wahrnehmungsloſen Ichs bewußt!“ *Ganz recht!* Das iſts *eben*: ich bin mir bewußt, daß ich *wahrnehme*; ob dieſe meine Wahrnehmungen wahr oder falſch, blos in mir oder auch außer mir ſind, weiß ich nicht, aber dies Eine iſt mir unumſtößlich gewiß, daß ich *wahrnehmend exiſtire*.

Das Cogito ergo sum des Carteſius bleibt aller Begriffs-Haarſpalterei zum Trotz, welche an ihm nergelt, der zündende Lichtblitz aller modernen Spekulation. Aber dies „Ich denke, ſomit bin ich“ iſt genau genommen nicht darum gewiß, weil ich denke, ſondern weil ich *ſage*, daß ich denke. Die Folgerung würde gleiche Gewißheit haben, auch wenn ich die Prämiſſe in ihr Gegentheil verkehrte und ſagte: „Ich denke *nicht*, ſomit bin ich.“ Um dies ſagen zu können muß ich exiſtiren. Man hat alſo hier den höchſt merkwürdigen und wohl einzigen Fall, daß ein Schluß derſelbe bleibt, gleichviel ob man die Prämiſſe bejaht oder verneint! —

Ihr habt im allgemeinen recht: das Sein beſteht in den meiſten Fällen im *Gedachtwerden*. Aber merket wohl! Es giebt doch etwas, deſſen Sein und Weſen nicht im Gedachtwerden beſteht: das Denken ſelbſt! — Die Dinge ſind = Gedachtwerden; das Ich aber iſt = Denken + Gedachtwerden. Folglich enthält das Ich mehr als die übrigen Denkobjekte, iſt nicht = dieſen. Der Baum denkt ſich nicht ſelbſt, er wird gedacht; das Ich aber denkt ſich ſelbſt: dieſen allbekannten Unterſchied ſollte man nicht ſo leichtfertig ignoriren, wenn man das Ich mit den übrigen Objekten des menſchlichen Bewußtſeins zuſammenwirft.

Schon das Paſſive in dem Begriff des Gedachtwerdens weiſt auf ein Aktives, ein Denkendes, auf etwas, das nicht wieder blos ein Gedachtes iſt. Dies Aktive iſt das Ich, und man iſt deshalb genöthigt, ihm ein Sein von anderem Umfange, anderer Qualität und anderem Werthe zuzuſchreiben, als den anderen, blos gedachten Objekten.

Man wird ſagen: Aber dies Denkende iſt doch als ſolches auch wieder von uns gedacht, und darin beſteht das Sein desſelben. Nimmermehr! es iſt nicht gedacht, es iſt gefühlt! Ein „als denkend Gedachtes" ſind für uns die anderen, fremden Iche. Aber der Verſuch, das eigene Ich zum reinen Objekt zu machen, mißlingt; immer ſchlägt bei dem „Ich denke mich" die Subjektivität ſiegreich durch, immer iſt dem gedachten Ich das ſich denkende vorauszuſetzen. —

Es geht nicht an, zu behaupten, das Ich finde ſich ſelbſt, und zwar „wie andere Dinge", und dann hinzuzuſetzen, in dieſem Sichſelbſtfinden beſtehe das ganze Sein und Weſen des Ich. Dieſer Akt ſetzt vielmehr die Exiſtenz des Ich ſowohl als Subjekt wie als Objekt ſchon voraus: als Subjekt, denn um etwas zu finden, muß ich exiſtiren; als Objekt, denn um gefunden zu werden, muß ich ebenfalls exiſtiren. Das Ich ſchafft ſich alſo nicht, indem es „ſich ſetzt", es bejaht ſich nur.

Wir haben ein Gefühl unſerer Exiſtenz, ein Ichgefühl. Strenggenommen iſt Exiſtenzgefühl das Weſenhafte, Ichgefühl die Form. Nur in dieſem Gefühl haben wir uns als Einheit, und ſind eine ſolche. Es iſt, ich möchte ſagen, das Atomgefühl in uns. Aber dies iſt allerdings noch ein unbeſtimmtes. Seinen qualitativen Inhalt und ſeine Form erhält das Ichbewußtſein erſt auf dem Wege der Wahrnehmung. Ohne dieſe würden wir von uns ſelbſt ſo wenig wie von der übrigen Welt im eigentlichen Sinne des Wortes etwas „wiſſen". Selbſt jenes unbeſtimmte, primitive Atomgefühl wird vielleicht erſt geweckt durch die Berührung mit der Außenwelt, und jedenfalls wird nur durch dieſe das Exiſtenzgefühl zum eigentlichen Ichgefühl. Denn es hat ſeine Richtigkeit, daß Ich und Nicht-Ich, Subjekt und Objekt als ſolche, begrifflich gefaßt, nur mit und durcheinander beſtehen.

Aber die Forderung, auch vom Ich, vom Subjekt zu abſtrahiren, auch dieſes wegzudenken, weil es ja doch nur das Korrelat des „weggedachten" Objektes ſei, iſt eine unbillige. Das Objekt iſt allerdings leicht wegzudenken; es fragt ſich aber, ob auch das Subjekt, das Ich, d. h. das ſich wiſſende Sein, ſich ſelber jemals wegdenken könne? — Daß es ohne Nicht-Ich kein Ich, ohne Objekt kein Subjekt geben würde, hat nur formell, nur inſofern ſeine Richtigkeit, als man das Ich und das Subjekt blos als ſolche, in ihrem begrifflichen (logiſchen) Gegenſatz zum Nicht-Ich und zum Objekt ins Auge faßt. Das Ich und das Subjekt wären kein Ich und kein Subjekt, wenn es kein Nicht-Ich und kein Objekt gäbe, aber ſie wären deshalb nicht nichts. Sie wären noch immer das Seiende, wenn wir auch keine Vorſtellung davon haben, ob und wie ſie ſich dann als ſolches „wiſſen“ würden.

Die Philoſophen der neueſten Schule gehen ſoweit, zu ſagen: Das Subjekt exiſtirt nicht — ohne das Objekt, das Objekt nicht ohne das Subjekt, folglich exiſtiren beide nicht; und da zwei Nichtſeiende kein Seiendes geben können, ſo darf auch von keinem ſeienden Subjekt-Objekt die Rede ſein. Welch' ein voreiliger Schluß! Es gehört eben auch zu den falſchen Axiomen, daß dasjenige, was nur in der Wechſelbeziehung auf einander exiſtirt, überhaupt nicht exiſtirt, ihm kein wirkliches Sein zu Grunde liegt.

Wenn wir annehmen, daß das Sein ſich in Subjekt und Objekt ſpaltet, ſo berechtigt uns dies nicht zu der Annahme, daß Subjekt und Objekt, Denkendes und Gedachtes, in Beziehung auf das Sein gleichwerthig ſind. Denn das Ich oder Subjekt erſcheint als das Aktive, das Objekt als das Paſſive. Das Thätige iſt aber auch das wahrhaft Seiende, und ſo wird, wie ſehr man auch dagegen ankämpfe, das Schwergewicht des Seins zuletzt doch immer auf das Ich, das Subjekt, das Denkende fallen.

Diejenigen, welche nur ein unzertrennliches „Subjektobjekt“, aber kein Subjekt gelten laſſen, ſollten ſich der Thatſache nicht verſchließen, daß auch dieſes Subjektobjekt, indem ich es denke, mir ſofort zum Objekt wird, welchem das denkende Ich als Subjekt gegenüber ſteht, und daß ſofort auch gleich wieder die Frage entſteht: Wie kommt in mich die Vorſtellung des Subjektobjekts? Dieſe Frage iſt nicht leichter zu beantworten als jene urſprüngliche: Wie kommt in mich die Vorſtellung eines Objekts, welchem gegenüber ich mich als Subjekt weiß? Wir kommen dabei auf einen Fortgang ins Unendliche, ſich bewegend in den falſchen und unmöglichen Gleichungen: Subjekt und Objekt = Subjektobjekt = Subjektobjekt + Subjekt = (Subjektobjekt + Subjekt) + Subjekt u. ſ. w. Es iſt alſo nichts damit geholfen, wenn man das Objekt einerſeits, das Subjekt andererſeits verneint, da das Subjekt doch immer wieder auftaucht und die angebliche Totalität ſich wieder als Objekt gegenüberſetzt. Wäre im Subjektobjekt das ganze Sein erſchöpft, ſo gäbe es kein Ich, das eben dies Subjektobjekt wieder objektiviren könnte. Daß ich dies thue, daß ich es denke, beweiſt, daß ich nicht in ihm aufgehe, daß nicht ich in ihm, ſondern es in mir beſchloſſen iſt, daß ich etwas bin noch außer ihm. So behauptet das Subjekt ſich immer wieder als das Uebergreifende, Ueberragende.

Daß in der neueſten Philoſophie am „Ich“ ſo viel herumgemäkelt, herumgenergelt wird, möchte noch hingehen, und ſich aus der Angſt vor einer Seele, einem „Seelenſein“, oder gar einem „Seelending“ erklären laſſen. Unbegreiflich aber bleibt es doch, daß man das Exiſtenzgefühl als ſolches faſt ignorirt, es ganz und gar mit dem Gefühl des Ich oder der Subjektivität zuſammengeworfen, und nicht als oberſtes urſprünglichſtes Prinzip aller Affirmation, des Ichs ſowohl, als der Empfindung und Wahrnehmung überhaupt, an die Spitze jedes phiſophiſchen Syſtems geſtellt hat. Man redete von Ich und Nicht-Ich, von Subjekt und Objekt, von Empfindung, Wahrnehmung und Begriff, aber man erfaßte nicht in ſeiner Tiefe, was all dieſen ſchon begrifflich geformten Kategorien als *Urthatſache* zu Grunde liegt, das einzig Unzweifelhafte, einzig Unumſtößliche: das unmittelbare *Gefühl dazuſein.*

Der wahre Begriff des Seins iſt nicht von den Objekten, ſondern vom Subjekt zu abſtrahiren, und zwar nicht etwa blos von den Thätigkeiten desſelben, dem Wahrnehmen, Denken, Wollen u. ſ. w., ſondern vom unmittelbaren *Exiſtenzgefühl* — jenem Gefühl, durch welches ein Lebendes ſich nicht als dies und jenes, ſondern nur *ganz allgemein als exiſtirend weiß.*

„Die Erkenntniß des Seins iſt eingehüllt in die, welche wir von uns ſelbſt haben,“ ſagt auch Leibniz.

Wäre das Gefühl der eigenen Exiſtenz nicht etwas toto genere Verſchiedenes von der Wahrnehmung der übrigen Dinge, welche Nöthigung beſtünde für das

Ich, aus der Summe ſeiner Objekte gerade nur ſich ſelbſt als Subjekt auszuſcheiden? Wie kommt es dazu, ſich mit einem dieſer Objekte identiſch, von allen andern aber ſtrengſtens geſondert und unterſchieden zu ſetzen? Und mit welchem Rechte ſagt man da noch: „Das Ich nimmt ſich ſelbſt nur wie die anderen Dinge wahr?" —

Man ſagt: „Mein Ich — je nun, es iſt eben mein *Leib, meine Organiſation*, was ich ſo nenne!" — Aber in dieſem *mein* ſteckt ſchon das erſt zu erklärende Ich.

Ich erkläre das Ichgefühl nicht für geradezu identiſch mit dem Exiſtenzgefühl. Das neugeborene Kind hat vom Momente ſeiner Geburt an ein Exiſtenzgefühl, aber ſchwerlich ein *bewußtes* Ichgefühl, das ſich erſt aus jenem entwickelt. Nicht-deſtoweniger trage ich kein Bedenken zu ſagen, das Ich ſei der *Träger*, das Subjekt des Exiſtenzgefühls. Das Ich wird ſich ſeiner ſelbſt aus jenem Exiſtenzgefühl bewußt.

„Mein *reines, von dieſen Beſtimmungen losgetrenntes* Weſen nehme ich nicht wahr, bin mir deſſelben nicht bewußt." Ganz recht. Einer von jenen Beſtimmungen *losgelöſten* Exiſtenz bin ich mir allerdings nicht bewußt — wohl aber einer von allen andern Wahrnehmungen *unterſchiedenen* Exiſtenz. Warum ſoll die Exiſtenz mir beſtimmungslos erſcheinen, wenn ſie es nicht *iſt*? — Jene Philoſophen argumentiren: „Ich bin mir meiner nur ſo und ſo beſtimmt bewußt, folglich — exiſtire nicht *ich*, ſondern blos jene Beſtimmungen." Aber die Forderung, das Ich ſolle ſich ſeines beſtimmungsloſen Seins bewußt werden, verlangt das Unmögliche, weil es ein reines, beſtimmungsloſes Sein nicht giebt.

Man fragt, ob denn das Weſen des Ich in etwas anderem beſtehe als in ſeinem Bewußtſeinsinhalt? ob wir denn im geringſten einen Begriff hätten, was es „ſonſt noch“ und an ſich ſei? Du lieber Himmel! Iſt es denn nicht genug, daß wir das Ich als das Wahrnehmende, Vorſtellende, Fühlende, Wollende kennen? Genügt das nicht, um ihm eine reale Exiſtenz zuzuſchreiben? Worin beſteht das Sein und Weſen des Seienden? Offenbar in ſeinen Thätigkeiten. Nun, die Thätigkeiten des Ichs kennen wir! Genügt es nicht, das Seiende in der Form wahrzunehmen, in der es eben exiſtirt? Was will man denn ſonſt noch? Soll es ſich nebenbei auch ſehen, hören, riechen, ſchmecken, betaſten laſſen? Sollen wir etwa angeben, aus welchem Stoff es gemacht iſt? ob aus Leder, oder Glas, oder Guttapercha? Oder ſollen wir angeben, was es wäre, wenn es einmal nicht wahrnähme, nicht vorſtellte, nicht dächte, nicht fühlte, nicht wollte — mit andern Worten: was es wäre, wenn es einmal nicht wäre, was es iſt?

Wenn man beim Ichgefühl von den Beſtimmtheiten abſtrahirt, ſo bleibt keineswegs nichts, ſondern etwas ſehr Weſentliches übrig; das Gefühl nämlich: Dies formell ſo und ſo beſtimmte Ich bin ich ſelbſt! Wäre das nichts? Im Gegentheil: es iſt etwas ſo Weſentliches, ſo Eigenthümliches, ſo Hauptſächliches, daß alles andere dagegen in nichts verſchwindet.

Wie kommt ein Bewußtſeinsinhalt, eine Summe von zufälligen Wahrnehmungen, dazu, zu fühlen und zu ſagen: Ich bin?

Der Begriff der Kontinuität iſt ein ſo durchaus falſcher, daß es nahe läge zu behaupten, nicht blos phyſiſche und phyſikaliſche Erſcheinungen, wie Materie Licht, Klang u. ſ. f. beſtänden thatſächlich nur in einer Reihe kleinſter Bewegungen (Schwingungen), ſondern auch unſer Bewußtſein, unſer Individualgefühl, unſer Ich, ſei vielleicht als in jedem Augenblick vergehend und wieder neu ſich erzeugend, als Summe diskreter Bewegungspunkte zu denken. In dieſem Sinne läßt in der That A. Spir (Vierteljahrsſchrift f. wiſſ. Philoſophie Band IV., S. 570, „Von der Natur und der Einheit des Ich“) ſich vernehmen wie folgt: „Wir ſind nicht, wir leben, d. h. unſer Weſen und Daſein iſt ein bloſer Verlauf, ein Prozeß, ein Geſchehen. Nicht allein ſind unſere einzelnen Zuſtände wechſelnd und wandelnd, ſondern unſer ganzes Ich und Selbſt, unſere ſcheinbar beharrliche Perſönlichkeit wird ſelbſt jeden Augenblick neu erzeugt durch das Zuſammenwirken mehrerer Bedingungen.“ Denſelben Gegenſtand behandelt Spir treffend und klar im IV. Bande derſelben Vierteljahrsſchrift (S. 98—115).

Wenn aber die Exiſtenz des unmittelbar Gewiſſeſten, was wir kennen, des Ich, nur in einem Prozeſſe, einer Aktivität beſtehen ſoll, die in kleinſten Zeitmomenten ſich abſpielt, wo findet ſich für uns dann überhaupt noch ein wahrhaft Seiendes im Bereiche unſerer Wahrnehmung und Erkenntniß?

Die Löſung des Problemes liegt in der Annahme, daß jedes einzelne Ich dem Weſen nach das allgemeine, abſolute Sein und Leben iſt, der Form nach aber ein Geſchehen, ein in jedem Moment ſich erneuernder Lebensprozeß.

Das oben über das Punktuelle, Diskrete im Ich Geſagte gilt nicht vom Weſen, wohl aber von der Form, der individuellen Thätigkeit desſelben. Auch hier iſt, wie auf allen Gebieten des konkreten Seins und Lebens das Kontinuum bloſer Schein. Das allgemeine Sein und Leben iſt zwar in allen Ich dasſelbe, weiß ſich aber nur in ſeiner Form als individuell. Zum abſoluten Selbſtgefühl kommt es nur in der Ekſtaſe des Myſtikers, zur abſoluten Selbſterkenntniß im Gedanken des Philoſophen.

Wenn ich ſage: „Ich bin Ich“, ſo bezeichnet dies allerdings eine Identität, und zwar die einzige, welche wirklich einen Sinn hat — denn von der Identität zu reden, welche die Dinge, die Gegenſtände menſchlicher Anſchauungs- und Vorſtellungsthätigkeit mit ſich ſelber haben, lohnt ſich der Mühe nicht. Aber ſelbſt die Identität des ſich denkenden und des gedachten Ich iſt doch nur auf dem Standpunkte der Abſtraktion von aller Form eine ſolche. Thatſächlich fragt es ſich, ob das, was ſich ſeiner bewußt iſt, und das, als was es ſich bewußt iſt, ſich vollkommen decken. Es wäre ja möglich, daß das Bewußtſeiende ſeiner wahren Weſenheit nur theilweiſe bewußt, daß das Bewußtſeiende ein Allgemeines, das, als was es ſich bewußt iſt, ein Beſonderes wäre. Und ſo verhält es ſich bei näherer Betrachtung in der That. Das Ich als *Objekt* ſeiner ſelbſt iſt die bloſe *Form*, in welcher das *allgemeine Subjekt des Seins und Lebens* unter beſtimmten Umſtänden ſeiner bewußt wird.

Wenn ich das Ich des Menſchen als etwas Reales, Seiendes, Subſtanzielles vertheidige; andererſeits aber doch zugebe, daß es im Grunde nur das *allgemeine Sein und Leben* iſt, welches ſich im Menſchen unter dieſen beſonderen Umſtänden als individuelles Ich erfaßt, ſo iſt dies kein Widerſpruch, und ich ſtehe deshalb Denjenigen, welche die Realität des Ich leugnen, nicht minder ſchroff gegenüber. Die Letzteren erkennen im menſchlichen Ich *gar* nichts Weſenhaftes, Subſtanzielles an, weder ein allgemeines noch ein beſonderes; mir dagegen gilt das Ich als Subjekt des unvergänglichen allgemeinen Seins und Lebens unter einer beſonderen, individuellen Form, welche als ſolche freilich vergänglich iſt.

Das Ich als *Subjekt* iſt das allgemeine, unendliche, abſolute, das Ich als *Objekt* das endliche, individuelle Ich, mit dem beſonderen Inhalt ſeiner Vorſtellungen und Willensakte.

Das individuelle Ich iſt alſo nichts im vollſten Sinne Urſprüngliches, am wenigſten etwas ein für allemal Fertiges, mit dem Körper Zuſammengekoppeltes — Seele —; aber auch kein bloſes Ergebniß der phyſiſchen Organiſation: der Grund ſeines Weſens liegt nicht in der erſcheinenden Materie, ſondern in dem Realen, welchem *das Erſcheinende erſcheint*.

Das Ich unterſcheidet von allen anderen Objekten des Bewußtſeins ſich dadurch, daß in ihm das Subjekt des Bewußtſeins ſich zunächſt nicht als Objekt, ſondern vor Allem als *Subjekt* ſeiend weiß. Eben darin liegt der verhängnißvolle Mißgriff unſerer neueren Philoſophie, daß ſie ſich über die eigentliche Weſenheit des Ichs und Ichbewußtſeins hinwegſetzt, welche darin liegt, ſich als *Subjekt* zu wiſſen. Da wir aber alles Bewußte ein *Objekt* zu nennen pflegen, ſo könnte man immerhin auch das Ich ſo nennen, aber man ſollte dabei nicht vergeſſen, daß dies nur eine *logiſche* Beſtimmung, eine gedankliche Beziehung des Ich iſt, welche das eigentliche Weſen deſſelben, die Subjektivität, nicht aufhebt. Will man mit dem Ausdruck „Ich als *Objekt* ſeiner ſelbſt“ den Inhalt ſeiner beſonderen Vorſtellungen und Willensakte verſtehen, ſo iſt dagegen nichts einzuwenden und in dieſem Sinne brauche ich den Ausdruck ſelbſt. Da aber ein Haufe von Vorſtellungen und Willensakten ſich nicht an und für ſich als Ich wiſſen könnte, ſo darf neben dieſer Objektivität die Subjektivität nicht überſehen werden, als das *Weſenhafte* der Ichvorſtellung, während der „Bewußtſeinsinhalt“ nur ihre *Form* iſt.

Das Ich in ſeinem innerſten Weſen iſt das beſtimmungsloſe aber individualiſirte Unendliche. Es iſt inſofern = dem *Atom*, aber nicht als objektiv-realer Kraftpunkt, ſondern als ſubjektiv-abſtrakt-logiſch-mathematiſcher Punkt gefaßt. — Sagen wir kurz: das Unendliche, Eine, *objektiv* gefaßt, iſt das *Atom*, *ſubjektiv* gefaßt das *Ich*. Wie alle Atome Eins ſind, ſo ſind alle Ich Eins. Das Atom iſt Prinzip des Lebens, das Ich Prinzip des Denkens; das Atom Prinzip des Unbewußten, das Ich Prinzip des Bewußten. In dieſem Sinne konnte man ſagen, daß das unendliche Sein ſich „jetzt“ als endliches.

In den erkenntnißtheoretiſchen Schriften der Philoſophen des Tages fehlt es in der Regel nicht an einem Kapitel, in welchem ſie die Exiſtenz des „fremden“ Ich beweiſen und für „geſichert“ erklären, und es macht einen beinahe erheiternden Eindruck, zu ſehen, wie dieſe Erkenntnißtheoretiker, nachdem ſie eben ihr eigenes Ich ſo entſchieden und unbarmherzig hinwegphiloſophirt haben, ſich eine ſo zärtliche Mühe geben, das fremde zu retten. Sie erkennen die Exiſtenz anderer Ichs inſoferne an, als ſie dieſelben nach der „Analogie“ des eigenen ſelbſtbewußten und denkenden Ichs als „erſchloſſen“ betrachten. Aber dieſes Zugeſtändniß, welches ſie machen, um dem unangenehmen Vorwurfe des „Solipſismus“ zu entgehen, iſt von ſolcher Tragweite, daß es ihre ganze Erkenntnißtheorie über den Haufen würfe, wenn es — ehrlich gemeint wäre. Entweder beſteht wirklich, wie ſie doch fortfahren zu behaupten, *alle* Exiſtenz nur im Gedachtwerden, und dann kann auch das fremde Ich keine Ausnahme machen; oder es giebt ſelbſtändige, von meinem Denken unabhängige Exiſtenzen außer mir; dann iſt nicht abzuſehen, warum ſich die Möglichkeit einer ſolchen Exiſtenz nur auf menſchliche Weſen erſtrecken ſoll. Jedenfalls iſt von dem Augenblicke an, wo der Idealiſt, aus was immer für einem Grunde, zugiebt, daß es außer ihm noch andere ſelbſtbewußte und denkende Weſen giebt, jede folgerichtige Möglichkeit ausgeſchloſſen, weiterhin noch den Gedanken eines Seins außer dem Denken, eines Seins, das nicht blos im Gedachtwerden beſteht, für ſinnlos und abſurd zu erklären.

Aber das Zugeſtändniß des „fremden Ich“ iſt nicht ehrlich gemeint.

Die Sache wäre im Grunde ſehr einfach. Den Vorwurf des „Solipſismus“ kann der Idealiſt von heute aufs gründlichſte dadurch zurückweiſen, daß er ſagt: „Wie ſollte mir denn einfallen, allein exiſtiren zu wollen, da ich doch ſelbſt auch nicht exiſtire? Ich exiſtire ebenſowenig wie alles andere!“ -- Aber dieſe Erklärung wird gerade dann, wenn vom Solipſismus die Rede iſt, aus Rückſicht auf die Gefühle des „Spießbürgers“ nicht gern ſo freimüthig ausgeſprochen; man ſucht ſie lieber ein bischen ſophiſtiſch zu verblümen, indem man ſagt: „Das fremde Ich exiſtirt gerade ſo gut wie das meinige!“ (mit dem Hintergedanken: nämlich ebenſo wenig wie das meinige). Oder: „In dem Sinne, in welchem mein Ich exiſtirt, exiſtirt auch das fremde!“ (nämlich als „Bewußtſeinsinhalt“ eines nicht exiſtirenden Bewußtſeins!) —

„Ach,“ ſagen die Idealiſten, „wir laſſen ja nicht blos das fremde Ich, wir laſſen auch die lebloſen Dinge wirklich ſein, indem wir ſie wirklich denken!“

Sie ſcherzen, meine Herren! Dem fremden Ich müßten Sie zugeſtehen, daß es außerdem, daß Sie es denken, auch ſich ſelber denkt, was Sie dem Steine zu Ihren Füßen nicht zuzugeſtehen brauchen. Oder wollten Sie mit dieſem Zugeſtändniß auch blos ſagen: „Wir denken das fremde Ich als ſich ſelber denkend, und inſoferne denkt es ſich ſelber?“ In der That, ſo iſt es nach dem ausdrücklichen Geſtändniß der meiſten dieſer Herren gemeint. Demnach beſtünde alſo das Selbſtdenken des Herrn Profeſſors v. L. darin, daß Herr Profeſſor Sch.-S. ihn als ſelbſtdenkend denkt, und das des Herrn Prof. Sch.-S. darin, daß Herr Prof. v. L. ihn als ſich ſelber denkend denkt? — Ich bezweifle, daß die beiden Herren ſich wirklich mit dieſer Art von Exiſtenz und von Selbſtdenken zufrieden geben.

Aus dem Umſtande, daß das Kind lange Zeit von ſich ſelbſt nicht in der erſten Perſon ſpricht, ſich nicht des Ausdrucks „ich“ bedient, ſondern ſich wie eine dritte Perſon beim Namen nennt, hat man den ſeltſamen Schluß ziehen wollen, daß das Kind noch kein Selbſtbewußtſein habe, daß das Selbſtbewußtſein überhaupt dem Menſchen nicht urſprünglich eigen, ſondern gleichſam erſt erlernt und erworben ſei. Aber das Kind nennt alle Dinge ſo, wie es dieſelben von ſeiner Umgebung nennen hört! Da es nun ſich ſelbſt nicht „ich“, ſondern Karl, oder Bertha u. ſ. w. nennen hört, ſo wird es ſich auch nicht anders nennen, und erſt wenn ſein Sprachverſtand ſich ſo weit entwickelt hat, daß es merkt und verſteht, jeder Menſch nenne ſich ſelbſt „ich“, wird es von demſelben Ausdrucke für ſich Gebrauch machen. Die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt anders zu nennen, als es von allen Andern genannt wird, kann dem Kinde offenbar erſt einleuchten, wenn ſeine Fähigkeit, ſich auszudrücken, über die allererſten Anfänge hinaus iſt. Der Exiſtenz iſt das Kind ſich vom erſten Augenblicke an als ſeiner *eigenen* bewußt, hat alſo Selbſtbewußtſein, und was ihm fehlt, iſt nur das rechte *Wort* dafür.

Bewußtſein.

Das Bewußtſein iſt immer vor Allem Selbſtbewußtſein. Ein Bewußtſein ohne Selbſtbewußtſein iſt undenkbar. Genau genommen ſind beide identiſch, ſchon darum, weil das Wahrnehmen „äußerer Dinge“ doch nur ein Wahrnehmen von Wirkungen auf das **Subjekt**, alſo eine modifizirte Selbſtwahrnehmung iſt. Bewußtſein iſt: das Sein als Sichwiſſen.

Durch das Bewußtſein oder Sich wiſſen wird das Sein zum Leben im gewöhnlichen Sinn des Wortes: zum „Lebendig ſein“.

Das Leben der „Objekte“, d. h. der Dinge, wie ſie uns erſcheinen, beſteht im „Gewußt werden“.

Man könnte jedoch auch ſagen: die Dinge wiſſen ſich in uns.

Αὔτοπτον ἄγαλμα, das ſich ſelbſt ſehende Bild, nannten die Neuplatoniker die Natur.

Es wird nachgewieſen werden, daß ein gewiſſer minimaler Grad von Leben, Wahrnehmung, Bewußtſein auch den Atomen zuzuſprechen iſt, und daß das Geſammtbewußtſein eines Individuums aus den Bewußtſeinen der Elemente desſelben ſich ſummirt. Man könnte einwenden, aus ſolchen ſchwachen, minimalen Bewußtſeinsfunken vermöge ſich etwas qualitativ ſo ganz Verſchiedenes, wie z. B. das menſchliche Individualbewußtſein, ſo wenig zu entwickeln, wie eine Million von Mücken keinen Elefanten zu bilden vermöge. Dieſer Einwand hätte nur dann Geltung, wenn die Bewußtſeinsinhalte der Elemente gleichartig wären. Das ſind ſie aber durchaus nicht. Die Atome des menſchlichen Körpers befinden ſich in ſehr mannigfaltigen mitgetheilten Zuſtänden, welchen die Art ihres minimalen Bewußtſeinsinhaltes entſpricht. Wie reich und verſchiedenartig beeinflußt ſind z. B. die Atome des Gehirns! Im Geſammtbewußtſein des Menſchen ergänzen ſich die Atombewußtſeinsinhalte zum vollen Gehalt des menſchlichen Vorſtellens und Denkens. Manches Atom trägt ſehr viel, manches vielleicht faſt nichts zu dieſem Ganzen bei, je nach dem Ort, den es einnimmt. Bei dieſer Auffaſſung iſt es unnöthig nach einem „Sitz der Seele“ zu fragen. Wohl aber kann man das Gehirn als Vereinigungspunkt der Atombewußtſeinsinhalte betrachten, indem alle Atome ihre Bewußtſeinsinhalte (Zuſtände) durch Zuſtandsmittheilung innerhalb der Nervenfäden bis dahin fortpflanzen.

Wie das Leben, würde man auch das Bewußtſein niemals erklären können, wenn man es nicht ſchon in den kleinſten Theilen vorausſetzt.

— Ich weiß nicht, ob die Wiſſenſchaft ſich ſchon mit der Frage beſchäftigt hat, wie man ſich den pſychologiſchen Zuſtand des reifen, aber noch ungebornen

Kindes im Mutterleibe zu denken hat. Iſt es noch als völlig bewußtlos, alſo pſychiſch todt zu betrachten, oder hat es ſchon einen, wenn auch äußerſt geringen Grad von Exiſtenzgefühl, von Bewußtſein? Erwacht das Exiſtenzgefühl erſt in dem Momente, wenn die Sinne des Kindes mit der äußeren Welt in Berührung treten? Aber wenn auch die Thätigkeit jener Sinne, welche auf der Einwirkung von Luft- und Aetherſchwingungen beruhen, bei dem ungeborenen Kinde ausgeſchloſſen iſt, ſo iſt doch ohne Zweifel bei demſelben der Hautſinn thätig, der ja auch bei niederen Thieren oft der einzige und für alle andern ſtellvertretende iſt. Ein auf dieſen Hautſinn gegründeter Grad von Exiſtenzgefühl und Bewußtſein kann alſo immerhin bei dem ungeborenen Kinde angenommen werden. Man wird kaum irre gehen, wenn man den Moment, in welchem das Kind ſich im Mutterleibe zum erſtenmale fühlbar regt — ein Moment, der in die Mitte der Schwangerſchaftszeit zu fallen pflegt, — auch als denjenigen annimmt, mit welchem jener minimale Grad des Bewußtſeins anhebt — wobei freilich Manche lieber an eine bloſe Reflexbewegung werden denken wollen. Am beſten ſtellt man ſich den Zuſtand des ungeborenen Kindes als eine Art von Schlaf vor, der aber von halbwachen Augenblicken unterbrochen ſein kann, in welchen namentlich Luſt- und Unluſtgefühle, und das Gefühl pathologiſcher Zuſtände, wenn auch in dumpfer Weiſe, ſich geltend machen.

Wenn wir in irgend einem Schriftſtück einen lapsus calami begangen, in einer Briefadreſſe einen unrechten Straßennamen oder eine unrichtige Ziffer aus Verſehen hingeſetzt, kurz, etwas Ungehöriges geſchrieben, oder etwas Gehöriges ausgelaſſen, ſo kommt uns das oft früher oder ſpäter ganz plötzlich zum Bewußtſein, auch wenn kein Anlaß, keine Anregung vorhanden iſt, die uns an die Sache erinnert. Es geſchieht doch kaum jemals, daß man an eine Briefadreſſe, die man geſchrieben, zurückdenkt, wenn ſie in Ordnung iſt; wie kommt es, daß man zuweilen an dieſelbe ganz plötzlich zurückdenkt, wenn ſie es nicht iſt? Es ſcheint faſt, als ob von jenem Verſehen doch ein unbewußtes Gefühl, oder vielleicht richtiger geſagt, ein minimales Bewußtſein vorhanden geweſen wäre und ſich forterhalten hätte, bis es dann plötzlich zu voller, klarer Geltung gelangte.

Es dürfte ſich wohl ergeben, daß die „unbewußten“ Gefühle meiſt oder immer mit kleinſten Bewußtſeinsgraden identiſch ſind, und ohne Zweifel bedarf die Frage der minimalen Bewußtſeinsgrade einer eingehenden Erörterung.

Welch’ ein Naſerümpfen, welch’ ein Erſchrecken und Sich-bekreuzen, welch’ ein zimperliches Gerede im beſten Fall iſt das heutzutage, wenn es ſich um die Frage handelt, ob es „unbewußte Vorſtellungen“ giebt, während doch der Sachverhalt in unbeſtreitbarer Sonnenklarheit und Thatſächlichkeit vorliegt! —

Jede Wahrnehmung hinterläßt in mir eine Vorſtellung; aber von dieſen Tauſenden von Vorſtellungen, die ſich, oft durch wiederholte Wahrnehmungen verſtärkt, in mir forterhalten, bin ich mir immer nur ſehr weniger im ſelben Augenblick bewußt. Alle übrigen trage ich unbewußt in mir, denn daß ſie mir nicht verloren gegangen, beweiſt ihr oftmaliges Wiederauftauchen in mir, ihr Wiederhervortreten aus dem Dunkel des Unbewußtſeins in das volle Licht des Bewußtſeins! Wir haben alſo unbewußte Vorſtellungen. Das klingt wunderlich — aber es iſt nun einmal Thatſache, die wir hinnehmen müſſen, auch wenn wir ſie noch nicht erklären können. Gefällt euch der Ausdruck „unbewußte Vorſtellungen“ nicht, glaubt ihr einen Widerſpruch darin zu finden, ei, ſo nennt ſie latente Vorſtellungen, wie es „latente Kräfte“ giebt — aber vergeßt nicht, daß dies „latent“ eben nichts anderes beſagt als „unbewußt“.

Auch unbewußte Wahrnehmungen giebt es. Wenn ich durchs Fenſter auf einen menſchenwimmelnden Marktplatz hinunterſehe, ſo mache ich unzählige Wahrnehmungen, die mir aber nur theilweiſe zum wirklichen Bewußtſein kommen, und es iſt ſehr möglich, daß von den mir nicht zum Bewußtſein gekommenen Wahrnehmungen dennoch ſpäter eine als Vorſtellung in mir auftaucht.

Und nicht weniger thatſächlich erweisbar iſt das Vorhandenſein unbewußter Verſtandesfunktionen, unbewußter Schlüſſe. Das ſtereoſkopiſche Sehen und ſo manche andern Thatſachen der Optik weiß die exakte Naturlehre auf keinem anderen Wege zu erklären.

Wozu nach all dieſen Thatſachen, die man zugeben muß — und ſogar wirklich zugiebt — das fortdauernde

Sichſträuben gegen die „unbewußten Vorſtellungen“? Es iſt wahr, es ſcheint ein Widerſpruch in dieſem Ausdruck zu liegen; aber er drückt eben das ſcheinbar Widerſprechende, Räthſelhafte der Thatſache ſelbſt ſo gut, ſo deutlich und ſo ſchlagend aus, daß man unrecht thäte, ihn aufzugeben.

Nun aber habe ich — auch hier möchte ich wünſchen, daß der Laie ſich lieber abſeits halte, denn es klafft beim Thema vom Bewußtſein, wie bei dem vom „Sein“, vom „Ich“ und vom „Anſich der Dinge“ eine weite Kluft zwiſchen den Lehrmeinungen der Philoſophen und dem „geſunden Menſchenverſtande“, der vielleicht doch beſſer als ſein Ruf iſt — ich habe, ſage ich, mit einigen Worten mich einzulaſſen auf die große Rolle, welche der ſogenannte „Bewußtſeinsinhalt“ in der modernen Philoſophie, beſonders in der Erkenntnißtheorie unſerer neueſten deutſchen Philoſophenſchule ſpielt. Nachdem dieſe von jedem „Anſich“ der Dinge, von jeder „Tranſzendenz“ ſich losgeſagt und geleugnet hatte, daß irgend etwas menſchlichen Gedanken erreichbar wäre, worauf ſich der Seinsbegriff anwenden ließe, glaubte ſie ſchließlich doch, wenigſtens beim erſten Anblick, im „Bewußtſeinsinhalt“ etwas gefunden zu haben, wobei man ſtehen bleiben und was man gewiſſermaßen als ein Seiendes gelten laſſen könnte.

Dagegen aber verwahrte man ſich ſogleich: etwas außer dem Bewußtſein, etwas den Inhalt desſelben Beſtimmendes oder Beeinfluſſendes dürfe es nicht geben, von Wirkung und Gegenwirkung ſeiender

Weſenheiten auf einander dürfe dabei keine Rede ſein; es ſolle der Vorſtellungsverlauf im Bewußtſein nach einem immanenten Geſetze vor ſich gehen, das gänzlich außerhalb der Grenzen des Begreiflichen für uns liegt. Man verzeihe, wenn dieſer, ohne alle reale Verurſachung nach blos innerer, fataliſter Nothwendigkeit vor ſich gehende Vorſtellungsverlauf mich immer ſtark an eine Drehorgel oder an eine Spieluhr erinnert hat, welche ohne jedes äußere Zuthun ihr auf Walzen geſetztes Muſikſtück nach „immanentem“ Geſetz herunterſchnurrt.

Der Ausdruck „Bewußtſeinsinhalt“ hat an und für ſich etwas Unverfängliches, ja Gewinnendes. Welt, Natur, das Wirkliche überhaupt, ſind für uns in der That zunächſt nur vorhanden als Bewußtſeinsinhalt. Aber bei näherem Zuſehen kündigt das Mißliche des Ausdrucks in dieſer Bedeutung ſich vorerſt ſchon darin an, daß er aus zwei Wörtern mit ſelbſtändigen Begriffen, „Bewußtſein“ und „Inhalt“, zuſammengeſetzt iſt, die ſogleich der Streitfrage Raum geben: „Sind das „Bewußtſein“ und ſein Inhalt zwei geſonderte Entitäten oder nur eine?“ — Aber auch ſchon das „Bewußtſein“ ſchließt einen Doppelbegriff in ſich: etwas, das bewußt iſt und etwas, deſſen es ſich bewußt iſt.

Ein ſolches „Bewußtſeiendes“ aber iſts gerade, was die neueſte Philoſophie entſchieden leugnet. Es exiſtirt, behauptet ſie, kein Bewußtes, kein Ich, kein Subjekt, kein Objekt, kein Subjekt-Objekt, es exiſtirt ſchlechterdings nichts als ein „Bewußtſeinsinhalt“; alles andere iſt von uns hinzugedacht.

Man ſollte glauben, das ſei hyperidealiſtiſcher Nihilismus: aber die Vertreter dieſer Anſchauung der Dinge nennen ſich manchmal auch Poſitiviſten — ein Name, der ungemein realiſtiſch klingt, und ein Köder, auf den auch der gröbſte, roheſte Materialiſt ſchließlich gerne anbeißt.

Wenn ich nun den ſich ſo nennenden „Poſitiviſten“ frage: „Woher weißt du von dieſem Bewußtſeinsinhalt?“ ſo wird er antworten: „Je nun, wir ſind uns desſelben nun einmal bewußt!“ — Wir? ei, wer oder was ſind denn dieſe „wir“? — „Wir? Ja, wir ſind eben auch ein Stück von dieſem Bewußtſeinsinhalt, nicht mehr und nicht weniger als ein anderes.“ — Nicht mehr und nicht weniger als ein anderes? Aber wie kommt es denn, daß eben dieſes eine Stück des Bewußtſeinsinhalts von ſich ſagt: „ich bin ich“ und von dem ganzen Reſte: „das bin nicht ich!“ Iſt dieſes „ich bin ich“ nicht eine ganz beſondere Sache für ſich? Iſt der Unterſchied zwiſchen dieſer Art von Bewußtſein und der anderen nicht ein fundamentaler? Und woher kommt dieſer fundamentale Unterſchied, wenn doch ein Theilſtück des Bewußtſeins iſt wie ein anderes — nicht mehr noch weniger? —

Wollte ich nun nochmals fragen: „Wer iſt es alſo denn, der ſich des Bewußtſeins bewußt iſt?“ ſo würde man ſich vielleicht die Antwort entſchlüpfen laſſen: „Das Bewußtſein ſelbſt iſt es, das ſich ſeiner bewußt iſt.“ Alſo das Bewußtſein als Ganzes iſt ſich ſeiner bewußt? Wie aber reimt ſich dies mit dem zuſammen, was früher geſagt wurde: das, was ſich ſeiner ſelbſt und des Reſtes im Bewußtſein bewußt iſt, ſei eben auch nur ein Stück des Bewußtſeins, oder vielmehr ſeines Inhalts? Wäre es alſo doch das ganze Bewußtſein, und nicht ein Stück desſelben, was zum Subjekt wird? Was iſt aber dann dies Subjekt anders, als — Ich, das ſich ſelbſt als ſeiend wiſſende Sein? Mit welchem Rechte leugnet man dann noch das „Sein“ des Ich und kommt immer wieder darauf zurück, es ſei nur ein Stück, ein Theil des Bewußtſeinsinhalts? —

Noch einen andern Mangel an Folgerichtigkeit finde ich in der in Rede ſtehenden Doktrin hervorzuheben. Wenn der Bewußtſeinsinhalt als ſolcher das wahrhaft und einzig Reale iſt, ſo müſſen doch auch ſeine einzelnen Data wahrhaft real ſein. Leugnet man nun die Realität eines Subjekts, eines Trägers des Bewußtſeins, eines Bewußtſeienden, ſo werden wir uns darauf berufen können, daß wir in unſerm Bewußtſeinsinhalt ein ſolches Subjekt, einen ſolchen Träger des Bewußtſeins, ein ſolches Bewußtſeiendes wirklich finden: nämlich uns ſelbſt, unſer geiſtig-leibliches Ich, oder wenn man dies lieber hört, unſere Organiſation. Iſt dieſes Bewußtſeiende als ſolches nicht ein reales Beſtandſtück des realen Bewußtſeinsinhalts? und hat man noch ein Recht zu ſagen, das Bewußtſeiende ſei eine falſche, grundloſe Vorausſetzung? — Man iſt indeſſen in der Beſchränkung der Anwendung des Seinsbegriffs neueſtens noch weiter gegangen. Man hat gefunden, es ſei ſchon zu viel geſagt, daß es ein Bewußtſein gebe; nein, man dürfe von einem ſolchen nicht reden, denn nicht das Bewußtſein exiſtire, ſondern nur die Daten, der Inhalt desſelben. Gut gemeint iſt auch dieſe Wendung. Offenbar ſollte dadurch verhindert werden, daß man ſich das Bewußtſein nicht wie einen urſprünglich vorhandenen Schlauch vorſtelle, in welchen die Daten hineingeſtopft werden.

Aber wenn ſchlechthin geſagt und mit Nachdruck behauptet wird, das Bewußtſein exiſtire nicht, ſondern nur die Bewußtſeinsdata, ſo iſt dies ſo — um auf eine mehrerwähnte Sache zurückzugreifen — als ob man behaupten wollte, die Stadt Berlin exiſtire nicht, ſondern nur die Häuſer, aus welchen ſie beſteht, und das deutſche Volk exiſtire nicht, ſondern nur die einzelnen Deutſchen, aus welchen es beſteht. So richtig es nun iſt, daß die Stadt nur in ihren Häuſern, das Volk nur in den Individuen exiſtirt, glaube ich doch nicht, daß Jemand ſchlechthin und mit Nachdruck ſagen und behaupten werde, die Stadt Berlin und das deutſche Volk exiſtirten nicht. In gleichem Grade verkehrt und unzuläſſig iſt es nun aber, zu behaupten, ein Bewußtſein exiſtire nicht, weil es real nur in ſeinem Inhalt, ſeinen Daten, ſeinen Beſtimmungen iſt. Das Unlogiſche dieſes Ausdrucks iſt ganz dasſelbe wie in dem bekannten, heutzutage beliebten Satze: Es giebt kein „Sein“, weil alles Sein immer nur ein beſtimmtes iſt. Würde damit blos das Sein als leere Abſtraktion, die doch wieder etwas Seiendes neben dem Seienden ſein will, abgelehnt, ſo könnte man damit ſehr wohl zufrieden ſein, aber kurzweg zu ſagen:

A exiſtirt in ſeinen Beſtimmungen, folglich exiſtirt es nicht: dies iſt und bleibt doch wohl ein logiſcher Fehlſchluß.

Man bedient ſich, um die Realität des Bewußtſeins als ſolchem, als Ganzem, zu beſtreiten, zuweilen des Ausdrucks, das Bewußtſein ſei nur eine „Generaliſation", ein „Kollektivbegriff" für die Bewußtſeinsdata, darum exiſtiren dieſe wirklich, jene nicht. Dagegen finde ich zu bemerken, daß auch die einzelnen Bewußtſeinsdata, die Wahrnehmungen, Vorſtellungen u. ſ. w. bei näherer Betrachtung ſich als Generaliſationen und Korrelativa herausſtellen, daß z. B. die Wahrnehmung oder Vorſtellung des „Baumes" ſich in die Wahrnehmungen und Vorſtellungen unzähliger Beſtandtheile desſelben zerlegen läßt — ſehe alſo auch in dieſer Beziehung nicht, was die „Bewußtſeinsdata" an realer Exiſtenz vor dem „Bewußtſein" voraushaben ſollen. Man wird entweder zugeben müſſen, daß das Seinsprädikat auf das Bewußtſein ebenſogut anwendbar iſt wie auf die Bewußtſeinsdata, oder daß es dies auf dieſe ſo wenig iſt, wie auf jenes. —

Was iſt er denn eigentlich, dieſer „Bewußtſeinsinhalt," gemäß der Logik, mit welcher die neueſte Philoſophie ſich denſelben zurechtlegt? Er ſoll zuvörderſt nicht außer uns ſein, denn er iſt ja eben nur im Bewußtſein real; und doch wieder nicht in uns, denn unſer Ich iſt ja ſelbſt nur in ihm, ein Theil von ihm. Angeſichts dieſes ungeheuren Widerſpruchs müßte der Philoſoph — ſollte man glauben — ſtutzig werden, ſich beſinnen, und ſich ſelber ein Halt zurufen. „Hier biſt du," müßte er ſich ſagen, „an einen Abgrund von Widerſinn gerathen; auf dieſem Wege kommſt du nicht weiter!" — Doch nein, er ſpricht den ungeheuren Widerſinn gelaſſen aus, als hätte er die harmloſeſte, einfachſte Sache von der Welt vorgebracht, und philoſophirt ruhig weiter

Und ſchließlich gelangt er zu der Behauptung: Auch der „Bewußtſeinsinhalt" ſelber iſt doch kein wirklich *Seiendes*, denn ſonſt wäre er ja ein *Etwas*, ein Ding, ein Objekt, was es ja alles nur *in ihm* giebt. Er iſt aber auch kein Unbekanntes und Unerkanntes, denn was wir nicht kennen und erkennen, das *iſt* nicht. Er iſt im Grunde auch nur Phänomen, Erſcheinung: aber es ſoll nichts geben, was in ihm erſcheint, und nichts, dem es erſcheint. Er iſt alſo, könnte man ſagen, ein nicht exiſtirendes Objekt für ein nicht exiſtirendes Subjekt.

Ich frage nun: iſt der „Bewußſeinsinhalt", ſo *gefaßt*, noch ein Begriff? iſt er nicht vielmehr ein Begriffsgeſpenſt, abſtrakter und abſtruſer, als nur je eines die ſpekulative Metaphyſik ausgegrübelt hat? Was man als das Idol der reinſten Empirie hinſtellen möchte, iſt es — *ſo gefaßt* — nicht vielmehr, in ſeiner Losgelöſtheit vom Seinsbegriff und von allen Kategorien des menſchlichen Denkens, das Undefinirbarſte und Unqualifizirbarſte, was die Abſtraktion bisher zuſtande bringen konnte? Und wenn nach neueſter Lehre das, was nicht zu erkennen, nicht zu definiren und nicht zu qualifiziren iſt, überhaupt „nicht *iſt*", ſo darf von einem realen „*Bewußtſeins*-

inhalt ohne Bewußtſeiendes und ſogar ohne Bewußtſein“ am wenigſten die Rede ſein.

Eine ſchon erwähnte, in der modernen Philoſophie ſtark verbreitete falſche Annahme beſteht darin, daß man die weſentlichen Prädikate eines Subjektes aufgeben und doch noch dasſelbe Subjekt übrig behalten kann, ja, daß man ein Subjekt getroſt ſogar mit Prädikaten, die denjenigen, welche ſeinen Begriff bilden, widerſprechen, verſehen, und von eben dieſem Subjekte, eben dieſem Begriffe weiter ſprechen und weiter philoſophiren kann, als wäre nichts geſchehen. So ſpricht man von einem „vierdimenſionalen“ Raum, von einem ſubjektloſen Sein (einem Sein ohne Seiendes), einem „Bewußtſeinsinhalt“ ohne Bewußtſeiendes, ja ohne Bewußtſein. Möglich, daß es ſolche Dinge giebt — aber ſo viel iſt gewiß, daß ein Raum von mehr als drei Dimenſionen nicht mehr der „Raum“, ſondern etwas anderes, völlig Undenkbares, das Sein ohne Seiendes kein Sein, der Bewußtſeinsinhalt ohne Bewußtſeiendes kein Bewußtſein mehr wäre, und daß der trotzdem fortgeſetzte Gebrauch dieſer Ausdrücke zu widerſpruchsvollem Gerede und Begriffsverwirrung führen muß. Man ſollte glauben, der Satz, daß ein Subjekt nur in ſeinen Prädikaten exiſtirt, müſſe unſerer Denkergeneration ſympathiſch ſein; um ſo mehr fällt es auf, daß man eben heutzutage ſo friſch und flott die weſentlichen Prädikate eines Subjekts hinwegdemonſtrirt, oder mit andern vertauſcht, und trotzdem das alte Subjekt noch immer in der Hand zu haben glaubt.

— Wenn nach Anſichten der älteren deutſchen Philoſophie das Wiſſen von der Welt auf einer urſprünglichen Identität des Wiſſenden und des Gewußten beruht, oder auf einer präſtabilirten Harmonie der beiden, das Subjektive alſo ſchon an ſich auch das Objektive iſt, und umgekehrt, ſo begreift man nur nicht, warum das Wiſſende ſich einbildet, ein Gehirn und ein überaus künſtlich eingerichtetes Syſtem von Sinnesorganen nöthig zu haben, um mittelbar zu jenen Vorſtellungen zu gelangen, die es ja ſchon unmittelbar in reiner Anſchauung ergreift! —

Aber auch die Vertreter der neueſten philoſophiſchen Schule, nach deren Anſicht unſer ſinnlicher „Bewußtſeinsinhalt" als reale, nicht weiter zu erklärende Thatſache hinzunehmen iſt, ohne daß die Empfindungen, welche denſelben bilden, auf eine Einwirkung zurückgeführt werden dürften, iſt man verſucht, gleicherweiſe zu fragen: Wie kommt es, daß wir in unſerm Bewußtſein nicht blos Empfindungen, ſondern auch Organe finden, welche die Empfindungen als durch ſie (die Organe) vermittelte „Wirkungen" erſcheinen laſſen? Warum ſind wir uns neben den Seh-Empfindungen auch eines ſinnreich konſtruirten Auges, neben den Tonempfindungen eines ſinnreich komplizirten Ohrs, und ſchließlich eines Gehirns „bewußt", in welchem die vermeintlichen „Einwirkungen" zu Bewußtſeinsbildern werden? Was ſoll die Vorſtellung ſo weitläufiger, komplizirter Apparate zur Aufnahme von Eindrücken, zur Vermittlung von Wirkungen, die es doch gar nicht giebt? Freilich ſind auch dieſe Organe nur Beſtandſtücke des „einfach als Thatſache hinzunehmenden und nicht weiter zu erklärenden“ Bewußtſeinsinhalts; aber man wird zugeben, daß es recht ſonderbare Beſtandſtücke ſind! Wenn der ganze, wiſſenſchaftlich ermittelte Vorgang des Sehens und Hörens nichts als „immanenter“ Vorſtellungsverlauf im Bewußtſein iſt und ſeine ganze Realität nur in dieſem ſeinen Vorgeſtelltwerden beſteht, ſo iſt dieſer Bewußtſeinsinhalt doch eine recht vertrackte, tolle Welt! Und wenn mein Vorſtellungsleben nie von außen her bereichert werden kann, was ſoll es denn heißen, daß ich mir einbilde, erſt leſen zu lernen, dann durch Lektüre mein Wiſſen zu erweitern, desgleichen von anderen Menſchen Dinge zu lernen, die ich mir nie hätte einfallen laſſen u. ſ. f.? Wie kommt das Bewußtſein doch nur dazu, ſich eine, die ganze Welt umfaſſende Kauſalität nicht blos im allgemeinen zu denken, ſondern ſie bis ins Kleinſte ſo wunderlich auszuſpinnen, während ſie doch ſammt unſerm ganzen Bewußtſeinsinhalt nichts weiter iſt, als der immanente, fataliſtiſch nothwendige, aber ewig unerklärbare Vorſtellungsablauf in uns?

Man ſagt, obgleich es keine wirkliche Kauſalität gebe, lohne es ſich doch immer und gewähre ein wiſſenſchaftliches Intereſſe, jenem Zuſammenhange unſeres Vorſtellungsverlaufes, den wir Kauſalität nennen, nachzuſpüren. Ich finde aber an dieſer weſenloſen, ſchattenhaften Kauſalität weder ein theoretiſches noch ein praktiſches Intereſſe. Was ſoll mir eine Kauſalität, die nichts iſt als der fataliſtiſche, unbegreifliche Zuſammenhang meines Vorſtellungsverlaufs, ohne alle wirkliche Spontaneität der Kraft, des Willens und des Wirkens in der Welt? Was ſollen mich Naturgeſetze, was ſoll mich der Weltlauf kümmern, wenn die Möglichkeit, jene zu Werkzeugen meines Willens, zu Mitteln meiner Zwecke zu machen, in dieſen wirkend einzugreifen, nur eine geträumte, vorgeſtellte, gedachte iſt? Was ſoll ich mich bemühen, mit Wort und Schrift Einfluß auf den Bewußſeinsinhalt Anderer zu nehmen, wenn es einen Einfluß überhaupt nicht giebt? Was ſoll ich mich damit abquälen, eine neue Maſchine zu erfinden, oder den Nordpol zu erforſchen, oder ein gemeinnütziges Werk zu thun, wenn alles, was ich zu unternehmen glaube, zuſammt der Wirkung, zuſammt dem Gelingen oder Mißlingen, nichts weiter als das Theilſtück eines ſich von ſelbſt abhaſpelnden Vorſtellungsverlaufs, ſei es des individuellen, ſei es des allgemein menſchlichen Bewußtſeins iſt?

Das Individuum.

Mit dem Ich iſt das Individuum, die Individualität, nicht identiſch.

Wir tragen die angeſchaute Welt als eine mannigfache Vorſtellungsmaſſe in uns, in unſerm Bewußtſein. Von dieſer Vorſtellungsmaſſe trennen wir einen Theil ab, den wir als unſer Individuum, unſere Individualität, unſer Ich in materiellem Sinn in Anſpruch nehmen, und das wir bei einiger Aufmerkſamkeit von jenem reinen, punktuellen Exiſtenzgefühl, das wir in höherem, ideellen Sinne unſer Ich nennen, unterſcheiden. Zu dieſer unſerer Individualität rechnen wir unſer Denken und Fühlen, unſere Glieder, unſern ganzen Leib; nicht ſo das Kleid, das wir tragen, das Werkzeug, mit dem wir unſere Thätigkeit ſteigern, das Haus, das wir bewohnen. Wer bürgt uns aber dafür, daß die Trennungslinie, die wir zwiſchen uns und den Dingen ziehen, eine abſolut feſte und immer ſo haarſcharf beſtimmbar iſt, wie es im erſten Moment den Anſchein hat? Miſcht ſich unſerer Grenzbeſtimmung nicht doch vielleicht etwas Willkürliches, Gewohnheitsmäßiges, Konventionelles bei? Wechſeln wir die kleinſten Theilchen, die unſern Leib zuſammenſetzen, nicht ebenſogut wie die Kleider? Strömt nicht unabläſſig die Außenwelt in unſer Selbſt und unſer Selbſt in die Außenwelt über? Werden nicht tauſend Dinge beſtändig zu einem Theil unſrer Kraft und wir hinwiederum ein Theil der ihrigen? Was hindert uns ſchließlich, die ganze Welt als Beſtandtheil unſeres Ich zu betrachten? Thun wir es nicht ſchon wenigſtens praktiſch, indem wir eſſen, trinken, die Nahrungsmittel in unſer materielles Ich verwandeln, fremdes Denken in uns aufnehmen, die ganze Natur unſerer Herrſchaft unterwerfen und zu einem Organ unſerer Thätigkeit machen?

Geiſtreich hat Lotze (Mikrokosm. Bd. II.) auf die Erweiterung und Potenzirung hingewieſen, die wir unſerer Individualität durch *Putz* und *Schmuck* angedeihen laſſen: durch die Schleppe, durch den Reifrock, durch hohe Friſuren und hohe Kopfbedeckungen, vor allem durch die Krone.

Das Individual-Bewußtſein iſt etwas Punktuelles und aus Punktuellem Zuſammengeſetztes, auch inſofern es aufgefaßt werden kann als Kollektivbewußtſein der Einheiten, der Realen (Monaden), aus welchen das Individuum beſteht, und deren Kraft, Bewegung, Bewußtſein, Wille in einander verſchmilzt.

Ueber die Kombination einer Vielheit von Weſenheiten zu einem einheitlichen Geſammtbewußtſein findet ſich eine merkwürdige Aeußerung von Riemann bei Zöllner, Tranſzendentale Phyſik S. 100.

— Ueber die Abnormität des doppelten Bewußtſeins ſtellt Büchner („Gartenlaube“ Februar 1878) ſehr intereſſante Mittheilungen zuſammen. Er erzählt, daß es Perſonen gegeben, welche zeitweilig von ſich ſagten: „Ich bin nicht mehr ich, ich bin ein Anderer!“ Daraus folgert er, daß das Ich immer nur die Summe unſerer Empfindungen ſei. Aber es folgt das Gegentheil daraus. Denn wie kommt es, daß Einer, der nicht mehr er ſelbſt iſt, der „ein Anderer geworden“, dies überhaupt wiſſen und ſagen kann, wenn ſein Ich nur die jedesmalige Summe ſeiner Empfindungen iſt? Wie kommt er dazu, ſich auch ſeines früheren Ichs neben dem jetzigen bewußt zu ſein und beide mit einander zu vergleichen? Um dies möglich zu machen, muß doch ein gemeinſames Subſtrat beider vorhanden ſein — ein kontinuirliches Ichbewußtſein, das den Wechſel ſeiner Zuſtände als ſolchen wahrnimmt. Es muß, um die zwei verſchiedenen Ich als verſchieden und doch als die ſeinigen zu erkennen, ein drittes Ich vorhanden ſein, und dieſes dritte Ich dürfte doch ſchwerlich ein neues, ſondern ein mit den beiden erſteren identiſches ſein.

Trotzdem ließe die krankhafte Spaltung des Ichbewußtſeins bei Kranken in ein doppeltes ſich darauf zurückführen, daß jenes urſprüngliche Ich- oder Seinsgefühl, das ſich für gewöhnlich im Wechſel ſeiner Zuſtände als ein kontinuirliches weiß, im Grunde doch nicht ganz identiſch iſt mit der Individualität, die als äußerlicher Träger und Einheitspunkt eben jener wechſelnden Zuſtände vorhanden iſt. Für gewöhnlich iſt das eigentliche Ichbewußtſein und das der äußeren Individualität feſt in einander verſchlungen, in abnormen Zuſtänden lockert ſich das Band, und man kann ſich ſelbſt als ein zweites Ich oder gar als eine fremde Perſon erſcheinen.

Der Wille.

Den Willen zum oberſten philoſophiſchen Prinzip zu machen iſt — was man bisher überſehen zu haben ſcheint — ein vorzugsweiſe deutſcher Gedanke, ein Kerngedanke des deutſchen Geiſtes. Von den deutſchen Naturphiloſophen des Mittelalters bis zu den Klaſſikern der deutſchen Spekulation und bis herab zu Schopenhauer und Hartmann durchzieht dieſer Gedanke, bald mehr, bald weniger hervortretend, oft nur gleichſam auf einen Augenblick hervortretend, um dann in den gährenden Ideenmaſſen unſerer Denker wieder zu verſchwinden, die Philoſophie des deutſchen Volkes. Und ſo war es auch der „philosophus teutonicus“, der in Wahrheit deutſcheſte und tiefſte aller modernen Philoſophen, der in ſeiner tiefſinnigen originellen Bilderſprache den Willen zuerſt ausdrücklich als das Abſolute, als die ewige Einheit verkündete, wobei er den abſoluten Willen von dem „gefaßten“, in welchem die Natur gründet, unterſchied. Man ſehe, wie er namentlich in ſeiner Schrift „von der Gnadenwahl“ mit größter Ausführlichkeit erörtert.

Uebrigens gingen, wie geſagt, Jakob Böhme die

Naturphiloſophen des Mittelalters in der Erkenntniß der prinzipiellen, insbeſondere der magiſchen und mittelſt der Einbildungskraft wirkſamen Natur des Willens voran. So Paracelſus und Helmont. „Der menſchliche Wille,“ ſagt Letzterer, „iſt das Erſte und Höchſte aller Kräfte; er iſt die Grundurſache aller Bewegungen, denn durch die Kraft des Willens des Schöpfers wurde alles gemacht, und dieſer Wille iſt Eigenthum aller geiſtigen Weſen, welche hierbei durch Gegenwirkungen mehr oder weniger beſchränkt werden können . . . Die im Menſchen verborgene Kraft iſt eine gewiſſe ekſtatiſche Macht, die nicht wirkt, außer durch ein heftiges Verlangen der Imagination (nec ducitur ad actum, nisi excitetur accensa imaginatione ferventi desiderio); ſie iſt eine geiſtige Kraft, die nicht vom Himmel herabkommt noch viel weniger aus der Hölle, ſondern von den Menſchen ſelbſt, wie das Feuer aus dem Kieſel. Aus dem Willen des Menſchen nämlich fließt der Lebensgeiſt, der ideelle Weſenheit annimmt und zwiſchen Geiſt und Körper vermittelnd dahin wirkt, wohin der Wille ihn richtet.“

Kant forſchte nach keinem Prinzip des Seins; ſo darf man auch keinen Ausſpruch über den Willen in dieſem Sinne ſuchen. Aber Jacobi machte wie kaum ein Philoſoph vor oder nach ihm mit dem Gedanken des oberſten Willensprinzips ſich aufs Innigſte vertraut. „Ueber dem Willen iſt nichts; in ihm iſt das Leben urſprünglich.“ (Werke VI. S. 150.)

Den Vorrang des Willens vor dem Intellekt begründet er aufs Schönſte: „Der Verſtand des Menſchen hat ſein Leben, ſein Licht nicht in ihm ſelbſt, und der Wille entwickelt ſich nicht durch ihn. Im Gegentheil entwickelt ſich der Verſtand des Menſchen durch ſeinen Willen, der ein Funken aus dem ewigen reinen Lichte iſt“. . . „Erfahrung und Geſchichte lehren, daß des Menſchen Thun viel weniger von ſeinem Denken, als ſein Denken von ſeinem Thun abhängt; daß ſeine Begriffe ſich nach ſeinen Handlungen richten und ſie gewiſſermaßen nur abbilden, daß alſo der Weg der Erkenntniß ein geheimnißvoller Weg iſt — kein ſyllogiſtiſcher — kein mechaniſcher.“ (Werke IV. Seite 248 bis 249.)

Auch darüber, daß der Wille vor allem Lebenswille iſt, hat er eine herrliche Stelle: „Was allen verſchiedenen Begierden einer lebendigen Natur zum Grunde liegt, nennen wir ihren urſprünglichen natürlichen Trieb, und er macht das Weſen ſelbſt dieſes Dinges aus. Sein Geſchäft iſt, das Vermögen dazuſein der beſonderen Natur, deren Trieb er iſt, zu erhalten und zu vergrößern. Dieſen urſprünglichen, natürlichen Trieb könnte man die Begierde a priori, die abſolute Begierde des einzelnen Weſens nennen. Die Menge der einzelnen Begierden ſind von dieſer unveränderlichen, allgemeinen, nur ſo viele gelegentliche Anwendungen und Modifikationen. Schlechterdings a priori, oder unbedingt allgemein könnte man eine Begierde nennen, wenn ſie jedem einzelnen Weſen ohne Unterſchied der Gattung, der Art und des Geſchlechtes zukäme, inſofern alle auf gleiche Weiſe bemüht ſind, ſich überhaupt im Daſein zu erhalten.“ (Werke IV. 17–63.)

Fichte ſah ebenfalls im Wollen das Urprinzip und begriff die Vorſtellungswelt nur als Mittel und Objekt zur Verwirklichung des Willens, welches Objekt das wollende Ich nur ſetzt, um ſich darin ſittlich wollend bethätigen zu können. „Nicht als ein bloſes Anſchauen ſeiner ſelbſt,“ ſagt er in der „Sittenlehre“, „iſt das Ich, ſondern ein reales Selbſtbeſtimmen ſeiner ſelbſt durch ſich ſelbſt. Ein ſolches aber iſt nur das Wollen; und umgekehrt, das Wollen denken wir nur ſo.“

Durch Jacob Böhme angeregt, erfaßte Schelling zunächſt in ſeiner Schrift von der menſchlichen Freiheit den Willen als metaphyſiſches Grundprinzip und warf auch bei ſpäterer Gelegenheit noch das bedeutſame Wort hin: „Wille iſt Urſein.“

Schopenhauer entkleidete den Gedanken dieſer unmittelbaren Vorläufer — die er todtſchwieg — mancher Zuthaten, und machte die Willenslehre populär durch die Verbindung, in welche er ſie mit dem Peſſimismus brachte. Aber ſeinem bis zur Nüchternheit klaren Willensſyſtem lag, wie der myſtiſchen Willenslehre Schellings, der Gedanke von der Weltſchöpferthat des Willens als einer beklagenswerthen, zurückzunehmenden Verirrung zu Grunde.

Eduard v. Hartmann verlegte das Hauptgewicht auf die Unbewußtheit des Willens.

Unter den heutigen Naturforſchern erklärten ſich vor Allen Wallace und Zöllner für die „Willensnatur der Kraft“.

„Alle Kraft,“ ſagt Wallace am Schluſſe ſeiner „Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl“ (1870), „alle Kraft iſt wahrſcheinlich Willenskraft.“ Und er fügt unter anderm die beachtenswerthe Bemerkung bei: „Man meint oft, daß ſolche Spekulationen jenſeits der Grenze der Wiſſenſchaft liegen; aber ſie ſcheinen mir legitimere Schlüſſe aus wiſſenſchaftlichen Thatſachen zu ſein, als jene, welche darin beſtehen, daß man das ganze Univerſum nicht allein auf die Materie reduzirt, ſondern auf Materie, welche ſo erdacht und definirt wird, daß ſie philoſophiſch unfaßbar iſt.“ —

Wenn nun Atom — Kraftpunkt iſt, ſo lag nach all dem Angeführten der Gedanke einer „Atomiſtik des Willens“ nahe genug, und der Ausdruck bedarf weder der Erklärung noch der Begründung.

Allerdings kann nun auch wieder mit dem Ausdruck „Wille“ metaphyſiſcher Mißbrauch getrieben werden; an ſich aber iſt er ganz brauchbar zur Bezeichnung der allem Sein und Weſen innewohnenden Triebkraft, durch welche es ſich ſo zu ſagen liebt, bejaht, behauptet, und durch welche es ſich auch entwickelt, wenigſtens den äußeren Bedingungen ſeiner Entwicklung, nach Geſetzen der Anziehung und Abſtoßung, auf halbem Wege entgegenkommt. Im philoſophiſchen Sinn iſt alſo der Wille geradezu der Lebenswille, der Daſeinstrieb und die Daſeinsluſt, derſelbe Lebenswille, der ſich auch im „Kampfe ums Daſein“ bethätigt. Das Daſein wäre kein Leben, wenn es ſich ſelbſt indifferent gegenüberſtünde, und bewußt ſowohl als unbewußt iſt jener Wille, jener Trieb, jene Luſt der mächtigſte Hebel aller Entwicklung und alles Fortſchritts. Denn aus jedem Trieb entwickelt ſich ein Sinn.

Es beſteht durchaus kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Trieb und Wille, als der, daß jener unbewußt, dieſer bewußt iſt. Und ſo erſcheint es als durchaus zuläſſig, den Trieb einen unbewußten Willen zu nennen und von einem ſolchen zu ſprechen.

Die Einheit des Lebenswillens mit dem Sein und Weſen der Dinge ſelbſt hat ſchon Spinoza begriffen und mit energiſcher Kürze in den Sätzen ausgedrückt: „Jedes Ding ſtrebt in ſeinem Sein zu verharren," und: „Das Streben, wodurch jedes Ding in ſeinem Sein zu verharren ſtrebt, iſt nichts anderes, als das wirkliche Weſen des Dinges." („ipsius rei actualis essentia." Eth. III. 6. 7.)

Die keineswegs blos bildlich gemeinten „passiones et appetitus materiae", von welchen Baco von Verulam ſo viel zu erzählen weiß, was ſind ſie anders, als ein Ausdruck für eben das, was Schopenhauer den Willen in der Natur nennt?

Daſein iſt nothwendig Selbſtbejahung, Wille zum Leben. Eine Verneinung des Willens giebt es nicht.

— Ich begegne mich in der Idee von Willensatomen mit E. v. Hartmann; aber mir iſt, wie ſchon geſagt, das Willensatom nicht, wie ihm, ein bloſer Willensakt, ſondern ein Wollendes. — Hartmann denkt im ſtrengſten Sinne moniſtiſch; den Willen betrachtet er als eine abſolute Einheit und das Vielfache nur als Aktionen dieſer Einheit; wie ſollten aber Aktionen zu einem Bewußtſein von ſich ſelbſt gelangen? Die Individualiſirung (das Ichgefühl) der Vielen iſt nur denkbar, wenn in Jedem derſelben nicht blos das Wollen, ſondern das Wollende ſelbſt iſt.

Unter dieſem Wollenden verſtehe ich natürlich nicht ein Ding, oder Subſtanz, oder Aehnliches; aber wenn man mir ſagt: „es giebt kein Wollendes, es giebt nur ein Wollen", ſo ſage ich: es giebt ein Wollendes, weil es ein Ichgefühl giebt. Dadurch, daß das Wollen von ſich weiß, iſt es eben ein Wollendes, ein Subjekt, das ſich ſeine Aktionen als Objekt gegenüberſetzt. Meine einzelnen Iche (Atome) enthalten auch das Subjekt des Willens in ſich. Hartmanns Willensatome ſind, wie geſagt, objektive Willensakte; das Subjekt des Wollens bleibt bei Hartmann ungetheilt in ſeiner abſoluten Einheit.

Mein allgemeines Willensſubjekt theilt ſich zwar auch nicht in die Vielen, aber es wiederholt ſich in allen — ſetzt ſich unendlichemale real.

— Schopenhauers Satz: „Der Wille ſchafft ſich den Intellekt", iſt um kein Haar philoſophiſcher als der Satz: Gott hat die Welt „erſchaffen". Was heißt denn das überhaupt, „ſchaffen?" Es iſt ein Wort, bei welchem man ſich nichts Vernünftiges denken kann. Weder Gott noch der Wille, noch ſonſt eine denkbare Macht der Welt kann etwas „ſchaffen", d. h. aus dem Nichts ins Daſein rufen. Es kann immer nur etwas ſchon Vorhandenes umgeſtaltet, oder etwas aus ſeinem

Keim entwickelt, oder a potentia ad actum gebracht werden. Es könnte alſo auch der Wille nur einen ſchon potenziell, im Keim, vorhandenen Intellekt entwickeln, keinesfalls aber „ſchaffen“.

Und nun gar das drollige Märchen, daß der Wille — noch dazu der unbewußte! — ſich den Intellekt eigens zu dem Zwecke ſchafft, um ſich von ihm negiren, vernichten zu laſſen! Der Intellekt ſoll den Willen vernichten, wenn dieſer mit dem geheimnißvollen Urgrunde alles Lebens, mit dem wahrhaften und abſoluten Sein identiſch iſt? Der Intellekt iſt ein großer Dummkopf, wenn er ſich einbildet, das zu können. Der ewige Lebens- und Daſeinswille bleibt hoch erhaben über alle Weisheit des bewußten Intellekts, und ſollte die Welt einſt zu Grunde gehen, durch den Entſchluß des zur Einſicht vom Elend des Daſeins gekommenen Intellekts geſchieht es gewiß nicht! Der Intellekt kann nicht einmal eine Wanze oder Laus „negiren“, geſchweige die Welt und den ewigen Willen.

Das Wahre an der Sache iſt: der Wille „ſchafft“ ſich für ſeinen Intellekt ein menſchliches Organ — aber den Intellekt ſelber ſchaffen — und noch dazu aus nichts — das kann er nicht!

Ich ſchätze Eduard v. Hartmann; ſeine „Philoſophie des Unbewußten“ bleibt eines der anziehendſten philoſophiſchen Bücher, die je geſchrieben worden, und ich theile viele ſeiner Anſichten, namentlich auf erkenntnißtheoretiſchem Gebiet. Aber ſeinen Peſſimismus und namentlich ſeine Lehre von der Selbſtverneinung des

Willens mißbillige ich durchaus. Er bezeichnet den Weltprozeß der Selbſtverneinung des Willens als eine „Erlöſung" des Abſoluten aus den Banden des phänomenalen Seins. Eben der „dumme Wille" aber — um Hartmanns draſtiſchen Ausdruck beizubehalten — der dies „phänomenale Sein", die Welt, ins Leben rief, und weiterhin im Weltprozeß durch die von außen an ihn herangekommene Idee (Vernunft) zur Einſicht ſeiner Unvernunft gelangt, konnte doch nur der Wille des Abſoluten ſelbſt geweſen ſein, denn weſſen Wille wäre er ſonſt geweſen? Ein „Abſolutes" aber, deſſen Wille von Hauſe aus „dumm", iſt ein Popanz der Spekulation. Ein ſolches Abſolutes iſt nicht werth, erlöſt zu werden. Und, was das Merkwürdigſte, die „vernünftige" Idee ſoll dem „dummen" Willen bei Ausführung ſeines thörichten Streichs, der Erſchaffung der Welt, geholfen haben! Darum ſei die Welt, eine Thorheit im ganzen, im einzelnen ſo zweckmäßig und weiſe eingerichtet. Aber wie ſoll man begreifen, daß die Vernunft, die ſpäterhin den thörichten Willen zur Einſicht ſeiner Thorheit und zur Verneinung ſeiner ſelbſt und der von ihm geſchaffenen Exiſtenz bringt, ſo unvernünftig geweſen ſein ſoll, dem thörichten Willen bei Ausführung eben dieſes Thorenſtreichs, bei Erſchaffung eben dieſer phänomenalen Welt, die nun durch ihren Einfluß auf den Willen verneint, vernichtet werden ſoll, ihre Dienſte zur Verfügung zu ſtellen! —

Es iſt eine beliebte, aber im Grunde ſeltſame Vorſtellung, die bewußten Willensbewegungen aus rein mechaniſchen Reflexbewegungen allmählich entwickelt zu denken. Statt den Willen aus dem zufällig gegebenen Zuſammenhange ſenſibler und motoriſcher Nerven herzuleiten, wird man beſſer thun, dieſen Zuſammenhang ſelbſt auf den als Naturtrieb wirkenden Willen zurückzuführen. Wie die peripheriſchen Eindrücke ſich den ſenſiblen Nervenſtrang als Bahn ihrer Fortpflanzung nach innen ſchufen, ſo konnte den motoriſchen Apparat nur ein ſchon vorhandener Trieb oder Wille als Organ ſeiner Rückwirkung von innen nach außen ins Leben rufen.

Auch würde man in vielen Fällen vielleicht mit größerem Rechte den bewußten Willen allmählich zu einem unbewußten geworden ſich vorſtellen, als umgekehrt denſelben ein für allemal aus dem unbewußten ſich entwickeln laſſen. Wir ſehen häufig genug, wie Funktionen, die wir anfangs bewußt verrichteten, allmählich zu unbewußt gewollten und verrichteten werden, und die Zahl dieſer Fälle iſt vielleicht weit größer als wir denken.

Da man nicht begreift, wie der Wille auf Muskeln und phyſiſche Organe wirken ſoll, und der urſächliche Zuſammenhang zwiſchen Wille und Verrichtung auf rein mechaniſchem Wege nicht erklärbar ſcheint, ſo iſt man gegenwärtig vielfach auf das Auskunftsmittel verfallen, *dieſen urſächlichen Zuſammenhang ganz in Abrede zu ſtellen* und zu behaupten, das pſychiſche Wollen und die phyſiſche Ausführung desſelben ſeien ein und dieſelbe Sache, nur von zwei verſchiedenen Seiten, der pſychiſchen und der phyſiſchen, angeſehen. Dieſer Behauptung gegenüber möchte ich nur fragen: Was iſt der *nicht aus-*

geführte Wille? — Iſt mein Wille, ſpazieren zu gehen und das Spazierengehen ein und dieſelbe Sache, nur von verſchiedenen Seiten angeſehen, ſo begreife ich nicht, was mein Willensentſchluß, um 3 Uhr Nachmittags auszugehen, geweſen iſt, wenn um 3 Uhr Jemand in meine Stube tritt und mich durch ſeinen Beſuch verhindert, meinen Entſchluß auszuführen. War es dann kein „Wille?“ —

Eine große Bequemlichkeit und Annehmlichkeit wäre es ohne Zweifel für uns, wenn wir Wollen und Thun als dieſelbe Sache betrachten dürften. Geſetzt, ich wollte eine gute That verrichten — Wille und That ſind eins — habe ich die That wirklich gewollt, ſo brauche ich ſie nur von der andern Seite anzuſehen, und ſie iſt auch ſchon verrichtet. Ich will eſſen und trinken — das iſt aber ſchon Eſſen und Trinken ſelbſt, von der pſychiſchen Seite angeſehen. Ich hungere — d. h. ich will eſſen, und das iſt eins mit Eſſen ſelbſt. Ich dürſte — das genügt. Dürſten iſt Trinken . . .

Doch Scherz bei Seite. Ich frage noch einmal ernſthaft: Was iſt der nicht befriedigte Trieb, der nicht ausgeführte Wille? —

Aller Wille, mit welchem die neueſte Pſychologie nichts Rechtes anzufangen weiß, weil ſie ihn nicht gerne als ſelbſtändige Macht in uns gelten laſſen will, die Ableitung deſſelben aber von der bloſen Vorſtellung immer eine gezwungene und mißlungene ſein wird — iſt unmittelbar herzuleiten aus dem Urſprünglichſten in uns: dem Lebenstrieb oder Lebenswillen. Mit dieſem ſteht im engſten Zuſammenhang auch das

Gefühl; denn es iſt der *Bezug*, welchen die Wahrnehmung oder Vorſtellung zu unſerm Willen hat. Man könnte einwenden, der Wille entwickle ſich erſt aus dem *Gefühl* — dem Gefühl der Luſt und Unluſt, das ein Begehren, einen Trieb *erweckt*, und ſo bilde das Gefühl den Uebergang aus der Vorſtellung zum Willen. Aber es wäre unmöglich, das Gefühl aus der Vorſtellung abzuleiten, ohne Vorausſetzung eines ſchon vorhandenen Willens. Luſt und Unluſt ſind nicht der Urſprung des Willens; ſie wären vielmehr nicht möglich ohne einen Trieb oder Willen. Luſt iſt befriedigter, Unluſt gehemmter Wille.

Als ich vor vielen Jahren einem Nekromanten die Worte in den Mund legte: „Wille iſt Magie, iſt Allmacht!“, da war dies keine Reminiszenz an Schopenhauer, für den ich mich damals noch nicht ſonderlich intereſſirte, ſondern einfach der Ausdruck eines Glaubens an magiſche Kräfte des Willens, insbeſondere an den *unmittelbaren*, durch keine äußeren Umſtände motivirten Einfluß eines kräftigen Willens auf den eines andern Individuums. Vielen wird es bedenklich erſcheinen, einen ſolchen unmittelbaren Einfluß zuzugeben, und gar das Wort „magiſch“ wird ſie ſtutzig machen. Für Diejenigen aber, für welche es keine Wunder giebt, weil das angeblich Natürliche und Erklärliche genau genommen noch gerade ſo unbegreiflich iſt, wie das noch Unerklärte, ſolche werden das magiſche Element in der Willenskraft, wenn es nachweisbar iſt, ſo vorurtheilslos hinnehmen, wie eine andere Naturthatſache. In den bekannten Erſcheinungen des früher ſogenannten thieriſchen Magnetismus und des Somnambulismus, deren Weſentliches in der Form und unter dem Namen des Hypnotismus ſich heutzutage eine wiſſenſchaftliche Beachtung erzwungen hat, bleibt auch bei ſtrengſter Prüfung noch ein Reſt, der beweiſt, daß der Wille wirkende *Kraft*, und daß die aufgeſtellte Gleichung **Leben** = **Kraft** = **Trieb** = **Wille** nicht ein leeres Wort. Schon im gewöhnlichen Leben ergiebt ſich mancher Beleg dafür, der freilich erſt bei näherer Betrachtung ſich als ſolcher herausſtellt. Es giebt Fälle von Unterwerfung unter einen fremden Willen, die durchaus nicht auf Liebe, Achtung, Furcht u. ſ. w. zurückgeführt werden können, und die man als *grundloſe*, häufig auch als *unbewußte* bezeichnen muß. Worin liegt es denn begründet, daß der Willensſtarke zum Leithammel für tauſend Schwächere wird, *auch wenn er nicht den geringſten äußeren Zwang gegen ſie anwendet*? Was geht mich der Wille eines Andern an? Wie komme ich dazu, mich ihm freiwillig und blindlings zu unterwerfen, einen fremden Willen zu dem meinigen zu machen? Weiſt das nicht auf einen geheimnißvollen Zuſammenhang aller Individualwillen hin, einen Zuſammenhang, wie er ſich ja auch ſchon im ſozialen Leben der *Thiere* oft genug kundgiebt? Der inſtinktmäßige Glaube der Völker an die Zaubermacht des Willens war immer groß. Er ſpiegelt ſich in dem draſtiſchen Ausſpruche des Paracelſus: „Es iſt möglich, daß der Geiſt allein durch bloſes inbrünſtiges Wollen ohne Schwert einen Menſchen ſteche.“

Mit dem pſychologiſchen Scharfblicke des Dichters hat Turgenjew den geheimnißvollen Eindruck willensſtarker Naturen auf Schwächere zur Anſchauung gebracht. So in ſeiner Erzählung „Klara Militſch“, in welcher eine dämoniſch-energiſche Mädchennatur einen willensſchwachen jungen Mann durch ihren bloſen Blick mit einem ſo magiſchen Bann umſpinnt, daß er, obgleich er ſie *nicht liebt*, ihr doch zuletzt in den Tod zu folgen gezwungen iſt. Auch in ſeiner Erzählung „Das Lied der triumphirenden Liebe“ werden ähnliche magiſche Einflüſſe in phantaſtiſcher Einkleidung geſchildert. Es beweiſt dies, daß der tiefere Blick des Dichters das Geheimnißvolle in Dingen erfaßt, die für den oberflächlichen Betrachter etwas ganz Natürliches ſcheinen. In Shakeſpeares „Bezähmter Widerſpänſtigen“ findet ein willensſtarkes Mädchen ſeinen Meiſter in einem noch willensſtärkeren Manne. Viele Einzelheiten in dem Vorgange dieſer Zähmung gehen weit mehr in die Tiefe, als es der oberflächliche Leſer ſich klar machen wird. Der Zuſtand völliger, ſchweigender Willensloſigkeit, mit welchem Katharina dem Petrucchio folgt und in allem gehorcht, iſt durchaus nicht *ausſchließlich* durch Einſchüchterung, ja nicht einmal durch Liebe zu erklären, ſo weſentlich dieſe Momente auch dabei ins Spiel kommen. Katharina macht in vielen Szenen ganz und gar den Eindruck einer Hypnotiſirten, ſie folgt nicht mit Ueberlegung, auch nicht mit innerem Widerſtreben, ſie folgt *unbewußt* und *willenlos*.

Mit ebenſo unbewußtem Tiefſinn hat Shakeſpeare die dämoniſche Willenskraft in Richard III. veranſchaulicht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er hierin nicht nach phyſiologiſch-pſychologiſcher Einſicht eines Naturgelehrten handelte, ſondern mit dem genialen Inſtinkte der unmittelbaren Anſchauung des Poeten.

Tiefſinnig ſagt R. W. Emerſon: „Wenn ein ſolches Band beſteht, daß, wo immer des Menſchen Seele ſich zeigt, die Natur ſich zu ihr hinbewegt, ſo giebt es vielleicht auch Menſchen, deren Magnetismus von ſolcher Stärke iſt, daß er, wo ſie erſcheinen, die materiellen und elementaren Kräfte heranzieht und ungeheure Mittel um ſie gruppirt.“

Bei Naturvölkern findet ſich oft eine krankhafte Empfänglichkeit für Eindrücke, welche von bedeutenderen Perſönlichkeiten auf ſie gemacht werden. Von Lappen und Samojeden berichtet Wuttke, daß Fremde beim Eintritt in ihre Jurten oft wie Magnetiſeure auf ſie wirken: wie von einem Zauber ergriffen, ahmen manchmal alle Anweſenden die Bewegungen, Mienen und Worte des Eintretenden nach.

Vor allem iſt aber hier zu beachten, was Schopenhauer in der Schrift „Ueber den Willen in der Natur“ S. 101 ff. vom Verhältniſſe des Willens zur Magie geſagt und mit Belegen erwieſen hat.

Auch die bekannte Willensenergie der Tollen hat manchmal eine Wirkung auf ſchwache Gemüther, und im öffentlichen Leben gelingt es zuweilen einem von Wahnideen beherrſchten Menſchen, der mit der imponirenden Energie eines Tollen auftritt, ſich eine große Partei von Schwachköpfen zu machen.

Daß die Willenskraft ganz beſonders im Blicke ſich ſpiegelt, iſt bekannt, daher die Magie des Blicks. Man erzählt Beiſpiele, daß wilde Thiere bei der Begegnung mit Menſchen durch feſtes Anblicken ſich haben zur Umkehr bewegen laſſen. Man hat das Unmittelbare, Seelenhafte, Geiſtige des Blickes noch nicht genug hervorgehoben. Es iſt, möchte man faſt ſagen, nichts Materielles mehr; ſich Aug' in Auge blicken erſcheint faſt als eine unmittelbare Berührung der Innerlichkeit zweier Menſchen.

Auf der Magie des Blickes beruht hauptſächlich die Macht der Thierbändiger. Ein Engländer, Pul Padſor mit Namen, machte um die Mitte dieſes Jahrhunderts, in Europa umherziehend, Aufſehen durch den Machteinfluß, den er auf Hunde, ſelbſt die keckſten und biſſigſten, äußerte. Er gewann große Wetten, in welche er ſich mit Hundebeſitzern einließ, die ihre Hunde eigens zum Angriff auf ihn dreſſirten. Man ſagt, daß es insbeſondere die ſtechenden Blicke, namentlich der grünlich- oder gelblich-grauen Augen ſind, welche über ſolchen Zauber verfügen. Ein Auge dieſer Art bezeichnet auch der Italiener mit „mal' occhio“. Ferner ſollen Augen, die von einander in der Farbe mehr oder weniger verſchieden ſind, die Gabe des „böſen Blickes“ beſitzen.

Der Volksglaube hat ſich überall dieſes Gegenſtandes bemächtigt. „Vor alten Zeiten,“ erzählt Montaigne, „hielt man in Skythien gewiſſe Weiber, welche, wenn ſie gegen Jemand zu Zorn und Wuth gereizt waren, ihn mit bloſen Blicken tödteten. Die Schildkröten und Strauße brüten ihre Eier durch bloſes Anſchauen aus; ein Zeichen, daß ſie eine gewiſſe ausfließende Kraft in den Augen haben müſſen. Auch von den alten Hexen ſagt man, daß ſie böſe Augen haben, womit ſie ſchaden können. Nescio quis teneros oculus mihi fascinat agnos.“ (Virg. Ecl. 3.) — Und weiterhin: „Man ſah letzthin bei mir eine Katze, welche einen Vogel auf dem Baume in die Augen faßte, und nachdem ſich beide eine Zeitlang ſtarr angeblickt hatten, ſtürzte der Vogel wie todt in die Krallen der Katze. Wer die Beitzjagd liebt, wird von dem Falkenier erzählen gehört haben, der ſeine Augen unverwandt auf einen Habicht in der Luft heftete und eine Wette einging, daß er ſolchen durch die bloſe Kraft ſeines Anblicks an ſich ziehen wollte, und auch ſeine Wette gewann, wie man ſagt.“ —

Die Sage vom tödtlichen Baſiliskenblick iſt allbekannt.

Nächſt dem Blicke ſcheint die Stimme, das Wort, zauberähnliche Wirkungen der Willenskraft auszuüben befähigt. Daher der Glaube aller Völker an Zauberworte, Zauberſprüche.

Den Wundern, welche der Wille in ſeinem Einfluſſe von einer Perſon auf die andere wirkt, ſtehen die nicht geringeren zur Seite, welche er in der Perſon des Wollenden ſelber zu wirken imſtande iſt. Wir ſehen bei Asketen und Büßern Indiens die Willenskraft zu einem faſt übermenſchlichen Grade der Selbſt- und Naturbeherrſchung ausgebildet. Was nach glaubwürdigen Berichten dieſe Männer in Beziehung auf

Entbehrungen, Selbſtpeinigungen und Ausdauer in übermenſchlichen Kraftanſtrengungen vollbringen, iſt innerhalb des Geltungskreiſes der gewöhnlichen Geſetze und Bedingungen des phyſiſchen Lebens nicht möglich. Der Beweis kann als erbracht gelten, daß überſtarker Wille die Natur und ihr Geſetz überwindet.

Und trotz alledem finden ſich noch ſtets Philoſophen, welche behaupten, ſo etwas wie einen Willen gebe es im Menſchen gar nicht; was wir ſo nennen, ſei nur eine indifferente Begleiterſcheinung in Form von Bewußtſein bei unſeren, auf bloſer „Reflexwirkung" beruhenden Handlungen!

Stufenfolge des Lebens.

Man begreift gewöhnlich das Leben als Ergebniß eines mehr oder weniger großartigen und complizirten Apparats auf dem Gipfel der Entwicklung des materiellen Daſeins. Aber das Leben iſt ganz im Gegentheil das Allereinfachſte und Primitivſte, was es giebt.

Das Leben iſt nicht der Terminus ad quam, ſondern der Terminus a quo der Naturforſchung.

Man hat von jeher den Mittelbegriff geſucht, der Geiſtiges und Materielles vereinen ſoll. Dieſer Mittelbegriff iſt das Leben.

Daß dasjenige, was wir leblos und bewußtlos in der Natur nennen, dies wirklich ſei, können wir weder a priori, noch a posteriori beweiſen. Warum ſollen nicht minimale Formen von Leben, Empfindung, Bewußtſein in den Exiſtenzen unterſten Grades vorhanden ſein? Daß wir die Aeußerungen dieſes Lebens nicht wahrzunehmen vermögen, iſt noch kein Beweis dagegen. Das Mikroſkop hat eine rieſige Stufenleiter von Leben nach unten hin aufgeſchloſſen. Ohne allen Zweifel erſtreckt ſich dieſe Stufenleiter unendlich weiter abwärts, als unſere natürlichen und künſtlichen Beobachtungsorgane jemals reichen werden.

Leben iſt überall, aber es äußert ſich nicht überall in gleichem Grade und gleicher Weiſe.

Nicht für das Leben ſelbſt, aber für die Aeußerungen des Lebens iſt der Organismus maßgebend. Sehr richtig ſagte ſchon Heinroth: „Das Leben iſt nicht Produkt des Organismus, ſondern umgekehrt der Organismus Produkt des Lebens.“

Es giebt, wie Preyer anführt („Erforſchung des Lebens“ S. 23), einzellige Weſen, die in Stücke zerſchnitten werden können, ohne daß ſie aufhören, die Lebenserſcheinungen des Ganzen zu zeigen.

Es iſt nicht ein ſpezielles, individuelles, ad hoc gewordenes oder geſchaffenes Leben, was in jedem Weſen beſonders entſteht und wieder vergeht, ſondern ein allverbreitetes, allgegenwärtiges Element des Lebens, das ſich ins Unendliche vertheilt.

Leben iſt das große Urphänomen.

Wir können nur ſterben, nicht todt ſein.

Leben iſt „Spontaneität“. Die Definition der Seele bei den Alten als *αὐτοκίνητον* iſt die ſchönſte und beſte.

Das Leben iſt das wahre und einzige Perpetuum mobile.

In unendlicher Fülle überwuchert, verſchlingt und verknotet ſich das Leben. Paraſitengleich lebt ein Leben auf dem andern, hier ein niederes auf einem höheren, hier ein höheres auf einem niederern, wie Pflanze und Thier auf dem Erdſtern.

Unſere Zeit, welche doch ſonſt wahrlich nicht prüde iſt, wenn es gilt, die Schranken zwiſchen Geiſtigem und Materiellem einzureißen, ſollte doch auch mit größerer Folgerichtigkeit den Gedanken feſthalten, daß die Unterſchiede zwiſchen Belebtem und ſcheinbar Lebloſem, bewußtem Willen und blindem Trieb, denkender Wahrnehmung und ſcheinbar bewußtloſer Aufnahme von Eindrücken, nur Gradunterſchiede ſind. Wer behauptet, daß ſich Lebendes aus ſcheinbar Lebloſem, Wille aus blindem Trieb, Bewußtes aus Unbewußtem „entwickle", der muß auch zugeben, daß das ſcheinbar Lebloſe ein unentwickeltes minimales Leben, das ſcheinbar Unbewußte ein unentwickeltes minimales Bewußtes iſt, denn „entwickeln" kann ſich in alle Ewigkeit nur Gleichartiges aus Gleichartigem in unendlicher Abſtufung. Nichts iſt unbedachter, als das vornehme Achſelzucken, mit welchem man den „Hylozoismus" der älteſten griechiſchen Denker als abgethane Schulmeinung behandelt, und nichts naiver, als der Einwand, auf den die Gegner ſich ſo viel zugute thun, wir legten das Leben in die kleinſten Theile hinein, um es dann bequem aus denſelben herauserklären zu können. Nun ja, wir legen auch Schwerkraft, Anziehung und Abſtoßung, Magnetismus, Elektrizität, chemiſche Kräfte hinein, um ſie „herauserklären" zu können! — Den Gedanken im menſchlichen Gehirn aus der Thätigkeit ſchlechterdings lebloſer Stoffatome herleiten zu wollen, bleibt für alle Zeit ein vergebliches und thörichtes Unterfangen. Stoffatome könnten niemals Träger eines Gedankens werden, wenn nicht in ihnen ſelbſt ſchon etwas läge, was weſensgleich mit dem Gedanken iſt. Und eben dies Urſprüngliche, mit dem lebendigen Denken Weſensverwandte, iſt ohne Zweifel auch ihr wahrer Kern, ihr wahres Selbſt, ihr wahres Sein.

— Die Wahrnehmung, an und für ſich genommen, iſt Schein, der Begriff löſt ſich in ſich ſelbſt auf; nur das Leben iſt ein Weſenhaftes, an dies und ſeine Geſetze ſoll die Spekulation ſich halten. Dies thut die „Atomiſtik des Willens“. Sie entwickelt ruhig das Leben und ſein Geſetz.

Wer iſt imſtande, feſtzuſtellen, was rein mechaniſche, und was Lebenswirkungen ſind, die Grenze zu beſtimmen zwiſchen dem mechaniſchen und dem lebendigen Prinzip in der Natur? Wir glauben z. B., daß Anziehung und Abſtoßung rein mechaniſche Naturvorgänge ſind. Aber wir glauben es eben nur; einen Beweis haben wir dafür nicht. Sie können eben ſo gut Aeußerungen eines Urwillens, einer allgemeinen Lebensurkraft ſein. Man iſt bemüht, das Leben aus mechaniſchen Prinzipien zu erklären. Wer weiß aber, ob nicht umgekehrt die mechaniſchen Prinzipien aus dem Leben zu erklären ſind — jenem Leben, das auch in ſeinen unmerkbarſten Erſcheinungen nur dem Grade, nicht der Art nach verſchieden iſt von den Erſcheinungen des bewußten Lebens auf den höchſten Stufen des Daſeins.

Daß ein Atom das andere anzieht und abſtößt, kann nur auf einer ſpontanen Kraft desſelben beruhen. Spontaneität aber iſt Leben. Wollte man keine ſpontane

Kraft im Atom anerkennen, und jede Bewegung desſelben auf die eines andern zurückführen, ſo wäre dieſes ein regressus in infinitum. Einen ſolchen verpönt jedoch mit Recht die Logik und die echte Wiſſenſchaft.

Allgemeine Beſeelung der Natur iſt von vielen griechiſchen Philoſophen mit Nachdruck behauptet, und kaum von Einem geleugnet worden. Empedokles ſchrieb den Pflanzen, den Elementen, u. ſ. w. Bewegung, Leben, Begehrung, Seele zu. Aber dieſe Philoſophen gingen noch weiter. Sie erklärten, was am Leben, an der Seele theilhabe, das habe auch theil am Geiſte (νοῦς).

„πάντα γὰρ ἴσθι φρόνησιν ἔχειν καὶ νώματος αἶσαν"

(alles, wiſſe, hat theil am Denken) ſagt Empedokles. Von Epicharmus iſt das Wort erhalten: ὅσα περ ζῇ, πάντα καὶ γνώμαν ἔχει. Die Pythagoräer nahmen, wie Empedokles, an: ἓν ὑπάρχειν πνεῦμα τὸ διὰ παντὸς τοῦ κόσμου διῆκον ψυχῆς τρόπον. (Ein Geiſt durchwalte alles gleichwie die Seele.) Ariſtoteles und Simplicius laſſen den Anaxagoras ſagen: ὅσα τε ψυχὴν ἔχει, καὶ τὰ μέζω καὶ τὰ ἐλάσσω, πάντων νόος κρατέει." (Was Seele hat, Größeres und Kleineres, alles deſſen iſt der Geiſt mächtig.) Und: νόος δὲ πᾶς ὅμοιός ἐστι καὶ ὁ μέζων καὶ ὁ ἐλάσσων. (Aller Geiſt iſt ſich gleich, der größere wie der kleinere.) Selbſtverſtändlich aber kann alles an Seele und Geiſt nur theilhaben nach Maßgabe ſeiner phyſiſchen Natur.

Die Mathematik rechnet ſo gern mit „minimalen“ Größen; warum ſoll ein Gleiches nicht auch der Pſychologie geſtattet ſein? —

Schon **Daniel Sennert** (geb. 1572), der Erneuerer der Atomiſtik in Deutſchland, hat die Möglichkeit beſeelter Atome angenommen. „Ipsa anima interdum in talibus corporibus integra latere et sese conservare potest.“ (Phys. Hypomnemata III.) Als ſolche beſeelte Atome betrachtet Sennert den Samen. Auf die Annahme der beſeelten Atome hat Fortuninus Licetus die Theorie der Urzeugung gegründet.

Nicht unpaſſend iſt ſchon von Naturforſchern der vorigen Jahrhunderte jedes einzelne Eingeweide als ein animal in animali bezeichnet worden. Der ältere Darwin ſpricht in dieſem Sinne von den beſonderen „Neigungen“ der Drüſen, dieſen oder jenen Beſtandtheil des Blutes vor andern auszuarbeiten, wie andererſeits auch jeder Theil des Organismus ſeinen eigenen „Geſchmack“ oder „Appetit“ hat, vermöge deſſen er dem Blute gerade das für ſein Wachsthum und ſeine Ernährung Nöthige entnimmt.

Hält man die Annahme eines beſtimmten Maßes von Beſeelung oder Leben in allen Naturweſen für eine bloſe Schrulle des Alterthums? Nun, kein geringerer, als der Vorkämpfer des Realismus in der modernen Naturforſchung, Baco von Verulam, verſicht ganz dieſelbe Naturanſicht. Er erklärt es für ſeine Aufgabe, die »passiones et appetitus« der Materie zu erforſchen, und nicht etwa blos in *figürlichen* Ausdrücken, oder in flüchtigen vereinzelten Aeußerungen ſpricht er hiervon, ſondern ſeine ganze Naturanſchauung iſt von der Idee einer allgemeinen Beſeelung, einer allgemeinen, thätigen und leidenden, wollenden und bewußt oder unbewußt empfindenden Lebendigkeit durchtränkt. Man leſe z. B im Novum organum den 27. und den ſehr langen 48. Aphorismus des zweiten Buches, in welchem Baco alle möglichen Bewegungsarten, alle Erſcheinungen der Anziehung, Abſtoßung u. ſ. f. auf die passiones et appetitus einer luſt und leidensfähigen Materie zurückführt.

Die Vielen ſo originell und befremdlich erſcheinende Lehre Zöllners von der auch in der anorganiſchen Natur maßgebenden „Luſt und Unluſt“ iſt ganz und gar eine Entlehnung aus Baco von Verulam.

Auch Kepler hat die Welt als ein „Thier“ betrachtet und von Freundſchaft und Feindſchaft, ſelbſt von einem Erſchrecken der Körper vor einander geſprochen. Das mag man figürlich nehmen, aber bündig und unzweideutig that einer aus der Reihe der epochemachenden Philoſophen, Spinoza, den Ausſpruch: »Omnia, quamvis diversis gradibus, animata sunt.« (Ethik II. 13. Schol.)

„Dem ſcheinbar Unbelebten den Sinn abſprechen,“ ſagt Campanella, „weil es keine Augen und Ohren hat, heißt dem Winde die Bewegung abſprechen, weil er keine Hände und Füße hat.“ Und ſo dachten alle italieniſchen Philoſophen des Reformationszeitalters, vor allen Bruno. Später traten in Frankreich namentlich Maupertuis, Robinet und Diderot in bedeutenden Schriften für das Prinzip der allgemeinen Beſeelung ein. Für Leibniz war, wie ſchon für Anaxagoras, „alles voll Seelen“ und nirgends ein Todtes.

Zu einem phantaſtiſchen Syſteme geſtaltete ſich die Idee der allgemeinen Beſeelung in einigen Kapiteln des Buches De la nature aus der Feder des ſchon erwähnten Robinet. (Das Buch erſchien anonym, mehrmals neu gedruckt, ſo auch: Amſterdam 1761.) Für Robinet gab es nicht blos Samen der Pflanzen und der Thiere — die „Samenthierchen“ beſpricht er weitläufig und liefert manchen ſchätzbaren Beitrag zur Geſchichte der phyſiologiſchen Forſchung jener Zeit — ſondern er kennt und beſchreibt auch Samen alles ſcheinbar Lebloſen, Samen der Mineralien, der Geſteine und ſogar — der Himmelskörper. Wiſſenſchaftlichen Werth haben dieſe Lehrmeinungen freilich nicht, aber bedeutſam bleibt das beſtändige und lebhafte Wiederauftauchen einer Idee, die, für viele noch paradox klingend, doch des endlichen Sieges gewiß ſein darf.

In der grünen, ſogenannten Prieſtleyſchen Materie erblickte das vorige Jahrhundert ein Thierleben in Geſtalt eines vegetativen Prozeſſes. Goethe und Andere fanden, daß die zerſchnittenen weichen Früchte mancher Pflanzen unter dem Mikroſkop ſich in Infuſorien auflöſen. Auch der Blumenſtaub der Pflanzen iſt ſchon unter dieſem Geſichtspunkte betrachtet worden. (Vgl. Schelling, Werke I. 6. S. 394—395.) Wiederholt iſt man auch in der Gegenwart auf die Idee zurückgekommen, die anorganiſche Natur (das Mineralreich) als einen bloſen Niederſchlag der organiſchen zu betrachten, als abgeſtorbene Beſtandtheile urſprünglich organiſchen Lebens. Die Idee iſt kühn, aber genial, und wenn auch ihre Berechtigung noch lange nicht erwieſen iſt, ſo wird man ſie doch nicht kurzweg abzuweiſen finden, wenn man ſich der ungeheuren mineraliſchen Schichten erinnert, die, wie z. B. Kreide, nachweisbar nichts anderes ſind als erſtorbene und verdichtete Maſſen pflanzlicher und thieriſcher Organismen.

Warum man die Spermatozoen (Samenfäden) nicht als lebendig anerkennen will, iſt eigentlich nicht klar. Wird doch ſelbſt von Gelehrten, welche mehr der materialiſtiſchen Richtung angehören, zugegeben, daß die Samenzellen, aus welchen die Samenfäden hervorgehen, „deutlich amöboide Bewegungen zeigen“. (S. z. B. Bock, Buch v. geſunden und kranken Menſchen, 12. Aufl. S. 936.) Es liegt doch ſehr nahe, daß gerade die kleinſten Theilchen, welche das thieriſche Leben fortpflanzen, ſelbſt von lebendiger, animaliſcher Natur ſind. Man wird noch weitergehen und zugeben müſſen, daß jede Zelle ein Thier iſt — ein „eigenlebiges Infuſorium“, wie Naturforſcher ſchon vor vierzig Jahren ſie nannten.

Und was auch die deutſchen Naturphiloſophen der Schellingſchen Epoche geſündigt haben mögen, in einigen Punkten waren ſie Bahnbrecher der Wahrheit. In Oken's „Naturphiloſophie“ (3. Aufl. S. 134—138) finden ſich Bemerkungen, welche in Erinnerung gebracht zu werden verdienen.

„Die erſten organiſchen Punkte,“ heißt es da, „ſind Bläschen (Zellen!). Die organiſche Welt hat zu ihrer Baſis eine Unendlichkeit von Bläschen.“ (Geſchrieben 1810!) — „Das Faulen iſt nichts anderes, als ein Zerfallen der Organismen in Infuſorien, eine Reduktion des höheren Lebens auf das Urleben.“ — „Die Organismen ſind eine Syntheſe von Infuſorien. Die Erzeugung iſt nichts anderes, als eine Zuſammenhäufung unendlich vieler Schleimpunkte, Infuſorien. Es ſind nämlich die Organismen nicht ſchon im Kleinſten ganz und vollſtändig gezeichnet, präformirt enthalten, ſondern nur infuſoriale Bläschen, die durch verſchiedene Kombinationen ſich raſch geſtalten und zu höheren Organismen aufwachſen.“ — „Manche Konferven zerfallen augenſcheinlich in eine Menge lebendiger, ſich bewegender Kügelchen, die ſich wieder zu einem Konfervenſtamme vereinigen, nachdem ſie einige Zeit umhergeſchwommen ſind.“ — „Auch der Same aller Thiere beſteht aus Infuſorien.“ — „Es iſt kein Organismus erſchaffen, der größer als ein infuſorialer Punkt iſt. Es wird kein Organismus erſchaffen und iſt nie einer erſchaffen worden, der nicht mikroſkopiſch iſt. Alles größere iſt nicht erſchaffen, ſondern entwickelt.“ —

In neuerer Zeit war es zunächſt Virchow, der berühmte Cellularpatholog, der die Lehre von der ſelbſtändigen Lebensnatur des Kleinſten auf wiſſenſchaftliche Grundlagen ſtellte. „Jedes Thier,“ ſagt er, „erſcheint als eine Summe vitaler Einheiten, von denen jede den vollen Charakter des Lebens in ſich trägt.“ — Und ferner: „Die Zuſammenſetzung eines Körpers iſt eine Einrichtung ſozialer

Art, wo eine Maſſe einzelner Exiſtenzen auf einander angewieſen ſind, aber ſo, daß jedes Element für ſich eine beſondere Thätigkeit hat, und daß jedes, wenn es auch die Anregung zu ſeiner Thätigkeit von anderen Theilen her empfängt, doch die eigentliche Leiſtung von ſich ausgehen läßt.“ —

Sehr gut iſt auch von W. Preyer die Nothwendigkeit, den Lebensbegriff nicht blos auf Thiere und Pflanzen einzuſchränken, ſondern die Materie im Kleinſten wenigſtens als empfindungsfähig zu betrachten, dargethan worden in dem Werke: „Naturwiſſenſchaftliche Thatſachen und Probleme.“

Zöllner's Luſt- und Unluſttheorie der Atome und Haeckel's Zellſeelen-Hypotheſe ſind zu bekannt, um einer Auseinanderſetzung hier zu bedürfen.

Ewald Hering ſchreibt den organiſchen Zellen ein „Gedächtniß“ zu, und erklärt daraus die Vererbung. „Was iſt,“ ſagt er, „das Wiedererſcheinen von Eigenſchaften des Mutterorganismus an dem ſich entfaltenden Tochterorganismus anderes, als eine Reproduktion ſolcher Prozeſſe ſeitens der organiſirten Materie, an welchen dieſelbe ſchon einmal, wenn auch nur als Keim im Keimſtocke theilnahm, und deren ſie jetzt, wo Zeit und Gelegenheit kommen, gleichſam gedenkt, indem ſie auf gleiche oder ähnliche Reize in ähnlicher Weiſe reagirt wie früher jener Organismus, deſſen Theil ſie einſt war und deſſen Geſchicke damals auch ſie bewegten. Wenn dem Mutterorganismus durch lange Gewöhnung oder tauſendfache Uebung etwas ſo zur andern Natur geworden iſt, daß auch die in ihm ruhende Keimzelle davon in einer, wenn auch noch ſo abgeſchwächten Weiſe durchdrungen wird, und letztere beginnt ein neues Daſein, dehnt ſich aus und erweitert ſich zu einem neuen Weſen, deſſen einzelne Theile doch immer nur ſie ſelbſt ſind und Fleiſch von ihrem Fleiſche, und ſie reproduzirt dann das, was ſie ſchon einmal als Theil eines großen Ganzen miterlebte: ſo iſt das zwar eben ſo wunderbar, als wenn den Greis plötzlich die Erinnerung an die früheſte Kindheit überkommt, aber es iſt nicht wunderbarer als dieſes." — Das iſt ſehr hübſch und klar geſagt. Aber bekommt es ſeinen rechten Sinn und Verſtand nicht doch erſt dadurch, daß man Leben und Beſeelung auch des Kleinſten vorausſetzt?

Gewiß, das „Zellengedächtniß" iſt ein ganz guter Gedanke. Es giebt erfahrne, gebildete, wohlerzogene Zellen, die viel von ihrer Frau Mutter gelernt haben; und es iſt aus dieſem Zellengedächniß auf der Stufe des Bewußtſeins das ganze Vorſtellungs- und Begriffsleben hervorgewachſen — die ganze alte und neue Philoſophie, die ganze rieſige „Wiſſenſchaft" des menſchlichen Geſchlechts.

Bahnbrechend für ein beſſeres Verſtändniß des allgemeinen Lebens ſind die Wahrnehmungen eines triebbeſeelten, wenn auch anſcheinend unbewußten Lebens in der Pflanzenwelt, Wahrnehmungen, welche durch die neueſten Forſchungen eines Darwin bekräftigt und erweitert worden ſind.

„Lächle nicht", ſchrieb der geiſtvolle öſterreichiſche Botaniker Franz Unger an Stephan Endlicher über das von ihm zuerſt beobachtete Austreten der Schwärmzellen bei Vaucheria — „lächle nicht, wenn ich Dir ſage, daß ich im Momente der Enthüllung dieſes Iſisbildes, die ich übrigens nach meinen früheren Erfahrungen ſchon erwartete, zuſammenfuhr, wie ein Kind — wie ein Kind, ſage ich, das mit offenem Auge und Munde daſteht vor einem Ereigniſſe, das ihm noch niemals begegnet iſt.“ —

Und nachdem hernach als Urſache der freien Pflanzenzellen-Bewegung die Flimmerbewegung, die Bewegung der die Oberfläche der Zellen bedeckenden unzähligen Wimpern erkannt worden war, gab er ſeinem Erſtaunen mit den Worten Ausdruck: „Welch ſeltſame Vereinigung thieriſcher Organe mit dem Grundgebilde — der Zelle einer Pflanze!“ — Er ſchrieb der Schwärmzelle geradezu Thiercharakter zu. „Das Wunderbare“, ſagte er, „liege eigentlich nur in dem ephemeren thieriſchen Leben, das nicht Kraft genug beſitzt, auf der einmal erlangten Bildungsſtufe fortzuſchreiten, ſondern ſich gleichſam begnügen muß, nur momentan zur Seligkeit höherer Natur zu gelangen.“ — „Die Pflanze,“ äußerte er ferner, „kann thiererzeugend auftreten — ſie hat das Werk vielemale gethan!“ und: „Es iſt derſelbe Weltgeiſt, der in der Pflanze kaum zu athmen wagt, der im Thiere ſeine Feſſeln auf immer ſprengt und im Menſchen ſein Halleluja ſingt.“ —

Damit die Naturgelehrten mir nicht vorwerfen, ich raffe naturwiſſenſchaftliche Notizen dilettantenhaft und kritiklos auf, ſo halte ich mich wörtlich an Berichte der Fachmänner und laſſe einige Mittheilungen in der Faſſung einer Broſchüre folgen, welche Hubert Leitgeb „über Reizbarkeit und Empfindung im Pflanzenreiche“ (Graz 1884) herausgab.

„Bekanntlich wächſt die aus dem keimenden Samen hervorbrechende Wurzel dem Erdzentrum zu und kehrt aus dieſer Lage gebracht, durch Wachsthumskrümmung wieder in dieſelbe zurück. Jn gleicher Weiſe reagirt ſie gegen Reize anderer Art, wie gegen Licht, Feuchtigkeit, Druck oder elektriſche Ströme, durch beſtimmte Krümmungen, welche als die unter den gegebenen Verhältniſſen günſtigſten und zweckmäßigſten bezeichnet werden müſſen. Dabei iſt aber nur die Spitze das den Reiz aufnehmende Organ; ſie unterſcheidet, von welcher Seite die Schwere einwirkt, unterſcheidet die Differenzen in der Feuchtigkeit und Härte des Bodens, und veranlaßt in der hinter ihr liegenden Bewegungszone die entſprechende Krümmung, welche die Wurzel zum Eindringen in den Boden befähigt, ſie den feuchteren und weicheren Stellen desſelben zuführt. Die Spitze leitet alſo die Wurzel bei ihrem Fortſchreiten im Boden und beſtimmt den einzuſchlagenden Weg; fungirt alſo, wie Darwin ſich ausdrückt, „wie das Gehirn eines niederen Thieres“. All dieſe wunderbar zweckmäßige Reaktionsfähigkeit geht der Wurzel mit dem Verluſt ihrer Spitze verloren; ſie kehrt jedoch wieder, wenn mit dem möglichen Wiedererſatz jener ein neues ſenſibles Organ geſchaffen iſt.“ (S. 14—15.)

„Wie anders als Fähigkeit der Wahrnehmung wollen wir es nennen, wodurch es dem ſchwimmenden Blatte einer Waſſerpflanze möglich wird, die Länge des Blattſtiels jedesmal der Tiefe des Waſſers anzupaſſen, ja ſelbſt eine ſpätere Erhöhung des Waſſerniveaus durch Wiederaufnahme des Stielwachsthums zu paralyſiren?“ (S. 16.)

„Wenn wir ſehen, wie die im Dunkel gezogene Pflanze ihre ganze Arbeit zur übermäßigen Verlängerung des Stengels konzentriert und nach Erreichung des kraftſpendenden Lichtes ihr Wachsthum herabſetzt und ergrünt — wenn wir beobachten, wie die Ranke nach Umfaſſung einer Stütze ſich ſtark ververdickt, dagegen verwelkt und abſtirbt, falls ſie eine ſolche nicht gefunden, wenn wir verfolgen, wie das Blatt von Dionaea das gefangene Inſekt durch Abſonderung einer peptoniſirenden Flüſſigkeit verdaulich macht und aufſaugt und ſpäter zu neuem Fang die Falle ſtellt — wer kann ſich der Annahme verſchließen, daß die alle dieſe Vorgänge bedingenden molekularen Bewegungen von Zuſtänden begleitet ſeien, welche, wenn auch entfernt, unſeren Empfindungen entſprechen? Freilich, ſo viel iſt ſicher, zur Konzentration dieſer Erregungen zu einer Geſammtempfindung kommt es nicht, dazu fehlen die Leitungsdrähte und der zentrale Apparat, welcher die zugeleiteten Eindrücke ſummirt, und mit andern, deren Spuren zurückgeblieben, kombinirt. Es ſind da und dort erregte Empfindungswellen, welche vom Erregungsherde aus, und nicht an beſtimmte Bahnen gebunden, mit ſucceſſive abnehmender Stärke ſich ausbreiten und, ohne ein Zentralorgan zu erreichen, verſchwinden.“ — (S. 19—20.)

Wie namentlich im Geſchlechtsleben der

Pflanzen, in den höchſten Momenten des Blühens, eine Art thieriſcher Reizbarkeit, eine Vorahnung höheren animaliſchen Daſeins faſt plötzlich für eine kurze Zeit erwacht, darüber berichtet der ſinnige G. H. v. Schubert in ſeinen „Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft“. „Nicht allein bei der Berberis,“ ſchreibt er, „richten ſich die Staubfäden, wenn ſie mit einer Borſte oder einer feinen Nadel an ihrer inneren Seite berührt werden, ſchnell empor und nähern ſich dem Piſtill, ſondern bei einigen anderen, wie bei der Chondrilla, ſoll dieſe Reizbarkeit ſo weit gehen, daß ſie noch an den von der Blüte getrennten Staubfäden wahrgenommen wird. — Bei vielen Blumen, wie bei der Glorioſa, bei der perſiſchen Kaiſerkrone, dem Steinbrech, der Kalmia und anderen, gelangen die Antheren nicht alle zu gleicher Zeit zur Reife. Man ſieht dieſe hier einzeln, ſobald ſie den höchſten Moment des Blühens erreicht haben, durch eine eigenthümliche und freiwillige Bewegung dem Piſtill ſich nähern, von welchem ſie nach verlornem Blütenſtaube wieder zurückſinken, und während ſie ſchon verwelken, wird ihre Stelle von jüngeren Antheren erſetzt. Bei dem großen, gelbblühenden Kaktus aus Jamaika, deſſen ſchöne Blüten, welche einen Fuß im Durchmeſſer haben, ſich erſt gegen Abend aufſchließen und ſchon vor Sonnenaufgang verblühen, ſo wie bei den lieblichen, aber ebenſo ſchnell vergänglichen Ciſtusblüten, ſieht man, ſo lange die kurze Zeit der Liebe dauert, unaufhörlich einige Antheren in Berührung mit dem Piſtill. Doch ſind es nicht die männlichen Blumentheile allein, welche in der höchſten Zeit des Blühens eine ſolche thieriſche Beweglichkeit zeigen; bei einigen Blumenarten wird dieſe auch an dem Piſtill bemerkt. Das der Collinſonia bewegt ſich erſt nach dem einen, dann nach einiger Zeit nach dem andern Staubfaden hin. So kommt auch in all jenen Blumen, deren Filamente von ungleicher Größe ſind, das Piſtill den auch zu ungleicher Zeit reifenden Antheren wenigſtens durch allmähliche Ausdehnung entgegen.“ —

Soweit Schubert. Man hat natürlich verſucht dieſe und andere Erſcheinungen pflanzlicher Regſamkeit auf rein phyſikaliſche Urſachen zurückzuführen. Aber dieſe Verſuche erwieſen ſich nicht ſelten unzulänglich; und im beſten Falle blieb doch die Frage übrig: Was kann dieſe Naturkräfte, die Elektrizität z. B., veranlaſſen, gerade in dieſen Fällen dienſtbereit ſich einzuſtellen und eine ſo wunderbar zweckmäßige Art von Gegenwirkung in pflanzlichen Organismen hervorzurufen? Und immerhin iſt es nur ein kleiner Theil dieſer Erſcheinungen, der auf ſolchem Weg eine nothdürftige Erklärung findet. Wie ſoll ſich z. B. auf rein phyſikaliſchem Wege die von Darwin entdeckte und beſchriebene „Zirkumnutation“, das nickende Umhertaſten der Pflanzen erklären laſſen? Die Pflanzen und ihre Beſtandtheile beſchränken ſich auf dieſes zweckmäßige Zirkumnutiren, weil ihnen bei ihrer Gebundenheit an die Scholle keine andere Art von Bewegung möglich iſt. Auch der an ſeinen Felſen feſtgebannte Polyp „zirkumnutirt“; aber er beſitzt ein Zirkumnutationsorgan, die Arme und Saugfäden, deren rege

Beweglichkeit uns ſofort den Eindruck des Lebens macht. Uebrigens könnte man die Wurzel mit ihren Verzweigungen und taſtenden Fäden recht gut auch als ein ſolches Zirkummutationsorgan betrachten, ja im Grunde auch das Syſtem der Zweige und Blätter: nur daß bei der Pflanze die Regſamkeit und zweckmäßige Funktion nicht ſo in die Augen fällt, wie beim Zirkummutationsapparat des Polypen.

Darwins Werk über die Fähigkeit zweckmäßiger Bewegung bei den Pflanzen ſtellt es außer allen Zweifel, daß ein gewiſſer Grad von Leben auch der Pflanze innewohnt.

Einen Beweis für das auch ſchon in der anorganiſchen Welt ſich regende Leben hat man neueſtens in gewiſſen Eigenſchaften der Kohlenſtoffverbindungen gefunden, welche bekanntlich als die Grundlage der organiſchen Stoffnatur zu betrachten ſind. Man hat ein formenbildendes Prinzip in dieſen Kohlenſtoffverbindungen entdeckt, kraft deſſen ſich in denſelben ſtatt der Kriſtalle ſogenannte Kriſtalloide bilden, deren Geſtalten veränderlich, weich, verſchiebbar ſind, und welche aus der Flüſſigkeit, in welcher ſie ſchwimmen, ihre Nahrung entnehmend, von innen heraus wachſen. Sie blähen ſich auf, zeigen gewölbte und eingefallene Flächen. So erſcheint das Kriſtalloid als Uebergangsgebilde oder Bindeglied zwiſchen Kriſtall und Zelle. Auch ſchon im reinen Kohlenſtoffkriſtall, dem Diamanten, kündigt dies bildneriſche Prinzip als Vorſtufe organiſcher Lebenserſcheinungen ſich an, indem dieſer einzige Kriſtall mit den Kriſtalloiden die gekrümmten Begrenzungsflächen theilt und wenigſtens in ſtarker Hitze ſich aufbläht.

Die Beſeeltheit der Geſtirne, dieſer Koloſſalgebilde des Weltraums, iſt ein uralter Lieblingsgedanke der Menſchheit, und Fechner gefiel ſich in geiſtvoller Erneuerung dieſer Anſicht. Beweiſen läßt ſich die Unmöglichkeit davon wohl kaum. Die Vorausſetzung, daß es lebendige Organismen nur in Geſtalt von Thieren geben könne, iſt durch nichts gerechtfertigt. Die äußere Form eines Organismus bildet ſich nach den Umſtänden und Bedürfniſſen eines Weſens aus, und ſo viel iſt gewiß, daß ein beſeelter Himmelskörper nicht die Organiſation eines irdiſchen Thierleibes haben könnte. Auch die Frage, ob ein Denkorgan einzig die Geſtalt eines thieriſchen Gehirns haben könne, wird man dahingeſtellt ſein laſſen. Fechner hat die Analogien ausgemalt, welche das Erdeleben als Ganzes mit einem Organismus hat. Indeſſen wird uns Modernen doch immer die Vorſtellung anmuthender ſein, daß das Leben der Erde ſeiner nur im Bewußtſein des Menſchen bewußt werde. Hier wirkt es aber ohne Zweifel thätig in geheimnißvoller Weiſe zuſammen mit dem individuellen Bewußtſein. So groß die Zahl der Totalitäten iſt, in deren engeren und weiteren Kreiſen wir lebend eingeſchloſſen ſind, ſo groß iſt wohl auch die Zahl der Bewußtſeinskreiſe in uns. „Bewußtſein" ſcheint vielleicht nicht ganz das rechte und gemeinverſtändliche Wort für die Sache, um die es ſich da handelt; man wird das Theilhaben an einem höheren Lebens- und Bewußtſeinskreiſe lieber als Sinn oder Inſtinkt bezeichnen.

Unzuläſſig iſt, ſtreng genommen, der Ausdruck, die „Materie“ ſei beſeelt. Die Materie iſt bloſes Scheinweſen, ſie exiſtirt an und für ſich nicht, kann alſo weder beſeelt, noch unbeſeelt ſein. Sie iſt nicht die Trägerin des Lebens, ſondern die Erſcheinungsform der Wirkungsweiſe des Seienden. Die Materie hat nicht die Seele, ſondern ſie iſt Seele, wenn man ſie in einem höhern Sinne, als die Summe des wahrhaft Seienden und Wirkenden nimmt. Deutet man den „Hylozoismus“, ſeiner wörtlichen Bedeutung nach, ſo, als ſollte es ihm zufolge einen real vorhandenen Stoff, „Materie“ genannt, geben, und als ſollte nun in dieſen Stoff ein ihm heterogenes Weſen, „Seele“ genannt, hineingepflanzt ſein, dann hat man es freilich leicht, ihn zu bekämpfen, und Viele machen es ſich in der That ſo leicht.

Aber auch Solche giebt es, welche den Hylozoismus zu widerlegen glauben, indem ſie ſagen: „Wir geben zu, daß die Empfindung nichts Materielles ſei und daß ſie ſich niemals aus der Materie erklären laſſe; aber wir beſtreiten, daß ſie deshalb etwas Geiſtiges iſt; ſie entſtammt einer Seinsgattung, die wir nicht kennen, und die weder körperlich noch geiſtig iſt.“ —

Darauf kann der „Hylozoiſt“ mit Vergnügen eingehen. Wir gebrauchen das Wort „geiſtig“ doch meiſt nur in dem Sinne von „nicht materiell“, und eins von beiden, materiell oder nicht-materiell, muß doch jede Sache ſein. Man hat bei dem Worte

„geiſtig" durchaus nicht ſofort an Geiſter, Geſpenſter und ſchattenhafte Seelenweſen zu denken. Der vernünftige Hylozoiſt iſt nicht darauf erpicht, an dem Worte „geiſtig" feſtzuhalten; er wird ſich ſehr gern entſchließen, für jenes gemeinſame Unbekannte, das ſowohl dem Materiellen, als dem Immateriellen zu Grunde liegt, ein anderes Wort zu gebrauchen, ſobald ein ſolches nur erſt einmal — *gefunden* iſt. Einſtweilen aber ſieht ſich der Moniſt gezwungen, ſich der Worte „Geiſt" und „geiſtig" oder auch „ſeeliſch" in ihrem rein negativen Sinne zur Bezeichnung von Erſcheinungen zu bedienen, die ſich nicht in mechaniſcher Weiſe aus dem, was wir Materie nennen, herleiten und erklären laſſen.

◆

Die Atomiſtik des Willens.

Zweiter Band.

Die

Atomiſtik des Willens.

Beiträge
zur
Kritik der modernen Erkenntniß.

Von

Robert Hamerling.

Zweiter Band.

◆ • ◆

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalt.

Drittes Buch.

Theorie der Wirkung.

Seite
Wirkung 3
Kauſalität 35
Materie 46
Kraft 51
Bewegung 58
Phyſis (A. Phyſikaliſches. B. Phyſiologiſches 75
Entwicklung 132
Magiſche Wirkungen 140

Viertes Buch.

Theorie des Willens.

Ichſinn und Allſinn 155
Zweckbegriff 169
Sittlichkeit 202
Schönheit 221
Optimismus und Peſſimismus 234
Das Problem der Geſittung 266

Drittes Buch.

Theorie der Wirkung.

Wirkung.

Nimmt man an, wie wir es gethan, daß nicht nichts ſei, ſondern etwas, und daß dies Etwas nicht Eins, ſondern eine Vielheit ſei, und daß wir nach angeblich veralteter, und doch nicht abzuweiſender Anſicht von dieſen Vielen durch die Wirkung erfahren, welche ſie auf uns ausüben, ſo iſt das große Problem der Wirkung zu löſen, d. h. die Frage: Was iſt Wirkung, und wie iſt ſie möglich? Vor Allem: wie wirkt ein Seiendes Vorſtellungen in einem andern Sein? Dann aber auch: In welche thätigen Beziehungen treten die Seienden ſonſt zu einander?

Dies Problem iſt das größte, dunkelſte, ſchwerſte von allen, und zur Löſung deſſelben iſt von Denjenigen, welche eine „Wirkung" gelten ließen, bisher wenig oder nichts geſchehen. Hier laſſen ſich vor der Hand faſt nur Ahnungen ausſprechen.

— Wir begreifen nicht, wie Hirnfunktionen Bewußtſein und Denken bewirken, wir begreifen nicht, wie Nerven Empfindung bewirken, wir begreifen nicht, wie Sinnesorgane Wahrnehmungen bewirken, ja wir begreifen im Grunde nie und nirgends, wie Etwas etwas bewirken könne, und der Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung iſt immer nur ein erfahrungsmäßig erkannter. Und doch glauben wir eine Wirkung erklärt zu haben, wenn wir den Spezialfall unter ein allgemeines Geſetz gebracht, ein natürliches Vorkommniß z. B. auf das Geſetz der Attraktion oder Repulſion, der Gravitation u. ſ. w., zurückgeführt haben. Was ſind aber Attraktion, Repulſion, Gravitation ꝛc. anders, als erfahrungsmäßig feſtgeſtellte, an und für ſich völlig unbegreifliche Thatſachen?

Es iſt alſo nicht gerechtfertigt, daß wir auf einem Gebiete, auf welchem wir überhaupt nichts begreifen, auf dem der Wirkung, gerade nur in einzelnen Fällen vor dem Unbegreiflichen ſtutzen, und die Möglichkeit einer Wirkung geradezu leugnen, blos weil wir ſie nicht begreifen. So iſt z. B. die Zurückführung unſerer Vorſtellungen auf die Einwirkung außer uns befindlicher realer „Dinge an ſich“ häufig darum beſtritten worden, weil wir nicht begreifen, wie eine ſolche Einwirkung ſtatthaben ſoll — (weil „die Monaden keine Fenſter haben“, durch welche die Objekte aus- und einſteigen könnten). — Dieſe Einwirkung iſt allerdings vor der Hand unbegreiflich; aber nicht unbegreiflicher als die nächſte beſte, von Niemandem geleugnete Naturthatſache.

Halten wir uns alſo zunächſt an die Thatſachen. Die Schwierigkeit, zu erklären, wie ein ganz „Verſchiedenartiges“, wie Geiſt, Bewußtſein, Wille einerſeits, und die ſogenannte „Materie“ andererſeits aufeinander wirken können, wäre an und für ſich unſchwer zu überwinden. Die Materie als ſolche, in ihrer Erſcheinung, iſt ja eben nur Sinnenſchein, und ſtreng genommen wirken nicht Materie als ſolche und Geiſt als ſolcher, ſondern das nach der berechtigten Annahme des Monismus beiden zu Grunde liegende Reale, das wir in beiden als weſensgleich annehmen, auf einander. Nicht die Verſchiedenartigkeit des auf einander Wirkenden alſo, wie man gewöhnlich annimmt, iſt das eigentlich Unerklärliche. Es ſcheint nicht minder unerklärlich, wie Gleichartiges auf einander wirken kann.

Aber wenn wir für die Unmöglichkeit der Wirkung eines Seienden auf ein anderes keinen andern Beweisgrund haben, als den, daß eine ſolche Wirkung unbegreiflich, d. h. die Urſache derſelben nicht nachweisbar iſt, ſo kann dieſer Schluß zunächſt ſchon deshalb nicht als zutreffend gelten, weil uns ja die letzten Urſachen aller Erſcheinungen, die Kräfte, überhaupt ein Räthſel ſind, und es eine „Urſache“ für jede derſelben ebenſowenig geben kann, wie für das Sein ſelber. Dies ſollte einer Zeit einleuchten, wie die unſrige, in welcher man die verſchiedenen Kräfte immer mehr als Formen einer einheitlichen Kraft aufzufaſſen geneigt iſt. Dieſe einheitliche Kraft erklären wollen, hieße ſo viel, als hinter der Urkraft wieder eine Kraft ſuchen, von welcher ſie abhängt, hinter dieſer wieder eine andere und ſo fort ins Unendliche.

Aber kommen wir der Löſung des Räthſels der Wirkung nicht näher, wenn wir ſie als Ausfluß von Kräften betrachten, ſo fällt ein überraſchendes Licht auf das Weſen der Wirkung, wenn wir ſie unter dem Geſichtspunkte, an deſſen Darlegung ich ſofort gehe, betrachten.

Nehme ich ein Ding wahr, ſo kann ich ſagen: Das Ding weiß ſich in mir — es gewinnt in meinem Bewußtſein ein eigenes, ein Bewußtſein weit höheren Grades, als das dumpfe Atombewußtſein war; aber freilich, in der Form, welche durch mein Weſen bedingt iſt.

Wahres Sein iſt erſt Sichwiſſen oder Gewußtwerden. Der Stein weiſt von ſich, aber nicht in ſich ſelbſt, ſondern in mir. Er weiß ſich in mir, weil er in mir iſt, und er iſt in mir, weil er in mir ſich weiß.

Unſer Bewußtſein iſt ein Kollektivbewußtſein von den unzähligen, ſich in uns wiſſenden Dingen.

Die Vorſtellung iſt ein Theil von mir. Was ich ſehe, höre ꝛc., das bin ich, das gehört noch immer zu meinem Ich. Der „influxus“ von Subſtanzen auf einander beſteht nur darin, daß eine Subſtanz zeitweilig in die andere übergeht, ſich ihrer ſelbſt in der andern bewußt wird. „Einwirkung“ im gewöhnlichen Sinne iſt weit weniger denkbar als eine Art von Verſchmelzung der Weſenheit zweier Realen. Theilt ein Reales dem andern anerkanntermaßen ſeine Bewegung mit — ein wunderbarer und eigentlich doch unerklärlicher Vorgang — warum ſoll nicht eine ähnliche Mittheilung bezüglich ſonſtiger Zuſtände, ja ſelbſt des Bewußtſeins und der ganzen Weſenheit überhaupt ſtattfinden können? —

Indem aber ein anderes Reales ein Beſtandtheil meines Bewußtſeins, meines Ich wird, wie bin ich doch immer noch imſtande, dies mein Ich von dem fremden in der Vorſtellung aus einander zu halten, zu unterſcheiden? Dieſe Unterſcheidung beruht ohne Zweifel nur auf der reflexiven, verſtandesmäßigen Thätigkeit des Intellekts. Da die Monaden oder Realen unſeres eigenen Körpers im Grunde nicht anders als die fremden, nämlich auf dem Wege der Wahrnehmung, in unſer Bewußtſein eintreten, ſo dürfte die Grenze zwiſchen Ich und Außenwelt ſelbſt für den entwickelten Verſtand noch immer nicht abſolut, ſondern einigermaßen konvenzionell ſein.

Theilen zwei Monaden oder Realen, oder zwei zu einer organiſchen Einheit verbundene Gruppen von ſolchen, einander ihre Bewegung, ihre Kraft, ihr Bewußtſein, ihre Vorſtellung, ihren Willen, ihre Weſenheit mit, ſo wird dies jedenfalls nach Maßgabe ihrer Stärke geſchehen. Die ſtärkere Einheit, d. h. die aus mehr Untereinheiten beſtehende und zu einer höheren Lebensſtufe entwickelte, wird der ſchwächeren mehr von ihrem Weſen mittheilen, als ſie von derſelben empfängt. Nach dieſem Geſetze wird nothwendig eine Art von Aſſimilation, von Unterordnung der ſchwächeren Einheiten unter die ſtärkeren ſtattfinden, und man kann ſich auf dieſem Wege die Entſtehung immer größerer Einheiten, rieſiger Atom- und Monadengruppen, großartiger Individualitäten ſehr wohl denken.

Eine höchſt merkwürdige, bedeutende Stelle findet ſich bei Kant, der in einer Anmerkung zu der Lehre vom dritten Paralogismus (Kritik der reinen Vernunft S. 692 der Kirchmannſchen Ausgabe) ſich wie folgt vernehmen läßt: „Eine elaſtiſche Kugel, die auf eine gleiche in gerader Richtung ſtößt, theilt dieſer ihre ganze Bewegung, mithin ihren ganzen Zuſtand (wenn man blos auf die Stellen im Raume ſieht) mit. Nehmet nun, nach der Analogie mit dergleichen Körpern, Subſtanzen an, deren die eine der andern Vorſtellungen ſammt deren Bewußtſein einflößte, ſo wird ſich eine ganze Reihe derſelben denken laſſen, deren die erſte ihren Zuſtand ſammt deſſen Bewußtſein der zweiten, dieſe ihren eigenen Zuſtand ſammt dem der vorigen Subſtanz der dritten, und dieſe ebenſo die Zuſtände aller vorigen ſammt ihrem eigenen und deren Bewußtſein mittheilte. Die letzte Subſtanz würde alſo aller Zuſtände der vor ihr veränderten Subſtanzen ſich als ihrer eigenen bewußt ſein, weil jene zuſammt dem Bewußtſein in ſie übertragen worden, und dem ungeachtet würde ſie doch nicht eben dieſelbe Perſon in allen dieſen Zuſtänden geweſen ſein.“

— Alle Wirkung der Monaden auf einander beruht alſo meines Erachtens darauf, daß eine Monade der andern ihren Zuſtand mittheilt, wie ein kleinſtes Theilchen dem andern ſeine Elektrizität, ſeine Wärme u. ſ. w. mittheilt. Dieſe Mittheilung des Zuſtandes kann immerhin aufgefaßt werden als Einswerdung oder Verſchmelzung. Eine ſolche Verſchmelzung iſt vorübergehend oder bleibend, von längerer oder kürzerer Dauer und hat ihre Grade.

Die flüchtigſte und oberflächlichſte Vereinheitlichung oder Verſchmelzung, die auch keine totale, ſondern nur eine theilweiſe iſt, findet ſtatt in der Wahrnehmung.

Inniger und bleibender iſt ſie in der chemiſchen Verbindung. Schelling bezeichnete ſie hier als Intusſuszeption, als völlige Durchdringung, als „Uebergang zweier heterogener Körper in eine identiſche Raumerfüllung." (Werke I. 3. S. 240—242.)

Am innigſten iſt ſie in den animaliſchen Organismen, in welchen die Identifikation der Monaden bis zu einem einheitlichen Bewußtſein (Seele-Ich) fortſchreitet.

Für immer bleibend iſt keine dieſer Verſchmelzungen. Die chemiſche Verbindung zerfällt und der lebendige Organismus zerfällt, mitſammt der „Seele" und dem Ich. Das iſt nicht ſo zu verſtehen, wie es der Materialiſt verſteht, für welchen nach dem Zerfall des Körpers nichts Immaterielles übrig bleibt, weil ein ſolches überhaupt nicht da war, ſondern die „Seele" und das Ich zerfallen in die kleinen Seelen, die kleinen Ichs, die ſich im Organismus identifizirt haben. —

Faßt man die urſprünglichen Weſenheiten als ausdehnungsloſe Punkte, ſo liegt es nahe zu fragen, ob zwei ſolcher Punkte ſich nicht durchdringen, nicht zuſammenfallen können? In dieſem Falle könnte dann aus zwei Weſenheiten geradezu eine werden. Der Gedanke hätte um ſo weniger Bedenkliches an ſich, da ja die wahren Exiſtenzen ſchon von Hauſe aus ihrem Weſen nach identiſch ſind. Wenn ich das Wort „Durchdringung", „Identifikation" u. dgl. gebrauche, ſo möchte ich dieſelbe höchſtens bei den ausdehnungsloſen, abſolut immateriellen wörtlich, bei den materiellen kleinſten Theilen aber in einem mehr figürlichen Sinne verſtanden wiſſen. Dieſen kann ja die „Undurchdringlichkeit“ der Materie gewahrt bleiben. Das, worauf es mir ankommt, iſt nur die Mittheilung, Verſchmelzung, Vereinheitlichung der Zuſtände.

In dem Abſchnitt über „Atom und Monade“ hatte ich die Wirkung vorläufig als Folge des Aufeinanderſtoßens verſchiedener „Willensmonaden“, gleichſam als einen „Kampf ums Daſein“ derſelben geſchildert. Das hier Geſagte ergänzt jene Erklärung und führt ſie weiter. Das Aufeinanderſtoßen der „Willensmonaden“, ihr „Kampf ums Daſein,“ entſcheidet ſich eben dadurch, daß die ſtärkere der ſchwächeren ihren Zuſtand mittheilt, ſie mit ſich theilweiſe oder völlig Eins zu werden zwingt.

Die Chemie zeigt, inwiefern, wenn zwei Elemente verſchmelzen, nicht die urſprüngliche Qualität des einen in der des andern aufgeht, denn dieſe tritt bei der Löſung unverändert wieder hervor, ſondern nur die Zuſtände der beiden Elemente ſich identifiziren und in einem dritten ſich ausgleichen, der für unſere Wahrnehmung den Eindruck eines neuen Gegenſtandes macht.

Handelt es ſich aber nicht um chemiſche Elemente, für deren jedes man ſchon eine beſondere, beſtimmte Qualität annimmt, ſondern um die einfachen realen Weſen in unſerm Sinne, deren urſprüngliche Weſensgleichheit wir vorausſetzen, ſo iſt zu beachten, daß dieſe, da ſie nur durch ihre Zuſtände verſchieden ſind, ſich bei der Verſchmelzung auch nichts weiter mitzutheilen haben, als ihre Zuſtände. Wir könnten übrigens, von unſerm Standpunkte aus, gar wohl die Zuſtände der Weſen als ihre Qualitäten bezeichnen, und einen andern Sinn als dieſen kann das Wort Qualität, wenn wir es anwenden, nicht haben.

Lotze ſagt: „Spiritualiſtiſche Anſichten finden die Begründung des Gedächtniſſes durch eine unendliche Fortdauer aller Eindrücke in den Nervenelementen unmöglich, weil ſie befürchten, daß dieſe unzähligen Erregungen einander ſtören, oder bis zur Unkenntlichkeit ſich vermiſchen würden. Allein Millionen Bewegungen, die mit verſchiedenen Richtungen und Geſchwindigkeiten denſelben Punkt treffen, können wohl momentan ſich an ihm zu einer einfachen Reſultante miſchen, oder ſich gar in ein Gleichgewicht der Ruhe ſetzen, in welchem ſie völlig verſchwunden ſcheinen. Sobald jedoch einer von dieſen Einflüſſen aufhörte, würde ſofort die früher durch ihn balancirte Bewegung wieder zum Vorſchein kommen und ſich als eine völlig unverlorene erweiſen. In der Atmoſphäre durchkreuzen ſich die Schwingungen vieler Lichtquellen und die unzähligen zurückgeworfenen Stralen, die Schallwellen, die von unzähligen Körpern ausgehen, nebſt den Bewegungen, welche die Luft durch mancherlei Thätigkeit lebender Weſen erhält, und doch entſteht im allgemeinen keine trübe Verwirrung. Ebenſo würde die größte Mannigfaltigkeit der Erregungen iken abſolutes Hinderniß für ihre ungeſtörte Koexiſtenz

ſtenz im Nervenmark ſein.“ (Mediziniſche Pſychologie, Abſchn. 90.)

Dieſe Möglichkeit, daß unzählige Bewegungsarten, chemiſche „Qualitäten“, Erregungen der Nerven, ſowie auch Vorſtellungen der „Seele“ ſich einheitlich kombiniren und neuerdings in ihre Komponenten zerlegen können, iſt ungemein wichtig und lehrreich für die Theorie der Wirkung.

Zu ungeahnten Ergebniſſen kann noch die merkwürdige Thatſache führen, daß nicht blos die einfachen realen Weſen und nicht blos die ſogenannten Qualitäten derſelben, ſondern ſelbſt die ſcheinbar unweſentlichen Zuſtände ſich gegen Störungen gewiſſermaßen behaupten und erhalten.

Zu einer vollkommenen Durchdringung und Einswerdung kann es, wie geſagt, kommen auf dem Gebiete des immateriellen, höheren Lebens.

Es war mir von großem Intereſſe, zu ſehen, daß ſchon vor langer Zeit die Theorie des ſogenannten thieriſchen Magnetismus und Somnambulismus den Einfluß des Magnetiſeurs als die „Kontinuirung“ ſeines Weſens und Willens in ein anderes Weſen gefaßt hat, und man dabei der Idee ſchon ziemlich nahe gekommen, in aller „Wirkung“ überhaupt das momentane Einswerden zweier Weſenheiten zu ſehen. Treffende Aeußerungen in dieſem Sinne finden ſich bei J. U. Wirth: „Theorie des Somnambulismus oder des thieriſchen Magnetismus“ (Leipzig u. Stuttgart 1836) § 58. S. 175 u. ff.: „Die Empfindung iſt das Finden eines fremden Gegenſtandes in ſich, ſie iſt das, daß das Empfindende, indem es ſich in den fremden Gegenſtand kontinuirt, ebenſoſehr bei ſich bleibt. Dies Beiſichſelbſt- und Inſichſein im Aeußerlichen iſt die Seele." — „Jede Empfindung beruht auf dieſem Weſen der Seele, weil jede Empfindung eine Aufhebung der Schranke iſt, welche den Leib von dem uns umgebenden Sinnlichen, uns Affizirenden trennt, und ebenſo muß die Frage, wie das fremde Leben in das der Somnambule kommen könne, durch Hinweiſung auf jenes Weſen der Seele ſelbſt beantwortet werden." — „Allerdings iſt zwiſchen der gewöhnlichen Empfindung und der der Somnambulen der Unterſchied, daß wir im wachen, geſunden Zuſtande uns gegen den fremden, uns affizirenden Gegenſtand als Eins erhalten, daß wir ſeine Natur in uns zwar aufnehmen, aber zugleich die Identität unſerer eigenen bewahren, während umgekehrt die fremde Natur in die der Somnambulen ſich kontinuirt und ſie als fremde, ſie beſtimmende durchdringt."

Ebenſo wird die Möglichkeit des Ineinandergreifens und Verſchmelzens zweier individuell getrennter Nerven- und Willensſphären nachgewieſen bei Kluge „Darſtellung des animaliſchen Magnetismus" S. 295 ff.

Intereſſante Beweiſe für die Möglichkeit gemeinſamen Wollens krankhafter Art liefern gewiſſe pathologiſche Erſcheinungen, die man als Willensepidemien bezeichnen könnte. So das epidemiſche Auftreten der Tanzwuth, des Tarantismus, der Geißelwuth, des Lykanthropismus im Mittelalter, desgleichen die Kinder-Kreuzzüge und der Auszug der Erfurter

Kinder im Jahre 1237, die, „über tauſend Köpfe ſtark, wie von einer plötzlichen Wuth erfaßt, tanzend über den Steigerwald nach Arnſtadt zogen und von da zurückgeholt wurden. Die meiſten Kinder ſtarben bald darauf und die überlebenden blieben blaß und zitternd.“ (Sphinx, Juni 1888. S. 382.)

Es übertragen ſich auch von einer auf die andere Perſon phyſiologiſche und pathologiſche Zuſtände des Nervenſyſtems: Lachen, Weinen, Gähnen, Krämpfe, ſelbſt Geiſtesſtörungen; es verbreiten ſich Illuſionen und Wahnvorſtellungen, Selbſtmordmanie u. ſ. w.

Zieht man die vielen und merkwürdigen „Geiſtesepidemien“, richtiger wohl als pſychiſche Epidemien bezeichnet, in Betracht (Flagellanten, Tanzwuth ꝛc.), ſo fällt ein neues Licht auf das Weſen der Epidemien überhaupt. Es wird bei ſolchen pſychiſchen Epidemien wohl Niemand an Bacillen, oder an Miasmen denken, welche dieſelben veranlaſſen könnten. Dann ſind aber auch bei rein phyſiſchen Epidemien die Bacillen, Miasmen u. dgl. vielleicht nicht das Maßgebende, wenigſtens nicht das einzig Beſtimmende.

Die vorgetragene Lehre über Zuſtandsmittheilung darf durchaus nicht in irgend einem myſtiſchen Sinne gefaßt werden. Die Sache iſt einfach und ich will mich bemühen, ſie auf ihren einfachſten Ausdruck zu bringen.

Jedem aufmerkſamen und unbefangenen Blicke leuchtet es ein, daß im weiten Bereiche der Natur Zuſtandsmittheilung das Prinzip aller Wirkung iſt.

Schöne Beiſpiele dieſer Zuſtandsmittheilung haben wir in der Art, wie der anſtoßende Körper ſeine Bewegung dem angeſtoßenen mittheilt, wie ein magnetiſcher oder elektriſcher Zuſtand auf die Umgebung ſich fortpflanzt, wie jedes Atom des Telegraphendrahtes dem andern ſeine Botſchaft, jedes Molekül des Nervenſtranges dem andern ſeinen Reiz überliefert, wie die ſchwingende Saite ihre Schwingungen und ihren Ton in der anderen wachruft, Licht und Wärme unendliche Reihen von Aether- und Körperatomen durchlaufen.

Als *Grundphänomen* iſt wohl die Art zu betrachten, wie ein Körper dem andern ſeine *Bewegung* mittheilt. Die Bewegungsmittheilungen werden immer die lehrreichſten Analogien zur Erklärung anderer Zuſtandsmittheilungen bieten.

Vor allem iſt das Phänomen des *Stoßes* von höchſter Wichtigkeit. Verſtünden wir den Stoß, ſo verſtünden wir die Welt!

Zuſtandsmittheilung bringt die Dinge aus ihrer Ruhe, ihrem Gleichgewicht. Bewegung iſt geſtörtes Gleichgewicht, das ſich wieder herzuſtellen ſtrebt. Die anſchaulichſte dieſer Ausgleichsaktionen nennen wir *Schwingung*.

Indem auch die höheren leiblichen, und ſelbſt die ſogenannten geiſtigen Funktionen auf Bewegungen, Erzitterungen, Schwingungen innerhalb des Nervenverlaufes beruhen, begreift ſich leicht, daß auch dieſe höheren Funktionen, ſelbſt Bewußtſeins- und Willensprozeſſe, von Individuum zu Individuum phyſiologiſch mittheilbar werden können. Sind es doch gerade die Schwingungen, welche, wie auf dem Gebiete der

Akuſtik ſo ſchön zu Tage tritt, ein Miterzittern des Benachbarten und Verwandten bedingen, in weiteſte Kreiſe ſich fortpflanzen und Zuſtandsmittheilungen der erſtaunlichſten Art veranlaſſen.

Gravitation, Anziehung, Abſtoßung, ſowie Magnetismus und Elektrizität ſind ohne Zweifel auch nur als Ausgleichsaktionen infolge von Zuſtandsmittheilungen zu betrachten und zu erklären.

Obgleich nun die Zuſtandsmittheilung keineswegs immer zu einem völligen Einswerden, zu einer Identifikation im eigentlichen Sinne des Wortes führt, iſt doch die Zuſtandsmittheilung an ſich ſchon unter allen Umſtänden als eine Art von Identifikation zu betrachten, und ſie wäre nicht möglich, nicht erklärlich, wenn das Prinzip der Identifikation in der Natur nicht waltete.

Man darf wohl annehmen, daß dem Walten dieſes Zuſtandsmittheilungs-, Verſchmelzungs-, Einswerdungsprinzips in der Natur die urſprüngliche Weſenseinheit alles Lebenden und Seienden zu Hülfe kommt, in tiefem Bezuge und Zuſammenhange mit ihm ſteht.

Das durch die ganze Natur waltende Streben der Körper und Molekel, ihre Zuſtände einander mitzutheilen und einheitlich zu geſtalten, verräth ſich in den einfachſten Erſcheinungen. Zwei auf dem Waſſer ſchwimmende, ſchief zu einander geneigte Holzſtäbe legen ſich bald in ihrer Längenrichtung parallel aneinander. Zwei Chronometer, die in ihrem Gange nicht ſehr verſchieden ſind, zeigen, auf eine Metallplatte gelegt, nach und nach dieſelbe Zeit. In der Metallplatte nämlich gleichen die von beiden Uhren ihr mitgetheilten Schwingungen zu einer mittleren Geſchwindigkeit ſich aus, die von hier aus dann auf die beiden Uhren übergeht. Eine Taſchenuhr, mit ihrem glatten Bügel frei an einem ebenfalls glatten, dünnen Stifte (einer Stecknadel z. B.) aufgehängt, geräth bald in Schwingungen, welche mit denen der exzentriſch angebrachten Unruhe übereinſtimmen. Die Stöße der kleinen Unruhe haben der ganzen Uhr ſich mitgetheilt. Ein ruhendes Pendel wird durch die Schwingungen einer in der Nähe befindlichen, bewegten, größeren Maſſe ebenfalls in Schwingungen verſetzt, und ein ſchwingendes kommt in der Nähe einer ruhenden großen Maſſe eher zur Ruhe. Beides geſchieht auch, wenn Pendel und Maſſe durch eine Wand, eine Glasplatte u. ſ. w. voneinander getrennt ſind. Desgleichen beginnt eine Magnetnadel in der Nähe eines ſchwingenden Eiſenſtücks zu ſchwingen, und eine ſchwingende kommt in der Nähe eines ruhenden Eiſens eher zur Ruhe, auch wenn beide durch Zwiſchenwände getrennt ſind.

Bei der Mimoſe erhebt zuerſt ein Blättchen ſchamhaft unter einer Berührung; dies Blättchen überträgt den Reiz auf das nächſte, dieſes auf ein drittes und nach einander werden alle bis zu den entfernteſten in die Bewegung mit hineingezogen. Eins hat dem andern ſeinen Zuſtand mitgetheilt. Und das alles ohne die Empfindungsbrücke eines vom einen zum andern laufenden Nerven! Auch ſchon an den Ranken der Mimoſe greift die Reizwirkung in ſolcher Art um ſich: eine Krümmung ſchreitet von der gereizten Stelle aus längs der ganzen Ranke fort.

Ganz dasſelbe findet ſich im Bereich des thieriſchen Lebens. Es genügt, daß eine einzelne Fiber eines Organs, eines Muskels z. B., von einem Reiz getroffen wird, und ſofort verbreitet ſich der Reiz fortſchreitend auf alle anderen Fibern.

Eine Art von Oszilliren, von fortſchreitender Wellenbewegung zeigt ſich gleicherweiſe bei Bewegungen des Herzens und der Gedärme, welche durch punktuelle Reize verurſacht ſind.

Auf dem phyſikaliſchen Gebiet iſt die Zuſtandsmittheilung hauptſächlich Mittheilung der Bewegung. Auf dem phyſiologiſchen Gebiet iſt ſie: Mittheilung des Reizes, der Empfindung, der Wahrnehmung, des Bewußtſeins, des Willens. Minimale Reiz-, Empfindungs-, Wahrnehmungs-, Bewußtſeins- und Willensinhalte der Atome, Molekel, Nervenzellen u. ſ. w. vereinigen und ſummiren ſich in gewiſſen zentral gelegenen Nervenzellen (des Gehirns vornehmlich), welchen ſie durch Zuſtandsmittheilung von Zelle zu Zelle von allen Seiten her zugeführt werden.

Man muß bedenken, daß es nicht ein einziges Atom, ein einziges Molekel, eine einzige Zelle, ſondern eine große Anzahl von ſolchen iſt, welche am peripheriſchen Ende des Nerven den von außen darauf ausgeübten Reiz, genauer geſagt den mitgetheilten Zuſtand aufnimmt und von Atom zu Atom, Molekel zu Molekel, Zelle zu Zelle weiterleitet bis zum Gehirn. Iſt es doch immer auch eine große Atomgruppe, von welcher der Reiz ausgeht. Desgleichen wird im Gehirne der mitgetheilte Zuſtand von einer entſprechend großen Anzahl kleinſter Theile aufgenommen; es ſummiren ſich alſo die minimalen Wahrnehmungsinhalte der kleinſten Theile in ſehr beträchtlicher Weiſe.

Ohne Zweifel iſt es die Form der *Schwingung*, in welcher ein mitgetheilter Zuſtand aufgenommen und fortgeleitet wird; nicht blos auf phyſikaliſchem, ſondern auch auf phyſiologiſchem Gebiet.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es immer das Stärkere iſt, welches dem Schwächeren ſeinen Zuſtand mittheilt; desgleichen, daß bei gleicher Intenſität auch die mitgetheilten Zuſtände zweier Realen ſich ausgleichen. Zu beachten iſt ferner, daß *Metamorphoſen* der mitgetheilten Zuſtände ſich ereignen können, wie wenn die Bewegung des einen Körpers beim Zuſammenprall mit einem anderen in letzterem in eine oszillirende Molekularbewegung (Wärme) ſich umſetzt.

Die jeweilige, aktuelle Qualität der Atome, Molekel ꝛc., dürfte größtentheils in den mitgetheilten Zuſtänden beſtehen. Es iſt nicht unmöglich, daß Atome auch nach der chemiſchen Trennung gewiſſe Zuſtände noch mehr oder weniger feſthalten, die ſie im Zuſammen mit andern Atomen erworben haben. In dieſem Falle dürfte es im Kreislauf des Lebens wenige kleinſte Theile geben, die nicht ſchon einen Bildungsprozeß durchgemacht haben und daher befähigt ſind, für höhere organiſche Bildungen ein geeignetes Material zu liefern.

Bei älteren Philoſophen finden ſich Anklänge an die hier aufgeſtellte Theorie der Wirkung.

Tommaſo Campanella ſagt in ſeinen philoſophiſchen Gedichten geradezu: „Il mutarsi in noi saper si chiama.“ Womit zu vergleichen iſt, was M. Carriere in ſeiner „Weltanſchauung des Reformationszeitalters“ (S. 563) zur Erläuterung der Lehre Campanellas ſagt: „Nichts kann empfunden und erkannt werden, wenn nicht Empfindung und Erkennen das Objekt ſelbſt wird. Denn Empfinden und Erkennen iſt ein Identiſchſetzen von Subjekt und Objekt . . . Alles Erkennen iſt Selbſterkennen; wir erkennen das Andere erſt, wenn es mit uns Eins geworden. Denn alle Empfindung iſt Aufnahme in das eigne Leben, und jegliche Erkenntniß entſteht dadurch, daß die erkennende Seele das Erkennbare ſelbſt wird . . . Alſo iſt Erkennen Sein und je mehr ein Ding iſt, deſto mehr erkennt es. Weil Gott alles iſt, erkennt er alles. Es wird nicht ein drittes aus Verſtand und Gegenſtand, ſondern die Einheit beider wird hergeſtellt und offenbar. Sinnliche und geiſtige Erkenntniß iſt eingeboren, beſteht in der Identität von Denken und Sein . . . Die Seele erkennt ſich ſelbſt im verborgenen Bewußtſein, wird aber durch die Außendinge abgezogen; weil die Kräfte der anderen Dinge beſtändig auf ſie wirken, geht ſie fortwährend in anderes über und vergißt gewiſſermaßen ihrer ſelbſt, damit die Welt in ihr zum Bewußtſein komme. Denn die Erkenntniß der Außendinge geſchieht durch reale Veränderung, Verwandlung unſer in ſie oder ihrer in uns. So will das

Feuer alles in Feuer, die Erde alles in Erde verwandeln und den Samen zieht die Natur des Bodens an ſich. Wie wir auf Andere, ſo wirken Andere auf uns, der Liebende geht in den Geliebten über. Das alles iſt nur möglich, wenn ſie Eines Weſens ſind.“ —

Auf dieſelbe Identität des Erkennenden und des Erkannten in uns läuft vielleicht auch die bekannte Lehre des Empedokles, daß Gleiches nur durch Gleiches erkannt werde, hinaus, und auf den Satz des Ariſtoteles (de anima III. 8, 1) *ἡ ψυχὴ τὰ ὄντα πώς ἐστι πάντα* fällt ein neues Licht.

„Empfindung iſt Durchdringung des eigenen Seins mit einem fremden,“ ſchreibt ein philoſophiſcher Schriftſteller der Gegenwart, J. Huber („Forſchung nach der Materie.“ S. 107).

Auch hier, wie bei der Raumtheorie, iſt ein Wort von Herbart zu ſagen, an deſſen Lehre von den „Selbſterhaltungen“ der einfachen Realen die hier auseinandergeſetzte Theorie der Wirkung zwar nicht dem Sinne, aber den Worten nach theilweiſe anklingt. Mit Recht ſpricht Herbart von Selbſterhaltungen der einfachen Weſen, anderen gegenüber; ſie erhalten ſich in der That ſelbſt, ſogar in der Verſchmelzung, im anſcheinenden Einswerden, denn ſie können, wie die Chemie zeigt, aus dieſen Verſchmelzungen wieder geſondert hervortreten. Aber was hat Herbart aus dieſem an ſich berechtigten Begriff der Selbſterhaltung gemacht? In ihr allein ſoll, ſeiner Behauptung nach, die geſammte mögliche Wechſelwirkung einfacher

Weſen beſtehen; aus bloſen „Selbſterhaltungen“ ſoll ſich das ganze bunte Weltbild erklären laſſen!

Herbart ſtellt alle Wirkung eines Realen auf das andere gänzlich in Abrede. Alles, was beim Zuſammenſein der einfachen Elemente geſchieht, ſoll darin beſtehen, daß eines gegen das andere völlig unverändert bleibt, ſich „ſelbſt erhält“. Nun ſollen aber dieſe Selbſterhaltungen zugleich „innere Zuſtände“ bedeuten, und zwar verſchiedene nach Verſchiedenheit Desjenigen, gegen das ſie ſich ſelbſt erhalten; in der Seele ſollen ſie zu Vorſtellungen werden, ſollen gehemmt werden können u. ſ. f. Aber wenn ein Einfaches A auf ein anderes, B, nicht wirkt, es unverändert läßt, ſo iſt es doch die wunderlichſte Behauptung der Welt, daß eben dieſe Unveränderlichkeit ſich in einer Veränderung des inneren Zuſtandes ausſprechen und verſchiedenen Gegenſtänden gegenüber eine verſchiedene Geſtalt haben ſoll. Herbart will zwar dieſem Einwande durch die Bemerkung begegnen, daß die verſchiedenen „inneren Zuſtände“ nichts zu thun haben mit dem wahren Sein der Realen; aber da, nach Herbart ſelbſt, aller Schein auf ein Sein deutet, ſo würde auch ein veränderlicher Schein nicht vereinbar ſein mit der abſoluten, ſtarren Unveränderlichkeit, mit der einfachen Selbſterhaltung der Realen, welche ja nach allen Seiten hin nur die gleiche ſein kann.

Herbart ſpricht auch von Graden der Selbſterhaltung — von einer „verminderten“ Selbſterhaltung. Das Reale erhält ſich alſo doch nicht immer völlig ſelbſt? geht theilweiſe zu Grunde?

Wie verträgt ſich das mit der urſprünglichen Behauptung?

Jedes Einfache, jedes Element, ſoll nach Herbart im unvollkommenen Zuſammen jedem der übrigen in ſeiner eigenen Qualität zugleich den Gegenſatz gegen die Qualität deſſen repräſentiren, gegen welches es ſich in der entſprechenden Selbſterhaltung befindet. Aber der *Gegenſatz* gegen die Qualität des B beſteht doch nur in der eigenen Qualität des A; dies jedoch kann für ein zweites A nur homogen ſein und bleiben, wenn nicht der ſogenannte repräſentirte Gegenſatz auf einer *wirklichen* Zuſtandsmittheilung von B an A beruht. Es iſt alſo nicht der Gegenſatz zu B, welchen das A dem A^1 repräſentirt, ſondern es könnte nur die mitgetheilte Qualität von B ſelbſt ſein.

Wenn B ſich gegen A und A^1 nicht „ſelbſt erhalten“ kann, ſo ſoll es dieſelben „*abſtoßen!*“ — Das iſt, als ob Jemand ſagen wollte: „Da das Heer ſich in der Schlacht gegen den Feind nicht *behaupten* konnte, ſo hat es denſelben — *zurückgeſchlagen!*“

Es iſt erſtaunlich, was Herbart aus ſeinem Begriff der Selbſterhaltung alles hervorzieht — ſchier wie Chamiſſos Schlemihl aus ſeinem Zauberteppich!

Aber das Merkwürdigſte bleibt doch immer, wie Herbart auch die *Vorſtellungen* als bloſe Selbſterhaltungen der Seele bezeichnen konnte. Man wird ihm doch unmöglich zuzugeben in der Lage ſein, daß das Vorſtellungsleben nicht ein *wirkliches* Geſchehen, nicht ein *wirklicher* innerer Zuſtand iſt, und daß dies Geſchehen, dieſer innerliche Zuſtand das Sein und Weſen des Realen nicht berührt. Und ſelbſt wenn man es zugeben wollte, würde noch immer nicht begreiflich ſein, wie aus der bloſen Selbſterhaltung ſo etwas wie Vorſtellungen, Bewußtſein u. dgl. ſich ergeben ſoll.

Auch den an ſich guten und fruchtbaren Begriff der Durchdringung einfacher Weſen hat Herbart durch ſeine Fiktion des unvollkommenen Zuſammen, des theilweiſen in einander Eindringens deſſen, was keine Theile hat, verdorben.

Man kann ſich mit dem Herbartſchen Syſtem um ſo weniger befreunden, je tiefer man demſelben auf den Grund zu kommen ſucht. Und doch fühlt man ſich von den originellen Begriffsgeſpinnſten dieſes durchaus ſelbſtändigen Denkers immer wieder angezogen. Er gebraucht in der Darlegung ſeiner Theorien vielverſprechende, anregende Formeln und Ausdrücke — Ausdrücke, welche beſſer ſind, als der Sinn, den er ſelbſt damit verbunden hat.

Merkwürdig iſt eine Aeußerung Swedenborgs („Himmel und Hölle" S. 152), zur Erklärung deſſen, was man im Himmel unter Raum verſteht, dahin lautend, daß man Diejenigen einander „nahe" nennt, die ſich „in gleichen Zuſtänden befinden", „fern" aber Diejenigen, die ſich in ungleichen befinden, und daß „die Räume im Himmel nichts anderes ſind, als äußere Zuſtände, die den inneren entſprechen." — Klingt das nicht frappant herbartiſch? —

Die Ausſprüche der älteren Philoſophen über Durchdringung, Einswerdung in der Wahrnehmung, waren bedeutſam, aber es waren doch meiſt nur Worte, kühne Sätze ohne Begründung. Das Wie der Sache blieb unklar. Sie waren metaphyſiſcher, ja myſtiſcher Natur. Was dagegen hier über Zuſtandsmittheilung, Durchdringung, theilweiſe Einswerdung geſagt iſt, bewegt ſich auf realem, naturwiſſenſchaftlichem Boden.

Lotze, deſſen atomiſtiſche Anſichten ich ſonſt in mancher Beziehung theile, faßt das in jedem Atom wirkende Abſolute als Grund ihrer Wechſelwirkung auf. Die Idee der „Zuſtandsmittheilung“ ſteht Lotze fern; er bekämpft ſie ſogar, indem er behauptet, ein Element könne das andere nur anregen, einen gewiſſen Zuſtand aus ſich ſelbſt zu erzeugen. (Mikr. I. 418.)

In theilweiſe beachtenswerthen, nur etwas allzu weitſchweifigen philoſophiſchen Werken hat Maximilian Droßbach die Durchdringung unendlicher Kraftſphären der Weſen verfochten; aber ſeine Lehre vom Wie dieſer Durchdringung iſt von einer Darlegung der Zuſtandsmittheilung, wie ſie hier verſucht wird, himmelweit entfernt. Ich geſtehe, daß ich von ſeiner Durchdringung ſämmtlicher, den Raum unendlich erfüllender Kraftſphären der abſoluten einfachen Weſen mir keine Vorſtellung zu machen imſtande bin. Beachtenswerth iſt dabei, daß Droßbach nur die Kraftſphären der Atome ſich durchdringen läßt, und ausdrücklich behauptet, die Zentra zweier Atome könnten niemals in einen Punkt zuſammenfallen. („Die Objekte der ſinnl. Wahrnehmung,“ S. 214.)

Der deutſche Ausdruck wirklich, Wirklichkeit, für real, Realität, iſt ſehr ſinnreich. Seiend iſt für uns nur das Wirkende.

(Diſtanzwirkung.)

Die Entfernung, welche die Atome einer Erdſcholle oder eines Erzklumpens, und die, welche die Sterne des Himmelsraumes von einander trennt, ſind nur relative Größen. Für ein anders konſtruirtes Auge würde der Himmelskörper voll kreiſender Weltkörper als eine konkrete, aus Lichtatomen beſtehende Sphäre, und wieder für ein anders konſtruirtes die Erdſcholle oder der Erzklumpen als eine Vielheit diskreter rieſiger Körper erſcheinen.

Es iſt ſonderbar, daß eine höchſt wichtige und unbeſtreitbare Thatſache bis auf dieſen Tag faſt unbeachtet bleiben konnte: die Thatſache nämlich, daß der Zwiſchenraum zwiſchen zwei Körpern niemals ganz auf Null reduzirt werden kann. Denn geſchähe dies, ſo wären es eben nicht mehr zwei: ſie würden zu einem. Aber nicht einmal die Chemie behauptet, daß bei ihren Verbindungen die Atome ihre Sonderexiſtenz völlig verlieren: was der Umſtand unwiderleglich beweiſt, daß bei Auflöſung der chemiſchen Verbindung die urſprünglichen Elemente wieder rein zu Tage treten.

Kann aber der Zwiſchenraum zwiſchen zwei Körpern ohne Aufhebung der Sonderexiſtenz niemals auf Null reduzirt werden, ſo iſt auch das, was man Berührung nennt, ſtreng genommen, nicht möglich, wenigſtens nicht in dem Sinne, daß zwiſchen zwei ſich „berührenden" Körpern nicht noch ein, wenn auch minimaler Zwiſchenraum vorhanden bliebe.

Wenn aber nun ferner das, was die Mechanik als Stoß bezeichnet, auf Berührung zurückgeführt wird, Berührung aber mit abſoluter Aufhebung des Zwiſchenraums nicht möglich iſt, ſo ergiebt ſich mit unwiderleglicher Gewißheit die Thatſache: daß ſelbſt die Stoßwirkung eine actio in distans iſt! —

Dieſe Folgerung erſcheint im erſten Moment ſehr paradox; ſie verliert aber dieſen paradoxen Charakter, wenn man erwägt, daß ja die Diſtanzwirkung überhaupt eine in der Phyſik nicht wegzuleugnende Thatſache iſt, daß z. B. Attraktion und Repulſion in distans wirken.

Es würde nun nichts im Wege ſtehen, die „mechaniſche" Stoßwirkung als eine beſonders intenſive Art der Repulſion aufzufaſſen (d. h. jener Art von Repulſion, welche der Attraktion entgegengeſetzt iſt und gleich dieſer in distans wirkt.

Warum ſoll ein bewegter Körper nicht mit ungleich größerer Stärke auf einen andern repellirend wirken, als ein ruhender, und zwar mit um ſo größerer, je intenſiver ſeine Bewegung iſt?

Will man übrigens annehmen, was ſehr nahe liegt, daß die Repulſion in der Form des mechaniſchen Stoßes nur bei einer, auf ein unendlich kleines Maß reduzirten Entfernung wirkt, ſo iſt darauf hinzuweiſen, daß man den Zwiſchenraum, der zwiſchen zwei ſich „berührenden“ Körpern noch immer vorhanden iſt, ausgefüllt zu denken hat durch Luft- oder Aetheratome. Die Repulſion, welche von dem Körper a ausgeht, wirkt alſo zunächſt auf die Atome des Zwiſchenraums und pflanzt erſt von dieſen ſich fort auf die Atome des Körpers b. So wird dann die Diſtanz zwar durchaus nicht völlig vernichtet, aber immerhin verringert.

Dieſe hier auseinandergeſetzte Ueberzeugung, daß die Wirkung zwiſchen Materiell-Diskretem nur eine Wirkung in distans ſein kann, es alſo eine andere Wirkung als eine Diſtanzwirkung überhaupt nicht giebt und geben kann — dieſe Ueberzeugung war mir immer in unmittelbarer Anſchauung gewiß. Aber ich ſtieß auch auf vereinzelte Aeußerungen bei Phyſikern, Mathematikern und andern Naturgelehrten, welche meiner Anſchauung der Sache entgegenkamen.

Wenn ſchon Oken ſagte: „Die Bewegung entſpringt in der Welt nicht auf mechaniſche Weiſe, ſondern auf dynamiſche,“ ſo will ich darauf kein Gewicht legen, denn als Naturphiloſoph der Schellingſchen Schule darf Oken keinen Kredit in wiſſenſchaftlichen Dingen beanſpruchen. Aber in einer Stelle, welche Herbart (Werke Bd. IV. S. 384) aus den Schriften Käſtners, des berühmten Mathematikers, anführt, wird geradezu geſagt: „Was wir nämlich einen Stoß nennen, geſchieht nicht vermittelſt wirklicher Berührung.“ Bekanntlich wurde dieſe Anſicht zuerſt von Boscovich vertreten und Käſtner ſtimmt ihr bei.

Bekannt iſt der merkwürdige Ausſpruch Newtons: „It is inconceivable, that inanimate brute matter should, without the mediation of something else, *which is not material*, operate upon, and affect other matter *without mutual contact;* as it must do, if gravitation, in the sense of Epicurus be essential and inherent in it." Hiermit iſt zwar keine *actio in distans* — welche Newton vielmehr ausdrücklich leugnete — aber die Möglichkeit einer immateriellen Vermittlung zwiſchen materiellen Dingen behauptet. Die Kraft iſt aber eben etwas Immaterielles; warum ſollte da ihre Wirkung ſich nicht in distantiam von einem Körper auf den anderen erſtrecken?

Poggendorfs Annalen B. 104 (1858) enthalten einen Aufſatz von R. Hoppe „Ueber Bewegung und Beſchaffenheit der Atome." Darin findet ſich die Stelle: „Es beruht auf einem Irrthum, wenn man die Undurchdringlichkeit der Materie als Beweis für ihre räumliche Ausdehnung anführt. Keine Maſſe kann durch ſich ſelbſt einer anderen hindernd in den Weg treten, ſondern nur durch abſtoßende Kräfte; und dieſe ſind allein fähig, die Durchdringung zweier Maſſen zu verhindern. Die Raumerfüllung trägt nichts dazu bei."

In ſeiner „Geſchichte des Materialismus" (2. Aufl. S. 192) ſagt Lange: „Seit die Atome nicht mehr, wie bei Gaſſendi und Boyle, durch ihre körperliche Maſſe unmittelbar auf einander wirkten, ſondern durch Anziehungs- und Abſtoßungskräfte, die ſich, wie zwiſchen den Geſtirnen, durch den leeren Raum hin erſtreckten, war das Atom ſelbſt ein bloſer Träger dieſer Kräfte geworden . . . Bei Lichte beſehen wird ja aber ſelbſt das Greifen und Faſſen, geſchweige denn Sehen und Hören, nach der auf die Gravitationslehre gebauten Mechanik nicht mehr durch direkte ſtoffliche Berührung bewirkt, ſondern eben durch jene ganz und gar überſinnlichen Kräfte.“

„Solidität,“ ſagt Faraday (Philos. Magazine vol. XXIV. 1846, und bei Zöllner, Wiſſenſchaftl. Abhandl. I. S. 67, 68) „iſt die Folge einer repulſiven Kraft, welche für immer den Kontakt oder die Berührung zwiſchen zwei Molekularkernen verhindert.“ Alſo für immer!

Und trotz all dieſer Lichtblitze liegt die Thatſache, daß es Diſtanzwirkungen und nur ſolche giebt, dem Verſtändniß unſerer Naturgelehrten noch ſo unendlich fern! Es iſt ein wahrer Jammer, zu ſehen, wie die Aſtrophyſiker im Schweiß ihres Angeſichts ſich bemühen, die Gravitation auf eine Weiſe zu erklären, welche die verpönte Fernwirkung ausſchließt — ohne zu bedenken, daß alle Entfernung relativ, daß die Entfernungen eines Weltkörpers von dem andern und die eines Atoms von dem andern eben auch nur relativ von einander verſchieden ſind, daß demnach die Fernwirkung eines Weltkörpers auf einen andern nicht wunderbarer iſt, als die Wirkung eines Atoms auf das andere, beſonders wenn man annimmt, daß die fernwirkende Kraft der Größe des Körpers, von welchem ſie ausgeht, proportional iſt!

Wird doch, um die, unſere Phyſiker förmlich nervös machende „Abſurdität“ einer Diſtanzwirkung zu umgehen, nun gar ſchon von mancher Seite das Diskrete, das Atom, ſchlechtweg für eine Fiktion erklärt, die man aufgeben müſſe, blos weil ſie beſagter „Abſurdität“ Vorſchub leiſte! Eine Abhandlung „Das Räthſel der Gravitation“ von P. Zech in Fleiſchers „Deutſcher Revue“ (April 1881) enthält folgende Bemerkung: „Andere gehen noch viel weiter: wenn eine Wirkung in die Ferne ohne Vermittlung nicht denkbar iſt, ſo iſt auch die Einwirkung zweier Atome auf einander nicht denkbar, da dieſe nach der jetzt gebräuchlichen (?) Anſchauung ſich nicht gegenſeitig berühren; und auch der Äther genügt nicht, da man ihn ja auch aus Atomen beſtehend ſich denkt: folglich iſt überhaupt die Atomentheorie zu verwerfen und die Materie als kontinuirlich zu betrachten.“

Es wird in dieſem Artikel die Schrift von Dellinghauſen: „Das Räthſel der Gravitation“ (Heidelberg, 1880) beſprochen, welche gleichfalls die Atomiſtik bekämpft und die abſolute Kontinuirlichkeit der Materie vertheidigt.

Um alſo die Fernwirkung nicht unbedingt zugeben zu müſſen, giebt man lieber die ganze Atomiſtik preis und kommt wieder zurück auf den abſurden Wahn des Kontinuums.

Aber die Atomiſtik — ſelbſtverſtändlich die *dynamiſche* — wird Recht behalten gegen den nebelhaften Spuk dieſes Gedankenphantoms.

Man glaubt die Fernwirkung aus der Welt zu ſchaffen, indem man annimmt, daß eine Wirkung von ihrem Ausgangspunkte bis zu ihrem Zielpunkte durch eine ununterbrochene Reihe von Mitteln ſich fortpflanzen müſſe. „Denn ein Körper," ſagt man, „kann dort nicht wirken, wo er nicht iſt."

Aber durch eine ſolche Reihe vermittelnder Zwiſchenglieder iſt nichts gewonnen. Jedes dieſer Mittelglieder iſt von dem andern räumlich unterſchieden, jedes hat ſeinen beſondern Ort, keines iſt in oder an dem Orte des andern. Wenn alſo das Mittel A in dem angrenzenden Mittel B eine Veränderung bewirkt, ſo wirkt es in der That an einem Orte, in welchem es nicht iſt.

Das behauptete ſchon Kant in den „Metaphyſ. Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft". „Der gemeinſte Einwurf wider die unmittelbare Wirkung in die Ferne", ſchreibt er, „iſt: daß eine Materie doch nicht da, wo ſie nicht iſt, unmittelbar wirken könne. Wenn die Erde den Mond antreibt, ſich ihr unmittelbar zu nähern, ſo wirkt die Erde auf ein Ding, das viele tauſend Meilen von ihr entfernt iſt, und dennoch unmittelbar; der Raum zwiſchen ihr und dem Monde mag auch als völlig leer angeſehen werden. Denn obgleich zwiſchen beiden Körpern Materie läge, ſo thut dieſe doch nichts zu jener Anziehung. Sie wirkt alſo an einem Orte, wo ſie nicht iſt, unmittelbar — etwas, was dem Anſcheine nach widerſprechend iſt. Allein es iſt ſo wenig widerſprechend, daß man vielmehr ſagen kann, ein jedes Ding im Raume wirkt auf ein anderes nur an einem Orte, wo das

Wirkende *nicht* iſt. Denn ſollte es an demſelben Orte, wo es ſelber iſt, wirken, ſo würde das Ding, worauf es wirkt, gar nicht *außer* ihm ſein; denn dieſes Außerhalb bedeutet die Gegenwart an einem Orte, an welchem das andere *nicht* iſt. Wenn Erde und Mond einander auch berührten, ſo wäre doch der Punkt der Berührung ein Ort, in dem weder die Erde noch der Mond iſt, denn beide ſind um die Summe ihrer Halbmeſſer von einander entfernt.

Auch würde im Punkte der Berührung ſogar kein Theil, weder der Erde, noch des Mondes anzutreffen ſein, denn dieſer Punkt liegt in der *Grenze* beider erfüllten Räume, die keinen Theil, weder von dem einen noch dem andern ausmacht." —

So weit Kant. Aber von Anziehung auch nur zu reden, iſt überhaupt unmöglich, wenn die Fernwirkung geleugnet wird. Was verſtehen wir unter Anziehung? Die *Annäherung* zweier Körper. Sich *annähern* können zwei Körper nur dann, wenn ſie noch *nicht* beiſammen ſind, wenn noch ein größerer oder geringerer Abſtand ſie von einander trennt. Eine anziehende Kraft alſo kann nur eine ſolche ſein, welche den Abſtand zweier Körper zu verringern imſtande iſt. Dieſer Abſtand iſt eine Vorausſetzung, ohne welche das Wort Anziehung gar keinen Sinn hat, und die Kraft, welche Anziehung bewirkt, kann nur eine actio in distans ſein. Mag man alſo zwiſchen zwei ſich fern ſtehenden Körpern noch ſo viele Mittelglieder annehmen, durch welche die anziehende Wirkung ſich fortpflanzen ſoll, von jedem dieſer ſich angeblich

„berührenden“ Mittelglieder gilt doch wieder dasſelbe: ſollen ſie einander anziehen, einander ſich nähern, ſo können und dürfen ſie nicht ſchon ohne jegliche Diſtanz beiſammen ſein.

Es giebt Gelehrte, welche die Fernwirkung leugnen und zugleich die Hypotheſe des Aethers bekämpfen. Aber wenn es keinen Aether giebt, ſo iſt ein vollkommen luftleeres Gefäß ein abſolut leerer Raum. Läßt ſich nun zeigen, daß ein Körper auch in dieſem luftleeren Gefäße *fällt* — daß die Schwerkraft der Erde auch durch den leeren Raum auf ihn wirkt, ſo iſt die Fernwirkung bewieſen. Es geht alſo nicht an, die Fernwirkung und den Aether zugleich zu leugnen. —

In der vorſtehenden Erörterung iſt die Thatſache der Diſtanzwirkung vom phyſikaliſchen Standpunkte aus behandelt worden. Etwas anders geſtaltet ſich die Betrachtung vom rein philoſophiſchen oder metaphyſiſchen Standpunkte aus. Auf philoſophiſchem Standpunkte iſt die Frage nach der Realität des Raums eine offene. Wäre der Raum nicht real, ſo wären es auch jene Zwiſchenräume nicht, welche die Diſtanz der Realen bedingen. Iſt aber der Raum real, ſo kennen wir doch das Reale oder *Anſich* nicht, welches der natürlichen Anſchauung, die wir von ihm haben, zu Grunde liegt.

Auf metaphyſiſchem Gebiete iſt auch ein momentanes oder bleibendes *Ineinander* von Realen nicht ausgeſchloſſen.

Kauſalität.

Ueber die Kauſalität iſt im Laufe der letzten Jahrhunderte vieles Seltſame vorgebracht worden. Zunächſt die Lehre Humes, welcher die Gültigkeit des Kauſalgeſetzes überhaupt anzweifelt, und behauptet, wir bringen nur gewohnheitsmäßig das in urſächlichen Zuſammenhang, was wir immer auf einander folgen zu ſehen gewohnt ſind. Bei dieſer Behauptung wird ein entſcheidender Punkt außer acht gelaſſen: jene Kauſalität nämlich, deren wir uns in unſerem eigenen Thun unmittelbar bewußt ſind. Wenn Jemand in Zorn geräth und ſeinem Gegner einen Schlag verſetzt, ſollte man da auch nicht ſagen dürfen, der Schlag ſei durch den Zorn verurſacht? Sollten wir den Schlag nur darum mit dem Zorn in urſächlichen Zuſammenhang bringen, weil wir Erzürnen und Schlag auf einander folgen zu ſehen gewohnt ſind? Nein! der Schlagende iſt ſich der Kauſalität in ſeinem Thun unmittelbar und unumſtößlich klar bewußt. Unſer Willensimpuls iſt alſo eine unmittelbar gewiſſe Urſache.

Aber auch bei den Erſcheinungen der Natur beruht unſere Feſtſtellung von Urſache und Wirkung keineswegs lediglich darauf, daß wir gewiſſe Erſcheinungen immer in beſtimmter Ordnung auf einander folgen ſehen. Daß in unzähligen Fällen die regelmäßigſte Aufeinanderfolge nicht imſtande iſt, in uns die Vorausſetzung einer Kauſalität zu erwecken, verdient kaum den ſorgfältigen Nachweis, den Schopenhauer dafür geliefert.

Seltſam iſt die Behauptung der Kantianer, die Kauſalität ſei für uns ein Axiom; da ſie aber empiriſch nicht bewieſen werden könne, ſo müſſe ſie a priori gewiß ſein.

Allerdings läßt ſich die abſolute Allgemeingültigkeit des Kauſalitätsprinzips nicht erfahrungsmäßig beweiſen. Aber worin liegt die Nothwendigkeit begründet, daß die Kauſalität durchaus ein Axiom und ein a priori Gewiſſes, Selbſtverſtändliches ſein müſſe? Die Erfahrung lehrt uns, daß, ſoweit unſere Wahrnehmung reicht, jedes Ding und jedes Geſchehen durch ein anderes verurſacht iſt. Daraus folgt die hohe Wahrſcheinlichkeit, keinesfalls aber die abſolute Gewißheit, daß es immer und überall in aller Welt ſo der Fall ſein müſſe. Wir müſſen uns das gefallen laſſen. Wenn wir in einer Welt lebten, in welcher wir keinen Zuſammenhang der Dinge, keine Urſachen und Wirkungen wahrnähmen, ſo würde uns der Begriff der Kauſalität vollſtändig fehlen und wir würden nicht daran denken, ihn a priori zu ergänzen.

Aber der Kauſalitätsbegriff ſoll nicht blos a priori, ſondern gar nichts Anderes als ein Apriori ſein,

ein für uns denknothwendiger Gedanke, der für die reale Welt keine Gültigkeit hat und den nur unſer Denken in dieſe hineinträgt. Da ich das ganze Kantiſche Apriori überhaupt leugne, keine Gedanken, Begriffe und Vorſtellungen gelten laſſe, die nicht aus der Erfahrung ſtammen, von der wirklichen Welt abſtrahirt ſind, ſo brauche ich mich über dieſe kühne Leugnung aller wirklichen Kauſalität in Natur und Welt nicht weitläufiger auszuſprechen. Die Kantianer wollen übrigens die Kauſalität nicht ſo eigentlich geleugnet haben, indem ſie dieſelbe ja gelten laſſen als immanentes Geſetz des Vorſtellungsverlaufes innerhalb unſeres Bewußtſeins. Das aber iſt nun eben die ſinnloſe, blos gedachte, ſchattenhafte Kauſalität, blos gedacht und ſchattenhaft, wie es jenen Philoſophen zufolge der geſammte „Bewußtſeinsinhalt" iſt. Wenn alle Verurſachung nur ein ſubjektiver Gedanke iſt, welchen Sinn hat dann noch die wiſſenſchaftliche Forſchung? Lohnt es ſich da wirklich noch, einer blos nach immanenten Geſetzen erfolgenden Verknüpfung der Dinge nachzuſpüren? Von dem Augenblick, wo ich die wirkliche Kauſalität über Bord werfe, hat der Zuſammenhang der Wahrnehmungen, der Vorſtellungen in mir keinen Sinn, keinen Werth mehr für mich. Was ſoll übrigens mit dieſer myſtiſchen Verknüpfung der Dinge nach blos immanenten Geſetzen des Vorſtellens und Denkens geſagt ſein? Bloſe Ideen können ſich allerdings in meinem Bewußtſein nach immanenten Geſetzen verknüpfen: nach Maßgabe ihrer Aehnlichkeit, oder ihres Gegenſatzes u. ſ. w.

Bin ich aber in Gedanken verſunken, und der immanente Verlauf meiner Ideenaſſoziation wird plötzlich durch den Knall einer vor meinem Fenſter abgefeuerten Piſtole unterbrochen, ſo kann von einem *immanenten* Geſetz, nach welchem dieſer Knall mit dem übrigen Vorſtellungsablauf innerhalb meines Bewußtſeins verknüpft ſein ſoll, unmöglich die Rede ſein! Muthet man mir zu, auch hier an eine ſolche fataliſtiſch vorherbeſtimmte, immanente Nothwendigkeit meines Vorſtellungsinhalts mit Ausſchluß aller wirklichen Kauſalität zu glauben, ſo ſehe ich mich an einem Punkte angelangt, wo alles Denken und alles *Intereſſe* des Denkens vollſtändig aufhört.

Da man nun einmal über Urſache und Wirkung in der Natur nicht recht ins Klare kommen kann, und namentlich die Kauſalverbindung zwiſchen geiſtigen und phyſiſchen Phänomenen ſich durchaus nicht begreiflich machen laſſen will, ſo iſt man gegenwärtig daran, den gordiſchen Knoten zu *zerhauen*, ſtatt zu löſen. Ein Theil der Phyſiologen und Philoſophen beginnt einen urſächlichen Zuſammenhang der materiellen und der Bewußtſeinserſcheinungen kurzweg zu leugnen und betrachtet beide Reihen als „Funktionen“ von einander im mathematiſchen Sinne dieſes Worts, in welchem es das Verhältniß zweier veränderlichen Größen zu einander bedeutet, die in ihren Veränderungen nach beſtimmtem Geſetze von einander abhängig ſind, ſo daß mit der Veränderung der einen auch eine Veränderung der andern geſetzt iſt, und umgekehrt, womit durchaus nicht geſagt iſt, daß die beiden Veränderlichen, im Verhältniß von Urſache und Wirkung, Grund und Folge zu einander ſtehen. Dies gelte nun auch von den beiden Veränderlichen: Materie und Bewußtſein. So ſtellt z. B. E. Hering die Sache in ſeinem Vortrag „über das Gedächtniß" dar. (S. 6—7).

Die Anregung zu dieſer modernen Richtung, welche von Kauſalität überhaupt nicht weiter reden möchte, gab bekanntlich der „Poſitiviſt" Lecomte. Dieſer Philoſoph ſchrieb ein überaus weitſchweifiges, dreibändiges Werk, wovon man einen einbändigen Auszug veranſtaltet hat, aus dem man aber nun wieder einen Auszug von wenigen Bogen veranſtalten ſollte. Denn was das Buch Gutes und Eigenthümliches enthält, iſt bald geſagt. Nach Lecomte war die menſchliche Erkenntniß erſt eine theologiſche. Die Theologie bemühte ſich, überirdiſche Urſachen der irdiſchen Dinge aufzuſtellen. Dann kam die Metaphyſik; auch dieſe bewegte ſich bei ihrer Aufſuchung der Welturſachen noch im Reiche des Uebernatürlichen. Zuletzt kam die Naturwiſſenſchaft und ging daran, die natürlichen Dinge auf natürlichem Wege zu erklären. Aber im Grunde macht uns das, was man mechaniſche Naturerklärung nennt, den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung nicht verſtändlich. Der „Poſitivismus" beſtehe nun darin, daß man, es aufgebend überhaupt nach Urſachen zu fragen, ſich darauf beſchränkt, die wahrnehmbaren Naturvorgänge zu beſchreiben und „die Geſetze ihrer Verknüpfung in unſerem Bewußtſein feſtzuſtellen".

Das Alles klingt ſehr pikant und beifallswürdig.

Aber ich kann mir nicht denken, wie gerade die Naturforſchung unſerer Tage, trotz der ſo vielfach kundgegebenen Achtung und Sympathie für das Prinzip des Poſitivismus, wirklich Ernſt machen ſollte mit dieſem Prinzip. Denn iſt es nicht eben die Naturforſchung unſerer Tage, welche mit ſpielender Leichtigkeit das Unbegreifliche begreiflich zu machen und namentlich im Darwinismus den Schlüſſel zur Löſung aller Fragen in der Hand zu haben glaubt? — Und dieſe poſitiviſtiſche „Aufſtellung der Verknüpfungsgeſetze unſerer Wahrnehmungen im Bewußtſein“ — iſt das nicht eine Hinterthür, durch welche die verpönte Kauſalität ſich doch immer wieder einſchleichen würde? Ich glaube, daß es der Naturwiſſenſchaft mit dem Verzicht auf die alte Suche und Jagd nach „Urſachen“ niemals auf die Dauer ſo recht Ernſt werden, und ſie mit der angeblichen Beſchränkung auf Beſchreibung des parallelen Nebeneinanderhergehens der Naturerſcheinungen, der phyſiſchen nämlich und der pſychiſchen, zuletzt nur ſich ſelbſt ein bischen zum Beſten haben würde. Ich kann mir die verſchmitzten Augurengeſichter zweier Naturforſcher lebhaft vorſtellen, mit welchen ſie einander zublinzeln würden, wenn ſie davon ſprechen, daß zwei beſtimmte Naturvorgänge, ein phyſiſcher und ein pſychiſcher, immer „parallel miteinander einhergehen“, daß ſie aber damit beileibe nicht behaupten wollen, die beiden Vorgänge verhielten ſich zu einander wie Urſache und Wirkung. Auch die Geſichter der Hörer kann ich mir vorſtellen, wenn der Profeſſor der Phyſiologie auf dem Katheder dozirend ſich vernehmen ließe: „Sehen Sie, meine Herren, dieſer Vorgang im Sehorgan und dieſe beſtimmte Geſichtsvorſtellung kommen immer zuſammen vor; aber glauben Sie deshalb ja nicht, dieſe beſtimmte Geſichtsvorſtellung ſei durch dieſen beſtimmten Vorgang im Sehorgan „verurſacht“! —

Aber geſetzt, das Prinzip des Poſitivismus würde ehrlich durchgeführt, ſo würde von den ſich daraus ergebenden Folgen genau dasſelbe gelten, was ich früher bei Erörterung der ſchattenhaften, auf bloſem Verſtandestrug beruhenden Kauſalität des Kantianismus nachzuweiſen verſuchte: daß die Naturforſchung durch den Verzicht auf real-urſächliche Erklärung der Dinge an Intereſſe und Werth unendlich viel verlieren müßte. Urſache und Wirkung ſind ſo ſehr das belebende, treibende Element aller Naturforſchung — vere scire est per causas scire, ſagt Bacon — daß dieſelbe beinahe ſich ſelbſt aufgäbe, wenn ſie die beiden mächtigſten Hebel ihrer Bewegung ernſtlich verleugnen wollte.

Daß ein wirklicher Kauſalzuſammenhang beſteht zwiſchen den Dingen, iſt gewiß; laſſet es uns daher nach wie vor offen und ohne Ziererei behaupten bis ans Ende der Tage! Laſſet uns die Ueberzeugung, daß Kauſalität beſteht, nicht deshalb aufgeben, weil wir dort, wo ſie auf wirkenden „Kräften“ beruhen, oder ſcheinbar völlig Ungleichartiges verknüpfen ſoll, nicht eigentlich begreifen, wie ſie möglich iſt.

Den Kauſalitätsbegriff über Bord zu werfen, würde alſo immer eine mißliche, ja vergebliche

Sache ſein. Er iſt, wie geſagt, das treibende Prinzip aller wiſſenſchaftlichen Forſchung und wird es bleiben.

Immerhin aber werden wir gut thun, der Schranken ſeiner Geltung eingedenk zu ſein, und das Weſen der Kauſalität mit aller Schärfe zu umgrenzen. Vor allem entſchlage man ſich der Neigung, in der Verurſachung etwas Magiſches und Myſtiſches zu erblicken.

Das Geſetz der Identität ſagt: A iſt, weil A iſt; das der Kauſalität ſagt: B iſt, weil A iſt.

Wie Hume und Kant mit Recht bemerkten, würde der Satz, daß etwas iſt, weil etwas Anderes iſt, keineswegs unmittelbar einleuchten, ſondern vielmehr zu den größten Unbegreiflichkeiten gehören.

Aber die Löſung des Räthſels iſt: Die Urſache ſchafft die Wirkung nicht; A zaubert nicht B aus dem Nichts hervor.

Kauſalität iſt in vielen, vielleicht den meiſten Fällen entweder Identität von Urſache und Wirkung, oder Zuſtandsmittheilung, oder Metamorphoſe, Umſetzung einer Kraft in die andere. Hier fällt ſie alſo im Prinzip zuſammen mit der Erhaltung der Energie, iſt ein Spezialfall derſelben. Eine ſorgfältige Unterſuchung würde hierüber bedeutende und intereſſante Ergebniſſe liefern und es würde ſich herausſtellen, daß die einzige wahrhaft ſchöpferiſche Kauſalität die des Willens iſt.

Die Arten der Kauſalität werden ſich ordnen laſſen wie folgt:

1. Die rein empiriſche: Wir finden, daß etwas

auf etwas anderes zu folgen pflegt, ohne den Grund davon zu begreifen.

2. *Die Kauſalität der Kraft oder des Naturgeſetzes*: Wir nehmen zur Erklärung der Aufeinanderfolge gewiſſer Naturerſcheinungen eine *Kraft* an, oder auch ein Naturgeſetz, und geben dieſer Kraft oder dieſem Geſetz einen beſtimmten Namen. Dieſe Kauſalität erklärt zwar im Grunde die Sache nicht, ſie ſtellt aber für das Geſchehen ein allgemeines Geſetz, eine allgemeine Formel auf, die für die Wiſſenſchaft von Nutzen ſind.

3. *Die logiſche Kauſalität*: *Wir begreifen a priori*, warum irgend etwas auf etwas Anderes folgen *muß*: d. h. wir überblicken den Zuſammenhang jener Data, in welchen das zu Erklärende ſich als ein Unausbleibliches, als ein nothwendiges Glied einfügt.

4. Die Kauſalität der *Identität* von Urſache und Wirkung. „Der Regen näßt — die Sonne erwärmt den Stein.“ Aber die Näſſe am Stein iſt identiſch mit der Regenflut, die Wärme im Stein identiſch mit der Sonnenglut, die ihn beſtralt.

5. Die Kauſalität der *Metamorphoſe* oder Umſetzung einer Kraft in die andere.

6. Die Kauſalität des *Willens*, welche als die höchſte, ihrer ſelbſt unmittelbar gewiſſe bezeichnet werden muß.

Wohl zu unterſcheiden iſt immer die *Gelegenheitsurſache* von der *Realurſache*. Daß der Stein vom Dache fällt, davon iſt die Entziehung ſeiner

Stütze die Gelegenheits-, die Schwerkraft die Realurſache. Man könnte jene auch die veranlaſſende, dieſe die bewirkende Urſache nennen.

— Das Kauſalgeſetz gilt nur für Veränderungen; niemals kann es eine Exiſtenz erklären. Sehr richtig ſagt Dühring, daß es nur Urſachen des Geſchehens, nicht des Seins giebt. Was ſcheinbar die Urſache der Exiſtenz eines Andern iſt, das iſt mit dieſem „Andern“ von Anfang an identiſch und nur der Form nach verändert. Nichts kann etwas Neues aus ſich hervorbringen, ſondern nur ſich ſelbſt in anderer Geſtalt. Darum iſt das deutſche Wort Urſache ein ſehr ſchönes bedeutungsvolles. Die Urſache einer Sache iſt das Anſich oder Weſen dieſer Sache ſelbſt: die Ur-Sache.

Es war immer ein eitles Bemühen der Philoſophie, daß ſie das Sein ſelbſt erklären, auf eine Urſache zurückführen wollte, während es als die alloffenbare Haupt-Ur-Sache oder Ur-Thatſache einfach hinzunehmen war. Nur das Werden, welches immer ein Sein ſchon vorausſetzt, weil es eine bloſe Wandlung innerhalb desſelben iſt, läuft am Faden der Kauſalität ab.

Sehr gut ſagt Viſcher („Auch Einer“ S. 218): „Weil nicht Nichts ſein, weil das Nichts nicht ſein kann, darum, einfach, darum iſt die Welt!“ —

Nichts Einzelnes iſt ſtreng genommen durch etwas Einzelnes, ſondern jedes durch das Ganze des Weltalls und durch den Zuſammenhang mit demſelben verurſacht. Wenn ein Einzelnes von einem andern abzuhängen ſcheint, ſo iſt es mittelbar auch durch das dritte, von welchem das zweite abhängt, u. ſ. f. ins Unendliche bedingt. In letzter Inſtanz iſt alſo die Urſache für jedes Einzelne das Univerſum ſelbſt. Kauſalität iſt der Zuſammenhang von allem mit allem — die im All bedingte Möglichkeit, Nothwendigkeit und Wirklichkeit alles Einzelnen. Und wie bei allem Geſchehen, ſo müſſen auch bei jedem Dinge die Weltkräfte und Weltverhältniſſe zuſammenwirken, um es eben jetzt und eben hier entſtehen zu laſſen und möglich zu machen, was Paracelſus ſo ſinnig angedeutet hat mit den Ausſpruch: „Ißt Jemand ein Stück Brot, ſo genießt er in demſelben Himmel und Erde und alle Geſtirne.“

Materie.

— Man wundert ſich, daß durch Affektionen und Bewegungen der Nerven etwas ſo toto genere Verſchiedenes wie Vorſtellung und Gedanke in unſerem Gehirne „erzeugt“ wird. Aber iſt nicht auch ſchon die Empfindung von Luſt und Unluſt, von Wärme und Kälte, nicht auch ſchon Ton und Licht und Farbe, Taſtgefühl, Geſchmack, Geruch, etwas von den Nerven und ihren Funktionen toto genere Verſchiedenes, Unerklärliches und Immaterielles? Was nützt es uns, daß wir die Sinnesfunktionen, welche die Sinneswahrnehmung begleiten, beſſer im Detail kennen, als die Gehirnfunktionen, welche das Denken begleiten? Der Faden der Erklärung reißt doch an der entſcheidenden Stelle ab und eine unüberſteigliche Kluft bleibt zwiſchen der Funktion und ihrem letzten Ergebniß, ſo lange man den Begriff der Materie ſo faßt wie bisher.

Materiell iſt das Sinnesorgan, aber immateriell die Sinneswahrnehmung. Wir nennen einen Körper materiell; aber als Geſichtserſcheinung iſt er ſo gut immateriell, wie Licht, Farbe, oder wie der Klang, oder wie Luſt- und Schmerzgefühl. Wenn dies ſich ſo verhält und die Wahrnehmungsbilder in uns immateriell ſind, ſo muß man billig fragen: Wo ſteckt nun eigentlich die Materie? Was iſt ſie? Wenn ſie nicht ſelbſt bloſe Erſcheinung iſt, ſo könnte ſie nur das hinter der Erſcheinung verborgene, ſie bewirkende Reale ſein. Aber dieſes Reale iſt für uns in ſeinem Anſich in keiner Weiſe ſinnlich erfaßbar — nur denkbar als Kraftpunkt, als Atom — das direkte Gegentheil alſo von dem, was wir gewöhnlich unter Materie zu verſtehen pflegen. Und ſo kommen wir ſchließlich zu dem ſeltſamen Reſultat, daß die Materie, genau beſehen, ſich als etwas — Immaterielles herausſtellt. —

Geiſtig iſt das Einfache, körperlich alles Zuſammengeſetzte. Nur eine Vielheit von Monaden zuſammen kann das bilden, was man einen Körper nennt. Jeder Körper iſt zuſammengeſetzt, ſo zu ſagen, aus unzähligen Seelen oder Geiſterchen.

Die ſogenannte „materialiſtiſche“ Naturerklärung kann nur ſo weit gehen, als die ſogenannte „Materie“ reicht. „Aber es giebt nichts anderes als Materie in der Welt“ — wendet man ein; — „was wirklich iſt, kann nur materiell ſein.“ Ei, was nennt man denn materiell? Was Gegenſtand der ſinnlichen Erfahrung, was mit den Sinnen wahrgenommen werden kann. Damit aber kommt man in der Naturwiſſenſchaft nicht weit. Man leugnet doch z. B. auch die Exiſtenz von Gedanken nicht. Aber kann man einen Gedanken ſehen, hören, riechen, mit Händen greifen? Kann man ihn unter dem Mikroſkop unterſuchen? Kann man ihn chemiſch zerlegen? Nein! er iſt alſo nichts Materielles.

Man erwidert: Materiell iſt freilich der Gedanke an ſich nicht, wohl aber das, wovon er ausgeht, und deſſen bloſe Funktion er iſt: das Gehirn. Gut, ich ſtelle die Gegenfrage: Läßt ſich Anziehung, Abſtoßung, Schwere, Magnetismus und alle ſogenannten „Kräfte“ mit irgend einem Sinne wahrnehmen? Nein! ſie ſind alſo immateriell. Und nun erwidert man: „Die Kräfte an ſich ſehen wir freilich nicht, aber wir ſehen das, was von ihnen ausgeht, ihre Wirkungen, ihre Funktionen; dieſe ſind ſinnfällig, folglich materiell.“ — Alſo in jenem Falle iſt die Sache materiell, ihre Funktion (der Gedanke) immateriell, in dieſem die Sache (Kraft) immateriell, ihre Funktion materiell. Den Gedanken nennt ihr materiell, weil er die Funktion von etwas Materiellem iſt; die ſichtbaren Wirkungen phyſiſcher Kräfte nennt ihr ebenfalls materiell, obgleich ſie die Funktion von etwas Immateriellem ſind! Ihr müßt zugeben, daß in beiden Fällen ein immaterieller Reſt bleibt: dort die Funktion, hier die Sache ſelbſt: ihr müßt zugeben, daß nicht alles materiell, oder eure Definition von der Materie ſchlecht iſt.

Der Gedanke ſoll immaterielles Produkt einer materiellen Sache, des Gehirns, ſein. Aber auch der Phyſiologe verſchließt ſich heutzutage nicht mehr der Einſicht, daß die Sinneswahrnehmung uns nur die Wirkungen der Dinge auf unſere Sinne, nicht die Dinge ſelbſt enthüllt, daß alſo auch das Gehirn, welches da auf dem Sezirtiſche liegt, ſeiner Erſcheinung nach ein Produkt der Sinnethätigkeit, ſeinem Weſen nach eine unvorſtellbare Kombination von Elementen und Kräften iſt, und wenn das, was wir nicht einmal mit dem Gedanken, geſchweige mit den Sinnen erfaſſen können, immateriell iſt, ſo iſt letzten Endes auch das „Anſich“ des Gehirns immateriell. Wir verfolgen die materiellen Erſcheinungen, aber indem wir dies thun, finden wir uns unvermerkt ins Gebiet der immateriellen Kräfte und Elemente hineingezogen und die Erſcheinungen liegen hinter uns als weſenloſer Trug. Materie iſt in alle Ewigkeit nichts anderes als die Kombination ſinnfälliger Wirkungen immaterieller Kräfte und weit gefehlt, daß nichts exiſtirte, was nicht materiell, exiſtirt vielmehr nichts wirklich, was wir materiell nennen; ſondern ſtellt ſich dar als eine Vorſtellungswelt, in uns erregt durch bloſe Beziehungen, Wirkungen und Gegenwirkungen immaterieller, monadiſtiſcher Kräfte. Ein Komplex von Lebens-, Kraft-, Willensmonaden in mir ſtößt zuſammen mit einem Komplex von Lebens-, Kraft-, Willensmonaden außer mir.

Ganz ſo wie es eine Zeit gegeben hat, wo die Naturforſcher ſich das Licht nicht ohne „Lichtſtoff“, die Elektrizität nicht ohne „Fluidum“ denken konnten, heutzutage aber uns dieſe Vorſtellungen haltlos und faſt kindiſch erſcheinen — ganz ſo wird eine Zeit kommen, wo man den Begriff des „Stoffes“ überhaupt, in dem Sinne und der Geſtalt, wie der Materialiſt ſich denſelben vorſtellt, überflüſſig und kindiſch finden wird. Denn dieſer ſogenannte Stoff, dieſe ſogenannte Materie iſt nur das ſinnfällige Phänomen der Kraftwirkung, alſo Folgeerſcheinung von Kraft, nicht Urſache oder Träger derſelben. Der „Stoff“ kann alſo der Kraft nicht vorausgehen, und dieſe ihm nicht innewohnen. Aber einen Träger, ein reales Subjekt und Objekt muß die wirkende Kraft doch haben? Allerdings, aber dieſer Träger, dieſes Reale, welches wirkt und auf welches gewirkt wird, iſt nicht die ſogenannte Materie.

Kraft.

Wenn man von einer einzelnen Kraft ſpricht — von der Anziehungskraft z. B., welche die Anziehung *erklären* ſoll — ſo beſagt der Ausdruck im Grunde nichts, und nicht als Erklärung, ſondern eben nur als Ausdruck zur Bezeichnung der naturwiſſenſchaftlichen Thatſache ſelbſt hat er eine Berechtigung. Einen eigentlichen prägnanten Sinn hat das Wort nur dann, wenn es ſynonym gebraucht wird mit dem, was Spencer die „unnennbare Macht" nennt, mit der *einheitlichen Urkraft*, welche nicht weiter definirt werden kann, weil ſie eins iſt mit dem *Sein* ſelber, mit *Leben* und mit *Wille*.

Dieſer prägnante Sinn des Allgemeinbegriffs der Kraft läßt ſich aber auch für jede der ſogenannten Einzelkräfte durch die Annahme retten, es gebe eben keine andere Kraft als jene einheitliche Urkraft und alle anderen ſeien nur verſchiedene Formen derſelben, die unter beſtimmten Umſtänden in beſtimmter Weiſe zum Ausdruck kommen. Im Einklange mit dieſer prägnanten Auffaſſung des Kraftbegriffs, würde es dann als die Aufgabe des Naturforſchers erſcheinen, den geheimen Zuſammenhang der verſchiedenen Kraftformen aufzudecken und ihre Einheit auf dem Wege der Erfahrung ſo gut als möglich nachzuweiſen — eine Aufgabe, mit der er ja wirklich eben in unſern Tagen eifrig ſich befaßt.

Die Ausſtralung einer Kraft läßt ſich als Expanſion derſelben bezeichnen, und dieſe iſt entweder eine ſphäriſche, wenn ſie nach allen Richtungen fortſchreitet und einen kugelförmigen Kraftbereich bildet, wie z. B. der nach allen Richtungen ſeine Stralen ausſendende Lichtpunkt; oder ſie kann eine flächenhafte ſein, welche ihre Stralen nur in einer Ebene ausbreitet; oder eine linienhafte, welche ſich nur in einer Linie bewegt, indem ſie entweder nur nach einer Seite hin ausſtralt, oder in zwei entgegengeſetzten Richtungen, welche zuſammen eine gerade Linie bilden.

Der Kraft-Expanſion ſteht ohne Zweifel auch eine Kraft-Kontraktion gegenüber, und die Bewegung eines Kraftſtrals kann, wenn Expanſion und Kontraktion rhythmiſch wechſeln, als Schwingung aufgefaßt werden. Die beiden Endpunkte der Expanſion und Kontraktion laſſen ſich als Pole bezeichnen. Damit ſtehen wir ſchon auf dem Boden des großen Naturprinzips: der Polarität. Es iſt gleichviel, ob ich ſage, das allgemeine Leben expandirt ſich zum Beſondern, zur Vielheit, und kontrahirt ſich immer wieder zum Allgemeinen, zur Einheit — oder ob ich ſage, das Leben oszillirt zwiſchen den Polen der Allgemeinheit und Beſonderheit, der Einheit und Vielheit hin und her.

Eine Bewegung von unendlicher Geſchwindigkeit iſt nicht denkbar. Nur eine verlangſamte, auf ein beſtimmtes Maß zurückgeführte Bewegung iſt real. So iſt auch eine unendliche Kraft als ſolche, nach Einer Richtung wirkend, ein Unding. Die Kraft kann nur wirken, wenn ſie eingeſchränkt, gehemmt wird, wenn ſie eine Gegenkraft zu überwinden hat. Es zeigt ſich auch hier, daß Unendliches als ſolches niemals real, Exiſtenz nur in der Beſchränkung möglich iſt. So müſſen denn Expanſion und Kontraktion, Abſtoßung und Anziehung, Spannung und Druck ſich nothwendig entgegenſtehen, wenn es zu einem realen Geſchehen, zu einem realen Produkte kommen ſoll. Was liegt nun näher: einen wirklichen Dualismus der Urkräfte im Weltall anzunehmen, oder vorauszuſetzen, daß es eine und dieſelbe Urkraft iſt, die nach dem Urgeſetz alles wirklichen Seins und Lebens, dem der Polarität, durch das Auseinandertreten in Gegenſätze, durch Pol und Gegenpol, Stoß und Gegenſtoß, real und lebendig wird?

Selbſtverſtändlich iſt das nicht ſo zu denken, als ob die Kraft irgendwo und irgendwann einmal angefangen hätte, ſich zu polariſiren; ſondern die Urthatſache, die wir Kraft nennen, beſteht von Hauſe aus in dieſer Polarität, iſt ihrem Weſen nach nicht anders denkbar und möglich.

Wir ſehen es jeden Augenblick im eigenen Organismus, daß vermeintlich geiſtige oder ſeeliſche Kräfte in die Reihe der vermeintlich „materiellen“ oder Naturkräfte wirkend miteintreten und in einander übergehen. Wir ſehen, daß Nervenkraft in Vorſtellungskraft, und umgekehrt Willenskraft in Muskelkraft ſich umſetzt. Wäre dies denkbar, wenn die ſogenannt geiſtigen und ſogenannt materiellen Kräfte nicht als doch im Grunde gleichartig angenommen würden?

Schon Beneke (Metaphyſik S. 300—301 und 305 bis 306) faßt die ſeeliſchen und leiblichen Kräfte als gleichartig auf und deshalb leicht in einander übergehend.

Spencer vertritt denſelben Standpunkt; D. Strauß („Der alte und der neue Glaube“) wirft die Frage auf: „Wenn unter gewiſſen Bedingungen Bewegung ſich in Wärme verwandelt, warum ſollte es nicht auch Bedingungen geben, unter welchen ſie ſich in Empfindung verwandelt?“ — Ganz ebenſo ſpricht ſich Huxley für die Möglichkeit aus, zu einem „mechaniſchen Aequivalent“ für das Bewußtſein zu gelangen. (Citirt bei Leclair, „Realismus in der Naturwiſſenſchaft“, Seite 148.)

Es wäre, glaube ich, an der Zeit, den Unterſchied der rein paſſiven Bewegungskräfte und der wirklichen, aktiven, ſpontanen, ein wenig mehr in Betracht zu ziehen. Unter jenen verſtehe ich ſolche, die nicht Eigenkräfte, nicht aus Eigenem wirkſam ſind, ſondern nur infolge einer auf ſie wirkenden anderen Kraft (z. B. der Schwerkraft, der Anziehung und Abſtoßung ꝛc.) als Bewegungen wahrnehmbar und wirkſam werden. Es kommen uns aber mit Ausnahme der durch unſer Bewußtſein unmittelbar feſtgeſtellten Willenskraft und mit Ausnahme der Anziehungs- und

Abſtoßungskraft, ſtreng genommen gar keine wirklichen, eigenthätigen, ſpontanen Kräfte zur Wahrnehmung. Wir ſehen immer nur ein Bewegtwerden, ein Angezogen- und Abgeſtoßenwerden in der Natur; die bewegende, anziehende, abſtoßende Kraft wird nur logiſch erſchloſſen. Die gewöhnlich ſogenannten „Kräfte“ ſind nicht die Herren und Meiſter, ſondern die Sklaven der Schöpfung. Wir kommen darauf zurück: Es giebt nur eine einzige wirkliche Kraft, oder Urkraft, die aber in mannigfachen Formen auf den verſchiedenen Stufen der Exiſtenz ſich bemerklich macht: eben jene ſchon bezeichnete Urkraft, die wir im mechaniſchen Bereich ſchlechtweg als Kraft, im phyſiologiſchen als Leben, im bewußten Bereich als Wille kennen.

Die Willenskraft iſt auf den höchſten Lebensſtufen unabläſſig thätig und wirkt gebieteriſch auf alles phyſiſche Geſchehen ein. Da meinen aber Viele wunder was zu ſagen, wenn ſie darauf verweiſen, dem Muskel werde die Bewegung nur durch die in ihm aufgeſpeicherte Spannkraft möglich. Möglich wird ſie allerdings durch ſie, aber nicht wirklich. Der Muskel würde ſich in alle Ewigkeit nicht blos infolge der in ihm vorhandenen Spannkraft in Bewegung ſetzen, ohne Hinzutritt der Einwirkung einer realen, aktiven und ſpontanen Kraft — eben der Willenskraft.

Zählt die etwa in dieſem Falle nicht? Ei, ſehen wir doch. Kraft iſt nach der Definition der Phyſiker ein Prinzip, das einen ruhenden Körper in Bewegung zu ſetzen imſtande iſt. Das vermag aber niemals die Spannkraft des Muskels ſelbſt, ſondern nur der Willensentſchluß, der Wille iſts, der dem Muskel — wenn man von den Reflexwirkungen abſieht, bloſen Zuckungen, welche keine komplizirtere, zweckmäßige Handlung auszuführen imſtande ſind — den Zeitpunkt und das Maß ſeiner Bewegung, ſeiner Arbeitsleiſtung beſtimmt. Der Satz von der Erhaltung der Energie rechnet alſo nur mit den beiden Faktoren der Spannkraft einerſeits und der Wucht des bewegten Körpers andererſeits und mit dem Uebergang der ruhenden und der kinetiſchen Energie in einander.

Er hat es eben nur mit der Energie zu thun, nicht mit den eigentlichen aktiven, ſpontanen Kräften des Weltalls, welche Formen der ewigen einheitlichen Urkraft ſind; und wenn er ſagt, das Maß der Energie bleibe immer dasſelbe, ſo iſt hiermit nicht geſagt, daß ein Gleiches gelte vom Maß der ſpontanen, aktiven Kräfte in der Welt.

Man iſt jetzt ſo weit gekommen, zu ſagen: „Wir wollen auch von Kräften nichts mehr wiſſen — auch Kräfte ſind nur metaphyſiſche Geſpenſter; werfen wir ſie zu dem anderen Gerümpel der Spekulation. Sie erklären ja doch nichts. Wir wollen künftig blos die Erſcheinungen beſchreiben und die Naturgeſetze feſtſtellen, nach denen ſie erfolgen!" — Ach, wenn damit nur das Allermindeſte geholfen wäre! Der Ausdruck „Naturgeſetz" iſt nicht um ein Haar weniger myſtiſch, und nicht um ein Haar weniger nichtsſagend, als der Ausdruck „Kraft". Ob ich ſage, der Magnet hat die Kraft, das Eiſen anzuziehen, oder: es iſt Naturgeſetz, daß der Magnet das Eiſen anzieht, kommt auf dasſelbe hinaus. Ein ſehr ſubtiler Logiker könnte höchſtens die feine Unterſcheidung aufſtellen wollen: „Kraft iſt die vorausgeſetzte Möglichkeit eines Naturgeſchehens, und Naturgeſetz iſt die vorausgeſetzte Nothwendigkeit eines ſolchen.“ Kräfte und Geſetze ſind beides gleicherweiſe in der Natur das, was die Allgemeinbegriffe in der Logik ſind: ſprachlich unentbehrliche Summirungsbegriffe, die eine unendliche Anzahl von Einzelfällen in ſich ſchließen.

Bewegung.

Alles Leben iſt Bewegung, alles Thun iſt Bewegung, alles Empfinden iſt Bewegung (Nervenſchwingung), alles Werden und Vergehen iſt Bewegung. Das Wirken der Monaden auf einander iſt fortgepflanzte Bewegung (Schwingung). Ein beſtändiges Ineinanderzittern der Exiſtenzen findet ſtatt. Eine theilt der anderen ihren Zuſtand mit, ihr inneres Leben. Durch den ganzen unermeßlichen Ocean der Natur geht in unendlichen Wellenſchlägen unabläſſig der rieſelnde Schauer des Lebens. Alles Leben des Alls iſt ein ewiges Erzittern der ganzen Weſenkette unter dem Hauche des unerkannten, unerkennbaren „Geiſtes über den Waſſern“.

Man wird ſich den Begriff der Bewegung in folgender Weiſe klar machen können.

Es giebt eine Bewegung ohne Ortsveränderung — eine Bewegung mit peripheriſcher — eine Bewegung mit zentraler Ortsveränderung.

Bewegung ohne Ortsveränderung iſt: Drehung um die eigene Achſe.

Bewegung mit peripheriſcher Ortsveränderung, bei welcher das Zentrum in Ruhe verharrt und nur die Peripherie ſich ändert, iſt: die Expanſion, u. zw.:

a) die ſphäriſche: von einem Punkte aus ſtralenförmig nach allen Richtungen ſich verbreitend, wie das Licht von einem leuchtenden Mittelpunkte aus;

b) die linienhafte: nur in Einer Linie fortſchreitend, wie z. B. die Bewegung eines einzelnen vom Mittelpunkte nach der Peripherie ausgehenden Lichtſtrals;

c) die flächenhafte: wenn ſie von einem Punkte nach allen in Einer Ebene liegenden Richtungen ausläuft, wie die Kreiſe um einen ins Waſſer geworfenen Stein.

Dieſen Bewegungen mit blos peripheriſcher Ortsveränderung ſtehen die mit zentraler oder totaler Ortsveränderung gegenüber.

Durch die allſeitige Expanſion wird der Punkt zu einer unendlichen Anzahl von Linien. Man kann dies als ein Bild der Art und Weiſe betrachten, wie das gedachte allgemeine (ſogenannt unendliche) Sein in einer Vielheit des beſonderen (ſogenannt endlichen) Seins ſeine Wirklichkeit hat.

Wie geſtalten ſich nun dieſe Bewegungsarten, wie beſchränken, fördern, kombiniren ſie ſich beim Zuſammentreffen?

Und wenn es — was man heutzutage zu glauben geneigt ſcheint — eine ſelbſtändige, urſprüngliche Eigenbewegung der kleinſten Theile giebt — in welcher von den angeführten elementaren Bewegungsarten beſteht dieſe Eigenbewegung? —

Der Begriff von Bewegung iſt nicht denkbar ohne den von Raum und Zeit. Im Raume iſt die Richtung, in der Zeit die Geſchwindigkeit der Bewegung beſtimmt. Vielleicht könnte jene als das Extenſive, dieſe als das Intenſive der Bewegung bezeichnet werden.

Da die Bewegung in Zeit und Raum, wie Zeit und Raum ſelbſt, nur der Welt der Erſcheinung angehört, ſo entſteht die Frage: Was liegt dem Phänomen der Bewegung ſo zu Grunde, wie dem Phänomen des Raums die Vielheit des Seins, und dem Phänomen der Zeit die Vielheit des Geſchehens zu Grunde liegt?

Dieſes Problem hängt mit dem der **Wirkung** zuſammen, da, auch wenn man eine urſprüngliche Eigenbewegung der kleinſten Theile annimmt, dieſe doch immer durch die Wechſelwirkung der Körper modifiziert zur Erſcheinung gelangen wird.

Nichtsdeſtoweniger bleibt die Frage eine offene: Welches „Anſich" läge dem Phänomen einer ſolchen vorausgeſetzten, möglicherweiſe zu unſerer Wahrnehmung gelangenden Eigenbewegung zu Grunde?

So viel dürfte man wohl als unzweifelhaft annehmen, daß ſie mit der **Polarität** des Seins und Lebens im Zuſammenhange ſtehen — daß ſie zwiſchen zwei Polen hin und hergehen würde. Eine kühne Phantaſie würde ſich nicht lange bedenken, die Eigenbewegung als einen beſtändigen Wechſel von Expanſion und Kontraktion oder als Schwingung zu denken, hinter welcher für die menſchliche, phyſiologiſch-pſychologiſche Anſchauung die urewige Polarität des Seins, der in einem ewigen Oszilliren zwiſchen dem Allgemeinen und dem Beſonderen, ſogenannt Unendlichen und ſogenannt Endlichen beſtehende Lebensprozeß ſich birgt. —

In den höheren Naturregionen, d. h. in der Sphäre des vegetativen und animaliſchen Lebens wird die Vibration zur Spiralbewegung. (Spiraltendenz bei den Pflanzen — Spirale in aller lebendigen Entwicklung — in der Geſchichte u. ſ. f.) —

Man hat die Veränderung zu definiren geglaubt, indem man ſagte, ſie ſei Bewegung, und Bewegung Ortsveränderung. In der That iſt es bei jeder Veränderung die Art der Bewegung, die ſich ändert. Wenn eine Roſe, die mir bisher blühend roth erſchienen, welkt und verblaßt, ſo hat ſich die Art der Aetherſchwingungen zwiſchen ihren Molekeln geändert und affizirt mein Auge nun anders als vorher. Aber eine Definition iſt es nicht, wenn ich ſage: Veränderung iſt Veränderung der Bewegung. Denn ich kann, um die Veränderung zu definiren, nicht ihren Begriff ſelbſt in die Definition aufnehmen; ich kann nicht ſagen: Veränderung iſt Veränderung, und um den Ausdruck „Veränderung der Bewegung“ zu verſtehen, muß ich ſchon wiſſen, was Veränderung iſt.

Etwas in Bewegung ſetzen, heißt, es aus ſeinem Gleichgewicht bringen; und die Bewegung ſelbſt iſt ein Bemühen, das verlorne Gleichgewicht wieder herzuſtellen.

Alles Leben iſt ein Werfen und Fallen, ein Stoßen und Geſtoßenwerden.

Allgemein wird die Bewegung als Funktion einer im bewegten Körper vorhandenen Kraft gefaßt. Aber ſo weit ich im Gebiete der Natur um mich blicke, werde ich keine Bewegung gewahr, die ich nicht als etwas durchaus Paſſives erkennen müßte. Ich ſehe nichts Aktives in der Art, wie ein geworfener Stein zur Erde fällt, oder ein angeſtoßener ſich fortbewegt. Immer finde ich, daß das Bewegte nicht ſich ſelbſt bewegt, ſondern bewegt wird durch Zwang, durch von außen her wirkende Kräfte. Ich vermiſſe das *αὐτόματον* in der Natur, das Selbſtbewegte, und wenn die griechiſchen Philoſophen die Seele als ſolches faßten, ſo iſt dagegen zu bemerken, daß auch die Seele, oder der Wille, nicht ſich ſelbſt bewegt, ſondern Hand und Fuß und andere Organe des Leibes. Wie die „Trägheit“, iſt mir auch die Bewegung keine Kraftäußerung; ich erblicke überall in ihr kein Thun, ſondern ein Leiden.

Daß Expanſion und Kontraktion der Abſtoßung und Anziehung analog ſind, geht daraus hervor, daß das von den Naturphiloſophen als Prinzip der Expanſion gefaßte Licht (= Wärme) in der That auch repulſiv wirkt, indem es (in der Geſtalt der Wärme) die Körper bekanntlich trennt, während die Schwere, das Prinzip der Kontraktion, ebenſo das Prinzip der Anziehung vorſtellt.

Es iſt längſt erkannt und geſagt worden, daß, wenn wir ſo klein wären, um auf einem Körpermolekül ſo umherzuſpazieren wie jetzt auf der Erde, wir die andern Moleküle um uns her in Entfernungen erblicken würden, wie jetzt die Geſtirne. Wenn das ſich ſo verhält, wie nahe liegt es anzunehmen, daß die Molekel und Atome ſich nach ähnlichen Normen um einander bewegen, wie die Geſtirne im Weltraum. In der That ſchreibt man ja den Aetheratomen und den Gasatomen eine fortſchreitende und zugleich eine um ſich ſelbſt ſich drehende Bewegung zu. Da hätten wir ja gleich die Bewegung von Himmelskörpern, im Kleinſten, den Atomen, wiederholt! Ein beſſeres „heuriſtiſches Prinzip" kann es wohl kaum geben, als die Geſetze des Größten verſuchsweiſe auf das Kleinſte, die des Kleinſten verſuchsweiſe auf das Größte anzuwenden. Vielleicht erſteht uns auf dieſem Wege ein Kepler der Molekularwelt!

Die Erſcheinungen der Natur ſämmtlich auf Bewegungen zurückzuführen, iſt ganz gut. Aber die Natur ſelbſt iſt hierdurch noch nicht erklärt, und ihrem Weſen kommen wir damit nicht näher. Denn wenn wir auch alles als Bewegung begriffen haben, ſo bleibt zuletzt doch immer die Frage: Was iſt nun aber das, was ſich bewegt?

Man könnte ſich verſucht fühlen, die Frage aufzuwerfen, ob nicht, wie in der Chemie die Verbindungen ſich immer wieder in ihre Elemente zerlegen laſſen, ſo auch in der Phyſik die Reſultanten zweier Kraftwirkungen, z. B. zweier Bewegungen, insbeſondere Schwingungen, ſich unter gewiſſen Umſtänden wieder in ihre Komponenten zerlegen — ob nicht z. B. gewiſſe, durch die Sinneseindrücke aufgenommene und fortgeleitete Eindrücke (Bewegungen, Schwingungen) an der Stelle der Perzeption im Gehirn wieder in die Komponenten zerfallen, als deren Reſultanten ſie das Sinnesorgan zunächſt getroffen haben? Der Gedanke iſt ſehr kühn, aber man fühlt ſich, wie geſagt, durch mancherlei Thatſachen verſucht, an eine ſolche Möglichkeit zu denken.

Für das Gebiet der Akuſtik hat übrigens Helmholtz die Thatſächlichkeit einer ſolchen Zerlegung innerhalb des Sinnesorgans nachgewieſen.

Wenn Wellenringe auf einem Waſſerſpiegel ſich berühren, ſo geben ſie kombinirte Bewegungen: Welle ſpielt auf Welle. In dieſer Art kombiniren ſich auch verſchiedene, gleichzeitig in der Luft auftretende Tonſchwingungen. (Spiller, „Urkraft des Weltalls“ S. 160.) — Vielleicht zerlegen ſich im Ohre dieſe kombinirten Tonſchwingungen wieder in ihre Komponenten, ſodaß man ſie einzeln für ſich vernimmt, wie ſich im Prisma das weiße Licht in die einzelnen Farbenſchwingungen zerlegt, aus welchen es zuſammengeſetzt iſt!

— Es iſt eine Lieblingsanſicht der Philoſophen und Phyſiker, daß man, wenn ein Körper ſich gegen einen andern bewegt, ebenſogut ſagen könne, dieſer bewege ſich gegen jenen, denn Bewegung ſei Veränderung des örtlichen Verhältniſſes zweier Körper gegen einander und der zweite Körper ändere ſein örtliches Verhältniß gegen den erſten ebenſo wie dieſer gegen ihn.

Aber ſehen wir doch ein wenig zu. Thatſächlich ſind wir, wenn wir ſagen, daß wir einen Körper auf einen andern, in Ruhe befindlichen, ſich zubewegen ſehen, über die Bewegung des einen und die Ruhe des andern und deshalb völlig klar, weil derjenige, dem wir die Bewegung zuſchreiben, ſeinen Ort gegen alle ihn umgebenden Körper verändert, derjenige aber, den wir ruhend nennen, ſeine Lage einzig gegen jenen ſich auf ihn zu bewegenden ändert. Warum man bei wiſſenſchaftlicher Betrachtung von dieſem weſentlichen und entſcheidenden Umſtande abſieht, leuchtet mir nicht ein.

Denken wir alle Körper bis auf jene zwei aus dem Raume völlig weg, dann allerdings werden wir nicht mehr unterſcheiden können, welcher ſich bewegt und welcher ruht. Aber wir werden in dieſem Falle blos ſagen dürfen, wir wiſſen es nicht. welcher von beiden Körpern ſich bewegt; keineswegs aber werden wir behaupten dürfen, daß beide ſich bewegen.

Wie will man übrigens bei der Annahme, daß, wenn ein Körper zu einem anderen ſich hinbewegt, auch der letztere als bewegt zu denken ſei, dieſen Fall von jenem unterſcheiden, wo thatſächlich zwei Körper auf einander ſich zubewegen? — Offenbar wird in letzterem Falle die Zeit des Aufeinandertreffens der beiden Körper um die Hälfte beſchleunigt — ein erheblicher Unterſchied, den man doch nicht überſehen ſollte! Ueberdies verändert der wirklich bewegte Körper unabläſſig ſeine Lage zur ganzen Umgebung, der andere nicht. Noch ſchlagender iſt folgendes Argument: Nehmen wir an, daß zwei Körper a und b, auf einen dritten c, von entgegengeſetzten Richtungen her ſich zubewegen. In dieſem Falle müßte c ſowohl auf a, als auf b ſich zubewegend gedacht werden; alſo *in zwei entgegengeſetzten Richtungen zugleich*, was unmöglich und ſinnlos.

Wenn in der Phyſik von „Millionen Schwingungen in einer Sekunde" die Rede iſt, ſo möchte man bei näherer Erwägung beinahe geneigt ſein, hierin eine Art von wiſſenſchaftlichem „Schwindel" zu erblicken. In jedem Falle möchte man glauben, daß Millionen Schwingungen in der Sekunde nicht mehr das ſein können, was wir uns als Schwingung vorſtellen, ſondern etwas ganz Anderes, Undenkbares, Unvorſtellbares, Unbegreifliches.

Aber das Schwindelhafte der Sache verliert ſich, wenn wir uns erinnern, daß die Größe aller Entfernungen, aller Intervalle zwiſchen Zeit- und Raumpunkten, ſowie die Begriffe von Geſchwindigkeit und Langſamkeit etwas durchaus Relatives ſind. Ueber eine gewiſſe Grenze hinaus unterſcheiden wir Zeit- und Raumintervalle gar nicht mehr und faſſen die Reihe derſelben als ein Kontinuum auf. Anders organiſirte Weſen würden Abſtände, die uns ſehr groß erſcheinen, ſehr klein finden oder gar nicht wahrnehmen, würden Bewegungen, die uns als reißend ſchnell gelten, als langſam auffaſſen, weil ſie noch weit ſchnellere deutlich zu unterſcheiden fähig ſind, die uns ſchon den Eindruck des Stetigen machen.

Wenn man ſieht, wie alle phyſikaliſchen Erſcheinungen auf Bewegungen der kleinſten Theile zurückzuführen ſind, ſo wird man nicht umhin können, ſich auch die höheren Phänomene der Natur, wie Leben, Wahrnehmen, Vorſtellen, Denken, Fühlen, Wollen, als durch Bewegungen bedingt, vorzuſtellen. Wer Aug' und Ohr eines Gottes hätte — welch' einen wunderbaren, ſauſenden und brauſenden Wirbel von Atomen würde er im menſchlichen Gehirne während der Denkarbeit desſelben erblicken! —

Daß ein bewegter Körper ſeine Bewegung ins Unendliche fortſetze, und zwar mit der gleichen Geſchwindigkeit, wenn nicht ein äußeres Hinderniß ihm entgegentritt, gilt als Axiom, iſt aber eine durch gar nichts begründete Vorausſetzung, und läßt ſich weder a priori, noch durch Erfahrung beweiſen. Die unendliche Fortdauer einer Bewegung würde ſich nur dann von ſelbſt verſtehen, wenn die Bewegung eine urſprüngliche, dem bewegten Gegenſtande weſentliche und eigenthümliche wäre. Aber wir kennen nur mitgetheilte, urſächlich bedingte Bewegungen. Woher wiſſen wir nun, das Quantum einer ſolchen müſſe immer ein unendliches ſein? Liegt es nicht weit näher, zu denken, das Quantum der Bewegung müſſe ein beſtimmtes, endliches, der Bewegungsurſache oder Kraftquelle entſprechendes ſein? Offenbar beſteht dieſes Quantum nicht blos in der Geſchwindigkeit, ſondern weſentlich in der Dauer. Der Begriff eines unendlichen Quantums der Bewegung aber iſt ſchon dadurch ausgeſchloſſen, daß es ein unendliches Kraftquantum, ein unendliches Quantum überhaupt, nicht giebt.

„Vis inertiae".

— Man behauptet, das Prinzip, nach welchem ein ruhendes Ding in Ruhe verharrt ohne äußeren

Anſtoß, und das Prinzip, nach welchem ein bewegtes Ding in ſeiner Bewegung verharrt, bis es durch äußeren Anſtoß zur Ruhe gebracht wird, ſei ein und dasſelbe: nämlich die »*vis inertiae*«. Das beſtreite ich. So gewiß Ruhe nicht = Bewegung iſt, ſo iſt auch die *Fortdauer* einer Bewegung nicht als *Ruhe* aufzufaſſen. Denn während dieſe ein paſſiver, iſt jene ein aktiver Zuſtand, und es iſt mindeſtens ungeſchickt, einen Thätigkeitszuſtand als inertia zu bezeichnen. Der Ausdruck vis inertiae iſt auch ſchon an ſich ein Widerſpruch; es giebt nur eine Kraft der Thätigkeit, nicht eine Kraft der Unthätigkeit, und benennen wir ſowohl das Beharren in der Ruhe als das Beharren in der Thätigkeit mit dem Ausdruck vis inertiae, ſo iſt in erſterem Fall das Wort vis, in letzterem das Wort inertia ein Widerſpruch.

Uebrigens könnte, wenn ein Körper ſeine Bewegung noch fortſetzt, nachdem die Urſache ſeiner Bewegung aufgehört hat, dies auch *deshalb* nicht als Beweis ſeines „Beharrungsvermögens“, ſeiner „Trägheit“ aufgefaßt werden, weil Bewegung Ortsveränderung, Veränderung aber das Gegentheil von Beharrung iſt. Infolge eines wirklichen Beharrungsvermögens, einer wirklichen Trägheit müßte der Körper nach dem Aufhören der Urſache, die ihn in Bewegung geſetzt hat, in dem Punkte verharren, in welchem er beim Aufhören der Bewegung ſich befunden hat.

„Aber wir können die vis inertiae nicht entbehren,“ ſagt der Phyſiker; „ſie iſt ein Faktor, mit welchem wir rechnen müſſen“. Ich leugne nicht, daß das, was man ſehr unpaſſender Weiſe vis inertiae nennt, in der Materie vorhanden iſt. Aber ich begreife nicht die Nothwendigkeit, insbeſondere dafür, daß ein ruhender Körper nicht ohne Urſache aus ſeinem Ruhezuſtande heraustritt, eine beſondere Kraft zu poſtuliren, da doch zur Erklärung derſelben naturwiſſenſchaftlich die Annahme ausreicht, daß überhaupt nichts ohne Urſache geſchieht. Sonſt käme man ja auch am Ende noch dahin, für das Nichtſeiende eine Kraft des Nichtſeins aufzuſtellen! —

Diejenigen, welche der Annahme einer vis inertiae bedürfen, vermöge welcher der nicht bewegte Körper in Ruhe verharrt, müſſen durchaus von der Vorausſetzung ausgehen, daß ein Körper, wenn er die vis inertiae nicht hätte, ſich ohne inneren Antrieb oder äußeren Anſtoß immerfort von ſelbſt bewegen würde. Denn eins von beiden, ruhen oder ſich bewegen, muß er doch. Oder wiſſen die Phyſiker einen dritten Zuſtand anzugeben, in welchem ein Körper ſich befinden würde, wenn er keinen Anſtoß hätte, um ſich zu bewegen, und keine vis inertiae, um zu ruhen?

Von den zwei Aufſtellungen; welche in dem Satze von der vis inertiae enthalten ſind: daß nichts, was in Ruhe iſt, ſeinen Zuſtand von ſelbſt ändert, und nichts, was ſich bewegt, in ſeiner Bewegung von ſelbſt innehält, iſt der erſtere ſelbſtverſtändlich, der zweite, ſtreng genommen, unbewieſen und unbeweisbar, wie ich ſofort darthun will.

Wir wiſſen, was Ruhe iſt, aber wir wiſſen nicht, was Bewegung iſt. Ruhe iſt die bloſe Negation der Bewegung. Man wende nicht ein, daß man ebenſo gut ſagen könne, Bewegung ſei die bloſe Negation der Ruhe, etwa wie Kälte die Negation der Wärme und Wärme die Negation der Kälte iſt. Bewegung und Ruhe ſtehen ſich nicht ſo gegenüber wie Wärme und Kälte, denn zwiſchen Wärme und Kälte kann eine Grenze nur willkürlich und nach Uebereinkunft feſtgeſtellt werden, zwiſchen Bewegung und Ruhe aber ſteht eine ſolche ſchlechthin feſt.

Der Bewegung ſteht die Ruhe gegenüber wie Nichts dem Etwas, Nichtſein dem Sein, oder etwa wie abſolute Finſterniß dem Lichte. Vom Nichts, vom Nichtſein und von der abſoluten Finſterniß eine andere Definition zu verlangen, als die, ſie ſeien die bloſe Negation von Etwas, von Sein und von Licht, wäre abſurd; ebenſo abſurd aber wäre es, ſich bei dem Etwas, dem Sein, und dem Lichte mit der Definition, ſie ſeien die bloſe Negation des Nichts, des Nichtſeins und der Finſterniß, zu begnügen. Die Ruhe iſt etwas ſchlechthin Negatives, die Bewegung etwas Poſitives, deſſen äußere Erſcheinungsgeſetze wir zwar ermittelt haben, deſſen Grund und eigentliches Weſen aber uns noch keineswegs begreiflich iſt. Wenn wir aber Grund und Weſen der Bewegung nicht kennen, ſo iſt es uns auch nicht geſtattet, zu ſagen, ob es wirklich im Weſen und Begriff der Bewegung liegt, daß ſie, einmal begonnen, ohne äußeren Anſtoß niemals zum Stillſtande gelangen könne. Aber auch die Erfahrung kann uns darüber keine Belehrung von abſoluter Gewißheit geben; denn um jenen Satz erfahrungsmäßig feſtzuſtellen, müßten wir die Möglichkeit haben, Augenzeugen der in alle Ewigkeit fortgehenden Bewegung eines ſich ungehindert Bewegenden zu ſein — mit anderen Worten, den Ablauf einer Ewigkeit zu erleben.

Hierzu den beſonderen Aphorismus über die Grundloſigkeit der Annahme eines unendlichen Quantums der Bewegung.

Man wird noch geltend machen, die Trägheit ſei ja doch etwas Poſitives, weil ſie anderen Kräften Widerſtand leiſtet. Aber dieſer Trägheitswiderſtand ſcheint mir durchaus nicht mit jener vis inertiae identiſch, kraft welcher ein ruhender Körper in ſeiner Ruhe, ein bewegter in ſeiner Bewegung verharren ſoll. Die Kraft, vermöge welcher ein Körper dem Andrang eines andern Widerſtand leiſtet, iſt vielmehr Eins mit der Repulſivkraft, welche ein Körper auf den andern unter gewiſſen Umſtänden ausübt. Die Kraft des Anſtoßes und die des Widerſtandes, des Gegenſtoßes, ſind eine und dieſelbe. Wenn nun dieſe ſehr poſitive, ſehr aktive Repulſivkraft unmöglich als bloſe „Trägheit“ aufgefaßt werden kann, ſo fällt auch der letzte ſcheinbare Grund weg, eine thätige vis inertiae aufzuſtellen.

Schon Euler fand den Ausdruck „Trägheitskraft“ bedenklich, da man ſonſt, wie er ſagt, unter Kraft nur eine Urſache verſteht, durch die ein Körper ſeinen Zuſtand ändere, nicht aber eine Urſache, infolge welcher er ihn beibehält.

Wozu die Annahme eines beſonderen Prinzips, um begreiflich zu machen, daß ein Körper auch während der Ruhe ſeine Repulſivkraft nicht verliert, und daß er dieſelbe äußert, wenn er zum Widerſtande ſollizitirt wird?

Uebrigens iſt ja thatſächlich der zum Widerſtande ſollizitirte und ſich durch Widerſtand in ſeiner Lage behauptende Körper gar nicht mehr im Zuſtand der inertia; wie ſollte es alſo kraft einer vis inertiae geſchehen, daß er Widerſtand leiſtet? Was ſoll eine vis inertiae, wenn ſie doch nur die Widerſtandskraft bedeutet, welche ein Körper unter allen Umſtänden, bewegt ſowohl als ruhend, den Sollizitationen entgegenſetzt?

Es iſt ganz richtig, daß — wie die Vertheidiger der vis inertiae ſelber als Beweis für ſich anführen — daß ein Körper, da er ja immerfort, auch bei ſcheinbarer Ruhe, in Wechſelwirkung mit andern Körpern ſteht, z. B. drückt und gedrückt wird, anzieht und angezogen wird u. ſ. f. gar niemals völlig unthätig iſt und niemals wirklich ruht. Wenn es aber einen Zuſtand der inertia gar nicht giebt, ſo thäte man wohl beſſer, auch von einer vis inertiae nicht zu reden.

Phyſis.

A. Phyſikaliſches.

„In der Natur“, ſagt Fr. Patritius, „iſt das Erſte das Licht, das Zweite die Stralen, das Dritte die Helligkeit, das Vierte die Farben, das Fünfte der Schatten, das Sechſte die Dunkelheit, das Siebente die Finſterniß.“ (Nova de universis philosophia.)

Naturerkenntniß. Naturgeſetze.

Die Naturkundigen haben aufs Haar berechnet, wie viel tägliche chemiſche Stoffzufuhr und von welcher Art ein Menſch, um zu beſtehen, nöthig hat. Aber ſiehe da, die Annalen der Medizin berichten immer wieder von vollkommen beglaubigten, auch in Spitälern von Aerzten unter ſtrenger Aufſicht feſtgeſtellten Fällen vieljähriger Enthaltung von jeglicher Stoffzufuhr. Hyſteriſche, oder magenkranke Perſonen waren es meiſt, die, von einem unüberwindlichen Ekel vor Speiſen erfaßt, oder aller Verdauungskraft beraubt, dieſen gänzlichen Verzicht auf Ernährung leiſteten und dennoch lebten! Wer, ſchlecht unterrichtet, von ſolchen Fällen nichts wiſſen will, dem liefern ja auch ſchon die auf ihre Kunſt reiſenden „Hungerkünſtler“ von heute, wenn auch nicht ſo weitgehende, aber immerhin auch ſchon hinlänglich bedeutende Proben. Wie vereint ſich jahrelanges gänzliches Faſten mit den Naturgeſetzen? Wie vereint es ſich ferner damit, daß z. B. Lebeweſen auch ohne Nerven empfinden, daß Menſchen ohne Gehirn, Menſchen mit ganz entartetem, theilweiſe oder auch ganz zerſtörtem Gehirn, wie nicht eben ſeltene, von den Phyſiologen und Aerzten aufgeführte Fälle beweiſen, manchmal noch immer zu denken imſtande waren und keine Abnahme ihrer geiſtigen Funktionen merken ließen? Wie verträgt es ſich mit den Naturgeſetzen, daß in manchen außer allen Zweifel geſtellten Fällen der Hypnoſe und des Somnambulismus die gewöhnlichen Bedingungen des organiſchen Lebens ſiſtirt erſcheinen? Auch was z. B. Büßer und Aszeten des Orients durch erſtaunliche Willenskraft den Naturgeſetzen zuwider leiſten, gehört hierher; desgleichen die Wunder der Einbildungskraft, auf welche Muttermäler und abnorme Bildungen des Kindes im Mutterleibe zurückzuführen ſind, ſowie die Wundmale und Blutungen in Fällen religiöſer Pſychoſe, an welchen um ſo weniger gezweifelt werden kann, da uns der Hypnotismus ganz Aehnliches bietet. Wie kommt aber die Einbildungskraft dazu, beſtimmende, umbildende, geradezu ſchöpferiſche Wirkungen auf den leiblichen Organismus auszuüben?

Das ſind vollkommen unbeſchriebene Blätter mitten im Buche der Naturwiſſenſchaft. Es giebt wohl „Naturgeſetze", die es nicht wirklich ſind, wie es ohne Zweifel welche giebt, von welchen wir keine Ahnung haben.

Nicht zweifelhafte Nachtgebiete der Natur ſind es, auf welche ich mich gegen die Wiſſenſchaft berufe. Ich halte mich an das Wenige, bisher wahrhaft Erwieſene. Auch dies aber giebt zu denken und mahnt zur Vorſicht, wenn von abſoluter Gewißheit der Naturerkenntniß, von abſoluter Unverbrüchlichkeit der Naturgeſetze, wie wir ſie kennen, die Rede iſt.

Die Einheit der Naturkräfte.

Ohne auf die gewagten Spielereien der Schellingſchen Naturphiloſophie zurückgreifen zu wollen, wird man die durchgängigen Analogien, ja man darf ſagen, die wirkliche Einheit der Naturgeſetze für die phyſiſche und die geiſtige Welt anzuerkennen nicht umhin können. Und ſo wird man auch behaupten dürfen, daß auf dem phyſikaliſchen Gebiete die Urpolarität der Allgemeinheit und Beſonderheit zum Ausdruck kommt in der Zentraltendenz und Eigentendenz (Zentralbewegung und Eigenbewegung), der Kontraktion und Expanſion, der Anziehung und Abſtoßung ꝛc. Das Hauptphänomen der Zentraltendenz, Kontraktion, Anziehung iſt bekanntlich die *Schwere*, das der Eigentendenz, Expanſion und Abſtoßung die Wärme und das Licht (ſtralende Energie).

Es iſt möglich, die Abſtoßung nur als eine Form der Eigentendenz aufzufaſſen (Undurchdringlichkeit).

Die Anziehungskraft erſcheint in der Schwere als eine *zentrale* und *punktuelle*, außerdem aber als eine *linienhafte* im Magnetismus, als eine *flächenhafte* in der Elektrizität, als eine *dreidimenſionale* in der Chemie.

Auf dem ganzen Gebiete der Phyſik haben wir es mit dem Urphänomen der Anziehung und Abſtoßung zu thun. Selbſt in der Mechanik iſt die Stoßwirkung auf eine der elektriſchen analoge Abſtoßungskraft zurückzuführen. Wie berechtigt iſt alſo die Vorausſetzung, daß allen anziehenden und abſtoßenden Kräften, mit Einſchluß der Schwere, eine gemeinſame Urkraft zu Grunde liegt.

Ein vollgültiger Beweis für die Einheit der Naturkräfte liegt im Grunde ſchon darin, daß ſie in einander übergehen. Eine Sache kann niemals wirklich eine andere werden. Das iſt eines der für uns unzweifelhafteſten Naturaxiome. Etwas, das ohne äußere Zuthat oder Wegnahme etwas Anderes werden ſoll, muß mit dieſem Anderen weſensgleich ſein, oder den Keim davon in ſich tragen.

Man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß es Elektrizität und Magnetismus ſind, welche im Mittelpunkte der phyſikaliſchen Erſcheinungen ſtehen, und welche den Kern und das Weſen aller ſpontan anziehenden und abſtoßenden Kräfte bilden.

Schon vor Entdeckung der Voltaſchen Säule hatten Phyſiker, vor Allem der Abbé Nollet, in der Elektrizität das „Elementarfeuer“ erblickt, aus welchem Licht, Wärme, magnetiſche und chemiſche Wirkungen hervorgehen.

A. Secchi, ausgehend von der Erfahrung, daß jede durch Verdichtung oder Verdünnung veranlaßte Störung des Aethergleichgewichts zwiſchen den Molekülen Anziehungen bewirkt, in welchen er das Weſen der Elektrizität erblickt, erklärt es nicht mehr für unmöglich, daß alle phyſikaliſchen Erſcheinungen durch ſolche Störungen des Aethergleichgewichts ſich erklären laſſen. Die Thätigkeiten (les actions) der Moleküle wären dann, fährt er fort, nur eine Wirkung jener Dispoſition des Aethers rings um die Moleküle, der ſonſt einen vorübergehenden elektriſchen Zuſtand der Körper bedingt, hier aber ſich in der Struktur der Moleküle ſelbſt als ein Beſtändiges findet.

Secchi erklärt weiterhin insbeſondere die Anziehung der Planeten durch die elektriſchen Kräfte.

Was zunächſt das Licht betrifft, ſo iſt es bekanntlich nun ſchon häufig genug und von den bedeutendſten Forſchern auf die Erſcheinungen der Elektrizität zurückgeführt und mit ihr identifizirt worden: ſo von Maxwell, Riemann, Zöllner, Lorenz in Kopenhagen, der durch mathematiſche Berechnungen die „Identität der Lichtſchwingungen mit den elektriſchen Strömen" nachwies. Einen bedeutenden Halt gewann dieſe Lehre durch die neueſte Entdeckung, daß die elektriſchen Schwingungen ſich wellenförmig verbreiten.

Zu den reichhaltigſten Ausführungen der Identität von Licht und Elektrizität gehören die Schriften Zöllners.

Schon vor vielen Jahren hat Moſſotti, und in neuerer Zeit Secchi und W. Weber, die Gravitation als eine Wirkung der Elektrizität erklärt; desgleichen Zöllner in ausführlicher und energiſcher Beweisführung.

Daß die Erſcheinungen der Elektrizität und des Magnetismus in einander fließen und beide auf etwas Gemeinſames, Identiſches hinauslaufen, iſt nach den

Entdeckungen Ampères nicht zweifelhaft. Ampère hat übrigens auch ausdrücklich die Anſicht ausgeſprochen, daß das Licht ſeinen Urſprung der bewegten Elektrizität verdanke, und vor 40 Jahren hat man nachgewieſen, daß eine Gasflamme aus einem Voltaſchen Strome beſtehe, genauer geſagt, aus einem Leiter, durch welchen ein leuchtender elektriſcher Strom läuft.

Auch die Erſcheinungen der Wärme und des Lichts ſind ſo innig mit einander verknüpft, daß man an ihrem gemeinſamen Urſprung und ihrer Weſensgleichheit nicht zweifeln kann. Die ſtralende Wärme beſteht aus (unſichtbaren) Licht-, bezw. elektriſchen Schwingungen und die gewöhnliche Wärme aus Schwingungen, welche von den Aetherwellen auf Körperatome ſich fortgepflanzt haben.

Davy behauptete, daß Wärme und Licht nur „das Reſultat der Wiederzuſammenſetzung beider Elektrizitäten" ſeien. Wollaſton verfocht dieſelbe Anſicht. „Kurz, man überzeugte ſich endlich," ſagt M. Becquerel, „daß das Licht elektriſchen Urſprungs ſei".

Im Jahre 1846 bewies Faraday die enge Beziehung zwiſchen Licht und Magnetismus, indem er zeigte, daß Lichtſtralen elektriſirt und magnetiſirt, und magnetiſche Ströme leuchtend gemacht werden können.

Noch vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts hatte Oerſtedt in mehreren Schriften die Einheit der elektriſchen und der chemiſchen Kräfte verfochten. Ihm folgte Berzelius, welcher der Chemie eine neue Geſtalt gab, indem er die chemiſche Anziehung auf die elektriſche zu gründen ſuchte.

Im Jahre 1834 verkündete auch Faraday die

Identität der elektriſchen Kräfte mit den *chemiſchen.*

„Ich nehme an," ſagt Clauſius, der berühmteſte unter den Begründern der Wärmelehre, ſchon 1857 in Poggendorfs Annalen — „ich nehme an, daß die Kraft, welche die Entſtehung chemiſcher Verbindungen verurſacht, und welche *wahrſcheinlich in einer Art Polarität der Atome beſteht,* auch ſchon in den einfachen Stoffen wirkſam iſt, und daß auch in dieſen mehrere Atome zu einem Moleküle verbunden ſind." — Nun, welche andere „Polarität" könnte dies ſein als die elektriſche? Freilich nicht im engeren, ſondern im weiteren Sinne der Elektrizität als polarer Urkraft der Natur.

Im vorigen Jahrhundert hatte ſchon *Buffon* den genialen Einfall, die chemiſche Anziehung und die Gravitation der Himmelskörper zu einander in Beziehung zu bringen und beide als Modifikationen derſelben Urkraft zu bezeichnen.

„Die Geſetze der Verwandtſchaften", ſagt er, „nach denen die Beſtandtheile verſchiedener Subſtanzen ſich von einander trennen, um ſich wieder unter ſich zu verbinden und homogene Materien zu bilden, kommen völlig mit dem allgemeinen Geſetze, vermöge deſſen alle himmliſchen Körper auf einander wirken, überein. Sie äußern ſich auf gleiche Weiſe und nach denſelben Verhältniſſen der Maſſen und der Entfernungen. Ein Kügelchen Waſſer, Sand oder Metall wirkt auf ein anderes Kügelchen, wie die Erdkugel auf den Mond. Wenn man bis jetzt dieſe Geſetze der Verwandtſchaft von den Geſetzen der Schwere verſchieden gehalten hat, ſo liegt Solches blos daran, daß man dieſen Gegenſtand nach ſeinem ganzen Umfange nicht recht gefaßt und begriffen hat. Die Figur, welche bei den himmliſchen Körpern nichts oder faſt nichts zu dem Geſetze ihrer Wirkung auf einander thut, weil ihre Entfernung ſehr groß iſt, thut im Gegentheil faſt Alles, wenn der Abſtand ſehr klein oder gar nicht zu rechnen iſt.“ — Demnach ſtellt er das Prinzip auf: „Jede Materie zieht ſich an, nach dem umgekehrten Verhältniſſe des Quadrats der Entfernung, und dieſes allgemeine Geſetz ſcheint bei den beſonderen Anziehungen nur durch die Wirkung der Figur der Beſtandtheile jeder Subſtanz verändert zu werden, indem dieſe Figur als ein Element zur Entfernung kommt.“ —

Somit wäre der Kreis geſchloſſen. Wir haben in kurzer — keineswegs lückenloſer — Ueberſchau die ſämmtlichen Naturkräfte eine nach der andern Gegenſtand von Unterſuchungen werden ſehen, welche ſich mit dem Nachweiſe ihrer Weſensgleichheit mit der Elektricität beſchäftigten.

Von höchſtem Intereſſe ſind Zöllners Abhandlungen über die mechaniſchen Wirkungen des Lichts. Sie geben eine gründliche Ueberſicht über Verſuche und Entdeckungen, welche ſeit geraumer Zeit in dieſer Beziehung die gelehrte Welt beſchäftigt haben.

Es liegt nahe zu hoffen, dereinſt auch eine Brücke geſchlagen zu ſehen zwiſchen den elektriſchen und den mechaniſchen Kräften. Ob eine ſolche Brücke nöthig und überhaupt zu wünſchen, werde ich ſpäter erörtern.

Die Vorausſetzung von der Einheit aller Naturkräfte iſt das größte und fruchtbarſte „*Heuriſtiſche Prinzip*", welches je der Naturwiſſenſchaft zu Gebote ſtand. Machen wir es uns alſo fleißig zunutze.

Erhaltung der Energie.

Daß alle Kräfte in einem beſtändigen Umſatz von Aequivalenten begriffen ſind, iſt nicht zu bezweifeln. Aber wer hat denn wirklich den Muth, die Bilanz aller in Thätigkeit tretenden und wieder erlöſchenden Weltkräfte zu ziehen, deren manche wir vielleicht nicht einmal kennen und nie kennen lernen werden? Wir ſagen ohne Zweifel etwas recht Hübſches damit, wenn wir ſagen, das Maß der Energie im Weltall könne nicht vermehrt noch vermindert werden. Aber ich fürchte, wir wiſſen am Ende doch ſelbſt nicht genau, wie wir das eigentlich meinen. Wir fühlen uns dabei nicht ſo ganz wohl und ſicher in unſerer Haut, und es iſt, als ob eine Ahnung uns beſchliche, daß, was wir Erhaltung der Energie nennen, entweder die einfachſte, ſelbſtverſtändlichſte Sache der Welt, oder ein großer Humbug iſt.

Thun wir indeſſen was möglich, nehmen wir die Sache ernſt, und ſehen wir, wie weit wir damit kommen.

Der fallende Körper, ſagt man, entwickelt nur die kinetiſche Energie, welche durch die urſprüngliche *Erhebung* deſſelben auf ſeinen Standort als *poten-*

zielle Energie ihm „mitgetheilt", „in ihm aufgeſpeichert worden iſt."

Gut. Aber denken wir uns auf dem Gipfel der höchſten Alpe ein von einem dort horſtenden Adler gelegtes Ei. Nehmen wir an, dies Ei falle vom Gipfel der Alpe in einen tiefen Abgrund. Es wird mit größter Wucht unten aufſchlagen und zerſchellen. Woher nahm es aber die „Spannkraft", welche in dieſer Wucht zur kinetiſchen Energie geworden iſt? Niemand hat es auf ſeinen Standort mit Aufwand von Arbeit emporgehoben; es entſtand auf ihm.

Ueberhaupt hat dieſe ganze Vorſtellungs- und Ausdrucksweiſe, daß ich z. B. einem in meiner Taſche ruhenden Stein, mit welchem ich einen Berg beſteige, hierdurch eine Kraft „mittheile", welche ſpäter bei einem Fall aktiv wird, etwas Myſtiſches an ſich.

Was geſchieht denn ſo eigentlich, wenn ein Stein vom Dache fällt? Der einfache Hergang iſt doch wohl folgender: Der auf dem Dache liegende Stein beſitzt eine Kraft, die ſich als Druckkraft äußert. Dieſe Kraft iſt, ſo zu ſagen, eine rein paſſive, denn ſie wird dem Steine mitgetheilt durch die Anziehung, mit welcher die Erde ihn abwärts zieht. Man ſagt, er beſitze in dieſem Zuſtande Energie der Lage oder Spannkraft, und leiſte dabei keine Arbeit. Ich finde aber, daß er dies doch wohl thut, wenn er ſeine Unterlage durch den Druck etwa zermürbt, zertrümmert, zermalmt. Kommt nun der Stein ins Fallen, ſo iſt es wieder nicht eine ihm einwohnende Kraft, durch die er ſich abwärts bewegt, ſondern er folgt der Kraft der Erdanziehung, die ihn nach unten reißt. Indem er ſich aber bewegt, erhält er eine gewiſſe Wucht, und dieſe zunehmende Wucht der Bewegung äußert ſich, wenn der Stein zuletzt auf den Boden aufſchlägt, durch verhältnißmäßig verſtärkte Druck- oder Stoßkraft. In dem Steine war alſo weder vor noch nach dem Fall eine andere Kraft wirkſam, als die Kraft der Erdanziehung.

Verdankt aber der Stein ſeine potenzielle, ſowie ſeine eventuelle kinetiſche Energie nur der Anziehung der Erde, ſo ſcheint es mir ungenau, zu ſagen, es ſei die beim Emporheben des Steins verbrauchte Arbeitskraft, welche ſich als ruhende Energie in demſelben „befindet“, oder dieſe ſei in denſelben „übergegangen“, in ihm „aufgeſpeichert“ worden, und ſie ſei es, die ſich ſpäter in die kinetiſche Energie des fallenden Steines „umſetzt“.

Man kann dies, meines Erachtens, ſelbſt dann nicht gut ſagen, wenn erwieſenermaßen die Arbeitsgröße, welche zum Emporſchaffen eines Steins verbraucht wird, gleich iſt der Arbeitsgröße, welche hernach der fallende Stein leiſtet. Dieſe Aequivalenz mag immerhin — was an ſich gewiß von höchſtem Intereſſe iſt — beſtehen; aber auch ſie ſcheint mir den Ausdruck nicht zu rechtfertigen, die beim Hinaufſchaffen eines Steins auf eine gewiſſe Höhe aufgewendete Energie ſtecke hernach in dem Stein, ſei der verfügbare Fond ſeiner Kraftwirkung.

(Entſchieden gedankenlos iſt der in phyſikaliſchen Lehrbüchern und ſonſt häufig wiederholte Satz: Der gefallene Stein kann keine Arbeit leiſten, bis er nicht aufs neue zu einer gewiſſen Höhe gehoben worden iſt. Er kann ja noch tiefer fallen — von der Erdoberfläche z. B. in einen tiefen Abgrund — und leiſtet dann dieſelbe Arbeit, als ob er auf ſeinen Standort gehoben worden wäre.)

Ich bitte den geneigten Leſer zu bedenken, daß ich mit dem hier Geſagten nicht Lehrmeinungen angreifen, ſondern blos das Bedenkliche, meiner Anſicht nach nicht ganz Zutreffende gewiſſer Ausdrucksweiſen, hervorheben wollte.

Der Aether.

Die alte Lehre griechiſcher und orientaliſcher Weiſen, daß alles aus dem Aether entſtanden, haben hervorragende Gelehrte unſerer Zeit unbedenklich zu der ihrigen gemacht. Erklärt doch insbeſondere die Weltkörperbildung ſich am einfachſten als Verdichtung eines das Weltall erfüllenden, unendlich verdünnten Urſtoffs. Nach Secchis Vermuthung ſind unſere ſogenannten Grundſtoffe nur verſchiedene Mengen und Gruppirungen von Aetheratomen.

Nach W. Thomſons Berechnung wäre die Dichte des Lichtäthers möglicherweiſe viel kleiner, als die Dichte des Luftreſtes im luftleer gemachten Raum einer guten Luftpumpe.

Da alles Leere durch den Aether ausgefüllt zu denken iſt, ſo muß wohl auch alles Körperliche von ihm durchſetzt und durchflutet ſein. Er muß alſo nicht blos im Leben des Kosmos, ſondern auch im Erdeleben, in der organiſchen wie in der unorganiſchen Natur, eine bedeutende Rolle ſpielen und die Phyſiologie hätte mit ihm zu rechnen. Wahrſcheinlich iſt er Träger und Vermittler der feinſten Schwingungen und Regungen auch im Leben der Nerven und des Gehirns. Was man als übernatürlichen Nervenäther oder Nervengeiſt bezeichnet hat, iſt vielleicht etwas ganz Natürliches.

Aus dem Umſtande, daß Aetherwellen (im Lichte) denſelben Geſetzen des Stoßes, der Zurückwerfung u. ſ. w. folgen, wie anderes Stoffliche, geht hervor, daß auch dieſer unendlich verdünnte Aether immer noch materieller Natur iſt. Es kommt ganz auf dasſelbe hinaus, wenn einige Gelehrte die Exiſtenz eines Aethers leugnen und dafür die Zwiſchenräume der Weltkörper durch permanente Gaſe im Zuſtande außerordentlicher Verdünnung erfüllt ſein laſſen. Was hindert uns, eben dies außerordentlich verdünnte Gas Aether zu nennen?

Giordano Bruno nahm vier Dichtigkeitsgrade oder Aggregatszuſtände der Materie an: das Feſte (terra), das Flüſſige (aqua), das Gasförmige (aer), und das Aetheriſche (ignis). Dieſe Aufſtellung iſt ganz im Geiſte des griechiſchen und orientaliſchen Alterthums. Daß den Alten der Aether Eins mit dem Prinzip des Feuers war, iſt bekannt; ſie erkannten ihn unter der Maske ſeiner Erſcheinungsform als Licht.

Der vierte „ſtralende“ Aggregatzuſtand, welchen in unſern Tagen Crookes entdeckte, iſt, wie man ſieht, nichts Neues, und ſeine Annahme hat, wenn auch vielfach beſtritten, etwas Verlockendes. Man wird ihn für den Aether in Anſpruch nehmen dürfen.

Der Aether iſt allgegenwärtig und verleiht jedem Ding in der Welt Allgegenwart. Seine Erzitterungen bringen mein Weſen, das ſie in Mitſchwingungen verſetzen, in Berührung mit dem fernſten Stern der Milchſtraße, von welchem ſie ausgehen. Auf dieſer goldenen Jakobs-Stralenleiter ſteigt der Stern ſelber zu mir hernieder und verſchmilzt mit mir, mit meinem ſehenden Aug, mit meinem denkenden Gehirn.

Die Körper beſtehen ohne Zweifel aus verſchieden verdichtetem Aether. Daß Aetheratome und Körperatome nicht weſentlich verſchiedene Stoffe ſind, verſteht ſich für uns im Grunde von ſelbſt, da ja für zwei verſchiedene Arten von Atomen nicht der mindeſte Grund in unſern Vorausſetzungen gegeben iſt, eine ſolche Annahme vielmehr denſelben geradezu widerſprechen würde.

Wollte man die Frage aufwerfen, ob es nicht irgend wo im Weltenraum aufgehäufte Maſſenvorräthe von noch indifferenzirten Atomen giebt, ſo läge es wohl am nächſten, im Aether eine ſolche Vorrathsmaſſe von primitiven Atomen, Atomen erſter Ordnung, zu vermuthen.

Aber Erſcheinungen wie die bei der Lichterregung des Aethers: verſchiedene Schwingungszahl der Atome, verſchiedene Brechbarkeit der Stralen und die Farbenzerſtreuung im Prisma, machen es zweifelhaft, daß die Aetheratome noch in keiner Weiſe differenzirt ſind.

Möglich, daß wenigſtens in der Nähe der Weltkörper der Aether nicht mehr rein, ſondern theilweiſe differenzirt iſt durch Elemente, die ſich aus ihm ſelbſt verdichtet haben, oder ſich zu verdichten eben im Begriff ſind, oder daß er wenigſtens mit ſolchen gemiſcht und gleichſam verunreinigt iſt. Vielleicht giebt es verſchiedene Schichten des Aethers, als deren eine man den Waſſerſtoff betrachten mag, den ich ſonſt mit dem Aether für weſensgleich, oder wenigſtens als erſte ſeiner Verdichtungen anzuſehen geneigt bin und Waſſerſtoff das Grundelement derſelben ſei. Es iſt Lockyer im weitern Verlaufe ſeiner Unterſuchungen auch wirklich gelungen, unter Anwendung hoher Hitzegrade im luftleeren Raume, bedeutende Waſſerſtoffgehalte aus zahlreichen Elementen zu gewinnen. So aus Natrium, Phosphor, Magneſium, Indium, Lithium.

Nimmt man an, daß die Weltkörper ſich aus dem Aether verdichtet haben, ſo müſſen auch alle weiteren Naturgebilde, welche dieſe Weltkörper ſpäter aus ſich entwickelten, demſelben Urſtoffe entſtammen. Die Weltkörper konnten nur den Stoff ausgeſtalten, aus welchem ſie ſelbſt beſtanden. Es kann deshalb auch von einem abſoluten Unterſchiede zwiſchen ſogenannten Körper- und Aetheratomen nicht die Rede ſein. Die Körperatome ſind nur ſtark verdichtete Aetheratome.

Ohne Zweifel haben wir uns als erſte Verdichtung des Aethers den Waſſerſtoff, dieſen leichteſten aller Stoffe, zu denken. Hochwichtig iſt Norman Lockyers bekannte Hypotheſe, daß die meiſten chemiſchen Elemente zuſammengeſetzt.

Die Wiſſenſchaft glaubt ſich des „Lichtſtoffs" entledigt zu haben. Aber was iſt der Aether anders, als eben der Lichtſtoff? Vielleicht rechtfertigt er auch die Auffaſſung der deutſchen Naturphiloſophien, die ihn als Widerſpiel der Schwere bezeichnet — eine Eigenſchaft, die ſich in der immer aufwärts ſtrebenden Tendenz der Flamme zu beſtätigen ſcheint, und welche der franzöſiſche Naturforſcher Pictet als „direction *antigrave*" anerkannt hat. Man darf ohne Zweifel dem Aether den ausgemerzten Namen eines Imponderabile zurückgeben; hat man ihm doch Schwerewirkungen, meines Wiſſens, nirgends nachgewieſen.

Der Aether ſpielt vielleicht im Naturleben eine ähnliche Rolle wie das Waſſer: als allgemeines Erweichungs-, Auflöſungs- und Verflüchtigungsmittel. —

Wirbelatome.

Die nach Beobachtungen von Helmholtz neueſtens von Thomſon entwickelte Idee der „Wirbelatome", gewiſſermaßen eine Erneuerung der Carteſianiſchen Wirbel, hat große Beachtung in der wiſſenſchaftlichen Welt gefunden. Um aber dieſe Theorie ſo, wie ſie zunächſt ſich giebt, als eine Erklärung der allererſten Entſtehung von Atomen, anzunehmen, müßte man jenes vollkommene elaſtiſche Fluidum, in und aus welchem die Wirbelringe als „Atome" ſich gebildet haben, als ein Kontinuum gelten laſſen: denn hätte es ſelbſt ſchon aus Atomen beſtanden, ſo hätten die Atome überhaupt nicht erſt aus ihm entſtehen können.

Die Annahme eines ſolchen Kontinuums iſt ganz überflüſſig und Thomſons Theorie läßt ſich ganz gut mit der atomiſtiſchen vereinigen.

Waren die Fluida, in welchen man bisher die Helmholtz-Thomſonſchen unzerſtörbaren Wirbelringe beobachtet hat, von gewöhnlicher chemiſch-atomiſtiſcher Beſchaffenheit, ſo braucht auch das Urfluidum, aus welchem die weltbildenden Wirbelatome entſtanden, nicht ein abſolutes Kontinuum geweſen zu ſein. Es kann aus Aetheratomen beſtanden haben, und die aus ihr entſtandenen Wirbelringe können für primitivſte Weltgebilde, ja wenn man will, für Körperatome gelten.

Weiteres über Anziehung und Abſtoßung.

Man nimmt an, daß Körperatome ſich anziehen, Aetheratome ſich abſtoßen, und daß die ſich anziehenden Körperatome durch die zwiſchen ihnen befindlichen Aetheratome auseinandergehalten werden. Dieſe Annahme empfiehlt ſich durch ihre Einfachheit. Auch entſpricht ſie der uralten naturphiloſophiſchen Anſicht, wornach der Aether das expanſive Prinzip der Natur iſt, das leichte Lichtelement gegenüber dem attraktiven Element der Schwere. Körperatome und Aetheratome dürften ſich ebenfalls anziehen, ſo weit dieſe Anziehung nicht durch die expanſive Natur der Aetheratome, die zwiſchen durch ſich geltend macht, überwunden, eingeſchränkt, oder modifizirt wird.

— Wie man die Fortpflanzung transverſaler

Schwingungen des Aethers nach gewöhnlicher Annahme durch Anziehung der benachbarten Aethertheilchen erklären kann, während nach ebenfalls gewöhnlicher Annahme die Aethertheilchen abſtoßend auf einander wirken — darüber iſt mir ein wiſſenſchaftlicher Aufſchluß noch nicht vorgekommen.

Wenn Körperatome ſich anziehen, Aetheratome ſich abſtoßen, ſo möchte man glauben, der Unterſchied zwiſchen Körper- und Aetheratomen beſtehe nur darin, daß bei den Aetheratomen die Entfernung der Atome von einander jene Grenze überſchreitet, innerhalb welcher ſie noch anziehend auf einander wirken. Und wenn nun dieſe Aetheratome, keinem Geſetze der Anziehung unter ſich mehr folgend, andern bewegenden Kräften gehorchen und ſich dabei immer weiter von einander entfernen, ſo ſcheinen ſie ſich abzuſtoßen.

Die gleichmäßige Vertheilung (Diffuſion) der kleinſten Theile faſt aller Stoffe in flüſſigem, und aller Stoffe in gasförmigem Zuſtande bei ihrer Miſchung liefert den Beweis der ſehr merkwürdigen Thatſache, daß die Anziehung zwiſchen kleinſten Theilchen verſchiedener Stoffe faſt durchweg größer iſt, als zwiſchen Theilchen desſelben Stoffes. Dieſe überwiegende Anziehung des Ungleichen kann die Wahrſcheinlichkeit nur verſtärken, daß bei den Anziehungen in der Natur vor allem Polarität im Spiele iſt. —

Schwere und Licht.

Indem durch die Schwerkraft die Materie ſich zuſammenballt, wird Wärme entwickelt: die

Wärme aber iſt ein trennendes, auflöſendes Prinzip; das Zuſammengeballte, Verdichtete, verdünnt und löſt ſich alſo wieder. Sollte nicht auch hier ſich ein Verſuch anknüpfen laſſen, Anziehung und Abſtoßung in der Natur zu erklären? Möglicherweiſe iſt Wärme unmittelbar identiſch mit dem abſtoßenden, Schwere mit dem anziehenden Prinzip. Damit wäre dann der bekannte myſtiſche Antagonismus zwiſchen Schwere und Licht, der in der deutſchen Naturphiloſophie eine ſo große Rolle ſpielt, auf ſeine einfache naturwiſſenſchaftliche Wahrheit zurückgeführt. Denn Wärme und Licht ſind eins; die beiden Ausdrücke bezeichnen ja nur zwei verſchiedene Wirkungen derſelben Sache: auf unſern Hautſinn und auf unſern Geſichtsſinn, wobei nur zu bemerken, daß nicht alle Grade der ſogenannten Wärme auch auf den Geſichtsſinn, nicht alle Grade (Stralen) des Lichtes auch auf den Hautſinn wirken.

Die gänzliche Zuſammenballung der Materie wird durch die Wärme, die gänzliche Zerſtreuung durch die Schwere verhindert.

Der Antagonismus zwiſchen Schwere und Wärme wird ſich überall in einem Dichtigkeitsgrade ausgleichen, welcher den Umſtänden angemeſſen iſt. Ob aber dabei ein Zuſtand völliger Ruhe eintritt, iſt fraglich; wahrſcheinlicher iſt, daß, indem das Konglomerat durch die Wärme aufgelöſt wird, hierdurch aber die Wirkung der Schwere wieder zur Geltung gelangt, was eine neue Verdichtung bedingt u. ſ. f., eine Oszillation eintritt, die vielleicht niemals ganz zur Ruhe kommt.

Verdichtung und Verdünnung.

Das Leben des Alls iſt ein ewiger Verdichtungs- und Verdünnungsprozeß, ein ewiger Uebergang des Aethers in dichtere Geſtaltungen und eine ewige Rückkehr dieſer in den ätheriſch-gaſigen Zuſtand. Auch auf der Erde, im einzelnen, iſt alle Geſtaltung ein Verdichtungsprozeß und das Leben ein Oszilliren zwiſchen Verdichtungs- und Verdünnungszuſtänden, zwiſchen Kontraktion und Expanſion, Attraktion und Repulſion. Es iſt dies das große Athemholen des Allebens, welches hier im Kleinſten, dort im Größten, hier in Sekunden, dort in Jahrmillionen ſeine Periode vollendet. Athmen iſt Leben: und nicht blos das Thier athmet, auch die Pflanze athmet, der Stein und die Scholle athmet, die Erde athmet, der Himmel ſelbſt athmet und ſein Odemhauch iſt der Aether.

Gravitation.

Was wir Schwere zu nennen pflegen, beruht nach gewöhnlicher Anſchauung auf einer Anziehung, welche die Erde ausübt. Man könnte da zunächſt an magnetiſche und elektriſche Erdkräfte denken, in welchen dieſe Anziehung ihre Erklärung fände. Bekanntlich iſt die Erde ſelber ein Magnet, muß alſo ſchon dadurch anziehende Kräfte entfalten. Der Umſtand, daß die Schwere an den Polen zunimmt, am Aequator aber am geringſten iſt, würde für Einheit der magnetiſchen Erdkraft mit der Schwerkraft ſprechen. Einwenden ließe ſich dagegen, daß die Anziehung der Erde von ihrem Mittelpunkte auszugehen ſcheint. Vielleicht iſt es aber bloſer Schein und die Schwierigkeit läßt ſich durch Annahme eines Hineinſpielens der elektriſchen Kräfte beſeitigen.

Indeſſen, die Sache iſt noch einfacher zu faſſen. Ziehen Körperatome ſich an, wie man ja faſt allgemein annimmt, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad der Entfernung, ſo ſcheint es für das, was man Gravitation nennt, keiner Erklärung mehr zu bedürfen. Wird ein Stein von der Erde emporgehoben, und es beſteht zwiſchen ſeinen Atomen und den Atomen des Erdballs eine Anziehung, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß eine Kraft, die ihn vom Boden weg in die Höhe hebt, den Widerſtand jener Anziehungskraft zu überwinden hat, und daß, wenn das Maß der aufgewendeten Hebekraft erſchöpft iſt, der Stein wieder der natürlichen atomiſtiſchen Anziehungskraft folgt, die um ſo größer wird, je näher er der Erde kommt. Wozu bedürfte es da noch einer beſonderen „Schwerkraft“? Der Fortſchritt unſerer phyſikaliſchen Erkenntniß ſcheint mir in der Richtung des Gedankens zu liegen, daß jene Anziehungskraft, welche zunächſt der Chemiker und der Phyſiker zwiſchen Körperatomen überhaupt annehmen, zur Erklärung aller Anziehungserſcheinungen in der Natur ausreicht.

Will man dagegen geltend machen, daß die Gravitation nur in der Richtung des Erdmittelpunktes wirkt, andere Arten der Anziehung in ſehr verſchiedenen Richtungen, ſo ſcheint mir dieſer Einwand leicht zu entkräften.

Denken wir uns den Erdball als eine Rieſengruppe von Atomen, deren jedes eine anziehende Kraft beſitzt, ſo müſſen dieſe Einzelkräfte ſich zu einer Geſammtkraft ſummiren, welche im Mittelpunkte der Erde am ſtärkſten iſt. Kein Wunder alſo, wenn jedes auf der Erdoberfläche befindliche Objekt hauptſächlich in der Richtung des Erdmittelpunktes angezogen wird.

Einwenden ließe ſich weiterhin, daß die Schwerkraft mit der phyſikaliſchen und chemiſchen Anziehung zwar die Regel gemeinſam hat, nach welcher ihre Stärke dem Produkt der Maſſen direkt proportional iſt, darin aber ſich von ihnen unterſcheidet, daß bei ihr die Stärke der Anziehung dem Quadrat der Entfernung verkehrt proportional iſt, bei jenen aber die Anziehung *nicht* im Quadrat der Entfernung, ſondern *viel raſcher* abnimmt. Ich glaube jedoch, daß auch dies uns von der Annahme einer, *allen* Erſcheinungen der Anziehung zu Grunde liegenden einheitlichen Kraft nicht abzuſchrecken braucht. Denn bei der Schwere haben wir es mit *Körpern* zu thun, bei den andern genannten Arten der Anziehung mit *Atomen* und *Molekeln*, und es iſt ſehr wohl denkbar, daß bei einem ſo ungeheuren Unterſchied der Maſſe eines *Atoms* und der Maſſen von *Körpern*, welche als ponderabel zu unſerer Wahrnehmung gelangen, die anziehende Kraft nicht hier wie dort in gleicher Art wirkt — daß die unendlich kleinen Atome ſich einem Geſetz entziehen, dem die ungleich maſſigeren Körper gehorchen.

Schwerkraft im Erdmittelpunkt.

Die Schwerkraft wird aufgefaßt als eine Kraft, vermöge welcher alles auf der Erde Befindliche gegen den Mittelpunkt der Erde hingezogen wird. Ein im Mittelpunkt der Erde befindlicher Gegenſtand würde alſo unbeweglich in Ruhe verharren. Denken wir uns mitten durch den ganzen Erdkörper ein Loch gebohrt — deſſen Linie alſo den Erdmittelpunkt ſchneidet — und laſſen wir von der Erdoberfläche aus durch dieſe Oeffnung einen Stein in die Tiefe fallen. Wird nun dieſer Stein, wenn er in ſeinem Falle, nirgends die Ränder des Schachtes berührend, im Erdmittelpunkte angelangt iſt, *frei in der Luft hängen bleiben?* — Schade, daß keine Ausſicht auf die Möglichkeit, dieſen Verſuch wirklich anzuſtellen, vorhanden iſt!

Giebt es Körper ohne Schwere?

Wir nehmen an, daß die Planeten durch die Anziehung der Sonne im Aether ſchwebend und kreiſend erhalten werden, die Sonne ihrerſeits wieder durch einen größeren Weltkörper, dieſer durch einen noch größeren u. ſ. f. Da dies aber nicht ins Unendliche ſo fort gehen kann, ſo müßte ein Zentralweltkörper von unermeßlicher Ausdehnung als Mittelpunkt all dieſer Anziehungs- und Schwerkräfte vorausgeſetzt werden, deſſen freies Schweben im Aether erſt wieder zu erklären wäre. Man kann alſo nicht ſagen, daß durch dieſe kosmiſche Gravitationshypotheſe das Räthſel der kosmiſchen Bewegungen und des geordneten Weltkörperſyſtems ſofort gelöſt erſcheint.

Die Frage: „Wie erhält, wenn man den fehlerhaften Regreſſus ins Unendliche von größeren auf immer größere Weltkörper vermeiden und deshalb bei einem „Zentralweltkörper“ ſtehen bleiben will — wie erhält ſich dieſer Zentralweltkörper, nicht mehr gehalten und getragen von der Anziehungskraft eines größeren, freiſchwebend im unendlichen Weltraum?“ ſcheint mir eine der bedeutungsvollſten.

Giebt es eine Beharrungskraft oder Eigenſchaft der Körper, durch welche ſie fähig ſind, auch ohne den Halt einer auf ſie einwirkenden Gravitation an einer beſtimmten Stelle des Raumes ſich zu behaupten? —

Die Löſung des Räthſels liegt ohne Zweifel in Folgendem: Der Zentralkörper iſt nicht mehr durch die Anziehung eines größeren gehalten, *aber ebenſo wenig durch die Anziehung eines ſolchen aus ſeiner Lage gerückt: er iſt, könnte man ſagen, den Geſetzen der Gravitation überhaupt nicht mehr unterworfen.* Nur daß die Anziehungen der kleineren Weltkörper noch einen gewiſſen Einfluß auf ihn üben können; ein Einfluß, der vielleicht ganz unerheblich, vielleicht aber auch ſo groß iſt, daß er ſogar etwas dazu *beiträgt*, den Zentralkörper in ſeiner Lage feſtzuhalten.

Es iſt möglich, daß nicht blos der vorausgeſetzte Zentralkörper, ſondern auch ſchon andere größere Weltkörper dem Einfluß der eigentlichen Gravitation theilweiſe oder ganz entzogen ſind: eine Annahme, *bei welcher die eines Zentralkörpers geradezu überflüſſig werden würde.*

Selbſtverſtändlich könnte ein ſolcher Weltkörper, obgleich ſeinerſeits durch keinen andern feſtgehalten und angezogen, doch ein Anziehungsmittelpunkt für andere, kleinere werden.

Entbehrlich erſcheint die Idee eines Zentralweltkörpers ferner, wenn man annimmt, auch ohne einen ſolchen könnten durch die wirkſamen Geſetze der Gravitation, durch eine zweckmäßige Verkettung von Anziehungen Sternſyſteme zuſammengehalten werden.

Kant vermeidet bei ſeiner Annahme eines Zentralweltkörpers den fehlerhaften „Regreſſus ins Unendliche“ in ſeiner „Naturgeſchichte und Theorie des Himmels“ durch die Behauptung einer unendlichen Ausdehnung des Weltalles.

Aber er geräth dadurch in Widerſtreit mit einem andern Axiom der Naturwiſſenſchaft: mit der Unmöglichkeit einer realen Unendlichkeit. Auch weiß ich nicht, ob es thunlich, von einem Mittelpunkt eines unendlich Ausgedehnten zu ſprechen. —

Eine Möglichkeit, ſich den Beſtand eines unabhängigen Zentralkörpers zu erklären, wäre auch durch die Annahme gegeben, daß derſelbe ſich etwa im Mittelpunkte allſeitig gleicher Anziehungen befinde — was natürlich ebenfalls ein ruhiges, neutrales Beharren an ſeiner Stelle zur Folge hätte.

Wie immer aber ſich die Frage nach einem Zentralweltkörper geſtalten und entſcheiden möge, wünſchte ich jedenfalls die Frage: „Giebt es Körper ohne Schwere im Weltall? Körper, welche durch ihre Iſolierung dem Bereich der Gravitation entzogen ſind?“ einer eingehenden Beachtung von Seite der Aſtrophyſiker und Mathematiker gewürdigt.

Nicht Hypotheſe, ſondern abſolute Gewißheit iſt, daß ein ſolcher Körper, weil durch die Gravitation nicht beeinflußt, von ihr nicht feſtgehalten und getragen würde, eben deshalb aber auch nicht fallen könnte, ſondern an ſeiner Stelle verharren müßte.

Wärme und Kälte.

Wärme beſteht, ſagt man, in Schwingungen der Atome. Aber Wärme und Kälte ſind relative Begriffe, die unmerklich in einander übergehen. Wo hört die Wärme auf und wo beginnt die Kälte? Der „Nullgrad“ unſerer Thermometer iſt nur eine zu praktiſchen Zwecken angenommene Grenze zwiſchen den beiden. Man muß wohl ſagen: die Wärme hat dort ein Ende, wo die Schwingungen aufhören, in welchen ſie beſteht. Man will nun in der That die Temperatur von — 270° C. als abſoluten Nullpunkt der Temperatur, bei welchem jede Wärmeſchwingung erloſchen iſt, ermittelt haben.

Das Wärmegefühl ließe ſich auffaſſen als geſteigerte Taſtempfindung. Als einfache, indifferente Taſtempfindung empfinden wir die gewöhnlichen und natürlichen Atom- oder Molekularſchwingungen eines berührten Körpers. Sind aber die kleinſten Theilchen in lebhafteren, ſchnelleren Schwingungen begriffen, ſo ſteigert ſich die Taſtempfindung zum Wärmegefühl. Das Gefühl der Wärme eines nicht unmittelbar berührten Körpers pflanzt durch den Aether des

Luftraums bis zu unſerer äußeren Haut ſich fort. Ob wir mit unſeren Taſtorganen den Wärmeſchwingungen entgegen kommen, oder ſie an uns herankommen laſſen, iſt für die Wirkung gleich. Im Innern unſeres Körpers kann Wärmegefühl entſtehen durch nicht zugeleitete, ſondern innerlich veranlaßte Schwingungen und Berührungen der kleinſten Theile, welche den von einer äußern Wärmequelle zu uns fortgepflanzten Schwingungen analog ſind.

Das Temperaturgefühl, das wir als Kälte bezeichnen, beruht wahrſcheinlich auf Atom- oder Molekularſchwingungen von beſonderer Langſamkeit — auf Schwingungen, welche noch unterhalb des Maßes jener Geſchwindigkeit liegen, die wir als indifferente Taſtempfindung bezeichnen. Die ſteigende Skala wäre alſo: Kältegefühl — einfache, indifferente Taſtempfindung — Wärmegefühl.

Temperaturgefühl ſcheint mir das einzige wirkliche *quale*, der „Ton“, oder die „Farbe“ der Taſtempfindung im allgemeinen. Härte, Weichheit, Rauhigkeit Glattheit u. dgl. ſind nicht eigentlich qualitativer Natur. Im Rauhen empfinde und unterſcheide ich Hervorragungen und Ungleichheiten, im Glatten den Mangel von ſolchen, im Harten und Weichen Dichtigkeitsgrade der Maſſe, die von ihrer Atomenzahl abhängt: alſo quantitative, nicht qualitative Beſchaffenheiten.

Magnetismus und Elektrizität.

Unzweifelhaft ſtehen Magnetismus und Elektrizität im engſten und beſtändigen Zuſammenhange als

Wirkungen einer und derſelben Kraft. Der Nord- und Südpolarität des Erdmagnetismus entſpricht eine Oſt-Weſtpolarität der elektriſchen Ströme, welche die Erde umkreiſen. So mag jeder Magnet von einem elektriſchen Strom umkreiſt und in der Achſe jedes elektriſchen Stroms eine magnete Polarität vorhanden ſein, die zur Erſcheinung kommen, wenn ihnen ein kräftiger Träger geboten wird, was bekanntlich geſchieht, indem man einen Eiſenſtab als Achſe des kreiſenden elektriſchen Stromes einſchiebt, oder den Magnetſtab mit leitungsfähigen Drahtwindungen umgiebt.

Jedes Atom iſt ein eventueller Magnet; zunächſt aber blos potenziell, nur unter Umſtänden aktiv, bei polarer Erregung von außen; der ſogenannte Magnet iſt ein ausnahmsweiſe kontinuirlich polar erregter Körper.

Wenn die Stücke eines zertheilten Magneten, ſo lange man auch die Theilung fortſetzen mag, immer wieder ſelbſtändige Magnete ſind, ſo kann dies Zerfallen in kleinere Magnete nur dort aufhören, wo die Möglichkeit der Theilung ſelbſt aufhört: bei den Atomen.

Magnetismus und Elektrizität ſind nichts Anderes als das Spiel der Polaritäten, der ſich anziehenden und nach Ausgleichung ſtrebenden Gegenſätze, die immerfort in der Natur ſich begegnen. Alles Differente wirkt auf einander polar erregend. Die Polarität treibt ihr Weſen ununterbrochen, da allem ſtets Gegenſätze begegnen, die es polar erregen, wenn auch die Wirkungen nicht immer ſo ſtark ſind, daß ſie für uns bemerkbar werden. Wir drücken dies ſo aus, daß wir ſagen, wir ſtoßen in Luft, Waſſer, Erde beſtändig auf Elektrizität, alles ſei voll davon. In den chemiſchen Anziehungen haben wir dasſelbe Spiel der Polaritäten vor uns, und reden auch hier außerdem noch beſtändig von elektropoſitiven und elektronegativen Gegenſätzen.

Polarität (Spiel der Gegenſätze) iſt alſo das Prinzip der Anziehungen und Abſtoßungen in der Natur, ja man kann ſagen, ſie ſei die geſuchte Urkraft ſelbſt.

Kein Körper iſt an und für ſich magnetiſch oder elektriſch, alle *werden* es nur durch Erregung, die freilich manchmal auch eine kontinuirliche ſein kann.

Nur die *Schwerkraft* erſcheint als etwas Beſonderes, von keiner Polarität Abhängiges, unter den anziehenden Kräften. Aber ſie iſt der Ausdruck des Zuſammenſtrebens, des Durchdringungsbeſtrebens aller Dinge überhaupt (Kohäſion).

Man kann alſo die Sätze aufſtellen:

I. Alles in der Natur zieht ſich an. (Schwerkraft, Kohäſion.)

II. Insbeſondere ziehen ſich an: die Gegenſätze. (Polarität.)

Es iſt aber auch möglich, daß die Schwerkraft noch als eine *gar nicht urſprüngliche, ſelbſtändige* Kraft ſich herausſtellt und ſich eine anderweitige Erklärung für ſie findet, wie ja eine ſolche auch ſchon oft genug verſucht worden iſt. In dieſem Falle würde auf dem ganzen Gebiete der Anziehungen und Abſtoßungen das Urgeſetz, oder wie man auch ſagen kann, die Urkraft der *Polarität* ihr ausſchließliches Herrſcherrecht behaupten.

Chemiſches.

Kann es in der That als über allen Zweifel erhaben gelten, daß die Elemente aus ihren chemiſchen Verbindungen immer abſolut unverändert wieder hervorgehen? Wäre es nicht doch möglich, daß ſie manchmal etwas von *mitgetheilten Zuſtänden* mitbrächten, was ſie nicht mehr abſolut identiſch ſein läßt mit ihres Gleichen? Sollten nicht in einer ſolchen Annahme gewiſſe Erſcheinungen, wie z. B. die der *Allotropie* und die der *Iſomerie*, ihre langvermißte Erklärung finden können? —

Unſere Chemie iſt, ſo zu ſagen, eine verdrießliche Wiſſenſchaft geworden, ſeit ihr die Maſſe widerſprechender Einzelheiten ſo ſehr über den Kopf wächſt und immer neue Theorien nöthig macht. Es kann ſie ja ſchon gar nicht mehr freuen, Theorien überhaupt aufzuſtellen, da allem, was man in der Theorie feſtgeſtellt zu haben glaubt, im Laboratorium alsbald immer eine ſolche Unzahl eigenſinniger Ausnahmen in die Quere läuft, alles und jedes von ſo viel kritiſchen Wenn und Abers umdornt und umzäunt iſt, daß ein Spötter, der übertreibt, ſchier behaupten könnte, es gebe in der ganzen Chemie keinen Satz, der wörtlich, durchaus und unbedingt wahr wäre. Wem das neu iſt, der leſe Lothar Meyers Buch über die „modernen Theorien der Chemie“.

Vor dreißig Jahren thaten wir gebildete Jünglinge uns etwas darauf zu gute, zu wiſſen, daß es zwei Arten von Grundſtoffen giebt: Metalle und Metalloide. Für dieſe Eintheilung hat der heutige Chemiker nur ein höhniſches Lächeln. Nun, mir kanns recht ſein, denn mir gefiel die Sache ſo eigentlich niemals recht; denn da ich zu viel Griechiſch verſtand, um nicht zu wiſſen, daß „Metalloid“ „metallähnlich“ bedeute, ſo begriff ich nicht, wie etwas ſo genannt werden konnte, was doch den Gegenſatz der Metalle bezeichnen ſollte.

So unwiſſend war zu jener Zeit kein Studioſus, daß er bei der Prüfung nicht wenigſtens anzugeben gewußt hätte, daß die Säuren blaues Lackmuspapier roth färben.

„Fällt ihnen gar nicht ein,“ ſagt der heutige Chemiker grinſend. „Einige thun es, aber das iſt nicht der Rede werth . . .“

Daß die Säuren Sauerſtoffverbindungen ſind, verſtand ſich damals für jedes Kind von ſelbſt. „Wußte nicht,“ ſagt der heutige Chemiker, „Säuren ſind Verbindungen des Waſſerſtoffs mit elektronegativen Elementen und Radikalen. Sauerſtoffſäuren giebt es allerdings auch ſo nebenbei.“

Man ſieht, die Chemie iſt eine Wiſſenſchaft, bei welcher nur gänzliche Unwiſſenheit vor den gröbſten Irrthümern bewahrt.

Dieſer Umſtand iſt es, bilde ich mir ein, der unſere heutigen Chemiker zu etwas grämlichen Leuten gemacht hat, die in ihren trockenen Formeln leben, in ihren Laboratorien darauf los ſcheiden und binden und brauen, neue „Reihen“ erfinden, und ſich mit allgemeinen philoſophiſchen Geſichtspunkten in ihren Büchern ſo wenig als möglich zu ſchaffen machen.

Aber wartet, wartet, wartet nur! Eben dieſe grämliche Wiſſenſchaft mit den ewig ſchwankenden Lehrſätzen iſt die zukunftreichſte von allen. In ihr, und in keiner andern Wiſſenſchaft, liegt nach meiner Ueberzeugung der Schlüſſel zur endlichen Löſung des großen Räthſels der Natur. Und ſie wird es löſen — vorausgeſetzt, daß es überhaupt lösbar — wenn ſie einmal nicht mehr verdrießlich iſt, und wieder ein großer, philoſophiſcher Geiſt und Sinn ſich ihrer bemächtigt. Zunächſt wird ſie uns dann vielleicht die heißerſehnte Geneſis der Elemente beſcheeren.

Das Mechaniſche.

Vor längerer Zeit brachte ich folgende Erklärung von Stoß und Gegenſtoß zu Papier:

Der Stoß iſt eine, nicht durch natürliche Anziehung ſondern durch eine gewaltſame äußere Kraft herbei geführte Berührung zweier Körper, welchen, eben weil er gewaltſam und nicht im natürlichen Anziehungsgeſetze begründet, die Natur durch einen heftigen Gegenſtoß ausgleicht. Seither überzeugte ich mich, daß die Sache viel einfacher iſt.

Es begegnet uns auf dem mechaniſchen Gebiete die Lehre von der Undurchdringlichkeit. Dieſe Lehre kann als ein hübſches Beiſpiel davon gelten, wie wir Naturthatſachen zu erklären ſuchen. Wir bemerkten, daß Körper bei heftiger Berührung ſich nicht durchdringen, ſondern abſtoßen. Das Wort „Undurchdringlichkeit" war nur ein Ausdruck für die Thatſache. Allmählich aber rückte dasſelbe zur Bedeutung einer Erklärung vor, und wir ſagten, die Körper ſtoßen ſich ab, weil ſie undurchdringlich ſind. Das iſt nicht weniger eine Tautologie, als wenn Fritz Reuters Bräſig im Jahre 1848 in einer Volksverſammlung die große Armuth des Volkes aus der großen „Poverteh" desſelben erklärte.

Die Undurchdringlichkeit beſteht einfach darin, daß bei ſoliden Körpern die Atome ſo feſt an einander haften, daß es den Atomen eines andern Körpers nicht gelingt, den Zuſammenhang derſelben zu löſen und zwiſchen ſie einzudringen. Wie kann man da von der Undurchdringlichkeit als einer beſondern Qualität der Körper ſprechen? Im flüſſigen und gaſigen Zuſtande durchdringen die Körper ſich beſtens.

Stoßen zwei Körper auf einander, ſo theilt der eine, deſſen Bewegungsgröße überwiegt, dem andern einen Ueberſchuß von Bewegung mit, den dieſer einfach ausführt, ſelbſtverſtändlich in der Richtung des Körpers, der ihm die Bewegung mitgetheilt hat. Wir ſagen dann, er „pralle zurück", habe einen „Stoß" erhalten. Aber er hat nichts gethan, als eine ihm nach dem Prinzip der Zuſtandsmittheilung mitgetheilte Bewegung ausgeführt. Im Zurückprall liegt alſo nichts auf eigentlich abſtoßenden Kräften Beruhendes.

Wie aber, wenn ein feſter Körper gegen eine feſte

Wand prallt? In dieſem Falle iſt er in Folge des Beharrungsvermögens gezwungen, die nach vorwärts unmögliche Bewegung nach einer andern Richtung, und zwar nach rückwärts, fortzuſetzen.

Sind die Körper elaſtiſch, ſo geſellt ſich ihren Bewegungsgrößen noch das Kraftmaß ihrer Elaſtizität, und die Bewegungsgröße des die mitgetheilte Bewegung ausführenden Körpers wird verſtärkt durch die elaſtiſche Energie.

B. Phyſiologiſches.

Elektriſche Urkraft auf phyſiologiſchem Gebiet.

Das Reich der Elektrizität, der polaren Urkraft, hat keineswegs ein Ende, wenn wir vom phyſikaliſchen Gebiete übergehen auf das phyſiologiſche. Im Gegentheil, es beginnt vielleicht erſt recht. Wie oft iſt das Leben ſelbſt als ein elektriſcher Prozeß aufgefaßt worden! In höherem Sinne gewiß mit Recht.

Ein merkwürdiges Wort ſprach Reil, das man der Vergeſſenheit entreißen muß. Er ſagte, daß ihm „die Atome der organiſchen Materie in einer beſtändigen elektriſchen Spannung zu ſein, und auf einer ſolchen der Tonus des Lebendigen zu beruhen ſcheine, da er wahrgenommen, daß fleiſchige Theile unter ſich mit einer gleichen Kraft angezogen und abgeſtoßen würden“. —

Auf die Idee, die Befruchtung und Belebung des weiblichen Keims durch den männlichen Samen als einen Vorgang elektriſchen Ausgleichs zu erklären, iſt die Naturwiſſenſchaft immer wieder zurückgekommen. Ohne Zweifel erfolgt eine Befruchtung dann, wenn die Polarität beſonders geſpannt und von kräftiger Wirkung iſt. Nahegelegt wurde dieſe Theorie der Befruchtung zunächſt durch den Umſtand, daß die Zeugungsſtoffe nicht immer in unmittelbare Berührung zu kommen ſchienen, ſo daß man an ein Ueberſpringen des wirkenden Prinzips, wie eines elektriſchen Funkens, zu denken verſucht war. Man könnte alſo ſagen, der Same ſchlage wie der Blitz in den Keim und entzünde in ihm das Leben.

Auf die Rolle, welche die Elektrizität im Nerven- und Muskelleben ſpielt, brauche ich eben nur hinzuweiſen.

Es wird von Lichterſcheinungen an manchen Menſchen berichtet, von einem Leuchten des Hauptes u. dgl.

Was an „Od“ Phänomenen etwa Thatſächliches iſt, wäre ohne Zweifel als Elektrizitätswirkung in Anſpruch zu nehmen.

Der bekannte Chirurg Prof. Nußbaum in München macht irgendwo darauf aufmerkſam, daß es Stubenmädchen giebt, namentlich ſolche von der brünetten und dunkeläugigen Art, die ſo ſtark elektriſch ſind, daß beim Friſiren ihrer Herrinnen die Haare ſich ſträuben und faſt an den Fingerſpitzen des Mädchens kleben bleiben.

Matteucci konſtruirte eine galvaniſche Säule aus lebendigen Fröſchen, die ſo gut wie metalliſche Plattenpaare einen galvaniſchen Strom erzeugten.

Pangeneſis und Perigeneſis.

Die von Darwin aufgeſtellte und ſpäter auch von G. Jäger („Kosmos", Gratulationsheft zu Darwins 70. Geburtstag) im Zuſammenhange mit ſeiner Seelentheorie vorgetragene Hypotheſe der „Pangeneſis" beſteht darin, daß jedes Organ und jeder differente Gewebstheil eines thieriſchen Organismus Keimchen nach den Behältern der Zeugungsſtoffe entſenden, welche in die Eier und in den Samen eindringen, ſo daß dieſe eine Quinteſſenz aller Theile des Organismus nach quale und quantum in ſich faſſen. — Wie der Organismus auf den merkwürdigen Einfall komme, von allen ſeinen Gewebsarten und allen ſeinen Organen kleine Muſterproben und Vertreter nach einem gewiſſen Punkte zu entſenden, wäre hierbei die nächſte aufzuwerfende Frage. Es käme übrigens dabei auf Swedenborgs Theorie hinaus, nach welcher jedes Organ aus Theilchen beſteht, die mit dem Ganzen homogen ſind: die Lunge aus unendlich kleinen Lungen, die Leber aus kleinen Lebern, die Niere aus kleinen Nieren u. ſ. f. — Ich trenne vorläufig die Sache der „Organe" von der Sache der „differenten Gewebstheile". Wenn aus Zellen oder ſonſtigen Elementen, welche z. B. aus dem Auge, dem Ohr, der Naſe u. ſ. w. ſtammen, wieder Augen, Ohren, Riechorgane u. ſ. w. werden ſollen, ſo wäre dies doch nur ſo zu erklären, daß jene in die Zeugungsſtoffe entſendeten Keimchen eine ganz wunderbare Anlage beſitzen, ſich in eben ſolche Organe, wie die, aus welchen ſie herkommen, auszugeſtalten. Es wird aber ſchwerlich einem Phyſiologen einleuchten, wie Elementartheilchen aus einem Fuße, einer Hand u. ſ. w. eine Anlage beſitzen ſollen, auch losgetrennt von den betreffenden Organen und in eine ganz fremde Lage verſetzt, ſich wieder zu Händen, Füßen u. ſ. w. auszuwachſen? Doch, das iſt Nebenſache. Das Weſentliche zur Entſcheidung ſcheint mir in Folgendem zu liegen: Wenn ich einmal eine Anlage annehme, kraft welcher ſich Elemente eines Körpertheils, getrennt von ihm, zu einem eben ſolchen Körpertheil auszugeſtalten imſtande ſind, ſo kann *ich eben ſo gut eine Anlage gelten laſſen*, kraft welcher Elementartheile eines *ganzen* Organismus ſich zu einem eben ſolchen Organismus zu entwickeln unter Umſtänden fähig werden, wobei dann die Frage nach der Entſtehung der einzelnen Beſtandtheile ebenſo entfällt, wie die Frage nach der Entſtehung der einzelnen Finger oder Zehen entfällt, wenn von der Entwicklung einer Hand oder eines Fußes nach dem Prinzip der Darwinſchen „Pangeneſis“ die Rede iſt. Die Entwicklung einer Hand, einer Naſe, eines Auges aus Elementartheilchen, welche einem ſolchen Organ angehört haben, iſt *nicht erklärlicher*, als die Entwicklung eines ganzen Organismus aus Elementarbeſtandtheilen eines eben ſolchen Organismus. Die Darwinſche Hypotheſe iſt alſo mindeſtens überflüſſig.

Aber ſie bezeichnet auch ſonſt keineswegs einen wiſſenſchaftlichen Fortſchritt über die ältere Annahme, oder vielmehr Thatſache hinaus, daß aus Elementartheilchen eines Organismus ſich unter gewiſſen Umſtänden neue Organismen derſelben Art entwickeln können. Denn bei dieſer Annahme iſt die Ausgeſtaltung und Anordnung des geſammten neuen Organismus unter Einem erklärt; bei der Darwinſchen Hypotheſe aber bleibt die große Frage zu beantworten übrig, wie denn aus einem ſolchen Chaos von Keimchen einzelner Beſtandtheile ſich ein *geordnetes Ganzes* entwickelt? —

Dieſe Frage hat nun allerdings Jäger zu beantworten geſucht. Aber ſeine Erklärung geht im Grunde nur darauf aus, die zweckmäßige Reihenfolge des Hervortretens der einzelnen Organe zu erklären, und erklärt auch dieſe nicht genügend; noch weniger die Verbindung der einzelnen Organe zu einem geordneten Ganzen. So geſchah es denn auch hier, daß dasjenige, was eigentlich zu erklären war — die Herkunft eines neuen Organismus aus Elementarbeſtandtheilen desſelben — erklärt werden ſollte durch etwas noch weniger Erklärliches.

Die Darwinſche „Pangeneſis" wollte Haeckel durch ſeine „Perigeneſis" erſetzen. Aber ich finde in Haeckels Darlegung nur ein gutes Gleichniß: die bildliche Verdeutlichung einer einfachen und ziemlich ſelbſtverſtändlichen Sache. Sowohl was die Phylogeneſe, als was die ontogenetiſche Anwendung betrifft, geſtehe ich offen, daß mir nicht klar geworden iſt, was Haeckel mit ſeiner „Hypotheſe" eigentlich Neues und Beſonderes erklärt und geſagt zu haben glaubt.

Generation.

Zur Erklärung der Generation iſt kaum etwas zweckdienlicher, als ein Blick auf die ſogenannte Regeneration, die uns in der Natur überall entgegentritt. Wenn von einem zerſchnittenen Polypen jeder Theil ſich zu einem beſonderen Polypen ausbildet, wenn abgeſchnittene Theile anderer Thiere ſich ganz ſo wiedererzeugen, wenn ſelbſt auf höheren Stufen des thieriſchen Lebens Subſtanzverluſte ſich häufig wieder in der urſprünglichen Form ausgleichen, ſo darf es nicht mehr ſo ſehr befremden, wenn die plaſtiſche Naturkraft nicht blos einzelne Theile, ſondern einen neuen ganzen Organismus aus einem beſonders entwicklungsfähigen Beſtandtheil desſelben (einem ſogenannten Keim) zu entfalten und herzuſtellen imſtande iſt.

Das Ganze und die Theile.

Wie der chemiſche Stoff ein Aggregat von Molekülen derſelben Art und Weſenheit, ſo iſt der Kriſtall ein Aggregat von kleineren Kriſtallen derſelben Art, die Pflanze ein Aggregat von kleineren Pflanzen, das Thier ein Aggregat von kleineren Thieren, Einheiten, die ſich differenzirt haben und doch fortwährend in wunderbarer Weiſe theil nehmen an der Natur des Ganzen. Theilte nicht Art und Weſenheit des Geſammtorganismus ſich den kleinſten Theilen mit, ſo könnte nicht jeder wieder ein Ganzes derſelben Art werden, ſo gäbe es keine Fortpflanzung. Es wäre nicht zu erklären, wie einzelne abgekapſelte kleinſte Theile zu „Samen“ werden können, aus welchen der gleiche Geſammtorganismus, wie der, dem ſie angehören, ſich entfaltet.

Wie in einem menſchlichen Individuum Ichſinn und Allſinn, Einzelſinn und Gemeinſinn, ſo iſt in jedem Naturindividuum, und dann wieder in jedem kleinſten Theile desſelben ein doppeltes Prinzip geſetzt: das des Theilweſens und das der Weſenheit des Ganzen, die ſich jedem Element bis zu einem gewiſſen Grade mittheilt.

Durch die Abkapſelung (Segregation) einer Anzahl der Elemente als Samen wird die Natur der Ganzheit in ihnen beſſer gewahrt, während die andern Elemente derart in den Geſammtorganismus verkettet und ſo zu ſagen in den ſtrengen Dienſt desſelben gebannt ſind, daß ſie hauptſächlich nur die Theilweſenheit, und nicht in dem Maße, wie die freien Samenelemente, die Natur der Ganzheit behaupten und vertreten können.

Zellengedächtniß.

Wenn wir annehmen, daß gewiſſe Eindrücke in den Zellen unſerer Gehirnmaſſe zeitlebens haften, und daß hieraus ſich das Gedächtniß erklären laſſe, ſo fragt ſich, wie denn ein ſolcher Fortbeſtand der Eindrücke in uns möglich ſei, da ja bekanntlich die Zellen, die unſern Körper bilden, nicht immer dieſelben bleiben, ſondern auf dem Wege des Stoffwechſels durch neue erſetzt werden? Es wird, um die Hypotheſe aufrecht zu erhalten, angenommen werden müſſen, daß Eindrücke, Beſchaffenheiten und Beſtimmungen, die an Atomen, Zellen, Fibern u. ſ. w. haften, auf neugebildete oder neu eintretende Atome, Zellen, Fibern *übergehen* können.

Vererbung.

Der tuberkulöſe Vater vererbt auf den Sohn ein Protoplasma mit der Anlage zur Tuberkuloſe. Dieſelbe Art von Protoplasma vererbt der Sohn auf den Enkel. Nun kommt es vor, daß in einem ſolchen Falle der Enkel, nicht aber der Sohn tuberkulös wird, und man findet dieſe Erſcheinung räthſelhaft. Sie iſt es aber nicht. Denn nur die *Anlage* zur Tuberkuloſe, nicht die Tuberkuloſe ſelbſt, wird vererbt; eine Anlage iſt eben nur die *Möglichkeit*, die Tendenz zu irgend einer Entwicklung. Die Anlage zur Tuberkuloſe *kann* in einem Individuum zum Ausbruch der Krankheit führen, ſie *muß* es aber nicht. Das Gleiche hat man ſich gegenwärtig zu halten bei vererbten phyſiſchen Aehnlichkeiten, Charaktereigenſchaften u. ſ. f., welche mit Uebergehung der zweiten Generation bei der dritten zu Tage treten.

Zur Phyſiologie der Sinne.

— Erwieſenermaßen ſind Wahrnehmungen bei niederen Thieren ohne Sinne vorhanden. Iſt aber ein gewiſſer Grad von Wahrnehmung ohne Sinne und vor Entwicklung von Sinnesorganen erwieſen, ſo iſt es recht wohl denkbar, daß die urſprüngliche Wahrnehmungsfähigkeit ſich die Sinnesorgane erſt bildet, daß wir nicht ſehen, hören, fühlen ꝛc., weil wir die betreffenden Sinne beſitzen, ſondern daß ſich die letzteren in uns entwickelt haben, weil eine modifizirbare Fähigkeit des Empfindens in uns vorhanden iſt. Ein „Wittern“ kommt bei Thieren vor, die kein Riechorgan beſitzen! Man könnte den allgemeinen „Sinn“ überhaupt „Witterung“ nennen. Er kommt den einfachſten Thiergebilden zu, und differenzirt ſich bei den vollkommeneren zu den bekannten fünf Sinnesempfindungsarten. Aber auch der ſchon mit differenzirten Sinnen begabte höhere Organismus behält noch Spuren der allgemeinen Fähigkeit des Witterns in der Geſammtheit des Nervenlebens. Daß das Wittern mit Recht als gleichbedeutend mit allgemeinem Sinn zu nehmen, beſtätigt auch eine von G. Jäger in der „Entdeckung der Seele“ (S. 268) angeführte Thatſache.

Daß Wahrnehmung überhaupt nicht nothwendig an Sinnesorgane gebunden iſt, erſieht man aus den Wahrnehmungen der Somnambulen und Hypnotiſirten (Kieſer, Syſtem des Tellurismus, II. S. 323 ff.), noch zuverläſſiger aber aus den, über allen Zweifel erhobenen Leiſtungen der gewöhnlichen Schlaf- und Traumwandler. Wenn ein ſolcher mit geſchloſſenen Augen ſo ſicher und genau ſeine Schritte nach dem gefahrvollſten Wege einrichtet, ſo iſt das doch ein „Hellſehen“, nicht weniger wunderbar, als alles, was man von ſolchem in „magnetiſchem Schlafe" berichtet. Und vermag der Menſch Nahes ohne Hülfe der Sinne wahrzunehmen, ſo iſt es am Ende wohl auch denkbar, daß er Entferntes ohne Hülfe der Sinne wahrnimmt! Wir haben kein Recht mehr, das Letztere für „unmöglich" zu halten, da wir die Möglichkeit von jenem ebenſowenig begreifen.

Die Thatſache, daß es Leben, Empfindung und zweckmäßige Thätigkeit in nervenloſen Thieren giebt, iſt von größter Bedeutung. Gilt doch ſchon jede einzelne Zelle als ein „Elementar-Organismus"; und wenn man mit Häckel annimmt (Vorträge, S. 167 ff.), daß gewiſſe Faſerfortſätze der Zelle als Nerven, oder „die äußere Hälfte der Zelle als Nerv, die innere als Muskel" anzuſehen ſeien (S. 169), ſo beſagt dies am Ende doch auch nichts weiter, als daß ſchon den einfachſten, winzigſten, elementarſten Gebilden animaliſcher Natur nervöſe und muskulare Thätigkeit innewohnt.

Das Beiſpiel von den Fledermäuſen, welche, obgleich blind, taub und ohne Geruchſinn, noch durch die Maſchen eines Netzes fliegen, ohne die Fäden zu berühren, findet eine intereſſante Erläuterung in Th. Meynerts „Pſychiatrie" (S. 158).

Es ſind im menſchlichen Organismus nicht blos fünf, ſondern ſieben Sinne nachweisbar. Zu den anerkannten fünf geſellen ſich nämlich noch der Kälte- und Wärme- oder Temperaturſinn, und der phyſiſche Luſt- und Unluſtſinn. Der Temperaturſinn kann nicht zum Haut- oder Taſtſinn gerechnet werden, weil wir Hitze und Kälte nicht blos mit der Haut, ſondern auch im Innern des Leibes empfinden. Und beide Sinne ſind auch in dem Falle als ſolche zu betrachten, wenn ein beſtimmtes Organ für ſie nicht vorhanden iſt. Für die Geſchlechtsluſt insbeſondere iſt übrigens ein ſolches Organ vorhanden, und man hat ganz Recht, von einem ſexuellen als „ſechsten“ Sinn zu reden.

Zum Luſt- und Unluſtgefühl gehört auch das ſogenannte Gemeingefühl.

Es läßt ſich ſehr wohl denken, daß es Thiere mit mehr, oder mit andern Sinnen giebt, als ſie der Menſch beſitzt. Es iſt möglich, daß ſelbſt Thiere, die uns auf der Stufenleiter der Weſen ſchon ziemlich nahe ſtehen, wie Hunde und Katzen, den einen oder andern Sinn beſitzen, von welchem wir Menſchen nichts ahnen. Vielleicht beruht manches von dem, was wir das „Wittern“ der Thiere nennen, auf einer uns Menſchen fremden oder bei uns nicht entwickelten Sinneswahrnehmung. Der merkwürdige Ortsſinn mancher Thiere, auch vieles in den Inſtinkthandlungen der Thiere, läßt ſich vielleicht auf eine ſolche Quelle zurückführen.

Der Gedanke an die Relativität deſſen, was wir Entfernung oder Abſtand nennen, eröffnet neue und überraſchende Ausſichtspunkte. Mit Rückſicht auf dieſe Relativität, ſowie darauf, daß die Entfernung der Himmelskörper von einander im Verhältniß zu ihrer Größe nicht größer ſein dürfte, als die Entfernung der kleinſten Theile (Zellen, Atome u. dgl.) in einem irdiſchen Körper oder einer irdiſchen kompakten Maſſe überhaupt, im Verhältniß zu ihrer Größe ließe ſich recht wohl denken, daß anders organiſirten Weſen das ganze Sonnenſyſtem als kompakte Maſſe erſchiene. Für ſolche Weſen würde es dann ſo wenig etwas Auffallendes haben, daß der Mittelpunkt des Sonnenſyſtems das ganze Syſtem in ſeine Bewegung mit fortreißt, als es uns auffallend erſcheint, daß, wenn ein Menſch ſich um ſich ſelber dreht, alle ſeine Glieder, Zellen, Atome dieſer Bewegung folgen. Wäre ein Auge ſo konſtruirt, daß es die für unſer Auge verſchwindenden Entfernungen der Zellen oder der Atome von einander als größere, ſichtbare Entfernungen wahrnähme, ſo würden alle dieſe Zellen oder Atome um den Mittelpunkt des ſich drehenden Körpers Kreisbahnen zu beſchreiben ſcheinen. Und wie wir in einem pflanzlichen oder thieriſchen Individuum eine kompakte Maſſe von kleinſten Theilindividuen erblicken, ſo erſcheint dem tiefer blickenden Auge auch ein Volk, ein Staat u. dgl. als ein Ganzes, das von einheitlicheren Geſetzen gelenkt wird, als man bei oberflächlicher Betrachtung glaubt.

Man hat behauptet, die Finſterniß ſei auch etwas Poſitives. Die abſolute gewiß nicht! Denn die vermeintliche Anſchauung der Finſterniß entſteht uns erſt, nachdem wir verſchiedene Grade von Helligkeit bereits wahrgenommen und dann den vollſtändigen Mangel an Licht gedanklich zu fixiren und als vorkommend zu denken uns gewöhnt haben. Wir überſehen oft genug den Unterſchied von „Vorkommen“ und eigentlichem „Exiſtiren,“ weil es *vorkommt*, daß das Licht gänzlich mangelt, glauben wir ſagen zu dürfen, die Finſterniß ſei etwas *Exiſtirendes*.

Da übrigens das Sehen anerkanntermaßen die Folge einer Affektion des Sehnerven durch das Licht iſt, ſo kann man auch das *Schwarzſehen* nicht als etwas Poſitives bezeichnen, denn wäre es ein ſolches, ein wirkliches „Sehen“, ſo würde es ein Sehen *ohne* Affektion des Sehnerven durch das Licht geben — eine Wirkung ohne Urſache.

(Das Einfachſehen.)

Daß wir alle Dinge nur *einfach* ſehen und die Blickbilder der beiden Augen, obgleich durch einen nicht unbeträchtlichen Zwiſchenraum *getrennt*, ſich zu einem einheitlichen Bilde vereinigen, hat man als Sache der *Gewöhnung* oder *unbewußter Verſtandesthätigkeit* erklärt. Dieſe Erklärung wird durch eine einfache, aber, wie mir ſcheint, entſcheidende Thatſache widerlegt. Es giebt Fälle, wo wir einen Gegenſtand *wirklich doppelt* ſehen, ſo namentlich wenn wir bei zurückgelegtem Kopfe die Naſe in eine ſolche Richtung bringen, daß ſie zwiſchen den Blicklinien der beiden Augen eine Art Scheidewand bildet, und dann unſere Blicke die Seiten der Naſe entlang auf den Gegenſtand richten. Auf dieſe Art ſehen wir mit Leichtigkeit alle Fenſterkreuze, alle Bilder an der Wand, alle Geräthſchaften, alle Kleinigkeiten unſeres Gemachs doppelt. Wäre nun das Einfachſehen Gewohnheitsſache oder unbewußter Vernunftſchluß, warum ſollten wir in ſolchen Fällen die Gegenſtände nicht auch einfach ſehen? Warum ſollten Gewohnheit und Vernunft ſich da ſo gänzlich unwirkſam erweiſen? —

Intereſſant und vielleicht wenig bekannt iſt, daß Doppeltſehen von Gegenſtänden bei perſiſchen Dichtern ſich öfter als Fehler eines kranken Auges erwähnt findet. Im „Mesnewi“ z. B. (Deutſch von Roſen, S. 42) wird ein Diener „doppelſichtig“ genannt:

„Da gieng ins Haus der Doppelſicht'ge ſchnell,
Und ſah zwei Flaſchen an der einen Stell'.“

wozu der Ueberſetzer in einer Anmerkung beiläufig ſich ausſpricht: „Dieſer Ausdruck bezeichnet einen krankhaften Zuſtand der Augen, infolgedeſſen man einen Gegenſtand doppelt ſieht. Ob in Perſien das Uebel ſo häufig vorkommt, wage ich nicht zu entſcheiden. Gewiß iſt, daß in perſiſchen Anekdotenſammlungen immer eine gute Anzahl von Erzählungen darauf Bezug hat.“ — Häufig wird der Ausdruck mit „ſchielend“ überſetzt; aber daß damit nicht ein Schielen, ſondern ein Doppelſehen gemeint iſt, beweiſt der Zuſammenhang auch in der angeführten Stelle deutlich genug.

Die Lebensdauer der Menſchheit.

Man beſchäftigt ſich fleißig mit der Frage, was denn mit der armen Erde geſchehen wird, wenn nach Billionen von Jahren der Wärmevorrath der Sonne ſich erſchöpfen ſollte? Man bedenkt dabei nicht, daß nach Billionen Jahren von der Erde in ihrer gegenwärtigen Geſtalt aus ganz anderen Gründen längſt nichts mehr übrig ſein dürfte. Ich glaube, man ſtellt ſich den Beſtand von Himmelskörpern in einer und derſelben Phaſe mit Unrecht für unermeßliche Zeiträume als bleibend vor. Betrachten wir das äußerſt variable und zerſetzbare Material des Erdkörpers, ſo müſſen wir an einen zwar langſam fortſchreitenden, aber doch nie raſtenden Zerſetzungs- und Verflüchtigungsprozeß denken, dem ſchließlich alles Feſte zum Opfer fallen muß. Es muß eine Zeit kommen, wo der fallende und ſickernde Tropfen auch die Granitmaſſen der Urgebirge zernagt haben wird.

Setzen wir eine Möglichkeit voraus, welche wahrſcheinlich zu machen nicht allzuſchwer fallen dürfte: daß verflüchtigte Theile der Erdmaſſe mit der Luft bis an die Grenzen der Erdatmoſphäre entführt und von da in andere Anziehungsbereiche des Weltraums mit fortgeriſſen werden, ſo wäre ſogar eine allmähliche Verflüchtigung des Erdballs nicht undenkbar.

Gerade ſo verhängnißvoll, wie die Auflöſung des Feſten, müßte der Erde in keineswegs unermeßlicher Zeit die Erſtarrung oder Vertrocknung alles Flüſſigen werden. Desgleichen eine Erſchöpfung gewiſſer Triebkräfte, gewiſſer Lebenskeime, ein Ausſterben von Pflanzen und Thieren, wie es ja ſchon durch die wälderverwüſtende, felderpflügende Civiliſation bedingt iſt u. ſ. f. Mit den Wäldern und unbebauten Landſtrecken verſchwinden die Thiere und Pflanzen, die ſie bewohnen. In wenigen Jahrtauſenden werden alle

Vierfüßler bis auf Pferde, Eſel, Rinder, Schafe, Ziegen Hunde und Katzen ausgeſtorben ſein.

Man denke, wie viel in dieſer Beziehung in dem hiſtoriſchen Zeitraum von 6–8000 Jahren ſich auf der Erdoberfläche verändert hat, und man wird kaum Jahrmillionen, geſchweige Jahrbillionen brauchen, um ſich die Wohnſtätte der Menſchen kahl, verwüſtet, abgenützt und erſtorben zu denken. Vom Zuſtande der Erſtorbenheit aber iſt nur ein Schritt zu dem des Zerfalls, der Auflöſung, Verflüchtigung.

Bekanntlich haben Manche die anorganiſche Welt nur als Reſiduum, als ausgeſchiedene Schlacke organiſchen Lebens betrachtet, ſo daß die feſten Stoffe der Erde aus dem Lebensprozeß mehr oder minder bereits ausgetreten wären. Man denke von den eigenthümlichen Ergebniſſen der Forſchungen Hahns und Anderer in dieſer Richtung was man will, zu leugnen iſt nicht, daß etwas Niederſchlag- und Schlackenartiges der anorganiſchen Natur immerhin anhaftet, auch wenn man davon abſieht, daß vielleicht die Hälfte der Geſteinswelt verkalktes Thier- und Pflanzenleben iſt. Freilich ſcheinen dieſe abgeſtorbenen Reſte durch Verwitterung, Zerfall oder Schmelzung in den Kreislauf des organiſchen Lebens allmählich wieder zurückkehren zu müſſen; es iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß zumal bei allmählicher Abnahme der Wärme und des Feuchten, im ganzen die Maſſe des Feſten, Starren, Todten auf der Erde wächſt, das Organiſche dagegen verkümmert, ſo daß der Erdball zuletzt ganz zur Schlacke wird. Wer daran zweifelt, der erinnere ſich, daß wir im Monde eine ſolche Weltkörperſchlacke leibhaftig vor Augen haben.

Was nun aber gar die Fortdauer des menſchlichen Geſchlechts auf der Erde betrifft, ſo hängt ſie an einem ſehr ſchwachen Faden: daran nämlich, daß die Zahl der Geburten die der Todesfälle beſtändig übertreffe oder ihr wenigſtens die Wage halte. Schon jetzt aber iſt dies bei manchen Völkern ſchon nicht mehr der Fall, und es läßt ſich nicht berechnen, wie bald möglicherweiſe das Uebergewicht des Todes über das Leben ſchon zu einem allgemeinen geworden ſein wird.

Denken wir uns eine nur geringe Verrückung der klimatiſchen Verhältniſſe, eine geringe, aber dauernde Steigerung der Hitze- und Kältegrade des Sommers und Winters, und ſofort iſt das phyſiſche Leben auf Erden von Verkümmerung bedroht. Krankheiten, Seuchen, leibliche Schwächen würden überhandnehmen und das Leben ein noch viel unbehaglicheres werden, als es jetzt ſchon iſt. Unter ſolchen Umſtänden könnte die Zahl der Todesfälle nur geſteigert, die der lebenskräftigen Geburten nur vermindert werden. Die Verkümmerung müßte in ſteigendem Verhältniſſe zunehmen und nach wenigen hundert oder tauſend Jahren würde das heutige Menſchengeſchlecht ausgeſtorben, oder wenigſtens auf eine weit niedrigere thieriſche Lebensſtufe herabgeſunken ſein. Weit raſcher würde der Menſch auf der Stufenleiter thieriſcher Weſen wieder abwärts ſteigen, als er nach unſeren Vorſtellungen von natürlicher Entwicklung auf derſelben emporgeſtiegen iſt.

Eben ſo nahe, ja noch näher, läge die Verkümmerung der Thier- und Pflanzenwelt.

Eine noch geringere Verrückung der klimatiſchen Verhältniſſe, als dem Menſchen an und für ſich gefährlich wäre, würde hinreichen, um die Ernten des Sommers und Herbſtes, die geregelte und ausreichende Produktion der pflanzlichen, und in weiterer Folge davon der thieriſchen Nährſtoffe in Frage zu ſtellen. Mißwachs, Theuerung, Hungersnoth würden bleibend werden und ſo ein verhängnißvolles Unheil bilden.

Die Dauer des heutigen Menſchengeſchlechts auf der Erde kann nur eine verhältnißmäßig kurze ſein. Hat es vor 20—30,000 Jahren ſchon Menſchen auf der Erde gegeben, ſo waren es ohne Zweifel noch ganz thieriſche Geſchöpfe: was wir heute „Menſch" nennen, reicht ſchwerlich viel über das zehnte Jahrtauſend in die Vergangenheit zurück. Eben ſo beſchränkt, ja möglicherweiſe noch beſchränkter dürfte das Zeitmaß ſein, das der »Homo sapiens«, als ſolcher, auf Erden noch zu durchleben vor ſich hat.

Nichts iſt alſo naiver, als die ängſtliche Frage, was nach Millionen Jahren, wenn der Wärmevorrath der Sonne erſchöpft iſt oder dergleichen, aus der armen Erde, ihren Weingärten und Kartoffelfeldern, und aus der armen Menſchheit werden ſoll? Es iſt, als ob Einer ſich ängſtigen wollte, wovon er [illegible] nach 500 Jahren leben werde, wenn ſeine Geldmittel bis dahin ſich erſchöpft haben ſollten.

Helmholtz giebt in einem ſeiner populären Vorträge der um ihre Fortdauer nach dem völligen Erkalten der Sonne beſorgten Menſchheit den Troſt, das „Anpaſſungsvermögen“ des Menſchen ſei ein außerordentliches. Ja, er verſpricht ſich von dieſer Anpaſſungsfähigkeit des Menſchen ſogar noch eine weitere Entwicklung und Vervollkommnung der menſchlichen Natur im Laufe des Erdenlebens. Ich finde nicht, daß Beweiſe für ein ſo außerordentliches Anpaſſungsvermögen des Menſchen an ſo veränderte Lebensbedingungen in der bisherigen Erfahrung vorliegen. Wir ſehen, daß unter den kälteſten Himmelsſtrichen das Leben der Menſchen ſich immer nur in einer ſehr kümmerlichen Geſtalt friſtet und ebenſowenig in den heißeſten zu einer wirklichen Blüthe entfaltet. Es iſt alſo keinem Zweifel unterworfen, daß eine allgemeine Zunahme der Kälte auch zu einer allgemeinen Verkümmerung des Lebens führen würde. Und geſetzt, das thieriſche Leben paßte ſich neuen Kältegraden an, wer bürgt dafür, daß auch das Pflanzenleben mit dieſer Anpaſſung gleichen Schritt halten würde? Haben die Palmen der Urwelt ſich dem Wechſel der Temperatur im Norden angepaßt? Werden Pomeranzen und Zitronen und all die Baum- und Feldfrüchte, von welchen wir uns jetzt nähren, ſich einer Sommertemperatur von 10 Graden unter Null anpaſſen? Oder wird die Kälte von 10 Graden unter Null eine neue, beſondere Vegetation erzeugen? — Ich fürchte, wir würden, auch wenn wir die Kälte überlebten, doch Hungers ſterben müſſen! —

Die Erſchöpfung des Brennmaterials auf der Erde iſt ebenfalls nur eine Frage der Zeit, und zwar einer Zeit, die man nicht nach „Jahrmillionen“ berechnen darf.

Das Rechnen mit unermeßlichen Zeiträumen ſoll zwar der Naturforſchung gerne gegönnt werden, läßt ſich aber ſehr leicht ad absurdum führen, beſonders wenn es ohne Rückſicht darauf, ob denn die Faktoren, mit welchen man rechnet, ſo lange beſtehen können, vollzogen wird. Erwägen wir z. B., daß die auf die Erde herabfallenden Meteoriten das Volumen der Erde allmählich vergrößern müſſen. Laſſen wir uns einen Zeitraum von Billionen Jahren für die Erde zugeben, ſo wird bis dahin die Maſſe der Erde bis zum Umfange der Sonne angeſchwollen ſein — nach weiteren Billionen Jahren wird ſie nothwendigerweiſe den Sirius übertreffen u. ſ. w. u. ſ. w. Vom mathematiſchen Standpunkte aus iſt dieſe Rechnung gewiß nicht anzufechten, und doch iſt ſie abſurd.

Einer der zarten Fäden, an welchen der Fortbeſtand des Menſchengeſchlechts auf Erden hängt, iſt auch die Fortdauer der bisherigen Regelmäßigkeit, mit welcher die Zahl der Geburten der Zahl der Todesfälle ſo ziemlich die Wage hält. Eine erhebliche Störung dieſes Gleichmaßes würde in der That den Beſtand des Menſchengeſchlechts in Frage ſtellen. Wer bürgt dafür, daß beſagtes Gleichgewicht immer leidlich wie bisher erhalten bleibt? Es ließe ſich hier nebenbei die Frage aufwerfen, auf welchen natürlichen Urſachen dieſes ſo äußerſt zweckmäßige Gleichgewicht beruht? Ein Darwiniſt, der, von einem andern Sterne auf die Erde herunterkommend, ſo und ſo viele

Millionen Menſchen da vorfände, ungefähr ſo viele, als die Erde ernähren kann, würde vielleicht glauben, daß dieſe paſſende Menſchenanzahl ſich im „Kampf ums Daſein“ ſo herausgeſtellt. Nun, wir wiſſen, daß ſie im großen und ganzen keineswegs das Ergebniß eines ſolchen Kampfes iſt, daß wir ſie vielmehr nur als etwas Zufälliges betrachten können, das als ſolches nicht die Unwandelbarkeit eines Naturgeſetzes beanſpruchen kann, auf deſſen ſteten Beiſtand alſo auch nicht zu rechnen iſt. Man wird einwenden, daß Uebervölkerung durch Auswanderungen ſich ausgleiche. Aber bei ungewöhnlich ſtarker oder ſtetiger Zunahme der Erdbevölkerung würden binnen einigen Jahrtauſenden ſämmtliche Länder übervölkert ſein.

Indeſſen, die verderblichen Folgen der Uebervölkerung fänden zeitweilig eine Art von Gegenmittel in ihrem eigenen Uebermaß: in allgemeinen Hungersnöthen und großem Sterben. Weit raſcher und unaufhaltſamer würde natürlich eine ſtetige *Abnahme* der Erdbevölkerung, ein Mißverhältniß zwiſchen Geburt und Tod zu Gunſten des letzteren, der Lebensdauer des Menſchengeſchlechtes auf Erden ein Ende machen. Leider giebt es ſchon jetzt Nationen, bei welchen die Wage in dieſer Beziehung bedenklich ſchwankt.

Was ich mit all dem Geſagten beweiſen wollte, iſt nur dies: Die Lebensdauer des Menſchengeſchlechts auf der Erde hat mit der Lebensdauer der Erde ſelbſt nichts zu thun. Erſtere wird ohne Zweifel nur ein verſchwindend kleiner Theil der letzteren ſein. Alle nur einigermaßen erheblichen Schwankungen und Veränderungen im status quo, in den klimatiſchen und ſonſtigen Verhältniſſen der Erde müſſen einen Verkümmerungs- und Verfallsprozeß des thieriſchen und Pflanzenlebens auf ihr zur Folge haben. Der Menſch braucht ſich alſo nicht zu ängſtigen vor Epochen, die er nicht erleben wird: vor der Zeit, in welcher, durch die Abwärtsbewegung der Iſothermen von den Polen gegen den Aequator, völlig unbewohnbar geworden, die Erde in einen Meteoritenhaufen ſich auflöſt und in die Sonne ſtürzt.

Aphorismen

als Anhang zur „Phyſis“.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß eine brennende Lampe ſich im Tageslichte viel leichter ausblaſen läßt, als bei Nacht. Die Durchdringung mit dem hellen Tageslicht entkräftet ohne Zweifel die Flamme bedeutend. Ob ſich das auch bei Feuersbrünſten beſtätigt?

— Ich weiß nicht, ob die Bemerkung ſchon gemacht worden iſt, daß Mann und Weib alle Organe, welche doppelt vorhanden ſind, gemeinſam haben, diejenigen dagegen, welche ſie nicht gemeinſam haben, einfach vorhanden ſind. (Ich nehme auch die Naſe für ein Doppelorgan, da ſie ja aus zwei nebeneinander liegenden gleichen Röhren beſteht.) Die weiblichen Brüſte ſcheinen eine Ausnahme zu machen; aber bekanntlich ſind die beiden Saugwarzen, die eigentlich weſentlichſten Theile der Brüſte, auch beim Manne noch vorhanden. So wäre die im Grunde befremdliche Erſcheinung, daß gerade die Saugwarzen beim Manne, dem ſie überflüſſig ſind, ſich erhalten haben, auf ein allgemeineres Prinzip zurückzuführen.

Uebrigens wäre es nicht unmöglich, daß in Urzeiten auch das männliche Geſchlecht bei den Thieren ſich am Säugungswerke betheiligt hat.

Daß die Moleküle unſeres Leibes durch den auf uns laſtenden ungeheuren Luftdruck deshalb nicht zermalmt werden, weil die von allen Seiten her einwirkenden Druckkräfte der Atmoſphäre ſich wechſelſeitig das Gleichgewicht halten, mag richtig ſein, aber der Ausdruck iſt nicht klar. Denn ein Gegenſtand, der ſich zwiſchen gleichen und entgegengeſetzt wirkenden Druckkräften befindet, wird, ſo viel ich weiß, zerquetſcht. Die Phyſiker ſollten für die Sache einen paſſenderen und einleuchtenderen Ausdruck ſuchen.

Daß in einer Flüſſigkeit bei völliger Abſchließung von atmoſphäriſcher Luft kein Infuſorium ſich bilde, wäre an ſich noch kein Beweis gegen die Urzeugung, ſondern würde ſich auch durch die Annahme erklären laſſen, daß keine Urzeugung ohne Zutritt der atmoſphäriſchen Luft möglich iſt, d. h. daß die Luft eine ebenſo unerläßliche Bedingung für Entſtehung animaliſchen Lebens iſt, wie z. B. die Wärme.

Auch das Sonnenlicht und die von der Sonne ausgeſtralte Wärme ſind elektriſcher Natur. Es iſt ſonderbar, daß man ſich die Sonne immer nur als einen Ofen vorſtellt, der geheizt werden müſſe, und ſich viele ängſtliche Mühe giebt, das Brennmaterial zu entdecken, zu beſtimmen und zu berechnen, welches den Wärmebankerott des Sonnenballs verhüten ſoll. Kann man ſich auf der Sonne nicht andere Kräfte als die eines gewöhnlichen Verbrennungsprozeſſes wirkſam denken, welche Aetherſchwingungen veranlaſſen, die wir auf der Erde als Licht und Wärme empfinden? Wäre die Quelle der Licht- und Wärmewirkung in der Sonne wirklich nur ein Verbrennungsprozeß, ſo wäre es vielleicht klüger, ſtatt nach dem Brennmaterial nach dem Vorrath des Sauerſtoffs zu fragen, der früher vermißt, nun zwar in der Sonnenatmoſphäre gefunden worden, der aber in unendlichen Maſſen vorhanden ſein müßte, um für den Verbrennungsprozeß eines Rieſenweltkörpers Millionen Jahre hindurch auszureichen.

Wenn die Geſichtswahrnehmung urſprünglich, auf den unterſten Stufen des animaliſchen Lebens, nur in einer Unterſcheidung von Hell und Dunkel, Licht und Schatten beſteht, ſo iſt die Wahrnehmung der Körperwelt als Wahrnehmung von Verdunkelungen des Lichts, als Wahrnehmung von Schatten aufzufaſſen, deren Qualität durch die Modifikationen des Lichts (die Farben), und deren Quantität (Umriß, Geſtalt) durch die Ausdehnung oder Erſtreckung der verdunkelten Theile des Raumes beſtimmt wird. — Was wir um uns ſehen, iſt alſo im eigentlichen Sinne des Wortes eine Schattenwelt.

— Wenn man mit der Zungenſpitze gegen einen Zahn drückt, ſo hat man das Gefühl, als ob der Zahn dieſen Druck empfinde, während man eigentlich nur das Gefühl des Gegendrucks des Zahnes auf die Zungenſpitze hat. Man nimmt nicht den Zahn, ſondern die Zungenſpitze wahr. So iſt es in aller Sinneswahrnehmung: wir glauben ein Objekt wahrzunehmen, und nehmen nur unſere Gegenwirkung auf dasſelbe wahr.

Stoffwechſel.

— Wenn man den Stoffwechſel des Menſchen betrachtet, der die ſchönen lebendigen Pflanzen- und Thiergebilde alltäglich tödtet, verſchlingt, in ſein Fleiſch und Blut umſetzt, ſo kann der Menſchenkörper, ganz wie der geologiſch betrachtete Erdkörper, als ein Ganzes betrachtet werden, in welchem zahlreiche Schichten vergangenen Lebens, älteſter und neueſter Zeiten, über- und durcheinander gelagert ſind. Eine unendliche Maſſe des Abgeſtorbenen bildet dies neue Leben. So betrachtet erſcheint der blühende Leib als ein Beinhaus, eine Schädelſtätte, ein Schindanger oder ein Hades voll abgeſchiedener Seelen. — Genauer genommen aber iſt nichts Todtes da; das Getödtete, Verſchlungene, Aſſimilirte lebt, in den Dienſt einer andern Lebenstendenz oder Zentralmonas getreten, ein neues, verwandeltes Leben.

Entwicklung.

Die fruchtbarſte Idee der geſammten modernen Naturwiſſenſchaft iſt die der Entwicklung.

Die Prinzipien und Hebel der Entwicklung ſind:

a) Der Lebenswille im allgemeinen, der nothwendig, da es ein Daſein, ein Leben ohne beſtimmte Form nicht giebt, eine Art von Geſtaltungstrieb in ſich ſchließen muß.

b) Das Beſtreben aller Weſen, ihren Zuſtand im Sinne der möglich geringſten Unluſt und der möglich größten Luſt zu verändern, zu verbeſſern und zu vervollkommnen.

c) Die Anſtrengung der Organe, und die durch Uebung derſelben gewirkte Vervollkommnung.

d) Die darwiniſtiſchen Prinzipien Kampf ums Daſein — natürliche Zuchtwahl — Vererbung und Anpaſſung.

e) Das „Migrationsprinzip“.

Dieſe Hebel und Prinzipien, deren Reihe ſich noch lange nicht überblicken läßt, alſo keineswegs als abgeſchloſſen gelten will, wirken zuſammen, und es iſt eine Verirrung, auf einzelne, etwa auf die des Darwinismus, ausſchließlich alles Gewicht zu legen, die übrigen aber unbeachtet zu laſſen.

Der Prozeß der Entwicklung iſt ein natürlicher, aber keineswegs rein mechaniſcher Vorgang. In der Reihe der Motive und Hebel aller Entwicklung dürfte nach dem oberſten, dem Lebenstrieb an ſich, die nächſte Stelle dem leitenden Gefühl der Luſt und Unluſt anzuweiſen ſein: Faktoren alſo, welche man als pſychiſche bisher von phyſiſchen unterſchieden hat. In den Naturweſen lebt, bewußt oder unbewußt, ein Daſeinswille, der ſich zunächſt gegen andere Weſen im Daſein zu behaupten ſucht, wobei zugleich die Beſchränktheit und Mangelhaftigkeit der natürlichen Zuſtände eine Unluſt wachruft, welche die Weſen ſpornt, die Schranken zu durchbrechen, die Sphäre ihrer Exiſtenz zu erweitern und die Organe ihrer Thätigkeit zu vervollkommnen. Dieſer aus der Unluſt entſtehende Drang und Trieb braucht ſich auf den unterſten Stufen des Lebens keineswegs als ſolcher bewußt zu werden. Jeder Trieb findet blindlings die Wege ſeiner Verwirklichung im Leben der Natur. Indem das Naturweſen z. B. die Unvollkommenheit ſeiner Sehkraft mit Unluſt empfand, ſtrengte es ſich an, ſchärfte die Kraft durch Uebung, vollzog mit Eifer die nach und nach erprobten Bewegungen, Nerven- und Muskelſpannungen, welche ein beſſeres Sehen beförderten, und wirkte damit wieder auf die Ausgeſtaltung und Ausbildung des Organs ſelbſt zurück. Demſelben Drange verdanken auch Bewegungs- und Hantirungsorgane ihre Vervollkommnung. Der menſchliche Fuß, die menſchliche Hand ſind für die Zwecke des Menſchen zu dem entwickelt worden, was ſie ſind. Man wird dies Prinzip der auf Anſtrengung und Uebung und hierdurch auf Geſtaltung und Ausbildung der Organe ſelbſt wirkenden Luſt und Unluſt vielleicht ſogar auf das vegetative Gebiet verfolgen können. Wachſen und bewegen ſich doch z. B. Wurzeln, Blätter u. ſ. w. immer in den Richtungen, welche dem Gedeihen der Pflanze am förderlichſten ſind, eine Thatſache, die aus rein mechaniſchen Urſachen niemals zu erklären wäre.

Zur Darwinſchen Theorie von der Entſtehung der höheren Thierarten aus den niederen gelangen wir eigentlich mehr auf deduktivem, als auf induktivem Wege. Aus der Erfahrung läßt ſich der Darwinismus ſehr ſchwer beweiſen. A priori aber leuchtet es ein, daß, wenn man nicht eine übernatürliche „Erſchaffung" der Arten gelten laſſen will, die Entſtehung der Arten neben einander ein ewig ungelöſtes Räthſel bleibt. Kommt ein Haſe immer von einem Haſen, ein Walfiſch immer von einen Walfiſch, ein Adler immer von einem Adler her, ſo entſteht die verzweifelte Frage nach dem Urſprung des erſten Haſen, des erſten Walfiſches, des erſten Adlers, der auf der neugebildeten Erde ſich einfand.

Die drollige Annahme der Urzeugung (generatio aequivoca) eines Haſen, eines Walfiſches, eines Adlers, hätte nur den Werth eines ſchlechten Witzes. So werden wir nicht umhin können, vorauszuſetzen, daß entweder jede Thiergattung ſich aus einem primitiven

Lebeweſen einfachſter Art entwickelt, oder wenigſtens jede Hauptklaſſe des Thierreichs ihren primitiven Stammvater unter den Protiſten gehabt hat, oder daß ſämmtliche Arten auf einen gemeinſamen einfachſten Urorganismus zurückzuführen ſind. Wir werden uns am liebſten für die *letzte* dieſer Annahmen entſcheiden, da ja das primitive Urweſen, aus welchem alle andern hervorgingen, offenbar das allereinfachſte geweſen ſein muß und ein ſolches dem Erklärungsbedürfniß am beſten entſpricht, indem wir es uns als die einfachſte Gruppirung erſter Naturelemente — *minimal beſeelter Atome* — vorſtellen können.

Das Prinzip des Darwinismus alſo iſt nicht zu umgehen. Gefehlt hat man nur darin, daß man im Darwinismus den Stein der Weiſen und den Schlüſſel zur Löſung ſämmtlicher Geheimniſſe der Natur gefunden zu haben glaubte.

Man vergaß bei der neuen Entwicklungslehre unter anderm, daß Etwas niemals aus *Nichts*, und Gleichartiges nur aus Gleichartigem ſich „entwickeln“ könne, daß alſo durch den Darwinismus zur Erklärung des Lebendigen aus dem ſcheinbar Lebloſen durchaus nichts zu gewinnen iſt, wenn man nicht annimmt, daß ein Prinzip, ein Keim des Lebens auch ſchon im ſcheinbar Lebloſen vorhanden iſt.

Auf den „Kampf ums Daſein“ und die „geſchlechtliche Ausleſe“ wurde von den Darwiniſten ein zu großes, zu ausſchließliches Gewicht gelegt und darüber wurden andere, wenigſtens nicht minder bedeutende natürliche Hebel der Entwicklung, zum großen Schaden der tieferen Einſicht, völlig aus dem Geſichte verloren. — Die Naturforſcher thun ſich ſehr viel darauf zu gute, daß ſie die Organe menſchlicher Sinneswahrnehmung in ihrer höchſten Vollkommenheit durch allmähliche Entwicklung des Höheren aus dem Niederen zu erklären imſtande ſind. Aber das iſt keine Kunſt. Nichts leichter als das. Die Schwierigkeit liegt nicht darin, den *höchſten*, ſondern darin, den *tiefſten* Grad der Wahrnehmungsfähigkeit zu erklären.

— Ganz wie Zelle aus Zelle, ſo entſteht Roſe aus Roſe, Menſch aus Menſch.

Betrachten wir eine Blume, etwa eine Tulpe. Dieſe Tulpe und die längſt verblühte des vorigen Jahres, von welcher ſie ſtammt, erſcheinen als zwei völlig geſonderte Individuen. Genau genommen aber, was iſt die Tulpe dieſes Jahres anders als ein losgelöſter Theil der Tulpe des voriges Jahres? Und alle weiteren Tulpen, die aus ihr und ihrem Samen im Laufe unendlicher Zeiten hervorgehen mögen, ſind losgelöſte, weiter entwickelte Theile der erſten Tulpe. So iſt es denn eine oberflächliche Anſchauung, wenn man glaubt, daß jemals etwas Neues, ſchon urſprünglich Geſondertes entſtehe. Es iſt alles immer dieſelbe Sache, beſtändig fortwachſend, ſich beſtändig vervielfachend, beſtändig erneuernd, verjüngend, immer aber auch den Verhältniſſen ſich anpaſſend. So kommen wir darauf: die Natur iſt nicht blos im Begriff, ſondern auch in der Wirklichkeit eine Einheit und dieſelbe, ſich immer neu gebärende Sache, welcher, ſoviel hinten an ihr abſtirbt, vorn neu wieder zuwächſt.

Bisher wußte man nicht, daß der Begriff als ſolcher auch ſchon „konkret" gefaßt werden könne; man dachte ſich ihn nur als eine ſchattenhafte Abſtraktion der Allgemeinheit dem Beſonderen gegenüber. Wenn aber alle Tulpen, alle Adler, alle Menſchen nur losgelöſte, ausgeſtaltete, weiter entwickelte Theile der urſprünglichen Tulpe, des urſprünglichen Adlers, des urſprünglichen Menſchen ſind, ja alle Tulpen, alle Adler, alle Menſchen zuſammengenommen nicht blos in begrifflichem, ſondern auch in konkretem Sinne *die* Tulpe, *der* Adler, *der* Menſch ſind, ſo iſt das Allgemeine keine bloſe ſchattenhafte Abſtraktion, ſondern die reale Totalität der bezüglichen Naturgattung, die alles Beſondere thatſächlich in ſich begreift.

Die Tulpe, der Adler, der Menſch, können im Lauf der Jahrtauſende auch veränderte Geſtalten annehmen und es können neue Arten entſtehen. Wenn ſchon in einer und derſelben Zeitperiode nicht zwei Individuen einer Gattung gefunden werden, welche einander völlig gleichen, ſo verſteht ſich die Variation innerhalb langer Zeiträume beinahe von ſelbſt. Sie ändert nichts an der Sache. Auch die Individuen neuer Arten ſind nur losgelöſte, weiter entwickelte Theile der Urpflanze, des Urthiers.

Warum nimmt das Bett eines Fluſſes immer die *tiefſte* Stelle einer Gegend ein? Daß der Fluß für ſeinen Lauf immer eine *tiefe* Stelle ſucht und findet, iſt wohl natürlich; warum aber gerade die *tiefſte*? Es wäre ja doch möglich, und für den Fluß ſelbſt gleichgültig, daß in der Nähe desſelben ſich eine

Senkung des Terrains, ein Thal oder dgl. befände, deſſen Niveau unter dem ſeinigen läge. Es ſcheint aber nicht vorzukommen. Ich erinnere mich nicht, jemals geſehen oder gehört zu haben, daß man irgendwo zu einem Fluſſe „hinauf“ zu gehen hat. Die Geſchichte der Bildung von Stromläufen und Strombetten gehört überhaupt zu den lehrreichſten und merkwürdigſten Dingen und iſt noch nicht ſo gründlich behandelt worden, als zu wünſchen wäre. Sie wirft auf die Methode der „Entwicklung“ natürlicher Dinge und Lagen ein intereſſantes Licht und zeigt, wie viel allerdings in der Natur ſchon durch die bloſe „Logik der Thatſachen“ ausgerichtet wird.

Man betrachte den Schweif unſerer Vierfüßler. Erſcheint er nicht als ein ganz bedeutungsloſes und nutzloſes Anhängſel? Aber er iſt unbeſtreitbar der Ueberreſt des Schwanzes, in welchen die Leiber der eidechſen- und krokodillartigen Rieſenthiere der Urwelt auslaufen. Urſprünglich war der Schwanz von der Dicke des Leibes ſelbſt und wälzte mit dieſem ſich am Boden hin, während die Füſſe gar nicht oder nur wenig entwickelt waren. In dem Maße jedoch als dieſe ſich entwickelten, verkürzte und verſchmälerte ſich der Schwanz und ſchrumpfte zuletzt gar zu dem frei getragenen, den Boden nicht mehr berührenden, wedelnden, vielleicht gar nach oben gekrümmten Schweife ein, der uns jetzt bei Hunden, Schweinen u. dgl. in faſt lächerlicher Geſtalt entgegentritt und der beim Pferde gar nur mehr einen hängenden Haarbüſchel vorſtellt. Nur dieſe Hinweiſung auf das Reptil giebt dem

Schweife unſerer Vierfüßler ſeine morphologiſche Bedeutung. Gewiſſe Saurier der Urwelt, wie der Megaloſaurus, zeigen recht deutlich den Uebergang vom Krokodillſchwanze zum Hundeſchweif.

Der Entwicklungsgang iſt alſo dieſer: das wurm- oder ſchlangenartige Reptil bekommt Füße; infolgedeſſen wird der Schwanz als Organ der Fortbewegung entbehrlich, verſchrumpft und verkümmert wie alles, was in der organiſchen Natur überflüſſig iſt. Einen ſehr anſchaulichen Beweis von der Beziehung, in welcher Verkümmerung des Schweifes mit Entwicklung der Füße ſteht, liefert die Entwicklung des Froſches aus der Kaulquappe. Wie der Schwanz in dem Maße abnimmt, als die Füße ſich entwickeln, um zuletzt, bei vollkommener Ausbildung derſelben, ganz abgeworfen zu werden, läßt ſich hier ſehr ſchön beobachten. Die Entſtehung des Vierfüßlers aus dem Reptil wird dadurch ganz klar gemacht. Aber auch der Vogel hat ſich aus dem Reptil entwickelt. Der Archäopteryx war ein geflügeltes Reptil, ein geflügelter „Drache“.

Magiſche Wirkungen.

Als vor Jahren Herr Hanſen in Wien mit öffentlichen Vorſtellungen aus dem Gebiete des Hypnotismus, oder, wie man es bis dahin genannt hatte, des animaliſchen Magnetismus, auftrat; da galt er in der wiſſenſchaftlichen Welt als gemeiner Betrüger und „Schwindler“, deſſen ſämmtliche Erfolge auf Täuſchung, auf Einverſtändniß und Verabredung mit den „Medien“ beruhten. Aber ſiehe da, die gelehrten Herren, welche eben erſt die Naſe über den Taſchenſpieler und Betrüger gerümpft, fingen nach ein paar Wochen plötzlich an, das, was ſie als Sache der Täuſchung betrachtet hatten, auf wiſſenſchaftlichem Wege, durch phyſiſche Einflüſſe, durch Nervenwirkungen beim Handauflegen, Druck auf die Schläfe u. ſ. w. zu erklären. Von der Behauptung, irgend eine Wirkung ſei gar nicht vorhanden, beruhe auf Täuſchung, auf heimlicher Verabredung, und — dem Verſuch, ſie wiſſenſchaftlich zu erklären liegt eine weite Kluft, die einen wahren salto mortale nöthig macht! Die gelehrten Herren thaten dieſen salto mortale; und daß ſie ihn thaten, war Herrn Hanſens Verdienſt. Nun gab man der Anklage gegen dieſen eine andere Wendung: „Die Wirkungen, die er hervorbringt,“ ſagte man, „ſind allerdings Thatſachen, beruhend auf phyſiologiſchen Einflüſſen, die noch wenig bekannt und erörtert ſind. Aber Herr Hanſen iſt kein Gelehrter, obgleich er ſich Profeſſor nennt; er ſoll ſich alſo mit ſolchen Dingen nicht befaſſen, ſondern ſie den Gelehrten, den wirklichen Profeſſoren überlaſſen.“ —

Aber du lieber Himmel, wie lange hätten wir warten müſſen, wenn wir hätten warten wollen, bis die Herren Univerſitätsprofeſſoren von ſelbſt auf den Hypnotismus gekommen wären? Warum, ihr Männer der Wiſſenſchaft, ergreift ihr nicht die Initiative in ſolchen Dingen? Warum überlaßt ihr es den „Schwindlern“, dies zu thun, und kommt erſt dann mit Erklärungen nachgehinkt, wenn dieſe Schwindler euch die Naſen ſo derb auf die Thatſachen ſtoßen, daß ihr ſie nicht länger leugnen könnt? —

Die Reihe der bekannteren magiſchen Erſcheinungen, wie ſie nacheinander im Laufe der Zeiten bis heute hervorgetreten, iſt ungefähr die folgende:

Magie überhaupt.
Wahrſagerei (Mantik).
Orakel.
Nekromantik.
Sterndeuterei (Aſtrologie).
Zauber- und Hexenweſen (Teufelsbünde).
Geiſter- und Geſpenſterſpuk.
Ahnungen.

Wahrſagende Träume.
Mesmerismus.
Thieriſcher Magnetismus.
Somnambulismus.
Hellſehen.
Religiöſe Hyſterie mit ekſtatiſchen Erſcheinungen.
Odismus.
Hypnotismus.

Tiſchrücken.
Spiritismus.
Geiſterklopfen, Geiſterſchriften.
Thätigkeit der „Mediums".
Materialiſationen.
Gedankenleſen.
Telepathie.
Suggeſtion.
Autoſuggeſtion.

Es gewährt ein beſonderes Intereſſe, die Folge in Betracht zu ziehen, in welcher die magiſchen Erſcheinungen von der Vorzeit bis heute nach und nach hervorgetreten. Jede neu in Schwang kommende Form ſpiegelt den Charakter ihrer Zeit. Wie anders geſtalteten ſich Somnambulismus und Hypnotismus in den Tagen Mesmers, in den Tagen Kerners und Eſchenmeyers und in den unſern! Wohin ſind die ſtigmatiſirten weiblichen Heiligen, die ekſtatiſchen Jungfrauen früherer Jahrzehnte im katholiſchen und die Seherinnen im proteſtantiſchen Deutſchland gekommen, welche im magiſchen Traumſchlaf Bände voll höherer Weisheit in die Feder ihrer Aerzte diktirten? Heute erſcheinen zwar die Geiſter der Weiſen ſelbſt aus dem Jenſeits, aber es iſt nicht „höhere Weisheit", ſondern meiſt „höherer Blödſinn", was ſie ſagen oder auf Schiefertafeln ſchreiben; ein ziemlich wüſter „Spiritismus" iſt vorherrſchend, nebſt gewiſſen Formen von Willens- und Gedankenbeeinfluſſung (Suggeſtion), welche alle Grenzen moraliſcher Verantwortlichkeit zu verrücken drohen. Es ſcheint, daß jede Zeit, wie jedes Volk die „Geiſter" und die Arten von Magie beſitzt, die ſie verdient.

Es fehlt noch an einem allgemein üblichen paſſenden Ausdruck, welcher alle ſomnambuliſtiſchen, hypnotiſchen, ſpiritiſtiſchen Erſcheinungen umfaßte. Man wird ſie vielleicht kurzweg als magiſche Wirkungen bezeichnen können. Für die magiſchen Einwirkungen, welche von der Seele, insbeſondere vom Willen ausgehen, und auf Seele und Wille Anderer wirken, würde ich den Ausdruck „Pſychomagie“, „pſychomagiſche Wirkungen“ empfehlen, während Magie, als Geſammtausdruck für alle zauberähnlichen Wirkungen, auch ſolche auf lebloſe Dinge mitumfaßt.

Ich gebe mit Vergnügen auf die hypnotiſchen und verwandten Erſcheinungen ein, aber ich geſtehe, daß mein Gefühl ſich entſchieden ſträubt gegen den eigentlichen „Spiritismus“ — jenen Spiritismus, demzufolge Hinz und Kunz nach dem Tode ihr armſeliges Daſein hinter den Couliſſen dieſer Welt fortſetzen, zwecklos bummelnd und ſich müßig umhertreibend, um gelegentlich einen muthwilligen Spuk zu verüben, Fenſter mit Steinen einzuwerfen oder auf den Ruf und Befehl eines „Mediums“ etwas auf Schiefertafeln zu kritzeln, oder gar in persona tolles Zeug zu ſchwatzen.

Verhielte es ſich thatſächlich ſo, und dehnte wirklich die kleine Narrenwelt makrokosmiſch ſich bis hinter die Couliſſen dieſer Welt ins Jenſeits aus, ſo muß ich ſagen, daß dieſe Vorſtellung mir die ganze Freude an der Welt verderben würde, daß dieſe ganze irdiſche Exiſtenz anfinge mir unheimlich zu werden, und daß ich verzweifeln müßte am Großen, Schönen und Erhabenen, das ich urſprünglich in ihr fand. Ich würde nicht mehr in einem „Kosmos“ und unter der

Herrſchaft einer ſittlichen Weltordnung zu exiſtiren glauben, ſondern in einer Welt von burſchikoſem, gemein-komiſchem Charakter, umſchwirrt von unſichtbaren Rüpelſeelenſchwärmen, deren Zahl ja, ſeit Menſchen leben und ſterben, ſchon ins Unendliche ſich vermehrt haben müßte.

Immer noch eher als mit der Idee abgeſchieden herumlungernder, gelegentlich ſpukender Seelen, könnte ich mich mit der Idee von natürlichen Kobolden befreunden, Zwittergeſchöpfen und Elementargeiſtern, wie ſie die Sage kennt, welchen der aus allen Zeiten und von den verſchiedenſten Orten her berichtete, kaum mehr abzuleugnende Spuk des Steinewerfens und des meiſt unſchädlichen Tanzens, Schwebens und Gleitens von Möbeln in der Stube zugeſchrieben werden könnte. Die Exiſtenz von Naturweſen, welche für menſchliche Sinne unwahrnehmbar, läßt ſich weder beweiſen noch widerlegen. Die Vorſtellung ſolcher Weſen hat wenigſtens nichts unſerm Gefühl Widerſtrebendes; das ganze Alterthum und nicht minder die neueren Völker waren damit vertraut, und es könnte am Ende mancher der unzähligen bezüglichen Sagen etwas mehr zu Grunde liegen, als pure erfindende Phantaſie.

Wenn alles Leibliche von Aetheratomen durchſetzt iſt, ſo bildet der Aether ein Homogenes, Gemeinſames, das alle Weſen verbindet, und es ließe ſich gar wohl denken, daß hierdurch gewiſſe Sympathien und ſcheinbar magiſche Wechſelwirkungen der Weſen ihre Erklärung finden. Die ältere Lehre des „animaliſchen

Magnetismus," daß ein Individuum auf das andere durch Vermittlung ſeines „Aetherleibes" wirken könne, iſt nicht ohne Sinn, wenn unter dieſem Aetherleibe nichts weiter verſtanden wird, als die innere und äußere Aetheratmoſphäre des Individuums. Iſt doch der Aether als der große Vermittler auf dem Gebiete der phyſikaliſchen Erſcheinungen von der Wiſſenſchaft längſt anerkannt, und wie er z. B. das Licht von einem Weltkörper zum andern fortpflanzt, ſo kann er vielleicht auch von einem menſchlichen Individuum zum andern, Bewegungen, Stimmungen, Regungen, Willensimpulſe u. dgl. weiterleitend vermitteln, die wir als geiſtige oder ſeeliſche zu betrachten gewohnt ſind, die aber doch auch phyſikaliſch oder phyſiologiſch bedingt ſind. Auch das ſogenannte „Gedankenleſen" würde durch dieſe Annahme vielleicht ſeiner Erklärung um einen Schritt näher gebracht.

„Geiſter."

Es ließe ſich immerhin die Möglichkeit von lebenden Weſen denken, deren Leiblichkeit dünner wäre, als die atmoſphäriſche Luft. Für andere Weltkörper wenigſtens hat die Annahme ſolcher Weſen nichts gegen ſich. Weſen von ſo geringer Dichte der Leiblichkeit würden für uns, als unſichtbar, ganz dem entſprechen, was wir „Geiſter" zu nennen pflegen. Desgleichen dem, was man als ſeelenhafte, nach dem Tode des Individuums noch fortlebende „Aetherleiber" bezeichnet.

Wie die Menſchen durch den Sinn des Gehörs, durch Laute ſich verſtändigen, ebenſogut ließe ſich ein

Mittheilungsſyſtem als möglich denken, das auf einem andern Sinn als dem des Gehörs beruhte, auf einem ſolchen ſogar, den wir Erdbewohner gar nicht beſitzen. Beſäße der Menſch z. B. ein Organ zur Erzeugung von Lichterſcheinungen, wie er in ſeiner Kehle ein Organ von Tonerſcheinungen beſitzt, ſo wäre eine bis in Feinſte ausgebildete, in unendlichen Schattirungen entwickelte, und zum Ausdruck der ſubtilſten Gedanken geeignete Licht- und Farbenſprache möglich, wie gegenwärtig bei uns Erdbewohnern eine Tonſprache möglich und wirklich iſt.

Wie das Farbenſpektrum nur den kleinen Ausſchnitt aus der Reihe von Geſchwindigkeitsphaſen der Aetherſchwingung enthält, der für unſer Auge bemerkbar wird, ſo iſt die ganze ſinnfällige Welt ohne Zweifel nur ein Ausſchnitt aus der Unendlichkeit realer Weſenheiten, Kräfte und Wirkungen, der von dieſen nur diejenigen enthält, für deren Wahrnehmungen wir organiſirt ſind. Und wie diesſeits und jenſeits des Spektrums noch andere, für uns unſichtbare, „ultrarothe“ und „ultraviolette“ Stralen vorhanden ſind, ſo kann auch der gröbſte Materialiſt über die ſinnfällige Welt hinaus ſich die Annahme eines Bereiches von Weſenheiten, Kräften und Wirkungen gefallen laſſen, auf deren Wahrnehmung wir zunächſt verzichten müſſen. Möglich wäre es aber doch, daß, wie die ultrarothen und ultravioletten Stralen uns zwar nicht ſichtbar, aber doch durch thermiſche und chemiſche Wirkungen zum Theil bemerklich werden, ſo auch eine unſerer Wahrnehmung zunächſt entrückte Welt in unſere ſinnfällige Natur hereinwirkte, wir alſo immerhin auf Erſcheinungen ſtoßen könnten, deren Urſachen in einer uns fremden Welt zu ſuchen ſind. Und wie die unſichtbaren Stralen z. B. in den Erſcheinungen der Fluoreszenz durch Zurückführung auf niedrigere Schwingungsgrade des Aethers doch noch in den Bereich der Sichtbarkeit gerückt werden können, ſo iſt es auch nicht völlig undenkbar, daß etwas für uns Unſichtbares, „Ueberſinnliches“, unter ganz beſonderen Umſtänden doch noch für uns ſichtbar in die Erſcheinung treten könnte.

Hat man einmal mit dem Gedanken eines höheren Gemeinſinns, einer Verknüpfung des Ichſinns im Menſchen mit dem Allſinn ſich vertraut gemacht, ſo wird man, bei aller Vorſicht in der Beurtheilung der einzelnen Fälle, im allgemeinen es doch für möglich halten, daß unter abnormen Umſtänden eine Art von „Hellſehen“ im Menſchen ſich entwickeln könne, welches darauf zurückzuführen iſt, daß unſer Bewußtſein eben nicht ein rein und ausſchließlich individuelles iſt; mit andern Worten, daß unter Umſtänden ein Schauen, Bewußtwerden, oder Wiſſen ſich entwickeln kann, welches nicht dem perſönlichen, ſondern dem univerſellen Leben in uns angehört.

Daß Vorſtellungen des „Magnetiſeurs“ auf eine Somnambule übergehen können, ließe vielleicht auch folgende Erklärung zu. Ungefähr wie bei einem Telephon die menſchliche Stimme magnetiſche Schwingungen einer ganz beſtimmten Art erregt, welche, zu einer andern Station fortgeleitet, ſich wieder in die ſelben Schallſchwingungen zurückverwandeln, durch welche ſie erregt worden ſind, ſo könnte die Vorſtellung des Magnetiſeurs ſeine Innervation, ſein Nervenleben in gewiſſe Schwingungen und Stimmungen verſetzen, welche, durch Berührung oder ſonſtwie auf die Somnambule übertragen, durch Fortleitung zum Denkorgan jene Vorſtellung in ihr erregen, welche der Magnetiſeur ihr mittheilen wollte.

Man ſpricht jetzt viel von den verhängnißvollen Einflüſſen, welche durch die Zauberkünſte des Hypnotismus, namentlich durch die ſogenannte „Suggeſtion“, die einen Menſchen ganz zum willenloſen Werkzeug in der Hand des Zauberkünſtlers macht, das ſoziale Leben bedrohen. Aber es ſind, die Stichhaltigkeit jener Künſte angenommen, nur Schwächlinge männlichen und weiblichen Geſchlechts, welche ſolchen Einflüſſen unterliegen; Schwächlinge nicht ſowohl in Beziehung auf körperliche Verfaſſung, als auf Intelligenz, Charakter und Willensſtärke. Mir iſt kein Fall bekannt, daß bei einem intelligenten, charaktervollen, halbwegs willensſtarken Menſchen die Verſuche eines Magnetiſeurs oder Hypnotiſten gelungen wären. Kann ſich Jemand vorſtellen, daß ein Napoleon oder ein Goethe durch „Suggeſtion“ zur willenloſen Ausführung irgend eines läppiſchen Streiches hätten gezwungen werden können? Man braucht übrigens durchaus kein Napoleon und kein Goethe zu ſein, um dieſer Möglichkeit Trotz zu bieten. Ein hübſches Beiſpiel von Widerſtandskraft in dieſem Sinne findet ſich in dem Briefwechſel der Frau Carlyle. Jn ſehr anſchaulicher Weiſe erzählt ſie, wie ſie einmal in Geſellſchaft den Manipulationen eines Hypnotiſten durch innerliches Aufgebot ihrer eigenen Willenskraft widerſtanden. Es war eine körperlich zarte und ſchwächliche, aber intelligente und nicht willensſchwache Frau. Mahnt doch ſchon die Rückſichtsloſigkeit dieſer Magier, ſich nicht ohne Vorſicht zum Spielball ihrer Künſte machen zu laſſen. Ich nenne es Rückſichtsloſigkeit, wenn z. B. ein Hypnotiſt ſein Opfer zwingt, eine rohe Kartoffel als ſaftige Birne zu verſpeiſen. Nicht jeder menſchliche Magen iſt, wie der des Schweins, geeignet, rohe Kartoffeln zu verdauen.

Auf dieſem ganzen Gebiete kann der Wahlſpruch eines vernünftigen und beſonnenen Mannes nur ſein: „Ich beſtreite nicht, was glaubwürdige Zeugen berichten; wahrhaft überzeugt ſein aber kann ich nur von dem, was ich zufällig ſelbſt erfahren und erlebt. In einer ſelbſterlebten Thatſache dieſer Art hat er eine Bürgſchaft der Möglichkeit wenigſtens der analogen Erſcheinungen. In dieſem Falle befinde ich mich ſelbſt. Ich habe mein eigenes, abſolut beweiskräftiges Erlebniß aus dem Gebiete des Hellſehens mitgetheilt in meiner „Proſa" unter der Ueberſchrift: „Was mir bei einer Hellſeherin begegnete".

Viertes Buch.

Theorie des Willens.

Ichſinn und Allſinn.

Gegenſtand dieſes vierten Buches iſt der Lebenswille als

a) Ichſinn und Allſinn;
b) als Sittlichkeit;
c) als Schönheitstrieb;
d) als Lebensfreude.

Ichſinn und Allſinn als Polarität des Willens: doppelte Lebenstendenz jedes Weſens als Individuums und als Theils eines Ganzen, das wiederum Theil eines höheren Ganzen iſt — wie jeder Planet ſich um die Sonne zugleich und um ſich ſelber dreht.

— Ein wunderbares Wort ſprach Montesquieu: »Nous sacrifions notre être pour l'amour de notre être.«

— In Langes „Geſchichte des Materialismus" (S. 382, 4. Aufl.) kommt die beachtenswerthe Stelle vor: „Man wird auf die Annahme geführt, daß bei dieſen Weſen (den Polypen) auch die Willensregungen theils allgemeiner, theils ſpezieller Natur ſind, daß die Empfindungen all jener halb ſelbſtändigen Stämme in Rapport ſtehen, und doch auch ihre beſondere Wirkung haben.“ —

Auch Häckel kam in einem Vortrage über Thierſeelen und Thierſtaaten, gehalten zu Wien 1878, auf den Begriff von Einzelſeelen und Zentralſeelen zu ſprechen und konſtatirte z. B. in der Siphonophore einen Zellenſtaat, in welchem jede einzelne Zelle von einer individuellen und von der Zentralſeele beherrſcht wird.

„Zwar beſitzt auch hier,“ ſagt er, „jede einzelne Perſon ihre perſönliche Seele; abgetrennt vom Stocke kann ſie ſich willkürlich bewegen und ſelbſtändig empfinden. Außerdem aber beſitzt der Stock noch einen einheitlichen Zentralwillen, von dem die einzelnen Perſonen abhängen, und eine Gemeinempfindung, welche jede Wahrnehmung einer einzelnen Perſon ſofort allen Uebrigen mittheilt. Jede von dieſen Mittelsperſonen des Siphonophorenſtockes kann alſo mit Fauſt von ſich ſagen: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt!“ Die egoiſtiſche Seele der einzelnen Perſon lebt in Kompromiß mit der ſozialen Seele des ganzen Stockes oder Staates.“ (Popul. Vorträge S. 174.)

Es iſt alſo kein metaphyſiſcher oder gar myſtiſcher Gedanke, ſondern eine einfache naturwiſſenſchaftliche Thatſache, wenn ich im Weiteren nachzuweiſen verſuche, daß jedes Individuum neben ſeinem Ichſinn auch den Sinn des großen Ganzen, dem es angehört, in ſich trägt: den Allſinn, und daß auf dieſen ſich gründet, was wir Sittlichkeit, Gewiſſen und Liebe nennen.

— Jede Lebensmonade exiſtirt zwar ſinnfällig nur qualitativ beſtimmt, aber Einheiten der gleichen Art gruppiren ſich auf den unteren Lebensſtufen in ſo unendlichen Maſſen, daß ſie ſich phyſiſch als Atome zu einander verhalten; ſo z. B. die kleinſten Theile des Aethers, oder die der ſogenannten Grundſtoffe. Ich werde für dieſe kleinſten Theilchen mich der Benennung „phyſikaliſche Atome“ bedienen.

Tat twam asi! — „Das biſt du!“ kann der Menſch jedem Geſchöpfe und Dinge gegenüber ſagen. Wenn die Atome deines Leibes ſo verbunden wären, wie in jenem Stein, jener Blume, jenem Vogel, ſo wäreſt du Stein, Blume, Vogel. In Jedem iſt der gleiche Wille, er wird nur durch die Form der Individualität modifizirt. Das gilt dann auch von den Individuen derſelben Gattung, z. B. der Menſchheit. Und wie der Wille, ſo iſt auch der Intellekt in Allen derſelbe. Wie dort die Zahl und Verbindung der Atome, ſo iſt hier die Anzahl, Mannigfaltigkeit und Verbindung der Ideen maßgebend.

Unzählige Inſtinkthandlungen der Thiere beziehen ſich über das individuelle Leben hinaus auf das der Gattung, des Ganzen, des Allgemeinen. Wenn alſo in der thieriſchen Natur ein über das Individuelle und ſeinen perſönlichen Egoismus hinausgehender Trieb, Wille, ein über das Individuelle hinausgehendes (bewußtes oder unbewußtes) Thun ganz unzweifelhaft vorhanden iſt, warum ſollte nicht auch im Menſchen ein ſolches über den Egoismus hinausgehendes Wollen und Thun, bewußt oder unbewußt, vorhanden ſein, und warum ſollten wir hierin nicht das Grundprinzip des „moraliſchen" Triebes erblicken dürfen?

Vom Ichſinn zum Allſinn hinüberleitend, erſcheinen auch gewiſſe Liebesinſtinkte. So z. B. die Kindesliebe, ſo weit ſie auf bloſem Naturtriebe beruht, alſo zunächſt die Liebe der Thiere für ihre Jungen. Für dieſe Liebe hat der Darwinismus weder im „Kampfe ums Daſein", noch in der „Zuchtwahl", noch in der „Vererbung", noch in der „Anpaſſung" ein Prinzip der Erklärung. Sie iſt nur zu erklären aus einem über das Individuelle hinausgehenden, höheren Egoismus, vermöge deſſen das Erzeugende das Erzeugte, aus ihm Hervorgegangene inſtinktmäßig noch als einen Theil ſeines Ich betrachtet.

Und ſo iſt jede Art von Liebe, ſo weit ſie nicht unmittelbar auf die Befriedigung eines animaliſchen Bedürfniſſes gerichtet iſt (wie die Geſchlechtsliebe), ein Ergebniß des allſinnigen Inſtinkts in uns, der in anderen Weſen ſein erweitertes oder höheres, oder, wenn man will, ſein anderes Ich findet und umfängt. Die Liebe zu Geſchwiſtern, zur Heimat, zum Vaterlande, zur Menſchheit — alle dieſe Liebesinſtinkte ſind ein über das Individuelle hinausgehender, höherer Egoismus. Wäre alle Liebe nur auf den rein individuellen Egoismus gegründet, auf Genuß- und Nützlichkeitsrückſichten, auf Gewöhnung u. ſ. w., ſo würde ſie ſich niemals bis zur Selbſtaufopferung des Individuums für das Geliebte ſteigern können.

„Die Liebe,“ ſagt Ludwig Feuerbach im „Weſen des Chriſtenthums“, „iſt nichts anderes, als die Bethätigung, die Realiſation der *Einheit der Gattung* durch die *Geſinnung*. Die Gattung iſt kein Abſtraktum, ſie exiſtirt im *Gefühle*, in der Geſinnung, in der Energie der Liebe. Die Gattung iſt es, die mir Liebe einflößt. Ein liebevolles Herz iſt das Herz der Gattung.“

Nicht minder tief und ſchön erfaßt derſelbe Philoſoph das Weſen der Liebe in ſeinen „Gedanken über Tod und Unſterblichkeit“. „Das perſönliche Weſen nur als perſönliches“ — heißt es da — „liebt nicht; es iſt nur ausſcheidend und abſtoßend; die Perſon, ſtreng gefaßt als Perſon, kann nur haſſen, trennen, entzweien; ſie muß, um zu lieben, ihr ſtrenges und ausſtoßendes Fürſichſein aufgeben können; aber ſie kann es nicht, wenn nicht in ihr, ſo zu ſagen, eine Stätte iſt, wo ſie *nicht* Perſon iſt. Die Liebe iſt Einsſein, Gemeinſamſein; du liebſt alſo nicht kraft deiner Perſönlichkeit, wodurch du dich von Andern abtrennſt und unterſcheideſt, ſondern kraft deines Weſens, deiner Natur, durch die du Eins mit Andern biſt. Du liebſt alſo nur deswegen, weil du *tiefer*, weil du *mehr als Perſon biſt*.“

Schon Kant erfaßte in der Liebe das Einheitsſtreben in der Natur, den Allſinn der Individuen, und ſtellte die geniale Lehre auf, daß die Liebe in der Geiſterwelt das ſei, was die *Gravitation* in der Körperwelt. (S. Fiſchers „Kant“, 3. Aufl., Bd. I., S. 255.)

Das moraliſche Gefühl im Menſchen wird auch ſchon von dem chineſiſchen Weiſen Meng-tſe mit der Naturkraft der Schwere verglichen. Siehe die ganze herrliche Stelle bei Wuttke: „Geſchichte des Heidenthums“, II., S. 41—42.

Die Löſung des moraliſchen, ſowie des Glücksproblems liegt für den Menſchen darin, die ſtrengſte Abgeſchloſſenheit und Unabhängigkeit des perſönlichen Ichs von der Außenwelt mit der unbedingteſten Selbſtloſigkeit und Hingebung an das Ganze, die Zwecke der Natur, des Alls, zu vereinigen. Dieſem leuchtenden Doppelziele hat ſchon die Stoa ruhmvoll nachgeſtrebt.

Sehr gut beſtimmt E. v. Hartmann als Prinzip der Ethik das Beſtreben, „die induktiv erſchloſſenen objektiven Zwecke des Unbewußten zu ſubjektiven Zwecken des Bewußtſeins, das τέλος zum νόμος zu machen.

Ich verſtehe, wie ſchon geſagt, unter Einheit oder Monas nicht etwa blos das einzelne Atom, ſondern auch Atomgruppen von beliebig großer Zahl, die ſich zu einer Einheit, insbeſondere zu einer organiſchen, zuſammengeſchloſſen haben. Jede dieſer organiſchen Einheiten trägt — als Summationsergebniß des Weſens der untergeordneten Einheiten, die ſie zuſammenſetzen — die Vereinigung des Einzelwillens mit dem allgemeinen Seins- und Lebenswillen in ſich. Sie wird alſo gleicherweiſe beſtimmt von beiden. Ja, es kann geſchehen, daß zuweilen der Allſinn ſich überwiegend über den Ichſinn entwickelt. So ſteht der Gemeinſinn des Menſchen oft über dem egoiſtiſchen.

Es begreift ſich auch, wie der Menſch in ſeiner kreatürlichen Schranke ſich meiſt ſo eng und unbehaglich fühlt. Es lebt in ihm die urſprüngliche, unendliche Expanſivkraft des allgemeinen Seins- und Lebenswillens — ſein Drang, ſein Streben geht ins Unendliche, als Naturweſen aber muß er in der Sphäre einer endlichen Entwicklungsſtufe verharren.

Die wahre Größe und der geiſtige Umfang eines Menſchen hängt davon ab, ob und in welchem Grade der Allſinn in ihm den Vorrang vor dem Ichſinn hat, ſein Blick im Schauen, ſein Thun im Schaffen vom Mittelpunkte der Dinge aus nach dem Umkreis geht. Den Mittelpunkt haben der Intellekt der Welt und das Herz der Welt gemeinſam: da fallen ſie in Eins. Nur im Mittelpunkte gewinnt man jene große Ueberſicht, die klarer ſchauen und zweckmäßiger handeln lehrt als Andere. Vom Mittelpunkte aus geht die große Strömung der Kräfte nach dem Umkreis, und nur wer ſich mit ſeiner Kraft in der Richtung dieſer Strömung befindet, kann wahrhaft Großes und Bleibendes wirken. Wunderbar treffend nennt V. Hugo das Genie „une âme cosmique.“

Es iſt eine erfreuliche, erhebende Wahrnehmung, wie namentlich in einigen der hervorragendſten Vertreter des Geiſtes der engliſch-germaniſchen Raſſe, das lebhafte Gefühl des moral sentiment, des Gefühls für das Gute, Rechte und Schöne zum kräftigſten und glänzendſten Ausdrucke gekommen: bei Milton, Carlyle

Emerſon. Wem ginge nicht das Herz auf, wenn er den zweiundzwanzigjährigen Milton zu ſeinem Freunde Diodati ſagen hört, daß er verliebt ſei, wie je Einer, in moraliſche Vollkommenheit. „Denn, was immer," ſo lauten ſeine Worte, „mir Gott in anderen Beziehungen verliehen haben mag, gewiß iſt, daß er mich, wie nur je Einen, mit einer Leidenſchaft für das Gute und Schöne beſeelt hat. Nie hat die Göttin Ceres, der Fabel nach, ihre Tochter Proſerpina mit ſo raſtloſem Eifer geſucht, wie ich der „Idee des Schönen" nachgegangen, dem vollkommenen Muſterbilde des Schönen in allen Formen und Erſcheinungsweiſen der Dinge."

Es giebt überwiegend allſinnige und überwiegend ichſinnige Naturen. Man pflegt die letzteren als Selbſtlinge und den Egoismus überhaupt, im weſentlichen nicht mit Unrecht, als das Prinzip des Böſen zu bezeichnen. Aber der Egoismus liegt wenigſtens noch im Bereiche des Natürlichen. Als ein halb groteskes, halb grauenhaftes, aus den Tiefen der Menſchennatur auftauchendes Räthſel dagegen zeigt ſich manchesmal die anſcheinend reine Luſt am Böſen, für die wir kein rechtes deutſches Wort haben, und die wir nur etwa mit dem lateiniſchen Ausdrucke „Perverſität" bezeichnen können, als eine „Umkehrung" oder Verkehrtheit der urſprünglich nach dem Guten und Rechten hin polariſirenden oder gravitirenden Natur. Wenn es Menſchen giebt, welche eine Luſt daran finden, andere Weſen zu quälen, zu martern, ſo hat das mit dem Egoismus nichts zu thun, ſie haben keinen Nutzen von dieſer Qual des andern, ſie empfinden dabei, ſo zu ſagen, ein „ſelbſtloſes“, intereſſeloſes, reines Behagen. So giebt es auch Menſchen, welche ohne den geringſten eigenſüchtigen Zweck lügen. Sie wiſſen ſelber nicht, warum ſie es thun; es geſchieht auch nicht etwa blos, um Andere zu necken und zu hänſeln; ſie ſagen die Unwahrheit, ohne ſich im mindeſten eines Grundes dafür bewußt zu ſein. Hierher gehört auch die diaboliſche Luſt, zu verwüſten, zu zerſtören, junge Baumpflanzungen zu ſchädigen u. dgl., ferner die faſt noch diaboliſchere, reinliche und anmuthige Plätze in unfläthiger Weiſe zu beſudeln.

Aber ſolche Gemüthsanlagen ſind pſychiſche Abnormitäten, wie es deren ſo viele phyſiſche giebt. Wie man von Seelen- und Geiſteskrankheiten ſpricht, ſo kann man von abnormen Anlagen und krankhaften Zuſtänden des Willens reden. Mag die abnorme „Perverſität“ des Willens noch ſo hohe Grade annehmen in infernaliſchem Hang zu Lüge und Bosheit, Schadenfreude, Vernichtungsluſt, manchmal als unwiderſtehlicher Drang zu Verbrechen, zu Diebſtahl, Mord und Brand, Giftmiſcherei u. ſ. f., es ſind doch immer nur einzelne Bezirke und Richtungen der Willensregion, welche ſich davon ergriffen zeigen, und ich glaube nicht, daß der Baum der Menſchheit je einen lebenden Sproß gezeitigt, deſſen ganze Natur eine „perverſe“, und der jeder beſſeren Regung ſchlechterdings unfähig geweſen wäre.

Wie die allgemeine Vernunftbegabung der Menſchheit nicht widerlegt wird durch Fälle des Irrſinns, ſo wird der in der Vereinigung von Ichſinn und Allſinn wurzelnde moraliſche Grundtrieb der Menſchheit nicht widerlegt durch das, den phyſiſchen Mißgeburten analoge Naturſpiel abnormer Willensrichtungen in einzelnen Menſchen.

Ich bin nicht geſonnen, auf angeborne Ideen, oder auch nur auf „Kategorien" im Kantſchen Sinne zurückzukommen. Gewiß aber iſt, daß im menſchlichen Geiſte, auf geringe äußere Anregung hin, gewiſſe Bewußtſeinsthemen aus der Nacht des Unbewußten ſich in das Licht des halb oder ganz Bewußten, mit einer Leichtigkeit, die man faſt ſchon Spontaneität nennen könnte, erheben.

Ich meine die folgenden:

1. Das Bewußtſein von der *Einheit* alles Lebens.

2. Das Bewußtſein des Einzelnen von ſeiner Weſenseinheit ſowohl mit dieſem Allgemeinen, als auch mit allen anderen Einzelweſen — Prinzip des inſtinktiven ſittlichen Gefühls, das im Subjekte des Allwillens ſein eigenes wahres Ich, und in den andern Einzelweſen eben auch nur dies eigne Ich vervielfacht ſieht.

3. Mehr oder weniger reges Bewußtſein von den Ideen, Typen, Lebensformen, welche das Detail des Weltganzen ausmachen. Das *Schaffen des Künſtlers* und das *äſthetiſche Urtheil* beruhen auf Anſchauungsweiſen, mit welchen das in der Natur Vorhandene verglichen, an welchen es wie an einem Maßſtabe gemeſſen wird — Prinzip des *äſthetiſchen*

Gefühls, des Schönheitsſtrebens und Schönheitsſinnes, die ſich durch die ganze Natur verfolgen laſſen, und deren erſte Spuren ſchon im unentwickelten, erfahrungsloſen Kinde begegnen, das zum Schönen jeder Art ſich hingezogen fühlt, vom Häßlichen jeder Art ſich abwendet.

Von dieſem, allerdings problematiſchen, aprioriſchen Wiſſen, welches man das aprioriſche Univerſalwiſſen nennen könnte, iſt ein anderes zu unterſcheiden, welches ſich als das aprioriſche Verſtandeswiſſen bezeichnen läßt. Es iſt dies das Wiſſen, welches durch logiſche Schlußfolgerungen erreicht wird.

Es wird Vielen ſcheinen, als müſſe durch Zurückführung religiöſer und philoſophiſcher Dogmen auf einen ſo einfachen Gedankengehalt, wie ihn dies Werk darlegt, eine nüchterne Geſinnung in der Menſchheit herrſchend werden, in welcher die höheren und idealen Regungen, vor allem das hohe reine ſittliche Gefühl und die aufopfernde allgemeine Menſchenliebe nicht gedeihen kann. Aber dieſe Befürchtung iſt deshalb unbegründet, weil das, was ich den Allſinn nenne, die Quelle aller jener edlen Regungen, in der Menſchenbruſt niemals auszurotten iſt. Er kann ermatten, er kann zeitweilig faſt erloſchen ſcheinen, aber er kann niemals völlig ſchwinden, und immer neu wird er im Gemüthe des Menſchen bis zum Affekt, d. h. bis zu einem begeiſterten, leidenſchaftlichen Grade ſich ſteigern. Moraliſches Gefühl und aufopfernde Menſchenliebe ſind nicht durch Religion und Philoſophie erſt dem Menſchengemüthe eingepflanzt worden; im Gegentheil, dieſe ſelbſt ſind Blüten, welche das Moralgefühl und die Liebe, der Allſinn mit einem Wort, im Wandel der Zeiten immer neu hervorgetrieben. Der Allſinn kann allerdings auch von außen immer mehr zur herzerwärmenden Flamme angefacht werden; aber auch ohne das iſts ſeine Natur von Anbeginn, von ſelbſt und von innen heraus immer wieder in hellen Flammen auszuſchlagen. Lebendig und werkthätig bewährt die Liebe ſich immer wieder, geſchürt durch alles Gute und Schöne, das uns rings in der Natur und in der Welt umgiebt.

Der Egoismus hat ſich ſelbſt zum beſten; und wie ſehr einer blos dem Ichſinn zu fröhnen glauben mag, er wird den Allſinn doch nicht los. Es wäre ein Mißverſtändniß, zu glauben, das individuelle Ich entflamme ſich erſt durch den Gedanken an das Allgemeine, Unendliche zur Allliebe; das Allgemeine, Unendliche ſteht uns nicht äußerlich gegenüber; in uns ſelber liebte ſich längſt, bevor wir uns deſſen bewußt wurden, das allgemeine Sein und Leben, bejaht ſich der allgemeine Lebenswille.

Die Liebe (zu ſich ſelbſt, zu Gott u. ſ. f.) iſt in der That nichts, als das lebhafte Sichſelbſtbejahen des Seins — des beſonderen wie des allgemeinen. Sie iſt Wille, Lebenswille in der Form des Affekts, und nicht ſelten hat ſie im Gemüthe der alten und neuen, orientaliſchen und occidentalen Menſchheit leidenſchaftliche, ekſtatiſche, myſtiſche Formen angenommen.

Ich hoffe die höchſten Wahrheiten nicht zu erniedrigen und zu bloſen Schemen der Abſtraktion zu machen, wenn ich ſie auf ihren einfachſten, bildloſen Ausdruck bringe. Mich ermuthigt das Wort des Philosophus teutonicus: „Wenn man die Bilder alle wieder in Eine Sprache einführt und die Bilder tödtet, ſo iſt das einige, lebendig machende Wort Gottes, welches allen Dingen Leben und Kraft giebt, offenbar, und hat der Streit ein Ende, und iſt Gott alles in allem.“

Aber dies wunderſame Ich in endlicher Geſtalt — dieſer Gegenpol des Unendlichen — ſoll es ſich völlig und in jedem Sinne vernichten? Nein, das ſoll es nicht! Vielmehr ſoll es, immer bereit, dort wo es gefordert wird, dem Allwillen ſich unterzuordnen, ſich dennoch auch wieder in ſeiner Eigenthümlichkeit, in ſeiner perſönlichen Einzigkeit mit aller Kraft bejahen, behaupten und bethätigen. Die Wirklichkeit des Seins würde vernichten, wer das Ich ganz und gar ertödten wollte. Hat doch nur im Beſonderen das Allgemeine ſein Leben, nur im Endlichen das Endliche ſeine Wirklichkeit. „Die, welche zu Gott zu gelangen hofften,“ — ſchrieb ein gottſeliger, frommer Mann in ſein Tagebuch — „indem ſie ihr Ich zu vernichten ſuchten, fingen die Sache ſehr verkehrt an . . . Gott hat ſich mir gegeben in dieſem Ich! Es iſt der Name, mit welchem er ſelbſt ſich nennt, der Herr der Welten und Geiſter. Halt ihn feſt, dieſen Namen, dieſes Wort, von Gott geſprochen, dieſes Siegel ſeiner Weſenheit in dir!“ —

Eine treffliche, leicht in die Sprache des weniger frommen, denkenden Menſchen zu überſetzende Mahnung! —

Ach, dies endliche, perſönliche Selbſt, dieſe „geprägte Form, die lebend ſich entwickelt“, die nur einmal da iſt und nie ſo wiederkehrt, zeitlebens iſt ſie ſich ſelbſt ein heiliges Rätſel, ein Wunder. Eine Stimme hallt tief im Innern jeder Menſchenbruſt:

„Als Natur dich ſchuf,
Scholl ihr Werde;
Nie vernahm den Ruf
Mehr die Erde.

Dich und dich nur rief
Sie und nannte,
Was an dir das tief
Unerkannte.

Was du biſt allein,
Still und einſam,
Nicht mit anderm Sein
Mehr gemeinſam.

Solchem Ruf entſprang,
Was dein eigen.
Solchen Rufs ein Klang,
Will nicht ſchweigen;

Sucht den Urlaut, hallt
Tief im Innern,
Bald ein Hoffen, bald
Ein Erinnern . . .“

(H. Lorm.)

Im Dämmerſchein kühner Myſtik und im Lichte freier Spekulation deutet und erfaßt dies Räthſel, dies Wunder, dies geheimnißvolle Ich ſich als eine der ungezählten Erſcheinungsformen, in welchen das unendliche Sein zur Wirklichkeit gelangt, und ohne welche es nur ein Nichts, ein Schatten wäre. Zu naiven Freudenrufen erſchwingt ſich dies Bewußtſein in den Ergüſſen kühner und tiefer Geiſter des Morgen- und des Abendlandes. So in den Reimſprüchen des Angelus Sileſius:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben,
Werd' ich zunicht, er muß vor Noth den Geiſt aufgeben.“ —

„Ich trage Gottes Bild: wenn er ſich will beſehn,
So kann es nur in mir, und wer mir gleicht, geſchehn.“ —

„Ich ſelbſt muß Sonne ſein, ich muß mit meinen Stralen
Das farbenloſe Meer der ganzen Gottheit malen.“

Dieſe und zahlloſe ähnliche Ausſprüche der Myſtiker, beweiſen ſie nicht, daß eben die, welche das Aufgeben des Ichwillens im Allwillen am lauteſten predigen, ſich doch der ſonnenklaren Wahrheit nicht verſchließen können, daß eben dies Ich in ſeiner *Lostrennung* vom Unendlichen zwar das Prinzip des Böſen iſt, an und für ſich aber dem allgemeinen Sein ſo heilig, ſo hehr, ſo unentbehrlich gegenüberſteht, wie die Form dem Weſen. Nur dort alſo, wo der Ichwille in *Widerſtreit* zum Allwillen geräth, hat er ſich zu opfern und zu vernichten; im *Einklange* mit ihm aber hat er ſich auf alle Weiſe in ſeiner ganzen, vollen Eigenart kräftigſt zu bethätigen. Nur ſo erfüllt er ſeine Beſtimmung, nur ſo dient er dem Allwillen als ſein wahrhafter Vollſtrecker. „Was iſt die Kreatur? *ein Fünklein vom Willen Gottes!*“ ſagt J. Böhme.

Wie der Ichſinn, losgetrennt vom Allſinn, zum Verderben führt, ſo würde der Allſinn für ſich allein zur Verneinung, zur Vernichtung des Lebens führen. Beide zuſammen wirken das erhabene Wunder des wirklichen, lebendigen Daſeins in unzertrennlicher Einheit.

Der geſunde Egoismus, die Selbſtliebe, iſt der Lebenswille ſelbſt und der Ausgangspunkt für alles Höhere im Menſchen. Je kräftiger er ſich ausprägt, deſto unermüdlicher wird er ſein im Wirken und Schaffen, deſto Größeres wird er vollbringen. Und nicht genügen wird ſeinem mannhaften Ringen das bloſe Wollen, die bloſe Geſinnung, mit welcher beſchauliche oder ſchönheitsſelige Gemüther oft nur ihr Inneres wie einen Tempel auszuſchmücken pflegen, unbekümmert um den äußeren Erfolg — nein, mit allem Ernſt und Eifer nach außen zu wirken wird er immer beſtrebt ſein im Dienſte aller Bruderweſen, aller Lebendigen. Letzter Zweck, Selbſtzweck, wird ihm auch nicht, wie manchen beſchaulichen Gemüthern, das bloſe Wollen ſcheinen, ſondern die That und der Erfolg.

[illegible]

Zweckbegriff.

— Wenn Einer behauptet, der Vogel ſei dazu da, die Raupen von den Bäumen wegzufreſſen, ſo weiß auch der traurigſte Spaßmacher, wie lächerlich das iſt, und welche Witze über dieſe Art von „Teleologie“ ſich machen laſſen. Wenn ich aber ſage: mein Auge iſt zum Sehen da, mein Ohr zum Hören u. ſ. w., und dieſe Organe ſind für ihre Verrichtung überaus „zweckmäßig“ eingerichtet, ſo ſollte man glauben, daß gegen eine ſolche Behauptung von Zweckmäßigkeit in der Natur kein vernünftiger Menſch auf Erden etwas einzuwenden haben würde. Und doch iſt infolge der Vorausſetzung, daß man mit der Anerkennung irgendwelcher Art von Zweckmäßigkeit in der Natur auch einen „perſönlichen Schöpfer“ der Welt zugeben müßte, heutzutage das Wort „Zweckmäßigkeit“ auch in dem obigen Sinne verpönt! In der That — es iſt ſo weit gekommen, daß mancher ängſtliche Naturforſcher kaum mehr einzugeſtehen wagt, er habe ſeine Naſe zum Riechen und ſeine Zähne zum Beißen, lediglich, weil er ſich immer zwiſchen die Alternative geſtellt glaubt, entweder einen perſönlichen Gott und

Schöpfer mit Zipfelmütze, Schlafrock und Pantoffeln anzuerkennen, oder den Zweckbegriff in der Natur gänzlich zu leugnen.

— Ernſt Häckel ſagt, die Zweckmäßigkeit unſerer Augen und Ohren ſei gar kein Beweis für den „Zweckbegriff“ in der Natur, denn der feingegliederte zweckmäßige Bau jener Organe habe ſich erſt allmählich, nach vielen Zwiſchenſtufen von den niederſten zu den höchſten Thiergattungen, ſo vollkommen entwickelt. Alſo iſt etwas deshalb weniger zweckmäßig, weil es allmählich ſo geworden? Iſt der Mann weniger Mann, weil er einmal Embryo geweſen?

Aber es ſoll von Zweckmäßigkeit nun einmal keine Rede mehr ſein; Zweckmäßigkeit ſei nicht in den Dingen ſelbſt, ſondern beruhe blos auf einer beſonderen Anſchauungsweiſe des menſchlichen Verſtandes. Es bildet ſich alſo ein blos von der Eigenthümlichkeit des menſchlichen Verſtandes abhängiger Zweckbegriff im menſchlichen Gehirn? Geſetzt, es verhielte ſich ſo; wäre damit die Frage aus der Welt geſchafft, ob es nicht auch in der Wirklichkeit der Dinge eine reale Zweckmäßigkeit gebe? — Wenn die Philoſophen behaupten, es gebe eine Zweckmäßigkeit einzig und allein in unſerm Denken, ſo behaupten ſie eigentlich mehr als ſie wiſſen können. Wie der Kantianismus den Beweis dafür, daß die Kategorien des Denkens nicht zugleich die des Seins ſein können, völlig ſchuldig geblieben, ſo bleibt man auch den Beweis ſchuldig, daß es eine Zweckmäßigkeit nur in der menſchlichen Vorſtellung geben könne. Die Frage, ob die Welt des Sinnenſcheins nicht auch außer uns genau ſo wie in unſern Sinnen beſtehen könne, wäre allerdings abſurd; denn Geruch und Geſchmack, Ton und Licht und Farbe und Geſtalt, haben überhaupt nur Sinn als Affektionen unſerer Sinnesorgane, als Zuſtände unſres eigenen Ichs, veranlaßt durch beſtimmte auf uns wirkende Schwingungen des Aethers, der Luft, der Moleküle. Das aber, was die Kategorien von der Welt ausſagen, könnte ganz gut auch Beſchaffenheit einer wirklichen Welt ſein, und das Gleiche gilt vom Zweckbegriff. Wir können alſo getroſt unſere urſprüngliche Frage erneuern: Giebt es eine Zweckmäßigkeit in der wirklichen Welt, und wenn ja, wie iſt dieſelbe entſtanden zu denken?

Der Ausſpruch, das lebende Weſen habe nicht Hand und Fuß von der Natur erhalten, um damit zu greifen und zu laufen, ſondern weil es zufällig Hand und Fuß beſitze, ſo greife und laufe es — dieſer Ausſpruch, auf den ſich die moderne Naturwiſſenſchaft lange Zeit viel zu gute gethan hat, ſtellt ſich nachgerade ſogar im Sinne derſelben modernen Naturwiſſenſchaft als veraltet und nicht ſtichhältig heraus. Es iſt gegenwärtig ſo gut wie erwieſen, daß primitive thieriſche Verrichtungen auch bei organloſen Lebeweſen vorkommen, und daß es dieſe primitive Funktion iſt, welche nach und nach die paſſenden Organe produzirt. Alſo nicht, weil es zufällig Füße hat, läuft das Thier, ſondern es hat Füße aus ſeiner Leiblichkeit herausgebildet, weil es das Bedürfniß hatte, ſich zu bewegen, zu gehen, zu laufen. Sehr richtig bemerkt Spencer in ſeiner Biologie, I. § 61: „Da der Uebergang von einem ſtrukturloſen Zuſtande ſelbſt ein Lebensprozeß iſt, ſo folgt daraus, daß Lebensthätigkeit exiſtirt haben muß, während noch keine Struktur beſtand: ſonſt hätte Struktur überhaupt nicht entſtehen können.“

Der Trieb des Lebens ſelbſt, welcher, beſtimmt durch Luſt- und Unluſtgefühl, ſich bequeme Formen der Exiſtenz und Organe ſeiner nothwendigen Funktionen ſchafft, iſt das wahre teleologiſche Prinzip. Die Kauſalität des Lebenstriebes, geleitet vom Gefühl der Luſt und Unluſt, iſt nicht minder denkbar und wirklich, als es die Kauſalität der mechaniſchen, elektriſchen, chemiſchen Kräfte in der Natur iſt.

Auch bei den Lebeweſen unterſter Stufe, welche noch faſt ganz aus homogener, ſtrukturloſer Maſſe beſtehen, funktionirt eben dieſe ſtrukturloſe Maſſe ſchon im Sinne des dem Lebeweſen innewohnenden Lebenstriebes, d. h. im Sinne der Erhaltung des Lebens, der Ernährung u. ſ. f. Erſt infolge dieſer Anſtrengungen, Bewegungen, Funktionen primitivſter Art, bildet ſich allmählich ein Organ für jede einzelne derſelben heraus. Sie ſind alſo nicht zufällig entſtanden und nicht zufällig zweckmäßig geworden; ſie ſind da und ſie ſind zweckmäßig, weil der Lebenstrieb ſie, bewußt und unbewußt, zu ſeinen Zwecken hervorgerufen, ausgebildet und vervollkommt hat.

Demnach iſt allerdings das Zweckmäßige in den Organismen auf natürlichem Wege zuſtande gekommen,

[illegible]

aber nicht ohne angeſtrengte Mithülfe des Triebes oder Willens zum Leben, welcher gerichtet iſt auf alles, was angenehm und dem Leben förderlich, und auf Hintanhaltung von allem, was unangenehm und für das Leben bedrohlich iſt. Und dieſer Lebenstrieb oder Lebenswille iſt nur auf den unterſten Stufen des thieriſchen Lebens ein unbewußter. Von dem Augenblicke an, wo das Lebeweſen, von Luſt- und Unluſtgefühl geleitet, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, ſeine Funktionen zu erleichtern und zu erweitern ſtrebte, verfolgte es, bewußt oder unbewußt, einen Zweck. Folglich iſt ein großer, vielleicht der größte Theil des organiſch Zweckmäßigen wirklich durch Verfolgung von Zwecken zuſtande gekommen; und nicht einzig in dem Sinne einer ſchon von Hauſe aus der Natur innewohnenden Geſtaltungstendenz, ſondern im allergewöhnlichſten Sinne, im Sinne einer Verfolgung mehr oder weniger bewußter Tendenzen der Naturindividuen ſelbſt, iſt der Zweck ein hauptſächlicher Hebel zur Ausgeſtaltung alles organiſchen Lebens geweſen. Folglich iſt die Forderung, es ſolle bei der Naturerklärung von Zwecken und von Zweckmäßigkeit gar nicht die Rede ſein, eine durchaus unberechtigte.

Daß bei der Entwicklung und Vervollkommnung der Sinnesorgane das Bedürfniß, das Bemühen, die Anſtrengung, beſſer zu ſehen, zu hören ꝛc. mitgewirkt, iſt außer allem Zweifel. Aber konnte der blos individuelle Lebenstrieb z. B. auch den Blutkreislauf veranlaſſen, ſich im höheren thieriſchen

Organismus zu einem ſo künſtlichen, ſo wunderbaren Syſtem auszubilden?

Es taucht alſo die Frage nach der Möglichkeit in der Natur ſelbſt liegender Tendenzen auf.

Zugegeben, daß aus dem Zuſammentreffen gewiſſer Stoffe, Umſtände, Bedingungen, ſich eine Pflanze oder ein Thier entwickelt hätte, wie iſt es denkbar, daß in eben dieſem zufällig entſtandenen Organismus „zufällig“ auch ſogleich Befruchtungsorgane und Samen zur *Fortpflanzung* der Art entſtanden ſein ſollten? —

Dieſes *Hinausgreifen* des natürlichen Bildungstriebes über das *Individuelle*, dieſe Tendenz zur Fortpflanzung, dieſe Ausſtattung des Organismus mit Organen, welche für ſeine *individuelle* Entſtehung und ſeinen *individuellen* Beſtand nicht den mindeſten Werth haben, alſo auch nicht durch das unmittelbare phyſiologiſche oder morphologiſche Bedürfniß bedingt und entwickelt ſein können — die alſo einem über dem beſondern Moment weit hinausliegenden *generellen* und *allgemeinen* Zwecke dienen — das ſcheint unbegreiflich ohne ernſtliche und konſequente Annahme eben eines »nisus formativus«, eines Formprinzips, einer Zwecktendenz in der Natur.

Allerdings iſt ein immanentes Formprinzip, eine Zwecktendenz etwas anſcheinend Uebernatürliches, weil nicht Materielles oder Mechaniſches. Aber ſind denn die einfachſten Naturthatſachen und Naturphänomene, die wir eben als Thatſachen hinnehmen müſſen, wie z. B. Schwere, Anziehung u. dgl. und vor allem das Leben ſelbſt, begreiflicher als jener »nisus formativus«?

Bewegt man ſich, wenn man von „Vererbung“ der „Anlagen“ oder gar des „Gedächtniſſes“ (wie Hering) ſpricht, nicht ſchon auf einem immateriellen Gebiete?

Materiell iſt, wenn man will, der Stoff; aber ſchon die Kraft iſt immateriell und alles Dynamiſche ein ebenſo unerklärliches Wunder, wie das ſogenannte „Geiſtige“ oder „Uebernatürliche“.

Ariſtoteles fand, daß Stoff und Form ein brünſtiges Verlangen zu einander ziehe, wie Mann und Weib. Für einen natürlichen Form- und Geſtaltungstrieb als eingepflanzte Naturtendenz ſind eingetreten der ältere Darwin und Lamarck (Spencer, Biol. I., §§ 145—148, auch §§ 158, 161—164). Bekannt iſt Blumenbachs „Bildungstrieb“. Und wenn heutzutage man ſelbſt materialiſtiſch geſinnte Schriftſteller vom (nisus formativus) reden hört, wenn E. Häckel einen „inneren Bildungstrieb“ gelten läßt, dem Gedanken einer „unbewußt ſchöpferiſchen Naturkraft“ Ausdruck giebt, und wenn ſogar Büchner „Formanlagen der Materie“ zugeſteht, unter deren Anleitung die Natur einem bewußtloſen und in ihr ſelbſt gelegenen Bildungstriebe folgt — ſo hat man eigentlich keinen Grund mehr, in dieſem Punkte blöde und verſchämt zu thun.

Daß die Pflanzen und die Thiere Samen abkapſeln, iſt eine Thatſache, welche kein „Kampf ums Daſein“, keine „natürliche Zuchtwahl“ und keine „Vererbung“ jemals zu erklären imſtande ſein wird.

Ueberhaupt ſind es gerade die Thatſachen der Fortpflanzung, welchen gegenüber das darwiniſti

Erklärungsprinzip für den Unbefangenen ſich durchaus unzulänglich erweiſt. Ueberblicken wir doch einmal eine Reihe jener Bedingungen, welche zuſammen eintreten mußten, um eine Fortpflanzung möglich zu machen.

Die „Abkapſelung" der Samen, die Abſonderung der Zeugungsſtoffe iſt die nächſte, ſchlagend-überzeugende Thatſache. Aber was hätte ſie genützt, wäre nicht auch für Mittel und Wege einer geeigneten Vereinigung der männlichen und weiblichen Keimſtoffe geſorgt worden? In der Pflanzenwelt vollzieht ſie ſich auf mannigfaltige, zum Theil ſehr merkwürdige Art; in der animaliſchen Welt durch einen Trieb, der ſich keineswegs von ſelbſt verſtand und der nur in ſeinem Zweck Sinn und Bedeutung hat. Ein Luſtgefühl mußte mit dem Propagationsgeſchäfte verbunden ſein, und ein mächtiger, unwiderſtehlicher Drang die Geſchlechter zuſammenzuführen. Es mußte ſich ſo fügen, daß dieſer Trieb, die Brunſt, bei den Thieren gerade in dem Zeitpunkt eintrete, welcher dem Zweck und den Umſtänden entſpricht. Weiterhin mußte es ſich ſo fügen, daß die Anzahl männlicher und weiblicher Individuen ſich beſtändig die Wage halte. Es mußte ſich ferner auch ſo fügen, daß die im Leibe gebildete Frucht in zweckmäßiger Weiſe ans Tageslicht befördert, ausgeſtoßen werde, desgleichen, daß das junge Thier zur Zeit aus dem Ei oder der Verpuppung hervortritt, wenn die nöthige Wärme und Weide dafür vorhanden iſt, wie die Raupe juſt dann auskriecht, wenn die Pflanze, die ihr zur Nahrung dient, ſich belaubt hat. Es verſteht ſich ganz und gar nicht von ſelbſt, daß gerade zur ſelben Zeit, wo die reife Frucht aus dem Mutterleibe ausgeſtoßen wird, die Mutterbruſt Milch abzuſondern beginnt, das Neugeborne damit zu nähren. Ebenſowenig verſteht es ſich von ſelbſt, daß an derſelben Bruſt ſich Zitzen bilden, an welchen das Kind ſaugen kann? — Und welcher „Kampf ums Daſein", welche „Zuchtwahl" veranlaßte den Vogel, ſein Ei nicht einfach fallen zu laſſen, ſondern auch zu bebrüten? Und was würde das Sitzen des Vogels über dem Ei nützen, fände ſich nicht an ſeinem Bauche eine federleere Stelle, von welcher der Vogel die Federn zurückſchlägt, und die in manchen Fällen er ſelbſt durch Auszupfen von Federn am Bauche herſtellt? Die Federn würden, als ſchlechte Wärmeleiter, die Wärme des Körpers von den Eiern abhalten und das Brütegeſchäft würde mißlingen. Sind es wirklich nur glücklich „vererbte" Zufälle, daß im Innern des weiblichen Leibes neben dem Eierſtock auch ein Eileiter ſich findet, um die vom Eierſtock ſich löſenden Eier aufzufangen und weiterzuſchaffen, daß das Ei beim Durchgange durch dieſen Leiter genau ſo viel Eiweiß aufnimmt, als nöthig, um den Dotter und das Küchlein im Ei zur Reife zu bringen, und daß der Keim genau jene Stellung einnimmt, welche ihn der unentbehrlichen Lufteinwirkung in jeder Lage des Eies ausſetzt?

Wie alle Vorkehrungen der Natur erfolglos geblieben wären ohne den beſonderen, in die Weſen [illegible] wieder völlig nutzlos ohne einen zweiten, keineswegs ſelbſtverſtändlichen Trieb: die in tauſend wunderbaren Inſtinkten hervortretende *Liebe und Sorgfalt der Mutterthiere* für ihre Jungen. Wie erklärt der Darwiniſt die verſtändige *Auswahl* des Futters, das Vögel und Inſekten ihren Jungen bieten? „Die Sandweſpe,“ berichtet Schröder van der Kolk („Seele und Leib“ S. 170 ff.), „gräbt Löcher in den ſandigen Boden und bringt eine Spinne oder ein Räupchen hinein, die ſie nicht getödtet, ſondern nur durch Einführen des Stachels nach einer beſtimmten Stelle des Nervenſyſtems betäubt und gelähmt hat, wodurch ihrer Fäulniß und Vermoderung vorgebeugt wird; dann aber legt ſie in jedes ſolches Loch ein Ei und das daraus ſchlüpfende Junge findet ſogleich ſeine Nahrung. Die Holzweſpe bringt neben das Eichen in der Zelle eine Art von Teig, den ſie ſelbſt zubereitet hat, und der für ſie keine Nahrung iſt, wohl aber der aus dem Ei kommenden Larve vortrefflich zuſagt.“

Welche Unzahl von glücklichen „*Zufällen*“ mußte ſich alſo nach der Vorſtellung des Darwiniſten *vereinigen*, und ſich *zuſammen* vererben, um die Fortpflanzung der höheren Thiergeſchlechter möglich zu machen! Das waren lauter Dinge, die ſich keineswegs natürlich aus einander ergaben. Und ſie durft nicht etwa eins nach dem andern ſich gelegentlich entwickeln, ſondern die Mehrzahl mußte von Anfang an ſich zuſammenfinden, ſollte der Erfolg der vorhandenen nicht durch das Fehlen der übrigen vereitelt

Vom Schmetterlinge einer unſerer Blattraupen berichtet Schröder van der Kolk (S. 59) nach Burdach: „Derſelbe hängt zu Anfang des Sommers ſeine Eier nur ganz locker an die Blätter der Bäume, und es kriechen bald Räupchen aus, die ſich im Auguſt einſpinnen und auch wieder in Schmetterlinge verwandeln. Die neue Zucht legt ſpäter die Eier auch wohl wieder auf Blätter, die aber natürlich im Herbſte abfallen würden. Deshalb umſpinnt jetzt der Schmetterling das ganze Blatt nebſt dem Stiele, ſo daß es nicht abfallen, ja ſelbſt nicht durch einen ſtarken Sturm abgeweht werden kann, weshalb auch manche Blätter den ganzen Winter hindurch hängen bleiben. Der Schmetterling verfährt alſo im Herbſt anders, als ſeine Vorfahren im Frühjahre. Dieſes Abfallen der Blätter konnte aber der Schmetterling doch nicht vorausſehen, da er es noch nicht erlebt hat, und das Umſpinnen kann er auch nicht von ſeinen Eltern erlernt haben, denn dieſe haben im Frühjahre nichts Aehnliches gethan."

„Nicht erlernt," ſagt van der Kolk — der Darwiniſt aber ſagt: die Inſtinkte ſind ererbte Gewöhnungen. Nun fragt es ſich aber: Wie kann der Schmetterling jenes Verfahren als Trieb geerbt haben, wenn ſeine Eltern es gar nicht ſo gemacht? — Allerdings kommt es vor, daß eine Vererbung in der nächſten Generation „latent" bleibt und erſt in einer ſpäteren hervortritt. Aber die Regelmäßigkeit, mit welcher in unſerm Fall die Latenz und das Aktivwerden des Triebes immerfort abwechſelt, iſt ein größeres Wunder, als das, welches dadurch erklärt werden ſoll. Und nicht minder wunderbar iſt es, daß dieſe abſonderliche Art der Vererbung „zufällig“ gerade hier Platz greift, wo ſie ſo außerordentlich — zweckmäßig und nützlich iſt! —

Zahlreiche Beiſpiele dieſer Art führt Schröder van der Kolk noch an, und jedes naturgeſchichtliche Werk liefert weitere dazu. Und das alles ſoll nur dadurch zur Gepflogenheit, zum Inſtinkt dieſer Thierarten geworden ſein, daß zufällig einmal ein Thier dieſer Gattung es blindlings ſo gemacht und ſofort die gleiche Handlungsweiſe auf ſeine Nachkommen „vererbt“ hat? Wie ſoll man ſichs vorſtellen, daß ein Vogel oder Inſekt einmal zufällig und blindlings ſo verfuhr, wie es in den oben erwähnten Beiſpielen beſchrieben iſt? Und wie will man beweiſen, daß ein ſolches, oft keineswegs einfaches und naheliegendes, ſondern im Gegentheil ſehr fernliegendes und komplizirtes Thun, wenn es wirklich einmal zufällig und blindlings vorkam, ſich ſofort auf die Nachkommen in einer für den Zweck ausreichenden Stärke vererben konnte? —

Obgleich es etwas viel Raum einnimmt, füge ich das folgende Beiſpiel doch noch ein, weil die Zahl der zu einem Zwecke zuſammenwirkenden Mittel hier eine ſo große iſt, daß die Annahme eines zufälligen Zuſammentreffens derſelben abſurd erſcheint. Mein Gewährsmann iſt M. Ballerſtedt, welcher in der „Naturwiſſ. Rundſchau“ von 1886 wie folgt berichtet:

„Die Oxalisarten O. corniculata und O. ſtricta erheben ſich nur wenig über den Erdboden, und ſie obendrein, auf bebautem Lande wachſend, von den umſtehenden Kulturpflanzen in faſt allen Fällen hoch überragt werden, ſo würden die Ausſichten für weitere Ausbreitung der ziemlich ſchweren Samenkörner äußerſt ungünſtige ſein, wenn nicht durch beſondere Einrichtungen für Aushülfe geſorgt wäre.

Dieſe beſtehen der Hauptſache nach darin, daß jedes Samenkorn von einer zur Zeit der Fruchtreife ſtark elaſtiſchen Haut umhüllt wird, durch deren Zerreißen und Zuſammenſchnellen das Samenkorn weithin fortgeſchleudert wird.

Wenn dieſe Einrichtung ſchon an und für ſich eine merkwürdige iſt, ſo wird ſie es noch weit mehr durch die begleitenden Nebenumſtände, durch die die Natur ihren Zweck in ausgiebigſter Weiſe zu erſtreben ſucht.

Der Same bildet annähernd ein von der Seite her ſtark zuſammengedrücktes Ellipſoid. In der Ebene der beiden größeren Axen des Ellipſoids zieht ſich rings um die Frucht herum eine tiefe Furche, vorn mit ſcharfen, hinten mit ſtumpferen Rändern. Die ſcharfen vorderen Ränder zerſchneiden die elaſtiſche Haut, wenn völlige Reife eingetreten iſt, die hinteren haben den Zweck, ein Umſchlagen des Samenkornes nach den Seiten hin zu verhindern, da ſo das Samenkorn hinten mit breiter Baſis einen Widerhalt findet.

Da Vorder- und Hinterrand des Samenkorns ſtark gekrümmt ſind, ſo liegt die Gefahr vor, daß, wenn die Haut nicht ganz gleichmäßig von der Mitte des vorderen Randes [illegible] oder oben hin umſchlägt und ſo entweder in der Spaltöffnung des Fruchtknotens hängen bleibt, oder doch nur in geringe Entfernung geſchleudert wird. Um ein derartiges Umſchlagen des Samenkorns zu verhindern, ziehen ſich auf beiden Seiten desſelben von vorn nach hinten breite und tiefe Furchen, denen ſich die elaſtiſche Haut ganz genau anpaßt, wie man an der völlig losgelöſten Haut leicht erkennt. Dieſe nach vorn gerichteten erhabenen Streifen auf der Innenſeite der Haut wirken wie Schienen, zwiſchen denen der Same beim Beginn ſeiner Bewegung hingleiten muß, und ſichern ein Vorſchnellen des Samenkorns geradeaus nach vorn.

Aber mit alledem iſt die Erfindungskunſt der Natur noch nicht erſchöpft. Damit die elaſtiſche Kraft des Häutchens voll zur Geltung komme, gilt es, noch weitere Bedingungen zu erfüllen.

Zunächſt finden wir den bis 2 cm langen, fünfſeitig prismatiſchen Fruchtknoten, in dem in fünf Vertikalreihen die ſehr zahlreichen Samenkörner nebeneinander geordnet liegen, und der ſich in fünf Längsſpalten öffnet, ſtets ſenkrecht ſtehen. Nur ſo werden nach allen Seiten hin im weiteſten Umkreiſe die Samenkörner geſchleudert. Stände er geneigt, etwa gar wagerecht, ſo würde ein Theil der Samenkörner unnütz gegen den nahen Erdboden, ein anderer Theil gerade in die Höhe geſchleudert werden und an den Wurzeln der Pflanze wieder niederfallen.

Außerdem muß, damit beim Ausſchleudern der

Fruchtknoten möglichſt hoch und möglichſt frei ſtehen. Dieſen beiden Bedingungen wird in eigenthümlicher Weiſe Rechnung getragen.

Für die Entwicklungszeit des Fruchtknotens iſt es wünſchenswerth, daß er nicht über das Laubwerk hinwegrage, um Schutz zwiſchen demſelben zu finden. Während der Blütezeit iſt darum der Stiel der zwei- bis fünfblütigen Dolden kurz und verlängert ſich bei fortſchreitender Entwicklung der Fruchtknoten, bis er annähernd ſeine volle Höhe erreicht hat. Bis dahin ſtehen die Aeſtchen der Dolde mehr oder weniger aufrecht; behielten ſie dieſe Stellung bei, ſo würden bei weiterem Wachsthum des Doldenſtieles die Fruchtknoten ſich über das Laubwerk erheben. Aber noch müſſen ſie wohl des Schutzes bedürfen, es beginnen deswegen die Aeſtchen der Dolde, die durch Gelenke mit dem Doldenſtiel verbunden ſind, ſich in den Gelenken nach unten umzubiegen, ſo daß die Fruchtknoten die eigenthümliche in der Figur angegebene Stellung einnehmen.

In dieſer Stellung verharren ſie bis zu ihrer völligen Reife; tritt dieſe bei einem der Fruchtknoten ein, ſo richtet ſich das zugehörige Doldenäſtchen in ſeinem Gelenke gerade in die Höhe und der Fruchtknoten ſteht nun möglichſt frei und ragt bei O. corniculata über alle anderen Pflanzentheile hinweg. [illegible]

Die Darwinſchen Lehren ſind ein treffliches Behelf zur Erklärung mancher Naturerſcheinungen, namentlich der Entwicklung [illegible] der Vervollkommnung. Leider [illegible] an dem Glauben feſtgehalten, daß durch den Darwinismus nicht blos manches, ſondern alles ſich erklären laſſe. „Kampf ums Daſein“, „natürliche Zuchtwahl“, „Vererbung“, ſind zu Zauberſprüchen geworden, die man nur gedankenlos vor ſich hinzumurmeln braucht, um alle Riegel an den Tempelpforten der Wahrheit ſpringen, alle ſieben Siegel am Buche der Natur ſich löſen zu ſehen.

Die Lehre, das Zweckmäßige, welches wir überall in der Natur bemerken, rühre davon her, daß eben nur das zufällig Zweckmäßige ſich erhalten und fortpflanzen konnte — ſie iſt in ihrer Einfachheit anſprechend genug. Aber welche Gedankenloſigkeit gehört dazu, um nicht zu bemerken, oder gar zu leugnen, daß ſie uns bei unzähligen Fällen von Zweckmäßigkeit gänzlich in Stich läßt!

Wenn wir in den Venen Klappen finden, welche den Rückfluß des Blutes hindern und ohne welche der ganze Zweck des Blutkreislaufes vereitelt würde, ſo wird man doch nicht ſagen wollen, dies komme daher, daß nur jene Thiere ſich erhalten konnten, welche zufällig ſolche Klappen in den Venen hatten! Auch beim Dünndarm iſt die Bewegung des Darminhalts nach rückwärts durch klappenartige, abwärts geſtellte Schleimhautfalten verhindert, und ebenſo der Rücktritt aus dem Dickdarm durch die ſogenannte „Bauhiniſche Klappe“ am Ende des Dickdarms. Und wenn dies Problem dem Darwiniſten nicht ſchwierig genug erſcheint, ſo erkläre er uns die zwei feinen, wie mit einer Nadel geſtochenen Löcher im Zahn der

Giftſchlange? Blieben auch nur jene Giftſchlangen übrig, welche zufällig zwei feine Löcher im Zahne hatten?

Wenn viele Nachtſchmetterlinge ihre Eier mit Haaren, manche Raupen ihr Puppengehäuſe mit Wolle oder Seide gegen die Winterkälte ſchützen, ſo ſetzen wir das auf Rechnung des thieriſchen Inſtinkts. Aber wie kommt es, daß auch an den Knoſpen unſerer Bäume derſelbe „Inſtinkt" ſich wirkſam zeigt, indem deren ſpätere Sproſſen ſich durch dicke Schutzblätter gegen die Winterkälte verwahren, während bei Knoſpen der Gewächſe in heißen Landſtrichen Schutzmittel dieſer Art fehlen? „Bei der Buche," ſagt van der Kolk, „liegen dieſelben in größerer Anzahl dicht auf einander und ſind inwendig mit einer feinen Wolle gefüttert; bei der wilden Kaſtanie wird die Blattknoſpe und die künftige Blüte von einer feinen Wolle umſchloſſen, und außerdem ſind auch die Schutzblätter noch mit einer harzigen Subſtanz bedeckt, wodurch die Knoſpe gegen das Eindringen von Waſſer und gegen das Erfrieren geſchützt wird."

Ernſt Häckel erklärt in den „Geſ. Vortr. zur Entwicklungslehre" (I. 19) die Uebereinſtimmung in den Hautfarben mancher Thiere mit den Farben ihres Wohnortes nach Darwiniſtiſchem Prinzip. Nachdem er eine Anzahl von andern Beiſpielen angeführt, fährt er fort: „Die meiſten Polarbewohner ſind weiß wie der Schnee und das Eis, auf dem ſie leben, ja, unter den letzteren giebt es viele, wie die Schneehaſen, die Schneehühner, die Polarfüchſe, welche im Winter, wenn das ganze Land ſchneebedeckt iſt, weiß, im Sommer dagegen, wo der Schnee theilweiſe fortgeſchmolzen iſt, grau oder braun gefärbt ſind. Dieſe merkwürdigen ſympathiſchen Färbungen erklären ſich ganz einfach daraus, daß ſie den betreffenden Thieren ſehr nützlich ſind . . . . Wenn alſo anfangs von dieſen Arten mehrere Spielarten von ſehr mannigfacher Färbung neben einander exiſtirten, ſo mußten ſpäterhin die durch ihre Färbung bevorzugten jedenfalls die andern verdrängen und überwinden.“

Hält man ſich an dieſe Erklärung Häckels, ſo muß es alſo einmal auch eine Spielart von Schneehaſen, und eine Spielart von Polarfüchſen gegeben haben, welche zufällig ihre Farbe mit der Jahreszeit wechſelten, zufällig im Winter einen weißen, im Sommer einen braunen oder grauen Pelz trugen und infolgedeſſen hernach die anderen Spielarten im Kampfe ums Daſein überdauerten? —

Es wundert mich, daß die Naturforſcher nicht auf eine Erklärung der Hautfarbenanpaſſung von Thieren an ihre Umgebung verfielen, welche meines Erachtens ſehr nahe liegt. Es iſt doch bekannt, daß der beſtändige Anblick beſtimmter Farben auf die Hautfarbe der Frucht im Mutterleibe Einfluß nimmt, ſo daß man auch auf künſtlichem Wege Thiere von beſtimmter Färbung züchtet, indem man die trächtigen Mutterthiere mit Farben dieſer Art umgiebt. Man behängt z. B. Pferdeſtälle mit farbigen Tüchern, oder beſtreicht die Wände mit Farben. Schon die Bibel erzählt von Jakob, wie er durch ein ähnliches künſtliches Mittel eine Herde von geſprenkelten Böcken und Schafen zu erzielen wußte.

Geradezu wunderbar ſind die Dinge, welche Darwin in ſeinem Werke über das Bewegungsvermögen der Pflanzen mittheilt. Aber der „Erklärer“ läßt ſich nicht verblüffen; er drückt die Augen zu und murmelt ſeine, alle Fragen löſende Zauberformel: „Die Pflanze bewegt ſich zweckmäßig, weil diejenigen Pflanzen, die ſich nicht zweckmäßig bewegten, zu Grunde gingen, und diejenigen, die ſich zweckmäßig bewegten, dieſe zweckmäßige Bewegung auf die Nachkommen vererbten.“ Aber es handelt ſich hier nicht um eine einzelne, ſich immer gleich bleibende Bewegungsart, ſondern um eine Fähigkeit ſich den jeweiligen, wechſelnden Umſtänden gemäß zu bewegen. Die Bewegungen der Pflanzenwurzel z. B. ſind den wechſelnden Verhältniſſen ſo zweckmäßig angepaßt, daß Darwin geradezu die Behauptung aufzuſtellen ſich gedrungen fand, die Spitze der Wurzel funktionire als Gehirn der Pflanze. Und Darwin iſt kein Mann, der in Bildern zu ſprechen pflegt. Wenn die zweckmäßige Bewegung bei den Pflanzen anfangs nur eine zufällige, mechaniſche war, die durch Zufall zweckmäßig und nützlich ſich erwies, ſo konnten dieſe Pflanzen nur eben dieſe zufällige, mechaniſche Bewegung vererben, aber nicht eine Befähigung, dieſe Bewegung in jedem gegebenen Moment, den wechſelnden Umſtänden gemäß, zweckmäßig abzuändern.

Viel zu wenig Gewicht legt der Darwiniſt auf den Umſtand, daß eine zweckmäßige Naturthatſache ſelten auf einen einzelnen glücklichen „Zufall", ſondern oft auf eine große Anzahl von ſolchen angeblichen Zufällen zurückzuführen iſt, die unter einander durchaus nicht zuſammenhängen und die dennoch gleichzeitig oder in einer ganz beſtimmten *zweckmäßigen Ordnung und Reihenfolge* hervortreten mußten — eine Kombination, die in manchen Fällen gerade das Wunderbarſte und Unerklärlichſte an der Sache iſt.

Auch darin läßt es der Darwiniſt an der nöthigen Umſicht fehlen, daß er, indem er Aenderungen, welche im Kampf ums Daſein den Ausſchlag geben ſollen, mit minimalen Anfängen und Anſätzen beginnen läßt, dieſen ſich vererbenden minimalen Anſätzen aber auch ſchon jenen entſcheidenden Einfluß im Kampf ums Daſein zuſchreibt, den ſie erſt auf weit höheren Stufen ihrer Ausbildung erlangen können.

Endlich nimmt der Darwiniſt eine *Vererbung* an von einer Art, einer Stärke und einem Umfang, wie ſie durch keine wirkliche Erfahrung in der Natur erwieſen iſt. „Jedenfalls," ſagt O. Flügel in ſeiner Schrift über das Seelenleben der Thiere, „iſt die Vererbung erworbener Zuſtände nicht im entfernteſten ſo allgemein, als die Darwiniſten annehmen, die aus einer gelegentlichen Handlung einen gelegentlichen „Brauch", und daraus ohne weiteres einen „Inſtinkt" machen. So muß etwa geſagt werden: Zufällig hat die erſte männliche Larve des Hirſchkäfers das Loch, worin ſie ſich zum Käfer verwandelte, größer gebohrt als es die weiblichen thun; nur ſo war es möglich, daß das Thier mit dem inzwiſchen ihm zugewachſenen

Geweihe aus dem Loche hervorkriechen konnte, und dieſe in dem Leben des Thiers nur einmal vorkommende Handlung hat ſich dann ohne weiteres als bleibende, nie ausſetzende Eigenſchaft auf alle männlichen Nachkommen und nur auf die männlichen, nicht auf die weiblichen, vererbt! Dasſelbe gilt von allen bei der Metamorphoſe geübten, oft ſo künſtlichen Handlungen. Jedes Thier hat in ſeinem Leben nur einmal Gelegenheit, ſie auszuüben, dann ſtirbt es. Auch der Urahn hat dieſe Handlung nur einmal geübt, muß ſie aber zufällig gerade ebenſo vollkommen gleich das erſte Mal ausgeübt haben, als es jetzt nach dem vieltauſendmaligen Ueben der Generation geſchieht; denn wäre das nicht der Fall geweſen, oder hätte die genaue Vererbung nur ein einziges Mal verſagt, ſo wäre es ſofort um die Gattung geſchehen geweſen. Wäre wirklich die Vererbung einmal geübter Handlungen ſo zähe, warum vererben ſich dann nicht alle Handlungen und jeder Zuſtand?" –

Daß z. B. beim Naheſehen die vordere Fläche der Kriſtallinſe des Auges ſich ſtärker wölbt und etwas nach vorn ſchiebt, iſt ein Beweis, daß die Zweckmäßigkeit in den Organismen nicht durchgehends Sache zufälliger, durch Vererbung fortgepflanzter und ausgebildeter Vortheile iſt, ſondern auch von Moment zu Moment für die Theile des Organismus geſtaltend und beſtimmend auftreten kann, ſowie, daß es in der That das Bedürfniß iſt — das augenblickliche ſowohl als das bleibende — wodurch das Zweckmäßige in den Organismen angeſtrebt und erreicht, nicht paſſiv als Zufälliges angenommen, und, weil es nun einmal da iſt, benützt wird.

Drängt man den Darwiniſten zu einer genaueren Erklärung in ſolchen Fällen, ſo wiederholt er ſein Zauberſprüchlein von Vererbung und verliert ſich in Allgemeinheiten. Dadurch täuſcht er den Laien; aber dieſer ſollte ihm erwidern: Ich will nichts hören von Allgemeinheiten; erkläre mir dieſen ganz beſtimmten Fall — erkläre mir, wie die Vererbung eben in dieſem beſtimmten Falle möglich geweſen! — Nur allzu oft wird dann der Gefragte außerſtande ſein, eine Auskunft zu geben, die den unbefangenen, denkenden Menſchen befriedigt.

Mag der Darwinismus ſich doch damit begnügen, ein vortreffliches Prinzip der Entwicklung zu gewähren, und dem Anſpruch entſagen, auch Prinzip einer Entſtehung, eines Urſprungs, einer Geneſis zu ſein!

Einer der ſeltſamſten Einwände, welche gegen den Zweckbegriff in der Natur gemacht worden ſind, iſt der, daß es auch Unzweckmäßiges giebt, daß z. B. dieſer oder jener Fiſch die Augen nur auf einer Seite hat, was ihm gewiß ſehr unangenehm ſein muß; daß es Einrichtungen in unſerem Organismus giebt, welche Krankheiten möglich machen, ja den Tod herbeiführen können. Der Gedanke einer Zweckmäßigkeit, welche die Möglichkeit von Krankheit, Verfall, Untergang der Naturindividuen ausſchließt, iſt ſinnlos. Die Folge einer ſolchen Zweckmäßigkeit wäre eine abſolute Vollkommenheit und Unvergänglichkeit aller Lebeweſen; dieſe aber wäre ein Unding in der Welt und würde erheiſchen, daß alles Endliche zugleich ein ſchrankenloſes Unendliches ſei. Reale Unendlichkeiten aber in individueller Geſtalt kann es nicht geben. Die Zweckmäßigkeit der endlichen Dinge iſt ſo groß als eben nöthig für ihren zeitweiligen Beſtand im Wirbel des Lebens; ein abſolutes Maß von Zweckmäßigkeit wäre unzweckmäßig.

Die Zwecktheorie behauptet nur, daß trotz der tauſend Unbequemlichkeiten und Qualen dieſes kreatürlichen Lebens eine hohe Zweck- und Planmäßigkeit unverkennbar in den Gebilden und in den Entwicklungen der Natur vorhanden iſt — eine Plan- und Zweckmäßigkeit jedoch, welche ſich nur innerhalb der Naturgeſetze verwirklicht, und welche nicht auf eine Schlaraffenwelt abzielen kann, in welcher dem Leben kein Tod, dem Werden kein Vergehen mit allen mehr oder weniger unerfreulichen, aber ſchlechterdings unvermeidlichen Mittelſtufen gegenüberſtünde.

Wenn die Gegner des Zweckbegriffs ein mühſam zuſammengebrachtes Kehrichthäufchen von halben oder ganzen, vermeintlichen oder wirklichen Unzweckmäßigkeiten einer Welt von Wundern der Zweckmäßigkeit, wie ſie die Natur in allen Bereichen aufweiſt, entgegenſtellen, ſo finde ich das ebenſo drollig.

— Auch die „rudimentären Organe“ hat man gegen den Zweckbegriff ins Feld geführt! Man findet bei einzelnen Thierarten Anſätze zu Organen, die ſich nicht entwickelt haben, oder vielmehr, man findet die Spur von Organen, die bei einer gewiſſen Thierart aus nachweisbaren Gründen verkümmert ſind, während ſie bei verwandten Arten ſich voll entwickeln. So wollen die Phyſiologen z. B. noch am Steißbein des Menſchen den Anſatz zu einem Schwänzchen finden. „Dieſer Anſatz,“ ſagen ſie, „bleibt unentwickelt, iſt folglich unnütz, unzweckmäßig — die Natur wirkt alſo nicht nach Zwecken.“ Es iſt ſonderbar, daß an dieſen unentwickelten oder verkümmerten organiſchen Bildungsanſätzen eben unſere neueſten Naturforſcher ſo gewaltigen Anſtoß nehmen — ſie, die doch als Kenner und Vertheidiger der Darwinſchen Theorie, erkannt haben, daß die Natur keine Sprünge macht, daß Entwicklung, Umbildung, allmähliche Verkümmerung hier, allmähliche Weiterbildung dort, das allgemeine Geſetz der organiſchen Plaſtik iſt. Nichts natürlicher, und ich möchte ſagen, nichts ſinnvoller, als daß jene allmählichen Entwicklungen, Umbildungen, Uebergänge von einer Form in die andere auch äußerlich in leiſen Spuren angedeutet bleiben.

Und wenn wir einmal erkannt haben, daß alle Entwicklungen und Uebergänge der bildenden Natur nur allmählich, meiſt in ſehr langen Zeiträumen vor ſich gehen, verſteht es ſich nicht gerade für Diejenigen, welche an den rudimentären Bildungsrückſtänden Anſtoß nehmen, von ſelbſt, daß dieſe Rückſtände auf dem Wege zum völligen Verſchwinden begriffen ſind? Es iſt gerade nach der Darwinſchen Anſchauung möglich zu denken, daß der Ueberreſt von Anſatz zu einem Schweifchen beim Menſchen im Laufe der Zeiten immer kleiner werden und zuletzt völlig abhanden kommen wird. — Man laſſe der Natur nur Zeit — ſie wird ihren Fehler, wenn es einer iſt, korrigiren. —

Wer wird einem Bildhauer einen Vorwurf daraus machen, daß dieſe oder jene Stelle ſeines Werkes noch nicht ganz glatt gemeißelt iſt, während er noch daran arbeitet? Die Natur aber arbeitet an ihrer Schöpfung immer — keine ihrer Formen iſt je ſo eigentlich abgeſchloſſen und fertig; wir können ſie uns nur in einem beſtändigen Uebergange begriffen denken. Von dem Augenblicke wenigſtens an, wo wir die Darwinſche Idee der Entwicklung zur unſeren gemacht, haben wir kein Recht mehr, ein abgeſchloſſenes, fertiges, mit keinem ſchwindenden Reſte des Früheren, keinem ſproſſenden Keime des Künftigen behaftetetes Naturprodukt zu verlangen.

Einſtweilen wollen wir uns damit tröſten, daß die mehrerwähnten „rudimentären Organe“, wenn ſie auch die Zweckmäßigkeit in der Natur nicht fördern, ſie doch wohl auch nirgends erheblich beeinträchtigen. Und wenn es wirklich irgendwo ein Thierlein giebt, dem ein „rudimentäres Organ“ nachweisbar unbequem iſt, dann wäre neuerdings auf den Umſtand zu verweiſen, daß die bildende Natur viel zu ſehr darauf erpicht iſt, ihre Geſtaltungen ſtufenweiſe und in allmählichen Uebergängen zu entwickeln, als daß die Bequemlichkeit der Kreaturen überall ihr vornehmſtes Augenmerk ſein ſollte. Sie zwingt die Thiere der unterſten Ordnung, ſich mit einem oder zwei Sinnen zu behelfen, und verſagt ſogar uns Menſchen, ihren Lieblingsgeſchöpfen, die Flügel, obgleich wir es weit bequemer fänden zu fliegen, als zu Fuße zu wandeln.

Helmholtz ſagt irgendwo, er würde eine Linſe zurückweiſen, welche nicht beſſer konſtruirt wäre, als die des menſchlichen Auges, wenn ſie ein Optiker ihm verkaufen wollte. Aber wenn nicht jedes Zweckmäßige in einem Organismus immer auch das denkbar Vollkommenſte in ſeiner Art iſt, ſo muß man erwägen, daß die Natur unſere Organe nicht aus todtem, unbedingt fügſamem Stoffe ſchafft, wie der Optiker eine Brille oder der Mechaniker ein Hörrohr, ſondern daß ſie dieſelben aus eigenlebigen, organiſchen Elementen und im Zuſammenhange eines lebendigen Organismus herzuſtellen hat. Der Optiker ſchleift aus einem Stück Glas ſeine Linſe zu, und ſie iſt fertig. Er braucht nur auf phyſikaliſche Naturgeſetze Rückſicht zu nehmen. Die Natur aber hat in der Herſtellung des Auges phyſikaliſchen und phyſiologiſchen Geſetzen zugleich zu genügen. Welches Aufwandes zuſammenwirkender lebendiger Kräfte, animaliſcher Thätigkeiten bedarf es, um die Linſe des Auges zu formen, und welches noch größeren, um ſie leiſtungsfähig zu erhalten! Neben der Zweckmäßigkeit muß hier die Fähigkeit, die Möglichkeit der organiſchen Exiſtenz im Auge behalten werden. Iſt es zu verwundern, wenn die Zweckmäßigkeit in ſo manchen Fällen den Exiſtenzbedingungen ſich unterordnen muß? In einem Organismus iſt eine Unzahl von Zwecken in Harmonie zu bringen — von Zwecken, die wir zum Theil vielleicht gar nicht kennen — und der eine oder andere dieſer Zwecke muß ſich mit einer nothdürftigen Verwirklichung begnügen, nur um die eines andern nicht ganz unmöglich zu machen. Dieſen Umſtand hat auch Helmholtz in der Erörterung, die er auf jenen Ausſpruch folgen läßt — und die, nebenbei bemerkt, ſich allmählich mehr zu einer begeiſterten Anerkennung der wunderbaren Vorzüge des menſchlichen Auges als zu einer Kritik ſeiner Mängel geſtaltet — nicht geradezu überſehen, aber er legt nicht das volle Gewicht auf denſelben, das er verdient. Hätte Helmholtz dies gethan, ſo hätte er ſeine Aeußerung lieber gänzlich unterdrückt, die, als geflügeltes Wort im Umlauf, der richtigen Anſicht in weiten Kreiſen geſchadet hat.

„Es macht faſt den Eindruck,“ ſagt A. Fick in ſeinem „Kompendium der Phyſiologie des Menſchen“ S. 352, „als ob der Pylorus (Magenmund) mit zweckmäßiger Auswahl alles Verdaute und im Darme Verdauliche, ſei es flüſſig, ſei es feſt, raſch durchließe, dagegen dem im Magen noch weiter zu Verdauenden den Durchtritt lange verweigerte. Auch ſchädliche Stoffe, ſelbſt in flüſſiger Form, wie z. B. alkoholiſche Getränke verweilen oft lange im Magen, um zuletzt durch Erbrechen entleert zu werden. Durch welchen Mechanismus dieſe überaus zweckmäßigen Wirkungen zuſtande kommen, iſt vollſtändig unbekannt. — Ganz beſtimmte Thatſachen, die auf eine genau zweckmäßige Entleerung des Magens nach dem Darmkanale deuten, liegen bezüglich der Fettüberführung vor. Man hat nämlich durch Schlachten von Hunden, denen vorher eine fettreiche Mahlzeit gegeben war, feſtgeſtellt, daß nach einer ſolchen der Fettgehalt ganz allmählich abnimmt, und daß der Dünndarm jederzeit eine annähernd gleiche kleine Fettmenge enthält. Hieraus muß geſchloſſen werden, daß der Magen immer genau ſo viel Fett entläßt, als im Darm reſorbirt worden iſt.“ —

Wie es Demjenigen, der an einen perſönlichen Schöpfer der Welt glaubt, gleichgültig ſein kann, ob dieſer Schöpfer jede Thier- und Pflanzenart beſonders in die Welt geſetzt, oder ob er etwa nur eine oder einige urſprüngliche Arten ſchuf und alle weiteren dann aus dieſen ſich entwickeln ließ, ſo kann es auch demjenigen, der ein wirkendes Prinzip des Zweckmäßigen und Vernünftigen in der Welt annimmt, gleichgültig ſein, von wo an und wie das Zweckmäßige in der Natur ſich am Faden der natürlichen Kauſalität weiter entwickelt hat. Zweckbegriff und natürliche Kauſalität vertragen ſich ganz gut, wenn man annimmt, daß ſie ſich zu einander wie Zweck und Mittel verhalten, daß der Urkeim, ſo zu ſagen, des Zweckmäßigen ſich an der Kette einer Reihe von natürlichen Urſachen fortſpinnt und entwickelt. *Finis causa causarum!* Dies ariſtoteliſche Kernwort enthält die ganze Löſung des Problems, wie innere Zielſtrebigkeit und äußere mechaniſche Kauſalität in der Natur zu vereinigen ſeien. Werfe ich ein Stück Papier ins Feuer, um es zu verbrennen, ſo verzehrt das Feuer das Papier und ich habe meinen Zweck erreicht. Niemand wird behaupten, der Gedanke an einen Zweck ſei hier ausgeſchloſſen, weil die Kraft des Feuers das Verbrennen des Papiers ſchon hinlänglich erklärt. Selbſt alſo, wenn es gelänge, nachzuweiſen, daß alles Zweckmäßige in der Welt auf ganz natürlichem Wege entſtand und ſich entwickelte, würde dies noch lange nicht beweiſen, daß keine Zielſtrebigkeit, kein Zweck dabei obwaltete.

Ein gründliches Eingehen auf die Thatſachen des ſogenannten Inſtinkts würde zunächſt eine beſſere Kenntniß des ſogenannten ſeeliſchen und geiſtigen Lebens erheiſchen, als wir beſitzen. Wir ſtellen uns daſſelbe nach der Analogie des menſchlichen vor; es iſt aber die Frage, ob es nicht ein ganz anders geartetes, nicht ein ſolches iſt, von welchem wir keinen Begriff, keine Ahnung haben. Insbeſondere ließe ſich fragen, ob denn die natürliche Verſtandesthätigkeit bei Menſchen und Thieren von derſelben Art ſein müſſe? Es ließe ſich fragen, ob nicht ein Verſtand denkbar wäre, deſſen Funktion — unbewußt — auf das Zukünftige gerichtet iſt? Ich weiß, daß ich hiermit Anſchauungen andeute, für welche das Zeitalter nicht reif iſt, mit welchen es ſich aber verſöhnen wird, wenn es den verwirrenden Begriff des Gegenſatzes von Geiſtigem und Materiellem über Bord geworfen und ſich zu einem wirklichen „Monismus“ bekehrt haben wird.

Es läßt ſich nachweiſen, daß der Verſtand im Menſchen nicht blos eine individuelle, ſondern auch eine univerſelle Richtung hat, die auf die Gattung, auf das Naturganze, das Allgemeine geht. Der Inſtinkt im Thiere iſt meiner Anſicht nach als eine Funktion des thieriſchen Verſtandes aufzufaſſen.

inſofern er ebenfalls der univerſellen Richtung angehört.

Dieſe über das Individuelle hinausgehende Richtung des thieriſchen Verſtandes ſteht im Zuſammenhang mit der Zwecktendenz und dem bildenden Formprinzip, deſſen Anerkennung und richtiges Verſtändniß der Zukunft vorbehalten iſt, jener Zukunft, wie geſagt, welche den Intellekt wirklich als eine Naturkraft wie andere begriffen haben wird.

So lange man aber ſogenannte geiſtige oder ſeeliſche und ſogenannte materielle Kräfte einander ſchroff gegenüber ſtellt, ſo lange man ſich der Erkenntniß noch verſchließt, daß ſie von gleicher Art, daß Schwere, Anziehung, Abſtoßung, Magnetismus, Elektrizität, ja ſelbſt Stoß und Gegenſtoß in der Mechanik gerade ſo „materiell", aber auch gerade ſo „geiſtig" ſind, wie Denkkraft, Intellekt, Willenskraft in der Natur — ſo lange wird man bei den größten und letzten Naturproblemen die Frage nicht einmal richtig ſtellen, geſchweige beantworten können.

Die ſogenannte Reflexwirkung wird gegen die Teleologie, gegen den unbewußten Willen und unbewußten Intellekt in der Natur ins Feld geführt, während gerade ſie ſelbſt die entſchiedenſte Zielſtrebigkeit vorausſetzt. Wenn mein Empfindungsnerv heftig gereizt wird, und in dem entſprechenden Muskel eine Reflexbewegung „auslöſt", ſo folgt daraus keineswegs von ſelbſt, daß dieſe Bewegung auch eine zweckmäßige ſein müſſe, daß ſie gerade in der Richtung ſtattfinden müſſe, welche dazu dienlich iſt, das Körperglied, auf welches der heftige und unangenehme Reiz ausgeübt wird, aus dem Bereich der Tragweite des Reizes zu bringen. Die bloſe Reflexwirkung für ſich allein würde immer nur eine zweckloſe und ohnmächtige Zuckung ſein.

Intereſſant wäre ein Ueberblick der Fälle, in welchen die Natur eine Ausnahme von ihren eigenen Geſetzen zu machen, oder einer Unregelmäßigkeit Raum zu geben ſcheint, zu Gunſten eines beſtimmten Zweckes.

Ein Naturgeſetz iſt es z. B., daß Körper bei der Erwärmung ſich ausdehnen, bei der Erkaltung ſich zuſammenziehen. Eine Ausnahme macht das Waſſer, das bei der Erwärmung von 0 auf 4° C. ſich zuſammenzieht und dann erſt bei weiterer Erwärmung ſich ausdehnt. Nur dieſem räthſelhaften Verhalten des Waſſers iſt es zu verdanken, daß die größeren Seen niemals bis auf den Grund gefrieren, ſondern in der Tiefe die Temperatur von 4° C. herrſchend bleibt und das Fortbeſtehen des Lebens der Waſſerthiere ermöglicht wird. Und „würde das Waſſer", ſagt Lommel, „wie andere Flüſſigkeiten beim Erkalten und Erſtarren ſchwerer, ſo müßte das Gefrieren eines Sees von unten herauf erfolgen und die ganze Waſſermaſſe raſch zu einem ungeheuren Eisklumpen erſtarren. Die Sonnenwärme des nächſten Sommers würde, ſtatt Früchte zu reifen, kaum zum Schmelzen dieſer gewaltigen Eismaſſen hinreichen und unſere Gegenden würden zur unbewohnten Eiswüſte". (Handlexikon der Phyſik, 21.)

Jedermann weiß, daß eine höhere Temperatur das Wachsthum im pflanzlichen und thieriſchen Leben befördert und daß die kälteſten Regionen die ungünſtigſten für dasſelbe ſind. Aber die Natur macht eine Ausnahme, indem ſie Haar, Wolle und Federn in der Kälte beſſer als in der Wärme gedeihen läßt — eine Ausnahme, die den Thieren ſehr zu gute kommt.

Die Erde iſt bekanntlich an den Polen abgeplattet. Das iſt eine Unregelmäßigkeit, eine Abweichung von der einfachen Kugelform, die man auf natürliche Weiſe zu erklären verſucht. Gewiß iſt aber, daß, wie Kant bemerkt, dieſe Unregelmäßigkeit allein es verhindert, „daß nicht die Hervorragungen des feſten Landes oder auch kleinerer, vielleicht durch Erdbeben aufgeworfener Berge die Achſe der Erde kontinuirlich und in nicht eben langer Zeit anſehnlich verrücken.“ Die Aufſchwellung der Erde nämlich unter der Linie „iſt ein ſo gewaltiger Berg, daß ihn der Schwung jedes anderen Berges niemals merklich aus ſeiner Lage in Anſehung der Achſe bringen kann“. (Kritik der reinen Vernunft. Kirchmannſche Ausgabe, S. 541. Anm.)

— Sehr auffallend iſt, daß in einer Zeit, welche der Zwecktendenz in der Natur die erbittertſte Fehde geſchworen hat, ein Philoſoph Mode werden konnte, bei welchem die Teleologie nicht blos eine ungeheure Rolle ſpielt, ſondern auch bis zur äußerſten Karikatur getrieben worden iſt. Die Natur entflammt dieſen Mann und dieſes Weib für einander, weil ſie gerade dieſes Kind von denſelben erzeugen laſſen will! Und der blinde „Wille“ „ſchafft“ ſich einen Intellekt, damit er ſeiner Thorheit bewußt werde und ſich

„verneine!“ Giebt es etwas Tolleres? Hat die gläubige Theologie jemals eine abſurdere, teleologiſche Blüte getrieben? —

Das Wort „zweckmäßig“, „Zweckmäßigkeit“ iſt dem Deutſchen eigenthümlich. Keine Sprache kann es gut und genau wiedergeben. „Comfortable to the purpose“ muß der Engländer ſagen; aber purpose iſt immer nur ein bewußter, gewollter Zweck, während wir auch das zweckmäßig nennen, was einem Zweck (finis) entſpricht, ohne doch einer bewußten Endabſicht ſeinen Urſprung zu verdanken.

So lange es Triebe in der Natur giebt, iſt es Thorheit, Zwecke in derſelben zu leugnen.

— Wie die Geſtaltung eines Gliedes des menſchlichen Körpers nicht beſtimmt und bedingt iſt durch eine in der Luft ſchwebende Idee dieſes Gliedes, ſondern durch den Zuſammenhang mit dem größeren Ganzen, dem Körper, welchem das Glied angehört, ſo iſt die Geſtaltung jedes Naturweſens, ſei es Pflanze, Thier, Menſch, nicht beſtimmt und bedingt durch eine in der Luft ſchwebende Idee desſelben, ſondern durch das Formprinzip des größeren, ſich zweckmäßig auslebenden und ausgeſtaltenden Ganzen der Natur.

1) d. menschliche Instinkt aufgebaut z. Allgefühl [illegible] [illegible] Imperalis. / Teilung ° m. Willen All s [illegible] Wi. /
2) Die Freiheit des Willens 21. Begriff Wille soll ein gemeinsam sittl. Willen. /
3) Möglichkeit einer Besserung / Stärken d. Motive durch Lohn Strafe

Sittlichkeit.

Wie ſchon in der Betrachtung über „Ichſinn und Allſinn“ klar geworden, iſt der Menſch, dem alten Spruche gemäß: „*Est aliquid in nobis praeter nos*“, wie jedes Naturweſen, nicht blos Individuum, ſondern auch Theil des Ganzen, der Natur, des Alls, und wie ſein Weſen und Leben, ſo iſt auch ſein Lebenswille kein ausſchließlich perſönlicher. Er nimmt theil am Willen eines jeden der höheren und immer höheren Ganzen, von welchen er wie von konzentriſchen Kreiſen umſchloſſen iſt. Es giebt kein menſchlich Weſen, bei welchem ausſchließlich der Ichſinn ohne jede Spur des Allſinns waltete. Entwicklung und ſelbſt angebornes Maß aber der einen und der andern Richtung ſind bei den einzelnen Menſchen verſchieden.

Jeder, auch der Verderbteſte, hat unzählige Momente, wo er recht handelt. Man weiß, wie mitleidig und großmüthig Räuber und Mörder oft gegen Solche ſind, die ſie nicht gerade todtzuſchlagen für nöthig halten. Bret Hartes californiſche Erzählungen drehen ſich beinahe ganz um das aus den verdorbenſten Gemüthern immer wieder ſiegreich hervorbrechende beſſere Gefühl.

Zehnmal des Tages unterdrückt jeder Menſch eine Begierde, zehnmal des Tages erfüllt er human und freundlich eine Rückſicht gegen ſeine Nebenmenſchen. Wäre es anders, handelte Jeder nur recht, weil er es theoretiſch für ſeine Pflicht hält, ſo hätten längſt die Menſchen einander aufgefreſſen. Käme es blos auf anerzogenes Pflichtgefühl, und nicht auf einen in der Natur ſelbſt begründeten Sinn und Willen an, ſo könnte die Welt nicht acht Tage beſtehen.

Gewiſſe Materialiſten werden ſagen: Dieſer moraliſche Inſtinkt iſt Gewöhnung. Gut. Stellen wir uns vor, Karl Vogt befände ſich ganz allein und unbemerkt in einem Zimmer, in welchem vieles Geld und viele Werthſachen umherliegen. Er könnte etwas davon einſtecken, denn wir nehmen ausdrücklich an, daß die Verhältniſſe derart ſind, um eine Entdeckung für immer unmöglich zu machen. Zugegriffen, Herr Karl Vogt! warum ſtecken Sie denn nichts ein? Es kommt ja nie ans Licht, und der moraliſche Inſtinkt iſt eine bloſe Angewöhnung. Was man ſich angewöhnt, kann man ſich wieder abgewöhnen, und ein freier Mann kann ſich darüber hinwegſetzen. Aber Herr Karl Vogt oder Herr L. Büchner werden nichts einſtecken und wenn ſie es doch thäten, ſo würden ſich ihre Freunde, die Herren Materialiſten, des Individuums, Karl Vogt oder L. Büchner geheißen, nicht blos vor andern, ſondern auch *unter ſich* ſchämen!

Nun kommen aber die Darwiniſten und ſagen, der moraliſche Inſtinkt ſei da, aber er ſei nicht angeboren, ſondern anerzogen, habe ſich „allmählich unter beſonderen Umſtänden entwickelt“. Zugegeben, das Moral- und Rechtsgefühl ſei nichts Urſprüngliches, ſondern durch Gewöhnung und Vererbung von unſern Urvorfahren Ueberkommenes, ſo iſt es mir nun erſt recht unbegreiflich, warum die Herren Vogt und Büchner keine ſilbernen Löffel einſtecken, wenn ſie es ohne jede Gefahr der Entdeckung thun können. Denn von dem Augenblicke an, wo ich eingeſehen, daß das ſittliche Gefühl nichts abſolut und untrennbar mit meinem eigenſten Wollen Verbundenes, in meiner Natur Liegendes, ſondern etwas Anerzogenes oder Ererbtes ſei, von dieſem Augenblicke an fällt jedes wahrhaft zwingende Motiv für mich hinweg, demſelben unter allen Umſtänden Folge zu leiſten. Es müßte ja hinter dieſem ererbten Sittengeſetz noch ein anderes, für mich bindendes abſolutes Sittengeſetz ſtehen, welches mich verpflichtete, ererbte Anſchauungen als bindende Geſetze zu betrachten. Es beſteht z. B. eine pſyſiologiſche Nöthigung für meine Augen, die blaue Farbe blau zu ſehen. Stünde es in meiner Macht, mich dieſer Nöthigung zu entziehen, ſo würde ich mir kein Gewiſſen daraus machen, blaue Gegenſtände nicht blau zu ſehen. Iſt nun die innere Nöthigung, recht zu handeln, auch nur eine phyſiologiſch-pſychologiſche, ſo iſt es mir, nachdem ich dies eingeſehen, ganz gut möglich, mich derſelben zu entſchlagen. Und kann ich das, warum ſollte ich es nicht, wenn es mir beliebt? Ich für meine Perſon mache die reichen

Leute und die Polizei im voraus darauf aufmerkſam, daß ich von dem Augenblicke an, wo ich erkenne, das Rechtsgefühl in mir ſei blos eine von den Vorfahren ererbte Angewöhnung, mich nicht im geringſten je bedenken werde, alles Schlechte zu thun, was mich freut oder was mir Vortheil bringt, wenn ich es ſicher und unbemerkt thun kann.

Herr Vogt und Herr Büchner ſind Thoren, wenn ſie keine ſilbernen Löffel einſtecken, wo ſie dies ohne jede Gefahr einer Entdeckung zu thun imſtande ſind. Ob Herr Rothſchild einen ſilbernen Löffel mehr oder weniger beſitzt, iſt für ihn und die ganze Menſchheit ſehr gleichgültig — es kommt alſo nicht einmal Mitleid oder ſonſtige Rückſicht hier ins Spiel. Ei, warum ſtecken Sie nicht einmal bei Rothſchild Löffel ein, meine Herren?

Der Gedanke, daß das moraliſche und Rechtsgefühl dem Menſchen nicht angeboren, ſondern „hiſtoriſch entwickelt“ ſei, liegt nahe und hat für den erſten Augenblick viel Anſprechendes. Und doch geht dieſe Erklärung der Sache nicht auf den Grund, und es läßt ſich nachweiſen, daß ſie eine irrige iſt. Kein Wunder, wenn die Naturforſcher von einem Angeborenſein des ſittlichen und Rechtsgefühls nichts wiſſen wollen. Hat man dies Angeborenſein doch immer ſo verſtanden, als habe nur der liebe Gott dem Menſchen dies Geſetz ins Herz pflanzen können. Und ſelbſt Kant hat ſich die Sache ſeines „kategoriſchen Imperativs“ ſchon dadurch gründlich verdorben, daß er ſich von der praktiſchen Vernunft nicht blos dieſen, ſondern obendrein noch einen Gott und eine Unſterblichkeit der Seele zugeben ließ. Das war nicht der rechte Weg, einer in der Natur ſelbſt liegenden Tendenz des individuellen Willens, ſich dem allgemeinen Willen zu unterwerfen, zur Anerkennung zu verhelfen. Ich bin ganz einverſtanden mit den Materialiſten, daß dieſe Tendenz nicht auf etwas Uebernatürlichem beruhe. Sie iſt, wenn man ſie als Thatſache nachweiſen kann, nicht wunderbarer, nicht unerklärlicher, als z. B. die Gravitation oder irgend ein anderes Naturgeſetz. Warum ſoll der Wille nicht ebenſo ſeine Naturgeſetze haben, wie alles Leben der Natur? Warum ſoll die Tendenz der Unterwerfung des individuellen Willens unter den allgemeinen nicht ebenſo in der Natur liegen können wie die Geſetze der Schwere, des Magnetismus, der Elektrizität, des organiſchen Lebens? Sie gehört zum Formprinzip des Lebens — zu jenem nisus formativus, den ja ſelbſt die Materialiſten anerkennen. Jenes Rechts- und Sittlichkeitsgefühl, das im Menſchen ſo oft bis zur Selbſtaufopferung geht, hat ſich allerdings „entwickelt", aber nicht aus nichts, ſondern aus der urſprünglichen Polarität von allgemeinem und beſonderem Leben, allgemeinem und beſonderem Willen, welche, wie ich nachgewieſen habe, die innerſte Natur alles Kreatürlichen ausmacht.

Die Nothwendigkeit, welche die Welt beherrſcht und den Zufall ausſchließt, iſt eins mit der echten Freiheit, welche die Willkür ausſchließt.

— Unvergleichlich hat Edgar Poe in einigen ſeiner merkwürdigen Erzählungen die unbewußte Naturmacht des Gewiſſens geſchildert. Seine Verbrecher empfinden keinen Gewiſſensbiß; ſie ſind zufrieden mit ſich und freun ſich ihrer That. Dennoch erſcheinen ſie unter dem Einfluſſe einer dämoniſchen Gewalt, die ſie verwirrt, die ſie Tollheiten ſagen und begehen läßt und ihrem Verderben entgegentreibt.

— Erſchütternd hat der freieſte und ſkeptiſcheſte aller Geiſter, Byron, im „Manfred“ die von allem Glauben, aller Geſinnungsweiſe, aller Charakterart unabhängige, unaustilgbare Qual des Selbſtvorwurfs gezeigt. Und ganz ſpeziell hat er gezeigt, daß die furchtbare Naturmacht des Gewiſſens nichts Anerzogenes, ſondern der unaustilgbare, innerſte Kern unſeres Weſen und Wollens iſt.

— „Mein Vergehen hat ja Niemand geſchadet,“ ſagſt du. Ei doch — dir ſelbſt; denn du biſt ſchlechter geworden! — —

„Ihr treibt ein gefährliches Spiel, ihr Philoſophen,“ ſagen ängſtliche Gemüther, „indem ihr der Moral alle Stützen des Glaubens unter den Füßen wegzieht, um ſie einzig auf den moraliſchen Inſtinkt zu gründen, den doch Viele von den Aufgeklärten nicht einmal theoretiſch anerkennen!“ Darauf entgegne ich: „Jene Stützen ſind nun einmal morſch — kein Verlaß mehr auf ſie! Es iſt möglich, daß der moraliſche Inſtinkt für die Menſchheit nicht ausreicht, wenn ſie ihn unterdrückt und leugnet. Hat ſie wirklich nicht genug inneren Halt, und muß ſie deswegen zu Grunde gehen — ei, ſo mag ſie zu Grunde gehen; ſie iſt ja in dieſem Falle „nicht werth zu beſtehen!“ —

Und die Natur erneuert ſich in ewigem Kreislauf: ein neues Geſchlecht würde nach dem alten, das da zu Grunde gegangen, hervorſproſſen, und dies neue Geſchlecht würde doch wieder nichts Eiligeres zu thun haben, als den moraliſchen Inſtinkt nach Darwiniſtiſcher Theorie „allmählich in ſich zu entwickeln“. Das Interregnum abſoluter Finſterniß kann nie lange dauern. Die Gefahr iſt alſo nicht ſo groß, ihr Kleinmüthigen! — —

Man ſagt, die Begriffe von Recht und Unrecht ſind nicht bei allen Völkern gleich: es giebt alſo kein allgemeines, natürliches Sittengeſetz. Aber es handelt ſich in erſter Linie gar nicht um beſondere Geſetze der Sitte und des Rechts: dieſe können allerdings bei verſchiedenen Völkern verſchieden ſein. Es handelt ſich um den natürlichen Willen des Menſchen, recht zu handeln, überhaupt, d. h. zu thun, was er für gut und recht hält, ohne Rückſicht auf ein äußeres Geſetz, ohne Rückſicht auf Lohn oder Strafe, ganz um des Guten und Rechten ſelbſt willen. Der Inhalt des „kategoriſchen Imperativs“ iſt nicht: „Thue dies! Thue jenes!“ ſondern nur ganz allgemein: „Thue recht!“ In der Anerkennung dieſes Grundſatzes aber ſtimmen alle Völker und alle Menſchen überein.

Im Jahre 1884 hielt ein berühmter Rechtsgelehrter einen öffentlichen Vortrag in Wien über den „Urſprung des Rechtsgefühls“, in welchem er nachwies, daß dem Menſchen ſo etwas wie ein Rechtsgefühl in keiner Weiſe angeboren, daß das Rechtsgefühl nur erworben und aus den Bedürfniſſen der

Menſchen hervorgegangen ſei. Alle Blätter theilten dieſen Vortrag im Auszug mit, und ſo kam die darin aufgeſtellte Theorie zur allgemeinſten Kenntniß des Publikums. Es war nun höchſt intereſſant, die Wirkung derſelben auf das zeitungleſende Publikum zu beobachten. War das ein ſchmunzelnder Beifall, ein befriedigtes Grinſen, ein verſchmitztes Augenzwinkern! „Haben Sie den Vortrag des Profeſſor J. geleſen?“ hörte ich Einen fragen; „na, was ſagen Sie dazu? Hat der nicht recht? Hats doch einmal friſch von der Leber weg geſagt, daß es mit dem ſogenannten Rechtsgefühl der reine Schwindel iſt!“

Dieſer naiven Auffaſſung des Volkes gegenüber wird der Gelehrte mit Bedauern ſagen, er ſei mißverſtanden worden; das Rechtsgefühl wirke ja in den Menſchen nicht weniger, wenn es erworben, als wenn es angeboren ſei. Aber das iſts eben, was ich entſchieden beſtreite. Ich wiederhole es: wer eingeſehen zu haben glaubt, daß ſein Rechtsgefühl nur ein „erworbenes“, von außen her gemachtes und gewordenes, der iſt entweder ein Schwachkopf oder ein Heuchler, wenn er behauptet, daß er durch dieſes Rechtsgefühl ſich noch immer leiten läßt, auch wo es ſein Nachtheil und wo er demſelben ohne Gefahr für ſeine Ehre zuwiderhandeln kann. Wenn die Erfahrung lehrt, daß ein Menſch mit dieſer Anſicht doch auch ganz ehrlich und ſittlich und ein Ehrenmann ſein kann, dann beweiſt dies eben, daß er nicht ſeiner theoretiſchen Anſicht gemäß lebt, ſondern, ohne es zu wiſſen und zu wollen, im Handeln demjenigen wahrh[illegible]ſten Rechtsgefühl folgt, das er in der Theorie leugnet.

Nachdem man das ſittliche Prinzip vom Dogma emanzipirt und im Fortgange der geiſtigen Entwicklung es auf den urſprünglichen, mit dem Lebenstriebe ſelbſt verſchwiſterten Trieb zum Vernünftigen und Rechten gegründet, gefällt man ſich neueſtens wieder darin, das ſittliche Wollen zu einer Sache des Uebereinkommens und der Gewöhnung zu machen. Man giebt der ſogenannten „Unfreiheit des Willens“ die roheſte Deutung, welche darauf hinausläuft, daß der Menſch niemals anders kann, als gerade den ſchlechteſten und unſittlichſten Motiven folgen, und daß die unſittlichen Motive immer den Sieg über die ſittlichen davontragen müſſen. Statt mit ſolchen Lehren dem genußſüchtigen und blaſirten Egoismus des Individualwillens in unſerer Zeit Vorſchub zu leiſten, thäte man beſſer, dem beſſeren Theile unſeres Wollens, dem Allwillen, durch Hinweiſung auf ihn, durch Erziehung und Kräftigung desſelben, zum Siege zu verhelfen.

Die Befliſſenheit, mit der man heutzutage das natürliche Moralgeſetz untergräbt, ließe ſich als Sache der Ueberzeugung noch achten; Widerwillen aber erregt die Art und Weiſe, in welcher man es doch wieder angeblich zu ſtützen und zu begründen ſucht. Das Gefaſel von „Begriffsdichtung“, an welche man ſich halten ſoll, obgleich man ſie als Dichtung erkannt hat, von „Idealen“, welchen man nachſtreben ſoll, obgleich ihnen ein bloſer Wahn zu Grunde liegt, von einem Sittengeſetz, das uns auch dann noch innerlich und unbedingt verpflichten ſoll, wenn es als etwas von außen her an uns Gebrachtes, Hiſtoriſchgewordenes, Konventionelles, Angewöhntes nachgewieſen worden: das ſind klägliche, zum Theil unehrliche Verſuche, eine Sache aufrecht zu erhalten, welcher man ihren einzigen wirklichen Halt entzogen hat. Das einzige wahre Fundament des Sittengeſetzes iſt der Nachweis, daß es urſprünglich, daß es in der Natur der Dinge begründet iſt, daß es auf einem Naturgeſetze beruht. Als eine Tendenz muß es aufgefaßt werden, nothwendig verbunden mit dem Sein und Leben ſelbſt, deſſen Beſtand nur in gewiſſen Formen und Verhältniſſen möglich iſt. Dieſe Formen und Verhältniſſe muß das Seiende und Lebende von Natur wollen und erſtreben, wie das Sein und Leben ſelbſt. Und da — es kann nicht oft genug geſagt werden — alles Sein und Leben ein zwiefaches iſt, ein individuelles und ein Leben in und mit dem Ganzen, ſo geht jene Lebenstendenz, jener Lebenswille auf das Ganze, das Allgemeine ebenſowohl wie auf das Individuelle und wird eben hierdurch das, was wir ſittlich nennen. Indem ſo das individuelle Ich ſich zum allgemeinen erweitert, mehr und mehr ſich mit dem Ganzen identiſch fühlt und ſchließlich, wenn ich ſo ſagen darf, die ganze Welt als den Leib ſeines wahren Ich empfindet, iſt es noch immer ein natürlicher, wenn auch höherer, über das Individuelle hinausgehender Egoismus, der das allgemeine Leben ſo gut bejaht und will, wie das individuelle, und nicht ſelten ſogar bereit iſt, dieſes für jenes zu opfern. Dieſe auf das Allgemeine gehende Tendenz des Individuums als etwas durch Erkenntniß erſt Erworbenes, Angelerntes, Angewöhntes, dann etwa Vererbtes und Entwickeltes zu betrachten, iſt durchaus falſch; denn ſo gewiß alles Leben ein Leben im Beſondern und ein Leben im Ganzen, Allgemeinen zugleich iſt, ſo gewiß iſt die Tendenz fürs Allgemeine nicht weniger urſprünglich, nicht weniger von Uranfang in der Natur begründet, als der Egoismus, mit welchem das Individuum als ſolches ſich im Daſein zu behaupten ſtrebt.

Ein wunderbar ſchöner Ausſpruch findet ſich am Schluſſe von Spinozas „Ethik“: „Seligkeit iſt nicht der Lohn der Tugend, ſondern die Tugend ſelbſt, und wir ſind nicht ſelig, weil wir unſere Begierden bezähmen, ſondern im Gegentheil, wir bezähmen unſere Begierden, weil wir ſelig ſind.“ —

Für den, dem es gegeben iſt, bewußt zu wollen, wird das große Müſſen der Natur zum Sollen.

Zum Schluſſe ſei noch ein mit dem Sittengeſetze zuſammenhängender Gegenſtand erörtert, über welchen die wunderlichſten Meinungen verbreitet ſind. Ich meine die Freiheit des menſchlichen Willens. Sie beſteht nach der einfachſten und natürlichſten Auffaſſung darin, daß der Menſch — ſo weit nicht äußerer Zwang ihn einſchränkt — thun kann was er will. Man ſagt nun, der Wille des Menſchen ſei nicht frei, da Mancher oft das Gute will und doch das Böſe thut. Wenn aber Jemand das Böſe gethan, während er doch das Gute thun wollte, ſo beweiſt dies nur, daß er das Böſe noch ſtärker gewollt. Und ſo hat er doch gethan, was er *gewollt*, d. h. am ſtärkſten gewollt. Der unmoraliſche Trieb iſt ſo gut ein Wille, als der moraliſche Vorſatz. Daß eine ſchwächere Willensneigung von einer ſtärkeren beſiegt wird, iſt doch wohl natürlich. Welch ein Monſtrum von Willen wäre das, der es umgekehrt machte und ſich für das entſchiede, was er *weniger* will?

Dadurch, daß man blos den *ſittlichen* Willen für einen Willen nahm, den unſittlichen aber nicht — durch dieſe ganz willkürliche, in gar nichts begründete Einſchränkung des Willensbegriffs iſt die Frage der menſchlichen Willensfreiheit in heilloſer Weiſe verwirrt worden.

Indem man annahm, der Menſch könne jemals ohne äußeren Zwang anders wollen und anders handeln — z. B. das Gute wollen und das Böſe thun — hat man ſich vom Willen einen falſchen und von der Freiheit — gar keinen Begriff gemacht.

Dagegen findet man vielleicht einzuwenden: Der Menſch kann allerdings *thun* was er will — aber er kann nicht *wollen*, was er will, weil ſein Wille durch *Motive* beſtimmt iſt! — Er kann nicht wollen, was er will? Sehe man ſich dieſe Worte doch einmal näher an. Iſt ein vernünftiger Sinn darin? Freiheit des Willens müßte alſo darin beſtehen, daß man ohne Grund, ohne Motiv etwas wollen könnte? Aber was heißt denn Wollen anders, als *einen Grund haben*, dies lieber zu thun oder anzuſtreben als jenes? Ohne Grund, ohne Motiv etwas wollen, hieße etwas wollen, *ohne es zu wollen*. Mit dem Begriffe des Wollens iſt der des Motivs *unzertrennlich* verknüpft. Ohne ein beſtimmendes Motiv iſt der Wille ein leeres *Vermögen*: erſt durch das Motiv wird er thätig und reell. Es iſt alſo ganz richtig, daß der menſchliche Wille inſofern nicht „frei" iſt, als ſeine Richtung immer durch das ſtärkſte der Motive beſtimmt iſt. Aber es muß andererſeits zugegeben werden, daß es abſurd iſt, dieſer „Unfreiheit" gegenüber von einer denkbaren „Freiheit" des Willens zu reden, welche dahin ginge, wollen zu können, was man *nicht* will; daß es abſurd iſt, von der Unfreiheit des Wollens ſo zu reden, als ob ſie nur ein beſonderes Gebrechen der menſchlichen Natur wäre, und als ob ſich auch Weſen denken ließen, die etwas wollen können ohne Motiv — d. h. ohne zu wollen.

Ich glaube nicht, daß ein Menſch ſich finden würde, der Luſt hätte, gegen die Nothwendigkeit, zu thun, was er eben (am lebhafteſten) *will*, die Freiheit einzutauſchen, zu thun, was er *nicht* will.

Eine ſolche Freiheit erſcheint bei näherer Betrachtung als ein leeres Gedankending, ja als Unding. Sinnlos wäre es, zu verlangen, daß ich nicht blos wollen, ſondern auch dies Wollen wieder wollen oder nicht wollen können ſoll, daß hinter dem Willen noch ein Wille ſtehen ſoll, der ihn will, und hinter dieſem wieder ein anderer u. ſ. f. ins Unendliche.

Schon Locke ſagt ganz richtig: „Frei ſein heißt *thun* können, was man will." (Spiller, „Urkraft des

Weltalls", S. 211, Baumann 463.) Dagegen verfällt Spencer dem abſurden Modeirrthum, „nach Belieben begehren und nicht begehren können, ſei der eigentliche Sinn des Dogmas vom freien Willen." Wenn man tauſend Menſchen fragt, was ſie unter Freiheit des Willens verſtehen, ſo werden ſie alle ſagen, ſie meinten darunter die Freiheit zu *thun*, was man will, nicht Einer wird eine Freiheit, zu *wollen*, was er will, darunter verſtehen, denn *wollen* können, was man will, würde Jedem als eine leere Tautologie, und die Idee einer Freiheit, welche darin beſtünde, thun zu können, was man *nicht* will, als eine Abſonderlichkeit erſcheinen, welche dem geſunden Menſchenverſtande fern liegt. Es iſt vollkommen wahr, daß der Wille immer durch Beweggründe beſtimmt wird, aber es iſt abſurd, zu ſagen, daß er deshalb unfrei ſei, denn eine größere Freiheit läßt ſich für ihn weder wünſchen noch denken, als die, ſich nach Maßgabe ſeiner eigenen Stärke und Entſchiedenheit zu verwirklichen.

Nachdem alſo die Definition der wahren Freiheit des Willens, als einer Freiheit, zu *wollen* oder *nicht* zu wollen, was man *will*, ſich als eine ſinnloſe und verunglückte herausgeſtellt, würde man gut thun, wieder auf die Auffaſſung des gemeinen Sprachgebrauchs und des geſunden Menſchenverſtandes zurückzukommen und die Willensfreiheit gelten zu laſſen als eine Freiheit, zu *handeln* wie man *will*.

Wenn man ſagt, ich hätte nur inſofern recht, als ich den Willensbegriff anders, nämlich allgemeiner faſſe, ſo erwidere ich, daß meine allgemeinere Faſſung des Willensbegriffs der einfachen Wahrheit und Thatſächlichkeit entſpricht, die Gewöhnung aber, den Begriff des Willens gerade nur dann, wenn von der Freiheit des Willens die Rede iſt, auf das *ſittliche* Wollen einzuſchränken, eine wunderliche und durchaus unbegründete iſt.

Wie verhält ſich nun aber die Thatſache, daß der Wille des Menſchen immer dem *ſtärkſten* Antrieb oder Motive folgt — ſei dieſer Antrieb nun ein geiſtiger oder phyſiſcher, ein ſittlicher oder unſittlicher — wie verhält ſie ſich zur moraliſchen Verantwortlichkeit des Menſchen und zur Sittlichkeit überhaupt?

Die Sittlichkeit eines Menſchen wird davon abhängen, daß ſeine Willensneigung, recht zu handeln, ſtark genug entwickelt iſt, um über Willensneigungen anderer Art das Uebergewicht zu erlangen.

Der Menſch handelt in jedem gegebenen Momente mit der Naturgewalt ſeines Wollens ſo gut oder ſo ſchlecht, als es ſeinem Charakter gemäß iſt. Sich ſelbſt moraliſcher zu machen, als er iſt oder zu werden die Anlage in ſich hat, vermag er ſo wenig, als einer ſich ſelbſt bei den Haaren aus dem Waſſer ziehen kann.

Es muß deshalb als ein ſinnreicher Gedanke der chriſtlichen Kirche bezeichnet werden, daß ſie die Bekehrung des Sünders, die völlige Umkehr des Schlechten, als ein Werk der *Gnade* auffaßt. Aus eigenem Antrieb kann der wahrhaft Schlechte. den Entſchluß, gut zu werden, niemals faſſen, denn ſonſt *wäre* er ſchon nicht ſchlecht.

Indeſſen kann im Unſittlichen ein Entſchluß, ſich zu beſſern, immerhin auftauchen, wenn er nicht durchaus ſchlecht iſt, ſondern Motive und Bedingungen zu ſolchem Entſchluſſe in ſeinem Weſen vorhanden ſind.

Aber an ſolchen Motiven und Bedingungen wird es nur in wenigen Menſchennaturen gänzlich fehlen, weil ein Intereſſe am Vernünftigen, Rechten und Sittlichen der menſchlichen Natur überhaupt ſehr nahe liegt. Die Möglichkeit, daß die Motive des Guten in einem bisher unmoraliſchen Menſchen an Stärke zunehmen und ſchließlich auch die Oberhand über entgegenſtehende Motive erhalten, iſt alſo gegeben, und wenn behauptet wird, jeder Menſch bleibe für immer wie er iſt, eine Aenderung, Beſſerung ſei ganz unmöglich, ſo lehren immerhin einzelne Erfahrungen das Gegentheil.

Mit Berufung auf die ſogenannte „Unfreiheit des Willens" wird auch vielfach in Zweifel gezogen, daß eine moraliſche Beeinfluſſung des Menſchen, eine Beſſerung, Erziehung u. dgl. möglich ſei. Wenn die Unfreiheit des Willens darin beſteht, daß ein Menſch nicht dem ſchwächeren, ſondern dem ſtärkeren, in ihm gerade vorwaltenden Motiv bei ſeinem Handeln folgt — was läßt ſich unter dieſem Umſtande thun, um einen moraliſchen Einfluß auf ihn zu nehmen? Immerhin etwas. Fürs Erſte kann ich einem Menſchen, welcher eben daran iſt einen Entſchluß zu faſſen, ein Motiv in Erinnerung bringen, an welches er ſelbſt nicht gedacht hätte, und welches ſich nun, nachdem er darauf aufmerkſam gemacht worden, als das ſtärkere, als das beſtimmende erweiſt.

Fürs Zweite kann ich ein zwar bewußtes, aber ſchwächeres Motiv durch Erwägungen, die ich einem Menſchen nahe lege, verſtärken, ſo daß es das Uebergewicht erlangt, oder ein anderes ſo weit ſchwächen, daß es ſeine beſtimmende Kraft verliert.

Ferner kann ich, um des moraliſchen Endzwecks willen, ganz neue Motive für Jemand ſchaffen, welche über die vorhandenen das Uebergewicht zu erlangen fähig ſind. Solche Motive ſind z. B. Lohn und Strafe. Indem der Staat Geſetze giebt und Strafen auf die Uebertretung derſelben ſetzt, ſchafft er Willensmotive, welche in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ſelbſt den ſtärkſten individuellen Motiven, den anſcheinend unbezähmbarſten Ausbrüchen der Begier und der Leidenſchaft das Gleichgewicht halten.

Und nicht blos von Fall zu Fall läßt ſich moraliſcher Einfluß auf die Entſcheidung eines Entſchluſſes üben, ſondern es kann durch zweckmäßige Einwirkungen der Charakter eines Menſchen im ganzen veredelt, es können die vernünftigen und ſittlichen Motive in ihm derart geſtärkt werden, daß ſie, wenn nicht immer, doch in den meiſten Fällen das Uebergewicht über die ſinnlichen behaupten — der Menſch kann mehr oder weniger „erzogen“ werden.

Er braucht alſo keineswegs in dieſer Beziehung hoffnungslos ſich ſelbſt überlaſſen zu werden.

Ein geborner Taugenichts iſt allerdings unverbeſſerlich. Aber nicht alle Menſchen ſind geborne

Taugenichtſe. Die meiſten haben vielmehr einen moraliſchen Fond in ſich, der nur verſtärkt und entwickelt zu werden braucht, um ſittliche Individuen aus denſelben zu machen.

Die Schwächen und ſchlechten Eigenſchaften der Menſchennatur ſind freilich nicht auszurotten; aber es laſſen ſich beſſere Eigenſchaften denſelben gegenüber ausbilden, die ihnen die Wage halten.

Die Behauptungen, der Menſch ſei und bleibe, was er iſt, der Charakter ſei angeboren u. ſ. w. kann man im allgemeinen gelten laſſen, aber ſie dürfen doch nicht ganz wörtlich genommen werden und es darf nach dem redneriſchen Brauche des Menſchen, der ſeine Behauptungen gern zu einem wirkſamen Paradoxon zuſpitzt, wohl geſagt, aber nicht ernſtlich geglaubt werden, daß mit Rückſicht auf die ſogenannte „Unfreiheit des Willens“ alles moraliſche Beſtreben in der Welt nutzlos ſei.

Vor allem aber iſt die plumpe, rohe Behauptung zurückzuweiſen, daß die ſinnlichen, natürlichen Willensmotive und Antriebe immer und unter allen Umſtänden den Sieg über die geiſtigen, ſeeliſchen, moraliſchen Willensantriebe davontragen müſſen! Woraus dann folgen ſoll, daß kein Menſch ſich moraliſch über das Thier erheben kann, daß man allen natürlichen Trieben ſich ohne Rückhalt hingeben und überhaupt der Welt ihren Lauf laſſen muß. Nein, ganz ſo arg iſt die Sache nicht.

Es geſchieht zuweilen, daß der Menſch einem ſchwächeren, aber ihm bewußten Motive folgt, einem ſtärkeren zum Trotz, deſſen er ſich aber eben nur ſchwach oder gar nicht bewußt iſt, und daß er, wenn er aus bloſer Gedankenloſigkeit, bloſem Leichtſinn, blindlings etwas zu thun im Begriffe iſt, nur an jenes nicht blos beſſere, ſondern auch thatſächlich in ihm ſtärkere Motiv erinnert zu werden braucht, um demſelben Folge zu leiſten. Von dem berühmten ruſſiſchen General Suwarow, einem eben ſo großen Sonderling als tüchtigen Feldherrn, erzählt man unter vielen Tollheiten und Wunderlichkeiten auch etwas ganz Hübſches und Sinniges. Er hatte ſeine Adjutanten angewieſen, wenn er bei Tiſch auf dem Punkte ſtünde, in Eſſen und Trinken des Guten zu viel, oder ſonſt etwas zu thun, was ihn ſpäter gereuen könnte, ihm „im Namen des General Suwarow“ zu befehlen, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Was war dies anders als eine naive Vorſichtsmaßregel des oft unbeſonnenen Mannes, zur Vermeidung der Gefahr, unbedachterweiſe einem Motive zu folgen, das gar nicht einmal das ſtärkere in ihm war? An das wirklich ſtärkere, aber für den Moment nicht bedachte Motiv wollte er erinnert ſein, um zu thun, was er wirklich am lebhafteſten wollte, und was demnach ſein Handeln naturgemäß beſtimmte.

Schönheit.

In allen Geſchöpfen ein heilig Wunder, bildet die Form.

Wenn behauptet wird, daß neben der Tendenz zum Nützlichen und Zweckmäßigen in der Natur auch eine Tendenz zur *Schönheit* walte — daß es neben der Teleologie des Verſtandesmäßigen und Vernünftigen im Kosmos auch eine Teleologie des Schönen gebe, ſo iſt man ohne Zweifel geneigt, dieſe Behauptung als eine poetiſche Schwärmerei zu belächeln.

Der treue Bienenfleiß und die ſcharfe, vorurtheilsloſe Naturbeobachtung eines Darwin hätte indeß über dieſen Gegenſtand ein Buch liefern können voll anregender Daten, wie es dieſer große Gelehrte über andere, kaum weniger neue und erſtaunliche Gegenſtände der Naturwiſſenſchaft geliefert hat.

Die Sache hängt zuſammen mit der ganz wunderbaren Rolle, welche das Schöne anerkanntermaßen in der Natur und im Gemüthe des Menſchen ſpielt, und welche bisher noch keine Aeſthetik völlig enträthſelt hat.

In dem praktiſchen, zu Schwärmereien wenig geneigten Frankreich giebt es eine Philoſophenſchule, welche den *äſthetiſchen Zweckbegriff* in der Natur als Lehrſatz aufſtellt. Ein Artikel der „Revue des deux mondes“ von 1881 berichtet von dieſer Schule und bekämpft den Lehrſatz — einzig und allein, weil er Unerklärliches behauptet. Aber was können wir denn eigentlich „erklären“? Können wir die Schwere erklären? die Anziehung und Abſtoßung? den Magnetismus? die Elektrizität? —

Aus dem Munde Karl v. Scherzers hörte ich die Aeußerung, daß die Baum- und Blumengruppen im amerikaniſchen Urwalde das Auge ſo entzückend anſprechen, als ob eine künſtleriſche Meiſterhand ſie nach den ſtrengſten Schönheitsgeſetzen geordnet hätte. Wenigſtens ein Beweis, wie ſehr die Natur das an ſich iſt, was wir ſchön nennen, und wie zwanglos ſie unſerm Schönheitsgefühl überall entgegenkommt.

Laſſen doch unſchwer durch alle Weſensreihen und Bereiche hindurch ſich die Spuren eines Doppelzwecks der Natur, eines praktiſchen und eines äſthetiſchen, verfolgen! So genügt die Pflanze durch die Frucht dem Nützlichkeitszweck, durch die Blüte dem Schönheitszweck.

Der Blütenkelch der Pflanze iſt ein von der Natur mit verſchwenderiſcher Schönheitspracht ausgeſtattetes Zeugungsorgan. Worüber ſie in der Thierwelt den Schleier der Scham breitet, das ſtellt ſie mit göttlicher Naivetät, aber durch den bezauberndſten Reiz der Schönheit geadelt, prunkvoll zur Schau in der Blumenwelt. Jn der Blume plaudert die Natur ungeſcheut ihr Geheimniß aus, daß ihr jedes zunächſt und vor allem ein Zeugendes, daß ihr Fortpflanzung der Gattung die Hauptſache iſt.

Sehen wir uns erſt einmal nach weiteren Thatſachen um; es wird ſich ja zeigen, ob und wie ſie ſich etwa erklären laſſen.

Auch E. v. Hartmann bringt in ſeinem Hauptwerk (3. Aufl. S. 233—261) Einiges bei, um die in der Natur waltende Schönheitstendenz zu erweiſen. Er verweiſt z. B. auf die Augen des Pfauenrades, deren Entſtehung ohne eine ſolche Tendenz ſich kaum genügend erklären laſſe.

Andere weiſen auf die Thatſache hin, daß natürlicher Schönheitsſchmuck bei Thieren immer an ſichtbaren, gut ins Auge fallenden Theilen angebracht ſind, an Stellen, wo auch eine mit Abſicht ſchmückende Hand ihn anbringen würde.

Auch darin, daß es gerade die Männchen gewiſſer Thiere ſind, welche hauptſächlich zur Paarungszeit in dem Schmucke prunken, der ihnen im Wettſtreit um die Weibchen zu ſtatten kommt, ſcheint ſich eine Naturtendenz zu verrathen. Will und kann man das alles nach darwiniſtiſchen Prinzipien erklären, ſo bleibt immer noch Eines unerklärt: Wie kommt es, daß die thieriſchen Weibchen Sinn haben für einen Reiz, der mit den reellen Bedürfniſſen und Zwecken des thieriſchen Lebens in keiner Beziehung ſteht? —

Wie die Natur das Problem der Verbindung des Schönen mit dem Zweckmäßigen zu löſen gewußt, das hat ſie in der Menſchengeſtalt z. B. am beſten dort gezeigt, wo es am ſchwerſten war. Wäre der Satz ein bloſes Steh- und Gehwerkzeug und hätte ſich die Natur dabei mit der bloſen Zweckmäßigkeit begnügt, welch' ein häßliches, die ganze Menſchengeſtalt verunzierendes Gebilde hätte er werden müſſen! Und was hat ſie aus ihm zu machen gewußt! Beim Frauenfuße erſcheint die überwundene Schwierigkeit noch immer bemerkbar in dem Reizend-Drolligen, welches derſelbe offenbar an ſich hat.

Otto Buſch behandelt in ſeiner „Naturgeſchichte der Kunſt" (Heidelberg 1878) auch den Kunſtſinn der Thiere, ihre unbewußte Aeſthetik, ihre Schönheitstendenz beim Baue von Neſtern, Wohnungen ꝛc.

Spuren äſthetiſcher Anlage und Genußfähigkeit bei Thieren werden von allen Naturforſchern zugegeben. Durch Muſik werden viele Thiere angezogen, faſt bezaubert, wie Schlangen, und wer möchte behaupten, daß dem Vogel ſelbſt ſein Geſang nicht Freude macht? Auch glänzende Gegenſtände haben Reiz für manche Thiere. Elſtern entwenden, wie man ſagt, Geſchmeide, und man erzählt von einem auſtraliſchen Vogel, der Muſcheln, bunte Federn, Stücke von Glas, farbigem Tuch, farbiger Töpferwaare u. dgl. ſammelt. Manchen Inſekten wird die Anziehungskraft, welche das Licht für ſie hat, verderblich, und ſelbſt Fiſche und Vögel z. B. Lerchen in Frankreich, werden durch das Lockungsmittel des Lichts gefangen.

Das Wohlgefallen an Tönen, Farben, Licht, iſt nun freilich noch kein äſthetiſches in höherem Sinne, aber es iſt der Anfang, das thieriſche Rudiment eines ſolchen. Auch der Wilde iſt noch keines anderen fähig.

Aber die Thiere kennen und ſchätzen gar wohl auch das Schöne, das ſie ſelbſt an ſich haben. Sie prunken damit, ſie machen einen bewußten Gebrauch von den Lockmitteln ihrer Farben, ihrer Töne, in den Bewerbungen um die Liebe der Weibchen. Die Thatſachen ſind allgemein bekannt, auch Darwin hat vieles Anziehende darüber beigebracht.

Daß wir etwas ſchön nennen, was weder mit dem Nützlichen, noch dem Angenehmen, noch dem verſtandesmäßig Zweckmäßigen identiſch iſt, und daß dasſelbe einen eigenthümlich wohlgefälligen Eindruck auf unſer Gemüth macht, iſt Thatſache, aber vorderhand ein Räthſel. Daß ſchon das unmündige Kind ſehr wohl den äſthetiſch-wohlgefälligen Eindruck von dem des Häßlichen unterſcheidet, wenn auch in letzterem nichts unmittelbar Bedrohliches liegt, iſt ebenfalls Thatſache und ebenfalls vorderhand ein Räthſel. Es iſt möglich, daß die vereinten Bemühungen der Naturwiſſenſchaft und der Pſychologie noch ermitteln, worin das ſogenannte Schöne beſteht: aber warum es mit einem eigenthümlichen Reize auf unſer Gemüth wirkt, das werden ſie uns eben ſo ſchwer ſagen können, als warum gewiſſe Nervenreize mit einem hohen Luſtgefühl für uns verbunden ſind. Wir ſind in der That noch lange nicht ſo weit, das ſinnliche Luſtgefühl „erklärt“ zu haben; brauchen uns alſo nicht zu ſchämen, auch die äſthetiſche Luſtempfindung noch nicht erklären zu können. Und wir haben keinen Grund, über die uns angeborne Empfänglichkeit für das Schöne vornehm hinwegzuſehen, da wir ja doch auch die angeborne Empfänglichkeit für ſinnliche Luſtempfindung zugeben, obgleich wir ſie nicht begreifen.

Der Grieche nannte das Weltganze ein Schönes (κόσμος). Der Lateiner hat für „ſchön“ den Ausdruck „formosus“ von „forma“: ein Beweis, daß ihm der Begriff der Form ſelbſt ſchon zuſammenfiel mit dem des Schönen, jede reine Naturform alſo als ein Schönes galt. Unſer deutſches Wort „ſchön“ ſteht in etymologiſchem Zuſamenhang mit „ſcheinen“, Erſcheinung, läßt alſo ebenſo das Schöne als Formprinzip alles natürlichen Erſcheinens gelten. Drei hochbedeutſame Zeugniſſe, aus der in der Sprache ſich verkörpernden Naturanſchauung der Völker geſchöpft, für den Begriff der Schönheit, den ich vertrete!

„Gott hat nicht einige ſchöne Dinge gemacht,“ ſagt Emerſon, „ſondern die Schönheit ſelber ſchuf das All.“ —

Schön iſt alles rein Entwickelte.

Vom Glanze, vom Farbenzauber, von den unendlich mannigfaltigen Kriſtallgebilden der Geſteine und Mineralien wird jeder nicht völlig Stumpfſinnige — beſonders wenn er vieles weit Zerſtreute zu einer bequemen Ueberſchau vereinigt ſieht — ſich angeſprochen, gefeſſelt, bezaubert fühlen.

Betreten wir einen großen, wohlgepflegten Gartenraum! Ein anderes Reich berückender, farbig-bunter reizvoll geſtalteter Wunderdinge umgiebt uns — wie ſo ganz verſchiedner Art vom dem der Geſteine! Eine Welt des Zarten und Lieblichen! Ausgeſtattet überdies mit einer beſonderen, berauſchenden Gabe — der Gabe des Wohldufts! — Was beſagt er, dieſer Wohlduft? Was der den Vögeln verliehene ſüße Geſang beſagt: Die Welt iſt nicht blos eine Welt des Nützlichen, ſondern [illegible] eine Welt der Freude und der heitern Zier — eine Welt des Schönen und Erquicklichen.

Man ſage nicht, die Schönheit der Geſteinswelt bezaubert im Mineralienſaal, die Schönheit der Blumenwelt im Gartenraum, weil da das Schöne, Seltene, weit Entlegene vereinigt iſt. Der blumengeſtickte Wieſengrund im Lenz ergötzt das Auge nicht minder als ein Blumenbeet im Garten. Und ſchön iſt auch das einfachſte, das beſcheidenſte Geſtein in ſeiner Art, in ſeinem körnig-derben, oder glattfeſten Gefüge, wie die beſcheidenſte Waldblume ſchön iſt in ihrer beſondern, ſinnig-zarten Art.

Man könnte ſich verſucht fühlen zu ſagen, die Natur habe im Mineralien- und Blumenreiche ſich deshalb ſo verſchwenderiſch an Schönheitsprunk gezeigt, weil ſie hier durch die Rückſicht auf das Nützliche und Zweckmäßige weniger gebunden war. Iſt doch in dieſem Sinne auch der Unterſchied in der äußeren Bildung der Nutzpflanzen und der Zierpflanzen bedeutſam. Bei den letzteren iſt der einzige Zweck die Schönheit. Ueberhaupt drängt die höchſt beachtenswerthe Thatſache ſich der Betrachtung auf, daß, je weniger in einem Naturdinge ein Nützlichkeitszweck hervortritt, um ſo mehr von der Natur für ſeinen Schmuck aufgewendet iſt, um ſo reizender in der

Regel ſeine Formen, um ſo lebhafter ſeine Farben ſind.

Was aber jenes anſcheinend größere 'Sichgehnlaſſen der ſchönheitsfrohen Natur im Geſteins- und Pflanzenreiche betrifft, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß ja auch im animaliſchen Reiche die Natur, nicht zufrieden damit, auch hier die Rückſicht auf Schönheit niemals ganz einem Nützlichkeitszwecke zu opfern, und nunmehr ſogar edlere, in höherm Sinne ſchöne Kunſtgedanken zu verwirklichen, in eben dieſem Reiche ſich einige Domänen ausgeſucht, in welchen ſie wieder ganz ihrer üppigen Geſtaltungsluſt, ihrer Prunkſucht, möchte ich ſagen, freien Lauf laſſen konnte. Gedenken wir zunächſt des Reichs der bunten Flatterer — der Schmetterlinge, die ſo ganz mit den Blumen zuſammenleben und zuſammengehören. Was ſind ſie ſelber anders als geflügelte Blumen? Gedenken wir ferner der gleißenden Schatzkammer Neptuns, des großen Muſchelreichs, wo die Natur für den ſcheinbar armſeligſten Zweck ſich in Wundern des Formenſpiels und des Farbenzaubers erſchöpft hat!

Wie mit den zarten Faltern ins Blumenreich, greift die ſpielende Laune der Natur gleichſam ins Geſteinsreich zurück mit den bunten, harten, knöchernen Konchylien! Gedenken wir ſchließlich des Inſektenreichs, inſonderheit der Tropenzone, wo Zierlichkeit der Geſtaltungen und üppiger Farbenprunk nicht minder ihre Orgien feiern! —

Lebhaft erhöht werden die Reizwirkungen der drei Naturreiche durch die originellen Gegenſätze, in welchen ſie zu einander ſtehen. Wie großartig iſt dieſe Kontraſtwirkung namentlich zwiſchen dem mineraliſchen und dem animaliſchen Reiche! Hier der funkelnde, harte, kalte, kantige Kriſtall, dort das zarte, weich abgerundete, farbengedämpfte Gebilde des Menſchenleibes in der Form, in welcher die Natur ihr Höchſtes als Künſtlerin geleiſtet: in der Geſtalt des rein entwickelten, blühenden Frauenleibes! —

Ich erinnere mich, daß, wenn ich in früheren Jahren mich oft viel mit Mineralogie beſchäftigte, und wochenlang nur Steine unter den Händen hatte, in meinem Vorſtellungskreiſe zuletzt immer das Bild des zarten, weichen, warmen, duftigen Menſchenleibes mit einem ganz eigenthümlichen, lebhaften Reize emporſtieg!

Wer möchte nach alle dem leugnen, daß ein heiterer, ſchönheitsſeliger, lebensfreudiger Zug ſich bemerklich macht im Schaffen und Bilden der Natur — daß eine Botſchaft des Lebens, der Freude, der Liebe aus ihm ſpricht, das den ewig verneinenden Stimmen der Tiefe ein ewig lächelndes „Und doch —“ entgegenſetzt.

Häßlich iſt in der Natur nur das Mißgeborne, das Kranke und Verkommende, das Hinwelkende und Verweſende.

Ich habe der *elementaren* Reize der Natur noch nicht gedacht: der weichen, wallenden, farbenwechſelnden Flut mit ihrem Regiſter der hundert Stimmen vom zarteſten Gerieſel bis zum Donnergebrauſe — des prächtig rollenden Gewitters im Gebirg — des Anblicks der endloſen, windgepeitſchten See — und dann wieder der Natur in ihrer Sanftheit, ihrer wunderſamen Stille: der ruhig-erhabenen Herrlichkeit des Sternenhimmels, des romantiſchen Zauberſcheins des Mondes in der Nacht, vor allem aber des hellen, herzerfreuenden Sonnenſcheins, der ein Meer von Lebensglanz und Lebensluſt über die Welt ausgießt.

Alle die lieblichen und erhabnen Szenerien der elementaren Natur aber mit Wald und Gebirg und Meer und Strom und Flur ſammt aller Fülle der Gebilde ſelbſt — was wären ſie am Ende doch anders, als endloſe Reihen ſchöngemalter Couliſſen, verbliebe alles immer gleich und ſtarr, und läge nicht etwas Flüſſiges, ewig Bewegliches und Wechſelndes in ihrem Reiz?

Das Spiel der Lichter und Schatten und Farben ſchafft jeden Augenblick eine neue Schönheitswelt aus der alten.

Mit- und nebeneinander ins Element des Lebens und des Lichts getaucht, ſind alle Dinge ſchön. Jenes reizende Seethiergebilde, das farbig in der grün wallenden Meerflut leuchtet, ſchrumpft in der plump anfaſſenden Menſchenhand zum armſeligen Gallertklümpchen zuſammen, entreißeſt du es dem weichen, zarten Glanzelement, in dem es ſchwimmt.

Das Licht iſt die magiſche Schminke der Welt. Sein Zauber durchwaltet das All, vom Glanzmeer der Milchſtraße bis zum Demantfünkchen, das es auf das verlorenſte Sandkorn der Thalſchlucht ſtreut.

Die Naturgelehrten behaupten, alles Schöne in der Welt ſei, wie alles Zweckmäßige, nur das Werk eines glücklichen *Zufalls*. Nun, ſo preiſen und ſegnen wir ihn, den merkwürdigen, glücklichen Zufall, daß, um auf Emerſons Wort zurückzukommen, Gott „nicht blos einzelne ſchöne Dinge gemacht", ſondern das meiſte in der Welt — ja, ſagen wir nur geradezu *alles* in der Welt ſo ſchön geworden.

Wenn zunächſt die Welt ſelbſt das Schöne (κόσμος) iſt, ſo iſt das Prinzip des äſthetiſchen Wohlgefallens zunächſt das Schauen ſelbſt — das Sehen und Hören überhaupt. Daher die Kunſt urſprünglich Naturnachahmung! Dem Menſchen gefällt das, was ihn umgibt, ſo gut, iſt ihm ſo intereſſant, daß er es doppelt haben will, es nachbildet, zu ſeinem Vergnügen.

So hängt alſo der äſthetiſche Trieb in ſeiner tiefſten Wurzel zuſammen mit dem *Lebenswillen* und der *Lebensfreude* — der Freude an dem, was *iſt*.

Sehr natürlich wird die einfache Luſt am Schauen und Hören ſich ſteigern beim Wahrnehmen der Dinge in *einfachen, leicht und bequem aufzufaſſenden Verhältniſſen*: des Symmetriſchen im Raume, des Rhythmiſchen in der Zeit, gegenüber dem Ungleichmäßigen, Verwirrten, Regelloſen, das anſtrengend und ermüdend auf die Sinne wirkt.

Das Wohlgefällige in der Architektur und in der Muſik beruht ja anerkanntermaßen *auf einfachen Zahlenverhältniſſen*, und die angenehme *Wirkung* iſt um ſo größer, je größer die Vielheit und Mannigfaltigkeit, welche durch dieſe einfachen und geraden

Zahlenverhältniſſe zu einer geordneten Einheit und Ueberſichtlichkeit zuſammengefaßt wird. Die Luſt, welche harmoniſche Töne in uns erwecken, während Mißtöne uns unangenehm aufregen, beruht vielleicht darauf, daß die Schallſchwingungen unſer eigenes Weſen in Mitſchwingungen verflechten, und daß die mitgetheilten regelmäßigen, rhythmiſchen Erſchütterungen unſerer Nerven und Atome angenehmer empfunden werden, als unregelmäßige, wüſte und wirre Erregungen. —

Und das Schöne auf ſeinen höchſten Stufen — das der Menſchengeſtalt z. B. und des Geſichtsausdrucks — beruht vielleicht auch nur auf einer geheimen Harmonie, einer höheren Einheit, die wir eben nur empfinden, nicht mit dem Verſtande zergliedern können — abgeſehen von ſeeliſchen Reizwirkungen, die dabei mit hineinſpielen, die aber außerhalb der Sphäre des eigentlichen (ſinnlichen) Schönen liegen. —

Feſtzuhalten iſt an der Einſicht, daß die Luſt am Schönen, wie räthſelhaft dies auch im einzelnen, im großen und ganzen zunächſt und hauptſächlich eine Ausdrucksform der Luſt am Seienden, am Daſein iſt, um ſo größer, je reiner, je ungefälſchter und unverſtümmelter dies Daſein, dies Seiende erſcheint — eine eigenthümliche Ausdrucksform alſo auch für die Bejahung des ewigen Lebenswillens, der in uns und im geſammten uns umgebenden All zum Ausdruck kommt.

Nur zum Theil iſt unſer äſthetiſches Urtheil über Naturwahrheit und Schönheit der Formen in der

Kunſt aus der Erfahrung abſtrahirt. Wir beſitzen in dieſem Punkte einen weit feineren und tieferen Sinn, als er aus der bloſen Betrachtung und Vergleichung der Naturdinge je ſich ergeben könnte. Woher rührt er nun, dieſer weſentlichere, angeborne Theil unſeres Formenſinns? Ohne Zweifel daher, daß die Vernunft, welche äſthetiſch in uns urtheilt, eins iſt mit der Vernunft, welche unbewußt wirkſam in den Geſtaltungen der Natur ſich bethätigt.

[illegible] [illegible] [illegible] (im Lebens, ge[illegible] [illegible]) [illegible] [illegible] [illegible] p.
Lebensgefühl – Daseinsgefühl.
Unlust d. Lebens hat Gründe, Lust braucht keinen (Grund)
Schmerz wird negiert; gehobener Zustand ist Lust [illegible]
3) alle Moral beruht auf dem Lebenswillen. [illegible] S. 153
4) Die menschl. Natur & d. Pessimismus, Moral[illegible]
5) Talent

Optimismus und Peſſimismus.

Das Leid des Lebens iſt in keiner Weiſe in Abrede zu ſtellen und zu beſchönigen. Als ein bedeutſamer Umſtand erſcheint es zunächſt, daß unſere phyſiſche Natur weit ausgiebiger für den Schmerz, als für die Luſtempfindung organiſirt iſt. Jede Stelle unſeres Leibes kann der Sitz eines intenſiven Schmerzgefühls werden, die Möglichkeit eines intenſiven Luſtgefühls aber beſchränkt ſich auf ſehr wenige Stellen. Nur wenige Nerven im menſchlichen Körper dienen dem Luſtgefühl, ſchmerzfähig aber ſind ſie alle. Auch dadurch erſcheint die Luſt im Nachtheil gegen den Schmerz, daß jedes angenehme Gefühl bei zu großer Steigerung in Unluſt umſchlägt, ein Uebermaß von Schmerz aber niemals in eine angenehme Empfindung übergeht.

Schopenhauer und Hartmann haben es ziemlich leicht gehabt, weitläufig nachzuweiſen, daß der unerfreulichen Dinge in der Welt und im Leben weit mehr ſeien als der erfreulichen, und glaubten damit auch den Beweis geliefert zu haben, daß die Luſt des Daſeins von der Unluſt desſelben bei weitem

??!

überwogen werde. Indem aber dieſe Philoſophen immer nur die äußerlich veranlaßte Luſt und das äußerlich veranlaßte Leid des Lebens gegen einander abwogen, überſahen ſie Eines, und zwar das Wichtigſte und Entſcheidendſte. Sie überſahen, daß Sein und Leben an und für ſich, ganz abgeſehen von der äußerlichen Geſtaltung desſelben, als ein Gut und eine Luſt empfunden wird. Dieſe allem Lebendigen eigene reine Daſeinsluſt kann durch äußere Umſtände allerdings vermehrt oder vermindert werden.

Das reine Seins- und Lebensgefühl des normalen Menſchen (ſowie jedes lebenden Weſens überhaupt) iſt alſo keineswegs ein indifferentes, welches erſt von außen einen Luſtinhalt bekäme, ſondern manifeſtirt ſich als natürliches, mehr oder weniger bewußtes Luſtgefühl ſchon durch den Schauder alles Lebendigen vor dem Tode, vor der Vernichtung.

Daß dieſer Schauder in einzelnen Fällen überwunden und der Menſch ſogar zum Selbſtmörder werden kann, iſt kein Gegenbeweis. In der ungeheuren Mehrzahl der Fälle erträgt der Menſch lieber alles Leid des Lebens, ehe er auf das Daſein ſelbſt verzichtet, und der Tod iſt für uns immer eine Sache, vor welcher wenigſtens unſere phyſiſche Natur unter allen Umſtänden zurückbebt. Das wäre nicht möglich, nicht begreiflich, wenn das Daſein nicht an und für ſich als ein Gut, als eine Luſt empfunden würde.

„*C'est assez que d'être,*" ſagt Madame de Lafayette (Hamanns Briefe an Jakobi S. 340). Carlyle will das „Glück“ nur als Nebenſache gelten laſſen, auf welche „nichts ankommt“, (Vergang. und Gegenw. S. 145—149), und H. Lorm bemerkt irgendwo ſehr richtig, das „Wie befinden Sie ſich?“ dürfe nicht zur Hauptfrage des Lebens gemacht werden.

Die Unluſt des Lebens hat immer beſtimmte Gründe, die Luſt desſelben aber hat keinen, oder kann wenigſtens eines ſolchen entbehren.

Das Leid des Lebens ſoll, wie geſagt, in keiner Weiſe geleugnet werden. Es kann ſogar zugegeben werden, daß, wenn das Leben nicht an und für ſich als Luſt empfunden würde, der ſonſtige Luſtinhalt desſelben in unzähligen Fällen den Leidinhalt nicht aufwiegen würde. Alle die peſſimiſtiſchen Gefühlsausbrüche bei Dichtern, alle die Klagen des ſogenannten Weltſchmerzes ſind Ausdrücke einer berechtigten Stimmung: aber neben den leidvollen Stimmungen ſtehen die nicht minder thatſächlichen der mit oder ohne Grund hervorbrechenden Lebensluſt. Im tiefſten Gemüthe des Menſchen lebt ein Wille, ein Lebenswille, und dieſer findet am Leben ſeine Befriedigung allem Leid zum Trotz. Der normale, nicht leiblich oder ſeeliſch krankhaft verſtimmte Menſch hat unter allen Umſtänden auch Momente der Daſeinsfreude, wo es wie mit lindem Hauch ſeine Stirn umfächelt, wie ein Sonnenſtral in die Tiefen ſeines Gemüthes fällt. Dieſe Stimmungen finden ebenſogut wie die des Leides ihren Ausdruck in den Liedern der Poeten, im Jauchzen und Singen des Landmanns auf dem Felde, in den muntern Spielen der Kinder und der Thiere, in den ſchmetternden Klängen des Vogels auf dem Baume.

Und wer iſt ſo arm, ſo elend, daß nicht noch die Schönheit der Natur ihn entzücken, Kunſt und Poeſie einen tröſtlichen Zauber in ſeine Seele werfen könnten? Ein Menſch wenigſtens dem ein reges, andächtiges Gefühl für das Schöne verliehen iſt, kann nicht unbedingt Peſſimiſt ſein, kann die Welt nicht haſſen; denn des Schönen iſt ſie nun einmal voll und die Quellen dieſes Genuſſes ſtrömen für Alle.

Kein echter Dichter, weil kein echter Menſch, iſt der, in deſſen Geſängen neben den Klagen des Leids nicht auch die Lebensluſt zuweilen plötzlich aufjauchzt — und ebenſo finden ſich in den Schöpfungen der großen Tonmeiſter die beiden Urtöne des Menſchengemüthes mit gleicher Kraft angeſchlagen — oft in unvermitteltem Uebergange, wie z. B. bei Chopin.

Schon in einigen Verſen des Pindar findet ſich dies plötzliche Hineinleuchten der ewigen Lebensluſt in das ewige Lebensleid ergreifend ausgedrückt:

„Der Menſch,
Vom Schatten iſt er ein Traum. Naht ihm aber ein Lichtſtral,
Gottgeſendet, ſo iſt der Tag ihm hell, lieblich das Leben.“

(— σκιᾶς ὄναρ
ἄνθρωπος· ἀλλ' ὅταν αἴγλη θεόσδοτος ἔλθῃ,
λαμπρὸν φέγγος ἔπεστιν ἀνδρῶν καὶ μείλιχος αἰών.)
(Pyth. VIII.)

George Fox ſagte, es gebe in der Welt, „an ocean of darkness and death; but withal, an infinite ocean of light and love which flowed over that of darkness.“

Zu gleicher Deutung herbeiziehen möchte ich einen ſchönen Vers Viktor Hugos, obgleich er an ſeiner Stelle nicht ganz ſo gemeint iſt:

> „L'immense amour se mêle à l'immense douleur."
>
> („L'année terrible", S. 406.)

Einer der geiſt- und gefühlreichſten Verkünder echter, tiefer, ſinniger Lebensfreude iſt der Dichter Leopold Schefer, der leider unſerer Zeit faſt fremd geworden.

Zu wiederholten Malen und wahrhaft treffend hat Hieronymus Lorm den „grundloſen Optimismus" beſchrieben: eben jene Stimmung, in welcher das Menſchengemüth, ohne Grund und den Gründen des peſſimiſtiſchen Verſtandes zum Trotz, das Leben des Lebens werth und die Welt ſchön findet.

Ich ſelbſt habe von früher Jugend an einer in tieferem Sinne lebensfreudigen, ſchönheitſeligen Weltanſchauung gehuldigt und vor drei Jahrzehnten (1856) ihr den erſten Ausdruck gegeben in den Schlußſtrophen der „Venus im Exil", welche klar und ſchlagend das ausſprechen, woran ich bis zum heutigen Tage unerſchütterlich feſthielt:

„Warum ich in den Abgrund ird'ſchen Seins
Geſtürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
Durch Schmerzeswogen nur zum Ziele ſchwimme,
Ich weiß es nicht. Gewiß nur iſt mir Eins:
In meinem tiefſten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Loos des Lebens willigt,
Und dieſes irdiſche Geſchicke billigt!

Der Dornenkranz iſt nicht hinwegzuſcherzen,
Der aller Staubgebornen Häupter krönt.

Doch iſt unleugbar auch die Stimm' im Herzen,
Die Schmerz und Todesqualen übertönt;
Sophismen ſind, was ſonſt als Troſt in Schmerzen
Der Menſch erſinnt, ſein Leid bleibt unverſöhnt;
Nur jene Stimme hebt mit leiſem Worte,
Geheimnißvoll des Räthſels dunkle Pforte.

So ſiegt zuletzt, ſich ſelber unverſtanden,
Der Kreaturen heil'ger Lebenswille,
Und nimmer kann am Todesriffe ſtranden,
Wer ſich zuletzt, ob Luſt, ob Leid ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden,
Und ſelber in des Todes ew'ge Stille
Hintretend ruft mit ſiegesfrohem Blicke:
Mein eigner Wille billigt mein Geſchicke!" —

Gewiß, Sein und Leben haben einen eigenen, nicht blos durch ſeinen zufälligen Glücksinhalt beſtimmten Werth.

Dafür, daß Sehen, Hören, Wahrnehmen, Vorſtellen an und für ſich uns ein Vergnügen gewährt, abgeſehen von jeder beſonderen Luſterregung, ſprechen bekannte Thatſachen in Fülle. Wir empfinden ein Unbehagen, das wir Langeweile nennen, wenn das aktive Leben und Daſein, das Sehen, Hören, Wahrnehmen, Vorſtellen ins Stocken geräth. Und ſo ſehr macht die Bethätigung des Lebens und ſeiner Funktionen allein ſchon uns Vergnügen, daß wir es uns an der natürlichen Wahrnehmungswelt nicht genügen laſſen, ſondern ſie ſpielend nachzubilden ſtreben, ohne andern Zweck, als um an dieſen Nachbildern unſern Schauensdurſt zu ſtillen.

Die Hauptſache iſt nicht, ob die Menſchen recht haben, daß ſie alle, alle, mit verſchwindend kleinen Ausnahmen, leben wollen — leben um jeden Preis — gleichviel, ob es ihnen gut ergeht, ob ſchlecht. Die Hauptſache iſt, daß ſie es wollen: und dies iſt ſchlechterdings nicht zu leugnen. Und doch rechnen mit dieſer entſcheidenden Thatſache die doktrinären Peſſimiſten nicht. Sie wägen immer nur in gelehrten Erörterungen Luſt und Unluſt, wie es das Leben im beſonderen bringt, verſtändig gegen einander ab; aber da Luſt und Unluſt Gefühlsſache ſind, ſo iſt es das Gefühl, und nicht der Verſtand, welcher die Bilanz zwiſchen Luſt und Unluſt endgültig und entſcheidend zieht. Und dieſe Bilanz fällt thatſächlich bei der geſammten Menſchheit, ja man kann ſagen bei allem, was Leben hat, zu Gunſten der Luſt des Daſeins aus. Daß alles, was da lebt, leben will, leben unter allen Umſtänden, leben um jeden Preis, das iſt die große Thatſache, und dieſer Thatſache gegenüber iſt alles doktrinäre Gerede machtlos. Man gehe rund um den Erdball von Menſch zu Menſch — man frage Jeden, ob es ihm gleichgültig iſt, fortzuleben, oder im ſelben Augenblicke vernichtet zu werden. Unter Tauſenden, ja unter Millionen wird kaum Einer ſich finden, der mit abſoluter Gleichgültigkeit vom Sein zum Nichtſein übergehen würde.

Sonach iſt es kein Beweis für den Peſſimismus, ſondern gegen ihn, wenn die Bilanz, welche der doktrinäre Verſtand zwiſchen Luſt und Unluſt zieht, zu Gunſten der Unluſt ausfällt. Denn wenn das Leben im beſonderen wirklich mehr Unluſt mit ſich bringt als Luſt, ſo kann der Umſtand, daß die ungeheure Mehrzahl trotzdem leben will, leben um jeden Preis, nur durch die Annahme erklärt werden, daß Sein und Leben an und für ſich, abgeſehen von ſeinem Inhalt, von den lebenden Weſen als Luſt empfunden und entſchieden *gewollt* wird.

Man könnte hier in ſophiſtiſcher Weiſe einwenden, daß, ſo wie es kein reines, nicht irgendwie beſtimmtes Sein giebt, es ſo auch keine reine, nicht irgendwie bebeſtimmte und begründete Luſt des Seins geben kann. Aber ich verſtehe unter reiner Daſeinsluſt nicht die Luſt, welche ein völlig *beſtimmungsloſes* Sein — das ja eine leere Abſtraktion und etwas Unmögliches wäre — mit ſich bringen würde: ſondern ich verſtehe darunter die Luſt, welche mit den ſcheinbar indifferenten Thätigkeiten des phyſiſchen, ſeeliſchen und geiſtigen Lebens an ſich verknüpft iſt. Schon der Blick in die Welt, das gleichgültigſte Wahrnehmen, Vorſtellen, Denken, geben uns ein Exiſtenzgefühl, das wir nicht miſſen möchten, und dem wir uns mit einem unbewußt-natürlichen Behagen überlaſſen.

Gegen die Thatſache, daß die ungeheure Mehrzahl der Menſchen leben *will*, könnte die Thatſache ins Feld geführt werden, daß ja doch die meiſten Menſchen ſich *unglücklich* fühlen. Ja wohl — ſie fühlen ſich unglücklich: aber — *trotzdem wollen ſie leben!* Alſo wieder ein Beweis nicht *für*, ſondern *gegen* den Peſſimismus. Sich unglücklich fühlen iſt noch lange nicht gleichbedeutend damit, dem Sein das Nichtſein vorzuziehen.

Aber die Peſſimiſten ſagen, es ſei eben ein Irrthum des gemeinen Menſchen, beruhe auf einer „Illuſion", daß ihm das Sein angenehmer dünke als das Nichtſein, und die Philoſophie ſei eben dazu da, der Menſchheit zu einer beſſern Einſicht in das Nichtige aller Luſt und das überwiegende Leid der Welt zu verhelfen. Zur Erwiderung hierauf kann ich nur wiederholen, was ich ſchon oben hervorhob: daß Luſt und Unluſt Gefühlsſache ſind, das Gefühl aber die Frage, ob die Luſt oder die Unluſt des Daſeins überwiege, praktiſch dadurch entſcheidet, daß es das Sein dem Nichtſein vorzieht. Der Menſch kann alſo die Rechnung des Verſtandes von vornherein zurückweiſen, mit Berufung auf ſein endgültig entſcheidendes Gefühl. Aber davon abgeſehen, iſt die Rechnung des Verſtandes an und für ſich falſch: denn ſie zieht bei der Abwägung von Luſt und Unluſt den wichtigſten Faktor nicht in Betracht: die dem Menſchen eingeborne Bejahung des Lebenswillens und die mit der Befriedigung desſelben verknüpfte Luſt: das Exiſtenzgefühl, das wir mit aller Energie zu behaupten ſtreben, das wir nicht miſſen wollen — die unbewußte Luſt aller Funktionen des Lebens. Und dieſe reine Daſeinsluſt verdient ſchon deshalb als der wichtigſte Faktor in der Rechnung bezeichnet zu werden, weil ſie — und ſie allein — in keiner Weiſe als „Illuſion" nachzuweiſen iſt.

Es iſt offenbar nicht blos ein Leben, ſondern auch ein Lebensdrang vorhanden, ein Drang, der ſich bethätigt, indem er ſich Organe ſchafft und dieſelben vervollkommnet. Indem aber das Lebendige einen Drang empfindet zu leben und ſich im Leben zu ererhalten, muß es nothwendigerweiſe an der Exiſtenz ein Wohlgefallen finden. Der Lebensdrang bedingt alſo eine urſprüngliche Daſeinsluſt. Wäre das Daſein nicht ſchon auf den unterſten Stufen des animaliſchen Lebens eine Luſt, hätte nicht auch ſchon die einfachſte Monere, das mikroſkopiſche Infuſionsthierchen, ein Intereſſe am Leben, ſo würden die niederſten Thierformen ſich niemals zu höheren entwickelt haben. —

Es giebt neben der reinen Luſt des Seins allerdings auch eine reine Unluſt desſelben: die Unluſt, welche mit der Beſchränkung aller kreatürlichen Exiſtenz nothwendig verbunden iſt. Daß aber dieſe reine Unluſt des Daſeins von der reinen Luſt desſelben überwogen werde, beweiſt die nun wohl hinlänglich feſtgeſtellte Liebe aller lebendigen Weſen zum Leben.

Wenn alle Luſt auf Erden gemiſcht iſt mit Unluſt — „die Luſt der Kreaturen iſt gemenget mit Bitterkeit“, ſagt ein Myſtiker des Mittelalters; und Lucrez:

— medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat —

ſo iſt doch auch umgekehrt ein Luſtelement im Leid nicht zu verkennen, das ich einmal als die „Wonne des Leids“ bezeichnete und worüber Oswald Zimmermann ein ſinniges Buch unter gleichem Titel ſchrieb.

Wenn ich erſt 5, dann 6 Nüſſe in einen leeren Sack werfe und dann bei wiederholter und genauer

Zählung feſtſtelle, daß ſich 13 Nüſſe in dem Sacke befinden — werde ich annehmen, daß 5 + 6 = 13 ſind, nicht, wie ich bisher glaubte, = 11? Gewiß nicht! ich werde, wenn meine Addition mit der vorliegenden Summe nicht ſtimmt, keinen Augenblick zweifeln, daß ich einen Rechnungsfehler begangen habe. So liegt die Thatſache vor, daß trotz des unbeſtreitbaren Weltelends dennoch die Menſchen, mit verſchwindend geringen Ausnahmen, lieber leben als nicht leben wollen. Es muß alſo nothwendigerweiſe die Lebensluſt das Lebensleid überwiegen. Wenn nun der Philoſoph auf dem Papiere berechnet, daß die Lebensluſt vom Lebensleid überwogen werde, ſo ſollte mit Rückſicht auf die bekannte Thatſache ihm klar ſein, daß er einen Rechnungsfehler begangen haben muß. Das giebt er jedoch nicht zu, ſondern er beſteht darauf, daß 5 + 6 = 13 iſt.

Es iſt gewiß, daß bei Kranken, Leidenden, Unglücklichen, eine Sehnſucht nach dem Tode lebendig und herrſchend werden kann. Aber ſo lange einer Sehnſucht nach dem Tode nicht ſofort die Bethätigung, der Selbſtmord, folgt, iſt ſie nur eine Selbſttäuſchung. Neben der bewußten Todesſehnſucht behauptet ſich in ſolchem Falle noch immer der Schauder vor dem Tode auf dem innerſten Grunde des Gemüths. Dieſer Schauder iſt das natürliche Gefühl im Menſchen, die Todesſehnſucht das Ergebniß äußerer Umſtände. Ihr mangelt die wahre Folgerichtigkeit.

„Es endet Tod des Lebens Noth,
Doch ſchaudert Leben vor dem Tod!“

Dieſer Vers des Perſers Dſchelaleddin Rumi giebt der Thatſache einen bündigen Ausdruck.

Unzählige Menſchen ſiechen qualvoll hin, manche ſind, halb gelähmt und von Schmerzen gefoltert, viele Jahre lang ans Krankenlager gefeſſelt; aber erſtaunlich ſelten hört man, daß einer dieſer Unglücklichen ſeinem Leben und Leiden ſelbſt ein Ende gemacht hat. Geſchieht es doch einmal, ſo iſt immer anzunehmen, daß eine Trübung des Seelenlebens ſich zu den phyſiſchen Leiden geſellt hat, oder daß der Zuſtand des Leidenden wirklich ein unerträglicher geworden. Denn daß ein Affekt zu ſolcher Heftigkeit ſich ſteigern kann, daß er ſogar den Lebenswillen überwindet, ſoll ja in keiner Weiſe geleugnet werden. Iſt doch der Menſch z. B. auch imſtande, in der Begeiſterung für eine Idee ſein Leben hinzuopfern.

Die bei Naturvölkern öfters bemerkliche Geringſchätzung des Lebens beruht theils auf dem geringeren Werth, den das Leben für ſolche halbthieriſche Exiſtenzen haben muß, theils auf dem meiſt feſten Glauben ſolcher Völker an ein individuelles Fortbeſtehen nach dem Tode. Manchesmal ſpricht übrigens gerade bei Naturvölkern der Abſcheu vor dem Tode in bezeichnenden Einzelheiten des Volksglaubens ſich aus. Intereſſante Mittheilungen darüber finden ſich in Wuttkes „Geſchichte des Heidenthums“ I. 108.

Zu leugnen iſt nicht, daß gar wohl Selbſtmordverſuche in großartigem Maßſtabe unter den Menſchen einreißen können, ja es kann geſchehen, daß beim fortgeſchrittenſten Niedergange alles Erdenlebens die alternde Menſchheit ihre Daſeinluſt zuletzt vollſtändig einbüßt. Aber ein ſolcher Zuſtand iſt dann eben ein krankhafter, eine Begleiterſcheinung des Verfalls: „Der geſunde Geiſteszuſtand iſt die Liebe zum Leben“, ſagt Emerſon.

Das im ganzen ewig Siegreiche der Daſeinsluſt hindert auch nicht, daß im Menſchen wenigſtens auf Augenblicke eine Sehnſucht erwache nach der traumloſen Ruhe des Nichtſeins. Als Stimmung iſt dieſe Todesſehnſucht gar wohl berechtigt, und dem Dichter muß es erlaubt ſein, ihr ſinnvollen und ergreifenden Ausdruck zu geben. Aber ſie kann und darf in der geſunden Menſchennatur niemals zur herrſchenden werden.

Auch die ruhige heitere Reſignation des Weiſen in der Todesſtunde iſt kein Beweis gegen den Lebenswillen. Es iſt nur der individuelle Lebenswille, der hier in den höheren Allwillen, der Ichſinn, der in den Allſinn hinübermündet.

Warum ſollte die Ergebung in den Allwillen, der ja nicht außer uns, ſondern in uns ſelber lebendig iſt, ſich nicht auf die Todesſtunde erſtrecken? Das Sterben gehört doch ~~zum Leben~~! erſt mit dem Todtſein beginnt das Nichtſein. Es kann alſo Einer ruhig und freudig ſterben, wie er den ganzen übrigen Theil ſeines Lebens, alles Leid miteingeſchloſſen, ruhig und freudig gelebt hat. — Es bleibt bei dem goldenen Worte, das der neulateiniſche Epigrammatiſt Ovenus ſprach:

„*Culpa est velle mori, culpaque nolle mori.*“

„Sterben zu wollen, iſt Sünd' — Sünd' auch, nicht ſterben zu wollen!“ —

Die Wurzel aller Moral iſt der Lebenswille, die Daſeinsluſt. Das Sittliche geht auf Erhaltung des Lebens aus; die Verneinung des Lebenswillens könnte nur als ein Zerſtörendes, Vernichtendes wirken, fiele alſo mit dem Prinzip des Böſen zuſammen.

> Whate'er th'Almighty's subsequent command,
> His first command is this: — „Man, love thyself!“
> (Young, Night VII.)

Man ſpreche nicht von einer „Moral“ des Peſſimismus, von einer Moral, die verträglich ſein ſoll mit dem Geiſt der Verneinung. Dieſe Moral hat keinen Boden, in dem ſie fußen könnte. Das Mitleid, auf welches ſie ſich ſoviel zu gute thut, kann innerhalb des Peſſimismus nur zum Zerrbild ſeiner ſelbſt werden. Der mitleidige Peſſimismus wird, wenn er mehr ſein will, als ein gedankenloſes oder ſcheinheiliges Gerede, ſich nicht mit kleinlichen Mittelchen zur Hebung der unheilbaren Daſeinsnoth befaſſen, ſondern folgerichtig ſich nur dadurch bethätigen können, daß man ſeinen Nebenmenſchen von der unheilbaren Daſeinsqual befreit, indem man ihn todtſchlägt — daß man nicht Exiſtenzen zu erhalten und zu friſten ſucht, die beſſer nicht ſind — daß man von dieſem nicht ſein ſollenden Leben ſo viel ausrottet als möglich. „Aber“ — wendet man ein — „durch Todtſchlag wird, wie durch den Selbſtmord des Einzelnen, der allgemeinen Qual des Seins nicht abgeholfen!“ Immerhin! Iſt nicht dem Ganzen damit geholfen, ſo doch dem Einzelnen, und das iſt ſchon etwas. Die Verdammung des Selbſtmords, des Kindesmords, des Todtſchlags von Seite des doktrinären Peſſimismus iſt und bleibt ein heuchleriſches, ſophiſtiſches Zugeſtändniß, welches derſelbe feigerweiſe zur Schonung des allgemeinen, natürlichen, menſchlichen Gefühles macht.

Die beſte und gründlichſte Widerlegung der Bücher, welche Schopenhauer und Hartmann über den Peſſimismus geſchrieben, liegt in dem Umſtande, daß ſie dieſe Bücher geſchrieben haben.

Indem ſie ſich gar ſo viel von der Sache zu reden machten, eine Ethik und Aeſthetik daran knüpften u. ſ. w., legten ſie unwiſſentlich dem Menſchendaſein einen höheren Werth bei, als ihre Theorie ihm wiſſentlich zuerkannte. Für die nackte Wahrheit: „Das Nichtſein iſt unter allen Umſtänden dem Sein vorzuziehen, gäbe es offener-, ehrlicherweiſe nur eine praktiſche Anwendung: unſerem und Anderer Leben ein Ende zu machen — und das iſt ſo leicht! —

Den Ausſprüchen alter und neuer Dichter und Denker, welche das Nichtſein für beſſer erklären, als das Sein, läßt ſich eine eben ſo große Reihe klaſſiſcher Dichter- und Denkerworte gegenüberſtellen, in welchen die reine Luſt des Lebens und Daſeins unter allen Umſtänden als die höchſte, und der Tod als das Bitterſte bezeichnet wird. Allbekannt ſind die Worte Achills bei Homer (Odyſſee XI. 488 ff.), welcher lieber Knecht eines Bauers in dieſer Welt, als Beherrſcher des geſammten Todtenreiches ſein möchte:

„Nicht mir rede vom Tod ein Troſtwort, edler Odyſſeus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner beſtellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erbe und eigenen Wohlſtand,
Als die ſämmtliche Schar der geſchwundenen Todten
beherrſchen."

Beim Euripides (Iphigenie in Aulis v. 1250 ff.) heißt es:

„Dies Licht zu ſchauen iſt das Süßeſte, doch herb
Der Tod. Wer wünſcht zu ſterben, raſ't. Es iſt
Ein elend Leben beſſer, als ein ſchöner Tod."

„Jedes Weſen ſtrebt im Daſein zu beharren," ſagt Ariſtoteles, und mit rundem, nettem Wort giebt er ſein Votum ab zu Gunſten des Seins: „Sein iſt beſſer als Nichtſein."

Folgende Verſe des Mäcenas citirt Seneca (Ep. 101):

Debilem facito manu,
Debilem pede, coxa,
Tuber adstrue, gibberum,
Lubricos quate dentes:
Vita dum superest, bene est.
Hanc mihi, vel acuta
Si sedeam cruce, sustine.

Seneca ſelbſt ſagt: „Una est catena, quae nos alligatos tenet, *amor vitae*"; und fügt als Vertheidiger des Selbſtmordes hinzu, da man ſich dieſer Liebe zum Leben niemals ganz entäußern könne, müſſe man ſie wenigſtens ſo weit zu verringern ſuchen, daß wir, wenn es die Umſtände räthlich erſcheinen laſſen, freiwillig in den Tod zu gehen uns entſchließen können. (Ep. 26, 10.)

Bei Shakeſpeare, „Maß für Maß“ (Akt III., Sz. 1):

> The weariest and most loathed wordly life,
> That age, ache, penury and imprisonment
> Can lay on nature, *is a paradise*
> *To what we fear of death.*

und in „König Richard II.“ (Akt III., Sz. 2):

> *The worst is death*, and death will have his day.

In Pietro Aretinos Komödie „Il marescalcho“ (Akt IV., Sz. 5) wird draſtiſch geſagt: „Ho inteso dal predicatore, chè *è meglio esser nato ed andare all' inferno, che non esser mai nato.*“

Ueber die reine Luſt zu ſein ſpricht auch wunderſchön Jean Paul im „Muſeum“ (Werke, Bd. 49, S. 108, auch S. 114 und 115) und in ſeiner „Levana“ (Werke, Bd. 36, S. 85) finden ſich die köſtlichen Worte: „Gott iſt der Allſelige. Ein verdrießlicher Gott iſt ein Widerſpruch oder der Teufel.“

Auch Young macht in den „Nachtgedanken“ Heiterkeit dem Weiſen zur Pflicht: „'t is impious in a good man, to be *sad.*“

Beachtenswerth iſt auch ein anderer Ausſpruch Youngs:

> 'Tis a prime part of happiness, to know
> How much unhappiness must prove our lot;
> A part which few possess! *I'll pay life's tax,*
> *Without one rebel murmur, from this hour,*
> *Nor think it misery to be a man:*
> Who thinks it is, shall never be a god.
> Some ills we wish for, when we wish to live.
> What spoke proud passion? „Wish my being lost!“

Presumptuous! blasphemous! absurd and false!
The triumph of my soul is — that I am;
And therefore that I may be —

(Night IX.)

Geiſtvoll ſpricht über die Luſt zu leben und warum man ſich in der Regel nicht tödtet, auch wenn man leidet, George Sand in den „Lettres d'un voyageur“ (Par. 1869) S. 133 ff.

Hervorzuheben iſt auch Heines Herzensergießung über dieſen Gegenſtand in den „Reiſebildern“ (Buch Legrand, Kap. 3): „Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, ſo iſt dieſes doch beſſer als das kalte, ſchwarze, leere Nichtſein des Todes. Das Leben iſt der Güter höchſtes und das ſchlimmſte Uebel iſt der Tod. Mögen Berliniſche Gardelieutenants immerhin ſpötteln und es Feigheit nennen, daß der Prinz von Homburg zurückſchaudert, wenn er ſein offenes Grab erblickt — Heinrich Kleiſt hatte dennoch ebenſoviel Courage, wie ſeine hochbrüſtigen, wohlgeſchnürten Kollegen, und er hat es leider bewieſen. Aber alle kräftigen Menſchen lieben das Leben. Goethes Egmont ſcheidet nicht gern „von der freundlichen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens“. Immermanns Edwin hängt am Leben, „wie'n Kindlein an der Mutter Brüſten,“ und obgleich es ihm hart ankömmt, durch fremde Gnade zu leben, ſo fleht er dennoch um Gnade:

„Weil Leben, Athmen doch das Höchſte iſt.“ —

In ſeinen „Letzten Gedichten“ wehklagt derſelbe Heine:

O Gott, wie traurig bitter iſt das Sterben!
O Gott, wie ſüß und traulich läßt ſichs leben
In dieſem traulich-ſüßen Erdenneſte!"

Und die letzten Worte der beiden letzten ſeiner „Letzten Gedichte" ſind Varianten jenes homeriſchen Ausſpruchs:

„Der Pelide ſprach mit Recht:
Leben wie der ärmſte Knecht
In der Oberwelt iſt beſſer,
Als am ſtygiſchen Gewäſſer
Schattenführer ſein, ein Heros,
Den beſungen ſelbſt Homeros."

und:

„Er hatte Recht, der edle Heros,
Der weiland ſprach im Buch Homeros:
Der kleinſte lebendige Philiſter
Zu Stukkert am Neckar, viel glücklicher iſt er,
Als ich, der Pelide, der todte Held,
Der Schattenfürſt in der Unterwelt."

Die älteſte und ehrwürdigſte Urkunde des Optimismus iſt das einfach-erhabene Wort der Geneſis:

„Und Gott ſah, daß es gut war."

Hegels „Alles Wirkliche iſt vernünftig" und Popes „Whatever is, is right", ſagen im Grunde dasſelbe. Popes Ausſpruch verdient in ſeinem ganzen Umfange angeführt zu werden:

„All nature is but art, unknown to thee,
All chance direction, which thou canst not see,
All discord harmony, not understood,
All partial will universal good:

And spite of pride, in erring reason's spite,
One truth is clear: Whatever is, is right.“
(Essay on man I. v. 289 ff.)

Weit tiefſinniger, als ſie im Tone fröhlichen Leichtſinns ſich giebt, iſt Berangers Strophe:

„Combien la nature est féconde
En plaisirs ainsi qu'en douleurs!
De nos fléaux couvrent le monde
De debris, de sang et de pleurs.
Mais à ses pieds la beauté nous attire;
Mais des raisins le nectar est foulé.
Coulez, bons vins; femmes, daignez sourire;
Et l'univers est consolé.“
(„La nature.“)

Den ſchönſten Ausdruck gab in Verſen und Proſa dem „grundloſen Optimismus“ Hieronymus Lorm; ſo in den Verſen:

„Und droht die Nacht der Schmerzen ganz
Mein Leben zu umfaſſen —
Ein unvernünft'ger Sonnenglanz
Will nicht mein Herz verlaſſen!“ —

„Ein Glück, das Grund hat, geht mit ihm zu Grunde ſtündlich,
Und nur ein grundlos Glück iſt wahr und unergründlich.“ —

Die Litteratur aller Völker und Zeiten widerhallt alſo, wie von peſſimiſtiſchen Stoßſeufzern, nicht minder, ja mehr noch von optimiſtiſchen Freudenrufen und Aeußerungen der Lebensluſt. Es iſt auch gar nicht ſchwierig, in den Werken derſelben Dichter und Schriftſteller Auslaſſungen der einen und dann wieder der anderen Art nachzuweiſen. Nehmen wir einen der unbefangenſten, der geſundeſten Geiſter, die es gegeben hat: Goethe. Es läßt ſich aus ſeinen Poeſien und Proſaſchriften ganz gut ein Dutzend peſſimiſtiſcher und ein Dutzend optimiſtiſcher Aeußerungen zuſammenſtellen.

Derſelbe Heine, der in ſeinen letzten Gedichten nicht genug Worte finden kann, um die grenzenloſe Bitterkeit des Scheidens von dieſer Welt, die Süßigkeit des Daſeins und das Grauen vor dem Nichtſein zu ſchildern, läßt ſich doch auch einmal die ſophokleiſche Erinnerung entſchlüpfen:

„Gut iſt der Schlaf, der Tod iſt beſſer — freilich,
Das Beſte wäre nie geboren ſein.“

Verfällt doch ſelbſt die Proſa ſolchen ſcheinbaren Widerſprüchen. „Es iſt eine ſehr traurige Entdeckung,“ ſagt Emerſon, „die wir gemacht haben, aber zu ſpät, als daß es noch etwas helfen könnte: nämlich, daß wir exiſtiren. Dieſe Entdeckung wird der Sündenfall genannt.“ Und wieder ſagt derſelbe Emerſon: „Der geſunde Geiſteszuſtand iſt die Liebe zum Leben.“ —

Wird man nun behaupten wollen, Goethe, Emerſon und Heine ſeien innerlich zwieſpältige, zerfahrene Naturen geweſen, die zu keiner Klarheit und Einheit der Lebensanſchauung durchgedrungen? Schwerlich; das gleiche Recht aber, ſich in ſolchen ſcheinbaren Widerſprüchen zu ergehen, wird auch Anderen einzuräumen ſein. Wie es Niemand dem Dichter wehren wird, einmal die Hingebung zu preiſen, und ein andermal das trotzige Selbſtgenügen, einmal die ſeligen

Bande der Liebe und ein andermal die fröhliche Luſt der Freiheit von aller Feſſel, jetzt das höchſte Gut in der Ruhe, in der Einſamkeit zu finden, um dann wieder ſich in den vollen Strom des Lebens zu ſtürzen und ein geſellig-begeiſtertes „Seid umſchlungen, Millionen!“ anzuſtimmen — ſo wird man es ihm auch gönnen müſſen, jetzt das Leben, die ſüße Gewohnheit des Daſeins, jetzt den Tod und das leidloſe Nichtſein als erwünſcht, ja als das Erwünſchteſte zu feiern und hervorzuheben. Es iſt am Leid und an der Luſt des Lebens, an der Süßigkeit und an der Bitterkeit des Todes und des Nichtſeins ſo viel Wahres, daß der Dichter nicht eindringlich genug den einen wie den andern der beiden Gegenſätze zum Ausdruck bringen, dem einen wie dem andern zu ſeinem Rechte verhelfen kann. Einſeitig, bornirt wäre Derjenige, der rein verſtandesmäßig und „doktrinär“ bei einer Gefühlsſache wie dieſe verfahren wollte.

Uebrigens iſt das Beherrſchende, Bewältigende der Stimmung, unter welcher der Dichter jetzt dem Werthe des Seins, jetzt dem des Nichtſeins die Palme zu reichen ſcheint, gar nicht einmal ſo aufzufaſſen, als ob ihm in dem Momente, wo dies geſchieht, die Berechtigung des Gegentheils vollkommen fremd ſein müßte. Wer ſolches glaubt, verkennt das Weſen eines dichteriſchen Motivs und die „Dialektik“ des dichteriſchen Empfindens. Es iſt nicht Sache des Poeten, der eine berechtigte Stimmung rein in ſich ausklingen läßt, alle möglichen „Wenn“ und „Aber“, alle Klauſeln und Einſchränkungen, deren er ſich gar wohl bewußt ſein kann, ſeinem Liede beizufügen. Würde ihm doch der leichtbeſchwingte Sang auf dieſem Wege zur philoſophiſchen Abhandlung!

So ſtünde alſo der Dichter im innerſten Grunde ſeines Weſens gleichgültig, parteilos zwiſchen Peſſimismus und Optimismus? brächte immer nur nach der Stimmung des Augenblicks den einen oder den andern der beiden Gegenſätze zum Ausdruck? — Nicht ſo ganz! Ich ſtelle die Behauptung auf: In ihrem Kerne und innerſtem Weſen iſt die wirkliche Poeſie — bewußt oder unbewußt — optimiſtiſch. Ein optimiſtiſcher Grundzug iſt in ihr, der im großen und ganzen den peſſimiſtiſchen überwiegt, und dieſer iſt es auch, der die Poeſie überhaupt möglich macht. Wie der reine Schmerz, der nicht gemiſcht iſt mit der „Wonne des Leids“, kein Lied, keine melodiſche Klage findet, ſo wäre auch der reine, nackte, wirkliche Peſſimismus ſtumm.

Die ſo oft verſuchte „Theodicée“ iſt geliefert, das Daſein des Uebels, des Böſen und des Leides in der Welt iſt gerechtfertigt, wenn ſich nachweiſen läßt, daß alles Uebel, alles Böſe, alles Leid der Welt, aller Mangel, alle „Negation“ eine unabwendbare, mit dem endlichen, natürlichen, realen und konkreten Leben verknüpfte Nothwendigkeit iſt. Dieſer Beweis aber iſt ohne Schwierigkeit zu führen. Ein reales, individuelles Daſein iſt nicht möglich, nicht denkbar ohne Schranken — unendliche, ſchrankenloſe und zugleich wirkliche, individuelle Exiſtenz iſt ein Unding. Die Beſchränkung aber wird als ſolche von den Individuen immer mit mehr oder weniger Unluſt empfunden werden. Sie verurſacht das, was wir „Verneinung", „Beraubung", Mangel, Tod, Krankheit, Kampf um das Daſein, das Böſe, das Leid der Welt nennen. Die große, entſcheidende Frage iſt nun die: Ueberwiegt dieſe mit der natürlichen Beſchränkung nothwendig verbundene Unluſt die Luſt des Daſeins oder nicht? Und dieſe Frage kann durch keine Theorie, ſondern nur durch die Thatſachen, durch die Erfahrung endgültig beantwortet werden. Die Erfahrung aber lehrt, daß wir das Sein dem Nichtſein noch immer vorziehen, daß alſo die mit der Exiſtenz verbundene Unluſt im allgemeinen nicht ſo groß iſt, um uns die Luſt an der Exiſtenz zu verleiden.

Daß kein Menſch auf Erden ganz glücklich iſt, keiner ſich ganz zufrieden fühlt, iſt eine Behauptung, der wir in Poeſie und Proſa, in Sage und Geſchichte immer wieder begegnen. Sinnvoll in Worten oder Bildern ausgedrückt, behält ſie ihre Wahrheit und ihren Werth. Vom höheren philoſophiſchen Standpunkte aus betrachtet, nimmt ſich in der That der Menſch und das Menſchenleben ziemlich armſelig und erbärmlich aus. Aber eine andere Frage iſts, ob die Mehrzahl der Menſchen in dem Maße unglücklich iſt und ſich unglücklich fühlt, daß ſie in Wahrheit darunter leidet. Es giebt welche, die ſich unglücklich fühlen, ohne es eigentlich zu ſein, und es giebt welche, die mühſelig hinleben, ohne ſich ſo eigentlich unglücklich zu fühlen. Für ganz glücklich, ganz zufrieden erklärt ſich freilich, wenn er gefragt wird, Keiner;

aber das heißt noch lange nicht leiden, und noch weit weniger heißt es des Lebens überdrüſſig ſein. Es giebt unzählige Menſchen, insbeſondere des Bauern-, Gewerbe-, Kaufmanns- und Beamtenſtandes, die ruhig, faſt behaglich, ihren Geſchäften nachgehen, und ſchließlich ohne einen herben erlittenen Schickſalsſchlag, ohne die Qual eines langen Siechthums von hinnen ſcheiden. Selbſt Solche, die ihren Lebensunterhalt durch ſchwere Plackerei verdienen, gewöhnen ſich an ihre Beſchäftigung und ertragen ihr Loos, ohne ſich darüber Gedanken zu machen. Eigentliches Elend findet ſich nur in der Klaſſe Derjenigen, welche Noth leiden, und andererſeits in der Klaſſe der Begüterten, Ueberſättigten, Blaſirten, bei welchen die Leidenſchaften einen größern Spielraum haben. Auch hochſtehende Menſchen der verſchiedenſten Art ſind meiſt unglücklich, weil ihre Stellung zu größeren Konflikten Gelegenheit giebt und weil ſie den Kontraſt der Wirklichkeit mit ihren Beſtrebungen peinlich empfinden.

An das Leben geiſtig bevorzugter, geſegneter Menſchen knüpft ſich gerne auch, wie zum Ausgleich, irgend ein herber Schickſalsfluch. Ungewöhnlich groß iſt die Anzahl berühmter Männer, die entweder ein leidvolles Leben lebten, oder tragiſch endeten. Man denke an Sokrates, an Dante, Columbus, Correggio, Camoëns, an Molière, Boileau, Rouſſeau, an Swift, Leopardi, Heinrich v. Kleiſt, Hölderlin, Grabbe, Schumann, Lenau. Man denke auch an die vielen genialen Geiſter erſten Ranges, welche ein früher Tod dahinraffte: an den makedoniſchen Alexander, an Rafael, Mozart, Schubert, Schiller, Byron, Alfred de Muſſet, Chopin, Petöfi. Aber ſpricht nicht eine geheimnißvolle, ausgleichende Natur- oder Schickſalsmacht aus dem Umſtande, daß dieſe genialen Geiſter, denen nur eine kurze Lebensdauer beſchieden war, doch in dieſer kurzen Zeit ſo viel und mehr geſchaffen und gewirkt, als Andere in dem längſten Leben? Wer möchte ſagen, es ſei nicht genug an dem, was Rafael geſchaffen, oder Mozart, oder Chopin? Von Schubert, der ſo ſehr jung von hinnen ſchied, wird man trotzdem eher noch ein Zuviel als ein Zuwenig deſſen, was er uns hinterließ, zu bedauern haben. Die Heldenlaufbahn Alexanders, ſo kurz ſie war, währte doch lang genug, ihn ſelbſt den Gipfel menſchlichen Ruhmes erſteigen zu laſſen und die Geſtalt der Welt zu verändern.

Berechtigter als dort, wo er mit der Goldwage die äußerlichen Motive von Luſt und Leid des Lebens gegen einander abwägt, während er das, was den Ausſchlag giebt, die Luſt des Daſeins an und für ſich ſelbſt, vergißt, erſcheint der Peſſimismus, wenn er ſtatt der äußeren Welt den Menſchen, ſtatt der phyſiſchen die moraliſche Welt ins Auge faßt. Wir ſind, indem wir das Leid der Welt in Betracht ziehen, nur allzu ſehr geneigt, zu überſehen, welch ein großer Theil dieſes Leids in der moraliſchen Natur des Menſchen begründet iſt: in ſeiner Schwäche, ſeiner Gedankenloſigkeit, ſeinem Mangel an Charakter, ſeiner Selbſtſucht u. ſ. f. Eine gute Hälfte des Elends, mit welchem die Menſchheit ſich ſchleppt, würde verſchwinden, wenn es gelänge, die moraliſchen Gebrechen der

Menſchennatur auf ein geringeres Maß zurückzuführen. Man erwartet vergebens von Staatseinrichtungen und Geſetzen Abhülfe für ſoziale Uebel, die nur durch eine ſittliche Veredlung des Menſchengeſchlechtes wirkliche Heilung oder Linderung finden könnten. Iſt die menſchliche Natur einer erheblichen Veredlung überhaupt fähig? Man kann dieſe Frage als eine offene betrachten. Aber gewiß iſt, daß Schwäche, Unverſtand, Sklaverei der Leidenſchaft, Selbſtſucht die weitaus größten Uebel ſind, an welchen die Menſchheit krankt, und daß auf dieſe, nicht auf die Ungunſt der phyſiſchen Verhältniſſe und Bedingungen der Exiſtenz, das Hauptgewicht von wahrhaft tiefen und genialen Geiſtern gelegt wird. In dieſem Sinne iſt vor Allen Shakeſpeare Peſſimiſt. Er entrollt nicht blos in ſeinen Tragödien realiſtiſche Bilder der menſchlichen Natur, die bisweilen — wie z. B. im Titus Andronicus und in den bluttriefenden engliſchen Königsdramen — ans Grauenhafte ſtreifen, ſondern iſt auch reich an tief einſchneidenden, allgemeinen Ausſprüchen über dieſen Gegenſtand. Unter den Neueren legt bekanntlich E. Zola in hervorragender Weiſe den Finger in die eigentlichen Wundmale der Menſchheit. Er zeigt das arme, ſchwache Menſchenkind unter dem Einfluſſe ſeiner Leidenſchaften; er zeigt uns die alten Erbübel der Menſchheit, die im Blute liegenden, ſich fortvererbenden Schäden und Gebrechen der moraliſchen Natur in ihrer allmählichen, unheilvollen Entwicklung. Und nicht Ungeheuer ſind es, die er vorführt, nicht Ausnahmen ihres Geſchlechtes, nicht Uebertreibungen und Ausgeburten einer wüſten Phantaſie, ſondern wirkliche, natürliche Menſchen, herausgegriffen aus der Maſſe des Volkes. Er zeichnet uns einen Coupeau, eine Gervaiſe, ſelbſt eine Nana, ſo menſchlich und ſo ſympathiſch, als es mit dem moraliſchen Gebrechen, das er in ihnen zur Anſchauung bringen will, nur immer verträglich iſt. Deſto erſchütternder wirkt die Schickſalstragik, die mit dieſen Gebrechen verknüpft iſt, und die oft nicht erſt in ihren letzten Folgen liegt, ſondern ſie ſchon von Hauſe aus umgiebt. Wie ergreifend wirken in dieſem Sinne die Schlußworte des „Aſſommoir“ — die Sehnſucht der unglücklichen Gervaiſe nach dem Troſte, den ihr ſchauerlicher Wandnachbar, der Todtengräber, ſpendet — nach dem „faire dodo“, dem ewigen Schlummer! Wie tiefbedeutſam ſind in gleichem Sinne im „Pot-bouille“ die Worte des Abbé Maudit auf dem Calvaire in der Kirche St. Roch vor dem Bilde des Gekreuzigten, wo er das Leid der Welt betrachtet, das aus der Abhängigkeit des Menſchen von ſeinen Schwächen, ſeinen Leidenſchaften erwächſt! Dieſe merkwürdigen, aus tiefſtem Dichterherzen hervorgequollenen Kundgebungen des wahren Geiſtes, in welchem Zolas Werke gedacht und geſchrieben ſind, überſehen und überhören freilich Diejenigen, welche in dieſen Werken nur pikanten Unflath finden und ſuchen, weil ihnen nur dieſer als ſolcher verſtändlich iſt.

Wie wenig nach der Schablone, wie fern von eigentlicher Parteitendenz, wie fern auch von aller widerwärtigen, unnatürlichen Uebertreibung ſchildert

Zola im „Germinal“ Schuld und Unheil der Armen wie der Reichen, welche letzteren in ihrem ſcheinbaren Wohlleben, um das jene ſie beneiden, entweder verdummen, oder heimlich unter der Geißel ihrer ſeeliſchen und moraliſchen Uebel ſtöhnen. Mit gleichem Mitleid, gleicher Milde und gleicher Unparteilichkeit für Alle ſchildert er auch die wohlgemeinten, aber täppiſchen und unzulänglichen Verſuche der ſozialiſtiſchen Weltverbeſſerer, die blinden Wagniſſe, die einen Ausweg aus Noth und Wirrſal eben nur verſprechen, aber nicht bieten können. Er ſagt es nicht mit Worten, aber er zeigt und beweiſt es durch das, was er ſchildert und erzählt, daß den Menſchen gründlich nicht zu helfen iſt, ſo lange ſie bleiben wie ſie ſind!

Aber iſt die unheilvolle Schwäche der Menſchennatur nicht eben auch ein Theil des allgemeinen Weltelends, der Nothwendigkeit, des Fatums, welches der Peſſimiſt beklagt? Gewiß; dennoch aber lohnt es ſich aus mehr als einem Grunde, eben auf dieſen Theil des allgemeinen Verhängniſſes ein größeres Gewicht zu legen, als bisher geſchehen iſt. Es wäre ſchon ein Vortheil, wenn die Menſchen, ſtatt mit erhabener Duldermiene nur immer über die Erbärmlichkeit der Welt zu jammern, zur Erkenntniß ihrer eigenen gelangten. Bedächten ſie, mit Einſchluß der Weiſen, der Heroen und der Genien — denn auch dieſe haben alle ihre moraliſche Achillesferſe — wie viel vom Leid der Welt auf Rechnung ihrer eigenen Schwäche und Beſchränktheit zu ſetzen iſt, ſo würden ſie wenigſtens Beſcheidenheit lernen. Und es würde dann die Frage immer dringender ſich uns nahe legen, ob denn wirklich dieſe Schwäche, dieſe Beſchränktheit für alle Zeiten als etwas Unabwendbares im ganzen bisherigen Umfange hinzunehmen iſt? Es würde ſich vielleicht ergeben, daß wir in dieſer Beziehung unſere Erwartung nicht allzu hoch ſpannen, aber doch auch nicht völlig verzweifeln dürfen. Wenn wir einen Blick auf die Geſchichte der Menſchheit werfen, ſo empfangen wir den Eindruck, als ob der Menſch im weſentlichen immer derſelbe geblieben wäre. Der Dichter wird ſich an dieſe allgemeinere und überſichtliche Wahrheit halten. Der Philoſoph aber und der Sozialpolitiker wird mehr ins Einzelne gehen und der paradoxen Allgemeinheit praktiſchere Erwägungen entgegenſtellen.

Kein Denkender wird leugnen, daß die Menſchheit, ſo ferne ſie auch dem Ideale bleiben mag, eines höheren Grades moraliſcher Veredlung, als der bisherige, immerhin fähig iſt, und daß ſchon infolge einer ſolchen auch eine beträchtliche, tief eingreifende Verminderung des menſchlichen Elends denkbar wäre.

Sie darf indeſſen nicht zu weit gehen, die im ganzen berechtigte peſſimiſtiſche Anſicht der Menſchennatur. Ein Blick auf die Menſchen in moraliſcher Hinſicht iſt allerdings unerfreulich. Aber die Menſchheit flößt dem Betrachter immer wieder Achtung ein, wenn man ſie vom äſthetiſchen, oder künſtleriſchen, oder Wiſſens-Standpunkte, von dem ihres Könnens, ihrer Schöpfungen und Leiſtungen aus betrachtet. Wie klein und ſchwach iſt in der Regel der Menſch als Charakter! Aber welche herrlichen Talente giebt es! Welche gottbegnadeten Dichter, Künſtler und Denker! Welche Reihe von Helden, von tüchtig Schaffenden und Wirkenden, von unvergeßlichen Entdeckern und Erfindern zählt die Weltgeſchichte auf!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Maß des menſchlichen Leides ſich beträchtlich verringern, das Maß der Lebensreize ſich ebenſo beträchtlich ſteigern ließe. Dieſem Ziele hat ja auch die Menſchheit im ganzen, ſowie jeder Einzelne nachzuſtreben und thatſächlich immer nachgeſtrebt, nur geſchah es meiſt in allzu individuell-egoiſtiſcher Weiſe, wodurch im allgemeinen das Gegentheil deſſen, was man anſtrebte, erreicht wurde. Mit der Verminderung des menſchlichen Elends befaſſen ſich die ſozialiſtiſchen Theorien, aber ſie bewegen ſich bis zur Stunde meiſt in ſo unpraktiſchen, gewagten und utopiſtiſchen Ideen, daß eine wirkliche Verbeſſerung der Zuſtände noch lange auf ſich warten laſſen dürfte.

Die andere Seite des Problems, die ebenſowohl mögliche Steigerung der Daſeinsreize, iſt z. B. von Dühring in Betracht gezogen und manches Sinnige darüber vorgebracht worden. Er hat ſich in einer beſonderen Schrift über den Werth des Daſeins ausgeſprochen, und auch im „Kurſus der Philoſophie“ (S. 361—368) die beſagte mögliche Steigerung der Lebensreize erörtert. Originell und treffend iſt auch der, im „Kurſus“ (S. 371—386) verſuchte Nachweis, daß ſelbſt ſchon die Hemmniſſe, die Widerſtände des Lebensgenuſſes als integrirende Beſtandtheile desſelben Genuſſes anzuſehen ſind. Einer der höchſten Lebensreize liegt im Wirken und Schaffen. Sagt doch ſchon Kant, daß man des Lebens mehr froh werde, durch das, was man thut, als durch das, was man genießt.

Und dieſer beſte Quell des Lebensreizes kann nie verſiegen. So lange wir dieſes Ja dem ewigen Nein entgegenſetzen, vereinigen ſich tauſend und abertauſend Stimmen unabläſſig zu einem brauſenden Hymnus des Guten und des Schönen, der die Welt durchhallt. Poeſie und Kunſt ſind ſein verſtärkter, verſchönter, geläuterter Nachklang.

Das Problem der Geſittung.

Wißt ihr, woran die Welt zu Grunde gehen wird? Durch das Umſichgreifen jenes vernichtenden Prinzips, das wir Verſtand benennen. Denn dieſer iſt der dräuende Moloch, der Tod- und Urfeind des Gemüthes und der Phantaſie, und ſomit auch des Lebens, das ganz und gar auf dieſe weltſchöpferiſchen Mächte gegründet iſt. Immer ſich fortentwickelnd und einer unendlichen Verfeinerung fähig, muß er nothwendig einſt auf eine Spitze gelangen, wo ſein ätzendes Gift die feinen Fäden zerfrißt, die zwei Naturen in uns verbinden, und wo der Wille der Kreaturen zum Leben als eine Lächerlichkeit erſcheint.

Da die Welt durch Imagination entſtanden, ſo muß die Abnahme derſelben lebenzerſtörend wirken. Die ſchimmernde Zauberſtadt des Erdelebens fällt in ihr Nichts zurück, wenn das Wort des Geiſtes tönt, wie Schätze verkohlen, wenn man ſpricht. Das Leben iſt nicht auf die Klarheit, ſondern auf die Dunkelheit gebaut.

Das Erde- und Menſchheitsleben geht in derſelben Weiſe zu Grunde, wie das Leben des Individuums zu Grunde geht, welches keineswegs am Anfang oder am Ende, ſondern in der *Mitte* ſeiner Laufbahn zum Gipfelpunkt ſeiner Blüte gelangt, und auf naturgemäßem Weg durch Abnahme ſeines Lebensprinzips zu Grunde geht. Dieſe Verfallsepoche charakteriſirt ſich im *materiellen* Leben durch Vertrocknung, Abnahme der ſchöpferiſchen Urfeuchte — auch der Baum ſtirbt ſo und der Leib des Greiſes wird ſteif und ungefüge — im *geiſtigen* durch Abnahme von *Gemüth und Phantaſie*, welche *lebenbildend* ſind während der *Verſtand entſeelt*.

Das geiſtig wahrhaft Schöpferiſche, Lebendige, Göttliche, ruht immer im *Unbewußten*, das u. a. den Mythos und die Sprache geſchaffen. Streng genommen fällt ſelbſt bei den unbewußten Thätigkeiten des Geiſtes nur die Ausführung in unſer Bewußtſein, Antrieb und Richtung aber kommt aus geheimnißvoller Tiefe des Urgrunds. Aber ungleich energiſcher, großartig-ſchöpferiſcher als jetzt iſt die ſpontane Thätigkeit des Geiſtes in Urzeiten geweſen (Mythen- und Sprachbildung). Die Civiliſation verengt natürlich die Sphäre des unbewußten Geiſtes in dem Maße, als ſie die des bewußten erweitert. Der unbewußte *ſchafft* die Form des Daſeins, ſtellt es aus dem reinen Geiſte hinaus ins farbige Licht — der bewußte durchdringt und läutert es anfangs, löſt es aber allmählich auf, nimmt es zurück in ſich, vollendet den ewigen Kreislauf. —

Allerdings bringt der Verſtand und das Bewußte in uns das Leben zur höchſten Reife; aber über die

Reife hinaus fortwirkend führt er es mit gleicher Nothwendigkeit ſeinem Untergang entgegen. Entwicklung und Höhepunkt ſind nicht durch das eine, Verfall und Untergang wieder durch ein anderes, jenem entgegengeſetztes Prinzip beſtimmt — nein! eben dieſelbe Tendenz, welche das Weſen entwickelt und auf den Höhepunkt führt, iſt auch die Triebfeder ſeines endlichen Zerfalls. Nicht ein in die Kunſt einreißendes, feindliches, fremdes Element iſt die Urſache ihres Verfalls: der Verfall iſt vielmehr das Ziel, zu welchem ſich die Entwicklung ihres Prinzips von ſeinem Ausgange an hinbewegt, und auf welcher die Blüte nur eine Station iſt. Das iſt die Ananke des Lebens. Alle Verwirklichung iſt Ausgang von der Idee, aber eben darum ſchon Entfernung, Abfall von ihr; ſie trägt den Keim des Todes in ſich. Alles Leben iſt ein Gang zum Tode.

Das Problem des Menſchheitlebens beruht auf dem Antagonismus von Natur und Geiſt. Der Geiſt bekämpft die Natur, aber im Kampf iſt Leben, und nur im Kampf; denn iſt der Kampf bis zum Siege des einen vorgeſchritten, ſo iſt das Lebensprinzip vernichtet. Es iſt dies der natürliche Verlauf des Weltlebens; der Triumph des Geiſtes iſt ſein Ziel, aber auch ſein Ausgang, ſein Ende.

Auf einem ſolchen ſchlagkräftigen Antagonismus der Kräfte beruht alles Leben.

Alle hiſtoriſche Entwicklung geht nicht in einer geraden Linie, ſondern bewegt ſich in einer Spirale. Aber auch der Verfall geht in dieſer Weiſe vor ſich. So der Verfall der Kunſt und Poeſie. Nachdem bei den Griechen die höchſte Blütenepoche des Schönheitsprinzips vorüber war, traten zwar im Verlauf der Geſchichte immer wieder neue Blütenzeitalter der Kunſt und Poeſie hervor, aber ſo herrlich ſie an ſich noch ſein mochten, wurde doch in jeder folgenden das reine Kunſtprinzip immer mehr getrübt, der Keim des einſtigen völligen Untergangs kündigte ſich an.

Neue Epochen mögen kommen; aber die griechiſch-germaniſche Weltepoche hat ihren Gipfelpunkt in Beziehung auf Litteratur und Kunſt hinter ſich. Friſches Völkermaterial wird zur Begründung eines wahrhaft neuen, ſchöpferkräftigen Kunſt- und Litteraturlebens nöthig ſein.

Auch auf das Alterthum folgte Verfall, dann neue Blüte im Mittelalter. Sehr zu beachten iſt aber freilich, daß im Spezifiſch-Poetiſchen, Spezifiſch-Künſtleriſchen die Griechen nie wieder erreicht worden ſind. Wenn ſchon die Poeſie und Kunſt des Mittelalters in der Reinheit des künſtleriſchen Prinzips, in der vollendeten Ausgleichung des Idealen und Realen hinter dem Alterthum zurückblieb — haben noch ſpätere Zeitalter Hoffnung, es in Schatten zu ſtellen? —

Das von den Sagen ans Weltende geſetzte Gottesreich, das anzuſtrebende goldene Zeitalter, bedeutet nur die Zurücknahme alles Lebens in den Geiſt, die ſich auch einzeln und individuell vollziehen läßt.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Soeben iſt erſchienen:

Der König von Sion.

Epiſche Dichtung in zehn Geſängen

von

Robert Hamerling.

Prachtausgabe.

Illuſtrirt von **Adalbert von Roeßler** und **Hermann Dietrichs.**
Mit über 250 Illuſtrationen in Holzſchnitt und dreifarbigem Kunſtdruck.
Gr. Folio, Velinpapier, in Original-Prachtband Mk. 75.—.

Schweizer Graphiſche Mittheilungen: „Wir haben noch ſelten ein Werk geſehen, bei welchem Text und Bild, **Seele und Leib**, in ſo kongenialer Harmonie vereinigt waren.“

Allgemeine Moden-Zeitung: „— — Bei dieſer Ausgabe weiß man nicht, weſſen man zuerſt mit lobenden Worten gedenken ſoll. — —“

Deutſcher Reichs-Anzeiger: „— — Wir werden nach dem Erſcheinen der weiteren Lieferungen wohl noch öfter Gelegenheit haben, auf das prächtige Werk zurückzukommen, glauben aber ſchon jetzt allen Bücherliebhabern dieſe ihrem poetiſchen Inhalt wie dem künſtleriſchen Schmucke nach gleich werthvolle und erfreuliche Publikation angelegentlich empfehlen zu können.“

Ahasver in Rom.

Epiſche Dichtung in ſechs Geſängen

von

Robert Hamerling.

Prachtausgabe.

Illuſtrirt von **C. A. Fiſcher-Cörlin** in Berlin.
Original-Prachteinband, gr. Folio, Velinpapier, Format 30×40 cm, **Mk. 50.—.**

Ueber 100 Illuſtrationen in Holzſchnitt (Vollbilder auf Doppel-Velin, große und kleinere Text-Illuſtrationen, Leiſten, Initialen ꝛc.) zieren das Werk. Der Künſtler hat ſeine Aufgabe in wahrhaft genialer Weiſe gelöſt: **Die Illuſtrationen ſind der großen Dichtung würdig.**

Illuſtrirte Frauen-Zeitung (1886): „Schon früher haben wir auf **Robert Hamerlings „Ahasver in Rom“**, illuſtrirt von **C. A. Fiſcher-Cörlin**, hingewieſen und hervorgehoben, einen wie glänzenden Interpreten die farbenglühende Dichtung in dem Künſtler gefunden hat. In wahrhaft überraſchender Weiſe offenbart ſich dies in der großen **Pracht-Ausgabe** des Werkes. Schier blendend wirkt der Reichthum des bildlichen Schmuckes, der großen Vollbilder, Titelblätter, Kopf- und Randleiſten, Initialen, Vignetten u. ſ. w., wunderbar wechſelvoll und doch alles in harmoniſchem Einklange. Hand in Hand mit der fortreißenden Phantaſie des Dichters geht die packende Geſtaltungskraft des Künſtlers, die uns das üppige, ſchwelgeriſche [illegible]

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Pſyche. Eine Dichtung in 6 Geſängen. Mit einer Titelzeichn. von C. A. Fiſcher-Görlitz. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldſchnitt .... Mk. 4

Proſa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfaſſers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldſchnitt ... „ 11.4

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldſchnitt .... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. 4. Auflage. Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldſchnitt .... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Geſ. Gr. Oktav. 5. Aufl. Eleg. geh. .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Luſtſpiel in 3 Aufzügen. Elegant geh, „ 3.—
elegant gebunden mit Goldſchnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Auflage. Eleg. geh .... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldſchnitt .... „ 6.—

Der König von Sion. Epiſche Dichtung in 10 Geſ. 11. Auflage. Eleg. geh. .... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldſchnitt .... „ 5.—

Aſpaſia. Ein Künſtler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illuſtrationen von Herm. Dietrichs. 3. Auflage. Eleg. geh. .... Mk. 15.—
eleg. geb. mit Goldſchnitt .... „ 18.—

Ahasver in Rom. Epiſche Dichtung in 6 Geſängen. 18. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldſchnitt .... „ 5.—
— Pracht-Salon-Ausgabe. Mit über 100 Illuſtrationen von C. A. Fiſcher-Görlitz. Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldſchnitt. Preis Mk. 50, auch in 18 Lieferungen à .... „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. 3. Auflage. Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

Die ſieben Todſünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldſchnitt. .... „ 4.—

Teut. Ein Scherzſpiel in 2 Akten. 3. Auflage. Eleg. geh .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldſchnitt .... „ 3.—

Geſammelte kleinere Dichtungen. 3. Auflage. Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldſchnitt .... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. 5. Auflage. Elegant geh. .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldſchnitt .... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Auflage. Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldſchnitt .... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerſchaft. 3. Auflage. Eleg. geh .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb .... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Geſängen. 5. Auflag. Eleg. geh .... „ 1.50
geb. mit Goldſchnitt .... „ 2.50

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Was man ſich in Venedig erzählt.

Was man ſich in Venedig erzählt.

Nach italieniſchen Quellen

von

Robert Hamerling.

Hamburg
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter)
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Inhalt.

Seite
I. Die Riva de Biaſio 3
II. Der Raub der Venezianerinnen 11
III. Der ponte della donna onesta 17
IV. Der ponte delle maravaglie 25
V. Der Montag des Lido 32
VI. Die weiße Frau im Schloſſe von Collalto 36
VII. Ein Frauenſchickſal 65

I. Die Riva de Biaſio.

Die ſogenannte Riva de Biaſio iſt eine der langen ſchmalen Uferſtrecken, die mit venezianiſchem Ausdruck auch Fondamenta genannt werden. Sie liegt im Pfarrbezirk von San Simeone, gegenüber der Kirche San Geremia, von welcher die Breite des Canal grande ſie trennt.

Der Name dieſer Riva ſchreibt ſich von einer düſteren Begebenheit her, deren Schauplatz vor langer Zeit ſie war. Es geht nämlich im Munde des venezianiſchen Volks die Sage, ein gewiſſer Biaſio habe auf jener Riva eine Schenke gehalten, und mit dem Geſchäfte des Wirthes habe er zugleich das eines Auskochers verbunden. Gondoliere, Matroſen, Handwerksleute u. dgl. ſprachen zahlreich bei ihm ein. Er verſtand ſich insbeſondere darauf, ein gewiſſes Ragout zu bereiten und ſo zu würzen, daß man nicht unterſcheiden konnte, welche Art von Fleiſch dazu verwendet worden ſei. Der Geſchmack desſelben war ausgezeichnet; der Preis mäßig, und die Schüſſel dampfte immer friſch: ſo hatte er denn eine große Kundſchaft und verdiente vieles Geld.

Nach Verlauf einiger Zeit, während welcher Freund Biaſio zu allgemeiner Zufriedenheit ſein leckeres Ragout auszukochen fortfuhr, verlautete bald in dieſem, bald in jenem Stadttheile Venedigs die Kunde von einem verlornen Knäblein oder Mädchen, von welchem, des fleißigſten Suchens ungeachtet, keine Spur mehr aufgefunden werden konnte. Die Fälle mehrten ſich, und man durchſuchte auf Anordnung der Behörden die Kanäle, ob die Kinder nicht etwa im Waſſer umgekommen ſeien. Aber Alles war vergebens. Das Gerede unter den Leuten und der Schrecken der Familien wuchs mit jedem Tage; die Einen wollten die Sache auf einen geheimen Frevel zurückführen, Andere meinten, es ſei wohl gar eine ruchloſe Zauberkunſt im Spiele; für eine beſtimmtere Vermuthung aber, die einige Wahrſcheinlichkeit für ſich gehabt hätte, wollte ſich nicht der geringſte Anhaltspunkt ergeben.

Unter ſolchen Umſtänden kam eines Tages ein Gondolier in die Taverne Biaſio's, um dort, wie er es ſeit längerer Zeit gewohnt war, ſein Frühmal einzunehmen. Der Mann forderte einen Teller des mehrerwähnten Ragout und machte ſich, nachdem er es erhalten, mit vielem Appetit darüber her. Während er nun ſo ſichs wohl behagen ließ, da kam ihm plötzlich etwas Hartes und Scharfes zwiſchen die Zähne, wovon er ſich nicht gleich zu deuten wußte, was es ſein möchte. Demnach nahm er beſagten Gegenſtand mit dem Finger aus dem Mund, und als er ihn vors Auge gebracht — was findet er? Einen Fingernagel, einen ganz kleinen Fingernagel, der augenſcheinlich nur vom Finger eines Kindes ſtammen konnte. Wiewohl entſetzt, ſchweigt der Mann und durchſucht unbemerkt den Teller genauer; ſiehe da! ein zweiter, ein dritter Fund von gleicher Art — kein Zweifel, es ſind menſchliche Fingernägel.

Mehr vor Entſetzen als aus Ueberlegung ſchweigend, bezahlt der Gondolier den Wirth und entfernt ſich. An ſeinem Standort angekommen, erzählt er den Vertrauteſten ſeiner Genoſſen, was ihm begegnet, und weiſt ihnen das Gefundene zur Bekräftigung ſeiner Ausſage vor.

Es treffen ſofort vier von den Männern eine geheime Verabredung. Zur gewohnten Stunde begeben ſie ſich, ſcheinbar in ganz harmloſer Abſicht, in die Taverne Biaſio's.

„Guten Morgen, Freund Biaſio!"

„Guten Morgen!"

„Was gibt es Neues?"

„Steigt euch nicht ſchon der Duft in die Naſe? Das iſt heut ein Stück, wie ihr noch keins gekoſtet habt. Ein wahres Manna des Himmels!"

„So gib uns nur gleich für acht Perſonen; es ſind unſer nur vier, aber wir wollen uns heute einmal gütlich thun. Laß in der oberen Kammer anrichten; wir möchten gerne für uns ſein und volle Freiheit haben."

„Sogleich ſollt ihr bedient ſein," rief der geſchäftige Wirth, und eilte, den Auftrag auszurichten. Als nun nach kurzer Friſt die Gondoliere das dampfende Gericht vor ſich auf dem Tiſche hatten und ſich allein ſahen, ſchloſſen ſie die Thür von innen ab, und nachdem ſie ſolchergeſtalt ſich geſichert vor Ueberraſchung oder Beobachtung, gingen ſie daran, den Inhalt der ihnen vorgeſetzten Schüſſel aufs Sorgfältigſte zu durchſuchen. Nicht bloß Fingernägel fanden ſich diesmal, ſondern auch kleine Knochen- und Gliederſtücke von Fingern, ja ſogar ein Kinderzahn wurde herausgefiſcht.

Der Entſchluß der Gondoliere war bald gefaßt. Sie riefen den Wirth zu ſich hinauf, und kaum war er eingetreten, ſo verriegelten ſie hinter ſeinem Rücken die Thür, und einer von ihnen redete ihn mit anſcheinender Kaltblütigkeit folgender Maßen an:

„Biaſio, dein Gericht iſt heute ſo ausgezeichnet, daß wir dir deswegen wohl einige Ehre anthun müſſen. Du ſollſt bei unſerm fröhlichen Male den Vorſitz führen! Wohlan! thu' nicht ſo ſpröde; hier iſt der leere Platz für dich. Laß dich nieder und greif' als der Erſte zu. Es lebe die Geſellſchaft!"

Biaſio war betroffen; er wollte ſich losmachen, aber es half nichts; ſeine Gäſte nöthigten ihn auf die Bank nieder und forderten ihn von Neuem auf, ſichs wohl ſchmecken zu laſſen. Zuletzt ergriff er, dem Zwange weichend, eine Gabel, und ſpießte einen Biſſen damit auf; aber er betrachtete ihn erſt noch von allen Seiten, drehte ihn rechts und drehte ihn links und ſchien nicht recht zu wiſſen, wie er ihn in den Mund ſtecken ſollte.

„Nun," rief einer von den Männern, „haſt du keine Luſt zu eſſen?"

„Sollen wir glauben," fiel ein Anderer ein, daß du das Ragout vergiftet haſt?"

„Oder daß du es mit Menſchenfleiſch gewürzt haſt?" fuhr ein Dritter heraus.

Bei dieſen Worten fiel dem Wirthe die Gabel aus der Hand. Vor den Blicken der Gondoliere, die durchdringend auf ihn gerichtet waren, ſchlug er die Augen nieder, erbleichte und fing am ganzen Körper an zu zittern.

Zur Wuth entflammt durch dieſe deutlichen Zeichen ſeines Schuldbewußtſeins, ſprangen Einige von den Männern auf und wollten den Verruchten ſogleich zu Boden ſchlagen.

„Barmherzigkeit!“ ächzte dieſer, während ihm die Augen vor Todesangſt aus ihren Höhlen traten; „Barmherzigkeit! ermordet mich nicht!“ Laßt mich nicht mit einer Todſünde auf dem Gewiſſen ſterben! Laßt mich nur erſt beichten . . .“

„Bekenne zuerſt uns,“ rief man ihm entgegen; „iſt dieſes Fleiſch nicht Menſchenfleiſch? Sind das nicht die Glieder unſchuldiger Kinder, wie du ſie ſeit Monaten in den Keſſel zu werfen und deinen Gäſten vorzuſetzen pflegteſt?“

„Ach,“ winſelte der Verbrecher (bei welchem, wie das immer der Fall iſt, die Feigheit mit der Verruchtheit gleichen Schritt hielt), ach, die Noth trieb mich Anfangs dazu . . . aber heute, eben heute hatte ich bei mir ſelbſt geſchworen, daß ich es nie wieder thun würde . . .“

„Eben heute?“ rief ein Gondolier. „O du elender Heuchler und Lügner!“ — „Steh' auf, du Hund,“ fuhr er fort, indem er ihn am Halſe faßte und vom Boden empor riß. „Nun wirſt du uns ohne Verzug an den Ort führen, wo du dein gräuliches Schlächterhandwerk getrieben haſt; wir wollen ihn ſehen!“

Damit ſchleppten die Männer den Zitternden die Stiege hinab, und als ſie unten angelangt waren, wo eine Menge von Neugierigen, durch den Lärm herbeigelockt, offenen Mundes das ihnen unerklärliche Schauſpiel anſtarrte, da rief ein Gondolier mit lauter Stimme:

„Kommt, kommt mit uns! Ihr ſollt ſehen, womit der wackere Biaſio uns ſeit Monaten bewirthet hat!“

Von allen Seiten durch fürchterliche Drohungen gedrängt, wies Biaſio zuletzt ſeinen Begleitern eine Fallthür, die ſich in einem Winkel der Küche befand, verdeckt durch einen Haufen Holzes und durch anderes Geräth. Man öffnete dieſe Thür, und es wurde im Dunkel eine nach abwärts führende Stiege ſichtbar. Neugierig drängten alle Anweſenden ſich dahin, ſtiegen die Treppe hinab und gelangten in ein finſteres, unterirdiſches Gemach . . .

Hier aber ſträubt ſich die Feder, das Gräßliche zu ſchildern, das den Blicken ſich darbot . . .

In der Mitte des Raumes ſtand eine breite Tafel, über welcher von der Wölbung eine eiſerne Lampe niederhing, die unter dichten, ſtinkenden Rauchwirbeln ein düſteres Licht verbreitete. Die Tafel war von Schmutz bedeckt, von den Seiten tröpfelte Blut auf den Boden nieder, und mitten auf derſelben lag der Leichnam eines zwei- bis dreijährigen Kindes, an welchem bereits Kopf und Arme fehlten. Ein blutbeſudeltes Meſſer lag in der Nähe; neben dem Tiſche, auf dem Boden, ſtand ein Gefäß, beſtimmt, das Blut aufzufangen: in der That enthielt es davon eine ſchwarze, geronnene Maſſe. Unter dem Tiſche lag ein häßlicher Hund, der an den vom Tiſche gefallenen Knochen nagte. Die eingeſchloſſene Luft dieſes unterirdiſchen Ortes verbreitete einen faſt unerträglichen Todtengeruch. In einiger Entfernung vom Tiſche ſah man eine Vertiefung, die in einen Kanal auslief: dorthin pflegte der Unmenſch die unbrauchbaren Ueberreſte ſeiner Schlachtopfer zu werfen.

Nach wenig Augenblicken machte der Schauder vor dieſem Anblick ſich in einem Schrei des grimmigſten Unwillens Luft. Unter Flüchen und Mißhandlungen wurde der Verbrecher aus dem Hauſe hinaus und durch die Gaſſen geſchleppt, die in einem Augenblick von der fürchterlichen Neuigkeit erfüllt waren. Zuletzt den Händen der Gerechtigkeit überliefert, geſtand Biaſio Alles: mehr als zwanzig Kinder hatte er in wenig Monaten geſchlachtet, und einige hundert Perſonen hatten von der gräßlichen Speiſe genoſſen. Als ſeine Helferin bezeichnete der Auskocher ein verworfenes altes Weib, das im Rufe von Giftmiſcherei und Zauberei ſtand. Dieſe war es, von welcher der teufliſche Rath und die Anleitung, ein Ragout mit beigemiſchtem Menſchenfleiſch zuzubereiten und zu würzen, herſtammte. Man ging nach ihr aus, um ſie in den Kerker zu werfen, aber ſie war der öffentlichen Gerechtigkeit zuvorgekommen. Sie wurde erhängt am Thürpfoſten ihres Wohngemachs gefunden.

Dem Brauche jener Zeiten gemäß, wurde Biaſio zuerſt auf unterſchiedliche Weiſe gemartert und zuletzt zwiſchen den Säulen der Piazzetta an den Galgen gehängt. Sein Leichnam wurde den Flammen überliefert und ſeine Aſche in die Winde geſtreut. Sogar das Haus, das er zum Schauplatze ſeiner Frevel gemacht hatte, wurde von Grund aus niedergeriſſen.

Dieſe Geſchichte gilt als eine beglaubigte Thatſache. Es gibt Perſonen, die noch das Todesurtheil Biaſio's in einem Verzeichniſſe von Hingerichteten aus alter Zeit geleſen haben wollen. So viel iſt gewiß, daß der Name der Riva de Biaſio fort und fort beſteht, und daß Jedermann im venezianiſchen Volke die Geſchichte von dem Auskocher Biaſio zu erzählen weiß, der an jener Riva kleine Kinder ſchlachtete und aus ihren Gliedern den Gäſten ein köſtlich gewürztes Ragout vorſetzte.

* * *

II. Der Raub der Venezianerinnen.

Es war der 31. Jänner des Jahres 943 oder 936, wie Andere wollen, unter der Regierung des Dogen Pietro Candiano II., als eine Schar anmuthiger Jungfrauen mit Körbchen in den Händen, in welchen ſich goldene Schmuckſachen und andere Gegenſtände hochzeitlicher Ausſtattung befanden, verſammelt und neben einander gereiht in der Kirche San Pietro ſtanden, angethan mit Feierkleidern, auf den Wangen züchtiges Roth und das Herz bewegt durch die Vorſtellung des herannahenden Augenblickes, der ihr harmloſes Mädchenleben in den halberſehnten, halb gefürchteten Frauenſtand verwandeln ſollte.

In einem anderen Theile der Kirche waren Jünglinge verſammelt, die Blicke voll Zuneigung und Hoffnung nach ihren Auserwählten hinüberſandten, während zitternde Mütter und betagte Väter, auf ihren Knieen liegend, aus der Tiefe des Herzens heiße Gebete und Wünſche für das Glück ihrer geliebten Kinder zum Himmel emporſchickten. Auf dem Altar und an den breiten Wänden der Kirche brannten hellleuchtende Wachskerzen, und der Biſchof ſchickte ſich an, umgeben von ſeinen Domherren, die Stufen des Altars hinanzuſteigen und die allgemeine Hochzeitmeſſe zu leſen. . . .

Mit den Perſern und den Babyloniern, von welchen Herodot und Strabo berichten, hatten die älteſten Venezianer die Art und Weiſe gemein, die Heiraten zu ſchließen. Sie betrachteten nämlich die Mädchen als Töchter des Gemeinweſens, und zu einer gewiſſen, feſtbeſtimmten Zeit pflegte man alle Heiratsfähigen in einer Kirche oder an einem andern, hierzu erwählten Orte zu vereinigen. Dorthin kamen dann auch die heiratsluſtigen jungen Männer, hielten, ſo zu ſagen, Muſterung über die Bräute und wählten Jeder für ſich diejenige aus, die nach ſeinem Herzen war.

Im 9. und 10. Jahrhundert fand dieſer öffentliche Vorgang jedesmal in der Kathedrale von San Pietro d'Oliveto ſtatt, wie der Chroniſt Laurentius de Monacis und Andere bezeugen.

Der geneigte Leſer begreift nunmehr die Scene, mit deren Schilderung wir dieſe Erzählung eröffnet haben.

Ein heiliges Schweigen herrſchte im Gotteshauſe, Alles athmete feierliche Sammlung und Andacht . . . .

Plötzlich wurden mit ungeheurem Getöſe von außen die Thürflügel weit aufgeriſſen, und ein Schwarm von Männern mit trotzigen Geſichtern, nach Seemannsart gekleidet, Dolche zwiſchen den Zähnen und verſchiedene Waffen in der Hand, drang mit wildem Ungeſtüm herein und ſtürzte ſich auf die knieenden Mädchen nicht anders als ein Schwarm räuberiſcher Adler auf einen Zug weißer Tauben. Dieſe, beſtürzt, erbleichend, ſtoßen flehende Rufe aus; aber die Räuber faſſen ſie mit den kräftigen Armen an und ſchleppen ſie mitſammt den Körbchen, die ihre Schätze enthalten, ſchonungslos und eilig zur Kirche hinaus.

Die jungen Männer und das geſammte, in der Kirche vereinigte Volk fielen, nachdem ſie von der erſten Beſtürzung ſich erholt, über die Räuber her. Es entſpann ſich ein wildes Handgemeng, von allen Seiten aber erliegen die Wehrloſen dem ſchlagfertigen Gegner, und es gelang dieſem, mit ſeinem Raube die bereit ſtehenden Fahrzeuge zu erreichen. Die weißen Schleier vom Blute der Ihrigen beſpritzt, ſtrecken die Jungfrauen mit herzzerſchneidendem Geſchrei die Arme zum Himmel aus. Die Räuber aber, der Ohnmacht des unbewaffneten Haufens ſpottend, ſetzen die Schiffe in Bewegung und fahren zum Hafen hinaus, den Schauplatz ihrer Unternehmung in eiliger Fahrt verlaſſend.

Es war dies eine Horde iſtrianiſcher Piraten, welche, ſeit langer Zeit geſchworene Feinde des venezianiſchen Namens, dieſe Gelegenheit benützen wollten, die Jungfrauen ſammt den Werthſachen, die ſie in den Körbchen trugen, in ihre Gewalt zu bringen.

Zu dieſem Zwecke waren ſie mit einer Galere und einer Brigantine gegen Venedig geſegelt, und nachdem ſie dieſe Fahrzeuge zu Tre-porti, einem Ort am Meer in der Nähe der Stadt, vor Anker gelegt, waren ſie nach Venedig gekommen, und hatten ſich, während der Nacht, die dieſem verhängnißvollen Tage voranging, in einem Verſteck gehalten. Aus dieſem brachen ſie nun im beſtimmten Augenblick hervor, und erreichten durch Verwegenheit und Schlauheit ihren Zweck vollſtändig.

Wiewohl im erſten Augenblicke beſtürzt und rathlos, waren die Venezianer doch alsbald entſchloſſen, den Piraten nachzueilen. Von allen Seiten erſchallt der Ruf zu den Waffen, man ſetzt Fahrzeuge in Bereitſchaft; die Männer fluchen, die Frauen jammern; der letzte Tag der Republik ſchien angebrochen.

Der Doge ſelbſt beſtieg ein Schiff, und ihn umgab eine tüchtige Schar Soldaten, verſtärkt durch eine Anzahl Männer aus der Zunft der Keſſelmacher, die eine Gaſſe des Bezirks von Santa Maria Formoſa bewohnten. Unter den Leuten aus dem Volke nämlich, welche auf den Allarmruf herbeieilten, hatten ſich die Keſſelmacher als die erſten und eifrigſten gezeigt; ſei es, daß ein beſonderes Intereſſe die angeſehenſten unter ihnen mit einigen der geraubten Mädchen verband, oder daß ſie zufällig in größerer Anzahl bei dem Ereigniß anweſend waren. Dieſe Männer alſo zerſchlugen die Keſſel, welche ſie eben verfertigten oder ſchon vorräthig hatten, und machten ſich in aller Eile Schilde daraus. Sie bewaffneten ſich mit den Zangen, den Hämmern und allen Werkzeugen ihres Gewerbes, welche zum Angriff oder zur Vertheidigung tauglich waren, und ſchloſſen mit dem Rufe „Tod den Narentinern!“ ſich dem Dogen an.

So machte ſich denn dies Häuflein von Tapferen, nachdem es den Segen des Biſchofs empfangen, zur Verfolgung der Räuber auf, während ein Jeder von ihnen fortwährend den Hilferuf der Unſchuldigen zu hören glaubte, die gegen die rohen Barbaren ſich vergebens zur Wehre ſetzten.

Nach ihrer eiligen Flucht ſich vollſtändig ſicher glaubend, waren die Narentiner nach Tre-porti zurückgekehrt. Sie theilten dort ſowohl die Mädchen als die Beute unter ſich, und überließen ſich ſorglos ihren Vergnügungen.

Man denke ſich den Zuſtand, in welchem die armen Geraubten ſich befanden, entriſſen ihren Lieben, in der Gewalt roher, verworfener Menſchen, auf fremdem Boden — ſchüchterne, ſittſame Jungfrauen, auferzogen im Frieden und in der Unſchuld des väterlichen Hauſes!

Berauſcht vom Weine machen die Narentiner ſich auf, ihre Fahrzeuge wieder zu beſteigen, als man in weiter Entfernung auf dem Meere, von der Seite Venedigs, ein weißes Segel glänzen ſah, dann ein zweites und ein drittes — „Die Venezianer! Die Venezianer!“ erſcholl es in den Reihen der Piraten, „wir ſind verfolgt!“ So ſehr als möglich beſchleunigen ſie ihre Flucht, aber die Venezianer bleiben fortwährend auf ihrer Spur, verfolgen ſie einen ganzen Tag lang und erreichen ſie zuletzt in den Gewäſſern von Caorle. Mit Löwenmuth greifen ſie den Gegner an, ein heftiger Kampf entſpinnt ſich, aber die Venezianer hatten die Uebermacht, und nach erbitterter Gegenwehr, aufgerieben bis auf Wenige, mußten die Piraten den Siegern ſowohl ihre Fahrzeuge als ihre Beute überlaſſen.

Am 2. Februar, dem Tage vor Mariä Reinigung, während die Abendſonne bereits ihre Strahlen auf die blaue Adria warf, ſahen die in dichten Scharen herbeigeeilten Venezianer am fernen Horizont die Flaggen ihrer heimkehrenden Fahrzeuge flattern. Von welchen Freuden- und

Segensrufen erſcholl in dieſem Augenblicke das ſonſt einſame Ufer! In der raſchen Heimkehr der Ihrigen erblickten Alle ein ſicheres Zeichen des errungenen Sieges, und ſchon tönten zur Beſtätigung vom Meere her die Begrüßungen und Jubelrufe der Kommenden.

Wir verzichten darauf, die Freudenbezeigungen der Menge zu ſchildern, die da ſtatt fanden, als der Doge von ſeinem Schiffe herabſtieg, begleitet von den zwölf wiedereroberten Mädchen und den tapfern Keſſelmachern, die am Verdienſte des Sieges den größten Antheil hatten.

Nun dachte man aber auch daran, dieſe Braven für ihre geleiſteten Dienſte zu belohnen. Der Doge berief die Vertreter ihrer Zunft zu ſich und verkündete ihnen, er ſei bereit, jede Gnade, die ſie von ihm erbitten würden, zu gewähren. Die wackeren Männer verlangten nichts Anderes, als daß der Doge, zum ewigen Andenken an jene Unternehmung, ſich jährlich in Begleitung aller Würdenträger der Republik in der Kirche ihres Pfarrbezirkes, S. Maria Formoſa, begebe, und zwar gegen Abend — denn zu dieſer Zeit war der Sieg erkämpft worden —, um dort dem Herrn ein Dankgebet für den verliehenen Sieg über die Piraten darzubringen.

Mit Freuden ſagte der Doge zu, und der venezianiſche Kalender war um einen Feſttag reicher.

* * *

III. Der ponte della donna onesta.

In jener Zeit, als die Venezianer noch nicht die gutmüthigen, wohlgeſitteten Leute waren, die ſie heutzutage ſind, ſondern ein rauhes, in blutigen Fehden faſt verwildertes Volk, wie die Bewohner von ganz Italien in den kriegeriſchen Zeiten des Mittelalters, in jener Zeit geſchah es, daß in einem jetzt verſchwundenen Hauſe, welches gegen den ſpäter ſogenannten ponte della donna onesta gewendet war, ein ehrlicher Schwertfeger ſeine Werkſtatt aufgeſchlagen hatte. Meiſter Giovanni — dies war ſein Name — beſaß ein ſchönes und ſehr tugendſames Weib, Namens Ginevra, das er erſt vor Kurzem ſich angetraut hatte.

Ein junger Edelmann von alter, einflußreicher Familie, deſſen Namen die Ueberlieferung verſchweigt, erblickte bei Gelegenheit eines öffentlichen Schauſpiels in der Volksmenge die ſchöne Ginevra und wurde von heftiger Leidenſchaft für ſie ergriffen. Uebermüthig, wie er war, und nicht gewohnt, ſeinen Neigungen einen Zügel anzulegen, verfolgte er von jenem Augenblick das ſittſame Weib auf allen Wegen und Stegen, ſo frech, daß ſeine Begegnung ihr die Schamröthe ins Geſicht trieb. Und dennoch konnte ſie ſich nicht entſchließen, ihren Gatten davon zu benachrichtigen, denn ſie fürchtete mit Recht, daß Giovanni bei dieſer Nachricht ſich zu einem unbedachten Schritte gegen den mächtigen Patricier hinreißen laſſen und ein verderbliches Unheil heraufbeſchwören könnte.

Meiſter Giovanni war im Uebrigen, wiewohl auf Wahrung ſeiner Ehre mit Eifer bedacht, nicht eben eiferſüchtig; im Gegentheil, er hatte ein beinahe blindes Vertrauen auf die Tugend des Weibes, in welchem er, und nicht mit Unrecht, einen Engel an Tugend und Züchtigkeit erblickte.

Der Edelmann fing an, ſeinen Bedarf an Waffen von Meiſter Giovanni zu nehmen, und unter anderen Beſtellungen, die ihm einen Vorwand boten, die Werkſtatt des Schwertfegers öfter zu beſuchen, trug er dieſem eines Tages die Anfertigung eines kurzen Dolches auf, der von feinſtem Stahl und mit ciſelirtem Griff verſehen ſein ſollte. Dies Waffenſtück koſtete dem Meiſter eine lange und angeſtrengte Arbeit, und er ſetzte ſeinen Stolz darein, bei dieſer Gelegenheit ein Meiſterſtück zu liefern, geeignet, den guten Ruf ſeines Namens weithin zu verbreiten.

Ginevra leiſtete oft in Mußeſtunden ihrem Manne bei ſeinen Arbeiten Geſellſchaft. Als ſie ihn nun ſo eifrig und lange mit der Vollendung jenes Dolches beſchäftigt ſah, ſo fragte ſie arglos um den Namen des Beſtellers. Als nun der Meiſter ihr den Namen des Edelmannes nannte, da erbleichte Ginevra und ſie wußte ſelbſt ſich nicht Rechenſchaft zu geben, welche Unglücksahnung, wie ein mörderiſcher Stich, in jenem Augenblick ihr Inneres durchdrang.

„Die Waffe iſt vortrefflich," ſagte Meiſter Giovanni, „und ſo fein, als nur ein Fürſt ſie verlangen kann. Ich bin ſtolz darauf. Nur die Spitze will mich noch nicht ganz befriedigen; ich möchte ſie ſchärfer haben . . . ." Damit ergriff er ein Werkzeug, um ſeiner Arbeit die gewünſchte Vollkommenheit zu geben.

Ginevra betrachtete inzwiſchen den Mordſtahl mit einem eigenthümlichen Schauder.

„Ich wette," ſagte ſie zu ihrem Gatten mit erzwungenem Scherz, „ich wette, daß man ſich mit dieſem Dolche den Tod geben kann, ohne Schmerz zu empfinden, ſo blank iſt er und ſo ſcharf!"

„Ganz richtig," verſetzte der Meiſter. „Wenn man dieſe Spitze an die Bruſt anſetzt, ſo dringt ſie von ſelbſt ein; beſonders" — fügte er mit ſchalkhafter Galanterie hinzu — „wenn es eine ſo zarte Bruſt iſt wie die Deinige."

Dabei drückte er einen Kuß auf die Stirn ſeines Weibes und bemerkte nicht, daß ſie denſelben mit einem Seufzer erwiederte.

Wenige Augenblicke nach dieſem Zwiegeſpräch trat der Edelmann ein. Ginevra erhob ſich und wollte das Gemach verlaſſen.

„Bleibt doch, bleibt, ſchönes Weibchen," rief der galante Kavalier, indem er einen flammenden Blick auf Ginevra warf. „Ich bin ja kein Türke, daß Ihr mich fürchten ſolltet . . . Da ſeht nur einmal,“ fuhr er zu Meiſter Giovanni gewendet fort, „Eure Ehefrau fürchtet ſich vor mir!“

„Ei, Ginevra,“ ſagte dieſer, „ſei doch nicht prüde; der gnädige Herr erlaubt, daß du hier bleibſt.“ — „Verzeiht,“ ſetzte er hinzu, „ſie iſt ein wenig ſchüchtern, ein wenig verwirrt; ſie hat noch etwas von einem Mädchen an ſich, aber es iſt eine Perle von einem Weibe!“

Das Geſpräch wendete ſich ſodann auf den Dolch, den der Edelmann vortrefflich gelungen fand und über die Maßen lobte. Auch bezahlte er denſelben ſehr großmüthig. Er befeſtigte ihn hierauf an einem ſammtenen, mit Gold verzierten Gürtel, den er unter dem Oberkleide um den Leib trug, und während er ſelbſtgefällig die ſchöne Wirkung bemerkte, die der glänzende Stahlgriff auf dem blauen Sammt des Wammſes machte, rief er aus:

„Schade, daß die Waffe nicht hier auf der linken Seite frei herabhängt; es würde einen ſchönen Anblick geben, wenn er beim Gehen baumelte und in der Sonne ſchimmerte. Zwei Kettchen würden ihn wohl leicht am Gürtel feſthalten? Was meint Ihr?“

„Ich denke wohl.“

Darauf nahm der junge Kavalier eine goldene Kette, die ihm über die Bruſt hing, zerbrach ſie in zwei Hälften und reichte ſie dem Meiſter mit den Worten:

„Da nehmt! befeſtigt ſie an der Scheide des Dolches; ich laſſe Euch auch den Gürtel hier, damit Ihr die Sache in Ordnung bringt. Gegen Abend komme ich wieder, um Alles abzuholen.“

„Gegen Abend werde ich nicht zu Hauſe ſein,“ verſetzte Meiſter Giovanni; „ich muß eines Geſchäftes wegen ausgehen; aber ich kann ja meinem Weibe Alles übergeben, damit Ihr es aus ihren Händen empfanget.“

Ginevra warf einen ängſtlichen Blick auf ihren Gatten, aber ſie wagte keinen Widerſpruch. So blieb es bei der getroffenen Uebereinkunft, und der Edelmann entfernte ſich.

Als der Abend herannahte und Meiſter Giovanni das Haus zu verlaſſen ſich anſchickte, bat ihn ſeine Gattin, er möge ſie mit ſich nehmen.

„Warum nicht gar?“ erwiederte dieſer. „Haſt du denn vergeſſen, daß der Edelmann ſich einfinden wird, um ſeinen Dolch und ſeinen Gürtel abzuholen? Er iſt ein freigebiger und großmüthiger Herr: Kundſchaften wie dieſe muß man rückſichtsvoll behandeln.“

„Aber wann gedenkt Ihr heim zu kommen?“

„So raſch als möglich.“

„Macht Ihr einen weiten Weg?“

„Was kümmert dich das?“

„Ich möchte nur erfahren, ob Ihr bald wieder zurückkehren werdet.“

„Höre, wenn ich mich zufällig ein wenig verſpätete und du nicht gerne allein bleiben wollteſt, ſo würde wohl die Nachbarin Marinetta bereit ſein, dir ein wenig Geſellſchaft zu leiſten?“

„Auch ich habe ſchon daran gedacht.“

„Auf Wiederſehen alſo!“

„Auf Wiederſehen!“

Damit entfernte ſich der Meiſter in vollſter Gemüthsruhe. Ginevra dagegen, in mühſam verhehlter innerer Aufregung, ging, ihre Nachbarin einzuladen. Unglücklicher Weiſe traf ſie dieſelbe nicht zu Hauſe. Dieſer Umſtand ſteigerte ihre Verlegenheit auf einen peinlichen Grad.

Der Weiberjäger hatte inzwiſchen im Verborgenen auf den Augenblick gelauert, wann der Schwertfeger ſein Haus verlaſſen würde. Kaum war eine Viertelſtunde verfloſſen, ſeit er dieſen aus der Thüre des Hauſes hatte treten ſehen, ſo ſtand er ſelbſt bereits vor dieſer und verlangte pochend Einlaß. Ginevra mag nicht wenig erſchrocken ſein und noch eine Zeit lang in äußerſter Verlegenheit geſchwankt haben — endlich aber mochte ſie erkannt haben, daß ihr keine Wahl bliebe: die Thür öffnete ſich, und der Edelmann trat ein. —

Die Abenddämmerung war bereits eingebrochen, als der junge Mann das Haus Giovanni's ſcheu um ſich blickend und in überſtürzter Eile wieder verließ.

Erſt viel ſpäter, als es ſchon tiefe Nacht geworden, kehrte der Meiſter heim, in beſter Stimmung, denn die Angelegenheit, um derentwillen er ausgegangen war, hatte die erwünſchteſte Erledigung für ihn gefunden. Er freute ſich darauf, ſeiner Ginevra davon zu erzählen und ihr die volle Geldbörſe zu zeigen, die er mit nach Hauſe brachte. Er pochte — Niemand öffnete; ſchon vorher war es ihm aufgefallen, daß das Fenſter des Wohngemaches unbeleuchtet war, und daß ihm Ginevra nicht wie ſonſt, nachdem ſie ſeine Rückkunft am Fenſter erſpäht, ſchon an der Thür entgegenkam. Er klopfte ſtärker ein zweites, drittes Mal, immer ohne Erfolg.

Da kam ihm ein Gedanke. Sie mag wohl, ſo ſprach er zu ſich ſelbſt, zu Marinetta hinübergegangen ſein, da dieſe vielleicht nicht zu ihr kommen konnte. Eiligſt begab er ſich ins Haus der Nachbarin und war nicht wenig betroffen, ſeine Gattin auch hier nicht zu finden. Auf ſeine Einladung folgte ihm Marinetta; beide pochten wiederholt und riefen den Namen Ginevra's, aber im Innern des Hauſes regte ſich nichts.

Es blieb nun kein anderes Mittel übrig, als die Thüre zu ſprengen. Als Meiſter Giovanni in das gewaltſam geöffnete Haus eintrat, traf er in ſeiner Werkſtatt keine lebende Seele. Zur oberen Kammer hinaufſteigend, fand er auf der Treppe zu ſeiner nicht geringen Verwunderung den Gürtel des Edelmannes. Mit beſchleunigten Schritten erreicht er die Thür der Kammer. Er öffnet ſie raſch, und beim Schein des Lichtes, das Marinetta hinter ihm hertrug, ſieht er ſein Weib in der Nähe des Bettes auf dem Boden ausgeſtreckt, das Haupt an die Pfoſten desſelben gelehnt, rings um ſie her verbreitete ſich eine Blutlache. Einen furchtbaren Schrei ausſtoßend, ſtürzte Meiſter Giovanni ſich zur Entſeelten nieder. Sie war kalt und ſtarr, und in ihrer Bruſt ſteckte derſelbe Dolch, von dem ſie vermuthet hatte, daß er in die Bruſt eindringen würde, ohne Schmerz zu verurſachen. —

Als die Kunde von dieſem Ereigniß ſich im Volke verbreitete, da wurde es allgemein als unzweifelhaft angenommen, daß das edle, züchtige Weib Giovanni's kein anderes Mittel gefunden, ihre Tugend und Ehre zu retten, als daß ſie ihrem Bedränger den Dolch entriß und ſich denſelben in die Bruſt ſtieß. Den ehrloſen Verſucher ſchützten ſein adeliges Blut und der Einfluß ſeiner Familie, aber nach Jahren bekräftigte ſein reumüthiges Bekenntniß den Glauben des Volkes, für deſſen warmen Antheil an der heroiſchen That Ginevra's der fortwährend ſich erhaltende Name des „ponte della donna onesta“ ein ſchönes Denkmal iſt.

◆

IV Der ponte delle maraviglie.

In der Contrada de' Santi Gervasio e Protasio befindet ſich eine kleine Brücke, die den Namen der „Wunderbrücke", ponte delle maraviglie führt. Wollt ihr wiſſen, woher dieſer Name ſich ſchreibt? Der Venezianer gibt in einer äußerſt ſinnigen Erzählung darüber Aufſchluß.

Am Ausgange des gedachten Brückchens ſtand vor Zeiten ein Haus, in welchem eine Familie wohnte mit ſieben Töchtern, eine ſchöner als die andere, nur eine einzige darunter, Roſina genannt, war häßlich. Ein braver junger Gondolier kam oft in dieſes Haus, und ohne in eine der ſechs hübſchen Schweſtern verliebt zu ſein, machte er doch allen ein wenig den Hof. Vielleicht that er unrecht, aber die Strafe ereilte ihn auch bald.

Während er nämlich früher als der geſündeſte und kräftigſte Burſche in der Nachbarſchaft gegolten, fing er jetzt allmälig an zu kränkeln. Von Tag zu Tag vermehrte ſich ſeine Magerkeit, er verlor die Farbe, ſeine Augen zogen ſich immer tiefer in ihre Höhlungen zurück, er fühlte eine Schwere im Kopfe, in den Beinen, und bald war er auch nicht mehr ſtark genug, das Ruder zu handhaben, was ihn am meiſten betrübte, denn er war im Rufe geſtanden, auf ſein Handwerk ſich meiſterlich zu verſtehen, und ſein glühendſtes Verlangen war, bei der in einiger Zeit bevorſtehenden Regatta — ſo nennt man eine öffentliche Wettfahrt der venezianiſchen Gondoliere — ſich einen ehrenvollen Preis zu erringen.

Der Kranke fragte bald dieſen, bald jenen Arzt um Rath, verſuchte bald dies, bald jenes Heilmittel, aber ſein Uebel wurde nur immer ärger. Da brachte ihn zuletzt eine alte Frau, die er ebenfalls um Rath gefragt hatte, auf den Gedanken, es ſei ihm irgendwo ein böſer Zauber angethan worden. Da er nun faſt mit Niemand, als mit der erwähnten Familie in Verkehr ſtand, ſo konnte ſein Verdacht nur auf dieſe fallen, und nach langem Grübeln wurde in ihm die Vermuthung rege, die häßliche unter den ſieben Schweſtern, Roſina, mit welcher er, eben ihrer Häßlichkeit wegen, ſich niemals abgegeben, habe dieſer Zurückſetzung wegen ſich an ihm rächen wollen, indem ſie ihn behexte. Es fiel ihm nun erſt auf, was er früher kaum bemerkt hatte, daß Roſina ſeit längerer Zeit ſich immer zurückzog, wenn er kam, und ſeine Geſellſchaft ängſtlich mied. Der Gedanke, daß Roſina eine Hexe und das Siechthum ſeines Leibes ihr Werk ſei, bemächtigte ſich allmälig ſeines kranken Gemüthes und wurde für ihn zur fixen Idee, in deren Gewißheit er nicht mehr den geringſten Zweifel ſetzte.

Inzwiſchen kam der Tag der Regatta immer näher und der junge Gondolier fühlte ſich immer ſiecher und kraftloſer. Ausgeſchloſſen von dem Wettkampfe, in welchem er ſich einen gewiſſen Triumph verſprochen hatte, verfiel er immer mehr in düſtere Schwermuth und gab ſich ganz den bitteren Empfindungen hin, die ſein Herz beherrſchten. Insbeſondere aber wuchs ſein heimlicher Ingrimm gegen das weibliche Weſen, das er für die feindſelige Urheberin ſeines Elends hielt. Ein ſchwarzer Rachegedanke erwachte in ihm und reifte zum Entſchluſſe. Zur Stunde, wo er Roſina allein im Hauſe wußte, wollte er ſie überfallen und blutige Rache an ihr nehmen. Eine böſe Zauberin aus dem Wege zu ſchaffen, ſchien ihm faſt eine verdienſtliche That.

Es war Charfreitag-Abend und jene, dem Gondolier befreundete Familie war mit Ausnahme Roſina's ausgegangen, die heiligen Gräber in den zahlreichen Kirchen ihrer Nachbarſchaft zu beſuchen. Dieſe Zeit wählte der junge Menſch zur Ausführung ſeines Vorhabens. Das Wohnhaus der Familie lag, wie geſagt, am Ausgang einer kleinen Brücke. Als nun der Gondolier über letztere hinſchritt, ſtand er auf der Höhe derſelben — dieſe Brückchen ſchwingen ſich nämlich über die ſchmalen Kanäle meiſt in einem hohen Bogen und ſind treppenartig abgeſtuft — eine Weile ſtill und lehnte ſich an das Geländer derſelben, denn er fühlte ſich ſchwach und ſeine Kniee zitterten.

Von dem Standpunkte aus, auf welchem er ſtand, fiel ſein Blick auf die Fenſter des Häuschens, welches das Ziel ſeines Ganges war. Eines dieſer Fenſter war zufällig offen, und der junge Gondolier konnte einen Blick in das Innere der Wohnſtube werfen. Da bot ſich ihm ein Anblick dar, den er nicht vermuthet hatte. Roſina lag betend auf den Knieen vor einem Bilde des Gekreuzigten.

Eine Zauberin und beten? Dieſe Wahrnehmung machte auf ſein Gemüth einen eigenthümlichen Eindruck. Es war inzwiſchen Abend geworden, und einzelne Sterne tauchten aus der Tiefe des Abendhimmels hervor. Als nun der Gondolier, von ſeltſamen Empfindungen ergriffen, ſeine Blicke wie zufällig nach oben richtete, da zeigte ſich ihm ein neues Wunder. An einer Stelle des Himmels, ſo berichtet die Ueberlieferung, ſah er ſechs leuchtende Sterne zu einer Gruppe vereinigt, und daneben einen ſiebenten Stern, der klein und ohne Glanz war. Allmälig aber erblaßten die ſechs hellen Sterne, der ſiebente aber dagegen fing an, mit wunderbarem Scheine zu leuchten, und ſein Glanz wuchs dergeſtalt, daß er alle übrigen Sterne verdunkelte und zuletzt allein, groß und ſchimmernd wie eine Sonne, am Himmel ſtand.

Dieſe Wundererſcheinung, die ſeinem aufgeregten Gemüth ſich zeigte, tilgte alle Rachegedanken aus ſeiner Seele hinweg. Doch ergriff ihn ein unwiderſtehlicher Drang, in das Haus einzutreten. Er klopfte an und es wurde ihm geöffnet.

Als Roſina ſeiner anſichtig wurde, färbten ſich ihre blaſſen Wangen und ein leiſes Zittern durchlief ihre Glieder.

Der junge Gondolier faßte ſie an der Hand, zog ſie mit ſich fort und führte ſie geraden Weges vor das Kruzifix, das, von brennenden Kerzen feierlich umgeben, auf dem Tiſche ſtand, und vor welchem er Roſina knieen geſehen hatte.

„Roſina,“ ſagte er ohne Umſchweife, „blick' auf dieſes

Kruzifix, angeſichts deſſen kein ſterblicher Menſch eine Lüge auszuſprechen wagt! Man hat mir geſagt, daß du eine Hexe biſt, daß du mir einen böſen Zauber angethan haſt, und daß ich deinetwegen ſterben muß. Gib Antwort und ſage, ob es ſo iſt?"

Das Mädchen wurde bleich vor Schrecken und Unwillen über dieſe Worte; ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Mit einem Blick zum Himmel rief ſie aus:

„Ich eine Hexe? Ich hätte Euch den Tod gewünſcht?" — „O Herr im Himmel," fuhr ſie fort, „du weißt es, daß ich noch vor wenig Augenblicken dich auf den Knieen um nichts Anderes bat, als — mich für ihn ſterben zu laſſen!"

Nach dieſen Worten bedeckte ſie ihr Geſicht mit den Händen und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Wie, Roſina," rief der Gondolier aus, „du haſt für mich gebetet? Du haſt an meiner Statt ſterben wollen? Du biſt alſo nicht übelgeſinnt gegen mich?"

„Ich übelgeſinnt gegen Euch?"

„Warum aber entfernteſt du dich immer, wenn ich zum Beſuch kam?"

„Warum? warum? Weil ich häßlich bin, und . . . weil Ihr ja doch nicht meinetwegen kamt" . . .

„Roſina," rief der junge Mann nach einer kleinen Pauſe, von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt — „Roſina, liebſt du mich vielleicht?"

Das arme Kind verdoppelte ſein Schluchzen und ſprach kein Wort.

„Wenn ich aber keine von deinen Schweſtern liebte,“ fuhr der Gondolier fort, dem die in ihrer Demuth rührende Geſtalt des Mädchens wie verklärt erſchien, „wie, wenn ich von jetzt an nur deinetwillen, deinetwillen allein käme, würdeſt du noch immer vor mir fliehen?“

Die Züge Roſina's überflog ein Freudenſtral.

„Wie wäre das möglich?“ ſagte ſie. — „Ach,“ fuhr ſie fort, „Ihr haltet mich alſo nicht mehr für eine böſe Zauberin?“

„Verzaubert haſt du mich, Roſina,“ verſetzte der junge Gondolier, „aber erſt am heutigen Tage, und mit einem Zauber, der nicht aus der Hölle ſtammt.“

Ein neues, ganz verändertes Verhältniß zwiſchen den beiden jungen Leuten, die ſich früher gemieden, entwickelte ſich ſeit dieſem Zwiegeſpräch. Das Mitleid mit dem verkannten, ſtillen und edelmüthigen Mädchen verwandelte ſich in der Bruſt des jungen Mannes in eine herzliche Zuneigung, und dieſe Wendung hatte auf ſeinen Gemüthszuſtand, ja auf ſein ganzes Weſen den wohlthätigſten Einfluß. Er fühlte bald ſeine Jugendſtärke zurückgekehrt, die Spannkraft ſeiner Glieder neu belebt.

Und als nun der Tag der feierlichen Regatta herankam, da war unſer junger Gondolier unter den Wettkämpfern, und trug unter allgemeinem beifälligen Zuruf den erſten Preis davon.

Das flatternde Fähnchen, ſein Siegeszeichen, in der Hand ſchwingend, hielt er vor Roſinens Haus, brachte den errungenen Preis der Liebſten dar und begehrte ſie von den freudig erſtaunten Eltern zum Eheweibe. —

Dies die Geſchichte von der Wunderbrücke, auf welcher der Jüngling die ſieben Sterne ſah, von denen einer erſt mit unſcheinbarem Glanze leuchtete, dann aber alle anderen überſtralte und, wie eine Sonne groß, am Himmel ſtand.

V. Der Montag des Lido.

In Venedig lebte vor Zeiten ein durch ſeine Häßlichkeit berühmtes Frauenzimmer; ſie war ſchielend, krumm und bucklig.

Wie nun aber die Schönheit unſerer Welt eben in ihrer Mannigfaltigkeit beſteht und im Uebrigen die häßlichen Mädchen eben ſo wohl als die wohlgebildeten geheiratet zu werden wünſchen, ſo verlangte denn auch beſagtes Frauenzimmer, den Weg des Lebens nicht allein zu gehen, und machte wirklich einen Verzweifelten ausfindig, der, voll Hunger und voll Schulden, in die Alternative verſetzt, ſich in einen Kanal zu ſtürzen oder jenes Weib zu heiraten, das Letztere wählte.

Als das Gerücht von dieſem bevorſtehenden Ehebunde ſich in der Stadt verbreitete, da gab es vielen Spaß, und die Gaſſenjungen ſannen auf einen luſtigen Schabernack, um dem liebenswürdigen Paare die Hochzeitsfeier zu verleiden.

Aber die Verlobten ahnten etwas dergleichen und beſchloſſen, die Vermälung in aller Stille auf dem Lido, wo ſich auch eine Kirche befindet, zu feiern. So dachten ſie ſich der hämiſchen Volkslaune zu entziehen; ſie machten aber damit das Uebel nur noch ärger.

Eines frühen Morgens — ein Montag war es — beſtiegen Braut und Bräutigam, Eltern, Verwandte und Zeugen eine Barke und ließen ſich zum Lido rudern. Auf dem Wege dahin blickten ſie hinter ſich mit der Genugthuung von Leuten, die von einem feindlichen Strande ſich glücklich weggeflüchtet haben. Sie freuten ſich, daß jeder Ruderſchlag ſie weiter von Venedig hinwegführte, und wie ſie am frühen Morgen unbemerkt ſich aus der Stadt hinweggeſtohlen, ſo hofften ſie auch am ſpäten Abend unbemerkt und unangefochten wieder heimzukehren.

Am Lido gelandet, betraten ſie die Kirche, wo der Geiſtliche den Segen über das Paar ſprach; dann verfügten ſie ſich in eine benachbarte Oſterie und ſetzten ſich in beſter Laune zu einem kleinen Feſtmahl nieder, das dort für ſie bereit war.

Ein paar Stunden hatten ſie ſich's bereits recht wohl ſein laſſen, als plötzlich vor den Fenſtern der Oſterie ſich ein erſchreckliches Gejohle und Gepfeife, ein wahrer Teufelslärm vernehmen ließ.

Brautpaar und Gäſte erbleichten, und gar Manchem blieb der Biſſen im Munde ſtecken. Beſtürzt eilen ſie ans Fenſter und ſehen draußen eine bunte, tolle, lärmende Menge verſammelt . . . .

Leider war das Geheimniß der Vermälung am Lido durch einen Verräther ausgeplaudert worden. Die Kriegsliſt der Verlobten diente nur dazu, den Uebermuth der Spötter noch mehr aufzuſtacheln. So kam es, daß bald nach vollzogener Trauung einige eigens gemiethete Barken einen Schwarm von jungen Leuten ans Ufer brachten, die in einiger Entfernung von jener Oſterie ausſtiegen, dann ſich in aller Stille derſelben näherten und endlich unverſehens das gräulichſte Concert anſtimmten, das jemals eine Hochzeitsfeier verherrlicht hat.

Die Beſtürzung der Vermählten und ihrer Gäſte erreichte den höchſten Grad. Was war zu thun? Sich unwillig zeigen, das hieß den Feind noch herausfordern. Es galt alſo, zu böſem Spiel gute Miene zu machen.

Ungeſäumt erhielt der Wirth den Auftrag, Wein, Brod und anderes Eßbare den Stolchen auszutheilen, die bei dieſem Beginnen in noch größeren Jubel mit ſtürmiſchen Evvivas ausbrachen. Sie tranken, aßen und berauſchten ſich auf's Wohl der Vermählten und ruhten nicht früher, bis das Brautpaar zu ihnen hinauskam und ihre ausgelaſſene Freude theilte.

Es war eben die ſchöne Jahreszeit. Die luſtige Menge zerſtreute ſich auf nahen Grasplätzen, etliche Pfeifer, Guitarre-Spieler und Geiger miſchten ſich darein, und nun ging es an ein Singen und Springen und Tanzen, was das Zeug halten wollte.

Lange nach Einbruch der Nacht erſt beſtieg man die Barken wieder, und die Neuvermählten wurden wie im Triumphe nach Venedig zurückgeleitet, und zwar bis zur Thüre ihres Hauſes, unter Saitenſchall und lauten Evvivas.

Das luſtige Ereigniß gab der Sitte den Urſprung, die Montage des Monats September mit kleinen Volksfeſten auf dem Lido zu feiern. Noch bis auf den heutigen Tag ſieht man an den Montagen des genannten Herbſtmonats den Strom der Spaziergänger nach der Gegend des Lido hin ſeine Richtung nehmen.

VI. Die weiße Frau im Schloſſe von Collalto.

Vor einigen Jahrhunderten lebte der Ritter Guiscard, aus der uralten Familie der Grafen von Collalto, einer Familie, die ſpäter unter die Patriciergeſchlechter Venedigs aufgenommen wurde und ihren bleibenden Wohnſitz in Venedig aufſchlug. In ſehr jugendlichem Alter war Graf Guiscard Erbe vieler Dörfer geworden, über welche er die feudale Gerichtsbarkeit ausübte. Zum Manne herangereift, beſuchte er die vornehmſten Städte und Höfe Deutſchlands, um dort den Glanz ſeines Reichthums und ſeiner ritterlichen Tapferkeit in den öffentlichen Turnieren zu zeigen. Dort begegnete es ihm auch, und zwar am Hofe zu Dresden, daß er für die ſchöne Hildegunde entbrannte, die einem der edelſten ſächſiſchen Geſchlechter entſtammt war. Die Wechſelſeitigkeit der Neigung führte bald zu einer Vermälung, und Hildegunde folgte ihrem Gemal, um fortdann mit ihm das geräumige Schloß von Collalto, in der Nähe von Treviſo, zu bewohnen. Die Neuvermälte war auf ihre hohe Abkunft und ihre großen Beſitzthümer nicht wenig ſtolz und dabei von wilder, leidenſchaftlicher Sinnesart. Ihrem Gatten aber war ſie mit warmer Neigung zugethan.

Der Graf von Collalto hatte, dem Brauch jener Zeiten gemäß, Feſte und Spiele in ſeiner reizend gelegenen Burg angeordnet, zu Ehren derjenigen, die an ſeiner Seite mit den Rechten der Gemalin und als Theilhaberin ſeiner Macht einzog. Die Bewaffneten der Burg, in Reihen aufgeſtellt, prunkten im Glanze ihrer Rüſtungen und ſtählernen Waffen mit reicher Gold- und Silberverzierung. Die geſammte Dienerſchaft des Hauſes harrte, nicht minder feſtlich gekleidet, am Ausgang der Zugbrücke ehrfurchtsvoll der nahenden Herrin. Die Straße, die zur Burg emporführte, war von Landleuten beſetzt, die als erſte Huldigungsſpende Blumenkränze und weiße Körbchen mit ausgewählten Früchten in Händen trugen.

Herangezogen kam die lange Reihe der Gefährte, in deren prächtigſtem, von ſechs glänzenden Rappen gezogen, das Brautpar ſich befand. Als daſſelbe an der Brücke angelangt war, brachte der Schloßvogt ſeinem Herrn und ſeiner Herrin eine kurze Huldigung dar, und der Kapellan, mit den heiligen Gewanden angethan, beſprengte ſie mit geweihtem Waſſer.

Als der Zug den erſten Hof des Schloſſes erreicht hatte, ſtieg man von den Wagen. Man begab ſich die Treppen hinauf, die mit koſtbaren Teppichen belegt waren, und trat in einen großen Saal ein, an deſſen gothiſch verzierten Wänden und hohen Säulen Standarten, Wappen und alte Trophäen aufgehängt waren, und die nun überdies mit Sammt, Damaſt und goldenen Franſen, mit Lorbeer- und

Blumenkränzen ausgeſchmückt, dem Blicke in ſchönſter Anordnung ſich darſtellten. Hier ſaßen auf hohen Thronſeſſeln die Neuvermälten, die Grafenkrone auf dem Haupte und von zahlreichen Verwandten und Angehörigen umgeben, die feierlichen Huldigungen ihrer Untergebenen entgegennehmend.

Die ſtolze Hildegunde fand großes Wohlgefallen an dieſer Ceremonie. Sie ließ ihre großen und lebhaften Augen bald im Kreiſe mit ernſtem Selbſtgefühl ſchweifen, bald auf den Perſonen ruhen, die ſich demüthig vor ihr neigten.

Unter den letzten der huldigenden Perſonen befand ſich, in einfacher Kleidung, eine Frau von vorgerücktem Alter, die an ihrer Seite, nicht minder einfach gekleidet, ein junges Mädchen hatte. Beide machten eine ſehr tiefe Verbeugung und drückten ſodann in ſchüchterner Weiſe den Wunſch aus, ihrer jungen Herrin die Hand küſſen zu dürfen. Hildegunde gewährte ihnen dies Verlangen und muſterte mit einem ſcharfen Blicke das Mädchen, das ihr ſehr anmuthig ſchien. Als die beiden Frauen ſich zurückgezogen, wendete Hildegunde ſich an ihren Gemal mit der Frage, wer ſie wären?

Der Graf bezeichnete die alte Frau als die Schaffnerin des Schloſſes, und als diejenige, die nach dem Verluſte ſeiner Mutter, der ihn ſchon als Kind getroffen, ihn mit großer Aufopferung und Liebe gepflegt hatte.

„Und das junge Mädchen? …“ fragte Hildegunde.

„Das junge Mädchen?“ wiederholte der Graf, wie in Gedanken verſunken.

„Wer iſt es? Warum zögert Ihr, mir's zu ſagen?“

„Ihr ſollt es ſogleich vernehmen,“ erwiederte Guiscard.

„Es iſt die einzige Tochter Anna's, der alten Schaffnerin, und nennt ſich Blanka. Sie iſt mit mir faſt im gleichen Alter. Wir wurden zuſammen erzogen, und ich liebe ſie wie eine Schweſter. Schwerlich würde man einen Charakter finden können, ſo engelgut und rein wie der ihrige. Ihre Schönheit iſt ihr geringſter Vorzug."

„Sie iſt Euch alſo ſehr theuer?"

„Sie iſt mir theuer — ich habe Euch geſagt, in welchem Sinne. Blanka iſt die Beſonnenheit ſelbſt. Wollt Ihr ſelbſt ſie unter Eurer Aufſicht, unter Eurer Obſorge behalten, wollt Ihr ſie in Eure Dienſte nehmen, ſo könnt Ihr ihres Eifers und ihrer Anhänglichkeit verſichert ſein."

Ein großartiges Gelage folgte dieſen Feſtlichkeiten, und darauf hatte noch auf dem großen Schloßplatze ein förmliches Turnier ſtatt. Die ſtolze Hildegunde beſchaute vom hohen Altan das ritterliche Kampfſpiel und ſpendete dann mit eigener Hand den reichen Dank, den die Freigebigkeit des Grafen von Collalto den Siegern beſtimmt hatte.

Abends erklang das von Fackeln und tauſend Lichtern erhellte Schloß von Saitenſpiel und Geſang, und ein fröhlicher Reigentanz währte bis tief in die Nacht.

Hildegunde hatte ſich in ein Gemach zurückgezogen, um ihre Prunkgewänder abzulegen. Sie fand dort Blanka, die mit anderen Dienerinnen ſie erwartete. Nochmals faßte die Gräfin das Mädchen ſcharf in's Auge, während dieſe ihren Blick zu Boden ſenkte und in ehrfurchtsvoller Haltung daſtand.

Die Neuvermälte nahm jetzt auf einem prächtigen, mit

Gold verzierten Seſſel Platz, vor welchem ein breiter kryſtallheller Spiegel ſich erhob. Blanka nahm Hildegunden die mit Edelſteinen beſetzten Nadeln und das Diadem vom Haupte und löſte ihr vom Halſe den ſchweren goldenen Schmuck. Inzwiſchen betrachtete die ſchweigende und ernſte junge Frau im Spiegel ihr eigenes Bild und zugleich das der beſcheidenen Blanka, beide hell beleuchtet vom Stral der Silberleuchter zu beiden Seiten des Spiegels. Obgleich nun Hildegunde von ihren körperlichen Vorzügen die günſtigſte Meinung hegte, ſchien es ihr doch, als würden dieſelben von denen Blanka's einigermaßen verdunkelt, und dieſer Gedanke war für das Gemüth des ſtolzen Weibes kein geringer Stachel.

Noch denſelben Abend fragte der Graf ſeine Gemalin, als er mit ihr im ehelichen Gemach allein war, wie ſie mit ihrer neuen Zofe zufrieden ſei. Sie bejahte die Frage, doch beunruhigte ſie dieſer Eifer des Grafen und ſchürte die Flamme einer entbrennenden Eiferſucht.

Ein Gefühl von ganz verſchiedener Art hatte Blanka's Anblick in einer anderen Perſon wachgerufen. Guiscard brachte aus Deutſchland einige tapfere Kämpen mit, die er unter ſeine Knappen einreihte. Unter dieſen zeichnete ſich durch coloſſalen Gliederbau, außerordentliche Stärke und verwegenſte Tapferkeit ein gewiſſer Sinibald aus. Er war im Dienſte von Hildegundens Familie geſtanden und hatte ſich von letzterer, als ſie mit dem Grafen von Collalto ſich vermälte, die Gnade erbeten, in die Dienſte ihres Gemals treten und ſie nach Italien begleiten zu dürfen. Guiscard nahm das Anbieten des wackeren Kriegsmannes mit

Freuden auf und gab ihm unter ſeinen Knappen den erſten Platz.

Bei dem Einzuge der Neuvermälten ritt Sinibald zur Rechten des Galawagens, und beim Eintritte derſelben in den großen Sal nahm er ſtehend ſeinen Platz, als erſter Knappe, in der Nähe des gräflichen Thronſeſſels ein. Ueber alle Umſtehenden erhob Sinibald ſein Haupt in ſtolzer Haltung. Das erhobene Viſir ſeines Helmes ließ einen Mann von etwa vier Jahrzehnten in ihm erkennen und zeigte eine Miene, derb und ungeſchlacht, aber doch nicht ohne einen Anflug von Biederkeit und Gemüthlichkeit.

Nur vertraut mit Streit und Blutvergießen, ſchien dieſer Mann nicht eben geſchaffen für zartere Gefühle. Und doch war jetzt die Stunde gekommen, wo ſein Gemüth einer weichen Regung ſich öffnen ſollte. Der Anblick der ſanften und ſchönen Blanka machte auf das Herz des rauhen Kriegers einen ungewöhnlichen Eindruck. Er wendete kein Auge von ihr ab, ſo lange ſie im Sale weilte, und ſuchte ſpäter mit Eifer eine Gelegenheit, ſie zu ſehen und zu ſprechen.

Aber Blanka war zu ſehr um die Gräfin beſchäftigt, und wenn dies nicht der Fall, ſo kam ſie nicht von der Seite ihrer Mutter.

Eines Abends jedoch, als Blanka in Begleitung ihrer Mutter ſich zur Erholung in den Garten begab, folgte ihr der Knappe heimlich, und während die beiden Frauen plaudernd durch einen Baumgang ſchritten, ſtand plötzlich die herculiſche Geſtalt Sinibalds mit freundlichem Grinſen vor ihnen. Die Frauen waren faſt erſchrocken, aber Sinibald ſuchte ſie zu beruhigen, indem er in möglichſt zutraulicher und, ſoweit ihm dies möglich war, galanter Weiſe mit ihnen eine Unterredung anknüpfte. Er beſchränkte ſich jedoch für diesmal auf ein ganz allgemein gehaltenes, gewöhnliches Geſpräch.

Indeſſen verſäumte er nicht, Blanka jedesmal getreulich im Garten aufzuſuchen, ſo oft ſie ſich nach Sonnen-Untergang dahin begab. Er hatte es ernſtlich darauf abgeſehen, im Herzen des jungen Mädchens eine Liebesneigung für ſich zu erwecken. Freilich war er in der Wahl der Mittel, dieſen Zweck zu erreichen, nicht eben glücklich. Der gutmüthige, aber ungeſchlachte Recke erzählte ſeiner Herzensgebieterin fortwährend von den tapferen Thaten ſeines Armes, von ſeinen Zweikämpfen und von den tauſendfachen Gefahren, die er mit Glück und Ruhm beſtanden hatte. Ueberdies erbot er ſich wiederholt, ſie an Jedem zu rächen, der ihr nur das mindeſte Leid verurſachte, und verlangte beharrlich, ſie ſolle ihm eine Perſon anzeigen, die ihr nicht gefiele; binnen kürzeſter Friſt verſprach er ihr den Kopf dieſer Perſon zu Füßen zu legen.

Dieſe Anerbietungen machten auf das zarte Gemüth des Mädchens einen ganz anderen Eindruck, als der tapfere Simibald ſich einbildete. Von geheimem Schauder vor der blutgierigen Wildheit des Mannes ergriffen, wies ſie ſeine Dienſtfertigkeit mit kühler Zurückhaltung ab, was ihn nicht wenig kränkte, doch hoffte er durch weitere Großthaten ſie wohl noch günſtiger für ſich zu ſtimmen.

Ohnehin ließ ſich Simibald durch ſeine Leidenſchaft für Blanka ſeinen urſprünglichen Neigungen und Gewöhnungen nicht entfremden. Er machte ſich durch Zweikämpfe und Schlägereien nicht bloß in Collalto, ſondern auch in der ganzen Umgebung gefürchtet. Alles zitterte vor ihm, nur der Graf und die Gräfin hatten Wohlgefallen an ihm und freuten ſich, einen tüchtigen Krieger ſeines Schlages zu beſitzen. Blanka's Abneigung vor ihm wuchs indeſſen von Tag zu Tag, beſonders ſeit er es einige Male für paſſend gehalten hatte, um ſich bei ihr in Gunſt zu ſetzen, mit dem Blute ſeiner Feinde beſpritzt vor ihr zu erſcheinen und das noch blutige Schwert vor ihren Augen zu ſchwenken und blitzen zu laſſen.

Häufig begleitete dieſer muthige Kriegsmann die Gräfin auf ihren Gängen oder Fahrten in den Umgebungen des Schloſſes. Eines Tages kehrte ſie unter ſeiner Begleitung von der Meſſe zurück, die ſie in einem dem Schloſſe nahe gelegenen Flecken gehört hatte. Es war ein ſchöner Herbſttag. Hildegunde ſtieg vom Wagen und beſchloß, einen Theil des Heimweges zu Fuße zurückzulegen. Sinibald ſtieg von ſeinem Pferde und begleitete ſeine Herrin zu Fuße, während der leere Wagen und einige Bewaffnete zu Pferde in einiger Entfernung folgten.

Da ſtürzte plötzlich aus einer am Wege gelegenen Hütte ein gewaltiger Hund hervor, der aus Leibeskräften bellend auf die Gräfin zueilte und ſie anzufallen ſich anſchickte. Hildegunde ließ einen Schreckensruf vernehmen, aber raſch beruhigte ſie das Schwert Sinibald's, dem Thiere kräftig in den Leib geſtoßen. Dieſer Zwiſchenfall ſetzte den Knappen in noch größere Gunſt bei ſeiner Herrin. Er durfte ſich ihr mit größerer Freiheit nähern, und benützte dieſen Umſtand um ihr das heimliche Leid zu klagen, das ihn ſeit einiger Zeit bedrückte.

Er geſtand ihr ſeine bisher unerwiederte Neigung für Blanka und bat ſie um ihre Fürſprache. Die Gräfin ſagte ihm ſehr bereitwillig ihre Verwendung zu und fragte in der That Blanka bei ſich bietender Gelegenheit, ob ſie geneigt wäre, Sinibald's Gattin zu werden. Blanka verhüllte ſich das Geſicht mit den Händen, wie vom Schauder ergriffen, und drückte unverholen ihren Abſcheu vor einem Manne aus, der nichts kenne als Rohheit und wildes Blutvergießen.

„Haſt du vielleicht im Herzen eine andere Neigung?“ fragte die Gräfin mit durchbohrendem Blicke das junge Mädchen.

„Herrin,“ verſetzte Blanka, „ich ſchwöre, daß ich weder Sinibald noch einen Andern heiraten will, daß es mein Wunſch iſt, immer frei und unvermählt zu bleiben.“

„Frei und unvermählt?“ rief die Gräfin mit faſt höhniſchem Ausdruck und verſank darauf in düſteres Schweigen. Die Weigerung Blanka's gab ihrer geheimen Eiferſucht neue Nahrung.

Sinibald vernahm den ihm gewordenen Beſcheid aus dem Munde der Gräfin mit nicht geringem Herzeleid; er ſchrieb ſeine Zurückweiſung dem Vorhandenſein eines glücklichen Nebenbuhlers zu, an dem er ſich blutig zu rächen ſchwur, wenn er ihn nur erſt entdeckt hätte.

Bald darauf ereignete es ſich, daß Anna, Blanka's Mutter, ſtarb. Auf ihrem Sterbelager hatte ſie ſich die

Gnade erbeten, mit ihrem theuren Herrn und einſtigen Pflegling noch einige Worte ſprechen zu dürfen. Der Graf, der Annen faſt wie eine Mutter liebte, begab ſich eilig und mit aufrichtiger Betrübniß an das Lager der Sterbenden, um ihren letzten Willen zu vernehmen. Anna ſtreckte ihm ihre matte Rechte entgegen und empfahl ihm mit erſterbender Stimme ihre Tochter. Der Graf beruhigte ſie durch das feierliche Verſprechen, daß er ſich Blanka's wie einer Schweſter annehmen und ihr niemals ein Leid widerfahren laſſen werde.

Blanka war lange Zeit untröſtlich über den Verluſt ihrer geliebten Mutter. Leider vermochte der tiefe Schmerz des Mädchens nicht, ihre Gebieterin zum Mitgefühl zu bewegen.

Sie gönnte der Armen, die ſie keinen Augenblick aus den Augen laſſen wollte, nach dem Tode ihrer Mutter nicht einen einzigen Ruhetag, und wenn nun Blanka die Verrichtungen ihres Dienſtes mit den Kundgebungen ihres noch friſchen Jammers unterbrach, ſo ſchien das Alles Hildegundens Ungeduld und geheimen Groll nur noch zu vermehren. Schon von Natur aufbrauſend und launenhaft, quälte ſie Blanka doppelt, die ihr niemals etwas zu Danke machen konnte. Wenn Blanka das Haar der Gräfin ordnete und den grillenhaften Wünſchen und Einbildungen derſelben nicht immer gleich zu entſprechen im Stande war, ſo wurde ſie mit Scheltworten überhäuft. Blanka ſchwieg, verdoppelte ihren Eifer und bat oft den Himmel mit Thränen, er möge ihr die Gabe gewähren, den Anſprüchen ihrer Herrin ganz zu genügen. Sie hatte keine Ahnung davon, daß nicht ihre

Unfähigkeit es war, was ihr den Groll der Dame zuzog, ſondern ihre Schönheit, ihre Tugend und ihre Herzensgüte, die ihr die lebhafteſten Sympathien aller Bewohner des Schloſſes gewann, während die Gräfin ſelbſt ob ihres hochfahrenden Weſens von Allen gehaßt war.

Eines Tages erhielt der Graf ein prächtiges ausländiſches Pferd zum Geſchenke. Während er den Renner in einem der Höfe des Schloſſes zur Probe tummelte, wurde derſelbe plötzlich wild, bäumte ſich ungeſtüm, und ſelbſt die jugendliche Kraft Guiscard's vermochte nicht ihn zu bändigen. Der Graf wurde vom Rücken des Thieres herabgeſchleudert, verletzte ſich im Sturze das Haupt und blieb beſinnungslos auf dem Boden ausgeſtreckt.

Hildegunde und Blanka, die ihm von Altane zugeſehen hatten, erhoben beide ein durchdringendes Geſchrei. Blanka aber eilte im Fluge die Stiege hinab auf den ohnmächtig Daliegenden zu, und da ſie ſah, daß das Blut in großer Menge aus der Wunde ſtrömte, riß ſie ihren Schleier herab, tauchte ihn in friſches Waſſer und umwand damit das Haupt des Verwundeten. Indeſſen war auch Hildegunde mit den übrigen Hausgenoſſen herbeigeeilt. Man trug den Grafen hinauf und legte ihn auf ſein Bett, wo er langſam ſeine Beſinnung wieder erlangte. Blanka vergoß Freudenthränen, als ſie dies neue Lebenszeichen an ihm bemerkte. Hildegunden war Blanka's Aufregung trotz der eigenen Erſchütterung nicht entgangen, und wie ein Dolchſtoß durchfuhr ſie die Wahrnehmung einer leidenſchaftlichen Theilnahme, zu welcher ſie ſich allein berechtigt glaubte.

In kurzer Zeit war der Graf wieder hergeſtellt. Stumm hatte Hildegunde die Qual der Eiferſucht noch einige Zeit in ſich gewahrt, als aber der Graf erfuhr, daß Blanka es geweſen, die ihm die erſte Hilfe geleiſtet, und ihr deßhalb mit freundlichen Worten und Geſchenken einige Beweiſe ſeines Dankes gab, konnte jene ihre Empfindungen nicht länger bemeiſtern, und beſchloß ſich der verhaßten Nebenbuhlerin zu entledigen, oder wenigſtens vorerſt über die Geſinnungen ihres Gemals ſich Gewißheit zu verſchaffen.

„Ich bin unzufrieden mit Blanka,“ ſagte ſie dem Grafen mit kurzen Worten, „und verlange, daß ſie aus dem Schloſſe entfernt wird.“

Der Graf war anfangs beſtürzt über dieſe Anrede, während Hildegunde ihn mit ihren großen Augen ſcharf anblickte, begierig, ſeine geheimſten Gedanken und Empfindungen zu erſpähen. „Unzufrieden mit Blanka?“ erwiederte zuletzt der Graf. „Wer vermag unzufrieden zu ſein mit dieſer treuen, geduldigen Seele, dieſem engelguten Geſchöpfe? . . . Wenn Ihr ſie übrigens nicht mehr um Euch ſehen wollt, ſo kann Euer Begehren erfüllt werden. Aber bedenkt, daß mir Blanka faſt wie eine Schweſter theuer iſt, daß ihre Mutter, eine Frau, der ich ſoviel verdanke, ſie ſterbend meiner Obſorge, meinem Schutz empfahl. Möge Blanka das Schloß verlaſſen, aber wo immer hin ſie ſich begibt, nirgends werde ich es an der Sorge für ſie fehlen laſſen, die ich ihr ſchuldig bin. Erwägt alſo, ob es nicht beſſer ſei, den Ungeſtüm Eures Weſens einigermaßen zu dämpfen und Eure Anforderungen an das gute Mädchen ihren Kräften entſprechend einzurichten."

Hildegunde ſchwieg; ein Stral des Zornes blitzte in ihren Augen, aber ſie kannte den feſten Sinn des Grafen und zügelte ihre Aufwallung. Sie hielt ſich im Uebrigen von der Schuld ihres Gatten zur Genüge überzeugt und brütete nun insgeheim über Racheplänen.

Fürs Erſte verdoppelte ſie gegen Blanka die Strenge und Grauſamkeit ihres Benehmens. Sie trug ihr lange und ſehr beſchwerliche Arbeiten auf und zwang ſie, dieſelben in unverhältnißmäßig kurzer Zeit zu vollenden. Sie ging ſogar ſo weit, Blanka ihren Groll durch Mißhandlungen der ſchimpflichſten Art empfinden zu laſſen. Blanka duldete Alles und brachte ganze Nächte an ihrem Arbeitstiſche zu. Ihre Geſundheit litt unter den beſtändigen Nachtwachen ſowohl als unter den übermäßigen Anſtrengungen. Niemals fand ſie Gelegenheit, den Grafen zu ſprechen und ihm ihre unerträgliche Lage zu ſchildern.

Eines Tages verlangte ſie ſelbſt in ihrer Verzweiflung, von ihrer Gebieterin entlaſſen zu werden. Es lag aber nicht mehr im Plane des rachebrütenden Weibes, ihr Opfer aus den Händen zu laſſen, beſonders da ſie befürchtete, daß Blanka, einmal aus ihrem Dienſt entlaſſen, Gelegenheit finden würde, das von ihr vorausgeſetzte Liebesverhältniß mit dem Grafen im Geheimen noch ungehinderter fortzuſetzen.

Blanka wußte nun nicht mehr, was ſie beginnen ſollte. Endlich entſchloß ſie ſich, folgende Zeilen an den Grafen zu Papier zu bringen:

„Herr Graf! Nur wenige Augenblicke wünſcht ſehnlichſt mit Euch insgeheim ſprechen zu dürfen die unglückliche Blanka.“

Wie aber ſollte ſie dieſe Zeilen in ſeine Hände bringen? Nach langer Ueberlegung vertraute ſie ſich einem alten, ihr ſehr gewogenen Diener des Hauſes an, der die Beſorgung des Briefes an den Grafen auf ſich nahm.

Guiscard war, nachdem er die Zuſchrift Blanka's geleſen, keinen Augenblick über den Gegenſtand im Zweifel, über den ſie eine Unterredung wünſchte. Einige Tage lang überlegte er, wie er es anſtellen ſolle, mit Blanka ohne Zeugen zu ſprechen, denn Hildegunde ließ das Mädchen den ganzen Tag über nicht aus den Augen. Zuletzt wandte ſich der Graf an den ſchon von Blanka in's Vertrauen gezogenen Diener, der ihm den Brief übergeben hatte, und theilte dieſem mit, wie ſchwer es ihm falle, eine günſtige Stunde für die Zuſammenkunft mit Blanka zu finden. Der alte Diener ſagte ihm, daß Blanka jede Nacht, oft bis zu Tagesanbruch, an ihrem Arbeitstiſche in ihrer Kammer wache.

In der nächſten Nacht, als der Graf Hildegunde in tiefen Schlaf verſunken ſah, erhob er ſich leiſe von ſeinem Lager, warf ein leichtes Gewand um und ſtieg in Begleitung jenes Dieners zum Gemache Blanka's empor.

Blanka ſaß eben traurig über ihre Arbeit gebeugt, auf die im Stillen manche Thräne fiel. Plötzlich hört ſie Schritte ſich ihrer Kammer nähern. Sie erhebt ſich, während der Graf eintritt. Erſchreckt und zitternd ruft ihm Blanka entgegen: „Herr Graf, warum zu dieſer Stunde? . .“

„Weil mir keine andere Wahl blieb," verſetzte der Graf. „Beruhige dich. Ich weiß, was dich veranlaßt hat, meinen Beiſtand anzurufen. Die böſen Launen, die du von meiner Gemalin zu ertragen haſt, ſind mir nicht unbekannt. Ich komme dir zu ſagen, daß ich auf einen Ausweg bedacht bin, dich vor ihren Verfolgungen in Sicherheit zu bringen. Für den Augenblick könnte ich dir nichts anbieten, als Zurückziehung in ein Kloſter; beſſer aber wäre es vielleicht, wenn du dich entſchließen wollteſt, dich mit einem meiner Untergebenen zu vermälen, der dich anderswohin führen würde."

„Ihr ſeid mein Gebieter," verſetzte Blanka, „und ich bin gewohnt zu gehorchen; aber wenn Ihr beſchloſſen habt, mich zu vermälen, ſo gebt mir, dies Einzige erflehe ich von Euch, nicht Sinibald zum Manne. Und wiſſet, daß, wenn Eure Hilfe zu lange zögert, ich verloren bin." Mit dieſen Worten warf ſich das Mädchen flehend zu den Füßen ihres Gebieters.

In dieſem Augenblick vernahm man ein kurzes Geräuſch, die Thür flog auf, und an der Schwelle ſtand Hildegunde mit fliegendem Haare, mit rollenden Augen, die, als ſie Blanka in flehender Stellung vor dem Grafen erblickte, einen Ausdruck unbeſchreiblicher Wut annahmen. In der Rechten Hildegundens blitzte ein Dolch, den ſie hoch emporhob, bereit, ſich auf ihr Opfer zu ſtürzen.

Hildegunde war zufällig erwacht, hatte die Abweſenheit ihres Gatten bemerkt, und augenblicklich durchzuckte ſie die Ahnung, er habe ſich zu einem Stelldichein mit Blanka begeben. Sie verließ das Lager, ergriff einen Dolch und flog mehr als ſie ging zum Gemache Blanka's.

Wie gelähmt vor Wut ſtand ſie einen Augenblick an der Schwelle, das gezückte Mordwerkzeug in Händen, jetzt aber ſtürzte ſie vorwärts, auf Blanka zu, und über der Schuldloſen, die, vor Schreck erſtarrt, in ihrer Stellung verharrte, funkelte der Dolch, um im nächſten Augenblicke ſich in ihre Bruſt zu tauchen . . . . .

In demſelben Moment aber ergriff die nervige Hand des Grafen den gehobenen Arm der Raſenden ſo kräftig, daß die Waffe ihrer Fauſt entfiel. Den ernſten und feſten Blick auf ſie gerichtet, ſagte er in einem Tone, deſſen Ruhe und Nachdruck ihr alle Kraft des Widerſtandes raubte: „Was thut Ihr, Hildegunde? . . . In ſo verabſcheuungswürdiger, entſetzlicher Weiſe zeigt Ihr Euren ungegründeten Haß, Eure ſinnloſe Verblendung? In meiner Gegenwart ſogar wagt Ihr dieſe Unſchuldige mit gezückter Waffe anzufallen wegen eines thörichten Argwohns? Kein Gefühl hat mich hierher geführt, das nicht mit der Ehre vereinbar wäre, die mir nicht weniger als Euch zu allen Zeiten heilig geweſen iſt. Ihr ſelbſt ſeid ſchuld und Eure blinde Eiferſucht, daß ich, um Euch zu ſchonen und durch offenes Einſchreiten Euren Rachedurſt nicht noch mehr zu entflammen, dieſe Stunde wählte, um Blanka zu ſagen, daß ich nicht länger ſie Euren Mißhandlungen — denn ſie ſind mir nicht verborgen geblieben — ausgeſetzt wiſſen wolle, und daß ich ſie mit einem meiner Lehensleute zu vermälen gedenke, der ſie von hier hinwegführt, dem Bereich Eures Grolles entrückt, ſicher und glücklich lebe, wie ſie es verdient. Dies, bei meinem Ritterwort, iſt der ganze Hergang meiner Zuſammenkunft mit Blanka, die rein iſt und ſchuldlos wie Wenige. Ihr aber ſeid der böſe Engel des Hauſes, Ihr habt nicht bloß dies edle Geſchöpf bis zur Verzweiflung gequält, Ihr ſeid von allen Bewohnern meines Schloſſes gefürchtet und gehaßt. Aber Ihr ſollt, nachdem Ihr mich bisher nur als liebenden, ſchonenden Gemal gekannt, fortan erfahren, daß ich auch Euer Herr bin.“

Mit dieſen Worten ließ der Graf den noch immer feſtgehaltenen Arm ſeiner Gemalin los, Hildegunde biß ſich in die Lippen vor Scham und Wut. Ihr Antlitz flammte bald purpurfarbig, bald bedeckte es ſich mit tödtlicher Bläſſe. Aber grauſame Gemüther ſind in der Regel auch feig und laſſen ſich leicht einſchüchtern. Der ungewohnte Ton, in welchem der Graf zu ihr ſprach, lehrte ſie bald, daß Verſtellung für den Augenblick ihre einzige Waffe ſei.

Sie ſchwieg eine Zeitlang und ſagte dann mit dem Ausdruck der Zerknirſchung: „Vergebt mir, lieber Gemal; ich ſehe mein Unrecht ein. Meine Liebe zu Euch, meine Eiferſucht hat mich zu weit geführt. Ich glaube Eurer Verſicherung, daß nur die Abſicht, die Ihr mir angegeben, Euch zu Blanka geführt hat. Vergebt mir alſo und laßt Blanka, wo ſie iſt. Ich will ſie fortan nicht mehr als eine Dienerin, ich will ſie wie eine Freundin behandeln.“

Der Graf blickte ſchweigend auf Blanka. Dieſe ſtand einige Augenblicke wie ſchwankend, dann aber überließ ſie ſich der edlen Regung ihres Herzens, die keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit deſſen, was die Gräfin eben gelobt hatte, aufkommen ließ, ſie ergriff die Hand der Gebieterin, dieſelbe Hand, die eben noch ihr Leben bedroht hatte, und bedeckte ſie mit Küſſen. „Ich bitte Euch,“ ſagte ſie, „verzeiht mir, was ich unwiſſentlich Euch Unangenehmes bereitet habe. Hier in dieſem Schloſſe erblickte ich das Licht der Welt, an dieſes Schloß knüpft ſich all' mein Glück und jede Erinnerung, die mir theuer iſt. Wie gerne werde ich daher auch fortan hier weilen, wenn Ihr mir nur Eure Gewogenheit und Eure Nachſicht ſchenken wollt!“

Hildegunde küßte Blanka, die Gemüther ſchienen beruhigt, aller Zwieſpalt geſchlichtet. Der Graf und die Gräfin zogen ſich zurück.

In den nächſtfolgenden Tagen behandelte die Gräfin Blanka in der That mit vielem Wohlwollen. Kein Menſch, am wenigſten Blanka ſelbſt, ahnte, welche Pläne Hildegunde in ihrem unverſöhnlichen Herzen bewegte. Es war ſeit jener verhängnißvollen Nacht, in welcher das ſtolze Weib vor Blanka's Augen eine ſo tiefe Demüthigung erfahren hatte, bei ihr eine feſtbeſchloſſene Sache, Blanka aus dem Wege zu ſchaffen.

Während ſie die ſchlaueſten Mittel erwog, die ſich ihr zur Ausführung ihres Racheplanes darboten, trat ein Ereigniß ein, das ihre und Blanka's Lage mit einem Male veränderte und ihr zur Ausführung ihrer Abſichten die freieſte Hand ließ.

Beſtändige Fehden und kriegeriſche Bewegungen beunruhigten zu jener Zeit das italiſche Land. Eben drohte ein neuer Ausbruch der Feindſeligkeiten. Der Graf von Collalto, als Vaſall des römiſch-deutſchen Reiches, mußte ſich mit dem deutſchen Heere vereinigen, das wieder in die lombardiſchen Ebenen herabgeſtiegen war. Sinibald begleitete ſeinen Herrn, dürſtend nach neuen Abenteuern und hoffend, Blanka würde, wenn er mit friſchen Lorbeern heimkehrte, doch endlich Wohlgefallen an ihm finden und ihm ihre Neigung nicht länger vorenthalten.

Der Graf verließ das Schloß, beruhigt über Blanka's Schickſal durch die geheuchelte Schonung, mit welcher die Gräfin ſie in letzter Zeit behandelt hatte. Als er ſeine Gemalin ſcheidend an der Zugbrücke noch einmal umarmte, ſprach er zu ihr die Worte: „Ich laſſe in Euren Händen die Macht über alle meine Untergebenen, die hier im Schloſſe zurückbleiben. Seid gerecht, aber handelt ſo, daß man Euch nicht bloß fürchtet, ſondern auch liebt. Vor Allen aber empfehle ich Euch Blanka.“

Die Gräfin, in deren Gemüth jeder Funke, der hineinfiel, ſogleich zu heller Flamme entbrannte, fühlte den Haß und Rachedurſt, von welchem ſie durchglüht war, bei dieſen Worten des Grafen, mit welchen er wieder ſeine wohlwollende Geſinnung für Blanka kundgab, mit verſtärkter Gewalt in ihrem Herzen emporlodern.

Kaum hatte der Graf dem Schloſſe den Rücken gekehrt, als Hildegunde allen Zwang, den ſie bisher ſich angethan, abwarf und den Antrieben ihres wilden und rachſüchtigen Charakters ohne Rückhalt folgte. Die geringſten Vergehen ihrer Untergebenen ſtrafte ſie auf's Grauſamſte, Viele, die ihr nicht wohlgefällig waren, ließ ſie in die unterirdiſchen Kerker des Schloſſes werfen.

Gegen Blanka beobachtete die Gräfin ein düſteres, verhängnißvolles Schweigen, noch ungewiß, welches von den Mitteln, die ſich ihr darboten, um an der Verhaßten qualvolle Rache zu nehmen, ſie wählen ſollte.

Eines Morges ſaß Hildegunde in ihrem Gemache auf dem goldverzierten Seſſel, dem großen Spiegel gegenüber. Blanka ordnete ihren Haarputz. Wie gewöhnlich zeigte ſich die Gräfin ungeduldig und launiſch; ſie ſtampfte mit dem Fuße und ergoß ſich in einer Flut von Scheltworten. Blanka wurde zuletzt rathlos und erhob in ihrer Herzensangſt die Arme zum Himmel mit einem flehenden Seufzer, Gott möge ihr ſeinen Beiſtand leihen, ihre Gebieterin zu befriedigen. Eben dieſe fromme Regung Blanka's aber ſollte ſeltſamerweiſe, wie die Sage will, die Veranlaſſung ihres Unterganges werden. Die Ueberlieferung im Volksmunde berichtet nämlich, die Gräfin habe jene Handbewegung Blanka's hinter ihrem Spiegel bemerkt und derſelben eine Deutung gegeben, die ſie zu einem groben Inſult gegen ſie ſelbſt ſtempelte. Sie glaubte nämlich, Blanka habe die ſpottende Geſte gemacht, die man in Italien mit dem Ausdrucke far le corna, Hörner aufſetzen, bezeichnet.

Unmöglich wäre es, die Wut zu beſchreiben, von welcher Hildegunde in dieſem Augenblicke ergriffen wurde. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß alle Rechtfertigungen, alle Schwüre Blanka's vergeblich waren.

Noch am ſelben Tage ließ die Gräfin in einem abgelegenen Gemache des Schloſſes heimlich eine Mauer in ſehr geringer Entfernung von der Wand aufführen, ſo daß dieſe neu aufgeführte Mauer mit der alten Wand des Gemaches einen engen verſchloſſenen Raum bildete. Sie ließ vor der Hand noch einen kleinen Eingang offen. Während der Nacht ſchleppte ſie ſelbſt ihr unſchuldiges Opfer mit der Wut einer Tigerin an dieſen Ort, zwang ſie, in den abgeſchloſſenen Raum einzutreten, und ließ dann den Eingang bis auf eine ſehr kleine Oeffnung zumauern. Durch dieſe Oeffnung wollte ſie der lebendig Begrabenen, um ihre Qual zu verlängern, eine Zeitlang kärgliche Speiſe reichen. Alles dies wurde ganz im Stillen ausgeführt, nur ein einziger Diener der Gräfin war von ihr in's Vertrauen gezogen und mit dem Tode bedroht, wenn er jemals das Geringſte von dieſer Sache verlauten ließe. Vergebens flehte die unglückliche Blanka, wenn Hildegunde ſich ihrem Kerker näherte, um ſich an den Wehklagen ihres Opfers zu weiden, dieſe um Mitleid und Erbarmen an. Bitterer Hohn und maßloſe Beſchimpfungen waren die einzige Antwort, die ihr zu Theil wurden, und ſo ſchleppte ſie ihr elendes Leben hin, jeden Tag den Tod als den Befreier von ihren Leiden herbeiwünſchend.

Früher, als die Gräfin erwartet hatte, erhielt ſie die Nachricht von der bevorſtehenden Rückkehr ihres Gatten. Sofort ließ ſie die kleine Oeffnung in Blanka's Kerker vollends zumauern, und das ſchuldloſe Opfer weiblicher Rachſucht ſtarb nach wenigen Tagen den Tod Ugolino's. Die Mauer wurde derart hergeſtellt, daß Niemand die im Gemache vorgenommene Veränderung bemerkte.

Guiscard war in ſein Schloß zurückgekehrt. Eine der erſten Fragen, die er an Hildegunde richtete, war die nach Blanka.

„Blanka iſt entflohen,“ verſetzte die Gräfin, „und ich habe keine weitere Kunde von ihr erhalten.“

Zornig rief Guiscard: „Ich werde ſie zu finden wiſſen.“ Aber vergebens waren auch ſeine Nachfragen bei den Hausgenoſſen. Alle beſtätigen, daß Blanka plötzlich verſchwunden, und wiſſen nichts Weiteres anzugeben. Ein ſchrecklicher Verdacht ſtieg im Gemüthe des Grafen auf, aber vergebens ſann er auf Mittel, ſich über die Wahrheit jener Muthmaßungen Gewißheit zu verſchaffen.

Einen noch größeren Eindruck als auf den Grafen machte das Verſchwinden Blanka's auf Sinibald. Stolz auf ſeine neuen tapfern Thaten war er heimgekehrt, voll der Hoffnung, Blanka werde ihm ihre Liebe nun nicht länger verſagen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn die Kunde, Blanka ſei ſpurlos aus dem Schloſſe verſchwunden. Schweigend und in unheilbaren Trübſinn verſunken, durchſchweifte er Tag und Nacht das Schloß, als wollte er eine Spur der Vermißten aufſuchen. Er blickte zuweilen mit ernſten, forſchenden Augen die Gräfin an, und es ſchien ihm, als leſe er in ihrem Blicke eine unheimliche entſetzliche Kunde. Eines Tages fand er Gelegenheit, ſich ihr ohne Zeugen zu nähern. „Herrin,“ fragte er, „ſoll ich niemals erfahren, was aus Blanka geworden iſt?“

„Wir ſind beide gerächt — ich und du“ — verſetzte die Gräfin haſtig, mit dumpfer Stimme und einem Blicke, in welchem ein düſteres Feuer ſprühte.

Sinibald ſchauderte. Er verſank von dieſem Tage an noch tiefer in nachdenkliches Schweigen, in ſchwermüthiges Brüten.

Aber auch an der Gräfin ſelbſt ging inzwiſchen eine merkwürdige Veränderung vor. Auch ſie war ſchweigſam, ihre Miene war düſter, verſtört, Fieberglut brannte in ihren Augen.

In einer Nacht, zu vorgerückter Stunde, während das ganze Schloß in tiefem Schlafe lag, erſcholl plötzlich ein entſetzlicher, lauter Schreckensruf. Die Hausgenoſſen rafften ſich auf, durchſuchten die Hallen und Gänge des Schloſſes und fanden in einem der letzteren die Gräfin ohnmächtig am Boden liegend. Auch der Graf war inzwiſchen herbeigeeilt und fragte Hildegunde, nachdem man ſie wieder zur Beſinnung gebracht hatte, was ihr begegnet ſei. Bleich und zitternd läßt ſie den angſtvollen Blick in der Runde ſchweifen, ſeufzt aus tiefer Bruſt und verlangt, ſtatt aller Antwort, allein gelaſſen zu werden.

Immer mehr wurde die Ahnung, ein ſchreckliches Verbrechen ſei im Schloſſe begangen worden, dem Gemüthe des Grafen zur Gewißheit. In der nächſten Nacht lag er ſchlaflos, in ſeine Gedanken verſunken. Da ſieht er plötzlich ſchaudernd, wie ſeine Gemalin ſich vom Lager langſam erhebt, geiſterbleich und mit geſchloſſenen Augen das Gemach durchſchreitet und ſich anſchickt, dasſelbe zu verlaſſen. Entſetzt verläßt auch der Graf ſein Lager und folgt der Schlafwandelnden, die vor ihm her durch die langen Gänge des Schloſſes ſchreitet und zuletzt in jenes Gemach eintritt, in welchem Blanka den Hungertod gefunden. Hier ſtand die Gräfin ſtille, die faſt geſpenſtigen Züge grell vom einfallenden Lichte des Mondes beleuchtet. Dann näherte ſie ſich der Mauer, hinter welcher Blanka eingeſchloſſen war und welche, wie ſchon erwähnt, jetzt ganz das Anſehen einer natürlichen Wand hatte, ſo daß Niemand hinter derſelben eine Fortſetzung des Zimmers vermuthete. Dieſer Mauer alſo nähert ſich die Gräfin und legt horchend ihr Ohr an dieſelbe. „Blanka, Blanka, hungerſt du?“ rief ſie mit einer Stimme, die dem Grafen das Mark in den Gebeinen vor Schaudern gerinnen machte. Wie einer Antwort harrend, blieb ſie noch eine Weile in ihrer vorigen Stellung, dann aber ſank ſie mit demſelben Jammerrufe, den ſie in der vorigen Nacht hatte vernehmen laſſen, plötzlich wie leblos nieder. Da jedoch das Gemach ſehr abgelegen war, ſo hörte diesmal Niemand dieſen Schrei. Der Graf begab ſich in aller Stille zur Kammer Sinibald's, weckte ihn und befahl ihm, er ſolle ihm folgen.

Sinibald erreichte mit dem Grafen das bewußte Gemach und fand, nicht wenig erſchreckt, als er eintrat, die Gräfin ohnmächtig auf dem Boden. Der Graf befahl ihm, er möge ihm behilflich ſein, die Gräfin in ihr Gemach zurückzubringen. Die beiden Männer trugen die Bewußtloſe fort und legten ſie auf ihr Lager. Dann befahl der Graf dem Knappen, er ſolle, ohne irgend Jemand zu wecken, Werkzeuge herbeiholen, die geeignet wären, eine Mauer zu durchbrechen. Sinibald gehorchte und erſchien bald mit einigen Eiſenwerkzeugen, die er in einem unbewachten Winkel des Schloſſes gefunden. Nun hieß ihn der Graf die Wand, an welche Hildegunde ihr Ohr gelegt hatte, durchbrechen. Die Mauer war ſehr dünn, und das Gefüge wich bald den kräftigen Schlägen Sinibald's. Das rollende Geſtein ließ in kurzer Zeit eine Oeffnung ſehen, aus welcher ſofort ein Verweſungsgeruch hervordrang; als die Oeffnung breiter wurde, zeigte ſich der abgeſchloſſene enge Raum, und darin lagen die halbverweſten Reſte Blanka's.

Unmöglich wäre es, das Entſetzen der beiden Männer bei dieſem Anblicke zu beſchreiben, aber nur wenige Worte wurden zwiſchen ihnen gewechſelt. Als ſie ſich entfernten, verſchloß der Graf das Gemach und empfahl Sinibald das tiefſte Stillſchweigen. Am nächſten Morgen ließ er einen Sarg anfertigen, in welchen der halbverweſte Leichnam Blanka's von einigen vertrauten Dienern des Grafen gelegt, dann in der nächſten Nacht vom Kaplan des Schloſſes eingeſegnet und in der Stille zur Erde beſtattet wurde. Nur die wenigen Theilnehmer an dieſem Hergange wußten davon, allen übrigen Bewohnern des Schloſſes ſollte es ein Geheimniß ſein. Dennoch blieb Einiges von dieſen geheimnißvollen Vorkommniſſen im Schloſſe nicht ganz unbemerkt und fand ſeine entſprechende Deutung. Die dunklen Gerüchte und Muthmaßungen, die im Schloſſe die Runde machten, kamen bald der Wahrheit ziemlich nahe. Die nächtliche Beſtattung, der offenbare Trübſinn des Grafen und Sinibald's, endlich die noch immer fortgeſetzten Wanderungen der Gräfin während der Nacht, ihre Traumgeſpräche von Blanka und ihr Zurückſchaudern vor eingebildeten Geſpenſtern ſelbſt am Tage konnten nicht unbemerkt bleiben und ließen bald über den wahren Sachverhalt Niemand mehr in Zweifel. Von da an verbreitete ſich dumpfes Grauſen in Collalto, und die erſchreckten Bewohner erblickten, nicht weniger als die Gräfin ſelbſt, nächtlicher Weiſe bald hier, bald dort Blanka's geſpenſtige Geſtalt in den Hallen des Schloſſes wandelnd.

Ohne Zweifel würde der Graf von ſeiner Gattin ſtrenge Rechenſchaft für ihre frevelhafte That gefordert haben, wenn nicht der qualvolle Seelenzuſtand, in welchem ſie ſich befand, ſeinen Zorn faſt in Mitleid verwandelt hätte, obgleich in den Stunden, wo ſie nicht den Schreckbildern ihres Gewiſſenspreisgegeben war, ſie ſich ſtolz und übermüthig zeigte, wie vorher, und von dem, was ſie in jenen Paroxismen gethan oder geſprochen hatte, nichts wiſſen wollte. Zufällig riefen den Grafen wenige Tage nach dieſen Ereigniſſen gewiſſe Umſtände von Collalto ab, und er unternahm eine kurze Reiſe nach Verona.

Sinibald, deſſen Gemüth in der letzten Zeit, wie ſchon erwähnt, der tiefſten Verdüſterung anheimgefallen war, hatte ſich von ſeinem Herrn die Gnade erbeten, im Schloſſe zurückbleiben zu dürfen. Der Graf gewährte ſeine Bitte und empfahl ihm, über die Gräfin zu wachen und namentlich des Nachts bei ihren Wanderungen ſie nicht aus den Augen zu laſſen.

Die Nacht, die der Abreiſe des Grafen folgte, war voll düſterer und ſchauerlicher Vorbedeutung. Der Sturm tobte und heulte um die Mauerzinnen und Thürme des Schloſſes, und der Regen ſtürzte in Strömen nieder, heftige Donner rollten und wilde Blitze durchzuckten die pechſchwarze Nacht und zerriſſen auf Augenblicke die finſtere Wolkenhülle des Himmels.

Sinibald ſtand unbeweglich an einem Fenſter des Schloſſes und betrachtete das grauſe Toben der Elemente. „Mir kommt das eben zur gelegenen Zeit!“ ſprach er halblaut vor ſich hin.

Die Mitternacht war herangekommen, und Sinibald ſtand, während Alles im Schloſſe längſt zur Ruhe gegangen war, harrend in dem Korridor, der zu dem Schlafgemache der Gräfin führte. Plötzlich öffnete ſich die Thüre und die Gräfin trat heraus, mit geſchloſſenen Augen, mit fliegendem Haar, wie ſie es faſt in jeder Nacht zu thun pflegte, langſam die langen Gänge des Schloſſes bis zur ehemaligen Kerkergruft Blanka's durchſchreitend. Leiſe folgte ihr Sinibald und betrat mit ihr das erwähnte Gemach. Wieder ſtand die Gräfin ſtill, legte ihr Ohr lauſchend an die Wand und rief Blanka's Namen.

In demſelben Augenblicke ergriff Sinibald's nervige Rechte den Arm der Gräfin mit krampfhafter Gewalt. Mit einem dumpfen Schreckensruf that die Traumwandelnde die Augen auf, ſah das von wilder Glut flammende Auge des Kriegers auf ſich gerichtet und ſank mit dem neuen Ausrufe: „Gnade, Gnade!“ auf ihre Kniee nieder.

„Verworfene,“ rief Sinibald, „zitterſt du nun?“

„Gnade, Gnade!“ wiederholte die Gräfin, tief entſetzt, mit gefalteten Händen.

Sinibald aber erfaßte mitleidlos in wildem Grimme mit den Händen das Haupt der Gräfin und ſchleppte ſie bei den Haaren an die Stelle, wo Blanka's Leichnam gelegen hatte.

„Stirb, Ungeheuer," rief Sinibald, „ſtirb deſſelben Todes, den du jenes engelreine Geſchöpf ſterben ließeſt!"

Hildegunde ſchrie mit der Stimme der Verzweiflung um Hilfe, aber ihr Ruf verhallte ungehört im Geheule des Sturmes, im Toben des Ungewitters, das in dieſem Augenblicke ſeine Wut zu verdoppeln ſchien. Eilig verſchloß Sinibald die Oeffnung des engen Kerkerraumes, für welche Verrichtung er ſchon die nöthigen Geräthſchaften in dem Gemache bereit gehalten hatte.

Als das Werk beendet war, verſchloß Sinibald das Gemach auf's Beſte und nahm den Schlüſſel mit ſich fort. Dann ſtieg er die Treppe hinab und begab ſich an die Stelle, wo Blanka in die Erde geſenkt worden war. Dort kniete er längere Zeit im frommen Gebete. Dann begab er ſich ans Thor und erklärte der Wache, daß er das Schloß verlaſſen wolle.

„Zu dieſer Stunde?" verſetzte der Thorwächter, „bei dieſem entſetzlichen Unwetter?"

„Auf Befehl der Gräfin," ſagte Sinibald.

Die Zugbrücke wurde niedergelaſſen und Sinibald entfernte ſich.

Am folgenden Morgen wurde die Gräfin in ihren Gemächern von den Dienerinnen vermißt, und zu gleicher Zeit verlautete, daß Sinibald während der Nacht das Schloß verlaſſen. Man ſtellte einige Nachforſchungen an, und als dieſe erfolglos blieben, ſandte man raſch einen Boten nach Verona, dem Grafen das Verſchwinden ſeiner Gemahlin zu melden. Einige von den Hausgenoſſen, die zufällig in den nächſten Tagen oder Nächten in die Nähe jenes abgelegenen und verrufenen Gemaches kamen, in welchem Blanka's Leiche gefunden worden war, wollten ein dumpfes Gewimmer vernommen haben, nahmen aber dies für ein neues geſpenſtiges Phänomen und wagten ſich nicht weiter dem ſchreckenvollen Orte zu nahen.

Zwei Wochen verfloſſen, bevor der Graf in das Schloß zurückkam. Der Bote hatte ihn zu Verona nicht getroffen, und es gelang ihm erſt nach vielen Tagen mit Mühe, an einem anderen Orte ihn aufzufinden, wohin er ſich begeben hatte, durch zufällige Umſtände veranlaßt.

Als der Graf heimgekehrt war und noch einmal eine ſorgfältige Durchforſchung des Schloſſes anſtellen ließ, da wurde zuletzt auch jenes von Sinibald feſt verſchloſſene Gemach gewaltſam geöffnet, die von eben demſelben zugemauerte Wand auf Befehl des Grafen neuerdings durchbrochen und hinter derſelben der Leichnam der Gräfin aufgefunden.

Ueber Sinibald verlautete, daß er zu Venedig geſehen worden und dort ſich nach dem heiligen Lande eingeſchifft habe; weiter erhielt man keine Kunde von ihm.

Blanka's Name aber blieb verflochten mit den Geſchicken des gräflichen Hauſes von Collalto. Sie war wie der gute, ſchützende Engel des Hauſes. Standen fröhliche oder traurige Ereigniſſe bevor, ſo wurde Blanka's Geſtalt nächtlicher Weile im Schloſſe geſehen, im erſteren Falle weiß, im letzteren ſchwarz angethan. Die Sage von ihrem Erſcheinen lebte fort bis ſpät hinein in die Zeiten des Verfalls der venezianiſchen Herrſchaft.

VII. Ein Frauenſchickſal.

Leonardo Battrizo aus Pavia war im Alter von ungefähr 15 Jahren von ſeinem Vater nach Venedig geſendet worden, um dort das Handwerk eines Seidenwebers zu erlernen. Nachdem er die von den venezianiſchen Geſetzen vorgeſchriebene fünfjährige Lehrzeit zurückgelegt hatte, und ſeine Eltern inzwiſchen geſtorben waren, ohne ihm ein Vermögen zu hinterlaſſen, ſo beſchloß er, in Venedig, das er als zweite Vaterſtadt liebgewonnen hatte, ſich dauernd niederzulaſſen. Da ihm aber zur Gründung einer eigenen Fabrik die nöthigen Geldmittel fehlten und er überdies nicht im Stande war, den Nachweis zu liefern, daß ſeine Eltern mindeſtens zehn Jahre lang in Venedig anſäſſig geweſen, ohne welchen Nachweis es in Venedig nicht erlaubt war, ein Handwerk auszuüben oder einen Verkaufsladen zu eröffnen, ſo blieb ihm nichts übrig, als in der Eigenſchaft eines einfachen Arbeiters dem Meiſter zu dienen, bei welchem er ſeine Lehrzeit zurückgelegt hatte.

Als Leonardo ſein fünfundzwanzigſtes Jahr erreicht hatte, machte er ſich allmälig mit dem Gedanken vertraut, eine Lebensgefährtin zu ſuchen und einen häuslichen Herd zu gründen. Marcella, die Tochter ſeines Meiſters, ein gutes, verſtändiges Mädchen, war ihm nicht abgeneigt, und als er bei ihrem Vater um ſie anhielt, ſo wurde die Gewährung ſeines Verlangens nur an die Bedingung geknüpft, daß er ſich verpflichte, als Gehilfe ſeines Schwiegervaters, der ihn als ſehr geſchickten Arbeiter ſchätzte, fortwährend im Hauſe deſſelben zu verbleiben.

Nicht lange Zeit darauf aber trat im Hauſe des alten Proſpero, ſo nannte ſich der Schwiegervater, ein folgenſchweres Ereigniß ein.

Proſpero empfing von einem Geſchäftsfreunde in Konſtantinopel ein Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, beſtimmte, ſehr große Vorräthe von Sammt innerhalb einer gegebenen Friſt nach der Hauptſtadt des türkiſchen Reiches abzuliefern. Er habe, ſo ſchrieb der Geſchäftsfreund, die Lieferung der Bekleidungsſtoffe für die Angeſtellten des Serails und für das Janitſcharencorps übernommen und brauche unter Anderem auch Sammt in großen Mengen. Der Brief ſchloß mit der Hindeutung auf den außerordentlichen Gewinn, deſſen Proſpero bei dieſer Geſchäftsunternehmung ſich verſichert halten könnte. Große Freude erregte der Antrag im Hauſe Proſpero's, der ſich beeilte, das, was er von Sammtvorräthen auf dem eigenen Lager hatte, vereinigt mit dem, was er von anderen Sammtwebern größtentheils gegen Wechſel an ſich gebracht hatte, zur Verſendung in Bereitſchaft zu ſetzen.

Mit dem nächſten Schiffe, das zur Fahrt nach Konſtantinopel die Anker lichtete, ging die ganze werthvolle Sammtlieferung Proſpero's von Venedig ab. Als das Fahrzeug die Höhe von Navarin erreicht hatte, brach ein gewaltiger Sturm los. Bald waren die Schiffsleute genöthigt, zur Rettung ihres Lebens einen großen Theil der Fracht über Bord zu werfen. Nichtsdeſtoweniger ſcheiterte das Schiff im Angeſichte des Hafens und verſank mitſammt der Mannſchaft, von welcher nur Einige durch Schwimmen mühſelig das Ufer erreichten.

Die Nachricht von dieſem Unfalle brachte Jammer und Verzweiflung in die Familie Proſpero's. Der Termin zur Einlöſung der Wechſel nahte heran, und der Unglückliche ſah ſich genöthigt, all' ſeine Habe zu verkaufen. Um nur zu leben, mußte er als Arbeiter bei einem anderen Fabrikherrn eintreten. Auch Leonardo war in Folge deſſen genöthigt, bei einem anderen Meiſter Arbeit zu ſuchen.

Dieſe unerwartete, traurige Schickſalswendung brachte den alten Proſpero nach wenigen Monaten in's Grab. Zur ſelben Zeit fühlte Marzella die Zeichen einer herannahenden und zwar verfrühten Entbindung. Unter großen Schmerzen brachte ſie ein Mädchen von äußerſt ſchwächlichem Anſehen zur Welt, dem Niemand ein langes Leben prophezeite. Fünf Tage nach ihrer Niederkunft erlag die Mutter einem Kindbettfieber. Ihr letzter Seufzer war: „Armes Kind, was wird aus dir werden?"

Als abhängiger Arbeiter, der ſchon am frühen Morgen ſich in ſeiner Werkſtatt einfinden und dort den ganzen Tag verweilen mußte, ſah ſich Leonardo in die Unmöglichkeit verſetzt, ſein Töchterchen ſelbſt zu pflegen und aufzuziehen. Er mußte die kleine Natalina — ſo war das Kind getauft — den Händen fremder Leute übergeben.

Das Mädchen wuchs heran, aber es kränkelte fortwährend. Die halbe Zeit brachte es auf dem Schmerzenslager zu. Von Geburt an ſchien es zum Unglücke beſtimmt. Kindliche Spiele, an denen Natalinens Altersgenoſſen ſich ergötzten, wurden ihr, wenn ſie daran theilnehmen wollte, jedesmal in irgend einer Weiſe verhängnißvoll, ſchlugen zu ihrem körperlichen Schaden oder zu ihrer Kränkung aus. Kein anderes Kind ſtürzte und verletzte ſich häufiger; keinem wurde häufiger von Andern, wenn auch unbedachter Weiſe, ein Leid zugefügt. Keine Frucht, keine ſeltenere Speiſe konnte ſie genießen, ohne das kurze Vergnügen mit körperlichen Schmerzen und Beſchwerden zu bezahlen. Sanft von Natur und durch ihre Schwäche wehrlos, diente ſie übermüthigen Geſpielinnen zur Zielſcheibe des Spottes und behielt immer Unrecht von Seiten ihrer Erzieher und Lehrer, wenn ſie bei ihnen Schutz gegen ſolche Verfolgungen ſuchte.

Die Züge ihres Geſichtes waren regelmäßig, aber Bläſſe bedeckte ſie, und nur Ueberraſchung oder Schmerzensthränen zauberten auf dieſelben ein flüchtiges Roth. Ihr ſchwarzes, glänzendes und dabei doch ſanftes Auge zeugte von Aufrichtigkeit, Beſcheidenheit und Herzensgüte, doch machte die kümmerliche, ſchüchterne Erſcheinung des Mädchens im Allgemeinen keinen gewinnenden Eindruck.

Jene Sympathie und Antipathie, die nun einmal, bewußt und unbewußt, im Verkehre der Menſchen ſich geltend macht, und für welche man ſich meiſt vergebens bemühen würde, beſtimmte Gründe aufzufinden, ſpielte auch im Leben Natalinens eine ſehr bedeutende Rolle. Die Lehrerinnen der Erziehungsanſtalt, welcher man ſie übergeben hatte, gaben ihr niemals einen Beweis von Zuneigung. Sie hatten Schmeicheleien, Liebkoſungen für andere junge Mädchen, niemals für Natalina. Nur Einen Kuß hatte ſie in ihrer ganzen bisherigen Lebenszeit erhalten: denjenigen, den ihre ſterbende Mutter ihr auf die Lippen gedrückt hatte.

Und doch zeigte Natalina ein anſpruchsloſes, gefälliges Benehmen gegen Jedermann, auch fehlte es ihr nicht an Geiſt noch an Gemüth. Sie war voll des Mitgefühls für Leidende. Schmerzlich empfand ſie den Mangel freundlichen Entgegenkommens, und während ſie an geiſtigen und körperlichen Leiden krankte, mußte ſie von ihren Erzieherinnen Vorwürfe wegen allzu großer Empfindlichkeit hinnehmen, und ihre Beſchwerden wurden als eingebildet oder als übertrieben betrachtet. Wollte Natalina von einer Speiſe nicht eſſen, weil ſie dieſelbe nicht gut vertragen konnte, ſo beſtanden ihre Erzieherinnen darauf, daß ſie davon eſſe, um ſich, wie ſie ſagten, an dieſelbe zu gewöhnen.

Natalina hatte das zwölfte Jahr erreicht. Leonardo wünſchte ſehr, ſeine Tochter um ſich zu haben, da ihm die Ausgaben für ihren Unterhalt immer beſchwerlicher fielen. „Wie glücklich,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich ein verſtändiges, nicht allzu junges Mädchen oder eine Wittwe mit einem kleinen Vermögen fände, die ſich meiner und meines Kindes annehmen wollte!“

Leonardo hatte die Hälfte der dreißiger Jahre kaum überſchritten; er war ein Mann von gefälligem Aeußern und beſaß die Gabe, ſich angenehm zu machen. Aber die venezianiſchen Mädchen werden in großer Zurückgezogenheit gehalten, und die ſtrengen Eltern geſtatten jungen Männern, Verwandte etwa ausgenommen, den Zutritt in ihrem Hauſe nicht leicht. So bleibt Denjenigen, die auf eine Brautwahl ausgehen, faſt keine andere Gelegenheit, junge Mädchen zu ſehen und ſich ihnen zu nähern, als wenn dieſe die Kirche beſuchen. Leonardo ſah ſich genöthigt, den Landesbrauch mitzumachen, und bemerkte, indem er an Sonntagen ſein Augenmerk auf die aus der Kirche kommenden Mädchen richtete, zu wiederholten Malen ein Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, deſſen Geſtalt ihm gefiel und deſſen ſittſame Haltung ihm Vertrauen einflößte. An einem Finger ihrer Linken bemerkte er, als ſie an der Kirchenthüre nach dem Weihwaſſer griff, das goldene Ringlein, welches die Verheirateten kennzeichnet; aus dem Umſtande aber, daß ſie ſich immer allein zeigte, ſchloß er, daß ſie wohl Wittwe ſein möge, und dieſe Vermuthung wurde ihm beſtätigt, als er ihr heimlich bis zu ihrer Wohnung folgte und ſich dann bei den Nachbarsleuten nach ihr erkundigte. Ihr Gatte war Kapitän eines Kauffahrers geweſen und hatte vor zwei Jahren auf einer Fahrt nach Alexandrien ſeinen Tod gefunden. Er hatte ihr ſo viel hinterlaſſen, daß ſie, kinderlos wie ſie war, nothdürftig leben konnte.

Leonardo war mit den Reſultaten dieſer Erkundigungen zufrieden und entſchloß ſich zu weiteren Schritten. Seine einzige Beſorgniß war, Natalina möchte ein Hinderniß in dieſer Sache für ihn werden. Er faßte daher den Plan, der Wittwe ſeine näheren Verhältniſſe vor der Hand zu verbergen und ihr von ſeiner Tochter erſt dann zu ſprechen, wenn er ſich ihrer Neigung verſichert habe.

Die Wittwe fand in der That Gefallen an Leonardo und ſchien einer Verbindung mit ihm nicht abgeneigt. Es währte jedoch nicht lange, ſo erfuhr ſie zufällig durch einen Verwandten, was ihr Leonardo verſchwiegen hatte. Eleonore, ſo nannte ſich die Wittwe, war über Leonardo's Mangel an Offenheit ſehr ungehalten und gab ihm den erſten Beweis ihres ziemlich heftigen Naturells, indem ſie ihm unter vielen Vorwürfen erklärte, daß ſie von ſeinen Anträgen weiter nichts wiſſen wolle. Leonardo war nicht wenig beſtürzt, ermannte ſich aber doch zuletzt und geſtand die volle Wahrheit, indem er hinzufügte: „Schreibet es nur der großen Liebe zu, die ich für Euch hege, wenn ich Euch jene Umſtände verſchwieg. Ich fürchtete, meine arme Natalina werde für mich das einzige Hinderniß Eures Beſitzes ſein, nach welchem ich ſo großes Verlangen trage.“ Dieſe Erklärung beſchwichtigte Eleonoren in ſo weit, daß ſie ihre beſtimmte Entſcheidung noch verſchob, bis ſie Natalinen perſönlich geſehen hätte.

Am folgenden Tage begab ſie ſich in die Anſtalt, in welcher das Mädchen erzogen wurde, und gab ſich für eine Verwandte derſelben aus. Natalina wurde herbeigerufen. Eleonore betrachtete ſie vom Kopfe bis zu den Füßen eine

Zeitlang, ohne ein Wort zu ſprechen und ohne das ſchüchterne Mädchen auch nur durch eine freundliche Miene aufzuheitern. Zuletzt fragte ſie die Erzieherinnen, wie ſie mit Natalina zufrieden ſeien. Dieſe erwiederten, ſie hätten keinen beſonderen Grund zur Klage, nur ſei das Mädchen von äußerſt zarter Natur und meiſt kränklich. Mit einem Winke gaben ſie Eleonoren hinter dem Rücken Natalinens zu verſtehen, das ſchwächliche Geſchöpf habe ſicher nicht auf ein langes Leben zu rechnen.

Eleonore ging. Natalina hatte ſich Hoffnung gemacht, ſie würde von ihrer Verwandten, denn dafür hielt ſie Eleonoren, zum Abſchied einen freundlichen Kuß erhalten, wie ſie es bei anderen Geſpielinnen ſah, die von ihren Verwandten beſucht wurden. Aber die Wittwe fühlte durch das kränklich-blaſſe Geſicht des jungen Mädchens gewiſſermaßen ſich abgeſtoßen und reichte Natalinen zum Abſchiede bloß die Hand, auf welche dieſe einen ehrerbietigen Kuß drückte.

Bald darauf that Eleonore ihrem Freier zu wiſſen, ſie ſei geneigt, ihm ihre Hand zu reichen, unter der Bedingung, daß Natalina in der Erziehungsanſtalt bleibe. Aber Leonardo machte mit allem Nachdruck geltend, daß die Koſten für den Unterhalt des heranwachſenden Mädchens in jener Anſtalt ihm immer beſchwerlicher fielen, daß ſie dagegen am häuslichen Herde ihr in der Führung des Hausweſens, ſowie in den Arbeiten mit der Nadel behilflich ſein könne; endlich erinnerte er an den Spruch, daß an dem Tiſche, an welchem drei Perſonen eſſen, auch die vierte eſſen könne.

Eleonore gab zuletzt ihre Einwilligung, weniger aus

Rückſicht auf dieſe Gründe, als in der geheimen Vorausſetzung, das kränkelnde Mädchen werde ihr nicht lange zur Laſt fallen. Leonardo ſuchte eine paſſende Wohnung für ſeine neu gebildete Familie, und nachdem er ſie gefunden, auch ſonſt die nothwendigen Vorkehrungen getroffen, wurde zur Vermälung geſchritten.

Bei der Trauungsfeſtlichkeit war Natalina nicht anweſend, da der alte venezianiſche Brauch ſowohl kleine als erwachſene Mädchen von der Theilnahme an Hochzeitsgelagen ausſchließt. Am Tage nach der Vermälung aber holte Leonardo, ſeine Tochter zu nicht geringer Freude derſelben aus der Anſtalt ab und führte ſie in ſeine Wohnung.

Zwei Jahre verfloſſen der kleinen Familie in leidlichem Frieden — ich ſage leidlichem, denn theils die öfteren Erkrankungen Natalinens, theils das leicht erregbare Naturell Eleonorens verurſachten doch zuweilen eine vorübergehende Störung. Das junge Mädchen ertrug die Ausbrüche des lebhaften Temperamentes ſeiner Stiefmutter mit größter Gelaſſenheit, obgleich ſie jede Kränkung innerlich ſehr ſchwer empfand, jedes flüchtige Wort ſich zu Herzen nahm und den Schmerz darüber die längſte Zeit nicht verwinden konnte. So war ſie denn auch im väterlichen Hauſe weit entfernt, ſich glücklich zu fühlen.

Nun aber ſollte ein neues, für ſie höchſt ſchmerzliches Ereigniß eintreten.

Leonardo pflegte am frühen Morgen, bevor er ſich in ſeine Werkſtatt begab, eine Taſſe Kaffee in der Straße S. Pantaleone zu trinken. Eines Tages, als er dort eben wieder ſein Frühſtück zu ſich nahm, hörte er nebſt den übrigen Anweſenden plötzlich von der Gaſſe her Tumult und verwirrtes Geſchrei. Er eilt in Begleitung einiger Andern zur Thüre, um zu ſehen, was es gebe. Kaum iſt er dort angekommen, ſo empfängt er, eh' er ſich deſſen verſieht, einen tödtlichen Meſſerſtich in die Bruſt.

Ein Menſch aus der unterſten Volksklaſſe war am Morgen jenes Tages wahnſinnig geworden und durchrannte mit einem großen, ſcharfgeſchliffenen Meſſer die Straßen. Er verwundete Alle, die ihm unvorſichtiger Weiſe nahe kamen, oder ihm nicht ausweichen konnten. Nicht wenige Opfer fielen unter dem Mordwerkzeuge des Tobenden, ohne daß man gewagt hätte, ſich ihm in den Weg zu werfen und ihn zu entwaffnen. Erſt nachdem er auch Leonardo niedergeſtoßen, dann in ſeinem verwirrten Laufe den ponte della donna onesta hinabeilend, gegen einen zufällig dort ſtehenden Karren angerannt und zu Boden geſtürzt war, konnte die Menge ſich über ihn hermachen, ihm Hände und Füße binden und ihn in ſicheren Gewahrſam bringen.

Leonardo hatte indeſſen, wenige Augenblicke nachdem er den Todesſtoß empfangen, ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht. Groß war bei dieſem Unglück der Jammer Eleonorens; Natalinen warf der Schmerz auf's Krankenlager, an welches ſie faſt einen Monat lang gefeſſelt blieb.

Traurig war die Lage, in welche der plötzliche Todesfall die Familie Leonardo's verſetzte. Eleonoren blieb zum Unterhalte nichts, als was ſie von ihrem früheren Manne beſaß, kaum hinreichend für ſie ſelbſt. Und nun ſollte ſie auch Natalinen ernähren, die ohne das geringſte Vermögen, ohne alle Stütze, verlaſſen in der Welt ſtand. So konnte es denn nicht fehlen, daß Eleonorens Unmuth, geſchürt durch ihre dürftige Lage, ſich häufig in bitteren Worten und Verwünſchungen gegen ihren zweiten Ehebund Luft machte. Natalina begriff den Sinn dieſer Worte und weinte im Stillen.

Nach einiger Zeit erhielt Eleonore von einer Freundin die Mittheilung, daß ſich eine Gelegenheit darbiete, Natalinen vortheilhaft im Hauſe einer bejahrten Dame unterzubringen. „Natalina," ſagte die Freundin, „wird dort nur ſehr leichte Verpflichtungen zu übernehmen haben. Die Dame iſt allein; es wohnen mit ihr im Palaſte nur zwei alte Kammerfrauen und einige andere Hausbedienten. Natalina wird mehr die Stelle einer Geſellſchafterin, als einer Zofe bei der alten, hinfälligen Frau vertreten."

Eleonore begab ſich perſönlich zu der Dame und empfahl ihr Natalina angelegentlich. Die Dame fand Wohlgefallen an dem jungen Mädchen, als es ihr vorgeſtellt wurde, und nahm es ohne Bedenken in ihren Dienſt. Sehr leicht würden Natalinen die Verrichtungen dieſes Dienſtes gefallen ſein, wenn ſie nicht mehr von den beiden alten Kammerfrauen, als von ihrer Herrin ſelbſt abhängig geweſen wäre. Dieſe beiden Frauen hatten ſeit vielen Jahren in dem Hauſe gedient und es zuletzt dahin gebracht, daß ſie faſt unumſchränkt in demſelben herrſchten. Sie kümmerten ſich wenig mehr um die Anordnungen der alten Dame und führten den Haushalt, wie es ihnen beliebte.

Die ſanfte, fügſame, ihrer Gebieterin mit größter Verehrung begegnende Natalina gewann die volle Sympathie der letzteren. Da ſie zugleich einen aufgeweckten Geiſt beſaß, ſo unterhielt ſich die Dame ſehr gern mit ihr und ließ ſie zuletzt kaum mehr von ihrer Seite. Dieſer Umſtand verurſachte, wie man ſich denken kann, den beiden alten Kammerfrauen ein entſchiedenes Mißbehagen, welches auf's Höchſte ſtieg, als die Dame eines Tages in ihrer Gegenwart die Hand auf Natalinens Schulter legte und freundlich zu ihr ſagte: „Fahre nur ſo fort, mein Kind, ſei brav und redlich, und ich werde bei meinem Tode deiner nicht vergeſſen.“

Es muß hier erwähnt werden, daß dieſe ſehr reiche alte Frau keine Kinder und nur entfernte Verwandte beſaß. Ihre geſammte Dienerſchaft ſchmeichelte ſich alſo mit der Hoffnung auf beträchtliche Vermächtniſſe. Sie ſelbſt nährte dieſe Hoffnungen durch öftere Hindeutung auf ihr großes Vermögen, über welches ſie ohne irgendwelche Rückſichten verfügen könne. Insbeſondere hatten die beiden Kammerfrauen ſchon angefangen, ſich als die muthmaßlichen Univerſalerben der Dame zu betrachten. Darum konnten ihnen Worte, wie ſie ihre Herrin an Natalina gerichtet hatte, nicht gefallen. Als ſie nun die Neigung der Dame für Natalinen von Tag zu Tage wachſen ſahen, ſo thaten ſie alles Mögliche, um dieſe bei ihr in Mißkredit zu bringen. Sie gaben dem Mädchen Schuld, daß ſie ihr Morgen- und Abendgebet verſäume, daß ſie in den Tag hinein ſchlafe, und endlich, daß ſie, übermüthig gemacht durch die Liebe und Nachſicht ihrer

Herrin, nichts mehr auf Befehl oder Ermahnung gebe, ſondern ihren eigenen Launen folge. Aber dieſe Beſchuldigungen machten auf die Dame keinen beſonderen Eindruck. Eines Tages fertigte ſie ſogar die Klägerinnen mit den Worten ab: „Ihr habt doch Alle nicht die Liebe und Aufopferung für mich wie Natalina!“

Vorſichtig und ſchlau, wie ſie waren, verbargen die beiden Angeberinnen für den Augenblick ihren Unmuth, aber Natalinens Verderben war von da an eine beſchloſſene Sache . . .

Sechs Monate waren verfloſſen, ſeit das Mädchen in die Dienſte der alten Dame getreten war. Da kam eines Morgens Natalina in großer Beſtürzung ins Gemach ihrer Herrin. Sie erzählte, daß ſie bei der Beſorgung eines häuslichen Geſchäftes unter dem Silberzeuge, das vor Kurzem ihrer Aufſicht übertragen worden war, ein Beſteck vermiſſe, und daß dasſelbe, wiewohl von ihr und Andern im ganzen Hauſe geſucht, nicht wieder aufgefunden werden konnte.

„Iſt denn etwa eine fremde Perſon im Hauſe geweſen?“ fragte die Dame.

„Ich wüßte nicht,“ erwiederte Natalina. „Das Beſteck fehlt erſt ſeit geſtern Abend. In die oberen Gemächer pflegt außer mir und den beiden Kammerfrauen Niemand zu kommen . . .“

Die beiden Letztgenannten waren eben anweſend. „Wie?“ rief eine derſelben, „will das Mädchen vielleicht uns beide in Verdacht bringen? Dreißig Jahre haben wir in dieſem

Hauſe gedient, und nicht eine Stecknadel iſt während dieſer Zeit abhanden gekommen!“

„Aber, ich ſetze kein Mißtrauen in Euch,“ ſagte die Dame, und die erſchrockene Natalina wollte die gehäſſige Auslegung ihrer Worte abwehren; aber die beiden Kammerfrauen eiferten weiter:

„Nur wir beiden oder Natalina können die Schuldigen ſein. Wir beſtehen darauf, daß unſere Zimmer und Schränke durchſucht werden. Wir verlangen eine ſtrenge Unterſuchung, welche allein uns von dem Verdachte reinigen kann, den dieſes übermüthige Geſchöpf auf uns zu werfen wagte.“

Die Dame zeigte wenig Luſt zu einer ſolchen Durchſuchung, verſtand ſich aber endlich doch dazu, nur um dem dringenden Begehren ihrer Dienerinnen zu entſprechen. Faſt ungehalten erhob ſie ſich von ihrem Armſtuhle und ſtieg in Begleitung der Letzteren ins obere Stockwerk empor. Nachdem man das Gemach der Kammerfrauen betreten, fingen dieſe ſogleich an, ihre Schränke zu öffnen und ihre Habſeligkeiten vor den Augen der Gebieterin auszubreiten. „Ach, laßt es doch,“ ſagte dieſe nach einem flüchtigen Blicke auf das vor ſie Hingelegte; „es iſt nichts weiter nöthig — gehen wir.“ Damit wollte ſie ſich entfernen.

„Wie?“ fuhr eine der beiden Kammerfrauen auf; „ſind wir vielleicht ſchlechter als Natalina? Wir haben uns einer Unterſuchung unterworfen, und ſie ſoll frei ausgehen?“

Nur aus Rückſicht auf Natalina, damit kein Verdacht auf ihr haften bliebe, verſtand ſich die Dame zuletzt dazu, auch Natalinens Gemach zu betreten. Mit freundlichem

Lächeln ſagte ſie zu dem jungen Mädchen: „Gib uns den Schlüſſel zu deinem Schranke, Natalina!"

„Mein Schrank iſt nie verſchloſſen," ſagte dieſe, öffnete die Thüre desſelben und forderte die Kammerfrauen auf, ihre Kleider zu durchſuchen. Dieſe ſchickten ſich haſtig an, die dort aufbewahrten Kleidungsſtücke herauszunehmen, und ſiehe da! im Hintergrunde des Schrankes, eingehüllt in ein altes Unterkleid, fand ſich das vermißte Beſteck.

Natalina erbleichte, die Dame ſtand in Erſtaunen verſunken da, und die beiden Kammerfrauen hielten ihr das Vorgefundene mit triumphirenden Blicken vor die Augen.

„Was ſoll das heißen?" fragte die Dame zuletzt, zu Natalina gewendet.

„Ich weiß von nichts," erwiederte dieſe in tiefſter Beſtürzung über das Vorhandenſein des Silberbeſtecks in ihrem Schranke, das ſie auf keine Weiſe ſich zu erklären wußte.

„Schäme dich," rief die Dame, „ich hatte dich wie eine Tochter behandelt . . ."

Nun ergriff eine der Kammerfrauen das Wort und ſiel mit wütenden Schmähungen über Natalina her, ſie ſchalt ſie eine Diebin, eine Nichtswürdige, und fügte hinzu: „Wenn du nicht augenblicklich das Haus verläſſeſt, ſo bleiben wir keine Stunde länger . . ."

„Ich kenne meine Pflicht," ſagte die Dame; „ſogleich ſchnüre dein Bündel, Natalina. Den Diebſtahl würde ich dir vielleicht verziehen haben, aber daß du dieſe Unſchuldigen verdächtig machen wollteſt, während du ſelbſt die Schuldige warſt, das beweiſt, daß ich meine Gunſt einer durchaus Unwürdigen geſchenkt hatte."

Natalina wollte ſich rechtfertigen, aber die Dame ſchnitt ihr das Wort ab. „Schweig'," rief ſie, „die Thatſache ſpricht unwiderleglich. Mein Gondolier wird dich augenblicklich zu deiner Stiefmutter zurückführen."

Das unglückliche Mädchen brach in heiße Thränen aus und wollte die Hand ihrer Herrin küſſen. Dieſe aber wies ſie ſtrenge zurück. Die beiden Kammerfrauen führten Natalinen zum Gondolier, dem ſie den Vorfall mit vielem Aufwande von Worten erzählten, indem ſie ihm zugleich den Auftrag der Dame kund machten.

Der Mann faßte ſchweigend bald Natalinen, bald die beiden Frauen ins Auge. Dann führte er das junge Mädchen fort, welchem die Kammerfrauen noch Spott- und Schmähreden nachſandten.

Auf dem Wege ſtürmten häufige Thränen über die Wangen Natalinens. Der Gondolier blickte ſie von Zeit zu Zeit an und ſagte zuletzt: „Du haſt nicht recht gethan, Mädchen!"

„Ich bin unſchuldig!" rief dieſe aus.

„Ei," verſetzte der Gondolier, „das ſagen alle Diebe. Deine Herrin hat dich doch lieb gehabt, ſo viel ich weiß?"

„Mehr als ich verdiente."

„Dann haſt du eine große Thorheit begangen. Lange kann die alte Frau nicht mehr leben, und ſie hätte dir ohne Zweifel etwas hinterlaſſen."

„Sie hatte es mir ſogar verſprochen."

„Wußten das die Kammerfrauen?“

„Sie ſprach davon in ihrer Gegenwart.“

„Wiſſe, Kind, das ſind ein Paar Harpyen, ein Paar neidiſche Klätſcherinnen, und du biſt nicht die erſte Dienerin, die ihretwegen den Dienſt verlaſſen mußte.“

Während dieſes Geſprächs waren ſie vor dem Hauſe Eleonorens angelangt. Dieſe zeigte ſich nicht wenig betroffen über die unerwartete Erſcheinung Natalinens, und als nun der Gondolier ihr nothgedrungen die Urſache dieſer Heimkehr andeutete, da gerieth ſie, wie man ſich wohl denken mag, in nicht geringen Zorn und war nahe daran, das unglückliche Mädchen von ihrer Thüre zu jagen. Aber der Gondolier ſagte ihr einige beruhigende Worte und entfernte ſich nicht früher, als bis ihre Aufregung ſich einigermaßen gelegt hatte.

Zum Abſchied flüſterte der Gondolier Natalinen noch die Worte zu: „Mein liebes Kind, du haſt deinen Schrank offen gelaſſen und jene beiden Vetteln haben vielleicht . . . . doch genug, ich darf nicht reden, wie ich wollte, man könnte mich alten Mann ebenfalls aus dem Hauſe jagen. Faßt Euch und bedenkt, daß Ihr nicht das erſte verfolgte und unſchuldig verleumdete Geſchöpf ſeid.“

Eleonore, welcher es trotz ihres aufbrauſenden und heftigen Temperamentes doch weder an menſchlichem Gefühl noch an geſundem Verſtande fehlte, kam nach einiger Ueberlegung bald zu der inneren Ueberzeugung, daß Natalina, deren Charakter ſie kannte, eines Vergehens, wie das ihr zur Laſt gelegte, nicht fähig ſei. Sie verfügte ſich einige

Male in das Haus der alten Dame, erhielt aber immer den Beſcheid, daß dieſe ſie nicht empfangen wolle. Hierdurch wurde der Verdacht, den Eleonore gegen die beiden Kammerfrauen hatte, noch geſteigert, und ſie zweifelte nicht, daß ihr dieſe Abweiſung ohne Vorwiſſen der Dame widerfahren.

So blieb denn Natalina für jetzt wieder im Hauſe ihrer Stiefmutter, mit weiblichen Arbeiten ſich den kärglichen Unterhalt verdienend.

Nur ſelten ging ſie aus, um ſich zu erholen, doch beſuchte ſie täglich zur beſtimmten Stunde die Meſſe. Ernſt und ſittſam legte ſie den Weg zur Kirche San Barnaba zurück, die nicht weit von ihrer Wohnung entfernt war. So verfloß eine geraume Zeit.

Eines Tages, als ſie eben wieder von der Meſſe zurückkehrte, bemerkte Eleonore auf den Wangen des Mädchens eine ungewohnte Röthe. Verwundert fragte ſie dieſelbe, was ihr begegnet ſei.

Noch tiefer erröthend geſtand Natalina, daß ihr ein junger Mann gefolgt ſei, als ſie die Kirche verließ, und einige freundliche Worte an ſie gerichtet habe.

„Wie?“ rief Eleonore, „du gibſt jungen Männern Gehör?“

„Durchaus nicht,“ verſetzte Natalina, „aber wenn der liebe Gott Euch von der Laſt befreien wollte, die ich Euch verurſache, könnte er es nicht vielleicht dadurch, daß er mich eine Gelegenheit zur Verheiratung finden ließe?“

„Zur Verheiratung? Albernes Mädchen! Die Männer ſehen heutzutage nur auf die Mitgift. Ich weiß, was mir mit deinem Vater begegnet iſt. Du biſt eine Elende und haſt kein Glück Dein Leben lang.“

„Ach ja, Ihr habt nicht Unrecht. Ich bin nur zum Unglück geboren. Verzeiht mir, ich will jede eitle Einbildung dieſer Art fahren laſſen."

Den nächſten Tag ging Natalina in Begleitung ihrer Stiefmutter zur Meſſe. Sie bemerkte denſelben jungen Mann an der Thüre der Kirche. Als ſie in dieſe eingetreten war, ſo wendete ſie ſich verſtohlener Weiſe um, begierig zu wiſſen, ob der Jüngling ihr gefolgt ſei. Aber er hatte die Schwelle der Kirche nicht überſchritten. Bei der Rückkehr nach Hauſe aber bemerkte ſie ihn wieder auf der Straße hinter ſich.

Viele Tage lang wiederholte ſich das Nämliche.

Eines Tages aber faßte der Unbekannte Muth und übergab Natalinen einen Brief mit der beſcheidenen Bitte, ihn nicht ungeleſen zu laſſen, worauf er ſich eilig wieder entfernte. Der Brief enthielt in wenigen und einfachen Worten eine Liebeserklärung. Es war jedoch kein Name unterzeichnet.

Natalina war außer ſich vor Freude und zeigte den Brief Eleonoren. Am nächſten Morgen ging ſie allein zur Kirche. Der junge Mann näherte ſich ihr, grüßte ſie höflich, und erbat ſich eine Antwort auf ſein Schreiben.

Natalina fragte ihn um ſeinen Stand und ſeine Herkunft.

„Ich bin aus Peſaro gebürtig," erwiederte er. „Meine Eltern haben mich nach Venedig geſandt, um hier den Handel zu erlernen."

„Wiſſet Ihr aber auch," fragte Natalina, „daß ich ein ganz armes Mädchen bin?"

„Ich weiß Alles; auch ich bin nicht reich."

„Ich möchte nicht gerne getäuſcht werden."

„Ihr habt ganz Recht.“

„Darf ich Euch bitten, mir Euren Namen mitzutheilen?“

„Erlaubt mir, daß ich ihn für jetzt noch verſchweige.“

„Aber ich begreife nicht . . .“

„Zu ſeiner Zeit, wenn Ihr den Grund meines Schweigens erfahret, werdet Ihr mich entſchuldigen.“ —

Von da an ſah Natalina ihren Geliebten jeden Tag, zuweilen kam er auch, nach venezianiſcher Sitte, des Abends unter ihr Fenſter, um mit ihr zu ſprechen. Er zeigte ſich von ſo herzlicher, ja leidenſchaftlicher Liebe für ſie ergriffen, daß das Mädchen im Gefühle ihres Glückes, an welches ſie kaum glauben konnte, zuweilen ausrief: „Ach, ich war immer unglücklich — gewiß iſt auch dieſes Glück nur ein ſcheinbares; wer weiß, was für ein neues Unheil für mich daraus hervorgehen wird!“

Der junge Mann begleitete Natalinen regelmäßig zur Meſſe, aber er trat nie in die Kirche mit ihr ein. Natalina fragte ihn einmal um die Urſache.

„Ich will es dir ſagen,“ verſetzte er, „ich habe ein Vorurtheil, das dem hieſigen Brauche entgegen iſt. Dieſes Liebeln am heiligen Orte gefällt mir nicht. Wenn ich mit dir in die Kirche einträte, ſo würde ich dich vielleicht in deiner Andacht ſtören.“

Natalina ehrte dieſe fromme Rückſicht.

Ein anderes Mal drang ſie in ihn, er möge ihr doch ſeinen Namen nicht länger verſchweigen. Nach einigem Zögern ſagte er ihr, daß er ſich Gabriel Alfierini nenne. Natalina fragte ihn nach ſeiner Familie, ſeiner Wohnung.

„Ich wohne,“ verſetzte er, „zu San Marziale. Ich erlerne den Handel bei einer iſraelitiſchen Familie.“

„Wie? bei einer jüdiſchen Familie?“

„Ja wohl, die aus durchaus braven und ehrwürdigen Leuten beſteht.“

Natalina war durch das Gehörte nicht ganz beruhigt. Sie theilte es erſt Eleonoren und dann auch ihrem Beichtvater mit, der auch Eleonoren perſönlich kannte und beiden Frauen ſchon oft ein Tröſter und Berather in Drangſalen geweſen war. Der würdige Prieſter verſprach ihr, über den jungen Mann genauere Erkundigungen einzuziehen.

Inzwiſchen verdoppelte der unbekannte Liebhaber die Beweiſe ſeiner Zärtlichkeit für Natalina. Er machte ihr auch einige kleine Geſchenke, die Natalina mit einer zierlichen Handarbeit erwiederte. Die unverkennbare Aufrichtigkeit der Zuneigung, welche der junge Mann für Natalina kundgab, machte auch auf Eleonoren einen ſo guten Eindruck, daß ſie ihm zuletzt den Eintritt in ihr Haus geſtattete. Er machte getreulich Gebrauch von dieſer Erlaubniß, doch immer erſt in ſpäter Abendſtunde, wenn er ſeine Berufsgeſchäfte verrichtet hatte.

Eines Tages beſuchte der oben erwähnte Geiſtliche das Haus Eleonorens und erzählte den beiden Frauen, daß er Nachforſchungen über den jungen Mann angeſtellt habe, daß dieſelben jedoch vollkommen erfolglos geblieben ſeien. Der Name, den der junge Mann als den ſeinigen bezeichnet habe, ſei in der Contrado S. Marziale gänzlich unbekannt.

„Vielleicht weil er ein Fremder iſt und noch nicht lange dort wohnt,“ verſetzte Natalina mit ſchlechtverhehlter Unruhe.

„Haſt du mir nicht geſagt,“ fuhr der Geiſtliche fort, „daß er dich zuweilen bis zur Kirche begleitet?“

„Allerdings, auch morgen verſprach er es zu thun.“

„Gut, ich werde eine Perſon dort aufſtellen, die ihn im Auge behalten und ihm unbemerkt bis in ſeine Wohnung folgen ſoll.“

Am nächſten Tage erſchien der Unbekannte zur beſtimmten Stunde und begleitete Natalina zur Kirche, wo der Geiſtliche ſchon eine verläßliche Perſon aufgeſtellt hatte.

Zwei Tage ſpäter kommt der Geiſtliche zu Eleonoren in heftiger Aufregung. Die beiden Frauen erſchrecken vor ſeiner unglückverheißenden Miene.

„Nun weiß ich,“ ruft der Prieſter, „nun weiß ich, wer der junge Mann iſt! O der Unwürdige! Arme Natalina! armes, immer unglückliches Mädchen!“

„O Himmel, was iſt geſchehen?“ fragten die Frauen.

„Wiſſe,“ ſagte der Geiſtliche, zu Natalina gewendet, „der Mann, den du liebſt, der dir ſo ſchöne Verſprechungen machte, von dem du meinteſt, daß er dich zum Altare führen würde — er iſt ein Jude!“

„Gerechter Himmel!“ rief Eleonore, „wer hätte das geglaubt? Nun begreife ich, warum er niemals die Kirche betreten wollte!“

Natalina brach in einen Strom von Thränen aus.

„Er wird dieſen Abend wie gewöhnlich hierherkommen,“ fuhr Eleonore fort, „wir wollen ihm für ſein verrätheriſches Benehmen den Text leſen und uns ſeiner für immer entledigen!“

„Arme Natalina,“ ſagte der Prieſter, „möge Gott dir Kraft geben, dieſen Menſchen aus deinem Andenken zu verbannen.“

Schluchzend und wortlos vor Schmerz ſtand das junge Mädchen da, während der Prieſter, bevor er ſich entfernte, nicht ohne Rührung ſeine Hand auf ihr Haupt legte und mit einem Blicke zum Himmel um den Beiſtand des Höchſten für ſie zu flehen ſchien.

Mit Einbruch der Nacht klopfte, wie man erwartet hatte, der Liebhaber Natalinens an die Thüre. Eleonore hatte ſich kaum überzeugt, daß er es ſei, als ſie die Geſchenke, die er Natalinen gemacht hatte, zuſammenraffte, die Stiege damit hinab eilte und ſie dem jungen Manne, nachdem ſie die Thüre geöffnet, in ihrer gewohnten leidenſchaftlichen Weiſe vor die Füße warf. Sie begleitete dieſes Thun mit einigen Erklärungen von ſehr unſanfter Art und ſchloß dem Verblüfften zuletzt die Thüre vor der Naſe zu. Natalina hatte ſich indeſſen weinend auf ihr Lager geworfen.

Am nächſten Tage erhielt Eleonore folgendes Schreiben: „Ich geſtehe meine Schuld; ich habe die Wahrheit verſchwiegen, aber ich that es nur aus inniger Liebe, die ich für Natalinen hege und immer hegen werde. Aber glauben Sie nicht, daß ich ganz ein Unwürdiger bin . . . meine Seele iſt von tauſend widerſtreitenden Empfindungen zerriſſen . . . Seien Sie verſichert, daß ich ſeit langer Zeit, ſchon bevor ich Natalinen kannte, mich mit dem Gedanken trug, ein Bekenner des Evangeliums zu werden.“

Dieſe letzten Worte überraſchten Eleonoren, und ſie theilte den Brief ihrem und Natalinens geiſtlichen Freunde mit. Dieſer las ihn aufmerkſam und ſagte: „Wenn es ſich wirklich ſo verhält . . . wenn er in Wahrheit die Abſicht hätte . . . ich will ihn perſönlich ſprechen.“ Eleonore theilte ihm mit, daß der junge Mann noch jeden Abend ſich unter ihren Fenſtern zeige.

„So will ich um dieſe Zeit zu Euch kommen,“ verſetzte der Geiſtliche, „und ſobald er erſcheint, gehe ich zu ihm hinab und laſſe mich mit ihm in eine Unterredung ein.“

Geſagt, gethan. Traurig und langſam ging Jacob (dies der wahre Name des Jünglings) zur gewöhnlichen Stunde am Hauſe Eleonorens vorüber. Der Prieſter trat aus der Thüre und ſprach ihn an. Mit großer Ehrerbietung ſtand ihm der junge Mann Rede und wiederholte im Laufe des Geſprächs ſeine Erklärung, daß er ſeit zwei Jahren damit umgehe, den katholiſchen Glauben anzunehmen. „Aber ich habe die feſte Ueberzeugung,“ fügte er hinzu, „daß, ſobald ich dies thue, mein ſtrenggläubiger Vater mir ſeinen Fluch gibt, und daß ihm meine Religionsänderung eine tödtliche Kränkung verurſacht.“

„Was gedenkt Ihr alſo zu thun?“

„Mein Vater iſt hochbetagt . . . nach ſeinem Tode werde ich nicht zögern, ein Anhänger des Kreuzes zu werden. Dann wird Natalina mir angehören. O ehrwürdiger Herr! ich liebe dieſes Mädchen, wie man nur ein menſchliches Geſchöpf auf Erden lieben kann. Ihr entſagen müſſen, das wäre mein Tod.“

„Könnt Ihr mich aber auch als Ehrenmann verſichern, daß Ihr nicht bloß, um Natalinen zu beſitzen, ſondern aus Ueberzeugung dem Glauben Eurer Väter abzuſchwören und Chriſt zu werden bereit ſeid?“

„Ich beſchwöre es vor Gott, daß ich ſchon, bevor ich Natalina kannte, dieſen Entſchluß faßte. Die Liebe zu ihr iſt mir nur ein neuer Antrieb, dieſen Entſchluß auszuführen.“

„Ich will es glauben. Für jetzt aber muß alle Gemeinſchaft zwiſchen Euch und Natalina aufhören.“

„Warum, ehrwürdiger Herr?“

„Es darf nicht ſein ... Sobald Ihr ein Bekenner des Evangeliums geworden, dann wird ſich Alles finden.“

Jacob empfahl ſich mit dem Ausdrucke der tiefſten Betrübniß. „Hier weilen und Natalina nicht ſehen, nicht ſprechen,“ rief er aus, „wie kann ich das ertragen?“

Die beiden Frauen waren ſehr begierig, zu erfahren, was der Prieſter mit Jacob geſprochen hatte. Bald hatte der Erſtere ſie davon unterrichtet. Natalina überließ ſich einem tiefen, ſtummen Schmerze. Ungefähr einen Monat ſpäter erhielt Eleonore ein neues Schreiben von Jacob, welches folgendermaßen lautete:

„In dieſem Augenblicke ruft ein Brief mich in meine Heimat, wo mein Vater auf dem Sterbebette liegt. Der Himmel weiß, ob ich ihn noch lebend finde. Sagen Sie Natalinen, daß ich niemals mein gegebenes Wort brechen werde. Ihre oder Natalinens Briefe finden mich ſicher in Peſaro.“

Das junge Mädchen wollte dieſen Brief ſogleich erwiedern. „Laß es gut ſein,“ mahnte Eleonore, „wenn er dich wahrhaft liebt und dich nicht betrügen will, ſo wird er bald von Neuem ſchreiben.“

Dieſe Muthmaßung verwirklichte ſich bald. Jacob beſtätigte in einem zweiten Briefe, daß ſein Vater dem Tode nahe ſei und wiederholte die Verſicherung ſeiner unveränderlichen Liebe zu Natalinen. Dieſe antwortete ihm auf Eleonorens Rath mit wenigen und zurückhaltenden Worten.

Ein ganzer Monat verfloß ohne weitere Kunde von

Jacob. Endlich kam ein neues Schreiben von ihm, in welchem er folgende Nachricht gab:

„Das Befinden meines Vaters hat ſich ganz unerwarteter Weiſe um Vieles gebeſſert. Ich kann nicht anders als den Himmel dafür danken . . . Geduld, theure Natalina! Mein Vater hat Verdacht geſchöpft, daß ich meiner Religion abſchwören wolle. Welche Vorwürfe mußte ich hören! Ach, ich bin der Unglückſeligſte aller Menſchen!“

Natalina las dieſe Zeilen mit anſcheinender Ruhe. Einige Tage ſpäter aber wurde ſie von einem Fieber befallen, das ſich als ſehr hartnäckig erwies. Jacob ließ von Zeit zu Zeit Briefe ähnlichen Inhalts folgen, die aber allmälig ſeltener wurden. Zuletzt verfloß ein halbes Jahr, ohne daß von ihm eine Nachricht kam. Das Siechthum und der Trübſinn Natalinens nahm inzwiſchen fortwährend zu. Der Name Jacob's kam jedoch niemals über ihre Lippen.

Endlich traf von dem ſchwer Vermißten folgende Botſchaft ein: „Mein Vater iſt nicht mehr. Strafe mich der Himmel, wenn ich dieſen Augenblick herbeigewünſcht habe. Du aber, Natalina, magſt nun den Schmerz und die Ungeduld deines langen Harrens vergeſſen. Noch ſind nicht zwei Stunden verfloſſen, ſeit mein Haupt mit dem Waſſer begoſſen wurde, das die Erbſünde hinwegwäſcht. Ich bin nicht mehr Jacob, ich bin Giovanni. Wiedergeboren bin ich, o Natalina, für mich und dich! Niemand hat mehr über mich zu gebieten, und ich beſitze ſoviel als hinreichend iſt, für uns Beide ein beſcheidenes Lebensglück zu gründen. Heute zählen wir den vierzehnten, am einundzwanzigſten bin ich in deinen Armen, und wir gehören einander für immer an!“

Welche Ueberraſchung bereitete Eleonoren dieſer Brief! Aber ſie ſagte zu ſich ſelbſt: „Soll ich ihn Natalinen übergeben? Sie iſt in einem ſolchen Zuſtande von Schwäche . . . ich möchte nicht, daß das unerwartete Glück ihr eine zu heftige Erſchütterung verurſache . . . Vielleicht aber könnte ſie dieſe Freudenbotſchaft vom Rande des Grabes zurückreißen, an welchen ſie ſchon gelangt iſt. Ich will mich mit unſerem geiſtlichen Freunde beſprechen.“

Der würdige Prieſter theilte die Freude Eleonorens über den Brief und nahm es auf ſich, Natalinen mit dem Inhalt desſelben bekannt zu machen.

„Liebe Tochter,“ ſagte er, indem er ſich dem Bette der Kranken näherte und ſeine Hand auf ihre Stirn legte, „hoffſt du noch auf Gottes Beiſtand?“

„Ich hoffe und vertraue auf ihn,“ verſetzte ſie mit matter Stimme.

„Und worin beſtehen deine Hoffnungen?“

„Daß er mich bald in ſeinen Schooß aufnehme.“

„Hoffſt und wünſcheſt du nichts mehr auf dieſer Erde?“

„Die Güter der Erde ſind trügeriſch. Ihr ſelbſt habt es mir oft geſagt, ehrwürdiger Vater! Jacob hat mir einſt geſchworen, daß er mich liebt, auch er hat mich betrogen.“

„Betrogen? wer weiß? Natalina, gib nicht alle Hoffnung auf!“

„Ich hoffe nichts mehr.“

„Biſt du ſtark genug, eine gute Nachricht zu vernehmen?“

„Ich glaube an keine freudige Botſchaft. Der Unglücksſtern, der über meiner Wiege ſtand, wird mich bis zu meinem Grabe begleiten!“

„Sage das nicht, Gott iſt allmächtig; mit ſeinen Willen kann ſich Alles ändern. Doch zur Sache. Wiſſe, Jacob hat wieder von ſich hören laſſen.“

„Ach ich werde nie die Seinige werden.“

„Faſſe Muth, Natalina. Lies dieſen Brief und überzeuge dich von den Wirkungen der göttlichen Gnade.“

Natalina erhob ſich mühſam im Bette, unterſtützt von Eleonoren. Ihre Augen waren ſtarr auf das Blatt geheftet, das der Prieſter ihr darreichte. Sie las die Zeilen langſam vor ſich hin und fing dann wieder von vorn zu leſen an, als hätte ſie den Sinn noch nicht verſtanden. Als ſie den Brief das zweite Mal durchgeleſen, lächelte ſie bitter und fragte: „Ihr hintergeht mich vielleicht? Ihr wollt mich tröſten?“

„Siehſt du denn nicht,“ fragte Eleonore, „es iſt Jacob's eigene Schrift ... oder vielmehr Giovanni's ...?“

„Giovanni's? Ach ja, Giovanni's! Geſegnet ſei mir der Name! Giovanni alſo ....“

„Wird in Kurzem bei dir ſein!“

„Bei mir?“ — hier ſank Natalina, von einer Ohnmacht überwältigt, zurück. Aber faſt augenblicklich erholte ſie ſich wieder, lächelte und rief: „Der Brief, der Brief! laßt ihn mir, ich will ihn noch einmal leſen!“

„Da, da,“ ſagte Eleonore.

„Welches Datum trägt er?“

„Er iſt vom 14. d. Mts.“

„Und heute haben wir?“

„Den 18.“

„Noch zwei Tage und er wird hier ſein!“

Natalina verbrachte die Nacht in ſeltſamen und lebhaften Träumereien. Sie ſprach mehrmals laut und ihre Reden waren verwirrt. Am folgenden Morgen verſuchte ſie aufzuſtehen und brachte es auch mit einiger Anſtrengung zu Stande.

„Es ſind viele Monate,“ ſagte ſie, „daß ich nicht nach meinen Kleidern geſehen habe. Was wird Giovanni ſagen, wenn er mich ſo vernachläſſigt findet? Ich will doch den Schrank durchmuſtern und alles Schadhafte in guten Stand ſetzen. O Eleonore! meine gute Mutter! bald will ich Euch von der Laſt befreien, die Ihr ſo lange getragen habt. Aber ich werde nicht undankbar ſein. Vielleicht können wir auch zuſammen wohnen. Uebermorgen wird Giovanni hier ſein, und dann halten wir Hochzeit . . . ich will, daß es ſo bald als möglich geſchehe.“

„Das freut mich ſehr,“ erwiederte Eleonore, doch war in dem Blicke, mit welchem ſie Natalinen muſterte, nichts weniger als volle Beruhigung und ungetrübte Hoffnung zu leſen.

„Man muß doch auch die Stube ſcheuern und das ganze Haus,“ fuhr Natalina fort. So brachte ſie den ganzen Tag in aufgeregter Geſchäftigkeit zu und erhielt ſich zur Ueberraſchung Aller bei ungeſchwächten Kräften. Auch ſchlief ſie in der darauffolgenden Nacht leidlich.

So kam der 20. heran. Schon am frühen Morgen wollte Natalina aufſtehen, aber es fiel ihr ſchwerer als den Tag zuvor. Bald mußte ſie in großer Ermattung ſich wieder auf einen Stuhl niederlaſſen. Dennoch ſagte ſie: „ich befinde mich wohl.“ Ein paar mal fragte ſie: „Wer klopft? vielleicht er? Doch nein, erſt morgen hat er verſprochen zu kommen.“

Der befreundete Geiſtliche kam. „Ah, ſeid mir willkommen!“ rief Natalina. „Ihr ſeid es ja, der mir die große Freudenbotſchaft gebracht hat. Daß Euch der Himmel dafür ſegne! Morgen wird ſich alſo Alles entſcheiden! Ich werde endlich glücklich ſein. Und vielleicht . . . Gott verzeihe mir dieſen Hochmuth . . . vielleicht verdiene ich nach ſo vielen Leiden es zu ſein . . . aber, ehrwürdiger Vater, wie kommt es doch, daß es ſo dunkel wird? Beginnt es vielleicht zu regnen?“

„Nein, liebes Kind, die Sonne ſcheint in ihrer vollen Reinheit.“

„Dann weiß ich nicht . . . mir iſt ganz dunkel vor den Augen . . . ich ſehe Euch nicht mehr . . .“

„Fühlſt du dich leidend?“

„Ich weiß nicht . . . eine gewiſſe Beängſtigung, die immer mehr zunimmt . . . o Gott, o Gott . . . Euren Segen, ehrwürdiger Vater . . .

Natalina ſank zurück. Sie gab kein Lebenszeichen mehr von ſich. Der Prieſter beſprengte ſie mit geweihtem Waſſer und ſprach die Sterbegebete über ſie. Eleonore ließ in größter Eile den Arzt rufen. Dieſer kommt, unterſucht den Körper Natalinens und erklärt: „Sie iſt todt.“

Unter Thränen rief Eleonore aus: „Was wird Giovanni ſagen, wenn er morgen kommt und ſie todt findet?“

„Ich mache mich auf Schlimmes gefaßt,“ verſetzte der Pfarrer. Dieſer junge Mann, der Natalinen ſo leidenſchaftlich liebte, der vielleicht nur ihretwegen ſeinen Glauben abſchwur, er wird ſich gewiß der Verzweiflung hingeben, wenn er ſie todt findet.“

„Was ließe ſich thun," fragte Eleonore, „um ihn nicht gleich im erſten Augenblick durch die traurige Wahrheit zu erſchrecken?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte der Prieſter, „doch iſt es vielleicht am beſten, da er morgen kommt, noch dieſen Abend den Leichnam Natalinens in die Kirche zu bringen und morgen frühzeitig zu beſtatten."

Eleonore war damit einverſtanden. Alle Anſtalten wurden ſogleich getroffen, den Vorſchlag des Pfarrers auszuführen. Natalina wurde in weißes Linnen gekleidet und ein Kranz von Roſen um ihr Haupt geſchlungen. Dann wurde ſie mitten in einer Kammer auf einen grünen Teppich gelegt. Viele Frauen der Nachbarſchaft kamen, theils aus Frömmigkeit, theils aus Neugierde, um dem Leichnam eine Sprenge geweihten Waſſers zu geben und Gebete darüber zu ſprechen.

Die Nacht kam heran. Wenige Fackeln und das murmelnde Gebet zweier Prieſter begleiteten das junge Mädchen zur letzten Ruheſtätte. In der Kirche S. Barnaba wurde ſie ausgeſtellt und bei ihrem Leichnam die übliche Nachtwache gehalten. Bei Sonnenaufgang, noch vor Beginn der erſten Meſſe wurde ein Grab eröffnet. Natalina wurde in daſſelbe hinabgelaſſen, und der Gruftſtein ſchloß ſich über ihr. Denſelben Morgen kam Giovanni an.

Die Verzweiflung, mit welcher er die Trauerkunde vernahm, iſt nicht zu beſchreiben. Das Haus Eleonorens widerhallte von ſeinen Klagen. „Warum," rief er aus, „warum habt Ihr ſie fortgetragen? Meine Gegenwart, meine Liebe, meine Küſſe hätten ſie ins Leben zurückgerufen!"

Dank der Vermittlung des mitleidvollen Prieſters, erwirkte Giovanni zuletzt die Erlaubniß, das Grab Natalinens öffnen zu laſſen, damit er die Geliebte noch einmal ſehen könne. Man eröffnete alſo das Grab, und fand — — o Schauder! — — man fand das unglückliche Mädchen, jetzt erſt wahrhaft todt — auf den Knieen liegend, die Augen aus ihren Höhlen getreten, das Geſicht verzerrt vom Ausdrucke der entſetzlichſten Verzweiflung .... Sie war lebendig begraben worden.

Damit endet unſere einfache Erzählung. Niemals in ihrem Leben konnten Eleonore und der Prieſter ſich's vergeben, daß ſie, wenn auch in der beſten Abſicht, die Veranlaſſung zur übereilten Beerdigung der Scheintodten geweſen waren. Man ſuchte die ſchauerliche Thatſache geheim zu halten, aber Giovanni's Leid kannte keine Grenzen, und die Ausbrüche ſeiner Verzweiflung machten die Wahrheit bald überall offenkundig.

Der treffliche Prieſter aber ermangelte nicht, ſo lange er lebte, in ſeinem täglichen Gebete unter Seufzern und Thränen auch für die Ruhe der Seele Natalinens den Himmel anzuflehen. Oft rief er dabei aus: „Ich bete für ſie, und doch bedürfte vielmehr ihres Gebetes ich armer Sünder, der ich ihren Tod veranlaßte. Möge ſie im Himmel für mich Fürbitte leiſten. Ihr Platz kann nur im Schooße des ewigen Friedens ſein. Denn einmal und irgendwo muß doch das irdiſche Schickſal ſich ausgleichen, und nur zeitlich verdüſtert, aber nicht ewig ausgelöſcht werden kann der Gnadenſtral der ewigen Liebe.

◆

Verlagsanſtalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Das Veilchen vom Kephiſſosthal.

Ein Idyll von **Oskar Linke.**

Elegant geheftet ℳ 1.50.

In Summa: ein prächtiges Buch auf dem Gebiete der edleren Geſchenklitteratur. **Schorers Familienblatt No. 7. 1892.**

Wir haben in letzter Zeit ſelten ſo wohllautende und ſchön gebaute Hexameter geleſen, der Inhalt iſt von dem naiven Zauber der Antike hold umſponnen. **National-Zeitung No. 16. 1890.**

Es erfreut namentlich die Gleichmäßigkeit der epiſchen Getragenheit, die doch nicht ſteife Feierlichkeit iſt, vielmehr herrſcht der behagliche neckiſche Ton darin, der dem Idyll ſo wohl anſteht. Der Hexameter iſt mit Sicherheit und Gewandtheit gehandhabt. **Voſſiſche Zeitung No. 147. 1890.**

Das Veilchen vom Kephiſſosthal iſt eine Leiſtung, in der ſich techniſches Wiſſen und künſtleriſches Können, urſprüngliches Talent und bewußte Geſtaltungskraft erfreulich paaren. **Frankfurter Zeitung No. 197. 1890.**

Eine anmutvolle, duftig zarte Erfindung in vollendeter Behandlung des deutſchen Hexameters. **Kölniſche Zeitung No. 166. 1890.**

Das Herz geht einem auf, vernimmt man wieder den Tonfall der Verſe Homers. **Blätter für litter. Unterhaltung No. 14. 1890.**

Durch das Ganze weht echt helleniſcher Sonnenſchein.
Deutſche Poſt No. 8. 1890.

Das Werkchen iſt von ſo edler, reiner, glücklicher Poeſie, von ſo feſſelndem Reiz, daß man das Idyll nicht eher aus der Hand legt, ehe man es nicht bis zur letzten Seite geleſen. Die ſchlichte Fabel iſt ſo köſtlich ſtimmungsvoll und poetiſch ſchön vorgetragen, daß man nicht genug Worte des Lobes auf Werk und Autor häufen kann, um beide aus dem Wuſte der Weihnachtslyrik gebührend herauszuheben. **Berliner Tageblatt 20. Dez. 1889.**

* * *

In Kürze erſcheint:

Schlummere, Schwert, unter Myrthen.

Neue Gedichte

von

Oskar Linke.

Letzte Grüße aus Stiftinghaus.

Lyriſcher Nachlaß

von

Robert Hamerling.

Herausgegeben von **Oskar Linke.**

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Hofverlagshandlung
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königl. Hofbuchdruckerei.

Vorwort.

Den Freunden und Freundinnen der Hamerling'ſchen Muſe wird hiermit des Dichters lyriſcher Nachlaß geboten, neben der gleichzeitig erſcheinenden Bearbeitung der „Venezianiſchen Sagen“. „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ wurde von mir zum Geſammttitel gewählt zur Erinnerung an das lauſchig in einem Waldthal bei Graz gelegene Landhaus des Dichters, in welchem er Sommer für Sommer faſt ein viertel Jahrhundert lang ein wahrhaftes Märtyrerleben führte, und weil daſelbſt die ſchönſten und reifſten der hier mitgetheilten Gedichte entſtanden ſind. Als an mich von den Nächſtbetheiligten der Auftrag erging, die Ordnung und Veröffentlichung dieſes lyriſchen Nachlaſſes zu beſorgen — die Herausgabe einer dritten Gedichtſammlung plante der Verewigte ſelber — übernahm ich als einer der „älteſten und treueſten Freunde“ gern dieſe ehrende Pflicht.

Die vorliegende Sammlung bietet zu „Sinnen und Minnen“ und den „Blättern im Winde“ eine würdige Ergänzung. Wenn ich von der dort beliebten Anordnung abgewichen bin und dieſe Nachlaßgedichte in beſtimmte Rubriken gebracht habe, ſo glaube ich, nicht gegen die Intentionen des Dichters gehandelt, den Leſern aber einen Gefallen erwieſen zu haben. Im Allgemeinen habe ich in den einzelnen Abtheilungen, zumal in den „Liebesblättern“, die hiſtoriſche Reihenfolge feſtgehalten. Daß ich aus dem „Sangesgruß an der Adria“ auch die in den erſten beiden Sammlungen nicht abgedruckten Gedichte hier neu aufgenommen habe — Anhang (Jugendgedichte) —, wird kaum auf Widerſpruch ſtoßen. Hamerling hätte es ſicherlich ſelber noch einmal gethan. Wir wiſſen ja, wie bei Zuſammenſtellung eines lyriſchen Buches Zufall und flüchtige Laune entſcheiden; was uns heute wunderſam erſchien, verwerfen wir morgen, um es, wenn wir nach Jahren darauf ſtoßen, wieder trefflich zu finden. Auch Hamerling huldigte dem Gautier’ſchen Worte: Man verbrennt ein Gedicht nur dann, wenn man zuvor — eine Abſchrift davon genommen hat

Was ſich in ſeiner ſauber geordneten Mappe vorfand, mußte daher ſeinem, wenn auch unausgeſprochenen Willen gemäß veröffentlicht werden. Sind zwei Gedichte trotzdem zurückbehalten worden, ſo geſchah dies aus rein praktiſchen Rückſichten, die ich hier nicht weiter erörtern will.

Ein gewiſſes hochmüthig dünkelhaftes Gelehrtenthum, für das ein Dichter erſt zu Staub oder zur Mumie geworden ſein muß, ehe es ſich mit ihm beſchäftigt, pflegt von Hamerling mit Geringſchätzung zu ſprechen. Freilich um dieſe wahrhaft geniale Erſcheinung zu begreifen, dazu gehört ein jahrelang ernſthaft betriebenes Studium, ein liebevolles Verſenken in die vier poetiſchen Hauptwerke, den „Ahasver“, „König von Sion“, „Homunculus“ und die „Aſpaſia“ — wer kann das von einem Salonprofeſſor einem modernen Poeten gegenüber verlangen? Und wenn nun gar dieſer Poet noch ein Philoſoph iſt, ein wirklicher Philoſoph, der eine „Atomiſtik des Willens“ geſchrieben hat? Man verlangt es auch nicht, aber was man verlangt, iſt Schweigen, heiliges Schweigen über Dinge, die man nicht mehr verſteht. Seht ihr nicht ſchon bisweilen im Geiſte den trotz alledem euch nur wieder ähnlichen Kollegen eines folgenden Jahrhunderts, der in ſeinem Deutſch etwas ſtolz und derb über euch den Stab bricht, weil ihr einen ſo genialen Zeitgenoſſen nicht begriffen habt? Die Herren lächeln und — beſchäftigen ſich ruhig weiter mit der Ausgabe der Werke irgend eines Poeten aus früherer Zeit, deſſen Größe ſie „entdeckt" haben … Iſt die ſo betriebene moderne Literaturwiſſenſchaft überhaupt noch eine „univerſitätsfähige" Wiſſenſchaft zu nennen, für deren Pflege der Staat Geld hergiebt? —

Geneigter Leſer, in äſthetiſchen Dingen glaube niemals einem deutſchen Literaturprofeſſor! Da glaube lieber uns, den Dichtern und Tageskritikern, die, nebenbei bemerkt, oft auch etwas, ja ein biſchen viel gelernt und geſehen haben, wovon ſich die — „Zettelweisheit" nichts träumen läßt.

Lies das vorliegende Buch ſorgfältig: in den herrlichen „politiſchen Gedichten", in den „Liebesblättern", in den „vermiſchten Gedichten" wirſt du mehr als eine liebliche Blume, mehr als einen funkelnden Diamanten finden. Faſt mehr noch als die zweite Gedichtſammlung trägt dieſe dritte und letzte den Charakter des intim Perſönlichen, der Beichte und bildet damit eine nothwendige Ergänzung zu

Hamerling's beiden anderen Gedichtſammlungen. Erſt jetzt gewinnen wir ein vollſtändiges Bild von Hamerling als Lyriker, der auch im Goethe'ſchen Sinne auf dieſem Gebiete ein echter „Gelegenheitsdichter“ war, und der nur dann lyriſche Verſe ſchrieb, wenn ihm ein „Gott zu ſagen“ gab, was ſeine Seele bewegte.

Halle, im October 1895.

O. Linke.

Inhaltsverzeichniß.

Politiſche Gedichte.

Seite
Vaterland und Mutterland ... 3
Wir deutſchen Oeſterreicher. (Zum Frankfurter Schützenfeſte 1887.) ... 4
Unüberwindlich. (Ins Feſtblatt des deutſchen Schulvereins zu Brünn, Juli 1887.) ... 7
Des Babenbergers Erwachen. (In der Vornacht des 2. December 1888.) ... 8
In der Waldmark. Ein Sommernacht-Abenteuer ... 12
Unter dem Sängerbanner. Ein Feſtgruß. (Zur 40jährigen Gründungsfeier des Grazer Männergeſangvereins.) ... 17
Deutſchland und Italien ... 19
Der Auſtria in's Stammbuch ... 20
Des Ungarkönigs Krönung. (Zum 8. Juni 1867.) ... 20
Ein Schillerbild am Donauſtrande. (Prolog für das Concert der Wiener Studenten zum Beſten des Schillerdenkmalfonds am 9. Mai 1869.) ... 22
1870 ... 27
Gelöbniß ... 28
Schlußchor ... 29

Liebesblätter.

Röslein, ich pflücke dich ... 33
Verſchmähtes Mittel ... 34
Aus der Jugendzeit ... 35
Löwe und Roſe ... 36

Seite
Boreas 37
An Estella. (Zum 15. October 1867) 38
Ein Kuß 39
Sommersonntag 40
Veilchen und Mädchen 41
Im Winter. Heimkehr 42
Das war ein Kuß! 42
Die Primeln 43
Liebende 44
Vergessen 44
Wenn dich die Seufzer kränken 45
Flitterwochen 46
Spaziergang 47
Wenn sich zwei Liebste taufen 48
Hypochonders letztes Ideal 49
O glückliche Zeit 50
Kreislauf der Liebe 51
Das Glück im Innern 52
Ja, dann! 53
Du mußt 54
Albumblatt 55
Selbander 56
Nicht die blöde Hand verklag' ich 57
Mitleid 58
Die Blume im Thale 59
O hört' ich's noch einmal 60
Celia 61
Liebe mich nicht! 61
Das ist das Kläglichste 62
Verhülltes Scheiden 63
Erwiderung 64
Nur eins 65
Spätes Glück 66

Jugendlieder

Nach deiner Reize Bronnen 68
Neue Wunde 69
Auf Liebeswegen 70

Seite
Ergebung 71
Gaſel 72
Gaſel 73
Gründe 74

Vermiſchte Gedichte.

Das Kreuz am Wege 77
Beethoven 78
Morgenpracht im Walde 80
Das kranke Kind 81
Adleraufſchwung 84
Friedrich Halm 85
Wiedergeburt im Lichte 86
Die Feuerſäule des Shiva 89
Nimrod 90
An Hermann Bonitz 92
Am Herzſchlag 93
Auf ein früh verblichenes Kind 96
Weihnachtswunder I. II. 97–98
Freudenſpender 99
Am Fenſter ſtand ich 100
Blinder Schrecken 101
Der Tänzer 103
Zigeunertanz 105
Der Zecher 106
Der kleine Leo 107
Beſcherung 110
Sylveſternacht 111
Am Mutterbuſen 113
Traum und Erwachen 114
Schlangenfütterung. (Ein Menageriebild.) 115
Der Glöckner von Hildesheim 117
Das Galgenholz 119
Die Furie 123
Don Alonzo 125
Der Springer 127
O, einen Gott! gebt einen Gott mir! 129

Seite
Es geht ein Menſch umher … 130
Meine Lehrer … 131
In der Klauſe … 133
Der Dichter und ſein Werk … 135
An B. … 137

Gelegenheitsgedichte.

Humor und Satire.

Die komiſche Bitte … 141
An den Ritter v. *** … 143
Moderne Kriegskunſt … 144
Hymnen der Völker von Julius Schanz, fortgeſetzt von Robert Hamerling. No. 3 An Paperl, den Heimgegangenen … 146
Credo (Für ein Grazer Wochenblatt geſchrieben) … 149
An Adolf Jenſen … 151
Die Mutterkinder … 153
An den Herrn Profeſſor Gurlitt … 155
Räthſel … 156

Gelegentliches.

Den Wiener Sängern … 157
An Pettau … 159
Zur Erwiderung eines telegraphiſchen Feſtgrußes aus Brünn am 24. März 1887 … 161
Den Genoſſen des Waldviertler Sängergauverbandes … 163
Gruß an die Heimath … 165
Zum Scheffel-Trauer-Commerſe der deutſchen Studenten Prags … 165
Für das „Feſtblatt" zur 25jährigen Gründungsfeier des deutſchen Turnvereins in Reichenberg … 166
An die Deutſchen in Prag … 166
Ein Feſtgruß zum 25. Auguſt (Graz 1878) … 167
An Egon Ebert. Zur Feier ſeines 70. Geburtstages … 169
In's Stammbuch der Jünger Gutenbergs … 171
In's Feſtblatt zum 25jährigen Dichterjubiläum des Dichters L'Arronge … 172
Zur Feier der Uebergabe einer von den Frauen des Schillervereins der Liedertafel des Vereins geſpendeten Fahne. (Trieſt 1864) … 173

Seite
Dem Fräulein Karoline Thurnwald, Kindergärtnerin, von ihren Zöglingen in der Anſtalt (November 1884) 175
Die Zöglinge im Mädcheninſtitut des Fräulein Lederer in Wien an die Vorſteherin zum 50. Geburtstage (12. März 1879) 177
Einem Geburtstagsgruß der erſten Klaſſe der höheren Töchterſchule in Neubrandenburg zur Erwiderung (1884) 181

Lyriſche Aphorismen.

Wie den Blumen du gönnſt 182
Was hebſt du lange Klagen an 183
Grabſchriften. (Auf das Grab einer jung verſtorbenen Gattin.) I. II. Höchſter Troſt III. 183
Tag für Tag, Jahr für Jahr 185
Für das Autographenalbum „In Sonne und Licht“ 185
Epigrammatiſches I. II. III 186
Ungeſtraft 187
Wankelmüthig 187
Gedanken eines Grillenfängers I. II. 188
Ach, daß doch die Leute 189
Vereinteſt du 189
Dichterkrönung 190
Kritik 190
Der kleinen Frieda 191
Die Bohnen 192
An ein Blumenmädchen 193
Willſt du mich loben 193
Muß etwas ſein 193
Einem drängenden Redacteur 194
Eh' den Homunkel ich ſchrieb 194

Ueberſetzungen.

Giuſeppe Giuſti.

Das Papſtthum des Pater Pelo 197
Strafkodex für die Staatsbeamten 202

Gioſuè Carducci.

Auf den Feldern von Marengo in der Chriſtnacht 1175 205
Klaſſiſche und romantiſche Schule 209
Verſailles 211

Seite

Lorenzo Stecchetti:
Sonette: Ihr Tugendhaften 214
Penelope 215
Aus „Poſtuma“ I.–III. 216
Edmondo de Amicis:
Sonette I–V 221
Emilio Praga:
Nachtgebet 227
Arnault:
Das Blatt im Winde 229
Perſiſcher Spruch 230

Anhang (Jugendgedichte).

Lyriſcher Vorfrühling.

Fliege, du Vöglein 233
Mein Herz iſt in der Ferne 235
Liebes Geſpielen 236
Ihr Name 237
Am Bache 238
Blumenlügen 239
Der Garten des Herzens 240

Lieder der Sehnſucht.

Lenzeszwang 241
Ein ſchöner Traum 242

Lieder der Liebe.

Verſtändniß 243
Nacht und Morgen 244
O, fürchte nichts! 245
Wodurch verdient ein treuer Sinn 246
Auf dem Balle 247
Meeresgruß 248

Sonette.

Ein welker Kranz 250
Letzter Reigen 251

Seite
An eine Flatterhafte ... 252
Lieder im Walde ... 253

Gaſelen.

Nach einer Ode des Horaz ... 254
Mein gold'nes Glück, ich ſäh' dich gerne noch ... 254

Ode.

Meine Lieder ... 255

Epigramme.

An Eros ... 256
Verſtändniß ... 257
Liebe ... 257
Aeſchylos ... 257
Zur Entſtehung des „Schwanenliedes der Romantik" ... 258

Politiſche Gedichte.

Vaterland und Mutterland.

Deutſchland iſt mein Vaterland!
Und Oeſt'reich? ei, mein Mutterland!
Ich liebe ſie innig beide.
Hat Vater, Mutter nicht der Menſch?
Warum nicht ſo desgleichen
Ein Vaterland, ein Mutterland,
In Freuden und im Leide?

Mein Vaterland, ich lieb' es,
Wie man den Vater liebt;
Mein Mutterland, ich lieb' es,
Wie man die Mutter liebt.
In jenem wurzelt meine Kraft,
In dieſem treibt die Blüte:
Von jenem hab' ich Geiſt und Sinn,
Von dieſem das Gemüthe!

Wenn ich denke, wenn ich ſinne,
Wenn ich dichte, wenn ich ſchaffe,
Fühl' ich mich als Sohn des Vaters,

Sproß vom deutſchen Stamme,
Aber wenn ich liebe, ſchwärme,
Wenn ich jauchze, lache, weine,
Bin ich meiner Mutter Sohn,
Liege wie am Mutterbuſen
In dem weichen Schooß der grünen,
Blumigen Heimaterde!

Darum denkt nicht, fordert nicht,
Daß von des Vaters ſtarker Bruſt,
Vom weichen Mutterbuſen ich
Unkindlich je mich ſcheide:
Ich liebe dich, mein Vaterland,
Ich liebe dich, mein Mutterland,
Gott ſegn' euch alle beide!

◆

Wir deutſchen Oeſterreicher.

(Zum Frankfurter Schützenfeſt 1887.)

Wir deutſchen Oeſterreicher,
Wir ſind, ſagt man, verbannt,
Verbannt, ja, „ausgeſtoßen“
Vom deutſchen Volk und Land.
Sind wir vereint geweſen?
Es war nur wie im Traum!
Und jetzo „ausgeſchloſſen“?
Auch das — wir merken's kaum!

Wir ſcheu'n vor keinem Farbenſtrich:
Den kennt die Karte nur;
Die grüne Gotteserde zeigt
Von ihm nicht eine Spur.
Wir ſcheu'n vor keinem Drudenfuß,
Vor keinem Pentagramm,
Gekritzelt an die Schwelle
Der Thür zum Bruderſtamm.

Kein Grenzpfahl ſtaut die deutſche Luft,
Das deutſche Licht, das deutſche Wort,
Und allgemeinſam leuchtet
Jedweder deutſche Hort.
Ein Stammesbruderbund — ein Bund
Der Geiſter und der Herzen,
Der, was ihn eint, unſterblich weiß,
Kann, was ihn trennt, verſchmerzen.

Zu Frankfurt ward am grünen Tiſch
Der alte Bund geſchmiedet:
Der alte Bund, er war ein Pferch,
Der Knechte hielt umfriedet:
Jetzt finden freie Männer
Zuſammen ſich am Main:
Und zwanglos ſtellt von fernher ſich
Der Stammesbruder ein.

Mannhaft und vielbedeutſam dort,
Wo kniſterte zuvor
Die Diplomatenfeder,
Knalle, du Feuerrohr,

Wenn ſtatt betreßter Schranzen
Zum Main als Bundesglied
Aus allen deutſchen Gauen
Der deutſche Schütze zieht!

Der Völkerpreiſe höchſten
Der deutſche Schütz' gewinnt,
Wenn Deutſchlands Rohr und Oeſtreichs Rohr,
Treubrüderlich geſinnt,
Vom Brennerjoch bis an den Belt
Und über'n Niederwald,
Nie wieder Aug' in Auge,
Nur Seit' an Seite knallt.

Das deutſche Blut der Fremde,
Selbſt das ein Weltmeer trennt,
Es ſcheut vor keinem Farbenſtrich,
Den nur die Karte kennt.
Es ſcheut vor keinem Drudenfuß,
Vor keinem Pentagramm,
Gekritzelt an die Schwelle
Der Thür zum Bruderſtamm.

◆

Unüberwindlich.

(Ins Feſtblatt des deutſchen Schulvereins zu Brünn. Juli 1887.)

Unüberwindlich ſind die Feinde nicht
Des deutſchen Volks — auch nicht in Oeſterreich.
Unüberwindlich aber iſt die Zwietracht
Des deutſchen Stammes — ach! unüberwindlich
Der alte Fluch des Deutſchen, die Verblendung,
Und trauernd wendet ſich der Patriot
Vom Zwieſpalt ab, der immer neu ſich ſpaltet,
Bis in Atome ganz ſich löſt das Wollen,
Das Eines ſollte ſein, durch Einheit mächtig.

Und lenkt der Patriot von Oeſtreichs Wirrſal
Den Blick hinaus auf's größ're deutſche Ganze,
Das Reich — nur karg begegnet ihm der Troſt,
Den dort ſein Aug' geſucht. Zwar hält die deutſche
Grenzwacht am Rhein den Franken noch im Bann,
Den lauernden, der, ob auch rachelechzend,
Feig den Entſcheidungs-Rachekampf vertagt,
So lang' ein Bismarck ſteht am deutſchen Steuer,
Und Moltke's Namenszauber nicht erloſchen.
Doch tückiſch tief im Kerne nagt der Wurm:
Der inn're Reichsfeind wühlt — der Demagoge
Schlägt in die Schanze frech das Vaterland —
Franzöſiſch denken werden Metz und Straßburg,
So lang' die fränk'ſche Zunge klingt im Elſaß.
Und wie ſoll achten, wie ſoll lieben lernen
Sein neues deutſches Vaterland der Fremde,
Sieht er, daß ſelbſt des Reichs gebor'ner Bürger

Ein lauer, ſchwanker Freund nur iſt des Reichs,
Der, feindlich nörgelnd, rüttelt an den Säulen
Der Einheit, Größe, Sicherheit und Macht,
Und der da meint, daß, weil auch irren könnte
Einmal der große Geiſt, der geniale,
Recht haben müſſen ſtets vor ihm die Kleinen . . .

Das Deutſchthum, hätt' es and're Feinde nicht,
Als äuß're — unbeſiegbar wär's für immer.
Doch wen verderben will der Himmel, den
Verblendet er. Was jammerſt du, Germane?
Der ſchlimmſte deiner Feinde biſt du ſelbſt!

◆

Des Babenbergers Erwachen.

(In der Vornacht des 2. December 1888.)

Nacht iſt's — ſternklare Nacht: am Sarkophage
Des Babenbergers, der des Berges Grat
Entſtieg und am verheißungsvollen Tage
Zum Herrſcherſitz erkor die Donauſtadt,
Ein Weckruf leiſ' erklingt, der den Erlauchten
Zu feſtlich wunderſamer Schau beruft.
Zu Zinnen, die in Aetherhöh'n ſich tauchten,
Entführt ein Genius ihn aus der Gruft.

Hernieder blickt' er von dem Thurmaltane
Des hohen Doms, und ſeinem Blick erſchien
Endlos gedehnt auf unabſehbar'm Plane
Das kaiſerliche, ſtolze, gold'ne Wien.

Sein einſt'ges Heim mit ſtaunender Geberde
Sieht er, in eine neue Welt entrückt,
Erblüht zur ſchönſten Stadt auf deutſcher Erde,
Mit einer Weltſtadt Reizen ausgeſchmückt.

„Mein Wien," ruft er, „einſt in beſcheid'nem Kleide
Mir werth, was ward aus dir, ich ahnt' es nie!
Wie fügteſt du die tauſend Prunkgeſchmeide
Zur alten Zier, die ſchon Gott ſelbſt dir lieh?
Dein Spiegel war der Strom, der Wald dein Fächer,
Dein Diadem der Berge ſtolzer Kranz:
Wann, ſage, wob ſich, wie, um deine Dächer
So hehren Loſes märchenhafter Glanz?"

Er ſpricht's. Aufrauſcht es in der Donau Wellen,
Die Wolke ſcheint ein flatterndes Panier,
Hoch kreiſt ein Adlerpaar die Mondeshelle
Webt um ſein Doppelhaupt ihm gold'ne Zier.
Der Genius ſpricht: „Sie hat gekämpft, gerungen,
Die ſtolze Stadt, die du vor Augen ſchau'ſt;
Aus mancher Noth hat ſie ſich aufgeſchwungen,
Getrotzt ſo manchem Sturm, der ſie umbrauſt.

Von Anbeginn war dem Germanenthume,
Der Chriſtenwelt ſie ein gewalt'ger Damm;
Und als zuletzt, bedeckt vom ew'gen Ruhme,
Zur Ruhe ſich gelegt dein edler Stamm,
Vererbt er einem gleichen die Vollendung
Des Glanzgeſchickes, der in kühnem Drang,
Ein Götterliebling, treu der hohen Sendung,
Des Deutſchen Reichs Goldreif um's Haupt ſich ſchlang;

Und der, als er ein Kaiſerreich errungen,
Ein zweites ſelbſt ſich ſchuf aus eig'ner Kraft:
Ein Donaureich, das Völker hält umſchlungen,
Darin er waltend heut noch wirkt und ſchafft.
Und ſo zur Kaiſerſtadt iſt Wien geworden!
Doch es verblieb ihr höchſter Stolz und Werth
Im Frieden wie im Anſturm wilder Horden:
Ein treues deutſches Herz an deutſchem Herd!

Dem nord'ſchen Geiſte lauſchend zugewendet,
Vom Hauch des Südens wärmer angeglüht,
Hat ſie zum deutſchen Ruhmeskranz geſpendet
Manch' edles Reis, das unverwelklich blüht.
Sie gab, als Mehrerin im Reich des Schönen,
Der Welt ein unvergleichlich Schönſtes hin
In hoher Meiſter ernſten Himmelstönen,
In heit'rer Klänge Zaubermelodien.

Der milde Fürſt, geliebt in weiten Landen,
Der nun das Reich ſeit vier Jahrzehnten lenkt,
Er ſah mit andern, morſch gewordʼnen Banden
Auch die granit'nen ſeiner Stadt geſprengt.
Stolz ſchüttelte ſie ab des Tags Beſchwerde,
So mancher Wirrſal trotzend, die uns drückt,
Und ward zur ſchönſten Stadt auf deutſcher Erde,
Im Wettſtreit von Natur und Kunſt geſchmückt."

„Gott ſegne dich, mein Wien!" rief der erglühte,
Vieledle Fürſt; „mag in der Zeiten Schooß
Dir ſproſſen immer neu des Glückes Blüte;
Lichtvoll, wie jetzt, ſei künftig auch dein Loos!"

Der Genius ſpricht: „Sie bleibt, was ſie geweſen,
Schutzwehr vor äußer'm, inner'm Feind dem Reich,
Zu ſeinem Halt, zu ſeinem Hort erleſen,
Sein ſinnend Haupt, ſein warmes Herz zugleich!

Hochwarte wird ſie ſein verjüngten Lebens,
Heimſtätte freien, echten Bürgerſinns,
Ringſchule jedes tüchtigen Beſtrebens
Und Füllhorn jedes bleibenden Gewinns!
Zuſtrömen wird ihr ſtets von nah und ferne,
Was keimt und ſproßt an Segen, ungeſucht,
Und wiedergeben aus geſundem Kerne
Wird ſie zu Aller Heil die reiſe Frucht.

Wie ſoll das Glück nicht ſtets die Stätte ſegnen
Mit neuem Heil, wenn altes ihr entſchwand,
Wo alle Völkerpfade ſich begegnen,
Zwanglos das Band ſich ſchlingt von Land zu Land!
Einladend winken, traun, und nicht vergebens,
Wird immerdar dem regen Völkerchor,
Umbrandet voll ſtets von der Flut des Lebens,
Der Hochgebirgswelt off'nes gold'nes Thor!

Nie weichen wird, der webt um ihre Dächer
Von Anbeginn, der Schönheit heit'rer Glanz.
Ihr Spiegel iſt der Strom, der Wald ihr Fächer,
Ihr Diadem der Berge ſtolzer Kranz;
Und bleiben wird, ſo lang' die Berge ragen,
Die blaue Donau rollt, ihr ſchönſter Werth,
Ihr höchſter Stolz, wie in vergang'nen Tagen,
Das treue deutſche Herz am deutſchen Herd!"

heim ſenkt mit frommem Wunſch aus Herzensgrunde
Der Babenberger ſtill in ſeine Gruft.
Kommt einſtens noch im Zeitenlauf die Stunde,
Die winkend ihn zu neuer Schau beruft,
Erfüllt dann ſeh' er, was am heut'gen Tage
Dem Lauſchenden der Genius verhieß,
Und was im friedlich ſtillen Sarkophage
Jahrhundertlange Nacht ihn träumen ließ.

Wie heute ſchau' er dich in deiner Helle,
In deiner Macht und Pracht, du gold'nes Wien!
Wie heute rauſche ſtolz die Donauwelle
Dir um den Fuß, gebor'ne Herrſcherin!
Des Oſt-Reichs Banner wehe, Pfade weiſend
Aus Fahr und Noth zu Bahnen, ſonnigklar;
Mit ungebroch'nen Schwingen wiege kreiſend
Sich in entwölktem Blau der Doppelaar.

In der Waldmark.

Ein Sommernacht-Abenteuer.

Wo Kamp und Thaya in granit'nen Betten
Traumhaft-melodiſch rauſchen, wo von Wäldern
Ein ewig grüner Gürtel flüſternd ſich
Hinüberſchlingt bis zu den Rieſenforſten
Des Böhmerland's — in der geliebten Waldmark,
Wo meine Wiege ſtand, wo meine Kindheit,
Den Heimatwäſſern gleich, in rauhem Bette

Und doch melodiſch-traumhaft hingefloſſen
Da weilt' ich wiederum nach langen Jahren,
Und ſinnend eines Sommerabends ſchweift' ich
Auf trauter, ſtiller Flur am Waldesrande.
Von Männern kreuzt ein kleiner Trupp den Weg mir,
Mit Spaten, Schaufeln, and'rem Werkgeräth.
Es ſchlagen fremde Worte an mein Ohr
Und ein im Schlendern hingeſummtes Lied,
Ein Lied im Laut des Czechen-Nachbarvolks
Jenſeits der Wälder. Sinnend, in Gedanken
Verloren, acht' ich kaum darauf. Ich ſchreite
Dem Walde zu und raſtlos weiter wandl' ich.
Der Mond ſtand hoch, und reicher ſich ergoß
Sein fahles Licht, je tiefer ward die Stille.
Die Stunde nahte, wo der „Waſſermann"
Mit dem Geſpann von Katzen um den Teich,
Den Waldteich fährt im Mondenſchein — lebendig
Ward rings um mich die traute Sagenwelt
Der Kindeszeit. So kam die Mitternacht;
Verirrt war ich auf unbetret'nen Pfaden,
Und in der tiefſten aller Waldeinöden
Des Kampthals ſtand ich rathlos. Traun, der Gaſt
Des Waldes mußt' ich bleiben für die Nacht.

Wie einſam ſchien ich mir und weltvergeſſen,
Und doch die Seele voll von ſüßem Schauern . . .

Einbohrte mein erregt geſpanntes Aug'
Sich in des felsdurchſtarrten Tannendickichts
Geſpenſt'ge Dämmerung, als wollt' es ihr
Ablauſchen ihr jahrtauſendalt' Geheimniß

Was ragt da für ein wunderlich geformter
Felsblock empor im dichteſten Geſtrüpp?
Doch nein, kein Felsblock iſt's, den die Natur
Geformt in einer wunderlichen Laune.
Ein Menſchenbildwerk ſcheint's, roh zubehau'n
In Vorzeittagen, das, mit Moos umkleidet,
Unkenntlich, wieder zur Natur geworden!
Verwittert ragt der Block, zermürbt, zerbröckelnd;
Doch iſt das nicht ein Haupt, ein plumpes Haupt?
Das nicht zur Noth ein Angeſicht, mit Augen
Und Mund und Nüſtern? und die Zacken da,
Sind's nicht die Ueberreſte einer Krone,
Die einſt dies plumpe Rieſenhaupt geziert?
Und dieſer Steinkeil da in plumper Rechten,
Iſt's Speer nicht, oder Blitzſtral? — Finſter ſtarrt
Faſt drohend es mich an das Steingebild.
Ein Götzenbild iſt's, traun, aus grauer Urzeit!
Perkunos — ha! Du biſt's! Der alte Gott,
Der alte Donnergott des Slavenvolks,
Verehrt im Czechenland auch, und verehrt
Auch hier in dieſen weiten Waldgebieten,
Als hier der Slavenzunge Laut noch klang! —

Etwas wie Mitleid regte ſich in mir.
„Du herrſchteſt einſt auf unermeſſ'nen Strecken,"
Sprach ich, „doch arg zerbröckelt iſt dein Reich
Im langen Lauf' der Tage, wie du ſelbſt!
Die Zackenkrone, die du trugſt, o wie
Ward Zacke dir um Zacke losgebrochen
Im Wandel der Verhängniſſe, du alter,
Verſcholl'ner, morſcher Slavendonnergott!" —

Da ſah mich tückiſch grinſend an der Götze,
Und Hohn zu lachen meinem Mitleid ſchien er,
Und ſtolz und trotzig ſich emporzurecken,
Daß ſeiner Krone Zacken funkelten
Im Stralengold des Mondes.

Und geſchlichen
Kam durch die ſtille Wildniß eine Schaar
Von Männern jetzt, lautloſen Schritt's, wie Schatten.
In eines Felsgeſchiebes dunklem Winkel,
Den regungsloſe Wipfel ſchwarz umſtarrten,
Ward ungeſeh'n ich eines Schauſpiels Zeuge,
Das ſeltſam unterbrach die Todtenſtille.

Baumſtrünke wälzten vor das Götzenbild
Die Männer und entfachten helle Lohe.
Mit dumpfem Slavaruf dann um die Brände
Erſt ſacht, dann immer wilder tanzten ſie,
Und jenes Lied, auf abendlichem Pfade
Zuvor geſummt von czech'ſchen Landes Söhnen,
Zum mächt'gen Chor erſchwoll's . . .

Ha, dieſe Männer,
Sind es dieſelben? oder ſind's Geſpenſter,
Dem Grab entſtieg'ne Prieſter jenes Götzen?
Ihr weiches Lied, nun klingt's wie Racheſchrei,
Wie ein Triumphlied, das die Slavenzunge
Sich ſelber ſingt, die, mälig ihren Laut
Dem deutſchen wieder miſchend, trotzig flüſtert:
„Es kommt der Tag vielleicht, da herrſch' ich wieder,
Wo Herrſcherin ich war vor tauſend Jahren,
Und wiederbringt die Zeit, was ſie geraubt!" —

Ein Kampf des Unmuths faßte mir das Herz,
Die Glut der Scham entflammte meine Wangen.
Vortrat ich an den Felsrand aus dem Dunkel:
Geſpenſtig ſelbſt erſcheinend den Geſpenſtern,
Die vor mir tollten, ein Phantom der Nacht,
Ließ ich vernehmen ernſter Worte Klang:

„Gegönnt iſt, Slave, dir ein Vaterland,"
Sprach ich, „ein Herd, ein Vätergrab in eig'ner,
In theurer Heimaterde eine Stätte,
D'rauf deines Stammes Gaben du erprobſt:
Gegönnt ſei dir's bis an der Zeiten Ende,
Das Vaterland, das wahrhaft dein geworden!
Doch das, was niemals wahrhaft dein, was du
Nomadenhaft durchſtreift in rauher Vorzeit,
Und was, von unſ'rer Väter Schweiß getränkt,
Längſt wahrhaft unſer, wahrhaft deutſch geworden,
Das ford're niemals vom Geſchick zurück!
Der eh'rne Würfel fiel; das Siegesloos
Muß achten, wer im Wettkampf unterlag,
Und der Erfolg iſt auch ein Gottesurtheil!
Wenn uns das Schickſal gab, was es dir nahm,
War's eingedenk der Sendung, die geworden
Im Völkerreigen dem Germanenſtamm!

Zerfall' in Sand und Staub auf immerdar,
Verſcholl'ner Slavengott auf deutſcher Erde!
Nie ſollſt du feiern eine Auferſtehung
In dieſer Waldmark grünendem Bereich,
Auf den der deutſche Geiſt gedrückt ſein Siegel
Für immer, und wo rein und ungemiſcht

Nun ſeit Jahrhunderten in Sang und Rede,
In Luſt und Leid erklang der deutſche Laut,
Der Dichter-, Denker-, Heldenſprache Laut!
Zerfall' in Sand und Moder, Slavengott,
Nie wieder blüht dein Reich auf deutſcher Scholle!“

So ſprach ich. — Immer bleicher, immer fahler
Geworden waren, immer lautlos-ſtarrer
Die Angeſichter der geſpenſt'gen Menge,
Und endlich ſtanden ſie im Dämmergrau'n
Des Morgens nur mehr da wie ſtumme, todte
Baumſtrünke unter den granit'nen Blöcken
Und Rieſentannen.
                                        Vor den Augen mir
Zerrann der Spuk; ein heller Purpurſtreif
Durchlief den Oſten, und der Tag brach an.

◆

Unter dem Sängerbanner.

Ein Feſtgruß.

(Zur 40jährigen Gründungsfeier des Grazer Männergeſangvereins.)

Feſtgenoſſen, ſeid willkommen,
    Sangesbrüder, ſeid gegrüßt!
Und die fernher gekommen,
    Seid uns zwiefach warm gegrüßt!
Füge, wie in reiner Kehle
    Klang zu Klang und Wort zu Wort,
Sich harmoniſch Seel' und Seele
    Oſt und Weſt und Süd und Nord!

Ewig eint Getrenntes wieder
Deutſcher Muſen ſchönſte Gunſt.
Deutſches Wort und deutſche Lieder,
Deutſches Leben, deutſche Kunſt:
Gleiches treu geſellt dem Gleichen,
Haben durch dies Geiſterband,
Bürger in getrennten Reihen,
Wir ein einig Vaterland!

Banner du der Bruderliebe,
Banner du der Harmonie
Banner aller edlen Triebe,
Sängerbanner, wanke nie!
Flatt're, Hort des deutſchen Ruhmes,
Deutſchen Namens edle Zier,
Als des echten Menſchenthumes,
Echten Mannesſinn's Panier!

Und in unentwegter Treue
Unter dir mit Hand und Mund
Immer wieder ſich erneue
Der jahrtauſendalte Bund.
Ineinander, ſtolzen Dranges,
Brauſt, ihr Wogen, hoch und hehr,
Deutſchen Geiſtes, deutſchen Sanges,
Wie die Ströme geh'n in's Meer.

◆

Deutſchland und Italien.

Nie wieder pocht ein Staufenſchwert
An's wälſche Alpenthor:
Im eig'nen Land, am eig'nen Herd
Blüh' deutſcher Größe Flor!
Doch ſchlägt nicht mehr an's Alpenthor
Das deutſche Schwert, ſo kreiſt
Lieb'werbend um des Südens Hort
Nunmehr der deutſche Geiſt!

Den leuchtenden Gedankenblitz
Des Nordens auf der Stirn,
Schwebt er hinab vom Wolkenſitz,
Von hoher Alpe Firn':
Und dort in Myrthenſchatten lind
Erwartet ihn die Braut:
Italia, du Götterkind,
Sei hold ihm angetraut!

Wenn ſegensreich durch Himmelsgunſt
Sich dieſer Bund vollzieht,
Dann ſingt die Dichtung, ſingt die Kunſt
Ihr ſchönſtes Feierlied.
Herüber von Sicilien
Grüßt Friedrich milden Sinn's:
Und Roſen blüh'n und Lilien
Am Grabe Conradin's!

◆

Der Auſtria in's Stammbuch.

Auſtria, ehrwürdige Völkeramme,
Stets die Brut noch hegend von zwanzig Vätern,
Deine Brüſte welken und deinen Kindern
Wachſen die Zähne!

Eingelaſſen haſt du mit allzuvielen
Freiern dich. Nun wollen die Rangen nicht mehr
Bleiben bei der Mutter und ſehnen fort ſich,
Heim zu den Vätern.

◆

Des Ungarkönigs Krönung.

(Zum 8. Juni 1867.)

Von Süden kommt, zu goldenem Feſt,
Gezogen ein weißer Schwan,
Er rudert zum prangenden Budapeſt,
Nicht raſtend auf blauer Bahn,
Bis dort, wo der blinkende Goldreif ruht
Im Dom auf hohem Altar:
Da ſchlägt er freudig in Morgenglut
Sein rauſchendes Flügelpaar!

Und ihm entgegen von Norden her
Schwebt Habsburg heiliger Aar.
Es grollten die beiden, ſie grollten ſchwer,
Sie grollten manch' dunkles Jahr.

Im Röhricht der Theiß, auf verſumpftem Plan
Da ſeufzte, gebrochen und lahm,
Nach beſſerer Stunde der Ungarſchwan,
Und die beſſere Stunde, ſie kam.

Der Aar ſchwebt über Pannoniens Au,
Nach Leiden beſonnen und mild,
Und freudig ſchaut er in Stromesblau
Sein doppeltgekröntes Bild.
O Adler, was wäre des Ungars Gut,
Des Ungarlandes Erz,
Was wäre des Ungarvolkes Blut
Dir ohne des Ungars *Herz*?

Das Richtſchwert führt nach der Väter Brauch
Der Fürſt — doch die *Liebe* nur *krönt*!
Den Scepter ſchwingt er im *Hader* auch,
Die *Krone* nimmt er *verſöhnt*!
Er nimmt ſie, wenn er erneut den Bund,
Er nimmt ſie mit heil'ger Scheu:
Denn ein gold'ner *Ring* iſt das Kronenrund,
Und ein Ring iſt *Symbol der Treu'*!

Es erſtralt der Tag, Fanfaren umtönt,
Nach langer finſterer Nacht:
Den verſöhnten Fürſten der Ungar krönt
Mit Arpads heiliger Macht!
Auflöſt ſich in Jubel der alte Schmerz,
Und es ſchallt in die Grüfte hinab:
Und manch gebrochenes Ungarherz
Durchzuckt es in ſeinem Grab

Im Buſen glühend und ſchmerzbedrückt,
Im Haupte verſtandesklar:
So haſt du gekämpft, ſo haſt du geſiegt,
Hochherziger Magyar!
Mit feſtem Muth und mit klugem Sinn
Unblutig erkämpft im Gefecht,
Fällt in den Schooß dir als neuer Gewinn
Dein tauſendjähriges Recht!

Wenn Maſſenvölker wirbeln wie Spreu,
Feſtſteht in ehernem Grund
Ein kleineres Volk, das ſich ſelber treu,
Und das wuchert mit ſeinem Pfund!
D'rum werden ſich ſpiegeln geſegnet und hold
In des Iſters brauſendem Tanz,
So lang' er die Woge zum Pontus rollt,
Die Sterne des Ungarland's!

◆

Ein Schillerbild am Donauſtrande.

Prolog für das Concert der Wiener Studenten zum Beſten des Schillerdenkmalfondes am 9. Mai [illegible]

Wenn niederſtiege der Sänger des Tell
Von Elyſiums gold'ner Schwelle,
Und neigte ſein ſinnend' Angeſicht
Zu uns aus der ewigen Helle,
Und blickt' um ſich auf Oeſterreichs Au'n,
Und ſchaute das Volk, das Land —
Anweht' es ihn lockend wie Heimatluft
Am blühenden Donauſtrand.

Hier hört' er, wie nirgend auf deutſchem Grund,
Die Pulſe des Lebens pochen,
Hier ſäh' er ſchon ſüdlich angeglüht
Das Blut in den Adern kochen;
Hier fänd' er ſtatt nordiſchen ernſten Sinns,
Der in ruhiger Kraft ſich erweiſt,
Frei wogenden Herzensüberſchwang,
Bildſam beweglichen Geiſt:

Er merkte, das alpenumgürtete Land
Mit ſeinen Thälern und Hängen,
Mit den Auen am Strom, von Blüten umſchnei't
Und durchſchallt von munter'n Geſängen,
Ein offener Tempel des Genius ſei's,
Und mit friedlicher Hütten Rauch
Zum Himmel walle der Opferduft
Der ſchönſten Begeiſterung auch!

Ja, der Sänger der ſchönſten Begeiſterung,
Hier fänd' er die eigenſte Stätte,
Hier fühlt' er ſich wohlig, hier fühlt er ſich traut,
Wie der Strom in blumigem Bette:
Doch ach, es hält ihn das Lichtreich feſt,
Will nur ſein Bild uns noch gönnen!
Dies wärmſte Herz — in Stein und Erz
Nur dürfen wir unſer es nennen!

Wir jauchzen auch ſo ihm: Hell' möge dies Bild
In unſerem Strome ſich ſpiegeln,
Umwirbeln mög' es der Blüten Schnee
Von Oeſtreichs grünenden Hügeln!

Doch — Stromesrauſchen und Blütengruß
Und träumender Lüfte Zug,
Wär's genügendes Opfer dem Genius?
Und thät' es uns ſelber genug?

Das Schillerbild, kein todtes Idol —
Wir mögen der Götzen entrathen —
Ein eherner Schuldbrief muß es ſein,
Einlösbar durch männliche Thaten!
Oft wohl ward Dichtern ein Stein ſtatt Brod's:
Doch ſchlimmer noch möcht' es ſein,
Wenn ſtatt des lebendigen Dichtergeiſt's
Dem Volk einſt bliebe der Stein! —

Des Weiſen Gedanke, des Dichters Wort,
Sie ſind wie glänzende Myrrhen;
Die ruh'n als todter Tempelſchatz
Duftlos in den blanken Geſchirren:
Der Funke von außen muß fallen darein,
Muß entzünden ihr köſtlich Arom:
Muß entfeſſeln zur Labe dem ganzen Volk
Der ziehenden Düfte Strom.

Des erwachenden Geiſtes gewalt'ger Drang,
Der Thatkraft zündende Funken,
Sie müſſen dem Volksherzen entſprüh'n,
Zu beleben, was ſchlummer-verſunken:
Zu erlöſen der Schönheit lieblich Gewölk
Aus der Wahrheit Weihrauchkorn,
Und der Lebensfriſche verjüngenden Thau
Aus Kriſtallen im Dichterborn! —

Es weht ein Zerſtörungshauch durch die Welt,
    Ein bilderſtürmeriſch' Toben:
Weg Bilder und Zeichen! ſo ſchallt es laut,
    Und was auf den Schild war gehoben
Jahrhunderte lang als erhab'nes Symbol —
    Zertrümmert ſtürzt es hin:
Aus modernden Bildern und Zeichen erſteh'n
    Will neu der lebendige Sinn!

Und dennoch erhöh'n wir ein Dichterbild?
    Ihm wollen wir Huldigung zollen?
O wohl uns, daß wir es können noch,
    O Heil uns, daß wir es wollen!
Stürzt einſt der gewaltige Bilderſturm
    Vom Altare den Genius auch,
Dann iſt uns erloſchen das reinſte Licht,
    Und was bleibt, iſt nur qualmender Rauch!

Den Genius führt aus der Einſamkeit,
    In der ſie ihn lebend gelaſſen,
Nach dem Tode die Welt auf den Markt hinaus,
    Hinaus in die lärmenden Gaſſen:
Nun feiert ſie ihn, nun dankt ſie ihm erſt,
    Was Herrliches er ihr verlieh! —
Die Dichterſühne, kommt ſie zu ſpät?
    Für ihn — doch nicht für ſie! —

Auch nicht für uns am Donauſtrand,
    Die manches Zu ſpät erfahren:
Ein Schillerbild, geſell' es traut
    Sich unſeren heimiſchen Laren!

Im Völkergemiſch, im Zungengewirr,
Soll's ſteh'n als ein mächtiger Hort,
Und werfen ſtill in die Kämpfe des Tag's
Ein erlöſendes Zauberwort!

Ja, ein Hort ſoll's, ein Helfer und Streiter für uns,
Keine reglos ſtarrende Laſt ſein:
Die Trotz noch bieten dem edleren Geiſt,
Für ſie ſoll's ein „ſteinerner Gaſt" ſein,
Der leiſe geſpenſtig die Hand erhebt,
Und mit dem Haupte nickt,
Und in die Seele des Schlechten tief
Den Stachel des Schauders drückt!

Und den Edlen — was wird es den Edlen ſein?
Eine ragende Memnonsſäule,
Die lieblich tönt im Morgenroth,
Getroffen vom Sonnenpfeile:
Die ſympathetiſch erglüht, erklingt,
So oft ein Stral ſie berührt,
Der entgegen einem ſchöneren Tag
Die Stämme der Menſchheit führt! —

Und ſteht es vor uns, das Schillerbild
Am grünen Donauſtrande,
Wohin ſoll's kehren ſein Angeſicht?
Nach dem deutſchen Vaterlande!
Gen Norden weiſen ſoll ernſt und ſtill
Die Dichterhand von Erz —
Der Pfahl, der deutſche Lande noch trennt,
Er geht durch des Dichters Herz!

◆

1870.

Im Jahr des Heiles Achtzehnhundertſiebzig,
Als floh das Hochwild im Ardennerwald
Bis hin zu Belgiens Grenzen, aufgeſchreckt
Vom Knall der deutſchen Büchſen, Sieg auf Sieg
Gemeldet ward vom Strand der Seine, der Loire,
Und ſich zum höchſten Ruhmesgipfel hob
Ein ganzes Volk, mein Volk, das deutſche Volk —
Da brach in Qualen, abſeits, unbemerkt,
Ein Einzelleben ſtill in ſich zuſammen:
Ein Menſchenherz, ein Einzeldaſeinsglück —
Es war das meine. Aber manchmal plötzlich
Aufhorcht' ich vom Prokruſtesbett des Leids,
Und trank in mich die hellen Siegeskunden
Wie einen Labetrunk, und mußte lächeln:
„Hurrah, Germania! Das machſt du gut:
Ich kenne dich nicht mehr!“ Verblutend lag ich,
So fern dem Kampf und doch zum Tod getroffen.
Die Balken des geborſt'nen Lebenskahns
Verloren ſtill ſich einer um dem andern
In öder Flut. Mir war, als löſte ſich
So Stück für Stück von meiner Seele ſelbſt;
Mein Hirn vertrocknete, mein Herz erloſch.
Doch nein — noch zwiſchen meinem Todeslied
Und jenen Siegeskunden hin und her
Ging mein Gedanke. Thränen zu vergießen
Aus Schmerz hatt' ich verlernt; nunmehr gelang's
Zu weinen mir doch einmal noch vor Freude.
Und jetzt, wo ausgetobt in mir der Kampf,

Wo abgethan treibt meines Lebens-Wrack,
Geſpenſtig, wie ein Geiſterſchiff im Meer,
Und ſtolz auf ſeinen Lorbeern Deutſchland ruht,
Nun denk' ich ſtill noch manches Mal zurück,
Zurück an jene ſchickſalsvolle Zeit,
Und wäge Leid und Troſt von damals gegen
Einander ab. — Hurrah, Germania!
Wenn vor mich träten jetzt die Schickſalsſchweſtern,
Und ſagten: „Wähle, Menſch, es ſteht bei dir,
Das ausgeſtrich'ne Achtzehnhundertſiebzig,
Das ſchickſalsvolle Jahr, aus deinem Leben
Und aus dem Leben deines Volkes auch —
Ich riefe noch: „Hurrah, Germania!
Laßt leben, was da lebt, und blüh'n, was blüht,
Und ſinken, was da ſinkt! Und brach zuſammen
Mein Daſeinsglück — Hurrah, Germania!
In Blüten ſank's, und über ſeinem Hügel
Dein Lorbeer grünt, mein deutſches Vaterland!"

◆

Gelöbniß.

Knabe, leg' ab in deines Vaters Hand,
Der dir erkämpft ein einig Vaterland,
Den Schwur, daß du's erhalten willſt und wahren,
Und ſchirmen treu, dies deutſche Vaterland!

◆

Schlußchor.

Heimatland, trautes Land,
Was uns blüht an deinem Strand,
Tief und klar, immerdar,
Hegen wir's im Herzen!
Heimgekehrt, treu bewährt,
Grüßen wir den heil'gen Herd,
Rufen wir jauchzend dir:
Heimat, lebe hoch!

Lieblich weht der Heimatlüfte
Hauch an unſ're Bruſt:
Und die Welt iſt doppelt ſchön,
Angeſchaut von Heimathöh'n!
Wer ſich auf der weiten Erde
Eines Heims bewußt,
Kennt des Lebens Lieb' und Luſt,
(Ja!) frohe Lieb' und Luſt!

Lebensluſt iſt Schaffensluſt,
Stählt den Arm und ſchwellt die Bruſt!
Sei geſegnet, Schaffensluſt —
Lebensluſt — Schaffensluſt!
In der Runde klingt's und hallt!
Klingt und hallt in Flur und Wald!
Pocht ſogar im Bergesgrund —
Tief im Grund! —

Heimatland, trautes Land,
Was uns blüht an deinem Strand,
Tief und klar, immerdar,
Hegen wir's im Herzen!
Heimgekehrt, treu bewährt,
Grüßen wir den heil'gen Herd,
Rufen wir, jauchzend dir:
Heimat, lebe hoch!

Liebesblätter.

Röslein, ich pflücke dich . . .

Röslein, ich pflücke dich,
Röslein, o ſchmücke mich!
Blüh', wenn auch abgepflückt,
Traut an mein Herz gedrückt!

„Ach, einmal abgepflückt,
Und dann gar bald zerdrückt!
Einmal in Lieb' geſchwelgt,
Und dann gar bald verwelkt!“

Röslein, der Herbſt iſt nah',
Stürme, ſie wüthen da;
Knicken dich Stürme nicht,
Frevelnde Hand dich bricht.

Pflücke dich, ſoll's denn ſein,
Zärtliche Hand allein!
Röslein ich pflücke dich,
Röslein, beglücke mich!

Beſſer, o Röslein fein,
Welken an trauter Bruſt,
Als ſteh'n in Maienluſt
Blühend allein.

◆

Verſchmähtes Mittel.

Ich weiß es wohl, wenn ich entfernt dir bliebe,
Auf lange Tage, ganze lange Wochen,
Dein Herzchen würde lauter für mich pochen,
Und durch Entbehrung wüchſe deine Liebe.

Doch ach, wie zähmt' ich ſelbſt indeß die Triebe,
Die glühend mir in tiefer Seele kochen,
Der ich, an deine traute Thür zu pochen,
Nicht gern um eine Stunde nur verſchiebe!

Durch meine Qual dein Sehnen anzuregen,
Weit unbequemer iſt's, als traut und leiſe
Mein Haupt an deine zarte Bruſt zu legen;

Auch dünkt es mir nicht eben allzuweiſe,
Entſagen wollen des Beſitzes wegen,
Und zu verhungern um den Preis der Speiſe.

◆

Aus der Jugendzeit.

Und bin ich nicht glücklich, ſo bin ich doch ſelig:
Fehlt Silber und Gold mir, iſt mein doch die Welt!
Geſchenke des Himmels, ſie regnen unzählig,
So lange noch Jugend die Pulſe mir ſchwellt!
Das Schönſte der Erde, die Blumen, die Lieder,
Sie zaubr' ich mir ſelber auf jeglichen Plan,
Und ſteigen des Himmels Geſtirne nicht nieder,
So ſchwing' ich mich ſelber zu ihnen hinan!

Ich küſſe mein Lieb' unter blühenden Bäumen,
Und freundlich erhört ſie mein ſehnendes Fleh'n —
Und iſt's auch indeß nur in ſeligen Träumen,
So kann es in Wahrheit doch bald mir geſcheh'n!
Es mühen im Staube ſich Thoren unzählig,
Ich wandle begeiſtert auf blumigem Feld:
Und bin ich nicht glücklich, ſo bin ich doch ſelig,
So lange noch Jugend die Pulſe mir ſchwellt!

Löwe und Roſe.

Es trat auf eine rothe
Roſe der Löw' im Zorn;
Da blieb ihm in der Pfote
Der zarten Blume Dorn.

Es ſchwoll, es ſchmerzte die Pranke,
Der grimme Löw' iſt todt;
Friſch labt ſich am Morgentranke
Des Thaus die Roſe roth!

Sei noch ſo fein das Feine,
Das Grobe noch ſo grob,
Das Feine, Zarte, Reine,
Das Schöne ſiegt doch ob!

◆

Boreas.

Da draußen auf den Straßen
Schneewirbelnd brauſt der Wind,
Zur Kurzweil' möcht' er umfaſſen
Wohl manch' ein ſchönes Kind.

Du keckſter von allen Freiern,
Was zerrſt du mit lüſterner Hand
Die Mädchen an den Schleiern
Und an dem zarten Gewand?

Entführteſt wohl gern, wie weiland
Dein Ahnherr, in Liebesweh
Solch' Liebchen nach einem Eiland
In ſüdlich blauer See?

Das Spiel mit rieſigen Flocken
Ergötzt dich hier nicht mehr,
Und ferne Lenze locken
Auch dich wohl über's Meer.

Doch wiſſe, von Bergesklauſen
Pilgernd zum Lorbeerwald,
Im Süden erſtirbt dein Brauſen
In weichem Geliſpel bald.

Gedenkſt du weiſe zu handeln,
Harr' aus in nord'ſcher Kraft!
Unter den Palmen wandeln —
Wir alle nicht ungeſtraft.

◆

An Eſtrella.

Zum 15. Oktober 1863.)

Wie wünſcht man Glück den Glücklichen?
Hat leeres Wort Gewicht,
Wo Lieb' und Treu den ſchönſten Kranz
Um ſel'ge Häupter flicht?

Das iſt des Lebens Gipfel wohl,
Das iſt das echte Glück.
Wenn nicht die Zukunft mehr, und nicht
Die Ferne lockt den Blick;

Wenn man das Liebſte nahe hat
Nichts heiſcht mehr vom Geſchick,
Nur halten, halten immerdar
Möchte den Augenblick!

Wenn man zur gold'nen Sonne fleht:
O ſteh', nicht eile hin!
Zum Tag: o bleib, kein and'rer bringt
Uns ſchöneren Gewinn!

Wer, was er liebt, in Wahrheit liebt,
Der liebt unwandelbar,
Und wer in Wahrheit glücklich iſt,
Der iſt's auf immerdar.

◆

Ein Kuß.

Es ſaß ein fröhlich Mägdlein mir zu Füßen,
  Sie ſprach: „Ei wie ſo ernſt, als wollt'ſt du weinen?“
  „Was weißt du, Kind,“ entgegn' ich, „von den Peinen
Der Dichterbruſt? du weißt nur von Genüſſen!“

Sie ſchweigt. Ihr Aug' ruht lang auf mir: im ſüßen
  Geſicht des Ernſtes Spuren leis erſcheinen;
  Dann haucht ſie auf die Stirn mir einen reinen,
Geweihten Kuß, ſo fromm wie Mütter küſſen.

O Kind! wiegt über dir im Sterngefilde
  Dereinſt dein ew'ges Urtheil Gott, und ſpricht er's,
Und deckt kein Heil'ger dich mit gold'nem Schilde:

Leg' in die Wagſchal' in der Hand des Richters
  Ein Engel dieſen Kuß, den du ſo milde
Gedrückt haſt auf die bleiche Stirn des Dichters.

◆

Sommerſonntag.

Ei, bin ich in ſchattigen Laubwalds Zelt
Schon drei der Stunden geſeſſen?
Hab' ich doch draußen den Reſt der Welt
Schier ganz und gar vergeſſen.

O du leiſe brütender Mittagsglanz,
Wie liegſt du ſo golden gebreitet
Um Hügel und Au'n! Nur den Athemzug Pans
Vernimmt, wer die Gründe beſchreitet.

Zurück zur Stadt nun ſchlendr' ich gemach,
Sie flimmert im Sonnenſcheine,
Es blinken die Ziegel auf jedem Dach,
Es blitzen die Pflaſterſteine.

Aus der Kirche wogen die Leutchen fein,
In Händen das glitzernde Büchlein,
Und neben den Müttern die Jungfräulein,
Wie neben der Henne die Küchlein.

O Sonntagsfreude, wie ſpielteſt du ſchön
In des Laubwalds goldenen Lichtern:
Doch wahrlich noch reizender biſt du zu ſeh'n
Auf den roſigen Mädchengeſichtern!

Veilchen und Moſchus.

Kitzelt Moſchus mir die Naſe?
Sind es Veilchen, die mich necken?
Seltſam ineinander fließen
Veilchenhauch und Moſchusdüfte.

Ei, ſieh da, in blanker Schachtel
Sendet eine holde Dame
Mir ein Nachtviolenſträußchen,
Und dazu ein Moſchusbrieflein.

Veilchen ſind gemiſcht mit Moſchus
Und Natur- mit Kunſt Gerüchen
Immerdar in jedem Topfe,
Der da kommt aus Weiberküchen.

Im Winter.

Heimkehr.

O, Kind, heut' ſchimmert der ganze Wald
Bereift mit weißen Kriſtallen.
Ich pflückte für dich ein Zweiglein ab,
Es hätte dir wohl gefallen:

Ich ſchob es in's Knopfloch an der Bruſt,
Und meinte, wie klug ich's machte:
Ach, es ſchmolz mir am Herzen der ſchöne Reif,
Weil ich deiner — zu warm gedachte!

◆

Das war ein Kuß!

Das war ein Kuß! o himmliſch holde Luſt,
Als zagend ſich dein Weſen mir enthüllte,
Und ſchämig ſich barg an meiner Bruſt,
Und ich dein Leben heiß an meinem fühlte!

Das war ein Kuß! nicht ſo ein Mäulchen nur
Wie ſich's erlaubt verſchämtes Liebeswehe!
Es war ein Kuß in ganzer Figur,
Es war ein Kuß vom Wirbel bis zur Zehe.

◆

Die Primeln.

Sieh, Liebchen, hier im Waldesthal
Das Plätzchen, unvergeſſen,
Wo koſend wir zum letzten Mal
Im letzten Herbſt geſeſſen!

Und ſieh' — nun ſind in gold'ner Tracht —
Hier an derſelben Stelle
Die erſten Primeln aufgewacht,
Als wär's des Lenzes Schwelle!

Siehſt du, wie Liebe Wunder thut,
Daß, wenn der Schnee zerfloſſen,
Dort, wo ein Liebespaar geruht,
Die erſten Primeln ſproſſen?

Nun wollen doppelt eifrig wir,
Wo Moos und Gräſer ſchwellen,
Für's nächſte Jahr im Waldrevier
Die Primelſaat beſtellen!

Dann lächeln wir ob unſer'm Streich,
Wenn Berg und Thäler wimmeln,
Und keiner weiß, warum ſo reich
Gerathen ſind die Primeln.

◆

Liebende.

Schwer iſt's für Liebende,
Ruhig zu bleiben,
Nimmer Vernünftiges
Können ſie treiben:

Soll'n ſie vor Langweil' nicht
Tödtlich erkranken,
Müſſen ſie küſſen ſich,
Oder ſich zanken.

◆

Vergeſſen.

Als fern du warſt, mein ſüßes Lieb,
Wie brannt' ich, meine Qualen
Beredter, als die Feder ſchrieb,
Mit Worten dir zu malen!

Die böſe Zeit, ſie iſt herum,
Ich darf an's Herz dich preſſen:
Nun iſt der Mund vor Freuden ſtumm,
Das Leid hab' ich vergeſſen.

◆

Wenn dich die Seufzer kränken...

Wenn dich die Seufzer kränken
Der todeswunden Seele
Schließ' mir den Mund mit Küſſen,
Sag' mir, daß du mich liebſt!

Wenn dich die Worte kränken –
Verlangſt du, daß ich ſchweige?
Du kennſt ein ſich'res Mittel:
Schließ' mir den Mund mit Küſſen,
Sag' mir, daß du mich liebſt.

Wenn ſich das Weh, das bitt're,
Mit dem du mich erfüllteſt,
In bitt'rem Wort entladet,
Sei nicht ſo ſchweigſam trotzig,
Schließ' mir den Mund mit Küſſen,
Sag' mir, daß du mich liebſt.

O ſag's nur immer wieder —
Kann ich's auch nimmer glauben,
Gern hör' ich's doch noch immer —
O werde nur nicht müde,
Und ſag' mir's immer wieder,
Sag' mir, daß du mich liebſt

Und bricht mein Herz im Leide,
Hauch' ich das Weh, das bitt're,
Im letzten Seufzer aus
Erſticke mir mit Küſſen
Die letzte, letzte Klage,
Schließ' mir das Aug' mit Küſſen,
Schließ' mir den Mund mit Küſſen
Und flüſt're mir noch einmal
In's Ohr die holde Lüge,
Sag', daß du mich geliebt.

◆

Flitterwochen.

Einen Blütenmond der Liebe
Hab' ich mit dir durchgekoſt;
Doch nun ſcheint ſich anzuſäuern
Unſ'rer jungen Liebe Moſt.

Ei, zum Weine will er werden!
Gib nur Acht, bald wird er klar:
Milder, kräftiger, geſunder
Wird er dann von Jahr zu Jahr!

◆

Spaziergang.

Wo Sumach und Liguſter blüht
Verſchränkt am Murmelbach,
Seufzt' ich in's Ohr ihr liebentglüht
Umſonſt ein ſehnend Ach.

Im Wieſengrund, von Enzian
Umblüht und Hahnenfuß.
Erbat umſonſt im Liebeswahn
Ich mir den erſten Kuß.

Wo ſteil die Schlucht voll Sauerklee
Und Anemonen ſteht,
Hab' ich umſonſt in ſüßem Weh'
Mir Gegenlieb' erfleht.

Wo ſtachlich dräut die wilde Roſ',
Schien ſelbſt ſie dornbewehrt
Wo Haide ſchwillt und grünes Moos
Da hat ſie mich erhört.

◆

Wenn ſich zwei Liebſte raufen …

Wenn ſich zwei Liebſte raufen,
Ruft nicht die Polizei,
Denn eh' ſie kommt gelaufen,
Iſt aller Zank vorbei.

Und wollet ſie nicht ſcheiden,
Und ſtürzet nicht in's Haus,
Sonſt werfen euch die beiden
Verſöhnt zur Thür hinaus.

Hypochonders letztes Ideal.

Mit zwanzig Jahren träumt' ich einen Engel,
Nicht mehr, noch minder; hold und ſchwanenrein,
Und überirdiſch, ganz aus Lilienblüte
Gewoben und aus Himmelsätherſchein.

Verzicht that ich dann ſpäter auf den Engel
Und wünſchte mir nur mehr ein irdiſch Weib;
Doch immerhin ein Muſter des Geſchlechtes,
Mit edlem Geiſt und zauberſchönem Leib.

Die Zeit verſtrich. Ich ließ die hohen Träume,
Und wünſchte mir ein Weibchen, ſanft und gut,
Nicht allzu ſchön, als Hausfrau treu und tüchtig,
Verſtändig und mit leidlich frohem Muth.

Und jetzt? — Bei Gott, jetzt wär' ich ſchon zufrieden,
Mit einem Weib, das, wenn der Bund ſie reut,
Bei Tiſch nicht tückiſch hinter meinem Rücken
Ein Pülverchen mir in den Becher ſtreut . . .

◆

O glückliche Zeit . . .

O glückliche Zeit, da Aeuglein mich
Und Buſen und Locken und Wängelein
Und reizende Beine bethörten
Gleichgültig, wem ſie gehörten!

Jetzt bin ich verliebt, jetzt bin ich vernarrt —
Jetzt müſſen die Locken, die Aeugelein,
Jetzt müſſen die Wänglein, die feinen,
Gehören der Einen — der Einen!

Jetzt bin ich vernarrt, jetzt bin ich verliebt,
Jetzt tänzeln umſonſt mir vor Augen herum
Im Reigen die reizendſten Beine —
Ich ſeufze nur: Sie oder Keine!

Und winken jetzt Aeuglein zu Dutzenden mir,
Und Buſen und Locken und Wängelein
In fröhlichem, roſigem Scheine,
Zur Seite nun ſchleich' ich und weine.

Jetzt bin ich vernarrt, jetzt bin ich verliebt,
Jetzt bin ich vernarrt in die Eine.

◆

Kreislauf der Liebe.

Das Vöglein ſchlürft umſponnen
Von Aetherglanz und -Schein,
Aus ew'ger Liebe Bronnen
Ein Tröpflein ſelig ein;
Und ſtill hinabgewendet
In's blumig dunkle Thal,
Was es getrunken, ſpendet
Es aus in ſüßem Schall.

Des Klanges Hauch umwittert
Die Roſenknospe mild;
Sie trinkt ihn luſtdurchzittert,
Von ſüßem Drang ſie ſchwillt;
Und wenn ihr Bann geſprungen,
So ſteigt als Zauberduft,
Was erſt als Lied erklungen,
Entzückend in die Luft.

Und wie die Düfte ſchweben
Durch Lenzesauen hin,
Ergreift ihr himmliſch Leben
Berauſchend mir den Sinn:
Als Liebe ſich entzündet
In mir des Dufts Arom,
Die ſtill zurücke mündet
In jenen ew'gen Strom.

Das Glück im Innern.

Mädchen, ſieh, aus weiſem Munde
Tönt mir's oft: das Glück,
Such's nicht außen, ſuch's im Innern,
Zieh' dich in dich ſelbſt zurück!

Tauch' ich dann, das Glück zu finden,
Tief in mich:
In des Herzens tiefſten Gründen
Find' ich — dich!

◆

Ja, dann!

„Geh, geh, du biſt doch auch ein Mann!
's gibt Keinen, den's nicht reute!
Nun hängſt du freilich heiß mir an;
Doch iſt verkohlt der Liebe Span,
Dann ſchlägſt du dich in's Weite!“ –

Kind meinſt du wirklich, daß noch hier,
Bevor ſie mich begraben,
Die böſe Liebe läßt von mir?
Ach, dann wär' mir erſt wohl bei dir –
Wollt' doppelt lieb dich haben!

Bei Gott, nach ſo viel Herzensdrang,
Nach ſo viel ſchlimmen Leiden,
In meiner Freiheit Ueberſchwang –
Blieb' ich dir treu mein Leben lang
Erſt recht dir treu – vor Freuden!

◆

Du mußt . . .

Der Schnee, der muß zerrinnen,
Und wär' er noch ſo rein:
Und du mußt einmal minnen,
Herzliebes Jungfräulein.

Sich öffnen müſſen die Roſen,
Von Maienglanz bethaut,
Und du mußt küſſen und koſen,
Herzallerliebſte Braut!

Und die Blüte muß ſchießen in Samen,
Und du zum Zeitvertreib,
Mußt ſingen Eia Popeia,
Herzallerliebſtes Weib!

◆

Albumblatt.

Mädchen mit den goldig-braunen Haaren,
Dich umwallend reich und hold und fein,
Laß dein Haupt ſtets dieſer wunderbaren,
Dieſer gold'nen Hülle würdig ſein.

Ja, Kind, unter dieſer gold'nen Hülle,
Berg' in deiner Stirne, lilienrein,
Sich der edelſten Gedanken Fülle,
Wie ein Schatz in einem gold'nen Schrein.

Und dein Antlitz, jugendlich erblühend,
Leucht' in dieſes Goldhaars Zauberſchein,
Von der Unſchuld reinem Lichte glühend,
Als ein goldgefaßter Edelſtein.

◆

Selbander.

Die Büſche flüſtern hier herum
    Seltſam von halbverſcholl'nen Dingen,
Seit ich hier und ein Mägdlein jung
    Selbander oftmals hadernd gingen.

Selbander ohne Liebe geh'n,
    Und wär's im ſchönſten grünen Walde,
Iſt ſchlimmer noch, als einſam ſteh'n
    Auf dürrer, ſchattenloſer Halde.

Zwar haben wir nicht ſtets gezankt:
    Wir thaten koſen auch und ſcherzen;
Jedoch die Liebe, die war falſch,
    Und nur der Zank, der ging von Herzen.

◆

Nicht die blöde Hand verklag' ich …

Nicht die blöde Hand verklag' ich,
Die zertrümmert hat mein Glück;
Alles kann ich dir verzeihen,
Nicht den frechen kalten Blick,

Den du haſt für meine Leiden
Und für mein verſtrömend Blut.
Nicht die Falſchheit wirſt du büßen,
Aber deinen Uebermuth,

Daß du wühlſt in meinen Wunden,
Daß du ſchwelgſt in meinem Schmerz,
Und den kalten Dolch mir ſtößt
Selbſt noch in's gebroch'ne Herz

◆

Mitleid.

Ein Teufelsweib! Ich ſprach ſehr lang zu ihr
Vom Liebeselend, das ſie mir bereitet,
Wie ſehr ſie mich gebracht um Glück und Ruh',
Wie ſie zur Furie ſchier an mir geworden.
Sie hörte ſtill und wohlgefällig zu.

Doch als ich weiter ſprach: „Mich rettet nur
Ein Wunder noch vielleicht geſchieht dies Wunder!
Vielleicht erſteh' ich aus den Todesſchmerzen
Zum Leben wieder, ja, zu neuem Leben,
Zu beſſer'm Glück an einem edler'n Herzen,
Das wahrhaft lieben kann“ — Als ich ſo ſprach,
Und aus dem Aug' ein Hoffnungsſtral mir brach,
Erſt da begann die Stirn ſich ihr zu trüben.

Kalt hatte ſie gehört von meinen Peinen;
Doch als ich ſprach von meiner künft'gen Luſt,
Da ſtahl ein Seufzer ſich aus ihrer Bruſt,
Und ſie begann vor Aerger ſtill zu weinen.

◆

Die Blume im Thale.

Mich ſieht, mich blaſſe Blume,
Des Himmels Auge nicht.
Mir fehlt's an mildem Thaue,
Mir fehlt's an gold'nem Licht;

Mein Leben iſt ein Sehnen,
Ein ſtummer Schrei der Qual
Nach einem Hauch der Liebe,
Nach einem Sonnenſtral.

Die Falter ſeh' ich ſterben,
Wenn ihre Zeit dahin:
Ich kann nicht leben, nicht ſterben,
Ich ſchmachte welkend hin.

Die Winde zauſen und beugen
Mich im Vorüberflug:
Daß ſie mich knickten, brächen,
Bin ich — nicht ſtark genug

◆

O hört' ich's noch einmal . . .

O hört' ich's noch einmal, das himmliſche Wort:
  Ich liebe dich!
Mir iſt's wie ein Stern, der mir einmal geſtrahlt,
  Dann für immer erblich!

Einſt hört' ich's, nicht achtend, das himmliſche Wort —
Zu verweilen koſend an traulichem Ort
Schien mir eitel die Müh' —
Da war's zu früh!

Und es ſchwanden die Tage in endloſer Zeit,
  Die mir öde verſtrich —
O hört' ich's noch einmal, das himmliſche Wort:
  Ich liebe dich!

Und hört' ich's, ach, nun,
Nach ſo manigem Jahr,
Das himmliſche Wort, das ich ſtill mir erfleht —
Wär's nicht zu ſpät?

◆

Selig.

Selig ſpricht der Pabſt die Frommen,
Die noch Frömmer'n ſpricht er heilig;
Mancher iſt ſo hoch geklommen,
And're haben's nicht ſo eilig.

Sprach der Bonze: „Hier auf Erden
Führend ſolchen Wandel ſchmählich,
Wirſt du nie ein Heil'ger werden!“
Ich: „Kein Heil'ger aber ſelig!“

◆

Liebe mich nicht!

Nein, liebe mich nicht!
Küſſe mich, Kind,
Herze mich, Kind,
Aber liebe mich nicht!

Der Kuß bringt Wonne,
Die Liebe Verdruß.
Zu ſpät oft kommt Liebe,
Doch nimmer der Kuß.

◆

Das iſt das Kläglichſte …

Das iſt das Kläglichſte der ird'ſchen Looſe,
Wenn du geglaubt, ein tragiſches Verhängniß,
Ein ungeheures Weh ſei es geweſen,
Das dich geſtürzt in raſende Bedrängniß,

Und dann nach Wochen, Monden oder Jahren,
Nachdem dein Sinn geneſen,
Dir's plötzlich tagt, daß groß, daß ungeheuer
In deinem Weh, in deinem Schickſal nichts geweſen,

Als deine Thorheit! — Ja, das iſt am Leide
Das Leidigſte, wenn du zuletzt verſchwiegen
Dich ſeiner ſchämen mußt, anſtatt mit Stolz
Im Pathos deines Schmerzes dich zu wiegen,

Und nach ſo vielen Schickſalsflüchen,
Die dich verfolgt und ſpät von dir gewichen,
Noch einer auf dir haften bleibt, der ſchlimmſte:
Der Fluch des Lächerlichen!

◆

Herbſtliches Scheiden.

Herbſt war's, als von ihr auf immer
Scheidend ich in's Weite ging:
Träumend auf der letzten Roſe
Saß der letzte Schmetterling.

Auf dem Wanderflug gen Süden
Sang ein Vogel, eh' er ſchied,
Unter'm letzten Grün der Linde
Raſtend noch ſein letztes Lied.

Und im letzten Zephirhauche,
Welcher ſtrich durch's ſtille Thal,
Küßten Schmetterling und Roſe
Flüſternd ſich zum letzten mal.

Dann entſanken ihr die Blätter,
Ihm die Schwingen; und der Weſt,
Wie des Sommers letzter Seufzer,
Schwieg erſterbend im Geäſt.

Und der Nord begann zu blaſen,
Wirbelte mit wildem Braus
Roſenblätter, Falterſchwingen
Durch des Herbſtes ödes Haus.

Und von meinem eig'nen Herzen
Fiel die letzte Blüte ſacht:
Herbſtgefühl in tiefſter Seele,
Schritt ich weiter in die Nacht.

Erwiderung.

Wie? als Fliege willſt du kommen?
Ach, das würde dir wenig frommen!
Komm als Falter in meine Laube,
Komm als Lämmchen, komm als Taube:
Oder — was das Sicherſte iſt
Komm als Mädchen, das du biſt!

◆

Nur Eins.

Nur Eins noch lernt' ich nicht im langen Leben:
Dankbar zu ſein auch für erloſch'ne Liebe.
Hat ſie nicht ſchwindend mir im Weltgetriebe
Weit mehr geraubt, als ſie mir je gegeben?

Nein! beſſer ungehört in eitlen Gluten
Verſchmachten und vergeh'n in duft'gem Triebe,
Als glückbethört zu ſchöpfen mit dem Siebe
Den Trank, o Minne, deiner Nektarfluten!

Und doch — bedenk' ich, daß, was wir gewinnen,
Ein Schatten meiſt, ein Hauch, wonach wir trachten,
Daß nur ein Traum, was wir als Höchſtes achten,
Und Spinnweb Alles, was die Parzen ſpinnen

Da mach' ich's oft, ſo manchem Schickſalshiebe
Zum Trotz, wenn alte Bilder mich umſchweben,
Zum Vorwurf mir, daß ich nicht lernt' im Leben
Dankbar zu ſein auch für erloſch'ne Liebe.

◆

Spätes Glück

Es beſtürmt o Ironie des Geſchicks!
Mit ſehnſuchtsvollem Geſtöhne
Den Poeten in ſeiner Matratzengruft
Brieflich eine reizende Schöne.

Sie flötet wie eine Nachtigall,
Sie trillert wie eine Lerche;
Sie lockt mich zum Leben, lockt mich zur Luſt
Aus dem dumpfen, dem düſteren Pferche.

O warte, Kind, jetzt bin ich zu krank,
Jetzt kann ich dir leider nicht helfen!
Warte bis ich geſtorben bin,
Und das Grab mir ſchmücken die Elfen

Und ich auferſtehe zur Geiſterſtund',
Und mitten im nächtlichen Schweigen
Im Gehege des ewigen Friedens walzt
Der bekannte knöcherne Reigen.

Dann komm zu mir, du ſchönes Kind
Mit Kränzen und duftigen Salben!
Dann mach' ich, heiſſa, ein Tänzchen mit dir
Im Mondesglanze, dem falben;

Und es ſoll werden ein Raſetanz,
Daß fliegend die Pulſe dir klopfen,
Und dir vom perlenden Schweiße ſteh'n
Auf der blühenden Stirne die Tropfen.

Bis daß ich außer Athem getanzt
    Das holde, das wonnige Leben,
Das, ſo früh mit off'nen Sinnen erſehnt,
    Sich ſo ſpät mir zu eigen gegeben —

Das ſich mir verſagte ſo launiſch kalt,
    Das mit grinſendem Hohn mir entſchwebte,
So lang ich eifrig haſchte nach ihm,
    So lang ich liebte und lebte —

Und das mir erſt nah'te, als es zu ſpät,
    Im Lebensherbſte, dem falben!
O warte, bis ich geſtorben, Kind!
    Dann komm mit Kränzen und Salben!

◆

Jugendlieder.

Nach deiner Reize Bronnen …

Nach deiner Reize Bronnen
Lechzt immerdar mein Herz:
Trinkt es nicht ſüße Wonnen,
Trinkt es doch ſüßen Schmerz!

Süß ſind der Liebe Freuden,
Süß iſt der Liebe Pein
Nur das iſt bitter: ſcheiden,
Und fern der Süßen ſein!

Halt' es mit meinem Herzen
Ganz wie du willſt, mein Lieb!
Gib Freuden oder Schmerzen,
Nur eins von Beiden gib!

◆

Neue Wunde.

Noch iſt von alter Wunde
Mein armes Herz nicht heil,
Und ſchon nach ſeinem Grunde
Auf's Neue zielt der Pfeil.

Zwei Augen, ſanfte Sonnen,
Die leuchten gar zu klar,
Ein Mund, ein Purpurbronnen,
Lockt allzu wunderbar.

Ich kenne dieſe Klippen,
Ich weiß es nur zu wohl,
Was ich von ſolchen Lippen
Und Augen fürchten ſoll.

Darin ſitzt auf der Lauer
Der böſe Schütze gern.
Herzwunden, Fieberſchauer,
Schon ahn' ich ſie von fern.

Noch iſt von alter Wunde
Mein armes Herz nicht heil,
Und ſchon nach ſeinem Grunde
Auf's Neue zielt der Pfeil!

◆

Auf Liebeswegen.

Rauh iſt's, geh'n auf Liebeswegen,
Bitter, lange Stunden ſteh'n
Und in Sturm und böſem Regen
Nach dem trauten Fenſter ſpäh'n.

Ach erſcheine, du der Süßen
Süßeſte — wild ſtürzt die Flut.
Ueberlaß nicht dieſen Güſſen,
Auszulöſchen meine Glut.

Todgefahren, Schlachtgewitter
Sind der muth'gen Liebe Troſt:
Eins doch ſcheut der heiße Ritter:
Was die Hitze dämpft, den Froſt.

◆

Ergebung.

Ich ging im deutſchen Dichterwald,
Ein fröhlicher Liederſchreiber;
Da ſtürzten aus feindlichem Hinterhalt
Deine Reize hervor wie Räuber.

Sie raubten das Herz mir, ſie raubten den Sinn
Sie raubten mir all' das Beſte:
Kind, nimm mich ganz, laß mich nicht zieh'n
Mit dieſem kläglichen Reſte!

Gaſel.

Ihr wähnt, daß ich Eines erwählt, dem Andern den Buſen verſchloß ewig?
Wer ganz ſich in Jegliches ſenkt, nur der iſt erhaben und groß ewig!
Ich ſteige zum Himmel empor und bring' euch Kunde ſo hehr, —
Ihr wähnt, daß das ſtralende Licht des Himmels das Haupt mir umfloß ewig?
Ich ruhe der Schönſten geſellt, und ſing' euch Lieder, ſo zart —
Ihr wähnt, daß ich tändelnd und traut der Holden geſeſſen im Schoß ewig.

◆

Gaſel.

O merke, Kind, ein Dichterherz kann wie die Taube
ſanft ſein,
Doch kann's auch wie ein feurig Roß, das wild den
Boden ſtampft, ſein.
Iſt blau der Tag und lind die Luft, blüh'n gold'ne
Blumen rings,
Dann mag ſein Grund ein heller See mit Blumen um
den Ranft ſein.
Doch ſpiele nicht zu nah', zu lang', an ſeinem Rande,
liebes Kind,
Denn eh' du's denkſt, kann er ein Pfuhl, der Pech und
Schwefel dampft, ſein.

◆

Gründe.

Mein holdes Kind, was iſt dir widerfahren?
Was ſenkſt du ſo dein Köpfchen, ſüße Roſe?
Was wehrſt du mir, daß ich dich traulich koſe,
Und ſpielend wühl' in deinen ſeid'nen Haaren?

„Mein Liebſter, ach! ich will dir's offenbaren:
Gewicht'ge Gründe gibt es, zweifelloſe,
Gebietend, dich zu flieh'n und dein Gekoſe,
Und meinen Mund vor deinem Kuß zu wahren.“

Wie? Gründe, ſagteſt du? Dann will ich legen
Mein Haupt an deine Bruſt, die ſchwellend runde,
Und ruh'n und kein Bedenken weiter hegen.

An Gründen geht die Liebe nicht zu Grunde:
Steh'n Gründe nur, und And'res nicht entgegen,
Droht keine Trennung ſüßem Liebesbunde!

Vermiſchte Gedichte.

⁂

Das Kreuz am Wege.

Ich dich verachten? Nimmermehr! Das Haupt
Entblöß' ich ernſt vor dir, Kreuzbild am Wege,
Ob auch von Stümperhänden roh geſchnitzt!
So viele Millionen Herzen hat,
O Zeichen du des Kreuzes, Schmerzensbild,
Getröſtet nichts im Erdenthal wie du,
Kein Anblick, wie der deinige, die Summe
Des Leids gemindert, das die Menſchheit drückt.
Du haſt erlöſt nicht Alle zwar, doch Viele!
Aus ſchlichtem Holz geformt, in Gold und Silber
Gegoſſen, hehr von Meiſterhand gebildet,
Von kindlicher, von roher Hand geſtümpert,
Am Schwanenhalſe ſtolzer Königinnen,
Wie in der zitternden verdorrten Hand
Des ärmſten Dulders und des Sterbenden,
Und des zum Richtplatz wandelnden Verbrechers,
Haſt du der Welt gemeines Leid beſiegt
Mit eines größern Leids erhab'nem Bild.
Die Neugebornen grüßt dein ernſter Segen,
Und auf der Todten Gräbern ragſt du ſtill.

Der Raumwelt Urbild biſt du, Kreuzesbild,
Die zwiefach ihre Pole kreuzt, gleich dir:
Der Gottmenſch, der, an dich genagelt, blutet
Das ew'ge Leben iſt's, das in den Schranken
Der Raumwelt ſtirbt den ew'gen Kreuzestod.

Ich dich verachten? Nimmermehr! Das Haupt
Entblöß' ich ernſt vor dir, Kreuzbild am Wege,
Ob auch von Stümperhänden roh geſchnitzt.

◆

Beethoven.

Ich werd' entrückt im Traum dem ird'ſchen Thal
In eine and're wunderbare Welt.
Und dieſe and're wunderbare Welt,
Sie hatte ihre Blumen, ihre Klippen,
Ihr brandend Waſſer, ihre gold'nen Au'n;
Ihr Licht, ihr Dunkel, ihre Dämmerung,
Sie hatte Höh'n und Tiefen, Reize, Schrecken,
Ganz wie die unſ're — nur aus anderm Stoff
War ſie geformt — ihr Hohes, Liebliches,
Ging mehr zum Herzen noch als das der unſern,
Nur auf ganz and'rem Weg: durch's Auge nicht —
Es ging durch's Ohr! —

Und wallend ſah ich da
Geſtalten, holdbeſchwingte Genien,
Die Blumen pflückten, Kränze lieblich wanden,
Und armen Sterblichen zur Wonne boten
Kleinode viel aus dieſem Wunderland.

Nun aber ſah ich Einen, hochher ſchwebend,
Der dieſe ganze Welt in Trümmer ſchlug,
Und herrlicher ſie wieder auferbaute
Hingrollt' er wie ein mächtiger Titan,
Ob Allem ſchwebend, groß und allumfaſſend,
Des Chaos Grau'n mit Himmelsglanz vermälend.

In's Reich der Harmonie war ich entrückt;
Beethoven hieß der Hohe, den ich ſchaute.
Die Andern, die ich ſchaute neben ihm,
Es waren Genien, Götterlieblinge,
Sie hatten all' ihr zugemeſſen Theil.
Doch jener Eine ſtand ob Allen hoch:
Denn er allein beherrſchte dieſe Welt —
Er war's allein, der ſchwang in dieſem Reich
Den Wetterſtral, wie Zeus — kein König bloß:
Denn wer ein All beherrſcht — das All der Töne —
Der iſt ein Gott — ein Gott der ew'gen Schöne.

◆

Morgenpracht im Walde.

O Morgenpracht im Wald! Es ſteh'n die Kelche
Der Blumen mit des Thaues Perlen da,
Wie Kelche mit des lichten Trankes Reſten
Von einem nächt'gen Elfenbacchanal.
Es rauſcht im Thal der Bach, es grünt die Schlucht
Vom Laub verblühter Frühlingsanemonen
Und Sauerklee. Ligusterſträuche klettern
Den Hang empor. Auf grüner Waldeswieſe,
Wo Kräuter würzig duften, halt' ich Raſt.
Die ſchöne, hohe Wipfelpyramide
Der höchſten Fichte ragt vom Waldesſchatten
Hinauf in's helle Blau der Juliluft,
Der wabernd-heißen. Drüber ſchwebt ein Paar
Von Hähern, krächzend; weißberändert leuchten
Die ausgeſpannten Flügel. Ueber ihnen
Zieht ſilberweiß Gewölk im hohen Blau.
Das Alles iſt ſo altgewohnt, ſo ſchlicht,
Und doch ſo wunderbar. Vom Grund der Schlucht
Bis zu des Himmels leuchtendem Zenith,
Wo weiß die Wölkchen ſchweben, liegt auf Allem
Wie Thau die Poeſie. Mit dieſem Thau
Geſchmückt ſteh'n unſers Lebens arme Blumen
Wie Kelche da mit lichten Trankes Reſten
Von einem ſtillen Götterbacchanal.

Das kranke Kind.

„Herzens-Kind, o ſage,
Willſt du Zuckerplätzchen,
Oder hier von dieſen
Würzig ſüßen Beeren?“

Stumm auf weißem Kiſſen,
Blaß die zarten Wangen,
Lag das blondgelockte
Haupt des kranken Kindes.

„Willſt du von der weichen
Goldorange koſten,
Dir die trock'ne Lippe
Mit dem Safte netzen?“

Schweigend, ohne Regung
Lag das Kind und wehrte
Mit dem Wink der matten,
Halbgeſchloſſ'nen Augen
Ab die Goldorange.

„Willſt du von dem milden
Labetrunk hier nippen?
Trink, mein Kind, erquicken
Wird es dich, erfriſchen!“

Theilnahmslos und ſchweigend
Lag das Kind, das kranke,
Wehrte mit dem Händchen
Ab den Labebecher.

„Herzenskind, o ſage,
Sage doch, was willſt du?“

Stumm und ſtill und traurig
Auf dem weißen Kiſſen
Lag das blondumlockte
Blaſſe Kindesantlitz.

Plötzlich weit die großen
Sehnſuchtsvollen Augen
In dem ſtillen, bleichen,
Abgezehrten Antlitz
Auf die Mutter richtend,
Sprach das Kind mit matter
Stimme wie im Traume:

„Blumen, liebe Mutter,
Schöne Blumen möcht' ich,
Um damit zu ſpielen!
Solche Blumen, weißt du,
Mutter, wie wir pflückten
Drunten in dem Garten,
Eh' ich krank geworden!
Solche ſchöne Blumen,
Mutter, hätt' ich gerne,
Um damit zu ſpielen!

Eine Thräne ſtahl ſich
Aus dem Aug' der Mutter.
Wandelte zum Garten,
Pflückte weinend Blumen,
Brachte ſie dem Kinde.

In die kleinen Händchen
Faßt das Kind die Blumen,
Jetzt mit müden Nüſtern
Ihren Wohlduft ſchlürfend,
Jetzo damit ſpielend,
Heiter, ſtill-zufrieden.
Seine Augen glänzen
Doch ſie werden trüber;
Still noch einmal lächelnd,
Schließt das Kind die Lider —
In der Hand die Blumen,
Iſt es eingeſchlummert.

◆

Adleraufſchwung.

Wenn Frührothſchein um Alpengipfel zittert,
Da rauſcht der Aar empor in's Morgengrauen,
Zu grüßen, die da ſegelt hoch im Blauen,
Des Lichtgotts Purpurgondel, goldbeflittert.

Das Licht begrüßt er, das ſich Nachts zerſplittert
Als Sternenſaat auf weiten Himmelsauen.
Doch jetzt im Oſten, flammend anzuſchauen,
Als Stralengarbe morgendlich gewittert.

Einſam der Hohe ſeinen Kreis beſchreibt,
Wenn unter ihm des Tages Jugendalter
Thaufriſch der Lebenswonne Blüten treibt.

Die Lerche ſchmettert, und es tanzt der Falter:
Des Adleraufſchwungs Rauſchen aber bleibt
Der ſchönſte Ton im Morgenjubelpſalter.

◆

Friedrich Halm.

Mich drängt's zu ſagen, daß mit Leidgefühlen
Ich ſah, wie ihn die Mitwelt aufgegeben,
Wie ihm mit mißgunſt-quakendem Beſtreben
Ein Froſchchor folgte bis zum Grab, dem kühlen.

Und doch — mich dünkt, rein wird die Zeit ihn ſpülen
Von Geifers Malen, die jetzt an ihm kleben;
Sein Name wird die Würmer überleben,
Die in dem Fleiſch, dem ſterblichen, ihm wühlen.

Wenn über Blumen ihr nun rümpft die Naſe,
Die euch ein zarter Dichter bot, ein echter,
Und lieber ſchwelgt in blüteloſem Graſe,

Die Folgezeit, ſie iſt vielleicht gerechter,
Sie anerkennt vielleicht, daß ich nicht raſe,
Lieb' ich den Edlen, der da ſchrieb den „Fechter“.

◆

Wiedergeburt im Lichte.

Von einer dichten Wolkenatmoſphäre
Umſpannt, war hingerollt manch' ungezählte
Jahrtauſende der Erdball, und nichts ahnten
Auf ſeinem weitem Rund die Lebeweſen
Von einer gold'nen Sonne, welche ſich
Jenſeits des grauen Wolkenhorizonts
Lichtſpendend hehr in Aetherblau bewegte.

Und als zuletzt ſich lichtete die Hülle,
Und ſacht in fliegendes Gewölk ſich löſend,
Zerriß der windgezauſte Rieſenvorhang
Der Weltenbühne — als ſich prachtvoll endlos
Erſchloß die eherne, azurne Kuppel,
Und blendend ſtand im Blau das wunderbare
Geſtirn, das gold'ne, da war unbeſchreiblich
Das Staunen aller Irdiſchen. Es glühte
Der rauhe Fels, die Blumenhäupter wandten
Dem Stral ſich zu. Die Ungethüme brüllten,
Und ſelbſt die blödeſten der Erdnaturen
Glotzten, aus Schlamm und Duſt hervor ſich wälzend,
Verzückt nach oben, nach der blendenden,
Der großen, ſtralenſprüh'nden Sonnenſcheibe.
Und was geflügelt war, das ſchwang ſich hoch
Und höher nun empor; aus Vogelkehlen
Rang ein melod'ſcher Schrei ſich los, ſo hell,
Als wär' ein klingender Sonnenſtral er ſelbſt.

Und aus der Zahl der Weſen, die da krochen,
Sich ringelten, auf Vieren wandelten,
Erhob ſich eins, und, hohen Staunens voll,
Verharrt' es aufrecht — Haupt und Angeſicht
Für immer zugekehrt dem gold'nen Licht.
Wie neugeboren, wie vergöttlicht ſchien
Im Licht dies Weſen, und ſein Augſtral grüßte
Bald mit verwandter Glut den Sonnenblitz.
In ſeinem Haupte zum Gedanken werden
Wollte der heil'ge Stral, zum Hochgefühl
In ſeiner Bruſt, in ſeinem Mund zum Wort.

Das Meer, als Spiegel der azurnen Wölbung,
Begann zu wallen und ſich ſacht zu kräuſeln,
Zu leuchten, aufzuglüh'n im tiefſten Grunde;
Und ſehnſuchtsvoll erregt, wie unter'm Kuß
Erſchauernd einer himmliſchen Umarmung,
Aus roſ'gem Schaum, vom gold'nen Glanz befruchtet,
Gab es dem Licht ein Pfand des Liebesbundes,
Den jetzt der Himmel mit der Erde ſchloß:
Ein ſelig Wunder, eine Huldgeſtalt,
Ein Urbild alles Schönen Süßen, Hohen.
Und dieſer Zauber ſchwebte auf den Wogen,
Halb Schaum, halb Götterleib; halb Wirklichkeit,
Halb ſchöner Traum; vom Meere her ergoß
Durch alle Weſen ſich der Wonneſchauer.

So hohe Wunder ſchauten, ahnten, träumten
Im neuen Lichte die Lebendigen.
Doch wie erſchraken ſie, als, tiefer ſtets
Am Rand des Horizonts hinuntergleitend,

In's Meer verſank nach kurzgemeſſ'nen Stunden
Die gold'ne Sonnenleuchte, und ein Dunkel
Hereinbrach, trauriger als je zuvor,
Das bleiſchwer ſich auf ihre Lider ſenkte.
Noch wußten ſie es nicht, die Erdenkinder,
Daß unerträglicher als ew'ge Nacht
Wär' ew'ges Licht, und unerträglicher
Als ew'ger Schlummer wär' ein ew'ges Wachen.
Doch ſieh, es kam der Mond, die Sterne kamen,
Und tröſteten die Erde und verſprachen
Der ſchönen Sonne bald'ge Wiederkehr.
Und ſie kam wieder, treu fortan vollendend
Von Tag zu Tag die Bahn am Himmelsbogen.

Von da an wußte dem erhab'nen All
Verknüpft die kleine Erdwelt ſich, gekettet
An's große, heiße Sonnen-Mutterherz,
Verſchlungen mit unzähligen Geſchwiſtern
Im Reigen, dem unendlichen, des Lebens,
Der, kreiſend zwiſchen Werden und Vergeh'n
Und Licht und Nacht und Todesſchlaf und Wachen,
Froh ſeiner ſelbſt nur iſt im ew'gen Wandel.

Der Erdenkloß war zum Geſtirn geworden.

* * *

Die Feuerſäule des Shiva.

Mit Brama ſtritt, dem Welterſchaffungsgotte,
Der Gott der Welterhaltung Wiſchnu ſich.
„Ich bin das Sein, das Weſen!“ ſagte Brama.
„Ich bin das blühende Leben!“ ſagte Wiſchnu.
„Mein Haupt ragt in des Himmels Höh'n! ſprach Dieſer
„In Abgrundtiefen wurzl' ich!“ ſprach der And're.
So prahlten ſie. Da trat vor ſie der Dritte
Des Dreigeſtirns der allgewalt'gen Götter,
Shiva genannt, als rieſ'ge Feuerſäule,
Die aus dem Boden loderte und flackernd
In Aetherhöhen ſich verlor. „Ich bin,“
Sprach er, „der Gott der ew'gen Weltverneinung,
Des großen Nichts, des ungeſchied'nen Seins,
Der alten Nacht, des Chaos, draus die Welt
Entſprang, in das ſie wieder kehrt zurück!
Ermeßt erſt meine Tiefen, meine Höhen,
Eh' ihr entſcheidet, wer der Götter größter!“ –
Da wandelte in einen Eber Brama,
In einen Adler Wiſchnu ſich; der eine,
Den Grund mit mächt'gen Hauern aufzuwühlen
Rings um des Shiva rieſ'ge Feuerſäule;
Der andre, um die unermeſſ'ne Spitze
Der Feuerſäule fliegend zu erreichen.
Von Stund' an grub in jeglicher Minute
Zehntauſend Meilen tief im Weltabgrund
Des Ebers mächt'ger Zahn, und aufwärts trug
Zehntauſend Meilen hoch die Säul' entlang
Den Aar der Flug in jeglicher Minute . . .
Der eine gräbt, der and're fliegt noch immer.

◆

Nimrod.

Mit einer Kriegerſchar, von blanken Schilden
Und Helmen funkelnd, gold'nen Panzerhemden,
Vor Abram's Zelt, des frommen, rückte Nimrod,
Und fordert' ihn heraus, ihn und die Seinen.
Und aus dem Zelte trat der Patriarch.
„Wo iſt dein Kriegsheer?" fragt hohnlachend Nimrod.
Voll Gottvertrau'ns gen Himmel Abram blickte,
Und ſah ein graues Wölklein in der Luft,
Auf dieſes Wölklein wies er hin und ſprach:
„Dies iſt die Heerſchar, welche Gott mir ſendet."
Und ſieh, das Wölklein ſenkte ſich herab;
Es war ein Schwarm von Mücken, unzählbaren,
Und dieſes Heer der allerunſcheinbarſten,
Verachtetſten von allen Thierlein warf ſich
Auf Nimrod's wilde Krieger und bedeckte
Zu Tauſenden der Rieſen Angeſichter,
Einbohrend in die Wangen, Lippen, Nüſtern
Und Augen ſeine winz'gen ſcharfen Stacheln.
Geblendet, irr', vor Schmerz und Unmuth heulend,
Entfloh'n die Recken, ſtürzten in den Strom ſich,
Hinwegzuſpülen vom Geſicht den Gräu'l.

Heimkehrt in ſeinen prangenden Palaſt
Nimrod, verfolgt von einer einz'gen Mücke.
Und als er Nachts auf's Lager ſich geworfen,
Umſchwirrte ſein Geſicht die kleine Mücke,

Und kroch zuletzt hinein in ſeine Nüſtern,
Und durch die Nüſtern bis in ſein Gehirn.
Und ſie begann an dem Gehirn zu nagen.
Empor fuhr Nimrod aus dem tiefen Schlaf,
Und wußte nicht, was ihm tief innen ſchwirre
Im Haupt und ihm benage das Gehirn.
Anhielt dies Nagen, Schwirren, ruhelos,
So daß Gott läſterte mit Flüchen Nimrod,
Und Menſchen mordete in toller Wut.

Und als ſo Monde ſchwanden, und die Folter
Kein Ende nahm im Haupt, im Hirn des Rieſen,
Befahl er täglich Zweien ſeiner Sklaven,
Sie ſollten unabläſſig Tag und Nacht
Auf's Haupt ihn ſchlagen mit zwei ehr'nen Hämmern.
Da ſchlugen mit zwei wucht'gen Hämmern ſie
Das felſenharte Haupt ihm unabläſſig.
Doch ſie betäubten nicht die Qual im Haupte,
Und immer grauenvoller fluchte Nimrod,
Und immer reichlicher floß Menſchenblut.
Da rafften, ihrer Arbeit müd, die Sklaven
Zuſammen ihre Kräfte und zerſchlugen
Das Haupt des Rieſen ganz mit ihren Hämmern.
Und ſeine Seele fuhr hinab zur Hölle.
Die Mücke aber, als hervor an's Licht
Sie kam aus dem zerſchmetterten Gehirn,
Da war ſie lahm an ihren beiden Flügeln,
Und auf den beiden Augen war ſie blind:
Doch groß geworden war ſie wie ein Sperling

◆

An Hermann Bonitz.

Wenn leuchtende Bürgerkronen ſelten ertheilt die Mitwelt
Und über das ſtille Verdienſt hinweg
Nach lärmvollen Triumphen
Die Muſe blickt — es könnte
Doch unwerth Keinen bedünken des ſchönſten Loblieds,
Das eliſchen Bekränzungen einſt folgte, der Mann,
Der, unwankend an ſeiner Stelle, jeglichen Tag
Stillwirkend Goldſaaten des Geiſtes ausſtreut,
Und mit ſeinem Herzblute tränkt
Die friedliche, weithinſtrahlende Leuchte des Wiſſens,
Und, abſeits nimmer blickend,
Nein, ſchweißforderndem Ziel unverwandt
Zugekehrt, hinrollende Jahrzehente lang
Die herrliche, ſtets wachſende,
Geſegnete Kraft erprobt im reinſten Bemüh'n.

Wie Sterne des Himmels geht er ſeine gewohnten Bahnen,
Und nimmer ermüdet er, immer gleich
An Vollkraft, wie der Bergquell
Dem ſich die Wand'rer nahen
Im Mittagsbrand, wo, gelehnt an die moos'ge Felskluft,
Das liebliche Geriefel ſie einſchlürfen, und bald
Verjüngt merken, daß hier mit Wunderkräften ein Gott
Erfriſcht ihr Herz hat und ſo fürbaß wandernd,
In der Bruſt des Labſals getreu

Noch denken ſie lang und preiſen die wirthliche Stelle;
Und wenn der Ruf im Lande
Des herzſtärkenden Bergquells erklingt,
Nicht den Umweg ſcheu'n ſie, die Wegmüden, ſie nah'n
Von hier und von dort, ferneher,
Und Viele begegnen ſich am heiligen Born:

Er aber, genährt von Himmelsthaue, gewürzt von tiefen
Urkräften, geheimen, im Schooß des Bergs,
In ſtets gleichem Erguß ſtreut
Die reinen Segenstropfen
Er aus für Hunderte. So, du Beglückter, geben
Die himmliſchen Gewalten auch dir, lange zu ſein
Ein weitrauſchender Born am vielumwanderten Ort,
Zu ſeh'n vorbeiwallend das Blütenalter,
Das entgegenreift ſeiner Kraft,
Und freudig den Sinn ſich ſtärkt und den Geiſt an der Fülle,
Die ſtill du beutſt. Und wie ſie
Dich aufſuchend genaht ferneher,
Aus des weitverbreiteten, vielſprachigen Lands
Bezirken, ſo zieht der gen Nord
Bald wieder, der ſüdwärts, und ſo trennt ſie der Pfad —

Doch nimmer des Sinns Vergeſſenheit. In erſtarkten Seelen
Treu hüten ſie, was ſie geſchöpft aus dir,
Und nicht hüten ſie minder
In eingedenkem Geiſte
Was noch viel köſtlicher iſt: eines Mann's Gedächtniß,
Der Tauſenden voran als ein hochragendes Bild

Des aufopfernden Thuns erglänzt. Und reicher Gewinn
Iſt ſolch' ein Bild, und zu ihm aufzublicken,
Es erquickt, denn ſchlaff iſt die Zeit
Nachtrachtend der Münze nur, dem Genuß. Auf die Deinen,
Du Edler, blick', und wiſſe,
Sproßt auch halb nur empor manche Saat
All' den Beſten: eine doch reift ihnen gewiß,
Die mild ſie geſät: treuer Dank.
Wem blüht ſie ſo reich wie dir? verſchmähe ſie nicht!

◆

Am Herzſchlag.

Am Herzſchlag, ſagten ſie, ſei er geſtorben.
Ganz recht! ſein junges Herz hat ausgeſchlagen.
Ein blut'ger Spalt, ha, klafft in ſeinem Haupt,
So wie ihn gräbt das mitleidsloſe Blei
Laßt euch nicht irren dies; es bleibt dabei:
Der blut'ge Spalt, den ſeine Stirne trug,
War eine Wunde, die das Herz ihm ſchlug.

Ein grelles Licht wirft dieſer Tod in's Leben.
Ein Fatum herrſcht in Höhen, herrſcht in Tiefen
Das unſ're Kraft zermürbt, und dann
Gebiet'riſch heiſcht, was nur der Starke kann,
Der Held, der Mann.

So ging auch er dahin. Als Scheidegruß
Hat er die Mahnung uns entboten:
„Kehrt ein in euch — des Unheils Woge ſteigt! —
Und fragt ihr ſonſt noch etwas ihn — er ſchweigt
Denn Schweigen iſt das große Recht der Todten

◆

Auf ein früh verblichenes Kind.

Kurz war dein Weg von einem Mutterſchooße
Zum andern, Kind — vom weichen Schooß des Weibes
Zum Erdenſchooß. Dort haſt du ſanft geruht,
Hier ruhſt du ſanfter noch. Nur was dazwiſchen,
Der kurze Weg im Licht, die Doppelwoche
Des Daſeins, dir beſchieden, ach, ſie war
Ein rauher Hauch, ein wilder Stoß. Doch, Kind,
Ich preiſe dich beglückt! Wie Kleine pflegen,
Daß ſie, erwachend aus dem ſüßen Schlaf,
Aufſchrei'n und weinen, aber raſch dann wieder
Zurück das Köpfchen ſchmiegen und die Aeuglein
Zudrücken, ſüß und ruhig fortzuſchlummern,
So du: dein Leben war ein kurz' Erwachen
Aus ſüßem Schlaf, ein kurzer Blick in's Licht
Und in ein Mutteraug' — ein neues Schließen
Der Augen, und ein ruhig Weiterſchlummern.
Ich preiſe dich, o Kind! So kurz du auch
Gelebt, der kurze Blick in's Mutteraug'
Iſt nicht verloren. Heil'gen Lebensernſt
Sprüht ſolch ein Kindesblick — und war er kurz,
Nur um ſo tiefer dringt er wohl, und wie
Aus andern überird'ſchen Welten kommend,
Fortleuchtend als geheimnißvoller Stral,
Geſpenſtig ſanft und doch unendlich ſüß,
Durchglüht und heiligt er das Mutterherz.

◆

Weihnachtswunder.

I.

Prunken fruchtbeladen im Herbſt die Bäume,
Steht vergeſſen in Waldesnacht der Tännling,
Nackt und arm, nicht Blüten noch Früchte trägt er.
Aber wenn die traurigſte Zeit des Winters
Kommt, wenn draußen wirbelt der wilde Schneeſturm,
Und die andern Bäume des Schmuck's entkleidet,
Dieſes Wunder ſchau, wie mit einem Male
Prunkt ſo reich begnadet der arme Tännling!
Aepfel ſprießen — merk' es, im tiefſten Winter —
In der Nacht ihm plötzlich, und nicht bloß Aepfel,
Mandeln auch, Orangen und gold'ne Nüßchen
Und der Feige duft'ges Fleiſch und Datteln,
Ja ſogar lebzelterne Reitersmänner
Baumeln dran und zierliche Zuckerpüppchen.

II.

Gnadenreiche Zeit, wo ſo hohes Wunder
Wirkt das **Chriſtkind**! Kommt es, um aufzupflanzen
Jene glanzumfunkelten Wunderbäume,
Büblein, Mägdlein ſchlagen die Augen nieder,

Fürchtend faſt, es könne der Glanz ſie blenden
Jenes Himmelskind's, das auf leiſen Sohlen
Kommt und geht. Doch wer ſich ein Herz faßt, muthig
Feſt es hält, ihm lüftet den Schleier, findet
Drunter ſtets ein lächelnd bekanntes Antlitz,
Und iſt doppelt ſelig; — denn noch erwünſchter
Als ein Chriſtkind, das uns nur flüchtig grüßte,
Iſt ja doch ein liebendes Mutterantlitz,
Das wir küſſen dürfen, und das bei uns bleibt.

◆

Freudenſpender

Aus der Dunkelheit gezogen,
Durch des Schickſals Gunſt begnadet,
Und vor Tauſenden erleſen,
Hell im Glanz von Himmelslichtern
Stralend, ſtreut er eine Fülle
Holder Gaben aus für And're,
Um, indeß entzückt ſie träumen
Noch von dem, was er geſpendet,
Lichtlos, kahl, zu ruh'n im Winkel
Einer nächtlich dunklen Stube . . .

Sprichſt du von dem Weihnachtsbaume?
Sprichſt du von dem grünen Tännling,
Der, indeß die Segensfülle,
Die er von dem Haupt geſchüttelt,
Lebt und glüht in frohen Herzen,
Nach erloſch'nen Lichtern einſam
Steht im öden, düſtern Winkel?

Nein — ich ſpreche von dem Dichter,
Deſſen Sang im Feſtgewande
Heut, in heil'ger Nacht der Weihe,
Liegt auf hundert Weihnachtstiſchen,
Unter hundert Weihnachtsbäumen,
Angeſtralt von hundert Lichtern
Und vom Glanze ſel'ger Augen —
Und der ſinnend, krank und einſam,
Leidvoll, ohne einen einz'gen
Stral von holder Weihnachtsfreude,
Wacht im traurigen Gemache.

Am Fenſter ſtand ich . . .

Am Fenſter ſtand ich
Und ſtarrte ſinnend hinaus in die Nacht,
Und ſpähte nach einem Stern im Gewölk.

Ich ging
Und durchwanderte die Straßen, die Plätze
Und durchſpähte dabei die Weiten des Himmels
Nach einem Sterne.

Das Gewölk ballte ſich,
Einzelne Tropfen fielen,
Der Wind fegte durch die verödeten Gaſſen,
Nur ein geſchminktes Weib,
Das einſam die Häuſer entlang ſchlich,
Zog fröſtelnd feſter um ſich das Tuch
Und richtete auf mich
Einen großen, dunklen, müden Augenſtern,
Der kein Stern in der Nacht,
Sondern ſelber eine ſternloſe,
Regentrübe, verödete,
Nach einem Lichtſtral ringende Nacht war.

◆

Blinder Schrecken.

Der Tod wirft uns aus dieſer Welt hinaus,
Wie Vogeleltern aus dem Neſt die Jungen.

Zitternd blickt
Von des Neſtes Rand,
Das ſeine Welt iſt,
Der ſcheue Neſtling
Hinab in den Abgrund.
Jedes Schwungfederchen
An ſeinen Fittichen,
Jedes Flaumfederchen
An ſeinem Halſe,
An ſeiner weichen Bruſt,
Sträubt ſich vor Angſt.
Ein Stoß — die Sinne ſchwinden ihm —
Er ſtürzt —
Er meint zu vergehen —
Aber ſeine Schwingen
Wiſſen es beſſer:
Ausbreiten ſie ſich,
Und über ſein eig'nes
Flattern und Schweben
Erſtaunt der Beflügelte

Er fühlt ſich getragen
Vom Aether,
Und ſeine Bruſt weitet ſich,
Und krächzend vor Luſt,
Stürzt er an's Herz der Unendlichkeit.
So wir
Am Rande des Abgrunds!
Was zittern wir?
Der unendliche Aether
Des Lebens, der uns trägt,
Iſt überall,
Und jede Seele geflügelt.

◆

Der Tänzer.

An der Wand auf zartem Ständer,
Gegenüber meinem Bette,
Wiegt, aus weißem Gyps gebildet,
Schwebend ſich ein ſchlanker Tänzer.

Wiegt auf einem Beine, tanzend,
Auf der Spitze ſeines Fußes,
Seit ſo manchem, manchem Jahr ſich
Mit gewohnter Zier und Würde.

Weggebrochen iſt ſein and'res
Bein ſeit Langem, weggebrochen
Auch ein Arm, auch ſonſt das Antlitz
Und der Rumpf nicht unverſtümmelt.

Doch er tanzt. Noch immer zierlich
Tanzt er, hält im Gleichgewichte
Auf dem einen Bein ſich ſchwebend,
Auf des einz'gen Fußes Spitze.

Scheint zu ſagen: „Ei, was thut's,
Daß ich nur ein armer Torſo?
Mein ja nenn' ich unverzagt noch
Eine heile Zehenſpitze!

Tanzen will ich, tanzen werd' ich
Mit gewohnter Zier und Würde,
Bis in Scherben ich gegangen,
Bis zum letzten Augenblicke!

Recht ſo, alter Burſche, tanze,
Wie du that'ſt in beſſer'n Tagen;
Herzhaft muß man etwas treiben,
Ob ſich ändern auch die Zeiten.

Nimmer unter alten Trödel
Werf' ich dich, ſo lang du ſchwebend
Dich erhält'ſt in munter'm Tanzſchwung
Auf des einz'gen Fußes Spitze.

Jahr für Jahr ſo wiegt der Torſo
Gegenüber meinem Bette
Arg verſtümmelt ſich, doch munter,
Mit gewohnter Zier und Würde.

Oft betracht' ich ihn mir ſinnend,
Den Genoſſen langer Jahre;
Und bei ſeinem Anblick kommen
Mir Gedanken in der Stille.

Tröſtlich ſind ſie, die Gedanken,
Tröſtlich halb, und halb wehmüthig . . .
Tanze, tanze, alter Burſche!
Herzhaft muß man etwas treiben!

◆

Zigeunertanz.

(Aus einem Cyclus.)

Hätten wir nicht nichts, juchheiſſa,
Hei, wie hätten wir denn was?
Nichts — das iſt der Güter beſtes,
Denn kein Fürſt beſteuert das.
Was wir betteln, was wir ſtehlen,
Iſt das Unſ're voll und ganz:
Schwarzer Miska, ſtreich' die Fiedel
Luſtig zum Zigeunertanz!

Hätten wir nicht nichts, juchheiſſa,
Hei, wie hätten wir denn was?
Unſer weitgelauf'nes Rößlein
Rupft vom Anger dürres Gras.
Rößlein, ſpringe, Rößlein, graſe
Bei des Mondes Silberglanz!
Schwarzer Miska, ſtreich' die Fiedel
Luſtig zum Zigeunertanz!

Hätten wir nicht nichts, juchheiſſa,
Hei, wie hätten wir denn was?
Leerer Beutel, leerer Ranzen
Iſt der beſte Reiſepaß.
Burſch und Mädel — heiſſa, Hochzeit!
Raſch geflochten iſt der Kranz.
Schwarzer Miska, ſtreich' die Fiedel
Luſtig zum Zigeunertanz!

◆

Der Zecher.

Krank lag auf ſeinem Lager
    Ein Zecher auf den Tod.
Die Naſe war blaß und hager,
    Die geſtralt in blühendem Roth.

Es wurden ihm trocken die Lippen,
    Die Augen wurden ihm näß:
„Gebt mir noch einmal zu nippen
    Von meinem edelſten Faß!“

Den Becher, den letzten, kredenzet
    Eine Maid ihm, wunderbar,
Das Haar mit Roſen bekränzet,
    Die Augen ſonnig und klar.

Dem Mägdlein blickte der Zecher
    In's Auge tief und lang'
Und leerte den ſchäumenden Becher,
    Indeß ſie ein Liedlein ſang.

Und nachdem er ſo ſich verſüßet
    Die düſt're, die bittere Stund',
Und die Maid auf den Mund noch geküſſet —
    . . . Starb er? Nein, wurde geſund.

◆

Der kleine Leo.

Am Tag der Weihnacht, wo den andern Kindern
Der Chriſtbaum freudenreich wird aufgerichtet,
Begruben ſie den armen kleinen Leo.

Naßkalte Winde wehten, rieſelnd fiel
Schneeregen, als der kleine Leichenzug
Sich mit dem Kinderſarge durch die Straßen
Bewegte, rings umdrängt von dem Gewimmel
Der Leute, die, mit reicher Weihnachtsfracht
Beladen, froh geſchäftig heimwärts eilten.

Als angelangt das trauernde Geleit
Im Friedhof, legten in die Grube ſie
Den armen Leo, ſchütteten das Grab
Mit Erde zu und gingen fort, und ließen
Allein den Kleinen in dem kalten Bettchen.

Es dunkelte. Die Flocken fielen dichter,
Und aufgehäuft war über'm friſchen Grab
Des Kindes bald ein Hügel weißen Schnee's.

Kalt war und ſchauerlich die Lagerſtätte
Des kleinen Leo. Aber um ſo tiefer
Schlief er, und um ſo ſchöner war ſein Traum
Denn ſtets, je rauher iſt die Wirklichkeit,

Um deſto ſchöner iſt der Traum; und Kinder,
Die man begräbt am heil'gen Weihnachtsabend,
Die träumen in der gnadenreichen Nacht
Im Grab vom Chriſtkind und vom Himmelreich.

So fand denn auch das Knäblein Leo ſich
Entrückt hoch in den gold'nen Himmelsſaal.
Von Glanz umgeben, ſtaunt er, denkt: So ſchön
Sah ich noch nie den Chriſtbaum aufgerichtet,
Wie dieſes Mal! — Das Chriſtkind kommt heran
Und nimmt ihn freundlich bei der Hand und führt
Ihn überall umher, und zeigt ihm all'
Des Himmels Herrlichkeiten, gibt zu koſten
Ihm wunderbare Süßigkeiten, beut
Ihm hundert ſchöne, goldene Geſchenke
Und goldenes Gewand und gold'ne Flügel.
Die Engel plaudern mit ihm, reichen ihm
Zum Spielen kleine Sterne und den Mond,
Den er ſo oft vergebens ſich gewünſcht,
Und ſchaukeln ihn auf einer Schaukel, die
Von einem Himmelsrand zum andern fliegt,
So daß er hell aufjauchzt in kind'ſcher Freude.
Dann ſingen ſie ihm himmliſch holde Weiſen
Und tanzen mit ihm um des Himmels Thür.

Zuletzt doch wird der kleine Leo müd',
Es fallen trunken ihm die Aeuglein zu
Allmälig unter all' den Wunderdingen,
Und nichts mehr will er jetzt, als ruhen, ſchlafen.

Da bringt das Chriſtkind ihn zu Bette, breitet
Ihm reiche Kiſſen unter, deckt ihn ſanft
Mit einer lilienweißen Hülle zu.
Und jetzo ſchläft der kleine Leo, wie
Nach Mitternacht die andern Kinder auch,
Wenn ſie den Chriſtfeſtjubel durchgekoſtet.
Sagt nicht, die haben Wirkliches genoſſen,
Und Leo nur geträumt. Sie träumten Alle!
Sie träumten jenen alten gold'nen Traum
Von Glück, das ohne Leid — von Glück, das Eins
Mit Himmelsluſt, mit himmliſch-holder Raſt.

Nicht ganz ein leerer Wahn iſt dieſer Traum!
Und Niemand träumt ihn ſchöner als die Kinder,
Und Niemand träumt ihn ſüßer als die Todten.

◆

Beſcherung.

Weihnacht iſt da, die mit Blumen beſtreut
Jeden häuslichen Herd,
Die ſo manches verlangende Herz erfreut,
Und ſo Vieles beſchert und ſo Vieles gewährt!
Doch das Schönſte iſt, was man ſich ſelbſt beſchert.
Beſchere dir ſtilles Genügen
In eig'ner Bruſt,
Beſchere dir der Entſagung Luſt,
Beſchere dir Schwingen zu Flügen
Unter dem himmliſchen Sternenzelt,
Beſchere dir
Den allgemeinſamen Schatz der Schöne der Welt!
Und wenn an feſtlichen Tagen,
Statt Glückes, das Herz dir ein Leid beſchwert,
Beſchere dir ſelbſt — 's iſt dir unverwehrt
Es mit Geduld zu ertragen.

◆

Sylveſternacht.

Es naht heran die Mitternacht,
Indeß mein Sinn, ſtill brütend,
Auf ſchlummerloſem Lager
Dem neuen Jahr entgegenwacht.
Wie meine Pulſe ſchlagen!
Und immer muß ich lauſchen:
Mir iſt, als hört' ich rauſchen
Den Rieſenſtrom der Zeit —
O, ſo unendlich weit,
Und wieder doch ſo nahe!
Gedämpft wie fernes Läuten,
Wie ferne Hammerſchläge,
Der Brandung fern im Takte
Verbrauſende Katarakte,
So hallt es mir im Haupte,
So hallt es mir im Ohr! —

Du irrſt! Nicht Hammerſchläge
Sind es, nicht fernes Läuten,
Nicht ferner Flut im Takte
Verbrauſende Katarakte,
Und nicht des Stroms der Zeiten
Verrauſchen und Verinnen —
Des eig'nen Blutes Welle,
Kreiſend in deinem Haupt,
Iſt's, was bei nächt'gem Sinnen
Dein Ohr aus weiter Ferne
Dumpf zu vernehmen glaubt! —

Sei's denn des Blutes Welle,
Bei aufgeregten Sinnen,
Die dumpf im Ohr mir rauſcht!
's iſt doch die Zeit, die ſchnelle,
Die ihrem wilden Jagen
In meinem Herzſchlag lauſcht!
Denn nur weil Pulſe ſchlagen,
Und nur weil Herzen pochen,
Und nur weil Hirne kochen,
Wird in der Welt geſprochen,
Das Wort vom Strom der Zeit:
Und nur im Geiſte gründet
Das Meer, in dem er mündet,
Das Meer der Ewigkeit.

◆

Am Mutterbuſen.

Oft liegt man ſchlaflos in dunkler Nacht
Und zählt der Stunden Schlag
Und ſeufzt nach dem Tag,
Und hat auf die helleren Streifen acht
Im grauenden Oſt. Und erwacht
Sie dann wirklich neu, des Lichtes Pracht,
Da fühlt man von einer Engelſchwinge
    Sich angeweht
    Und angefacht
Und ſinkt zuweilen beim Wiedererwachen
Der Mutter Natur, der lieben,
In einen Schlummer zuletzt noch tief,
Der einem verſagt geblieben,
So lang' ſie ſchlief:
Ganz ſo wie manchmal, unbeſiegt
Vom Traumgott, ein Kind des Morgens im Bette
Schlaflos neben der ſchlummernden Mutter liegt,
    Bis dieſe erwacht
    Und es an ſich zieht ſacht —
Und dann erſt ſchlummert das Kindlein ein
    Ruhig und ſüß
Am Buſen dem wachen Mütterlein.

◆

Traum und Erwachen.

Wir beklagen das Erwachen,
Wenn im Traum ein Glück uns lachte!
Doch — was wär' ein ſüßes Traumglück,
Wenn man nicht daraus erwachte?

Im Moment erſt des Erwachens
Koſten, ſeine Flucht bedauernd,
Wir des Traumes ganze Süße,
Leiſ' im Nachgenuß erſchauernd.

In dem wachen Nachgenuſſe
Wird uns erſt der Traum ein Leben;
Traumesglück — erſt im Erwachen
Wird es wahrhaft uns gegeben.

O wie ſchön muß erſt des Lebens
Wach erträumtes Glück uns lachen,
Und der ganze Traum des Lebens —
Wenn wir ſterbend d'raus erwachen!

◆

Schlangenfütterung.

(Ein Menageriebild.)

Vor'm Schwarm der Gaſſer
Liegt ausgeſtreckt auf offner breiter Tafel
Der in ſchnöder Gefangenſchaft
Erſchlaffte Rieſenwurm, befreit
Aus wollener Decken Umhüllung:
Die Boa.
Des Drachenleibs ſtahlglatte Ringe
Träg in einander gewälzt,
Mit vorgeſtrecktem Gebiß
Gleichgültig erſt anglotzt ſie minutenlang
Das zitternde Hühnlein,
Das man gebunden ihr vorgelegt;
Endlich aber der dumpfen Apathie
Sich entreißend, mit plötzlichem Ruck
Den Vogel am Halſe faßt ſie,
Und den eigenen Rachen behend
Mitſammt der Beute darin
Einrollt ſie in drei wuchtige Ringe,
Wie in die Fäden
Kreiſend die Spindel ſich einrollt,
Bis nur die ſich ſträubende Flügelſpitze noch,
Hervorragend aus unholden Umſchlingungen,
Zuckend bezeugt
Des Opfers letzten Erſtickungskrampf.

Langſam, gemächlich langſam
Würgt ſie
Mit allem Gefieder das Thier
In des dickaufſchwellenden Schlunds
Abgründe hinab;
Und ſinkt zurück dann, doppelt träg
In den dumpfen Bann der Erſchlaffung..

Du armes deutſches Hühnlein!
Wer hätt' es gedacht,
Als hinter der Mutter Henne her, unflügge,
Du trippelteſt auf heimiſchem Hof,
Daß nicht wie deine Schweſtern
Ein Philiſterbäuchlein
Du mäſten ſollteſt nach Landesbrauch,
Nein, wandern ſollteſt den langen, ſchaurigen Weg
Durch einen Rieſenſchlangenleib?

◆

Der Glöckner von Hildesheim.

Im Hildesheimer Wappen,
Da ſteht ein Jungfräulein;
Die Hildesheimer ſetzten
Zu ew'gem Dank ſie drein.

Das Mägdlein, wiſſ't, im Leben
Mildthätig war's und fromm,
Und hat die größte Glocke
Geſtiftet in den Dom.

Und nach des Mägdleins Willen
Die Glocke lieblich klang:
Geläutet ward alltäglich
Sie eine Stunde lang.

Dem Glöckner, der die Glocke
Geläutet immerzu
War ausgeſetzt als Jahrlohn
Ein Thaler und ein Schuh

Das ſtundenlange Läuten,
Das ſtörte manchen Gauch;
Da ließen ſie verfallen
Den guten, alten Brauch.

Von Stund' begann's zu ſpuken
Im Dom zu Hildesheim:
In Chor und Sakriſtei
Rumort' es Nachts geheim.

Maulſchellen, unſichtbare,
Von links und rechts bekam
Beim Uhraufzieh'n im Thurme
Der Glöckner lobeſam.

Der trug es eine Weile,
Zum Letzten aber trat
Mit Unmuth in der Seele
Der Wack're vor den Rath:

„Ihr Herrn, befehlt zu läuten,
Zuſetzt die Maid mir heiß!"
Die Väter überlegten's
Und ſprachen: „Nun, ſo ſei's!"

Und wieder ſcholl die Glocke,
Jungfräulein kam zur Ruh;
Die Stadt gedieh und blühte,
Und jährlich immerzu

Bekam den Schuh der Alte,
Den Thaler auch dabei;
Den Schuh, den ließ er ſtehen
Ein Jahr, dann hatt' er zwei.

◆

Das Galgenholz.

Unter'm Galgen ſtand der Räuber,
Stand der fluchbelad'ne Mörder,
Der Gefürchtete, der Wütrich,
Der geraſt in wildem Wahnwitz,

Einen Greis erwürgt im Schlafe,
Und ein Kind, ein blondgelocktes,
Blaugeaugtes, lächelnd holdes,
An der Mutter Bruſt getödtet.

Unter'm Galgenholze harrt' er,
Finſterblickend, ſeines Looſes.
Plötzlich überkam es traumhaft
Ihn mit wunderſamer Regung.

Zu zerrinnen ſchien die Welt ihm
Vor dem Blick, dem düſter-ſtarren,
Und im Holz begann's zu flüſtern:
Blicke nicht ſo wild, ſo trotzig!

Du, der fluchbelad'ne Mörder,
Ich, das Holz, das ſchmachbedeckte,
Traulich ſtanden uns wir beide
Nah' ſchon einmal — o wie anders!

Holz bin ich vom Stamm der Tanne,
Unter deren Schattenzelt du
An des Sommers blau'ſtem Tage
Süß einmal als Kind geſchlummert!

Mittagsſchwüle webte brütend
Ueber'm Walde; hochaufragend
Wiegte meine Wipfelkrone
Still im himmliſchen Azur ſich.

Hoch im Wipfel ſang ein Vogel,
Wie berauſcht vom Strom des Lichtes,
Das durchbrach die grüne Dämm'rung:
Sonnemüde dann verſtummt' er.

Im Gezweig' benagt' ein Hörnchen
Eine Tannfrucht, ließ ſie fallen,
Und entſchlief, den Schweif als Decke
Ueber Haupt und Rücken breitend.

Neben dir, dem weich im Moospfühl
Ruh'nden Kinde, lag ein Schlänglein,
Harmlos; goldig ſchillernd glänzten
Seine Schuppen in der Sonne.

Fromm zu deinen Füßen lag es,
Nur bedacht, mit allen Poren
Seines Leib's die wohlig-weiche
Sommerglut in ſich zu trinken.

Falter flogen, Käfer krochen,
Lautlos in der Mittagsſtille

Ruhte heil'ger Gottesfriede
Ueber'm Wald und allen Thierlein.

Doch am ſüßeſten, am ſchönſten
Lag der heil'ge Gottesfriede,
Der im Wald ſo wonnig webte,
Ueber deine Stirn gebreitet.

Mit des Schweißes Silberperlen
Glich in fleckenloſer Reinheit
Sie der thaubeſprengten Blume;
Roſig glühten deine Wangen.

Deine unentweihten Lippen
Glänzten purpurn, ſelig lächelnd,
Eine Knoſpe, die erſchloſſen
Schien vom Kuſſe eines Engels.

O wie ändern ſich die Zeiten!
O wie ändern ſich die Dinge!
O wie kreiſt des Lebens Wirbel,
Reißt uns fort durch Licht und Nachtgrau'n!

Holz vom Stamme jener Tanne
Bin ich, unter deren Schatten
Du geruht in gold'ner Kindheit —
Und nun wieder ſollſt du ruhen!

Raſt bei mir noch einmal finden
Sollſt du nach der langen Unraſt!
Neu will ich in Schlaf dich lullen,
Der dich läutert, der dich heiligt.

Fluche nicht der Welt, dem Daſein!
Deine Schmach, ſowie die meine —
Sei's im Moder, ſei's in Flammen —
Tilgt die winkende Vernichtung.

Gnädig löſt ſie und erlöſt ſie
Aus dem Schickſalsbann der Tage
Auch das Fluch- und Schmachbelad'ne,
Das Entartete, Verworf'ne —

Legt auch uns an's Herz der Mutter,
Der Natur, zurück, zu ew'ger
Neugeburt in ſel'ger Schönheit,
Laut'rer Friſche, heil'ger Unſchuld.

◆

Die Furie.

Ja, ja, es gibt Geſchichtchen, die man nicht
Vergißt; Geſchichtchen, o, ſo unbedeutend,
So harmlos als nur möglich, und an die
Man immer wieder denkt, Gott weiß warum.

„Es war in einer Meeresſtadt des Südens,“
Erzählte mir ein Schönheitsjäger, der
Zuweilen auch im Schlamm die Perlen ſuchte;
„Im Süden war's, zur Zeit des Carnevals,
Wo einſt ich einer Maske das Geleit
Nach ihrem Hauſe gab. Doch als ſie dort
Das Lämpchen angefacht und ihr Geſicht
Entſchleierte dem unbeſcheid'nen Stral,
Da fand ich — eine Dirne, halb verwelkt:
Gemeine Züge, reizlos, roh, verlebt.
Ich wandte mich zu geh'n. Sie aber trat
Erboſt mir in den Weg: „Halt, wer da kam,
Mein feiner junger Herr, bezahlt die Zeche“ —
Stumm legt' ich auf den Tiſch ein Silberſtück.
„Und dreifach zahlt ſie, wer den Trank
verſchmäht!“ —
Der frechen Forderung trotzend, ſchweigend wandt' ich
Zur Thür den Schritt. Sie folgte wutentbrannt
Mir nach und ſperrte ſcheltend mir den Weg,
Mit Schmähungen das Haupt mir übergießend,
Gemeinſten Worten aus gemeinem Mund.

Sie raſte furienhaft. Ich trug zufällig
Ein Sträußchen in der Hand, ein halbverwelktes
Und halbzerzauſtes. Dieſes Sträußchen bot ich
Mit wunderlichem plötzlichen Entſchluß
Der Wütenden und ſprach:

„Da nimm! ich ſchenke
Das ſchöne Sträußchen dir! nun aber ſchweig'!“ —

Sie ſtand verdutzt wie eine Wachtel da
Der einen Klaps man auf den Kopf gegeben.
Dann nahm das Sträußchen ſie aus meiner Hand
Und roch daran; beſänftigt ſenkten ſich
Die zornerglühten Nüſtern, ſchweigend trat
Sie von der Schwelle weg, und ich war frei.

◆

Don Alonzo.

„Trauter Freund,“ ſo lispelt ſinnend
Donna Blanca von Aribas
Zu Alonzo, ihrem Ritter,
Eine Thrän' im Aug' zerdrückend;

„Trauter Freund! wenn uns das Schickſal
Wirklich ſchied', auf immer ſchiede,
Niemals wieder könnt' ich glücklich,
Niemals wieder fröhlich werden!

Und bei jeder Blum' im Garten,
Jedem weißen Mandelbaume,
Müßt' ich jedes Tags gedenken,
Wo wir traut beiſammenſaßen.

Und bei jedem Stern am Himmel
Müßt' ich jeder Nacht gedenken,
Wo du ſüß zur Laute ſpielteſt,
Lieder ſangſt vor meinem Fenſter!

Niemals ohne ſanfte Rührung
Könnt' ich in den ſpätern Tagen
Jener Zeiten wieder denken,
Wo wir, ach, ſo glücklich waren!“ —

„Lebe wohl, geliebtes Weſen,
Lebe wohl ſogleich für immer!“
Gab zur Antwort Don Alonzo
Eine Thrän' im Aug' zerdrückend.

„Steht es ſo mit deiner Liebe?
Mein gedenken in der Stille
Mit etwelcher ſanften Rührung
Willſt du, wenn in ſpätern Tagen

Du ſpazierſt im grünen Garten
Unter weißen Mandelbäumen,
Oder nach den Sternen guckeſt?
Schönſten Dank, verehrte Donna!

Fahret wohl! denn nichts mehr wiſſen
Will ich, traun, von einem Weibe,
Das nicht mindeſtens betheuert,
Daß das Herz ihr werde brechen,

Und das and're Möglichkeiten
Für die Zukunft ſieht vor Augen,
Als des blaſſen Todes Schrecken,
Wenn der Liebſte von ihr geht.“

◆

Der Springer.

An einem Frühlingstag auf grüner Haide
Trieb ſich umher ein junger toller Fant.
Ein Turner ohne Zweifel war's; er übte
Des Springens Künſte. Jauchzend ſprang er, ſchwang
Zur Klafterhöh' ſich auf. So trieb er's lang',
Und immer toller wuchs in ihm die Luſt,
Zu ſpringen, heiſſa, himmelhoch zu ſpringen.
„Dürft' ich mir etwas wünſchen," ruft er ſchließlich,
„Von einer Fee, von einem Gnom, ja, wär's
Vom Böſen ſelber, wünſcht' ich mir die Gabe,
Im Sprung mich hundert Klafter hoch zu ſchwingen!"

Da trat aus dem Gebüſch ein Männlein vor,
Ein wunderliches, und das Männlein ſprach:
„Nicht unerreichbar iſt, was du begehrſt!
An dieſer Wurzel da — 's iſt eine Springwurz —
Ein bischen kaue, ſauge! Traun, ihr Saft
Verleiht die Gabe dir, die heißerſehnte,
Im Sprung dich hundert Klafter hoch zu ſchwingen!"

So ſpricht der zauberkundige Verſucher,
Und gierig nach der Wurzel greift der Fant.
Ha, welche Kraft durchſtrömt die Muskeln ihm,
Als er den Springwurzſaft in ſich geſogen!
Ihm iſt, als wär' geflügelt jeder Nerv

Und jauchzend ſpringt er, ſpringt und ſchwingt empor
Zur Schwindelhöhe ſich von hundert Klaftern.

Was lacht im Buſche dort der zauberkund'ge
Verſucher tückiſch, ſchadenfroh?

Es iſt
Ein Schwung, ein Flug des Sprunges erſte Hälfte,
Doch ſeine zweite iſt ein Fall, ein Sturz —
Sie folgt der Schwerkraft ehernem Geſetz.

Das hatte nicht bedacht der kühne Springer.
Verlieh'n war ihm des Aufſchwungs Zauberkraft,
Nichts war gewährt, verheißen, ausbedungen
Zu Gunſten einer ſichern Wiederkunft
Aus der erſprung'nen Schwindelhöh' zur Erde.
Aufſchlägt er, nach dem Sprung in ſtolzem Bogen
Zum Erdreich wiederkehrend, auf den Grund,
Den feſten, mit verhundertfachter Wucht,
Zerſchmettert ſich die Glieder, bricht den Hals.

Und die Moral der kläglichen Geſchichte?
Ach, die Moral, ſie lautet: Menſch! zu ſteigen
Verlange höher nicht, als du im Stande
Zu fallen, ohne dir den Hals zu brechen!

◆

O, einen Gott! gebt einen Gott mir! ...

O, einen Gott! gebt einen Gott mir! Steckt
Denn keiner in den leeren Winkeln allen
Des weiten Weltenbau's? Kein Gott mit Ohren,
Mit weiten, off'nen Ohren, mich zu hören?
Mit großen, ſtarken Händen, mir zu helfen?
Kein Gott, der Augen hat, die übergeh'n
Vor Mitleid, und mit einer Gallenblaſe,
Die überläuft im Zorn, wenn er bemerkt,
Was ich erdulde? Keiner, der da ſagt:
„Ja, ja, mein Sohn, du biſt unſäglich elend,
Dir muß geholfen werden?“ Keiner, der
Nach einem Blitzſtral greift und endlich züchtigt
Das gottvergeſſenſte von allen Weibern,
Das alſo ſchnöd mich quält?
O! wie die Leute
Der Südſeeinſeln, ſchnöde Fetiſchdiener,
Ohrfeigen ihren Gott, wenn ſie zufrieden
Mit ihm nicht ſind, ſo zürn' ich meinem Gott,
Daß er kein Gott mit Ohren iſt, kein Gott
Mit großen, ſtarken Fäuſten, mir zu helfen,
Daß er nicht außer, neben, vor mir iſt,
Nur in mir, und in alle Ewigkeit
Nicht ſtärker als ich ſelbſt...

◆

Es geht ein Menſch umher . . .*

Es geht ein Menſch umher, der iſt verdammt
Den andern Menſchen wie durch dünnes Glas
Hineinzuſchau'n in's Innerſte des Leibes.
Er ſieht die blutdurchlauf'ne Faſermaſſe
Des Hirnes zucken, ſieht die Lappen hängen
Des Herzens und der Lungen, ſieht die Säfte
Des Bluts in ihren Gängen, ſieht den Knäu'l
Der Eingeweide liegen in der Höhle
Des Bauchs wie einen großen Schlangenknäu'l,
Der ſich in einer Waldesmulde ſonnt.
Was iſt der Fluch des Ahasver dagegen?
Denn ihm, dem Aermſten mit dem Seherblick,
Ihm fehlt des Lebens einzig Glück: die Täuſchung.

Und dieſer Menſch — ich bin's. Es liegt vor mir
Des Lebens tiefgeheimes Faſerwerk
In aller Deutlichkeit. Ich ſehe klar
Der Menſchen Schwäch' und innern Unbeſtand,
All' den beſtandlos eitlen Funkentanz
Der menſchlichen Gefühle und Gedanken.
Ich ſehe, *was* der Menſch und *wie* er iſt,
Und, was noch ſchaudervoller iſt, ich ſehe, daß
Er ſein *muß*, wie er iſt, und daß Natur
Ihn eben ſo nur und nicht anders braucht . . .

Ja, aller Flüche größter ruht auf mir.
Ich gehe liebeſehnend durch die Welt,
Und wo ich lieben möchte, muß ich ſchaudern . . .

*) Vers 1—10 und 14—19 finden ſich auch als Monolog Robespierre's in Hamerlings „Danton und Robespierre" (S. 87).
Der Herausgeber.

Meine Lehrer

Scheltet nicht das Kind, wenn es noch ſchwach,
Wenn es noch böſe iſt, ſelbſtſüchtig iſt
Und mitleidslos, und wenn es lügt und leugnet!
Aus meiner Jugendzeit ſo manches Worts,
So manches ſchnöden Thuns gedenk' ich jetzo
Mit Scham, und um Vergebung bät' ich gern
In ſeinem Grab ſo manchen längſt Begrab'nen
Für manchen Streich, womit ich ihn gekränkt.
Die allerſchönſte Lehre ließ mich kühl,
Kühl ließ mich ſelbſt das ſchönſte Tugendmuſter
So wär' ich wohl geblieben, der ich war,
Hätt' ich im Leben anderweitige
Lehrmeiſter nicht getroffen, die mich hetzten
Zum Haß des Schlechten mit beſond'ren Stacheln,
Die Scham und Zartgefühl in mir erweckten,
Bis aus mir ward ein leidlich Menſchenkind.

Soll ich ſie nennen, dieſe meine Lehrer?
Nun wohl, vernehmt! Wollt' ihr zum Beiſpiel wiſſen,
Von wem ich wahr ſein lernte? — Von den Lügnern,
Den Heuchlern, Schmeichlern, Doppelzüngigen —
Klatſchbrüdern und Skandalgeſchichtenjägern —
Nicht minder von Phantaſten, Phraſendrechslern,
Schönfärbern, geckenhaften Faſelhänſen!
Bis in den Grund der Seele ſo verleidet
Ward Unwahrheit durch alle dieſe mir,
Selbſt die geringſte, daß ich haſſen ſie
Und meiden lernte für mein ganzes Leben.

Von wem ich Milde lernt'? — Von Splitterrichtern,
Von rückſichtsloſen Spöttern, böſen Zungen,
Verleumdern, Läſtermäulern — von Zeloten,
Fanatikern — von menſchenfreſſeriſchen
Meinungstyrannen und Parteiwüthrichen! —

Von wem ich lieben lernte? — Von den Haſſern,
Von Egoiſten, Menſchenfeinden, Neidern,
Von Seelenmäklern, Thier- und Menſchenquälern,
Viviſektoren — ſeelenloſen Weibern!
Traun, erſt als ich erfahren an mir ſelbſt,
Wie weh' Herzlosigkeit, Lieblosigkeit,
Wie weh' die Bosheit thut, begann im Tiefſten
Zu dauern mich jedwede Menſchenſeele,
Die Solches dulden muß, und über's Herz nicht
Brächt' ich es mehr, ſo weh' zu thun den Andern.

Von wem ich ſchweigen lernte? Von den
Schwätzern!
Von wem ich treu ſein lernt'? Von Flatterſeelen!
Charakterfeſt? Von Wind- und Wetterfahnen!
Pünktlich? Von Wortbruchshelden, Schwindelköpfen!
Gehetzt, Leichtſinn, von deinen Ekelbildern,
Ward ich Pedant beinah' der Ordnungsliebe ...

Habt Dank, ihr meine Lehrer! Was als Lehrgeld
Ich euch entrichtet, nicht zu theuer acht' ich's.
Und traf auf euren Bahnen mich ſo manch'
Unſanfter Schlag und Stoß — Zuchtruthenſtreich
Der Lebensſchule war's, die ich zuletzt
Dankbar verſchmerzte; hat er doch gefruchtet.

◆

In der Klauſe.

„O könnt' ich doch nur einmal, einmal noch
Genießen einen Augenblick des Glücks!
Noch einmal einen Tag geſund und fröhlich
Auf blüh'nden Auen ſchweifen — einen Tag lang,
Nur einen einz'gen blauen Sommertag
Die Welt durchwandern, Menſch ſein unter Menſchen,
Noch einmal in ein liebend Auge blicken,
Noch einen Zug thun aus dem Wonnebecher
Des Lebens, oder mindeſtens doch leidlos
Verbringen einen Tag — mit ruhigem
Behagen einen Tag, wie and're Menſchen,
Den Odem in mich zieh'n des Aetherhauchs! —

Doch dann? Wie dann, wenn jener Glücksmoment,
Flüchtig wie all' die irdiſchen Momente,
Nun durchgenoſſen wär' und hingeſchwunden,
Erloſchen wie ein Stral, um Platz zu machen
Der alten Düſterniß? Was hätt' ich d'ran?
Vorbei wär' er, vorbei, wie all' die andern,
Die Sonnenblicke des vergang'nen Lebens.
Bereichert wär' die lange, bunte Reihe
Von ſchönen, freundlichen Erinnerungen
Um eine — das wär' Alles. Ob ſie länger,
Kürzer, die Perlenſchnur, um eine Perle,

Was liegt daran? Nein, lieber gar nicht will ich's
Das Glück des Augenblicks! Nimm deinen Lauf,
O Leben, wie mir's das Geſchick beſchieden!
Den Menſchen machen anſpruchsvoll die Jahre,
Daß er zuletzt nur noch ein Glück begehrt,
Das nicht bloß mehrt die Summe des vergang'nen,
Das blüht in ewig holder Gegenwart,
Das ſich erneut alltäglich und allſtündlich,
Und einen milden Glanz in ſchönem Gleichmaß
Verbreitet um ein ganzes Erdendaſein,
Wär's auch des Leides voll." —

So in der Klauſe ſann der ſieche Klausner.

◆

Der Dichter und ſein Werk.

Still hinlebt der Poet, abſeits vom Lärm
Und Streit des Tags, und keinen Feind zu haben,
Iſt, wenn auch nicht ſein Stolz, doch ſeine Luſt.
Er ſieht, er hört, wie bitter ſich befehden
Die Menſchen Tag für Tag, mit Lüge ſich
Begeifern, mit Verleumdung Tag für Tag.
„Wie wär's," denkt er, vom Treiben angewidert,
„Wenn dieſen allen einmal, ſtatt der Schmähung,
Der blinden, blöden, d'ran ihr Ohr gewöhnt,
Maßvoll, parteilos, einer im Gewande
Der Dichtung*, in phantaſtiſch neck'ſchem Spiel,
Darböt' ihr zugemeſſ'nes Theil von Wahrheit? —

Und er verſucht's. Er gibt dem Taumellärm
Des Tags, zur Melodie gedämpft, ein Echo,
Und weiſt der Welt, der Zeit ein Spiegelbild,
Ein ſchalkhaft grinſendes Hohlſpiegelbild
In deſſ' groteskem Schauſpiel ſich erkennen,
Doch auch belächeln mag die Wirklichkeit.

Da ſchlägt ein wild Gezeter an ſein Ohr.
Er ſieht der Freunde Züge grimmverzerrt;
Die ſeinem Herzen fremd, ſie werfen ſich
Ihm an die Bruſt; Hohnrufe gellen rings,
Man bückt nach Steinen ſich, und Rache wetzt
Geheim die Klingen . . .

---

* Der „Homunculus". Vergl. auch „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft" von R. H. Seite 386–413. Der Herausgeber

„Was hab' ich gethan?“
Fragt der Poet erſtaunt. „Weh mir, ich merke,
Gedämpft nicht, nein, verſtärkt haſt du, o Muſe,
Mein Wort zu hallendem Poſaunenton!
Wo ich zu ſäuſeln glaubte, hat's gedonnert,
Und meine luſtig praſſelnde Rakete,
Sie ging als Feuerregen zündend nieder.
Traun, eine Stimme hat aus mir geſprochen,
Die lauter als die meine, und ein Geiſt,
Der ſtärker als der meine . . .

Doch nicht entmuthigt fühl' ich mich; vielmehr
Voll eines Muthes, den ich nie gekannt,
Der Muth des Schwachen, er erwacht im Kampfe,
Treu fühl' ich mich dem Geiſt, deß' Werkzeug ich
Schier unbewußt bei meinem Thun geweſen,
Und was die Stimme, die nur halb die meine,
Aus mir geſprochen, ich vertret' es ganz.“

◆

An B.[*]

Kind, das nun harmlos gaukelt, wie ein Falter,
Vorbei am Kranken, Schmerzgefolterten,
Wenn heimgeh'n du mich ſahſt nach langem Leid
Gedenke meiner nicht im Braus der Jugend:
Nur flüchtig würdeſt meiner du gedenken;
Auch nicht im Liebes-, Eh'- und Mutterglücke:
Nur matt im Trubel wäre dein Erinnern.
Mit ſechzig Jahren erſt gedenke meiner:
Des armen kranken Mann's, den du geſehen
So Jahr für Jahr auf ſeinem Schmerzenslager,
Und der, von unabläſſ'ger Qual gefoltert,
Mühſelig ächzend Wen'ges nur geſprochen,
Der nichts dir war und nichts dir konnte ſein.
Mit ſechzig Jahren, Kind, gedenke ſeiner:
Dann denkſt du ſinnend ſeiner, lange ſinnend,
Und ſpätes, tiefes Mitleid überkommt dich
Mit dem, der ausruht längſt von aller Qual.

Und eine Thräne quillt dir aus dem Aug'
Als Todtenopfer für den längſt Verblich'nen,
Der nichts dir war und nichts dir konnte ſein.

Stiftingshaus, 18. Juni 1889.

---

[*] R. Hamerlings letztes Gedicht, geſchrieben 3 Wochen vor ſeinem Tode.

Gelegenheitsgedichte.

Humor und Satire.
Gelegentliches.
Lyriſche Aphorismen.

⁂

Humor und Satire.

Perſönliche Bitte.

Sagt, ich mache ſchlechte Verſe
Sagt, ich ſtehle Silberlöffel
Sagt, ich ſei kein guter Deutſcher,
Weil aus nothgedrung'ner Rückſicht
Der Diät kein Judenfleiſch ich
Und kein Slavenfleiſch genieße —
Oder ich verrathe Oeſt'reich,
Weil den Bismarck ich beſinge —
Sagt, daß mich der Gram verzehre,
Weil man mich zu ſelten lobt,
Und zuweilen ſchnöd verläſtert —
Aber Eines, bitt' ich, Eines
Saget nicht: daß Peſſimiſt ich —
Daß in meinem Sang das letzte
Wort hat die blaſirt-moderne,
Blöde, ſtumpfe Daſeinsunluſt!

Peſſimiſt wär' drum der Dichter,
Weil er ſich ergeht in Klagen?
Juſt weil ihm ſo ſchön die Welt
Und ſo reizend ſcheint das Leben,
Wird er ſchmerzlich es bedauern,
Wenn verſagt ihm blieb ſein Antheil.

Soll, wer klagt, ſchon Peſſimiſt ſein,
Dann iſt Peſſimiſt auch Jener,
Welchem ein O weh entfuhr,
Als ein Zahn ihm ward geriſſen!

Glaubt den Recenſenten Alles,
Nur nicht, daß ich Peſſimiſt!
Dieſes Wort haſſ' ich — mir duftet's
Wie nach ſeiner letzten Silbe.

◆

An den Ritter v. * * *

Zwar Juden freſſen kann ich dir nicht helfen,
Zu ſchwach iſt für die Koſt mein kranker Magen.
Auch bin ich Dichter: tanzen mit den Elfen,
Mit Lerchen trillern, das will ich noch wagen;
Doch niemals werd' ich heulen mit den Wölfen,
Und nichts als meine Laute will ich ſchlagen.
In keinem Kampfe denk' ich mitzuboren:
Auch nicht in dem der Eſel mit den Ochſen.

Doch wie man lieber hat den Schinderhannes
Als flacher Dutzendmenſchen breite Gruppen,
Lieber die Tollheit eines ganzen Mannes,
Als hundert nur am Draht gelenkte Puppen!
So füg' ich mich dem Zauber deines Bannes,
Charakterfettaug' du auf Bettelſuppen!
Ich achte dich, dieweil es zwar nicht Schlimm're
Als du biſt, gibt, doch, was noch ſchlimmer:
Dümm're!

Moderne Kriegskunſt.

Cajus ſchmiedet Rieſenprojektile,
Titus ſchweißt an's Schiff ein Panzerſtück;
Cajus bombardirt die Panzerkiele
Stracks mit Globen, noch einmal ſo dick.
Doch, nicht träg, verſtärkt in ſtillem Grolle
Titus ſeinen Panzer um ſechs Zolle;
Cajus aber ſetzt in guter Ruh'
Seiner Bombe noch drei Centner zu.

Und ſo treiben ſie's mit Grazie weiter:
Immer mächt'ger trotzt des Titus Kiel;
Doch auch Cajus iſt kein lahmer Streiter,
Und ſtets wucht'ger ſchwillt ſein Projektil;
Bis beim jähen Stoß der Rieſenböcke,
Bei dem donnernden Gekrach der Blöcke
Taub wird in des Seekampfs heißer Stund',
Was die Floſſe regt am Meeresgrund.

Lucius erſinnt mit keckem Muthe
Eine Nadel, zagem Schneider fremd —
Eine Nadel, die in der Minute
Sieben Feinden näht das Leichenhemd.
Doch Sempronius — ihn wurmt die Finte —
Setzt ſich hin, erfindet eine Flinte,
Die mit todtverbreitender Gewalt
Zwanzigmal in der Minute knallt.

Weg da, Schütz, mit deinem Einzelblitze!
Führt ſie vor, die Maſſenkugelſpritze,
Die das Blei verſtreut aus erz'ner Hand,
Wie Confettikörner und wie Sand!
Fünfzigmal aus neuer Büchſe feuert
Lucius nun, Sempronius grauſend ſieht's,
Ruht nicht, bis er ihm den Sieg vertheuert
Und verhundertfacht den Todesblitz.

Zwanzigtauſend Söldner, muthig hauſend,
Klopften einſt erklecklich ſich das Fell.
Jetzo ſtellen zwölfmalhunderttauſend
Würger ſich einander zum Duell.
Quintus hat ſein halbes Volk in Waffen?
Gut, das können wir uns auch erraffen.
Allgemeine Wehrpflicht   Landwehr   ha!
Wartet nur, bald ſteh'n wir tüchtig da!

Zu den Waffen, ihr Familienväter,
Kommt, und wär's auch mit dem Hängebauch;
Dickwanſt, oder wind'ger Pflaſtertreter,
Zur Kanonenkoſt taugt jeder Gauch!
Frau Bellona's Kaſſe, ſchwer erſchüttert,
Die einſt hunderttauſend nur gefüttert,
Füttert künftig eine Million,
Und man nennt das Civiliſation.

◆

Hymnen der Völker

von **Julius Schanz**, fortgeſetzt von **Robert Hamerling**.

Nr. 3. **An Paperl**, den Heimgegangenen.

Motto: Spielet nicht mit Schießgewehren.

Wehe, wehe dem Jahrhundert,
Wehe, weh' dem Augenblick,
Weh' dem Jahre, weh' dem Tage,
Weh' der Stund' voll Mißgeſchick,
Wo des adriat'ſchen Meeres
Strandpoet im Abendglanz
Kam zur Villa Horſt gewandelt
Mit dem **Elbſtranddichter** Schanz!

Denn zur Stund', als dieſe Beiden
Traten durch die Thür in's Haus
Einerſeits — flog *andrerſeits*, ach,
Paperl zu dem Fenſter naus.
Ja vor Dichters Nah'n zerriſſeſt
Paperl, du, die Kette dein,
Schwangeſt dich durch's off'ne Fenſter
Aus dem trauten Kämmerlein!

O es iſt ein holdes Stübchen,
Iſt ein wohnlich ſüßer Raum,
Und herein zum Fenſter lieblich
Säuſelt mancher grüne Baum.
Schnöder Thor, der du von ſolcher
Trauten Stätte Reißaus nahmſt!
Ich vermuthe, daß, o Paperl,
Du von einem *Gimpel* ſtammſt!

Paperl wiegt ſich in den Lüften,
Hinter ihm wird hergerannt,
Bis zuletzt auf hohem Baum er
Eine ſich're Stätte fand.
Und da ſaß er nun im Wipfel,
Saß viel Stunden lang,
Bis des Hauſes edlen Frauen
Endlich wurde bang.

Und ſie rufen eines Mannes
Dienſtbar waltende Geſtalt:
„Gib ein Lärmſignal, du Treuer,
Das recht wacker ſchallt und knallt,
Daß der aufgeſcheuchte Vogel
Niederſchweb' aus Wipfelhöh'n,
Und wir unſern lieben grünen
Flüchtling endlich wiederſeh'n!“

Und der Mann erfaßt die Büchſe,
Kehrt ſie nach der laub'gen Höh',
Denkt das Thierlein nur zu ſchrecken,
Abſeits zielend — doch, o weh',

Nach dem Knall ein blut'ger Tropfen
Thauet auf des Schützen Naſ',
Und der Paperl ſtürzt getroffen
In das grüne Wieſengras.

Scheltet, Freunde, nicht den Armen,
Der des Paperls Lebenslicht
Ausgelöſcht mit tück'ſchem Pulver
Denn der Mann erfand's ja nicht!
Paperl iſt im beſſern Leben,
Aber unſer Schmerz iſt groß.
Spielet nicht mit Schießgewehren,
Denn ſie geh'n zuweilen los!

◆

Proſa.

(Für ein Grazer Wochenblatt geſchrieben.)

„Ein Stückchen Proſa, Herr, aus Ihrer Feder
Wär' uns erwünſcht,“ ſchreibt mir der Redacteur.
„Bild, Skizze, wie's beliebt!“ Ich zieh' vom Leder
Und ſchick' ihm neue Verſe. — „Danke ſehr,
Doch, bitt' ich, nächſtens Proſa!“ — Und mit jeder
Epiſtel mahnt er: „Proſa, lieber Herr!“ —
Zum Teufel! Proſa nur und immer Proſa!
Vertraut man Reime ſich nur mehr sub rosa?

Iſt Poeſie verfehmt im Lande Steier?
Und findet man ſie ungern, wie ein Haar
Im Suppentopf? Sind Verſe Kukukseier,
Gelegt in's Neſt der Proſa? Ward ſogar
Zur Vogelſcheuche ſchon des Dichters Leier,
Vor welcher Reißaus nimmt die Leſerſchar,
Die ſich erluſtigt, abhold jeder Myſtik,
Im Kraut- und Rübenfeld der Journaliſtik?

Als Aſchenbrödel muß die Dichtung walten?
Sind Hochgefühle nicht mehr gut genug,
Zu ſtopfen kleine Löcher in den Spalten
Des Wochenblättleins? Die euch aufwärts trug,
Die Muſe, ſoll euch nur mehr unterhalten?
Verzichten ſoll der Vogel auf den Flug?
Ihr wollt vom Pegaſus mich runter haben?
Auf plumpem Gaul der Proſa ſoll ich traben?

Nein, nimmermehr! Zum Trotz — nicht eine Zeile!
Hätt' ich Novellenſtoff wie Uferſand,
Wüßt' ich zu zaubern Feuilletons in Eile,
Und wüchſen Skizzen mir auf flacher Hand,
Könnt' ich mit Proſa pflaſtern eine Meile,
Und ſtrotzte voll das Pult mir bis zum Rand,
Und ſchrie't ihr heiſer euch darnach wie Raben —
Nicht eine Zeile Proſa ſollt ihr haben!

Es wäre denn, daß der verſchmähten Dichtung
Genugthuung zuvor würd' auf ein Haar
Durch dieſer Verſe Druck und die Verpflichtung,
Zu leiſten das gewohnte Honorar:
Das heißt in Frankreich: baare Geldentrichtung,
In Deutſchland heißt's ein freies Exemplar
Der Zeitungsnummer, d'rin mit Achſelzucken
Der Redacteur gewagt ein Lied zu drucken.

◆

An Adolph Jenſen.

Ein gedrucktes Liederbüchlein
Iſt ein Thal voll bunter Blumen,
Raſch verwelkend, raſch verderbend,
Wenn ſie nicht ein Sangesmeiſter
Wanderfroh zum Strauße windet
Und ſie liebend an den Buſen
Steckt der Frau Germania.

Ein gedrucktes Liederbüchlein
Iſt ein Wald voll Falter, Käfer,
Eintagsfliegen, ſpurlos ſchwindend,
Wenn ſie nicht ein Held des Klanges
Auf Stecknadel Notenköpfe
Spießt, Unſterblichkeit verleihend.

Ein gedrucktes Liederbüchlein
Iſt ein Penſionat von Mägdlein,
Friſchen, zarten Schönheitsblüten,
Die, wenn nicht dem rechten Freier
Sie Frau Muſica verkuppelt,
Traurig hin ihr Leben ſchleppen
Und als alte Jungfern ſterben

Ein gedrucktes Liederbüchlein
Iſt ein großes Fegefeuer
Stummer armer Liederſeelen,
Welche nur der Töne Meiſter
Zum Erlöſungsflug beflügelt.

De profundis klingt's von unten,
Doch die Gnade kommt von oben.
Rieſig iſt das neue deutſche
Liederſeelenfegefeuer,
Und nur ſchmal der Töne Himmel —
Viele ſind auch hier berufen,
Wenige ſind auserwählt.

◆

Die Muſenkinder.

Voll Vertrauen überliefert
Der Poet das holde Kindlein,
Das die Muſe ihm geboren,
Einem wackern Pflegevater.
Dieſer ſtattet's aus und zieht ihm
An ein farbenhelles Röcklein,
Meiſt ſogar ein goldverbrämtes,
Schickt es in die Welt auf Reiſen,
Mit Empfehlungen und Grüßen
An die Freunde und Gevattern.
Und die Freunde und Gevattern
In den Städten und den Städtlein
Dieſe führen's in die Welt ein,
Stellen's vor in allen Kreiſen,
Und wenn es da Anklang findet
Wird's ein Liebling der Geſellſchaft,
Wird gelobt, geliebt, gehätſchelt,
Wird zum ſtolzen Modefräulein,
Stets umgeben von Bewund'rern
Und von Schmeichlern, aber freilich

Auch an übler Nachred' fehlt es
Von der Krittler und der Neider
Seite nicht in ſolchem Falle.
Aber findet's keinen Anklang,
Ach, ſo muß als Aſchenbrödel,
Unter den beglückter'n Schweſtern,
Traurig es den „Laden hüten".

Und beſchämt zum Pflegevater
Kommt's zurück, der ſcheel es anſieht.
Manchmal auch in halb zeriſſ'ner,
In unreinlicher Gewandung
Kommt es heim und hie und da
„An der Seite aufgeſchnitten",
Einem Mädchen zu vergleichen,
Das durch manche Hand gegangen,
Aber keinen Mann gefunden.

Manchmal auch geſchieht's, daß irgend
Ein ganz hübſches Kind der Muſe
„Sitzen bleibt", nicht Stern noch Glück hat.

Leicht wird Schönes überſehen
Im Gedräng.

Drum, Ihr Poeten,
Setzet in die Welt nicht zu viel
Kindlein, und ihr Pflegeväter,
Stattet ihrer nicht mehr aus,
Als ihr denkt an Mann zu bringen.

Macht aus ihnen nicht Zierpuppen,
All zu große, denen ſich
Nicht zu nähern wagt ein ſchlichter,
Wenn auch liebender Bewerber.
Bloße Weihnachtspoeſie nicht
Gebt uns, Dämchen zu beſchenken;
Poeſie für den Salon;
Gebt das Schöne, gebt das Gute
Aller Welt für alle Tage,
Und vor Allem ſeid gebeten:
Schmuggelt keine Wechſelbälge
In den Markt ein, gönnt und laſſet
Raum den echten Muſekindern.

◆

An den Herrn Profeſſor Gurlitt.

„Was zerrſt du mich aus dem Elyſium,
Mit dem großen, ſeligen Todten
Todtzuſchlagen einen kleinen unſel'gen Lebendigen,
Den „leben“ laſſen wollen die „Unverſtändigen“?
Gewiß, der H. iſt kein Sophokles;
Doch man braucht neben Gold doch auch Meſſing;
Auch du biſt am Ende kein Winckelmann,
Auch du biſt noch lange kein Leſſing;
Dennoch gedenkſt du den Anſpruch nicht aufzugeben,
So wie du eben biſt, zu leben.“

Sophokles.

◆

Räthſel.

Sechs Wochen lang ſaß Kunigund
Dem jungen Maler Findel.
Begonnen ward ein Jungfrau'nbild,
Und fertig ward ein Kindel.
Was für ein Kindel war denn das?
Je nun, ein Findelkindel!

Gelegentliches.

Den Wiener Sängern.

Der Frauen Segen gilt, wo Kämpfe ſchwanken,
Und nirgend weht ein rühmliches Panier,
Das Frauenhand nicht gerne will umranken
Mit lichtem Kranz und jeder holden Zier.

Wie ſoll nicht auch in edle Sängerhände
Die Frau, vergeſſend manches dunkle Weh',
Bedeutſam legen dürfen eine Spende
Zu trautem Gruß am ſchönen blauen See?

Wohlauf, ihr Sanggenoſſen, friſch und heiter,
Obſiegend mit des Sanges holder Macht,
Ihr wandert durch die Au'n als muth'ge Streiter,
In Tönen liefernd manche ſtolze Schlacht!

Wir Schmerzenskinder Oeſt'reichs ſeh'n zerſtoben
  So manchen Ruhm, verblaßt ſo manchen Glanz —
Doch leuchtend weht, ob Zeitgewitter toben,
  Um Oeſt'reichs Sängerbanner noch der Kranz!

Und ob auch Schwertgeklirr und Kugelſauſen
  Das deutſche Herz von deutſchem Herzen ſchied —
So ſchön, ſo ſtolz wird nirgend es erbrauſen,
  Wie's brauſt am Donauſtrom, das deutſche Lied!

Heil euch — und haltet Raſt hier, wo ſich neigen
  Die Alpenhänge reizend in den See!
Hoch zu den Gipfeln laßt die Lieder ſteigen,
  Und in der See verſinken alles Weh.

◆

An Pettau.

Heil dir, uralte Römerſtadt
   Am Rebenſtrand der Drau!
Du blühſt in Lebensfriſche
   Auf reicher Segensau!
Und doch umweht von Schauern
   Verklung'ner großer Zeit:
Es blüht und reiſt die Labe
   Der edlen Bacchusgabe
Dir über'm Rieſengrabe
   Unſterblicher Vergangenheit.

Das einſt dein Grund getrunken,
   Das warme Heldenblut,
Gibt er zurück dem Leben
   In deiner Trauben Glut.
Und treu bewahrt nicht minder
   Aus grauer Vorzeit blieb
In deiner Erde Schichten
   Was, Enkeln zu berichten,
Im Stein, im Erz, dem lichten,
   Der Meißel und der Griffel ſchrieb.

Erzieh'n muß ſolcher Boden, traun,
    Ein männliches Geſchlecht,
Getreu dem eig'nen Stamme,
    Der Freiheit und dem Recht!
Heil dir, uralte Römerſtadt
    Am Rebenſtrand der Drau!
Du ragſt mit deiner Feſte,
    Dem Schutt zerfall'ner Reſte
Cäſariſcher Paläſte,
    Blühend auf reicher Segensau!

◆

Zur Erwiderung

eines telegraphiſchen Feſtgrußes aus Brünn am 24. März 1887.

Mitternacht! — Was gellt die Klingel
Plötzlich in der öden Stille?
Keine Furcht! Es kamen Geiſter
Sonſt in mitternächt'ger Stunde,
Aber jetzt nur — Telegramme.
Doch — iſt's nicht vielleicht ein Geiſt auch,
Welcher raſtlos, nimmermüde,
Umgeht ſelbſt in nächt'ger Stille
Und mich aus dem Schlummer rüttelt,
Nur daß er, anſtatt zu poltern
Nachts in räthſelhaften Lauten,
Als ein Geiſt von guten Sitten,
Ganz manierlich zieht die Klingel?
Ja, ſo iſt's! Was da elektriſch
Fernher zuckt mit Blitzesſchnelle
Und an meiner Thür die Schelle
Setzt in gellende Bewegung,
Iſt Kundgebung eines Geiſtes,
Eines nimmermüden Geiſtes:
Was er bringt und was er meldet
Aus dem ſchönen Mährerlande,

Hat in meiner Seele Tiefen
Frohen Widerhall gefunden,
Und der Gruß, auf Blitzesſchwingen
Durch die Nacht zu mir gedrungen
Aus dem Herzen deutſcher Männer,
Kehrt zu euch zurück, ihr Wackern,
Aus des Dichters treuer Seele
Dankbar auf des Rhythmus Schwingen
In der gold'nen Morgenſtunde.

◆

Den Genoſſen des Waldviertler Sängergauverbandes.

So oft von euch zu mir gelangt die Kunde,
Ihr Sanggenoſſen fern im Waldesgau,
Fühl' ich mich angehörig eurem Bunde,
Und ſinnend in des Lebens Ueberſchau
Denk' ich der Knabenzeit, denk' ich der Stunde,
Wo aus dem Dörfchen in der „ſchönen Au"
Ich kam in's Zwettler Stift, vor Gottes Ohre
Diskant zu ſingen auf dem hohen Chore.

Zu leiſe klang, als meinem Knabenlooſe
Entſcheidung ward, der Ton, der mir entquoll,
Um falſch zu klingen, und der Regens chori,
Herr Rießner, war des guten Geiſtes voll;
Sacht klopfend auf den Deckel ſeiner Doſe,
Sprach er: „Der macht ſich noch!" geheimnißvoll.
So ſang ich mit im kleinen Sängerreigen:
Wie? D'rüber herrſchte ein unheimlich Schweigen...

Nur einmal, als der beſte der Lateiner
Zu ſein ich prahlte — düſt'ren Angeſichts
Und dump'en Tons ſprach der Präfekt: „Mein Kleiner,
Du lernſt für dich — jedoch es ziemt, daß Einer,
Der ſich an Stiftskoſt labt, an nicht gemeiner,
Für's Stift was leiſte — und du leiſteſt nichts!" —
Er ſprach's; von hinnen ſchwankt' ich bleich, vernichtet -
Mein Sängerthum für alle Zeit gerichtet!

Doch — unverhofft, nach hartem Jugendſtreite,
Hat mir die Sangesmuſe noch gelacht:
Ich ward ein Sänger, und es klang in's Weite
Mein Lied und hat mir manchen Dank gebracht.
Und es geſchah, was Rießner prophezeite,
Ich habe mich ſo ziemlich noch „gemacht“.
Mit Gott hoff' ich's auch weiter noch zu bringen,
Das ein' und and're Solo noch zu ſingen.

Schon nennen Bruder mich die laut'ſten Sänger,
Die jetzo blüh'n am Kamp- und Thayafluß.
D'rum hält mich die Beſcheidenheit nicht länger,
Euch zu entbieten collegialen Gruß!
Singt, Brüder, ſingt, und ſeid nicht Grillenfänger,
Und klingt der Sang beim vollen Glas zum Schluß
Ein bischen falſch ſchon und ein bischen heiſer,
So macht's wie ich vor Zeiten und ſingt leiſer!

◆

Gruß an die Heimat.

Bruderkuß euch, Landsgenoſſen!
Gruß dir, theure Heimaterde!
Wie mein Bild du trägſt, ſo trag' ich
Deines in mein Herz geſchloſſen!

◆

Zum Scheffel-Trauer-Commerſe
der
deutſchen Studenten Prags.

Die Saiten der Leier, von welcher ſo froh
Das Gaudeamus erklungen,
Sind plötzlich mit einem ſchrillen
Memento mori geſprungen.
Wir ehren das ernſte Memento ſtill:
Doch über der ſpringenden Saite Klang
Sei nimmer vergeſſen, was ſie ſagte und ſang,
Bevor ſie ſprang!

◆

Für das „Feſtblatt“

zur 25jährigen Gründungsfeier des deutſchen Turnvereins in Reichenberg.

Feſtgrüße will man, daß der Dichter ſpende
Mit frohem Muth,
Wie Magier Sträußchen aus dem Hut
Sträußchen ohne Ende!
Nur dieſen einen ſpend' ich noch
Zur Reichenberger Turnerfeier
Mit einem letzten „Lebehoch“
Und dann zerſchlag' ich meine Leier.

◆

An die Deutſchen in Prag.

(Zum „Frühlingsfeſte der Deutſchen“ in Prag 1887.)

Ihr feiert ſchon wieder ein Frühlingsfeſt?
Ach Gott, ihr ſolltet euch hüten
Vor Lenzeseinfluß, und lieber ſteh'n
Geſchart, wenn Stürme wüten!
Die Politik, die der Frühling treibt,
Iſt höchſt zweideutig: die Blüten,
Die Vögel im Buſch, die Zephyre ſind
Sehr arge Kosmopoliten!

◆

Ein Feſtgruß zum 25. Auguſt.

(Graz 1878.)

Wie ſich die Zeiten ändern! Zur Rieſenmacht geworden
Iſt ringsum in den Landen der Geiſtesritterorden!
Bedächtig ſchlich und träge die Zeit nach ihrem Ziel,
Als in des Schriftthums Reiche noch waltete der Gänſekiel.

Er hat die Welt erobert, ſeit er in Stahl ſich kleidet,
Seit er des Pfeiles Schärfe gewann, die ſticht und ſchneidet,
Seit er ſogar, nacheifernd dem Wort, die Göttergunſt
Erwarb der Blitzesſchnelle durch Stolze's, Gabelsberger's Kunſt.

Nun iſt der Waffen kleinſte, doch furchtbarſte die Feder.
Und wer ſie weiß zu führen — ſtreitbar, ein Mann ſei Jeder!
Wir danken nicht Kanonen allein und Schwert und Spieß,
Wir danken auch die Feder dem Gott, „der Eiſen wachſen ließ“

Und dieſer Waffe Kämpen, ſie ſind ein glänzend Heer,
Verbreitet nah' und ferne, und halten blank die Wehr,
Und wägen alle Looſe, und Fluch und Segen träuft
Aus ihrer Hand auf Alles, was als der Zeiten Ernte reift.

Streitbar iſt einzeln Jeder, für ſich, in ſeiner Zelle,
Die ſpitze Waffe tauchend in's Nachtgrau'n und in's Helle;
Doch anders, wenn geſammelt, der Kämpferſorge baar,
Auf ſommergrünen Wegen ſie zieh'n als frohe Wanderſchar.

Wenn irgendwo ſie nahen als Schwarm von muntern Gäſten,
Streut Blumen auf die Wege und zapfet Wein vom beſten!
Dann eint ſie alle friedlich ein leuchtendes Panier:
Das hehre Friedensbanner des Geiſts — wie eben heut'
und hier!

Willkommen all', willkommen! Heil muß der Tag bedeuten,
Der eint in Freud' und Friede die ſonſt ſo weit Zerſtreuten!
Im Schatten unſ'rer Linden hängt auf die Wehr, und lauſcht
Dem wohlvermeinten Gruße, den euch der grüne Rinſtrom
rauſcht.

Und kehrt ihr heim, ihr Ritter und Kämpen von der Feder,
Zu neuem Streit gegürtet, auf ſeinen Poſten jeder,
Bleib' eurer Seelen Odem noch lange Zeit durchmiſcht
Vom freien Hauch der Alpen, der euch bei uns das Herz
erfriſcht.

◆

An Egon Ebert

zur Feier ſeines 70. Geburtstages.

Ein Flüſtern und ein Rauſchen, ein Säuſeln wie im Wald,
Geht durch die Zeitungsblätter — ein Rauſchen mannigfalt —
Ein frühlinghaftes Rauſchen — das kündet laut und leiſ':
Sie wollen Ebert feiern, den edlen Sängergreis:

Sie wollen Ebert feiern, weil er erreicht das Jahr,
Das macht den Mann zum Greiſe, den Greis zum Jubilar.
Sie wollen Ebert feiern am grünen Moldauſtrand,
Sie wollen Ebert feiern, wo ſeine Wiege ſtand.

Sie wollen Ebert feiern? Hurrah, das iſt mir lieb!
Wer ſchon ſo viele Jahre ſo wenig ſagt' und ſchrieb
Und iſt noch nicht vergeſſen — der wird's auch nimmermehr;
Der zeigt auch noch der Nachwelt die Stirne licht und hehr!

Sie wollen Ebert feiern? Das iſt mir doppelt lieb!
Ja ja, das rühm' ich doppelt; denn dieſer Mann, er ſchrieb
Sich nicht bloß in die Rinden im deutſchen Dichterhain,
Er ſchrieb auch in mein Herz ſich mit gold'nem Griffel ein.

Sie wollen Ebert feiern? Hurrah, das ſoll mich freu'n!
Da hätt' ich Luſt zu drängen mich in die erſten Reih'n;
Da hätt' ich Luſt, zu ſagen — doch ſtill, mein Herz, o ſtill!
Wer weiß, ob er heut Altes, Gewohntes hören will!

Was du ihm könnteſt ſagen, das iſt ihm, traun, nicht neu,
Das haſt du ja gekündet in alter Lieb' und Treu'
Seit manchen manchen Jahren ihm ſchon ſo manches Mal
Laß heut das Wort den Andern, du ſchwindeſt in der Zahl!

Was du ihm könnteſt ſagen, heut hat es keinen Werth,
Heut, wo ihm wird des Preiſes, des Danks ſo viel beſchert.
Sie feiern Ebert heute, wo ſeine Wiege ſtand,
Mitfeiert ihn im Stillen das große deutſche Land.

Sie feiern meinen Ebert? Das freut mich, traun, ſo ſehr,
Als ob ich Hausgenoſſe des Reichbekränzten wär'.
Geziemt mir's, mitzujauchzen? Stolz bin ich wahrlich ſchier,
Als ob die ganze Ehre mir ſelber widerführ'.

Er wallt heut triumphirend auf einem ſtolzen Roß
Heut bin ich nur ein Knappe, ein Knapp' in ſeinem Troß.
Wenn ſchöne Worte klingen, die Menge Heil ihm ruft,
Wir Knappen werfen ſchwingend die Mützen in die Luft.

◆

In's Stammbuch der Jünger Gutenbergs.

Was einſtens pflogen die Aſtrologen:
Das Horoſkop der Menſchheit zu ſtellen,
Das thun mit den vierundzwanzig Staben
Jetzt Gutenbergs wackere, flinke Geſellen.
Sind Schickſalsbücher die Sterne geweſen,
Wir haben zu Schickſalsſternen die Bücher erleſen.
Ihr wackeren Jünger Gutenberg's,
In eueren vierundzwanzig Lettern
Steckt alle Weisheit, die war und iſt
Und kommen noch wird in brauſenden Wettern.
Ja, eure Kaſten, das ſind die Horte,
D'raus kommen die Schlag- und die Zauberworte,
Die vertauſendfacht ihr ſendet durch's Land,
Und womit ihr ſtecket die Geiſter in Brand;
Und es richtet darnach, wie Staben ihr ſtellt,
Sich die Ordnung der Dinge der irdiſchen Welt.

◆

In's „Feſtblatt“ zum 25jährigen Dichterjubiläum des Dichters L'Arronge.

Zwar kein „Bühnendichter“ bin ich
Hab' deshalb auch nie gejammert,
Daß die Bühne fehlt dem Dichter,
Daß der Bühne fehlt der Dichter –

Aber wer nicht ſelbſt Erzeuger,
Iſt ein unpartei'ſcher Richter:
In den Kranz des Glückgekrönten
Neidlos gern ſein Blättlein flicht er.

Zur Feier der Uebergabe
einer von den Frauen des Schillervereins
der Liedertafel des Vereins geſpendeten Fahne.

(Trier, Mai 1864.)

Vor Zeiten trat kein Ritter in die Schranken,
Dem Frauenhand nicht wob der Schärpe Zier:
Was weiß ſo ſüß wie Frauenhuld zu danken?
Was ſpornt ſo feurig wie ein Hauch von ihr?
Der Frauen Segen gilt, wo Kämpfe ſchwanken,
Sie machen ſiegreich jegliches Panier.
Was wär' der Sänger auch, eh' Frauenhände
Gefei't ihn mit bedeutſam hol'er Spende?

Auch Sangesgenoſſen ſind ja kühne Streiter:
Sie kämpfen, ſiegen mit des Sanges Macht.
Sie wandern bis an's grüne Meer und weiter,
In Tönen liefernd manche ſtolze Schlacht.
Entgegentreten lebensfriſch und heiter
Sie jeder ſchnöden Truggeſtalt der Nacht:
Des Trübſinns Dämon und der Langeweile
Beſchwören ſie mit gold'nem Liedespfeile.

Apollon ſchlug, der Gott des Lichts und Klanges,
Den Python einſt, das finſt're Schlangenthier:
Seitdem war auch die Pflege des Geſanges
Zum Prieſterthum des Lichtes: Dem Panier

Der Schönheit folgend, wandelt frohen Dranges
Der Sänger hin und ſteht im Kampfrevier
Dem Haß, der Zwietracht und den andern Drachen
Und träufelt Glut in ihre offnen Rachen.

Drum Heil dem Tage, der geſeh'n entrollen
Das Sängerbanner, hoffnungsglanzumſprüht
Aus Frauenhänden. Unter ihm dem Grollen
Des Schickſals trotzt der Sanggenoß erglüht.
In dieſem Zeichen fortblüht, unverſchollen,
So lang noch kräftig klingt ein deutſches Lied,
Auch hier am Stand der Adria, der blauen,
Der ſchöne Bund der Sänger und der Frauen

Dem Frl. Karoline Thurnwald,

Kindergärtnerin,

von ihren Zöglingen in der Anſtalt,

November 1884.

In des heut'gen Tages Feſtesfreude,
Hochverehrte, gönnen Sie uns liebvoll,
Daß zu Worten werden die Gedanken,
Daß zu Worten werden Herzenswünſche,
Die im Innerſten wir für Sie hegen,
Täglich, ſtündlich glüht der Dank im Herzen,
Aber Worte findet, freud'ge Worte,
Er doch nur am feſtlichfrohen Tage.

Jenen edelſten Beruf des Weibes,
Unentweihte, reine Kinderſeelen
Edel, menſchlichſchön heranzubilden —
Dieſen herrlichen Beruf erfüllend,
Lehren Sie auch uns ihn miterfüllen,
Lehren uns zu üben ſchon als Mädchen
Treu die edelſte der Mutterpflichten —
Lehren uns die ſchönſte Kunſt: zu lehren,
Aber lehrend ſelber auch zu lernen,
Zu beſtärken uns im Guten, Schönen,
Und was wir für fremde Zukunft wirken,
Unſ'rer eigenen auch kommt's zu gute.

Tauſend Dank für Ihre Lieb' und Sorgfalt!
Durch die Liebe, welche wir genoſſen,
Lernten Liebe wir und Sorgfalt üben!

Tauſend Dank für jedes edle Wort,
Das Sie in die Mädchenſeele prägten,
Und für alles das, was Sie gethan,
Unſer'm Ziele näher uns zu führen!

Seh'n wir Sie umgeben von der trauten
Kinderſchar, die froh zu Ihnen aufblickt,
Deren Herzen alle Ihnen liebend
Und vertrauensvoll entgegenſchlagen,
Da erſcheinen Sie uns als ein ſchönes,
Ein erhab'nes Vorbild, und das ſchönſte
Ziel uns dünkt es, Ihnen nachzuſtreben!

Wäre Dankgefühl und inn'ge Liebe
Wahrhaft Lohn für edelſtes Bemühen,
Reich belohnt dann wären Sie, Verehrte!

Für uns ſelbſt erflehen wir vom Himmel,
Daß er Sie erhalte, wirkensfreudig,
Durch Ihr edles Thun beglückt im Stillen,
Ungeſtört in frohem Wohlergehen!
Denn Ihr Wohl, Ihr Glück, es iſt das unſ're,
Es iſt das der Ihnen Anvertrauten,
All' der zarten, reinen Kinderſeelen,
All' der kaum erſchloſſ'nen Menſchenblüten,
Die Sie mit dem Thau der Liebe ſtärken
Für den ernſten rauhen Hauch des Lebens.

◆

Die Zöglinge
im Mädchen-Institut des Fräulein Lederer in Wien an die Vorſteherin zum 50. Geburtstage.

(12. März 1879.)

Das junge Pflänzlein ruht im Schooß der Tiefe
Und keimt und wurzelt, halb in ſich geſchmiegt;
Sanft ſchlummernd liegt es an dem trauten Buſen
Der Mutter Erde, die es hält und wiegt.
Es kennt nur blind und unbewußt die Liebe,
Die es mit weichem Mutterarm umflicht,
Und fühlt als Wärme nur des Daſeins Wonne,
Und kennt die Welt und kennt ſich ſelbſt noch nicht.

Doch wenn hervor es ſproßt vom Schooß der Erde,
Grüßt es erſtaunt ein neues Element:
Das Licht, das heil'ge Licht, deſſ' milde Flamme
Zu Häupten ihm als Himmelsampel brennt.
Sein heil'ger Stral entfaltet und vollendet
Der Pflanze Sein in ſchöner Harmonie,
Verleiht die Richtung ihr, ſchmückt ihr mit Farben
Den Blütenkelch, und macht zur Blume ſie.

So traten wir, entführt dem Mutterbuſen,
Der uns gehegt ſo liebeswarm und weich,
Der unſer Hort, der unſ're Welt geweſen,
In einer neuen Liebe Glutbereich;

Und dieſe Liebe, die mit gold'ner Helle
Uns lächelnd mild umfing, wie auf der Au
Der Tag die Blumen, die die Nacht geboren
War deine Liebe, hochverehrte Frau!

Dein Herz war unſer! was als Sonnenleuchte
Des Lebens wir beglückt ſeither umſchwärmt,
Der Stral der Liebe war's, der geiſtverklärten,
Die uns erhellt, indem ſie uns erwärmt,
Der Stral der Liebe, die nach allen Seiten
Ausſtrömt von deiner Seele Flammenherd,
Und die im trauten Wechſelſpiel der Herzen
Zu dir zurück in ew'ger Treue kehrt.

Als wir im engen Bann der Mutterſorge
Noch lebten, fremd dem lärmenden Revier
Der großen, weiten Welt, fern dem Gedränge
Der bunten Menſchenſchar, nicht ahnten wir,
Es geb' ein Herz noch, das uns könnte lieben
So innig wie die Mutter uns geliebt
Ein Weſen, das wir wieder könnten lieben
So innig wie die Mutter wir geliebt:

Ein Weſen, das die Götterkunſt verſtände,
Zu hauchen Seele in den weichen Thon,
Mit zauberkräft'gem Eifer zu beleben
Des Staub's Gebilde wie Pygmalion,
Und ſtets auf's neue ſich emporzuſchwingen
Zum Born des Lichts, mit unerſchrock'nem Muth,
Als zweite Schöpferin, um zu entfachen
In Menſchenkindern edle Himmelsglut.

Du haſt erreicht mit zielbewußtem Schritte
Die Mittagshöhe deiner Lebensbahn:
Erhaben ſtehſt du da in unſ'rer Mitte,
Wir blicken ſtolz und froh zu dir hinan;
Ja, ſtolz und froh: wir wiſſen ja, die Ernte
Des Lebens, die im Stillen dir gereift,
Theilſt du mit uns, mit jeder von den Deinen,
Die deine Hand vertrauensvoll ergreift.

Den Kranz der Reife, welchen du errungen,
Den Kranz der Einſicht, Tugend, edler Treu,
Der deine Stirne ſchmückt in friſcher Schöne,
Zerpflückſt du gern, zerpflückſt du ſtets auf's neu,
Und Blume ſo auf Blume ſteckſt du liebend,
Sorgſam an dieſe, jene Kindesbruſt,
Und ſiehſt dich ſelbſt und deinen Werth im Spiegel
Der jungen Schar verhundertfacht mit Luſt.

O leb' in uns, o ſieh dein Blütenalter
In uns erneut, wenn es dir ſelbſt verſtrich!
Welch' ewig neues Sproſſen, Keimen, Treiben,
Welch' ewig neues Blühen rings um dich!
Was du gepflanzt, du ſiehſt es nicht verwelken,
Der öde Herbſt entzieht ſich deiner Schau:
Du lebſt in einem ſelbſtgeſchaff'nen Lenze —
Sei dies dein Lohn, dein Dank, o edle Frau!

Du theilſt mit uns des reifen Alters Segen,
Wir theilen unſ're Jugend froh mit dir!
Bleib' jung mit uns, bleib' jung an Herz und Seele:
Dies ſchönſte Glück für dich erflehen wir.

Zeig' immer dir der ſtrenge Ernſt des Lebens —
Wie uns durch dich   ein mildes Angeſicht,
Und was ein Menſchenherz bedrückt im Stillen,
Betracht' es in der Jugend heit'rem Licht.

Heil dir in deines Daſeins Sonnenwende!
Vollendet halb iſt nun dein ird'ſcher Lauf.
So viel als hinter dir nun liegt an Jahren,
So viel noch ſchließe hell vor dir ſich auf.
Und nahſt du einſt dem allerletzten Ziele,
Sei noch mit Blumen ſtets dein Pfad beſtreut!
Dann ſind aus Kindern, Töchtern, wir geworden
Zu Schweſtern dir   und lieben dich wie heut

◆

Einem Geburtstagsgruß

der erſten Klaſſe der höheren Töchterſchule in Neubrandenburg zur Erwiderung.

(1889.)

Schöner ſchmückt kein Kranz die Dichterſtirne,
Als aus junger Hand ein Blümlein hold:
Was die Jugend beut, Tribut der Zukunft
Iſt's, den troſtvoll ſie voraus ihm zollt.
Und wenn ſiech, gebeugt der Dichter, einſam,
Hinter ſich weit ſieht der Jugend Glück,
Bringt ſolch' Blümchen aus der Hand der Jugend
Ihm auch die Vergangenheit zurück.

Lyriſche Aphorismen.

Wie den Blumen du gönnſt . . .

Wie den Blumen du gönnſt, wenn begraben du liegſt,
Daß ſie blüh'n dir über dem Grab,
So mißgönn' es auch all' dem Lebendigen nicht,
Was im Leben dir das Geleite gab,
Wenn es dir nicht folgt in die Grube hinab,
Wenn es weiter ein Weilchen auch ohne dich
Noch lebt und liebt und leidet und lacht.
Verſchlingt es doch auch gar bald, o wie bald,
Die gemeinſame Nacht!

◆

Was hebſt du lange Klagen an…

Was hebſt du lange Klagen an
Ueber die kurze Stunde?
Während du klagſt,
Während du zagſt,
Geht ſie vorbei,
Rollt ſie dir unter den Füßen hinweg,
Wie die tanzende Kugel, die runde.

◆

Grabſchriften.

(Auf das Grab einer jung verſtorbenen Gattin.)

I.

Nur verwandeln kann, doch nie vernichten,
Deine Hand, o Tod, beſeelten Staub:
Fortlebt in der Ewigkeit, der lichten,
Was der Zeit geworden ſchien zum Raub.
Dich auch, die der Himmel mir gegeben,
Raubt mir keines Schickſals Machtgebot:
Eine Blume wareſt du im Leben,
Und ein Stern nun biſt du mir im Tod.

II.

Theure, ruh' am Herzen ſanft der Mutter Erde,
Wie an meinem du geruht in Leid und Luſt,
Bis uns neu vereint die Raſt an ihrer Bruſt,
Wenn, wie du, auch ich zu Staub einſt werde.

Höchſter Troſt.

III.

Wer ein hohes, herrliches,
Liebevoll erkoren,
Er erprobt das tiefſte Leid,
Wenn er es verloren:
Doch ihm bleibt der höchſte Troſt,
Daß er es beſeſſen,
Und nie ganz verlieren wir,
Was wir nie vergeſſen.

◆

Tag für Tag, Jahr für Jahr …

Tag für Tag, Jahr für Jahr
Schwinden im Leid;
Aber ſie ſchwinden doch!
Nimmer befreit,
Ringend mit ſchwerer Noth,
Schlägſt du im Streit
Zwar nicht das Uebel todt,
Aber die Zeit.

◆

Für das Autographenalbum „In Sonne und Licht!“

O bad' in freien Lüften
Die Bruſt, das Aug' im Licht:
Du lebſt kein wahrhaft Leben,
Wo deinem Buſen jene,
Dies deiner Stirn gebricht

◆

Epigrammatiſches.

I.

Männlich verbanne die Angſt — doch naht ſie dir unbezwinglich,
Nun, ſo wiſſe du auch ſie zu ertragen als Mann!

II.

Strecke die Hand nicht aus nach den Blüten der Freude, wo ſchmerzlich
Läuternd ein heiliger Ernſt nicht dir die Seele berührt!
Wonne der Sinne, hinab in den Abgrund reißt ſie den Frechen,
Nur ein edleres Herz hebt ſie zum Himmel empor.

III.

Schleunig vergeſſen die Sinne Genoſſenes: aber das Herz bleibt
Fromm und treulich gedenk jeder Minute des Glücks.
Darum zerrinnt ſie, die Luſt, wenn nicht das Herz ſie getheilt hat,
Spurlos gleichwie ein Traum, gleichwie der flüchtige Rauch.

Ungeſtraft.

Keinen Makel hinterläßt
Vor der Welt entzückten Augen
Auf der Schönheit Reiz die Thräne,
Die ſie grauſam oft erpreßt:
Wie die rothe Roſe ſpurlos
Eines Tropfen-Roth beſpritzt,
Wenn er quillt aus wundem Finger,
Den ihr ſcharfer Dorn geritzt.

◆

Wankelmüthig …

Wankelmüthig iſt, ſo klagſt du,
Deine Liebſte? nenn' es Glück!
Um ſo raſcher kehrt ſie wieder,
Kehrt ſie neu zu dir zurück.

◆

Gedanken eines Grillenfängers

I.

Daß im Mond ſich wiederfindet,
Was auf Erden ging verloren,
Iſt ein allgewohnter Glaube.
Vieles hat er ſchon verſchlungen,
Dieſer Blaſſe — dennoch bleibt er
Immer blaß und meiſtens hager,
Und man ſieht, daß auf die Dauer
Von den Gütern dieſes Lebens,
Die wir doch ſo hoch anſchlagen,
Und die wir ſo ſehr betrauern,
Auch der gute Mond nicht fett wird.

II.

Neunundneunzigtauſend Engel —
Hat ein weiſer Mönch berechnet
Finden, weil ſie pur und leiblos,
Platz auf einer Nadelſpitze.

Aber wie viel Tauſend Teufel —
Hat das Keiner noch berechnet?
Sitzen auf der Naſenſpitze
Eines Dummkopfs, der ſie hochträgt?
Oder auf der Läſterzunge
Eines böſen alten Weibes?
Oder in dem Sinn und Herzen
Eines Weibleins überhaupt?

Ach, daß doch die Leute …

Ach, daß doch die Leute
Wie die Geiſter wären:
Zu verbannen jetzo,
Jetzo zu beſchwören!

◆

Vereinteſt du …

Vereinteſt du Apollon's Wohlgeſtalt,
Des Tigers Muskelkraft, des Adlers Schwinge,
Und ein Genie, wie keines noch gehauſt
In menſchlichem Gehirn — du würdeſt, wandelnd
Im Ueberſchwang all' dieſer Göttergaben
Auf weiter Erde, ſchmerzlich, dich in Sehnſucht
Verzehrend, Eins vermiſſen: — deines Gleichen!

◆

Dichterkrönung.[*]

Krönen wollen ſie dich, hiſpaniſcher Barde Zorilla?
Krönen mit goldener Kron'? krönen auf mauriſcher Burg?
Freilich, es krönt auch heut, wie in früheren Zeiten, die Mitwelt
Große Poeten noch ſtets gerne nach altem Gebrauch:
Aber vom Dornſtrauch holt man zur Krone des Dichters die Zacken,
Drückt nach unten gekehrt tief in die Stirne ſie ihm.

◆

Kritik.

Getroſt, o Poet, wenn ſie rühmen dich ſelbſt
Und deine Werke ſchelten!
Sie loben auch Gott und nennen ſein Werk
Die ſchlechteſte der Welten.

◆

---

[*] Als Zeitungen die Nachricht von der beabſichtigten Krönung des ſpaniſchen Dichters Zorilla auf der Alhambra brachten.

Der kleinen Frida.

Kind, auf dem Kiſſen, wo ſonſt in düſt'ren Gedanken der Dichter
Wiegte das Haupt, ſtill brütend, nur Wildes, Gewaltiges ſinnend,
Sanfter nun ruht er vielleicht, und Milderes dichtet er, ſinnt er
Künftig auf ſelbigem Pfühl, ſeit arglos darein ſich geſchmiegt hat
Zu dreiſtündiger Raſt dein holder germaniſcher Blondkopf.

◆

Die Bohnen.

Praktiſch" gedacht' ich zu werden und pflanzte mir Bohnen im Garten,
Dachte, nun braucht' ich als Dichter doch wohl nicht mehr zu verhungern.
Aber als blühten die Bohnen, da kamen die reizendſten Jungfraun,
Schwärmten am Garten vorbei und pflückten getroſt im Vorbeigeh'n
Blüt' um Blüte heraus aus dem Bohnengehege des Dichters,
Steckten ſie ſich vor die Bruſt, und preßten ſie gar in ein Büchlein.
Wahrlich, mir iſt's ein Vergnügen, daß ſo fortleben die Blüten.
Winter nun iſt es geworden, ich ſitz' im geplünderten Garten
Und in dem Hauſe, dem leeren, beglückt, und — hungre mit Freuden.

◆

An ein Blumenmädchen.

Was reichſt du deinen Strauß mir, liebes Kind,
In dem die ſchönſte Blume fehlt: du ſelbſt?

Willſt du mich loben . . .

Willſt du mich loben, ſo lobe mich ſchlicht,
Was ſingſt du mir ſchwulſtig ein **Lobgedicht**?
Freund, deine erſte Freundespflicht
Iſt: Reize mir meine Feinde nicht!

Muß etwas ſein . . .

Muß etwas ſein, und muß ich etwas thun,
So nehm' ich dies für einen Götterwink,
Daß ich es thun auch ſolle, und ich thu's.

◆

Einem drängenden Redacteur.

Wer eines guten Liedleins gewärtig iſt,
Der warte, bis etwas dergleichen fertig iſt,
Sonſt erzwingt er ſich etwas, das nicht vollwerthig iſt.

◆

Eh' den Homunkel ich ſchrieb . . .

Eh' den Homunkel ich ſchrieb, da kannt' ich leidlich die Welt erſt:
Kennen lernt' ich ſie ganz, ſeit den Homunkel ich ſchrieb.

Ueberſetzungen.

Das Papſtthum des Pater Peter.

Von Giuſeppe Giuſti.

Pater Peter iſt ein freundlich
Schlichter Mann, ein wackrer, braver,
Welcher lebt und leben läßt.

Anſpruchslos, genügſam iſt er,
Vom Ertrag des kleinen Gärtchens
Bringt er ſeine Tage hin.

Kürzlich nun geſchah's, da träumt' ich
Von dem wunderlichen Manne,
Daß man ihn zum Papſt erwählt.

Auf dem Stuhle von Sankt Peter
Wurmt' ihn ernſtlich der Gedanke
An die Schuldenlaſt des Staats.

Er behielt vom Vaticane
Bloß den letzten Stock; die andern
Gab er weg an Mieth-partei'n.

Aufhob er die Dateria,
Und zur Schenke ließ er machen
Das Caſtell Sant' Angelo.

Aus dem Quirinale macht' er
Ein Spital für Prieſter, welche
Leiden an der Waſſerſcheu.

Die Prälaten decimirt' er;
Sbirren, Schweizer, Zolleinnehmer
Und Legaten dankt' er ab,

Sammt dem ganzen Dienerſchwarme,
Der im Banne Roms als Saugſchwamm,
Krebsgeſchwür und Schandpfuhl gilt.

Und er wollt', daß ſo geläutert,
Schuldfrei das gemeine Weſen
Wieder fall' an's Volk zurück.

Seinen Kardinälen ſpielt' er
Hundert Streiche von derſelben
Stets originellen Art:

Mit den Ignoranten macht' er
Kehraus, und die Andern ſchickt' er
In die Seelſorg' auf Pfarrei'n.

Jeden Hemmſchuh der Gedanken
Schafft' er ab; den Juder warf er
In die Glut durch Henkershand.

Und geneigt ſtets zu verzeihen,
Ließ er über ſeinen Beichtſtuhl
Schreiben: Datur omnibus.

Ueberzeugt, daß die Extreme
Lächerlich ſind an ſich ſelber
Und ſich oft berühren auch,

Wollt' er in der Chriſtenherde
Weder Engel, weder Teufel,
Menſchen bloß von Fleiſch und Bein.

Er verlangte, daß ein jeder
Mann auch ſei ein Mann von Ehre,
Alles Andre — transeat.

Gleisnern, ſowie Libertinen
Beiderlei Geſchlechtes wies er
An zu ſtrenger Kontumaz

Einen abgeleg'nen Stadttheil,
Völlig abgeſperrt, der fortan
Chriſten-Ghetto ward genannt.

Kleinlich eitle Zänkereien,
Rangſtreit unter Prieſterkrauſen —
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Allzuvieles Pſalmenſingen
Bei des Klingelbeutels Klange —
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Prieſter, welche Kirchengüter
Ueber das Bedürfniß häuften —
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Solch' ſeltſames Treiben ſchauend —
War es Traum, war es ein Wahnbild?
Kam es mir nicht anders vor,

Als ſäh' in ſothanem Papſte
Ich den Fürſten untergehen
Und den Prieſter auferſteh'n.

Auf die Kniee ſinken wollt' ich,
Als den Blick mir abſeits lenkte
Einer fremden Stimme Klang.

Da erblickt' in einem Winkel
Ich verſchied'ne Kronenhäupter,
Die ſich gaben Rendezvous.

Und von dieſen Kauzen einer
Haranguirte die Verſammlung,
Wie ein Stachelſchwein ſo barſch:

„Nein,“ ſo rief er, „nicht gewähren
Darf man laſſen ſolch' vertrakten
Papſt, der den Apoſtel ſpielt;

Der da ſo in Chriſti Namen
Mit des Evangeliums Netzen
Fiſchen will, was unſer iſt.

's iſt ein Papſt, bornirt und ehrlich,
Dem es ernſt mit ſeinem Amte;
Geben wir ihm Rattengift!“

◆

Strafkodex für die Staatsbeamten.

Von Giuſeppe Giuſti.

Unſer weiſer Landesvater
Hat zur Förderung des Staatswohls
Streng verfügt mit eigenhänd'gem
Hochverehrlichem Erlaſſe,

Daß fortan auf g'raden Wegen
Wandle jeder Angeſtellte:
Andernfalls will er beſtraft ihn
Nach dem folgenden Geſetze.

Wenn ein königlicher Kämm'rer
Oder Sekretär, ein Schlaukopf,
Stopft in alle Löcher ſeine
Kreaturen, dumme Teufel

Wenn ein Kanzler ſein Profitchen
Sucht in Schuld- und Steuerſachen,
Und im Staat Begehrlichkeiten
Solcher Art bringt in die Mode —

Wenn ein Polizei-Inſpektor
Hält den Sack — wenn ein Spion,
Um den Sold nicht zu verlieren,
Einen Hochverrath erfindet —

Das ſind Dinge, ganz verzeihlich,
Das ſind menſchlich kleine Schwächen,
Ueber die der Landesvater
Seine Hand nicht ſtreckt zu ſtrafen.

Doch im Fall des Kaſſendiebſtahls
Gilt als Regel: wer ſo viel ſtahl,
Daß er von der Beute leben
Kann, den ſoll man laufen laſſen.

Und wer wenig ſtahl, der finde
Gnad' im Fall, daß konſtatirt iſt,
Daß er ſtahl, um Geld zu ſetzen
In das königliche Lotto.

Plündert uns ein öffentlicher
Architekt, ein Wegbauführer,
Hat ſofort im Land man eine
Neue Steuer auszuſchreiben.

Ein Gerichtsvikar, verrufen
Wegen Rohheit, wird enthoben,
Und befördert anderswo zum
Wirklichen Gerichtsverwalter.

Einen königlichen Rath, der
In der Sitzung gähnt, den hat man,
Weil anſteckend iſt das Gähnen,
In den Ruhſtand zu verſetzen.

Neigt er ſeiner Waage Zünglein
Dorthin, wo die Spende größer,
Gebe man, ſtatt der Galeere,
Ihm mit vollem Sold den Abſchied.

Ein Miniſter, der ein Schafskopf,
Soll, weil er mit Fürſten umging,
Den Geheimrathstitel haben,
Und das Kreuz pour le mérite.

◆

Auf den Feldern von Marengo

in der Chriſtnacht des Jahres 1175.

Von Gioſue Carducci.

Auf die Felder von Marengo blickt der Mond mit fahlem Lichte,
Zwiſchen Strom und Strom da drängt ſich brauſend juſt der Wald, der dichte,
Drängt der Wald von Hellebarden ſich, von Streitern und von Roſſen,
Welcher Aleſſandria's Wälle lang vergebens hielt umſchloſſen.

Aleſſandria's Freudenfeuer lodern längs der Apenninen,
Leuchten hell der Flucht des Kaiſers, hell der Flucht des Ghibellinen,
Von Tortona auch herüber leuchten ihm der Bündner Brände,
Und in lautem Siegesjubel ſchallt's durch's nächtliche Gelände:

„Eingegittert hat den Löwen Sveviens die Lateinerlanze!
Freudenlohe ſagt's dem Meere, ſagt's den Bergen weit im Kranze!

Chriſtus iſt uns neu geboren, und das nächſte Morgengrauen
Wird das Volk vom Römerſtamme in verjüngter Glorie ſchauen!“
Auf das Schwert geſtützt, das hohe, hört den Siegesruf der greiſe
Hohenzollernfürſt, und leiſe flucht er: „Ha, in ſolcher Weiſe
Sterben durch die Hand von Krämern, die da mit der blanken Wehre
Geſtern erſt den Wanſt gegürtet, um den Preis der Ritterehre!“

Und der Biſchof, dem im Chore hundert Domherr'n ſind zur Seite,
Dem des Kellers Tonnen füllen hundert grünende Gebreite,
Seufzend flüſtert er vor ſich hin: „O mein ſchöner Dom zu Speier,
Wer wird Meſſe in dir ſingen zu der hohen Chriſtnachtfeier?“ —

Und der junge Pfalzgraf Ditpold, dem die Locken goldig gleißen,
Niederwallend zu dem Nacken, um den Hals, den blühend-weißen,
Denkt: „Es ſchwärmen jetzt die Elfen, ſingen Nixen jetzt am Rheine,
Und es träumt die ſchöne Thekla bei des Mondes trautem Scheine!“ —

„Nicht allein den Eiſenkolben führ' ich, nein, in meiner Taſche" —
Spricht der Mainzer fromm – „ſtets führ' ich mit dem heil'gen Oel die Flaſche.
's iſt für Alle! — Hätt'ſt du nur ſchon hinter dir die Alpenkuppe,
Meine mit ital'ſchem Silber ſchwer belad'ne Maulthiertruppe!" —

Und der Graf Tirols: „Mein Söhnchen," ſpricht er, „an der Heimat Schwelle
Grüßt die Alpenſonne, grüßt dich meiner Rüden froh' Gebelle;
Dein ſind fortan ſie; mich fällen, traun, als alten Edelhirſchen
Schnöde Gäuche, die auf dieſen öden Eb'nen heute pirſchen!" —

Still für ſich, in Feldes Mitte, an des Zelters Bug gelehnet,
Steht der Kaiſer: aufwärts blickt er, wo das Blau ſich endlos dehnet:
Ueber ſeinem grauen Haupte zieh'n die Sterne, und gelinde
Hinter ihm des Reiches Banner flattert, flüſtert, horch, im Winde!

Böhmens König, Polens König hüten es, wie allerorten,
Mit dem Scepter, mit dem Schwerte, mit des Reiches heil'gen Horten. —

Matter glänzten jetzt die Sterne — auf der Alpen hohem Herde
Glomm ein Stral — und: „Vorwärts, Mannen!“ rief der Kaiſer, „Auf! zu Pferde!“
„Wittelsbach! des heil'gen röm'ſchen Reichs Panier entroll' zur Stunde,
Flatternd vor den Augen derer drüben vom Lombardenbunde!
Und du, Herold, meld' es ihnen: der da zieht auf eurem Plane,
Iſt des großen Julius Erbe, iſt der Erbe der Trajane!“ —

Hei, wie hell, indeß im Oſten ſich der Pol begann zu röthen,
An dem Strand des Po erklangen die teutoniſchen Drommeten!
Angeſichts des Römeradlers ſenkten ſich Italiens Fahnen,
Ungeſtört vorüber nordwärts zog der Kaiſer ſeine Bahnen.

◆

Klaſſiſche und romantiſche Schule.

Von Gioſuè Carducci.

Die Sonne liebt den Menſchen, iſt ihm hilfreich,
Und will ihn heiter ſehen:
Sie iſt's, durch die im Feld die goldnen Halme
Schnittreif im Winde wehen;

Aus ihrer Höh' zulächelt ſie der Pflugſchar,
Die aus der Scholle Dunkel,
Der braunen, bei des Pflugſtiers ſachtem Schritte,
Hervorblinkt mit Gefunkel;

Sie hat, wenn ſie mit Glut gefüllt die Traube,
Und ſie geſchmückt mit Farben,
Ein Lächeln auch noch für des Herbſtes Jauchzen,
Wenn längſt die Blumen ſtarben.

Ihr letzter Tagesſtral, der auf den Dächern
Der Stadt ſie läßt verglühen,
Beſucht ein Mädchen, das ſein Blütenalter
Vergißt in Tagesmühen,

Und lehrt ein Lied es noch von Lenz und Liebe,
Mit dem vom engen Pferche
Sein pochend Herz ſich aufſchwingt, frohbeflügelt,
Zum Licht, wie eine Lerche.

Du aber, Mond, du ſchmückſt mit deinem Lichte
    Nur Gräber und Ruinen:
Es blüh'n nicht Blumen, reifen keine Früchte,
    Von deinem Stral beſchienen.

Du ſtiehlſt durch's Fenſter dich, wenn Nachts entſchlummert
    Sind Hunger, Froſt und Sorgen,
Und weckſt ſie, daß ſie ſelbſt ſich wieder fühlen,
    Und denken an den Morgen.

Um goth'ſche Zinnen liebſt mit ſchmachtend-mattem
    Geflimmer du zu ſäumen,
Liebäugelnd mit poet'ſchen Müſſiggängern
    Und leeren Liebesträumen.

Dann in den Friedhof ſchleichſt du, zu erfriſchen
    Dort deine müden Stralen,
Wetteifernd mit den weißen Todtenbeinen
    Im Glanz, dem kalten, fahlen.

Verhaßt iſt mir dein Angeſicht zu ſchauen,
    Das runde, weiße, blöde,
Mit dem du, Nonne, unfruchtbar verbuhlte,
    Hinwallſt in ew'ger Oede.

◆

Verſailles.

(Zum 79. Jahrestage der franzöſiſchen Republik.)
(21. September 1871.)

Von Gioſuè Carducci.

Im Schloſſe zu Verſailles ſprach trotzig Einer:
„Mein iſt, was wächſt auf Erden, ſchwimmt im Meer,
In Lüften fleugt!“ Beifügte fromm der Prieſter:
„Du ſollſt nicht ſtehlen, Volk! gebeut der Herr.“

Dein Laubgrün, deine Silberwellen, lächelnd
Aus Weihern, oder zwiſchen Blumen hold
Hinrieſelnd, und dein Marmorvolk von Nymphen,
Und deine Hallen, funkelnd all' von Gold,

Sie ſchauten, o Verſailles, mit ſchnödem Knechtſinn
Schmachvolle Herrſcherwillkür im Verein:
„Dein Feld, dein Weib, verlang' ich, deine Tugend!“
So ſprach ein Menſch, und Niemand ſagte Nein!

Und Jünglinge und Jungfraun kamen, boten
Das Opfer ihrer Ehr' ihm knieend an;
Den Hirſchpark ſchuf der chriſtlichſte der Herrſcher —
Das Blut des feigen Volkes klebte d'ran.

Schlief er an weißer Bruſt, die Hand am Schwerte,
Und über Häupter hingeſtreckt den Fuß,
Hielt Frankreich ſtolz die Wacht für ſeinen König
Vom Ocean bis zu den Rheines Fluß.

Schritt er aus ehebrecheriſchem Bette
  Zu einem feſtlich prangenden Altar,
Da brachteſt du mit Stolz, Verſailles, mit Ehrfurcht,
  Europa, ſeine Huldigung ihm dar.

Er war der Ruhm, die Tapferkeit, das Wiſſen,
  Des Heeres Macht, die Kunſt, der Wahrheit Licht:
Alles in Allem er: die Welt erhellte
  Er unbewußt mit ſeinem Angeſicht.

Schwer war's zu ſagen, ob er Gott beſchützte,
  Ob dieſer ſchützte ſein geheiligt Haupt:
Nur eure Todten wiſſen es, Cevennen,
  Die ſeines Beicht'gers Worten nicht geglaubt.

Von ſeinem „Ochſenaug" der König ſchaute
  Die klein zu ſeinen Füßen lag, die Welt.
Ihn ſegnete, als Helfer ſeiner Thaten,
  Der Himmel hoch, herab vom Sternenzelt;

Und ſegnete die Veilchen, die ſich bargen
  Im jungfräulichen Schleier der Vallière,
Und ſegnete die ehelichen Roſen
  Der Monteſpan, der Dame ſtolz und hehr,

Und ſegnete die friſchen Wittwen-Lilien
  Des Engadin im Buſen der Maintenon:
Des Königs Lächeln färbte roth der Trauer
  Gewande dem Getreuen, dem Aron.

Die Zeit der Hüte und der Prieſterröcke
Ward jene Zeit von Hof und Stadt genannt;
Vom Volk die Zeit des Hungers und der Plagen;
Des Todes — als die Rache war entbrannt.

Es kam der Tag: da, zwar verſchied'nen Glaubens,
Doch für die Wahrheit zückend ihre Wehr,
Guillotinirte Kant den Herrn des Himmels,
Und den der Erde köpfte Robespierre.

Die beiden Todten, tragend in den Händen
Die abgeſchlag'nen Köpfe — Pietät
Nun heiſchen ſie, der an's Gefühl ſich wendend,
Der Andre pochend auf „Autorität“.

Aufrichtet neu Verſailles Thron und Altäre
Der alten Zeit, ſchmückt ſie mit friſchem Grün.
Haſt du, ſie zu begraben, keine Steine,
Du ſchwarzer Mauernſchutt der Tuilerien?

◆

Sonette.

Von Lorenzo Stecchetti.

Ihr Tugendhaften von geſetztem Alter,
  Jungfrau'n mit gelben Lippen, langen Zähnen,
  Die ſchweren Frevel ſchon begangen wähnen,
Zeigt halb ein Nacken ſich, ein reiz umſtralter:

Schließt eure Fenſter jetzt in Ruh', in kalter,
  Und ſchaut hinaus nicht auf dies „Thal der Thränen“,
  Wo neu erliegen tück'ſchen Lenzes Plänen
Die Blumen, die Verliebten und die Falter.

Schließt euer Aug', wenn Roſen Schmuck verleihen
  Den Mädchen, und im Schooß der Wieſengründe
Selbſt fromme Lämmlein ruh'n geſellt zu Zweien.

Schließt dies verfehmte Buch, daß es nicht künde
  Vor eurem Ohr, wie ſchön der Mond des Maien,
Wie ſchön die Sünderinnen und die Sünde.

◆

Penelope.

Penelope biſt du, und ſenkſt die Blicke,
Und hebſt ſie wieder, unſchuldklar, wie keine:
Unmöglich iſt's, daß Sünde je, du Reine,
Daß je der Freier Lockung dich beſtricke.

Verleumdung wagt, ob auch der Neid erſticke
Die Freundinnen, ſich nicht an dich, die Eine;
Du wandelſt hin in königlichem Scheine,
Wie fleiſchlos, blutlos, trotzend dem Geſchicke.

Im Feſtreih'n dämpfſt du, wie dein Reiz auch gleiße,
Vom Kleid des Stolzes und der Scham umgeben,
Mit einem Blick der Weiber Glut, die heiße.

Penelope biſt du: das du zu weben
Verſtehſt tagüber, das Gewand, das weiße,
Auftrennſt du's Nachts mit mir, mein ſüßes Leben!

Aus Dies irae«.

Von Lorenzo Stecchetti.

1.

Wenn ſatt ich hab' den Müſſiggang
Im Herbſte und die Schwalben ſind geſchieden,
Spür' ich den Drang, mit Gott dem Herrn
Zu machen wieder einmal meinen Frieden.

Ich geh' in mich und denke viel
Den ird'ſchen Dingen nach, den dauerloſen.
Barmherziger Himmel, wie ſo bald
Sieht man die Roſen welken, ach, die Roſen!

Nur die Cypreſſe, das Symbol
Des Leids, des Elends auf dem Erdenrunde,
Nur die Cypreſſe vegetirt
Im Froſt auch und ihr Grün geht nicht zu Grunde.

Und an's Gericht denk' ich ſodann,
Zumal an's Weltgericht, vor das wir treten,
Wenn aus dem Grabesſchlummer uns
Geweckt der Klang der himmliſchen Trompeten.

Ach Gott, ich ahne ſchon die Noth,
Wenn jener große Morgen angebrochen,
Und ich in kalter Dunkelheit
Umſonſt zuſammenſuche meine Knochen

Auf, auf, ihr lieben Nachbarn, auf!
Und thut mir den Gefallen, mir zu ſagen,
Was ward aus meinem armen Kopf?
Geſteht, wer hat ihn mir davongetragen?

Es war ein Kopf, noch jung, und voll
Von Träumerei'n, geneigt auch zum Verlieben.
Wär' etwa gar auf Emma's Knie'n
In der Zerſtreuung er zurückgeblieben?

Nein, nein, ein Recenſent vielleicht,
Der ohne Kopf ſchon da herabgekommen,
Sprach zu ſich ſelbſt: Potz Blitz, da mir
Der meine fehlt, ſei dieſer da genommen!

Zu ſpielen hier den Kritiker
Als Todter noch das mag er bleiben laſſen.
Auf einen ſo verdrehten Hals
Wird ſchwer ein Köpflein wie das meine paſſen.

Die Sache kommt ſogleich an's Licht,
Und er muß ſtracks in's höll'ſche Feuer wandern:
Man iſt in dieſer Geiſterwelt
So dumm nicht als man iſt in jener andern.

O weh! die Augen hab' ich, doch
Die Brille nicht, muß ohne Kenntniß bleiben
Von dem, was Hypochondriſche
Zum Lob des Chriſtenthums in Blättern ſchreiben.

Und ſeh' die frommen Jungfrau'n nicht,
Die in Sonetten blüh'n, noch die Poeten,
Die ſich im Schweiß des Angeſichts
Bemüh'n für Tugendrettung der Griſetten.

◆

(11)

Wie lebte ſich's auf Erden ſchön!
Wie gerne wär' ich dort mit dir geblieben!
Denkſt du der Lieder, die ich dort
An dich, du blondes Teufelchen, geſchrieben?

In meine Manuſkripte fuhrſt
Du immer mir wie toll mit deiner Scheere,
Verſchnitt'ſt zu Kragenmuſtern, was gedruckt
Reichlich gebracht mir hätte Ruhm und Ehre!

Denkſt du der Sternennächte noch,
Wo, fröhlich wandelnd in den ſüßen Schauern
Des Dämmerſcheins, ſelbander wir
Leuchtwürmchen haſchten längs der Gartenmauern?

Denkſt du des Winters noch, der Luſt,
Die uns beim letzten Maskenball umtoſ'te?
Und des Geraniumſtocks, der, ach,
Am Fenſter dir verdarb im ſcharfen Froſte?

Und des Geredes, das da ging
Von uns und unſ'rem nächtlich tollen Leben,
Und das ſo großes Aergerniß
Dem frommen Phariſäervolk gegeben?

Erinnerungen, heiter-hold!
Wie kehrt mein Sinn zu euch zurück ſo gerne!
Ein paar Jahrhunderte gebannt
Hielt die Karthauſe mich — und du warſt ferne!

Wo bliebſt du, Kind? Verſprachſt du nicht
Mir treu zu bleiben, nie von mir zu laſſen?
Wie lang die Zeit mir ohne dich
Geworden hier, o Weib, kannſt du es faſſen?

So manche wack're Leiche kam
In meine ſtille Grube da herunter:
Es taſtete mein Knochenarm
Stets nach der deinen — ſie war nicht darunter.

Sag' an, ſtarbſt du im Karneval,
Maskirt, in luſt'ger Freunde Schwarm, beim Mahle?
Hat dich die Schwindſucht hingerafft,
Zu herbſtlich trüber Zeit im Hoſpitale?

Ach hätten ſie doch wenigſtens
Begraben dich zur Seite mir! wie kläglich
Im moderfeuchten Erdengrund
Fror' ich — und, ach, langweilte mich unſäglich!

Doch ſtill! der ew'ge Richter ſitzt
Juſt zu Gericht, zu lohnen, zu verdammen.
Wir ſind verdammt. Sei guten Muths.
Zur Hölle nieder wandern wir zuſammen.

Mit dir zufrieden, ohne Neid
Laſʒ' ich die Engel hoch im Glanze ſtralen!
Komm nur, mein Schatz! der Teufel iſt
So ſchwarz wohl nicht, als man ihn pflegt zu malen.

◆

Sonette.

Von Edmondo de Amici.

I.

Ein Beſuch.

Vergebung, Herr, wenn ohne Komplimente
Ich vor Sie trete, ſchlicht, im Reiſekleide:
Zehn Jahre ſind's und mehr, bei meinem Eide,
Daß ich gelechzt nach dieſem Glücksmomente!

Entzückt von Ihrem herrlichen Talente . . .
Bei Gott, ich lüge nicht, der ich vermeide
Zu ſchmeicheln, und an Worten Mangel leide,
Zu ſagen, was zu ſagen ich mich ſehnte!

Die Anmuth! Das Gefühl! Der Geiſt! wem glitten
Die Verſe je vom Mund ſo leicht? Sie reihen
Sich jetzt an unſ're Beſten unbeſtritten!

Mag fort und fort Ihr Schaffen ſo gedeihen
Zum Ruhm des Vaterlands! — Dürft' ich Sie bitten,
Gefälligſt zwanzig Franken mir zu leihen?

◆

II.

Ein Bewunderer.

I.

Weichend dem Drang, voll ängſtlicher Bewegung,
Schreib' ich, wenn Sie es gütigſt mir geſtatten,
An Sie, bei dem Genie und Herz ſich gatten;
Mir ſchwindelt faſt — ich zitt're vor Erregung!

Anbei als Pfand der warmen Herzensregung,
Die ich mit Worten künde, allzumatten,
Liegt ein Sonett, betitelt: „Vico's Schatten“:
Ich ſchließ' es bei mit zager Ueberlegung.

Glückſelig, wenn ich Ihren Beifall merke,
Bin ich — doch auch den Tadel nicht beklag' ich,
Nur daß Ihr Rath im Guten mich beſtärke!

Dazu Ihr Bild — ſchon längſt Verlangen trag' ich
Darnach — ein Stammbuchblatt — und Ihre Werke!
Nicht mehr für diesmal zu erbitten wag' ich!

◆

2.

Drei Wochen lang hab' ich geharrt bis heute,
Mein Herr, aus Ihrer Hand auf eine Zeile:
Und endlich wird ein Ausſpruch mir zu theile,
Von dem ich nicht recht weiß, was er bedeute?

Ein Blatt in Mailand, und verſchied'ne Leute,
Als Kritiker bekannt auf manche Meile,
Erklärten, daß trotz Mangels letzter Feile,
Sie mein Sonett zu leſen ſehr erfreute.

Wie kommt es nun, daß ich von Ihnen höre
So ſchnöden Spruch? Sollt' Ihren Blick umfloren
Ein wenig auch der Neid auf And'rer Ehre?

Nun, das ſind Schwächen, die mit uns geboren!
Doch glauben Sie, daß ich recht gern entbehre
Das Lob der Ungeſchliffnen und der Thoren!

◆

III

Aufmunterung.

Talent beſitzt er, doch zu wenig milde,
Zu wenig reif; wenn er erſt kennt das Leben,
Und größ're Sammlung, Tiefe ſich gegeben,
Und er verſteht das Menſchenherz, das wilde,

Und ihm durch's Studium der Meiſtergilde
Gelungen, ſein Geſchmacksurtheil zu heben,
Und er's erreicht durch gründliches Beſtreben,
Daß ſeinen Stil er echt italiſch bilde,

Und er ſodann, nach höher'm Ziel gerichtet,
In Proſa völlig ändert ſein Gebahren,
Und auf gebund'ne Rede ganz verzichtet;

Dann, ja, wird er vielleicht nach zwanzig Jahren,
Nicht ſag' ich Großes leiſten, wenn er dichtet,
Jedoch am End' nicht allzu übel fahren!

◆

IV.

Crescit eundo.

Ein groß Talent: ſo viel ſteht außer Frage!
Nur iſt, mit ſchuldigem Reſpekt zu ſprechen,
(Am End' hat jeder Autor ſeine Schwächen),
Sein Stil nicht leicht genug, daß ich ſo ſage.

Man ſpricht von Schwulſt — nach oft gehörter Klage
Mag es auch an Korrektheit ihm gebrechen:
Doch ſonſt iſt jedes Lob ihm zuzuſprechen!
Empfindung nur tritt nicht genug zu Tage!

Er iſt voll Phantaſie, gedankentüchtig,
Nur daß Geſchmack ihm fehlt, und ſein Geklimper
Klingt oft ein bischen matt, ein bischen flüchtig.

Zu Zeiten ſtreift die Muſe ſeine Wimper;
Doch daß er ſtiehlt ganz unverſchämt, iſt richtig:
Weiß nicht, ob er mehr Dieb iſt — ob mehr Stümper!

◆

V.

Bücherumlauf.

Von einem Bürſchchen, das mein Buch erſtanden,
Entlehnt' es ſein Profeſſor erſt, ſein alter,
Und ließ es gaukeln dann wie einen Falter
Bei ſechs ſteinreichen Damen, ihm verwandten.

Die letzte lieh's an einen ihr bekannten
Büreau Chef — ſtets als Freund von Büchern galt er! —
Im Amt die Runde vom Kanzleiverwalter
Macht's bis hinab zum jüngſten Praktikanten.

Der ſchickt' es, als er war damit zu Rande
Nach Syracus an ſein geliebtes Klärchen:
Die nach Turin an einen Herrn vom Stande.

„Sie Glückspilz!“ ſprach zu mir heut dieſes Herrchen.
„Man reißt ſich um Ihr Buch!“ — (Die Gaunerbande!
Sie reißt ſich — um ein einzig Exemplärchen!)

Nachtgebet.

Von Emilio Praga.

Fromme Seelen, die ihr betet, eh' ihr Abends geht zur Ruhe,
Betet nicht für die Verſtorb'nen die im Sarg gebettet liegen,
Betet nicht für die Erlöſten, die umfängt das ew'ge Dunkel,
Denn von dieſer Erde ſcheiden, heißt es nicht der Höll' entrinnen?
Ausgeſtreckt da unten liegend, ruhig, mit gekreuzten Armen,
Lauſchen den geheimſten Stimmen der Natur ſie, der geweihten,
Seh'n das unermeſſ'ne Leben ſich empor zum Lichte drängen.
Künft'ger Veilchen Wurzeln ſprießen ihnen in den feuchten Haaren,
Und in ihren Händen halten ſie die Stengel künft'ger Tannen.
O! die Todten in der Erde ruh'n glückſelig und in Frieden!
Fromme Seelen, die ihr betet, wenn die Nacht hereingebrochen,
Nicht für die Verſtorb'nen betet, welche tränkt der Thau des Morgens,

Die in grüne Frühlingsblätter und in Blumen ſich verwandeln,
Nicht für die, die ſchon am Ziele, nein, für die, die unterweges,
Für die, welche leben, betet, wenn die Nacht hereingebrochen.
In der Nacht, da drängt heran ja ſich zu Hauf' das Menſchenelend,
Und es iſt, als ob vergäße ſeiner armen Kreaturen
Gott der Herr und ſelber ſchliefe hoch in ſeiner Himmelshalle.
Betet für die armen Mütter, die verirrter Söhne harren,
Betet für die fahlen Häupter, die an's Spiel der Dämon feſſelt,
Für das Weib, das reicht am Wege ſeinen Arm dem Unbekannten,
Für den armen Dichter betet, der den Himmel möchte ſtürmen,
Sklav' des Staubs, mit einer Seele, welche thränt, und welche blutet;
Betet für den Schwarm der Aermſten, die im Hoſpitale ſchmachten,
Die, ſobald der Abend dämmert, von des Trübſinns Grau'n umdunkelt,
Schwerer faſt als mit dem Tode, mit Erinnerungen kämpfen;
Für die, welche lieben, betet, und beſchwört für ſie den hohen
Herrn des Himmels, der das Unglück ſchuf, traun, als er ſchuf die Liebe.

Das Blatt im Winde.

(Nach dem Franzöſiſchen des Arnoult)

Wohin, wohin, du armes, dürres Blatt
Vom Baume getrennt? — Ich weiß es nicht!
Der Sturm hat die Eiche
Gebrochen, die mich trug.
Mit unbeſtändigem Hauch
Führt Weſt- oder Nordwind
Seit jenem Tage mich
Vom Wald zur Ebene,
Vom Berge zu Thal.
Ich weiß nicht, wohin der Wind mich führt,
Doch ich klage nicht und fürchte mich nicht:
Ich gehe, wohin jegliches Ding geht,
Wohin das Blatt der Roſe geht,
Und das grünende Blatt des Lorbeers.

Perſiſcher Spruch.

Zum Himmelsſegen, ſieh, gereicht der Muſchel
Genügſamkeit. Weil ſie dem Wogenſchwall
Des großen, weiten Meeres ſich verſchloſſen,
Und einen einz'gen Tropfen aufgenommen
In's Innerſte, und liebend ihn gehegt,
Wird dieſer eine Tropfen ihr zur Perle.

◆

Anhang.

(Jugendgedichte.)

Lyriſcher Vorfrühling.

Fliege, du Vöglein.

Fliege, du Vöglein,
  Ziehe nur hin!
Haſt du doch Schwingen,
  Darfſt du doch zieh'n!
Roſen, die ſüßen,
  Blüh'n ja nicht mehr;
Neue zu grüßen
  Flieg' über's Meer!

Fern über Wogen,
  Wie du geahnt,
Bald iſt erflogen
  Schönerer Strand:

Perlenbethauet,
Liederbegrüßt,
Himmelumblauet,
Wellengeküßt!

Ach, wie ſo gerne,
Vöglein, mit dir
Weit in die Ferne
Zög' ich von hier!
Fliege, du Vöglein,
Ziehe nur hin,
Haſt du doch Schwingen,
Darfſt du doch zieh'n!

◆

Mein Herz iſt in der Ferne.

Mein Herz iſt in der Ferne,
  Und wißt ihr, wo es weilt?
Den Balſam fänd' es gerne,
  Der Sehnſuchtswehe heilt:
Fort mit den Lerchen zog es
  In's weite Land hinaus
Fort als ein Vöglein flog es —
  Nach Liebe ging es aus.

Ein Herz und eine Heimat
  Sucht es von Höh' zu Höh',
Zieht ſehnend durch die Wälder,
  Fliegt über Strom und See.
Es raſtet nur bei Blumen
  In grüner Einſamkeit,
Und bei den klaren Wäſſern,
  Und klagt ſein tiefes Leid.

Wo wird dies Vöglein finden
  Ein trauterwärmtes Neſt?
Wo wird ihm blüh'n ein Süden
  Der es geneſen läßt?
Vielleicht verſtrömt es einſam
  Gewiegt in kalter Höh'
Sein Herzblut, ſeine Lieder,
  In ungeſtilltem Weh'.

Liebes Geſpielen.

Falter fliegt von Strauch zu Strauch,
Findet junge Roſen.
Nelke duftet Sehnſuchtshauch:
Weſte mit ihr koſen.

Was ſich liebt, das ſucht ſich heut',
Findet ſich ſo gerne,
Nur allein, was dich erfreut,
Liebes Herz, iſt ferne!

Sei's; wenn auch mir gar nichts blieb,
Will mit euch ich koſen,
Nehm' ich Theil an eurer Lieb',
Falter, Weſte, Roſen!

Ihr Name.

Ein Name tönt mir ſtets im Ohr,
Fanni, dein holder Name!
Ich hört' ihn oft, doch nie zuvor
Fühlt' ich, wie hold der Name!
Ihn flüſternd wird mein Herz nicht ſatt,
Sing' ihn dem Wald in Liedern;
Mir iſt, als hört' ich Baum und Blatt
Und Bach und Fels erwidern.

Ihr Andern ſprecht das Wort ſo frei,
So kalt? mir macht es Beben;
Ich laß' es nur mit ſtiller Scheu
Von meinen Lippen ſchweben.
Mir iſt, als ob dies Wort ſofort
Verriethe meine Triebe;
Für mich liegt in dem Einen Wort
Ihr Reiz und meine Liebe.

◆

Am Bache.

Ich ſaß in einem tiefen Thal
An blumigem Waldesbach;
Drein warf ich meine Veilchen all',
Und ſah den Blumen ſo nach.

Da zeigten mir die Wellen bleich
Mein ſonſt ſo frohes Geſicht.
Von einem Weh war's Herz mir weich,
Zu deuten wußt' ich es nicht.

Da ſang die Nachtigall ſo voll,
So voll von Schmerzen und Luſt;
Ihr Lied zog mir in's Herz, es ſchwoll
Von ſüßen Klängen die Bruſt.

Und ſiehe, zu verſteh'n begann
Mein Herz ſich ſelber geſchwind:
Ich dacht' an ſie — vom Auge rann
Der Sehnſucht Thräne mir lind.

Blumenlügen.

Die Roſe log, die von der Bruſt
Du, Falſche, mir gereicht,
Die mir geblüht in Schmerz und Luſt,
Von Liebesthränen feucht.

Die Lilje log, die mir geblüht
In deinem Angeſicht;
Das Veilchen log, das mir geglüht
In deines Auges Licht.

Die Roſe welkt nun gar geſchwind,
Die Blätter ſind zerſtreut,
Und ſie entführt ein rauher Wind,
Unwiederbringlich weit.

Zieh' hin, du raſcher Windeshauch,
Brich rächend und zerſtreu
Die Lilje und das Veilchen auch,
Die logen Liebestreu.

❦

Der Garten des Herzens.

Jüngſt ſaß ſie im Graſe mit fröhlichem Sinn,
Ich ſetzte zur Seite der Süßen mich hin.
Es ſtanden rings um uns viel Blumen im Thal,
Ich ſtreut' in den Schooß ihr die duftigſten all.

Auch blühten im Herzen viel Blumen mir auf,
Der Thau meiner Thränen ſtand flimmernd darauf:
Die Roſen der Liebe, der Hoffnung Agley,
Vergißmeinnichtlieder und Veilchen der Treu.

Den Garten des Herzens, ich plündert' auch ihn,
Und ſtreut' in den Schooß ſeine Blumen ihr hin.
Doch ſie, ſie erhob ſich — kalt riß ſie ſich los,
Daß alle die Blumen entfielen dem Schooß.

Nun drück' ich die Hand wohl an's klopfende Herz,
Und ſeh' auf die Blumen mit troſtloſem Schmerz:
Mein Herz, o mein Herze — dein Liebſtes iſt weit —
Und dein Garten verödet — und die Blumen zerſtreut.

◆

Lieder der Sehnſucht.

*

Lenzeszwang.

Frühling iſt — die Blumen und die Lieder,
Und die Liebe kehren neu zurück.
Folg' ich, ach, dem ſüßen Drange wieder?
Wär' nicht Ruhe mir ein ſchön'res Glück?

Ach! der Lenzesluſt und Lenzesplage
Bliebe jetzt das Herz auch lieber fern;
Bliebe wie durch all die Wintertage
Still und einſam auch im Lenze gern.

Aber fragt der Lenz, ob Roſe blühen,
Oder Lerche wieder ſingen will?
Du, mein Herz mußt liebend wieder glühen —
Folge nur dem ſüßen Drange ſtill!

*

Ein ſchöner Traum.

Die fern mir winkt aus Sternenglut
Aus Roſen hold mich grüßt,
Mir flüſtert aus des Stromes Flut,
Und mich in Träumen küßt,
Wann iſt ſie endlich, endlich da?
An's Herz drückt' ich ſie gern!
Oft ſcheint ſie mir ſo nah, ſo nah,
Bald wieder, ach, ſo fern!

In Wüſten hallt mein Ruf zurück
Vom Fels im Sehnſuchtsweh:
Gib, weite Erde, mir mein Glück,
Gebier' ſie, tiefe See!
Sie ſuchend irrt' ich hin und her
Bis an des Meeres Saum;
Umſonſt! die Welt iſt öd' und leer —
Es war ein ſchöner Traum!

Lieder der Liebe.

◆

Verſtändniß.

Ach, Seufzer kann und Lieder
Die Liebe nur verſteh'n!
Nun ſoll mein Lied mit Grüßen
Zu dir als Bote geh'n.

Ja, grüßen nur, nur grüßen,
Und nie dich wiederſeh'n;
Nur Eines möcht' ich wiſſen,
Wirſt du den Gruß verſteh'n?

Du wirſt ihn nicht verſtehen,
Er wird wie Rauch verweh'n:
Ach, Seufzer kann und Lieder
Die Liebe nur verſteh'n!

◆

Nacht und Morgen.

Weicht ihr, trübe Stunden?
    Weichſt du, lange Nacht,
Leidvoll überwunden,
    Thränenvoll durchwacht?
Matter ſeh' ich ſcheinen
    Mondes Zauberlicht,
Das mit Sehnſuchtspeinen
    Nacht für Nacht mein Herz umflicht

Morgendlich die Winde
    Von den Bergen weh'n.
Gruß dem holden Kinde,
    Hinter jenen Höh'n!
Licht iſt mir ihr Bildniß,
    Das wie Sonnengold
Durch des Herzens Wildniß
    Seine Flammenſtröme rollt.

Freundlich weckt der Morgen
    Holde Sangesluſt.
Knoſpen ſind die Sorgen,
    Keimend in der Bruſt:
Mitternächtlich nieder
    Thränen auf ſie thau'n,
Und als holde Lieder
    Geh'n ſie auf im Morgengrau'n.

O fürchte nichts.

So mußt du denn, ach, mußt du denn
Verſtoßen mich ſo ganz?
Iſt's Untreu' ſchon, mich anzuſeh'n
Mit milden Auges Glanz?
O, wenn mich auch der Stral bethört
Des ſüßen Angeſichts,
Ich weiß ja, wem dein Herz gehört,
O Holde, fürchte nichts!

Sieh', wie empor zum Sonnenlicht
Bräutlich die Roſe ſtrebt;
Doch ſcheucht ſie d'rum den Falter nicht,
Der harmlos um ſie ſchwebt.
So laß mich wandeln ungeſtört
Im Kreiſe deines Lichts!
Ich weiß ja, wem dein Herz gehört,
O Holde, fürchte nichts!

Wodurch verdient ein treuer Sinn
So bitterböſes Thun?
Laß harmlos wie auf Andern du
Auf mir dein Auge ruh'n!

Genug, daß du dein Herz ihm ſchenkſt,
Den liebend du beglückſt;
Will er, daß du das meine kränkſt,
Und ihm zu Lieb' zerſtückſt?

◆

Auf dem Balle.

Umſonſt winkt Frauenſchöne
Und Klang und Reigen mir,
Mein Herz iſt fortgewandert,
Mein Herz, es iſt nicht hier.

Fern in ein trautes Stübchen
Entflog es gar geſchwind:
D'rin ruht auf weichen Kiſſen
Das liebe ſüße Kind.

Sie ſeufzt im Traum: „O Lieber,
Wie kränkſt du mich ſo ſehr!
Du flatterſt wie ein Falter
Um ſchöne Frauen her!“

So ſeufzt ſie, und im Traume
Sehnt ſich ihr Herz nach mir,
Und ahnt nicht, daß das meine
Ruht lauſchend ſtill bei ihr!

Meeresgruß.

So rauſcht mir denn zu Füßen
Das langerſehnte Meer:
Mit lauten wilden Grüßen
Gewaltig wogt es her;
Es ſtürzt heran zum Strande
Mit breit ergoſſ'nem Schwall,
Und bricht ſich hier im Sande
Mit wunderſamem Schall.

Mich lockt dies wilde Rauſchen
Wie Zaubermelodie'n,
Und immer muß ich lauſchen
Nach jenem Sange hin!
Was iſt's, das ſtets mein Sehnen
Zurück zum Strande führt,
Und mit vertrauten Tönen
Die Seele mir berührt?

Ach dieſe Sturmeslieder
Schon hab' ich ſie gehört,
Und Träume kommen wieder,
Die einſt mein Herz bethört.

Was einſt bei Tann' und Föhren
In Wäldern ich erlauſcht,
Wird mir in voller'n Chören
Von Wogen zugerauſcht.

Doch tönen mit den alten
Viel neue Stimmen her;
Mit höheren Gewalten
Ergreift mein Herz das Meer:
Wie neuen Lebens Ahnung
Steigt's aus der Flut empor,
Und wie mit ernſter Mahnung
Berührt's mein lauſchend Ohr.

◆

Sonette.

Ein welker Kranz.

Von Küſſen hör' ich, traulichem Umſchließen,
Von Händedrücken, Koſen Mund an Munde:
In halben Worten geht von dir die Kunde,
Und flüſtert viel — und ſcheint noch mehr zu wiſſen!

Die ich mit Liebesthränen zu begießen
Gepflegt, die Blume, treulich Stund' um Stunde,
Hat, ach, zum Spiel, zu flücht'gem Liebesbunde
Nun eine freche Hand ſie abgeriſſen?

Einſt, Mädchen! einſt beſang ich deine Locken,
Die Veilchenaugen, zarten Lilienglieder,
In hellen Liedern, reich wie Blütenflocken —

Und nun — wie Abendluft um Kirchhofs-Flieder,
So weh'n, als leiſ' verhallende Grabesglocken
Um deinen *welken Kranz* nun meine Lieder!

*

Letzter Reigen.

Es brauſt der Tanz — die ſchönen Klänge locken —
Du mit den Augen voll des blauen Glanzes,
Mein Liebchen, folg' mir in den Strom des Tanzes
Zum letzten Mal — dann läuten Abſchieds-Glocken!

Wir ſtürmen hin, doch weh! auf einmal ſtocken
Fühl' ich das Herz, mein Aug' wird trüb — als Ganzes
Seh' ich nicht mehr die Blumen deines Kranzes —
Er flattert, Liebchen, welk dir um die Locken!

Ein Schwindel faßt mich — halt — die Klänge ſchweigen,
Der Tanz verrauſcht, der jubelnd erſt erſcholl,
In müde Gruppen raſch zerfällt der Reigen.

Und nun fahr' wohl, auf ewig fahre wohl!
Du, der ich wagte, einſt ein Herz zu zeigen,
Fahr' wohl, du meine Blume, fahre wohl!

An eine Flatterhafte.

Daß Amor doch, ſtatt hundertfach zu ritzen
Dein kleines Herzchen mit dem Pfeil der Liebe,
Nur Ein Mal tief und dauernd drein ſich ſchriebe
In Flammenſchrift, mit ſeinen ſchärfſten Spitzen!

Daß dann dein Held dich wie ein Gott mit Blitzen
Umarmte, ganz dein Herz zu Staub zerriebe,
Mit all' dem Schwarme kleinlich eitler Triebe,
Die drinnen wie in ihrem Neſte ſitzen!

Wie ſchön, wenn dann die vielgetheilte Glut,
So vielgetheilt wie Nachts die Glut der Sterne,
Zuſammenſtrömt' in Eine Liebesflut!

O Mädchen, das erlebt' ich gar ſo gerne,
Und wüßt' ich, wer dies Wunder an dir thut,
Ich führt' ihn her, und wär' er noch ſo ferne!

◆

Lieder im Walde.

Ich wolle nicht des Waldes Stimmen ſtören
Mit Liedern, Freund! Hier tönen and're Lieder:
Hier rauſcht der Träume ſchattendes Gefieder,
Hier flüſtert Elfenwort in Geiſterchören!

Traumreiche Märchen ſchauern durch die Föhren,
Vom Felſenſchloß hallt alte Sage wieder,
Mit Wiegenliedern rauſcht der Waldbach nieder,
Von fern iſt Axtſchlag, Spechtesruf zu hören.

Dein Lied, o Freund, erregt mir Herz und Sinn,
Die Thräne quillt, die Augen ſich umdüſtern,
Weil ich ſo fern von Glück und Liebe bin;

Doch hör' ich euch, o Waldesſtimmen, flüſtern,
Da ſchmilzt mein Herz in Lieb' und Freude hin
Und freut mit Blumen ſich wie mit Geſchwiſtern!

◆

Gaſelen.

◆

(Nach einer Ode des Horaz.)

O Kind, ſuch' in des Himmels Blaue nicht
Dein Schickſal — nach den Sternen ſchaue nicht!
Was kommt, wir tragen's; ob der nächſte Tag
Uns graue wieder oder graue nicht,
Gleichviel! — Sei klug, trink Wein, auf Hoffnungen
Zu groß für's kurze Leben, baue nicht!
Doch, da wir reden, flieht die Zeit dahin —
Benütz' das *Heut*, dem *Morgen* traue nicht.

◆

Mein gold'nes Glück, ich ſäh' dich gerne noch
Vor meinem Tod, doch du biſt ferne noch!
Die ſchönſte Blume, *Liebe*, die mein Herz
Erſehnt — ſie liegt im Samenkerne noch.
Mit Thränen zu begießen dieſen Kern,
Das iſt's, was ich gelernt und lerne noch.
O wird ſie mir daraus, die Blume blüh'n?
Wird ſie mir blüh'n auf dieſem Sterne noch?

◆

Ode.

(Aus einem Cyclus.)

◆

Meine Lieder.

Leichthingaukelnde Lieder, welche Schwermuth,
Welch tiefnagendes Sehnſuchtsweh gebar euch!
Kein mitfühlendes Herz erfaßt es ahnend.
Aber ihr wißt es,

Mondnachtgenien, ach, wie viel des Leides
Stets dies ſtrebende Herz errang, bis in den
Schooß als klingende Perle mir die bitt're
Thräne gerollt iſt!

◆

Epigramme.

An Eros.

Eros, beflügelter Gott, bleib' ferne mir! Nimmer ertrüg' ich
Deines verletzenden Pfeils ſtürmiſche, volle Gewalt!
Kaum vermag ja mein Herz, das leicht zu verwundende, ſchwirren
Ihn zu hören, und flammt ſchmerzlich, auch leicht nur geritzt.
Schon ein trauliches Wort von roſigen Lippen, aus blauen
Augen ein Blick hat ihm oft brennende Schmerzen erregt!
Darum ſchone mein Herz, das leicht zu verwundende: Nimmer
Trüg' es des bohrenden Pfeils ſtürmiſche volle Gewalt!

◆

Verſtändniß.

Dunkeln ewig umſonſt uns die Sommernächte, die trauten?
Wirſt du nimmer, was ich ſehnend dich flehe, verſteh'n?
Vieles ſagt dir mein Wort, mein Lied noch mehr, doch das Meiſte
Muß dir dein eigenes Herz ſagen, wenn ja du mich liebſt.

◆

Liebe.

Schön war und ſelig die Liebe, die einſt Heroinen und Götter
Koſend geſellt und die Saat ſtreute zu göttlichem Sein.
Anders in ſterblicher Bruſt. Cupido's vergifteter Pfeil trifft
Tödtlich, in langſamer Glut ſiechen die Herzen dahin.

◆

Aeſchylus.

Aeſchylus iſt doch der beſte Poet; das liebſte von allen
Büchern der Welt ſind jetzt ſeine Tragödien mir:
Denn auf das äußerſte Blatt, das weiße, des köſtlichen Buches,
Hat das holdſeligſte Kind, mir, wo ſie wohne, diktirt.

◆

Zur Entſtehung des „Schwanenliedes der Romantik“.

(1860)

◆

Die Dichtung „Ein Schwanenlied der Romantik“ begann der Dichter urſprünglich in Canzonenſtrophen zu ſchreiben, ſpäter entſchied er ſich für den Hexameter, ließ aber auch dieſe Form bald fallen und griff zur Nibelungenſtrophe, in welcher die Dichtung jetzt dem Publikum vorliegt. Vielleicht gewährt es Freunden derſelben ein Intereſſe, die folgenden Bruchſtücke der älteren Bearbeitungen kennen zu lernen und mit dem jetzigen Text zu vergleichen.

Paläſte ruh'n im gold'nen Stral des Mondes
Gelagert rings am ſchweigenden Geſtade,
Sich ſpiegelnd in den flüſternden Kanälen,
Wie Nixen, die, enttaucht dem Wellenbade,
Sich hold im Strome ſpiegeln und ihr blondes
Goldhaar bei nächt'ger Sternenlampe ſträlen.
Es ſchläft in Marmorſälen
Venezia bei Tag; da träumt die hehre
Wie feſtgebannt in ihren Zauberreichen,
Doch naht die Nacht, erwacht der Glanz der bleichen
Lagunenfürſtin; leuchtend über'm Meere
Schlingt ſie von Strand zu Strand in holdem Minnen
Den Stralenreigen ihrer Silberzinnen.

Am ſchönſten aber ſteht, aus Glanz geſponnen,
Im Zaubergarten voll granit'ner Blumen,
San Marco da, die Rieſenarabeske;
Mit ihren Wundern, ihren Heiligthumen,
Glänzt ſie, vom Aetherblau der Nacht umronnen,
Als in Azur gehauchte gold'ne Freske.
Die Goldzier der Moreske
Blüht über Kuppeln, Giebeln und Portalen;
In Säulen ragt antike Lebensblüte,
Dabei der Gothik ernſte Todesmythe,
Gehau'n in Marmor, und ſo klingt in Malen
Der Bildkunſt hier, gleichwie aus Lyraſaiten,
Die Harmonie der Völker und der Zeiten.

Horcht auf! es rauſcht von einem ſchönen Alter
Die Kunde hier, von einer reicher'n Blüte
Des Menſchendaſeins, einer Zeit des Dranges
Nach Lebensſchöne, wo im Weltgemüthe
Nachklang ein Silberton vom Rieſenpſalter
Der Urwelt, ſchöpf'riſch wunderſamen Klanges.
Des holden Ueberſchwanges
Glutwelle floß, wie ein kaſtal'ſcher Bronnen,
In Klangestropfen perlend, bald voll Milde,
Dann wieder hoch und hehr im Kunſtgebilde
Der Prachtgebäude wie zu Stein geronnen.
Da ſtand die Kunſt in lichtem Lebensglanze:
Volksblüte war ſie noch, nicht Treibhauspflanze.

So kniete ſchon vor ſeiner Lotosblume
Das Morgenland und vor der Perle drinnen;

Von ird'ſcher Lebensfülle reich umfloſſen,
Beſchwichtigt' es ein erdentfremdet Sinnen,
Zu nagen müd' an kargen Daſeins Krume,
Mit himmelſtürmenden Granitkoloſſen.
Auf Millionen Sproſſen
Gefiel ſich's, zwecklos keck emporzuklettern,
Und ſtatt in des Erwerbes Joch zu trotten,
Spielt' es mit Sphynxen, wölbte Säulengrotten,
Und grub der Sehnſucht eh'rne Rieſenlettern
In's Felsgebirg. Das war Gemüth und Leben,
Zu Geiſterhöh'n ein ahnungsſchauernd Schweben.

— — — — — — — — — — — —

Aber am ſchönſten erglänzt, auf des nächtlichen Himmels azur'nem
Grunde gemalt, San Marco, die ſchimmernde Goldarabeske,
Dämmerig zart, wie gehaucht, und doch ſo golden und farbighell, ſo ruhig und groß; ſchwerwuchtig auf mächtigen Quadern
Thronend, und doch auch wieder ſo leicht, ſchwungkräftig und ſtrebend,
Gleich als wär' eine Gondel der Dom, die, golden beflittert,
Wartet des Feſtaufzugs — prunkvoll, gleichſchwebend und ſicher
Raſtend auf ruhiger Flut, doch bereit, pfeilſchnell zu entgleiten;
Oder ein rieſiger Vogel mit gold'nem Gefieder, ein Phönix,
Der, aus ätheriſchen Höhen herab ſich ſenkend, den Boden
Eben nur ſtreift und ſchon wieder mit flammenden Fittigen aufſtrebt.

— — — — — — — — — — — —

Und wir fangen den Blitz, und er dient uns als Bote gehorſam,
Wandelnd auf ehernem Steg; von einem Pole zum andern

Trägt ſo, Schnellſtes geſellt zum Schnellſten, der Blitz den Gedanken.
Ueber die Berge ſchon hetzen wir ihn, durch Schluchten und Ströme,
Und wir hetzen ihn dreiſt durch die Tiefen des Oceans ſelbſt auch!
Oft ſchon zwangen wir ihn, zu ſtürzen in's brauſende Meer ſich,
Stracks hinüberzueilen zur andern Hälfte des Erdrunds.
Und ſchon eilt er dahin durch die ſtaunende purpurne Tiefe:
Grimmig blicken und drohend die Ungeheuer des Abgrunds
Auf den hüpfenden Funken, der ihr Gebiet zu durchgleiten
Wagt — es bedräut ihn der Hai mit offenem Rachen, der Wallfiſch
Schnellt mit dem Schwanze nach ihm, ein befloßtes Gewimmel umdrängt ihn.
Oft noch ſtößt er an Klippen das Haupt und verirrt ſich im Schlamme,
Und dem Schaudernden rauben des Meers Unholde die Botſchaft.
Doch das findet ſich wohl, und er lernt noch ruhig und ſicher
Wandeln den ruhigen Pfad . . .

— — — — — — — — — —

Eines beſorg' ich nur: daß indeß wir das Babel der Bildung
Aufzuthürmen uns müh'n und empor in die Wolken zu gipfeln,
Unter dem Baue gemach ſich der ſchwankende Boden uns lockert —
Daß die zertretene Schlange zuletzt uns doch in die Ferſe
Sticht — daß im Tauſch der Natur ſo zuletzt, mehr gebend als nehmend,
Wirkend auf andere ſtets und von uns abweiſend die Wirkung,
Segensreichſten Bezug wir zu dir, Allleben, ertödten —

Oder daß mit dem Schwerte der Macht, das in's Herz der Natur wir
Stoßen, das eigene wir, das mit ihr verwachſene, treffen
Daß um den zaubernden Stab in der Hand, der das Irdiſche bändigt,
Wir preisgeben die Herzensmagie, die den Himmel herabruft!

Und ſo preiſt den Verſtand denn ihr — ich preiſe das Herz mir!
In dem Verſtand wohl ſpiegelt die Welt, doch im Herzen der Gott ſich.
Schranken ermißt der Verſtand, du aber, o Herz, überfliegſt ſie!
Du biſt der Lotoskelch, der dem Aether ſich ſehnend entgegen
Hebt und die thauende Perle der himmliſchen Segnungen auffängt;
Du biſt die ſchwebende Brücke, die Himmel und Erde verbindet,
Zwiſchen die Welten geſtellt als ein Irisbogen des Friedens.
Du biſt die Jakobsleiter, dran auf und nieder die Engel
Steigen, in goldenen Träumen die Welt und die Menſchen beſuchend.
Du biſt die Taube des Noe, die, muthig ausbreitend die Schwingen,
Ueber den Waſſern ſchwebt, den unendlichen, wo der Verſtand feig
Schaudert zurück, und du kehrſt ſtets wieder, im Munde den Oelzweig.

Preiſet das zündende Licht, ich aber preiſe die Nacht mir!
Nacht iſt der Liebe Zeit, der himmliſchen gleichwie der ird'ſchen.
Keuchend ſchleppen ſich hin im Joch des Bedarfes die Tage,
Aber die Nächte, ſie ſind Feſtzeiten des inneren Lebens,
Goldglanz-farbig geſchrieben im dunklen Kalender des Daſeins.

Freilich am Tage nur dreh'n ſich die Räder des irdiſchen
Fortſchritts,
Aber die Nacht muß ſalben mit himmliſchem Oele die Spindel,
Was aus des Abgrunds Tiefen empor ſich rang, die Gewalten,
Deren drängender Streit dies wechſelnde Leben geſtaltet:
Alle ruh'n ſie ein Weilchen, berauſcht vom Mohne des
Schlummers,
Gleich als wären zurück ſie gekehrt in den Limbus der ew'gen
Liebe, wie Herz an Herz, unter'm Sternenmantel des Vaters.
Wie zwei Vögelchen oft, von Einem Käfig umſchloſſen,
Raſtlos ſich tagüber mit zauſendem Schnabel befehden,
Aber des Abends dann, in der traulichen Stunde der Dämm'rung,
Sitzen auf Einem Sproß und zart aneinander geſchmiegt ruh'n:
Alſo verſöhnen ſich hold in der traulichen Stille der Nacht auch
Die ſich ewig bekämpfen im wilden Gebrauſe des Tages:
Himmel und Erde, und Götter und Menſch, und Gedanke
und Leben.

Preiſet die Nüchternheit, ich aber, ich preiſe den Rauſch mir!
Ja, dich preiſ' ich, o Rauſch, o Begeiſterung, Tochter des
Himmels!
Ob in den Säften der Traube du glühſt, ob in Nachtigall-
Liedern
Herzentzückend du jauchzeſt, in würzigen Roſen du athmeſt,
Oder als ſeliger Drang in den Lenznachtlüften gewitterſt!
Denn was Göttliches lebt, was die Helden und Weiſen geſtiftet,
Herrliches, ewiger Dauer, das nennt dich, o Himmliſche,
Mutter!
Nüchternes Auge durchmißt die unendliche Weite des Weltraums
Kaltanſtaunend, und ſtets nur Zahlen und Namen erbeutet's,

Und wie es auch ihm gelinge, zu meſſen, zu wägen die Sterne,
Dennoch bleiben ſie ſtets ihm entrückt in unendliche Fernen.
Aber dem Trunkenen ſchmilzt mit allen Geſtirnen der Himmel
Feurig in Liebeswein, wie Cleopatra's Perlen; die Welt gibt
Ihm ſich zu eigen und legt ſich mit bräutlichen Wonnen an's Herz ihm.

◆

Verlagsanſtalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Das Veilchen vom Kephiſſosthal.

Ein Idyll von **Oskar Linke.**

Elegant geheftet M. 1.50.

. . . . In Summa: ein prächtiges Buch auf dem Gebiete der edleren Geſchenklitteratur. **Schorers Familienblatt No. 7. 1892.**

Wir haben in letzter Zeit ſelten ſo wohllautende und ſchön gebaute Hexameter geleſen, der Inhalt iſt von dem naiven Zauber der Antike hold umſponnen. **National-Zeitung No. 16. 1890.**

Es erfreut namentlich die Gleichmäßigkeit der epiſchen Getragenheit, die doch nicht ſteife Feierlichkeit iſt; vielmehr herrſcht der behagliche neckiſche Ton darin, der dem Idyll ſo wohl anſteht. Der Hexameter iſt mit Sicherheit und Gewandtheit gehandhabt. **Voſſiſche Zeitung No. 137. 1890.**

Das Veilchen vom Kephiſſosthal iſt eine Leiſtung, in der ſich techniſches Wiſſen und künſtleriſches Können, urſprüngliches Talent und bewußte Geſtaltungskraft erfreulich paaren. **Frankfurter Zeitung No. 197. 1890.**

Eine anmutvolle, duftig zarte Erfindung in vollendeter Behandlung des deutſchen Hexameters. **Kölniſche Zeitung No. 108. 1890.**

Das Herz geht einem auf, vernimmt man wieder den Tonfall der Verſe Homers. **Blätter für litter. Unterhaltung No. 11. 1890.**

Durch das Ganze weht echt helleniſcher Sonnenſchein.
Deutſche Poſt No. 8. 1890.

Das Werkchen iſt von ſo edler, reiner, glücklicher Poeſie, von ſo feſſelndem Reiz, daß man das Idyll nicht eher aus der Hand legt, ehe man es nicht bis zur letzten Seite geleſen. Die ſchlichte Fabel iſt ſo köſtlich ſtimmungsvoll und poetiſch ſchön vorgetragen, daß man nicht genug Worte des Lobes auf Werk und Autor häufen kann, um beide aus dem Wuſte der Weihnachtslyrik gebührend herauszuheben. **Berliner Tageblatt 20. Dez. 1889.**

◆

Soeben iſt erſchienen:

Schlummere, Schwert, unter Myrthen.

Neue Gedichte

von

Oskar Linke.

Eleg. geheftet M. 4.—.

Nr. 163—165.

Allgemeine

National-Bibliothek.

163-165

Ungedruckte Briefe

von

Robert Hamerling.

I.

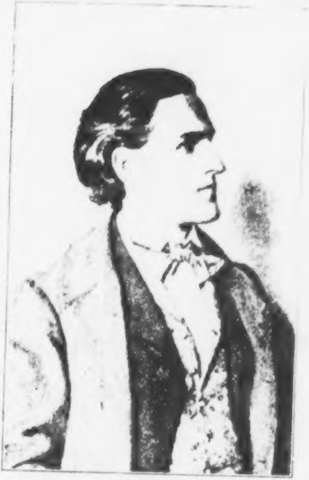
Jede Nummer
10 Kr. = 20 Pfg.
Jedes Werk
ist einzeln
käuflich

C.D. 1870

Von Dr. H. Weichelt
gegründet
im Jahre
1882

C. Daberkow's Verlag in Wien.

(1877) 176



Robert Hamerling.

Nach einer 1854 entſtandenen Photographie, welche folgende Widmung trägt: „Herrn Ernſt Rauſcher entbietet herzlichen Sängergruß Robert Hamerling. Graz, 14. Sept. 62.“

Ungedruckte Briefe

von

Robert Hamerling

(geb. Kirchberg a. Wald 24. März 1830, gest. Graz 13. Juli 1889)

I. Theil.

C. Daberkow's Verlag in Wien

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible]

Alle Rechte, insbeſondere der Nachdruck der Briefe, ſind im Einzelnen vorbehalten. — Die Veröffentlichung dieſer Briefe erfolgt mit Erlaubnis der Beſitzer der Schriftſtücke und der Erben des Dichters.

Der Herausgeber. Die Verlagshandlung.

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Der Deutſche ruft gern Meiſter Goethe an. Er hat für viele gelegentlich ein Wort oder einen Satz. So auch für uns. Er meinte nämlich einmal, daſs „die wichtigſten Denkmäler, die ein Menſch hinterlaſſen kann", die Briefe ſeien. Jedenfalls iſt nicht zu leugnen, daſs Briefe neben biographiſchem Materiale die wichtigſten Beiträge zur Lebensbeſchreibung einer bedeutenden Perſönlichkeit liefern. In welcher Art Briefe veröffentlicht werden ſollen, darüber herrſchen mehrere Meinungen; uns hat keine bloße „belletriſtiſche Ausſchrottung" vorgeſchwebt, ſondern wir ſind der Meinung, nebſt dem Publicum auch dem künftigen Biographen nützen zu ſollen. Der volle Genuſs einer Briefſammlung erblüht uns allerdings erſt dann, wenn wir alle Werke des Künſtlers, dem die Briefſchaften entſtammen, kennen gelernt haben. In dieſem Sinne iſt hier der erſte Theil der Briefe Hamerlings veröffentlicht worden. Unterdrückt muſste nur wenig werden. So kommt es auch, daſs der Leſer jenen lebendigen Faden unzerſtört herausempfinden wird, der ſich durch dieſe Sammlung zieht, welche die Zeit von 1853 bis 1889 umſchlieſst. Auch haben wir Perſonen-Gruppen einer lebensvolleren Einheitlichkeit wegen gewählt und dieſe Gruppen, ſoweit dies möglich war, chronologiſch geordnet.

Sämmtliche Briefe gelangen hier das erſtemal zum Abdrucke; eine gewiſſe Ausnahme machen nur drei Schriftſtücke; das Nähere hierüber findet ſich im Texte: wo nicht beſonders angegeben, lagen uns immer die Originale vor. — Der Commentar ſteht der Überſichtlichkeit willen in Klammern. Leider war es bis zur Drucklegung des Buches nicht möglich, dieſen Commentar vollſtändig lückenlos zu geſtalten, wie denn auch an die geehrten Leſer die Bitte ergeht, etwaige Aufklärungen oder Berichtigungen an unſere Adreſſe gelangen laſſen zu wollen. — Die Orthographie wurde bei den Schriftſtücken von der Hand Hamerlings, die uns Documente dünken, ſo beibehalten, wie ſie eben vorlag: daſs dieſelbe eine vielfach ſchwankende iſt, liegt ſchon darin begründet, daſs dieſe Schriftſtücke einen Zeitraum von 36 Jahren umfaſſen. Beſondere Schwierigkeiten bot die S-Orthographie. Wie ſich ältere Leſer erinnern werden, ſchrieb man früher die ſſ derart, daſs ein gewöhnliches langes ſ in einen großen Schnörkel auslief, der einem großen S gleichſah: dieſe Form und das ſcharfe ß erſcheinen nun in den älteren Briefen Hamerlings vielfach ſo verſchwommen, daſs wir nur auf Grund einer älteren Regel, die S-Orthographie betreffend, Ordnung ſchaffen konnten und hoffen, daſs uns dies einigermaßen gelungen iſt. Die wenigen offenkundigen, in die Feder gefloſſenen Schreibfehler wurden berichtigt. — Der Commentar iſt in der gegenwärtig geltenden Orthographie durchgeführt. — Kurz ſei nur der Äußerlichkeit gedacht, daſs Hamerling das Datum der Briefe meiſtens kürzt und auch gewöhnlich das „18“ wegläſst. —

Im Laufe unſerer mehrjährigen Arbeit hat ſich begreiflicherweiſe eine lebhafte, wenn auch nicht immer fruchtbringende Correſpondenz entwickelt. Aus der Fülle derſelben ſeien vorläufig nur einige negative Reſultate mitgetheilt, die auch für den Biographen von Wert ſein dürften. So ſchreibt Peter Roſegger: „In meinem Buche ‚Perſönliche Erinnerungen an Robert Hamerling' habe ich jene Briefe, die vorläufig für die Öffentlichkeit ſich eignen, bereits veröffentlicht.“ — Kaiſerl. Rath Dr. Anton Schloſſar hat zwar mit Hamerling perſönlich verkehrt, aber nie correſpondiert. Ferner theilte derſelbe mit, daſs ſich auch im Nachlaſſe Gottfried v. Leitners keine Briefe Hamerlings vorfanden, obgleich die Dichter miteinander verkehrten. — Dr. Bruno Frankl Ritter v. Hochwart in Wien theilte mit, daſs ſein Vater, der Dichter Ludwig Auguſt Frankl, ſeines Wiſſens nie mit Hamerling in Verkehr ſtand; bemerkt ſei jedoch, daſs ein kurzes, ſinniges Gedicht Frankls „Glückliche Fahrt. An Robert Hamerling“ vorhanden iſt. — Sylveſter Köſſerlein in Wien, den Robert Hamerling einige Jahre unterrichtete, iſt nur im Beſitze einiger Jugendarbeiten, die Dr. Michael Maria Rabenlechner bereits verwertet hat. Der Beziehungen des Dichters zur Familie Köſſerlein gedenkt der letztgenannte Biograph ausführlich in ſeinem trefflichen Buche: „Hamerling. Sein Leben und ſeine Werke. I.“ (Hamburg, 1896.) — Im allgemeinen darf endlich geſagt werden, daſs das Intereſſe für unſere Publication ſchon während der Durchführung derſelben ein außerordentlich reges war und uns auch die Möglichkeit ſchuf, einen zweiten Theil ungedruckter Briefe Robert Hamerlings in Ausſicht ſtellen zu können.

Da ſich während der Drucklegung zu verſchiedenen Stellen des Textes manche Ergänzungen ergaben, dieſelben aber aus techniſchen Gründen nicht mehr eingeſchaltet werden konnten, ſo haben wir am Ende des Buches dieſe Leſefrüchte und brieflichen Nachrichten ſeparat angeſchloſſen und verweiſen die Leſer hiemit auf dieſen Anhang.

Wenngleich wir allen Perſonen, welche unſer Unternehmen in irgendeiner Weiſe förderten, hiemit den verbindlichſten Dank ausſprechen, werden wir doch noch Gelegenheit finden, einzelner Perſönlichkeiten an Ort und Stelle im Commentar beſonders zu gedenken.

Wien, 1. Juli 1897.

Joſef Böck Gnadenau.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

[Leopold Franz Schulz v. Strasznitzki, geboren 3. Februar 1835, trat in den Staatsdienſt, war Sectionsrath im Miniſterium für Cultus und Unterricht, wo er das Referat über Unterrichts- und Kunſtangelegenheiten hatte, und erregte durch ſeine Aufſätze und Kritiken kunſthiſtoriſchen Inhaltes Aufmerkſamkeit. Mit Hamerling verband ihn, wie die große Anzahl der vorhandenen Briefe zeigt, innige Freundſchaft, und man empfindet es wie eine Beſtätigung der Zuneigung dieſer Freunde, daſs beide ſelbſt eine Ähnlichkeit in den Geſichtszügen charakteriſierte. Die Witwe des Sectionsrathes bewahrt ein Ölbild ihres Gatten, in welchem man auf den erſten ſchnellen Blick Hamerlings Bildnis zu erkennen vermeint; dieſen Eindruck hatte, außer verſchiedenen anderen Perſonen, auch der Herausgeber dieſer Briefe. Leopold Franz Schulz v. Strasznitzki traf im Jahre 1877 das furchtbare Geſchick, von Irrſinn befallen zu werden; am 20. December 1881 befreite ihn der Tod von ſeinem Leiden. Robert Hamerling widmete ihm in ſeinen „Stationen“ (S. 208) u. a. folgende Worte: „Die einzige meiner Jugendfreundſchaften, welcher es durch die Verhältniſſe geſtattet war, ſich bis ins Mannesalter fortzuſpinnen, war die mit Leopold Schulz v. Strasznitzki. Leider wurde auch dieſer Freund mir noch allzu früh entriſſen. Als eine edle Natur, feingebildet, von beſtechender Liebenswürdigkeit, lebt er fort in meinem Gedächtnis.“

Sein älterer Bruder, J. Dr. Johann Schulz v. Strasznitzki, geboren 6. Juli 1831, iſt, wie man vermuthen darf, in den Briefen vom 15. Mai

1858 und 13. December 1870 gemeint. Er wählte gleichfalls die ſtaatsdienſtliche Laufbahn, trat 1896 als Miniſterialrath des Ackerbau-Miniſteriums in den Ruheſtand und iſt Verfaſſer national-ökonomiſcher Studien. Er iſt vermählt mit Dorothea Herrmann v. Herrmannsthal, der Tochter des 1875 verſtorbenen Dichters. — Der jüngſte Bruder Friedrich, geboren 13. Juni 1836, gegenwärtig Ober-Ingenieur im Eiſenbahn-Miniſterium, iſt gleichfalls auf ſeinem Gebiete ſchriftſtelleriſch thätig. — Alle drei ſind Söhne des vielverdienten Mathematikers Leopold Karl Schulz v. Strasznitzki, deſſen Andenken die Sadt Wien eine Straße gewidmet hat; übrigens weist die Familie eine Reihe der hervorragendſten Männer in Staatsdienſten auf. (Wurzbach Lexikon, Bd. 32, Hof- und Staatshandbuch 1897, und briefliche Mittheilungen.)

Der Herausgeber dieſer Sammlung war ſo glücklich, die zunächſtfolgenden 38 Briefe Robert Hamerlings ſelbſt in Händen gehabt zu haben, und hat ihm dieſes große Vertrauen, welches man in ihn ſetzte, es ermöglicht, eine genaue Abſchrift ſämmtlicher Schriftſtücke eigenhändig zu beſorgen. Dieſe Arbeit ſchon war ein ſeltener Genuſs, wofür an dieſer Stelle der Beſitzerin der Schriftſtücke, Frau Hofrathswitwe Natalie Meynert geb. Baronin Grimſchitz, und Herrn Miniſterialrath Johann Schulz v. Strasznitzki der verbindlichſte Dank ausgeſprochen ſei.

Der erſte Brief iſt datiert mit St. Veit, 12. September 1853. Unter dieſem St. Veit iſt das einſtige, jetzt zum XIII. Bezirke Wiens gehörige Dorf gemeint. Während der Ferienmonate 1853 war Hamerling einer Einladung des Grafen Terlago in Unter-St. Veit bei Wien gefolgt, wo er Gaſtfreundfreundſchaft genoſs und dafür mit dem Söhnlein des Grafen täglich eine Stunde Homer las. — Gottfried Bernhardy, einer der namhafteſten deutſchen Philologen (geb. 1800), hat verſchiedene Werke geſchrieben; welches davon in dem Briefe gemeint iſt, ließ ſich nicht nachweiſen.]

Wertheſter Freund! — Ich beeile mich Ihnen den Catalog zu überſenden, den Sie geſtern in der Eile nicht mehr ſelbſt mit ſich nehmen konnten. Es war überhaupt ſehr Schade, daß Sie nicht noch ein wenig verziehen und von der „glorreichen“ Wanderſchaft auf den Lorbeern ein wenig ausruhen konnten. Ich hoffe, daß Sie wohl nach Hauſe gekommen und die Kunde unſerer genialen Expedition bereits an den Ufern der Wien allenthalben werden verbreitet haben. Sollten wir nicht eine Broſchüre darüber herausgeben? — Ich für meine Perſon bin übrigens heute ſo wohl, und ſo gut auf den Beinen, als hätte ich geſtern den ganzen Tag auf dem Sopha gelegen! — In ein Paar Tagen erhalten Sie durch mich perſönlich den Bernhardy. — Einſtweilen — Ihr — Robert Hamerling.

[Der zweite Brief, mit St. Veit am 30. September 1853 datiert, iſt vielfach hochintereſſant und außerordentlich charakteriſtiſch für den Dichter der Schönheit. Dem Poſtſcriptum dieſes Schreibens könnte man das Motto aus „Venus im Exil“ voranſetzen: „Zieh hin, ein heiliger Bote, Und ſing' in freudigen Tönen Vom tagenden Morgenrothe, Vom kommenden Reiche des Schönen!“ — Über die Tänzerin Pepita ſchien das Wiener Publicum einig zu ſein, daſs ſie „frech“ tanzte; eine Rundfrage bei Perſonen, welche ſie kannten, ergab dies. Man ſprach es in Proſa aus und in Versleins, die ſich nicht drucken laſſen. Der junge Freund Hamerlings ſcheint nun einen Augenblick auch der Anſicht des Publicums geweſen zu ſein und muſste infolge deſſen eine, freilich geiſtreiche Epiſtel über ſich ergehen laſſen. Hamerling iſt aber dabei nicht ſtehen geblieben und glaubte, der

„öffentlichen Meinung“ über die Pepita ſeine Ode „Einer Tänzerin“ gegenüberſtellen zu ſollen. Auch in einem Briefe an den Dichter Albert Moſer vom 29. Juli 1867 kommt Hamerling auf die Pepita zu ſprechen, ſchildert das „ländliche Poetenſtübchen“ beim „erſten Fuchswirth“ auf der Ries nächſt Graz, wo der „König von Sion“ vollendet wurde und er ſagt dann wörtlich: „Über dem Sopha hängt eine im alleređelſten Kunſtgeſchmack entworfene Lithographie der vor Jahren gefeierten ſpaniſchen Tänzerin Pepita de Oliva, deren höhere Weihe von den Bocksaugen der Menge verkannt wurde. Meinem jugendlichen Sinne wurde durch ſie die erſte Offenbarung ſchönheitstrunkenen Daſeins, wahrhaft geiſtverklärter Sinnlichkeit. Seit ich ſie geſehen, bin ich gefeit gegen das Gemeine. Die Ode ‚An eine Tänzerin‘ in ‚Sinnen und Minnen‘ iſt an ſie gerichtet.“ Zur Feſtſtellung der Zeit verdanken wir dem Schriftſteller Jak. Joſ. Seitz in Wien folgende Mittheilungen: Die ſpaniſche Tänzerin Pepita de Oliva, geboren Madrid 1830 (?), begann ihr erſtes Gaſtſpiel am Karl-Theater den 15. Juli 1853 und tanzte in 3 Cyklen an 60 Abenden. Vom 22. Februar bis 24. März 1857 gaſtierte ſie abermals am Joſefſtädter-Theater und trat auch als Sängerin und Schauſpielerin in dem Genrebild „Kurmärker und Piccarde“ auf. — Unter der „Pindar-Hoffmann'ſchen Sendung“ iſt wahrſcheinlich ein Buch gemeint, deſſen Titel nicht aufzufinden war. — Hermann Bonitz, von 1849 bis 1867 Profeſſor der claſſiſchen Philologie an der Wiener Univerſität, Mitvorſtand des philologiſchen Seminars und Mitglied der Prüfungs-Commiſſion für das Gymnaſial-Lehramt. Er iſt, gemeinſam mit Graf Leo Thun und Franz Exner, der Schöpfer des berühmten Entwurfes der Organiſation der Gymnaſien und Realſchulen in Öſterreich. — Die Überſetzung des griechiſchen Citates iſt: Opfere den Charitinnen! (Huldgöttinnen.) — Pentheus, König von Theben, wurde wegen ſeiner Widerſetzlichkeit gegen die Einführung des Dionyſos-(Bacchus-)dienſtes von ſeiner Mutter und anderen Mänaden zerriſſen.]

Geehrteſter Freund! — Wiewohl Sie nach dem geſtrigen ſchlechten Spaß über die Pepita, mit dem Sie mich in der Nähe der Wien-Brücke in die Flucht ſchlugen, kaum mehr verdienen, daß ich Sie mit einem Auftrage zu beehren geruhe, ſo will ich doch in Erwägung mancher Verdienſte, die Sie ſich um mich, wie ich geſtehen muß, erworben, namentlich in Berückſichtigung des breiten Denkmals Ihrer Freundſchaft, welches in meiner verödeten Stadtwohnung aufgeſtellt iſt, ferner auch in Erinnerung an die letzte ſehr prompte Pindar-Hoffmann'ſche Sendung — in Rückſicht auf alles dieß ſollen Sie dießmal mit dem Schrecken davonkommen, und haben zum Beweis meiner Gnade folgenden Auftrag entgegenzunehmen: Kaufen Sie um die beiliegenden 15 kr. einen Stempel, und tragen Sie ſelben ſobald als möglich zu Bonitz, wenn er nicht zu Hauſe iſt, hinterlaßen Sie den Stempel bei den Domeſtiken. Bonitz weiß ſchon, was er damit anzufangen hat. Er wird Ihnen ſagen, wann Sie das Zeugniß, das er drauf zu ſchreiben hat, wieder abholen können. Es muß dieß längſtens morgen Vormittag der Fall ſein. Sobald Sie die Schrift nun erhalten, ſo machen Sie ein Couvert drüber und geben Sie es auf die Poſt unter meiner Adreße. Die Auslagen ſind von beiliegenden Banknoten zu beſtreiten. — So viel für dießmahl; begnügen Sie ſich damit, und beweiſen Sie mir durch pünktliche und ſchnelle Vollſtreckung, daß Sie es verdienen, wenn ich mich proviſoriſch nenne — Ihren wohlaffektionirten — Robert Hamerling.

P. S. Kommen Sie übrigens nächſtens heraus, damit ich Ihnen doch den Text leſe von wegen der Pepita. Die Pepita „frech!!“ — es ſauſen mir noch immer die Ohren davon. Wie fällt Ihnen das Wort ein bei einer Pepita? Wenn die Pepita „frech“ iſt, ſo iſts die Venus von Medicis auch. Wer wird bei einem Kunſtwerk an gemeine Geſchlechtsverhältniſſe denken? Wiſſen Sie nicht, daß ein Kunſtwerk geſchlechtlos iſt? Glauben Sie im Ernſt, eine mediceiſche Venus oder eine Pepita entfalten bloß darum die himmliſche Blüthe der Anmuth, damit die Lorgnette des Stutzers ſie lüſtern begucke? Wenn Pepitas Tanz die Sinnlichkeit aufregt, ſo iſts nicht ihre Schuld; der Grund liegt in den Leuten ſelbſt. „Rein iſt alles dem Reinen,“ und ſo auch — aber leſen Sie lieber wieder einmahl die Geſchichte mit den Roſen im 2. Theile des Fauſt! Dieſelben Roſen, die den Fauſt aufwärts heben, verzerren den Mephiſto, wie ſie auf ihn fallen, zur Fratze, die ſich krümmt in wilder Lüſternheit! — Ja, die Wirkungen des Göttlichen ſind verſchieden! Die Geiſter des Weins z. B. beflügeln einen Anacreon zu göttlichem Liederſchwung, und werfen einen gemeinen Kerl in die Straßenpfütze, wo er ſeinen Rauſch ausſchnarcht, während jener ihn in Geſängen aushaucht. — — Glücklich, mein Freund! wer in der Weiſe „frech“ ſein darf and kann, wie die Pepita! Mir iſt dieſe „Freche“ lieber als 100 Sittſame, die ſittſam ſind, weil ſie ſich ſehr blamiren würden, wenn ſie „frech“ ſein wollten! — — Pepita iſt eine hohe Prieſterin der Idee! des Geiſtigen, Göttlichen! oder vielmehr, ſie iſt eine Triumphatorin, die das Sinnlichſte in die Feſſel der Charis ſchlägt und dem Geiſtigen unterwirft! Mit andern Worten: Sie idealiſirt die Sinnlichkeit, da ſie nun einmahl da iſt, und nicht vernichtet werden kann noch ſoll. Wer die Pepita geſehn, der wird ſich fortan nicht mehr beim Gemeinen befriedigen, der wird ſelbſt vom Sinnlichſten verlangen, daß es ihm im Gewande der Charis erſcheine! Genug für jetzt. Adieu. Θῦε ταῖς Χάρισιν! Und bedenken Sie das Schickſal des Pentheus, der elend umkam, weil er die Gottheit des Dionyſos verkannte! — Hg.

[Man vergleiche nun die Ode „Einer Tänzerin“ ſelbſt, die wir der 6. Auflage von „Sinnen und Minnen“ (1877, S. 133) entnehmen:

Schmähung zollt ſtatt Preiſes der Unverſtand Dir!
Wär' die Schönheit Sünde, der Formen Zauber
Feſſellos ausſtrömend und ihrer ſelbſt ſich
Selig erfreuend?
Gottentſtrahlt iſt Schönes, und allen Reizes
Offenbarung muthe den Reinen rein an:
Doch das Alltagsauge begehrt im ſchönen
Weibe das Weib nur!
Lebenswarm auflodernder, ſel'ger Schönheit
Schleierloſem Wunder iſt unſer Blick nicht
Rein genug, es regt in gemeinem Sinn nur
Schnöde Begier auf!
Schönes Weib, umſchlei're des Auges Glanzquell,
Birg des Buſens göttlichen Reiz, des Leibes
Wild im Tanzſchwung ſchäumende Rhythmenwoge
Zeige dem Markt nicht!
Streu' der Schönheit himmliſche Perlenſchnur nicht
Spielend hin unreinem Gethier, profanem
Schwarm. Der kann nicht löſe des Reizes goldnen
Gürtel der Charis!

Im Anſchluſſe hieran ſei noch eines längeren Tagebuchblattes vom 18. November 1851 gedacht, welches Hamerling in ſeinen „Stationen meiner Lebenspilgerfahrt“ (Hamburg 1889) mittheilt, und welches den Standpunkt zeigen ſoll, von dem aus er die Anſchauungen der Kunſt und die des Lebens verknüpfte. Es handelt ſich um eine weibliche Geſtalt, deren Reize der Dichter in dem Sonette „Aſpaſia“ verherrlicht hat; dieſes Sonett entſtand an dem oben angegebenen Tage. Das Tagebuchblatt geht dann mit der Citierung der himmliſchen Roſen (ein Thema, das ſich wiederholt,) aus dem 2. Theile des Goethe'ſchen „Fauſt“ zu Ende, die ſonſt alles vergöttlichen, den Teufel aber noch teufliſcher machen, und ſchlieſst mit dem Hinweiſe auf Anakreon, der die Geiſter des Weines in feurig-ſüßem Geſange aushaucht, während der Alltagsmenſch ſich berauſcht im Kothe wälzt; wörtlich heißt es dann: „Ich weiß nicht mehr, auf welche ‚Erſcheinung‘ dieſe Zeilen ſich bezogen und wie die ſchon im Tagebuch ſelbſt durch Gedankenſtriche bezeichnete Lücke auszufüllen iſt. Wahrſcheinlich wurde der Herzenserguß durch die ſpaniſche Tänzerin Pepita de Oliva veranlaſst, die damals Europa bereiste und einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich machte. In der bezauberndſten Sinnlichkeit lag hier ein claſſiſch-idealer Zug, der die echten ‚Bacchen‘ begeiſterte, den ‚Böotiern‘ aber unverſtändlich und entbehrlich war, ſo daſs ſie an den unzähligen ‚falſchen Pepitas‘, die hinter der echten überall hervortraten ſich ebenſo oder noch mehr als an dieſer ergötzten. Sennora Pepita de Olivas Bildnis iſt in der edelſten, vollſten Herrlichkeit ihrer Erſcheinung ſeit mehr als drei Jahrzehnten ſtets über meinem Schreibtiſche gehangen und hängt noch heute da. Und was ſie mir zu ſagen hatte, das iſt bis heute nicht verſtummt.“ Der vorliegende Brief Hamerlings vom 30. September 1853, ſowie die gebrachten localgeſchichtlichen Daten berichtigen dieſe Stelle aus den „Stationen“; die 1851 verherrlichte Aſpaſia muſs alſo eine andere Schönheit geweſen ſein.]

[Der nächſte Brief iſt bereits aus „Gratz“ vom 16. October 1853 datiert und nennt auch Hamerlings Wohnung: Hofgaſſe Nr. 56. — Melanie (verehel. Foglar) und Pauline (verehel. Meißl) ſind die Töchter des Dichters L. F. Deinhardſtein. — Über Ficker erfahren wir durch R. v. Payer in ſeinem, nach den Acten im Unterrichts-Miniſterium gearbeiteten leſenswerten Artikel „Robert Hamerling als Gymnaſiallehrer“ Folgendes: Heinrich Ficker, nächſt Jakob Cicigoy der einzige von den Grazer Collegen, an den ſich Hamerling im perſönlichen Verkehre enger anſchloſs, war 1830 zu Wien geboren, hatte ſich urſprünglich den Rechtsſtudien gewidmet, dann aber die Lehrbefähigung für Geographie, Geſchichte und claſſiſche Philologie erworben. Seit Beginn des Schuljahres 1854 war er als Supplent am Grazer Gymnaſium thätig, 1855 wurde er zum wirklichen Lehrer in Ofen ernannt, kam 1861 an das akademiſche Gymnaſium in Wien und ſtarb hier am 5. Juli 1884. (Jahrb. der Grillparzer-Geſ. 1895.) Ficker trat mit dem Titel eines Schulrathes in Penſion. Jakob Cicigoy, 1825 in Salkano bei Görz geboren, abſolvierte die philoſophiſchen Studien in Görz, war angeblich 1852/53 Mitglied des hiſtoriſchen Seminars der Wiener Univerſität und 1854 Supplent am akademiſchen Gymnaſium zu Graz, wo er Latein und Griechiſch lehrte. Die zwei letzten Jahreszahlen ſtimmen nicht, da Cicigoy hier ſchon in einem Briefe vom 16. October 1853 als in Graz anweſend genannt wird. In ſeinen „Stationen“ ſpricht Hamerling auch über dieſen Freund, gewöhnlich nur „Goi“ genannt, um ihm ein „ſchlichtes Denkſäulchen“ aufzurichten. Cicigoy verließ ſpäter den Schuldienſt und wurde Ökonom. — Graz beſitzt zwei Gaſthäuſer „zur Krone“, eine „goldene“ und eine „ungariſche Krone“; welche hier gemeint iſt, konnte nicht ermittelt werden; es ſcheint die erſtere gemeint zu ſein. — Um die hier auftretende, in Graz weilende Pauline ſpinnt ſich der Zauber eines vollkommenen Herzensromans; der Dichter gedenkt ihrer in ſeinen „Stationen“, wo er ſie Nora nennt. Die unveränderten Tagebuchblätter „Pauline“ aus den Jahren 1853/54 erſchienen in den „Lehrjahren der Liebe“ und deuten einmal darauf hin, daſs das Mädchen mit Bezug auf Redwitz romantiſches Epos eine Art „Amaranth“ war. Wir begegnen dieſer Pauline, die 1860 ſtarb, noch in ſpäteren Briefen. — Karl Joſ. Grysar (1801—1856), ſeit 1850 Profeſſor der claſſiſchen Philologie und Mitvorſtand des philologiſch-hiſtoriſchen Seminars an der Wiener Univerſität, ſchrieb u. a. eine „Theorie des lateiniſchen Stils“ ꝛc. — Wilh. Friedr. Waiblinger (1804—1830) iſt u. a. der Verfaſſer eines „Taſchenbuches aus Italien und Griechenland“.]

Lieber Freund. Sie haben eigentlich einen recht langen und intereſſanten Brief von mir verdient, theils wegen Ihrer vielen Freundſchaftsdienſte, die Sie mir in letzter Zeit erwieſen und wofür ich Ihnen recht herzlich danke, theils wegen der wirklich lieben Briefe, die mir die Mutter von Ihnen überbracht, und in welchen beſonders die begeiſterte Erzählung Ihres Ausfluges aufs Land und Ihres Spaziergangs mit Melanie und Pauline mir wahre Freude gemacht hat. Mögen Ihnen ſolche Tage recht häufig beſchert werden, und ich werde Sie immer lieber haben, je mehr Sie mir von dergleichen erzählen können! — Auch mir, lieber Freund! rinnt der Strom des Lebens jetzt wahrhaft „golden“, goldener als je! Sie haben keinen Begriff, wie luſtig und heiter ich in Geſellſchaft alter u. neuer Freunde hier lebe! Ich habe Ficker und Cicigoj recht ſchätzen gelernt. Stellen Sie ſich vor, dieſe beiden ſind bereits nicht blos herzlich und heiter, ſondern — witzig geworden, und machen, ſei es, daß wir die Stadt durchſchlendern oder Mittags und Abends in der „Krone“ ſitzen, ihre Poſſen mit, ſo gut wie ein Anderer. Cicigoj, der eine prächtige Wohnung hat (neben Ficker), gibt meiſt Kaffeegeſellſchaft des Abends. Er hat eine Spiritusmaſchine für 1 Perſon, aber, weiß der Teufel wie ers macht, er preßt immer wenigſtens für 3 heraus. Aber das iſt lange noch nicht Alles, mein Lieber! Ich habe ein Monatzimmer genommen bei einem guten alten Herrn, der mit ſeiner jungen zarten hübſchen Tochter, Pauline, allein wohnt, die ſingt, clavierſpielt, zeichnet, ꝛc. ꝛc. Ich bin gleich am erſten Tag zum „Kind im Hauſe“ ernannt worden. Indeſſen das iſt noch Alles nichts. Es wohnt bei ſelbem alten Herrn ein italieniſcher Impreſario, der Deutſchland bereiſ't, mit ſeiner Frau, einer jungen Venezianerin, aus einem gräflichen Hauſe. Dieſe Dame verſteht kein Wort deutſch; da man deßwegen italieniſch mit ihr ſprechen muß, ſo können Sie ſich denken, daß ich die beſte Gelegenheit habe, mich im Italieniſchen auszubilden — und Sie werden verzeihen, wenn ich Gryſars „Theorie“ einſtweilen in den Winkel warf. Wie Schade, lieber Freund, daß Sie den Waiblinger nicht geleſen — ſo hätten Sie doch vielleicht einen Begriff von italieniſchen Frauen, den ich Ihnen ſo geſchwind durch Worte nicht beibringen kann! Signora Marietta iſt das leibhafte Prototyp einer Italienerin; etwas klein von Geſtalt, aber das Geſicht unbeſchreiblich edel, Hals und Buſen durch Schnitt und Zartheit der Form vollendet, und ganz an Raphaels Madonnen erinnernd; dabei eine gewiſſe entzückende edle Feinheit und graziöſe Lebhaftigkeit, und naive Herzlichkeit, und hundert andere Eigenſchaften, die einem Deutſchen, der keine echte Südländerin geſehn, gar nicht zu beſchreiben ſind. Sie hatte eine kindiſche Freude, als ſie die erſten italieniſchen Worte aus meinem Munde hörte. Sie iſt überhaupt wahrhaft kindlich, und ſpielt mit der guten Pauline, die eine Art von Amaranth iſt, und wenig Italieniſch verſteht, wie ein Kind. Ich, ſie u. die Pauline, ſo iſts ausgemacht worden, ſind die fanciulli, meine Mama und der alte Herr ſind die parenti, und wenn wir uns Abends trennen, heißt's: felice notte, signora sorella — felice notte, signor fratello! Sie ſollten ſie ſehen, wenn ſie der Pauline etwas halb mit Geſten, halb mit ein Paar Worten deutſch, die ſie verſteht, verſtändlich machen will; es liegt eine wahrhaft entzückende Feinheit, Lebhaftigkeit u. Herzlichkeit u. Naivetät darin. Denken Sie ſich aber ja kein franzöſiſch flatterhaftes, eitel hingaukelndes Weſen; mit all' ihrer Kindlichkeit vereint ſie in Geſtalt und Benehmen ich möchte faſt ſagen Hoheit, und verläugnet keinen Augenblick den Adel ihrer Geburt — eine ſolche Miſchung iſt eben das Köſtlichſte, und Sie finden in Deutſchland nirgends etwas Ähnliches, ich verſichere Sie! — Doch ich komme immer tiefer in den Text, und gebe Ihnen am Ende doch keinen rechten Begriff. Das Papier iſt vollgeſchrieben und nöthigt mich abzubrechen, um ſo mehr, da mir auch eben eine Collegien-Stunde ſchlägt. Alſo genug für heute, Lieber! Schreiben Sie mir, erhalten Sie die Correſpondenz in Gang! Adieu! Viele Grüße an Alle, Freunde und Feinde, u. wer immer ſie annehmen will — aber jedem einzeln, bitte ich! — Ihr — Robert Hamerling.

[Ein Brief aus „Gratz“ vom 22. October 1853, der außen die Adreſſe trägt: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Herrn Luitpold Schulz Edlen von Straszniczki, Mitglied des hiſt.-phil. Seminars der Wiener Univerſität“ — Hinſichtlich Becks hat uns eine Vermuthung auf die Beck'ſche Hof- und Univerſitäts-Buchhandlung geleitet und mit Erfolg. Der jetzige Chef der Firma, Commercialrath Alfred Ritter v. Hölder hat uns das intereſſante Conto Robert Hamerlings gütigſt zur Verfügung geſtellt, das auszugsweiſe am Ende dieſer Briefgruppe mitgetheilt wird; über Schulz können wir gegenwärtig nichts mittheilen. — „Weichſelſtriezel“ ſcheint irrthümlich zu ſein und dürfte wahrſcheinlich Weizenſtriezel, dialectiſch Wazſtriezl, heißen.

Die gekochten oder gebratenen Kolben des türkiſchen Weizens, Kukuruz, ſoll ein Lieblingseſſen der Grazer ſein. — Die Gruppe des Plawutſch (740 Meter) am rechten Ufer der Mur, weſtlich von Graz (Gratiarum urbs). Derjenige, der nur Hamerlings poetiſche Werke kennt, wird erſtaunt ſein, wenn er deſſen Proſaarbeiten lieſt und des Dichters große Liebe zu Gottes freier Natur gewahr wird. Die prächtige Umgebung Wiens ſcheint er mit einer wahren Beſeligung genoſſen zu haben. Es ſei an dieſer Stelle geſtattet, zu den „Stationen“ (S. 86) eine kleine Berichtigung zu liefern; es heiſst dort in der 8. Zeile „Nußdorf“, während es richtig „Kahlenbergerdorf“ heißen ſoll; das „ſilberblinkende Thürmchen“ und die Thatſache, daſs der Leopoldsberg „unmittelbar“ an dieſem ehemaligen Dörſchen emporſteigt, ſind ſprechende Beweiſe dafür. — Bradaſchka, richtig Franz Bradaška, war Gymnaſial-Profeſſor in Agram, ſpäter Director in Waraſdin und zuletzt Gymnaſial-Director in Agram, wo er noch als Penſioniſt lebt. An Näheres aus dem Verkehre mit Hamerling erinnert ſich derſelbe nicht und beſitzt auch keine Briefe.]

Lieber Freund! — Hier haben Sie die verlangte Quittung, und wenn Sie noch eine brauchen, ſo befehlen Sie nur. Die 30 fl. bitte ich in der letzthin angedeuteten Weiſe unter Beck und Ihren Nahmensvetter Schultz (Bauernmarkt 581, 1. Stiege, 1. Stock) zu vertheilen; ſo nämlich, daß Beck 10 fl., Schultz 20 fl. bekommt. Letzterem bitte ich es perſönlich einzuhändigen. Beck laſſe ich bitten, mir doch die Fortſetzungen der Bibliographie zukommen zu laßen, ich werde nächſtens bei ihm eine weitere Beſtellung machen. — Daß Bonitz ſich über meine gute Stimmung freut, iſt recht ſchön, nur ſehe ich nicht recht ein, wieſo er davon Kenntniß hat. Haben Sie ihm etwa den Brief leſen laſſen, worin ich von meinen hieſigen linguiſtiſchen

Studien Ihnen Bericht erſtattet habe? Das wäre nicht Ihr ſchlechteſter Streich. Übrigens iſts mit beſagten linguiſtiſchen Studien jetzt vorbei, denn Signora la sorella iſt abgereiſ't; nur mit Cicigon ſpreche ich noch italieniſch. Wir haben einen Vertrag geſchloſſen: wem ein deutſches Wort entſchlüpft, der zahl't Abends in der Krone einen Weichſelſtritzel. — Im Übrigen lebe ich in der letzthin beſchriebenen fröhlichen und zufriedenen Weiſe fort. Gratz wird mir mit jedem Tage lieber. Wenn Sie meinen, ich vernachläſſige die landſchaftlichen Reize der hieſigen Umgebung, ſo irren Sie ſehr. Ich mache mit den Collegen zuweilen weitere Ausflüge, zu denen das Wetter herrlicher nicht ſein konnte, als es eben jetzt iſt. Auch iſt die jetzige Färbung der Landſchaft ſehr maleriſch. Das Grün der Wieſen iſt noch ſehr lebhaft, während die Wälder und Berge in allen möglichen Abſtufungen von herbſtlichem Purpur prangen. Erſt geſtern hatte ich Gelegenheit, die Landſchaft in weiteſter Umſicht von der ſogenannten Fürſtenwarte auf der Spitze des „Plawutſch“ zu bewundern. Dieſer Berg bietet die gerühmteſte Fernſicht in der ganzen Umgegend; ich war mit Ficker oben; es iſt ein Weg von etwa 2 Stunden. Nordweſtlich ſchweift der Blick über die wildromantiſche, herbſtlichbunt gefärbte Gebirgslandſchaft, ſüdöſtlich ſtreut die freundliche Gratiarum urbs in ſeltſamer Unordnung ihre Häuſer und Häuschen durch die Ebene, den herrlichen Schloßberg in der Mitte. Von allen Bergen, aus allen Thälern, blinken weiße Häuschen und Thürmchen. — Heute hat uns der Herr Bradaſchka auf ſeiner Durchreiſe nach Agram (ans Gymnaſium) hier beſucht, und einige Neuigkeiten von Wien überbracht. Nächſtens mehr, lieber Freund! Ich will hoffen, daß Sie mich mit einer Epiſtel erfreuen — Ihr — ergebener — Robert Hamerling — P. S. Grüße von Ficker und Cicigon!

[Brief aus „Graz" 22. April 1854. — Mit Anton Bruckner hat der Dichter im März 1846, am Gedächtnistage des h. Heraklius, zur ewigen Freundſchaft den Bund „Die Herakliusbrüder" geſchloſſen. Der „Contract" iſt mit „Anton Adalbert Bruggner" und „Rupert Johann Hammerling" unterfertigt. Bruckner iſt ſeit den Sechziger Jahren verſchollen. In den „Stationen" gedenkt Hamerling des Freundes ausführlich. Roſegger und Dr. Rabenlechner theilen den Contract mit — Improba seiren Desidia: bei Horaz, Satiren, II. 3. 14 15: Vitando est improba Siren Desidia (nicht seiren) — zu vermeiden iſt die maßloſe Sirene Faulheit. Erneſti, II. 141, überſetzt rhythmiſch: Du mußt fliehen die ſchamloſe Sirene, die Trägheit. — Franz Ritter v. Miklosich, (1815 bis 1891), der hervorragende Slaviſt, war dreimal Decan, 1854 Rector an der Wiener Univerſität. — Dr. Karl Enk von der Burg, angeblich der Neffe des Ordensprieſters und Dichters Michael Leopold Enk von der Burg in Melk, war 1854 Director der Wiener Gymnaſial-Prüfungs-Commiſſion, k. k. Schulrath und Gymnaſial-Inſpector. — Alfred Ludwig war Director des Vorbereitungscurſes des philologiſchen Seminars in Wien. — „Die Herrmannsthal'ſchen Fräulein" ſind die Tochter des Dichters Franz Herrmann von Herrmannsthal. — Über die Familie Seiſer konnte, trotz der verſchiedenartigſten Verſuche, gar nichts in Erfahrung gebracht werden; in den „Lehrjahren der Liebe" (Hamburg, 1890) wird eines Mädchens in Wien, Hermine Seiſer, gedacht, dem der Dichter nahe geſtanden hatte.]

Lieber Freund! — Ihr Groll gegen mich wegen meines langen Stillſchweigens kann unmöglich größer ſein als derjenige iſt, mit welchem ich ſelbſt meine Schreibſaumſeligkeit und Undankbarkeit gegen Ihre Freundſchaft verdamme. In allem Ernſt — Sie haben es nicht um mich verdient! Wie ſehr hat Ihr Eifer, Ihre Sorgſamkeit, Ihre freundſchaftliche Theilnahme, mich in Ihren Briefen erfreut, u. wie feſt habe ich mir jedesmahl vorgenommen, Ihnen recht bald u. recht viel zu ſchreiben! Und es geſchah doch nicht! — Möge Ihnen der einzige Umſtand, daß ich ſelbſt meinem älteſten Freunde, Brukner in Brünn, noch immer nicht geſchrieben habe, wenigſtens den böſen Gedanken benehmen, daß ich in Folge erkalteter Freundſchaft Ihnen nicht geſchrieben habe; es iſt bloß jene Horaziſche „improba siren Desidia“ — jene leidige Gewohnheit des Aufſchiebens von Tag zu Tag, welche das Unheil angerichtet hat. Oft hatte ich ſchon einen ganzen Brief an Sie im Kopfe, und ich glaubte feſt, es könne nicht fehlen, daß derſelbe noch heute niedergeſchrieben werde u. morgen in Ihrer Hand ſei — aber der Moment des Anſetzens der Feder blieb unterwegs. Doch genug davon; ich müßte ein Buch ſchreiben, wenn ich Ihnen die vollſtändige Geneſis meines langen Stillſchweigens liefern wollte. Ich füge nur noch Einen (gewiß plauſiblen) Grund als theilweiſe Entſchuldigung bei, daß meine Zeit wirklich ſehr in Anſpruch genommen iſt, und daß auch meine ſchriftlichen Prüfungsarbeiten deßwegen lange nicht vom Fleck rücken wollten, und erſt vor einigen Tagen nach Wien abgegangen ſind. (Apropos — dürfte ich Sie wohl bitten, bei Bonitz gelegentlich anzufragen, ob die Sachen ſchon in ſeiner und Gryſars Hand ſind; denn da ich, mit Mikloſich's Präſidentſchaft unbekannt, die Arbeiten an Enk addreſſirt habe, ſo konnte eine kleine Verzögerung ihrer Abgabe an Bonitz u. Gryſar leicht eingetreten ſein. In dieſem Fall könnte Ihre Anfrage bei Bonitz von Nutzen ſein.) Was nun meine perſönlichen Verhältniſſe betrifft, ſo will ich im Allgemeinen einſtweilen nur ſagen, daß ich mich außerordentlich wohl befinde, und um keinen Preis für jetzt nach Wien zurückkehren möchte. Spezielles behalte ich mir vor, Ihnen mitzutheilen, wenn ich Gelegenheit habe, Sie perſönlich zu ſehen und zu ſprechen, was längſtens im Juli der Fall ſein wird. Ihre Faſchingsberichte im letzten Brief will ich hernach mündlich mit Gleichem vergelten; ich habe mit meinen Collegen öffentliche u. Privatbälle mitgemacht. Wir erhalten zu öffentlichen Honoratioren-Bällen immer Einladungskarten, wie zum Bürgerball und Frauenvereinsball. Nächſten Montag geben die Stände einen großartigen Ball, zu dem wir auch geladen ſind, u. woran auch der ganze Lehrkörper Theil nehmen wird, ſchon aus Patriotismus, denn der Ball wird zu Ehren der allerh. Vermälung „abgefeiert“. An Concerten, beſonders denen des Männergeſangvereines, Theater u. dgl., finde ich jetzt auch viel öfter als in Wien Gelegenheit, mich zu erfreuen, beſonders da unſere ſehr herzlichen u. freundlichen Studioſen die charmante Sitte haben uns häufig Freibillete zuzuſtecken. Es iſt überhaupt eine Freude mit dieſen Steirern, man kommt herrlich mit ihnen aus, u. ſchon hierin liegt ein großer Theil meines jetzigen Glückes u. Behagens. — [89 Worte weggelaſſen.] — Adieu, liebſter! ſchreiben Sie mir, wenn ichs auch nicht verdient habe, u. beſtimmen Sie mir einen Tag zur Antwort — Sie ſollen von jetzt an ſehen, daß ich auch pünktlich ſein kann. — Nur recht ausführlich! — Ihr — Robert Hamerling.

P. S. Sie würden mich ſehr verpflichten, liebſter Freund, wenn Sie mir in Ihrem nächſten Briefe, falls ich einen ſolchen hoffen darf, einige ſtatiſtiſche Notizen über das Seminar, die prüfungsfähigen Candidaten u. dergl. liefern wollten. — Was macht Ludwig? Grüßen Sie ihn von mir, wie auch ſonſtige Bekannte, und vor Allem empfehlen Sie mich

Ihrer werthen Familie. Noch Etwas. Sind nicht die Herrmannsthal'ſchen Fräulein hier in Graz? Ich glaube ſie ein Paarmahl hier geſehen zu haben. Wiſſen Sie von Seiſers nichts? Kommen dieſelben vielleicht im Sommer hieher? Es war einmahl die Rede davon. Fragen Sie bei Gelegenheit einmahl gefälligſt an u. hinterlaſſen Sie nöthigenfalls meine Adreße. Dieſe iſt gegenwärtig: *Mittlere Laimburggaſſe* Nr. 1392, 1. Stk. Dahin bitte ich auch von jetzt an Ihre Briefe zu addreſſiren, weil ich ſie ſo ſchneller erhalte, als wenn ſie ins Gymnaſium kommen. — Schließlich bitte ich noch einmahl um Vergebung für meine Saumſeligkeit; nachdem ich das Unheil *des Aufſchiebens* in vollem Maße kennen gelernt, will ich fortan in dieſer Beziehung zu Ihrer Zufriedenheit mich benehmen.

[Brief aus „Graz" vom 12. Juli 1854. — Franz v. Schwabenhauſen war k. k. Regierungs-Concipiſt.]

Liebſter Freund! — Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Gefälligkeit, die Sie mir durch die Mittheilung in Betreff des Examens erzeigt, noch Einmahl im Drang der Umſtände in Anſpruch nehme. Sie ſchreiben mir, daß Prf. Bonitz nicht glauben könne, daß der Director mich in dieſen Tagen (zunächſt vom 19.—24.) ſo nöthig brauche. Ich glaube aber doch hierüber die Belege ſowohl Prof. Bonitz als dem Dir. Miklosich ſchon geliefert zu haben. Zu noch genauerer Nachweiſung will ich Ihnen hiermit die Verwendung der einzelnen Tage mittheilen mit der Bitte, Prof. Bonitz davon gütigſt in Kenntniß zu ſetzen. — 17., 18., 19. d. M. *mündliche Maturitätsprüfung*, wobei ich unmöglich fehlen kann. — 20.—24. *Privatiſten-Prüfungen*. Auch ſollte in dieſen Tagen die Claſſification abgeſchloßen, die

Cataloge, Zeugniſſe etc., geſchrieben werden. Am 19. iſt es alſo unmöglich — das einzige was ſich thun ließe wäre, daß ich die Privatiſten-Prüfungen in 1 Tag, am 20. abthäte, was vielleicht noch möglich ſein könnte; dann würde ich am 21. abreiſen und am 22. in Wien bei der Clauſur ſein können. — Sollte es denn durchaus unmöglich ſein, daß noch eine Clauſur-Prüfung nach dem 19. ſtatt findet? Ich ſehe nicht ein, wie ſonſt Jemand als Schwabenhauſen, dabei intereſſirt ſein könnte. Auf die Abhaltung der mündl. Prüfung hat es ja keinen Einfluß. Theilen Sie, liebſter Freund, alles dieſes wo möglich ſogleich Pr. Bonitz mit, und vertreten Sie mein Intereſſe mit gewohnter Akribie. Wenn es Ihnen anders möglich iſt, ſo ſchreiben Sie mir die Meinung des Pr. Bonitz ſogleich, damit ich übermorgen über die Sache Gewißheit habe. Vielleicht können Sie mir auch mittheilen, wie viel Philologen das Examen machen, und namentlich wie viel fürs Ober-Gymnaſium? ꝛc. ꝛc.

— Seien Sie ja nicht ungehalten über die Beläſtigung! Daß ich Ihre Güte nicht verdiene, iſt freilich wahr — dafür nagt aber auch der Wurm des Gewiſſens ſchrecklich genug in mir, und ich faſſe, wiewohl ich kaum zu einem guten Vorſatz Zeit habe, doch in der Eile den Entſchluß, nächſtens mich gänzlich zu beſſern u. ein Muſter von einem Correſpondenten zu werden! Einſtweilen ſammeln Sie feurige Kohlen auf mein Haupt! — Mit herzlichſtem Gruße — Ihr ergebener Freund — Robert Hamerling. — Handküße, Grüße, ꝛc. ꝛc. — Ich beſchwöre Sie um ſchnelle Antwort! —

[Brief aus Graz 14. Juli 1854. — Über Gribowic ließ ſich nichts beibringen.]

Liebſter Freund! Wenn es denn wirklich nicht anders ſein kann, ſo will ich allen Teufeln zum Trotz in Guckuks Namen am 18. Abends in Wien ſein.

Ich werde am 17. den ganzen Tag prüfen, und hoffe wohl mit meinen beiden Gegenſtänden fertig zu werden. Die Privatiſten laße ich fallen, es ſoll ſie ein Anderer prüfen. Alles Andere thue ich früher ab. So werde ich alſo einen ganzen Tag prüfen, darauf den ganzen Tag fahren, und ſodann den 3. Tag in der Clauſur ſitzen. Hübſch iſts, aber etwas unbequem! — Die Frage wegen der Prüfungs-Candidaten für Philologie ſind Sie mir in der Eile ſchuldig geblieben — es ſoll Ihnen aber verziehen ſein wegen ſonſtiger gewißenhafter Vollſtreckung des Erbetenen und möglichſter Vertretung meiner Intereſſen. — Sehr gern wüßte ich auch, ob ich am 19. griechiſche od. lateiniſche Clauſurarbeit haben werde, und ob Bonitz und Gryſar noch am Vorabend, gleich nach meiner Ankunft, zu ſprechen ſein würden? auch: wie lang ich in Wien bleiben muß? Im Grunde bin ich ſehr froh, ſchon am 19. in Wien ſein zu müßen — damit ich den Bettel einmahl, ſei es auf gut oder ſchlimme Weiſe, vom Hals bekomme. Auch freue ich mich ſehr auf Sie und den Gribowic — vielleicht hat Einer von Ihnen eben nichts beſſeres zu thun am Dienſtag Abends und da könnte er wohl mich Armen, zwiſchen Prüfen u. Geprüftwerden ſchauerlich hin und her geworfenen, wahrſcheinlich in der ſchlechteſten Laune von der Welt u. mit Katzenjammer eintreffenden, bis jetzt nur vom Schickſal „geprüften und approbirten“ Lehramtscandidaten an der Eiſenbahn in Gewahrſam nehmen und meiner weiteren Beſtimmung zuführen. — Eine Stätte, wo ich mein Haupt — wenn ichs nicht in der Eile hier vergeſſe — hinlege, iſt mir bei Fickers Familie auf der Landſtraße bereitet. Sagen Sie das Gribowic — zum Leidweſen — oder zum Troſte für ihn! — Mitbringen werde ich Ihnen nebſt guten Neuigkeiten ein ſchlechtes Programm, das ich fürs Gymnaſium zu ſchreiben (ich weiß nicht ob in Folge irgend einer ererbten fortzeugenden Schuld oder eines blinden (Götterverhängniſſes) genöthigt war. — Alſo auf baldigſtes, erfreulichſtes Wiederſehen! — Ihr — von Herzen ergebener und — dankbarer Freund — Robert Hamerling. — Ich darf Sie wohl bitten, Mikloſich und Bonitz von meinem Entſchluß zu verſtändigen, damit ja gewiß ein Thema für mich an Vater Schwabenhauſen eingeliefert wird.

[Brief aus Graz vom 11. Aug. 1854. — Paul Anton Theodor Poſſart iſt der Herausgeber einer „Grammatik der perſiſchen Sprache, nebſt vergleichender Berückſichtigung der mit dem Perſiſchen verwandten Sprachen, namentlich des Sanskrit und des Slaviſchen, und mit einem Anhange zum Überſetzen ſowohl aus dem Deutſchen ins Perſiſche, als aus dem Perſiſchen ins Deutſche“. Leipzig, 1834. — Dſche-lâl-ed-din Rûmi, der perſiſche Dichter und Myſtiker, geb. 1207, Verfaſſer des „Divan“, dem er Ruhm, und des „Mesnewi“, dem er nationale Verehrung verdankt. — Hâfis, Schems-ed-din Mohammed, gleichfalls einer der berühmteſten Dichter Perſiens des 14. Jahrhunderts. Hamerling widmete ihm in „Sinnen und Minnen“ (6. Aufl. S. 180) ein Doppel-Diſtichon. — Zum Schluſſe handelt es ſich wieder um den Herzensroman mit Pauline und geben die betreffenden Tagebuchblätter in den „Lehrjahren der Liebe“ die nöthigen Aufklärungen.]

Liebſter Freund! — Dein liebenswürdiges Schreiben hätte längſt eine Antwort verdient — wenn ich auch den Paſſus belächeln mußte, wo Du den guten Eindruck hervorhebſt, den mein letztes Zuſammenſein mit Dir auf mich gemacht. Auf mich ſelbſt habe ich in jenen kritiſchen Tagen einen herzlich ſchlechten Eindruck gemacht — ich erinnere mich, daß ich eines Tages in der ſchlechten Verfaßung in der ich mich damahls befand mich im Spiegel erblickte und nicht wußte was das für ein fremder widriger Kerl ſei und mich hinauswerfen wollte. Auch iſt man bei meiner Rückkehr nach Graz gewaltig über mich erſchrocken. Alſo kein Wort mehr von meiner damahligen Liebenswürdigkeit, wenn ich nicht in meiner hohen Meinung von Deinem Scharfſinn und Deiner Urtheilskraft wankend gemacht werden ſoll. Üble Folgen habe ich übrigens von jenen entſetzlichen Wiener-Strapatzen nicht weiter empfunden, nach wenigen Tagen hatte ich mich gänzlich erholt. Doch Du willſt auch von meinem geiſtigen Leben und Weben etwas wiſſen, wie Du mir ſchreibſt. Da kann ich Dir nun ſagen, daß ich, kaum nach Graz zurückgekehrt, mit Heißhunger über meine perſiſche und ſpaniſche Grammatik herfiel und mit einem Eifer, wie ich ihn vor dem Examen nie gehabt zu haben mich erinnere, darüberzuliegen anfing. In dieſer Weiſe ging es fort bis auf den heutigen Tag. Ich habe aus den hieſigen Bibliotheken alles nach Hauſe geſchleppt was ich von perſiſchen Grammatiken, Lexicis und Autoren auftreiben konnte. Die 4 ungeheuren Folianten von Meninski's Lexicon Arabico-persico-turcicum haben für den Augenblick Alles Andere von meinem Schreibtiſche verdrängt. Ich glaube nicht, daß je einer ſich mit mehr Eifer und ſchnellerem Erfolg zweier Sprachen auf Einmahl bemächtigt wie ich in dieſen wenigen Tagen des Perſiſchen und Spaniſchen. Das Spaniſche wird übrigens jeder Kenner romaniſcher Sprachen in einigen Wochen leicht ſich eigen machen. Das Schwere ſind nur die vielen arabiſchen Wörter, die ſich ins Spaniſche eingebürgert. Ich leſe Cervantes ſchon mit Leichtigkeit. Im Perſiſchen — geht es langſamer, doch habe ich außer den kleinen Stücken in Poſſarts Grammatik mich nun auch ſchon mit Glück an Dschelaleddin Rumi verſucht und eben heute 10 Verſe daraus überſetzt. Daß ich mich nach Hauſe unendlich ſehne, brauche ich Dir wohl nicht zu ſagen, wenn ich nur ein Exemplar aufzutreiben wüßte. — Doch in was für Dinge verliere ich mich, ſtatt des Nächſten und Nothwendigſten zu gedenken. Mein Rock liegt bei Dir, Du fragſt mich, wie Du mir ihn zumitteln ſollſt. Das wird nun leider nicht ohne Bemühung von Deiner Seite ablaufen. Auch von meinem Collega [1 Wort wegg.] liegt durch einen Zufall ein Rock in Wien; er wird in den nächſten Tagen zu Dir gebracht werden. Würdeſt Du nun ſo gütig ſein und beide Röcke in alte Leinwand (die Du um beiliegende 20 kr. wohl bekommen wirſt) eingepackt und mit meiner Adreſſe verſehen auf die Eiſenbahn befördern? Ich bitte Dich vielmahls dieſe Beläſtigung nicht übel zu nehmen. — Schließlich fällt mir ein, daß Du in Betreff meines Romans, den ich ſeit 1½ Jahren erlebe, gern etwas wiſſen möchteſt. Da wechſeln noch immer ſchreckliche Gewitter mit himmliſchen Sonnenblicken, und Vieles, faſt mehr Schlimmes als Gutes, hat ſeit meiner Rückkehr ſich ereignet. Ich kann für jetzt nicht mehr ſchreiben, Du ſiehſt das Blatt geht zu Ende. Nächſtens mehr. (Gewiß!) — Herzlichſte Grüße an Gribowic und Ludwig. Niklosch wird wohl das Verlangte erhalten haben. Schreibe mir bald, und viel Neues! — Dein — Robert Hamerling. — Seiſers beſuche und grüße von mir!

[Brief aus Graz, 13. Aug. 1854. — Während bisher die Handſchrift des Dichters flüchtig genannt werden konnte, wird ſie mit dieſem Briefe ruhig und deutlich, ohne indeß ſchon das Charakteriſtiſche der ſpäteren Schriftzüge zu zeigen. — Im Laufe der Mittheilungen ſieht man, daß ſich Hamerling noch nicht in das Duwort findet, und er bemerkt es unmittelbar darauf ſelbſt mit einer Anſpielung auf das Wort „vormärzlich" des Jahres 1848. — Dr. Alois Capellmann war Director des akademiſchen Gymnaſiums in Wien.]

Theuerſter Freund! — Zu meinem großen Verdruße findet meine Freundſchaft ſchon ſeit längerer Zeit keine andere Gelegenheit, ſich Ihnen — Dir, wollte ich ſagen, in Evidenz zu erhalten als durch wiederholte Anſprüche an Deine Güte und Bemühung in meinem Intereſſe. Kaum habe ich Dir in Betreff meines Rocks eine tüchtige Beläſtigung aufgeladen, zwingen die Umſtände mich ſchon wieder Dir mit einer Bitte beſchwerlich zu fallen. Vernimm die Sache und urtheile ſelbſt, ob Du mich wegen meiner Beläſtigung entſchuldigen kannſt. Der Praelat von Admont hat ſich bereit erklärt, der urſprünglichen Verpflichtung gemäß, vom Beginn des nächſten Schuljahrs wieder Geiſtliche ans hieſige Gymnaſium zu ſtellen, und wiewohl das Miriſterium des Unterrichts der Sache nicht eben geneigt ſcheint, da es die Organiſirung der Anſtalt beabſichtigt, ſo iſt doch kein Zweifel, daß die Admonter ſofort eintreten, und wir Supplenten auf weitere Verwendung an andere Gymnaſien angewieſen werden. Da ich nun definitive Anſtellung zu erwarten habe, ſo iſt mir natürlich Alles daran gelegen, dieſe noch vor Beginn des Schuljahrs oder wenigſtens gleich beim Beginn desſelben zu finden, indem ich ſonſt längere Zeit ohne Gehalt ſein müßte. Es kommt nun darauf an, daß ich ſo bald als möglich mein Zeugniß aus Wien erhalte, um ohne Verzögerung mein Geſuch um definitive Anſtellung einreichen zu können. Würden Sie nun wohl die Güte haben und bei Papa Schwabenhauſen wegen des Zeugnißes Nachfrage thun? Melden Sie ihm meine Bitte die Sache zu beſchleunigen — wobei Sie einmahl aus Verſehen Herr Baron ſagen können, was er immer mit großer Liebenswürdigkeit hinnimmt und entſchuldigt —; auch könnten Sie — doch, zum Gukuk, ich merke, daß ich ſchon wieder in das kürzlich verbannte, vor-juli-ſche „Sie“ zurückgefallen bin, — ein

Beweis für die Nothwendigkeit, das herzliche „Du“ uns durch fleißige Correſpondenz einzuüben — alſo ich wollte ſagen, daß es vielleicht auch gerathen wäre, wenn Du Dich für mich auch zu Mikloſich bemühen wollteſt, und ihm meine Bitte nebſt der Veranlaſſung meldeteſt. Vielleicht darf ich Dich auch noch bitten, mir den Erfolg Deiner Bemühung recht bald in ein Paar Zeilen zu melden. Noch beſſer aber iſts, wenn Du ſelbſt kommſt — was ich in Folge Deines Verſprechens zu hoffen ohnehin berechtigt bin! — Leider muß ich nun auch noch einen Brief an Director Capellmann ſchreiben und zugleich mit dieſem abſenden, und bin, da die Zeit drängt, hierdurch verhindert, Dir ſonſtige, gemüthliche, Mittheilungen zu machen. Das aber muß ich Dir doch erzählen, daß man — ich hoffe, daß Du nicht erſt zu fragen brauchſt wer? — mich vor ein Paar Tagen durch ein kleines an mich gerichtetes Gedichtchen erfreut hat — bedenk' es, liebſter Freund, ein Gedichtchen, ganz heimlich, ſtatt des franzöſiſchen Penſums aufs Papier gekritzelt, lange verſteckt, nach längerer Zeit durch myſtiſche Andeutungen und halbe Worte verrathen, und nach langer Inquiſition mit dem Ausſpruche: „draußen auf dem Tiſche liegt's, aber lachen Sie mich nicht aus“ mir ausgeliefert! — Adieu, liebſter! — Dein dankbarer — Robert Hamerling.

[Die Verfaſſerin des Gedichtchens iſt jene Pauline, welche in dem Briefe vom 16. October 1853 als Amaranth eingeführt wird; volle Aufklärung wird uns in den „Lehrjahren der Liebe“. In dem Tagebuchblatte vom 11. Auguſt 1854 findet ſich die ganze Scene wieder, ſammt den Verſen, die das Mädchen tagsvorher geſchrieben hatte. Das in elegiſchem Versmaße verfaſste Gedicht „An Pauline“ (Sinnen und Minnen, 6. Aufl., S. 181) hat Hamerling am 27. Auguſt 1854 vormittags auf dem Roſenberg geſchrieben. Hier einige Verſe daraus:

Verſlein ſchreibſt Du an mich, mein Liebchen, und, traun, es erfreut mich
Herzlich, doch es umſchwebt Sorge zugleich mir das Haupt.
Groß im Liede war ich, mit der goldenen Lyra gewann ich
Dich, und es feſſelteſt Du mich mit der Reize Gewalt.
Aber ſofern Du nunmehr auch zum Sangwettſtreite Dich rüſteſt,
Ach, wie nah' ich mich dann, doppelte Siegerin, Dir?

— — — — — — — — — — — —

Soll ich zufrieden es ſeh'n,
Wenn, ſtatt traulich zu koſen mit mir, in die Saiten der Lyra,
Die ich zur Seite geſtellt, Du, Fürwitzige, greifſt?
Wenn das geflügelte Roß, das abſeits ruht, Du mit leichten
Füßchen beſteigſt und hinweg über die Berge mir fliegſt?]

[Wie aus der fortlaufenden Nummerierung der Briefe von der Hand des Adreſſaten hervorgeht, fehlt hier ein Schreiben Hamerlings gänzlich. — Der folgende Brief iſt aus Trieſt, 15. Mai 1858. Während alle uns bisher vorgelegenen Briefe auf Octavpapier, erſcheint dieſer auf Quartformat geſchrieben. Hamerling kam im April 1855 nach Trieſt und wohnte zunächſt in der „engen kafeduftigen Via Cavana“. — Die „alte Flamme“ iſt jene Pauline, die wir aus den „Lehrjahren der Liebe“ kennen. Der Schluſs dieſer Stelle war unmöglich zu bringen; es mag nur conſtatiert ſein, daſs der Abſchluſs dieſer Herzensgeſchichte dem Dichter offenbar tiefer gieng, als derſelbe in ſeinen autobiographiſchen Mittheilungen angedeutet hat; man wird wahrſcheinlich vergebens bei Hamerling nach einer Stelle fahnden, wo er von einem Einzelnen auf das Allgemeine ein Urtheil fällt: in dieſem Falle hat er es gethan, zweifellos infolge der übervollen Seele. — Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Geſängen von Robert Hamerling. Mit lyriſchem Anhang. Prag und Leipzig. Verlag von I. L. Kober. 1858. Das iſt der volle Titel der erſten Auflage. Einzelne Lieder dieſes „lyriſchen Anhanges“ giengen in die ſpäter erfolgten Ausgaben von „Sinnen und Minnen“ nicht über. Das

Widmungs-Sonett, mit „Venedig 1856“ datiert, ſchlieſst mit den für den jungen Dichter-Philoſophen charakteriſtiſchen Verſen auf die Liebesgöttin: „Wie mannigfach die Sage ſie umſpiele, Mir hat im ſchönſten Sinne ſie gegolten Als Führerin zu höchſtem Lebensziele!“ „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria“ erſchien 1857 bei F. H. Schimpff in Trieſt. — Typografiſch literariſch artiſtiſche Anſtalt (L. C. Zamarski, C. Dittmarſch & Comp.) in Wien, gegenwärtig der Actien-Geſellſchaft „Steyrermühl“ gehörig. — Nebenbei ſei bemerkt, daſs das Staatshandbuch für 1858 Robert Hamerling unter den Lehrern am k. k. Gymnaſium in Trieſt (Piazza Lipsia 1614) anführt und als Wohnungs-Adreſſe Pescheria 565 nennt.]

Theuerſter Freund! — Du irrſt gewaltig, wenn Du mich in Verdacht haſt, daß ich Deiner dieſe ganze Zeit her nicht mit alter Freundſchaft u Treue eingedenk geweſen u. nicht minder würdeſt Du irren, wenn Du mir die ſpäte Erwiderung Deines lieben Briefes als Saumſeligkeit und Kälte auslegen wollteſt. Dein Schreiben hat mich recht von Herzen gefreut u gern hätte ich dasſelbe mit einer gleichen Herzensergießung erwidert, wenn nicht dringende Geſchäfte und Korreſpondenzen anderer Art mich allzuſehr in Anſpruch genommen u. ein hartnäckiges Kopfleiden obendrein mir alles Schreiben doppelt beſchwerlich gemacht hätte. Auch jetzt muß ich mir eine ausführlichere und freundſchaftlich offene Antwort auf eine günſtigere Stunde verſparen, u. für dießmahl mich darauf beſchränken Dir für Deine herzliche treubewährte Freundſchaft zu danken, und Dir zu Deiner amtlichen Beförderung ein wohlgemeintes Glückauf zuzurufen. Da Du auf dieſem Felde ſo raſche Carriere machſt, alſo den Erfolg für Dich haſt, ſo kann ich freilich gegen den Schritt, der Dich der Kathederlaufbahn entführte, nichts weiter einwenden. — Was Du mir in Herzensſachen mittheilſt, hat mich aus dem Grunde ſehr erfreut, weil ich daraus erſehen, daß Leopoldus noch der Alte u. auch als k. k. Miniſterial-Concepts-Adjunkt noch jener ſchönen poetiſchen Glut fähig geblieben, die ihn einſt als feuerköpfigen Studioſus für gewiſſe reizende Nachbarinnen entzündet! — Du thuſt einer alten Flamme von mir von anno domini 1853 Erwähnung, u. möchteſt gerne wiſſen, wie ich von ihr losgekommen, d. h. wohl gar, warum ich ſie nicht „geheirathet“ habe? O Freund! [27 Worte wegg.] — Vermuthlich wirſt Du mir ſofort alles Gefühl u. alle Poeſie abſprechen. Ich hoffe aber, daß Du mich mehr nach meinen Werken als nach meinen Worten beurtheilen wirſt, u. verweiſe Dich deshalb auf mein noch im Verlauf dieſes Monats bei Kober in Prag erſcheinendes Poem „Venus im Exil“ mit lyriſchem Anhang, von welchem Du zum Theil aus dem „Sangesgruß“ Kenntniß erhalten haben wirſt. Es iſt ſchon [1]856 in Venedig geſchrieben worden, ich fand aber keinen Verleger dafür; erſt als der Sangesgruß erſchienen, erboten ſich auf Grund der über das Büchelchen erſchienenen Recenſionen (deren Succus Du in der Trieſter Zeitung vom 6. Mai d. J. finden konnteſt, wenn Du gerade neugierig wäreſt), ſowie mit Rückſicht auf mehrere seitherige Publicationen im „Deutſchen Muſeum“ „Den Unterhaltungen am häuslichen Herd“ u. ſ. w. 4 Verleger auf einmahl, die „Venus“ zu übernehmen, u. zwar, ohne noch das Manuſcript eingeſehen zu haben. Ich habe mich für Kober entſchieden, der ſich mir als intelligenten Mann gezeigt, u. das Gedicht in einer ſplendiden Miniaturausgabe druckt. Meine lyriſchen Gedichte erſcheinen geſammelt zum Herbſt. Die typ. lit. art. Anſtalt in Wien hat mir den Antrag gemacht, ſie als 5. Band ihrer „Sammlung öſterreichiſcher Dichter der Gegenwart“ zu drucken, mit Portrait und in ſchöner Ausſtattung. So ginge denn Alles leidlich bis auf meine Geſundheit, die herzlich ſchlecht u. noch dazu derart iſt, daß ſie ſeit Jahren mir nur ein ſehr geringes Maß geiſtiger Thätigkeit erlaubt, u. mir ſo die beſte Zeit des Strebens und Schaffens raubt — doch darüber will ich Dich dießmahl nicht mit Spezialien behelligen, umſoweniger, da ich lieber ſcherze als lamentire. — Erfreue mich recht bald mit weiteren Mittheilungen u. laß mich auch etwas von Deinem Bruder, ferner von Gribowic, A. Ludwig, den Seiſers u. ſ. w. vernehmen. Melde auch allen Bekannten meinen herzlichen Gruß, vor Allem empfiehl' mich Deinen werthen Angehörigen. (Auf die Liſte derjenigen, von welchen ich etwas erfahren möchte, ſetze ich noch die Deinhardſtein'ſchen Fräulein.) — In unwandelbarer Freundſchaft — Dein — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 6. Sept. 1866, nachdem ſeit dem letzten Briefe acht Jahre verfloſſen ſind. Gleich eingangs erfahren wir Mittheilungen über Hamerlings Ruheſtands-Angelegenheit, dann berührt er eine Herzensgeſchichte ſeines Freundes und zu Ende des Briefes den Krieg mit Preußen. Welche Landwohnung gemeint iſt, war nicht zu ermitteln. Bei dieſem Briefe tritt faſt der volle Charakter der Handſchrift des älteren Hamerlings auf.]

Liebwertheſter Freund! Mit herzlichſtem Dank erwiedere ich Deine Mittheilung über das Stadium, in welchem ſich meine Quiescirungs-Angelegenheit eben befindet. Da, wie ich weiß, der Kaiſer das bei ihm eingereichte Gnadengeſuch gleich Anfangs ſignirt hat, ſo dürfte er nun wohl, nachdem es mit günſtiger Begutachtung der Trieſter Statthalterei und des Miniſteriums in ſein Cabinet zurückkehrt, nicht ungnädiger damit verfahren. Durch freundliche Mittheilung des endgiltigen Entſcheides wirſt Du mich ſehr verpflichten: ich kann ſo vielleicht 14 Tage früher davon Kenntniß erlangen als auf dem officiellen Wege über Trieſt. Von großem Intereſſe wäre es mir auch, zu erfahren, von welchem Zeitpunkte angefangen die Penſionirung in Kraft tritt. Schmerzlich berührt hat es mich, daß die letzte Zeit für Dich eine ſo traurige war und Du ſo lange das Bett hüten mußteſt. Was Du ſonſt über zertrümmerte Hoffnungen andeuteſt, glaube ich als mit Deinen hieſigen Beziehungen zuſammenhängend annehmen zu müſſen — ſoll ich Dich deshalb ſchwer beklagen? Du ſprachſt bei Deinem Hierſein von der Sache mit Wärme, aber doch lange nicht mit ſoviel Leidenſchaft, daß ich glauben müßte, Dein Lebensglück ſtehe dabei auf dem Spiel. — Eines aber empfehle ich Dir dringendſt: überſchreite den Höhepunkt männlichen Jugendalters in keinem Fall als Hageſtolz! — Du fragſt wie ich mich befinde? Ich habe auf ärztliches Geheiß über den Sommer eine Landwohnung bezogen, das hat mir leidlich gut gethan, ich fühle mich kräftiger. Aber kann man denn des Lebens einmal froh werden? Der Krieg wäre zu Ende, aber nun haben wir die Seuche, die leider keine Mainlinie reſpectirt. — Wegen des „Hinausgeworfenſeins aus Deutſchland" iſt mir nicht bange. Gibt es nur erſt ein rechtes Deutſchland, ſo kommen wir auch hinein. — In aller Lieb' und Treue — Dein — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 21. Sept. 1866 Ph. Dr. Johann Kleemann, Miniſterial-Rath im Staats-Miniſterium, Abtheilung für Cultus und Unterricht. — Hamerling hatte ddo. „Graz, den 14. Juni 1866" an Seine Majeſtät, wegen Erhöhung ſeines Ruhegehaltes, ein Geſuch gerichtet und dasſelbe dem Vorſitzenden des Miniſterrathes Excellenz Richard Graf Belcredi mit einem Begleitſchreiben, welches vom 13. Juni datiert iſt, übermittelt. Vergl. Payer, Grillparzer-Jahrbuch 1895, S. 305 u. ff.]

Sehr lieber Freund! Die inhaltreichen Depeſchen, die Du mir mit der Schnelligkeit des Telegraphen übermittelſt, gereichen mir abgeſehen von ihrem Inhalt als ebenſoviele Beweiſe Deiner herzlichen und thätigen Freundſchaft zu wahrer Freude. Die offizielle Beſtätigung Deiner letzten Nachricht iſt noch nicht in meinen Händen; doch habe ich eine mit der Deinigen gleichlautende Mittheilung von einem anderen Wiener Freunde. So wäre ich alſo glücklich in Ruheſtand verſetzt? Wenn ich mich nur bald daran gewöhnen kann, ſtatt wie bisher monatlich circa 96 fl. als Gehalt künftig bloß 50 einzuſtreichen. Die Summe hat wenigſtens den Vortheil, rund, ſehr rund zu ſein, und ich werde mir künftig genau merken, wie viel Gehalt ich monatlich habe — was mir bei den Gulden und Kreuzern meines früheren Gehalts trotz eilfjähriger Dienſtzeit nie gelungen iſt. — Mit innigem Antheil habe ich das kleine Reſumé innern Lebens geleſen, das Du mir in Deinem letzten Briefe gibſt. Zu erwidern, zu rathen iſt, wie die Sachen ſtehen, im Augenblicke nichts. Sobald die Conſtellation günſtig iſt, wirſt Du, wie ich hoffe, zugreifen; langes Überlegen iſt nicht gut, man muß auch etwas riskiren. Man muß nicht zu viel vom Leben fordern. Die Wirklichkeit bleibt hinter den Jugendidealen *immer* zurück. — Lieber Freund, weißt Du, daß Du mir *noch Dein Bild ſchuldeſt*? Erfreue mich damit ganz gewiß! Einen meiner älteſten (ſehr wenigen!) Freunde will ich in meinem Album nicht miſſen. — Du ſagſt, mein Brief an Kleemann ſei in eine Autographenſammlung übergegangen. Ich habe aber *nie* an Kleemann geſchrieben; vermuthlich iſt mein Schreiben an den *Staatsminiſter* gemeint?

Kläre mich darüber gelegentlich gütigſt auf. — Mit beſtem Dank und Gruß — Dein — aufrichtigſt ergebener Freund — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 25. Nov. 1869. — Das Papier dieſes Briefes trägt oben links bereits die beiden Initiale R. H. in Preſſung, welche für ſpätere Briefe charakteriſtiſch ſind. — Es handelt ſich in dem Briefe um ein Dichterſtipendium, eine Ehrengabe des Unterrichts-Miniſteriums. Die Angelegenheit wird in den folgenden Briefen noch öfter berührt.]

Herzlichſten Dank, liebſter älteſter Freund, für die unverändert gebliebene Geſinnung, die Dich veranlaßt, mich als der Erſte mit einer ſo erfreulichen Botſchaft zu überraſchen. Die Überraſchung iſt um ſo größer, da ich an das k. k. Miniſterium gar kein Anſuchen geſtellt habe. Faſt möchte ich bedauern, daß die ehrende und verhältnißmäßig großmüthige Gabe mir aus einem Fonde angewieſen werden ſoll, auf welchen ſo viele mit mehr oder weniger berechtigten Hoffnungen ihr Augenmerk richten. Ich fürchte den Neid — beſonders wenn die Sache durch die Zeitungen bekannt werden ſollte, und wenn es im Allgemeinen beſſer iſt beneidet als bemitleidet zu werden, ſo möchte ich doch als Schriftſteller das Mitleid beinahe vorziehen: die ſchlimmen Conſequenzen des Neides habe ich leider ſchon mehrfach zu erproben Gelegenheit gehabt. Warum haſt Du dieſe Gelegenheit nicht benützt, mich wiſſen zu laßen wie es Dir geht, wie Du lebſt? biſt Du noch Hageſtolz? Ich komme jedenfalls in nicht ferner Zeit nach Wien. Dann drück' ich Dich perſönlich ans Herz und wir plaudern von alten Zeiten! Dich und Deine Brüder grüßt in uralter Freundſchaft — dankbar ergeben — Dein — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 4. Dec. 1869. — Ph. Dr. Guſtav Freiherr von Heider war Sectionschef im

Unterrichts-Miniſterium; geſtorben 1897. — „Der vaticaniſche Apoll“ aus Gips, bronziert, war ein Geſchenk Hamerlings an ſeinen Freund Schulz v. Strasznitzki und befindet ſich noch im Beſitze der Witwe deſſelben.]

Lieber Freund! — Ich glaubte Dir bereits meine Photographie früher einmahl überſandt zu haben. Beifolgend erhältſt Du die neueſte. — Die Verleihung der „Ehrengabe“ ſcheint die Antwort auf ein Geſuch zu ſein, das ich vor anderthalb Jahren an den Kaiſer zu richten veranlaßt wurde. Ich erhielt eines Tages ein ſehr freundliches Schreiben von einer mir bis dahin perſönlich fern ſtehenden Perſönlichkeit aus der Umgebung des Kaiſers, worin mir u. A. angedeutet wurde, daß, wenn ich mich etwa wegen Ertheilung eines Reiſeſtipendiums oder dgl. an Se. Maj. wenden wollte, die Gewährung des Geſuches in ſichere Ausſicht geſtellt werden könnte. Die Perſönlichkeit, von welcher dieſe Mittheilung ausging, war eine ſolche, daß ich, ohne unhöflich zu ſein, den mir ertheilten Rath nicht unbefolgt laßen konnte. Ich hatte Grund, vorauszuſetzen, daß man in dem maßgebenden Kreiſe mir durchaus einen Beweis von Wohlwollen zu geben wünſche, und ſchrieb das Geſuch, das mir nur mehr eine unvermeidliche Formalität ſchien. Nun ſcheint es, daß dies Majeſtätsgeſuch dem Miniſterium zur Erledigung übergeben worden und die Entſcheidung darüber von dieſem durch die Verleihung der „Ehrengabe“ erfolgt iſt. Bedauern muß ich dabei nur, daß nun mein Geſuch wahrſcheinlich an die hieſige Statthalterei zur Rückſtellung an mich geſandt wird, und ſämmtliche Herren, welche die Naſe darein ſtecken, ohne von der wahren Veranlaßung deſſelben unterrichtet zu ſein, mich für einen zudringlichen Menſchen halten werden, der hohe Perſonen mit Bettelei verfolgt. Dieſer Gedanke hat bei der Eigenthümlichkeit meines Charactere, für mich etwas überaus Ärgerliches. Gibt es keine Möglichkeit, das Geſuch direct zurückzuerhalten? Muß es den amtlichen Weg gehen? Kann ich nicht Dich hiermit autoriſiren, es für mich in Empfang zu nehmen? — Melde dem Hrn. Sectionschef Dr. Heider, von welchem Du mir ſchreibſt, daß er zu meinen Gunſten gewirkt, meinen wärmſten, innigſten Dank. An den Miniſter werde ich ein Dankſchreiben richten. Oder glaubſt Du, daß ich mich beim Kaiſer ſelbſt bedanken ſoll? Du biſt in der Lage, mir zu ſagen, was in ſolchen Fällen das Übliche und Geziemende iſt. — Mein Befinden iſt ſeit Jahren nicht beſſer, aber auch nicht ſchlechter. Nach Wien komme ich gewiß im Laufe des nächſten Jahres. Was macht der vatikaniſche Apoll? — Herzlich ergeben — Dein Freund Hamerling.

[Brief aus Graz, 3. Juni 1870. — Die edle Dame war Frau Genovefa Müller von Milborn in Wien, die dem Dichter, nach dem Erſcheinen ſeines „Ahasver“, im März 1866 den Betrag von 6000 fl. zuwendete. — Unter der kleinen, im Juni 1869 erſtandenen Realität iſt das Häuschen in der Lerchgaſſe, Ecke der Straſſoldogaſſe, in Graz gemeint, eine von Fichten umgebene Idylle, jedoch ohne praktiſchen Wert. Im Sommer 1870 bot ſich die Gelegenheit zum Verkaufe dieſes Gutes und der Dichter erſtand das ſogenannte Auguſtiner-Schlöſschen, welches er „Stiftinghaus“ benannte, im ſelben Sommer bezog und ſpäter in ſeinen neueren Gedichten poetiſch ſchilderte. Ausführlichere Mittheilungen über dieſen Punkt verdanken wir Frau Clotilde Gſtirner, geb. v. Aicherau, die Minona aus „Sinnen und Minnen“; wir können nicht umhin, der Dame, welche unſer Unternehmen in jeder Weiſe förderte, hier unſeren wärmſten Dank auszuſprechen.]

Lieber hochgeehrter Freund! — Dein Schreiben trifft mich im Krankenbette; ich ſteige daraus für einen

Augenblick, Dir mit wenigen Zeilen zu antworten. Eine höhere Eingebung muß die waltenden Mächte des Unterrichts Miniſteriums leiten: ſie wiſſen es wohl ſelbſt nicht, in welchem Grade ſie, indem ſie meiner neuerdings ſo freundlich gedenken, einem wahren und ernſten Bedürfniſſe entſprechen. Meine Geſundheitsverhältniſſe ſind eben wieder ſehr ſchlecht. Die Ärzte ſprechen immer gern von Erholungsreiſen, Brunnenkuren u. dgl., aber dieſe Herren bedenken nicht, daß ihr werther Rath ſchon zu koſtſpielig iſt, als daß für die Befolgung desſelben viel übrig bleiben könnte. Ich habe eine Penſion als Gymn. Profeſſor; auch iſt mir von einer edlen Dame vor mehreren Jahren eine kleine Schenkung zu Theil geworden. Aber jene Penſion iſt klein, und was von dieſer Schenkung zuletzt intakt geblieben war, das verſchlang nebſt dem Honorar des „Ahasver in Rom“ und des „Königs von Sion“ der Ankauf einer kleinen Realität, von welcher ich hoffte, daß ich ſie billig zum Wohnſitz für mich umgeſtalten könne. Die Hoffnung hat ſich eitel erwieſen, und ich kann den gänzlich unfruchtbaren Beſitz nun nicht wieder los werden. So habe ich faktiſch keine feſte Revenue als meine Penſion. Der literariſche Erwerb iſt bei meinen Geſundheitsumſtänden immer ſchwer und unſicher. Ich erwähne dies Alles, um mich zu rechtfertigen, daß ich eine Gabe nicht, wie ich es am liebſten thäte, mit der Hinweiſung auf einen Bedürftigeren ablehne.... Ich weiß ja, daß, wie die Verhältniſſe einmal ſtehen, ein deutſcher Poet doch eigentlich nur dann ein Recht hat, etwas anzunehmen, wenn die Sohle ſeiner Fußbekleidung defekt und die Hülle ſeiner Ellbogen durchlochert iſt. Dir, mein werther Freund, herzlichen Dank für Deine Zeilen und für Dein amtliches Mitwirken in meinem Intereſſe. Du haſt das Privilegium, mir immer ein Freudenbote zu ſein. Der Werth Deiner Briefe läßt ſich nachgerade ſchon nach Hunderten öſtr. Währung berechnen. Aber was iſt dies gegen das Unberechenbare des Werthes, den ſie für mich haben als Herzensgrüße eines lieben alten Jugendfreundes? — Dankbar und herzlich ergeben — Dein — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 13. Nov. 1870. Die angedeutete Dame iſt Baroneſſe Natalie Grimſchitz in Laibach geweſen.]

Mein lieber Freund! — Ein Zwiſchenfall verhinderte mich, Dir früher als heute in Erwiderung Deiner bräutigamlichen Freudenbotſchaft ein dreifaches „Heil Dir etcaetera!“ zuzurufen. Dem gelungenen Vortrag meiner Gedichte verdankſt Du alſo, eigenem Geſtändniß zu Folge, Dein glorreiches Veni, vidi, vici in Laibach? O wir armen Poeten! Galante Ritter deklamiren und ſingen mit Liedern, die wir im Schweiße unſeres Angeſichtes gedichtet, ſich ſpielend in die ſchönſten Mädchenherzen hinein, und caſſiren den Liebestribut, den wir mit ſehnſuchtsvoll in die Welt hinausgeſungenen Klängen vom Geſchlechte der Schönen heiſchen, für ihren Säckel ein. Wir ſelber gehen leer aus und verzehren uns in mehr oder weniger trübſeliger Einſamkeit! — Von Rechtswegen — das wirſt Du zugeben — ſollteſt Du eigentlich Deine Braut und ihr Herz, das Du mir durch Dazwiſchendrängung Deiner präpotenten declamatoriſchen Perſönlichkeit vor der Naſe wegfiſchteſt, an mich abtreten. Aber ich will mich auf einen billigen Vergleich einlaßen und bloß verlangen, daß Du mir als Erſatz für die vorweggefiſchte Liebe des reizenden Fräuleins Deine unwandelbare Freundſchaft für eine Reihe von Jahren garantirſt. Ich füge aus Ärger und Neid für heute nichts weiter bei —; aber komm im Lenzmond, wie Du es verſprochen, mit IHR nach Graz, und ich werde Dir ſchwärmen helfen. — Dein pour le roi de Prusse ſinnender und minnender, aber ſonſt wohlgeneigter Freund — Hamerling.

[Brief aus Graz, 13. Dec. 1870.]

Wertheſter Freund! — Mein Befinden iſt im Augenblick ſo ſchlecht, daß ich vielleicht beſſer thäte, die Antwort auf Dein liebes Schreiben, ſowie auf das Deines wackeren Bruders, der mich durch Überſendung ſeiner Photographie erfreut hat, noch länger zu verſchieben. Aber es drängt mich, Dir und ihm lieber mit kurzen Worten als nach längerer Zeit zu danken. Über das Bild Deiner edlen Verlobten bin ich beinahe erſtaunt — es frappirte mich nämlich, daß ich ſie aufs Haar ſo fand wie ich ſie mir vorgeſtellt hatte — ſo ſinnig und minnig! — Ich wollte Dich um ihr Bild ſchon erſuchen; nachdem Du es mir aber freiwillig geſchenkt, erfreut es mich doppelt. Innigen Dank! — Übergib Deinem Bruder die beiliegende Photographie mit der Meldung eines herzlichen Grußes, und entſchuldige mich bei ihm, unter Hinweiſung auf das oben Geſagte, daß ich ihm nicht beſonders ſchreibe und danke. — Eben kommt mir noch der Gedanke, daß Du das Bild Deiner Braut doch nur von ihr für mich erhalten haben kannſt, daß ſie alſo eingewilligt, es mir zukommen zu laſſen, und daß ich demnach nicht unangemeſſen handle, wenn ich ſie bitte, das meine dafür anzunehmen. Ich lege auch für ſie eine Copie bei, und bitte Dich, gefälligſt den Mittler zu machen. — In herzlicher Ergebenheit — Dein — Rob. Hamerling.

[Brief ddo. „Graz 15. Jan. 71“. — Johann Freiherr v. Päumann war 1871 Miniſterial-Secretär im Unterrichts-Miniſterium mit Titel und Charakter eines Sectionsrathes; er iſt angeblich Herausgeber der Werke J. G. Seidls, ſelbſt Dichter (Pſeudonym Hans Max), gieng als Sectionsrath des Unterrichts-Miniſteriums in Penſion und iſt bereits geſtorben. Wurzbach erwähnt desſelben nicht, auch nicht bei dem

Artikel über Seidl. Im Staatshandbuch 1874 erſcheint gleichzeitig ein Anton Freiherr v. Päumann als Miniſterial-Secretär im ſelben Miniſterium.]

Hochgeehrter Freund! — Du äußerteſt in Deinem letzten Schreiben, daß Du die Weihnachtsfeiertage mit Natalien verleben, alſo verreiſen würdeſt. Ich verſchob daher die Abſendung der gewünſchten Photographie für Sekretär Päumann, und ſpäter kam mir die Sache aus dem Sinn. Entſchuldige die Säumniß. Sag' mir gelegentlich: beſitzt Deine liebe Verlobte die *dritte* Auflage von „Sinnen und Minnen“, oder wenigſtens die *zweite?* oder gar nur die *erſte?* Die zweite Auflage enthält *um die Hälfte mehr* als die Erſte, und die Dritte iſt ſtark verbeſſert. Beſitzt ſie nicht die Dritte, ſo erlaube mir, daß ich ſelbſt ihr dies für Dich und ſie zum Vehikel einer holden Lebenserinnerung gewordene Buch in ſeiner neueſten und beſten Form übergebe — als verſpätetes Weihnachts-, Neujahr- oder noch beſſer — *Braut*geſchenk. Mit Beſorgniß fragſt Du nach meinem Befinden, weil ich es in meinem letzten Briefe ſchlecht genannt? Beruhige Dich; dies „ſchlecht“ will nur ſagen „wie gewöhnlich“. — Sei Deines Glückes froh, liebwertheſter Freund, und denke Deines herzlichſten Antheil nehmenden, ſich an einem Glück, wie das Deine, kindiſch mitfreuenden Hamerling.

[Der folgende Brief ddo. „Graz 22. Jän. 71“ gieng nach Laibach an Baroneſſe Natalie Grimſchitz.]

Hochgeborne Baroneſſe! — Unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr Leopold von Strasznicki, hat mir mitgetheilt, daß mein Liederbuch „Sinnen und Minnen“ eine kleine Rolle in Ihrem und ſeinem jüngſten Leben geſpielt hat. Ich erlaube mir, Ihnen das Buch, das Ihnen zufälliger Weiſe bedeutſam geworden, in ſeiner *neueſten*, hie und da in der Form etwas verbeſſerten Geſtalt zu überſenden. Die Liebe, die ich für meinen

Freund empfinde, und die Verehrung, die er mir für Sie eingeflößt, haben mich ermuthigt, als ein perſönlich Fremder mich ſelbſt in dieſer Art bei Ihnen einzuführen. Iſt dieſer Gedanke unbeſcheiden, ſo ſoll wenigſtens die Ausführung eine beſcheidene ſein. Einfach und anſpruchslos wie die Gabe ſelbſt ſollen auch die Zeilen ſein, mit welchen ich ſie begleite. In dieſem Augenblicke gibt es mit Recht nur einen Menſchen, der nicht fürchten müßte Sie zu langweilen, wenn er ſich nicht ſo kurz als möglich faßt. — Mit aufrichtigſter und wärmſter Hochachtung bin ich, hochgeehrte Baroneſſe, Ihr — ganz ergebener — Robert Hamerling.

[Brief aus „Graz 22. Jan. 71“. — Wer unter dem „Bureauchef“ gemeint iſt, war nicht zu ermitteln.]

Liebwertheſter Freund! Heute iſt das Packet an Natalien nach Laibach abgegangen. Ich habe ihr nur ſehr kurz geſchrieben, um ihr nicht das Vorurtheil einzuflößen, daß ich ein „liebenswürdiger“, „gemüthlicher“ Menſch ſei. Es thäte mir leid, wenn ſie mich einmal perſönlich kennen lernte und grauſam enttäuſcht würde. — Beiliegend ſende ich Dir die für Deinen Bureauchef gewünſchte Photographie. Ich ſende mit Bedacht nicht eine Copie derjenigen, die ich Dir gegeben habe, ſondern, wie auch ſchon im Hrn. Sekretär Päumann, eine andere. Von derjenigen, die Du beſitzeſt, haben ſchon Mehrere geäußert, ſie zeige eine „Triumphatormiene!“ Eine ſolche Miene könnte aber im k. k. Miniſterio übel vermerkt werden. Ich ſende daher dieſe, auf welcher ich beſcheiden und wie Einer, der von einem „Gnadengehalt“ lebt, ausſehe. — Mit herzlichem Gruß Dein — freundſchaftlichſt ergebener — Hamerling.

[Das folgende Gedicht iſt bisher ebenfalls ungedruckt geblieben; nur einmal wurde davon eine Abſchrift beſorgt. Es trägt die Aufſchrift: „An Leopold und Natalie. Zum 1. Mai 1871“ und als Unterſchrift den vollen Namen.]

Am erſten Mai! — O ſchöner Mond der Wonnen,
Voll Duft und Sang, o Mond der jungen Triebe,
Des Neſterbau's, der Knoſpen, goldner Bronnen
Der Lebensfriſche, Honigmond der Liebe! —

Doch nach dem Honigmond, wißt, kommt die Schwüle
Des Sommerſonnentags, die Zeit der Gluten,
Des ſchweißbedeckten Wanderns nach dem Ziele
Der Lebenshöh', die Zeit der Wetterfluten —

Und nach der Schwüle kommt die Zeit der Stille,
Erloſch'ner Brände Zeit, vertobter Wetter,
Die Zeit, wo tröſtet Früchteſegensfülle
Für todte Blüten und für welke Blätter —

Und nach der Ernte Müh'n kommt trauter Friede
Herabgeweht in weißen Silberflocken
Auf müde Häupter, und zum Feierliede
Des Lebens tönen milde Sabbathglocken —

Dann — blickend auf den Wandel ohne Trauer,
Seht Ihr erſtaunt, in unverſehrter Blüte
Nach Sommerglut, Herbſtnebel, Winterſchauer,
Den alten ew'gen Maitag im Gemüthe.

[Brief aus Graz, 12. Mai 1871.]

Liebſter Freund! — Am 4. habe ich, gleich nach Empfang der Kunde von Deiner Vermälung, ein paar poetiſche Zeilen an Dich und Natalie geſendet. Es waren, wie geſagt, nur wenige, und gewiß nicht bedeutende Zeilen, aber ihr Werth liegt darin, daß ich ſie in einer der leidvollſten Epochen meines leidvollen Daſeins ſchrieb, in einer Zeit, wo ich mein ganzes geiſtiges Weſen und Leben wie zermalmt fühlte. Ich habe innerhalb dreier Wochen keine Seite geleſen, und keine Zeile geſchrieben, als jene Hochzeitsverſe. Bewahre ſie daher als eine Art von Reliquie, als eine Denkwürdigkeit aus einem Dichterleben auf. Und wenn Du Zeit findeſt, ſo ſchreibe mir in zwei Worten, wie ſich Dein Sprung aus dem Garçon-Leben in Hymens Maigefilde äußerlich vollzog. In herzlicher Ergebenheit — Dein — Hamerling.

[Brief aus Graz, 23. Juni 1871, an Frau Natalie Schulz von Strasznitzki, geb. Baronin Grimſchitz. Der Dame verdanken wir in erſter Linie die Überlaſſung der Briefe Hamerlings an ſeinen Jugendfreund und fühlen uns deshalb zu größtem Danke verpflichtet.]

Hochgeehrte Frau! — Sie beſchämen mich durch ein Schreiben zum Dank für jene wenigen, beſcheidenen Zeilen, in welchen ich die Mitfeier Ihrer Vermählung mit meinem älteſten und liebſten Freunde beging, und welchen in meinen, ſo wie in Ihren und Ihres Gatten Augen — wenn ich Ihnen etwas gelte — nur der Moment, in welchem ich ſie aufs Papier warf, eine gewiſſe Bedeutung leihen kann. Es war ein Moment, zufällig ſo trüb und ernſt für mich, als ſonnig und glückverheißend für Sie beide. Ich habe durch die frühere Andeutung dieſes Umſtandes, wie ich aus Leopold's Briefe erſehe, Sie beinahe erſchreckt, und bin Ihnen, da ich an Ihre wohlwollenden Geſinnungen glaube, eine Beruhigung ſchuldig. Ich bin noch nicht glücklicher und heiterer, aber ich bin nicht mehr krank, und ich habe wieder zuweilen geiſtige Sammlung genug, um ein paar Seiten in einem Buche zu leſen. — Sie erzählen mir, daß Sie nichts zu wünſchen übrig haben in Ihrem neuen Leben, daß die Wirklichkeit Ihren Träumen Wort gehalten. Ich glaube und begreife es. Leopold iſt in Weſen und Manieren der liebenswürdigſte, herzlichſte Menſch, der mir je vorgekommen. Das machte ihn mir vor zwanzig Jahren, als wir uns, junge Leute, kennen lernten, ſogleich ſympathiſch in ungewöhnlichem Grade. Gegenwärtig ſuche ich keinen Freundesumgang mehr, und jeder Beſucher, der an meine Thüre klopft, iſt mir läſtig. Mit Leopold möchte ich noch immer gern und herzlich verkehren. — Es macht mir wirklich Freude, ihn jetzt durch Sie ſo glücklich zu ſehen. Als er mich im vorigen Jahre beſuchte, ſprachen wir viel von Liebes- und Lebensglück. Er ſprach faſt trübe und traurig davon — er ahnte nicht, wie nahe ihm das Schönſte, Höchſte ſei. Er reiſte weiter und lernte ein paar Tage ſpäter Sie kennen. Er fand die Liebe, und für ihn war ſie Eins mit dem Glücke. — Seien Sie überzeugt, hochgeehrte Frau, daß Niemand mit größerer Freude und herzlicherem Antheil Ihrem und Ihres Gatten weiterem, ohne Zweifel geſegnetem Lebensſchickſal folgen wird, als — Ihr — in aufrichtiger Hochachtung ergebener — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 23. Juni 1871, vom ſelben Tage, wie der vorhergehende Brief.]

Lieber, hochgeehrter Freund! — Die endliche Beſtätigung des Empfangs meiner beiden Briefe hat mich von einer wirklichen Angſt erlöſ't. Ich bin glücklich, daß Du das Wenige, was ich in jenem Momente zum Ausdruck meines herzlichen Mitgefühls thun konnte, ſo freundlich aufnimmſt. Auch Deine Natalie überraſcht und erfreut mich ſo eben mit einem Schreiben voll ſchöner und edler Empfindung, zu deſſen Erwiderung ich einige Zeilen hier beilege. — Vergib mir, liebſter Freund, einen kleinen Sprung von der Poeſie Eures Daſeins in die Proſa des meinigen. Iſt die Verfügung über Verwendung der Künſtler- und Dichterſtipendien für dieſes Jahr bereits getroffen worden? — Ich bitte Dich, theile mir rückhaltslos mit, was Du weißt — auch eventuell Unerfreuliches — nur bald; es handelt ſich für mich vor Allem darum, zu erfahren, was ich zu erwarten habe. — Mit innigem Gruß — Dein — Hamerling.

[Brief aus Graz, 24. Juli 1871.]

Lieber, hochgeehrter Freund! — Innigen Dank für die gute Nachricht und für Deine gütige Mitwirkung an der für mich ſo erfreulichen Sache. Daß man mir Penſion ſtatt „Ehrengabe“ zuerkannt, iſt ſehr beruhigend für mich. Ich will es nicht als böſes Omen betrachten, daß ich jetzt als Dichter „penſionnirt“ worden bin. Ich denke doch ein wenig activ zu bleiben, und von den vier Werken, an welchen ich, einer Zeitungsnachricht zufolge, zugleich arbeiten ſoll, nächſtens doch wenigſtens eines zu Stande zu bringen. Nur in dieſem Augenblicke bin ich noch zur Unthätigkeit verurtheilt, durch einen ſehr peinlichen und läſtigen Rheumatismus im Geſicht, der mich Zimmer und Bett zu hüten zwingt. Er iſt auch Schuld, daß ich Dir nicht augenblicklich nach Empfang Deiner lieben Zeilen den ſchuldigen Dank ſagte, und daß ich es jetzt mit ſo wenigen Worten thue. Du kennſt aber meine Geſinnungen, und ich hoffe, Dir doch bald einmal mündlich ſagen zu können, wie ſehr ich Dir verpflichtet bin. — Mit der Bitte, Natalien meinen herzlichſten und hochachtungsvollſten Gruß zu melden, — Dein — innigſt ergebener Freund — Robert Hamerling.

[Brief aus „Graz 22. Aug. 1871“. — Unterrichts-Miniſter war damals Joſef Jirecek.]

Liebwertheſter Freund! — Die Höflichkeit verlangt, denke ich, daß ich ein Dankſchreiben an den Unterrichtsminiſter richte wegen der verliehenen Penſion. Ich weiß aber bloß, daß er Jirecek oder ſo dergleichen heißt, auf ſeinen Taufnamen beſinne ich mich nicht. Unglücklicher Weiſe wohne ich auf dem Lande, und bin außer Stande, über den fraglichen Punkt Zeitungen nachzuſchlagen oder ſonſtige Erkundigung einzuziehen. Ein paar Leute, die ich fragte, wußten ſo wenig als ich. So ſcheint es mir denn noch immer das Bequemſte und Sicherſte, mich an Dich, liebſter Freund, zu wenden. Wollteſt Du mir ſofort mit einer Zeile Namen und Titel Deines Chefs mittheilen, ſo wäre mir geholfen und der Miniſter erhielte ohne weitere Verzögerung das ihm gebührende Dankſchreiben. — Vergib mir die Beläſtigung! Mit herzlichem und hochachtungsvollem Gruß an Natalien — Dein — Hamerling.

[Brief aus Graz, 31. Januar 1872.]

Lieber, hochgeehrter Freund! — Ich liege ſchwer krank im Bette und kann nur mit Bleiſtift ſchreiben. In einem hieſigen Blatte finde ich eben eine Notiz, nach welcher die Vertheilung der Beträge aus dem Kunſtſtipendienfond für dies Jahr ſchon ſtatt gefunden haben müßte. Bin ich diesmal durchgefallen? Ich bitte Dich, ſchreibe mir's ebenſo raſch und offen wie bisher das Gegentheil. Schreibe mir auch gefälligſt: wer iſt gegenwärtig Präſident des betreffenden Comites? — Noch Eins: wenn es dienlich ſein ſollte, würde ich Dir einmal einen ganz genauen Ausweis über meine finanziellen Verhältniſſe ſchicken, damit Du nöthigenfalls an maßgebender Stelle zu Zerſtörung unrichtiger Vorausſetzungen und falſchen Scheins ihn geltend machen könnteſt. — Hochachtungsvollſten Gruß Deiner Frau Gemalin! — Herzlich ergeben und vielverpflichtet — Dein — Hamerling.

[Brief aus Graz, 15. Juni 1872.]

Beſten Dank, liebſter Freund, für Deine gütige

Nachricht, die mich noch angenehmer berührt hätte, wenn Du ſie mit einer kleinen Mittheilung über Dich ſelbſt, Dein und Nataliens Wohlbefinden u. ſ. w., gewürzt hätteſt. Ich ſchließe aus Deinem Schweigen, daß Du Dich des angenehmen Status quo erfreuſt, und das iſt für glückliche Leute wie Du, am Ende das Beſte. Indeſſen, Sectionsrath biſt Du geworden, wie ich aus den Zeitungen erſehen. Glück auf — immer höher! Nur Miniſter werde nicht, um des Himmelswillen! Denn das iſt ein „hartes Brod“ in Öſterreich. Was mich betrifft, ſo habe ich mich von der letzten Krankheit vorläufig leidlich erholt und bin der weiteren Dinge gewärtig. Mit hochachtungsvollſtem Gruß an Natalie — Dein herzlich ergebener — Hamerling.

[Brief aus Graz, 23. Juni 1872.]

Herzlieber Freund! — Ich verſprach für heute, zu kommen, Deinen und Deiner Frau mich innigſt erfreuenden Beſuch zu erwidern. [55 Worte wegg.] Für heute kann ich nichts thun, als Dich und Natalien um Vergebung bitten, daß ich verſäumen muß, was mir weit mehr als Höflichkeitspflicht geweſen. Darauf, daß ich in perſönlichem Verkehr, namentlich bei erſten Begegnungen, ſehr unbeholfen bin, wirſt Du Natalien wohl vorbereitet haben? — Möge der wortkarge, froſtige Menſch ihr nicht für die Zukunft den warmen Poeten verleidet haben. — Ärgere Dich nicht über mich, liebſter Freund, [5 Worte wegg.] und bleibe, [8 Worte wegg.] in alter Treue gewogen — Deinem — Hamerling.

P. S. In dem Augenblicke, wo ich dieſe Zeilen fertig geſchrieben, beginnt es zu regnen. Ich könnte es daher dem ſchlechten Wetter überlaſſen, mein Nichtkommen zu entſchuldigen. Aber ich ziehe es vor, den nun einmal geſchriebenen Brief in Deine Hände gelangen zu laſſen.

[Brief aus Graz, 23. Dec. 1872. Aus der hier erwähnten Notiz der Deutſchen Zeitung, die angeblich von verläſslicher Seite ſtammte, geht hervor, daſs Miniſter Stremayr in der Commiſſions-Berathung für Vertheilung der Künſtler-Stipendien den Vorſitz führte. Die Angriffe Dingelſtedts richteten ſich gegen Betti Paoli und Robert Hamerling. Hinſichtlich des letzteren fürchtete das genannte Commiſſions-Mitglied, daſs der Dichter im Beſitze zweier Penſionen Gefahr laufe, auf ſeinen Lorbeeren auszuruhen und ſeinem dichteriſchen Schaffen werde entfremdet werden; übrigens ſei er auf poetiſchen Abwegen. Es ſcheint, daſs dieſe Äußerungen auf die Commiſſion keinen Eindruck ausübten und ſo bezeichnete Dingelſtedt den Dichter zuletzt noch als maßloſen Bewunderer Bismarcks und beantragte: **Robert Hamerling** ſeitens des Miniſteriums zu verwarnen. Dieſer Antrag wurde jedoch mit 8 gegen 1 Stimmen abgelehnt.]

Lieber Freund! — Du haſt von der Natur ſo viel Geiſt und Herz mitbekommen, um damit für Dein ganzes Leben auszureichen; ich glaube daher nicht, daß Du zum „Bureaukraten" oder Pedanten verknöchern kannſt; ich glaube auch nicht, daß Du Deine Geſinnung gegen den Jugendfreund ändern und mir etwa grollen kannſt wegen des verabſäumten Gegenbeſuches in Graz. Obgleich es nicht ohne eine kleine Indiscretion geſchehen kann, bin ich doch jeden Augenblick bereit, Dir den abſonderlichen Grund jener Verſäumniß zu geſtehen, wenn ich weiß, daß es Dich nicht langweilt. Entſchuldigen wirſt Du mich dann gewiß, davon bin ich überzeugt. — Die „Deutſche Zeitung" vom 22. brachte unter der Überſchrift „Wie Hofrath Dingelſtedt Kritik übt" eine Notiz, welche berichtet, daß „vor mehreren Tagen" die Sitzung der miniſteriellen Commiſſion betreffs der Künſtlerſtipendien u. Dichterpenſionen ſtattgefunden. Verhält ſich dies wirklich ſo? Ich bitte Dich, mir mit einer Zeile Auskunft zu geben. Iſt wirklich Oppoſition laut geworden mit Hinſicht auf meine „doppelte“ Penſion, ſo bedaure ich nun ſehr, meine frühere Abſicht, jener Commiſſion einen Ausweis über meine wirklichen Vermögensverhältniſſe vorzulegen, nicht ausgeführt zu haben. Du ſelbſt hieltſt es nicht für nöthig. — Melde Natalien meinen hochachtungsvollen, herzlichen Gruß. Euch Beiden wärmſten Wunſch für glückliche Weihnachtfeier! — In unveränderten Geſinnungen — Dein Hamerling.

[Brief aus Graz, 18. April 1873.]

Hochgeehrter Freund! — Ich habe diesmal gewartet, Dir meinen Dank für die gütige Mitteilung auszudrücken, bis das miniſterielle Dekret in meinen Händen ſein würde; ich war auf die Faſſung desſelben begierig und dachte, ſie könne mir vielleicht Anlaß geben, mich gegen Dich darüber auszuſprechen. Zugleich drückte mich das Gewiſſen; ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich Dir einen ausführlicheren Brief ſchulde. Einen ſolchen aber zu ſchreiben, fällt mir im Augenblicke ſchwer, da ich ſeit Neujahr an nichts als an meinen zweibändigen Roman „Aspaſia“ denke, den ich im Sommer, längſtens im Herbſt, vollenden muß und will. Da es ein Künſtlerroman iſt, und Du ein Kunſtliebhaber und Kunſtgelehrter biſt, ſo wirſt Du um deſſentwillen, was ich thue, das, was ich unterlaſſe, verzeihen. [228 Worte wegg.] Dein Hamerling.

[Brief aus Graz, 11. Mai 1873. — Als das Epos „Ahasver in Rom“ erſchienen war, ſchrieb Dr. Karl Landſteiner eine Broſchüre „Hans Makart und Robert Hamerling“ (Wien, 1873). Daſs Herr L. mit dieſem Autor identiſch iſt, iſt wahrſcheinlich. Orte mit dem Namen Gries gibt es bei Bozen und

Iſchl; es iſt uns nicht bekannt, ob Hamerling einmal in einem dieſer Orte weilte; dagegen wohnte der Dichter 1867 in Ries bei Graz.]

Hochgeehrter Freund! — Ich danke Dir für die Güte, mit welcher Du meine Eröffnungen und den Verſuch meiner Rechtfertigung erwidert haſt. Du und Deine Natalie, ſagſt Du, ihr kennt die Eiferſucht nur vom Hörenſagen? O ihr Gottbegnadeten! — Was Du mir vom Vortrage des Hrn. L. ſchreibſt, hat mich intereſſirt. Von ſeiner Abſicht, einen ſolchen Vortrag zu halten, wußte ich nichts. Vor ein paar Jahren hat er mich einmal in meiner Sommerwohnung im Stiftingthal — die Du kennſt — beſucht (nicht in „Gries“, wie Du ſchreibſt). Später ſandte er mir ein paar Broſchüren, ich fand aber gar nicht Zeit ihm zu antworten, und ſo bin ich thatſächlich in keinem Verkehr mit ihm. Als ich von dem zu haltenden Vortrag in den Zeitungen las, war ich nicht ſehr erbaut, denn ich halte die angebliche Ähnlichkeit zwiſchen mir und Makart für eine ſehr oberflächliche. Will man mir ſchon die Ehre anthun, mich mit einem berühmten Maler zu vergleichen, ſo könnte man mich vielleicht eher mit Kaulbach zuſammenſtellen — als Völker- und Zeitenmaler — obgleich am Ende alle Vergleiche hinken. — Mit hochachtungsvollem Gruß an Natalie — Dein — dankbar ergebener — Hamerling.

[Brief aus Graz, 13. October 1874. — „Erzherzog Johann,“ ein Hotel mit Reſtaurant in Graz. In den „Stationen“ gibt Hamerling den 10. November als den Tag der goldenen Hochzeit ſeiner Eltern an.]

Hochgeehrter Freund! — Der 9. November, der goldene Hochzeittag meiner Eltern, iſt nicht mehr ferne. Du haſt ſchon halb und halb zugeſagt, mit Deiner lieben Frau zu kommen. Dürfen wir wirklich darauf rechnen? Werde ich die Freude haben, einen meiner älteſten und liebſten Jugendfreunde in dem Kreiſe zu ſehen, der dieſes Familienfeſt — die Feſte ſind ſehr ſelten in meiner Familie — mit mir feiert? Wir werden am 9. Mittags nach einer kleinen kirchlichen Ceremonie in der Stadtpfarrkirche zum „Erzherzog Johann" fahren, und da wird ein kleines Sympoſion die Geladenen als meine Gäſte ein paar Stunden vereinigen. Es werden etwa 25—30 Perſonen ſein — ein paar Verwandte, meine hieſigen Freunde, meiſt Poeten, Roſegger, Hauptmann F. Marx, C. G. v. Leitner, Prof. Fritz Pichler, Maler Prinzhofer ꝛc. Melde uns bald, liebſter Freund, was wir zu erwarten haben. Mit hochachtungsvollſtem und herzlichſtem Gruße an Deine Frau Gemahlin — Dein — innig ergebener — Hamerling.

[Brief aus Graz, 6. November 1874.]

Liebſter Freund! Die Gäſte finden ſich Montag nach 11 Uhr in meiner Wohnung zuſammen (Realſchulgaſſe Nr. 6. 3. Stock: man geht durch die Herrn- und einen Theil der Neugaſſe, wenn man vom Hauptplatz kommt.) Um 11½ fahren wir in die Stadtpfarrkirche zur Meſſe, dann in den „Erzherzog Johann" zum Diner. Ich hoffe Dich vor 11 Uhr begrüßen zu können — vielleicht ſchon den Abend vorher? — Daß wir Dein edles, engelzartes Frauchen — (entſchuldige das Wort!) nicht zu ſehen hoffen dürfen, thut mir und meinen Eltern herzlich leid — vielleicht aber auch ihr ſelbſt — ich kann es mir nicht anders denken. Sie hat perſönlich zu viel warmen Antheil verrathen, als daß ich daran zweifeln könnte. Grüße ſie von uns aufs Innigſte. Dich erwarten wir nun beſtimmt — es gibt nichts, was Dein Ausbleiben in meinen Augen entſchuldigen könnte. — In froher Erwartung des Wiederſehens — Dein — Hamerling.

[Brief ddo. „Graz 29. Jänner 76“. — Über Dr. phil. Ignaz Emanuel Weſſely, hier irrthümlich „J. E.“, findet ſich das Nähere bei den an ihn gerichteten Briefen Hamerlings, S. 68 u. ff. — Carlopago, der Poet Karl Ziegler (1812—77). — Zum erſten geharniſchten Theile des Briefes ſei im allgemeinen bemerkt, daſs über die poetiſche Erfaſſung des helleniſchen Lebens in der „Aſpaſia“ die Meinungen auch von beſſer Denkenden auseinandergehen und daſs ſelbſt Freund Strasznitzki anderer Anſicht über das Werk war, als der Dichter; das verbietet indes nicht, gegen die Oberflächlichkeit zu Felde zu ziehen.]

Liebſter Freund! — Ich danke Dir herzlich für Deine lieben Zeilen und ſende Dir mit Vergnügen die verſprochene „Aſpaſia“. Du thuſt ſehr wohl, wenn Du, wie Du ſagſt, Dein Urtheil nicht beeinflußen zu laſſen gedenkſt durch die Stimmen jener Wiener Recenſenten, welche ſich wie eine Meute biſſiger Hunde über das kaum erſchienene Werk herſtürzten, und deren kritiſche Pamphlete nicht bloß durch ihre maßloſe Gehäßigkeit — die mich bei ſo alten perſönlichen Feinden nicht überraſchen konnte — ſondern weit mehr noch durch die beiſpielloſe Leichtfertigkeit der Motivirung den denkenden Leſer ſtutzig machen mußten. Sollten nun auch die beſſer von meiner Arbeit denken vorläufig eingeſchüchtert ſein und das Urtheil meiner Feinde in mehr oder weniger gedankenloſen Nachbetern ein Echo finden, ſo bin ich doch überzeugt, daß die Akten über „Aſpaſia“ noch nicht ſo bald geſchloßen ſein werden, und daß ein mit ſo viel Ernſt und Eifer durchgeführtes Werk ſich noch eine beſſere Würdigung erringen wird, als die taglöhnernden Zeitungs-Recenſenten, durch deren Hände die leichte Waare der Tagesliteratur läuft, und welche die Maſſen des bedruckten Papiers nur zu beſchnüffeln, nicht zu leſen gewohnt ſind, im erſten Augenblick denſelben zuzuerkennen vermögen. — Deine Frage nach meinem Beſinden kann ich kurz beantworten. Ich bin derſelbe und in den ſelben Umſtänden, wie Du mich im November 1874 perſönlich gefunden. Das Gleiche gilt von meinen Eltern. Was die eigentliche Geſundheit anlangt, bin ich zwar nicht gerade wie der Fiſch im Waſſer, aber ich wüßte über nichts Beſtimmtes zu klagen. Mein leibliches Beſinden iſt mir übrigens Nebenſache; ich achte nicht viel darauf. — Sei nicht ungehalten, liebſter Freund, daß ich Dich ſchließlich noch mit einer Protektionsangelegenheit behellige. Kürzlich ſchrieb mir Dr. J. C. Weſſely, ein geborner Öſterreicher, gegenwärtig Docent an der Leipziger Univerſität, mit welchem ich gelegentlich ſchon einige Briefe in literariſchen Dingen gewechſelt, daß er die Abſicht habe, ſich um einen Lehrſtuhl für Äſthetik, Literaturgeſchichte u. dgl. an der neuen Czernowitzer Univerſität zu bewerben. Man habe ihn darauf aufmerkſam gemacht, ſagt er, daß ich eine „Perſon von Einfluß in Öſterreich“ ſei (!) und er erſuche mich deshalb, ihn zu „empfehlen“. Ich antwortete ihm, mein „Einfluß in Öſterreich“ beſtehe in dem Beſitz eines Freundes, welcher Sectionsrath im Unterrichtsminiſterium iſt, und dieſem wolle ich Alles mittheilen was ich Gutes von ihm wiſſe. Ich thue dies hiermit und mache Dich darauf aufmerkſam, daß Weſſely ein vielſeitig gebildeter, gründlicher Gelehrter iſt, von deſſen Werken ich das umfangreiche und hochbedeutende Buch über „Das Grundgeſetz des deutſchen Rhythmus“ (Leipz., J. O. Weigel 1868) kenne, und der auch auf dem Gebiete der Kunſtarchäologie Treffliches geleiſtet hat. Die einzige Schwäche, die ich an ihm kenne, iſt, daß er mich in dem pindariſch geſtimmten Carlopago zu den erſten Lyrikern des Jahrhunderts zählt, und eine Abhandlung geſchrieben hat, in welcher er das Weſen der echten Lyrik aus meinen und Carlopagos

Gedichten entwickelt. Ich habe ihn jedoch bis jetzt von der Herausgabe dieſer ein wenig riskirten Erörterung zurückgehalten und hoffe, er wird ſeine äſthetiſch-kritiſchen Anſichten über dieſen Punkt den landläufigen Anſchauungen etwas mehr accomodiren lernen. — Jedenfalls ſollte man geeigneten Falls dieſen Mann im Auge behalten; geborne Öſterreicher werden auf öſtrreichiſchen Lehrkanzeln einem hohen Miniſterio gewiß weniger Verlegenheiten bereiten als die importirten Gelehrten es zuweilen thun. — Mit innigſtem und hochachtungsvollſtem Gruße an Deine Frau Gemalin — in herzlicher Ergebenheit — Dein — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 26. Nov. 1877. Ladislaus Graf Tarnowski, deſſen gegen Ende des Briefes Erwähnung geſchieht, 1835 geboren, war ein leidenſchaftlicher Kunſtfreund, veröffentlichte unter dem Pſeudonym Erneſt Bulawa Gedichte-Sammlungen, genoſs als Componiſt ein gewiſſes Anſehen und war mit Franz Liszt befreundet. Er ſtarb 1879 auf einer Reiſe um die Erde. Dieſe Mittheilungen verdanken wir der Güte des Herrenhausmitgliedes und Präſidenten der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Krakau Univ.-Profeſſor Dr. Stanislaus Graf Tarnowski. In den „Stationen“ erſcheint Ladislaus Graf Tarnowski unter verſchiedenen Componiſten der Lieder Hamerlings. — Übrigens mag aus dieſem Briefe, gleichwie auch aus anderen Stellen dieſer Correſpondenz der Leſer die Überzeugung ſchöpfen, daſs der Deutſche noch immer ſeine Dichter, darunter die hervorragendſten, nicht auf Roſen bettet.]

Lieber, hochgeehrter Freund! — Es iſt diesmal wieder der Würdenträger, der Sectionsrath, an welchen ich zu ſchreiben veranlaßt bin. Der junge [8 Worte wegg.], bewirbt ſich um die erledigte Cuſtosſtelle daſelbſt. Da das Referat in dieſer Sache, ſo viel er weiß, in Deinen Händen iſt, und ſein früherer College [3 Worte wegg.] ihm mitgeteilt, daß ich mit Dir perſönlich befreundet, ſo bin ich dringend gebeten worden, ſeine Sache bei Dir, ſo weit es mir möglich iſt, zu unterſtützen. Mit gutem Gewiſſen kann ich zu ſeinen Gunſten geltend machen, daß diejenigen, die ihn genauer kennen, mit Begeiſterung von ihm ſprechen, daß er ein ebenſo ſolider als unermüdlicher und geiſtig ſtrebſamer junger Mann iſt [4 Worte wegg.], vom Hauſe aus unbemittelt, und ſeit Kurzem mit einer jungen Dame verheirathet [16 Worte wegg.]. Ich glaube, daß er, wenn er die Stelle erhält, ſchwerlich einen Würdigern verdrängen wird; es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß ich Dich nicht verleiten will, gegen Dein Gewiſſen und gegen Deine eigene Überzeugung zu handeln. — Nun erlaube mir, liebſter Freund, bei dieſer Gelegenheit ein Wort von mir ſelbſt zu ſprechen. Ich lebe in beſtändiger Angſt, daß mir die Dichter-Penſion entzogen werden könnte, mit Berufung darauf, daß ich ſchon eine Profeſſorspenſion beſitze. Bei dem Umſtande, daß ich für meine beiden Eltern zu ſorgen habe, und bei meiner Kränklichkeit, würde die Profeſſorspenſion von 600 fl. entſchieden unzureichend ſein. Auf meiner ländlichen Beſitzung aber ruht faſt die Hälfte der Kaufſumme als Hypothekarſchuld, ſo daß ich froh ſein muß mit dem Ertrag die Zinſen zu beſtreiten, und nichts davon habe, als den für meine Geſundheit allerdings unerläßlichen Sommeraufenthalt. Was den literariſchen Erwerb betrifft, ſo reicht derſelbe im beſten Falle hin, mein anderes Einkommen (mit Einſchluß der Dichterpenſion) auf den Betrag zu ergänzen, der zur Führung meines Haushaltes ſo nothdürftig ausreicht, daß der für unvorhergeſehene Fälle nöthige Sparpfennig nur bei größter Einſchränkung erübrigt werden kann. So viel iſt von meinen Verhältniſſen brieflich mittheilbar; Anderes könnte ich Dir nur mündlich anvertrauen. Manche Pflicht und Sorge liegt auf mir, die meine geringen Mittel in Anſpruch nimmt, und mich zwingt, für meine Perſon ſo eingezogen zu leben und mir ſelbſt ſo wenig zu gönnen, wie es kaum — und das will viel ſagen — bei einem andern deutſchen Poeten der Fall iſt. Mit Einem Wort: Die Dichterpenſion iſt mir derzeit noch unentbehrlich und unerſetzlich; ſie mir entziehen, hieße mich zur Entbehrung oder zu geiſttödtender literariſcher Taglöhnerei verdammen. — Ich bitte Dich, von dieſer Darſtellung der Sachlage Gebrauch zu machen, wenn wirklich die doppelte Penſion in der betreffenden Commiſſion ein Bedenken erwecken ſollte. — Dieſer Tage beſuchte mich Graf Ladislaus Tarnowski; er erzälte mir auch von Dir und Deiner Frau Gemahlin und Eurem Wohlbefinden. Mir ergeht es nicht ſo gut; meine alte rheumatiſche Dispoſition macht mir viel zu ſchaffen. Im vorigen Winter ſchleppte ich mich Monate lang mit einem Gelenk-Rheumatismus, und auch jetzt kündigt ſich derſelbe wieder an. Ich fürchte wieder bettlägerig zu werden, und das Bischen Schaffensfreude, das mir geblieben, völlig einzubüſſen. — Mit herzlichem und hochachtungsvollem Gruße an Natalie — Dein — warm und treu ergebener — Hamerling.

[Brief aus „Graz 31. Jänner 1878“. — Dieſes Schreiben wurde von dem unglücklichen Jugendfreunde nicht mehr beantwortet. — Das hier und in vorhergehenden Briefen erwähnte Dichter-Stipendium („Ehrengabe“, „Penſion“) ſcheint, im Hinblicke auf die Deutſche Schillerſtiftung, zu einem Miſsverſtändnis geführt zu haben. In einem neuen Wiener Journale wurden kürzlich Briefe Robert Hamerlings an Friedrich Halm veröffentlicht und im Commentar hiezu geſagt, daſs die Schillerſtiftung dem Dichter zugute kam. Das letztere iſt niemals der Fall geweſen, und werden wir in unſerem zweiten Theile Ungedruckter Briefe auf dieſen Punkt, geſtützt auf Actenmaterial, ausführlicher zurückkommen.]

Hochgeehrter Freund! — Roſegger theilt mir mit, daß das ihm zuerkannte diesjährige Dichter-Stipendium ſchon ſeit ein paar Wochen in ſeinen Händen ſei. So befriedigend und beruhigend Deine freundlichen Zeilen vom November v. J. in der Angelegenheit meiner Dichterpenſion für mich waren, erſcheint es mir doch ſehr bedenklich, daß ich noch kein Aviſo von der Statthalterei habe. Die Dekrete dürften ja doch wohl gleichzeitig bei der hieſigen Behörde eintreffen? Ich bitte Dich dringend, liebſter Freund, verſtändige mich von dem Sachverhalt mit einer einzigen Zeile (durch Correſpondenzkarte); wenn die Penſion mir entzogen worden iſt, ſo melde es mir unverhohlen, und verzeihe dieſe Behelligungen — Deinem alten, warm ergebenen — Freunde Hamerling.

[Brief aus Graz, 22. December 1881, an die Witwe, Frau Natalie Schulz v. Strasznitzki.]

Hochgeehrte Frau! — Als Sie meinem lieben Jugendfreunde vor Jahren die Hand reichten, wer hätte da nicht gedacht, daß ihm eine glänzende Laufbahn und Ihnen an ſeiner Seite das Loos der glücklichſten Gattin bevorſtehen würde? Wer hätte geahnt, daß Ihnen und ihm nach kurzem Glück ein Märtyrthum in der Blüte der Jahre beſchieden ſein würde? Wie oft gedachte ich Ihrer und des tiefen Kummers, der ſeit Jahren Ihr Leben freudlos machen und verdüſtern mußte! Nun hat das Hinſcheiden des Theuren Ihnen nichts mehr rauben können — Sie hatten ihn ja längſt verloren! Der Tod hat nur ſeinem Leiden ein Ziel geſetzt, und Sie haben den Schmerz ſeines völligen

Verluſtes zu tragen, aber nicht mehr den vielleicht noch größeren, den geliebten Gatten ein hoffnungsloſes finſteres Daſein hinſchleppen zu ſehen! Von ganzem Herzen wünſche ich Ihnen, daß Ihr Leben von nun an in ſchöner, leidloſer Ruhe dahinfließe, und daß Sie im Schmerz dieſer Tage Troſt ſchöpfen aus dem Bewußtſein, das Maß der Leiden erſchöpft zu haben, nicht mehr unglücklicher, ſondern nur noch glücklich werden zu können. — Mit aufrichtigſter Hochſchätzung und inniger Theilnahme — Ihr — ganz ergebener — Robert Hamerling.

[Anhang zum Briefe vom 22. October 1853. — Das Conto bei der Beck'ſchen Hof- und Univerſitäts-Buchhandlung in Wien beſteht aus einem Doppelfolio-Bogen, mit 1 Kreuzer Stempel bedruckt, trägt Fol. 1 und die Aufſchrift: „Herr Profeſſor Robert Hamerling, am Akad. Gymnas.“ Das war in Wien; hiezu findet ſich oberhalb folgende Anmerkung: „kleinere Packete ins Akad. Gymnas.; größere Packete in die Wohnung, Neue Wieden, Schloſſelgaſſe 595“; die alte Nummer 595 im IV. Bezirk Wieden trug das 1817 erbaute Haus der Lambrechtsgaſſe O.-Nr. 4; ſeit Jahren ſteht auf dem Platze ein modernes Zinshaus. Hamerling in ſeinen „Stationen“ theilt mit, daſs er, als er 1841 nach Wien gekommen war, mit ſeiner Mutter in der „Schloſſelgaſſe jetzt Lamprechtsgaſſe auf der Wieden“ wohnte. Der letztere Vermerk des Buchhändlers für Wien wird ſpäter durchſtrichen und es erſcheint der Zuſatz „in Gratz“; an der Seite wird bemerkt: „Hofgaſſe Nr. 56;“ es iſt dies, wie aus dem Briefe an Leopold Schulz v. Strasznitzki vom 16. October 1853 hervorgeht, Hamerlings Wohnung in Gratz. Später wird „Gratz“ durchſtrichen und darüber „Trieſt“ geſchrieben, wo der Dichter zu Oſtern 1855 eintraf. Endlich findet ſich noch folgender Vermerk: „wünſcht Philoſophie, Aeſthetik, Poeſie.“ Die

Tabelle weiſt folgende, von Robert Hamerling in je einem Exemplare bezogene Bücher auf; eine große Anzahl Bücher hat derſelbe offenbar nur zur Anſicht bekommen und ſie wieder retourniert; dieſe ſind hier nicht aufgenommen worden.

1853				C. M.
April	26.	Kalidaſa, Sakuntala, v. Meier	fl.	1.40
„	26.	Sophoclis tragoediae, ed. Dindorf (Teubner)	fl.	—.42
„	27.	Noack, Geſchichte der Philoſophie	fl.	2.30
Mai	7.	Platonis Dialogi, vol. II. IV. V.	fl.	2.20
„	29.	Aeschynis Orationes ed. Teubneriana	fl.	—.26
„	30.	Walther's v. d. Vogelweide Gedichte, herausgegeb. v. Lachmann	fl.	1.40
Juni	11.	Aeliani historia ed. Tauchnitz	fl.	—.26
„	11.	Antonini Commentarii, ed. Tauchnitz	fl.	—.17
„	11.	Athenaei opera, 4 voll., ed. Tauchnitz	fl.	3.07
„	11.	Stobaei Florilegium, 3 voll., ed. Tauchnitz	fl.	2.20
„	11.	Gellii noctes Atticae, ed. Tauchnitz	fl.	—.58
„	11.	Allgemeine Bibliographie . . .	fl.	2.14
„	25.	Platen's geſammelte Werke, 5 Bde.	fl.	4.27
„	25.	Platen's geſammelte Werke, 6. und 7. Band	fl.	2.56
Juli	18.	Platonis dialogi, vol. VI. (Teubner)	fl.	—.50
„	25.	Roſenkranz, Aeſthetik des Häßlichen	fl.	4.—
Auguſt	6.	Hölderlin's Werke, 2 Thle. . .	fl.	5.—
„	12.	Ἡλιοδώρου Αἰθιοπικῶν βιβλία δέκα	fl.	—.27

Aug. 12. Longi pastoralium de Daphnide
et Chloe libri IV. . . . . . fl. —.40
Nov. 16. Zahlten Sie durch Hrn. Schulz
v. Straſznitzki . . . . . . fl. 10.—
Beglichen hat Hamerling das Conto im Jahre 1870.]

[Joſef Tandler Ritter v. Tanningen — Florus Ruthland — geboren 1807 zu Prag, trat nach Abſolvierung der Univerſität in den Staatsdienſt, gehörte dem Gefällinſpectorate und der Cameral-Landes-Verwaltung an, wurde 1850 Miniſterial-Secretär im Unterrichts-Miniſterium, 1854 Statthaltereirath in Ofen, kehrte 1860 nach Wien zurück, wurde 1863 Sectionsrath im Staats-Miniſterium, 1867 Miniſterialrath, 1873 wurde er in den Ritterſtand erhoben und trat 1879 in den Ruheſtand. Veröffentlichte Novellen und Gedichte, wurde Mitarbeiter ſchöngeiſtiger Blätter, publicierte juridiſche Fachſchriften, redigierte von 1872—1875 die „Dioskuren“ und befaſste ſich auch mit der Malerei. Mit öſterreichiſchen und ausländiſchen Anerkennungen ausgezeichnet, ſtarb er 1891 zu Langenwang bei Mürzzuſchlag. — Vergl. Wurzbach, Lex., 43. Bd. u. Das geiſtige Wien, 1893. — Auf einer Reiſe zeichnete Tandler das Geburtshaus Robert Hamerlings in Kirchberg am Walde, das in ſeiner Unanſehnlichkeit ſo merkwürdig mit dem ſtarken Geiſte contraſtiert und uns wie ein Wunder anmuthet. Als der Dichter in den Beſitz dieſes Blattes gelangt war, ſchrieb er den folgenden Brief.]

Hochgeehrter Herr! — Ich habe in meinem bisherigen Daſein einiges Erfreuliche und viel niederdrückend Trauriges erlebt. Das Letztere, nicht das Erſtere, hat mich beinahe abgeſtumpft gegen Eindrücke überhaupt. Es kommt mir noch ſelten vor, daß ich mich über etwas betrübe, oder über etwas freue. Ich bin abgeſtumpft gegen das Vergnügen, welches mir vor Jahren eine „ſchöne Recenſion“ in der Zeitung zu bereiten im Stande war — abgeſtumpft auch gegen die nicht „ſchönen“ — abgeſtumpft gegen mündliche Liebenswürdigkeiten, abgeſtumpft gegen die brieflichen Complimente derjenigen, welche um „Vergebung“ bitten, „daß ein Unbekannter es wagt“ u. ſ. w. Es war Ihnen, hochgeehrteſter Herr, vorbehalten, einen Menſchen, der, wie geſagt, ſtumpf geworden durch ein Übermaß des Schlimmen gegen das Gute und Schlimme, aus ſeiner Lethargie wieder einmal aufzurütteln. Daß Jemand, der mir perſönlich völlig ferne ſteht — ein Mann in Amt und Würden — hinwandert in den ſtillen Flecken, der mich geboren, meine Geburtsſtätte dort zu zeichnen und mich mit dem Geſchenk des ſchönausgeführten Bildes zu überraſchen — das iſt etwas ſo Originelles und dabei ſo Sinnig-Herzliches, daß es mich aufs innigſte rührte. Schon die Freude, welche meine beiden Eltern an dem Bilde hatten — dem Bilde des Häuschens, aus welchem widrige Schickſale ſie vor bald vier Dezennien, als ich noch in der Wiege lag, in ein heimathloſes und mühereiches Daſein hinaustrieben — ſchon dieſe Freude hätte mein Herz bewegen müßen. — Ich kannte den k. k. Miniſterialrath — wenn auch nur dem Namen nach —, ich ehrte den Dichtergenoſſen, den Menſchen lernte ich jetzt kennen aus der Art, wie er es verſteht, einem andern Menſchen Freude zu machen — und mit innigem Dank drücke ich ihm im Geiſte die Hand. — Mögen dieſe wenigen Zeilen, hochgeehrter Herr, Ihnen ein ſchlichter Ausdruck der Empfindung ſein, mit welcher ich im Anblick der ſchönen Gabe, die Sie mir gebracht, Ihrer immer gedenken werde, und mit welcher ich immer ſein werde — Ihr — in aufrichtigſter Hochachtung — und Dankbarkeit ergebener — Robert Hamerling.

[Wir haben dieſes Schreiben, datiert „Graz, 17. Mai 71“, mit Erlaubnis der Witwe, Frau Gabriele Tandler v. Tanningen geb. Regner v. Bleyleben, in Wien, abgedruckt. Als Facſimile wurde das Schriftſtück bereits im „Hamerling-Album“ (Wien, Verlag von J. Hauler) gedruckt. Das Hamerling-Album enthält Beiträge hervorragender Dichter und Schriftſteller, und war das Reinerträgnis dazu beſtimmt, jenem Fonde zuzufließen, mit dem die Koſten eines Hamerling-Denkmales in Graz gedeckt werden ſollten. Die Einleitung zu dem Albume ſchrieb Peter Roſegger „im Weihnachtsmonate 1889“. Das Buch enthält auch einen Lichtdruck der betreffenden Zeichnung mit der Unterſchrift: „Geburtshaus R. Hamerlings“ und folgender Signierung: „Nach der Natur aufgenommen von J. Tandler Ritter v. Tanningen. Gezeichnet von G. Keßler.“]

[Dr. phil. **Ignaz Emanuel Weſſely**, geb. zu Wien 1841, pflegt als Schriftſteller Jurisprudenz, Linguiſtik und Philologie. Vergl. Kürſchner, Lit. Kal. 1897. Hamerling erwähnt des Gelehrten in ſeinem Schreiben an Leopold Franz Schulz v. Straszniзki vom 29. Januar 1876. Dr. Weſſely, der inzwiſchen die Abſichten auf eine akademiſche Laufbahn aufgegeben hat, lebt gegenwärtig in Berlin und hat dem Herausgeber dieſer Briefſammlung mit der größten Bereitwilligkeit die an ihn gerichteten Briefe zur Verfügung geſtellt. Leider fehlen noch mindeſtens 3 bis 4 Briefe, die ſich augenblicklich nicht auffinden ließen.

Brief aus Graz „24. Nov. 69“. — Die Auflage von „Sinnen und Minnen“ war die 3., mit der Jahreszahl 1870. — Das „ſchöne Geſchenk“ ist Dr. Weſſelys Werk „Grundprincip des deutſchen

Rhythmus auf der Höhe des 19. Jahrhunderts“, welches 1868 erſchien. — Das „Hexameter-Epos“ iſt der „König von Sion“, 1869 erſchienen.]

Hochgeehrter Herr! Zufälle verzögerten Dank und Erwiderung Ihrer freundlichen Annäherung, die mich erfreut hat wie wenige dieſer Art ſeit langer Zeit. Sie wollen ſich des Lyrikers annehmen? Ich fange an, an eine ausgleichende Gerechtigkeit auch im literariſchen Weltlaufe zu glauben. Das eben wars, was ich ſchmerzlich immer vermißte: kaum einen Kritiker kenn' ich, der, nachdem einmal „Ahasver in Rom“ und der „König von Sion“ erſchienen, meine Lyrik nicht fortan ignorirte. Und doch habe ich in ihr mein innerſtes Weſen am reinſten ausgeſprochen, und was ich im Epos verſucht, wird nie recht verſtanden werden, wenn man nicht auf jenes innerſte, in den kleineren Gedichten ausgeſprochene Weſen Bezug nimmt, das, wie ich meine, wohl als ein in ſeiner Grundſtimmung durchaus ideales wird erkannt werden. Aber auch in formeller Beziehung glaube ich in meinen lyriſchen Gedichten Manches geleiſtet zu haben, was ich durch ſpätere Leiſtungen niemals übertreffen kann. Am meiſten befriedigen mich ſelbſt die hymnenartigen Stücke in reimloſen, freien Rhythmen, die faſt ein Drittel der Sammlung „Sinnen und Minnen“ bilden („Vollmond,“ „Lenznacht im Süden,“ „Vor einer Genziane,“ „Der geblendete Vogel“ &c.). Dieſe Hymnen ſind, wie ich glaube, etwas Eigenthümliches und in ihrer Art Fertiges, ſo daß ſie wol ausgenommen zu werden verdienten, wenn mein übriges lyriſches Vermächtniß der Vergeßenheit anheimfiele. In Beziehung auf ſie macht mir keine Vergleichung mit einem neueren Dichter bange. Was „eigenthümlich und in ſeiner Art fertig“ iſt, ſcheut keinen Vergleich, und verdient vielleicht, neben dem Beſten der Literatur fortzubeſtehen. Soeben hat eine neue Auflage von „Sinnen und Minnen“

die Preſſe verlaßen; ich ſende Ihnen ein Exemplar, ſobald ich eines zur Verfügung habe: was es von elegiſchem Versmaß enthält, iſt formell durchaus umgearbeitet. Eine neue Auflage meiner frühern kleineren Dichtungen will der Verleger ebenfalls im Lauf des nächſten Jahres veranſtalten; ich werde auch dabei nicht verſäumen, die Feile walten zu laſſen. — Für Ihr ſchönes Geſchenk ſage ich den wärmſten Dank. Ich leſe es mit dem Intereße, das ich dem Gegenſtand entgegenbringe, ſeit ich auf praktiſchem Wege, durch mein Hexameterepos, mich zu feſteren metriſchen Prinzipien durcharbeitete. In der Praxis hat ſich mir die Theorie geklärt, wenn auch noch keineswegs abgeſchloßen. Ich bin der Anſicht, daß gewiſſe ſtreitige Punkte der deutſchen Proſodie und Metrik, wie die der deutſchen Rechtſchreibung, durch eine Art von Congreß von Theoretikern und Praktikern entſchieden werden ſollten. Vielleicht käme dadurch, was allerdings zu bedauern, ein gewißer Schein des Octroi, des nur conventionell Giltigen in die Sache, aber ein bischen Poſitivismus wäre immer noch erträglicher, als die heilloſe Zerfahrenheit, die ſowohl in der Theorie als in der Praxis herrſcht, und aus welcher um ſo weniger ſich etwas Einheitliches von ſelbſt herausgeſtalten wird, da der Sinn für gemeſſenen Tonfall immer mehr erliſcht, und da die deutſche Silbenmeſſung ſich von Knittelvers und Stabreim ſchon durch offene Rebellion in ihren Herrſcherrechten bedroht ſieht. — *Entzückt* hat mich die Stelle in Ihrem Buche, wo Sie ſagen, daß der Trochäus dem Hexameter unbedingt nicht angemeſſen iſt, daß er ſein Weſen geradezu vernichtet. Das iſt auch meine Anſicht, und für mein Ohr iſt es das *erſte* Erforderniß des Hexameters, daß er keinen Trochäus enthalte. Sechs gleiche Takte verlangt das Ohr; ein verkürzter Fuß hinkt. Trochäen machen den Hexameter holperig und ſchwer lesbar.

Was mich zum Widerſpruch reizte, habe ich in Ihrem Buche noch nicht viel gefunden. Ein kleines Mißverſtändniß iſts aber, wenn Sie einmal Mozart tadeln, daß er im Don Juan dem Accent eines von Ihnen deutſch citirten Verſes durch den muſikaliſchen Accent Gewalt angethan. Sie haben ſich dabei nicht erinnert, daß Mozart den italieniſchen Text vor ſich hatte, als er den Don Juan componirte. Großes Vergnügen würde es mir bereiten, wenn ich Zeit fände, Ihr Buch bald ganz durchzuleſen, und mich dann über Einzelnes in eine ausführliche Controverſe mit Ihnen einzulaßen. Nehmen Sie dieſe Zeilen vorläufig als den Ausdruck meiner aufrichtigſten Sympathie. — In herzlicher Dankbarkeit und Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz „25. Dezbr. 69“. — Hier iſt Univerſitäts-Profeſſor Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorſt in Graz gemeint; als die „Oeſterr. Gartenlaube“ nicht mehr haltbar war, trat an deren Stelle eine kleinere Zeitſchrift für Belletriſtik, Literatur und populäre Wiſſenſchaft: „Edelweiß“ betitelt (Graz, 1869 und 1870). Robert Hamerling geſtattete, ſeinen Namen unter die Herausgeber aufnehmen zu dürfen. — Welche Arbeit des Univerſitäts-Profeſſors Dr. Johannes Minckwitz gemeint iſt, konnte nicht genau feſtgeſtellt werden. Das „große Epos“ behandelt die Völkerſchlacht bei Leipzig und iſt noch ungedruckt. Der „Neuhochdeutſche Parnaß“, eine Art deutſcher Literaturgeſchichte von 1740 bis 1860, mit alphabetiſcher Reihenfolge der Autoren; das Werk wurde heftig angegriffen, hat aber auch Lob gefunden.]

Hochgeehrter Herr! — So eben erhalte ich einige Exemplare der neuen Auflage von „Sinnen und Minnen“, und ich ſäume keinen Augenblick, meinem Verſprechen gemäß Ihnen eines davon zu übermitteln. — Vor ein paar Tagen begegnete ich dem Redacteur des „Edelweiß“, Dr. v. Südenhorſt, und er erwähnte zufällig, daß er eben im Begriff ſei, Hrn. Prof. Minckwitz ein poetiſches Manuſcript, das er von ihm für die jetzt eingegangene „Oeſterr. Gartenlaube“ erhalten, zurückzuſenden, da es in den Rahmen des neu entſtandenen Blattes, „Edelweiß,“ ſich unbedingt nicht füge. Ich erſuchte Dr. Südenhorſt, mir das Manuſcript zur Anſicht mitzutheilen, bevor er es abſende, und verſprach die Übermittlung für ihn zu beſorgen. — Da Sie im Hauſe des Hrn. Profeßors wohnen und ihm befreundet ſind, bin ich ſo frei Sie zu bitten, ihm das hiermit beifolgende Manuſcript zu übergeben, und ihm zu ſagen, daß ich es mit großem Intereſſe, ja, was den kühnen Stoff betrifft, mit einer Art von Überraſchung geleſen, bezüglich der Form aber mich zu Gedanken angeregt fand, die ich, wie manches andere, einmal ihm gegenüber mündlich zum Ausdruck zu bringen hoffe. Die Herausgabe ſeines großen Epos möge er nicht verſchieben, und ſich nicht irre machen laßen durch gehäßige Angriffe, die ſich, wie die Welt nun einmal iſt, nach den ſcharfen Urtheilen des „Neuhochdeutſchen Parnaß“ von ſelbſt verſtehen. — In der Hoffnung, wieder von Ihnen zu hören, — Ihr — in aufrichtigſter Hochachtung — ergebener — Robert Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz „29. Dezbr. 75“ mit der Adreſſe „Herrn Dr. J. E. Weſſely, Leipzig, Pfaffendorferſtr. 4. H. 1.“ — Dr. Weſſely hatte die Vermuthung ausgeſprochen, es ſei Hamerling vielleicht nicht recht, daſs er ihn in einer eigenen Schrift mit Karl Ziegler (Carlopago) zuſammen nenne; die Schrift Weſſelys iſt längſt fertig, blieb jedoch ungedruckt und werden in derſelben die beiden Dichter thatſächlich nur als Beiſpiele für das echte Weſen der Lyrik hingeſtellt. Hamerlings Brief vom 29. Januar 1876 an Schulz v. Strasznitzki iſt hier zu vergleichen.]

Das letzte geehrte Schreiben deutet eine Vorausſetzung an, die ich ſo eilig als möglich als einen großen Irrthum zu bezeichnen mich gedrungen fühle. Es iſt mir nicht im mindeſten unangenehm, mit Z. zuſammen genannt zu werden, den ich ſelbſt ſehr ſchätze. Mein einziges Bedenken iſt und bleibt, daß Sie uns, ſtatt etwa als Beiſpiele, als excluſive Muſter hinſtellen wollen. — Ergebenſt Ihr Hg.

[Dem folgenden Briefe fehlt der Schluſs ſammt Unterſchrift, Ort und Datum; dies alles wurde einmal aus unbekannten Urſachen vom Empfänger abgeſchnitten. Das Schreiben ſtammt jedoch aus der Zeit nach dem 29. Januar 1876 und bildet eine Ergänzung zu Hamerlings Schreiben dieſes Datums an Schulz v. Strasznitzki. Der letztere war der irrigen Meinung, Weſſely leſe an der Univerſität Leipzig; er hatte daſelbſt nicht die Erlaubnis, Vorleſungen zu halten, alſo keine venia legendi.]

Hochgeehrter Herr! — Sectionsrath Leopold v. Strasznicki ſchreibt mir in Ihrer Angelegenheit: „Was Dr. W. betrifft, ſo dürfte ſich für den Moment ſchwer etwas thun laſſen, da an der Univerſität in Czernowitz kaum eine zweite Lehrkanzel für deutſche Sprache und Literatur zur Beſetzung gelangen dürfte. Wenn es ſeine Verhältniſſe jedoch erlaubten, als Docent in Czernowitz aufzutreten, und durch Vorträge Lücken im Unterrichte auf dem Gebiete der Literatur und Kunſtarchäologie auszufüllen, ſo würde er hierfür gewiß honorirt werden. Auch dürfte man die Übertragung einer venia legendi von Leipzig nach Czernowitz gewiß gut aufnehmen. Sollte er diesbezüglich weitere Mittheilungen wünſchen, ſo möge er ſich nur direct an mich wenden, es wird mir ein Vergnügen ſein, ihm dienen zu können." — Ich bitte ſich Letzteres geſagt ſein zu laſſen; Sie ſind Hrn. v. Strasznicki empfohlen, und ſowohl in dieſer als in andern ähnlichen Angelegenheiten können Sie fortan getroſt mit ihm ſelbſt verkehren.

[Brief aus Graz „6. Dezbr. 78". — Das „vollendete dramatiſche Werk" kann nach den Erſcheinungsjahren zu urtheilen das Luſtſpiel „Lord Luzifer" ſein, welches 1880 erſchien. — Welche Zeitſchrift gemeint iſt, die den Dichter zur Mitwirkung einlud, ließ ſich nicht mehr beſtimmt feſtſtellen; es handelte ſich um Lyriſches. — Die „Deutſchen Monatsblätter" der Brüder Heinrich und Julius Hart erſchienen in Bremen, hörten aber bald auf zu erſcheinen.]

Hochgeehrter Herr! — Seit einem Monate habe ich mich des Schreibens beinahe ganz entwöhnt. Ihrem mir ſo erfreulichen Lebenszeichen gegenüber bedaure ich doppelt die Lethargie und Verſtimmung, in welche ein körperliches Übelbefinden mich gegenwärtig verſetzt. Ein vollendetes dramatiſches Werk liegt in meinem Pulte und ich kann mich nicht einmal zu den kleinen Bemühungen aufraffen, welche nöthig wären, die Arbeit noch einmal durchzuſehen und in die Öffentlichkeit zu befördern. Unter dieſen Umſtänden begreifen und entſchuldigen Sie wohl auch die Unfähigkeit, Ihnen, oder vielmehr der Zeitſchrift, in deren Namen Sie mir ſchrieben, momentan in der gewünſchten Art mich gefällig zu erweiſen. — Von dem, was Sie über unſern C. Ziegler geſchrieben, kam mir nur der Artikel in der Leipziger „Illuſtrirten Zeitung" zu Geſicht; die wahrſcheinlich ausführlichere Abhandlung in den Hart'ſchen Monatsheften iſt mir leider unbekannt geblieben. Man ſandte mir anfangs dieſe

Monatshefte gratis, beſann ſich aber ſpäter anders und verzichtete, wie es ſcheint, auf meine Theilnahme, was ich im Grunde bedaure, denn die Herausgeber ſind eigenthümlich begabte und ſtrebſame Leute, deren ſpezielle Leiſtungen zu verfolgen mich intereſſirt hätte. — Laßen Sie mich nur noch in aller Kürze herzlichen Dank ſagen für Ihre fortdauernd freundlichen Geſinnungen und bleiben Sie nachſichtsvoll geneigt — Ihrem — warm ergebenen — Rob. Hamerling.

[Anton Auguſt Raaff, geboren 1850 zu Weitentrebetitſch in Böhmen, wendete ſich nach Abſchluſs der juridiſchen Studien der literariſchen Laufbahn zu, übernahm die Redaction des Jahrbuches „Egerbote“, redigierte 1874—1879 die geſchichtlich-belletriſtiſchen Jahrbücher „Comotovia“, führte mehrere politiſche Zeitungen und iſt ſeit 1881 Herausgeber der Literatur- und Muſik-Zeitſchrift „Lyra“ in Wien. Als Schriftſteller pflegt er Lyrik, Novelle, Politik und Volkskunde. Mehrere ſeiner Arbeiten wurden preisgekrönt und über 130 Lieder von Componiſten vertont. — Vergl. Das geiſt. Wien 1893 u. Kürſchner, Lit.-Kal. 1897. — Von dem Streben geleitet, Robert Hamerlings verehrten Namen möglichſt oft in den von Raaff redigierten Zeitſchriften vertreten zu ſehen, trat derſelbe wiederholt an den Dichter heran; aber auch in perſönlichen Angelegenheiten; ſo kommt es, daſs die nachfolgenden neun Briefe, theils perſönlicher, theils, wenn man ſo ſagen darf, geſchäftlicher Natur ſind. Übrigens ſind hier nicht ſämmtliche Briefe zum Abdruck gelangt, die Anton Auguſt Raaff beſitzt; einige ließen ſich augenblicklich nicht auffinden. Die Anſprache in den folgenden Mittheilungen Hamerlings lautet entweder „Sehr geehrter Herr“ oder „Hochgeehrter Herr“; einige Correſpondenz-Karten beginnen auch ohne Anſprache, jedoch in einem ſo freundlichen Tone, daſs das Fehlen der erſteren keine Lücke bedeutet. Der Schluſs lautet: „Mit aller Hochachtung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling“ und ähnlich. Sämmtliche Briefe tragen Graz als Ort der Abſendung.

Der in dem zunächſt folgenden Schreiben genannte Fercher v. Steinwand (Johann Kleinfercher), geboren zu Steinwand in Kärnten 1828, hat ſich als Schriftſteller, in Lyrik und Drama, einen geachteten Namen erworben und lebt gegenwärtig in Wien. Vergl. Geiſt. Wien 1893 u. Kürſchner, Lit.-Kal. 1897. Robert Hamerling hat, wie wir von anderer Seite wiſſen, dem Dichter ein beſonderes Intereſſe entgegengebracht; die beiden Poeten lernten ſich 1874 in Graz, gelegentlich der goldenen Hochzeitsfeier der Eltern Hamerlings, perſönlich kennen. — Dr. Fritz (Friedrich) Pichler, geboren 1834 zu Klagenfurt, iſt Profeſſor an der philoſophiſchen Facultät der Univerſität Graz, Vorſtand des archäologiſchen Muſeums und des landſchaftl. Münzen- und Antiken-Cabinets im „Joaneum“ ꝛc., bekannt als Hiſtoriker, Lyriker und Dramatiker. Die „Allg. National-Bibliothek“ hat ſein Schauſpiel „Brockmann“ veröffentlicht. Vergl. Hof- u. Staatshandbuch und Kürſchner, Lit.-Kal. 1897. Der folgende Brief vom 13. März 1877 nimmt auf das von Naaff redigierte Poeſien- und Novellen-Album „Liebesgaben“ (Komotau 1877) Bezug, welches zu Gunſten der Nothleidenden im Erzgebirge erſchien. Hamerling ſteuerte drei Gedichte bei: „Das Nordpolgrab („Vier Nordpolfahrer ſchreiten ſtumm, In Rennthierfell gehüllt, Mit einem Bretterſarge Hin übers Eisgefild“): „O wie viel Leid . . . .“ (O wie viel Leid kann doch ein Menſch dem andern Bereiten in des Lebens langer Friſt, Das, wollte man auch weit die Welt durchwandern, Man nie verwindet mehr und nie vergiſst!): „Ach, Gnaden auszutheilen iſt ſo ſchön . . .“ (Ach, Gnaden auszutheilen iſt ſo ſchön, Und wer's vermag, der ſollt' es nicht verſäumen. Das Göttlichſte, was hebt zu Himmelshöhn, Iſt: Menſchen geben dürfen, was ſie träumen!). — Von Fritz Pichler enthält das Album die Gedichte „Schmück' Dich nur in Seide“ und „Verlockung“ und von Fercher von Steinwand „Die Diſtel“ und „Bürger der Schöpfung“. — **Wir danken** es der verehrlichen Verwaltung der k. k. **Univerſitäts-Bibliothek** an der deutſchen Karl **Ferdinands-Univerſität** zu Prag, in ein Exemplar **dieſes Albums Einſicht** bekommen zu haben.]

Ihrem Wunſche entſprechend, ſende ich einige lyriſche Beiträge für Ihr Album, und ſtelle Ihnen zugleich einige Gedichte von zweien meiner Freunde zur Verfügung: von Fercher v. Steinwand, einem zu wenig gekannten org. veranlagten Poeten, dem Dichter des „Dankmar“ und der „Gräfin Seelenbrand“, und von Fritz Pichler, dem Dichter der „Runen und Reime“, Univerſitätsprofeſſor und Vorſtand des hieſigen Münz- und Antikenkabinets. Durch Mitaufnahme dieſer Zugaben würden Sie mich verpflichten und den Feinſinnigen Ihrer Leſer etwas Genießbares bieten. —

[Correſpondenz-Karte, 13. September 1877, betreffend das Album „Liebesgaben“ und das Jahrbuch „Comotovia“.]

Die 3 Exemplare des Albums erhielt ich ſ. Z. und brachte 2 davon unverweilt in die Hände der Herren F. u. P. Beſten Dank dafür! Das Buch iſt gehaltreich und gereicht in jeder Beziehung den Herausgebern zur Ehre. Ich kann nicht umhin, über das was Sie ſelbſt beigeſteuert haben, Ihnen meinen beſondern Beifall auszudrücken. Für das „Jahrbuch“ bin ich leider nicht im Stande etwas zu liefern; mein Vorrath iſt im Augenblicke ganz und gar erſchöpft! Entſchuldigen Sie mich daher freundlich!

[Correſpondenz-Karte, 8. November 1877, einen Druckfehler berührend. Es dürfte von Intereſſe ſein, wenn wir auf eine Mittheilung Roſeggers in ſeinen „Perſönlichen Erinnerungen“ hinweiſen, nach welcher Hamerling ſelbſt zugeſtand, ſich einmal mit zwei m geſchrieben zu haben. Thatſächlich hat Hamerling das Doppel-m in ſeiner Jugend angewendet; dasſelbe kommt im Trauſcheine ſeiner Eltern und in ſeinem eigenen Taufſcheine vor. Erſchöpfendes hierüber findet ſich bei Dr. Rabenlechner „Hamerling. Sein Leben und ſeine Werke“ I.]

Recht hübſch! Beſten Dank! Werde nächſtes Jahr nicht verſäumen, mich einzuſtellen. Aber bitte: nicht Hammerling, ſondern Hamerling.

[Brief vom 19. Juni 1878.]

Ich entſpreche Ihrem Wunſche in Beifolgendem mit ein paar poetiſchen Beiträgen für die „Comotovia“. Haben Sie nur die Güte, für einen genauen, correcten Abdruck derſelben zu ſorgen. Eins der beiden Gedichte wurde in den „Dichterſtimmen aus Oeſterreich“ bereits gedruckt, aber mit einem ſehr entſtellenden Druckfehler. — Ich werde Ihrem recht hübſchen und intereſſanten Jahrbuche immer gern etwas zur Verfügung ſtellen; es genügt, daß Sie mich durch eine Briefkarte an den Einſendungstermin erinnern.

[Brief vom „28. Jän. 1879“. Naaff trug ſich mit der Abſicht, eine erſte Sammlung ſeiner zum Theile bereits einzeln erſchienenen Gedichte in Buchform herauszugeben und erbat ſich 1878 den Rath Hamerlings.]

Mit Unrecht faſſen Sie mein Stillſchweigen über den letzten Jahrgang der „Comotovia" als eine Geringſchätzung des Jahrbuchs auf. Ich habe auch diesmal dasſelbe mit Intereſſe durchblättert und finde es nach wie vor trefflich redigirt. Was Ihre poetiſchen Leiſtungen im Allgemeinen betrifft, ſo kann ich nur wiederholen, daß ich ein recht hübſches Talent in Ihren Gedichten finde. Aber Sie wiſſen ja ſelbſt, die Zahl der poetiſchen Talente iſt eine ſehr große — nur Ungewöhnliches vermag wirklich durchzudringen. Ein Bändchen guter Gedichte findet vielleicht ein Dutzend Käufer und begründet heutzutage keinen literariſchen Ruf mehr. Mit meinem Rathe, ſo weit es z. B. um die Auswahl der Gedichte ſich handelt, ſtehe ich Ihnen gerne zu Dienſten. Was aber die Verlegerfrage betrifft, muß ich Sie auf meine wenig tröſtlichen Erfahrungen verweiſen. Ich ſtehe mit keinem Buchhändler in Verbindung als mit meinem Verleger in Hamburg Es iſt mir in zwei Fällen, unter ganz beſonderen, nicht leicht wiederkehrenden Umſtänden allerdings geglückt, den damaligen Chef der Handlung zur Verlagsübernahme der Dichtungen eines Freundes zu beſtimmen. Als ich aber das nächſte mal wegen des Honorars für mein neueſtes Werk unterhandelte, da zeigte er ſich knauſerig und ſchrieb: „Sie müſſen den Verluſt in Anſchlag bringen, den ich beim Verlag der Dichtungen Ihrer Freunde hatte!" Das heißt alſo: ich ſoll den Schaden, den der Verleger bei einem auf meine Fürbitte verlegten Buche hat, aus meiner Taſche erſetzen? — Sie glauben aber, daß ich meinen „literariſchen Einfluß" auch bei andern Buchhändlern geltend machen könne. Aber Verleger berückſichtigen eine Empfehlung nur dann, wenn ſie ſelbſt den Artikel für rentabel halten, und ich habe mir als Vermittler ſo viele Körbe geholt, daß ich alle Luſt zu dieſer Rolle verlor. Vielleicht finden Sie einen glücklicheren Vermittler. Durch Glück und Ausdauer werden Sie nöthigenfalls auch ohne einen ſolchen Ihr Ziel erreichen.

[Correſpondenz-Karte, 20. Mai 1882. Es handelt ſich um die Empfehlung des Buches „Von ſtiller Inſel“, die erſte Sammlung jener Gedichte, welche Naaff vom 20. bis zum 30. Lebensjahre verfaſst hatte.]

Schönſten Dank und herzlichen Glückwunſch! — Recenſionen iſt eine Sache, die ich mir nur ſehr ſelten erlauben darf, weil bei jedem ſolchen Lebenszeichen, das ich gebe, ganze Schwärme von jugendlichen Sängern geflogen kommen und zwitſchernd auf mein ſtilles Dach ſich niederlaſſen. Diesmal will ich es wieder riskiren und Hrn. R. um Aufnahme einer Notiz in den „H.“ erſuchen. Für das Juniheft aber wäre es ſchon zu ſpät.

[In Roſeggers Zeitſchrift „Heimgarten“ erſchien nun folgende Beurtheilung der erwähnten Gedichtſammlung: Überall begegnet man Äußerungen eines zarten Gemüthes und eines ſinnigen Geiſtes. Die Ballade vom „Schwedenreiter“ iſt von frappanter Wirkung und der „Sauſewind“ verdient als ein in ſeiner Art claſſiſches Lied fortzuleben.]

[Correſpondenz-Karte, 27. März 1883. Naaff hatte für die Zeitſchrift „Lyra“ Beiträge erbeten.]

Lyriſche nova habe ich höchſt ſelten vorräthig und kann ſie aus mancherlei Gründen nie ohne Honorar ablaſſen; über ſchon Gedrucktes mögen Sie dagegen nach Gutdünken verfügen.

[Brief vom 21. November 1884, der eine Photographie Hamerlings mit deſſen eigenhändiger Unterſchrift enthielt. Inzwiſchen erhielt Naaff für die „Lyra“ ein Portrait-Cliché der Verlagsbuchhandlung Richter in Hamburg, welches benutzt wurde; die im Briefe erwähnte Broſchüre (über die Näheres nicht zu erfahren war) lieferte biographiſche Daten für einen „Hamerling-Artikel“ und wurde nach dem Gebrauche dem Dichter wieder zurückgeſtellt.]

Seit einigen Wochen bettlägerig, kann ich meine Correſpondenz nur ſchwer erledigen. Empfangen Sie meinen Dank für Ihre freundliche Abſicht. Leider kann ich Ihnen von meiner letzten und beſten Photographie kein Exemplar ſenden, da mein Vorrath erſchöpft iſt und die ſtark abgenützte Platte keine guten Copien mehr liefert. Sie müſſen ſich alſo mit der beiliegenden behelfen oder noch ein paar Monate auf eine neue — wer weiß ob beſſere? — warten. Für das Biographiſche werden Sie die richtigen Data aus der beifolgenden Brochure ſchöpfen; ſie reicht zwar nur bis 1869, aber ſeither hat ſich in meinem äußern Leben nichts verändert.

[Brief vom 21. September 1885. Unter den „Erzählungen“, die Hamerling gegen Schluſs des Briefes erwähnt, ſind Raaſſs Volksgeſchichten „Von ſchwarzer Erde“ gemeint. — Der Artikel der „Allgemeinen Kunſtchronik“ in Wien erſchien in den Nummern 35 bis 38, 1885.]

Legen Sie es mir nicht als einen Beweis ungemüthlicher Sinnesart aus, daß ich Ihr werthes Schreiben vom 6. Auguſt ſo lange ohne Antwort ließ. Mein Befinden iſt ſehr ſchlecht und ich habe dabei eine große Schreibearbeitslaſt zu bewältigen. Sie theilten mir freundlichſt mit, daß Sie die Abſicht haben, in der erſten Oktobernummer Ihrer „Lyra“ einen illuſtrirten Artikel über mich zum Abdruck zu bringen. Ich will nun mit aller mir eigenen Offenherzigkeit geſtehen, daß ſolche mich betreffende biographiſch-kritiſche Artikel mir keine beſondere Freude machen und ich ſie ungern leſe. Dienen ſolche Artikel doch meiſt nur dazu, die alten Urtheile und Vorurtheile zu wiederholen, hervorzuheben, was keiner Hervorhebung mehr bedarf, und in einen noch tieferen Schatten zu rücken, was zum Schaden des richtigen Verſtändniſſes und der Würdigung eines Dichters von Anfang an zu wenig beachtet oder ſchief beurtheilt worden iſt. Aber ich verkenne nicht den oft ſehr guten Willen der Kritiker, ſowie den der Herren Redacteure, und ſo auch nicht den Ihrigen, ſehr geehrter Herr, ſage Ihnen deshalb für Ihre freundliche Abſicht meinen beſten Dank. Aber ginge es nicht an, den Abdruck des Artikels in der Lyra noch einige Zeit aufzuſchieben, da W. Lauſers „Kunſtchronik" ſo eben gleichfalls einen durch 4 Nummern laufenden illuſtrirten Artikel über mich gebracht hat? — Ich ſchließe mit einem zweiten Geſtändniſſe: ich habe Ihre mir freundlich überſandten Erzälungen noch nicht leſen können, hoffe aber Zeit und Stimmung dafür zu finden. In meiner Lage iſt das Leſen eines Buches, das mir nicht für meine eigenen perſönlichen Zwecke nothwendig iſt, eines der größten Opfer, die ich bringen kann. — In herzlicher Ergebenheit und Hochſchätzung — Ihr — Robert Hamerling.

[Ludwig Déſchán Edler v. Hannuſen — Ludwig Sendach — geboren 1848 zu Zalatna in Siebenbürgen, widmete ſich dem Staatsdienſte und trat 1891 als k. k. Polizei-Commiſſär in den Ruheſtand. Als Schriftſteller pflegt er Lyrik, Erzählungen und Libretti. Vergl. Das geiſt. Wien 1893. — Als einen Beweis der Verehrung übermittelte Déſchán dem Dichter des „Ahasver" ein Sonett mit dem Titel „Deutſch", ohne indes an eine Antwort zu denken. Hamerlings ausgeprägtes Zartgefühl veranlaſste jedoch folgende Zeilen, welche, auf einer Correſpondenz-Karte geſchrieben, das Datum „Graz, 13. April 83“ tragen.]

Sehr geehrter Herr! Ich hüte ſeit 8 Tagen wegen Krankheit das Bett, möchte aber doch nicht, daß das Ausbleiben jeder Antwort von meiner Seite ein Mißverſtändniß bei Ihnen veranlaßte, und will, ſtatt mich ſpäter zu entſchuldigen, lieber jetzt mit einer Zeile Ihnen ſagen, daß das Sonett meinen vollſten Beifall hat. Mit Hochachtung und Ergebenheit — Rob. Hamerling.

[**Robert Muſiol** — M. Louis — geboren 1846 zu Breslau, pflegt als Schriftſteller Lyrik und Muſik-Literatur. Er lebt zu Frauſtadt in Poſen als kathol. Cantor und Organiſt, Schriftſteller und Componiſt. Vergl. Riemann, Muſik-Lex. 1884; Kürſchner, Lit-Kal. 1897 und ſchriftl. Mittheilung. — Muſiol, dem Hamerlings Gedicht „An die Vögel“ gefiel, wurde durch die ihm bekannten, bereits exiſtierenden Compoſitionen zur neuerlichen Vertonung angeregt und betitelt ſein bisher ungedrucktes Opus (39) „Lied des Gefangenen“; er hat dieſen Titel bei einem ſeiner Vorgänger — Laſſen, A. Jenſen, A. Wallnöfer oder A. Foerſter — gefunden. In den uns vorgelegenen Auflagen von „Sinnen und Minnen“, nämlich die aus den Jahren 1868, 1870 und 1877, führt das betreffende Gedicht den Titel „An die Vögel“.

Zwitſchert nicht vor meinem Fenſter,
Liebe Vögelein!
Sucht euch eine andr' Stelle,
Liebe Vögelein!

Setzt euch nicht auf Kerkergitter,
Liebe Vögelein,
In der Seele des Gefangnen
Weckend Sehnſuchtspein.

Setzt euch nicht auf Grabeshügel,
Liebe Vögelein,
Höhnend mit der Lenzeskunde
Frierendes Gebein.

Singet nicht dem Ungeliebten,
Der ſo ganz allein:
Zwitſchert nicht vor meinem Fenſter,
Liebe Vögelein!

Über Vertonungen ſeiner Lieder ſpricht Hamerling ausführlich in den „Stationen“ S. 272 u. f. Des Dichters Dankſchreiben, „Graz, 9. Juni 83,“ an den obengenannten Componiſten lautet:]

Hochgeehrter Herr! — Daß ein deutſcher Componiſt einem Dichter die Compoſition ſeines Liedes zuſendet, gehört zu den ſeltenſten Artigkeiten, von welchen ein deutſcher Dichter zu erzälen weiß. Um ſo wärmer danke ich Ihnen für das freundlich überſandte Blatt, welches eins meiner Lieder mit ſo gefühlstiefer Schwermuth zu eigenthümlichem muſikaliſchem Ausdruck bringt. Vielleicht iſt es Ihnen intereſſant, ältere Compoſitionen desſelben Liedes gelegentlich zu vergleichen. Mir ſind ſolche bekannt geworden von Ad. Jenſen („Romanzen und Balladen von R. H.“ Op. 41), G. Henſchel („Sinnen und Minnen“ Op. 21), Ed. Laſſen (Sechs Lieder von R. H. Op. 59), Ad. Wallnöfer (Sechs Gedichte aus Sinnen und Minnen Op. 16) und Anton Wöckl (Manuſcript). — Mit beſonderer Hochſchätzung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Edward Samhaber, Profeſſor an der k. k. Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanſtalt in Linz, geb. 1846 zu Freiſtadt in Ober-Öſterreich. — Der nachfolgende Brief Hamerlings lag uns nicht im Originale vor, ſondern iſt theils der Vorrede zu Samhabers „Lyriſchen Dichtungen“ (Kleinmayr & Bamberg, Laibach, 1890) entnommen, theils durch gefällige briefliche Mittheilungen des Adreſſaten hier ergänzt worden; außerdem beſorgte der letztere eine Durchſicht dieſer Mittheilungen und des Briefes vor dem Reindrucke. Das Schreiben bezieht ſich auf desſelben Verfaſſers Werk „Dichtungen“ (ebenda) und trägt das Datum „Graz, 4. April 1887“; es lautet:]

Hochgeehrter Herr! Es iſt eine ſchöne und reiche Gabe für mich, welche Sie mir mit Ihren geſammelten Dichtungen bieten. Ich fühle mich von Ihrer Poeſie merkwürdig angeheimelt — es iſt die öſterreichiſche Landsmannſchaft (im engeren Sinn des Wortes öſterreichiſch), welche mich da anweht, wie Waldesrauſchen und Wellengerieſel der Heimat. Ja, Sie ſind eine echte Oeſterreicher Natur, warmblütig, faſt leichtblütig, und doch tief erregbar, ſangesfroh und dabei im Gefühl und Gefühlsausdruck ſüdlich, ſüdöſtlich, griechiſch, antik angehaucht. Ein Recenſent wollte mich einmal lächerlich machen, indem er ein Gedicht von mir in öſterreichiſch-griechiſchem Geiſte gedacht nannte. Der Menſch ſprach da ein geſcheidteres Wort aus, als er ſelbſt wußte und wollte. Der öſterreichiſch-deutſche Süden ſteht dem griechiſchen, dem antiken Geiſte durch das „Temperament“ näher als der deutſche Norden. Deshalb ſind uns auch die antiken Formen nicht unlieb, und wir ſchreiben manchmal auch noch Oden und Elegien in griechiſch-römiſchen Versmaßen, die uns von Herzen gehen. Es ſind Dichtungen in Ihrem Bande, welche ein claſſiſcher Geiſt durchweht. Zum Beiſpiel dies kleine Hexameter-Epos vom Däumling! Das klingt wunderſchön, beſonders wenn man es ſich vorleſen läßt. Eine ſchöne, reine Wirkung empfing ich unter Anderen von den Sonetten. Die Oden würde ich gerne loben, wenn mein metriſches Gewiſſen und Ohr ſich nicht einigermaßen dagegen ſträubte. Iſt denn eine alcäiſche Verszeile wie: Uralte Linden nebſt

Waldkaſtanien (S. 94) Ihr Ernſt? Ein ſeltſames Stück iſt die „Elegie“. Sie geben in einer Anmerkung eine Deutung derſelben, welche aber die Neugier des Leſers weitmehr ſpannt als befriedigt. Ein Gedicht muß in ſich ſelbſt Klarheit und Zuſammenhang haben. Als eine moſaikartige Zuſammenwürfelung von Stimmungsbildchen, die weder an ſich verſtändlich ſind, noch einen begreiflichen Zuſammenhang haben, bleibt dieſe Elegie ein poetiſches Curioſum. — Im Jahre 1867 brachte ich einen Tag und eine Nacht in Melk zu. Waren Sie da nicht gerade Novize? Vielleicht ſehen wir uns. Ich ſchließe mit der Bitte um Ihre Photographie. In warmer Sympathie, mit ſchönſtem Dank für das Buch — Ihr — Robert Hamerling.

[Dr. Rudolf Schwingenſchlögl, geb. zu Wien 25. März 1831, Verwaltungsrath des Erſten allgemeinen Beamten-Vereines der öſterr.-ungar. Monarchie, iſt ein Schulcollege Robert Hamerlings. Sie beſuchten (nach der Erzählung unſeres Gewährsmannes, der dieſen Artikel durchgeſehen hat) mehrere Jahre zuſammen das Schotten-Gymnaſium in Wien und waren immer gute Freunde. Hamerling fiel ſchon damals als menſchenſcheu und äußerlich unbeholfen auf, war auch gerade kein hervorragender Student, aber fleißig: niemand vermuthete in ihm den künftigen Dichter, obgleich er ſeinen, ihm näherſtehenden Collegen poetiſche Aufgaben, wie ſie damals an den Gymnaſien üblich waren, beſorgte. So verfaſste er in einer entſprechenden Anzahl die „Schilderung des Morgens“ oder die „Schilderung eines Weinleſefeſtes“ in Verſen, bis endlich der Herr Profeſſor dahinter kam und unſerm jungen Poeten das „Gefälligſein“ ernſtlich verbot. Seit Abſolvierung des Gymnaſiums (1847) bis zum Jahre 1882 verkehrten die beiden Schulcollegen nicht mehr miteinander. — Am 29. Juli 1883 wurde auf dem Vierwaldfelſen, einem Kalkberge und Ausläufer des Schöckels, bei St. Radegund in Steiermark, zu Ehren des 1896 verſtorbenen Eigenthümers und Leiters der Kaltwaſſer-Heilanſtalt Dr. Guſtav Nový, ein 20 Meter hoher ſteinerner Obelisk, unter dem Namen „Nový-Stein", enthüllt. Im Laufe der Vorarbeiten hiezu (1882) verfiel Dr. Schwingenſchlögl, das thätigſte Mitglied des Denkmal-Comités, auf die Idee, ſeinen ehemaligen Schulcollegen und Freund Robert Hamerling um einen Prolog für die feierliche Enthüllung zu erſuchen. Da faſt 35 Jahre ſeit dem letzten Verkehre der beiden Schulfreunde vergangen waren, frug Dr. Schwingenſchlögl den Dichter, ob er noch das alte Du der Schulbank wagen dürfe? Hamerling ſtellte ſofort die alte Schulfreundſchaft wieder her, ſchrieb in „Du" und verſprach, den Wunſch „prompt, gleich einem Penſum ſeinerzeit im Gymnaſium, zu erfüllen" und am 15. Juni 1882 den Prolog zur Verfügung zu ſtellen. Der 15. Juni kam und die erſte Poſtſendung brachte auch einen Brief Hamerlings ſammt dem Prolog: „Die Quellennymphen von Radegund." Das Gedicht wurde am Abende des Enthüllungsfeſtes von Friederike Gräfin Prokeſch-Oſten (Goßmann) geſprochen. Ein Theil des Curſaales von Radegund war in eine Bühne verwandelt worden, die im Hintergrunde die Landſchaft mit dem Nový-Stein zeigte; im Mittelgrunde ruhten auf Felſen Quellennymphen; in der Mitte, vor dem Denkmale, ſtand jene Nymphe, die zu dem gefeierten Arzte ſprach.

> Jahrtauſendlang am Fuß und an den Hängen
> Des Schöckels rauſchten unbetreten Wälder;
> Eintönig, traumhaft in ihr Rauſchen miſchte
> Das Rauſchen ſich urfriſcher Bergesquellen.
>
> — — — — — — — — — —
>
> Gelangweilt, müßig, trüb umgraut von Schauern

Der Einſamkeit, in unſern finſtern Grotten,
An unſern Urnen ſaßen wir, die ſtillen
Quellennymphen des Gebirgs:
— — — — — — — — — —
Hell in unſern Urnen
Schäumte kryſtall'nes Naß, erfriſchend, köſtlich,
Ein Born des Heils — doch ungenoſſen träufte,
Und ungenützt die Flut, die heil'ge, klare,
Von Fels zu Fels hinunter in die Schlucht.
Unſterblich, aber einſam ſchmachteten
Inmitten der verlornen Segensfülle
Wir Götterfrauen. Was vermögen Götter,
Wenn ihnen nicht entgegenkommt der Menſch?
Wie heimlich ſich der Menſch nach Göttern ſehnt,
So ſehnen heimlich ſich nach ihm die Götter.
— — — — — — — — — —
Da begannen
Zu lichten ſich die Zeiten, ſich zu lichten
Die Häupter, ſich zu lichten Waldesnächte.
In alle Himmelsweiten, Erdentiefen,
Nachgieng der Spur des Nützlichen, des Guten
Der Lichtſohn Menſch.
— — — — — — — — — —
Wie wandelte das heiſ're, dumpfe Murmeln
Der Waſſer ſich zu ſilberhellem Laut
Im Waldesdunkel, als das Menſchenthum
Beſitz ergriff von unſrer Gabenfülle!
— — — — — — — — — —

Der Prolog (107 Verſe) erſchien damals in zwei Sonderdrucken, dann in der „Grazer Tagespoſt“ und wurde ſpäter vom Dichter unter die neueren Gedichte „Blätter im Winde“ aufgenommen. An dem Feſte in Radegund hatte der Dichter wegen Unwohlſeins nicht theilgenommen. —

Als Dr. Schwingenſchlögl im Hochſommer 1882 nach Radegund kam und alſo ſchon im Beſitze des Prologes war, erſuchte er den Dichter um eine Zuſammenkunft, die dieſer in ſeiner Stadtwohnung (Graz, Realſchule 6) auch gewährte. „Als ich mich,“ ſo erzählt Dr. Schwingenſchlögl, „bei ihm eingefunden hatte, mußte ich ihm, auf fortwährendes Befragen, meine ganze Lebensgeſchichte erzählen. Als ich ſchied, wuſste ich aber von ſeinen Erlebniſſen gar nichts.“

Dr. Schwingenſchlögl beſaß Briefe Hamerlings aus deſſen Jugendzeit, die aber nicht mehr vorhanden ſind. Desgleichen konnten Schriftſtücke aus jener Correſpondenz, welche 1882 wieder aufgenommen worden war, nicht vorgefunden werden, ſo daſs wir hier nur auf wenige Zeilen von des Dichters Hand beſchränkt ſind, die der Beſitzer für unſere Zwecke copierte. Es ſind zwei Correſpondenz-Karten. Die erſte iſt ein Neujahrsgruß mit der Anſprache: „Seinem Freunde Dr. Rudolf Schwingenſchlögl“ und dem Datum „Graz, 29. Dez. 86“; die vier Verſe wurden, zur Erinnerung an den einſtigen treuen Mitarbeiter, im Schluſsband der „Dioskuren“ (Wien, 1895) abgedruckt:]

Wir heiſchen nicht, daß wunderbar
Sich unſer Loos geſtalte:
Doch bringt kein neues Glück das Jahr,
So laß' es uns das alte.

[Die Unterſchrift lautet: „Rob. Hamerling.“ — Die zweite Karte vom „3./6. 89“ iſt mit Bleiſtift geſchrieben, zeigt zitternde Hand und iſt nicht mit dem Namen unterfertigt. Das Schriftſtück iſt alſo wenige Wochen vor dem am 13. Juli 1889 erfolgten Tode des Dichters geſchrieben. Zum Verſtändnis dieſer letzten Zeilen, welche an den einſtigen Schulcollegen kamen, ſei bemerkt, daſs Dr. Schwingenſchlögl in der Beamten-Zeitung einige Schilderungen aus Tirol brachte und dieſe als Broſchüre an Hamerling ſandte. Die bisher ungedruckten Zeilen lauten:]

Herrn Dr. Rudolf Schwingenſchlogl. — Hochgeehrter Freund! Noch immer ſchulde ich Dir den Dank für die ſehr intereſſante Brochure. Willkommen unter den „Autoren“! Seit Wochen habe ich, während Du zu ſchreiben anfangſt, damit aufhören müſſen und kann nur auf eine Karte ein paar Zeilen kritzeln. Mein Leiden hat ſich ungemein verſchlimmert, es iſt ein unbeſchreiblich peinvolles, beſtändiges. Aber ich darf, wie Ahasver, nicht ſterben. — Dein ſtets Ergebenſter.

❧

Ergänzungen.

Zum Porträt ſei bemerkt, daſs dasſelbe im engeren Kreiſe ſtets als „Der junge Hamerling“ bezeichnet wurde. Das Jahr 1854 vermerkte der Dichter ſelbſt auf 4 bis 5 Exemplaren. Auf die Beziehungen des begabten Dichters Ernſt Rauſcher zu Robert Hamerling kommen wir im 2. Theile der **Ungedruckten Briefe** ausführlicher zurück

Zu den beiden Briefen aus St. Veit, S. 10 u. ff., ſei noch eine Stelle aus dem „Tagebuch meiner Heimathreiſe“ (1867 — Hamburg 1896 durch Dr. Rabenlechner publiciert) mitgetheilt: „20. Aug. Nachmittags begaben wir uns nach Schönbrunn. — Während eines zweimonatlichen Aufenthaltes im Hauſe des Grafen Terlago zu Unter-St. Veit, im Sommer 1853, beſuchte ich den nahen Park von Schönbrunn täglich, oft auch zweimal im Tage. So erneute ich auch hier, die gewaltigen Baumgänge durchwandelnd, Erinnerungen vergangener Zeit.“ — Seinem einſtigen Lehrer Bonitz ſetzte der Dichter ein Denkmal in dem längeren Gedichte „An Hermann Bonitz“, welches im lyriſchen Nachlaſſe „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ (Hamburg 1894) mitgetheilt wird. Hamerling feiert ihn als einen Mann „der Tauſenden voran als ein hochragendes Bild des aufopfernden Thuns erglänzt.“

Zu S. 21. Die kleine Berichtigung hat Dr. Rabenlechner in ſeinem biographiſchen Werke über den Dichter S. 351 gleichfalls durchgeführt.

S. 42. In Verbindung mit der Deutſchen Schillerſtiftung kommen wir auf die hochherzige Spende der Frau Müller v. Milborn im zweiten Theile unſerer Ungedruckten Briefe noch zurück.

S. 62. Zur Angelegenheit der ſog. Dichterpenſion verdanken wir Herrn Rudolf Paner Ritter von Thurn, der die betreffenden Acten des Miniſteriums für Cultus und Unterricht kennt, noch die Mittheilung, daſs Robert Hamerling die erwähnte Penſion bis zu ſeinem Lebensende bezogen hat. Die letzte Anweiſung über den jährlichen Betrag von 1000 fl. datiert vom Juni 1889. Die Acten enthalten ſonſt nichts Bemerkenswerthes. — Berührt wird die Angelegenheit auch von Roſegger („Erinnerungen" und „Heimgarten" 1890).

S. 66—68. Im I. Bde. von Dr. Rabenlechners Darſtellung („Hamerling. Sein Leben u. ſeine Werke") findet ſich eine Reproduction des Bildes von Tandler, eine Autotypie, nach der Unterſchrift zu ſchließen nach dem Originale ſelbſt, was wohl das meiſte Intereſſe beanſpruchen darf. Trifft dies zu, ſo müſſen wir auch den Lichtdruck im Hamerling-Album, trotz der Nennung eines Zeichners, für eine directe Reproduction erklären. — Der Brief an Tandler wird bei Rabenlechner in einer Note mitgetheilt.

S. 86. Zu Dr. Schwingenſchlögls Schilderung ſeien hier die Noten der Schulzeugniſſe 1845 u. 1846, je zwei Semeſter, mitgetheilt: Sitten vorzüglich; Religion beinahe vorzüglich, vorzüglich, vorzüglich, beinahe vorzüglich; Latein genügend, 3mal beinahe vorzüglich; Griechiſch beinahe vorzüglich, vorzüglich, vorzüglich, beinahe vorzüglich; Geographie und Geſchichte beinahe vorzüglich, vorzüglich, 2mal beinahe vorzüglich; Mathematik genügend, 3mal beinahe vorzüglich. — Der „Herr Profeſſor" ſcheint P. Berthold vom Schottengymnaſium geweſen zu ſein. (Vergl. Dr. Rabenlechner a. a. O. S. 131, 146.)

S. 90. Die allerletzten Zeilen des leidenden Dichters wird man erſt begreifen, wenn man weiß, daſs er durch mehr als 20 Jahre an Gedärmtuberculoſe litt, der er auch, nachdem ſich ein Nierenkrebs dazu geſellt hatte, erlag. (Rabenlechner I. S. 174.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Allgemeine

National-Bibliothek.

Gegründet 1882.

Enthaltend Werke von: **Anzengruber** (**Vater**), **Deinhardſtein, Karl Egon Ebert, Feuchtersleben, Foglar, Frankl, Grillparzer, Anaſt. Grün, Halm, Hamerling, Hebbel, Herloßſohn, Jokai, Kürnberger, Lenau, Meißner, Milow, Neſtroy, Raimund, Rank, Rollett, Sealsfield, Stifter, Zedlitz u. v. a.**

Jede Nummer koſtet 10 kr. = 20 Pfg.

Dieſes fortlaufende Unternehmen ſteht im Dienſte aller jener Literaturen, welche in unſerem großen Vaterlande durch bedeutendere Leiſtungen Vertretung gefunden haben. Die verſchiedenen literariſchen Kreiſe unſeres Staatsweſens erſcheinen hier bei gemeinſamer geiſtiger Arbeit vereinigt und iſt die Sammlung im beſten Sinne des Wortes ein patriotiſches Werk, welches in friedlicher Arbeit die Bildung des Geiſtes und des Herzens bezweckt. Wie es bisher üblich war, erſcheinen abwechſelnd erzählende, dramatiſche und lyriſche Dichtungen älterer und neuerer

Autoren. Es wird an alles Anregende gedacht, ſo daſs neben dem Beſten auch das Gute und Leſenswerte einhergeht. Die Bändchen enthalten literargeſchichtliche oder biographiſche Mittheilungen und entwickelt ſich daher das Unternehmen auch zu einer Art Literaturgeſchichte unſeres Vaterlandes. — Die äußere Ausſtattung entſpricht den an Lehrbücher geſtellten Anforderungen des k. k. Miniſteriums für Cultus und Unterricht: das Papier gut und weiß, die Schrift und der Druck deutlich und das Auge nicht anſtrengend. Mit Ausnahme einiger älterer Nummern, iſt bei allen in der Schriftſprache verfaſsten Werken ſtets die officielle Orthographie durchgeführt.

Jedes Bändchen bildet ein für ſich abgeſchloſſenes Ganzes. — Nummern-Verzeichniſſe können koſtenfrei von jeder Buchhandlung bezogen werden. — Bei Beſtellung genügt die Angabe der gewünſchten Nummer.

Von der Allg. National-Bibliothek erſcheinen mindeſtens 24 Nummern im Jahre: je 6 Nrn. am 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. October.

C. Daberkow's Verlag in Wien, VII./1.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Kaiſer Franz Joſeph I.

Feſtausgabe zum 50-jährigen Regierungs-Jubiläum

von

Johannes Emmer.

„Viribus unitis.“

Auf allen Gebieten des menſchlichen Lebens erblicken wir in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Vorgänge, deren volle Bedeutung das lebende Geſchlecht vielleicht nicht ganz würdigt, die aber das Staunen der Nachkommen erregen werden. In dieſe große Zeit fällt die fünfzigjährige Herrſcherthätigkeit Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs *Franz Joſeph I.*, deſſen Name dauernd verknüpft bleibt mit der Umgeſtaltung der habsburgiſchen Monarchie auf neuzeitlichen Grundlagen. Weit gewaltigere Anforderungen als in ruhigeren Zeiten werden an den Lenker eines großen Staatsweſens in einer Periode geſtellt, in welcher alle Kräfte für die Culturarbeit aufgeboten erſcheinen: Erfolg und Gedeihen hängen da in hohem Maße von der Perſönlichkeit des Herrſchers ab. Wie ſehr Kaiſer *Franz Joſeph I.* den Aufgaben ſeiner Zeit gerecht geworden iſt, das empfinden mit Stolz und freudigem Dankgefühl alle, die ſich zur Feier des Regierungs-Jubiläums rüſten. Zum vollen Bewußtſein der außerordentlichen Wichtigkeit, welche der Regierung Seiner Majeſtät zukommt, kann aber nur jener gelangen, welcher die einzelnen Ereigniſſe und Wandlungen nicht nur an und für ſich, ſondern auch in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange mit der Vorzeit erkennt. Nur durch den Rückblick läßt ſich ein Maßſtab für den Fortſchritt gewinnen und der Wert des Geſchaffenen wird erſt voll ermeſſen, wenn man verſteht, *wie es* geworden iſt. In dieſem Sinne eine Darſtellung des Lebens und

der Regierung Sr. Majeſtät zu geben, allen Völkern, welche den Monarchen verehren, ein Buch zu bieten, welches erbauend und erhebend wirkt, das iſt die Aufgabe, welche ſich Verlagshandlung und Verfaſſer geſtellt haben.

Der Verfaſſer bietet durch frühere wertvolle Schriften ähnlicher Art die volle Gewähr für eine wahrhaft gediegene Arbeit. In ſeinem Kaiſerbuche gibt er in ſtreng geſchichtlicher, auf umfaſſendem Quellenſtudium beruhender Darſtellung **ein getreues Lebens- und Charakterbild Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs Franz Joſeph I.**

Nach einer gedrängten Einleitung über die Entwicklung der Monarchie wird das Werk das Leben Sr. Majeſtät und die Ereigniſſe auf dem Gebiete der inneren und äußeren Politik während Allerhöchſtdeſſen Regierungszeit ſchildern; dann reihen ſich Eſſays, welche unter ſteter Berückſichtigung der geſchichtlichen Verhältniſſe die neuzeitliche Entwicklung auf den verſchiedenen Gebieten des Staatsweſens und der Cultur — Armee, Verwaltung, Rechtsweſen, Landwirtſchaft, Induſtrie, Verkehrsweſen, Kunſt und Literatur u. ſ. w. — behandeln.

Der künſtleriſchen Ausſtattung des Werkes wurde eine ganz beſondere Sorgfalt zugewendet. Außer vielen Hunderten Text-Illuſtrationen machen 60 Kunſtbeilagen das Buch zu einem Prachtwerke. Dieſelben werden nur nach den beſten Originalen hergeſtellt und reihen ſich dem Texte als würdige Beigabe an. Dieſe Abbildungen zeigen die hervorragendſten Momente aus dem Leben des Monarchen, ſowie die Porträts berühmter Vorfahren und Zeitgenoſſen, Kunſt- und Baudenkmäler ꝛc.

Das Werk erſcheint in 14-tägigen Zwiſchenräumen und umfaſst 40 Lieferungen zum Preiſe von je 30 kr. (60 h) = 50 Pfg. = 70 Centimes.

Es iſt ein Buch, welches jedem Stande und jedem Alter Belehrung und Unterhaltung bietet.

Illuſtrierte Proſpecte verſendet auf Verlangen jede Buchhandlung koſtenfrei.

C. Daberkow's Verlag in Wien, VII./1.

Jókai, Maurus. Geldtruhe, man wirbt um dich! Erzählung. Mit Porträt. 135.
— Geſchichten aus einem alten Schloſs. Erzählung. 143.

Kürnberger, Ferd. Das große und das kleine Los. Lebensbild. 12
— Die Verſuchungen der Armen. Novelle. 19.
— Der Drache. Novelle. 25. E
— Schulmädchen und Hausfrau. Novelle. (Nachlaſs.) 132. E
— Heimlicher Reichthum. Novelle. (Nachlaſs.) 136. E
— Giovanna. Novelle. 142.
— Das Kind mit d. Briefe. Ein Brautpaar in Polen. Nov. 148—149.
— Der Windfall. Novelle. 157—158.
— Braut des Gelehrten. Novelle. Mit Porträt. 166. E.

Kralik, Richard. Fürſtenbuch von Öſterreich u. Steierland. Beſchrieb. durch Herrn Janſen Enikel. (Erneuert.) 121—122.* E 123—124.*

Lenau, Nicolaus. Don Juan. Dramatiſches Gedicht. 84.*
— Ausgewählte Gedichte. 91.* E
— Epiſche Dichtungen. 92.*
— Savonarola. Gedicht. 156, 162. E

Märzroth, Dr. M. Ernſt und Scherz. Kleine Geſchichten. 22. E

Maurer, J. C. Herzog Otto. Hiſtoriſche Erzählung aus Tirol. 8—9. E

Meißner, Alfred. Die Tage des Teufels. Novelle. 47.
— Der Müller vom Höſt. Novelle. 76.*

Milow, Stephan. Arnold Frank. Lebensbild. 18. E

Neſtroy, Johann. Der Talisman. Poſſe. 133—134. E
— Verhängnisvolle Faſchingsnacht. Poſſe. 137—138. E
— Unverhofft. Poſſe. 139—140. E
— Zu ebener Erde und im erſten Stock. Poſſe. 154—155. E
— Der Unbedeutende. Poſſe. 159—160. E.

Ohorn, Anton. Ein Märchen. Luſtſpiel. 96—97.* E
— Der Commandant vom Königſtein. Luſtſpiel. 113—114.* E
— Der fliegende Holländer. Erzählende Dichtung. 119.*

Philipp, Peter. Teufels Badſtube. Erzählung. 120.* E

Pichler, Fritz. Brockmann. Schauſpiel. 41—42.

Raaben, Eugen. Kleine Geſchichten. (Das Glücksmännle. — Die Maſchinenbraut. — Das Annenheim.) 115.* E

Radler, Friedrich (Edler von). Pumphia. Poſſe. Amtsgeheimnis. Erzählung. 161. E

Raimund, Ferd. Die gefeſſelte Phantaſie. Zauberſpiel. 2.
— Moiſaſurs Zauberfluch. Zauberſpiel. 11.
— Die unheilbringende Krone. Zauberſpiel. 45—46.
— Der Barometermacher auf der Zauberinſel. Zauberpoſſe. 60.* E
— Der Alpenkönig und der Menſchenfeind. Rom.-kom. Märchen. 105.*
— Der Verſchwender. Zaubermärchen. 112.*
— Der Diamant des Geiſterkönigs. Zauberſpiel. 116.*
— Mädchen aus d. Feenwelt od. Bauer als Millionär. Zaubermärch. 118.*

Rank, Joſef. Der Hauskobold. Novelle. 7. E
Rollett, Hermann. Jucunde. Dichtung in Proſa und Vers. 10. E
— Märchengeſchichten aus dem Leben. 129—130. E
Schlögl, Friedrich. Aus meinem Felleiſen. 127—128.* E
Schuler, Johannes. Jakob Stainer. Novelle. 1. E
Sealsfield, Charles (Karl Poſtl). Die Prairie am Jacinto. 1. Theil: 98—100.* E 2. Theil: 101.*
Šenoa, Auguſt. Der König von Preußen. Erzählung. 141. E
Silberſtein, Auguſt. Das Engerl im See. Hochlandsgeſchichte. 3. E
Steinhauſer, Robert. Der Dilettant. Luſtſpiel. 117.* E
Stifter, Adalbert. Der Condor. Mit Porträt. 131. E
Swoboda, Heinrich. Ein Vandale. Gemälde. 23—24.
— Agda Sjöſtröm. Schauſpiel. 61.
Tann-Bergler, Ottokar. Aus der Wiener Scholle. 125—126.* E
V*.** Der Hausball. Erzählung aus dem Jahre 1781. 73. E
Weichelt, Hermann. Wunderblumen, Volksmärchen. (Erzherzogin Eliſabeth gewidmet.) 65—70.* (5. Auflage.) E
Weißenthurn, Johanna Franul v. Das letzte Mittel. Luſtſp. 102.*
— Welche iſt die Braut? Luſtſpiel. 55—56.*
Weißenthurn, M. v. Lebensbilder. Zwei Novellen. 13—14. E
Zedlitz, J. Chr. (Freiherr von). Todtenkränze. Canzone. 32.
— Ingvelde Schönwang. Altnordiſches Bild. 43.
— Waldfräulein. Poetiſches Märchen. 52—53.*
— Ausgewählte Gedichte. Einleitung v. Dr. Ant. Ohorn. 103—104.* E

Von der Allg. National-Bibliothek erſcheinen mindeſtens 24 Nummern im Jahre: je 6 Nummern am 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. October.

Die mit * verſehenen älteren Nummern ſind in der officiellen Orthographie durchgeführt. Von Nr. 141 an iſt bei allen in der Schriftſprache verfaßten Werken dieſe Orthographie berückſichtigt. Die mit einem E bezeichneten Nummern enthalten biographiſche oder literargeſchichtliche Mittheilungen.

Neue Folge der Allg. National-Bibliothek
Rob Boe…
1895
CD
1870

Allgemeine National-Bibliothek

169-171

Ungedruckte Briefe

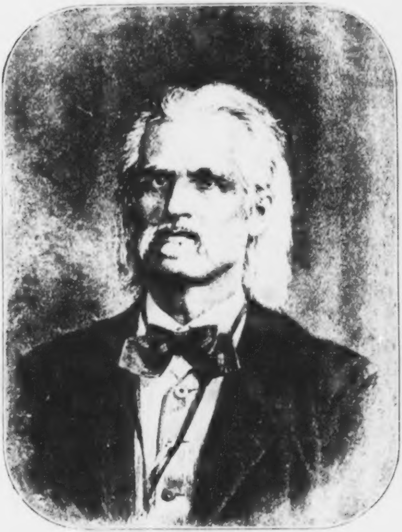
von

Robert Hamerling.

Jede Nummer
10 Krz = 20 Pfg.
Jedes Werk
ist einzeln
käuflich

Von Dr. H. Weichelt
gegründet
im Jahre
1882

C. Daberkow's Verlag in Wien.



Robert Hamerling.

Nach einer Photographie von Zintl in Graz, gezeichnet von Karl Ritter von Siegl.

Ungedruckte Briefe

von

Robert Hamerling
(geb. Kirchberg am Wald 24. März 1830, geſt. Graz 13. Juli 1889).

2. Theil.

C. Daberkow's Verlag in Wien.

Alle Rechte, insbesondere der Nachdruck der Briefe, auch im Einzelnen vorbehalten. — Die Veröffentlichung dieser Briefe erfolgt mit Erlaubnis der Besitzer der Handschriften und der Erben des Dichters.

Der Herausgeber. Die Verlagshandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Nach den mündlichen und ſchriftlichen Kundgebungen zu urtheilen, die uns nach dem Erſcheinen des erſten Theiles der „Ungedruckten Briefe von Robert Hamerling“ bekannt geworden ſind, glauben wir mit dieſer Briefſammlung jenen Beifall gefunden zu haben, den wir erhofften. Unſere Meinung über die Veröffentlichung und über den Genuſs von Briefen einer bedeutenden Perſönlichkeit iſt dieſelbe geblieben oder wurde vielmehr noch beſtärkt. Auch die Anordnung dieſes zweiten Theiles, der die Zeit von 1862 bis 1888 umfaſst, iſt analog dem erſten Theile durchgeführt worden. Das gleiche, was wir über die Orthographie ſagten, gilt auch für die zweite Sammlung.

Sämmtliche Briefe des zweiten Theiles gelangen hier das erſtemal zum Abdrucke und lagen uns, einen Fall ausgenommen, im Originale vor. Unterdrückt muſste nur ſehr wenig werden.

Im Anhange konnten wir einige Ergänzungen zum erſten Theile und anderes bringen.

Auch dieſesmal haben wir einer Reihe von Perſönlichkeiten unſeren verbindlichſten Dank für vielfache Förderung dieſer Arbeit auszuſprechen. Einiger dieſer Perſönlichkeiten gedenken wir beſonders an Ort und Stelle im Commentar.

Wien, 1. October 1897.

Joſef Bock-Gnadenau.

[Ernſt Rauſcher von Stainberg, geboren zu Klagenfurt am 3. (nicht 7.) September 1834, beſuchte die Elementarſchulen und das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſetzte ſeine Studien in Wien am Polytechnicum und an der Univerſität fort und kehrte, nach einem mehrjährigen Aufenthalte daſelbſt, wieder in ſeine Heimat zurück. Rauſcher, der 1859 heiratete, gehört zu jenen Auserkorenen, die ganz ihrer Familie und der Poeſie leben konnen. Seine Domäne iſt Lyrik und Erzählung. In der erſten Zeit unter dem Pſeudonym Ernſt Almwart bekannt, galt er bald als ſinniger und ſprachgewandter Poet; dieſen Eigenſchaften ließen ſich noch die Gewandtheit in Vers und Reim hinzufügen. Auch die deutſche Kritik hat ſich frühzeitig wohlwollend um den öſterreichiſchen Dichter angenommen und befaſste ſich z. B. Heinrich Kurz in ſeiner Geſchichte der deutſchen Literatur (Leipzig 1868) eingehend mit Rauſchers Poeſien. Im Drucke ſind folgende Werke erſchienen: Gedichte-Sammlungen in den Jahren 1861, 1864 und 1881; in der „Carinthia“ Nr. 18 des Jahres 1861 das einactige Feſtſpiel „Am Vorabend zum 18. Auguſt“; „Elegien vom Wörtherſee“ 1867; das lyriſch-epiſche Gedicht „Nora“ 1869; „Gedenkblätter“ 1870; „In der Hängematte“ 1873; die Novelle in Verſen „Am Hochkar“ 1877; die Idylle „Fiorenza“; eine verſificierte Erzählung „Die weiße Roſe“ 1889 in 2. Auflage; die Erzählung „Im Wolſchart“ 1894, und in Hexametern „Die Erzählung des Werksherrn“ 1896. — Vergl. Wurzbach Lex. Bd. 25, „Die öſterr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild“ Bd. Kärnten, und Kürſchner Lit.-Kal. 1897.

Es iſt uns vergönnt geweſen, ſämmtliche Schriftſtücke von der Hand Hamerlings an Rauſcher von Stainberg (29 Briefe und 6 Correſpondenzkarten) ſelbſt copieren zu dürfen und ſprechen wir hier vorerſt dem Beſitzer der Schriftſtücke unſeren wärmſten Dank aus. Eine Ergänzung zu dieſer Correſpondenz, die Hamerling in ſeinen „Stationen“ erwähnt, lieferte Rauſcher ſelbſt in einem Feuilleton der Klagenfurter Zeitung vom 10. October 1889, welches den Titel „Meine Beziehungen zu Robert Hamerling“ trägt und außer Briefſtellen auch einiges aus den perſönlichen Begegnungen enthält. Wir wollen dieſe wenigen Sätze, beziehungsweiſe Ergänzungen der vorliegenden Briefe umſomehr feſthalten, als jene Zeitungsnummer längſt vergriffen iſt und einem größeren Leſerkreiſe nur ſchwer zugänglich ſein dürfte. Rauſcher erzählt: „Jahrelang ſind wir in brieflichem Verkehre miteinander geſtanden, ehe wir uns perſönlich kennen lernten; mein Freund Fritz Pichler, für den er zeitlebens eine beſondere Vorliebe hegte, war es, der dieſen Verkehr vermittelte. Ich hatte 1862 die Redaction der ‚Carinthia‘ übernommen und ihn zur Mitarbeiterſchaft eingeladen. Er entſprach meiner Aufforderung nicht nur bereitwillig durch Einſendung einiger ſeiner ſchönſten Gedichte, ſondern gab mir auch betreffs der Führung des Blattes viele gute Rathſchläge. Überhaupt nahm er an den Beſtrebungen der alpenländiſchen Poeten, der ‚Noriſchen Schule‘, den regſten Antheil. Das lebendigſte Intereſſe legte er für die Perſönlichkeit Ferchers an den Tag. Und wie offen, wie eingehend beurtheilte er meine eigenen Arbeiten! Wie oft hat mich ein anerkennendes Wort von ihm aufgemuntert, ein tadelndes belehrt! Wie viel Förderung und Anregung habe ich ihm zu danken gehabt! Im Februar 1867 raffte ich mich auf zur Fahrt nach dem neuen Athen an der Mur. Daſelbſt ſuchte ich alsbald den Dichterfreund in ſeinem traulichen Zimmer (Realſchulgaſſe 6, 3. Stock) auf. Ich fand ihn mit der Correctur der zweiten Auflage ſeines „Ahasver“ beſchäftigt. Er begrüßte mich auf das herzlichſte: eine kleine, unanſehnliche Geſtalt, die aber dennoch imponierend wirkte durch das Haupt mit der von langen, ſchwarzen Haaren umrahmten mächtigen Stirne und dem hageren, blaſſen Geſichte, aus dem zwei Augen blickten, „abgrundtief“ wie die ſeines Ahasver. Einfach, ſchlicht, natürlich, wie ſein ganzes Weſen und Benehmen, war auch ſeine Redeweiſe. Er ſprach ruhig, mit leiſer Stimme, und aus allem, was er ſprach, leuchtete ein hohes Wohlwollen, eine reine Güte, wie ich ſie ſelten bei einem Menſchen getroffen. Unvergeſslich ſind mir die Stunden, die ich während eines achttägigen Aufenthaltes in Graz auf ſeinem ſtillen Stübchen mit ihm verplaudert habe. Auch ſeine vortrefflichen Eltern, die bei ihm wohnten, lernte ich kennen und ſeine freundliche Mutter hat mir manches erzählt von den Eigenheiten ihres Robert, oder des Profeſſors, wie ſie ihren Sohn anderen gegenüber meiſt nannte. Trotz ſeines leidenden Ausſehens befand ſich Hamerling dazumal ſo wohl, daſs er hie und da im Freundeskreiſe, der ſich abends verſammelte, erſcheinen konnte. Anfangs gewöhnlich ſchweigſam und ernſt, ward er nach und nach doch geſprächig und munter, enthielt ſich aber immer jedes geiſtigen Getränkes. Er war der mäßigſte der Menſchen und der ſeſshafteſte. Der Grund einer ſo aſcetiſchen, ſtreng geregelten, einſamen Lebensweiſe war allerdings, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, hauptſächlich die grauſame Krankheit, mit der er je länger deſto heftiger zu ringen hatte. Eine zweite flüchtige Begegnung mit ihm hatte ich auf meiner Durchreiſe durch Graz im Frühling 1875. Ich traf ihn wenig verändert, außer daſs ſein dichtes Haar in den acht Jahren, ſeit ich ihn nicht geſehen, vollſtändig weiß geworden war.

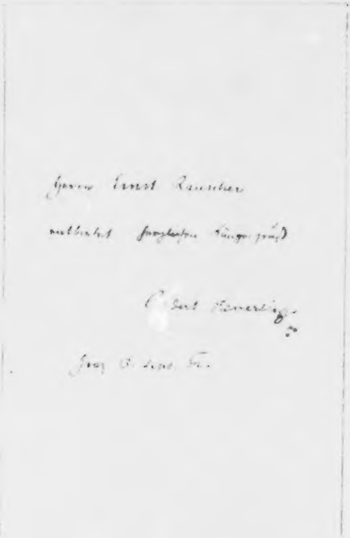
Das ſei in ſeiner Familie erblich, meinte er, und immer noch beſſer, als Kahlheit des Kopfes. Als mich Mitte März 1889 mein Weg wieder einmal nach der Murſtadt führte und ich vor meinen dortigen Freunden den Wunſch ausſprach, auch Hamerling beſuchen zu wollen, ſagten ſie mir, daſs ich kaum vorgelaſſen werden dürfte, da er ſchon lange bettlägerig und ſchwer leidend ſei. Dennoch wollte ich den Verſuch wagen und ſtieg die wohlbekannte Treppe zu ſeiner Wohnung hinauf. Schon im Vorzimmer empfieng mich ſein altes Mütterchen mit tiefbekümmerter Miene. Thränen in den treuen Augen, berichtete ſie mir von dem nahezu hoffnungsloſen Zuſtande des Kranken. Ich bat ſie, ihm meine beſten Grüße zu beſtellen und gieng hinweg, im Herzen die traurige Gewiſsheit, damit von ihm einen Abſchied fürs Leben genommen zu haben.“

Der folgende erſte Brief an Ernſt Rauſcher iſt aus Trieſt, 20. October 1862. — „Oſtdeutſches Dichterbuch“ iſt nicht der wirkliche Titel des in Frage ſtehenden Werkes; Robert Hamerling in ſeinen „Stationen“ S. 233 theilt hiezu folgende Stelle mit: 1862 entſtand während des Grazer Aufenthaltes die Canzone „Germanenzug“; ſie wurde binnen elf Tagen vollendet und erſchien zunächſt in Emil Kuhs „Dichterbuch aus Öſterreich“ (Wien, Gerold, 1863), dann in beſonderer Ausgabe ebenda 1864. Im Jahre 1861 machte Hamerling die Bekanntſchaft mit Emil Kuh, der, ſo ſetzt der Dichter hinzu, zu jener Zeit die Dichter Grün, Freiligrath, Lingg und andere vernichtet hatte und ſpäterhin mit Vorliebe mich vernichtete. Kuh 1828 zu Wien geboren, leitete 1861 das Feuilleton der „Öſterreichiſchen Zeitung“, trat 1862 als Feuilletoniſt bei der „Preſſe“ ein, wo er das Referat über das Burgtheater hatte und zuweilen die wichtigeren Erſcheinungen der Literatur beſprach. Er war mit

Deinhardſtein und Hebbel befreundet. Wir verweiſen auf Wurzbachs Lexicon, woſelbſt ſein Lebenslauf ausführlicher behandelt erſcheint. Kuh iſt bereits geſtorben. — Wie das hier abgedruckte Facſimile zeigt, beſaß Ernſt Rauſcher Hamerlings Porträt vor dieſem erſten Briefe; die autotypiſche Reproduction des 1854 entſtandenen Porträts zu dieſer Widmung brachten wir im erſten Theile der Ungedruckten Briefe. — Über Fritz Pichler berichteten wir ebenfalls ſchon im erſten Theile.]

Wie ſehr bedaure ich, hochgeehrter Herr, daß ich das erſte Verlangen, das Sie an Ihren neuen Freund ſtellen, mit einer Ablehnung, mit einer Unmöglichkeitserklärung beantworten muß. Ihre Muſengabe für das „Oſtdeutſche Dichterbuch“ kommt leider viel zu ſpät. Der Termin zur Einſendung war auf den 15. Sept. feſtgeſetzt, mir war zur Vollendung eines größeren Gedichts ausnahmsweiſe die Friſt bis Anfang Oktober verlängert worden, und wie ſehr dem Herausgeber an der Einhaltung dieſer Friſt gelegen war, können Sie daraus erſehen, daß er mir noch zwei Tage vor Ablauf derſelben eigens ſchrieb, mit dem Bedeuten, ich möge ja gewiß pünktlich Wort halten, er könne mir keine Stunde über den feſtgeſetzten Tag hinaus zugeſtehen. Im Übrigen weiß ich nicht, ob Sie ſelbſt im Falle, daß noch Zeit geweſen wäre, in mir den rechten Mann gefunden hätten, die Aufnahme Ihrer Poeſieen ins „Oſtd. Dichterbuch“ zu vermitteln, denn wenn ich auch zu einem Beitrage für dieſe Sammlung aufgefordert worden bin, ſo erfreue ich mich doch keineswegs der perſönlichen Freundſchaft des Herrn Emil Kuh, und meine poetiſchen Publicationen, von der „Venus im Exil“ angefangen, haben in Wienerblättern an ihm einen nichts weniger als glimpflichen Richter gefunden. — Nun aber laſſen Sie mich auf einen anderen Punkt übergehen, geehrter Herr und

Freund, und erlauben Sie mir zu geſtehen, daß die Herzlichkeit, mit welcher Sie meinen, durch Pichler beſtellten Sängergruß brieflich erwidert haben, mir ſehr viel Freude gemacht hat. Daß ich die mir dargebotene Freundeshand gern und warm ergreife, dürfen Sie um ſo weniger bezweifeln, da ja ich es war, der die Initiative zur Annäherung ergriffen hat. Was ich von Ihren Gedichten kennen lernte, hat mir den Eindruck eines höchſt liebenswürdigen Talents, eines zarten und tiefen Gemüths gemacht. Pichler wird bezeugen, daß ich wiederholt den Wunſch ausſprach, mit Ihnen näher bekannt zu werden. Ich bedaure darum auch ſehr, daß das photographiſche Bild, welches Ihr Brief mir in Ausſicht ſtellt, denſelben nicht gleich begleiten konnte. Ihre Gedichte dagegen, die Sie mir ebenfalls verſprechen, könnte ich nur in dem Falle annehmen, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen mein „Sinnen und Minnen", oder ein anderes von meinen Büchern, welches Sie ſelbſt beſtimmen mögen, als Gegengabe dafür anzubieten. Theilen Sie mir doch gefälligſt mit, was Sie von mir kennen und was nicht. Ein geiſtiger Verkehr zwiſchen uns kann durch nichts ſchöner angebahnt werden, als durch wechſelſeitige Kenntnißnahme unſeres bisherigen Schaffens. Ich werde mich über Alles offen ausſprechen. Sind unſere Wege nicht dieſelben, ſo haben wir doch Berührungspunkte und die wahrhaft Strebenden ſind immer verwandt, immer gemacht, ſich zu verſtehen, zu ſchätzen, und ein weniges auch zu lieben. Ich will unſerm Verkehr nicht im Voraus ſeine Bahnen und Formen vorzeichnen und vorſchreiben: nicht einmal die Regel einer ſyſtematiſchen Correſpondenz will ich Ihnen oktroyiren. Ich ſage nur: Sie werden mich zu Allem und Jedem, was Sie vorſchlagen, wünſchen und erſprießlich finden, immer mit Freuden bereit ſehen. Ein auf Sympathie gegründeter brieflicher



Herrn Ernst Rauscher
entbietet herzlichsten Sängergruß

Robert Hamerling.

Graz 13. Sept. 84.

Verkehr gehört zu meinen Idealen, und ſchon längſt habe ich in dieſem Sinne meine geiſtigen Fühlhörner taſtend nach allen Weltgegenden — nur leider faſt vergebens — ausgeſtreckt. Nur bei Frauen habe ich zum Theil gefunden, was ich geſucht. Männer ſind in der Regel zu zerſtreut, zu vielfach in Anſpruch genommen, und finden ſeltener die Stimmung für briefliches Geplauder. Ich möchte auch Niemand einen Zwang anthun. Ich wünſche, daß auch Sie in dieſer Beziehung mir gegenüber einzig Ihrem eigenen Antrieb, Ihrer Inſpiration folgen. — Laſſen Sie mich nur noch ſagen, daß ich auf Ihr Porträt mich ſehr freue, ſehr neugierig darauf bin. Geben Sie alſo recht bald damit ein neues Lebens- und Liebeszeichen — Ihrem — aufrichtig ergebenen Freunde — Robert Hamerling. — (Adreſſe vor der Hand ans Gymnaſium.)

[Brief aus Trieſt 24. November 1862. — Unter dem „liebenswürdigen Büchlein“ ſind Ernſt Rauſchers „Gedichte“ vom Jahre 1861 gemeint. — Des öſterreichiſchen Dichters und Freundes Franz Schuberts: Johann Mayrhofer, gedenkt Hamerling auch in ſeinen „Stationen“. Mayrhofer, geboren zu Steyer in Oberöſterreich 1787, endete in Wien 1836 durch Selbſtmord. — Bei Fercher von Steinwand, richtig Johann Kleinfercher, müſſen wir hier, da von ihm in dieſen Briefen vielfach die Rede iſt, etwas länger verweilen. Vorausgeſchickt ſei, daſs wir bei dieſer kurzen Darſtellung des mehr äußerlichen Lebensganges uns an das durch Druck bekannt Gewordene halten müſſen; nur einige Worte ſind perſönlichen Mittheilungen dritter Perſonen entnommen. Fercher iſt ſehr unmittheilſam geworden oder dürfte es wahrſcheinlich immer mehr oder minder geweſen ſein; wir hatten da verzeihlicherweiſe nicht den Muth, an den Dichter ſelbſt heranzutreten, in der Befürchtung, er möchte uns vielleicht „das Handwerk legen“. Uns wäre es außerordentlich ſchmerzlich geweſen, wenn wir das Lob, welches Robert Hamerling einem hochbegabten Dichter-Collegen ſpendet, der Mitwelt hätten vorenthalten müſſen, umſomehr, als dieſe Mitwelt, wie es uns ſcheinen will, dieſem Hochbegabten viel, wenn nicht alles ſchuldig geblieben iſt. Mag es dieſer oder jener auch nicht allzuhoch anſchlagen, daſs Ferchers wenige Werke, die bisher in Druck erſchienen ſind, in einer der größten Leihbibliotheken Wiens fehlen und daſs Buchhändler der Reſidenz weder Namen noch Werke überhaupt kennen, ſo ſcheint uns doch die Annahme richtig zu ſein, daſs das leſende Publicum keine Nachfrage übt, was nothgedrungen doch wohl auch zum Dichterlos gehört. Freilich, Fercher iſt ein ſtiller Poet, iſt ein Denker und hat außerdem bisher nur drei Werke publiciert; alſo Eigenſchaften, die einen Menſchen, um mit Hans Hopfen zu ſprechen, nicht überm Waſſer des Vergeſſens halten. Kürſchners Literatur-Kalender für 1897 führt die Tragödie in 5 Aufzügen „Dankmar“ (Wien, Alfred Hölder, 1867), das Gedicht „Gräfin Seelenbrand“ (Hamburg, J. F. Richter, 1874) und die Gedichtſammlung „Deutſche Klänge aus Öſterreich“ (Wien, L. Roſner, 1881) an. Auch das Werk „Die öſterr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild“ (Band Kärnten, S. 138, Wien 1891) und „Das geiſtige Wien“ (1893) fügen dieſem Verzeichniſſe nichts bei; das letztgenannte Sammelwerk liefert nur noch die Mittheilung, daſs Fercher Muſikberichterſtatter für die Zeitſchrift „Lyra“, Vorſtandsmitglied der freien deutſchen Geſellſchaft für Literatur „Iduna“ und Mitredacteur der Zeitſchrift gleichen Namens iſt. Was das Etcetera dort bedeutet, können wir nicht ſagen. Wurzbachs Lexikon (Bd. 4, Wien, 1858) iſt überholt, aber ſtellenweiſe dadurch intereſſant, daſs der Herausgeber mit dem Dichter verſönlich bekannt war. Wurzbach erzählt, daſs ein in literariſchen Kreiſen nicht ſpurlos vorübergegangenes Ereignis Fercher veranlaſste, ſich dem Herausgeber des Lexikons zu nähern und daſs die reiche poetiſche, obgleich impetuoſe Natur des jungen Mannes denſelben von vorneherein für ihn einnahm. Wurzbach war es auch, der im März 1854 in der Theater-Zeitung das erſte Gedicht Ferchers: „Grabbe“ drucken ließ. Der junge Dichter fand dann jüngere Freunde, die ſein Talent öffentlich prieſen und 1854 enthielt „Der Wanderer“ weitere Proben ſeiner Begabung. Nun trat eine große Pauſe ein, welche damals ſchon auf die zum Schweigen nach außenhin veranlagte Natur hinweiſen durfte, eine Eigenſchaft, die ſich mit der fortſchreitenden Menſchenkenntnis offenbar ſteigerte. Man kann leider nichts anderes thun, als die Thatſache bedauern. Angeſichts der vorliegenden Proben eines überaus ſtarken Geiſtes war man berechtigt, Größtes zu hoffen. Robert Hamerling, der anläſslich der goldenen Hochzeit ſeiner Eltern 1874 mit Fercher perſönlich bekannt geworden war, widmete demſelben in den „Blättern im Winde“ die folgenden Verſe, welche „An den Dichter der Gräfin Seelenbrand, Fercher von Steinwand“ gerichtet ſind:

Nicht ſchäme dich der dunklen Zorngewitter,
Die durch die Seele dir ſo prächtig rollen!
Schlag' keinen deiner Blitze ſelbſt in Splitter,
Und gönn' es deinen Donnern, auszugrollen!

Beglückt, wer ſo aus einem Meer von Schmerzen
Emportaucht, trotzend der Gemeinheit Pfeile,
Schiffbrüchig, nackt, doch mit verjüngtem Herzen,
Und einem Bündel ſolcher Donnerkeile!

Wenngleich Fercher ſein Werk „Ein Gedicht“ nennt, ſo ſind es doch eigentlich Gedichte, nur durch einen einheitlichen Inhalt zuſammengehalten und daher charakteriſtiſch ein Bündel Donnerkeile. Ob die beiden ebengenannten Dichter in brieflichem Verkehre ſtanden, konnte nicht ermittelt werden. Wir eilen zum Schluſſe, kehren aber, der gewöhnlichen Anordnung biographiſcher Skizzen entgegen, zur Jugend des Dichters zurück. Fercher wurde am 22. März 1828 (1830?) als Sohn armer Eltern in Steinwand bei Wildegg in Oberkärnten geboren, verbrachte ſeine erſte Jugendzeit unter den Bewohnern ſeines Geburtsdorfes und war genöthigt, bei denſelben Dienſte zu verrichten. Durch den Geiſtlichen einer benachbarten Pfarre ermuntert, wendete er ſich den Studien zu, die er unter den größten Entbehrungen zuerſt am Gymnaſium in Klagenfurt und von 1849 an auf der Univerſität in Graz abſolvierte. Er erhielt ſich durch Unterrichtgeben, lebte in den Jahren 1853—1855 in Wien als Erzieher in vornehmen Familien und zugleich als Candidat für das Gymnaſial-Lehramt. 1858 begann er, zumeiſt als externer Mitarbeiter hervorragender Zeitſchriften, regelmäßig ſchriftſtelleriſch thätig zu ſein, verblieb 1862 bis 1879 in Perchtoldsdorf an der Südbahn und überſiedelte in dem letztgenannten Jahre nach Wien, wo er noch gegenwärtig lebt. Ludwig Jßleib war zu Beginn der Sechziger-Jahre Redacteur der amtlichen „Laibacher Zeitung“ und des belletriſtiſchen Beiblattes „Blätter aus Krain“, kam dann zur „Klagenfurter Zeitung“ und von da als Mitarbeiter zur „Preſſe“ nach Wien; er veröffentlichte auch einen Band Gedichte.]

Geehrter Freund! — Entſchuldigen Sie, daß ich den Dank für Ihr liebenswürdiges Büchlein aufgeſchoben habe, bis ich dasſelbe mit Muße und Stimmung durchgeleſen haben und im Stande ſein würde, Ihnen zugleich mein freimüthiges Urtheil darüber mitzutheilen. Nachdem dieſer Zeitpunkt eingetreten, zögere ich nicht länger, meine Schuld durch herzliche Dankſagung und durch die Gegengabe meines „Sinnens und Minnens" (welches unter Kreuzband gleichzeitig an Sie abgeht) wenigſtens theilweiſe abzutragen. Bevor ich aber das kritiſche Tribunal beſteige, erlauben Sie mir früher noch einen anderen Punkt ins Reine zu bringen. Mit dem größten Bedauern hat mich die ſchließliche Verweigerung Ihres, mir ſchon zugeſagten Porträts erfüllt. Ich habe mich ſo lange darauf gefreut und denke unter keiner Bedingung darauf zu verzichten. Ich gebe Ihnen Ihr Wort nicht zurück, geehrter Freund! Den angeführten Entſchuldigungsgrund laſſe ich nicht gelten. Wenn Sie mich alſo nicht rückſichtslos kränken und unmännlichen Wortbruchs bezüchtigt werden wollen, ſo ſenden Sie mir ohne längeren Aufſchub, was ich ſeit Monaten zu beanſpruchen durch Sie berechtigt worden bin! — Dieß mein Ultimatum in der Porträt-Angelegenheit. Und nun zurück zu Ihrem Büchlein. Ich muß Ihnen zuerſt ſagen, daß ich ſeit Jahren einen gewiſſen penchant habe für die Poeſie und für die Poeten unſerer öſterreichiſchen Alpenländer. Ich liebe dieſe weichen Citherklänge, dieſe mildkräftigen Weiſen, dieſe berg- und waldgenährte, naturfriſche Gemüthlichkeit. Und nicht am Wenigſten habe ich Ihr liebes Kärntnerland ſchätzen gelernt, das in neueſter Zeit der heimiſchen Poeſie manches vielverſprechende, feine Talent, und mir ſelber manchen lieben Freund gegeben hat. Sie, geehrter Freund, ſind ohne Frage berufen, in der Reihe dieſer erleſenen Geiſter eine hervorragende Stelle einzunehmen. Wenn ich Sie ohne Rückhalt rühmen und preiſen darf, ſo erlauben Sie mir, daß ich bei Ihrer Geſinnung anfange, wie ſie mir aus den Blättern, die ich vor mir habe, offenbar geworden iſt. Ich habe es als Poet ſelber nur zu ſchmerzlich empfunden, daß die Geſinnung, aus welcher heraus wir dichten, und auf deren Ausdruck uns doch Alles ankommt, immer das Letzte iſt, worauf die Recenſenten ihr Augenmerk richten. Laſſen Sie mich darum um ſo nachdrücklicher es gleich Anfangs ausſprechen, daß mir in Ihren Liedern zunächſt das echte, warme Dichtergemüth erfreulich geweſen, das, unbekümmert um die unſinnige Forderung der Kritikaſter, daß wir unſere Stoffe nach dem Zeitbedürfniß wählen oder gar eine neue Poeſie erſinden ſollen, aus tiefer Seele ſingt, wie es eben zu ſingen das perſönliche Bedürfniß hat — auf die Gefahr hin, dem geneigten Leſer nichts Anderes zu bieten, als die vielgeläſterte, veraltete, aber empfundene „gegenſtandloſe“ Jugendſehnſucht. Laſſen Sie ſich dieſen Stoff, ſo lange er in Ihnen ſelbſt vorhält, weder durch die Kritik verleiden noch durch das Leben verkümmern, denn aus den kalten Höhen der Entſagung und der Sehnſucht entſpringen ewig die Quellen, die den Garten der Poeſie bewäſſern. Viele von Ihren Liedern müßte ich anführen, wollte ich hervorheben, was mir bedeutend ſchien. Ich nenne „Entſchluß“ p. 42, „Naturgeſchichte“ p. 58, „Frühlingswehen“ p. 115, Die „Gebirgswanderung“ iſt ſtimmungsvoll und bezeichnet den Pfad, den Sie verfolgen, um Ihrer localen Umgebung die Poeſie abzugewinnen, die, wie ungehobene Erzſtufen für den kühnen Bergmann, darin verborgen liegt. Ich glaube, der Poet thut immer am Beſten, wenn er ſich an das ihm Nächſte, Localſte, Individuellſte hält, denn das iſt ausſchließlich unſer Bereich, und das Eigenſte iſt immer auch das Wirkſamſte. Beuten Sie den jungfräulichen Reiz Ihrer Alpenwelt aus! „Unverletzliches“ p. 106 hat mich an die Weiſe eines mir unendlich werthen, leider verſchollenen öſterreichiſchen Dichters, Johann Mayrhofer, erinnert. Es iſt mir ſehr merkwürdig, daß ich in den Poeſien der jüngeren alpenländiſchen Dichter hie und da auf Anklänge an die Weiſe dieſes, ſelbſt den Alpenländern angehörenden Dichters ſtoße, obgleich ſeine Gedichte gänzlich vergeſſen und jenen jüngern Dichtern ohne Zweifel unbekannt ſind. Die Oden ſind edel gedacht, aber nicht formvollendet genug. Schön ſind die Sonette und p. 188 enthält einen jener Ergüſſe, in welchen ſich unſere Geiſter begegnen. Unerwartet hohe Klänge ſchlagen Sie in den hymnenartigen Stücken an, und der „Waſſerfall“ p. 213 hat mir großen Reſpect eingeflößt. Der Reim „Paradieſe — ſüſſe“ — und das Bild „Dämm'rung, ſtill ſich niederbeugend“ p. 77 — das wäre Alles, was mir von formellen Unebenheiten in Ihrer Sammlung aufgeſtoßen iſt. In einem Gedichte beſingen Sie einen gewiſſen Fercher von Steinwand mit Enthuſiasmus. Können Sie mir Näheres über ihn mittheilen? Ich habe neben weniger Bedeutendem ein Gedicht „Die Geißhirten“ von ihm geleſen, das allerdings wunderbar iſt. Aber warum tritt er nicht hervor? Man ſagte mir, er ſei zu ſtolz, um ſich mit der Mittelmäßigkeit in einen Kampf einzulaſſen. Ich glaube aber nicht, daß Fercher von Steinwand verſchmäht auf eine Arena herabzuſteigen, auf welche Göthe und Schiller herabzuſteigen nicht verſchmäht haben. Ich bitte Sie ſehr, theilen Sie mir etwas über ihn mit und ſchreiben Sie mir, wie ich mehr von ihm zu Geſichte bekommen kann. — Ihre beiden, in meinen Händen gebliebenen Gedichte habe ich — Sie verzeihen mir doch? — an meinen Freund Dr. Ißleib, Redacteur der „Blätter aus Krain“, geſchickt. Das Blättchen iſt ziemlich gut redigirt und ich glaube Sie ſollten ſich auf dieſem Wege öfters dem nachbarlichen Krain als Dichter vorſtellen. — Nehmen Sie dieſe flüchtig hingeworfenen Zeilen freundlich auf und löſen Sie bald, recht bald Ihr Manneswort ein — ich ſpreche vom Porträt! — Herzlich grüßend — Ihr — aufrichtig ergebener — Robert Hamerling. (Trieſt, Piazza S. Giovanni 1116, 1. Stock.)

[Brief aus Trieſt 10. December 1862. — Im Jahre 1811 vereinigten ſich mehrere Hochgeſinnte zur Gründung und Herausgabe einer Zeitſchrift, die „Carinthia“ heißen und deren Hauptaufgabe die Vertretung vaterländiſcher Intereſſen ſein ſollte. Dieſes einſt belletriſtiſche Unternehmen exiſtiert dem Titel nach auch heute noch, iſt aber gegenwärtig Organ des naturhiſtoriſchen Muſeums; außerdem erſcheint in Klagenfurt noch eine zweite Carinthia, welche Mittheilungen aus dem kärntneriſchen Geſchichtsvereine bringt. Robert Hamerling hat für jene Carinthia meiſt poetiſche und nur wenige kritiſche Beiträge geliefert. Über das „Noriſche Dichterbuch“ hat Hamerling keine Aufzeichnungen hinterlaſſen. — Hier iſt der Lyriker und Dramatiker Friedrich Marx (nicht Max) aus dem Oberdrauthal in Kärnten gemeint.] —

Ihr Brief, wertheſter Freund, hat mir durch die Wärme und Herzlichkeit, die ſich darin ausſpricht, unendlich wohlgethan; ich freue mich, daß jetzt das Eis der erſten, immer etwas ceremoniöſen Annäherung gebrochen iſt und daß wir von jetzt an auf dem Fuße alter dicker Freunde mit einander verkehren können — denn es iſt nun doch wohl, denke ich, conſtatirt, und wir können, geſtützt auf die gedruckt vorliegenden Documente unſerer Geſinnungsverwandtſchaft, es zuverſichtlich behaupten, daß wir längſt Freunde geweſen, auch ohne einander zu kennen. Und wenn noch ein Erweis unſerer präſtabilirten Seelenharmonie und Sympathie nöthig wäre, ſo könnte ich mich auch auf den Eindruck berufen, den mir Ihr wertes Bild — meinen wärmſten Dank dafür! — vom erſten Augenblick an gemacht hat. Wenn Sie auch meinen, die Züge desſelben ſeien „undeutlich“, ſo kann ich Ihnen doch ſagen, daß ſie mich wie längſt bekannt und vertraut anſprachen. Deshalb freue ich mich auch desſelben und bin zufrieden damit, ohne deshalb ein anderes, beſſeres, wenn Sie früher oder ſpäter eines für mich übrig haben, verſchmähen zu wollen. — Ihre freundliche Mittheilung betreffs der Carinthia, die nun die Ihre iſt, erwidere ich mit herzlichem Glückauf! Die geiſtigen Kräfte für ein Unternehmen, wie Sie es beabſichtigen, ſind vorhanden; ob auch ein Publicum, das werden Sie beurtheilen, der Sie die Verhältniſſe kennen. Ihrer Einladung zur Mitarbeiterſchaft entſpreche ich mit Vergnügen: poetiſche Beiträge werden Ihnen von meiner Seite immer zu Dienſten ſtehen, und wenn ich auch in ſolcher Proſa, die für Zeitſchriften paßt, nicht eben produktiv bin, ſo hängt es doch nur von Ihnen ab, mich als wohlbeſtallten literariſchen Critikus Ihres Organs zu verwenden. Ich hätte Luſt, mich dann und wann über neuere, intereſſante Erſcheinungen des Büchermarkts etwas umſtändlicher auszuſprechen, und für den Leſerkreis der Carinthia wäre es vielleicht ebenſo vertrauenerweckend als nützlich, wenn ihm die Kenntniß der Literaturbewegung des großen Vaterlandes in nicht ganz oberflächlicher Weiſe vermittelt würde. Ob ich übrigens für das Blatt, außer meiner geiſtigen Mitwirkung, noch in anderer Weiſe mich werde nützlich erweiſen können, das iſt mir unmöglich zu beſtimmen. Abonnenten dafür hier aufzutreiben, iſt kaum denkbar. Ich verſichere Sie: es gibt hier kein deutſches Publicum: ich bin der einzige Deutſche in Trieſt. Deutung und Motivirung dieſes Paradoxons folgt vielleicht ein andermal. — Ich freue mich auf die verjüngte Carinthia ſehr, ſchon darum, weil ſie, wie ich hoffe, ein Sammelpunkt für die zerſtreuten poetiſchen Kräfte der öſtreichiſchen Alpenländer werden wird, oder für die „Noriſche Schule“, wie ſie Pichler getauft hat. Dieſer Name gefällt mir ſehr und ich habe ihn ſogleich, wie ich ihn in Ihrem Brief geleſen, mit einem gewiſſen Enthuſiasmus aufgefaßt

Meinen alten penchant für dieſe „noriſche Schule“ habe ich ſchon voriges Jahr in einem Schreiben an Fr. Max des Breiteren dargethan und motivirt. Daß Sie und Pichler mich ſelbſt dazu zählen, freut mich, ich weiß aber nicht, ob Sie Recht haben. Laſſen Sie mich als eine Art von correſpondirendem Mitglied gelten. Wie ſehr ich übrigens für die Noriſche Schule ſchwärme, mag Ihnen der Umſtand beweiſen, daß ich den Plan gefaßt habe, früher oder ſpäter einmal ein „Noriſches Dichterbuch“ herauszugeben, das heißt ein Album, in welchem die Noriſchen Poeten mit ihrem Beſten vertreten wären, und das zugleich mit biographiſch kritiſchen Notizen und einer literarhiſtoriſchen Einleitung verſehen wäre. Was ſagen Sie dazu? — Ihre Andeutungen über Fercher haben meine Neugier mehr aufgeſtachelt als befriedigt. Er ſchreibt Ihnen zwölf Seiten lange Briefe, und doch wiſſen Sie über ſein inneres und äußeres Leben ſo wenig ſicheren Beſcheid? Sein Bedürfniß nach Mitteilung muß mit einer Zurückhaltung Hand in Hand gehen, deren Gründe zu erforſchen vielleicht die Mühe lohnte. Daß die Beſorgniß, nicht durchzudringen, ihn von der Öffentlichkeit zurückſchrecke, kann ich kaum glauben, da ihm ja, ſo viel ich weiß, von vielen Seiten Aufmunterung zu Theil wird. Lehnt er es ab, neue Bekanntſchaften zu machen? Glauben Sie, daß ich mich nicht vergebens bemühte, wenn ich mich ihm anzunähern verſuchte? — Eines Ihrer an Ißleib eingeſandten Gedichte werden Sie nun ſchon in Nr. 48 der „Blätter aus Krain“ geleſen haben. Eine wahre Freude haben Sie mir auch mit Ihrer „Alpenfahrt“ gemacht. Ich habe dieß Gedicht mit demſelben Vergnügen wie alles Hymnenartige in Ihrer gedruckten Sammlung geleſen. Sie beſitzen für dieſe freie Form eines der weſentlichſten Erforderniſſe: gewählten und dabei ſtimmungsvollen Ausdruck. Ich möchte Ihnen aber doch rathen, dieſelbe — was ich ſelbſt thue — nicht für größere Rhapſodieen, ſondern zunächſt für kleine, knappumrahmte Stimmungsbilder anzuwenden. Vielleicht ergibt ſich eine Gelegenheit, über dieſen Punkt unſere Meinungen weitläufiger auszutauſchen. — Wenn „Sinnen und Minnen“ noch nicht eingetroffen — ich habe ſchon mehrere Exemplare auf dieſem Wege verſendet und glaubte ſicher zu gehen — ſo würde ich ein neues abgehen laſſen, nur müßte ich Sie bitten, mir für den Fall, daß ich in hieſigen Buchhandlungen keines vorräthig finde, einige Wochen Friſt zur Beſtellung zu geſtatten. — Mit herzlichem Gruß — Ihr Robert Hamerling.

[Brief aus „Trieſt 14. Jänner 63“. — Rauſchers Gedicht „Rückſchau“ erſchien 1869 als „Nora“. — Verlagsbuchhändler Kober in Prag, ſ. erſten Theil, Brief vom 15. Mai 1858.]

Lieber Freund! — Eine Menge von Sachen habe ich zu ſchriftlicher Verhandlung ſeit Wochen für Sie in petto, und muß mich nun doch, um nur nicht länger zu zögern, auf ein paar Worte beſchränken, überhäuft mit allerlei Dringlichkeiten, wie ich im Augenblicke bin, und zum Überfluß noch unwohl. Schreiben Sie es auch den eben angedeuteten perſönlichen Umſtänden des Tages zu, daß ich als wohlbeſtallter Critikus der Carinthia bisher meines Amtes zu walten mich noch nicht befliſſen zeigte, und nichts that, um die freundliche Zuſendung Ihrer Wochenſchrift anders als — was ich hiermit thue — mit herzlichſten aber nackten Dankesworten zu erwiedern. Vielleicht entſchließen Sie ſich, Ihren geneigten Leſern mich einſtweilen als Poeten vorzuführen. Die von Pichler für die Carinthia überbrachten Gedichte ſind wol in Ihrer Hand? Wenn es ſich ſo verhält, ſo bitte ich Sie, das „Sloveniſche Reiſebild“ vor der

Hand nicht abzudrucken, es müßte nur ſein, daß es Ihnen eben beſonders gefiele, was ſchwer vorauszuſetzen iſt. Dagegen mögen Sie das kleinere Gedicht „Augenblicke“ gelegentlich als Lückenbüßer verwenden, wenn es Ihnen zuſagt. Für den Fall aber, daß dieſe beiden Gedichte nicht in Ihren Händen wären, ſtelle ich Ihnen in Beifolgendem ein paar andere Kleinigkeiten zur Verfügung. Thun Sie ſich aber nicht den geringſten Zwang an, ich ſende Ihnen gern noch andere zur Auswahl, wenn Ihnen dieſe für Ihr Publicum nicht paſſend ſcheinen. Bringen Sie nur recht viel von Fercher und von Pichler! Zwingen Sie dieſen beiden Schweigſamen ſo viel als möglich ab. Ferchers Briefe an Sie hat mir Pichler mitgeteilt. Wie ſoll ich Ihnen den Eindruck ſchildern? In der erſten Erregung wollte ich an Fercher ſchreiben, ſchob es aber auf, bis ich von Ihnen erfahren hätte, ob er wiſſen darf, daß ich ſeine Briefe geleſen? Wollten Sie mir das freundlichſt mittheilen, und auch, ob er noch in Perchtholdsdorf verweilt? Aus einer Stelle in ſeinem zweiten Schreiben erſehe ich, daß er meinen Namen kennt; was mag er aber von meinen Sachen geleſen haben und was mag er darüber urtheilen? Sein Urtheil fürchte ich: Er iſt, wie ich aus ſeinen fulminanten literariſchen Bannſprüchen erſah, ſchwarzgallig, voll Gigantengrolls, und hat auch Urſach', aber große Geiſter, ich meine ſchöpferiſche, nicht kritiſche wie Leſſing, zeigen ſich am Ende doch immer am ſchwächſten dort, wo ſie polemiſiren. Meiner Richtung wird er im Ganzen nicht viel Geſchmack abgewinnen, doch könnten ihm vielleicht einzelne Strophen im „Schwanenlied“ oder im „Germanenzug“ intereſſant ſein. Was meinen Sie? ſchreiben Sie mir über dieſen Punkt etwas, aber, ich bitte ſehr, ſtellen Sie keine directe Anfrage deswegen an Fercher, und geben Sie ihm von meinen Abſichten in Betreff ſeiner vor der Hand keine Andeutung. Dieſe Abſichten gehen übrigens, nebenbei bemerkt, keineswegs dahin, ihn zu einem Briefwechſel zu veranlaſſen: ich möchte ihm gegenüber nur die Gedanken ausſprechen, die ſeine Herzensergießungen in mir rege gemacht haben. — Von unſerm viellieben Fritz Pichler iſt mir übrigens noch eine andere gar liebe Sendung zugegangen: Ihre „Rückſchau“ in vier Geſängen. Ich will Ihnen geſtehen, lieber Freund, ich leſe nicht gern Manuſcripte: aber dieſes habe ich faſt in Einem Zuge durchgeleſen. Zwar der Titel „Rückſchau“ iſt abominabel, viel zu abſtract — proſaiſch: aber die Fata und Facta eines neuen Freundes aus ſo guter Quelle zu erfahren, ſtachelte meine Neugier, und Ihre Stanzen haben durch ſchönen Fluß und heitere Laune mich wahrhaft überraſcht. Wenn Sie, ſtatt eine ſchlichte Selbſtbiographie zu ſchreiben, Ihre Erlebniſſe in einem einheitlichen, mehr romanhaften Stoff verwebt hätten, ſo mußte dieß anmuthige Werk, veröffentlicht, auf dem literariſchen Markte Lärm machen. Vielleicht thut es dieß aber auch ſo wie es iſt; gedenken Sie damit hervorzutreten? Wie gerne möchte ich die Heldin deſſelben perſönlich kennen! Darf ich mich ihr herzlich und hochachtungsvoll empfehlen laſſen? — Nun noch ein Wörtlein über „Sinnen und Minnen“. Ich will Ihnen durch größte Offenheit in einer delicaten Sache den Beweis geben, wie gern ich unſer Verhältniß ſchon als ein ganz intimes betrachte. Nachdem meine Freiexemplare von S. u. M. längſt vergriffen ſind, muß ich alle weiteren Exemplare, die ich wünſche, von Kober kaufen. Ich habe vor längerer Zeit ein, jetzt vollſtändig vergriffenes Dutzend genommen, für welches ich zufälliger Umſtände halber die Rechnung nicht früher als am 1. Febr. zu tilgen in der Lage ſein werde. Bevor dieß aber geſchehen, würde ich mich ſehr ungern mit einer neuen

Beſtellung an Kober wenden. Haben Sie alſo bis dahin freundliche Geduld. Da ich Ihnen das Buch freiwillig verſprochen, ſo werden Sie an meiner ernſtlichen Abſicht, es Ihnen wirklich zu geben, nicht zweifeln, und ich hoffe, daß das zweite Exemplar als Fracht ſicherer gehen wird als das frühere unter Kreuzband. — Mit herzlichem Gruß — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Trieſt 11. Februar 1863. — Dr. Adolf Pichler Ritter von Rautenkar, geb. 1819, Univerſitäts-Profeſſor, Dramatiker, Lyriker und Erzähler; lebt in Innsbruck. Die „Hymnen" ſind 1857 in 2. Auflage erſchienen.]

Lieber Freund! — Es thut mir wahrhaft leid, daß ich eben Ihnen gegenüber ſeit 3 Wochen als nachläſſiger Correſpondent erſcheinen mußte: Schuld iſt Kober in Prag, der die am 1. beſtellten Exemplare von „Sinnen u. Minnen" nicht früher in meine Hände beförderte. Ohne „Sinnen u. Minnen" wollte ich aber nicht mehr an Ihre Thüre klopfen. Wollen Sie Brief und Büchlein, da ſie ſich nun endlich doch einſtellen, in Gnaden aufnehmen? Unter Einem ſende ich die biographiſch-poetiſchen Hefte unmittelbar an Sie zurück über deren Eindruck ich Ihnen ſchon neulich einige Rechenſchaft gegeben habe: Zum Beweis, welche Freude ich daran hatte, mag Ihnen die Thatſache gelten, daß ich die vier Geſänge faſt vollſtändig meiner Mutter vorlas. Sie müſſen aber wiſſen, daß ich ſonſt keinem Menſchen etwas vorzuleſen pflege. Es war ein ſehr merkwürdiger Ausnahmefall. Daß Sie das Werkchen auf meinen Rath umtaufen wollen, freut mich ſehr, aber „Cuno" wäre ſchrecklich, noch ſchrecklicher als „Rundſchau". Möchten Sie Heldin und Buch nicht etwa Alpina oder Nora benennen? Rathgeben in ſolchen Dingen iſt eigentlich verfänglich, die Verantwortlichkeit iſt drückend, aber für einen lieben Freund kann man ſchon etwas wagen, und ſo will ich denn das verlangte Gutachten betreffs der Herausgabe, und der dadurch etwa bedingten Umformung des Gedichts nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen niederſchreiben. Wie die Geſänge jetzt vorliegen, erſcheint im erſten Manches, z. B. die Muſterung Ihrer Knaben- und Jünglingsfreundſchaften, für die Öffentlichkeit zu ſubjektiv: Die Schilderung des Wieneraufenthalts iſt vielleicht ein wenig alltäglich. Wäre es nicht das Beſte, wenn Sie die allzuperſönlichen Elemente ausmerzten, dafür Anderes einwebten und das Ganze zu einer Idylle aus den Alpen umdichteten? Gebirgsnatur, Liebesluſt und Leid, hie u. da eine jener heiteren Digreſſionen und Parabaſen, die ſchon jetzt das Werk ſo anmuthig zieren, das Alles würde, zum einheitlicheren Dichtwerk ausgeſtaltet und in die reine Kunſtſphäre gehoben, ſich gar prächtig ausnehmen. Wenn Sie es wünſchen, ſpreche ich mich gerne noch weiter darüber aus. — Daß Sie von meiner Einſendung für die Carinthia die harmloſeren Stücke für Ihr Publikum auswählen und die ſchwerer verſtändlichen bei Seite legen zu müſſen erklären, dagegen habe ich nicht das Mindeſte einzuwenden, aber ich würde Ihnen ein wenig zürnen, wenn Sie auch von Fercher und Pichler nur kleinere und weniger bedeutende Sachen aufnehmen wollten. Fercher und Pichler ſind Poeten, deren Begabung aufs Epiſche, Breite, Tiefe angelegt: in kleineren, zumal reinlyriſchen Sächelchen wird ſich ihr Weſen nur ſehr unvollſtändig ausprägen. Ich begreife, daß die Carinthia, deren gegenwärtige Geſtaltung ſicherlich nicht ausſchließlich Ihre Wahl iſt, vorzugsweiſe ein Organ für kärntneriſche Intereſſen und ſpeziell für kärntneriſche Landeskunde ſein will, aber auch die geſetzten, aufs Poſitive ſehenden Leute, für welche das Blatt eigentlich berechnet ſcheint, werden nicht allzuviel dagegen einzuwenden haben, wenn den ausgezeichnetſten ihrer heimiſchen Talente von Zeit zu Zeit ein paar ganze Spalten eingeräumt werden, wo ſie ihr Beſtes und Eigenthümlichſtes niederlegen können. Sollen dieſe Geiſter nicht bloß in der Fremde unverſtanden bleiben, ſondern ſelbſt am geiſtigen Heimathherde abgewieſen oder engherzig behandelt werden? Möglich, daß die Majorität Ihrer Leſer manches von Pichlers oder Ferchers charakteriſtiſcheſten Gaben nicht goutiren würde, aber auch die Minorität will von Zeit zu Zeit ein Opfer und ein Winkelchen Ihres Blattes müſſen Sie für den Genius, für das Sublime, für das Edle reſerviren. Wenn ich mir erlaube, liebſter Freund, in ſo nachdrücklicher Weiſe als der Anwalt der Genannten aufzutreten, ſo geſchieht es im Bewußtſein, daß mir die innerſte Stimme Ihres Herzens Recht läßt und daß Sie, um anders zu handeln, als ich es hier verfochten habe, Ihren eigenen Empfindungen einen Zwang anthun müßten. Mögen Sie im Übrigen auch aus obigen Zeilen erſehen, wie ſehr mir Pichler und Fercher ans Herz gewachſen ſind. Daß Letzterer von meiner Kenntniß ſeiner Briefe an Sie nicht wiſſen darf, ſetzt mich in Verlegenheit, denn von eben dieſen Briefen wollte ich ja den Ausgangspunkt einer freundſchaftlichen Annäherung nehmen. Ich hätte ihm gerade auf Grund dieſer Briefe ſoviel zu ſagen gehabt u. weiß jetzt nicht, wie ich es drehen und wenden ſoll, um es zu motiviren, wenn ich es trotzdem ſagen ſoll. Jedenfalls ſchreibe ich an ihn; aber ohne die Praetenſion eines Briefwechſels: ich will ihm nur einige Worte des Verſtändniſſes zurufen. Er imponirt mir durch ſeinen Character, wie er ſich in den Briefen ausſpricht, faſt mehr noch als durch ſeine Begabung. Ich bewundere ſeine Zartheit, ſeine warme Hingebung auch an das ſcheinbar Kleine, bei aller

Großartigkeit ſeines geiſtigen Strebens. In ſeinem Schaffen zeigt er ſich als eine männliche, ſchroffe, faſt möchte ich ſagen ſtarre Natur: leider kenne ich von ſeinen Poeſieen zu wenig, um zu ermeſſen, in wie weit ihm das „Ewigweibliche", das uns „hinanzieht", und das ſchöne Maß gegeben iſt, das die Sprödigkeit der Gedanken in Fluß bringt und den genialſten Ergießungen Schmelz und Melodie verleiht. So viel iſt gewiß, daß ihm ein Cult der Schönheit, wie er ſich z. B. in meinen Poeſieen ausſpricht, nur theilweiſe ſympathiſch, und allzu weichlich erſcheinen würde. — Adolf Pichler hat mich vor ein paar Tagen mit der Zuſendung ſeiner „Hymnen" überraſcht. Ich war ſchon lange darauf neugierig: Verſuche auf einem Gebiet, wie das der Hymne, auf welchem ich ſelbſt mein innerſtes Leben am liebſten und am leichteſten ausſpreche, haben für mich ein ungemein großes Intereſſe, und ich freue mich, bei Pichler Töne zu finden, die, weniger durch den Rhythmus, als durch Reinheit und Adel der Empfindung, an den echten Hymnenſtil anklingen. Ich freue mich über ſein Büchlein, es iſt, mit ſeiner alpenländiſchen Lokalfarbe, ein ſchönes Stück „noriſcher" Poeſie. Sie ſehen, ich übe mein kritiſches Amt weniger, wie ich ſollte, für die Carinthia, als privatim in meinen Briefen; in Beziehung auf die Carinthia lavire ich noch. Hochachtungsvollen Gruß an Nora! — Herzlich ergeben — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 25. Februar 1863. — Dr. Karl Gottfried Ritter von Leitner, Lyriker, Novelliſt ꝛc. (1800–1890.) Dichter Cajetan Cerri, geb. 1826, Sectionsrath des Miniſteriums des Äußern i. P., lebt in Wien. — Über das „Album" ließ ſich nichts ermitteln. — Dixi et salvavi animam: Ich habe geſprochen und meine Seele gerettet!]

Lieber Freund! — Ihre Mitteilung, daß Sie bisher ſich vergebens um einen Verleger für eine neue lyriſche Sammlung umgeſehen, hat mich, ſo viel ich auch von Ihrem Talent und von Ihren, noch anzuhoffenden Erfolgen halte, nicht im Mindeſten überraſcht. Es gibt in gegenwärtigem Augenblicke vielleicht keinen berühmten oder unberühmten Lyriker in ganz Deutſchland, der nicht in manchem Fall ſeit Jahren, einen druckfertigen Band in ſeinem Pulte liegen hätte und mit trübem Blick nach einem Verleger ausſchaute. Ich ſprach im vorigen Sommer mit G. v. Leitner in Graz, ich ſprach mit Caj. Cerri und mit manchem Anderem noch: Alle, alle haben ſie einen Band druckfertig und warten, ſchmerzlich reſignirt auf „beſſere Zeiten“. So gehts den alten, ſeit Jahrzehnten wohlconditionirten Firmen; was dürfen wir Jüngere hoffen? Wenn mein eigener lyriſcher Nachwuchs heut oder morgen wieder zu einem Bändchen gediehen iſt, ſo werde ich ſo gut wie jeder Andere mit dem Suchen nach einem Verleger von vorne anfangen müſſen.
Damit will ich aber gar nicht ſagen, daß wir Poeten von vorn herein reſigniren, daß wir förmlich abdiziren ſollen. Durchaus nicht abmahnen, ſondern im Gegentheil auffordern will ich ſie, nur muthig weiter fortzuwandern mit der Diogeneslaterne, um einen „Menſchen“ zu ſuchen, einen Menſchen, der eben ein Menſch und kein verkörpertes Einmal Eins iſt und der noch ſo viel Romantik im Leibe hat, um ein Bändchen Gedichte zu drucken und zu verlegen. Ihren Wunſch, bei Kober für Sie zu unterhandeln, bin ich von ganzer Seele zu entſprechen bereit; ich meine aber, die Freundespflicht legt mir noch mehr als dieſes auf: ich glaube Ihnen von der Firma, welcher Sie ſich anvertrauen wollen, und mit welcher ich ſeit ſo langer Zeit in Verbindung ſtehe, dasjenige mittheilen zu müſſen, was ich ſelber weiß. Die Firma „Kober u.

Markgraf“, welche Sie in Ihrem Briefe nennen, und welche vor einigen Jahren eine große Thätigkeit entwickelte, exiſtirt nicht mehr. Der Aſſocié Markgraf hat ſich mit dem Hauptunternehmen, dem „Album“, in Wien auf eigene Fauſt etablirt; Kober führt das Prager Geſchäft beſcheiden und in theilweiſe ganz verändertem Sinne weiter. Die Verlagshandlung hatte, wie es ſcheint, zu viel gewagt; namentlich aber wars ein großer Fehlgriff, daß ſie von einem norddeutſchen Buchhändler einen ungeheuren Vorrath lyriſcher Makulatur übernahm und denſelben als zweite und dritte Auflagen mit Goldſchnitt und luxuriöſen Einbänden auf den Markt warf. In dieſer Maſſe gingen die Original-Verlagsartikel der Handlung, darunter auch meine Sachen, wie verlorene Tropfen im Ozean unter. Die außerordentlich ſchlechten Geſchäfte, welche Kober & Markgraf mit dieſem lyriſchen Bazar machten, dürfte zur Auflöſung der Firma beigetragen haben. Kober warf ſich beinahe ganz auf čechiſche Literatur u. als ich ihm ſeiner Zeit das „Schwanenlied der Romantik“ anbot, ſchrieb er mir, er wolle den deutſchen, namentlich poetiſchen Verlag ganz aufgeben, und meine Dichtung nur noch ausnahmsweiſe drucken. Aus dieſen Thatſachen ergibt ſich nun fürs Erſte, daß es nicht eben leicht ſein dürfte, Kober als Verleger Ihrer Gedichte zu gewinnen; fürs Zweite aber, daß es auch nicht eben wünſchenswerth erſcheine, von Kober verlegt zu werden und die Maſſe der in ſeinen Magazinen hoffnungslos aufgeſpeicherten Lyriker um Einen zu vermehren. – Das iſts alſo, was ich Ihnen nicht verſchweigen zu dürfen glaubte, und damit habe ich meine Pflicht nach Einer Seite hin erfüllt. Erwägung und Entſchließung aber ſind weiterhin Ihre Sache. Wenn Sie, was ich ganz begreiflich fände (denn die Noth an Verlegern iſt groß), doch mit Kober einen Verſuch machen wollten, ſo werde ich

Alles, Alles thun, was Sie nur wünſchen, und was immer die Sache fördern kann. Daß es mir damit Ernſt iſt, mögen Sie daraus erſehen, daß ich gleich nach Empfang Ihres Briefes an Pichler ſchrieb, und mir das ſchon früher — mit Ihrem Willen, wie ich vorausſetze — verſprochene Manuſkript der Gedichte zu überſenden erſuchte, und ich bitte Sie ſehr, wenn es Ihnen anders paſſend ſcheint, daß ich die Gedichte durchſehe, meinem Anſuchen Ihrerſeits durch ein Schreiben an Pichler Nachdruck zu geben. Wenn ich darüber an Kober ſchreiben ſoll, ſo iſt es doch wenigſtens eine formelle Nothwendigkeit, daß ich ſagen kann, ich kenne, was ich ihm empfehle. Kober iſt ein ehrenhafter Charakter, aber vom Scheitel bis zur Sohle Geſchäftsmann: ſeine Entſchließung wird ohne Zweifel von den pekuniären Zugeſtändniſſen abhängen, die Sie machen. Vielleicht will er, oder ein Anderer an den Sie ſich wenden, nicht einmal zum Theile die Koſten tragen. Werden Sie aber um 50—100 fl. markten und knauſern, wenn es ſich um ſolche Zwecke handelt? Es iſt traurig, einem Buchhändler die Auflage eines Werkes förmlich ſchenken zu müſſen: ich gebe Ihnen aber zu bedenken, daß viele Buchhändler nicht bloß zu ängſtlich, ſondern auch zu faul ſind, etwas zu verlegen, und Werke, von denen ſie keinen größeren Gewinn hoffen, nicht einmal geſchenkt gern übernehmen. Zahlen Sie den Druck, ſo können Sie auch ein paar hundert Exemplare für ſich behalten: wenn nicht, müſſen Sie die Exemplare, die Sie brauchen, vom Buchhändler kaufen, und das macht im Lauf der Jahre faſt ſo viel aus, als hätten Sie das Buch ganz oder halb auf eigene Rechnung drucken laſſen. Wir Poeten mögen es anſtellen, wie wir wollen, wir müſſen ſchließlich doch immer mit Göthe ausrufen: „Ich habe, wie ſchwer, meine Gedichte bezahlt!“ Dixi et salvavi animam.

Mein Brief klingt unangenehm, iſt aber von Herzen gut gemeint. Ich ſehe, zu allen Dienſtleiſtungen bereit, Ihren ferneren Entſchließungen und Weiſungen entgegen. — Ihr — aufrichtig ergebener — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 9. Mai 1863. — Das Wort „Unerhörtes“ hat Hamerling zweimal unterſtrichen.]

Lieber Freund! — Wollte ich Ihre Vermuthung beſtättigen und mein Stillſchweigen mit Krankheit entſchuldigen, ſo könnte ich es mit Fug und Recht, denn ich bin nichts weniger als geſund: aber Krankheit pflegt mich nicht vom Schreiben abzuhalten: Briefe, die nur einigermaßen nöthig ſind, ſchreibe ich auch auf dem Krankenlager. Ein beſtimmter Anlaß zu einer Antwort lag in Ihrem letzten Briefe nicht, auch ergab ſich meinerſeits nichts, was ich Ihnen zu ſchreiben gehabt hätte, und ſo würde ich durch einen Brief an Sie nur meinem Verlangen, ein wenig mit Ihnen zu plaudern Genüge geleiſtet haben. Nun aber hatte ich die ganze Zeit her ſo viele andere, durchaus nothwendige und dringende Briefe zu ſchreiben, daß ich nicht dazu kam, andere Briefe zu ſchreiben, als eben ſolche, die durchaus nothwendig und dringend waren. Werden Sie mir darum zürnen, beſter Freund? Soll denn unſer brieflicher Verkehr ein pedantiſches Frage- und Antwortſpiel ſein? Warum ſoll Einer dem Andern nicht zuweilen zwei Briefe für Einen geben? Warum ſollen wir unſere Freundſchaftsbezeigungen ſo gegeneinander abwägen und abzirkeln? Schreibe doch Jeder, ſo oft er ſich angeregt fühlt, wär' es auch zwei Tage hinter einander; ſchreibe Jeder, nicht weil die Reihe an ihm iſt, ſondern weil er etwas zu ſchreiben hat. Nicht um zu antworten muß man ſchreiben, ſondern um zu ſchreiben. Daß Sie nach

Hamburg reiſen, hat mich überraſcht und erfreut: überraſcht, weil ich Sie für Einen hielt, der, vielleicht ein wenig allzuſehr, an der Heimatſcholle klebt; erfreut, weil ich wenigſtens meinen Freund genießen ſehe, was mein eigenes Herz ſich lange gewünſcht hat. Dieſe Reiſe kann Ihnen vom größten Nutzen ſein: Sie erweitern den Kreis Ihrer Anregungen und für intereſſante perſönliche Anknüpfungen haben Sie die ſchönſte Gelegenheit. Sehr gerne möchte ich wiſſen, welche Städte Sie berühren werden: ich würde mir erlauben Sie auf das Eine oder das Andere — Perſonen oder Dinge, die Sie aufſuchen könnten — aufmerkſam zu machen. Daß Sie bei dieſer Gelegenheit für Ihre neuen Lyrica — über die ich Ihnen neulich *weit mehr Schönes* geſagt hätte, wenn meine Zeit nicht ſo entſetzlich kurz bemeſſen geweſen wäre — einen Verleger finden werden, iſt mir faſt gewiß; vielleicht in Hamburg ſelbſt. Nach Hamburg möchte ich auch ſo gern einmal kommen: meine Opera haben ſich dort warme Freunde erworben. Neulich iſt im „Orion“ von Strodtmann wieder eine Recenſion des Schwanenliedes der Romantik erſchienen, die im Loben geradezu *Unerhörtes* leiſtet — weit mehr als mir erwünſcht ſein kann; denn ſo etwas gibt den Kalten und Klugen Ärgerniß. — Für Ihre neueſte Photographie ſage ich den allerſchönſten Dank; die alte iſt mir aber auch lieb und ich bewahre ſie beide als liebe Unterpfänder. Noch Eins: es war nicht *grundloſe* Verſtimmung, wie Sie ſich ausdrückten, in welcher ich meinen letzten Brief ſchrieb: ſie hatte ganz beſtimmten, äußeren Anlaß. Jetzt kommt aber zu allerletzt noch eine große und ſchwere Bitte: könnten Sie beifolgende Lieder aus weiblicher Feder in die Carinthia aufnehmen? Mir wäre es lieb: thun Sie es aber nur wenn Sie es vor Ihrem Gewiſſen verantworten zu können glauben. — Dieſe Epiſtel iſt eine wahre Schlafrockepiſtel, ganz en negligée geſchrieben, denn ich bin todmüde; den ganzen Tag ſchreibe ich heut ſchon Briefe: es ſind aber nicht die ſchlechteſten, ich wollte ſagen die unliebſten Freunde, vor denen man ſich im Schlafrock zeigt. Ich ſchreibe Ihnen jedenfalls noch einmal vor Ihrer Abreiſe, ſobald ich Ihren Reiſeplan kenne. Einſtweilen — Ihr treuer — Rob. Hamerling.

[Brief aus Trieſt 10. Mai 1863.]

Lieber Freund! — Ich habe vorgeſtern in der Eile, als ich mein Schreiben abſandte, vergeſſen, daß Sie Ferchers Briefe zurückhaben wollen. Ich ſende Ihnen daher einen Theil heute und den Reſt nächſtens. Wie gerne möchte ich auch den letzten Brief leſen, den Ihnen, wie Sie mir mittheilen, Fercher kürzlich geſchrieben. Könnten Sie mir denſelben bei nächſter Gelegenheit übermitteln? Sie würden dann alles zuſammen noch vor Ihrer Abreiſe mit Dank zurück erhalten. — Ich fürchte, Sie halten die in meinen Briefen oft wiederkehrende Entſchuldigung, Zeitmangel betreffend, für Affectation. Bedenken Sie aber 1.) meine ſchulmeiſterlichen Geſchäfte, zweitens, daß ich Privatlektionen ertheilen muß, um den Haushalt für mich und meine Angehörigen zu beſtreiten, daß ich 3.) aus eben demſelben Grunde das kritiſche Richteramt über Theater und Muſik für die Trieſter Zeitung beſorge, und daß ich 4.) ungefähr zwolf Correſpondenten und Correſpondentinnen habe, die von mir lange Briefe haben wollen und ſolche, in welchen wo möglich etwas Intereſſantes zu leſen ſteht, was ſich nicht immer aus dem Ärmel ſchütteln läßt. Rechnen Sie dazu, daß doch auch die Muſe ſich nicht immer abweiſen läßt und zuweilen ein Stündchen für ſich in Anſpruch nimmt — und vergeſſen Sie zu allerletzt die Stunden und Tage nicht, in welchen ich ganz krank bin und zu gar nichts zu brauchen: Da werden Sie denn doch zugeben müſſen, daß ich das Recht habe über Zeitmangel zu klagen, und daß ich oft gerade die Briefe aufſchieben muß, die ich am liebſten ſchreiben würde, nur, weil ſie weniger dringend ſind als andere. Mein Ideal, lieber Freund, wäre ein gemüthlicher, vertraulicher Briefwechſel mit Einem oder Zweien: man zerſplittert ſich durch eine ausgedehntere Correſpondenz und kommt doch in der Eile nie dazu ſich auszuſprechen. Es kann wohl auch geſchehen, daß ich noch einmal all dieſe brieflichen Verkehrsfäden, obgleich ſie mich faſt durchgehends an liebe und werthe Perſönlichkeiten knüpfen, abreiſſe und nach erbetenem Urlaub mich bei Einem Freunde und Correſpondenten meiner Wahl in ungezwungenem Plauderſtyl erhole. — O Sie glücklicher Muſenliebling, der Sie auf dem Punkte ſtehen, aller Feſſeln ledig etwas weniges in die weite ſchöne Welt hineinzuwandern! Möchten Sie ſich doch entſchließen können, für meine Mühſal als Correſpondent mich durch etliche Reiſebriefe zu tröſten! Wie wäre es, wenn Sie mir von Station zu Station (ich meine nicht gerade Eiſenbahnſtationen) Ihre Erlebniſſe, Anſchauungen und Begegnungen mittheilten? Wenn Sie dann nach Hauſe kämen, hätten Sie einen Band „Reiſebriefe“ geſchrieben, der vielleicht gar druckfertig wäre, oder wenigſtens Ihnen ſelbſt und Ihren Freunden ein dauerndes und ſchätzbares Denkmal bliebe. — Mit herzlichem Gruß — der Ihrige — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 15. Mai 1863. — Rauſchers Dichtung „Friedrich der Schöne“ iſt nicht im Drucke erſchienen. — Univerſitäts-Profeſſor Dr. phil. Moriz Carrière, Äſthetiker (1817—1894). Karl Gutzkow (1811—1878), der Verfaſſer vieler berühmt gewordener Dichtungen.]

Lieber Freund! — Ferchers Briefe folgen hierbei mit ſchönſtem Dank zurück. Daß ich meinen Plan, ihm zu ſchreiben, noch nicht ausgeführt, kann Ihnen am beſten beweiſen, wie wenig ich Zeit habe. Von ſeinen Gedichten in der Carinthia hat mir das „Lerchenlied“ die Bedeutung und Tiefe dieſes Geiſtes wieder nahe gelegt. Das Gedankenelement herrſcht in ſeiner Lyrik entſchieden vor. Das ſage ich nicht zum Vorwurf; ich begreife, daß wir nicht Alle in Einem Tone pfeifen können und ſollen: wenn nur auch er es begreift. Sein Urtheil über mich im letzten Briefe bezieht ſich wol auf „Sinnen und Minnen“? Unendlich gern würde ich erfahren, worin die körperlichen Leiden beſtehen, über die er klagt, und welche Bewandtniß es mit ſeinen neueſten Arbeiten hat, z. B. mit dem „Ahasverus“. Bringen Sie das dramatiſche Fragment von ihm in der Carinthia nur recht bald. Auf Ihren „Friedrich den Schönen“ hat mich Ferchers Urtheil ſehr neugierig gemacht. Die Nachricht von [1 Wort weggelaſſen] Bräutigamsſtand hat auch bei mir die freudigſte Senſation hervorgerufen. Ich würde Gott auf den Knieen danken, wenn die Sache wirklich unausbleiblich zu Stande käme: ſo wie ich aber die Welt im Allgemeinen und [1 Wort] insbeſondere kenne, betrachte ich den viermonatlichen Aufſchub der Vermählung mit einiger Ängſtlichkeit. In Ihrem vorletzten Briefe, der ſich mit dem meinigen dem Herkommen gemäß richtig wieder gekreuzt hat, bemerken Sie mit vollem Recht, daß eine gewiſſe Ordnung im Briefwechſel wünſchenswert iſt; aber Sie haben Unrecht, unter den Gründen dafür mir gegenüber auch den geltend zu machen, daß ſonſt „geſtellte Fragen vergeſſen werden und unbeantwortet bleiben“. Einen Brief, der eine Frage enthält, werde ich nun und nimmer unbeantwortet laſſen. Ihren Rath, eine Anzahl der Correſpondenzen, die mich ermüden, aufzulaſſen, werde ich vielleicht befolgen; ich brauche Sie aber kaum zu verſichern, daß unter der Zahl der „nicht aufgelaſſenen“, ſo klein dieſelbe ſein mag, immer auch die Ihrige ſein wird. Mein Paſſus von den „Reiſebriefen“ war ſo gemeint, daß Sie in Briefen an mich Ihre Reiſeanſchauungen zwanglos aufs Papier werfen könnten, um ſpäter ein Material zu haben, das Ihrer eigenen Erinnerung dient und auch die Grundlage für ein Reiſewerk abgeben kann. Ich halte für Reiſe-Aufzeichnungen die Form der Briefe für paſſender, weil man da eine gewiſſe Nöthigung zum Schreiben hat, während man z. B. bei einem Tagebuch ſich gehen läßt, ſich Nachläſſigkeiten und Unterbrechungen geſtattet. Wenn Sie nach Laibach kommen, und ſich ein wenig aufhalten, ſuchen Sie doch den Dr. Ißleib auf: er iſt ein lieber und braver Mann. Verſäumen Sie in München Carrière, in Weimar Gutzkow nicht. In Hamburg könnten Sie mir einen ungemeinen Liebesdienſt erweiſen, wenn Sie gelegentlich Erkundigungen einzögen, wie es mit dem mir ganz unbekannten Verleger Richter ſteht, der den Kober’ſchen poetiſchen Verlag angekauft hat. Horchen Sie doch auch nebenbei ein wenig auf, was man draußen im lieben deutſchen Vaterlande von uns öſterreichiſchen Poeten, insbeſondere von den jüngeren, ſagt, in wie weit wir gekannt und geleſen ſind ꝛc. — Mit dieſer Briefmoſaik, bei welcher Sie den apodiktiſchen Ton einiger Stellen auf Rechnung nothgedrungener Kürze ſetzen mögen, nehme ich Abſchied von Ihnen, beſter Freund! Aber ſehen Sie zu, daß, wenn Sie nun abreiſen, die Erinnerung an mich nicht ganz bei Ihren Effekten in Klagenfurt zurückbleibt. Mein herzlichſter Segenswunſch begleitet Sie. — Von Herzen der Ihrige — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 7. Juni 1863. — „Ferchers dramatiſches Fragment“ aus „Tankmar“.]

Lieber Freund! — Ihr erſter, mit intereſſanten Nachrichten reich ausgeſtatteter Reiſebrief hat mir wahre Freude gemacht. Beinahe gerührt war ich über den großen vollgeſchriebenen Bogen: auf der Wanderſchaft iſt man doch ſonſt nicht eben zu langen Briefen aufgelegt; daß Sie mir einen ſolchen ſchicken, iſt alſo eine freundſchaftliche Demonſtration, ſo zu ſagen, von großer Tragweite. Dankbar weiß ich das zu ſchätzen, beſter Freund, aber was kann ich Ihnen dafür bieten? Was kann ich Ihnen mittheilen aus meiner jüngſten Gegenwart, die ſich wieder ſo recht im uralten Schlendrian hinſchleppt? Soll ich Sie mit Klagen behelligen über die mit der heißeren Zeit wieder zunehmende Erbärmlichkeit meiner körperlichen Exiſtenz? — Ihr liebes Schreiben hat mich nicht bloß in Beziehung auf das Was, ſondern auch in Betreff des Wie außerordentlich zufrieden geſtellt. Mir gefällt vor Allem Ihre offene, von Nergelei ſoweit wie von conventioneller Entzücktheit entfernte Menſchenbeurtheilung. Was Sie von [2 Worte weggelaſſen] ſagen, iſt eben das, was ein ſcharfſinniger und vorurtheilsloſer Beobachter nach einer Stunde Zuſammenſeins mit ihr ſagen kann. Darin aber irren Sie, daß Sie meinen, ſie ſei ein „männlicher Charakter". Im Gegentheil, ſie iſt ein Weib im ganzen Sinne des Wortes; gerade die ſpezifiſch weiblichen Eigenſchaften wurden Sie in ſchärfſter Ausprägung bei ihr finden, wenn Sie länger mit ihr verkehrten. Was ſie unſerm [1 Wort] ſeit Jahren geweſen, wird Ihnen wohl kein Geheimniß geblieben ſein. Das intime Verhältniß mit dieſer Frau war für [1 Wort] geiſtiges und körperliches Weſen vom wohlthätigſten Einfluß: es hat ihn aus gewiſſen Dämmerzuſtänden herausgeriſſen, in denen er vertrauenslos und halb verloren herumtappte. Frau [1 Wort] hat [1 Wort] für das Glück gewiſſermaßen erzogen und reif gemacht, deſſen Vollgenuß er jetzt anzutreten im Begriffe ſteht, während für ſie ſelbſt die Stunde einer freilich lange vorausgeſehenen, aber immerhin bitteren Entſagung geſchlagen hat. Ihre letzten Briefe an mich ſind Dokumente einer edlen, wenn auch ſchmerzlichen Reſignation. — Dem Charakterbilde Ferchers haben Sie einen bedeutſamen Pinſelſtrich in meiner Vorſtellung durch die Mitteilung hinzugefügt, daß er im perſönlichen Verkehr nicht weniger liebenswürdig, tief und anregend iſt als in ſeinen Briefen. Seine brieflichen Ergüſſe haben mich öfters an meinen braven, noch lange nicht genug geſchätzten Freund Cajetan Cerri erinnert, der durch eine ähnliche hinreißende Suada, wie ſie Fercher in ſeinen Briefen entwickelt, in mündlichem Gedankenaustauſch mich oft wahrhaft ergriffen hat, ſo wie er überhaupt einer der beredteſten und anziehendſten Geſellſchafter iſt, die ich kenne. Da war ich denn begierig zu wiſſen, ob Fercher ebenfalls wie Jener, in perſönlichem Sichgeben einen ungewöhnlichen Zauber ausübt. So weit der Genius Ferchers vom Genius Cerris im Übrigen verſchieden ſein mag, ſo zeigen doch Beide eine merkwürdige Ähnlichkeit und Verwandtſchaft des Gedankens wie des Ausdrucks in ihren Diatriben über Zeitgeiſt und Poetenſchickſal. In Einem Punkte aber ſind ich Beide grundverſchieden. Während nämlich der Dichter der „Geißhirten“ ein Selbſtbewußtſein beſitzt, das mit ſeinem Talent im Verhältniß ſteht, gipfelt Cerris Weltverachtung in einer übergroßen Beſcheidenheit, in einer Selbſterniedrigung, die oft, halb Ernſt, halb Scherz, halb wehmüthig, halb launig, in ſeinen Geſprächen und Ergüſſen auf faſt ergötzliche Weiſe zum Durchbruch kommt. Daß ich über Ferchers dramatiſches Fragment in der Carinthia mit größter Neugier herfiel, können Sie denken. Aber eben im Dramatiſchen geben Bruchſtücke ſo wenig Aufſchluß über das Weſentlichſte der Begabung. Was läßt ſich da viel Anderes beurtheilen, als die Diktion? Dieſe iſt in jenem Fragment kornig und gedankenreich. Dutzendrecenſenten werden ſie vielleicht geſucht, zum Theil verſchroben, und in keinem Fall bühnengemäß finden. Könnten Sie nicht in der Carinthia Proben vom „Ahasverus" bringen? Wird dieß Werk nicht erſcheinen, wie doch die Rede ging? Gern möchte ich auch wiſſen, über welche körperlichen Leiden Fercher klagt; ſelbſt krank, intereſſire ich mich für Kranke. — Sie weilen nun in Hamburg, Sie Glucklicher! Sie ſind mir förmlich noch einmal ſo lieb, ſeit Sie nicht mehr da hinten in Klagenfurt ſitzen und die Carinthia redigiren. Wäre ich an Ihrer Stelle, ich ſetzte den Provincialismus meines Daſeins in gut Hochdeutſch um, und kaufte mir ein Ritterſchlößlein am Rhein oder ſonſt wo draußen im deutſchen Vaterland. Vergeſſen Sie nicht, ich bitte, auf *Richter* in Hamburg, und ſtillen Sie meine *wirklich brennende Neugier* mit einem zweiten Reiſebrief! — Von Herzen — der Ihrige — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 19. Juni 1863.]

Lieber Freund! — Nachdem Sie mir geſchrieben, daß Sie am 6. od. 7. in Hamburg ſein werden, richtete ich meine Antwort ſo ein, daß ſie am 8. in Hamburg einträfe, denn ich fürchtete, ſie konnte verloren gehen, wenn ſie *vor* Ihnen einträfe und auf Sie wartend in fremden Händen bliebe. Dieß der Grund warum Sie bei Ihrer Ankunft mein Schreiben nicht gleich *vorfanden*, wie Sie erwartet, ſondern erſt ein paar Tage ſpäter erhielten. Nun haben, nach uraltem und unvermeidlichem Herkommen, unſere Briefe ſich richtig wieder gekreuzt, und wahrhaft ſchwierig iſts bei dieſen Kreuzungen, in Evidenz zu erhalten, an welchem von uns beiden immer eben die Reihe zu ſchreiben iſt. Im gegenwärtigen Augenblick iſt ſie, wenn meine Berechnung mich nicht täuſcht, an mir, und ich habe zuvörderſt wieder für den koſtlichen Reiſebrief zu danken. Bedauern muß ich nur, daß Ihre deutſche Fahrt, wie ich erſehe, Sie bisher im Ganzen nicht allzuvortheilhaft angeregt hat. Wenn es Ihnen aber wenigſtens in Hamburg, am Meere, beſſer gefällt, ſo finde ich das natürlich. Ich ſehne mich ſelbſt ſo ſehr nach unſerm deutſchen Meer, ich möchte ſehen, wie ſichs von der blauen Adria unterſcheidet. Sie haben Recht, Waſſer iſt Poeſie, Waſſer iſt Aug' und Seele jeder Gegend. Darum wird Ihnen auch am grünen Rhein ohne Zweifel das Herz vollends aufgehn. Heidelberg beſuchen Sie doch auch? Daß Sie der Begegnung mit bedeutenden Geiſtern ſo wenig guten Willen entgegen bringen, iſt nicht ganz ſchön von Ihnen. Halb iſt es wohl Beſcheidenheit, halb Stolz? Wer ſagt Ihnen aber, daſs Sie ſchmeicheln oder ſich mit glorreichen Antecedentien ausweiſen müßten? Ich habe von blutjungen öſtreichiſchen Landsleuten gehort, daß ſie draußen in deutſchen Landen mit der größten Herzlichkeit von berühmten Leuten aufgenommen wurden, obgleich ſie gar nichts hatten, worauf ſie pochen konnten. Es gefällt draußen, wie es ſcheint, unſer gemüthliches Weſen, und man ſucht es zu erwiedern. Sollte es denn nicht ſein Angenehmes haben, Perſonen, die man ſeit langer Zeit aus Büchern kennt und mehr oder weniger ſchätzt, gelegentlich ein weniger näher in Augenſchein zu nehmen? Freund, ich glaube, Fercher hat Sie ein klein wenig mehr als nothig mit Weltverachtung angeſteckt! Zudringliches Aufjagen literariſcher Notabilitäten wäre meine Sache auch nicht, namentlich Kritikern würde ich vorziehen auszuweichen, aber es lebt doch in Deutſchland ein halbes Hundert Männer, denen ich herzlich die Hand ſchütteln möchte, wenn mich der Zufall in ihre Nähe brächte. Darf ich hoffen, liebſter Freund, daß Sie meines Hamburger Richters nicht ganz vergeſſen werden? Was ich in dieſer Beziehung erſehne und erbitte, beſchränkt ſich darauf, daß Sie ſich gelegentlich einmal erkundigen, ob die Richterſche Verlagshandlung als eine ſolide und angeſehene gilt und von welcher Art die Thätigkeit iſt, die ſie entfaltet? Mitte Juni, ſchreibt mir [1 Wort], werden Sie auf der Rückfahrt Graz berühren um bei unſres Freundes Hochzeit — ich weiß ſchon alles! — als hoher Ehren- und Würdenträger zu funktionniren! Sie Glückskind! Ich bin auch geladen worden, aber mich halten die Götter prometheiſch an den Kathederfels geſchmiedet, während der Geier des Krankſeins an meinen Eingeweiden zehrt. Und wie zehrt er! Sie ahnen nicht, was ich jetzt wieder auszuſtehen habe. Ich verſichere Sie, die Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod iſt in manchen Augenblicken mein beſter, einziger Troſt. Wenn Sie mir wieder ſchreiben — wozu ich Sie nicht egoiſtiſch dränge, denn Ihre Augenblicke ſind jetzt werthvoll, geneigter zum Aufnehmen als zum Wiedergeben — ſo überſehen Sie die Anhaltspunkte freundlichen Meinungsaustauſches nicht, die Ihnen mein voriger Brief gibt. — Herzlichen Gruß! Denken Sie an der Nordſee des Freundes an der Adria. — Ihr — treu ergebener — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz 11. Auguſt 1863. — Über den literariſchen Nachlaſs Guzman's ſpricht Hamerling auch in ſeinen „Stationen“ S. 304. Der vollſtändige Titel des Buches lautet „Albert Guzman's k. k. Lieutenants Erinnerungen aus dem italieniſchen Feldzuge des Jahres 1859. Mit lyriſchem Anhang. Aus dem Nachlaſſe des Verſtorbenen herausgegeben von Robert Hamerling. Wien, 1864. Verlag von Carl Schönewerk.“ Einige Stellen aus dem von Hamerling geſchriebenen Vorworte, ddo. Trieſt, 12. Mai 1864, werden deſſen Beziehungen zu Guzman klar machen: „Mit dieſem Buche übergebe ich der Oeffentlichkeit den ausgewählten literariſchen Nachlaſs eines wackern jungen Offiziers, eines öſterreichiſchen Kämpfers aus dem Jahre 1859, eines hoffnungsvollen Poeten, eines mir ſelbſt nur kurze Zeit, aber warm und herzlich verbundenen Freundes, den vor eilf Monaten der Tod im zweiundzwanzigſten Lebensjahre dahinraffte. Albert Guzman hatte das anmuthige Klagenfurt zur Vaterſtadt, wo er am Oſterſonntag des Jahres 1841 das Licht der Welt erblickte; ſeine Erziehung aber erhielt er in der nicht minder den Naturſinn anregenden Capitale der Steiermark. Von den anfänglich mit Eifer betriebenen Gymnaſialſtudien wendete er ſich ſpäter den techniſchen Studien zu, während gleichzeitig in ihm die poetiſche Richtung überraſchend ſchnell ſich entwickelte. In ſeinem Weſen lag, mit Weichheit und Wärme des Gemüths in anziehender Weiſe verſchwiſtert, eine gewiſſe Ritterlichkeit, ein lebhaft entwickeltes Ehrgefühl. Wer den feurigen, ehrgeizigen Jüngling kannte, der mochte es wohl gelten laſſen, daſs die Wiege ſeiner Vorväter im ſchönen Spanien ſtand. Guzman trat als Kadett in das ſteiriſche Regiment Prohaska, das ſich bereits auf dem italieniſchen Kriegsſchauplatze befand, und zu welchem er ſofort über Trieſt abreiſte. Es währte nicht lang, ſo war Guzman Lieutenant und machte als ſolcher die Schlacht von Solferino mit, deren Schilderung den Glanzpunkt ſeiner ‚Erinnerungen' bildet. Im Sommer des Jahres 1862 machte ich ſeine Bekanntſchaft. Es war im waldumrauſchten Tobelbad, wo ich geſundheitshalber mich aufhielt, als er eines Tages in meine einſame Stube trat. Perſon und Name war mir fremd; aber nach den erſten Worten, die er ſprach, hatte ich ihn liebgewonnen. So viel Beſcheidenheit, ſo viel Innigkeit, ſo viel Enthuſiasmus, als er zeigte, konnte bei einem ſtattlichen jungen Manne, an deſſen Seite der Säbel raſſelte, nur den gewinnendſten Eindruck machen. Seltſame Ironie des Schickſals Da ſtand der blühende Jüngling vor mir in ſeiner Kraft und ahnte nicht, daſs der Kranke, den er mitleidig beſuchte, binnen Jahresfriſt ſeinen poetiſchen Nachlaſs herausgeben würde! Ich ſah ihn ſpäter noch öfter; er war voll der ſchönſten Entwürfe für die Zukunft. Als ich nach Trieſt zurückgekehrt, ſchrieb er mir noch ausführliche und herzliche Briefe. Plötzlich aber ſtockten dieſe und nach einiger Zeit erhielt ich von Alberts Vater die erſchütternde Nachricht, daſs der lebensmuthige junge Mann an einer Lungen- und Unterleibstuberkuloſe rettungslos darniederliege. Männlich ertrug er nun die Drangſale des mondenlangen Siechthums. Eine unwiderſtehliche Sehnſucht trieb ihn ganz zuletzt noch nach ſeinem Geburtslande Kärnten. Anfangs Mai erreichte er im Geleite ſeiner troſtloſen Familie Klagenfurt. Am 16. Juni war er ſtiller, dabei heiterer als je. Um 7 Uhr abends, die Sonne war im Sinken, verlangte er Stift und Papier und ſchrieb ein einfachſchönes Frühlingslied. Um 10½ Uhr war er todt ..... Das Andenken des zwanzigjährigen Dichters wird in engeren Kreiſen nicht erlöſchen, aber doch auch in weiteren werden dieſe poetiſchen Proben etwas von jener Rührung wecken, deren Zoll man ſogar der Frühlingsblume, der jungen Waldfichte nicht verſagt, die der Sturm in ihrer vollſten Triebkraft niederwarf. Möge auch über dieſem Buche der Genius walten, der einem alten Sprichwort zufolge über die Bücher überhaupt, auch über die unbeachteten und verſchollenen waltet, und ſie von Zeit zu Zeit wieder in die rechten Hände bringt. Ein Buch iſt ein wanderndes Monument, und beſſer als Stein und Eiſen trotzt der Buchſtabe dem Schickſal.“]

Lieber Freund! — Ich danke Ihnen herzlich auch für den letzten Brief, mit welchem Sie mir den Überblick Ihrer deutſchen Fahrten vervollſtändigt haben, bis ans Ende mir geſtattend, Ihr geiſtiger Begleiter zu ſein, und die Quinteſſenz Ihrer Reiſeerfahrungen zu ſchlürfen. Ich für meine Perſon bin inzwiſchen in Graz eingetroffen, aber glauben Sie ja nicht, daß ich mich hier des Lebens freue. Statt der Erholung hat mich ein Wirbel von Geſchäften und Arbeiten erwartet. Ich kam ſchon mit der Abſicht, die Vorſtudien für mein Epos „Nero“ zu betreiben und nebenbei meinen Germanenzug zum Separatabdruck zu befördern. Nun konnte ich aber nicht umhin, den Albert Guzman'ſchen Nachlaß zur Herausgabe zu übernehmen; ich war auf einige lyriſche Hefte gefaßt, aus welchen ich das Allerbeſte auszuwählen gedachte. Wie erſtaunte ich aber als neben zahlloſen Einzelnblättern 14 dicke Hefte Lyriſches, 4 dicke Bände Memoiren aus dem italieniſchen Feldzuge, und ein halbes Dutzend Dramen überliefert wurden. Ich werde die Memoiren und eine kleine lyriſche Auswahl zum Druck befördern. Durchſicht des Manuſcripts, Redaction des Textes, Druck- und Verlagsverhandlungen u. ſ. w. ſind eine unter den Händen wachſende Plackerei. Außerdem habe ich einige andere poetiſche Manuſcripte, von denen eines mir gewidmet iſt, zur Durchſicht und Begutachtung zu übernehmen nicht umhin können. — Dieſe Arbeiten ſind indeſſen doch noch ein gewiſſer Troſt, da ſie mich aus mir ſelbſt hinausführen, und das habe ich bei meinem Befinden ſehr nöthig. — Mit [1 Wort] bin ich oft zuſammen, auch mit ſeiner jungen Frau, die ſich durch eheliche Zärtlichkeit und einen ſehr weißen Teint auszeichnet. — Wollen Sie mich und Pichler nicht wieder einmal mit Fercher'ſchen Briefen erfreuen? — Für heute weiß ich nichts Weiteres zu ſagen noch zu fragen. Aber wenn Sie Stimmung und Muße finden, ſo ziehen Sie meine nach Hamburg geſchriebenen Briefe gelegentlich noch ein wenig in Betracht; es finden ſich einige Fragepunkte darin, an welche vielleicht Ihr nächſtes Schreiben, falls Sie Zeit haben, nachträglich noch anknüpfen könnte. — Leben Sie wohler als — Ihr — aufrichtig ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz 30. Auguſt 1863.]

Verehrter Freund! — Wenn ich Sie diesmal um ſo Vieles länger, als es ſonſt meine Art iſt, auf eine Antwort warten ließ, ſo klagen Sie den mehrerwähnten Guzman'ſchen Nachlaß an, für welchen ich, und zwar ich allein ohne die mindeſte geiſtige oder leibliche Beihülfe eines Menſchen in der Welt, die Einleitung der Subſcription beſorgte. Glauben Sie, das ſei eine ſo einfache Angelegenheit? Das Ausſinnen des ganzen Plans, das Erwägen der Modalitäten, die Conferenzen mit den Guzman'ſchen Eltern, mit dem Drucker, mit Buchhändlern, die Beſeitigung von plötzlich ſich erhebenden Schwierigkeiten, das Verfaſſen der Schriftſtücke für Ankündigungen 2c., das Combiniren und Anordnen von hundert Kleinigkeiten, die ſich unverſehens als nothwendig herausſtellen, das Alles hat mir ſehr viel zu ſchaffen gemacht, und eines Tages wuchs mir die Sache derart uber den Kopf, daß ich die folgende Nacht nicht ſchlafen konnte und dann zwei Tage fieberkrank im Bette lag. In den letzten Tagen hat mich wieder das Verſenden von Druckſachen mit Zuſchriften an 20 Buchhändler und ebenſoviele Redactionen vollauf beſchäftigt. Sie müßten ein Barbar ſein, wenn Sie mir zürnen wollten, daß ich unter ſolchen Umſtänden Ihrer nur im Geiſte gedachte. — Einen Verleger für den Guzman'ſchen

Nachlaß aufzutreiben, iſt mir nicht gelungen, und es macht mir einen tragikomiſchen Eindruck, wenn trotz der Noth, in der ich ſelber ſtecke, ſich junge Poeten wegen Herausgabe ihrer Gedichte an mich wenden, wie erſt in dieſen Tagen wieder Einer, der eine poetiſche Anthologie herausgeben und mir dediziren möchte. Ich mußte ſeine Illuſion zerſtören, obgleich er verlockend ſchreibt: „es befinden ſich in der Sammlung Gedichte von Göthe, Schiller, Uhland, Euer Wohlgeboren, Kerner, Schwab u. ſ. w.“ — Auch C. G. v. Leitner theilte mir mit, er habe ſeit 20—30 Jahren den lyriſchen Nachlaß eines gewiſſen Schröckinger bei ſich liegen, er habe mich längſt erſuchen wollen, daß ich denſelben durchſehe, und über Herausgabe desſelben mein Gutachten abgebe. — Ferchers letzter Brief — er folgt mit wärmſtem Dank an Sie zurück — hat mir wieder Veranlaſſung gegeben, den Mann zu beneiden, der Zeit hat, ſo lange und ſo ſchöne Briefe zu ſchreiben, womit ich jedoch nicht ſagen will, daß nur Zeit dazu gehöre, Briefe wie die Fercherſchen zu ſchreiben. Briefe erfordern, wie jede andere literariſche Gattung, eine ſpezielle Begabung, und eine ſolche beſitzt Fercher in eminentem Grade. Ja ich weiß nicht, ob es eine Form gibt, in welcher ſein Genius ſich glücklicher ausprägt, als eben in Briefen. Sie ſind glücklich zu preiſen, der Adreſſat von Ergüſſen zu ſein, in welchen ein Hochbegabter ſich ſo zuſammennimmt und in offenbar wohlerwogener Form ſein Tiefſtes niederlegt: nur iſt es einſchüchternd für Ihre übrigen Correſpondenten, da neben den Fercherſchen Briefen voll concentrirten Geiſtes die flüchtigen Blätter von anderen Freunden Ihnen ſchal und unbedeutend erſcheinen müſſen. — Sie ſchreiben, Sie hätten in meinen früheren Briefen keinen Anhaltspunkt zu einer Erwiederung mehr gefunden. Ich hätte aber doch gewünſcht, zu erfahren, wie Sie über Ferchers Fragment aus „Dankmar“ in der „Carinthia“ urtheilen, über welches ich meinerſeits mich Ihnen gegenüber ausgeſprochen habe. Würde es Ihnen möglich ſein, verehrter Freund, für die Guzman'ſche Subſcription in Ihrem Kreiſe Einiges zu thun? Ich ſende Ihnen die Ankündigung und einen Subſcriptionsbogen unter Kreuzband. Gerne bin ich bereit, Ihnen, wenn Sie es wünſchen, kleine Partien aus den „Erinnerungen von 1859“ für die Carinthia zu übermitteln. — Im „König Moor“ war von den vorkommenden Druckfehlern nur einer ſinnſtörend: Die Weglaſſung des Doppelpunkts in dem Verſe „Wieder nachtets: Durch die Mauern Um die Kranke geht ein Trauern ꝛc.“ Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen hiervon die mindeſte Schuld beimeſſe; Druckfehler gehören zu meinem Schickſal und ich bin ſehr froh, wenn im Abdruck eines meiner Gedichte nur ein einziger ſinnſtörender vorkommt. Die Blätter aus Krain haben inzwiſchen den König Moor nachgedruckt: auch im „Familienbuch des Lloyd“ iſt es erſchienen und ein Wiener Blatt hat darüber ſchon ein Urtheil abgegeben. Es war ein Verſuch in einer mir bis jetzt nicht geläufigen Gattung. — Mit herzlichſtem Gruß — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 30. November 1863. — Im erſten Theil der Ungedruckten Briefe, S. 78, haben wir bereits auf die Quellen verwieſen, welche über die Namensſchreibung handeln. „Meiſter Hämmerlein“ iſt der Henker, was freilich ſchrecklich iſt. Hämmerlein, die Verkleinerungsform von Hammer, bedeutet auch Kobold, Poltergeiſt, böſer Geiſt und die luſtige Perſon im Poſſenſpiel. Das Wort Hammerling kommt nicht vor, dagegen aber Hämmerling, gleichbedeutend mit Hämmerlein, das möglicherweiſe die urſprüngliche Form des Hammerling, beziehungsweiſe Hamerling bildet. Wie hieraus der Familienname abzuleiten iſt, läſst ſich ohne tiefer gehendes Studium kaum ſagen. Vergl. Sachs-Villatte Encyclop. Wörterbuch, II. Berlin 1880.]

Lieber Freund! — Schrecklich iſt es freilich, daß Ihr Setzer keine Raiſon annimmt und mich durchaus zum Abkömmling von Meiſter Hämmerlein ſtempeln will, aber ich bin dergleichen von den ſteiriſchen, kärntniſchen und krainiſchen Setzern faſt gewohnt. Zwar im übrigen Deutſchland draußen hat man während der ſechs Jahre, die ich auf Druckpapier literariſch exiſtire, meinen Namen immer ſäuberlich mit Einem m gedruckt: die engere Heimat aber iſt von dieſer zarten Aufmerkſamkeit weit entfernt und in Graz ſetzt man ſogar alle Wochen eine Notiz über mich in die Zeitung, ohne Ausnahme immer mit zwei m, bloß um mich zu ärgern. — Was ich in gegenwärtiger Zeit mache, fragen Sie? Alles eher als Briefe ſchreiben. Wie Sie über Nora, brüte ich zu Zeiten über Nero, einem weitläufigen Plan von vielleicht ſeltſamer Art, für welchen mir nun ſchon ſeit Jahresfriſt allerlei Gedanken durch den Kopf ſchwirren, und deſſen Ausführung ich vielleicht bald in Angriff nehme. In Betreff des „noriſchen Dichterbuchs“ habe ich auf Ihre Anfrage zu erwiedern, daß ich die Idee keineswegs fallen laſſe. Ich hege ſie im Stillen und ſchaue nach noriſchen Dichtern aus. Wie ein Geier oder Adler ſchwebe ich über den noriſchen Alpen und ſpähe nach lyriſchem Gevögel. Ich werde vielleicht auch die Tiroler in meine Argo laden: es ſind originelle Köpfe unter ihnen. Kennen Sie Hermann von Gilm? Daß Fritz Pichler ſeinen, von ſämmtlichen Blättern und nun ſogar auch von der Carinthia abgelehnten „Götterkampf“ ſchließlich mir zur Begutachtung überweiſ't, nachdem ich ihn früher vergebens um Mittheilung desſelben gebeten — das freut und rührt mich. Kein Wunder freilich, daß er, wenn er literariſch-kritiſchen Troſt braucht, in lezter Inſtanz immer an mich appellirt: er kennt meine Schwäche für ihn und ſeine Poeſie. Ich werde das Gedicht noch ein paar mal durchleſen und, wenn ich es ganz verſtanden, mein Urtheil darüber abgeben. In etlichen Tagen wird ſich ein älterer Bekannter in neuem Gewande Ihnen vorſtellen: der aus dem Öſterreichiſchen Dichterbuch nun ſeparat gedruckte Germanenzug. Ich werde Ihnen das Büchlein ſchicken, leihen Sie es aber Niemand: wir Dichter ſind ruinirt, wenn die wenigen Neugierigen, die ſich etwa um unſere Gedichte noch kümmern, ſelbe ungekauft zu leſen bekommen, ſo daß der Vorrath dem fluchenden Verleger liegen bleibt und die Buchhändler vollends die Luſt verlieren, ſich mit poetiſchen Artikeln zu befaſſen. — Mit herzlichem Gruß — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 7. December 1863. — Es konnte nicht ermittelt werden, welches Lied, das Hamerling mit dem Citat aus Fauſt überſandte, gemeint iſt.]

Lieber Freund! — Beifolgendes „politiſche“ Lied möchte, wenn Sie es nicht auch „garſtig“ finden, vor Thorſchluß noch in die Carinthia kommen: Sie erhalten es brühwarm aus der Feder, und, verſteht ſich, aus dem Herzen gefloſſen. Geſtern Abend iſt der Germanenzug unter Kreuzband an Sie abgegangen; wenn Sie das Düſſeldorfer Künſtleralbum und das Leipziger Album „Deutſche Kunſt in Bild und Lied“ ſehen, ſo können Sie darin, falls es Sie intereſſirt, Beiträge von mir finden und käme Ihnen das ſoeben in Stuttgardt von L. Seeger herausgegebene „Deutſche Dichterbuch aus Schwaben" in die Hände, ſo finden Sie mich neben 15 andern Poeten gar abgeſeit, ſehr gut, mit Facſimile. Braucht die Klagenfurter Ztg. keinen Trieſter Correſpondenten? Ich wüßte einen. — Immer — der Ihrige — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 6. Februar 1864. — Dr. Weil war bei der Finanz-Procuratur in Klagenfurt angeſtellt und iſt bereits geſtorben; Näheres war nicht zu ermitteln.]

Lieber Freund! — Für die „Carinthia" habe ich im Augenblicke eigentlich gar nichts Paſſendes und es wäre mir lieb, wenn Dr. Weil mir bis zum 3. oder 4. Heft Friſt geben wollte. Sollte er ſich aber geradezu in Verlegenheit befinden, ſo mag er zuſehen, welches von den beigeſchloſſenen Gedichten er noch am eheſten verwenden zu können glaubt. Am liebſten iſt mirs, wenn er gar keins abzudrucken braucht, denn ſie paſſen nach meiner Überzeugung alle nicht recht für ſein Blatt, und ich ſchicke ſie nur für den Fall der größten Noth. Um nicht die umfangreicheren Sachen bei anderer Gelegenheit neuerdings abſchreiben zu müſſen, erbitte ich mir das nicht verwendete Manuſcript nach einiger Zeit gelegentlich wieder zurück. — Da ich die Sendung nicht länger aufſchieben zu dürfen glaube, muß ich ſie heut mit großer Eilfertigkeit und nur von wenigen Zeilen begleitet abgehen laſſen, hoffe aber binnen nicht allzu langer Friſt Zeit zu finden, Ihnen weitläufig auseinander zu ſetzen, wie es kam, daß ich für Ihren Neujahrsbrief, der mich ſo innig erfreute, und den ich auch jetzt noch lieber gar nicht als nothdürftig erwiedern will, bisher nicht mit herzlicher Antwort mich dankbar erzeigen konnte. — Ich bitte Sie nun um das Eine noch, daß Sie, wenn ich auch für einige

Zeit als Correſpondent ſaumſelig bin, an meiner aufrichtigen Freundſchaft und an dem guten Willen nicht zweifeln mögen, Ihnen, wo und wie ich es nur irgend kann, zu dienen. — Mit herzlichſtem Gruß — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 4. April 1864.]

Hochgeehrter Freund! — Sie werden gewiß mich beſchuldigen, ich ſei wortbrüchig geworden, und doch leiſte ich gerade Ihnen gegenüber weit mehr als ich verſprochen. Ich habe verſprochen, wenn ich je meine ausgedehntere Correſpondenz aufgebe und mich nur auf zwei oder drei briefwechſelnde Freunde beſchränke, ſo würden Sie immer unter dieſen zweien oder dreien ſein. Ich ſchreibe aber gegenwärtig nicht zweien oder dreien, ſondern gar Niemand (außer wenn ich durch eine ganz beſtimmte Veranlaſſung dazu genöthigt bin); und doch erhalten Sie in dieſem Augenblicke von mir einen Brief, und zwar einen ſolchen, für welchen keine beſtimmte Veranlaſſung und überhaupt kein poſitiver Stoff vorhanden iſt. Ja, theurer Freund, Sie werden keinen Menſchen auftreiben können, der ſich rühmen könnte, von mir in den letzten Monaten einen andern Brief erhalten zu haben, als einen ſolchen, der eine nothgedrungene Antwort enthielt oder eine beſtimmte, poſitive Angelegenheit betraf. Unzählige Gründe könnte ich Ihnen für dies mein jetziges Verhalten anführen, aber ſie wären doch alle zuſammen nur geeignet, Sie und mich ſelbſt ſophiſtiſch zu täuſchen. Der einzige wahre Grund iſt am Ende doch dieſer, daß ich meine alte Luſt zum Briefſchreiben faſt gänzlich verloren habe. Es hat eine Zeit gegeben, wo brieflicher Verkehr mir Seelenbedürfniß war, wo ich ſehnſuchtsvoll Tag um Tag nach dem Briefträger ausſchaute und es mir gar ſehr wehe that, wenn irgendwer durch Briefverſäumniſſe das Erkalten und die Wandelbarkeit eines oft mit ungemeinem Enthuſiasmus mir aufgedrängten Freundſchaftsverhältniſſes documentirte. Ich verlor im einzelnen Falle meiſt nicht viel, aber ich nahm die Sache vom Standpunkte des allgemeinen Princips, und kränkte mich darüber, daß alles auf Erden ſo unzuverläſſig, ſo wandelbar. Ich beneidete die Leute um ihre Fähigkeit, ſich zu verwandeln, denn Gefühlsbeſtändigkeit inmitten des beſtändigen Wechſels und Wandels aller Dinge um uns, iſt die fatalſte Qualität, mit welcher ein Menſchenkind von Mutter Natur geſegnet werden kann. Ich wünſchte damals ſehr, ich möchte ſo ſein können wie die andern Leute, und namentlich, es möge die Zeit kommen, wo ich ſie allzuſammen — die Leute nämlich — entbehren könne ohne allzu große Herzensqual. Darnach ſehnte ich mich ungemein, und ich weiß nicht — es ſcheint, als wäre ſo etwas jetzt wirklich bei mir eingetreten. Wie lang es dauert, weiß Gott; ich habe kein rechtes Vertrauen. Inzwiſchen will ich mich aber eine Weile auf die faule Haut ſtrecken und ausraſten und keinem Menſchen mehr ſchreiben als gerade nöthig. Begreifen Sie meinen Zuſtand, beſter Freund, und entſchuldigen Sie ihn, aber laſſen Sie ſich nicht vom gleichen Übel anſtecken. Schreiben Sie mir. Was macht „Nora“? Läßt Kercher noch von ſich hören? Von mir ſelbſt iſt nichts, gar nichts zu berichten, als daß ich fleißig recenſirt werde. Beifolgender Zeitungsausſchnitt iſt Ihnen, da Sie in Klagenfurt ohne Zweifel wenig Zeitungen leſen, vielleicht nicht ganz unintereſſant. Von Ihrer neuen lyriſchen Sammlung iſt alles wieder ſtill. Was iſts damit? Klären Sie freundſchaftlichſt darüber auf — Ihren — herzlich ergebenen Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 3. Juni 1864. — Der Beginn des Briefes bezieht ſich auf Rauſchers „Gedichte“ 1864.]

Lieber, hochgeehrter Freund! — Ich will die lange Verzögerung des Dankes für Ihr Buch lieber gar nicht entſchuldigen, als Ihnen durch nochmaliges Wiederholen des in meinen früheren Briefen Geſagten Überdruß erregen. Haben Sie doch zum Theil ſelbſt ein wenig Schuld an meiner Säumniß. Eben weil Sie mich ſo oft verſicherten, daß Ihnen meine Briefe werth ſind, daß Sie vom Verkehr mit mir Genuß und Anregung erwarten, kann ich mich ſo ſchwer entſchließen, Ihnen kurze und nichtsſagende Briefe zu ſchreiben. Durch das viele Schöne, das Sie mir über meine früheren Briefe ſagten, haben Sie mir die ganze Unbefangenheit geraubt. Wenn ich mir bewußt bin, daß man einen intereſſanten Brief von mir beanſprucht, wenn ich mich nicht ſorglos hinſetzen und es dem Zufall und der Stimmung überlaſſen darf, ob der Brief, von der Erfüllung ſeiner nächſten Beſtimmung abgeſehen, auch ſonſt noch intereſſant oder bedeutend ausfällt, ſo bin ich ſchon befangen und die Tinte ſtockt in der Feder. — Sie haben mir im Übrigen ſelbſt verſprochen, daß Sie mit meiner gegenwärtigen ſchreibe-ſcheuen Diſpoſition bis auf Weiteres Geduld haben wollen. Nehmen Sie daher auch meinen verſpäteten Dank noch freundlich auf. Was ich von dem poetiſchen Werth der Gabe denke, brauche ich nicht mehr zu ſagen; habe ich doch den größten Theil des Manuſcripts ſchon früher in Händen gehabt und gewiſſenhaft begutachtet. Es hat mich gefreut, daß nun ein ſtattliches Druckwerk daraus geworden, vor Allem aber, daß nicht, wie ich gefürchtet, Klagenfurt oder Graz als Verlagsort auf dem Titelblatte ſteht. Aber können wir wohl hoffen, daß für die kritiſche Beachtung unſerer Gedichte noch ein Plätzchen bleibt in dieſem Augenblick neben den ſchleswigholſteiniſchen Schlachtberichten? Schaffen Sie trotzdem nur rüſtig weiter, vor Allem machen Sie

„Nora“ druckfertig. Ich für meine Perſon befinde mich mit meinem Epos noch immer im Stadium der chaotiſchen Gährungen. Der urſprüngliche Neroplan iſt ſeit geraumer Zeit zur Idee einer Ahasverus-Trilogie erweitert worden. als deren erſter Theil „Ahasverus in Rom“ erſcheinen wird. Tage- und Wochenlang ſtrömt mir Gedankenſtoff für dieſe Entwürfe zu und ich muß mich gewaltſam davon losreißen, da ich nicht darin verſinken darf. Dann kommen freilich auch wieder Monate, die durch andere Gedankenfluctuationen ausgefüllt werden. Wann es mir vergönnt ſein wird, an die Ausführung zu gehen, iſt nicht zu beſtimmen. Jedenfalls kann es nur in freier Muße geſchehen, da ich, wenn ich einmal mit einer größeren Arbeit beſchäftigt bin, nicht ſtückweiſe, ſondern raſch und in Einem Zuge das Angefangene zu vollenden gewohnt bin. — Nach unſerm Fercher immer wieder zu fragen, kann ich mich nicht entbrechen. Warum bringt die Carinthia von ihm und von Pichler nichts? Iſt überhaupt noch immer keine Hoffnung, daß er einmal mit etwas fertigem hervortritt? Guzmans Nachlaſs iſt nun vollſtändig gedruckt und wird in längſtens 2 Wochen ausgegeben, über zwanzig Bogen ſtark. Ich bin neugierig, was Sie zum lyriſchen Anhang ſagen werden; ich denke Sie werden ſehr überraſcht ſein. Meine Geſundheit hat inzwiſchen nicht aufgehört, miſerabel zu ſein und verſchlimmert ſich mit dem Herannahen der heißen Jahreszeit noch zuſehends. Wieder ſinds die alten Plagen, die mir ſeit 9 Jahren anhängen, unaufhörliche Gaſtrizismen, unter verſchiedenartigen, oft beunruhigenden, immer aber unleidlichen Symtomen. Schon um dieſes proſaiſchen korperlichen Jammers willen, den ich Jahr um Jahr ertragen muß, und der zu viel Drückendem und Beengendem ſich noch hinzugeſellt, ſollten Sie nicht ſo ſtrenge mit mir verfahren, ſondern mir Verzeihung angedeihen laſſen, wenn ich nachläſſig erſcheine. Es wird wohl eine Zeit kommen, wo es mir gegönnt iſt, mich wieder treu und pflichtbewußt unter die Fahne der Freundſchaft zu ſtellen. Ermüden Sie nicht, mich von ihrem Leben und Streben auf dem Laufenden zu erhalten und bleiben Sie freundlich zugethan — Ihrem, trotz allem Schein des Gegentheils — aufrichtig ergebenen — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt 12. October 1864. — Die Stelle aus dem Vorworte zu Guzmans „Erinnerungen“ lautet wörtlich: „Es ſproßt in den öſterreichiſchen Alpenländern manche würzige Blüthe der Poeſie, von welcher die literariſchen Marktplätze und die ‚Büchertiſche‘ der Rezenſenten ſich nichts oder wenig träumen laſſen. Ein traumhaftzartes Element geht durch die Lieder der noriſchen Poeten, potenzirt ſich aber in einzelnen Fällen, wie in Fercher von Steinwand und Fritz Pichlers Balladen, zu wahrhaft genialen Tönen der kräftigſten und edelſten Poeſie. Einiges in Guzmans erzählenden Dichtungen klingt an die großartige Weiſe der letzteren an, während in den rein lyriſchen ſich die Verwandtſchaft mit einer ganz anderen, durch den pikanteſten der modernen Lyriker vertretenen Richtung ausſpricht. Was Guzman im Drama geworden wäre, wird vielleicht weniger durch dasjenige vorbedeutet, was er in dieſer Gattung hinterlaſſen hat, als durch das ſchöne kräftige Pathos ſeiner erzählenden Lyrik.“ — Adolf Ritter von Tſchabuſchnigg (1809—1877) Verfaſſer der Dichtung „Nach der Sonnenwende“. — Julius Alexander Schindler (1818—1885) in weiteren Kreiſen als Julius von der Traun bekannt.]

Lieber Freund! — Pichler hat es mir in ſeinem letzten Schreiben zum Vorwurf gemacht, daß ich in der Vorrede zu Guzmans Nachlaſs neben ſeinem und

Fercher's Namen nicht auch den Ihrigen genannt habe. Halten etwa Sie dieſen Vorwurf ebenfalls für berechtigt? In dieſem Fall bitte ich Folgendes zu bedenken. Es lag nicht in meiner Abſicht, die beſten noriſchen Poeten der Gegenwart aufzuzählen, ſondern nur eine gewiſſe Richtung zu bezeichnen, welche die noriſche Poeſie bei Fercher und Pichler genommen, inſofern bei dieſen das traumhaft-zarte Element, das der noriſchen Schule eigenthümlich, einer genial-kräftigen Sangweiſe Platz gemacht, die ich näher als eine „großartige“ bezeichnet habe, „an welche Guzmans erzählende Dichtungen hie und da anklingen.“ Was nun Sie betrifft, ſo gehören Sie nach meiner Anſicht nicht zu den aus der Art geſchlagenen, ſondern gerade zu den typiſchen Mitgliedern der noriſchen Schule, zu den echten Alpenlandspoeten, zu denjenigen, die dem „traumhaft-zarten Element“ treu geblieben. Sie geben ſich vor Allem als gemüthvoller Liederdichter und haben ſich meines Wiſſens einer „großartigen“ Weiſe nie befleißigt. Spreche ich einmal von der noriſchen Schule im allgemeinen, dann iſts etwas Anderes; dann wird Tſchabuſchnigg's und Schindler's und unter den Jüngeren vor Allen Ihr Name genannt werden. So viel davon; aber es iſt noch etwas auf dem Tapet. Pichler hat mir einen Ihrer Briefe mitgetheilt, in welchem zu leſen ſteht, Sie bedauerten, daß ich wegen eines „kleinlichen Grundes“ Ihnen entfremdet ſei. Dieſe Worte haben mich friedfertige Seele unendlich frappirt und erſchreckt. Warum ich Ihnen nicht ſo oft ſchreiben kann als ich es wünſche, habe ich Ihnen wiederholt und ausführlich auseinandergeſetzt. Aber was ſetzen Sie ſich für einen beſonderen „kleinlichen Grund“ in den Kopf? Mich quält alles Unaufgeklärte und jede Art von Mißverſtändniß ungemein. Ich bitte Sie mir offen mitzutheilen, was Sie ſich unter dem

„kleinlichen Grunde“ denken. Ich erwarte es von Ihrer Freundſchaft und von Ihrem Edelſinn. — Für die Guzman-Recenſion herzlichen Dank. — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Trieſt 21. März 1865. — Zur Zeit, als Hamerling (vom 6. Januar bis 14. April 1865) an ſeinem „Ahasver“ ſchrieb, wohnte er in der Via S. Catterina Nr. 2.]

Lieber Freund! — Ich kann nicht umhin, Ihnen in aller Eile zu ſagen, daß Ihre Ode in der „Carinthia“ vortrefflich iſt — hat mich faſt uberraſcht — allen Reſpekt vor Ihrem metriſchen Sinn — das iſt heutzutage ſelten! Von meiner Seite wenig Neues, als daß mein am 6. Jänner begonnener „Ahasverus in Rom“ mit Siebenmeilenſtiefeln ſeiner Vollendung (die bis 6. April erfolgen muß) zueilt. Meine zerſplitterte Zeit kennen Sie — habe zu Briefſchreiben wenig Muße und noch weniger Stimmung, wenn nicht beſondere Veranlaſſung vorliegt — heute lag eine vor. Leben Sie wohl und gedenken Sie — Ihres — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz 11. November 1865. — Nach Klagenfurt iſt Hamerling nie gekommen.]

Lieber Freund! — Pichler theilt mir mit, daß Sie bei ihm angefragt, ob ich wirklich noch längere Zeit in Graz bleibe. Sie ſeien für dieſen Fall geneigt, einen Ausflug nach Graz zu machen. Ich bleibe allerdings den Winter über hier, da ich krankheitshalber Urlaub genommen, und brauche kaum zu ſagen, daß ich mich freuen würde Sie hier zu ſehen. Übrigens habe auch ich ſchon lange Zeit das Verlangen und die Abſicht, Klagenfurt zu beſuchen; es geſchieht das, wenn nicht fruher, im nächſten Frühjahre gewiß. Ihr Urtheil über den „Ahasver“ zu horen, wäre mir ſehr intereſſant. Exiſtiren Exemplare davon in Klagenfurt? Iſt Ihnen bekannt, ob das Buch Abnehmer, Leſer, Freunde dort gefunden hat? Können Sie etwas dafür in Ihren Kreiſen thun, ſo thun Sie es freundlichſt — die Leute ſind indolent, ſie wollen geſtachelt ſein. Grüßen Sie mir beſtens die Herren DD. Ißleib und Weil. Erſterem danke ich für die höchſt wohlwollende Notiz und ſehe einer weiteren kritiſchen Auslaſſung geſpannt entgegen. — Ihr — unveränderlich ergebener — Rob. Hamerling — Graz, Sporgaſſe No. 113. 2. Stock.

[Brief aus „Graz 2. Jan. 67".]

Sehr geehrter Freund! — Mein herzlicher Dank für Ihre „Elegien vom Wörtherſee" wäre früher bei Ihnen eingetroffen, wenn nicht Freund Pichler Herrn Marx, der meine Adreſſe gar nicht kennt, zum Beſteller Ihrer freundlichen Sendung gemacht hätte. Nachdem ich ſo lange nichts von Ihnen gehört, folgte ich Ihren kleinen poetiſchen Erlebniſſen am Wörtherſee mit dem doppelten Intereſſe des Freundes und des kritiſchen Leſers. Ich gehöre zuvörderſt nicht zu denjenigen, die da meinen, Sie hätten Ihren Cyclus nicht „Elegien" betiteln dürfen, weil ſie nicht durchwegs klagenden und traurigen Inhalts ſeien. Dieſe Tadler wiſſen nicht, daß „Elegie" zwar ein Klagelied bedeuten kann, zunächſt aber nur ein Gedicht im elegiſchen Versmaße bedeutet. Catull, Tibull und Properz gaben in dieſem Versmaß Heiteres wie Trauriges, und in Gothes „Römiſchen Elegien" iſt ein durchaus behagliches Liebesleben gefeiert, ohne den leiſeſten Anklang von Trauer und Klage. Der Titel „Idyllen", den man geſetzt ſehen wollte, wäre nicht paſſend geweſen; die rein lyriſche Empfindung wiegt in ihren Stimmungsbildern vom Wörtherſee über die ländlichen Lebensſchilderungen, die man von der Idylle verlangt, entſchieden vor; auch wären die Erguſſe, die Sie zwiſchendurch den Weltbegebenheiten des Tages widmeten, unter ſolcher Rubrik unmöglich unterzubringen geweſen. — Alſo ich denke, Sie haben „Elegien“ geſchrieben, und zwar keine ſchlechten. Den einfachen Gegenſtänden wiſſen Sie oft einen wirklich poetiſchen Geſichtspunkt abzugewinnen, nur ſelten unterbricht ein unzerriebenes Farbenkorn das feinere Colorit. Die Diction iſt gewählt, wenn auch nicht ganz von proſaiſchen und nachläſſigen Wendungen frei. Ihre Hexameter und Pentameter beweiſen ein rhythmiſch geſtimmtes Ohr; nur dem Hiatus geben Sie zu oft Raum. Gewiſſe kleine Manieren, namentlich im Bau des Pentameters, erinnern mich an meine eigenen in den Elegien und Diſtichen meiner lyriſchen Sammlung. Alles in Allem bin ich der Meinung, daß dieſe „Elegien“ eines öſterreichiſchen Provinzdichters über den Troß reimender Mittelmäßigkeiten hinausragen, deren Goldſchnittbändchen in Deutſchland draußen oft mehrere Auflagen erleben. — Soll ich, von der Form abſehend, auf den Inhalt näher eingehen, ſo bedaure ich Einiges. Zunächſt, daß Sie, meiner Meinung nach, von Dichtern und Dichterberuf ſich weitläufiger in Klagen ergehen, als der Mühe lohnt, da der Philiſter, man ſage ihm was man wolle, doch niemals durch Vorwürfe, ſondern wenn überhaupt, einzig durch impoſante Leiſtungen, Wirkungen und Erfolge vom Werth der Poeſie überhaupt, und dieſes oder jenes Poeten insbeſondere, ſich überzeugen läßt. Daß Sie in Ihren ländlichen Geſängen durchblicken laſſen, wie die gleichzeitigen Kriegs- und Staats-Ereigniſſe auf Sie gewirkt, iſt gewiß ein glücklicher Gedanke; aber ich muß hier, vom äſthetiſchen Standpunkt auf den politiſchen überſpringend, offen geſtehen, daß Sie mir im Eindrucke des erſten Moments allzu ausſchließlich die öſterreichiſch-locale Bedeutung der Thatſachen ins Auge gefaßt zu haben ſcheinen.

Der ſogenannte „Bruderkampf“ bei Königgrätz war nach meiner Anſicht ein ſiegreicher Wettkampf deutſcher Kraft und deutſcher Intelligenz mit ſlaviſch-polniſch-magyariſcher Soldateska. Als Öſterreicher beklagte ich den Erfolg dieſes Kampfes; gleichzeitig aber iſt es mir als Deutſchem nicht unintereſſant geweſen, zu bemerken, daß der Deutſche dem Slaven überlegen, und der Träumer Michel bei guter Führung auch noch gute Hiebe in altdeutſcher Art austheilt. Halten Sie mich für keinen blinden „Anbeter des Erfolgs“; daß Preußen die Führerſchaft in Deutſchland gegen die Concurrenz des immer anderweitig in Anſpruch genommenen Öſterreich behaupten werde, davon war ich längſt überzeugt, nur ob es tüchtig genug ſein werde zu dieſer Führerſchaft, das bekümmerte mich im Stillen — die Probe im letzten Feldzug iſt zu ſeinen Gunſten ausgefallen. Ein Deutſchland ohne Öſterreich iſt denkbar, ein Deutſchland ohne Preußen nicht. Im geeinigten Deutſchland wird aber Preußen nie eine andere Rolle ſpielen wollen, als die erſte. Das iſt ſehr unbeſcheiden; aber da wir dieß mächtige Land und Volk mit ſeinem großartig entwickelten Nationalbewußtſein ſchwerlich mehr unter ein Bundesjoch zwingen, ſo müſſen die Deutſchen ſich ſeiner Führung anvertrauen, oder auf ihre Einigung verzichten. Dieſe Verzichtleiſtung iſt unmöglich. Eben jetzt hat Deutſchland dringend nöthig, ſeine Kräfte zu ſtraffer Einheit zuſammenzufaſſen, wenn es in den gewaltigen Kämpfen und Abrechnungen, die Europa bevorſtehen, nicht von allen Seiten ſchmählich gepufft, gezauſ't und gerupft werden ſoll. Da wir kein deutſches Reich haben können, ſo muß wenigſtens ein leidlich ſtarkes preußiſches Reich deutſcher Nation als feſte Burg Germanias daſtehen. Man wehklagt über Centraliſation, Imperialismus! Sonderbar — das vielſprachige, vielſtämmige Öſtreich will man centraliſtiſch, und die eine deutſche Nation föderaliſtiſch regiert haben! Halten wir deutſche Öſterreicher uns vorläufig ans Mögliche. Vermehren wir die Confuſion nicht durch Hetzereien. Achten wir den Götterwink in den Ereigniſſen; laſſen wir die Dinge ſich ſo vollziehen, wie dieſer es andeutet. Nichts hindert uns inzwiſchen, deutſch zu ſein und zu bleiben. Die realen Verbindungsfäden zwiſchen uns und Deutſchland ſind nicht unterbrochen — zerriſſen iſt nur das imaginäre Band einer durch ſich ſelbſt ad absurdum geführten Bundeseinheit . . . — Ich muß abbrechen, obgleich noch viel zu ſagen bliebe. Wenn meine Anſichten nicht ganz die Ihrigen, ſo werden Sie mir darob nicht feindlich geſinnt ſein. Vielleicht beweiſen Sie dies bald mit ein paar Zeilen — Ihrem — aufrichtig ergebenen — Rob. Hamerling. — (Realſchulgaſſe No. 171/I 3. St.)

[Brief aus „Graz 25. Jän. 67". — Über die Penſions- und Renten-Angelegenheit vergleiche man jenen Theil dieſer Sammlung, welcher die Deutſche Schiller-Stiftung berührt.]

Hochgeehrter Freund! — Mit Vergnügen, wenn auch etwas ſpät, beantworte ich Ihre drei Fragen: wie es mit meiner Geſundheit ſtehe? was ich treibe? und was ich von unſers Ferchers „Dankmar" halte? — Mit meiner Geſundheit ſteht es im Ganzen ſchlecht, wie immer, obgleich ein ſommerlicher Landaufenthalt und jetzt der ſtrenge Winter, der meinen chroniſch-gaſtriſchen Leiden immer einige Linderung bringt, mich auf der ſtark geneigten Bahn nach abwärts, in die ich zu Anfang des vorigen Sommers ſchon gerathen war, nicht völlig hinabrutſchen ließen. Für einen Menſchen, der mit ziemlich ſtarken Herzensanſprüchen an Glück und Leben geboren iſt, hat eine ſolche Exiſtenz in Leibesqual und nothgedrungener Zurückgezogenheit etwas Unerträgliches, das ich nur durch den Zauberſtab der Poeſie einigermaßen beſchwöre. Aber nicht der äußere Erfolg iſts, was mich tröſtet, ſondern das poetiſche Schaffen an ſich, das Verſenken ins Reich der Idee, der Phantaſie, der Kunſt, der Schönheit. Ein großer Plan, wie ich ihn eben wieder vorhabe, iſt mir immer von allen Heilmitteln noch das wirkſamſte. Ich betreibe eben die Vorſtudien zu meinem neuen Epos, „Der König von Sion“ betitelt, (König von Sion nannte ſich der Wiedertäuferkönig zu Münſter, Jan van Leyden). Für dieſes Werk, deſſen Keim ich ſchon ſeit meinen Knabenzeiten im Sinn trage, will ich meine beſte Kraft aufbieten. Überdies beſchäftigt mich die Correctur der 2., in formeller Beziehung durchaus verbeſſerten Auflage des „Ahasverus in Rom“, die eben in großer Eile gedruckt wird. Nicht unbekannt dürfte es Ihnen geblieben ſein, daß ich dem Erfolg dieſer letzten Dichtung eine unabhängige Lebenslage verdanke, wobei der Staat, der mir eine Penſion von 600 fl. bewilligte, und eine edle, mir perſönlich ganz fremde und fern ſtehende Matrone, die mir durch ein großmüthiges Geſchenk eine jährliche Rente ſicherte, in ſo zu ſagen providentieller Weiſe gleichzeitig zuſammenwirkten. So viel von mir und meinen Verhältniſſen. Jetzt zu Fercher, dem grollenden Titanen in Berchtoldsdorf, für den ich, wie Sie wiſſen, ein altes faible habe, obgleich er ſogar nach *meiner* Meinung das Privilegium des Genies und des Kärnthners, wunderlich zu ſein, beinahe mißbraucht. Daß er z. B. mit ſeinen Schöpfungen ſo viele Jahre lang zurückhält, und die Welt ihm nicht einmal gut genug iſt, ſie zum Piedeſtal ſeiner Größe zu machen, das iſt Mißbrauch der poetiſchen Amtsgewalt. Im „Dankmar“ nun iſt Fercher nicht mehr ſo cyclopiſch-wild, wie er es in der Zeit, da er die Ballade von „Klagenfurt“ als „der Zeiten edelſter Geburt“ ſchrieb, geweſen; ſeine Fünffüßigen ſind äußerſt glatt und ſauber, und der Pegaſus trottet in gutem Takt; nichtsdeſtoweniger erkältet die erſten Akte noch einigermaßen ein gehäufter Bilderwuſt. Das Einfachſte wird gekünſtelt vorgebracht: das iſt lyriſch, epiſch, aber nicht dramatiſch, und am wenigſten theatermäßig. Bedeutungsvoll iſt die Handlung: Grundidee und Tendenz nicht vordringlich, ſondern in wahrhaft künſtleriſcher Objectivirung gehalten. Die Schlußſcene zwiſchen Dankmar und ſeiner Mutter iſt hinreißend, wahrhaft genial, aber ſie athmet *ſo viel Zärtlichkeit*, daß man lieber ſähe, ſie ginge zwiſchen Liebenden oder Gatten vor. Mutterliebe iſt tief, aber nicht ſo glutvoll-ſchwärmeriſch-zärtlich. Ferchers Beruf fürs Drama ſcheint mir jetzt erwieſen; dennoch hätte ich gewünſcht, er hätte zuerſt die lyriſche oder epiſche Schublade ſeines Pultes aufgethan. Gerade auf dem Gebiet des Dramas bleiben die ſchönſten Anläufe unbeachtet. In Summa: ich ſchwärme nach wie vor für Fercher, und *binde Ihnen auf die Seele, daß Sie mir ſeine Photographie verſchaffen.* Übermitteln Sie ihm gefälligſt die meinige, die hier mit 2 andern (für Sie und Dr. Ißleib) beiliegt. Was ich hier ſchrieb, darf er leſen. Noch einmal: ich binde Ihnen die Sache aufs Gewiſſen, und laſſe *keine, gar keine Ausrede gelten!* Herzlich ergeben — Ihr Hamerling. — P. S. Die Wahl aus den 3 Photographien ſteht Ihnen natürlich frei.

[Brief aus Graz 25. März 1867.]

Hochgeehrter Freund! — Von den Geburtstags-Feſtfreuden, die mir geſtern von freundlichen Seelen aus der Nähe und aus der Ferne beſchert worden ſind, hat mich kaum eine ſo angenehm angeſprochen als die, welche Sie mir unwiſſentlich am ſelben Tage durch die Mitteilung bereitet haben, daß Sie Ernſt machen wollen mit Ihrem Entſchluße hieher überzuſiedeln. Es würde dies dem Zuſtandekommen des noriſchen Dichterbundes einen mächtigen Vorſchub leiſten, der einiger Mitglieder, denen es ernſtlich um die Sache zu thun iſt, dringend bedarf, wenn er nicht Project bleiben ſoll. Bis heute hat keine Dichterbundestagsſitzung ſtattgefunden, da an den dafür angeſetzten Tagen immer ein Mitglied Kopfſchmerzen, oder ein krankes Kind, oder ſonſt einen Grund hatte, abzuſagen, und ſo einen neuen Aufſchub zu veranlaſſen. Da auch meine Geſundheitsverhältniſſe immer wenig verläßlich, überdieß die Sommerzeit, in welcher man ſich auf das Land begibt, nicht mehr gar ferne, ſo kommt die Sache vielleicht erſt mit Ihrem Eintreffen im Herbſt in rechten, wirklichen Gang. Etwas muß und wird daraus werden. Was hat denn Fercher dazu geſagt? Sie machen ja darüber gar keine Andeutung! Ich habe gerade in Erwartung einer hierauf bezüglichen Mittheilung mit der Beantwortung Ihres erſten lieben Schreibens gewartet. — Nun aber veranlaſſen Sie mich ſchon durch den Rath, den Sie in der Th....'ſchen Angelegenheit von mir heiſchen, zu ungeſäumter Erwiederung. Was dieſe Sache betrifft, ſcheint es mir zunächſt, daß Sie die bewußte Beſprechung ſchlimmer auffaſſen als ſie gemeint iſt. Der Recenſent hat keineswegs Ihre Elegieen ſelbſt mit „getrockneten Pflaumen“ vergleichen, ſondern gewiß nur ſagen wollen, was freilich auch läppiſch genug iſt, daß ſonſt nur getrocknete Pflaumen aus Kärnten zu kommen pflegen. Er geſteht Ihnen ein hübſches Talent für Naturbetrachtung zu, und im Übrigen iſt ſein Urtheil auch nicht oberflächlicher und abſprechender, als die Kritiken der Herren Wiener Ariſtarche zu ſein pflegen, wenn ſie Poeſie, und gar ſolche, die in der Provinz verlegt iſt, beurtheilen. Zu machen iſt da gar nichts, ſondern ruhig abzuwarten, ob der Himmel dem Kritikus vielleicht bei ſpäterer Gelegenheit ein beſſeres

Einſehen ſchenkt — was auch vorkommt: ich habe dergleichen mehrmals erlebt. Für einen andern Wiener Kritiker wünſchen Sie von mir einige empfehlende Zeilen. Ich bin zu Allem bereit, was Sie wünſchen, muß Ihnen aber doch ſagen, von welcher Art meine perſönlichen Beziehungen zur Wiener Kritik ſind, damit Sie meinen Einfluß nicht überſchätzen. Perſönlich bin ich mit Keinem näher bekannt, mein Verkehr mit ihnen beſteht darin, daß ich ihnen was von mir erſcheint zum Recenſiren einſende. Sie loben mich dann oder machen mich herunter, wie es ihnen Laune und perſönlicher Geſchmack eben eingibt. Wenn Sie mich wieder einmal beſuchen, werde ich Ihnen zeigen, was Emil Kuh über meine „Venus im Exil“, Lorm über das „Schwanenlied der Romantik“ geſchrieben: Sie werden dann Ihre Th...'ſche Recenſion *glimpflich* nennen. Andere von meinen Werken haben dieſe Herren wieder *gelobt*. Sie thun nach ihrem Ermeſſen und Belieben, und ich nehme Gutes und Schlechtes ruhig hin. Ob ich auf dieſe Kritiker zu Gunſten Anderer einen Einfluß üben könne, da ich zu *meinen* Gunſten keine üben kann, das weiß ich nicht. Marx bat mich einmal um ein paar empfehlende Zeilen an Kuh; ich gab ſie ihm, aber ohne Erfolg — man müßte nur das einen Erfolg nennen, daß Kuh über das ihm bei dieſer Gelegenheit überreichte Marx'ſche Werk *geſchwiegen* hat. So ſind die Verhältniſſe; urtheilen Sie nun ſelbſt, was rathſam iſt. — Kuh und Lorm ſind jetzt übrigens völlig in Diſponibilität verſetzt, ſie haben kein Organ für ihre kritiſchen Machtſprüche zur Verfügung. In Wien bringt neben der N. Fr. Preſſe augenblicklich nur die „Allg. Literaturzeitung“ kritiſche Notizen und Artikel, zeichnet ſich auch durch einige Humanität aus. Senden Sie an dieſe ja gewiß ein Exemplar. Im Übrigen ſetzen Sie Ihre Hoffnungen auf die *auswärtigen* Blätter: namentlich die

Brockhaus'ſchen „Blätter für lit. Unterhaltung" und die „Europa". Vor Allem verlieren Sie den Muth nicht; die Bürgſchaft jeder Geltung liegt im *Werthe*, nicht in der *Anerkennung*. Gerade der Dichter „kann warten". Und Sie ſind noch jung! — Kraftvoll und gediegen iſt Ihr neues Gedicht in der letzten Nummer der „Carinthia". Man iſt faſt überraſcht durch die neue Weiſe, die Sie da anſchlagen. Nur billige ich Verſe nicht wie dieſe: „Da liebt' ich es, noch lieb' ich's; doch". Warum dies *doch* am Ende des Verſes, ohne Noth? wo Sie doch hätten ſagen können: „Da liebt' ich es und lieb ichs noch." Auch klingt es lahm, wenn Sie ſagen: „Der herben Luſt, der ſüßen Leiden Gemahn' michs, die es zum Gewinn *Mir brachte*, ſeit ich ſein Entſtehen" u. ſ. w. „Gewinn" ſchließt eine Strophe ab, und daß es ſich durch das „Mir brachte" in die folgende hinüberſchleppt, ſtört den ſonſt ſchön gemeſſenen metriſchen Gang Ihrer Dichtung. — Schließlich: *warum haben Sie das Verſprechen, ein Bildchen Ihrer lieben Ehefrau zu ſenden, nur dem Freunde Marx gehalten, und nicht auch mir??* — — Verſöhnen Sie bald durch Gleichberechtigung — Ihren — herzlich ergebenen — Hamerling.

[Brief aus Graz; 28. März 1869. — Hier beginnt links oben die Prägung des Briefpapiers mit den Initialen R. H.]

Hochgeehrter Freund! — Es hat mich ſehr gefreut, daß Ihre „Nora" beim Hinauszuge in die Welt an meiner Schwelle nicht vorübergegangen, ſondern ſich freundlich meiner Gevatterſchaft erinnert hat. Ich war's ja, der ihr vor Jahren zu dem wolklingenden Namen, den ſie trägt, verhalf. Ein *Urtheil* habe ich über „Nora" nicht mehr abzugeben; meine Anſicht iſt Ihnen ſeit Jahren bekannt. Nur meine

Freude habe ich auszudrücken, mein freundſchaftliches Mitempfinden Ihrer Freude, die Idylle Ihrer Liebes- und Dichterjugend nun endlich als zierliches Büchlein gedruckt zu ſehen. Ihre Dichtung wegen des einfachen Stoffes gering zu ſchätzen, bin ich weit entfernt. Gerade die Wahl eines ſo einfachen Stoffes, der an ſich nichts Packendes enthält, ſondern nur durch eine geniale Behandlung Reiz für die Leſewelt und eine mehr als ephemere Dauer in der Literatur gewinnen kann, zeigt mir in Ihnen den muthigen, hochſtrebenden Dichter — Kommt mein „Noriſches Dichterbuch“, deſſen Plan ich mit Entſchiedenheit feſthalte, und das nebſt den gewählteſten Proben auch Charakteriſtiken der alpenländiſchen Poeten enthalten wird, zu Stande, ſo werden Sie überzeugender als aus brieflichen Andeutungen erſehen, daß ich nicht gering von Ihnen denke. — So weit ſpreche ich als Freund Ihrer Muſe; als perſönlicher Freund ſtelle ich die Frage: Haben Sie nicht wieder einmal Luſt, Ihre Grazerfahrt zu erneuern? Sie würden ſich überzeugen, daß meine Freundſchaft für Sie nicht zu denjenigen gehört, die, wie Sie es ſo launig beklagen, am „ſelt'nen Briefeſchreiben“ langſam dahinſterben. — Soll ich noch ein Wort von meinen augenblicklichen Verhältniſſen und meinem Befinden hinzufügen, ſo kann ich nur ſagen, daß eben nichts darüber zu ſagen iſt. Meine Exiſtenz iſt noch fortwährend die eines Menſchen, der, je mächtiger der innere Drang nach Welt und Leben in ihm ſich regt, um ſo ängſtlicher ſich in die Einſamkeit zurückzieht. Das könnte einen Sonderling bedeuten — in der That iſts aber nur phyſiſches Leiden, in Verbindung mit großer Erregbarkeit des Gemüthes, was mir die Hingabe an das Weltleben zur ſchlimmſten Gefahr macht. Die literariſchen Erfolge können mich um ſo weniger tröſten, da ſie von mancher Seite Mißgunſt und Anfeindung gegen mich aufregen. Es gibt Leute, die mich hochpreiſen würden, wenn ich keinen Erfolg hätte; weil ich aber zufällig einen habe, ſo meinen ſie, ich müſſe ſchlechter ſein als Andere, die keinen haben, obgleich ſie ihn verdienten. Zum Glück bin ich nach und nach für Anfeindung wie für Verhimmlung ziemlich apathiſch geworden. — In herzlicher Ergebenheit — Ihr — Hamerling.

[Brief aus Graz 18. November 1874]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie haben ein ſchönes Blatt in den Ehrenkranz geflochten, welcher meinen Eltern zur Feier ihrer goldenen Hochzeit zu Theil wurde. Es ſind in unſerer Familie bis auf dieſen Tag der frohen Feſte ſo wenige gefeiert worden, der Lebensweg meiner Eltern verlief ſo ſehr im Rauhen und im Dunkeln, daß ich dem Jubelpaare Alles, was von Wohlwollenden und Befreundeten zu ſeiner Ehre und Freude dargebracht wurde, mochte es auch mich ſelbſt zum Theil beſchämen und in Verlegenheit ſetzen, herzlich gönnte und mit dem innigſten Dankgefühl entgegennahm. So danke ich denn auch Ihnen aufs Wärmſte für Ihre freundliche Kundgebung, die mir zu um ſo größerer Freude gereichte, da ich daraus erſehen konnte, die alte Freundſchaft, die uns verbindet, ſei nicht erloſchen mit der Luſt und Stimmung zu brieflicher Mittheilung, die uns in früheren Jahren in regen Verkehr brachte. Seien Sie überzeugt, daß ich niemals aufgehört habe, regen Antheil an Ihnen und Ihrem poetiſchen Beſtreben zu nehmen. Betrachten Sie mich fort und fort als Ihren — herzlich ergebenen Freund — Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus „Graz 4. Jan. 75“ mit der Adreſſe: „Sr. Wohlgeboren Herrn Ernſt Rauſcher, Klagenfurt, Viktringervorſtadt.“]

Vorläufig beſten Dank und herzliche Erwiderung. Das Wiederſehen zu Oſtern wird Gelegenheit geben ſich auszuſprechen. R. H.

[Brief aus „Graz 14. Jänner 76“. Hinſichtlich der „Aſpaſia“ vergleiche man auch den Brief im erſten Theil, S. 58.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Von den Glückwünſchen, mit welchen mich beim Jahreswechſel etliche Freunde beehrten, war mir keiner erfreulicher als der Ihrige, denn er war eben kein bloßer leerer Wunſch, ſondern ſchloß das Beſte, was ich mir in dieſem Augenblicke ſelbſt nur wünſchen kann, ſchon in ſich: ein freundliches Wort der Anerkennung über „Aſpaſia“. Eine dreijährige Arbeit iſt mit dieſem Werke abgeſchloſſen — wenn ich die Zeit der Vorſtudien und des Entwurfs hinzurechne — und ich hoffe nun doch etwas, wenn auch nicht Vollendetes, doch Dankenswerthes geliefert zu haben. Ich glaube, daß das Buch von einiger Dauer ſein wird, weil es doch vorläufig der einzige ernſtliche Verſuch dieſer Art iſt. Wenige Tage nach dem Erſcheinen desſelben fielen gleichzeitig drei mir feindſelige Wiener Recenſenten, wie 3 losgelaſſene Kettenhunde, darüber her, aber die Motivirung des beiſpiellos gehäſſigen Urtheils war ſo über die Maſſen leichtfertig, daß ſie bei denkenden Leſern nur wenig geſchadet haben können. — Mit innigem Dank — Ihr — in alter Freundſchaft ergebener Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz 31. Dezember 1876.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ein Sonett an mich zum Jahreswechſel? Wie gerne würde ich auch mit einem ſolchen antworten, aber es iſt ſchon lange her, daß ich Sonette gemacht, und ich fürchte, daß mir keines mehr gelingt. Eine Zeit lang produzirte ich nur Lieder, dann wurde mir Alles unter der Hand zum Sonett, dann konnte ſich mein Herz geraume Zeit nur in antiken Rhythmen ergießen, zuletzt verfiel ich auf die reimloſen freien Hymnen und „Streckverſe“ und begnügte mich einige Jahre lang damit. Gegenwärtig ſchenke ich mein Vertrauen der — Proſa. Und ſo ſage ich auch Ihnen in ungebundener Rede, daß es mich herzlich freut, Sie in Ihrer freundſchaftlichen Geſinnung gegen mich unverändert zu ſehen. Wenn ich nur wüßte, was ich Ihnen meinerſeits zum Jahreswechſel wünſchen könnte? Sie beſitzen ja ſchon alles Mögliche. Ich könnte höchſtens noch um ein Biſchen Sehnſuchtsſchmerz für Sie die Götter anflehen, damit Sie etwas fleißiger dichten, oder um Reiſedrang, ein brennendes Verlangen, Paris zu ſehen, oder Athen, oder — Graz, wo Ihr Erſcheinen auch dem menſchenſcheueſten der Eremiten Vergnügen machen würde, ich meine — Ihrem unwandelbaren alten Freunde — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz 5. October 1877. — Der Beginn betrifft Rauſchers Dichtung „Am Hochkar“.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ihr neueſtes Büchlein machte mir Freude, ich danke Ihnen dafür herzlich. Vor Allem muß ich Ihnen mein Compliment machen über die Formvollendung Ihrer Dichtung; ſie iſt wirklich von einer ſeltenen Glätte und Eleganz, nur ein paar mal könnte man eine Wendung als etwas nüchtern oder dem Reim zu Liebe gebraucht bezeichnen. Um nun aber auf das zu kommen, was Sie uns in ſo fließenden, wohllautenden Verſen erzählen, hätte ich ein einziges Bedenken geltend zu machen. Die Bekehrung eines Peſſimiſten durch die Liebe, und die Ermordung deſſelben durch einen Eiferſüchtigen ſind im Grunde zwei getrennte Begebenheiten, ſtehen in keinem inneren Zuſammenhange; und wenn

Sie, wie ich nicht zweiſle, dieſen beiden Begebenheiten in einen ideelen Bezug zu einander geſetzt wiſſen wollten, ſo nämlich, daß ein beſtimmter poetiſcher Gedanke aus ihrer Verbindung reſultirt — wie etwa, daß der Peſſimismus doch ſchließlich gewiſſermaßen Recht behält, was Sie, wenn ich nicht irre, wirklich durchſchimmern laſſen wollten — ſo tritt das doch nicht ſo klar, ſo lebendig und wirkſam hervor, als es vielleicht beabſichtigt war. — Ich weiß nicht, ob ich mich ganz verſtändlich gemacht habe; jedenfalls bitte ich das Geſagte nur als eine unmaßgebliche individuelle Meinung zu betrachten; ich zweiſle nicht, daß die meiſten Leſer Ihre Erzählung ohne dieſen äſthetiſchen Skrupel auf ſich wirken laſſen werden. — Jedenfalls legitimiren Sie ſich mit dieſer „Novelle in Verſen“ wieder als eines der berufenſten Mitglieder der gegenwärtigen öſtreichiſchen Dichtergilde. — Noch muß ich Ihnen ſagen, daß die beiden Schlußſtrophen Ihres Gedichtes ganz wunderbar ſchön und ergreifend ſind. — Warm ergeben — Ihr — alter Freund — Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus „Graz 1. Jänner 81“]
Herzlichen Dank fur treues Gedenken! Alles Schöne beſtens erwidert! — Ihr — alter Freund — R. H.

[Correſpondenz-Karte aus „Graz 1. Jan. 82“]
Beſten Dank und Gegengruß! — Mein Album „Das Blumenjahr in Bild u. Lied“ (Frankf. a. d. Oder, Waldmann 82) beweiſ't Ihnen, daß ich Ihrer und Ihrer Muſe eingedenk. Wie ich höre, haben Sie voriges Jahr eine neue Sammlung publicirt? — Immer — Ihr ganz ergebener — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz 18. Februar 1882.]
Fur Ihr Büchlein zu danken, hochgeehrter Freund, wollte ich verſchieben, bis ich es völlig durchgeleſen

und Ihnen zugleich einige Worte über den empfangenen Eindruck ſagen könnte. Leider traf es gerade mit der Menge literariſcher Spenden zuſammen, welchen bei mir der Spätherbſt und die Weihnachtszeit aufzuhäufen pflegt, ſo daß ich den embarras de richesse aus befreundeten Händen nur allmälig durchgenießen konnte. Die „Neuen Gedichte“ ſind eine ſchöne, reife Gabe, für welche ich Ihnen ſehr verpflichtet bin; wie ſehr bedaure ich, daß ich ſie mir nicht früher von Ihnen erbat, um daraus in mein „Blumenjahr“ noch ausgewähltere Blüten verflechten zu können. Herzlichen Dank und Gruß von Ihrem — Rob. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus „Graz 10. Jan. 83“]
Hochgeehrter Freund! — Ein Unwohlſein, das diesmal einen ziemlich imponirenden Namen hatte, brachte mich in großen Rückſtand mit der Erwiderung freundlicher Neujahrsgrüße. Aber man kommt nie zu ſpät mit dem Ausdrucke herzlicher Geſinnungen. Auch braucht es ja kaum mehr der Verſicherung, daß ich immer in alter Freundſchaft verharren werde — Ihr — warm ergebener — Rob. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus „Graz 3/1. 85“]
Zu alter Freundſchaft wünſcht Ihnen alles Schönſte und Beſte — Ihr — getreu ergebener — R. Hg.

[Die Deutſche Schillerſtiftung, zum Andenken an Schillers 100. Geburtstag 1859 ins Leben gerufen, wurde zu dem Zwecke gegründet, deutſche Schriftſteller und Schriftſtellerinnen, welche für die National-Literatur verdienſtlich gewirkt, dadurch zu ehren, daſs ihnen oder ihren hinterbliebenen nächſten Angehörigen bei ſchwerer Lebensſorge Hilfe und Beiſtand geboten wird. Über das bisherige ſegensreiche Wirken dieſer nationalen Stiftung geben die alljährlich erſcheinenden Jahresberichte den beſten Aufſchluſs.

Die Veranlaſſung, den Beziehungen Robert Hamerlings zur Deutſchen Schillerſtiftung nachzugehen, gab das Feuilleton „Aus dem Nachlaſs Friedrich Halms“ im Neuen Wiener Journal vom 18. April 1897. In dieſem Feuilleton werden ſechs bis dahin ungedruckte Briefe Robert Hamerlings an Eligius Franz Joſef Freiherrn von Münch-Bellinghauſen, genannt Friedrich Halm, mitgeteilt, welche der, in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindlichen Privatcorreſpondenz des Freiherrn entnommen ſind. Die Briefe vom 11. März und 9. November 1866 ſind an Friedrich Halm als Vorſitzenden des Verwaltungsrathes der Deutſchen Schillerſtiftung (Vorort Wien) gerichtet und behandeln, für den Fall, als Robert Hamerling ſtürbe, eine Verſorgung ſeiner alten Eltern durch die Schillerſtiftung. In den „Stationen“ ſpricht der Dichter mehrfach über ſeine einfachen, aber gediegenen Eltern und Zahlreiches erfahren wir auch in Dr. Rabenlechners ſchon mehrfach citiertem Werke. Franz Hamerling, der Vater, ſtarb am 25. Mai 1879; Franciſa, die Mutter, am 27. Februar 1892. Am 11. März 1866 ſchrieb Robert Hamerling zugleich im ſelben Sinne und ſtellenweiſe mit denſelben Worten an den damaligen General-Secretär der Deutſchen Schillerſtiftung in Wien, Dr. Hans Hopfen; der Brief lautet:]

Hochgeehrter Herr! — Die Zeilen mit welchen ich Sie beläſtige, baſiren auf der Vorausſetzung, daß Ihnen mein Name nicht gänzlich unbekannt. Seit 8—9 Jahren mit fünf poetiſchen Werken — Venus im Exil, Sinnen und Minnen, Ein Schwanenlied der Romantik, Germanenzug und Ahasverus in Rom in die Öffentlichkeit getreten, habe ich mich von Seite der Kritik einer ehrenden Beachtung zu erfreuen gehabt, und mit meinem letzten Werke auch im Publicum inſofern einen Erfolg errungen, als daſſelbe jetzt, ein halbes Jahr nach ſeinem Erſcheinen, faſt vergriffen iſt. Ich beeile mich zu ſagen, daß dies keine Einleitung zu einem Anſuchen im Intereſſe meiner eigenen Perſon ſein ſoll — wenn ich mich an Sie in Ihrer Eigenſchaft als G. Secretär der Schiller-Stiftg. wende, ſo geſchieht es nur, um eine Anfrage zu ſtellen, deren uneigennütziges Motiv Sie nicht verkennen werden. Ich bin Gymnaſialprofeſſor in Trieſt, gegenwärtig aus Geſundheitsrückſichten beurlaubt. Ich habe meine Freiheit geopfert und die Laſt eines nicht leichten Berufes auf mich genommen, weil ich nicht blos für mich allein, ſondern auch für meine beiden, gänzlich mittelloſen und einzig auf mich angewieſenen Eltern zu ſorgen habe. Hierdurch aber konnte ich die Exiſtenz derſelben nur für die Gegenwart, nicht aber für den Fall ſicher ſtellen, daß ſie mich überlebten. Dieſer beunruhigende Gedanke iſt es, der mich veranlaßt, an Sie, hochgeehrter Herr, die Anfrage zu richten, ob es nach Ihrem Ermeſſen möglich ſein würde, daß meine Eltern im erwähnten Falle von Seite der Schillerſtiftung eine Penſion erhielten? Mein Vater zählt bereits 66, die Mutter 60 Jahre: ſie würden nicht lange zur Laſt fallen. Wenn dieſe meine Anfrage unbeſcheiden klingt, ſo entſchuldigen Sie es damit, daß ich mit den Normen und Gepflogenheiten der Schillerſtiftung nur wenig vertraut bin. — Erfreuen Sie mich recht bald — darum bitte ich ſehr — mit ein paar Zeilen und erlauben Sie mir bei dieſer Gelegenheit den Ausdruck aufrichtiger Werthſchätzung mit welcher ich trotz perſönlicher Unbekanntſchaft ſeit Langem bin — Ihr ergebenſter — Rob. Hamerling. — Graz, Sporgaſſe No. 113, 2. Stock. — Graz 11. März 66.

[Hans Hopfen beantwortete das Schreiben am 21. März und ſagt u. a.: „Ich höre von Hrn. Fhr. v. Münch-Bellinghauſen, daß er bezüglich Ihrer Angelegenheit Ihnen bereits den möglichen Aufſchluß hat zugeben laſſen“ und zum Schluſſe: „daß es mir nach dem was Sie, ſehr geehrter Herr, geleiſtet, kaum zweifelhaft erſcheinen darf, daß im Falle Sie, wovor Sie Gott bewahren möge, vor Ihren Eltern das Zeitliche ſegneten, dieſelben der Berückſichtigung von Seiten des Verwaltungsrates ſicher ſein möchten, brauche ich wol kaum zu verſichern. Eine Garantie mit rechtsgültiger Verläßlichkeit jedoch für den von Ihnen mitgetheilten Fall, iſt nach den Statuten und Gebrauch der Stiftg. ſicherlich nicht zu gewinnen. Ein Grund mehr, daß Sie dem Leben u. Ihrer rüſtigen Thätigkeit noch recht lange erhalten bleiben mögen. Ich erlaube mir ſchließlich der Freude Ausdruck zu geben, daß wir uns, wenn auch vor der Hand nur in Briefen, perſönlich begegnet ſind, u. zeichne mit außerordentlicher Hochachtung als Ihr ergebener Dr. Hans Hopfen.“

Die Angelegenheit ruhte nun bis zum Herbſte des Jahres 1866, worauf Hamerling an Münch-Bellinghauſen neuerdings das folgende Schreiben richtete, nachdem ſich durch eine edle Frau: Genovefa Müller von Milborn in Wien, und die Penſionierung auch die äußeren Lebensverhältniſſe des Dichters umgeſtaltet hatten.]

Hochgeborner — Hochverehrter Herr Baron! — Ich habe noch meinen innigſten Dank auszuſprechen für die gütige Beantwortung, die Sie meinem letzten Schreiben zu Theil werden ließen. Eine ſoeben in meinem äußeren Leben eingetretene Wendung nöthigt mich, Ew. Hochgeboren neuerdings läſtig zu fallen. Geſtatten Ew. Hochgeboren mir eine kurze, einfache Auseinanderſetzung. Mit Rückſicht auf meine andauernde Kränklichkeit bin ich in dieſen Tagen meiner Stelle als Profeſſor am Trieſter Gymnaſium enthoben worden. Durch kaiſerliche Gnade iſt mein ſyſtemmäßiger Ruhegehalt von 380 fl. auf 600 fl. erhöht worden. Aber dieſer Betrag reicht noch lange nicht aus, meine Subſiſtenz und die dreier andern Perſonen, für welche ich vollſtändig zu ſorgen habe, zu ſichern. Er bildet nicht einmal die Hälfte meiner bisherigen feſten Bezüge am Gymnaſium, die ſich auf mehr als 1300 fl. beliefen. — Nun hat eine würdige, mir perſönlich unbekannte und ganz fernſtehende Matrone in Wien, ebenſo ausgezeichnet durch Bildung als durch Edelmuth, für meine poetiſchen Beſtrebungen ſich lebhaft intereſſirend und überdieß von meiner häuslichen Lage Kenntniß nehmend, mit wahrhaft ſeltener Hochherzigkeit einen Schritt gethan und mir die Summe von 6000 fl. ö. W. übergeben, damit ich eine Leibrente für mich und meine Eltern erwerben könne. Aber die Bemühungen, eine ſolche zu erlangen, ſind nicht leicht; es fehlt nicht an Gelegenheiten, wohl aber an Sicherheit. Mein Plan wäre darum nach reiflicher Überlegung dieſer: Ich trete die mir zur Verfügung geſtellte Summe von 6000 fl. ö. W. (in ſechspercentigen Salinenſcheinen) an die Schillerſtiftung ab, falls dieſe ſich bereit finden will, mir neben den ſechspercentigen Zinſen dieſer Summe einen jährlichen Mehrbetrag von 240 fl. auf Lebensdauer zuzuſichern, und meinen beiden Eltern, falls ſie mich überleben ſollten — mein Vater iſt 66, die Mutter 60 J. alt — eine Unterſtützung in noch zu vereinbarendem Betrage zu gewähren. — Durch dieſes Arrangement wäre die Schillerſtiftung in die Lage verſetzt, die Subſiſtenz eines Schriftſtellers auf Lebenszeit zu ſichern, ohne ihre eigenen Fonds dabei in Anſpruch zu nehmen; denn die ihr von mir abgetretenen 6000 fl. reichen auf beinahe 3 Decennien aus, um mir nebſt den Zinſen den jährlichen Mehrbetrag von 240 fl. auszuzahlen, und im Falle meines zeitigeren Ablebens bleibt ein namhafter Betrag als Eigenthum in den Kaſſen der Stiftung. — Da der bisherige interimiſtiſche Generalſecretär der Schillerſtiftung, wie ich höre, ſein Amt niedergelegt hat, ſo bleibt mir nichts übrig, als mich mit dieſer Angelegenheit an Ew. Hochgeboren zu wenden. Umſtände zwingen mich leider, dringend um baldige gütige Erwiederung zu bitten. In dieſem Augenblicke ganz auf meinen Ruhegehalt angewieſen, und durch Kränklichkeit zu vielen Ausgaben genöthigt, muß ich eine ſchleunige Ordnung dieſer pecuniären Angelegenheit angelegentlichſt wünſchen. Ließe die Sache ſich nicht baldigſt ordnen, ſo würde ich in die bittere Nothwendigkeit verſetzt ſein, in Erinnerung der wohlwollenden Aufforderung, welche Ew. Hochgeboren in Ihrem letzten geehrten Schreiben an mich geſtellt, von der Gnade der Schillerſtiftung zu erwarten, daß ſie mir durch einen gütigen Unterſtützungsbeitrag über dieſe Übergangsperiode hinweghelfe. — Vertrauensvoll dieſe Angelegenheit in die Hände Ew. Hochgeboren legend und mich der Hoffnung hingebend, daß die Schillerſtiftung meine Vorſchläge nicht als bloßes Geldgeſchäft, ſondern als einen in jedem Falle leichten Ausweg, die Lage eines Schriftſtellers materiell zu ſichern, in Erwägung ziehen werde, verharre ich in aufrichtigſter Verehrung — Ew. Hochgeboren — ergebenſter — Robert Hamerling. — Adr. Graz, Realſchulgaſſe Nr. 171/1. 3. Stock. — Graz, 1. October 1866.

[An Stelle Hans Hopfens war jetzt als Referent Ferdinand Kürnberger getreten, der Verfaſſer glänzender

Novellen und des berühmt gewordenen Romans „Der Amerikamüde“. Da man leicht der Meinung verfallen kann, Kürnberger ſei ausſchließlich nur ein Feind Robert Hamerlings geweſen, ſo wird der nachfolgend abgedruckte Theil aus dem Referate Kürnbergers wohl geeignet ſein, denſelben in milderem Lichte erſcheinen zu laſſen. Aller Phaſen der Beziehungen Hamerlings zu Kürnberger hier zu gedenken, würde zu weit führen. Thatſächlich wurde Hamerling von ſeinem, bedauerlicherweiſe oft tief verbitterten Collegen zuerſt angegriffen, zuzeiten auch recht verletzend. Das Nachfolgende aus dem Schriftſtücke von der Hand Kürnbergers wird daher gewiſs mit Genugthuung von den Freunden beider Dichter aufgenommen werden. Alſo hören wir:

„Robert Hamerling. — Dieſer Dichtername iſt bekannt. Ich möchte nicht eigentlich, wie Hr. H . . . . . ſagen, ‚daſs er vielfach überſchätzt‘, ſondern beſſer, daſs er ungeſchickt u. im Weißbinder-Styl gelobt worden iſt; denn das Schätzenswerte an ihm, wenn es nur präcis definiert und nicht nach der Recenſenten-Schablone in alles und nichts ſagenden Worten takt- u. notenlos auspoſaunt wird, dürfte allerdings, ſo gut wie bei Lingg u. bei Platen, denen er in manchem Sinne congenial iſt, als ein Unicum zu bezeichnen u. mit einer Art Superlativ auszudrücken ſein. Sogar das möchte ich dem citierten Referenten nur mit vielen Ausnahmen zugeſtehen, daß es dieſem Dichter bei einer allerdings farbenprächtigen Palette ‚an aller Plaſtik‘ fehle. Mag das von den jugendlicheren Arbeiten gelten: Germanenzug, Venus im Exil etc. Aber ſchon Ahasverus in Rom würde einen Fortſchritt in dieſer Richtung zeigen, denn wir finden Stellen von ſo plaſtiſcher Kraft darin, daß ſie uns wie Modelle zu Basreliefs anmuthen. Mögen auch die lateiniſchen Quellen manches Motiv dazu geliefert haben, was der Philologe ſehr gut herausfinden wird; es war von jeher des Deutſchen gutes Recht, das Schöne der ganzen Welt ſich zu aſſimilieren u. ſeiner Literatur einzufügen. Daß Ahasverus in Rom kein künſtleriſcher Organismus iſt, daſs namentlich der ewige Jude in dem philoſophiſchen Sinne wie es der Dichter beabſichtigte nicht in die Handlung eingreift, vielmehr zwiſchen Abſicht u. That ein ſtarker unaufgehobener Reſt übrig geblieben iſt, hat Schreiber Dieſes dem jüngeren Dichter in einer Reihe kunſtphiloſophiſcher Geſpräche dringend genug vorſtellig gemacht; er hat ſich für die Bildung dieſes Dichters um ſo lebhafter intereſſirt, als derſelbe einer jener Wenigen iſt, welche poetiſche Kraft genug hätten, Einſichten in Thaten umzuprägen und nicht als todte unfruchtbare Reflexion ſtofflos oder höchſtens als Stoff zur Qual in ſich herumzuſchleppen. Trotz dieſer philoſophiſchen Unfertigkeit iſt Ahasverus in Rom voll poetiſcher Schönheiten erſten Rangs, welche ich aufrichtiger zu bewundern geneigt bin, als z. B. manche rhetoriſche Kunſttiſchlerarbeit des gefeierten Tennyſon, welchen zu bewundern jetzt Mode ſein ſoll. Ich ſchreibe dieſe Anerkennung um ſo lieber im Rücken des Dichters nieder, als ich heute vor einem Jahr auf den ſchönen Spaziergängen der Murſtadt ſie ihm recht gerne u. aufrichtig ins Antlitz ſagte. — Auf das Materielle des Gegenſtandes übergehend, iſt folgendes zu berichten: Rob. Hamerling, etwa ein angehender Dreißiger, war Gymnaſiallehrer in Trieſt, wurde wegen Kränklichkeit beurlaubt und wegen andauernder Kränklichkeit definitiv penſionirt. Durch kaiſerliche Gnade iſt ſein ſyſtemmäßiger Ruhegehalt von fl. 380 auf fl. 600 erhöht worden, wozu noch die 6%igen Intereſſen einer in öſtr. Salinenſcheinen angelegten Summe von fl. 6000 kommen, welche dem Dichter vor einiger Zeit durch die in Deutſchland einzige Großmuth einer ungenannten Dame zum Geſchenke gemacht worden iſt. Die Subſiſtenzmittel Hamerlings belaufen ſich demnach auf fl. 950 fixes Einkommen, ohne eventuelle Arbeitsfrüchte zu rechnen. Er beſtreitet davon einen Haushalt von drei Perſonen, da er auch Vater und Mutter zu verſorgen hat. Wie ich die Grazer-Verhältniſſe, von deren verſchwindender Billigkeit noch beaux restes übrig ſind, aus perſönlicher Erfahrung kenne, könnten fl. 950 für drei Perſonen nahezu ausreichen; ich will es aber dem Dichter ſchon glauben, daß ſie doch nicht vollſtändig zulangen, ſondern noch Einiges fehlt.“

Das Weitere, in der ausführlichſten Weiſe dargeſtellt, iſt rein geſchäftlicher Natur, erregt aber unſer Staunen. Hieronymus Lorm ſagte einmal, daſs Kürnberger in ſeinen Novellen Jäger, Schmied, Soldat, Bergmann, aber nicht als Maske, ſondern durch ſeine Vertrautheit mit den verſchiedenſten Thätigkeiten iſt. Dem vorliegenden Referate über Robert Hamerlings Anſuchen zufolge können wir jenen Berufsarten auch noch den Banquier zuzählen. Der Antrag Hamerlings wurde, weil ſtatutenwidrig, in der Conferenz des Verwaltungsrathes vom 31. October 1866 einſtimmig abgelehnt. Dabei blieb es. Robert Hamerling und auch ſeine ihn überlebende Mutter traten nie mehr in Beziehungen zur Deutſchen Schillerſtiftung, wie es die Acten der Central-Stiftung und diejenigen des Wiener Zweigvereines, ſowie Mittheilungen, welche den Grazer Zweigverein betreffen, bezeugen. Einen Abſchluſs dieſer Angelegenheit bildet der Brief vom 3. Juni 1870 im erſten Theil, S. 42.

Zum Schluſſe kommen wir noch einmal auf die ſechs Briefe in der Hofbibliothek zurück. Sie zeigen nämlich eine ausgeſprochene Verehrung für Friedrich Halm und eine gewiſſe Dankbarkeit für die „erſte Ermunterung“, welche Hamerling durch den Dramatiker einſt erfahren hatte. Die ſechs Briefe ſtammen aus den Jahren 1859, 1861, 1865, 1866 (zwei Stück) und 1867; es iſt nicht unmöglich, daſs auch ein Brief aus dem Jahre 1858 exiſtiert, zu welcher Zeit Hamerling ſeine „Venus im Exil“ überreichte. Daſs der Ton der Verehrung für Friedrich Halm indes nicht bloß in Briefen vorkommt und ſomit die Begeiſterung Hamerlings für den Dramatiker eine echte war, beweist uns ein Sonett, welches ſich „Friedrich Halm“ betitelt, im lyriſchen Nachlaſs des Dichters „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ (1894) zum Abdruck gelangte und dieſes Capitel beſchließen ſoll:

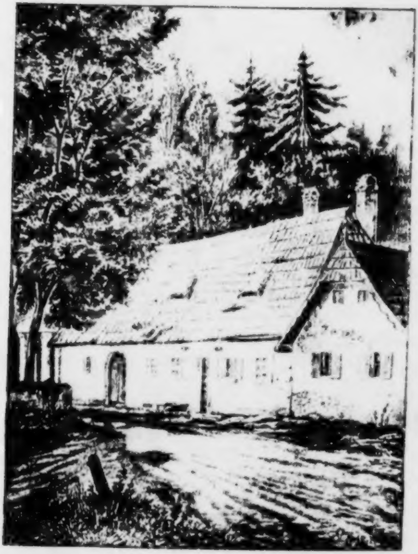
Mich drängts zu ſagen, daſs mit Leidgefühlen
Ich ſah, wie ihn die Mitwelt aufgegeben,
Wie ihm mit miſsgunſt-quakendem Beſtreben
Ein Froſchchor folgte bis zum Grab, dem kühlen.

Und doch — mich dünkt, rein wird die Zeit ihn ſpülen
Von Geifers Malen, die jetzt an ihm kleben;
Sein Name wird die Würmer überleben,
Die in dem Fleiſch, dem ſterblichen, ihm wühlen.

Wenn über Blumen ihr nun rümpft die Naſe,
Die euch ein zarter Dichter bot, ein echter,
Und lieber ſchwelgt in blütenloſem Graſe,

Die Folgezeit, ſie iſt vielleicht gerechter,
Sie anerkennt vielleicht, daſs ich nicht raſe,
Lieb' ich den Edlen, der da ſchrieb den „Fechter“.]

[Joſef Tandler's Ritter von Tanningen haben wir bereits ausführlich im erſten Theil der „Ungedruckten Briefe“ (S. 66 u. ff., ſowie S. 92) gedacht. Er hat im Jahre 1871 dem Dichter des „Ahasver“ eine Zeichnung des Geburtshauſes zu Kirchberg am Wald im niederöſterreichiſchen Waldviertel überſendet und Hamerling hat in einem Schreiben für dieſe Gabe gedankt. Durch das freundliche Entgegenkommen der Verlagsanſtalt (vormals J. F. Richter) in Hamburg ſind wir in der Lage, unſeren



Das Geburtshaus Robert Hamerlings
zu Kirchberg am Wald in Niederöſterreich.

Leſern eine Reproduction dieſer Tandler'ſchen Zeichnung, die ſich leider nicht mehr im Beſitze der Erben des Dichters befindet, bieten zu können. Das Geburtshaus Robert Hamerlings ſteht leider nicht mehr. Da das Haus, im Laufe der Jahrzehnte einigemale verändert, und wie verſichert wird, nicht baufällig war, erſcheint die Demolierung des Häuschens vollkommen räthſelhaft. Das Merkwürdigſte dabei aber iſt, daſs dieſe Pietätloſigkeit die deutſch-nationale Hamerling-Stiftung begieng. An Stelle des Geburtshauſes ſteht jetzt ein dem Andenken des Dichters gewidmetes Giebelhaus, vor deſſen Eingangsthüre ſich eine lebensgroße Erzbüſte Hamerlings erhebt, während das Innere Räumlichkeiten für einen Kindergarten und für die aus des Dichters Nachlaſs erworbenen 4000 Stück Bücher birgt. — Vergl. Rabenlechner I., S. 21.]

[Joſef Jireček (1825–1888), k. k. Miniſter für Cultus und Unterricht im Cabinet des Grafen Hohenwarth 1871, wird von Robert Hamerling in dem Briefe an Leopold Schulz von Strasznitzki vom 22. Auguſt 1871 (ſ. erſter Theil) genannt. Durch die Güte des in Wien lebenden Sohnes, Profeſſor Dr. Joſ. Conſt. Jireček, gelangten wir in den Beſitz einer Abſchrift des an den damaligen Unterrichtsminiſter gerichteten Briefes Hamerlings. Das Original iſt in 4°, Currentſchrift, nur die Unterſchrift in Latein, und trägt das Datum: Graz 26. Auguſt 1871.]

Eure Excellenz — haben geruht, mir aus dem für Künſtlerſtipendien beſtimmten Betrage eine Penſion anzuweiſen. Ich erlaube mir, Eurer Excellenz den Ausdruck meines tiefgefühlten Dankes darzubringen. Ich darf mich vielleicht nicht rühmen, die mir erzeugte Gnade vor Andern verdient zu haben, aber ich darf verſichern, daß ich wie Keiner ſie zu ſchätzen weiß.

Ich bin nicht gänzlich mittellos, aber ich habe nicht für mich allein zu ſorgen, meine Lebensverhältniſſe ſind drückende in ſo mancher Beziehung, meine Geſundheit tief erſchüttert, und darum die Ausſicht auf literariſchen Erwerb immer in Frage geſtellt. — Genehmigen Eure Excellenz dieſen ſchlichten Ausdruck dankbarſter Geſinnung, in welcher ich immer verharren werde — Eurer Excellenz — ehrfurchtsvoll ergebener — Robert Hamerling.

[Joſef Böck-Gnadenau, geboren zu Hietzing-Wien 1859. Seit 1884 Secretär bei dem Werke „Die öſterr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild“.

Als der eingangs Genannte, im 22. Lebensjahre ſtehend, faſt alles kannte, was Robert Hamerling bis dahin veröffentlicht hatte, glaubte er, wie es uns mit einer geiſtig lieb gewordenen Perſönlichkeit und in der Jugend Frühlingstagen zu ergehen pflegt, die Berechtigung erlangt zu haben, den Dichter in ſeinem ſtillen Heime zu Graz behelligen zu dürfen. Eines Tages, jedoch mehr gedrängt durch eine gleichfalls zu jugendliche Umgebung, faſste ſich der Beſitzer der nachfolgend mitgetheilten Briefe ein Herz und übermittelte dem Meiſter einen poetiſchen Verſuch, „Meluſine“ benannt, der auf vierfüßigen Trochäen einherſtieg; Scheffels Trompeter-Rhythmus war uns damals in alle Glieder gefahren und heiſchte Nachahmung. Inzwiſchen hatte es ſich begeben, daſs die verehrliche Redaction der „Heimat“ an dem Opus Gefallen fand und dasſelbe abdrucken ließ. Kaum war dies geſchehen, als von Hamerlings Hand folgende Correſpondenz-Karte ankam:]

Sehr geehrter Herr! Ich machte meinen erſten poetiſchen Verſuch im ſiebenten, und ſandte mein erſtes Büchlein, 4 Bogen ſtark, in die Öffentlichkeit im ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre. Vielleicht gibt Ihnen dies Beiſpiel zu denken. — Ihr ergebener — R. Hg. Graz 21. Okt. 81.

[Das Beiſpiel gab freilich zu denken. — Im Juli 1882 indes hatte der junge Mann die gute Lehre offenbar ſchon wieder vergeſſen gehabt, denn eine Notiz bezeugt, daſs er um dieſe Zeit dem Meiſter ein gebundenes Büchlein übermittelte, welches 24 ſelbſt verfaſste und eigenhändig reingeſchriebene ſogenannte Jugendgedichte enthielt. Ein Brief des Dichters ddo. „Graz 9. Auguſt 82“ beſtätigt dieſen neuen Überfall und lautet:]

Sehr geehrter Herr! — Ich danke Ihnen herzlich für das Geſchenk, das Sie mir mit Ihrer kleinen Gedichtſammlung gemacht haben, und welches durch den warmen Cult der Schönheit, der ſich darin ausdrückt, mich ſympathiſch angeſprochen, wenn auch hie und da ein Vers beſſer geſtaltet, ein Ausdruck beſſer gewählt ſein könnte. Möge Ihnen die jugendliche Wärme des idealen Empfindens ſo lange als möglich erhalten bleiben, ſei es, daß Sie — was ſich jetzt noch nicht mit Entſchiedenheit vorausſagen läßt — zu freiem Schaffen, oder zu verſtändnißvollem Genuſſe des Schönen in Poeſie und Leben berufen ſind. — Mit Hochachtung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Daſs ein ſo überaus liebenswürdiges und ſchönes Schreiben nicht geeignet iſt, ſeinen Peiniger los zu werden, iſt klar. Vielmehr betrachtete der junge Verſemacher von nun an den Verfaſſer des „Ahasver“ als ſeinen Rathgeber, dem er allerlei Fragen, die ihm durch den Kopf fuhren, zur Entſcheidung vorlegen zu dürfen glaubte. Der folgende Brief, mit „Graz 4. Dez. 83“ datiert, iſt ein Beiſpiel hiefür. Die Anſprache und der Schluſs lautet wie früher:]

Sie haben gewiß ſchon jede Hoffnung, von mir eine Antwort auf Ihr werthes Schreiben vom Oktober zu erhalten, aufgegeben. Aber es waren nur ganz äußerliche, zufällige Umſtande — darunter nicht der geringſte mein leidendes Befinden — die mich ſo lange Ihr, ſowie vieler Anderer Schuldner zu bleiben veranlaßten. Für das von Ihnen beabſichtigte Gutenberg-Album habe ich im Augenblick leider nichts Geeignetes; aber die Sache eilt vielleicht nicht und ich kann mich Ihnen ſpäter noch gefällig erzeigen. Ich danke Ihnen für den herzlichen Antheil an der mir in Schrems erwieſenen Ehre. Daß Hr. F..... Ihnen ſein Wort nicht hielt, rührt ohne Zweifel daher, daß die gegenwärtige Geſtalt des Denkmals eine proviſoriſche iſt und erſt im Frühjahr durch verſchiedene Änderungen und Verbeſſerungen zu einer definitiven werden wird. Die beiden Fragen, die Sie an mich richten, kann ich nur kurz beantworten. Ich halte die nicht gereimten Versmaße für ebenſo berechtigt im Epos als die gereimten und wüßte mir ſchlechterdings keinen Grund zu denken, warum ſie es nicht ſein ſollten. Wenn Sie ſagen, daß Ihnen die „alltägliche Politik“ nicht genügt, ſo kann ich Sie verſichern, daß ich mich diesfalls in ganz gleicher Lage mit Ihnen befinde. Wenn Sie mich aber fragen, „für welche Politik Sie ſich intereſſiren ſollen?“ ſo verſtehe ich dieſe Frage nicht recht und kann Ihnen nur rathen: Folgen Sie der Politik der Freiheit und der Nationalität, aber auch der Politik des allgemeinen Rechts, der allgemeinen Vernunft, und der allgemeinen Menſchenliebe.

[Zu Ende des Jahres 1883 ſtellte ſich der eingangs Genannte als Gratulant ein, worauf der Dichter eine Correſpondenz-Karte mit folgenden Worten ſandte:]
Alles Freundliche dankend erwidert — von — Ihrem — ergebenen — Rob. Hg. Graz 3./1. 84.

[In dieſem Jahre rückte das bereits berührte „Gutenberg-Buch“ der Vollendung nahe und Hamerling ſchrieb aus Graz unter dem 8. Juli 1884:]

Ich möchte das Ihnen gegebene Verſprechen nicht gerne unerfüllt laſſen, bin aber gegenwärtig ſo ſchlecht diſponirt und ſo mit Beſchäftigung überhäuft, daß ich Sie bitten muß, mir noch 8 Tage Friſt zu geben. Mein Beitrag kann ja noch immer eingeſchaltet werden, wenn das Werkchen ſchon unter der Preſſe iſt.

[Bereits am 12. Juli kam jedoch dieſer ſchätzenswerte Beitrag, welcher mit der Aufſchrift „In's Stammbuch der Jünger Guttenbergs“ verſehen war. Das Gedicht, ſpäter im lyriſchen Nachlaſſe des Dichters „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ (Hamburg 1894) abgedruckt, lautet:]

Was einſtens pflagen die Aſtrologen:
Das Horoſkop der Menſchheit zu ſtellen,
Das thun mit den vierundzwanzig Staben
Jetzt Guttenbergs wack're, flinke Geſellen.
Sind Schickſalsbücher die Sterne geweſen,
Wir haben zu Schickſalsſternen die Bücher erleſen.
Ihr wackeren Jünger Guttenbergs,
In eueren vierundzwanzig Lettern
Steckt alle Weisheit, die war und iſt
Und kommen noch wird in brauſenden Wettern.
Ja, eure Käſten, das ſind die Horte,
Draus kommen die Schlag- und die Zauberworte,
Die vertauſendfacht ihr ſendet durch's Land,
Und womit ihr ſtecket die Geiſter in Brand:
Und es richtet darnach, wie die Staben ihr ſtellt,
Sich die Ordnung der Dinge der irdiſchen Welt.

[Das Gedicht unterfertigte der Dichter mit ſeinem vollen Namen. — Während der Arbeit an dem „Gutenberg-Buche“, wendete ſich der Herausgeber des ſelben nochmals nach Graz und erhielt auf einer Correſpondenz-Karte („21. Febr. 85“) folgende Zeilen:]

Die Erfüllung Ihres Wunſches iſt mir leider unmöglich. Ich bin wieder ſehr leidend. Auch mit dem gewünſchten Rath bezüglich ruſſ. und engl. Ueberſetzung weiß ich Ihnen im Augenblick nicht zu dienen. Entſchuldigen Sie freundlich — Ihrem ergebenen — Rob. Hamerling.

[Da begab es ſich, daſs der ſchon einmal Genannte für die „Neue Wiener Schuhmacher-Zeitung“ einen Cyklus von Feuilletons zu verfaſſen bekam und unter die Themen auch das Schuſterlein von Benevent, eine Geſtalt aus dem „Ahasver in Rom“, aufnahm; neugierig geworden, wer hiezu dem Dichter „Modell geſeſſen“, wendete er ſich nach einer bald dreijährigen Pauſe noch einmal an den Epiker, worauf auf einer Correſpondenz-Karte folgende Mittheilung einlangte und womit auch das Fragen für immer endete:]

Ich erinnere mich nicht, für das Schuſterlein von Benevent irgendwelche hiſtoriſche Anhaltspunkte gehabt zu haben, und ſo bin ich denn auch nicht im Stande, Ihnen weitere Nachweiſungen über Quellen ſeiner Lebensgeſchichte anzugeben. Für Ihre feundliche Abſicht beſtens dankend, — Ihr hochachtungsvoll ergebener — R. Hg. Graz 7. Sept. 87.

[Während der Zuſammenſtellung der Ungedruckten Briefe Robert Hamerlings nahm der Herausgeber ſich mehrmals die Freiheit, Anfragen an die wiederholt erwähnte Frau Clotilde Gſtirner zu richten und erfuhr hiebei, daſs die Briefe, welche einſt der junge Mann an den berühmten Dichter ſchrieb, noch im Stiftinghaus bei Graz verſammelt exiſtieren. Als der Schreiber ſein Verwundern darüber ausſprach und zugleich der Hoffnung Ausdruck gab, daſs aber doch wohl die Verſe einem ſogenannten heiligen Feuer überantwortet wurden, ſchrieb die genannte Dame hierauf: „Was Ihre dem ſel. Dichter überſchickten Jugendgedichte anbelangt, ſo ſind ſie gewiß nicht zu einem Auto-da-fé verdammt worden; ich kenne unſern lieben Dichter zu gut, um das zu glauben. Sie finden ſich gewiß noch im Stiftinghaus; nur habe ich ſelbe noch nicht zu Geſicht bekommen, da ich nur einige Sommermonate Gelegenheit habe, mich im Stiftinghaus mit den hinterlaſſenen Briefen und Schriften zu beſchäftigen.“ Wie eigenthümlich: Während der Verfaſſer ſeine Producte längſt vernichtet hat, bewahrt ſie ein großer Dichter im Archive auf!]

[Franz Keim, geboren zu Alt-Lambach 1840, Profeſſor am Landes-Real- und Obergymnaſium in St. Pölten, Verfaſſer zahlreicher dramatiſcher Arbeiten, war im Beſitze mehrerer Briefe Hamerlings, die aber, mit Ausnahme von den hier abgedruckten zwei Stücken, ein Raub der Flammen wurden. Keim ſchreibt hierüber am 3. März 1897: „Es thut mir unendlich leid, das troſtloſe Geſtändnis machen zu müſſen, daß ich vor 2—3 Jahren bei dem alljährlichen Auto-da-fé über die eingegangenen und hochangeſchwollenen Briefmaſſen, in der unſeligen Zerſtreutheit die wenigen Briefe Hamerlings an mich mit dem Schund in den Ofen ſteckte, was ich zu ſpät erſt inne wurde.“ — Brief aus Graz 12. Mai 1885. Auf dem Couvert die Adreſſe: „Sr. Wohlg. Herrn Franz Keim, Profeſſor an n. ö. Landes-Real- und Ober-Gymnaſium in St. Pölten. N. Öſtr.“]

Hochgeehrter Herr! — Nur ſehr wenigen von den literariſchen Spenden, womit mich Brüder und Vettern im Apollo beehren, gelingt es, meinen aufs Äußerſte abgeſtumpften Leſeappetit zu reizen. Ihrer

Gabe gelang es durch einen derbkräftigen, dabei pikanten Geſchmack. Ich habe den „Stefan Fadinger“ mit Behagen wirklich durchgeleſen und mich an der friſchen Lebendigkeit dieſer Genrebilder baß ergötzt. Ich war auch entſchloſſen, Ihrem Wunſche zu entſprechen, und zu thun, was ich jährlich nur 1—2mal thue: eine kleine Beſprechung in Roſeggers Heimgarten zu veröffentlichen. Aber Roſegger ſagte mir, daß er ſelbſt ſchon eine kleine Recenſion zu Papier gebracht und in die Druckerei gegeben. So muß ich es denn bei dem brieflichen Ausdruck meines Beifalls bewenden laſſen. Anderen Blättern, mit denen ich in keiner engeren Verbindung ſtehe, dränge ich grundſätzlich keine Recenſionen auf. Daß Sie dem ſchönen Büchlein auch Ihr Porträt beilegten, war ein freundlicher Einfall, für welchen ich Ihnen ſchönſtens danke. Wenn meine Erinnerung mich nicht trügt, waren Sie in dieſer Beziehung eigentlich mein Schuldner und beſitzen mein Conterfei ſchon ſeit geraumer Zeit, als Gegengabe für einen Brief, den ich mit nichts Beſſerem erwidern konnte. — Mit herzlichem Danke und wahrer Hochſchätzung — Ihr — ergebener — Robert Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus „Graz 2. Jan. 88“ mit der Adreſſe: „Herrn Profeſſor Franz Keim in St. Pölten, Niederöſterreich.“ — Keim, erſchüttert durch die Nachricht, daſs ſich Hamerlings Krankheit verſchlimmert habe, ſprach in einem kleinen Gedichte den Gedanken aus, daſs, wer ſo heldenhafte Geiſteswerke ſchaffe, nicht krank, ſondern eigentlich geſund ſei. Als Antwort ſchrieb Robert Hamerling:]

Nun ja, nicht krank mehr bin ich, aber todt;
Und aus dem Jenſeits ſang ich den Homunkel,
Wie einem frommen Mönch, der Sage nach,
Einſt eine Roſe wuchs aus todtem Mund. — H

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Anhang.

Zum Porträt des zweiten Theiles. — Herr Ingenieur und Kupferſtecher Karl Ritter von Ziegl in Wien hat aus Verehrung für den Dichter und aus Intereſſe für unſere Publication das Porträt gezeichnet; ſeiner gütigen Vermittlung verdanken wir auch die Briefe Hamerlings an Ernſt Rauſcher von Stainberg. — Zu dem Porträt, dem eine Reihe von Studien nach anderen Bildniſſen voranging, hat der Künſtler die Photographie von Zintl in Graz verwendet, welche zwei oder drei Jahre vor dem Tode des Dichters angefertigt worden war. Eine Anzahl dieſer Cabinet-Photographien tragen auf der Rückſeite das nach einer Handſchrift des Dichters in Photolithographie gedruckte Motto aus „Homunculus“:

Geiſt und Sinn hat ewge Unraſt:
Nur im Herzen keimt der Friede,
Keimt die Freude, lebt die Liebe,
Lebt der heilge Daſeinswille.

Graz, 3. October 88. Robert Hamerling.

Zum erſten Theil, S. 9 u. ff. Am 20. Juli 1897 ſtand der Herausgeber der Hamerling-Briefe am Grabe Leopold Schulz von Straßnitzkis auf dem Friedhofe zu Altmannsdorf an der Südbahn. Eine einfache Granit-Pyramide weiſt in goldenen Lettern Name, Stand, Geburts- und Sterbejahr, ſowie den ſchönen lateiniſchen Spruch auf: Non diu nec sibi totus humanitati vixit (Nicht lange und nicht für ſich, ganz lebte er der Menſchlichkeit). Auf dem Grabhügel blühten Roſen. — Auch die Eltern Leopolds ruhen auf dem genannten Friedhofe.

Zu S. 11—16, erſter Theil. — Es hat ſich gezeigt, daſs die Tänzerin Pepita de Oliva die Mitwelt noch immer intereſſiert. Erfreulich war es zu ſehen, daſs die Mehrzahl gebildeter Leſer Robert Hamerlings Erguſs von jenem Standpunkte aus würdigten, der bei einem Dichter von Gottes Gnaden eben der einzig richtige iſt. Eine weitere Erklärung unſerer Ausführungen gibt eine Notiz des „Neuen Wiener Journal“ vom 13. Juli 1897, S. 6, welche lautet: Am 15. Juli 1853 fand die erſte Gaſtvorſtellung der mit großartiger Reclame eingeführten ſpaniſchen Tänzerin Pepita am Karl-Theater ſtatt. Enthuſiasmus und Andrang zu den Caſſen erinnerten an den Jenny Lind-Rummel. Das Haus war ſofort für fünf Abende ausverkauft. Sperrſitze wurden mit 25 fl., Logen mit 100 fl. bezahlt. Pepita kam bis December dreimal nach Wien und tanzte an 60 Abenden bei vollen Häuſern. Das am 13. Auguſt 1853 im Theater an der Wien aufgeführte Gelegenheitsſtück „Die falſche Pepita“ von J. Böhm, mit Fräulein Schiller als treffliche Copie des gefeierten Originals, wurde zwar von der Kritik als taktlos zurückgewieſen, gefiel aber dem Publicum ſo ſehr, daſs 30 Aufführungen des Stückes ſehr gut beſucht waren. — Außerdem ſei noch auf eine hieher gehörige, die Geiſter des Weins berührende ſchwungvolle Strophe der „Bacchen“ aus „Venus im Exil“ (3. Geſang; 1. Ausgabe, 1858, S. 43) aufmerkſam gemacht:

Dieſes Wonnerauſches Gluten
Wandeln ſtets des Menſchen Weſen!

Machen ganz zum Gott den Guten
Und zum Thiere ganz den Böſen:
Dieſer haucht ſie aus im Schlamme,
Jener im erhabnen Schwung,
Im Erguſs der Himmelsflamme
Schaffender Begeiſterung!

In dem Briefe vom 22. October 1853 an Leopold Schulz von Strasznitzki (erſter Theil S. 29) lautet eine Stelle: „Die 30 fl. bitte ich in der letzthin angedeuteten Weiſe unter Beck und Ihren Nahmensvetter Schultz (Bauernmarkt 581, 4. Stiege, 1. Stock) zu vertheilen; ſo nämlich, daß Beck 10 fl., Schultz 20 fl. bekommt. Letzterem bitte ich es perſönlich einzuhändigen." Über Beck haben wir ausführlich berichtet. „Schultz" betreffend, erſcheint in Emanuel Pernold's „Adreſſenbuch des öſterr. Kaiſerſtaates", Jahrgang 1852, S. 757, der „bürgerliche Männerſchneider" Heinrich Schulz, Stadt, Münzerſtraße 581. Der heutige Bauernmarkt war einſt getheilt in: Münzerſtraße und Bauernmarkt; beide Benennungen kamen zur Zeit Hamerlings noch vor. Im „Kataſter der Stadt Wien" 1885 heißt es: Conſcriptions-Nr. 581, Innere Stadt, Bauernmarkt Orientirungs-Nr. 11.

Über Gribowic (erſter Theil, S. 27) konnten wir nichts beibringen; heute liegen uns einige Daten über dieſen Bekannten oder Collegen Hamerlings vor. Frau Clotilde Gſtirner theilt uns mit, daſs von „Gribovic" einige Briefe aus den Jahren 1854 und 1856 vorhanden ſind. Er ſchreibt einmal, daſs er durch Vermittlung des Profeſſors Bonitz eine Stelle im Schloſſe Vöſendorf bei Wien erhalten habe. Ein anderesmal ladet er Hamerling von Wien aus ein, bei ihm Quartier zu nehmen; die Stelle in des Dichters Brief vom 14. Juli 1854 bezieht ſich wohl hierauf. 1856 ſpricht Gribowic von einer Reiſe nach Italien, womit der Briefwechſel ſchlieſst.

Die goldene Hochzeit der Eltern Robert Hamerlings (erſter Theil S. 56 u. ff.) fand nach weiteren Informationen alſo gewiſs am 9. November 1874 ſtatt. Auch Glückwunſch-Telegramme tragen dieſes Datum, ſo zum Beiſpiel das von der Schillerſtiftung aus Weimar, des Grillparzervereines aus Wien, der Gemeinde Kirchberg am Wald, des Karl Proll und Karl Coſta &c. Ferner tragen dasſelbe Datum alle freundlichen Glückwunſch-Schreiben und Gedichte. Das Menu des Feſtes beim „Erzherzog Johann“ iſt gleichfalls erhalten: „Hôtel l'Archiduc Jean, Graz. Menu le 9. Novembre 1874.“

Dr. Johann Emanuel Veith und Robert Hamerling. Michael Maria Rabenlechner gedenkt im erſten Bande ſeiner Biographie „Hamerlings Jugend“ (S. 353 u. ff.) eines brieflichen Verkehrs, in dem die beiden genannten Männer zu Ende der Sechziger und zu Anfang der Siebziger Jahre geſtanden haben ſollen und theilt auch ein Schreiben des berühmten Kanzelredners Dr. Veith vom 21. Februar 1869 mit, welches die Correſpondenz eingeleitet hatte; ein Brief, wie er nur ſelten geſchrieben werden mag. — Eine mit Dr. Veith befreundete Dame theilte uns mit, daſs eine Correſpondenz zwiſchen Veith und Hamerling ſich nicht entwickelt habe; der Dichter des „Ahasver“ und des „König von Sion“ habe auf das Schreiben Veiths nur einfach gedankt, und da der letztere die Gewohnheit hatte, ſeine Habe nicht zu vermehren, ſo harrten auch ſtets Liebhaber von Handſchreiben bedeutenderer Perſönlichkeiten, die, wenn es der Inhalt geſtattete, in den Beſitz ſolcher Briefe gelangten. Auch dem angeblich einzigen Briefe Hamerlings ergieng es ſo. Wer erhielt aber den Brief?

Druckfehler-Berichtigung. Seite 39 in Nr. 144 der National-Bibliothek (Hamerling: Sylvanus) ſoll es in der „Bemerkung" Zeile 2 richtig heißen: des gütigen Entgegenkommens.

* * *

Bayerische Staatsbibliothek München

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Kaiſer Franz Joſeph I.

Feſtausgabe zum 50-jährigen Regierungs-Jubiläum

von

Johannes Emmer.

„Viribus unitis.“

Auf allen Gebieten des menſchlichen Lebens erblicken wir in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Vorgänge, deren volle Bedeutung das lebende Geſchlecht vielleicht nicht ganz würdigt, die aber das Staunen der Nachkommen erregen werden. In dieſe große Zeit fällt die fünfzigjährige Herrſcherthätigkeit Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs Franz Joſeph I., deſſen Name dauernd verknüpft bleibt mit der Umgeſtaltung der habsburgiſchen Monarchie auf neuzeitlichen Grundlagen. Weit gewaltigere Anforderungen als in ruhigeren Zeiten werden an den Lenker eines großen Staatsweſens in einer Periode geſtellt, in welcher alle Kräfte für die Culturarbeit aufgeboten erſcheinen: Erfolg und Gedeihen hängen da in hohem Maße von der Perſönlichkeit des Herrſchers ab. Wie ſehr Kaiſer Franz Joſeph I. den Aufgaben ſeiner Zeit gerecht geworden iſt, das empfinden mit Stolz und freudigem Dankgefühl alle, die ſich zur Feier des Regierungs-Jubiläums rüſten. Zum vollen Bewuſstſein der außerordentlichen Wichtigkeit, welche der Regierung Seiner Majeſtät zukommt, kann aber nur jener gelangen, welcher die einzelnen Ereigniſſe und Wandlungen nicht nur an und für ſich, ſondern auch in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange mit der Vorzeit erkennt. Nur durch den Rückblick läſst ſich ein Maßſtab für den Fortſchritt gewinnen und der Wert des Geſchaffenen wird erſt voll ermeſſen, wenn man verſteht, wie es geworden iſt. In dieſem Sinne eine Darſtellung des Lebens und der Regierung Sr. Majeſtät zu geben, allen Völkern, welche den Monarchen verehren, ein Buch zu bieten, welches erbauend und erhebend wirkt, das iſt die Aufgabe, welche ſich Verlagshandlung und Verfaſſer geſtellt haben.

Der Verfaſſer bietet durch frühere wertvolle Schriften ähnlicher Art die volle Gewähr für eine wahrhaft gediegene Arbeit. In ſeinem Kaiſerbuche gibt er in ſtreng geſchichtlicher, auf umfaſſendem Quellenſtudium beruhender Darſtellung **ein getreues Lebens- und Charakterbild Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs Franz Joſeph I.**

Nach einer gedrängten Einleitung über die Entwicklung der Monarchie wird das Werk das Leben Sr. Majeſtät und die Ereigniſſe auf dem Gebiete der inneren und äußeren Politik während Allerhöchſtdeſſen Regierungszeit ſchildern; dann reihen ſich Eſſays, welche unter ſteter Berückſichtigung der geſchichtlichen Verhältniſſe die neuzeitliche Entwicklung auf den verſchiedenen Gebieten des Staatsweſens und der Cultur — Armee, Verwaltung, Rechtsweſen, Landwirtſchaft, Induſtrie, Verkehrsweſen, Kunſt und Literatur u. ſ. w. — behandeln.

Der künſtleriſchen Ausſtattung des Werkes wurde eine ganz beſondere Sorgfalt zugewendet. Außer vielen Hunderten Text-Illuſtrationen machen 60 Kunſtbeilagen das Buch zu einem Prachtwerke. Dieſelben werden nur nach den beſten Originalen hergeſtellt und reihen ſich dem Texte als würdige Beigabe an. Dieſe Abbildungen zeigen die hervorragendſten Momente aus dem Leben des Monarchen, ſowie die Porträts berühmter Vorfahren und Zeitgenoſſen, Kunſt- und Baudenkmäler ꝛc.

Das Werk erſcheint in 14-tägigen Zwiſchenräumen und umfaſst 40 Lieferungen zum Preiſe von je 30 kr. (60 h) = 50 Pfg. = 70 Centimes.

Es iſt ein Buch, welches jedem Stande und jedem Alter Belehrung und Unterhaltung bietet.

Illuſtrierte Proſpecte verſendet auf Verlangen jede Buchhandlung koſtenfrei.

C. Daberkow's Verlag in Wien, VII 1.

Herloßſohn, Karl. Maler und Kaufmann. Novelle. 57.*
Jókai, Maurus. Geldtruhe, man wirbt um dich! Erzählung.
Mit Porträt. 135.
— Geſchichten aus einem alten Schloſs. Erzählung. 143.
— Töchter des Wolfgang Petki. Erzählung. 174.

Kürnberger, Ferd. Das große und das kleine Los. Lebensbild. 12.
— Die Verſuchungen der Armen. Novelle. 19.
— Der Drache. Novelle. 25. E
— Schulmädchen und Hausfrau. Novelle. (Nachlaſs.) 132. E
— Heimlicher Reichthum. Novelle. (Nachlaſs.) 136. E
— Giovanna. Novelle. 142.
— Das Kind mit d. Briefe. Ein Brautpaar in Polen. Nov. 148—149.
— Der Windfall. Novelle. 157—158.
— Braut des Gelehrten. Novelle. Mit Porträt. 166. E.

Kralik, Richard. Fürſtenbuch von Öſterreich u. Steierland. Beſchrieb.
durch Herrn Janſen Enikel. (Erneuert.) 121—122.* E 123—124.*
Lenau, Nicolaus. Don Juan. Dramatiſches Gedicht. 84.*
— Ausgewählte Gedichte. 91.* E
— Epiſche Dichtungen. 92.*
— Savonarola. Gedicht. 156, 162. E

Märzroth, Dr. M. Ernſt und Scherz. Kleine Geſchichten. 22. E

Maurer, J. C. Herzog Otto. Hiſtoriſche Erzählung aus Tirol. 8—9. E

Meißner, Alfred. Die Tage des Teufels. Novelle. 47.
— Der Müller vom Höft. Novelle. 76.*

Milow, Stephan. Arnold Frank. Lebensbild. 18. E

Neſtroy, Johann: Der Talisman. Poſſe. 133—134. E
— Verhängnisvolle Faſchingsnacht. Poſſe. 137—138. E
— Unverhofft. Poſſe. 139—140. E
— Zu ebener Erde und im erſten Stock. Poſſe. 154—155. E
— Der Unbedeutende. Poſſe. 159—160. E.
Ohorn, Anton. Ein Märchen. Luſtſpiel. 96—97.* E
— Der Commandant vom Königſtein. Luſtſpiel. 113—114.* E
— Der fliegende Holländer. Erzählende Dichtung. 119.*

Philipp, Peter. Teufels Badſtube. Erzählung. 120.* E

Pichler, Fritz. Brockmann. Schauſpiel. 41—42.

Raaben, Eugen. Kleine Geſchichten. (Das Glücksmännle. — Die
Maſchinenbraut. — Das Annenheim.) 115.* E

Radler, Friedrich (Edler von). Pumphia. Poſſe. Amtsgeheimnis.
Erzählung. 161. E

Raimund, Ferd. Die gefeſſelte Phantaſie. Zauberſpiel. 2.
— Moiſaſurs Zauberfluch. Zauberſpiel. 11.
— Die unheilbringende Krone. Zauberſpiel. 45—46.
— Der Barometermacher auf der Zauberinſel. Zauberpoſſe. 60.* E
— Der Alpenkönig und der Menſchenfeind. Rom.-kom. Märchen. 105.*
— Der Verſchwender. Zaubermärchen. 112.*
— Der Diamant des Geiſterkönigs. Zauberſpiel. 116.*

Epist. 559 I.

BIBLIOTHECA

Nr. 252—259. Per Nr. 10 kr. = 20 h.

Neue Folge der Allgem. National-Bibliothek

Allgemeine

National-Bibliothek.

252-259

3

Ungedruckte Briefe

von

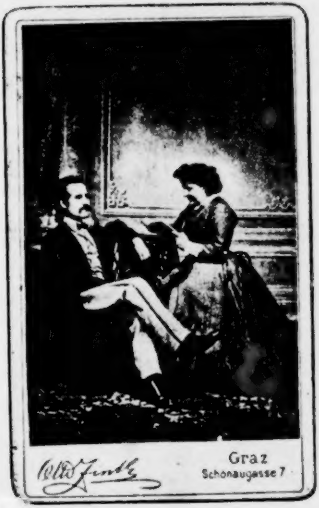
Robert Hamerling.

Jede Nummer
10 Kr. = 20 Pfg.
Jedes Werk
ist einzeln
käuflich

Von Dr. H. Weichelt
gegründet
im Jahre
1882

E. Dürkhow's Verlag in Wien.

[illegible]


Graz
Schonaugasse 7

Robert Hamerling und Frau Clotilde Gſtirner.

Ungedruckte Briefe

von

Robert Hamerling

(geb. Kirchberg am Wald 24. März 1830, gest. Graz 13. Juli 1889)

3. Theil.

C. Daberkow's Verlag in Wien.

Nachdruck verboten. — Im Übrigen verweiſen wir auf das im erſten und zweiten Theil Geſagte.

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible]

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Dieſer dritte Theil reicht mit den Erinnerungen ſozuſagen in die Jugendzeit des Dichters zurück; die Schriftſtücke beginnen mit dem Jahre 1854 und endigen 1889; die Sammlung enthält außer Briefen und Gedichten von der Hand Hamerlings auch zahlreiche Erinnerungen an den Dichterphiloſophen, die chronologiſch eingereiht wurden, um das ſich fortentwickelnde Lebensbild nicht zu zerſtücken; eine Ausnahme macht nur der erſte Artikel.

Im Laufe unſerer Arbeit wurde auch die Äußerung gethan, daſs die Veröffentlichung der Briefe nicht in der Abſicht Robert Hamerlings gelegen ſein kann. Dieſe Annahme, die ſich kaum beweiſen laſſen wird, ſcheint nur Sache perſönlicher Empfindung zu ſein, denn Äußerungen des Dichters laſſen kaum einen Zweifel aufkommen, er habe ſich je mit der Abſicht getragen, die Veröffentlichung ſeiner Briefe zu verbieten. Es liegen uns Stellen in ſeinen Schriften vor, die eine Art Berechtigung zu enthalten ſcheinen, Briefe ſeiner Hand veröffentlichen zu dürfen; daſs, ſolange beſtimmte Perſönlichkeiten leben, ein gewiſſer Tact nothwendig iſt, wird jeder Einſichtsvolle begreifen, wenngleich durch dieſe Rückſichtnahme vielfach das Intereſſe, wenigſtens für die Gegenwart, herabgemindert wird. Hören wir Robert Hamerling ſelbſt, was er über Briefe dachte. In den „Bemerkungen über Stelzhamer“ (Proſa, Neue Folge I. Bd., 1891; zuerſt erſchienen Wien 1883 in der Zeitſchrift „Der Patriot“) ſagt er: „*Briefe* und Aphorismen, nach dem Drange des Augenblicks wie unwillkürlich aufs Papier geworfen, ſind vielleicht die beſten Prüfſteine wirklich erleſener Geiſter. Denn ſie ſind am wenigſten gemacht. Die Briefe eines bedeutenden Menſchen ſind immer der treueſte Spiegel ſeines Geiſtes“ — Dann im 2. Bd. der „Proſa“, Neue Folge: „Wie kommt es, daſs ein Dichter, wenn man perſönlich mit ihm verkehrt, an ſeinem Nimbus leicht Einiges einbüßt, dagegen an Intereſſe unendlich gewinnt, ja erſt in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit, Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit erſcheint, wenn man ſeine ausführliche Lebensgeſchichte, insbeſondere aber ſeine geſammelten Briefe ließt?“ — „Es gibt wenige Dichter, Schriftſteller, Künſtler und ſonſtige berühmte Menſchen, die durch ihre Selbſtbekenntniſſe, Briefe u. dgl. uns nicht menſchlich näher gerückt, nicht ſympathiſcher würden. Eine der wenigen Ausnahmen iſt die nachgelaſſene Selbſtbiographie Grillparzers.“

Aus dieſen Stellen kann kaum gefolgert werden, daſs Hamerlings Briefe nicht veröffentlicht werden ſollen; eine gegentheilige Meinung des Dichters iſt uns nicht bekannt geworden, wie denn auch die Erbinnen des Poeten genau über deſſen Anſicht in ſolchen Dingen unterrichtet ſein dürften. Für die Ausfolgung der an Hamerling gerichteten Briefe exiſtieren Bedingniſſe; derlei Schriftſtücke ſind aber doch von einem andern Geſichtspunkte aus zu betrachten. Wie aber Beiſpiele innerhalb unſerer Arbeit zeigen, liegt auch hier kein ſtarres Verbot vor, wo eben der richtige Tact allein maßgebend ſein muſs.

An die Ausſprüche Hamerlings möge ſich ein Erlebnis des Herausgebers der „Ungedruckten Briefe“ ſchließen. Zu den ihm beſonders wohlwollenden Perſönlichkeiten darf er auch den hervorragenden Folkloriſten Dr. Friedrich S. Krauſs in Wien rechnen. Robert Hamerling iſt, wie man im Geſpräche zu ſagen pflegt, nicht ſein Dichter. So lobte denn Dr. Krauſs auch nur den Fleiß des Herausgebers, obgleich es ſich hier um keinen bloßen „Fleißzettel“ handeln ſollte. Eines Tages jedoch ſtand Dr. Krauſs unter dem friſchen Eindrucke der Lectüre der Briefe Robert Hamerlings (erſter und zweiter Theil). Es war der Menſch erwacht und er erkannte das ſociale Elend eines hochbegabten deutſch-öſterreichiſchen Schriftſtellers und Dichters; er ſtellte Vergleiche an mit auswärtigen Schriftſtellern und fand, daſs ein berühmter Herr in Frankreich nur den halben Aufwand an Geiſt benöthigt, um materiell vollkommen geſichert zu ſein. Er berührte, mit Bezug auf Dingelſtedts Benehmen Hamerling gegenüber, den Neid der Zeitgenoſſen und beklagte unzählige Punkte unſerer ſogenannten geſellſchaftlichen Ordnung, welche es ermöglichen, einen durch Jahrzehnte ſchwer leidenden großen Dichter um das tägliche Brot kämpfen zu laſſen. — Damit war aber das Thema nicht abgeſchloſſen: wir baten Dr. Krauſs, uns ſeine Anſichten für die Einleitung des dritten Theiles in Briefform mittheilen zu wollen; das that er und hier ſeien ſie wiedergegeben:

Als Dichter ſteht Hamerling bei mir in keinem größeren Anſehen als der unbekannt gebliebene Dichter der beſten moslimiſch-ſlaviſchen Guslarenlieder, dem die geſammte ſüdſlaviſche Literatur des XIX. Jahrhunderts keinen ebenbürtigen Genoſſen anzureihen vermag. Das iſt außerordentlich viel und doch recht wenig, denn Hamerling war kein Südſlave, ſondern ein Deutſcher. Bei uns erſcheint er nur als ein Spätling einer claſſiſchen Dichtergruppe, die ſich innerhalb beſtimmter Gebilde bewegt. Zu einer führenden, vorbildlichen, tonangebenden Rolle in unſerer Literatur fehlte es ihm an Geſundheit und an Geld, oder, was auf eines hinausläuft, an einer unabhängigen, glänzenden geſellſchaftlichen Stellung. Sein Mißgeſchick gipfelte darin, daſs er ein Öſterreicher war, in Öſterreich und von Öſterreich lebte. Iſt bei uns die

Rede von einem Schriftſteller, ſo frägt man zunächſt: ‚Wovon lebt der? was hat er? was iſt er?‘ Bei uns fängt der Schriftſteller von Beruf erſt an ein wer zu ſein, wenn die Öffentlichkeit weiß, daſs er eine ſichere Rente von mindeſtens dreitauſend Gulden ö. W. beſitzt. Muß ſich aber einer mit ſeiner Feder das Brot verdienen, dann heißt er ein Schnorrer und wird vollends als ein Niemand und Wicht behandelt, wenn ihn ſeine Umſtände zwingen, Ehrengaben oder Almoſen entgegenzunehmen. — Das Publicum in Öſterreich läßt ſich noch zu viel von verrotteten mittelalterlich-mönchiſchen Anſchauungen bezüglich der Bücherſchreiber beeinflußen. Das Bücherſchreiben iſt ein Geſchäft nebenher, kein geſellſchaftlich anerkannter Beruf. Wir haben auch keinen wirklichen Schriftſtellerſtand und daher fehlt uns im Durchſchnitt auch ein Schriftſtelleranſtand oder das Gefühl der bürgerlichen Zuſammengehörigkeit geiſtiger Arbeiter. Man lobt den Dichter gegebenen Falles, benützt ihn und nützt ihn aus, mißbraucht ihn häufig als eine Salonſtaffage, und ſolche Ehrung zählt man ſchon als hohes Glück, indem man glaubt, daſs ſich ein Schriftſteller durch eine Mahlzeit bei einem reichen, mit Geldeinnahmen behafteten Staatsbürger für genügend entlohnt zu betrachten habe. Nur ‚über den Kopf wachſen‘ ſoll einem der Schriftſteller nicht. Es iſt ſchon viel, ſo man ihm den fragwürdigen Nachruhm vergönnt. — Etwas wie eine pſychologiſche Parallele dazu erlebte ich jüngſthin, als ich zugunſten der notleidenden Bergarbeiter von Boryslaw-Wolanka eine Reihe ſehr vermögender Leute in Wien mit einem Sammelbogen heimſuchen mußte. Angeſichts der auch durch die Zeitungen bekannten unſäglich düſteren Lage der Verhungernden erhielt ich durchwegs ziemlich namhafte Beträge gezeichnet. Einem Reichen, der mich im Verhältnis zu ſeinem Beſitze mit einer kleinen Gabe abfertigen wollte, redete ich zu, mehr herzugeben und führte auch meine Plage und meinen Zeitverluſt als Berückſichtigungsgrund mit ins Treffen. „Ja," bemerkte er hierauf, „Sie erwerben ſich aber auch damit ein Stück Himmels. Gott wird es Ihnen reichlich lohnen!" — „Glauben Sie wirklich?" fragte ich ihn mit einfältiger Miene. — „O gewiß, das iſt unausbleiblich!" — „Nun, wiſſen Sie was, escomptieren Sie mir dieſes Verdienſt und meinen Anſpruch aufs Jenſeits und erhöhen Sie Ihre Spende um hundert Gulden!" — „Nicht um einen Kreuzer; fällt mir gar nicht ein!" — — Nicht viel anders iſt es mit dem Ruhm und der Ehre des öſterreichiſchen Schriftſtellers in den Augen unſeres lieben Publicums beſtellt. Unter Publicum iſt hier auch die Menge unſerer ſogenannten Berufsgenoſſen mitinbegriffen, die ohne Beruf Schriftſtellerei betreiben und Leute von Beruf in Verruf ſetzen. Hamerling friſtete ſein leidbeladenes Daſein hauptſächlich dank der Gnade unſeres gütigen Monarchen, der ihm die pflichtmäßige Penſion erhöht hatte. Auch das Unterrichtsminiſterium gewährte ihm als einem ehemaligen Gymnaſiallehrer eine Art von Penſion. Die Manier, wie ſich gewiſſe zur Abgabe einer Wohlmeinung über Hamerling eingeladenen Literaten ausſprachen, iſt eine Schande und eine Schmach, weil die Äußerungen der Ausdruck niederträchtigſter Herzloſigkeit, Dummheit, Bosheit und des Mangels jedes ſchriftſtelleriſchen Ehrgefühles ſind. Was gibt es erbärmlicheres, als einem ſterbenskranken Collegen, ohne auch nur ſelber davon einen erſichtlichen Vorteil zu haben, die ihm wahrſcheinlich ergiebig zugedachte Gabe Anderer zu ſchmälern! Den armen hilfloſen Poeten in ſeinen heiligen, zarteſten Gefühlen tödtlich zu verletzen, das traf ein anderer Dichter mit dem Zerrgeſicht eines Biedermannes!

Solchen traurigen Vorkommniſſen ließe ſich vorbeugen, wenn wir Schriftſteller von Beruf uns organiſieren könnten. Dieſes Problem der Selbſthilfe iſt unter den obwaltenden Verhältniſſen kaum zu löſen. Wer ſchafft uns eine „Schriftſtellerkammer“ etwa nach dem Muſter der Advocatenkammer, die gebotenen Falles einzugreifen befugt wäre? Wer erzieht unſere Schriftſteller zu einem Standesbewuſstſein? Unſere Literaten liegen einander ſtändig in den Haaren. Die Wiener „Concordia“, die wohl, wiederum nur Dank der väterlichen Fürſorge unſeres erhabenen Herrſchers, in der Lage iſt, ihre Mitglieder im Alter vor der äußerſten Verzweiflung, dem buchſtäblichen Betteln, zu bewahren, iſt eben nur ein örtlicher Verein, in den man ſich durch Einzahlungen einzukaufen hat, vorausgeſetzt, daſs man der Aufnahme für würdig befunden wird. Sie iſt ein Wirtſchaftverein mit den Alluren einer geſchloſſenen Literaturgeſellſchaft. Nicht jeder Schildknappe der Feder erübrigt ſoviel, um den Anſprüchen des „Concordia“-penſionsfonds nachzukommen. Die vor ſieben Jahren zu München gegründete „Allgemeine Penſionsanſtalt deutſcher Journaliſten und Schriftſteller“ verlangt auch Einzahlungen, nicht zu große, doch auch nicht zu geringe; und daſs von den 700 Mitgliedern der Anſtalt kaum 180 Öſterreicher ſind, beweiſt nur, wie wenige ſich von den 5000 ſchriftſtellernden Männern und Frauen unſerer Monarchie zu einer regelmäßigen Zahlung einer kleinen beſtimmten Summe verpflichten können.

Dient einer als Kanzeliſt oder Mauteinnehmer dem Staate oder einer Stadt, d. h. der Allgemeinheit, ſeine 30 bis 40 Jahre, ſo gewährt ihm ſeine Behörde ſein ganzes Gehalt als eine Lebensrente. Daſs der Staat oder die Geſellſchaft einen Schriftſteller, und wäre es der bedeutendſte und tüchtigſte, in den gleichen Rang mit einem Beamten der gedachten Stufe ſtellen ſolle, das wäre ein zu vermeſſener, ein gar zu frecher Wunſch, aber der Staat könnte und müſste, in gerechter Würdigung, daſs ein fleißiger und ſchöpferiſch thätiger Schriftſteller, der kein Amt ſonſt bekleidet und keines bekleiden kann, jedoch der Allgemeinheit nützt, ihm, dem Staatsbürger, der ſich mit der Feder recht und ſchlecht durchs Leben ſchlägt, den Anſchluſs an die Münchener Penſionsanſtalt oder an eine ähnliche Vereinigung dadurch ermöglichen, daſs für ihn die Einzahlungen aus Staatsmitteln geleiſtet werden. Geſchähe dies, dann wäre der Schriftſteller, wird er unverſchuldet minder erwerbsfähig, nicht benöthigt, die öffentliche Mildthätigkeit anzurufen, ſondern würde von ſeiner Penſionsanſtalt ſein Ruhegehalt als ein ihm in Ehren gebürendes Theil rechtens beziehen. Beſtünde eine ſolche Einrichtung, dann hörte der Schriftſteller auch in Öſterreich auf, ein Proletarier zu ſein. — Wir von der Feder haben auch in den Parlamenten keine eigene Vertretung. Wir laſſen es uns gefallen, daſs vielfach Subjecte, die tief unter dem letzten Schriftſteller ſtehen, in den geſetzgebenden Körperſchaften das große Wort für ihren Beutel führen; wir pflegen ihre Erwerbsangelegenheiten als etwas unendlich wichtiges und ſtaaterſchütterndes zu beſprechen, vergeſſen aber, daſs wir ſelber nicht minder ein Recht zu leben haben. — Hamerling empfand dies am ſtärkſten in ſeiner Einſamkeit und Krankheit. Manche ſeiner Briefe ſind kaum von Bettelbriefen zu unterſcheiden. Sie enthüllen uns das troſtloſe Elend eines geiſtig und leiblich ſchmerzgepeinigten Dichters. Sie ſind eine heftige Anklage gegen unſere Geſellſchaft, gegen die Schriftſtellerwelt nicht minder. Vielleicht rüttelt der dritte Theil der „Ungedruckten Briefe“ Hamerlings das ſchlafende Gewiſſen der ſchuldbeladenen Kreiſe auf, vielleicht auch nicht. Man lieſt doch die „Allgemeine Nationalbibliothek“ nicht. Es iſt ja ein öſterreichiſches Unternehmen. — —

Zum Schluſſe ſeien wieder einige negative Ergebniſſe aus unſerer Correſpondenz mitgetheilt. Es ſchwirren allerlei Gerüchte und Vermuthungen in der

Luft herum, die doch auch zur Ruhe gebracht werden ſollen. Im Briefwechſel oder in perſönlichem Verkehre mit Robert Hamerling ſtanden nicht: Der in Laibach verſtorbene Gelehrte Dr. Karl Deſchmann, Ferdinand Kürnberger, Otto Prechtler, Frau Ada Pinelli geb. von Treskow (Günther v. Freiberg) und Guido Liſt.

Auch dieſesmal haben wir vielen Perſönlichkeiten, die im Buche ſelbſt mit Namen angeführt ſind und unſere Arbeit in verſchiedenſter Weiſe gefördert haben, unſern innigſten Dank auszudrücken. Speciell haben wir aber hier dreier Freunde dankbarſt zu gedenken, die ſich an der Durchführung der Correcturarbeiten betheiligt haben, nämlich: der Profeſſoren Dr. Michael Maria Rabenlechner und Rudolf Bock und des Beamten Alois Rießner.

Wien, 1. Juli 1900.

Joſef Bock Gnadenau.

[Clotilde Gſtirner geb. von Richerau. — Wir beginnen dieſen Theil der „Ungedruckten Briefe“ eigentlich mit einer Art Studie über eine Frau, welche in dem Leben des Dichters eine ohne Zweifel hervorragende Rolle ſpielte und über welche die widerſprechendſten Meinungen verbreitet ſind. Aus vielen Gründen haben wir dieſe Studie an die Spitze der vorliegenden Briefgruppe geſtellt und bemerken, daſs eine erſchöpfende Charakteriſierung der „Minona“ Hamerlings nicht gegeben werden konnte. Bei unſerer Arbeit iſt uns ihr Name vielfach untergekommen, und wir haben uns zunächſt alle dieſe Stellen zuſammengetragen. Hiebei aber entwickelte ſich ein höchſt intereſſantes Bild dieſer Frau, die die Anerkennung der Beſten gefunden hat. Die bisher zerſtreuten Daten dürften ſomit in ihrer geordneten Zuſammenſtellung des regſten Intereſſes in einer Zeit nicht entbehren, in der man mehr denn je auf vielen Gebieten dem weiblichen Geſchlechte begegnet und dasſelbe würdigt.

Als ich im Sommer des Jahres 1861 (ſo erzählt in ſeinen „Stationen“ Robert Hamerling, der damals in Trieſt domicilierte) meinen Ferienaufenthalt wieder in Graz aufſchlug, verkehrte ich viel mit dem älteſten meiner Grazer Freunde, Fritz Pichler, deſſen „Balladen“ mich entzückt hatten, und der ſpäter das Eigenartigſte, Duftigſte, was ſeine für dieſe Dichtart unleugbare Begabung zutage förderte, in dem epiſchen Liederbuch „Runen und Reime“ vereinigte. Dieſer ſagte mir, daſs ein paar für meine Dichtungen ſchwärmende Frauen mich kennen zu lernen wünſchten. Ich folgte der Einladung, machte die Bekanntſchaft der beiden

Frauen und eines kleinen Kreiſes, welchem ich ſchon lange als Dichter nicht fremd war. Da die Befreundung mit den Hauptgeſtalten dieſer „ſtillen Gemeinde“ eine dauernde wurde und ſpäterhin zum Theil auf meine Lebensgeſtaltung nicht ohne Einfluſs blieb, ſo kann ich nicht umhin, dieſelben dem Leſer vorzuſtellen. Ich will die beiden Frauen, welchen der Freund mich zuführte, Minona und Fanny nennen. Minona entſtammte einem alten Rittergeſchlechte [Aicherau], welches in den öſterreichiſchen Alpenländern begütert war. In den Tagen ihrer Kindheit war ihr Vater noch Beſitzer zweier Güter in Kärnten und fuhr als Mitglied der Wiener Ariſtokratie mit einem Viergeſpann; die Familie verarmte jedoch, und nach dem Tode des Familienoberhauptes ſiedelte die Witwe mit ihren Kindern von Wien nach Graz über. Hier verehelichte ſich die herangewachſene Tochter mit einem jungen Advocaten [Dr. Ernſt Gſtirner], der leider ſchon nach wenigen Jahren ſtarb, ohne daſs er vorher für die Zukunft ſeiner Gattin irgendwelche Fürſorge hätte treffen können. Ein Bruder des Verſtorbenen [Dr. Guſtav Gſtirner], gleichfalls Advocat, überließ der verwitweten Schwägerin ſeine ländliche Beſitzung in der Nähe von Graz zur Bewirtſchaftung. Hier hauste nun Frau Minona in einfachen, aber angenehmen Verhältniſſen und gab ſich den romantiſchen, poeſiefreundlichen Neigungen hin, welche ſie von früher Jugend an gepflegt hatte, im Verkehr mit gleichgeſinnten Frauen und feingeiſtigen jungen Poeten, Gelehrten, Literaten. Der hoch und ſchön gelegene Landſitz konnte an ſich ſchon einen lockenden Zielpunkt für ländliche Ausflüge bilden; die Heiterkeit, Gaſtfreundlichkeit und geiſtige Aufgewecktheit der Herrin verlieh ihm ein höheres Intereſſe. Man fühlte ſich ſogleich poetiſch angeregt, wenn man auf der weitſchauenden Höhe des grünen Bühels angelangt war und einem aus der ländlichen, aber maleriſchen Behauſung die freundliche Bewohnerin in blauſeidenem, ſchäferlich geſchürztem Gewande, das Haupt von gekräuſelten Locken umwallt, entgegentrat. Und ſo pilgerten denn nicht wenige von Zeit zu Zeit gern hinaus nach dem arkadiſchen Muſenſitz zwiſchen dem Hilmteich und der ragenden „Platte“. [Robert Hamerling nannte ihn ſcherzweiſe ſtets den „Hexen'hof“]. Der ſeiner Wiſſenſchaft zu früh entriſſene ſchweizeriſche Geologe Zollikofer, der ſich längere Zeit in Steiermark aufhielt, der nachmalige Nationalökonom Emanuel Hermann, der ſeither als Chemiker rühmlich hervorgetretene Richard Maly, der Muſiker Wilhelm Treiber, Dr. Valentin Pogatſchnigg, die Gebrüder Mitterbacher, der früh verſtorbene junge Poet Bogensberger, deſſen Nachlaſs F. Pichler herausgab, und andere fühlten ſich hier wohl im engeren oder weiteren Kreiſe. Mittelpunkt und Seele dieſer ganzen geſelligen Bewegung war der Dichter der „Runen und Reime“. Er führte die neuen Gäſte ein, er ſetzte kleine ländliche Feſte und Vergnügungen ins Werk, er ließ ſeine Meldungen durch das Milchmädchen, das zwiſchen der Stadt und dem Landſitz Minonas regelmäßig hin- und hergieng, an letztere gelangen und verkehrte ſo, wie er mit ſcherzhaftem Anklang an Minonas Witwennamen zu ſagen pflegte: „auf der Milchſtraße mit den Geſtirnen.“ — Die natürliche, zwar ſchwärmeriſche, aber von jeder Geziertheit freie, heitere Weiſe Minonas fand einen intereſſanten Gegenſatz in der ſchroffen, gegen alles ihr nicht nahe Verwandte ſich ſtreng abſchließenden Natur Fannys. Auch ſie war die Gattin eines Advocaten [Dr. Aug. Schreiber], dem ſie aber nur unter hochromantiſchen Bedingungen ein paar Jahre zuvor die Hand gereicht hatte. Sie ſah wie eine junge Burgfrau des Mittelalters aus und hatte auch ihr Heim nach Möglichkeit ritterburgmäßig eingerichtet. An ihrem Tiſche wurde nur aus Bechern getrunken ſtatt aus gewöhnlichen proſaiſchen Gläſern, und ſie dachte ernſtlich daran, ſich auch mittelalterlich zu kleiden. Sie hätte für ihr Leben gern eine Lotosblume geſehen, aber unmittelbar am Ganges hätte ſie gepflückt ſein müſſen. Meine Idee,einen „Sonnenblumenorden" für romantiſche Gemüther zu ſtiften, begrüßte ſie mit Begeiſterung. Ihr ſittlicher Idealismus kannte keine Grenzen. Das Ghaſel „Ich will ja nichts!" war ihr das liebſte meiner Gedichte, und von jedem männlichen Weſen, das in ihre Nähe kam, verlangte ſie, daſs es die Schwärmerei für dieſes Gedicht theile. Ich erinnere mich noch der beinahe tragiſchen Entrüſtung, mit welcher ſie davon ſprach, wie ein berühmter Schauſpieler, der ſie entzückt hatte, von ihr eingeladen und, der Einladung folgend, während des Geſpräches vertraulich ihren bloßen runden Burgfrauenarm zu faſſen ſich erkühnte und durch einen vernichtenden Blick aus den ſchönen, aber ſtrengen Burgfrauenaugen über das Irrthümliche ſeiner Vorausſetzungen aufgeklärt werden muſste. War ſie bei ihrer Freundin Minona zu Beſuch, und es fanden Leute ſich ein, die nicht zum engeren Kreiſe der ſtillen Gemeinde gehörten, ſo verließ ſie das Zimmer, blieb draußen auf der offenen hölzernen Gallerie des Hauſes ſtundenlang allein und war durch keine Bitten und Vorſtellungen zur Rückkehr zu bewegen. Fannys Idealismus erſtreckte ſich auf ihr geliebtes Schoßhündchen, Flora geheißen. Man erkannte in Flora, wenn ſie vom Schoße ihrer Herrin aus kläffend gegen einen neuen Beſuch Verwahrung einlegte, auf den erſten Blick die ſtreng erzogene, altjüngferliche kleine Bellerin.

— Fannys einzige auserkorene Freundin war Minona. Beide Frauen beſaßen neben unleugbarem poetiſchen Sinn und Verſtändnis eine ſchöne Vortragsgabe und führten gern Scenen aus claſſiſchen Stücken zu ihrem und anderer Vergnügen auf. Konnte es anfangs faſt erheiternd wirken, wenn ſie Scenen aus „Fauſt" dar-

Frau Clotilde Gstirner geb. von Kicherau.

Nach einer Photographie von Otto Zinit in Graz.

ſtellten und dabei die ſchlanke, jugendliche Fanny ſich's nicht nehmen ließ, den Fauſt zu ſpielen, während die beleibtere Minona das Gretchen übernahm, ſo muſste man dieſe Rollenwahl dennoch gutheißen und fand, daſs ſie den Perſönlichkeiten beſſer entſprach, als die umgekehrte entſprochen haben würde.

Die Zuneigung des Dichters zu den beiden Frauen geht aus einem Gedichte ddo. „Graz, 27. Sept. 1861“ hervor, welches ſich **„Den edlen Frauen Clotilde Gſtirner u. Fanny Schreiber“** betitelt und lautet:

Leb' wohl, du Hochlandsflur, die ſtolzen Ganges
Bergſtröme mit kryſtall'nem Schaum bethauen,
Denn wieder führt zum Meere mich, dem blauen,
Zurück der ſchroffe Pfad des Alpenhanges.
Doch Namen folgen mir, vielliebem Klanges,
Und Bilder, die zum Troſt ich durfte ſchauen:
Ich ſah, wie lieblich ſteht der Stirn der Frauen
Der Dichtung Flor, die Blume des Geſanges.
Euch, mein' ich, euch, des Schönen Prieſterinnen,
Clotilde, Fanny, die das Glanzgefieder
Des Genius umweht von Sternenzinnen!
Lebt wohl, lebt wohl! und bis ich kehre wieder,
Laſst weben ſtill um euch mein Sinnen, Minnen,
Und blüh'n auf euren Lippen meine Lieder.

Es möge hier noch erwähnt werden, daſs Frau Fanny Schreiber auch im Beſitze von Briefſchaften war; die Dame ſchrieb uns unter dem 28. Mai 1900 darüber Folgendes: Leider iſt mit den Hamerling-Briefen, in deren beneidenswertem Beſitz ich war (auch ein ungedrucktes Gedicht „An Fanny“ befand ſich darunter), ein Unglück geſchehen. Vor einigen Jahren wurde an mich die Bitte um Überlaſſung derſelben behufs Veröffentlichung geſtellt; einer Dame, der ich ſie übergab, da auch ſie ihre Briefe mitſenden wollte, kamen ſie abhanden: der Plafond ihres Gemaches ſtürzte ein und da ſie abweſend war, muſste ſie unberufenen Perſonen Zutritt gewähren! Sie können denken, wie ſchwer es mir fällt, davon zu ſprechen; es iſt ein unerſetzlicher, ſchmerzlicher Verluſt, den ich erlitt; jede Zeile war mir theuer; die Schriftſtücke enthielten Schönheiten von hohem Wert. Hamerling nannte mich die Muſe der Romantik. —

Wir kehren zur Minona zurück, von der Hamerling noch öfter in den „Stationen“ ſpricht; das Jahr 1862 betreffend ſagt er: Den Reſt meiner Sommerferien, bis Ende September, verlebte ich wieder in Graz, in regem Verkehr mit dem im vorigen Jahre mir erſchloſſenen befreundeten Kreiſe. Die freundſchaftlichen Bande, die mich mit den Frauen Minona und Fanny verknüpften, gewannen an Feſtigkeit, insbeſondere der erſteren gegenüber. — Später (für das Jahr 1863) heißt es wieder: Beim Eintritte der Schulferien gieng ich wieder nach Graz und fand die Geſinnungen der mir dort Befreundeten unverändert . . . . Minonas äußere Verhältniſſe waren inzwiſchen andere geworden; ſie hatte ihren Aufenthalt in der Stadt genommen, was Gelegenheit bot, den Verkehr mit ihr zu einem täglichen zu machen. Durch keinerlei Bande an Graz gefeſſelt, entſchloſs ſie ſich im Herbſte, nach Trieſt überzuſiedeln. So wurde mir unverhofft auch dort zutheil, was ich bisher vermiſst hatte. In dem perſönlichen Antheil und der freundſchaftlichen Hingebung dieſer weiblichen Seele lag bei aller Herzlichkeit nichts Schwärmeriſches, Überſchwengliches, weder in Bezug auf meine Perſon, noch auf meine Poeſie; aber eben der ruhige leidenſchaftsloſe Charakter der wechſelſeitigen Zuneigung und Ergebenheit begründete einen wahrhaft gedeihlichen, behaglichen und dauernden Verkehr. In den Sommerferien des nächſten Jahres (1864) machte ich in Minonas Geſellſchaft jene Reiſe zu Lande nach Venedig, welche das „Friauliſche Reiſebild“ meiner „Proſa“ ſchildert. In dem lieblichen Pordenone geſtaltete ſich der achttägige Aufenthalt zur Reiſe Idylle, von welcher das Gedicht „An Minona“ Zeugnis gibt.

Dieſes vielſagende und ſchöne Gedicht, das außer dem Haupttitel auch noch den Vermerk „Pordenone 1864“ trägt, gieng in die Sammlung „Sinnen und Minnen“ über; da es zu den Documenten der Frau Minona gehört, muſs es hier Platz finden:

Wenn krank und müde gehetzt
Und wundgeſtochen von tauſend Nadelſpitzen des Schickſals,
Schwerathmend
In ſeiner Kampfesnoth ein Unglücklicher
Zurückſinkt, eine weichere Stelle ſucht,
Und zufällig, geſchloſſnen Aug's, ſein irres Haupt
Niederfällt
Auf eines Weibes Knie —
Zucke nicht, Weib! bleib unbewegt, harr' aus,
Laſs eine Weile ſchlummernd raſten den Armen!

Ich kenn' ein Weib — Minona, du,
Du thateſt ſo, du Treue, du haſt
Mit ſchrankenloſer Liebe gewacht
Über dem Haupte des Müden, Gebrochenen.
Du haſt mit freudeklopfendem Herzen
Die Athemzüge gezählt,
Mit welchen, ſchwerer erſt, dann leichter,
In ſich ſchlürft dein Pflegling
Die längſt entwöhnten,
Die neu belebenden, herzerquickenden Lüfte
Des Friedens und der Freiheit.

Und als ſie kamen, die Gleichgiltigen,
Und auf dich ſchauten, neugierig und lieblos,
Und frech, wie's ihre Art —
Denn unverſtanden bleibt immer das Edelſte —
Miſsdeuteten dein Liebeswerk,
Und die Schamröthe dir jagten ins Antlitz —
Du zuckteſt nicht, und ſaßeſt unbewegt und harrteſt aus,
Und zerdrückteſt die Thrän' im Aug',
Daſs nicht etwa ſie niederfallend
Heiß mir ſenge die Stirn
Und aufwecke den Schlummernden.

O habe Dank! So lang ich denke, bleibt unvergeſſen
Die einzig ſchöne Stille, die hier
Uns winkte, bleibt unvergeſſen
Die traute, freundliche Raſt,
Die hier uns keiner verbitterte. Ruh iſt das Höchſte der Güter . . .

Es geh'n im Gewimmel der Menſchen
Von Mund zu Mund die lauten Richterſprüche der Welt,
Vor deren Stuhl, o Kind,
Verdammt oft wird ein heilig Opfer,
Indes begnadet hinweggeht ſchleichende Nichtswürdigkeit . . .

Du aber denk, des inneren Troſtes voll,
Nur immer zurück
Ans grüne Pordenone, denk
An die reizvoll blühenden Gärten,
Ans unabſehbar dichte Gebüſch der Au'n,
Wo tauſend lebendige Waſſer ſprudeln,
Wo hier und dort das Mühlrad rauſcht,
Wo rebenumkränzt emporſtrebt die Pappel,
Und wo am Weg ſo friedlich hinunterhangen
Tief in den Teich
Die prächtigen Trauerweiden.

Aber noch eine zweite größere Reiſe machte das Freundespaar; in ſeinem „Tagebuche meiner Heimatreiſe“ (1867) bemerkt Hamerling, daſs er in Begleitung von Frau Clotilde Gſtirner dieſe Reiſe ins Waldviertel machte, weil ſeine Geſundheitsumſtände das Alleinreiſen nicht zuließen. In dem eben genannten Tagebuch machte der Dichter auch eine launige Bemerkung; am 19. September erzählt er, daſs beide in Weitra ein Tanzkränzchen mitmachten, und fährt dann fort: Meine Reiſegefährtin tanzte ebenfalls und amüſierte ſich ſehr gut; ich glaube ein Comptoiriſt des Herrn Hackl machte ihr ſogar den Hof.

In dieſe Zeit fällt ein Brief an den Dichterfreund Albert Möſer, den derſelbe in ſeiner intereſſanten Denkſchrift „Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und deſſen Briefe an mich“ (Berlin, Verlag von Hans Lüſtenöder, 1890) veröffentlichte und der eine Stelle einzig in ihrer Art, über Frau Minona enthält; dieſe Worte allein rechtfertigen unſer Unternehmen, der Muſe Hamerlings ein Erinnerungsblatt zu widmen. Robert Hamerling ſchrieb (wahrſcheinlich 1869): Nur einen Troſt beſitz' ich: das theilnehmende Gemüth einer Frau von unvergleichlicher Naturfriſche, Wärme, Innigkeit, Heiterkeit, Güte und Hingebung des Herzens. Aber dieſe Frau iſt nahe den Fünfzigen. Ich bin durch nichts an ſie gebunden, aber alles Glück der Erde würde mich nicht verlocken können, ihr wehe zu thun. Ihr Name iſt Clotilde. Ich möchte Ihnen wohl einmal mehr von ihr erzählen. So wenige wiſſen von ihr, und doch möchte ich keinen Deut für die Fortdauer meines Namens bei der Nachwelt geben, wenn mit dieſem Namen nicht auch der des Weibes fortlebte, ohne deſſen treues Mitleben und Mitempfinden in Freude und Leid, ohne deren verſtändnisinnige Theilnahme an allen geiſtigen Intereſſen bei einer faſt kindlich naiven Natürlichkeit, Friſche und Innigkeit des Empfindens mir die Welt und mein Daſein längſt zur unerträglichen Laſt geworden wäre.

Im weiteren Verlaufe der „Stationen“ bemerkt endlich Hamerling noch: Als diejenige Perſönlichkeit, welche mir von allen, mit welchen meine Lebenspilgerſchaft mich in nähere Berührung brachte, am längſten treu zur Seite ſtand, habe ich jene ſeit 1862 mir befreundete Frau zu bezeichnen, welche ich dem Leſer als Frau Minona vorgeführt. Seit 1879 war ihr durch die waltende Macht meines Hauſes in günſtiger Stunde der Beſuch des letzteren geſtattet worden, und von 1883 an erhielt die vieljährige freundliche Beziehung eine weitere Kräftigung dadurch, daſs Frau Minona ein meiner Obſorge anvertrautes Kind in ihr Heim aufnahm, ein jetzt elfjähriges Mädchen, das in näheren und entfernteren Freundeskreiſen nun ſchon ſattſam als mein Mündel Bertha bekannt iſt.

Eine Art poetiſchen Abſchluſs findet dieſes Freundſchaftsverhältnis aber in einem Gedichte, welches der Minona zugedacht iſt. Die Verſe mit dem Titel

„Du ganz allein“ fanden in der Sammlung neuerer Gedichte „Blätter im Winde“ Aufnahme und lauten:

Du biſt ganz einzig in der Welt,
Denn ſieh, du haſt mich nie gekränkt —
Mich nie gekränkt, indeſſen mir
Die ſchnöde, freche, kalte Welt
Den Todespfeil ins Herz geſenkt. —
Ich möchte gern begraben ſein,
An einem fernen, ſtillen Ort:
Denn der Gedanke macht mir Pein,
Daſs die, die freſſend Gift geträuft
In meines Lebens Blütenhain,
Mit einer falſchen Thräne noch
Beflecken meinen ſtillen Schrein
Und ſtören meiner Ruhe Port.
Du aber komm — komm Jahr für Jahr,
Und knie' an meinem Leichenſtein;
Häng' einen grünen Kranz daran
Und widme eine Thräne mir —
Laſs niemand Andern bei mir ſein:
Du haſt das Recht, du ganz allein.

Bevor wir zu anderen Zeugniſſen und Documenten über Frau Minona übergehen, ſei ihr ſelbſt in einigen Zeilen das Wort gelaſſen. Wir theilten ſeinerzeit unſer Vorhaben mit und baten um Überlaſſung eines Bildniſſes. Bei dieſem Anlaſſe erhielten wir die beiden Bilder, welche wir mit Erlaubnis des Photographen in Autotypie wiedergeben; zu dem Bilde, welches wir dem Titel gegenüberſtellten, bemerkte die Dame: „Das eine Bild iſt mir beſonders lieb, weil ich ſo glücklich war, daſs ſich der große unvergeſsliche Dichter mit mir auf einem Bilde aufnehmen ließ, was er, obgleich es viel Würdigere gab, mit keinem andern weiblichen Weſen gethan.“

Wir gehen nun zu Mittheilungen über, die ſeitens zweier Männer nach dem Tode des Dichter-Philoſophen in die Öffentlichkeit gelangten.

Dr. Michael Maria Rabenlechner, der Verfaſſer des bis jetzt erſchienenen erſten Bandes von „Hamerling.

Sein Leben und ſeine Werke“ (Hamburg 1896), hat ſein Werk „Der Muſe Hamerlings: Minona“ gewidmet und dieſer Frauengeſtalt die folgenden Verſe zugeeignet, welchen er die ſechs letzten Zeilen des Gedichtes „Du ganz allein“ als Leitſpruch voranſchickte:

Mondesſilberfluten ſpendet aus geſtirntem Kelch die Nacht,
Einer Stätte, die des Friedens Seraphfittig mild bewacht;
Lichtgewoben grüßt der Hügel, nardenfeucht und palmumlaubt,
Grabesroſen, Grabesroſen, ſäuſelnd regen ſie ihr Haupt.
Und ſie flüſtern: „Unſre Stengel, unſre Wurzel — erdenwärts
Unten tief im kühlen Grunde — trägt ein müdes Dichterherz;
Fünfmal kreiſt den Pfad die Erde, ſeit er hier gebettet ruht,
Seit entſprungen ſeinem Herzen unſrer Blüten Purpurflut!
„Leidlos ruht er, ſanft und ſtille — nichts bedrängt die traute Raſt,
Nicht des Tages wüſte Stimmen, nicht des Schmerzes heiße Laſt.
Schlummer deckt ihm kühl die Lider, ſeit erfüllt ſein Erdenlos;
Ruhig ſchläft er unterm Raſen, wie ein Kind im Mutterſchoß.
„Aber einmal weicht das Dunkel, einmal weicht es Jahr für Jahr,
Helle wird's im Schrein, im finſtern, goldiglicht, ſo ſüß und klar;
Neu für eine kurze Stunde kehrt die Seele dann zurück;
Neu beginnt das Herz zu pochen: Todesweh und Wonneglück.
„Und dann hauchen leiſ' die Lippen: ‚Seufzer wehen durch die Luft, —
Sei geſegnet mir, Minona, Thränen weinſt du meiner Gruft;
Einen Kranz in Treuen windeſt du um meinen Leichenſtein;
Sei geſegnet mir, Minona, treues Herz, du ganz allein.
„. . . Pordenone, — dort im Schatten, flehſt du Heilung dem, der ſiech!
Monden ſchwanden, Jahre flohen — — und zur Mutter ſchufſt du dich;
Weib der ſchrankenloſen Treue, laß nicht jene bei mir ſein,
Die mir heuchelnd Thränen weihten, bleib bei mir du ganz allein.‘“
So das nächt'ge Grabesflüſtern, ſo der Roſen Geiſterwort,
Lauſchend hört's ein duftiger Zephyr und er nimmt mit ſich es fort!
Weithin läßt er's in die Gaue durch des Abends Lüfte wehn:
Roſenworte, Roſenworte niemals könnt ihr untergehn!

Welchen Antheil Die „Muſe Hamerlings“ an dem Zuſtandekommen zunächſt des erſten Bandes der größer gedachten Biographie Robert Hamerlings hat, geht aus ſolgender Bemerkung Dr. Rabenlechners im Vorworte hervor; er ſchreibt: Was hätte denn auch all unſere Mühe gefruchtet, ſo uns nicht die beiden hochſinnigen Erben des Dichters, Hamerlings langjährige Freundin, Frau Dr. Clotilde Gſtirner, und Hamerlings Pflegetochter, Fräulein Bertha, die Benutzung der nachgelaſſenen Jugendpapiere Hamerlings geſtattet hätten. Lediglich das liebenswürdige Entgegenkommen dieſer beiden Damen, denen hiefür in Worten kaum gebürend gedankt zu werden vermag, hat das Zuſtandekommen des Werkes ermöglicht. Ebenda ſagt Rabenlechner auch: Zuzueignen erlaubte ich mir mein Buch jener edlen hochſinnigen Dame, die als ‚Minona‘ in Robert Hamerlings Gedichten fortlebt, der bereits genannten Freundin des Dichters Frau Dr. Clotilde Gſtirner. Zu dieſer Stelle machte der genannte Verfaſſer in einer Fußnote die folgende, für Viele gewiſs überraſchende Mittheilung: Die liebenswürdige Beſcheidenheit von Frau Dr. Clotilde Gſtirner hat aus dem Manuſcripte der ‚Letzten Grüße aus Stiftinghaus‘ ein Gedichtchen entfernt, deſſen wir durch Zufall habhaft geworden und das hier (die Indiscretion wird wohl entſchuldigt werden) ſeine Stelle finde; es lautet: ‚An Minona! (In ein Exemplar des ‚Ahasverus‘ geſchrieben.)‘

Dies Buch iſt dein von Anbeginn;
Im weiten Leſerreigen
Nennt keiner in ſo tiefem Sinn
Es je wie du ſein eigen!

Die Leſefrüchte aus Dr. Rabenlechners datenreichem Buche mögen mit der folgenden Notiz geſchloſſen werden: Im Beſitze von Frau Dr. Clotilde Gſtirner befindet ſich, hinter Glas und Rahmen, ein mittelſt Zwirn und Siegellack auf Papier befeſtigtes blondes Haarbüſchel. Ober den Haaren iſt auf das Papier geſchrieben: „Beiliegendes weißblondes Büſchel Haare, aus meiner erſten Kinderzeit ſtammend, übergebe ich Frau Clotildens Hand zu treulicher Aufbewahrung. Robert Hamerling. Graz, Sept. 63.“

Und nun zu einem der hervorragendſten Freunde im Leben des großen Poeten. Peter Roſegger in ſeinem Buche „Perſönliche Erinnerungen an Robert Hamerling“ (Wien, Peſt, Leipzig 1891) ſagt Seite 175: Die einzige Labnis in ſeinem Leiden war das tägliche halbe Stündchen, in welchem die kleine Bertha, ſein Liebling, und ſeine bewährte Freundin Frau Clotilde Gſtirner um ihn ſein durften. Frau Clotilde, der er ſchon vor vielen Jahren in ſeinem ſchönen Gedichte „An Minona“ ein Denkmal geſetzt hat, war ihm allmählig alles geworden: ſeine liebevollſte Pflegerin, ſeine Beſorgerin äußerer Angelegenheiten, ſeine Vorleſerin, ſeine Vertraute in literariſchen Dingen. Frau Clotilde war ſeine rechte Hand, wie die kleine Bertha ſein Augapfel war. Es wird wohl einmal offenbar werden, was dieſes opferfreudige Frauenherz unſerem Dichter geweſen; dann wird das deutſche Volk eine rührende Geſtalt mehr zählen im Kranze ſeiner edlen Frauen.

Dieſe Zeilen waren der eigentliche Antrieb zu der vorliegenden kleinen Arbeit. Ein anderer hervorragender Dichter Steiermarks nannte Frau Clotilde Gſtirner unmittelbar nach dem Tode Hamerlings „die treue und ſchmerzgebeugte Pflegerin des Dichters“, während eine mündliche Kunde ſie uns als „eine ideale Frau, edel und aufopferungsfähig“ ſchildert.

Als am 15. Auguſt 1897 zur Erinnerung an Robert Hamerlings einſtmaligen Beſuch von Mürzzuſchlag, daſelbſt ein Denkmal errichtet wurde, kam auch von Dr. Johannes Faſtenrath ein Feſtgedicht zum Vortrag, das der Muſe Hamerlings mit folgenden Verſen gedenkt:

Zum Zauberhaine von Mürzzuſchlags Fichten,
Der Hamerling umfieng wie Elfenreigen,
Laſſ'n fromm die Wallerin den Schritt wir richten,
Sie, deren Seele war des Dichters Eigen,
Verklärt ſein Daſein mit dem Strahl, dem lichten,
Im Leben treu ihm und im Grabesſchweigen.
Der Todte grüßt uns durch Minona wieder,
Die holde Muſe ſeiner Lieder.]

[Joſef Koppenſteiner, den dieſe beiden Briefe betreffen, kommt frühzeitig in Hamerlings Tagebüchern vor; wir verdanken die Schriftſtücke Herrn Guſtav Winkler, Gemiſchtwaren- und Kohlenhändler in Ziersdorf, Bezirk Oberhollabrunn, von Robert Hamerling perſönlich gekannt, der Gatte einer Nichte des Dichters: Roſine Winkler, Tochter des „Vetters Koppenſteiner" iſt. Angeblich ſoll eine umfangreiche Correſpondenz exiſtiert haben, aus der ſich aber nur die zwei hier gebrachten Schriftſtücke, die uns das Ehepaar Winkler freundlichſt zur Verfügung ſtellte, erhielten; das ältere Stück hat ſogar etwas gelitten, indem vom zweiten Blatt ein Achteltheil in Verluſt gerieth.

Brief aus Graz, 14. September 1866 an Joſef Koppenſteiner, damals Kaufmann in Schweiggers, Bezirk Zwettl. — Markhart war der Vater der Franciſca Hamerling, Mutter des Dichters; Frau Katzenberger die Schweſter Franciſcas. — Schweiggers ſelbſt hatte während des Feldzuges 1866 keine preußiſche Einquartierung; in der Umgebung war dies aber der Fall. — „Die leidige Krankheit," wahrſcheinlich die Cholera. — „Mein liebes altes Linerl" Frau Karoline, die Gattin Joſef Koppenſteiners, Couſine Suleika, wie ſie der Dichter nannte; „das liebe junge Roſerl" iſt deren Tochter Roſine, ſeit 1867 Gattin des Guſtav Winkler, derzeit in Ziersdorf.]

Mein lieber Vetter! — Haben wir einander ganz und gar vergeſſen, weil wir uns Jahre lang nicht ſchreiben? Von meiner Seite iſt das durchaus nicht der Fall. Ich denke an Sie und die lieben Ihrigen, an Ihr Haus und an Schweiggers, ſo oft ich an meine harmloſe Jugend und Studentenzeit denke, während welcher mir ja Ihr Haus immer der liebſte, gaſtfreundlichſte Erholungsort geweſen iſt. Wenn ich nun ſo lange nicht ſchrieb, ſo geſchah es, weil ich Ihnen niemals eine wichtigere Veränderung in meinen Verhältniſſen zu melden hatte. Ich lebe noch immer in meiner Stellung als Profeſſor am Gymnaſium in Trieſt; meine beiden Eltern ſind bei mir und erfreuen ſich immer eines leidlich guten Wohlſeins. Im Augenblick weile ich hier in Graz, da ich wegen Kränklichkeit einen Urlaub habe. Binnen einigen Wochen hoffe ich übrigens ganz von meinem Amte loszukommen und mit ausreichenden eigenen Mitteln fortan unabhängig zu leben. Wie dies möglich iſt, erzähle ich Ihnen ein anderes Mal, ſowie von dem, was ich bisher als Dichter erreicht habe, wenn es Sie intereſſirt. Thun Sie mir nur erſt den Gefallen, liebſter Vetter, und ſchreiben Sie mir, recht bald, und theilen Sie mir mit, was während dieſer langen Zeit ſich etwa bei Ihnen ſowie bei den andern mir befreundeten Familien in Schweiggers und Schönau (Katzenberger und Markhart), ereignet hat. Ich hoffe, ſie leben noch Alle? — Tauſend mal habe ich jetzt während des Krieges an Sie gedacht. Haben Sie preußiſche Einquartierung gehabt und iſt vielleicht auch die leidige Krankheit in dortiger Gegend bemerklich geworden? Jedenfalls werden Sie viel Angſt ausgeſtanden haben! — Alſo bitte nochmals, recht baldige Nachrichten über Sie ſelbſt, über mein liebes altes Linerl, und über das liebe junge Roſerl, die jetzt ohne Zweifel ein bildhübſches Mädel oder gar ſchon Weibchen iſt. —

Weiß ich nur erſt, daß dieſer Brief in Ihre Hände gekommen, daß Sie wirklich noch in Schweiggers ſind, und daß Sie ſich noch i[mmer] . . . . . intereſſiren, ſo ſchreib[en] . . . . . -- Einſtweilen bin ich . . . . . auch meine Eltern ſich . . . . . [werthe: durchſtrichen] Familie, ſowie an . . . . . Verwandten Katzenberger . . . . . Ih[r] . . . . . Robert Hamerling
Adreſſe: (R. Hamerling in Graz, Steiermark.)

[Über „Vetter Koppenſteiner" finden wir bereits in Tagebuchblättern des Jahres 1846 Notizen des jungen Hamerling. Dann begegnen wir ihm wieder im „Tagebuch meiner Heimatreiſe vom Jahre 1867", wo es unter dem 23. Auguſt heißt: Und nun bin ich wieder ſammt meiner Begleiterin [Frau Clotilde Gſtirner], wie ſo oft in früheren Zeiten, Gaſt im Hauſe des Vetters Koppenſteiner und ſeiner Ehehälfte, meiner lieben Baſe Karoline, die ich als Gymnaſiaſt Couſine Suleika zu nennen pflegte. — Hiezu fügt der Herausgeber, Profeſſor Rabenlechner, am Fuße der Seite folgende Note an: Couſine Suleika, in Hamerlings Sommertagebüchern ſo oft genannt, lebt noch gegenwärtig als Witwe bei ihrer Tochter Roſine Winkler in Ziersdorf (nächſt Eggenburg). — Am 1. September erwähnt Hamerling „das neuvermählte Paar Winkler (Vetter Koppenſteiners ſchöne Tochter Roſine und ihren Mann)". Am 6. September erfahren wir ſogar die Gewichtsverhältniſſe der in Betracht kommenden Geſellſchaft; der Dichter ſchreibt:

Ich wiege		[illegible]	Pfund
Meine Reiſegefährtin	wiegt . .	127	"
Couſine Suleika	"	132	"
Ihre Tochter Roſine	"	101	"
Roſinens Ehemann Winkler	"	123	"

Am 13. September wurde eine neue Wägung vorgenommen mit folgendem Ergebnis:

Ich	100	Pfund
Meine Reiſegefährtin	127½	„
Vetter Koppenſteiner	125	„
Couſine Suleika	130	„
Roſine Winkler	101	„
Ihr Mann	123	„
Couſin Ferd. Markhart . . .	112½	„
Seine Frau	86	„

Am 18. September ſchreibt Hamerling ins Tagebuch: Heute bekam ich ein Honorar von Richter aus Hamburg für die neue Auflage des Ahasver in Rom, ein Ereigniß, das einiges Aufſehen im Hauſe machte und ſelbſt Roſinens jugendlichem Gemahl, einem praktiſch geſinnten jungen Mann, welcher Koppenſteiners Kaufladen übernimmt, einigen Reſpect vor der Poeſie und den Poeten einflößte. — An demſelben Tage notiert er noch: Die Gutmüthigkeit und Gaſtfreundlichkeit des Vetters Koppenſteiner iſt eine fabelhafte . . . . . da überdies die Uebergabe des Geſchäftes an den Schwiegerſohn und die Ausgleichung mancher Verwickelungen ihm Tag und Nacht zu denken und zu ſorgen gibt, ſo iſt es eigentlich ein Wunder, daß ihm der gute Humor nicht abhanden kommt, zumal er auch als „Poſtmeiſter“ ſeine Amtsſorgen hat; er iſt nämlich Poſtexpeditor des Ortes, d. h. er hat vom Poſtamte in Zwettl die für Schweiggers und Umgebung eintreffenden Briefe und Packete zu übernehmen und an ihre Adreſſe befördern zu laſſen.

Im Jahre 1882 ſtarb nun dieſer treffliche Vetter als Kaufmann in Ziersdorf. Das Beileidsſchreiben Hamerlings an die Witwe, aus Graz 1. September 1882, lautet:]

Liebe Couſine! — Mit größter Beſtürzung und tiefer Betrübniß habe ich die Nachricht vom Hinſcheiden deines Mannes, meines lieben Vetters und Freundes, erhalten. Zwar hatte mir die Roſi in dem

Schreiben, welches ſie kürzlich an mich richtete, von einem Herzleiden ihres Vaters kurze Erwähnung gethan, und ſchon dieſe Mittheilung erweckte mein herzlichſtes Bedauern, aber nicht im Entfernteſten hätte ich gedacht, daß der Mann, den ich noch ſo munter und rüſtig hier in Graz bei Gelegenheit der goldenen Hochzeit meiner Eltern ſah, und der auch noch keineswegs im Greiſenalter ſtand, ſo bald ſchon aus dieſem Leben ſcheiden und uns für immer verlaſſen ſollte! Wenige Menſchen werden ſo aufrichtig betrauert werden wie er, von Allen, die ihn gekannt haben. Denn ſeine Herzensgüte und Menſchenfreundlichkeit, ſowie ſeine heitere Gemüthlichkeit, machten ihn Allen lieb und werth, die mit ihm in Verkehr gekommen ſind. Mir wird er immer unvergeßlich bleiben! Und wenn wir Andern ſchon ſo viel an ihm verloren haben, ſeinen Hingang ſchmerzlich beklagen, wie mußt du erſt dieſen Verluſt empfinden, dieſen Schickſalsſchlag, der dir den treuen Lebensgefährten und die beſte, unerſetzlichſte Stütze entriſſen hat! Aber kann auch nichts dir dieſen Verluſt jemals vollſtändig erſetzen, ſo wirſt du Troſt ſchöpfen aus dem Bewußtſein, daß du doch nicht allein und verlaſſen in der Welt daſtehſt, daß du wackere Geſchwiſter, ein Kind und Kindeskinder haſt, welche dir mit Liebe zugethan ſind, und deren treue Anhänglichkeit dir immer zur Beruhigung und zur Freude in deinen alten Tagen gereichen wird. — Mit dem Wunſche, daß der Himmel dir Troſt und Segen verleihe und dich aufrecht erhalte in deinem ſchweren Leid, und mit der Verſicherung der warmen Theilnahme und dienſtwilligen Freundſchaft, mit welcher ich und meine Mutter deiner gedenken, ſo wie den beſten Grüßen an Roſi und die Ihrigen, verharre ich als — dein herzlich ergebener Couſin — Robert Hamerling. — Den Brief Roſi's habe ich am 27. Juli beantwortet, und hoffe, daß mein Schreiben glücklich in ihre Hände gelangt iſt

[Obgleich nach einer ſchriftlichen Mittheilung die hier wieder als „Roſi“ genannte Frau Gattin des Herrn Winkler „viel mit Hamerling correſpondierte“, ſo hat ſich leider gar kein Brief Hamerlings an dieſelbe erhalten.]

[Dr. phil. Rudolf Schwingenſchlögl haben wir bereits im erſten Theile dieſer Briefſammlung ein Capitelchen gewidmet (S. 86–90 und 92); kurze Zeit nach dem Erſcheinen jener Mittheilungen, am 16. October 1897, ſtarb dieſer Schulcollege des Dichters. Eine außerordentlich lebhafte, liebenswürdige Perſönlichkeit und ein begeiſterter Verehrer Robert Hamerlings, ſtarb Schwingenſchlögl, in vollſter Thätigkeit als Verwaltungsrath des Erſten Allgemeinen Beamtenvereins der öſterr.-ung. Monarchie, völlig unerwartet. — Sein Tod gab den Anlaſs, bei dem Teſtamentsvollſtrecker Herrn Dr. Alois Klemperer, Hof- und Gerichtsadvocaten in Wien, anzufragen, ob die bisher verſchollen geweſenen Briefſchaften von der Hand Hamerlings ſich vorgefunden haben? Herr Dr. Klemperer theilte hierauf mit, daſs er thatſächlich von dem Verſtorbenen mit der Sichtung und eventuellen Vernichtung der nachgelaſſenen Briefſchaften betraut wurde, wobei auch damals ſchon einzelne Correſpondenzen von Robert Hamerling zum Vorſchein gekommen waren und welche der pietätvolle Ordner des Nachlaſſes ſelbſtverſtändlich aufbewahrte, wie derſelbe auch der Anſicht war, die Überlaſſung dieſer Briefſtücke von der Hand Hamerlings für unſere Zwecke dem Andenken Dr. Schwingenſchlögls ſchuldig zu ſein. So erhielten wir denn die nachfolgenden Briefe nebſt drei Cabinet-Photographien, die aber nur Vermerke von der Hand des Beſitzers trugen: das Porträt des älteren Hamerling, das Porträt der Frau Clotilde

Gſtirner (Minona) und die Photographie des Sterbezimmers im Stiftinghaus bei Graz. Das Original des Gedichtes „Die Quellennymphen von Radegund“ ſowie das Begleitſchreiben und die früheſten Briefe Hamerlings fanden ſich nicht vor; nach einer 1895 erfolgten Mittheilung Schwingenſchlögls dürften die ſogenannten Jugendbriefe überhaupt nicht mehr vorhanden ſein. — In jedem Briefe an den Herausgeber dieſer Sammlung kam Schwingenſchlögl auf den Dichter zu ſprechen; ſo theilte er auch mit, daſs er zwar ein Schulkamerad Hamerlings im Gymnaſium war, aber nicht zu ſeinen engeren Freunden zählte; als ſolchen betrachtete er überhaupt nur einen einzigen, den „Dichter Bruckner“ (Vergl. erſten Theil S. 23). Gelegentlich der Enthüllung des Gedenkſteines für den nunmehr auch verſtorbenen Dr. Guſtav Rovy in Radegund theilte Schwingenſchlögl mit, daſs Rovy ſich voll Glück über das Feſtgedicht Hamerlings ausſprach und dasſelbe ſein zweites Denkmal nannte. Dr. Rovy verehrte übrigens den Dichter unendlich und ſtellte ihn neben Schiller. Für die weiteſte Verbreitung des Feſtgedichtes gab ſich Schwingenſchlögl alle erdenkliche Mühe. Am 21. Auguſt 1883 ſchrieb uns Schwingenſchlögl aus Radegund: Hamerling kam am 18. nach Graz von ſeiner Sommerreſidenz, um mich zu beſuchen; wir plauderten uns wieder aus. — Als der Beamtenverein 1895 mit dem 25. Bande des literariſchen Jahrbuches „Die Dioskuren“ die Herausgabe abſchloſs, wollte Schwingenſchlögl den treuen Mitarbeiter nicht miſſen und ſo ſtellte er die von uns im erſten Theil S. 89 abgedruckten vier Verſe eines Neujahrwunſches zur Verfügung. — Im Geſpräch mit dem Herausgeber dieſer Briefe (1883) ſtellte Schwingenſchlögl beſonders den „Ahasver“ hoch, der ihm alles aufwog, was Hamerling bis 1883 geſchaffen hatte, „Sinnen und Minnen“ ausgenommen; „Danton und Robespierre“

hätte er am liebſten ungedruckt geſehen. Im übrigen aber war der einſtige Schulkamerad ein eiferſüchtiger begeiſterter Hüter ſeiner Freundſchaft mit Robert Hamerling und war ſtets mit dem eigenen Urtheil über denſelben äußerſt vorſichtig ſein; beſonders aber nahm er den Dichter gegen perſönliche Verleumdungen in Schutz.

Correſpondenz-Karte aus Graz, 6. Juli 1882. — Die erſte Einladung, welche Dr. Schwingenſchlögl auf ein Erſuchen hin erhielt; die im erſten Theil S. 88—89 mitgetheilte Erzählung bildet hiezu die Ergänzung.]

Hochgeehrter Freund! — Wenn es deiner ſonſtigen Zeiteintheilung nichts verſchlägt, ſo bitte ich dich, Samſtag Nachmittag nicht vor 3¹/₄ Uhr dich bei mir in der Stadtwohnung einzufinden, da es mir einigermaßen ſchwer fällt, ſchon um 3 Uhr dort anweſend zu ſein. Von 3¹/₄ an kannſt du jedoch jede beliebige Zeit wählen, die du vor der Abfahrt nach Radegund frei haſt. — Dein ergebenſter — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 31. Januar 1883. Näheres iſt nicht beizubringen geweſen.]

Sehr geehrter Freund! — Um nicht uncollegialer Denkart beſchuldigt zu werden, habe ich ſtarker Preſſion nachgegeben und jene Würde allerdings angenommen; aber einen Eintritt in die Welt und in's geſellige Leben wird dieſe Annahme bei meinen Geſundheitsverhältniſſen nicht bedeuten können. Dein Glückwunſch kommt in ſo fern verfrüht, was mich nicht hindern ſoll, dir dafür beſtens zu danken. — Dein freundſchaftlichſt ergebener — R. Hg.

[Brief aus Graz, 6. September 1883. — Über den „Kovyſtein“ dürften die Leſer genügend unterrichtet ſein. — Um welche Feſtlichkeit es ſich hier handelte, ließ ſich nicht ermitteln. — Hier iſt wohl Architekt Hans Petſchnigg und zum Schluſſe vielleicht Gräfin

Prokeſch-Oſten gemeint, die den Prolog in Radegund ſprach.]

Hochgeehrter Freund! — Empfange meinen beſten Dank für die freundlich überſandte Photographie des Monuments, die mir einen guten Begriff von dem imponierenden Eindruck gibt, den das Denkmal auf ſeiner luftigen Bergeszinne machen muß. — Erlaube mir, dieſe Gelegenheit zu benützen, um mich bei dir wegen des vielleicht weniger impoſanten Eindrucks zu entſchuldigen, den ich dir bei unſerer letzten Begegnung in Graz angeſichts des feſtlich geſchmückten Neubaus und deiner feſtlich geſchmückten Collegen durch meine allzu ländliche Toilette gemacht haben muß. Sehr unwohl, hatte ich mich Nachmittags nur in eben dieſe ländlichen Kleider geworfen, mit welchen ich mich in den nahen Wald zu ſetzen oder zu legen pflege. Da kam mir auf dem Wege in's Geholz, da eben die fünfte Stunde ſich näherte, die Idee, mich doch bis in die Eliſabethſtraße zu wagen, dich beim Ausſteigen aus dem Wagen ſolo zu erwiſchen, und dir in Eile die Hand zu drucken. Beim Neubau angelangt wurde ich jedoch von Prof. Petſchnigg in den Garten mit hineingelockt, und ſtand nicht bloß dir, ſondern auch den andern Herrn gegenüber, zu ſpät mich beſinnend, daß ich dich, den feſtlich Angethanen, und noch mehr mich ſelbſt compromittirte. Entſchuldige, es wird nie wieder geſchehen! Aber bemühe dich nicht, mich brieflich eigens zu verſichern, daß du mir verzeihſt; ich zweifle nicht daran! — In warmer Hochſchätzung und Ergebenheit — dein — Rob. Hamerling. — P. S. Der Frau Gräfin meinen Handkuß!

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 1. Jänner 1884. — Vielleicht handelt es ſich um einen Beitrag zu den „Dioskuren“.]

Sehr werther und hochgeehrter Freund! Das Jahr hat unerfreulich für mich geſchloſſen und das neue läßt ſich nicht beſſer an. Herbſt und Winter haben mir ſo wenig als der Sommer in geſundheitlicher Beziehung eine Erleichterung gebracht. Indeſſen, daß ich im Laufe des Jahres doch noch dir und Andern mit irgend etwas Freude machen, mir die Freundſchaft eines ſchätzenswerthen Mannes erwerben und erhalten konnte, ſoll mir zum Troſte und zur Genugthuung gereichen. So lange wir beide dergleichen noch vermögen, wollen wir uns nicht als Invaliden betrachten. — In warmer Ergebenheit dein R. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 31. December 1884 — Ein Neujahrsgruß.]

Herzlich erwidert den freundlichen Gruß — dein warm ergebener — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 16. Juli 1885.]

Herzlich erwidere ich, hochgeehrter Freund, deinen Gruß aus dem nachbarlichen Radegund, und wünſche, daß die ſommerlichen Erfriſchungsreiſen dir recht wohl bekommen mögen. Mir ſelbſt hat der Sommer bisher noch keine Verbeſſerung, aber auch keine Verſchlimmerung meines Befindens gebracht, womit ich mich zufrieden gebe, denn für einen ſterblichen Menſchen iſt ſchon die Behauptung des Status quo als ein Gewinn zu betrachten. — In wärmſter Ergebenheit — dein — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 15. Februar 1886. — Dieſe Zeilen betreffen Hamerlings Werk „Proſa. Skizzen. Gedenkblätter und Studien.“ (1. Bd. Hamburg 1884.)]

Ja, ſehr werther Freund, die „N. Fr. Pr.“ macht manchmal eine Ausnahme vom allgemeinen Schweigen der Wiener Blätter über meine Neuigkeiten, und bringt meiſt ſchon ein paar Jahre nach Erſcheinen einer ſolchen irgendwelche Recenſion darüber. Und ſo mußteſt du dir ſchließlich auch die „Proſa“ anſchaffen, nachdem du ſo lange in glücklicher Unwiſſenheit darüber gelebt. Daß du trotz des wirklich zu hohen Preiſes noch gute Laune genug übrig behieltſt, mir etwas Freundliches darüber zu ſagen, iſt auch eine Recenſion, und zwar von der mir liebſten Art. Es dankt dir herzlich — dein ſtets ergebener — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 23. März 1886.]
Alſo „nicht ganz wohl“ bin ich, und habe eine „Averſion gegen Beſuche“? Hochgeehrter Freund, welch' ein beneidenswerthes Ideal von mir ſtellſt du vor mir auf! Wie glücklich wäre ich, wenn noch einmal eine Zeit käme, wo ich „nicht ganz wohl“ bin! Ich nehme den reizenden Ausdruck als ein pium desiderium, als einen Glückwunſch zum Geburtstag mit „anticipirter“ Erfüllung! Habe beſten Dank dafür von deinem warm ergebenen — Robert Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 15. März 1887. — Da der Empfänger dieſer Zeilen nun todt iſt, läſst ſich wohl kaum erklären, was ſich an jenem Tage ereignete, von dem Hamerling ſpricht; man könnte vielleicht an ein Autorhonorar denken; hinſichtlich des „bewußten Gedichtes“ läſst ſich nur vermuthen, daſs der Prolog „Die Quellennymphen von Radegund“ gemeint iſt, der in die Sammlung neuerer Gedichte „Blätter im Winde“ (Hamburg 1888) Aufnahme fand.]
Hochgeehrter Freund! Als wir uns nach der Begegnung in der Herrngaſſe trennten, hatte ich das Gefühl, eine Taktloſigkeit begangen zu haben, welche mir ſonſt himmelferne liegt. Aber ich war wirklich in jenem Augenblicke von dem Gedanken beherrſcht, es werde dir nicht unintereſſant ſein zu hören, daß das bewußte Gedicht in der neuen Sammlung mit aufgenommen ſei. Eine anderweitige *praktiſche* Anregung lag in meiner Abſicht *nicht*, und daß es doch ſo ſcheinen konnte, war mir hintennach peinlich.

Wenn du ſo freundlich biſt, wenigſtens zu glauben, daß es durchaus nicht meine Gepflogenheit iſt, ſolche Anregungen zu geben, ſo bin ich beruhigt und die Sache iſt abgethan. — In freundſchaftlicher Ergebenheit dein — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 30. December 1887. — Ein Neujahrswunſch.]

Beſten Dank und herzliche Erwiderung! — In treuer Ergebenheit — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 29. März 1888. — Der 24. iſt der Geburtstag Hamerlings.]

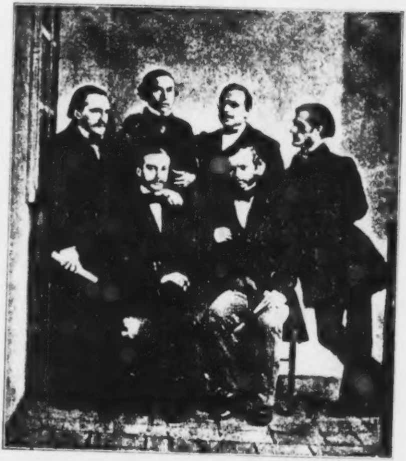
Herzlichen Dank für die freundliche Erinnerung zum 24., von deinem ſtets ergebenen — R. Hg.

[Brief aus Graz, 16. Februar 1889.]

Hochgeehrter Freund! — Ihr lieben Wiener ſcheint nicht die allerentfernteſte Ahnung davon zu haben, wie es mir geht und in welchem Maße ich der Schonung bedürftig bin. Allerdings muß ich aus innern und äußern Antrieben noch arbeiten, dichten, drucken laſſen und Geld verdienen. Aber die Augenblicke, wo ich arbeiten kann, ſind ſelten, und deshalb für mich überaus koſtbar. Ein paar Verſe hinzuwerfen, wirſt du ſagen, könne mir doch nicht ſchwer fallen. Aber wenn ich etwas leiſte, ſo verlangt man, und verlange ich ſelber, daß es was Gutes ſei, und das ſchüttelt man nicht immer ſo aus dem Ärmel. Aber ſelbſt wenn ich, um dir nichts abzuſchlagen, mein Gehirn zermartern wollte, könnte ich es aus dem Grunde nicht thun, weil man, wenn ich außer dem was man gedruckt von mir lieſt, auch mit Gelegenheitsgedichte für Privatkreiſe, die mir perſönlich ferne ſtehen, mich vernehmen ließe, die ſchwindelhafteſten Begriffe von meinem Kraft- und Zeitüberfluß Platz greifen, und die Anforderungen dutzendweiſe auf mein Krankenbett niederregnen würden. Habe alſo freundliche Nachſicht mit deinem — warm ergebenen aber invaliden — alten Kollegen — Robert Hamerling.

[Dr. Erasmus Schwab, Gymnaſialdirector a. D., in Wien lebend, war ſo freundlich, uns ſeine Erinnerungen an Robert Hamerling theils ſchriftlich, theils mündlich bekanntzugeben. Dieſe Mittheilungen, aus dem Frühling des Jahres 1889 ſtammend, ſeien hiemit wiedergegeben.

Zu meinem Bedauern (ſchreibt Director Schwab) vermag ich nichts Weſentliches zur Charakteriſtik des jungen Hamerling, denn nur dieſen habe ich perſönlich gekannt, beizutragen. Zur Erklärung muſs ich folgendes voranſchicken: Ich bin der Sohn einer Beamtenfamilie, verlor meinen Vater ſehr früh, wurde von einer gebildeten Mutter gut erzogen, muſste aber früher als die meiſten jungen Leute, die auf ſich angewieſen ſind, lernen auf eigenen Füßen ſtehen, wenn ich ſtudieren wollte. Ich muſste meine Zeit ſehr zurathe halten, da ich drei bis vier Lectionen im Tage gab und meine allgemeine Bildung nicht über meinen Fachſtudien verſäumen wollte. In Wien verband mich Freundſchaft mit einigen begabten und ſtrebſamen Altersgenoſſen (Heinrich Ficker, nachmals am Akad. Gymnaſium; Stumpf, nachm. Prof. an der Univerſität Innsbruck; W. Tomaſchek, nachm. am Thereſianum). Wir waren in dem hiſtoriſchen Seminar, in welchem die Lehramtscandidaten, ſo wie heute, ſich in Vorträgen übten und debattierten. In dem letzten Jahre meiner Studien kam auch Robert Hamerling in das Seminar (1851/52). Er war damals officiell noch Anfänger und verhielt ſich eine Zeitlang als Zuhörer. Die von uns Studierenden abgehaltenen Vorträge hatten das Mittelalter zum Gegenſtande. Der anfangs ſchweigſame, durch ſeine Erſcheinung auffallende Hamerling hielt ſich ganz für ſich, folgte aber beſſeren Redeübungen mit ſehr großem Ernſte. Er betheiligte ſich jedoch bald an den Debatten, welche ſich an die Vorträge anſchloſſen. Wer das that, muſste, wenn er nicht Gegenſtand der Erheiterung werden wollte, etwas über den Gegenſtand gelernt haben und auch etwas redegewandt ſein. Beides traf bei Hamerling zu. Ich erinnere mich genau, daſs wir vier ſeinen erſten Ausführungen mit vielem Intereſſe zuhörten, wenn wir ihm auch nicht völlig zuſtimmten. Wir hatten das tiefliegende, funkelnde Auge in dem blaſſen, hageren, faſt aſcetiſchem Geſichte nicht verſtanden. Nun entdeckten wir in dem ſchweigſamen Geſellen einen ernſten Denker, einen thätigen, aber etwas grübleriſchen Geiſt, einen Romantiker, an dem uns nur eines befremdete, ein myſtiſcher Zug. Sonderbar genug, den Dichter erkannten oder ahnten wir in Hamerling nicht, obſchon drei von uns für alles Poetiſche ſehr empfänglich waren. Seit Hamerling zum erſtenmale aus ſich herausgetreten war, intereſſierten wir uns gegenſeitig füreinander. Hamerling fühlte ſich ebenfalls angezogen, da er bei uns ernſtes ideales Streben fühlen mochte; er kam uns, damals noch ungelenk, mit ſeiner natürlichen Liebenswürdigkeit entgegen und ſchloſs ſich uns, uns allein, herzlich an. Es fehlte nicht an manchem Widerſtreit, aber alle gaben ſich Mühe, einander zu verſtehen und gewannen ſich aufrichtig lieb. Studierende, die aneinander Gefallen finden, aber ihre Zeit brauchen, ſind manchmal nicht in der Lage, ſo viel miteinander zu verkehren, als ſie möchten. So gieng es mir und meinen älteren Freunden mit Hamerling; Stumpf, Tomaſchek und ich waren, als wir Hamerling kennen lernten, ſchon feſt entſchloſſen, noch im ſelben Jahre die Gymnaſial-Lehramtsprüfung abzulegen; wir waren alſo nicht in der Lage, mit dem einſamen Träumer, als den wir ihn auffaſsten, viel zuſammen-



Aus dem Frühling 1855.

Karl Heller. — Heinrich Ficker. — Gustav Herr. — Robert Hamerling.
Georg Ullrich. — Jakob Cicigoi.

zukommen, obgleich wir dies unter andern Umſtänden gerne gethan hätten. — Hamerling war kein Schönredner, aber in ſeinem Geſpräche trat unverkennbar eine geiſtvolle Auffaſſung der Dinge hervor, was uns zu ihm hinzog; auch eigentlich geſprächig habe ich Hamerling nicht gefunden, ferner nicht bemerkt, daſs er ſich mit andern Studierenden (die nicht in unſerem Colleg waren) viel abgegeben hat; obſchon er im Umgange, ſoweit wir urtheilen konnten, wähleriſch war, war er unverkennbar eine liebesbedürftige Natur. Zu dem Liebenswürdigen in ſeinem Weſen gehörte ſeine natürliche Feinheit im Umgange. Hamerling machte den Eindruck eines kränklichen, vielleicht ſogar leidenden Menſchen; ich glaube an ihm eine Empfindlichkeit bemerkt zu haben, wie ſie manchmal bei kränklichen, einſamen Naturen vorkommt, namentlich wenn ſie eine harte Jugend durchgemacht haben. Über ſeine Privatverhältniſſe oder aus ſeinem früheren Leben wuſsten wir gar nichts; das iſt bei Univerſitätsfreunden nicht ſelten, die auf den Kern des Menſchen ſehen und um das andere nicht fragen. Nach dieſem einen Univerſitätsjahre hatten meine perſönlichen Beziehungen zu Hamerling ein Ende. — Briefe habe ich mit ihm nicht gewechſelt. Das kam ſo: Ich hatte all meine Kraft zuſammengenommen, um meinen gedrückten Verhältniſſen zu entgehen und meiner Begeiſterung für das Lehramt entſprechend thätig ſein zu können. Mit noch nicht 21 Jahren wurde ich geprüfter Supplent an dem Gymnaſium in Graz. Die Anſtalt war geiſtlich. Die Regierung beabſichtigte ſie zu verweltlichen und ſo traf ſie eine Ausleſe unter den jungen Männern, die ſie als weltliche Supplenten unter die älteren geiſtlichen Herren ſetzte. Von dem hingebenden, aufopfernden Eifer, mit welchem in jener Zeit der beginnenden Gymnaſialreform von den meiſten der jüngeren Lehrer gearbeitet wurde, hat die heutige

Generation keine Vorſtellung. Selbſtverſtändlich ſchloſſen die jüngeren Lehrer in Graz ſich enger aneinander und weckten in den Schülern ein geiſtiges Leben, das den Gymnaſiaſten vorher ganz unbekannt war. Man erkannte nach einiger Zeit, daſs der Staat ſeinen Gedanken, den „Admontern“ das Gymnaſium abzunehmen, aufgegeben habe und dem Stifte Zeit geben wolle, ſich einen Nachwuchs heranbilden zu laſſen, der das Gymnaſium übernehmen könne. So wurde das Gymnaſium in Graz eine Art „Transportſammelhaus“ für Supplenten, allerdings für geweckte, ſtrebſame, arbeitſame. Einer der wertvollſten dieſer Durchzügler von damals war Alois Egger (ſpäter Ritter von Möllwald). Schon nach Jahresfriſt kam ich definitiv an das neugeſchaffene deutſche Staatsgymnaſium in Kaſchau. Ich unterhielt einen Briefwechſel mit den jüngeren Lehrkräften am Grazer Gymnaſium, wo einer meiner Wiener Freunde, Heinrich Ficker, mein Nachfolger wurde. Hamerling war damals noch in Wien, kam aber dann gleichfalls als Supplent nach Graz. Durch den Briefwechſel meiner älteren Freunde erfuhren wir wieder voneinander; bekannt iſt, daſs Hamerling mit Heinrich Ficker verkehrte und von dem älteren Amtscollegen auch beſucht wurde. Da mein Name in Graz oft und freundlich genannt wurde, ſcheint Hamerling in ſpäteren Jahren geglaubt zu haben, daſs er mit mir an einer Lehranſtalt gewirkt habe, was aber nie der Fall geweſen iſt. (Vergleiche „Stationen“, S. 229). Er kam ſpäter definitiv nach Trieſt; ſeither hatte ich keine Beziehungen zu ihm. Nach Jahren erfuhr ich durch einen ehemaligen Schüler Hamerlings am Trieſter Gymnaſium, daſs er und ſeine Mitſchüler keine Ahnung hatten, was für ein geiſtig bedeutender Mann ihr immer ernſter Lehrer wäre.

Mündlich ergänzte Director Schwab dieſe ſchriftlichen Mittheilungen noch durch die Erinnerung, daſs die Freunde Hamerlings überraſcht waren, als er ſich der claſſiſchen Philologie widmete; „Deutſch,“ eventuell „Geſchichte und Geographie“ waren nach Anſicht der Schulmänner ſeine Domäne; mehr noch aber hätte er ſich zum Bibliotheksbeamten geeignet, eine Stellung, welche auch dem Dichter zugute gekommen wäre, denn Schulhefte corrigieren z. B. muſs für dieſen hochfliegenden Geiſt ein Greuel geweſen ſein. Nicht ganz begreiflich war Hamerlings Zuneigung zu dem beſcheidener veranlagten Collegen Cicigoi. — Schließlich wird auch von Dr. Schwab die Anſicht vertreten, daſs Robert Hamerling die dichteriſche Begabung von ſeiner Mutter erbte.]

[Heinrich Ficker gehört zu dem älteſten Bekannten- oder Freundeskreiſe Robert Hamerlings. In den Briefen an Leopold Franz Schulz v. Strasznitzki aus Graz, den Fünfziger Jahren angehörend, begegnen wir dem Namen Ficker und verweiſen im übrigen auf dieſe, im erſten Theil der „Ungedruckten Briefe“ vorkommenden Stellen. Seit dem Erſcheinen der beiden erſten Theile dieſer Briefſammlung haben wir das Vergnügen gehabt, die Schweſter und treue Freundin Heinrichs, Fräulein Marie Ficker, perſönlich kennen zu lernen, dieſem freundlichen Verkehre verdanken wir den Stoff für ein Capitel, welches zwar nicht lückenlos, aber als Ergänzung eine namhafte Bereicherung unſerer Arbeit bildet. — Von Wert iſt uns in erſter Linie ein „Nachruf an Heinrich Ficker“, ein Vortrag, der im Verein „Mittelſchule“ in Wien am 13. December 1884 von Dr. Ludwig v. Zitkovszky gehalten wurde (gedruckt Wien 1885, Selbſtverlag des Vereines). Der Nachruf enthält eine Charakterſchilderung des Dahingegangenen und ſoll hier zum Theil wiedergegeben werden, weil ſie uns die Annäherung Fickers und Hamerlings pſychologiſch erklärt. Es heißt in dieſem Nachruf gleich am Beginne, daſs der Sinn für das Gute, Edle und Schöne in der Familie Ficker zu Hauſe und der Kinder Erbtheil für das Leben war. Die Freunde erinnern ſich, wie Heinrich Ficker, den reifen Mann, das geſprochene Wort, der Vortrag feſſelte; er fehlte ſelten bei einer derartigen bedeutenderen Kundgebung, ſei ſie aus dem Gebiete der Geſchichte, der Naturwiſſenſchaften oder der Kunſt geweſen; oft beſuchte er auch das Theater. Er hatte etwas Kindliches an ſich, von jener Art, die zu rühren weiß, wenn ſie gepaart iſt mit den Eigenſchaften des gereiften und feſten Mannes; ein derbes Wort konnte ihn erröthen machen, und niemals kam ein verletzender oder unedler Ausdruck über ſeine Lippen. Nichts konnte ihn furchtbarer empören als Unrecht und Gewaltthat, zugefügt dem Unſchuldigen oder dem Schwachen und Wehrloſen. Tiefen Antheil brachte er dem Geſchicke Schleswig-Holſteins entgegen, da däniſche Gewaltthat es vernichten wollte; mit Rührung gedachte er der evangeliſchen Salzburger, die Fanatismus aus der Heimat trieb, und nahe gieng ihm der Kampf des Sachſenſtammes in Siebenbürgen um die Erhaltung ſeines Volksthums. So war er in ſeiner Geſinnung ein deutſcher Mann, der es mit Schmerz erleben muſste, daſs ſeine geliebte Oſtmark von dem großen Bruderſtamme getrennt wurde; er hat das niemals verwinden können und ſprach man ihm davon, ſo traten ihm Thränen in die Augen. Anders erſchütterte ihn der Kampf Deutſchlands gegen Frankreich, an welchem er den lebhafteſten Antheil nahm; da wurden ihm wieder die Erzählungen ſeines hervorragenden Vaters lebendig, deſſen Jugend in die Zeit des übermüthigen Corſen fiel. Nebſt ſeinen Berufsgeſchäften, denen er die ganze Liebe ſeiner ſchönen Seele entgegenbrachte, nebſt allen Studien und Beſtrebungen fand er auch Zeit, die Feder fleißig zu führen, wie zahlreiche eingehende Recenſionen in der Gymnaſial-Zeitung und eine ausgebreitete Correſpondenz bewies. — Nach dieſer Zeichnung des Innenlebens ſei es uns geſtattet, auf die äußeren Erſcheinungen ſeines Lebens überzugehen und die Skizze damit zu ſchließen. Heinrich Ficker wurde am 30. October 1830 zu Wien geboren; hier ſtudierte er am Akademiſchen Gymnaſium, dann Philoſophie und zwei Jahre Jus an der Univerſität und beſuchte daſelbſt auch das hiſtoriſch-philologiſche Seminar. Im Sommer 1853 legte er die Prüfung über Geſchichte und Geographie mit glänzendem Erfolge ab und kam im October desſelben Jahres an das von den Admonter Benedictinern geleitete Gymnaſium in Graz, demſelben, an welchem gleichzeitig auch Hamerling als Supplent gewirkt. Ficker gedachte ſpäter gerne der Grazer Zeit. Die Verhältniſſe, die Menſchen, die er traf, die Stadt und ihre maleriſche Umgebung und die gewonnenen Freunde, alles befriedigte und beglückte ihn. „Ach hier iſt's ſchön, könnte ich immer hier bleiben!“ ſoll er einſt überſtrömenden Herzens ausgerufen haben, als er vom Schloſsberg den Blick über die neue Stätte ſeines Wirkens ſchweifen ließ. Aber nur ein und ein halbes Jahr war ihm dieſe Stätte beſchieden, denn im Frühling 1855 wurde er zum wirklichen Lehrer am Gymnaſium in Ofen ernannt. Hier ſchrieb er die Abhandlung „Aquincum“ (Schulprogramm 1857), die ihm nicht nur Anerkennung, ſondern auch den Beſuch Theodor Mommſens eintrug. Im Herbſt 1860 kehrte er nach Wien behufs Studien zurück und wurde 1861 am Akademiſchen Gymnaſium, an welches ihn die Erinnerungen ſeiner Jugend knüpften, angeſtellt. Als Lehrer hielt er die jungen Herzen gefangen; ſtille unter ſeinen Schülern wandelnd, war er wie ein treuer

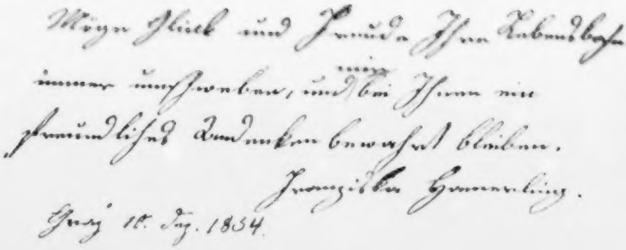
Gärtner anzuſchauen. Heinrich Ficker erhielt den Titel eines Schulrathes. Seit langer Zeit kränkelnd, muſste er beurlaubt werden und ſtarb tief betrauert während dieſes Urlaubes am 5. Juli 1884 in ſeiner Geburtsſtadt; ſeine Leiche wurde auf dem Friedhof zu Nuſsdorf (Wien) zur ewigen Ruhe gebettet.

Gleich den Mittheilungen, verdanken wir der genannten Dame auch ein ſeltenes Bild: Die ſechs ſupplierenden Collegen an dem ſchon bezeichneten Gymnaſium in Graz. Dieſe in ſechs Exemplaren angefertigte Photographie, nach der unſere Reproduction hergeſtellt wurde, ſtammt aus dem Frühling des Jahres 1855, und zwar aus einem Atelier in Graz; drei aus der Gruppe der Supplenten waren eben im Begriffe, die Stadt an der Mur zu verlaſſen. Der junge ſtehende Mann rechts, der eine ganz beſondere Stellung einnimmt, iſt Robert Hamerling; man erinnert ſich, daſs er am längſten brauchte, die richtige Poſe zu finden. Es werden viele, die ſich mit dem Dichter beſchäftigt haben, über die hier durch ein verläſsliches mechaniſches Bild erhaltene ganze Erſcheinung erſtaunt ſein: nichts von der oftcitierten Unbeholfenheit! Auch Fräulein Ficker, die den jungen Hamerling kannte, erinnert ſich nur an eine geſchmeidige und ſehr bewegliche Erſcheinung. Gehen wir alle andern Perſonen auf dem Bilde der Reihe nach durch: Von den zwei Sitzenden iſt links Georg Ullrich, ſpäter in den Ritterſtand erhoben, der als Profeſſor nach Troppau, dann nach Krems kam, als Landesſchulinſpector nach Wien zurückkehrte und Miniſterialrath im Unterrichts-Miniſterium wurde; reizvoll und charakteriſtiſch theilte Miniſterialrath von Ullrich uns zu Beginn dieſes Jahres über ſeinen einſtigen Collegen mit: Damals war er noch kein berühmter Dichter, ſondern ein verliebter Menſch, der tanzen lernen wollte; rechts ſitzt Jakob Cicigoi, deſſen wir ſchon im erſten Theile der

„Ungedruckten Briefe“ (vergl. S. 17) entſprechend gedachten. Die vier Stehenden, von links begonnen, ſind: Der bereits verſtorbene Profeſſor des Thereſianums in Wien Karl Heller; dann Heinrich Ficker, deſſen Leben wir ſoeben ſchilderten; weiters der Wiener Guſtav Herr, der (mit Hamerling) nach Trieſt, ſpäter ans Mariahilfer Gymnaſium in Wien kam und als Landesſchulinſpector in Innsbruck in den Ruheſtand trat; den Schluſs bildet, wie wir bereits geſagt haben, Robert Hamerling. Der Dichter gedenkt dieſer Männer in ſeinen „Stationen“.

Aber auch der Vater: Dr. Franz Ficker, Profeſſor der claſſiſchen Philologie und Äſthetik an der Wiener Univerſität, ſteht in Beziehungen zu Hamerling. Der Dichter führt in ſeinen „Stationen“ (S. 96) den Profeſſor unter ſeinen Lehrern an und erzählt, daſs Papa Ficker gerne davon ſprach, wie er (1805) als Freiwilliger von Prag aus nach Ulm gegen Napoleon I. zog; wie uns mitgetheilt wurde und wie dies auch aus dem citierten „Nachruf an Heinrich Ficker“ (S. 3) hervorgeht, verhält ſich dies nicht ſo, vielmehr verließ Franz Ficker damals Prag gar nicht, da ein Friedensſchluſs allen patriotiſchen Plänen ein Ende bereitete; in der Erinnerung Hamerlings iſt hier Verwirrung eingetreten. Profeſſor Franz Ficker war zu Kopitz im Erzgebirge 1782 geboren, diente durch vierzig Jahre dem Staate und genoſs als Schriftſteller Anſehen; ſeine „Äſthetik“ wurde damals ſehr geſchätzt; er ſtarb 1849 in Wien.

Dr. phil. und jur. Adolf Ficker, ebenfalls ein Sohn des vorigen, geboren 1816 in Olmütz, ſtudierte in Wien, war Profeſſor für Geſchichte an den Univerſitäten Olmütz und Czernowitz, kam dann als Miniſterialſecretär ins Handelsminiſterium (Bureau für adminiſtrative Statiſtik), rückte bis zum Sectionschef dieſes Miniſteriums vor, war Präſident der



Mögen Glück und Freude Ihren Lebensbahn
immer umschweben, und mir bei Ihnen ein
freundliches Andenken bewahrt bleiben.
Franziska Hamerling.
Graz 18. Jän. 1834.

Handschrift der Mutter Hamerlings.

ſtatiſtiſchen Central-Commiſſion, Gemeinderath der Stadt Wien, wirkliches Mitglied der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften ꝛc. und ſtarb 1880 in Wien, wo er ſeit 1853 ununterbrochen gelebt hat. Wir führen dieſes zu ſeiner Zeit viel und öffentlich genannte Mitglied der verdienten Familie Ficker darum an, weil Hamerling die Vornamen der beiden Brüder bei verſchiedenen Anläſſen verwechſelte. Es iſt nicht nachzuweiſen, daſs der Dichter auch mit Adolf in Berührung gekommen iſt. (Vergl. Dr. Adolf Ficker. Nachruf, gehalten im Verein „Mittelſchule“ von Dr. Erasmus Schwab. Wien 1880).

Fräulein Marie Ficker beſuchte im Sommer 1854 Graz und lernte Robert Hamerling, die Mutter des Dichters und Pauline Quadri perſönlich kennen; die letztere iſt jenes ſchöne Mädchen, welches als Nora und Pauline in Gedichten, in den „Lehrjahren der Liebe“ ꝛc. von Hamerling verewigt wurde. Den jungen Dichter ſchildert die Dame als eine intereſſante verſchloſſene Natur; forderte man ihn auf, eigene Verſe vorzuleſen, ſo wurde er plötzlich ſehr ernſt, gab aber nichts zum Beſten; daſs der große Dichter ſich aus ihm entwickeln ſollte, konnte niemand ahnen. — Die Mutter lernte die Dame als eine einfache, im Verkehre aber angenehme und dichteriſch veranlagte Frau kennen. Bei einem Spaziergange durch den Koch'ſchen Garten in Graz z. B. ſah die Geſellſchaft einen Baum, an dem Epheu emporwuchs; da ſagte die Mutter Hamerlings: So ſoll das Weib ſich an dem Manne emporranken. Das hier gebrachte Facſimile der Handſchrift dieſer Frau iſt ein Stammbuchblatt, welches dieſelbe damals einem Mädchen widmete.

Aus dem Beſitze desſelben Mädchens ſtammt auch das Blatt, welches die folgenden Diſtichen trägt. Wegen einer nothwendigen Rechtfertigung aller Perſonen, welche um dieſes Stammbuchblatt wiſſen, ſei Folgendes mitgetheilt: Eine Geſellſchaft von Damen und Herren, darunter auch Robert Hamerling, unternahmen eine Schockelpartie: das Unglück wollte es, daſs die Touriſten von einem ſchrecklichen Gewitter überfallen wurden, welches ſie ſchließlich zwang, in einer Scheune, auf Heu gebettet, zu übernachten: Den einen Winkel dieſes Schlafſalons nahmen die Damen, den andern die Herren von der Partie ein. Von Schlaf war natürlich nicht viel die Rede und beſonders den übermüthigen Dichter ſchien das Heu zu ſtechen, denn er beklagte ſich ein über das anderemal in franzöſiſcher Sprache, daſs es ihn ſticht („il me pique!“); auf dieſes letzte Wort bezieht ſich das „pikante Lager“; die Verſe lauten:]

Sind Sie noch immer gedenk der rühmlichen
Schockelbeſteigung?
Leben der heiteren Fahrt wechſelnde Bilder noch ſtets
Ihnen im Sinne? Der luſtige Weg, dann jenes
pikante
Lager, wo Regen um uns rauſchte mit Donner und
Blitz?
Ferner zum Gipfel der Weg, der Ausſicht Luſt, und
des Abwärts
Klettern zum Herrſcher des Thals, Radegunds trefflichem
Wirt?
Endlich die gaſtliche Raſt und das Kegelturnier an
der Andritz?
Halten im Geiſte Sie wohl alle die Bilder noch feſt?
Laſſen Sie freundlich darein auch den heitren Poeten
verwebt ſein,
Der der heroiſchen Fahrt Mühen und Freuden
getheilt!

Graz am 10. December 1854. — Robert Hamerling.

[Fräulein Ficker beſitzt in einem Album auch ein Porträt Hamerlings mit dem Namenszug auf der

Bildſeite; es iſt dies ein verkleinerter Ausſchnitt in ovaler Form nach der Photographie aus dem Jahre 1854, welche wir im erſten Theile der „Ungedruckten Briefe“ veröffentlichten. Eine ſolche Copie, in Trieſt angefertigt, befindet ſich auch im Bonitz-Album (S. erſten Theil, Seite 12 und 91).

An Heinrich Ficker waren etwa fünf Briefe von der Hand Hamerlings vorhanden, außerdem ein Brief der Mutter Hamerlings. Von dieſen Papieren hat ſich nur ein einziges Stück erhalten; es iſt der hier mitgetheilte, gegenwärtig im Beſitze des Herrn Schulrathes Fiſcher in Wien befindliche Brief aus Graz, 1. Juni 1879:]

Ich danke dir, lieber College und Freund, für die theilnehmenden Zeilen, die du aus Anlaß des Ablebens meines Vaters an mich gerichtet haſt. Leider wurden dem ſonſt noch muntern und geiſtesfriſchen Greiſe, nachdem er zwei Lungenentzündungen überſtanden, und eine Folgekrankheit derſelben, eine Herzaffection, wie es ſcheint, ſich entwickelt hatte, die letzten Monate durch heftige Schmerzanfälle derart verbittert, daß er ſchon anfing die Ruhe des Grabes dem Leben vorzuziehen. Faſt mehr noch als dieſer wirkliche Verluſt quält mich der Gedanke, daß ich die Mutter nicht mehr viele Jahre zu beſitzen hoffen darf, durch deren Verluſt meine ganze Lebensſtellung eine Umgeſtaltung erfahren würde. Zwar iſt auch ſie noch ziemlich rüſtig, aber ſie zählt 74 Jahre und leidet an Zuſtänden, die gleichfalls auf eine Affection des Herzens deuten. Was mich ſelbſt betrifft, halte ich mich durch eine gewiße Zähigkeit und Elaſticität meiner Natur bei vielem Ungemach aufrecht; wie lange? das weiß Gott. Dir und den Deinigen — ſo viel du deren noch zählſt — ergeht es hoffentlich wohl? Laß gelegentlich etwas mehr von dir hören. — In alter Ergebenheit — dein — Rob. Hamerling.

[Fräulein Ficker erinnert ſich daran, daſs in einem der abhanden gekommenen Briefe folgende Bitte Hamerlings ſtand: Wenn du einen Philologen ſchauſt, frag ihn, wie ihm meine Aſpaſia gefällt. — Dieſes Fragment ſtammt alſo gewiſs aus einem bald nach dem Erſcheinen des Künſtlerromans (1876) geſchriebenen Briefe. — Zum Schluſſe ſei noch erwähnt, daſs Robert Hamerling bei der Familie Ficker einige Tage wohnte, als er 1854 behufs ſeines Examens in Wien weilte, und zwar III. Ungargaſſe Or.-Nr. 55, d. i. die linke Ecke der Barichgaſſe, im erſten Stocke. Der humoriſtiſche Brief an Schulz von Strasznitzki vom 14. Juli 1854 bezieht ſich hierauf (erſter Theil S. 27).]

[**Eduard Kriſchek**, k. k. Miniſterialrath i. R., Ritter des öſterr. kaiſ. Leopoldordens und des öſterr. kaiſ. Ordens der eiſernen Krone 3. Claſſe, war ein Amtscollege Robert Hamerlings und wird von dieſem auch in ſeinen „Stationen“ genannt. Herr Miniſterialrath Kriſchek war ſo gütig, auf eine Anfrage an uns ein Brieflein (Wien, 27. März 1898) zu richten, dem wir Folgendes entnehmen: Auf Ihr Schreiben hätte ich ungeſäumt erwidert, wenn ich es bei der Mittheilung wollte bewenden laſſen, daſs ich mit Hamerling niemals brieflich verkehrt habe und unſer mündlicher Verkehr faſt ausſchließlich das Schulleben betraf. Ich wollte alle meine Erinnerungen zu Rathe ziehen, that dies auch angelegentlich, fand aber nichts. Daſs Hamerling zu der Zeit, da ich in Graz (Schuljahr 1853/4) ſein College war, noch in großer Zurückgezogenheit lebte, iſt allgemein bekannt. Wir machten einander je einen Beſuch; ich fand ihn beim Studium des Sanskrit, über das er ſich mit Begeiſterung äußerte. Bei anderer Gelegenheit ließ er ſich auf ein Geſpräch über die griechiſchen

Theogonien ein. Und als wir beide nach acht Jahren in Graz zuſammenkamen, machte Hamerling bei der erſten Begrüßung (auf meinen herzlichen Glückwunſch zu ſeiner Anerkennung als bedeutender Dichter) die ſcherzhafte Bemerkung, er hoffe, wenn er alt werden ſollte, unter den jungen Dichtern nicht der letzte zu ſein. Von Collegen in Graz war nur einer ſein vertrauter Freund: Heinrich Ficker.]

[*Michael Gribovic* erſcheint zuerſt in einem Briefe Hamerlings an deſſen Jugendfreund Leopold Franz Schulz von Strasznitzki, ddo. Graz, 14. Juli 1854: es iſt dies die Zeit, da der ſpätere Dichter und Philoſoph noch Lehramtscandidat war. Aus der betreffenden Stelle jenes Briefes geht hervor, daſs ſich Hamerling zu Gribovic hingezogen fühlte, denn er ſagt: Auch freue ich mich ſehr auf Sie und den Gribovic — vielleicht hat Einer von Ihnen eben nichts beſſeres zu thun am Dienstag Abends und da könnte er wohl mich Armen . . . an der Eiſenbahn in Gewahrſam nehmen und meiner weiteren Beſtimmung zuführen. Eine Stäfte, wo ich mein Haupt hinlege, iſt mir bei Fickers Familie auf der Landſtraße bereitet. Sagen Sie das Gribovic, zum Leidweſen, oder zum Troſte für ihn! Am 11. Auguſt 1854 ſchickt Hamerling aus Graz wieder „herzlichſte Grüße an Gribovic“; aus Trieſt, 15. Mai 1858, bittet er Schulz von Strasznitzki: „laſs mich auch etwas von Deinem Bruder, ferner Gribovic . . . vernehmen.“ Nach dem Erſcheinen des erſten Theiles der „Ungedruckten Briefe“ theilte uns Frau Clotilde Gſtirner mit, daſs von der Hand Gribovic' einige Briefe aus den Jahren 1854 und 1856 vorhanden ſind, welche darauf hinweiſen, daſs die beiden Männer auch in ſchriftlichem Verkehre lebten (vergl. zweiter Theil S. 96). Im allgemeinen konnten wir aber über die Perſon des Gribović nichts erfahren. Da machte der Herausgeber die Bekanntſchaft des Fräuleins Marie Ficker, das ſich bei der Lectüre der veröffentlichten Briefſammlung ſogleich erinnerte, daſs Gribović in jenen Jahren auch im elterlichen Hauſe verkehrte und aus der Bukowina ſtammte. Das war ein ernſt zu nehmender Fingerzeig. Wir wandten uns nun an Herrn Regierungsrath Dr. Ferdinand Zieglauer von Blumenthal, Profeſſor der Geſchichte der Univerſität in Czernowitz, deſſen Liebenswürdigkeit uns längſt bekannt war. Nach einiger Zeit erhielten wir folgende Auskunft:

Michael Gribović wurde 1830 in dem Dorfe Bakna, Bezirk Wiznitz, in der Bukowina geboren. Er abſolvierte die Gymnaſialſtudien in Czernowitz mit glänzendem Erfolge und begab ſich, auf Anrathen Dr. Adolf Fickers (ſ. Seite 18), nach Wien, um ſich an der philoſophiſchen Facultät für das Lehramt an Mittelſchulen vorzubereiten. Schon nach zwei Jahren (1853?) erhielt er einen Ruf als Supplent an das Akademiſche Gymnaſium in Wien; die Angelegenheit zerſchlug ſich aber, weil das Miniſterium unter Thun Bedenken trug, einen Bekenner der griechiſch-orientaliſchen Religion an einem katholiſchen Gymnaſium wirken zu laſſen. Dies war für Gribović der Anlaß, ſich den juridiſchen Studien zuzuwenden, die er auch abſolvierte; er wurde Doctor juris und trat als Concipient bei einem Hof- und Gerichtsadvocaten in Wien ein. Bald kam aber über den hochbegabten jungen Mann ein ſchweres Siechthum, wie man annahm, infolge geiſtiger Überanſtrengung. Der Kranke ſuchte endlich Heilung in ſeiner Heimat und verließ im Jahre 1858 Wien; er ſtarb noch im ſelben Jahre, erſt 28 Jahre alt, in ſeinem Geburtsorte.

Dieſe Daten, welche der Bruder des ſo früh

Dahingegangenen: Erzprieſter Joan Gribović, Pfarrer in Stareſtie am Sereth, lieferte, wurden uns durch eine directe gütige Mittheilung noch ergänzt. Wir baten um eventuelle Überlaſſung der etwa noch vorhandenen Briefe von der Hand Hamerlings und erhielten im April 1900 die Antwort, daſs unſerem Anſuchen nicht entſprochen werden kann, denn als im Jahre 1858 der eben genannte Bruder des jung Verſtorbenen nach Wien gekommen war, um den Kranken, der auf dem Schaumburgergrunde wohnte, abzuholen, ließ er deſſen Bibliothek ſammt allen Schriften zurück; nach dem Tode des Michael, der bald nach der Rückkehr ins Elternhaus erfolgte, war es deſſen Bruder unmöglich geworden, nochmals die Reiſe per Achſe nach Wien anzutreten, um den Nachlaſs zu ordnen; ſo iſt dieſer Nachlaſs, ohne daſs man weiß wohin, verſchwunden. Herr Joan Gribović erinnert ſich noch, daſs ſein Bruder durch Dr. Adolf Ficker animiert worden war, nach Wien zu gehen, um hier ſeine Studien zu vollenden und daſs er im Ficker'ſchen Hauſe gerne geſehen wurde.]

[Ludwig Knöbl war k. k. Oberfinanzrath bei der Finanzlandesdirection in Graz (Departement directe Beſteuerung) und trat 1897 mit dem Titel eines Hofrathes in den Ruheſtand. Wir hatten in Erfahrung gebracht, daſs Hofrath Knöbl ein Schüler Hamerlings war; auf eine Anfrage erhielten wir aus Graz, 8. December 1899, ein Schreiben, dem wir Folgendes entnehmen: In der achten Gymnaſialclaſſe, Schuljahr 1853/4, hatte ich das Glück, Hamerling in Griechiſch und Latein zum Profeſſor zu haben und maturierte auch bei ihm. Wir Schüler hiengen alle mit großer Begeiſterung an unſerem verehrten Lehrer, da er uns ſtets gütiges Wohlwollen und freundliche

Herzlichkeit entgegenbrachte. — Nach dem Verlaſſen des Gymnaſiums kam ich erſt nach vielen Jahren mit Hamerling wieder ein paarmal in Berührung. Anfangs der 1880er Jahre, als ich Vorſtand der Steueradminiſtration in Graz war, kam Hamerling eines Tages zu mir ins Amt, mich um Auskünfte in Steuervorſchriften erſuchend. Er wollte ſeiner Pflicht als Staatsbürger und Steuerträger in voller Weiſe gerecht werden und dem Staate nichts entziehen. In einer in Steuerangelegenheiten ſelten vorkommenden Weiſe überreichte er ſodann jährlich mit peinlicher Genauigkeit ſein Einkommenbekenntnis. Ich glaubte dies nicht unerwähnt laſſen zu ſollen, da dieſer Umſtand von der Wahrheitsliebe und der großen Gewiſſenhaftigkeit des edlen Dichters auch in dieſer Richtung Zeugnis gibt.

Ein Stimmungsbild aus den Tagen, da Robert Hamerling noch in Graz lehrte, hat uns Peter von Radics, dem wir ſehr viel Förderung unſeres Unternehmens danken, für dieſes Capitel zur Verfügung geſtellt; er ſchrieb uns Ende 1889: Soviel ich mich zurückerinnere, war Hofrath Knobl mein College am Grazer Gymnaſium von 1851 bis 1854 (Quinta bis Octava), worauf derſelbe das Jus wählte, während ich die philoſophiſche Facultät beſuchte. Als wir Gymnaſialcollegen waren, und auch ab und zu ſpäter, beſuchte ich das Haus meines Collegen, deſſen Vater Verwalter des allgemeinen Krankenhauſes in der Paulusthorgaſſe war und als ſolcher auch über einen ſchönen Garten am Schloſsbergabhange verfügte. Knobl hatte zum intimſten Freund am Gymnaſium des Stiftes Admont (heute Erſtes Staatsgymnaſium) den heutigen Probſt von Bruck a. d. Mur, Dr. Weinberger, war wie dieſer ein ganz vorzüglicher Schüler und von Hamerling als beſonders eifriger Humaniſt ſehr gut gelitten, da Knobl zugleich zu den geſittetſten Jünglingen nicht allein der Claſſe, ſondern des ganzen

Gymnaſiums zählte. Auch weiß ich mich zu entſinnen, daſs namentlich Hamerling gern an die vorzüglichen Schüler in der erſten Bank, wo Weinberger, Knöbl, Bergfeld (1898 als Penſioniſtpfarrer im Dominikanerkloſter in Graz verſtorben) ihre Plätze hatten, ſein Wort richtete und dieſelben auch weit öfter prüfte, als die übrigen in den weiteren Bänken, die ihm öfters durch unruhiges Benehmen Anlaſs zur Unzufriedenheit gaben.]

[Peter von Radics, geboren 26. September 1836 zu Adelsberg in Krain, Verfaſſer zahlreicher Schriften hiſtoriſchen und literargeſchichtlichen Inhalts und Herausgeber der beiden aus dem 17. Jahrhundert ſtammenden deutſchen Dramen: „Der verirrte Soldat“ (1864), „Der heil. Euſtachius“ (1867). Peter von Radics war ein Schüler Hamerlings; ein Brief an den Herausgeber erzählt Folgendes:

Indem ich Ihrer Aufforderung um Daten über meinen einſtigen, mir unvergeßlichen Lehrer, unſern berühmten Robert Hamerling, gerne nachkomme, bedauere ich nur das Eine, daß Hamerling im Vergleiche z. B. mit den gleichzeitig als Lehrer am k. k. (damals ſtiftlich Admonter) Gymnaſium in Graz thätig geweſenen Herren Kriſchek (Hofrath), Erasmus Schwab und Karl Heller gegenüber ſeinen Schülern weniger mittheilſam und namentlich im Umgang viel zurückgezogener ſich gehalten, daher auch weniger von ſeinen Eigenſchaften, Vorzügen u. ſ. w. in unſerer Erinnerung haften geblieben. Ich hatte Hamerling im Jahre 1854 in der achten Gymnaſialclaſſe als Ordinarius und in Griechiſch und Latein; er war als Profeſſor ſtreng und gerecht, als Ordinarius immer beſtrebt, Ruhe und Ordnung vor allem aufrecht zu erhalten. Hätte uns gerne als junge Männer behandelt, was ihm jedoch (da er in Folge ſeines etwas ſcheuen und bald eingeſchüchterten Weſens nicht immer die nöthige Kraft bewies) gegenüber unvernünftigen, ſchlimmen und unter jeder Bedingung Trotz bietenden unter ſeinen Schülern nicht immer möglich war. Da gab es denn für uns andere, die ihn wegen ſeiner ſtets auf das Ideale gerichteten Eigenart ſchon damals hoch ſchätzten, oft recht unerquickliche Scenen. Trat ihm ſo ein Burſche recht keck entgegen, da verließ ihn die angefaſste Strenge und er erſchien geſchreckt und timid, was natürlich auf die Rangennaturen Einzelner noch aufmunternd wirkte. Seine ohnedies fahle Geſichtsfarbe erſchien in ſolchen Augenblicken noch fahler und ſeinem Blicke ſah man den Schmerz an, den ſeine edle Dichterſeele dabei empfand. Er klappte ſein Buch zuſammen und hatte nur die Worte: „Schon gut.“ Dann griff er gewöhnlich nach dem Bleiſtift, um ſich im Catalog oder im Claſſenbuche eine Vormerkung über den Renitenten zu machen, aber nicht ſelten geſchah es, daß er beim Anſetzen des Stiftes wieder plötzlich innehielt und auch ſchon — vergeben hatte! Lange Mahnreden hielt er nicht, er ſagte nur immer kurz und bündig ſeine Meinung, nicht ſelten flocht er einen paſſenden Satz eines Claſſikers ein und, lieblich lächelnd, fragte er dann den einen oder andern um den Sinn dieſes Satzes und kam dadurch wieder auf das Fach ſelbſt. Sein Vortrag war ſchön und fließend, ſeine Kenntnis der Claſſiker erſchien uns eine bedeutende, jedenfalls verſtand er es, uns die Lektüre angenehm zu machen und die Aufgabe, den humaniſtiſchen Studien neue begeiſterte Jünger zuzuführen, möglichſt zu erfüllen. Im Ganzen habe ich noch heute den Eindruck, daſs er ein guter Lehrer und trefflicher Menſch geweſen, wie es deren kaum beſſere geben kann. Daſs er nicht von allen ſeinen Schülern in dieſer Weiſe aufgefaſst und gewürdigt worden, lag eben, wie ſchon angedeutet, in ſeinem ſcheuen Weſen und Auftreten zu jener Zeit und im Hörſaale ſpeziell. Ich verkehrte auch ſpäter noch mehrmals mit Hamerling in literariſchen Dingen, wie dies aus meinen mit ihm gewechſelten Briefen hervorgeht, von denen ich Ihnen die an mich gerichteten, momentan vorfindlichen Schreiben Hamerlings mitzutheilen ſo frei war. In Graz beſuchte ich ihn ein paar Mal, und zwar auch mit meiner Frau Hedwig, für deren Vater Karl Adam Kaltenbrunner und Großvater Mathias Leopold Schleifer Hamerling ſich als Dichter lebhaft intereſſirte; Hamerling war es auch, der meine Frau zur Herausgabe des Nachlaſſes Kaltenbrunners aufforderte und ſich auch erbötig machte, ihr einen Verleger zu verſchaffen, was aber durch ſeine Krankheit dann das Abkommen gefunden hatte.

Brief aus Trieſt, 27. Februar 1862. — In dem Briefe handelt es ſich wahrſcheinlich um den Artikel „Deutſche Cultur in Krain“ von Peter von Radics, der ſpäter in dem von Ohswaldt, Leiter der literariſchen Abtheilung des Öſterreichiſchen Lloyd, herausgegebenen „Familienbuche des öſterreichiſchen Lloyd“ in Trieſt erſchien. — Über Dreger konnten wir an anderer Stelle ausführlich berichten.]

Sehr geehrter Freund! — Als ich im verwichenen Herbſt Ihnen gelegentlich mittheilte, daß die Trieſter Ztg. Mitarbeiter für das Feuilleton ſuche, da ahnte ich noch nichts von der Metamorphoſe, die dem Blatte in einigen Monaten bevorſtand. Ihnen ſelbſt ſcheint dieſe Metamorphoſe, die mit dem neuen Jahre eintrat, noch nicht bekannt geworden zu ſein: das beweiſ't mir die längere Abhandlung, die mir durch Hrn. Ohswaldt übergeben wurde, und die ich der Tr. Ztg für das Feuilleton in Ihrem Namen zur Verfügung ſtellen ſollte. Die mit der Zeitung ſeit Neujahr vorgenommene Änderung beſteht darin, daß ſie, wie Sie ſich durch den Augenſchein überzeugen können, rein kommerziell geworden und das Feuilleton ganz aufgegeben hat: einmal aus Mangel an Raum und dann aus ökonomiſchen Rückſichten, zu welchen ſie ſich jetzt durch das Aufhören der Subvention von Seiten der Handelskammer genöthigt ſieht. Nichtsdeſtoweniger zeigte ich Hrn. Dreger Ihren Aufſatz und bat ihn, das Mögliche zu thun. Er ſagt aber, er habe zu Neujahr eine Menge ſchon angenommener Feuilletonartikel wieder zurückſchicken müſſen, da er jetzt durchaus ſich nicht damit befaſſen könne. Ich bedauere herzlich, daß Sie ſich umſonſt bemüht, und daß ich gewiſſermaſſen Schuld daran bin. Sie werden aber nicht in Verlegenheit ſein, die Arbeit anderswie zu verwenden; ich erwarte Ihre Weiſung, wie ich Ihnen das Mſ. zukommen laſſen kann. — Mit herzlichem Gruße — Ihr — ergebener — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt, 17. April 1862. Schließt ſich an den vorigen Brief an.]

Hochgeehrter Herr! — Nachdem ich lange Zeit vergeblich einer Antwort auf mein Schreiben vom 27. Febr. entgegengeſehen, wird mir endlich durch Hrn. Ohswaldt die Mittheilung, daß Sie das Manuſcript durch die Gelegenheit des Lloyd zurückzuerhalten wünſchten. Ich übergebe es demnach Hrn. Ohswaldt zur Rückbeförderung, indem ich mein Bedauern wiederhole, daß die Redaction der Tr. Ztg. nicht mehr in der Lage war, davon Gebrauch zu machen. — In der Hoffnung, bald wieder Gelegenheit zu finden, mit Ihnen perſönlich oder brieflich in Beziehung zu treten, verharre ich — hochachtungsvoll — Ihr ergebenſter — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 23. Januar 1873. — Peter von Radics hat in den Jahren 1871–73, nach Ferdinand Groß, die Redaction des „Wiener Salonblatt“, das heute noch erſcheint, geführt.]

Hochgeehrter Herr! — Im verfloſſenen Herbſt wünſchten Sie von mir einen Beitrag für Ihr beabſichtigtes „Salon-Album“. Nachdem dieſes, ſoviel ich weiß, nicht erſchienen, gedenke ich mit meinem damals eingeſandten Beitrag (Aphorismen) einem von anderer Seite an mich geſtellten dringenden Verlangen zu entſprechen. Sollte jedoch das Salonalbum doch erſchienen und mein Beitrag verwendet worden ſein, ſo bitte ich mir dies ſogleich gefälligſt anzuzeigen. Für das „Salonblatt“ ſende ich Ihnen in Beiliegendem einen poetiſchen Beitrag, und werde nächſtens einen andern folgen laſſen. — In Hochachtung und Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Im „Wiener Salon-Album. 1873. Herausgegeben von Moriz Engel. Redigirt von P. v. Radics (Zweiter Jahrgang)“ erſchienen nun die folgenden Aphorismen Robert Hamerlings, die, wie es ſcheint, ein zweitesmal nur theilweiſe und hie und da verändert gedruckt worden ſind; ein Theil gieng nämlich in den 2. Band der „Proſa“ (Neue Folge 1891) über. Den Freunden des Dichters wird es gewiſs angenehm ſein, wenn wir dieſe ſinnigen Gedanken in der erſten Faſſung mittheilen; die in der „Proſa“ enthaltenen bezeichneten wir mit einem Sternchen und gaben die Veränderungen in Klammern an. Die Aphorismen lauten:

Das Leben iſt im Ganzen ein Schatten, ein Elend. Aber es gibt Augenblicke, um derentwillen es die Mühe lohnt, zu leben; Augenblicke, welche die Ewigkeit in ſich ſchließen und vor welchen der übrige ſchale und ſchmerzliche Inhalt des Lebens in nichts verſchwindet. Und ſolche Augenblicke ſind nicht allzu ſelten.

Nur der Moment iſt wahrhaft ewig. Nicht eine endloſe Zeitenreihe iſt die reale Ewigkeit: ſie iſt ein Augenblick, erfüllt mit höchſtem Leben.

Den höchſten und glücklichſten Momenten kann ihre Unvergänglichkeit und Ewigkeit nur dadurch geſichert werden, daß man keinen Verſuch macht, ſie zu wiederholen.

In den meiſten Dingen erſcheint mir die Natur ſo ziemlich reſpectabel. Aber daſs ſie die Maus durch die Katze nicht blos auffreſſen, ſondern auch quälen läſst, daſs ſie die Inſtincte einer höchſt überflüſſigen Grauſamkeit in [Katzen, Tiger, Weiber und] viele [andere] Naturweſen pflanzt, das hat mir noch keine Theodicee [„Theodicee"] optimiſtiſch [geſtrichen!] begreiflich zu machen gewuſst.*

Erinnerungen ſind eine ſchöne Sache, doch ſollen wir ſie nur als Immortellenkranz aus todten Blumen der Vergangenheit um unſer Haupt ſchlingen, nicht aber von ihnen als lebendigen Schlingpflanzen unſer Inneres und unſere Gegenwart überwuchern laſſen.

Wenn der Menſch zu ſeinem Leid von heute nicht immer auch ſein Leid von geſtern und ſein Leid von morgen hinzudächte [hinzurechnete], ſo wäre jedes Schickſal erträglich.*

Von jedem [tiefen] Gedanken, den wir ſelbſt gefunden, der in uns wahrhaft lebendig iſt, mag derſelbe nun der Aeſthetik, der Politik, der Moral oder welcher Sphäre immer angehören, führt uns ein Weg ins innerſte Centrum der Speculation [Erkenntnis]. Jede lebendige Idee kann Keim und Princip eines ganzen Syſtems werden, wie das Atom eines pflanzlichen Organismus befähigt iſt, Keim einer neuen Pflanze zu werden [wie Atome, Molecule, Zellen eines pflanzlichen oder thieriſchen Organismus Keime eines organiſierten Ganzen werden können].*

Ein gewiſſer Ausdruck lächelnder Heiterkeit iſt das Prärogativ der Vernunftbegabten. Ein Antlitz, auf welchem er bis auf die letzte Spur erloſchen iſt, das einen tiefen, unerſchütterlichen, gedankenlos-apathiſchen [gedankenloſen und apathiſchen] Ernſt zur Schau trägt, erregt Schauder und bildet eines der hervorſtechendſten Symptome [ein hervorſtechendes Symptom] des Irrſinns. Nichts iſt ergreifender und mitleidswürdiger anzuſehen, als dieſe ſtille, leidenſchaftslos vor ſich hinſtarrende Melancholie in den Zügen des Wahnſinnigen [Wahnwitzigen].*

Es gibt Augenblicke im Leben, wo man ſich gar ſo gerne mit ſeiner Luſt und ſeinem Leid, mit ſeinem Dank, ſeiner Klage und ſeinem Vorwurf im weiten All an eine beſtimmte Adreſſe wenden möchte und ſehr bedauert, daß der liebe Gott ein gar ſo erſchrecklich allgemeiner Begriff iſt.*

„Man lebt nur einmal!“ rufen die Raſchlebenden. Wunderliche Logik! Wenn dies Leben unſer einziges iſt, ſollten wir's da nicht vor Allem zu conſervieren ſuchen?*

Man ſollte als Knabe in Deutſchland, als Jüngling in Italien, als Mann in England, als Greis im Orient leben.*

Im Sommer ſoll man entweder nicht lieben, oder nichts Anderes thun als lieben.

Wiſſet, ihr lieben Freunde, ihr könnt nicht glücklich werden, weil ihr immer meint, das Glück ſei dieſes oder jenes. Das Glück iſt aber eben das Glück, nichts weiter, es iſt eine Sache für ſich. Sonderbar, daß, wenn ihr bald dies, bald jenes erjagt, ihr euch dann einbildet, das Glück auch miterjagt zu haben. Das Glück will aber unmittelbar erſtrebt ſein. Es beſteht ſo wenig in den Dingen, daß es vielleicht am beſten ohne die Dinge beſteht, und wem die Dinge gleichgiltig geworden, der iſt dem Geheimniſſe des Glückes vielleicht am nächſten.

Willſt du nicht Täuſchung und Kränkung auch von deinen beſten Freunden erfahren, ſo ſtelle keine beſtimmten Anforderungen an ſie. Geſtatte Jedem, dich auf ſeine Weiſe zu lieben, und du wirſt ſehen, welche Fülle von Liebe auf dich einſtrömt.

Poeſie iſt die verzauberte Jungfrau, die der Poet aus dem Bann der Materie zu erlöſen hat. Aus allem Geſchaffenen ſeufzt ſie ihm wehmüthig entgegen.“

Ein Augenblick, gelebt im Paradieſe, wird nicht zu theuer mit dem — Hinausgeworfenwerden erkauft (ſ. „Lord Lucifer“ 3. Act).

[Aus der Sammlung des verſtorbenen Herrn von Santen. — Wir haben dieſe fünf Briefe der Einfachheit wegen zuſammen behandelt, wie denn auch die quaſi Entdeckung derſelben ein Beiſpiel dafür iſt, auf welchen Umwegen oft der Sammler zu ergänzendem Materiale gelangt. Ein Freund des Unternehmens ſchrieb uns aus Graz die Adreſſe eines Herrn in Berlin, von dem er wuſste, daſs er Briefe von Hamerling beſitzt; wir ſchrieben dieſem Herrn nach Berlin; die Antwort kam aber aus Poſen; aus dieſer Antwort war zu erſehen, daſs der Empfänger der Hamerling-Briefe ſeine Briefſammlung überhaupt an zwei Freunde in Berlin und Hamburg vertheilt hatte; wir ſchrieben alſo nach Berlin und Hamburg; aus der Reſidenz des deutſchen Kaiſers erhielten wir nun eines Tages die Copien der hier gebrachten fünf Schriftſtücke, welche wir der großen Liebenswürdigkeit der verwitweten Frau von Santen-Wolff, wiederverehelichte Frau Dr. M. Eiſenberg, verdanken; da die Originale auf große Bogen aufgeklebt und daher ſchwer zu verſenden ſind, unterzog ſich die Dame der Mühe, Abſchriften anzufertigen und ſpäter eine Correctur zu beſorgen; die fünf Stücke ſtammen aber nicht aus dem Beſitze des Herrn in Poſen, ſondern nur ein (ſechstes) Stück, das wir im Original aus der Hanſeſtadt erhielten und an anderer Stelle abdrucken.

Das älteſte Stück aus der Sammlung Santen iſt das Facſimile eines Briefes Hamerlings aus Trieſt, 24. Juni 1858, und dürfte an einen Redacteur (von Bäuerles „Theaterzeitung"?) adreſſiert geweſen ſein; für welchen Zweck das Facſimile angefertigt wurde, ließ ſich nicht eruieren.]

Euer Wohlgeboren! — Beifolgend erlaube ich mir ein Exemplar meiner ſoeben bei Kober in Prag erſchienenen Dichtung Venus im Exil mit der Bitte zu überſenden, dieſelbe in Ihrem geſchätzten Blatte einer gütigen Beſprechung würdigen zu wollen. In dem lebhaften Wunſche, die Stimme der Kritik über das Werkchen baldigſt zu vernehmen, habe ich es übernommen, eine kleine Anzahl von Exemplaren mit Umgehung des langſamen Buchhändlerweges perſönlich an einige Redactionen zu expediren, und glaubte dabei die Theater-Zeitung nicht übergehen zu dürfen, da ſie das einzige öſterreichiſche Organ iſt, welches den vaterländiſchen Literaturerſcheinungen andauernde Beachtung angedeihen läßt. Da, wie Euer Wohlgeboren ſehen, ein öſterreichiſcher Verleger ſich des Werkes angenommen und dasſelbe ſo trefflich ausgeſtattet, ſo möchte ich es ſchon um ſeinetwillen ſehr wünſchen, wenn die öffentliche Theilnahme dafür in weiteren Kreiſen wachgerufen würde, und er für ſeine pekuniären Opfer eine entſprechende Entſchädigung fände. — Mich Ihrer Gewogenheit beſtens empfehlend, verharre ich mit beſonderer Hochachtung — Euer Wohlgeboren — ganz ergebenſter Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 15. Auguſt 1867. — Wahrſcheinlich von anderer Hand geſchrieben ſteht auf dem Briefbogen links unten: „A. Prinzhofer, Porträtmaler in Graz." Auguſt Prinzhofer (geboren 1817 zu St. Veit in Kärnten) ſtand, wie aus den „Stationen" hervorgeht, mit dem Dichter in Verkehr; ein Porträt desſelben von der Hand des begabten Malers ſoll gegenwärtig noch im Stiftinghauſe zu ſehen ſein. — Über die erwähnte Reiſe gibt das „Tagebuch“, welches Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner im erſten Band der Hamerlingbiographie publicierte, erſchöpfenden Aufſchluſs.]

Hochgeehrter Herr! — Zu meinem größten Bedauern finde ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt, eine Reiſe von 4 bis 6 Wochen in meine Heimath anzutreten, und kann Ihre Rückkehr nach Graz nicht erwarten. Ihr Hamerling muß daher vor der Hand in ſeinem unfertigen Zuſtande verharren. Längſtens Ende September bin ich aber wieder zu Ihrer Verfügung für die letzten Pinſelſtriche. Sie befinden ſich ohne Zweifel ſehr wohl in Ihrem kärntiſchen Aſyl? Hier iſt die Hitze zeitweilig unerträglich. Ich hoffe Sie und die vortreffliche Frau Gemahlin, welcher ich meine ergebenſte Empfehlung zu melden bitte, in beſtem Wohlſein wiederzuſehen. — Mit hochachtungsvollſter Ergebenheit Ihr Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 15. Februar 1869. — Bela Goldſcheider, ſpäter als Erzähler unter dem Namen Balduin Groller bekannt geworden, hat eine Schrift von 23 Seiten Umfang „Robert Hamerlings Ahasverus in Rom“ verfaſst, welche 1869 in Wien erſchien; vielleicht hängt der folgende Brief mit dieſer literariſchen Erſcheinung zuſammen; Hamerling führt die Broſchüre auch in ſeinen „Stationen“ an. Eine Mittheilung Balduin Grollers konnte die Annahme, ob der vorliegende Brief wirklich an ihn gerichtet war, nicht zweifellos machen. Unter anderem ſchrieb Groller: „Seitdem hatte ich merkwürdiger Weiſe keine perſönliche Berührung mit Hamerling. Nur dunkel erinnere ich mich, daſs er mir anfangs der Siebziger Jahre ein Eröffnungsgedicht zu einem journaliſtiſchen Unternehmen ſchickte.“ — In den Briefen an Moſer gedenkt unſeres Erinnerns Hamerling auch des jungen Schriftſtellers.]

Hochgeehrter Herr! — Nur mit wenigen Worten kann ich in dieſem Augenblick Ihre erfreuliche Sendung erwiedern. Nur danken kann ich Ihnen vorläufig für das Lob, das Sie mir ſpenden; mich gegen den Tadel zu vertheidigen, den Sie damit verbinden, muß ich auf einen freieren Augenblick verſchieben. Es hat mir leid gethan, daß Ihre Auffaſſung der Geſtalt des Ahasver ſich in Uebereinſtimmung mit einem leider viel verbreiteten Mißverſtändniſſe befindet, aber Sie haben Ihre Ueberzeugung ausgeſprochen, und dies kann im Allgemeinen die vorwiegende Anerkennung, welcher Sie Ausdruck geben, nur gewichtiger machen. Jedenfalls habe ich Grund zu glauben, daß die Wirkung Ihrer Auseinanderſetzung im Publicum eine für das Werk höchſt günſtige und förderliche ſein wird, und daß ich mich Ihnen in hohem Maße verpflichtet halten muß. Sollte es Ihrer Intention gemäß ſein, die Broſchure in die Hände der Kritiker zu bringen, ſo erlaube ich mir Ihnen einige Schriftſteller und Redactionen zu nennen, von welchen vorauszuſetzen iſt, daß ſie ſich für Ihre Arbeit intereſſieren werden, da ſie für den Ahasver in Rom ſelbſt eine lebendige Theilnahme verrathen haben. Es ſind folgende: Illuſtr. Ztg., Europa. Deutſche Blätter in Leipzig. Wanderer, Schuſelkas Reform in Wien, Tagespoſt und Öſtreichiſche Gartenlaube in Graz, Trieſter Ztg., Ueber Land und Meer, Hamburger Reform, Hamburger Correſpondent, Preſſe in Wien. Ihre verſprochene Mittheilung über den Eindruck, den Ihnen der König von Sion gemacht (von welchem in wenigen Tagen die 2. formell durchgehends verbeſſerte Auflage ausgegeben wird), bitte ich mir nicht lange vorzuenthalten. Sprechen Sie ſich dabei ganz offen aus. Es wird mich nicht befremden, wenn Sie weniger davon angezogen ſind, denn wer einmal für ein Werk beſondere Vorliebe gefaßt hat, wie Sie für Ahasver in Rom, der iſt durch ein ſpäteres Product desſelben Dichters immer ſchwer in gleichem Maaße zufrieden zu ſtellen. — In aufrichtiger Werthſchätzung — Ihr dankbar ergebener — Robert Hamerling.“

[Im erſten Band der „Proja“, Neue Folge (1891), befindet ſich ein Artikel „Kleines literariſches Beſchwerdebuch“, in welchem Hamerling gleich im Eingange ſagt: Die „Deutſche Dichterhalle“ fragte kürzlich in einer Notiz über die eben erſchienene zweite „verbeſſerte“ Auflage von Otto Roquettes „Geſchichte deutſcher Dichtung“, was man von einer Literaturgeſchichte halten ſolle, in deren Regiſter die Namen eines Hermann Lingg, eines Guſtav Freytag, eines Bodenſtedt, eines Paul Heyſe, eines Gottfried Keller, eines Spielhagen, eines Gottſchall ꝛc. durch ihre Abweſenheit glänzen? — Hamerling ergeht ſich weiter über dieſes angeregte Thema, kommt dann auf eine ſprachliche Unſitte, weiter auf die Voß'ſche Homer-Überſetzung bei Reclam in Leipzig zu ſprechen, auf das Wort Miramar, welches immer falſch Miramare gedruckt wird, und ſchließt mit der Klage über die gleichfalls falſche Schreibung eines italieniſchen Sprichwortes — lauter Beſchwerden. — Die „Deutſche Dichterhalle“, ein Sammelplatz für Gedichte, Kritiken, Notizen und Abhandlungen wurde 1872 begründet. Uns liegen nur Daten des Kürſchner'ſchen Literatur-Kalenders für 1883 vor; damals erſchien das Blatt in Leipzig und wurde von Dr. Ernſt Remin redigiert; ſchon im darauffolgenden Jahre erſcheint das Blatt aber in Verbindung mit dem „Deutſchen Dichterheim“ in Dresden. In einem Briefe vom 13. Auguſt 1880 an Fritz Lemmermayer dankt der Dichter für eine Recenſion des „Lord Lucifer“ in der „Deutſchen Dichterhalle“ und ſagt dann: „Sie hat nur den Fehler, daß ſie zu warm empfunden iſt, und es ſollte mich wundern, wenn der Abdruck derſelben dem Herausgeber nicht einige Selbſtüberwindung gekoſtet hat.“ — Ohne Zweifel hängt der folgende Brief aus Graz, 6. Juli 1877 mit dieſem Literaturblatt zuſammen, er lautet:]

Sehr geehrter Herr! — Es fällt mir nicht ein, mich zu beklagen, daß Sie in dem auf Ihren Wunſch überſandten Artikel „Literariſches Beſchwerdebuch“ faſt die Hälfte geſtrichen haben, da es Ihr gutes Recht iſt nicht zu veröffentlichen, was Ihnen nicht gefällt; ernſtlich beklage ich es aber, daß Sie, nachdem Ihnen ſo vieles weg zu laſſen nöthig ſchien, nicht lieber auch den Reſt ungedruckt ließen. Denn dieſer Reſt nimmt ſich ſehr kahl und armſelig aus, es ſind ein paar hingeworfene Bemerkungen, die neben und mit einigen anderen, aber nicht für ſich allein des Abdruckes werth waren. Ich bin kein Vielſchreiber, und was ich Blättern zur Veröffentlichung anbiete, iſt wohl überlegt, um ſo mehr bedaure ich vor Ihren Leſern eine ſo ſchlechte Figur ſpielen zu müſſen. In Beziehung auf die Homerüberſetzung kann man verſchiedener Meinung ſein, aber ich wollte ja nur die prinzipielle Frage aufwerfen, wie weit geht die Freiheit der Verleger den Werken verſtorbener Autoren gegenüber? Hat ein Verleger das Recht, das, was ein Autor bei einer zweiten Auflage geändert und verbeſſert hat, bei einem ſpäteren Neudruck in der urſprünglichen Faſſung wiederzugeben, ohne das in einem Vorworte der Leſewelt ausdrücklich anzuzeigen. (Man vergleiche den Schluſs des Anhanges zum König von Sion, von der 9. Auflage. D. H.) Auch die Verhunzung eines bekannten Ortsnamens, des ſpaniſchen Wortes Miramar, durch ein angehängtes e, ſchien mir der Rede werth. Ich würde Ihnen ſehr verbunden ſein, wenn ich das Manuſcript jetzt noch zurückerhalten könnte, um den nicht abgedruckten Theil gelegentlich anderswo zu verwenden. Ich ſtelle jedoch dies Erſuchen nur für den Fall, daß die Gewährung noch möglich und Ihnen keine Mühe macht. — In aller Hochachtung — Ihr ergebener — Robert Hamerling.

[Gelegentlich der Wiedervermählung der Kronprinzeſſin-Witwe Erzherzogin Stephanie brachte das „Neue Wiener Journal" vom 25. März 1900 folgende Notiz: Als Erzherzog Ferdinand Max, der nachmalige Kaiſer von Mexiko, das in den letzten Tagen vielgenannte Schloſs erbaute, taufte er es nach einem ſpaniſchen Luſtſchloſſe ‚Miramar'. Da gab es Deutſche, welche den Namen für italieniſch hielten, für eine volksthümliche Abkürzung von „Miramare" und glaubten ſich diſtinguiert auszudrücken, wenn ſie das willkürlich angehängte ‚e' mit ausſprachen. Schon den Erzherzog verdroſs dies und ſo brachte ſeinerzeit ein Trieſter Blatt die, man darf ſagen, officiöſe Belehrung, daſs der Erzherzog ſein Luſtſchloſs nicht Miramare, ſondern Miramar getauft habe. Miramar heiße ſpaniſch ‚Blick hinaus aufs Meer'; Miramare dagegen ſei weder ſpaniſch noch italieniſch, denn das Wort mirare ſei in der Bedeutung ‚blicken' oder ‚ſehen' im Italieniſchen gar nicht gebräuchlich. Später nahm ſich auch Robert Hamerling um die richtige Schreibung des Wortes Miramar an, allein zwei ſtarke Männer vermochten es nicht mehr, dem Irrthum bis heute zu ſteuern. — Dieſe Notiz iſt ein Auszug der längeren Darſtellung im erſten Band der „Proſa" (Neue Folge). — Am 27. desſelben Monats erſchien in demſelben Journale eine andere Mittheilung aus der Feder des Rechnungsrevidenten Silvio Candutti; derſelbe ſagt: Hinſichtlich der Bedeutung des italieniſchen Adjectives mirare, welches Wort weder ſpaniſch noch italieniſch ſein ſoll, geſtatte ich mir, zu bemerken, daſs ‚mirare' ein italieniſches Wort iſt und ſoviel wie ‚betrachten', ‚anſehen' ꝛc. bedeutet. Warum das ſelbe zu einem italieniſchen zuſammengeſetzten Hauptworte (miramare) nicht verſchmolzen werden konnte, iſt mir unerklärlich. Hiefür ſpricht ein weiterer Umſtand. Nicht weit von Miramar, eine halbe Stunde von der Eiſenbahnſtation Seſana, in der Mitte einer mit ſchroffen Felszügen beſetzten, durch Schluchten zerriſſenen Karſtlandſchaft liegt eine ſchloſsartige Villa, welche in Bezug auf Pracht und Reichthum hinter dem Zauberſchloſſe Miramar nicht viel zurückbleiben dürfte. Dieſes Schloſs heißt ‚Miraſaſſi‘, der italieniſche Ausdruck ‚sasso‘ bedeutet Fels, Stein ꝛc.

Aus dieſer Entgegnung geht zunächſt hervor, daſs ſich ein Irrthum eingeſchlichen hat. Kaiſer Max und Robert Hamerling behaupteten, daſs Miramare weder ſpaniſch noch italieniſch iſt und daſs das italieniſche mirare in der Bedeutung von „blicken“ oder „ſehen“ gar nicht gebräuchlich iſt, wie ja die Entgegnung ganz richtig bemerkt, daſs mirare „betrachten“, „anſehen“ bedeutet; zugleich ſei daran erinnert, daſs das Hauptwort la mira: das Abſehen, das Korn oder Viſir auf der Flinte, wie mirare auch noch abzielen und zielen bedeutet. Von dem ſpaniſchen Miramar, „blicke hinaus aufs Meer“, liegt das etwas entfernt; auch nützt, wie wir glauben, in dieſem Falle eine bloße perſönliche Meinung nicht viel, wenn man im Auge behält, daſs dem Erbauer des Schloſſes etwas ganz Beſtimmtes, nämlich ein ſchon beſtehendes ſpaniſches Schloſs vorſchwebte. Unter dem Schlagworte Miramar (eine Gemeinde in der ſpaniſchen Provinz Valencia) wird das kaiſerliche Schloſs an der Adria auch in Ritters geogr.-ſtatiſt. Lexikon (Leipzig 1883) erwähnt. Was nun Miraſaſſi (in, nicht bei Seſana) betrifft, ſo wurde dasſelbe angeblich 1856 erbaut, während Miramar am heiligen Abend des Jahres 1860 von Erzherzog Max bezogen worden ſein ſoll; doch iſt uns nicht bekannt geworden, ob Miraſaſſi gleich vom

Beginne an dieſen Namen führte; es kann alſo noch immer der Verſuch einer bloßen Nachahmung vorliegen.

Brief aus Graz, 29. September 1881. — Das noch vorhandene Couvert trägt die Adreſſe: „Herrn G. C. J. Vosmaer, Merangaſſe 36 A, 2. Stock.“ Über den Adreſſaten ließ ſich nichts in Erfahrung bringen. Frau Eiſenberg bemerkte, daſs derſelbe ein ſehr bekannter holländiſcher Schriftſteller war, der viel Reiſen machte und vor ungefähr zehn Jahren ſtarb; ob derſelbe hier gemeint iſt, dieſe Frage blieb offen.]

Sehr geehrter Herr! — Soeben in Beſitz Ihrer Sendung vom 23. gelangt — ich wohne auf dem Lande, daher die Verſpätung — ſehe ich mit Bedauern, daſs Sie mir ſtatt des verlangten I. Bandes von Wundt's Logik, welcher für mich ein ſpecielles Intereſſe hatte, was bei dem II. nicht der Fall, auch dieſen II. haben zugehen laſſen. Sie erklären ſich zwar zur Rücknahme bereit, doch würde die Retournirung mir Mühe und Ihnen Koſten verurſachen, und um dieſe zu erſparen, acceptire ich das complete Werk. Nur müſſen Sie mir mit Rückſicht auf meine Ihnen gemachte Conceſſion und die Höhe des Contobetrages wenigſtens das Porto von 50 Pf. auf Ihre Rechnung zu ſchreiben geſtatten. Sie erhalten demnach 23 M., die ich mit 1 Schein à 20 M. 1 fl. ö. W. = 1 M. 60 Pf. und Briefmarken à 1 M. 40 Pf. hiermit begleiche. — Hochachtungsvoll — Ihr ergebener — Robert Hamerling.

[Cajetan Cerri wurde am 26. März 1826 zu Bagnolo bei Brescia in der Lombardei als letzter männlicher Sproſſe einer altmailändiſchen Beamtenfamilie geboren; ſein Vater war k. k. Diſtrictscommiſſär in Cremona. Ohne eigentliche Kenntnis der deutſchen Sprache kam er 1839 in das kaiſerliche Stadtconvict nach Wien und wurde hier, durch den übermächtigen Drang, „Werthers Leiden“ von Goethe im Original kennen zu lernen, zum raſchen Studium der deutſchen Sprache angeregt. Im Winter 1845 erſchien in Bauerles „Theaterzeitung“ bereits ſein erſtes deutſches Gedicht, das Liebeslied „Geſchieden“. 1847 verweilte er in Oberitalien, kehrte 1848 nach Wien zurück, muſste hier aber der Zeitereigniſſe wegen ſeine juridiſchen Studien unterbrechen. Nach größeren Reiſen trat er als Praktikant bei der Amtsverwaltung Schotten, hierauf als Candidat beim Miniſterium für Landescultur und Bergweſen ein und bekleidete zugleich die Stelle eines Profeſſors der italieniſchen Sprache und Literatur am Wiener Conſervatorium. Später war er Official im Miniſterium des Innern, dann k. k. Hofſecretär und zuletzt Sectionsrath im Miniſterium des Äußern; in der letzteren Stellung trat er 1889 in Ruheſtand. — In den Jahren 1852/6 ſchrieb er auf Anregung Laubes für die „Leipziger Theaterchronik“ die Wiener Briefe unter den Pſeudonymen Dr. Veritas und ſpäter unter Bayard; 1850 bis 1863 redigierte er die Damenzeitung „Iris“, 1854 das Feuilleton des Grazer „Corriere italiano“ und gab mit L. Bowitſch die poetiſche Sammlung „Phönix“ heraus. — Schon 1848 veröffentlichte Cerri „Politiſche Liebeslieder“, dann folgte 1849 das Werk „An Hermine, ein Lied von der Unſterblichkeit“ nach Aleardo Aleardi; 1850 erſchien ſeine erſte Sammlung lyriſcher Gedichte „Glühende Liebe“: in ihr verkörpert ſich die Sturm- und Drangepoche ſeines Schaffens. 1854 erſchien „Alma“, ein Operntext für den Componiſten Thomas Lowe. Eine zweite Sammlung erſchien 1860 unter dem Titel „Inneres Leben“; die größte Zahl dieſer Poeſien ſind Originalgedichte, doch finden ſich in dem

Bände auch Übertragungen aus dem Italieniſchen des Dall' Ongaro, Giovanni Prati, Maffei u. a. Eine weitere Sammlung „Aus einſamer Stube“ erſchien 1864 mit der Widmung an Anaſtaſius Grün; das Buch enthält auch ein dramatiſches Fragment: „Byron in Venedig.“ Im Jahre 1871 erſchien das ſeiner Gemahlin gewidmete Idyll „Gottlieb, ein Stillleben“, eine Dichtung die dem Publicum auch durch Meiſter Lewinsky vermittelt worden iſt; dieſem widmete Cerri 1872 das einactige dramatiſche Gedicht „Sturm und Roſenblatt“, eine Liebesepiſode aus Byrons Leben, wovon ein Bruchſtück das zuvor erwähnte dramatiſche Fragment „Byron in Venedig“ bereits 1864 erſchienen war. Im Jahre 1872 veröffentlichte Cerri auch die didaktiſch-ſatiriſchen Zeitſtrophen „Ein Glaubensbekenntnis“, worin er die Gebrechen ſeiner Zeit tadelt. — 1871 hatte der Erſte Allgemeine Beamtenverein über Anregung des Freiherrn Falke von Lilienſtein das literariſche Jahrbuch „Die Dioskuren“ gegründet, an deſſen Redaction ſich Cerri ungenannt und in uneigennützigſter Weiſe betheiligte; er ſelbſt hat in jedem der 25 Bände Beiträge als Poet und als literariſcher Eſſayiſt geboten, die geſammelt einen wertvollen und ſtattlichen Band geben würden. In ſeiner Mutterſprache ſchrieb Cerri manches, das in Italien Anerkennung gefunden hat; ſo erſchienen 1854 „Ispirazioni del cuore“ (Sonetti e poesie diverse), ſowie ſpäter manche Gedichte in italieniſchen Revuen. In freier Bearbeitung und ergänzt erſchien 1851 „An Fanny Elßler, eine Apotheoſe, nach G. Prati“; für Adelaide Riſtori übertrug er 1858 Moſenthals „Deborah“: „Debora, Dramma popolare di S. M. Mosenthal“ (gedruckt 1871) und für dieſelbe Künſtlerin auch das Solo-Luſtſpiel von Saphir: „La commedia a Solo di M. G. Saphir“; endlich überſetzte er u. a. infolge Aufforderung Eitelbergers 1871 auch

„Aretinos Dialog über Malerei“ von Lodovico Dolce. Außer den angeführten Arbeiten erſchienen zahlloſe Beiträge in faſt allen Sammelwerken, die während der Zeit ſeiner dichteriſchen Thätigkeit erſchienen ſind, u. a. in: Moſenthal: Muſeum aus den deutſchen Dichtungen öſterreichiſcher Lyriker und Epiker, Wien, 1854. Kneſchke und Moltke: Deutſche Lyriker, Leipzig, 1873. Amſter und Stauſe: Poetiſches Gedenkbuch, Czernowitz, 1875. Die Heimat, Wien, 1877—1881. Deutſch-öſterreichiſcher Leſeverein: Joſef II., Wien, 1880. Hamerling: Blumenjahr, Frankfurt a. O., 1881. Helfert: Öſterreichiſches Jahrbuch, Wien, 1882/3, 1885, 1899. Holz: Gedenkbuch (Emanuel Geibel), Berlin, 1884. Grundmann: Deutſche Worte, Wien, 1884. Ehrenfeld: Charlotte Wolter, Wien, 1887. Wittmann: Unſere Kunſt in Wort und Bild (2. Lieferung), Wien, 1889. Künſtlergenoſſenſchaft der bildenden Künſtler Wiens: Für Laibach, 1895. Ein Wiener Stammbuch (Dr. Gloſſy zum 50 Geburtstage), Wien, 1898. Helfert: Zum 2. December, Wien, 1898. Bohrmann und Jaeger: Wiener Almanach, 1899. Deutſch-öſterreichiſche Schriftſteller-Genoſſenſchaft: Erſtes Jahrbuch, 1899. — Unerwähnt ſoll es auch in dieſer Skizze nicht bleiben, daſs die deutſche Schauſpielkunſt Cajetan Cerri es zu danken hatte, daſs aus Charlotte Wolter die große Heroine des Burgtheaters wurde; in dem klangvollen Organ und den formſchönen Bewegungen der Anfängerin ahnte der Dichter die künftige Größe. —

Wie aus dem Briefwechſel zwiſchen Cerri und Hamerling, ſowie aus Briefen des letzteren an Ernſt Rauſcher von Stainberg hervorgeht, kannten ſich die beiden Poeten perſönlich. Cerri weilte wiederholt durch längere Zeit in Graz und traf mit Hamerling mehrmals zuſammen, ſuchte ihn in ſeinem ländlichen Heim auf und lernte dort auch deſſen Eltern kennen.

Hamerling dagegen beſuchte Cerri anläſslich ſeines Wiener Aufenthaltes im Jahre 1861, was aus einer Stelle der „Stationen“ („Heimgarten“, Graz, September 1887, in Buchform S. 288) hervorgeht. Vor einiger Zeit hörte der Herausgeber dieſer Briefe von einer hervorragenden Perſönlichkeit der literariſchen Geſellſchaft, Cerri und Hamerling ſeien „literariſche Gegner“ geweſen. Dieſes Gerücht mag vielleicht dadurch entſtanden ſein, daſs Cerri eine von Hamerling vorgeſchlagene gemeinſame Arbeit (ſiehe Brief vom 15. Februar 1863) ablehnte, ſpäter aber allein, ſelbſtredend ohne kleinliche Nebengedanken, eine ähnliche Arbeit in den „Dioskuren“ veröffentlichte. Indeſſen iſt es Thatſache, daſs Cerri, ſo lebhaft er den hochbegabten Dichter, vortrefflichen Menſchen und Sohn in Hamerling verehrte und ſchätzte, doch ebenſo lebhaft (es floſs eben keine laue Milch in ſeinen Adern, wie Cerri im Scherze zu ſagen pflegte) gegen die zuletzt eingeſchlagene Richtung Hamerlings war. Dieſe Thatſache alſo mag eine Entfremdung zwiſchen beiden herbeigeführt haben, die jedoch niemals perſönlich wurde, was aus Cerris Theilnahme für den erkrankten Poeten, aus dem tiefſchmerzlichen Eindruck, den die Todesnachricht auf ihn ausübte, aus dem warmempfundenen Condolenzſchreiben an die beklagenswerte, ihren angebeteten Sohn überlebende alte Mutter, ſowie aus manchen anderen Stellen unſerer Mittheilungen deutlich hervorgeht. — Hamerling ſeinerſeits wieder erwähnte des Freundes zum Beiſpiel in den von uns im zweiten Theile publicierten Briefen an Ernſt Rauſcher (S. 31, 41). In dem Briefe vom 7. Juni 1863, in welchem Hamerling neuerdings über Zercher von Steinwand, den genialen Poeten, ſpricht, findet ſich folgende Stelle: Dem Charakterbilde Zerchers haben ſie einen bedeutſamen Pinſelſtrich in meiner Vorſtellung durch die Mittheilung hinzugefügt, daß er im perſönlichen Verkehr nicht weniger liebenswürdig, tief und anregend iſt als in ſeinen Briefen. Seine brieflichen Ergüſſe haben mich öfters an meinen braven, noch lange nicht genug geſchätzten Freund Cajetan Cerri erinnert, der durch eine ähnliche hinreißende Suada, wie ſie Fercher in ſeinen Briefen entwickelt, in mündlichem Gedankenaustauſch mich oft wahrhaft ergriffen hat, ſo wie er überhaupt einer der beredteſten und anziehendſten Geſellſchafter iſt, die ich kenne. Da war ich denn begierig zu wiſſen, ob Fercher ebenfalls wie Jener in perſönlichem Sichgeben einen ungewöhnlichen Zauber ausübt. So weit der Genius Fercher's vom Genius Cerris im Übrigen verſchieden ſein mag, ſo zeigen doch Beide eine merkwürdige Ähnlichkeit und Verwandtſchaft des Gedankens wie des Ausdrucks in ihren Diatriben über Zeitgeiſt und Poetenſchickſal. In Einem Punkte aber finde ich Beide grundverſchieden. Während nämlich der Dichter der „Geißhirten“ ein Selbſtbewußtſein beſitzt, das mit ſeinem Talent im Verhältniß ſteht, gipfelt Cerris Weltverachtung in einer übergroßen Beſcheidenheit in einer Selbſterniedrigung, die oft, halb Ernſt, halb Scherz, halb wehmüthig, halb launig, in ſeinen Geſprächen und Ergüſſen auf faſt ergötzliche Weiſe zum Durchbruch kommt. — Cerri ſtarb nach langem Leiden, doch geiſtig rege und thätig bis zum letzten Augenblick, in Karlsbad am 28. Mai 1899, wurde aber auf dem Döblinger Friedhofe, der jetzt zu Wien gehört, beſtattet. Es dürfte das nur wenigen bekannt ſein, da die Wiener Preſſe ſich mit dem Tode des hochbegabten vaterländiſchen Poeten ebenſowenig befaßte, wie mit deſſen Leben und Wirken. — (Benützt wurden: Das geiſtige Wien 1893, Brümmers Lexikon 1895, Kürſchners Literatur-Kalender 1899 und das Feuilleton „Cajetan Cerri. Zu ſeinem ſiebzigſten Geburtstage“ von Curt v. Zelau, im Fremdenblatt, Wien 28. März 1896; ferner ſchriftliche Mittheilungen der Witwe des Dichters Frau Charlotte Cerri geb. Kaſchnitz Edlen von Weinberg, einer hochgebildeten und feinſinnigen Dame, welche für das Wirken ihres Gemahls immer volles Verſtändnis beſaß und dem Poeten ein tiefes Empfinden auch über das Grab hinaus bewahrt.)

Das älteſte Stück dieſer Sammlung iſt ein Stammbuchblatt mit voller Namensfertigung Hamerlings, dem Datum „Graz, 17. Oct. 60“ und betitelt „Deutſchland und Italien“:

Nie wieder ſchlag' ein Staufenſchwert aus ſtolze Alpenthor:
Im eignen Haus, am eignen Herd blüh' deutſcher Größe Flor!
Des edlen Blutes rann genug: Du, der im Äther kreiſ't,
Zieh' unbewehrt zum Römerzug ſüdwärts, Germanengeiſt!
Dort unter Myrthenſchatten lind wirb friedlich um die Braut.
Italia, das Götterkind, ſei hold dir angetraut!
Wenn ſegensreich durch Himmelsgunſt ſich euer Bund vollzieht,
Dann ſingt die Dichtung, ſingt die Kunſt ihr ſchönſtes Feierlied.
Herüber von Sicilien grüßt Friedrich, milden Sinns!
O pflanzt des Friedens Lilien am Grabe Conradins!

Dieſes Stammbuchblatt wurde bereits in der „Iris“ (Graz, 23. März 1863) abgedruckt; verändert findet ſich das Gedicht auch im lyriſchen Nachlaſſe Hamerlings „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“. In der Zeitſchrift „Iris“ veröffentlichte Cerri auch ſeine bekannt gewordenen Dichter- und Künſtler-Charakteriſtiken, unter denen jedoch eine Hamerling betreffende fehlt; dagegen brachte die genannte Zeitſchrift in den Jahren 1863 und 1864 Sonette des letzteren.

Cerri erhielt von Hamerling auch eine Photographie jenes Bildniſſes, welches wir im erſten Theile unſerer „Ungedruckten Briefe“ veröffentlichten und das im engeren Kreiſe als „der junge Hamerling“ bezeichnet wurde. Das hier in Betracht kommende Exemplar des Bildniſſes trägt „An C. Cerri“ folgende Verſe:

Ich lieb' Italia mit heißen Trieben,
Mit heißem Drang lieb' ich mein Vaterland.
Wie ſollt' ich dich nun, Freund, nicht doppelt lieben,
In dem ſich, was ich liebe, hold verband?
Trieſt, 16. Oct. 61. Robert Hamerling.

Dieſes Bildnis war durch eine lange Reihe von Jahren in einem Photographie-Album befeſtigt; Cerri, der es oft und gerne ſeinen Beſuchern zeigte, erwähnte niemals der Widmung, ſo daſs dieſelbe durch Beſcheidenheit in Vergeſſenheit gerieth und den Überlebenden zu einer Entdeckung verhalf. Es iſt daher anzunehmen, daſs dieſe Widmung bisher ungedruckt blieb, was allerdings nicht als Behauptung aufgeſtellt werden kann, da Cerri theils ſeiner Arbeiten, theils ſeiner ſteten verſchiedenen und zunehmenden Leiden und ſeiner Nervoſität wegen gerne zurückgezogen in ſeinem Studierzimmer lebte und im allgemeinen, beſonders aber auf literariſchem Gebiete nicht ſehr mittheilſam war.

Brief aus Trieſt, 15. Februar 1863. — Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold übertrugen zuſammen „Fünf Bücher franzöſiſcher Lyrik“ (Stuttgart 1862). — Das „Dichterbuch aus Oeſterreich“, von Emil Kuh 1863 herausgegeben, enthält den erſten Druck der Canzone „Germanenzug“. — Hier iſt Ludwig Speidel in Wien gemeint.]

Sehr lieber Freund! — Ich weiß nicht, ob Sie ſich noch erinnern, daß Sie mir bei unſerer letzten Zuſammenkunft in Graz das Verſprechen abnahmen, Ihnen zu ſchreiben, und Ihrerſeits verſprachen, Sie wollten, Ihrer ſonſtigen Art zuwider, mir die Antwort ganz gewiß nicht ſchuldig bleiben. Zehnmal habe ich ſeither wirklich ſchreiben wollen: ich hätte gar zu gern angefragt, wie es gegenwärtig um Ihre Geſundheit ſteht, denn die Grazer Anwandlungen hatten mich ein wenig ängſtlich gemacht. Aber ich dachte immer, Sie könnten mir insgeheim zürnen, wenn ich durch einen nichtsſagenden Brief, der eine bloße, vielleicht ceremoniös ſcheinende Frage nach dem Befinden enthielte, Sie aus der ſüßen freundlichen Gewohnheit des Nichtſchreibens riſſe, und Sie zwänge, ſich hinzuſetzen, und mit widerwilliger Seele ſich zu einem Schreibebriefe anzuſtrengen, ohne inneren Antrieb, nur um nicht Ihr gegebenes Wort zu brechen. Es iſt mir peinlich, Jemand etwas ohne Noth anzumuthen, wovon ich weiß, daß es ihm eine Überwindung koſtet. Wenn ich Ihnen nun endlich doch ſchreibe, ſo geſchieht es, weil ich Ihnen einen Vorſchlag zu machen habe, der Sie, wie ich hoffe, hinlänglich anregen wird, um Ihnen ein paar Zeilen der Erwiderung nicht allzu ſauer werden zu laſſen. Ich habe vor längerer Zeit geleſen, daß Sie mit dem Plane umgehen, ein Sammelwerk von Proben der jüngſten italieniſchen Poeſie herauszugeben. Mir ſelber hat ſich ein ähnlicher Gedanke zu wiederholten Malen aufgedrängt. Wie wär' es, wenn wir unſere Beſtrebungen vereinigten und die beſten italieniſchen Poeten der Gegenwart und der jüngſten Vergangenheit dem deutſchen Publicum in ähnlicher Weiſe vorführten, wie es kürzlich wieder durch Geibel und Leuthold mit den neueren Lyrikern der Franzoſen geſchah? Doch würde es in meinem Plane liegen, das Werk mit biographiſchen und kritiſchen Einleitungen auszuſtatten, deren Redaction ich nöthigenfalls allein übernähme. In die Poeten würden wir uns theilen: Sie übernähmen z. B. Ihren Liebling Prati, ich den Aleardi, den Giuſti u. ſ. w. Würden Sie Luſt haben, auf dieſen Plan einzugehen, und wenn dieß der Fall, welche Modificationen hätten Sie Ihrerſeits vorzuſchlagen? Ich bin überzeugt, daß wir eine dankbare Arbeit unternehmen würden: Für einen Verleger glaube ich bürgen zu können. Betrachten Sie aber dieſen Antrag nur als für den Fall gethan, daß Sie nicht Luſt haben, das Ganze allein auszuführen; kommt die Sache ohne mich zu Stande, deſto beſſer: mir iſt es einzig um die Sache und darum zu thun, daß ein Unternehmen dieſer Art in Angriff genommen und etwas dazu beigetragen wird, Ausdrücke wie „ein gewiſſer Aleardi“ aus deutſchen Blättern verſchwinden zu machen. — Was ſagt man in Wien vom „öſtreichiſchen Dichterbuche“? Mir iſt von Kritiken nur die Speidel's zu Geſichte gekommen, der uns mit echter, raffinirter Recenſenten-Grauſamkeit 8 Tage lang zwiſchen Einleitung und Schluß zappeln ließ. Wenn Ihnen anderweitige Kritiken des Buches mit Erwähnungen meiner Canzone bekannt geworden, ſo bitte ich Sie ſehr, mir es freundlichſt mitzutheilen.

Erfreuen Sie recht bald mit einigen Zeilen — Ihren — herzlich ergebenen — Robert Hamerling.

[Wie ſchon in den einleitenden Zeilen zu dieſem Capitel erwähnt, lehnte Cerri das Anerbieten Hamerlings ab und verlieh dieſer Ablehnung poetiſchen Ausdruck. Im XXV. Bande der „Dioskuren“ (Wien 1896) findet ſich eine Gruppe von Gedichten Cerris „In einem Lorbeer-Hain“, unter denen ſich die folgenden Verſe mit der Überſchrift „Robert Hamerling“ befinden.

Vollzieh'n ſoll ich auf Deines Ruhmes Schwingen
Kühn einen Flug, mit Dir vereint im Lied?
Nein, nein! Willſt Du, ein Aar, zur Sonne dringen,
Nimm keinen Sperling auf dem Fittig mit.

Die Sonne würde bang in Flammenzügen
Zurück ſich werfen aus dem Meer von Licht:
„Dir ward das Recht, empor zu mir zu fliegen,"
So ſprach ſie, „den Andern kenn' ich nicht."

Unter dieſen Verſen ſteht folgende Note: Noch zur Zeit, da Hamerling in Trieſt domicilierte, lud er mich brieflich ein, mit ihm eine Anthologie deutſcher Bearbeitungen charakteriſtiſcher Gedichte hervorragender neuerer Poeten Italiens herauszugeben. Er ſelbſt würde, ſchrieb er mir unter Anderem, ganz beſonders Leopardi berückſichtigen, während ich Prati, Aleardi, Groſſi u. a. vorführen ſollte. Da ich aber fühlte, daſs es meinerſeits anmaßend wäre, meinen Namen mit jenem eines ſo bedeutenden, damals ſchon vielgefeierten Dichters auf das Titelblatt eines Buches, als ſozuſagen gleichberechtigten Mitherausgebers desſelben, zu ſetzen, beantwortete ich ſeine ehrende Einladung mit obigen Verſen. Die Angaben der Dichter decken ſich zwar nicht ganz mit dem Briefe; es iſt aber möglich, daſs auch Geſpräche über dieſen Gegenſtand geführt wurden.]

[Brief aus Trieſt 1. April 1865.]

Lieber Freund! — Vor einigen Tagen hat der hier durchreiſende Dresdener Dichter Julius Schanz mich beſucht und mir unter vielen anderen Dingen auch etwas erzählt, was Sie betraf, und was ich Ihnen mittheile, da es Ihnen vielleicht Freude macht. Schanz hat nämlich vor einigen Jahren eine Sammlung von Gedichten des Engländers James Henry in deutſcher Überſetzung herausgegeben; nachgerade aber ſtellte ſich heraus, daß ein Theil dieſer Gedichte ſchon urſprünglich deutſches Original, und zwar aus Ihrer Feder war. Hoffentlich finden Sie ſich dadurch mehr geſchmeichelt als geärgert. — Iſt Ihnen Kneſchke's „Anthologie deutſcher Lyriker ſeit 1850" (Leipzig, Lorck 1865) und Dr. Arthur Levyſohn's „Jüngſtdeutſche Lyrik"

(Grünberg, Levyſohn) zu Geſichte gekommen? In beiden Werken iſt Ihrer ſehr ehrenvoll gedacht; wenn Sie nicht anders davon Kenntniß erhalten können, ſo ſende ich Ihnen das Sie Betreffende in einer Abſchrift. — Was machen Sie? Ich denke ſehr oft an Sie, und wünſche mir Ihre Geſellſchaft. Wie Schade, daß ich bei Ihrem letzten Hierſein in ſo gräulicher Verfaſſung war. Meine Geſundheitsumſtände ſind übrigens immer unbeſchreiblich ſchlecht. Daß mein epiſches Gedicht „Ahasverus in Rom“ (in welchem ich die Geſtalten des Ahasverus und des Nero mit einander in Berührung bringe), vollendet iſt, und im Laufe des Sommers, etwa 16 Druckbogen ſtark, erſcheinen wird, dürften Sie in der Trieſter oder Grazer Zeitung geleſen haben. Die Anthologie italieniſcher Lyriker der Gegenwart verliere ich gleichfalls nicht aus den Augen; vielleicht komme ich dieſen Sommer nach Wien, dann beſprechen wir die Sache eingehender. Fühlen Sie ſich einmal aufgelegt, ſo ſchreiben Sie — Ihrem — immer herzlich und aufrichtig — ergebenen — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 16. April 1874.]

Hochgeehrter Herr! Verzeihen Sie, wenn ich in der Hoffnung, daß Sie meiner ſich noch erinnern, auf frühere freundſchaftliche Bekanntſchaft pochend, Sie heut mit einer Bitte beläſtige. Ich habe mich verleiten laſſen, für die neue Auflage des Meyerſchen Converſationslexikons die Reviſion und Ergänzung des die italieniſche Literatur des 19. Jahrhunderts betreffenden Materials zu übernehmen. Ich hoffte einige Unterſtützung von Seite italieniſcher Freunde zu finden, habe mich aber darin geirrt. Man wies mich an Degubernatis in Florenz, dieſer aber iſt für Brockhaus angeworben, kann alſo nicht zugleich für den Concurrenten Meyer ſich hilfreich erweiſen. Von

Quellenwerken beſitze ich die „Contemporanei italiani“ (Turin, Pomba), die Ricordi von Degubernatis habe ich beſtellt, Cantù's „Illustri Italiani“ kann ich mir auch vielleicht bald verſchaffen; nun ſollen aber noch „Biographien“ von Ricciardi, und „Profili letterari“ von Pitré exiſtiren. Um ſie mir kommen zu laſſen, müßte ich jedoch zuvor Verlagsort, Namen des Verlegers, und, wo möglich, auch den Preis ermitteln, was mir bisher nicht gelungen. Sie, hochgeehrter Herr, behalten, wie ich aus Ihren ſchätzbaren Artikeln in der „Neuen illustr. Ztg.“ erſehe, „Fühlung“ mit der neueſten Literatur Ihres Vaterlandes. Wären Sie vielleicht im Stande, mir die erwünſchten Mittheilungen zu machen? Und falls Sie ſelbſt im Beſitze dieſer Bücher wären, würden Sie ſich entſchließen können, ſie mir für ein paar Tage anzuvertrauen, oder mir wenigſtens gütigſt mitzutheilen, welche Biographien dieſelben enthalten? Denn möglicher Weiſe enthalten ſie keine einzige, die ich brauche, und in dieſem Falle würde ich mir die Koſten des Ankaufs umſonſt machen. Wollten und könnten Sie mir überdieß noch die eine oder die andere Quelle für ital. Literatur- und Gelehrtenbiographie der Gegenwart nahmhaft machen, ſo würden Sie mich natürlich doppelt verpflichten. Ich hätte Sie gewiß mit dieſer Bitte nicht incommodirt, wenn ich nicht glaubte, daß Sie die Anfragen, die ich zu ſtellen mir die Freiheit nahm, ohne vielen Zeitverluſt auf dem Raum einer Correſpondenzkarte mit wenigen Zeilen beantworten können. Ich muß jedoch leider hinzufügen, daß die erbetenen Mittheilungen mir nur in dem Falle nutzen können, daß ich ſie ſogleich erhalte. — Laſſen Sie als Italiener einer italieniſchen Sache zu Liebe nicht ganz ohne Erwiderung — Ihren — in aufrichtiger Hochſchätzung und aller Sympathie ergebenen — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 18. November 1874. — Das noch vorhandene ſchmale Briefcouvert trägt folgende Adreſſe: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Cajetan Cerri, k. k. Hof und Miniſterialſekretär im Miniſterium des Äußern, Ritter mehrerer Orden ꝛc. Wien“]

Hochgeehrter Herr und Freund! Sie haben die beſcheidene Feier der goldenen Hochzeit meiner Eltern mit einem freundlichen Glückwunſche beehrt und verſchönert, für den ich Ihnen meinen wärmſten Dank ſage. Ich genoß an jenem Tage ſeit Jahren zum erſten Mal wieder die Freude, mich für einige Stunden von einem wohlwollenden und befreundeten Kreiſe umgeben zu ſehen, und nehme eine wohlthuende Erinnerung mit mir in die Zurückgezogenheit, aus der ich meinen Eltern zu Liebe für einen Tag herausgetreten. Verzeihen Sie, wenn ich einſtweilen nur mit dieſen wenigen Zeilen Ihnen danke dafür, daß Sie jenem Kreiſe wenigſtens im Geiſte ſich mitangeſchloſſen. — In hochachtungsvoller Ergebenheit — Ihr — Hamerling.

[Brief aus Graz, 8. Juni 1875. — Cerri erhielt ſeinerzeit zur Durchſicht die Broſchüre „Nerone“, Drama von Coſſa (italieniſch), welche er leihweiſe Hamerling überließ; der letztere ſcheint auf die Rückſtellung vergeſſen zu haben und mußte daran erinnert werden.]

Hochgeehrter Herr und Freund! Ich bitte tauſend Mal um Entſchuldigung wegen der Säumniß. Ich beeile mich, ſie gut zu machen: das Büchlein geht gleichzeitig mit meinem beſten Danke an Sie zurück. Zürnen Sie nicht — Ihrem — mit größter Hochachtung ergebenen — Hamerling.

[Auf eine Viſit-Photographie der Firma Em. Mariot in Graz, welche den Dichter in reiferem Alter, ſehr charakteriſtiſch, aber mit etwas kränklichen Geſichtszügen darſtellt, ſchrieb Hamerling: „Meinen

Freunde, dem von mir **hochgeſchätzten** Dichter Cajetan Cerri. Rob. Hamerling. Graz Aug. 75." — Dieſes Bildnis nahm bis zu dem Tode Cerris den Ehrenplatz auf deſſen Schreibtiſch ein.

Brief aus Graz, 22. Auguſt 1875. — Hier iſt Hamerlings Wohnhaus im Stiftingthale bei Graz gemeint, das ſogenannte Stiftinghaus.]

Hochgeehrter Freund! Da ich den Sommer über wie immer auf dem Lande wohne (Kutſcherwirthgaße Nr. 10), ſo erhielt ich Ihr Billet etwas ſpät, und eben von einer ziemlich anſtrengenden Fußwanderung zurückgekehrt, war ich verhindert, Sie ſofort perſönlich im Hotel aufzuſuchen. Wollen Sie mich beehren, ſo treffen Sie mich am ſicherſten heute oder morgen Nachmittag und Abends, ausgenommen die Stunde von 5—6. Hält aber das ſchlechte Wetter an, ſo beſuche ich Sie im Hotel. Sehen wir uns nicht ſchon heute, ſo bitte ich Sie um ein paar Zeilen mittelſt Poſtkarte, welche, Abends aufgegeben, morgen früh 9 Uhr in meinen Händen ſein werden. — Dem Wiederſehen mit Freude entgegenſehend bin ich — in herzlicher Ergebenheit — Ihr Rob. Hamerling.

[Soweit reichen die Schriftſtücke von der Hand Hamerlings; dabei lag auch von ſeiner Hand eine Abſchrift des Gedichtes „Macht der Minne", wörtlich wie es in der uns vorliegenden 6. Auflage von „Sinnen und Minnen" (1877) abgedruckt erſcheint; welchem Zwecke dieſe Abſchrift diente, konnte nicht ermittelt werden.

Wir ſchließen nun dieſes Capitel mit einigen Schriftſtücken Cerris ab, umſolieber, als ſie nicht nur für das Ausklingen dieſer Dichterfreundſchaft bezeichnend, ſondern auch an und für ſich menſchlich und edel ſind.

Brief Cajetan Cerris an Robert Hamerling, ddo. „Ober-Döbling 8. 7. 89" (nach einem Concept)

Hochgeehrter Herr und Freund! — Infolge der weltflüchtigen Einſamkeit, der ich mich ſchon ſeit vielen Jahren ergeben habe, erfahre ich erſt jetzt aus einem in den Blättern citierten Grazer Journale, daſs Ihr leidender Zuſtand ſich neueſtens bedenklich geſtaltet habe. — Der Erfahrungsſatz, daſs, was in den Zeitungen ſteht, nicht immer vollſtändig wahr iſt, laſst mich zunächſt hoffen, daß auch dieſe Mittheilung nicht vollinhaltlich begründet ſei. Aber ſelbſt wenn ſie es thatſächlich ſein ſollte, glaube ich mit Zuverſicht, daſs Sie ſich auch dieſesmal aus noch ſo ſchwerem Krankheits-Drangſale ſiegreich herausarbeiten werden, Dank vor allem Ihrer auch phyſiſch gottbegnadeten Eigenart. Denn Sie ſind im innerſten Lebenskerne eine durchaus ſtarke Natur. — Von ganzem Herzen wünſche ich es, auch damit noch viele, viele Jahre hindurch ſich das heutige Öſterreich ſeines größten, Deutſchland eines ſeiner größten Dichter, die zu Haſs und Wirrnis verhetzte Menſchheit aber eines wahrhaft guten, edlen und wohlmeinenden Menſchenfreundes ſich erfreue. — Selber an ſchmerzvoll complicierten, trotz einer längeren Meraner Cur fortwühlenden inneren Leiden, die anfangs dieſes Jahres ſogar meine Penſionierung veranlaſsten, laborierend, neueſtens aber auch noch von einem rapid zunehmenden Augenübel heimgeſucht, das unlängſt ſelbſt zu einer kleineren Operation am rechten Auge führte, vermag ich heute nur mit dieſen wenigen und flüchtigen Zeilen meiner herzinnigſten Theilnahme Ausdruck zu verleihen, mit welcher ich in Verehrung und Freundſchaft zeichne hochachtungsvoll Ihr altergebener Cerri.

Brief Cerris an „Frau v. Hamerling“ in Graz, ddo. „Ober-Döbling 16. 7. 89“ (nach einem Concept).

Hochgeehrte gnädige Frau! — Nur einmal hatte ich die Ehre, mit Ihnen, gnädige Frau, zuſammen zu treffen, und zwar vor mehreren Jahren im ſchönen Stiftingthale, als ich dort gelegentlich eines Beſuches, Ihren nun heimgegangenen Herrn Sohn zum letztenmale ſah, mit dem ich früher, zuerſt in Trieſt, dann in Graz, wiederholt perſönlich und dann brieflich in regem Verkehre geſtanden war. Trotz dieſer bloß einmaligen Begegnung, bitte ich, mir zu erlauben, Ihnen hiermit, dem Drange des Herzens folgend, den Ausdruck tiefgefühlten Beileides zu dem großen Verluſte darzubringen, den mit Ihnen, gnädige Frau, ganz Öſterreich, Deutſchland, und überhaupt die geſammte literariſche Welt Europas, ſoweit ſie für das künſtleriſche Schaffen einer genialen Dichterkraft Verſtändnis hat, trauernd mitempfindet. Leider vermag kein Wort keiner Sprache der jede andere überragende Trauer einer Mutter über den Verluſt eines ſolchen Sohnes irgend welchen Troſt zu bieten, und mit Recht betont die „Neue Freie Preſſe“ von geſtern, daß durch dieſes Hinſcheiden der allergrößte Schmerz nun Ihrem ehrwürdigen Alter bereitet wurde, damit gleichſam andeutend, daſs zu ähnlicher Schmerzenshöhe keine noch ſo wohlmeinende Stimme des Troſtes hinanreicht. — Vielleicht daſs der leuchtende, von Ihrem Herrn Sohne auf Erden hinterlaſſene Ruhmesglanz die nun über Ihre Seele ausgebreiteten Schatten etwas mildert, und daſs dann die mild waltende Hand der Zeit dieſelben immer mehr verdrängt. — Dies hofft und wünſcht aus vollem Herzen, hochgeehrte gnädige Frau, Ihr hochachtungsvollſt ergebenſter Cajetan Cerri.

Im XIX. Bande der „Dioskuren“ (Wien 1890) finden ſich „Meditierende Verſe“ Cerris, unter denen ſich auch Diſtichen mit der Überſchrift „Bei Robert Hamerlings Hinſcheiden“ befinden:

„Ungeliebt blieb ich ſtets.“ Du ſchriebſt es noch kurz vor dem Ende,
Schriebſt es ſchmerzvoll bewegt — ſenkteſt das Haupt dann und ſtarbſt.

Furchtbar trifft Euch dies Wort des Genius, Ihr Mädchen und Frauen,
Die Ihr freigebig ſonſt Nektar der Liebe credenzt.
Gerne berauſcht Ihr damit den rohen lüſternen Geldprotz,
Gerne dem geiſtloſen Geck reicht Ihr den vollen Pokal —
Ungeliebt geht dafür ein großer Dichter durch's Leben,
Stockt ein edelſtes Herz, endet ein Ritter vom Geiſt!

Endlich begegnen wir nochmals in den „Dioſkuren" (XXIV. Band, 1895) Cerri, des großen Freundes gedenkend und ihn vor den Tadlern in Schutz nehmend. In einem Cyklus „Gefühltes und Gedachtes" finden ſich vier Verſe mit der Aufſchrift „Grenzen der Beſcheidenheit"; den Commentar hiezu gibt Cerri in einer Note: Geſchrieben, als nach dem Tode Robert Hamerling's einige Publiciſten dem Dichter, auf Grund ſeiner Autobiographie, Unbeſcheidenheit vorwarfen. Die Verſe aber lauten:

Erkennt ſich ſelbſt nicht als Talent
Ein volles, wirkliches Talent,
So weiß es nicht: was iſt Talent? —
Dann aber wär' es kein Talent!]

[Franz Raab, Doctor der Philoſophie und k. k. Profeſſor i. P., wurde am 10. October 1836 zu Ried in Oberöſterreich geboren; er iſt Verfaſſer der poetiſchen Arbeiten: Ein Maitag, ein Gedicht zur Feier des ſechshundertſten Geburtstages Dantes, 1865; Ein Wendenfürſt, Trauerſpiel 1867; Aus Vindobona, Gedichte in antiker Weiſe 1876; und Station Trieſt, Luſtſpiel 1877. Die Titel ſeiner philoſophiſchen Werke ſind: Die ethiſchen Grundideen, 1870; Grund und Urſache. Verſuch einer empiriſchen Darſtellung der Denkvorgänge, 1875; Das induktive und urſachliche Denken, 1882; Weſen und Syſtematik der Schlußformen, 1891; ſeit dieſer Zeit erſchien nichts mehr im Druck. Franz Raab unterrichtete am deutſchen Staatsgymnaſium in Trieſt vom Herbſt 1860 bis Frühjahr 1865 als Supplent, dann als Profeſſor vom Frühling 1869 bis Auguſt 1870 in Latein, Griechiſch, Deutſch, Propädeutik, aushilfsweiſe im Untergymnaſium auch in Botanik und Zoologie; in der Zwiſchenzeit war er am italieniſchen Gymnaſium in Rovereto angeſtellt; er kam ſpäter nach Wien an das Joſefſtädter k. k. Obergymnaſium und trat von hier aus im Frühling 1895 in den Ruheſtand. (Vergl. Das geiſtige Wien 1893 und Kürſchners Literatur-Kalender 1899. Ergänzt durch ſchriftliche und mündliche Mittheilungen.)

Als Franz Raab das erſtemal nach Trieſt kam, waren er und Robert Hamerling gegenſeitig ſich nicht mehr fremd. Zum beſten der Schiller-Stiftung erſchien im Jahre 1859 ein „Album zur Schiller-Feier. Von Studierenden der Wiener Univerſität“, welches neun Gedichte von Raab und vier Gedichte von Hamerling enthielt; von dem letzteren die Gedichte „Hymnus im Süden“ (Hymnen I), „Die Inſel des Glücks“ (O Inſel, ſo waldgrün), „Nachtfeier“ und „Eine Todtenſtadt“. Dieſe Annäherung und einen gleich vom Anfange an freundlichen Verkehr benützte Hamerling dazu, dem jüngeren Collegen im Amte ein Exemplar der kleinen Ausgabe von „Venus im Exil“ zu überſenden, welches folgende Zueignung trägt: „Herrn Franz Raab. / Seinem lieben Freunde u. Collegen / der Autor. / Trieſt 21. Dez. 1860.“ — Als nächſtes Freundſchaftszeichen beſitzen wir ein Exemplar der 1861 entſtandenen Photographie des jungen Dichters mit der Widmung: „Robert Hamerling, Trieſt 8. Apr. 63“.

Aus dem Gedächtniſſe erinnert ſich Prof. Raab eines Vorkommniſſes, das uns intereſſant erſcheint, um notiert zu werden: Robert Hamerling hatte für die „Trieſter Zeitung“ das Referat über Theater und Muſik zu beſorgen; in einem Berichte über die Oper eines jüdiſchen Componiſten (vermuthet wird Meyerbeers „Prophet“) meinte er, daſs man den jüdiſchen Charakterzug aus der Muſik heraushöre, was allerdings von einer Glaubensgenoſſin des Componiſten ſehr übel vermerkt worden war. Es läſst ſich, da uns der Bericht unbekannt iſt, nicht ſagen, wie die Stelle wirklich aufzufaſſen iſt; nebenbei ſei bemerkt, daſs nach einer zwar unverbürgten aber weitverbreiteten Anſicht, der Krönungsmarſch urſprünglich für eine Oper „Moſes“ componiert worden ſein ſoll und zwar als Charakteriſierung des Zuges der Juden durch die Wüſte.

Brief aus Graz „12. Jan. 66“. — Die Angelegenheit mit der „Gartenlaube“ iſt nicht literariſcher Art; Hamerling erhielt ſie von ſeinem Collegen zur Lectüre. — Im „Programm des k. k. Gymnaſiums in Trieſt veröffentlicht am Schluſſe des Schuljahres 1866“ erſcheint Dr. Johann Loſer als Director; Dr. Raab fehlt; in der Rubrik „Wirkliche Profeſſoren“ ſteht: „Herr Hamerling Robert, Krankheit halber beurlaubt“.]

Geehrter Freund und College! — Ich bedaure ſehr, daß es für den Augenblick unmöglich iſt, den Jahrgang der „Gartenlaube“ zurückzuſtellen: er befindet ſich bei meinen andern Büchern wohlverpackt in den Magazinen des Lloyd. Der Eigenthümer muß ſich alſo ſchon bis zu meiner Rückkehr gedulden. Warum iſt Ihr Brief ſo lakoniſch? Gewiß hätten Sie mir Manches vom Gymnaſium, von den Collegen 2c. mittheilen können. Ich habe von mir ſelbſt nichts zu berichten, als daß auf mein phyſiſches Leiden weder die Veränderung des Aufenthaltes, noch der Winter bisher einen merklich günſtigen Einfluß ausgeübt hat.

Um das Neujahr herum hatte ich gute Zwiſchenzeiten: jetzt bin ich wieder ſo ſchlimm daran wie nur je. Meine Geduld iſt vollſtändig erſchöpft und ich werde dem Unleidlichen meiner Lage, das durch einen Beruf, dem meine Kräfte nicht gewachſen ſind, ſo weit gediehen iſt, im Laufe des Sommers auf die eine oder die andere Art ein Ende zu machen ſuchen. Wie geht es mit Ihnen und mit Ihren Hoffnungen auf eine definitive Anſtellung? Harren Sie aus, ich denke, es glückt Ihnen ſchließlich doch in Trieſt ſelbſt fix zu werden, wohin Sie nach meiner Anſicht trefflich paſſen.

Sie erwähnen im Vorübergehen meines „Ahasver“ und wundern ſich, daß derſelbe von den Wiener Blättern ſo wenig beſprochen wird. Sie wiſſen aber, daß die Wiener Blätter mit wenigen Ausnahmen nichts recenſieren: es haben darum auch nur ein paar von ihnen Recenſionsexemplare des „Ahasver“ erhalten, und dieſe haben ihre Pflicht theils ſchon gethan (Reform und Öſterr. Zeitg.), theils werden ſie dieſelbe hoffentlich nächſtens thun (wie Preſſe, Nationalzeitung, Wiener Zeitg.). Im Allgemeinen wird das Werk außergewöhnlich viel beſprochen; es ſind mir bis jetzt 50 längere oder kürzere Beſprechungen davon bekannt geworden. Gottſchall, Frenzel, Moriz Hartmann, Carrière, Julius Groſſe, F. Wehl und viele andere kritiſche Notabilitäten haben ihre Stimme ſchon abgegeben. Ich wäre ſehr begierig zu wiſſen, was man in Trieſt zu dem Buche ſagt? Ich erfahre von dort faſt gar nichts. Wollten Sie mir den Freundesdienſt erweiſen und mir eine vertrauliche Mittheilung darüber machen, ob man in den Sie zunächſt umgebenden Kreiſen von Ahasverus Notiz genommen, ob ihn Jemand von den Superioribus geleſen und etwa an den Sittenſchilderungen Ärgerniß genommen? Seien Sie in dieſem Punkt ganz aufrichtig, es kann mir viel nützen. Vielleicht wiſſen Sie zufällig auch etwas über den dortigen Abſatz des Werkes. Sind Ihnen Käufer bekannt geworden? Da Sie mit Buchhändlern Verbindung haben, können Sie wohl auch einmal anfragen, wie „Ahasver“ *geht*. — Schreiben Sie mir recht bald; Sie erhalten dann auch von mir Ausführlicheres, wenn Sie es wünſchen. Empfehlen Sie mich beſtens dem Herrn Director und den Herrn Collegen und bleiben Sie freundlich geſtimmt — Ihrem — herzlich ergebenen — Rob. Hamerling — Sporgaſſe No. 113.

[Brief aus Graz 21. Februar 1866. — Die in dieſem Schreiben erwähnte Vorleſung über „Ahasver“ kam nicht zuſtande, weil Profeſſor Raab nach Rovereto überſiedeln muſste.]

Lieber College und Freund! — Ich würde Ihr Schreiben ſchon früher erwiedert haben, wenn es nicht eben jetzt wieder mit meiner Geſundheit recht übel ſtünde. Vor Allem bin ich Ihnen ein paar Worte über die dramatiſchen Entwürfe ſchuldig, die Sie mir zur Einſicht und Begutachtung geſendet haben. Alle drei Skizzen haben mich intereſſirt und ſind in ihrer Verſchiedenartigkeit erfreuliche Kundgebungen eines vielfach angeregten, ſtrebſamen Geiſtes. Es käme jetzt nur darauf an, daß die ſinnigen Pläne, da ihre Wirkung ja doch auf das größere Publikum berechnet ſein ſoll, eine friſche, lebendige Ausführung fänden und das Gedankenhafte derſelben ſich durchweg in anſprechenden realen Bildern und Zügen verkörperte. Ich will Ihnen die Bedenken nicht verſchweigen, die mir eine ſolche lebensfriſche, *wirkſame* Ausführung in der *Form*, die Sie projektirt haben, etwas zweifelhaft erſcheinen laſſen. Zunächſt das Seelengemälde „Ein Verwandelter“ ſcheint mir dankbarer als *Roman*, denn als Drama behandelt werden zu können. Gerade daß Sie es ein Seelengemälde nennen, beweiſ't, daß Sie inſtinktmäßig ſchon dasſelbe gefühlt haben, und Sie werden ohne Zweifel zugeben, daß ein Seelengemälde ſich bequemer in einem Roman als in dramatiſcher Form behandeln läßt. Ihrem Stoffe fehlt zudem vielleicht das Frappante in der Handlung, das ein Bühnenſtück erfordert. Überhaupt möchte ich Sie auf Roman und Novelle verweiſen: Sie dringen damit leichter in die Öffentlichkeit als mit der dramatiſchen Siſyphusarbeit, und Ihre gedankenreiche Schreibweiſe würde ſich dabei im beſten Lichte zeigen können. Im „Prinz Max“ finde ich den Stoff entſchieden anſtößig: Ihre zigeunernde *Maria von Burgund* iſt ein zu kühner Gedanke; bei aller licentia poetica, die man dem Dramatiker einräumen muß, würde man Ihnen denn doch vorwerfen, daß Sie mit der Geſchichte freier als billig umſpringen; Sie müßten hier jedenfalls Einiges umgeſtalten und beſſer motiviren. Bei dem Trauerſpiel Eidion mache ich Sie nur darauf aufmerkſam, wenn dies nöthig, daß das heutige Publicum und die heutige Kritik von griechiſchen und lateiniſchen Namen ein für alle Mal nichts hören will. Noch dazu iſt gerade der Name Eidion ſo wenig mundgerecht als möglich. Ich denke, Sie würden ein *Buch*drama ſchaffen; das iſt aber ſchwerlich Ihre Abſicht. *So hübſch gerade dieſer letztere Plan gedacht iſt*, muß ich Ihnen doch von der Ausführung, wenn Sie die *Bühne* im Auge haben, abrathen. Da haben Sie in der Kürze meine aufrichtigen Anſichten bezüglich des mir Mitgetheilten; ich wiederhole ſchließlich meinen Rath: verſuchen Sie ſich als *Erzähler*. — Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Idee, eine Vorleſung über „Ahasver“ in Trieſt halten zu wollen. Auch hier iſt in einem literariſchen Vereine ſchon Ähnliches geſchehen. Käme der Plan wirklich zur Ausführung, ſo wäre es, glaube ich, am beſten, von der Ahasver-Sage auszugehen; gerne würde ich Ihnen, wenn Sie es wünſchen, Andeutungen und einiges Material zur Verfügung ſtellen. Die Recenſion in der Preſſe war von Hieronymus Lorm, nicht von Laube, wie Sie meinten. Von meinem Verleger habe ich ſehr gute Nachrichten, er hat keine Exemplare mehr in Hamburg auf dem Lager, und eine zweite Auflage ſteht für den Sommer in faſt gewiſſer Ausſicht. Ihr Vortrag würde dazu beitragen, daß man auch in Trieſt das Werk beſſer beachtet. — Mit herzlichem Gruß — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 26. Februar 1866. — Die eingangs erwähnten Abſchriften ſcheinen nicht mehr zu exiſtieren. „Das deutſche Muſeum, Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben“ wurde 1851 von dem Dichter und Literarhiſtoriker Robert Prutz in Verbindung mit Wolfſohn begründet und erſchien in Leipzig. — Hier iſt Julius Moſen, 1803–1867, gemeint; Adolf Stern in ſeiner „Geſchichte der neuern Literatur“ (Leipzig 1884) ſagt: Im epiſchen Gedichte „Ahasver“ werden immer die kühn-großartige und tiefſinnige Anlage des Gedichts, die ganze Ausführung der erſten Geſänge, in denen es ſich noch auf realem Boden bewegt, bewundert werden; und doch tritt ſchon ein ſchwer zu charakteriſierendes Etwas hervor, welches lähmend und hemmend in Moſens weiterer künſtleriſcher Entwicklung wirken ſollte, ein Einfluß philoſophiſch-kritiſcher und politiſcher Zeitanſchauungen. — K. k. Gewerbe-Oberinſpector Dr. Valentin Pogatſchnigg in Graz, ein geborener Kärntner, Herausgeber der Sprichwörter aus Kärnten, iſt in dem Briefe gemeint. Er veröffentlichte in den „Alpenblättern“ (Klagenfurt, Dec. 1865) „Literariſche Briefe. I. Robert Hamerlings: Ahasverus in Rom.“]

Lieber Freund! — Ich ſende Ihnen beifolgend abſchriftlich einige Stellen aus einem ſoeben im Deutſchen

Muſeum erſchienenen Aufſatz über die Ahasverſage. Sie finden in dieſen mittelalterlichen Daten einen Ahasverus, der längſt „zum Kreuze gekrochen" iſt. Dieſen konnte das moderne Bewußtſein nicht brauchen. Schon Moſen machte ihn zu einem Vertreter des titaniſchen Ringens der Menſchheit. Ich für meine Perſon betonte in meiner Auffaſſung die Todesſehnſucht, faßte aber dieſe in höherem Sinne, als ein Streben nach einem Zuſtande der Ruhe, der völligen Beſchwichtigung, den die Menſchheit nicht, wie das Individuum, im Tode finden kann. Dieſe Bedeutung des Ahasver iſt auf den letzten Blättern der Dichtung deutlich genug entwickelt. Daß Ahasver die Menſchheit ſymboliſire, wird Niemand leugnen wollen: unſterblich iſt nur die Gattung, nicht das Individuum. Es gab Leute, die nicht begriffen, warum mein Ahasverus die Menſchheit, und zugleich die Todesſehnſucht bedeute. Das geiſtige Streben der Menſchheit ſetze ich ja eben in die Todesſehnſucht, in dem oben angedeuteten höheren Sinne. Die Oppoſition gegen Chriſtus iſt bei dieſer Auffaſſung dadurch motivirt, daß Ahasver, als Vertreter der unſterblichen, durch immer neue Geſtaltungen ſich hindurchringenden Menſchheit vor einem Heilande ſich nicht beugen will, deſſen Lehre doch wieder nichts Ewiges, ſondern eben eine jener „Geſtaltungen", jener Phaſen des Menſchheitlebens zu ſein beſtimmt iſt. Andererſeits wendet ſich der die Menſchheit vertretende Ahasver gegen Nero, der ſich, ein ſterbliches Individuum, zum Gott aufblähen und das ſein will, was nur die Menſchheit ſelbſt, die Gattung, und ihr Vertreter Ahasver iſt. — Es ſtörte mich nun, daß die Sage meinem Repräſentanten der unſterblichen Menſchheit einen ſo zeitlich begränzten, ich möchte ſagen armſeligen Ausgangspunkt gibt. Als rechter Vertreter der Menſchheit mußte er kein bloßes Jüdlein und Schuſter von Jeruſalem ſein, ſondern auch vorher ſchon gelebt haben, und überhaupt ſchon ſo lange auf Erden gewandelt ſein, als die Menſchheit auf der Erde lebt und ſtrebt. Ich identifizirte ihn daher mit Kain, der den Tod in die Welt brachte, und den dieſer zum Dank dafür verſchont. Ich denke, durch dieſen ganz neuen Zug hat die Geſtalt des ſagenhaften Ahasverus eine nicht zu verachtende Vertiefung erhalten. Was nun die Verwendung des Ahasver als Mittelpunkt eines poetiſchen Werks betrifft, ſo war ich der Meinung, daß die bisher (von Moſen und Andern) befolgte Weiſe, die ganze Weltgeſchichte an ihm herunter zu haſpeln, nicht die rechte ſei. Das Ganze der Weltgeſchichte läßt ſich nicht ſo in den Rahmen einer Dichtung faſſen, daß es ein einheitliches Kunſtwerk gibt. Beſſer thut man wohl, wenn man das Menſchheitsleben in einer, die Entwicklung desſelben vorzugsweiſe wiederſpiegelnden einzelnen Epoche ſymboliſirt. Das that ich, indem ich die bedeutungsreichſte aller Epochen, die des Übergangs von der alten zur neuen Welt, herausgriff. — Bezüglich der Grundideen und des inneren Zuſammenhangs meiner Dichtung, lenke ich Ihre Aufmerkſamkeit auf ein gedrucktes Fragment aus einem hier in einem literariſchen Verein von Hrn. Pogatſchnigg gehaltenen Vortrage, das ich Ihnen nebſt ein paar ſonſtigen Blättern dieſer Art unter Kreuzband mitſende. — Laſſen Sie Ihr wackeres Vorhaben nicht unausgeführt und nehmen Sie dafür meinen wärmſten Dank zum Voraus. Wenn Sie den Vortrag zu Papier bringen und mir nachher ſchicken könnten, ließe derſelbe ſich vielleicht irgendwo abdrucken. — Soeben finde ich im „Buchhändlerbörſeblatt“ vom 21. Febr. folgende Aufforderung Richters in Hamburg an die Buchhändler: „Bitte um eilige Rückſendung aller nicht abgeſetzten und a condition erhaltenen Exemplare von Hamerlings

„Ahasverus in Rom.“ Ich habe kein einziges Exemplar mehr auf Lager und kann Baar- und feſte Beſtellungen nicht effectuiren“. — Sie ſehen alſo, das Werk hat Erfolg; möge dies Sie in Ihrem freundlichen Eifer beſtärken. Mit beſtem Gruß — Ihr — Rob. Hamerling. — P. S. durch Beibringung recht zahlreicher Citate aus „Ahasverus“, und den Vortrag einiger längeren Stellen, würden Sie nicht bloß einen Theil Ihrer Mühe, die Ihnen das Concept koſtet, erſparen, ſondern auch, wie ich glaube, ganz im Intereſſe der Sache handeln. — Wenn Sie mir den Vortrag ſpäter im Manuſcript mittheilen wollen, ſo laſſen Sie ihn vorerſt ganz ſo, wie Sie ihn gehalten haben; wir werden dann mitſammen erwägen, wie er etwa zum Behuf eines Abdrucks umzuarbeiten wäre. Nuovamente — der Ihrige — Hg.

[Brief aus Graz 27. April 1866. — Hier handelt es ſich um das Trauerſpiel „Ein Wendenfürſt“, welches 1867 in Druck erſchien. — Gegen Schluſſes des Briefes ſpricht Hamerling über Profeſſor Raabs Aufenthalt in Rovereto; aus den Worten klingt etwas wie Tröſtung. Raab hatte ſich, wie die Redensart lautet: „Oben“ (hier die Statthalterei in Trieſt) unbeliebt gemacht, indem er zu Dantes 600jährigem Geburtstag ein Gedicht in Terzinen verfaſste, betitelt „Ein Maitag“; Raab ſagte zwar, daſs Dante weit über dem Getriebe des Tages ſtehe und ließ das Gedicht drucken; ſo muſste er denn „ſtrafweiſe“ von Trieſt, wo ſich eben ein glückliches Familienleben anbahnen wollte, nach Rovereto. — Hofrath Chriſtian Schneller, 1831 geboren, geweſener Landesſchulinſpector, hat als Hiſtoriker, Lyriker und Epiker einen geachteten Namen. Auf eine Anfrage unſererſeits antwortete derſelbe (ddo. Innsbruck 7. December 1899) Folgendes: Meine Bekanntſchaft mit Hamerling datiert aus dem Anfang der Fünfziger Jahre, wo Hamerling, Fritz Pichler in Graz, mehrere Kärntner, darunter Rauſcher, und ich, uns öfter in der Wohnung eines derſelben in einem Hauſe des Platzes Am Hof in der inneren Stadt [Wien] harmlos zuſammen fanden und uns unſere Erzeugniſſe vorlaſen. Lebhaft iſt mir davon nur noch in der Erinnerung geblieben der mächtige Eindruck, den zwei Gedichte Ferchers von Steinwand, der auch dabei war, nämlich: ‚Rabenruf der Zeit‘ und ‚Lerchenlied der Zeit‘ auf uns machten. Ich erinnere mich nicht mit Hamerling jemals in Briefwechſel geſtanden zu ſein; doch hat er mir ſpäter einmal ſeine Photographie geſchickt; ich habe nach derſelben geſucht, ohne ſie zu finden. Prof. Dr. Franz Raab und ich waren am Gymnaſium in Rovereto einige Jahre hindurch Collegen. — Auch in dem Briefe vom 21. Januar 1867 gedenkt Hamerling Chriſtian Schnellers.]

Lieber Freund! — Entſchuldigen Sie, daß ich Ihnen erſt heut Manuſcripte auf dem von Ihnen bezeichneten Wege zugehen laſſe. Leider habe ich den Eindruck, den das Stück bei der Lecture vor Wochen auf mich machte, ſich ſchon ein wenig abſchwächen laſſen, doch will ich Ihnen denſelben, ſo gut ich kann, in der Kürze andeuten. Es ſcheint mir zunächſt wieder beſonderes Lob zu verdienen, daß Sie einen bedeutſamen und echtdramatiſchen Stoff ergriffen haben, und gerade daß Sie ein paar Mächte gegeneinander zum Kampfe führen, die noch bis zu dieſem Augenblicke, und jetzt drohender als je, ſich gegenüber ſtehen — die ſlaviſche und germaniſche Welt — entſprechen Sie vortrefflich der gewiß begründeten Anforderung, daß das Drama uns nur Conflikte vorführen ſoll, die nicht abgethan, die noch ein lebendiges Intereſſe erregen. In wie weit aber bei dem überaus blaſirten Theaterpublikum von heute, der von Ihnen dargeſtellte Kampf trotz der hervorſpringenden Beziehungen der

Gegenwart, nicht doch zu wenig „picant“ erſcheinen konnte, läßt ſich zum Voraus ſchwer beſtimmen. Die Ausführung Ihres Plans zeigt überall den kräftigen, auf das Thatſächliche gehenden Dramatiker; nur ſcheint mir das Ganze etwas zu raſch hingeworfen. Verſification und Sprache, die zuletzt doch auch in Betracht kommen, ſind von einer über das Erlaubte hinausgehenden Flüchtigkeit. Sie brauchen das Stück nur noch einmal mit einiger Aufmerkſamkeit durchzugehen, um ſich ſelbſt zu überzeugen, daß viel zu verbeſſern iſt, was in der That auch leicht, oft mit wenigen Federſtrichen, verbeſſert werden kann. Ausdrücke wie: „habe ich es Dir geheißen?“ „ich forcht“ ſtatt „ich fürchtete“, werden Sie ſelbſt als in der Begeiſterung entſchlüpfte lapsus calami erkennen, und die ſo häufige Nachſtellung der Negation hinter das Zeitwort am Ende eines Verſes (z. B. „ich will dir widerſtehen nicht“) werden Sie als übelklingend auch gerne ausmerzen. Schließlich will ich Ihnen auch noch rathen: Schreiben Sie das Manuſcript, bevor Sie es an Bühnen verſenden, noch einmal recht ſorgfältig und deutlich ab; eine gefällige, durchweg ſehr. leicht lesbare Schrift bewirkt, daß man das Werk lieber und raſcher durchgeht. Damit iſt ſchon viel gewonnen. — Sie verlangen zu erfahren, ob es wahrſcheinlich, daß ich nächſten Herbſt nach Trieſt zurückkomme? Ich antworte: Nein! Ich bin amtlich aufgefordert, aus Geſundheitsrückſichten mich um irgend eine andere Stelle zu bewerben. Da aber auch von bleibender Aufenthaltsveränderung kein weſentlicher Umſchlag in meinen Geſundheitsverhältniſſen zu hoffen iſt, ſo werde ich andere Mittel und Wege verſuchen, und meine Exiſtenz auf andere Grundlagen ſtellen. Es wird von verſchiedenen Seiten wacker und erfolgreich daran gearbeitet, um mich in dieſen Bemühungen zu unterſtützen. — Ich denke, es muß Ihnen in

Roveredo zuletzt gefallen; es iſt doch ſüdliches „Gelände“ und Sie ſind eine poetiſche Natur. Wenigſtens als Übergangsſtation kann es Ihnen lieber ſein als Cilli oder Budweis. Haben Sie nicht einen Collegen in Roveredo, der Chriſtian Schneller heißt? Das iſt auch ein Stück Poet und Sie finden hoffentlich einen Freund an ihm. Grüßen Sie ihn von mir. — In der Hoffnung, daß Sie meiner nicht vergeſſen — Ihr herzlich ergebener — **Rob. Hamerling.** — Neue Adreſſe: Realſchulgaſſe Nr. 171/1 3. Stock.

[Brief aus Graz, 24. Juli 1866. — Dieſer Brief wurde bereits im 15. Band des „Heimgarten“ (Seite 942) ſowie in Dr. Bruno Bruckners Buch „Hamerling als Erzieher“ (Hamburg 1893, S. 120). abgedruckt und verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Peter Roſegger eine Abſchrift des Briefes, welche hier benutzt, jedoch mit dem Originale verglichen wurde. In den die Abſchrift begleitenden Zeilen (Krieglach 31./5. 1899) ſagt Roſegger mit Bezug auf dieſen Brief: „Ich habe denſelben immer merkwürdig gefunden und es freut mich, daß er in die Sammlung aufgenommen wird.“ — Prof. Raab hielt ſich damals vorübergehend in Wien auf.]

Lieber Freund! — Ihr Brief vom 14. hat mich erfreut, und es war mir intereſſant, daß Sie ſich darin auch ein wenig über die Situation ausgelaſſen haben; glaube ich doch, daß in dem, was Sie ſagen, ſich die Stimmung und Anſicht der von den Preußen bedrohten Reſidenz überhaupt einigermaßen widerſpiegle. Ich theile ganz Ihre Anſicht, daß ſich für Deutſchland wichtige Dinge vorbereiten, und wenn aus Ihren Zeilen hervorgeht, daß Ihnen der Gedanke, Deutſchland werde ſich die Suprematie Preußens gefallen laſſen müſſen, nicht fern liegt, ſo muß ich geſtehen, daß eben dieſer Gedanke ſchon vor dem gegenwärtigen Kriege meine Überzeugung geweſen iſt. Glücklicherweiſe hat ſich jetzt herausgeſtellt, daß es den Preußen wenigſtens an der Kriegstüchtigkeit nicht fehlt, um Deutſchland zu führen und nach außen im Nothfall kräftig zu vertreten. Um Dauerndes zu begründen, gehört aber freilich noch dazu, daß ſie verſtehen, moraliſche Eroberungen zu machen. Verſtehen ſie das nicht, ſo ſteht es ſchlimm um Deutſchland und ſeine Einheit, deren Zuſtandekommen nun einmal ganz und gar vom vernünftigen Verhalten des zur Suprematie berufenen Stammes abhängt. Daß wir Deutſch-Öſterreicher für jetzt aus Deutſchland ausgeſchieden werden ſollen, iſt ſehr ſchlimm, aber wenn die Ausſcheidung Öſterreichs aus dem Bunde den öſterreichiſch-preußiſchen Zwieſpalt, der Deutſchland bisher getrennt hat und immer trennen würde, wirklich ausgleicht und es dem übrigen Deutſchland möglich macht, ſich zu conſolidiren, ſo mögen wir uns patriotiſch über eine Maßregel tröſten, die doch auf jeden Fall nur proviſoriſch iſt. An das conſolidirte Deutſchland werden ſich die deutſchen Provinzen Öſterreichs gewiß wieder anſchließen wollen, und der Volkswille wird entſcheidend ſein, beſonders wenn einmal ein deutſches Parlament verſammelt iſt und die Nation ſelbſt die Angelegenheiten in die Hand nimmt. Hauptſache iſt, daß die deutſche Bewegung einmal in Gang kommt; die gegenwärtigen Friedensſtipulationen der Diplomaten haben nur eine vorübergehende Bedeutung. — Sie fragen wie es in Bezug auf meine dienſtlichen Verhältniſſe ſteht? Ich habe um meine Penſionirung angeſucht, und ſehe derſelben jeden Tag entgegen. Meine Stelle in Trieſt wird alſo vacant; vielleicht ſetzen Sie in Wien es durch, daß man Sie dafür ernennt. Schreiben Sie mir bald wieder; vom Orte Ihres Aufenthaltes gibt es ja jetzt immer Intereſſantes mitzutheilen. Ich würde viel drum geben, wenn ich in Wien ſein, Stimmung und Verhältniſſe in der Nähe betrachten könnte. Mit herzlichem Gruß — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 21. „Jän.“ 1867. — Ob Hamerling das hier genannte Trauerſpiel recenſierte, iſt nicht bekannt; doch hat er über andere Arbeiten Prof. Raabs in der „Trieſter Zeitung“ geſprochen; über Dreger berichten wir an anderer Stelle ausführlich. — Die Überſetzung des lateiniſchen Citats lautet: Glaub' dem erfahrenen Robert; man vergleiche übrigens Buchmanns „Geflügelte Worte“, 1882; das griechiſche Citat: Glückauf!]

Lieber Freund! — Ihren „Wendenfürſten“ habe ich erſt jetzt erhalten. Was ich davon halte, wiſſen Sie. Ich freue mich, ihn jetzt in hübſcher Ausſtattung gedruckt zu ſehen. So viel ich bei flüchtiger Anſicht ſchon bemerkt zu haben glaube, iſt hie und da im Text die Feile angelegt worden, woran Sie gut gethan. Nun aber hören Sie, was ich bezüglich des Anliegens, dem Sie im Anſchluß an die Sendung Ausdruck geben, mit Bedauern zu erwiedern habe. Ihrem Verlangen, daß ich den „Wendenfürſten“ recenſire, kann ich vielleicht nachkommen, aber nicht in den beiden Zeitungen, in welchen Sie es wünſchen

in der hieſigen „Tagespoſt“ und in der „Trieſter Zeitung“. Die Freundſchaft des Tagespoſt-Redacteurs habe ich verſcherzt, indem ich den wiederholt und dringend ſeit einem halben Jahr an mich geſtellten Anforderungen, Feuilletons für die „Tagespoſt“ zu ſchreiben, nicht nachgekommen bin, auch wegen Beſchäftigung mit größeren Arbeiten nicht nachkommen kann. Ich habe alſo auch kein Recht, jetzt zu verlangen, daß man mir durch Aufnahme eines kritiſchen Artikels zu Gunſten eines der Redaction ſelbſt nicht bekannten und befreundeten Dritten einen Gefallen erzeige.

Überdieß erwähnt die „Tagespoſt“ grundſätzlich — und ſie thut ſich viel zu gut auf ihre Grundſätze — nur ſolche literariſche Neuigkeiten, deren Autoren für Graz irgendwelche locale Bedeutung haben. Mit der Trieſter Zeitung aber ſieht es noch bedenklicher aus. Nach Erfahrungen, die ich bei dieſem Blatte gemacht, und namentlich nachdem ich wahrgenommen, daß Dreger es äußerſt übel aufnimmt, wenn irgend Jemand eine Beſprechung oder dergleichen nicht unmittelbar von ihm ſelbſt erbittet, ſondern durch einen Mitarbeiter in das Blatt zu bringen ſucht, habe ich nothgedrungen es mir zum feſten Grundſatz gemacht, der „Trieſter Zeitung“ niemals etwas Kritiſches einzuſenden, was ſie nicht ſelbſt von mir verlangt. Was ich zu Ihren Gunſten einſenden würde, das würde entweder gar nicht abgedruckt, oder verſtümmelt. Dreger iſt ſehr eiferſüchtig und leidet nicht, daß man ihn umgeht. Experto crede Ruperto. Sie fahren alſo am beſten, wenn Sie ſich unmittelbar an Dreger wenden, ſeinen Ehrgeiz durch Einſendung eines Recenſions-Exemplars befriedigen, und ihm die Wahl des Referenten frei ſtellen. Ich dagegen werde ſehen, in welchem andern Blatte ich etwa eine Kritik über Sie ſchreiben oder wenigſtens veranlaſſen kann, nur erbitte ich mir dazu eine etwas längere Friſt. Einſtweilen rufe ich Ihnen und Ihrem Werke ein herzliches [illegible] zu, und wünſche Ihnen, was dem Dramatiker vor Allem noth thut: Geduld und Ausdauer! In freundſchaftlicher Ergebenheit — Ihr — Hamerling. —
P. S. Ich lege noch eine Photographie bei für Ihren Collegen Schueller. Es würde mich freuen, die ſeinige dafür zu erhalten, da ich die jüngeren öſterreichiſchen Poeten nun ſchon faſt vollſtändig in meinem Album habe.

[Brief aus Graz, 12. April 1882. — Muthmaßlich handelte es ſich darum, Hamerling zu einem

Beitrag für den „Schulvereins-Kalender“ zu bewegen: Näheres iſt nicht bekannt. — Hans Grasberger iſt der 1898 verſtorbene bekannte Dichter und Schriftſteller aus Steiermark.]

Sehr geehrter Herr Profeſſor! — Ich bin immer leidend, arbeite mit Anſtrengung, und ſehe mich daher genöthigt, das, was ich producire, materiell ſo gut ich kann zu verwerthen. Unter den vielen Unmöglichkeiten, welche leider durch meine individuelle Lage bedingt ſind, iſt eine der entſchiedenſten dieſe, nicht gratis arbeiten zu können. Vielleicht iſt es Hrn. Dr. Grasberger doch möglich, in einzelnen Fällen von der vollen Strenge des Princips der Nichthonorirung abzugehen. Haben Sie die Güte, ihm dieſe meine Erwiderung *wörtlich* mitzuteilen. — Die Namensunterſchrift Ihres geehrten Schreibens ließ mich zuerſt an einen guten alten Bekannten denken; doch widerſprach dem der Doctortitel und noch mehr der Ton und die Form der Zuſchrift. Sollte ich mich aber doch nicht geirrt haben und Sie identiſch ſein mit meinem einſtigen Collegen gleichen Namens am Trieſter Gymnaſium, ſo grüße ich Sie beſtens und freue mich, daß Sie nach ſo langer Zeit wieder einmal von ſich hören ließen. — Unter allen Umſtänden bin ich mit Hochachtung — Ihr — ergebenſter — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 9. December 1884. — Das Original dieſes Briefes befindet ſich im Beſitze des Herrn Gemeinderathes der Stadt Wien: Gymnaſialprofeſſors Joſef Ziegl (2. Januar 1900 plötzlich geſtorben).]

Sehr werther Freund und Kollege! — Es freut mich herzlich, daß das Erlöſungs-Gedicht in den „Dioskuren“ Sie ſympathiſch berührt und Sie mir wieder einmal gemüthlich nahe gebracht hat. Ich las das Ihrige mit nicht geringerem Antheil. Tröſten Sie ſich in Ihrer Lage durch den Anblick der meinigen.

Ich bin krank, faſt immer bettlägerig, habe keinen ſchmerz- und beſchwerdeloſen Tag, und darf nichts Beſſeres mehr hoffen. Sie aber ſind, was immer die Hauptſache bleibt, geſund, und was Ihnen das Schickſal bis jetzt verſagte, kann Ihnen noch zu Theil werden. Seelenwunden vernarben am Ende doch, und nur der an Leib und Seele zugleich Gebrochene darf ſagen, daß ſeine Rechnung für dieſe Welt abgeſchloſſen. Von Ihrem Ringen als Dichter gilt das Gleiche. Sie brauchen die Hoffnung nicht aufzugeben. Ihre anmuthige Idylle in den Dioskuren ; B. wird empfängliche Gemüther erfreuen. Sehr recht thun Sie übrigens, wenn Sie der Eitelkeit deſſen, was man Ruhm und Erfolg nennt, ſich bewußt bleiben. Die deutſche Literatur iſt nunmehr ſo reich und die Berühmtheiten treten einander ſo im Gedränge auf die Ferſen, daß der Ruhm und die Gunſt des Leſepublikums für jeden ſich nur auf ein paar Jahrzehente erſtrecken kann. — Bleiben Sie freundlich eingedenk — Ihres warm ergebenen Rob. Hamerling

[Der vierzehnte Jahrgang der „Dioskuren" (literariſches Jahrbuch des Erſten allgemeinen Beamtenvereines der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie — Wien, 1885) enthält eine Gruppe Hamerling'ſcher Gedichte, darunter aus einem Cyklus zwei Stücke mit dem Titel „Erlöſung" (vergl. „Blätter im Winde" S. 227), ein poetiſcher Beitrag zur Autobiographie des Dichters, der ſich wie eine Ergänzung zu dem vorſtehenden Briefe liest:

Ich habe mir gelobt, nichts mehr zu lieben,
An nichts das Herz, das müde, mehr zu hängen,
Für dieſe Spanne Zeit, die zugemeſſen
Mir noch, im Daſeinswirbel mich zu drängen....
Wohl ſchaurig iſt's, ſich ſelber überlebend,
Tod vor dem Tode, wie durch öde Steppen
Leidlos und freudlos, zwecklos, ziellos ſchweifend,
Ein todtes Herz mit ſich umher zu ſchleppen.

Wohl ſchaurig iſts, doch ſüß auch iſts nicht minder,
Mit kaltem Aug', mit ausgeglühtem Herzen
Wie aus der andern Welt zurückzublicken
Auf altes Leid, auf überwundne Schmerzen....

Es iſt mir wie dem Simſon einſt, zu Muthe,
Als ſeiner Knechtſchaft Trümmer um ihn lagen:
Zum Manne fühl' ich wieder mich geworden,
Und eine Ruhe labt mich, nicht zu ſagen!

Mein Spiel um Lebensglück — es war verloren;
Und doch — als jede Hoffnung längſt zerronnen,
Hab' unverhofft ich bei dem Spiel am Ende
Den Einſatz noch — mich ſelbſt — zurückgewonnen.

Im Inhalte freundlicher iſt des jüngeren Collegen Gedicht „Paris' erſte Liebe", ein Idyll in 168 glatt fließenden Hexametern, eine Leiſtung, die wir zu den beſten poetiſchen Arbeiten von Franz Raab zählen möchten. — Erwähnt ſei ſchließlich noch, daſs Hamerling des Collegen auch in ſeinen „Stationen" gedenkt.]

[**Heinrich Penn**, 2. December 1839 zu Laibach geboren, vollendete daſelbſt und in Graz ſeine Studien, gab ſchon 1861 in Graz die illuſtrierte wiſſenſchaftlich-belletriſtiſche Zeitſchrift „Der Dachſtein" heraus; nach größeren Reiſen kehrte er nach Laibach zurück, gieng 1866 wieder nach Graz, gründete hier die „Öſterreichiſche Gartenlaube", die er ein Jahr darnach Sacher-Maſoch überließ, ſelbſt aber nach Görz gieng und dort die deutſche „Görzer Zeitung" gründete; war anfangs 1869 in Trieſt, Ende desſelben Jahres in Lemberg, wo er die deutſche Zeitſchrift „Das Velozipede" gründete, 1870 in Peſt, bald darauf in Gablonz in Bohmen und ſiedelte 1871 nach Wien über, überall als Journaliſt thätig. In Wien erwarb er ſich als Vertreter des Wiener Romans Popularität, gründete 1877 die „Dichterſtimmen aus Öſterreich-Ungarn", gieng 1878 nach Brünn, redigierte daſelbſt durch drei Jahre den „Mähriſch-ſchleſiſchen Correſpondent“ und leitete die „Brünner Morgenpoſt“; Ende 1892 ſiedelte er zu dauerndem Aufenthalte nach Wien über, wo er u. a. auch die „Dichterſtimmen“ wieder redigierte. Penn hat eine ſtaunenswerte Fruchtbarkeit entwickelt, die ſich in dieſer Skizze kaum andeuten läſst; man vergleiche daher Brümmers Lexikon 1895 und Kürſchners Literatur-Kalender für 1880.

In ſeinen „Stationen“ ſpricht Robert Hamerling auch von Penn; ſo heißt es einmal: An dem Unternehmen Heinrich Penn's, der eine ſehr hübſche belletriſtiſche Wochenſchrift ‚Hoch vom Dachſtein‘ zu Graz ins Leben rief, nahm ich regen Antheil. Ein andersmal: Mit dem rührigen H. Penn und dem geiſtreichen Karl Pröll wirkte ich in den von ihnen gegründeten Grazer belletriſtiſchen Wochenſchriften zuſammen.

Heinrich Penn ſtand (wie wir mehreren Briefen an uns aus den Jahren 1898 und 1899 entnehmen) ſeit 1861 mit Robert Hamerling in Verbindung, beſaß Briefe und Correſpondenz-Karten von der Hand des Dichters, die aber in den Beſitz eines Autographenſammlers übergiengen. Für die Zeitſchrift „Hoch vom Dachſtein“ ſandte Hamerling Gedichte und einen umfangreicheren Proſaaufſatz über Gifte, angeblich die erſte Proſa, die gedruckt wurde. Im Jahre 1862 war Penn krankheitshalber nach ſeiner Geburtsſtadt Laibach zurückgekehrt, wo er das lyriſche Epos „Im Walde“ vollendete und dasſelbe Hamerling widmete; dieſer nahm die Widmung an, und da er zur Ferienzeit nach Graz gieng, verſprach er ſeine Reiſe durch einen Aufenthalt in Laibach zu unterbrechen. An einem Mittag kam der Dichter in Laibach an, ordnete mit Penn, was zu ordnen war, beſichtigte dann die Stadt und einige Sehenswürdigkeiten und fuhr mit dem Nachtzuge nach Graz weiter. Penn folgte bald darauf nach Graz nach, wo ein reger Verkehr mit Hamerling entſtand, bis das neue Schuljahr den Dichter nach Trieſt zurückrief. In dieſe kurze Sommerzeit fallen ſchöne Ausflüge, ſo z. B. ein Ausflug zu Fuß nach Tobelbad durch den herrlichen Wald. Penn war ein eifriges Mitglied der Hamerling-Gemeinde, der auch Fritz Pichler angehörte; beſonders dieſer hat, nach Penns Mittheilung, ſich viele Verdienſte um die Einführung und Populariſierung der Arbeiten Hamerlings in Graz erworben, wie er auch ſein eifrigſter und liebenswürdigſter Cicerone war; durch denſelben machte er auch die Bekanntſchaft mit Clotilde Gſtirner. Sehr ſympathiſch war Hamerling der Verkehr mit Peter Roſegger. Zuſammenkünfte fanden auf dem „Hexenhof“ bei Maria Troſt (ſ. S. 15) ſtatt; hier umgab den Dichter ein Kreis feinfühliger Damen; von Männern außer den ſchon Genannten auch Dr. Bogatſchnigg, Profeſſor Krones u. a. Schließlich ſtellte uns Heinrich Penn ein Exemplar des von ihm redigierten „Mähriſchen Haus- und Familienblattes“ der „Brünner Morgenpoſt“ vom 13. Januar 1887 zur Verfügung, welches unter dem Titel: „Ein Jugendgedicht Hamerlings in einem mähriſchen Blatte vom Jahre 1848“ die Mittheilung brachte, daſs ein mähriſches Blatt es war, welches eine der erſten Poeſien Hamerlings veröffentlichte. Die unter der Redaction R. R. Leitners, des ſpäteren Leiters der „Brünner Zeitung,“ ſtehende „Moravia“ brachte in der Nr. 5 vom 11. Januar 1848 ein Gedicht des 18-jährigen Hamerling, welches ſich „Am See“ betitelt und mit R J. Hammerling unterzeichnet iſt; die Verſe lauten:

Tauſend goldne Sterne blinken
Von des Himmels blauer Höh',
Tauſend goldne Sterne winken
Aus dem ſpiegelglatten See.

Aus der Höhe winken Sterne
Mich von dieſer Erde weg;
Ach, umſonſt! nach eurer Ferne
Baut mir niemand einen Weg.

Aus der Tiefe winken Sterne
In die Wogen mich hinein;
Ach, ihr trügt! Wohl käm ich gerne,
Doch ihr ſeid nur nicht'ger Schein!

Arges Schickſal, das an Tücke
Tantals herbem Loſe gleicht,
Der die Labung mit dem Blicke
Nur erſpäht, nie ſelbſt erreicht!

Ach, ihr pflegt, ihr goldnen Sterne,
Unſres Lebens Bild zu ſein!
Was der Himmel hat, iſt ferne,
Was die Erde hat, iſt Schein.

Penn bemerkt hiezu brieflich: Ich ſandte die Nummer ſeinerzeit an den Dichter, und bekam von ihm ein liebenswürdiges Dankſchreiben. Dr. Anton Schloſſar in ſeinen „Hamerling-Erinnerungen“ („Deutſche Revue“, Juni 1895) theilt mit, daſs Alois Freiherr von Czedik in der Brünner „Moravia“ den erſten Abdruck eines Gedichtes Hamerlings vermittelte.

Auf Umwegen und durch bloßen Zufall gelangten wir aber doch in den Beſitz von zwei Briefen, die an Heinrich Penn gerichtet waren. Nach dem Erſcheinen des zweiten Theiles der „Ungedruckten Briefe von Robert Hamerling“ erhielt der Herausgeber ein Schreiben des in Wien domicilierenden Literaturfreundes Dr. Joſef Bindtner, welchem die Copien zweier Briefe beilagen. Dr. Bindtner hatte die beiden Schriftſtücke am 19. April 1894 im Antiquariat Gilhofer & Ranſchburg in Wien, wo ſie längere Zeit im Schaufenſter ausgeſtellt waren, um den Preis von 5½ Gulden gekauft; übrigens trugen beide Originale, welche wir in Händen hatten, um die Copien zu vergleichen, Preisvermerke: Der Brief vom November 1877 fl. 3·50 und der vom October 1886 fl. 2·50; beide zuſammen waren demnach billiger. Es gibt dies zugleich einen Begriff von dem materiellen Werte der Hamerling-Briefe. Begreiflicherweiſe hatte der derzeitige Beſitzer der beiden Briefe das regſte Intereſſe zu erfahren, an wen ſie gerichtet waren; mit Hilfe des in literarhiſtoriſchen Dingen der Gegenwart vielerfahrenen Schriftſtellers Peter von Radics gelang es uns, den bereits bekannten Briefempfänger zu eruieren und eine Anfrage bei Heinrich Penn brachte uns die Mittheilung, daſs die Briefe ganz beſtimmt an ihn gerichtet waren. Ob ſie ganz oder theilweiſe für Zeitungsnotizen Verwendung fanden, konnte nicht ermittelt werden. — Der ältere Brief iſt aus Graz vom 7. November 1877 und lautet:]

Sehr geehrter Herr! — Meiner fleißigeren Mitwirkung an Ihren „Dichter-Stimmen" ſteht der Umſtand entgegen, daß Sie nur Gedichte haben wollen, die noch in keiner andern Zeitſchrift abgedruckt worden ſind. Da ich wenig Lyriſches produzire und von ſehr vielen Seiten in Anſpruch genommen werde, ſo muß ich jedes meiner Gedichte 3—4 mal zur Verfügung ſtellen, und muß das Recht des *erſten* Abdrucks *ſelbſtverſtändlich* für ſolche Blätter reſerviren, welche *Honorar* zahlen. Beiliegendes iſt noch ganz neu; aber Sie ſollten es ſpäterhin nicht ſo genau nehmen, dann konnte ich Ihnen öfter etwas ſchicken. — Ein neu entſtandenes Wiener Blatt ſoll die Notiz gebracht haben, daß ich dem griechiſchen Lebensbilde „Aſpaſia" ein *römiſches* an die Seite zu ſtellen gedenke. Dieſe ganz grundloſe Ausſtreuung iſt mir unangenehm; es kann mir doch nicht einfallen, die ganze Culturgeſchichte mit dreibändigen Romanen abzugraſen, und da Sie mich wiederholt aufforderten, Ihnen Neues über meine literariſchen Pläne und Arbeiten für Ihre öſtreichiſche Dichterchronik mitzutheilen, ſo ſage ich Ihnen hiermit vor Allem, was ich nicht ſchreibe, und bitte Sie, obenerwähnte, mir ſehr unliebſame Notiz ausdrücklich als unrichtig zu bezeichnen. Ich arbeite, wenn Sie es durchaus wiſſen wollen, an einem Bühnenſtück: „Lord Lucifer.“ — Vielleicht intereſſirt es Sie nebenbei, daß von „Ahasver in Rom“ in den letzten zwei Jahren nicht weniger als vier italieniſche Überſetzungen erſchienen ſind: von Ch. Hughes (Bologna 1876), von A. Bazzani (Ancona 1876), von V. Betteloni (Verona und Mailand 1876) und von G. Baſini (Bologna 1877). Eine fünfte Überſetzung von Ferdinando de Betta iſt druckfertig. — Mit den beſten Wünſchen für Ihr recht hübſches Unternehmen — Ihr — ganz ergebener Rob. Hamerling.

[Der zweite Brief aus Graz, 23. October 1886:]

Sehr geehrter Herr und Freund! — Ihren Brief habe ich zwar erhalten, aber wie ich dem Verlangen einer Betheiligung an Ihrem wiedererſtandenen Blatte entſprechen konnte, weiß ich nicht. Da ich nicht bloß für meine Perſon zu ſorgen habe, krank bin, und im Lyriſchen wenig produzire, während der Bedarf der Redactionen ein großer iſt, kann ich Gedichte für den erſten Abdruck nur gegen Honorar geben. Wollte ich Ihnen ein Gedicht umſonſt überlaſſen, ſo wäre dies gleich einem baaren Geſchenke von mindeſtens 10 fl., und mit ſolchen Opfern ein literariſches Unternehmen zu unterſtützen, geht über meine Kräfte. — In der Hoffnung, daß das Glückwunſchſchreiben, das ich Ihnen im Nov. v. J. zu Ihrem ſchriftſtelleriſchen Jubiläum ſandte, in Ihre Hände gelangt iſt, verbleibe ich mit Hochachtung Ihr — ſtets ergebener — Robert Hamerling.

[Karl Dreger, geboren am 8. November 1825 zu Berlin als Sohn eines Privatſchul-Directors, beſuchte das Gymnaſium und die philoſophiſche Facultät in ſeiner Vaterſtadt. Im Jahre 1848 wurde er Lehrer für Mathematik und franzöſiſche Sprache an der Handelsſchule in Berlin, heiratete 1851 und ſiedelte 1854 nach Wien über, wo er unter Redacteur Gras Mitarbeiter des „Wanderer“ wurde; 1857 durch Miniſter Bruck als Redacteur für die „Trieſter Zeitung“ nach dem Süden berufen, wurde er bald darauf im Vereine mit Dr. jur. Franz Ernſt Pipitz Eigenthümer; 1867 übernahm er nach Auguſt Zang die Leitung der „Preſſe“ in Wien, deren Miteigenthümer er wurde. 1871 zog er ſich von den öffentlichen Geſchäften zurück und widmete ſich nur der Erziehung ſeiner zahlreichen Kinder. Er ſtarb in Döbling (Wien) am 17. December 1896.

Hamerling kam während ſeines Trieſter Aufenthaltes und als Mitarbeiter der „Trieſter Zeitung“ ohne Zweifel in vielfache Berührung mit Dreger; aus dem ganzen Verkehr zwiſchen den beiden Männern erübrigten mir indes nur die wenigen Andeutungen in den Briefen an Prof. Raab und Peter von Radics und den einen, nachfolgend abgedruckten Brief aus Graz, 12. September 1866; dieſes Schriftſtück ſowie die verſchiedenen biographiſchen Daten verdanken wir der Güte ſeines Sohnes Dr. phil. Julius Dreger, Sectionsgeologe der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt in Wien. — Erklärend iſt zu dem Schluſſe des Briefes zu bemerken, daſs Dreger die damals in Öſterreich herrſchende und durch den „Kikeriki“ getragene Anſicht, man könne die Preußen mit einem „naſſen Fetzen“ davonjagen, nicht theilte und daſs vielleicht die beiden Männer von dem Kraftverhältniſſe der zwei ſtreitenden Staaten geſprochen hatten. Sonſt ließ ſich augenblicklich nichts Erklärendes beibringen.]

Geehrteſter Herr! — Ich habe in meiner feuilletoniſtiſchen Thätigkeit eine lange Pauſe eintreten laſſen — während welcher Sie mich aber gewiß nicht ſehr vermißt haben werden. Seit 14 Tagen trage ich ein Feuilleton im Kopfe mit mir herum, das unter dem Titel „Friedliche Randgloßen zur jüngſten Kriegsgeſchichte“ Manches, was mit den ernſten Ereignißen ſo nebenherging, ich einigermaßen humoriſtiſch ausbeuten möchte. Leider iſt mirs in dieſen Tagen zufälliger Verhinderung halber noch nicht möglich geweſen, den Plan auszuführen. Ich will aber doch, damit Sie nicht etwa meinetwegen in Unruhe gerathen (Gemüthsaufregungen jetzt doppelt ſchädlich!) Ihnen vorläufig mittheilen, daß ich noch immer exiſtire, und damit Sie im Übrigen meinen Brief nicht gar zu inhaltsleer finden, lege ich ein paar Zeilen bei, die Sie vielleicht unter einem „Man ſchreibt uns aus Graz“ oder dgl. abdrucken können. — Mit beſtem Gruß (und — ſeit Königgrätz — verdoppeltem Reſpect) der Ihrige — Rob. Hamerling.

[Fercher von Steinwand wird von Robert Hamerling in den von uns veröffentlichten Briefen vielfach erwähnt; im weſentlichen vergleiche man die Stellen in den „Ungedruckten Briefen“ im erſten Theile Seite 76 und 77 und im zweiten Theile Seite 14 u. ff; das Intereſſe Hamerlings für Fercher reicht darnach in das Jahr 1862 zurück; perſönlich lernten ſich die beiden Poeten 1874 in Graz kennen. Aber auch in den „Stationen“ (S. 423) gedenkt Hamerling ſeines genialen Genoſſen; unter den Perſonen, mit welchen er längere oder kürzere Zeit in brieflichem Verkehre ſtand, führt er auch Fercher von Steinwand an, „den Dichter der Gräfin

Seelenbrand, des Dankmar, der Deutſchen Klänge, Schöpfungen, über deren zum Theil männlich-ſpröde Form man die Urkraft eines tiefen und edlen Dichtergeiſtes überſah.“ An dieſe biographiſchen Mittheilungen haben ſich zunächſt diejenigen anzuſchließen, welche Fercher von Steinwand anläſslich der Feier ſeines 70. Geburtstages: 22. März 1898, in dem Werke „Johannisfeuer“, Gedichte, (Allgemeine Nationalbibliothek Nr. 181/3) veröffentlichte. Hier, wo es ſich bloß um die Beziehungen Ferchers zu Robert Hamerling handelt, ſei aus der Einleitung zur genannten Gedichtſammlung nur die folgende Stelle mitgetheilt: Im Jahre 1876 wagte ſich die ‚Gräfin Seelenbrand‘ ins Publicum. Der ſich dabei als der wohlwollendſte Freund und gefälligſte Mann enthüllte, war Robert Hamerling, zu dem ich mich innigſt gefunden hatte im friſchen Austauſch der Gedanken durch ſchnelles erquickliches Verſtehen. Die von uns gebrachten biographiſchen Mittheilungen im zweiten Theile berichtigte Fercher folgendermaßen: Nur Tag und Jahr meiner Geburt wären deutlich zu ſtellen: Dieſe fallen auf 1828, den 22. März, wozu der Dichter noch fügte: Was Sie ferner über mein Daſein dem Hefte anvertraut haben, iſt mir recht und ſagt meiner Einſicht zu. Als Abſchluſs dieſer Mittheilungen, ſind zwei bisher ungedruckte Stellen aus Briefen Ferchers an den Herausgeber zu betrachten. Der Dichter ſchrieb unter dem 23. October 1897: Die Tage bei Hamerling zähl' ich zu den erquicklichſten. Die Stunden hatten nicht ſelten etwas feierliches. Es war fühlbar, daſs hier eine innerliche Regſamkeit wach geworden, um ſich der kahlen Nothwendigkeit zu entwinden und Unſchätzbares zu gewinnen. Ich konnte mich nach vielen Jahren wieder einmal reichlich mit einem Manne unterhalten, der mich mit dem Eindruck einer tief gebildeten Seele, mit der Wohlthat eines aufgeklärten Verſtandes erfreute. — Am 15. Mai 1898 endlich ſchrieb Fercher: Sie hatten mich erſucht, Ihnen mit Briefen von Hamerling zu dienen. Von dieſer Seite her hab' ich von ihm kein Gedächtniskleinod. Wir waren in Graz allerdings warm beiſammen, doch über den Semmering herüber erhielt ich von ihm nur zwei Briefe. Er kränkelte darauf alsbald immer bedenklicher, bis er, überdrüſſig der irdiſchen Enge, die unendliche Behauſung bezog. Die Briefe ſelbſt aber hatten die vertraulichſten perſönlichen Verhältniſſe zum Inhalt. Für die Öffentlichkeit waren ſie unter keiner Bedingung geeignet. Ich verbrannte ſie. — Zu Händen hatten wir dagegen drei Photographien Hamerlings, von denen zwei Vermerke von der Hand des Dichters tragen: Rob. Hamerling aus dem Jahre 1851 und vom Jahre 1880.

Nun hat ſich aber doch ein Brieflein Hamerlings an Fercher erhalten, welches weiter dazu beiträgt, das Intereſſe Hamerlings für den Dichter und Denker aus Kärnten zu beweiſen. Das Original befindet ſich derzeit in der Handſchriftenſammlung der Frau Gemahlin des Herrn Regierungsrathes Dr. Alois Egger Ritter von Möllwald, dem wir überhaupt manche Förderung unſerer Arbeit und zuletzt die Mittheilung dieſes Briefes Hamerlings, der ſich unter Ferchers Briefen fand, zu danken haben; Regierungsrath Egger von Möllwald iſt ein Jugendfreund Ferchers. Die Abſchrift dieſes Briefes aus Graz, 11. November 1869, wurde vom Herrn Regierungsrath ſelbſt mit dem Original verglichen und lautet:]

Hochgeehrter Herr! — Fritz Pichler hat Ihnen mit Recht angedeutet, daß ich ſeit Jahren mit einer Art von Schwärmerei der Entwicklung des Eigenthümlichen in Ihrer Begabung folge. Ich hätte Ihnen das vielleicht längſt ſelbſt geſchrieben, wenn ich nicht gemerkt hätte, daſs Sie nach außen ſpröde, am liebſten auf ſich ſelbſt beruhen, und ſelbſt genau wiſſen, wie viel Sie wert ſind. Laßen wir alſo das Perſönliche und halten wir uns an die Sache. Ich bitte Sie, ſenden Sie mir Alles, ohne Ausnahme, Gedrucktes und Ungedrucktes, was Sie auf lyriſchem und epiſchem Gebiete produciert haben. Unter dem, was Sie mir freundlich übermittelt, vermiſſe ich viele der beſten Stücke, die ich von Ihnen früher geleſen. — Ich kann Ihnen erſt beſtimmte Vorſchläge machen, überhaupt mich ausſprechen wenn ich Alles vor mir gehabt und eine Überſchau des Ganzen gewonnen. Vorläufig dies von — Ihrem aufrichtig ergebenen — Robert Hamerling. — Das von Ihnen gewünſchte Bild liegt bei. Es iſt alt, daher natürlich nicht mehr ähnlich.

[Aus der Autographenſammlung des Herrn Fritz Donebauer in Prag lag uns ein Octavblatt mit der Blindpreſſung der für die meiſten Briefe Hamerlings charakteriſtiſchen Initiale R. H. vor, welches ein Gedicht: „Röslein, ich pflücke dich . . .“, mit der vollen Namensfertigung des Dichters trägt; die Verſe wurden unter die „Liebesblätter“ in die nachgelaſſene Sammlung „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ aufgenommen. Für wen, beziehungsweiſe für welchen Zweck dieſe Abſchrift des Gedichtes angefertigt wurde, ließ ſich nicht ermitteln. Die erwähnte Preſſung der Initiale R. H. tritt z. B. in den Briefen an Ernſt von Rauſcher in einem Schreiben vom 28. März 1869 auf; das Gedicht iſt aber ſicher ſchon anfangs der Sechziger-Jahre entſtanden, wenn nicht früher.]

[Joſef Lewinsky, geboren in Wien am 20. September 1835. Zuerſt für den Kaufmannsſtand, dann für den juridiſchen Beruf beſtimmt, folgte er 1853 dem Hange zur Bühne und wurde

Schüler des Comparſerie-Directors am Hofburgtheater, Wilh. Juſt, trotzdem ihm dieſer dringend abrieth. Am Hofburgtheater ſtatierte er aushilfsweiſe, betrat 1855 im Theater an der Wien zum erſtenmale die Bühne und kam dann nach Troppau, Bielitz und Brünn. Zur Erreichung eines Engagements in Breslau ſtrebte er eine Empfehlung Laubes an und erbat von dieſem ein Probeſpiel vor den Regiſſeuren; es fand ſtatt und brachte nicht die gewünſchte Empfehlung, aber das Debut am Hofburgtheater als Franz Moor (4. Mai 1858); Laube ſchrieb davon in ſeinen Erinnerungen: Eine erſte Kraft im Charakterfache wurde getauft an dieſem Abende mit dem Namen Joſef Lewinsky. Seit 22. Januar 1865 iſt er wirklicher k. u. k. Hofſchauſpieler und wurde ſpäter auch Regiſſeur am Hofburgtheater; ſein mehr als 300 Rollen umfaſſendes Repertoire enthält alle erſten Charakterpartien; als Vorleſer und Recitator iſt er allgemein bekannt und hochgeehrt. (Vgl. Das geiſtige Wien, 1893.)

Lewinsky hatte den Dichter etwa ein bis zwei Jahre vor Beginn dieſer Correſpondenz, die hier vollſtändig vorliegen dürfte und bisher ungedruckt blieb, in Graz perſönlich kennen gelernt, indem er denſelben während eines kurzen Aufenthaltes aufſuchte; er hatte ſeine erſten Gedichte geleſen und Karl von Holtei hatte von ihm geſprochen. Zur Zeit, da Lewinsky nach Graz kam, war Hamerling noch Lehrer; als er ihn perſönlich kennen gelernt hatte, fiel ihm ſeine fahle Geſichtsfarbe auf und ſeine Scheuheit; das letztere verhinderte auch eine Annäherung, ſo daſs Lewinsky den Dichter ſpäter nicht aufſuchte, zumal auch die Kränklichkeit Hamerlings noch dazu kam. Somit war die perſönliche Berührung der beiden Männer ſehr dürftig; auch kam Lewinsky ſelten nach Graz und Hamerling hauste als Einſiedler. Dieſen Umſtänden haben wir allerdings die meiſten der nachfolgenden höchſt intereſſanten Briefe zu danken.

die inſoferne einen doppelten Wert beſitzen, als ſie ſowohl für den Lebenslauf des Schreibers als auch des Empfängers charakteriſtiſch ſind.

Brief aus Trieſt, 11. Jannar 1865. — Es konnte nicht eruiert werden, ob Herr Lewinsky den „Germanenzug“ öffentlich vorgeleſen hat. — Über den hier von Robert Hamerling genannten Urban ſei es uns geſtattet, einige Worte mehr zu ſagen, da es ſich um eine meteorartige Erſcheinung am literariſchen Himmel handelt. Herr Lewinsky beſitzt eine außerordentlich intereſſante Briefſammlung von der Hand Karl von Holteis; dieſe Papiere umfaſſen die Jahre 1859 bis 1874 und enthalten bei den Jahren 1863/4 auch Mittheilungen über den ſozuſagen verſchollenen Robert Urban. Darnach war Urban Regierungsaſſeſſor in Bromberg und Lieutenant, Herausgeber einer Gedichtſammlung, die im Januar 1864 bereits in Buchform vorlag, und Verfaſſer eines epiſchen Gedichtes, „Hausgeiſt“ betitelt, welches bei Trewendt in Breslau (1864) erſchien. Zur Charakteriſtik ſagt Holtei: Urban muß ein ſeltſamer Menſch ſein, was man ſonſt ein ‚Original‘ nannte, was man in den alten italieniſchen Opern ‚der Philoſoph‘, will ſagen ‚närriſcher Kerl‘ heißt. Die Barbaroſſa-Lieder nennt Holtei ſchön und kräftig, mit einer Pracht der Diction, wenn auch mit zu wenig draſtiſchem Leben; den Balladen-Cyklus „Franz von Chila“ aus der zuerſt erſchienenen Gedichtſammlung bezeichnet er in ſeiner Totalität als das Mächtigſte, auf jede Sorte von Zuhörern gleiche Gewalt Ausübende; den „Hausgeiſt“ kleidet er in einen „bürgerlichen und dabei originellen Hausrock“. Lewinsky las das erzählende Gedicht „Der Hausgeiſt“ und einige ſchwungvolle Gedichte, welche Deutſchlands Einigung erſehnten und prophezeiten. Der Verlagshandlung Eduard Trewendt in Breslau verdanken wir die abſchließenden

Zeilen dieſes Poetenlebens: Robert Urban wurde ſpäter Landrath und ſtarb mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes 1899 angeblich in Wiesbaden.]

Hochgeehrter Herr! — Die ungewöhnlich freundliche Beachtung, welche meine Canzone „Germanenzug“, wie das beiliegende Blättchen beweiſ't, von Seiten der Critik gefunden, läßt mich hoffen, daß ſie durch Vermittlung des lebendigen Worts, wie Sie ſelbe manchem lyriſchen Dichtwerke der neueſten Zeit haben angedeihen laſſen, zu erwünſchter Wirkung auf ein größeres Publicum gelangen könnte. Mögen Sie es daher gütigſt entſchuldigen, wenn ich eine vielleicht allzugroße Unbeſcheidenheit begehe, indem ich das Werkchen mit der Bitte in Ihre Hände gebe, einen Blick darein zu werfen und zu ſehen, ob es verdient, daß Sie ſeiner zeitgemäßen Tendenz einmal mit Ihrer ſiegreichen Redegewalt nachhelfen. Bei Gelegenheit der Beſprechung Ihres öffentlichen Vortrages Urban'ſcher Poeſieen iſt ſeiner Zeit in der „Wiener Zeitung“, wenn ich nicht irre, unter den Namen jüngerer, Ihrer freundlichen Aufmerkſamkeit empfohlener Dichter auch der meine genannt worden — möge dieſer Umſtand gleichfalls Einiges dazu beitragen, daß Ihnen die Kühnheit meines Unterfangens in etwas weniger grellem Licht erſcheint. — Sollten Sie auch meine Bitte zu berückſichtigen ſich nicht veranlaßt finden können, ſo wird es mir ſchon erfreulich ſein, Gelegenheit gefunden zu haben, Ihnen mit dieſen Zeilen die aufrichtige Verehrung auszudrücken, die ich für Ihren künſtleriſchen Genius hege, und mit welcher ich verharre, hochgeehrter Herr, — Ihr — ergebenſter — Robert Hamerling.

[Das „beiliegende Blättchen“ iſt ein Ausſchnitt, wahrſcheinlich aus einer Trieſter Zeitung; die Notiz lautet: Die Canzone „Germanenzug“ von dem hier heimiſchen Dichter Robert Hamerling (Wien, Gerolds Sohn) findet von Seiten der Kritik eine ganz ungewöhnliche Beachtung. Hieronymus Lorm nennt ſie in der Öſterreichiſchen Wochenſchrift einen „prachtvollen lyriſchen Prolog zur Geſchichte der Deutſchen“ und die St. Galler Blätter bezeichnen ſie als „ein ſo gedankenreiches und formſchönes Gedicht, daß es dem mit Recht berühmt gewordenen Schwanenlied der Romantik desſelben Verfaſſers würdig zur Seite tritt“. Schuſelka's Reform ſagt: Obgleich noch einer der jüngſten unter den deutſchen Dichtern der Gegenwart, hat ſich Robert Hamerling bereits in weiten Kreiſen lebhafte Anerkennung errungen. Seine Dichtungen, namentlich die Hymnen, dürfen den beſten poetiſchen Erzeugniſſen der Gegenwart beigezählt werden. In der Leipziger Europa heißt es: Man muß geſtehen, daß der Verfaſſer die Form der Canzone mit einer Meiſterſchaft zu handhaben weiß, die ihresgleichen ſucht. Hamerling iſt ſicher eines der größten Formtalente, die wir beſitzen, ein Meiſter und Beherrſcher der Sprache, gleich Rückert oder Platen.]

[Brief aus Graz, 7. April 1868.]

Hochgeehrter Herr! — Schon geſtern nach der Vorleſung würde ich mich Ihnen perſönlich genähert haben, um Ihnen meinen Dank und meine Freude auszuſprechen über den großartigen, wirkungsvollen Vortrag meiner „Genziane“, wenn mich nicht eine gewiſſe angeborne Scheu abgehalten hätte, die Blicke der Umſtehenden auf mich zu ziehen. Ich kann es auch beſſer mit einigen Zeilen thun. Als ich das Gedicht auf Ihrem Programm fand, vermuthete ich, daß Ihnen dasſelbe gewiſſermaßen octroirt worden, und bedauerte dieſes ſehr: um ſo mehr aber freute es mich, daß die Kleinigkeit ſich doch als zum Vortrag nicht ungeeignet erwieſen, ja, durch Ihre Kunſt ſogar zu einer großen Wirkung gebracht werden konnte. Ich kann nicht umhin, hier meine Bewunderung über Ihre gediegene deklamatoriſche Kunſt überhaupt auszuſprechen: ſchon Ihr verſtändiges Maßhalten verräth den Meiſter, und die Art, wie Sie den Versaccent durch den logiſchen und ſprachlichen hindurchklingen laſſen, iſt einzig: ſie erfüllt das höchſte Ideal, das ich mir bezüglich dieſes gewiß nicht unweſentlichen Punkts gebildet. — Seien Sie überzeugt, hochgeehrter Herr, daß mir der Genuß Ihrer Kunſtleiſtung überhaupt ſo feſt im Gedächtniße haften wird, als ich die Erinnerung an den Moment innigſter und freudigſter Genugthuung bewahren werde, den Sie mir als dem Dichter der „Genziane“ bereitet haben. — In Verehrung und Dankbarkeit — Ihr — ergebener — Robert Hamerling

[Brief aus Graz, 9. April 1868.]

Hochgeehrter Herr! — Ihr geſtriger Vortrag der „Genziane“ war *noch wundervoller, ergreifender*, als der erſte. Mir klangen die Worte ſo erhaben aus Ihrem Munde, wie prieſterlich aus einem Heiligthum herausgeſprochen. Sie wiſſen nicht bloß den Gedanken und das Gefühl, ſondern auch den vollen Klang, die Melodie, den Rhythmus des Gedichts zu entfeßeln. Die Art, wie Sie z. B. den Ausdruck „die wunderbaren Kronen“ ſprachen, war bezaubernde Muſik. Ich bin nun überzeugt, daß ſolche reimloſe hymnenartige Stücke ſich ganz *eminent* zum declamatoriſchen Vortrag eignen, und daß, wenn ein Declamator mit einem kleinen Cyklus ſolcher Hymnen aus „Sinnen und Minnen“ — von der Kritik immer als das Beſte anerkannt — vor das Publicum treten wollte, er den Eindruck des Eigenthümlichen damit machen und eines regen Antheils gewiß ſein konnte, vorausgeſetzt, daß in ihm Verſtandniß des Poetiſchen und Meiſterſchaft der Sprechkunſt ſich ſo vereinen wie bei Ihnen. — Ich ſchließe, wiewohl mir das Herz noch voll wäre von Manchem, was der geſtrige Abend in mir angeregt hat. Bleiben Sie freundlich geſinnt — Ihrem — in wärmſter Dankbarkeit und Verehrung — ergebenen — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 5. December 1868.]

Hochgeehrter Herr! — Es gereicht mir zur Freude, nun endlich mit Überſendung meines „Königs von Sion“ Ihnen den Poeten der „Genziane“ wieder in Erinnerung bringen zu dürfen. Sie beweiſen es täglich, wie Sie in den Geiſt von Dichtwerken einzudringen vermögen; Sie ſind daher in meinen Augen auch einer der berufenſten Kritiker, die es geben kann. Fänden Sie Zeit, das Buch zu leſen, und, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, etwas über den allgemeinen Eindruck, den es Ihnen machte, zu mir dringen zu laßen, ſo würden Sie einen großen Dienſt erweiſen — Ihrem — in aufrichtigſter Hochſchätzung und unveränderlicher Dankbarkeit — ergebenen — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 13. April 1869.]

Verehrter Herr! — Was Sie mir über den „König von Sion“ ſchreiben, iſt geeignet, mich für manche Anfeindung, die der Succeß des Werkes gegen mich wachgerufen, zu tröſten, und Ihr Urtheil über den Hexameter erledigt in meinen Augen vollgültig eine Frage, für deren Entſcheidung mir weder der Gelehrte noch die Tageskritiker, ſondern weit eher der harmloſe Leſer, der den Vers auf ſich wirken läßt, ohne ſich um den Namen desſelben zu kümmern, in erſter Linie aber der Vortragskünſtler competent iſt, der am beſten wiſſen muß, womit er wirken kann und womit nicht, was deutſchem Munde gerecht iſt und was nicht. Wenn Sie ferner mich mit der Äußerung überraſchen, daß Ihnen die Geſtalt des Jan in meiner Dichtung „vollkommen klar“ geworden, ſo gereicht mir auch dies zum freudevollſten Troſt. Sie beſchämen meine Beurtheiler, denen gerade dieſe Geſtalt bisher, zu meinem verzweifelten Erſtaunen, durchaus nicht klar geworden iſt. Wer aber das Werk nicht ſo aufmerkſam geleſen, um ſich in dieſem Mittelpunkt des Ganzen zurechtzufinden, von dem begreife ich nicht, wie ihm überhaupt noch etwas am „König von Zion“ gefallen kann. Die Pointe desſelben und ſeine tiefere Bedeutung geht ihm verloren. — Wie ſoll ich nun aber meinem Dank Ausdruck geben, Ihrem Entſchluß gegenüber, Theile des „Königs von Zion“ in Wien, und probeweiſe zuvor in Graz, zu öffentlichem Vortrag zu bringen? Haben Sie den Muth, ſich in ſolcher Weiſe für ein Werk zu verwenden, das Manche darum ſchlecht finden, weil es großen Erfolg hat? Es ſind dies die Leute, die am liebſten ſagen würden, das Buch ſei langweilig, wenn nicht der Umſtand, daß ſich jetzt, 4 Monate nach dem Erſcheinen, der dritte Neudruck unter der Preſſe befindet, unwiderleglich bewieſe, daß es geleſen wird. — Sie fragen, welches Honorar ich beanſpruchen würde? Ich glaube, wenn es mir einfiele, dergleichen zu beanſpruchen, würde das Sümmlein, das für mich von Rechtswegen entfällt, ein winziges ſein. Denn vorausgeſetzt, der Vorleſer zahlte dem Poeten für ein epiſches Werk die Tantieme, die für die einmalige Aufführung eines Dramas gezahlt wird, wie klein wäre der Bruchtheil, wenn er von dem epiſchen Werke etwa ein Fünftel oder Zehntel vorträgt? Was in Ihre Vorleſerkaſſe fällt, gönne ich Ihnen mit Freuden bis zum letzten Heller. — Soll ich über die Wahl der Partien eine Meinung vorbringen, Ihrem

Wunſch entſprechend, ſo dünkt mich der erſte Geſang, weil am leichteſten für ſich verſtändlich, vorzuziehen. Soll Weiteres folgen, ſo könnte der 2. Geſ. ſich am natürlichſten anſchließen, oder, wenn Bruchſtücke paſſender ſcheinen, der Schluß des 3. Geſanges (Bücherverbrennung und feindliches Gegenübertreten von Jan und Matthiſon), oder der des 5., auch der des letzten. — Ich würde Ihr Hieherkommen um ſo freudiger begrüßen, da ich einen dramatiſchen Plan vorhabe, bei dem ich (um einſtweilen ſo viel zu verrathen), Sie bei der Titelrolle ins Auge gefaßt habe. Da wäre mir eine Beſprechung vom höchſten Vortheil.

Mit wiederholtem Dank verharre ich in aufrichtiger Verehrung ergeben — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 21. November 1869.]

Verehrter Herr! — Ihr gütiges Schreiben ſetzt mich ebenſo ſehr in Verlegenheit, als es mich erfreut, denn ich muß die Anfrage, ob ich Ungedrucktes lyriſchen oder epiſchen Genres im Schranke habe, leider verneinen. Wenn Sie nicht auf Gedrucktes, auf „Sinnen und Minnen“ (etwa „Die Entdecker des Meeres“ S. 135, oder „König Moor“ S. 202, oder „Der Herthaprieſter“ S. 312, oder „Mein Eichhörnchen“ S. 339, oder „Der geblendete Vogel“ S. 358) oder auf die Canzone „Germanenzug“ zurückgreifen wollen, ſo wird meine Muſe zur Completirung Ihres Programmes diesmal nichts beitragen können. Ich danke Ihnen auch dafür, daß Sie ſelbſt eine baldige perſönliche Zuſammenkunft und Unterredung als erwünſcht bezeichnen. Mit Ihnen ein paar Worte über meinen Tragödienplan „Danton und Robespierre“ ſprechen zu können — das Werk tritt nächſtes Frühjahr in die Öffentlichkeit — würde mir ſchon in ſo fern ſehr förderlich ſein, als Ihre künſtleriſche Einſicht und Erfahrung mich vielleicht entſcheidend belehren könnte, ob ich das Stück bühnengerecht ſchreiben, oder mit Rückſicht auf die Eigenart dieſes namentlich für Hofbühnen bedenklichen Stoffes lieber von vorn herein auf die Möglichkeit einer Bühnendarſtellung verzichten ſoll. Einen Schluß bitte ich von meinen Epen vorläufig nicht auf dieſen dramatiſchen Verſuch zu machen; ich bin mir der weſentlich verſchiedenen Erforderniſſe beider Dichtgattungen ſehr wol bewußt. Ihr ergebener und dankbarer Verehrer — Robert Hamerling. — Meine Adreſſe iſt die alte: Realſchulgaſſe Nr. 171/I 3. Stk., auf Briefen jedoch iſt ihre Angabe überflüſſig.

[Brief aus Graz, 22. Februar 1870.]

Verehrter Herr! — Mit Freude und innigem Dank erwidere ich Ihre Nachricht. Ich werde mir jedoch erlauben, Ihnen den 2. Akt meines „Danton und Robespierre“ zu überſenden. Vielleicht können Sie denſelben durchleſen, und wenn Sie ſich dafür entſcheiden ſollten, ſtatt des hier ſo bekannten „König von Sion“ dieſe Novität in einer Probe hier vorzuführen, ſo würde ſich zu dem mächtigen Anreiz Ihrer Kunſt für das Publikum noch ein anderer von Seite des gewählten Stoffs geſellen. Man iſt hier auf den „Robespierre“ ſehr geſpannt, und der durchſchlagende Erfolg eines von Ihnen zur Geltung gebrachten Fragments würde der Aufnahme dieſes neuen Werks, mit deſſen Schluß ich eben beſchäftigt bin, in der erfreulichſten Weiſe vorarbeiten. Ich denke, gerade jetzt, bevor es noch erſchienen, wäre dazu die günſtigſte Zeit, und da dieſer Tragoedie die Bühne verſchloſſen bleiben dürfte, obgleich ſie, wie ich glaube, in hohem Grade bühnengemäß iſt, ſo könnte mündlicher Kunſtvortrag ihr das Loos eines Buchdramas erleichtern. Ich wähle den 2. Act, weil dieſer für ſich allein verſtändlich iſt, und die wirkungsvollſte Contraſtirung und Expoſition der beiden Hauptcharaktere enthält. Er iſt aber ſehr lang, und wird kaum weniger als eine Stunde in Anſpruch nehmen. Ich laße die Abſchrift augenblicklich herſtellen und ſende ſie ganz beſtimmt übermorgen, den 24., die erſte Hälfte vielleicht ſchon morgen. Entſcheiden Sie ſich nicht früher, bevor Sie ein wenig in dem Manuſcript geblättert. Vielleicht iſt es anders und brauchbarer, als Sie erwarten. — In Dankbarkeit und Verehrung — Ihr ergebener — Rob. Hamerling.

[Über die Aufführungsfähigkeit des Trauerſpieles „Danton und Robespierre" gehen die Meinungen auseinander. Karl von Thaler hält „das Revolutionsdrama für die Bühne zu lang und verſpricht keinen vollen theatraliſchen Erfolg". Karl Landſteiner in ſeiner Schrift: „Hans Makart und Robert Hamerling" (Wien 1873) ſagt: In der Tragödie „Danton und Robespierre" fehlt einmal die Einheit des dramatiſchen Helden; es ſind zwei Helden, von denen keiner dem andern ſich unterordnet. Damit iſt das dramatiſche Intereſſe ſchon verflüchtigt; ferner iſt die Form alles Andere eher, als dramatiſch; man meint mitunter politiſche und hiſtoriſche Eſſays zu leſen, mit einem Worte, das Werk iſt trotz herrlicher Einzelnheiten im ganzen verfehlt. — Lewinsky dagegen hält, nach einer mündlichen Äußerung, eine Aufführung nicht für unmöglich, obgleich der Stoff in gewiſſen Fällen ein Hindernis iſt. Dagegen iſt der Vortrag eines Actes bei einem dem Publicum unbekannten Werke nicht gut möglich, ſelbſt wenn man den Inhalt der nicht zum Vortrage gelangenden Theile angeben würde; aus dieſem Grunde unterblieb auch die Erfüllung des von Hamerling ausgeſprochenen Wunſches. Gleich nach der Ankündigung des Dramas hatte Joſef Lewinsky übrigens den dringenden Wunſch es zu leſen, allein es wurde in Wien weder geſpielt noch geleſen. — Der Dichter ſelbſt äußerte ſich Fritz Lemmermeyer gegenüber (Deutſche Revue 1896), daſs er dieſes Stück, ebenſo wie den „Teut“, für kein Buchdrama halte, und erzählte, wie der erſte Act mit großer Wirkung in Graz geſpielt worden ſei, ferner, daſs es ein Schauſpieler zur Darſtellung bringen wollte, er das aber nicht zugeben konnte: Denn das Stück muß ganz, ohne erhebliche Striche, gegeben werden; aber das wird nicht geſchehen, es müßte auf zwei Abende vertheilt werden, ſolches thut man jedoch nur mit großen alten Dichtern. (Vergl. auch die Vorrede zu dem Drama.)

Brief aus Graz, 23. Februar 1870.]

Verehrter Herr! — Nachdem ich den größten Theil des 2. Akts von Danton und Robespierre auf die Poſt gegeben, fällt mir aufs Herz, daß ich die Sendung als die „erſte Hälfte“ bezeichnete, was Sie zu dem Glauben veranlaßen muß, daß auch das noch Folgende ebenſo umfangreich ſei, wie das heut überſandte. Dieſe Vorausſetzung konnte Ihnen alles Behagen an dieſer „erſten Hälfte“ verderben, und ich finde es daher nicht überflüſſig, Ihnen ſogleich durch dieſe Zeilen die Beruhigung zu geben, daß Sie von dieſem allerdings ſehr langen Akt doch ſchon weitaus das Längſte in Händen haben. In hochachtungsvollſter Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 7. März 1870.]

Hochverehrter Herr! — Ich kann nicht bis Nachmittag warten, um Ihnen zu ſagen, wie glücklich mich Ihr geſtriger Vortrag gemacht hat. Ich erſah daraus, daß, was ich in das Werk legen wollte, wirklich darin liege — denn Sie fanden es heraus und verkörperten es im lebendigen geſprochenen Worte. Ich ſtaune vor der materiellen wie vor der geiſtigen Kraft, die Sie an die Bewältigung dieſer Aufgabe ſetzten. Unvergleichlich waren Sie im ſublimen Pathos,

unvergleichlich in der Laune und Lebendigkeit, mit welcher Sie z. B. die Geſtalt des Lips, die Reiterſcene u. A. zu voller dramatiſch-lebendiger Wirkung brachten. Ich beſuche kein Theater aus Ekel vor der Couliſſenreißerei auch der „berühmteren“ Schauſpieler, und vor „Declamatoren“ nehme ich um ſo ängſtlicher die Flucht, je beſſer ſie ſich darauf verſtehen, das Beifallsgebrüll der Menge zu erwecken. Aber Leiſtungen wie Ihr Vortrag des erſten Geſanges des „König von Sion“, wie früher der „Genziane“, bleiben für mich ein Höchſtes. So viel mußte ich Ihnen vorläufig aus vollem Herzen ſagen. Nehmen Sie dies Blättchen auf Abſchlag eines vollen Lorbeerkranzes, den ich Ihnen ſchulde. — In begeiſterter Verehrung und Dankbarkeit — Ihr — Robert Hamerling.

[Dieſer Brief kann zunächſt durch eine Stelle im erſten Band der „Proſa“ (1884) ergänzt werden: Im Artikel „Über die Kunſt des mündlichen Vortrages“ ſpricht Hamerling über den logiſchen Accent und Versaccent bei der Declamation und ſchließt den Paſſus mit den Worten: Als Beiſpiel und Muſter dieſer Kunſt nenne ich einen der berühmteſten unſerer Meiſter des geſprochenen Wortes: Joſef Lewinsky. — Weiters liefern auch die „Stationen“ eine Ergänzung hiezu; gelegentlich der Beſprechung des „König von Sion“ ſagt Hamerling, daſs keines ſeiner Werke bei jedem Neudruck einer ſo ausgiebigen Feile unterzogen worden iſt, wie dieſes, und fährt dann fort: Insbeſondere lag mir daran, dem Hexameter immer mehr jene Geſtalt zu verleihen, welche geeignet iſt, das gemeine, faſt läppiſche Vorurtheil gegen dies ſchönſte, und, wenn recht behandelt, auch dem deutſchen Sprachgenius vollkommen zuſagende epiſche Maß zu zerſtören .... Wer am 6. März 1870 der öffentlichen Vorleſung des erſten Geſanges des „Königs von Sion“ durch Lewinsky zu Graz beiwohnte, der wird die Überzeugung theilen, welche dieſer kundige Meiſter des Vortrags damals mir gegenüber ausſprach: daſs der gute Hexameter ein dem Deutſchen mundgerechtes, für den mündlichen Vortrag dankbares Versmaß ſei. — Auch im zweiten Bande der „Proſa“, neue Folge, kommt Hamerling in dem Aufſatz „Haben wir Deutſche noch eine Metrik?“ auf Lewinsky zu ſprechen; er ſagt: Wenn es Dilettanten gibt, welche ſich für Vortragskünſtler halten, welche beim Anblick eines Hexameters die bekannte „Gänſehaut“ überläuft, weil das ein gar ſo künſtliches, für den Vortrag ſchwieriges und „undankbares“ Metrum ſei, ſo will ich im Gegenſatz hiezu die Anſicht eines wirklichen Vortragskünſtlers, und zwar eines der trefflichſten in Deutſchland, die des k. k. Hofſchauſpielers Joſef Lewinsky, ins Treffen führen. — Auch mir, ſagt er in einem am 7. April 1869, nach Erſcheinen des „Königs von Sion“, an mich gerichteten Schreiben, auch mir kam von vielen Seiten ein Seufzer darüber zu, daſs Ihr Gedicht in Hexametern geſchrieben iſt. Der Ärger darüber gab mir zu Anfang dieſes Jahres den erſten Gedanken ein, das Werk und den Vers den Menſchen mundgerecht zu machen. Ich kann Sie als vom Handwerk verſichern, daſs der Hexameter mir gehorcht wie weiches Wachs. Jeder Ausdruck iſt leicht mit ihm erreichbar, und in gewaltig erſchütternder Rede gewährt er dem Sprecher Vortheile, wie kein anderes Versmaß. Warum er ſo viele Leſer fremdartig berührt, kann ich nicht begreifen; mir erſcheint dieſer Vers dem Genius und Weſen unſerer Sprache ganz angemeſſen. Ich bin daher ſehr erfreut geweſen, als ich in den Anmerkungen Ihr Verſprechen las, ſpäter einmal eine breitere Auslaſſung über den Hexameter geben zu wollen. Der Beginn der kommenden Winterſaiſon iſt vielleicht geeignet zu einer Vorleſung; damit Sie ſelbſt ein Urtheil darüber haben können, und belehrender Winke halber, die ich von Ihnen erbitten würde, möchte ich einmal in Graz leſen. — Lewinsky kam dann wirklich nach Graz und las den erſten Geſang des „Königs von Sion“ öffentlich vor, in einer ſchlichten, ungekünſtelten, und doch wirkſamen Weiſe, die auf eine zahlreiche Zuhörerſchaft und mich ſelbſt den beſten Eindruck machte. (Man vergleiche auch den Anhang „Der Hexameter in König von Sion“, von der 9. Auflage dieſes Werkes an abgedruckt.)

Brief aus Graz, 2. April 1870.]

Verehrter Herr und Freund! — Nur wenige Zeilen kann ich dem ſoeben in Eile copirten 1. Akt des „Danton und Robespierre“ beifügen. Es iſt mir die Alternative geſtellt, den Druck des Werkes entweder ſogleich beginnen zu laſſen, oder bis zum Herbſt zu verſchieben, denn erfolgt derſelbe nicht ſogleich und ſo raſch als möglich, ſo fällt das Buch in die Sommerzeit, die ungünſtigſte für literariſche Erſcheinungen. Aus dieſem Grunde bin ich genöthigt, Sie angelegentlichſt zu bitten, mir dieſen 1. Akt, und dazu den früher überſandten zweiten, gütigſt ſogleich nach der Durchſicht wieder übermitteln zu wollen — als Fahrpoſtſendung (nicht in Briefcouvert) — ſelbſtverſtändlich auf meine Koſten. Finden Sie Zeit ein paar Zeilen über den Eindruck dieſes 1. Akts beizufügen, ſo verpflichten Sie dadurch natürlich aufs Neue — Ihren — ſchon ſo viel verpflichteten Verehrer — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 27. November 1870. — Welcher „hieſige Schauſpieler“ gemeint iſt, konnte nicht ermittelt werden.]

Verehrter Herr! — Verzeihen Sie mir gütigſt, daß ich mit meiner Sendung ſo ungelegen kam! Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß „Danton und Robespierre" warten können. Ein hieſiger Schauſpieler hat ſich dieſes Trauerſpiels bemächtigt, um es zu ſeiner Benefiz zu geben, ja, die Rolle des Robespierre gefällt ihm ſo ſehr, daß er ſie durchaus ſelber ſpielen will. Keines meiner Bedenken läßt er gelten. Wenn Sie das Stück nicht theatraliſch wirkſam finden, ſo kann ich wenigſtens mit Berufung auf Ihre Autorität dasſelbe dem Schauſpieler wieder aus den Händen winden. — Herzlichen Dank für Ihre wohlwollende Abſicht, mich auf das Trieſter Programm zu ſetzen. Ihre Frage mit Offenheit erwidernd, bemerke ich, daß nach meinem Bedünken irgend ein Akt aus „Danton und Robespierre" — der 2. wäre am meiſten für ſich verſtändlich — ſchon als Novität das Trieſter deutſche Publicum vor Allem intereſſiren dürfte. Auch der 1. Geſang aus dem „König von Sion" würde, wie es hier der Fall war, von Ihren Lippen herab zu großer Wirkung gelangen. Nur würde dann, da dieſer Geſang friſche, noch unermüdete Kraft beim Zuhörer verlangt, ſehr Weniges, etwa ganz leichte Lyrik, vorhergehen dürfen. Sehr freuen würde es mich, wenn Sie in einem Ihrer Vorträge auch für die „Genziane" Platz fänden, und ſo den Trieſtern den Genuß einer Ihrer ergreifendſten Leiſtungen im pathetiſchen Genre gönnten. — In wärmſter Ergebenheit — Ihr — ewiger Schuldner — Rob. Hamerling.

[Guſtav Werner, ein College aus der Trieſter Zeit, erſcheint in dem „Programme des k. k. Gymnaſiums in Trieſt, veröffentlicht am Schluſſe des Schuljahres 1866" als wirklicher Profeſſor, Doctor der Philoſophie, Ordinarius der VIII. Claſſe; er lehrte Mathematik von der V., Phyſik von der IV. aufwärts. Profeſſor

Werner, gegenwärtig in Mähr.-Trübau lebend, theilte uns unter dem 14. April 1898 Folgendes mit:

Da 33 Jahre verfloſſen ſind, ſeit ich Robert Hamerling, und da auch nur durch kurze Zeit, näher ſtand ſo bedauere ich, nur Unweſentliches mittheilen zu können. — Hamerling war wortkarg, kurz in der Antwort und verſchloſſen. Obwohl er mir, als ich noch bei der Marine diente, der Perſon nach bekannt war, habe ich ihn in den Straßen und auf Spaziergängen ſtets allein geſehen. Er beſuchte ſoviel ich weiß, keine Gaſthäuſer oder andere öffentliche Orte. Wenn eine deutſche Theatergeſellſchaft in Trieſt gaſtierte, konnte man ihn als Recenſent im Parterre ſehen. Das Schulhalten war ihm eine Pein, und die akademiſchen Viertelſtunden pflegte er oft ſtark zu verlängern. Als ich gelegentlich eines Vortrags ein Gedicht citierte, wo er die Erde als ausgebrannte Schlacke in die Sonne fallen läſst und ihn fragte, wieſo ihm dieſe der neuen Forſchung ſo nahe Auffaſſung gekommen, antwortete er: Ich dachte, es könnte ſo ſein. Doch nicht nur mir, dem jüngeren, ſondern auch den älteren Collegen gegenüber war er mehr ablehnend. Im Schiller-Vereine, dem geſelligen Vereinigungspunkt der Deutſchen, hatte ich ihn ſehr ſelten geſehen. Meine Bemühungen, ihn in eine mir befreundete Hamburger Familie einzuführen, waren vergeblich, obwohl die Hausfrau ſich durch ſein Kommen ſehr geehrt gefühlt hatte Ausführlicheres könnte der in Wien domicilierende Gymnaſial-Profeſſor Dr. Franz Raab, mittheilen, der damals als Supplent am Trieſter Gymnaſium wirkte, ſelbſt poetiſche Arbeiten publicierte und öfter mit Hamerling verkehrte. (Wir verweiſen hiermit auf das von uns gebrachte Raab-Capitel und bemerken zu der Stelle oben, über ein angebliches Gedicht, in welchem die Erde als ausgebrannte Schlacke in die Sonne fällt, daſs ſich ein ähnlicher Gedanke im

XX. Gedicht des „Schwanenliedes der Romantik“ vorfindet:

Kommen wird der Tag einſt, kommen wird die Stund',
Wo, wie des Mondes Scheibe, der Erde wüſtes Rund
Als ausgebrannte Schlacke dahin im Aether rollt,
Wenn des Gerichtes Donner verzehrend drüber ausgegrollt.)]

[Friedrich Hinghofer, geboren 6. März 1822 in Wildenau bei Schärding in Oberöſterreich, wo ſein Vater Pfleger im Dienſte des Herrſchaftsbeſitzers Graf Engel war. Hinghofer abſolvierte in Linz ſeine Studien, trat in die damalige Staatsbuchhaltung, ſpäter in den Landesdienſt; er war Landesbuchhalter von Öſterreich ob der Enns, fürſtlich Starhemberg'ſcher Oberrevident und war mit dem goldenen Verdienſtkreuze mit der Krone ausgezeichnet. Er ſtarb am 17. Januar 1868 plötzlich an Herzlähmung. Hinghofer ſtand mit Hermann von Gilm, dem Lyriker, in verwandtſchaftlichen Beziehungen: ſeine Gattin Anna und Gilms Gattin Marie ſind Schweſtern, Tochter des k. k. Rechnungsrathes Michael Dürrnberger. — „Ahasver in Rom“ gab den Anlaſs, daſs Hinghofer dem Epiker ſich näherte und zwar mit einem Sonett, „An Robert Hamerling“ betitelt:

Ich las den „Ahasver“. Ein leiſes Beben
Erfaſste mich, denn ſieh, in deinem Buche
Sah ich verhüllt mit einem Leichentuche
Der Vorzeit eingeſargtes Götterleben.

Du wuſsteſt die Contraſte zu verweben:
Das alte Rom, bedeckt vom Völkerfluche;
Das Chriſtenthum, mit ſeinem Segensſpruche:
„Ich will dich durch dein ſehnend Herz erheben.“

Jetzt dämmerts auf! Du haſt der Götterlehre
Des alten Roms die Larve weggeriſſen
Und zeigſt ſie uns in Neros grauſem Wüthen.

Im Chriſtenthum dafür zeigſt du das hehre,
Das ew'ge Pharuslicht in Finſterniſſen
Und im Germanenthum der Zukunft Blüthen.

Auf dieſe Verſe antwortete Hamerling mit einem Briefe aus Graz 21. April 1867:]

Hochgeehrter Herr! — Zu ſehen, daß auch in kleineren Orten des weiten deutſchen Landes, unberührt vom größeren Wogenſchlag des Weltlebens und Verkehrs, ſo manches Mal ein Körnlein der Gedankenſaat, welche der Dichter den Winden anvertraut, niederfällt und den empfänglichſten Boden trifft, iſt mir immer die erfreulichſte Wahrnehmung geweſen. Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Sonett, werde es bewahren und Ihres Namens treu gedenken. Herzliches Vergnügen wird es mir bereiten, Weiteres von Ihnen zu hören. Nehmen Sie das photographiſche Porträt, das ich Ihnen beifolgend ſende, freundlich auf und halten Sie mich fortan für Ihren — dankbar ergebenen Freund — Robert Hamerling. — P. S. Es lebt, wenn ich nicht irre, in Linz ein früherer College von mir, Prof. J. Hötzl. Kennen Sie ihn und ſind mit ihm in Berührung, bitte ich ſehr, einen freundlichen Gruß von mir an ihn zu beſtellen.

[Dieſem Briefe lag eine Photographie in Viſitkartenformat aus dem Atelier E. Mariot in Graz mit der Widmung bei: „Hrn. Friedrich Hinghofer in Linz. — 21. April 67. — Robert Hamerling v. J. 1867.“ Dieſe Photographie zeigt die ganze Geſtalt des Dichters; er ſteht aufrecht, die linke Hand auf einen Sockel geſtützt; der Kopf vergeiſtigt mit einem kranken Zug, die Haare und der Schnurrbart noch dunkel; an der rechten Hand ein Ring; Hoſe und Weſte hell, dunkles Sacco, ſteifer Hemdkragen; dieſelbe Weſte erſcheint auch auf der Photographie Hamerlings, die zwei bis drei Jahre vor deſſen, 1889 erfolgten Tode von Zintl in Graz angefertigt wurde; ſcheint ein Familienſtück geweſen zu ſein. Mit Ausnahme des Kopfes fehlt der ganzen Geſtalt der weltmänniſche Zug. — Über Prof. J. Hözl, der in Linz bald nach Hinghofer ſtarb, konnte nichts in Erfahrung gebracht werden.

Brief aus Graz, 14. Mai 1867; das Couvert trägt die Adreſſe: „Sr. Wohlgeboren / Herrn Friedrich Hinghofer / Landesbuchhalter / Linz (Ober-Öſtreich) Landhaus No. 10." — Dr. phil. Mathias Amos Drbal, Director des k. k. Gymnaſiums in Iglau, damals in Linz, iſt hier gemeint; vor uns liegt von der Hand dieſes Pädagogen eine „Propädeutiſche Logik", 2. Aufl. Wien 1868; Drbal, ſpäter Landesſchulinſpector in Mähren, war einer der Gebildetſten und Freiſinnigſten, die das Land je hatte.]

Hochgeehrter Herr! — Unwohlſein und vielfache Beſchäftigung verhinderten mich bis heute, Ihre Anfrage bezüglich des Verhältniſſes der Intentionen meines „Ahasverus in Rom" zum Chriſtenthume zu beantworten. Ich glaube, daß Sie Ihr Sonett nicht zu bereuen haben, denn wenn es mir auch zunächſt nicht um Vertretung irgend welcher religiöſen „Tendenz", ſondern um ein objectiv gehaltenes epiſches Weltbild zu thun war, ſo glaube ich doch dem Chriſtenthum nicht bloß gerecht geworden zu ſein, indem ich es in einen triumphirenden Gegenſatz zur untergehenden heidniſchen Welt brachte, ſondern dem Gegenſatz auch eine tiefere und allgemeinere Bedeutung gegeben zu haben, indem ich ihn als den des Egoismus und der Liebe faßte und durchführte, ſo daß auch diejenigen, für welche das Chriſtenthum nur die hiſtoriſche Bedeutung einer zeitlichen Form des religiöſen Lebens und Cultus hat, der reinmenſchlichen Bedeutung und Geltung jenes Widerſtreits und Siegs in meiner

Dichtung ſich nicht verſchließen können. Nero tritt übrigens in einen doppelten Gegenſatz: einerſeits zu den Chriſten, andrerſeits zu Ahasver. Dieſem ſteht er gegenüber wie das Individuum der Menſchheit. Hier wie dort aber vertritt er das auf ſich geſtellte, eigenſüchtige, particulare Sein, das ſeine Subjectivität als Höchſtes anerkennt. Wollte man es recht trivial ausdrücken, ſo könnte man ſagen, Nero frevle an Gott und der Menſchheit. In den Widerſtreit von Heidenthum und Chriſtenthum iſt Ahasver nicht verflochten: er iſt das Bleibende im Wandelbaren, und ſeine Geſtalt weiſ't in die unendliche Perſpective immer neuer Entwicklungen des Menſchheitlebens hinaus. Wollte ich Ihnen das Alles noch weitläufiger auseinanderſetzen, ſo müßte ich den 21 enggedruckte Seiten ſtarken „Epilog“ der 2. Aufl. abſchreiben. — Prof. Zimmermann faßt in ſeiner Recenſion den Gegenſatz des Nero zu den Chriſten richtig auf, den zu Ahasverus hat er mißverſtanden, wie ſeine Einwürfe bezeugen — So viel über dieſen Gegenſtand; haben Sie weitere Bedenken, ſo werden Sie mich zu weiteren Mittheilungen immer bereit finden. Prof. Drbals Antheil freut mich ſehr; ich erinnere mich ſeiner aus dem hiſtoriſch-philologiſchen Seminar. — In herzlicher Ergebenheit — Ihr — Hamerling.

[Hiemit war der Verkehr beendet. Veröffentlicht wurde von dieſer ganzen, Hinghofer und Gilm betreffenden Briefgruppe, noch nichts. Die nachfolgenden Briefe ſind ſämmtlich an die Witwe: Frau Anna (Nina) Hinghofer gerichtet. Dieſelbe erhielt von Robert Hamerling auch vier Werke, und zwar „Sinnen und Minnen“ (2. Aufl. Hamburg 1868), „Das Schwanenlied der Romantik“ (Prag 1862), „Ahasver in Rom“ und „König von Sion“ (Hamburg 1868); dieſe Exemplare enthalten keine Zueignungen. Wie aus dem folgenden Briefe hervorgeht, gab Hinghofers Verwandtſchaftsverhältnis zu Hermann von Gilm den Anlaſs zur Fortſetzung der Correſpondenz und es iſt daher nothwendig, einige Worte über den berühmten Lyriker hier einzuſchalten.

Hermann von Gilm zu Roſenegg, geboren zu Innsbruck am 1. November 1812, ſtudierte daſelbſt die Rechte und trat 1837 in den Staatsdienſt; 1847 von Rovereto in die Hofkanzlei nach Wien, 1850 in das Miniſterium des Innern berufen, kam er 1856 als k. k. Statthalterei-Secretär nach Linz, in welcher Eigenſchaft er am 31. Mai 1864 nach langwierigem Leiden, getröſtet mit den heiligen Sterbſacramenten, wie das Parte mittheilt, verſchied. Begeiſtert für Tirol, von freiſinnigen Anſchauungen in Politik und Religion durchdrungen, zeichnet er ſich als Lyriker durch Friſche der Empfänglichkeit und Schönheit der Sprache aus. Sein Leben und ſeine Werke wurden in weiteren Kreiſen erſt nach ſeinem Tode bekannt. Wie ein Stern am fernen Horizonte ſtill leuchtend heraufgeht, ſo erſcheint in einem Briefe Hamerlings an deſſen Dichter-Collegen Ernſt Rauſcher der Name Hermann von Gilm. Es iſt ein Brief aus Trieſt vom 30. November 1863, in welchem Robert Hamerling ſeiner Lieblingsidee, des „Noriſchen Dichterbuches“ gedenkt: Ich werde vielleicht auch die Tiroler in meine Argo laden: es ſind originelle Köpfe unter ihnen. Kennen Sie Hermann von Gilm? Dieſe Andeutung, welche aber ſchon ein großes Intereſſe verräth, erfährt nun durch die folgenden Briefe eine Erweiterung. Im Gilm'ſchen Nachlaſſe ſelbſt deutet nichts auf eine perſönliche Bekanntſchaft oder auf eine Correſpondenz der beiden Dichter hin; dieſe Bemerkung machte uns gegenüber die Witwe Frau Marie von Gilm in Hall bei Innsbruck, deren gütiger Vermittelung wir zunächſt das Zuſtandekommen dieſes Capitels verdanken. Mit gleicher Wärme und gleichem

Entgegenkommen ſchloſs ſich dann die Beſitzerin der Briefe, Frau Nina Hinghofer, an, der wir zahlreiche Daten des Commentars verdanken.

Brief aus Graz, 15. März 1868; das noch vorhandene ſchmale Couvert trägt die Adreſſe: „Der wohlgebornen Frau / Frau Nina Hinghofer / Landesbuchhalters-Wittwe / Linz / in Ober-Öſtreich / No. 1319." — Bemerkenswert iſt das Intereſſe, welches Hamerling hier und in den folgenden Briefen an Adalbert Stifter nimmt.]

Hochgeehrte Frau! — Aufs wärmſte danke ich Ihnen für das überſandte Bild Ihres den Gleichgeſinnten ſo früh und ſo ſchmerzlich raſch entriſſenen Gatten. Ich danke Ihnen aber ebenſo warm für die Zeilen, mit welchen Sie Ihre Sendung begleitet haben, und durch welche es mir vergönnt war, die Bekanntſchaft einer edlen, tiefempfindenden Frauenſeele zu machen. Da Sie Werth legen auf den Beſitz einer Photographie von mir, die Sie im Nachlaß Ihres Gatten gefunden, ſo macht es mir Vergnügen, Ihnen eine neue und beßere zu ſenden, als das kleine und matte Bildchen war, das ich damals Ihrem Friedrich zur Verfügung ſtellen konnte. Nun geſtatten Sie mir freundlich noch eine Anfrage. Aus der gedruckten Todesanzeige Ihres Gatten habe ich erſehen, daß er mit dem Dichter Hermann von Gilm verſchwägert war, daß Sie eine Schweſter der Wittwe Gilms ſind. Ich gehöre zu den wärmſten Bewunderern deſſen, was Gilm als Dichter geleiſtet hat, und Niemand bedauert ſchmerzlicher als ich, daß die Welt erſt nach ſeinem Tode erfuhr, was ſie an ihm beſeßen. Wäre es Ihnen nicht möglich, hochgeehrte Frau, mir von ihm eine Photographie zu verſchaffen? Mir ſelbſt wie einigen hieſigen Befreundeten, die ihn durch mich ſchätzen gelernt, würden Sie damit eine wahre Freude bereiten. Sollte der Zufall mich nach Linz führen, ſo würde es mich außerordentlich intereſſiren, über den Lebenslauf Wilms, wie Ihres Gatten, vielleicht auch über Stifter, manches Perſönliche aus den nächſten Quellen zu erfahren. Einſtweilen ſei mir vergönnt, aus weiter Entfernung geiſtig einem Kreiſe anzugehören, mit welchem mich eine warme Sympathie verbindet, und von welchem jedes weitere freundliche Lebenszeichen, das er mir zukommen läßt, meines dankbarſten Antheils gewiß ſein darf. — In aufrichtigſter Hochſchätzung verharre ich geehrteſte Frau — Ihr — ergebenſter — Robert Hamerling.

[Beigeſchloſſen war dieſem Briefe eine Photographie (Kopfbild) in Viſitkartenformat aus dem Atelier J. B. Rottmayer & Comp. in Graz und Wien mit der Widmung: „Robert Hamerling v. J. 1868.“

Brief aus Graz, 29. April 1868.]

Hochgeehrte Frau! — Seit mehr als einem Monat nimmt die Herſtellung einer druckfertigen Abſchrift des „Königs von Sion“ nebſt andren Schreibegeſchäften meine Zeit ſo ſehr in Anſpruch, daß ſich bei mir unzählige Briefſchulden angeſammelt haben. Als eine der drückendſten empfinde ich die, welche mich Ihnen gegenüber belaſtet. Nun will ich wenigſtens mit ein paar Zeilen danken für Ihren höchſt werthvollen und intereſſanten Brief, der mir ſo umfangreich ſchien, bevor ich ihn geleſen, aber doch weit früher ſchloß als ich gewünſcht hätte. Ihr Schreiben ſelbſt enthält glücklicher Weiſe eine Andeutung, daß Sie die gemachten Mittheilungen noch zu ergänzen nicht abgeneigt ſeien, und ſo erhoffe ich denn das, was ich ſelbſt zu erbitten ſchwerlich gewagt hätte, von Ihrer Güte als die Erfüllung eines freundlichen und nicht abgenöthigten Verſprechens. Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für alles, Mitgetheilte wie für das ſehr charakteriſtiſche Bild Gilms. Standen Sie nicht auch mit Stifter in irgendwelchen Verkehr? Nach ſo Vielem was man von ihm aus Anlaß ſeines Todes in den Zeitungen las, wäre es mir nur noch intereſſanter über ihn und ſein perſönliches Weſen in unbefangener, nicht für die Öffentlichkeit berechneter Weiſe belehrt zu werden. Vor einigen Wochen enthielt die hier erſcheinende „Öſtreichiſche Gartenlaube“ eine biographiſche Skizze Gilms; ich ſende Ihnen dieſelbe, da ſie Ihnen und Frau von Gilm vielleicht intereſſant iſt. Wie mir der Redacteur ſagt, iſt der Aufſatz von Adolph Pichler in Innsbruck eingeſendet worden, rührt aber nicht von ihm ſelbſt her, und ſein Name iſt nur durch ein Mißverſtändniß unter den Abdruck im Blatte gekommen. So beehren Sie mich denn wieder, wenn Sie Muße und Stimmung haben, und meſſen Sie das, was Sie geben, nicht nach dem ab, was Sie empfangen. Ich lobe nicht gern Frauenbriefe: man raubt den Frauen dadurch die Unbefangenheit. Aber ich kann doch nicht umhin, zu geſtehen, daß es mir wirklich Freude machen wird, mit Ihnen und Ihrem Kreiſe noch weiterhin in einer Art von geiſtiger Berührung zu bleiben. — In aufrichtigſter Hochachtung, und mit der Bitte, mich auch Frau von Gilm beſtens zu empfehlen, verharre ich — Ihr — ergebenſter — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 1. Juli 1868. — Die erwähnte Nummer der „Öſterreichiſchen Gartenlaube“ lag uns nicht vor, dagegen aber eine Abſchrift von drei Sonetten Gilms, betitelt: „Die Freiheit. Eine Trilogie“ (1848, 1859, 1861). — In Dr. Hans Widmanns Studie „Adalbert Stifter“ im 2. Bändchen der von A. Breitner herausgegebenen „Literaturbilder fin de siècle“ heißt es, daſs Stifter „am 28. Januar 1868 ſtarb — durch eigene Hand“. Zum Hinweis auf dieſe traurige Stelle veranlaſste uns im folgenden Briefe der Paſſus „Was Sie von Stifter erzählen, ꝛc.“]

Hochgeehrte Frau! — Ich weiß nicht, ob es nicht ein wenig indiscret von mir war, daß ich, wie Sie aus dem unter Kreuzband beifolgenden Blatte erſehen, die mir freundlich mitgetheilten Gilm'ſchen Sonette der hier erſcheinenden „Oeſterreichiſchen Gartenlaube“ ausgeliefert habe? Wenn Sie mir zürnen, ſo verhehlen Sie mirs nicht, damit ich mich ein anderes Mal beſſer in Acht nehme, und Ihrer Verzeihung mich werth mache. Für Ihre freundlichen Zeilen danke ich herzlich. Was Sie von Stifter erzählen, ſtimmt ſo ziemlich mit dem überein, was auch Andere mehr oder weniger verblümt angedeutet haben. Ich las einmal, daß Stifter ein zigeunerartiges kleines Mädchen angenommen und erzogen, das ſich aber, noch ehe es völlig herangewachſen, in die Donau ſtürzte und ertrank? Wiſſen Sie von dieſer ſeltſamen Affaire etwas Näheres? Stifter hat herumſchweifende, zigeunerartige Mädchen mehrmals in ſeinen Erzählungen geſchildert; ohne Zweifel gab ihm jenes angenommene Kind das Motiv dazu. Was aber konnte das Mädchen veranlaſſen, in ſo jugendlichem Alter den Tod zu ſuchen? — Wenn Sie mich wieder mit einigen Zeilen beehren wollen, hochgeehrte Frau, ſo thun Sie dies gefälligſt im Laufe des Juli; denn ſpäterhin denke ich nichts Geringeres als eine große Tour durch Deutſchland anzutreten. Wie Schade, daß ich Linz nicht leicht in die Reiſe-Route mit hineinziehen kann! Als Erſatz für das Vergnügen perſönlicher Bekanntſchaft ſollten Sie ſich entſchließen, meine photographiſche Gabe, die Sie längſt in Händen haben, mit Gleichem zu erwiedern, damit ich das Vergnügen hätte, durch Ihr Bild neben dem Gilms und Ihres ſeligen Gatten den

Linzer Kreis der mir geiſtig Befreundeten in meinem Album vertreten zu ſehen. Ich ſetze voraus, daß der Photographientauſch in Linz ebenfalls für etwas ſo Harmloſes gilt, wie gegenwärtig in der ganzen Welt: iſt dies nicht der Fall, ſo bitte ich meine Kühnheit zu ignoriren. — Iſt Ihnen ſchon die zweite, ſehr vermehrte Auflage meiner Gedichtſammlung „Sinnen und Minnen“ zu Geſichte gekommen? Wenn nicht, ſo wird es mir wirklich zum Vergnügen gereichen, Ihnen dieſelbe zu ſenden. Der „König von Sion“ iſt fertig und erſcheint zum Herbſt. Von „Ahasver“ wird eine illuſtrirte Prachtausgabe vom Verleger vorbereitet. — Mit höflichen Empfehlungen an Frau von Gilm, verharre ich, hochgeehrte Frau — Ihr — ergebenſter — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 13. Auguſt 1868.]

Hochgeehrte Frau! — Vielleicht dachten Sie ſchon, ich wolle aus Rache ſo viel Zeit zwiſchen Ihrer freundlichen Gewährung meiner Bitte, und dem Dank dafür verſtreichen laßen, als Sie zwiſchen meiner Bitte und der freundlichen Gewährung derſelben verſtreichen ließen. Nein, ich grolle Ihnen ob der Verzögerung nicht; ich bin ja froh, daß die Sache nicht noch übler abgelaufen. Sie hätten ja meine Bitte unbeſcheiden finden können, obgleich Sie es ganz ſich ſelbſt und Ihren geiſtreichen Briefen zuſchreiben müſſen, daß in mir der Wunſch entſtand, Ihr Bild für mein Album zu beſitzen. Wenn alſo mein herzlicher Dank für Ihre Güte und die verſprochenen Bücher etwas ſpät kommen, ſo iſt einzig die Lethargie daran ſchuld, in welche der Hochſommer die Geiſter verſenkt. Es gibt auch eine „saison morte“ für den Briefwechſel. Ich erhalte im Hochſommer ſtets entſchieden weniger Briefe und ſchreibe auch weniger. Leider bin ich überdieß unwohl, und vielbeſchäftigt.

Möge Ihnen der gedruckte Theil meiner heutigen Sendung einen kleinen Erſatz bieten für die Dürftigkeit des ſchriftlichen. In aufrichtigſter Hochachtung — Ihr — ergebenſter Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 12. December 1868.]

Hochgeehrte Frau! — Ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, ein Exemplar des „Königs von Sion“ zugeſagt, und ich halte mein Wort, obgleich ich fürchten muß, Unrecht zu thun, wenn ich ein Buch, wie dieſes, in Frauenhände lege. Keinen Kampf iſt das Weib weniger mitzukämpfen berufen als den religiöſen; den politiſchen faſt eben ſo wenig, und nur ein klein wenig den ſocialen. Überdies iſt das Buch in Stellen, wo es das Colorit des Zeitgemäldes forderte, volksthümlich-derb. Und dennoch — Etwas liegt im Schickſal Jans und Hillas, Etwas im Charakterbilde Divaras, was auch Frauen anregen und feſſeln kann. Um dieſes Etwas willen bewahren Sie noch Einiges von der früheren freundlichen Sympathie — Ihrem — in aufrichtiger Hochachtung ergebenen — Rob. Hamerling.

[Nun fehlt noch ein Brief Hamerlings vom Januar 1869, der ſeinerzeit in den Beſitz des uns nicht näher bekannten Sammlers Profeſſor Hefele, der ſchon lange todt iſt, übergieng; wo ſich dieſer Brief augenblicklich befindet, konnte nicht ermittelt werden; in demſelben berichtet der Dichter, nach Mittheilung der Frau Hinghofer, daſs ſeine Geſundheit ſehr angegriffen ſei und er ernſtlich an deren Wiederherſtellung denken müſſe; er bedauerte, auch diesmal den Weg nach dem Süden nehmen zu müſſen und Linz nicht berühren zu können.]

[C. Groehe, Oberpoſtſecretär, z. Z. in Neiße, veröffentlichte außer Aufſätzen in verſchiedenen Zeitſchriften folgende Arbeiten in Buchform: Zeittafel der brandenburgiſch-preußiſchen Poſtgeſchichte (Liegnitz 1871), Deutſcher Reichs-Poſt-Wandkalender (Glogau 1872 und 1873), Jahrbuch für die deutſchen Reichs-Poſtbeamten (Berlin 1873 und 1874), Reichs-Poſt- und Telegraphen-Kalender (10 Jahrgänge, Dresden 1875—1884), die Prüfungen bei der Reichs-Poſt- und Telegraphen-Verwaltung (3 Bände, Dresden). — Die eingangs des Briefes genannte Zeitſchrift führte den Titel: „Deutſcher Dichtergarten. Belletriſtiſches Wochenblatt als Organ für die gegenwärtige poetiſche Literatur unſeres Volkes nebſt Beiblatt zur Pflege der proſaiſchen Dichtung;“ hievon erſchien bei Karl Knatz in Frankfurt a. M. nur ein Jahrgang 1./7. 1865—30. 6. 1866; das Blatt hörte mit Ausbruch des Krieges zu erſcheinen auf. — Als Verehrer des Dichters hatte Groehe demſelben zu Anfang Juni 1867 zwei Gedichte zur Beurtheilung überſendet, worauf ein Brief aus Graz, 13. Juni 1867, einlangte; das noch erhaltene ſchmale Couvert trägt die Adreſſe: „Herrn C. Groehe. Poſtexpedient, zu Goldberg in Preuß. Schleſien.“]

Sehr geehrter Herr! — Ein Organ für poetiſche Intereſſen, wie der „Dichtergarten“ geweſen, exiſtirt meines Wiſſens gegenwärtig nicht. Ich glaube aber, daß das Eingehen desſelben Ihnen nicht allzu beklagenswerth erſcheinen darf, da bei der großen Zahl junger Poeten doch nur wenigen damit wirklich geholfen werden konnte. Mit der Beurtheilung von Gedichten aber hat ſich der „Dichtergarten“, ſo viel ich mich erinnere, ohnehin nicht ſo eigentlich abgegeben. Die beiden Gedichte, welche Sie mir vorlegen, habe ich geleſen, und bedaure, daß Zahl und Umfang dieſer Proben mir es nicht möglich macht, ein entſcheidendes Urtheil über Ihr Talent zu fällen. Die Stammbuchverſe wiederholen oft Geſagtes, wie mir ſcheint, und die Zeilen

„Iſt Mancher ſchon verdorben,
Mit dem Du oft geſcherzt“

dürften etwas trivial klingen. Durch eine gewiſſe Friſche muthet dagegen das „Frühlingslied“ an, obgleich auch hier nichts ſonderlich Neues geſagt wird und die Verſe

„Das Mädchen ſchmückt das Mieder
Und der Burſch ſich mit dem Strauß“

eine wenn auch nicht gerade uncorrecte, doch harte Conſtruction haben. Vielleicht ſcheint Ihnen die Forderung, der Lyriker ſolle Neues ſagen, ungegründet. Ich muß ſie aber doch aufrecht erhalten. Er mag Gedichte ſchreiben, in denen er ſein oft dageweſenes Gefühl ausdrückt, aber drucken laſſen ſoll er nur Neues oder wenigſtens in neuer, origineller Form Geſagtes; denn Gedrucktes will geleſen ſein und das Publicum iſt abgeſtumpft. Prüfen Sie ſich bei Zeiten, ob Sie Eigenartiges leiſten können, denn nur dies verdient zu leben. Sehen Sie Rückert, Platen, Heine, Freiligrath, Lingg — wie verſchieden ſind ſie alle von einander, wie hat jeder ſein Eigenes, welche Lücke würde jeder laſſen, wenn man ihn aus der Literatur ſtriche! Eigentlich ſollten nur ſolche Dichter etwas drucken laſſen — doch freilich, wer kann ſich ſelber ſo genau tariren? So ſieht denn Jeder wie er's treibe. — Sie ſind beſcheiden und beſonnen, darum habe ich mit Vergnügen Ihren Brief beantwortet und Sie werden mich auch ferner bereit finden, Ihnen irgendwie zu dienen. — Ihr — ergebenſter — Hamerling.

[Joſef Weil Ritter von Weilen, geboren in Tetin bei Prag, 28. December 1828, geſtorben in Wien 3. Juli 1889. Weilen war Officier, als ſolcher Profeſſor für Geſchichte und Geographie, kam 1861 nach Wien, wo er zum Scriptor an der k. k. Hofbibliothek und neben dieſer Stellung 1862 auch zum Profeſſor der deutſchen Literatur an der Generalſtabsſchule ernannt wurde; ſeit 1873 Director der Schauſpielſchule am Conſervatorium, ſeit 1883 Präſident des Journaliſten- und Schriftſteller-Vereines „Concordia“ und ſeit 1884 Redacteur für den deutſchen Theil des Werkes „Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild“. Weilen wurde 1874 in den Ritterſtand erhoben, 1882 zum Regierungs- und 1887 zum Hofrath ernannt. Seine zahlreichen dichteriſchen, vorwiegend groß angelegten dramatiſchen Arbeiten umfaſſen die Jahre 1853—1888. Weilen ruht in einem Ehrengrabe der Stadt Wien. (Vergl. Brümmers Lexikon 1895.)

Der Verkehr zwiſchen den beiden Dichtern war nur ein vorübergehender; nach den vorhandenen Papieren war Weilen derjenige, der den Verkehr anbahnte. Im Hamerling-Archiv zu Graz befindet ſich nämlich der nachfolgende Brief von der Hand Weilens (Wien, 3. October 1867): Hochverehrteſter Herr! — Ihnen geiſtig näher zu treten, Ihnen ein ſichtbares Zeichen meiner Verehrung zu geben, iſt ſeit lange mein Wunſch. Unter Kreuzband folgt mein neues Drama: „Drahomira.“ Es wäre mir ſehr erwünſcht zu hören, welchen Eindruck mein Stück auf den Dichter des Ahasver gemacht. Ihr Sie verehrender J. Weilen (Hofbibliothek). — Eine Beantwortung dieſes Schreibens oder irgendeine Beſtätigung der angekündigten Sendung liegt nicht vor; daſs eine Erwiderung erfolgte, iſt bei dem Charakter Hamerlings wohl zweifellos, doch war Weilen im Aufbewahren von Schriftſtücken nie ſtark, wie auch deſſen Sohn Dr. Alexander von Weilen uns gegenüber beſtätigte, der uns zugleich benachrichtigte, daſs ſich im Nachlaſſe ſeines Vaters keine Hamerling-Briefe vorgefunden haben.

Die nächſte Veranlaſſung, mit Hamerling zu verkehren, bot ſich Weilen in ſeiner Eigenſchaft als hervorragend thätiges Mitglied des Journaliſten- und Schriftſtellervereines „Concordia“; das Schreiben des Vereines, Wien, 22. März 1880, (ohne Anſprache) lautet: Der Journaliſten- und Schriftſteller-Verein „Concordia“ bereitet die Herausgabe eines Feſtblattes vor, deſſen Erſcheinen in die Zeit der Abhaltung des Carrouſſels fällt und deſſen Erträgnis dem nämlichen wohlthätigen Zwecke gilt, dem die Einnahme des ritterlichen Feſtſpieles gewidmet iſt. Das Feſtblatt der „Concordia“ wird außer den markanteſten Gruppen und Figurinen aus dem Carrouſſel, Feder- und Handzeichnungen der berühmteſten bildenden Künſtler, Facſimiles und Autogramme der Notablen des Reiches, handſchriftliche Sprüche und Verſe der hervorragendſten Schriftſteller und Poeten und von allen Perſönlichkeiten bringen, deren Namen den beſten Klang auf dem Gebiete des öffentlichen Schaffens und Wirkens haben. In einem ſolchen Blatte darf der Name Euer Hochwohlgeboren, den das ganze Reich auf der Zunge trägt und ſtets mit der höchſten Verehrung nennt, nicht fehlen. Das Comité erlaubt ſich daher an Euer Hochwohlgeboren die Bitte zu ſtellen, demſelben ſobald als möglich ein Autograph zukommen zu laſſen. Hochachtungsvoll — Das Comité des Feſtblattes der „Concordia“, Wien I. Wallnerſtraße 2. — Daran ſchloſſen ſich von Weilens Hand folgende Worte: Im Namen des Comités bitte ich Sie, verehrteſter Herr, mir Ihr Autograph (einige Verſe oder Proſa mit Unterſchrift) umgehend zukommen zu laſſen. Joſef Weilen, Burggaſſe 22.

Der Titel des Feſtblattes lautet: „Vindobona. Der Wiener Journaliſten- und Schriftſtellerverein ‚Concordia' den Armen Öſterreichs. Wien, Zamarski, 1880"; S. 21 ſteht ſfolgender Sinnſpruch: Viel Köpfe, viel Sinne, aber wenn der Kopf die Menſchen trennt, ſoll das Herz ſie wieder vereinigen. Robert Hamerling. — Den letzten Anlaſs, daſs die beiden Dichter miteinander verkehrten, gab das von weiland dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf 1884 ins Leben gerufene Werk: „Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild," welches im Bande „Wien" eine Abhandlung „Die deutſche Literatur in Wien und Niederöſterreich" vom Univerſitäts-Profeſſor Dr. Jakob Minor brachte; der Artikel erſchien am 1. und 15. Juni 1886 in den Lieferungen 13 und 14 des Geſammtwerkes. Darauf langte aus Graz, 2. Juli 1886, ein Schreiben Hamerlings an Weilen ein:]

Hochgeehrter Herr Regierungsrath! — Mit Bezug darauf, daß in dem Artikel des Herrn Dr. Minor über die niederöſterreichiſchen Dichter und Schriftſteller mein Name fehlt, hat Jemand die Vermuthung ausgeſprochen, daß man vielleicht die Abſicht haben dürfte, mich ſpäter unter den ſteiriſchen Dichtern mitaufzuführen, weil ich als Penſioniſt vorläufig in „Penſionopel" lebe. Ich weiß die Schonung [welche?] zu ſchätzen, welche in dieſem Aufſchub vielleicht liegt — aber ich möchte auf mein niederöſterreichiſches Heimatsrecht nicht verzichten, welches mir werth iſt, nicht etwa der Reſidenz halber, zu welcher ich kein Verhältniß habe, ſondern aus Liebe zu meiner engeren Heimat, dem niederöſterreichiſchen Waldviertel, das ſeinerſeits ebenfalls, aus Mangel höherer Ruhmestitel, Werth darauf legt, der deutſchen Literatur einen Dichter geboren zu haben. Während der Artikel des Herrn Profeſſors Minor unter Andern den Deutſchungar Lenau und den gebornen Laibacher A. Grün, der ſein Heim 40 Jahre lang in Graz und auf ſeinen krainiſchen Gütern hatte, für Wien und Niederöſterreich annectirt, werde ich, der geborne Niederöſterreicher, der überdies vom 14. bis 21. Lebensjahre in Wien lebte, kurzweg, ſo zu ſagen, über die Grenze befördert. Eine ſolche, vielleicht halb unbewußte Auswahl der Dichter iſt vom wieneriſch und niederöſterreichiſch patriotiſchem Standpunkte zu begreifen und zu entſchuldigen; nichtsdeſtoweniger bitte ich Sie, verehrter Herr Regierungsrath, falls wirklich die Abſicht beſteht, meiner ſpäter unter den küſtenländiſchen oder ſteiriſchen Poeten zu erwähnen, freundlichſt in Erwägung ziehen zu wollen, ob meinem eigentlichen Zuſtändigkeitsrechte und dem lebhaften Heimatsgefühl, kraft deſſen ich kein ſteiriſcher, ſondern ein niederöſterreichiſcher Dichter ſein und bleiben will, nachträglich einige Rechnung getragen werden könnte. Entſchuldigen Sie dieſe freimüthige Bitte und genehmigen Sie den Ausdruck größter Hochachtung, mit welcher ich bin — Ihr ergebenſter Robert Hamerling.

[Auch dem Schriftſteller und Dichter Fritz Lemmermayer ſchrieb Hamerling in einem Briefe vom 18. November 1886 Folgendes: „Ich bin offiziös wirklich aus meiner Heimat (Niederöſterreich) ausgewieſen und als ſteiriſcher Dichter erklärt worden. Roſegger wäre alſo, wenn er ſich zufällig in Prag aufhielte, kein ſteiriſcher Dichter mehr. Mich konnte man für Niederöſterreich umſo leichter entbehren, da man ſich dafür Lenau und ſelbſt Grün (der doch auch über 30 Jahre in Graz lebte!) als niederöſterreichiſche Dichter annectirte. Nun, warum ſoll man ſich die Dichter nicht auswählen?" Fritz Lemmermayer ſtimmt in ſeiner Publication: „Perſönliche Erinnerungen an Robert Hamerling" (Deutſche Revue, Auguſt- und September-

Heft 1896) begreiflicherweiſe ſeinem großen Freunde bei und meint: Minor hatte den unglaublichen Einfall, Hamerling, weil er zufällig in Graz lebte, unter die ſteiriſchen Dichter einzuſchachteln und als ſolchen abzuthun. — Neueſtens, und zwar in der Zeitſchrift „Lyra" (Wien, Januar 1899), hat der Hamerling-Biograph Profeſſor Dr. Michael Maria Rabenlechner dieſes Moment wieder in das Bereich ſeiner Betrachtungen gezogen, indem er ſagt: Robert Hamerling iſt geboren in Niederöſterreich. Dieſe Thatſache iſt den Zeitgenoſſen des in reiferen Jahren in Südöſterreich, zuerſt längere Zeit in Trieſt, dann in Graz lebenden Dichters ſo ſehr aus dem Gedächtniſſe entſchwunden geweſen, daſs auch Profeſſor Dr. Minor in dem großen Werke „Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild" von der Verzeichnung Hamerlings unter den Dichtern Niederöſterreichs abſehen zu können glaubte und Dr. Schloſſar die Dichtergeſtalt des berühmteſten Waldviertlers im Bande Steiermark, alſo als voll eingebürgerten ſteiriſchen Künſtler, behandelte. —

Wir ſchreiten nun zur Vertheidigung. Joſef von Weilen antwortete auf das Schreiben Hamerlings unter dem 6. Juli 1886 Folgendes: Hochgeehrter Herr Profeſſor! — Nachdem das Kronprinzliche Werk Kronland um Kronland behandelt und jedes Land einen abgeſchloſſenen Band bildet, mußte ein Princip aufgeſtellt werden, nach welchem Schriftſteller und Künſtler vorgeführt werden. Ob nach dem Geburtslande, ob nach der Stätte ihres Aufenthaltes und ihrer künſtleriſchen Thätigkeit? Wenn die Entſcheidung für das Heimatland getroffen worden wäre, würden z. B. Künſtler wie Hanſen, Schmidt, Zumbuſch u. v. a., welche das moderne Wien geſchaffen und geſchmückt, und welche Ausländer ſind, ganz weggefallen ſein. Die Conſequenz gebot uns daher, ſchaffende Künſtler, gleichviel in welchem Kunſtzweig, dort anzuführen, wo ſie einen großen Theil ihres Lebens gelebt und gewirkt. Sie werden ſelbſt wohl zugeben, daſs Sie nach dieſem Principe Steiermark zufallen, was aber nicht hindern ſoll, bei Ihrem Namen Ihren niederöſterreichiſchen Geburtsort anzuführen. Ich komme dieſen Sonntag nach Graz, wohne im „Erzh. Johann“ und würde mich ſehr freuen, Sie zu ſehen. In Verehrung und Ergebenheit — J. v. Weilen.

Im Anſchluſſe an dieſes Schreiben iſt noch zu bemerken, daſs die beiden Dichter ſich damals in Graz gegenſeitig aufſuchten, aber verfehlten. — Weiter gehend haben wir jetzt dem Verfaſſer des Artikels über die Literatur-Entwicklung in Wien und Niederöſterreich, Univerſitäts-Profeſſor Dr. Jakob Minor, das Wort zu ertheilen; einem Brief an uns entnehmen wir Folgendes: Hamerling iſt von mir natürlich nicht überſehen und noch weniger unterſchätzt, ſondern im vollen Einverſtändniſſe mit Weilen nach Steiermark, ſeinem ſtändigen Wohnſitz, verſetzt worden. Die Theile des Werkes „Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild“ enthalten keine Verzeichniſſe der in den betreffenden Kronländern geborenen Schriftſteller, ſondern die Entwicklung der Literatur daſelbſt. Für die Entwicklung der Literatur in Niederöſterreich ſind Anaſtaſius Grün, der Wiener Spaziergänger, und Nikolaus Lenau, der Herausgeber der Wiener Frühlings-Almanache, natürlich unentbehrlich; ſie marſchieren geradezu an der Spitze der Literatur der Dreißiger Jahre. Dagegen iſt Robert Hamerling kein Schriftſteller von wieneriſchem Gepräge; er ſagt mit Recht in ſeinem Briefe, daſs er zu der Reſidenz kein Verhältnis habe. Hamerling gehört dem ganzen Deutſchland ebenſo nahe an, als Wien. Bei dem geringen Umfange, der mir zu Gebote ſtand, muſste ich daran denken, den Band „Wien“ zu Gunſten der

Provinzen zu entlaſten. In Wien hätte ich im beſten Falle dem Dichter einige Zeilen widmen können und ihn, als iſolierte Erſcheinung, nothwendig irgendwo einſchieben müſſen, da ein eigener Abſchnitt über ihn bei dem kargen Raume unmöglich war. Im Bande „Steiermark“ konnte ſeine Bedeutung breit ausgeführt werden. Es iſt alſo nur im eigenen Intereſſe Hamerlings geſchehen und jedermann, der in der Entwicklung der Literatur etwas anderes ſieht als eine bloße Aufzählung von Namen, wird unter den gegebenen Verhältniſſen den angeführten Gründen zuſtimmen müſſen. So iſt ja auch zum Beiſpiel Raimund in meinem Artikel nur flüchtig berührt, weil ſein Platz in dem Capitel über Volksdichtung und über Theater war.

Um nun ſchließlich zu zeigen, welcher Art die Ehrung Hamerlings innerhalb des „Kronprinzenwerkes“ war, ſeien die beiden Stellen wörtlich mitgetheilt. Den Artikel „Deutſche Literatur und Theater“ im Bande „Steiermark“ hat kaiſerlicher Rath Dr. jur. Anton Schloſſar verfaßt; derſelbe ſagt (Seite 287/8), nachdem er zur Neuzeit übergegangen und die Bemerkung gemacht, daſs in der Steiermark eine Zahl höchſt bedeutender Poeten aufgetreten ſind, Folgendes: An der Spitze derſelben ſteht Robert Hamerling (1830 zu Kirchberg am Walde in Niederöſterreich geboren), ein Dichter mit dem Charakter höchſter Genialität, dem die ſüßeſten Töne der Lyrik, die ſatteſten Farben epiſcher Malerei zur Verfügung ſtehen. Einen ſo gewaltigen hinreißenden Schwung wie Hamerling im „Schwanenlied der Romantik“, eine ſo plaſtiſche Darſtellung wie im „Ahasver in Rom“ hat kein Dichter Öſterreichs aufzuweiſen, es ruht eine Kraft und eine Glut in ſeinen Verſen, welche an den ſonnendurchſtrahlten Himmel Italiens und Griechenlands mahnt, woher er ſo gerne die Stoffe zu ſeinen epiſchen Gedichten nimmt. Die gewaltige Sprache Hamerlings iſt volltönend und edel, ſein Versbau einfach und ſtreng. Nie geſtattet er ſich den geringſten Übergriff in der Form, nie wagt er es, einen banalen Gedanken niederzuſchreiben. Jedes auch der kleineren Gedichte iſt daher ein Kunſtwerk für ſich, denn auch im Liede iſt er Meiſter, mag er kurze gereimte Verſe oder die von ihm ſo gern gepflegte Gattung der Hymne wählen, in welcher er ſich ſo oft zum dithyrambiſchen Fluge erhebt. Selbſt die nordiſche Scenerie im „König von Sion“ gewinnt unter Hamerlings farbenreichem Pinſel warme Farben und ſeine Helden und Heldinnen zeigen erhöhtes Leben und Bewegung. Der einzige Roman, den er geſchrieben: „Aſpaſia,“ weiſt uns ſeine Vorliebe für den claſſiſchen Stoff und das ſüdliche Colorit. Auch in dieſem Romane pulſiert warmes Leben, auch in ihm pries er wie in ſo vielen ſeiner Lieder die Ideale der Schönheit und Kunſt, deren begeiſterter Prophet er iſt. Der antiken Welt gehört auch die epiſche Dichtung Hamerlings: „Amor und Pſyche“ an; in ſchneidender Satire bewegt ſich das „moderne Epos“: „Homunculus.“ Von ſeinen dramatiſchen Werken, zu denen auch ein Luſtſpiel: „Lord Lucifer“ zählt, zeugt insbeſondere „Danton und Robespierre“ von gewaltiger Geſtaltungskraft; die kunſtvolle Diction dieſes Trauerſpiels erinnert nicht ſelten an die Dramen der deutſchen Genieperiode. Hamerling iſt ein echter Dichter in des Wortes edelſter Bedeutung. Im Bande „Küſtenland“ gedenkt Landesſchulinſpector Dr. Franz Swida des Dichters und zwar bei der Schilderung der Stadt Trieſt. Der Verfaſſer ſagt Seite 82: Wenn die italieniſche Bevölkerung Trieſts am literariſchen Leben der Nation in älterer und, nachdem die erſten Einwirkungen des Freihafens überwunden waren, auch in neueſter Zeit entſprechenden Antheil genommen hat, ſo können auch die Deutſchen, deren Zahl im officiellen

Berichte von 1880 mit 5141 angegeben wurde, einiger Dichter gedenken, die, obſchon nicht in Trieſt geboren, doch Jahre eifriger Thätigkeit hier verbrachten und bedeutende Werke ſchufen: Robert Hamerling und Rudolf Baumbach. — Es iſt nur zu bedauern geweſen, daſs beide ehrende Kundgebungen Hamerling nicht mehr erlebt hat.

Der Herausgeber dieſer Arbeit erlaubt ſich, im Anſchluſſe an die Bemerkung Profeſſor Rabenlechners noch einige Worte zu ſagen, denn er möchte die Beſchuldigung, daſs die Zeitgenoſſen Robert Hamerlings ſich ſo wenig oder gar nicht um die Biographie des Meiſters bekümmerten, nicht durch ein Stillſchweigen beſtätigen. Warum Profeſſor Minor nicht gewuſst haben ſollte, wo Robert Hamerling geboren wurde, wollen wir nicht erörtern; wir können aber die Verſicherung geben, daſs der Schreiber dieſer Zeilen und ein Rudel jüngerer Gymnaſiaſten zu Beginn der Achtziger-Jahre ganz genau wuſsten, wo Robert Hamerlings Wiege geſtanden hatte, daſs er Profeſſor in Trieſt war und in Graz lebte 2c. Im Jahre des Heils 1881 war unſere kleine, literaturſüchtige Gemeinde wüthend darüber, daſs in Robert Königs weitverbreiteter Literaturgeſchichte vom Jahre 1879 Hamerling gar nicht genannt wird (in den neuen Auflagen iſt er indes auch in Bild und Autograph vertreten), er, der bis dahin alle jene Werke geſchaffen hatte, die ihn in die Reihe der größten Künſtler der Gegenwart ſtellten. Wir wurden erſt einigermaßen getröſtet, als wir erfuhren, daſs dieſe ſchon ausgeſtattete Literaturgeſchichte „nur“ für Mädchenpenſionate beſtimmt ſei und beruhigten uns, als wir in den ſonſtigen großen und kleinen Literaturgeſchichten den Dichter ausführlich oder doch glänzend behandelt fanden; viele, darunter ſehr umfangreiche Copien dieſer literariſch-biographiſchen Schilderungen exiſtieren heute noch aus jener Zeit in unſerer Mappe.

Wie genau wir Leben und Werke des Dichters damals kannten, mag vielleicht auch daraus erhellen, daſs ſogar die Gründung eines „Hamerling-Bundes“ zu keimen begann; vor uns liegt noch der erſte Entwurf der Statuten; Name, Sitz, Zweck des Vereines, alles bekannt! Wie lebhaft ſteht noch die Schilderung der Enthüllung des erſten Denkmals für den Dichter in Schrems in unſerer Erinnerung. „Bruderkuſs Euch, Landsgenoſſen!“ Dieſe Verſe des Telegramms wurden zunächſt als Trochäen feſtgeſtellt und dann declamiert. Gerade in jener Zeit ſtand der Schreiber dieſer Zeilen aber auch in brieflichem Verkehre mit dem Berühmten, was doch wohl ein geſteigertes Intereſſe bedingt. Einer ſolchen Zeitepoche (Scherz beiſeite!) ſollte man alſo in der „Lyra“ keine Kränkungen bereiten. Schließlich ſei noch Folgendes bemerkt: Der Schreiber dieſes Capitels erinnert ſich als Mitglied der Redaction des Kronprinzenwerkes, daſs keinerlei Nebengedanken als ſolche rein techniſcher Art damals vorlagen, den Dichter im Bande „Steiermark“ zu behandeln und daſs man mit einer wirklichen Befriedigung ſein Porträt gebracht haben würde, wenn nicht vom Anfange an aus triftigen Gründen Bildniſſe lebender Perſonen ausgeſchloſſen worden wären. Obgleich aber Hamerling noch vor dem Erſcheinen der Ehrung ſtarb, war es durch die weit gediehenen Vorarbeiten und Ausgabe der Lieferungen nicht mehr möglich, einem ſolchen Wunſche gerecht zu werden.]

[Ada Chriſten (Chriſtiane Breden), die hochbegabte Dichterin, theilt uns mit, daſs der folgende Brief wahrſcheinlich an ſie gerichtet war und daſs ſie ihn dem Dichter Ferdinand von Saar ſeinerzeit abtrat, der ihn wieder der Dichterin Joſefine Freiin von Knorr für deren Autographen-Sammlung überließ. Der Brief aus Graz, 22. März 1869, wurde uns durch die gegenwärtige Beſitzerin in einer Abſchrift übermittelt; wir ſprechen hiemit der Dame den verbindlichſten Dank für die Überlaſſung dieſes literariſch intereſſanten Stückes und für die Forderung unſerer Arbeit aus. Derſelben Dame verdanken wir auch die Mittheilung der beiden Schriftſtücke an Bacano. — Ferdinand von Saars Werk betitelt ſich: „Kaiſer Heinrich der Vierte. Ein deutſches Trauerſpiel in zwei Abtheilungen.“ Erſte Abtheilung: Hildebrand. (Heidelberg, 1865) Zweite Abtheilung: Heinrichs Tod (Heidelberg, 1867).]

Sehr geehrtes Fräulein! — Ich danke beſtens für das freundlich überſandte Bild, das Sie mir überlaſſen, und ſende das andere unverweilt zurück, damit der Eigenthümer es nicht zu lange miſſe — obgleich er ſich ja beſſer ans Original halten könnte. Was Sie über Ihre Nero-Studien ſchreiben, iſt wieder genial und charakteriſtiſch und ebenſo charakteriſtiſch was Sie ſonſt noch beifügen. Sie verkehren mit Ferdinand von Saar? Halten Sie ihn hoch — er iſt ein gewaltiger Poet. Sagen' Sie ihm gütigſt, daß ich ſeinen Hildebrand geleſen, und daß ich bei keinem Dramatiker, bei gar keinem, weder altem noch neuem, einen ſo kernigen, leben- und charaktervollen Dialog gefunden wie bei ihm. Sobald ihm die Stoffwahl völlig glückt und eine durchgehends wirkſame Gliederung der Compoſition, und er das Flügelroß ſeiner Fantaſie nicht ſo ängſtlich zum Ackergaul auf dem Felde der buchſtäblich-treuen hiſtoriſchen Wahrheit macht, ſondern ihm den Flug vergönnt, der dem geflügelten gebührt — dann ſteht er als der langerwartete Meſſias des deutſchen Dramas da, und ragt hinaus über Schiller und Kleiſt. — In hochachtungsvoller Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Dr. phil. Franz Gieſe, geboren am 21. December 1845 zu Münſter in Weſtphalen, ſtudierte an der Akademie ſeiner Geburtsſtadt Philologie und Geſchichte, promovierte 1868, abſolvierte 1869/70 ſein Probejahr am Gymnaſium zu Münſter, wurde 1870 Rector der höheren Stadtſchule zu Rüthen i. W., 1872 Hilfslehrer am Gymnaſium zu Münſter, 1874 Lehrer am Mariengymnaſium in Poſen und 1880 Oberlehrer am Gymnaſium zu Paderborn. Trat 1882 vorübergehend in den Ruheſtand, widmete ſich bis 1884, in Münſter lebend, ausſchließlich literariſcher Thätigkeit, übernahm dann wieder eine Lehrerſtelle am Gymnaſium zu Emmerich a. Rh., wurde 1888 nach Neuß a. Rh. verſetzt, wo er gegenwärtig noch domiciliert. Seine Arbeiten in Buchform ſind: Frans Eſſink, ſin Liäwen und Driwen äs aolt Mönſtersk Kind, 1874, 3. Aufl. 1878; Gedichte, 1876; Mönſtersk Stillliäwen (Plattdütſke Vertellſels), 1880; Mönſterske Chronika ut ollen un nien Tiden (Plattd. Rimſels), 1883; Mönſtersk Platt in Vertellſels in Rimſels, 1885; Pour le mérite (Neuhochdeutſche Dichtungen), 1886; De ſorſtbiſchöflik Mönſterske Hauptmann Fran Miquel un ſine Familje (Vertellſels), 1892. — Vergl. Brümmer Lexikon 1895 und Kürſchner Literatur-Kalender 1899.) — Da ſich der Beſitzer dieſer bisher unveröffentlichen Briefe nicht von den Originalen trennen konnte, ſtellte uns derſelbe genaue Copien zur Verfügung. — Den Muth, an Hamerling zu ſchreiben, fand Gieſe dadurch, daſs der Epiker in höchſt liebenswürdiger Weiſe einem Freunde Gieſes, dem Gymnaſial-Oberlehrer Dr. Joſef Schlüter in Münſter, auf die Einſendung einer von ihm verfaſsten ſchmeichelhaften Beſprechung des „Königs von Sion“ für den „Weſtphäliſchen Merkur“ geantwortet hatte.

Brief aus Graz, 10. Mai 1869 mit der Adreſſe „Sr. Wohlgeboren Herrn Dr. Franz Gieſe, Münſter

(Weſtphalen) Bergſtraße“. — Die hier recenſierten Gedichte lagen Hamerling als Manuſcript vor; 1876 erſchienen ſie mit den andern Jugendgedichten des Verfaſſers in einem Bändchen: „Gedichte von Franz Gieſe“ (Coppenrath, Münſter i. W.). — An dieſer Stelle ſei bemerkt, daſs wir am Schluſſe unſerer Geſammtarbeit einen Anhang bringen werden, welcher gleichſam als Commentar alle jene Gedichte bringen wird, die in den von uns veröffentlichten Briefen Hamerlings genannt wurden, und zwar ſpeciell diejenigen, welche des Dichter-Philoſophen Beifall gefunden haben; gegenwärtig liegt ſchon eine größere Sammlung vor, in welche auch die im folgenden Briefe genannten Nrn. 2, 5 und 9 aus dem Gieſe'ſchen Buche Aufnahme finden werden.]

Sehr geehrter Herr! — Ein Brief aus Münſter macht mir immer lebhafte Freude. Ich bin auch für Ihre freundlichen Zeilen herzlich dankbar, und hätte ſie längſt beantwortet, wenn nicht Zufälle mich gehindert hätten. Mit Vergnügen habe ich Ihre Verſe durchgeleſen, und ſage Ihnen mit wenigen Worten meine Anſicht darüber. Die beiden erzählenden Stücke ſcheinen mir im Ganzen ſchwunghaft und enthalten ſehr gelungene Wendungen, doch würden ſtrenge Formrichter Einzelnes zu rügen finden: wie z. B. die Verseintheilung.

„Erglänzte ſtolz von zwanzigtauſend
Sachſen die kriegeriſche Kraft;“

oder die Reime „ſannen“ und „Ahnen“; — oder die proſaiſche Ausdrucksweiſe:

„Der ſonſt um keinen Preis ſich hätte
Von der Behaglichkeit gerührt;“

oder die Härte: „ohn' Aufhör'n“. — Beinahe möchte ich den kleinen lyriſchen Gedichtchen den Vorzug vor den erzählenden geben. Es ſind darunter manche recht anſprechende, und nicht ohne eigenthümliches Gepräge. So Nr. 2. 5. 9 — Herzlich wünſche ich, daß Ihnen die Muſe ferner hold bleibe, und edler Sang im Heimatlande Freiligraths und Annettens von Droſte-Hülshoff nicht ausſterbe. — In aufrichtiger Hochſchätzung — Ihr — ergebenſter — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 20. Mai 1870 (nach Münſter adreſſiert). — Es iſt uns nicht bekannt, daſs „Teut“ über die Bühne gieng. — Der Schluſs bezieht ſich auf „König von Sion“, deſſen Schauplatz Münſter iſt.]

Hochgeehrter Herr! — Mit Intereſſe und Vergnügen habe ich die beiden ſcherzhaften Gedichte geleſen, die Sie mir nicht ohne freundliche Begründung mittheilten. Ich kann mir ſehr wohl vorſtellen, daß dieſelben in dem Kreiſe, für welchen ſie beſtimmt waren, bei günſtig entgegenkommender Gelegenheitsſtimmung, ihre lebhaft erheiternde Wirkung geübt haben. Sie irrten auch nicht in der Vorausſetzung, daß mich ein Blick in häusliche und Familienereigniſſe der mir theuer gewordenen Stadt Münſter, und in Mitgenuß der Scherze, welche Knipperdollings Enkel machen, wenn ſie heirathen und Zwillinge zeugen, ſympathiſch und anmuthend berühren würde. — Ihre theilnehmende Frage nach meiner jüngſten poetiſchen Production kann ich durch die Mittheilung beantworten, daß ein Drama „Danton und Robespierre“ von mir zum Drucke bereit liegt, und bis zum Herbſt auch eine „Deutſche Komödie“, „Teut“ betitelt, zur Veröffentlichung, und zwar zunächſt durch die Bühne, gelangen wird. — Es wird mich herzlich freuen, wenn ich vorausſetzen darf, daß Ihre wohlmeinende Geſinnung mir auch fernerhin gewahrt bleibt, und daß nicht ſämmtliche Bürger der ſchickſalsreichen Stadt an der Aa ſich bei meinem Namen bekreuzen. — Mit hochachtungsvoller Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 2. April 1871 (nach Rüthen bei Lippſtadt i. W.) adreſſiert. — Hamerling lagen wieder Arbeiten Gieſes vor, darunter ein Sonett „An Robert Hamerling“:

Du dichteteſt das Lied von Ahasver,
Und auf, auf ſprangen Dir des Ruhmes Pforten,
Als erſter tönt Dein Name allerorten —
Mir aber gilt „Der König Sions“ mehr!
Doch nicht zu richten trag' ich hier Begehr!
Nein, daß Du längſt in hochberedten Worten
Was Münſter ſah, den Kampf der Kämpfe dorten —
Dem Sohn Weſtfalens wiegt's vor allem ſchwer!
So lebſt Du denn in Aller Munde hier,
Verſchlungen wird Dein Buch und nicht geleſen,
Und wie Du ausſchauſt, Tauſend wüßten's gerne!
Und ich — ſchon zweimal warſt Du gütig mir —
Den Wunſch, der längſt mir Herzenswunſch geweſen,
Voll ſtiller Hoffnung ſend' ich ihn zur Ferne!

Die auf dieſe Bitte hin dem Verfaſſer überſandte Photographie (Kopfbild in Viſitkartenformat, Atelier J. B. Rottmayer & Comp., Graz und Wien) trägt die Unterſchrift „Robert Hamerling v. J. 1871“.]

Sehr geehrter Herr! — Wieder muß ich meine Erwiderung mit der Bitte beginnen, die lange Verzögerung derſelben zu entſchuldigen. Ihre Sonette finde ich größtentheils trefflich, und jedenfalls haben dieſelben mehr ſpecifiſch Poetiſches an ſich, als was Sie mir früher von poetiſchen Proben mitgetheilt. Das an mich gerichtete Sonett gefällt mir ganz beſonders; es macht mir Freude und ich danke Ihnen dafür. Den in ſo hübſchen Verſen ausgedrückten Wunſch erfülle ich durch das beigelegte photographiſche Bild mit Vergnügen. — Ihre Poeſie ſcheint gegenwärtig einen höheren Schwung genommen zu haben. Sie geht bis zu pindariſchen Kühnheiten im Ausdruck fort, die von der Kritik als ſprachliche Inkorrektheiten beanſtändet würden dürften. Sie ſagen z. B. „Ahnſt eine Rieſenfülle ſich entfalten." — Unklar iſt mir geblieben die Stelle:

„Als waltete geheimnißvoller Segen
Ob inniger Gefühle Sprachenwahl."

Im Ganzen kann ich Ihre Verſe loben, und thue es mit Freude. Ihr Schreiben enthält aber die Äußerung, daß, wenn ich dies thäte, d. h. Ihre Gedichte gut fände, „keine Macht der Welt Sie bewegen konnte, länger noch unter Zwang und Burde zu keuchen." Glauben Sie wirklich, daß die Gabe, gute Verſe zu machen, in Deutſchland Jemand berechtigt, „Zwang und Bürde" des äußeren Lebens abzuwerfen? Erfahrung lehrt, daß wir auf äußere Freiheit meiſt verzichten müſſen, zufrieden, die innere zu retten. — Ihnen alles Beſte wünſchend und gönnend, bin ich in Hochachtung und Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 9. Mai 1876 (nach Poſen in Preußen adreſſiert). — Aus dieſem Briefe ſowohl, als auch aus den übrigen, die hochdeutſchen Gedichte Gieſes betreffenden Stellen iſt zu erſehen, daſs Hamerling denſelben nicht den rückhaltloſen Beifall zu Theil werden ließ, wie den plattdeutſch-humoriſtiſchen Leiſtungen des weſtphäliſchen Poeten. Der Ehre, von Hamerling als „Freund" angeredet zu werden, wurde Gieſe erſt nach der Lectüre ſeines „Frans Eſſink" gewürdigt. Wir müſſen jedoch bemerken, daſs Hamerling die ſpäteren hochdeutſchen Gedichte Gieſes (die den höchſten Beifall Friedrich Wilhelm Webers, des Verfaſſers von „Dreizehnlinden" fanden, und auf denen die herzlichen freundſchaftlichen Beziehungen des Dichters zu Friedrich Spielhagen in erſter Reihe beruhen) nicht gekannt hat. Gieſe hatte unterlaſſen, Hamerling auch die Arbeiten in hochdeutſcher Sprache zu überſenden. — Dieſem Briefe lag auch ein beſonderes, aber verloren gegangenes Zettelchen bei, auf welchem Robert Hamerling Gieſes vielfach gedrucktes „volksthümlich-humoriſtiſch-gemüthvolles“ Gedicht: Der alte Poſtillon, beſonders hervorhob; im vierten Theile unſerer Arbeit werden wir auch dieſes Gedicht mittheilen.]

Hochgeehrter Herr! — Ueber die neueren mir überſandten Poeſien will ich Ihnen gerne mein Urtheil abgeben, wenn Sie mir erlauben, es in wenigen und einfachen Worten zu thun. Ich habe mit Vergnügen dieſe kleinen Lebensbilder durchgeſehen und glaube, daß ſie durch ihren gemüthvollen Ton und durch den meiſt eigenthümlichen Inhalt jeden Empfänglichen anſprechen werden. Die Verſe ſelbſt ſind hübſch und fließend. Aber man könnte vielleicht ſagen, daß die an ſich guten Entwürfe nicht immer ganz wirkſam ausgeſtaltet und abgerundet ſind, und daß ſie nicht immer völlig halten, was ſie im Beginne verſprechen. Es fehlt oft die erwünſchte Steigerung des Intereſſes und das Ganze ſchließt nicht bedeutend genug ab. Ob ich Ihnen zur Veröffentlichung rathen ſoll, weiß ich nicht. Eine Auswahl Ihrer Gedichte würde jedenfalls den beſſeren Produkten des Tages ſich anreihen; ein durchſchlagender Erfolg aber iſt wohl kaum mit Sicherheit vorauszuſagen. Die Maſſe des auf den literariſchen Markt Geworfenen iſt ſo groß, daß auch Beſſeres der Conkurrenz erliegt. — Doch ich weiß ja überhaupt nicht, ob Sie Erfolg in weiterem Kreiſe anſtreben; genügt Ihnen der Beifall weniger zufällig gefundener Freunde Ihrer Muſe, ſo rechnen Sie zu dieſen fortwährend auch mich, als — Ihren — mit aller Hochſchätzung ergebenen — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 7. December 1877 (nach Poſen adreſſiert).]

Sehr geehrter Herr! Ich bin Ihnen vor allem Rechenſchaft ſchuldig über die lange Verzögerung der Beantwortung Ihres freundlichen Schreibens. Während meines ſommerlichen Landaufenthaltes kam Ihr Brief ſammt den Beilagen mir zufällig abhanden, und ich erinnerte mich Ihrer Addreſſe nicht ſo beſtimmt, um die Antwort, ohne vorher noch einen Blick in Ihren Brief zu thun, abſenden zu können. Nun fand ich jenen glücklich wieder, und beeile mich, Ihnen in aller Kürze zu ſagen, daß ich Ihre mir überſandten heiteren Gedichte mit Vergnügen geleſen, daß ich aber glaube, Ihre Muſe mit Dialektgedichten eine verſtärkte Wirkung erzielen zu ſehen. Es wird mich freuen, das verſprochene Büchlein im Dialekt („Frans Eſſink“) aus Ihrer Hand zu erhalten. Ich bin ein Liebhaber plattdeutſcher Dichtung. Mit aller Hochachtung Ihr ergebener Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 25. September 1878 (nach Poſen adreſſiert). In den „Stationen“ gedenkt Hamerling „des Verfaſſers des köſtlichen Münſter'ſchen Dialectromanes.“]

Vorläufig, hochgeehrter Herr, laſſen Sie mich nur in aller Kürze Ihnen ſagen, daß ich in Folge zufälliger Verhinderungen etwas ſpät zur Lektüre Ihres „Frans Eſſink“ kam, dann aber denſelben mit dem allergrößten Genuße durchgeleſen habe. Ich bin überraſcht von dem Buche; es muß durchdringen und viele Auflagen erleben. Ich will mich für jetzt nicht weitläufiger darüber auslaſſen, da ich vielleicht Gelegenheit finde, Einiges zur Empfehlung des Werkes öffentlich zu ſagen. Mit warmem Dank, in aufrichtiger Hochſchätzung Ihr ergebenſter Rob. Hamerling.

[Die Gelegenheit, einiges zur Empfehlung zu ſagen, ergab ſich wirklich, denn in der „Neuen Freien

Preſſe“ (Abendblatt) vom 29. Januar 1879 iſt wörtlich Folgendes zu leſen:

Frans Eſſink. Sin Leben un Driben as old Münſterſch Kind. Von Franz Gieſe. Dritte, vermehrte Auflage mit einem Vorworte von Klaus Groth, Braunſchweig 1878. Harald Bruhn. — Es mag zum Theil in äußerlichen, zufälligen Umſtänden begründet ſein, daß gute Bücher zuweilen recht auffallend ſpät von der öffentlichen Kritik entdeckt werden. Auch dem köſtlichen „Frans Eſſink“ haben bisher, wie es ſcheint, weder ſeine bisherigen drei Auflagen, noch ein äußerſt günſtiges Vorwort von Klaus Groth zu einer kritiſchen Anerkennung in weiterem Kreiſe verholfen. Dem Plattdeutſchen eroberte auch in Süddeutſchland Fritz Reuter ſchon ein Publicum. Wer durch ihn mit dem ſympathiſchen und gar nicht ſchwierigen Idiom des norddeutſchen Flachlandes vertraut geworden, der nehme auch die Geſchichte des Münſter'ſchen Pfahlbürgers zur Hand. Ich verbürge mich dafür, daß er es nicht zu bereuen finden wird. Einen ſo ganz in's Gemüth des Leſers ſich einſchmeichelnden Helden wie Bräſig darf man freilich in ihm nicht ſuchen; dazu ſind die ergötzlichen Charakter-Eigenſchaften des Philiſters zu ſehr gemiſcht mit unerquicklichen. Aber was Lebendigkeit, greifbare Wirklichkeit, und Natürlichkeit anlangt, ſteht der Typus, welchem Franz Gieſe in ſeinem Werke Geſtalt und überquellendes Leben gab, ebenbürtig neben jedem, den Fritz Reuter geſchaffen. Man leſe im Uebrigen die Erzählungen von Mutter Eſſink und ihrer zweiten Heirat; man leſe die Abenteuer Frans Eſſinks beim Studenten-Commers; man leſe die Capitel: „Frans und ſeine neuen Einwohner“ — „Frans Eſſink und der General von Gröben;“ man leſe, wie Frans Eſſink ſeine Verwandten vom Lande zu Gaſte bei ſich empfängt und bewirthet: hier iſt ein Humor, eine Friſche und Wahrheit der Lebensdarſtellung, die keinen Vergleich herausfordern, ſondern in ihrer Art ſelbſt ein Eigenſtes und Beſtes ſind. In der dritten, verbeſſerten und vermehrten Auflage hat der Autor die ſtreng-locale Münſter'ſche Mundart aufgegeben und ſich der Schreibweiſe ſeiner holſtein'ſchen und meklenburg'ſchen Vorgänger angeſchloſſen. Wir beſitzen der gewöhnlichen, mehr oder weniger amüſanten, mehr oder weniger geiſtreichen Romanlektüre ernſterer Gattung nahezu genug; dagegen iſt das Feld des komiſchen Romanes ein dürftig gepflegtes, und auf dieſem etwas ſo Tüchtiges geleiſtet zu haben, iſt ein wahrhaftes Verdienſt Franz Gieſes. Sein beſcheidenes, noch wenig genanntes Buch wird vielleicht noch die deutſchen Leſer ergötzen, wenn die überall angekündigten und angeprieſenen Mode-Romane des Tages vergeſſen ſind. — Robert Hamerling.

Die Vorliebe für „Frans Eſſink" theilte Hamerling indes nicht nur mit Klaus Groth, ſondern auch mit Levin Schücking, Edmund Höfer, dem Geographen Profeſſor Heinrich Berghaus, Guſtav Freytag, dem Militärſchriftſteller General von Boguslawski u. a.

Brief aus Graz, 18. December 1878 (nach Poſen adreſſiert). — Das erwähnte dramatiſche Werk dürfte das Luſtſpiel „Lord Lucifer" ſein, welches 1880 erſchien.]

Hochgeehrter Herr! — Durch andauerndes Uebelbefinden bin ich in eine geiſtige Lethargie verſunken, die meine geſammte Thätigkeit in's Stocken gebracht hat. Ein vor Monaten vollendetes dramatiſches Werk liegt in meinem Pulte, und ich finde nicht die Stimmung, es auch nur wieder anzuſehen und in die Oeffentlichkeit zu befördern. Jede Briefzeile koſtet mich eine Anſtrengung, zu der ich mich nur gezwungen und mißmuthig aufraffe. So iſt bis heute auch mein Vorhaben bezüglich des „Frans Eſſink" unausgeführt geblieben.

Ich muß Sie wenigſtens mit ein paar Zeilen benachrichtigen, daß dasſelbe nicht etwa vergeſſen iſt. Binnen 2—3 Wochen laſſe ich mich über Ihr Buch vernehmen, müßte ich mich auch kurz faſſen; auf den Umfang einer Rezenſion kommt es ja nicht an. Mit Freude begrüßte ich die warme Beſprechung von H. Berghaus in der Leipziger „Liter. Correſpondenz“. — Ich war im verwichenen Sommer eben daran, Sie um Ihre Photographie zu erſuchen, als dieſelbe zu meiner angenehmſten Überraſchung eintraf. Herzlichen Dank! Man würde dieſem ernſten Geſichte den Schelm nicht anſehen, der den Philiſtern ſo drolliges Zeug aus der Polakei „aufzubinden“ weiß. — In aufrichtiger Hochſchätzung und Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 30. September 1879 (nach Poſen adreſſiert). — Dr. Franz Hülskamp, Geheimkämmerer des Papſtes, geboren 1833, lebt zu Münſter als Präſes des Collegiums Heerde (für Gymnaſiaſten). Bekannt iſt er als langjähriger Herausgeber des „Litterariſchen Handweiſers“; er erkannte in demſelben ſeinerzeit die Dichtergröße Hamerlings freudig an, ſtellte ſich im übrigen aber in ſcharfen Gegenſatz zu deſſen religiöſen Anſchauungen. Es iſt ein liebenswürdiger Anachronismus, durch den ihn Hamerling als einen der wenigen würdigen Prieſter Münſters zur Zeit der Wiedertäufer hinſtellt. (Nach Mittheilungen Dr. Gieſes; vergl. auch Kürſchners Literatur-Kalender 1899.)]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ich ſeufze unter der Laſt einer ausgebreiteten Correſpondenz. Sie erkundigten ſich zweimal nach meinem Befinden: dieſen Gegenſtand hielt ich für unerheblich, und ſo kamen andere Correſpondenten, die weniger beſcheidene Anſprüche an mich geſtellt hatten, zuvor an die Reihe.

Von meinem Befinden zu ſprechen, entſchließe ich mich überhaupt ungern; Gutes ſagen kann ich nicht, und das Klagen und Jammern macht einen ſchlechten Eindruck, beſonders, wenn man für ſein Leiden keinen reſpekteinflößenden Namen hat, und noch nicht daran geſtorben iſt, womit doch jeder gerne bis zuletzt wartet. Ich hoffe noch lange zu leben, aber fragen Sie mich nur nicht Wie? Daß mein Ungemach kein rein leibliches, ſondern zum Theil in Gemüthszuſtänden, äußeren Verhältniſſen und Schickſalen begründet iſt, gibt einen ſchwachen Schimmer von Hoffnung, es könne noch einmal beßer mit meiner Geſundheit gehen. — Was Sie mir über die Fata des „Franz Eſſink“ mittheilen, wird mir immer vom größten Intereſſe ſein; am liebſten würde ich hören, daß bald eine neue Auflage nöthig iſt. Alles Münſteriſche iſt mir ſeit dem „König von Sion“ an's Herz gewachſen, und ich habe bis jetzt in Weſtphalen nur Freunde gefunden, ſelbſt die „Münſter'ſche Pfaffheit“ behandelt mich ſo glimpflich, daß die Wiener Juden ſich daran ein Beiſpiel nehmen könnten. Nur Eines könnt Ihr mir nicht vergeſſen, Ihr Münſterer; die Linden von anno 1767, die ich in die Wiedertäuferzeit hineinſetzte:

„weſtphäliſchen Landes
Perle, von Linden umgrünt, vielthürmig, das heilige Münſter!“

Aber möchten Sie wirklich, daß ich dieſen Vers aus dem „König von Sion“ ſtriche? — Hielt ich mich doch in Allem Uebrigen ſo treu an die Chroniken, daß der „würdige Hulskamp“ ſein heutiges Münſter in meinem alten kaum wiedererkannte. — Ihr warm ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 10. Januar 1881 (nach Paderborn adreſſiert). — Dr. phil. Hermann Landois gedenken wir in einem ſelbſtändigen Capitel, da er mit Hamerling in Verkehr ſtand; er war Mitarbeiter an der erſten Auflage des Buches „Frans Eſſink“; er ſchrieb zwei Fünftel und Gieſe drei Fünftel. — Das von Hamerling befürchtete Zerwürfnis zwiſchen den beiden Humoriſten iſt damals bedauerlicherweiſe erfolgt, indeſſen nicht infolge Rivalität. — Das erwähnte „neueſte Bild“ ſtellt Hamerling mit langem, anſcheinend ganz gebleichtem Haupthaar dar und trägt auf der Rückſeite die Worte: „Rob. Hamerling 1880“ (Viſitkartenformat, aus dem Atelier J. B. Rottmayer & Zintl). — „Iſelmott“ iſt eine ſeinerzeit von Landois beliebte ſcherzhafte Verdeutſchung ſeines Namens: Läu(e) doit = der Eſel muſs = de Iſel mott.]

Sehr geehrter Herr und Freund! — Ich hoffe, daß Ihnen mein Brief mit Einlage von Poſen, wohin ich ihn adreſſirte, nach Paderborn nachgeſandt worden. Wenn ich bei meiner kleinen Beſprechung Ihrer jüngſten Leiſtung das Gemüthvolle derſelben beſonders hervorhob, ſo wollte ich damit nicht ſagen, daß der Humor darin fehle. Echter Humor iſt ja mit dem echten Gemüthlichen eng verbunden. Und daß Sie witzig ſein können, ſehr witzig, haben Sie ja im „Eſſink“ ſattſam bewieſen. Daß es auch bei dem plattdeutſchen Dioskurenpaar zu Münſter nicht ganz ohne kleine Rivalitäten ablaufen würde, war vorauszuſehen; es thäte mir aber wahrhaft leid, wenn deshalb Sie und Landois einmal aufhörten, perſönlich auf gutem Fuße mit einander zu bleiben. Nach Münſter komme ich gewiß einmal; aber einen Vortrag werde ich dort ſchwerlich halten; es iſt überhaupt nicht meine Sache, und dann möchte ich gerade in Münſter mich nicht gern öffentlich „ausſtellen“. Sagen Sie das gefälligſt auch Landois, dem ich leider in dieſem Augenblicke, von Geſchäften überhäuft, nicht eigens ſchreiben kann. Mein neuſtes Bild liegt bei. Von Ihnen habe ich eines, und zwar ein gutes. Aber wie Landois-Iſelmott ausſieht, davon habe ich keine Vorſtellung. Vielleicht können Sie gelegentlich, wenn Sie mir wieder ſchreiben, mir ſein Conterfei übermitteln; ich ſende ihm dann gern das meinige. — Ihr — warm ergebener — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 25. Mai 1883 (nach Münſter, Spietlerhof 17, adreſſiert). — Hier iſt der bekannte Geheimrath Profeſſor Joſef Kürſchner, deſſen Deutſchen Literatur-Kalender wir ſo oft dankbarſt benützen, gemeint; Geheimrath Kürſchner theilt uns mit, daſs ſeines Erinnerns kein Brief Hamerlings bei ihm eingelaufen iſt und daſs er auch ſonſt nichts von des Dichters Hand beſitzt. — „Das neueſte Büchlein“ iſt die 1883 erſchienene „Mönſtersk Chronika ut ollen und nien Tiden“.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ich bin ſeit Wochen recht ernſtlich leidend und bettlägerig, werde aber, ſobald es mir nur möglich iſt, das Dringendſte zu erledigen ſuchen, auch ein paar Zeilen an Dr. Kürſchner richten. Der Autor des Frans Eſſink empfiehlt ſich freilich am beſten ſelbſt. Für das neueſte Büchlein herzlichen Dank. — In alter Freundſchaft — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 16. Auguſt 1883 (nach Münſter adreſſiert). Hamerling kommt hier ausführlicher auf das in der vorhergehenden Correſpondenz-Karte beſtätigte Buch zurück. Die in Ausſicht geſtellte und nach dem Wortlaute dieſes Briefes entſprechend geänderte Notiz, mit r h. unterfertigt, erſchien im December-Heft 1883 des „Heimgarten“. — Die verſprochene hochdeutſche Bearbeitung unterblieb. — „Moder Eſſink,“ von den meiſten als Gieſes beſte plattdeutſche Leiſtung bezeichnet, iſt ſowohl in der 3. Auflage von „Frans Eſſink“ als auch in „Mönſtersk Platt“ abgedruckt.]

Erlaſſen Sie mir, mein ſehr lieber Herr und

Freund, die Mittheilung der Urſachen, warum ich ſo lange in Ihrer Schuld geblieben bin. Ich müßte eine Leidensgeſchichte erzählen, auf die ich nur ungern zurückkomme. Ihr Büchlein habe ich mit demſelben herzlichen Vergnügen geleſen, wie alles frühere Plattdeutſche oder vielmehr Münſter'ſche aus Ihrer Feder. Die „Mönſterske Chronika" zeigt den unverminderten Fonds jenes gemüthvollen Humors, jener hochergötzlichen Erfindung und lebensvollen Charakteriſtik, welche mir den „Eſſink" ſo ungemein werth gemacht haben. All' dieſe ſo mannigfaltigen Geſchichten und Schwänke ſind ebenſo trefflich erzählt, als glücklich erfunden — oder gefunden und ausgewählt. Dem Leſer bleibt bezüglich derſelben ſchließlich nur Eines zu wünſchen übrig: daß ſie — fortgeſetzt werden mögen. Mit Vergnügen ſehe ich in meinem lieben Münſter eine plattdeutſche Literatur gedeihen, die — nach Reuters Tod — eine empfindliche Lücke in der deutſchen Literatur der Gegenwart einigermaßen ausfüllt. — Die „Buxe van Bändken van Gaolen" hat mich ſo angeſprochen, daß ich gute Luſt hätte, falls Sie nicht Verwahrung einlegen, dieſelbe für die Monatſchrift meines Freundes Roſegger als Probe Ihres Humors hochdeutſch zu reproduzieren. In demſelben Blatte gedenke ich Ihrem Wunſche mit einer Notiz über das Büchlein zu entſprechen, die mit Obigem — mutatis mutandis — gleichlautend ſein wird. Sie können alſo, wenn Ihnen wirklich um ein „Hamerling ſchreibt . . . ." zu thun iſt, auch davon vorläufig Gebrauch machen. — In alter Freundſchaft und Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling. — P. S. Auf dem Titelblatt der „Chronika" nennen Sie ſich auch Verfaſſer der „Moder Eſſink". Die kenne ich nicht. Wann und wo erſchien das Werk?

[Brief aus Graz, 6. December 1883 (nach Münſter adreſſiert). — Das „allerneueſte Büchlein" iſt Dr. Gieſes: „Mönſtersk Platt in Vertellſels un Rimſels“, welches im Selbſtverlage des Verfaſſers 1883 zu Münſter erſchien; das Werk trägt folgende Widmung: „Dem Dichter des ‚König von Sion‘, ‚Nero‘ (‚Ahasver in Rom‘), ‚Danton und Robespierre‘ u. ſ. w. Herrn Robert Hamerling, dem Kenner und Freunde plattdeutſcher Literatur, in herzlicher Verehrung zugeeignet.“ — Die „verſprochene Recenſion“ iſt die im vorhergehenden Briefe erwähnte, aus dem Decemberheft 1883 des „Heimgarten“.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Auf Ihre gütige Nachſicht bauend, verſchob ich den Dank für Ihr allerneueſtes Büchlein, durch deſſen Zueignung Sie mich ſo angenehm überraſcht haben, bis ich dasſelbe geleſen und bis ich im Stande ſein würde, Ihnen zugleich die längſt verſprochene Recenſion des früheren Bändchens gedruckt zu ſchicken. Letzteres iſt mir erſt jetzt möglich geworden. Aber eben jetzt wieder ſehr leidend an fieberhaftem Rheumatismus, beſchränke ich mich auf zwei Zeilen, um Ihnen zu ſagen, oder vielmehr zu wiederholen, daß ich als Menſch Ihr dankbarer Freund, als Leſer und Kritiker ein aufrichtiger Verehrer Ihrer weſtfäliſchen Muſe bin. Ich werde immer gern die Gelegenheit ergreifen, Ihnen das zu beweiſen, ſoweit das Mißverhältniß, das in Folge meiner Geſundheitsumſtände zwiſchen meinem Wollen und meinem Können beſteht, es zuläßt. Bleiben Sie treu geſinnt — Ihrem — warm ergebenen Rob. Hamerling.

[Den Schluſs mögen einige Äußerungen über Robert Hamerling bilden, welche wir einem Briefe Dr. Franz Gieſes entnehmen; er ſchreibt unter dem 14. Januar 1900: Geſpräche über Hamerling habe ich mehrfach mit Levin Schücking, welcher unſern beiderſeitigen Freund für einen „herzensguten, echten

Öſterreicher“, für die „liebenswürdigſte Dichternatur“ erklärte, „die ihm je begegnet“; für „ebenſo grundgut und ideal veranlagt, wie Ferdinand Freiligrath“; der letztere war Schückings Intimus. Ein anderesmal nannte er Hamerling eine „Lord Byron in der Macht und Pracht der Schilderungen, in der Erhabenheit der Ideen, in der raſtlos umherſchweifenden Phantaſie nahe verwandte Natur, der auch nicht der Peſſimismus, der Weltſchmerz, wohl aber die Galle des großen Briten fehle“. Ergänzend ſei hier bemerkt, daſs Hamerling dem Schriftſteller Fritz Lemmermayer gegenüber bemerkte (Deutſche Revue, 1896), das Luſtſpiel „Lord Lucifer“ trage „einen diaboliſchen Charakter an ſich, in der Art Byrons.“]

[Adolf Jenſen, geboren 12. Januar 1837 zu Königsberg in Preußen, der ſinnige Liedercomponiſt, lebte 1856 als Muſiklehrer in Ruſsland, übernahm 1857 die Kapellmeiſterſtelle am Stadttheater zu Poſen, war 1858 bei Gade in Kopenhagen und kehrte 1860 nach ſeiner Vaterſtadt zurück, wo er ſchnell als Componiſt und Lehrer hohes Anſehen genoſs. 1866—68 wirkte er in Berlin als Lehrer für das höhere Clavierſpiel, zog ſich aber bald aus Geſundheitsrückſichten zuerſt nach Dresden, dann nach Graz zurück, woſelbſt er mit Frau und Tochter von 1870—75, mit einigen Unterbrechungen, Aufenthalt genommen hatte; die Sommermonate verbrachte er nämlich in näherer oder fernerer Umgebung der Landeshauptſtadt und einen Winter ſogar in Meran. Jenſen hat zahlreiche Werke hinterlaſſen und gilt in der Liedcompoſition als der Erbe Schumanns, ohne daſs ihm Nachahmung vorgeworfen werden könnte. Die letzten Jahre ſeines Lebens verbrachte er in Baden-Baden, wo er einem langwierigen Lungenleiden am 23. Januar 1879 erlag. (Vergl. Riemann, Muſiklexikon, Leipzig 1884, und das goldene Buch der Muſik, 1900.)

Als Jenſen in Graz eingetroffen war, übermittelte Robert Hamerling dem Componiſten, den er ohne Zweifel ſchätzen gelernt hatte, ein Exemplar von „Sinnen und Minnen“, in welches er das folgende Gedicht „An Adolf Jenſen“ geſchrieben hatte, das in den „Letzten Grüßen aus Stiftinghaus“ Aufnahme fand:

Ein gedrucktes Liederbüchlein
Iſt ein Thal voll bunter Blumen,
Raſch verwelkend, raſch verderbend,
Wenn ſie nicht ein Sangesmeiſter
Wanderfroh zum Strauße windet
Und ſie liebend an den Buſen
Steckt der Frau Germania —
Ein gedrucktes Liederbüchlein
Iſt ein Wald voll Falter, Käfer,
Eintagsfliegen, ſpurlos ſchwindend,
Wenn ſie nicht ein Held des Klanges
Auf Stecknadel Notenköpfe
Spießt, Unſterblichkeit verleihend —
Ein gedrucktes Liederbüchlein
Iſt ein Penſionat von Mägdlein,
Friſchen, zarten Schönheitsblüten,
Die, wenn nicht der rechte Freier
Sie Frau Muſica verkuppelt,
Traurig hin ihr Leben ſchleppen
Und als alte Jungfern ſterben —
Ein gedrucktes Liederbüchlein
Iſt ein großes Fegefeuer
Stummer armer Liederſeelen,
Welche nur der Töne Meiſter
Zum Erlöſungsflug beflügelt —
De profundis klingt's von unten,
Doch die Gnade kommt von oben.
Rieſig iſt das neue deutſche
Liederſeelen Fegefeuer,
Und nur ſchmal der Töne Himmel —
Viele ſind auch hier berufen,
Wenige ſind auserwählt.

Graz, 25. Aug. 70. Robert Hamerling.

[Dieſe Begrüßung erwiderte Jenſen durch die wundervolle Compoſition mehrerer Gedichte Hamerlings, die, im Druck erſchienen, folgenden Titel führen: „Romanzen und Balladen von Robert Hamerling. Muſik von Adolf Jenſen. Op. 41. Verlag von J. P. Gotthard in Wien“ (gegenwärtig bei Ludwig Doblinger in Wien). Inhalt: Im Schloſshof (Im Schloſshof duftet die Linde); die Braut (Schön Liebchen, komm hernieder); Lebewohl (Nun ich dein Auge feucht geſehn) Rübezahl (Es rauſchen die Tannen und Föhren); An die Vögel (Zwitſchert nicht vor meinem Fenſter) Liebe im Schnee (Saßen zwei Liebende koſend). — Außer dieſen componierte Jenſen noch das Gedicht „Geiſter der Nacht“ (Ich kenne die Geiſter die düſtern), welches als Nr. 4 in Op. 24 „Sechs Lieder“ (Verlag von Bartholf Senff) erſchien; viel früher ſchon als Op. 41 Nr. 4 hatte Jenſen den Text „Rübezahl“ componiert; dieſe frühere Compoſition iſt als Nr. 2 in den Drei Liedern für vierſtimmigen Frauenchor Op. 63 (Verlag von Erler in Berlin) aufgenommen. Es wäre intereſſant zu wiſſen, ob Hamerling dieſe frühere Compoſition bekannt war und ob eine geiſtige Bekanntſchaft dadurch ſchon vor 1870 exiſtierte. Die neuerliche Vertonung desſelben Textes für Op. 41 geſchah angeblich aus dem Grunde, weil Jenſen die Hamerling'ſchen Dichtungen nicht ſehr zur Compoſition geeignet fand und daher den paſſenden Text noch einmal verwendete. — Fritz Lemmermayer in ſeinen „Erinnerungen“ an den Dichter (Deutſche Revue 1896) bemerkt einmal: Er (Hamerling) liebte es, wenn ſeine Lieder von Berufenen in Muſik geſetzt wurden, zum Beiſpiel von dem leider wenig bekannten, zartſinnigen Adolf Jenſen.

Die Krankheit Jenſens verhinderte, die Beziehungen zu Hamerling ernſtlich zu pflegen; ſo wurde der mangelhafte Verkehr nur durch freundliche von einem gemeinſamen Bekannten vermittelte Grüße ergänzt. Ähnlich wie in anderen Fällen, war auch hier bei den wenigen Beſuchen zwiſchen den beiden Künſtlern der Eindruck, den Hamerling machte, der großer Verlegenheit und Weltfremdheit, was umſo ſonderbarer berührte, als das außerordentlich gewinnende Weſen Jenſens ſonſt auf den Fremdeſten ſeine Wirkung niemals zu verfehlen pflegte. (Das Zuſtandekommen dieſes Erinnerungsblattes für den hochbegabten deutſchen Componiſten danken wir zunächſt Herrn Dr. Wilhelm Kienzl, der uns an die Witwe des Componiſten, Frau Friederike Jenſen in Dresden, wies, welche uns in der liebenswürdigſten Weiſe verſchiedene Mittheilungen und eine Abſchrift des Gedichtes übermittelte; Briefe von der Hand Hamerlings an Jenſen exiſtieren nicht.)]

[Karl Landſteiner, geboren zu Stoizendorf im niederöſterreichiſchen Waldviertel am 30. Auguſt 1835, Conſiſtorial- und biſchöflicher Rath von Brünn, mähriſcher Landesprälat, emeritierter Profeſſor, infulierter Propſt von Nikolsburg in Mähren, pflegt als Schriftſteller Lyrik, Roman ꝛc. und iſt ſchöpferiſch bisher ſehr thätig geweſen. — Vergleiche Kürſchner Literatur-Kalender 1899.

In einem Briefe Hamerlings an deſſen Jugendfreund Leopold Franz Schulz von Strasznitzki vom 11. Mai 1873 (erſter Theil S. 55 ff.) wird der eingangs genannten Perſönlichkeit gedacht. Nach dem Erſcheinen des „Ahasver“ veröffentlichte Dr. Karl Landſteiner eine kleine Schrift, deren vollſtändiger Titel lautet: „Hans Makart und Robert Hamerling. Zwei Repräſentanten moderner Kunſt. Eine Studie von Karl Landſteiner, k. k. Profeſſor. Wien 1873. Alfred

Hölder. (Beck'ſche Univerſitäts-Buchhandlung)"; ſie zerfällt in drei Theile: Einleitung; I. Hans Makart; II. Robert Hamerling. In der Einleitung ſagt der Autor wörtlich: Eine eigentliche Parallele will ich jedoch nicht geben, denn abgeſehen davon, daſs Dichter und Maler ſich überhaupt ſchwer vergleichen laſſen, ſo bieten beſonders dieſe beiden Erſcheinungen im Einzelnen wie im Allgemeinen ſelbſt einige zu tiefgreifende Unterſchiede hiezu dar. — Dem Verfaſſer hat übrigens wenn auch in anderer Weiſe, Kaulbach vorgeſchwebt, der „Philoſophie malt" und die „Bilder in Handlungen verwandelt", während Robert Hamerling „den Brand Roms dichtet" und „die Ideen geſtaltet". Bei der Lectüre der Capitel I und II erkennt man auch, daſs Karl Landſteiner einen engen Vergleich, wie ihn Hamerling ſelbſt in dem Briefe an Schulz vermuthete, nicht beabſichtigte, ſondern zwei eminente Vertreter moderner Poeſie und Malerei betrachtend nebeneinander ſtellen wollte; die gegenſeitigen Hinweiſe ſind daher auch keine aufdringlichen, ſondern ergeben ſich ſozuſagen von ſelbſt. — Was die wenigen Mittheilungen über den Lebensgang des Dichters betrifft, ſo müſsten dieſelben mit den autobiographiſchen Nachrichten („Stationen") verglichen werden; bemerkt ſei nur, daſs das Geburtsjahr irrthümlich mit 1832 erſcheint, während es richtig 1830 heißen ſoll. — Nach der Lectüre des Briefes Hamerlings an Schulz hat man den Eindruck, daſs der Dichter die Schrift Landſteiners nicht gekannt hat. Im Zuſammenhange mit dieſer Frage ſteht aber ein Paſſus, der ſich in den „Stationen" (S. 316) findet und wörtlich lautet: Wilhelm Kaulbach ſprach, wie mir von vielen Seiten beſtätigt wurde, ſtets mit großer Wärme von „Ahasver". Er habe „ſelten ſo etwas Plaſtiſches, ſo farbenreiche Bilder gefunden, die gleichſam fertig für den Maler daſtünden", ſagte er, und verrieth die größte

Luſt, eine Scene aus der Schenke Lokuſtas zu malen. Daſs Makart ſich mit der Idee beſchäftigte, den „Ahasver“ zu illuſtrieren, erwähnte kürzlich Karl v. Thaler in einem Eſſay der „Deutſchen Dichtung“.

Was ſich an perſönlichen Erinnerungen erhalten hat, erfahren wir aus einigen ſchriftlichen Mittheilungen des Herrn Propſtes, die er uns im April 1899 gütigſt zur Verfügung ſtellte. — Hamerling und meine Wenigkeit (ſchreibt derſelbe zu beſcheiden) ſind inſoferne enge Landsleute, als wir beide im Waldviertel geboren wurden. Hamerling war ſo artig, auf dieſen Umſtand öfter hinzuweiſen. Er intereſſierte ſich für meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und erwartete von mir, da ich damals Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur in Wien war, daſs ich Propaganda für ihn machen werde. Anläßlich meines Beſuches in ſeinem Hauſe legte er mir nahe, ſeine Dichtungen in einem Gymnaſialprogramme zu beſprechen. Mir aber ſagte ſein „anabaptiſtiſcher Herzſchlag“ nicht zu, und andererſeits wollte ich dem Landsmanne, der mir perſönlich zugethan war, nicht wehe thun, und ſo konnte ich ſeinen Wunſch nicht erfüllen. Als ich ihn in ſeinem Hauſe in „Ries“ bei Graz beſuchte, war er nicht zu Hauſe und es empfing mich ſeine Mutter und erzählte mir, wie viele Huldigungen ihrem Sohne zutheil würden, daſs er aber leider immer kränklich ſei, daher keine rechte Freude darüber empfinden könne. Inzwiſchen erſchien Hamerling. Er zeigte mir ſeine Wohnung, ſein Arbeitszimmer, die verſchiedenen Andenken, die er erhalten ꝛc. Wir ſprachen als ehemalige Collegen von der Schule, dann vom deutſchen Unterrichte und zuletzt von der Literatur und ihm ſelbſt. Ich lobte den Glanz und die Pracht ſeiner Diction, hielt aber auch mit meinen Bedenken wegen der Tendenz, namentlich des „König von Sion“, nicht zurück. Tadel, wenn auch wohlgemeinten, ſchien er ſchwer vertragen zu können;

von mir aber nahm er ihn an, weil er nicht unbegründet war und von einem unbefangenen Beurtheiler, der zugleich es gut mit ihm meinte, kam. Es freute ihn aber vor allem das Intereſſe, das ich an ihm nahm und dies hatte ich auch; ein öſterreichiſcher und ſo glänzender Dichter war für mich eine ſehr intereſſante Erſcheinung. Ich ließ auch bei einem Schulfeſte eine Stelle aus ſeinem „Ahasver in Rom“ von einem Schüler der VIII a declamieren, was Hamerling überaus freute. Anläſslich meines Beſuches bei ihm verſprach er mir auch, mich in Wien zu beſuchen, wozu es aber nicht kam. Er begleitete mich damals von ſeinem Wohnhauſe in Ries nach Graz, war in der freien Natur recht aufgeweckt und ſehr herzlich und begab ſich, in der Stadt angelangt, in ein Kaffeehaus, wo auch Roſegger und die Grazer Literaten ſich zuſammenfanden. Dort nahmen wir herzlichen Abſchied von einander; dann ſah ich ihn nicht mehr. Einen Brief erhielt ich einmal von ihm, der aber verloren gegangen iſt. — Hamerlings Äußeres machte auf mich zuerſt keinen guten Eindruck. Der Ausdruck ſeines Auges war ſtarr und forſchend, die Geſichtsfarbe blaß und beinahe fahl. Bei längerem Zuſammenſein aber belebten ſich ſeine Mienen und ſein Lächeln war faſt bezaubernd. Ein wenig entſtellte ihn das lange Haar, weil es ſteif und platt abgeſchnitten war. Im Ganzen war er aber doch ein ausdrucksvoller Dichterkopf.

Zweifelhaft iſt es, ob Dr. Landſteiner den Dichter in Ries bei Graz beſuchte; Hamerling ſelbſt behauptet gegenüber Schulz, daſs der Beſuch im Stiftinghaus (das der Dichter 1870 ankaufte) ſtattfand, woran einigermaßen die Schilderung Landſteiners erinnert, wie ſich auch annähernd die Angaben des Beſuchsjahres, das nur in der Erinnerung erhalten iſt, decken. Landſteiner ſagt: Vielleicht 1871 oder 1872? und Hamerling ſchreibt 1873: Vor ein paar Jahren; in Ries wohnte Hamerling aber 1867. — Auch Dr. Landſteiners Neffe, Lehrer Fr. Landſteiner, hat Hamerling im Stiftinghauſe beſucht und, da der Dichter krank darniederlag, dort ſeine Karte zurückgelaſſen.]

[Eduard von Hartmann, geboren 23. Februar 1842 zu Berlin, trat nach beendigten Gymnaſialſtudien in ein Gardeartillerieregiment ein; 1865 wurde er durch ein nervöſes Knieleiden gezwungen als Premierlieutenant in den Ruheſtand zu treten. Seit dieſer Zeit lebt er in Berlin-Großlichterfelde, mit philoſophiſchen, ſocialen und politiſchen Studien beſchäftigt; eine ſtattliche, mit dem Jahre 1868 anhebende Reihe von Werken kennzeichnet das Schaffen dieſes hervorragenden Denkers. Als dramatiſcher Dichter nennt er ſich Karl Robert und veröffentlichte die Trauerſpiele: „Triſtan und Iſolde“ und „David und Bathſeba“ (beide 1871); ferner ſind 1870 erſchienen die „Aphorismen über das Drama“ und 1874 die Schrift „Über Shakeſpeares Romeo und Julie“; die Schriften philoſophiſchen Inhaltes ſind ſo zahlreich, daſs wir auf die acht Seiten umfaſſende „Sachlich geordnete Überſicht der Schriften Eduard von Hartmanns“ (Verlag von Hermann Haacke in Leipzig) verweiſen müſſen.

Brief aus Graz, 4. Januar 1872. — Eduard von Hartmann war durch Profeſſor Ernſt Kapp, Verfaſſer der „Allgemeinen vergleichenden Erdkunde“ und der „Philoſophie der Technik“, auf Hamerlings „Ahasver“ und die Ideenverwandtſchaft dieſer Dichtung mit Hartmanns Philoſophie aufmerkſam gemacht worden; nach der Lecture des „Ahasver“ ſandte der Philoſoph dem Dichter als Zeichen des Dankes für den ihm durch das Epos bereiteten Genuſs ein Exemplar ſeines berühmten Buches: „Philoſophie des Unbewußten. Verſuch einer

Weltanſchauung. Von E. v. Hartmann, Dr. phil. (Speculative Reſultate nach inductiv-naturwiſſenſchaftlicher Methode). Berlin, 1869.“ Gr. 8°. IV. und 678 S. — 10. Aufl., 1890. — Frau Clotilde Gſtirner theilt uns mit, daſs ſie mit Hamerling „die Philoſophie des Unbewußten“ geleſen hat, erinnert ſich aber nicht mehr, wann dies war. — Die erwähnte Photographie, ein Bruſtbild (von Rottonaria & Co. in Graz), trägt die Unterſchrift „Robert Hamerling, Graz 1872“.]

Hochgeehrter Herr! — Wenn die menſchlichen Hoffnungen, wie Sie behaupten, ſich durchweg als Illuſionen erweiſen, ſo gibt es doch ungehoffte Freuden, deren Realität Sie nicht läugnen dürfen. Eine ſolche war mir der Empfang Ihrer überraſchenden gütigen Sendung. Ich las die „Philoſophie des Unbewußten“ im verfloſſenen Sommer auf dem Lande mit einer Frau, die bis dahin vor der Philoſophie einen Schauder hatte, ſeit ſie in ihrer frühen Jugend einmal geleſen, daß der Philoſoph Fichte das Daſein der für die Koketterie der Frauen ſo nöthigen „Außenwelt“ geläugnet habe. Wir laſen ein paar Monate an dem Buche, ſprachen Capitel für Capitel durch, ich gab — beſonders nach der moraliſchen Seite hin — Commentare, Erläuterungen, Ergänzungen, ohne welche kein kluger Mann Ihr Buch mit einer jüngeren Frau wird leſen wollen. — Nun ſtellen Sie ſich die Überraſchung und die Freude des Leſerpaares vor, als Sie plötzlich aus dem Nimbus des Autors mit der werthvollen Gabe perſönlich hervortraten! — Ahnten Sie ein wenig, als Sie dies thaten, daß ich auch Philoſoph zu ſein mich vermeſſe, mit einem Syſtem im Kopf und faſt auch ſchon einem Buche unter der Feder? Daß ich mit dem Verfaſſer der „Phil. d. U.“ einmal in Berührung kommen würde, war mir gewiß, ſeit ich Ihr Werk geleſen. Aber die Zeit iſt, genau genommen, im Augenblick noch nicht da. Empfangen Sie nur vorläufig meinen innigſten Dank! Ich wäre ſehr glücklich, Ihr Geſchenk wenigſtens mit der Gegengabe meiner poetiſchen Werke zu erwidern, wenn Sie mir mitzutheilen die Güte haben wollten, welche davon Sie bereits zufällig etwa beſitzen. Meine Photographie ſende ich Ihnen, um beſcheidentlich anzudeuten, wie ſehr es mich freuen würde, die Ihrige zu erhalten. Die Zugabe einer kleinen autobiographiſchen Notiz — wenn auch nur Geburtsort und Geburtsjahr enthaltend — würde einer höchſt lebhaft empfundenen Neugier im Kreiſe Ihrer hieſigen Anhänger begegnen! — Von Herzen „den Gruß aus der Ferne“ erwidernd, bin ich in aufrichtigſter Hochſchätzung und Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 2. Februar 1872. — Eduard von Hartmann erhielt alle Werke Hamerlings; auch nach dem Tode des Dichters giengen demſelben die erſten Publicationen noch zu. Irgendeine Widmung trägt keines der Exemplare.]

Hochgeehrter Herr! — Ich bin ſeit einigen Wochen nicht unerheblich krank. Ich benutze einen Augenblick, in welchem ich gezwungen bin, mich aufzuraffen, um Ihnen für Bild und Brief aufs Wärmſte zu danken. Beides, wenn auch zum Theil erbeten, war für mich eine neue Überraſchung. Von großem Intereſſe iſt mir das Portrait, und das freundliche Schreiben gönnt mir für meine einzelne Perſon eine ſolche Fülle Ihres Geiſtes, daß ich mich beſchämt fühlen muß. Darf mein armer kranker Kopf doch jetzt nicht einmal den Verſuch einer eigentlichen Erwiderung machen. Die kleine Gegengabe meiner Werke in den neueſten Ausgaben folgt hier mit. Ganz beſonders im „König von Sion“ ſind auch bei dem neueſten fünften Abdruck wieder auf jeder Seite formelle Verbeßerungen angebracht worden. Ihre Schriften beſitze ich ſämmtlich (auch die neueſte Broſchüre, die „philoſophiſchen Abhandlungen“): ausgenommen nur die „Aphorismen über das Drama“, und die Dramen von Carl Robert. Sind dieſe in Ihrem gütigen Anerbieten mit einbegriffen, ſo erbitte ich ſie mir unter Kreuzband. Damit machen Sie aber freilich Ihr „Haben“ und mein „Soll“ noch um ein Beträchtliches ſtarker! — Entſchuldigen Sie das Abgeriſſene dieſer Zeilen und bleiben Sie verſichert der aufrichtigſten Hochſchätzung — Ihres — dankbar ergebenen — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 16. April 1872.]

Hochgeehrter Herr! — Ich habe noch meinen wärmſten Dank zu ſagen für Ihre freundliche Ergänzung meines Beſitzes Ihrer Werke durch die Dramen. Mit dem größten Intereſſe las ich ſie durch und Vieles hätte ich darüber zu ſagen, aber ich muß es verſchieben, ich werde mich in günſtigerer Stunde zu einem ausführlichen Schreiben zuſammenraffen, denn ich habe Ihnen überhaupt ſehr viel zu ſagen. Empfangen Sie vorläufig mein neueſtes Produkt, das „Scherzſpiel“ Teut. Es iſt der Verſuch einer politiſchen Komödie — Spiegel unſerer jüngſten deutſchen Vergangenheit, fortſchreitend bis zur Gegenwart mit Perſpektive der Zukunft. Über das Platen'ſche Muſter ging ich hinaus durch Aufnahme des derb-volksthümlichen Elements. Ich weiß nicht, ob der Norddeutſche den Scherz des Süddeutſchen immer leicht goutirt, auch muß ich geſtehen, daß ich dort vornehmlich das Publikum meiner engeren Heimat vor Augen hatte. Ich wäre in der That begierig zu wiſſen, welchen Eindruck das Büchlein ſpeciell auf die Berliner macht. Was die Berliner Kritik betrifft, ſo wüßte ich nicht, daß dieſe mir geneigt wäre; Herr Paul Lindau, Redacteur der „Gegenwart“, iſt ſogar ein ganz beſonderer und deklarirter Feind von mir. — Möge nur bei Ihnen ſelbſt das wunderliche Poſſenſpiel die freundliche Geſinnung nicht trüben für — Ihren — in größter Hochachtung — ergebenen — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 12. November 1872.]

Hochgeehrter Herr! — Mein neueſtes, unter Kreuzband mitfolgendes Werkchen, „Die ſieben Todſünden," ſei der freundlichen Kenntnißnahme des Philoſophen empfohlen. Sie werden hie und da finden, daß meine Dämonen Schopenhauer und Hartmann geleſen; ich denke aber, Sie werden darin nicht gerade eine Polemik gegen ſich erblicken. Sie wenigſtens gehen ja über den nackten Peſſimismus und Nihilismus im praktiſchen Theile doch hinaus. Jede praktiſche Philoſophie geht über die Ergebniſſe der theoretiſchen hinaus — es iſt das eine alte Gewohnheit der praktiſchen Philoſophie, von welcher ſie kaum jemals laſſen wird. — Alles Weitere ſei verſchoben, bis ich meine nächſte Publication, den philoſophiſchen Verſuch, in Ihre Hände liefern kann. — Mit größter Hochſchätzung — Ihr — ergebenſter — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 2. September 1871. — Unter dem „philoſophiſchen Verſuch" iſt, wie auch Eduard von Hartmann bemerkt, ohne Zweifel Hamerlings „Atomiſtik" gemeint; der Adreſſat des Briefes bemerkt hiezu noch: Es iſt mir nicht bekannt, daß Hamerling mehr als ein philoſophiſches Werk unter der Feder gehabt hat; dagegen kam er in ſpäteren Briefen häufig auf dieſes eine zurück und ſtellte ſein Erſcheinen immer wieder in nahe Ausſicht, ohne daß es dazu kam. — Es ſei an dieſer Stelle geſtattet zu erwähnen, daſs Eduard von Hartmann nach dem Erſcheinen des Werkes „Atomiſtik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis" (Hamburg 1890) in der „Gegenwart“ (Nr. 1, 1891) einen Artikel „Robert Hamerling als Philoſoph“ veröffentlichte; ferner enthält auch der 2. Band S. 533—537 der „Geſchichte der Metaphyſik“ von Eduard von Hartmann eine Würdigung Hamerlings. — Der Angriff, über welchen Robert Hamerling ſo tief erzürnt hier ſpricht, war in perſönlicher Art gegen Eduard von Hartmann gerichtet, gieng von dem Dühringianer U., damals Unterredacteur der „T.“ in Graz, aus und war im Tone Dührings gehalten. Dr. Friedrich Kirchner in ſeiner „Geſchichte der Philoſophie“ (Leipzig, J. J. Weber 1884) bemerkt von E. Dühring: „Seine Schriften ſind ſcharf und gelehrt, aber oft breit und biſſig.“ Es wird alſo ſtimmen. U. gab ſpäter in drei Blättern eine Ehrenerklärung ab und nahm die Beleidigungen zurück, um einer gerichtlichen Entſcheidung vorzubeugen. Der Chefredacteur S. entſchuldigte ſich bei dem Verleger der Schriften Hartmanns; Oskar Blumenthal vertheidigte Hartmann in der „Deutſchen Dichterhalle“. Eduard von Hartmann ſelbſt hielt es unter ſeiner Würde, auf einen rein perſönlichen Angriff zu erwidern, deſſen Quelle und Beweggrund hinreichend deutlich erkennbar war.]

Hochgeehrter Herr! — Bei dem Tauſche unſerer beiderſeitigen literariſchen Novitäten, den Sie eingegangen ſind, bin ich in beſchämender Weiſe gegen Sie im Vortheile. Ihre drei jüngſten Publicationen kann ich in dieſem Augenblicke mit nichts Anderem als mit dem Ausdrucke meines wärmſten Dankes erwidern. Der faſt ſchon dem Abſchluß nahe geweſene philoſophiſche Verſuch wurde durch die äußerlich veranlaßte Vollendung des dreibändigen Romans „Aſpaſia“ zurückgedrängt. Nun liegt dieſer vor, aber doch nicht ganz druckreif, inſofern mir eine nochmalige Durchſicht des Manuſcripts geboten ſcheint. — Ich faße mich über all' das kurz, um raſch zu ſagen, was mir vor Allem auf dem Herzen liegt: Ich ſchäme mich, ein Grazer zu ſein, ſeit Sie in einem hieſigen Blatte zum Zielpunkt ſo beiſpiellos gemeiner Angriffe gemacht werden. Ich glaube, daß nur durch die Abweſenheit des Chefredacteurs das letzte Feuilleton des Herrn U. (vom 25. Auguſt) in dem ſonſt ziemlich anſtändigen Blatte möglich geworden. Ich kenne dieſen Herrn U. nicht, aber ich vermuthe, daß er nur der Schildknappe eines auswärtigen edlen Ritters iſt. Er ſelbſt wird bedauern, daß er Ihnen nur in einem abgelegenen Winkel des deutſchen Gebietes ſchaden kann. Und auch hier iſt die Wirkung ſeines Artikels ſehr abgeſchwächt worden. Durch ein paar anekelnde Gemeinheiten, welche derſelbe enthält, und durch die gar zu ſehr in die Augen ſpringende Anmaßung, mit welcher da behauptet wird, die „geſammte literariſche Welt“ habe ſich „blamirt“, indem ſie Ihr Buch intereſſant fand. So gewiß eine verhimmelnde Kritik nicht ſelten auch Freunde des Autors zu Gegnern macht, ſo gewiß werden Gegner oft freundlicher geſtimmt, wenn ſie Zeugen eines Angriffs ſind, deſſen Plumpheit und Maßloſigkeit ſie nicht billigen können. So gleicht meiſt Schaden und Gewinn ſich aus. Nichtsdeſtoweniger würde eine kleine Erwiderung in der „T.“ am Platze ſein. Nur müßte dieſelbe unmittelbar in die Hände (in dieſem Momente, wie geſagt, abweſenden) Chefredacteurs, Dr. B. A. S., gelangen. — Mit größter Hochachtung und Ergebenheit Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 26. December 1875.]

Hochgeehrter Herr! — Endlich iſt es mir vergönnt, Ihre werthvollen Spenden der letzten Zeit durch meine dreibändige „Aſpaſia“, ſo weit es eben möglich iſt, zu erwidern. Möge ich Ihnen damit einiges Vergnügen bereiten können für die Befriedigung, welche mir Ihre friſche und energiſche Thätigkeit auf dem philoſophiſchen Kampfgebiete fortwährend verſchafft. Ich bewundere vor Allem den Muth, mit welchem Sie Stand halten, wo von gegneriſcher Seite der Kampf faſt ausſchließlich mit Steinen, Koth und Schneeballen geführt wird. Sie haben Recht; es wäre thöricht, wenn die Philoſophie in einem Augenblick ſich ſelbſt aufgeben wollte, wo thatſächlich nicht bloß ſie der empiriſchen Forſchung, ſondern auch dieſe ihr entſchieden näher rückt. Nicht mit der Naturwiſſenſchaft ſelbſt hat ſie es zu thun, ſondern nur mit den wunderlichen Leuten, die vor den offen liegenden letzten Zielen und Schranken ihrer Wiſſenſchaft eine ſolche Angſt haben, daß ſie ſich (mit Triumphgeſchrei) hinter der verlängerten Reihe der Mittelglieder wie hinter einer Barrikade verkriechen. Man konnte ihnen in früherer Zeit dies gönnen; man konnte ſagen: ſeht zu, wie weit ihrs auf eurem Wege bringt; aber heut zu Tage hat ſich der Naturwiſſenſchaft ſelbſt doch ſchon der grobe „Stoff“ dermaſſen unter den Händen verflüchtigt, daß ihr ein conſequentes und erſprießliches Fortſchreiten nur mehr möglich iſt, wenn ſie eben ſo gut wie die Philoſophie darauf verzichtet, den ſinnloſen Streit zwiſchen „Geiſt“ und „Materie“ zu Gunſten des einen oder des andern entſcheiden zu wollen. — Sie erſcheinen mir wie ein Mann, der vor der Breſche ſteht, und ich empfinde faſt einen Gewiſſensbiß, daß ich ſo lange ſäume, mein Geringes zur Aufklärung der Mißverſtändniſſe beizutragen, welche die Forſcher mehr äußerlich als innerlich entzweien. Ich weiß noch nicht beſtimmt, wann ich auf dem Kampfplatze eintreffen werde; ich bin aber im Stillen beſchäftigt, meine Rüſtung zu ſchmieden und meine Waffen zu ſchärfen. — Mit größter Hochſchätzung — Ihr — ergebenſter — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 17. April 1876. — Der „Aſpaſia-Artikel“ erſchien im Feuilleton des „Berliner Tageblatt“ vom 12. April 1876 (Nr. 87, Morgenblatt S. 3). — Seligmann Heller, 1831 zu Raudnitz in der Bukowina geboren, gegenwärtig nicht mehr unter den Lebenden, erſcheint in dem uns zur Verfügung ſtehenden Jahrgang 1884 von Kürſchners Literatur-Kalender als Verfaſſer eines Dramas „Die letzten Hasmonäer“, eines Epos „Ahasver“ (1866, 2. Aufl. 1868) und eines Bandes „Gedichte“; daſs er als Feuilletoniſt erſcheint, deutet offenbar auf den Kritiker hin. Von dieſem Manne ſprach Hamerling auch Fritz Lemmermayer gegenüber; dieſer theilt in der „Deutſchen Revue“ (1896) Folgendes (nachdem Hamerling über den verbitterten Kürnberger geſprochen hatte) mit: Zu jenen Verbitterten gehört auch Seligmann Heller. Auch er hat einen ‚Ahasver‘ geſchrieben, der nicht wie meiner auf eine beſtimmte Epoche beſchränkt bleibt, ſondern durch die ganze Weltgeſchichte ſpaziert, und er kann mir nicht verzeihen, daß meine Dichtung im Gegenſatze zu der ſeinen einen ungewöhnlichen Erfolg davongetragen hat. Und ſo hat er denn meinem Roman ‚Aſpaſia‘ übel mitgeſpielt; er ſagte, in demſelben befinde ſich nicht ein guter Gedanke. Nun ſehen Sie, einen guten Gedanken hat gewiß auch das ſchlechteſte Buch aufzuweiſen; zudem hatte er wenigſtens diejenigen Gedanken anerkennen müſſen, die ich aus dem Griechenthum entlehnt habe. —
Über Emil Kuh (geſt. 1876) haben wir bereits im zweiten Theile dieſer Sammlung, S. 10, geſprochen. Zu ſeiner Charakteriſtik wollen wir nur noch Folgendes nachtragen. Der geniale Fercher von Steinwand hat einen Cyklus gedichtet „Im Dunſtkreis der Irrwiſche“, der in der Sammlung „Johannisfeuer“ (National-Bibliothek Nr. 181/3) veröffentlicht wurde; in jenem Cyklus betitelt ſich ein Capitelchen „Sumpfgeſpenſter“,

deſſen drei letzte Strophen, wenn auch eigentlich nur im vollen Zuſammenhange ganz verſtändlich, doch auch losgeriſſen verſtanden werden dürften:

Verfluchter Weg! Verflucht des Sehnens Gier!
Ich ſah hier eine Doppelratte hecken
Und doppelt war mein Abſcheu vor dem Thier.
Zwei Köpfe ſah ich vor zwei Bäuchen ſtecken
Und Hinterbacken hieng an Hinterbacken,
Und zwei Geſichter, menſchlich zwar von Art,
Bemühten ſich, die Schnauze vorzuſtrecken. —
„Die ihr," ſo fragt ich laut, „ſo häſslich ſeid gepaart,
Iſt euer Wort ſo widrig wie eure Haut behaart?"
Wie der getretne Hund die Zähne fletſcht,
So klafften jetzt vier Kiefern, um zu ſagen:
„„Sieh hier die guten Zähne ganz zerquetſcht,
Ein böſer nur vermag noch vorzuragen,
Der trefflich nützt, das Gute zu benagen.
Bemerke, wenn das Tröpfchen dich durchrennt,
Das wir ſomit in deine Ferſe ſchlagen,
Daſs jener Kopf ſich Kuh, ſich dieſer Saphir nennt!"" —
„Sterbt wohl! Mich friert im Klima, wo nur die Schande brennt."
Hier ward des Herzens Scheltefluth gehemmt —
Denn wie die Zange im Zuſammenklappen
Den Gegenſtand umklammert, der ſich ſtemmt,
So fühlt' ich beide Köpfe näher tappen,
Dann tückiſch raſch nach meinem Fuſse ſchnappen. —
O Muſe Deutſchlands, hohes Götterbild!
Wie ſolche Ritter hegſt du, ſolche Knappen?
Ja, Göttin, du biſt mild, wie jede Gottheit mild,
Du ſpeiſeſt jeden Armen, der hockt auf deinem Schild!

Notiert ſei hier noch, daſs ſeinerzeit in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunſt und Kritik", welche Oskar Blumenthal herausgab, eine abfällige Kritik über „Aſpaſia" erſchien. — Der Artikel „Über den Peſſimismus im Stadium der Tobſucht" iſt wieder abgedruckt in Hamerlings „Proſa" (1884, I. Bd. S. 90—112) und bezieht ſich auf Bogumil Goltz, dem Hamerling auch ſchon 1866 einen ſpeciellen Artikel gewidmet hatte und gleichfalls in der „Proſa" wieder abgedruckt erſcheint. Hartmann kann ſich der Meinung

Hamerlings nicht anſchließen, wenngleich Goltz die Specialität des ſcheltenden Entrüſtungspeſſimismus pflegte. Der Brief, der zu einem ſo umfangreichen Commentar herausforderte, lautet:]

Innigen Dank, verehrter Herr, für Ihren Aſpaſia-Artikel. Aber Sie gehen in Ihrem Lobe ein wenig bis zur Grauſamkeit. Denn — was werden meine Feinde dazu ſagen? Welche Recenſionen werden Heller, Kuh ꝛc. erſt jetzt, nach der Ihrigen, zu liefern ſich veranlaßt ſehen? Freilich, ich habe in jüngſter Zeit gute Vorſätze gemacht, aller Feigheit zu entſagen, und in meinem Artikel „über den Peſſimismus im Stadium der Tobſucht" habe ich, wie Sie vielleicht bemerkten, den erſten ſchüchternen Verſuch gemacht, muthig zu ſein. Aber nach Ihrer Kundgebung kam mir das Bischen Entſchloſſenheit wieder völlig abhanden, und ich ſehe mit Bangen der Zukunft entgegen. An meinem Dankgefühle für Sie ändert dies ſelbſtverſtändlich ſo viel wie nichts, und mit dem erneuten Ausdrucke desſelben verharre ich, hochgeehrter Herr, in aufrichtigſter Hochſchätzung Ihr — ergebenſter
Rob. Hamerling.

[Eduard von Hartmann hat uns an bisher ungedruckten Briefen übermittelt, was er in ſeinen Papieren fand, und bemerkte dazu: „Zwiſchen 1876 und 1887 fehlt eine Anzahl Briefe; es müſſen mir wohl viele alte Briefe bei einem Umzuge im Jahre 1895 abhanden gekommen ſein." Dieſe Lücke können wir durch das freundliche Entgegenkommen der Hüterinnen des Hamerling-Archivs in Graz, mit Erlaubnis Dr. von Hartmanns, inſoferne einigermaßen ausfüllen, als uns in ſechs Briefe des Philoſophen Einſicht geſtattet wurde, welche in dem bezeichneten Zeitraume an Robert Hamerling gelangten. Wir werden jeden dieſer Briefe einzeln berühren.

Berlin, 20. März 1877. — In dieſem Schreiben beſtätigt Dr. v. Hartmann die Briefe Hamerlings vom 17. April 1876 (den wir kennen) und 19. März 1877. Literariſch-äſthetiſch iſt folgende Stelle intereſſant: Können Sie nicht das zweimalige Modellſtehen der Aſpaſia in eines zuſammenziehen? Die Stelle hat mich ſehr geſtört, wo Aſpaſia ſich ſo unzart über das Äußere der geſchiedenen Frau des Perikles zu letzterem äußert.

Berlin, 30. December 1877. — Der Beginn dieſes Briefes geſtattet einen Einblick in den verloren gegangenen Brief Hamerlings: So wenig Werth ich auf Kritiken lege, ſo ſchätzbar ſind mir offene Kundgebungen von Perſonen, die ich hochſtelle, und Ihr geſtern erhaltener Brief war mir um ſo angenehmer, als er eines der wenigen Zeugniſſe bildet, die ich bisher über den Eindruck der 2. Auflage des „Unbewuſsten“ erhalten habe. Daſs Sie furchten, ich könnte künftig Schriften mit meinem Namen herausgeben, welche nur eine Gegenrede enthalten, darin offenbaren Sie noch einen gewiſſen Mangel an Verſtändniß meiner Sinnesweiſe. Mir gilt es als ſelbſtverſtändlich, daß das, was man mit ſeinem Namen deckt, auch der volle unentſtellte Ausdruck der jeweiligen Ueberzeugung ſein muß, und auf der Selbſtverſtändlichkeit dieſer Vorausſetzung ruht eben die Argumentation im Anfang des Vorworts für die Nothwendigkeit des anonymen Erſcheinens der erſten Auflage. — Es handelt ſich hier um Hartmanns Werke: Das „Unbewuſste vom Standpunkt der Phyſiologie und Deſcendenztheorie“, 1. anonyme Aufl. 1872, 2. Aufl. mit Hartmanns Namen 1877, 3. Aufl. 1890 im III. Bd. der 10. Aufl. der „Philoſophie des Unbewuſsten“. — Der ſehr lange Brief, philophiſchen Inhalts, ſchließt mit einem neuerlichen Hinweis auf die Stelle im Romane „Aſpaſia“, welche ſchon aus dem vorigen Briefe Hartmanns bekannt iſt und mit einer offenbar der Beruhigung des Dichters dienenden Stelle, welche lautet: Ich hoffe und wünſche von Herzen, daß Sie dieſelbe Gemüthsruhe und Unempfindlichkeit gegen die zeitgenöſſiſche Kritik beſitzen, denn gebrauchen können Sie dieſelbe wahrlich auch.

Berlin, 18. September 1880. Das Schreiben enthält folgende Stellen, welche an Äußerungen in einem verloren gegangenen Briefe Hamerlings anknüpfen: Indem ich Ihnen beifolgend meine neueſten Broſchüren überreiche, erlaube ich mir meiner Befriedigung darüber Ausdruck zu geben, daſs Ihre philoſophiſche Arbeit fortſchreitet und der Welt nicht mehr verloren gehen wird. . . . Daſs Ihre neuen lyriſchen Productionen von den älteren im Tone verſchieden ſind, finde ich auch, ſehe aber im ganzen einen ſehr bedeutenden Fortſchritt in denſelben und finde Perlen der Poeſie darunter, die mich entzückt haben. Ich nenne nur das „Morgenidyll“ und „Sie wiſſen es nicht“. Ich würde deshalb entſchieden beklagen, wenn Sie eine geſammelte Ausgabe in allzu weite Ferne rückten. . . . Daſs das Urtheil über den relativen Wert Ihrer verſchiedenen Leiſtungen ein ſehr getheiltes und ſchwankendes unter den Zeitgenoſſen iſt, braucht Sie nicht zu wundern, könnte aber nebenbei doch auch dafür einen Fingerzeig bieten, daſs es nicht lediglich äſthetiſche Maßſtäbe ſind, mit welchen die Zeitgenoſſen meſſen, ſondern daſs actuelle Intereſſen mit hineinſpielen. Weil jedes Ihrer Werke beſtimmten Intereſſen genug thut, darum findet jedes ſeine Verehrer und Freunde; dies darf Ihnen Beweis genug ſein, daſs jedes der Mühe wert war, geſchrieben und gedruckt zu werden. Die Nachwelt aber, welche ſolche nicht rein äſthetiſche Intereſſen ausſcheidet und nach bloß künſtleriſchen Maßſtäben urtheilt, wird ohne Zweifel ſich ein über einſtimmendes und feſtſtehendes Urtheil über das Wertverhältnis Ihrer Werke bilden.

Berlin, 4. März 1880. — Das Schreiben beginnt: Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 27. v. M. und die gefällige Überſendung Ihres neuen Opus! Die Idee iſt ſehr hübſch, doch muß ich geſtehen, daß ich gegen ein Leſeluſtſpiel [1880 erſchien „Lord Lucifer“] noch größere principielle Bedenken hege, als gegen ein Leſetrauerſpiel, und daß ich eine novelliſtiſche Ausführung des Stoffes lieber geſehen hätte. — Im ſpäteren Verlaufe ſagt dann Hartmann, daſs er des Dichters im Herzen und im Geſpräch mit Freuden ſehr oft gedenkt. „Die ſchon längſt gehegte Ueberzeugung, daſs Sie bei weitem der bedeutendſte Dichter unter den Lebenden ſind, befeſtigt ſich mir immer mehr, wenngleich bei Ihnen wie bei Goethe eine ziemliche Ungleichwertigkeit des dichteriſchen Schaffens nicht zu verkennen iſt.“ Er erkundigt ſich dann um die Sammlung der zerſtreuten lyriſchen Gedichte und um das angefangene philoſophiſche Werk.

In dieſe Zeit fällt ein Brief vom Jahre 1882, der uns aber nicht vorlag; er enthält angeblich ein Urtheil Hartmanns über „Amor und Pſyche“ nebſt deſſen Dank für die Überſendung des Werkes.

Bad Cudowa in Schleſien, 26. Juni 1884. — Ihre ſoeben erhaltene Sendung war mir ein erfreuliches Zeichen, daſs Sie meiner noch freundlich gedenken, und daſs Sie literariſch doch nicht verſtummen wollen, wenn Sie auch ein ruhiges Zeitmaß in der Reihenfolge Ihrer Veröffentlichungen inne halten [1884 ſind „Heſperiſche Früchte“ und „Proſa“, I. Bd. erſchienen]. . . . Ich höre manchmal etwas über Sie von Oskar Linke, der mir ſagte, daſs Sie noch viel zur Veröffentlichung bereit haben, aber mit der Herausgabe zögern. . . . Da Sie nichts von Ihrem Befinden erwähnen, ſo hoffe ich annehmen zu dürfen, daſs dasſelbe befriedigend iſt.

Brief aus Graz, 6. December 1887.]

Gewähren Sie, hochgeehrter Herr, auch meinem neueſten Werke, dem „Homunkel“, den ich unter Kreuzband mitſende, eine freundliche Aufnahme! Die Oppoſition, die das Werk dem Peſſimismus in gewiſſem Sinne macht, wird Sie nicht überraſchen, da ich es Ihnen ja nie verhehlt, daß in dieſem Punkte unſere Wege ſich ſcheiden. Wie ſehr ich trotzdem Ihre Verdienſte auf dem Gebiete deutſcher Denkarbeit ſchätze und in vielen weſentlichen Punkten zu meiner Freude mich mit Ihnen einig weiß, werde ich bei anderer Gelegenheit zu bekunden und zu erweiſen in der Lage ſein. — Mit aufrichtiger Hochachtung — Ihr — ſtets warm ergebener — Robert Hamerling.

[Die Antwort Hartmanns auf dieſen Brief, ddo. Groß-Lichterfelde bei Berlin, 11. Dec. 1887 lag uns vor: Herzlichen Dank für Ihre beiden neueſten Werke! Die „Blätter im Winde“ erfüllten meinen Wunſch, eine Anzahl lyriſcher Gedichte, die ich zu Ihren beſten Producten und zu den Perlen unſerer deutſchen Lyrik rechne, der Zerſtreuung in Zeitſchriften zu entreißen. Ihre kühnen Phantaſien und Ihren ſatiriſchen Humor im „Homunkel“ habe ich in vollen Zügen genoſſen. Die „Univerſalwillensverneinung“ iſt übrigens ſchon öfter parodiſtiſch, ironiſch und ſatiriſch behandelt und fordert dazu ja heraus. Die univerſelle Willensverneinung kann ſelbſt als Problem nur aufgeſtellt werden auf Grund peſſimiſtiſcher Vorausſetzungen; aber der Peſſimismus iſt unabhängig von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Univerſalwillensverneinung.

Allenthalben erfuhr man von der großen Ordnungsliebe, die Robert Hamerling innewohnte;

in dem Gedichte „Meine Lehrer“ (Nachlaſs) finden ſich dieſe zwei Verſe: „Gehetzt, Leichtſinn, von deinen Ebenbildern, Ward ich Pedant beinah' der Ordnungsliebe.“ Die uns vorgelegenen ſechs Briefe Dr. von Hartmanns ſind ein kleiner Beitrag zu dieſem Ordnungsſinn: jedes Schreiben liegt noch im Couvert, welches oben links von der Hand des Empfängers den Namen des Abſenders und das volle Datum trägt.]

[Thereſe Stelzhamer in Linz, Witwe des hervorragendſten Dichters nicht nur Oberöſterreichs, ſondern aller Länder des bairiſch-öſterreichiſchen Dialects: Franz Stelzhamer (1802—74). Robert Hamerling hatte in Roſeggers „Heimgarten“ (2. Heft 1876) Stelzhamers Gedicht „Liebesgürtel“ ſehr warm und anerkennend beſprochen, wofür die Witwe an den Dichter einige Dankesworte richtete. Hierauf ſchrieb Hamerling aus Graz, 10. December 1876, den folgenden Brief, dem auch ſeine Photographie (Viſitformat, Atelier Em. Moriot in Graz) mit der handſchriftlichen Bemerkung „Rob. Hamerling Graz 1876“ beilag:]

Hochgeehrte Frau! — Es kann Ihnen nichts Neues ſein, Ihren Franz geſchätzt und geprieſen zu ſehen, und nur Ihr gutes, edles Herz veranlaßt Sie, mir ſo warm für meine anſpruchloſen Zeilen zu danken. Ich preiſe den Verewigten glücklich, daß er im Leben eine Gefährtin wie Sie gefunden. Möge die Erinnerung ſo ſchön erfüllter Beſtimmung Ihren ferneren Lebenspfad und den Ihrer Kinder erhellen. Betrachten Sie mich als einen theilnehmenden Freund, und rechnen Sie auf meine Bereitwilligkeit, wenn ich meine Sympathie und Hochſchätzung Ihnen bei irgend einer Gelegenheit beweiſen kann. — In aufrichtiger Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Ergänzend bemerkt Frau Stelzhamer, daſs ihres Erinnerns Franz Stelzhamer mit Hamerling nicht in Correſpondenz ſtand, dagegen hat ihr Gatte viel von Hamerlings Dichtungen erzählt und dabei einmal bemerkt: Was Makart im Bilde, ſei Robert Hamerling im Worte, ſo glühend und farbenprächtig. — Für den Chriſtbaum ſandte Hamerling an die Witwe auch Buchſpenden: Sinnen und Minnen mit „Rob. Hamerling: Graz, Dez. 87" und Blätter im Winde mit „der Tochter Roſa meines Lieblingspoeten Franz Stelzhamer zu Weihnachten 1888. R. H." — Endlich brachte auch die Zeitſchrift „Der Patriot" (XI. Jahrgang, Nr. 19, 20 und 21, Wien 1883) aus der Feder Hamerlings einen längeren Artikel, „Stelzhamer" betitelt, in welchem er Franz Stelzhamers „Ausgewählte Dichtungen" (Ried, Langhans, 4 Bände mit Gloſſar) beſpricht. Über die geiſtigen Beziehungen Hamerlings zu Stelzhamer hat Leopold Hörmann in der „Allgem. Kunſt-Chronik" (Wien, Auguſt 1889) unter dem Titel „Hamerling über Stelzhamer" zuſammenfaſſend berichtet.]

[Dr. phil. **Wilhelm Kienzl**, geboren am 17. Januar 1857 zu Waizenkirchen in Oberöſterreich, ſtudierte in Graz, Prag, Leipzig und erwarb das Doctorat in Wien. Er war Opernkapellmeiſter in Amſterdam, Crefeld, Hamburg und München (Hoftheater) und artiſtiſcher Director des ſteiermärkiſchen Muſikvereines in Graz. Kienzl componierte und veröffentlichte ungefähr 90 Lieder, 20 Chöre, 10 Orcheſter- und 4 Kammermuſik-Werke, 130 zwei- und vierhändige Clavierſtücke, ein Melodram, die vier Opern: Urvaſi, Heilmar der Narr (1891), der Evangelimann (1894, der ſeither über 151 Bühnen gieng) und Don Quixote (1897); er ſchrieb die Texte ſelbſt dazu und verfaſste auch zwei

Bücher über Muſik: Die muſikaliſche Declamation (1880 6) und Miscellen (1886); er bearbeitete ferner die 6. Auflage der Grundzüge der Geſchichte der Muſik (1887), und die 7. Auflage der Geſchichte der Muſik in Italien, Deutſchland und Frankreich (1888), beide von Bendel. Seine Lehrer waren u. a. Mortier de Fontaine für Clavier; W. v. Remy, Joſef Krejči, Rheinberger in der Compoſition; er verkehrte mit Richard Wagner, Jenſen, Liszt u. a., concertierte viel, bethätigte ſich als Schriftſteller und Dirigent und hielt Vorträge; lebte längere Zeit in Wien, Prag, Leipzig, Hamburg, Bayreuth, Amſterdam, München, Berlin und weilt jetzt ausſchließlich als ſchaffender Künſtler in Graz.

Am 21. März 1877 ſprach Robert Hamerling den Componiſten auf der Straße an, machte ſich mit ihm bekannt, lobte ſeine Clavierſtücke Op. 3 und 5 (Skizzen, Kahnſcene) und dankte für ſein von Kienzl componiertes Lied „Lebewohl“ (Op. 8, Nr. 3), das er für die weitaus beſte Compoſition dieſes oft vertonten Gedichtes aus „Sinnen und Minnen“ erklärte; auf des Dichters Wunſch, und zwar gelegentlich ſeines zweiten Beſuches bei Kienzl (17. April 1877), ſpielte und ſang der Componiſt dieſes Lied, worauf Hamerling ſagte: „Sie haben mir das Lied aus der Seele geſchrieben!“ Von da ab entſtand ein regerer Verkehr zwiſchen den beiden Künſtlern. Im ganzen beſuchte Hamerling den Componiſten fünf- bis ſechsmal; er ſpielte ihm auf Wunſch auch Richard Wagners „Walküre“ vor und obwohl ihm der große Componiſt imponierte, ſo gelangten deſſen Werke ihm ſichtlich doch nicht voll zum Bewuſstſein, da er durch ſein Leiden nie zum Theaterbeſuche kam, an jene Stätte alſo, von der aus ſie bekanntermaßen ihre Wirkung auszuüben berufen ſind. Dr. Kienzl erinnert ſich, daſs er dem Dichter auch aus Goldſchmidts „Sieben

Todſünden", deren Text nach Hamerlings Dichtung iſt, dann auf ſeine Gedichte componierte Lieder verſchiedener Componiſten, wie Wöckl und van Brunck, ebenſo Clavierſtücke von Paul Geisler (Monologe ꝛc.) und von Kienzl ſelbſt vorſpielen muſste; beſonders Kienzls „Tagebuch" liebte Hamerling ſehr und ſpielte zuhauſe ſelbſt daraus; vor dem Componiſten hat er niemals geſpielt, ſo daſs derſelbe kein Urtheil über „Robert Hamerling als Pianiſt" abgeben kann; dagegen machte er auf Kienzl den Eindruck eines großen Muſikliebhabers; Beethoven und Chopin waren ſeine Lieblings-Componiſten und mit Adolf Jenſen (den wir in dieſer Sammlung ſelbſtändig zu behandeln in der Lage ſind) verkehrte er perſönlich. Wenn Kienzl dem Dichter etwas zu Gehör gebracht hatte, ſo frug er immer den Componiſten um ein Urtheil. In den Kreis des Muſikaliſchen gehört auch Folgendes: Als Kienzl die Novelle „Die Waldſängerin" geleſen hatte, machte er den Dichter aufmerkſam, daſs ſchon verſchiedene Perſonen ihn in dem dort geſchilderten jungen Muſiker erkennen wollten, worauf Hamerling ſagte: „Allerdings, ich habe mir Ihren Kopf zum Vorbilde genommen; Ihren Charakter aber wollte ich darin keinesfalls ſchildern, das muſs ich Sie ausdrücklich verſichern." Zu der Stelle in der „Waldſängerin": „ein blonder Jüngling, durch ſprühende Augen und eine Art von Mähne ausgezeichnet, die ſeinem Kopfe etwas Löwenartiges gab," bemerkt der Tonkünſtler uns gegenüber in intereſſanter Weiſe: Die Stelle iſt richtig, wenn man den „Kopf" wörtlich nimmt, denn ſo ungefähr ſah ich als ganz junger Mann aus; ich faßte aber Hamerlings Ausſpruch mir gegenüber ſo auf, daſs er das ganze äußere Weſen des jungen Mannes nach dem meinigen geſchildert, denn er verwahrte ſich auf meine directe Frage ausdrücklichſt dagegen, daſs er meinen perſönlichen Charakter damit habe ſchildern wollen, da doch das fette, reiche und träge Ende des Componiſten in der Novelle meinen idealiſtiſchen Anſichten und Anlagen nicht nur ins Geſicht ſchlug, ſondern mir auch als, wenn auch hinſichtlich des äußeren Ruhmes ſo ſchmeichelhaftes Prognoſtikon in die Seele hinein wehe gethan hat. Hamerlings Verſicherungen von damals waren herzlichſter Art; ich erinnere mich noch wie er lachte (was er ſelten that), als er meine Betrübnis darüber ſah, daß er die Entwicklung meines Charakters in der Novelle einen ſo banalen Weg hatte gehen laſſen . . . Sonſt ſind viele meiner Aeußerlichkeiten von damals trefflich und getreu wiedergegeben; ſelbſt die locale Beſchreibung ſtimmt völlig mit meinem regelmäßigen Landaufenthalte bei Graz.

Kienzl ſelbſt beſuchte Robert Hamerling ab und zu in ſeiner Stadtwohnung: Graz Realſchul-, jetzt Hamerlinggaſſe Nr. 6, 3. Stock, wo er ihn wiederholt im Bette liegend empfieng; bei einer ſolchen Gelegenheit ſagte er: „Ich arbeite am beſten im Bette, da beſucht mich die Muſe am liebſten“; aber auch in des Poeten Landhäuschen beim „ſchwarzen Hund“ fand ſich der Componiſt ein. Eines Tages erzählte Hamerling dem Componiſten, daſs er an einem Epos „Homunculus“ ſchreibe und ſagte im Laufe des Geſpräches mit tieftraurigem Ausdrucke: „Ich werde nie ein Weib finden, das mich liebt“; dieſer Meinung gab Hamerling auch Cajetan Cerri gegenüber Ausdruck, wie deſſen Verſe bezeugen, die wir bei dem betreffenden Capitel mittheilten. Der akademiſche Bildhauer Profeſſor Hans Brandſtetter und der Hofſchauſpieler Guſtav Starcke wurden durch Kienzl bei dem Dichter eingeführt. Kurz vor Hamerlings Tode war der Componiſt bei ihm auf dem Lande und am 13. Juli 1889 wohnte er des Dichters Begräbniſſe bei.

Brief aus Graz, 29. September 1877. — Des

Componiſten Paul Geisler gedenken wir in einem ſpeciellen Capitel.]

Hochgeehrter Herr! — Die kalte Witterung hat meine zahn-rheumatiſche Dispoſition wieder wach gerufen, die mich zwar in dieſem Momente noch nicht ganz am Ausgehen hindert, aber keine Vorausbeſtimmung und Verfügung für die nächſten Tage geſtattet. So muß ich denn auch auf die Verabredung eines muſikaliſchen Rendezvous in der Stadt für diesmal verzichten. Ich hoffe bei ſpäterer Gelegenheit glücklicher zu ſein und bitte mir Ihre freundliche Bereitwilligkeit zu bewahren. Wenn Ihnen etwas von Paul Geislers Liedern und Compoſitionen für das Clavier (Berlin, Bote und Bock) unter die Hände kommt, bitte ich Notiz davon zu nehmen und mir bei gelegentlichem Wiederſehen Ihre Meinung darüber zu ſagen. — Mit aller Hochachtung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz. 1. October 1877. — Im erſten Theile des Briefes handelt es ſich um eine beabſichtigte Porträtierung des Dichters. — Violinvirtuoſe Richard Sahla, der Hamerling'ſche Gedichte componiert hatte, iſt ein geborener Grazer und gegenwärtig fürſtlicher Hofkapellmeiſter in Bückeburg (Schaumburg-Lippe); er war mit Hamerling in perſönliche Berührung gekommen, beſaß von deſſen Hand einen Brief und eine Correſpondenz-Karte ungefähr aus der Zeit 1875—79 und erinnert ſich nur, die Schriftſtücke vor langer Zeit einem Verehrer des Dichters überlaſſen zu haben; es waren Dankſagungen für eingeſandte Compoſitionen verſchiedener Gedichte Hamerlings. — Guſtav Starcke hat uns durch Überlaſſung des umfangreichen Briefwechſels in den Stand geſetzt, ausführlicher ſeiner Perſon zu gedenken und verweiſen wir daher auf das betreffende Capitel.]

Hochgeehrter Herr! – Unſere Briefe haben ſich gekreuzt; ich hoffe, Sie haben den meinigen erhalten. — Die rheumatiſche Dispoſition, welche mich zwang, auf die Verabredung des Stelldicheins mit Ihnen zu verzichten, iſt auch dem Wunſche des Frl. C. gegenüber maßgebend. Ich würde Ihnen ſehr dankbar ſein, wenn Sie übrigens auch durch Berufung auf meine **grundſätzliche**, in beſtimmten Umſtänden begründete Zurückgezogenheit und „Unzugänglichkeit“ das Fräulein bewegen wollten, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. – Ungemein bedaure ich, daß mein Befinden ſowie mein Aufenthalt auf dem Lande es mir geradezu unmöglich machten, das Concert des Hrn. Sahla zu beſuchen. Da ich Hrn. Sahlas Adreſſe nicht weiß, bitte ich Sie, ihm und Hrn. Starcke meinen wärmſten Dank zu melden. Ich bin den beiden Herrn aufrichtig verbunden, daß ſie ihr glänzendes Talent an meine Poeſien gewendet haben, und würde mit Vergnügen eine Gelegenheit ergreifen, mich ihnen gefällig zu erzeigen. — Ihr — hochachtungsvoll ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 13. October 1878. – Über die berühmte Genziane findet ſich Ausführliches im Capitel Starcke. — Die „Bunten Tänze“ von Kienzl ſind Clavierſtücke, Op. 10 (Breitkopf & Härtel, Leipzig).]

Hochgeehrter Herr! — Emanuel Geibel iſt in Lübeck ſeſshaft; eine genauere Adreſſe iſt natürlich nicht nöthig. Wenn Hr. Starcke wirklich Gewicht legt auf den Beſitz der Tobelbader Genziane, ſo ſende ich ihm dieſelbe mit Vergnügen; nur muß ich mir zuvor von Ihnen genauere Nachricht über ſeinen gegenwärtigen Aufenthaltsort erbitten. In wenigen Tagen ſiedle ich vom Lande wieder in die Stadt über und hoffe dann vor Ihrer Abreiſe noch das muſikaliſche Rendez-vous realiſiren zu können, bei welchem, außer dem ſchon ſo lange in Ausſicht genommenen Paul Geisler, hoffentlich Ihre „Bunten Tänze“ auf dem Programm ſtehen werden. — Ihr — warm ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 24. October 1878]

Hochgeehrter Herr! — Vielleicht finden Sie Zeit, ſich die beiliegenden Geisler'ſchen Hefte einſtweilen ein wenig anzuſehen. Insbeſondere wird mich Ihr Urtheil intereſſiren über folgende Stücke: — Monologe: S. 14. 24. — Epiſoden 1. Hft: S. 36. 44. — 2. Hft: 37. — Sapho, Julia, Ilſe. Das Mittelſtück. — Wäre Ihnen Sonntag 10 Uhr genehm als Termin für unſer muſikaliſches Rendez-vous? Mir iſt auch jeder andere Tag und jede andere Stunde recht, wenn Sie mir ſolche zu beſtimmen ſo freundlich ſein wollen. — Mit aller Hochſchätzung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 6. April 1880. — „Die muſikaliſche Declamation, dargeſtellt an der Hand der Entwickelungsgeſchichte des deutſchen Geſanges, muſikaliſch-philologiſche Studie von Wilhelm Kienzl.“ (Matthes, Leipzig, 1880; VIII, 172.)]

Sehr geehrter Herr und Freund! — Längſt hätte ich Ihnen danken ſollen für Ihren lieben Brief und Ihr Buch, aber ich wollte letzteres doch erſt ein wenig genauer kennen lernen, um Ihnen ſtatt des nackten Dankes auch etwas von dem Eindruck, den es mir machte, zu ſagen. Ich finde das Thema, das Sie gewählt haben, recht intereſſant, und es war durchaus nöthig, über dieſen Punkt einmal in muſikaliſchen Kreiſen etwas Gründliches zu ſagen, da die Herren Muſiker ſich auf dieſem gemeinſamen Grenzgebiete zwiſchen Muſik und Poeſie, dem des Rhythmus, ſich wirklich viele Uebergriffe zum Schaden und Aerger ihrer poetiſchen Brüder im Apoll haben zu ſchulden kommen laſſen. Ein erhöhtes Intereſſe geben Ihrer Broſchüre dann auch die zahlreichen Notenbeiſpiele, die ein weites Gebiet der muſikaliſchen Entwicklung überſchauen laſſen, und von welchen z. B. die Belege aus älteſter und alter Zeit ſehr belehrend, für den Laien auch neu ſind. Wenn man bei einigen von den unzähligen Einzelfällen, Ihrem Urtheil nicht beipflichten kann ſo verſchlägt das im Ganzen nichts. So bin ich beiſpielsweiſe bei dem Weber'ſchen Citat pag. 70 nicht ganz Ihrer Meinung. Das beweiſt aber nur, daß ich — Ihr Buch geleſen habe. Alſo ſchönſten Dank für die literariſche Gabe! Sie iſt willkommen; aber willkommener noch wird uns immer eine muſikaliſche aus Ihren Händen ſein. Denn „grau“, geehrter Freund, „iſt alle Theorie“ u. ſ. w. und wenn z. B. die Nachtigall uns was vorſingt, ſo iſt es uns lieber, als wenn ſie ein Buch über Geſangskunſt bei Matthes in Leipzig herausgäbe. — Mit wärmſter Theilnahme und Hochachtung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Der Dichter hat das Buch auch beſprochen, und zwar im „Heimgarten“ (December 1880): Von Dr. W. Kienzl, dem ungewöhnlich begabten jungen Componiſten, der ſeiner ſteiriſchen Heimat in ganz Deutſchland Ehre zu machen anfängt, iſt ein Werk über: „Die muſikaliſche Declamation“ erſchienen (Leipzig, Matthes, 1880), d. h. über die Art und Weiſe, wie bei der Vocalcompoſition die natürlichen Geſetze der poetiſchen Declamation in der muſikaliſchen Accentuierung und Tactgeſtaltung zur Geltung zu bringen ſind, und wie ſie, hiſtoriſch betrachtet, von den Meiſtern der älteſten Zeiten bis heute zur Geltung gebracht oder zum Theil auch vernachläſſigt worden ſind. Es wäre hier der Ort nicht, auf dieſes Thema und ſeine

Behandlung durch den Verfaſſer näher einzugehen, für alle Muſikkundigen und gebildeten Muſikfreunde wird es genügen, auf dieſe äußerſt gelehrte und intereſſante philoſophiſch muſikaliſche Studie Kienzls aufmerkſam gemacht zu werden. Schon die ſehr zahlreichen Notenbeiſpiele, beſonders die aus älteren und ſeltenen Muſikwerken, aus altdeutſchen Liedern z. B. ſind geeignet, auch den bloßen Muſikliebhaber zu feſſeln und anzuregen. Möge der junge Tonkünſtler ſeine Studien in dieſer Art fortſetzen, aber — dies betonen wir nachdrücklichſt — nicht in denſelben verſinken, und nicht, begnadet wie er iſt mit der ſchönſten Gabe des Schaffens, mehr oder weniger zum gelehrten, bücherſchreibenden Theoretiker einſchrumpfen. (Robert Hamerling.)

Brief aus Graz, 30. September 1880. — „Die ſieben Todſünden," Oratorium von Adalbert von Goldſchmidt (Leipzig, Breitkopf & Härtel): Dichtung von Rob. Hamerling. In den „Stationen" ſpricht ſich Hamerling ausführlicher über dieſe gemeinſame Arbeit aus; es iſt bedauerlich, daſs der Componiſt, wie wir erfuhren, die Briefe Hamerlings an Autographenſammler weitergab.]

Sehr geehrter Herr Doctor! — Ich habe geſtern ſehr bedauert, daß Sie ſich durch das, was die Magd Ihnen ſagte, abhalten ließen, wenigſtens für einen Augenblick bei mir einzutreten, um ſo mehr, da ich eine kleine Angelegenheit mit Ihnen zu erledigen hätte. Ich möchte Ihnen nämlich gern den Klavierauszug der „Sieben Todſünden" zur Durchſicht — wenn es Sie intereſſirt — übergeben. Verweilen Sie noch auf dem Lande, oder ſchon in der Stadt? Kann ich den Klavierauszug für jeden Fall in der Stadtwohnung abgeben laſſen? Melden Sie mir's gefälligſt mit einer Zeile durch Poſtkarte. Vielleicht ließe ſich dann, bevor Sie abreiſen, auch ein Stelldichein in meiner oder Ihrer Stadtwohnung vereinbaren; ſo lange ich auf dem Lande bin, iſt die Gefahr, mich nicht zu Hauſe zu treffen, groß. — Ihr — warm ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 29. October 1880. — Es handelte ſich um die Feier des 80. Geburtstages des ſteiermärkiſchen Dichters Karl Gottfried Ritter von Leitner im November 1880; Dr. jur. Wilhelm Kienzl, Altbürgermeiſter und Ehrenbürger der Stadt Graz, Ritter des Ordens der eiſernen Krone 3. Claſſe ſeit 1878, Comthur des Franz Joſef-Ordens ſeit 1883, Präſident des Diſciplinarrathes der ſteiermärkiſchen Advocatenkammer in Graz, Advocat ꝛc., war von 1873—1885 Bürgermeiſter der Landeshauptſtadt, bethätigte ſich als Landtagsabgeordneter, war ſeinerzeit Obmann des Anaſtaſius Grün-Denkmalcomités und griff auch bei anderen Fragen künſtleriſcher Art thatkräftig fördernd ein; ſo war er auch Obmann des Comités der Leitner-Feier 1880, an der ſich auch Kienzl jun., der Componiſt betheiligte. Hans Brandſtetter hat aus Gefühlen der Dankbarkeit vor mehreren Jahren Dr. Kienzls Büſte modelliert. Zwiſchen Dr. Kienzl (Vater) und Robert Hamerling beſtand kein Verkehr.]

Sehr geehrter Herr Doctor! — Ich bin ſchon geraume Zeit in die Stadt übergeſiedelt, und unſere Zuſammenkunft kann ſtattfinden, ſobald Sie mit der Durchſicht der „Sieben Todſünden“ fertig ſind. Bitte alſo mir dies ſeiner Zeit zu melden und hernach den Tag des Rendezvous ſelbſt zu beſtimmen. — Erlauben Sie mir noch, Sie in einer kleinen Angelegenheit als Mittelsmann bei Ihrem Herrn Papa zu gebrauchen. — Roſegger erzählte mir von Sitzungen eines Comités zur Leitner-Feier und davon, daß der Herr Bürgermeiſter zu ihm geäußert habe, ich ſei ebenfalls eingeladen geweſen, aber nicht erſchienen. Ich war aber nicht eingeladen, weder das 1. noch das 2. mal, zu meinem großen Bedauern, denn ich mußte vor den übrigen Comitémitgliedern, die vorausſetzten, ich ſei geladen worden, in dem lächerlichen Lichte erſcheinen, als verſchmähte ich es, zur Ehre des würdigen alten Herrn das Meinige beizutragen. Ich weiß nicht, von wem die Einladungen ausgingen, wer immer ſie aber beſorgt haben mag, ich kann mir ſchlechterdings keinen vernünftigen Grund meiner Ausſchließung denken. Wahrſcheinlich hat man bloß meiner vergeſſen; auffallend bleibt aber die Sache immerhin. Haben Sie alſo die Güte, Ihren Herrn Papa über den wirklichen und einzigen Grund meines Wegbleibens aufzuklären. — Mit beſonderer Hochachtung — Ihr ergebener — Rob. Hamerling.

[In dieſe Zeit fällt auch ein Brief Hamerlings an den bereits verſtorbenen Muſikverleger Fritz Schuberth sen. in Hamburg, der auch Werke Kienzls herausgab. Der Sohn Schuberths theilte uns vor einiger Zeit aus Leipzig mit, daſs ſich dieſer eine Brief im Nachlaſſe ſeines Vaters nicht vorgefunden hat; umſo erfreulicher war es uns in letzter Stunde zu erfahren, daſs der Componiſt ſich damals eine wörtliche Abſchrift dieſes Hamerling-Briefes beſorgte, die wir hier mit Dank benützen. Hinſichtlich des berührten Tonſtückes verweiſen wir auf den darauffolgenden Brief. Das Schriftſtück aus Graz, 25. April 1881, lautet:]

Sehr geehrter Herr! — Für die gütige Ueberſendung von Kienzl's muſikaliſchem „Tagebuch“ fühle ich mich Ihnen warm verpflichtet. Seit der Componiſt ſelbſt, mein hochgeſchätzter junger Freund, mir dieſe Skizzen vorſpielte, habe ich dieſelben ungemein liebgewonnen und werde fortfahren, mich in meinen Kreiſen zum aufrichtigen und warmen Verkündiger des Lobes zu machen, welches die geniale Begabung des jungen Tondichters und insbeſondere ſein „Tagebuch“ verdient. — Mit beſonderer Hochachtung — Ihr ergebenſter — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 27. Mai 1881, wieder an Kienzl. — „Viel Träume,“ Lied für eine Singſtimme mit Clavierbegleitung. Op. 24, Nr. 2 (Berlin, Ries & Erler). — „Drei Albumblätter für Geſang mit Clavier;“ die berührte Nr. 3 iſt „Ich liebe dich,“ Gedicht von Hermann Lingg. — „Aus meinem Tagebuche,“ 24 Clavierſtücke Op. 15. 3 Hefte (Hamburg, Fritz Schuberth). — „Hamburger Erfolge“; Kienzl ſpielte damals in Hamburg in verſchiedenen Concerten und führte auch eigene Werke auf; unter anderem dirigierte er im Stadttheater ſein Melodram „Die Brautfahrt“ Op. 9.]

Geehrteſter Herr und Freund! — Sie ſind alſo glücklich der Dreizehnte, der ſich durch den kleinſten meiner Liedertexte, „Viel Träume,“ zum Componiren anregen ließ — obgleich doch gewiß nicht viel muſikaliſcher Ruhm zu holen iſt bei der, nothwendiger Weiſe ſehr einfachen Vertonung eines ſo einfachen lyriſchen Seufzers. Sie haben den rechten ſtimmungsvollen Ausdruck gefunden und das Liedchen iſt ſo gelungen als möglich. Von den übrigen Nummern des Heftes ſcheint mir namentlich die dritte über die Bedeutung eines flüchtigen muſikaliſchen „Stammbuchblattes“ hinauszugehen. Sie haben mir durch die freundliche Zuſendung eine rechte Freude gemacht und ich bin Ihnen dafür warm verbunden. Mit herzlichem Antheil laſen wir Grazer von Ihren Hamburger Erfolgen und ſind ſtolz darauf. Ihr „Tagebuch“ hat mich ins Stiftinghaus begleitet und liegt beſtändig auf meinem

Notenpulte aufgeſchlagen. Beſten Gruß — von Ihrem aufrichtigen Bewunderer — und Freunde — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 21. Juni 1881. — Die „Überraſchung“ betreffend, handelte es ſich um den Plan, einen Cyklus von charakteriſtiſchen Clavierſtücken nach dem Stimmungsgehalte Hamerling'ſcher Dichtungen unter dem Geſammttitel „Hamerlingiana“ zu ſchreiben, herauszugeben und dem Dichter zu widmen; jedoch gedieh der Plan nur bis zu einigen Skizzen. Bei dieſem Anlaſſe ſei aller Compoſitionen gedacht, welche mit dem Dichter-Philoſophen in irgendeiner Berührung ſtehen. Kienzl hat drei Gedichte Hamerlings für eine Singſtimme mit Pianoforte-Begleitung componiert, und zwar Op. 8, Nr. 3 „Lebewohl“, Op. 24, Nr. 1 „Viel Träume“ und Op. 55, Nr. 2 „Augenblicke“; die beiden erſten Compoſitionen kannte Hamerling. Zum 1. Satz des Streichquartetts in B moll Op. 22 wählte Kienzl ein Motto von Robert Hamerling. Von den Clavierſtücken Kienzls kannte und ſpielte der Dichter: Op. 3 „Skizzen“ (Fritz Schuberth, Leipzig), Op. 5 „Kahnſcene“ (N. Simrock, Berlin), Op. 10 „Bunte Tänze“ (Breitkopf & Härtel, Leipzig), Op. 15 „Aus meinem Tagebuche“ (3 Hefte, Fritz Schuberth, Leipzig), Op. 21 „30 Tanzweiſen“ zu zwei und vier Händen (Ries & Erler, Berlin). — Das „poeſiefreundliche Fräulein“ in Hamburg, in deren Elternhauſe Dr. Kienzl viel verkehrte, war eine große Schwärmerin für Hamerlings Werke und erſuchte den Componiſten, ihr ein Bild des Dichters mit deſſen Namenszug zu erwirken. — Das P. S. betreffend, kam Kienzl mit dem Verleger niemals in Berührung.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Vor Allem beeile ich mich, Sie zu verſichern, daß ich nie daran gedacht habe, ein Talent wie das Ihrige, „nur“ auf

Clavier-Compoſitionen einſchränken zu wollen. Dieſe Vorausſetzung Ihrerſeits beruht jedenfalls auf einem Mißverſtändniß Sagte ich wirklich: „Schreiben Sie nur Clavierkompoſitionen!“ ſo war das „nur“ in dem Sinne zu nehmen, den es z. B. hat in Ausdrücken wie „Geben Sie nur Acht,“ „Seien Sie nur recht fleißig,“ „Laſſen Sie ſich nur nicht täuſchen!“ Und wenn ich Ihnen damals fleißiges, faſt ausſchließliches Schreiben für's Clavier empfahl, ſo galt der Rath nur für die Zeit Ihrer Anfängerſchaft, über die Sie ja nun längſt hinaus ſind. Für jetzt habe ich nur den Wunſch, daß Sie immer auch fürs Clavier ſchreiben mögen, damit ich doch auch etwas von Ihrer Kunſt habe, da Clavierkompoſitionen aller Welt und auch mir, Orcheſterwerke aber nur Wenigen zugänglich ſind. — Was Sie mir von einer, wenn auch in weiter Ferne liegenden „Ueberraſchung“ andeuten, macht mich neugierig. Nur zu! ich laſſe mich ſo gerne angenehm überraſchen. — Aber Sie ſprechen auch von einer „Widmung“ — das klingt ſchon bedenklicher und ernſter, und Sie hätten zu erwägen, ob Sie ſich meine Gegner auch zu den Ihrigen machen wollen? Mit Vergnügen lege ich, Ihrem Wunſche entſprechend, für das poeſiefreundliche Fräulein mein photographiſches Bildniß bei. — In herzlicher Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling. — P. S. Vielleicht wiſſen Sie, wenn Sie wieder einmal nach Graz kommen, auch etwas von meinem Verleger, Dr. Banks, Inhaber der Firma J. F. Richter in Hamburg, zu erzählen! — Ich kenne ihn nicht perſönlich. Er gilt, ſo viel ich weiß, als ſehr reich.

[Brief aus Graz, 3. November 1882.]

Sehr geehrter Herr und Freund! — Nachdem ich erfahren, daß hier das Gerücht verbreitet wird, ich hätte meine Dichtung „Amor und Pſyche“ als „Text“

zu fertigen Bildern Thumann's geſchrieben, möchte ich Freunden und Bekannten, darunter auch Ihnen, die Möglichkeit bieten, vorkommenden Falls für mich und die Wahrheit einzutreten. Aus beifolgendem Proſpekt erſehen Sie den Wortlaut des Titels meines Buch's: „Am. u. Pſ. von Rob. H., *illuſtrirt* von P. Thumann." Schon dies und die mit Bleiſtift angeſtrichenen Worte des Verlegers auf der 4. Seite des Proſpekts beweiſen ſattſam die Falſchheit jener Behauptung. Zu Ende des vorigen Jahres lieferte ich das Manuſcript meiner Dichtung ein; eine Abſchrift davon wurde Thumann übergeben, und er componirte darnach ſeine Illuſtrationen, von welchen mir *hernach* Proben eingeſendet wurden, wie ſie nach einander entſtanden. Dieſer Sachverhalt kann auch jeden Augenblick durch die Briefe Titze's und Thumann's an mich, ſo wie durch den mit dem Verleger geſchloſſenen Contract erhärtet werden. Bitte alſo gegentheiligen Behauptungen, wenn Sie zufällig Ohrenzeuge von ſolchen werden ſollten, freundlichſt mit Berufung auf die hier mitgetheilten Thatſachen entgegen zu treten. — In freundſchaftlicher Hochſchätzung und Ergebenheit — Ihr Rob. Hamerling. — Ich bitte der Frau Mama meinen Handkuß und herzlichen Wunſch baldiger, völliger Wiederherſtellung zu melden.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 16. December 1882. Das Gedicht „Drei Welten" verfaſste Hamerling auf Kienzls Bitte hin (er war deshalb am 10. December 1882 bei ihm) für ein zum beſten der Überſchwemmten in Kärnthen und Tirol von Kienzl veranſtaltetes Wohlthätigkeitsconcert, das unter ſeiner Leitung und Mitwirkung der berühmten Sängerin Aglaja Orgeni, der Concertmeiſter Ferd. Caſper und Schauſpieler Guſtav Starcke am 31. December 1882 in Graz ſtattfand; Starcke trug es vor (ſiehe auch den nächſten Brief).]

Sehr geehrter Herr und Freund! — Das Gedicht, eigens für das Concert geſchrieben, wird ſich „Drei Welten“ betiteln, und zwar kein bloßes Gelegenheitsgedicht, aber in engem Bezuge auf den Wohlthätigkeitszweck gehalten ſein. Ich werde daſſelbe längſtens bis 21. in die Hände des Herrn St., der mir mittlerweile auch geſchrieben hat, gelangen laſſen. Ganz ergebenſt — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 23. December 1882.]

Sehr geehrter Herr und Freund! Hier das bewußte Gedicht zum Concert; bitte es Herrn Starcke zu übermitteln, nachdem Sie es durchgeſehen. Haben Sie in Betreff des Ganzen oder eines Details nur das geringſte Bedenken, ſo würden Sie durch rückhaltloſe Aeußerung desſelben mir eine Freude machen. Es läßt ſich noch Alles ändern. Die Zeitung ſpricht von einer „Dichtung“: das könnte zu einem Mißverſtändniß betreffs des Umfangs Anlaß geben; ſorgen Sie gefälligſt dafür, daß auf dem Programm die „Drei Welten“ als „Gedicht“ bezeichnet werden. — Ihr — freundſchaftlich ergebener — Rob. Hamerling.

[„Drei Welten. Gedicht von Robert Hamerling.“ Wir ſetzen die erſte Faſſung dieſes Gedichtes, welches in den „Blättern im Winde“ Aufnahme fand, hieher:

Es ſchuf ein guter Geiſt die ſchöne Welt:
Dem Chaos zog er aus dem Rachen ſie
Und badete ſie rein in Strömen Lichts,
Und ſchmückte ſie mit jedem holden Reiz,
Mit aller Formen, aller Farben Zauber,
Und öff'ne Sinne ſchuf er, ſie zu ſchau'n,
Und Herzen ſchuf er, ihrer froh zu werden.
Ein Eden war die Welt, die Gott erſchuf!
Dies Paradies — mit Grimm erſah's der Drache,
Der Sohn der alten Nacht: einbrach mit Macht

Der Unhold in die ſchöne Gotteswelt
Und Unheil ſtiftet er nun tauſendfach,
In wilder, tückiſcher Zerſtörungsluſt.
Er jagt die Ströme aus den Ufern, wälzt
Sie über Segensfluren brauſend hin,
Er reißt der Berge Gipfel los, begräbt
Das Thal mit Schutt und rollenden Lawinen,
Erſtickt mit Donnerhall das Todesröcheln.
Er nimmt zum Flügelroſſe ſich den Blitz,
Entfacht mit ſeines Odems Sturmeshauch
Zum Rieſenbrande den verlor'nen Funken;
Dann, wie Leviathan in Meeresgründen,
Regt er ſich ungeſtüm in Erdentiefen,
Drückt mit gigant'ſchem Rücken hoch empor
Des Erdballs Felſenrinde, daß die Städte
Wie Kartenhäuſer durcheinander taumeln.
Aus heißen Wüſtenſümpfen herüber führt
Er durch die Luft der Seuchen fahles Heer
In nächtlich leiſem Flug — und wieder dann
In toller Wuth entfeſſelt er die laute,
Die blut- und thränenreiche Noth des Krieges.
  So ſchafft der Dämon eine zweite Welt:
Die Welt des Uebels und die Welt des Leides.
Und immer neues Leid erſinnt er, gießt
Der Schmerzen Füllhorn über unſ're Erde
Hohnlachend aus und ſieht mit düſt'rer Freude,
Wie unter ſeinem Tritt das arme Leben
Aus tauſend Wunden blutet; an der Völker,
Der Maſſen Jammerruf ergötzt er ſich,
Wie am erſtickten Seufzer des Verlaſſ'nen,
Des Schmachtenden in einſam dumpfer Zelle. —
  Doch wie der Gotteswelt die Welt des Leides,
Erhebt nicht ſo der Welt des Leides auch
Vielleicht ſich gegenüber eine neue?
So iſt's! und dieſe dritte Welt — wer ſchuf ſie?
Der Menſch gebiert ſie — aus der eig'nen Seele.
Und welche Welt iſt das, die Welt des Menſchen?
Die Welt der Menſchlichkeit! Die Welt der Milde,
Die Welt, wo ſchmerzenheilend quillt der Balſam,
Den Einer in des Andern Wunde träuft! —
Was ſtillt allein das Leid der Welt? Das Mitleid!
Die Welt des Mitleids iſt die Welt des Menſchen.
Still ob der ſchönen Welt, in deren Reiz
Die Teufelsfauſt verwüſtend wühlt, verheerend,
Aufbaut der Menſch die neue, ſittlich ſchöne!

O Mitgefühl, du Glanzjuwel der Krone,
Die des Naturbeherrſchers Stirne ſchmückt,
Nur dort, wo du nicht leuchteſt, ſiegt die Hölle!
Doch darf man folgen noch dem Hochgefühl,
Das alle Weſen innerlichſt verbrüdert?
In Zeiten, wo ein wildentbrannter Kampf
Den Haſs zur Pflicht des Tages, Bruderſinn
Zur Thorheit ſtempelt — wo das Polgeſtirn
Des ew'gen Rechts verhangen wird, verdunkelt
Von den entrollten Fahnen der Partei'n —
Wo ſeinen letzten, ſeinen höchſten Trumpf
Ausſpielt der Sohn der alten Nacht: Die Zwietracht —
In ſolchen Zeiten, traun, iſt's doppelt ſüß,
Zu folgen dürfen ſeinem Herzen auch,
Und angeſichts der Noth, des Mißgeſchicks,
Des Jammerniſs der Brüder menſchlich fühlen
Zu dürfen — ſich zu ſagen, hilfbereit:
„Hier bin ich Menſch — hier darf ich's ſein!" — —
Drei Welten ſind — ſie ſteh'n ſich gegenüber.
Das Gottesreich bekämpft der Sohn der Nacht.
Wer giebt im Kampfe zwiſchen Gott und Satan
Den Ausſchlag? Wer entſcheidet ihn? Der Menſch!
Verbünden wir, indes die beiden ſich
Befehden, unſ're Kraft dem Gottesreich,
Und wahren wir das Herz uns unverhärtet,
Und werfen wir entſcheidend in die Wagſchal',
Die zwiſchen Heil und Unheil düſter ſchwankt,
Den heiligen, den weltbefreienden,
Erlöſenden Tribut der Menſchenliebe!

Brief aus Graz, 30. December 1882.]

Sehr geehrter Herr Doctor! — Ein Blutſchwür (Furunkel), der ſich mir ſeit ein paar Tagen unter dem linken Auge angeſetzt hat, und der mich ſehr beläſtigt, macht mir den Beſuch des Concertes morgen unmöglich. Ich ſtelle Ihnen daher das freundlich überſandte Billet beſtens dankend zurück und bitte Sie, anderweitig darüber zu verfügen. — Ihrem ſchönen Unternehmen den beſten Erfolg wünſchend, — ergebenſt — Ihr Hamerling.

[Brief aus Graz, 13. Mai 1886. — „Miscellen. Geſammelte Feuilletons und Aufſätze über Muſik, Muſiker und muſikaliſche Erlebniſſe" (Leipzig, H. Matthes, 1886, VIII, 335 S.) — Den Schluſs des Briefes betrifft die erſte Aufführung von Kienzls erſter Oper „Urvaſi" am königl. Hoftheater zu Dresden.]

Hochgeehrter Herr Doctor! Wäre mein Befinden nicht gerade in dieſen Tagen wieder ſchlechter als je, ſo würde ich den Verſuch gemacht haben, Sie perſönlich aufzuſuchen und Ihnen zu ſagen, mit welchem Vergnügen und Intereſſe ich Ihr liebenswürdiges Buch leſe. Die Fülle von Thatſachen macht es ja zu einem wahren Schatz, einer Fundgrube für Alle, welche an den Muſikverhältniſſen der Gegenwart Antheil nehmen. Sie kommen mit Lorbeeren bedeckt von Dresden heim — das freut mich innig um Ihretwillen und um Ihrer lieben Eltern willen, die Sie durch Ihre Erfolge und durch Ihre kindliche Liebe glücklich machen. — Mit herzlichem Danke Ihr warm ergebener — Robert Hamerling.

[„Zum 5. Juli 1886," wie der Titel lautet, das iſt der Vermählungstag des Componiſten Dr. Wilhelm Kienzl, übermittelte Robert Hamerling das folgende Gedicht, zugleich das letzte Schriftſtück, welches von der Hand des Poeten an den Tonkünſtler gelangte:]

Wie wünſcht man Glück den Glücklichen?
Hat leeres Wort Gewicht,
Wo Lieb' und Treu' den ſchönſten Kranz
Um ſel'ge Häupter flicht?

Wer, was er liebt, in Wahrheit liebt,
Der liebt unwandelbar;
Und wer in Wahrheit glücklich iſt,
Der iſt's auf immerdar.

Graz, 3. Juli 1886. Robert Hamerling.

[Dieſe Verſe bilden die erſte und letzte Strophe des Gedichtes „An Eſtrella. (Zum 15. October 1863)“, welches in die „Letzten Grüße aus Stiftinghaus“ (Hamburg 1894) übergieng.

Hermann Kienzl, geboren zu Graz 22. Juni 1865, Bruder des Componiſten Dr. Wilhelm Kienzl, war Redacteur der „Deutſchen Zeitung“ in Berlin und iſt gegenwärtig Chefredacteur des „Grazer Tagblatt;“ er war etwa 14—15 Jahre alt, als er Robert Hamerling ſeine lyriſchen und dramatiſchen Verſuche wegen eines Urtheils unterbreiten ließ und beſitzt auch Briefe von der Hand des Dichters.]

[Frau Nina Kienzl, eine geborne Wienerin, Gemahlin des Altbürgermeiſters der Stadt Graz, Dr. jur. Wilhelm Kienzl, Mutter des Operncomponiſten Wilhelm und des Chefredacteurs des „Grazer Tagblattes“ Hermann Kienzl, in Graz durch ihren Wohlthätigkeitsſinn verehrt, ſtand mit Hamerling in Verkehr. Bei Gelegenheit des erſten Muſik-Rendezvous, welches ihrem muſikaliſchen Sohne Wilhelm galt, der damals noch im Elternhauſe lebte, lernte die Dame den Dichter perſönlich kennen. Dieſer war merkwürdig menſchenſcheu geworden. Es gab nur eine ganz kurze Begrüßung, da Hamerling abſolut mit Wilhelm allein und ungeſtört ſein wollte, worum er vorher eindringlichſt erſucht hatte. Nur ab und zu fand bei den Beſuchen des Dichters eine vorübergehende Begegnung mit der Dame des Hauſes ſtatt und der Austauſch einiger Worte. In ſpäterer Zeit beſuchte Frau Nina Kienzl in Begleitung ihres Sohnes Wilhelm den Dichter im Stiftinghaus: man erbat ſich Hamerlings Rath über das Textbuch zur erſten Oper „Urvaſi“; bei dieſer Gelegenheit war Hamerling ſehr freundlich und aufſalkend heiter, ſo daſs der Beſuch faſt eine Stunde währte. — Die nachfolgenden Briefe ſind nach den gewiſſenhaft angefertigten Copien der Empfängerin ſelbſt, mit den Originalen verglichen durch Dr. Wilhelm Kienzl, gedruckt werden. — Brief aus Graz, 24. November 1882.]

Hochgeehrte Frau! — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich zu Roſeggers Vorleſung gehe, wenn ich nicht in den letzten Zügen liege. Mit dem Billet beſchämen Sie mich eigentlich — aber da ich es nun einmal habe, beſten Dank! Was den ſonſtigen Inhalt Ihres viel zu liebenswürdigen und ſchmeichelhaften Schreibens betrifft, ſo habe ich auf die alte Frage nur die alte Antwort: Geſtatten mir Geſundheit und Verhältniſſe wieder einmal geſellig zu leben, ſo wird Ihr Haus, verehrte Frau, das erſte ſein, in welches ich meinen Fuß ſetze. — Bis dahin bleibe ich aus diskreter Ferne in aufrichtiger Hochſchätzung und Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 18. September 1883. — Mit der Adreſſe: „Der Hochwohlgeborenen Frau Nina Kienzl, Jur. Doctors und gew. Bürgermeiſtersgattin, hier, Paradeis.“ Die Adreſſierung aller folgenden Briefe, nur gekürzt, exiſtiert gleichfalls noch.]

Hochgeehrte Frau Bürgermeiſterin! — Es iſt ohne Frage eine große Unannehmlichkeit für Perſonen in hervorragender Stellung, immerfort von Bittſtellern heimgeſucht und beläſtigt zu werden. Aber noch unangenehmer iſt es, die Zahl dieſer Bittſteller unfreiwillig vermehren und für Andere thun zu müſſen, was man für ſich ſelbſt nicht wagen würde. In dieſer Lage befinde ich mich eben. Eine meiner Mutter ſehr befreundete Familie [Name weggelaſſen] hat ſich mit der dringenden Bitte an uns gewendet, wir möchten uns zu Fürſprechern für den jungen Herrn [Name weggelaſſen] machen, der ſich um eine Stelle in der Kanzlei Ihres Herrn Gemals bewirbt. Es iſt mir nicht möglich, dies Anſuchen rundweg abzuſchlagen. Andererſeits könnte ich mich aber auch nicht entſchließen, Ihren Herrn Gemal in der Wahl eines geeigneten Beamten beeinflußen und beirren zu wollen. Sollte jedoch ſeine Wahl unter mehreren Candidaten von gleicher Qualification ſchwanken, ſo nehme ich mir die Freiheit, mit Rückſicht auf die ſehr ehrenwerthe Familie des Herrn [. . . . .] meine und meiner Mutter Fürſprache zu Gunſten des beſagten Candidaten ergebenſt geltend zu machen. Haben Sie die Güte, verehrte Frau, Ihrem Herrn Gemal dieſe Zeilen mitzutheilen und verzeihen Sie beide, daß ich lieber Sie beläſtigen, als andere Perſonen durch ein ſchroffes Nein verletzen wollte. — Mit größter Hochſchätzung — Ihr — ergebenſter — Rob. Hamerling.

[Viſitkarte aus Graz, 1. Januar 1887. — Ein Neujahrswunſch.]

Leidlich mild, erträglich klar,
Stern des Lebens, walte!
Bringt kein neues Glück das Jahr,
Laß' es uns das alte!

Rob. Hamerling.

[Viſitkarte aus Graz, 27. März 1887. —]

Ich bedaure, hochgeehrte Frau, nicht Gelegenheit gehabt zu haben, Ihnen meinen Dank dafür zu ſagen, daß Sie bei dem Beſuche, mit welchem Sie meine Mutter beehrten, mit freundlichen Wünſchen meines Geburtstages gedachten. Auch für die Güte, die Sie meinem Mündel Bertha erzeigen, bin ich Ihnen warm verpflichtet. — Empfangen Sie die Verſicherung aufrichtiger Hochſchätzung von Seite — Ihres ergebenſten — Rob. Hamerling.

[Die Fürſorge Robert Hamerlings für ſein Mündel Bertha ſpricht ſich in einer beſonders ſchönen Stelle der „Stationen“ aus: er ſagt: Ich will hier nicht in dürrer Proſa wiederholen, was ich anderswo über den Troſt geſagt und geſungen, den es gewährt, im Niedergange des eigenen Daſeins ſich an dem Bilde eines friſch aufſproſſenden Lebens zu erquicken. Heiterfreundliches Weſen, lebhaftes Temperament, ſcharfe Sinnesauffaſſung verſprechen eine ſchöne Entwicklung des tüchtigen und blühenden Mägdleins. Und wie es ſelber bisher, in einem weichen Neſt von Liebe und Fürſorge gebettet, nicht einen Augenblick Vater und Mutter vermiſst hat, ſo hoffe ich, es werde auch ſeinerſeits bis zuletzt mir ein bischen Liebe erweiſen, ein bischen, ſag ich mit Bedacht:

Denn allzu hart wär mir der Weg
Zur letzten Ruheſtätte,
Blieb Jemand hinter mir zurück,
Der gar zu lieb mich hatte. —

Brief aus Graz, 18. Juni 1887. — „Neueſte Familienfeſt“, betreffend die am 23. Mai 1887 erfolgte Vermählung des Sohnes Moriz, welcher noch jung als k. k. Bezirkscommiſſär im April 1896 ſtarb.]

Verehrte Frau! — Wenn die junge Dame, ſtatt ein ſo unſäglich Langes und Breites über ihr kleines Anliegen an Sie zu ſchreiben, ſich mit zwei Zeilen auf einer Correſpondenzkarte rechtzeitig unmittelbar an mich gewendet hätte, ſo hätte die ſelbſtverſtändliche Erfüllung dieſes kleinen Anſuchens von meiner Seite mit Bequemlichkeit vollzogen werden können, während ich mich jetzt, an einem meiner ſchlimmſten Tage, mich übereilen muſste, um nicht zu ſpät zu kommen, und als elender Kranker den Moment nicht zu verſäumen, in welchem ich überhaupt zu ſchreiben fähig bin. Empfangen Sie auch von mir, hochgeehrte Frau, und meiner Mutter den innigſten Glückwunſch zu dem neueſten Familienfeſte, und entſchuldigen Sie in gewohnter Güte alle Verſäumniſſe — Ihres — in größter Hochſchätzung — ergebenen — Robert Hamerling.

[Außer dieſen Schriftſtücken beſaß Frau Kienzl auch noch einen Brief Hamerlings aus dem Jahre 1889, der aber nicht mehr exiſtiert. — Den Schluſs dieſer Gruppe möge ein ſtimmungsvolles Schreiben der greiſen Mutter Hamerlings aus dem Stiftinghaus (10. Januar 1891) bilden.

Sehr geehrte Frau von Kienzl. — Vergeben Sie mir, daſs ich erſt ſo ſpät imſtande bin, mich für die Karte zum neuen Jahr zu bedanken. Herzlich wünſche ich alles Glück der ganzen Familie. Ich habe recht traurige Feiertage gehabt. — Das waren wieder ſchwere Tage! — Ich bin jetzt ganz eingeſchneit, meine einzige Geſellſchaft ſind die armen hungrigen Vogerl; beſonders ein Elſternpaar — die ganz nahe an die Fenſter Futter ſuchen kommen. Ich befinde mich ſo leidlich wohl — wie es ein armer Zimmerarreſtant ſein kann. — Der ganzen lieben Familie herzlich mich empfehlend verbleibe ich — Hochachtungsvoll — Franziska Hamerling.]

[**Paul Geisler**, geboren am 10. Auguſt 1856 zu Stolp in Pommern, wird als Componiſt öffentlich ſchon 1884 von Dr. Hugo Riemann (Muſik-Lexikon 2. Aufl.) als begabt bezeichnet; dem frühen Urtheile Hamerlings als bloßen Muſikfreundes können wir auch das eines ſehr bekannt gewordenen Fachmannes anſchließen; Dr. Wilhelm Kienzl nennt uns gegenüber Geisler einen hochbegabten aber wenig durchgedrungenen

Tondichter. Leider hat ſich Paul Geisler von ſeiner Verbitterung ſo weit hinreißen laſſen, daſs er die „Monologe“, die „Epiſoden“ und die Oper „Ingeborg“ aus dem Muſikalienhandel zurückzog und ſie ſo zu Maculatur geſtaltete. (Vergleiche auch das goldene Buch der Muſik, 1900.)

Paul Geisler ſandte dem Dichter ſeine Monologe und Epiſoden zu; das iſt der Beginn der Bekanntſchaft. Die Briefe, welche der Componiſt beſaß, hat er weitergegeben; der von uns veröffentlichte befindet ſich gegenwärtig in der Sammlung des Rechtsanwaltes Dr. Rud. Moenckeberg in Hamburg, der uns das Original freundlichſt überlaſſen hatte. Aus dem Verkehr Geislers mit Hamerling exiſtiert auch ein Bild des Dichters mit Namenszug, ſowie ein Band „Lord Lucifer“ mit Widmung und ein Band „Aſpaſia“. Verſe von Hamerling hat Geisler nicht componiert. — Zum Schluſſe des Briefes wird Titus Ulrich (geb. 1813), der feinſinnige Dichter und Kunſtkritiker erwähnt, mit dem Paul Geisler ebenfalls in Verkehr ſtand. Der Brief aus Graz, 28. September 1877, lautet:]

Hochgeehrter Herr! — Ich habe Ihre neuen Hefte durchgeſpielt, und dann die früheren wieder vorgenommen, und finde an Allem zuſammen einen wiederholten, immer ſich ſteigernden Genuß. Ich komme darauf zurück, Sie beſitzen eine Tonſprache, die friſch und kräftig, zart und gewaltig, vielverſchlungen und doch nicht „gemacht“ aus der Tiefe quillt. Wie innig iſt das „Veilchen“, wie grandios der „Fiſcher“, der „Hageſtolz“ und Anderes durchgeführt, wie ſtimmungsvoll und wie voll ſchlagender Charakteriſtik Alles ohne Ausnahme! Ich finde in dieſen Heften die dramatiſche Wucht der Wagner'ſchen Tonmuſe, vereinigt mit den Naturlauten Schumann'ſcher Empfindung. Das Wagner'ſche Element verſteht ſich bei einem jungen deutſchen Muſiker des Jahres 1877 faſt von ſelbſt, nicht ſo die Schumann'ſche Melodie. Dieſe muß der Pflege empfohlen werden, aber, beim Himmel, nur dem, der ſie in ſich hat; denn die bloßen Nachahmer und Nachmacher Schumanns ſind die unleidlichſten Patrone von der Welt. — Manche Stücke der „Epiſoden" hören ſich an wie Nummern aus einer Oper der modernſten deutſchen Art. Das Stück auf S. 30 im 1. Heft der „Epiſoden" („Graf Eberſtein") werden Sie ſelbſt nur als einen Clavierauszug Ihrer Gedanken bezeichnen. Hier ſind die Begleitungen und Zwiſchenſpiele ganz orcheſtral. Im 2. Heft weiſen, von „Ingeborg" angefangen, alle Stücke ins Gebiet der dramatiſchen Muſik hinüber. Ich bin geſpannt auf Ihre Oper; ſie wird ohne Zweifel ein glänzendes Probeſtück des neueſten Muſikgeiſtes werden, welchem Geiſte ich gerne huldigen will, wenn ihm nur die Melodie, die deutſche Melodie Schumanns und Mendelſohns, nicht ganz verloren geht. Warum verſehen Sie Ihre Publicationen nicht mit Opuszahlen? Auch vermißt man die Ziffern (oder Aufſchriften) über den einzelnen Stücken; es iſt ſo ſchwer und umſtändlich, ſie zu bezeichnen. — Ich bedaure ſehr den Verluſt des Briefes, in welchem Sie mir, wie Sie ſagen, über „Erfolge und Mißerfolge" berichteten; ich würde ſehr gerne erfahren, wie Ihre Leiſtungen auf einen weiteren Kreis wirken, und wie ſich die zünftige muſicaliſche Welt demſelben gegenüber verhält. — Mir haben Sie mit der neueſten Gabe wieder eine wahre Freude gemacht. Ich wünſchte nur, ſie recht bald irgendwie erwidern zu können. — Der Gruß von Titus Ulrich war mir ebenfalls erfreulich; melden Sie meine herzliche Erwiderung an den edlen Poeten, der ſich wohl erinnern wird, daß ich ihm vor Jahren mein Erſtlingswerkchen zugeſandt habe. — Ihr warm ergebener Freund — Hamerling.

[Karl Debrois van Bruyck, ſtammt aus einer belgiſchen Adelsfamilie; geboren zu Brünn, am 14. März 1828, kam er 1830 nach Wien, war Schüler Aug. Mittags (auch Lehrers Thalberg) im Clavierſpiel, Rufinatſchas in der Compoſition, componierte ein Requiem, eine vierhändige Ouverture zu Wilbrands „Chriemhild“, Clavierſtücke, Lieder, Duette, Chorwerke ꝛc. Als Schriftſteller veröffentlichte er ein Buch „Techniſche und äſthetiſche Analyſen von Joh. Seb. Bachs wohltemperiertem Clavier“ und war Mitarbeiter ausländiſcher Zeitſchriften. Lebt in Waidhofen a. d. Ybbs. (Vergl. Das geiſtige Wien 1893 und Frommes Kalender „Muſikaliſche Welt, 1887.) — Van Bruyck ſtand außer mit Hamerling u. a. auch mit Friedrich Hebbel und Paul Heyſe in freundſchaftlichem Verkehr: Bruyck bemerkt einmal dazu: Sonderbar, daſs die drei Poeten, mit denen ich weitaus am engſten im Leben verbunden war, alle drei auf H anlauten! Ich nannte ſie immer meine H-Freunde. — Aus der Hamerling-Correſpondenz, bisher unveröffentlicht, lagen uns alle Schriftſtücke, zwei beſonders intime ausgenommen, im Originale vor, desgleichen die ſpäter erwähnte Photographie. Die Briefe Hamerlings ſind ſämmtlich aus Graz datiert. Über die vielfach erwähnten Compoſitionen Bruycks auf Hamerling-Texte liegt uns ein Verzeichnis vor, welches 50 verſchiedene Gedichte aus Sinnen und Minnen, Schwanenlied der Romantik und Blätter im Winde aufzählt; einzelne Gedichte wurden auch mehrmals componiert; außerdem kommt noch dazu ein Opus von mehreren Gedichten aus dem Schwanenlied; ſämmtliche Compoſitionen ſind für eine Singſtimme mit Clavierbegleitung; dieſe Arbeiten van Bruycks zeitlich bei den Briefen einzutheilen, war nicht möglich, da uns die näheren Daten fehlten.

Brief vom 23. März 1887 — Über Emil Kuh

haben wir ſchon an anderen Stellen geſprochen. Die zweite hier genannte Perſon iſt der geheime Rath, Juſtiz-Miniſter Dr. jur. und phil. Julius Glaſer.]

Hochgeehrter Herr! — Ihr Name iſt mir durchaus nicht unbekannt; auch Ihren Artikel über Hebbel im Boſendorfer'ſchen Journal habe ich mit großem Intereſſe geleſen. Sie waren alſo der Freund nicht bloß Hebbels, ſondern auch Emil Kuh's und Dr. Glaſers? Dann wundert es mich, daß Sie etwas von meinen Poeſien ſo lieb gewinnen mochten; ich begreife, daß Sie damit gewartet, bis E. Kuh todt war, und vielleicht hätten Sie auch gut gethan zu warten, bis Hr. Dr. Glaſer nicht mehr Miniſter iſt. Das ſind Scherze, die ich als harmlos zu nehmen bitte; E. Kuh würde ich es ja herzlich gerne verzeihen, daß er keinen Geſchmack an meinen Dichtungen fand, hätte er nur die von mir ſo ſehnlich erwartete Hebbel-Biographie nicht ſo heillos verſchleppt. Drei Luſtren drau wenden, um die Biographie eines Mannes zu ſchreiben, deſſen Lebens-Detail man doch nicht aus ägyptiſchen Papyrusrollen zu ſchöpfen hat, ſondern den man unter ſeinen Augen hat leben und ſterben ſehen — und dann erſt noch mit Tod abgehen, ohne dieſe Biographie vollendet zu haben, das heißt der Geduld des deutſchen Publicums doch allzuviel zumuthen. — Den ſo ausführlichen und freundlichen Mitteilungen gegenüber, die Sie an mich richten, kann ich nur ſagen: Es wird mir zu großer Freude gereichen, Ihre muſikaliſche Compoſition von Einzelſtücken aus dem „Schwanenlied der Romantik“ zu ſehen. Ich bin nur Dilettant auf dem Piano, aber ich hoffe, es wird mir gelingen, in Ihren tonkünſtleriſchen Intentionen und Ausführungen mich zurecht zu finden. Im erſten Augenblick ſtutzte ich ein wenig bei der Kunde, daß gerade die Strophen des „Schwanenlied's“ Sie zur Compoſition anregten; aber ſeit ein

Salzburger Componiſt [ſiehe nächſten Brief] mit Vorliebe ſich an meinen Oden, Sonetten, und Epigrammen verſucht hat, weiß ich, daß dem Genius nichts unmöglich. Die ſeeliſchen Berührungen zwiſchen Dichter und Componiſt ſind nun einmal wunderſam und geheimnißvoll. Vorläufig für Ihre freundlichen Abſichten und Bemühungen beſtens dankend, bin ich, Hochgeehrter Herr, in beſonderer Hochachtung Ihr ergebenſter Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 3. April 1877. — Bruyck hatte dem Dichter Compoſitionen überſendet.]

Bitte noch um freundliche Geduld bis morgen. Ich hüte das Bett wegen Unwohlſein. Einſtweilen wärmſten Dank! Ich bin gerührt... Ihr dankbar ergebener R. Ha.

[Brief vom 4. April 1877. — In den „Stationen“ Seite 273 findet ſich folgende Stelle: Am fleißigſten haben ſich mit meiner Lyrik zwei eigenartige, abſeits der großen Heerſtraße ihren Weg gehende Muſiker beſchäftigt: C. D. van Bruyck und A. Wöckl, der Componiſt des preisgekrönten, allen Liedertafeln wohl bekannten „Frühlingsliedes“. Aber die ſehr umfangreichen Cyklen dieſer beiden aus „Sinnen und Minnen“ haben noch nicht den Weg in die Öffentlichkeit gefunden. — Die erwähnte Photographie (Viſitkartenformat, Firma J. B. Rottmayer & Zintl in Graz und Trieſt) trägt unter dem Bilde „Rob. Hamerling 1877“ und ſtellt den Kopf des Dichters in einer außerordentlich lebendigen Weiſe dar; das Geſicht zeigt hier keinen leidenden Zug und kann wirklich als ſchön bezeichnet werden; es erinnert uns an die Briefſtelle aus der Correſpondenz mit Schulz-Strasznitzki (erſter Theil S. 47), wo der Dichter ſagt, daſs er wie ein Triumphator ausſieht. Das Bruſtbild zeigt einen Winterrock mit Sammtfragen. — Brunck erhielt von Hamerling mehrere Werke zum Geſchenk; der „Homunculus“ z. B. trägt die Widmung: „Meinem werthen Freunde.“]

Hochgeehrter Herr! — Ich ſchreibe auch dieſe Zeilen, wie die geſtrige Karte, aus dem Bette, in welchem das Unwohlſein mich feſthält. Wie ſollte ich Ihnen nicht aufs Innigſte dankbar ſein für die Ergüße Ihres vollen Herzens, für den Eifer und die Begeiſterung, mit welcher Sie nun ſeit Wochen in meine Verſe, tonkünſtleriſch nachſchaffend, ſich einleben? Ich habe in meiner Stadtwohnung kein Clavier, mußte alſo zu befreundeten Leuten gehen, die mir erlauben, ihr Inſtrument zu benützen. Ich habe Niemand, der mir die beiden Probeſtücke Ihrer Tonmuſe vorſingen konnte; meine eigene dilettantiſche Kunſt aber reicht nur ſo weit, die Pianofortebegleitung zu ſpielen und die Singſtimme — hinzuzudenken, jene mit dem Ohr, dieſe mit dem Auge zu genießen. So kann ich mir, vorläufig wenigſtens, nur ein ſehr unvollkommenes Urtheil bilden. Bei dem Probefragmente aus dem „Schwanenlied der Romantik“ habe ich einiges Bedenken gegen den Text; er iſt nicht lyriſch genug im gewöhnlichen Sinne. Von der Compoſition kann ich nur ſagen, daß ſie mich einfach kräftig und warmempfunden anſpricht; ausnehmend ſchön klingt die Stelle:

„und über Waſſern und Winden
den grünen Öhlzweig ewig hebt.“

Aber ich bin ganz Ihrer Meinung: das Werk iſt orcheſtral; und chormäßig, füge ich hinzu, das Clavier nur Surrogat. — In dem Wettſang zwiſchen Sophokles und Aſpaſia aus dem Roman muß das Bedenken bezüglich des Textes wegfallen; dieſer iſt ja von Hauſe aus Geſangstext. Die recitative, deklamatoriſche Behandlung iſt trotzdem hier ganz am

Platze, ganz im Einklang mit dem antiken Gepräge des Textes und mit der Diſtichenform. Ich kann mir noch nicht recht vorſtellen, was die Muſikgelehrten von Fach, noch auch was das größere Publicum zu Ihrer Compoſition des „Schwanenlieds der Romantik" ſagen würde; mir aber bereiten Sie jedenfalls damit eine große Freude. Fahren Sie ruhig und ohne Übereilung fort, die Arbeit abzuſchließen und nach Bedürfniß zu feilen; hernach werde ich Sie um eine Abſchrift bitten, die mir ein Schatz gemüthvollen Genuſſes ſein und bleiben wird. Der Salzburger Componiſt, der ſo viel aus „Sinnen u. Minnen" componirt hat, iſt nicht O. Bach, ſondern heißt Anton Wöckl, in weiteren Kreiſen nur durch ein paar Liedertafelchöre bekannt. Eigentlich nur Dilettant (Beamter, vielleicht ein Fünfziger), aber ein tiefes Gemüth; faſt naiv in ſeinen Compoſitionen, aber mir ſympathiſch; ich finde mein Empfinden bei ihm wieder, was ich nicht von all' den zum Theil viel bedeutenderen Componiſten ſagen kann, die meine Lieder componirt haben. Daß auch Ihnen beim erſten Durchblättern von „Sinnen und Minnen" vor Allem das Gedichtchen „Viel Träume" „in die Augen ſtach" und Sie es componirten, war mir intereſſant. Ich beſitze nun ſchon eine gute Anzahl von Compoſitionen dieſes Liedchens, und würde mich freuen, auch die Ihrige dazu zu erhalten, wenn Sie damit völlig im Reinen ſind. Ich ſende Ihnen meine Photographie, in der Hoffnung, die Ihrige dafür zu erhalten. Auch ſteht Ihnen jedes meiner Werke zu Dienſten; ſagen Sie mir ſelbſt, was Sie wünſchen. Ich bin ja ſo ſehr in Ihrer Schuld und werde es immer bleiben! In herzlicher Ergebenheit — Ihr Rob. Hamerling.

[Brief vom 15. April 1877. — Über den ſeither berühmt gewordenen Componiſten Wilhelm Kienzl konnten wir in dieſem Bändchen ſehr ausführlich berichten und verweiſen daher auf dieſes Capitel.]

Hochgeehrter Herr! — Heute fand ich Gelegenheit, Ihre muſikaliſchen Manuſcripte mir von einem ſehr talentvollen jungen Muſiker und Componiſten, Wilhelm Kienzl, Sohn des hieſigen Bürgermeiſters, vorſpielen und zur Noth auch vorſingen zu laſſen. Da wurde denn meine eigene erſte Auffaſſung in weſentlicher Art ergänzt und berichtigt. Das Feurige, Pathetiſche und Brillante der Compoſition wurde mir erſt lebendig unter den Händen dieſes exacten Spielers, der vor Allem das Tempo viel raſcher nahm, als ich bei meiner dilettantiſchen Technik es hatte thun können. Kienzl war für ſeine Perſon beſonders durch den Wettſang aus „Aſpaſia“ lebhaft angeſprochen. Auch er fand, daß die Begleitung ganz orcheſtral gedacht ſei. Es drängte mich, von meinem modifizirten Urtheil und von der weit höheren Meinung die ich nun von Ihrer Leiſtung gewonnen, Ihnen ſogleich mit ein paar Zeilen Kunde zu geben. — In herzlicher Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief vom 27. April 1877. — Gegen Ende des Briefes iſt der Dichter Ludwig Foglar gemeint, auf den wir im vierten Theil zurückkommen werden.]

Hochgeehrter Herr! — Mit der mir freundlich zugedachten Abſchrift der Cyklen bitte ich ſich nicht zu beeilen. Vorläufig würde dieſelbe nur den Haufen von Liederheften vermehren, mit welchen mich wohlwollende Komponiſten meiner Lieder beſchenkt haben, und die für mich, Gott weiß wie lange noch, bloß auf dem Papier exiſtiren. Durch einen beſondern glücklichen Zufall konnte ich den jungen Kienzl wenigſtens für Ihre Proben ein paar Augenblicke in Anſpruch nehmen. Er reiſ't in ein paar Tagen wieder ab. Und ſo habe ich Niemand. Aber wenn ich auch Jemand hätte, ſo weiß ich doch aus früheren Jahren, was es koſtet, wenn man moderne Geſangsmuſik privatim ordentlich zu Gehör bekommen will. Der Eine ſingt gut, trifft aber die Begleitung nicht, und der gut ſpielt, verſteht nicht zu ſingen. Erſucht man Einen, ſich die Sache einzuſtudiren, ſo verſpricht er's, thut es aber nicht, und man wird ſo lange herumgezogen, bis man die Geduld verliert und ſein Notenheft in ſtiller Reſignation wieder zu den andern legt. — Daß Sie für mich eine beſondere Abſchrift anfertigen, könnte ich überhaupt nicht zugeben; es würde genügen, wenn Sie mir ſpäter einmal, ſobald Alles endgiltig feſtſteht, Ihr Manuſcript auf 8—14 Tage leihen wollten. Ich laſſe es mir dann hier copiren — mit ſo dicken Notenköpfen, als meine ſchlechten Augen verlangen. — Schmerzlich berührt haben mich die Andeutungen über Ihre perſönliche Lage, um ſo ſchmerzlicher, da ich Ihnen nicht helfen kann. Was ein verfehltes Daſein bedeutet, weiß ich nur zu gut. Sie nennen ſich einen Pechvogel; für mich wäre dieſer Name noch ein bischen zu harmlos. Die beiden erſten Decennien gehörten der Noth, der bitteren Entbehrung jeder Art; das dritte der Krankheit, die mir kaum eine Stunde ruhigen Behagens ließ; mit dem vierten nahm ein anderer düſtrer Dämon von mir Beſitz, ein ſeeliſches Ungemach, das meine Exiſtenz ſchmählich verbitterte und vergiftete. So gingen meine beſten, nie wiederkehrenden Blütenjahre hin! Glauben Sie mir, ich hätte Hundertmal mehr als Dichter geleiſtet, wenn mein Leib geſund, meine Seele frei und entlaſtet geweſen wäre! Meine Subſiſtenz iſt auch nur für den Moment zur Noth geſichert; die Zukunft iſt ungewiß, der Erwerb, bei meiner Kränklichkeit, fraglich, die Begründung häuslichen und ehelichen Glückes unmöglich. — Was Sie betrifft — könnte Ihnen nicht eine geregelte journaliſtiſche Thätigkeit, etwa als Muſikreferent bei einem Blatte, aus der Verlegenheit helfen? — Das gewünſchte Exemplar von „Sinnen u. Minnen“ erhalten Sie durch Hrn. Dr. Foglar. Leider verfügte ich im Augenblick nur über ein Exemplar der 2. Auflage. Sie erhalten ſpäter ein Exemplar der neueſten, verbeſſerten. Auch das „Schwanenlied d. Romantik“ iſt in den neueren Auflagen formell verbeſſiert. — Herzlich ergeben — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief vom 1. Mai 1877. — Eine Ortſchaft Hamerling exiſtiert bei Schärding in Oberöſterreich. Siehe Anhang.]

Hochgeehrter Herr! — Ihr Brief hat mir einen Stein vom Herzen genommen. Ich danke Ihnen dafür! Schon fürchtete ich Sie gekränkt zu haben, und das wäre eine noch größere Kränkung für mich geweſen. Aber warum verſchmähen Sie es, die Bücher zu Gelde zu machen? Ich für meine Perſon trage gar kein Bedenken, mich des Entbehrlichen in dieſer Art mit Gewinn zu entledigen. Daß Sie mir auch die veröffentlichten Lieder für jetzt nicht ſchicken, bin ich ganz einverſtanden. Ihr Anerbieten, nach Graz zu kommen, und mir perſönlich die Kenntniß Ihrer Schwanenlied-Compoſition zu vermitteln, würde ich mit Freuden acceptiren, wenn ich — ja wenn ich über ein Gaſtgemach und über ein Gaſtbett verfügte. Ihnen zuzumuthen, ſich meinethalben in Auslagen zu ſtürzen, wäre doch eine Schande. Vielleicht ändern ſich aber die Umſtände und es wird ſpäter möglich, was für den Augenblick nicht angeht. Wenn Sie mich auf „ſeltenere Briefe“ vorbereiten zu müſſen glauben, ſo thun Sie unrecht. Sie ſchreiben zu oft und zu viel; wie kann man das gebührend erwidern? Es iſt mir recht angenehm, viele und ausführliche Briefe zu erhalten, aber auch die Poſt thut nichts umſonſt,

und ich bin kein ſo großer Egoiſt, als es vielleicht den Anſchein hat. Ich möchte nicht, daß Sie weiterhin meiner gar nicht mehr gedächten und nichts mehr von ſich hören ließen; aber es genügt eine Briefkarte von Zeit zu Zeit, die mir Wohnungs- oder Schickſalswechſel meldet, und mir die Möglichkeit offen läßt, Sie zu geeigneter Stunde um die Überlieferung der Schwanenlied-Cyclen zu bitten. *Gelegentlich* möchte ich auch einmal von Ihnen erfahren, was ich mir unter „dämoniſchem *Nachtleiden*“ denken ſoll. Der Ausdruck ſtachelt meine Neugier. Auch verſtehe ich, nebenbei bemerkt, nicht recht, *inwiefern* ein „Ort bei Schärding“ meinen „*Namen tragen*“ ſoll? Gibt es da ein Hamerlingsthal? ein Hamerlingsdorf? — Eine Briefkarte (ich gebrauche das ellenlange Wort Correſpondenzkarte nicht gern) würde ja wohl für dieſe kleinen Aufklärungen hinreichen? — Herzlich danke ich auch Hrn. Dr. Foglar für ſeine neueſten freundlichen Zeilen. Er iſt viel zu gütig und macht zu viel Umſtände mit einfachen, unerheblichen Dingen. Ihr dankbarer, mit inniger Theilnahme
ergebener Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 4. Mai 1877.]

Merci! — Bei dem „dämoniſchen Nachtleiden“ dachte ich an Mondſucht, Geſpenſterſeherei oder dgl. — Mein Ausdruck bezüglich des „zu viel und oft“ Schreibens war ungeſchickt; das „zu“ hatte nur den Sinn wie in der Redensart: „Sie ſind zu gütig!“ Der *Entſchuldigung* gegenüber, daß künftig die Briefe *ſeltener* ſein würden, deprecirte ich: „Sie ſchreiben ohnedies öfter und mehr als ich *verdiene* und gebührend erwidern kann.“ — Ihre Cyclen werde ich mir im Sommer wahrſcheinlich *ſelbſt* copiren. Mechaniſche Arbeit iſt für unſer Einen oft Erholung. Ich ſchreibe wieder aus dem Krankenzimmer; ein

Rheumatismus des linken Arms quält mich ſeit einigen Tagen. — Ergebenſt — Ihr — R. Hg.

[Brief vom 5. Mai 1877.]

Hochgeehrter Herr! — Nach erlangter Kenntniß von Ihren älteren Liedern war ich ſehr begierig nach Ihren Compoſitionen aus „Sinnen und Minnen“, wagte es aber nicht, Sie darum zu bitten, weil ich nach ſo vielen Mühen und Auslagen Ihnen nicht ſofort wieder eine neue verurſachen wollte. Nun überraſchen Sie mich ungebeten damit, und machen mir damit ein Vergnügen, das meine Schuld gegen Sie ins Unendliche vermehrt. Auch das ſind wieder prächtige Sachen; „In ſternloſer Nacht“ iſt grandios. Und welche melodiſche Süßigkeit Sie an die beiden Epigramme verſchwendet haben! Auch das Clavierſtück intereſſirt mich ſehr; der Öſterreicher iſt in dieſen Tänzen ſchumanniſch-norddeutſch angehaucht. — Sie ſind ein Mann von Begabung, von Geiſt und Wiſſen, und führen überdies eine gewandte Feder; Sie dürfen ſich nicht ſelbſt aufgeben. Sie ſagen, man hänge von der Inſpiration ab; aber jedem Künſtler wird ſeine Kunſt zum Tagwerk. So lebt er in ihr, und ſo Gott will — auch von ihr ... Ohne ein Tagwerk läßt ſich überhaupt eine Exiſtenz nicht ertragen, am wenigſten eine unglückliche ... — Doch was thu' ich da groß mit Rathſchlägen und weiß mir ſelbſt nicht zu helfen? Auch ich ſtehe wieder auf einem ſehr kritiſchen Punkte meiner Lebenslaufbahn. Überdies iſt mein Befinden noch immer ein erbärmliches. — Oft denk' ich, es wäre ſchön, wenn ich Sie auf ein paar Tage hier hätte. Wir würden muſiciren! Leider machen es die Umſtände mir ſchlechterdings zur Unmöglichkeit, Sie einzuladen und zu beherbergen. Vielleicht iſt es auch beſſer ſo: zwei Eremiten in Einer Klauſe thun vielleicht nicht gut. — Hoffen wir, daß die Verhältniſſe ſich ändern — und wir mit ihnen! — Ihre letzten autobiographiſchen Mittheilungen waren mir ſehr intereſſant. Mit dergleichen finden Sie den dankbarſten Leſer in — Ihrem theilnahmvoll ergebenen — Rob. Hamerling.

[Brief vom 21. Mai 1877. — Der erſte Theil des Briefes beruht auf einem Mißverſtändnis.]

Hochgeehrter Herr! — Die gefürchtete Kränkung muß ich alſo ſchließlich nun doch noch über mich ergehen laſſen? — Freilich motiviren Sie dieſelbe derart, daß ich mich wenigſtens über Ihre wohlmeinende Geſinnung beruhigen konnte. Muß die Sache nun einmal ſo abgethan ſein, ſo ſei es. Nur um das Eine bitte ich Sie: ſagen Sie nicht, ich hätte Ihnen einmal 5 fl. angeboten; ſo verhielt ſich die Sache nicht, ſondern: Hr. Dr. F. theilte mir mit, es wurde unter Freunden und Bekannten eine Collekte veranſtaltet. Zu dieſer „Collekte“ trug ich mein Scherflein bei, beſtehend aus Exemplaren meiner Werke, und jenem kleinen Barbetrage — was Beides an und für ſich nichts, als Beitrag zu einer größeren Collekte aber doch etwas war. — Das Nächſte und Dringendſte was ich Ihnen außerdem heute zu ſagen habe, iſt: daß mir Ihre bei Weiſeln verlegten, und vom Verleger überſandten Lieder — Ihnen und ihm herzlichen Dank! — einen wahrhaft überraſchenden, wie ſoll ich ſagen? „ſenſationellen“ Eindruck gemacht haben. Ohne Schmeichelei! Ich habe lange gerade im Fache der Liedercompoſition nichts Neues gefunden, was mir ſympathiſcher und erfreulicher geweſen wäre. Wenn Alles was Sie veröffentlicht haben, von dieſer Art iſt, ſo verehre ich Sie, und begreife das große Publicum nicht, das Sie nicht unter ſeinen Lieblingen mitzählt. — „Und der Schwanenlied-Cyclus?“ fragen Sie. Innigſten Dank auch für dieſen! Aber — Sie wiſſen ja: Druck iſt Eiſenbahn, Geſchriebenes Landpoſtkutſche. Das große Manuſcript kann ich lange nicht ſo gut überſchauen, bewältigen und mir verſtändlich machen als jene Lieder; der Satz iſt auch weit ſchwieriger, complicirter. So viel aber weiß ich doch ſchon jetzt, daß ich einen Schatz an dieſen muſikaliſchen Blättern beſitze, der mir zeitlebens werth ſein wird, und den ich früher oder ſpäter in ſeinem ganzen Umfange zu genießen doch wohl Gelegenheit finden werde. — Den Gedanken, die Abſchrift Ihres Werkes ſelbſt zu machen, muß ich aufgeben, da ich an einem Gelenksrheumatismus gegenwärtig leide, der mich häufig ans Bett feſſelt. Ich habe mich daher auf die Suche nach einem Copiſten begeben, wobei ſich folgende kleine Scene ereignete: — Ich trete in einen hieſigen Muſikalienladen und frage den Herrn Kunſthändler en chef: — „Wiſſen Sie für mich einen tüchtigen Notencopiſten?“ — Kunſth. O ja! einen ſehr tüchtigen! — Ich. Bitte, wo wohnt er? — Kunſth. (nachſinnend). Ja . . . wo er wohnt . . . das wüßte ich nicht zu ſagen. — Ich. Wie heißt er? Ich erfrage dann vielleicht anderswo ſeine Wohnung. — Kunſth. Ja . . . wie er heißt . . . das weiß ich auch nicht . . . (ſich zum Commis wendend) wiſſen Sie vielleicht, wie er heißt und wo er iſt? — Commis. Nein, das weiß ich nicht. Er kommt öfters hieher. Er ſchreibt ſehr gut und ſauber ab. — Ich. Iſt er verläßlich? — Beide (unisono). O ja! — Ich. Danke für die Auskunft! — Kunſth. Ergebenſter Diener! — — — Aufzutreiben wird nun wohl ein Copiſt ſein, aber es kann noch eine Woche und mehr mit dem Suchen hingehen. Was mich aber zumeiſt ängſtigte, iſt: ob man einem ſolchen Menſchen, wenn man ihn nicht als ſehr intelligent und gewiſſenhaft kennt, wohl zumuthen darf, nicht bloß die Abſchrift, ſondern auch die Ineinanderflechtung von Sologeſang und Chorfragmenten aus 3 verſchiedenen Heften correct zu beſorgen? Aus dieſem Grund erlaube ich mir eine Anfrage an Sie zu richten — die eben nichts weiter ſein will als eine Anfrage. Wäre es Ihnen nicht möglich, das Opus unter Ihrer eigenen Aufſicht und Anleitung für mich in Wien copiren zu laſſen? So käme eine Partitur zu Stande, mit welcher uns wirklich gedient iſt, und die Ihnen zur Verfügung ſtände ſo oft und ſo lange Sie wollen, um ſo mehr, da Sie ja gewiſſermaßen 5 fl. zur Herſtellung derſelben beigeſteuert haben. Ich bin ſogar bereit, Ihnen hernach dieſe complete Abſchrift ganz zu überlaſſen, falls Sie es wünſchen, und mich mit dem älteren Manuſcript zu begnügen, da für meinen Privatgenuß ja ohnedies eigentlich nur der Sologeſang zugänglich iſt. — Sprechen Sie ſich frei darüber aus! — Ihr hochachtungsvoller u. dankbar ergebener — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 12. Juli 1877. — Van Bruyck wohnte in Wien vorübergehend im Hotel de l'Europe in der Leopoldſtadt, darauf die Anſpielung in den folgenden Zeilen. — Das erwähnte Büchlein iſt 1866 in der Czermak'ſchen Buchhandlung in Wien erſchienen.]

Ich habe mir „Panormos“ kommen laſſen und möchte Ihnen gern darüber ſchreiben. Aber vorher muß ich wiſſen, ob Sie wirklich noch auf „europäiſchem“ Boden weilen? Bitte um eine Zeile durch Poſtkarte! — Ergebenſt — Ihr — Ha.

[Brief vom 16. Juli 1877. — Unter „D. A. d. W.“ iſt das philoſophiſche Werk Robert Hamerlings gemeint: „Die Atomiſtik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis“ (zwei Bände, Hamburg 1891), in welchem ſich der Verfaſſer weſentlich gegen den Monismus und Peſſimismus richtet.]

Hochgeehrter Herr! — Mit „Panormos“ hätten Sie zu allererſt unſere Bekanntſchaft einleiten ſollen Jetzt weiß ich erſt ſo eigentlich, mit wem ich zu thun habe, ermeſſe Tiefe und Bildung Ihres Geiſtes, und bin erfüllt von Reſpekt von Ihrer ſchriftſtelleriſchen Gabe ſich auszudrücken. Aphorismen liebe ich ſehr: es iſt das Beſte, was ein Menſch ſchreiben kann, und nur Selbſtbiographien ſind vielleicht noch werthvoller. Was Sie von Contraſten ſagen, die ſich aus dem Büchlein zwiſchen Ihrer damaligen und Ihrer jetzigen Weltanſchauung ergeben ſollen, leuchtet mir nicht recht ein. Das Alles iſt ja ſo maßvoll, ſo beſonnen, ſo weit entfernt von Extremen, daß ich gar nicht glauben kann, Sie hätten jemals von dem in „Panormos“ Niedergeſchriebenen etwas zurückzunehmen. Hundert Dinge muthen mich aus Ihren Blättern ſympathiſch an. Es gefällt mir z. B. ſehr, daß Sie ein offenes Auge haben für die vielen und großen, ja rieſigen Schwächen und Schrullen Schopenhauers, von dem ich behaupte, daß er ſeine Popularität nicht im mindeſten ſeinem Syſtem, um welches ſich die Leute gar nicht kümmern, ſondern ſeinen Geſinnungen, ſeiner dem Zeitalter ſympathiſchen, weil für dasſelbe typiſchen Individualität verdankt. Sie treten in Ihrem Büchlein allerdings nicht als Bahnbrecher hervor mit Epoche machenden Ideen; aber man erweiſt ſich als ein denkender und origineller Geiſt zunächſt und am beſten dadurch, daß man die Gedankenmoden des Tages nicht gedankenlos mitmacht. Charakteriſtiſch iſt es für Sie, und zwar in gutem Sinne, daß Sie unbefriedigt zurückkehrten von der langen Excurſion ins Labyrinth der heutigen Forſchung und Wiſſenſchaft. Der Künſtler, der auf ein Volles und Ganzes angewieſen iſt, reagierte in Ihnen gegen das Fragmentariſche der Ergebniſſe, gegen die Wucht und Wirrſal der ungelöſten Probleme. Mir ſchmeicheln Sie als Dichter, indem Sie mich für einen Laien in der Philoſophie und Naturwiſſenſchaft halten. Leider verdiene ich dieſe Schmeichelei nicht. Beſäße ich nicht das miſerabelſte aller Gedächtniſſe in der Welt, ich glaube, ich wäre nicht bloß der univerſellſte Geiſt, ſondern auch der größte Gelehrte Europas geworden. Wenn ich Sie damit veranlaſſen kann, aus Neugierde noch eine Weile weiterzuleben und Ihre ſchwärzeſten Gedanken zu verbannen, ſo ſage ich Ihnen: Erwarten Sie das Erſcheinen meines ſeit einem Jahrzehent vorbereiteten, ſchon ein paar mal faſt druckfertig geweſenen Buches „T. A. d. W.“ (mehr als die Anfangsbuchſtaben des Titels verrathe ich vorläufig nicht.) Ich gedenke da Ihrer „ſchwarzen Gedanken“ faſt ſcherzend. In der That möchte ich es Ihnen lieber verbergen als ausmalen, wie das Ächzen einer Menſchenſeele in Ihren Briefen mir in die eigene Seele ſchneidet. Das Peinliche des Eindrucks wird aufs Äußerſte dadurch geſteigert, daß man ſolchen Klagen rathlos gegenüberſteht. Mit äußern Mitteln helfend einzugreifen, iſt mir nicht vergönnt, und von innen heraus einem Menſchen zu helfen iſt überhaupt unmöglich. Ich habe das ſchon oft erprobt. Jede Individualität iſt ein Natur-Myſterium; man kann und darf nicht daran rühren. Man glaubt zu begreifen, was ihr gebricht; mit Einem Worte glaubt man es ihr klar machen, es ihr geben zu können. Vergebens! Die Individualität, die angeborene Natur des Menſchen iſt das Zäheſte was es gibt. Die Verſuche einen reifen Menſchen umzuformen und ihm dadurch ſein Glück ſchmieden zu helfen, ſind ſo eitel, als die Rathſchläge der Kritiker, welche den Dichter auffordern, anders und beſſer zu ſchreiben, als er kann. Ich ſehe übrigens mit Freuden, daß Sie ſchon auf dem rechten Wege ſind, indem Sie ſo viel als möglich produziren und ſo wenig als möglich müſſig ſind. Die „Sterne“ beruhigen mich auch wieder einigermaßen über Sie. Ein Baum, der ſo gute Früchte bringt, iſt ja doch nicht reif für die Säge! — Nun möchte ich mir aber gar herausnehmen, Ihnen eine beſtimmte kleine Aufgabe zu ſtellen. Ich bitte Sie, componiren Sie mir zu einem meiner Lieder eine Melodie ohne Clavierbegleitung — eine Melodie, die man ſo allein vor ſich hinträllern kann, und die Sie mir auf einer Poſtkarte mittheilen können! Eine ſolche Melodie würde mich glücklich machen. Leider ſchreiben die neueſten Meiſter ſo etwas nicht mehr; man muß es, denk ich, eigens beſtellen. — In herzlicher Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief vom 27. December 1877. — Hier iſt Fürſt Georg Czartoryski gemeint, der eine Reihe von Jahren hindurch, bis 1866, die „Rezenſionen für Theater und Muſik“ herausgab und redigierte. — Das „reizende Neſt“ iſt Waidhofen an der Ybbs, der Aufenthaltsort des Adreſſaten.]

Hochgeehrter Herr! — Sie beſtehen die Probe glänzend. Ich glaube, es iſt nun ſchon bald ein Jahr, daß Ihre Freundſchaft für mich währt, und nachdem eine längere Pauſe Ihrer Kundgebungen mich ſchon hatte vorausſetzen laſſen, daß Sie durch die Zeitungen, oder durch eine Erſcheinung des ſel. Dr. Kuh, oder durch den Fürſten C. belehrt worden, wie wenig an mir ſei, und deshalb mich aufgegeben, geben Sie mir plötzlich wieder ein Zeichen nicht bloß Ihres Lebens, ſondern auch Ihrer Treue und Achtung, indem Sie mir einen neuen Plauderbrief ſenden, und zwar einen von den längeren. Ich bewundere Sie! Ich wußte nicht, daß es noch ſo viele Ausdauer und Standhaftigkeit in der Welt gibt. — Für die Photographie des wahrhaft reizenden Neſtes, das Sie gegenwärtig bewohnen, bin ich Ihnen überdies ſpeciell dankbar. Es war ein ſehr hübſcher Einfall von Ihnen, daß

Sie mir dies Bildchen ſandten. Es iſt doch nicht möglich, daß man gar verzweifelt, ſo lange man noch ſo freundlich von der Mutter Natur angelächelt wird, wie Sie an den anmuthigen Ufern der Ybbs. Ihre Mittheilungen las ich, wie immer mit warmer Theilnahme. Aber was kann ich Ihnen zum Dank dafür von mir erzählen? Nichts, als daß ich vor Jahresſchluß noch 10 Verfaſſern freundlich zugeſendeter Büchlein ſagen ſoll, daß ich ſie mehr oder weniger bewundere, und 30 Gymnaſiaſten auf Grund übermittelter Manuſcripte präciſe Auskunft geben muß, ob ſie ihre Studien noch ein wenig fortſetzen, oder ſich ſofort ausſchließlich der Poeſie widmen ſollen. Glauben Sie mir, hochgeehrter Herr, es gibt Exiſtenzen, die noch monotoner ſind als die Ihrige. Mein Brief iſt kurz, aber auch er iſt ein Lebens-, und weiß Gott, ein Freundſchaftszeichen — Ihres aufrichtig ergebenen — Rob. Hamerling.

[Brief vom 16. October 1878. — Brunck hatte dem Dichter ziemlich weitläufig über Sebaſtian Bach geſchrieben.]

Hochgeehrter Herr! — Sie irren, wenn Sie meinen, ich habe nicht recht gewußt, was ich auf Ihr vorletztes geehrtes Schreiben erwidern ſolle. Ich habe Ihnen auf jenes Schreiben ganz entſchieden etwas zu erwidern, und zwar Folgendes: Wie komme ich zu der Ehre — wie verdiene ich's, daß Sie ſich hinſetzen, und für mich, ausſchließlich für mich, ein prächtiges Feuilleton über Bach ſchreiben, ein Feuilleton, das jedem großen Wiener oder Berliner Blatte zur Ehre gereichen würde? — Dies im Allgemeinen. Aber auch im Beſonderen habe ich Einiges zu erwidern. Sie bezeichnen ſehr ſchön die Rolle, welche die Muſik, nach Ihrem Wunſch und Rath, in meinem Leben ſpielen ſollte. Nun, es wird Ihnen angenehm ſein, zu vernehmen: eben dieſe Rolle ſpielt die Muſik thatſächlich ſeit Dezennien in meinem Leben. — Weniger erfreulich wird Ihnen die Antwort ſein, die ich zu geben habe auf Ihren wohlmeinenden Rath, mich nicht mit philoſophiſchen Speculationen zu befaſſen. Dieſer Rath kommt um drei Dezennien zu ſpät. Ich konnte ſeit meiner frühen Jugend nicht umhin, mich gerade um die höchſten ſpeculativen Fragen ſehr zu kümmern. Dagegen bekenne ich mich in dem ſogenannt praktiſchen, äſthetiſch-, culturhiſtoriſch- und religiös-philoſophiſchen Geſalbader ſehr gerne als Neuling. Seit 20 Jahren laſſe ich langſam ein Werk in mir ausreifen, das meine motivirten Anſichten über die erſten und letzten Dinge enthalten wird; vieles davon iſt längſt niedergeſchrieben. Möglich, daß die philoſophiſche Thätigkeit in mir der poetiſchen Eintrag thut. Das iſt aber, wenn meinen Recenſenten zu glauben iſt, kein großer Schaden. Ich bin kein excluſiver Dichter, keine wandelnde Dichtmaſchine, ich bin ebenſogut Muſiker, Maler, Bildhauer, Kunſtreiter, Großinduſtrieller, Staatsmann, Heerführer. Nur daß mir für dieſe Künſte und Berufszweige theils die beſtimmte Ausbildung, theils ein Feld der Bethätigung fehlt, und ſo betreibe ich nur die zwei, zu welchen die wenigſten Vorbedingungen gehören: das Dichten und das Denken. Lachen Sie ſo viel Sie wollen; daß ich nicht wenigſtens Miniſter bin, iſt Öſterreichs Untergang. — Sie ſprechen von neuen Compoſitionen aus Sinnen und Minnen, und machen mir damit eine wirkliche Freude. Kann ich eine Abſchrift davon haben? Aber ich bitte Sie dringend, ſenden Sie dieſelbe auf meine Koſten. Und ſenden Sie gefälligſt Alles! auch das, was Sie — vielleicht mit Unrecht — für weniger gelungen halten. — In warmer Hochſchätzung und Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Im Jahre 1885 brachte die „Allgemeine Kunſtchronik“ in Wien einen längeren Auſſatz über Robert Hamerling, welchem ſich das Sonett „Natur und Schickſal“, zum erſtenmal gedruckt, anſchloſs. Dieſes Sonett, ſpäter in die „Blätter im Winde“ aufgenommen, möge hier als Commentar eingeſchaltet werden:

Nach keinem Lorbeer bin ich ausgegangen,
Und keiner Kunſt hab' ich mich ganz ergeben,
Kein Ziel ſah ich vor Augen winkend ſchweben,
Wonach die Beſten ſonſt geſondert rangen.

Ein Menſch ſein wollt' ich voll und ganz — umfangen
Das All mit allen Sinnen — wirkend ſtreben
Mit allen Kräften dann — allſeitig leben,
Harmoniſch, unumſchränkt, war mein Verlangen.

In's Weiteſte erſchwang ſich mein Gedanke,
In's Engſte fühlt' ich mich zurückgetrieben,
Mein Streben war Natur, Schickſal die Schranke.

Und was ihr kennt von meinem Leben, Lieben,
Von meinem Schauen, Schaffen — Trümmer, ſchwanke,
Nur ſind's und Splitter, die im Winde ſtieben.

Brief vom 2. November 1878.]

Hochgeehrter Herr! — Ihre Perſifflage der ſcherzhaften Prahlerei meines letzten Schreibens iſt ſehr geiſtreich, aber nicht treffend. Denn ſie beruht auf einem Mißverſtändniß — einem Mißverſtändniß, dem Keiner entronnen wäre, der mich nicht perſönlich kennt. Jener übermüthigen Scherze ernſter Kern iſt folgender: Ich beſitze gar kein ſpezielles Talent, auch nicht einmal für Poeſie; denn die Art meiner Wirkungen als Dichter auf die Zeitgenoſſen belehrt mich über die Unzulänglichkeit meiner Kräfte und Ausdrucksmittel. Ich bin niemals auf meinen Dichternamen ſtolz geweſen. Was ich dagegen unläugbar zu beſitzen glaube, und worauf ich auch ſtolz bin, wenn ich es überhaupt bin, iſt, daß ich eine gewiſſe Univerſalität des Geiſtes beſitze, einen nach allen Richtungen gleichmäßig aufgeſchloſſenen Sinn, geſunden Verſtand, eine ruhige, klare, unparteiiſche, nicht einſeitige, nicht individuell beſchränkte Anſchauung der Menſchen und Dinge. Daß eine ſolche Eigenſchaft ſich auf allen Gebieten vortheilhaft bethätigen konnte, iſt meine Meinung, und dieſer Meinung gab ich einen paradox-ſcherzhaften Ausdruck, wenn ich ſagte, daß ich ebenſo gut Induſtrieller, Heerführer, Miniſter u. ſ. w. ſein könnte, als Poet. Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich eine unpraktiſche Dichternatur ſei. Was ich für das poetiſche Schaffen mitbrachte, eine unbefangene Anſchauung des Geiſtes und Sinnes der Dinge, das hätte ich allen Ernſtes vielleicht als Miniſter beſſer bethätigen können, als in der poetiſchen Schriftſtellerei, denn auf dieſem Gebiete iſt mein Verſuch, mich verſtändlich zu machen und zu wirken, — offenbar wegen Unzulänglichkeit des ſpezifiſchen Talents, — ſehr unvollkommen gelungen.

Sie ſehen, daß ich meine „Begabung“ preisgebe, um meinen „geſunden Menſchenverſtand“ zu retten, der, ich ſage dies mit Stolz, viel ſeltener iſt als hervorragende ſpecifiſche Begabungen. Und wenn dies „Größenwahn“ iſt, ſo leide ich an Größenwahn, aber an keiner anderen Art desſelben, als an dieſer; belieben Sie dies wohl zu merken, und halten Sie mich nicht für dumm, ſondern bloß für ungeſchickt. Sehr ungeſchickt war es, mit einem Scherze brieflich vor Ihnen zu debutiren, der, ſchwarz auf weiß, Ihnen geſtattete, ſich einen Menſchen dabei vorzuſtellen, dem bei ſeiner Gottähnlichkeit nächſtens bange werden muß, was nicht möglich geweſen wäre, wenn Sie mich dabei perſönlich gegenüber gehabt hätten. — Nun ſeien Sie mir wieder gut, rehabilitiren Sie mich wieder in Ihrer Achtung, erholen Sie ſich von dem Schrecken, den Ihnen mein letztes Schreiben einflößte, und erfreuen Sie ſpäterhin, wenn Sie Zeit haben, mit dem neueſten Sträußchen von Liederblüten — Ihren warmen Freund — Hamerling.

[Zu dieſem Briefe ſei eine Stelle aus Fritz Lemmermayers „Perſönlichen Erinnerungen" (Deutſche Revue 1896) als Ergänzung mitgetheilt: Obwohl in Hamerling der Geiſtmenſch, der einſam ſchaffende Denker und Dichter vor allem ausgeprägt war, ſo betonte er doch, daſs er ſich zu den praktiſchen Leuten rechne und ernſtlich that es ihm leid, daſs ihm eine praktiſche, öffentliche Wirkſamkeit, zum Beiſpiel auf politiſchem Felde, nicht vergönnt war. Damals (1883) trug er ſich mit der Abſicht, in einer politiſchen Schrift ſeine Anſchauungen und Erkenntniſſe niederzulegen. Leider wurde der Plan nicht verwirklicht. Aber auch in den „Stationen" (S. 444) ſelbſt, überſah der Dichter und Philoſoph nicht, dieſen Punkt zur Sprache zu bringen; er ſagt dort: Einer der Gründe, die mich nicht mit Befriedigung auf mein Leben zurückblicken laſſen, liegt auch darin, daſs ein ganz beſtimmt in mir waltender Drang, eine entſchieden in mir vorhandene Richtung meines Weſens niemals zum Ausdruck und zur Geltung kam. Vielleicht überraſcht es den Leſer, der nur den Dichter in mir kennt, einigermaßen wenn ich mein aufrichtiges Bedauern darüber ausſpreche, daſs ich nicht Gelegenheit gefunden, durch eine „praktiſche" Thätigkeit in größerem Maßſtabe mich der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu erweiſen. Freiheit von allen Vorurtheilen, Einſeitigkeiten und Beſchränktheiten, allſeitig offener Sinn, unparteiiſch erwägendes Urtheil, Umſicht, Genauigkeit und Pünktlichkeit, eine gewiſſe Leichtigkeit, mit aller Welt im perſönlichen Verkehr mich zu verſtändigen: Dieſe Eigenſchaften hätten vielleicht in einem weiten, angemeſſenen Wirkungskreiſe mich Gutes zu leiſten befähigt. Aber die Umſtände, vor allem mein Geſundheitszuſtand, eröffneten eine tiefe Kluft zwiſchen mir und dem „Felde der Thaten". — Dieſe angeborene Vielſeitigkeit ſpricht ſich übrigens ſchon im jungen Hamerling aus; von

1849 bis 1852 hörte er Geſchichte, Phyſik, Anatomie, Mineralogie, Sanskrit, Chemie, griechiſche Literaturgeſchichte; das meiſte betrieb er aber privatim und hörte nur ſolche Gegenſtände öffentlich, bei welchen er durch mündlichen Vortrag und Anſchauungsunterricht mehr zu gewinnen hatte. „Nichts lag mir ferner, als irgend welche Vorliebe für ein beſtimmtes Fach.“ („Stationen“ S. 168/9.)

Brief vom 24. December 1878.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Es wäre die angenehmſte Sache der Welt, Geſchenke, Wohlthaten, Freundſchaftsbezeigungen anzunehmen, wenn man nur immer auch wüßte, wie man ſie gebührend erwidern ſoll. Sie machen mir ein großmüthiges Geſchenk mit Spenden Ihrer Kunſt nicht bloß, ſondern auch eines nicht müheloſen Fleißes. Wie kann ich mich Ihnen dafür dankbar erweiſen? Ich wollte für den Weihnachtsabend Sie wenigſtens im Beſitz der Verſicherung meines herzlichſten Dankes, meiner innigſten Wünſche, meiner aufrichtigen Hochſchätzung und Freundſchaft wiſſen, wollte mich darum ſchon geſtern aus der Lethargie aufraffen, die, in Folge eines andauernden phyſiſchen Mißbehagens, mir jede Briefzeile zu einem Akte der Anſtrengung macht. Da gefiel es dem Schickſal, mir für den Tag die Stimmung vollends zu verderben und ſo viel Aufregung in mein Gemüth, ſo viel Verwirrung in mein Gehirn zu bringen, daß mir unbedingt nichts Anderes übrig blieb, als die Feder wieder hinzulegen. Mit der Nachricht eines plötzlichen Todesfalls, der in ſeinen Folgen mich unangenehm trifft, vereinigte ſich noch Einiges, zu verſchulden, daß mein Dank und Weihnachtswunſch verſpätet in die Hände des Eremiten vom Hotel Europe gelangt! — Ich will durch Aufzählung all' des Guten, das ich Ihnen wünſche, Sie nicht daran erinnern, wie viel Ihnen davon noch fehlt. Ich will Sie lieber an das erinnern, was Sie beſitzen, wozu ich Ihnen gratuliere, und um was ich Sie beneide. Ich meine die Schaffensluſt und Schaffenskraft, die ſich in Ihrem jüngſten Liedercyklus aus „Sinnen und Minnen“ wieder durch die Bewältigung gerade des ſprödeſten Materials verräth. „Der wilde Reiter,“ „Vernichtung oder Verjüngung,“ „Rübezahl,“ „Über wehenden Wipfeln“ kommen dem Komponiſten entgegen, aber bei den Sonetten mußten Sie ſo zu ſagen Gewalt brauchen. Auf das Einzelne dankbar anerkennend einzugehen, verſchiebe ich, bis ich in den Geiſt der Stücke gehörig eingedrungen, was bei meiner dilettantiſchen Unfertigkeit in dreiſtimmigem Pianoſpiel etwas langſam geht. Nach den Zeitungsnotizen über den Erfolg Ihrer öffentlichen Vorträge und der Kunde von Ihrer Thätigkeit am Horak'ſchen Inſtitut, glaubte ich Sie den materiellen Sorgen vorläufig wieder enthoben. Deſto peinlicher fand ich durch Ihre letzten brieflichen Klagen mich enttäuſcht. Ich weiß, was es bedeutet, den „Kampf um's Daſein“ in ſeiner ordinärſten Geſtalt kämpfen ich habe ihn gekämpft und kämpfe ihn noch gegenwärtig mehr als man denkt. Von den vielen Auflagen des „Ahasver“, des „König von Sion“ ꝛc., habe ich nichts; dieſe Werke wurden gleich bei ihrem Erſcheinen, als man den materiellen Erfolg noch nicht vorausſehen konnte, für geringe Summen völliges Eigenthum des Verlegers. Trotz einer großen perſönlichen Frugalität, reichen meine Mittel nur nothdürftig aus für den Etat meiner Ausgaben, wie er durch Umſtände der Vergangenheit und der Gegenwart begründet iſt. Sie beklagen ſich über Schlafloſigkeit. Vielleicht ſind Ihnen meine Erfahrungen in Betreff des Nachtſchlafes nicht ohne Intereſſe. Ich glaube, daß eine zum größten Theile ſchlafloſe Nacht doch nur dann erheblich ſchadet, wenn man ſie außer dem Bette zubringt. Mir kommt zu ſtatten, daß ich gewohnt bin, im Bette zu leſen und zu arbeiten. Faſt alle meine Werke ſind im Bette entſtanden, hauptſächlich in den frühen Morgenſtunden. Die vollkommene Ruhelage des Körpers macht Studium und geiſtige Arbeit leichter und weniger aufreibend. Da ich mir Theater- und Geſellſchaftsbeſuch aus mehr als Einem Grunde verſagen muß, auch zum Arbeiten Abends nicht aufgelegt bin, ſo gehe ich Früh zu Bette und ſchlafe dann meiſt bis Mitternacht. Der Reſt des Nachtſchlafes geht von da an mehr oder weniger in die Brüche. Ich nehme aber in den wachen Stunden ein Buch zur Hand, leſe und ſtudiere, ſchlafe ermüdet wieder ein, erwache und leſe wieder u. ſ. f. Das Bett verlaſſe ich aber keinesfalls vor 6—7 Uhr. Ich ſchreibe auch, concipire Poeſie und Proſa im Bette, mit dem Bleiſtift, und in ſtenographiſcher Schrift, an die ich von früher Jugend gewöhnt bin. — Ich ſchließe — nachdem ich ein wenig redſeliger geweſen als ſonſt. Folge eines nicht ganz leichten Gewiſſens. Mit dem drückenden Gefühl eines inſolventen Schuldners ſeinem Gläubiger gegenüber, doch auch im Vertrauen auf Ihre bewährte edle Denkart, bin ich, hochgeehrter Herr und Freund, — Ihr — warm ergebener — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 14. October 1879. — Es handelt ſich um die Photographie van Brücke.]

Ungeheure Freude! — Kam mir ſo unerwartet. Hielt Sie für einen jener ſonderbaren Menſchen, von denen dergleichen nun einmal nicht zu erlangen iſt. Entſpricht nicht übel dem Bilde, das ich mir machte. Bin ſo erfreut, daß ich mitten im Hineinziehen vom Lande in die Stadt eine Zeile des Dankes hinzuwerfen mich gedrängt fühle. Danke auch für das hübſche

Lied; war aber ein kleines Mißverſtändniß im Spiel: ich meinte, ob Sie nicht wieder was für's Clavier (solo) ſchreiben wollten? Bei mir Alles im Alten. — Warm ergeben — Ihr — R. Hg.

[Brief vom 25. Auguſt 1880.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Wieder trifft in dieſen Tagen Alles bei mir zuſammen, was einen Menſchen am Briefſchreiben hindern kann. Ich faſſe mich alſo kurz und ſage Ihnen nur, daß Ihr werthes Schreiben mir eine erfreuliche Überraſchung geweſen, daß es mich vollkommen über Sie beruhigt hat. Wer ſich immer ſo wieder aufrichtet, wer ſich immer wieder ſo „rangirt“ und, ſo zu ſagen, in ſo tadelloſer Toilette des Geiſtes zeigt, wie Sie in Ihrem Schreiben, der iſt nicht allzutief gefallen, der braucht kein verzweifeltes Lamento über ſein Straucheln anzuſtimmen. Wir ſind, mit Lord Lucifer zu ſprechen, allzuſammen arme Sünder, und jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt; mit andern Worten, wir haben alle eine Achillesferſe, eine Stelle, wo wir des Teufels ſind, und wo er uns anfaſſen kann, wenn er uns holen will. Wir haben alle unſere gründlichen Narrheiten, unſere Geiſtesſtörungen, unſere fixen Ideen, unſere unzurechnungsfähigen, deſperaten Momente. Was können wir thun, als die übrigen Momente um ſo beſſer benutzen, und unſerm böſen Genius ſo viel Terrain abringen als möglich, in ehrlichem, unausgeſetztem Kampfe? Sich ſelbſt aufgeben iſt die einzige Todſünde. „Nimmer erſäuft im Pfuhl, wen Geiſt und Feuer getauft hat!“ (Sinn. u. Minn.) — Ihr warm ergebener Freund — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 20. Juni 1881.

Die Eingangszeilen laſſen ſich nicht mehr ganz erklären, zumal uns auch die Briefe Brunds nicht vorliegen; L. L. kann „Lord Lucifer“ und W. die

„Waldſängerin“ bedeuten. — Erwähnt wird ferner „Sinnen und Minnen“, ſowie „Amor und Pſyche“; Verlagshändler Adolf Tietze in Leipzig beſitzt aus ſeinem Verkehr mit Robert Hamerling eine Anzahl Briefe, die „aber faſt durchwegs rein geſchäftlicher Natur ſind“ und uns deshalb nicht zur Verfügung geſtellt wurden.]

Ja, das war eben ein Mißgriff! Sehen Sie, daß ich auch „dumme Streiche“ mache? Zu meiner Strafe behalten Sie den „L. L.“ und empfangen Sie hiermit die richtige „W.“ dazu. Wie ich Ihr gutes Herz kenne, werden Sie mir gewiß auch die andern neueſten Compoſitionen aus „S. u. M.“ ſchicken, und ſo komme ich aus der Schuld gegen Sie gar nie heraus. Das kleine Epos „A. u. Pſ.“ entſteht auf Anregung des Kunſtverlagshändlers T.; ich arbeite ſonſt nicht auf Beſtellung, aber dieſer Stoff zog mich an, ſo daß ich gleich Ja ſagte. Das von den „ſich gleichbleibenden Verhältniſſen“ haben Sie richtig aufgefaßt, wenn Sie es als „wenig tröſtlich“ denken zu müßen glauben. — Ihr — warm ergebener — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 17. Juli 1881.]

Einſtweilen beſten Dank, hochgeehrter Herr und Freund, für Alles! Ich ſchreibe ausführlicher, ſobald ich die Copie der beiden, mir freundlichſt mitgetheilten Lieder beſorgt habe und dieſelben Ihnen zurückſchicke. Ich werde damit nicht lange zögern, wenn auch Jahreszeit und Befinden den Fleiß jetzt nicht eben begünſtigen. Warm ergeben Ihr — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 8. October 1881. — R.: Roſegger.]

Ich war jetzt durch nahezu 14 Tage an's Krankenlager gefeſſelt, und wohne noch auf dem Lande. Ich ſchreibe ſo bald als möglich, nachdem ich mit R. geſprochen. — Ihr — warm ergebener — Rob. Hamerlg.

[Correſpondenz-Karte vom 9. October 1881. R.: Roſegger. — Ein paar kleine Artikel (bemerkt Brunyck hiezu) waren von mir im Heimgarten erſchienen; ich glaube über Briefſchreiben und über die Titulaturen Wohl- und Hochwohlgeboren; außerdem habe ich die in meinem Beſitze befindlichen Briefe von Hebbel, Schumann und dem Balladencomponiſten Karl Loewe drucken laſſen.]

Heute ging ich in die Stadt zu R. und ſprach mit ihm über Ihre Angelegenheit. Der Umfang des Reiſememoirs konnte allerdings auch hier ein Hinderniß ſein — doch müßte man ihn erſt ſehen um das zu beurtheilen und Hr. R. erſucht Sie daher, das Manuſcript an ihn einzuſenden. Noch weit lieber wären ihm freilich die Erinnerungen aus perſönl. und briefl. Verkehr mit berühmten Muſikern, von welchen Sie mir ſchrieben. Einen ausführlichern Brief kann ich Ihnen erſt nach Wien ſenden; ich bin noch ſehr unwohl. — Ihr warm ergebener R. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 5. December 1881.]

Ich bitte um einige Tage Geduld; es geht mir eben ſchlecht. — Ihr — R. Hg.

[Brief vom 11. December 1881.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ich war eben daran, die Abſchrift meiner Dichtung „Amor und Pſyche“ für den Verleger herzuſtellen, als eine Blutung, verbunden mit auffallender Verſchlimmerung meines Befindens, mich in Schrecken verſetzte, mich befürchten ließ, daſs eine ſchwere und bedenkliche Erkrankung die Vollendung meiner Arbeit ganz in Frage ſtellen konnte. Ich wollte alſo arbeiten ſo lange und ſo gut ich nur irgend noch könnte: ſchrieb im Bette unabläſſig, bei dem ſchlechteſten Befinden und mit großer Anſtrengung. Diktiren war aus Gründen nicht möglich. Nun habe ich die Arbeit vom Halſe, aber Raſt iſt mir nicht einen Tag gegönnt: ſchon warten neue Arbeiten auf mich und eine Unzahl von aufgelaufenen Briefverſäumniſſen iſt gut zu machen. Auch Ihnen ſchulde ich einige Zeilen. — Ihre Karte aus Waidhofen vom September (wenn ich nicht irre) konnte ich zu meinem Bedauern nicht erwidern, weil Sie mir vorher geſchrieben, Sie ſtünden auf dem Punkte nach Wien abzureiſen, und ich daher eine Mittheilung Ihrer etwaigen neuen Wiener Adreſſe abwarten mußte. So kann ich Ihnen erſt jetzt ſagen, daß Sie Roſegger ſehr Unrecht thaten: er wollte Ihnen ſelbſt ſchreiben; es mußte aber nach meiner Vorausſetzung, umgehend geſchrieben werden, wenn der Brief Sie noch in Waidhofen treffen ſollte — Sie hatten den Tag der Abreiſe ausdrücklich bezeichnet — ich erbot mich alſo, lediglich zur Beſchleunigung der Sache, Ihnen Roſeggers Beſcheid mit umgehender Poſt mitzutheilen, was Roſegger ſelbſt nicht hätte thun können, da er an jenem Tage verhindert war. — In der Einladung einer Redaction an einen Schriftſteller, ſein angebotenes Manuſcript zur Anſicht einzuſenden, vermag ich ebenfalls nichts Verletzendes zu finden, und begreife heut noch nicht, was Sie eigentlich zu jenen ſchwarzgalligen Zeilen veranlaßte. — Daß Sie mir indeſſen nicht ernſtlich grollen, beweiſt die Zuſendung einer neuen Spende Ihrer Tonmuſe. Sie ſind zu meiner Freude fortwährend ſehr produktiv, und was Sie ſchreiben, iſt mir durchgehends in hohem Grade ſympathiſch. Ich danke Ihnen alſo aufs herzlichſte, daß Sie fortfahren, mir den Mitgenuß Ihrer Schöpfungen zu gönnen. Möchte ich nur auch bald wieder in der Lage ſein, Ihnen ein kleines poetiſches Gegengeſchenk zu bieten. Haben Sie Geduld mit — Ihrem vielgehetzten Freunde — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 22. Februar 1882.]

Jede Kundgebung von Ihnen, in welcher ſich leidliche Stimmung, Schaffensfreude und Mittheilungsluſt ausſpricht, iſt mir erfreulich und wird mit Dank entgegengenommen. Wie wenig ich aber Solches mit gleicher Münze erwidern kann, wiſſen Sie längſt und haben ſich wohl ſchon ein für allemal darin ergeben. Auf dem Kranken liegt der Verkehr mit weiten Kreiſen als eine ſchwere Laſt, und von ſo vielen Seiten bin ich in Anſpruch genommen, daß ich jedem Einzelnen nur mit einem minimalen Bruchtheile meines Weſens — wenn überhaupt — etwas ſein kann. — Um Sie nicht zu oft zu incommodiren, werde ich Sie nach Ablauf einer gewiſſen Friſt wieder bitten, die inzwiſchen angeſammelten „Vertonungen“ aus S. u. M. für mich copiren zu dürfen. — In freundſchaftlichſter Ergebenheit u. Hochſchätzung — Ihr — R. Ha.

[Correſpondenz-Karte vom 17. März 1882.]

Mein Clavier ſteht in der Landwohnung: ſo konnte ich mir die Lieder noch nicht zu Gemüthe führen. Dies der Grund der Verzögerung meines Dankes. Ich danke alſo einſtweilen auf dieſem Wege, um Sie bezüglich des Empfanges zu beruhigen und ſchreibe ſo bald als es mir möglich. — Herzlich ergeben — Ihr — R. Ha.

[Correſpondenz-Karte vom 31. Juli 1882.]

Ich bin ſeit vielen Wochen jeden Tag, den Gott ſchickt, quaſi in Ihrer Geſellſchaft und mit Ihnen beſchäftigt. Ich copire nämlich die bewußten Lieder.

Um mir aber nicht vorwerfen zu müſſen, daß ich zu viel Zeit an dieſe Beſchäftigung wende, verfahre ich nach dem Grundſatze Nulla dies sine linea, mit dem man zwar langſam, aber entſchieden weiter kommt, und copire täglich nicht mehr und nicht weniger als zwei Zeilen. In 3—4 Wochen bin ich fertig und ſende dann die Notenmanuſcripte ſofort zurück. Was Ihnen R. bezüglich des Honorarzahlens oder vielmehr Nichtzahlens ſchrieb, hat ſeine traurige Richtigkeit. Für „externe“ Mitarbeiter iſt kein Fond mehr vorhanden und „interne“ gibt es nur 2, wovon der eine R. ſelber iſt. Eine Schande für die Alpenländer! — Alle übrige Miſère des Lebens unberührt laſſend, — grüßt Sie — Ihr freundſchaftlich ergebener — R. Hg.

[In der vorliegenden Sammlung exiſtirt auch ein Schreiben Hamerlings vom 13. December 1882, welches uns aber nicht vorlag, weil es ſich, wie der Beſitzer bemerkte, nicht zur Veröffentlichung eignet. — Der nächſte Brief vom 7. November 1883 lautet:]

Ja, mein ſehr lieber und hochgeehrter Freund, Sie müſſen mich für untreu oder todt halten, da ich Ihr jüngſtes freundliches Lebenszeichen bis heute nicht erwidert habe. Mit ungefähr dreißig Briefantworten war ich vor etlichen Tagen im Rückſtande, und was man in ſolchen Fällen zu thun pflegt, ließ ich meine beſten Freunde am längſten warten. Übrigens habe ich Ihnen im Grunde auch nur Selbſtverſtändliches zu erwidern: daß ich mit Vergnügen Kenntniß nehme von Ihrer neuen Mobilwerdung, die ich als identiſch mit einer Aktivwerdung betrachte. Von mir ſelbſt iſt nach wie vor wenig zu erzählen. Ich bringe abwechſelnd von rheumatiſchen und von gaſtriſchen Leiden geplagt, die halbe Zeit im Bette zu, bin aber deshalb nur um ſo fleißiger. Am meiſten Zeit raubt mir das philoſophiſche Werk mit den bezüglichen Studien. „Homunculus“ iſt im Entwurfe fertig, nur die Ausführung möchte ich gerade bei dieſem meinem Hauptwerk nicht überſtürzen. Leider verſchlingen unausweichliche Nebenarbeiten einen großen Theil von Zeit und Arbeitskraft. Eine vermiſchte Sammlung von Skizzen und Aufſätzen wird nächſtens unter dem Titel „Proſa“ von mir erſcheinen. Was treiben Sie? Laſſen Sie bald Neues von ſich hören als Menſch und Muſiker — Ihrem — warm ergebenen — Rob. Hamerling.

[Brief vom 17. November 1883.]

Sie thun mir Unrecht, hochgeehrter Freund, wenn Sie meine Art, mich in Briefen kurz zu faſſen, als ein „Manierchen“ bezeichnen, wie deren jedes „Thierchen“ an ſich hat. Wer viele Briefe zu ſchreiben hat und dabei leidend iſt, der kann ſich den Luxus langer brieflicher Herzensergießung nicht gönnen. Und ſo kurz mein letztes Schreiben war, Sie haben es doch nicht recht geleſen. Ich erwähnte — wie ſchon öfter — meines philoſophiſchen Werks und des Epos „Homunculus“, deſſen 1. Geſang Sie kennen. Nun fragen Sie, ob Homunculus der Titel des philoſophiſchen Werkes? So ſchwer iſt es, ſich brieflich zu verſtändigen. Sie fürchten überdies, ich könne, wenn ich ein philoſophiſches Werk ſchreibe, als Dichter etwas verſäumen. Iſt das Ihr Ernſt? Beſteht im deutſchen Publicum ein Bedürfniß nach neuen Verſen, und insbeſondere nach neuen Verſen von mir? Glauben Sie das, oder glauben Sie, daſs ich es glaube? Ich erweiſe der Menſchheit entſchieden einen beſſeren Dienſt, wenn ich zur Klärung der Begriffe auf dem Gebiete der Erkenntniß etwas beitrage, als wenn ich einen neuen Band Verſe herausgebe. — Nachdem ich beinahe grob geworden, muß ich Sie ſchließlich, ſehr werther Freund, um eine Gefälligkeit bitten. Von Foglar erhielt ich nur einen Band Gedichte; ich hatte ihm längſt gedankt, konnte aber ſeine Adreſſe nicht finden. Bitte, laſſen Sie gütigſt das beiliegende Briefchen in ſeine Hände gelangen! Sobald als möglich! Und bleiben Sie wohlgeſinnt — Ihrem — warm ergebenen — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 31. December 1883.]

Hochgeehrter Freund! — Obgleich ich ſonſt nicht gerne am 31. Dezbr. ein Schreiben zur Poſt gebe, weil mich die armen Briefträger dauern, die am Neujahrstage eine ſo ungeheure Menge von Briefen austragen müſſen, ſo kann ich doch nicht länger die Erwiderung Ihrer freundlichen Karte verſchieben, und Ihnen ganz allein will ich rechtzeitig alles Gute brieflich zum Jahreswechſel wünſchen. Ich ſchreibe dieſe Zeilen aus dem Bette, ein Beweis, wie gut ſie, trotz ihrer Kürze, gemeint ſind. Ergehe es Ihnen beſſer als Ihrem herzlich ergebenen Freunde — R. Hg.

[Brief vom 5. Juni 1884.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie wiſſen ein langes Schweigen immer wieder gut zu machen. Nur hätte ich gewünſcht, daß die an Ihnen ſo ſchätzenswerthe briefliche Ausführlichkeit ſich diesmal auch auf Ihre letzten Wiener Beſtrebungen und Erfolge erſtreckt hätte. — Da ich mich immer noch beträchtlich als Ihr Schuldner empfinde, ſo ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen mit zwei Bänden „Proſa“ ein Präſent zu machen, welche, da der Verleger leider ſich 6 fl. dafür zahlen läßt, nicht ſolche Verbreitung finden dürften, daß Sie ſie leicht zu ſehen bekämen, wenn ich Sie Ihnen nicht ſchicke. Sie haben da ein paar Wochen etwas, worin Sie in ſchlafloſen Nächten blättern können, wenn Sie noch immer welche haben, oder auf einſamen Waldſpaziergängen, falls Sie welche zu machen pflegen. — Im Übrigen kann ich mit dem beſten Willen Ihnen nichts Neues von mir melden, außer etwa, — was Sie wenig intereſſiren wird — daß der Rheumatismus, welcher in meinem Körper ein wahres Zigeunerleben führt, ſich gegenwärtig zwiſchen den Rippen bald der rechten, bald der linken Seite herumtreibt. Sonſt geht es mir, ſeit ich nicht ſowohl mich von der Welt abgeſchloſſen, als mit ihr abgeſchloſſen habe, ſo weit ganz gut. Ich ſehe jetzt Dinge mit dem Rücken an, von welchen ich meinte, daß ſie mir noch in der Ewigkeit in's Geſicht grinſen würden. — In warmer Hochſchätzung und Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 18. Juli 1884. — Betrifft das im vorigen Briefe erwähnte Werk „Proſa“.]

Hochgeehrter Herr und Freund! Ich habe den Brief erhalten, aber herzlich bedauert, daß Sie, Ihrem ausdrücklichen Verſprechen zuwider, ſich zum Leſen des Buches Zeit laſſen zu wollen, es dennoch eilig durchfliegen und eilig ein paar Briefſeiten mit Schilderung des Eindruckes füllen zu müſſen glaubten. So dürfen nur Recenſenten leſen — für die dann alles „leichte Waare“ iſt. Indeſſen dankt für Ihre gute Meinung — Ihr — warm ergebener — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 24. Juli 1884. — Bruyck hat eine ausgeſprochene Abneigung gegen jede „Geborenheit“; bei Adreſſen an ganz beſondere Reſpectsperſonen macht er aber eine Ausnahme.]

Hochgeehrter Freund! Nachdem Sie geſchrieben: „ich werde ſobald nicht dazu kommen, das Buch zu leſen,“ meinte ich, Sie hätten dann doch aus Höflichkeitsrückſichten die Leſung übereilt. Habe ich Sie gekränkt, ſo bitte ich tauſendmal um Verzeihung! Sie kommen immer wieder darauf zurück, meine

„Kürze“ ſei ein „Manierchen“, wie deren jedes „Thierchen“ hat; ich werde nicht aufhören, Ihnen zu wiederholen, daß ſie eine traurige Nothwendigkeit für mich iſt, bis Sie es mir glauben und ſich merken. Berückſichtigen Sie doch die Lage eines ſehr kranken und gehetzten Menſchen. Eine rechte Freude aber haben Sie mir mit Ihrer Bemerkung über das verwünſchte Wohl- und Hochwohlgeboren gemacht, das auch mich — den nothgedrungenen Freund der „Kürze“ — in Wuth verſetzt, beſonders nachdem es nun ſelbſt im Reich drauſſen zur Mode wird! — Immer Ihr warm ergebener — R. Hg.

[Brief vom 7. April 1885. — Das hier erwähnte Bismarck-Gedicht erſchien zur Feier des ſiebzigſten Geburtstages Bismarcks in der „Gartenlaube“ und wurde dann in die Sammlung „Blätter im Winde“ unter dem Titel „An das deutſche Volk. Zur 70. Jahresfeier der Geburt des Fürſten Bismarck. 1. April 1885“ aufgenommen. — Daſs es Leute gab, welche die beſchriebene Seite eines Briefes auch noch in die Quere beſchrieben, kann der Herausgeber beſtätigen. Dieſer vorliegende Brief Hamerlings iſt auf allen vier Seiten voll beſchrieben.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ein ſolches Oſterei laſſe ich mir gefallen; eins das von der Henne kommt, dürfte ich nicht eſſen. Das, was Sie mir ſandten, iſt genießbar, auch für den delikateſten Magen. Es iſt auch kein Windei, noch ein faules. Mit andern Worten: ich habe das neue Lied nach Empfang mit großem Vergnügen durchgeſpielt und dann mit Behagen das Manuſcript dem Schatze einverleibt, der ſich aus den Händen Ihrer Muſe bei mir angeſammelt hat. Sie ſchrieben mir im Herbſt, Sie hätten neueſtens auch die „Morgenfriſche“ und „O ſehne dich nicht an's graue Meer“ componirt. Das ſchenke ich Ihnen nicht — im Gegentheil, ich möchte mir's von Ihnen ſchenken laſſen. Es preſſirt aber nicht, ich will Ihnen keine Poſtauslagen verurſachen; laſſen Sie Mehreres zuſammenkommen, dann geht es gelegentlich unter Einem. Ich bin Ihr Schuldner, kann aber meine Schuld leider nur mit Exemplaren von Büchern abtragen, die ich publiziere, und ich bin nicht ſo fruchtbar an Texten wie Sie an Melodien. Da Sie meine Kindheits-Erinnerungen im „Heimgarten“ complet zu leſen wünſchen, ſo ſende ich Ihnen einen in meinen Händen befindlichen Correcturabzug unter Kreuzband; auch das Bismarckgedicht, das Sie nicht kennen. Erſteren behalten Sie, letzteres aber erbitte ich mir nach einer Woche oder zweien zurück. Der Artikel „Aus der Kindheit“ hat keinen belletriſtiſchen, ſondern einen rein-biographiſchen Zweck, zu zeigen: ſo bin ich und ſo war ich von Kindesbeinen an. Habe wenig Hoffnung verſtanden zu werden, die Leute meinen, ich wolle da „Geſchichten“ erzählen. Als ich Ihren Aufſatz im „Heimgarten“ las, in welchem Sie Ihrem Schmerz über die kurzen oder ganz ausbleibenden Briefe der gegenwärtigen Menſchheit einen naiven und rührenden Ausdruck geben, da gingen mir die Augen über und ich that den Schwur: dieſer Tage ſchreibſt du dem van Bruyck einen Brief, vier Seiten lang, und wenn du mit der letzten Seite fertig, beſchreibſt du die beſchriebene Seite auch noch in die Quere, wie es jetzt viele Leute zu thun pflegen. Herr und Freund! Sie haben in Vielem Recht, z. B. darin, daß gar nicht antworten eine Grobheit iſt — die ich mir ſehr ſelten oder nie zu Schulden kommen laße. Aber Manches wiſſen oder bedenken Sie nicht, z. B. wie einem zu Muthe iſt, der einen langen Brief ſchreiben möchte, aber dafür zehn kurze ſchreiben muß, überhaupt einer armen Seele, die an die Schreibfeder genagelt iſt, wie Chriſtus an's Kreuz. Ein Muſiker kann zur Erholung Briefe ſchreiben;

aber ſich vom Schreiben mit Schreiben erholen, das geht ſchon ſchwerer, beſonders wenn man ſo körperlich elend iſt wie ich. — Ich bedaure Sie von Herzen, daß Sie einer neuen, noch trüberen Wendung Ihres äußeren Schickſals entgegenſehen, in welcher Sie ganz auf ſich ſelbſt angewieſen ſein werden. Sie werden zu handwerksmäßiger Thätigkeit, zu Stundengeben u. dgl. greifen müſſen. Das iſt bitter für einen Mann, der, wie Sie, urſprünglich von Natur beſtimmt war, ſein Leben gentlemanlike zu verbringen. Ich kann Ihnen leider nur *einen* Troſt geben, und der iſt ein ſchlechter: der nämlich, daß es Ihnen *noch* ſchlechter ergehen könnte, ſo ſchlecht z. B. wie mir. Sie haben nur für ſich ſelbſt zu ſorgen: glauben Sie mir, daß dies nicht die ſchwerſte der Sorgen iſt. Ich habe in meiner Kindheit und Jugend ſchwere Noth gelitten, dann hatte ich meine beiden Eltern zu erhalten, mußte auf Familienglück verzichten; als meine literariſche Thätigkeit anfing, materiell lohnend zu werden, mußte ich *ſparen*, wie ich nur konnte, um die Zukunft zweier Perſonen, für welche ich außer meiner Mutter, wenn ſie mich überlebt, zu ſorgen habe, zu ſichern. Damit dies in hinreichender Weiſe geſchehe, muß ich die kurze, ſehr kurze Friſt, die mir noch gegönnt ſein dürfte, mit dem Aufwande meiner *letzten Kräfte* ausnützen. Dabei iſt meine Arbeitskraft auf das geringſte Maß reduzirt. Ich bin ſo zu ſagen todt, nur noch nicht begraben, habe gewiſſermaßen die Erlaubniß „umzugehen“ als einer, der eigentlich der andern Welt angehört, bis einiges Wichtige wenigſtens in Bruchſtücken fertig, die ſagen, was ich wollte, und deren Ertrag das Erſparte auf die Höhe bringt, die nothig, damit 2—3 Perſonen damit verſorgt ſind. — Die 4 Seiten ſind voll, und ich ſollte nun, wie verſprochen, die geſchriebenen Zeilen im rechten Winkel mit neuen durchkreuzen; aber gewiſſe

Dinge widerſtreben nun einmal meiner Natur; ich will alſo lieber die noch freien Ränder benutzen, um Ihnen die beabſichtigte kleine Genugthuung zu geben. Aber wenn ich den Raum mit Jeremiaden fülle, ſo wird Ihre Freude auch keine ſonderlich große ſein. Ich ſage alſo nur noch, daß die eine der Perſonen, für die ich ſorgen muß, ein achtjähriges Mädchen iſt. [132 Worte weggelaſſen.] Nun aber ſchließe ich und verbleibe, wenn ich auch nicht immer ſo viel ſchreibe, Ihr aufrichtig ergebener Freund — Robert Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 19. April 1885.]

Hochgeehrter Herr und Freund! Mit Ihnen an Großmuth zu wetteifern, fühle ich meine Kräfte nicht ausreichend. Ich überlaſſe Ihnen alſo den Sieg. Für die Lieder herzlichen Dank; ich habe ſie nur leider, da ich eben in dieſen Tagen das Bett nur wenig verlaſſen, noch nicht recht genießen und würdigen können. Ihr — warm ergebener — Rob. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 11. Mai 1885.]

Hochg. Hr. u. Fr.! Ich verſtehe die Karte nicht. Wie ſollte ich wiſſentlich einen Mann verletzen, welchem ich ſo viel Schönes danke? Für die neueſte Liederſpende konnte ich eben nur meinen wärmſten Dank ſagen; mich eingehender darüber zu äußern, war und iſt mir aus dem Grunde nicht möglich, weil ich ſie auf dem Piano allein mir nur ſehr unzulänglich verſtändlich mache und zu ihrer vollen Würdigung eine Gelegenheit erwarten muß, ſie mir zu Gehör bringen zu laſſen. Ich wiederhole noch ein mal als ſchwer Leidender die Bitte um Nachſicht, und verweiſe Sie für alle Folgezeit auf mein Schreiben vom 7. v. M., deſſen Inhalt Ihnen, ſo zu ſagen, ganz entgangen iſt. Ich möchte faſt glauben, daß Manchem das Leſen von Briefen ungleich ſchwerer fällt als das Schreiben. Mit unwandelbarer Hochſchätzung — R. Hg.

[Brief vom 21. Mai 1885.]

Sehr geehrter Herr und Freund! — Ihrer neueſten Briefkarte zufolge beſtand meine Unterlaſſungsſünde darin, daß ich mich über die kleinen autobiographiſchen Erinnerungen, zu welchen meine Kindheitserinnerungen im „Heimgarten“ Sie anregten, und mit welchen Sie meinen Brief vom 4. [wohl 7.] April erwiderten, nicht geäußert habe, und Sie fügen hinzu, daß doch Sie ſich über die Geſtändniſſe meines Briefes zu äußern nicht verſäumt. Dieſer Zuſatz befremdete mich ein wenig, denn ich hatte von Ihrem Schreiben den Eindruck zurückbehalten, als ob Sie darin den Inhalt des meinigen völlig abſeits liegen gelaſſen hätten. Und dies hatte mich faſt gewundert, da ich in beſagtem Schreiben, einem ſeltſamen Antriebe des Augenblicks folgend, die tragiſche Geheimgeſchichte meines vergangenen, gegenwärtigen und noch übrigen Erdenſchickſals kurz zu Papier gebracht — Dinge, von welchen bisher nur ein paar mir naheſtehende Perſonen Kenntniß hatten. Aufgerüttelt durch jenen Vorwurf, nahm ich Ihren Brief neuerdings zur Hand, und nun fand ich wirklich auf der 9. Seite desſelben eine Stelle, welche ſich auf meine Mittheilungen bezog. Sie lautet: „Eigentlich iſt der Inhalt Ihres Briefes, ſoweit er Sie perſönlich betrifft, ein recht trauriger und habe ich ihn auch ſo empfunden. Und was das Schlimmſte, es iſt faſt noch ſchwerer, für Sie Beſſerung zu hoffen, als für mich.“ — Wenn Sie nun fragen, wie dieſe Stelle mir entgehen oder meiner Erinnerung entſchwinden konnte, ſo bedenken Sie, daß dieſe Zeilen ſich in einem Briefe von 12 Seiten finden, und daß nach Durchleſung einer ſolchen, die verſchiedenſten Gegenſtände ſtreifenden „Cauſerie“ ein kleiner Gedanken-Seitenſprung ſich bei mir leicht ins Unbewußte verlieren konnte. Das verringert meine Schuld, ohne ſie aufzuheben, und ich bedaure jetzt doppelt, daß ich es verſäumte, Ihnen ausdrücklich zu danken für die Mittheilung der kleinen Familien-Erinnerungen, welche einen Theil Ihres Schreibens bildeten. Haben dieſelben auch, wie Sie ſelbſt ſagen, kein „aktuelles Intereſſe mehr“ — was ſie von meinen Geſtändniſſen unterſcheidet — und boten ſie deshalb auch zu Bemerkungen meinerſeits keinen Anlaß, ſo ergänzen ſie doch das autobiographiſche Material, das von Ihnen in meinen Händen iſt, mit einigen Zügen. Ihre Behauptung, wer 10 Zeilen ſchreiben kann, könne ebenſogut 30 ſchreiben, wage ich nicht zuzugeben, da man ja dann auch ſagen könnte: wer 30 Zeilen ſchreibt, kann ſechzig, und wer 60 Zeilen ſchreibt, kann 90 Zeilen ſchreiben u. ſ. w., was namentlich für Denjenigen nicht gleichgültig ſein konnte, der eben nicht bloß einen, ſondern 2, 3, und mehr Briefe oder Briefkarten auf einmal vom Krankenlager aus zu expediren hat. Leider mache ich im perſönlichen Verkehr ebenſo peinliche Erfahrungen, als im brieflichen. Kam da neulich eine Frau mit Tochter in meine Wohnung, ließ mir ihre Viſitkarte übergeben und wünſchte mit mir zu ſprechen. Nun empfange ich zwar jeden männlichen Beſuch im Bette; aber Frauen im Bette zu empfangen, hielt ich bisher (wenigſtens Fremden gegenüber) für eine Unhöflichkeit gegen ſie ſelbſt. Ich ließ alſo mit Bedauern zurückmelden, daß ich die Damen, weil eben das Bett hütend, nicht empfangen könne. Darauf ſie: wann ſie wiederkommen dürften? — Seltſame Frage! Ich ließ erwidern, da mein Aufſtehen von meinem Befinden abhänge und ich faſt immer bettlägerig ſei, könne ich mit Sicherheit Tag und Stunde nicht beſtimmen, wann ſie mich außer dem Bette treffen würden. Sie entfernten ſich, aber nach einer Viertelſtunde kam die Tochter wieder: Der Papa laſſe bitten, wenn ich die Mama durchaus nicht empfangen könne, möge ich die

Viſitkarte zurückgeben. Man forderte mir alſo die abgegebene Viſitkarte wieder ab! — Lieber Herr und Freund, wir Menſchen ſind alle geborene Egoiſten und uns in die Lage eines Andern zu verſetzen gelingt uns nun einmal nicht. Es ſollte deshalb Jeder, der den geſelligen Anforderungen nicht entſprechen kann, ſich in eine Wüſte zurückziehen und den Verkehr mit den Menſchen lieber ganz als zur Hälfte aufgeben. — Ihr warm ergebener — Robert Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 9. Auguſt 1885. — Hier handelt es ſich um das Gedicht: „An ein Kind" in den „Blättern im Winde" S. 332, die kleine Bertha betreffend.]

Hochgeehrter Herr und Freund! Ihre Vorausſetzung bezüglich des Kindes, auf welches ſich mein Gedicht bezieht, iſt vollkommen richtig. An eine Frage, die Sie an mich gerichtet und die ich unbeantwortet gelaſſen, erinnere ich mich durchaus nicht. Ich beantworte Fragen mit Vergnügen, umſomehr, da ich aus dem was mich betrifft, nicht leicht ein Geheimniß mache, und Theilnahme hoher ſchätze als Discretion. Mir iſt es lieber, die Welt weiß die Wahrheit von mir, als ſie halt ſich an Tratſch. Daß Sie fortfahren, meinen Verſen und Reimen muſikaliſche Faſſung zu geben, freut mich ſelbſtverſtändlich, und ſobald wieder ein kleiner Cyclus beiſammen, werde ich um gütige Mittheilung bitten. Auf meine Koſten jedoch! — Ihr ſtets ergebener — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 21. Auguſt 1885.]

Hochgeehrter Herr u. Fr.! Eine auf das bewußte Kind bezügliche Anfrage habe ich in Ihren letzten Briefen nicht gefunden. Sollte ein Schreiben von Ihnen verloren gegangen ſein? — Den Ausdruck „Cyklus" habe ich etwas anders gemeint, als Sie ihn verſtanden haben. Ich meinte damit nicht gerade eine größere Anzahl; drei Gedichte kann man ja auch ſchon einen Cyklus nennen, wenn ſie componirt, ein Notenheft bilden. Meine Abſicht war übrigens nur, Sie zu veranlaſſen, daß Sie aus Erſparungsrückſichten das, was Sie mir freundlichſt mittheilen wollen, nicht zu ſehr vereinzelt ſchicken, ausgenommen Sie wollen die Unkoſten mir überlaſſen, um was ich Sie nochmals dringend bitte. Ergebenſt Ihr — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 30. December 1885.]

Beſten Dank und herzliche Erwiderung vom Krankenbette aus! Ihr — ſtets ergebener R. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 26. April 1886.]

Beſten Dank, hochgeehrter Herr und Freund, für das wohlwollende Lebenszeichen und die Erinnerung an den mütterlichen 80. Geburtstag. Auch mein Vater überlebte das 80. Jahr. Wär' es ein Wunder, wenn ſo langlebige Leute einen „Unſterblichen“ oder ſo eine Art von ewigen Juden gezeugt hätten! Ich — und Sie ja auch — wir haben in der That ſchon viele Geſunde überlebt, und leben ſo vielleicht noch eine gute Weile darauf los. Die 89 Jahre Ihres Vaters ſind auch ein gutes Omen für Sie ſelbſt. Mein Befinden hat ſich nicht gebeſſert, aber auch nicht erheblich verſchlimmert, und Neues weiß ich von mir nicht zu berichten, was Sie immer vorausſetzen mögen, wenn ich nicht ſchreibe. Ihr ſtets ergebener R. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 17. Juni 1886.]

Ihren Pfingſtgruß, hochgeehrter Herr und Freund, beſtens erwidernd, melde ich Ihnen nur, daß ich nichts, gar nichts Neues zu melden habe. Nach wie vor warte ich Woche um Woche, Monat um Monat auf einen leidlich guten Tag. Eben jetzt befinde ich mich wieder ſo ganz beſonders ſchlecht, daß die groſſe Zuſchriften-Erledigungsmaſchine bei mir einmal völlig ins Stocken gerieth und ich volle drei Tage nicht eine einzge Briefzeile zu Papier brachte. Wie beneide ich Sie um Ihre Muſſe und um ſo manches Andere! — Ihr ſtets warm ergebener — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 5. September 1886. — Perſönlich haben ſich die beiden Correſpondenten überhaupt nicht kennen gelernt und es ergab ſich auch 1886, bei der flüchtigen Berührung der Stadt Graz ſeitens van Bruycks nicht die Gelegenheit den Dichter aufzuſuchen.]

Hochgeehrter Hr. u. Fr.! Ich bedaure herzlich, daß mir die Gelegenheit, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, entgangen iſt, begreife aber recht wohl, daß durch einen Verſuch, mich aufzufinden, die ruhige und ungeſtörte Erreichung des Hauptzweckes Ihrer Reiſe ſehr in Frage geſtellt worden wäre. Die Rüſtigkeit, welche Ihnen eine ſo angeſtrengte Fahrt geſtattete kann ich nur beneiden; mir machen täglich ſich mehrmals zu heftigen Anfällen ſteigernde Schmerzen in Verbindung mit dem Eigenthümlichen ſonſtiger höchſt läſtiger Beſchwerden einen ſtundenlangen Aufenthalt im Eiſenbahnwagen leider unmöglich. — In alter Ergebenheit — Ihr — Hg.

[Brief vom 11. October 1886.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Es freut mich, daß von dem was ich ſchreibe, doch immer dem Einen dies, dem Andern jenes ausnehmend gefällt und als ein Beweis ungeſchwächter Dichterkraft erſcheint. Nur den Literaten, den Journaliſten kann ich nie, aber auch gar nie, irgendwas zu Danke machen. Jenes

Gedicht „An den Abendſtern" [Blätter im Winde] hervorzuheben, iſt noch keinem Rezenſenten, der das 1. Heft der „Deutſchen Dichtung" beſprach, eingefallen, und würde auch keinem einfallen, wenn noch tauſend ſolcher Beſprechungen erfolgten. Darauf können Sie wetten. Um eine Abſchrift der Vertonung des „Abendſterns" würde ich Sie natürlich gerne bitten, wenn ich es nur anzuſtellen wüßte, Sie zu bewegen, daß Sie wenigſtens die Koſten der Überſendung mich allein tragen laſſen. Ob Sie ein Freiexemplar meiner neuen, im November erſcheinenden lyriſchen Sammlung „Blätter im Winde" als eine Art von Vergütung anzuſehen geneigt ſein würden, weiß ich nicht. — In herzlicher Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief vom 21. October 1886.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie erwidern meine Äußerung, daß lyriſche Gedichte von mir, wenn ſie auch noch ſo großen Erfolg beim Publicum haben, doch niemals von der Kritik beachtet werden, mit der Bemerkung, Sie könnten auf den Umſtand, daß die „Deutſche Zeitung" in der Beſprechung des 1. Heftes der „Deutſchen Dichtung" meinen „Abendſtern" nicht hervorhob, kein ſo großes Gewicht legen. Dieſe Erwiderung beweiſt mir zu meinem großen Schrecken, daß Sie mich für den eitelſten Gecken halten den jemals der deutſche Parnaß getragen! Ihrer Anſicht nach gräme ich mich und jammere ich blos deshalb, weil die „Deutſche Zeitung" und juſt die „Deutſche Zeitung" meinen „Abendſtern" und juſt den „Abendſtern" zu erwähnen unterlaſſen hat! — Sie gehen noch weiter und ſchließen hieraus, daß ich mich für nicht genug von der Zeitungskritik „gewürdigt" halte, während doch „wenigſtens" die öſterreichiſche Kritik mich im Ganzen jederzeit mit den „ausgezeichnetſten Ehren" überhäufte. Ich ſprach nicht von

Würdigung; mein Ausdruck war, daß ich den Journaliſten im Lyriſchen niemals etwas „zu Danke mache". Dieſer Ausdruck läßt es vollkommen dahingeſtellt, ob die Schuld auf meiner, oder auf Seite der Rezenſenten ſei. Ich bin, von den Kritiken angefangen, mit welchen Kuh mich vernichtete, Grasberger verhöhnte, bis herunter auf die eben erſchienene Hamerling-Nummer der „Deutſchen Dichtung", ebenſoviel geſchmäht als gelobt worden. Meine „Aſpaſia" wurde von der geſammten Wiener Kritik einmüthig aufs Schärfſte verurtheilt und ich darf wohl ſagen verunglimpft. S. Heller that den denkwürdigen Ausſpruch, in allen 3 Bänden, — wörtlich! — finde ſich nicht ein einziger guter Gedanke! — „Amor und Pſyche" wurde nur von 2 Wiener Blättern, ſo viel ich weiß, günſtig beſprochen; die „Proſa" wurde bei ihrem Erſcheinen nur von einem einzigen größeren Wiener Blatte, und zwar in ſehr abfälliger Weiſe beurtheilt. (Da hieß es z. B. Aufſätze wie der über Dante — ich bitte, ſehen Sie ſich denſelben einmal an! — genügten „nicht einmal dem Tagesbedürfniß!") Erſt 2 volle Jahre nach Erſcheinen des Buches brachte die „Neue Fr. Preſſe" eine günſtigere Kritik aus der Feder eines norddeutſchen Schriftſtellers. Dieſes Maß von Anerkennung mag den Umſtänden gemäß ſein und ich erkläre feierlich, daß ich mich darüber nicht beklage. Aber daß es die ausgezeichnetſten Ehren in ſich ſchließe, die mir erwieſen worden ſind, wie Sie annehmen, das ſcheint mir doch zu viel geſagt. Ich habe der Kritik auch dort, wo ich ihr Benehmen gegen mich nicht bloß für ſtreng, ſondern auch für leichtfertig halten mußte, meine Achtung nie verſagt, habe auch nie und nirgends in meiner beſcheidenen Zurückgezogenheit Anlaß gegeben, für eitel und ehrgeizig gehalten zu werden. Daß es mir trotzdem von einem gebildeten und mir befreundeten Manne widerfährt, für einen Gecken gehalten zu werden, der über Verkennung klagt, weil eines ſeiner Gedichte in dieſem oder jenem einzelnen Blatte nicht hervorgehoben worden iſt — das übertrumpft alle meine bisherigen Erfahrungen im brieflichen Verkehr. Mißverſtehen konnten Sie mich nicht, denn ich ſprach aufs allerausdrücklichſte von einer allgemeinen Erfahrung und Regel — von einer Thatſache, die paradox klingt, aber zufällig in einem faſt unglaublichen Maße wahr iſt. Unrecht hatte ich jedoch, dies gebe ich zu, mir durch Ihr begeiſtertes Lob des „Abendſtern“ eine Äußerung entlocken zu laſſen, die als Empfindlichkeit gedeutet werden konnte. Das kommt vom Schwatzen — und wenn man ſich in Briefen nicht auf das Nothwendigſte beſchränkt. Zur Strafe zwingen Sie mich nun, einen noch viel längeren Brief zu ſchreiben! — Genug davon. Empfangen Sie meinen wärmſten Dank für Ihre Compoſition des „Abendſterns“: ich freue mich, wie immer, eine werthvolle Spende zu dem Schatze meiner Brunckiana fügen zu dürfen. Noch immer harre ich armer Klausner leider jener menſchlichen Kehle, die ſich mir ſo weit zur Verfügung ſtellen wird, um alles das auch immer eingehend würdigen und ganz genießen zu können. — Sie fragen, ob es mir nicht unangenehm ſei, wenn Sie mir Ihre ältere Compoſition Hebbel'ſcher Gedichte ſchicken? Hochgeehrter Herr und Freund, wie ſollte es mir unangenehm ſein? Ich ſage wie ein wohlerzogenes Kind: Bitte! — In hochachtungsvoller Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Über Emil Kuh und Seligmann Heller haben wir an anderer Stelle geſprochen. Hans Grasberger hat nach dem Tode Robert Hamerlings in der „Wiener Zeitung“ ein Feuilleton (ſig. — gg.) unter des Dichters Namen veröffentlicht, das uns als Ausſchnitt ohne Datum vorlag und dem wir die folgenden Stellen entnehmen: Nach einem jahrzehntelangen, ſich ſtetig verſchlimmernden Leiden hat Hamerling die Augen geſchloſſen und eine ſeiner jüngſten Kundgebungen war, daſs er nicht wolle zu den Peſſimiſten gezählt werden. So viel er ſchon geſchaffen hatte, noch auf dem Todtenbette getröſtete er ſich, daſs ſein letztes Werk, ein philoſophiſches, nicht als Torſo zu verbleiben haben werde. Nicht geſellſchaftliche Geltung, kein abſonderliches Glückswalten, kein erfolggekröntes Streberthum haftet an dem Namen, der gleichwohl einen echten, vollwichtigen Dichter bedeutet und danach angethan iſt, für eine ungemeſſene Zukunft ſeinen Klang zu behaupten. Hamerling lebte wie ein Einſiedler, ein Sonderling und hat tiefer und nachhaltiger auf die Welt eingewirkt, als ſo manches Weltkind, welches immer aus dem Vollen zu ſchöpfen vermeint und uns in ſeinem Sieb doch nichts Rechtes darzubieten vermag .... In einer Zeit, da ſich die Stilwendung ins Realiſtiſche vollzog, iſt der Idealiſt Hamerling aufrecht und ſieghaft geblieben. Was geht aus dieſen merkwürdigen Umſtänden und Gegenſätzen hervor? Für Hamerling, daſs ſeine Begabung echt und groß, ſein Streben und Schaffen ernſt, lauter und raſtlos und daſs ſein Anſehen, ſeine Geltung natürliches Wachsthum und ehrliches Verdienſt war .... Hamerling hängt mit unſerer großen Literatur nicht nur zuſammen, ſondern iſt ein unmittelbarer Ausläufer der claſſiſchen Dichtkunſt; ein Ausläufer, der ſich nicht zahm in die Ebene verflacht, ſondern ein anſehnliches, eine beträchtliche Weite beherrſchendes Cap bildet .... Die gedankliche Anſchauung und Zuſchärfung der Dinge; die Ausprägung des Perſönlichen zu Geſtalten, die mehr bedeuten als leiben und leben; der redneriſche Fluſs und Schwung der Darſtellung; das lebhafte Colorit bei ſchwanken Umriſſen; in den geſchilderten Leidenſchaften weniger elementares Walten als durch

Raiſonnements geſteigertes Gelüſte; die Vorliebe für das Abſpielen des Vorganges im Mittelgrunde und für das Schauen aus einiger Ferne: dieſe und ähnliche Züge laſſen ſich unſchwer dem Hamerling'ſchen Kunſtſchaffen entnehmen und ſie ſind theils dem idealiſtiſchen Stile überhaupt eigen, theils erinnern ſie auffallenderweiſe an Schiller'ſches Vorgehen . . . . Und wenn wir ſo Hamerling als unſern zeitgenöſſiſchen Schiller betrachten dürfen, was iſt ihm eigenthümlich? Es iſt dies ſeine Reflexionsepik und diejenigen modernen Ideen, denen dieſelbe zum Ausdrucke dient. Mit dieſem Gedankengehalte ſeines epiſchen Sanges gehört er uns an, wirkte er auf unſere Zeit und wurde er von ihr verſtanden . . . . Er wurde zu einem gern vernommenen und hochangeſehenen *modernen* Dichter . . . . Nur wenn wir ſcharf auseinanderhalten, daſs Hamerling der Bildung und Geſinnung nach zu den Claſſikern zählt, nach den empfangenen Anregungen und nach den Zielen ſeines Schaffens aber einen modernen Künſtler abgeben wollte, nur dann begreifen wir, daſs und warum man ihn ſo gern mit Rich. Wagner und mit Hans Makart zuſammen nannte, wie nicht minder, daſs ſein letztes großes Werk, der „Homunculus", dasſelbe Aufſehen erregte und nicht weniger die Geiſter beſchäftigte als beiſpielsweiſe ſein „Ahasver" oder ſein „König von Sion" — daſs alſo der Dichter ſeinen Ruhm und ſeinen Stern nicht überlebte . . . . Tröſtend und erhebend iſt der Umſtand, daſs Hamerling nicht auf taube Ohren ſtieß, ſondern eine große Gemeinde fand, trotzdem man uns einzureden ſuchte, daſs die Welt ſammt und ſonders im Materialismus und im literariſchen Ungeſchmacke untergegangen ſei. (Nun widmet Grasberger jedem Werke Hamerlings einige Worte oder Zeilen und fährt dann fort:) Ein vorzüglicher Proſaiſt, hat Hamerling in den Schriften, welche er ſtolz beſcheiden „Proſa" nennt, der Erſte das Feuilleton als kleines Kunſtwerk gewürdigt, und erſcheint er als Vorkämpfer für die jetzigen Beſtrebungen, der deutſchen Sprache wieder zu ihrer Würde, ihrem Adel zu verhelfen .... Hamerlings Lyrik verdiente eine ganz beſondere Auszeichnung; ſie iſt eigen, tief, ſinnig, neu in Bildern und Wendungen und von oft beſtrickendem Wohlklange; ſie allein reichte aus, ſeinem Namen Glanz und Ruhm zu ſichern .... Hamerling hat Roſegger und andere jüngere Talente edel gefördert. Sein betagtes Mütterlein hat ihm die Augen zugedrückt. Der wackeren Frau iſt ihr einziges Kind, ihr großer Sohn entriſſen — was alles ein Mutterherz zu ertragen hat!

Correſpondenz-Karte vom 26. December 1886. — Unter P. iſt die k. u. k. Kammer- und ehem. Hofopernſängerin Roſa Papier-Baumgartner gemeint; van Brunck hatte ihr einen Liedercyklus übermittelt. — „Lyriſche Sammlung“, wahrſcheinlich „Blätter im Winde“.]

Hochverehrter Fr.! Dieſe Weihnachtszeit war für mich eine ſehr ſchlimme, vielleicht die ſchlimmſte Zeit meines bisherigen Lebens. Sehr krank und zu Allem unfähig, danke ich Ihnen nur mit dieſen wenigen Zeilen für das wohlwollende und ausführliche Schreiben über die lyriſche Sammlung und für die intereſſanten, mir ſehr werthvollen Compoſitionen. — Frau P. hat es ſich wahrſcheinlich zum Grundſatz gemacht, die vermuthlich zahlreichen Zuſendungen unerwidert zu laſſen; das iſt unfreundlich und unhöflich, aber zur Rück- oder Weiterſendung könnte ſie nicht verhalten werden, da ihr dies Mühe und Koſten (wenn auch geringe) verurſachen würde. Man kann alſo die Sachen nur bei ihr abholen laſſen, und dies zu thun rathe ich Ihnen entſchieden. Warum ſoll man etwas in Jemands Händen laſſen, der es nicht formell angenommen hat und keinen Werth darauf legt? — Mit herzlichen Wünſchen zum Jahreswechſel — Ihr — ſtets ergebener — R. Hg.

[Brief vom 18. Januar 1887. — In den „Stationen“ erwähnt Hamerling van Bruycks S. 273 und 424; die erſte Stelle theilten wir bereits mit, die zweite lautet: Was die Perſonen betrifft mit welchen ich längere oder kürzere Zeit in einem lebhaftem brieflichen Verkehr ſtand, ſo mache ich aus der Erinnerung namhaft: . . . . Ferner mit K. van Bruyck in Wien, einem Componiſten, deſſen Lebensſchickſal ſo eigenthümlich iſt wie ſein Talent und das Ringen einer Künſtlerſeele mit inneren und äußeren Dämonen in bedeutſamſter Weiſe veranſchaulicht.]

Hochgeehrter Freund! — Die Kritik wurde ohne Zweifel Ihre Vertonung meines „Stiftinghauſes“ mit dem Bedenken anfechten, daß dieſes Gedicht ſich nicht zur muſikaliſchen Behandlung eigne. Aber unter Ihren Händen wird eben Alles zur Muſik, und ich bin der Letzte, der es Ihnen verargt, daß Sie mein Cicadenlied ſo wohllautend und kräftig ausgeſtaltet haben. Ich bedaure nur, meine ohnedies drückenden, leider uneinlösbaren Dankesſchulden gegen Sie ſo immer vermehrt zu ſehen. — Der Name Stiftinghaus ſtammt von der Lage des Hauſes im Stiftingthal, das der Stiftingbach durchfließt — Im Übrigen haben die Herzensergießungen Ihres letzten werthen Briefes mich wieder ſo recht lebendig eingeführt in Ihre Lage und Stimmung gegenüber der Welt, die mit Ihnen nichts anzufangen weiß. In meinen überſichtlich kurz gefaßten Bekenntniſſen, deren Veröffentlichung im Heimgarten langſam ihren Fortgang nimmt, werde ich auch Ihrer Freundſchaft dankbar zu gedenken haben, und bei dieſer Gelegenheit werde ich ein Wort des Bedauerns nicht zurückhalten können, daß Ihnen ſo wenig Spielraum für die Bethätigung Ihres Geiſtes, Ihrer Bildung, und Ihres Talentes zu Theil geworden iſt. — Nicht weniger verſtändlich iſt mir das Gefühl Ihrer perſönlichen Vereinſamung. Seltſam und faſt tragikomiſch berührt es mich, daß, was den brieflichen Verkehr mit der Welt anbelangt, Sie und mich das Verhängniß mit dem entgegengeſetzten Mißgeſchick foltert. Sie fühlen ſich unglücklich, weil Ihre Freunde Ihnen ſo ſelten und ſo wenig ſchreiben; mich quält man zu Tode mit Zuſchriften und Behelligungen aller Art, von welchen die meiſten doch erwidert werden müſſen. Dieſe unerſprießliche Zerſplitterung meiner Zeit und des Reſtes von Kraft, den mir meine Krankheit läßt, iſt ein wahrer Schickſalsfluch. So ſchleppt ſich Jeder hin mit ſeinem beſonderen Elend. Gott ſchenke uns Geduld und helfe weiter. — In warmer Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief vom 5. April 1887.]

So muß ich denn, hochgeehrter Freund, Ihren Geburtstagsgruß, mit einer Beileidskundgebung erwidern! Mit der Kundgebung eines Beileids, das um ſo aufrichtiger iſt, da der Verluſt Ihres Vaters vielleicht einen Schlag, einen Verluſt in mehr als einer Beziehung für Sie bedeutet. Einen Vater verloren Sie, der 89 Jahre alt und Ihnen doch noch eine Stütze war! Nun ſtehen Sie wohl ganz allein in der Welt — und das Alleinſtehen empfindet man immer peinlicher, je älter man wird. Ich wünſche Ihnen von Herzen, daß Sie ſich, wenn auch allein, doch nicht im ſchlimmſten Sinne verlaſſen fühlen mögen und ſich's noch einmal erträglich einzurichten in die Lage kommen für den Reſt Ihrer Tage! — Den von Ihnen gefaßten Entſchluß, nun gleichfalls Ihr Leben zu beſchreiben, kann ich nur mit Beifall

begrüßen. Eine Arbeit dieſer Art iſt die erſprießlichſte Einkehr in ſich ſelbſt. Da Sie nun einmal, wie es ſcheint, keine Operetten zu componiren verſtehen, ſo hätten Sie ſich längſt ganz der Schriftſtellerei zuwenden ſollen. Allerdings zeigten ſich auch bei Verſuchen dieſer Art Ihnen die Umſtände keineswegs ermunternd; aber mehr wäre dabei, ernſtes und gründliches Auffaſſen der Sache vorausgeſetzt, doch vielleicht für Sie zu erreichen geweſen, als bei der unfruchtbaren Muſik. Alſo Glückauf zu den „Memoiren“! Aber daß Sie meine frühere Mittheilung, wie ich Ihrer in meinen Bekenntniſſen zu gedenken haben würde, nun Ihrerſeits mit der Mittheilung erwidern, Sie gedächten meine Erwähnung Ihrer Perſon durch Erwähnung der meinigen in Ihren Denkwürdigkeiten wettzumachen, bedauere ich faſt. Denn es wird, nachdem wir einander wechſelſeitig dieſe Mittheilungen gemacht, jeder von uns beiden ſich bei der Erwähnung des Andern eine gewiſſe Zurückhaltung aufzuerlegen haben, damit es nicht heiße: eine Hand wäſcht die andere, einer ſagt Gutes vom Andern, damit dieſer wieder Gutes von ihm ſage. — Mit treuen und theilnehmenden Geſinnungen ſtets der Ihrige
Robert Hamerling.

[Van Bruyck's Vater trat in den Staatsdienſt und avancierte bis zum Rechnungsrath in der ehemaligen k. k. Hof-Poſtbuchhaltung, als welcher er 1856 in Penſion gieng und nach Waidhofen a. d. Y. überſiedelte; er beſaß Zeichentalent, das ſelbſt bei Fachmännern Anerkennung fand, malte Aquarelle und kalligraphierte. Am 2. April 1887 ſollte er den 90. Geburtstag feiern, verſchied aber am Nachmittag des 1. April. In Waidhofen ſtarb 1865 auch die Mutter des Componiſten. — Die erwähnte Lebensbeſchreibung aus dem Jahre 1887 ſtammend, exiſtiert noch gegenwärtig als Manuſcript, bis auf einige kleine Fragmente, die in der „Heimat“ gedruckt wurden.

Brief vom 18. Auguſt 1887.]

Hochgeehrter Freund! — Mein Befinden hat ſich in letzter Zeit nicht gebeſſert, ſondern verſchlimmert, und ſo mußte ich mich in meinem Briefwechſel auf die Erledigung beſtimmter Angelegenheiten beſchränken. In den letzten Wochen war jede Minute, in welcher ich überhaupt ſchreiben konnte, einer Abſchrift des Homunkel für den Druck gewidmet, die ich aus gewiſſen Gründen *ſelbſt* herſtellen mußte. Ihre Denkwürdigkeiten ſind alſo druckbereit? Ich gratulire! Selbſtverſtändlich werde ich Alles was Sie mir vom Inhalt im Voraus mittheilen wollen, mit Vergnügen zur Kenntniß nehmen. Neulich ſtieß ich im 2. Bande der Hebbel'ſchen Tagebücher auf den ausführlichen Brief Hebbels, den er an Sie gerichtet, nachdem Sie, wie Kuh, ſich von ihm losgeſagt. Ich wäre begierig zu vernehmen, was Sie auf die Hebbel'ſchen Darlegungen oder vielmehr Andeutungen der Sachlage zu erwidern haben. Wollen Sie mir einmal einen beſonderen Gefallen thun, ſo äußern Sie ſich über dieſen Punkt brieflich und laſſen Sie in dieſem Falle der Luſt und Leichtigkeit Ihrer Federführung die Zügel ſchießen — je mehr deſto beſſer. Hebbel iſt mir durch eben dieſe Tagebücher auch als Menſch intereſſant geworden. Meine Bekenntniſſe werden im Heimgarten bald abgeſchloſſen ſein, und erſcheinen dann als Buch, in welcher Geſtalt ich ſie Ihnen vorzulegen nicht ſäumen werde. In einer der letzten Fortſetzungen hatte ich ſchon zu einer flüchtigen Erwähnung Ihrer Perſon Anlaß, die aber nur beſagt, daß Sie viele meiner Gedichte in Muſik geſetzt haben. — In warmer Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 6. September 1887. — Van Brunck hatte ſeine Memoiren, ein Manuſcript von nahe zweitauſend Seiten, dem Dichter übermittelt. — Profeſſor Karl Werner, literariſch thätig, zuletzt Schulinſpector in Salzburg, wo er, ſeit ſeiner Penſionierung in Wien, lebte; Brunck war mit ihm ſeit der Gymnaſialzeit nahe befreundet. Das „ausführliche Schreiben" trägt das Datum 28. September 1887, lag uns aber nicht vor, da es ſich angeblich nicht für die Öffentlichkeit eignet; dieſes Schreiben iſt auch im nächſten Brief gemeint.]

Hochgeehrter Freund! Die Lecture feſſelt mich aus mehr als einem Grunde ungemein; ich werde ſie alſo bald beendet haben. Jedenfalls noch vor Ablauf des Monats geht das Manuſcript (nebſt Porträts) an W., ein ausführliches Schreiben an Sie ab. Einſtweilen beſten Dank! — In wärmſter Ergebenheit Ihr — R. Hz.

[Brief vom 1. October 1887.]

Hochgeehrter Freund! — Sie könnten, ſagen Sie, wenn Sie wollten, darüber empfindlich ſein, daß ich in meinem Schreiben über Ihre Autobiographie Ihre Schickſale nicht ſo „ſchrecklich" gefunden zu haben erklärte, als ich erwartete. Mißverſtändniſſe über Mißverſtändniſſe! Unter den „ſchrecklichen Dingen", auf welche Sie mich vorbereitet hatten, verſtand ich, wie der *Zuſammenhang* der bezüglichen Stelle unzweideutig beweiſt, nicht Ihre widrigen *Lebensſchickſale*, die ja ſchrecklich genug ſind, ſondern jenes *Bedenkliche*, *Schmachvolle*, und für einen größeren Kreis *nicht Mittheilbare*, wovon Sie mich durch briefliche Äußerungen ein doch noch *größeres* Maß erwarten ließen, als ich darin wirklich fand. Ferner war es nicht der von Ihnen auf meine angebliche Handlungsweiſe bei Gelegenheit des kleinen Proſa-Conflikts angewendete Ausdruck „komiſch“, durch den ich mich lächerlich gemacht fühlte, ſondern die Angabe, daß ich einen Zeitraum von 14 Tagen für unzureichend erklärte, meine „Proſa“ durchzuleſen, und beanſpruchte, Sie hätten Gott weiß wie viele Wochen dieſer Lectüre widmen ſollen. Daß ich der Theilnahme an Ihren Lebensſchickſalen nicht jetzt wieder in meinem Schreiben Ausdruck gegeben, entſchuldigen Sie zum Theil ſelbſt damit, daß mir Ihre Schickſale im Weſentlichen ja nicht neu waren und es ſich nur um die Wiederholung der Verſicherung meines Antheils hätte handeln können. Aber wenn dieſer Umſtand mich wirklich in Ihren Augen entſchuldigte, ſo hätten Sie den Vorwurf nicht ausgeſprochen. Ich lege auch kein beſonderes Gewicht auf dieſen Entſchuldigungsgrund, ſondern mehr darauf, daß ich, nachdem ich als ein, ich darf wohl ſagen ſchwer Kranker mit großer Anſtrengung vier eng beſchriebene Seiten Ihrem Manuſkripte gewidmet, Vieles ungeſagt laſſen mußte, was ich noch hätte ſagen können und ſagen wollen. Ich mußte mich auf die ſachlichen Urtheile und praktiſchen Winke beſchränken. — Sie verharren auf Ihrer Anſicht, „etwas empfindlich“ ſei ich doch, und ein „Sonderling“ müſſe ich mir wohl auch in dem Sinne zu ſein gefallen laſſen, wie es Dichter, Künſtler u. dgl. häufig ſind. Sie irren: man kennt mich im Kreiſe meiner Freunde durchaus nicht als empfindlichen Menſchen, und namentlich in Fällen, wenn man Streit mit mir ſucht, entwickle ich eine Gelaſſenheit und Ruhe, über welche mir wiederholt die Bewunderung der Zeugen ausgedrückt worden iſt. Auch von Sonderlingsmanieren dürfte in meinem einfachen Weſen wohl noch Niemand etwas bemerkt haben. In dieſer Beziehung bin ich ganz Philiſter, ſowie z. B. auch in Beziehung auf Pünktlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit und

Verläßlichkeit. In dieſen und ähnlichen Dingen nehme ich gar keine licentia poetica für mich in Anſpruch.

Haben Sie nur die Güte, ſehr werther Freund, aus dem kurzen, knappen Ton dieſer flüchtigſt hingeworfenen Äußerungen nichts weiter herauszuleſen, als die nothgedrungene eilige Aufhellung von ein paar neueſten Mißverſtändniſſen. Wüßten Sie, in welchem Zuſtande ich ſchreibe, Sie würden die Haſt und Knappheit meiner Ausdrücke entſchuldigen. — Jedes muſikaliſche Blättchen aus Ihrer Hand gereicht mir zur Freude; ſo auch das letzte. Beſten Dank dafür! — Das Manuſkript iſt heute an Werner abgegangen. — In warmer Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 2. November 1887.]

Hochgeehrter Freund! Ich bin in letzter Zeit äußerſt wenig aus dem Bette gekommen, und die Verſuche, zu einem vollen Genuß des letzten Liederhefts am Clavier zu gelangen, ſind bisher leider geſcheitert. Kopf, Augen und Hände verſagten mir den Dienſt. Zum Erſatz nahm ich die leichter lesbaren und leichter ſpielbaren „Tänze“ Op. 25 wieder einmal vor und erquickte mich daran. Ach, wenn Sie doch den Born der Claviermuſik reichlicher wollten fließen laſſen! Dafür wären unter den Freunden Ihrer Tonmuſe Ihnen die Einſamen, die keinen Sängermund, ſondern nur 2 Hände zur Verfügung haben, wahrhaft verpflichtet! Für den letzten liebenswürdigen Brief noch beſondern Dank! — Stets der Ihrige — R. Ha.

[Correſpondenz-Karte vom 19. November 1887. — Dr. Moriz Thauſing, Kunſthiſtoriker, langjähriger Vorſtand der „Albertina“ in Wien, war Bruncks Schwager. — „An der ſchönen blauen Donau“ hieß die ſchöngeiſtige Beilage der nicht mehr exiſtierenden „Preſſe“ in Wien.]

Hochgeehrter Fr.! Ich ſende Ihnen den intereſſanten Thauſing-Artikel der „Allg. Ztg.“ beifolgend unter Kreuzband mit beſtem Dank zurück. Mein Bedauern im letzten Briefe bezog ſich nicht darauf, daß Sie Clavierſachen nicht mehr veröffentlichen, was ich ja begreife, ſondern darauf, daß Sie auch keine mehr ſchreiben. Während die bewußten Umſtände Sie nicht abhalten von reichlicher Lieder-Compoſition, ſcheint es Ihnen für das Clavier gegenwärtig an Luſt und innerem Trieb zu fehlen. Das bedaure ich als Freund der zweihändigen Muſik, die mir vielleicht deshalb beſonders lieb geworden, weil ſie mir faſt immer jede andere erſetzen mußte. Sollte nicht die „ſch. bl. Donau“ gern noch Weiteres der Art von Ihnen bringen? Was Sie von Lord Lucifer ſagten, hat mich gefreut. Gewiß wäre das Stück nicht unaufführbar, wenn man es aufführen wollte.
In wärmſter Ergebenheit Ihr — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte vom 22. November 1887.]

Tant mieux! Es freut mich, in dieſem Punkte Unrecht zu haben. Meine irrige Anſicht beruhte aber nicht darauf, daß Sie mir keine Clavierſachen ſchickten — was eine abſurde Folgerung wäre — ſondern darauf, daß Sie in Ihren Briefen faſt immer nur von einer ſich in Liedercompoſitionen ergehenden Thätigkeit ſprachen. Auch in den Memoiren, ſo weit ſie die letztere Zeit betreffen, war — wenn die Erinnerung mich nicht täuſcht — ſo viel von Liedern u. ſo wenig von Clavierſtücken die Rede, daß mir die Erinnerung an etwaige Erwähnungen der letzteren leicht entſchwinden konnte. — In ſteter Ergebenheit — Ihr — Rob. Hg.

[Brief vom 17. Januar 1888. — Ein Commentar zum erſten Theile dieſes Briefes ließ ſich nicht beibringen.]

Hochgeehrter Freund! — Ich danke Ihnen für Ihre wohlwollenden brieflichen Auslaſſungen über den Homunkel. Sie finden meine Satire ſcharf; aber Sie werden, wenn Sie näher zuſehen, wohl einräumen, daß die ſtarken Hiebe immer nur aufs Allgemeine gehen, und je mehr ich mich aufs Beſondere einlaſſe, der Ton um ſo milder wird, wie namentlich in der literariſchen Walpurgisnacht, und daß ich im ganzen Werke von allem Perſönlichen mich ſo viel als möglich fern gehalten. Wie man den achten Geſang trotz des auf den erſten Seiten desſelben Geſagten für „antiſemitiſch“ im heutigen Parteiſinne ausſchreien konnte, iſt mir unbegreiflich. Eine rechte Freude, hochgeehrter Freund, würden Sie mir machen, wenn Sie mir die Stellen näher andeuten wollten, an welchen ich, wie Sie ſagen, mich ſelbſt „nicht geſchont zu haben“ ſcheine. Glauben Sie ja nicht, daß Sie mich damit irgendwie verletzen könnten; ich würde Ihnen im Gegentheil den heiterſten Dank dafür zollen.

Mit meinem Clavierſpiel iſt es eine höchſt mißliche Sache, ſeit ich nun ſchon Monate lang mich glücklich ſchätzen muß, wenn ich das Bett im Laufe des Tages auf ſo lange verlaſſen kann, um mich zu waſchen und zu raſiren. Dennoch habe ich Ihre mir freundlichſt überſandten Hefte einige male durchgeſpielt. Wollte ich als Dilettant mich tiefer auf eine Beurtheilung derſelben einlaſſen, ſo würde ich dem Meiſter vielleicht ein Lächeln entlocken. Ich will Ihnen alſo nur geſtehen, daß ich alle dieſe Tonſtücke ebenſo reizend als intereſſant und geiſtreich gefunden habe. Es iſt Muſik für Ohr, Geiſt und Seele zugleich. Daß dieſe Stücke nicht weitere Verbreitung im muſikaliſchen Publicum gefunden, überraſcht mich überraſcht mich auch wieder nicht. Geht es denn im Grunde viel beſſer mit Schumanns wundervoller Claviermuſik? Wie viel davon iſt denn wirklich in den Händen des klavierſpielenden Publikums? Die „Albumblätter“ und noch das eine oder andere Heft und damit gut. Ich weidete mich ſeit Jahren oft an der Verwunderung nicht bloß von Laien, ſondern auch von jungen Tonkünſtlern und Componiſten, wenn ſie gelegentlich bei mir **Alles**, was Schumann für das Clavier geſchrieben, vereinigt ſahen. Das Meiſte davon kam ihnen zum erſten mal zu Geſicht. Ich beſitze überhaupt von den großen Meiſtern der Claviermuſik Alles vollſtändig; die Genügſamkeit, welche mit einigen „ausgewählten“ Stücklein fürliebnimmt, und z. B. an ein paar Notturnos oder Walzer von Chopin Jahre lang herumknuſpert, war mir immer fremd. Auch Ihre Sachen werde ich mir anſchaffen, wenn noch einmal eine Zeit kommt, in welcher von Clavierſpiel bei mir wieder die Rede ſein kann. — Sie rücken in Ihrem letzten werthen Schreiben neuerdings mit einer Beſorgnißäußerung heraus, ob es mir denn wirklich angenehm, wenn Sie mir Abſchriften Ihrer neueſten Compoſitionen meiner Lieder ſchicken. Hochgeehrter Freund! nehmen Sie doch ein für alle mal das ſchon wiederholt Angedeutete zu geneigter Kenntniß: — Solche Sendungen können mir immer nur erfreulich ſein und verpflichten mich zu beſtem Danke, wenn Sie die Koſten der Zuſendung mir überlaſſen! Daß Sie neben der Mühe auch noch Auslagen machen ſollen, iſt mir ein peinlicher Gedanke, der mir einzig die Freude des Empfangs vergällen kann. — In wärmſter Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling. — Die Muſikhefte gehen gleichzeitig mit dieſen Zeilen an Sie ab.

[Correſpondenz-Karte vom 23. December 1888. — „Selbſtbiographie“, darunter ſind Hamerlings „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft“ gemeint, ein Buch, welches van Brandt ſehr wert hält.]

Hochgeehrter Fr.! Ich gedenke Ihrer oft und mit herzlichem Mitleid, aber ich bin leider ſelbſt ſo elend und ſorgenbelaſtet, daß ich fremdem Leid meine Theilnahme äußerlich zu bekunden nur in kargem Maße vermag. Ich muß Alles gehen laſſen wie es geht. Daß Sie gegenwärtig in Ihren Briefen ſich ſo kurz faſſen müſſen, iſt gerade bei Ihnen eine ſehr befremdliche Sache; aber die Schwäche verräth ſich nur in der Quantität, nicht in der Qualität deſſen was Sie ſchreiben. Meine Selbſtbiographie geht nach Neujahr unter die Preſſe; Sie erhalten ein Exemplar ſofort nach dem Erſcheinen. Ihre Wünſche erwidere ich von Herzen und ſehe keinen Grund zu zweifeln, daß für Sie doch wieder beſſere Tage kommen werden. Aufrichtigſt ergeben — Ihr — R. Hg.

[Brief vom 24. März 1889. — „Die literariſche Hauptaufgabe,“ wahrſcheinlich „Die Atomiſtik des Willens“, welche erſt nach dem Tode Hamerlings erſchien.]

Innigen Dank, ſehr geehrter Freund, für jedes freundliche Wort! Die Kürze Ihrer jetzigen Briefe ſagt mir mehr als die Länge der früheren. Aber ich kann nur ſeufzen, nicht Sie tröſten und aufrichten. Seit Anfangs November v. J. habe ich die Schwelle meines Krankenzimmers nicht mehr überſchritten und das Bett nur auf Augenblicke verlaſſen. Von unabläſſigen Beſchwerden gepeinigt, muß ich geizen wie kein Anderer mit den wenigen Momenten, wo eine Art von Thätigkeit möglich, um die dringendſten Angelegenheiten zu erledigen, die literariſche Hauptaufgabe meines reifen Alters einem Abſchluſſe zuzuführen, und zu erwerben was ich für Andere brauche. Mein häusliches und menſchliches Schickſal iſt eins der tragikomiſchſten, die je vorgekommen; auch läßt es ſich nur ſchwer Anderen begreiflich machen, welche die maßgebenden Perſönlichkeiten und Verhältniſſe, und die unglaublichen Dinge, die da beſtimmend mithineinſpielen, nicht kennen. Und es kennt ſie eben Niemand. Als Pechvogel überrage ich cimboraſſoartig meines Gleichen, und die Krone von Allem wird ſein, daß man ſchließlich ſagt, ich ſei ein Narr geweſen. — Die Stationen meiner Lebenspilgerſchaft ſind fertig gedruckt; ſelbſtverſtändlich erhalten Sie ein Exemplar davon. — Mit treuen Geſinnungen — Ihr — Robert Hamerling.

[**Ludwig Ritter von Mertens**, geboren in Wien 1826, ſtudierte Rechtswiſſenſchaft, diente in der Armee als Officier, trat dann in den Civilſtaatsdienſt und als k. k. Poſtcontrolor in den Ruheſtand. Mertens war dreißig Jahre Mitarbeiter an den „Fliegenden Blättern“ und veröffentlichte eine Reihe von Arbeiten in Buchform. (Vergl. Das geiſtige Wien, 1893.) Der richtige und volle Titel des citierten Buches lautet: „Ein deutſcher Bürgermeiſter. Epiſches Gedicht von Ludwig von Mertens. Wien 1877. Verlag von L. Rosner“ (22 Geſänge und Nachgeſang in reimloſen fünffüßigen Jamben) und behandelt das Schickſal des am 11. Juli 1408 (mit den Räthen Hans Rock und Konrad Ramperstorfer) hingerichteten Wiener Bürgermeiſters Konrad Vorlauf. — Der folgende Brief Hamerlings aus Graz 12. September 1877 an Ludwig Ritter von Mertens gieng geſchenkweiſe an Herrn Dr. Joſef Bindtner in Wien über, der es vermittelte, daſs wir das Schriftſtück hier aufnehmen durften.]

Hochgeehrter Herr! — Sie haben guten Grund, mir ob der ſo lange verzögerten Antwort zu zürnen

Meine Lecture iſt faſt nur eine wiſſenſchaftliche; für Belletriſtiſches muß ich oft lange die rechte Luſt und Stimmung erwarten. Nun bin ich aber doch ſehr vielfach durch direkte Aufforderungen veranlaßt, Poetiſches, ſowohl Handſchriftliches als Gedrucktes zu leſen, und da die Reihenfolge der Zuſendungen doch auch für die Antworten maßgebend ſein muß, ſo dauert es oft länger als mir lieb iſt, bis ich dazu komme, für ein beſtimmtes Buch meinen Dank zu ſagen und ein verlangtes Gutachten darüber abzugeben. — Ich glaubte, hochgeehrter Herr, Sie würden die kleine Verzögerung meines Privat-Gutachtens um ſo leichter ertragen, da mittlerweile die öffentlichen Stimmen der Kritik nicht ſäumten, ſich mit Wärme zu Ihren Gunſten vernehmen zu laſſen und Ihnen eine Bürgſchaft dafür zu geben, daß Ihr Beſtreben auch diesmal kein erfolgloſes geweſen. Namentlich betrachtete ich das ausführliche Feuilleton, das K. v. Th. in dem verbreitetſten Blatte Öſterreichs Ihrem Buche widmete, als eine günſtige chance für daſſelbe. Sie finden den Ton eben dieſes Feuilletons etwas zu kühl, und zeigen ſich ungehalten, faſt zu meiner Verwunderung, aber freilich ſind unſere beiderſeitigen Standpunkte verſchieden. Sie ſind gewohnt von den Wiener Literaten gelobt und mit Achtung behandelt, ich in ſchmachvollſter und gehäſſigſter Weiſe heruntergeriſſen zu werden; ſo verletzt Sie ein weniger enthuſiaſtiſches Lob, während mir ſchon ein anſtändig gehaltener Tadel als eine „ſchöne Recenſion“ erſcheinen würde! — Sie ſind eben noch nicht ſo wie ich durch die ſtrenge Schule der Öffentlichkeit gegangen, deren letztes Reſultat ein durch nichts mehr zu ſtörender Gleichmuth iſt. — Ihr neueſtes Buch, hochgeehrter Herr, ſchreibt Ihren Namen in das Herz jedes öſterreichiſchen Patrioten, und ſo lange Öſterreich lebt, ſo lange wird auch Ihr Buch leben! Aber auch vom rein äſthetiſchen Standpunkte aus betrachtet, muß Ihr „Wiener Bürgermeiſter“ hochgeachtet werden als das Produkt eines ſtill und ernſt ſtrebenden, ſich nicht frivol verzettelnden, ſondern eine große Aufgabe nach der andern mit treuer Hingabe erfaßenden und vollführenden Geiſtes. Das iſt meine Meinung, und ich weiß nicht das Geringſte zur Schmälerung des Lobes, das ich Ihnen hiermit geſpendet zu haben glaube, im Detail hinzuzufügen. — Der verdiente Erfolg im Publicum kann Ihnen nicht fehlen! Zu dem engeren Kreiſe Ihrer mit Sympathie und Achtung für Sie erfüllten Freunde — rechnen Sie auch fortan — Ihren ergebenſten — Rob. Hamerling.

[Guſtav Starcke, geboren zu Leipzig am 20. Juli 1848, urſprünglich zum Studium der Theologie beſtimmt, wurde durch inneren Drang der Theaterlaufbahn zugeführt. Seine Wanderjahre führten ihn nach Halle, Poſen und in verſchiedene Städte Schleſiens; er gieng dann für längere Zeit nach Amerika, wo er u. a. in Newyork und Philadelphia ſpielte. Nach Deutſchland zurückgekehrt, war er zehn Jahre an den vereinigten Theatern in Graz, zwei Jahre am Hoftheater in Karlsruhe, mehrere Jahre am Thalia- und dann am Stadttheater in Hamburg, ſieben Jahre am Hoftheater in Braunſchweig und zuletzt am Hoftheater in Dresden thätig. Seit mehreren Jahren tritt Starcke nur mehr als Gaſt auf, da er als Hochſchullehrer dem Verbande des königl. Conſervatoriums für Muſik und Theater in Dresden angehört. Der Künſtler iſt auch literariſch thätig. Ein Band Gedichte erſchien unter dem Titel „Komödiantenlieder“ (1895, 2. Aufl. 1900); die Bühnen-Märchen „Wunderblume“, „Prinzeſſin und Spielmann“ wurden an verſchiedenen

Bühnen mit Beifall wiederholt aufgeführt. (Vergl. „Dresdner Kunſt- und Theaterzeitung“ vom 6. Nov. 1896, welche auch das Porträt des Künſtlers brachte.)

Der Empfänger der nachfolgenden bisher ungedruckten Briefe ſchreibt unter dem 24. März 1898: Im Jahre 1873 kam ich nach Graz; dort lernte ich „Sinnen und Minnen“, dann „Ahasver“ kennen. Kein Concert, keine Akademie gieng vorüber, ohne daſs ich nicht ein oder mehrere „Hamerling“ geſprochen hätte. So fand man, daſs der bedeutende Epiker auch ein bedeutender Lyriker ſei, ein Gedanken-Lyriker, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. O verzweifle nicht am Glücke, Macht der Minne, König Moor, Der geblendete Vogel, Liebe im Schnee, Tauſend Küſſe, Vor einer Genziane, Erinnerung, Lebenslied ꝛc. habe ich damals geſprochen. Bis 1878 war ich in Graz, kam aber mit dem Dichter nicht in perſönliche Berührung. Täglich gieng er in das Nachbarhaus (Poſtgaſſe 1), wo Frau Clotilde Gſtirner, ſeine Minona, wohnte. Täglich wollte ich ihn beſuchen, allein ſeine Scheu Menſchen zu ſehen, ſeine Krankheit, ſeine Zurückgezogenheit, hielten mich immer zurück. Ich verließ Graz im Jahre 1878, um an das großherzogliche Hoftheater nach Karlsruhe zu gehen, da erhielt ich das koſtbare Geſchenk: Die Original-Genziane mit der freundlichen, mich ſo ehrenden Widmung! Nach zwei Jahren kehrte ich aus Sehnſucht nach dem lieben Steierlande, vielleicht auch aus Sehnſucht nach dem theuern Dichter, nach Graz zurück, blieb dort wieder fünf Jahre und nun entſpann ſich unſer Verkehr. An einem Winterabende klopfte Robert Hamerling perſönlich an meine Thüre. Er brachte mir ſeine Photographie, holte ſich die meine und drückte mir dankend für meine treue Verehrung die Hand! Nun kam ich zu ihm, er zu mir, wenn auch ſelten. Ich lernte ſeine Mutter, Minona und Bertha kennen und lieben. Vor ſeinem Tode war außer Roſegger ich wohl der Einzige, der den Dichter auf ſeinem Schmerzenslager in den letzten Tagen ſeines Lebens geſehen und geſprochen hat. Ich ſchrieb ihm zuletzt noch einen langen Brief, in dem ich die Bitte ausſprach, doch einen Arzt zu conſultieren; Hamerling aber lächelte ſchmerzlich und mit den Worten „Der gute Starcke“ legte er den Brief beiſeite. —

Hamerling ſelbſt erwähnt des Künſtlers zweimal in ſeinen „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft“, und zwar gelegentlich der Mittheilungen über ſeinen Aufenthalt in Tobelbad und der damit im Zuſammenhange ſtehenden Genziane und dann ſpäter mit folgenden Worten: Den mir Befreundeten aus künſtleriſchen Kreiſen habe ich noch den Namen Guſtav Starcke's beizufügen, des bekannten trefflichen Bühnenkünſtlers, deſſen ich ſchon einmal gedachte.

Die erſten Briefe und Karten dieſer Correſpondenz ſind abhanden gekommen; mehrere Briefe ſind außerdem nicht mehr in den Händen des Adreſſaten, ſo daſs aus der Ferne Abſchriften verlangt werden muſsten. Uns hat dieſe Correſpondenz nicht im Originale vorgelegen; der Beſitzer konnte ſich nicht entſchließen, die Schriftſtücke ſpeciell der öſterreichiſchen Poſt anzuvertrauen; ſo haben wir hier ausſchließlich nach Abſchriften gearbeitet.

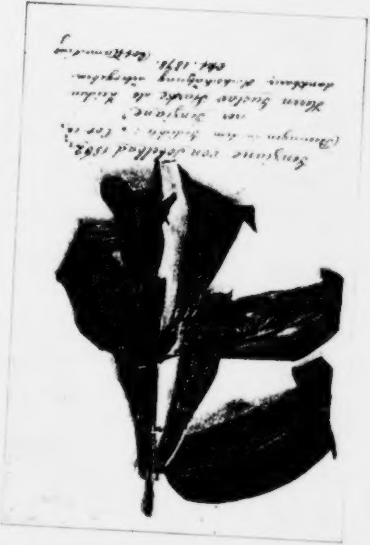
Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo gehört das Gedicht aus Sinnen und Minnen: „Vor einer Genziane“ zu den berühmteſten dieſer berühmten Sammlung. Wir glauben daher keinen Fehlgriff zu thun, wenn wir im Zuſammenhange mit der erſten Reproduction der Original-Genziane, die den Dichter zu ſolchen Gedanken und Verſen begeiſterte, die äußere Geſchichte dieſes Gedichtes, nach Hamerlings Mittheilungen in ſeinen „Stationen“, erzählen; dieſe Mittheilungen geben uns zugleich auch ein anſchauliches Bild aus jenen Tagen:

Im Jahre 1862 brachte der Eintritt der wärmeren Jahreszeit, wie gewöhnlich, eine Verſchlimmerung meines Befindens mit ſich, die aber diesmal einen ernſteren Charakter annahm und mich für den ganzen Monat Juni bettlägerig machte. Öfteres nicht reichliches Waſſerſpeien, wobei die Färbung des Ergoſſenen eine leichte Beimiſchung von Blut verrieth, heftige Schmerzen in der oberen Bauchgegend, andere gaſtriſche Zuſtände, verbunden mit Anfällen großer Schwäche und fieberhaften Anwandlungen waren herrſchend. Der mich behandelnde Arzt überließ mich, ſelbſt Allöopath, einem Homöopathen (ſeinem Schwiegerſohn), weil er zu bemerken glaubte, daß ich Arzeneien nicht gut vertrüge. Der Homöopath, mit dem Badearzte Dr. v. Kottowitz im Tobelbad bei Graz befreundet, empfahl mir Tobelbad als Sommeraufenthalt, wohin ich in der That, als ich etwas mehr zu Kräften gekommen, begleitet von meiner Mutter, mich auf den Weg machte. Ich verweilte da vom 10. Juli bis 27. Auguſt. Die erwähnten Krankheitsſymptome dauerten in geringerem Grade fort, aber zuletzt geſtaltete ſich das Befinden erträglich. Es gefiel mir recht wohl in Tobelbads reizendem Waldthal, wo ſchon der erſte Schritt ins Freie nach allen Seiten hin in waldſchattige nadelholzduftige Gründe und zu angenehmen Ruhepunkten führt. Die üppig wuchernde bunte Pflanzenwelt dieſer Gegend erweckte in mir Luſt und Eifer für ein Studium, das ich bis dahin vernachläſſigt hatte: für die Botanik. Auf Selbſtunterricht angewieſen, machte ich freilich nur langſame Fortſchritte; aber ich kam doch vorwärts und betrieb von da an jahrelang mit Vorliebe dieſe Wiſſenſchaft, welche mich das Vergnügen des Herumſchweifens in Wald und Flur fortan dreifach genießen ließ: als

Menſch, als Dichter und als Pflanzenfreund. Der Dichter fand bei dieſen botaniſchen Erholungsſtudien auch ſeine Rechnung. In einer romantiſchen Waldſchlucht bei Tobelbad kam mir zum erſtenmal eine eben erblühte Genziane zu Geſicht, von jener Art, welche, wie ich ſpäter ſah, den Wäldern der Grazer Gegend gegen den Herbſt hin einen beſonderen Schmuck verleiht. Sie regte mich zu der Hymne „Vor einer Genziane“ an, einem Gedichte, das in weiten Kreiſen bekannt geworden iſt. Ich pflückte die Pflanze mit ihren Blumenglocken vor dem Verwelken, preßte ſie ein und machte damit nach Jahren dem Schauſpieler Guſtav Starcke ein Geſchenk, der, wie früher ſchon Lewinsky, durch trefflichen Vortrag jenes Gedichts ſich ein Anrecht auf meinen Dank erworben hatte. — Neben dem Naturgenuß, der Botanik und der Poeſie war es die Muſik, bei welcher ich Erholung von geiſtlähmenden körperlichen Leiden ſuchte, aber freilich nur Muſik in einer ihrer einfachſten Geſtalten: in der des Guitarreklimperns, da ein anderes Tonwerkzeug mir nicht zur Verfügung ſtand. — Ein paarmal beſuchten mich die Grazer Freunde: Pichler, Minona, Fanny. In der kleinen Badecolonie des Ortes bewegte ich mich anfangs völlig fremd und vereinzelt. Das änderte ſich aber mit einemmale, kurz bevor mein dortiger Aufenthalt zu Ende gieng. Wiederholt tauchte in Tobelbad Leopold v. Sacher-Maſoch auf, warm befreundet mit dem Badearzte und deſſen reizender Gattin. —

Es ſei uns nun geſtattet, als Ergänzung dieſer kleinen Studie über die berühmte Genziane das Gedicht ſelbſt herzuſetzen; im Zuſammenhange mit der Proſa wird die Poeſie in ihrer Schönheit ganz anders wirken.

Die ſchönſte der Genzianen fand ich
Einſam erblüht tief unten in kühler Waldſchlucht.


Genziane von Tobelbad 1862.
([illegible] in dem Gedichte: „Der [illegible]
[illegible] Genziane."
Herrn Gustav [illegible] als Zeichen
dankbarer Hochschätzung übergeben.
Okt. 1878. Rob Hamerling

Hamerlings Genziane.

O wie ſie durchs Fohrengeſtrüpp
Heraufſchimmerte mit den blauen, prächtigen Glocken!
Gewohnten Waldespfad
Komm' ich nun Tag um Tag
Gewandelt und ſteige hinab in die Schlucht
Und blicke der ſchönen Blume tief ins Aug' . . .

Schöne Blume, was ſchwankſt du doch
Vor mir in unbewegten Lüften ſo ſcheu,
So ängſtlich?
Iſt denn ein Menſchenaug' nicht wert
Zu blicken in ein Blumenantlitz?
Trübt Menſchenmundes Hauch
Den heiligen Gottesfrieden dir,
In dem du athmeſt?

Ach, immer wohl drückt Schuld, drückt nagende Selbſtanklage
Die ſterbliche Bruſt und du, Blume, du wiegſt
In himmliſcher Lebensunſchuld
Die wunderbaren Kronen:
Doch blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an!
Sieh, hab ich doch eines voraus vor dir:
Ich habe gelebt:
Ich habe geſtrebt, ich habe gerungen,
Ich habe geweint,
Ich habe geliebt, ich habe gehaßt,
Ich habe gehofft, ich habe geſchaudert,
Der Stachel der Qual, des Entzückens hat
In meinem Fleiſche gewühlt,
Alle Schauer des Lebens und des Todes ſind
Durch meine Sinne gefluthet,
Ich habe mit Engelchören geſpielt, ich habe
Gerungen mit Dämonen. —
Du ruhſt, ein träumendes Kind,
Am Mantelſaum des Höchſten; ich aber,
Ich habe mich emporgekämpft
Zu ſeinem Herzen,
Ich habe gezerrt an ſeinen Schleiern,
Ich hab' ihn beim Namen gerufen,
Emporgeklettert
Bin ich auf einer Leiter von Seufzern
Und hab ihm ins Ohr gerufen: „Erbarmung!"

O Blume, heilig biſt du,
Selig und rein;
Doch heiligt, was er berührt, nicht auch

Der zündende Schickſalsblitz?
O blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an,
Du ſtille Träumerin;
Ich habe gelebt, ich habe gelitten!

Eine ſehr umfangreiche Würdigung Robert Hamerlings enthält „Les poètes lyriques de l'Autriche. Nouvelles études biographiques et littéraires par Alfred Marchand“ (Paris 1886) und unter anderem findet ſich hier auch eine Übertragung der Hymne „Vor einer Genziane“. Die erſten acht Verſe überſetzt Marchand in einleitender Weiſe, während er ſich im übrigen thunlichſt treu an das Original hält. Wir ſetzen die Stelle zum Vergleiche hieher.

Le poète errant dans un bois aperçoit, à travers les branchages des sapins, les clochettes d'une gracieuse gentiane brillant au fond d'une gorge. Il descend dans le ravin et s'arrête ravi devant le charmant mystère de la fleur épanouie dans son humide et chaste retraite. A son approche, la plante frémit, et ses clochettes s'agitent dans l'air immobile, en proie à une crainte secrète, et comme si elles voulaient fuir un contact impur. „O belle fleur, pourquoi cet émoi, pourquoi cette pudique révolte? Est-ce donc que le regard de l'homme n'est pas digne de se poser sur le front d'une fleur? Est-ce que le souffle de la bouche de l'homme trouble la paix divine, la paix sacrée que tu respires? Toujours, il est vrai, le cœur humain ploie sous le fardeau de ses fautes et abrite le ver rongeur du remords; et toi, ô fleur, tu berces, dans ton innocence céleste, tes corolles merveilleuses. Mais ne me regarde pas d'un air trop méprisant! Vois, j'ai sur toi un avantage: j'ai vécu, j'ai pris mon essor, j'ai lutté, j'ai pleuré, j'ai aimé, j'ai détesté, j'ai espéré, j'ai frissonné d'horreur. L'aiguillon du supplice et du ravissement a fouillé mes chairs; tous les frissons de la vie et de la mort ont traversé mon être comme un courant surnaturel. J'ai joué avec des chœurs d'anges, j'ai lutté avec des démons! Toi, tu reposes, comme un enfant rêveur, dans les plis du manteau du Très-Haut; moi, je me suis élancé vers son cœur, [tout saignant encore de ma lutte contre les démons de l'enfer.] J'ai tenté d'arracher ses voiles, je l'ai appelé par son nom, j'ai gravi une échelle de soupirs qui m'a conduit à lui et je lui ai jeté à l'oreille ce cri: Pitié! [Pitié!] — O fleur, tu es sacrée, tu es bienheureuse et pure! Mais n'est-il pas sacré comme toi, plus que toi, celui que frappe la foudre du destin? O, ne me regarde pas d'un air trop méprisant, silencieuse rêveuse: j'ai vécu, j'ai souffert!“

Die zwei in Klammern gefaſsten Stellen finden ſich, wie die Vergleichung zeigt, nicht im Original; da wir nur die 6. Auflage von „Sinnen und Minnen“ zur Verfügung hatten, dachten wir, Monſieur Marchand habe etwa eine frühere Auflage vorgelegen. Unſere Bedenken wurden aber durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Dr. Schuckowitz in Graz dadurch zerſtreut, indem derſelbe auch die früheren Auflagen nach den Exemplaren in der dortigen k. k. Univerſitäts-Bibliothek verglich; der Genannte bemerkt hiezu: Die Hymne „Vor einer Genziane“ erſcheint zum erſtenmal in der 2. Auflage von „Sinnen und Minnen“ (Hamburg 1868) aufgenommen und hat in den folgenden Auflagen (3. 1870, 4. 1872, 5. 1875, 6. 1877 und 7. 1888) keine textlichen Änderungen erfahren. Die vorliegende 6. Auflage deckt ſich alſo mit den andern vollends. Welche Auflage ſpeciell dem Überſetzer Marchand in ſeinen „Poëtes lyriques“, vorgelegen hat, kann ſomit nicht entſchieden werden. Es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daſs er eine Erſtlingsredaction der Hymne aus irgendeiner literariſchen Zeitſchrift benützt hat; andernfalls müſste die Textgeſchichte der „Genziane“ verfolgt werden. Meiner Meinung nach laſſen die geringen textlichen Abweichungen in der franzöſiſchen Überſetzung darauf ſchließen, daſs Marchand, wie dies auch an andern Übertragungen in den „Poëtes lyriques“ nachgewieſen werden kann, nach eigener Eingebung variierte.

Den Schluſs dieſer Studie möge die botaniſche Beſtimmung der Genziane bilden. Herr Univerſitätsprofeſſor Richard Ritter Wettſtein von Weſtersheim, Director des botaniſchen Gartens in Wien, theilte uns auf Grund des vorgelegten Bildes Folgendes mit: Die Gentianaart, welche die Photographie darſtellt, iſt Gentiana asclepiadea L., eine im ſteiriſchen Mittelgebirge ſehr verbreitete Art, die in der That zu den Zierden der dortigen Wälder, reſpective Waldränder im Spätſommer und Herbſte gehört.

Wir gehen nun zu den Briefen über; der erſte Brief iſt aus Graz, 12. December 1881 und lautet:]

Verehrter Herr! — Meine Geſundheitsverhältniſſe erlaubten mir Ihrer Vorleſung der Frau Holde von Baumbach beizuwohnen. Die Dichtung hat mich intereſſirt, mehr noch als in der Lecture. Sie haben aber auch ſo ſchön, ſo warm, ſo dramatiſch geleſen, daß Alles Leben und Gefühl war; es hat mir gezeigt, welchen Eindruck ein geſprochenes Wort auf das Publikum machen kann. Die Zuhörer und ich, wir waren ganz ergriffen. Ich habe durch Ihren künſtleriſchen Vortrag für mich Manches gelernt. Wenn ich Sie wiederſehe, möchten wir noch Weiteres darüber ſprechen. — Verhehlen kann ich Ihnen nicht, daß mir auch beim Anhören die Blendung des Friedel einen peinlichen Eindruck gemacht. Daß ein Geblendeter, ein des Augenlichtes durch mechaniſche Gewalt Beraubter, jemals wieder ſehend werden könnte, iſt eine dem Zuhörer wie dem Leſer zu ferne liegende Vorſtellung, als daß ihm noch eine Hoffnung auf eine günſtige Wendung der Dinge übrig bliebe. Und wenn hernach dieſe Wendung doch eintritt, der Jüngling wieder ſehend wird, durch ein Wunder, durch ein Zauberkräutel von Frau Holde, ſo läßt man ſich dies zwar gefallen, weil man einſieht, der gute Ausgang ſei nur in dieſer Art möglich geweſen; aber die Wiederherſtellung des vernichteten Auges durch ein Zauber- oder Heilkraut bleibt doch ein ſelbſt für die Welt des Märchens und der Sage noch allzu unlogiſcher Gedanke. Wenn dieſe kleine Einwendung nur auf einem individuellen, „ſubjectiven“ Gefühl beruht — deſto beſſer. Baumbach iſt ein Dichter, dem einen ungetheilten Beifall gönnt — Ihr — warm ergebener — R. H.

[Brief ohne Datum, doch gehört er angeblich in die Zeit zwiſchen 1880 und 1882; das Luſtſpiel „Lord Lucifer“ erſchien 1880. Wie der Adreſſat des Briefes bemerkt, wünſchte Hamerling durchaus, daſs Guſtav Starcke den Lord Lucifer auf die Bühne bringe und wollte es nicht glauben, daſs die Geſtalt daſelbſt wirkungslos iſt. „Danton und Robespierre“ wollte nur der Dichter ſelbſt ſtreichen und für die Bühne einrichten.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie ſollen Danton und Robespierre für die Bühne haben, ſobald ich im Stande bin, wieder zu arbeiten. Warum beſtehen Sie gerade darauf? Ließe ſich denn nicht zu dem angegebenen Zwecke auch mein Lord Lucifer verwenden? Die Rolle müßte Ihnen vortrefflich paſſen. Aber, ich weiß ſchon, Sie lieben das Stück nicht, verſprechen ſich auf der Bühne keine „Wirkung“. — Robespierre ſtreiche ich und richte es für eine Bühnenaufführung ein, wir können dann zuſammen kommen, denn Sie würden mir mit Ihren Bühnenkenntniſſen guter künſtleriſcher Beirath ſein. — Mit meiner Geſundheit ſteht es eben jetzt ſo ſchlecht, daß Sie, verehrter Herr, ſich noch ein wenig gedulden müſſen. — Ihr — warm ergebener — R. H.

[Correſpondenz-Karte, Graz, 16. December 1882. — Starcke ſprach dieſes Gedicht, wovon eine Abſchrift ſich in den Händen des Künſtlers befindet, als Prolog in einer Wohlthätigkeitsvorſtellung in Graz zugleich mit den Gedichten: „O verzweifle nicht am Glücke“

und „König Moor". Man vergleiche die betreffenden Briefe an Kienzl.]

Sehr geehrter Herr und Freund! — Ich werde das eigens für dieſen Zweck geſchriebene Gedicht längſtens bis zum 24. in Ihre Hände gelangen laſſen. Es wird ſich „Drei Welten" betiteln, und kein eigentliches Gelegenheitsgedicht, aber im engſten Bezuge auf den wohlthätigen Zweck des Unternehmens gehalten ſein. — Ergebenſt — Ihr — R. H.

[Correſpondenz-Karte, Graz, 2. Januar 1883. — Hier iſt dasſelbe Gedicht gemeint, wie im vorhergehenden Schreiben.]

Hochgeehrter Herr! — Ich bin Patient, habe einen leichten Rothlauf an einer begrenzten Stelle im Geſicht. Bitte alſo nicht zu kommen. Ich erwidere auf dieſem Wege Ihre freundlichen Wünſche und danke Ihnen herzlichſt für den künſtleriſchen Eifer, den Sie, wie ich höre, an den Vortrag des Gedichts gewendet haben. — In wärmſter Ergebenheit und Hochſchätzung — R. H.

[Die folgenden Verſe hat der Dichter dem dramatiſchen Künſtler am 2. Februar 1883 ins Stammbuch geſchrieben und ſchloſs dieſelben mit der Widmung: „Dem Prieſter und Interpreten G. St. R. H." Hamerling hat die Verſe in den Epilog zur Aufführung der „Antigone" (Graz, 22. Mai 1883) aufgenommen; vergl. „Blätter im Winde" S. 209.]

Nein! ſtumpf ſind wir und blöde noch nicht, noch haben wir Stunden der Weihe,
Noch lieben wir's, daß zu lieblichem Kranz ſich das Schönſte der Zeiten uns reihe,
Noch hält dem Ernſten und Edlen ſich nicht Sinn und Seele verſchloſſen,
Noch öffnet es ſich, das Menſchengemüth, dem erhabenen Schauer des Großen.

So lange die Erde noch Menſchen trägt, ſo lang herbergt ſie auch Götter!
Und ragte auf Erden kein Tempel mehr als der Schönheit — es gäbe noch Beter!
So lange noch Prieſter das Schöne hat, ſo lang hat es eine Gemeine,
Und erklänge das letzte Hellenenwort, ſo predigten es noch die Steine.
Noch gibt es Prieſter, noch mangeln ſie nicht, die begeiſterten Interpreten,
Die den Hain, den die Muſe, die echte, geweiht, nur mit heiligem Schauer betreten.

[Brief aus Graz, 16. Februar 1883. — Fräulein Marie Barkany war jahrelang am königl. Schauſpielhaus zu Berlin engagiert; gegenwärtig gaſtiert ſie nur mehr; ſie zeichnete ſich, wie uns mitgetheilt wird, nicht nur durch ihre ſchauſpieleriſche Kunſt aus, ſondern auch durch ihre Schönheit; die Tragödin lebt in Berlin.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Die k. preuß. Hofſchauſpielerin Frl. Barkany erzeigte mir heute 3 Uhr die Ehre ihres Beſuches, als ich, ein halber Patient, eben für einige Stunden aus dem Bette ſtieg. In Folge meines Geſichtsleidens und einer noch nicht ganz abgelaufenen Geſchwulſt wagte ich nicht, mich dem Fräulein in vermummtem Zuſtande zu zeigen, und da ich nicht weiß, wo ſie abgeſtiegen, bitte ich Sie, hochgeehrter Herr und Freund, mich bei ihr zu entſchuldigen. Wollen Sie ihr überdieß eine Andeutung geben über meine gänzliche Nullität in geſellſchaftlicher Beziehung am hieſigen Orte, ſo wird ſie begreifen, daß ſie nichts verloren, und ich Ihnen doppelt verpflichtet ſein. — Mit Hochachtung ergebenſt — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief „aus dem Krankenbette“ vom 24. Mai 1883. Starcke ſprach am 22. Mai gelegentlich eines Feſtbanketts nach der Aufführung der „Antigone“ in Graz Hamerlings Epilog. — Gräfin Marie Meraviglia, eine der edelſten Frauen der Grazer Ariſtokratie, iſt eine große Verehrerin des Dichters.]

Sehr geehrter Herr und Freund! — Ich hatte es recht nöthig, daß Sie mich am Montag beim Bankett „leben“ ließen. Ein entzündlicher Zuſtand der Nieren ſcheint ſich in die Länge ziehen zu wollen. Das Antigone-Gedicht machte ich bei ſtarkem Fieber, mit äußerſter Anſtrengung. Dank für Ihren, wie ich aus der Zeitung ſehe, warmen Vortrag und für alles Freundliche! Der Gräfin M. dankte ich für das Vorbeerbäumchen — mußte ſie mir denn durchaus was ſchenken? — mit einigen Zeilen, die ſie doch nicht übel genommen haben wird? — In wärmſter Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Viſitkarte vom 15. October 1883. — Der Tod der Mutter Starckes rief den Künſtler von Graz weg nach Dresden.]

Mit dem Ausdrucke herzlichen Beileids für den erlittenen Verluſt — Ihr — warm ergebener — R. H. — verte — P. S. Leider war ich ſchlecht berichtet und erfuhr erſt heute, daß Sie ſchon von der Reiſe zurück. Entſchuldigen Sie!

[Brief: „Dec. 83.;“ demſelben lagen drei Gedichte bei und zwar: Im Wahne der Ohnmacht; Schleudre den Becher du nicht in den Abgrund, und Frage nicht. . . (S. Blätter im Winde.)]

Geehrter Herr und Freund! — Hier ſende ich Ihnen drei Gedichte noch ungedruckt, die ſich zum Vortrag eignen dürften. Sie ſind der Erſte, der ſie ſprechen wird. — Wie leid es mir thut, daß ich Sie nicht hören kann, denn lyriſche Gedichte kann nicht Jeder declamieren. Sie ſollen Einer von den Wenigen ſein, die den lyriſchen Dichter zu ſeinem vollen Rechte kommen laſſen, nicht wie andere Mimen, die Seufzer in einen Schmerzensſchrei verwandeln. Es gibt Mimen, die beim Vortrage die Augen verdrehen, donnern, liſpeln und mitten im leiſen Geflüſter laſſen ſie dem Zuhörer einzelne, mit höchſter Stimmkraft betonte Worte wie Stöpſel aus Champagnerflaſchen an die Köpfe fliegen. — In alter Freundſchaft und Ergebenheit — R. H.

[Brief aus Graz, 1. Januar 1884. — Die erwähnten Damen ſind die Schweſtern Marie und Olga Gräfinnen Meraviglia.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie ſind immer viel zu liebenswürdig und ſetzen mich dadurch in Verlegenheit. Wenn Sie mir gegenüber zum ſchwungvollen Dichter werden, ſo muß ich, der Dichter von Profeſſion, mit ſchlichter Proſa antworten. Denn um mich in einen poetiſchen Wettſtreit einzulaſſen, bin ich leider viel zu krank. Aber dieſe ſchlichte Proſa hat wenigſtens den Vorzug, daß ſie eben nicht — Dichtung, daß ſie ehrlich iſt. Wenn ich Sie, den Künſtler, meiner Hochſchätzung und Dankbarkeit verſichere, ſo können Sie mir aufs Wort glauben, und das iſt doch auch etwas. Bleiben Sie mir freundlich gewogen, und melden Sie den verehrten gräflichen Freundinnen, deren ich oft gedenke, von mir einen Handkuß. — Ihr warm ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 25. März 1884.]

Aber lieber, hochgeehrter Freund, was fällt Ihnen ein, daß Sie mir einen werthvollen Strauß ſchicken, als wäre ich eine ſchöne Dame?

Ich will ſchriftlich nicht ſo grob ſein, als ich es mündlich werde ſein müſſen, wenn ich Sie wieder ſehe, um Sie zu überzeugen, daß es nicht Ziererei iſt, ſondern bitterer Ernſt, wenn ich ſage, daß ich Geſchenke dieſer Art haſſe. Wollen Sie mir einmal durchaus wieder etwas ſchenken, ſo ſchenken Sie mir tauſend Gulden — oder eine Photographie — aber die Ihrige hab' ich ſchon — alſo vielleicht die des ſchönen Fräuleins Barkany. Für diesmal verzeihe ich Ihnen und danke Ihnen ſogar, denn Sie meinten es ohne Zweifel gut — Herzlich ergeben — Ihr — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 9. Juli 1884. — Guſtav Starcke ſandte aus Tobelbad, 5. Juli, einen poetiſchen Gruß:

Hier an dem Ort der blühenden Genzianen
Zieht durch die Seele mir ein ſtilles Mahnen,
Des Dichterfürſten liebend zu gedenken,
Der eine ſolche Blüte, mir zu ſchenken,
Die einſt gelacht im grünen Steirerland,
Nach grauem Norden liebend mir geſandt.
So flieg denn hin zur ſtillen Dichterzelle
Und bring' ihm tauſend Grüße von der Stelle,
Wo die Genziane einſtens er gepflückt,
Die nun ſeit Jahren Tauſende entzückt.
Gott gab der Blume Farbe, Form und Wert,
Du aber haſt ſie dichteriſch verklärt.
Und dieſe ſchöne Blume gabſt Du mir —
Nimm nochmals, Theurer, tauſend Dank dafür.

Hamerling erwiderte denſelben mit folgenden Zeilen:]

Glücklich der Götterliebling, der an allen möglichen ſchönen Orten herumkommt, und dem überall ſo ſchöne Verſe einfallen. Leidvoll und neidvoll grüßt in dankbarer Ergebenheit — der Entdecker der Genziane.

[Brief aus Graz, 1. Januar 1885. — Starcke verließ Graz, um an die vereinigten Theater (Thalia- und Stadt-Theater) nach Hamburg zu gehen.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihnen alles Schönſte und Beſte ſo herzlich wünſche wie Sie mir. Vorläufig iſt bei mir die Situation wieder die: Meine Mutter ſeit Wochen krank liegend in dem einen Zimmer, und ich das Bett hütend in dem andern, nur Momente des Nachlaſſens der Beſchwerden zu kurzen Ausgängen benützend. Aber es muß in ein paar Wochen doch auch wieder einmal beſſer werden, und dann wird es mich ſehr freuen Sie perſönlich zu begrüßen, um ſo mehr, da wir Sie nun wirklich, vielleicht auf Nimmerwiederſehen verlieren ſollen! — Ihr — warm ergebener — Rob. Hamerling.

[Viſitkarte vom 24. März 1885.]

Herzlichen Dank, hochgeehrter Herr und Freund! Es giebt keinen Menſchen, dem ich im Laufe des Jahres ſo oft zu danken habe wie Ihnen. Wenn jedes Dankeswort von mir nur eines Dukatens Werth repräſentirte, ſo wären Sie ein reicher Mann und könnten mir 1000 fl. leihen. — Ihr — warm ergebener — R. Hg.

[Brief aus Graz, 14. September 1886. — Stiftinghaus, Hamerlings Beſitzthum bei Graz. (Siehe „Blätter im Winde“, S. 118.)]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Die freundſchaftliche Nachſicht, auf welche ich ſo oft vertraut, dürfen Sie mir diesmal um ſo weniger verſagen, da ich mich in den letzten Wochen ſchlechter als je befunden habe, trotz des geradezu köſtlichen Spätſommerwetters, das wir hatten. Vor Allem muß ich Ihnen noch danken für die hübſchen kleinen Geſchenke, mit welchen Sie bei Gelegenheit Ihres überſtürzten brieflichen Abſchieds die kleine Bertha erfreuten; ſie läßt Ihnen durch mich die Verſicherung ihrer wärmſten Geſinnungen geben, und würde ſelbſt geſchrieben haben, wenn nicht zur Zeit noch die Schönſchreibekunſt eine der ſchwächeren Seiten ihrer Begabung und Befähigung bildete. Daß Ihr Lotteriegewinn ſich inzwiſchen verwirklicht hat, iſt uns zu Ohren gekommen, und die aufrichtige Mitfreude nur durch das Bedauern verkümmert worden, daß die Spende Fortunas nicht mindeſtens um das Doppelte reichlicher ausgefallen. Dichter und Künſtler ſollten immer ſo viel haben, um davon leben zu können, wenn ſie nicht mehr arbeiten können. Gebe der Himmel, daß wir beide das — Sie noch recht lange und ich wenigſtens noch ein Weilchen — können. Die ſämmtlichen, Ihnen bekannten Inſaſſen des Stiftinghauſes grüßen Sie herzlich und erhoffen von Ihrer Seite ein fortdauerndes freundliches Gedenken. — In alter freundſchaftlicher Ergebenheit — Ihr Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 1. December 1886. — An dieſer Stelle ſei erwähnt und eingeſchaltet, daſs Guſtav Starcke fünf Werke des Dichters beſitzt, die er von demſelben mit handſchriftlichen Widmungen erhielt und zwar: Sinnen und Minnen: dem Meiſter des Wortes G. St. in dankbarer Ergebenheit. — Ahasver: Meinem hochgeſchätzten Freunde G. St. — König von Sion: Meinem hochgeſchätzten Freunde G. St. — Blätter im Winde: G. St. in warmer Ergebenheit. — Homunculus: Meinem werthen Freunde.]

Hochgeehrter Herr und Freund. — Ich nehme Ihr ausführliches Schreiben für einen ganz beſonders erfreulichen Beweis Ihrer fortdauernden freundlichen Geſinnungen und bin Ihnen dafür herzlich dankbar. Zu der lebhaften und erfolgreichen künſtleriſchen Bethätigung in Braunſchweig beglückwünſche ich Sie beſtens, ſowie auch zu der Friſche und guten Geſundheit, ohne welche Sie ſo viel zu leiſten nicht im Stande wären. Ihr neueſtes Porträt wird uns dies durch Ihr Ausſehen ohne Zweifel beſtätigen und deshalb doppelt willkommen ſein. Aber, bitte, ſenden Sie bloß eine Copie; die Mutter und ich werden uns damit gemeinſam behelfen. Von mir kann ich Ihnen eine neuere Photographie leider im Augenblick nicht zur Verfügung ſtellen, es ſoll aber ſpäter geſchehen. Daß Sie der kleinen Bertha mit Braunſchweiger Honigkuchen eine Freude machen wollen, iſt ein reizender Gedanke; wir werden ihr denſelben auf den Weihnachtstiſch legen. Aber bemeſſen Sie gütigſt die Quantität weniger nach dem kindlichen Gelüſt als den geſundheitlichen Rückſichten entſprechend. Als kleines Gegengeſchenk ſende ich Ihnen beifolgend unter Kreuzband ein Exemplar meiner neuen lyriſchen Sammlung „Blätter im Winde“. Mein „Homunkel“ liegt im Manuſcript nun ebenfalls vollendet vor; doch laſſe ich ihn noch ein wenig liegen, und will ihn nicht in die winterlich-kalte Öffentlichkeit hinausſenden. Das iſt alles, was ich Neues von uns zu berichten habe; das Befinden iſt unverändert ſchlecht. Meine Mutter grüßt Sie herzlich. Bertha empfiehlt ſich Ihnen ſchönſtens; ſie hält Ihr Andenken hoch in Ehren. — Ihr ſtets warm ergebener — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 27. December 1886.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie haben uns mit Weihnachtsſpenden förmlich überflutet — ich danke Ihnen dafür beſtens im eigenen, ſo wie in Berthas und der Mutter Namen, aber es hätte mich mehr gefreut, wenn Sie ſich auf den verſprochenen und im Voraus angenommenen Lebkuchen für Bertha beſchränkt hätten. Denn nach ſo vielen Gegengeſchenken für die Blätter im Winde bin ich nun wieder in Ihrer Schuld, und je älter ich werde, deſto ängſtlicher ſuche ich was man Schulden nennt zu vermeiden. — Mein diesjähriger Weihnachtsabend war in Beziehung auf das Befinden peinvoll, die Chriſtnacht eine der ſchlimmſten Nächte meines Lebens, und am Chriſttage war ich ſo gänzlich unfähig zu Allem, daß ich nicht einmal einen Blick in die Zeitung warf, nicht einmal die einlangenden Briefe öffnete. Beide Weihnachtstage kam faſt nichts über meine Lippen, ich lag nur immer in meinen Schmerzen und Beſchwerden mit geſchloſſenen Augen ſo dahin. — Ich hoffe, daß Sie ſich des Lebens inzwiſchen beſſer gefreut haben als ich und wünſche Ihnen herzlich alles Schönſte und Beſte zum Jahreswechſel. — Beſonderen Dank noch für Ihre ſehr gelungenen Porträts. Bertha wird ihnen das ihrige ſchicken, ſobald ſie wieder photographirt wird. — Ihr — freundſchaftlich ergebener — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 30. März 1887. — Starcke hatte dem Dichter eine Anzahl Anſichten aus Münſter, dem Schauplatz des „König von Sion“, übermittelt.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Diesmal haben meines Geburtstages ſich ſo viele erinnert, daß ich armer Invalide nur langſam und oberflächlich meinen Dankespflichten genügen kann. Warum beſchweren Sie mich mit einer doppelten Verpflichtungslaſt, indem Sie zu den herrlichen Zeilen noch ein Geſchenk fügen? Je intereſſanter mir dieſe ſchönen photographiſchen Bilder aus meinem lieben Münſter ſind, weil ſie mit zuverläſſiger Treue nach der Natur wiedergeben, was ich meiſt nur aus Stichen und Holzſchnitten kenne, deſto mehr empfinde ich mich Ihnen verpflichtet, deſto weniger aber weiß ich auch, wie ich mich dafür Ihnen dankbar erweiſen ſoll. Setzen Sie alſo, hochgeehrter Freund, von jetzt an Ihrer Großmuth ein Ziel; ich müßte die Annahme weiterer Beweiſe derſelben ablehnen! Herzliche Grüße von meiner Mutter und von Bertha. Wir freuen uns darauf, Sie im Sommer einmal perſönlich zu haben in der grünen Laube des Stiftinghausgartens. — Freundſchaftlich ergeben — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 26. Juli 1887.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ich habe Ihre werthe Anfrage nicht ſogleich beantwortet, weil ich in den letzten Tagen nicht 5 Minuten lang eine Erleichterung meiner Beſchwerden hatte und Ihres Beſuches nicht hätte froh werden können. Es geht nicht beſſer, aber ich darf nicht länger zögern Ihnen zu ſagen, daß es mich freuen wird, Sie wenigſtens einen Augenblick zu ſehen, und daß meine Hausgenoſſen (Mutter, Bertha ꝛc.) die Ehre und Freude Ihres Beſuches ſtets vollauf zu würdigen und zu genießen in der Lage ſind. — In warmer Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 2. Januar 1888.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie haben meiner Bitte, Ihrer Großmuth etwas mehr Schranken zu ſetzen, zu Weihnachten wieder ſtark zuwider gehandelt, und ich muß, indem ich den gebührenden wärmſten Dank meines „Hauſes“ zum Ausdruck bringe, die dringendſte Erneuerung jenes Erſuchens damit verbinden! Unter Kreuzband erhalten Sie gleichzeitig ein Exemplar des „Homunkels“ auf Abſchlag meiner Schuld. Bertha drängte mich dieſe Tage unausgeſetzt, Ihnen ja recht ſchön und bald zu danken. Die Puppe mit Zubehör war natürlich ſehr willkommen. Auch die Braunſchweiger Wurſt war den glücklichen

Empfängern nicht „Wurſt“, ſondern erregte ein lebhaftes gaſtronomiſches Intereſſe. Meine Mutter grüßt und dankt herzlich. Ich bin nun faſt ununterbrochen ins Zimmer und Bett gebannt; mein elendes Befinden und das Wetter vereinigen ſich, mich zu einem lebendig Eingeſargten zu machen. — Alles Schönſte und Beſte zum Jahreswechſel, der keinen Geſinnungswechſel mit ſich bringe gegen — Ihren — alten Freund — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 13. Mai 1888. — Dr. Belmonte war Redacteur der „Hamburger Reform“ und angeblich Mitverleger der Werke Hamerlings; Belmonte hat ſich erſchoſſen.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie haben durch Ihre beiden werthen Briefe mir nicht bloß Freude gemacht, ſondern durch die für mich intereſſanten und wichtigen Beilagen derſelben mir einen großen Gefallen erwieſen. Dr. Belmonte's Schickſal hat mich um ſo ſchmerzlicher berührt, da ich gerade in letzter Zeit ihn als einen edeldenkenden und mir wohlwollenden Mann kennen und ſchätzen lernte und er die beſtimmte Abſicht ausgeſprochen hatte, mich im Mai hier im Graz zu beſuchen. Gelegentliche kleine Ausſchnitte und Mittheilungen aus Blättern ſind mir um ſo willkommener, da ich jetzt, mehr als je in's Bett gebannt, keine Zeitungen zu Geſicht bekomme. Der Frühling iſt mittlerweile ins Land gegangen; mir wird er nichts Beſſeres bringen, und noch weniger der Sommer. Aber auf einige Abwechslung rechne ich doch, und auf einen Beſuch von Ihnen. Meine Mutter empfiehlt ſich Ihnen beſtens; ebenſo Bertha, die ſich's nicht nehmen läßt, jeden Ihrer Briefe zu leſen. — In alter freundſchaftlicher Ergebenheit — Ihr Robert Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 3. Januar 1889. — Die „kleine Abſchlagszahlung“ war ein Exemplar der 9. Auflage des „König von Sion“.]

Sie ſind nicht bloß „großherzoglich,“ ſondern auch großherzig — leider bin ich im Augenblick zu unwohl, um ausführlicher danken zu können. Die geſtern an Sie abgegangene Kreuzbandſendung iſt nur eine kleine Abſchlagszahlung. Die Mutter und Bertha, vereinigen Dank und herzliche Neujahrsglückwünſche mit denen — Ihres ſtets warm ergebenen — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 4. April 1889. — Richard Sahla, ein talentvoller Geiger, gegenwärtig Kapellmeiſter in Bückeburg; Fräulein Tſchampas (öſterreichiſches Damenquartett) gaſtierte damals in Braunſchweig.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Diesmal ging es mir um meinen Geburtstag herum ganz beſonders ſchlecht, ſo daß ich mit meinen brieflichen Bedankungen ſehr im Rückſtande bin. Entſchuldigen alſo auch Sie die Verſpätung! Viele Freude hat mir die Karte mit dem Collectiv-Geburtstagsgruß gemacht; melden Sie dies gelegentlich Herrn Sahla, dem Fräulein Tſchampas u. ſ. w. Sie erwähnen nichts von dem Exemplar der neueſten Auflage des „Königs von Sion“, das ich Ihnen unter Kreuzband ſandte; ſollten Sie es nicht erhalten haben? Nächſtens werde ich Ihnen ein Exemplar der „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft“ übermitteln. — Alles Schönſte entbietet Ihnen grüßend meine „Umgebung“. — Stets der Ihrige — Robert Hamerling.

[Den Schluſs dieſes Capitels möge ein Prolog „An Robert Hamerling“ bilden, der, von Guſtav Starcke gedichtet, von dieſem bei einer Vorleſung zu

Gunſten eines Hamerling-Denkmals in Graz hätte geſprochen werden ſollen; bisher hat dieſe Vorleſung nicht ſtattgefunden.

Im Winter war's, die Abendglocken klangen,
Ich ſaß ſtudierend bei der Lampe Schein,
Nicht ſtörte mich der Winde wildes Schrei'n,
Die um mein Haus wie böſe Geiſter ſprangen.
Da war die Thüre leiſe aufgegangen,
Ich fuhr empor — erſchreckt — du trateſt ein —
Das Haupt verklärt vom Dichter-Heil'genſchein,
Doch tiefes Leid geprägt auf Lipp' und Wangen.
So kamſt Du oft, und Frühling ward's im Zimmer,
Zum Bund der Freundſchaft reichteſt Du die Hand,
Gebannt durch Deiner Dichtkunſt goldnen Schimmer
Ward mir zur Heimat bald das fremde Land.
Wenn man Dich nun in Marmor neu läßt leben,
Laß mich auch einen Stein zu Deinem Denkmal geben.]

[**Felix Weingartner**, geboren 2. Juni 1863 in Zara, Componiſt, königlicher Kapellmeiſter, hat als Schriftſteller folgende Werke veröffentlicht: Die Lehre von der Wiedergeburt und das muſikaliſche Drama; Über das Dirigieren; Bayreuth 1876—1896; Die Symphonie nach Beethoven (1898). — (Vergl. Kürſchner Lit.-Kal. 1899, wo die Daten authentiſch ſind, was in Riemanns Lexikon nicht der Fall iſt. Eine umfangreiche Würdigung enthält auch das goldene Buch der Muſik, 1900.)

Felix Weingartner wohnte in Graz in demſelben Hauſe wie der Dichter: Realſchulgaſſe Nr. 6, jetzt Hamerlinggaſſe; ſein Gymnaſialcollege Ernſt Wechsler überbrachte Robert Hamerling Clavierſtücke von Weingartner, worauf der Dichter die hier folgende erſte Viſitkarte ſchrieb; der Componiſt machte hierauf einen Beſuch, den Hamerling bald erwiderte. Das iſt der Beginn der Bekanntſchaft. Unter den im Druck erſchienenen Compoſitionen Weingartners befinden ſich auch Muſikwerke auf Hamerlingtexte und zwar: Rübezahl, Liebe im Schnee, der Traumgott, Primeln und Allerſeelentag. — Weingartner kam oft zu Hamerling in deſſen Landhaus beim „ſchwarzen Hund“ im Stiftingthale. Meiſt war er anfangs ſehr ſchweigſam, und nur allmählig wurde das Geſpräch belebter. Er bat den jungen Muſiker oft, ihm vorzuſpielen, was auf dem alten und ſchlechten Inſtrumente nicht leicht war. Auch vierhändig ſpielte er einmal mit dem Dichter, ſeines Erinnerns den zweiten Satz der A-dur Symphonie von Beethoven; er ſagte bei dieſer Gelegenheit, daſs ſeine Technik nur für langſame Sätze ausreiche. Als er noch genügend wohl war, den Componiſten beſuchen zu können, ſpielte ihm derſelbe auf dem eigenen Flügel den ganzen, damals neuen „Parſifal“ vor, der ihn ſehr entzückte. Auch eines feinſinnigen Ausſpruches erinnert ſich Weingartner noch; Hamerling ſagte: „Geſtern war N. N. hier und ſpielte mir den A-moll-Walzer von Chopin vor; er ſpielte con animo; das Stück muß aber con anima geſpielt werden.“ Während der letzten Lebensjahre Hamerlings konnte der Componiſt nur kurze Beſuche am Krankenbette des Dichters abſtatten. — Der Tonkünſtler hat uns in Abſchrift ſechs Schriftſtücke von der Hand Hamerlings zur Verfügung geſtellt: die ganze Correſpondenz. — Der hier genannte Ernſt Wechsler, aus Güſſing in Steiermark, zeichnete ſich frühzeitig durch dichteriſche Begabung aus und wurde von Robert Hamerling gefordert; er iſt bereits geſtorben. — Das erſte ſchriftliche Zeichen, die Viſitkarte vom 2. Mai 1880, lautet:]

Ich bin Herrn Wechsler ſehr dankbar, daß er mir die Bekanntſchaft mit Ihren „Skizzen“ vermittelte. Scherzo, Impromptu, Fughette und Ende vom Lied haben mich beſonders angeſprochen. Ich ſehe der weiteren Entwicklung Ihres ſchönen Talents mit Theilnahme entgegen. Ihr ergebener — [illegible] (Name gedruckt.)

[Viſitkarte vom 6. Mai 1880. — Über den Componiſten Paul Geisler, deſſen hier Erwähnung geſchieht, berichten wir an anderer Stelle.]

Ich habe neulich vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſich mit der Rückgabe der Paul Geisler'ſchen Clavierſtücke nicht allzuſehr beeilen mögen. Behalten Sie dieſelben mindeſtens 8—14 Tage, um ſich nach Muße und Stimmung damit zu beſchäftigen. — Ihr — ergebener — R. H.

[Viſitkarte vom 7. Juni 1880.]

Herr Wechsler hat mich erſucht, beiliegendes Paquet bei Ihnen für ihn zu hinterlegen. Wenn Sie Sonntag 9½ nicht verhindert ſind, werde ich mich bei Ihnen einfinden. — Ergebenſt — R. H.

[Viſitkarte vom 16. Juli 1880 (auf dem Original ſteht 16. 4. als Datum, angeblich jedoch irrthümlich).]

So lange das ſchöne Wetter in dieſen 2 Tagen anhält, bitte ich mich nicht zu erwarten. Ich werde, um Sie nicht etwa am Ausgehen zu hindern, Ihnen meinen Beſuch mindeſtens ½ Tag früher ankündigen! — Ihr ergebener — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 27. Juli 1880. — „Die ſieben Todſünden“, Muſik von Adalbert von Goldſchmidt, ließ ſich Hamerling vorſpielen; er war mit der Vertonung ſeiner Dichtung ſehr zufrieden, namentlich mit dem 3. Theile; dagegen war er unzufrieden darüber, daſs der Componiſt ſo viel aus der Originaldichtung weggelaſſen hatte; Weingartner bemühte ſich, den Dichter von der Nothwendigkeit der Kürzungen zu überzeugen.]

Sehr geehrter Herr! — Als ich Ihnen neulich den Clavierauszug der „Sieb. Todſ." übergab, vergaß ich in der Eile, wenn ich nicht irre, zu ſagen, um was es ſich eigentlich handle: ich wollte Sie bitten, mir das Werk, nachdem Sie es genauer durchgeſehen, vorzuſpielen. Nächſte Woche werde ich mich mit Ihnen über Tag und Stunde hierzu mündlich verſtändigen. — Ihr — ergebener — Rob. Hg.

[Brief aus Graz, 17. Januar 1882 (nach Leipzig). — Bei der Abreiſe von Graz hatte Robert Hamerling ſein Porträt dem jungen Componiſten eingehändigt; der letztere erwiderte dann dasſelbe von Leipzig aus, und theilte bei dieſer Gelegenheit auch Verſchiedenes mit, ſo über ſeine Studien am Leipziger Conſervatorium und an der dortigen Univerſität.]

Sehr geehrter Herr! — Ich bin Ihnen ſehr verpflichtet für das freundlich überſandte Porträt. Auch die Mittheilungen Ihres werthen Schreibens waren, bei dem lebhaften Wunſche, Ihr Talent unter den günſtigſten Verhältniſſen gedeihen und ſich entwickeln zu ſehen, für mich von Intereſſe. Ich wünſche nur, daß auch die mit der Kunſtausbildung nicht unmittelbar zuſammenhängenden Umſtände in Leipzig, wie Klima, Annehmlichkeit des Lebens und dgl., in jeder Hinſicht zuträgliche ſein mögen. Die Rückſicht auf Geſundheit und leibliches Gedeihen muß in den kritiſchen Jahren, in welchen Sie ſtehen, und in welchen ſich der Organismus durch kräftiges Ausreifen für die Arbeit der Mannesjahre zu rüſten hat, immer eine maßgebende ſein. — Als Sie von hier abgereiſt waren, entdeckte ich erſt, daß ich leider vergeſſen hatte, Ihnen die entlehnte Brochure, Wagners Textbuch zum Parcifal, rechtzeitig zurückzugeben. Ich ſende es Ihnen mit beſtem Danke gleichzeitig unter Kreuzband. Die Dichtung iſt äußerſt merkwürdig und man fühlt ſich nach der Lecture doppelt geſpannt auf die Muſik. — Mit wahrer Hochſchätzung und Theilnahme — Ihr ergebener — Rob. Hamerling.

[**Joſef Petz**, geboren zu St. Andrä im Lavantthale in Kärnten, am 27. Januar 1831. Nach vollendeten Studien in Klagenfurt widmete er ſich dem Lehrſtande und beſchloſs ſeine über 50 Jahre währende Dienſtzeit als Director der Eliſabeth-Volksſchule in Graz. Als Organiſt, Chorregent und Chormeiſter viel beſchäftigt und angeregt, ſchrieb er Lieder, Männerchöre, Meſſen und Requien für kleinere Kirchenchöre. Als 1869 die Organiſation des öſterreichiſchen Schulweſens erfolgte und dem Jugendgeſange mehr Aufmerkſamkeit gewidmet wurde, componierte er Liederſpiele mit verbindenden Declamationen für Schulfeſte, die in Öſterreich, Deutſchland, der Schweiz und in Nordamerika Verbreitung gefunden haben und bis zu Anfang 1896 an 849 Schulorten zur Aufführung gelangten; die Texte hiezu entnahm er theils der deutſchen Literatur, theils haben ihm auch Robert Hamerling, Moriz Raymond, Karl Morré, Eugen Spork und Thomas Arbeiter für dieſen Zweck Gedichte geliefert; unter den Compoſitionen dieſer Art ſind zu erwähnen: Ein Schultag (1874 componiert); Die Jahreszeiten (1880 comp., 7. Aufl., 8° Ausgabe 18. Aufl. 1900); Eine Wanderung durch die Heimat (1882 comp., 6. Aufl., 8° Ausgabe 20. Aufl. 1900); Das Weihnachtsfeſt (1883 comp., 4. Aufl., 8° Ausgabe 7. Aufl. 1899); Habsburgs Krone, wie die vorhergehenden ein zweiſtimmiges Liederſpiel mit Declamationen (1897 comp., 2. Aufl., 8° Ausgabe 5. Aufl.) wurde anläſslich des 50. Regierungsjahres auch vor Kaiſer Franz Joſeph I. in Iſchl 1898 aufgeführt. (Vergl.

Frommes Kalender f. d. muſikal. Welt, Wien 1890. (Ergänzt durch verſchiedenes anderes Materiale) — Als Petz mit der Componierung des Liederſpieles „Die Jahreszeiten“ beſchäftigt war, benöthigte er, obgleich er in der deutſchen Literatur bereits Umſchau gehalten hatte, noch immer den Text für einen Schluſsgeſang, der die Schönheiten des Jahres zuſammenfaſſend mit einem Hoch auf das Vaterland ausklingen ſollte. In ſeiner Verlegenheit rieth man ihm, ſich an Robert Hamerling zu wenden, den Petz vom Sehen aus kannte, weil der Dichter täglich an der Eliſabeth-Schule vorbeigieng. Allein des Poeten ernſter und ſtets gedankenvoller Geſichtsausdruck nahm dem Componiſten den Muth, ihm direct mit einem Anliegen zu kommen. An der Eliſabeth-Schule befand ſich indes eine Lehrerin, welche mit Hamerlings Mutter befreundet war; dieſe vermittelte nun den Wunſch des Componiſten und thatſächlich erſchien ſchon am nächſten Vormittag Robert Hamerling in der Wohnung des Muſikers mit folgenden Worten: „Herr Director, Sie wünſchen von mir ein Gedicht? Ja! Wiſſen Sie, ich arbeite nicht auf Beſtellung, aber da meine Mutter es wünſcht und ich ihr nichts abſchlagen kann, ſo wollen Sie mir ſagen, was es für ein Gedicht ſein ſoll.“ Petz legte ihm die bereits vertonten Texte ſowie die verbindenden Declamationen vor und ſetzte den Inhalt des Schluſsgeſanges auseinander. Darauf erwiderte Hamerling: „Jetzt bin ich ſo ziemlich orientiert und verſpreche Ihnen, das Gedicht in einigen Tagen zur Durchſicht zu überbringen.“ Nun bemerkte der Componiſt noch, daſs er wegen der Kürze der Zeit die Muſik bereits fertiggeſtellt habe und daſs die Verſe darnach einzurichten wären. Da überzog ein Lächeln Hamerlings Geſicht, ſeine großen ſchönen Augen leuchteten auf und er ſagte: „Lieber Director, Sie muthen mir wohl viel zu viel zu!“ Director Petz wendete dagegen ein, daſs er dieſes Anſuchen nur bei ihm wage, denn bei ſeinen muſikaliſchen Kenntniſſen könne ihm das nur Spaſs machen. „Ein Spaſs," meinte er, „ſei es gerade nicht, aber ich werde es verſuchen; geben Sie mir die Noten mit, ich werde ſie zuhauſe auf meinem Klimperkaſten durchprobieren und in einigen Tagen komme ich wieder." Da langte der Brief: Graz, 31. Mai 1880 ein:]

Sehr geehrter Herr Director! — Ich war nun drei Tage krank und mußte das Bett hüten, konnte daher auch zu meinem Bedauern den verſprochenen Text nicht liefern. Heute Morgens fühlte ich mich beſſer und wollte ſofort an die Arbeit gehen; da machte ich aber die Entdeckung, daß nicht 8, ſondern 10 vierzeilige Strophen nöthig ſeien, da das mir vorliegende Manuſcript der Compoſition fünf Abtheilungen, nicht vier aufweiſt: — 1.) Erſter Theil. — 2.) Zweiter Theil. — 3.) Wiederholung des erſten Theils. — 4.) Trio. — 5.) Nochmalige Wiederholung des 1. Theils. — Ich kann leider nichts machen, bevor ich über dieſen Punkt Ihre Beſtätigung oder anderweitige Aufklärung habe; denn die Feſtſtellung der Strophenzahl iſt, der Gedankeneintheilung wegen, vor der Ausführung des Gedichtes nöthig. Haben Sie alſo die Güte, mir ein paar Zeilen durch die Poſt oder ſonſt wie zugehen zu laſſen. Ein Beſuch wäre vielleicht riskirt, da ich, wenn das Wetter und mein Befinden es erlaubt, doch vielleicht ein wenig ausgehen werde. — Bin ich nur einmal im Beſitz der gewünſchten Mittheilung, ſo können Sie ſicher darauf rechnen, das Gedicht binnen 1—2 Tagen von mir zu erhalten. — Hochachtungsvoll ergebenſt — Ihr — Robert Hamerling.

[Am Morgen des 2. Juni 1880 brachte Hamerling den nachfolgenden Brief mit demſelben Datum und das hier in der erſten Faſſung von dem Dichter ſelbſt geſchriebene Gedicht.]

Sehr geehrter Herr Director! — Hier der gewünſchte Text. Zu Änderungen bin ich gerne bereit. Ich werde, wo möglich, Mittags wieder kommen. — Wie ich mir die ſchwierige Eintheilung des Textes unter den Noten des 2. Theils des Marſches denke, habe ich auf dem Notenmanuſcript mit Bleiſtift erſichtlich gemacht. — Hochachtungsvoll — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Die Verſe, mit der vollen Namensfertigung verſehen, lauten:]

Frühlingsſonne lieben wir,
Sie beblümt die Matten;
Sommerſonne preiſen wir,
Denn ſie reift die Saaten.
Herbſtesſonne macht uns froh,
Denn ſie füllt die Tonne:
Aber ſei geſegnet auch
Kalte Winterſonne!
Winterhauch erfriſcht die Bruſt,
Spendet eigne Zier;
Starb die grüne Blätterpracht
Längſt im Waldrevier,
Blüht der Bäume ſchönſter doch,
Blüht der — Weihnachtsbaum!
Wahr wird erſt zur Winterszeit
Mancher Frühlingstraum.
Frühlingsſonne lieben wir,
Sie beblümt die Matten;
u. ſ. w. ſiehe oben.
Schellenklang und Peitſchenknall —
Heißa, wie das klingt!
Luſtig hin im tiefen Schnee,
Federleicht beſchwingt!
Lächelnd im Kriſtallpalaſt
Dort die Eisfee ſitzt,

Während ihre Krone hell
In der Sonne blitzt!
  Bringen Lenz und Sommer Luſt,
Füllt der Herbſt die Tonne,
Sei uns doch geſegnet auch,
Kalte Winterſonne! —
Jede Sonne ſcheint uns hold
An der Heimat Strande:
„Hoch der Heimat!“ kling's zuletzt,
Hoch dem Vaterlande!

[Als Hamerling mittags wieder kam, ſprach ſich der Componiſt lobend über die Dichtung aus, bemerkte aber, daſs ſie mehrfach geändert werden müſste, weil an gewiſſen Stellen weibliche Reime vorkommen. Hamerling meinte, Petz möge doch die paar Tacte ändern, was dieſer jedoch als unmöglich bezeichnete, worauf der Poet mit lächelnder Miene ſagte: „Dieſe Componiſten ſtreiten ſich immer mit den armen Dichtern herum und wollen ihnen nie nachgeben; Sie ſind auch einer von denen!“ dann ſagte er: „Goldſchmidt hat meine „Sieben Todſünden“ vertont, in welchen viele weibliche Reime vorkommen und die Muſik ſpricht doch recht an.“ Der Componiſt bemerkte, daſs bei einem vollen Orcheſter und großen Chor die Wirkung eine andere iſt, als bei einem Kinderchor mit Begleitung des Claviers und Harmoniums; hier muſs auf einen kräftigen Abſchluſs Bedacht genommen werden. Darauf ſagte Hamerling: „Gut! Wenn Sie nicht nachgeben, ſo werde ich die Sache ändern!“ Ein Brief, datiert vom 3. Juni 1880, abends, brachte die gewünſchte Änderung:]

Sehr geehrter Herr Director! — Ihrem Bedürfniß entſprechend, hätte die erſte Strophe zu lauten wie folgt:

Frühlingsſonne lieben wir,
Sie beblümt die Au'n;
Sommerglut gibt Saatengold
Uns im Feld zu ſchau'n;
Herbſtes Strahl macht froh das Herz,
Denn er füllt den Schrein;
Aber ſei geſegnet auch,
Winterſonnenſchein!

Statt „Winters Hauch erfriſcht die Bruſt“ bitte ich zu ſetzen: „erfriſcht den Muth.“ — Bezüglich der letzten Strophe:

Bringen Lenz und Sommer Luſt,
Füllt der Herbſt den Schrein u. ſ. w.

habe ich mich ohnedies ſchon mittags mit Ihrem Vorſchlag einverſtanden erklärt. — Ihr — hochachtungsvoll ergebener — Rob. Hamerling.

[Dieſe letzte Strophe lautet jetzt in den Programmen und Compoſitionen:

Bringen Lenz und Sommer Luſt,
Füllt der Herbſt den Schrein,
Sei uns doch geſegnet auch,
Winterſonnenſchein! —
Jede Sonne ſcheint uns hold
An dem Heimatsſtrand;
„Hoch die Heimat!“ klingt's zuletzt,
Hoch dem Vaterland!

Die erſte Aufführung der „Jahreszeiten“ fand beim Schulfeſte am 31. Juli 1880 unter Vorſitz des Bürgermeiſters Dr. Wilhelm Kienzl ſtatt. Auch Robert Hamerling war mit ſeiner Mutter erſchienen. Der Schluſsgeſang mit dem Hoch auf die Heimat muſste wiederholt werden. Darauf trat mit einem Blumenſtrauß in der Hand eine Schülerin vor und ſprach:

„Ich ſinge wie der Vogel ſingt, der in den Zweigen wohnet, das Lied, das aus der Kehle dringt, iſt Lohn, der reichlich lohnet!“ Dieſe Worte des Dichterfürſten Goethe mögen dem hochverehrten Herrn Robert Hamerling vorgeſchwebt haben, als er daran gieng, unſere Jahreszeiten mit einem ſo reizenden Gedicht zu bereichern. Indem ich namens meiner Mitſchüler hiefür den herzlichſten Dank ausſpreche, bitte ich dieſen Blumenſtrauß als eine kleine Erinnerung an das heutige Feſt gütigſt entgegennehmen zu wollen.“ Lauten Beifall zollte das anweſende Publicum, ſichtlich erfreut übernahm der Dichter den Strauß von Blumen, während ſeiner alten Mutter über die Ehrung des Sohnes Thränen der Rührung über die Wangen rollten. — Als das Feſt zu Ende war, trat Hamerling auf Peß zu und ſagte: „Herr Director wiſſen, ich gehe nicht gern dort hin, wo viele Leute verſammelt ſind; aber wenn Sie wieder etwas geben, werde ich mit meiner Mutter gewiſs kommen; ich empfand heute wirklich eine große Freude!“ Am 26. Mai 1881 fand als Nachfeier der Vermählung des Kronprinzenpaares Rudolf und Stephanie in der Induſtriehalle zu Graz eine Aufführung der „Jahreszeiten“ mit 1000 Knaben und Mädchen und Orcheſterbegleitung ſtatt; unter den etwa 8000 Anweſenden befand ſich auch wieder Robert Hamerling und ſeine Mutter. Des andern Tags kam der Dichter zu Director Peß und ſagte: „Ich bin geſtern krank zur Aufführung in die Induſtriehalle gegangen, bin aber geſund heimgekehrt; ich danke Ihnen auch namens meiner Mutter, und wenn Sie von mir wieder etwas brauchen, ſtehe ich Ihnen ſtets zur Verfügung.“ Von dieſem Anerbieten machte der Componiſt Gebrauch, als er das Liederſpiel „Eine Wanderung durch die Heimat“ ſchuf. Robert Hamerling übernahm es wieder, das zuſammenfaſſende Schluſsgedicht zu verfaſſen. Eine Correſpondenz-Karte (Graz, 20. Juni 1882, mit der Adreſſe: „Sr. Hochwohlg. Herrn Joſeph Petz, [k. k.] Schuldirector, hier, Eliſabethſchule“) fällt in dieſe Zeit; Volksſchullehrer Thomas Arbeiter in Graz hatte die verbindenden Declamationen übernommen; die dem Schluſschore vorangehende, „Die Heimkehr“ betitelt, kommt hier in Betracht.]

Sehr geehrter Herr Director! — Ich habe nachträglich gefunden, daß mir die letzte, zuſammenfaſſende Declamation, welche dem Schlußchor unmittelbar vorausgeht, für meinen Zweck genügt, und bitte Sie daher, dem Hrn. Verf. zu ſagen, daß er betreffs der übrigen Texte ſich um meinetwillen nicht zu beeilen braucht. — Hochachtungsvoll ergeben — Rob. Hamig.

[Der nächſte Brief: Graz, 1. Juli 1882, brachte auch den neuen Beitrag.]

Sehr geehrter Herr Director! — Da ich mich bei der Geſtaltung der Verszeilen genau nach der Melodie gerichtet habe, wobei nur die erſte Strophe eine halbwegs regelmäßige und dichteriſch befriedigende Form erhalten konnte, ſo bitte ich ſehr, damit das Gedicht beim Leſen nicht gar zu kahl und armſelig erſcheint, dieſe erſte Strophe, welche als Refrain zugleich die letzte iſt, am Schluße nicht abgekürzt, ſondern vollſtändig, ſo wie ſie im Manuſcript ſteht, abdrucken zu laſſen. Ich werde heute oder morgen nochmal bei Ihnen einſprechen, um zu hören, was Sie etwa zu bemerken haben. — Hochachtungsvoll — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Dieſem Schreiben lag das Manuſcript eines „Schlußchors“ mit der vollen Unterſchrift des Dichters bei; auch hier wurde das Gedicht der bereits feſtgeſtellten Melodie vom Dichter angepaſst, wie ſchon aus Hamerlings Briefzeilen hervorgeht; die Verſe, welche in die „Letzten Grüße aus Stiftinghaus“ aufgenommen wurden, lauten:]

Heimatland, trautes Land,
Was uns blüht an deinem Strand,
Tief und klar, immerdar,
Hegen wir's im Herzen!
Heimgekehrt, treu-bewährt, -
Grüßen wir den heil'gen Herd,
Rufen wir, jauchzend dir:
Heimat, lebe hoch!

Lieblich weht der Heimatlüfte
Hauch an unſre Bruſt:
Und die Welt iſt doppelt ſchön,
Angeſchaut von Heimathöh'n!
Wer ſich auf der weiten Erde
Eines Heims bewußt,
Kennt des Lebens Lieb' und Luſt,
[Ja!] Frohe Lieb' und Luſt!

Lebensluſt iſt Schaffensluſt,
Stählt den Arm und ſchwellt die Bruſt!
Sei geſegnet, Schaffensluſt —
Lebensluſt — Schaffensluſt! —
In der Runde klingt's und hallt!
Klingt und ſchallt in Flur und Wald!
Pocht ſogar im Bergesgrund —
Tief im Grund! —

Heimatland, trautes Land,
Was uns blüht an deinem Strand,
Tief und klar, immerdar,
Hegen wir's im Herzen!
Heimgekehrt, treubewährt,
Grüßen wir den heil'gen Herd,
Rufen wir, jauchzend dir:
Heimat, lebe hoch!

[Die erſte Aufführung dieſes Liederſpiels fand am 15. Juli 1882 ſtatt; ob Robert Hamerling bei dieſer oder einer ſpäteren Aufführung anweſend war, erinnert ſich der Componiſt nicht mehr, ſondern nur daran, daſs ihn der Dichter gelegentlich dazu beglückwünſchte. — Auf mehrſeitiges Verlangen componierte Director Petz 1883 das „Weihnachtsfeſt“, welches zum Schulſchluſſe am 15. Juli 1884 aufgeführt wurde; Robert Hamerling hoffte dabei zu erſcheinen, war aber wahrſcheinlich durch Unwohlſein verhindert. Am 22. December fand dann wieder eine Aufführung ſtatt, zu welcher Hamerling eine Karte erhielt; hierauf bezieht ſich der Brief ddo. Graz 23. December 1884:]

Hochgeehrter Herr Director! — Ich war leider zu krank, um mir Ihr „Weihnachtsfeſt“ mitanzuhören, auch meine Mutter iſt bettlägerig, ſonſt hätte ich ihr die freundlich zur Verfügung geſtellte Karte abgetreten. Aber ich habe mir Ihre neue Compoſition am Clavier zu Gemüthe geführt und finde, daß ſie zu dem Schönſten, Wirkſamſten gehört, was Sie geſchaffen haben. Schon der Gedanke eines ſolchen Weihnachtsliederſpiels iſt ein äußerſt glücklicher, und Ihre Ausführung wird Ihnen den Dank unzähliger Anſtalten und muſikliebender Familien eintragen. Empfangen Sie den Ausdruck dieſes Dankes auch von — Ihrem Sie hochſchätzenden — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz 24. März 1885. — Die Gratulation bezieht ſich auf Hamerlings 55. Geburtstag.]

Hochgeehrter Herr Director! — Vom Krankenlager aus, das ich heute nur auf kurze Zeit verlaſſen konnte, erwidere ich mit herzlichem Danke Ihre freundliche Gratulation. Ich habe mit Bedauern vernommen, daß auch Sie dieſen Winter leidend waren; möge das Frühjahr Sie völlig herſtellen und zu neuen glücklichen muſikaliſchen Gedanken, zu neuen heiter-frohen

Weiſen kräftigen! Meine Mutter erwidert desgleichen Ihren Gruß aufs Beſte. Mit Hochachtung — Ihr ergebenſter — Robert Hamerling.

[Viſitkarte mit „Robert Hamerling, k. k. Profeſſor i. P.“, Graz, 13. Juli 1885. — Der Eingang bezieht ſich auf die Aufführung des „Weihnachtsfeſt“ am 16. Juli. — Das hier erwähnte „Album“ enthält eingeklebt alle Recenſionen, Berichte ꝛc. über Bey' Werke und Aufführungen.]

Hochgeehrter Herr Director! Empfangen Sie meinen beſten Dank für die freundliche Einladung, welcher ich, wenn mein Befinden es nur einigermaßen erlaubt, gewiß folgen werde, um Ihr „Weihnachtsfeſt“ zu hören. Mit lebhaftem Intereſſe habe ich auch das Album der Recenſionen über Ihre Werke durchgeſehen, und ſage auch für dieſe Mittheilung Ihnen herzlichen Dank. — In aller Hochachtung Ihr ergebenſter — R. Ha.

[Director Joſef Bey hat uns ſchließlich auch aus dem Verkehr mit Robert Hamerlings Mutter Einiges mitgetheilt, was wir mit ſeinen eigenen Worten wiedergeben wollen: Hamerlings Mutter war eine ſchlichte, gute Frau, die immer Freude zeigte, wenn ich ſie im Stiftingthale aufſuchte. Bei einer ſolchen Gelegenheit theilte ſie mir einmal einige ihrer Mutterſorgen mit. Vor einigen Tagen, erzählte ſie, war mein Geburtstag und da wollte mir mein Sohn, der Herr Profeſſor (wie ſie ihn ſtets zu nennen pflegte), eine beſondere Freude bereiten; er gieng deshalb in die Stadt und kaufte einen neuen Hut; als er ihn mir brachte, mußte ich herzlich lachen, denn er paßte gerade für ein ſechzehnjähriges Mädchen, aber nicht für mich alte Frau; dennoch mußte ich mich erfreut zeigen, ſonſt hätte ich ja auch ihm die Freude verdorben. Dann erzählte ſie weiter: Mein Sohn hat ein ſo gutes Herz, aber vom praktiſchen Leben hat er keinen rechten Begriff; er weiß nicht, wie theuer Fleiſch, Mehl, Butter oder Eier ſind: das macht mir Sorgen, denn wenn ich einmal die Augen zudrücke, kann er leicht in unwirtſchaftliche Hände kommen. — Von dieſer mütterlichen Sorge wurde ſie leider bald enthoben und ein größerer Schmerz trat an ihre Stelle, da man den gefeierten Sohn am 13. Juli 1889 zu den Todten zählte. — Ich ſtand nahe dem offenen Grabe und war Zeuge eines in ſeiner Art ergreifenden Ereigniſſes: Als der Prieſter die Function beendet hatte und das Vaterunſer zu beten begann, trat rings die größte Stille ein; gleichzeitig aber begannen auf einem nahen Baum zwei Vögel einen weittönenden Geſang anzuſtimmen; es klang wie ein Abſchiedslied für den großen deutſchen Sänger, den man eben in das Grab geſenkt. — Am 23. Juli 1890 gab ich zu Gunſten der Schule in Rainbach beim „ſchwarzen Hund“ im Gaſthausgarten, der vor der Behauſung Hamerlings lag, ein Feſt, wobei mein Liederſpiel „Ein Schultag“ von 300 Knaben und Mädchen und Militärorcheſter aufgeführt wurde. Vor Beginn lud ich die Mutter Hamerlings ein, an unſerem Tiſche Platz zu nehmen; allein ſie war leidend, verſprach aber von ihrem Fenſter aus an dem Feſte theilzunehmen, was ſie auch that. Nicht lange mehr und auch ſie gieng ihrem Sohne in ein beſſeres Jenſeits nach; ſie ſtarb am 27. Februar 1892 im Alter von 86 Jahren und ruht nun an der Seite ihres Mannes und in der Nähe ihres von der gebildeten Welt bewunderten Sohnes Robert.]

[Dr. phil. Hermann Landois, geb. 19. April 1835 zu Münſter in Weſtphalen, ſtudierte Theologie und wurde 1859 zum Prieſter geweiht; er wandte ſich dann den philoſophiſchen Fächern zu, wurde 1862 Lehrer der Naturwiſſenſchaften an der Ackerbauſchule zu Botzlar; ſeit 1865 als Lehrer am Gymnaſium in Münſter thätig, habilitierte er ſich 1869 an der dortigen Akademie als Docent für Zoologie und wurde 1873 zum außerordentlichen Profeſſor ernannt. 1874 kaufte er das an der Stadt Münſter gelegene Areal, die ſogenannte „Inſel“ und richtete hier einen weſtphäliſchen zoologiſchen Garten ein. Seine Schriften ſind: Die dramatiſche Arbeit Walkürenritt, 1883. — Frans Eſſink; ſin Leben un Driben as olt Münſterſch Kind (I. Bi Liäwtiden. II. Nao ſienen Daud. III. Up de Tuckesburg. IV. Up de Seelenwanderung. V. Dr. Hermann Landois) 1874—1880; 8. Auflage. — Die plattdeutſchen Gedichte: Kriſſbetten und Kaſſbetten oder Unkenklänge von Weſtphalens roter Erde, 1889. — Die komiſche Operette: Der Prophet Jan van Leyden, 1889. — Ferner naturwiſſenſchaftliche Arbeiten, darunter eine Studie A. v. Droſte-Hülshoff als Naturforſcherin, Weſtphalens Thierleben in Wort und Bild und außerdem gegen tauſend verſchiedene naturwiſſenſchaftliche Bücher und Abhandlungen. (Vergl. Brümmers Lexikon 1896 und Kürſchners Lit.-Kal. 1898. Die Daten wurden durch den Dichter ergänzt und richtiggeſtellt.) — Landois übermittelte an Hamerling ein Exemplar des „Frans Eſſink ꝛc.“ und erhielt hierauf aus Graz, 26. December 1880, folgenden Brief, der uns in einer Copie vorlag.]

Als ich in Ihrem ſchönen Buche über die Thierſtimmen mich belehrte und ergötzte, ahnte ich nicht, daß der gelehrte Verfaſſer dieſes Buches auch mich in ganz anderer Weiſe literariſch hinreißen und mein Zwergfell erſchüttern würde. Die Zuſendung Ihres Büchleins machte mir große Freude. Wie gern möchte ich Münſter einmal ſehen! Ich komme gewiß dahin, müßte ich auch die Reiſe à la Eſſink aus dem Fegefeuer heraus machen! — In aufrichtiger Hochſchätzung — Ihr ergebenſter — Robert Hamerling.

[Um Hamerlings Wunſche entgegenzukommen, lud Profeſſor Landois denſelben ſpäter ein, im weſtphaliſchen Provinzialverein für Wiſſenſchaft und Kunſt zu Münſter einen Vortrag zu halten; ein entſprechendes Honorar wurde ihm zugeſichert. Hamerling lehnte (in einem verloren gegangenen Briefe) aus Geſundheitsrückſichten jedoch ab. Man vergleiche auch das Capitel Gieſe.]

[**Hans Brandſtetter** wurde am 23. (nicht 25.) Januar 1854 zu Michelbach, vier Stunden weſtlich von Graz, geboren. Seine harte Jugendzeit hat der 1898 verſtorbene Schriftſteller, Landes-Rechnungsrath Ferdinand Krauß, humoriſtiſch beſchrieben; er hat nebſt zahlreichen journaliſtiſchen Mittheilungen über Brandſtetter auch ein Büchlein hinterlaſſen: „Die Lehrjahre eines Bildners aus der Steiermark“ (Graz 1885), welches neun bis dahin bekannt gewordene plaſtiſche Werke des hervorragend begabten Künſtlers in Lichtdruckbildern enthält: „Die Waldlilie“ aus Roſeggers „Schriften des Waldſchulmeiſters“, die nach dem Leben geſchaffenen Porträtbüſten von Robert Hamerling, Karl Gottfried von Leitner und Peter Roſegger; die ganzen Geſtalten: der „Rattenfänger von Hameln“ und die „Kora“ aus Hamerlings „Aſpaſia“, ſowie das Hochrelief „Rückkehr des verlorenen Sohnes“, ferner das Relief mit fünf bibliſchen Geſtalten „Jeſus im Hauſe der Martha“ und das Medaillon-Porträt Moriz Ritter von Frank. — Aus den ärmlichſten bäuerlichen Verhältniſſen hat ſich in Hans Brandſtetter ein hohes Talent bis zum akademiſchen Bildhauer und zum Profeſſor der Staatsgewerbeſchule in Graz emporgerungen. Es obliegt uns hier, bei dieſer Studie vornehmlich, Brandſtetters Verhältnis zu Robert Hamerling, bei dem er 1881 durch den Componiſten Dr. Wilhelm Kienzl eingeführt worden war, feſtzuſtellen, was uns im Verlaufe dieſes Capitels einigermaßen gelingen dürfte, nachdem uns Meiſter Brandſtetter ſelbſt zahlreiche Behelfe zur Verfügung geſtellt hat; auch des Künſtlers Lebensgang wird ſich durch das Folgende ſoweit entwickeln, als wir dies für unſere Studie benöthigen. Überdies aber gewinnt man auch Einblicke in das rege Intereſſe, welches Robert Hamerling, der Dichter und Philoſoph, für die plaſtiſche Kunſt bekundete. — Wie bereits bemerkt, wurde Brandſtetter durch den Componiſten Kienzl bei dem Dichter eingeführt. Brandſtetter brachte bei dieſer Gelegenheit ſein Anliegen vor, Hamerlings Büſte modellieren zu dürfen; dieſer erklärte ſich bereit, zu ſitzen, worauf der Bildhauer bat, das Haar bis zu ſeiner Heimkehr nach Graz (Juli 1882) nicht kürzen laſſen zu wollen; das verſprach der Poet. Als Brandſtetter ſich nach Ablauf des einen Jahres bei Hamerling einfand, machte er ſogleich eine Handbewegung nach dem, ſich auf der Schulter ſtauenden Haare, wobei er ſagte: „Sehen Sie, daſs ich nicht vergeſſen habe!“ Dann wurde der nächſte Tag für die erſte Sitzung vereinbart. So entſtand im Jahre 1882, innerhalb neun Sitzungen jene Büſte, die ſeither ſehr bekannt geworden iſt (abgebildet in der „Allg. Kunſtchronik“ Wien 29. Auguſt 1885). Hatte der Dichter, dem Wunſche des Plaſtikers Rechnung tragend, ſein Haar lang werden laſſen, ſo wurde dem ſchaffenden Bildhauer in etwas dabei die Freude geſtört. Die Augenbrauen waren ebenfalls ſehr kräftig und geſtatteten eine ſtimmungsvolle Beſchattung der Augen. Der Dichter, dem dieſe Brauen zu ſtark waren, wollte geſprächsweiſe den Plaſtiker dahin bringen, ſie ſchwächer zu machen; als Brandſtetter das nicht verſtehen wollte, kam Hamerling zur nächſten Sitzung mit kürzeren Brauen und ſagte: „Bitte vergleichen Sie noch einmal die Augenbrauen,“ ſelbſtverſtändlich muſsten ſie jetzt geändert werden. Dieſe Büſte bezeichnete Hamerling ſelbſt als ſein beſtes plaſtiſches Porträt und ordnete auch deshalb an, daſs nach ſeinem Tode keine Maske angefertigt werden dürfe. Wie ihn Brandſtetter geſchaffen, wolle er weiter beſtehen, hat er ſich geäußert. — Nach der Modellierung erhielt der junge Bildhauer vom Dichter mehrere ſeiner berühmten Werke: Ahasver in Rom, König von Sion, Sinnen und Minnen, alle drei mit dem Namenszuge und der Jahreszahl 1882; Amor und Pſyche aber mit der Widmung: „Dem Schöpfer meines naturgetreuen, plaſtiſchen Porträtbildes, dem trefflichen Künſtler Herrn Hans Brandſtetter in dankbarer Ergebenheit. Graz, Nov. 82. Robert Hamerling.“ — Auf eine, bei dieſer Gelegenheit geſtellte Frage Brandſtetters, welches ſeiner Werke der Dichter ſelbſt für das Beſte hält, erwiderte Hamerling: „König von Sion.“ — In das Stammbuch des jungen Künſtlers ſchrieb damals der Dichter:]

Der Künſtler muß die Natur nachahmen, um Groſſes zu leiſten. Aber das Größte leiſtet er dann, wenn er die Natur nicht bloß nachahmt, wie ein vor ihm und außer ihm ſtehendes Modell, ſondern wenn ihm die Natur, ihre Schaffensfreude, ihr Formenſinn, im Innern, im Gemüthe ſelbſt lebendig wird, und ſie aus ſeinem Geiſte noch bedeutender, ſinniger, ergreifender wiedergeboren wird, als in der vergänglichen Wirklichkeit.

Graz 8. Okt. 1882. Rob. Hamerling.

[Bevor wir weiterſchreiten, ſei eines datenreichen Artikels von Dr. Anton Schloſſar in der „Deutſchen

Revue“ (Juni 1895) gedacht: „Hamerling-Erinnerungen. Neue Mittheilungen über den Dichter, nebſt ungedruckten Briefen von demſelben und von Berühmten ſeiner Zeitgenoſſen.“ In dieſem Artikel ſpricht der Verfaſſer auch über Brandſtetters Verhältnis zu dem Dichter und theilt das Stammbuchblatt vom 8. October 1882 ſowie die brieflichen Äußerungen Hamerlings vom 11. Juli und 26. December 1887 und 22. December 1888 mit. Da wir eine in gewiſſem Sinne erſchöpfende Darſtellung des Verhältniſſes der beiden Künſtler bieten wollen, ſo waren wir bemüſſigt auch dieſe Schriftſtücke, die uns wie alle übrigen im Original vorlagen, aufzunehmen, wie wir andererſeits der mündlichen Erzählung oder den ſchriftlichen und gedruckten Mittheilungen Profeſſor Brandſtetters in der Darſtellung der Ereigniſſe oder Vorkommniſſe folgten.

Correſpondenz-Karte aus Graz, 3. Januar 1883, mit der Adreſſe: „Sr. Wohlgeboren Herrn Hans Brandſtetter, Bildhauer, Wien Arſenalweg [illegible]“ (Das iſt die Adreſſe der Bildhauer-Specialſchulen der k. k. Akademie der bildenden Künſte, ſeit der letzten Stadterweiterung umgeändert in III. Landſtraßegürtel 3; Die nächſten vier Karten tragen dieſelbe Adreſſe.) — Der hier erwähnte, in jeder Hinſicht leſenswerte Artikel: „Graz und die bildenden Künſte. Bemerkungen von Robert Hamerling,“ welcher im „Heimgarten“, Januar 1883, erſchien und ein frühes Urtheil über unſern Künſtler und ein kräftiges Eintreten für denſelben enthält, ſchließt eine Stelle in ſich, welche wir hier aufnehmen müſſen; ſie lautet: Da iſt z. B. Hans Brandſtetter, ein aus dem Bauernſtande hervorgegangenes, und doch, wie namentlich ſeine Zeichnungsentwürfe beweiſen, für das edle Pathos der Plaſtik veranlagtes Talent. Er hat bekanntlich vor Kurzem das Modell einer Perſeus- und Andromedagruppe ausgeſtellt, die er ſich für unſeren Auerſpergbrunnen, das vorläufige Ehrendenkmal Anaſtaſius Grüns, gedacht hat; eine ſinnige Idee: iſt der Dichter doch in der That auch ein Kämpfer, welcher Ungeheuer erlegt, und ein Befreier der gefeſſelten Schönheit. Gruppen, Frieſe, größere Compoſitionen überhaupt wären, nach Brandſtetters bisherigen derartigen Entwürfen und Zeichnungen zu ſchließen, die Sache dieſes Künſtlers. Wie traurig, wenn ſein für das Große berufenes Talent in handwerksmäßigem Porträtieren und Büſtenmachen untergehen müſste! Wo anders, als in der Heimat, ſollte ein Jünger der wenig geſuchten, wenig beſchäftigten Plaſtik Entgegenkommen finden, das es ihm ermöglichen würde, ſeinen Idealen treu zu bleiben, und ſich zum wirklichen Meiſter auszubilden? Der Perſeus Brandſtetters hat den Beifall der Kenner für ſich und die Ausführung derſelben in dem angedeuteten Sinne wird von vielen Kunſtliebhabern mit Eifer betrieben. Bedenken gegen die Verbindung der Gruppe mit dem Waſſerhochſtrahl des Brunnens wären leicht zu beſchwichtigen: man braucht in dieſem Punkte ſich nur an die Winke zu halten, welche der Künſtler ſelbſt zu geben im Stande iſt. Ein Blatt von kirchlicher Tendenz hat moraliſche Bedenken gegen die allzu verführeriſche, unbekleidete Andromeda vorgebracht. Aber an Nacktheit in der Plaſtik iſt man nachgerade doch wohl gewöhnt; und jener gewandloſe Frauenleib wird ſich in der dunklen Bronze auch unverfänglicher präſentieren, als im weißen Gypsmodell. Uebrigens hat ſelbſt die ſtrenge Kirche des Mittelalters, welche die Ketzer verbrannte, die nackten Bilder der Heiden und Chriſten unangefochten gelaſſen. Wollen wir prüder ſein, als unſere gläubigeren und frömmeren Väter? — Die Brunnengruppe „Perſeus und Andromeda“ iſt nahezu $1^1/_2$ Meter hoch. — Zum Schluß handelt es ſich in der Correſpondenz-Karte um das Epos „Amor und Pſyche“.]

Hochgeehrter Herr! — Durch Krankheit verhindert, kann ich erſt jetzt Ihre freundlichen Zeilen in größter Kürze mit gleich herzlichen Wünſchen beantworten. Ich ſetze voraus, daß Sie den Artikel „Graz und die bildenden Künſte“ im Januarheft des Heimgarten ſchon geleſen haben; wenn nicht, ſo würde ich Roſegger veranlaſſen, Ihnen denſelben zu ſchicken. Am. u. Pſ. fehlte leider überall auf dem Weihnachtsmarkte, und es konnte der ſehr großen Nachfrage nicht mehr entſprochen werden, da das Werk vollſtändig vergriffen iſt und der Neudruck erſt in einigen Wochen fertig werden kann. — Ihr warm ergebener — Rob. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 9. Januar 1883.

Nach der Umarbeitung der Perſeus- und Andromedagruppe hatte ſich Brandſtetter, der ſich durch das Vertiefen in Hamerlings „Aſpaſia“ von dem Schönheitsſinn der Griechen begeiſtert fühlte, der Löſung der Hofpreisaufgabe: „Prometheus bildet den Menſchen,“ als freirundes Relief von einen Meter Durchmeſſer gedacht, zugewandt; hierauf beziehen ſich die folgenden Zeilen Hamerlings.]

Sehr geehrter Herr! — Noch immer leidend, kann ich Ihnen nur in aller Kürze Beſcheid geben. Als Zeichen der Beſeelung — Symbol der Seele — galt in der griechiſchen Plaſtik nur der Schmetterling: eine Allegorie, welche den Modernen vielleicht nicht mehr ganz zuſagen wird. Es bleibt Ihnen alſo überlaſſen, den Übergang vom todten Bilde zur lebendigen Geſtalt für den Beſchauer nach eigenem Ermeſſen kenntlich zu machen: etwa dadurch, daß Sie den neuen (prometheiſchen) Menſchen zu ſeinem Schöpfer durch Blick, Bewegung u. ſ. w. in eine lebendige Beziehung ſetzen, welche verräth, daß er ihm nicht mehr als bloße Natur gegenüberſteht. Nebenbei ließe ſich der Falter noch immer anbringen. — Ergebenſt — Ihr — Robert Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 2. Januar 1884. — Brandſtetter hatte dem Dichter die Photographie des erſten Entwurfes der „Waldlilie“ (nach Roſeggers Schilderung im „Waldſchulmeiſter“) überſendet, wonach Alphons Petſchnig jun. (gegenwärtig Zeichenlehrer an der Staatsgewerbeſchule in Bielitz) auf Holz eine Zeichnung anfertigte. — Den Artikel der Wiener „Neuen illuſtrierten Zeitung“ theilen wir nachfolgend mit.]

Beſten Dank für das Bild, das mich nur inſoferne nicht völlig befriedigt, als der tiefe Schatten dasſelbe halbirt und keinen ſchönen Überblick des Ganzen gewährt. Profeſſor Petſchnigs Sohn hier, ein tüchtiger junger Künſtler, hat mich gebeten, meinem Schreiben an die N. Illuſtr. Ztg. die von ihm ausgeführte Zeichnung beiſchließen zu dürfen, welche die Redaction der Mühe überheben würde, das Bild erſt zeichnen zu laſſen. Haben Sie dagegen etwas einzuwenden, ſo bitte ich es mir ohne Verzug mitzuteilen. — Ihr — warm ergebener — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 18. Januar 1884, ſchließt ſich an die vorhergehende Karte ergänzend an. — Der „hieſige Erfolg“ betrifft den erſten Entwurf der „Waldlilie“, welche in der Grazer Kunſtausſtellung allgemein gefiel.]

Sehr geehrter Herr und Freund! — Mein Brief an die „Neue ill. Ztg.“ iſt Dienstags, die Zeichnung des Hrn. P. Mittwochs abgegangen. Umgehend benachrichtigte mich die Redaction, daſs ſie mit Vergnügen bereit ſei, meinen Artikel nebſt dem Bilde zu veröffentlichen. Es iſt alſo Alles im beſten Gange. Gratulire zu dem hieſigen Erfolg! — Ihr warm ergebener R. Hg.

[In der „Neuen Illuſtrirten Zeitung“, Wien, 7. Februar 1884, erſchien nebſt einer Abbildung der in den beiden vorhergehenden Schreiben erwähnte Artikel Hamerlings, mit voller Namensfertigung des Dichters, unter dem Titel: Die „Waldlilie". Da der Artikel das Brandſtetter-Capitel hier nach jeder Richtung hin ergänzt, möge derſelbe in vollem Umfange aufgenommen werden: Die Steiermark hat ſich in jüngſter Zeit fruchtbar an Talenten verſchiedener Art erwieſen. Sie hat der deutſchen Literatur der Gegenwart einen Roſegger gegeben, der muſikaliſchen Welt tüchtige junge Kräfte in W. Kienzl, Heuberger u. a.; hervorragende Sänger und Sängerinnen nennen Steiermark ihr Heimatland, und auf dem Gebiet der bildenden Künſte berechtigen einige Söhne und Töchter der grünen Steiermark zu ſchönen Hoffnungen. Unter letzteren ragt Hans Brandſtetter hervor, ein junger Bildhauer, der ganz wie ſein Landsmann Roſegger und wie der Tiroler Defregger erſt im Jünglingsalter den bäuerlichen Verhältniſſen ſich entrang, um ein unzweifelhaftes Talent für die Oeffentlichkeit auszubilden. An der Wiener Akademie holte er mit der Leichtigkeit, die einem ungewöhnlichen Talente immer, und dem Fleiß, der demſelben nicht immer eigen iſt, das Verſäumte nach, gewann bald erſte Preiſe und gab Talentproben im Genrebild, im Porträt, im Heroiſchen. Sein „Knabe, die Gefährten zum Bade rufend", und ſein „Rattenfänger von Hameln" zogen im Kunſtſalon der culturhiſtoriſchen Ausſtellung Kenner und Laien an. Letzteres in Wachs boſſierte Werk errang ſich auch in dem Maße das Wohlgefallen des Kaiſers, daſs derſelbe es neueſtens für die kaiſerlichen Sammlungen des neuen Muſeums in Bronze auszuführen befahl. — Eine Gruppe, „Perſeus und Andromeda", deren Modell Brandſtetter faſt gleichzeitig mit einigen vorzüglich gelungenen Porträtbüſten in Graz ausſtellte, gefiel dermaßen, daſs der Gedanke, dies Werk als eine öffentliche Zierde der ſteieriſchen Hauptſtadt zu verwerten, in Grazer Kreiſen lebhaft angeregt und vielfach erwogen wurde. Bewunderungswürdig erſchien hier, wie ſchon in früheren Proben, die Gewandtheit, mit welcher der junge Künſtler ſich in der Welt der Antike, die ihm doch ſo ſpät bekannt geworden, zurecht gefunden. Ob ihn übrigens, trotz der hier bethätigten Neigung zum Heroiſchen und dem entſprechenden Talente, die Art ſeiner Begabung nicht doch noch mehr auf das leichtere, anmuthige Genre anweiſe, als auf das Heroiſche, wie Einige wollen, möchte ich nicht vorſchnell entſcheiden, möchte das Streben eines jugendlichen Geiſtes nicht allzufrüh in enge Grenzen feſtbannen: gewiſs iſt nur, daſs Brandſtetter mit dem leichteren Genre ein leichteres Verſtändnis finden und ſich größere Erfolge ſichern wird. — Aus dem inſtinctiven Gefühl, daſs der Künſtler ſeiner Zeit und ſeiner Nation vor Allem die Verkörperung ihrer eigenen lebendigen Gemüthsideale ſchulde, iſt vielleicht Brandſtetters neueſtes Werk, das lebensgroße Bild der „Waldlilie“, hervorgegangen, welches die gegenwärtige Grazer Kunſtausſtellung gebracht hat. Dieſe „Waldlilie“ iſt eine der ſinnigſten Geſtalten Roſeggers aus dem „Waldſchulmeiſter“, welche der Landsmann des Dichters in geiſtesverwandter und doch freier Anſchauung plaſtiſch reproducierte. — Weder eine kritiſche, noch eine erklärende Beſchreibung ſcheint mir nöthig; das hier mitgeteilte Bild empfiehlt und erklärt ſich ſelbſt in ſeiner herzgewinnenden Einfachheit, Natürlichkeit und Zierlichkeit. (Mit ärmlichen Kleidern angethan, ſchreitet die Jungfrau von einem zahmen Reh begleitet durch den Wald, gepflückte Blumen in der Schürze tragend. Anmerk. d. H.) Von der Art aber, wie ſich im Geſichtsſchnitt und Ausdruck des Mädchens der ländliche Charakter mit einer gewiſſen Feinheit, die einer höheren Lebensſphäre ſich anzupaſſen berufen iſt, vereinigt, vermag nur das Original einen vollen

Begriff zu geben. (Die Waldlilie wird ſpäter die Gemahlin des jungen Gutsherrn. Anm. d. H.) Der Vermählung einer Dichterſeele mit einem Künſtlergeiſt entſprungen, hat die Geſtalt von jener das warme Gemüth der Waldnatur mitbekommen, von dieſem die Gedanken, die um ihre ſinnige Stirn zu ſchweben ſcheinen. — Was bei „Perſeus und Andromeda“ nur eine Idee geblieben, ſoll nun bei der „Waldlilie“ zur Wirklichkeit werden. Der Grazer Verſchönerungsverein hat beſchloſſen, eine Subſcription einzuleiten, um das ſo recht aus dem Herzen der ſteiermärkiſchen Heimat heraus und für ſie geſchaffene Werk, die gemeinſame Schöpfung zweier hervorragender heimiſcher Geiſter, in Bronze ausführen und an einer geeigneten Stelle des Grazer Stadtparkes oder des Schloſsbergs aufſtellen zu laſſen. Es wird nun von den Steiermärkern abhängen, ob dies Project zur Ausführung kommen, oder wie manches ähnliche, theils am Mangel ausreichender Mittel, theils an der Unmöglichkeit, mit einem Werke der Kunſt es Allen recht zu machen, ſcheitern ſoll. Gewiſs wird es auch der „Waldlilie“ nicht an Gegnern und Krittlern fehlen, aber wollte man auf alle Krittler hören, ſo käme es in der weiten Welt nirgends zur öffentlichen Aufſtellung eines Bildwerks. Brandſtetter hat nun über ein Jahrzehnt in unermüdlichem Ringen ſein künſtleriſches Ziel verfolgt, er darf wohl redlich auf etwas mehr als aufmunternde Lobesworte Anſpruch machen. Und nicht bloß dem Bildner, ſondern mehr noch dem Dichter der „Waldlilie“ kann die Steiermark durch Ausführung des vom Grazer Stadtverſchönerungsverein gefaſsten Beſchluſſes einen thätigen Beweis dankbarer Anerkennung geben, ohne ſich dem Vorwurfe der Uebereilung auszuſetzen. (Soweit Hamerling. In Bronzeguſs ausgeführt, wurde die „Waldlilie“ am 16. Mai 1885 im Stadtpark zu Graz enthüllt. Dagegen unterblieb, trotz des warmen Eintretens Robert Hamerlings und Joſef Waſtlers, die Ausführung der Gruppe „Perſeus und Andromeda“, da von clerikaler Seite gegen die ziemlich nackte Andromeda allzu ſtark gedonnert worden war.)

Correſpondenz-Karte aus Graz, 5. December 1884. — Hier handelt es ſich um die „Rückkehr des verlornen Sohnes“, zwei lebensgroße Figuren in Hochrelief, und die bereits ausführlich geſchilderte „Waldlilie“, auf welch' letztere Brandſtetter in der Specialſchule für höhere Bildhauerei den Specialſchulpreis von 200 fl. erhielt.]

Hochgeehrter Herr! Immer krank, danke ich Ihnen nur in aller Kürze für die beiden neuen Photographien, welche mir Roſegger überbrachte. Der verlorne Sohn ſcheint mir ebenfalls ein vorzüglich gelungenes, ſehr ausdrucksvolles und charaktertreues Werk. Auf glückliches Wiederſehen im Frühjahr! — Ihr — ergebenſter — R. Hg.

[Brief aus Graz, 2. April 1885 (nach Wien IV., Thereſianumgaſſe 23; die folgenden fünf Schriftſtücke tragen dieſelbe Adreſſe). — Hier handelt es ſich um die Geſtalt der „Kora“ aus Hamerlings Roman „Aſpaſia“; ein ſchönes Hirtenmädchen aus dem claſſiſchen Hellas, hält es betrachtend eine kleine Schildkröte in den Händen; zu Füßen kriecht eine zweite Schildkröte, während ſich an die Mädchengeſtalt ein Lämmchen ſchmiegt. Die „Waldlilie“ kennen die Leſer bereits. Im „Feſtmonat Mai“ ſprach man wieder über die „Kora“, die gegenwärtig (1900) von Brandſtetter in halber Lebensgröße modelliert wird.]

Mein lieber und geehrter Herr und Freund! — Ich bin krank wie gewöhnlich und habe überdieß in dieſen Wochen mehr als gewöhnlich Briefe zu erwidern. Entſchuldigen Sie alſo, wenn ich mich kurz faſſe, indem ich Ihnen danke für die neueſte, mir doppelt intereſſante künſtleriſche Gabe. Was mein Urtheil anlangt, ſo genügt es vorläufig, zu ſagen: Sie haben ſich auch jetzt wieder als denkender Künſtler erwieſen: Sie haben das Bild des arkadiſchen Hirtenmädchens in antikem Geiſte geſtaltet. Für die große Menge iſt das freilich nicht; neben die allgemein verſtändliche, ſeelen- und lebensvolle Geſtalt der „Waldlilie“ gehalten, erſcheint Kora weniger anmuthend und als Seitenſtück derſelben würde ſie in den Augen der meiſten Betrachter viel verlieren. Aber für ſich betrachtet, wird ſie von Kennern gewürdigt werden. Ich für meine Perſon habe ein einziges kleines Bedenken: Die außerordentliche Breite oder vielmehr Dicke des Fußes über den Knöcheln und des Fußes überhaupt. Nun, auch das kann man für einen Anklang an die Antike nehmen, aber zu weit darf es doch nicht gehen. Weiteres mündlich im kommenden Feſtmonat Mai! — Einſtweilen herzliches Glückauf zu Ihrem fortgeſetzten rüſtigen Streben und Schaffen! — Mit Hochſchätzung — Ihr ergebener — Rob. Hamerling.

[Unter ſeinen Papieren beſitzt Profeſſor Brandſtetter auch eine Photographie des Stiftinghauſes, aus unmittelbarer Nähe aufgenommen (Firma Volker in Graz); dieſe Aufnahme in Viſitkartenformat trägt auf der Rückſeite folgende Widmung: „Stiftinghaus. 1885. Meinem werthen Freunde Hans Brandſtetter. Robert Hamerling.“ — Brandſtetter bemerkte uns gegenüber hiezu: Das mittlere Fenſter der einen Front iſt ein ſogenanntes Blindfenſter, in welchem Hamerling ſtets ein Relief anbringen laſſen wollte, welches die Kora aus „Aſpaſia“, wie ſie, von Lämmlein umgeben, die klugen Augen der Schildkröte bewundert; es wurde auch ein kleiner Entwurf gemacht, der dem Dichter gefiel. Einmal ſtanden beide Künſtler vor der Hausthüre als der Dichter ſagte: „Es wäre mir ſehr lieb, wenn dieſes Relief zur Ausführung käme, weil ich gerade hinter dieſem Fenſter die Aſpaſia ſchrieb.“ Er frug dann, was das Relief aus Sandſtein koſtet; Brandſtetter nannte den Betrag von 90 fl. für die Steinmetzkoſten und erklärte ſich bereit, die Modellierung zu ſpenden. Hamerling ſagte: „70 fl. kann ich geben; ich habe eben für meine Familie zu ſorgen“; der Bildhauer verſprach nach ſeiner Rückkehr aus Rom das Relief um den gewünſchten Preis auszuführen. Ende Juni 1889 kehrte Brandſtetter aus Rom zurück, da lag aber der Dichter im Sterben; er empfieng noch den jungen Freund, drückte ihm lange die Hand und flüſterte ihm ſtimmlos zu: „Ich kann nichts mehr eſſen und nichts mehr ſprechen.“ So unterblieb denn die Ausführung des vom Dichter lange gehegten Wunſches. Frau Clotilde Gſtirner ließ dann ober der Thüre des Hauſes, jedoch unterhalb jenes blinden Fenſters, eine kleine Marmortafel anbringen, welche beſagt, daſs in dem Hauſe am 13. Juli 1889 Robert Hamerling für immer die Augen ſchloſs.

In dieſe Zeit fällt ein Brief (ddo. Graz, 27. Januar 1886), welcher ein Analogon zu einer Stelle aus den „Perſönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling“ von Fritz Lemmermayer (Deutſche Revue 1896) liefert; von dem letzteren war ein Roman erſchienen und im Laufe der Debatte kommt Hamerling zu folgendem Ergebnis: Ich werde Sie alſo nicht recenſieren; und ebenſo bitte ich Sie, mit Rückſicht auf unſere zunehmende Befreundung, künftighin nichts über mich in der Öffentlichkeit verlauten zu laſſen. — Ähnlich klingt eine Stelle des Briefes an Brandſtetter: Ich würde, wenn ich mich gar zu oft öffentlich über Sie vernehmen ließe, die Wirkung des Geſagten zu ſehr abſchwächen, und man würde Alles auf Rechnung einer perſönlichen Freundſchaft ſetzen.

Correſpondenz-Karte aus Graz, 14. Januar 1887.

— Vom ſelben Tage exiſtiert eine Widmung in einem Exemplar der „Blätter im Winde“, welche lautet: „Herrn Hans Brandſtetter als kleines Gegengeſchenk freundſchaftlich der Autor. Graz, 14. Jan. 87.“ — Das „Bild“, für welches Hamerling dankt, war eine Photographie von Brandſtetters „Madonna mit Chriſtus und Johannes“, mit einem Ehrenpreiſe bedacht; das Urtheil Hamerlings über das Kunſtwerk erfolgte dann mündlich.]

Hochgeehrter Herr und Freund! Es war mir im Augenblicke nicht ganz leicht möglich Ihren Wunſch betreffs des Buches zu erfüllen, doch geht es morgen zuverläſſig an Sie ab. Für das Bild herzlichſten Dank; aber ich habe die großen Formate nicht gern und wäre mit dem kleinſten zufrieden geweſen. Am meiſten haben in dem Bilde die Geſichter meinen Beifall; über Anderes möchte ich mich ſpäter ausſprechen, am liebſten mündlich. — Ihr ſtets warm ergebener — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 11. Juli 1887. Das Bauernfeld-Medaillon, von dem hier die Rede iſt, wurde aus keinem beſonderen äußeren Anlaſſe modelliert; der Künſtler ließ es aber in Bronze gießen, ſtellte es im Künſtlerhauſe aus, wo es von der Künſtler-Genoſſenſchaft angekauft wurde. Gipsabgüſſe dieſes plaſtiſchen Bildniſſes waren dann bei allen jenen Freunden zu finden, mit denen Bauernfeld verkehrte. Emerich Ranzoni ſagt in der „Neuen Freien Preſſe“ vom 7. April 1888 in ſeinem Berichte über die Jubiläums-Ausſtellung im Künſtlerhaus: Ein durch frappante Ähnlichkeit und ſaubere Ausführung ausgezeichnetes Porträt iſt das Bronzerelief Eduard von Bauernfelds von Hans Brandſtetter. — Das Anaſtaſius Grün-Denkmal, eines der beſten Werke Karl Kundmanns, wurde 1887 im Grazer Stadtpark enthüllt; das Denkmal, welches den Dichter als Redner darſtellt iſt in Laaſer Marmor ausgeführt. Hamerling war damals auch Mitglied des Denkmal-Comités.]

Etwas ſpät, aber herzlich danke ich Ihnen, ſehr geehrter Herr und Freund, für die überſandte Photographie des trefflichen Bauernfeld-Medaillons. Geſtern ſchleppte ich mich zu unſerm Grün-Denkmal. Dem Ausruf der Bewunderung muß ſich leider der des Bedauerns anſchließen, daß ein ſo ſchönes und feines Werk nicht in Erz, ſondern in gebrechlichem Marmor ausgeführt iſt. Auch mit dem abgelegenen eingeengten Platze, auf dem es ſteht, kann ich mich nicht befreunden. Aber das Werk an ſich iſt, wie geſagt, reizend ſchön. — Mit beſtem Gruß — Ihr R. Hg.

[Brief aus Graz, 26. December 1887. — Die erſten Zeilen ſind für den Dichter-Philoſophen charakteriſtiſch; die Perſon, welche ſie betreffen, iſt bekannt, ſoll aber verſchwiegen werden. Es hatte ſich um die Ehrung Hamerlings zu deſſen 58. Geburtstage (24. März 1888) gehandelt. Die hier gemeinte Perſon, in Wien lebend, wollte ſich der Ehrung anſchließen, wagte es aber erſt dann, als Brandſtetter mit dieſen menſchlich-ſchönen vermittelnden Zeilen hervortrat.]

Bin ſo elend, ſehr geehrter Freund, daß ich Ihnen nur kurz antworten kann. Was den Herrn betrifft, der mich vor 17 Jahren beleidigt haben ſoll, ſo weiß ich nicht, wen Sie meinen; wer immer es aber ſein mag, er kann verſichert ſein, daß all mein Leben und Erleben abgeſchloſſen und abgethan hinter mir liegt und ich über Groll und Feindſeligkeit vollſtändig hinaus bin. — Alſo ein „großer Zug“ geht durch den „Homunkel“? Wenn nur die Recenſenten nicht das „Reißen“ bekommen von dieſem „Zug“! Gern hätte ich Ihnen ein Exemplar geſchickt, aber leider iſt's für den Augenblick nicht möglich; ich hoffe es ſpäter thun zu können. Alles Schöne zum Jahreswechſel! — Herzlich ergeben — Ihr — Rob. Hamerling.

[Über die Feier des 58. Geburtstages Robert Hamerlings hat ſowohl der Dichter ſelbſt in ſeinen „Stationen“, als auch Fritz Lemmermayer als Augenzeuge (Schorers Familienblatt, Berlin Wien 1888 und Deutſche Revue, 1889) berichtet. Neben vielen anderen ſinnigen Gaben wurde dem Dichter auch eine Ueberraſchung zahlreicher in Wien lebender Verehrer zutheil. Hans Brandſtetter und Schriftſteller Fritz Lemmermayer waren nach Graz gekommen, um dem Poeten eine von Brandſtetter modellierte und auf Koſten von mehreren Kunſtfreunden in Bronze gegoſſene, von Staniek und Kowarzik in Wien ciſelierte Gruppe zu überreichen. Die auf einem Poſtamente aus Ebenholz ruhende Gruppe ſtellt eine beflügelte ideale Frauengeſtalt dar, die einen Lorbeerkranz in der Linken hält, während ſie mit der Rechten nach weiteren Lorbeerblättern langt, die ein zu ihren Füßen ſitzender Genius darreicht, um auch dieſe an den Kranz zu fügen; neben der Hauptfigur befinden ſich mehrere Bücher, auf deren Rücken zu leſen iſt: „Ahasver in Rom“, „Der König von Zion“, „Aſpaſia“. Am Poſtament befindet ſich ein Metallplättchen mit der Inſchrift: „Robert Hamerling zum 24. März 1888“. Die Gruppe ſammt Poſtament iſt 42 Centimeter hoch. Die von Fritz Lemmermayer verfaſste und von Hans Brandſtetter kalligraphiſch auf Pergament ausgeführte Adreſſe, mit 118 Unterſchriften hervorragender Perſönlichkeiten der Reſidenzſtadt, lautet: „An Robert Hamerling in Graz. Hochverehrter Herr Profeſſor! Geſtatten Sie einigen Ihrer Freunde in Wien, Ihnen zu Ihrem Geburtsfeſte eine plaſtiſche Schöpfung zu überreichen, und betrachten Sie dieſelbe als Ausdruck aufrichtiger Verehrung und Bewunderung.“ Die

Adreſſe enthält eine die Poeſie darſtellende Vignette; die Buchſtaben ſind in Schwarz, Roth, Gold ausgeführt. — Angeregt wurde die Ehrung durch die in Wien domicilierende Schriftſtellerin M. Goswina von Berlepſch; ſie entſprang, wie uns die Dame mittheilte, lediglich der Begeiſterung für die Dichtungen Hamerlings; ein enger Kreis von Gleichgeſinnten half die erſte Idee zur That werden, und ſo konnten Hans Brandſtetter und Fritz Lemmermayer als Abgeſandte treuer Verehrer am 58. Geburtstage vor Robert Hamerling, den damals ſchon ſchwer Leidenden, treten. (In perſönlichem Verkehre ſtand Fräulein von Berlepſch mit dem Dichter nicht und beſitzt auch keine Schriftſtucke von deſſen Hand.) Wir verweiſen an dieſer Stelle auch auf jenes Capitel unſeres Buches, welches die Beziehungen der Schriftſtellerin Helene Stockl zu Robert Hamerling behandelt; dieſe Mittheilungen ſind zum Theil Ergänzungen zum Brandſtetter-Capitel. — Im Zuſammenhange mit dieſer Huldigung ſteht ein Ausſpruch Ludwig Anzengrubers; Brandſtetter frug bei dem Dramatiker an, ob er ſich gleichfalls betheiligen wolle, vorausgeſetzt, daſs er Hamerling „leiden kann“. Anzengruber antwortete darauf, daſs er ſelbſtverſtändlich gerne bereit iſt, an der Hamerling-Ehrung theilzunehmen und ſchloſs: Wer wird aber auch Hamerling nicht leiden mögen! — Gegenwärtig befindet ſich jene „Kranzwindende Muſe“ im Beſitze Dr. Bruno Bruckners, des Sohnes des Jugendfreundes unſeres Dichters.

Correſpondenz-Karte aus Graz, 16. April 1888 (nach Wien, IV. Thereſianumgaſſe 23). — Es iſt hier von dem eben geſchilderten Kunſtwerke Brandſtetters „Kranzwindende Muſe“ die Rede, welches der Dichter dem Grazer Kunſtverein zur Ausſtellung überließ. — Schorers „Familienblatt“ haben wir bereits erwähnt.]

Hochgeehrter Herr und Freund! Selbſtverſtändlich habe ich dem hieſigen Kunſtverein auf ſeine Anfrage das Bildwerk mit Vergnügen zur Verfügung geſtellt. Die Abbildung im Schorer'ſchen Familienblatte hat auch ſchon zur Würdigung des ſchönen Werkes viel beigetragen. Ich bedaure, Sie bei Ihrem letzten Hierſein nicht nochmals geſehen zu haben; ich hatte darauf gerechnet! Mit ſchönſten Grüßen — Ihr — Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 22. December 1888 mit der Adreſſe: „All' egregio Signore Hans Brandstetter scultore Roma Palazzo Venezia.“ — Brandſtetter ſandte einige Blätter vom ſogenannten Grab des Virgils in Neapel und einige Lorbeerblätter, welche an jener Stelle gewachſen waren, wo einſt das goldene Haus Neros geſtanden hat; die folgenden Zeilen als Antwort auf den Bericht Brandſtetters über das Intereſſanteſte was er in Italien geſehen hatte, war das letzte ſchriftliche Lebenszeichen des Dichters für den jungen ſtrebenden Bildhauer. — Bertha, Hamerlings Mündel.]

Sehr geehrter Freund! — Ich erwidere Ihr liebes und inhaltreiches Schreiben nur mit einem Weihnachtsgruß, welcher dazu beitragen möge, Sie in dieſen Tagen der Weihe des Gemüthes in die Heimat und zu den Befreundeten im Geiſte zurückzuverſetzen. Der überſandte römiſche Lorbeer befindet ſich unter Glas und Rahmen; empfangen Sie meinen beſten Dank dafür! Wir alle — mit Einſchluß Berthas, die mich nur bittet, Ihnen zu ſagen, daß ſie nicht „Paula“ heißt — bleiben Ihrer mit beſten Geſinnungen und Wünſchen eingedenk. In freundſchaftlicher Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Hans Brandſtetter wirkte aber auch nach dem Tode ſeines großen Freundes und Förderers für denſelben weiter. Die überlebensgroße Statue des Dichters, welche von der Erzgießerei Turbain in Wien in Bronze gegoſſen und am 16. Juli 1893 in Waidhofen an der Thaya im Waldviertel Niederöſterreichs enthüllt wurde, war Brandſtetters Werk. Als das $7^{1}/_{2}$ Fuß hohe Thonmodell im Atelier des Künſtlers zu Graz ausgeſtellt war, ſchrieb damals ein Berichterſtatter:

Brandſtetter war es, der bei Lebzeiten des Dichters das beſte Porträt desſelben ſchuf, was das Comité des Waldviertel-Monuments veranlaſste, ihn mit der Ausführung des großen Denkmals zu betrauen. Der einſame Denker mit dem geiſtreichen Kopfe, aufgefaſst im Momente der Inſpiration mit Griffel und Buch in den Händen, um eine eben im Geiſte geborene Idee feſtzuhalten, hätte bei voller Wahrung des Charakteriſtiſchen nicht idealer dargeſtellt werden können. Es iſt Hamerling, wie er unter uns wandelte. — Nicht lange darnach bethätigte ſich der Künſtler mit einer neuen Büſte. In Schrems wurde 1883 das erſte Hamerling-Denkmal überhaupt, eine Büſte auf entſprechendem Sockel, errichtet. Als Hamerling eine Abbildung dieſes Denkmals ſah, ſchrieb er ſeinen Landsleuten, daſs jener Wiener Bildhauer, der die Büſte anfertigte, ihn wohl nie geſehen haben konne, da ſie nicht die geringſte Ähnlichkeit aufweiſe. Zugleich verwies er auf das naturgetreue Abbild, welches Hans Brandſtetter nach dem Leben modelliert habe. Bei der Enthüllung des ehernen Standbildes Hamerlings in Waidhofen beſchloſs man, das bisherige Denkmal in Schrems durch ein beſſeres zu erſetzen. Brandſtetter ſchuf nun eine überlebensgroße Büſte des Dichters, welche in Galvanobronze gegoſſen, am 29. Juni 1898 auf dem Vereinsberge bei Schrems, an Stelle der alten Thonbüſte, enthüllt wurde; der hermenartige neue Sockel wurde nach Angaben Brandſtetters von dem Schremſer Steinmetzmeiſter Wydi aus Waldviertler Granit gefertigt. An der Stirnſeite des Sockels ſtehen die Verſe des Hamerling'ſchen Telegramms vom 22. Juli 1883: Bruderkuß Euch, Landsgenoſſen! Gruß dir, theure Heimaterde! Wie mein Bild Du trägſt, ſo trag ich Deines in mein Herz geſchloſſen. Das Hauptverdienſt dieſer Erneuerung hatte wieder Poſtmeiſter Karl Fiſsthaler, deſſen Begeiſterung für Hamerling auch das erſte Schremſer Denkmal zur That hatte werden laſſen. — Im ſelben Jahre ſollte aber noch eine Büſte enthüllt werden. Robert Hamerling war 1840–44 Sängerknabe im Stifte Zwettl und hatte als ſolcher ſeine Prüfungen in Krems an der Donau abzulegen und da der Dichter die „altehrwürdige, vielthürmige Chremiſa" auch ſonſt liebte, ſo fühlten ſich, angeregt durch Profeſſor Wichner, die Abiturienten des dortigen Gymnaſiums im Herbſte 1898 bewogen, in dankbarer Erinnerung an die zurückgelegten Studien und um den großen Dichter zu ehren, eine Hamerlingbüſte zu ſpenden. Am 4. October wurde dieſe Büſte von Hans Brandſtetter, ein in Elfenbeinton gehaltener Gipsguß, im Hauptgange des Gymnaſiums enthüllt; ſie iſt zum Unterſchiede von den übrigen Brandſtetter'ſchen Hamerling-Büſten im antiken Stil gehalten. Gegenwärtig beſchäftigt den Bildner das Grabdenkmal für den Dichter, der auf dem St. Leonhard-Friedhof in Graz ruht. Hier ſollen demnächſt die irdiſchen Reſte in eine neue Gruft übertragen werden. Leider fehlt es aber immer noch an den nöthigen Geldmitteln.]

[Eduard Maria Schranka, pſeudonym Egon Rail, wurde am 21. September 1850 zu Plan bei Marienbad in Böhmen als Sohn eines Militärarztes geboren, beſuchte die Gymnaſien in Leitmeritz und Prag, unterbrach die mediciniſchen Studien und trat 1869 in den Militärdienſt; er brachte es bald zum Officier, quittierte aber und trat in den Staatspoſtdienſt ein. Daneben begann er ſeine Studien von neuem, wurde 1879 Doctor der Philoſophie, trat zur juriſtiſchen Facultät über und beendete ſeine Studien mit der Abſolvierung des erſten Examens; 1883 begann er nochmals das mediciniſche Studium, welches er fünf Semeſter betrieb. Seither bethätigt er ſich als Schriftſteller. 1894 überſiedelte er nach Wien, wo er gegenwärtig dem Handelsminiſterium zugetheilt iſt.

Brief aus Graz, 4. März 1882. — Über die erwähnte „Broſchüre" ſchließen wir Ausführlicheres dem Briefe an. Bei „Freiexemplare" meinte Hamerling ſolche ſeiner Werke. Die Photographie in Viſitkarten-Format aus dem Atelier J. B. Rottmayer & Zintl in Graz (1880?) trägt auf der Rückſeite die Worte: „Rob. Hamerling. Graz, 4. März 82."]

Sehr geehrter Herr Doctor! — Erſt heute bin ich im Stande, Ihrem brieflich an mich geſtellten Anſuchen wenigſtens theilweiſe zu entſprechen. Wünſche dieſer Art von Solchen, welche die Abſicht haben, Biographiſches über mich zu ſchreiben, werden ſo überaus häufig an mich geſtellt, daß ich denſelben ſchlechterdings nicht entſprechen kann. Der Vorrath meiner Freiexemplare iſt erſchöpft. Alles, was ich Ihnen zur Verfügung ſtellen kann, iſt eine mich betreffende Broſchüre, die in biographiſcher Hinſicht ausreicht, und eine Photographie. Leſenswerth iſt der Eſſay über meine Dichtungen in Strodtmanns Literaturbildern „Dichterprofile" (Stuttg. 78. 2 Bde.). Ihre Gedichte fand ich hübſch, glaube aber hübſchere von Ihnen ſchon anderswo geleſen zu haben. — Mit Hochachtung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Die dem Schreiben beigelegte Broſchüre trägt folgenden Titel: „Robert Hamerling, ſeine Dichtungen und deren Beurtheilung. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte der Gegenwart. Von F. W., Berlin, Internationale Buchhandlung (R. Leſſer).“ Dieſe Schrift, ohne Jahreszahl, erſchien, einer Stelle im Texte zufolge, nach dem Erſcheinen des „König von Sion“ (1869) und enthält auch biographiſche Daten, die in dem uns vorliegenden Exemplare zum Theile von Hamerlings Hand richtiggeſtellt erſcheinen. Den Biographen werden dieſe Richtigſtellungen ohne Zweifel intereſſieren. Seite 6 ändert Hamerling das Geburtsjahr 1832 in 1830 um; die Stelle „zu Kirchberg am Walde, einem romantiſchen Flecken an der böhmiſch-mähriſchen Grenze“ ändert er, indem er nach dem Worte „Flecken“ die nähere Bezeichnung „in Niederöſterreich“ einſchaltet und ferner „böhmiſchen und mähriſchen Grenze“ corrigiert. Auf derſelben Seite unten ergänzt er bei Nennung des Ciſtercienſerſtiftes, in welches er als Chorknabe eintrat, den Satz mit dem Ortsnamen „Zwettl“. — Seite 7 wird mitgetheilt, daſs die franzöſiſche Prinzeſſin Luiſe, nachmalige Herzogin von Parma, mit ihren Eltern im Kirchberger Schloſſe verweilte; aus Eltern macht Hamerling „Verwandten“. Weiter unten beim Jahre 1848 heißt es: In den denkwürdigen Octobertagen, während der Belagerung der aufſtändiſchen Reſidenz durch Windiſchgrätz, befand ſich Hamerling (mitten unter den Kämpfenden); dieſe von uns eingeklammerte Stelle ſtreicht der Dichter und ſetzt „daſelbſt“ hin. Seite 8 heißt es: Ein Stipendium machte möglich, daſs ſeine äußerliche Lage einigermaßen beſſer geſtellt wurde; dazu erhielt er noch (die Erlaubnis), einige Lehrſtunden am Thereſianum, ſpäter am akademiſchen Gymnaſium (abhalten zu dürfen), und zuletzt (konnte er auf Verwendung) am Grazer Gymnaſium (Unterricht ertheilen); die von uns eingeklammerten Stellen ſtreicht Hamerling und ſchaltet nach dem Worte „Lehrſtunden“ ein „als Supplent“. — Seite 9 ergänzt er bei Nennung von „Venus im Exil“ Ort, Verleger und Zeit „Prag, Kober, 1858. — Dieſer Verfaſſer dieſer Denkſchrift (Feodor Wehl) benützte für den biographiſchen Theil ſeiner Arbeit einen Artikel der „Illuſtrierten Zeitung“ vom 6. April 1867.

Brief aus Graz, 14. November 1884. Das Couvert trägt die Adreſſe „Sr. Wohlg. Herrn Dr. Ed. M. Schranka Prag-Smichow, Gymnaſium“. — Gemeint ſind hier die „Gedichte von Egon Rail. Leipzig und Spandau, 1884“.]

Sehr geehrter Herr Doctor! — Immer ſchwer leidend, kann ich die Fülle des Schönen, die mir von allen Seiten des deutſchen Dichterwaldes zuſtrömt, nicht bewältigen. So habe ich Ihre Gedichte lange nicht mit Muße und in rechter Stimmung genießen können. Fröhlich klingen dieſe Lieder mit ein in den großen, gewaltigen Chorus deutſchen Geſangs, und wenn dieſelben in und mit ihm verhallen ſollten, ſo grollen Sie nicht: wir ſind alle nur Lerchen, Finken und Meiſen, die ein paar Frühlinge lang auf dem Aſte ſitzen, ihr Liedlein ſingen, und ſpurlos wieder verhallen, um Platz zu machen für die unzählig nachdrängenden neuen. Ich recenſire faſt nie mehr öffentlich, denn ich könnte den ungeheuren Anforderungen, die in dieſer Beziehung an mich geſtellt werden, unmöglich genügen. Aber privatim wünſche ich Ihnen fortdauernde ungetrübte Sangesfreude und erwarte von Ihrem ſtrebſamen, regen Geiſte erfreulichen Erfolg auf mehr als Einem Gebiete. — Mit Hochachtung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 16. Auguſt 1886, mit der Adreſſe „Herrn Dr. E. M. Schranka, Schriftſteller, Prag, Smichow“. — Die Eingangszeilen betreffen eine Bücherſendung, die nicht erfolgen konnte. Der Titel der Broſchüre über Epiktet lautet: „Der Stoiker Epiktet und ſeine Philoſophie. Von dem philoſophiſchen Doctoren-Collegium der Univerſität Prag mit dem 1. Preiſe gekrönte philoſophiſche Monographie. Frankfurt a O. 1885.“]

Hochgeehrter Herr Dr.! Im Augenblicke iſt mir das Gewünſchte leider unmöglich; vielleicht finde ich eine andere Gelegenheit, Ihnen gefällig zu ſein. — Ich intereſſiere mich ſehr für Epiktet. Sie haben ja, wie ich höre, eine Broſchüre über ihn veröffentlicht? — Mit Hochachtung Ihr ergebener — Robert Hamerling.

[In dieſen Briefwechſel fällt ein perſönlicher Beſuch Dr. Schrankas bei Robert Hamerling. Der Beſucher erzählt: Ich fuhr eigens nach Graz, um dem Dichter meine Aufwartung zu machen. Durch Kenner der Verhältniſſe wurde ich in meinem Vorhaben gerade nicht ermuthigt. Dennoch beſtieg ich am nächſten Morgen die Tramway und trat meine Wanderung nach dem Stiftingthal an. Es war ſieben Uhr morgens, als ich daſelbſt ankam. Ich beſah mir Hamerlings Beſitzthum, trat ein und fragte eine alte Frau, welche ich ſpäter als Mutter des Dichters erkannte, ob und wann der Herr Profeſſor zu ſprechen ſei. Die alte Frau gieng, kehrte bald zurück, frug mich um meinen Namen und verſchwand wieder. Gleich darauf erſchien ſie und bat mich einzutreten. Ich ſtand vor dem Dichter. Etwas in Verlegenheit über den doch allzufrühen Beſuch, ſchnitt mir jedoch Hamerling jede Entſchuldigung ab und ſagte: „Nein, nein, mir iſt die Stunde ganz recht; wenn ich kaum aus dem Bette bin, habe ich die wenigſten Schmerzen; ſpäter nehmen ſie zu.“ Er nahm mich bei der Hand und behielt dieſelbe faſt während des ganzen Geſpräches, das die verſchiedenſten Themen berührte; insbeſondere intereſſierte er ſich für Epiktet; als ich nach einer Stunde Abſchied nahm, begleitete er mich in das Vorhaus, wo wir neuerdings auf Epiktet zu ſprechen kamen und eine halbe Stunde zubrachten. — Zur Erinnerung an dieſen Beſuch ſchrieb mir der Dichter folgende Verſe (vergl. Blätter im Winde) in mein Stammbuch:]

Was will doch nur die Poeſie?
Sie kommt zu ſpät, ſie kommt zu früh,
Hat ſchnöden Dank für edle Müh,
Was ſie gewollt, erreicht ſie nie.
Graz, 9. Sept. 86. — Robert Hamerling.

[Außerdem händigte er mir ein Exemplar der ſiebenten Auflage von „Sinnen und Minnen“ ein, in das er folgende Widmung ſchrieb: „Herrn Dr. E. M. Schranka / als Gegengeſchenk / Robert Hamerling / 9./9. 86.“ — Ich habe mir Hamerling eigentlich größer vorgeſtellt und war deshalb, als ich ihm noch dazu ſo plötzlich gegenüberſtand, etwas enttäuſcht. Doch ließ ſein dichtes blendend weißes Haupthaar und ſeine geiſtſprühenden Augen alles andere vergeſſen. Eine tiefe Rührung überkam mich bei dem unſagbar herzlichen Empfange dieſes ſeltenen Geiſtes.

Correſpondenz-Karte aus Graz, 27. Januar 1887, mit der Adreſſe „Sr. Wohlg. Herrn Dr. E. M. Schranka, Schriftſteller, Prag, Smichov“. — Das erwähnte Buch führt den Titel: „Ein Buch vom Bier. Cereviſiologiſche Studien und Skizzen. 2 Bände. Frankfurt a/O. 1886.“]

Sehr geehrter Hr. Doctor! Von Ihrem Verleger wurde mir das ſtattliche „Buch vom B.“ zugeſendet und ich habe, wenn auch kein Prieſter des Gambrinus, meine Freude daran. Das iſt ein ſachlich ungemein reichhaltiges und in ſeiner Art treffliches Werk von ſolidem und bleibendem Werthe. — Mit Hochachtung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 15. März 1887. — Die Eingangszeilen betreffen wieder eine Bücherſendung. Das erwähnte Buch Dr. Schrankas betitelt ſich „Kaleidoſkop. Feuilletoniſtiſche Studien, Skizzen und Cauſerien von Dr. Ems. Tachau 1886“ (ſpäter auch im „Neuen Demokrit“ 1890 und 1891 erſchienen).]

Sehr geehrter Herr! — Es iſt mir kein Leichtes geweſen, Ihren Wunſch bezüglich der gewünſchten Bücher zu erfüllen; doch that ich, um Ihnen meinen Dank zu bezeigen, was eben möglich war. Von Ihrem „Kaleidoſkop“ werde ich mit Vergnügen Kenntniß nehmen. — Hochachtungsvoll und ergebenſt — Ihr — Robert Hamerling.

[Anton Breitner, geb. zu Wien am 18. März 1858, beſuchte anfangs das Schottengymnaſium, beendete in Krems die Gymnaſialſtudien, ſeit 1880 ſtudierte er in Tharandt und Leipzig Bodencultur und widmete ſich ſchon während dieſer Zeit ſchöngeiſtigen Studien. Die Frucht derſelben war das Werk „Der Mönch von Mattſee“. Der Erfolg desſelben ermuthigte ihn, der Poeſie treu zu bleiben, und eine Reiſe nach Italien förderte noch dieſes Empfinden. Das preisgekrönte Epos „Vindobonas Roſe“ war die Frucht dieſer Reiſe. Er ließ ſich nun zunächſt in Graz, dann aber in Mattſee im ſalzburgiſchen Flachgau dauernd nieder. Daſelbſt erbaute er ſich ein reizendes Dichterheim, deſſen Scheffelthurm mit ſeinem reichhaltigen Scheffelmuſeum eine Sehenswürdigkeit genannt werden darf. Der hiſtoriſche Roman „Diemut“ iſt eine poetiſche Verherrlichung der Geſchichte Mattſees und erſchien in der Ausſtattung eines altdeutſchen Miſſale's, wie überhaupt ſämmtliche von Breitner edierten Werke ſchon äußerlich das Original verrathen. So verbarg ſich „Vindobonas Roſe“ in einer altrömiſchen „Capſa“, das jüngere Epos „Die Odyſſee der Kaiſerin“ (Groß-Quart) repräſentiert ſich als die Imitation eines altrömiſchen Grabſteines und die Anthologie „Literariſcher Oſtrakismus“ iſt eine von Bildhauerhänden gefertigte altetruskiſche Vaſe. Gegenwärtig arbeitet Breitner an einem großen hiſtoriſchen Roman, der die Römerzeit in Salzburg zum Hintergrunde hat, und gibt außerdem das literarhiſtoriſche Unternehmen „Literaturbilder fin de siècle“ heraus. — Während ſeines Grazer Aufenthaltes lernte Breitner Robert Hamerling perſönlich kennen. In der anläſslich der Hamerling-Denkmalenthüllung in Mürzzuſchlag von Michael Maria Rabenlechner herausgegebenen Feſtſchrift „Den Manen Hamerlings“ hat Breitner in Form eines Briefes an den Herausgeber ſeine Hamerling-Erinnerungen mitgetheilt. Da die Feſtſchrift nur in kleiner Auflage als Manuſcript gedruckt wurde und niemals in den Buchhandel gelangte, ſei eine Wiedergabe dieſer Mittheilungen, die übrigens auch eine Ergänzung zu den beiden Briefen bildet, geſtattet. Dieſe Erinnerungen betiteln ſich: „Zehn Minuten bei Robert Hamerling. Ein foſſiles Albumblatt von A. Breitner“ und tragen das Datum „Mattſee, im Juli 1897“; ſie lauten:

Lieber Freund! — Deine ehrenvolle Einladung, für die Hamerling-Feſtſchrift einen Beitrag zu leiſten, freut mich namenlos, aber zu anderer Zeit hätte ſie mich noch namenloſer entzückt. Meine Buben ſind hier und ſpielen mit ſechs- und achtläufigen Revolvern; dabei iſt es ſchwer, ſich in die claſſiſche Stimmung zu finden, die zur Schilderung eines Beſuches bei unſerem großen Hamerling nothwendig iſt. Und trotz alledem bringt mich die Erinnerung an jenen Augenblick aus der gottbegnadeten Stimmung eines pater familias. — Dein Ruf zum Altare, wo dem Einſiedler vom Stiftinghaus geopfert werden ſoll, weckt drei glücklichſte Zeiten meines Lebens wach: Die Gymnaſialzeit in Krems an der Seite unſeres gemeinſamen Freundes Allram; meine erſte und letzte Liebe und meine Freude am Interviewen berühmter Zeitgenoſſen. — Noch lange vor meiner Verzückung in Scheffel galt mein Beſuch dem Dichter des „Ahasver“. Wir Gymnaſialſchüler in Krems hörten es ja zu wiederholtenmalen vom Katheder herab aus dem Munde des ſeligen Profeſſors Holzer, den wir „in Deutſch“ hatten, „daſs auf dieſen Bänken Hamerling geſeſſen!“ Und das ſagte Holzer mit einem Pathos, das mir noch im Ohre klingt und mit einer Würde, die uns auf Flügeln der Phantaſie mitten in eine Verſammlung ehrwürdiger Archonten verſetzte, der Hamerling präſidierte. Was Wunder, daſs es mein ganzes Sehnen war, dem Gewaltigen einmal gegenüber zu ſtehen, deſſen „Ahasver“ es mir angethan, und ihn mit der ganzen großen Begeiſterung eines Jünglings zu beſiegeln. Und ſo ſtand ich denn zum erſten Male anno 1882 oder 1884? vor der Thüre des Dichters, ſeiner Wohnung zu Graz. Unter dem Guckloch der Bretterwand, die mich von dem Dichterheros trennte, war eine Karte geklebt: „Robert Hamerling, k. k. Profeſſor.“ Bebenden Herzens pochte ich. Eine alte Frau öffnete. (Wahrſcheinlich wird's des Dichters Mutter geweſen ſein, an deren Seite er ja lebte.) Noch wenige Schritte und ich ſtand vor ihm, dem mein Sehnen galt. Ich erſchrak, denn aus den Polſtern des Bettes vor mir hob ſich ein gewaltiger blendend weißer Kopf, aus dem zwei jugend-feurige Augen auf mich blitzten. Im erſten Augenblick hatte ich die Viſion, einen ſchreckhaften Meergreis aus Wogenſchaum tauchen zu ſehen. Ich ſtammelte: „Habe ich die Ehre, den Dichter

Hamerling zu ſprechen?“ Eine weiche Stimme, die mit dem ernſten, wahrhaft claſſiſchen Haupte nicht harmonierte, antwortete: „Ja, ich bin der Profeſſor Hamerling, als Dichter iſt man den Leuten zu wenig!“ Dabei ſtreckte mir der Greis die Hand entgegen, die ich gerührt an die Lippen drückte. Ich hatte meine Faſſung wieder und ſetzte mich auf den Stuhl nahe am Bett. Schnell entrichtete ich meine Grüße aus dem Waldviertel vom Waldviertler-Sepp. Da lächelte der Dichter und drückte mir die Hand. Dann frug mich der „Profeſſor“ (allen meinen Anſpielungen auf den Dichter wich er mit Sorgfalt aus) um die Gräfin Spaur in Salzburg, an der er ein beſonderes Intereſſe zu haben ſchien, dann um Salzburg überhaupt. Als bergverwöhnter Salzburger zog ich die Landſchaft an der Salzach den Grazer Hügeln vor. Mit plötzlich kraftvoller Stimme bemerkte der Dichter, „die Steiermark iſt meine zweite Heimat, die ich über Alles liebe, in ihr will ich ſterben!“ Dann bettete er ſein Haupt in die Polſter und ſeiner Bruſt entſtieg ein kurzes Stöhnen. Das war für mich der Augenblick, aufzuſpringen und mich zu empfehlen. Zugleich trat die alte Frau, die während meiner Anweſenheit unverwandt durch die Thürſpalte geblickt, herein mit einer Kanne, in der Umſchlagtücher ſchwammen. — Ich hatte einen ſchwerkranken Mann und den größten Epiker unſeres Jahrhunderts beſucht. — Zwei Jahre ſpäter trat ich nochmals, diesmal aber im Stiftinghaus vor Hamerling, der juſt an dem „Homunculus“ arbeitete. Dieſer Beſuch war aber noch kürzer, als der erſte, denn unſere großen Geiſter ſind nicht da, um von müßigen Beſuchen geſtört zu werden. Ich kann mich nur mehr erinnern, den Dichter am Schreibtiſch, ein Klavier und ein freundliches Mädchen geſehen zu haben, das mich ebenſo ſchalkhaft lächelnd entließ, wie es mich zu Hamerling lächelnd geleitete. Hamerling gab mir indes bei dieſem Beſuche Grüße zu entrichten auf, den einen an den Componiſten Wöckl in Salzburg, der viel aus des Dichters „Sinnen und Minnen“ vertonte, und den andern an ſeine liebe Heimat, das Waldviertel. Ich entrichte beide heute — wohl ein klein wenig verſpätet! — Lieber Freund! Mehr kann ich Dir heute nicht ſchreiben, ich muſs zu den Buben; ſie ſpielen mit Schießgewehren! Dein Toni.

Zu dieſen Zeilen Breitners iſt zu bemerken, daſs Hamerling nur Privatiſt des Kremſer Gymnaſiums war; er legte als Schüler des Untergymnaſiums in ſeiner Eigenſchaft als Sängerknabe des Ciſtercienſerſtiftes Zwettl, allſemeſterlich im Kremſer Gymnaſium das Privatiſten-Examen ab. — „Waldviertler-Sepp,“ unter dieſem Namen veröffentlichte Joſef Allram, ein Freund Hamerlings, ſeine Dialectgedichte; Allram iſt der Verfaſſer der Denkſchrift: „Aus der Heimat Hamerlings“ (1890). — Gräfin Spaur, die in der Stadt Salzburg lebte, war die ſeinerzeit bewunderte und gefeierte Harfenvirtuoſin Marie Mosner, die dann ſpäter einen Grafen Spaur heiratete. Hamerling hatte ſie in Trieſt kennen gelernt und ſie tief und innig lieb gewonnen, und auch der vielumſchwärmten Künſtlerin hat der bleiche Dichter mit dem dämoniſchen Auge einen gewaltigen Eindruck hinterlaſſen. Die „Stationen“, die „Blätter im Winde“ und die „Lehrjahre der Liebe“ geben von dieſer ſeltſamen Herzensgeſchichte Kunde, wie auch „Sinnen und Minnen“ in einigen Sonetten M. M. verewigt. In einem dieſer Sonette heißt es: „Die nah mir kamen, freundliche Geſtalten, ſie ſind ein Stück von meines Herzens Leben . . .“ Hamerling hat ſich Zeit ſeines Lebens um Marie Mosners weitere Geſchicke erkundigt; auch Breitner erſuchte er brieflich Erkundigungen einzuziehen über die Gräfin, ihm Bericht zu erſtatten und ihm ein Bild von Salzburg, dem Aufenthaltsorte der einſt Bewunderten, zu ſenden; leider iſt dieſer Brief Hamerlings in Verluſt gerathen. — Die beiden anderen hier mitgetheilten Schriftſtücke des Poeten (beide Stücke gegenwärtig in der Hamerling-Autographenſammlung Dr. Rabenlechners) ſind der Dank für Breitners Bemühungen. — Die in der Correſpondenz-Karte erwähnte Broſchüre, der Breitner ein Bild der Gräfin beigelegt hatte, erſchien unmittelbar nach der Gräfin Tode in Salzburg. —

Brief aus Graz, 23. Mai 1884. Auf dem Couvert die Adreſſe: „Sr. Wohlgeboren Herrn Anton Breitner in Salzburg, Mattſee.“]

Sehr geehrter Herr! — Sie haben ſich der freundlich übernommenen Aufträge mir gegenüber ſo gewiſſenhaft und ſo entſprechend entledigt, daß ich Ihnen dafür zu wärmſtem Danke verpflichtet bin. Und als ob es daran nicht genug wäre, vermehren Sie die Laſt meiner Verpflichtung noch durch ein Geſchenk, ein photographiſches Bild des ſchönen Salzburg in ſo großem Maßſtabe, daß ich es mir faſt erſparen kann, Salzburg jemals in natura zu beſuchen, da ich es ja ſchon auf dieſem Bilde Haus für Haus betrachten und bewundern kann. Sie haben des Guten zu viel gethan, geehrter Herr! Ein Bildchen in Viſitekartenformat hätte mir genügt. — Kennen Sie nicht Herrn Anton Wöckl in Salzburg, einen dort beamteten alten Herrn, der als Liedercomponiſt bekannt iſt und der viel von mir in Muſik geſetzt hat? Melden Sie ihm bei gelegentlicher Begegnung einen recht herzlichen Gruß von mir. — Ihr dankbarer, hochachtungsvoll ergebener — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 19. Juni 1885, mit der Adreſſe: „Sr. Wohlgeboren Herrn Anton Breitner in Mattſee bei Salzburg.“]

Hochgeehrter Herr! — Ich ſage Ihnen meinen wärmſten Dank für die Sendung der Brochüre, die mir ſehr intereſſant iſt. Nur mit dem beigegebenen Porträt kann ich mich nicht befreunden; dies iſt eine Phantaſiearbeit. Es liegt demſelben allerdings eine Originalphotographie der M. zu Grunde, die ich ſelbſt beſitze, dieſelbe iſt aber offenbar von Jemand nachgezeichnet oder nachgemalt und dieſe Nachbildung hernach wieder photographiert worden. Das Citat aus der „Trieſter Zeitung“ in der Brochure ſtammt aus meiner Feder. — Mit Hochachtung — Ihr ergebener — Rob. Hamerling.

[Frau Helene Stökl, geboren zu Brandenburg am 18. März 1845; Erzieherin; Verfaſſerin zahlreicher Novellen, Erzählungen und Feuilletons.

Im Jahre 1884 erſchien in Roſeggers „Heimgarten“ ein Aufſatz von Robert Hamerling: „Vom Träumen,“ der im erſten Band der „Proſa“ (Neue Folge, 1891) wieder abgedruckt wurde. Frau Stökl fand damals, daſs einiges in dem Artikel Geſagte mit ihren eigenen Erfahrungen ſo ſehr übereinſtimmte, daſs ſie der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, dem Dichter darüber in ſcherzhafter Weiſe zu berichten. Die Schreiberin, die dem Dichter nicht mehr ganz unbekannt war, erhielt nun aus Graz, 16. Mai 1884, den nachfolgenden Brief, der zwar ſchon in der „Deutſchen Frauen-Zeitung“ (Im Stiftinghaus. Gedenkblatt zu Robert Hamerlings 60. Geburtstage, 24. März 1890 — Coepenick-Berlin) und im „Wiener Hausfrauen-Kalender“ (1899) abgedruckt wurde, hier aber ſchon darum aufgenommen werden kann, als ſich in dem erſtgenannten Abdruck, der uns ebenfalls vorliegt, einige weſentliche Druckfehler eingeſchlichen haben. Der

Brief mit der Adreſſe: „Der wohlgebornen Frau Helene Stokl in Wiener Neuſtadt,“ lautet nach dem Original:]

Hochgeehrte Frau! — Ihre freundlichen Mittheilungen, veranlaßt durch meinen Artikel, „über das Träumen,“ haben mich angenehm überraſcht, und waren mir noch intereſſanter, als Sie vorausſetzen konnten, dadurch, daß ein paar von Ihren Träumen mit Gewohnheitsträumen von mir, deren ich in jenem Artikel nicht erwähnte, eine weit größere Verwandtſchaft haben, als mit jenen, deren ich erwähnte. Wie Sie im Traume als Pädagogin ſich plötzlich mit Schrecken zu beſinnen pflegen, daß Sie den Klavierunterricht Ihrer Zöglinge verabſäumten, ſo entdecke ich in Träumen, die mich in meine Gymnaſiallehrzeit zurückverſetzen, plötzlich zu meiner nicht geringen Angſt und Verwirrung, daß ich den ganzen Semeſter hindurch vergeſſen, ein ſchriftliches Penſum aus dem Griechiſchen oder Lateiniſchen zu geben, oder daß ich gar einer mir übertragenen Klaſſe völlig vergeſſen, und ſeit Beginn des Schuljahrs noch keinen Fuß in das betreffende Schulzimmer geſetzt. — Ich werde der Verſuchung kaum widerſtehen können, bei einem etwaigen Wiederabdruck meines Artikels von Ihren ſchätzbaren Erfahrungen zur Beſtätigung der meinigen einen — natürlich diskreten — Gebrauch zu machen. Empfangen Sie den beſten Dank und collegialen Gruß — Ihres — mit beſonderer Hochachtung ergebenen — Rob. Hamerling.

[Im nächſtfolgenden Jahre traf Frau Helene Stokl das Unglück, ihren Gatten Rudolf Stokl, Inhaber und Director eines Muſikinſtituts in Wiener-Neuſtadt, durch den Tod zu verlieren; Hamerling ſandte eine Viſitkarte aus Graz, 2. April 1885, folgenden Wortlautes:]

Erlauben Sie, hochgeehrte Frau, daß ich vom Krankenlager aus mit wenigen Zeilen mich denjenigen zugeſelle, die Ihnen ihr herzliches Beileid auszudrücken ſich gedrängt fühlen. Ich habe den mir freundlich überſandten Nekrolog des Ihnen zu früh Entriſſenen mit innigem Antheil geleſen. Der Himmel erhalte Ihren Muth aufrecht und ſtärke Ihre Kraft, damit Sie den Ihrigen eine feſte Stütze zu ſein vermögen, bis Sie ſelbſt eine Stütze in denſelben finden. — Ihr hochachtungsvoller und ergebener — (Robert Hamerling). — Ich bitte herzlich, danken Sie mir nicht brieflich für dieſe kleine Kundgebung; Sie haben jetzt Anderes zu thun.

[Trotz der zuletzt ausgeſprochenen Bitte, nicht antworten zu wollen, erhielt Frau Stökl doch einige Wochen ſpäter nach Meran die Anfrage zugeſchickt, ob ſie ſein (Hamerlings) Condolenzſchreiben erhalten habe; charakteriſtiſch für die Gewiſſenhaftigkeit, welche den Dichter ſtets befürchten ließ, jemanden durch Außerachtlaſſung einer Rückſicht zu verletzen; dieſe ſchriftliche Anfrage, ſowie ein anderes Stück ſind der genannten Dame in Verluſt gerathen. Frau Stökl erwähnt übrigens bei dieſem Anlaſſe, daſs dem Dichter „ſo oft Rückſichtsloſigkeit vorgeworfen wurde“. — ?—

Im Sommer 1885 unternahm Helene Stökl einen Ausflug nach Krieglach zu Roſegger und nach Graz, ins Stiftingthal, wo Robert Hamerling den Sommer über zu wohnen pflegte. Die Schriftſtellerin hatte vorher eine Arbeit erſcheinen laſſen, in welcher ſie die Eigenthümlichkeiten der beiden ebengenannten Dichter in einer Scherzparallele gegenüberſtellte; ſie befand ſich deshalb in etwas unſicherer Stimmung, als ſie ſich an einem der letzten Tage des Auguſts, von ihren Kindern begleitet, auf den Weg nach dem Stiftinghaus machte. Ihre Kinder auf einem ſchattigen Plätzchen unter Waldbäumen jenſeits der Fahrſtraße zurücklaſſend, ſchritt ſie den kleinen Pfad dem Hauſe zu. Die Mutter des Dichters kam ihr entgegen, eine mittelgroße Frau mit lebhaften Augen und kräftiger Haltung trotz ihres Alters von nahezu achtzig Jahren, freundlich und einfach in ihrem Ausſehen und in ihrer ganzen Art, ſich zu geben. Sie ſagte, der „Profeſſor“ ſei unwohl und im Bette, doch wolle ſie ihm den Beſuch melden; ſie erſchien auch bald mit dem Beſcheid, daſs der Dichter die Dame empfangen werde. Nicht lange hatte ſie gewartet und Hamerling trat ein. Der erſte Eindruck, den ſie von der Perſönlichkeit empfieng, war halb Enttäuſchung, halb Genugthuung. Sein Antlitz, ſein Kopf entſprachen den Bildniſſen; die mächtig gewölbte Stirn mit dem kühn zurückgeworfenen, langen, faſt weißen Haar; die tiefliegenden weltfern blickenden Augen; die wie aus gelblichem Marmor geſchnittenen edlen Züge; der oft ſarkaſtiſch umſpielte Mund, den der lange, graue Schnurrbart faſt verbarg. Aber die Geſtalt blieb hinter dem Bilde der Phantaſie zurück; ſie war zu ſchmächtig, zu unbedeutend dem Kopfe und Schultern gegenüber, ſo daſs der Dichter im Sitzen weit imponierender erſchien als im Stehen. — Der Dichter begrüßte die Beſucherin zuvorkommend, doch ernſt und etwas formlich in Wort und Weſen. Nach den erſten allgemeinen Bemerkungen begann er: „Sie haben ja etwas über Roſegger und mich geſchrieben. Sie ſagen da, daſs ich ganz Gedanke, Roſegger ganz Gemüth ſei. Sie ſprechen alſo mir alles Gefühl, Roſegger allen Verſtand ab.“ Die Verfaſſerin machte Einwendungen, Hamerling aber fuhr mit unverrückbarem Ernſte fort: „Uebrigens ſtellen Sie Roſegger bedeutend höher als mich (was der Artikel gar nicht behauptete); nun, das muſs ich mir gefallen laſſen (fuhr er ohne Beachtung des Proteſtes fort); wenn Sie aber verſichern, daſs es bei mir Champagner gibt (Hamerlings Dichtungen wurden nämlich mit Champagner, diejenigen Roſeggers mit gutem Bier verglichen), ſo kann Ihnen mein kleines Mündel Bertha am beſten ſagen, daſs es Champagner bei uns ſehr ſelten gibt. Was aber das Schnitzen aus Kienholz anbelangt (es wurde geſagt, daſs Hamerling ſeine Werke aus Marmor meißle, Roſegger dieſelben aber aus Kienholz ſchnitze), ſo kann Sie die Bertha, der ich auf den Spaziergängen immer etwas ſchnitzen muſs, verſichern, daſs es mir ganz leidlich von der Hand geht." Das ernſte Geſicht, welches Hamerling dabei machte, beirrte die Beſucherin, an deren Verlegenheit ſich der Dichter zu weiden ſchien; da nahm er ein Papierblatt vom Tiſche und ſagte: „Ganz muſs mir Ihre Arbeit doch nicht miſsfallen haben, da ich mir hier eine Abſchrift davon nehmen ließ." Die Unterhaltung nahm jetzt eine ungezwungene Wendung, obgleich der Poet von Zeit zu Zeit irgendeinen Ausfall gegen eine Äußerung des gemeinten Artikels machte. „Sie ſtellen es recht rührend dar," ſagte er unter anderem, „wie ich mich von meiner alten Mutter pflegen laſſe, ſchade nur, daſs ich von dieſer Pflege nichts weiß. Außer einer gelegentlich einmal gewärmten Kräuterpfanne habe ich noch keine Pflege gebraucht," ein Ausſpruch, der vielleicht nicht ganz wörtlich zu nehmen iſt. „Wenn es Ihnen angenehm iſt," ſagte er nach einer Weile, ſich erhebend, „ſo zeige ich Ihnen mein ganzes kleines Heimweſen. Sehen Sie ſich aber nur Alles recht an, damit, wenn Sie wieder etwas über mich ſchreiben, es auch richtig iſt." Nun machte er den Führer durch alle Räume, die ſich durch Helle, peinliche Sauberkeit und Schlichtheit der Ausſtattung auszeichneten. Im Schlafzimmer bat er um Entſchuldigung, daſs das Bett, das er eben verlaſſen hatte, nur leicht zugedeckt ſei; er ſagte, daſs er viel das Bett hüte, weil ſein leidender Zuſtand ſich beim Liegen am wenigſten fühlbar mache; aber auch in geſunden Zeiten pflege er ſeine Dichtungen am frühen Morgen im Bette zu entwerfen; er notiere ſeine Gedanken flüchtig mit Bleiſtift und arbeite ſie dann ſpäter aus . . . . Auf einem Schranke ſtand eine ausgeſtopfte Eule: „Die Eule der Minerva natürlich,“ bemerkte er. Wiederholt machte er bei dem Rundgange auf die Holzſchnitzereien aufmerkſam, die in Form von Kronleuchtern, Ampeln, Bilderrahmen zu ſehen waren. „Sie ſind von meinem Vater,“ ſagte er; „das war ſeine Lieblingsbeſchäftigung; als er auch damit nicht mehr recht zuſtande kam, da fühlte er, daſs es zu Ende mit ihm gieng.“ Auf dem Tiſche des Arbeitszimmers lagen mehrere Mappen mit angefangenen Arbeiten; in der einen befanden ſich loſe Blätter mit Gedichten, deren Veröffentlichung er eben vorbereitete; die zweite enthielt die Schriften zu der großen philoſophiſchen Arbeit, die ihn bis zu ſeinem Tode beſchäftigte; die dritte Mappe das Manuſcript zu „ſeinem Munkel“. Dann ſagte er: „Da iſt auch das Klavier, von dem Sie behaupten, daſs ich ſo meiſterhaft darauf ſpiele; meiſterhaft ſpiele ich gar nicht, aber ſehr viel, das iſt wahr, zuweilen ſtundenlang.“ — Der Garten, eigentlich nur ein großer Baumgarten, nahm durch ſeine ſchöne freie Lage ein; der Dichter erzählte hier, daſs er in früheren Jahren ſeine Spaziergänge täglich bis zu den unfern liegenden Waldhügeln ausdehnte, daſs er aber ſchon lange nicht wohl genug dazu geweſen wäre. In der Mitte des Gartens ſtand ein Tiſch mit Bänken umgeben. Hier fand die Schriftſtellerin Frau Clotilde Gſtirner; zu ihren Füßen ſpielte vergnügt mit ihrem Puppenwagen die kleine Bertha. Der Dichter, dem das Kind Herzensfreude bereitete, erzählte allerlei liebe Züge von ihm, rief es dann heran, und forderte es auf, das geſtern verfaſste Gedicht an den Mond herzuſagen.

doch ließen ſich nur noch zwei Zeilen davon feſtſtellen .... Plötzlich fragte er nach den Kindern der Beſucherin; als ſie ihm ſagte, daſs ſie im Stiftingthale draußen warten, ſprang der Dichter mit Lebhaftigkeit auf, rief: „Warum haben Sie ſie nicht mit hereingebracht?!“ und eilte mit ſchnellen, keine Schwäche verrathenden Schritten zur Fahrſtraße hinab, winkte und rief und brachte die Kinder in den Garten. Hamerling erwähnte oft, daſs er Kinder ſehr gerne hatte; ſeine Art, wie er mit Frau Stokls Kindern umgieng, beſtätigte derſelben ſeine Freundlichkeit für die Kleinen. In theilnehmender, eingehender Weiſe ſprach er mit ihrem damals vierzehnjährigen Sohne von deſſen Gymnaſialſtudien und erzählte ihm von ſeinem eigenen Schülerleben im Stift zu Zwettl; dazwiſchen blickte er voll Intereſſe zum jüngſten Sohne hinüber, der viel über ein Hündchen lachte, das die kleine Bertha Sprünge machen ließ. Am meiſten aber intereſſierte ihn die jüngſte Tochter, deren ſchwarze Augen und dunkler Teint ihn zu allerhand Neckereien veranlaſsten. Dieſe nahm aber die Scherze des Berühmten gar nicht gnädig auf und flüſterte als kleine Öſterreicherin der Mama zu: „Du, wenn er jetzt nicht bald aufhört, werde ich ſchiech!“ Hamerling hatte es aber gehört und beluſtigte ſich nun höchlich darüber, lachte wiederholt in kurzer geräuſchloſer Weiſe auf und unterließ es nicht, von Zeit zu Zeit anzufragen, ob ſie nun ſchon „ſchiech“ ſei? ... Voll Stolz zeigte der Dichter der Geſellſchaft ein Spalier ſelbſtgezogener Weinreben, die zu dieſer frühen Jahreszeit ſchon voll ſchöner blauer Trauben biengen; dann ſchnitt er eine Anzahl der reifſten Trauben für die Kinder ab, wozu ſeine Mutter Brot bringen muſste .... Die Unterhaltung war während dieſer Zeit ſehr lebhaft geweſen und hatte ſich auf die verſchiedenſten Dinge erſtreckt; mehrmals hatte der Dichter ſelbſt zu längerem Bleiben aufgefordert; als die Geſellſchaft aber endlich doch aufbrach, hatte der Beſuch über zwei Stunden gedauert. Schließlich ließ es ſich der Dichter nicht nehmen, Frau Stökl und Kinder bis an die äußerſte Grenze ſeines Beſitzthums zu begleiten. —

Frau Stökl und Hamerling ſandten ſich einige Jahre hindurch zu Neujahr Glückwünſche, die ſich gewöhnlich kreuzten; hieran erinnern noch zwei Correſpondenz-Karten; die eine aus Graz, vom 29. December 1886, mit den Verſen:]

Wir heiſchen nicht, daß wunderbar
Sich unſer Los geſtalte:
Doch bringt kein neues Glück das Jahr,
So laſſ' es uns das alte!

[die zweite aus Graz, 30. December 1887, mit den Worten: „Schönſten Dank und herzliche Erwiderung! — In freundſchaftlichſter Ergebenheit — R. Hg.“

Als im Jahre 1888 Frau Stökl wieder nach Graz gekommen war und ans Stiftinghaus, da war der Dichter zu krank, um einen Beſuch zu empfangen; ſo ſaß ſie denn lange mit Frau Clotilde Gſtirner in dem ſommerlichen Garten und ließ ſich vom Dichter erzählen. In dieſer langjährigen treuen Freundin des Poeten fand Frau Helene Stökl nach ihrer eigenen Mittheilung eine ſehr ſympathiſche, angenehme und freundliche Frau, die den Dichter, wie es der Fernerſtehenden ſchien, liebreich pflegte, wenn er leidend war und an allen ſeinen Schöpfungen regen Antheil nahm; damals war eben „Homunculus“ erſchienen, über den ſie mit großer Begeiſterung ſprach. — Wehmüthig geſtimmt verließ die Beſucherin dieſesmal das Stiftinghaus; nicht nur der Dichter lag krank darnieder, auch ſeine Mutter war leidend und erſchien nicht.

Frau Helene Stökl beſitzt unter ihren Papieren aber auch Briefe anderer Perſonen, die allerlei Berichte über Robert Hamerling enthalten. So liegt uns ein intereſſantes Schreiben der Frau Anna Roſegger, Gemahlin des berühmten Schriftſtellers, vor, die aus Graz, 2. Februar 1885, u. a. Folgendes berichtet: Mein Mann ſchrieb im Maiheft des Heimgartens eine kleine Skizze über Hamerlings Lebensweiſe, ſo getreu und ungeſchmückt, daſs ſie als Quelle zu einer etwaigen Biographie ganz gut benützt werden kann. Seit fünf Jahren hat ſich in Hamerlings Wirtſchaft nichts geändert; es lebt noch ſeine alte Mutter, welche ihm nach wie vor die Wirtſchaft führt und ihn, der öfter kränklich und leidend iſt, hütet wie ihren Augapfel. Sie iſt keine gebildete Frau nach heutigem Begriffe, hat aber viel Naturverſtand, Mutterwitz und Takt, ſo daſs Jeder ſich angenehm angeregt fühlt, der mit ihr in Verkehr kommt . . . . Auch könnte ich noch bemerken, daſs uns Hamerling ſchon ſeit Jahren verſpricht, einmal nach Krieglach zu kommen. Er war vielleicht ſchon ſeit länger als 18 Jahren nicht von Graz fort. Schuld daran mögen ſeine ihm lieb gewordenen Gewohnheiten und ſeine Kränklichkeit ſein . . . . Über ſeine Wirtſchaft, ſein häusliches Leben und ſeine kleinen Gewohnheiten wäre viel zu erzählen, weiß ich, daſs er es abſolut nicht liebt, wenn ſein Privatleben in was immer für einer Weiſe beſprochen wird. Mein Mann muſste ihn, wie er ſeinen Aufſatz geſchrieben hatte, erſt erſuchen, denſelben veröffentlichen zu dürfen. Hamerling las ihn im Manuſcript durch und corrigierte Einiges. — Ferner erhielten wir auch Einblick in diverſe Schriftſtücke von der Hand Hans Brandſtetters, des Schöpfers der berühmt gewordenen authentiſchen Hamerlingbüſte; er ſchreibt allerlei über den hochverehrten Meiſter, z. B. auf einer Correſpondenz-Karte aus Graz, den 3 September 1885: Dieſer Tage war ich wieder bei Hamerling, traf ihn im Bett, wo er ſich meiſtens aufhält. In der letzten Nummer der „Kunſtchronik“ [Wien 1885, Nr. 35] iſt Hamerlings Biographie [die übrigens durch die Nr. 35—38 läuft] mit der Abbildung der Büſte, die Sie hier geſehen und auch eine kleine Zeichnung von des Dichters Geburtshaus [von Ferry Bératon]; der Schreiber des Aufſatzes [Dr. Eugen Guglia] bemerkt, daſs aus der Büſte das Menſchenfeindliche, was der Dichter beſitze — zu erſehen ſei. Wie hat ſich Hamerling darüber geärgert! [Die Stelle lautet wörtlich: Beim erſten Anblick iſt der Beſchauer des Bildes befremdet, denn voll tiefen Ernſtes, ſtreng, beinahe feindſelig tritt uns der Dichter da entgegen; ſelbſt Brandſtetters heitere Lebens- und Naturauffaſſung hat dieſem regelmäßigen Antlitz keinen einzigen weichen oder milden Zug verliehen.] Hamerling möchte in der Mitte des Stiftinghauſes (ſtatt des blinden Fenſters) eine plaſtiſche Arbeit anbringen laſſen; ob es wohl dazukommt? Die liebliche Kora [aus dem Roman „Aſpaſia“] hätte er am liebſten. — Am 17. Februar 1888 ſchreibt er aus Wien: Hamerling bekommt zum nächſten Geburtstage eine Ovation von ſeinen Wiener Freunden. Ich modellierte eine kleine Gruppe: ſitzende beflügelte Muſe, in der Linken einen angefangenen Lorbeerkranz, mit der Rechten nach Lorbeerblättern langend, welche ihr von einer Kindergeſtalt mit beiden Händchen dargereicht werden; ſeitwärts ein Stoß Bücher: „Ahasver“, „König von Sion“, „Aſpaſia“ darauf zu leſen. Das Ganze auf einem Ebenholzpoſtament mit einem Metallplättchen, die Schrift tragend: Robert Hamerling zum 24. März 1888. Dann eine Programmadreſſe mit einer kurzen Anſprache und einer Vignette (Poeſie); Buchſtaben und Zeichnung in ſchwarzrothgold ausgeführt, auch von mir verfertigt. Die Gruppe ſpende ich. Die Übrigen, welche ſich auf der Adreſſe unterſchrieben, gaben einen Betrag, womit dann die Gußkoſten (Bronze) beſtritten werden. Das Geld iſt beiſammen und die Adreſſe weiſt die erſten Namen auf, z. B.: Bauernfeld, Betty Paoli, Elimar von Oldenburg, Ebner-Eſchenbach, Friedrich Schlögl, Ada Chriſten, Anzengruber, Lewinsky, Dombaumeiſter Schmidt, Graf Lamezan und eine ganze Reihe von Schriftſtellern, Künſtlern, Muſikern ꝛc. Das Ganze wird Roſegger dem Hamerling am beſtimmten Tage überreichen. [Die Überreichung fand ſchließlich durch Brandſtetter und Lemmermayer ſtatt.] Alles iſt meine Idee, mich auf dieſen Gedanken gebracht hat Goswine von Berlepſch. — Am 8. October 1888 ſchreibt er wieder aus Graz: Endlich kann ich Ihnen die Skizze vom Hamerling-Haus, wo wir einmal ein paar angenehme Stunden mit dem großen Dichter verbrachten, ſenden; hoffentlich iſt ſie verwendbar. [Frau Stökl ſchrieb damals einen Artikel für die „Wiener Mode“ über Beſuche im Roſegger- und Stiftinghaus, der aber nicht erſchien.] Wie ich neulich Hamerling im Stiftinghaus ſah, war er nicht ſo friſch, als wie geſtern, wo ich ihn ſchon in ſeiner Stadtwohnung beſuchte; er ſah da verhältnismäßig wohl aus und war auch guter Laune. Roſegger dagegen iſt recht verſchnupft hier eingelangt; es iſt ob der Geſundheit ein rechtes Kreuz mit unſeren zwei Poeten. (Wir verweiſen im übrigen auf das Brandſtetter-Capitel ſelbſt.)]

[Joſef Wolfgang Dobernig, 1862 zu Klagenfurt geboren, betrat 1881 als Mitarbeiter der „Trieſter Zeitung“ die journaliſtiſche Laufbahn, war zwei Jahre Redacteur des „Lodzer-Tagblatt“ zu Lodz in Ruſſiſch-Polen, dann zwei Jahre Redacteur der „Trieſter Zeitung“ und iſt ſeit 1886 Herausgeber der nationalen Zeitſchrift „Freie Stimmen“ in Klagenfurt. Frühzeitig im Vereins- und öffentlichen Leben ſtehend, bekleidete er wiederholt führende Stellungen und wurde ſchon 1895 mit dem Reichsrathsmandat ſeiner Geburtsſtadt betraut.

Brief aus Graz, 19. December 1884, aus welchem die Annäherung an den Dichter hervorgeht; Dobernig hatte im Schiller-Verein zu Trieſt den 3. und 4. Geſang aus „Ahasver in Rom“ (Agrippina und der Brand) vorgetragen.]

Hochgeehrter Herr! — Ich bin Ihnen warm verpflichtet für die Bemühung, die Sie meinem „Ahasver in Rom“ mit Ihrer Recitation im Trieſter Schillervereine haben angedeihen laſſen, ſowie für die Überſendung des für mich ſo wohlwollenden Berichts der Trieſter Ztg. Der Verſuch, Ahasver in Rom öffentlich zu recitiren, iſt oft gemacht worden; bald nach Erſcheinen des Werkes trat ein Schauſpieler in Riga damit hervor, ihm folgte Frau Verſing-Hauptmann in Prag, ein Recitator Namens Fabian bereiſte Deutſchland mit Vorträgen aus Ahasver und ließ ſich unter Anderm in Berlin, ſowie auch hier in Graz vernehmen; Andere folgten, und die Zahl würde noch größer ſein, wenn ich nicht Manchem, der mit dieſer Abſicht umging, die Ausführung widerrathen hätte. Denn Ahasver in Rom eignet ſich ſchon deshalb nicht recht zu öffentlichem Vortrag, weil die Damenwelt, namentlich die jüngere, ſich durch Anhörung eines an gewagten Details ſo reichen Poems zu compromittiren fürchten muß. Sie haben den Ausweg eingeſchlagen, gerade nur jene beiden Geſänge vorzutragen, welche in dieſer Beziehung keinen Anſtoß geben, aber gerade dieſe Geſänge eignen ſich wieder aus andern Gründen weniger zu wirkſamem Vortrag. Deſto rühmlicher iſt Ihr Erfolg, zu welchem Sie beſtens beglückwünſcht — Ihr — hochachtungsvoll ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 14. Februar 1885. — Dobernig, ein ſchüchterner Jüngling von 23 Jahren, kam damals an Hamerlings Thüre in der Beſorgnis, nicht vorgelaſſen zu werden; allein der Dichter beſchied ihn ſofort zu ſich, empfieng ihn im Bette liegend und hielt ihn lange feſt, über Trieſter Verhältniſſe plaudernd.]

Sehr geehrter Herr! — Als Sie heute Mittags von mir fortgingen, machte ich zu meinem nicht geringen Schrecken die Entdeckung, daß ich auf meinem Krankenlager eine ganze Stunde lang ohne mein Wiſſen und Wollen einen defekten Hemdärmel Ihrer Betrachtung dargeboten hatte. Ein vorher von mir nicht bemerkter kleiner Riß ſcheint ſich im Eifer unſeres Geſprächs unter den Bewegungen meines Elbogens zu einem großen und immer größeren erweitert zu haben. Ich wäre troſtlos, ſehr geehrter Herr, wenn Sie glaubten, daß ich Beſuche für gewöhnlich in ſolcher Toilette zu empfangen pflege. Ich kann im Nothfalle durch Zeugen erhärten, daß, obgleich ich deutſcher Dichter bin, dennoch das Loch im Ärmel, das Sie geſehen, nur als ein Ausnahmefall betrachtet werden darf. — Bitte, bemühen Sie ſich nicht etwa, kaum von der Reiſe zurückgekehrt, mit einer Erwiderung dieſer Zeilen. Ich weiß, was ein höflicher und liebenswürdiger Mann wie Sie darauf ſagen kann, und betrachte es als geſagt. — Es grüßt Sie mit aller Hochachtung — Ihr — ergebener — Robert Hamerling.

[Unter den Papieren Dobernigs befindet ſich auch der Abſchnitt eines Poſtbegleitſcheines mit Stempel „Graz 4. 4. 87 Stadt“ und von der Hand des Dichters geſchrieben „Robert Hamerling in Graz“, nebſt dem undeutlich gewordenen Siegelabdruck. Es war der Begleitſchein eines Paketes, welches ein Exemplar der „Blätter im Winde“ mit folgender Widmung brachte: „Der liebſte Leſer iſt dem Lyriker derjenige, welcher ſich durch ſein Lied nicht zu bloßem Beifall für den Dichter, ſondern zum Mitgefühl für den Menſchen anregen läßt. Graz, 3. April 87.“

Correſpondenz-Karte aus Graz, 18. September 1888. — Mit der Adreſſe: „Sr. Wohlgeboren Herrn J. W. Dobernig, Redacteur der „Freien Stimmen“, Klagenfurt.“ — Hier handelt es ſich um das Bankett, welches aus Anlaſs des Steiriſchen Sängerbundesfeſtes in Graz ſtatt fand; Dobernig brachte einen Trinkſpruch auf das innige Zuſammengehen der Steirer und Kärntner und ihre nationale Gemeinſamkeit aus, wobei er der Mahn- und Weckrufe Robert Hamerlings gedachte. — Das Doppelporträt ſtellte das junge Ehepaar Dobernig dar; nun iſt die ſchönere Hälfte auch nicht mehr!]

Ich habe Ihnen, hochgeehrter Herr, Ihres Toaſtes wegen beim Grazer Feſtbankett, der den Neid meiner edlen Mitſtrebenden und dichteriſchen Kollegen erregen mußte, als ein anſpruchsloſer, friedliebender Mann beinahe ein wenig gezürnt. Aber Sie haben das Verſehen gut gemacht durch das endlich übermittelte Doppelporträt. Empfangen Sie ſammt Frau Gemalin für dies und alles Freundliche den wärmſten Dank — Ihres — mit Hochachtung ergebenen — R. Hg.

[Brief aus Graz, 29. März 1889. — Dobernig hatte im Grazer Zweigvereine des deutſchen Schriftſtellervereines aus „Ahasver“ den Brand vorgetragen; Agrippina ließ er fallen, weil der Dichter fürchtete, daſs die Frauen an der Detailmalerei Anſtoß nehmen könnten. — Karl Erasmus Kleinert, gegenwärtig Chefredacteur der Grazer Morgenpoſt, war mit dem Dichter befreundet und iſt der Verfaſſer einer Denkſchrift über denſelben (1889); über jene Zeilen an den Letzteren konnte augenblicklich nichts in Erfahrung gebracht werden.]

Hochgeehrter Herr! — Erſt geſtern erhielt ich durch die hieſige „Tagespoſt" Kunde davon, daß Ihr Vortrag wirklich ſtattgefunden und daß Sie ſo freundlich waren, meiner dringenden Bitte um Beſchränkung des Vortrages auf den „Brand" zu willfahren. Ohne Zweifel hat Ihnen Herr Kleinert die an ihn in dieſer Angelegenheit gerichteten Zeilen — aufs Papier geworfen in einem Augenblick der größten Aufregung und äußerſten leiblichen Übelbefindens — unmittelbar zu leſen gegeben. So brauche ich auf die Begründung meiner Bitte nicht zurückzukommen. Ich erſehe aus dem Bericht mit Freude, daß Ihr Erfolg ein gewaltiger, ein glänzender war. Innigſten Dank für Ihre Bemühungen! Mein Befinden iſt zu elend, als daß ich für heute mehr ſagen konnte. Seien Sie überzeugt von der Hochſchätzung — Ihres — warm ergebenen — Robert Hamerling. —

[Emil Mario Vacano, 16. November 1840 während einer Reiſe ſeiner Eltern in Schönberg an der mähriſch-ſchleſiſchen Grenze geboren, abſolvierte die Gymnaſialſtudien, ſchloſs ſich ſpäter einer Seiltänzertruppe an, widmete ſich aber infolge ſeiner großen Begabung ſchließlich der Literatur; ſeine zahlreichen Werke in Buchform umfaſſen die Jahre 1861 bis 1894 (einſchließlich Nachlaſs); Vacano ſtarb nach einem höchſt merkwürdig bewegten Leben und Schaffen am 9. Juni 1892 in Karlsruhe. (Vergl. Wurzbach Lexikon 49. Bd., Brümmers Lexikon 1895.) — Fräulein Victoria Werner in St. Pölten, welche mit Vacano in freundſchaftlichem Verkehre ſtand, ſchrieb uns u. a.: Daſs Vacano mit Hamerling bekannt war, weiß ich; ob er mit ihm in regem brieflichen Verkehr geſtanden, bezweifle ich; ich glaube, daſs derſelbe nur bei beſonderen Anläſſen ſtattfand. Ein ſolcher iſt mir erinnerlich bei Herausgabe von Gedichten der Frau Baronin Knorr, die er an Hamerling ſandte und die dieſer lobend beſprach. — Die beiden folgenden Schriftſtücke an Bacano ſtammen ebenfalls aus der Handſchriftenſammlung der Dichterin Frau Baronin Knorr und ſind nach Copien von der Hand derſelben hier abgedruckt. — Das ältere Stück, eine Viſitkarte aus Graz, 29. December 1884, erwähnt das religions-philoſophiſche Werk Bacanos „Die Gottesmörder“, das mit vier anderen Werken desſelben Autors bei Heckenaſt in Peſt 1870 erſchien; intereſſant und begreiflich iſt es auch, daſs Hamerling den Schriftſteller an ſeine Memoiren erinnert. Über Hamerlings Verhältnis zu Bacano enthält Abſchließendes der eben in Roſeggers Heimgarten (Juli und Auguſt 1900) erſcheinende Artikel von Dr. Michael Maria Rabenlechner „Hamerling zu Georg Ebers, zu Berthold Auerbach, zu Emil Mario Bacano“.]

Mit herzlichem Dank erwidere ich Ihren Neujahrsgruß. Womit habe ich ſoviel Wohlwollen verdient? — Sie laſſen jetzt wenig in der Welt von ſich hören. Sind Sie Klausner geworden? Hätten Sie nicht Luſt, Ihre Memoiren zu ſchreiben, oder noch etwas in der Art der „Gottesmörder“? Nur die Todten haben das Recht, zu ſchweigen. — Ihr Verehrer R. Hg.

[Brief aus Graz, 20. März 1885. — Joſefine Freiin von Knorr, geboren 16. April 1827 in Wien, ſeit 1878 Ehrenſtiftsdame des k. k. Damenſtiftes in Brünn, wurde 1894 mit den Palmes d'Officier d'Academie ſeitens des franzöſiſchen Unterrichtsminiſteriums ausgezeichnet. Ihre dichteriſche Begabung bezeugte ſie durch mehrere Werke: Irene, Gedichte 1858; Odilo, Epiſche Gedichte 1863; Gedichte 1872; Neue Gedichte 1874; Sommerblumen und Herbſtblätter, Gedichte 1885; ein neues Werk iſt in Vorbereitung. (Vergl. Brümmers Lexikon 1895.) — Der folgende Brief an Bacano beſchäftigt ſich mit der Dichterin und ſpeciell mit der dritten Sammlung ihrer lyriſchen Gedichte „Sommerblumen und Herbſtblätter“.]

Hochgeehrter Herr! — Ich ſchwinge mich nur alle 2—3 Jahre einmal zu öffentlichen Recenſionen auf, obgleich — oder vielmehr, weil es ſehr häufig von mir verlangt wird. Das mir von Ihnen überſendete Büchlein der Frau Baronin v. Knorr jedoch hat mir ſoviel Vergnügen gemacht, daß es mir leicht gefallen iſt, der Verfaſſerin etwas Angenehmes darüber öffentlich — im eben aus der Preſſe kommenden Hefte des „Heimgarten“ unſeres Roſegger — zu ſagen. Ich habe es aber mit wenigen und mit anſpruchsloſen Worten geſagt, weil jene lieber geleſen, dieſe lieber geglaubt werden als die gegentheiligen. Nun eine Bitte zum Schluß. Erlaſſen Sie mir und ſich die Formalität expreſſen und ſofortigen Dankes für die Kleinigkeit. Betrachten Sie mich lieber als Ihren Schuldner. — Mit wärmſter Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Im Aprilheft des „Heimgarten“, 1885, erſchien folgende Recenſion: Sommerblumen und Herbſtblätter. Gedichte von Joſefine Freiin v. Knorr. (Wien, Rosner, 1885.) Es iſt ein reifes Dichtertalent, das dem Leſer hier entgegentritt. Weibliche Zartheit des Empfindens vereint mit männlicher Gedankentiefe. Über dem Ausdruck und dem Vers liegt in dieſen Gedichten ein gewiſſer weicher Schmelz als Abglanz einer edlen Weiblichkeit, und doch iſt es eine ernſte, manchmal faſt herbe Reflexion, die ſich in ſo melodiſcher Weiſe vernehmlich macht. Überwiegend iſt in dieſem Büchlein die Weltbetrachtung; ein lebendig hiſtoriſch-ethnographiſcher Sinn verſchwiſtert ſich wie bei einem Freiligrath oder Hermann Lingg mit der Poeſie zu warm colorierten und ſinnreichen Schilderungen. Hervorragend ſind in dieſer Art die Cyklen „Japan“ und „Paris“. Möge dieſe neue Spende der Dichterin, die kein Neuling auf dem deutſch-öſterreichiſchen Parnaß, nicht unbeachtet bleiben in der großen Maſſe des Mittelmäßigen, und, wenn man will, ſelbſt Guten, welche dem Publicum die Auswahl aus dem literariſchen Markte immer mehr erſchwert. — h.]

[Zwei Stammbuchblätter. — Einer unſerem Unternehmen wohlgeſinnten Dame in Wien haben wir die Vermittlung der beiden folgenden Stammbuchblätter zu danken. Zwei junge Damen, Schweſtern, trafen, als ſie noch im Elternhauſe in Graz lebten, regelmäßig zum Studium der Literatur ꝛc. mit Frau Clotilde Gſtirner und bei dieſen auch mit Robert Hamerlings Mündel Bertha zuſammen. Durch Vermittlung der Frau Clotilde Gſtirner erhielt nun jede der beiden jungen Damen vom Dichter am 3. April 1886 eigenhändig geſchriebene Stammbuchverſe, die in die lyriſche Sammlung „Blätter im Winde“ übergiengen; der erſte Vers lautet aber dort „Die Luſt iſt Erdenblume“. Dem Fräulein Mary, jetzt Gattin des k. u. k. wirkl. Hofſecretärs Emil Pariſini in Wien, widmete der Poet dieſe Verſe:

Genuß iſt Erdenblume,
Ein Himmelsſtern iſt die Pflicht.

Dem Fräulein Karoline, jetzt Gattin des Schloſsarztes in Laxenburg Dr. Ferdinand Fiſcher, dieſe:

Schönheit iſt nur das Blühen einer Blume:
Doch durch den Geiſt wird ſie zur Herrſchermacht,
Und durch die Huld wird ſie zum Prieſterthume.]

[Der Beſitzer des folgenden Briefes (ddo. Graz 13. Januar 1888) iſt ein hervorragender Wiener Schriftſteller.]

Hochgeehrter Herr! — Als ich geſtern endlich in einer kleinen Pauſe meiner Krankheit, die jede Aufregung folgenſchwer für mich macht, den Muth fand, die bis jetzt in meine Hände gelangten Beſprechungen des Homunkels durchzuleſen, empfing ich von der Ihrigen im „. . . . . . . blatte“ einen ſo wohlthuenden Eindruck, daß ich, der ich ſonſt Gutes und Schlimmes von Seite der Kritik mit achtungsvollem Schweigen hinzunehmen pflege, mich gedrängt fühlte, Ihnen ausdrücklich zu danken. Was mich am meiſten freute, war Ihre ſo kurze und dabei doch ſo feinſinnige, gewiſſenhafte, nichts Weſentliches überſpringende Inhaltsangabe des Werks! In dieſem Punkte ſind wir Poeten ja am Allerſchwerſten zu befriedigen. Auch Ihr wohlwollendes Urtheil gereichte mir ſelbſtverſtändlich zu großer Genugthuung, zumal als das eines von mir hochgeſchätzten genialen Schriftſtellers. Unrecht thaten Sie mir — unwiſſentlich — nur in zwei Punkten: Fürs Erſte darin, daß Sie mich auf Grund meines Werkes als einen Verächter von Journaliſtik und Kritik hinſtellen. [Dieſe Stelle iſt ein Mißverſtändniß; man vergleiche das Citat aus den „Stationen“. D. H.] Beide durften in einem ſatiriſchen Welt- und Zeitbilde nicht fehlen, und es erſcheinen in meiner Darſtellung derſelben nur bekannte, täglich in viel ſchrofferer Form zum Ausdruck gebrachte Dinge in eine phantaſtiſche, mehr in das Licht der Zukunft als der Gegenwart gerückte Geſtalt gekleidet. Ferner habe ich die Idee bezüglich des retroſpektiven Blickes auf irdiſche Vergangenheit von einem Sterne aus nicht [Camille] Flammarion „entlehnt“, deſſen „Récits de l'infini“ ich nicht einmal dem Titel nach kannte. Laſſen ſie ſichs nicht gereuen, Hochgeehrter Herr, einem Mitſtrebenden auf der literariſchen Bahn eine Freude gemacht, und zu Gunſten eines Buchs, welches das Parteigetriebe des Tages in ſchnödeſter Weiſe zum Spielball erkieſen zu wollen ſcheint, ein parteiloſes Wort geſprochen zu haben. — Mit aufrichtiger Hochachtung — Ihr ergebenſter — Robert Hamerling.

[Ergänzend iſt hiezu folgende Stelle aus den „Stationen“ anzuführen. Robert Hamerling ergeht ſich in ſeiner Autobiographie auch ausführlich über die Aufnahme ſeines modernen Epos „Homunculus“ ſeitens der Kritik und ſagt u. a.: Es gab im Chorus der Ach und Wehe rufenden Beurtheiler, welche in dem Werk eine ununterbrochene Reihe von Läſterungen der Menſchheit erblickten, doch auch einige Ausnahmen. Ein Kritiker ſchreibt: Reizende Epiſoden wechſeln mit tollen, ſchwere, wuchtige Satire mit ſpielender Ironie, ein ſchillernder Arabeskenhumor durchſetzt die Dichtung u. ſ. w. Noch viel weiter aber gieng ein ſehr geſchätzter, feinſinniger Schriftſteller, der ſich brieflich gegen mich vernehmen ließ wie folgt: Man hat Ihnen vorgeworfen, daſs Sie in gewiſſen Partien eine Art perſönlicher Bitterkeit und kleinliches ſatiriſches Detail nicht unterdrückt hätten. Nun, aufrichtig geſtanden, gerade das Gegentheil halte ich für den Fehler des Gedichts. Ihre Satire iſt *mir* in manchen wichtigen Theilen zu allgemein und ſchonend, nicht Satire genug! In der Schilderung des Börſeſchwindels z. B. fehlen mir gerade die Details — die Darſtellung iſt mir nicht genug realiſtiſch und perſönlich. Dasſelbe gilt von der Behandlung der Preſſe und einigermaßen ſogar der Juden. *Wenn* ſchon Satire geſchrieben wird, ſoll ſie erbarmungslos ſein! Ihr „Homunculus“ iſt kein harmloſer Scherz, ſondern ein hohes und tiefes Poem, das in der Hauptſache

Inhalt und Methode des modernen Lebens richtig erfaſst. Ein ſo ernſtes ſatiriſches Werk darf nicht bloß kitzeln, ſondern muſs ſchneiden und ſtechen. Am zahmſten erſcheint mir aber die literariſche Walpurgisnacht; unſere literariſche Zerfahrenheit mit ihren protzigen Modethorheiten hätte noch ganz andere Geißelhiebe vertragen. Freilich man hätte Sie dafür geſteinigt ... Ich leugne übrigens nicht, daſs Ihre Satire auch Gebiete findet, auf denen ſie ganz ſouverän ſchaltet. Wo ſie ſich in dem Ihnen zuſagenden Maße mit Phantaſie miſchen darf, erhebt ſie ſich bis zum Erhabenen. Eldorado! Der Affenſtaat! Das neue Iſrael! (zum Theil!) Die Verneinung des Lebens!!! Brauche ich Ihnen das zu ſagen, oder gar Ihnen zu ſchmeicheln? — Der Schreiber dieſes Briefes ſteht vielleicht mit ſeiner Anſicht nicht vereinzelt da im Kreiſe der beſonnenen Leſer des „Homunculus".]

[Johann Mies wurde in Kirchberg am Walde, Hamerlings Geburtsort, erzogen, und zwar ganz nahe dem Hauſe, wo die Wiege des Dichters ſtand; als Student und dann als Lehrer las er immer mehr und mehr die Werke des Poeten; in der Begeiſterung für denſelben und als Freund von Handſchriften bat er ihn um einige Zeilen; gegenwärtig iſt Johann Mies Schulleiter in Klein-Göpfritz bei Pfaffenſchlag, Bezirk Waidhofen a. d. Thaya in Niederöſterreich. — Brief aus Graz, 1. September 1888. — Das Couvert trägt die Adreſſe: „Sr. Wohlgeboren Herrn Johann Mies, Lehrer in Vitis, Niederöſterreich. V. O. M. B."]

Sehr geehrter Herr! — Meine Bereitwilligkeit, Ihrem Verlangen nach einigen Zeilen von meiner

Hand zu entſprechen, erlitt eine Verzögerung dadurch, daß zu meinem gewohnlichen Leiden eine Krankheit ſich geſellte, die mir das Schreiben unmöglich machte. Ich danke Ihnen für das Intereſſe, das Sie an meinen Werken nehmen und freue mich, die Zahl der mir wenigſtens geiſtig Nahen und Befreundeten in der Heimat wachſen zu ſehen. Vielleicht iſt es mir doch noch gegönnt, dieſen Freunden und Landsgenoſſen auch einmal bei einem perſönlichen Beſuche des Waldviertels die Hand zu drücken. — Mit Hochachtung — Ihr — ergebener — Robert Hamerling. — Der Name meines Landhauſes, das ich im Sommer bewohne, iſt nicht Stiftingerhaus, ſondern Stiftinghaus, und befindet ſich nicht in Algersdorf bei Graz, ſondern am Eingange des Stiftingthals, noch im Bereiche der Stadt ſelbſt, in der Vorſtadt St. Leonhard.

Anhang.

Der „Jahres-Bericht über das Gymnaſium an der k. k. Thereſianiſchen Akademie während des Schuljahres 1852/53, womit zu den öffentlichen Prüfungen am 28. und 29. Juli alle Vorgeſetzten, Gönner und Freunde der Anſtalt ergebenſt einladet im Namen des Lehrkörpers der Direktor Dr. Aloys Capellmann“ (Wien 1853) enthält unter den Schulnachrichten auch die Aufgaben, welche der junge Hamerling zu erfüllen hatte. — Bei der vierten Claſſe heißt es: Ordinarius bis Oſtern der Supplent Herr Robert Hamerling. Griechiſch: Aus der Formenlehre die verba in μι und die verba anomala; aus der Syntax die Lehre vom Artikel und von den Präpoſitionen; nach Kühner. Überſetzung der entſprechenden Übungsſtücke, Memorieren der Vocabeln. Xenoph. Anab. lib. I. cc. 1—6. Alle vierzehn Tage ein Penſum, monatlich eine Compoſition. 5 Stunden. Bis Oſtern Herr Hamerling. Deutſch: Lectüre mit Erläuterungen, Vortrag muſtergiltiger Leſeſtücke aus Mozarts Leſebuch. IV. Bd.; die Hauptpunkte der deutſchen Verskunſt. Alle vierzehn Tage ein Aufſatz. 3 Stunden. Bis Oſtern Herr Hamerling. — Bei der fünften Claſſe: Griechiſch: Homers Odyſſee, B. I., VI. und VII.; Xenophons Anab. B. II., IV. c. 7, VI. Wiederholung der Grammatik nach Kühner und Vergleichung der epiſchen Sprache mit der attiſchen. Monatlich ein Penſum, außerdem 6 Compoſitionen. 4 Stunden. Bis Oſtern Herr Hamerling. — Deutſch:

Lectüre mit Erläuterungen, Vortrag memorierter, beſonders wertvoller Leſeſtücke aus Mozarts Leſebuch. IV. Bd. f. d. Unt. G. und I. Bd. f. d. Ob. G. Anknüpfung überſichtlicher hiſtoriſch-biographiſcher Angaben über die 2. claſſiſche Literaturperiode mit Hervorhebung von Herder, Goethe und Schiller. Gewinnung der erſten äſthetiſchen Begriffe auf analytiſchem Wege. Alle vierzehn Tage ein Aufſatz. 3 Stunden. Bis Oſtern Herr Hamerling. — Beim Lehrkörper iſt unter Punkt 14 zu leſen: Der Lehramtscandidat Herr Robert Hamerling für das Griechiſche und Deutſche in der IV. und V. Claſſe und zur ſtellvertretenden Verwaltung des Ordinariates der IV. Claſſe. Um Oſtern ſchied derſelbe aus dieſer Suppletion wieder aus, nachdem die definitive Berufung einer neuen Lehrkraft erfolgt war. — Schließlich erſcheint unſer Dichter auch unter den Spendern von Lehrmitteln; es heißt da: Vom Herrn Suppl. R. Hamerling: 1. Vertheidigung des Chriſtenthums oder Vorträge über Religion, von Dionyſius Frayſſinous. 4 Thle. Peſt, 1830. 2. Moraliſche Vorleſungen, von Gellert. 2 Bde. Biel, 1771. 3. Trajan, ein biographiſches Gemälde, von Prof. J. Generſich. 1. und 2. Bändchen. Wien. 1811.

Zu einer Stelle des Briefes aus Graz vom 4. December 1869 (erſter Theil S. 40—42) müſſen wir eine Ergänzung liefern. Hamerling ſchreibt dort an ſeinen Jugendfreund Schulz von Strasznitzki: Melde dem Herrn Sectionschef Dr. Heider, von welchem du mir ſchreibſt, daß er zu meinen Gunſten gewirkt, meinen wärmſten, innigſten Dank. — Ein Mann, der zur Erkenntnis gelangt war, daſs man auch die lebenden und nicht bloß die todten Dichter ehren ſoll, verdient, daſs man ihm, nachdem er in ein beſſeres Jenſeits hinübergegangen, einige Zeilen widmet. — Am 15. März 1897 ſtarb zu Wien im 78. Lebensjahre Dr. Guſtav Freiherr von Heider; vom Hauſe aus Archäolog, galt er als hervorragender Kunſthiſtoriker; ſchon vor mehr als fünfzig Jahren übte er auf das Wiener Kunſtleben einen mächtigen Einfluſs, war Präſident der k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien und hat ſich hochverdient um die Gründung des k. k. öſterr. Muſeums für Kunſt und Induſtrie gemacht. Er war correſpondierendes Mitglied der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Wien und der böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Ehrenmitglied der Genoſſenſchaft der bildenden Künſtler Wiens, Ritter des Ordens der eiſernen Krone 2. Claſſe, des Franz Joſef-Ordens und Leopold-Ordens. Freiherr von Heider ſtarb als penſionierter Sectionschef des Miniſteriums für Cultus und Unterricht. Zum Trauergeleite hatten ſich die hervorragendſten Perſönlichkeiten der Reſidenz eingefunden: der Unterrichtsminiſter Freiherr von Gautſch, Fürſt Adolf Schwarzenberg, der Generalintendant der Hoftheater, Herrenhausmitglieder, Sectionschefs, Hofräthe, der Dombaumeiſter von St. Stephan, der Vorſtand der Künſtler-Genoſſenſchaft und des Männergeſangvereines, Profeſſoren u. ſ. w. Der Hochverdiente ruht auf dem poetiſchen Friedhofe zu Hietzing.

Zur Ergänzung der Stellen S. 78 erſter und S. 50 zweiter Theil. — Johann Chriſtoph Adelung in ſeinem „Verſuch eines vollſtändigen grammatiſch-kritiſchen Wörterbuches der hochdeutſchen Mundart, mit beſtändiger Vergleichung der übrigen Mundarten, beſonders aber der oberdeutſchen“ (Leipzig 1775) theilt mit: Hammer, Diminutiv Hämmerchen, oberdeutſch Hämmerlein. Hämmerling in einigen Gegenden ein Name der Goldammer. In den Marionettenſpielen wurde ehedem der Pickelhäring oder Hanswurſt Meiſter

Hämmerling oder Hämmerlein genannt; vielleicht als das Diminutiv von dem niederſächſiſchen Hammer, ein durchtriebener Menſch, der alles durchzuſetzen vermag. An manchen Orten heißt der Kaviller (Feldmeiſter oder Abdecker), zuweilen auch der Scharfrichter, im Scherze und Spotte Meiſter Hämmerling; vermuthlich von dem Abſchlagen oder Abpuffen des geſtorbenen Viehes. An andern Orten führt der vorgegebene Berggeiſt oder Kobold, desgleichen ein jeder Poltergeiſt den Namen Meiſter Hämmerling, weil er ſich durch Hämmern oder Klopfen zu verrathen pflegt. — In Heft 14—15 vom 1. November 1898 der „Wiſſenſchaftlichen Beihefte zur Zeitſchrift des allgemeinen deutſchen Sprachvereins“ (Berlin) enthält ein Artikel von Dr. Karl Scheffler in Braunſchweig: „Der verhüllende oder euphemiſtiſche Zug in unſerer Sprache“ folgende Stelle: Weiter erſcheint er (der Teufel) in der Geſtalt des Henkers oder Schinders: geh' zum Henker u. ſ. w. Altgermaniſche mythologiſche Vorſtellungen ſpielen hinein, wenn er als Meiſter Hämmerlein oder Hämmerling bezeichnet wird d. i. urſprünglich der Gott Donar (der mit ſeinem Streithammer das Gewitter, reſpective Blitz und Donner erregt), deſſen Züge wir ja vielfach in dem chriſtlichen Teufel wiederfinden. — Anzuſchließen wären hier einige Notizen über das Vorkommen des Namens Hamerling: In Pernolds „Adreßenbuch“ für 1852 (Wien) erſcheinen: Apollonia Hammerling, Hebamme und Julie Hämmerling, Zwirn- und Wollverſchleißerin. In Lehmanns Wohnungs-Anzeiger, Wien 1897, erſcheint eine Anna Hammerling. In Katharein bei Troppau wohnt (1897) ein Töpfer namens Hammerling. Bei Schärding in Oberöſterreich exiſtiert ein Ort Hamerling.

Ladislaus Graf Tarnowski, perſönlich mit Hamerling bekannt, hinterließ, wie uns mitgetheilt wird, keine Briefe oder ſonſtige Schriften des Dichters (S. erſter Theil S. 151).

Das Buch: „Gedichte von Marie v. Najmajer. Neue Folge.“ (Wien 1872) enthält ein Gedicht, welches ſich die „Die Genziane ſpricht“ betitelt und „eine Erwiderung auf Robert Hamerlings wundervolles Gedicht: Vor einer Genziane“ iſt; da nach der Mittheilung der Verfaſſerin ihr Gedicht vom Hofſchauſpieler Joſef Lewinsky wiederholt gemeinſam mit dem Gedichte Hamerlings geſprochen worden iſt, ſo möge die „Erwiderung“ hier mitgetheilt ſein:

Menſchenkind, durchſchweifend den ſtillen Waldpfad,
Wie aus ſtolzer Höh' du ſo mild dich neigeſt!
Was an mir, dem ſchwachen Geſchöpf, du anſtaunſt,
Nimmer verſteh ich's.

Doch dein warmer Blick macht mich leiſ' erzittern,
Tief erfreut, erfüllet mit bangem Schmerze,
Denn die That nur iſt's, die mir bleibt unmöglich,
Nicht das Empfinden.

Hörbar pocht im Schweigen des Wald's dein Herz mir:
Könnt' ich, ſeine ſchmerzenden Wunden lindernd,
Waldesfeucht umſchmiegen die heißen Schläfe,
Liebend verſucht' ich's.

Stürb' ich auch in Gluthen des fremden Lebens,
Losgeriſſen jäh von der trauten Heimat;
Glücklich wär ich, hätt' ich dir eines Tages
Frieden gegeben.

Doch umſonſt! Das ſterbende Kind des Waldes,
Scheu und zitternd dir an die Bruſt ſich ſchmiegend,
Wär' dir nichts im Taumel des Lebens, reich an
Purpurnen Roſen.

Pflück mich nicht! Doch komm aus des Lebens Wirrſal,
Komm zur Waldſchlucht! Blühend zu deinen Füßen,
Will ich anſchau'n dich mit den treuen Augen
Unſerer Mutter.

Will dir flüſtern, was ich erlauſchte von des
Höchſten Lippen. Selber verſteh' ich's niemals:
Du nur, deine heilige, tiefe Sehnſucht
Kann es erfaſſen.

1882 notierten wir einen Ausſpruch: Robert Hamerling, Hans Makart und Richard Wagner ſind die größten Künſtler der Gegenwart.

Das „Fremdenblatt", Wien 31. Auguſt 1889, brachte folgende Mittheilung: Der Gemeinderath von Fünfhaus beſchloſs in ſeiner dieswöchentlichen Sitzung über Antrag des Vicebürgermeiſters Richard Witzelsberger [Bäcker, geſt. 1900], zu Ehren des am 13. Juli d. J. zu Graz dahingeſchiedenen Dichters Robert Hamerling eine Gaſſe auf dieſen Namen umzutaufen. Hiezu wurde die ſchönſte Straße von Neufünfhaus, die Goldſchlagſtraße, beſtimmt. — Dieſer Beſchluſs der einſtigen Gemeinde Fünfhaus (jetzt XV. Bezirk von Wien) wurde allerdings nicht wörtlich ausgeführt, denn man taufte nicht die „ſchönſte" Straße um, ſondern die einſtige Stadiongaſſe, wobei noch ein eigenes Geſchick obwaltete, indem man die Parallelgaſſe dem „Collegen" Dingelſtedt widmete. — Graz hat die Realſchulgaſſe, in welcher der Dichter viele Jahre wohnte, in Hamerlinggaſſe umgetauft. — Gerüchtweiſe verlautete, daſs auch der Markt Scheibbs in Niederöſterreich eine Hamerlinggaſſe erhalten haben ſoll, was aber nicht der Fall iſt.

Am 14. October 1895 fand im Reſtaurant „International" am Neuen Markt in Wien die gründende Verſammlung eines Verbandes deutſcher Schriftſteller und Schriftſtellerinnen „Hamerling" ſtatt; zum Obmanne wurde der Landtagsabgeordnete und Gemeinderath Paul Pacher gewählt.

Die Literariſche Donaugeſellſchaft in Wien nahm in das Winterprogramm 1895/96 einen „Hamerling-Abend" auf.

Der Geſangverein „Freie Typographia“ (gegr. 1890) bringt in ſeinem Rechenſchaftsbericht für 1898/99 folgende Mittheilung: Bei der Frühjahrs-Liedertafel erinnerte uns die löbliche Polizei an ihr Daſein, indem ſie uns das launige Gedicht von Robert Hamerling: „Die Beichte“, vom Gen. Joſef Scheu prächtig vertont, nicht zur Aufführung bringen ließ. — Der Verband der Arbeitergeſangvereine Niederöſterreichs hielt am 16. Juli 1899 im Dreher Park zu Ober-Meidling das achte Bundesfeſt ab. Auf dem Programme ſtand ebenfalls „Die Beichte“; die Aufführung des Chors wurde jedoch unterſagt. Wie uns aber von einem Theilnehmer des Feſtes berichtet wurde, nahmen die Sänger ihre Abzeichen von der Bruſt, das Podium blieb leer und nun ſang „das Publicum“ an den Tiſchen den Chor. — Am 17. Juli 1900 berichtete die in Wien erſcheinende „Arbeiter-Zeitung“, daſs bei der Sommer-Liedertafel der „Freien Typographia“ dieſer Chor geſungen werden durfte. — Übrigens durfte ſchon Hamerling bei der erſten Veröffentlichung Unannehmlichkeiten mit ſeinem Gedichte erlebt haben, denn in den „Blättern im Winde“ (Hamburg 1888) ſetzt er folgende Note unter die Verſe: Zur Beruhigung derjenigen, welchen dieſes Gedicht Ärgernis gegeben, ſei ausdrücklich bemerkt, daſs das Wort Sünde hier nicht in ſeinem religiöſen Sinne gemeint iſt.

Frau Carla Bruch-Sinn, die auch mit Robert Hamerling in Verkehr ſtand, veröffentlichte in der „Lyra“ (Wien 1898/99, Nr. 19) einen „literariſchen Schattenriſs“, der dem Hamerling-Biographen Michael Maria Rabenlechner gewidmet iſt.

Oeſterreichs größtem Epiker haſt du
Ein Denkmal aufgebaut in der Geſchichte;
Dein Name bleibt mit ſeinem eng verwebt,
So lang der Griffel Klios in das Buch
Der Zeiten ſchreibt von Menſchheits-, Dichtergröße!

Was er geſchaffen, haſt du treu gewahrt,
Was er geweſen, haſt du treu verzeichnet,
Was er gewollt, du haſt es uns gezeigt.
Und ohne dich wär' heute ihm der Dank
Der Welt zutheil, mit dem ſie alles Schöne
Und alles Große lohnt: Vergeſſenheit!

Druckfehler-Berichtigung. Seite 23 in Nr. 163—5 der National-Bibliothek (Ungedruckte Briefe von Robert Hamerling, erſter Theil) 11. Zeile von oben, richtig: Vitanda.

Hebbel, Friedrich. Nibelungen. Trauerſpiel. 145—147.
— Gyges und ſein Ring. Trauerſpiel. 152—153.
— Maria Magdalene. Trauerſpiel. 167—168.
— Judith. Trauerſpiel. 176—177.
— Genoveva. Tragödie. 250—251.
Herloßſohn, Karl. Onkel Forſter. Eine Alltagsgeſchichte. 33.
— Ein Landpfarrer. Erzählung. 40.
— Eine Nacht in den Apenninen. Novelle. 44. E
— Bruder Fritz. Erzählung. 50—51.
— Maler und Kaufmann. Novelle. 57.*
Jókai, Mór. Geldtruhe, man wirbt um dich! Erz. M. Porträt. 135
— Geſchichten aus einem alten Schloſs. Erzählung. 143.
— Töchter des Wolfgang Petki. Erzählung. 174.
Kaltenbrunner, Karl Ad. Stellvertreter. Erz. 194—195. E
Korajac, Vilim. Die Pfahlbauern. Erzählung. 192—193. E
Kürnberger, Ferd. Das große und das kleine Los. Lebensbild. 12.
— Die Verſuchungen der Armen. Novelle. 19.
— Der Drache. Novelle. 25. E
— Schulmädchen und Hausfrau. Novelle. (Nachlaſs.) 132. E
— Heimlicher Reichthum. Novelle. (Nachlaſs.) 136. E
— Giovanna. Novelle. 142.
— Das Kind mit d. Briefe. Ein Brautpaar in Polen. Nov. 148—149.
— Der Windfall. Novelle. 157—158.
— Braut des Gelehrten. Novelle. Mit Porträt. 166. E.
Kralik, Rich. Fürſtenbuch v. Öſterreich u. Steierland. 121—124.* E
Lenau, Nicolaus. Don Juan. Dramatiſches Gedicht. 84.*
— Ausgewählte Gedichte. 91.* E
— Epiſche Dichtungen. 92.*
— Savonarola. Gedicht. 156, 162. E
Märzroth, Dr. M. Ernſt und Scherz. Kleine Geſchichten. 22. E
Maurer, J. C. Herzog Otto. Hiſtoriſche Erzählung aus Tirol. 8—9. E
Meißner, Alfred. Die Tage des Teufels. Novelle. 47.
— Der Müller vom Höft. Novelle. 76.*
Meßner, Joſef. Greil unter der Stauden. Erzähl. Mit Portr. 204. E
— Handwerksburſchen. Bilder aus dem Volksleben. 209—211.
Milow, Stephan. Arnold Frank. Lebensbild. 18. E
Moſenthal, S. H. Deborah. Volksſchauſpiel. 207—208. E
Neſtroy, Johann. Der Talisman. Poſſe. 133—134. E
— Verhängnisvolle Faſchingsnacht. Poſſe. 137—138. E
— Unverhofft. Poſſe. 139—140. E
— Zu ebener Erde und im erſten Stock. Poſſe. 154—155. E
— Der Unbedeutende. Poſſe. 159—160. E
— Freiheit in Krähwinkel. Poſſe. 178—179. E
— Lumpacivagabundus. Poſſe. 196—197. E
— Theaterg'ſchichten. Poſſe. 236—237. E
Ohorn, Anton. Ein Märchen. Luſtſpiel. 96—97.* E
— Der Commandant vom Königſtein. Luſtſpiel. 113—114.* E
— Der fliegende Holländer. Erzählende Dichtung. 119.*
Paoli, Betty. Die Brüder. — Anna. Erzählungen. 205—206. E
Philipp, Peter. Teufels Badſtube. Erzählung. 120.* E
Pichler, Fritz. Brockmann. Schauſpiel. 41—42.
Raaben, Eugen. Kleine Geſchichten. 115.* E
Radics, P. v. Franz Joſeph I. im Liede. Anthol. M. Portr. 184—186. E
Radler, Fried. (Edl. v.). Pumphia. Poſſe. Amtsgeheimnis. Erz. 161. E

Allgemeine

National-Bibliothek

278-286

Ungedruckte Briefe

von

Robert Hamerling.

Jede Nummer
10 Krz = 20 Pfg.
Jedes Werk
ist einzeln
käuflich

Von Dr. H. Weichelt
gegründet
im Jahre
1882

E. Daberkow's Verlag in Wie

Robert Hamerling im Jahre 1873.

Nach einer Photographie von J. B. [illegible] & Comp. in Graz und Wien.

Ungedruckte Briefe

von

Robert Hamerling

geb. Kirchberg am Walde 24. März 1830, gest. Graz 13. Juli 1889.

I. Theil.

C. Daberkow's Verlag in Wien.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nachdruck verboten. [illegible]

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

[Alfred Ludwig, d. z. ordentlicher Profeſſor der vergleichenden Sprachenkunde an der k. k. deutſchen Karl Ferdinands-Univerſität in Prag, Ritter des Ordens der eiſernen Krone 3. Cl., Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Wien u. ſ. w., wird in den Briefen Hamerlings an Schulz v. Straſznicki (erſter Theil) genannt. Anſchließend daran bemerkte Profeſſor Ludwig uns gegenüber (ddo. Prag 25. März 1891): „Beider erinnere ich mich ſehr wohl; Schulz war am Gymnaſium mein Mitſchüler. Er war ſchon an der Univerſität ein Bewunderer und Verehrer Hamerlings, von deſſen großer Bedeutung er offenbar infolge näheren Verkehrs tief überzeugt war, und darüber oft mit mir ſprach. Aber Hamerling war ſehr verſchloſſen, obwohl ſtets freundlich und liebenswürdig. Er war ſich wohl auch ſchon ſeiner ſelbſt bewuſst und fühlte, daſs er nicht zum Gymnaſialprofeſſor, vielleicht überhaupt nicht zum Profeſſor geboren war. Er nahm daher unter uns eine Art Ausnahmsſtellung ein, höchſt reſpectiert von allen. Ich ſelber hatte keinen intimeren Verkehr mit ihm. Es iſt ſchade, daſs er ſich nicht der Univerſitätscarrière zugewandt hat; mit einiger, ſagen wir, Selbſtüberwindung hätte er wohl ein glücklicheres Los ſich erringen können, ohne der Poeſie entſagen zu müſſen. Aber in der Jugend meint man immer mit dem Beruf allein glücklich werden zu können, für den man ſich auf völlig unzulängliche Erfahrung hin einzig geeignet hält, und vergiſst, daſs feſter Wille Erfolg verbürgt und der Erfolg glücklich macht. Ich habe

Hamerling nur einmal beſucht, und da ſeine Mutter, eine würdige Matrone, und ein friſches liebenswürdiges Mädchen (vielleicht 15 Jahre alt) kennen gelernt. Später erneuerte ſich unſere Bekanntſchaft nicht mehr, denn ich dachte, der große weltberühmte Dichter würde ſich um einen banauſiſchen Philologen wenig kümmern. Ich war auch keine ſo impulſive Natur wie Schulz von Straſsnitzki, deſſen ſpäteres trauriges Schickſal mir ſehr zu Herzen gieng. Später habe ich es wohl bereut, daſs ich nicht doch den Verſuch gemacht habe, in Verkehr mit Hamerling zu treten; aber gerade in dieſer Beziehung waren unſere Charaktere ähnlich; ich wollte nie jemandem die Bekanntſchaft mit mir aufdrängen ohne ratio sufficiens."]

[Victor Graf Terlago war ein Privatſchüler des jungen Hamerling; wir haben dieſer Thatſache bereits im erſten Theile S. 10 u. 91 gedacht. Der Herr Graf ſchrieb uns ddo. Wien 17. Juni 1897: „Mit Dankbarkeit erinnere ich mich noch fortwährend der ſanften, liebenswürdigen Perſönlichkeit Hamerlings, welchen mein ſel. Vater gebeten hatte, im Winter und Frühjahr 1852/3 jeden Sonn- und Feiertag, die Hauptferien 1853 aber durchaus in unſerem Hauſe zuzubringen, um die Aufſicht über mein griechiſches Elementarſtudium zu führen. — Das betreffende Haus in Unter-St.-Veit [jetzt Wien, XIII. Bezirk] iſt vor kurzem an eine Seitenlinie unſerer Familie übergegangen und birgt keine Erinnerung an den Dichter. — Ich beſitze ein einziges Schreiben Hamerlings, das er mir aus Anlaß des Hinſcheidens meines Vaters im Jahre 1859 ſandte. Ich werde dieſen Brief aus dem Thalberger-Archiv [Steiermark] ausheben laſſen." — Dieſer Brief hat ſich aber bis zur Stunde nicht vorgefunden.]

[Ludwig Zisleib wurde am 8. Februar 1827 zu Wolfsburg im preußiſchen Regierungsbezirke Merſeburg geboren, verlebte daſelbſt ſeine Kindheit und erhielt den erſten Unterricht von ſeinem Vater, dem Schullehrer Karl Zisleib. Seit ſeinem 12. Lebensjahre ſelbſtändig, widmete er ſich dem Apothekerſtande und war als Pharmaceut in vielen Orten Thüringens, ſo in Kreuzburg, Schlieben und Arnſtadt, thätig. Im Jahre 1853 bezog er die Univerſität Jena, entſagte der Pharmacie und widmete ſich der Kunſt- und Literaturgeſchichte; 1856 erwarb er den philoſophiſchen Doctorgrad. Im ſelben Jahre kam er nach Öſterreich, übernahm die Leitung der „Laibacher Zeitung" und der belletriſtiſchen „Blätter aus Krain". Seine deutſche Abſtammung und Geſinnung ſetzte ihn vielen Anfeindungen aus, weshalb er 1863 nach Klagenfurt überſiedelte, wo er die „Klagenfurter Zeitung" und die „Carinthia" redigierte. Im ſelben Jahre hatte er die öſterreichiſche Staatsbürgerſchaft ſowie die Heimatberechtigung in der Stadt Idria erworben. Die Gemeinde Feld in Kärnten ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. — Von Klagenfurt gieng Zisleib nach Wien, wo er bei der „Preſſe", „Deutſchen Zeitung", „Wiener Zeitung", „Conſtitutionellen Vorſtadt-Zeitung" thätig und außerdem ſtändiger Correſpondent der „Bohemia" und der „Trieſter Zeitung" war. Im Jahre 1874 vermählte er ſich mit der Tochter Anna des ſteiriſchen Schriftſtellers und Realſchulprofeſſors Dr. Franz Ottteller; dieſer Ehe entſtammen zwei Kinder: Henriette und Karl. Am 26. December 1882 ſtarb Dr. Ludwig Zisleib infolge eines Gehirnſchlagfluſſes und wurde am Matzleinsdorfer proteſtantiſchen Friedhofe begraben. — 1854 erſchien von Zisleib ein Epos „Hermanfried", nach dem thüringiſchen Helden benannt, welches dem Verfaſſer viele Anerkennungen eintrug; es zerfällt, ähnlich wie „Der letzte Ritter", in mehrere Romanzen. 1858 gab er einen Band Gedichte (Kleinmayr und Bamberg, Laibach) heraus. Außerdem ſchrieb er einige unaufgeführt gebliebene Luſtſpiele und mehrere Novellen. Seine Feuilletons ſind Kunſtkritiken und geographiſche Skizzen. Ein größeres Werk über den Karſt blieb unvollendet.

Wir verdanken dem Sohne des Adreſſaten candidatus juris Karl Ziſleib in Graz, der unſere Arbeit in jeder Weiſe förderte, die Überlaſſung dieſer Correſpondenz, von der allerdings vermuthet wird, daſs ſie nicht vollſtändig iſt; veröffentlicht wurde jedoch kaum etwas davon. — Außerdem ſind noch diejenigen Werke Hamerlings im Beſitze der Familie, welche der Dichter ſelbſt ſeinem Freunde übermittelte; es ſind dies: Ein Sangesgruß vom Strande der Adria (1857) mit der Widmung: „Frdl. Gruß, abds. 8 Uhr. H.“ (mit Bleiſtift geſchrieben); Venus im Exil (2. Aufl. 1858, Verlag Kober u. Markgraf, Prag; in dieſem Jahre erſchien auch die 1. Aufl.); Sinnen und Minnen, mit der Widmung: „H. Dr. L. Ziſleib zu freundlicher Erinnerung der Verfaſſer. Trieſt, 5. Dec. 59“; Ein Schwanenlied der Romantik (1862); Ahasver in Rom, 1. Aufl. (1866) und 2. Aufl. (1867). — In den Briefen an Ernſt Rauſcher (zweiter Theil) gedenkt Hamerling auch Ludwig Ziſleibs. — Bekannt iſt endlich, daſs ſich die beiden Männer öfter geſehen und geſprochen haben, und zwar in Laibach, Trieſt und Graz; Dr. Ziſleib weilte zum Curgebrauch in Radegund; wie ſich aber die beiden eigentlich kennen lernten, darüber berichtet nichts. — Die Briefe Hamerlings an Ziſleib haben alle möglichen Formate und Farben; zum Theil kommt Papier mit der Firmapreſſung „Bath“ vor, während das charakteriſtiſche „R. H.“ nicht vorkommt.

Brief aus Trieſt, 23. Februar 1858. — Das erwähnte Verſprechen geſchah wahrſcheinlich mündlich, Schriftliches fehlt. „Meeresgruß,“ gedruckt in der Nr. vom 9. Januar d. J., iſt das erſte Gedicht, welches von Hamerling in den „Blättern aus Krain“ erſchien; dieſes Beiblatt der „Laibacher Zeitung“ erſchien ſeit 1857 und endete mit dem Jahrgange 1865.]

Sehr geehrter Herr! Ich erfülle hiemit mein Verſprechen und überſende Ihnen beifolgend ein Paar Gedichte für Ihre „Blätter aus Krain“; es ſoll mich freuen, wenn Sie dieſelben paſſend finden; wenn nicht, ſo bitte ich ſich keinerlei Zwang anzuthun, ſondern mich nur durch Herrn Koll [Journaliſt, ſpäter bei der „Tagespoſt“ in Graz] wiſſen zu laſſen, daß Sie keinen Gebrauch von meiner Einſendung zu machen gedenken, worauf ich dann, wenn Sie es wünſchen ſollten, Ihnen Anderes zur Auswahl überſenden würde. — Da Sie mich ſchon einmal Ihren Leſern vorgeführt haben, und es vielleicht auch fernerhin thun wollen, ſo würden Sie mich ſehr verpflichten, wenn Sie vielleicht einmal bei Gelegenheit — wäre es auch nur per parenthesin — zum Abdruck von einem meiner Gedichte — des „Sangesgrußes“ mit einem Worte Erwähnung thun könnten. Vielleicht ließen ſich einige Ihrer Leſer dadurch zum Ankaufe des Büchleins beſtimmen, was mir ſchon um Derjenigen willen, die dasſelbe gedruckt haben, nicht unerwünſcht wäre. [F. H. Schimpff'ſche Buchhandlung in Trieſt.] — Mich Ihnen beſtens empfehlend — verharre ich mit beſonderer Hochachtung — Ihr ergebenſter — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt, 19. März 1858.]

Sehr geehrter Herr! — Ihrem Wunſche zu Folge überſende ich Ihnen hier ein Paar Gedichte zur Auswahl ſtatt des zweiten, Ihnen nicht ganz zuſagenden meiner früheren Sendung. Verfahren Sie auch mit dieſen beiden ganz nach Ihrem Belieben, u. drucken

Sie dieſelben nur, wenn ſie Ihnen ſo gut gefallen wie „Erinnerung". Nur bitte ich mir bei Gelegenheit die nicht verwendbaren zu bezeichnen, damit ich anderweitig darüber verfügen kann; denn ich bin in letzter Zeit in eine förmliche Manie gerathen, meine Gedichte in alle Welt auszuſenden. Binnen wenigen Tagen haben z. B. das Deutſche Muſeum von Prutz (Nr. 10), die „Unterhaltungen am häusl. Herd" von Gutzkow (Nr. 24), die Leipziger Novellenzeitung (v. 3. Mrz.), die Iris, u. ſ. w. lyriſche Sachen von mir gedruckt, u. die „Unterhaltungen" werden deren noch mehrere bringen. — Für die Erwähnung des Sangesgruſſes in d. L[aibacher] Z[eitung] bin ich Ihnen recht dankbar. Ich zweifle nicht, daß dieſelbe im Vereine mit den ſehr freundlichen u. ſogar enthuſiaſtiſch übertriebenen Lobſprüchen, welche die „Kritiſchen Blätter" von Schmidt Weißenfels u. das neugegründete „Öſtr. Morgenblatt" (Prag) in letzter Zeit dem Büchlein gewendet, auch auf den Vertrieb desſelben günſtigen Einfluß haben werden. Leider muß man bei derlei Sachen froh ſein, wenn die Druckkoſten halb u. halb gedeckt werden. — Auf Ihre Publication bin ich ſchon ſehr begierig; laſſen Sie doch bald von ſich hören! — Achtungsvoll ergebenſt Robert Hamerling. — P. S. Ich erlaube mir noch, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten. Beim Erſcheinen meiner Gedichte [„Sangesgruß"] habe ich an viele Redaktionen Exemplare davon verſendet, darunter auch an ſolche Blätter, welche mir hier in Trieſt nicht zu Geſichte kommen. Vielleicht haben Sie zufällig eines oder das andere davon in Laibach, u. ich würde Ihnen daher die Namen dieſer Journale mit der Bitte mittheilen, die Ihnen etwa zugänglichen einer gefälligen Durchſicht (vom Sept. v. J. an) zu unterziehen, u. mir das allenfalls auf den Sangesgruß Bezügliche gütigſt mitzutheilen. Es ſind folgende Blätter: Menzels

Literaturblatt. Hausblätter (v. Hackländer). Didascalia (Frankfurt). Wiener Modeſpiegel v. Roſenthal. Dresdner Abendzeitung. Bremer Sonntagsblatt. Literaturblatt des deutſch. Kunſtblattes (Berlin). Frankfurter Conv. Blatt (Beil. d. Poſt. Z.). Caſſeler Sonntagsblatt. Literariſche Mittheil. d. St. Galler Blätter. Muſe in Darmſtadt. Entſchuldigen Sie dieſe Bitte. Ich werde mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen, Ihnen in gleicher Weiſe gefällig zu ſein. D. O.

[Hinſichtlich der „Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgegeben von Karl Gutzkow. Leipzig, F. A. Brockhaus" können wir einiges hinzufügen. Der Jahrgang 1859 enthält „Die beiden Wolken" (ſiehe Sinnen und Minnen) und „Gnome" (Über des Genuſſes Kiſſen; ſiehe Blätter im Winde). 1860: bringt eine Beſprechung von „Sinnen und Minnen", in der es u. a. heißt: „Robert Hamerling iſt den Leſern durch ein und ein anderes tiefgefühltes und im Ausdruck vollendetes Gedicht bekannt. Wieder legt eine neue Sammlung Zeugnis von der Fülle wie der Tiefe und Sinnigkeit ſeiner Gedanken ab; es finden ſich wieder Strophen von herrlichem Klang, aber wir rufen ihm zu: Maßhalten iſt das erſte! Nicht immer verbirgt der glänzende Ausdruck eine Empfindung, die zu ihm ſtimmte; oft ſucht man das einfachſte Wort, weil es das bezeichnendſte iſt, und kann vor Demanten und Roſenglut nicht zu ihm gelangen. Die Phantaſie des Dichters iſt noch gewaltiger als ſein künſtleriſcher Verſtand. Wo darum ſein Lied an die Ode, das Dithyrambiſche, ſtreift, kann er des Sieges gewiſs ſein." — 1861: enthält „Deutſchland und Italien" (ſ. Letzte Grüße und dritter Theil der Briefe bei Cerri) und „Die Alpenroſe" (ſiehe S. 12). — 1862: „Das Glück. Zum neuen Jahre" (O verzweifle nicht am Glücke; in Sinnen und Minnen).

Brief aus Trieſt, 1. Auguſt 1858. Der ſcharfzahnige Kritiker konnte Emil Kuh ſein, den Hamerling mit ähnlichen Worten in den „Stationen“ charakteriſiert; er war u. a. auch bei der Wiener Zeitung thätig; man kann auch an Hieronymus Lorm denken.]

Geehrteſter Herr! Beifolgend überſende ich Ihnen ein Exemplar meiner „Venus im Exil“ u. bitte dasſelbe zu freundlicher Erinnerung u. als einen Beweis meiner perſönlichen Werthſchätzung anzunehmen. Ob das Werkchen an ſich ſelbſt Ihr Intereſſe und Wolgefallen zu erregen im Stande ſei, daran zweifl ich freilich ſehr, fürchte ſogar das Gegentheil. Ich bin daher auch weit entfernt Sie zu einer kritiſchen Beſprechung desſelben veranlaſſen zu wollen, doch würde es mir ſehr lieb ſein, wenn Sie das Erſcheinen des Büchleins unter den literariſchen Notizen der Laibacher Zeitung mit anzeigen wollten. – Vielleicht können Sie von den Gedichten des lyriſchen Anhangs eins oder das andere für die „Blätter aus Krain“ benützen. Die Kritik des ſcharfzahnigen Feuilletoniſten der Wiener Ztg. wird Sie gewiß nicht allzuſehr gekränkt haben. Man weiß ja, daß dieſer Herr es als ſeine Sendung betrachtet, gute u. ſchlechte Poeten abzuſchlachten. Übrigens wäre an demjenigen nicht viel verloren, dem ein Feuilletoniſt wirklich auf ewige Zeiten den Garaus machen konnte. – Mit beſonderer Hochachtung — Ihr ergebenſter Rob. Hamerling.

[Brief aus Trieſt, 29. Auguſt 1858.]

Geehrteſter Herr! — Ihrer freundlichen Einladung, Ihnen die Correſpondenz aus Trieſt für die L[aibacher] Z[eitung] zu beſorgen, kann ich leider ſchon aus dem Grunde nicht entſprechen, weil ich ſoeben im Begriffe bin auf 2 Monate nach Venedig abzureiſen. Außerdem bin ich nicht in der Lage, Nachrichten wie Sie ſie wünſchen, aus den Quellen zu ſchöpfen, u. erfahre dergleichen ſelbſt erſt aus der Zeitung. Hr. Wolf [ſ. Brief v. 23. Feb.] iſt der rechte Mann dafür, u. Sie haben Unrecht gethan, ihm nicht bloß Ihre Freundſchaft, ſondern auch Ihre Kundſchaft zu entziehen. Der iſt den ganzen Tag darauf aus, Alles aus erſter Hand zu bekommen. Verſöhnen Sie ſich mit ihm — es iſt zu gefährlich, mit Recenſenten in Feindſchaft zu leben! — Für das mir erwieſene Vertrauen beſtens dankend und mich Ihren freundſchaftlichen Geſinnungen auch ferner empfehlend, verharre ich mit beſonderer Hochachtung — Ihr — ganz ergebener — Rob. Hamerling.

[Im Jahrgang 1858 der „Blätter aus Krain“ ſind folgende Gedichte Robert Hamerlings enthalten: Am 9. Januar „Meeresgruß“ (wurde unter die Jugendgedichte in den Nachlaß „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“, Hamburg 1894, aufgenommen), 6. März „Erinnerung“ (in Sinnen und Minnen; wir citieren immer die „ſechſte verbeſſerte Auflage“ vom Jahre 1877), 10. April „Unter wehenden Wipfeln“ (in S. u. M.), 17. Juli „Laſs mich ſchwören!“, 7. Auguſt „Mit dem Strome“ (im lyriſchen Anhang zur „Venus“ 1858). — Am 7. Auguſt erſchien auch eine kurze Notiz über „Venus im Exil“. — Zwei der in dieſem Jahre erſchienenen Gedichte kommen in keiner der großen leicht zugänglichen Sammlungen vor und mögen daher mitgetheilt ſein:

Laſs mich ſchwören — mit treuem Sinn
Singend zu deinem Ruhme,
Daſs ich ſtets dir zu eigen bin,
Himmliſche Wunderblume!
Laſs mich ſchwören in Liebesluſt
Tag für Tag dir in meiner Bruſt
Innerſtem Heiligthume!

Laſs mich ſchwören — wohl kann ich nicht
Sagen, warum ich ſchwöre:

Kümmert es dich, du holdes Licht,
Ob ich dir angehöre?
Oder frommen die Schwüre mir?
Wär es möglich, daſs außer dir
Je mich ein Reiz bethöre?

Dennoch ſchwör' ich — es iſt ſo ſüß!
Wer kann lieben und ſchweigen?
Engel wonnig vom Paradies
Seh' ich herunterſteigen,
Darf ich ſchwörend in Liebesluſt
Deinem Sinne dir aus tiefſter Bruſt
Sagen: ich bin dein eigen!

Das zweite Gedicht „Mit dem Strome“ lautet:

Ewig, ach, in weite Fernen,
Über Länder, über Meere,
In die Höhe, zu den Sternen,
Strebt das Auge, ſtrebt der Sinn;
In der Bruſt der Sehnſucht Speere,
Die wir nicht verwinden lernen,
Starren wir in's ewig Leere
Kummermüden Dranges hin!

Und wir ſuchen und wir ſchauen
Ewig nach den goldnen Zinnen
Der Unendlichkeit im Blauen,
Fragen nach dem reinen Glück;
Flügel möchten wir gewinnen,
Doch zu den verlaſſ'nen Auen
Kehrt das Sinnen, kehrt das Schauen
Ewig leer und arm zurück!

In den vollen Strom des Lebens
Stürze dich, nicht einſam grollend!
Schwimmend wandeln da des Strebens
Mühn dir in ein holdes Spiel:
Seiner Flut Vertrauen zollend
Schwimme hin — nicht in's vergebens;
Ihre ſichren Bahnen rollend,
Trägt ſie dich an's gold'ne Ziel!

Brief aus Graz, 24. Auguſt 1859. — Die Reſſource in Graz, ein geſelliger Verein, veranſtaltete auch Unterhaltungsabende und Bälle, beſaß geräumige

Localitäten, ſpäter den größten Concertſaal von Graz, den Stephanieſaal. Zur Eröffnung dieſes Saales „im neuen Gebäude der ſteiermärkiſchen Sparcaſſe" am 4. November 1885, ſchrieb Hamerling einen größeren Prolog, den er auch in die „Blätter im Winde" aufnahm. Die Reſſource wurde 1898 aufgelöst.]

Geehrteſter Herr! — In der hieſigen Reſſource habe ich neulich wieder etwas von Ihren „Blättern aus Krain" zu Geſichte bekommen, u. daraus erſehen, daß Sie fortfahren mit Eifer und Umſicht auch die Lyrik darin zur Vertretung zu bringen. Dieß brachte mich auf den Gedanken, Ihnen wieder einmal ein Paar Sachen zur Verfügung zu ſtellen, was hiermit in beifolgender Sendung geſchieht. Wählen Sie mit Ihrer gewohnten Strenge aus, u. wenn Sie gar nichts Rechtes darunter finden — fiat justitia! Ich werde nicht zürnen. — Wie geht es mit Ihren poetiſchen Beſtrebungen? Daß Sie fleißig in lyricis arbeiten, weiß ich, aber werden wir nicht bald wieder irgendwelche größere Publication erleben? — Ich habe jetzt eine Canzone [Germanenzug?] vom Umfang der „Venus" unter der Feder, die ich hier abzuſchließen hoffe. Vermuthlich währt mein hieſiger Aufenthalt bis November, vielleicht noch länger. — Wenn Sie ein Zufall nach Graz führt, ſo beſuchen Sie mich, ich wohne Brandhofgaſſe Nr. 716, 1. Stock. Mit freundlichſtem Gruße Ihr ergebener Rob. Hamerling.

[Im Jahre 1859 ſind in den „Blättern a. K." folgende Gedichte erſchienen: Am 3. September „Leid und Luſt" (ſpäter in die „Blätter im Winde" aufgenommen), 24. September „Flüchtiges Glück" (i. Sinnen u. Minnen), 15. October „Und zög' ich über Meer und Land", 10. December „Die beiden Wolken" (i. S. u. M.). Das vorletzte Gedicht kommt in keiner Sammlung vor und ſei deshalb mitgetheilt:

Und zög' ich über Meer und Land
Bis an die gold'ne Küſte
Des Wunderland's, des blüh'nder Strand
Mich oft in Träumen grüßte,
Das Wunderland, ach, ohne dich,
Es dünkte mich
Nur eine leere Wüſte.

Mit Windeshauch und Stromesſinn
Auf unbegrenzten Bahnen
Zog ferne hin in Sehnſuchtsglut
Mein Sehnen ſonſt, mein Ahnen;
Nun aber ſoll ihr raſcher Flug
Zum Wanderzug
Mein Herz vergebens mahnen.

Eilt nicht der Strom dem Meere zu?
Schmiegt nicht an trauter Stätte
Der Windeshauch ſich nachts zur Ruh
Ins weiche Roſenbette?
Ich ſchmiege mich an deine Bruſt,
D'ran Liebesluſt
Mich knüpft mit gold'ner Kette.

Am 10. December erſchien von Dr. Ludwig Ziſleib auch eine längere Würdigung der Gedichtſammlung „Sinnen und Minnen", die damals in die Öffentlichkeit getreten war (1. Aufl.). Dieſe Ankündigung ſcheint uns nicht bloß für den Dichter, ſondern auch für ſeinen literariſchen Freund charakteriſtiſch zu ſein und wir theilen ſie daher, nachdem wir ſie zufällig im Wortlaute beſitzen, mit: „Es iſt alſo eine vollſtändigere Sammlung, mit welcher uns der Dichter begrüßt und die er mit einem Prolog [der in ſpäteren Auflagen wegblieb] einleitet, der gleichſam als Selbſtkritik betrachtet werden kann. ‚Sorglos auf des Wohllauts Wogen, u. ſ. w. — Und ihr goldner Traum zerrann.' Der Dichter iſt unſern Leſern nicht unbekannt; ſie haben manch ſchönes Lied von ihm in dieſen Blättern geleſen; ſie werden gefunden haben, daſs ſein Minnen und Sinnen auf den Wogen des Wohllauts ſchwebt, daſs zarte Gedanken, innige Gefühle aus allen ſeinen

Strophen ſprechen, daſs blühende Bilder gleich phantaſtiſchen Arabesken ſich durch ſein Hoffen und Sehnen, Lieben und Singen winden, — genug um in ihm einen echten Dichter zu erkennen.“ (Hinſichtlich der „Blätter in Krain“ hat uns auch der Schriftſteller Peter von Radics in Laibach ſeine Unterſtützung angedeihen laſſen, was wir dankbarſt vermerken.)

Brief aus Graz, 6. October 1860 (Attemsgaſſe 1010). — Hamerling war, nach Angaben von zwei Seiten, 1862 auf einem kurzen Beſuch in Laibach; Iſsleib pflegte nach Graz und Radegund zu kommen und bei dieſem Anlaſſe dürfte wohl das erwähnte Verſprechen gemacht worden ſein.]

Geehrteſter Herr und Freund! — Anbei ein Paar „neue weltliche Lieder“ für Ihre „Blätter aus Krain“, die ich Ihnen dem Verſprechen gemäß lieber durch die Poſt hiermit zuſende, da aus meinem projektirten Laibacher-Aufenthalt bei Gelegenheit der Rückreiſe nach Trieſt doch wohl kaum etwas werden dürfte. — Wenn Sie der Zufall wieder an den Strand der Adria führt, ſo gehen Sie meine Schwelle nicht vorüber, die ſich fortwährend befindet: via S. Spiridione (vom Corso hinein) No. 764. I. Stk. Ich hätte mancherlei mit Ihnen zu beſprechen. — Inzwiſchen leben Sie glücklich u. bleiben Sie wohlgeneigt — Ihrem — ergebenen — Rob. Hamerling.

[Im Jahrgang 1860 der „Blätter aus Krain“ ſind folgende Gedichte Hamerlings erſchienen: Am 4. Februar „Aſyl“, 17. März „Liebesgeſchick“ (Sonett in Sinnen und Minnen), 13. October „Sommernacht“ (als „Sommernacht am Meere“ in S. u. M. erſchienen), 27. October „Die Himmelsbrücke“ und 24. November „Adleraufſchwung“ (unter die vermiſchten Gedichte in den Nachlaſs „Letzte Grüße“ aufgenommen). — Bei der Beſprechung des Illuſtrierten Familienbuches des öſterreichiſchen Lloyd X. Bd.

2. Heft, wird erwähnt, daſs es auch Gedichte Hamerlings enthält. — Das Gedicht „Aſyl“ gehört zu den verſchwundenen Arbeiten des Poeten und möge daher mitgetheilt ſein:

Schlafbefangen ruh'n wir ſchnöde:
Goldgier iſt der Zeiten Amme,
Saugt uns dumpf und ſäugt uns blöde;
Helden, Weiſe ſäugt ſie nicht.
Und des Ideales Flamme
Flackert einſam in der Öde,
Glüht im Moder, glüht im Schlamme
Mit erſtorb'nem Dämmerlicht.
Aus der Welt verſumpfter Welle
Flüchtet' ich, von öden Klippen
Her an dieſe traute Stelle
An der Liebe holden Strand.
Reich mir, ſüßes Kind, die Lippen,
Glühend mir entgegenſchwelle
Deine Schwanenbruſt und nippen
Laſs mich Deiner Küſſe Brand.
Schwand die Zeit der Heldenſöhne
Wo aus männlich hohem Triebe
Idealer Himmelstöne
Reingeſtimmter Klang gedieh' —
Schwinde nur im Weltgetriebe
Du uns nicht, o Frauenſchöne!
Lebt die Schönheit, lebt die Liebe,
Lebt in ihr die Poeſie!

Ebenſo iſt das Gedicht „Die Himmelsbrücke“ eine verſchollene Arbeit, die wir mittheilen können:

Ruht der Tag ſo ſonnenheiter
Ob der grünen, grünen Welt,
Baut ſich eine Blumenleiter
Zwiſchen Flur und Himmelszelt:
Manch' ein Englein ſteigt hernieder;
Lockend flüſterts tief im Hain.
Röslein blüh'n, es klingen Lieder:
Englein lauſcht und ſchlummert ein.
Horch, da wehts im Laubgegitter,
Sturmesſchwingen rauſchen ſacht,
Regen brauſ't, es rollt Gewitter,

Und das Englein bald erwacht,
Sieht der Wolken wild Gewimmel,
Irrt im Nebel hin und her,
Sucht den Rückweg nach dem Himmel,
Ach und findet ihn nicht mehr.

Und ſein Blick, von Angſt befeuchtet
Strebt nach oben für und für;
Plötzlich aus der Trübe leuchtet
Ihm des Himmels offne Thür,
Und es ſenkt in reiner Helle
Strahlend aus der Wolke Grau,
Nieder ſich zur Erdenſchwelle
Einer Brücke Wunderbau.

Siebenfarbig prangt der Bogen:
Englein jauchzt in ſel'gem Glück,
Wandert, hold emporgezogen,
In ſein ew'ges Blau zurück!
Und ſo wölbt mew'ge Güte
Selbſt aus trüber Wolke klar,
Innig ſehnendem Gemüthe,
Goldne Brücken wunderbar.

Brief aus Trieſt, 24. Auguſt 1861. — Über Karl Dreger konnten wir im dritten Theil, S. 114, ausführlich berichten.]

Verehrter Freund! Da Sie ſo gütig waren, meinem „Schwanenlied" in Ihren „Blättern aus Krain" eine Beſprechung angedeihen zu laſſen, die ich bei Dreger flüchtig zu leſen Gelegenheit fand und für welche ich ſchönſten Dank ſage, ſo thun Sie doch ein Übriges, u. ſenden Sie mir gefälligſt einen Abdruck dann unter Kreuzband! Ich habe die Gepflogenheit, mir alle über meine Sachen erſcheinenden Beſprechungen in ein Heft zuſammen zu ſchreiben. Dreger, von dem ich das Blatt nachträglich erbat, beſaß es nicht mehr, und Hr. Beurlin [Journaliſt in Trieſt] ſchickt mir das Erſchienene nur von 3—3 Wochen; bei der Rückſendung der letzten Nummern habe ich ihn gebeten, mir vor der Hand nichts mehr zu ſchicken, da ich in einigen Tagen verreiſe. Seine Wohnung kenne ich nicht, und ihn im Schillerverein zu ſuchen iſt umſtändlich; ich wende mich daher unmittelbar an Sie. Für das in der Beſprechung mir bewieſene Wohlwollen danke ich herzlich, bilde mir aber nicht ein, daß Ihnen das „Schwanenlied“ wirklich auch nur einigermaßen gefallen habe. Um dieſe Jeremiade zu goutiren, dazu, verehrter Freund, ſind Sie viel zu geſund, zu fett und zu glücklich! [Ludwig Isleib war ein ſehr großer und ſehr kräftiger Mann; das „fett“ dürfte etwas übertrieben ſein.] Bleiben Sie mir freundlich geſinnt u. gewähren Sie die Bitte — Ihres — ergebenen — Robert Hamerling.

[Über den Schillerverein, dem Sammelpunkte der Deutſchen in Trieſt, ſchreibt Robert Hamerling in ſeinen „Stationen“: „Einen Wendepunkt, der mir zuſtatten kam, bildete die Trieſter Schillerfeier des Jahres 1859. Sie erweckte die Idee eines ‚Schillervereins‘ zur Pflege deutſcher Muſik, Literatur und Geſelligkeit. Unter der Leitung des tüchtigen jungen Vereinskapellmeiſters Julius Heller bekam man fortan an der Adria deutſchen Chorgeſang, Quartette der großen Meiſter und ſelbſt Beethoven'ſche Symphonien in guter Ausführung zu hören.“ Auch ein Prolog exiſtiert „zur Feier der Übergabe einer von den Frauen des Schillervereins der Liedertafel des Vereins geſpendeten Fahne. Trieſt, Mai 1864“.

Brief aus Trieſt, 29. October 1861. — Das „Schwanenlied der Romantik“ trägt als Erſcheinungsjahr 1862, was auf die Gepflogenheit in Buchhändlerkreiſen zurückzuführen iſt.]

Sehr werther Freund! — Wenn dem Recenſionenverzeichniß des Buchhändlerbörſeblattes zu glauben iſt, ſo ſteht in No. 42 der Jahreszeiten eine Recenſion des Schwanenliedes der Romantik. Da mir nun dieſe Zeitſchrift hier nicht zugänglich, ſo finde ich mich genöthigt, Ihnen, verehrter Freund, mit dem Erſuchen auf den Leib zu rücken, die beſagte Nummer der Jahreszeiten in Ihrem Caſino in Augenſchein zu nehmen und mir gefälligſt brieflich, natürlich auf meine Koſten, den dort gefällten, wahrſcheinlich ungünſtigen Spruch — Günſtiges erwarte ich beim Schwanenlied nicht — ohne Gnade und Barmherzigkeit mitzutheilen. Sind es, wie auch leicht zu errathen, nur wenige Zeilen, ſo könnten Sie vielleicht dieſelben gütigſt für mich copiren. Zeit u. Mühe aber würde erſpart, wenn Sie beſagte Nummer (12), falls ſie nicht mehr aufliegt, entlehnen und mir unter Kreuzband zuſchicken wollten. Daß Sie dieſelbe umgehend auf gleichem Wege wieder zurückerhalten würden, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Sollte Ihnen vielleicht auch in der Europa oder im Deutſchen Muſeum eine erneute Erwähnung oder Beſprechung aufgeſtoßen ſein, oder ſpäterhin noch aufſtoßen, ſo würden Sie durch gefällige Mittheilung mich unendlich verbinden. Auf meiner Adreſſe laſſen Sie ja den Profeſſor weg, der Brief geht ſonſt aus Gymnaſium und kommt verſpätet in meine Hände. Ich wohne noch immer Contrada S. Spiridione No. 764. I. Stock. Heute habe ich zum Abſchreiben keine Zeit, aber nächſtens ſchicke ich Ihnen wieder einiges Poetiſche, vielleicht auch etwas Proſaiſches für Ihre „Blätter", die ich, wie ich ſchon verſprochen, zu Neujahr in der Tr.[ieſter] Ztg. gern verdientermaßen empfehlen möchte, wenn Sie nur die Güte haben wollen, mir zum Jahresſchluſſe den Index davon zu ſchicken, damit ich einige Überſicht über den Inhalt gewinne. — Freundlicher Gewährung mit Spannung entgegenſehend, Ihren publiciſtiſchen, poetiſchen, und Herzensbeſtrebungen [eine Dame betreffend] beſten Fortgang wünſchend und Ihrer fortdauernden Freundſchaft mich empfehlend, verharre ich — Ihr herzlich ergebener — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt, 8. November 1861. — Die hier erwähnte Photographie Hamerlings iſt abhanden gekommen; dagegen befindet ſich im Beſitze der Familie noch eine zweite mit der Widmung „Rob. Hamerling. Graz 1867“ aus dem Atelier E. Mariot; der Dichter erſcheint hier in ganzer Figur, von vorne, ſich mit der linken Hand auf ein Poſtament ſtützend; ſchwacher dunkler Schnurrbart und geſcheiteltes dunkles Haar. S. dritter Theil S. 156.]

Geehrter Freund! — Nachdem auf mein Schreiben vom 29. October, in welchem ich um gütige Mittheilung der in No. 42 der „Jahreszeiten“ befindlichen Recenſion bat, bis jetzt keine Erwiderung eingelaufen, vermuthe ich, daß beſagte Nummer in Laibach entweder noch nicht eingetroffen, oder nicht mehr aufliege und ſchon an jemand hinausgeliehen worden. Da mir aber nun ſehr darum zu thun iſt, von dieſer Recenſion baldmöglichſt Kenntniß zu erhalten, ſo bin ich ſo frei, Sie neuerdings mit der Bitte zu beläſtigen, mir gefälligſt, womöglich umgehend, nur mit ein paar Zeilen anzuzeigen, ob und wann etwa ich die erbetene Mittheilung von Ihnen hoffen darf, damit ich, falls Sie mir nicht helfen können, einen andern Weg einſchlage, um mir von der mehrerwähnten Beſprechung Kenntniß zu verſchaffen. — Erlauben Sie, daß ich dieſe Gelegenheit benütze, Ihnen ein photographiſches Abbild meiner Wenigkeit zugehen zu laſſen; da ich veranlaßt worden bin, daſſelbe für meine Freunde vervielfältigen zu laſſen, ſo möchte ich gern auch in Ihren Händen ein Exemplar zu freundlicher Erinnerung hinterlegt wiſſen. Vielleicht kann ich Sie dadurch beſtimmen, auch meiner großmüthig zu gedenken, wenn Sie ſelbſt für Ihre Freunde ſich zur Vervielfältigung Ihres Conterfeis entſchließen. — Mit herzlicher Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling. — Contrada San Spiridione 764, 1. Stock. (N.B.

Bitte, nicht aus Gymnaſium, u. ohne Profeſſorstitel!)

[Im Jahre 1861 ſind in den „Blättern aus Krain“ folgende Gedichte erſchienen: Am 6. März „Der Dampf“ (aus dem „Schwanenlied der Romantik“), 27. März „Italieniſches Lied“ (erſchien in Sinnen und Minnen), 8. Juni „Vollmond“ (desgleichen), 10. Auguſt „Hesperus“ (desgl.), 24. Auguſt „Venedig“ (Schwanenlied), 28. September „Meerfahrt“ (S. u. M.) 7. December „O, verzweifle nicht am Glücke“ (desgl.). Am 17. und 24. Auguſt ſind auch Mittheilungen über das „Schwanenlied der Romantik“ (Erſcheinungsjahr 1862) erſchienen, zuerſt eine Beſprechung und dann Gang und Inhaltsangabe mit angeführten Stellen, alles aus der Feder Dr. Ziſteibo. Außerdem wird bei der Beſprechung des „Illuſtrierten Familienbuches des öſterreichiſchen Lloyd“ (Neue Folge, I. Bd. 5. u. 6. Heft) bemerkt: „Das 6. Heft bringt ein hübſches Gedicht von Robert Hamerling: Antikes Seemärchen“. (Dieſe Hymne erſchien gleichfalls in Sinnen und Minnen).

Brief aus Trieſt, 1. Februar 1862. — Vor dieſem ſcheint ein Brief zu fehlen, obgleich dem Empfänger peinliche Genauigkeit in der Aufbewahrung der Correſpondenz nachgerühmt wird; der Verluſt dürfte während der Überſiedelung der Familie nach Graz erfolgt ſein. Dr. jur. Franz Ernſt Pipitz gedenkt Hamerling auch in ſeinen „Stationen“ (S. 253); er ſagt dort: „Der freie Mitgenuß alles deſſen, was Trieſt in theatraliſcher, muſikaliſcher, überhaupt künſtleriſcher Beziehung bot, ergab ſich für mich aus einer perſönlichen Bekanntſchaft mit dem damaligen Redacteur der Trieſter Zeitung, Dr. F. E. [nicht C.] Pipitz, dem Verfaſſer der ‚Memoiren eines Apoſtaten‘ und einer ‚Geſchichte Mirabeaus‘, woraus ſich ein Verhältnis zur Trieſter Zeitung ſelbſt entſponnen hatte, für welche ich nunmehr über Theater, Concerte u. ſ. w. Berichte lieferte." (Vergl. a. dritter Th., S. 114.)]

Geehrter Freund! — Ich liege im Bette, reconvaleſcent von einem Fieberanfall, der mich geſtern plötzlich überraſchte, kann aber doch mir nicht verſagen, Sie brieflich zu bitten, mit den paar Zeilen, die ich vorgeſtern in der Tr.[ieſter] Ztg. über die „Blätter aus Krain" ſchrieb, vorlieb zu nehmen, und mir nicht zu grollen, daß ich nicht mehr thun konnte. Ich habe Ihnen ja ſchon geſchrieben, wie die Verhältniſſe geartet ſind, u. wenn Sie über Frl. Marie Mooner [ſpätere Gräfin Spaur] einen längeren Artikel gefunden haben, ſo ſchreiben Sie dies dem Umſtande zu, daß dieſe liebenswürdigſte, auch mir perſönlich empfohlene und ſehr werth gewordene Harfnerin ſich der beſondern Gnade u. Protection des Dr. Pipitz erfreut, überhaupt hier grenzenlos fetirt wird. Karl Dreger ſagt mir, ich ſoll Ihnen, wenn ich Ihnen ſchreibe, zu wiſſen thun, daß die letzte Correſpondenz aus Laibach nicht abgedruckt werden konnte, da ſie zwar ſehr intereſſant, aber „criminell" iſt. Ich lege Ihnen ein Paar neueſte Sonette bei, aber ſind Sie doch ſo gut, u. ſchicken Sie mir Abdrücke von dem was Sie aufnehmen! — Herzlich ergeben

Ihr Rob. Hamerling.

[Brief auf Trieſt, 23. Mai 1862. — Fritz Pichler, der Dichter der „Runen und Reime", über den wir früher ſchon ſprachen; Wilhelm Reiſcher war Techniker am Joanneum in Graz und Verfaſſer eines Nero-Dramas.]

Sehr geehrter Freund! — In Beifolgendem erhalten Sie für die Blätter aus Krain einige poetiſche Sachen meiner Grazer Freunde Fritz Pichler und Wilhelm Reiſcher, mit kleiner Zugabe von mir ſelbſt. Es würde mir lieb ſein, wenn Sie nach und nach alles überſandte, das meinige etwa ausgenommen, verwenden wollten, damit die genannten Autoren nicht etwa meine allzu unkräftige Mühewaltung und Empfehlung anklagen. — Marie Mosner ſchreibt mir aus Laibach, der dortige Aufenthalt ſei ihr ſehr erquickend geweſen und fügt hinzu: „wie freundlich ich hier aufgenommen worden, wird Ihnen Ihr Freund Dr. Isleib mittheilen.“ Ich hoffe, daß Sie dieſen von ſo ſchöner Hand auf Sie ausgeſtellten Wechſel honoriren werden, u. daß Sie die nächſtbeſte freie halbe Stunde benützen, mir über Frl. M. und Ihr etwaiges perſönliches Zuſammenſein mit ihr einiges Wenige zu berichten, wofür Ihnen zu allen möglichen Gegenleiſtungen ſich fortan doppelt verbunden fühlen wird Ihr aufrichtig ergebener Robert Hamerling. P. S. Die „Blätter aus Krain“ erhalte ich ſeit 2 Wochen pünktlich und ſage ſchönſten Dank dafür. R. Hg.

[Brief aus Trieſt, 1. Juni 1862. — Hier iſt wahrſcheinlich das Werk „Perlen deutſcher Lyrik. Eine Anthologie der neueren Dichtungen. Regensburg. G. J. Manz. 1863. Herausgeber Dagobert Köchling, Wetzlar“ gemeint; das Buch enthält drei Gedichte von Isleib und zwei Gedichte von Hamerling (Adleraufſchwung und O verzweifle nicht am Glücke)].

Sehr verehrter Freund! — Schönſten Dank für Ihre freundlichen Mittheilungen. Für die neuerſcheinende Blumenleſe ſende ich Ihnen die gewünſchte biographiſche Notiz; laſſen Sie mich doch bei ſich darbietender Gelegenheit gefälligſt wiſſen, wo beſagte Blumenleſe erſcheint und wer ſie herausgibt? Alſo Frl. Mosner hat Ihnen „viel, ſehr viel“ von mir erzählt? Ich wäre doch begierig zu wiſſen was? Sie iſt überhaupt zur Mittheilung geneigt, und da ſie in Laibach wahrſcheinlich ziemlich allein ſtand, ſo waren Sie wohl „Hahn im Korb“. Zu Pfingſten mit Ihnen einen Ausflug zu machen, läge freilich in meinen

Wünſchen, aber leider nicht in meiner Macht. Aber ich ſehe Sie noch dieſen Sommer, ſpäteſtens im Auguſt. — Mit herzlichem Gruß — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Tobelbad bei Graz, 29. Juli 1862. — Über das „Sloveniſche Reiſebild“, das nach Ernſt Rauſcher von Stainberg ein Gedicht geweſen ſein ſoll, ließ ſich nichts beibringen; es wird auch im zweiten Theil S. 24 erwähnt; vielleicht iſt es mit dem von uns gebrachten „Krainiſchen Reiſebild“ identiſch.]

Sehr geehrter Freund! — Das mitfolgende „Sloveniſche Reiſebild“, ein Capriccio, der auf meiner letzten Hieherreiſe entſtand, ſteht für Ihre Blätter [aus Krain] Ihnen zur Verfügung, wenn Sie Geſchmack daran finden. Vielleicht bringt Ihnen Slovenien einen Fackelzug dafür. Beſten Gruß und Dank für die regelmäßige Zuſendung der Blätter. — In freundſchaftlicher Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt, 25. November 1862. — Hinſichtlich der „Carinthia“ verweiſen wir auf den Schluſs dieſes Capitels; auch in der Correſpondenz mit Ernſt Rauſcher (zweiter Theil der Ungedruckten Briefe) wird der „Carinthia“ wiederholt gedacht.]

Sehr geehrter Freund! — Nachdem ich ſeit der Einſendung des von Ihnen verſchmähten „ſloveniſchen Reiſebildes“ nicht weiter die Ehre gehabt, mit Ihnen perſönlich oder brieflich in Berührung zu kommen, will ich nun doch nicht länger ſäumen, mich Ihnen wieder einmal in Erinnerung zu bringen. Sie würden mich ſehr verpflichten, durch den Abdruck der beifolgenden Gedichte meines Freundes Ernſt Rauſcher in Klagenfurt, eines reichen Gewerksbeſitzers und Poeten dazu, der ſich im vorigen Jahr durch ein lyriſches Bändchen bekannt gemacht hat, und jetzt die Redaction der „Carinthia“ übernimmt. — Iſt das Buch, für welches Sie die biogr. Notiz von mir verlangten, ſchon erſchienen und wo? [Wahrſcheinlich „Perlen deutſcher Lyrik“ betreffend.] Ich bitte Sie ſehr, ſchreiben Sie mir ein paar Zeilen, wenn Sie etwas davon wiſſen. Was machen Sie ſonſt? Geben Sie etwas zu vernehmen — Ihren — ergebenen — Robert Hamerling.

[Im Jahre 1862 veröffentlichte die Redaction der „Blätter aus Krain“ folgende Gedichte Hamerlings: Am 4. Jänner „Boreas“ (verändert in den Nachlaſs „Letzte Grüße“ aufgenommen. — „Da draußen auf den Straßen, Da buhlt der Wirbelwind“ begann damals das Gedicht), 25. Jänner „Die Sterne“, 8. Februar „Menſchenleben“, 22. Februar „An eine Harfnerin“, 17. Mai „An Marie“ (Da deine Bruſt doch nie mein Ruhepfühl iſt), 21. Juni „San Andrea“ (Am Feſttag rauſcht's von ſchimmernden Gefährten), 6. December „Der Seeſtrand rauſcht“ (zweites Sonett „San Andrea“). — Mit Ausnahme des erſten Gedichtes finden ſich alle in „Sinnen und Minnen“. Von dieſen Gedichten lagen uns welche in der Handſchrift vor. In der Buchausgabe erſcheint die erſte Zeile der dritten Strophe des Sonetts „Menſchenleben“ verändert: „Sich langweilen, weinen oder lachen“ in „In langer Weil', in Weinen oder Lachen“. — Im Sonett „An eine Harfnerin“ änderte der Dichter ebenfalls: „Wenn deine Hand zu wild die Saiten (Harfe) rühret;“

. . . . . Die von der Harfe ſchweben,
Die gold'nen Klänge, Zeugen ſind es eben

heißt es im Manuſcripte; in der letzten Zeile des Gedichtes iſt „wollen“ in „können“ verändert. — Im I. Sonett „San Andrea“ erſcheinen die erſten zwei Strophen für die Buchausgabe vortheilhaft verändert; das Manuſcript lautet:

Am Feſttag rauſcht's von ſchimmernden Gefährten
Am wunderſchönen Strand von San Andrea;

Zur Rechten Meerblau, rauſchende Marea,
Zur Linken Blattgeliſpel, grüne Gärten.
Wer zählt die Flammenwangen, die verklärten?
Es iſt wie ein Feſtaufzug der Cytherea,
Der hier im Spiegelplan der Galathea
Beſiegelt ſeinen Reiz, den ſiegbewährten.

Brief aus Trieſt, 2. Februar 1863.]

Lieber Freund! — Ich muß Sie zuweilen durch ein kleines Anliegen brieflich aufrütteln, damit Sie meiner nicht ganz und gar vergeſſen und nach halbjährigem Schweigen auch wieder einmal ein Lebenszeichen von ſich geben. In einer der letzten Nummern der Europa vom vorigen Jahr ſoll ſich eine Beſprechung des „Öſtr. Dichterbuches“ [herausgegeben von Emil Kuh] befinden. Würden Sie, beſter Freund, da das Blatt im Laibacher Caſino aufliegt, mir gütigſt mittheilen können, was etwa über meine Canzone „Germanenzug“ darin geſagt iſt? Sollte es Ihnen möglich ſein, das betreffende Blatt auszuleihen und mir unter Kreuzband zu ſchicken, ſo würde ich Ihnen daſſelbe aufs Pünktlichſte und Zuverläſſigſte mit umgehender Poſt wieder zurückſenden. Verzeihen Sie mir dieſe Beläſtigung, ich weiß in der That keinen anderen Ausweg. Haben Sie ſelbſt das „Dichterbuch“ in Händen gehabt? Was ſagen Sie dazu? In Bezug auf die Poeten Öſterreichs iſt das Buch allerdings ſehr unvollſtändig, aber es enthält doch viel Schönes. Theilen Sie mir doch auch in ein Paar Zeilen mit, was Sie treiben, wie Sie leben und ob Sie nicht auch wieder einmal etwas Poetiſches oder Novelliſtiſches von Stapel zu laſſen vorhaben? — Ihren freundlichen Zeilen mit Sehnſucht entgegenſehend und zu allen Gegendienſten immer bereit — Ihr — herzlich ergebener — Robert Hamerling.

[Im Jahrgang 1863 der „Blätter aus Krain“ erſchien: Am 10. Januar „Scirocco“, 2. Mai „Krainiſches Reiſebild“, 16. Mai das Sonett „Lenzesgabe“, 22. Auguſt „König Moor“, 12. September „Ein Moment“, 26. September „Dauer und Vergänglichkeit“, 11. November „Macht der Minne“, 28. November „Ergebung“. – Das „Krainiſche Reiſebild“ iſt in keine der drei bekannten Gedichtſammlungen übergegangen; wir ſind in der Lage, dieſes verſchollene ſtimmungsvolle Landſchaftsbild mittheilen zu können:

Das Krainer Land verſuchte
Zuerſt zu ſchaffen der Teufel
Aus Steinen ohne Zweifel
Zu ſeinem Luſtrevier.
Anhebt es nahe der Küſte
Des Meeres als einz'ge Wüſte
Bar aller Farbenzier.
Doch, wenn er begonnen der Teufel
Schuf Gott der Herr es weiter;
Ausbreitet' er wunderbar heiter
Des krainiſchen Landes Au:
Da wandern die Ströme, da grünen
Die Berge, und über den Gipfeln
Ragt immer zwiſchen Wipfeln
Ein Kirchlein ins Himmelsblau.
O ſieh, wie golden die Blümlein
Die thauige Wieſe durchſticken,
Wie Veilchen träumen und nicken
Im Thalgrund um den See;
Schön, während vorüber uns ſchießt
Das Dampfroß, ſchnaubenden Hauches,
Blickt durch die Wolken des Rauches
Mohnblüte und grüner Klee.
Und traulich lockt die Berghöh'
Wo über dem Felsgeſtein
Friedlich im Abendſchein
Die Purpurwolke ſchifft;
Da ſitzt der Hirt und die Hirtin,
Und um ſie graſen die Böcklein
Und Lämmer mit klingenden Glöcklein
Auf ſtiller Weidetrift.

„Ergebung“ erſchien unter den Jugendliedern der nachgelaſſenen Sammlung „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ und lag uns in der Handſchrift vor; die anderen Gedichte ſind alle in „Sinnen und Minnen“ erſchienen; die Lieder „Ein Moment“ und „Macht der Minne“, ſowie die Hymne „Dauer und Vergänglichkeit“ lagen uns gleichfalls handſchriftlich und zwar in derſelben Faſſung vor, wie ſie in der zuletzt erwähnten Gedichtſammlung gedruckt erſcheinen.

Brief aus Trieſt, 10. Januar 1864. — Die Angelegenheit ließ ſich nicht aufklären.]

Geehrter Freund! Ich beſcheinige Ihnen zunächſt mit Dank den Empfang des fälligen Honorars von 1 fl. 30 kr. für Dr. St. [?] Die Gründe, die Sie ſeiner Zeit vermochten, das überſendete Feuilleton nicht abzudrucken, hat derſelbe wohl zu würdigen gewußt, obgleich nach meiner Anſicht die Stellung der Deutſchen in Laibach keineswegs jener der Deutſchen in Trieſt analog iſt, und insbeſondere die Gründe, die hier einen Theil der Deutſchen veranlaßten, den Namen „Deutſcher Turnverein“ zu perhorreſciren, ganz anderer Natur waren, als diejenigen, die im Laibacher Turnverein obgewaltet haben. Was ihre Ausſtellung betrifft, daß die Correſpondenzartikel nicht pikant genug geweſen, ſo meint Dr. St., er würde Ihnen gern „pikante“ Artikel ſchreiben, wenn Sie ihm 4—5 kr. für die Zeile bewilligen könnten; da die Laibacher Zeitg. aber nur 1½ kr. zahlt, ſo muß er, als ein armer Teufel, der faſt ausſchließlich von Correſpondenzen lebt, dasjenige, was er von Geiſt und Pikanterie aufbieten kann, für andere Blätter ſparen, die wenigſtens 3—4 kr. geben. Um 1½ kr. per Zeile, ſagt er, könne man nicht geiſtreiche Feuilletons, ſondern höchſtens ganz einfache Correſpondenz-Artikel ſchreiben. So weit vom Dr. St. Nun laſſen Sie mich aber meinerſeits danken für die freundlichen Worte, die Sie dem „Germanenzug“ gewidmet. Insbeſondere bin ich Ihnen dafür verpflichtet, daß Sie den Mund nicht ſo voll genommen haben, wie andere, mir nicht perſönlich befreundete Recenſenten (ſiehe Europa Nr. 1, Schuſelka's „Reform" Nr. 53 v. J., Hieronymus Lorm in der Oeſterr. Wochenſchrift Nr. 52 u. ſ. w.): überſchwengliches Lob in den Blättern aus Krain würde man ja doch nur auf Rechnung Ihrer Freundſchaft für mich geſetzt haben. Ein paar lyriſche Kleinigkeiten folgen wieder bei und werde ich den Bl. aus Krain wie Ihnen ſelbſt auch in dieſem Jahre mich immer anhänglich erweiſen. Bewahren auch Sie das frühere Wohlwollen — Ihrem — ergebenen — Robert Hamerling. — Bitte umzuwenden. — P. S. Sie verlangen meine genaue Adreſſe. Für Briefe genügt vollkommen: „An Rob. Hamerling in Trieſt." Wollen Sie mich einmal perſönlich aufſuchen, ſo bitte ich ſich Piazza San Giovanni Nr. 1116, 1. Stock zu verfügen (hinter der Kirche Sant' Antonio, gegen die Corsia Stadion hinaus, neben einer ſteiriſchen Weinhandlung).

[Im Jahrgang 1854 der „Blätter aus Krain" kommen die folgenden Gedichte vor: Am 16. Januar „Jugendliebe", 30. Januar „O wer's vermöcht'" (in Sinnen und Minnen), 4. Juni „Frauenſchöne" (ebenda), 15. Auguſt „Sonntag", 3. December „Der Waldquell am Thalweg". In der Nummer vom 9. Januar wurde von Ißleib auch die Canzone „Germanenzug" beſprochen. — Dieſe Gedichte lagen uns ſämmtlich in eigenhändigen Abſchriften des Dichters vor. „Jugendliebe" kommt in keiner der Sammlungen vor und ſei deshalb hier mitgetheilt:

Ach glücklich war ich einmal nur im Leben,
Das war bei Dir, an Deiner Bruſt allein!
Seh ich Dein holdes Bildnis vor mir ſchweben,
Da ſeufz' ich tief: o wärſt Du wieder mein!

Daſs gar ſo bald die ſüßen Bande ſprangen,
Wie kam es nur? Du gingſt, ich ließ Dich zieh'n:

Ich merkt' es kaum; in meiner Seele klangen
Des Jugendwahnes ſtolze Melodien.
Einſam durchwandert' ich ſo manche Ferne,
Mich trug das Roß, mich wiegte Silberſchaum;
Hinunter gehn der Jugend gold'ne Sterne,
Nun tauchſt Du wieder auf, ein ſchöner Traum.
Vergeblich, ach, ich fühl's, war all mein Streben,
Mit tiefbewegter Seele denk' ich Dein:
Ach glücklich war ich einmal nur im Leben,
Das war bei Dir, an Deiner Bruſt allein!

„O wer's vermocht' . . . .“ weiſt einige Veränderungen auf; im Manuſcript lautet die letzte Strophe:

Uns alle drückt der Fluch der Danaiden,
Des Glückes Flut zu ſchöpfen mit dem Siebe:
Doch Schönheit lebt, wenn Schönes auch entſchwindet,
Wenn Liebes uns verläßt, es bleibt die Liebe.

Die vorletzte Zeile lautet in „Sinnen und Minnen“: „Doch lebt dem Herzen, was dem Aug' entſchwindet.“ — Die Hymne „Frauenſchöne“ hat in der Handſchrift folgende Faſſung:

Anweht vom Weibe der Reiz, wie von der Harfe der Klang
Anweht, von linden Lüften gerühret:
Kindiſch entzückt fürs ganze Leben
An dich feſſelnd das Holdertönende,
Nicht ahnſt du, daß dies lockende Klingen,
Geweckt auf Augenblicke nur
Vom Hauch der Liebe, der Jugend,
Bald, ach, verſchwebt iſt, und nie wiederkehrt:
Denn einmal nur und flüchtig greift
Der Finger des Göttlichen
In ird'ſchen Daſeins Saiten: nur einmal,
Auf holder Jugend Gipfel, berührt uns
Des Himmels Hauch. Im Frührothſchein nur entlockt dir,
O Memnon, Sohn Auroras, lieblichen Ton
Ein Strahl von oben.

„Sonntag“ iſt als fünfſtrophiges verändertes Gedicht unter dem Titel „Sommerſonntag“ in die „Letzten Grüße aus Stiftinghaus“ aufgenommen worden; das Manuſcript lautet:

Ei, bin ich im [illegible] [illegible]? Iſt
Schon drei der Stunden [illegible]?
Hab' ich doch da draußen den Lauf der Welt
Schier ganz und gar [illegible]!
O du tief brütender [illegible],
Wie liegſt du ſo golden gebreitet
Um Hügel und Au'! [illegible]
Vernimmt, wer [illegible] [illegible].
Nun ſchlendr' ich gemächlich zur Stadt zurück
Es glänzen im Sonnenſcheine
Die Straßen, es blinken die Fenſter, es glüh'n
Sogar die Pflaſterſteine.
Entgegen wogt mir der [illegible] Schwarm
Aus der Kirche, von [illegible] [illegible]
Rauſcht es, es wandeln die [illegible]
Mit flatternden Schleifen und Bändern.
Sie trippeln neben der Mutter her
Wie neben der Henne die Küchlein,
Sie blicken rechts, ſie blicken links,
In Händen das glitzernde Büchlein.
O Sonntagsfreude, [illegible] [illegible] mich [illegible]
In des Landwalds [illegible] [illegible]:
Nun fand' ich dich wieder, [illegible] [illegible] Dank,
Auf dieſen [illegible] [illegible].

Das Gedicht „Der Waldquell am Thalweg“ nahm der Dichter in geänderter Form nach mehr als zwanzig Jahren in ſeine „Blätter im Winde“ (Hamburg 1887) auf; in der früheren Faſſung lautet das Gedicht:

Am Thalweg hör' ich's rauſchen:
Was rinnt von hier den Waldweg ins Thal?
Am Felſenthor
Da ſiehe, hüpft mit Rauſchen
Der Waldquell an den Tag hervor.
Du rauſchſt aus Bergesklüften
O Quell, und [illegible] [illegible],
So hell, ſo rein
Mit Waldesblumendüften
Nun nimmſt du [illegible] ins Thal herein.
Und deine Waſſer rollen
So Tag und Nacht in [illegible]
In [illegible]

Schwermüthig zu Kryſtallen
Zerſchlägſt du deine Silberflut.
Wer wandert in die Ferne,
Der ſehnt ſich, ach, zurück, zurück:
Vor unſerm Blick
Gehn lockend her die Sterne,
Doch hinten bleibt das ſchönſte Glück.

1865 überſiedelte Dr. Jßleib nach Klagenfurt, um dort die Redaction der „Klagenfurter Zeitung" und der „Carinthia" zu übernehmen. Aus dieſem Jahre fehlen Briefe; dagegen enthalten die „Blätter aus Krain" Gedichte Hamerlings und zwar ſind erſchienen: Am 4. März „Veilchen und Moſchus" (in den „Letzten Grüßen" aufgenommen), 6. Mai „Lenzesgabe" (ſ. 1863), 24. Juni „Laſs die Einzelwelle tanzen" (ſpäter in die „Blätter im Winde" übergegangen), 5. Auguſt „Das Wandern", welches wir, da es nicht in die Sammlungen übergieng, hier mittheilen:

Ich koſ'te mit Blumen
Im grünenden Wald;
Doch es drängte mich weiter,
Ach weiter ſo bald!
Mit Genoſſen beim Becher
Wie ſo froh war mein Sinn:
Doch weiter, ach weiter
Muſst' ich bald wieder zieh'n!
Ich raſtete hoffend
In trautichem Schoß;
Doch trieb, ach ſo bald, mich
In die Ferne mein Los!
Und wo immer ich ruhe,
Wie ein lieblicher Ort,
Da tönt mir's: O wand're,
O wand're nur fort!
So will ich denn wandern
Durch die blühende Welt;
Muſs alles doch wandern
Unter'm himmliſchen Zelt!
Es wandern die Wogen,
Die Winde verweh'n,

Und ſelbſt die Blumen, ach,
Kommen und geh'n.
  Die Winde, die Wellen,
Die Wolken, ſie zieh'n,
Sie ziehen und wandern,
Und fragen nicht: wohin?
Sie ziehen und wandern
Ohne Raſt, ohne Ruh' —
Mir klingt's: Du mußt wandern,
Mußt wandern auch Du!
  Mit den Wolken, den Wellen,
Mit den Blumen geh' hin!
O wand're mit ihnen
Und frag' nicht: wohin?
Sie wandern, ſie geh'n wohl
Am Ende — zur Ruh.
Dahin geht Sie, da geht Sie,
Dahin wandern auch Du!

Brief aus Graz, 12. Juni 1866.]

Geehrteſter Freund! — Sie haben bei Ihrem letzten freundlichen Beſuche mir das Verſprechen abgenommen, daß ich Ihnen die Briefe einiger literariſchen Notabilitäten über meinen „Ahasver“ mittheilen werde. Da ich Ihnen die Briefe doch nicht leicht ſchicken kann, begnüge ich mich vorläufig, Ihnen einige Auszüge zu geben; Sie mögen die vollſtändigen Originale einſehen, wenn Sie mich wieder beſuchen. — Karl Egon Ebert ſchrieb mir aus Prag unterm 30. Dez. v. J.: „Da haben wir denn endlich wieder einmal einen echten Dichter, und Öſterreich darf ſich freuen, ihn zu den Seinigen zählen zu können! Dieß äußerte ich ſchon mehrmals, ſeit ich Ihren ‚Ahasver in Rom‘ geleſen. Was ich gegen Andere geäußert, das ſpreche ich nun auch gegen Sie aus. Ihr Werk hat mich entzückt; ich halte es für ſehr bedeutend. Einige male ſchon habe ich es ganz, einige Parthieen noch öfter geleſen. Auch durch zwei Vorleſungen habe ich den Zuhörern einen ebenſo hohen Genuß verſchafft wie mir ſelbſt.“ — „Warum ich Ihnen das Alles ſage?

warum ich Ihnen überhaupt ſchreibe? Die Antwort lautet einfach: weil ich mich dazu gedrängt fühle" u. ſ. w. [Von Dr. Ant. Schloſſar in den „Hamerling-Erinnerungen", Deutſche Revue 1895, vollſtändig abgedruckt.] — Hermann Lingg ſprach ſich in einem Schreiben vom 12. März l. J. folgendermaßen aus: „In Ihrem Ahasver bewunderte ich den Tiefſinn der Gedanken, die Leidenſchaftlichkeit, den Tiefblick in das Seelenleben, die Fülle phantaſtiſcher Schilderungen, und die glückliche Combination, mittelſt welcher Sie die Elemente Ihrer Dichtung in friſcher und wahrer Durchdringung zu realiſiren wußten . . ." „Wie man hört, ſind Sie neuerdings mit einem epiſchen Werke beſchäftigt; Allem nach darf man mit Recht etwas Impoſantes erwarten. Ich nehme das lebhafteſte Intereſſe an jedem Erzeugniß Ihres poetiſchen Strebens; ſo hat mir auch das Gedicht ‚Sonnenblume' [ſ. Sinnen u. Minnen] im Düſſeldorfer Album ausnehmend gut gefallen." — Baron Prokeſch in Conſtantinopel (der Internuntius) äußert ſich u. A. (23. März d. J.) . . . „Die Auffaſſung iſt großartig, die Ausführung zum Theil bezaubernd; Stellen wie der Tanz Actaea's, die Gärten Neros, das Geſpräch mit Agrippinen, ihre Fahrt zum Tode, der Untergang Tigellin's und die Glühworte des Ahasverus, der ganze Geſang „das goldene Haus", haben kaum ihres Gleichen in der deutſchen Sprache. Der neue Fauſt im Bilde der höchſten irdiſchen Macht und ihres höchſten Mißbrauchs iſt als Endergebniß der heidniſchen Civiliſation eine gewaltige und ſittliche Idee." . . . „Ich bewundere Ihre Zeichnung von Agrippinen, die Porträtähnlichkeit hat und dennoch ſo zweckmäßig veredelt iſt." . . . „Das Werk wird unter dem Nachtheile, daß es in Öſtreich geſchrieben worden, leiden; aber wie es auch das Heute nehmen mag, das Morgen iſt Ihnen gewiß." [S. das Capitel Prokeſch Oſten.] Sehr lebhaft intereſſirt ſich auch Anaſtaſius Grün für das Werk, der ſich mündlich ſehr ausführlich und aufs Herzlichſte darüber ausſprach. Holtei's Anſicht erfuhr ich durch einen Dritten. Er ſoll geäußert haben: „Als ich das Buch zu leſen anfing, wurde mir ganz wirr im Kopf. Aber es ſind Sachen darin, die Shakſpeare's würdig wären.“ Anderswo ſoll er geſagt haben. (Dr. Pogatſchnigg erzählte mir's): „Der Hamerling iſt jedenfalls ein großer Dichter, aber daß man den Verfaſſer des ‚Ahasverus in Rom‘ als Lehrer an einer öffentlichen Anſtalt weiterfungiren läßt, das begreife ich nicht.“ (!) Später erfuhr ich auch von der Baronin Prokeſch, der Gemahlin des Internuntius, und ihrer Tochter, Baronin Reyer, daß ihnen Holtei, der in ihrem Hauſe ganz familiär iſt, vor ſeiner Abreiſe vom „Ahasver“ rühmend geſprochen und geäußert habe: „Kinder, das muß ich Euch im Winter vorleſen!“ — Doch ich breche dies Protokoll ab und ſetze Ihnen lieber noch ein paar Stellen aus öffentl. Kritiken her, die Ihnen ohne Zweifel unbekannt geblieben. Neue Frankf. Ztg. 31. Dez. v. J. „H. iſt ein Dichter von großer Kraft... Die Schilderungen der Zeiten, Sitten, Charaktere ſind von ſchlagender, oft tiefergreifender Wirkung... Im Mittelpunkt ſteht Nero, um ihn her Agrippina, Tigellin u. ſ. w., alle meiſterhaft gezeichnet bis auf den germaniſchen Soldaten herab.“ Hannoverſche Anzeigen 29. Dez. 65: „Wir ſtehen nicht an, H. eine hohe, dichteriſche Begabung zuzuerkennen. Dafür zeugen die energiſche Behandlung des ebenſoglücklich gewählten als großartigen Stoffs, die Sicherheit in d. Zeichnung der Charaktere“ u. ſ. w. Jul. Groſſe (Bayr. Ztg. 28. 29. 30. Nov. v. J.) nennt die Perſonen in der Schenke Locuſtas „mit köſtlichen Strichen gezeichnet“... St. Galler Bl. No. 11 (866): „Ein Dichter von hoher Begabung . . . . er zeigt ſolches Mark und ſolche Originalität in der Zeichnung der auftretenden Charaktere, daß“ u. ſ. w. „Meiſterhaft iſt beſonders auch die Charakteriſtik des blaſirten kaiſerlichen Lüſtlings.“ — Solche Ausſprüche contrebalanciren doch wohl das Urtheil eines gewiſſen norddeutſchen Kritikers [Robert Heller?] der dasſelbe übrigens ſpäter ſelbſt theilweiſe zurückgenommen hat. Mit beſtem Gruß — Ihr Rob. Hamerling. — P. S. Der Zeitverhältniſſe [des Krieges] wegen erſcheint die 2. Aufl. des Ahasver kaum vor dem Herbſt. Sie können alſo, wenn Sie wollen, Ihren Carinthia Artikel loslaſſen! [Iſt nicht geſchehen.] —

[Dieſem **Briefe** lag auch ein Zeitungsausſchnitt folgenden Inhaltes bei: „Ahasverus in Rom“ von Robert Hamerling findet von Seiten des Publicums und der Kritik eine Beachtung, wie ſie nur wenigen poetiſchen Werken der Gegenwart zutheil geworden iſt. Die Zeitſchrift „Über Land und Meer“ ſagt dem Werke einen „ungewöhnlichen Erfolg“ voraus und bezeichnet es als eine, nach langer Entbehrung dem Publicum wieder einmal gebotene epiſche Dichtung im großen Stil, in welchem ſich hohe Gedanken, dramatiſch-bewegtes Leben und Pracht der Schilderung zu einem kunſtvollen Ganzen vereinigen. — Rudolf Gottſchall widmet demſelben in den „Blättern f. lit. Unterhaltung“, welche ſonſt 20—30 lyriſche und epiſche Erſcheinungen in eine kritiſche Überſicht zuſammenfaſſen, einen beſonderen, ſehr ausführlichen Artikel. Er nennt es „eine der prachtvollſten bengaliſchen Illuminationen und Brillantfeuerwerke, welche in neuerer Zeit auf dem Gebiete der epiſchen Lyrik angezündet worden ſind“, eine „eigenthümliche Dichtung von blendendem Colorit und großartigen Gedankenperſpectiven“. [Dieſen ganzen Paſſus von Gottſchall ſtreicht Hamerling und bemerkt dazu: „Hat ſpäter in ‚Unſere Zeit‘ Verſtändigeres geſagt.“] — Die „Grenzboten“ finden den Stoff zu wüſt, laſſen aber doch die „ungewöhnliche Begabung" und die „farbenprächtige Phantaſie" des Dichters gelten, und ſagen u. a.: „Die Begabung des Dichters für die Schilderung von Menſchen und Dingen iſt unleugbar; es iſt in ihm etwas mächtig Gährendes, etwas Titanenhaftes, das durch ſeine Glut oft hinreißend wirkt." — Die Zeitſchrift „Unſere Tage" (Braunſchweig) geſteht ebenfalls, trotz ihrer Verurtheilung des Stoffes, daſs die Geſtalten des Gedichts „mit wahrhaft künſtleriſcher Bravour" geſchildert ſind. — Desgleichen hebt [der Äſthetiker Moriz] Carrière in der „Allg. Ztg." hervor, daſs die Schilderung des Dichters von Gemüthszuſtänden ebenſo glänzend ſei als von der Erſcheinungswelt. Dr. Adolf Pichler [von Rautenkar, † 1900] ſagt in einem tiroliſchen Blatte, das Werk zeichne ſich aus durch Originalität der Darſtellung, Großartigkeit der Anlage und eine Pracht des poetiſchen Ausdrucks, wie man ſie kaum bei einem zweiten deutſchen Dichter trifft. In der 2. Auflage von Dr. A. Levyſohns „Jüngſtdeutſcher Lyrik" heißt es: „Ahasverus in Rom" iſt im Reiche des dichtenden Geiſtes eine That, die in ihrer Originalität auch ſolche Kreiſe wieder der Poeſie erſchließen wird, die längſt geglaubt, ihr den Rücken kehren zu dürfen.

Brief aus Graz, 6. September 1866.]

Sehr geehrter Freund! Ich ſende Ihnen beifolgend wieder ein paar lyriſche Kleinigkeiten für die „Carinthia". Leider habe ich im Lyriſchen jetzt immer wenig Vorrath; ſeit mich größere epiſche Pläne beſchäftigen, bin ich im rein Lyriſchen ſehr unproductiv. Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ohne Ihnen zu ſagen, daß Sie gegenwärtig in der Eigenſchaft als Redacteur der „Klagenfurter Zeitung" bei mir einen großen Stein im Brette haben. Ich glaube nämlich zu bemerken, daß Sie nicht wie ſo viele andere öſterreichiſche Blätter, und namentlich

Provinzblätter, ſich die Preußenfreſſerei, die Hetzerei des Südens gegen den Norden, zum Hauptzwecke gemacht haben. Es gibt jetzt wirklich Journale, die ihre Spalten ausſchließlich mit Verläſterung und Verhöhnung des ſiegreichen Nachbars füllen. Ich weiß nicht, ob dies der Weg iſt, Eintracht und Friede unter den deutſchen Stämmen anzubahnen, welche fordern und gegen Preußens „Zerreißungs"-Gelüſte vertheidigen zu wollen, dieſe Journale ſich doch den Anſchein geben. Ich glaube, daß in Ihnen zu viel rein deutſches Blut fließt, als daß Sie je mit dieſen Wölfen heulen könnten, und das iſt ein nicht zu verachtender Gewinn für die patriotiſche Sache; denn ein Blatt wie das Ihre hat entſchiedenen Einfluß auf die politiſche Anſchauung ſeiner Provinz. Der tüchtige Stamm der Kärntner wird ſich als deutſch fühlen und der Stammverwandten brüderlich gedenken, wenn ſein Urtheil nicht, wie anderswo, durch das provinzielle Organ ſyſtematiſch irregeleitet, und mit allen Mitteln tendenziöſer Unredlichkeit corrumpirt wird. Ich gratulire Ihnen zu der Möglichkeit, die Ihnen da geboten iſt, human und als Pfleger echt deutſchen Geiſtes zu wirken, ſollte auch Ihre Stellung es mit ſich bringen, daß Sie mehr durch das nützen, was Sie unterlaſſen, als durch das was Sie thun. — In freundſchaftlichſter Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 27. December 1868. — Nach den Eingangszeilen zu urtheilen, hat Hamerling dem literariſchen Freunde den „König von Sion" nicht zugeſendet; in den Widmungsexemplaren fehlt das Epos, obwohl man aus dem Briefe herausleſen kann daſs Hamerling ein Exemplar, auf Verlangen allerdings, übermittelte.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ich waget es nicht Sie zu einem Urtheil über den „König von

Zion" direct herauszufordern. Sie hatten ſeiner Zeit den „Ahasver" doch ziemlich ſtark mitgenommen, und da Sie inzwiſchen gar gewaltig und einflußreich geworden, ſtößten Sie mir um ſo größere Angſt ein. Ihr Brief zerſtreut in freundlichſter Weiſe meine Beſorgniß. Ich danke Ihnen dafür herzlich und bitte Sie überzeugt zu ſein, daß ich Ihre freundlichen Geſinnungen, wie heute, ſo immer hochgeſchätzt habe. — Es wird Sie vielleicht intereſſiren zu hören, daß die Nachfrage nach dem König von Zion bisher eine über alle Erwartung ſtarke geweſen iſt und daß in Folge deſſen morgen der Druck einer zweiten Auflage beginnt, nachdem kaum ein Monat ſeit Erſcheinen des Werkes verſtrichen. Hier in Graz allein wurden bis jetzt über 200 Ex. abgeſetzt, obgleich das Buch nicht weihnachtlich gebunden, ſondern nur broſchirt zu haben war. — Noch einmal meine Freude und meinen Dank über Ihre freundlichen Zeilen ausdrückend, bin ich in aufrichtiger Hochachtung Ihr

freundſchaftlichſt ergebener Hamerling.

[Es iſt auffallend, daß die Correſpondenz ſchon ſo frühzeitig abbricht; man hat dieſen Abbruch mit Hamerlings „großer Empfindlichkeit", über die übrigens nicht vereinzelt geklagt wird, zu erklären geſucht.

Durch das gütige Entgegenkommen des Poeten und perſönlichen Freundes Hamerlings, Ernſt Rauſcher von Stainberg in Klagenfurt, wurde es uns ermöglicht, auch Robert Hamerlings ganze Thätigkeit bei der „Carinthia" kennen zu lernen.

Am 9. Februar 1861 erſchien eine biographiſche Skizze aus der Feder Fritz Pichlers und die beiden Gedichte „Alpenroſe" und „Rauſcht nirgend mir ein ſtiller Wald?". Das letztere kann in „Sinnen und Minnen" nachgeleſen werden, während das erſtere als „Alpenroſen", und zwar in zwei Strophen, in die „Blätter im Winde" (1887) übergieng, da das Gedicht eine für das dichteriſche Schaffen Hamerlings intereſſante Metamorphoſe durchmachte, und wir auch über eine Abſchrift des Druckes in der Carinthia verfügen, ſei die erſte Faſſung im vollen Umfange mitgetheilt:

Wo ſchroff umhergethürmt
Auf ödem Kalkſteinfeld
Das Hochgebirge ſtarrt,
In Trümmern eine Welt!
Die Alpenroſe, die holde,
Schlummernd im Morgenthau,
Umſchmiegt mit ſeidner Dolde
Die Blöcke, wettergrau.

Es blüht ein Sternlein helle
Im Grau der Wetternacht,
Es ſchmückt die öde Stelle
Mit todesbleicher Pracht;
Es raſten Schmetterlinge
Auf welken Blumen, und fern
Im Äther Engelſchwingen
Auf einem verlöſchten Stern!

Es iſt kein Ort ſo traurig,
Wo nicht, aus Eden entſtammt,
Im Dunkel, wüſt und ſchaurig,
Ein himmliſch Wunder flammt;
Wo um kalte Todesſtätte
Kein Lebenskranz ſich ſchlingt,
Wo nicht dämmert ein Stern der Güte,
Kein Gruß der Liebe winkt!

Am 25. Januar 1862 erſchienen die Gedichte „Der Edelſtein", „Segen der Schönheit" und „Italieniſches Lied", die ſich ſämmtlich in „Sinnen und Minnen" vorfinden. Am 8. Februar desſelben Jahres erſchien, wieder von Fritz Pichler, eine längere Abhandlung über das „Schwanenlied der Romantik". — Der Jahrgang 1863 der Carinthia iſt beſonders reich bedacht. Am 24. Januar erſchien „Thales" und „Augenblicke"; am 28. Februar „Streckverſe. I. II."; am 11. April „Sonette I. II.", und zwar diejenigen, welche der Dichter ſpäter mit „Ihr Herz" und mit

„An Marie. III.“ bezeichnete; am 15. Auguſt „König Moor“; am 26. September „Aus den Streckverſen des Waldwanderers“; am 7. November „Herbſtelegie“ und „Vor einer Genziane“ und am 12. December „Ein deutſcher Admiral“. Alle dieſe Gedichte ſind in „Sinnen und Minnen“ erſchienen. Im April 1864 erſchien „Mein Eichhörnchen“, ebenfalls aus „Sinnen und Minnen“ bekannt. Im Jahre 1865 erſchien nichts.

Dagegen wieder 1866 einiges: Im Februar „Sirocco“; im Mai zwei Sonette „Stimme der Wahrheit“, welches in „Sinnen und Minnen“ nachzuleſen iſt und „An die Fürſtin M. v. K.“, welches in keine der Sammlungen übergegangen iſt und daher mitgetheilt ſein möge:

Ausſtrömt von einem [illegible]
Ein Hauch von [illegible]
Schönheit iſt mild, [illegible]
Um ſtolze Sinnen [illegible]

Und hart iſt Schönheit [illegible]
Dem Strahlenden, [illegible]
Das Feindliche vor ihr, [illegible]
So ebnet alles [illegible]

Wo Zaubermacht und [illegible]
Sich eint, der Welt [illegible]
Wird manchem Aug' ein [illegible]

Schönheit iſt nur das [illegible]
Doch durch die Macht wird ſie zum [illegible]
Und durch die Huld wird ſie zum [illegible]

Dieſes Sonett wurde unter dem Titel „Einer Fürſtin (1866)“ als „bisher ungedruckt“ auch am 1. September 1889 in der „Deutſchen Dichtung“ (Dresden, jetzt Berlin) mitgetheilt; wie es ſich aber zeigt, hat Hamerling das Sonett bereits 1866 drucken laſſen; die drei letzten Verſe hat er zwanzig Jahre ſpäter als Stammbuchverſe verwendet und ſie auch (1887) in ſeine „Blätter im Winde“ bei den Aphorismen eingeſchaltet. (Vergl. dritter Theil, S. 372.) Das eben erwähnte Heft der Deutſchen Dichtung, welches auch das ſpäter in die Letzten Grüße übergegangene Gedicht „An Karl Egon Ebert (1871)“ als ungedruckten Nachlaſs enthält, bemerkt in einer Note der Redaction: „Wir verdanken die beiden Gedichte Herrn Dr. Alfred Klaar in Prag, welcher auf Grund teſtamentariſcher Beſtimmung über den Nachlaſs des Dichters Karl Egon Ebert verfügt, und ſie in dieſem Nachlaſs auffand. Das Sonett iſt an die Fürſtin Leontine von Fürſtenberg gerichtet, welche mit zu jenen Perſönlichkeiten gehörte, auf deren Verwendung der kranke Dichter im Jahre 1866 ſeines Amtes als Gymnaſiallehrer unter Zubilligung einer erhöhten Penſion (von 600 Gulden) enthoben wurde. In den Tagen, da die Fürſtin für den Dichter eintrat, ſandte Ebert das Bildnis der ebenſo ſchönen wie edlen Frau an Hamerling. Die Antwort war das Sonett, das von folgenden Zeilen begleitet war: ‚Ich ſende beifolgend eine kleine poetiſche Inſpiration, welche ich dem mir ſo gütig mitgetheilten Bilde der edlen Fürſtin verdanke. Es wird von Ihrem Ermeſſen abhängen, ob die hohe Dame Kenntnis davon erhalten ſoll. In jedem Falle ſage ich für die Überſendung des Porträts den wärmſten Dank und bitte zu glauben, daſs ich die Gabe nach ihrem Werte zu ſchätzen weiß; den poetiſchen Erguſs bitte ich als einen ganz ſpontanen zu betrachten.‘ Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daſs das Sonett an ſeine Adreſſe gelangt iſt, denn in dem Briefwechſel, den Ebert hinterließ, findet ſich nicht das Originalmanuſcript des Gedichtes, ſondern nur eine von Eberts Hand herrührende Abſchrift.“

Die Frau Fürſtin, welche in Wien domiciliert, hatte den Herausgeber dieſer Briefſammlung für den 9. Mai 1891 zu einer kurzen Unterredung eingeladen. Ebert, für deſſen melodiſche Sprache in ſeinen Werken die Fürſtin ſchwärmt, machte die Dame auf Robert Hamerling aufmerkſam; ſie nahm ſich des Poeten, deſſen „Ahasver“ ſie für ſein reifſtes und bedeutendſtes Werk hält, an und es gelang ihr ſchließlich durch den Staatsrath Adolf Freiherrn von Braun, wie ſich Hamerling ausdrückte, die „Befreiung“. Das Huldigungsſonett hat die Fürſtin erhalten, ebenſo beſaß ſie Briefe von Hamerling; die Schriftſtücke ſind jedoch verſchollen. Die mehr als 6000 Bände zählende Bibliothek der Familie zu Neuhütten in Böhmen enthält nur ſieben der größeren Werke Hamerlings.

Im September erſchien in der Carinthia „Der wilde Reiter“, gleichfalls in „Sinnen und Minnen“ aufgenommen und im October „Die Elemente“, ein Gedicht, das in der eben genannten Sammlung (6. Aufl. 1877) unter dem Titel „Vermächtnis“ erſchien; da uns eine Abſchrift des Druckes von der Carinthia vorliegt, ſei erwähnt, daſs die dritte Strophe dort ſo lautet:

„[illegible]
Die [illegible],
[illegible]
Von Land zu Land.

Im Jahre 1867 erſchien nichts; dagegen 1868 in Nr. 1 das „Winterlied“, welches auch in Sinnen und Minnen vorkommt. Mit dieſem letztgenannten Jahre hörten die poetiſchen Beiträge überhaupt auf, weil die Carinthia anfieng ſich zu einem wiſſenſchaftlichen Blatte umzugeſtalten.

[Dr. phil. Wilhelm Jordan, geboren 1819 zu Inſterburg in Oſtpreußen, ſtudierte anfangs Theologie, dann Philoſophie. Beim Ausbruch der Februarrevolution 1848 in Paris, gieng er als Correſpondent der „Bremer Zeitung“ dorthin, kehrte im April nach Berlin zurück, wo er unter den Mitgliedern der conſtitutionellen Clubs einer der beliebteſten Redner war, infolge deſſen er auch Abgeordneter für das Frankfurter Parlament wurde. Als jüngſtes Mitglied des Marineausſchuſſes zum Secretär ernannt, wurde er, nachdem die Gründung einer deutſchen Flotte beſchloſſen war, als Miniſterialrath in die Marineabtheilung des Reichsminiſteriums für Handel berufen. Nach der Verſteigerung der Flotte (womit Hamerlings Gedicht „Ein deutſcher Admiral“ zuſammenhängt), wurde Jordan penſioniert und widmete ſich wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Arbeiten, ſowie dem öffentlichen Vortrage ſeiner Werke. Im literariſchen Verkehr gewann er den Namen „Dichter der Nibelungen“, nach ſeinem berühmt gewordenen Epos in Stabreimen. Seine Werke in Buchform umfaſſen die Jahre 1841–1892 und verweiſen wir auf jedes beliebige literariſche Handbuch, da ſich überall größere Würdigungen des hervorragenden Mannes und Dichters finden.

Den Beginn im Verkehre machte wohl der jüngere Hamerling. Ein Exemplar der „Venus im Exil“ und dazu begleitende Worte (Trieſt 1. Juli 1858) bilden den Anfang des uns vorliegenden Materials. Die Dichtung Jordans „Demiurgos. Ein Myſterium,“ an welches Hamerling anknüpft, iſt 1851/3 erſchienen.]

Dem Dichter des „Demiurgos“, des nach Goethes Fauſt erhabenſten Werkes der Deutſchen, an deſſen Rieſengröße der Blick eines kleinlichen und apathiſchen Zeitalters nicht hinanreicht, meine Huldigung darzubringen, war ſeit langer Zeit mein Wunſch; denn je weniger laut die Anerkennung im Chorus der Menge erſchallt, deſto lebendiger fühlt der Einzelne, den das Werk ergreift, ſich zu perſönlichem Ausdrucke des Dankes und der Verehrung an den Meiſter verpflichtet — und ſo geſtatte es denn dem hohen Sänger der Epopöe des Menſchengeſchick's, die beifolgende, in engeren Grenzen menſchliches Ringen wiederſpiegelnde Dichtung „Venus im Exil“ als geringen, doch für jetzt einzig möglichen Beweis aufrichtigſter Verehrung entgegen zu nehmen. — Robert Hamerling.

[Brief aus Trieſt, 7. Juli 1865. — Im Jahre 1861 überſetzte Jordan Shakeſpeares Gedichte.]

Hochgeehrter Herr! — Sie haben durch die freundliche Gabe, mit deren Ueberſendung an mich Sie das bibliographiſche Inſtitut in Hildburghauſen beauftragten, mir eine ſehr erfreuliche Ueberraſchung bereitet: ſehe ich doch daraus, daß mein Name u. die Darbringung meines epiſch-lyriſchen Erſtlingsverſuches aus dem Jahre 1858 Ihnen in wohlwollender Erinnerung geblieben. Seien Sie meines herzlichſten Dankes, aber auch deſſen verſichert, daß ich Ihre Shakeſpear-Ueberſetzung mit Einſchluß der beigefügten Abfertigung eines auch nach meinem Gefühle höchſt unwürdigen Angriffs — auch wenn ſie mir nicht direct aus Ihren Händen gekommen wäre, mit dem lebhafteſten Intereſſe geleſen haben würde. Sie wird, wie Ihre früheren gewaltigen und edlen Schöpfungen, die Vorurtheilsloſen zu Bewunderern haben. Ich habe vor Kurzem eine größere epiſche Dichtung „Ahasverus in Rom“ vollendet; geſtatten Sie, daß ich im September, ſobald das Buch die Preſſe verläßt, Ihnen ein Exemplar davon zuſende, und bewahren Sie mir Ihr Wohlwollen, auf welches ich, wie kaum auf das eines Zweiten, Gewicht legen zu müſſen glaube. — Mit aufrichtiger Hochachtung — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 18. September 1865. — Das eingangs erwähnte Dankſchreiben Hamerlings iſt nicht im Beſitze des Adreſſaten. — Öffentlich, als Kritiker, hat Jordan ſich über „Ahasver“ nicht geäußert; er hat es ſtets abgelehnt Kritiken zu ſchreiben, weil er fand, daſs es ſich mit eigenem Schaffen nicht verträgt.]

Hochgeehrter Herr! — In der Hoffnung, daß Sie mein dankendes Schreiben durch Vermittlung des bibliogr. Inſtituts in Hildburghauſen erhalten haben werden, begleite ich die Sendung des „Ahasverus in Rom“, den ich gleichzeitig unter Kreuzband an Sie abgehen laſſe, nur mit wenigen Zeilen, um Sie zu bitten, dieß Werk, das ich mit größeren Intentionen hinausſende als irgend eines meiner früheren, einer gütigen Durchſicht zu würdigen. Sollten Sie ſich angeregt fühlen können, Ihr mir hochwichtiges Urtheil, ſei es brieflich, ſei es durch eine öffentliche journaliſtiſche Beſprechung, mir kundzugeben, ſo würde ich Ihnen dafür zum wärmſten Danke zeitlebens verpflichtet ſein. — In hochachtungsvoller Ergebenheit — Ihr Rob. Hamerling. — Mein Aufenthalt iſt bis Ende d. M. Graz in Steiermark, Naglergaſſe Nr. 665 I, 1. Stk. ſpäter wieder Trieſt.

[Brief aus Graz, 14. April 1868. — Der als Einlage erwähnte Brief, mit „Verehrter Freund“ beginnend und mit „Anna Jahn“ unterfertigt, exiſtiert noch; bemerkt ſei, daſs Hamerlings erſtes Buch „Sangesgruß vom Strande der Adria“ im Schimpff'ſchen Verlage zu Trieſt erſchien; die Schriftſtellerin nennt Hamerling auch in ſeinen „Stationen“. — Wilhelm Jordan folgte damals, als Rhapſode, dem Rufe nach Trieſt und erntete großen Erfolg.]

Hochgeehrter Herr! — Aus Trieſt ergeht ein Ruf an mich: Senden Sie uns Jordan! Die Schreiberin des beifolgenden Briefes iſt die Wittwe des Buchhändlers Schimpff in Trieſt, geborene Jahn aus Leipzig (ihr Vater iſt der bekannte Philolog), Beſitzerin eines ſchönen Landhauſes, Verfaſſerin geiſtvoller Novellen. Sie würden in Trieſt mit offenen Armen aufgenommen werden! — Hochachtungsvoll — Ihr ergebenſter — Robert Hamerling. — Ich leſe das Buch [Sinnen und Minnen] mit dem „deutſchen Admiral“ S. 281 bei.

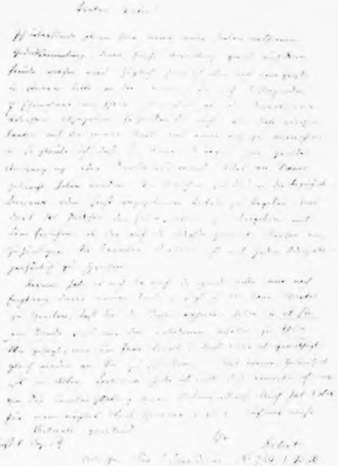
[Zur Unterſtützung hilfsbedürftiger Schriftſteller und Förderung ſchriftſtelleriſcher Intereſſen wurde 1883 in Graz der Verein „Concordia“ gegründet. Mit der Annahme der Obmannſtelle durch Robert Hamerling hängt wahrſcheinlich die Correſpondenz-Karte vom 31. Januar 1883 an Dr. Schwingenſchlögl (dritter Theil, S. 31) zuſammen. — Der nachfolgende Brief der „Concordia“, ddo. Graz am 29. Mai 1883, iſt vom Schriftführer des Vereines Prof. Werner geſchrieben und von Hamerling nur unterſchrieben. Im Zuſammenhange mit dieſem Ereigniſſe ſteht auch das Gedicht „Nach Aufführung der ‚Antigone‘ zu Graz am 22. Mai 1883. Unter Mitwirkung des Frl. Nina Weiſſe als Antigone,“ welches Hamerling in ſeine „Blätter im Winde“ aufnahm. Nina Weiſſe aus Wien, ſeinerzeit von Heinrich Laube perſönlich an M. Strakoſch gewieſen, war durch viele Jahre der Glanzpunkt der Bühne in Frankfurt a. M.; ſie verließ dieſelbe dauernd, als ſie ſich mit Regierungsrath Magnus ehelich verband; die Künſtlerin, welche jetzt in Berlin domiciliert, hielt ſich ihres Erinnerns 1883 nur einen Tag in Graz auf und kam mit Robert Hamerling nicht in Berührung. — Der Brief „An Herrn Dr. Wilhelm Jordan p. t. in Frankfurt a. M.“ lautet:]

Sehr geehrter Herr Doktor! — Die beiden Aufführungen der Sophokleiſchen Antigone ſind am 22. und 23. Mai in Graz zu Stande gekommen und haben bei unſerem Publikum den größten Anteil und lebhaften Beifall erlangt. Hauptſächlich war es das Spiel des verehrten Gaſtes, des Fräuleins Nina Weiſſe, welches das allgemeinſte Entzücken hervorrief. Ihnen danken wir gewiß vor allem die Bereitwilligkeit, mit welcher ſich Fräulein Weiſſe entſchloß, hierher zu reiſen und die Antigone zum beſten der „Grazer Conkordia“ zu ſpielen. Geſtatten Sie uns im Namen des Ausſchuſſes unſern Dank für die freundliche Vermittlung auszuſprechen und Sie, ſehr geehrter Herr Doktor, unſerer treuen Anhänglichkeit zu verſichern, mit welcher wir verbleiben — Ihre — ergebenſten — Robert Hamerling — d. Z. Obmann. — Profeſſor Dr. Richard Maria Werner — d. Z. Schriftführer.

[Die in der Correſpondenz erwähnten und ſonſt zugekommenen Widmungsexemplare, jedoch ohne handſchriftliche Zueignungen, exiſtieren noch; von „Ahasver" die erſte und dritte, von „König von Sion" die zweite Auflage. Eine Photographie Hamerlings iſt nicht vorhanden, was wir mit Rückſicht auf des Dichters Gepflogenheit anmerken.

Über den perſönlichen Verkehr der beiden Poeten wurde uns nur mitgetheilt, daſs Wilhelm Jordan den Dichter des „Ahasver" aufſuchte, als er nach Graz als Vortragender kam. — (Alle Mittheilungen für den Commentar, ſowie Copien der Briefe Hamerlings an Wilhelm Jordan, verdanken wir deſſen Tochter Fräulein Emma. Der Dichter der Nibelungen kommt im Verlaufe unſerer Publication einigemale vor und verweiſen wir auf das Regiſter.]

[Über Hamerlings Vater haben wir andeutungsweiſe in dieſer Publication ſchon mehrfach geſprochen. In ſeinen „Stationen" ſagt Robert Hamerling: „Am 25. Mai 1879 hatte ich das Hinſcheiden meines achtzigjährigen Vaters zu beklagen, der ſeit zwei Jahrzehnten einen Theil meiner Hausgenoſſenſchaft gebildet und die Muße ſeines Alters meiſtentheils zur Anfertigung von feinen, zierlichen Holzſtiftarbeiten, in Form von Bilderrahmen, Kreuzen, Kandelabern u. dgl. verwendet hatte. Vieles davon bildet noch heute einen Theil meines Hausgeräthes,



Ein Brief Robert Hamerlings.

(Photozinkographische Nachbildung.)

anderes erhielt ſich in den Händen befreundeter Perſonen, denen es als gelegentliche Spende zugewendet worden. Einiges davon wurde nach dem Tode des Verfertigers dem Grazer Landesmuſeum, auf Wunſch und Anſuchen des Vorſtandes, überlaſſen." — Peter Roſegger in ſeinen „Perſönlichen Erinnerungen" bemerkt, daſs Hamerlings Vater ein ſchlichtes munteres, ſtets regſames Männlein geweſen war. „Ich weiß nicht, ob der alte Mann ſeinen großen Sohn verſtand, aber daſs er die Größe ahnte und freudigen Stolz empfand über ſein Kind, das weiß ich."

Das 1886 erſchienene „Scheffel-Gedenkbuch" (Dresden, Hof-Verlag R. von Grumbkow) enthält das Facſimile eines Briefes Hamerlings aus Trieſt, 8. December 1859, an ſeinen Vater, der damals in Wien in Dienſten ſtand. Das Original iſt, wie angegeben wird, im Beſitze des Tonkünſtlers Victor Bauſe in Wien. Das Schreiben lautet:]

Lieber Vater! — Ich überſende Ihnen hier meine neue, ſoeben erſchienene Gedichtſammlung [Sinnen und Minnen], deren hübſche Ausſtattung gewiß auch Ihnen Freude machen wird. Zugleich habe ich aber noch eine große und ſchwere Bitte an Sie, nämlich: die noch beiliegenden 7 Exemplare nach Ihrer Gelegenheit an die daraufſtehenden Adreſſen abzugeben. Erſchrecken Sie nicht: alle dieſe Adreſſen lauten auf die innere Stadt, mit einer einzigen Ausnahme; u. ſo glaube ich, daß Sie binnen 8 Tagen ohne große Anſtrengung oder Dienſtverſäumniß Alles an Mann gebracht haben werden. Sie brauchen ſich bloß in die bezeichneten Bureaux oder ſonſt angegebenen Lokale zu begeben, und dort das Päckchen dem Erſten Beſten zu übergeben, mit dem Erſuchen, es der auf der Adreße genannten Perſon einzuhändigen. Sie brauchen durchaus nicht mit jedem Adreſſaten perſönlich zu ſprechen. — Ferner habe ich noch die recht dringende Bitte, mir nach Empfang dieſer meiner Sendung ſogleich ein Paar Worte zu ſchreiben, daß Sie die Sachen erhalten haben, u. ob Sie im Stande ſind, mir den erbetenen Gefallen zu thun. Wie geſagt, nur ein Paar Worte! Sonſt wäre ich genöthigt, gleich wieder an Sie zu ſchreiben. — Mit meiner Geſundheit iſts im Alten. Lectionen habe ich nicht, doch erwerbe ich mir von der Trieſter Zeitung einen Nebenverdienſt. Auch hat Kober für mein nächſtes Werk Honorar zugeſagt. Nächſtens mehr. — Vielmals grüßend — Ihr — Robert. — Adreſſe: Via S. Spiridione No. 764. 1. Stock.

[Durch das freundliche Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung Walther Fiedler in Leipzig ſind wir in die angenehme Lage verſetzt, auch die photozinkographiſche Wiedergabe dieſes Briefes mittheilen zu können; die Schriftzüge wurden aber bei der Reproduction, wahrſcheinlich mit Rückſicht auf das Format des Scheffel-Gedenkbuches, etwa um die Hälfte verkleinert.]

[Anton Graf Prokeſch-Oſten wurde am 10. December 1795 als Sohn des Gutsbeſitzers Maximilian Prokeſch und der Anna geb. v. Stadler zu Graz geboren und zeigte ſchon als Kind ungewöhnliche Anlagen. An der Univerſität Graz widmete er ſich den Rechtswiſſenſchaften. 1813 bis 1815 machte er die Feldzüge gegen Napoleon I. mit, kam dann in die Kanzlei des Erzherzogs Karl nach Mainz, ſpäter als Oberlieutenant und Lehrer für höhere Mathematik nach Olmütz; 1818 wurde er Adjutant des Fürſten Karl Schwarzenberg; 1823 zog er als Hauptmann in Trieſt ein; anfangs 1824, zur Zeit der griechiſchen Freiheitskämpfe, gieng er nach Griechenland, Kleinaſien, und blieb den Winter in Conſtantinopel, ſetzte ſpäter ſeine

Reiſen fort, beſorgte bereits für die öſterreichiſche Regierung Geſchäfte, 1826 und 1827 war er in Ägypten, wurde im letztgenannten Jahre Major und Chef des Generalſtabes der öſterr. Flotte im Mittelmeere gegen die Seeräuber, 1830 war er wieder in wichtiger Miſſion in Paläſtina, wo er auf den Zinnen von St. Jean d'Acre eigenhändig die öſterr. Flagge aufpflanzte, und kehrte hierauf nach Wien zurück, wo ihn Kaiſer Franz in den Ritterſtand mit dem Prädicate „von Oſten" erhob. Nach verſchiedener Thätigkeit ſchlug Prokeſch-Oſten 1831 die diplomatiſche Laufbahn ein; wurde Oberſtlieutenant, bevollmächtigter Miniſter in Athen, Oberſt, Generalmajor, 1845 in den Freiherrnſtand erhoben, und 1848 Feldmarſchall-Lieutenant. Unter Franz Joſeph I. gieng er als außerordentlicher Geſandter und Miniſter nach Berlin, wurde 1850 geheimer Rath, 1853 Bundespräſidialgeſandter in Frankfurt a. M., 1861 lebenslängliches Herrenhausmitglied und 1863 Feldzeugmeiſter; von 1855 bis 1871 war er Internuntius bei der Pforte, trat in dem letztgenannten Jahre in Ruhe, unter gleichzeitiger Erhebung in den erblichen Grafenſtand. — Prokeſch-Oſten war nicht nur ein gewiegter ſcharfblickender Staatsmann, gewandter Diplomat und ausgezeichneter Soldat, ſondern er vereinigte außerdem noch den Gelehrten und begabten Poeten in ſeiner Perſon. Als Dichter war er epiſch und lyriſch thätig; als Fachſchriftſteller bewegte er ſich vornehmlich auf dem Gebiete der Geſchichte, Alterthumskunde und Numismatik; es erſchienen, außer einigen ſelbſtändigen Werken, ſehr viele Artikel und Abhandlungen. (Vergl. Wurzbach, Lex. Band 5 u. 23). Zum Verſtändnis der Zuneigung des Grafen zum Dichter des „Ahasver" und umgekehrt, vermag auch eine intereſſante Stelle aus dem anonym erſchienenen Buche „Fragmente aus dem Tagebuche während einer Reiſe in die Levante"

(Leipzig 1837) beizutragen; der Verfaſſer (Friedrich Fürſt Schwarzenberg) ſchreibt über Prokeſch: „Er iſt ein ſeltener Menſch: Soldat, Gelehrter, Seemann, Diplomat; jede dieſer mannigfaltigen Lebensformen hat ihm einen reichen Schatz von Erfahrungen, ſeiner Phantaſie eine unerſchöpfliche Menge lebendiger Bilder zurückgelaſſen. Selten iſt in einem Menſchen ein ſo herrliches Dichtergemüth, ein ſo reicher Schatz des Wiſſens, ein ſo klarer Verſtand, eine ſo ausgezeichnete Darſtellungsgabe, eine ſo ſcharfſinnige Logik vereinigt." — Es iſt begreiflich, daſs einem ſo hervorragenden Manne noch eine Fülle anderer Auszeichnungen als die angeführten zutheil geworden iſt. — Graf Prokeſch-Oſten lebte in Graz, ſtarb aber in Wien am 26. October 1876.

Seinem Sohne, k. k. Major a. D., Anton Graf Prokeſch-Oſten, und deſſen Gemahlin, der dramatiſchen Künſtlerin und einſt. Hofſchauſpielerin Friederike Goßmann, an welche drei Briefe dieſes Capitels gerichtet ſind, verdanken wir die folgenden Schriftſtücke von der Hand Robert Hamerlings. Friederike Goßmann, überall unvergleichlich gefeiert, war als „Grille" in Birch-Pfeiffers gleichnamigem Stücke eine Berühmtheit erſten Ranges, ſo daſs man z. B. in Wien genau wuſste, wer gemeint iſt, wenn man bloß von der Grille ſprach.

Wahrſcheinlich iſt es, daſs von der Hand Hamerlings mehr Briefe an den Diplomaten exiſtierten, doch hat ſich ſonſt nichts erhalten, als dasjenige, was wir hier bringen; auch weiß man, daſs ein perſönlicher Verkehr ſtattfand, über den aber nichts Näheres bekannt iſt.

Im VII. Capitel ſeiner „Stationen" (Hamburg 1889) ſpricht Robert Hamerling ausführlicher über ſein Werk „Venus im Exil" und ſagt u. a.: „[Prokeſch] hatte von einer ihm befreundeten, mir fremden Dame in Trieſt ein Exemplar der ‚Venus im Exil' (ohne mein Wiſſen) zugeſendet erhalten. Er fand Geſchmack an dem Büchlein, ließ darüber ein ausführliches, aufmunterndes Schreiben an mich gelangen und fügte dazu das Geſchenk eines ſogenannten türkiſchen Talismans, der Glück bringen oder verheißen ſollte, eines geſchnittenen Carniols, mit eingegrabener türkiſcher Inſchrift. Ich habe dieſen Carniol als Siegelring faſſen laſſen und bediene mich desſelben als ſolchen bis auf den heutigen Tag.“ Der poetiſche Dank Hamerlings für dieſes Geſchenk exiſtiert noch; er trägt die Aufſchrift: „Sr. Excellenz dem Freiherrn von Prokeſch-Oſten“ und das Datum „Trieſt, 2. Mai 1859“; das Sonett lautet:]

Dem Ohr der Menge war mein Lied verklungen,
So trug ich ſtumm der Sehnſucht Herzenswunde;
Geſanglos ſchwand mir fürder Stund' um Stunde,
Der Lyra Saiten ſchienen all' geſprungen.
Nun iſt ein Zaubergruß zu mir gedrungen
Vom fernen Bosporus aus Deinem Munde;
Der ſprach: „Mit ewig heil'gem Schickſalsgrunde
Bleibt jeglicher Erfolg und Sieg verſchlungen!“
Des Spruches Zauberkraft, ſie wirkte. Lieder
Erblüh'n mir neu: thaufriſche Kronen wendet
Der Reime Blumenſaat zur Sonne wieder.
Wem dank' ich's, wenn ſich neuer Flor vollendet?
Wenn Hoffnung träuft auf meine Keime nieder?
Dem Talisman, den Deine Hand geſpendet!

[Dieſer wunderthätige Stein gieng teſtamentariſch 1889 an Roſegger über; in dem Teſtamente Hamerlings unter §. 5 heißt es: „Meinen Freund P. K. Roſegger bitte ich, meinen Siegelring, welcher den mir am Beginne meiner literariſchen Laufbahn von Graf Prokeſch-Oſten geſchenkten türkiſchen Talisman enthält, und den ich viele Jahre am Finger getragen, als Andenken an mich freundlichſt anzunehmen.“ Roſegger in ſeinen „Perſönlichen Erinnerungen“ knüpft daran ein

Erlebnis, welches lebhaft an Camille Flamarions Fernwirkungen Sterbender gemahnt.

Brief aus Trieſt, 29. December 1861 (Großquart). — Die citierte Stelle: „Der Schönheit Evangelium ſei Eins Mit dem der Zukunft!“ iſt aus der I. der drei „Hymnen im Süden“.]

Eure Excellenz! — In den mir unſchätzbaren Zeilen, mit welchen Eure Excellenz, die Zuſendung meines Liederbuches „Sinnen und Minnen“ huldvoll erwidernd, mich ehrten, erfreuten und zu immerwährendem Danke verpflichteten, findet ſich eine Stelle, die ſeither mir eigenthümlich wichtig und in beſonderem Sinne merkwürdig geworden iſt. „Ich will Sie“, ſo ſagen Eure Excellenz, „ich will Sie in Ihrem Glauben nicht ſtören, wenn Sie behaupten, das Evangelium der Zukunft ſei Eins mit dem der Schönheit, aber ich habe darüber meine eigenen Gedanken.“ Auch mir hat, ſeit ich jenen Hymnenvers geſchrieben, ein tieferer Blick ins Menſchheitsleben und in die Zeit Gedanken eigener Art in dieſer Beziehung aufgedrängt, und mein neueſtes Büchlein, „Ein Schwanenlied der Romantik“, iſt der ſchmerzliche Ausdruck dieſer Gedanken. Ich kann nicht ahnen, bis zu welchem Grade dieſe meine jüngeren Anſchauungen ſich jenen Gedanken etwa annähern, mit welchen Eure Excellenz jene Hymne geleſen: kaum, ja wahrlich, kaum wage ich es, zu hoffen, daß der gefeierte Staatsmann, Denker und Dichter von der Höhe ſeiner Weltbetrachtung in die grillenhafte Gedankenwelt eines einſamen, unglücklichen und kranken Poeten hineinblicken könne und wolle. Darum habe ich auch ſo lange, ſo ängſtlich gezögert, dieß Büchlein in die Hände Euer Excellenz gelangen zu laſſen. Nun aber mag es denn doch gewagt ſein: Huldvoll ſei mir geſtattet, Euer Excellenz auch dieſen Verſuch darzubringen. Ferne bin ich dabei von dem Gedanken, von der leiſeſten Erwartung einer ſchriftlichen Erwiderung von Seite Euer Excellenz: mein Wagniß würde mir unter dem Geſichtspunkte einer Beläſtigung, einer Aufdringlichkeit erſcheinen, wenn ich Euer Excellenz dadurch veranlaßte, meiner Perſon auch nur den geringſten Theil der Zeit und Aufmerkſamkeit zuzuwenden, die durch hohe und gewichtige Angelegenheiten in Anſpruch genommen wird.

Genehmigen Euer Excellenz nebſt dieſen Zeilen den erneuten Ausdruck der nie zu vermindernden Dankbarkeit und hohen Verehrung, mit welcher ich immer verharren werde — Euer Excellenz — ehrfurchtsvoll ergebener — Robert Hamerling.

[Für das Jahr 1866 iſt auf eine Stelle zu verweiſen, die ſich in dem Briefe an Dr. Iſoleib vom 12. Juni vorfindet. — Dr. Anton Schloſſar in ſeinen „Hamerling-Erinnerungen“ (Deutſche Revue, 1895) theilte über den Verkehr beider Perſönlichkeiten Wertvolles mit, vornehmlich Briefe von der Hand des Grafen an den Dichter. Prokeſch-Oſten ſchreibt aus Conſtantinopel, 14. Mai 1867:

„Verehrteſter! Ich habe Zeit und Stimmung endlich gewonnen, um die zweite Auflage [des ‚Ahasver‘] durchzuleſen. Sie hat mir den Eindruck der erſten erneuert. Es iſt eine gewaltige Arbeit, eine Dantiſche Schöpfung in Dantiſcher Sprache. Für die ſchwachen Magen unſerer Zeit iſt die Speiſe wohl zu derb, aber warum ſollen Sie eine Ausnahme machen von der Regel, daſs erſt die Todten mit nie welkendem Lorbeer gekrönt werden. — Die Farben bei Nero ſind dick aufgetragen, was ich nicht tadle. Da auch eine edle Seite in ihm iſt, ſo hätte ich vielleicht gewünſcht, daſs er den Genuſs nicht bloß auf den Wegen des frechſten und roheſten Laſters ſuche, ſondern auch auf denen ſchöner Täuſchungen und des Miſsbrauchs derſelben. Der Lebensdrang in einer ſo begabten Natur muß alle Wege wandeln. Selbſt der Tod der griechiſch-römiſchen Civiliſation war nicht ein völliges Sterben deſſen, was in ihren Heldenſchöpfungen Leben hatte. — Daſs Ahasverus der ewige Menſch, dieſe Auffaſſung iſt die allein verſtändliche, berechtigte und würdige. Der Abſchluſs mit dem Chriſtenthum wäre allerdings ein Widerſpruch und Fehler geweſen, eine Unwahrheit. Er wandert noch immer und wird immer wandern. Ruhen kann er nur in kurzen Hoffnungen, die ſelbſt wieder eine Täuſchung ſind. Nil humani und ſo weiter darf er auch ſich ſelbſt ſagen und muſs es ſogar. — Das Wort [Epilog] an die Kritiker war, nach meiner Anſicht, ganz und gar nothwendig. Ihre Dichtung iſt eine Perle der Zeit, und eben als Perle aus der Krankheit der Zeit geboren. Auch das ſichert ihren Wert und ihre Dauer. Sie iſt ſelbſt ein Stück Ahasverus. Ich hoffe, Sie wohl dieſen Sommer oder Herbſt zu ſehen. Herzlichſt Prokeſch-Oſten.“

Als im Frühling 1868 das oſtpreußiſche Gebiet von ſchwerem Nothſtand heimgeſucht war, machte ſich trotz des Schattens von 1866, bei der deutſchen Bevölkerung Öſterreichs die wärmſte Theilnahme für die vom Unglücke Heimgeſuchten geltend. In Graz wurde am 8. März 1868 ein Concert veranſtaltet, für welches Hamerling den Prolog dichtete, der auch in die Sammlung neuerer Gedichte „Blätter im Winde“ übergieng. Graf Prokeſch ſchrieb darüber aus Conſtantinopel (21. Mai) an den Dichter:

„Seit Monaten gehe ich mit dem Entſchluſſe um, Ihnen, verehrter Herr Hamerling, für den ſchönen Prolog zu danken, zum Beſten der Nothleidenden in Oſtpreußen von Ihnen gedichtet. Es iſt ein prächtiges, wahrhaft deutſches Wort, das Sie da dichteten, und eine treue deutſche Geſinnung gab es ein. Die Gelegenheit auch war ein glücklicher Wurf, denn der Haß, von der Gier nach falſcher Ehre und Beſitz, von oben geſtreut, was geht er das Volk an, das ſich eins fühlt und in dieſem Gefühle an Wahrheit, Würde und Einſicht hoch über denen ſteht, die es zu ſpalten bemüht ſind? Ihr Gedicht ſollte zum Volksliede werden.“

Auch über den „König von Sion“ liegt eine briefliche Äußerung vor, datiert: „Auf dem Nil, 23. Januar 1869:“

„Verehrter Herr! — Ich habe ſoeben Ihren König von Sion geleſen. Mit wahrer Achtung erfüllt mich die Macht und Reinheit der Sprache, ſowie auch der homeriſche Bauſtil im einzelnen wie im ganzen. In Ihrem Helden konnten Sie nur ein Bild geben wollen von jugendlicher Schönheit und edler Schwärmerei. Er hält das Wort für die That und glaubt, daſs er wirklich ſei, was er zu ſein wünſcht und denkt. Daſs er mit den Elementen, die er unter den Händen hatte, ein Reich der Reinen zu gründen ſtrebte, war ein Irrthum, worüber ihn dieſe Elemente bald belehrten. Sein Urtheil iſt nicht von dieſer Welt, und ſein ganzes liebliches Weſen ſchwimmt wie ein leichter Nebel über der Wirklichkeit. Daſs Sie ihn ſcheitern machen an dem, was ſich Volkswille nennt, dafür muſs Ihnen unſere Zeit dankbar ſein; denn ſie liegt noch im Wahne, in der Wahrheit ruhe die Begabung, die ſelbſt bei der Minderheit ſelten iſt. Wohin dieſer Wahn führt, haben Sie trefflich geſchildert. Großes iſt in der Welt, ſo lange ſie beſteht, nur durch einzelne geſchehen, welche den Volkswillen zu beherrſchen verſtanden. Es reiht ſich dieſe Dichtung würdig an Ihren Nero. Mich freut, daſs die Welt ſie würdigt.

Ich ſchreibe dieſe flüchtigen Zeilen im Angeſichte der Pyramiden, die ſeit Jahrtauſenden das Werden und Stürzen der Reiche überdauerten, obwohl ſie gleich ihnen Werke von Menſchenhand und die Zeugen der Lebenskraft ſind, die einer großen Idee innewohnt.

In achtungsvollſter Ergebenheit — Prokeſch-Oſten.“

Brief aus Graz, 10. Juni 1882, mit veralteter Titulatur; das noch vorhandene Couvert trägt die Adreſſe: „An die hochgeborne Frau Friederike Freiin v. Prokeſch, geb. Goßmann, Gmunden, Oberöſterreich.“ Der Inhalt der drei folgenden Briefe bezieht ſich auf den Prolog „Die Quellnymphen von Radegund“ und auf das Feſt daſelbſt, über welches wir ausführlich im erſten Theil S. 87 ſprachen; auch der Brief an Dr. Schwingenſchlögl vom 6. September 1883 (dritter Theil S. 35) gedenkt muthmaßlich der Frau Gräfin.]

Hochgeehrte Frau Baronin! Sie beſchämen mich durch Ihre liebenswürdigen Zeilen. Es fiel mir aus mancherlei Gründen äußerſt ſchwer, mich zu verpflichten, aber ich fand nicht den Muth, ſolcher Fürſprache gegenüber, nein zu ſagen. Ihre Idee von den Quellnymphen gefällt mir ſehr. Ich bin eben daran, ſie auszuführen. Ich werde es nicht beſſer machen als ich kann, aber gewiß auch nicht ſchlechter. Faſt mit Angſt bin ich mir der Verantwortlichkeit bewußt, die damit verbunden iſt, etwas ſchreiben zu ſollen, was Sie vortragen wollen! Mit dem Ausdrucke der größten Hochſchätzung, verehrte Frau Baronin, — Ihr ergebenſter Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 28. Juni 1882; das Couvert trägt die Adreſſe: „Der hochgebornen Frau Friderike Gräfin Prokeſch-Oſten, in Gmunden.“]

Hochgeehrte Frau Gräfin! Wie ſoll ich Ihnen all' das viel zu Schmeichelhafte erwidern, das Sie mir über mein Feſtgedicht ſagen? Wunderbares und außerordentliches iſt gewiß nicht daran; möge es nur tout simplement gut genug und der Gelegenheit entſprechend ſein. Sie meinen, es würde zum Vortrage eine heroiſchere Klangfarbe der Stimme als die der Ihrigen erheiſchen? Ich denke aber durchaus nicht, daß es herausgedonnert werden müſſe; es genügt, wenn es deutlich und verſtändlich vorgetragen wird, was weniger durch gewaltige Stimmkraft, als durch Verſtändniß, ruhig klare Wiedergabe und rechte Betonung zu erzielen iſt. Daß Sie den anſprechenden, überzeugendſten Ton finden werden, der zum Herzen geht, daran zweifle ich nicht im Geringſten. Leider werde ich perſönlich den Genuß davon nicht haben; denn zur Feier nach Radegund zu kommen, iſt mir aus verſchiedenen Gründen unmöglich. — Mit innigem Dank und herzlicher Verehrung bin ich, hochgeehrte Frau Gräfin, — Ihr — ganz ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 26. Juli 1883; das Couvert trägt die Adreſſe: „An die hochgeborne Frau Gräfin Friderike Prokeſch-Oſten geb. Goßmann, Radegund bei Graz.“]

Hochgeehrte Frau Gräfin! — Als ich heute Mittags die „Tagespoſt“ zur Hand nahm und mein Auge zufällig auf das Datum fiel, da las ich zu meinem nicht geringen Schrecken die Ziffer 26! Ich war feſt verrannt in den Gedanken, daß wir heute erſt den 25. haben. Nun ſtellen Sie ſich vor, wie zentnerſchwer es mir auf Herz und Gewiſſen fallen mußte, Sie ohne die für den Morgen des 26. verſprochene Antwort gelaſſen zu haben! Körperliche Leidenszuſtände machen mich geiſtig ſchon dumpf und ſtumpf, und mein Kopf ſchwirrt ſo voll von (keineswegs immer poetiſchen) Gedanken, daß mich das Nächſtliegende confus und zerſtreut findet. Üben Sie Nachſicht, verehrte Frau, mit mir, und mit der Form dieſer flüchtig in Eile hingeworfenen Zeilen. — Mit wärmſten Geſinnungen — Ihr — ergebenſter — Rob. Hamerling.

[Der Bericht (von Dr. Schwingenſchlögl) in der „Grazer Tagespoſt“ über die Feier am 29. Juli 1883 in Radegund erzählt unter anderem von der Frau

Gräfin: „Dieſe Sprecherin, in der herrlichſten, lieblichſten Erſcheinung, war eine dankbare Mutter, deren Kind Dr. Rovy vor Jahren von ſchwerem Leiden errettet, und dieſe Mutter heißt Friederike Gräfin Prokeſch-Oſten, die gefeierte einſtige Goßmann! Und der Verfaſſer des Feſtgedichtes war unſer Dichterheros Robert Hamerling, welcher ſeine Muſe ſprechen ließ. Und wie ließ er ſie ſprechen und wie wurde das Gedicht von den Lippen des liebenswürdigſten Mundes geſprochen! Großer nicht endenwollender Beifall folgte dem wundervollen Vortrage."

Außer dieſen Briefſchaften beſitzt Herr Graf Prokeſch-Oſten in ſeiner Autographen-Sammlung auch fünf Gedichte in der Handſchrift des Dichters; über die Provenienz iſt nichts bekannt; ſie dürften wahrſcheinlich gegen andere Stücke eingetauſcht worden ſein, meint der Beſitzer; in dieſer Form, wie die uns vorliegenden Manuſcripte, pflegte Hamerling ſeine Gedichte den Zeitungsredactionen zuzuſenden; alle fünf Gedichte kommen bereits in „Sinnen und Minnen" und zwar in der uns vorliegenden 6. Auflage (1877) vor. Es läſst ſich aber etwas dazu bemerken. Die beiden Oden „Im Walde" und „Segen der Schönheit" blieben unverändert; nur in der erſteren läſst der Dichter 1877 anſtatt „Unter den Wipfeln" drucken „Zwiſchen den Wipfeln!" und in der dritten Strophe umſtellt er „Auch ſich raſtlos" in „Raſtlos ſich auch". Das ſchöne Gedicht „Thales", unter die Lieder eingereiht, blieb auch unverändert; nur in der neunten Zeile umſtellt er einige Worte; urſprünglich lautete die Stelle:

> Und weil die Erde voll von Hökerweibern,
> Erſcheint der Welt noch heut die Rede klug
> Und Thales lächerlich.

Von der umfangreichen „Herbſtelegie" jedoch wurde die Hälfte der Verſe verändert und wir ſetzen daher für diejenigen, die das Vergleichen lieben, die erſte Faſſung, als welche wir ſie vermuthen, hieher:

Ach, wohl wandl' ich ſie noch, die gewohnten Pfade, noch einmal:
Alle die Pfade der Flur und den ameiſenumwieſelten Waldſteig
Auch, wo der Lenz mich erquickt und der blauende Sommer ins Herz mir
Lächelte: ja, noch wandl' ich ſie wohl, die Pfade, die alten,
Aber wir anders, ach! denn es zittert die Sonne des Herbſtes
Über den Hohn und vergeſſen ſtehn in den Gärten die letzten
Blumen, und klagend ſtrecken die rauſchenden Bäume, die dürren,
Um ihr entſchwundenes Grün die verzweifelnden Arme zum Himmel.
Du dort im Felſengeheg, du tannenummäntelter Gießbach,
Helleſte Glocke des Haines, wie biſt du ſo heiſer geworden!
Ach von den Stimmen des Walds, den tauſenden, blieb denn nicht Eine,
Die noch vom Lenze mir ſpricht, von den Herrlichkeiten des Sommers?
Matt nun ſchleichen die Stunden: wo immer ich wandre, da grinſet
Mich die Verödung an und der Tod und ich fühle mich einſam.
Siehe, der Abend ſank. In die dämmernde Halle des Luftraums
Hebt ſich der Mond, ſchwarz ragen die Wälder, es neigen die Pappeln
Drunten im Thal am Weg wie betende Pilger die Wipfel.
Ringsum Stille, nur fernher kläfft aus entſchlummerten Dörfern
Hundegebell und droben im Bergwald knattert ein Schuß noch.
Ach wie der Frühling ſtirbt und der glühende Sommer, ſo ſtirbt auch
Immer der Tag und es ſchwindet der Glanz, der heilige, fernhin
Leiſ' und leiſer hinweg von den grünenden Gipfeln der Erde.
Aber da oben, ſiehe, da glühn, da rinnen die goldnen
Ströme des Lichts doch immer im ewigen Äther und wölben
Über dem Haupte ſich mir zur azurnen Grotte des Himmels.
Sprich vom Lenze denn du mir, o Sternenhimmel! Du leuchteſt,
Lebeſt immer und thauſt in ſterbliche Herzen zu allen
Zeiten dein mildes Licht. Es nachten die Haine geſanglos,
Töd' auch ſtarren die Felder, es ſind verſchwunden die Blumen,
Aber die goldenen Sterne, ſie ſtehn am Himmel und ſchimmern.

Endlich iſt das mit „Sonett“ überſchriebene III. Gedicht aus den Sonetten „An Marie“ zu erwähnen; die ſechs letzten Zeilen lauteten urſprünglich:

Du liebſt mich nicht. Laſs ab, dies dürftige
Almoſen deiner Huld mir zuzumeſſen.
Dein Sinn iſt flüchtig, wie der Duft der Roſe!
Nicht zähl' ich mich zu denen, die man preſſen
Darf an die Bruſt mit tändelndem Gekoſe,
Dann ſagen: geh' und lern' mich vergeſſen!]

[Dr. jur. **Karl Ritter von Scherzer** (geb. 1821), k. u. k. außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter d. R., Verfaſſer großer Werke über Länder und Völker. (Vergl. Kürſchner, Lit.-Kal.)

Den Anlaſs zu dieſer Skizze bot eine Stelle in den „Stationen“ Hamerlings (S. 271, 5); ſie lautet: „Eine neue förderliche Anregung wurde mir zur ſelben Zeit [Trieſt 1859] auch durch die Rückkehr der ‚Novara‘ von ihrer Reiſe um die Welt zu theil. Die Hafenſtadt ſah die wackeren Argonauten landen; einige derſelben verweilten länger in Trieſt, ſo namentlich Karl von Scherzer, der im Schillerverein wiederholt über die Erlebniſſe und Ergebniſſe der Weltfahrt Vorträge zum beſten gab und mir lehrreichen Stoff bot zu Berichten für die Trieſter Zeitung. Im März 1860 wurde eine Novaraausſtellung veranſtaltet, welche alles von der ‚Novara‘ in fernen Zonen Geſammelte, in cultur- und religionsgeſchichtlicher, völkerkundlicher und naturwiſſenſchaftlicher Hinſicht Merkwürdige zu einer in ihrer Art einzigen Ueberſicht vereinigte. Das gab Anlaß zu einem Artikel ‚Bei fremden Menſchen und Göttern‘, der einer tieferen Auffaſſung der Sache Raum gab, und den ich in meine geſammelte ‚Proſa‘ [Hamburg 1884, erſter Band] mit aufnahm. Die perſönliche Berührung mit K. v. Scherzer bleibt mir eine erfreuliche Erinnerung. Er hatte in einem öffentlichen Vortrage auch intereſſante neuſeeländiſche (maoriſche) Volkslieder mitgetheilt, von welchen ich eine Anzahl metriſch ins Deutſche übertrug und zu veröffentlichen Gelegenheit fand.“

Dr. Ritter v. Scherzer theilte uns im Anſchluſſe hieran in zwei Briefen (Görz, 11. Juli und 17. Auguſt 1899) Folgendes mit: „Als ich im Jahre 1859 von der Novaraexpedition heimkehrte, verbrachte ich auf Wunſch Seiner kaiſerlichen Hoheit des damaligen Marineobercommandanten Erzherzog Ferdinand Max mehrere Jahre in Trieſt, wo Robert Hamerling Profeſſor im Gymnaſium war. Er lebte äußerſt zurückgezogen mit ſeiner Mutter. Meine Bekanntſchaft beſchränkte ſich darauf, daſs er als Referent der Trieſter Zeitung einige Vorträge beſprach, welche ich zum Beſten armer Studierender in der Nautiſchen Akademie gab. Später ſchrieb er, glaube ich, ein Referat [?] über mein Werk ‚Weltinduſtrien‘ [erſchien 1880], welches die Reiſe weiland des Kronprinzen Erzherzog Rudolf in Großbritannien, deſſen wiſſenſchaftlicher Führer ich war, zum Gegenſtande hatte. In Wien, glaube ich auch einmal mit dem von mir hochverehrten Dichter zuſammengetroffen zu ſein, als er den Text zu Adalbert v. Goldſchmidts Oratorium ‚Die ſieben Todſünden‘ ſchrieb.“ [Hamerling ſchreibt am 27. Januar 1872 an George Mayer: „Eine vielleicht acht Druckſeiten ſtarke Cantate, ‚die ſieben Todſünden‘ ſchrieb ich in letzter Zeit für einen Wiener Componiſten.“ Das Werk wurde noch in dieſem Jahre gedruckt und trägt das Erſcheinungsjahr 1873; das Oratorium, das nur einen Theil des Textes in Anſpruch nahm, kam 1877 zur erſten Aufführung; 1867 war der Dichter das letztemal und nur vorübergehend in Wien.] Die **Briefe**, welche Ritter von Scherzer von Hamerling erhielt, ſind unzugänglich oder vielleicht gar Autographenſammlern überantwortet worden; die umfangreiche Correſpondenz des Diplomaten wird eben erſt geſichtet. — Was die von

Hamerling erwähnten maoriſchen Volkslieder betrifft, ſo wuſste Dr. v. Scherzer bisher nicht, daſs ſich der Dichter ſeinerzeit damit beſchäftigt hat; jene Poeſieproben, welche in den beſchreibenden Theil der Novaraexpedition (Wien 1862; vierte Volksausgabe 1870, Art. XIX.) aufgenommen wurden, ſind von dem Verfaſſer dieſes großen Werkes, Dr. v. Scherzer, ſelbſt. — Der letztere hat weiters bemerkt, daſs auch Dr. Ferdinand v. Hochſtetter in ſeinem Werke „Neu-Seeland" (Stuttgart 1863) Sprichwörter und Poeſien der Neuſeeländer mitgetheilt hat und meint, daſs Hamerling vielleicht für das letztgenannte Werk die von ihm erwähnten Bearbeitungen beſorgte. Die Witwe des Gelehrten, Frau Hofrath v. Hochſtetter in Wien, theilt uns aber mit, daſs ſich unter den nachgelaſſenen Papieren ihres Gemahls weder Briefe Hamerlings vorfanden, noch ſein Name in dem Werke „Neu-Seeland" irgendwie erwähnt wird. — Ob Hamerling eine engliſche Ausgabe maoriſcher Poeſien kannte, wiſſen wir nicht.]

[**Friedrich Marx**, geboren 20. September 1830 zu Steinfeld in Oberkärnten, beſuchte das Gymnaſium in Laibach und ſollte die Studienlaufbahn einſchlagen, trat aber in die Armee ein. Ende 1861 gründete er, bald darauf zum Hauptmann vorgerückt, ſeinen häuslichen Herd in Graz, ſchied nach der Schlacht von Königgrätz aus dem activen Dienſt und widmete ſich als Privatmann ſeinen literariſchen Beſchäftigungen. Von 1870—72 war Marx Präſident des ſteiermärkiſchen Schriftſtellervereines in Graz. 1871 trat er bei der Landwehr ein, wurde 1890 Oberſt und gieng 1892 in den Ruheſtand; er lebt ſeitdem wieder in Graz. Seine Werke: Gedichte, erzählende und dramatiſche Arbeiten, umfaſſen die Zeit von 1862 bis 1878. (S. Brummers Lexikon, 1895.)

Über ſeine Beziehungen zu Robert Hamerling und ſeinen Verkehr mit dem Dichter ſchrieb uns Oberſt Marx ddo. Graz, Oſtern 1901: „Als ich im Jahre 1860—61 in Krems a. d. Donau als Gendarmerie-Oberlieutenant in Garniſon ſtand, ſpielte der Zufall mir Robert Hamerlings ‚Ein Schwanenlied der Romantik‘ und ‚Venus im Exil‘ in die Hände, aus welchen mir ſofort die Bedeutung des Dichters für die zeitgenöſſiſche Poeſie klar wurde. Begreiflich war daher mein Wunſch, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Ende 1861 ſandte ich ihm aus Graz einen Band der erſten Auflage meiner geſammelten lyriſchen und epiſchen Gedichte nach Trieſt und erhielt von ihm ein ſehr liebes anerkennendes Schreiben, in welchem er ſich über die Lyrik unſerer Alpenländer überhaupt ausſprach. Bei Gelegenheit meiner Hochzeitsreiſe, die ich im Juni 1862 von Graz aus über Trieſt nach Oberitalien und Tirol antrat, hielt ich mich nach dem Pfingſtfeſte einige Tage in Trieſt auf und beſuchte den Dichter, dem ich Grüße gemeinſamer Grazer Freunde zu überbringen hatte. Ich traf ihn etwas leidend zu Bette, mit einem ſeiner Collegen vom Trieſter Gymnaſium Schach ſpielend, an. Nach freundlicher Begrüßung hatte ich Gelegenheit, den herrlichen Dichterkopf zu bewundern, an dem ich mich nicht ſatt ſehen konnte. Nach kurzem Verweilen nahm ich ſeine Gegengrüße für die Grazer Freunde und die Hoffnung mit, ihn bald zu längerem Aufenthalte in der Murſtadt begrüßen zu können, welche Hoffnung ſich im Sommer 1863 in der That erfüllte. Bei dieſer Gelegenheit überreichte ich Hamerling mein damals erſchienenes Buchdrama ‚Olympias‘, deſſen Bühnenbearbeitung, 231. Bändchen von Philipp Reclams Univerſal-Bibliothek, ich Robert Hamerling und Wilhelm Jordan als Zeugen der erſten Aufführung und des Erfolges widmete. In einem Grazer Berichte der Trieſter Zeitung vom Jahre 1877 hat Hamerling bei Beſprechung der dritten Auflage meiner Gedichte ‚Gemüth und Welt‘ die Tragödie ‚Olympias‘ als ein ‚herrliches‘ Werk bezeichnet. — Im Allgemeinen bemerke ich noch, daſs meine Beziehungen zu Robert Hamerling, ſeit wir uns 1862 in Trieſt perſönlich kennen gelernt, bis zu ſeinem Tode die gleich herzlichen geblieben ſind. Wir beſuchten uns von Zeit zu Zeit und tauſchten bei jeder Begegnung nicht nur freundliche Worte der Begrüßung, ſondern auch gegenſeitige Mittheilungen über literariſche Ereigniſſe des Tages aus. Nicht ſelten erbat Hamerling ſich ein oder das andere Buch aus meiner Bibliothek und gab mir im Jahre 1876 einen Beweis ſeines beſonderen Vertrauens, indem er ſein Teſtament in meine Hände legte und es erſt 1878, als ich Graz verließ, auf meine wiederholte dringende Bitte wieder an ſich nahm. Meine letzte perſönliche Begegnung mit dem Dichterfreunde hatte etwa im Frühjahr 1887 bei St. Leonhard, einer Grazer Vorſtadtpfarre, ſtatt. Hamerling kam mit dem traditionellen Sonnenſchirm unter dem Arme aus der Stadt nach ſeiner Beſitzung beim ‚Schwarzen Hund‘ nächſt St. Leonhard, ich ritt vom Morgenſpazierritt in die Stadt und hielt zur Begrüßung des Freundes an. Bei dieſer Gelegenheit ſagte er mir: ‚Wiſſen Sie, daſs Ihre letzten Gedichte (in verſchiedenen Anthologien und Zeitſchriften) Ihre reifſten und beſten ſind?‘, welches Lob des ſonſt etwas wortkargen Dichters mich herzlich freute. Im November 1887 folgte ich, zum Oberſtlieutenant befördert, dem dienſtlichen Rufe nach Klagenfurt und ſah Hamerling nicht wieder.“

Im Vorworte der erwähnten Bühnenbearbeitung der „Olympias“, welche der wiederholten Aufführung im Grazer landſchaftlichen Theater zugrunde lag, iſt

u. a. zu leſen: „Den werten Freunden aber (nämlich Robert Hamerling und Wilhelm Jordan), welche der erſten Aufführung meines Trauerſpiels in Graz beiwohnten und mir ihre edle Theilnahme an der überraſchend günſtigen Aufnahme des Dramas in herzlicher Weiſe kundgaben, möge dies Buch ein Zeichen meiner Verehrung ſein, indem ich die erſte Seite desſelben mit ihren gefeierten Dichternamen ſchmücke. Graz, im April 1870.“ (S. a. S. 87.)

Friedrich Marx erhielt von Hamerling im Laufe der Zeit etwa zwanzig Briefe, von denen gegenwärtig auch Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner etwa acht Stück beſitzt; veröffentlicht wurde aus dieſen Briefen bisher nichts. — Photographien Hamerlings beſitzt Marx fünf oder ſechs Aufnahmen, theils mit, theils ohne Widmung; jene aus ſeiner Jugend im Profil, bemerkt Marx, war die erſte; gemeint iſt die vom Jahre 1854, welche wir im erſten Theil der Briefe veröffentlichten. Auch ſandte Hamerling an Marx den Holzſchnitt aus der Leipziger Illuſtrierten Zeitung mit der Widmung: „Dem Dichter der ‚Olympias‘ Robert Hamerling.“ — Von Widmungsexemplaren erhielt Marx die zweite Auflage des „Ahasver“ mit den Worten: „Meinem Freunde, dem Dichter der ‚Olympias‘ Robert Hamerling. Graz 27. April 67;“ dann den „König von Sion“, welchen Marx in drei Feuilletons der Grazer „Tagespoſt“ beſprach, ſowie den Roman „Aſpaſia“; die beiden letzten Werke ohne ſchriftliche Zueignung.

Brief aus Graz, 24. Auguſt 1863.]

Hochgeehrter Freund! — Ich halte Ihr Drama für ein gediegenes, achtunggebietendes, durchaus in edlem Styl gehaltenes Werk, ebenſo vortrefflich in der Gliederung und Charakteriſtik als in der Diction. Daß ihm die hiſtoriſchbreite Anlage und der antike Stoff den Weg zu den Bühnen nicht erſchwere, kann das Votum der Critik hindern. In dieſem Sinne ſpricht ſich auch beifolgender Brief an Kuh aus. — Ich habe Kuh noch gebeten, mir durch Sie gefälligſt mitzutheilen, in welchen Journalen Recenſionen des Dichterbuches mit Erwähnung des Germanenzuges erſchienen ſind. Wollen Sie ſich gütigſt mit dieſem kleinen Auftrage befaſſen? Freundlichen Gruß und ein herzliches Glückauf! Hochachtungsvoll der Ihrige — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz vom 21. Auguſt 1863, mit der Bemerkung von anderer Hand: „an Emil Kuh.“ Dieſe Notiz iſt richtig; der von uns mehrfach genannte Kuh iſt der Herausgeber des „Dichterbuch aus Öſterreich“ (Wien 1863). Das Schriftſtück beſitzt jetzt Sectionschef Ludwig Ritter Pribram von Gladona in Meran, der uns das Original gütigſt zur Copierung überließ. — Das hiſtoriſche Trauerſpiel von Marx „Olympias“ erſchien 1863 bei Hermann Markgraf in Wien.]

Hochgeehrter Herr! — Es war vielleicht eine Naivetät vom Überbringer dieſer Zeilen, wenn er meinte, daß ein Empfehlungsbrief ſeinem Werke nützen könne, und es iſt nicht weniger eine Naivetät von mir, wenn ich einen ſolchen ſchreibe; aber warum ſoll man aus Freundſchaft nicht auch den Muth haben naiv zu ſein? Die „Olympias“ des Hrn. Marx iſt meines Erachtens ein achtunggebietendes, edel ſtiliſirtes Werk, das an keiner Stelle durch Ungeſchmack oder Stümperei beleidigt, und dem der Weg zu den Bühnen vielleicht nur durch die hiſtoriſche Breite der Anlage und den antiken Stoff erſchwert wird. Der Autor erſcheint mir, indem er ſich nach Wien begibt, um perſönlich für ſein Stück thätig zu ſein, wie ein Soldat, der nach dem Kriegsſchauplatze abgeht. Wenn ihn ſchon Pfeile treffen ſollen, ſo bewahre der Himmel ihn wenigſtens vor den allzuſpitzigen, den zweiſchneidigen, den widerhakigen, und den vergifteten, von deren fertiger Handhabung die Wiener Kritik dem „Dichterbuch aus Oeſterreich" gegenüber ſehr ſchöne Proben gegeben hat. — Darf ich zum Zweiten nun auch noch im eigenen Namen eine Bitte wagen? Sie haben gewiß die Recenſionen des „Dichterbuches" in öffentlichen Blättern mit Aufmerkſamkeit verfolgt, und da Sie ohne Zweifel mehr Journale zu Geſichte bekommen als ich, ſo würde ich Ihnen unendlich dankbar ſein, wenn Sie Hrn. Marx entweder ſogleich oder nach einigen Tagen — er wird gern noch einmal kommen — gefälligſt mittheilen wollten, ob Sie außer der Europa, der Unterhaltungen am haeuslichen Herd, der Illuſtr. Ztg., dem Orion, den Bl. f. lit. U. [Blättern für literariſche Unterhaltung], der Donauzeitung, der Carinthia und der Grazer Tagespoſt ſich noch auf ein Blatt beſinnen, das eine Beſprechung des „Dichterbuchs" mit Erwähnung des „Germanenzugs" gebracht hat? — Mit dem lebhaften Wunſche, zur Erweiſung eines Gegendienſtes Gelegenheit zu finden, verharre ich mit hochachtungsvollem und herzlichem Gruß — Ihr — ergebener — Robert Hamerling.

[Oberſt Marx bemerkt hiezu (ddo. Graz 26. März 1901): „Soviel ich mich nach 38 Jahren noch entſinnen kann, traf ich den Kritiker damals im Redactionsbureau der ‚Preſſe', überreichte ihm mein eben erſchienenes Buchdrama ‚Olympias' mit dem Briefe Hamerlings und erhielt von ihm die vom Dichter gewünſchte Auskunft. Meine Unterredung mit Kuh, dieſem einſt tonangebenden und gefürchteten Kritiker, dauerte höchſtens fünf Minuten und verlief in der verbindlichſten Form. Durch die Aufnahme des ‚Germanenzuges' hat Kuh als Herausgeber des ‚Dichterbuches' ſich um Hamerling jedenfalls ein Verdienſt erworben. Die Erkältung der Beziehungen zwiſchen beiden datiert aus ſpäterer Zeit, worüber der Brief Hamerlings vom 29. März 1869 einiges Licht verbreitet."

Brief aus Graz, 29. März 1869, wieder an Marx. — Der erwähnte Herr Wohlfahrt war Hamerlings und Marx' gemeinſamer Buchhändler in der Sporgaſſe zu Graz, ein ſehr gebildeter, gefälliger Schleſier, der vor etwa ſechs Jahren ſtarb. — Ohne Zweifel hat Marx ſ. z. den Wunſch Hamerlings, den er hier ausſpricht, erfüllt.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Durch Hrn. Wohlfahrt erfahre ich, daß Ihnen von der in Berlin erſchienenen Brochure über mich ein Recenſionsexemplar durch den Verleger übermittelt worden. Sollten Sie wirklich gewillt ſein, das Schriftchen in der „Tagespoſt“ mit einer kurzen Notiz anzuzeigen, ſo würde ich Sie bitten, gefälligſt einfließen zu laſſen, daß Feodor Wehl der Verfaſſer oder vielmehr Compilator desſelben iſt. [S. dritter Theil S. 345 ff.] Mehr als eine ganz kurze Notiz iſt das Ganze meines Bedünkens nicht werth. — Wenn Sie ſich veranlaßt finden könnten, zu ſagen, die Brochure zeige den Erfolg des K. v. S. [König von Sion] ſo weit gediehen, daß einzelne hämiſche Angriffe ſchwerlich mehr viel daran ändern können, ſo wäre dies die beſte Erwiderung des Kuh'ſchen Schmähartikels in der „Preſſe“, der Ihnen gewiß bekannt geworden. Ich erwartete von daher nichts Anderes. Die Redaction der Preſſe habe ich mir zum Feind gemacht, indem ich einige literariſche Artikel für die Neue Fr. Preſſe ſchrieb, und der wüthige Ingrimm Kuh's gegen mich datirt von einem kleinen Artikel über das Wiener Feuilleton, den ich vor längerer Zeit in der Deutſch-Öſterreichiſchen Revue publicirte, und worin ich die Arroganz Kuhs als Kritiker gebührend betonte. Seither verunglimpft er mich wo er kann in der ſchmählichſten Weiſe. Zum Glück iſts derſelbe Kuh, der als der 1. Band von Lingg's

„Völkerwanderung“ erſchien, nichts darüber zu ſagen wußte, als es ſei wünſchenswerth, daß dem 1. Bd. kein zweiter folge, und der eben jetzt wieder in der letzten Nummer der „Wiener Ztg.“, wo er ein halb Dutzend Lyriker abſchlachtet, darunter mit beſonderem Behagen den Autor der „Tagesſplitter“, die geſammte Öſterreichiſche Dichterſchule (alſo Grün, Lenau, Beck ꝛc.) als geiſtig unvermögend und erbärmlich bezeichnet. Wie mir ein Freund aus Wien mittheilt, circulirt dort ſchon ſeit Jahren in literariſchen Kreiſen das Sprüchlein:

„O Emil Kuh,
Welch' ein Ochs biſt du!“

Ich für meine Perſon halte ihn dagegen für einen Menſchen, der urſprünglich nicht ohne Begabung für einen feinen und geiſtreichen Stil, aber zum Kritiker viel zu verſchroben und grillenhaft, überdies auch in Verbitterung und Gallſucht halb untergegangen iſt. Freilich iſt ſeine Kritik des K. v. S. auch geradezu gewiſſenlos. Wenn man die hiſtoriſche Gelehrſamkeit, die er über die Wiedertäufer auskramt, mit der Oberflächlichkeit vergleicht, die er bezüglich meiner Dichtung ſelbſt verräth, ſo ſcheint es, daß es zu den Erforderniſſen einer geiſtreichen Kritik gehört, zum Behuf derſelben alle möglichen Bücher zu leſen, nur nicht dasjenige, welches eben recenſirt werden ſoll. Daß Kuhs literariſche Freunde ihm wacker ſekundiren werden, zweifle ich nicht. Mit herzlichem Gruß — Ihr — ergebenſter — Rob. Hamerling.“[*])

[Über den Autor der „Tagesſplitter“ theilt uns Oberſt Marx mit: „Wie derſelbe eigentlich hieß, iſt mir noch heute unbekannt; jedenfalls war er ein altöſterreichiſcher Patriot, wie ich muthmaße, vielleicht in hoher amtlicher Stellung, die es ihm räthlich erſcheinen ließ, ſeine überaus kräftigen, zornſprühenden patriotiſchen Geſänge anonym zu veröffentlichen. Er ſchrieb mir unter irgendeinem Decknamen und bat mich, bei fortgeſetztem Briefwechſel auch mir gegenüber das Incognito wahren zu dürfen.

---

[*] Höchſt bezeichnend für Kuhs Verſchrobenheit iſt ein Brief, den er am 11. December 1875 an Gottfried Keller richtete und den die Neue Freie Preſſe vom 2. Juni 1901 S. 34 5 mittheilt.

Auf den 9. November 1874 fällt das Feſt der goldenen Hochzeit der Eltern Hamerlings, an dem ſich Friedrich Marx als Verfaſſer eines größeren Gedichtes betheiligte; da uns Materiale vorlag, welches aus unmittelbarer Anſchauung die Feſtlichkeit berührt, ſo kommen wir auf das Gedicht an anderer Stelle zurück.

Brief aus Graz, 6. Juni 1879. Das Schriftſtück iſt augenblicklich Eigenthum des Commentatore Vareſe in Vicenza, der es ſpäter in eine Briefſammlung berühmter Männer einreihen wird; Vareſe, der Biograph Hamerlings in Italien und Überſetzer ſeines „Danton und Robespierre“, hat uns das Original des Briefes an Marx zur Copie überlaſſen.]

Hochgeehrter Herr und Freund! Ich würde nicht verſäumt haben, Ihnen die Nachricht vom Tode meines Vaters direkt wenigſtens durch Überſendung eines Partezettels zukommen zu laſſen, wenn mir Ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort genau bekannt geweſen wäre. Im Begriffe, mich darnach zu erkundigen, erhielt ich Ihre lieben, ganz Ihrer von mir ſo oft erprobten edlen und freundlichen Geſinnung würdigen, nur in der Erwähnung deſſen, was ich für den Verewigten bei ſeinen Lebzeiten thun konnte, allzu optimiſtiſchen Zeilen. Innigen Dank dafür im eigenen wie auch im Namen der Mutter! — Für Einen, der in der Welt Niemand hatte als ſeine Eltern, mußte der Verluſt auch des greiſen Vaters doppelt empfindlich ſein. Wie lange wird mir der Himmel noch den Beſitz meiner Mutter gönnen? Durch ihren Verluſt würde meine Lebenslage eine totale Umgeſtaltung erleiden und ich ſtunde völlig einſam und verlaſſen da. Sie zählt nun auch ſchon 73 Jahre; iſt es nicht faſt allzu kühn, zu hoffen, daß auch ſie ihr Leben wenigſtens auf 80 Jahre bringt? — Dem nun dahin gegangenen Vater wurden die letzten Monate des irdiſchen Daſeins durch heftige Schmerzanfälle verbittert, von welchen der letzte ſeinem Leben ein plötzliches Ende machte. Seine kräftige Natur überſtand eine zweite Lungenentzündung im Frühjahr, aber eine Herzaffection, wie es ſcheint, blieb zurück und ließ ihn des Lebens nicht mehr froh werden, obgleich er das Bett verlaſſen konnte. Drei Monate lang pflegte ihn die Mutter Tag und Nacht und es war rührend zu ſehen, wie den beiden alten Leuten vor dem Scheiden auf ewig, die Liebe und ungetrübte Herzensinnigkeit ihrer Jugendjahre zurückkehrte. . . — Sie hatten den guten, heitern Greis ja auch lieb: gedenken Sie ſeiner freundlich! Für alle Güte, die Sie ihm im Leben erwieſen, werde ich Ihnen ewig dankbar ſein. — In treuer herzlicher Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Das „Illuſtrirte Grazer Extrablatt" vom 20. Juli 1889, eine nach dem Tode des Dichters veranſtaltete „Hamerling-Nummer", wird durch einen Nachruf in Verſen von Friedrich Marx eingeleitet:

So haſt du geſiegt, überwunden! —
Was irdiſch und ſterblich war,
Es fiel von dir ab,
Wie die Hülle fällt vom leuchtenden Standbild,
Das ſonnengeküßt
Vom ragenden Tempel
Weit über glückliche Eilande
Und blaue Wogen hinausblickt.

— — — — — — — — — — — — —

So taucht aus dem Gewoge der Zeiten
Dein einſames Denkerhaupt,
Das bleiche Antlitz des Sehers
Mit dem Glutauge des Dichters,
Der goldene Liedermund
Mit dem Lächeln des Weiſen,
Ehrfurchtgebietend auf!

Ein Prophet und Sänger zugleich,
Dem der Weltengeiſt
Der Schönheit ſchimmernden Herrſcherſtab
Einſt in die Wiege gelegt,
Und der ihn durch die Jahrhunderte
Nun ſieghaft ſchwingt! —
Die Glocken verhallen,
Die Trauergeſänge verſtummen,
Die Fackeln verlöſchen
Am dürftigen Grabhügel des Dichters,
Den die Thräne der Liebe benetzt.

Doch ſei auch dein Grab
Eingeſunken, vergeſſen:
Du lebſt und wirkſt fort,
Der Gewaltigen einer,
Der mithalf zu ſchmücken
Am Diadem ſeiner Zeit,
Die herrlichſten Krondiamanten
Ihr geholt aus dem Schacht des Gedankens,
Perlen aus unergründetem Grunde der Dichtung,
Aus odyſſeiſchen Fluthen,
Rubinen rothen Strahles,
Aus glühendem Dichterherzen,
Das ſein Volk geliebt und ſein Land,
Geſangsfrohes Oeſterreich dich,
In dem uns ein Walther erſtand,
Der Heimat treueſter Sohn,
Der Fürſten Berather, ein Sänger der Zeit,
Und des Volkes mahnend Gewiſſen!

[Leopold Ritter von Sacher-Maſoch wurde am 27. Jänner 1836 zu Lemberg geboren, wo ſein Vater, mit dem Titel eines Hofrathes ausgezeichnet, Polizeichef von Galizien war; 1848 wurde der Vater nach Prag verſetzt, wo Leopold die deutſche Sprache erlernte. Er beſuchte hier das Gymnaſium, das er mit dem fünfzehnten Lebensjahre vollendete, abſolvierte dann die philoſophiſchen Curſe und ſtudierte mit Vorliebe Mathematik, Geſchichte, Naturwiſſenſchaften und Rechte. Nach der Verſetzung des Vaters nach Graz (1855) vollendete der Sohn daſelbſt ſeine rechtswiſſenſchaftlichen Studien, erwarb ſich, zwanzig Jahre alt, die Doctorswürde, arbeitete im Staatsarchiv zu Wien ſein Geſchichtswerk „Der Aufſtand in Gent“ aus und habilitierte ſich darauf in Graz als Privatdocent für Geſchichte. 1858 erſchien Sachers erſter Roman „Eine galiziſche Geſchichte“ anonym; der Erfolg beſtimmte den Verfaſſer ſich ganz der Literatur zu widmen. 1859 kämpfte er als Freiwilliger gegen Franzoſen und Italiener, wurde hernach unter Schmerling Profeſſor in Lemberg, reſignierte unter dem deutſchfeindlichen Miniſter Belcredi und lebte hierauf als Schriftſteller abwechſelnd in Graz, Salzburg und Wien, unternahm auch größere Reiſen, ließ ſich ſpäter in Graz nieder, gieng 1880 nach Budapeſt, wo er kurze Zeit das für den Salon beſtimmte Wochenblatt „Belletriſtiſche Blätter„ redigierte und begründete 1881 die internationale Revue „Auf der Höhe“, die er vier Jahre lang in Leipzig herausgab; 1886 gieng er nach Lindheim in Oberheſſen, wo ſeine Gattin in zweiter Ehe, Hulda geborene Meiſter, ein Landgut beſaß; 1886/7 war er in Paris, 1890/1 redigierte er das Feuilleton der „Neuen Badiſchen Landeszeitung“ in Mannheim und ſtarb nach langem Leiden in Lindheim am 9. März 1895. Sacher-Maſoch war ein äußerſt fruchtbarer Schriftſteller, ſo daſs wir, was die Titel ſeiner Werke betrifft, auf Brümmers „Lexikon der deutſchen Dichter und Proſaiſten“ (Leipzig 1895) verweiſen müſſen. — Der Frau Hulda von Sacher-Maſoch verdanken wir das Materiale zu dieſem umfangreichen Capitel, die größte Förderung während unſerer Arbeit und eine letzte Durchſicht vor dem Reindruck.

Hamerling lernte den Schriftſteller in Tobelbad 1862 perſönlich kennen; in ſeinen „Stationen“, S. 291/2, ergeht ſich unſer Dichter ausführlicher über den Romancier und bemerkt, S. 119, auch noch: „Zu Sacher-Maſoch blieb mein Verhältnis immer ein gutes.“

Ob die uns vorgelegene Correſpondenz zwiſchen beiden Schriftſtellern vollſtändig iſt, kann nicht behauptet werden; aus einigen Stellen im Schluſstheil dieſes Capitels geht hervor, daſs noch weitere Schriftſtücke exiſtiert haben dürften. Unter anderem ſchrieb uns die Witwe auch einmal Folgendes: „Tauſende von Briefen habe ich ſchon durchgeſehen, Zehntauſende bleiben noch, da mein Mann alles aufgehoben hat: jeden Brief, jedes Telegramm, jede Rechnung, jede Quittung und jede Viſitkarte. Nicht eine Correſpondenz iſt von der andern getrennt. Wenn eine gewiſſe Anzahl Briefe beiſammen war, wurden ſie in ein Zeitungspapier eingeſchlagen, ‚Briefe‘ darauf geſchrieben und bei Seite gelegt. Das iſt die Correſpondenz von mindeſtens 40—45 Jahren.“ — Veröffentlicht wurde aus der Correſpondenz muthmaßlich bisher nichts. Gleichzeitig mit uns beſchäftigte ſich aber auch mit Sacher-Maſoch der Schriftſteller Karl Felix Freiherr von Schlichtegroll, der in dem eben erſchienenen Buche „Sacher-Maſoch und der Maſochismus“ (Dresden) auch an Briefſtellen Hamerlings anknüpfte.

Brief aus Graz, 7. December 1866; die Jahreszahl iſt im Original durch Correctur undeutlich geworden; aus dem Inhalte dieſes Briefes und der nachfolgenden Briefe geht aber hervor, daſs es 1866 heißen muſs. Die Handſchrift des „Winterliedes“, das in Sinnen und Minnen nachgeleſen werden kann, hat uns vorgelegen. — Hamerling bezeichnet bei Nennung ruſſiſcher Schriftſteller ſelbſt einige literariſche Arbeiten; mehr ließ ſich aber nicht ermitteln.]

Hochgeehrter Freund! Hier das verſprochene „Winterlied“, ſammt dem 2. Bande von Turgenjew, in welchem mir die „Erſte Liebe“ als ein Meiſterſtück friſcher und pſychologiſch-feiner Lebensdarſtellung einen großen Eindruck gemacht. Auch die „Erſcheinungen“ ſind höchſt anregend. Könnte ich das „Tagebuch eines Jägers“ [Memoiren e. J. von T.] von Ihnen erhalten? Puſchkin behalte ich noch ein paar Tage. Bei der beabſichtigten freundlichen Notiz über meinen „König von Zion“ (ſo wird das Opus betitelt ſein), würde ich Sie bitten einfließen zu laſſen, daß eine 2. Aufl. vom „Ahasverus in Rom“ unter der Preſſe iſt. Sie wird hier bei Pock gedruckt (was aber natürlich nicht zu erwähnen wäre), da ich den Druck unmittelbar beaufſichtigen will, und norddeutſche Verleger wegen der Agioverhältniſſe gewiß mit Vortheil in Oſtreich drucken laſſen. Herzlich ergeben — Ihr — Hamerling.

[Die hier genannte Buchdruckereifirma exiſtiert nicht mehr; Karl Emil Franzos in ſeinen Erinnerungen an Robert Hamerling (Deutſche Dichtung, September 1889) bemerkt: „Auch auf die rein techniſche Correctur verwandte Hamerling ſo viel Zeit und Mühe, wie ſchwerlich ein anderer; in den Jahren meines Grazer Aufenthaltes gieng dieſe Ängſtlichkeit ſo weit, daſs er ſeinem Hamburger Verleger den Druck in einer Grazer Officin zur Bedingung machte, nur um drei- oder vierfache Correcturen leſen zu können.“

Brief aus Graz vom 9. Januar 1867.]

Hochgeehrter Freund! Sie ſcheinen das „Winterlied“ nebſt den begleitenden Zeilen bei meiner vorgeſtrigen Sendung überſehen zu haben. Für den Fall daß es unbemerkt verloren gegangen, ſende ich Ihnen hier eine neue Abſchrift. Für Ihre Sendung vorläufig beſten Dank! — Ergebenſt Ihr — Hamerling.

[Brief aus Graz vom 11. Januar 1867. — Um welche Werke der genannten ruſſiſchen Schriftſteller, ſoweit ſie Hamerling nicht ſelbſt anführt, es ſich handelte, konnte leider nicht ermittelt werden.]

Hochgeehrter Freund! — Durch ein Verſehen erhielten Sie vor mehreren Tagen ſtatt des Turgenjew und des „Winterlieds“ ein anderes, für die Buchhandlung Leuſchner & Lubensky [in Graz] beſtimmtes Packet, enthaltend [Friedrich] Halms „Wildfeuer“ und [Feodor] Wehls „Didaskalien“. Ich bitte nun mir dieſe beiden Bücher durch den Überbringer gefälligſt wieder zurückzuſenden. Die Zeilen, die ich damals meiner Sendung an Sie beilegte, und die nicht in Ihre Hände, ſondern mit dem unrechten Packet in die Leuſchner & Lubensky'ſchen Hände gelangte, ſchließe ich hier wieder bei. — Ergebenſt Ihr Hamerling.

[Brief aus Graz, 12. Januar 1867, mit der Adreſſe: „Sr. Wohlgeboren Herrn Dr. Leopold Ritter v. Sacher-Maſoch, hier, Wickenburggaſſe.“ — In dem Briefe iſt von der ungariſchen Nationalhymne „Szózat“ (Aufruf!) die Rede.]

Hochgeehrter Freund! — Der mir überſendeten Szózat-Überſetzung auf die Beine zu helfen, iſt ohne Kenntniß des Originals etwas ſchwer. Was der Vers: „Hier lebſt und ſtirbſt du fort“ heißen ſoll, begreife ich nicht. Ich habe dafür proviſoriſch etwas geſetzt, was einigen Sinn hat; ob es aber richtig, kann ich natürlich nicht wiſſen. Sind Sie im Stande, mir die Stelle zu erklären und darüber Aufſchluß zu geben, welchergeſtalt man in Ungarn nicht bloß fortlebt, ſondern auch „fortſtirbt“, ſo will ich den Vers gern noch einmal umgießen. — Mit beſtem Gruß Ihr — Hamerling.

[Brief aus Graz, 25. März 1867. — Bei dem Umſtande, daſs die Werke Sacher-Maſochs bereits ſchwer zugänglich ſind, war es uns nicht möglich zu ermitteln, ob die „Bären-Univerſität“ in Druck erſchien; auch eine Anfrage an competenter Stelle half uns nicht die Frage zu erledigen.]

Hochgeehrter Freund! — Es iſt Zeit, daß ich

Ihnen einmal Ihren Turgenjew und Puſchkin mit beſtem Dank zurückſende, von welchen namentlich der Erſtere mir ein immer wachſendes Intereſſe einſtößt. Ihre „Bären-Univerſität" hatte ich ſchon früher einmal geleſen, es iſt ein köſtlicher Capriccio. Ich lege die zweite Auflage meines „Ahasver" bei; der „Epilog an die Kritiker" wird Ihnen nicht beſonders zuſagen, ſowie ihn alle meine Freunde überflüſſig finden. Er iſt aber nicht für meine Freunde geſchrieben, ſondern für meine Gegner, und zwar gerade ſo geſchrieben, wie es nach meiner Anſicht der Zweck erheiſchte. Noch etwas lege ich bei: meine neueſte Photographie, und gebe mich der ſicherſten Hoffnung hin, daß Sie mir die längſt verſprochene Ihrige nun endlich freundſchaftlich zukommen laſſen werden. Ich muß Sie durchaus für mein Album haben, welches eine gute Anzahl von Dichtern enthält, und das ich gern zu einem öſterr. Pantheon ergänzen möchte. Alſo bitte ich dringendſt: Machen Sie Ernſt — ich übe ſonſt Repreſſalien und liefere kein „Frühlingslied" für die [Öſterreichiſche] „Gartenlaube". — Hochachtend ergeben — Ihr — Hamerling. — P. S. Der Überbringer könnte Ihre Photographie gleich in Empfang nehmen, wenn Sie meinem Anſuchen zu willfahren geneigt ſind.

[Eine Photographie, Kopfbild, in Viſitkartenformat (Firma C. Mariot in Graz) mit der Bemerkung des Dichters: „Robert Hamerling v. J. 1867" lag uns vor. — Das Widmungs-Exemplar der 2. Aufl. des „Ahasver" exiſtiert noch, trägt aber keine Widmung. — Sacher-Maſoch war Herausgeber der „Öſterreichiſchen Gartenlaube" in Graz.

Unter ſeinen Papieren befand ſich auch ein Manuſcript des Gedichtes „Proſa", das vielleicht um dieſe Zeit entſtanden iſt; „für ein Grazer Wochenblatt geſchrieben," wie es in den „Letzten Grüßen aus

Stiftinghaus“ heißt. Die uns vorgelegene, ohne Zweifel erſte Faſſung zeigt in der 4. und 5. Strophe einige Verſe verändert; nämlich:

Könnt' ich mit Büchern prahlen eine Meile,
Und wär' mein Fach mit Proſa voll zum Rand,

Und

Nicht früher folg' ich andrer Verpflichtung,
Zufrieden mit dem Stiftinghausrand.

Brief aus Graz, 2. Februar 1868. [Hier ſind wahrſcheinlich die „Monatshefte für Theater und Muſik“, welche Sacher-Maſoch vom 1. Jänner bis 1. September 1868 herausgab, gemeint. (Zuerſt Leipzig, dann Graz.) Redacteur war Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorſt. Hamerling erſcheint auf dem Umſchlage als Mitarbeiter. Das Unternehmen ſcheint mit 1. Mai 1869 wieder eingegangen zu ſein.]

Hochgeehrter Herr und Freund! Ich habe Ihnen beſten Dank zu ſagen für das erſte Ihrer „Monatshefte“, die in der That intereſſanter zu werden verſprechen als die bisherigen ähnlichen Unternehmungen. Da ich nach der Vollendung des „Königs von Sion“ der dramatiſchen Sphäre meine Aufmerkſamkeit ernſtlich zuzuwenden geſonnen bin, ſo hoffe ich dann auch die vorläufig angezeigte Mitarbeiterſchaft an Ihrer Zeitſchrift zur Wahrheit machen zu können. Darf ich ſchließlich noch ein kleines Anliegen vorbringen, ſo ſeien Sie gebeten, verehrter Freund, in der Mitarbeiterliſte bei den ſpäteren Heften die richtige Drucklegung meines Namens freundlichſt zu überwachen, da die Setzer noch immer ſehr geneigt ſind, dabei ihre Zeit mit der Setzung eines zweiten m (Hammerling ſtatt Hamerling) zu verlieren! Time is money! Auch die Setzer ſollen damit, und mit der Druckerſchwärze, haushalten! Mit herzlichem Gruß — Ihr — Hamerling.

[Die Klage über das zweite m in des Dichters Namen verſtummte niemals; Hamerling konnte ſie ſogar jetzt noch üben, wie verſchiedene Druckwerke und Briefe intelligenter Perſonen neueſten Datums beweiſen; das Wort Hammer, mit dem der Familienname zweifellos urſprünglich zuſammenhängt, ſteckt unausrottbar in den Gehirnen und Stahlfedern.

Brief aus Graz, 11. Auguſt 1868, mit der Adreſſe: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Dr. Leop. Ritter von Sacher-Maſoch, Schriftſteller, hier, Wickenburggaſſe.“ — Die Novelle „Mondnacht“ kommt im erſten Theil des Romans „Das Vermächtnis Kains“ vor.]

Hochgeehrter Freund! — Erſt jetzt habe ich Gelegenheit gefunden, Ihre „Mondnacht“ zu leſen, und der Eindruck, den ſie auf mich gemacht, iſt ſo groß, daß ich aufs lebhafteſte wünſche, mit Ihnen darüber zu ſprechen, überhaupt wieder einmal mit Ihnen zuſammen zu ſein. Das will viel ſagen; denn bei der körperlichen Verfaſſung, in welcher ich mich befinde, ſind mir alle Menſchen läſtig, die mir nicht unentbehrlich ſind. Hätten Sie nicht Luſt, mich auch dies Jahr, wie im vorigen, auf einen Vormittag in meinem ländlichen Aſyl (beim „erſten Fuchswirth“ auf der Ries) zu beſuchen? Ich würde Sie nur bitten, mir Ihren freundlichen Beſuch ein paar Tage früher brieflich anzuzeigen, damit ich mich ganz frei mache. Wenn es Ihnen Nachmittag von 4—7 bequemer, bin ich auch ganz einverſtanden. Ich komme Ihnen in der Allee von St. Leonhard entgegen; ſchreiben Sie mir gefälligſt auch die Stunde, wann ich Sie erwarten darf. — In aufrichtigſter Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 14. Februar 1870. Das noch vorhandene Couvert trägt die Adreſſe: „A Monsieur le Chevalier Masoch à Florence (Italie).

Via della Scala 73, chez Madame la Baronne de Bogdanow.“ — „Die geſchiedene Frau,“ Roman in zwei Bänden, 1870; dieſes Werk iſt im Buchhandel vergriffen und auch ſonſt ſchwer zu erlangen.]

Hochgeehrter Freund! Von lang verſchobenen Arbeiten gänzlich abſorbirt, kann ich leider nur einige flüchtige Zeilen hinwerfen, um Ihre mir ſo intereſſante literariſche Gabe mit Dank und Urtheil zu erwidern. Ich muß vor Allem meine Freude darüber ausdrücken, daß die Darſtellung in Ihrer „geſchiedenen Frau“, von der rein äſthetiſchen Seite betrachtet, ſich Ihren beiden früheren Arbeiten anſchließt. Feinheit und Grazie — reizendes Detail — einige epiſodiſche Porträts von köſtlicher Lebendigkeit, und eine gegen das Ende zu mit Naturgewalt packende Darſtellung — das werden auch Ihre Gegner dem Roman zugeſtehen müſſen. Erfreut hat mich auch Ihr Verſuch, einen edlen männlichen Character zu zeichnen, auf deſſen Seelenadel Sie ausdrücklich großes Gewicht legen. Aber ich fürchte, man wird ſagen, der Verſuch ſei Ihnen nicht ganz gelungen. Eine Frau ſpricht zu Ihrem Helden (II. S. 80): „Wenn ich dich ſatt habe — und ich werde deiner wie jedes Andern bald überdrüſſig werden — ſtoße ich dich mit dem Fuße von mir — ich habe mehr als Einen in den Tod gejagt, alle göttlichen und irdiſchen Geſetze verletzt — ich bin ein Teufel, der in dieſer Welt nichts weiter ſieht als ein weites Jagdgebiet“. Und was ſagt Ihr Held dazu? „*Ich ſah mein Ideal verkörpert vor mir ſtehen!*“ ruft er aus. Daß ein edler männlicher Character von einem ruchloſen Weibe gedemüthigt werden kann, iſt ſehr wahr; er wird zähneknirſchend unterliegen. Aber daß ein ſolches Weib von vornherein das *Ideal* iſt, das er *ſucht* — thut dem Character des „edelſten und beſten Mannes“ nothwendig Eintrag. Warum gibt es überhaupt in Ihren Erzählungen ſo wenig eine Schäferſtunde ohne Fußtritte, als ein ſchönes Weib ohne Pelzjacke? Zwiſchen dem Deutſchen, der ſein ungetreues Weib prügelt, „bis es ihn wieder liebt,“ und dem Polen (oder Ruſſen?) der nur getreten der Liebe froh wird, liegt eine normale Mitte, welcher Sie doch wenigſtens einmal, um dem Vorwurf der Monotonie zu entgehen, in einem Ihrer Romane Gerechtigkeit wiederfahren laſſen ſollen. Geſtatten Sie mir auch bezüglich des Characterbildes Ihrer Heldin ein kleines Bedenken zu äußern? Es wird von Julian ausdrücklich Klage erhoben, daß ſie zu „weich“, zu wenig „grauſam“, daß ſie nicht ſein „Ideal“ iſt (II. S. 71). Und doch wird eine gute Anzahl von Scenen vorgeführt, in welchen ſie dies Ideal wirklich iſt, und in welchen Julian nicht den mindeſten Grund hat, ſich über einen Mangel an teufliſcher Bosheit zu beklagen. — Ich finde es leicht begreiflich, daß Ihnen Züge und Motive der wirklichen Geſchichte zuweilen mit den Zügen und Motiven des Romans ein wenig verſchwammen. Ihr Werk zeigt im Ganzen mehr die angeſtammte Bösartigkeit der Menſchennatur als die üblen Conſequenzen ſocialer Zuſtände. Nichtsdeſtoweniger berühren Sie darin brennende ſociale Fragen. Am bedeutſamſten war mir Ihr Ausſpruch, daß die Regeneration von Liebe und Ehe in der Emancipation, genauer beſtimmt in der anzuſtrebenden „finanziellen Unabhängigkeit“ des Weibes vom Manne liege. Das Weib, ſagen Sie, ſoll arbeiten, ſoll mit dem Manne in allen Verrichtungen concurriren dürfen. Die Männerwelt wird einwerfen: „Bekanntlich fällt es ſchon uns Männern ſchwer, Stellen zu finden, die uns verſorgen. In allen Zweigen der Thätigkeit überſteigt die Competenz den Bedarf. Was ſoll daraus werden, wenn nun auch die zweite Hälfte des Menſchengeſchlechts, die weibliche, anfängt, um einen Erwerb zu concurriren, der kaum für die eine, männliche Hälfte ausreicht? Dem Pauperismus würde Vorſchub geleiſtet, und während man ein Problem löſ'te, würde ſich ein größeres noch mehr verwickeln." Was denken Sie zu erwidern? — Betagten Jungfrauen iſt „finanzielle Unabhängigkeit" jedenfalls innigſt zu wünſchen; auch das Inſtitut der „Ehe" gewänne vielleicht in dem Falle dabei, wenn die Ehe — keine Ehe iſt, und dem Weibe die Trennung wünſchenswerth erſcheint. Die gegenwärtige Unlöslichkeit der Ehe iſt ein ſchreiender, barbariſcher Übelſtand; in dieſem Punkte ſind wir vollkommen einig. — Das ſind in ſchlichteſter Form die Einwände, die Sie am häufigſten werden hören müſſen. Richten Sie Ihr Augenmerk darauf, um immer vorbereitet zu ſein, ſie zu widerlegen, und ergänzen Sie die Lücken Ihrer ſocialen Theorie, damit ſie zur Praxis werden könne. Grüßen Sie das ſchöne Florenz im Namen eines Poeten, der bei 16 Kältegraden eingefroren ſitzt in den ſteiriſchen Alpen, nichts deſto weniger aber ſehr warm ſich ſehnt, obige Punkte mündlich mit Ihnen bald ins Reine zu bringen. — Herzlich ergeben — Ihr — Hamerling.

[Wir erhielten auch Einblick in einen Brief des Dichters Friedrich Marx an Leopold von Sacher-Maſoch; Marx ſchreibt nach Meran dto. Graz 23. April 1870 u. a. Folgendes: „... Ich kann mich auf Zeugen berufen, daſs mir am Abende der erſten Aufführung meiner ‚Olympias' zu meinem vollen Glücke ein Zeuge fehlte, deſſen geiſtblickende Augen ein ganzes Publikum werth ſind. Ja ich ſprach es im Freundeskreiſe nach der Vorſtellung offen aus: wäre nur Sacher-Maſoch da geweſen. ... Hamerling und Jordan waren im Theater. Erſterer bewies ſich mir ſo edel theilnehmend, daſs er mir noch im Theater Glück zu der brillanten Aufführung wünſchte und vor unſerer Umgebung ſagte:

‚Der 3. Act iſt ein Meiſterſtück, auf das dürfen Sie ſtolz ſein.‘ Ich ſetze ſeine Worte hieher, weil ſie ihm ſelbſt das ſchönſte Zeugnis geben und beweiſen, daſs Sie, verehrter Freund, die Bühnenwirkſamkeit des gefährlichen 3. Actes von vorneherein divinatoriſch richtig beurtheilt ... Daſs Hamerling ſeinen ‚Robespierre‘ druckbereit liegen hat und nun fürs Carltheater eine Komödie ‚Die Söhne Teuts‘ ſchreiben will, dürfte Ihnen bereits bekannt geworden ſein.“ [Wir verweiſen auf das, dem Dichter der Olympias gewidmete ſelbſtändige Capitel.]

Brief aus Graz 5. Auguſt 1871. — Das Couvert trägt die Adreſſe: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Dr. Leop. Ritter von Sacher-Maſoch, Schriftſteller, derzeit in Salzburg“. — Arthur Stahl war das Pſeudonym der Romanſchriftſtellerin Frau Valeska Voigtel, ſpäter Bolgiani; von 1868 bis 1874 Witwe; ſie ſtarb 1876 im Irrenhauſe zu Mailand.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Madame Arthur Stahl — mir perſönlich bis jetzt völlig ferne ſtehend — überraſchte mich vor etlichen Tagen mit ein paar Zeilen und einem Auftrage von eigenthümlicher, ja einigermaßen befremdlicher Art. Sie ſchreibt u. A.: „Profeſſor [Julius] Schanz [Uli], der mich oft hier beſucht, ſagt mir, daß Sie Sacher-Maſoch kennen und Einfluß auf ihn haben. Ich war ſehr mit ihm liirt und er hat eine große Menge Briefe von mir, über deren Schickſal ich mich nicht weiter beunruhigte, da ich jeden Tag glaubte wieder von ihm zu hören. Da mich aber jetzt von anderer Seite die wunderlichſte Nachricht von einer Verheirathung trifft, habe ich lebhaft den Wunſch, dieſelben zurück zu erhalten, da er kein Recht auf ihren Beſitz mehr hat... Da nun Sacher vielleicht nicht gern ſelbſt an mich ſchreibt, ohne ſich deshalb zu weigern, die Briefe zu geben, würden Sie dieſelben wohl verſiegelt in Ihre Verwahrung nehmen, bis ich ſie mir ſelbſt abhole oder darüber beſtimme? Es iſt ein Cavaliersdienſt, den eine Dame von Ihnen erbittet, und den Sie vielleicht mit einem Worte erfüllen können.“ — Obgleich an Cavaliersdienſte wenig gewohnt, habe ich doch allen möglichen guten Willen, den hier verlangten zu leiſten. Ich brauche kaum zu ſagen, daß ich zur Entgegennahme des verſiegelten Packets bereit bin, falls Sie nicht vorziehen, die ganze Sache auf direktem Wege zu erledigen. Daß Sie dieſelbe auf die eine oder die andere Weiſe nach dem Wunſch der Dame erledigen, möchte ich durch höfliche Fürbitte gerne fördern, ohne mir den „Einfluß“ wirklich anzumaßen, den Prof. Schanz vorausſetzt. — Hundertmal habe ich in dieſer letzten Zeit aufs Lebhafteſte gewünſcht, Sie wieder einmal zu ſehen und zu ſprechen, insbeſondere, um Ihnen für das „Vermächtniß Kains“ aufs Wärmſte zu danken, und Ihnen meine Freude darüber auszuſprechen, daß die Sammlung endlich erſchienen und daß ſie geworden, was ich erwartet. Aber ich wußte Ihren Aufenthalt nicht mit Beſtimmtheit, und ſchreibe auch dieſe Zeilen auf gut Glück. Das „Vermächtniß Kains“ iſt der haus- und altbackenen Erzählungsliteratur des Tages gegenüber originell, friſch, pikant, mit vielen echten Aromen der Poeſie und des modernen Geiſtes in hohem Maße gewürzt, abſtoßend in ſeinem kleineren, genial und anziehend in ſeinem größern Theile. Es läßt ſich im Guten und Schlimmen unendlich viel darüber ſagen — aber eben ſagen, nicht ſchreiben, denn dazu hat man nicht immer Zeit und Luſt. — Mit herzlichem Gruß in alter Freundſchaft — Ihr ergebener Robert Hamerling.

[Brief aus Graz vom 26. Auguſt 1871 mit der Adreſſe: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Doctor Leopold Ritter von Sacher-Maſoch, Schriftſteller, Wickenburggaſſe No. 1332. 2. Stock.]

Gerade dieſen Vormittag, wertheſter Freund, bin ich durch den angeſagten Beſuch einer befreundeten Familie feſtgehalten! Damit Sie nicht noch einmal ſchreiben müſſen, beſtimme ich vorläufig einen Tag: ich komme Montag; ſind Sie nicht zu Hauſe, ſo thut das nichts, ich komme dann Dienſtag ꝛc. wieder. Auch bedarf es für die erſte Unterredung nur weniger Augenblicke, zur nöthigen Erledigung der Stahl'ſchen Angelegenheit; ein weiteres, bedeutend längeres Rendezvous muß freilich folgen, zur Ablegung einer Generalbeicht Ihrerſeits. Ich mache mich auf ein paar „mündliche Bände Roman“, auf einen Folianten Nachträge zum „Vermächtniß Kains“ gefaßt. — Herzlich ergeben — Ihr — Hamerling.

[Brief aus Graz, 7. Februar 1873, mit der Adreſſe: „Sr. Hochwohlgeb. Herrn Dr. Leopold von Sacher-Maſoch, Schriftſteller, hier.“]

Hochgeehrter Freund! Die „Weſtermann'ſchen Monatshefte“ habe ich ſeit Langem ins Auge gefaßt, trage mich auch mit einigen Entwürfen von Arbeiten, für deren Veröffentlichung mir dieſe Zeitſchrift am geeignetſten erſcheinen würde. Im Augenblick bin ich jedoch durch meinen Roman „Aſpaſia“, den ich für das Feuilleton der „Neuen Fr. Preſſe“ ſchreibe, vollauf in Anſpruch genommen. — Die Überſetzung ausgewählter Novellen aus Ihrem „Vermächtniß Kains“ durch die „Revue d[e] d[eux] monds“ [Paris] hat mich erfreut und nicht gewundert. Sie ſind mir in der Gruppe ſlaviſcher Erzähler, welche die Aufmerkſamkeit Europas auf ſich zu ziehen anfangen, immer als der Reigenführer erſchienen, weil das Eigenthümliche dieſer neuen Richtung bei keinem ſchärfer als bei Ihnen ſich ausprägt. Sie ſind in Ihren beſten Arbeiten bedeutender als Turgenjew. Habe ich Ihnen das ſchon öfter geſagt? Es iſt möglich. Aber Sie erſehen aus dieſer unbewußten Wiederholung, daß ich eine feſtgewurzelte Überzeugung ausſpreche. — In freundſchaftlicher Ergebenheit — Ihr — Hamerling.

[Unter den nachgelaſſenen Papieren Sacher-Maſochs befand ſich auch ein Artikel: „Robert Hamerling und Sacher-Maſoch. Studie von Theod. von der Ammer“, welcher in dem belletriſtiſchen Wochenblatte „Das Pantheon“, Dresden 11. Mai 1873 (1. Jahrgang, Nr. 15), erſchien.

Es heißt da u. a.: Unter den zahlreichen Erſcheinungen, welche am deutſchen Kunſthimmel auftauchen, um als Sterne zu glänzen, waren es zwei Männer, welche mich, ſeitdem ich vor einigen Jahren mit den Vorgängen des neueſten Literaturlebens eingehender mich zu beſchäftigen begann, mit jeder neuen Schöpfung mehr und mehr intereſſirten. Das ſchöne Graz birgt in ſeinen Mauern dieſe beiden, welche ich wohl nicht mit Unrecht als die bedeutendſten bezeichne, von den in den jüngſten Jahren neu aufgetauchten Schriftſtellern Deutſchlands. Robert Hamerling, das deutſche Dorfkind, und Sacher-Maſoch, der germaniſirte Slave, ſie treten uns als ganz beſondere, von dem gewöhnlichen Stile abweichende Naturen entgegen, welche in ihren Werken einen neuen, und ſeltſam berührenden Ton anſchlagen, der uns wohl veranlaßt, denſelben tiefere Betrachtungen zu widmen, als irgend einem andern der mit ihnen gleichzeitig Auftretenden. Zwei Träger eines Gedankens gehen ſie, jeder ſeinen beſonderen Weg gehend, und ſchließlich zwei Reſultate, die ohne große Mühe zur Einheit ſich verbinden laſſen. . . Ihrer philoſophiſchen Weltanſchauung nichts weniger als widerſprechend, laſſen beide die Sinnlichkeit in ihren Schöpfungen auf bisher neue Weiſe hervortreten. Die berückende Schönheit weiblicher Formen und der Reiz, die dämoniſche Gewalt, welche dieſelbe auf die Sinnlichkeit übt, ſie iſt der mächtige Hebel, welcher das bunte Leben in ihren Dichtungen bewegt und zu einem meiſt düſteren Abſchluſſe bringt. . . . (Nach Betrachtung der einzelnen Werke Hamerlings, dabei ſtets auf Schopenhauer hinweiſend, fährt der Verfaſſer der Studie fort:) Immer ſteigt des Dichters Geiſt empor zu idealiſtiſchem Schwunge. Dies iſt es, was ihn zu einem originellen Denker, zu einer genialen Erſcheinung macht. Denn damit bekundet er die eigene Freiheit und Selbſtändigkeit, daſs er durch eine Philoſophie der ſchreiendſten Verneinung hindurch, wenn auch mit heißer Anſtrengung und ſichtlich ſchweren Opfern, zu einem Höchſten, zu einer erhebenden Idee gelangt, an die er, wie an einem einſamen Fels, ſich weltflüchtig anklammert. Er ſchwingt ſich über die materielle Welt zu reiner Vergeiſtigung. Man mag über dieſes Endreſultat einer negirenden Weltanſchauung, über dieſe Miſchung von Realismus und Idealismus denken wie man will, den großen Geiſt, das Anerkennung verdienende Streben muſs man ihm zuſagen. Denn ſelbſt der Gegner muſs in ſeinen Schöpfungen die Ziele wahrer Kunſt erkennen, die da ſind: allgemein menſchliche Lebenswahrheiten uns zu vermitteln durch das Band des geiſtig Schönen. — Schwieriger iſt es, ſeinem Geiſtesgenoſſen Sacher-Maſoch allſeitig gerecht zu werden. Er führt uns in dem ungebundenen, viele Freiheiten gewährenden Tone der Romanproſa mitten in das moderne Leben und auf dieſes wendet er eben jene geiſtigen Geſichtspunkte, die ihm wie Hamerling eigen ſind, mit ſcharfer Conſequenz an. Was in den hiſtoriſchen Bildern Hamerlings, noch dazu in rhythmiſcher Gebundenheit, uns nicht ſo nahe lag, in Sacher-Maſochs Schriften tritt es uns gefährlich hell entgegen. Hier muſs die in den Vordergrund geſtellte, alle Schranken von ſich werfende Sinnlichkeit, gehoben durch den Cultus der ſogenannten „freien Liebe“, ganz anders wirken als bei Hamerling. Die Gefahr ſchlüpfrig zu werden, durch flachen Sinnenkitzel ſich ein Publicum zu machen, liegt in der Novelle näher, als im hiſtoriſchen Epos oder ſelbſt im lyriſchen Gefühlserguſſe. Der Autor wendete jedoch Mittel an, dieſem Vorwurfe auszuweichen. Seine Helden ſind außergewöhnliche Erſcheinungen. Der wahrhaft gebildete Leſer ſieht hinter jenen oft bedenklich kühnen Scenen ausgelaſſener Leidenſchaft den düſtern Peſſimismus, die ſchmerzliche Verneinung jedes höheren Werthes des Daſeins. Er ſieht darin nur eine poetiſche Illuſtration der Hauptgrundſätze Schopenhauers, die die zukünftige Vergeiſtigung und Seelenverklärung negieren, den Inſtinct über Alles ſetzen und das menſchliche Daſein ſchlechtweg für ein Lumpenwerk erklären. Und Sacher-Maſoch zieht eiſerne Conſequenzen aus jener düſteren Philoſophie.... Indem nun Sacher-Maſoch ſeine peſſimiſtiſche Anſchauung auf modern realiſtiſche Anſchauung anwendet, iſt er, was die Löſung des Knotens anlangt, mehr gebunden als der Dichter hiſtoriſcher Epen, deren Geſtalten er beliebig zu Trägern eines idealiſtiſchen Gedankens machen kann. Die Charaktere Sacher-Maſochs in ihrer inneren Disharmonie und ſittlichen Haltloſigkeit, müſſen untergehen in der Tiefe eines Abgrundes moraliſchen und ſocialen Elends oder niederſteigen zur reinen Natürlichkeit. Hier wäre eine Wendung vom Peſſimismus zu idealem Hoffen eine pſychologiſche Unmöglichkeit. Hamerling kann aus Trümmern und Enttäuſchungen den kühnen Flug in ideale Höhen wagen, denn ſeine Helden ſind von vorneherein Träger und Kämpfer einer Idee, die auch nach dem Untergang ihrer Träger in ihrer Unendlichkeit bleibt. Sacher-Maſoch hat vom Anfang an mit beſtimmten höchſt realiſtiſchen Größen zu thun, bei denen er die ihnen innewohnenden Begriffe von Lebenswahrheit nur ſo weit zu verfolgen hat, als die Perſonen, ihre Träger, ſelbſt vorhanden ſind.... Nicht minder aber als der Dichter des „Königs von Zion“ iſt Sacher-Maſoch ſeiner ebenſo ſchwierigen als gewagten Aufgabe gewachſen. . . Er wird den kühnen Flug, den er in ſeinem „Don Juan von Kolomea“ unternahm, fortſetzen und ſo mit Robert Hamerling in edlen Wettſtreit treten, ſoweit ein ſolcher bei der formellen Richtung der Beiden möglich iſt. Denn eine Verſchiedenheit iſt weſentlich begründet in der Form, in welcher ſie ihre ähnlichen Anſchauungen zu Tage fördern. Der eine hat ſich auf ein Gebiet begeben, von dem aus er bei allem Realiſmus einen idealen Flug nach den Regionen eines Reiches der Zukunft, des ewig Schönen wagen kann. . . Der andere bleibt ſtille ſtehen und wirft uns nur die große Frage hin, ob's ſich noch verlohne ein Menſch zu ſein? Selten beantwortet er die Frage ſelbſt. . . . . Beide aber, Sacher-Maſoch, der Maler des Seins, und Hamerling, der Maler des aus dem Sein entſtehenden Werdens, treffen zuſammen in der kühnen Erhebung der Sinnlichkeit zur Haupttriebfeder des Menſchenlebens. Der kecke, rückſichtsloſe Muth, mit dem ſie als die Vertreter antiker Formenhuldigung auftreten, die packende Energie, mit welcher ſie eine, wenn auch beſtreitbare und vielfach verwerfliche, doch immer bedeutungsvolle Geiſtesrichtung in genialen Bildern, gewandter Form, künſtleriſch geſtalten, das iſt es, was ihren Namen eine epochemachende Bedeutung beilegt. Zuſammengehalten mit Erſcheinungen auf anderen Kunſtgebieten, mit einer unleugbaren Strömung in der gebildeten Geſellſchaft, iſt die neue Richtung, welche ſie der dichtenden Kunſt als originelle Führer geben, jedenfalls ein kulturgeſchichtliches Faktum. . . . In einer Geſchichte der Civiliſation unſeres Jahrhunderts werden Hamerling und Sacher-Maſoch ſo wenig vergeſſen ſein, als Makart und Richard Wagner, Schopenhauer und Eduard v. Hartmann. — [Die Novelle

„Don Juan von Kolomea“ erſchien ſpäter auch im erſten Theil von „Das Vermächtniß Kains“.]

Theod. von der Ammer iſt das Pſeudonym für Karl Freiherr von Perfall; zu Landsberg am L. 1851 geboren, war der Verfaſſer damals 22 Jahre alt. Er iſt Romancier, Kunſtkritiker und Redacteur bei der Kölniſchen Zeitung. (Vergl. Brümmers Lexikon 1895 und Kürſchner Lit.-Kal. 1899.)

Freiherr von Perfall hat uns den Brief Hamerlings (Graz, 29. Mai 1873) zur Verfügung geſtellt, der an den Artikel des „Pantheon“ anknüpft:]

Hochgeehrter Herr Baron! — Meine Überſiedlung auf das Land verzögerte die Abſtattung des herzlichen Dankes, den ich Ihnen für Ihren wohlwollenden Brief und für den geiſtreichen Eſſay im „Pantheon“ ſchulde. Ich habe Ihre Erörterung mit großem Intereſſe geleſen. Mich über den Inhalt desſelben zu äußern, werden Sie mir wohl freundlich geſtatten. — Vor Allem erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich kein Anhänger Schopenhauers bin, daß ich niemals durch denſelben angeregt worden, daß ich namentlich zur Zeit als ich den „Ahasver in Rom“ ſchrieb, jenen Philoſophen nur ſehr oberflächlich aus einigen Citaten kannte. Schon im „Epilog an die Kritiker“, welchen ich der zweiten Auflage des „Ahasver“ beifügte, legte ich dagegen Verwahrung ein, daß man den Peſſimismus, welchen ich dem blaſirten Hero in den Mund legte, um ihn dadurch zu charakteriſiren, als das Erſte und Letzte meiner eigenen Überzeugung auffaſſe. Das Elend der Welt iſt allerdings Thatſache, aber ebenſo iſt Thatſache, daß es eine tiefinnerſte Stimme in der normalen Menſchenbruſt gibt, die „in das Loos des Lebens willigt,“ und daß der Wille zum Leben nicht, wie Schopenhauer meint, ſich wirklich jemals ſelbſt verneint. In den Schlußſtrophen meiner „Venus im Exil“ von „Warum ich in den Abgrund ird'ſchen Seins" bis „Vor dieſem Zauberworte ſeines Mundes" habe ich das Weſentliche meiner *eigenen* Weltanſicht niedergelegt. Dort erſchien mir „der heil'ge Lebenswille der Creaturen" als das ewig Siegreiche und erſcheint mir als ſolches noch, auch nachdem ich Schopenhauer geleſen. Daß meine Weltanſchauung keine bloß negative, nihiliſtiſche iſt, heben Sie ja übrigens ſelbſt hervor. — Was Sacher-Maſoch anlangt, mit welchem Sie mich zuſammenſtellen, ſo glaube ich, daß ich mich von ihm wie der Germane vom Slaven unterſcheide. In meinen bisherigen Werken kann ich nicht viel Verwandtes mit den ſeinigen anerkennen. In den Werken aber, die ich vielleicht noch ſchreibe, könnte wohl manche Ideenverwandtſchaft wirklich hervortreten. Ich theile z. B. die Anſicht von der Macht gerade des *herzloſen* Weibes über den Mann, und daß Sacher-Maſoch die Liebe — als Leidenſchaft — unter das Vermächtniß Kains rechnet, halte ich für eine der genialſten Ideen des Jahrhunderts. — Mit erneutem Dank, und in der Hoffnung, daß Sie mir Ihr freundliches Intereſſe auch ferner bewahren, bin ich, hochgeehrter Herr Baron — Ihr hochachtungsvoll ergebener Rob. Hamerling.

[Die citierte Stelle aus „Venus im Exil" (1858, Datum des Widmungsſonetts: Venedig 1856) lautet:

Warum ich in den Abgrund ird'ſchen Seins
Geſtürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
Durch *Schmerzenswogen* nur zum Ziele ſchwimme,
Ich weiß es nicht. Gewiß nur iſt mir Eins:
In meinem tiefſten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Loos des Lebens willigt,
Und dieſes irdiſche Geſchicke billigt!
Der Dornenkranz iſt nicht hinwegzuſcherzen,
Der aller Staubgebornen Häupter krönt.
Doch iſt *unläugbar* auch die Stimm' im Herzen,
Die Schmerz und Todesqualen übertönt:

Sophiſmen ſind, was ſonſt als Troſt im Schmerzen
Der Menſch erſinnt, ſein Leid bleibt unverſöhnt!
Nur jene Stimme hebt mit leiſem Worte
Geheimnisvoll des Räthſels dunkle Pforte.

So ſiegt zuletzt, ſich ſelber unverſtanden,
Der Creaturen heil'ger Lebenswille,
Und nimmer kann am Todesriffe ſtranden,
Wer ſich durch ihn, ob Luſt ob Leid ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden,
Und ſelber in des Todes ew'ger Stille
Hintretend ruft mit ſiegesſtolzem Blicke:
Mein eigner Wille billigt mein Geſchicke!

Vor dieſem Zauberworte ſeines Mundes
Stürzt ſich des Daſeins Räthſelſphinx, vom Drange
Der Löſung weichend, in die Nacht des Schlundes;
Erzitternd flieht die alte Todesſchlange,
Und es ertönt im Dom des Weltabgrundes
Dem Ohr der Sphären Lied im reinſten Klange;
Geſtillt verſiegt der Thränen reicher Bronnen,
Und Sehnſucht-wandelt ſich in Liebeswonnen.

Brief aus Graz, 5. Februar 1879, mit der Adreſſe: „Sr. Hochwohlg. Herrn Dr. Leopold v. Sacher-Maſoch, Schriftſteller, hier, Normalſchulgaſſe." Eingangs handelt es ſich um die beiden 1878 erſchienenen Romane Sacher-Maſochs: „Der neue Hiob" und „Die Republik der Weiberfeinde" (vier Bände).]

Hochgeehrter Herr und Freund! Längſt habe ich den „Neuen Hiob" und die „Republik" mit dem Intereſſe durchgeleſen, das bei ſo originellen Leiſtungen ſich von ſelbſt verſteht. Da mir die beiden Bücher durch die Verleger überſendet wurden, hatte ich mich für verpflichtet ein paar Worte darüber öffentlich zu ſagen. Aber in welchem Blatte? Bei der kleinen Verſchwörung unſerer Preſſe gegen Sie iſt es ſehr ſchwer, Sie öffentlich unparteiiſch zu recenſiren. Dies und der Umſtand, daß ich in den letzten Monaten bei ſtarkem Unwohlſein vieles dringende und unbedingt Unaufſchiebbare zu erledigen hatte, iſt Schuld an der langen Verzögerung. Ich werde jedoch nicht länger ſäumen zu

thun was möglich iſt, und meine achtungsvoll-ehrliche Meinungsäußerung binnen ein paar Wochen gedruckt in Ihre Hände gelangen laſſen. — Mit den alten hochachtungsvollen Geſinnungen — Ihr — ergebener
Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 1. April 1879, mit der Adreſſe: „Herrn Dr. Leopold Ritt. v. Sacher-Maſoch, Schriftſteller, hier, Normalſchulgaſſe." — Das Schreiben ergänzt den vorhergehenden Brief.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ich ſende Ihnen hier einen Ausſchnitt aus dem neueſten Hefte von Roſeggers „Heimgarten" mit ein paar Bemerkungen über die „Republik" und den „Hiob" — Bemerkungen, die mich ſelbſt ganz und gar nicht befriedigen und mit welchen ich meiner Verpflichtung nur nothdürftig genüge. Um meine Anſicht über Sie deutlich zu machen, müßte ich ſehr ausführlich ſein, und das ſoll auch früher oder ſpäter einmal geſchehen. Ich muß eine beſſere Zeit, d. h. ein beſſeres Befinden und eine beſſere Stimmung erwarten. Mit gewohnter Hochſchätzung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Der „Heimgarten", Graz April 1879, enthält folgende Bücheranzeige: „Neues von Sacher-Maſoch. In einem ſeiner jüngſten Werke, der ‚Republik der Weiberfeinde', läßt Sacher-Maſoch einen der Helden dieſer Erzählung einen ſpöttiſchen Seitenblick auf Poeten werfen, welche beiſpielsweiſe vom alten Athen, von Perikles und Aſpaſia, in ausführlichen Romanen zu berichten ſich vermeſſen, von Orten, Menſchen und Dingen, die ſie niemals mit Augen geſehen, ſondern nur aus Büchern kennen gelernt. Wenn nun auch dagegen einzuwenden wäre, daſs Goethe's ‚Iphigenie' ein Meiſterwerk bleibt, obgleich Goethe niemals in Griechenland geweſen, und Shakeſpeare's Römerdramen nicht zu des Dichters geringſten Leiſtungen zählen, obgleich derſelbe die Römer nur aus dem Plutarch kannte, — daſs es alſo bei jedem Stoffe ſchließlich auch einigermaßen auf das poetiſche Vermögen desjenigen ankäme, der ſich darüber hermacht: ſo bleibt es doch ein unbeſtreitbarer Vortheil gerade Sacher-Maſoch's, daſs er eine Menſchenwelt ſchildert, die er perſönlich kennt, die er entdeckt hat, eine Welt von höchſt curioſen Leuten, an deren Wirklichkeit man zweifeln würde, wenn man nicht zufällig wüſste, daſs der Dichter mit Ernſt und Entſchiedenheit für die Treue und Wahrheit des von ihm Geſchilderten einſieht. Lieſt man die Bücher dieſes Autors, ſo hat man in der Regel zunächſt das Gefühl, als ob hier ein ſehr Tiefes und Wahres in maßlos karrikirter Form, ſo zu ſagen in Grotesqueſchrift dargelegt würde. Aber Sacher-Maſoch hält die Behauptung aufrecht, wie er ſie ſchildere, ſo ſei in Wahrheit die Natur der ſlaviſchen Bewohner des europäiſchen Oſtens. Er verſichert es — und er muſs es doch wiſſen. — Eines der merkwürdigſten Gemälde dieſer eigenthümlichen Welt, welche nun einmal die Domäne Sacher-Maſoch's bildet, iſt wieder die oben genannte „Republik der Weiberfeinde“, (1 Bändchen, Leipzig, Hartknoch, 1878). Idee und Entwurf dieſes Werkes ſind höchſt originell. Es iſt eine wahre Divina Comedia der oſtſlaviſchen Liebe und Weiblichkeit. Auch in franzöſiſchen Romanen und Comödien wird die Macht ſchöner Weiber, die Schwäche der Männer erſichtlich. Aber hier, bei Sacher-Maſoch, kommt es niemals vor, wie dort, daſs ein Mann durch Liebesleid und Schmach zu irgend einer äußerſten That, zu einem Selbſtmorde, oder dahin getrieben würde, an der verrätheriſchen Geliebten oder Gattin eine blutige Rache zu nehmen; ſondern wenn das Weib einen ihrer Liebhaber von einem andern, ohne jeden Grund, bloß zu ihrem Vergnügen, vor ihren Augen hat durch peitſchen oder wie einen Pudel über einen Stock ſpringen laſſen, und ſich dabei halb todt gelacht, ſo geräth dieſer Liebhaber zwar in Verzweiflung, aber niemals in irgend welchen Manneszorn. Er wirft ſich den nächſten Tag, wenn er dem Geſpann des Nebenbuhlers begegnet, der beſagtes Weib ſpazieren führt, mit verzückten Geberden in den Staub der Straße, um ſie zu verſichern, es wäre ihm ein Vergnügen, wenn ſie über ihn hinwegfahren wollte. Zu bewundern iſt der Muth Sacher Maſoch's, der von einer ſolchen Menſchenexiſtenz den Schleier zieht und mit der Macht des Dichters geradezu unerhörte, ungeahnte, aber wie wir ihm zu Gefallen glauben wollen, lebens- und naturwahre Dinge berichtet. — Weniger pikant als die ‚Republik der Weiberfeinde‘, aber gleichfalls höchſt eigenthümlich im Entwurf und reich an ſehr bedeutenden Einzelheiten iſt der ‚Neue Hiob‘ (Stuttgart, Cotta, 1878). Es war ein glücklicher Gedanke, den Hiob der Bibel zu moderniſieren. Der Peſſimismus wird in dieſem Buche zur Geltung gebracht, aber auch verſöhnt. Näher betrachtet iſt indeſſen dieſer neue Hiob, Theophil Piſarenko mit Namen, das rutheniſche Volk in Galizien. Seine Leiden ſind die Leiden des rutheniſchen Stammes, die nun zum Theile behoben ſind, zum Theile noch beſtehen, in ſo lange die Übermacht der Polen nicht völlig gebrochen iſt. So geſtaltet ſich das Werk zu einem politiſchen Tendenzroman. Zum Schluſſe werden ſogar die noch ausſtehenden Forderungen der Ruthenen ausdrücklich formuliert in einem Programme der Zukunft. Der Ruthene iſt bekanntlich ein guter Öſterreicher, weil er nur im Anſchluß an Öſterreich einen Schutz vor der polniſchen Übergewalt findet. Das Buch des galiziſchen Poeten gibt darum auch der Loyalität einen außerordentlich reinen, vollen und kräftigen Ausdruck. Ein claſſiſches Detail iſt die Erzählung von dem Auftreten der galiziſchen Bauern im

Reichstage und ihrem Beſuche bei Hofe. Der edlen und ernſten Tendenz des Ganzen entſpricht in dieſem Buche der Stil: er hat etwas abſichtlich Einfaches und ſtellenweiſe einen bibliſchen Anſtrich. Wenn übrigens die Kritiker, die oft genug bei dieſem genial veranlagten Erzähler das Kind mit dem Bade verſchütten, nun wieder im Lobe des „Neuen Hiob“ wetteifern und ſagen, dies Werk ſei frei von den äſthetiſchen und moraliſchen Ungeheuerlichkeiten, welche man in den früheren Arbeiten dieſes Autors findet, ſo iſt dies gut gemeint, aber nicht richtig. In der gräßlichen Schilderung z. B., wie eine Anzahl von Juden grauſamſt zu Tode gemartert wird, oder in der nicht minder gräulichen, wie ein Mädchen zu Pferde ſeinen Liebhaber an den Schweif des Roſſes gebunden hinter ſich herſchleppt, um ihn den Gerichten zu überliefern, kommt doch der alte, echte Sacher Maſoch glänzend zur Geltung. Ein ſehr braves Weib iſt Niculina; aber ihre Bravheit äußert ſich in der Art, daß ſie z. B. einem Menſchen, der einen Anlauf nimmt, ihr den Hof zu machen, in's Geſicht ſpuckt und zwei große Hunde auf ihn hetzt. Das ſind Dinge, an welchen Jeder wiederum Anſtoß nehmen müßte, der überhaupt einmal an den Werken Sacher Maſoch's Anſtoß nahm. Entſchuldigen kann Dinge dieſer Art nur derjenige, der ſich nicht auf den ausſchließend äſthetiſchen Standpunkt ſtellt, und der, wie ich es hier gethan, auf die Vorausſetzung eingeht, daß es Leute, wie ſie Sacher-Maſoch ſchildert, irgendwo auf dieſer Erde wirklich gibt. — **Rob. Hamerling.**“

Brief aus Graz, 17. März 1880, mit der Adreſſe: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Dr. Leopold Ritter v. Sacher-Maſoch, Schriftſteller, derzeit Budapeſt, Waizner Ringſtraße 71, I. St. Th. 12.“ (Das Domicil iſt durchſtrichen und Graz notiert.)]

Hochgeehrter Freund! Ihr wohlmeinendes und herzliches Anerbieten in Betreff des Lord Lucifer zu beantworten habe ich aus zwei Gründen bis heute aufgeſchoben. Ich wollte nicht über meine Angelegenheit mit Ihnen verhandeln, ſo lange Sie in Peſt nicht wenigſtens einen Theil der eigenen erledigt hatten, und ich wollte erſt ein wenig zuſehen, wie die Kritik über die Aufführbarkeit meines Luſtſpiels etwan ſich äußern würde. Mit der endlich erfolgten Aufführung der Operette und ihrem Erfolg, von dem die Zeitungen melden, ſcheint mir der rechte Moment für ein paar Zeilen gekommen, denn ich habe Ihnen für's Erſte recht vom Herzen zu gratuliren zu eben dieſem Erfolge, und betreffs des Lord [Lucifer] bin ich ſo weit, nach dem Wenigen was ich bisher über ihn in den Blättern geleſen, daß ich den Gedanken an eine Aufführung entſchieden fahren laſſen würde — wenn ich ihn je gehabt hätte. — Für die gute Abſicht danke ich Ihnen ſo warm, als wenn Sie dieſelbe ausgeführt und mir zu dem ſchönſten Erfolge verholfen hätten. — Mit treuen Geſinnungen — Ihr — ergebenſter — Rob. Hamerling.

[Das Textbuch zur Operette „Die Wächter der Moral" ſchuf Sacher-Maſoch, nach ſeiner Novelle aus den Wiener Hofgeſchichten „Die Keuſchheitscommiſſion", ſelbſt; die Muſik ſchrieb Kapellmeiſter Anger; ſie wurde nur in Budapeſt aufgeführt, dann aber verboten, angeblich darum, weil Maria Thereſia nicht auf der Bühne erſcheinen ſollte.

Brief aus Graz, 5. September 1881; das Couvert trägt die Adreſſe: „Sr. Hochwohlg. Herrn Dr. Leop. Ritter v. Sacher-Maſoch, Schriftſteller, Leipzig. Thalſtraſſe 14, bei Greſsner & Schramm."

Hier handelt es ſich um die internationale Revue „Auf der Höhe"; die folgenden Briefe beſchäftigen ſich vielfach damit.]

Mein hochgeehrter Herr und Freund! — Ihr liebes Schreiben vom 15. v. M. traf mich leider zu einer Zeit, wo ſtarkes Unwohlſein, vereinigt mit Überbürdung durch dringliche Arbeiten, mir nach vielen Seiten hin nicht einmal Zeit zu einer ablehnenden Erwiderung, geſchweige zur Erfüllung der betreffenden Wünſche ließen. Von der Laſt, die ich mir durch Verſprechungen und zum Theil bindende Übereinkünfte aufgeladen, werde ich mich erſt gegen Neujahr befreit finden können. Haben Sie alſo freundliche Geduld. Einſtweilen wünſche ich Ihrem neuen Unternehmen den beſten Erfolg, und bin äußerſt geſpannt darauf, was es uns bringen wird. — Mit hochachtungsvollem Gruße an Ihre Frau Gemalin, in alter Freundſchaft — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Der Gruß zum Schluſſe iſt an Sacher-Maſochs erſte Gattin, Aurora von Rümelin (Pſeudonym Wanda von Dunajew), die, 1845 oder 46 in Graz geboren, die Verfaſſerin einiger größerer Proſaarbeiten iſt. Sie führte ſich mit einer Geſichtsmaske bei dem Schriftſteller ein; als ſich Ihr wahrer Charakter zeigte, war es zu ſpät. Die Ehe wurde keine glückliche und ſo entfloh die Frau 1883 nach Paris; ſpäter wurde die Ehe vom deutſchen Reichsgericht in Leipzig gelöst. — Frau Hulda von Sacher-Maſoch, die zweite Gattin, der wir den Stoff zu dieſem Capitel verdanken, iſt nie in Graz geweſen und kannte auch nicht die hier in Frage kommenden Perſonen.

Brief aus Graz, vom 16. Juni 1882, mit der Adreſſe: „Sr. Hochwohlg. Herrn Dr. Leop. Ritter v. Sacher-Maſoch, Herausgeber der Zeitſchrift ‚Auf der Höhe‘, Knauthain bei Leipzig. — Die in der Adreſſe genannte Zeitſchrift hatte ein Preisausſchreiben eingeleitet, an dem Robert Hamerling, wie die nachfolgenden Briefe bezeugen, als Preisrichter theilnahm. Der volle Titel der erwähnten Zeitſchrift lautete: „Auf der Höhe. Internationale

Revue. Herausgegeben von Leopold v. Sacher-Maſoch." Sie erſchien vom 1. October 1881 bis 1. September 1885, wurde dann an Schottlaender in Breslau verkauft und mit der Zeitſchrift „Nord und Süd" verſchmolzen.]

Mein hochgeſchätzter Freund! — Das Leſen von Manuſcripten gehört zwar durchaus nicht zu meinen Lieblingsneigungen; aber wenn ich mich Ihnen durch Übernahme des Preisrichteramtes wirklich gefällig erzeigen kann, ſo ſtehe ich mit Vergnügen zu Dienſten. Ich bin erfreut mich Ihnen wenigſtens *dadurch* einigermaßen für die freundliche Zuſendung Ihrer vortrefflichen Zeitſchrift erkenntlich zeigen zu können. Fällt es mir doch ſchwer genug auf's Herz, daß ich durch meine leidigen Geſundheitsverhältniſſe mich immer verhindert ſehe, Ihnen einen paſſenden Beitrag zu liefern. Ich ſetze voraus, daß Sie ſich wohl befinden und Ihr Unternehmen blüht! — Mit den herzlichſten Grüßen von meiner Mutter und mir an Ihre Frau Gemalin — in alter Freundſchaft und Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 29. Juni 1882, mit der Adreſſe: „An die löbl. Adminiſtration der Zeitſchrift *Auf der Höhe* (E. L. *Morgenſtern*), Leipzig." (Der Ort iſt von fremder Hand durchſtrichen und daneben Knautkleeberg hingeſchrieben; ein Poſtſtempel trägt Knauthain.)]

Das *Juniheft* von „Auf der Höhe", auf welches ſich Hr. v. S. M. in einer Zuſchrift an mich als in meinen Händen befindlich bezieht, iſt mir *nicht* zugegangen. Ich erbitte mir dasſelbe nachträglich. — Ergebenſt — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 1. December 1882.]

Hochgeehrter Freund! — Aus der erſten Serie der mir überſandten Novellen von No. 18—33 finde ich hervorzuheben No. 18: „*Der Herr Kamerad.*"

Nicht übel erzählt, aber doch nicht bedeutend genug ſind No. 21. 25. 26. — No. 30. 31. 32 ſind ſtofflich intereſſante, friſch erzählte Theatergeſchichten, aber ein bischen zu ordinär. Der Reſt (No. 19. 20. 22. 23. 24. 27. 28. 29. 33.) iſt Dilettantenarbeit.

In der II. Serie (No. 68—85) iſt wohl das Beſte No. 82 „Drei Tage aus d. Leb. eines Peſſimiſten.“ Der Dialog iſt manchmal ein bischen trivial, dann wieder zu doctrinär philoſophiſch, aber das Ganze hat Leben und manchen feinen Zug, und die eingeſtreuten Verſe verrathen einen guten Poeten. — Einfach erzählt, aber ſtofflich intereſſant iſt No. 84 („Die Geſchwiſter“). — Gewöhnliche Waare ſind No. 68, 69, 74, 80, 83; dilettantiſch: 71. 72. 75. 85. [Die No. 70 fehlt.] — Bedenkliche Themen werden allzu plump angefaßt in No. 76 und 77. — Als von der Concurrenz ausgeſchloſſen muß ich betrachten: No. 73 (ſpielt im alten Babylon); No. 78 (mittelalterliche Hexengeſchichte nach Chronik — überdieß zu lang); No. 79 (keine Novelle); No. 81 (ſpielt in Ungarn und ſchildert magyariſches Leben). — In alter Freundſchaft und Ergebenheit Ihr — Rob. Hamerling. — Die II. Serie geht gleichzeitig mit dieſen Zeilen an Sie zurück.

[Brief aus Graz, 15. December 1882.]

Hochgeehrter Freund! — In der Serie No. 51—67, welche gleichzeitig an Sie zurückgeht, finde ich hervorzuheben: — No. 52 („In der Wildniß“), eine gut erfundene, intereſſante, wenn auch in der Darſtellung nicht durchgehends gediegene Erzählung; — No. 59 („Andreas“), eine wirkungsvolle Dorfgeſchichte aus gewandter Feder, deren Reiz aber freilich mehr in der Handlung, als in einer genialen Darſtellung liegt. — No. 63 („Herbſt“), eine eigenartige Skizze mit ſchwermüthig tiefſinnigem Anſtrich. — Mittelgut ſind: No. 50 [wohl 57]. 65; alltäglich und nicht bedeutend genug: 53. 60. 61. 62; werthlos: 51. 54. 55. 56. 58. 64; von der Concurrenz ausgeſchloſſen: 66 (ſchildert nicht deutſches Leben), 67 (der Verfaſſer nennt ſich ganz offen auf dem Titelblatt). — Ihr — ergebenſter — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 26. December 1882.]

Sehr geehrter Freund! — In der heute an Sie zurückadreſſirten Novellen-Serie 1—17 bin ich auf keine ſonderlich hervorragende Arbeit geſtoſſen. — Nicht ohne Intereſſe ſind No. 11, 15, 16, 17. — Alltagswaare: 3, 4, 6, 10, 13, 14. — Mehr oder weniger dilettantiſch: 1, 2, 7, 8. — Ganz werthlos: 5, 12. No. 9 („Folgen des Cölibats") iſt meines Erachtens wegen Unleſerlichkeit und unanſtändiger Form des Manuſcripts von der Bewerbung auszuſchließen. — Mit den beſten Wünſchen zum Jahreswechſel — Ihr — ganz ergebenſter — Rob. Hamerling.

[Am 1. Januar 1883 begieng Sacher-Maſoch die Feier ſeiner 25-jährigen Thätigkeit als Schriftſteller. Der Literat Armand Roſenthal und der Verleger von „Auf der Höhe", Ernſt L. Morgenſtern, richteten an alle hervorragenden Perſonen Einladungen, ſich an der Ehrung Sacher-Maſochs zu betheiligen. Auf dieſe Weiſe kamen ungefähr 350 Blätter mit Handſchriften zuſammen, welche als Album am 1. Januar 1883 dem Gefeierten überreicht wurde. Robert Hamerling ſchrieb „An L. von Sacher-Maſoch" (Graz, 10. December 1882) folgende Verſe:]

Wir wollen drum nicht hadern, vielmehr es thut uns gut,
In vollen deutſchen Adern ein Tröpfchen Slavenblut!
Du biſt ein ſolcher Tropfen, ein kräftiges Ferment:
Das macht die Pulſe klopfen, das prickelt und das brennt!

Seit Du, nebſt andren Gäſten, Dich unter uns gemiſcht,
Verzweifeln ſchon die Beſten, vom ſcharfen Hauch erfriſcht,
Daß Einem, der Geſchichten erzählt, nicht mehr obliegt,
Als rührend zu berichten, ob ſich — die zwei „gekriegt"?

[In die Sammlung neuerer Gedichte „Blätter im Winde“ (1887) hat Hamerling dieſes Gedicht, jedoch verändert, aufgenommen; hier trägt es den Titel „An Sacher-Maſoch. Zur Feier ſeines fünfundzwanzigjährigen Schriftſteller-Jubiläums 1882“ und lautet:

Ich will mit dir nicht hadern:
Zuweilen thut uns gut
In deutſcher Dichtung Adern
Ein Tröpflein fremdes Blut.
Du biſt ein ſolcher Tropfen,
Ein kräftiges Ferment:
Das macht die Pulſe klopfen,
Das prickelt und das brennt!
Seit du nebſt andern Gäſten
Dich unter uns gemiſcht,
Ward's zweifelhaft den Beſten,
Vom ſcharfen Hauch erfriſcht,
Daß Einem, der Geſchichten
Erzählt, nicht mehr obliegt,
Als rührend zu berichten,
Wie ſich die Zwei gekriegt.

Brief aus Graz, 8. Januar 1883. — Das noch exiſtierende ſchmale Couvert trägt die Adreſſe: „Herrn Dr. L. v. Sacher-Maſoch, Herausgeber der Monatſchrift Auf der Höhe, Leipzig, Alexanderſtraſſe 15.“]

Hochgeehrter Freund! — Aus der fünften und letzten Serie 31–50 finde ich als beachtenswerth hervorzuheben: No. 38 („Lebenswege“), nichts künſtleriſch Vornehmes, aber eine feſſelnde, ergreifende Geſchichte aus dem Leben. Macht den Eindruck eines einfach und getreu erzählten oder nacherzählten wirklichen Erlebniſſes. — Mittelgut ſind: No. 34. 36. 37. 42. 45. — Unbedeutend: 35. 41. 43. 44. 47. 48. 49. 50. — Werthlos: 46. — Dramatiſche Verſuche (!), daher nicht in Betracht kommend: 39. 40. — Um nun ſchließlich die Rangordnung der hervorragendſten Arbeiten definitiv feſtzuſtellen, wäre erwünſcht, dieſelben noch einmal durchſehen und vergleichen zu können. So weit ich noch die in der Erinnerung haſtenden Eindrücke vergleichen kann, wären, da eine Leiſtung erſten Ranges nicht vorliegt, als die relativ beſten Arbeiten für den erſten und zweiten Preis in Betracht zu ziehen: No. 52: In der Wildniß. — No. 18: Der Herr Kamerad. — Zum Abdruck könnten noch empfohlen werden, vorausgeſetzt, daß die Autoren zu kleinen Änderungen und Streichungen die Hand bieten: No. 82: Drei Tage aus d. Leben eines Peſſimiſten. — No. 59: Andreas. — No. 38. Lebenswege. — Vielleicht auch das etwas allzu bizarre No. 36 [richtig 63]: Herbſt. — In freundſchaftlichſter Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 28. Februar 1883.]

Hochgeehrter Freund! — „Kalte Liebe“ und „Mein Weib“ (No. 45 und 16) ragen als Arbeiten hervor, welche ſich im rechten, programmäßigen Fahrwaſſer, in der Richtung, welche wir wünſchen, bewegen. Aber die Detailausführung ſteht denn doch nicht ganz auf der Höhe einer Preisnovelle. „Kalte Liebe“ iſt pſychologiſch ſehr intereſſant, und „Mein Weib“ variirt das alte Thema nicht übel, die Handlung iſt gut arrangirt und in Scene geſetzt; aber die Darſtellung ſcheint mir in beiden doch nicht diſtinguirt und bedeutend genug. Allerlei Einzelnes iſt aus dem Leben und der ordinären Wirklichkeit ganz gut aufgegriffen, aber man vermißt die Feinheit, das originell und genial Anmuthende, welches das eigentlich ſchöpferiſche Talent kennzeichnet. Ich bin nach wie vor der Meinung, daß „In der Wildniß“ und „Der Herr Kamerad“ (No. 52 und 18) als Preisnovellen noch die verhältnißmäßig beſte Figur ſpielen würden, da in dieſen die Detailausführung wirklich manchen feinen Zug und Spuren eines eigenthümlichen, realiſtiſchen und doch poetiſch angehauchten Erzählertalentes aufweiſ't. — Nur müßte in der erſteren Novelle noch ein wenig die ſtiliſtiſche Feile angelegt werden. — Ich habe die 6 Novellen geſtern an Herrn H. Seidel in Berlin geſendet. Ein Brief von Prof. Honegger iſt nicht an mich gelangt. — Herzlich ergeben — Ihr — Rob. Hamerling.

[Heinrich Seidel, hervorragender Erzähler, Verfaſſer zahlreicher Schriften, darunter das berühmt gewordene Buch „Leberecht Hühnchen“; Seidel ſtand mit Hamerling nie in Verkehr. — Literarhiſtoriker Dr. Joh. Jak. Honegger an der Univerſität Zürich, Verfaſſer vieler Werke.

Ein Briefblatt mit Datum: Graz, 4. März 1883; das Couvert trägt die Aufſchrift: „Mein Votum in Betreff der deutſchen Preisnovellen für die Zeitſchrift ‚Auf der Höhe'. — Rob. Hamerling.“]

Als die beiden relativ beſten der zur Bewerbung um den von der Monatſchrift „Auf der Höhe“ ausgeſchriebenen Preis eingelaufenen und mir vorgelegenen Novellen betrachte ich — I. In der Wildniß (No. 54 [richtig 52]) — II. Der Herr Kamerad (No. 18) — und empfehle, wenn der relative Werth als genügend anerkannt wird, I. für den erſten, II. für den zweiten Preis. Als drittbeſte Arbeit aus den ſechs, mir zur engeren Auswahl vorgelegten Novellen betrachte ich „Kalte Liebe“ No. 15. — Robert Hamerling.

[Im Druck geſtaltete ſich die Angelegenheit ſo: Den erſten Preis erhielt die Novelle „In der Wildniß“ (No. 52), welche am 1. April 1883 erſchien; Verfaſſerin war Antonie Andrea, angeblich aus Pommern, domicilierte aber 1884 in Rom. Den zweiten Preis erhielt die Novelle „Andreas“ (No. 59), welche am 1. März 1885 erſchien; Verfaſſer Dr. phil. Heinrich E. Körting in Leipzig. Den dritten Preis erhielt die Novelle „Der Herr Kamerad“ (No. 18), die am 1. Auguſt 1884 gedruckt erſchien und einen uns nicht näher bekannten Schriftſteller in Poſen, namens Rudolf Retty, zum Verfaſſer hatte. — Über das Schickſal der andern Arbeiten, die mehr oder minder noch Anerkennung fanden, iſt uns nichts bekannt geworden.

Schließlich fand ſich im Nachlaſſe auch ein Artikel der „Gegenwart“ (Berlin) betitelt: „Erinnerungen an Robert Hamerling. Von Leopold von Sacher-Maſoch,“ der bald nach dem Tode Hamerlings erſchienen ſein ſoll. Einige Stellen ausgenommen, theilen wir die nach jeder Richtung hin intereſſante Darſtellung mit:

Es war im Jahre 1862 im Sommer, als ich Robert Hamerling in Tobelbad bei Graz traf. Er war als Curgaſt da zu ſeiner Erholung, während ich zu dem Hofſtaat der ſchönen Frau von K. gehörte, welche die Venus und Minerva dieſes Curortes in einer Perſon war. Hamerling lebte vollſtändig zurückgezogen und hielt ſich der Geſellſchaft, welche in dem kleinen Bade gleichſam eine große Familie bildete, vollſtändig fern, ſo daſs er von Anfang an auffiel, und von einem witzigen Hauptmann, der uns Allen Spitznamen gegeben hatte, als Timon von Athen bezeichnet wurde. Einer meiner Freunde, der leider zu früh verſtorbene reichbegabte Lieutenant von Göbler, hatte es ausfindig gemacht, daſs der menſchenſcheue Sonderling ein Dichter ſei, und uns eines Abends einige ſeiner Poeſien vorgeleſen. Selbſtverſtändlich wurde nun Timon von Athen zu einer doppelt intereſſanten Perſönlichkeit. Zu gleicher Zeit hatte ſich aber über ſeine Gedichte in unſerem Kreiſe ein heftiger Streit entſponnen. Jener witzige Hauptmann, deſſen Äußerungen dadurch ein beſonderes Gewicht bekamen, daſs er ſich bei Gelegenheit eines Scheibenſchießens als geradezu fürchterlicher Piſtolenſchütze entpuppt hatte, beſtritt nämlich jedermann und insbeſondere Hamerling das Recht, heutzutage noch zu dichten. Er fand, daſs uns unſere Claſſiker genügend mit Poeſie verſorgt hätten, ließ allenfalls noch Heine gelten, beſpöttelte aber alles Übrige als flaues Epigonenthum ohne Saft und Kraft, ohne Originalität und Bedeutung. Ich war der einzige, der ihm zu widerſprechen wagte und die Literatur der armen Nachgeborenen im allgemeinen und insbeſondere Robert Hamerling gegen ihn in Schutz nahm. — Ich habe niemals erfahren, ob Hamerling irgendeinen Spiritus familiarus beſaß, der ihn von unſerem Geſpräch unterrichtet hat. Da er mit niemand verkehrte, wirkte es geradezu verblüffend auf mich, als ich bei einem einſamen Spaziergange ihm begegnete, und das Unglaubliche geſchah, indem Robert Hamerling mich begrüßte, das Wort an mich richtete und mir für die warme Vertheidigung ſeiner Lyrik dankte. Er machte mir vom erſten Augenblick an zugleich den Eindruck eines genialen, ſeine eigenen Wege wandelnden Menſchen und zugleich den eines Unglücklichen und körperlich Leidenden. Vergebens gab ich mir alle Mühe, ihn zu einem Verkehr mit der Tobelbader Geſellſchaft zu bewegen, dagegen begannen ſeine Augen ſeltſam zu leuchten, als ich von der ſchönen Frau von K. ſprach und ihm ihren Wunſch meldete, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Wirklich ließ er ſich, als ſich die Gelegenheit dazu ergab, ihr vorſtellen. Es blieb aber auch hier bei einer kurzen Unterredung. Hamerling hatte wie ich aus den wenigen Worten, die es mir gelang ihm von Zeit zu Zeit zu entlocken, noch mehr aber aus ſeinen Gedichten entnahm, eine glühende Sehnſucht nach Frauenſchönheit, und doch hielt er ſich den Frauen faſt ängſtlich ferne. Wenn er auch jedermann gegenüber eine gewiſſe Scheu hatte, ſich ſchwer ausſprach und das Wenige, das er ſagte, mit einer matten, gebrochenen, gepreſsten Stimme hervorbrachte, ſo ſteigerte ſich dieſe Scheu Frauen gegenüber faſt bis zur Ängſtlichkeit. Er errieth bald, daſs ich für Frau von K. ſchwärmte, und mehr als eine Bemerkung von ſeiner Seite bewies mir, wie ſehr er meinen Enthuſiasmus theilte, aber er war nicht zu bewegen, ſich der ſchönen geiſtvollen Frau zu nähern, mit ihr lebhafter zu verkehren. Trotzdem er meine Geſellſchaft in Tobelbad aufſuchte, beſtanden die Geſpräche zwiſchen uns doch eigentlich darin, daſs ich ſprach und er zuhörte und ſich mit wenigen Bemerkungen genügte. Eine eigentliche Discuſſion mit Hamerling war unmöglich. Ebenſo wenig glaubte ich, daſs ihn jemand erzählen gehört hat. Seine Seele ſchien ein verſchloſſenes Buch und die Folge war, daſs ſelbſt Jenen, die mit ihm viel verkehrten, auch ſein Leben, ſein äußeres und inneres Leben ein unbekanntes Land blieb. — Unſere Beziehungen wurden noch wärmer, als Hamerling einige Jahre ſpäter ganz nach Graz überſiedelte. Er war eben damit beſchäftigt, ſeinen „Ahasver in Rom,“ deſſen Verlag Richter in Hamburg übernommen hatte, nochmals durchzufeilen und die Correcturbogen durchzuſehen. Frau von K. hatte ſich inzwiſchen von ihrem Gatten getrennt, trotzdem ſprach Hamerling niemals den Wunſch aus, den Verkehr mit ihr von neuem aufzunehmen. Umſomehr war ich überraſcht, als er mir eines Tages ſelbſt den Vorſchlag machte, ſeinen „Ahasver in Rom“ in einem Kreiſe von Literaturfreunden in dem Salon der Frau von K. vorzuleſen.

Eine neue Überraſchung ſtand uns allen an dieſem unvergeſslichen Abend bevor. Hamerling erſchien nämlich in Begleitung einer Dame, was uns nicht weniger in Aufregung verſetzte, als die Ausſicht, daſs wir die erſten ſein ſollten, welche ſein geniales Werk kennen lernen durften. Wenn ich niemals in meinem Leben gut geleſen habe, ſo war es gewiſs an dieſem Abend der Fall, ſo ſehr wurde ich von der Dichtung hingeriſſen und der Eindruck derſelben war auf alle Anweſenden ein gleich bedeutender. Insbeſondere waren es Lieutenant von G[illegible]ler und der bekannte Graf Emerich von Stadion, welche ihren Enthuſiasmus nach jedem Geſange immer lebhafter ausſprachen. Später nahm man allgemein ſehr innige Beziehungen zwiſchen dieſer Dame, welche ſich in früherer Zeit durch Extravaganzen bemerkbar gemacht hatte, und Robert Hamerling an. Ich war der einzige, der ſceptiſch blieb. Ich glaube nicht, daſs Hamerling fähig war, ſich einer Frau zu nähern oder ihr gar von Liebe zu ſprechen. Wenn eine Beziehung zwiſchen ihm und jener Frau beſtand, ſo war ſie es ohne Zweifel, welche ſich ihm genähert hatte. Und da dies vielleicht die erſte Frau war, mit der er näher verkehrte, ſo iſt es begreiflich, daſs er ſich ihre Verehrung gefallen ließ, und daſs mit der Zeit ein warmes Verhältnis zwiſchen den beiden entſtand. Aber ich möchte heute noch meine Hand dafür ins Feuer legen, daſs dieſe Beziehung ein Seitenſtück zu jener Petrarcas mit Laura, Dantes mit Beatrice, Abälards mit Heloiſe war. Was der Grazer Stadtklatſch von jener Dame zu erzählen wuſste, hat mich in meiner Annahme niemals erſchüttert. Gerade daſs dieſe Frau in früheren Tagen ſo ſehr aus dem Geleiſe der Alltäglichkeit und ſelbſt vielleicht der guten Sitte herausgetreten war, daſs ſie zum Beiſpiel ſich darin gefiel, in Männerkleidern umherzugehen, das alles ſchien mir nur zu beweiſen, daſs es eine ungewöhnliche, von dem Drange nach dem Idealen erfüllte Frauennatur, und nicht eine Kokette war. Die galanten Lebefrauen verſtehen es wohl ſich zu hüten, um gegen die gute Sitte zu verſtoßen und die Meſſalinnen nehmen mit Vorliebe die Maske einer Heiligen vor. — Ehe „Ahasver in Rom" noch auf dem Büchermarkte erſchien, hatte ich bereits eine Beſprechung dieſer genialen Dichtung in „Über

Land und Meer" gebracht. Hamerling kam zu mir, um mir zu danken. Wir ſaßen in dem ſchönen Garten meines Vaters in einem kleinen Gartenhaus. Ich machte ihm zum Vorwurf, daſs er ſich zu ſehr von der Welt, von den Menſchen abſchließe. Der Dichter, ſagte ich unter anderem, kann nicht ausſchließlich aus ſeiner Phantaſie ſchöpfen, und wenn er es kann und wenn er es thut, ſo wird ſeine Muſe früher oder ſpäter den geſunden Boden der Wirklichkeit verlaſſen. Ein ſchaffender Künſtler muſs nach meiner Anſicht mitten im Leben ſtehen, nicht im Sinne eines Philiſters, er muſs kämpfen, ringen, leiden, kurz leben. — „Glauben Sie nicht," ſagte Hamerling mit einem ſeltſamen, faſt unheimlichen Blick, „daſs man in der Einſamkeit innerlich oft mehr erleben kann, als in der großen rauſchenden Welt?" — Ich machte geltend, daſs dann auch die Muſe ſich der Darſtellung des Seelenlebens und ſolcher pſychologiſcher Proceſſe zuwenden müſste, welche fern der Welt ſich entwickeln, aber für ihn, den Titanen, deſſen ganzes Genie dahin drängte, große Schickſale gewaltiger Menſchen auf dem Hintergrund der Weltgeſchichte darzuſtellen, könnte die Einſamkeit unmöglich gedeihlich ſein. Aber jener Einwurf Hamerlings kam mir in der Folge nicht mehr aus dem Sinn. Welche geheimen Kämpfe bargen ſich hinter dem ſcheuen, ſo wenig mittheilſamen Weſen des großen Poeten. Das Schickſal muſste ihn einmal mindeſtens ſchwer, ja furchtbar getroffen haben. Es laſtete etwas unheimliches auf ihm, wie auf dem genialen Lord Byron und deſſen Spiegelbild, dem dämoniſchen Manfred. Damals war Hamerling mit dem Entwurf zu ſeinem „König von Sion" beſchäftigt. Ich war nicht wenig überraſcht, als er mir denſelben mittheilte, denn ich hatte in früheren Jahren den Stoff für einen eminent dramatiſchen gehalten, und ſogar mehrere Acte einer Tragödie „Johann von Leyden" geſchrieben, welche niemals fertig, niemals veröffentlicht wurde. Da ich über die Geſchichte des Stoffes bis in die kleinſten Einzelnheiten unterrichtet war, ſo überließ ich Robert Hamerling gerne mein ganzes geſchichtliches Material und gab ihm auch die Bildniſſe von Knipperdolling und Johann von Leyden, welche ich beſaß. Das letztere hieng ſpäter eingerahmt über ſeinem Bette. Nicht wenig erſtaunt war ich, als Hamerling mir mittheilte, daſs er ſeinen „König von Sion“ in Hexametern zu ſchreiben beabſichtige. Wie kam es, daſs er dem „Ahasver in Rom“ einem antiken Stoffe, ein modernes Gewand gab, und dem modernen, mit ſeinen Kämpfen in unſere Zeit hineinragenden „Johann von Leyden“ ein antikes? Später erſt fand ich den Schlüſſel hierzu. Der Widerſpruch, welcher ſich in Hamerlings Weſen mehr und mehr offenbarte, und zu dem ich niemals den Schlüſſel gefunden habe, hat ſich offenbar auch in der Wahl der Form bei ihm ausgeſprochen. Eines Tages ſagte mir Hamerling: „Ich habe eine Anleihe bei Ihnen gemacht: die Pelzjacke und die Peitſche, die erſtere für meine Eliſabeth Wandſcheerer, die zweite für Johann von Leyden, welcher mit derſelben ab und zu ſeine Frauen neckt.“ Dieſer „Johann von Leyden“, den ich entſtehen ſah, wurde, mehr und mehr von der hiſtoriſchen Geſtalt vollkommen abweichend, ein Spiegelbild des Dichters ſelbſt. Durch dieſen „Johann von Leyden“ lernte ich ihn ſelbſt verſtehen, ſoweit dies bei einer ſo verſchloſſenen, ſchweigſamen Natur möglich war. Daſs er aus „Johann von Leyden“, dem brutalen Genuſsmenſchen eine Art platoniſchen Don Juan macht, beſtätigte mir vollſtändig, daſs ich mich in der Auffaſſung Hamerlings und ſeiner Beziehung zu den Frauen nicht geirrt hatte. — Das Jahr 1866 wird für mich durch zwei Ereigniſſe bezeichnet, durch eine ſchmerzliche Kataſtrophe in meinem Herzensleben und durch das Erſcheinen des „Don Juan von Kolomea“ in „Weſtermanns Monatsheften“. Hamerling nahm an beiden warmen Antheil, einen Antheil, den ich mehr empfand, als er ihn auszuſprechen vermochte. Allerdings, den „Don Juan von Kolomea“ zu begrüßen, fand er die bekannten Worte, welche mir neben dem Urtheil Ferdinand Kürnbergers vor allem den Sporn zu weiterem Schaffen gaben. Überhaupt war Hamerling ein ganz anderer, wenn er ſchrieb. In ſeinen Briefen, in ſeinen Kritiken wurde er ebenſo beredt, wie in ſeinen Dichtungen. — Ich verließ bald danach Graz und ſah Hamerling erſt, eine flüchtige Begegnung abgerechnet, im Jahre 1871 wieder. Inzwiſchen war der erſte Theil meines „Vermächtnis Kains“ erſchienen, den Hamerling ebenſo warm begrüßt hatte wie den „Don Juan“. Wir traten uns hierdurch noch näher. Ich glaube, daſs Hamerling vorzüglich deshalb gern mit mir verkehrte, weil ich den Verkehr mit ihm niemals ſuchte, weil ich es ihm überließ, jene Momente zu wählen, wo ihm ein Gedankenaustauſch mit Gleichſtrebenden zum Bedürfnis wurde. Damals lernte ich an Hamerling eine neue Seite kennen. Während ich mir aus der Kritik wenig machte und ſtets bereit war, auf Angriffe energiſch zu antworten, zeigte ſich Hamerling unglaublich empfindlich gegen jeden Tadel. Dieſe Empfindlichkeit mag kleinlich erſcheinen, aber ſie war es durchaus nicht. Sie entſprang bei Hamerling nicht etwa der gekränkten Eitelkeit, ſondern iſt einfach aus ſeinem einſamen Leben heraus zu erklären. Er blieb ſtets ein Fremdling in der literariſchen Arena, er hatte von dem Getriebe der Clique, kurz von alledem, womit ein Autor zeitlebens zu kämpfen hat, abſolut keine Vorſtellung, und ſo kam es, daſs er die Kritik furchtbar ernſt nahm. Jedesmal, wenn er ſich getadelt fand, war er überzeugt, erſtens, daſs der Kritiker aus voller

Überzeugung ſprach, zweitens daſs er recht hatte. Allmählich freilich machte ſich eine Reaction geltend und wenn er dann empfand, daſs ihm dennoch Unrecht geſchehen war, ſo ſetzte er ſich zur Wehre, wie in ſeinem „Epilog an die Kritiker,“ welcher ſoviel Staub aufgewirbelt hat. Er litt förmlich unter jeder noch ſo harmloſen tadelnden Bemerkung und vermied alles, was dazu führen konnte, kritiſche Feindſchaften hervorzurufen, in ſpäteren Jahren faſt ängſtlich. Ich erinnere mich noch, wie ich ihm eines Tages in der Grazer Herrengaſſe von meiner Schrift „Über den Wert der Kritik“ ſprach, mit der ich eben beſchäftigt war und die Bemerkung hinzufügte: „Dieſe Schrift wird auch Ihnen eine gewiſſe Genugthuung bieten.“ „Aber Sie haben mich doch nicht darin genannt?“ ſtieß Hamerling erregt hervor. „Nein nein,“ erwiderte ich lachend. — Als ich einmal in einer Kritik, ohne nur im entfernteſten an den Dichter zu denken, gegen den hiſtoriſchen Roman Stellung nahm, erſah ich zu meiner Überraſchung kurze Zeit danach aus einem Briefe Hamerlings, daſs er in der betreffenden Stelle eine Verurtheilung ſeiner „Aſpaſia“ erblickt habe. Geradezu aufgeregt traf ich Hamerling, der ſonſt nur ſehr ſelten das Theater beſuchte, eines Abends im landſchaftlichen Theater, wo ein kleines Luſtſpiel gegeben wurde, in dem zufällig eine der agierenden Perſonen den Namen Hamerling trug. Er beruhigte ſich erſt, als er im Verlaufe der Aufführung die Überzeugung erlangt hatte, daſs nicht im mindeſten eine Anſpielung auf ihn oder ſeine literariſche Thätigkeit beabſichtigt war. Wieder entſtand eine Pauſe in unſeren Beziehungen, als ich im Jahre 1873 nach Wien zog und mich dann nach meiner Verheiratung in Bruck an der Mur niederließ. — Als ich im Herbſte 1877 nach Graz überſiedelte, fand ich Hamerling in glücklichen äußeren Verhältniſſen, aber noch zurückgezogener, menſchenſcheuer und leidender als früher. Er fühlte ſich gekränkt durch verſchiedene Angriffe, deren Gegenſtand er geworden war, und verkehrte infolge deſſen, ſo gut wie mit niemand. Zwei Frauen theilten ſich in ſeine Freundſchaft, beide weder jung noch ſchön. Die Welt faſste ſeine Beziehungen zu ihnen in gewohnter Weiſe auf, während mir nicht die geringſte Thatſache aufſtieß, welche mich in meinem früheren Urtheil über Hamerlings Beziehungen zu den Frauen hätte irre machen können. Sein Vater und ſeine Mutter lebten jetzt bei ihm. Er ſelbſt war alt geworden und ſein mächtiger genialer Kopf mit dem langen grauen Haar, den glühenden Augen, den markierten harten Zügen und der dunklen Hautfarbe hatte etwas Mächtiges und Imponierendes an ſich, aber nur ſo lange er ſchwieg. Sobald er ſprach, ſtand ſeine weiche gebrochene Stimme, ſeine leiſe Redeweiſe, ſein zaghaftes Weſen im Widerſpruch mit dem Eindruck ſeines Kopfes. Noch ſchärfer wie früher trat ein gewiſſer Riſs, der durch ſein ganzes Weſen gieng, eine Art Doppelnatur bei ihm hervor. In ſeiner Dichtung ein himmelſtürmender Titan voll glühender Sehnſucht nach Schönheit und Liebe, zeigte er ſich im Leben beengt, gedrückt, ſcheu, ohne Lebensmuth. Gewiſs hatte er in umſo höherem Maße den Muth zu dulden, und es mag nicht wenig geweſen ſein, was das Schickſal ihm aufgeladen hatte. Ich habe trotz meiner herzlichen Beziehungen zu ihm niemals den Verſuch gemacht, in das Geheimnis ſeiner Natur und ſeines Lebens einzudringen, mich hinderte daran ein angeborenes Zartgefühl. Es war mir niemals gegeben, mich in das Vertrauen anderer einzudrängen, noch weniger — einzuſchleichen. — Gleich bei einer meiner erſten Begegnung mit Hamerling bemerkte ich, daſs er ſich lebhaft für meine Frau intereſſierte und doch lehnte er es entſchieden ab, zu uns zu kommen. Ich wuſste, daſs er eine kleine, aber in jeder Beziehung eines

Poeten würdige Beſitzung in einem Thale bei Graz erworben hatte und hier den Sommer zubrachte. Aber ich hatte keine Ahnung, wo dieſelbe eigentlich lag. Als wir eines Tages durch den Wald herabkamen und in dem bei den Grazern ſo beliebten ländlichen Wirtshaus „zum ſchwarzen Hund“ einkehrten, ſagte meine Frau: „Hier in der Nähe wohnt Hamerling.“ Auf dem Rückwege kamen wir wirklich an ſeinem Hauſe vorüber. Ein Zufall wollte, daſs ſeine Mutter auf der Schwelle ſtand. Sie gieng auf uns zu, begrüßte meine Frau und lud ſie ein, mit den Kindern einzutreten. — „Sie wiſſen doch, wie menſchenſcheu und vor allem frauenſcheu Ihr Sohn iſt,“ ſagte ich lächelnd, „ich möchte ihm nicht läſtig werden.“ „Ach, Sie können ruhig eintreten,“ erwiderte die liebenswürdige und kluge alte Frau, „er iſt nicht daheim und wird auch nicht ſobald kommen.“ Während wir in der Wohnſtube bei der Mutter Hamerlings blieben, trieben ſich meine Kinder in dem Garten herum, wo ſie wahrſcheinlich auch einen räuberiſchen Überfall auf die Johannisbeerhecken ausführten. Es währte nicht lange, ſo tönte lautes Lachen und Jubel herauf, und als ich an das Fenſter trat, erblickte ich zu meiner Überraſchung Hamerling, der ſich mit meinen beiden Buben zwiſchen den Hecken umhertrieb. Nicht lange danach trat er ein und merkwürdig, zum erſtenmal in meinem Leben ſah ich ihn warm werden. Er ſchien vom erſten Augenblick an eine lebhafte Sympathie für meine Frau gefaſst zu haben, denn er ſprach mehr, als ich ihn jemals ſprechen gehört habe, und als die Kinder kamen, ſetzte er ſich ſogar an ſein altes Clavier und ſpielte ihnen etwas vor. Als wir Abſchied nahmen, lud er uns ein, wiederzukommen. Ich konnte über dieſe Wendung in Hamerlings Weſen gar nicht zu mir kommen und neckte meine Frau wiederholt damit, daſs ſie offenbar an ihm eine große Eroberung gemacht habe. Einige Tage ſpäter ſendete er ihr ſeine „Aſpaſia“. Das war aber noch lange nicht alles. Als wir wieder eines Abends, als gerade viele Grazer da waren, in dem Garten des Gaſthauſes „zum ſchwarzen Hund“ ſaßen, erſchien plötzlich Hamerling mit ſeiner rothen Halsbinde und ſeinem ſchwarzen Cylinderhut, begrüßte uns, und was das unerhörteſte und wunderbarſte war, er ſetzte ſich zu uns und ließ ſich ſogar ein Glas Bier geben. Dieſer Vorgang machte unglaubliches Aufſehen. Aber mit demſelben war auch der Höhepunkt ſeiner Beziehung zu meiner Frau erreicht. Als wir ihm eines Tages in einer Allee des Stadtparkes begegneten und meine Frau ihm erklärte, ſie werde nicht wieder zu ihm kommen, ehe er uns nicht einmal beſucht habe, erwiderte Hamerling mit einem gutmüthigen Lächeln: „Ihr Mann hat in ſeinem ‚Vermächtnis Kains‘ etwas vergeſſen: die Eiferſucht.“ — Das erſtemal gab alſo Hamerling indirect zu, daſs er in einer ernſten Beziehung zu einer Frau ſtand, und daſs dieſe Beziehung es ihm unmöglich machte, das Haus einer andern Frau zu beſuchen. — Und doch ſcheint mir auch dieſes Geſtändnis noch nichts im Sinne der Welt zu beweiſen, denn kann nicht auch in einem durchaus geiſtigen Verhältnis Eiferſucht beſtehen? Ja, iſt es nicht natürlich, daſs man viel eiferſüchtiger dort iſt, wo es die Seele, die geiſtige Hingebung eines genialen Menſchen zu bewahren gilt, als dort, wo es ſich nur um ſinnlichen Beſitz handelt? Damals war Hamerling auch mit Roſegger in ein warmes Verhältnis getreten, was mir von Anfang an ſehr begreiflich war, denn gerade der Gegenſatz ihrer Naturen muſste dieſe Beiden ungewöhnlich anziehen. — Das ſchlichte naive Weſen Roſeggers muſste auf Hamerling geradezu erfriſchend wirken. Es gab zwar Leute, welche behaupteten, daſs dieſe Naivetät ſpäter bei Roſegger eine gemachte war, aber ich glaube es nicht. Ich erinnere mich noch einer köſtlichen Scene, wo wir uns einmal an einer Straßenecke trafen, an der Ecke des ſogenannten erſten Sackes und ich mehr ſpaſshaft den Vorſchlag machte, in das nahe urgemüthliche Bierhaus „zum Bierjackel“ zu gehen, und zu meiner Überraſchung auch Hamerling bereitwillig auf den Vorſchlag eingieng. Als wir nun in einer Fenſtertiefe beim Bier ſaßen, wurde Roſegger warm und ſagte uns einmal ſo recht deutlich, was er gegen uns auf dem Herzen habe. Er nannte uns beide in einem Athem mit Richard Wagner, Makart und Schopenhauer, und ſeine Anklage gipfelte in dem Satze: „Man darf dem Volke den lieben Gott nicht nehmen.“ Ganz beſonders haſste er Richard Wagner. „Ich liebe Ihre Sachen nicht,“ ſprach er, „aber bei Ihnen und Hamerling finde ich, ſo ſehr mich Ihre Dichtungen erſchrecken, doch etwas Großes, aber Wagner, das iſt ja der reine . . . .“ wir wollen das kräftige ſteiriſche Wort, das Roſegger bei dieſer Gelegenheit gebrauchte, nicht ausſchreiben, aber ich bin überzeugt, daſs es ihm mit ſeinem Anathema gegen dieſe ganz moderne Richtung ernſt war, ſie quälte ihn, ſie beunruhigte ihn, der das Leben auch ſpäter noch als Autor mit dem ruhigen, zufriedenen, beſchränkten Blick eines Landmannes anſah. — Auch das mag Hamerling bei Roſegger ſympathiſch berührt haben, daſs er trotz ſeiner einfachen Herkunft viel natürlichen Tact beſaß und ſich niemand aufdrängte, weder literariſch noch perſönlich. Ebenſo begreiflich iſt es, daſs Hamerling nicht gut auf R. . . E. . . . F. . . . . zu ſprechen war, der ſich allzu dringend um ſeine Freundſchaft bewarb. Daſs Hamerling auch humoriſtiſch und boshaft zu ſein vermochte, beweiſt die folgende Stelle in einem ſeiner Briefe an mich. „Ich habe nie in einer jener von kleinen blutgierigen Vampyren bevölkerten Stuben geſchlafen, welche zu den autonomen Eigenthümlichkeiten unſerer öſtlichen Länder zu gehören ſcheinen. Aber ſeitdem ich F...... kenne, kann ich mir eine lebhafte Vorſtellung davon machen.“ — Im Frühjahr des Jahres 1880 verließ ich Graz und ſah Hamerling nicht wieder. Das letztemal traten wir in regen Verkehr, als er bei der Preisausſchreibung der von mir redigierten internationalen Revue „Auf der Höhe“ das Preisrichteramt übernahm. Die Urtheile welche er über die einzelnen Novellen fällte, bilden für mich ein intereſſantes Vermächtnis ſeines Geiſtes. — Es iſt merkwürdig, daſs er, der vielfach ſo ungerecht beurtheilt wurde, ſo gerecht gegen andere zu ſein vermochte. Seine Kritik hatte etwas Liebevolles und Wohlwollendes an ſich auch dort, wo ſie tadelt. Seine Kritik hatte nicht den Zweck, jenen blöden Haufen, der vor nichts Ernſtem Reſpect hat, auf Koſten des Kritiſierten zu amüſieren, ſie war im beſten Sinne des Wortes productiv, ſie nützte dem Beurtheilten ebenſogut wie dem Leſer, es war eben die Kritik eines genialen Dichters und eines idealen Menſchen. — —

Wo Hamerling „die bekannten Worte“ ſchrieb oder drucken ließ, mit welchen er den „Don Juan von Kolomea“ begrüßte, ließ ſich nicht feſtſtellen: doch hat ſie Sacher-Maſoch in die Vorrede zum zweiten Theil des „Vermächtnis Kains“ (Das Eigenthum) aufgenommen; ſie lauten: „Von der Weltanſchauung und Grundſtimmung, die ſich darin ausprägt — dieſem im ſlaviſchen Volksgemüth lebendigen Schopenhauer — ſage ich nichts, weil mich das zu weit führen würde, aber ich muſs meine hohe Verwunderung ausſprechen über die neue Welt, welche aufgeſchloſſen wird, über die unvergleichliche Originalität dieſer Production. So eigenthümlich iſt dieſes Werk in jedem Zug, ſowohl was das pſychologiſche Detail als das des Naturlebens betrifft, ſo originell klingt jedes Wort und faſt möchte ich ſagen, jede Silbe, daſs man ſich ordentlich wundert, daſs das Ganze doch auch aus den 24 alten bekannten Buchſtaben des Alphabets zuſammengeſetzt iſt. Überall iſt hier zuckender Nerv, pulſierendes Leben. Die Naturlaute der Empfindung und der Leidenſchaft werden mit einer urvolksmäßigen Kraft, mit einer Wildheit betont, daſs man ſich ein wenig an die unciviliſierten Laute des Urwalds gemahnt fühlt. Ich glaube, wenn die Löwen der Wüſte oder die Wölfe und Bären in den ruſſiſchen Wäldern Genie hätten und ſich zu den höchſten Ideen der Menſchheit erheben konnten, ſo würden ſie ſich ſo ausſprechen. Wie ſehr wünſchte ich, daſs ſich Sacher-Maſochs Genius immer ſo concentrierte, daſs er ſeine ganze Zeit und Mühe ſo tief urſprünglichen und bedeutenden Schöpfungen zuwendete.“

In den „Cauſerien eines Weltmannes“ (2. Aufl. Halle 1872) benützte Sacher-Maſoch aus Robert Hamerlings Arbeit „Das moderne Feuilleton“ (ſ. S. 73) ebenfalls eine Stelle „ſtatt der Vorrede“: „Sacher-Maſoch, der in ſeiner Novelle ‚Don Juan von Kolomea‘ überraſchend bewieſen, daſs, wenn er ſich immer ſo concentrieren und ſein Eigenſtes geben wollte, wie in jener wahrhaft genialen Production, bald ſich den glänzendſten Namen der Gegenwart anreihen müſste, hat in Wiener Blättern Feuilletons geliefert, die immer geiſtreich und voll feiner Beobachtung waren, aber in ihrer galiziſch-ruſſiſchen Tendenz zuletzt etwas monoton wurden. Deſto vielſeitiger zeigt er ſich in den Cauſerien, welche die liederliche Grazie von der Seine und der Weichſel gegen den Froſt der deutſchen Muſe ins Feld führen, überhaupt in der Wahl der Mittel, ſich eines großen Publicums zu verſichern, nicht wähleriſch ſind, aber doch durch Leichtigkeit des Stils, feine Beobachtung und Unerſchöpflichkeit im Auffinden pikanter Themen auch dem Tadler Bewunderung abzwingen“.

[Dr. phil. Otto Spielberg, geboren 1842 zu Grünberg in Schleſien, wandte ſich nach beendigten Studien der Schriftſtellerei zu und pflegt vornehmlich Socialphiloſophie. Zu Bogumil Goltz trat er früh in ein freundſchaftliches Verhältnis und gilt als der einzige Schüler des Idealiſten. Spielbergs Schriften in Buchform ſind zahlreich und beginnen bereits mit dem Jahre 1863; das letzte Werk erſchien 1890. (Vergl. Kürſchner Lit.-Kal. und Brümmers Lexikon.)

Dr. Spielberg ſchrieb uns u. a. ddo. Heidelberg, 15. Januar 1890: „Ein gewiſſer Ludwig Richter in Braunſchweig wollte ein Lebensbild von mir veröffentlichen. Das war im Jahre 1869. Zu dem Zwecke vertraute ich ihm meine Correſpondenz Hamerling, Bogumil Goltz, Uhland ꝛc. an, hab' aber von dem Lebensbilde nie etwas zu ſehen bekommen und auch die Briefſchaften nicht mehr zurück erhalten. Bitten und Drohen halfen nichts. Ich hab' mich ſchon ſchwer darüber geärgert und ich würde jede Vollmacht ertheilen, wenn Ihnen ein beſſerer Erfolg gelänge. Von Hamerling ſinds allein über hundert Briefe, und zu [illegible] aus ſeiner beſten Zeit, wo er noch ſeine volle Friſche und Herzlichkeit beſaß und er noch ein kräftiges Donnerwetter über dieſen und jenen losließ. Durch meine Recenſion ſeines ‚Schwanenliedes‘ [Erſcheinungsjahr 1862] wurde unſere Freundſchaft, wie ich wohl ſagen darf, eine innige, in deren Folge wir uns unſere literariſchen Sorgen ziemlich unverblümt anvertrauten. Eines Tages ſchickte mir Hamerling einen Abzug aus dem Trieſter Lloyd, einige Scenen aus dem ‚Ahasver‘ darſtellend, mit der Klage, daſs er keinen Verleger dazu finden könne. Und Richter? ſchrieb ich zurück: ‚Hat es ablehnend zurückgeſandt.‘ Jetzt ſchickte ich den Abzug an Richter in Hamburg, der gleichzeitig meine ‚Träumereien eines Kleinſtädters‘ [Robert Hamerling gewidmet, 1865] verlegte, und ſetzte hinzu, ein Verleger, der ein ſolches Epos ablehnt, ſei ein Rindvieh. Auf dieſes Rindvieh läſst ſich Richter das Manuſcript noch einmal ſenden und die Folge war Hamerlings Freudenbotſchaft: ‚Er hat's acceptiert!‘ Der Erfolg iſt ja bekannt. [‚Ahasver in Rom‘ trägt das Erſcheinungsjahr 1866.] Mit Hamerlings zunehmendem Ruhme wurde ſeine Correſpondenz geringer, kühler und ich, die Leidenſchaftlichkeit von Fleiſch und Blut, brach endlich in einer bitteren Stunde ab.“

Wir haben verſucht, über den Aufenthalt der erwähnten Briefſchaften näheres zu erfahren. Bisher wiſſen wir nur, daſs jener Ludwig Richter ein wegen Betruges verurtheilter und daher aus ſeinem Dienſte entlaſſener Miniſterialkanzliſt war, der im Jahre 1880 geſtorben iſt.

Später theilte uns Dr. Spielberg (Heidelberg, 27. März 1901) noch mit: „Intereſſant war das kleine Duell zwiſchen Robert Hamerling und Bogumil Goltz. Ich, damals genannt der Jünger des Meiſters, vermittelte nämlich die Bekanntſchaft zwiſchen beiden. Mit Erlaubnis Hamerlings ſchickte ich Goltz die Trieſter Photographie (ſ. S. 128) und das ‚Schwanenlied‘, worauf Goltz ſeine Meinung über Hamerling mittheilte, ihn einen ‚ſehr feinen Kopf‘ nannte, ſchließlich aber von den Dichtern ſagte, ſie ſeien Gefühlsſchwindler. Dieſes Wort brachte Hamerling ganz in Harniſch und kritiſierte nun Goltz den Humoriſten mit einer Schärfe, daſs dieſer klein beigab. Dieſe Briefe waren die intereſſanteſten, und dann jene, in welchen er mir das Werden des ‚Ahasver in Rom‘ ſchilderte, das er mit den Worten ſchloſs: ‚Wenn das Gedicht nicht ſo intereſſant wird, wie ein Feydeau'ſcher Roman, dann werfe ich es ins Feuer.‘ Meine ſpäteren Recenſionen hoben ſtärker ſeine Schwächen hervor, was in der Natur des zunehmenden Alters lag; aber

Hamerling faſste den geringſten Widerſpruch als Feindſeligkeit auf und ſo erkaltete das ehemals wirklich freundſchaftliche Verhältnis, an das ich in meiner jetzigen Einſamkeit mit Trauer zurückdenke. Es amüſierte ihn höchlich, wenn ich ihm ſchrieb, er ſei meine erſte Liebe." — Was an Erinnerungen von der Hand Hamerlings in dieſem Falle übrig blieb, ſoll nun mitgetheilt werden.

Brief aus Graz, 4. Juli 1877.]

Geehrteſter alter Freund und Correſpondent! — Seit Jahren bemühe ich mich vergebens, zu erfahren, wohin Sie gerathen und was aus Ihnen geworden. Nun meldet mir ein ſchwarzberändertes Blatt den Tod Ihrer Frau, und ich entnehme demſelben Blatte, daß Sie in Heidelberg wohnhaft ſind. Die Zeit der ſchreibeſeligen Correſpondenzen und jugendlichen Herzensergießungen iſt nun wohl für uns Beide vorüber; aber ich möchte doch wiſſen, in welcher Stellung und welchem Berufe Sie leben. Klären Sie darüber wenigſtens mit einer Poſtkarte auf — Ihren — in treuer Erinnerung ergebenen — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 6. Auguſt 1879. — Im Jahre 1879 ſind von Dr. Spielberg erſchienen: „Vom Baume der Erkenntnis (Geſammelte Früchte)" und „Wie denken Sie über die Ehe? (Aufrichtigkeiten)". Die letzteren ſind auch in dem Buche „Lebensweisheit eines alten Sokratikers" (Zürich 1889) wieder abgedruckt.]

Tauſend Dinge, hochgeehrter alter Freund, verſchuldeten die Verzögerung meiner Antwort und meines Dankes. Am längſten narrte mich die Idee, ich beſäße einen Brief von Ihnen, in welchem Ihre Heidelberger Adreſſe genauer angegeben wäre: den ſuchte ich immer, und vergebens. Nun muß ich's aufs Gerathewohl verſuchen, ob Sie dieſen Zeilen mit der bloßen Angabe „Heidelberg" erreichbar ſind. Ich habe viel erlebt und erlitten in den letzten Monaten: Krankheit und Tod meines Vaters, ich ſelbſt immer leidend an Leib und Seele, Ungemach ſo mancher Art, Kraft und Luſt zum Schaffen beinahe verloren. Doch nun ein Wort über Ihre beiden Broſchüren! Sie haben mir gefallen, großentheils ſogar recht gut; beſonders die Eheſtandscapitel! Das iſt Alles ſo aus dem Leben, und das aus dem Leben Gegriffene erſcheint immer auch am originellſten! Nur hie und da eine nicht geſchmackvolle Wendung, wie z. B. die Stelle von der „Rattenvergiftungsbrühe, die ſchnell in den Abtritt kam.“ — Für heute nicht mehr! ich weiß ja doch nicht, ob dies Wenige in Ihre Hände kommt. Beruhigen Sie mich, wenn Sie es erhalten, durch eine Poſtkarte! — In alter Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 5. Januar 1881. — Die eingangs erwähnte Profeſſorsidylle, welche Hamerling damals im Manuſcript vorlag, iſt unter dem Titel „Des Lebens Täuſchung“ in dem Buche „Lebensweisheit eines alten Sokratikers“ (Zürich 1899, C. Speidel) abgedruckt; von dem Geſpräch mit dem Holunderbaum nahm ſich Hamerling gleich eine Abſchrift, ob er aber dasſelbe in gebundene Rede umgoſs, davon iſt nichts bekannt.]

Lieber Herr und Freund! — Immer kränkelnd und gerade jetzt mit Geſchäften äußerſt überhäuft, konnte ich Ihre Profeſſorsidylle nicht ſogleich durchleſen. Nun habe ichs gethan und ſage Ihnen mit freundſchaftlicher Offenherzigkeit meine Meinung. Ich habe darin manches Schöne gefunden, wie z. B. das Geſpräch mit dem Hollunderbaum; aber daneben auch manches Wunderliche, kaum Zuläſſige, wie das Geſpräch S. 21, . . und im Ganzen fühlte ich mich von dieſer Ihrer Arbeit weniger angeſprochen, als von den beiden, vor einiger Zeit veröffentlichten Broſchüren. [S. Brief v. 6. Auguſt 1879.] Ich glaube, Sie waren hier doch nicht auf Ihrem rechten Terrain und möchte Ihnen die Veröffentlichung des Werkchens widerrathen. Ein Detail möchte ich daraus jedenfalls erhalten und veröffentlicht ſehen: das erwähnte, ungemein hübſche Geſpräch mit dem Hollunderbaum. Gern hätte ich mir, hätte ich Zeit gehabt, eine Abſchrift davon genommen. Wollten Sie ſo freundlich ſein, mir eine ſolche zu ſchicken? Mit wenigen Federſtrichen würde ich es, Ihre Erlaubniß vorausgeſetzt, zu einem wirklichen Gedichte umgeſtalten, das ſich dann in einer Zeitſchrift veröffentlichen ließe. Wenn Sie mir wieder ſchreiben, ſo theilen Sie mir etwas mit, wie Sie leben! — Ihr alter Freund — Rob. Hamerling.

[Außer dieſen drei Briefen haben ſich zwei Photographien Hamerlings erhalten. Die eine iſt die ſpäter entſtandene Verkleinerung der aus dem Jahre 1854 ſtammenden Photographie des „jungen Hamerlings“; dieſe abgerundete Verkleinerung fertigte die Firma Alois Stauber in Trieſt an; das Bild gelangte an Dr. Otto Spielberg angeblich zu Anfang der Sechzigerjahre. (Vergl. auch dritter Theil, S. 51/2.) — Die zweite Photographie mit „Rob. Hamerling vom Jahre 1867“ iſt dieſelbe, die wir im dritten Theil S. 135/7 beſchrieben haben; ganze Figur.]

[Richard Heuberger, 1850 zu Graz geboren, ſtudierte Technik, bethätigte ſich längere Zeit als Ingenieur, gieng ſchließlich zur Muſik über und wirkte auf dieſem Gebiete in öffentlichen Stellungen von 1876 an in Wien; ſeit 1882 lebt er in der Muſikſtadt ohne feſte Stellung, iſt aber neben Eduard Hanslick Referent bei der „Neuen Freien Preſſe“. Als Componiſt iſt Heuberger am meiſten mit ſeinen Bühnenwerken hervorgetreten; in Druck iſt eine große Reihe von muſikaliſchen Arbeiten erſchienen. (Vergl. „Das goldene Buch der Muſik“ 1881.)

Heuberger hat in der „Deutſchen Kunſt- und Muſik-Zeitung" (Wien, 1. Jänner 1892) im Anſchluſſe an Roſeggers „Perſönliche Erinnerungen an Robert Hamerling" auch ſeine eigenen Erinnerungen an den Dichter mitgetheilt, die wir hier in der Hauptſache aufnehmen, nachdem jene Nummer längſt vergriffen iſt und die Mittheilungen vom Componiſten auch revidiert worden ſind. Derſelbe erzählt:

„Ich ſah Robert Hamerling zum erſtenmale im Jahre 1862 in Tobelbad bei Graz; er wohnte zurückgezogen in einem Parterrezimmer des großen Curhauſes; aus ſeinem Zimmer drang oft der Klang einer Guitarre. Man ſah ihn faſt immer allein in den Wäldern umherſtreifen. Mir war der eigenthümliche, tiefernſte Mann ſogleich aufgefallen und ſein Bild prägte ſich unauslöſchlich meinem Gedächtniſſe ein. Kurz darauf machte ich meinen erſten Liedercompoſitionsverſuch an einem Sonett von Hamerling, das ich dem damals ſehr verbreiteten Jahrbuche „Fauſt" entnahm. Eine perſönliche Annäherung wurde 1868 oder 1869 durch eine kunſtfreundliche Dame vermittelt. Ich hatte Gedichte aus „Sinnen und Minnen" in Muſik geſetzt, wovon auch der Dichter erfuhr. Im Elternhauſe der jetzigen Gemahlin des Grazer Advocaten Dr. Koſjek wurde ich dem anweſenden Poeten vorgeſtellt und durfte die Compoſitionen vorſpielen; darunter befanden ſich die Vertonungen der Gedichte: Viel Träume, Ich will ja nichts und Die Braut. Das zweitgenannte Gedicht, ein Ghaſel, gab Anlaſs zu einer Controverſe. Hamerling hörte, während ich ſang und ſpielte, aufmerkſam zu. Als ich geendet hatte, bemerkte er erſt vorſichtig, dann immer deutlicher, daſs er das Gedicht in mild-entſagendem Tone gedacht, ich es aber faſt rabiat componiert habe; ich war dieſer Auslegung abſolut unzugänglich und ſuchte Hamerling zu beweiſen, daſs nicht er, ſondern ich Recht habe;

er gab endlich ſeinen Widerſtand auf, ließ mich jungen Brauſekopf von achtzehn Lenzen reden und lenkte mit einer gütigen Wendung das Geſpräch auf ein anderes Thema. Kurze Zeit darauf ließ ich die Compoſitionen ſorgfältig copieren, verſah das Heftchen mit einer Widmung an den Dichter und ließ es binden; der unglückſelige Buchbinder hatte aber des Dichters Namen mit jenen zwei m, die Hamerling ſo gar nicht leiden konnte, in Goldpreſſung verewigt. Ich gieng alſo eines Tages mit pochendem Herzen, das goldſchimmernde Liederheft unter dem Arme, in Hamerlings Wohnung, woſelbſt mich der überaus gute Mann wohlwollend empfieng. Ich kann, wenn ich meine Gefühle wiedergeben ſollte, es abſolut mit keinen treffenderen Worten thun, als jene ſind, mit welchen Roſegger ſeinen erſten Beſuch bei Hamerling beſchreibt. Auch der Empfang war faſt genau derſelbe. Ich erinnere mich ſehr gut jener ſtillen Art, wie er das Geſpräch führte, und meiner ungeheuren Beklommenheit, die mich kaum zum Reden kommen ließ; meine jugendliche Keckheit bei der erſten Begegnung iſt darnach aus ſachlichen Gründen zu erklären. Hamerling nahm das Heft, machte eine Bemerkung über die zwei m und dankte ſehr für die Widmung. Bei dieſem Beſuche kam allerlei Muſikaliſches zur Sprache und ich erinnere mich, daſs ich des Dichters Anſichten über Muſik damals nicht theilen konnte; für mich gab es außer Richard Wagner überhaupt nichts; Hamerling ſtand dieſem Meiſter ziemlich ferne und ſchwelgte in Erinnerungen an die ihm in Trieſt geläufig gewordenen italieniſchen Opern; ich war förmlich entſetzt, als mir Hamerling den „Trovatore“ und ähnliche Werke als etwas pries, das ihm ſehr gefalle. Er wies auf die große Wirkung hin, welche eine in der Singſtimme liegende Melodie hervorbringe, er rühmte die dramatiſche Schlagkraft, das Temperament u. ſ. w., Dinge, über die ich heute kaum anders denke, als Hamerling damals. Beim Gehen lud mich der Dichter ein, ihn wieder zu beſuchen. Nicht lange darnach ließ mich Hamerling benachrichtigen, ich möge zu ihm kommen, er habe mir etwas zu ſagen. Als ich kam, ſaß er eben an ſeinem Schreibtiſche und theilte mir, indem er aufſtand, faſt fröhlich mit, daſs er, für eine neue Auflage des ‚Ahasver‘, eben von ſeinem Verleger einen auf ein Grazer Bankhaus gezogenen Wechſel erhalten hatte. Ich ſehe noch ſein liebenswürdiges Lächeln, womit er mein offenbares Entſetzen über dieſe Mittheilung beantwortete. Ein Dichter und ein Wechſel, das waren Dinge, zwiſchen denen mir damals ein Zuſammenhang einfach unmöglich ſchien; und nun hörte ich den von mir hochverehrten Mann ſo ſchlankweg davon reden! Als ich mich ihm gegenüber geſetzt hatte, erzählte er mir, daſs er, was er für mich geheim hielt, allerlei Verſuche gemacht habe, meine Lieder an einen Verleger zu bringen, bisher aber erfolglos; er nannte mir den Leipziger Verleger Senff, der ihm geſchrieben hatte, daſs er außer etlichen recht ſchwierigen und wunderlichen Wendungen nichts Bemerkenswertes an den Geſängen finde. Hamerling gab mir die bittere Pille langſam und ſo liebenswürdig ein, als nur irgend denkbar. — Im Laufe der Zeit beſuchte ich den Dichter manchmal in ſeiner Wohnung. Zu einer nochmaligen Berührung gab im Winter 1870/71 die im Grazer Landestheater von Studenten zuſtande gebrachte Aufführung des erſten Actes von ‚Danton und Robespierre‘ Anlaſs. Ich glaube auf Hamerlings Wunſch wurde ich erſucht, eine Ouverture und die nöthige Muſik zu ſchreiben. Ich hatte für eine Oper ‚Sigrun‘ die Ouverture fertig, die ich neu inſtrumentierte, ſchrieb außerdem einen Marſch und ſetzte die Marſeillaiſe für Männerſtimmen und Orcheſter. Am Abend der Aufführung ſaß ich am Dirigentenpult. Der Dichter wohnte dem Ereigniſſe in einer Loge bei, ohne ſich aus dem Hintergrunde derſelben auf länger als Augenblicke hervorzuwagen. Nach dieſer Aufführung kam ich wiederholt zu Hamerling, der auch meinen literariſchen Verſuchen ſein Intereſſe nicht verſagte. Bei einer ſolchen Gelegenheit lieh er mir einmal Jordans „Nibelungen“ und ſprach mit größter Verehrung von dieſem Werke; auch andere Bücher durfte ich bei Hamerling entlehnen. Meine Scheu vor berühmten Leuten bewog mich indeſs meine Beſuche einzuſtellen und als ich 1873 Graz verließ, war auch der äußere Anlaſs zu Begegnungen genommen. Hamerling war ſo gütig, mir durch gemeinſame Freunde zuweilen Grüße ſenden zu laſſen, die ich ehrfurchtsvoll erwiderte; auch hielt er ſich, was meine künſtleriſche Entwicklung betraf, auf dem Laufenden; Zaghaftigkeit hielt mich ab, ihm ſchriftlich zu danken und mich ihm ſo wieder zu nähern. Um ſo tiefer gerührt war ich, als ich in des Dichters Selbſtbiographie wiederholt meinem Namen begegnete.“

Briefe von der Hand Hamerlings beſitzt der Componiſt nicht. — Der ſchon im dritten Theil dieſer Publication erwähnte k. k. Landesſchulinſpector i. R., Guſtav Herr, ein College des Dichters aus der erſten Grazer und der folgenden Trieſter Zeit, ein Onkel Richard Heubergers, beſitzt einen Brief Hamerlings, den er ſorgſam hütet.]

[Ernſt Rauſcher von Stainberg hat uns, wie der zweite Theil dieſer Briefſammlung beweiſt, eine umfangreiche Correſpondenz von der Hand Hamerlings überlaſſen. Aus Urſachen, die nicht aufzuklären ſind, blieb ein intereſſanter Brief irgendwo liegen und kam dem Herausgeber dieſer Publication erſt jetzt in die Hände. Zu dieſem Briefe iſt erklärend zu bemerken, daſs Hamerling den Nachlaſs des Lieutenants Albert Guzmann ordnete und deſſen Erinnerungen an den italieniſchen Feldzug 1859, nebſt lyriſchem Anhange (Wien 1864), herausgab. Das erwähnte Gedicht „Rheingeſicht“, ein Ergebnis von der Reiſe Rauſchers durch Deutſchland, haben wir am Schluſſe mit anderen Gedichten abgedruckt. Das Ende des Briefes betrifft einen noch lebenden Dichter. — Bei dieſem Anlaſſe ſei auch erwähnt, daſs Rauſcher nur ein Werk Hamerlings und zwar durch deſſen Verleger, alſo ohne ſchriftliche Zueignung erhielt; es war dies die erſte Auflage von „Sinnen und Minnen“ (Prag, Kober und Markgraf).

Brief aus Graz, 22. September 1863.]

Lieber Freund! — Als ich heute Ihren letzten lieben Brief wieder zur Hand nahm, und das Datum vom 1. September darüber geſchrieben ſah, da traute ich meinen Augen kaum. Wo mag nur dieſer September hingeſchwunden ſein? Daß ich mich bei Ihnen wegen längeren Schweigens zu entſchuldigen habe, das ſind Sie von mir in letzter Zeit gewohnt worden; aber der Entſchuldigungsgrund iſt diesmal originell. War es im vorigen Monat Übermaß von Beſchäftigung, was mich vom Briefſchreiben abhielt, ſo iſt es ſeit 3 Wochen ein anderes Extrem: göttlicher Müßiggang, himmliſche Faulheit, Zerſtreuungen, Geſellſchaft, Freundſchaft, Herumlaufen in den Wäldern, Verehrung, Blumenſpenden von unbekannter und bekannter Hand — was mir Alles ſehr wohl gethan hat. Ich habe in dieſen letzten Zeiten beinahe gelebt. Darum las ich aber auch keine einzige Zeile und geſchrieben habe ich nicht einen einzigen Brief, ſondern nur etliche Hymnen. — Aber hätte ich Ihnen nicht auch ein wenig aus Groll nicht ſchreiben können? Haben Sie mir nicht in Ihrem Letzten das meuchelmörderiſche Lob ertheilt, daß ich Briefmuſter ſchreibe? „Hinwerfen ſie mir hohnend der Formenſchöne Kranz“ — verfolgt mich das auch aufs Gebiet gemüthlicher Briefſchreiberei? — Über Guzman und ſeinen Nachlaß urtheilen Sie recht wie ein Tadler aus der Fercher'ſchen Schule. Was Sie von ihm geleſen, war zufällig von ſeinem Schlechteſten. Ich gebe zu, daß Manches ungedruckt bleiben muß, was der Veröffentlichung noch würdiger wäre, als Guzmans Nachlaß, aber der Arme iſt nun todt (damit mögen ſich die ungedruckten Lebendigen tröſten), und man kann dem Seckel ſeiner Freunde und literariſcher Maecenaten das kleine Subſcriptions-Opfer zumuthen, ohne daß er ſich zu ſchämen braucht — warum ſoll man es alſo nicht thun? Seien Sie ein wenig milder, lieber Freund, und weihen Sie dem Landsmann einige Pietät! — Von Ihrem „Rheingeſicht“ in der Carinthia ſage ich nur, daß es gewiß zu Ihrem Schönſten gehört. Hätten Sie auch nichts anderes als Beute von Ihrer Reiſe heimgebracht, es wäre genug. — Laſſen Sie mich ſchließlich mit einem Wort auch wieder auf [1 Wort geſtrichen] kommen, ohne welchen, wie es ſcheint, kein Brief zwiſchen uns geſchrieben werden kann. Neulich las ich von ihm die [5 Worte], den [1 Wort], und [3 Worte]. Kennen Sie dieſe Produkte? Ich habe ſie mit Schreck und Schauder geleſen; ſie machten mir den Eindruck, als ſäh' ich den vatikaniſchen Apollo ſich in epileptiſchen Zuſtänden auf der Straße wälzen. Jedes Wort iſt ein Mondkalb. Am meiſten hat mich aber betrübt zu ſehen, daß er auch ins Läppiſche verfallen kann. Von [1 Wort] ſagt er in der [1 Wort], es ſei [4 Worte]. Sie urtheilen über [1 Wort] in Ihrem letzten Briefe ſehr treffend. Forcirung der Sprachmittel iſt ihm vorzuwerfen, aber wenn ſie auch in den obgenannten Gedichten faſt in Blödſinn umſchlägt, ſo zeigen doch ſeine neueren Erzeugniſſe, daß er in einer Läuterung begriffen iſt.

Freilich iſt zu fürchten, daß er ſchließlich ſich doch nur als eine Specialität im Andenken der Literaturfreunde behauptet, wenn er dieſen Läuterungsproceß nicht vollſtändig durchmacht. Mag [1 Wort] noch ſo verachtend auf alle Poeten der Gegenwart herabblicken, er muß doch zugeben, daß Göthe und Schiller nicht nöthig hatten, zu ſchreiben wie er, um genial zu ſein.

Bleiben Sie freundlich geſinnt und erwarten Sie nächſtens mehr von Ihrem treu ergebenen — Robert Hamerling. — P. S. Die nächſte „Carinthia“ erbitte ich mir wieder nach Trieſt, wohin ich Sonntag zurückkehre.

[Karl Pröll, geboren Graz 1849, Erzähler und Publiciſt von hauptſächlich deutſchnationalen Streitſchriften zu Gunſten der Deutſchen in Öſterreich-Ungarn, wird von Hamerling in ſeinen „Stationen“ genannt. Seine Arbeiten in Buchform ſind ſo zahlreich, daſs wir auf Kürſchners Literatur-Kalender oder andere Behelfe verweiſen müſſen.

Pröll ſchreibt uns ddo. Berlin, 26. Februar 1891 über ſeinen Verkehr mit dem Dichter: „Ich wurde mit Robert Hamerling Ende 1866 durch Vermittlung von Friedrich Marx (damals Hauptmann, jetzt Oberſt in Penſion) in Graz bekannt, begleitete Hamerling öfters auf ſeinen Nachmittagsſpaziergängen und veröffentlichte in der ‚Öſterreichiſchen Gartenlaube‘, (deren Redaction ich im Juni 1867 von Sacher-Maſoch übernommen hatte), etwa im September bedeutungsvolle Bruchſtücke ſeines ‚Königs von Sion‘. Auch als Redacteur in Klagenfurt und Wien (‚Deutſche Zeitung‘ 1872/73) verſäumte ich nie in den Ferien, die ich bei meiner Mutter in Graz verbrachte, Hamerling aufzuſuchen. Seit 1874 hielt ich mich im deutſchen Reiche bei journaliſtiſcher und ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit auch ſtets im Laufenden über Hamerlings Productionen, habe ihn aber nur noch Ende der Siebziger Jahre und 1888 geſehen und geſprochen. Ich beſaß gegen drei Dutzend Briefe und Correſpondenz-Karten von dem heimgegangenen Dichter, die ſich allmählich auf drei kurze Schriftſtücke reduciert haben. Ich habe in verſchiedenen Blättern faſt alle größeren Werke Hamerlings, zum Theil mit jugendlichem Enthuſiasmus, beſprochen, ohne mir die Feuilletons aufzuheben.“ — Zwei gedruckte Proſaarbeiten und zwei Gedichte Prolls, welche Hamerling betreffen, lagen uns vor und erwähnen wir dieſelben im Verlaufe dieſer Studie.

Correſpondenz-Karte aus Graz, 11. März 1884 mit der Adreſſe: „Sr. Hochwohlg. Herrn Karl Proll Schriftſteller, Berlin, Platz am Halle'ſchen Thor 1.“

Proll hatte dem Dichter die Bürſtenabzüge der Streitſchrift „Die Kämpfe der Deutſchen in Öſterreich um ihre nationale Exiſtenz“ (1. u. 2. Aufl. Dresden 1887, 3. Aufl. Berlin 1890) zugeſchickt und zugleich gebeten, er möge ſeine hervorragende Dichterkraft gleichfalls zur Vertheidigung des Deutſchthums waffnen; dieſen letzteren Punkt beantwortet Hamerling mit dem Hinweiſe auf den hinkenden Tyrtäus der Griechen, deſſen Lieder den kriegeriſchen Muth hoben. Zu einer, ohne Zweifel wertvoll geweſenen Ausſprache Hamerlings über Politik kam es nicht, wie wir ſchon im dritten Theil dieſer Briefſammlung (S. 213) andeuten konnten. Proll bemerkt zu dieſem Schriftſtück noch, daſs auch Hamerlings tiefe Verſtimmung zum Ausdruck käme und zwar über einige minder günſtige Urtheile, „Amor und Pſyche“ betreffend, die in norddeutſchen Blättern erſchienen waren; auch Proll fand Hamerling „ſehr empfindlich gegen Tadel“.]

Krankheitshalber kann ich, hochgeehrter Herr und Freund, nur auf dieſem kurzen Wege danken für die intereſſante Mittheilung, welche, Ihrer Beſorgniß zuwider, das „Wollen“ und das „Können“ in einer nichts zu wünſchen übrig laſſenden Harmonie zeigt. Was mich betrifft, ſo finde ich maßgebenden Orts als Lyriker ſo wenig Gnade und ſo wenig Beachtung, daß ich als Tyrtaeus entſchiedenes Fiasko machen würde. Tyrtaeus ſelbſt durfte hinken, aber nicht ſeine Verſe. Deshalb, und auch darum, weil meine politiſchen Anſichten nicht ganz die landläufigen ſind, werde ich es vorziehen, meinen politiſchen Standpunkt früher oder ſpäter in Proſa klar zu machen. Herzlich erfreut durch Ihr treues Gedenken, bin ich in alter Freundſchaft u. Hochſchätzung Ihr — Rob. Hamerling.

[Im fünften Geſange des „Homunculus“ (Literariſche Walpurgisnacht) findet ſich die folgende „Bocksbergweſpe“:

Rein im Formenglanze blinken
Laß o Dichter dein Gedicht!
Zwar Tyrtäus durfte hinken,
Aber ſeine Verſe nicht!

Brief aus Graz, 1. September 1888. — In welchem Blatte oder unter welchem Titel die erwähnte Schilderung des Beſuches im Stiftinghauſe zu Graz erſchien, ließ ſich nicht feſtſtellen.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ihre Schilderung des Beſuches im Stiftinghauſe fand ich nicht aus geſchmeichelter Eitelkeit ſchön und intereſſant, ſondern weil ſie zeigt, wie ſich das Bild eines Dichters in einer edlen Seele ſpiegelt. Das Feuilleton verräth ebenſoviel Herz als Geiſt und ſcheint in weiten Kreiſen einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht zu haben. Ich erhielt ſchon mehrere darauf bezügliche Briefe aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands. Wenn Sie wieder nach Graz kommen und mich lebend und geſund treffen, ſo wird das dankbare Stiftinghaus Sie empfangen wie Sie es verdienen: mit einer Ehrenpforte und weißgekleideten, roſenſtreuenden Mädchen.

In herzlicher Ergebenheit — Ihr — Robert Hamerling. — Eine kleine biographiſche Correctur geſtatten Sie mir freundlichſt: mein Vater war nicht Schullehrer, ſondern Weber, und ſpäter Bedienſteter in einem herrſchaftlichen Hauſe.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 19. September 1888 mit der Adreſſe: „Herrn Karl Pröll, Schriftſteller, Berlin, S. W. Königgrätzer Straße 56.“]

Hochgeehrter Herr und Freund! Unendlich bedaure ich, daß mein Schreiben ſo ſpät in Ihre Hände gelangt iſt! Leider entſann ich mich bei Abſendung desſelben nicht, daß ich Ihre Adreſſe auf der abgegebenen Viſitkarte hatte. Aus meiner verhältnißmäßig noch feſten Handſchrift ziehen Sie etwas voreilige Schlüſſe. So werde ich wohl ſchreiben bis zum vorletzten meiner Tage. Ich „zittere“ nicht! — „Nicht laßt mich zittern Pallas Athene!“ — Ihr — warm ergebener — Rob. Hamerling.

[„Ich zittere nicht! Nicht laſst mich zittern Pallas Athene“ hat Pröll, in etwas verändertem Sinne, in ſeinen Artikel „Deutſche Schrift- und Kampfwelt. Robert Hamerling als nationaler Dichter“ aufgenommen. (Erſchienen in: Deutſche Vermächtniſſe und deutſche Verſäumniſſe. Von Karl Pröll. 4. Aufl. München 1898.) — Die Worte Homers „Nie laſst mich zittern Pallas Athene!“ legt Hamerling dem Pheidias („Aſpaſia“ IV. Capitel) in den Mund. Man vergleiche auch in Roſeggers „Erinnerungen“ die Stelle S. 188.

Soweit reichen die wenigen Schriftſtücke. Wir erwähnen noch zum Schluſſe zwei gedruckte Arbeiten Prölls: zunächſt: „Robert Hamerlings Leben und Meinungen,“ ein größerer Artikel, in welchem Pröll die Autobiographie „Stationen meiner Lebenspilgerfahrt“ (Hamburg 1889) beſpricht und welcher muthmaßlich im „Berliner Tageblatt“ erſchienen iſt (der uns vorgelegene Correcturabzug trägt die Druckfirma: Rudolf Geniſch, Berlin S. W.); der Artikel wurde auch von mehreren Provinzblättern, mit Erlaubnis des Verfaſſers, nachgedruckt. Die wenigen einleitenden Zeilen mögen, da Pröll den Poeten perſönlich kannte, mitgetheilt ſein: „Den Umſchlag [des Buches] ſchmückt ein Vignettenbild des Dichters, das die edelgeformten, herben Schmerz ausdrückenden Züge eines Dulders vergegenwärtigt. Nur die ſeeliſche Bannkraft der Augen konnte nicht wiedergegeben werden, welche ſchönheitsſelig und leidensverklärt in die Welt hineinblicken.“ Dann ſind zu erwähnen die zwei Gedichte „Robert Hamerling“, welche einen poetiſchen Nachruf für den am 13. Juli 1889 verſtorbenen Dichter bilden und in die Sammlung „Sturmvögel. Sechzig deutſchnationale Klage- und Zorn-Lieder“ (2. Aufl. 1890, 3. Aufl. 1892, Berlin) übergiengen; die eben citierte Schrift Karl Prölls enthält auch einen Anhang: „Robert Hamerling als deutſchnationaler Dichter.“]

[Stephan Milow (von Millenkovich), 1836 als Sohn eines höheren Officiers in Orſova geboren, widmete ſich der militäriſchen Laufbahn, verließ dieſelbe aber krankheitshalber und trat 1870 als Hauptmann in den Ruheſtand. Beſondere Anerkennung fanden beſtimmte Elegien und Novellen. Milow iſt Lyriker, Erzähler und Dramatiker und wird zu den beſten Dichtern der Gegenwart gezählt. (Vergl. Ad. Stern, Geſch. d. neuern Lit. 1885; Brümmer Lex. 1895 u. Kürſchner Lit.-Kal.) Perſönlich waren Milow und Hamerling nicht bekannt, doch beſitzt Milow drei Briefe, die uns derſelbe in genauer Abſchrift zur Verfügung ſtellte. Der erſte Brief (Graz, 8. December 1866) bezieht ſich auf den erſten Band der Milow'ſchen „Gedichte“

(1865). Da der Abſatz der Sammlung gut war, veranſtaltete der Dichter ein Jahr darnach eine zweite vermehrte Auflage, in welcher dem früheren Inhalte noch der Elegiencyklus „Mit Weib und Kind“ angefügt wurde. Die Beſprechung der 1865 erſchienenen Ausgabe durch Hamerling hatte Milow geleſen, ohne zu wiſſen, von wem ſie ſtammt; muthmaßlich ſtand ſie im Familienbuch des Öſterreichiſchen Lloyd in Trieſt.]

Hochgeehrter Herr! — Ihre Gedichte waren mir nicht unbekannt: ich habe die erſte Auflage nicht bloß geleſen, ſondern auch recenſirt. Was ich damals ſagte, kann ich nur wiederholen: ich halte ſie für hervorragend in der gegenwärtigen öſterreichiſchen Lyrik; Sonette und Diſtichen ſcheinen mir einen nicht gewöhnlichen gebildeten Formſinn zu beweiſen. Doppelt empfinde ich daher das Vergnügen und die Ehre, die Sie mir durch Zuſendung der neuen Ausgabe und die damit ergriffene Initiative einer freundſchaftlichen perſönlichen Annäherung erweiſen. Empfangen Sie den herzlichſten Dank, und als Zugabe eine eben fertig gewordene Photographie von mir; ich brauche kaum zu ſagen, wie angenehm es mir ſein würde, die Ihrige meinem Album einverleiben zu dürfen, das von jüngeren öſterreichiſchen Poeten ſchon eine ſchätzbare Gallerie enthält. Erfüllen Sie, wenn möglich, recht bald die Bitte — Ihres — in aufrichtiger Hochachtung ergebenen — Rob. Hamerling — Realſchulgaſſe No. 171 I.

[Nach der hier berührten Gedichtſammlung erſchien von Milow: „Neue Gedichte“ (1870), „In der Sonnenwende“ (1877) und 1882 die „neu durchgeſehene und beträchtlich vermehrte Geſammtausgabe“ ſeiner Gedichte, in welcher die erſten drei Sammlungen und alles ſeither Gedichtete vereinigt wurden; endlich 1885 „Deutſche Elegien“ und 1889 die Gedichte „Aus dem Süden“.

Die im Briefe erwähnte Photographie (Bruſtbild, Viſitkartenformat, Atelier C. Mariot) trägt den Namenszug Hamerlings und „Graz, Jan. 67.“

Die illuſtrierte Zeitſchrift für Jagdweſen ꝛc. „Waidmannsheil!“ in Klagenfurt ſchrieb in der Nr. vom 15. Januar 1885 ein Preisräthſel aus. Der Verfaſſer des Räthſels in neun Verſen war Raoul v. Dombrowski, ein bekannter inzwiſchen verſtorbener Jagdſchriftſteller. Die Löſung lautete „Das Herz des Weibes“ und durften ſich bei derſelben nur „Jägerfrauen und alle, welche den ernſtlichen Willen haben, es bald zu werden“, betheiligen; die Auflöſungen konnten in Poeſie oder Proſa erfolgen; der erſte Preis beſtand in einem ſilbernen Edelweiß mit Diamanten in Brocheform; der zweite Preis in dem gebundenen Exemplare von Dombrowskis illuſtriertem „Waldbrevier“; das Preisrichteramt hatten Robert Hamerling, Stephan Milow und Ernſt Rauſcher übernommen; die Concurrenzarbeiten lieſen, wie die Nr. vom 15. März mittheilt, in „enormer Anzahl“ ein.

Brief aus Graz, 1. April 1885.]

Hochgeehrter Herr! Ich überſende Ihnen hier die poetiſchen Räthſellöſungen, welche ſich um den von „Waidmanns Heil“ ausgeſetzten Preis bewarben. Wer hätte ſo viel Poeſie bei unſern Förſter- und Jägerfrauen geſucht? Man erſtaunt förmlich. Indeſſen ſind zunächſt jene Löſungen auszuſcheiden, welche eben keine ſind, d. h. mit der mir von der Redaction mitgetheilten: „Das Herz des Weibes,“ vollkommen ſtimmen, indem ſie auf das Herz überhaupt, oder auf das Weib, oder die Liebe lauten. Auch anonyme Löſungen ſollen unberückſichtigt bleiben. Nach Durchmuſterung des concurrenzfähigen Reſtes bin ich einigermaßen in Verlegenheit. Ich habe ſämmtliche Löſungen (auf dem Couvert) mit Nummern bezeichnet, und beziehe mich in Folgendem auf dieſe Nummern. Sie finden diejenigen, welche mir einigermaßen preiswürdig ſchienen, in ein kleines Packet vereinigt. No. 1. (Frl. Anna Auſſarth) hat meines Erachtens den Ton am beſten getroffen, in der Art, wie ſie das Räthſel Zeile für Zeile mit echt weiblichen Zwiſchenreden zugleich löſt und kritiſirt. No. 63 (Frl. Auguſte Poſch) faßt die Sache pathetiſch an und erledigt dieſelbe mit Anſtand. Mehr ins Breite geht 65 (Fränki Jannis). Nicht übel klingt auch No. 75 (Joſephine Leithner), bis auf eine Tautologie, die ich angemerkt habe, und auf die Schlußſtrophe, die wegfallen müßte. No. 74 (Roſa Martinovic) könnte ebenfalls in Betracht gezogen werden; ich weiß aber nicht, ob die Zuhilfenahme einer *Zeichnung* des Herzens der Redaction angenehm ſein würde, da ſie dieſelbe vielleicht nicht ohne Schwierigkeit im Blatte reproduziren könnte. Die klügſte von allen Bewerberinnen iſt eigentlich Frau oder Frl. Fanny Tſcheligi (No. 13), aber da ihre Verſe Hexameter ſein ſollen, und doch gar nicht ſind, ſo geht es nicht wohl an, ſie zu krönen. No. 31 (*Eugenie*) wäre an ſich nicht unpreiswürdig; ich weiß aber nicht, ob die bloß *halbe* Namensnennung der Verfaſſerin genügt. — Ich würde in Gottes Namen No. 1 und No. 63 die beiden Preiſe zuerkennen; bevor ich aber mein *definitives* Votum abgebe, möchte ich doch erſt das Ihrige hören. Bei der geringen Zahl der Preisrichter muß Stimmenzerſplitterung vermieden werden. Vielleicht finden Sie das eine oder andere Gedicht unter den von mir *nicht* genannten für den Preis vorzuſchlagen. Wir werden uns leicht verſtändigen. Ich bitte alſo ſich zu äußern, und zwar ohne alle Rückſicht auf *meine* Anſichten. Nehmen Sie nur Ihren Theil von Verantwortlichkeit ehrlich auf ſich! — Mit Hochſchätzung Ihr — ergebener — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 6. April 1885. — Stephan Milow weilte von 1880–99 in Görz.]

Hochgeehrter Herr! Ich bin erfreut über die Harmonie unſerer kritiſchen Entſcheidung. Auch bezüglich der lobenden Erwähnungen oder einer ſonſtigen Hinweiſung auf anderes Gelungene begegnen ſich unſere Gedanken und ich überlaſſe das Weitere getroſt Ihrem Ermeſſen. Vielleicht finden Sie neben den von mir hervorgehobenen Gedichten noch einige andere der Erwähnung werth: ich erkläre mich zum Voraus damit einverſtanden. Doch müſsten wir es der Redaction anheimſtellen, ob ſie auf dieſe Überſchreitung der urſprünglichen Beſtimmungen eingehen will. — Ich danke Ihnen für den freundlichen Wunſch, welchem Sie am Schluſſe Ihres Schreibens Ausdruck geben. Auch ich wünſche Ihnen von Herzen alles Wohlergehen. Möge der ſchönere Süden, in welchem Sie weilen, ſich nicht darauf beſchränken, Ihren poetiſchen Schöpfungen die milde Reife zu verleihen, welche dieſelbe auszeichnet, ſondern auch Ihrer Geſundheit und Ihrem leiblichen Behagen zu ſtatten kommen, wenigſtens in dem Maße, in welchem Geſundheit und leibliches Behagen mit Dichternerven verträglich ſind. — In alter Hochſchätzung und Ergebenheit — Ihr Robert Hamerling.

[Im Anſchluſs daran wird die Leſer gewiſs auch das gedruckte Reſultat in der Nr. vom 1. Mai des „Waidmannsheil!“ intereſſieren. Die Frage wurde einſtimmig folgendermaßen entſchieden: Erſter Preis an Fräulein Anna Auſſarth auf Schloſs Ponigl in Unterſteier, zweiter Preis an Fräulein Guſti Poſch in Graz; als vorzüglich wurde die Proſa der Oberförſtersfrau Dienſthuber bezeichnet und ehrenvoll erwähnt wurden die Löſungen der Damen Fanny Tſcheligi in Marburg, Fränki Jannis in Trieben und Joſefine Leitner in Sternwald. Das mit dem erſten Preis gekrönte Räthſel, welches den beſonderen Beifall Hamerlings fand, ſei hier mitgetheilt und bemerkt, daſs die mit Anführungszeichen verſehenen acht Zeilen aus dem Räthſel Dombrowskis ſtammen:

„Der Quell des Kummers und der Wonne, kühner Thaten" —
Von euch, ihr argen Männer, ſchon ſo oft verrathen;
„Ein Räthſel uns, ſo heiß und kalt, ſo ſeicht, ſo tief" —
Beurtheilt oft ſo oberflächlich, falſch und ſchief;
„Ein Wunderbares iſt's, ihr Frauen ſollts errathen" —
Verſtändlich dem, der von Natur und Witz berathen!

„Der eine will's erflehn, der andere bezwingen" —
So ſollte jenes nicht, noch dieſes je gelingen:
„Es kämpft ein jeder ſo nach ſeiner Art" —
Doch wirds von Mutterwitz und feinem Takt bewahrt;
„Das heiß Begehrte zu erſchleichen, zu erringen" —
Erſchlichen wird es ihm nur wenig Freude bringen!

„Iſt's ein Kleinod, ein Schatz, ein Dämon dieſes Weſen" —
Mit Jägeraugen ſelbſt noch ſcheint es ſchwer zu leſen!
„Geſegnet und verflucht, gekränkt, geliebt, verkannt?" —
So weich, geduldig, wenn vom Rechten es erkannt!
Wir Frauen ſollen euch noch dieſes Räthſel löſen?
Ein Frauenherz, ihr ſtolzen Männer, ſtets bedenkt:
Wird, wenn es edel, wahr und echt iſt, nur verſchenkt!

Wir erlauben uns an dieſer Stelle noch über ein früheres Preisrichteramt Hamerlings zu berichten. Die Leitung der „Heimat" theilte ddo. Wien, 1. December 1882 (VIII. Jahrg. Nr. 10) das Ergebnis einer Preisausſchreibung mit; es heißt dort: „I. Preisgedicht. Von 354 eingeſendeten lyriſchen Gedichten, Balladen ꝛc. haben die Preisrichter Ludwig Auguſt Frankl, Robert Hamerling und Julius von der Traun dem Gedichte ‚Dämmerſtunde' von Günther Walling (Karl Ulrici) in Dresden den Preis von 10 Ducaten in Gold einſtimmig zuerkannt und außerdem als beſonders beachtenswert für den Abdruck in der ‚Heimat' empfohlen: Frühherbſt, Feuerbeſtattungs-Hymnus, Lenzdrang, O Nachtigall auch du haſt mir gelogen, Weine nicht Mutter, Meduſa, Natur als Vorbild."]

[Auguſt Georg Mayer wurde am 28. März 1834 im Hauſe „zum blauen Stern“ auf der ehemaligen Brandſtätte in der inneren Stadt Wien, als Sohn eines Baumeiſters aus Baiern, geboren. „Gezeichnet habe ich, ſo lang ich denke, und es dürfte bald nach der Rodel der Bleiſtift an die Reihe gekommen ſein, da ich im dritten Jahre ſchon ſehr gut die Unterſchiede der Fähigkeit im Zeichnen an anderen erkannte. Bald hatte ich es weg, daſs die Menſchen das Schwerſte ſein müßten. Selbſt in den Mandlbögen wurde ich bald wähleriſch. Mein Geſchmack läuterte ſich ſchnell, beſonders durch meines Großvaters viele Bilderbücher, in welche ich mich bei jedem Beſuche ſofort vergrub;“ ſo erzählt der Künſtler ſpäter ſelbſt. Trotz der Begabung und der Neigung nach Kunſtbethätigung, ſtieß der junge Mann auf Widerſtand. Da half der Großvater, eine künſtleriſch veranlagte Natur, aus der Verlegenheit: Er ließ Auguſt als Lehrling in ſeinem Vergoldergeſchäfte aufdingen und ſandte ihn in der freien Zeit zu Zimmermalermeiſter Holle, um dort das decorative Malerhandwerk kennen zu lernen; die erſte und tiefgehendſte Anregung erhielt unſer Künſtler aber bei dem Umgange mit dem genialen Auguſt Strixner; im October 1847 wurde der Dreizehnjährige in die Vorbereitungsſchule der Akademie unter Gſellhofers Leitung aufgenommen. Schon nach Ablauf des erſten Semeſters erhielt er ein Zeugnis erſter Claſſe, welches ſogar bemerkte, daſs Auguſt einen geſchickten Künſtler in der Hiſtorienzeichnung verſpräche. Das Jahr 1848 unterbrach aber die Studien. Im Sommer 1849 kam Mayer zu Maler J. M. Aigner. Damals zog Rahl bereits den Jüngling an. Neujahr 1850 gieng er als Akademiker zur Antike über und kam Ende dieſes Jahres in die allgemeine Malerſchule, an der auch Karl Rahl als neu gewonnener Profeſſor wirkte. Nach Begründung einer unabhängigen Meiſterſchule durch Rahl, folgte neben vielen anderen auch George Mayer dem geliebten Meiſter und von da an datiert auch die Bezeichnung „Rahlſchüler“ für unſern Künſtler; damals entſtand Mayers erſtes Ölbild „Verſchiedene Wirkung des Weines“, das im Öſterr. Kunſtverein in Wien 1853 zur Ausſtellung gelangte; das Original wurde ſpäter vom Künſtler zurückgekauft und iſt noch im Beſitze der Familie; durch Reproduction (Lithographie von Aug. Eiſenmenger) gewann das Bild an Popularität und noch im Jahre 1900 wurde eine kleine Autotypie ſogar als Reclame für die Stadt Wien im „Krippenkalender“ verwendet; wie in ſo vielen Fällen, hat man auch hier vergeſſen, den Namen des Bildes und des Künſtlers anzugeben; es iſt bezeichnend, daſs dieſes Jugendwerk bei ſeinem erſten Gange in die Welt von vielen Kritikern, beſonders von Betti Paoli, arg angefeindet wurde. — In den Jahren 1860—63 lebte der Künſtler in Ungarn, zumeiſt in Peſt, wo ſeine Skizze für den Vorhang des ungariſchen Volkstheaters vom dortigen Künſtlerverein gewählt und ausgeführt wurde. — Am 20. Mai 1867 vermählte ſich George-Mayer mit der Tochter des Dichters Dr. Ludwig Foglar, Emma; der Ehe entſproſſen fünf Kinder. — In der Zeit von 1867 bis 1889 entſtanden die meiſten und bedeutendſten Werke des Künſtlers; gegen dreißig Arbeiten dieſer Zeit, meiſt Studienköpfe, befinden ſich in Graz und Troppau; aber auch ins Ausland giengen ſeine Werke. Auf den Weltausſtellungen in Wien, Paris und Philadelphia war George Mayer durch das beſte Porträt vertreten und erhielt Preiſe; 1873 galt das Bildnis des Sängers Franz Wild überhaupt als das beſte Werk. Aus der letzten Zeit ragen hervor ein Chriſtus (Laſſet die Kleinen zu mir kommen! mit 18 Figuren) für die Kreuz-Schweſtern in Bruck a. d. M. und der Hofſchauſpieler Ludwig Löwe als Karl XII.

von Schweden für das neue Burgtheater. Ende 1889 fand im Wiener Künſtlerhauſe eine Ausſtellung ſtatt, in welcher auch 55 Stück nachgelaſſene Bilder und Skizzen George Mayers, ſowie 19 Bilder aus Privatbeſitz zu ſehen waren. Ergänzend ſeien angeführt ſeine früheſten von der Kritik hervorgehobenen Genrebilder „Adrian Oſtade zechende Bauern malend“, „Die erſte Lection eines Rauchers“ und „Die drei Muſketiere von Larochelle“, welche das Studium der niederländiſchen Schule verriethen; ſpäter gefielen die Bilder in der Dannhauſer'ſchen Richtung: „Spielende Kinder“ (im Album der Kaiſerin Eliſabeth) und „Der erſte Baſenbeſuch“; durch beſondere Charakteriſtik zeichnete ſich ein „Richard III.“ aus und unter Rahls Leitung entſtand dann das Hiſtorienbild „Das Schlachtfeld von Haſtings“. Eine Anerkennung ſeiner Leiſtungen während der Schaffenszeit lag darin, daſs er durch Staatsaufträge und ſolche von vielen hervorragenden und hohen Perſönlichkeiten ausgezeichnet wurde und ihm ſein Ruf als guter Treffer bis zum letzten Augenblicke treu blieb. In der letzten Zeit ſeines Lebens zog ſich der Künſtler, ſeeliſch verſtimmt, immer mehr vom Verkehr und der Geſellſchaft zurück. — Neben ſeiner Thätigkeit als Maler beſchäftigte er ſich auch eifrig mit Literatur und ſtand mit hervorragenden Männern in brieflichem Verkehre; er hinterließ zehn Bände Tagebücher und mehrere Bände Gedichte; gedruckt wurden in der „Reform“ Aufſätze über Kunſt und Künſtler; im „Wanderer“ die Novelle „Memoiren einer Statue“ und das im Text näher bezeichnete Buch über Rahl. In früherer Zeit machte der Künſtler größere Reiſen, während er ſpäter in einem freundlichen Orte an der Donau im engſten Familienkreiſe die Sommermonate verlebte. George Mayer ſtarb plötzlich am 8. Februar 1889 in ſeiner Geburtsſtadt und ruht auf dem Centralfriedhofe. Seine von ihm verfaſste Grabſchrift lautet:

Vieles habe ich erſtrebt,
Wenig nur iſt mir geglückt.
Doch ſo lange ich gelebt,
Hab' ich niemals mich gebückt.

Wir benützten zu dieſer biographiſchen Skizze verſchiedene Behelfe. Zunächſt das Wurzbach'ſche Lexikon. Bd. 18 vom Jahre 1868; leider wird auch hier, wie in ſo vielen Fällen, über die Ungenauigkeit des oft genannten Lexikographen Klage geführt. Der Künſtler, der damals noch lebte, wäre ſelbſtverſtändlich bereit geweſen, ſeine Lebensſkizze durch Weglaſſung unbedeutender und Hinzufügung wichtigerer Daten richtigzuſtellen. Die Mithilfe der noch lebenden oder ſolcher Perſonen, die den Lebensgang beſtimmter Perſönlichkeiten beſſer kannten, hat Dr. Conſtant von Wurzbach zu ſeinem Nachtheile allzuoft verſchmäht. Man muſs dies bei einem ſo wichtigen, nothwendigen und umfangreichen Werke, an dem man Fleiß und Ausdauer bewundern mag, aufrichtig beklagen. Beſondere Unterſtützung und Förderung ließ uns aber die Witwe des Künſtlers bei dieſem Capitel angedeihen, die auch eine letzte Durchſicht vor dem Reindruck beſorgte.)

Hinſichtlich Franz Schuſelkas (1811–1886), des hervorragenden Publiciſten und Abgeordneten im Frankfurter Parlament (1848), Herausgeber der politiſchen Wochenſchrift „Die Reform“, deren Mitarbeiter George Mayer war, ſeien mehrere Zeilen eingeſchaltet. Der Künſtler wohnte 1864 bis 1865 mit Schuſelka unter einem Dache, im Hotel National, und verkehrte mit demſelben täglich in freundſchaftlicher Weiſe und malte auch das Porträt des Politikers; nach dieſer Porträtierung hörten die Beziehungen auf; Schuſelka hatte um dieſe Zeit ſeine politiſchen Anſichten geändert, denen der Freund nicht zuſtimmen konnte. — Wurzbach in ſeinem Lexikon ſchreibt u. a. über Schuſelka: „. . . . nicht mehr auf deutſchem Boden ſtand er zur

Zeit der 1861er Wahlbewegung; als Redner entwickelte er damals die Verhältniſſe und Zuſtände Oeſterreichs in rückhaltloſer Weiſe und betonte die Nothwendigkeit einer freiſinnigen Verfaſſung; er gewann immer mehr Anhänger und wurde in jenen Tagen wirklich ein populärer Mann. Um jene Zeit begann er auch mit der Herausgabe der politiſchen Wochenſchrift ‚Die Reform‘, in welcher Schuſelka mit der föderaliſtiſchen Oppoſition gegen das centraliſtiſche Miniſterium gieng; nach dem Sturze dieſes Miniſteriums trieb Schuſelka mit vollen Segeln in ſeinem Fahrwaſſer. Damals hatte der neunte Bezirk Wiens die Candidatur Schuſelkas verworfen, der ehrenhaft genug war, ſelbſt von derſelben zurückzutreten. Am 2. November 1865 ſchrieb Schuſelka: ‚Ich kann mich nicht der Überzeugung verſchließen, daſs nicht nur die Bevölkerung des neunten Bezirkes, ſondern der ganzen Stadt Wien in ihrer Mehrheit mit meinen Anſichten über die Löſung der Verfaſſungsfrage nicht übereinſtimmt. Unter dieſen Umſtänden kann ich alſo in Wahrheit nicht ein wirklicher Vertreter der vorherrſchenden Geſinnung ſein.‘ Von dieſem Augenblicke an wurde Schuſelka von der deutſchen Partei als Abtrünniger betrachtet und von den Föderaliſten, namentlich denſelben Czechen, die an ihn einmal ein Spottlied gerichtet, in Gnaden aufgenommen.“ In dieſe Zeit nun fällt Robert Hamerlings Sonett und Brief an Schuſelka, über die George Mayer berichtet. Leider bot ſich uns gar kein Anhaltspunkt, um über den Inhalt dieſer beiden ohne Zweifel intereſſanten Schriftſtücke des noch jüngeren Dichters Aufſchluſs zu bekommen.

Den Beginn in dieſer Correſpondenz machte der Maler. Es exiſtiert ein Sonett desſelben „An Robert Hamerling“, welches am 11. December 1865 entſtand.

Vergib', daſs ich in Deinen Kreis mich dränge,
Was mich bewegt iſt kein gewilltes Prunken,
Zu zeigen welch' Sonett auch mir gelänge,
Der Deines las. Du ſiehſt mich freudetrunken. —
Erweckt durch Deines Epos volle Klänge,
Vom Wahn befreit, als nährten ſich die Unken
Nur mehr am Quell unſterblicher Geſänge,
Der längſt zum trägen Pfuhl dahingeſunken.
Der Genius kündet ſich in Deinem Liede,
Wie Lerchenruf den Morgen kündet an.
Die Kunde ſeiner Ankunft will ich ſegnen.
Wo uns der Gaben Abſtand eher ſchiede,
Als Dichter nicht, ich nahe Dir als Mann,
Wo in Geſinnung wir uns ſchlicht begegnen.

Dieſe Verſe ſind wahrſcheinlich die Antwort auf jenes Hamerling'ſche Sonett, welches derſelbe an Schuſelka gerichtet hat. Am 12. April 1867 richtete der Maler an den Poeten den erſten Brief, deſſen Entwurf uns vorlag und dem wir die folgende Stelle entnehmen: „An Robert Hamerling, dem Dichter des Ahasver! . . . Es mag ins zweite Jahr gehen, daſs ich mich lebhaft durch Ihr Werk angeregt, mich zum Dichter unwiderſtehlich hingezogen fühle; verſtärkt wurde der Eindruck noch, als ich die Zeilen las, welche Sie an Schuſelka richteten und die Geſinnung des beigelegten Sonetts mich zu einer poetiſchen Beantwortung begeiſterte . . . Der Maler beſchäftigte ſich lebhaft mit Ihnen; ich male eben an Farbenſkizzen zum Ahasver, welcher mich zur cycliſchen Darſtellung anregt." Als Antwort kam von der Hand Hamerlings der nachfolgende Brief vom 18. April 1867. Sämmtliche Briefe dieſes Capitels ſind aus Graz datiert.]

Hochgeehrter Herr! — Solche Kundgebungen wie Ihr Brief und Ihr Sonett ſind mir erfreulicher als alle öffentlichen Lobſprüche der Kritik. Meinen wärmſten Dank dafür! Faſt noch mehr hat mich erfreut, was Sie mir von Ihren Compoſitionsverſuchen zum „Ahasverus in Rom" mittheilen. Ich glaube ſelbſt, daß dieſe Dichtung dem Maler Stoff geben könnte. Schade, daß für einen Cyclus, wie Sie ihn vorhaben, die Gelegenheit der Veröffentlichung ſelten iſt; ein einzelnes Bild bräche ſich leichter Bahn. Ich weiß nicht, ob Sie alt oder jung, Anfänger oder Meiſter ſind — jedenfalls ſetze ich nach Ihrem Briefe voraus, daß Sie für eine ſolche Aufgabe den geiſtigen Fond haben, und wenn einmal von Ihren Zeichnungsentwürfen etwas präſentabel iſt, ſo würde michs ungemein intereſſiren, zu ſehen, wie ſich ein Maler nach der Lecture meiner Dichtung den Nero, die Agrippina, den Saccus u. ſ. w. vorſtellt. Schade, daß Sie mir nicht perſönlich nahe ſind; mit einem Maler zu verkehren, war oft mein Wunſch; ich bin, wie natürlich, ein glühender Kunſtfreund, aber ich möchte den Künſtlern auch ein wenig auf die Finger ſehen, das Techniſche ihres Schaffens belauſchen. — Da Sie mein Bild in der „Illuſtr. Ztg.“ intereſſiert hat, ſchicke ich Ihnen die Photographie, nach welcher es gemacht iſt. — Betrachten Sie mich ohne weitere Ceremonien als Ihren Freund, und laſſen Sie ſich durch die Kürze meines Schreibens an mir nicht irre machen. Ich muß leider zu viele Briefe ſchreiben, um ausführlich ſein zu dürfen, und die nahende wärmere Jahreszeit verſchlimmert, wie immer, mein chroniſches Unterleibsleiden, aber wenn Sie mit wenigen und ſchlichten Zeilen zufrieden ſind, ſo trete ich von Herzen gerne in brieflichen Verkehr mit Ihnen, und zur größten Freude würde es mir gereichen, wenn ich mit Rath oder That Ihnen einmal in irgend Etwas förderlich ſein konnte. — Mit erneutem wärmſten Dank in aufrichtiger Ergebenheit Ihr Hamerling.

[Zur Erklärung einer Stelle ſei bemerkt, daſs die Leipziger Illuſtrierte Zeitung vom 6. April 1867 ein Porträt des Dichters ſammt Biographie brachte. Auf die Photographie in Viſitkartenformat (Atelier

C. Mariot, Graz), Kopfbild, ſchrieb der Dichter „Robert Hamerling v. J. 1867". — Von der Antwort des Malers auf dieſen erſten Brief iſt gleichfalls noch das Concept ohne Datum vorhanden: „Mit freudiger Erregung empfieng ich Ihren Brief; ich hatte die Handſchrift erkannt und fühlte den Inhalt vor, trotzdem hat er mich überraſcht, entzückt! Ich danke Ihnen für die gewährte Erlaubnis und das beigefügte Porträt . . . Ich habe die Anzahl (der Compoſitionen zu Ahasver) noch nicht feſtgeſtellt, fühle aber, daſs es eine umfangreiche Aufgabe iſt. Fürs erſte will ich mich beſcheiden der kleinen Aetäa kurzes Daſein in zwei Darſtellungen zu illuſtrieren: Tanzend in der Schenke und ‚zu todt gekoſt' am Morgen nach dem Bacchanal. Mein eigentliches Element iſt nicht die Linie, die Kontur, ſondern die Farbe. Ihre Dichtung wird ſich auch ſchwerlich bloß umrändern laſſen; die farbenreiche Darſtellung fordert den Pinſel, das ganze Regiſter der Töne heraus." — Die hier genannten zwei Skizzen, in kleinerem Formate, ſind noch vorhanden; desgleichen eine größere Venedig zeigende Skizze in Ölfarben, welche an das III. Gedicht im „Schwanenlied der Romantik" anſchließt:

O ſelig' Wogen und Wiegen! Verſunken die gleißende Welt
Des Tags in lethe'ſche Tiefen — aufſchlag' ich mein Ruhezelt
In heiliger Meeresſtille: zu Füßen die ewige Flut,
Zu Häupten den ewigen Aether, im Herzen die ewige Glut!

Ihr ſchönſten meiner Träume, ſchwebt nieder, ich bin allein!
Zuckt um die gleitende Gondel nicht lichter Roſenſchein?
Regt es nicht in der Tiefe? Romantik, du Zauberweib,
Hebſt du zu mir aus den Wellen den weißen, reizumfloſſnen Leib?

Es flüſtert an meiner Seite, es legt ein Lilienarm
Sich mir auf die bebende Schulter: „Vergiß des Tages Harm,"
Tönt es von lächelnder Lippe: „nicht in die Ferne hin,
Nicht trüb ins Dunkel ſtarre, nach rückwärts wende Blick und Sinn!"

Ich wende das Haupt — o Himmel, welch' prangende Wunderſchau!

Die Kuppeln und Giebeln und Zinnen, [illegible] und altergrau,
Sie ſchimmern, wie einſt vor Zeiten, ein hold erblühender Kranz,
Von Wundern ſteh'n ſie farbig in goldenem Lebensglanz!

Das eben erwähnte zweite Briefconcept George-Mayers enthält aber noch eine autobiographiſch intereſſante Stelle, die wir als Ergänzung des Lebensganges dieſes Künſtlers nicht unterdrücken wollen; ſie lautet: „Der Ort meiner Geburt iſt Wien, das Jahr 1834; ſeit 1847 lerne ich die Kunſt, ſeit 1853 übe ich ſie ſelbſtſtändig aus; gegenwärtig befinden ſich in Wien und Paris Kopie von mir auf der Ausſtellung und ernten Beifall von Fachgenoſſen und Laien; mein unvergeßlicher Meiſter war Carl Rahl. Der Einfluß den er auf mich nahm und deſſen Nachhall mich zeitlebens befruchten und leiten wird, gieng weit über den gewöhnlichen Umfang eines Fachlehrers hinaus: er lehrte mich das Leben und bildete meinen Charakter. Meine urſprüngliche Neigung zog mich zur niederländiſchen Schule, mein Gemüth war von Romantik geſchwellt, ich lernte das Italien der Kunſt höher achten und ſtrebte nun gleichfalls der Klaſſik zu. Faſt unwillkürlich weckte die Liebe den Dichter in mir und ich achte es für die freundlichſte Gunſt des Lebens, daſs ſich mir die Muſe zugeſellt; meine Anſprüche wie mein Streben gehen weit über gewöhnlichen Dilettantismus; ich will ſtrenge beurteilt ſein und kann den ſchärfſten Tadel ertragen, wenn er gerecht und dadurch lehrreich iſt."

Brief vom 12. Mai 1857.]

Durch Überſendung Ihres Bildes haben Sie ſich mir mit Einem Mal in erwünſchteſter Weiſe nahe gebracht, und ich danke Ihnen dafür herzlich. Man muß geſtehen, daß es den brieflichen Verkehr zweier nicht perſönlich Bekannten unendlich fördert, wenn ſie beiderſeits ſich von ihrer Individualität einen beſtimmten Begriff machen können. Schwankende und unrichtige Vorausſetzungen werden auf dieſe Art raſch rectifizirt, man gewinnt eine gewiſſe Sicherheit und trifft bald den rechten Ton. Auch im Übrigen ſchlägt Ihr werthes Schreiben ganz die Richtung ein, in welcher Sie, von dem Werth abgeſehen, den Ihre freundliche Geſinnung für mich hat, als Correſpondent mir ebenſo förderlich und angenehm ſein können. Ich hänge mit Wiener Kreiſen in keiner Weiſe zuſammen, erfahre von dort ſo gut wie nichts über die Sympathien und Antipathien, welchen meine Werke begegnen. Sie dagegen ſind durch Befreundung und Verwandtſchaft vielfach mit der literariſchen und literaturfreundlichen Welt verknüpft, und wenn Sie den hohen Werth ermeſſen, den Ihre Aufrichtigkeit in dieſer Richtung für mich haben würde, ſo können Sie mir viel nützen. Ich bin Ihnen ſchon heute für Einiges dankbar, zunächſt für die Mittheilung in Betreff einer Notiz über „Ahasverus“ in der „Aeſthetiſchen Rundſchau“. Da ich dieſe Zeitſchrift hier nicht zu ſehen bekomme, bitte ich ſehr, mir, wenn es leicht möglich, den Wortlaut jener Notiz mitzutheilen. Noch mehr werde ich natürlich darauf Gewicht legen, von der verſprochenen ausführlichen Beſprechung Kenntniß zu erhalten. Was Sie mir von der Anſicht Ihres Freundes [Ferdinand von] Saar über „Ahasverus“ mittheilen, finde ich ganz begreiflich. Daß die erſten Geſänge des Werkes dramatiſch lebendiger und picanter, die andern bedeutſamer ſind und für den großen Haufen weniger verſtändlich, iſt gewiß, und ich habe mich ſogar oft gewundert, daß Perſonen von einfacher Geiſtesbildung, denen das ſogenannte „Philoſophiſche“ in der Poeſie nicht zugänglich, dennoch den „Ahasver“ mit lebhafteſtem Antheil zu Ende geleſen, ja wiedergeleſen. Es würde mich freuen, über Saars Perſönlichkeit Näheres zu erfahren, ich höre, daß er bedeutende dramatiſche Anlagen haben ſoll. — Sie wandeln alſo auf Freiersfüßen? Tauſend Glückwünſche! Nach erfolgter Vermählung hoffe ich die Frau Gemahlin wenigſtens im Bilde kennen zu lernen. Es iſt ein ſchöner Gedanke, daß Sie nach Graz kommen, und auch mich malen wollen! Gegenwärtig iſt Prinzhofer beſchäftigt, mein Conterfei zu fertigen, und zwar für ſich ſelbſt; er will es in die Wiener-Ausſtellung geben. — In herzlicher Ergebenheit — Ihr — Hamerling.

[Ob und wo die „ausführliche Beſprechung“ erſchienen iſt, konnte nicht ermittelt werden. Gemalt wurde Hamerling von George Mayer nicht; der Künſtler hatte ſich zwar einmal bei einer Reiſe nach Graz mit Farbe und Pinſel ausgerüſtet, allein Hamerling meldete ſich unwohl und ſo kam es nicht zum Porträtieren. Von der Hand Auguſt Prinzhofers exiſtiert jedoch ein Bildnis des Dichters, das ſich gegenwärtig im Hamerlingmuſeum des Stiftinghauſes befindet.

Brief vom 17. November 1867.]

Hochgeehrter Herr! — Ihr letztes liebes Schreiben hat mich aus einer Verlegenheit geriſſen, aber doch nur halb. Im Juli oder Auguſt erhielt ich von Ihnen einen Brief, deſſen Beantwortung ich verſchieben mußte, weil ich eben im Begriff war, auf einige Wochen [in die Heimat] zu verreiſen. Als ich nun ſpäter daran gehn wollte, das Verſäumte nachzuholen, da paſſirte mir das Mißgeſchick, daß ich Ihren Brief trotz allen Bemühens unter meinen Papieren nicht auffinden konnte — nun glaubte ich aber mich zu erinnern, daß Sie mir in eben dieſem abhanden gekommenen Schreiben Ihre häusliche und Familienveränderung, und zugleich eine neue Adreſſe angegeben hätten. Dieſe neue Adreſſe war nun für mich verloren, und ohne ſie ſchien es mir mißlich, einen Brief an Sie auf die Poſt zu geben. Ich gab mich nun der Hoffnung hin, Sie würden doch wieder von ſich hören laſſen, und Ihrer neuen Adreſſe neuerdings gedenken. Nun ſchreiben Sie mir allerdings großmüthig und ohne einen Vorwurf — aber von der erhofften Adreßangabe iſt im ganzen Briefe nichts zu entdecken. Was bleibt mir unter dieſen Umſtänden übrig, als dieſe Zeilen auf gut Glück unter Ihrer alten Adreſſe abzugeben? — Da haben Sie die umſtändliche Geſchichte meiner Verlegenheit. Wenn Sie den Brief wirklich erhalten, ſo verſtändigen Sie mich hiervon gütigſt recht bald mit einer Zeile, damit ich beruhigt bin. — O Sie Beneidenswerther! liebend-geliebter Ehemann, und bald ſogar — was noch unendlich ſüßer ſein muß — Vater! Ein Kind! Das Wort beginnt für den unverheiratheten Mann einen eigenthümlichen Klang zu haben, wenn er einmal die 35 hinter ſich hat! — Verſchieben Sie es doch nicht gar zu lange, mir von Ihrer theuren Emma eine Photographie zu ſchicken. — Ich für meine Perſon bin ſehr beſchäftigt mit poetiſcher Arbeit, und dabei körperlich wie geiſtig vielfach verſtimmt und übel diſponirt. Ich bin zu ſenſibel, um viel ruhige Augenblicke im Leben zu haben. — Vom „Ahasver“ iſt die 3. Aufl. erſchienen, von meiner Gedichtſammlung „Sinnen und Minnen“ iſt eben die 2., um die Hälfte vermehrte Aufl. im Druck fertig geworden. Der „König von Sion“ rückt im Manuſcript vor. Sie ſchreiben, Sie hätten eine Beſprechung des „Ahasver“ der „Öſtreichiſchen Revue“ eingeſchickt. Dieſe bringt aber keine Recenſionen. Meinen Sie vielleicht die „Deutſchoſterreichiſche Revue“ (Hilbergs Verlag)? Dieſe hat ſchon ein paar mal den Ahasver beſprochen. Sie kommen alſo zu ſpät. Hat die Czekeſche Zeitſchrift die in Ausſicht geſtellte Recenſion noch nicht gebracht? — Mein Conterfei von Prinzhofer iſt fertig und kommt jetzt in die hieſige, ſpäter in die Wiener Ausſtellung. Bin ſehr begierig, was Sie dazu ſagen. Warum ſind Sie gegen P. von vornherein ſo erbittert? kennen Sie ihn perſönlich? Genug für diesmal — wer weiß, ob Sie den Brief erhalten? Alſo zunächſt Beruhigung, lieber Freund! dann mehr — von — Ihrem — herzlich ergebenen Hamerling.

[Brief vom 6. Februar 1868. Näheres über das Poëm George Mayers iſt nicht bekannt. — Die erwähnte Photographie iſt nicht mehr im Beſitze der Familie. Da Hamerling hier ſelbſt das Prinzhofer'ſche Porträt als „zigeunerhaft" bezeichnet, ſo ſei auch Fercher von Steinwands Eindruck von dieſem Abbilde mitgetheilt, der Hamerling als „wie einen ſpaniſchen Hidalgo" dargeſtellt fand.]

Sehr geehrter Herr und Freund! Danke Ihnen herzlich für die warmgefühlten Zeilen. Daß Sie ſich auch mit meinen älteren poetiſchen Productionen befreunden, macht mir Freude. Auf den „König von Sion" werden Sie noch bis zum Sommer warten müßen — es iſt ein großes Stück Arbeit und ich darf mich aus Geſundheitsrückſichten nicht allzu übermäßig anſtrengen. Ihr mit meiner „Venus im Exil" ſtoffverwandtes Poem werde ich mit Vergnügen leſen, wenn Sie mirs ſchicken wollen. Wenn Sie kommen und Ihren Vorſatz, mich zu malen, ausführen, ſo würde mir dies nun um ſo willkommener ſein, da das Prinzhofer'ſche Bild, wiewohl tüchtig gemalt, in der eben hier 6 Wochen lang ſtattgehabten Ausſtellung keinen ſonderlichen Beifall gefunden, da es zu düſter und zigeunerhaft ausgefallen, ſo daß Prinzhofer es wahrſcheinlich gar nicht mehr anderswohin ſchicken wird. Wenn Sie ſagen, mein Bild ſtünde ſchon fertig vor Ihrer Seele, ſo kann ich nur wünſchen, daß, wenn Sie mich perſönlich ſehen, Ihre Zuverſicht nicht erſchüttert wird. Ich bin ſchwer zu malen, wie Prinzhofer gleich geſagt, und durch ſein Bild auch beſtätigt hat. Da Sie ſich mit meiner Leiblichkeit im Geiſte beſchäftigen, ſende ich Ihnen meine allerneueſte Photographie, die mir gefallen würde, wenn der Blick nicht gar ſo ſinnend und faſt verloren abwärts geſenkt wäre. Ich glaube, ein Maler thäte recht gut, wenn er bei einem Porträt eine gute Photographie zu Grunde legte, und nur das Detail aus der Anſchauung ergänzte. Sie können ſich alſo einſtweilen in „Studien“ üben. — Was die Sonette betrifft, die Sie der Grazer „Gartenlaube für Oeſterreich“ zugedacht, ſo nimmt man zwar nicht gern Poeſien auf, aber ich will gern den Vermittler bei der Redaction machen. — Mit heitem Gruß — Ihr — Hamerling.

[Brief vom 3. März 1868. Das Sonett George-Mayers an Rahl iſt dasjenige, welches ſpäter den „Erinnerungen an Karl Rahl“ (Wien 1882) als Zueignung diente; das Sonett an Hamerling dagegen vielleicht dasjenige vom Jahre 1865. — Ledwina war penſionierter Officier und damals Hofmeiſter bei dem Sohne des „Hofrathes Tomaſchek“ (Sectionschef im Unterrichtsminiſterium Ed. Freiherr v. T.) in Wien; über das Feuilleton läſst ſich nichts vermuthen. Die junge Dame, deren zum Schluſs Erwähnung geſchieht, war eine ſchriftſtellernde Freundin der Gemahlin George-Mayers und eine große Verehrerin Hamerling'ſcher Dichtungen.]

Sehr geehrter Freund! — Ihre Sonette habe ich, nachdem ich ſie mit Wohlgefallen geleſen, dem Redacteur der „Oeſt. Gartenlaube“ [in Graz] übergeben. Da er Gedichte überhaupt nur ſchüchtern zu bringen wagt, und die Marotte hat, nur bei ſolchen eine Ausnahme zu machen, die eine Zeittendenz haben, oder wenigſtens mehr gedankenhafter als reinlyriſcher Natur ſind, ſo iſt er an Ihren Liebesverſen ſpröde vorbeigegangen und wollte nur die beiden Stücke an Rahl und an meine Wenigkeit abdrucken. Gegen letzteres verwahrte ich mich aus begreiflicher Beſcheidenheit; ſo bleibt das Gedicht an Kahl, und dies möchte Herr [Karl] Proll am Liebſten als Motto vor Ihren Aufſatz über Kahl ſetzen, den Sie in Ausſicht ſtellten, und mit welchem Sie der „Gartenlaube“, beſonders wenn er meiſt Thatſächliches enthielte, einen großen Gefallen erweiſen würden. Ob aber außer einem Freiexemplar des Blattes viel Honorar dabei zu verhoffen, muß ich gerechtigkeitshalber im vorhinein als ungewiß bezeichnen. — Was nun das größere Poem „Frauenherz“ betrifft, ſo weiß ich zwar nicht, ob ſie als Compoſition im Ganzen den Beifall der Kritiker finden würde, da die Hineinziehung des Weltgeſchichtlichen in das Liebes- und Herzensthema doch etwas ſonderbar erſcheinen könnte. Aber das Gedicht iſt in ſo gelungener Form geſchrieben, die Stanzen ſind ſo leicht und fließend, daß man an Ihrem Dichtertalent nicht zweifeln kann. Ich möchte Sie damit freilich nicht von Ihrem eigentlichen Berufe, dem des Malers, abziehen, für welchen Sie wahrſcheinlich noch mehr Begabung haben, aber es kann Ihnen doch zur Freude gereichen, daß Sie auch Poet hätten werden können, wenn Sie gewollt hätten. Danken Sie Gott, daß Sie nicht darauf allein angewieſen waren! — Hrn. Ledwina bin ich für ſeine Abſicht, ein Feuilleton für ein Wiener Blatt über mich zu ſchreiben, herzlich verbunden. Ich bin aber überzeugt, daß gegenwärtig kein Wiener Journal, und am wenigſten die „Preſſe“, geneigt ſein wird, einen ſolchen literargeſchichtlichen Excurs ohne beſondere Veranlaſſung zu drucken. Nichtsdeſtoweniger ſtelle ich ihm, ſobald ich etwas mehr Zeit habe, ausführlichere autobiographiſche Notizen zu Gebot, vielleicht zu ſpäterem Gebrauch bei ſich darbietender Gelegenheit. Für den Augenblick verweiſe ich ihn auf die Skizze mit Porträt in der Illuſtr. Zeitung vom 6. April v. J.

[S. Brief v. 18. April 1867]. — Mit herzlichem Gruß Ihr — Hamerling. Bitte umzuwenden: P. S. Erſchienen iſt von mir: 1. Ein Sangesgruß vom Strande der Adria (nur 1 Bogen, ſpäter in „Sinnen und Minnen“ aufgenommen). Trieſt, Schimpff 1857. — 2. Venus im Exil, Gedicht in 5 Geſängen. Prag, Kober 1858. — 3. Sinnen und Minnen. Ein Liederbuch, ebenda (1860). — 4. Ein Schwanenlied der Romantik, ebenda 1862. — 5. Germanenzug. Canzone, zuerſt in Kuhs „Öſtr. Dichterbuch“, dann ſeparat 1864 bei Gerold in Wien. — 6. Ahasverus in Rom. Hamburg, J. P. Fr. E. Richter 1866, 3. Aufl. 1868. — 7. Die Gedichte des Giacomo Leopardi, verdeutſcht. Hildburghauſen, bibliogr. Inſtitut 1866. — 8. Sinnen und Minnen. 2. um die Hälfte vermehrte Auflage. Hamburg, Richter 1868. — (Nummer 2, 3, 4, ſind ſeit 1864 in den Richter'ſchen Verlag in Hamburg übergegangen.) In Wien lebte ich von 1844–1854. — Den Autograph für die junge Dame lege ich bei. Ich benützte dazu eine Photographie. Vielleicht will die Dame ſich als Gegengabe der ihrigen entäußern? — Ihr — Hg.

[Brief vom 29. April 1868. — Der erwähnte Neugeborene war der Erſtgeborene der Ehegatten Auguſt und Emma George-Mayer, geboren am 28. März 1868. Er hieß nach Meiſter Rahl, der jedoch nur ſein geiſtiger Pathe war, Karl, wozu nach Hamerling der Name Robert kam. Der Rath Hamerlings, ihn alljährlich photographieren zu laſſen, wurde befolgt. Karl wurde Schauſpieler und Maler und beſaß ein bedeutendes Sprachentalent; mit dem 20. Lebensjahre beherrſchte er das Engliſche, Franzöſiſche, Italieniſche und Spaniſche. Sein Onkel, Ingenieur Foglar (ein Sohn des Dichters Ludwig), war nach dem Weltausſtellungsjahre 1873 in den braſilianiſchen Staatsdienſt getreten; an den brieflichen Schilderungen, die mit Photographien unterſtützt wurden, begeiſterte ſich der heranwachſende Karl für fremde Länder und Völker, und ſo kam mit den Jünglingsjahren auch über ihn das Reiſefieber. Er gieng nach Deutſchland und ſchrieb eines Tages an ſeine Eltern aus Hamburg, daſs er eben im Begriffe ſtehe, zum Onkel nach Braſilien abzureiſen. Er ſchuf ſich in den neuen Verhältniſſen bald eine Stellung und befand ſich bereits ein volles Jahr in Südamerika, als er von dem dort gefürchteten Fieber (Beriberi) befallen wurde und in drei Stunden eine Leiche war. — Am 8. Februar 1889 früh klagte Auguſt George Mayer über eine gefühlloſe Hand, dann über einen gefühlloſen Fuß und ſank bald darauf infolge eines Herzſchlages todt auf das Ruhebett. Das war um 9 Uhr morgens; um ½10 Uhr kam an die Witwe und Mutter das Telegramm von dem plötzlichen Tode ihres Erſtgeborenen! „Ich hatte in dieſem Augenblicke die Gefühle einer Niobe,“ berichtet die beklagenswerte Frau. — Hamerling erfuhr von dieſem Schickſalsſchlage der Familie George Mayer wahrſcheinlich nichts; da der Dichter damals auch ſchon ſehr leidend war, wurde durch eine befreundete Perſönlichkeit in Graz nur die Mutter Hamerlings mündlich verſtändigt. — Nach Wien kam der Dichter nicht mehr ſeit ſeiner Heimatreiſe im Jahre 1867. — Ein charakteriſtiſcher Zug Robert Hamerlings iſt der Sammeleifer für Porträts, d. h. Photographien; er ſelbſt ließ ſich, wie Roſegger in ſeinen „Perſönlichen Erinnerungen“ (1891) mittheilt, dreiunddreißigmal photographieren; die vierunddreißigſte Photographie zeigt den Dichter auf der Bahre.]

Sehr geehrter Freund! Ich habe jetzt unzählige Briefſchulden und meine Gläubiger müſſen ſich auf einen Vergleich einlaſſen; ſie müſſen 6 Zeilen für einen vollen Brief annehmen. Seit 20. v. M. verwende ich nur höchſt ungern eine der Stunden, die ich überhaupt am Schreibtiſch zubringen kann und mag, auf etwas Anderes als auf die Copirung und Feile des vielerwähnten, ſeit jenem Tag im Manuſcript fertig vorliegenden Zionskönigs. Ich muß Ihnen nun vor Allem ſagen, daß die kleinen lyriſchen Sachen, die Sie Ihrem vorletzten Briefe beilegten, mir ſehr gefallen haben. Die Sonette gelingen Ihnen auch recht gut. Noch mehr aber gratulire ich Ihnen zu dem Neugebornen, dem lebendigen Pfand Ihres häuslichen Glücks. Wie beneide ich Sie! Laſſen Sie ihn nur bald photographiren, und dann weiter wenigſtens jedes Jahr einmal — nichts mag intereſſanter ſein als die Entwicklung eines Menſchengebildes vom Kind zum Mann, reſpective Greis, ſpäter im Bilde verfolgen zu können. Ich möchte dieſen Rath allen Eltern geben. Sie erkundigen ſich wiederholt, wann ich nach Wien komme. Keinesfalls vor Beendigung des Drucks meines „Königs“, alſo nicht vor dem Herbſt. Ich war dort das letzte Mal erſt im vorigen Sommer, aber nur auf der Durchreiſe in meinen Vaterflecken Kirchberg am Walde im V. O. M. B. (d. i. im „Waldviertel“, meiner [heißgeliebten: durchſtrichen'] ſchönen Waldheimat, die ich ſehr liebe, obgleich ich dort das Unglück hatte, geboren zu werden). — Wie Sie mein Porträt hier malen wollen, kann ich mir nicht recht vorſtellen. Sie würden dazu doch einige Wochen brauchen; können Sie ſo lang bleiben? Meine eigene Zeit iſt am Ende auch beſchränkt, und den Sommer bringe ich auf dem Lande zu. — Soviel für heute im Wege des „Vergleichsverfahrens“. In beſſeren Zeiten mehr von — Ihrem — ergebenen — Hamerling.

[Brief vom 3. Juni 1868. Es iſt nicht mehr bekannt, um welche Zeitlichkeit es ſich handelte; die Verſe, als Ausſchnitt im Briefe eingeklebt, ſind dem Prolog für ein Concert zum beſten der Nothleidenden in Oſtpreußen am 8. März 1868 entnommen; dort heißt es in der betreffenden Strophe jedoch „oſtſeewärts“ (Blätter im Winde, S. 27). — Über den flüchtig genannten Dr. Wagner können wir nur mittheilen, daſs er Mitarbeiter der „Debatte“ in Wien war; in unſerer Sammlung befindet ſich zufällig das im Briefe erwähnte Feuilleton vom 16. Mai 1868, welches den Titel trägt „Öſterreichiſche Dichter: Robert Hamerling, Ferdinand von Saar“, und mit Dr. Wagner unterfertigt iſt.]

Lieber geehrter Freund! — Sie ſind immer in rührender Weiſe meiner eingedenk. Herzlich danke ich Ihnen für dieſe Geſinnung! Statt der 2 Strophen aus dem „Schwanenlied der Romantik“ für die Germania und Vindobona, würde ich Ihnen 2 andere vorſchlagen. Ich ſchrieb vor einiger Zeit einen Prolog — habe ich Ihnen denſelben nicht unter Kreuzband geſendet? Jedenfalls thu' ichs heut. Es kommen darin 2 Strophen vor, die ausgezeichnet für den erwähnten Zweck paſſen würden. Und zwar für die Germania:

Lebendig in deutſchen Landen kreiſ't,
Keinen Schlagbaum kennend, der deutſche Geiſt —
Und wie der deutſche Gedanke,
So kenn' auch, erweckt von der Liebe Strahl,
Das deutſche Herz keinen bunten Pfahl,
Und keine trennende Schranke!

Für die Vindobona:

Auch um die Hänge der Alpen kreiſ't,
Keinen Schlagbaum kennend, der deutſche Geiſt —
Und wie der deutſche Gedanke,
So ſiege nun auch das deutſche Herz:
Eine Friedenstaube fliegt nordſeewärts
Und ſpottet der trennenden Schranke!

Natürlich iſt das unmaßgeblich gerathen — verſahren Sie ganz nach Ihrem Ermeſſen, mir iſts gleichviel.

Ein Feuilleton in der „Debatte“ vom 16. Mai hat mich ſelbſtverſtändlich ſehr erfreut. Ich hatte es *überſehen*, obgleich ich das Blatt täglich im Leſeverein zur Hand nehme. Nun erhalte ich aber den Abdruck zugeſendet, und zwar nach der Schrift der Adreſſe zu ſchließen, von Ihnen. Beſten Dank! Kennen Sie Dr. Wagner? — Ich ſchreibe in größter Eile. In 3 Tagen iſt die Abſchrift des „Königs“ fertig.

Ihr Freund Hamerling.

[Brief vom 6. October 1868. Über Dr. Otto Spielberg verweiſen wir auf das ihm gewidmete Capitel.]

Hochgeehrter Freund! — Ich bin ſehr in Ihrer Schuld, aber davon nächſtens. Für heute nur eine höchſt dringende Bitte. Otto Spielberg in Hamburg, ein ſehr guter Bekannter von mir, hat den wunderlichen Streich begangen, verführt durch einen ungenauen Zeitungs-Katalog, der längſt eingegangenen „Öſtreichiſchen Wochenſchrift für Wiſſenſchaft ꝛc.“ ein 8 Bogen ſtarkes Manuſcript „Timon von Athen“ einzuſenden. Das Manuſcript wurde *angenommen*, aber auf frankirte wie unfrankirte Nachfragen erhielt Spielberg keine Antwort. Die letzte wurde remittirt mit den darauf geſchriebenen Zeilen: „Die Ö. W. iſt eingegangen.“ „*Aber wo iſt mein Manuſcript geblieben?*“ fragt der verzweifelte Spielberg, und wendet ſich flehentlichſt an mich, ich ſolle ihm dazu verhelfen. Nun war die Wochenſchrift, ſo viel ich weiß, eine Beilage der *Wiener Zeitung*, bei der Redaction der Wiener Zeitung alſo muß das Manuſcript liegen. Ich habe in Wien keinen Freund, dem ich mit größerem Vertrauen läſtig fallen könnte, und ſo bitte ich Sie dringendſt, verfügen Sie ſich ins Redactionsbureau der Wiener Zeitung, und laſſen Sie ſich gegen beifolgendes Aviſo Spielbergs das Manuſcript ausfolgen, oder ſonſtigen Beſcheid ertheilen. Spielberg iſt mit Weib und Kindern ganz auf den Ertrag ſeiner Feder angewieſen; ſeine Feuilletons ſind geſucht; das verlorne umfangreiche Manuſcript repräſentirt für ihn einen Werth von circa 60 Thlr. Haben Sie dasſelbe in Händen, ſo ſchicken Sie es gefälligſt entweder mir, oder direkt an Otto Spielberg, Altona bei Hamburg, Palmaille No. 81, natürlich als unfrankirtes Packet. Jedenfalls aber erſtatten Sie mir freundlichſt Bericht. Nehmen Sie ſich der Sache ernſtlich an! Ich ſchreibe recht bald mehr: Sie werden erfahren, warum ich ſo lang geſchwiegen. Der „König“ iſt unter der Preſſe; auch eine 4. Aufl. des „Ahasver“. Herzlich ergeben — Ihr — Hamerling.

[Brief vom 11. October 1868. Hier ſoll der ſpätere Hofrath und Director des k. k. öſterr. Muſeums für Kunſt und Induſtrie in Wien, Bruno Bucher, ein Freund des Dichters Ludwig Fogler, gemeint ſein.]

Lieber, geehrter Freund! Die Bereitwilligkeit und Energie, mit welcher Sie die Spielberg'ſche Angelegenheit in die Hand genommen haben, entzückt mich und verpflichtet mich Ihnen aufs Wärmſte. Ich bitte Sie, fahren Sie fort, bis die Angelegenheit zu Spielbergs Gunſten erledigt iſt, und verlieren Sie dabei nicht aus den Augen, daß nicht an die „Wiener Zeitung“, ſondern an die „Öſtr. Wochenſchrift“ die Sendung adreſſirt war, und daß ſpäter Spielberg einen unfrankirten Mahnbrief zurückerhielt mit der Aufſchrift: „Wird nicht angenommen. Die Red. d. Öſtr. Ztſchrft.“ Wer wars, der da für die Öſtr. Wochenſchrift unterſchrieb? Ebenderſelbe wird auch das Manuſcript übernommen haben. Daß Bucher dasſelbe nicht in die Hände bekam, glaube ich gern; vermuthlich hat die Redaction ſelbſt, oder wer die Poſtſendungen für ſie übernimmt, das Packet gleich bei Seite gelegt und nicht weiter beachtet. Aber finden wird und muß es ſich laſſen. — Nun ſoll ich mich wegen meines langen Schweigens entſchuldigen. Aber Ihre Güte, Freundlichkeit und Nachſicht zeigt ſich im letzten Brief wieder ſo glänzend, daß ich glaube, Sie verzeihen mir auch ohne langes Entſchuldigungsverhör, und daher gute Luſt habe, über dies Thema ſacht hinwegzuſchlüpfen. Sehen Sie, Sie demoraliſiren mich förmlich durch Ihre Herzlichkeit! Wiſſen Sie was? ich gelobe, wenn wir perſönlich zuſammen kommen, Sie eine Stunde lang von den Gründen meiner ſommerlichen Trägheit zu unterhalten. Laſſen Sie ſich für jetzt lieber vom Herzen gratuliren zu Ihren Künſtler-Erfolgen. Wie gern möchte ich Ihre Werke mit eigenen Augen bewundern! Ihre royaliſtiſche Neugier auf den „König von Zion“ und der Wunſch, ihn naß aus der Preſſe zu erhalten, ſoll belohnt, oder vielmehr beſtraft werden. Ich werde die für Wiener Blätter beſtimmten Recenſionsexemplare an Sie adreſſiren, und Sie bitten, die Vertheilung zu beſorgen. So kommen Sie dazu, den erſten Blick darein zu thun. In Riga hat der Petersburger Hofſchauſpieler Piers, wie mir Richter (Verleger in Hamburg) ſchreibt, Vorleſungen aus „Ahasver“ gehalten, und das verurſacht ein ſo ſchnelles Abgehen des Reſtes der Auflage, daß die neue jetzt in raſender Eile gedruckt werden muß. Da haben Sie meine Neuigkeiten, mit welchen ich bin — Ihr alter Freund — Hamerling. — P. S. Ihren Lieben ſchönſte Empfehlungen!

[Brief vom 27. November 1868.]

Geehrteſter Freund! — Nächſten Dienſtag erhalte ich die erſten verfügbaren Exemplare des „Königs von Zion“ und kann mit der Verſendung der Freiexemplare (die ich grundſätzlich niemals dem Verleger überlaſſe) beginnen. Nach Wien geht etwa ein Dutzend, und da das Buch zu umfangreich iſt um unter Kreuzband verſendet zu werden, die Verſendung jedes einzelnen als Poſtpacket aber doch gar zu umſtändlich iſt, möchte ich für einen Theil davon Ihre gütige Vermittlung in Anſpruch nehmen. Ich ſchreibe Ihnen nachfolgend die Liſte der Perſonen und Redactionen, die ein Exemplar erhalten, und bitte nun davon 4–5 (aber ja nicht mehr, denn ich würde das entſchieden nicht annehmen!) auszuwählen, deren Adreſſe es Ihnen am leichteſten möglich macht, die betreffenden Packetchen, die ich unter Einem an Sie ſenden werde, dort gefälligſt abgeben zu laſſen. Die Liſte iſt alſo folgende: — Hofſchauſpieler Lewinsky (Hofburgtheatergebäude). — Profeſſor Rob. Zimmermann, k. k. Univerſität. — Halm (Baron Münch), k. k. Hofbibliothek. — Baron A. Stifft, Stadt, Bürgerſpital (Z. 208). — Preſſe, Landſtraße, Gartengaſſe No. 6. — Wanderer, Schulerſtraße No. 17. — Emil Kuh (Handelsakademie). — Schuſelka's Reform, Leopoldſtadt, Taborſtraße, Nationalhotel. — Debatte, Leopoldſt., Komödiengaſſe No. 3. — Neues Fremdenblatt, Wollzeile No. 6. — Allg. Literaturzeitung (Singerſtr. Mayer'ſche Buchhandlung). — Conſtant v. Wurzbach (Mariahilfer Hptſtr. No. 46). — Die Packete brauchen eben nur abgegeben zu werden, ohne irgend welches Beifügen. Wählen Sie alſo gütigſt aus, was Sie leicht auf ſich nehmen können, und melden Sie das gütigſt ſogleich, mit ein paar Zeilen, — Ihrem freundſchaftlich ergebenen — zu Gegendienſten immer bereiten — Hamerling. — P. S. Wählen Sie durchaus nicht mehr als 4–5 Nummern — ich wiederhole die Bitte!

[Brief vom 5. December 1868.]

Das laß ich mir gefallen, liebwertheſter Freund! Ich ſah voraus, daß Sie ſich zur Beſorgung aller 12 Ex.

erbieten würden, aber ich ſah nicht voraus, daß Sie es in ſo herzgewinnender, unwiderſtehlicher Weiſe thun würden. Ihr Brief, Beſter, iſt eine naive Idylle, bei welcher mir das Herz im Leibe lachte. Die Art, wie Sie das „Bubi" und ſein erſtes „Zahndi" hineinverwoben, iſt herzig; ich ſah Sie am Tiſch ſitzend und ſchreibend, Frau Emma dazwiſchen redend, und das Bubi auf ihrem Schooß mit dem erſten Zahndi das Couvert meines letzten Briefes kauend. Da haben Sie nun das Buch — ſeien Sie der Niccolò (6. Dez.) ders austrägt, aber, als echter Niccolò, nur die Böſen ſchreckt, die Guten erfreut. Herzlichen Dank zuvor! Ihr — Hamerling.

[Brief vom 6. December 1868.]

Hochgeehrter Herr und Freund! Ihre Beſorgniß iſt ſehr liebenswürdig, beweiſ't mir Ihren herzlich-lieben Antheil, aber begründet iſt ſie nicht im Allermindeſten. Sicher wie alle früheren Briefe von Ihrer Hand iſt auch Ihr letzter vom 18. November vorigen Jahrs bei mir eingelaufen — es gibt überhaupt keine „auf der Poſt verloren gegangenen Briefe" und ich halte dieſelben nur für die boshafte Erfindung ſaumſeliger Briefſchreiber, die ihren Correſpondenten, Gläubigern u. dgl., weiß machen wollen, ſie hätten Briefe abgehen laſſen, die ſie in Wahrheit nicht geſchrieben. Alſo Ehre der k. k. Poſt! Ihr Brief iſt eingelaufen, und was er in ſich ſchloß, das photographiſche Bildniß, iſt unverzüglich in mein Album gewandert, und erfreut dort mein Auge, ſo oft ich die Reihen der befreundeten Gemüther, die darin vertreten ſind, muſtere. Seien Sie alſo unbeſorgt wegen der Adreſſirung; ſchreiben Sie wie bisher an „Rob. Hamerling in Graz". Das iſt die ſicherſte weil richtigſte und keiner Veränderung unterworfene Adreſſe. Auf der Poſt kennt mich und meine Wohnung das geſammte Perſonal. — Nun aber, freilich, habe ich erſt zu ſagen, warum ich ſo unartig geweſen, und nicht zu rechter Zeit für die liebe photographiſche Doppelgabe gedankt. Immer habe ich ſeit Monaten für derartige Säumniß nur einen Grund namhaft zu machen: die Ausgeſtaltung des „Königs von Sion", der mir nicht ſo wohl Zeit, als Stimmung für alles Andere raubt. Ihr letzter Brief enthielt übrigens, gerade mit ausdrücklicher Rückſichtnahme auf dieſen Punkt, ſo etwas wie eine Abſolution im vorhinein für correſpondenzliche Säumſeligkeit. Darauf hin ſündigte ich. Nun aber mache ich die Säumniß wenigſtens durch die Schnelligkeit, mit welcher ich Ihr Letztes beantworte, wieder gut. Vor 5 Minuten erhielt ichs, und ſchon habe ich 2 Seiten zur Erwiderung aufs Papier geworfen, ehe ich einen Gang antrete, der mich für den Nachmittag in Anſpruch nimmt. — Mit herzlichem Segenswunſch zum Neujahr für Sie und Ihre liebe Frau Gemalin, die mir im Bilde recht gut gefällt, bin ich — Ihr — freundſchaftlich ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief vom 17. December 1868.]

Lieber Freund! — In rapideſter Eile eine Bitte vor Poſtſchluß! Kaufen Sie gütigſt für beiliegendes Geld eine Nummer der heutigen N.[euen] Fr.[eien] Preſſe mit der Recenſion des „Königs", und ſenden Sie mir ſie (mit Ausſchluß der Beilagen) unter Kreuzband umgehend! Für Ihr letztes Schreiben herzlichen Dank! Recht bald ſchreibe ich ausführlicher. — Ihr — Hamerling.

[Brief vom 25. December 1868, an die Gemahlin George-Mayers gerichtet. An die Eingangszeilen knüpfte ſich ſpäter auch eine Widmung in einem verloren gegangenen Exemplar der „Aſpaſia"; der Dichter ſchrieb in dasſelbe nach mündlichem Berichte: „An Frau Loreley mit aufgelöſtem Haar."]

Hochgeehrte Frau Emma! Ei, ei, das macht ſich ja recht hübſch, daß Sie hinter dem Rücken des Hrn. Gemals, während der Toilette, die Haare gelöſ't, mit einem „lieben Freunde“ correſpondenzeln? Ich werde mich künftig immer an Sie wenden, ſtatt an Ihren Herrn Gemal, wenn ich ein Anliegen habe, ſchon darum, daß Sie mir nicht mehr vorwerfen, ich halte Ihren Gemal ab vom Malen, Eſſen, Trinken, Schlafen u. ſ. w. Ich mache damit augenblicklich Ernſt. Wieder iſt in einem Wiener Blatte eine Kritik des „Königs“ erſchienen, die ich zu beſitzen wünſche. Darf ich Sie höflichſt bitten, die „Debatte“ vom heutigen Tag (d. 25.) mir umgehend in 2 Exempl. zu übermitteln? Ich lege 10 kr. bei, und bitte mir zu ſchreiben, was Sie mehr ausgelegt. Das Bureau der Debatte iſt Komödiengaſſe (Leopoldſtadt) No. 3. Ihren Hrn. Gemal und vielleicht Sie ſelbſt wird es intereſſiren, zu erfahren, daß nach den Feiertagen der Druck einer neuen Aufl. des „Königs“ beginnen muß. Hier in Graz wurden binnen 3 Wochen über 200 Ex. abgeſetzt! Gern hätte ich für Ihren Hrn. Papa [Ludwig Foglar] ein Weihnachtsexemplar geſchickt, aber mein kleiner Vorrath von Freiexemplaren iſt dahin; ich mußte den hieſigen Buchhändlern damit aushelfen. Von der 2. Aufl. ſoll er aber gewiß ein Ex. haben. Zürnen Sie nicht dem läſtigen — Freunde — Hamerling.

[Brief vom 1. Januar 1869. — „König Verdruß“ iſt ein ein Geſellſchaftsſpiel, bei welchem man ſich ſcherzweiſe die Wahrheit ſagen darf; hier wohl Anſpielung auf den „König von Sion“.]

Hochgeehrter Freund! — Sie ſchreiben mir, in literariſchen Kreiſen Ihrer Umgebung ſei das Urtheil laut geworden, der „König von Sion“ ſei zu lang, er ließe ſich um ein Drittheil kürzen. Die Trieſter Zeitung vom 30. Dez. ſchreibt über das Werk: „Es dürfte gar Manchem ſcheinen, als ob der Handlung die dem Epos eigenthümliche Breite und Behaglichkeit des Ganzen fehle, als ob dieſelbe zu raſch und ſtraff, ganz in dramatiſcher Weiſe, nach dem Ziel hindränge …" Sehen Sie, ſo verſchieden ſind die Urtheile; was ſoll da der Dichter machen? — „Das Ornament überwuchere die Architektur," heißt es weiter in Ihrem Schreiben. Bei'm „Ahasver" wunderte mich ein ſolcher Vorwurf nicht; ich mußte ihm wenigſtens einen Schein von Berechtigung zugeſtehen. Im „König von Sion" aber habe ich mich im Ganzen ſo wenig auf Ornament und „glänzende Beſchreibungen" eingelaſſen, daß Perſonen, welche das Gedicht vor der Herausgabe laſen, fürchteten, das Publikum werde dieſen Mangel, durch den „Ahasver" verwöhnt, ſchwer empfinden. — „Die plaſtiſche Anordnung des ‚Ahasver' ſei diesmal nicht übertroffen worden." Freund! nehmen Sie es nicht für eitle Selbſtgefälligkeit, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich nach meinem innerſten Empfinden für die Compoſition des Königs von Sion, für die plaſtiſche Ausgeſtaltung, Anordnung und Wechſelbeziehung der Charaktere, das Dreifache von Dichterkraft und Dichterarbeit, dem „Ahasver" gegenüber, aufgewendet zu haben meine. — Die Schilderung der Wiedertäufer-Wanderung zu Anfang des 2. Geſangs wünſchen Sie weg; aber dieſe kurze Scene iſt die einzige im ganzen Werke, die ſich mir darbot, weſtphäliſche Landſchaft in mein umfaſſendes Bild zu bringen, die der Ergänzung wegen, des Colorits, der Stimmung wegen, nicht ganz fehlen durfte. Überdies iſt gerade die Schilderung einer Wanderung echt epiſch. Gar Manches hätte ich freilich weglaſſen können, wenn ich bloß ein unterhaltendes Gedicht zu ſchreiben mir vorgeſetzt hätte, aber ich ſtrebte doch nach einem höhern Ziele; der Organismus und die Intentionen des Ganzen bedingte das, was als Einzelheit, an ſeinem ſpeciellen Platze, viel leicht entbehrlich ſcheint. Daß Jan durch die Höhlung, zu welcher zwei ſtürzende Pfeiler ſich über ihm wölben, geſchützt wird — ſollte das wirklich undenkbar ſein? es wäre nachgerade ſchwer zu ändern. Ihre Verbeſſerung iſt ſinnreich; ich werde ſie noch in Erwägung ziehen. Sie finden zu viel „Geſchichte“ im „König“. Seien Sie überzeugt, gerade das Geſchichtliche imponirt Manchen am Meiſten, die mich erſt jetzt für voll gelten laſſen, nachdem ich gezeigt, daß ich ein poetiſches Phantaſiebild nicht in die Luft, ſondern auf feſten, realen Boden zu ſtellen redlich trachte. Trocken glaube ich nirgends zu ſein. — Zum Schluß dieſer geflügelten Zeilen danke ich Ihnen innigſt für die Mittheilungen ſolcher kritiſchen Bemerkungen aus Ihrem Kreiſe, und bitte Sie dringendſt [zweimal unterſtrichen!] damit fortzufahren. Manches kann mir nützen, gegen Anderes kann ich mich vertheidigen. Und Letzteres habe ich wahrhaft noth. Höre ich doch, daß in manchen Wiener Kreiſen ſich eine gewiſſe Animoſität gegen mich regt. Es ſcheint, daß man ſich mich als einen Menſchen vorſtellt, der in eitler Triumphatorlaune ſchwelgt. Das iſt nicht der Fall. Meine „Erfolge“ werden mir durch manches perſönliche Ungemach ſattſam verbittert. Seien Sie alſo mein freundlicher Vertheidiger in Ihren Kreiſen, oder der Vermittler meiner Selbſtvertheidigung.

— Dazu noch eine andere Bitte, wie Sie dergleichen von mir gewohnt ſind. Können Sie mir die Wiener Zeitung vom 30. Dezbr. umgehend unter Kreuzband ſchicken? Ich lege 20 Kreuzer bei, wenn es reicht, ſo ſenden Sie gefälligſt 2 Exemplare! Und fahren Sie gewiß fort mit „König Verdruß“ ſpielen! Sie nützen mir wahrhaft und ich nehme Nichts übel! Ihr — Hamerling.

[Brief vom 16. Februar 1869.]

Geehrteſter Freund! — Ich beginne mit einem

Rückblick auf Ihren vorletzten Brief und frage: Wie konnten Sie mich beſchuldigen, einer ehrlichen Droſſel unheimliche Augen angedichtet zu haben? Nein, Krähen und Raben ſind's, von denen ich ſprach, und das ſind wirklich Thiere, um die ein unheimlicher Hauch nach allgemeiner poetiſcher Annahme ſchwebt. Daß aber der nächtliche Ruf der Rohrdommel etwas Grauſiges, geradezu „Sataniſches" habe, behaupten nicht bloß die Dichter, ſondern es ſteht in ſämmtlichen Naturgeſchichten zu leſen. Der Ihnen aus der Zeitung nachgewieſene Prager Hauseinſturz mit den über dem Wächter ſich zum Schutz wölbenden Trümmern iſt Ihnen alſo nicht genug Beweiſes für die Möglichkeit der Lebensrettung Jans? Wie kommt Divara an ihn? fragen Sie. Wenn ein Haus einſtürzt, fallen nicht ſämmtliche Mauern platt auf den Boden nieder, gar Manches bleibt noch ſtehen, Wölbungen und Gänge können im Innern des geſtürzten Hauſes recht wol vorhanden ſein. Und da ſollte die „Zauberin" Divara, die doch ohnehin ganz in Jans Nähe war, als die Exploſion erfolgte, keinen Rath gewußt haben, ſich und ihren Jan durchs Trümmerwerk und den breiten unterirdiſchen Gang fortzuſchaffen? Nun warten Sie, [ungläubiger] Thomas, ich hoffe, daß auch dazu ſich nächſtens ein Pendant ereignet, und dann ſchicke ich Ihnen die betreffende Zeitungsnachricht wieder unter Kreuzband zu. Was ich vom Stabreim halte, ſoll ich Ihnen ſagen? Ich ſage, daß [Wilhelm] Jordan ihn gut und in einem paſſenden Stoffe [Nibelunge] verwendet hat, daß er aber niemals allgemein werden wird; daß der Reiz desſelben ſich ſehr bald abſtumpfen würde, und daß die Stabreimverbindungen, die bei Jordan noch den Reiz der Neuheit haben, bei andern Poeten bald verbraucht und langweilig klingen würden; daß unſere Zeit nicht darnach iſt, neue wunderliche Formen in die Poeſie einzuführen, oder alte aufzuerwecken; daß vielmehr die Form für uns allgemach gleichgültig wird und die einfachſte die beſte iſt; daß Jordans Epos ſeinen weſentlichen Erfolg auch gar nicht dem Stabreim, ſondern ſeinem ſonſtigen poetiſchen Gehalt und dem ſehr glücklichen, natürlichen und fließenden Metrum, das ſich auch ohne Stabreim ſehr glücklich verwenden ließe, verdankt; daß ferner — doch ich höre auf. Argumente confus und in Eile aufs Papier zu werfen; ich werde mich ein ander Mal mit mehr Sammlung darüber ausſprechen. — Für heute iſt Hauptſache die Frage: „Darf ich Sie wieder zum noriſchen Hofmarſchall machen, der die neu geborne, d. h. neu aufgelegte Majeſtät den Wiener Redactionen vorſtellt? Das Buch iſt fertig, zum Abſenden bereit. Wenn auch Sie bereit ſind, zur Übernahme des Packets nämlich, ſo antworten Sie nicht — nur wenn Sie abzulehnen Grund haben, aviſiren Sie — Ihren — freundſchaftlichſt ergebenen — Hamerling.

[Im erſten Geſang des König von Zion (In der Tavert) heißt es:

Aber was hängt dort ſchwarz am verdorrten Geäſte des Tännlings?
's iſt ein gewaltiger Rabe. Mit runden und rollenden Augen
Blickt er um ſich, dann ſetzt er in Schwung ſich mit ruderndem Fittich,
Und als hätt' er den Fremdling, den nahenden, wo zu verkünden,
Sucht er krächzend den Weg zum tieferen Herzen der Wildnis.
Hinter ihm zittert der Baum von des Vogels gewaltigem Abſchwung.

Auf ſeinem Wege findet Jan „vom Winde zerzauſte Reiter der Krähen“, dann trifft er in Geſellſchaft der Tivara wieder denſelben Raben:

Braungelb iſt ihr Geſicht. Unheimlich blickt ſie und ruchlos.
Schwarz iſt das Auge des Weibes, ſo ſchwarz wie ihr flatterndes Haupthaar,
Schwarz wie der mächtige Rabe, der ſitzt hart neben dem Weibe.
Iſt's nicht jener, der erſt an des Waldes Eingange den Jüngling
Krächzend bedräut?

Später:

Dunkel umgab ſie. Von fern, unheimlich klagenden Klanges,
Scholl Rohrdommelgeſtöhn durch die Nacht aus Sümpfen.

Im zehnten Geſang „Die Sühne“ heißt es nach der Exploſion einer Pulvertonne im Keller des Palaſtes Jan von Leydens:

Jetzt liegt mit Gewimmer den Stürmern
Unter den Füßen der Grund, und rauchende Trümmer begraben
All' die Genoſſen des Mahles, und alle die Schönen von Zion,
Alle die Biſchofsſöldner, die über die Schwelle gedrungen. —
Doch wie durch Zauber erhalten iſt Jan von Leyden, der König:
Ueber dem Haupt ihm fügten zu ſchirmender Wölbung die Trümmer
Sich durch ein Wunder im Sturz. Zwar ſind ihm geſchwunden
die Sinne
Schaudernd im Donnergedröhn der zertrümmerten Mauergewölbe,
Doch wie vom Scheintod einer erwacht in der Gruft, ſo der
Jüngling
Jetzt im ſchaurigen Dunkel. — Da faßt eine glühende Hand ihm
Plötzlich und zieht ihn fort durch's finſt're nächtliche Grauen.

Der „Prager Hauseinſturz“, den Hamerling als realiſtiſchen Beweis für dieſe Stelle in ſeinem Epos heranzieht, war eines jener Ereigniſſe, von welchen die meiſten Tagesblätter Notiz nahmen; in der Prager „Politik“ vom 6. Februar 1869 iſt Folgendes zu leſen: „Geſtern abends erſchreckte ein Getöſe aus dem Neubau, welchen der Fabrikant Kubinetzky nächſt der III. Moldaubrücke auf der rechten Seite der Eliſabethſtraße aufführen läßt, die Vorübergehenden und bald darauf vernahm man auch aus dem Innern des Gebäudes Hilferufe, die ſich mit jeder Minute kläglicher und dringender geſtalteten. Man bemerkte, daſs eine Wölbung, ſowie ein Theil des Stiegenhauſes und das Gerüſt eingeſtürzt waren und den Wächter Wenzel Sibil ſammt deſſen Frau bis an den Hals begruben.“ Am 7. wurde noch feſtgeſtellt, daſs eine Haupt- und eine Mittelmauer eingeſtürzt waren. Es ſei an dieſer Stelle daran erinnert, daſs auch Eugène Scribe n ſeinem Textbuch zur Meyerbeer'ſchen Oper „Der Prophet" (Première 1849) mit Exploſion und Einſturz abſchließt; Johann von Leyden geht in Rauch und Flammen unter.

Brief vom 24. Februar 1869.]

Sehr geehrte Frau Emma! — Ihr Herr Gemal offerirt zwar ſeine Kolportage-Dienſte mit ungeheurem Empreſſement, ſpricht aber gleichzeitig ſo viel von Geſchäftenüberhäufung, Damenſitzungen u. ſ. w., (und füllt den Raum, der ihm etwa noch im Kopfe für andere Gedanken bleibt mit Schwärmerein für den Stabreim aus — wiſſen Sie, was Stabreime ſind? Stabreime ſind es z. B. wenn man ſagt: „Hinters unſers Herrn Hühnerhauſe hackt Hans Holz" oder: „Friſche Fiſche frißt Fiſcher Fritz" [vergl. „Teut" S. 19] —) alſo Ihr Hr. Gemal, wollte ich ſagen, iſt ſo beſchäftigt, daß ich mich lieber an Sie wende und dieſen ganzen großen Pack Ihnen ans Herz lege, auf die Seele binde. Das Dringendſte iſt die Beſtellung des Packets an [Karl von] Thaler, da nun einmal die N.[eue] Fr.[eie] Preſſe an der Spitze der öſterr. Civiliſation marſchirt. — Habe ich für die Photographie des Fräuleins noch nicht gedankt? [S. Brief v. 3. März 1868.] Ich meinte es doch gethan zu haben. Jedenfalls thue ich es jetzt. Es flößt mir die beſte Meinung von dem Fräulein ein, daß es charakterfeſt iſt, und ihr Wort, wenn auch etwas ſpät, eingelöſt hat. — Grüßen Sie mir beſtens den Herrn Gemal und das Bubi, und entſchuldigen Sie den ſtarken Gebrauch, den von Ihrer Güte macht — Ihr — ergebenſter — R. Hamerling. — Das zweite der nicht in Papier gehüllten Exemplare gehört Herrn Papa [Ludwig] Foglár.

[Brief vom 14. März 1869. Derſelbe ſchließt ſich zum Theil an die zwei vorangegangenen Briefe an; Wilhelm Jordan war bis zu der vom Bundesrath verfügten Verſteigerung der deutſchen Flotte, Marinerath im Reichshandelsminiſterium.]

Hochgeehrter Freund! — Mit der wärmſten Dankſagung an Ihre Frau Gemalin und Sie ſelbſt für freundliche Beſorgung der Colportage, habe ich zuvörderſt die Bitte zu verbinden, daß Sie mir erlauben, gegen eine Stelle Ihres werthen Schreibens nachdrücklichen Proteſt zu erheben. Es iſt die Stelle, wo Sie mich einer „argen Verhöhnung Ihres jetzigen Lieblings“ bezichtigen. So arg iſts nicht, hochgeehrter Freund! daß ich meinen liebwerthen, perſönlich befreundeten Marinerath — wenn auch abgetakelten — und ſein Stabreimepos im Ernſte beſpötteln wollte!“ Den Scherz über den Stabreim, den ich mir in der Epiſtel an Ihre liebe Frau erlaubte, habe ich dem Rhapſoden, als er in Graz war, eines Abends im geſelligen Zirkel ins Geſicht gemacht, und ſeither hat auch ein öffentlicher Kritiker (Gottſchall) in den „Blättern f. lit. Unterhaltung“ Ihren „Liebling“ auf ähnliche Weiſe geneckt. Ich ſchätze Jordan vielleicht mehr, als Sie ihn ſchätzen; denn ich gehe ſo weit zu behaupten, daß die Wirkung ſeines Epos nicht, wie die Meiſten glauben, vom Stabreim, ſondern von viel weſentlicheren inneren Qualitäten desſelben herrührt. Übrigens habe ich gegen den Stabreim als ſolchen, zumal bei Jordan, eigentlich nichts einzuwenden; nur muß man mich nicht glauben machen wollen, daß dieſer Stabreim die Form unſerer Zukunftspoeſie ſei, und daß er überall hinpaſſe, und daß ich die Pfaffenrede Knipperdollings [im „König von Zion“] in Stabreimen hätte ſchreiben ſollen. Jordan iſt in ſeiner Art eben ſo einzig, als es [Hermann] Lingg in der ſeinigen iſt. Lingg hätte die „Nibelungen“, Jordan die „Völkerwanderung“ nicht ſchreiben können. Und alle Beide — das iſt meine Genugthuung und mein Troſt — hätten den „Ahasver in Rom“ nicht ſchreiben können. Überhaupt ſcheint mir nur derjenige als Dichter etwas werth, der etwas vermag, was Andere nicht vermögen. Wer aber etwas Apartes hat, iſt incommenſurabel und unvergleichlich. Molière iſt ſo groß wie Firduſi, und Heine ſo groß wie Sophocles. Wenn ich auch nichts geſchrieben hätte als den „Vollmond“ [Hymne in: Sinnen und Minnen], ſo würden mich Viele für keinen ſchlechten Dichter halten, und bin ich ein guter, ſo beneide ich Niemand, auch nicht Ihren neueſten „Liebling“. Da haben Sies, nun fange ich an, unverſchämt zu werden — aber es iſt nur, um Ihnen zu ſagen, daß es nicht der gelbe Neid iſt, wie Sie etwan meinen, ſondern höchſtens Eiferſucht, wenn ich Sie mit Stabreimwitzen necke. Das wollte ich Ihnen heute auseinanderſetzen, und dann, wie ſich von ſelbſt verſteht, wieder eine Bitte ſagen. Sie ſind nun einmal Hamerling'ſcher Geſchäftsträger und Generalagent in der Donauſtadt und erhalten nächſtens einen königl. ſioniſchen Orden. Haben Sie für diesmal die Güte, und kaufen Sie für beiliegendes Geld 5 Exemplare des Abendblatts der Neuen Fr. Preſſe vom letzten Freitag (12. d. M.) und ſenden Sie mir ſelbe, wo möglich umgehend, unter Kreuzband. Sie können, wenn Sie wollen, um den Pack zu verringern, das erſte Blatt herabſchneiden; nur die „Bücherzeitung“ benöthige ich.

Beſten Gruß und Dank Ihrer Frau Gemalin und dem kleinen Giorgetto des großen Giorgione! [Anſpielung auf den berühmten Giorgio Barbarelli einerſeits und George Mayer anderſeits; Giorgetto, der Sohn Karl.] — Ihr — immer ergebener — Rob. Hamerling. — * Schon meine Begeiſterung für die einſtige deutſche Flotte, (ſiehe den „Deutſchen Admiral“ in „S. u. M.“) würde mir dies niemals erlauben.

[Zur Ergänzung dieſes Briefes ſei aus den „Blättern im Winde“ das Diſtichon „Meiſter“ mitgeteilt:

Meiſter iſt Jeder und gleich ein Jeder der Größten und Beſten,
Wenn er das Eigenſte gibt, was er wie Keiner vermag.

Brief vom 23. Mai 1869. — In Wien erſchien damals „Die Preſſe“, welche man die „alte“ oder auch die Hofdame nannte, und die „Neue Freie Preſſe“; die erſtere, welche nicht mehr exiſtiert, trug als Motto: „Gleiches Recht für alle!“]

Lieber geehrter Freund! Die verwünſchte erſchlaffende Hitze, die nunmehr bereits eingetreten, und die vielleicht auch an dem fieberhaften Kopfweh Schuld iſt, das mich ſeit einigen Tagen quält, hat mich in letzter Zeit zum ſchreibefaulſten Menſchen gemacht, und ich muß erröthen, daß ich nun richtig wieder ſo lange gezögert, Ihnen zu ſchreiben, bis mich wieder ein Anliegen dazu zwang. Verzeihen Sie mir noch diesmal, daß ich brieflich nur als Egoiſt vor Ihnen erſcheine, und laſſen Sie ſich mein jüngſtes Anliegen in wenigen Worten auseinanderſetzen. Es kommt ziemlich oft vor, daß Anfragen nach einem photographiſchen Bilde von mir bei hieſigen Buch- und Kunſthandlungen einlaufen, und es ſind auch ſchon viele ſolche Beſtellungen, namentlich in neueſter Zeit, aus Wien erfolgt. Ich würde es daher zweckmäßig finden, eine Anzahl meiner photogr. Porträts bei einem Wiener Kunſthändler in Verſchleiß zu geben, etwa bei Oskar Kramer (Graben), der den größten Photographienhandel treibt. Aber ich riskire, wenn ich direkt an dieſe Handlung ſchreibe, daß ich dortſelbſt eine obskure Perſon bin. Beſſer wäre es alſo, wenn Sie, vielerprobter Freund, das beifolgende Dutzend von Photographien (neueſten Urſprungs) bei Kramer abgeben und mündlich einige Perſonalien über mich beifügen wollten, etwa daß ich ein „vaterländiſcher Dichter“ bin, deſſen Bild ſchon vor ein paar Jahren in der Leipziger „Illuſtrirten“ und in Webers „Ill. Kalender“ (f. 1868) ſtand, wie auch jetzt in der Lit.-Geſchichte von H. Kurz, und daß ich den „Ahasver“ und den „König von Sion“ geſchrieben, welcher letzterer eben in dritter Auflage erſcheint, und über welchen das Weitere in ſämmtlichen „alten“ und „neuen Preſſen“ nachzuleſen. . . Ich überlaſſe den Kunſthändlern das Dutzend zu 3 fl. 60 kr. Wenn Kramers die Sendung acceptiren, und Weiteres brauchen, mögen ſie ſich direkt brieflich an mich wenden. — Für Sie, vielliebér Freund, lege ich ein Freiexemplar beſagter Photographieausgabe bei, womit ſich Ihre aufopfernde Güte vorläufig begnügen mag, bis ich nachdrücklicher zu danken im Stande bin. — Mit herzlichem Gruß (der Frau Gemalin mich ſchönſtens empfehlend) bin ich — Ihr — ergebenſter — Hamerling

[Brief vom 27. Januar 1870.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Obgleich, oder vielleicht weil ich Ihnen ſchon lange nicht geſchrieben, darf ich Sie wieder einmal plagen. Vor langer Zeit habe ich Ihnen ein Dutzend meiner Photographien für die Kramer'ſche Handlung geſendet. Bald nachher erhielt ich von dem Wiener Photographen [Friedrich] Luckhardt ein Schreiben, worin er mich erſucht, mich bei ihm aufnehmen, und das Bild dann von ihm in den Handel bringen zu laſſen. Ich erwiderte, ich wolle mich bei ihm einfinden, ſobald ich nach Wien käme, was freilich noch ebenſo wohl lang als kurz dauern könne. Da Luckhardt, wie ich höre, mit der Kramer'ſchen Handlung in einer gewiſſen Verbindung ſteht, ſo iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß die letztere das Dutzend Grazer Photographien ganz bei Seite gelegt hat und auf die Luckhardt'ſchen zu warten vorzieht. Denn daß das armſelige Dutzend Photographien eines jetzt ziemlich vielgenannten Menſchen im großen Wien noch nicht abgeſetzt ſein ſollte, wenn man es überhaupt abſetzen wollte, kann ich nicht glauben, ſo beſcheiden ich auch ſonſt von mir und von den — Wienern denke. In andern, viel kleineren Städten wurde eine große Anzahl begehrt und neue nachbeſtellt. Haben Sie die Güte, hochgeehrter und vielerprobter Freund, erkundigen Sie ſich gelegentlich bei Kramer und nehmen Sie gefälligſt entweder das Dutzend, oder den dafür entfallenden Betrag von 3 fl. 60 kr. ö. W. in Empfang. — Dabei hoffe ich auch zu erfahren, wie es Ihnen und den lieben Ihrigen geht, und eine kleine Mittheilung darüber bitte ich als Hauptſache, Obiges als Nebenſache zu betrachten. — Von mir habe ich Neues nicht zu ſagen, als daß meine Tragödie „Danton und Robespierre“ binnen wenig Wochen, wenn nicht die Preſſe, doch mein Pult verläßt. Mit hochachtungsvollem Gruß an Frau Emma Ihr — herzlich ergebener — Hamerling.

[Brief vom 14. April 1870. — „Ihre vermehrten Familienfreuden“: Die Geburt des zweiten Kindes: Leopoldine. — Guſtav Werthheimer, ein Wiener, der aber lange in Paris lebte; ſein bekannteſtes Bild dürfte „Der Blumen Rache“ ſein, welches unſeres Erinnerns vor Jahren im Wiener Künſtlerhaus ausgeſtellt war. Hamerling ſcheint das in ſeinem Briefe erwähnte Bild ſpäter zu Geſicht bekommen zu haben, denn er notiert in ſeinen „Stationen“ (S. 336): „In der Frühjahrsausſtellung des öſterreichiſchen Kunſtvereins [?] von 1870 war ein großer Carton, die wilde Domſcene aus dem ‚König von Zion‘ darſtellend, von Guſtav Werthheimer ausgeſtellt, ein Werk, deſſen genialer Realismus etwas Packendes hatte.“ Werthheimer hatte 1874 auch ein Ölgemälde „Agrippina“, wahrſcheinlich in Verbindung mit dem Neroniſchen Prunkſchiff, ausgeſtellt.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Ihren letzten Brief erhielt ich an meinem Geburtstage. Sie wünſchen mir unbewußt Glück — leider zu nichts Anderm als zu meinem Geburtstage! Innigen Dank! Aber wie viel glücklicher ſind Sie — wie reich an Dingen, zu welchen man Ihnen gratuliren kann! Da ſind fürs Erſte Ihre vermehrten Familienfreuden; ferner die ſchönen Succeſſe als Kunſtausſteller, von welchen ich eben in den Wiener Blättern mit größter, herzlichſter Freude leſe. Ich wußte gar nicht, daß ich mit einer Notabilität in Correſpondenz ſtehe. Ihr Maler könnt leider nicht eure Werke in tauſend Exemplaren in die Welt ſchicken und macht es Einem verwünſcht ſchwer, von eurem Künſtlerwerth ſich einen Begriff aus der Ferne zu machen. Können Sie nicht nächſtens einmal ein paar Ihrer Bilder auf die Ausſtellung des hieſigen Kunſtvereins ſchicken? Wir haben ſolche Ausſtellungen durchſchnittlich zwei Mal im Jahre: im Herbſt und im Frühjahr, eben jetzt eine. In den heutigen Wiener Blättern leſe ich auch, daß ein junger Künſtler, Guſtav Wertheimer, im Künſtlerhauſe einen Carton nach meinem „König von Zion“ ausgeſtellt hat. Vielleicht haben Sie Zeit ſich den Verſuch anzuſehen und mir mit ein paar Zeilen zu berichten, was der Carton eigentlich vorſtellt, und was daran Gutes iſt. Kennen Sie den jungen Mann gar perſönlich, ſo wäre es charmant von Ihnen, wenn Sie ihm den Rath gäben, die König von Zion-Skizze ebenfalls zu einer hieſigen Ausſtellung zu ſenden. Das Intereſſe wäre hier dafür groß und allgemein. — Ich begreiſe nun, warum Sie in letzter Zeit brieflich ſchweigſam geworden. Ich blicke auf das, was Sie mittlerweile auf den Gebieten der Kunſt und des Lebens neu geſchaffen, und entſchuldige Sie völlig. Auch mich machte meine dramatiſche Studie „Danton und Robespierre“, die nun vollendet iſt, ſehr einſilbig. Bis zum Herbſt habe ich ein anderes Werk fertig, eine ariſtophaniſche Komödie, eine national-politiſche Poſſe, „Teut“ betitelt, die, ſo weit ich mir von Wiener Theatern einen Begriff machen kann, für das Carltheater paßt. Sie fürchten, durch Ihre Bedenken in Betreff Danton u. Robespierres mich aus der Faſſung gebracht zu haben? Seien Sie unbeſorgt. Wär' ich ſo leicht aus der Faſſung zu bringen, ſo hätt' ich längſt aufhören müſſen, in die Leier zu greifen. Es iſt ſehr möglich, daß mich der Wonnemond in Wien findet, bei welcher Gelegenheit ich, ſo weit es meine Menſchenſcheu erlaubt, auch Sie und Ihren lieben häuslichen Kreis auf ein Stündchen in gemüthlichen Augenſchein zu nehmen hoffe, mit Einſchluß Ihrer Bilder, natürlich. Aber es iſt vielleicht nur ein leerer Traum und ich komme auch diesmal wieder nicht von der Stelle. Vederemo! — Schönſten Gruß an Frau Emma! — In freundſchaftlichſten Geſinnungen — Ihr — Hamerling.

[Brief vom 19. Mai 1870]

Hochgeehrter Freund! — Doch nein — es iſt geziemender, daß ich mich an Ihre Frau Gemalin wende, welche ein ebenſo großes, folglich größeres Recht auf eine Antwort von mir hat. — Alſo — Hochgeehrte Frau! — Ihre einladenden Zeilen und die Ihres Herrn Gemals überquellen von jener faſt naiven Herzensgüte, welche das beſchiedene Theil glücklicher, vergnügter Menſchen iſt. Hätte ich gar keinen Grund, mich nach Wien verſetzt zu wünſchen, ſo würden ſchon die herzerfriſchenden Kundgebungen, die mir aus der Familie George-Mayer zugehen, ein lebhaftes Reiſeverlangen in mir zu erwecken im Stande ſein. Nun braucht es aber begreiflicher Weiſe nichts Weiteres, als daß ich nach irgend Etwas mich lebhaft ſehne, um das Schickſal zu beſtimmen, zwiſchen mich und das Erſehnte einen armdicken Riegel zu ſchieben. So verſteht es ſich denn von ſelbſt, daß ich für den Augenblick wenigſtens wieder genöthigt bin, den Wiener Reiſeplan fallen zu laſſen. Zum Beweis, wie Ihre und Ihres Gemals freundliche Zuſchriften mich tief in die Seele hinein erfreuten, und wie ſehr es mir Ernſt war, Sie beim Worte zu nehmen und für ein paar Tage bei Ihnen Quartier zu beziehen, kann die Thatſache dienen, daß ich bereits eine paragraphirte Hausordnung, eine Art modus vivendi zu Papier gebracht hatte, die Bedingungen und Formen enthaltend, nach welchen mein Aufenthalt bei Ihnen und mein Verkehr in Ihrem Hauſe geregelt ſein ſollte — das Schriftſtück hätte Ihnen gewiß, ſo verdammt ernſthaft es gemeint war, vielen Spaß gemacht, und ich bedaure Sie faſt, daß es Ihnen jetzt vorenthalten bleibt. Indeſſen, da der Welt Lauf und des Schickſals Walten nie ſicher zu berechnen iſt, ſo wäre es auch nicht unmöglich, daß die Urkunde doch zur Ratifikation früher oder ſpäter bei Ihnen einläuft — vorausgeſetzt, daß Ihre freundliche Einladung und menſchenfreundliche Geſinnung gegen mich nicht allzu raſch antiquirt. Ihr lieber Gatte wird mich gelegentlich freundlich wiſſen laſſen, wie viele Monate oder Vierteljahre ich eventualiter auf Beides noch rechnen und fußen kann. Beſagter Gatte wird auch durch die erbetenen Auskünfte über Werthheimer [ſ. Brief v. 14. April 1870] Gelegenheit haben, neue glühende Kohlen des Dankes zu ſammeln auf das Haupt ſeines und Ihres wärmſten Freundes — Hamerling.

[Brief vom 13. October 1870.]

Hochgeehrter Freund! — Die Aktiengeſellſchaft Leykam [in Graz] hat meines Wiſſens bisher ſich nur mit dem Verlag einiger Sachen von lokaler Bedeutung befaßt, und daß ſie am wenigſten in *dieſem* Augenblicke geneigt iſt, ihre Thätigkeit in dieſer Richtung zu erweitern, beweiſt der Umſtand, daß ſie ein neues Werk des ſteiriſchen Volksdichters P. K. Roſegger, deſſen frühere Publicationen einen ſehr bedeutenden Abſatz gefunden, nicht gewagt hat vor Beendigung der [deutſch-franzöſiſchen] Kriegswirren zu übernehmen.

Was aber die von ihr herausgegebene „Tagespoſt“ anlangt, ſo habe ich aus dem Munde des Redacteurs ſelbſt ſchon vor längerer Zeit vernommen, daß belletriſtiſche Überſetzungen von dieſem Blatte „grundſätzlich“ ausgeſchloſſen bleiben. Will das Fräulein [daſſelbe aus den Briefen vom 3. März 1868 und 24. Februar 1869] ſich dennoch wegen des Verlags an Leykam wenden, ſo kann ſie dies um ſo leichter, da, ſo viel ich weiß, die Oberleitung der Geſellſchaft nicht hier, ſondern in Wien ihren Sitz hat. — Das Fräulein wird wol dem Beiſpiel der übrigen deutſchen Autoren folgen und mit der Publication ihrer literariſchen Novität bis zum Friedensſchluſſe warten müſſen. Ich für meine Perſon habe mich emancipirt, und laſſe meine Tragödie [Danton und Robespierre], um das längſt fertige Werk nicht ganz altbacken werden zu ſehen, ohne weiteren Aufſchub drucken. Sie wird in 6—8 Wochen erſcheinen. Die Komödie dagegen („Teut“), iſt unter den Opfern des gegenwärtigen Krieges. Ich trug ſie im Kopfe fertig. Aber ſehen Sie, welch' ein Unglücksmenſch ich bin. Zwei tauſend Jahre waren die Deutſchen uneinig, und in dem Augenblicke, wo ich mit der köſtlichſten Satyre auf ihre Uneinigkeit hervortreten will, werden ſie einig!!! Monate können vergehen, ehe ſie wieder uneinig werden; und ich muß mein beſtes Werk einſtweilen im Pult verſchließen! Bedauern Sie ſammt Gattin, die ich höflich und herzlich grüße, — Ihren ergebenen — Hamerling.

[Brief vom 25. November 1870. — Hier ſcheint eine Lücke in der Correſpondenz zu ſein; Briefe hat die Witwe des Malers allerdings nicht weggegeben, dagegen aber an Autographenſammler drei bis vier Stück Correſpondenz-Karten verſchenkt. — Das Trauerſpiel „Danton und Robespierre“ wurde 1870 gedruckt; das Erſcheinungsjahr jedoch iſt, durch die Gepflogenheit in Buchhändlerkreiſen bedingt, 1871.]

Werther Freund! — Möge das durch die zugeſagte freundliche Erfüllung meiner Bitte ſo ſauer verdiente Freiexemplar von „D. u. R." Ihnen einiges Vergnügen zu gewähren im Stande ſein. Sind Sie einer von jenen, welchen Robespierre durchaus antipathiſch iſt? Meine Auffaſſung dieſes Charakters iſt, wie ich glaube, die poetiſch einzig mögliche; und, geſtützt auf die hiſtoriſchen Studien, die ich gemacht, behaupte ich auch, ſie iſt im Weſentlichen die hiſtoriſch richtige. In jedem Fall machen Sie Ihrem Herzen nach der Lectüre freimüthig Luft, wie Sie es beim König von Sion gethan! — Beſten Gruß Ihrer Frau Gemalin. Für Ihre Bemühungen herzlichſten Dank zum Voraus von — Ihrem — ergebenen — Hamerling.

[Brief vom 27. December 1870. — Betrifft „Danton und Robespierre".]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie ſind mir viel zu werth, als daß ich den zärtlichen Vorwurf Ihres letzten Schreibens wegen der geringen Zahl der Ihnen anvertrauten Exemplare in den Wind ſchlagen ſollte. Sie erhalten hier noch 5 Ex. an allerlei hochgeborne und hochwürdige Herrn — neue Nahrung für Ihren freundſchaftlichen Feuereifer. Das Ex. für Baron Münch (Fr. Halm) dürfte am beſten in der Hofbibliothek abgegeben werden. Eine fatale Bewandtniß hat es mit dem Ex. für A. Stifft. [Wir verweiſen auf das demſelben gewidmete Capitel.] Ich weiß nur mehr, daß Stifft im Bürgerſpital wohnt (oder wohnte), die nähere Angabe habe ich vergeſſen. Es wäre demnach nöthig, im Bürgerſpital [Auguſtinerſtraße] anzufragen. Ich erinnere mich dunkel, daß Stifft bei einem gewiſſen Herrn Fröhlich (er kann aber auch Friſchauf oder ſo dergl. geheißen haben) wohnte oder wohnt. — Iſt er nicht aufzutreiben, ſo behalten Sie gefälligſt das Ex. in Händen. Auch [Conſtant von] Wurzbach könnte in letzter Zeit ſeine

Wohnung geändert haben. — Noch eine Bitte: Ich ſehe hier Schuſelka's „Reform“ nicht. Darf ich von Ihnen die Mittheilung der Beſprechung von „D. u. R.“ hoffen, die etwa darin erſcheint? — Für Ihre brieſliche Darlegung über D. u. R. beſten Dank. Schreiben Sie mir gelegentlich, was Sie ſonſt in Ihrem Kreiſe über das Werk hören, ich werde mich dann replicirend ebenfalls ausſprechen. — Herzlichen Gruß an Ihre Lieben! — Ergebenſt Ihr Hamerling.

[Brief vom 11. Februar 1871.]

Hochgeehrter Freund! — Wieder eine Bitte: Ich kann die mir einmal mitgetheilte Adreſſe Ihres Herrn Schwiegerpapas [Ludwig Foglar] nicht finden. Wollen Sie die Güte haben, den beiliegenden Brief in ſeine Hände zu bringen? — Ich ſchrieb Ihnen am 27. Dezbr. Wenn Sie mir ſeither geantwortet, ſo ging der Brief verloren. — Ich bat Sie, mir gefälligſt Mittheilung zu machen, wenn Schuſelka's „Reform“ eine Kritik über Danton und Robeſpierre brächte. Jemand ſagt mir, er habe wirklich eine darin gefunden. Iſt das richtig? Ich ſehe das Blatt im hieſigen Leſeverein nicht mehr. — Wie gefällt Ihnen Ihre neue Schwiegermama? — Mit ſchönſtem Gruß an Sie und Frau Gemalin — Ihr — Hamerling.

[Der Dichter Ludwig Foglar heiratet[illegible] Februar 1871 in zweiter Ehe Melanie von Deinhardſtein. Schon im erſten Theile der „Ungedruckten Briefe“ gedachten wir der beiden Töchter des Dichters und Hofburgtheaterdirectors L. F. Deinhardſtein: Pauline und Melanie. Robert Hamerling nannte das Mädchenpaar, wie wir ſpäter erfuhren, Roſe und Lilie; Melanie die Roſe, Pauline die Lilie, beide ſehr junge Mädchen; Hamerling ſoll für die ältere Pauline Zuneigung bekundet haben. Frau Melanie Foglar-Deinhardſtein theilte uns mit, daſs ſie mit ihrem Gemahl in den Achtzigerjahren Hamerling in Graz beſuchte und bemerkte unter anderem, daſs der Kopf des Dichters den Eindruck eines lebendig gewordenen Marmors machte; ſonſt fand ſie Hamerling nicht verändert, nur das Haar war weiß geworden.

In das Jahr 1871 fällt ein reizendes Vorkommnis, das beſonders geeignet war, das Andenken und die Begeiſterung für den Poeten in der Familie George-Mayer wach zu erhalten. Nach dem 24. April langte ein Schreiben Robert Hamerlings ein, das bedauerlicherweiſe nicht vorhanden iſt. Aber der Inhalt iſt Tradition geworden. Das Ehepaar wurde mit einem Mädchen beſchenkt und als die Taufe herannahte, ſchrieb Hamerling, die Eltern möchten das Kindlein nur nicht Marie, Fanni oder Thereſe taufen; ſein (des Dichters) Lieblingsname wäre Ida. Zum Glück fügte ſich die gute Taufpathin, die nach Hamerling'ſchen Begriffen leider! Thereſe hieß, dem Wunſche, und ſo wurde das Mägdlein Ida Robertine getauft.

Brief vom 27. Januar 1872; mit Bleiſtift geſchrieben. — Hamerling frug einſt George-Mayer, was er jetzt male? Die Antwort lautete: „Futter für meine Kinder. Und was dichten Sie?“, worauf wieder Hamerling antwortete: „Ich dichte Futter für meine Kühe.“ Dieſe mündlich gemachte Mittheilung ſtammt wahrſcheinlich aus einem Briefe, der aber nicht erhalten iſt; wir notieren die Stelle hier, weil in dem folgenden Briefe von den Kühen des Dichters die Rede iſt.]

Hochgeehrter Freund! — Als ich Ihren Brief erhielt, war ich krank. Ich dachte täglich geſunder zu werden, wurde aber täglich kränker. Erſt wars ein katarrhaliſches Fieber, dann ein rheumatiſches; wenns noch ein paar Tage dauert, kann auch ein nervöſes dazukommen. Sie fragen, ob es wahr, daß ich Hausbeſitzer geworden? Ja, ja, ich habe eine ländliche Wirthſchaft mit 2 Kühen, für die ich zuweilen, ſtatt daß ſie mich erhalten, dichten und arbeiten muß, damit ſie was zu freſſen haben. Ich muß nämlich Heu kaufen, weil mein eigener Wieswachs für 2 Kühe nicht ausreicht. Eine vielleicht 8 Druckbogen ſtarke Cantate „Die ſieben Todſünden“ ſchrieb ich in letzter Zeit für einen Wiener Componiſten, Adalbert Goldſchmidt. Kennen Sie ihn? Wann ſchicken Sie denn einmal etwas zu einer Grazer Ausſtellung? Unſer Verein ſtellt jährlich zwei Mal aus. Herzliche Erwiderung Ihres freundlichen Neujahrgedenkens und ſchönſten Gruß an die Ihrigen — von — Ihrem — ergebenſten — Hamerling.

[Brief vom 15. März 1872.]

Hier mein „Teut“, werther Freund! Ein Urtheil her! aber geſchwind, bevor die verblüffte Welt zuſammenfällt. Wollen Sie wieder colportiren? Darf ich das Packet ſchicken? — In Eile — Ihr — Hamerling. — Das Buch folgt unter Kreuzband mit.

[Brief vom 20. März 1872.]

Hochgeehrter Freund! Ihr und Ihres Schwiegervaters [Ludwig Foglár] Beifall, den „Teut“ betreffend, hat mir herzliche Freude gemacht. „Verblüffung“ erwartete und erwarte ich allerdings vom Publicum — es kommt nur darauf an, von welcher Art dieſe Verblüffung iſt. — Die Notiz des Wiener Blattes [welches?] bezüglich der Aufführung des „hochintereſſanten Dramas“ (!) zeigt, wie gut die Journaliſten unterrichtet zu ſein glauben. Director [des Carltheaters, Anton] Aſcher wurde zunächſt nur als Sachverſtändiger um ein Gutachten bezüglich der Aufführbarkeit befragt. Er ſchrieb ſehr freundlich, will das Stück aufführen, wenn ich es wünſche, übernimmt aber keine Garantie für das volle Verſtändniß im Publicum. Gerade dieſe Garantie aber müßte ich haben — auf einen unſichern Erfolg hin möchte ich das Stück um keinen Preis aufführen laſſen. Wollen Sie mir ein Gutachten dieſer Art auch von Strampfer vermitteln, ſo bin ich Ihnen ſehr dankbar — d. h. ein Gutachten, das mir und ihm freie Hand läßt: ihm, das Stück aufzuführen oder nicht, und mir, es herzugeben oder nicht. [Friedrich Strampfer war damals Beſitzer und Director des nach ihm benannten Theaters unter den Tuchlauben in Wien.] — Die Colportage-Angelegenheit iſt gar nicht preſſant. Die weiſe Maßregel meines Verlegers, die hier gedruckte ganze Auflage des Teut von hier nach Leipzig bringen zu laſſen und von dort erſt Exemplare nach Wien zu befördern, bringt es mit ſich, daß noch einige Wochen vergehen werden, ehe man in Wien den Teut zu kaufen bekommt. Es iſt daher auch nicht zu wünſchen, daß die dortige Kritik ſich ſofort mit dem Werkchen beſchäftigt. — Mit herzlichem Gruß an Ihre Lieben und Hrn. Dr. Foglár — Ihr Freund Hamerling.

[Brief vom 23. April 1872.]

Hochgeehrter Freund! — Darf ich Sie bitten, beiliegendes Brieflein Ihrem Herrn Schwiegervater [Foglár] einzuhändigen? — Bezüglich des Recenſionsexemplar-Packets habe ich mich anders beſonnen. Es wurden nur ein paar Exemplare für dieſen Zweck geopfert, und dieſe ſandte ich auf dem kürzeſten Wege, durch die Poſt. — Herzlich ergeben Ihr — Hamerling.

[Brief vom 27. October 1872.]

Geehrteſter Freund! — Beim „Teut“ kamen Sie mit der bloßen Drohung davon. Diesmal wird es ernſt, und ich ſende Ihnen eine Anzahl von Exemplaren der „Sieben Todſünden“, mit der Bitte, ſelbe an ihre Adreſſen zu befördern. Ein Exemplar für Sie lege ich bei, auch eines, das ich Hrn. Dr. Foglár in dankbarer Erinnerung ſeiner dem „Teut“ erwieſenen Freundlichkeit offerire. Wenn ich Sie beläſtige, ſo haben Sie es Ihrer wiederholten gütigen Herausforderung zuzuſchreiben. Beſtätigen Sie mir gefälligſt mittelſt einer Correſpondenzkarte den Empfang der Sendung, und ſobald Sie Zeit gefunden zu leſen, ſchreiben Sie. — Mit herzlichem Gruß an die lieben Ihrigen — Hamerling.

[Brief vom 27. November 1872. — Betrifft das Buch „Die ſieben Todſünden“.]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Zuvörderſt meinen herzlichen Dank für die gütige Beſtellung. Iſt etwas verloren gegangen, ſo haben Sie, Ihrem Bericht zufolge, keine Schuld. Nur bezüglich des für die „Tagespreſſe“ beſtimmten Exemplars haben Sie vielleicht nicht ganz correct gehandelt, indem Sie, wie Sie ſagen, das Papier-Couvert des Packets an den beiden Seiten aufſchnitten, und das Buch ſo als „Kreuzbandſendung“ der Poſt übergaben. Wie, wenn ein Schreiben dem Exemplar beigegeben wäre, oder gar Geld zur Beſtechung der Recenſenten, und wenn die Poſt dies entdeckt hätte? Man hätte Strafe zahlen müſſen, oder die Sachen wären verzettelt worden. — Das vermindert aber, wie geſagt, nicht im Geringſten mein Dankgefühl für Ihre wirkliche Bemühung. — Wo bleibt denn diesmal Ihr perſönliches Gutachten? Haben Sie mir etwa geſchrieben, und ging der Brief verloren? Oder finden Sie meine ſieben Todſünden ſo unverzeihlich, daß Sie dieſelben ſchweigend verdammen? — In alter Ergebenheit — Ihr — Hamerling.

[Die nun eintretende längere Pauſe läſst ſich, ſowie die noch folgenden größeren Unterbrechungen, theilweiſe mit des Malers regerer Thätigkeit erklären. Auf den 1. Mai 1873 fällt die Geburt des Sohnes Heine Balder, der jetzt Officier iſt; es iſt wahrſcheinlich, daſs auch hievon der Dichter verſtändigt wurde.

Brief vom 21. November 1874.]

Hochgeehrter Freund! Mit Vergnügen abſolvire ich Sie von der Schuld, daß Sie zur goldenen Hochzeit meiner Eltern nicht rechtzeitig ein Poem anfertigten oder einen Feſtgruß telegraphirten, und nehme Ihren verſpäteten Glückwunſch im Namen meiner Eltern mit vielem Danke entgegen. Hr. Dr. Foglár war auch ſo freundlich, ein paar Zeilen zu ſenden; leider weiß ich ſeine Adreſſe nicht, und bitte Sie daher, ihm die beifolgende Correſpondenzkarte entweder direct zu übergeben oder durch die Poſt zu übermitteln. Mein Befinden iſt leidlich, der Roman „Aſpaſia“ iſt druckfertig: das iſt Alles, was ich einſamer Hageſtolz Neues von mir zu melden weiß. Mit beſten Grüßen an die Ihrigen — Ihr — herzlich ergebener — Hamerling. — **Bitte umzuwenden:** Sie fragen, warum „Aſpaſia“ nicht in der „Neuen Freien Preſſe“ erſchien? Aus äußern und innern Gründen. 1.) will die N. Fr. Pr. abſolut *keine* Romane mehr bringen, weil ſich dies, wie ſie ſagt, für ein Weltblatt nicht ſchickt. — 2.) enthält der Roman erotiſche Scenen, die zwar nichts weniger als frivol, aber griechiſch ſind, und das paßt nicht fürs Feuilleton. Auch iſt darin zu viel von Kunſt u. dgl. zu leſen.

[Brief vom 7. Juli 1878. Hinſichtlich Schulz-Strasznitzkis verweiſen wir auf die biographiſche Skizze im erſten Theil der „Ungedruckten Briefe“; die Familien ſind verwandt: Der Vater des unglücklichen Leopold, der berühmte Mathematiker, war ein Onkel der Mutter Emma George-Mayers, geborenen Foglár; Dr. Ludwig Foglár, der Dichter, hatte in erſter Ehe eine geborene Schulz von Strasznitzki zur Gemahlin.]

Hochgeehrter Herr! — Ein ſtarkes Unwohlſein zwingt mich ſeit Wochen, die Beantwortung zahlreicher Briefe zu verſchieben; Ihre freundlichen Zeilen jedoch ſehe ich mich gedrängt ſofort zu beantworten; nicht bloß weil man einen bußfertigen Sünder beſſer zu behandeln ſchuldig iſt, als 99 Gerechte, ſondern weil Ihr Schreiben eine Stelle enthält, die mir eine große Beſtürzung verurſacht und über die ich mir raſche Aufklärung erbitten muß. Sie erwähnen eines „ſchweren Leids“, das unſern Freund Leopold v. Strasznitzki betroffen, und das, wie Sie vorausſetzen, mir „längſt bekannt“ ſein ſoll. Mir iſt nicht das Mindeſte bekannt, ich habe auch gar keine Ahnung, was es ſein könnte. Erweiſen Sie mir den großen Gefallen, und melden Sie mir durch eine Briefkarte mit ein paar Zeilen ungeſäumt, um was es ſich handelt. — Es hat mir zur Genugthuung gereicht, während der Jahre Ihres Schweigens doch wenigſtens aus den Zeitungen zu erſehen, daß Sie mittlerweile ſich zu den Höhen des Ruhmes emporgeſchwungen haben: in den Kunſtausſtellungs-Berichten fand ich regelmäßig Ihren Namen und Ihre Leiſtungen dort mitangeführt, wo vom Beſten im Porträtfache die Rede war. Und das Porträtfach trägt bekanntlich faſt noch mehr Geld als Ehre ein. Ich wünſche Ihnen recht viele Millionäre als Kunden, wo möglich mit lauter krummen Naſen, und mit Geſichtern, die leichter zu treffen ſind als das meinige. — In alter Hochſchätzung und Ergebenheit

Ihr Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 19. April 1879, mit der Adreſſe: „Herrn George Mayer, Maler, Heugaſſe 56, Wien, IV.“]

Hochgeehrter Freund! — Erlauben Sie mir, wieder einmal anzufragen: Wie geht es unſerem Leopold v. Str[asznitzki]? Hat er ſeine amtlichen Funktionen ſchon wieder annehmen können? Eine Poſtkarte mit 2 Zeilen genügt mir im Nothfall. — Die Bilder in der Ausſtellung hier habe ich mit großem Intereſſe beſichtigt. Eigenthümliche Auffaſſung des Chriſtuskopfes! Germaniſcher Typus. Form edel, Farbe wohlthuend. Nur etwas zu ſehr ſtatuariſch, und die Haltung der Hände nicht frei, nicht unbefangen genug. Geben Sie mir nur recht bald wieder Gelegenheit, etwas von Ihnen zu ſehen. — Ihr alter Freund — R. Ha.

[Der erwähnte Chriſtus wurde im Auftrage des Fürſten Liechtenſtein ausgeführt, war aber nicht des Künſtlers eigentliches Genre. — Im Steiermärkiſchen Kunſtverein waren von George Mayer folgende Gemälde ausgeſtellt: December 1869: Die Liebenden; December 1877: Männlicher Studienkopf, Weiblicher Studienkopf, Eroika, Baumſtudie, Aus der Ortlergruppe; März 1879: Chriſtus; December 1879: Szegény legény (Puſstaſohne), Waldröslein, Aus Wiens feſtlichen Tagen, Das Souvenir.

Brief vom 19. März 1880. — Hier ſind die im December 1879 ausgeſtellt geweſenen vier Bilder gemeint. — Der gegen Schluſs genannte Maler Oscar Rex, ſeiner Geburt nach Böhmen angehörig, bildete ſich in Paris und gilt als Schilderer des öſterreichiſchen Soldaten und des modernen Lebens überhaupt. Hamerling erwähnt den Künſtler in ſeinen „Stationen“ und bemerkt, daſs er eine „todte Aktäa“, in Oel gemalt, im Jahre 1881 auf die Prager Ausſtellung brachte.]

Hochgeehrter Freund! Vergehungen, welcher ich ſelbſt ſo leicht mich ſchuldig mache, verzeihe ich auch leicht — aber gerade wenn Sie in „gedrückter Stimmung“ ſind, brauchen Sie ſich nicht zu fürchten, mich zu beſuchen, da ich es immer bin, wir uns alſo dann nicht vor einander zu ſchämen brauchen. — Daß hier 4 Bilder von Ihnen ausgeſtellt waren, hätte ich leicht überſehen, da ich die Ausſtellungen nicht immer beſuche, und auch die Referate darüber in der „Tagespoſt“ nicht immer leſe. Damals aber las ich letztere, fand Ihre Bilder erwähnt, und eilte ſie mir anzuſehen. Ich kam bei dieſen intereſſanten Kunſtwerken doch wieder auf ein kleines Bedenken zurück, das ſchon bei Ihren früher ausgeſtellten Bildern in mir lebendig wurde: Sehr ſchön gemalt, nur in der Haltung zu ſtatuariſch, nicht natürlich und lebendig genug bewegt — eine Eigenthümlichkeit, die ich ſehr häufig bei Künſtlern gefunden, die ſich faſt ausſchließlich oder vorzugsweiſe mit dem Porträt befaſſen. Vielleicht iſt das nur eine Einbildung von mir, und wenn es Sie verletzt, ſo tröſten Sie ſich damit, daß ich nicht Kritiker von Fach bin und vielleicht „von Gemälden nichts verſtehe“, wie mir geſtern eine Freundin in's Geſicht behauptete, die davon noch weniger verſteht. Ich danke Ihnen ſehr für Ihre Mittheilung über das Befinden unſeres Leopold [Schulz von Strasznitzki] und die über das Actaea-Bild des „Rex“, und zu der neueſten Erweiterung Ihrer Familienglücksſphäre [die Tochter Sela wurde geboren] wünſcht Ihnen recht von Herzen Glück — wiewohl mit dem ganzen Neide eines alten Junggeſellen — Ihr alter Freund — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte vom 11. Mai 1882, mit der Adreſſe: „Herrn A. George Mayer, Maler, Wieden, Klagbaumgaſſe 15, Wien.“ — Betrifft das Buch: „Erinnerungen an Karl Rahl. Ein Beitrag zur Kunſtgeſchichte Wiens, von 1847 bis 1865, von Auguſt George-Mayer, Rahl-Schüler. Mit Porträt und Facſimile Rahls, nebſt 2 ungedruckten Briefen und anderen Belegen“ (Wien, Lehmann & Wentzel, 1882).]

Erhalten und verſchlungen. Braviſſimo! Wärmſten Dank! Brief morgen. — Ihr — Hg.

[Brief vom 12. Mai 1882.]

Hochgeehrter Freund! — Ihr Rahl-Buch habe ich ſo raſch binnen ſo wenigen Tagen durchgeleſen, daß ich Ihnen längſt darüber hätte ſchreiben und meinen motivirten Dank dafür abſtatten können, wenn mich nicht andere Schreibegeſchäfte völlig in Anſpruch genommen hätten. Das Buch iſt ſo voll Leben, ſo voll friſcher Unmittelbarkeit, ſo treu und warm aus der Anſchauung und aus der Erinnerung heraus niedergeſchrieben, daß man es nur mit Freude und wahrem Behagen leſen kann. Es iſt entſtanden, nicht gemacht.

— In meinem Stiftinghauſe, d. h. in meinem kleinen Landhauſe im Stiftingthale, hängt ein großer oder vielmehr langer Stahlſtich des Rahl'ſchen Griechenfrieſes — gerade über meinem Bette. Angeſichts desſelben habe ich die „Aſpaſia" geſchrieben. Sonſt habe ich von Rahl leider faſt nichts geſehen; aber der Griechenfries hat hingereicht, mich zeitlebens für ihn zu erwärmen. — Als in den Jahren 1849—53 das Thereſianum in Wien Ziel- und Mittelpunkt meines täglichen Verkehrs war, indem zuerſt meine Studien an der philoſophiſchen Facultät, welche nach 1848 dort untergebracht war, dann meine Theilnahme am hiſtor.-philologiſchen Seminar, und ſchließlich mein Supplententhum am thereſianiſchen Gymnaſium mich Tag für Tag dorthin führte, da hatte ich keine Ahnung davon, daß Ihr Rahlſchüler ſo ganz in der Nähe euer Weſen triebt! [Hamerling war 1852/3 Supplent am Thereſianum, Favoritenſtraße.] Wer weiß, wie oft ich damals einem von Euch, vielleicht auch dem Meiſter ſelbſt, begegnete, wenn ich dem Thereſianum zueilte, oder, was im Sommer faſt täglich geſchah, den Garten des Belvedere beſuchte! Hätte gewiß nicht gedacht, daß mir Leute, an denen ich damals fremd vorüberging, noch einmal ſo vertraut und lieb werden ſollten, wie es jetzt nach Leſung Ihres Buches der Fall iſt! — Sich ſelbſt haben Sie auch ſehr nett geſchildert! Ich hatte förmlich meine Freude daran, und nachdem ich Sie bisher nie geſehen, nur aus Briefen gekannt, habe ich Sie jetzt lebendig vor Augen wie einen alten Bekannten aus der Jugendzeit. — Ihr Werk iſt, Gott ſei Dank, weder gelehrt noch tiefſinnig, aber tadellos und beſſer geſchrieben, als man es von einem Manne, der ein Mann des Pinſels, nicht der Feder iſt, erwarten konnte. Im ganzen Buche iſt mir keine Stelle aufgefallen, die den Dilettanten verriethe, es müßte nur die ſein, wo Sie ſagen: „Die Berufung (Rahls) endete ſchon nach einem Jahre mit ſeiner Entlaſſung," was ſo klingt, als hätte die Berufung noch ein Jahr lang über die Anſtellung hinaus bis zur Entlaſſung fortgedauert. Aber dergleichen lapsus calami finden ſich auch bei geriebenen Federhelden oft genug. — Daß [Profeſſor] Redl „ſeinen Gehalt in Silberzwanzigern immer in eine Lade ſchüttete, aus welcher er nach Bedarf einen um den andern wieder herausnahm", iſt eine Anekdote, deren Spitze mir nicht einleuchtet. Thun wir nicht alle mit unſerer Barſchaft dasſelbe? [Das Citat dürfte durch den Schlußſatz verſtändlicher werden: „den angeſammelten ziemlich bedeutenden Reſt fand man bei ſeinem Tode vor;" das Ganze war eben eine Schrulle Prof. Redls.] — Sie haben ſich auf die Schilderung Rahls innerhalb ſeiner „Schule" beſchränkt, und zeigen ſich in dieſer Beſchränkung als Meiſter. Aber l'appetit vient en mangeant — man bedauert ſchließlich, daß Sie nicht noch ein wenig mehr auch von Rahl außerhalb der Schule, von Rahl, dem Menſchen, erzählen. Sie hätten ja das ganz gewiß gekonnt wie Wenige. Nun, wenn ich Ihrer einmal perſönlich habhaft werde, ſo werde ich Sie in's Verhör nehmen und Sie ausquetſchen wie eine Citrone. — Vorläufig aber bin ich mit dem herzlichſten Danke in treuer Ergebenheit — Ihr alter Freund — Rob. Hamerling.

[Wurzbach führt unter den mythologiſchen Bildern

Rahls: „Die Entwickelung der Wiſſenſchaften in Griechenland“, Farbenſkizzen auf Goldgrund vom Jahre 1860 für den Fries der Univerſität in Athen an; der Kupferſtecher Chriſtian Mayer ſtach den Fries für den öſterreichiſchen Kunſtverein; das ganze Werk umfaſst fünf Kupferſtiche, von denen die Eckſtücke des Frieſes im Jahre 1867 eine Vereinsprämie bildeten, das Mittelſtück 1868 zur Ausgabe gelangte und das eine der Seitenbilder 1869 als Prämienblatt erſchien. Prof. Rudolf Bock theilt uns mit: „Außer dem Stich von Chriſt. Mayer exiſtiert auch eine Photographie nach dem Original; ſehr ſchön iſt darauf die Gruppe: Aſpaſia, Perikles und Sokrates“. — Auf der im Handel bekannt gewordenen Photographie des Sterbezimmer Hamerlings ſieht man über dem Bette den großen Stich.

Correſpondenz-Karte vom 14. Mai 1882 (Adreſſe wie zuletzt).]

Sie machen mich ja förmlich ſchamroth durch die ſtrenge Verurtheilung des Buches, das ich mit ſo vielem Vergnügen geleſen! Und gerade nur die kleine ſtiliſtiſche Ausſtellung, die ich daran machte, gerade die laſſen Sie nicht gelten! Daran erkenn' ich den Autor — den richtigen Autor! Unſer Buch hat alle möglichen Fehler, nur nicht die, welche ein Anderer darin findet! — Gemeint war die Sache meinerſeits ſo: Zuerſt wird einer berufen, dann angeſtellt; mit der Anſtellung iſt die Berufung zu Ende; ſie kann alſo nicht erſt ein Jahr ſpäter mit der Entlaſſung endigen. Nicht? Ihr gekränkter
R. Hg.

[Zur Sommerszeit 1883 kam George Mayer auf einer Reiſe nach dem Süden auch nach Graz und wollte Hamerling aufſuchen; derſelbe war aber ſo leidend, daſs er niemanden empfieng; der Künſtler verkehrte daher nur mit der Mutter des Dichters; hierüber exiſtiert die folgende Tagebuchnotiz: „Rührend iſt die Liebe und Hochachtung, mit welcher dies ſchlichte Mütterlein von ihrem Sohn ‚Herr Profeſſor‘ ſpricht und jede Störung von ihm fern zu halten ſucht.“

Brief vom 16. Februar 1881.]

Mein hochgeehrter Freund! — Ihr liebes Schreiben, welches mich zur Erneuerung unſerer Correſpondenz auffordert, hat mich gefreut, konnte aber zu keiner unglücklicheren Zeit kommen. Anders als ausführlich kann ich dasſelbe unmöglich beantworten; und ſo wartete und wartete ich, „krank und mit Schreibegeſchäften überhäuft“ — ſtehende Redensart in meinen Briefen! — bis der rechte disponible Moment dazu da wäre. Er kam aber gar nicht, bisher, und ich ſchreibe Ihnen heute nur, um Sie zu bitten, mir noch eine Friſt für den nöthigen langen Brief zu bewilligen. Nur in einem ſolchen kann ich Ihnen auseinanderſetzen, warum ich mir den Luxus langer Briefe und einer gemüthlichen Plauder-Correſpondenz überhaupt nicht gönnen darf. Glauben Sie mir es einſtweilen aufs Wort. Seien Sie verſichert, daß mir jede Zeile von lieben Freunden Freude macht; aber was das Antworten von meiner Seite betrifft, da muß ich um nachſichtsvolles Mitleid und mitleidige Nachſicht bitten. Sie verlieren dabei nichts — mein Leben fließt ſo unſäglich einförmig in Kranksein, Leſen und Schreiben hin, daß dabei ſchlechterdings nichts weiter herauskommt, als Gedrucktes bei meinem Verleger. Alſo bitte — erwarten Sie mein längeres Schreiben in Geduld, oder noch beſſer, beſuchen Sie mich, wenn Sie wieder nach Graz kommen, dann erfahren Sie Alles noch beſſer. — In alter Freundſchaft — Ihr — Rob. Hamerling.

[George Mayers Tagebuch erzählt unter dem 18. Auguſt 1881 aus Graz: „Eine Begegnung mit Hamerling — im Bett. Banger Eindruck! [George-

Mayer war aus großem Mitgefühl Leidenden gegenüber ſehr empfindlich.] Eine ganze Stunde bei ihm geweſen. Höchſt intereſſante Geſpräche. Über Kunſt hat er ſehr richtiges Verſtändnis. Hat mich Vieles gefragt. Endlich ſchwer getrennt, fürchtete ihn zu ermüden. Das beſorgte Mütterlein blickte öfter zur Thür herein; Ida [des Künſtlers Töchterchen] war indeſſen bei ihr im Garten, durfte dann zuletzt auch hereinkommen und ihm die Hand reichen; war ſehr befangen bei dem ergreifenden Anblick. Ihn zu malen, keine Hoffnung. 19. Auguſt: Noch einen kurzen herzlichen Abſchiedsbeſuch — für immer?"

Fräulein Ida Robertine, deren geiſtiger Pathe der Dichter war, wurde, während die Unterredung zwiſchen den beiden Künſtlern ſtattfand, von der Mutter Hamerlings im ganzen Hauſe herumgeführt; ſie zeigte ihr das Haus, den Garten und den Stall; alles machte auf das Kind einen netten, aber nüchternen Eindruck; das Mädchen, in der Begeiſterung und Verehrung für den Dichter erzogen, hatte ſich ohne Zweifel eine andere Vorſtellung von dem Heim dieſes Poeten gemacht. Endlich wurde das Kind vor Hamerling geführt; voll ſcheuer Ehrfurcht wagte es kaum, in dieſes „durchgeiſtigte" Antlitz zu blicken; es trat näher an das Bett; Hamerling reichte dem Mädchen die Hand und ſagte zum Vater: „Alſo das iſt Ihr Kind, dem ich den Namen gegeben habe." Ergriffen giengen dann Vater und Töchterchen fort. — Hamerling lag im Bette mit dem Kopfe gegen das nahe geöffnete Fenſter; unterhalb dieſes Fenſters im Freien ſtand eine Bank, auf der eine Frau ſaß. [Muthmaßlich Clotilde Gſtirner.]

Correſpondenz-Karte vom 17. April 1886 (Adreſſe wie zuletzt). George Mayer überſandte am 15. April „An Robert Hamerling" folgende Verſe:

Seit dem Tag wo ich geleſen, daſs Dein liebes Mütterlein
Achtzig Jahre alt geweſen, dacht ich Gratulant zu ſein;
Wollt ich meine Wünſche bieten, [illegible]
Konnt' es aber nicht beenden, nimmer fand ich Zeit und Ruh'.
Nun iſt wol die Friſt verſtrichen, die's Decorum mir erlaubt,
Aber nicht der Glanz verblichen, der umſtrahlt das Mutterhaupt;
Die ich ſah im Hauſe walten, der die Sorge zugleich Lohn.
Mög ſie Gott noch lang erhalten, und auch ihr den teuern Sohn.
Alle Wünſche mögen Beiden, immer in Erfüllung gehn,
Unvermeidlich kleine Leiden, mögt Ihr mit Geduld beſtehn.
Noch ein Wunſch, mehr eine Bitte, möcht ich vom Geſchick erflehn,
Daſs ich als der frohe Dritte, kann Euch beide wiederſehn.]

Ein reizend gemüthvolles Gedichtchen, hochgeehrter Herr und Freund, das uns viele Freude gemacht hat, und für welches wir herzlich danken! Leider iſt die „Friſche und Rüſtigkeit“, von welcher ein Blatt zu melden gewuſst, wenigſtens in phyſiſcher Beziehung bei der Jubilarin mehr Dichtung als Wahrheit, aber immerhin noch mehr Thatſache als bei dem 56jährigen Sohne, der Sie und die Ihrigen herzlich grüßt als Ihr dankbarer — R. Hg.

[Als Robert Hamerling ſein Leben beſchrieb („Stationen“, Hamburg 1889), gedachte er unter den Perſonen, mit denen er in lebhafterem brieflichen Verkehre ſtand, auch des Künſtlers George-Mayer.

Die Leſer haben bemerkt, daſs in den Briefen Hamerlings an George-Mayer wiederholt des begabten Dichters Dr. Ludwig Foglár (geboren zu Wien 24. December 1819, geſtorben zu Seewalchen am Atterſee 15. Auguſt 1889) gedacht wurde. Von den Briefen, welche an Foglár gerichtet waren, hat ſich nur ein Stück erhalten; dieſes eine Stück deckt ſich mit dem Briefe an Karl Debrois van Bruyck vom 21. October 1886 (dritter Theil S. 255 ff.) und geht ebenfalls von der Beſprechung des Heftes der „Deutſchen Dichtung“ (I. Jahrgang, jetzt Berlin) in der „Deutſchen

„Zeitung“ (Wien) aus; der Brief vom 11. October desſelben Jahres (dritter Theil S. 254) gieng der Angelegenheit voraus. Da Herr van Bruyck ſeinerzeit ausdrücklich wünſchte, den an ihn gerichteten Brief Hamerlings unverkürzt abzudrucken, ſo erſcheint hier eine Unterdrückung ſeines Namens wohl nicht geboten, umſoweniger, als Hamerling in ſeiner gütigen Weiſe den Standpunkt des Freundes nicht verrückt; andererſeits iſt der Brief für den Componiſten höchſt charakteriſtiſch, denn wir haben am eigenen Leibe erfahren müſſen, wie wenig nachſichtig der Künſtler in der Correſpondenz werden kann. — Zogler ſtand mit der Deutſchen Zeitung in Verbindung und man darf vermuthen, daſs er damals auch über das betreffende Heft der Deutſchen Dichtung referierte; der Brief aus Graz 23. October 1886 lautet:]

Hochgeehrter Herr und Freund! — Durch eine briefliche Äußerung des Hrn. van Bruyck, daß Ihnen und ihm mein Gedicht „An den Abendſtern“ ausnehmend gefallen habe, ließ ich mich leider zu der unglückſeligen Gegenbemerkung hinreißen, was es mir denn nütze, daß meine Gedichte immer, dem Einen dies, dem Andern jenes, gefallen, wenn ich als Lyriker doch niemals der Kritik etwas zu Danke mache? Dies erwiderte Hr. v. Br. mit der Bemerkung: „Darauf, daß die Deutſche Ztg. in der Beſprechung des 1. Heftes der Deutſchen Dichtung Ihren Abendſtern nicht hervorgehoben hat, möchte ich kein ſo großes Gewicht legen“; übrigens glaubte Hr. v. Br. aus meiner Äußerung zu entnehmen, daß ich mich für immer noch nicht genug „gewürdigt“ halte, während mir doch wenigſtens die öſterreichiſche Preſſe im Ganzen jederzeit die „ausgezeichnetſten Ehren“ erwieſen habe. Wie hätte ich dies anders verſtehen ſollen, als Hr. v. Br. meine, ich beklage mich über Nichtbeachtung, weil der Artikel der Deutſchen Ztg. (von dem keine Rede war und den ich gar nicht geſehen habe) meinen Abendſtern nicht hervorhob. Ich ſchrieb ihm, es thue mir leid, daß er mich für ſo eitel halte. Daraufhin läßt heute Hr. v. Br. eine andere Briefbombe in meiner ruhebedürftigen Krankenſtube platzen; er ſagt, ich hätte ihn nicht ſo verſtehen ſollen, und erwähnt nebenbei, er habe „ein paar Worte“ über dieſelbe Sache mit Ihnen gewechſelt. Letzteres erſchreckte mich einigermaßen, und ich bitte Sie, mich in dieſer Angelegenheit nicht nach hingeworfenen Mittheilungen unſeres gemeinſchaftlichen Freundes zu beurtheilen, ſondern ſich, wenn Sie ein Urtheil fällen wollen, meinen Brief von ihm ſenden zu laſſen. Ich habe als Kranker und vielfach überbürdeter meine liebe Noth mit dem geſchätzten, aber in Correſpondenzſachen unerbittlichen und mitleidsloſen Manne, dem ich doch nicht wehe thun möchte. Er verlangt unter allen Umſtänden ausführliche Briefe von mir; lieſt er z. B. im „Heimgarten“ ein Bruchſtück meiner Selbſtbekenntniſſe, ſo ſchreibt er mir: Dies war in meinem Leben ebenſo — dies anders, und gibt dann ausführliche Mittheilungen aus ſeinem eigenen Lebensgang, die mir ganz intereſſant ſind und die ich mit Dank hinnehme; aber er will, daß ich mich über alles dann wieder ebenſo eingehend rückäußere, daß ich durchaus Bemerkungen machen ſoll, wo ich keine zu machen finde. Ich bitte Sie daher, hochgeehrter Herr, ſuchen Sie Ihren Einfluß auf den Freund geltend zu machen, daß er doch endlich einige Nachſicht mit mir habe, einige Rückſicht nehme auf Verhältniſſe, die ich ihm ſchon oft und eindringlich vorzuſtellen veranlaßt war. Vor Allem aber bitte ich Sie: Halten Sie ſelbſt mich nicht für einen eitlen Menſchen, der keinen Tadel und keine Art von literariſcher Unannehmlichkeit verträgt, und der nach Lobhudelei dürſtet. Ich verlange keine „ausgezeichnetſten Ehren“, und weiß ſehr wohl, daß eine Ehre, wie ſie mir ſoeben im

Hamerling-Heft der Deutſchen Dichtung widerfahren iſt, den kritiſchen Eifer meiner Gegner verdoppeln muß. — Ihre werte Familie beſtens grüßend, verbleibe ich in warmer Hochſchätzung und mit dem unerloſchnen Dankgefühl, das ich dem Manne ſchulde, der einſt ſich meines „Teut“ ſo wacker — nur leider vergebens — annahm, — Ihr — ergebenſter — Robert Hamerling.

[Ludwig Foglár verkehrte in der letzterwähnten Angelegenheit mit einem hervorragenden Hofburgſchauſpieler, muthmaßlich mit Ludwig Löwe. Auch veröffentlichte Foglár eine längere Würdigung des „Teut“ in der Deutſchen Zeitung vom 18. April 1872.]

[**Joſef Lewinsky**, deſſen Briefwechſel wir im dritten Theil dieſer Sammlung veröffentlichten, beſitzt auch ein Exemplar der zweiten Auflage von „Sinnen und Minnen“ (1868), welches folgende Widmung von der Hand Hamerlings enthält: „Dem Meiſter des geſprochenen Worts, dem weihevollen Interpreten meiner ‚Genziane‘, Joſeph Lewinsky. — Graz, 9. April 1868. Robert Hamerling.“

An dieſen Nachtrag ſei noch ein Anhängſel geſtattet. Ein Kunſtreferent ſchrieb uns nach der Lectüre des dritten Theiles: „. . . da ſitze ich mit dem Genuſſe der Hamerlingbriefe; es iſt eigenartig: die einem großen Gegenüber concipierten ſind doch die ſchönſten: ich meine die an Joſef Lewinsky. Es iſt, als ob ſich zwei Sonnen gegenſeitig beleuchteten und die eine den Glanz der andern zu erhöhen ſuchte. Nirgends Eitelkeit, überall nur flammende Begeiſterung für ein Höchſtes: die heißgeliebte Kunſt!“]

[Die Bibliothek der Stadt Wien beſitzt von der Hand Hamerlings drei Schriftſtücke, welche uns zur Verfügung geſtellt wurden. Das älteſte Stück iſt ein Brief aus Graz, 25. December 1868 (angekauft 1899 von Albert Cohn in Berlin zum Preiſe von vier Mark).]

Hochgeehrter Herr! — Ich fühle mich gedrängt, Ihnen mit ein paar Zeilen den herzlichſten Dank für die warmen Worte auszuſprechen, die Sie meinem neueſten epiſchen Verſuche gewidmet. Es iſt, ganz abgeſehen von dem Erfreulichen, das Ihre Kritik für mich als Dichter hat, eine ſo geiſtreiche und gediegene literariſche Kundgebung, daß ich davon entzückt ſein müßte, auch wenn ſie mich nicht perſönlich berührte. Darf ich dennoch ſo unbeſcheiden ſein, mich gegen den Vorwurf, den Sie mir machen, zu vertheidigen? Sie wünſchen, daß ich Jan noch idealer geſtaltet hätte, daß er ſelbſt die Liebe der edlen Hilla von ſich ſtieße, um ſein Unterliegen, Divara gegenüber, noch wirkſamer zu machen. Aber Jan war durch nichts veranlaßt, der Liebe zu entſagen; ſie hinderte ihn durchaus nicht in der Erfüllung ſeiner Sendung. Er iſt kein Aſcet und Spiritualiſt, ſondern er vertritt vom Hauſe aus dem düſtern, ſtrengen Matthiſſon gegenüber das rein menſchliche, humaniſtiſche, ich möchte faſt ſagen äſthetiſche Element. Sein Streben geht auf Verſöhnung, Verſchmelzung von Idealem und Realem, von „Tugend“ und „Luſt“. Ich glaube, daß er ſo mehr Sympathie einſtößt, als wenn er ein verjüngtes Abbild von Matthiſſon wäre. Verzeihen Sie dieſen kleinen apologetiſchen Einwurf, und ſeien Sie überzeugt, daß ich das vorwiegend günſtige Urtheil, das Sie über den „König von Sion“ gefällt, hoch zu ſchätzen weiß. Ich freue mich, in Hamburg, wo ich bisher, wie es ſcheint, mich einer beſonderen Gunſt der Kritiker nicht rühmen durfte, in Ihnen jetzt einen mächtigen und einflußreichen Fürſprecher geſunden zu haben. — In aufrichtiger Hochachtung — Ihr — dankbar ergebener — Robert Hamerling.

[Die Beſtimmung des Adreſſaten war zunächſt nur durch Aufſuchung der betreffenden Kritik, die wir ſelbſt nicht zu Geſichte bekommen konnten, zu erhoffen. In dieſer Hinſicht hat ſich die verehrliche Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft (vormals J. F. Richter) in Hamburg, das Verlagshaus der Werke Robert Hamerlings, in dankenswerter Weiſe bethätigt. Das Verlagshaus theilte uns am 16. Februar 1891 u. a. Folgendes mit: „In Betracht kommen einmal die hieſigen Zeitungen, die in jener Zeit überhaupt Bücherbeſprechungen brachten, ſodann die hieſigen Schriftſteller von einiger Bedeutung, die ſich mit derartigen Arbeiten befaſsten. Im erſtgenannten Falle ſind es, (abgeſehen von der ‚Reform‘ die nicht in Betracht kommt, weil ſie im Richter'ſchen Verlag erſchien), die ‚Hamburger Nachrichten‘, das ‚Fremdenblatt‘ und der ‚Freiſchütz‘. Bedeutendere Schriftſteller waren: Wilhelm Marr, Adolf Strodtmann und Robert Heller. Die zwei erſteren waren Verehrer Hamerlings; namentlich Marr bekämpfte mit ſeiner urwüchſigen Schlagfertigkeit Robert Heller, den Mitarbeiter der Hamburger Nachrichten, wegen deſſen Angriffe auf ‚Ahaſver in Rom‘. — In der zweiten Decemberwoche des Jahres 1868 iſt die erſte Auflage des ‚König von Sion‘ erſchienen und in den hieſigen Zeitungen beſprochen worden. In Erwägung, daſs Robert Heller, der bisher in den Hamburger Nachrichten Hamerling fortgeſetzt angefeindet hatte, den ‚König von Sion‘ günſtig beſprach; ferner, daſs Hamerling ſeinem Verleger Richter gegenüber am 9. Januar 1869 ſeine Freude ausſprach darüber: ‚daſs der König von Sion auch Gnade gefunden zu haben ſcheine vor den Augen Rob. Hellers‘, wird man mit Gewiſsheit annehmen können, daſs es Heller geweſen iſt, an den unſer hochverehrter Dichter den Brief vom 25. December 1868 geſchrieben hat." — Daſs der Brief an den fruchtbaren Romanſchriftſteller und Redacteur Robert Heller (1812—71) gerichtet war, der von 1851—71 das Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" leitete, dagegen läſst ſich im Augenblicke nichts einwenden; jedoch iſt zu bemerken, daſs Hamerling ſelbſt nur über den fürchterlichen Seligmann Heller zu ſchreiben und zu ſprechen pflegte, der ebenfalls einen „Ahasver", aber ohne äußeren Erfolg, veröffentlichte. Da eine zuſammenfaſſende Darſtellung über die Kritiker Hamerling'ſcher Werke nicht exiſtiert, obgleich ſie nicht ohne Intereſſe ſein dürfte, und auch die Kritiken jener Tage nicht leicht zugänglich ſind, ſo können wir die Frage in endgiltiger Form nicht beantworten.

Weiters beſitzt die Stadt Wien das eigenhändig geſchriebene Manuſcript des Fragments: „Aus der Tragödie: Panther und Wölfin" (Erſter Act, vier Scenen, 18 Blätter; angekauft 10. October 1898 in der Auction L. Liepmannsſohn in Berlin). Dieſes Fragment wurde zuerſt im „Deutſchen Dichterbuch aus Öſterreich", herausgegeben von Karl Emil Franzos, 1883 gedruckt, und gieng dann ſpäter in die Gedichtſammlung „Blätter im Winde" (Hamburg 1887) über.

Den Schluſs bildet ein Brief aus Graz, 15. November 1888, an den Bürgermeiſter der Stadt Wien Ed. Uhl, welchem das eigenhändig geſchriebene Gedicht zum 40jährigen Regierungsjubiläum Kaiſer Franz Joſef I.: „Des Babenbergers Erwachen in der Vornacht der Feier des 2. Dec. 1888" beilag. — Die Einladung an Hamerling zur Betheiligung an dem von der Commune Wien herausgegebenen Jubiläumswerk: „Wien 1848—1888" erfolgte mündlich. — Das Poem wurde unter die politiſchen Gedichte der nachgelaſſenen Sammlung „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ aufgenommen (Hamburg 1894). Die erſte Niederſchrift in Bleiſtift mit Correcturen befindet ſich in der Hamerling-Autographenſammlung Dr. Rabenlechners.]

Hochgeehrter Herr Bürgermeiſter! — Mit dem beiliegenden Gedichte habe ich verſucht, der an mich ergangenen ehrenvollen Einladung nach Kräften zu entſprechen. Sollte in Beziehung auf Einzelheiten des Inhaltes oder der Form irgendwelche Änderung gewünſcht werden, ſo würde ich für rückhaltloſe Äußerung des bezüglichen Wunſches mich zu wärmſtem Danke verpflichtet fühlen. Sehr erwünſcht wäre es mir auch, die Correctur des Abdrucks, den ich natürlich mit umgehender Poſt zurückſenden würde, ſelbſt beſorgen zu dürfen. — Mit ausgezeichneter Hochachtung — Euer Hochwolgeboren — ergebenſter Robert Hamerling.

[Andreas Freiherr von Stifft, ein Wiener, 1819—1877, war als Menſch, Schriftſteller und Politiker im hohen Maße intereſſant. Wurzbach in ſeinem bekannten biographiſchen Lexikon des Kaiſerthums Öſterreich (39. Bd. Wien 1879) beſchäftigt ſich ſehr eingehend mit dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit. Der Erbe ſeines Nachlaſſes war der vor mehr als einem Jahre in Wien verſtorbene Oberlandesgerichtsrath Franz von Gernerth; der Witwe desſelben: Frau Emilie von Gernerth geborenen Freiin von Stifft, Schweſter des Schriftſtellers, verdanken wir die beiden folgenden, wenn man ſo ſagen darf, ebenfalls merkwürdigen Briefe Hamerlings. Aus dieſen zwei Schriftſtücken läſst ſich zwar die Vermuthung ſchöpfen, daſs der Verkehr zwiſchen den beiden Schriftſtellern ein regerer geweſen ſein muſs, doch laſſen ſich dafür, wenigſtens vorläufig, keine Beweiſe erbringen. Bemerkt ſei noch, daſs Hamerling in ſeinen „Stationen“ unter Componiſten ſeiner Dichtungen auch den Namen „G. Gernerth“ anführt; es war aber nicht zu eruieren, ob er mit Franz von Gernerth identiſch iſt; der letztere war nämlich auch als Componiſt thätig. Im allgemeinen boten ſich zu wenig Anhaltspunkte, dieſes Capitel erſchöpfender zu geſtalten.

Brief aus Graz, 23. Februar 1869. — Es handelt ſich hier um den „Ahasver“, deſſen zweite Auflage den bekannten Epilog an die Kritiker brachte.]

Hochgeehrter Herr Baron! Ich habe den Dank für Ihren ſchönen und wolwollenden Artikel im „Wanderer“ bis heute verſchoben um Ihnen zugleich ein Exemplar der zweiten Auflage übermitteln zu können. Die pedantiſch klingenden Anmerkungen mögen mir die Freunde meiner Muſe verzeihen — ſie wurden mir durch gewiſſe kritiſche Auslaſſungen abgenöthigt, und auch die Form, in der ich ſie gebe, war Reſultat einer beſtimmten Nöthigung. Erhalten Sie mir Ihre freundliche Geſinnung, die ich unendlich hoch ſchätze — ich ſage nicht zu viel! Ich ſchwärme für Ihren unſäglich reizenden, geiſt- und poeſievollen Stil! Es gibt Kritiker, die das Buch das ſie beſprechen, ſozuſagen candiren — ſüß und glänzend, ja deren Geiſtesgunſt ſogar eine Spinne zum Juwel machen kann wie der umhüllende durchſichtige Bernſtein — Sie gehören zu dieſen! In aufrichtiger Verehrung bin ich, Herr Baron, — Ihr — ergebenſter — Robert Hamerling.

[**Brief** aus Graz, 30. April 1872. — Es iſt möglich, daſs hier der Gemeinderath Wilh. Ritter von Wiener gemeint iſt, der ſeit 1854 journaliſtiſch, beſonders bei der „Preſſe“ thätig war; er gründete das „Neue Wiener Fremden-Blatt“, das aber wieder ein gieng. Die erwähnte Photographie des Dichters fand ſich nicht vor.]

Hochgeehrter Herr Baron! Soll ich Ihnen danken für die „Glorification“? Sie ſchlachten einen förmlich mit dem Meſſer des Lobes wie einen bekränzten Opferſtier dem Apollon. Thut nichts. Ich bin ein reſignirtes Menſchenkind, ich nehme Alles hin, auch das. Ich danke Ihnen. Wenn ich eine Kritik von Ihnen leſe, die den Autor und ſein Buch mit einer erſtickenden Fülle reizender Gedankenarabesken umwuchert, bedauere ich immer, daß Sie, der blütenſchneebedeckte Baum, der ein Geſtöber von Blüten niederſtreut, wenn er ſich ſchüttelt, ſich ſo ſelten ſchüttelt. Verehrter, ich bitte, ſchreiben Sie, ſchreiben Sie Romane, Skizzen, Feuilletons. Man lieſt ſo ſelten jetzt etwas von Ihnen. Ziemt einem Croeſus ſolche Knauſerei? Herrn Wiener, deſſen Wohlwollen Sie mir ausdrücklich rühmen, ſage ich gleichfalls beſten Dank, und wenn ich einmal in der von Ihnen angedeuteten oder anderer Weiſe etwas für ſein Blatt thun kann, werde ich nicht ermangeln. Mit unendlicher Hochſchätzung Ihr für immer ergebener Hamerling. P. S. Wie ſehr würden Sie mich durch gelegentliche Überſendung Ihrer Photographie erfreuen! Die meine beſitzen Sie ſchon, wenn ich nicht irre.

[Eduard Kulke, geboren 28. Mai 1831 zu Nikolsburg in Mähren, beſuchte die Gymnaſien in Nikolsburg, Prag, Brünn, Znaim und Wien und bezog 1853 das polytechniſche Inſtitut in der Reſidenz, gieng dann nach Prag, wo er Mathematik und Phyſik ſtudierte. Nach Beendigung der Studien bereitete er ſich für das Lehramt in Mathematik, Phyſik und deutſcher Sprache vor, übernahm 1858 vorübergehend eine Supplentenſtelle in Fünfkirchen, gieng aber wieder nach Wien und betrat die literariſche Laufbahn. In Buchform ſind von ihm erſchienen: „Geſchichten aus dem jüdiſchen Volksleben“ (1869, 1870, 1871), das hiſtoriſche Trauerſpiel „Don Perez“, das bibliſche Trauerſpiel „Korah“ (beide 1873) und das Luſtſpiel „Der gefiederte Dieb“ (1876), ferner „Erinnerungen an Hebbel“ (1878), „Wagners Anhänger und Gegner“ (1884), „Wagner und Nietzſche“ (1890) und „Zur Entwicklungsgeſchichte der Meinungen“ (1891). Kulke hat aber auch die umfangreichen Romane „Künſtlers Erdenwallen“ und „Der Schnüffel“, ſowie gegen 800 Feuilletons hinterlaſſen. Als einflußreicher Kritiker verfaſste er eine Reihe äſthetiſcher und philoſophiſcher Abhandlungen vom Standpunkte der Culturgeſchichte und der modernen Kunſt, die er in Zeitſchriften veröffentlichte; Kulke war viele Jahre Feuilletonredacteur des „Neuen Wiener Tagblatt“, Muſikreferent des „Fremdenblatt“, des „Vaterland“, der „Muſikaliſchen Signale“ und der bedeutendſten Muſik- und Kunſtzeitſchriften Deutſchlands; er hat als ſolcher Richard Wagner, den er begeiſtert verehrte, in Öſterreich eingeführt und ſtand auch mit Liſzt, Brahms und Anton Bruckner in Verkehr. Im ſechsten, ſiebenten und achten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts ſtand Eduard Kulke mit den bedeutendſten Philoſophen, Kunſtkritikern und ſchöngeiſtigen Schriftſtellern im regſten Gedankenaustauſch. Kulke ſelbſt gehört, wie ein Kenner ſeines Lebens und Schaffens ſagt, unſtreitig zu den bedeutendſten Erzählern jüdiſcher Ghettogeſchichten, deren er etwa fünfzig in Form von Erzählungen und Romanen ſchrieb, mit Leopold Kompert, Karl Emil Franzos, Samueli u. v. a. um den erſten Preis wetteifernd. Mit der Ordnung und der Herausgabe des Kulke'ſchen Nachlaſſes beſchäftigt ſich auf Wunſch des Verblichenen der in wiſſenſchaftlichen und literariſchen Kreiſen bekannte Philolog und Ethnolog Dr. Friedrich S. Krauſs in Wien. Dr. Krauſs hat bisher ſowohl für einige belletriſtiſche Arbeiten Kulkes, als auch für deſſen zweibändige Äſthetik „Kritik des Schönen“ Verleger geſucht und gefunden. Das letztgenannte Lebenswerk Kulkes wird in Leipzig erſcheinen: das Vorwort ſchreibt Hofrath Profeſſor Ernſt Mach, während Profeſſor Dr. Friedrich Jodl einen Geleitbrief verfaſste, in welchem er auf die große Bedeutung dieſer äſthetiſchen Arbeit hinweist. Kulke ſtarb in Wien am 20. März 1897. (Vergl. auch Brümmers Lex. 1895 und Kürſchners Lit.-Kal.)

Den erſten Hinweis auf den Verkehr Eduard Kulkes mit Robert Hamerling verdanken wir Dr. Friedrich S. Krauſs; daran ſchloſs ſich Magiſtratsbeamter Friedrich Smola, der im Beſitze der hier abgedruckten Briefe Hamerlings iſt. Der Verkehr zwiſchen Hamerling und Kulke kann freilich nicht erſchöpfend dargeſtellt werden, weil zunächſt die umfangreichen Nachlaſspapiere noch nicht geordnet ſind, unter denen ſich vielleicht noch Briefe, wahrſcheinlich aber Beſprechungen über Hamerling befinden dürften. In erſter Linie ſeien in zuſammenhängender Weiſe die Notizen eines Tagebuches mitgetheilt, welche die rege Beſchäftigung Eduard Kulkes mit Robert Hamerling bekunden.

„Tagebuch Begonnen: Penzing, Hauptſtraße 36. Den 11. November 1870.“ Auf der letzten Seite: „Geſchloſſen. Mittwoch den 11. Jänner 1871.“
Montag den 21. November. Geſchrieben an Robert Hamerling. Donnerstag 24. November. Geſtern von Robert Hamerling aus Graz eine Correſpondenz-Karte erhalten, worauf er mir ſeine Wohnung angibt. Ich ſchreibe ihm hierauf ſogleich einen Brief über mein Idyll „Anna“ und ſende ihm zugleich das

Widmungsgedicht ein. — Samstag 26. November. Heute meine Idylle „Anna“ (Manuſcript) an Robert Hamerling abgeſendet. — Montag 28. November. Von Robert Hamerling aus Graz Brief erhalten; er wird mein Manuſcript mit Vergnügen leſen. — Montag den 5. December. Geſtern war im Feuilleton der Neuen Freien Preſſe eine ſehr eingehende Kritik von [Heinrich] Laube über Robert Hamerlings neueſtes Werk Danton und Robespierre. — Donnerstag 8. December. Heute Nachmittag von Robert Hamerling aus Graz eine Sendung erhalten. Über meine Dichtung ſpricht er ſich in mir ſehr wohlthuender Weiſe aus, und die Widmung nimmt er ſelbſtverſtändlich an. Außerdem überſendet er mir als Gegengabe, wie er ſagt, ſein eben erſchienenes Drama Danton und Robespierre. Meine Dichtung werde ich jetzt gleich an [Verlagsbuchhändler] Richter in Hamburg ſenden. So bin ich mit dem heutigen Tage zufrieden. — Samstag den 10. December. Geſtern früh . . . . ferner an Robert Hamerling geſchrieben. Mit Schauer [ſ. S. 229] geſprochen wegen der Illuſtrationen zu Hamerlings Ahasver in Rom. Heute an Richter in Hamburg geſchrieben und das Paket fertig gemacht zum Abſenden, und jetzt will ich Danton und Robespierre leſen. — Anmerkungen zu Hamerlings Danton und Robespierre. 1. Hamerling ein dramatiſcher Geſchichtſchreiber, wie jeder wahre Dramatiker. 2. Unterſchied zwiſchen Robespierre und einem gekrönten Deſpoten. 3. Sympathie und Antipathie des Publicums für und gegen gewiſſe hiſtoriſche Perſonen. Wageſtück. Catilina. Joſua. Rettungen. 4. Hiſtoriſch, philoſophiſch, ſocial; Vereinigung aller drei Richtungen (Hebbel). 5. Robespierre in Bezug auf ſeine Nüchternheit; oder etwaiger Mangel an Leidenſchaft; Nathan der Weiſe. 6. Robespierre und Leonore; Egmont und Gretchen. 7. Unterſchied zwiſchen Robespierre, Nathan und Egmont.

8. Kritiſche Standpunkte nach feſtſtehenden Regeln, Kunſtgeſetz, Regel, Schablone. Leſſings Forderung (Hamburger Dramaturgie) an den Kritiker, jedem Standpunkt gerecht zu werden. Mozart, Wagner, Goethe, Hebbel. 9. Concentration. Mangel an Concentration. 10. Figurenreichthum und doch Concentration. 11. Hiſtoriſches Gemälde und Genre, jedes für ſich berechtigt. Hiſtoriſches Gemälde genrehaft. 12. Werk und Bühne gehören nicht zuſammen. Wer iſt Schuld, das Werk oder die Bühne? 13. Form: Proſa und Poeſie. 14 Epiſche und ſchildernde Elemente im Drama. Begriff des Dramatiſchen. Handlung. 15. Anſchaulichkeit und Leben der Charaktere. 16. Perſpective Napoleon, claſſiſch. 17. Zwei Helden. Brutus und Collatinus von Lindner. 18. Hiſtoriſch und zugleich Spiegel unſerer Zeit, wie Cäſar und Coriolan (Shakeſpeare). 19. Fehler eines Kunſtwerkes. Fehlerloſigkeit einer Maſchine. 20. Mangel des Canons für das äſthetiſche Urtheil, ſubjectives Belieben. 21. Dialogiſiertes Epos und Drama. Unterſchied. 22. Wiederkehr derſelben Perſonen. Guckkaſtenbild Panorama. Menſchen und Zeit. Zeit ſelbſt gezeichnet. Revolution. Der Held geht unter. Die Idee in Robespierre verkörpert. Dramatiſch? Das hängt vom Dichter ab. Montag 12. December. Danton und Robespierre. I. Act, 1. Scene, zu vergleichen mit Wallenſteins Lager. Wie man in dieſen mit allen Verhältniſſen des dreißigjährigen Krieges bekannt gemacht wird, ſo hier in der erſten Scene mit Verhältniſſen der franzöſiſchen Revolution und den durch ſie bewirkten Veränderungen des öffentlichen Lebens. Wie dort Wallenſtein, ohne zu erſcheinen, durch die über ihn gehaltenen Reden genug kennbar in der Phantaſie des Leſers oder Zuſchauers ſich aufbaut, ſo hier das Bild Robespierres.

Mittwoch 14. December. Heute Brief geſchrieben an Robert Hamerling über Danton und Robespierre.

Gedankengang: Nero, Herodes, Alba, Robespierre. Nero grauſam, Herodes egoiſtiſch, Alba theils egoiſtiſch theils Idee, Robespierre ganz Idee. Robespierre tragiſche Schuld: er konnte vielen die Köpfe abhacken, aber keinem einzigen ſeinen eigenen Kopf aufſetzen, darum verlor er auch den ſeinen. Montag den 19. December. Brief erhalten: . . . . 3. Von Hamerling. Dankt für meinen Brief über Danton und Robespierre. Beſchwert ſich über die Recenſenten ſeines Werkes und macht mir am Schluſſe über mein idylliſches Epos noch eine ſehr ehrende Bemerkung. Alſo im ganzen heute ein ſehr angenehmer Tag. Mittwoch den 21. December. Heute Brief geſchrieben an Hamerling über das Verhältnis der Kritik zu ſeinem Danton und Robespierre. Donnerstag 22. December. Von Richter aus Hamburg mein Idyll zurückbekommen: entſchuldigt die Ablehnung des Verlags mit den ſchlechten Zeitläuften. [Bei Richter erſchienen ſchon 1868 (?) „Geſchichten aus dem jüdiſchen Volksleben“.] Sonntag 25. December. Von Robert Hamerling Brief erhalten; ärgert ſich über Grasberger. Samstag von Grasberger Brief erhalten; theilt mir ſeine Adreſſe mit. Brief geſchrieben an Hamerling. Nachmittag 3. und 4. Act Danton und Robespierre wieder geleſen. Dienstag 27. December. Heute geſchrieben an [Ludwig] Speidel, ob er ein Feuilleton über Hamerlings Danton und Robespierre annehmen will. Mittwoch 28. December. Heute Brief erhalten von Hamerling nebſt Briefen (Beilagen von Richter und Perles) für Grasberger; ferner Hamerlings Photographie. An Grasberger in Hamerlings Angelegenheit geſchrieben, die Briefe von Richter und Perles beigeſchloſſen. Geſchrieben und auf das morgige Datum ausgefertigt: . . . . . ferner an Robert Hamerling. Donnerstag den 5. Jänner. — Abends Brief erhalten von Grasberger (mit den zwei Beilagen) in Angelegenheit von Hamerlings zweiter Auflage; ſchreibt, er habe Hamerling in der Preſſe geantwortet. In der Preſſe iſt auch wirklich die Antwort unter dem Titel „Abfertigung“, worin Grasberger ganz einfach ſagt, er habe bei ſeinem Feuilleton über Grillparzer an Hamerling gar nicht gedacht. Formell iſt Grasberger alſo jedenfalls im Recht. —

Das beim 24. November erwähnte Widmungsgedicht „An Robert Hamerling“ lag uns in der Handſchrift des Verfaſſers vor und lautet:

Nicht den erhabenen Ton, der kühn dithyrambiſch ſich aufſchwingt,
Noch den geſchichtlichen Blick, der in weitab liegende Zeiten
Greift, und ſie bindet mit Maß zum harmoniſch geſtalteten
Ganzen —
So wie du es gezeigt in deinem König von Zion
Und im Ahasver — wirſt in dem Liede du finden.
Meine Gabe iſt klein. Ein Jüngling liebet ein Mädchen;
Aber der Jüngling iſt arm, ſein Herz iſt ſein einziger Reichthum
Und es weigert der geizige Vater das Mädchen dem Jüngling;
Und ein eitles Weib, Stiefmutter im Hauſe den Kindern,
Droht des Mädchens Glück, das nah geglaubte, zu ſtören;
Aber ein biederer Oheim bringt alles wieder ins Gleiche.
Das iſt einfach und ſchlicht, und tauſendmal ſchon beſungen.
Kann es noch reizen die Welt? In unſern ſtürmiſchen Tagen
Gilt allein die Kraft, die der Mann beweiſt auf dem Kampfplatz,
Und der Muſe ſtiller Geſang wird kaum noch beachtet.
Du aber wirſt ihn beachten! Dein Auge, gewöhnt an den weiten
Blick, wird die ſtille Welt auch, in der ſich meine Geſtalten
Regen, zu ſchauen verſtehn! So ſei dies Lied dir gewidmet!
Ehrlich iſt es gemeint und treu, und du wirſt den guten
Willen, mit dem ich es bringe, iſt mir gewiſs nicht verkennen.

Kulke hat die Abſchrift ſeines Gedichtes nach dem Tode Hamerlings entſprechend geändert und mit dem Titel „Dem Andenken Robert Hamerlings“ verſehen; ob es irgendwo in dieſer Form gedruckt erſchien, ließ ſich nicht conſtatieren.

Bevor wir zu den erhalten gebliebenen Briefen Hamerlings an Ed. Kulke übergehen, müſſen wir des Falles Hans Grasberger gedenken. Grasberger, 1836 zu Obdach in Steiermark geboren, abſolvierte in Klagenfurt das Gymnaſium, ſtudierte bis 1860 die Rechte in Wien, widmete ſich aber der literariſchen Laufbahn und arbeitete von 1866 an faſt ausſchließlich für die „Preſſe“, und zwar Leitartikel, Feuilletons ꝛc. Die Jahre 1867–70 und 1873 verbrachte er großentheils in Italien, namentlich Rom, wo er ſich mit Zeitungscorreſpondenzen und mit Kunſtſtudien beſchäftigte. Von 1870–83 war er ſtändiger Kunſtreferent für die „Preſſe“ und von da ab für die „Deutſche Zeitung“ in Wien. Seine Schriften in Buchform umfaſſen die Jahre 1861 bis 1895 und beſtehen in hochdeutſchen Gedichten, darunter die Nachdichtungen von Le rime di Michelangelo, in Dialectgedichten, Novellen, Erzählungen und einer Schilderung der Gemäldeſammlung im kunſthiſtoriſchen Hofmuſeum zu Wien. (Vergl. Brümmer Lex. 1895 und Kürſchner Lit.-Kal. 1898.) Hans Grasberger ſtarb in der Reſidenz 1898. Bald nach ſeinem Tode bildete ſich ein Comité, aus den hervorragendſten Perſönlichkeiten Wiens beſtehend, welches in einem Aufrufe für ein literariſches Denkmal, durch die bereits damals eingeleitete Herausgabe ausgewählter Werke, und für ein würdiges Grabdenkmal plaidierte. „Das treue deutſche Herz Hans Grasbergers hat ausgeſchlagen!“ ſo beginnt der Aufruf. „Wir können ihm nicht mehr die Hand drücken, ſein männlich ſchönes, offenes Antlitz, das der Spiegel ſeines Charakters war, nicht mehr ſchauen. Wir können nur um ihn trauern und ſein Andenken ehren.“

Obgleich uns der einſtige Streit Grasbergers mit Hamerling längſt bekannt war, ſo haben wir auf Wunſch einer beſtimmten Perſönlichkeit bisher darüber geſchwiegen. Nun ſind aber Briefe Hamerlings zum Vorſchein gekommen, die noch lange nicht der Vernichtung preisgegeben werden durften, und die Ausfälle enthalten, die nur ſehr ſelten bei Hamerling in ſolcher

Form auftreten. Man kann uns nicht nachſagen, daſs wir nicht ſtets in Verehrung und ſozuſagen Freundſchaft für Robert Hamerling eingetreten ſind, allein wir müſſen mit Bedauern ſagen, daſs in dieſem Streit Hamerling den Beginn machte. Es iſt uns im höchſten Maße unbehaglich, dasjenige verſchweigen zu ſollen, was zu Gunſten Hans Grasbergers von einem Zeitgenoſſen, der den Schriftſteller perſönlich als grundgütigen, wenn auch vielleicht leicht erregbaren Mann kennen lernte, vorgebracht werden kann. Jeder Nachgeborene wird, wie die Menſchheit ſchon einmal iſt, auf Grund dieſer Briefe ein raſches verdammendes Urtheil über Grasberger fällen.

„Die Preſſe“ vom 8. December 1870 bringt aus der Feder Grasbergers ein Feuilleton: „Beitrag zu Grillparzers Jubiläum,“ in welchem vornehmlich die zu geringe Pflege der Werke Franz Grillparzers gegeißelt wird. Unter andern kommt der Verfaſſer auch auf die bis dahin mangelhafte Ausgabe der Schöpfungen Grillparzers und die Auflagen ſeiner dramatiſchen Werke zu ſprechen, wobei erwähnt wird, daſs Grillparzer ſelbſt die Zuſtimmung zu neuen Auflagen ſeiner Werke verweigerte. Grasberger, der das Feuilleton in Dialogform ſchrieb, fährt dann wörtlich fort: „Eben deshalb, weil die bisherige Nachfrage ihn nicht von der effectiven Nothwendigkeit einer ſolchen überzeugen kann. Oder ſoll Grillparzer den Humbug des neumodiſchen Büchervertriebs ſanctionieren, der gewiſſermaßen gleich mit der zweiten Auflage anfängt und jedes Hundert Exemplare zu einer weiteren Auflage ſtempelt? Sollen Grillparzers Schriften des aufdringlichen Köders von Goldſchnitt, Miniatur-Ausgabe, Demantdruck und nichtsſagendem Zierat bedürfen?“ — In der Nummer vom 1. Januar 1871 erſchien dann an zweiter Stelle der Feuilletonrubrik Grasbergers „Abfertigung“, allerdings in einem Tone, den niemand billigen wird. Außer an Kulke, hatte Hamerling auch an die Redaction der „Preſſe" einen Brief, dem man die Erregung anſieht, geſchrieben und der von einem Mitgliede dieſer Redaction (Kuh?) mit einer rohen Bemerkung verſehen wurde. Man hatte ſich alſo bereits heiß geredet, was Grasberger in ſpäteren Jahren ſelbſt zugeſtand und ſich ſozuſagen mit ſeiner Jugend entſchuldigte. Weiter citiert dann Grasberger jene Stelle aus ſeinem Artikel über Grillparzer, die auch wir hier mittheilten, und ruft die Leſer als Richter an: ob hiebei an Hamerling gedacht werden kann? Das Verdict dürfte auch heute noch Nein lauten. Mit langjährigen Erfahrungen ausgeſtattet, müſſen wir verſichern, daſs es ſelbſt für Fachkreiſe ungemein ſchwer iſt, ganz Verläſsliches über die Auflagen der Buchwerke oder Zeitſchriften zu erfahren, abgeſehen davon, daſs ja das Intereſſe durchaus nicht ſo lebhaft dafür iſt, als es ſich vielleicht ein Fernerſtehender denkt; es kommt uns beinahe naiv vor zu glauben, daſs ſich das Publicum, wenn auch nur das literaturfreundliche, für die Auflage, das heißt für die Anzahl der gedruckten Exemplare eines Werkes intereſſiere. Wenn man gelegentlich lieſt, daſs ein bekanntes Buch in ſo und ſo viel Tauſend gedruckt wurde, nimmt man das gewiſs mit Intereſſe auf, vergiſst's aber gleich hinterdrein. Was ſich uns in dem ganzen Streitfall von Anfang an aufdrängte, war eine unſichtbare Mittelsperſon, ein Ohrenbläſer, der das ganze Unheil heraufbeſchwor. Grasberger verſichert weiter öffentlich, daſs die Anſchuldigung, Hamerling beleidigen zu wollen, eine monſtröſe Überraſchung für ihn war. „Ich dachte nicht an Hamerling, als ich über Grillparzer ſchrieb," ſagt er wörtlich und wir glauben es ihm. — Daſs Grasberger bei ſeiner Rechtfertigung ſich durch die momentane Stimmung und Erregung verleiten ließ, über die Grenzen literariſchen Anſtandes hinauszuſchießen, war ihm ſpäter entſchieden peinlich; ein Beweis dafür iſt auch die Verſöhnung, die er auf geheimen Wegen ſuchte, um dem Dichter des „Ahasver“ ꝛc. gelegentlich ſeines 58. Geburtstages ſeine Verehrung bezeigen zu können; er wollte eine in Wien zuſtandegekommene Adreſſe an den Dichter mit unterfertigen, wagte es aber ohneweiters nicht. Hans Brandſtetter ſpielte nun den Mittelsmann und Robert Hamerling ſchrieb am 26. December 1887 die ergreifenden Worte nieder: „Was den Herrn betrifft, der mich vor 17 Jahren beleidigt haben ſoll, ſo weiß ich nicht, wen Sie meinen; wer immer es aber ſein mag, er kann verſichert ſein, daſs all mein Leben und Erleben abgeſchloſſen und abgethan hinter mir liegt und ich über Groll und Feindſeligkeit vollſtändig hinaus bin.“ Jetzt unterſchrieb Hans Grasberger die Huldigungsadreſſe an Hamerling. Wie ein ſtilles Gebet am friſchen Grabe des Dichters muthet uns jenes nur ſignierte Feuilleton in der Wiener Zeitung an, welches wir der Hauptſache nach im dritten Theile dieſer Briefe (S. 257 ff.) mittheilten. Endlich begegneten wir bei Denkmal-Angelegenheiten zweimal den Namen Grasberger. — Wir gehen nun zu den Briefen an Eduard Kulke über.

Brief aus Graz, 18. December 1870. — Wolfgang Robert Griepenkerl iſt der Verfaſſer eines Trauerſpiels in fünf Aufzügen „Maximilian Robespierre“ (Bremen, 2. Aufl. 1851).]

Hochgeehrter Herr! — Ihr warmes ausführliches Schreiben über „Danton und Robespierre“, im Vereine mit ein paar andern Kundgebungen ähnlicher Art, hat mir Freude und neuen Muth gemacht. Ich hege ſeitdem feſter als je die Überzeugung, daß in Betreff dieſer Tragoedie eine andere Anſchauung als die, welche Hr. [Heinrich] Laube und eine mir politiſch feindliche Clique mit ſolcher Haſt und Abſichtlichkeit verbreitete, ſich Bahn brechen wird. — Sie ſagen, daß Ihnen aus meinem Werke der tiefe Geiſt und Sinn der franzöſiſchen Revolution, das innere Weſen ihrer Träger lebendig entgegengetreten. Dies Lob iſt mir das erfreulichſte. Gerade das iſts, was ich wollte. Leſen Sie Griepenkerl's „Robespierre": Da finden Sie ein anderes Ziel verfolgt. Sie erfahren aus dieſem Buche nichts über die franzöſiſche Revolution; Sie erſehen daraus bloß, daß es ſehr traurig und rührend iſt, wenn ein Gatte und Familienvater, Danton, in der Mitte der Seinigen arretirt wird. Sie erfahren viel von den edelmüthigen Weibern und Kindern der Revolutionsmänner, von den Ideen derſelben erfahren Sie nichts. Auf die erſchütternde Tragik, welche im Untergang großartig angelegter Geſtalten, in der Bloßlegung ihres tiefinnerſten Seins und Strebens und Ringens liegt, wird da verzichtet; braucht der Autor einen großen Effekt, ſo läßt er eine Kanone auffahren, Madame Cabarrus ſetzt ſich darauf, ſchwingt eine dreifarbige Fahne, ſchleudert einen kräftigen Reim von „Bataillonen" und „Millionen" ins Parterre, und wird vom jubelnden Volk auf der Kanone aus der Scene gezogen. — Ich glaube wirklich, ein dramatiſches und ſogar theatraliſches Werk geſchrieben zu haben. Zahlreiche Leſer begrüßten es auch als ſolches. Da kamen einige Recenſenten und ſagten, es ſei nicht theatraliſch. Ich ſtutzte, da fiel mir Griepenkerls Tragödie wieder in die Hand, ich las ſie durch, und nun begriff ich, wie ich hatte ſchreiben ſollen. . . . Indeſſen, ſo übel ſteht die Sache nicht; ich kann, wenn es noth thut, ſelbſt aus den Recenſionen meiner Gegner beweiſen, daß das Stück theatraliſch wirkſam ſein müßte. Den 5. Akt erklärt Laube als wahrhaft dramatiſch und effektvoll; vom 2. behauptet dies der „Ungariſche Lloyd"; die Schlußſcenen des 3. Akts erklärt das „Salonblatt" für „überaus theatraliſch und opernhaft", die des 4. findet die „Tagespreſſe" „zu theatraliſch".

Demnach ſind ſchon 4 Akte des Stücks „theatraliſch“, und zwar theilweiſe eher zu viel als zu wenig. . . . — Kennen Sie Hrn. Grasberger? Dieſer ſpöttelte vor einiger Zeit über den „Humbug“, der „mit der 2. Auflage anfängt, und jedes Hundert von Exemplaren zu einer neuen Auflage ſtempelt“. Die hämiſche Verdächtigung konnte nur auf meine Tragödie zielen, und nur auf dieſe wurde ſie vom Publikum bezogen. Die 1. Aufl. wurde hier in Graz unter meiner Aufſicht in 1000 Ex. gedruckt. Als der Druck bis zu den letzten Bogen fortgeſchritten war, ſchrieb Richter [Verleger in Hamburg], die Beſtellungen auf das Werk ſeien ſo zahlreich, daß er mit 1000 Ex. nicht ausreiche, man ſolle gleich mit der Herſtellung einer neuen Auflage von 1000 Ex. beginnen. Von Bogen 10—12 konnten noch die 2000 Ex. zuſammen abgezogen werden; Bogen 1—9 wurden neu im Satze hergeſtellt — es exiſtiren alſo wirklich 2 Auflagen, jede zu 1000 Ex. Dies die Thatſachen, für welche ich mit meinem Ehrenwort bürge. Wie ſie die Gewiſſenloſigkeit ausbeutet, um die Kritiker gegen mich aufzuhetzen, erſehen Sie aus Hrn. Grasbergers Feuilleton. Daß Kritik und Publikum gegen einen Mann des „Humbugs“ mißgünſtig geſtimmt werden müſſen, iſt leicht zu begreifen. — Wüßten Sie mir die Adreſſe des Hrn. Grasberger zu verſchaffen? Es ſollte mich nicht wundern, wenn nach ſolchen Verdächtigungen in der Wiener Journaliſtik Niemand mehr das Wort für mich und meine Tragödie zu ergreifen wagte, und Alle ins Laube'ſche Horn blieſen. Die günſtiger Denkenden werden ſchweigen. — Sie fragen, ob ich Sie für einen abſichtlichen Nachahmer von Gothes kleinem Epos [Hermann und Dorothea] halte? Eine unberufene, gemachte Nachahmung konnte immer nur mißlingen. Man hat ebenſo wenig Fähigkeit als wirkliche Luſt, etwas Anderes als Geiſtverwandtes nachzunahmen. — Halten Sie dieſe abgeriſſenen, flüchtigen Zeilen zu Gute — Ihrem — hochachtend und dankbar ergebenen — Robert Hamerling.

[Brief aus Graz, 22. December 1870.]

Sehr geehrter Herr! — Erlauben Sie mir, mit beſtem Dank für Ihre fortgeſetzte, „Danton und Robespierre“ zugewendete Aufmerkſamkeit in eiliger Kürze eine kleine Berichtigung. Die 2. Aufl. der Tragödie wurde nicht, wie Sie vorausſetzen, gleichzeitig mit der erſten ausgegeben. Nahezu einen Monat dauerte die Herſtellung der 2. Aufl. und um ebenſoviel ſpäter wurde ſie demgemäß auch verſendet. Sie ſagen, man hätte bei der 2. Aufl., obgleich ſie ein wirklicher Neudruck von 1000 Ex. war, den Zuſatz „2. Aufl.“ auf dem Titelblatte unterlaſſen ſollen — bloß um den Schein des „Humbugs“ zu vermeiden? — Es wäre doch das erſte Mal im ganzen Lauf der Weltgeſchichte, daß, während täglich Schwindel mit falſchen „neuen Auflagen“ getrieben wird, man eine wirkliche zweite Auflage aus falſcher Scham und Ängſtlichkeit vertuſchte! — Die 2. Aufl. des D. u. R. iſt überdies auch nicht ein unveränderter Neudruck, ſie corrigirt die Druckfehler der erſten und hat kleine Verbeſſerungen im Text — ein Grund mehr, die 2. Aufl. vor der erſten auch äußerlich zu kennzeichnen. Die Zahl der Exemplare, die man von einem poetiſchen Werke abzuziehen [d. h. zu drucken] pflegt, beläuft ſich in der Regel auf 750–800 Ex. Eine Auflage von 1000 Ex. iſt ſchon eine ſtarke zu nennen. Daß übrigens die erſte Aufl. d. D. u. R. ſogleich nach dem Erſcheinen wirklich vergriffen wurde, kann Ihnen M. Perles in Wien bezeugen, Richters Commiſſionär auf dem dortigen Platze. — Hr. Grasberger hat, indem er die Verdächtigung des „Humbugs“, die er ſo grundlos vor dem Publikum auf meine äußern literariſchen Erfolge warf, eine Büberei begangen. Er kann meine Werke als Kritiker angreifen, und meine Erfolge als unverdient hinſtellen; aber dieſe Erfolge als nicht exiſtirend, als Sache bloßen Humbugs zu bezeichnen, das war eine Waffe, unwürdig jedes ehrlichen Mannes. — Daß es mich freuen wird, wenn Sie Ihre Stimme auch öffentlich zu meiner Vertheidigung erheben, brauche ich, in Erwiderung Ihrer wohlmeinenden Anfrage, kaum zu verſichern. Aber Hr. Grasberger hätte in ſeiner Anſicht über meine Perſon nicht ſo Unrecht, als er wirklich hat, wenn ich es nicht auch verſchmähte, günſtigere Stimmen der Kritik zu erbetteln. — An Hrn. Richter werde ich in der bewußten Angelegenheit ſchreiben — freilich mit nicht großen Ausſichten auf Erfolg bei den gegenwärtigen Zeitumſtänden. — In hochachtungsvoller Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling. — P. S. Ich wiederhole meine Bitte um gefällige Mittheilung der Adreſſe des Hrn. Grasberger.

[Brief aus Graz, 27. December 1870.]

Hochgeehrter Herr! — Die Correcturen und kleinen Änderungen der 2. Aufl. ſind durchaus nicht das Beweismittel, auf welches der „Hauptaccent“ gelegt werden kann — Correcturen und Änderungen ſind auch noch während des Druckes derſelben Auflage möglich. Entſcheidend iſt nur die ſachverſtändige Vergleichung des Satzes und Drucks beider Auflagen, und — mein gegebenes Ehrenwort, daß zwei Auflagen hinter einander, jede zu 1000 Ex., gemacht worden, und daß nur bei den letzten Bogen der ſtehen gebliebene Satz der 1. Aufl. auch für den Abzug der Exemplare der 2. Aufl. ge[illegible] hat. Während des Drucks der erſten Auflage waren [illegible]on mehr als 500 Ex. vom Verleger auf feſte Rechnung durch die Sortimenter verlangt worden waren alſo verkauft, und mit dem Reſte von 500 Ex. hätte der Verleger nicht manipuliren können. Er mußte daher ſogleich eine neue Auflage in Angriff nehmen laſſen. Als nun die erſte Auflage zur Verſendung kam, erhielt z. B. Moriz Perles in Wien, Richters Commiſſionär für Wien, 250 Ex. Dieſe waren binnen wenigen Tagen vergriffen, wie Sie aus dem beiliegenden Briefe dieſes Buchhändlers erſehen können. An andern Orten erging es mit dem Vorrath ebenſo, und ich lege Ihnen einen Brief Richters bei, in welchem er mich dringend erſucht, die Herſtellung der 2. Aufl. ſo ſehr als möglich zu beſchleunigen. Der Vorrath von Ex. eines Buches heißt nicht bloß dann vergriffen, wenn kein einziges Ex. mehr in den Buchhandlungen zu haben iſt, ſondern er heißt und iſt dies auch dann, wenn die Sortimenter ſo zahlreiche feſte Beſtellungen gemacht haben (das heißt nicht à condition Exemplare übernommen, ſondern auf eigenes Riſico gekauft haben), daß der Verleger keinen Vorrath mehr hat, weitere Beſtellungen zu effektuiren, und demnach einen neuen Abdruck zu veranſtalten genöthigt iſt. — Ich danke Ihnen für die Adreſſe des Hrn. Grasberger, aber ich kann mich nun doch nicht entſchließen, unmittelbar an ihn zu ſchreiben. Ich will nicht direkt mit einem Menſchen zu ſchaffen haben, der ſich ehrlos erwieſen; denn ehrlos iſts, auf eine bloße Vermuthung hin die Ehre eines Schriftſtellers anzugreifen und ſeinen Erfolg als Sache des „Humbugs" hinzuſtellen. Da Sie aber den Hrn. G. perſönlich kennen, ſo würden Sie mich ſehr verpflichten, wenn Sie ihm meine in dieſer Angelegenheit an Sie gerichteten Briefe — dieſen miteinbegriffen — zur Einſicht übermittelten; ebenſo die Briefe von Perles u. Richter. — Sie halten alſo an dem Vorſatz feſt, in der „Preſſe" zu meinen Gunſten das Wort ergreifen zu wollen? Die „Preſſe" iſt mir zu feindlich, um das zu geſtatten. — Richters Eile bedauer ich — ich werde aber doch noch an ihn ſchreiben. — Für das Bild herzlichen Dank — Sie merken ſchon aus dieſem Briefe, daß ich Sie mir durch daſſelbe näher gerückt fühle und daß es mir Vertrauen einflößt. . . . — In Hochachtung und Ergebenheit Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief ohne Datum; nach dem 1. Jänner 1871 geſchrieben]

Hochgeehrter Herr! — Ich bin im Augenblick noch ohne Antwort auf den Brief, den ich in der bewußten Angelegenheit an Richter geſchrieben habe. Sobald ich ſie erhalte, theile ich ſie Ihnen ungeſäumt mit. Sie haben mich über den Erfolg Ihres Schrittes bei der „Preſſe“ zwar nicht ausdrücklich verſtändigt, aber ich kann mir ſehr leicht vorſtellen, wie die Sache abgelaufen. Ich begreife jetzt gar nicht, wo ich meinen Kopf hatte, daß ich Ihnen nicht von vorn herein ernſtlicher davon abrieth. Beim „Vaterland“, an deſſen Feuilleton Sie betheiligt ſind, wäre der gleiche Verſuch ohne Zweifel beſſer gelungen. Natürlich reſpectire ich die mir unbekannten Gründe, die Sie gehabt haben werden, von dieſem Blatte gänzlich abzuſehen. Herr Hans Grasberger hat in ſeiner „Abfertigung“ (!) ſoviel Geringſchätzung gegen mich entwickelt, daß ich wirklich erſtaunte. Da Sie ihm meine Briefe nicht hatten leſen laſſen, und meine Zuſchrift an die „Preſſe“ bloß ſachliche Angaben in maßvollſter Form enthielt, ſo war der Autor dieſer „Abfertigung“ (!!) in keiner Weiſe perſönlich provozirt. Vor ein paar Jahren kam er zu mir in meine entlegene Sommerwohnung, um mich kennen zu lernen und mich ſeiner „Hochachtung“ zu verſichern. Von dieſer „Hochachtung“ ſcheint nichts mehr übrig zu ſein. Mir iſt es unbegreiflich, wie man einen Menſchen, von dem man nicht perſönlich beleidigt worden iſt, öffentlich in dieſem Tone „abfertigen“ (!!!) kann. Ich wäre dergleichen nicht im Stande. Ich bin noch nicht alt, aber ich bewundere bereits die jüngere Generation. Sagen Sie das doch Hrn. Grasberger!

Herzlich ergeben Ihr — Rob. Hamerling. — Darf ich mir die beiden Buchhändlerbriefe gelegentlich zurückerbitten?

[Brief aus Graz, 5. Februar 1871.]

Hochgeehrter Herr! — Richter ſchreibt mir wörtlich: „Auf Ihren Wunſch in Betreff der epiſchen Dichtung von Kulke bedaure ich wenigſtens zur Zeit nicht eingehen zu können. Fällt die Oſtermeſſe beſſer aus, als ich erwarte, ſo bin ich wohl eher zu einem ſehr zweifelhaften Geſchäft geneigt.“ Einen ſonderlich guten Klang hat dieſer Beſcheid nicht; aber ich bitte zu beachten, daß Richter uns nicht definitiv abgewieſen — daß er bloß „zur Zeit“ ſich nicht entſchließen will, und daß wir, wenn wir Luſt haben, nach Oſtern wieder anfragen dürfen. Die Mäklerphraſe vom „zweifelhaften Geſchäft“ wird Sie ſchwerlich verletzen. — Sie ſprechen Ihr Befremden aus über mein Stillſchweigen — ein Befremden, das ſich ohne Zweifel auch auf die Kürze und Flüchtigkeit meiner bisher an Sie gerichteten Briefe erſtreckt. Sie veranlaſſen mich dadurch zu einem Geſtändniß, das, je eher je lieber gemacht, zur Verſtändigung zwiſchen uns, und ſelbſt zur Sicherung unſerer Beziehungen, deren Fortdauer ich wünſche, da Sie mir Sympathie einflößen, weſentlich beitragen kann. Es gab eine Zeit, wo ich lange Briefe ſchrieb und es liebte, mich brieflich auszuplaudern, und wo ich manchmal um einen Correſpondenten verlegen war, an den ich meine Briefe richten konnte — in neuerer Zeit muß ich in demſelben Maße mehr Briefe ſchreiben und erwidern, als meine Luſt zu umfaſſenden brieflichen Auslaſſungen abgenommen hat. Ich ſeufze unter der Laſt einer Correſpondenz, deren Ausdehnung gewiß nicht im rechten Verhältniſſe ſteht zu dem was ich meinen „Ruf“ nennen kann. Ich will ſagen, daß ich faſt ſo viel Briefe zu ſchreiben habe, wie ein „berühmter Mann“, während es doch mit meiner Berühmtheit noch gewaltig hapert, und ich zur Claſſe derjenigen gehöre, deren Werke ſich Hr. Grasberger, wie er in der „Preſſe“ bekannt macht, bloß „zu einmaliger Durchſicht ausleiht“. Um es kurz zu ſagen: der Zufall hat es ſo gefügt, daß ich in eine ziemlich weitläufige Correſpondenz verwickelt bin. Die Folge davon iſt, daß ich an meine Correſpondenten feierlich die Frage zu richten pflege: „Erlauben Sie mir, daß ich mich in meinen Briefen ganz kurz faſſe und mich auf die Erledigung des thatſächlich vorliegenden Themas beſchränke? Wenn ja, ſo ſchreibe ich ſo oft Sie wollen; wenn nicht, ſo geben Sie mich auf!“ — So apoſtrophire ich auch Sie, geehrter Herr und Freund! Sie brauchen die Frage nicht ausdrücklich zu beantworten — thun Sie es thatſächlich. — Dem „Vaterland“ werde ich ein Recenſions-Exemplar von „D. u. R.“ einſenden. Dies Blatt hat trotz ſeiner kirchlichen Tendenz ſogar den „König von Sion“ ſehr glimpflich behandelt. Freilich unter anderer Redaction. Jedenfalls mache ich mir den Spaß; übler kann ich da auch nicht wegkommen, als ich bei den „liberalen“ Blättern weggekommen bin. — Warum Hr. [Ludwig] Speidel Ihren Brief nicht beantwortet hat, werde ich Ihnen vielleicht nächſtens einmal erklären. — In der Hoffnung, daß Sie großmüthig genug ſind, unſers brieflichen Verkehrs nicht überdrüſſig zu werden, wenn Sie auch dabei mehr der gebende Theil ſein müſſen als der empfangende, bin ich — Ihr — freundſchaftlich ergebener — Hamerling.

[Brief aus Graz, 29. September 1876.]

Hochgeehrter Herr! — Ich bin mit keinem einzigen der Herren vom hieſigen Landesausſchuſſe perſönlich bekannt; meine perſönlichen Bekanntſchaften beſchränken ſich überhaupt auf drei bis vier hier wohnende Dichter und Schriftſteller. Bei Perſonen, die ich nicht kenne, als Fürſprecher aufzutreten, hindert mich nicht bloß eine angeborne Ängſtlichkeit, ſondern auch eine beſondere Erfahrung. Als ich mich einmal verleiten ließ, für einen hier durchkommenden Literaten, der einen Saal zu ſeiner öffentlichen Vorleſung haben wollte, fürzubitten, wurde derſelbe abgewieſen, und ſagte dann überall, er habe den Saal meinetwegen nicht erhalten, weil man in meiner Fürſprache bei Perſonen, denen ich niemals vorgeſtellt war, eine Anmaßung gefunden. Ich bedaure herzlich, daß ich mich Ihnen nicht bei dieſer Gelegenheit dankbar erzeigen kann für die freundliche Theilnahme, mit welcher Sie ſich mir vor einigen Jahren brieflich genähert haben. Bewahren Sie nichts deſtoweniger ein Reſtchen jener guten Geſinnungen — Ihrem — in größter Hochſchätzung ergebenen — Rob. Hamerling.

[**Leopold Schauer**, akademiſcher Maler, Profeſſor am k. k. Maximilians-Gymnaſium und Leiter der Allgemeinen Zeichenſchule im IX. Bezirke Wiens.

In ſeinen „Stationen", wo Hamerling von dem „Nero-Thema" ſpricht, ſagt er u. a.: „Maler und Zeichner haben mit dem Werke [Ahasver in Rom] ſich gerne beſchäftigt, und manches Blatt, darunter ein mir beſonders wertes von Leopold Schauer, hat aus Künſtlerhänden als freundliche Spende den Weg zu mir gefunden."

Der Hamburger Verlagsbuchhändler Eugen Richter, bei welchem von Schauer illuſtrierte literariſche Arbeiten Eduard Kulkes (ſ. S. 215) erſchienen waren, gab dem Künſtler ein Exemplar des „Ahasver in Rom", damit er gegebenenfalls Illuſtrationen dazu anfertigen könne. Aus dieſer Lectüre entſtanden die im Folgenden berührten zwei Compoſitionen: die erſte eine Bleiſtift-, die andere eine Kreidezeichnung. Da Richter sen., der der Illuſtrierung nicht geneigt war, nach ſeinem Sohne das Geſchäft übernahm, unterblieb auch die angeregte Idee.

Brief aus Graz, 31. December 1870.]

Hochgeehrter Herr! — Empfangen Sie meinen herzlichſten Dank für die gütige Überſendung Ihrer Skizze zu „Ahasver in Rom". Ich finde ſie gedankenvoll und bedeutſam komponirt. Sie haben das, was im Gedichte ſelbſt, insbeſondere im Geſang vom Brande Roms, zerſtreut iſt, tüchtig zu vereinigen gewußt. In der Gruppirung wird gewiß Jeder die ſchöne Klarheit der Anordnung, die Ruhe und edle Einfachheit der Darſtellung bewundern. Es käme nun, um den vollen Genuß zu haben, auf die Detailausführung der Geſtalten, das Charakteriſtiſche der Züge und des Ausdrucks an; und daß in dieſer Beziehung Gutes zu erwarten, iſt ſchon aus den Umriſſen erſichtlich. Die Art, wie hie und da hiſtoriſche Porträtmotive benützt ſind, zeigt eine Künſtlerhand, die aus dem Gegebenen das Brauchbare und Ausdrucksvolle leicht und ſicher herausarbeitet. In wie weit jedoch dies auch in Neros Zügen der Fall, konnte ich aus den Umriſſen der Skizze nicht völlig erſehen. Ohne Zweifel iſt Ihnen der prächtige Nerokopf, wie er auf vielen Münzen erhalten iſt, nicht fremd? Ein kleines Bedenken — aber ganz unmaßgeblich, — möchte ich nur bezüglich der Gruppe ausſprechen, welche durch die Geſtalten der beiden Apoſtel, des Mohren, und Ahasvers im Hintergrunde gebildet wird. Niemand wird unempfänglich ſein für den Eindruck des Gegenſatzes, welchen die imponirende Ruhe und Würde der Chriſtengruppe der Nero-Gruppe gegenüber bildet. Aber es will mir ſcheinen, als konnte der Umſtand, daß jene vier Geſtalten beinahe ſchnurgerade parallel neben und hinter einander emporragen, wie Bäume im Walde, doch Manchem gegen hergebrachte Kunſtregeln verſtoſſend ſich darſtellen. — Es war gewiß

Eugen Richter, mit welchem Sie ſeiner Zeit über Ahasverusſkizzen ſprachen. Mittlerweile iſt Eugen von der Leitung des Geſchäftes zurückgetreten, und ſein Vater, J. F. Richter, Eigenthümer der Hamburger „Reform“, hat auch die Verlagshandlung wieder übernommen. Der Sohn ſchwärmte für die Idee einer illuſtrirten Ausgabe des „Ahasver in Rom“; der Vater, ein ſehr praktiſch bedächtiger Mann, wird das koſtſpielige Unternehmen vielleicht noch etwas riskirt finden. Ich ſelbſt würde mich — was ich kaum zu verſichern brauche — glücklich ſchätzen, einen ſo verſtändnißvollen Illuſtrator, wie Sie es ſind, zu finden. — Meine beiden Epen haben ſchon mehrere Künſtler zu Skizzen angeregt, die mir zur Anſicht mitgetheilt wurden. Ihnen aber bin ich zu doppeltem Danke verpflichtet, da Sie der Erſte ſind, der mir den dauernden Beſitz des Entwurfes gönnt. Ich werde noch manchesmal zum Genuſſe desſelben zurückkehren und dabei mit dankbarer Würdigung Ihrer gedenken — als Ihr in aufrichtiger Hochſchätzung — ergebener Robert Hamerling.

[In den April 1873 fällt ein Beſuch Schauers bei Hamerling in Graz. Der Dichter war mit ſeinem Roman „Aſpaſia“ beſchäftigt und fürchtete, durch einen Beſuch der Wiener Weltausſtellung abgelenkt zu werden; unſeres Wiſſens kam es zu dieſem Beſuche nicht. Auch wurde das damals fertig gewordene große Bild Guſtav Werthheimers (ſ. S. 181) beſprochen, welches eine Scene aus dem „Ahasver“ zum Gegenſtand hatte.

Brief aus Graz, 11. Mai 1874.]

Hochgeehrter Herr! Sie beſchämen mich in der That durch Ihre Güte, indem Sie der mir werth gewordenen Illuſtration einer Scene des „Ahasver in Rom“, die Sie mir vor einigen Jahren zum Geſchenk machten, nun die Sendung eines größeren Ahasverbildes folgen laſſen, welches durch die vielen Vorzüge ſeiner Ausführung mich wahrhaft überraſcht. Es iſt die Compoſition als Ganzes, ihr künſtleriſcher Totaleindruck, die Gruppirung, der Fluß und Rhythmus der Linien, was in dieſem Entwurfe das Auge höchſt wohlthuend berührt und feſſelnd befriedigt. Offenbar wollten Sie nicht durch kecken Schwung der Phantaſie oder derbe Kraft der Charakteriſtik, ſondern durch das Wohlabgewogene, Harmoniſche des Bildes hauptſächlich wirken. In der Charakteriſtik ſtellt die Dichtung zum Theil ſchwierige Aufgaben: vor Allem in der Geſtalt des Ahasver ſelbſt, welchem der Dichter eine geſpenſtig wechſelnde, zwiſchen Jugend und Alter hin und her ſchwankende Äußerlichkeit verleiht, während der Plaſtiker nur mit beſtimmten und feſten Umriſſen operiren kann. Sie haben nun auch in den Einzelnfiguren ohne Frage viel Schönes geleiſtet; aber immer kehrt mein Auge zu dem Ganzen als ſolchem zurück, um den reinſten und befriedigendſten Eindruck davon zu empfangen. — Lebhaft wünſchend, eine Gelegenheit zu finden, um mich Ihnen dankbar zu erweiſen, bin ich, hochgeehrter Herr, — Ihr — hochachtungsvoll ergebenſter — Rob. Hamerling.

[Adolf Doppler, Componiſt und Kunſtreferent, Leiter einer Muſikanſtalt in Graz, theilte uns unter dem 8. April 1901 mit:

„Meine Beziehungen zu Robert Hamerling beſchränkten ſich auf jenen Verkehr, welcher ſich aus dem Bedürfniſſe ergibt, einer bedeutenden Erſcheinung, ſoweit es Zeit und Umſtände erlauben, in Verehrung näherzutreten, um das Ergebnis der geſammelten Eindrücke als Heiligthum zu bewahren. — Der Dichter war in Graz ſehr in Anſpruch genommen, auch liebte er die ſeinem Schaffen nöthige Abſonderung und Zurückgezogenheit, ſo daſs er für die nicht unmittelbar Betheiligten nur eine kurzgemeſſene Zeit übrig haben konnte. Mir geſtattete er die Umgeſtaltung ſeines 1871 erſchienenen Danton und Robespierre zur Opernbearbeitung. Doch kam ich infolge beruflicher Abhaltungen, zahlreicher Krankheits- und Unglücksfälle in meiner Familie, über den muſikaliſchen Entwurf einiger Theile nicht hinaus. — Unvergeſslich ſind mir vor allem die Begegnungen mit dem Dichter im nahegelegenen Hilmteiche, reſpective Stiftingthalwalde, wo derſelbe mit großem inſichgekehrten Blicke langſam dahinſchritt, das Notizbuch in der Hand und von Zeit zu Zeit einhaltend ſchrieb. Ihn dabei zu ſtören wäre unverantwortlich geweſen, erſchien aber ein Begegnen, indem ich ihn nicht früher bemerkte, unvermeidlich, ſo war ſeine Begrüßung eine ſo herzliche, dasjenige was er in ſeiner kurzen tiefen Weiſe ſagte, ſo bedeutend, daſs man einen erhebenden Eindruck mit nachhauſe nahm. Er wollte einmal eine Wohnung in unſerem Hauſe in der Schillerſtraße beziehen, daraus wurde aber leider nichts. Die Stadtwohnung in der Realſchulgaſſe war ihm zu unruhig und auch ſonſt wenig entſprechend, daher er es vorzog, den Sommer und Herbſt in ſeinem Landhauſe im Stiftingthale zuzubringen. Er äußerte ſich einmal zu mir, daſs die zwei ſchönen Pappelbäume beim Gartenthor ſeiner Beſitzung ihm Gedanken zurauſchten und das kleine Bächlein daneben manche Sorge wegſpüle.

Vor dem Gitter, treu verbündet,
Steht ein rieſig Pappelpaar,
Das mit lindem Säuſeln kündet
Jede nahende Gefahr

heißt es in dem Gedichte „Stiftinghaus“, in welchem Hamerling ſein ländliches Beſitzthum poetiſch beſchrieb.

Manche Schatten lagerten ſchwer auf dieſem unſagbar tiefen und reichen Dichterleben, welches unter ſeiner zeitweiligen Umgebung ſowie unter der Qual eines nahezu dreißigjährigen körperlichen Leidens, ein wahres Martyrium zu beſtehen hatte. Es war der großen Seele Hamerlings, bei allem Hohen und Schönen was er ſchuf, doch verſagt, das Beſte, was in ihm war zum gewünſchten Ausdruck zu bringen. — Es ſind dies zum Theile ſeine eigenen Worte, die ich hier anführe. — Die ſchwere Leidenszeit und der Tod Hamerlings, der am 13. Juli 1889 um halb 8 Uhr morgens in ſeinem Landhauſe erfolgte, führten uns ſeiner Mutter, welche mir und meiner Familie eine mütterliche Freundin wurde, ſehr nahe. Von da ab verweilte ich mit den Meinen oft und lange bei ihr und bekam einen umfaſſenden Einblick in das Leidens- und Heldenleben, wie in die Hinterlaſſenſchaft des Verewigten, welch' letztere zum großen Theile veräußert wurde. Es iſt unverantwortlich, daſs die maßgebenden Kreiſe es unterließen, den Nachlaſs, darunter hauptſächlich das Sterbezimmer, zu erhalten.

Von der Mutter Hamerlings erhielten wir am 25. Juli 1889 aus des Dichters Nachlaſs deſſen Taſchenſchreibzeug mit den von ihm gebrauchten Federn und den Bleiſtift; ein dem Todten ſehr werthes Chriſtusbild, welches derſelbe aus Frankreich erhielt; ſeinen Tiſch, auf welchem ſeine täglich gebrauchten Werke und Schriften lagen; ein Fragment des Gedichtes „Ein Schillerbild am Donauſtrand (1859)“ in der Handſchrift des Dichters; endlich die ganze linke Locke, ſowie auch Haare vom Hinterhaupte, welche ich zu zwei umrahmten, mit Hamerlings Bild und zarten Blumen aus den Todtenkränzen gezierten Arrangements verwendete, deren eines ich der Spenderin gab, das aber in ſpäterer Zeit gleichfalls verkauft wurde. — Am 13. Juli 1890 (nachmittags 5½ Uhr) fand die Enthüllung einer Hamerling-Gedenktafel auf der Riesſtraße nächſt Graz, am Hauſe zum erſten Fuchswirth.

woſelbſt Hamerling ſeinerzeit den Sommer über wohnte und ſchuf, ſtatt. — Die Zeit iſt übrigens nicht mehr ferne, wo dem Andenken des Dahingegangenen ein würdiges Denkmal in Graz errichtet werden wird.

Am 27. Februar 1892 um halb 5 Uhr nachmittags entſchlief Franciska Hamerling, die Mutter des Dichters; ſie wurde zwei Tage ſpäter neben ihren vorangegangenen Gatten am St. Leonhard-Friedhofe gebettet. Dieſelbe bediente ſich in den letzten Lebensjahren friſchen Eichenlaubes, welches ihr täglich in's Bett geſtreut wurde, um ſich damit zu ſtärken. Ein Thier, welches mit dieſen Blättern in's Ruhelager kam, bohrte ſich der Frau in den Rücken; es entſtand eine heftige Entzündung, welche den Tod im Gefolge hatte. — Schon am nächſten Tag erſchien ein Bericht von mir, welchen der Chefredakteur Prof. E. v. Raab wünſchte, in der Grazer Tagespoſt, ſowie auch eine längere Beſprechung bald darauf in der Deutſchen Kunſt- und Muſikzeitung in Wien erſchien. — Die Mutter Hamerlings war eine geiſtig ſehr geweckte Frau; ihr mildes, klares, leuchtendes, blaues Auge berührte überaus ſympathiſch, auch wußte ſie den Werth ihres Sohnes zu ſchätzen, ſie war ſtolz auf ihn. Redete ſie ſich warm, ſo ſprach ſie nicht von Robert, ſondern vom Profeſſor. Die ſchönen Stunden, welche wir mit ihr verbrachten, werden uns unvergeßlich ſein.

Von Frau Direktor Betty Markhart, einer Nichte Hamerlings, erhielten wir nachher eine vom Vater Hamerlings kunſtvoll geſchnitzte Kapelle mit Crucifix, und eine Madonna mit Kind in einem Gehäuſe; weiters ein Bild, mit den Initialen und der Jahreszahl 1885 in Edelweiß ausgeführt, welches die Verewigte zu ihrem 85. Geburtstag aus Salzburg erhielt; dann die Bilder der Eltern Hamerlings, ferner mit Glas gedeckte Blumen mit Hamerlings Beiſchrift:

„Bei der Waldhütte bei Graz, von Ludmilla, 21. Mai 1854“; endlich Haare der Verſtorbenen. — Sämmtliche Gegenſtände, welche wir aus Hamerlings Nachlaſs erhielten, gehen nach meinem Tode an das Landes-Muſeum in Graz über, mit dieſen auch werthvolle Gegenſtände aus Goethes Zeit, welche ich ſeinerzeit in Weimar erhielt.“

Das erwähnte Fragment, vier Strophen des Prologes für ein Concert der Wiener Studenten zum beſten des Schillerdenkmalfonds (9. Mai 1869), iſt offenbar die erſte Faſſung; in der vierten Strophe lauten die vier letzten Zeilen über Schiller ſo:

> Hier war er wie unter den Seinen ja
> Und ſchaute ſich kaum noch zurück
> Vom Strande, wo Liebe ſo reich ihn krönt,
> Nach himmliſchem Geiſterglück.

In den „Letzten Grüſsen aus Stiftinghaus“ (Nachlaſs) wurde der umfangreiche Prolog aufgenommen. Der vierte Vers der dritten Strophe: „Und durchhallt von muntern Geſängen“ lautete urſprünglich: „Und durchhallt von hellen Geſängen.“]

[**Anton Wöckl**, Landesbuchhalter i. R., in Bozen lebend, wird von Robert Hamerling in den „Stationen“ und in zwei Briefen an van Bruyck (dritter Theil, S. 224—7) erwähnt und zwar als Componiſt. Auch Dr. Wilhelm Kienzl in ſeinen Erinnerungen an Hamerling (Deutſche Revue, October 1889) theilt Tagebuchnotizen aus dem Jahre 1877 mit, in welchen es heiſst, daſs der damals jugendliche Muſiker dem Dichter Lieder von Wöckl vorſpielte.

Der letztere ſchrieb uns unter dem 21. Februar 1891: „Durch Widmung meines erſten ungedruckten Cyclus ‚Sinnen und Minnen‘ an den Dichter dieſer

Lieder, Robert Hamerling, wurde ich zuerſt mit dieſem bekannt und im Juni 1873 ein ſchriftlicher Verkehr eingeleitet. Da ich in Graz Freunde und Schulcollegen hatte, kam ich ſpäter manchmal zu Beſuch dahin und verſäumte natürlich nicht, mich auch Profeſſor Hamerling vorzuſtellen, welcher mich ſehr zuvorkommend aufnahm. Damals war er aber ſchon ſehr leidend und unſere Unterhaltung konnte demgemäß nur von kurzer Dauer ſein, weil mir ſein Zuſtand ſofort auffiel und Zurückhaltung gebot. So kam ich etwa fünfmal mit ihm in perſönliche Berührung und er unterließ es nie, mich zu öfterem ſchriftlichen Verkehre aufzufordern. — Nun war er aber ein gefeierter Dichter, pflegte eine ausgebreitete Correſpondenz und ſchuf dabei jährlich ein größeres Werk. Dazu dieſer körperliche Zuſtand, der mich immer an ſeinen ‚Correggio‘ erinnert, in welchem er ſich ſelbſt zeichnete. Ich hielt mich alſo im Hintergrunde und ſchrieb nur ſelten. Eine Reviſion meiner Papiere ergab vier Briefe und eine Correſpondenz-Karte. Das iſt alles, was ich von ſeiner Hand beſitze. — Und der Inhalt dieſer Briefe? Zunächſt Empfangsbeſtätigungen über den Einlauf meiner Sendungen, welche in Compoſitionen zu ſeinen Dichtungen beſtanden. Die Beſprechung derſelben in ſeiner liebenswürdigen Weiſe iſt allerdings derart ausgefallen, daſs ſie mich ungemein erfreute. Zu bemerken iſt, daſs Hamerling in ſeinen Briefen die Drucklegung meiner Lieder zu ‚Sinnen und Minnen‘ anregte; die eingeleitete Action führte aber zu keinem Reſultate. Ich hatte längſt jede Berührung mit dem Publicum aufgegeben und es fehlte ſomit der rechte Eifer für die Sache.“ (Zur Veröffentlichung der Briefe konnte ſich der Componiſt nicht entſchließen, aus Beſorgnis, es könnte als Reclame für ſeine Compoſitionen aufgefaſst werden.)

Robert Hamerling erwähnt auch, daſs Wöckls

„Frühlingslied" (J. J. Sonderegger, St. Gallen 1871) preisgekrönt wurde; das iſt aber unrichtig, denn das Opus war weder eine Concurrenzarbeit noch erhielt es einen Preis. Eine unrechtmäßige Ausgabe mit verſtümmeltem Text verkauft die Firma F. Schubert & Comp. in Leipzig.

Die Stelle in dem Gedichte „Correggio" (Blätter im Winde) erinnert allerdings an den leidenden Dichter ſelbſt und bildet die Bemerkung Wockls eine Beſtätigung unſeres Empfindens, das wir bei der erſten Leſung des Gedichtes hatten. Auch Karl Emil Franzos, der den Dichter perſönlich kannte, ſagt von dieſem Gedicht: „Was mich an dieſen Verſen damals, als ſie mir der arme Dulder mit trübem Lächeln in die Hand gab, ſo tief erſchütterte, was mich heute ergreift, iſt ihre ungemeine Wahrheit." (Deutſche Dichtung, 1. September 1889.)

— — — Da ſchlug die matten Augenlider
Der Meiſter auf und ſagte, ſanft und ſtill,
Verſchämten Tones: „Ach, Herr Cardinal,
Vergebt, ich kenne keinen Zauberer,
Kein andres Werk. Er macht mit Malereien,
Schwerlich als die Kunſt genommen. — Was Ihr ſagt
Von meinen Bildern, Andre ſagen's auch,
Und es mag wohl ſo ſein, wenn Ihr's ſo findet.
— — — — — Ach, wiſſet, Herr,
Von allen Glorien, welche, wie Ihr ſagt,
Um meine Bilder ſchweben, hat nicht eine,
Nicht eine je mein eigner Sein erhellt,
Und keine würde erhellen, als die eine,
Die um der Chriſten Stirne gießt der Tod
Im letzten Augenblick — der Tod, der mich
Erlöſt von aller Noth, von aller Qual,
Vom täglichem Gebreſt des ſiechen Leibes,
Vom lebenslänglichem Ungemach des Lebens."]

[Leopold Rosner, geweſener Verlagsbuchhändler in Wien, Verfaſſer von zahlreichen literariſchen Arbeiten und Überſetzungen aus dem Ungariſchen. — An denſelben iſt der nachfolgende Brief aus Graz vom 1. Januar 1873 gerichtet; das Schriftſtück befindet ſich jetzt in der Autographen-Sammlung des Sectionschefs Ludwig Ritter Přibram von Gladona in Meran, welcher uns das Original zur Copierung freundlichſt überließ. (Sectionschef v. Přibram bemerkte bei dieſem Anlaſſe, daſs eine ihm befreundete Dame u. a. ein Autograph beſitze, welches letztwillige Verfügungen des Dichters enthalte. Eine ſpätere Mittheilung ergänzte den Punkt dahin, daſs das Schriftſtück bei näherer Betrachtung ſich als ein Geſuch herausſtellte, welches die Flüſſigmachung der Penſion Hamerlings betrifft. Mehr ließ ſich nicht in Erfahrung bringen.)]

Hochgeehrter Herr! — Ich beabſichtige eine Auswahl von Aufſätzen eines von mir entdeckten verwilderten Genies herauszugeben. Dieſelben werden aus 3 veröffentlichten, aber nicht ins Publikum gedrungenen Broſchüren meines Schützlings — ſein Name iſt Mayer — und aus dem Beſten ſeiner noch ungedruckten Aufzeichnungen genommen ſein. Hätten Sie Luſt, dieſes Büchlein mit einer Vorrede von mir zu verlegen? Ich ſende Ihnen unter Kreuzband eine jener drei Broſchüren, und verweiſe Sie namentlich auf die Erzählung „Der Rothfink aus Schmalkalden“, aus welcher Sie die Eigenart unſeres Autors kennen lernen mögen. Haben Sie die Güte, ſich möglich bald über Ihre Entſchließung zu äußern. — Hochachtungsvoll ergeben — Ihr — Robert Hamerling.

[Es handelt ſich hier ohne Zweifel um das 1871 bei J. F. Richter in Hamburg erſchienene Buch: „Ludwig Mayers: Papiere des Philoſophen von Rumvelsbach; mit einer Vorrede herausgegeben von Robert Hamerling."

Über Ludwig Mayer, der aus Hamerlings Schriften längſt bekannt iſt, ſeien einige Daten gebracht, ſowie Mittheilungen über den Aufenthalt der Briefe des Dichters an ihn. Hamerling in ſeiner „Proſa", Neue Folge, 2. Band, erzählt in einem eigenen Capitel: „Ein verwildertes Genie (12. Mai 1870)" Folgendes: „Vor etlichen Jahren brachte eine Reiſe ins niederöſterreichiſche Heimatland mich in ein Städtchen des wälderreichen Landſtrichs, das unter dem Namen des ‚Waldviertels', unfern der böhmiſchen Grenze gelegen, bekannt iſt. Eines Abends von einem Ausfluge in die Umgebung des Städtchens mit befreundeten Perſonen zurückkehrend, ſah ich plötzlich die Geſtalt eines jungen Mannes auftauchend ſich zu uns geſellen, der mir ſofort als der Bruder eines meiner Begleiter und als ein weitläufiger Verwandter von mir ſelbſt vorgeſtellt wurde. Die neue Erſcheinung erregte meine Aufmerkſamkeit in hohem Grade. Durchaus fremdartig trat ſie aus der harmloſen kleinſtädtiſchen Umgebung hervor. Es war ein ſtark gebauter, wohlgebildeter Mann von etwa 30 Jahren, mit glühenden Augen, dunklem Haar; um den Leib hatte er einen ärmlichen grauen Mantel maleriſch geſchlungen. Er führte ſich mir mit einigen Worten vor, die ſogleich den Einblick in eine ſeltſame geiſtige Individualität eröffneten. Er geleitete mich nach Hauſe, ſprach in wenigen wirren und abgeriſſenen Worten, aber mit einer Art nervöſer, leidenſchaftlicher Erregtheit über Poeſie und Muſik. Andere Äußerungen, die er that, überraſchten mich durch einen ans Fanatiſche ſtreifenden deutſch-nationalen Patriotismus. Aufgefordert, ſetzte er ſich ans Piano und ſchickte ſich an, mir einen von ihm ſelbſt componierten Marſch vorzuſpielen. Er fieng mehrfach an zu präludieren, immer wieder abbrechend, zwiſchendurch ſprechend und mehr und mehr ſich erhitzend; ſein Geſicht begann wie im Fieber zu glühen; plötzlich ſprang er vom Piano auf, ergriff Mantel und Hut, ſagte, es ſei ihm jetzt unmöglich, einen rechten Ton aus dem Piano herauszubringen, ſtürzte, obgleich ich ihn zu halten ſuchte, zur Thüre hinaus, und war für die Dauer meines Aufenthaltes in dem Städtchen, nicht mehr zu bewegen, ſich mir perſönlich zu nähern. . . . . Die Verſuche, ihm eine angemeſſene Schulbildung zu geben, mißlangen. Er wurde Soldat, doch taugte er dazu am allerwenigſten. Zuletzt eröffnete er einen kleinen Kaufladen. . . . . Weltſcheu, die Aufregung des Geſprächs wie ein Fieber fürchtend, näherte er ſich mir, wie geſagt, nicht mehr perſönlich. Als ich jedoch abgereiſt und zurückgekehrt war an den Ort meines gewöhnlichen Aufenthalts, wendete er ſich an mich mit Briefen und ſendete mir umfangreiche Manuſcripte. Das erſte ſtellte ein Drama vor, mit zahlloſen und ungeheuerlichen Perſonen: Geiſter und Geſpenſter ſpielten mit Lebendigen aller Art einen Hexenſabbath; die Schlußſcene war von einer beiſpielloſen, und wie man ſich wohl denken mag, ins Komiſche umſchlagenden Phantaſtik. Den weſentlichſten Beſtandtheil des Ganzen bildeten übrigens die Reflexionen der handelnden Perſonen, welche ſich meiſtens bogenlang, zuweilen aber auch bis zur Stärke ſelbſtändiger Broſchüren ausdehnten. Dieſe Reflexionen waren confus, ſinn- und zuſammenhanglos, ſie waren ‚verrückt‘. Aber aus dieſem Chaos ſprang hie und da ein Funke, ein genialer Blitz, eine frappante, treffende Wendung, auf welche nicht ſo bald ein ‚vernünftiger Menſch‘ gefallen wäre; etwas Traumredneriſches, geheimnisvoll Inſpiriertes ſprach aus dieſen verwirrten Blättern."

Der Dichter des „Ahasver" blieb aber bei dieſem Berichte nicht ſtehen, ſondern veröffentlichte thatſächlich

Arbeiten dieſes „Naturſchriftſtellers“, die ohne Zweifel merkwürdig ſind. Auch im „König von Sion“ hat Hamerling den Mann verewigt. (Vergl. Knipperdolling, im 2. Geſang.) Ludwig Mayer ſtarb am 25. April 1884 in Weitra. Was die an denſelben gerichteten Briefe Hamerlings betrifft, ſo beſitzt dieſelben der Sohn des Herrn Fabriksbeſitzers Heinrich Hackl in Bruhl bei Weitra, der ſie ängſtlich hütet. Prof. Dr. M. M. Rabenlechner und Schriftſteller Karl Erasmus Kleinert haben vergeblich an ſeine Thüre geklopft. Es wurde die Vermuthung ausgeſprochen, Herr Hackl jun. will das Leben ſeines geiſtig unglücklichen Onkels durch Mittheilungen aus deſſen Nachlaſs der Welt nicht preisgeben. Angeſichts des umfangreichen Materials, welches Robert Hamerling über die pſychologiſch merkwürdige Perſon Ludwig Mayers bereits mittheilte, kann freilich von einer Preisgebung kaum mehr geſprochen werden.

Fräulein Louiſe Hackl, Tochter des genannten Herrn Fabriksbeſitzers, theilte uns mit, daſs ſie als ſiebzehnjähriges Mädchen an Robert Hamerling geſchrieben habe und ihn um ein Albumblatt bat; ſie erhielt die bereits von uns mitgetheilten Verſe: „Schönheit iſt nur das Blühen einer Blume“ u. ſ. w. (ſ. dritter Theil, S. 372, und vierter Theil, S. 43); auch lag das Bild Hamerlings bei, welches er zu erwidern bat. Die Denkſchrift „Den Manen Hamerlings,“ welche 1897 anläſslich der Enthüllung des Denkmals in Mürzzuſchlag erſchien, bringt auch leſenswerte Beiträge des Fräuleins aus einem Cyclus „Sprüche und Aphorismen.“ Nach dem Tode des Dichters erhielt Fräulein Hackl, auf einem Carton befeſtigt, eine getrocknete Blume, die Hamerling im Gabrielenthal bei Weitra ſelbſt gepflückt hatte; (Hamerling ſchrieb irrthümlich den Vermerk „Helenenthal“ darauf.) Dieſes Andenken zielt auf die Privatbeſchäftigung des Fräuleins hin.

die große Tableaux aus natürlichen gepreßten Blumen zuſammenzuſtellen pflegt, eine in gewiſſem Sinne künſtleriſche Thätigkeit, die der Urheberin nicht nur lobende Urtheile, ſondern auch einige goldene Medaillen ꝛc. einbrachte. — Von der Mutter des Dichters ſind auch, nach dem Tode des berühmten Sohnes, zwei Briefe an die Familie gelangt.]

[Frau Karoline Bruch-Sinn, geboren 13. Jänner 1853 zu Olmütz als Tochter eines Genieofficiers, kam als Kind nach Ungarn, ſpäter nach Böhmen, genoſs Privatunterricht und ſammelte ſich erſt ſpäter auf autodidaktiſchem Wege tieferes Wiſſen. Sie vermählte ſich mit dem k. k. Geniemajor Bruch und begleitete dieſen nach Spalato, Graz und Wien, wo ſie gegenwärtig noch domiciliert und als Mitarbeiterin in- und ausländiſcher Zeitungen auf dem Gebiete des Romans, der Novelle, Lyrik, Feuilleton und dem mundartlichen Humor thätig iſt; außerdem iſt ſie Überſetzerin aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen. In Buchform iſt bisher nichts erſchienen. (Vergl. Kürſchners Lit.-Kal. und Brümmers Lexikon 1896.)

Im Februar 1899 hat die Schriftſtellerin ihre Erinnerungen an Robert Hamerling ſchriftlich niedergelegt; dieſem Manuſcript entnehmen wir die folgenden Mittheilungen: „Bald nachdem wir nach Graz gekommen waren, beſuchte mein Mann den Dichter und fand die liebenswürdigſte Aufnahme. Unter anderem ſprach mein Mann auch den Wunſch von mir aus, Hamerling perſönlich kennen lernen zu wollen; er antwortete aber darauf: „Ich kenne die Frau Gemahlin bereits literariſch: ich las einiges von ihr (er meinte Beiträge im Heimgarten und in der Tagespoſt); es gefiel mir und finde es viel verſprechend. Aber es iſt bei mir ſo eingeführt, daſs ich mit Damen keinerlei perſönlichen Verkehr unterhalte. Die Gründe ſind privater Natur und Sie erlaſſen mir wohl, verehrter Herr Major, mich des näheren darüber zu äußern. Genug, es iſt ſo. Ich werde übrigens das ſchöne Talent der jungen Dame im Auge behalten.' (Man vergleiche zu dieſer Stelle den Schluſspaſſus im Briefe vom 1. Auguſt 1879.) Nachdem mein Mann noch die reiche Bibliothek bewundert hatte, verließ er verſtimmt den Dichter. Hamerlings Erſcheinung hat ihn enttäuſcht; er hatte eine Perſönlichkeit erwartet, die mit den großen Werken des Dichters in Einklang ſtehe; er fand aber einen mittelgroßen ſchwächlichen Mann, das kräftig geſchnittene Antlitz durchfurcht wie das eines Greiſes, das lange Haar, der kleine Schnurr- und Kinnbart faſt weiß, dürftige Kleidung; allein darüber ruhte doch eine unendliche Vornehmheit, das Auge ſprühte Geiſt, die Haltung war ungezwungen ſtolz. — Die Correſpondenz begann mit der Spende ſeines Autogrammes und ſeines Bildes für mein Album; dieſem Geſchenke lag ein herzlicher Brief bei und das Ganze überbrachte, ſo widerſpruchsvoll es auch klingt, Hamerling perſönlich. Er ſetzte ſich alſo der Gefahr aus, daſs ich ihm die Thüre öffnete; es öffnete aber das Hausfräulein und der Dichter entfernte ſich raſch. — Später begegnete ich Hamerling in der Rechbauerſtraße; es war um die Mittagsſtunde und die Straße faſt menſchenleer; er kam mir entgegen und meine erſte Regung war, auf ihn zuzugehen, doch unterließ ich dies. Wir grüßten uns und er blieb ſtehen und ſah mich ſtarr an. Nun blieb auch ich in einer beſtimmten Erwartung ſtehen. Ohne das Auge von mir zu wenden, gieng Hamerling jedoch langſam weiter. Ich machte es ebenſo; nach einigen Schritten blieb ich ſtehen, wende mich um und erblicke den Dichter, wie er mir nachſieht. Und nun entfloh ich, mein Beginnen bereuend. In der Folge ſah ich Hamerling nur in Begleitung einer Frau; wir grüßten uns dann ſtets kühl aus der Ferne. — 1882 ſiedelten wir nach Wien über. Ob mein Mann bei dem Dichter einen Abſchiedsbeſuch machte, weiß ich nicht. Ich aber wollte durchaus einen ſolchen machen, denn ich wuſste, daſs ich Hamerling nie mehr ſehen werde. Ich ſuchte um die Mittagsſtunde ſeine Wohnung in der Realſchulgaſſe auf. Eine ältere Frau öffnete mir und empfieng mich mit der größten Liebenswürdigkeit. Auf meine Frage, ob ich den Profeſſor für einen Augenblick ſehen könnte, da ich im Begriffe ſtehe, Graz für immer zu verlaſſen, ſagte ſie mit Wärme: ‚Das iſt lieb und ſchön von Ihnen; es wird ihn ſehr freuen; ich zweifle nicht, daſs er Sie wird ſehen wollen. Momentan iſt er nicht daheim, aber kommen die Gnädige um zwei Uhr wieder, da iſt er beſtimmt da. Ich werde gleich mit ihm ſprechen.‘ Als ich kam, war Hamerling wieder nicht da. Die Frau ſchien in Verlegenheit zu ſein, ſtammelte Entſchuldigungen von Krankheit, Stimmungen, Wunderlichkeiten u. ſ. w.; dabei fühlte ich aber die Gutmüthigkeit der Frau durch, ich ließ ſie nicht lange in Verlegenheit, reichte ihr die Hand und betonte noch einmal, daſs ich nur deshalb gekommen ſei, weil ich für immer Abſchied nehmen wollte. Sie begleitete mich hierauf bis zur Stiege und gab mir noch ein Segenswort mit. (An dieſe Epiſode ſchließt ſich der Brief vom 5. April 1882 an.) — Aus der Correſpondenz fehlen einige Briefe, die ich während einer Krankheit mit anderen Correſpondenzen vernichtet habe, obgleich ſie bei ruhiger Betrachtung hätten auch publiciert werden können; ſie enthielten Klagen über ſeine Krankheit, die ihn auch hindere, mir Beiträge für eine damals von mir redigierte Dichterhalle zu ſenden, und einige Anſpielungen auf perſönliche Verhältniſſe, die unklar und mir nicht recht verſtändlich waren. Aus dem letzteren Grunde dürfte ich die Briefe verbrannt haben. Eine letzte Karte, mit entſtellter Schrift, die ich kurz vor ſeinem Tode erhalten und deren Inhalt mir entfiel, iſt in Verluſt gerathen, was ich ſehr beklage.“ — (Die Originale der folgenden Briefe beſitzt Prof. M. M. Rabenlechner, der uns genaue Copien zur Verfügung ſtellte).

Brief aus Graz, 28. October 1878.]

Mit Vergnügen, hochgeehrte Frau, erfülle ich Ihren Wunſch. Die mir freundlich überſandten Gedichte intereſſirten mich; die betreffende Nummer der „Dichterſtimmen“ [aus Öſterreich-Ungarn von Heinr. Penn] ſtelle ich Ihnen zurück, da ich ohnedies im Beſitze dieſer Zeitſchrift bin. In dem ſoeben in meine Hände gelangten neueſten Jahrgange der „Comotovia“ [Komotau, Redacteur Ant. Aug. Naaff] finde ich ebenfalls eine Anzahl lyriſcher Spenden von Ihrer Hand, unter welchen z. B. „Vor meinem Fenſter“ mich lebhaft anſprach. Mit wahrer Hochſchätzung verharre ich, hochgeehrte Frau — Ihr — ergebenſter — Rob. Hamerling.

[Auf dem angebogenen zweiten Briefblatte ſtehen von des Dichters Hand die folgenden Verſe, welche für das Album der Adreſſatin beſtimmt waren:]

Glückſelig wem zu Füßen
Des Häßlichen Wolke ſich wälzt,
Indeß er mit leuchtender Stirn
Aufragt in der Schönheit
Heiteren Äther.

Graz Okt. 78. Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 25. Juli 1879; das ſchmale Couvert, deren ſich Hamerling vornehmlich bediente, trägt die Adreſſe: „Der wohlgeb. Frau Frau Caroline Bruch-Sinn k. k. Majorsgattin Wien III. Ungargaſſe 36 bei Frau v. Weiſſenthurn.“]

Hochgeehrte Frau! — Längſt wurde ich für die freundliche Zuſendung Ihrer mir ſehr werthen Photographie mich bedankt und Ihnen die gewünſchte Gegengabe der meinigen geleiſtet haben, wenn ich nicht erſt die Blätter hatte zuſammenſuchen müſſen, die ich nach und nach von Ihnen zugeſendet erhielt und die ich bei dieſer Gelegenheit zurückſtellen wollte. Mit Vergnügen verfolgte ich hier wie anderswo die Spuren Ihres hübſchen poetiſchen Talents, nahm mit nicht geringerem Intereſſe wahr, daß Sie auch in Proſa die Feder tüchtig handhaben. Bleiben Sie mir collegial gewogen und verfügen Sie über mich, ſo oft ich Ihnen dienen kann. — Ihr — hochachtungsvoll ergebener Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 1. Auguſt 1879, mit der Adreſſe: „Der wohlgebornen Frau Karoline Bruch-Sinn k. k. Hauptmannsgattin hier Sparbersbachgaſſe 34. — Die Zeitſchrift „Mehr Licht“, herausgegeben von Sylveſter Frey, erſchien in Berlin.]

Sehr geehrte Frau! — Auch der mir gütigſt mitgetheilte Artikel in „Mehr Licht“ ſtößt mir Reſpekt vor Ihrer Feder ein. Originell iſt Ihr Angriff auf die „kurzabgehackten, hingeworfenen“ Sätze im modernen Stil, namentlich bei den Franzoſen. Bei Theaterſtücken möchte ich die kurzen Sätze nicht verurtheilen. Geſprochen klingt das andere als ſich's geleſen anſieht; der Theaterdialog gewinnt entſchieden durch Kürze und Präciſion, längere Sätze erſcheinen da gleich weitſchweifig. Sehr erfreut war ich über Ihre warme Erwähnung meines Freundes Fercher von Steinwand. Kennen Sie ihn perſönlich? — Nun noch eine Bitte. Sind Sie vielleicht im Beſitze der ganzen bisher erſchienenen Nummern von Mehr Licht, oder eines größeren Theils derſelben, und würden Sie mir dieſelben in dieſem Falle gefälligſt auf ein paar Tage zur Durchſicht leihen? Der Hausmeiſter in meiner Stadtwohnung (Realſchulgaſſe

Nr. 6) würde ſie übernehmen; Sonntags zwiſchen 9½–10 Uhr auch ich ſelbſt. — Mit beſonderer — Hochachtung — Ihr ergebener — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 1. Auguſt 1879.]

Mit Schrecken las ich die Mittheilung bezüglich der an den Herausgeber von „Mehr Licht" geſtellten Anforderung. Er muß glauben, ich ſelbſt habe dazu die Anregung gegeben. Nicht im Traum wär es mir eingefallen, einen ſolchen Anſpruch zu machen. Ich ſandte ſogleich eine Poſtkarte an Herrn Frey, um die Sache wieder auszugleichen. Mein Dank für den, wenn auch allzu großen, doch wohlgemeinten Eifer bleibt derſelbe! Hochachtungsvoll — R. Hg.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 8. Auguſt 1879.]

Danke! Mein Groll iſt ſchon verraucht. Herr Frey ſendet drei Nummern. Die kann ich ohne allzu große Beſchämung annehmen. Hochachtungsvollſt Ihr ergebenſter R. Hg.

[Brief aus Graz, 1. October 1879. — Die Adreſſatin übermittelte Hamerling eine epiſche Arbeit, welche ihr ein Volksdichter aus Deutſchland eingeſandt hatte.]

Sehr geehrte Frau! Autodidaktiſche Halbtalente, aus welchen zeitlebens nichts Rechtes wird, gibt es nur allzuviele, und man thut nur in dem Falle gut, ſie aufzumuntern, wenn es zum mindeſten Originalköpfe ſind, und wenn ſie über das Gewöhnliche, in tauſend Exemplaren Vorhandene entſchieden hinausragen. Ihr Schützling beſitzt Gewandtheit im Versmachen; aber Originelles und Merkwürdiges iſt in *dieſer* Probe nichts. Solche Verſuche naturwiſſenſchaftlicher Beſchreibungen in poetiſcher Form werden häufig genug gemacht, mit mehr oder weniger Schwung, mehr oder weniger Gedankentiefe. Daß die Verſe von einem Handwerker herrühren, iſt allerdings zu verwundern; aber das gibt ihnen doch nur einen *relativen* Werth; wenn ein

Weber ſchreibt wie ein gewöhnlicher Dichter, ſo gereicht ihm dies perſönlich zur Ehre; aber um in weiteren Kreiſen Erfolg zu haben, müßte er es noch beſſer machen, als die „gewöhnlichen“ Dichter. Denn der „gewöhnlichen“ Dichter haben wir genug und übergenug. — Was den „Grillparzer-Verein“ [in Wien, nicht zu verwechſeln mit der Grillparzer-Geſellſchaft] betrifft, ſo dürfte es eine ziemlich unverfängliche Sache ſein, demſelben als Mitglied beizutreten. Ich gehöre demſelben, wenn ich mich recht erinnere, nur nominell, als „Ehrenmitglied“ an, bin alſo über die Rechte und namentlich die Pflichten der Mitgliedſchaft nicht genau unterrichtet. — Grollen Sie mir nicht ob meines Freimuths in Betreff Ihres Schützlings: ich wollte ja nur ſagen, daß er ganz hübſche Verſe macht, daß aber damit ihm und dem Publikum noch lange nicht geholfen iſt. — Ihr — hochachtungsvoll ergebener — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 1. December 1879. — Frau Bruch-Sinn hatte in der kritiſchen Rundſchau der „Frauenblätter“ (herausgegeben von Prof. Weiß-Schrattenthal) über ein Werk Hamerlings geſchrieben; es liegt alſo von Seite des Dichters ein Mißverſtändnis vor.]

Hochgeehrte Frau! — Was verſtehen Sie unter der „Kritiſchen Rundſchau“, in welcher ich die „Frauenblätter“ empfehlen ſoll? Wenn Sie etwa den literariſch-kritiſchen Anhang des „Heimgarten“ meinen, in welchem dann und wann eine kleine kritiſche Kundgebung aus meiner Feder zu treffen iſt, ſo könnte ich Ihrem Wunſche aus zwei Gründen nicht entſprechen: Fürs Erſte gebe ich höchſt ungern ein kritiſches Votum im Heimgarten und ſonſt ab, ohne von der Redaction ſelbſt dazu aufgefordert zu ſein; namentlich mit allem, was einer Reclame-Notiz ähnlich ſieht, möchte ich mich einem Redacteur nicht aufdrängen, am wenigſten unſerm Roſegger, der als Redacteur durchaus nicht zu den gefügigen und unſelbſtändigen Naturen gehört. — Für's zweite könnte ich gerade dies Blatt und dieſen Aufſatz von Ihnen nicht öffentlich loben, weil der Aufſatz ſelber ein über die Grenzen des Erlaubten hinausgehendes Lob für mich enthält. Alle Welt würde ſagen: Frau Caroline und R. H. ſtehen mit einander in einem öffentlichen Lobesverhältniß — was noch compromittirender iſt als ein heimliches Liebesverhältniß. — Wenden Sie ſich alſo, ich bitte, an Roſegger ſelbſt, und geben Sie mir eine günſtigere Gelegenheit, Ihnen gefällig zu ſein. Hochachtungsvoll — Ihr — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 4. December 1879, mit der Adreſſe: „An die wohlgeborne Frau Caroline Bruch-Sinn, k. k. Majorsgattin, Sparbersbachgaſſe 34.“]

Hochgeehrte Frau! — Ihr Unwille beruht auf einem Mißverſtändniß des Sinnes, in welchem ich das Wort Reclame gebrauchte. Das anrüchige Wort allarmirte Sie, aber es war harmlos gemeint. Unter Reclame oder Reclamenotiz verſteht man oft nur eine Notiz, welche zur Empfehlung eines Buches oder ſonſt einer Sache von einer Redaction in ihrem Blatte gebracht wird, und die ja auch ſpontan und durchaus ehrlich gemeint ſein kann. Eine ſolche Notiz, meinte ich, wünſchten Sie — nicht für ſich — ſondern für die „Frauenblätter“, und in dieſem Wunſche lag nichts Anſtößiges. Daß Sie es ſo auffaßten, beweiſt mir wieder Ihre ſtreng ſittliche Natur, die auch ſonſt aus Ihren Aufſätzen ſpricht und mit der ich lebhaft ſympathiſire, wenn Sie auch in dieſem Falle ſich dadurch zu einem kleinen Unrecht fortreißen ließen — gegen Ihren ganz ergebenen — Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 16. Juni 1881, mit derſelben Adreſſe. — Näheres ließ ſich nicht beibringen.]

Sehr geehrte Frau! — Ich danke Ihnen vom Herzen, daß Sie unſerm Fercher ſo ſchön Gerechtigkeit widerfahren ließen; daß im Trotz der Kritiker das viele Schöne, Gediegene und Originelle in der — freilich nicht ſehr glücklich redigirten — lyriſchen Sammlung Ferchers [Deutſche Klänge aus Öſterreich] zum Theil ſo ſchnöde überſehen worden iſt, iſt ſchwer zu begreifen. Die größere Ihrer beiden Recenſionen hat ganz meinen Beifall. In der kleineren finde ich den Vergleich von Ferchers Lyrik mit der meinigen nicht zutreffend. Ich bewundere die vielgeſchmähte „Gräfin Seelenbrand“ gerade darum ſo ſehr, weil ſie mir ſo ganz aus der tiefſten Seele geſchrieben iſt, und ich ſie doch nicht hätte ſchreiben können. Auch für die freundliche Zuſendung der beiden Blätter Ihnen ſehr verbunden, bleibe ich Ihr ergebenſter Rob. Hamerling.

[Brief aus Graz, 12. September 1881, mit derſelben Adreſſe. Die Redactrice Frau M. von Weiſſenthurn wünſchte einen Beitrag für die in Wien erſcheinende „Neue Welt“.]

• Hochgeehrte Frau! — Nur höchſt ſelten beehrt mich gegenwärtig die lyriſche Muſe mit einer Inſpiration und ich kann den vielen an mich geſtellten Anforderungen nur in geringſtem Maße genügen. Ich würde jedoch, um Ihre Intervention nicht als eine vergebliche erſcheinen zu laſſen, wenn ich im Laufe der nächſten Monate wieder etwas disponibel haben ſollte, es der „Neuen Welt“ auf Verlangen übermitteln. Nur erlauben mir leider meine Verhältniſſe nicht großmüthig zu ſein: Ich könnte auch der N. W. gegenüber nicht auf das Honorar verzichten, welches ich von Redactionen für Originalgedichte beanſpruche und erhalte: 10 fl. für kleinere, 20 für größere lyriſche Gedichte. Erſchrecken Sie nicht vor dieſer dürren Zahlenproſa! Nicht das Dichten iſt mir Geſchäftsſache, wohl aber das

Druckenlaſſen. — Mit beſonderer Hochachtung — Ihr ergebener — Rob. Hamerling.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 1. Jänner 1882. — Den Anlaſs zu der Äußerung Hamerlings gab eine der Adreſſatin widerfahrene feindſelige Kritik.]

Habe in Ihren Arbeiten immer verſtändige Klarheit und Beſonnenheit gefunden. Den Neujahrsgruß herzlich erwidernd — Ihr ergeb. — Rob. Hg.

[Brief aus Graz, 5. April 1882.]

Hochgeehrte Frau! — Der gütige Abſchiedsbeſuch, den Sie mir zudachten, würde mich in große Verlegenheit geſetzt haben, wenn ich zu Hauſe geweſen wäre. Es wird Ihnen unſäglich lächerlich und faſt unglaublich erſcheinen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſeit Jahren keine jüngere Dame beſuche, auch keinen Beſuch einer ſolchen annehme, wenn eine phyſiſche Möglichkeit vorhanden iſt, es zu vermeiden. Aber Alles in der Welt hat ſeinen Grund, und ich halte Sie für viel zu geſcheid, um Sie fähig zu glauben, in dieſe große Wahrheit Zweifel zu ſetzen. — Mit Bedauern ſehe ich Sie aus dem Literaturkreiſe der ſchönen Murſtadt ſcheiden. Doch ich beſinne mich, daß ich ja, da unſere Bekanntſchaft nur eine briefliche, keine perſönliche war, nun auch perſönlich eigentlich nichts verlieren kann, wenn mir nur Ihr freundliches Wohlwollen wie bisher erhalten bleibt. — Mit herzlichem Glückauf — Ihr — in aufrichtiger Hochachtung ergebener — Robert Hamerling.

Dieſe Zeilen adreſſirte ich für Sie ins hieſige Hotel „zur Birne“, erhielt aber den Beſcheid, daß Sie ſchon abgereiſt ſeien. Es freut mich ſehr, daß Ihre freundliche Karte vom 16. mir nun doch noch die Möglichkeit verſchafft, meine Entſchuldigung in Ihre Hände gelangen zu laſſen — Ganz ergebenſt — Ihr — Rob. H. — Graz 17. April.

[Correſpondenz-Karte aus Graz, 10. Jänner 1883.]

Ein Unwohlſein, das diesmal einen ziemlich imponirenden Namen hatte, brachte mich in Rückſtand mit der Erwiderung freundlicher Neujahrsgrüße. Aber man kommt nie zu ſpät mit dem Ausdrucke herzlicher Wünſche alles Schönſten und Beſten. Mit aller Hochſchätzung — Ihr ergebenſter Rob. Hg.

[Brief aus Graz, 7. Januar 1881, mit der Adreſſe: „Der wohlgebornen Frau Caroline Bruch-Sinn, Schriftſtellerin, Wien, Währing, Frankgaſſe No. 11."]

Sehr geehrte Frau! Ich bin eben wieder ſehr invalid, ſage Ihnen deshalb mit größter Kürze zur Antwort auf Ihr letztes freundliches und ſehr werthes nur Folgendes: Sie thun ſehr unrecht, auf den Verſuch zurückzukommen, den Sie vor Ihrer Abreiſe gemacht, mich zu beſuchen. Ich war und bin weit entfernt denſelben zu „mißdeuten" (wüßte auch gar nicht wie?). Ich fand und finde ihn natürlich, und er hat mich gefreut. Was wollen Sie mehr? Nicht Sie brauchen ſich zu ängſtigen, was ich davon gedacht habe, denke oder denken werde, ſondern ich muß fürchten, daß Sie meine Nichterwiderung des Beſuchs, trotz der von mir gegebenen Erklärung, unhöflich oder doch wenigſtens ſonderbar gefunden haben. So verhält ſich die Sache. Alſo, bitte, kommen Sie nicht mehr auf dieſen Gegenſtand zurück und ſeien Sie überzeugt von der Hochſchätzung ſowie von der aufrichtigen Theilnahme, welche Ihnen zollt — Ihr — ergebenſter Rob. Hamerling.

[Joſef Schen, Componiſt (zu ſeinen Compoſitionen zählt das 1868 entſtandene „Lied der Arbeit"), wird von Hamerling in ſeinen „Stationen" unter den Toneſetzern Hamerling'ſcher Texte angeführt. Schen gab „Lieder und Geſänge für eine Singſtimme, mit Clavierbegleitung“ (Wien 1878) heraus und übermittelte dem Dichter von „Sinnen und Minnen“ das 1. Heft, welches neben zwei Heine'ſchen Liedern, Hamerlings Lied „Ach wüßteſt Du . . . .“ enthält, worauf der folgende Brief aus Graz, 21. Jannar 1879, eintraf; das Couvert trägt die Adreſſe: „Herrn Joſeph Schen, Wien, V., Hundsthurmerſtraße No. 28.“]

Sehr geehrter Herr! — Sie waren ſo freundlich, mir ein Exemplar Ihres erſten Liederheftes, das auch die Compoſition eines meiner Lieder enthält, zu ſenden: eine Aufmerkſamkeit, welche nicht alle Komponiſten den Dichtern, deren Liedertexte ſie benutzen, erzeigen, und für die ich Ihnen daher um ſo wärmer Dank ſage. Es dürfte Ihnen unbekannt ſein, daß dasſelbe Lied („Ach wüßteſt Du“) auch ſchon von Franz Max Brava in deſſen Cyclus „Sinnen und Minnen von R. H.“ (Offenbach, André) componirt worden iſt. Das Liedchen gibt eigentlich nur zu einem muſikaliſchen Impromptu Stoff genug: das Ihrige iſt von dem Wohlklange und der Innigkeit beſeelt, welche alle drei Nummern dieſes erſten Heftes auszeichnet. Laſſen Sie recht bald weitere Proben Ihres ſchönen Talentes folgen. — Hochachtungsvoll — Ihr — dankbar ergebener — Rob. Hamerling.

[Joſef Schen hat noch andere Texte Hamerlings componiert, und zwar aus den „Blättern im Winde“: „Die Beichte“ (zwei heitere Lieder für Männerchor, op. 52, Nr. 1, Leipzig), über deren Schickſal wir im dritten Theil dieſer Briefe S. 383 Mittheilungen machten; ferner aus „Sinnen und Minnen“ die Lieder „Viel Träume“ und „Lebewohl“ (Nun ich Dein Auge feucht geſehn), ſowie das Sonett „Du“; dieſe drei Arbeiten blieben ungedruckt.]

[Frau Ottilie Ehlen in Prag beſitzt 122 Briefe und 26 Correſpondenz-Karten, welche Robert Hamerling an ſie in den Jahren 1879 bis 1889 richtete. In den „Stationen" (S. 124) ſagt Hamerling, daſs die an Frau Ottilie Ehlen gerichteten Briefe faſt die einzigen ſind, welche ſich eingehender mit ihm ſelbſt befaſſen und Aufſchluſs geben über Einzelheiten, Wendungen und Wandlungen ſeines äußeren und innern Lebens. Die Dame arbeitet ſeit längerer Zeit bereits an der Herausgabe dieſer umfangreichen und biographiſch-wertvollen Correſpondenz und hat Dr. Oscar Linke, „einen der älteſten und treueſten Freunde" Hamerlings, als Berather zur Seite. Nichtsdeſtoweniger wollte die Beſitzerin der Briefe auch unſer Unternehmen bereichern und übermittelte uns zu dieſem Zwecke die Abſchrift von fünf ungedruckten Briefen aus ihrer Sammlung und geſtattete außerdem mehrere Briefe Hamerlings, die bereits in Druck erſchienen ſind, jedoch neuerdings mit den Originalen verglichen wurden, hier aufnehmen zu dürfen.

Bevor wir zu dem Briefmateriale übergehen, wollen wir dem Leſer die Adreſſatin vorſtellen, indem wir ihr ſelbſt das Wort laſſen: „Am 7. Mai 1835 wurde ich als die älteſte Tochter des Seidenfärbereibeſitzers Karl Georg Werner, genannt Engelmann, in der Wallſtraſſe zu Berlin geboren. Mein Vater, eine Capacität in ſeinem Fache, ſtarb aber an Lungenſchlag plötzlich im 40. Lebensjahre, als ich ſelbſt das vierte Jahr noch nicht erreicht hatte. Meine Mutter betrauerte den heißgeliebten Gatten lebenslang. Infolgedeſſen zog ſie ſich von allem geſelligen Verkehr zurück und lebte in faſt klöſterlicher Abgeſchiedenheit. Sie ließ ihren Kindern eine ſorgfältige bürgerliche Erziehung zutheil werden und lehrte ſie vor allem Gottesfurcht und Liebe zur heiligen Religion, in welcher allein ſie Troſt und Erhebung gefunden hatte, in dem urendlichen Schmerz ihres vereinſamten Herzens. Die tiefe endloſe Witwentrauer meiner Mutter wirkte vertiefend, aber auch verdüſternd auf mein Gemüthsleben; ich war unter dieſem Einfluſs, obwohl temperamentvoll veranlagt, doch vorwiegend ein ſtilles, nachdenkliches Kind geworden, erfüllt von einer ſchwärmeriſchen Religioſität. Die Bibel und namentlich das neue Teſtament und von dieſem wieder das Evangelium Johannes und die Epiſteln Pauli waren meine Lieblingslectüre. So reifte ich, immer das gleiche Weſen bewahrend, in der Abgeſchiedenheit zur Jungfrau heran. Und nun zog die Liebe ein in das für dieſes Gefühl vorbereitete Herz. Nach einer in Berlin nur flüchtig gemachten Bekanntſchaft ging ich einen Bund mit einem Manne ein, der faſt beſtändig im Ausland weilte. Verhältniſſe erheiſchten einen langjährigen Brautſtand, während deſſen der Verkehr mit meinem Verlobten faſt nur auf den gegenſeitigen Briefwechſel beſchränkt blieb. Am 11. September 1861 fand die Vermählung ſtatt und ich überſiedelte mit meinem Gatten, dem Architekten Otto Ehlen, nach Prag. Hier ließ ſich derſelbe als Baumeiſter und Civilingenieur dauernd nieder. Unſere äußeren Verhältniſſe geſtalteten ſich über alle Erwartung günſtig; mein Gatte, ein Mann von außerordentlicher Rührigkeit und zugleich Weltfreudigkeit, ſehnte ſich darnach, die Früchte ſeiner Thätigkeit auch zu genießen, und er vermochte ſich daher mit meinem weltabgewandten Weſen und unüberwindlichen Hang zur Einſamkeit nicht zu befreunden; dagegen vermochte ich es nicht, obzwar edlen Kunſtgenüſſen niemals abgeneigt, mich in allerlei kleine Zerſtreuungen und in Zeitvertreib zu ſtürzen, wie er der Menge behagt. So kam es, daſs ich ſchließlich größtentheils allein zu Hauſe ſaß.

— Ich liebte die Literatur leidenſchaftlich und fand in der Beſchäftigung mit ihr, und ſpäter zugleich in der Erziehung meiner Kinder, Troſt im Schmerz über die beſtehende ſectiſche Differenz zwiſchen mir und meinem innigſt geliebten Gatten. Alsbald wandte ich mich auch der Philoſophie zu. Mit Schopenhauer und Ed. v. Hartmann beginnend, gelangte ich von dieſen bald zu Kant und erſt bei dieſem tief eindringenden, gewaltigen und doch harmoniſchen Geiſt, gewann ich volle Befriedigung für meine wiſſensdurſtige Seele ſowohl, wie für mein von den kirchlichen Dogmen allein nicht mehr zu befriedigendes Gemüth. Namentlich die ‚Kritik der praktiſchen Vernunft‘ gewährte meiner Seele ein Heil, welches mich feite gegen den erdrückenden und lähmenden Einfluß des Erdenleides, welches mir im Laufe der Zeit in jeder Form reichlich beſchieden war. Nachdem ich die Hauptſchriften Kants jahrelang ſtudiert hatte, trat der Zeitpunkt ein, in welchem mein Briefwechſel mit dem philoſophiſch gebildeten Dichter Robert Hamerling begann. — Seit 2. Dezember 1898 bin ich Witwe.“ Über ihre bisherige ſchriftſtelleriſche Thätigkeit theilte uns Frau Ehlen ſelbſt mit: „Obwohl ich aus Neigung und dem Drange meines Innern folgend, mich namentlich auf lyriſchem Gebiete häufig verſuchte, ſo leitete mich in früheren Jahren dabei doch niemals die Abſicht, mit meinen poetiſchen Ergüſſen vor die Öffentlichkeit zu treten; ich hegte vielmehr lebenslang eine entſchiedene Scheu dagegen. Erſt zu einer Zeit, als meine Lebenslage eine verhängnißvolle Wendung genommen hatte, entſtand der Wunſch in mir, mich ſchriftſtelleriſch zu bethätigen. Von 1893–97 war ich Mitarbeiterin bei der in San Francisco erſcheinenden deutſchen belletriſtiſchen Monatsſchrift ‚Die Germania‘, für welche ich viele Gedichte und kleine Proſabeiträge lieferte. Dann und wann lieferte ich der ‚Bohemia‘ in Prag einen Beitrag. Vor kurzer Zeit brachte der Verlag Schottländer in Breslau, in dem belletriſtiſchen Journal

„Der Hausfreund“, Band 41, die Erzählung „Reinhold“. Weitere lyriſche und novelliſtiſche Producte liegen demſelben Verlage vor. Ungedruckt iſt eine nicht unbedeutende Anzahl von Gedichten, darunter 150 Sonette und eine lyriſch-epiſche Dichtung „Nordlichtzauber“, in zwölf Geſängen.“

Wir gehen nun zur Correſpondenz über. Im Februar 1879, nach der Lectüre des „Ahasver“ und „König von Zion“, huldigte die Adreſſatin den Dichter in einem Schreiben, auf welches in wenigen Tagen freundliche Worte des Dankes ſeitens Robert Hamerlings folgten. Als der 50. Geburtstag des Dichters herannahte, nahm die Adreſſatin in entſprechender Weiſe an der Feier dieſes Tages theil. Sie ließ das nachſtehende Gedicht in dem angeſehenſten deutſchen Blatte Prags, in der „Bohemia“, an dem beſtimmten Tage und unter dem Titel „Zum fünfzigſten Geburtstage Robert Hamerlings am 24. März 1880“ erſcheinen:

Hat dieſer rauhe Lenz denn nicht der Veilchen,
Der Maienglocken, Krokos und Narciſſen
Genug, um einen Wonnetag zu kränzen? —
Ach! Blüthenarm liegt noch die kalte Erde
Und karge Gaben nur entſprießen ihr!
So mehre denn die dürft'gen Frühlingskinder,
Mit denen emſ'ge Hände heute ſchmücken
Den Weihaltar, den ſeinem edlen Dichter
Ein Volk erbaut, das off'nen Ohr's ihm lauſcht,
Jedwede Seelenblume, die da blühet
Und jedes heiligen Gefühles Knoſpe! —
Der frommen Liebe ſchöne weiße Roſe,
Des reinen Sinnes zartes Edelweiß,
Der Treue liebliches Vergißmeinnicht;
Des inn'gen Dankes holdes Immergrün,
Und keuſcher Herzenshoheit ſtolze Lilie!
Sie alle mögen ſchön die Pfade ſchmücken
Des edlen Sängers, der mit vollen Händen,
Verſchwenderiſch, ſo reichlich ausgeſtreut
Den Samen ſolcher edlen Seelenblüthen.

Des hohen Sängers, den der Himmel ſandte,
Daſs mit der Saiten wehmuthvollem Wohllaut
Er Herzen tröſte, die die Trauer kennen,
Und heil'ge den Schmerz, der Gott entſtammt.
Doch der vom Höchſten auch berufen wurde,
Daſs mit des Liedes Pfeil er treffend richte,
Was der Vernichtung werth: das Feile, Schlechte.

Dann tönt im Zorn die Leier grau'nvoll mächtig —
Wie einſt der Bogen um Apollons Schulter,
Als vom Olymp er zürnend niederfuhr,
Die Pfeile ſchleudernd in das Heer der Griechen. —

Dem Weltmeer gleicht der Sang des hehren Meiſters:
Dem ew'gen Meer, das bald des Himmels Sterne
In klaren Fluten ſpiegelt, bald die Roſen
Der Eos trägt im zarten Schaum der Wellen;
Das glühend bald den Sonnenball empfängt,
Bald dunklen Wetterwolken finſter drohend
Das Antlitz zeigt — und ſich gigantiſch hebend
Die Blitze aufnimmt, und dem Donner donnernd
Entgegenrollt die allgewalt'gen Wogen . . . .

Und wie dem Meer, dem ſchaumſtürmenden,
Die holde Aphrodite einſt entſtiegen,
Erhebt ſich aus des Meiſters Liederwogen —
Venus Urania, im Sternenkleide,
Die geiſt'ge Schönheit, die beglückende,
Mit immer neuem Reize uns umfangend! —

Wer je ſich hingegeben allem Zauber
Der großen Seele, die in Wunderklängen,
In wonneſüßen — märchenhaft berückend —
Und doch in mächtig mahnenden, erhab'nen,
Ergoſſen ſich — und wem der Geiſt es mild
Gegönnt, in ihre Tiefen einzudringen,
Und ſo ſie ganz zu eigen ſich zu machen:
Der weiß Wen uns der heut'ge Tag geſchenkt:
Der weiß, daſs noch die Engel niederſteigen,
Und mitten unter uns ein Seraph wandelt.

„Von dem allgemein üblichen Gebrauch, einem Geburtstagskinde Angebinde zu übermitteln, ließ ich mich außerdem auch noch dazu verleiten, dem Gefeierten ein kleines Geſchenk anonym zu überſenden,“ bemerkt Frau Ehlen. Dieſes anonyme Geſchenk beſtand in einer Hundert-Mark-Note, auf deren Umſchlag von der

Hand des Herrn Ehlen etwa Folgendes zu leſen ſtand: „Ein ſchwacher Beweis von vereinzelter Anerkennung der großen Dankſchuld des deutſchen Volkes gegenüber ſeinem edlen Dichter Robert Hamerling.“ Der Empfänger aber ſchrieb ddo. Graz, 27. März 1880:]

Hochgeehrte Frau! — Aus chriſtlicher Rückſicht auf meine Feinde hatte ich mir jede öffentliche Kundgebung zur Feier meines 50. Geburtstages von Seiten meiner Freunde verbeten. Ich erließ ein ſtrenges Einfuhrverbot gegen Blumen und Kränze, machte die Blätter, ſoweit ſie in meinem Bereich waren, durch ein draconiſches Preßgeſetz mundtodt, und ſchickte an alle Bekannten und guten Freunde ein Ultimatum: „Stillſchweigen oder ewige Feindſchaft!“ — Zu Folge deſſen hielten wenigſtens die Männer an dieſem Tage muſterhafte Disciplin und Graz blieb ruhig. Kein einziges Blatt wagte zu ſäuſeln. Den nächſten Tag aber drang ferner Harfenſchall bis zu mir — horch! Frau „Bohemia“ ſchlug die Saiten. O dieſe Frauen! Sie achten kein Geſetz, und kein Vertrag iſt mit ihnen zu ſchließen! Und die harfende Bohemia war, als ich näher zuſah — Frau Ottilie Ehlen. So Manche werden wohl auch in Prag die Naſe über Ihren „Seraph“ gerümpft haben; aber wehe, wenn die Wiener Recenſenten davon vernommen haben! — Für mich iſt Ihr ſchöner Feſtgeſang ein neuer Beweis Ihres ſchwunghaften Empfindens und davon, daß Sie Enthuſiaſtin, Idealiſtin ſind, hochgeehrte Freundin und Gönnerin! — Aber wenn eine Vermuthung, die ich ſeit dem 24. d. M. hege, und die leider nicht „discutirbar“ iſt, mich nicht trügt, ſo fehlt es Ihnen auch nicht an Sinn für die praktiſchen Seiten des Lebens. — Die Huld edler Gemüther iſt ein laues würziges Bad für einen, deſſen Zähne nur allzu oft unter den kalten Douchen des Schickſals klappern. Innigſt bin ich Ihnen dankbar für jeden Beweis Ihrer Güte, und bitte Sie nochmals, frei und unbedenklich über mich zu verfügen, wenn ich in was immer für einer Sache Ihnen jemals zu dienen im Stande bin. — Mit aufrichtiger Hochſchätzung — Ihr — ergebener — Rob. Hamerling.

[Durch dieſes Schreiben wurde die Empfängerin auch ermuthigt, ſich Hamerling mit anderen Arbeiten ihrer poetiſchen Begabung zu nahen und überſandte dem Epiker in Abſchrift einen größeren Theil lyriſcher Gedichte. Hamerling ſchrieb hierauf aus Graz, 10. Mai 1880:]

Hochgeehrte Frau! — Das Alles haben Sie alſo für mich, für mich allein abgeſchrieben und das Büchlein ſoll ganz mein Eigenthum ſein? Welch' einen Beweis von Wohlwollen geben Sie mir durch eine ſolche Bemühung! — Dafür aber ſoll mir auch das Büchlein ſehr, ſehr werth ſein und ich werde recht oft darin blättern. Sie haben dadurch einen Freund, einen Bewunderer in mir gewonnen. Wie überraſchend verwandelte mir ſich Ihr Bild durch die Leſung dieſer Blätter! Eine jugendliche Schwärmerin vermuthete ich in Ihnen, die tiefe und geklärte Weltanſchauung einer reifen Frau — einer Matrone vielleicht — ſpricht zu mir aus dem größten Theil dieſer ausgewählten Gedichte. Wie eigenthümlich, wie kernig, wie voll hohen edlen Ernſtes iſt das Alles! Unter den Sonetten befinden ſich wahre Perlen. Ich ſage nur die allereinfachſte Wahrheit, ſpreche nur meine ungeheuchelte kühle Ueberzeugung aus, wenn ich ſage, daß dieſe kleine Sammlung, mit Weglaſſung der Widmung und einiger, vielleicht für die Oeffentlichkeit allzu perſönlicher, allzu „ſubjectiver“ Stücke recht wohl gedruckt zu werden verdiente! — Wenn Sie vor der Oeffentlichkeit nicht eine entſchiedene Scheu haben, wenn es Ihnen vielmehr ein klein wenig Freude machen könnte, Ihr Denken und Empfinden in einem etwas weiteren

Kreiſe verwandter Seelen vernehmlich zu machen, ſo gönnen Sie ſich die kleine Genugthuung ohne Prüderie! Und wenn Sie auf die Aufforderung eines Mannes „von Fach" gewartet haben — hier iſt ſie! — In Ihrem vorletzten Briefe ſagten Sie: „Ich hätte Ihnen vorläufig nicht mehr geſchrieben, wenn ich es mir nicht zum Geſetz gemacht hätte, keinen Ihrer Briefe unbeantwortet zu laſſen." — Aber mein Schreiben war ja ſelbſt eine Antwort, veranlaßt durch die Nothwendigkeit, gewiße, ganz unbegründete Beſorgniſſe zu zerſtreuen. Wenn Sie, verehrte Frau, meine Antworten immer wieder beantworten wollen, ſo bin ich es ganz wohl zufrieden, und ich bin auch gern bereit, dieſe Ihre Antworten wieder zu beantworten, wenn Sie mir erlauben, es in der durch mancherlei Umſtände motivirten, knappen und ſchlichten Manier zu thun, die Sie nun ſchon kennen. — In wahrer Hochſchätzung — Ihr dankbar ergebener — Rob. Hamerling.

[Wir ſind in der Lage hier aus der Correſpondenz drei bereits gedruckte Briefe nebſt Commentar einſchalten zu können. Frau Ehlen veröffentlichte am 26. März 1898 in der „Beilage zur Bohemia" einen Artikel mit dem Titel: „Nur im Geiſte nahe! Aus Rob. Hamerlings Briefwechſel mit einer Unbekannten", dem wir Folgendes entnehmen:

„Als Robert Hamerling bereits zwei Jahre lang mit jener Frau, deren Briefe ſeinen Antheil wach erhielten, in geiſtigem Verkehre ſtand, unternahm der Ehegemahl derſelben eine Reiſe nach Steiermark. Er lud ſeine Gattin zur Theilnahme an der Reiſe ein und machte ihr den Vorſchlag, den ihr geiſtig befreundeten Dichter in Graz zu beſuchen. Erfreut und ohne ſich einer ernſteren Erwägung hinzugeben, willigte ſie ein und langte bald darauf in Begleitung ihres Mannes in der freundlichen Hauptſtadt an. Die Zerſtreuung der Reiſe hatte jegliches Bedenken über den unerwarteten Beſuch, durch welchen ſie den Dichter zu überraſchen gedachte, ferne von ihr gehalten; aber an Ort und Stelle befiel ſie denn doch ein ängſtliches Zagen. Indeſſen führte ein bequemer Landauer bereits die beiden Gatten nach dem lieblichen Stiftingthal. Das freundliche Heim Hamerlings, von Gärten und Wieſen umgeben und von bewaldeten Anhöhen umkränzt, lag, im herbſtlichen Sonnengolde, in ländlicher Anmuth und feierlicher Stille vor ihren Augen da. Ein Bächlein trennte die Fahrſtraße von dem vor dem Hauſe ſich ausbreitenden üppig grünenden Rain. Ein Steg überbrückte dies Bächlein, und ſchon hatte die Frau den Fuß auf die kleine, rohgezimmerte Brücke geſetzt, als die tiefe, heilige Ruhe, welche das Haus mit ſeinen feſtgeſchloſſenen Jalouſien umlagerte, ſie wie mit ſtummer Mahnung aus ihrem naiven Traum erweckte und ſie zaudern ließ. Erſt jetzt begann ihre Phantaſie den Moment einer erſten Begegnung ſich auszumalen und eine ſchwere Beklemmung bemächtigte ſich ihrer. Sie trat zurück und theilte ihrem Gatten ihre Gefühle und den in Folge derſelben ſoeben gefaßten Beſchluß mit, Hamerling erſt von dem beabſichtigten Beſuch zu benachrichtigen. Der Mann ſtimmte dieſer Entſcheidung ſofort bei, und ſchon wollte man den Wagen zur Abfahrt beſteigen, als die Frau, wie von der Vorahnung durchſchauert, daſs ſie das Thal nie wieder betreten würde, ſich von einer unbezwinglichen Sehnſucht ergriffen fühlte, ein Andenken an die geweihte Stätte, welche das Heim des berühmten Sängers umhegte, mit ſich zu nehmen. Eilends flog ſie über den Steg zurück, betrat klopfenden Herzens die buntſchimmernde Wieſe und pflückte hier eine ganze Handvoll würzig duftender, wildwachſender Blumen. Mit dem holden, unſchuldigen Raub beladen, nahm ſie dann auf dem Rückſitze im Wagen Platz, um während der Fahrt ſo lange als möglich noch die

Blicke auf dem ſonnenbeglänzten Häuschen ruhen zu laſſen, hinter deſſen weißen Mauern ein auserwählter, welterfreuender Geiſt in ſtiller Abgeſchiedenheit athmete und lebte, ſann und ſchuf und litt. . . In das Hotel zurückgekehrt, benachrichtigte ſie Hamerling in wenigen flüchtigen Zeilen von ihrer Anweſenheit in Graz und bat um die Erlaubnis, ihn beſuchen zu dürfen. Am Tage darauf überbrachte ein Dienſtmädchen aus dem Stiftinghaus ihr den nachſtehenden denkwürdigen Brief (Graz, 17. September 1881):“]

Hochgeehrte Freundin! — Als ich heute Vormittags gebeugt und tiefbekümmert durch eine ernſte Erkrankung meiner Mutter in die Stadt ging, überraſchten mich Ihre Zeilen mit der Kunde, daß Sie hier ſeien, daß Sie mir es anheimſtellen, ob eine perſönliche Begegnung ſtattfinden ſolle oder nicht. In dieſem Augenblicke ſtand es in ſchmerzlicher Klarheit vor meiner Seele: der heutige Tag legt das trennende Meſſer an das edelſte Freundſchaftsband, das mich je mit einem menſchlichen Weſen verknüpfte. Mag eine Begegnung ſtattfinden oder nicht, in jedem Falle wird der heutige Tag mein Verhältniß zu einer Frau, die ich ſo hoch ſchätze, durchaus und für immer umgeſtalten. — Findet die Begegnung ſtatt, ſo erſcheint der briefliche Verkehr zwiſchen mir und Ihnen fortan in anderem Lichte als bisher und alle Conſequenzen treten ein, die ich Ihnen ſchon einmal, obwohl nur flüchtig und *unvollſtändig* angedeutet habe. Unterbleibt die Begegnung, ſo werden Sie in Ihrer Güte und Beſonnenheit es mir zwar verzeihen zu können glauben, aber ein geheimer Stachel, eine bewußte oder unbewußte Entfremdung wird in Ihrem Gemüthe zurückbleiben. Da haben wir alſo wieder eine für mich unüberwindliche moraliſche ‚Antinomie‘. — In Ihre Hände lege ich vertrauensvoll die Löſung derſelben! In unwandelbarer wärmſter Ergebenheit — Ihr — Rob. Hamerling.

[Von dieſen Zeilen ebenſo tief betroffen wie ergriffen, entſchloſs ſich die Adreſſatin ſofort, um eine, bei längerem Verweilen am Orte immerhin mögliche, zufällige Begegnung zu vermeiden, Graz augenblicklich zu verlaſſen. Auf dem Wege zum Bahnhof beförderte ſie noch einen Brief zur Poſt, in welchem ſie den Dichter von ihrer ſchleunigen Abreiſe unter Hochachtung ſeines Willens in Kenntnis ſetzte. — Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Wien wieder daheim angelangt und ruhigem Nachdenken hingegeben, begann ſie ſich Vorwürfe zu machen über ihre, wie ihr ſchien, zu oberflächliche Lebensanſchauung, aus welcher dieſer allzu harmlos unternommene, perſönliche Annäherungsverſuch hervorgegangen. Beſonders glaubte ſie, in ihrem in der Eile der Abreiſe von Graz verfaßten letzten Brief nicht jenen Ton getroffen zu haben, welchen die heraufbeſchworne Differenz zu einer beiderſeits beruhigenden und mit neuem Vertrauen erfüllenden Löſung verlangte. Von nagender Bekümmernis hierüber erfaßt, erleichterte ſie endlich in einem längeren Schreiben an den muthmaßlich Verſtimmten ihr bedrücktes Gemüth. Nach kurzer Pauſe empfieng ſie die nachſtehende freundliche, aber zugleich ablenkende Antwort (Graz, 12. November 1881):"]

Hochgeehrte Freundin! — Ich fürchtete ſchon, Sie ſeien ernſtlich verſtimmt gegen mich ſeit Ihrer Grazer Reiſe. Das hätte mir gerade noch gefehlt! Ihr letztes Schreiben zeigt mir indeſſen, daß Sie, womöglich mit noch geringerem Rechte, ſich ſelber zürnen. Sie erwähnen, wie „rückſichtslos“ und „unweiblich“ Sie manchesmal ſein können; ein neuer Beweis, daß Frauen ſich ſelbſt gern aller möglichen Schwächen anklagen, mit Ausnahme derjenigen, welche ſie wirklich an ſich haben. Ich meinerſeits kann Sie nur dringend bitten, noch ein bißchen rückſichtsloſer und unweiblicher zu ſein als bisher: denn wenn Sie bei dem bisherigen Maße ſtehen bleiben, und jedes ehrliche Wörtlein, das Ihnen entſchlüpft, ſo bitter bereuen, ſo werde ich künftig nur noch durch Vermittlung eines gedruckten „Briefſtellers“ mit Ihnen zu correſpondiren wagen. — Das Octoberheft des „Heimgarten“ wird Sie wieder mit einem Artikel von mir bekannt machen, der Sie vielleicht ein wenig intereſſirt, obgleich er einiges Autobiographiſche enthält — eine Sorte von Lectüre, für welche ich Ihnen durch meine Briefe die Luſt ohne Zweifel gründlich verdorben habe. — Langes Geſchichte des Materialismus habe ich vor Jahren in der erſten Auflage geleſen; ſie ſoll in den folgenden ſehr gewonnen haben. Was halten Sie denn eigentlich von Schopenhauer und Hartmann, die Sie gewiß auch geleſen haben? Flüchtig gedachten Sie derſelben einmal, wenn ich nicht irre. Sie brauchen mit Ihrer wahren Meinung nicht zurückzuhalten; Sie können ſich bei mir, was dieſe beiden betrifft — wie ich Ihnen ſchon einmal geſagt zu haben glaube — weder durch Schwärmerei noch durch Verſchmähung compromittiren, da ich das Eine wie das Andere begreiflich fände. Einmal im Zuge, meiner Neugier den Zügel ſchießen zu laſſen, möchte ich gleich weiter inquiriren à la Gretchen im „Fauſt“: Wie halten Sie's denn mit dem Glauben? Haben Sie religiöſe Gefühle und Bedürfniſſe? . . . . Sie brauchen dieſe Frage nur dann eingehender zu beantworten, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Ich für mein Theil bin garnicht darauf erpicht, daß unſer Briefwechſel eine gelehrte Wendung nehme. Es handelt ſich da wieder nur um einen gelegentlichen Blick in Ihr Inneres. — Ein ſolcher war ja für mich auch Ihr Reiſebericht. Ich verſtehe Sie ganz gut: Je reicher das Innenleben eines Menſchen, deſto läſtiger wird ihm ein Uebermaß äußerer Eindrücke; je hohler er von innen, deſto mehr Lärm und Zerſtreuung, bis zum allerſchalſten Zeug hinunter, braucht er um die innere Leere auszufüllen. — Wenn nichtsdeſtoweniger ich z. B. das völlige Alleinſein ſchwer ertrage, und zwar nicht nach ſonntäglichem Menſchengewimmel, aber nach ſympathiſchem Zuſammenſein mit einer einzelnen Perſon verlange, ſo iſt das Herzensſache. Der Geiſt iſolirt das Ich, und geiſtiger Verkehr iſt mit Büchern lohnender als mit Perſonen; aber das Herz, das kann und will nun einmal ohne ein perſönliches Du nicht leben. — Ich habe das in letzter Zeit gar bitter empfunden, ſeit eine ſechszehnjährige Gepflogenheit unhaltbar geworden, und ich eine tägliche Geſellſchaft, an die ich ſeit ſo lange gewöhnt war, auf ein ſehr kleines Zeitmaß einſchränken mußte. — — — — — — — — — —

In wärmſter Ergebenheit — Ihr — Rob Hamerling.

[„Einige Äußerungen in dieſem Schreiben, ſowie der Schlußſatz desſelben beziehen ſich auf eine unglückliche Herzensgeſchichte des Dichters, welcher gewiß einer treuen, hingebenden weiblichen Liebe würdig geweſen, dieſe aber gerade dort, wo er dieſelbe erſehnt und geſucht, nicht gefunden hat.“ — In ſeinen „Stationen“ kommt Hamerling auch auf das Vorkommnis, welches in den zwei eben mitgetheilten Briefen die Hauptſache bildet, zu ſprechen (S. 372/3). Nachdem der Dichter von einer für ſeine Dichtungen ſchwärmenden jungen Dame in der Ferne geſprochen, fährt er fort: „Dieſer weiblichen Charaktergeſtalt, deren weſentlicher Zug in einer naiven, kindlich rückſichtsloſen Hingabe an ihr ideales Empfinden beſtand, trat nun als intereſſantes Gegenſtück die Geſtalt jener Frau gegenüber, welche ihren brieflichen Verkehr mit mir bei Gelegenheit meines fünfzigjährigen Geburtstages eröffnete. Auch ſie iſt ideal geſtimmt, faſt bis zum übermaß, dabei aber ein Muſterbild weiblichen Taktes und weiblicher Beſonnenheit; fein gebildet, ſelbſt in der Philoſophie bewandert, poetiſch begabt, vor allem aber mit dem vortrefflichſten Herzen ausgeſtattet, verſtand ſie es, die Bande einer Freundſchaft zu weben, auf welche auch eine ängſtliche, gewitzigte Natur, wie die meinige, unbedenklich eingehen konnte und durfte, und die deshalb wohl auch Beſtand haben wird für den Reſt meines Lebens. Als ein Zufall ſie an der Seite ihres Gatten nach Graz führte, verzichtete ich auf das Vergnügen, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, weil ich der Meinung bin, daſs ein Mann und eine Frau, welche einen aus der Ferne geführten Briefwechſel die volle Unbefangenheit wahren wollen, einander perſönlich fremd und unbekannt bleiben müſſen.“

Der dritte gedruckte Brief (Graz, 3. Juni 1882) findet ſich gleichfalls in der Beilage zur Bohemia, und zwar vom 9. Mai 1900, in welcher Frau Ehlen einen Artikel „Ein tragikomiſches Genrebildchen aus dem Leben Robert Hamerlings“ veröffentlichte; die Verfaſſerin ſagt in der Einleitung zu dieſem längeren Briefe, daſs gleichwie das Gold des Reichen die Bittſteller anlockt, ſo auch der Reichthum des Geiſtes die geiſtig Hungernden anzieht; der Brief lautet:]

Hochgeehrte Freundin! — Die letzten Wochen gehörten einer hartnäckigen Grippe, einem Schnupfenfieber — und noch jetzt verfüge ich nicht über ſo viel geſunden Kopf, um mein übliches philoſophiſches Morgenpenſum zu bewältigen. Dabei war der Teufel los und ich hatte für alle Welt zu thun. — Sie haben ſich ſchon ſo manches Genrebildchen aus dem Dichterleben von mir gefallen laſſen; wie wär's, wenn ich Ihnen zur Abwechſelung einmal hieher ſetzte, was im Laufe von drei — vier Tagen die Leute alles auf einmal von mir, dem Kranken, verlangten? Alſo hören Sie! Da iſt zuvörderſt der jubilirte k. k. Oberlandesgerichtsrath B., der kommt und überreicht mir den eben fertig gedruckten, dicken Band ſeiner Gedichte, Räthſel, Charaden ꝛc. mit dem Erſuchen, ſofort in der „Tagespoſt“ die Recenſion darüber zu ſchreiben, deren er ſich ſchon ſeit zwei Jahren durch unzählige Beſuche und immer wiederholte Bitten verſichert hat. Und ohne Verzug ſoll es geſchehen, denn er will durchaus noch im Laufe der Woche unſterblich werden. Ich muß alſo die Recenſion im Bette ſchreiben. Gleich hinter ihm tritt Herr L., ein begabter junger Mann, bei mir ein, mit einem Bande „Sommernachtserzählungen“ und wünſcht ſehnlich, dieſelben wie ſein früheres Werk, im „Heimgarten“ von mir beſprochen zu ſehen. Frl. von Kh[uenberg] ſendet wieder eine Serie kleiner lyriſcher Manuſcripte und erbittet ſich das gewohnte freundliche Gutachten. Herr S. wendet ſich aus G. mit dem dringenden Anliegen an mich, ich möge den neuen Redacteur der „Tagespoſt“ — mit dem ich noch gar nicht perſönlich bekannt bin — bewegen, die von Herrn S. eingeſendeten Artikel abzudrucken. Einem hieſigen Schriftſteller Herrn R. ſoll ich durch meine Fürſprache von der Schillerſtiftung einen Vorſchuß(!) von 100 fl. verſchaffen. Frau T. erſucht mich brieflich aus Wien, zum hieſigen Finanzlandesdirector zu gehen und dahin zu wirken, daß ein von ihr eingereichtes Geſuch endlich erledigt werde. Mit gräulichen Kopfſchmerzen behaftet, verfüge ich mich zur Behörde und erfahre, daß die betreffende Erledigung bereits nach Wien abgegangen. Fr. E. ſpricht in einem Briefe aus Salzburg von ihrem heißen Herzen und ihrem Nothſtande, und bittet mich, ihr einen von ihr verfertigten Ruhepolſter um fünf Gulden abzukaufen. Frau K. kommt zu Clotilde [Frau Gſtirner] und erſucht ſie dringend, mich zu veranlaſſen, daß ich gelegentlich in einem Zeitungsartikel ihrer muſikaliſch hochbegabten, verſtorbenen Tochter gedenke — einem trauernden Mutterherzen zuliebe! — Einer meiner einſtigen Schulkameraden ſchreibt mir nach Verlauf von 32 Jahren einmal, und beſchwort mich, zu der von ihm und Anderen veranſtalteten Jubelfeier eines Badearztes einen Prolog zu ſchreiben. [Betrifft Dr. Rud. Schwingenſchlögl und den Prolog „Die Quellnymphen von Radegund“.] Wie könnte ich einem ſo alten Schulkameraden etwas abſchlagen? Frau oder Frl. M. N. in einem Oertchen an der Oſtſee hat gehört, daß ich leidend, und will mich durchaus pflegen; ſie hat gute Zeugniſſe! — Herr A[mſter] aus Wien will von mir wiſſen, welches meiner Gedichte er für die „Heimat“ illuſtriren ſoll. Frl. M. wünſcht meine Fürſprache bei Roſegger, daß er zu einer von ihr gemachten Zeichnung einen kleinen Text ſchreibe. Zuletzt kommt Herr K. aus einer Stadt am Rhein und erklärt, er habe nichts von mir geleſen, als einen Brief, den ich an einen ſeiner Freunde geſchrieben, und er ſei mit dem Reſte ſeiner Mittel nach Graz gereiſt, um hier durch meine Vermittlung — und gerade durch meine — einen Erwerb zu finden. Er ſetzte voraus, daß ich in Graz ungefähr das ſein müßte, was Wagner in Bayreuth. Ich redete mich doppelt heiſer, ihm klar zu machen, daß er ſich irre, daß ich ſehr zurückgezogen lebe, keine perſönlichen Bekanntſchaften habe u. ſ. w., doch wolle ich ihm Adreſſen geben von Leuten, die ihm helfen könnten. Er verſetzte, er habe nur zu mir Vertrauen. Ganz matt und krank beſtelle ich ihn auf den andern Tag. — Er kommt Mittags, während ich krank im Bette liege und eben mein kleines Mittagsmahl zu mir nehmen will. Bei ſeinem Eintritt laſſe ich das Eſſen wieder hinaustragen. Er iſt ziemlich gedrückt, geſteht, daß er noch nichts gegeſſen. Ich rufe die Mutter, bitte ſie, den Herrn zu ſich hinüber zu nehmen und ihm das hinausgetragene Mittagsmahl zur Verfügung zu ſtellen. — Nachdem er es verzehrt, kommt er zu mir zurück, ich übermittle ihm die Adreſſen von zwei Dutzend Perſonen, welche ihm in der einen oder der anderen Art behilflich ſein konnten, und handige ihm ein Drittel meiner Barſchaft ein, die allerdings im Moment ſehr unbedeutend war. Er ergeht ſich in bitteren Bemerkungen über Enttäuſchung bei den Grazer Leuten. Ich frage ihn, ob er ſich denn auch ſchon an andere Leute als an mich hier gewandt? Er verneint es. — Iſt das nicht luſtig? Und ſo einer kommt durchſchnittlich alle 14 Tage. Wie konnte ich Allen helfen? Auch nur durch Empfehlungen? Und wie kann ich einen empfehlen, den ich nicht kenne? Neulich fragte ich Einen, warum er juſt zu mir komme und nicht lieber zu Leuten gehe, welche Geld haben? „Weil dieſe nichts hergeben,“ verſetzte er ruhig. — Haben Sie die Güte mich nicht zu bedauern! Ich erzähle Ihnen dergleichen nur, um Sie, oder wenigſtens mich ſelber ein bischen zu amüſiren. — Seit dem 29. v. M. bin ich wieder im Stiftinghaus. Der diesjährige Landaufenthalt beginnt, wie der vorjährige geendet. Das einſame Spazierengehen im Walde liefert mich dem ganzen Räubergeſindel ſchwarzer Gedanken wehrlos aus. Ich habe Niemand, als das herzensgute, aber ein und ſechzig jährige Kind „ “, und da ich Kinder zwar närriſch liebe, aber nur bis zum vierten Jahre, ſo begreifen Sie leicht, daß mir mit dieſem nicht geholfen iſt! — Aber um ehrlich zu ſein, muß ich doch zugeben, daß ich in dem Gedanken an Sie und Ihre ferne, aber treue Schweſterliebe zuweilen ein wenig ausruhe wie in einem weichen, warmen Neſt. — In wärmſter Ergebenheit — Ihr Rob. Hamerling.

[„Der Briefwechſel nahm im Laufe der Zeit einen immer vertraulicheren, herzlicheren Charakter an. Hamerling theilte mir viel Einzelheiten aus ſeinem täglichen Leben und über ſein Wirken mit. Er ergieng ſich mir gegenüber brieflich in Klagen über ſein herbes Herzensſchickſal ſowohl, als auch über ſeinen leidenden körperlichen Zuſtand und verbreitete ſich über ſeine literariſche Thätigkeit und weitausgreifende Pläne zu neuen Dichtungen, mit denen er ſich trug. — Auch ich fuhr fort, dem Dichter von Zeit zu Zeit poetiſche Verſuche von mir zu überſenden, und erging mich dabei unwillkürlich in Worten des Bedauerns, daſs mein Können ſo wenig Schritt zu halten vermochte mit meinem Wollen.“

So berichtet Frau Ehlen. Daran knüpft ſich ein Brief aus Graz 2. September 1882.]

Hochgeehrte Freundin! — Trägt wirklich mein letztes Schreiben das Datum des 7. v. Monats? Iſt's möglich? Jedenfalls beweiſt dies nur, wie unglaublich ſchnell die Zeit vergeht! Ihre lieben ſeither empfangenen Zuſchriften und mein Denken an Sie, wiegten mich in die Illuſion einer Gemeinſchaft, eines Verkehrs mit Ihnen, und ich wurde mir nicht bewußt, daß derſelbe wenigſtens äußerlich nur ein einſeitiger war. Vorging in meinem ſtillen Leben auch nichts, was den Mittheilungstrieb in mir angeregt hätte, und ſo fügte ich mich ohne Widerſtreben in die Nothwendigkeit, welche meine Schreibthätigkeit in den letzten Wochen — von den nicht aufzuſchiebenden Correſpondenzen abgeſehen — auf die Herſtellung dreier poetiſcher Manuſcripte für das demnächſt erſcheinende „öſterreichiſche Dichterbuch“ von K. E. Franzos concentrirte. [Gemeint iſt: „Deutſches Dichterbuch aus Öſterreich“, 1883.] Franzos hatte mir in langen Briefen die Verpflichtung nahe gelegt, in einem öſterreichiſchen Dichterbuch hervorragend vertreten zu ſein und mir zu dieſem Behufe 1 Druckbogen zur Verfügung geſtellt. Aengſtlich, wie ich ſchon bin, vor dem Gedanken zurückſchreckend, mir durch Kargheit ein Armuthszeugniß auszuſtellen, nahm ich mich zuſammen und lieferte zwar nicht 4, aber 2 Druckbogen zum „Dichterbuch", und zwar: ein lyriſch-epiſches Gedicht „Marie" (etwa 300 Zeilen), die Expoſitionsſcenen einer Tragödie „Panther und Wölfin", [beide Arbeiten ſpäter in „Blätter im Winde" aufgenommen] und den erſten Geſang eines Epos „Homunculus". Zur Tragödie liegt der Plan ſeit langer Zeit fertig ſkizzirt in meinem Pulte. Hauptperſon derſelben iſt Jugurtha, der Held des Goldes. Die Wölfin iſt im Allgemeinen das feile Rom und im Beſonderen eine ſchöne römiſche Dame „Fauſtina"; der Panther iſt Numidien, im Allgemeinen, im Beſonderen ein halbwildes numidiſches Mädchen, genannt die Pantherkatze. Mit der Idee des Epos „Homunculus" trage ich mich auch ſchon lange und werde nun wahrſcheinlich das Ganze in 10 Geſängen während des Winters vollenden. Ein Werk, das man der Idee und Erfindung nach jedenfalls wird eigenthümlich und grandios finden müſſen, grandioſer als es der fertige erſte Geſang vermuthen laſſen dürfte, der nur ein leichtes ſatiriſches Vorſpiel iſt. Ich war daran, zuerſt meinen „Parcival" auch ein ſehr alter Gedanke von mir in Angriff zu nehmen; nun muß aber der Homunkel voraus, da ich einmal im Zuge bin. Nebenbei nehmen die Studien und Vorarbeiten für mein philoſophiſches Werk [Atomiſtik des Willens] ihren Fortgang. Es giebt Leute, die das nicht gerne ſehen, und meinen, ich verſäume dadurch etwas in dichteriſcher Beziehung. Mir war aber mein Leben lang das Intereſſe an den höchſten Problemen des Daſeins die erſte, natürlichſte und ſelbſtverſtändlichſte Sache von der Welt, und ich begreife nicht, wie ein Menſch darauf verzichten ſollte, ſich damit zu beſchäftigen, und wie einer eine Beſchäftigung hierin erblicken mag, gleich anderen, die man betreiben oder bleiben laſſen kann, etwa wie Bier brauen oder jagen oder fiſchen. Und was das Verſäumen anlangt, du lieber Gott, ſo weiß ich, daß die Welt auf nichts weniger erpicht iſt als auf neue Verſe von mir und auf neue Gedichte überhaupt — ſie erſtickt im Ueberfluſſe des Alten und Neuen — während die Loſung der großen Fragen immer dringender wird, und Jeder, der ehrlich mitarbeitet, ſich ein reelles Verdienſt erwirbt. — Als Dichter müßte ich ja von Ihnen Beſcheidenheit lernen, wenn ſie mir fremd wäre. Was wollen Sie denn eigentlich mit dieſer herben Verurtheilung und Herabſetzung Ihrer eigenen Poeſien? Es kann Ihnen doch unmöglich Ernſt damit ſein. Fahren Sie nur ja fort, das mir in Verwahrung gegebene Schatzkäſtlein Ihres weiblichen Empfindungslebens mit Nachträgen in der Art des letzten zu bereichern! [Frau Ehlen ſandte zwei Gedichte, eines davon betitelt: „Letzter Wunſch".] Ich habe an dieſem letzten gebührender Maßen mich erbaut. Alſo Muth! Und verhehlen Sie mir nichts! Sie können keinen treueren Schatzmeiſter und Großſiegelbewahrer Ihrer Geheimniſſe haben. — Es iſt ſüß, mit einem edlen Weſen durch Bande des Vertrauens ſich verbunden zu fühlen! Die Erzählung von den ſanitären Verhältniſſen Ihrer Wohnung hat mich erſchreckt. Warum ändern Sie ſich das nicht? Sie müſſen es, denn Sie können es ja! Und Sie können es, denn Sie müſſen es! — Ich für meine Perſon ſtecke für den Augenblick zwar wieder verzweifelt tief in den Landaufenthalts-Nöthen des unfreundlichen September.

Die Angelegenheiten der kleinen Landwirthſchaft halten meine Mutter und deshalb auch mich bis Anfang October zurück — blicke aber auf die verwichene Sommerſaiſon als auf eine nicht allzuſchlechte zurück. Mein Befinden war erträglicher, wenn ich nicht irre, als voriges Jahr, gewiß nicht ſchlechter, wenn ich auch keinen ganz guten Tag hatte! — Ihr Expellerbalſam liegt Nachts wie eine geladene Piſtole neben mir, für den Fall, daß die gelind ſich wieder anmeldende rheumatiſche Dispoſition arg werden ſollte. Nächſtens ein Wort über Frobel und Warneck. In herzlichſter Ergebenheit — der Ihrige — Rob. Hamerling.

[Frau Ehlen hatte dem Dichter zwei Broſchüren überſandt. Die Frobel'ſche beſchäftigte ſich muthmaßlich mit dem ethiſchen Problem des Altruismus, während die andere von Dr. F. S. Warneck den Titel führte: „Das Princip der politiſchen Gleichberechtigung und die modernen Emancipationsfragen.“ (Hamburg 1881.) Hamerling äußerte ſich ſpäter in einem Schreiben wörtlich darüber: „An jenen beiden Broſchüren, die Sie mir vor langer Zeit mitgetheilt, und über welche ich Ihnen noch immer ein Urtheil ſchuldig bin, ſchätze ich die Geſinnung, den guten Willen, den Idealismus, aber nach meiner Auffaſſung ſind dieſelben ein bischen zu ſehr das, was man ‚doctrinär‘ zu nennen pflegt. Ich glaube, daß die praktiſchen Intereſſen der Menſchheit durch die ſchönſten Allgemeinheiten, Abſtractionen und Theorien nicht viel gefördert werden.“

Hier iſt wieder ein bereits gedruckter Brief Hamerlings einzuſchalten, der ſich in einem Artikel der Frau Ehlen (Beilage zur Bohemia, 25. November 1898) unter dem Titel „Die Brüder. Briefwechſel Robert Hamerlings mit einer Unbekannten“ vorfindet; der Leſer zweifelt wohl keinen Augenblick daran, daſs unter der „Unbekannten“ immer Frau Ehlen gemeint iſt. Wir geben dieſen Brief, ſowie das Weſentliche aus dem gedruckten Commentar wieder:

„Robert Hamerling hatte in der Zeit ſeines rüſtigen Schaffens die freundliche Gewohnheit angenommen, ſobald ein neues ſeiner Werke im Druck erſchienen war, ein Exemplar jedem ſeiner ihm naherſtehenden Freunde zu übermitteln. Dem kleinen Kreiſe derart Bevorzugter gehörte auch jene entfernt lebende Freundin des Dichters an, welche derſelbe durch einen langjährigen, vertraulichen Briefwechſel ausgezeichnet hat. Kaum hatte die von attiſcher Anmuth und Grazie durchhauchte und dabei die volle Tiefe deutſchen Gemüthes in ſchöner Weiſe offenbarende epiſche Dichtung „Amor und Pſyche“ die Preſſe verlaſſen, ſo überſandte der Dichter auch ſchon ſeiner Freundin ein Exemplar der Prachtausgabe des Werkes, welche mit den bezaubernden Illuſtrationen von Paul Thumann geſchmückt iſt. Ein Zufall fügte es, daſs wenige Stunden vor dem Einlangen dieſer ſchon angekündigten Sendung, der derſelben mit Sehnſucht Entgegenſehenden ein kleines, in einem belletriſtiſchen Blatte abgedrucktes Gedicht Hamerlings in die Augen fiel, deſſen Inhalt geeignet iſt, erſchreckend und beirrend auf die Einbildungskraft des harmloſen Leſers einzuwirken. Das Gemüth der dem Dichter befreundeten Leſerin wurde ſelbſtverſtändlich von dieſer Wirkung ſtärker ergriffen. Das Poem führt den Titel: „Die Brüder“ und es iſt ſpäterhin in die Sammlung neuerer Gedichte, „Blätter im Winde“, aufgenommen worden. Sein Inhalt iſt von überaus düſterer Färbung, welche das Erbangen einer theilnehmenden Seele um des damals noch lebenden Verfaſſers phyſiſches und ſeeliſches Wohl ſehr begreiflich erſcheinen läßt. Hamerling ſchildert in dieſem Gedicht in erſchütternder Weiſe die Qual der ruheloſen Nächte eines Kranken. Zu Beginn einer neuen Nacht erſcheint nun der Schlaf der überreizten Phantaſie des armen Kranken in der Geſtalt eines ihn höhnenden Dämons, der, auf den Rand des Krankenbettes ſich ſetzend, dem Unglücklichen auf der Lagerſtätte ankündigt, daſs er noch immer nicht geſonnen ſei, Erbarmen zu üben, ſondern vielmehr auch dieſe Nacht über, wie bisher, ganz unerbittlich bleiben und keine Labung ſpenden werde:

„Da ſchlug es Mitternacht.
Und es begann zu ſauſen vor dem Fenſter,
Zu klappern wie von einem Knochenreigen.
War's doch die Geiſterſtund. Die Todten ſtiegen
Aus ihren Gräbern tanzend. Plötzlich ſchaute
Ein Engel durch das Fenſter ſtumm herein.
Bleich war, ſehr bleich, doch ſanft ſein Angeſicht.
Als dieſen er erblickte, fuhr der Schlaf
Vom Stuhle grollend auf und ſchlich ſich weg.
An ſeiner ſtatt nahm Platz der Milde, Bleiche.
Wer biſt Du? Sprach der Kranke zu dem Gaſt.
Und dieſer drauf: Des Schlafes Bruder bin ich,
Des ſpröden unerbittlichen, der ſich
Nicht zwingen läßt. Mich findet jeder willig,
Wenn er mich ſucht mit ernſtlichem Entſchluſſe.
Mich zu beſchwören, tauſend Mittel gibt es,
Weit ſichrer, traun, als Schlummerſäfte wirken
Die dunklen Todesſäfte der Natur.
— — — — — — — —
Entſchlafen auf ein Stündchen iſt oft ſchwer,
Auf ewig — leicht; ein Kinderſpiel nur. Willſt Du?“

Von den düſteren Gedanken und den ſchauerlichen Bildern des Gedichts beängſtigt und erſchüttert, den Ausbruch individueller Pein und troſtloſen Trübſinns darin erblickend, beeilte die Freundin ſich, ein Schreiben an den Dichter zu richten. Indeſſen, um den Leidenden zu erfreuen, ließ ſie ſich auch zugleich zu Äußerungen über die epiſche Dichtung ‚Amor und Pſyche‘ allzu ſchnell verleiten. Robert Hamerling aber, der, obwohl immer bemüht, den Irrthum, wo er denſelben antraf, aufzuklären und zu bekämpfen, doch menſchlichen Schwächen und Fehlgriffen gegenüber ſtets eine große Nachſicht bewahrte, und in deſſen vornehmem Weſen mit der ihm eigenen milden Überlegenheit, Zartſinn und Ritterlichkeit in wohlthuender Weiſe ſich vereinigten, antwortete (Graz, 5. November 1882) wie folgt:“]

Vor Allem, ſehr liebe und verehrte Freundin, mein Ehrenwort, daß ich nicht im Mindeſten an Schlafloſigkeit leide! Ein halbes Dutzend ſchlafloſer

Nächte im Jahre zählt Jeder; für gewöhnlich wache ich ein paar Mal in der Nacht auf, ſchlafe aber in der Regel ohne Mühe wieder ein. Gott weiß, warum gerade „Die Brüder“ ſo ſtark auf Sie und Andere gewirkt haben! Ich wollte doch mit dem Ganzen nichts weiter als die wirklich merkwürdige Thatſache feſtſtellen, daß man den zeitlichen Schlummer manchmal ſo ſchwer oder gar nicht, den ewigen aber jederzeit ſo leicht haben kann, wenn man ihn ernſtlich will. Eine ganz ſimple Bemerkung — nur poetiſch ausgedrückt. Ich liebäugle darin, meinen Sie, mit dem Selbſtmord, mit dem Peſſimismus u. dgl. Fällt mir nicht ein, bei Gott, und das „Willſt Du?“ des bleichen Herrn Bruders Tod erlaube ich mir mit einem kräftigen „Nein“ zu beantworten. Nicht einmal bis auf Sirinsweite iſt mir bisher der Gedanke nahegerückt, dies mein bischen Leben noch freiwillig abzukürzen! Ich habe mehr zu thun als Sie denken. Beſagtes Gedicht iſt übrigens zwei Jahre alt und ſchon wiederholt gedruckt. — — — — — — — — — — — —

Ich danke Ihnen für den Lobeshymnus auf „Amor und Pſyche“. Von Ihnen laſſe ich mir auch das überſchwenglichſte Lob gerne gefallen. Ich weiß, Sie meinen es gut, und merk’ ich auch die Abſicht, bin ich doch nicht „verſtimmt“. Aber Sie finden in dem Gedicht die ſchönſte Verherrlichung der Liebe, „die im Dienſte der Natur ſteht“? Wie? ſo wäre es Hauptſache darin, daß die zwei „ſich kriegen“? So hätte ich den urſprünglichen Sinn des wunderbaren Märchens entſtellt? Nein, ſo haben Sie es nicht gemeint! Sie, und gerade Sie mußten den Schleier der Märchenhülle durchdringen! Wenn eine Menſchenſeele einzig dem Gotte nach trachtet, für ihn zur Hölle hinabſteigt, mit ihm zum Himmel emporſteigt, dann ſteht die Liebe nicht mehr „im Dienſte der Natur“; dann iſt das Menſchliche vergöttlicht und alles „Irdiſche“ „nur ein Gleichniß". — Ich habe dem Märchen ſeinen Sinn nicht rauben wollen, aber auch nicht ſeine ſchöne Hülle und ſeinen naiven Charakter. — Bis zur nackten Allegorie durfte ich es nicht entſeelen und entfärben. — Entſchuldigen Sie ſich nicht! Wir ſind einig im Grunde doch; laſſen Sie uns nicht um Worte ſtreiten! — Immer der Ihrige — Robert Hamerling.

[„So verfuhr Hamerling ſtets, wenn er, ein Arzt der Seele, ein wenig zu verwunden genöthigt war, dann hatte er auch immer zugleich den heilenden Balſam bereit." — Über zugeeignete Exemplare Hamerling'ſcher Werke durch den Dichter ſelbſt können wir zuſammenfaſſend mittheilen: Am 24. Januar 1881 erhielt Frau Ehlen als Geſchenk die Anthologie „Das Blumenjahr in Bild und Lied" und ſpäter ein Exemplar der Prachtausgabe von „Amor und Pſyche", beide ohne handſchriftliche Widmung. Ferner „Blätter im Winde" mit den Worten: „Meiner verehrungswürdigen Freundin Frau Ottilie Ehlen. Robert Hamerling. Graz 30. Nov. 86" und endlich „Homunculus" mit der Widmung: „Meiner verehrten Freundin Frau Ottilie Ehlen. Robert Hamerling. Graz 3. December 1887." Außerdem blieb derſelben ein Büchlein in Händen, welches laut Vermerk Hamerlings ſeit 1851 in deſſen Beſitz war: „Angelus Sileſius und Saint Martin. Auszüge und Bemerkungen von Rahel;" Frau Ehlen überließ dem Dichter ſeinerzeit dafür ein Exemplar der ſämmtlichen poetiſchen Werke des Johann Scheffler (Angelus Sileſius).

„Zuweilen beſchäftigte mein perſönliches Wohlergehen das menſchenfreundliche, bereits in Freundſchaft an mir hängende Herz des großen Mannes und er lieh ſeinem Wohlmeinen einen ſcherzhaften, freundlichen Ausdruck; ſo machte er mir z. B. wiederholt Vorwürfe darüber, daſs ich niemals wie andere Leute mich entſchließen konnte, während des Sommers Erholung in einer Sommerfriſche zu ſuchen und auf's Land zu gehen. Ich bemühte mich, ihn durch Verſicherungen zu beruhigen, daſs ich mich dabei ganz wohl befinde, und wenn dies nicht hinreichte, nahm ich, behufs der Motivierung meines Daheimbleibens, meine Zuflucht zu kleinen Ausreden. Eine ſolche Epiſode in ſeinem ſchriftlichen Verkehr mit mir vergegenwärtigt der Eingang des nachſtehenden Briefes (Graz, 21. September 1883). Des Weiteren erfüllte er in demſelben das gegebene Verſprechen, mir Bericht über die Enthüllungsfeierlichkeit ſeiner von Verehrern in Schrems errichteten Büſte zu erſtatten."]

Hochgeehrte Freundin! — Alſo einem liebenswürdigen Hündlein, das an Sie gewohnt iſt, zu Liebe haben Sie Ihre Villeggiatur geopfert? O beneidenswerthes Geſchöpf neufoundländiſcher Raſſe! Mir hat einmal eine Freundin es ſchriftlich gegeben, daß ſie ihre Sommer Gebirgsreiſe aus Rückſicht auf mich um keinen Tag verkürzen würde, und ſelbſt dem großen Göthe reiſte ſeine Frau von Stein immer davon, wenn er ſie eben am liebſten hatte, bis er endlich den Spieß umdrehte und ſeinerſeits nach Italien durchbrannte. — Und wie ſauer muß im beſten Falle unſer einer ſich das Bischen Liebe verdienen, das einem hübſchen artigen Köter von ſelbſt in den Schooß fällt! Ja, wenn man „Demantaugen" hat, und eine roſige Schnauze, und ein weißes, weichwolliges Vließ u. ſ. w. da kann man auch ein Hund ſein — man wird geliebt. O Idealismus! — Doch genug des Scherzes. Es iſt an der Zeit, den Alp, den ich mit dieſen Sarkasmen vielleicht auf Ihren Buſen gewälzt habe, wieder herunter zu wälzen, indem ich Ihnen ſage: Sie täuſchen ſich ſelbſt — *Sie bilden ſich nur ein*, des Hündleins wegen nicht fortgegangen zu ſein — Sie ſind zu Hauſe geblieben aus alter, böſer, unzerreißbarer *Gewohnheit*, und für die

Unterlaſſung deſſen, wozu man keine rechte Luſt hat, iſt nichts leichter zu finden als ein Grund. Der ärgſte Sophiſt iſt ein Menſch immer ſich ſelbſt gegenüber. — Aus Schrems habe ich nun endlich ein Schreiben erhalten, welches indeſſen das Räthſel des langen Stillſchweigens mit der Berufung auf den ſäumigen Photographen noch immer nur halb begreiflich macht. Glücklicher Weiſe habe ich längſt darauf verzichtet, das Thun und Laſſen der Menſchen immer völlig begreifen zu wollen. Als ich vor 16 Jahren eine Reiſe in meine Heimath machte, und mich ein paar Mittagsſtunden in Schrems, einem in der Nähe meines Geburtsortes Kirchberg am Walde gelegenen Marktflecken, aufhielt, ſtellte ſich mir ein junger Techniker, Sohn des dortigen Poſtmeiſters Fiſolthaler, vor, der mir einen ſehr guten Eindruck machte, von dem ich aber weiter nichts mehr hörte. Derſelbe Fiſolthaler iſt es nun, der mir ſchreibt. Er ſchildert mir den Eindruck, den ich vor ſo vielen Jahren auf ihn gemacht, und wie er, obgleich er ſeither wiederholt in Graz geweſen, doch nie gewagt, perſönlich oder brieflich an mich heranzutreten. Dann giebt er mir einige Nachrichten über die Herſtellung des Denkmals, an welcher er, wie es ſcheint, den hervorragendſten Antheil nahm. Von ſonſtigen Förderern der Sache nennt er mir nur zwei Perſonen: die eine mir perſönlich vollkommen fremd, die andere auch nur auf jener Reiſe 1867 mir flüchtig bekannt geworden und ſeither außer Verkehr mit mir. Leider iſt die Büſte nach zwei Photographien angefertigt worden, während man eine der Portraitbüſten hätte verwenden können, welche von mir vorhanden ſind. Die neueſte derſelben, von Hans Brandſtetter, hat allgemeinen Anklang gefunden und iſt in einer Anzahl von Gypsabgüſſen verbreitet. Davon wußten aber Herr Fiſolthaler und Genoſſen nichts, und ſo entſtand ein Bildwerk, das, nach der mir überſandten Photographie zu ſchließen, etwas grimmiger als nöthig in die Welt ſchaut. Das lebensgroße Bruſtbild iſt auf einem 2 Meter hohen Sockel in einer öffentlichen Promenade-Anlage an einer Stelle aufgerichtet, von welcher aus man die Ausſicht auf meinen Geburtsort Kirchberg am Walde hat. Eine Schilderung der „Feſtlichkeiten“ käme jetzt ein wenig zu ſehr post festum; ich beſchränke mich daher auf die Mittheilung der am 22. Juli gewechſelten Telegramme. Mittags meldete mir der Telegraph: „Von Dankbarkeit und Verehrung für unſeren großen Landsmann erfüllt, haben wir heute auf dem Vereinsberge bei Schrems im Angeſichte Ihrer Geburtsſtätte Ihr Bild erhoben und dieſes Denkmal in Gegenwart zahlreicher Feſtgäſte der Öffentlichkeit übergeben. Wir bitten Sie, demnächſt Bericht und Abbildung entgegen zu nehmen.“ — Ich antwortete:

„Bruderkuß Euch Landsgenoſſen!
Gruß Dir, theure Heimaterde!
Wie mein Bild Du trägſt, ſo trag' ich
Deines in mein Herz geſchloſſen.“

Abends kam dann noch eine Depeſche: „In hell auflodernder Begeiſterung bringt die um Ihr Bild verſammelte Sängerſchar des Waldviertler Gauvereins ein donnerndes Hoch dem ruhmgekrönten Dichter, der waldumkränzten Heimath und des großen Vaterlandes Ehr' und Zierde.“ [Die vier Verſe mit dem Titel „Gruß an die Heimat“ giengen in den lyriſchen Nachlaſs „Letzte Grüße aus Stiftinghaus über.] — Sie verlangen wieder einmal mit Entſchiedenheit einen wahrheitsgetreuen Bericht über mein Befinden. Es freut mich, Ihnen melden zu können, daß die wandernden Rheumatismen, und die nach überſtandenem Rothlauf hervorgetretenen Symptome eines *Nierenleidens*, welche mir bis in den Juni hinein arg zuſetzten, ſeitdem wieder den weniger bedenklichen Unterleibsſchmerzen Platz gemacht haben, welche ſich diesmal merkwürdiger Weiſe auf die Magengegend concentrirten. Obgleich nun dieſe Beſchwerden mir keinen einzigen behaglichen Tag vergönnen, ſo erlauben ſie mir doch mehr Bewegung im Freien und damit gebe ich mich zufrieden. Vielleicht machen Ihnen die Verſe [„Quellnymphen von Radegund“], die ich unter Kreuzband mitſende, Luſt, einmal unſer St. Radegund zu beſuchen. Den kleinen „demantäugigen“ Neufoundländer können Sie ja mitnehmen? Der Eigenthümer wird ſich doch wohl erbitten laſſen. Unveränderlich — Ihr — Rob. Hamerling.

[„Die phyſiſchen Leiden des Dichters hatten im Jahre 1881 bereits einen ſehr ernſten Charakter angenommen; einer jener, den Stempel ſchmerzlicher, doch himmliſcher Ergebung an ſich tragenden Briefe eines martervollen Dichterlebens möge hier mitgetheilt werden; er trägt das Datum: Graz, 1. März 1881, und lautet:“]

Liebe, verehrte Freundin! Das Fröſteln iſt bei mir, Gottlob, nicht mehr ſo an der Tagesordnung wie es im Jänner geweſen. Auch die Nierengegend iſt ſchmerzfrei. Nur das Allgemeinbefinden iſt immer ein unbehagliches. Nicht genug danken kann ich dem Himmel für den verhältnißmäßig ſonnigen, windſtillen Winter dieſes Jahres! Es verſtreicht faſt kein Tag, wo ich nicht in's Freie gehen kann. Ich gehe freilich umher wie an der Leine. Die Krankheit hält mich kurz. Thut nichts! Es iſt erſtaunlich, mit welch' geringem Maaß von Vergnügen der Menſch ſein Auskommen finden kann, wenn er will oder muß. Ich habe entbehren gelernt, was mir das Unentbehrlichſte ſchien, und ich habe dieſen Verluſt ſogar verſchmerzt. Ob das Verſchmerzen meine Lebensgeiſter ſo herabgeſtimmt, oder ob die Herabſtimmung meiner

Lebensgeiſter das Verſchmerzen möglich gemacht — ich weiß es nicht! Meine Rechnung als Menſch mit dieſem Leben iſt abgeſchloſſen. Ich habe jetzt, wenn ich ausgehe, kein beſtimmtes Ziel mehr, wohin ich gehen muß, um mich nicht unbefriedigt zu fühlen; ich brauche überhaupt nur hinauszugehen unter Gottes freien Himmel, um mich ſo zufrieden zu fühlen als ich es noch kann. — Aber geſund können mich Luft und Sonne freilich auch nicht machen! — Ach, geſund! oft ſuche ich mich hinein zu denken in das Gefühl der Geſundheit. Oder in das Bewußtſein, noch einmal auf ein paar Monate oder Wochen ſo geſund werden zu können, wie andere Leute, die es auch nicht ſind, aber doch wenigſtens ſich frei zu bewegen, in der Welt zu leben, Reiſen zu machen u. ſ. w. im Stande ſind. Wie beneide ich das Glück der Blaſirten, der Peſſimiſten, denen das Leben zur Laſt, und denen ſo leicht geholfen werden kann! Wie aber ſoll der Lebensſehnſucht des Kranken geholfen werden, oder des Greiſes, deſſen Lebenstage gezählt ſind? Ich bilde mir ein, wenn ich geſund wäre, ſo wär' ich ein Titan und könnte mit Siebenmeilenſtiefeln über die Erde ſchreiten! — Wie ſchön könnte ich gerade jetzt leben, wo Alles was mir das Leben verbittert hat, bis zur Unglaublichkeit in mir abgethan iſt. Ich bin eigentlich großentheils ſchon todt. Aber eben das hat ſein Angenehmes. Auch erhält Krankheit das Gemüth friſch, durch die Schmerzen, bei denen man ſich wenigſtens nicht langweilt und nicht verſauert, und mehr noch durch die Pauſen derſelben, in welchen man alle Welt umarmen möchte. — Dazu kommt bei einem Menſchen in meiner Lage noch das mit der leiblichen Abgeſchiedenheit in einem angenehmen Contraſt ſtehende Gefühl, ſich weithin mit der Welt in einem geiſtig-perſönlichen Rapport zu finden. Das bringt manches Läſtige mit ſich, aber man fühlt ſich dadurch doch immer von einem weiten Horizont umgeben, von einer großen, freien Luftſtrömung umweht. Früher wollte ich verſtanden ſein und Gott weiß was: jetzt bin ich ſchon zufrieden und freue mich, daß mich armen Erdenwurm Tauſende in der weiten Welt achten und daß ich nicht umſonſt gelebt. — Ich ſehe das Erfriſchende, das Erdenleid Bezwingende einer Dichterexiſtenz auch bei Anderen, z. B. bei Roſegger. Der verräth freilich manchmal Luſt, ſich in den Peſſimismus zu verrennen, aber ich reiße ihn immer am Rockzipfel zurück. Und während ich ihn mit Worten tröſte, tröſtet er mich mit ſeinem unter allen Umſtänden fröhlichen Geſicht. Er lächelt immer gemüthlich dabei, wenn er etwas Peſſimiſtiſches ſagt, und ich ſehe vielleicht recht traurig dabei aus, wenn ich ihn zum Optimismus ermuntere. — Jenes Beſtreben, dem ich gegenwärtig, wie ich Ihnen angedeutet, obliege, beſteht darin, daß ich die verſchiedenen literariſchen Pläne und Entwürfe, welche nach allen Richtungen hin mein irdiſches Tagewerk zum Abſchluſſe bringen ſollten, wenigſtens ſoweit redigire und druckfertig mache, daß man daraus erſehen kann, was ich gewollt. An dieſem eventuellen Nachlaß bin ich thätig mit immer reger Luſt, aber ſchwacher Kraft, die merkwürdiger Weiſe beim Leſen und Studiren oft leichter als beim Denken und Schreiben ermattet. Doch genug für heute. Ich bin eigentlich noch nicht fertig, aber ich verſchiebe die Fortſetzung. — Ihr — herzlich ergebener — Rob. Hamerling.

[Den Schluſs des Materials für dieſes Capitel bildet wieder ein bereits gedruckter Brief (Graz, 7. Mai 1885), welchen Frau Ottilie Ohlen in einem Artikel „Emil Zola und ein Brief Robert Hamerlings“ (Beilage zur Bohemia vom 17. Februar 1898) veröffentlichte.

„Zur Zeit, als der geſunde und edle Naturalismus Zolas noch vielfach dem Unverſtande, der Prüderie und der Ablehnung begegnete, fehlte es indeſſen durchaus nicht an Leuten unter den Liebhabern der Literatur, welche das Rechte herausfühlten und das Echte erkannten. Das große, in wahrer und reiner Menſchenliebe glühende Herz Emil Zolas verbarg ſich hinter dem Stoff, welchen ſeine Geſtaltungskraft ſich erwählt, jenen Leſern ſchon damals nicht, die ſich weder von Vorurtheil beherrſchen, noch von fremdem Urtheil ins Schlepptau nehmen ließen. — Der letzteren Gruppe der Leſer Zolas gehörte auch jene Frau an, mit welcher Robert Hamerling im Briefwechſel ſtand. Dieſelbe gab ihrer Anſicht über Zola und deſſen Werke dem befreundeten Dichter gegenüber rückhaltsloſen Ausdruck. Ihre Auffaſſung fand, wie der folgende Brief bekundet, freudigſte Zuſtimmung. — Eingangs desſelben beantwortet Robert Hamerling eine mittelſt Correſpondenz-Karte in Eile an ihn gerichtete Frage betreffs des damals in Graz und Umgebung verſpürten Erdbebens.“]

Hochgeehrte Freundin! — Unſer Erdbeben war nicht ſo bedeutend, hat wenigſtens keinen Schaden angerichtet. Ich war eben wach nach Mitternacht, hatte Licht angezündet und las, da erfolgten ein paar heftige Erſchütterungen des Hauſes, mit Raſſeln der Thüren, begleitet von einem dumpfen Geräuſch. Aber an dergleichen iſt man gewohnt, weil heftiges Zuſchlagen der Thüren, Fall ſchwerer Körper im oberen Stockwerk u. ſ. w. ſolche Erſchütterungen oft genug veranlaßt, und bevor man ſich beſinnt, daß es ein Erdbeben ſein könnte, iſt dasſelbe in der Regel ſchon vorbei. Ihre Beſorgniß alſo, daß der Schreck mich angegriffen und mir geſchadet haben könnte, iſt unbegründet. Da rütteln die häufigen, halbe Tage und ganze Nächte anhaltenden Gewitter des Sommers mit endloſem Donnergeroll, grellem Blitzgeleucht und fürchterlichen Regengüſſen ganz anders an meinen Nerven! Auch ſind Gewitter, für den Einzelnen wenigſtens, nicht weniger bedrohlich als ein Erdbeben. Bei uns in den Alpen geht kaum ein ausgedehntes, ſtarkes Gewitter vorüber, das nicht irgendwo in ſeinem Bereich ein Haus in Brand ſteckt oder einen Menſchen tödtet. Ich ziehe alſo ein ſeltenes, kurzes, discret auftretendes Erdbeben vor. Sie wünſchten von mir blos eine Zeile zu ungeſäumter Beruhigung. Aber obgleich ich heute leiblich und geiſtig ſo ſchlecht disponirt bin, daß es mich Mühe koſtet, drei vernünftige Sätze aneinander zu fügen und ich überdies noch einen anderen Brief zu ſchreiben habe, muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich nach Leſung Ihres letzten Briefes Ihnen feurig die Hand geküßt haben würde, wenn ich Sie vor mir gehabt hätte. Ich weiß nicht, was größer war, meine Überraſchung, oder meine Freude, daß Sie, die ſtrenge Idealiſtin, doch Zola verſtehen und würdigen. Ihr für die Menſchheit ſchlagendes Herz hat Ihnen da als Brücke des Verſtändniſſes gedient. Was den ſittlichen Ernſt Zolas betrifft, ſo habe ich bemerkt, daß am meiſten diejenigen daran zweifeln, die ſelbſt keines wahrhaften, ſittlichen Eifers fähig ſind, daher auch kein Verſtändniß dafür haben. Zolas Lebensauffaſſung iſt eine tiefe: er ſieht das wahre Leid und Elend der Welt mit Recht auf der *moraliſchen* Seite: in der Schwäche der armen, von ihren Leidenſchaften gehetzten Menſchenkinder. Das kommt z. B. in den letzten Zeilen des „Assammoir" zu einem tief ergreifenden Ausdruck. Da wundern ſich Leute, daß Zola im Leben angeblich nur das Häßliche ſieht; ich wundere mich, daß dieſe Leute in Zola nur das Häßliche ſehen. Die erſte Hälfte des „Assammoir" iſt mit Ausnahme einiger Scenen faſt ein Idyll aus dem Arbeiterſtande; Goujet iſt eine Geſtalt von faſt überſchwänglicher Idealität; den Wettkampf der beiden Schmiede von Gervaiſe von Homeriſcher Schönheit; das Feſtmahl der Gervaiſe ein Cabinetſtück humoriſtiſcher Kleinmalerei. Und die Verderbtheit ſchildert Zola niemals unwahr, niemals übertrieben, niemals unnatürlich und niemals verführeriſch. Nur phyſiſch ekelhaft wird er manchmal im Detail — beſonders in den letzten Werken. Das iſt ein Irrweg; aber wer ſich von einer Idee ſo beherrſchen läßt wie Zola, dem wird ſie am Ende zur fixen und bringt ihn auf Irrwege. — Ihr treu ergebener — Robert Hamerling.

[Das letzte Schreiben Robert Hamerlings an Frau Ottilie Ehlen überhaupt iſt vom 24. Juni 1889 datiert, alſo neunzehn Tage vor dem Hinſcheiden des Dichter-Philoſophen; es iſt von dieſem mit äußerſter Anſtrengung, als er nicht mehr ohne Hilfe im Krankenbette ſich rühren konnte, mit eigener Hand verfaſst.

Zur Ergänzung der von uns im dritten Theile dieſer Briefſammlung gebrachten Mittheilungen über Clotilde Gſtirner (Minona), können wir eine literariſche Arbeit Frau Ottilie Ehlens anführen, welche in der „Germania" (San Francisco, V. St., Juli 1894) anläſslich des nahenden Todestages Hamerlings zum Abdruck gelangte. In der Einleitung ſagt die Verfaſſerin u. a.: „Als Robert Hamerling am 13. Juli 1889 aus dem Erdenleben ſcheiden muſste, hinterließ er eine Freundin (Frau Clotilde Gſtirner geb. v. Aicherau), welche mehrere Decennien hindurch bis zu ſeinem Tode in ſeltener Treue ihm zur Seite geſtanden. Der viele Jahre an einem unheilbaren Leiden kranke Dichter, deſſen Herz durch die leidenſchaftliche, aber unglückliche Liebe zu einer Frau unſäglich litt, ſo daſs ſein vorzeitiger Tod zweifellos durch den unbeſiegbaren Gram über die ihm zugefügte bittere Kränkung herbeigeführt worden iſt, wuſste die zarte und ſelbſtloſe Hingabe der Jugendfreundin, die in allem Wechſel ſtets ſich gleich geblieben, doppelt dankbar zu ſchätzen. Viele ſeiner ſchönſten

Gedichte feiern dies reine Freundſchaftsverhältnis.“ — An die Einleitung ſchließt ſich ein größeres ſchon früher entſtandenes Gedicht der Frau Ehlen: „Troſtwort an Minona“:

O weine nicht, Du treues, vielgeprüftes,
Du ſanftes, demuthvolles Frauenherz!
O weine nicht mehr um den großen Todten,
Der ja unſterblich lebt in ſeinen Werken.

— — — — — — — — — — — —

Wie wenn am Strande ſteht des weiten Meeres
Ein Sturmverſchlagener auf öd'ger Küſte,
Wo keine Blumen und kein Grün entſprießen:
Die Arme breitet er nach fernem Eiland,
Das ihn gebar, und laut die Namen ruft er
Der fernen Lieben, miſchend ſeine Stimme
Mit aller Kraft ins laute Meergetoſe —
So ſtand auf Erden er und blickte trauernd
Weit übers Meer verworr'nen, wüſten Treibens
Der Menſchen hin; dem Eiland holder Schönheit
Und heitren Friedens, ſelig ſtiller Klarheit
Zu ſehnend ſich, und rufend in das Brauſen
Der wilden Stimmen rohen Marktgewimmels
Nach Wahrheit, Treue und nach edler Liebe.

— — — — — — — — — — — —

Dies Urbild, das vor ſeinem Stranden, ahnend,
Bevor der rauhe Erdſtern ihn empfangen,
An den gewieſen ihm die hohe Sendung;
Als er, ein geiſt'ger Embryo, noch ruhte
Seraph'ſchen Seins im Schoß der Ewigkeit —
In ſeiner Heimat Eden er geſchaut:
An das Erinnerung ſtets ihn hielt gekettet,
Das ihn umſchwebte hier, ihn ſüß gemahnend,
Beflügelnd ihn, doch ſchmerzlich Sehnen weckend;
Der Schönheit, Wahrheit und der Liebe Urbild:
Nun ſchaut und hält er es in Ewigkeit. . . .
So weine nicht! Der ſüße Himmelsfrieden
Geſtillter Sehnſucht iſt ja Seligkeit!

— — — — — — — — — — — —

O freue, freue Dich, daß Du hienieden
Ein liebes, trautes Abbild ihm geweſen,
Des Urbilds reiner Lieb' und heil'ger Wahrheit
Und wandelloſer, felſenfeſter Treue,
Das in des Herzens Herz getragen er.

Gedenke des! O welch ein Troſt für Dich!

Nah' warſt Du ſtets ihm; Deine Lebensſtunden
Erfüllt von Müh' um ihn — welch ein Beruf!
Beſel'gend iſt der Austauſch der Gedanken
Und der Gefühle wohl mit einer großen
Erhab'nen Seele; wenn ſich Geiſter grüßen,
Wohl himmliſch iſt's, das habe ich empfunden,
Die, wenn auch fern, im Geiſt ihm war verbunden;
Doch himmliſcher noch muß es ſein auf Erden,
Der ſchönen Hülle, die der Geiſt bewohnt,
Sich nahn zu dürfen; heil'ge Gottesfunken
Sterblichem Aug' entſprühn zu ſehn, zu hören
Der Stimme Klang auch mit dem großen Worte!
Du ſahſt den Hohen, wenn ſein Genius flammend
Die Leier rauſchen ließ in ſeiner Hand;
Wenn kreiſend hinter ſeiner Jovis-Stirne
Sich Weltgedanken ſeinem Geiſt entwanden;
Du ſahſt ihn noch in ſeiner Jugendblüte
Auf des Parnaſſos Höhen ſtrahlend weilen —
Und ſahſt ihn auf dem Sterbelager auch . . .
Du ſaheſt ihn heroiſch ſtreben, wirken,
Sahſt ringen, ſiegen ihn und ihn bekränzet,
Und ſahſt ihn dulden, ſanft wie Engel dulden,
Unſäglich milde unter Todesſchmerzen;
Du ſahſt verſcheiden ihn, ſo groß und ſchön,
So ſtill und lautlos wie die Sonne ſcheidet,
Und ſahſt ſein marmorruhig Todtenbild.
Du ſahſt, was Menſchen himmelhoch erheben,
Erleuchten ſie mit ſolchem Lichte muß,
Vor dem des Erdenjammers Dunkel flieht,
Wie Wetternacht vor heller Blitze Schein:
Gott ſahſt Du leuchten aus dem Menſchen Sein.
Vor Tauſenden warſt wahrlich Du begnadet,
So reich, wie vor Dir Wen'ge auf der Welt.
Der Menſchheit Genius, wandelt er auf Erden
Sichtbar erſcheinend, menſchlicher Geſtalt,
So kleidet gern er ſich in die Gewande
Des ſeherhaften Sängers; doch nur ſelten
Betritt ſein heil'ger Fuß den Erdenſtern;
Und ſeltner noch reicht er die fromme Hand
Hienieden einer irdiſchen Gefährtin:
Dich wählte er, Dir reichte er die Hand!
Zu treuem, unlösbarem Freundſchaftsbunde
Warſt Du mit einem Ewigen verknüpft. . . .

Und der auf Erden Dich vergeſſen nimmer,
Er winkt Dir aus der Sterne mildem Schimmer!
  So weine nicht! Nein, freue Dich der Stunde
Und hoffe ihr entgegen wonniglich,
Da Du, entkleidet Deiner Erdenhülle,
Ihn wiederſehen wirſt im Siegerkranze,
In himmliſcher Verklärung vollem Glanze;
Die ihm verſchönte hier ſein Erdenwallen,
Mit der wird Palme er und Krone theilen!
  Dies hoffe feſt und ſtille Deine Thränen,
Du ſanftes, demuthvolles Frauenherz!
Vergebens nicht lockt uns dies Himmelsſehnen:
Es gibt ein Land, wo ſchweigen lernt der Schmerz.]

[Paul Thumann, geboren 1834 in Tſchackdorf in der Niederlauſitz, hervorragender Maler und Illuſtrator der Gegenwart, Profeſſor der Kunſtakademie in Berlin; er illuſtrierte eine Reihe berühmter Werke, darunter auch Robert Hamerlings Dichtung in ſechs Geſängen „Amor und Pſyche“ (3. Auflage Leipzig 1882, Adolf Titze). „Eleganz der Formengebung und Anmuth der Figuren, ſowie inniger Ernſt zeichnen ihn aus.“ (Meyers Lexikon, 5. Aufl.)

Es lag die Vermuthung nahe, daſs zwiſchen dem Maler und Dichter ein regerer Briefwechſel ſtattfand; das iſt aber nicht der Fall geweſen. Hamerling ſtand vornehmlich mit dem Verleger in brieflichem Verkehre, während er an den Illuſtrator außer einigen Zeilen zum Manuſcript nur den einzigen hier abgedruckten Brief aus Graz, 18. October 1881, richtete.]

Hochgeehrter Herr! — Im Beſitze eines fertigen Exemplars von „Amor und Pſyche“ und im Stande, Ihre künſtleriſche Leiſtung im Ganzen zu überblicken, kann ich es mir nicht verſagen, Ihnen meine Freude darüber auszudrücken. Entzücken einige Ihrer Bilder auch ſchon den Laien beim erſten Blick durch ihre hinreißende Schönheit, ſo befriedigen ſie ſämmtlich den Kunſtkenner durch Adel der Formgebung und Gediegenheit der Compoſition. Mir ſelbſt iſt vor Allem die Idealität Ihrer Zeichnung erfreulich: in dieſem Punkte überragen Sie die Zeitgenoſſen entſchieden. So ideal und dabei ſo individuell-lebensvoll iſt kein Anderer. Sie ſind hie und da ein wenig vom Dichter abſeits Ihre eigenen Wege gegangen — wie in der Himmelfahrt, welche der Text im Muſchelwagen vor ſich gehen läßt, — aber ein Künſtler wie Sie darf beanſpruchen, daß ſeine Leiſtung neben der des Poeten als eine mehr oder weniger ſelbſtändige hingenommen werde. — Leider werde ich vielleicht noch geraume Zeit darauf verzichten müſſen, den genialen Mann, mit welchem ich in ſo erfreulicher Weiſe zuſammenwirken durfte, perſönlich kennen zu lernen. Um ſo mehr würden Sie mich verpflichten, wenn Sie freundlichſt die beiliegende Photographie mit Überſendung der Ihrigen erwidern wollten. — In aufrichtigſter Hochſchätzung — Ihr — dankbar ergebener — Rob. Hamerling.

[Die Photographie in Viſitkarten-Format ſtellt den älteren Hamerling vor: „Sehr tiefe Augen, langes, ſchlichtes, weißes Haar“, wie uns der Künſtler ſchrieb; ſie trug nur den Namenszug des Dichters. Paul Thumann hat das Bild mit dem ſeinen erwidert.]

[Das antiquariſche Verzeichnis Nr. 308 (1899) der Buchhandlung Liſt & Francke in Leipzig führt zwei Autographe Robert Hamerlings an, und zwar: 1. Einen eigenhändig geſchriebenen Brief mit Unterſchrift, eine Seite Octav, Graz 1882 (6 Mark); er handelt über orthographiſche Fragen: Hamerling fürchtet, daſs die norddeutſchen Grammatici ſeine jetzige Schreibung auf Rechnung ſeiner „öſterreichiſchen“ Sprachunwiſſenheit ſetzen werden. Dieſes Schriftſtück wurde weiterverkauft. 2. Eine Correſpondenz-Karte (Mk. 1.75) aus Graz, 17. Juli 1886, die uns vorlag und an

„Herrn Wilhelm Friedrich, k. Hoſbuchhändler, Leipzig" gerichtet war; über die Angelegenheit iſt uns nichts Näheres bekannt geworden; die Karte lautet:]

Sehr geehrter Herr! Das Anerbieten bezüglich der Porträtabdrücke aus dem „Schriftſtelleralbum" iſt von der Firma „W. F. k. Hof- und Verlagsbuchhandlung in Berlin" an mich gelangt. Ich hielt dieſe Firma für identiſch oder wenigſtens unter gemeinſamer Leitung ſtehend mit Ihrer Firma in Leipzig, und ſo wendete ich mich in obiger Angelegenheit an Sie. Eine Verwechslung mit einer noch anderen Firma hat nicht ſtattgefunden. Hochachtend und ergebenſt — Robert Hamerling.

[Karl Debrois van Bruyck, deſſen umfangreiche und für den Hamerlingbiographen wertvolle Briefſammlung wir im dritten Theile veröffentlichten, hat uns nachträglich auch Einblick in die beiden Briefe vom 13. December 1882 und 28. September 1887 geſtattet. Im erſteren ſpricht Hamerling faſt ausſchließlich von dem Inhalte der „autobiographiſchen Denkſchrift" van Bruycks; ebenſo in dem andern Briefe, erwähnt aber darin Alfred Meißners Selbſtbiographie, die Hamerling nicht befriedigte; zum Schluſſe berührt er den „Proſa"-Streit, den wir aus den Briefen des dritten Theiles bereits kennen.]

[Dr. phil. Adolf Harpf (pſeudonym: Ad. Hagen), geboren 18. März 1857, Verfaſſer philoſophiſcher Werke und lyriſcher Dichter. (Vgl. Kürſchners Lit.-Kal. und Brümmers Lex.)

Über ſeine Beziehungen zu Robert Hamerling müſſen wir ihn ſelbſt ſprechen laſſen. Zunächſt ſei ein Brief an uns, ddo. Leoben, 16. Mai 1901, mitgetheilt: „Über die Art meines Verkehres mit Hamerling, der faſt ausſchließlich ein perſönlicher war, dürfte am beſten das beifolgende Manuſcript aufklären. Da Hamerling und ich zur Zeit unſeres Verkehres in derſelben Stadt wohnten, beſchränkten ſich Hamerlings Zuſchriften an mich im allgemeinen auf Poſtkarten, mit denen er mir mittheilte, wann ich ihn beſuchen konnte, da er oft ſo leidend war, daſs er niemanden empfangen konnte. Solche Poſtkarten ſchloſs ich dem Manuſcripte von Hamerlings „Atomiſtik des Willens“ bei, zwei Briefe und zwei Karten aus den Jahren 1884 und 1885 liegen meinem heutigen Schreiben an. Jenes Manuſcript von Hamerlings philoſophiſchem Werke aber hinterlegte ich in dem ſteiermärkiſchen Landesarchive zu Graz zur Aufbewahrung, als ich vor einigen Jahren Grund hatte, meine Angelegenheiten für den Fall meines Ablebens zu ordnen. Für dieſen Fall fürchtete ich mit Grund die Verzettelung des ungeheuer wertvollen Manuſcriptes, welches gerade in jenen Stellen, die ich, als von Hamerling ſelbſt geſtrichen zu betrachten hatte, — die ich alſo in das Werk nicht aufnehmen konnte, da es doch nur nach Hamerlings eigener letzter Faſſung im erſten Drucke erſcheinen muſste, — den wertvollſten Aufſchluſs über die Entwickelung von Hamerlings Lebensanſchauung geben wird. Jene geſtrichenen Stellen datieren zum Theile gewiſs an die zwanzig Jahre zurück; Hamerling ſelbſt ſagt ja im Vorworte zu ſeiner Atomiſtik (S. X unten), daſs „die erſten Anfänge, die erſten Aufzeichnungen vor zwanzig Jahren“ geſchahen und man unterſcheidet in der That auch in dem Manuſcripte genau verſchiedene Phaſen nach Schrift und Gedankengang. Ich hatte und habe wohl noch die Abſicht, dieſe ſehr umfangreichen geſtrichenen Stellen, die allein einen Band oder noch mehr von der Größe der Atomiſtikbände füllen würden, einmal kritiſch zu bearbeiten, wenn mir die Kraft dazu gegönnt iſt. Vorläufig ergreife ich jedoch hier die Gelegenheit, auf jene reinſte Quelle zur Erſchließung der philoſophiſch vertieften Lebensanſchauung des Dichters hinzuweiſen, damit ſie nicht für immer in Archivkäſten verſinke und verborgen bleibe. Noch iſt auch wohl nicht die Zeit zur philoſophiſchen Würdigung unſeres heimiſchen Dichterphiloſophen gekommen, da unſere Zeit für Philoſophie überhaupt zu wenig Ruhe hat und auch unſer Dichter ſelbſt noch lange nicht ſo ins Leben der Gebildeten unſeres Volkes übergegangen iſt, um einen entſprechenden Kreis für eine Darlegung der Lebensanſchauung des Dichters und deren Entwickelung vorzufinden. Die Zeit, da eine ſolche Würdigung verlangt werden wird, kommt aber gewiſs, und dann wird man auf jenes Manuſcript der Atomiſtik als einer Hauptquelle greifen müſſen. Deshalb ließ ich die Handſchrift, welche mir durch Hamerlings Verfügung zu Handen kam, nicht mit den Correcturen an den Verlag zurückgehen, ſondern behielt ſie zuerſt in meiner Verwahrung, um ſie dann, als ich Verſchleppung fürchten muſste, in den ſicheren Gewahrſam des ſteiermärkiſchen Landesarchivs unter Vorbehalt meiner Rechte zu geben. Ich hielt mich hiezu auch noch aus dem Grunde dem Andenken des großen Todten gegenüber verpflichtet, weil ich mich, und dies ſpreche ich hier zum erſtenmale und auch hier gleichſam nur in parantheſi aus, während der monatelangen Arbeit der mir durch Hamerlings nachgelaſſene Verfügung übertragenen Autorcorrectur niemals des geheimen, aber doch unabläſſig bohrenden Zweifels erwehren konnte, ob wohl wirklich alle jene zahlreichen Stellen, welche ich im Manuſcripte geſtrichen vorfand, von Hamerlings eigener Hand geſtrichen ſein können? Die auch dem oberflächlichſten Leſer der gedruckt vorliegenden Faſſung des Werkes auffallenden Sprünge in der Darſtellung, Zuſammenhangloſigkeiten in der Ideenentwicklung ſchienen mir wenigſtens nicht alle auf das Conto der Nichtvollendung des Werkes durch den Autor kommen zu können. Viele von den im Manuſcripte geſtrichenen Stellen fügen ſich nämlich vollkommen organiſch in Hamerlings geſammte Darſtellung, ſie ſind vielfach geeignet, die jetzt in dem philoſophiſchen Lebenswerke des Dichters zutage tretenden Riſſe und Ideenlücken organiſch zu ſchließen und ich ſah bei vielen ſolcher Stellen auch nach angeſtrengteſtem Suchen und möglichſter Vertiefung in die Ideengänge des Autors wenigſtens abſolut keinen Grund, warum Hamerling ſie geſtrichen und dadurch den eigenen, organiſch aufbauenden Ideengang ſelbſt zerriſſen hätte, ein Umſtand, der für mich wenigſtens immer einen Grund für den beſagten Zweifel abgeben wird. Jedoch konnte ich ſelbſt natürlich nichts anderes thun, als das Manuſcript in dem Zuſtande zum Drucke bringen laſſen, wie es mir von der Verlagsanſtalt zugekommen war, ich ſelbſt habe darin kein Wort geſtrichen, was ich für ſpätere Bearbeiter der Hamerling'ſchen Lebensanſchauung, die auf das Manuſcript werden zurückgehen müſſen, und in denen ſich dann wahrſcheinlich der gleiche Zweifel wie in mir regen wird, hier feſtſtellen muſste."

Das in dem Briefe erwähnte Manuſcript iſt mit „Leoben, 15. Auguſt 1889" datiert und lautet:

Zu Hamerlings Philoſophie. Anläſslich der im Vereine mit Erich Fels veranſtalteten Herausgabe unſerer nationalen Gedichtſammlung: „Wehr und Waffen." war es mir im Winter von 1884 auf 1885 wiederholt vergönnt, bei Hamerling in deſſen Grazer Stadtwohnung vorzuſprechen. Der erſte der national deutſchen Dichter Oeſterreichs intereſſierte ſich in wohlwollendſter Weiſe für unſer beſagtes Werk, bezeichnete einiges im Manuſcripte, welches er längere Zeit zur Durchſicht behielt, zur Ausſcheidung und gab eingehende Rathſchläge über

Eintheilung und Anordnung des Stoffes. Wiederholt kam bei dieſer Gelegenheit, da Hamerling auch meine philoſophiſchen Arbeiten kannte, die Sprache auf philoſophiſche Themata. Wiederholt nahm er dabei auf das große mehrbändige philoſophiſche Werk Bezug, deſſen Manuſcript ihm ſtets zu Handen lag und welches auch in ſeinem Nachlaſſe gefunden und anläſslich ſeines Todes als dasjenige Werk ſeines Lebens erwähnt worden iſt, an welchem er über zwanzig Jahre gearbeitet hat. Leider habe ich mir von unſeren wiederholten philoſophiſchen Unterhaltungen, die zu dem leider unvollendet gebliebenen philoſophiſchen Werke nun in mehrfacher Hinſicht einen vielleicht wertvollen Commentar bilden könnten, nur ein Geſpräch, unmittelbar nachdem ich von Hamerling direct in meine Wohnung zurückgekehrt war, in ſeinem weſentlichſten Inhalte, und wie ich verbürgen kann, mit getreuer Feſthaltung ſelbſt der Einzelheiten aufgezeichnet, denn auf die Treue meines Gedächtniſſes konnte ich mich damals gewiſs verlaſſen. Allerdings war es die gründlichſte der philoſophiſchen Unterhaltungen, die ich mit Hamerling führte, der gerade wohler und mit dem Gegenſtande beſchäftigt zu ſein ſchien, während ich ihn ſonſt meiſt müde und zum Geſpräche wenig geneigt fand. Den weſentlichſten Inhalt des im Folgenden zu erörternden philoſophiſchen Geſpräches berichtete ich damals auch kurz darauf brieflich an meinen damaligen Mitarbeiter beim Werke: „Wehr und Waffen," welcher Brief, wenn er bewahrt worden iſt, mit den folgenden Mittheilungen übereinſtimmen wird. Ich that dies, weil ich bei dem ſchon damals wiederholt ſehr bedenklichen Körperzuſtande des Dichters fürchten zu müſſen glaubte, Hamerling werde ſein philoſophiſches Werk überhaupt nicht bis zur Herausgabe gedeihen laſſen können. Für dieſen Fall wollte ich wenigſtens einige Grundſtriche aus Hamerlings Lebensanſchauung ſchriftlich feſtgehalten und durch die Mittheilung an meinen Freund Fels wenn möglich dem Verlorenſein entriſſen haben. Bis zu welchem Grade Hamerlings Werk überhaupt noch vollendet werden würde und — nach dem bereits damals beträchtlichen Umfange des Manuſcriptpackes zu ſchließen, — wohl auch ſchon zu jener Zeit in ſeinen Haupttheilen vollendet war, — davon konnte ich natürlich keine Idee haben, da der Dichter nur frei und nicht etwa citierend aus ſeiner Handſchrift zu mir ſprach. — Es war am 9. Mai 1885, eines Samstags von ½5 bis 6 Uhr abends. Die Angelegenheit mit dem Manuſcripte von „Wehr und Waffen“ war eben vollſtändig unter freundlicher Beihilfe Hamerlings geordnet. Einige Tage vorher war ich mit Dr. Ottomar Schuchardt aus Dresden bei Hamerling, wurde jedoch — da Hamerling Fremdenbeſuche, auch wenn er ſich wohl fühlte, ſehr ſcheute, — nicht vorgelaſſen. — Unterm 8. Mai ſchrieb mir aber Hamerling, daſs er „eben einen argen Schmerzanfall hatte“, als wir ihn beſuchen wollten. Am 9. abends war ich allein bei ihm. Er lag wie gewöhnlich zu Bette und las gerade die Überſetzung der „Kleinſeitener Geſchichten“ des Czechen Jan Neruda, die damals erſchienen war. Hamerling anerkannte vieles in der Charakterzeichnung der „Geſchichten“ mit warmen Ausdrücken und gab einiges aus denſelben in der ihm eigenen anſchaulichen Weiſe wieder. Beſonders lobte er die originelle Einzeldarſtellung. Sein beſonderes Gefallen äußerte er in dieſer Hinſicht über die Geſchichte mit dem Tabaksbeutel des Herrn Schlegel, dann belachte er die äußerſt komiſche Zuſammenkunft der jungen Leute auf den Dächern, wo ſie ſich ein abendliches Stelldichein geben, um ſich dort oben, hoch über den Häuptern der Schläfer, luſtige Geſchichten zu erzählen. Auch „das weiche Herz der Frau Ruſs“ fand ſeinen Beifall trotz des Schluſſes mit dem polizeilichen Verbote, auf deſſen Unwahrſcheinlichkeit ich hinwies. Einige charakteriſtiſche Stellen aus dem Buche, welches er ſauber in Papier geſchlagen hatte und auf deſſen Rücken mit Hamerlings zierlicher Schrift Autor und Titel geſchrieben war, — was ich zur Verwunderung Hamerlings von meinem entfernten Sitze aus erkannte, — las er auch vor und waren dies namentlich ſolche Stellen, die für das Darſtellungstalent Nerudas ſprachen. Meine Vermuthung, daſs die Sehnſucht Schlegels nach dem krank abweſenden Kriſchanek eine Anſpielung auf die Abſtinenz der Czechen, welche die Deutſchen gleichwohl ſchwer ertragen mochten, ſein konnte, ließ er nicht gelten und begründete dies aus dem durchaus unpolitiſchen Eindrucke des Ganzen und dem Umſtande, daſs die Erzählungen ſämmtlich in den 40er bis 50er Jahren ſpielen, wo Prag eigentlich eine deutſche Stadt war. Urſprünglich hatte ich wegen Gründung einer Sprachreinigungsgeſellſchaft begonnen, wegen welcher auch der bereits erwähnte Dr. Schuchardt, der eine ſolche Gründung, die ſpäter von anderer Seite thatſächlich durchgeführt wurde, ſchon damals lebhaft erwog, mit Hamerling ſprechen wollte. Dieſer hatte nämlich zugeſagt, das Protectorat der von Dr. Schuchardt vorbereiteten Geſellſchaft zu übernehmen, ſagte aber im übrigen bei aller Zuſtimmung, die er der Sache der deutſchen Sprachreinigung entgegenbringe, daſs er zu ſehr in Anſpruch genommen und auch zu krank ſei, um ſich mit poſitiven Vorſchlägen und Arbeiten daran betheiligen zu können, deren praktiſche Ausführung er ganz uns Jüngeren überlaſſen müſſe. Endlich kamen wir auf die Philoſophie zu reden. Ich wuſste bereits von anderer Seite, daſs Hamerling an einem großen philoſophiſchen Werke arbeitete, welches die Grundgedanken ſeiner Welt- und Lebensanſchauung darſtellen ſollte. Hamerling zeigte auf einen dicken

Pack Handſchriften, der mehr als dreimal ſo umfangreich war, wie das Manuſcript von „Wehr und Waffen". — Das Paket lag auf einer Bücherſtelle zu Füßen des Bettes und Hamerling äußerte, daſs dieſes Werk ſeine Thätigkeit gewiſſermaßen abſchließen ſoll. Es werde die Reſultate, den Succus ſeines Strebens bringen, wenn ihm noch einige Jahre arbeitſamer Muße vergönnt ſein würden. Daſs Hamerling in vier Jahren, von 1885 bis zu ſeinem Tode, das ſchon damals zweifellos weit gediehene Werk dennoch nicht ganz zur Vollendung brachte, zeigt wohl am beſten, wie ernſt er es mit ſeiner Philoſophie nahm. „Man wird," ſagte Hamerling über den Stil und die Darſtellung dieſes Werkes, „gar nicht mehr den Dichter des Ahasver darin wiedererkennen, denn da handle es ſich um die reine, nackte Wahrheit, und die müſſe klar, kurz, ungeſchmückt und ungeſchminkt daſtehen." Als ich nun ausholte, um etwas Näheres über Hamerlings Stellung zu den philoſophiſchen Hauptrichtungen zu erfahren, begann ich mit der Frage, ob Hamerling denn in der That ein ſolcher Anhänger Schellings ſei, wie mir von anderer Seite mitgetheilt worden war. Dieſes lehnte nun Hamerling ausdrücklich ab, indem er ſagte, er habe von Kant herauf den Schelling, den Schopenhauer und Herbart und die Neueſten, — beſonders unter dieſen den Kreis, welcher ſich um die philoſophiſche Vierteljahrsſchrift — von der er, wie ich aus wiederholter eigener Erfahrung weiß, in der That ſtets den einen und den anderen Band aus der Grazer Univerſitätsbibliothek entlehnt zu Hauſe hatte, — um Laas, Riehl und Wundt gruppiert, durchgenommen. Kant und die Epigonen aber habe er ſchon vor längerer Zeit genau ſtudiert. „Überhaupt," ſagte Hamerling einleitend über das Weſen der Philoſophie, „ſei es mit derſelben nicht wie mit den anderen Wiſſenſchaften. Die Philoſophie geht uns als Menſchen nahe. Als Menſch frage ich nach dem Sein und Weſen der Dinge und der Welt.“[1]) Die Philoſophie ſei daher auch nicht auf einen engen Kreis von beſchränkten Fragen und beſchränkter Wirkung angewieſen, wie die anderen Wiſſenſchaften; ſie beanſpruche vielmehr das höchſte Intereſſe gerade weil ſie jene ewigen Fragen aufſtellt, welche dem „Philiſter“ (Hamerlings eigener Ausdruck!)[2]) wohl unnütz erſcheinen mögen, weil er an dem Schein, an der bloßen „Form“ — (dieſe hat Hamerling ausdrücklich einmal mit dem Scheine gleichgeſtellt)[3]) — des Erkennens hängt und nichts nach dem wahren Weſen der Dinge fragt. Daher erſcheine dem Alltagsmenſchen auch gerade und allein die Beſchäftigung mit der Philoſophie eine unnütze, weil er das Brennende ihrer höchſten und letzten Fragen nicht ſieht, nicht fühlt. Vom Sein ſelbſt ſagte Hamerling, es ſei ſtets ein „Soſein“, ein beſtimmtes, individuelles Sein, und man dürfe nicht fragen, was die Dinge noch ſind außerdem, daß ſie ſo und ſo ſind. Man dürfe neben das „Beſtimmtſein“ nicht das Sein als etwas außerdem noch Fragliches hinſtellen und hinter demſelben nicht noch ſuchen, was es an ſich ſei. Dies aber habe die Philoſophie bisher immer gethan, daher ſie denn auch zu keinem Reſultate hätte kommen können. Das Sein ſei eben nichts außer den einzelnen Beſtimmungen desſelben.[1]) Wiederum aber könne Hamerling doch auch dem allerneueſten Poſitivismus, wie er beſonders in Laas' „Idealismus und Poſitivismus" zum Ausdrucke kommt, — deſſen dritter Band eben erſchienen war und über deſſen horrenden Preis wir einſtimmig klagten, — nicht anhängen. Dieſer moderne Poſitivismus laſſe die Frage nach dem Sein wieder in einem anderen Sinne ungelöst, denn für ihn gibt es ein eigentliches Sein gar nicht. Alles drehe ſich da nur um Bewuſstſeinsformen von Bewuſstſeinsformen u. ſ. f. in infinitum. Ja wir ſelbſt ſeien nur inſofern nach dieſer Philoſophie, als wir uns ſelbſt Bewuſstſeinsform ſind und daher als ſolche uns ſelbſt erſcheinen. Außerdem aber ſei alſo reines Nichtſein, bloßes Nichts, denn auch daſs ich ſelbſt bin, mache dieſe Art von Philoſophie nicht einmal endgiltig aus. Hier aber ſetze Hamerling ſelbſt an. Er conſtatiere, daſs in ihm ein untrügliches Gefühl ſei, welches ihm ſagt, daſs er ſei; das Gefühl zwar nur eines „Soſeins", eines Seins in beſtimmter, individueller und ganz eigener Art, welches aber ſchließlich, da ja alles Sein nur ein Soſein iſt, uns das einzige und eigentliche Sein vermittelt. Alſo „das ſich ſoſeiend Fühlen" iſt das „ſich ſeiend fühlen" und daher zugleich die Gewähr des Seins ſelbſt. Mit anderen Worten: nur die unmittelbare Evidenz vom individuellen Daſein, ſubjectiv genommen, gewährleiſtet für Hamerling das Sein. „Daſs ich ſo bin," ſagte er mit genau eben dieſen folgenden Beiſpielen, „wie ich im Innerſten es fühle, daſs ich bin, daſs ferner der Dr. Harpf eben dieſer Dr. Harpf und der Dr. Zwiedinek eben dieſer beſtimmte iſt, als der er ſich bewuſst iſt und fühlt, das iſt die Grundform des Seins, iſt das Sein ſelbſt auf der Stufe ſeines Bewuſstwerdens." — Ich wendete nun ein, daſs wir dann, wenn alles Sein nur in dem gekennzeichneten Gefühle ſteht und fällt, doch auch den lebloſen Dingen dieſes Gefühl des Soſeins nicht abſprechen dürften, ſofern wir deren Sein nicht geradezu negieren wollten, d. h. ſofern wir ſie nicht als nichtſeiend und nur lauter bewuſste, fühlende Subjecte allein als ſeiend betrachten wollten. Darauf antwortete mir Hamerling im allgemeinen nicht ablehnend, er hat ſich aber weiter auf dieſen Einwurf diesmal nicht eingelaſſen, da philoſophiſche Discuſſion im eigentlichen Sinne mit Rede und Widerrede, wie ich wohl fühlte, nicht ſeine Sache war. Ich kann alſo nicht ſagen, welche Stellung er zu dem gemachten Einwurfe eigentlich einnimmt. Er ſchien mir dieſen Punkt überhaupt nicht genauer ins Auge gefaſst zu haben. Freilich wenn Hamerling den obigen Einwand zugibt, was wohl nur aus ſeinem noch ungedruckten Werke ſelbſt zu conſtatieren ſein wird, dann hätten wir es in Hamerlings Philoſophie mit einem gefühlsmäßigen Anthropomorphismus und nach ſeiner Faſſung mit einer Art erkenntnistheoretiſchem Hylozoismus zu thun, der wohl die letzte, unausweichliche Conſequenz ſeiner Anſchauungen ſein mag, ohne daſs der naturbelebende Dichter ſich dieſer nothwendigen Folgerung darum klar bewuſst ſein muſste.[1]) Auf die Frage nach Raum und Zeit und dem Weſen derſelben übergreifend, ſagte Hamerling, daſs der „Philiſter" dieſe Frage ebenſalls für gänzlich überflüſſig erklärt, da er meine, er wiſſe ſchon von Anbeginn, was Raum und was Zeit ſei, und niemand brauche ihm das zu ſagen, denn das ſei ſo klar „wie etwas". — „Über dieſe Frage aber," ſagte Hamerling wörtlich, „könnte man wahnſinnig werden," ſo tief ſei ſie. Jawohl, wahnſinnig könnte man werden, wiederholte er, wenn man bloß darüber nachdenkt, ob es denn auch einen vierdimenſionalen Raum geben könnte. Ich erinnerte im Laufe des Geſpräches hierüber, daſs Kant,

---

[1]) Vielleicht bearbeitete Hamerling gerade um jene Zeit das Vorwort ſeiner „Atomiſtik“, denn dasſelbe ſtellt faſt wörtlich genau dieſelbe Begründung für ſein Streben nach philoſophiſcher Wahrheit und deren prunk- und anſpruchsloſen Ausdruck auf, wie er ſie mir hier mündlich gegeben hat. (S. IX., XII.)

[2]) Im ganz gleichen Zuſammenhange ſteht dieſer ſelbe Ausdruck auch in der „Atomiſtik“ im Gebrauche. (Bd I., S. 22.)

[3]) Genau ſo fußt Hamerling auf Kant im erſten Capitel ſeiner Erkenntnistheorie, betitelt: „Der Sinnenſchein“ (a. a. O. S. 13 ff., dazu vgl. noch S. 28.)

---

[1]) Vgl. hiezu „Atomiſtik". Bd. I. S. 27 und das ganze Capitel „Der Seinsbegriff", ebenda S. 107 ff.

---

[1]) Hamerling war ſich aber dieſer unausweichlichen Conſequenz ſeiner Weltanſchauung thatſächlich bewuſst und hat dadurch bewieſen, daſs er als Denker nicht auf halbem Wege ſtehen blieb. Man leſe hiezu vor allem die zwei Schluſscapitel des erſten Bandes, betitelt: „Der Wille“ und „Die Stufenfolge des Lebens“ nach, welche Antwort auf die letzten Fragen der Hamerling'ſchen Metaphyſik geben. Hamerling erkennt hier (a. a. O. S. 279 ff.) den Hylozoismus ausdrücklich an, allerdings nicht in jenem urſprünglichen, groben Sinne, „als ſollte es ihm zufolge einen real vorhandenen Stoff, ‚Materie‘ genannt, geben und als ſollte nun in dieſen Stoff ein ihm heterogenes Weſen, ‚Seele‘ genannt, hineingepflanzt ſein“ (a. a. O. S. 286), ſondern in jenem höheren Sinne, in welchem „Stoffatome niemals Träger eines Gedankens

---

werden könnten, wenn nicht in ihnen ſelbſt ſchon etwas läge, was weſensgleich mit dem Gedanken iſt." (Ebenda S. 279–80.) Hieran knüpft ſich dann, — das denkende, das bewuſste Sein lediglich als höhere Entwickelungsſtufe des zum Denken unerwachten Seins betrachtet, — eine Entwickelungstheorie des Seins, oder wie ſie Hamerling nennt: eben jene „Stufenfolge des Lebens", denn Sein und Leben iſt ihm überall in ſeinem Urgrunde identiſch. Hier in den eben angezogenen beiden Schluſscapiteln des erſten Bandes liegt denn auch offenbar der eigentliche Kryſtalliſationspunkt, um den das Werk im Laufe der Jahre angeſchoſſen iſt, hier liegt die Grundidee des Denkers und bekräftigt wird dies dadurch, was Hamerling ſelbſt über den Titel ſeines Werkes, der ſchon vom Anfange feſtſtand, (ſ. Vorrede S. X. unten), ſowie weiters eben hierüber Bd. I., S. 263 ſagt, wo es heißt: „Wenn .. Atom = Kraftpunkt iſt, ſo lag .. der Gedanke einer „Atomiſtik des Willens" nahe genug," — denn Wille iſt für ihn ſo wie für Jakob Böhme und Schopenhauer: Urſein. Die Atome aber, d. i. die letzten, an ſich ausdehnungsloſen (Bd. I., S. 26) Seins-, Kraft-, Lebens-, Willens-Einheiten, ſind ihm eben deshalb ſchon an ſich mit Kraft, d. i. einer Art von Leben, Willen, Wirken nach außen ausgeſtattet (Bd. I., S. 26), weil ſie ſonſt überhaupt nicht exiſtieren würden, ja weil ſonſt überhaupt nichts exiſtieren würde — das anzunehmen aber wäre „Thorheit" (Bd. I., S. 27). Das Exiſtieren der Kraft-, Lebens-, Willens-Einheiten aber erſchließt das denkende Individuum aus dem eigenen untrüglichen Seinsbewuſstſein, indem es zu den Willensatomen als Urgrund alles Seins kommt, deren Weſenheit eben eine Atomiſtik des Willens wiſſenſchaftlich behandelt. Dieſe iſt alſo eine Monadologie des Willens — die Monade als ausdehnungsloſe Willens-, d. i. Wirkenseinheit betrachtet. (Bd. I., S. 26.)

wie auch Hamerling wuſste, in einer ſeiner früheren Schriften die Annahme aufſtellt, es könne einen X-dimenſionalen Raum geben, worauf Hamerling die Sprache auf Zöllners vierdimenſionalen Raum lenkte und ſagte, es zeige dieſer Schriftſteller in ſeinen ſpäteren Schriften unzweifelhafte Spuren von Wahnſinn. Es berühre ſich da eben wieder einmal Wahnſinn und tiefes Denken. Der Raum, erklärte dann Hamerling, ſei für ihn ſchon deshalb ſchlechtweg nicht anders, als dreidimenſional, weil eben der Raum überhaupt nur ſubjectiv, als Anſchauungsform, exiſtiere, wir aber in keinem anderen, als in einem dreidimenſionalen Raume vorſtellen können. Es entfalle ſomit die Frage nach dem vierdimenſionalen Raume von ſelbſt, weil ja der Raum nur für uns ſubjectiv gegeben iſt und daher von objectiven Bedingungen desſelben, abgeſehen von ſeiner ſubjectiven Geſtaltung, nicht geſprochen werden könne. — Als wir ſchließlich auf Schopenhauers Philoſophie zu reden kamen, gab Hamerling über meinen Hinweis auf ſeine früheren Auseinanderſetzungen zu, es möchte als letzter objectiver Grund des Seins im allgemeinen wohl etwas dem Willen Analoges anzunehmen ſein, wodurch wir uns wirkend, d. h. ſeiend fühlen, denn wirken und das Gefühl davon iſt auch für ihn gleichbedeutend mit Sein. In uns vermittle dies der Wille und etwas dem Ähnliches mag auch dem übrigen Sein zum Grunde liegen. Nur bewuſst wird uns dieſes Sein, dieſes Wirken, d. h. dieſer Urwille nur durch das unmittelbare Gefühl ſeiner Wirkſamkeit, welches Gefühl ſonach für uns das einzige Erkenntnismittel des Seins ſelbſt bildet. Es diene uns dasſelbe zur Vermittlung der Erkenntnis des Seins.[1]) — Da unſer Geſpräch in dieſer Weiſe zu dem Punkte zurückgekehrt war, von dem Hamerlings philoſophiſche Überzeugung zweifellos ausgeht, und da ich eine merkliche Abſpannung in dem Sprecher, der übrigens gerade damals lebhafter als ſonſt ſprach, wahrzunehmen glaubte, berührte ich noch einige gleichgiltige Dinge, womit die Erörterung philoſophiſcher Probleme fallen gelaſſen wurde. Jedenfalls nahm ich die Überzeugung von Hamerling mit, daſs derſelbe, wie alles, was er angriff, auch ſeine Philoſophie mit ſeinem ganzen, tiefen Ernſte erfaſste, und daſs ſein noch ausſtändiges philoſophiſches Hauptwerk dieſe Überzeugung, ſowie alle Grundgedanken des im obigen mitgetheilten Geſpräches beſtätigen wird, glaube ich mit voller Sicherheit annehmen zu dürfen.

---

[1]) Hiemit ſtimmt nahezu wörtlich überein, was Hamerling in dem Capitel „Der Wille“ (Bd. I., S. [illegible] ff.) über den „Kern-

So ſchrieb ich damals, als mir Hamerlings philoſophiſches Lebenswerk inhaltlich noch nicht bekannt war und habe davon auch heute, (ausgenommen nur meine damalige unrichtige Vermuthung über Hamerlings Hylozoismus, über den ſich übrigens der Dichter, wie oben erſichtlich, mir gegenüber nicht verbreitet hat), nichts zurückzunehmen, ein Umſtand, der mir beweiſt, daſs Hamerling mir in jenem damaligen Geſpräche thatſächlich den Grundſtein ſeines philoſophiſchen Gebäudes enthüllte. Mein oben wiedergegebener Aufſatz über jenes Geſpräch iſt meines Erinnerns noch im Jahre 1889 — (Hamerlings „Atomiſtik“ kam mir, ohne daſs ich vorher von der mich betreffenden Nachlaſsverfügung des Autors wuſste, erſt in der zweiten Hälfte des Jahres 1890 zu) — im Feuilleton eines öſterreichiſchen Blattes wahrſcheinlich in Wien erſchienen; wo, das kann ich heute allerdings nicht mehr angeben, da meine aufbewahrten Zeitungen gelegentlich einer ſchweren Erkrankung im Jahre 1896 ſämmtlich, ebenſo

---

gedanken deutſchen Geiſtes“ ſagt. Siehe hiezu auch die hier vorangehende Fuſsnote.

wie vieles von meinen Schriften aus älterer Zeit vertragen oder als Maculatur verkauft wurden: ein Schickſal, das ich eben noch mit genauer Noth und nicht ohne manche ſchwere Suchensmühe von Hamerlings philoſophiſcher Handſchrift ſelbſt abwenden konnte, nachdem auch davon ein Theil bereits über Jahresfriſt in Verſtoß gerathen lag. Von Hamerlings erwähnten, kurzen Zuſchriften liegen mir augenblicklich, wie bereits mein Eingangsſchreiben beſagte, noch zwei Briefe und zwei Correſpondenz-Karten vor. Der erſte Brief mit der Adreſſe „Herrn Dr. Adolf Harpf, Bibliotheksbeamter, hier, Schörgelgaſſe 25“, iſt datiert Graz, 30. December 1884, und lautet:]

Hochgeehrter Herr Doctor! Da Sie leider krank und eine perſönliche Beſprechung unmöglich, muſs ich Sie vorläufig doch wenigſtens brieflich vom Ergebnis meiner Vermittlung bei Leykam verſtändigen. Das Manuſcript wurde auch von Hrn. v. Raab, Chefredacteur der Tagespoſt, dem es vorlag, in günſtigem Sinne begutachtet, aber ſeine, wie der übrigen maßgebenden Perſönlichkeiten Überzeugung geht dahin, daſs man dies Manuſcript in Öſterreich ohne die äußerſte Gefahr der Confiscation nicht drucken könne, und daſs am wenigſten vom hieſigen Staatsanwalt eine nachſichtige Haltung zu erwarten wäre. Dagegen läſst ſich nun, wenn die Herren den Muth nicht haben und ſich auf die gemachten Erfahrungen berufen, nicht ſtreiten: eine Garantie gegen die Gefahr der Confiscation kann man ihnen nicht bieten. Auch auswärtige Verleger werden ſich darauf berufen, daſs das Werk nur für Öſterreich berechnet und, wenn es für Öſterreich verboten wird, überhaupt keinen Abſatz findet. Nichtsdeſtoweniger werde ich, wenn Sie es wünſchen, weitere Verſuche bei Verlegern machen, möchte aber doch mit Ihnen vorher noch Rückſprache nehmen. Ich habe die gleiche Mittheilung an Prof. Polzer heute gerichtet, um Ihnen die Mühe zu erſparen, es zu thun. Glückliche Feiertage und recht baldige Geneſung wünſchend, verharre ich — Ihr — hochachtend ergebener — Rob. Hamerling.

[Hamerling hatte ſich zuerſt bei der Verlags-Actiengeſellſchaft „Leykam“ in Graz wegen Übernahme des Verlages des bereits oben erwähnten Bandes deutſch-völkiſcher Dichtungen „Wehr und Waſſen“, und zwar über beſonderes briefliches Verwenden meines Mitherausgebers Erich Fels, recte Profeſſor Aurelius Polzer bemüht, der hierüber mit Hamerling correſpondiert hatte, während ich ſelbſt an Hamerling in dieſer Sache nicht herangetreten bin. Hamerlings von allen, die mit ihm in Berührung kamen, einhellig hervorgehobene, bis zur Selbſtaufopferung gehende Förderung ihm freundſchaftlich Naheſtehender geht auch aus dieſem Schreiben, ſowie aus ſeiner mehrfachen Bemühung für das Zuſtandekommen der Herausgabe der Gedichtſammlung: „Wehr und Waſſen“ hervor; übrigens wurde dieſe nach ihrem bald darauf erfolgten Erſcheinen thatſächlich in Öſterreich verboten, obwohl ein Hamerling ſelbſt vorher alles ausſcheiden ließ, was ihm nur irgend die Ungnade eines öſterreichiſchen Staatsanwaltes auf ſich zu ziehen geeignet ſchien, und die Herausgeber ſelbſt ſich ſchon von vorneherein eben wieder über Anrathen Hamerlings der äußerſten Zurückhaltung befleißigt hatten. Leykams Actien ſollten recht haben, auch gegenüber dem Urtheile eines Hamerling! Über dieſelbe Herausgabe von „Wehr und Waſſen“ handelt weiters eine Correſpondenz-Karte vom 13. Februar 1885.]

Sehr geehrter Herr Dr.! — Aus Gründen, die ich Ihnen mündlich mittheilen werde, habe ich es paſſend erachtet, Hrn. Fr. in Leipzig zu erſuchen, das Manuſcript vorerſt hieher zurückgelangen zu laſſen, und zwar unter Ihrer Adreſſe. Der Sendung an

Wigand werde ich hernach ein Schreiben beilegen. — Ergebenſt — Ihr Rob. Hamerling.

[Der Verleger Friedrich in Leipzig hatte die Übernahme des Verlages ebenfalls abgelehnt und nun wendete ich mich an den Verleger der früher von mir herausgegebenen Gedichtſammlungen: „Sagen und Singen nach Volkes Weiſe,“ zwei Bücher volksthümliche Dichtungen 1883 und „Rufe aus dem deutſchen Oſten“, drei Bücher nationaler Dichtungen aus Deutſch-Öſterreich 1884 Otto Wigand in Leipzig, der den Verlag von „Wehr und Waffen“ denn auch übernahm. Hamerling aber legte der Manuſcriptſendung an ihn, ſeiner früheren freundlichen Zuſage gemäß, das folgende eigenhändige Schreiben ddo. Graz, 20. Februar 1885, bei:]

Hochgeehrter Herr! Ich erlaube mir, Ihnen das beiliegende Manuſcript zur Verlagsübernahme warm zu empfehlen, da in demſelben ein paar reife Dichterkräfte in einer Form ſich ausſprechen, welche das Intereſſe poeſiefreundlicher Kreiſe ohne Zweifel für ſich gewinnen wird. — Mit Hochachtung — Ihr — ergebenſter — Robert Hamerling.

[Hamerlings letzte Correſpondenz-Karte, die mir vorliegt, datiert vom 21. Auguſt 1885, nahm die Überſendung meiner eben erſchienenen Schrift „Schopenhauer und Goethe. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeſchichte der Schopenhauer'ſchen Philoſophie“, Bonn 1885, zum Anlaſſe. Die Karte lautet:]

Sehr geehrter Herr Doctor! Ich habe die Broſchüre mit großem Intereſſe geleſen und hoffe gelegentlich mit Ihnen darüber ſprechen zu können. Einſtweilen beſten Dank. Ihr Hochachtungsvoll ergb. — R. Hg.

[Zu dieſer perſönlichen Ausſprache iſt es nun leider nicht mehr gekommen, was ich umſo tiefer bedaure, als ſich hiebei gewiſs wieder Anlaſs zu bedeutſamen Blicken in Hamerlings Philoſophie ergeben hatte, zumal ja Hamerlings Gedankengebäude ſich an vielen Stellen auf den größten deutſchen Philoſophen des abgelaufenen Jahrhunderts, von dem eben auch meine in Rede ſtehende Schrift handelte, gründet, wie dies ja auch bei einem Dichter, deſſen Werke ſelbſt die meiſterhafteſte poetiſche Verkörperung aller leitenden Ideen eben dieſes Jahrhundertes ſind, gar nicht anders denkbar iſt. Faſt zur ſelben Zeit, als ich Hamerlings obige Karte erhielt, wurde ich zur Übernahme der redactionellen Führung eines deutſchen Blattes an der Sprachgrenze berufen, leiſtete dieſem, am 22. Auguſt 1885 (alſo genau am Tage nach Hamerlings letzter Zuſchrift) an mich gelangten Rufe ſchon in wenigen Tagen Folge, getrieben von dem lebhaften Drange nach praktiſcher Bethätigung meiner, bis dahin in poetiſchen und Proſaſchriften verfochtenen Ideale, wozu mir gerade die Sprachgrenze der einzig richtige Boden ſchien. Ich reiſte von Graz ab, womit mein Verkehr mit Hamerling aufhörte; daſs dieſer aber unſere philoſophiſchen Erörterungen der letzten Fragen über Sein und Nichtſein keineswegs aus dem Gedächtniſſe verloren und ſich auch von mir verſtanden fühlen mochte, dafür ſpricht mir wenigſtens der Umſtand, daſs er aus ſeinem zahlreichen Kreiſe von viel intimeren Freunden, als ich es jemals ſein konnte, gerade auf mich verfiel, um mir nach Jahren der Trennung unſeres Verkehres noch für den Fall ſeines Ablebens das Anlegen der letzten Hand an die Herausgabe ſeines, von ihm ſelbſt leider nicht mehr vollendeten Lieblingswerkes zu übertragen; einer Aufgabe, bei deren Erfüllung ich fortwährend gleichſam das geiſtig tief erglühende Auge des großen Dichters und Denkers aus den kryſtallhell dahinfließenden Gedankengängen ſeiner Handſchriftzeilen hervorleuchten ſah, ein Auge, das keiner je vergeſſen wird, der es, wie ich, entflammt von dem Suchen nach

Wahrheit über die unergründlichſten Räthſel des Daſeins einmal auf ſich brennen gefühlt hat.]

[Das k. k. Miniſterium für Cultus und Unterricht in Wien hatte Robert Hamerling, wie wir bereits im erſten Theile dieſer Briefe mittheilten, eine Ehrengabe, beziehungsweiſe eine Dichterpenſion bewilligt. Wir ſind diesmal in der Lage, ein Geſuch Hamerlings an das Miniſterium (975 ex 1886 Miniſterialact.) ddo. Graz 17. Jannar 1886 mittheilen zu können.]

Hohes k. k. Miniſterium! Durch eine ununterbrochene Reihe von nunmehr 17 Jahren hat der ehrerbietigſt Unterzeichnete aus Staatsmitteln eine jährliche Penſion von 600 fl. ö. W. als Dichter bezogen; nur für das Jahr 1885 hat er der gnädigen Anweiſung dieſes Betrages bisher vergebens entgegengeſehen. — Mit Rückſicht darauf, daß ſein Geſundheitszuſtand ſich in den letzten Jahren in hohem Grade verſchlimmert hat, und die ihm obliegende Pflicht, nicht bloß für den Unterhalt, ſondern auch für die Zukunft von Perſonen zu ſorgen, welche gänzlich auf ihn angewieſen ſind, nur durch große Einſchränkungen und Anſtrengungen für ihn erfüllbar iſt, erlaubt ſich derſelbe in tiefſter Ergebenheit das Anſuchen an ein hohes k. k. Miniſterium zu ſtellen, die bisherige Dichterpenſion von 600 fl. ihm noch für die Jahre 1885 und 1886 gnädigſt zu bewilligen. — Eines hohen k. k. Miniſteriums — ehrerbietigſt ergebener — Robert Hamerling.

[Vom Jahre 1887 an wurde dieſe Penſion auf tauſend Gulden erhöht, welche Hamerling bis zu ſeinem Lebensende bezogen hat.]

[„Dem freundlichen Geburtstagsgruß der erſten Claſſe der höheren Töchterſchule in Neu-Brandenburg zur Erwiderung,“ ſo lautet der erſte Titel des folgenden Gedichtes, welches in die nachgelaſſene Sammlung „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ (Hamburg 1894) unverändert übergieng:

Schöner ſchmückt kein Kranz die Dichterſtirne,
Als aus junger Hand ein Blümlein hold:
Was die Jugend beut, Tribut der Zukunft
Iſt's, den troſtvoll ſie voraus ihm zollt.
Und wenn ſich, gebeugt der Dichter, einſam,
Hinter ſich weit ſieht der Jugend Glück,
Bringt ſolch' Blümchen aus der Hand der Jugend
Ihm auch die Vergangenheit zurück.

Der damalige, bereits verſtorbene Rector Dulitz, der Hamerlings Dichtungen mit Vorliebe pflegte, hatte kurze Zeit vor deſſen Geburtstag (24. März 1889) in der Literaturſtunde das Leben und die Werke Robert Hamerlings beſprochen. Aus Anlaſs des nahen Geburtstages beſchloſſen nun die Schülerinnen der erſten Claſſe, ohne Wiſſen des Rectors, dem Dichter ihre Glückwünſche darzubringen, und zwar auf einer Poſtkarte. Hamerling ſandte als Dank die citierten Verſe, die ſich noch unter Glas und Rahmen in der erſten Claſſe der Anſtalt befinden.

Das Begleitſchreiben, welches dasſelbe Datum wie die Verſe (Graz, 29. März 1889) trägt, iſt im Beſitze der Witwe Frau L. Dulitz; die 83jährige Dame, die mit Begeiſterung über Robert Hamerling ſpricht, hat uns das Schriftſtück zur Einſichtnahme überlaſſen; es lautet:]

Hochgeehrte Direction! — Den freundlichen Geburtstagsgruß, den die erſte Claſſe Ihrer Lehranſtalt an mich abgeſendet hat, mit ein paar Worten zu erwidern, iſt mir Bedürfniß, und ſo bitte ich Sie denn höflichſt, die beiliegenden Zeilen gefälligſt zur Kenntniß jener an der Kundgebung betheiligten Fräulein

gelangen zu laſſen. Mit Hochachtung ergebenſt
Robert Hamerling.

Michael Maria Rabenlechner, geboren 12. Juli 1868 zu Wien, wo ſein Vater in der Eigenſchaft eines Beamten im k. k. Finanzminiſterium wirkte. Er abſolvierte in Wien das Schottengymnaſium und die philoſophiſche Facultät. März 1893 erwarb er ſich die philoſophiſche Doctorwürde und legte nach vorübergehender Thätigkeit als Praktikant an der Wiener Univerſitätsbibliothek das ſtaatliche Lehramtsexamen für Mittelſchulen ab. Er iſt gegenwärtig Profeſſor am k. k. Staatsgymnaſium in Trieſt. Schon am Gymnaſium der beleſenſte unter ſeinen Collegen und damals ſchon ein begeiſterter Anhänger und Anwalt Robert Hamerlings unter ſeinen Mitſchülern, gehört ſeit Abſolvierung der Univerſität ſeine Feder faſt ganz der Sache Hamerlings. Eine innige ideale Freundſchaft verbindet ihn mit des Dichters Erben; er iſt durch Lectüre der Tagebücher des Dichters mit den intimſten Zügen aus Robert Hamerlings Leben vertraut, kennt im Detail, wie nur noch Frau Clotilde Gſtirner, die einzelnſten Phaſen des Lebens Hamerlings, Phaſen, die zum Theile gegenwärtig und noch lange nicht zur öffentlichen Beſprechung ſich eignen und iſt wohl auch einer der Werkevertrauteſten unſeres Dichters. Seine Hamerling-Arbeiten, durchwegs quellenmäßigen Studien entſprungen, ſind: „Hamerling, ſein Leben und ſeine Werke, I. Band: Hamerlings Jugend“ (Hamburg 1896); „Die erſten poetiſchen Verſuche Hamerlings.“ (Ebenda.) „Hamerling, der Nationale“ in A. Breitners Literaturbildern fin de siècle I. (München 1896); „Stiftinghaus“ (eine authentiſche Darſtellung der Örtlichkeit, der letzten Stunden Hamerlings und des Hamerling-Muſeums im Stiftinghauſe; im Jahrbuch des Scheffelbundes für 1895 und als Ergänzung das gleichnamige Feuilleton der „Deutſchen Zeitung“ Wien, September 1898); „Aus Hamerlings Gymnaſialzeit;“ „Von einem Lehrer Hamerlings“ (beide Arbeiten in Roſeggers „Heimgarten“ XX., 10. und 11. Heft); „Von Hamerlings Aufenthalt im Süden;“ „Ein katholiſcher Theologe und Hamerling“ (beide Arbeiten in Roſeggers „Heimgarten“ XXI., 3. und 6. Heft); „Ein Autograph aus Hamerlings Jugendzeit“ (im Jahrbuch des Scheffelbundes 1896); „Den Manen Hamerlings,“ Feſtſchrift, herausgegeben anläſslich der Enthüllung des Mürzzuſchlager Hamerling-Denkmales, Auguſt 1897 (mit auf Hamerling bezüglichen Originalbeiträgen von Ebers, Dahn, Gottſchall, Jenſen, Baumbach, Linke, Roſegger und andere; vergleiche dritten Theil der „Ungedruckten Briefe“ Seite 350); „Aus dem Revolutionstagebuche Robert Hamerlings, bisher unveröffentlichte Blätter, März und April 1848, mitgetheilt und commentiert“ (in Lothars „Wage“ 12. und 19. März 1898); „Hamerling in den Wiener Octobertagen,“ authentiſch nach den Tagebüchern (Feuilleton der „Deutſchen Zeitung“ vom 1. November 1898); „Hamerling-Katalog der Verlagsanſtalt und Druckerei-Actien-Geſellſchaft 1898;“ „Hamerling-Erinnerungen,“ neue Mittheilungen u. a. die Beziehungen Hamerlings zu Anzengruber und Anaſtaſius Grün enthaltend, (in Roſeggers „Heimgarten“ XXIII. Jahrg., 3. Heft); „Ein ungedrucktes Jugendgedicht Hamerlings“ in Jägers „Wiener Almanach“ 1898; „Hamerling, der deutſche Öſterreicher“ (in Haſſenbergers „Kaiſer-Jubiläumsdichterbuch“): „Aus Hamerlings früheſtem Gedankenleben“ (in Lothars „Wage“ 1899); „Späne aus der Werkſtätte eines Hamerlingforſchers“ (in Raaſſs Muſik- und Literaturblatt „Die Lyra“, Wien, Januar 1899); „In piam memoriam“ (Feuilleton der „Deutſchen Zeitung“ vom 13. Juli 1899, mit Ungedrucktem aus Hamerlings Nachlaſs); „Hamerling zu Friedrich Halm“ (in Roſeggers „Heimgarten“ XXIII. Jahrg., 10. und 11. Heft); „Grillparzer über Hamerling und Hamerling über Grillparzer“ (im Jahrbuch der Grillparzer-Geſellſchaft, 1899); „Zu Hamerlings ſiebzigſtem Geburtstag“ (Feuilleton der „Deutſchen Zeitung“ vom 21. März 1900, mit Ungedrucktem aus Hamerlings Nachlaſs); „Verſchollenes und Vergilbtes aus Hamerlings Wirken: Des Dichters Trieſter Programmaufſätze; eine Studie unter Benutzung von Hamerlings bezüglichen Nachlaſspapieren,“ (Programmabhandlung des Trieſter k. k. Staatsgymnaſiums 1900); „Hamerling zu Georg Ebers, Berthold Auerbach, Emil Mario Vacano“ (in Roſeggers „Heimgarten“ XXIV. Jahrg., 10. u. 11. Heft); „Hamerlings Werke“ Volksausgabe, ausgewählt und herausgegeben (Hamburg, December 1900; zweite vermehrte Auflage eben, Mai 1901, unter der Preſſe); „Eine bisher unveröffentlichte Jugenddichtung Hamerlings“ (Dresden, Pierſon 1901, noch unter der Preſſe). — Dies die wichtigeren Veröffentlichungen Rabenlechners über den Dichter, ſeiner zahlloſen kleineren Notizen über Hamerling in den verſchiedenſten Zeitſchriften nicht zu gedenken. Ein umfangreiches gedrucktes und ungedrucktes Material für den zweiten und dritten Band ſeiner Biographie hat er in ſeinem Pulte geſammelt, wie Rabenlechner überhaupt nächſt dem Stiftinghauſe die reichſte Hamerlingſammlung, was Autographen, Bilder, Büſten und Statuetten betrifft, beſitzt.

Rabenlechner ſtand in keinen brieflichen Beziehungen zu Robert Hamerling; eine einzige Poſtkarte des Dichters, die er empfieng, als er ſich als stud. phil. des erſten Jahrganges erkundigte, ob Hamerlings Programmaufſätze auch durch den Buchhandel erhältlich wären. Damals ſchrieb der Dichter an „Herrn Mich. Rabenlechner stud. philos. in Wien IX. Servitengaſſe 7. II. Stiege I. Stock Thür 7.“ unter dem 2. Juni 1889: „Sehr geehrter Herr! Die beiden von Kürſchner erwähnten Abhandlungen ſind als Schulprogramme des Grazer und Trieſter Gymnaſiums gedruckt worden und niemals im Buchhandel erſchienen. Ergebenſt Robert Hamerling.“ Ungefähr zehn Jahre ſpäter hat dann derſelbe Rabenlechner, den ein ſeltſamer Zufall an dasſelbe Gymnaſium als Profeſſor gewieſen, an welchem Hamerling durch zehn Jahre gewirkt, dieſe Gymnaſialabhandlungen Hamerlings zum Gegenſtande wiederum eines Programmaufſatzes des Trieſter Staatsgymnaſiums genommen. Profeſſor Rabenlechner iſt auch der geiſtige Urheber der im Vorjahre im Trieſter Gymnaſium feierlich enthüllten Hamerling-Gedenktafel, welche wir im Capitel über die Denkmale berührten.

Selbſt poetiſch thätig, hat Rabenlechner auch in gebundener Rede die Sache Hamerlings vertreten. Wir verweiſen auf den empfundenen Weihegruß an „Minona“ im dritten Theile der „Ungedruckten Briefe“ (S. 24). Er ſchrieb auch den poetiſchen Feſtprolog zur Denkmalenthüllung in Waidhofen a. d. Thaya und zu der in Mürzzuſchlag. Vor allem aber ſind es zwei Gedichte Rabenlechners, die weite Verbreitung und Nachdruck in zahlreichen Hamerling freundlichen Blättern gefunden haben; das eine: „Robert Hamerling“ wurde geſchrieben, als man von Berlin aus ſeine Denkmalswürdigkeit bezweifelte:

Deine Sonne ſei im Sinken,
Schwebend an des Abends Rand?
Wohl, Dich hat zur Ruh beſchieden
Eine ſtrenge, weiſe Hand.
Unſerem Geſchlecht zu leuchten,
Scheinſt dem Himmel Du zu licht,
Denn der Strahl bleibt unbegriffen,
Der aus Deinen Tiefen bricht.

Oſtwärts wirſt Du wieder kommen,
Iſt die Zeit auch noch ſo fern:
Neue Menſchen, neue Herzen
Grüßen Dich als Morgenſtern.

Und dann ein „Berufung" betiteltes Poem, „geſchrieben am 65. Geburtstage Hamerlings":

Stern des Glückes, zweien Herzen giengſt du auf ſo ſüß und klar!
Frohbewegt vor einer Wiege ruht's ein junges Elternpaar.
Pfeifend kreiſt der Weberfaden durch des Mannes Fauſt geſchwind,
Koſend drückt an ſich die Mutter mit der Schwielenhand das Kind.
's iſt ein Knabe, blond und lockig — leidlos ruhig ſchläft er ein!...
Horch, was fliegt jetzt durch das Fenſter, durch das offene, herein?
Eine Biene honigduftend, hat das Mutteraug' gewahrt,
Eine Biene wohl, doch eine, eine von ganz ſeltner Art.
Eine, deren Flüglein leuchten wie demantenklare Flut,
Wie beglänzte Goldkryſtalle, wie ein Thau auf Roſenglut,
Eine, die gewallt von Mittag, über Felſe, über Seen,
Durch ein Licht, ein zaubervolles — eine von Hymettos Höh'n.
Segnend naht ſie jetzt dem Knaben, ſchwirrt um ihn ſo ſacht, ſo leis,
Nahe kommt ſie, immer näher, immer enger wird der Kreis!
Sieh, nun ſcheint ſie drauf zu ſinnen, was als Ruhſtatt ihr bereit:
Und ſchon koſt des Kindes Lippen ſie für eine kurze Zeit.
Eingeſchlummert iſt die Mutter, während dieſer Kuß geſchehn.
Vor dem Fenſter eine Eiche aber hat es ſtill geſehn:
Von den Zweigen nimmt ein Rauſchen durch die Weiten ſeinen Lauf:
Stern des Glückes, Millionen giengſt in dieſem Kind Du auf!

Von allen, welche ſich mit Hamerlings Leben und Wirken forſchend in der Öffentlichkeit beſchäftigen, hat Rabenlechner die größte Thätigkeit entfaltet. Darum darf man Roſegger beiſtimmen, der gelegentlich der Beſprechung der Volksausgabe Hamerlings ſagt: „Wir haben dem Herausgeber von Herzen zu danken. Von allen Freunden des Dichters, ob ſie nun ſeine Werke verbreiten oder ihm Denkmäler bauen, hat keiner ſo viel geleiſtet, als Profeſſor Rabenlechner, der bei ſeiner wenigen freien Zeit als Lehrer, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und Selbſtloſigkeit gearbeitet hat, bis die ſchöne Ausgabe endlich vollendet war."

Anhang.

„Vorbemerkung“ zum erſten Buche Robert Hamerlings: „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria“ mit dem Datum: Trieſt im Auguſt 1857. Das Büchlein iſt bereits ſo ſelten geworden und im allgemeinen ſo wenig bekannt, daſs es für die Freunde des Dichters nicht ohne Intereſſe ſein wird, das in mancher Beziehung merkwürdige Vorwort der Gedichtſammlung des damals 27jährigen Poeten nachzuleſen:

„Die vorliegenden Blätter enthalten Proben aus einer lyriſchen Gedichtſammlung und aus einer größeren epiſchen Dichtung. Ihre Veröffentlichung wurde durch den Wunſch des Verfaſſers veranlaſst, ein vorläufiges Votum der Kritik zu vernehmen, welches ihm bei der Auswahl und Anordnung der größeren lyriſchen Sammlung zur Richtſchnur dienen, in Betreff der epiſchen Dichtung aber namentlich darüber ihn belehren kann, ob die Grundidee derſelben und die eigenthümliche Behandlung des Stoffes auf Billigung rechnen dürfe. — In Beziehung auf die lyriſchen Proben muſs derſelbe ein Geſtändnis ablegen, das leider etwas ſeltſam klingen wird. Eigenthümliche Rückſichten legten ihm den Zwang auf, in dieſe kleine Sammlung nur die einfachſten und harmloſeſten ſeiner Productionen aufzunehmen, und ſo enthält ſie größtentheils Verſuche, die aus ſeiner früheſten Jugendperiode ſtammen, zum Theil (wie die als „poetiſcher Vorfrühling“ vorausgeſchickten Lieder) faſt in ſeine Knabenjahre zurückdatieren. Es vertreten dieſelben nun freilich nach Inhalt und Form den gegenwärtigen Standpunkt des Verfaſſers nicht; doch kann er ſie auch wieder nicht in *dem* Grade für ſeiner unwürdig erklären, daſs er nicht ein *abſolutes* Verdammungsurtheil, welches ſie träfe, auch auf ſein gegenwärtiges Können und Schaffen auszudehnen ſich bemüßigt glauben ſollte.

Die größere Dichtung, „Venus im Exil“ betitelt (in 5 Geſängen mit lyriſch dramatiſchem Intermezzo), entſtand nach einem längeren Stillſtande in der poetiſchen Production des Verfaſſers, welchen derſelbe zuerſt um ernſter Studien willen ſich auferlegt, leider aber durch eine lang andauernde, ihm ein paar der koſtbarſten Jugendjahre raubende Geſundheitsſtörung faſt bis in die jüngſte Zeit herauf verlängert ſehen muſste. Eine Epoche freieren Aufathmens, zu Venedig im Jahre 1856, geſtattete zwar noch nicht die abſchließende Ausführung langgehegter, namentlich *dramatiſcher* Pläne, aber doch die Vollendung jener größeren Dichtung. Über die Tendenz derſelben iſt den hier mitgetheilten Fragmenten eine kurze Andeutung vorausgeſchickt, welche wohl hinreichen wird, der Kritik, welche ſo freundlich ſein will, Notiz davon zu nehmen, die Bildung eines Urtheils über die Auffaſſung und Behandlung des Stoffes und die vorſchwebende Hauptidee zu ermöglichen, während die mitgetheilten Stanzen einen ungefähren Begriff von der formellen Ausführung des Gedichtes geben mögen. Einzelne Stücke des lyriſch-dramatiſchen Intermezzos (welches übrigens einen integrierenden, ja gewiſſermaßen den wichtigſten Theil des Gedichtes bildet) ſind hier in die lyriſche Abtheilung aufgenommen worden. Möge die Kritik ſich veranlaſst finden, dieſen vorläufigen, höchſt beſcheidenen *Sangesgruß vom Strande der Adria*, wo die äußerſten Schwingen des deutſchen Lebens verzittern, und literariſcher Rath gar hoch im Preiſe ſteht, wohlmeinend mit ihren, dem Stre benden immer hochwillkommenen Stimmen zu erwidern! R. H.“

Wir ſind in der Lage geweſen, die 1868 erſchienene „zweite, um die Hälfte vermehrte Auflage“ von „Sinnen und Minnen“ mit der „ſechsten verbeſſerten Auflage“ von 1877 vergleichen zu können. Dieſe beiden Ausgaben des berühmten Buches decken ſich im allgemeinen, nur einige Details (von den Verbeſſerungen abgeſehen) ſind als Veränderungen anzumerken. In der ſpäteren Ausgabe kamen neu hinzu das Lied „Im Frühling“ (S. 188) und das Doppeldiſtichon „Grabſchrift“ (S. 184). Dagegen entfielen die Diſtichen „Aeſchylus“ (die der Herausgeber der „Letzten Grüße aus Stiftinghaus“ 1894 wieder zum Abdruck beförderte), und das Stammbuchblatt „Theilung und Gewinn“:

Wer mit einem andern
Schmerz und Freude theilt,
Hat die Freude doppelt
Und den Schmerz nur halb.

Die Diſtichen „Verschen ſchreibſt Du an mich, mein Liebchen“ ſind in der älteren Ausgabe noch mit „An P.“ überſchrieben, während die ſpätere Ausgabe bereits „An Pauline“ enthält. — Eine merkwürdige Verwendung hat das Sonett durchgemacht, welches mit dem Vers anhebt: „Die nah’ mir kamen, freundliche Geſtalten.“ Im „Sangesgruß vom Strande der Adria“ (1857) iſt das Sonett mit „An P.“ überſchrieben; in der zweiten Auflage von „Sinnen und Minnen“ mit „An M. A.“ und in der ſechsten Auflage desſelben Buches mit „An M. M.“ Gedeutet wurde das Sonett als für die Harfenvirtuoſin Marie Mösner geſchrieben, wie man aber ſieht, entſtand es wahrſcheinlich nach der Trennung von Pauline Quadri. Die erſte Strophe im erſten Druck iſt für das Liebesverhältnis auch charakteriſtiſch:

Die nah' mir kamen, freundliche Geſtalten,
Sie ſind ein Stück von meines Herzens Leben:
Ob auch ſie treulos ferne mir entſchweben,
Ich weiß im Innern doch ſie feſtzuhalten.

Den dritten Vers änderte Hamerling für die ſpäteren Drucke in „Ob auch ſie ferne wieder mir entſchweben“. — Was die Treuloſigkeit anbelangt, ſo hat eine Dame unſerer Bekanntſchaft, die das Mädchen Pauline perſönlich kannte, dem Dichter die entſprechenden Vorwürfe gemacht; auch von anderer ſehr verläſslicher Seite wird die Richtigkeit dieſer Annahme beſtätigt.

Die goldene Hochzeit der Eltern Robert Hamerlings fand am 9. November 1871 in Graz ſtatt. Aus der Feder des Chefredacteurs der Grazer „Tagespoſt“, Dr. A. V. Svoboda, lag uns ein Bericht vor, der unter dem Eindrucke der Feſtlichkeit entſtanden iſt; auch zwei Gedichte, von K. G. R. v. Leitner und Friedrich Marx, damals für den beſonderen Zweck entſtanden und gedruckt, liegen uns vor. Wir verſuchen auf Grund dieſer Druckſachen eine gedrängte Darſtellung dieſes Ereigniſſes im Leben des Dichters zu geben.

Ein originelles Feſt, ſo beginnt Svoboda ſein Feuilleton, war die hier gefeierte goldene Hochzeit der Eltern des Dichters Robert Hamerling. Das Feſt wirkte auf alle Theilnehmer erhebend, weil es ſich herausſtellte, daſs man in unſerer nach Gewinn, Brot und Spielen jagenden Zeit doch in weiten Kreiſen ideal angelegte Menſchen hochſchätzt, daſs man Dichtern von der Bedeutung Hamerlings aufrichtige Wertſchätzung entgegenbringt. Dies fiel umſomehr auf, als Hamerling mit ſcheuer Beſcheidenheit durchs Leben geht, auf ſeinem kleinen Landgute nächſt Graz nur ſeinen Eltern und ſeiner Muſe lebt und nur von wenigen treu an ihm hängenden Perſonen in der

Zurückgezogenheit aufgeſucht wird. Die vielen Auszeichnungen, die dem Dichter von nah und fern zutheil geworden, lehnte er beſcheiden ab; er duldete die ihm gewordenen Ovationen nur deshalb, weil ſie zugleich ſeinen biederen, gemüthvollen Eltern Freude gemacht; die dem Sohne in ſo reichem Maße zugedachte Anerkennung war zugleich ein ſchönes Angebinde für den Ehrentag der Eltern. — Es hält ſchwer, all die Gedichte aufzuzählen, welche der Familie Hamerling zu Ehren vor und während des Hochzeitmahles vorgetragen wurden, ſich all der Kränze zu erinnern, welche man den Eltern des berühmten Dichters zugeſchickt hatte, all die Toaſte zu ſkizzieren, welche geſprochen wurden. — Nach der kirchlichen, vom Propſt Dr. Riedel vorgenommenen Wiedertrauung des Ehepaares, nach dem Vortrag eines ergreifenden Chors von Wegſchaider, begab ſich die ziemlich zahlreiche Hochzeitgeſellſchaft in einen Salon des Hotels „Erzherzog Johann“. Hier harrte ſchon der Jubilanten ein kleiner Hügel von Telegrammen und Glückwunſchſchreiben. In einem ſolchen Schreiben der Gemeindevertretung Kirchberg am Walde hieß es, mit Bezug auf den Dichter, beiläufig: Stolz ſind wir, ſtolz werden noch unſere Enkel darauf ſein, daſs der Mann, deſſen Name weit über die Grenzen Deutſchlands reicht, in unſern Mauern geboren wurde. Sein Genius hat ihn über Tauſende ſeiner Mitmenſchen emporgehoben und in ſeinem Glanz und Ruhm nicht die Pflichten des Kindes gegen die Eltern vergeſſen laſſen; er iſt ihnen ein guter, treuer Sohn geblieben. — In einem anderen Schreiben hieß es, daſs ſchon im Jahre 1873 der Gutsbeſitzer Anton Fiſcher Ritter von Ankern aus beſonderer Verehrung das Geburtshaus des Dichters mit einer marmornen Inſchrifttafel geziert hat. — Angenehm zu überraſchen ſchien den Dichter ein Glückwunſchſchreiben des Bürgermeiſters Dr. Wilhelm Kienzl. — Von den Telegrammen gefiel dasjenige Karl Prölls, Mitredacteur der Neuen Frankfurter Preſſe, in welchem es heißt: „Beglückwünſche Hamerling zum Ehrentage ſeiner Eltern. Auch das deutſche Volk hat vor wenigen Jahren den goldenen Hochzeitstag der Wiedervereinigung gefeiert. Es erkennt in Hamerling ſeinen treuen unvergeßlichen Sohn, deſſen Dichtungen ‚Germanenzüge‘ nach den höchſten idealen und nationalen Zielen auf dem Eroberungsgebiete der großen Zeitprobleme ſind!“ — Während des Hochzeitsmahles iſt die Verſeflut ziemlich hoch geſtiegen, denn viele der Gäſte des Jubelpaares waren Dichter. Den Reigen der Toaſte eröffnete der Reſtor der ſteieriſchen Dichter Karl Gottfried Ritter von Leitner; ſein Poëm galt dem greiſen Jubelpaare.

Ein halb Jahrhundert floh auf raſcher Schwinge,
Ehrwürdig Paar! ſeitdem mit Kranz und Strauß
Ihr beide einſt zum Tauſch der goldnen Ringe
Im Staat geſchritten nach dem Gotteshaus.
Da ſchlug euch glücklich wohl, doch faſt auch bange,
Das Herz, war doch die Zukunft tief verhüllt!
Heut aber lag bei eurem frommen Gange
Vor euch manch kaum Gehofftes ſchön erfüllt.

— — — — — — — — — — — — —

Wo wärt ihr beſſer auch geborgen, treuer,
Als an des Sohnes, eures Robert, Bruſt?
Der euch, und dem auch ihr, vor allem theuer,
Der euer Stolz mit Recht und eure Luſt.
Er neigt das Haupt mit ſeiner Lorbeerkrone
Beſcheiden euch, die er wie liebt ſo ehrt:
Und alles Volk hält ihn dafür zum Lohne,
Des Ruhmes, den es zollt ihm, doppelt werth.

Das Feſtgedicht von Friedrich Marx wurde mit warmer Empfindung vorgetragen.

Je ſtiller die verborgne Klauſe,
Wo auch die Sorge oft nicht fern,
Um deſto heller gieng dem Hauſe
Nun auf des Sohnes Ruhmesſtern.
Und zwiſchen Lieb und Treu inmitten

Kam auch, von euch faſt unerkannt,
Der hohe Genius geſchritten,
Der bald hinweg das Dunkel bannt!
Ob er den Flug zur Sonn' erheben
Und dort ein Gott ihn krönen mag,
Kein ſchöner Feſt in ſeinem Leben
Als ſeiner Eltern Jubeltag!

— — — — — — — — — — —

Ihr ſegnet ihn, wie einſt den Knaben,
Auf den ihr hoffnungsvoll gebaut,
Wir aber danken euch: wir haben
Die Liebe und das Glück geſchaut!

Einen Edelweißkranz ſchickte aus Kärnten nebſt Gedicht der Dichter Ernſt Rauſcher, und auch Albert Träger in Leipzig ſandte zu Ehren des Feſttages Verſe. Von einer unbekannten Dame langte für die Eltern, aus Pietät für den „berühmten deutſchen Dichter“, ein prachtvoller Kranz aus Eichen- und Lorbeerblättern ein. Dr. Svoboda ſprach einen Toaſt, in welchem er den Wert der Dichtungen Hamerlings und die Beziehungen des edlen Menſchen zu jüngeren Schriftſtellern hervorhob. Sectionsrath Leopold Schulz von Strasznitzki, ein geiſtvoller, liebenswürdiger Studiengenoſſe Hamerlings, brachte auf ſeinen edlen Freund und vornehm fühlenden Menſchen einen herzlichen Toaſt aus. Prof. Fritz Pichler trug ein ſelbſtverfaſstes Gedicht vor, welches die griechiſche Sage von Philemon und Baucis zu dem greiſen Jubelpaare in ſinnige Beziehung brachte. Bildnismaler Prinzhofer ſprach einige Worte zu Ehren Robert Hamerlings und Friedrich Marx las launige Knittelverſe von Julius Schanz, Profeſſor der deutſchen Literatur an der Univerſität in Rom, vor. Der Vertheidiger Dr. Kosjek ſprach von dem Geſchworenen Robert Hamerling, welcher Milde und Gerechtigkeitsſinn, von Mutter und Vater ererbt, in den Wahrſprüchen bekundete, welche er als Obmann der Geſchwornen vorgebracht. Roſegger trug im Dialect einen Aufſatz vor, in welchem die Ahasverſage eine überraſchende Verwendung gefunden hatte. Stadtrath Dr. Feill widmete einen launigen Toaſt der Mutter Hamerlings und Fritz Pichler trug ſchließlich ein Huldigungsgedicht von Angelica von Hörmann vor. — Hierauf ergriff Robert Hamerling das Wort und dankte in einer gedankenreichen Improviſation für die ihm gewordenen „unverdienten“ Huldigungen; er betonte jedoch, daſs ihn gleichwohl die Desavouierung des Herkommens freue, deutſche Dichter erſt nach dem ſiebzigſten Jahre anzuerkennen und erſt nach dem Tode leben zu laſſen. Der Toaſt des Dichters galt ſeiner neuen Heimat Steiermark und der Hauptſtadt dieſes ſchönen Landes.

Im Programm der Sommer-Liedertafel des Männergeſangvereines „Gutenbergbund“, Wien, 24. Juni 1883, erſcheint von dem Chormeiſter Prof. Ernſt Stoiber ein Chor „Die Lerchen“ aus „Sinnen und Minnen“.

Das „Illuſtrierte Grazer Extrablatt“ vom 20. Juli 1889, deſſen Inhalt wir in der Bibliographie mittheilen, enthält einiges, was vielleicht verdient, als biographiſches Detail feſtgehalten zu werden. In dem Capitel über Hamerlings Eltern heißt es: Es erfüllt uns Wehmuth bei der Betrachtung des tiefen Kummers und ſchweren Herzeleides, den die fortwährende Kränklichkeit, namentlich die trübe Epoche der letzten Lebensjahre des ſtill duldenden Sohnes den Eltern bereiten muſste. „Er war immer ein ſchwaches Kind und hat tauſend ſchlimme Stunden gehabt,“ pflegte die Mutter unter Thränen zu ſagen. Aus ihrem Munde konnte man erzählen hören, wie er ſchon als Säugling, ſchwer erkrankt, wie todt in ihren Armen lag und wie er nur durch die Heftigkeit, mit welcher der ſchmerzerfüllte Vater das todtgeglaubte Kind an ſich riſs, zum Leben aufgerüttelt worden war.

Und fortwährend litt der Sohn, namentlich an Rheumatismus. 1862 muſste er den ganzen Monat Juni über im Bette liegen und dann, von der Mutter begleitet, in Tobelbad Heilung ſuchen. 1870 bis 1880 befand er ſich leidlich, mit den Achtzigerjahren trat aber ein altes Unterleibsleiden ſtärker auf und er rang bis zu ſeinem Tode mit fürchterlicher Pein unterhalb der Herzgrube und in den Eingeweiden. Die letzten Monate ſeines Lebens konnte er im Bette nur mehr die Rückenlage ertragen. „Was hätte ich nicht gerne gethan, um ihm die Lage ſchmerzlos zu machen!“ klagte die Mutter, welche dem Sohne die Leintücher ohne Naht auf die Matratze feſtnähte, „damit ſie ſich nicht verſchieben und dem armen Profeſſor Falten machen.“ — Seit Hamerling ſeinem Dichterberufe oblag, kam die Mutter nur in nähere Berührung mit dem Sohne, wenn er Krankendienſte nöthig hatte, denn er konnte, wenn er ſchrieb, keine Störung ertragen. Er ſchrieb aber faſt immer, bei Tag und bei Nacht. Und es reſpectierte die Mutter gerne des Sohnes Willen, der ihr in ſeinem Walten als Dichter wie ein höheres Weſen vorkam; es hatte ſich mit der Zeit zwiſchen ihm und den Seinen ein Verhältnis herausgebildet, ungefähr ſo, wie es in manchen Familien beobachtet wird, in denen ein Sohn Geiſtlicher geworden und fortab mit einer Art heiliger Scheu behandelt wird. — Im Jahre 1870 hatte Hamerling das Stiftinghaus erworben, woſelbſt er mit ſeinen Eltern den Sommer zuzubringen pflegte. Es war eine Freude, hier neben dem Dichter die Eltern walten zu ſehen. Frau Franciſca Hamerling, eine mit reichem natürlichen Verſtande begabte einfache Frau, befaſste ſich beſonders gern und erfolgreich mit der Landwirtſchaft, ſo daſs ihr der Sommerſitz im Stiftingthale die glücklichſten Stunden bereitete. An Sonn- und Feiertagen aber konnte man ſie in der ſchattigen Laube mit einem Buche finden, das der Profeſſor geſchrieben hatte; am Gartentiſche neben dem Buche lagen ſtets die Augengläſer. „Er kann's halt gar ſo ſchön, der Profeſſor, daſs ich mir zum Leſen eigens Zeit nehme," bemerkte, gewiſſermaßen ſich entſchuldigend, häufig die allzeit thätige Frau. „Wenn er nur mehr eſſen thäte! Neulich hat er mir gar geſagt: Mutter, jetzt haben Sie mir fünfzig Jahre lang ſo gut gekocht und heuer bringen Sie auf einmal kein ſo gutes Schnitzl mehr zuſammen!' Weil er ſchon ſeit Wochen keinen Appetit mehr hat, der arme Haſcher!" — Franz Hamerling, der Vater, der kluge, wohlbedächtige, gegen jeden freundliche Mann, verwendete die ſchwer verdiente Muße ſeines Alters meiſtens zur Anfertigung zierlicher Holzarbeiten. Als man einmal an ihn die Frage richtete, ob er Arbeiten ſeines Sohnes leſe, ſagte er: „Sehen Sie, ich verſteh's ja nicht. Das Allerbeſte an unſerm Bertl bleibt doch allweil das, was er für ſeine Eltern gethan hat!" 1874 feierten die Eltern die goldene Hochzeit, an der der berühmte Sohn, der ſich damals wohler als ſonſt fühlte, theilnahm. 1879 ſtarb der Vater, 1889 der Sohn. Als der Mutter die zahlreichen Beileidstelegramme, in welchen verſucht wurde, ihr Troſt zu ſpenden, zukamen, konnte man von ihr einzig den Schmerzensruf hören: „O Gott, mein armer Robert!"

In Begeiſterung für die Ideale, welche 1848 zum Ausdrucke kamen, widmete der damals 18-jährige Studioſus „von der akademiſchen Legion" dem Erzherzog Johann, als derſelbe zum deutſchen Reichsverweſer ernannt worden war, ein Sonett, das im Juni desſelben Jahres im „Öſterreichiſchen Curier" veröffentlicht wurde; in den Sammlungen fehlt das Gedicht:

Der Lenz der Freiheit, dem mit Glutverlangen
Die Herzen aller längſt entgegenglühten,
Er kam uns alles Wehe zu vergüten;
Sein Zephyr ſäuſelt, ſeine Blüten prangen!

Doch in des Lenzes Jubel miſcht ſich Bangen,
Denn ach, verwahrloſt ſtehn die jungen Blüten,
Es fehlt der Gärtner, ſorgſam ſie zu hüten,
Und Wetterwolken ſehn wir drüber hangen!
Heil uns, Du kommſt, Dich unſerm Glück zu weihen!
O ſei die Sonn' uns nun, in deren Glühn
Die Blumen blühn, die Wolken ſich zerſtreuen.
Und als die ſchönſte Blume laſs im Flore
Des Gartens unſrer jungen Freiheit blühn
Die Farbenpracht der deutſchen Tricolore!

Dr. Anton Schloſſar von der Univerſitätsbibliothek in Graz erhielt für eine Arbeit über den Erzherzog ſeinerzeit von Hamerling ſelbſt eine Abſchrift dieſes Sonetts, welche auch die Entſtehungszeit angibt. — Im Jahre 1851 erſchienen weitere „Erſtlinge“ in Gruppes „Muſenalmanach“.

Der Jahresbericht des k. k. akademiſchen Gymnaſiums in Graz theilt am Schluſſe des Studienjahres 1854 mit, daſs an Stelle des früheren Supplenten mit Statthalterei-Erlaſs vom 13. October 1853, Z. 1131, der Lehramtscandidat Robert Hamerling getreten iſt. Er trug hier im erſten Jahre ſeiner Thätigkeit in der ſiebenten Gymnaſialclaſſe fünf Stunden Griechiſch, in der achten Claſſe fünf Stunden Latein und ſechs Stunden Griechiſch vor. Das Programm des Jahres 1854 enthält den Aufſatz „Über die Grundideen der griechiſchen Tragödie“. Der Jahresbericht von 1855 enthält die Nachricht: „Durch das Decret des hohen Unterrichts-Miniſteriums vom 16. November 1854, Z. 17.153, intimiert mit hohem Statthalterei-Erlaſs vom 24. November, Z. 8531, wurde der bisherige Supplent des hieſigen Gymnaſiums, Robert Hamerling, zum wirklichen Gymnaſialprofeſſor für das Gymnaſium zu Cilli ernannt, mit einſtweiliger Dienſtleiſtung am Gymnaſium zu Graz. — Durch den hohen Erlaſs des Herrn Unterrichtsminiſters vom 24. Februar 1855,

Z. 19.214, intimiert durch Statthalterei-Erlaſs vom 3. März, Z. 3311, wurde der Gymnaſiallehrer Robert Hamerling zum Lehrer am k. k. Gymnaſium in Trieſt ernannt.“

Über das Bildnis des „jungen Hamerlings“, welches wir im erſten Theile der Ungedruckten Briefe aufnahmen, wird bemerkt, daſs es 1854 im Atelier des damals in der Realſchulgaſſe zu Graz etabliert geweſenen Photographen E. Mariot (der heute, d. h. 1889, infolge einer von ihm gemachten Erfindung eine hervorragende Stellung in Wien einnimmt) aufgenommen wurde; ein Bild, welches die geiſtvollen Züge des damals 24-jährigen Poeten in ſprechender Naturtreue darſtellt. [Wir erwähnen dies ausdrücklich, weil Karl Emil Franzos in ſeinen Erinnerungen an den Dichter (Deutſche Dichtung, 12. Heft, 1889) ſchreibt: „Ein Jünglingsporträt Hamerlings, welches ſeine Züge in faſt idealer Schönheit zeigt, iſt gleichfalls in den letzten Monaten wiederholt in Holz geſchnitten worden; es iſt nach einer Zeichnung angefertigt, die niemals ähnlich geweſen ſein kann.“ Wir glauben, daſs Franzos nur das Bild vom Jahre 1854 meinen kann, welches der Herausgeber dieſer Briefſammlung, da er das Exemplar aus dem Beſitze Ernſt Rauſchers in Händen hatte, nur für eine Photographie nach der Natur halten konnte; auch von anderen, dem Dichter ſehr nahe ſtehenden Perſonen wird die Aufnahme offenbar für eine directe gehalten.] Das Grazer „Extrablatt“, welches eine Aufnahme dieſes Bildes von einer Dame (Marianne von A—r.) erhielt, theilt etwas aus dem Begleitſchreiben derſelben mit; z. B.: „Der große Dichter, welcher ſeine Qualen mit heldenhaftem Muthe ertragen und in den letzten Jahren ſogar heiterer als in den jüngeren geweſen, war eine jener eigenthümlichen, in ſich abgeſchloſſenen Naturen, welche der Außenwelt nicht das ſtereotype Lächeln, die Allerweltsliebenswürdigkeit entgegenzubringen vermögen, die von den Parquetmenſchen ſo leicht geübt werden. Viele nannten ihn einen trockenen Patron, wozu ſeine tiefe, aber metallharte Stimme das ihrige beitrug. Wo er ſich aber wohl fühlte, da ſchwand die kurz abgebrochene, kalte Redeweiſe, da reihte ſich formenſchön Satz an Satz. Die ehernen ſcharfgeſchnittenen Züge nahmen einen warmen, lebendigen Ausdruck an und die von innen durchleuchteten Augen ſprühten ein ſchalkhaftes Feuer. Er konnte zum amüſanteſten, liebenswürdigſten Geſellſchafter werden. Allerdings fehlte ſeiner Unterhaltungsgabe niemals ein leicht prickelnder Sarkasmus. Große Verehrung genoſs der Verewigte unter den Frauen, obgleich die Schreiberin von einem Schriftſteller, Sohn einer Prinzeſſin, die Äußerung hörte, daſs, wenn er wüſste, von dem Dichter liebenswürdig empfangen zu werden, er barfuß nach Graz wandern würde, um ihn ſehen zu können. Im allgemeinen ſchwärmten die Frauen mehr für Hamerling, als er für ſie; er zog ſich meiſt von den enthuſiaſtiſchen Kundgebungen des zarten Geſchlechts ſcheu zurück. Dagegen bewahrte er einer Frau, welche ich als meine Erzieherin betrachten darf und der ich wegen ihres lebhaften Weſens und gründlichen Wiſſens ſchon als Mädchen innig zugethan war, eine ernſte, heilige Freundſchaft [Clotilde Gſtirner]. Hamerling beſuchte zu jener Zeit in Begleitung meiner verehrten Lehrmeiſterin auch öfter unſer Haus und ich bewahre noch ein Bild des Dichters aus ſeiner Jugendzeit, mit Namenszug und Datum des Bildes aus dem Jahre 1854. Er überſandte es mir durch Frau v. G— r, indem er mir ſagen ließ, daſs für ein junges Mädchen ein Erinnerungsbild aus jener Zeit ſich beſſer eigne als die Photographie des ernſten, gereiften Mannes. Er war es auch, der der Schreiberin nach einem verſuchsweiſe geſchriebenen Märchen die literariſche Laufbahn prophezeite."

Ein literariſches Bindeglied zwiſchen Graz und Trieſt, wo Hamerling von 1855—66 wirkte, bildete die damals in Graz erſcheinende Frauenzeitſchrift „Iris“ unter der Leitung Eduard Ludewigs und Hauptmitarbeiterſchaft Cajetan Cerris und Roſa Waldmeiſters; Hamerling hat ſich von 1857 bis 1862 an der Zeitſchrift als Mitarbeiter betheiligt. Es heißt dann in dem „Extrablatt“, daſs manche ſinnige Poeſien, die noch in Hamerlings Gedichtſammlungen nicht aufgenommen ſind, in der „Iris“ veröffentlicht wurden und daſs Literarhiſtoriker genöthigt ſein werden, die Jahrgänge dieſer Zeitſchrift durchzugehen. Als erſtes Gedicht, welches Hamerling aus Trieſt für die „Iris“ ſandte und in der Nummer vom 1. October 1857 erſchien, wird die aus zwei Theilen beſtehende „Romanze“ bezeichnet und ganz mitgetheilt. [Wir können dazu bemerken, daſs dieſe Romanze auch im „Sangesgruß vom Strande der Adria“ (1857) erſchien und ſpäter unter dem Titel „Die Braut“ in „Sinnen u. Minnen“ übergieng.] In der Iris-Nr. vom 1. Februar 1858 erſchien das „Minnelied“, welches im „Extrablatt“ abgedruckt wird, aber gleichfalls in „Sinnen u. Minnen“ nachgeleſen werden kann: nur drei Verſe wurden unweſentlich verändert. Im Jahrgang 1859 ſollen dann erſchienen ſein: „Wanderlieder,“ „Erinnerung an Venedig“ und „Das Paradies“.

In ſeiner Selbſtbiographie faſst der Dichter die Geſchicke ſeines Herzens in die faſt unbegreifliche Erklärung zuſammen: „Es iſt vielleicht das beſchämendſte Geſtändnis, das ein Menſch von ſich machen kann, daſs er ungeliebt durchs Leben gegangen; aber ich ſtehe nicht an, es zu machen.“ Wir glauben ſeinen Worten nicht. Hamerling erzählt ſelbſt, mit welcher Huld die Frauen ihm entgegenkamen; aber er behauptet, dieſe habe nur dem Dichter, nie dem Menſchen gegolten. Aus der Schilderung ſeiner platoniſch verlaufenen Liebesverhältniſſe geht hervor, daſs jene Annahme ein Vorurtheil war, infolge deſſen er miſstrauiſch beobachtete. Nicht die Frauen wendeten ſich von ihm, ſondern er zog ſich von ihnen zurück; in jede Herzensbeziehung trat er mit den höchſten Anſprüchen ein; wurden ſeine Erwartungen nicht erfüllt, ſo erkaltete ſeine Neigung, ehe ſie innig wurde. Das Weib, ſagt er, trägt eine ſtille Sehnſucht nach dem Ideal in ſich; es begeiſtert ſich daher leicht für den Poeten, der dem Ideal dient. „Es findet dann eine innige Berührung zweier Seelen ſtatt, die zu dem Schönſten und Beglückendſten gehört, was Menſchen widerfahren kann.“ Aber der Poet merkt bald, daſs er nicht der Gegenſtand einer echten und rechten Liebe iſt, ſondern „das Idol der Feierſtunden einer weiblichen Seele“. Er muſs entſagen, obwohl er ſich gefeiert ſieht; er verſchmäht, was ihm das Weib bietet, weil es nicht in echter Liebe geboten wird. Mit dieſer anfechtbaren, aus Erfahrung zu widerlegenden Theorie im Leibe, kann ein Mann allerdings kein Liebesglück finden. Hamerling würde vielleicht richtiger geſagt haben, er ſelbſt hätte nie wahrhaft geliebt. — Die Frau, welche ſich dauernd die Zuneigung des Dichters zu erhalten wuſste, iſt, wie in Graz allgemein bekannt, durch außerordentliche Geiſtes- und Herzensbildung in hohem Maße ausgezeichnet. Sie hat ihn bei ſeinen Arbeiten unterſtützt, ihm als Vorleſerin gedient, ſie vermochte es, dem Gedankenfluge des Poeten zu folgen und einzudringen in die Sinnenwelt ſeiner Phantaſie; mit Frauen eigenem kritiſchen Feingefühl mochte ſie oft beſtimmend, noch häufiger anregend eingewirkt haben auf die ſchöpferiſche Thätigkeit des Poeten. Wie ſehr der Dichter dieſer Frau zugethan war, mag auch aus dem an ſich kleinen, für Hamerling aber bedeutſamen Umſtand hervorgehen, daſs er ſich 1867 mit Frau Clotilde Gſtirner photographiſch auf einem Bilde aufnehmen ließ.

Am Vormittag des 7. Juni 1889 iſt Robert Hamerling zum letztenmale von der Stadtwohnung aus in das Stiftinghaus überſiedelt. „Die Luft wird mir wohlthun,“ ſagte er auf der Fahrt dahin. Hamerling muſste über die Stiege hinauf in ſein Zimmer getragen werden. In den erſten vierzehn Tagen trat eine merkliche Beſſerung in dem Befinden des Dichters ein, doch verſchlimmerte ſich anfangs Juli ſein Zuſtand, der Kräfteverfall nahm ſichtlich zu und da der Kranke ärztlichen Beiſtand ablehnte, war das raſche Eintreten des Todes unaufhaltſam. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juli lag der Dichter im Sterben. An ſeinem Lager wachten ſeine 84-jährige Mutter, ſeine treue Freundin und Pflegerin Frau Gſtirner, ſein 12-jähriges Mündel Berta Seeger. Mit einem Zweige von der Linde vor dem Fenſter haben die Getreuen dem Dichter in ſeiner letzten Stunde Kühlung zugefächelt. Als am 13. Juli, $^{3}/_{4}$8 Uhr früh, Robert Hamerling den letzten Seufzer ausgehaucht hatte, haben die anweſenden Frauen die greiſe Mutter, ſchmerzbewegt und ſchluchzend, in ihr Zimmer geleitet.

Eine außerordentliche Theilnahme hatte ſich in der Bevölkerung kundgegeben; Scharen von Menſchen ſind im Laufe des Sonntags aus der Stadt nach dem Sterbehauſe gepilgert, um den Dahingegangenen noch zu ſehen. Zahlreiche Beileidsdepeſchen gelangten an die Mutter des todten Dichters, darunter vom Bürgermeiſter der Gemeinde Kirchberg am Walde, von Landsgenoſſen, den Schriftſtellervereinen „Concordia“ in Wien und Prag; die Leſe- und Redehalle der deutſchen Studenten in Prag telegraphierte: „Die deutſchen Gaue durchzittert die Trauerkunde, daſs einer der beſten Sohne unſeres Volkes dahingegangen. Beſonders ſchmerzlich empfinden den Verluſt die deutſchen Studenten Prags, welche auf hartbedrängtem Boden aus den nationalen Liedern des Verewigten oft Muth zum Ausharren geſchöpft haben. Möge bei Ihrem Verluſte Ihnen der Gedanke Troſt ſein, daſs Millionen deutſcher Herzen Ihren Schmerz mitempfinden.“ — Eine Fülle prächtiger Kränze wurde niedergelegt. Ein Kranz aus Epheu und Roſen mit grün weißen Schleifen trug die Aufſchrift: „Dem gedankentiefen, allgefeierten deutſchen Dichter: Die Stadt Graz;“ ein anderer meldete auf weiß-rothen Schleifen: „Dem edlen Dichter Öſterreichs: Die k. k. Reichshaupt- und Reſidenzſtadt Wien;“ ein roſengeſchmückter Kranz trug auf ſchwarzen Schleifen die Worte: „Die Grazer ‚Concordia‘ ihrem unvergeſslichen Obmann;“ ein Lorbeerkranz „Dem unſterblichen Dichter: Deutſcher Schriftſtellerverband Graz“; der Deutſche Club in Graz ſandte einen Kranz mit ſchwarz-roth-goldener Schleife: „Dem großen nationalen Dichter;“ der Deutſche Nationalverein für Steiermark ſagte auf ſchwarz-roth-goldener Schleife: „Dem großen deutſchen Dichter und Denker;“ ein Kranz trug die Inſchrift: „Dem großen Sohne unſerer Heimat: Der Oſtmarkturngau Niederöſterreichs;“ der Wiener Journaliſten- und Schriftſtellerverein „Concordia“ ließ auf roth-weiße Schleifen drucken: „Dem unſterblichen Dichter“ und die Prager „Concordia“: „Dem Sänger der Ideale, dem Stolze des Vaterlands, dem großen Sohne des deutſchen Volkes.“ Kränze legten unter vielen anderen noch nieder Peter Roſegger, Gräfin Meraviglia („Der letzte Gruß dem großen Dichter“), Componiſt Felix Weingartner („Dem großen deutſchen Dichter“), Hofſchauſpieler Guſtav Starcke, die Componiſten Dr. Wilhelm Kienzl und Richard Sahla, Karl Gottfr. Ritter v. Leitner, die „Grazer Tagespoſt“, die Ortsgruppe des Deutſchen Schulvereines, der ſteiermärkiſche Gewerbeverein, Verein der Deutſchen Steirer in Wien, Zweigverein Graz des allgemeinen deutſchen Sprachvereins, der deutſche akademiſche Geſangverein in Graz, der Waldviertler Sängergau, Grazer Männergeſangverein, der Deutſche Leſeverein an den Hochſchulen in Graz, das „Deutſche Volksblatt“, der „Schubertbund“ in Wien, der Grazer Zweigverein der Deutſchen Schillerſtiftung (blumendurchflochtener Eichenkranz mit: „Dem erhabenen Dichter, dem begeiſterten Sänger deutſcher Größe.“ — Die Aufbahrung der Leiche wird im „Extrablatt“ durch zwei Abbildungen veranſchaulicht. Darnach lag der Dichter in einem dunklen Gemach, die Wände verhangen, zu Häupten ein Baldachin, deſſen Rückwand ein großes, ſtrahlenausſendendes Kreuz trägt; über dem Haupte eine Ampel; zahlreiche brennende Kerzen und viele Kränze mit den Schleifen; in den Ecken reiche Blattpflanzen: Mitten auf erhabenem Sarge der todte bleiche Dichter, in den gefalteten Händen ein Kreuz. — Zum Leichenbegängniſſe am 15. Juli hatten ſich eingefunden der Statthalter von Steiermark, der Bürgermeiſter und Vicebürgermeiſter von Graz, Gemeinderäthe, Reichsrathsabgeordnete, Landesausſchüſſe, Dichter und Schriftſteller, Componiſten, Lehrer, Sänger, Vertreter des Theaters, Bildhauer; der Landeshauptmann hatte ſein Fernbleiben durch ein Beileidstelegramm entſchuldigt. Der Garten vor dem Hauſe war mit Leidtragenden erfüllt. — Um drei Uhr, nachdem man die zahlreichen Kränze auf einen eigenen Wagen und den Leichenwagen vertheilt hatte, wurde die Leiche durch den Pfarrer von St. Leonhard eingeſegnet. Nach erfolgter Einſegnung ſang der Deutſche akademiſche Geſangverein einen Trauerchor, worauf der Sarg auf den Leichenwagen gehoben wurde und ſich der Zug nach dem St. Leonhardsfriedhofe in Bewegung ſetzte. Den ganzen Weg entlang, an der Straße, am Waldeshang und auf dem Friedhofe ſtanden Tauſende von Menſchen. — Als der Sarg in die Tiefe geſenkt worden war, wurde er nochmals eingeſegnet, worauf Dr. Arthur von Holland, ein Landsmann des Dichters, eine Trauerrede hielt; nach Abſingung eines Grabgeſanges durch den Grazer Männergeſangverein ſprach noch Chefredacteur v. Raab als Obmannſtellvertreter der Grazer „Concordia“. Dann traten die Trauernden an das offene Grab und ſtreuten Erde auf den Sarg.

Hamerling und die Muſik. — Karl Emil Franzos bemerkt in ſeinen Erinnerungen an den Dichter (Deutſche Dichtung, 1889): „Seine Mußeſtunden verbrachte er am Clavier; er beherrſchte das Inſtrument allmählich meiſterhaft.“ Angeſichts der vielen gegentheiligen Stellen in den Briefen und Erinnerungen, welche wir veröffentlichten, hat uns dieſe Mittheilung uberraſcht.

Denkmale für Robert Hamerling. — Eine zuſammenfaſſende Darſtellung öffentlicher Denkmäler oder Ehrungen für den Dichter-Philoſophen exiſtiert unſeres Wiſſens nicht und ſo wagen wir den erſten Verſuch in dieſer Richtung. — Die älteſte plaſtiſche Darſtellung des Dichterkopfes ſcheint die von Hackſtock 1877 gelieferte, wie Hamerling ſelbſt ſagt, „gelungene Gypsbuſte“ zu ſein.

Am Sonntag den 22. (nicht 27.) Juli 1883 wurde in Schrems anläſslich des Sänger-Gaufeſtes das erſte Hamerling-Denkmal, eine Büſte aus dem Atelier des Bildhauers Ambros Bei in Wien, enthüllt. Der Standort iſt auf dem ſogenannten Vereinsberge und ſo gewählt, daſs vor dem Denkmale der Geburtsort des Dichters: Kirchberg am Walde, zu ſehen iſt. Die Gründer des Denkmals ſendeten an den Dichter folgendes Telegramm: „Herrn Profeſſor Robert Hamerling in Graz. Von Dankbarkeit und Verehrung für unſern großen Landsmann erfüllt, haben wir heute auf dem Vereinsberge bei Schrems im Angeſichte Ihrer Geburtsſtätte Ihr Bild erhoben und dieſes Denkmal in Gegenwart zahlreicher Feſtgäſte der Öffentlichkeit übergeben. Wir bitten Sie, demnächſt Bericht und Abbildung entgegenzunehmen.“ Gleichzeitig entſendete der Waldviertler Sänger-Gauverband ein Begrüßungstelegramm, auf welches Hamerling mit den vielfach citierten vier Verſen „Bruderkuß euch Landsgenoſſen!“ telegraphiſch antwortete. Hamerling berichtet ſpäter über dieſes Ereignis in ſeinen „Stationen“ (S. 379 ff.):

„Das Jahr 1883 brachte ein Vorkommnis, das für mich eine Überraſchung von gemiſchter Wirkung bildete. Nicht in meinem Geburtsort Kirchberg am Walde ſelbſt, aber in dem benachbarten Schrems wurde meine Büſte enthüllt. Ohne perſönlichen oder brieflichen Verkehr mit der Heimat, erhielt ich von dieſem Vorhaben erſt wenige Tage vor der Ausführung Kenntnis durch eine Zeitungsnotiz. Das Unpaſſende, mich bei Lebzeiten in ſolcher Weiſe zu ehren, lag klar zutage, aber es ließ ſich von meiner Seite nichts mehr dagegen thun. Die Sache nahm ihren Verlauf und die Folgen davon blieben nicht aus. Ein außeröſterreichiſches Blatt übernahm es diesmal, den hämiſchen Bemerkungen, zu welchen der Fall allerdings herausforderte, Ausdruck zu geben, kam aber, über den wahren Sachverhalt belehrt, in höflicher Weiſe von ſeiner Auffaſſung, inſoferne ſie falſch war, zurück. Handelte es ſich doch nicht um ein Denkmal, das mir als im Namen der Nation geſetzt gelten ſollte, ſondern um ein Bild das Landsgenoſſen meiner engſten Heimat zu ihrem Vergnügen und zum Gedächtnis des weit entfernt lebenden, wohl auch für immer fern bleibenden heimiſchen Dichters bei ſich aufrichteten! Wie ich ſpäter nach manchen vergeblichen Bemühungen auf Umwegen erfuhr, war die Anregung und hauptſächlichſte Förderung des Unternehmens von Herrn Karl Fiſslthaler, Poſtmeiſter in Schrems, ausgegangen, den ich viele Jahre vorher, auf meiner letzten Heimatreiſe, als jugendlichen Techniker einmal flüchtig geſehen und geſprochen, und von dem ich ſeither nichts weiter vernommen hatte. Ich liebe meine engere Heimat, wie ich es in den Verſen ausgeſprochen, mit welchen ich das Begrüßungstelegramm am Tage der Enthüllung jener Büſte erwiderte, und die nun auch, dem Vernehmen nach, unterhalb der Büſte in den Sockel eingegraben ſind (folgen die vier Verſe*). Es hat ſich gerade aus dem Umſtande, daſs ich meiner Heimat längſt ein perſönlich Fremder geworden, daſs meine Verwandten dort ausgeſtorben und alle perſönlichen Beziehungen erloſchen ſind, ein Verhältnis herausgebildet, das deshalb nur umſo idealer, ſchöner und reiner iſt. Wir Söhne des niederöſterreichiſchen Waldviertels haben ein ſtarkes und nicht unbegründetes Heimatsgefühl, und die Landsmannſchaft iſt für uns kein leerer Name. Könnte ich dem Leſer das kürzlich an mich gelangte Schriftſtück einer Körperſchaft des Waldviertels vorlegen, ſo würde er zugeben, daſs man Grund hat, eine Heimat zu lieben, welche für einen ihrer Söhne einen ſo rührenden, von jeder Alltagsphraſe entfernten, echten Herzenston der Anrede findet." — Zu Roſeggers „Perſönliche Erinnerungen" (S. 46/7) wird zu dieſer Denkmal-Angelegenheit mitgetheilt: „Auf eine Bemerkung von mir, wie erfreulich es ſei, daſs beſonders ſeine Heimatsgenoſſen den Dichter zu würdigen wüſsten, ſchrieb er mir" (unter dem 27. Juli 1883): „Das Hamerling-Feſt zu Schrems hat Ihnen Freude gemacht? Wirklich? Ei, ich hätte nicht gedacht, daſs Sie einem ſo guten

---

*) Nebenbei ſei bemerkt, daſs zwei Lesarten des erſten Wortes exiſtieren: Brudergruß und Bruderkuſs.

Freunde gegenüber der Schadenfreude fähig ſind! Eine Denkmalbüſte bei Lebzeiten — das wird die Mitwelt nie verzeihen. Daſs ich phyſiſch oft nur mehr halb am Leben und literariſch zu verſchiedenenmalen todt gemacht worden bin, gibt mir noch kein Recht, die Ehre der ganz Todten zu beanſpruchen. Aber die Waldviertler, die mich ſeit vierzig Jahren nicht mehr hatten und ſeit ſiebzehn Jahren nicht mehr ſahen, bei denen ich alſo eine mythiſche Perſon geworden, erblickten mich in jener Entfernung, welche die Berühmtheiten bekanntlich vergrößert, und dachten: wir wollen ihn wenigſtens im Bilde aufzeigen können. Mir ſelbſt verhehlten ſie ihr Vorhaben weislich, wohl wiſſend, daſs ich mit Händen und Füßen dagegen mich ſträuben würde. Nun iſt's geſchehen und obgleich ich vielleicht ſo ungefähr die Größe habe, daſs ein kleiner Geburtsort auf mich ſtolz ſein kann, wird es dieſer Denkmalsgeſchichte halber doch viel ‚Geſeeres‘ unter Juden und Chriſten geben.“ — Die wenig ähnliche Terracottabüſte in Schrems wurde jedoch 1898 durch eine überlebensgroße Büſte Hans Brandſtetters, in Galvanobronze gegoſſen, ausgetauſcht. —

Am 1. September 1884 erſchien ein Aufruf, welcher von den Reichsraths-Abgeordneten Heinrich Fürnkranz, Franz Richter, Georg Ritter von Schönerer, von dem Buchdruckerei-Beſitzer Ferdinand Berger, Gymnaſial-Profeſſor Aurelius Polzer (von dem die Anregung ausgieng) und k. k. Poſtmeiſter Karl Fiſslthaler jun. unterzeichnet war. Uns liegt der Abdruck vor, welcher in der Zeitſchrift „Unverfälſchte deutſche Worte“ erfolgte. „Es iſt Pflicht eines edlen und gebildeten Volkes, ſeine großen Männer zu ehren“, beginnt der Aufruf und ſagt dann unter anderm: „Niemand darf uns in der Würdigung ſeiner Verdienſte zuvorkommen. Ein Denkmal aus Erz wollen wir dem größten Sohn unſeres Waldviertels ſetzen, welches kommenden

Geſchlechtern Zeugnis geben ſoll, daſs die Mitwelt des Dichters Größe verſtanden und anerkannt hat." Allein der Dichter ſelbſt vereitelte das Unternehmen, wie aus dem folgenden Schreiben aus „Graz, 8. October 1884", welches in der „Neuen Freien Preſſe" veröffentlicht wurde, hervorgeht.

„Hochgeehrte Redaction! — Erſt aus den Journalen erhielt ich Kenntnis von einem angeblich in meiner Heimat mir zu errichtenden Denkmal. Auf eine Anfrage wurde mir die Auskunft, es handle ſich um die Erſetzung jener Terracotta-Büſte, welche vor zwei Jahren Freunde meiner Muſe auf dem Vereinsberge bei Schrems aufgeſtellt, durch eine Büſte von dauerhafterem Material. Jene Errichtung der Terracotta-Büſte war Privatſache einiger weniger; ich konnte daher die vollzogene Thatſache mit Dank hinnehmen. Gegen eine Agitation in weiteren Kreiſen aber, wenn auch nur des Waldviertels, zum Zwecke der Erneuerung und Umwandlung jener Büſte in ein eigentliches öffentliches Denkmal muſste ich mich aus begreiflichen Gründen verwahren; auf meinen entſchiedenen Wunſch unterbleibt jeder weitere Schritt in dieſer Sache. Ich erſuche höflichſt um Aufnahme dieſer Zeilen in Ihr geſchätzes Blatt. — Mit Hochachtung ergebenſt — Robert Hamerling."

Bis zu dem am 13. Juli 1889 erfolgten Tode des Dichters ruhten nun die Verehrer. Dann bildete ſich aber ein „Hamerling-Denkmalcomite im Waldviertel", an deſſen Spitze der Bezirksrichter von Weitra Dr. Arthur von Holland und Landtags-Abgeordneter Wilhelm Ritter Fiſcher von Ankern aus Kirchberg am Walde ſtanden. Karl Fiſslthaler erſcheint als Caſſier. „Deutſche Stammesgenoſſen! Robert Hamerling, der gottbegnadete deutſche Dichter, iſt todt! Das Waldviertel, die engere Heimat des Dichters, will eine Liebespflicht erfüllen, und ſeinem größten Sohne auf dem von ihm ſo heißgeliebten heimatlichen Boden ein würdiges Denkmal ſetzen.“ Dies waren die einleitenden Worte des neuen Aufrufes, der bereits am 8. Auguſt 1889 z. B. im „Fremden-Blatt“ abgedruckt erſcheint. Zur Ausführung des Denkmals wurde Hans Brandſtetter berufen. Im December 1889 ladet eine Zeitungsnotiz zu einem „Hamerling-Feſtcommers“ in Wien ein, deſſen Reinerträgnis dem betreffenden Fonde zugeführt werden ſollte. Ihre Mitwirkung hatten zugeſagt der Männergeſangverein Schubertbund, Hofſchauſpieler Friedrich Kraſtel und die Schriftſteller Franz Keim und Hans Grasberger. — Schon am 16. Juli 1893 fand die Enthüllung des Denkmals in der feſtlich geſchmückten Stadt des niederöſterreichiſchen Waldviertels: Waidhofen an der Thaya, ſtatt. Der Obmann des Denkmalcomités Dr. von Holland hielt die Feſtrede, worauf die Hülle von dem aus Erz ausgeführten Denkmale, welches den Dichter in ganzer Figur darſtellt, fiel. Der Waldviertler Sänger-Gauverband ſang die vom Herzog Ernſt von Sachſen-Coburg-Gotha componierte Feſthymne, worauf Vereine und Deputationen Kränze niederlegten. Später begann im Stadtparke ein Concert der Militärkapelle, welches mit einer Hamerling-Feſtouverture eingeleitet wurde. — Joſef Allram, ein perſönlicher Freund des Dichters, veröffentlichte in der „Preſſe“ (Wien, 14. Juli 1893) eine größere Darſtellung dieſer Denkmalangelegenheit, der wir Folgendes zur Ergänzung entnehmen:

„Am 23. März 1890 war das Comité bereits in der Lage, über ein Modell zu berathen. In dieſer Sitzung wurde auch die Platzfrage entſchieden; doch war dies keineswegs ſo einfach. Urſprünglich war Kirchberg am Walde als Aufſtellungsort in Ausſicht genommen, da es ein Lieblingswunſch des Dichters war, nach ſeinem Tode ein beſcheidenes Erinnerungszeichen in der Nähe ſeiner Geburtsſtätte zu erhalten.

Nachdem aber das Haus von der deutſchnationalen Hamerling-Stiftung erworben und durch einen Neubau erſetzt worden war, der zur Errichtung eines Kindergartens beſtimmt iſt, ſchwankte die Wahl zwiſchen den beiden größten Städten des Waldviertels: Waidhofen als dem Hauptorte des Bezirkes, und Zwettl, der erſten Studienſtätte des Dichters. Die Bewohnerſchaft der beiden Orte ſetzte alles daran, das Denkmal zu bekommen, und die beiden Bürgermeiſter erklärten ſich zu jedem Opfer bereit, wenn das Standbild in ihre Stadt käme. Der eine hob die neue Bahn durchs Thayathal, der andere die ſchöne Gegend am Kamp hervor; dieſer betonte die erſte Bildungsſtätte des Dichters im Stift Zwettl, jener den Heimatbezirk Hamerlings; endlich führten die Zwettler den herrlichen Standplatz am Kampgemünde, die Waidhofener dagegen jenen in dem jugendlich ſchönen Stadtpark ins Treffen. Es war mit einem Wort der homeriſche Streit zweier Waldviertler Städte um den größten Sohn der Heimat, und der Kampf wurde mit ſolcher Begeiſterung geführt, daſs die Stimmung vollſtändig getheilt war. Da auch der zweite Wahlgang Stimmengleichheit (je ſieben Stimmen für Waidhofen und Zwettl) ergab, muſste man das Los entſcheiden laſſen. Raſch wurde ein vor den Fenſtern ſpielender kleiner Knabe hereingeholt und dieſer zog von den beiden zuſammengerollten Zetteln jenen, der den Namen der Stadt Waidhofen trug. Die Thaya, an deren Urſprung die Wiege Hamerlings geſtanden, hatte über den Kamp, den Liebling des Dichters, geſiegt! Heller Jubel begrüßte die Waidhofener bei ihrer Heimkehr und mit Stolz verkündete der Bürgermeiſter der vor dem feſtlich geſchmückten Rathhaus harrenden Menge, daſs nun auch Waidhofen zu den Hamerlingſtätten des Waldviertels gehöre. . .“ [Es folgt nun das Programm der Enthüllungsfeierlichkeit, worauf Allram fortfährt]: „In edlen Formen grüßt uns die freundliche Geſtalt des Dichters, das Haupt ein wenig nach rechts geneigt, den Blick in die Ferne gerichtet. Die leicht gebogene Linke hält ein halbgeöffnetes Buch, während in der Rechten, die auf einen Bücherſtoß geſtützt iſt, ein Griffel ruht. Die Züge ſind markant und edel, Geiſtestiefe und das Gewaltige im Geſichte ausgeprägt, Stellung und Gewandung ſehr charakteriſtiſch. Der Künſtler hat ſich eingehend mit dem Weſen Hamerlings befaſst, und wer ihn gekannt, meint, er müſſe jeden Augenblick von dem Granitſockel herunterſteigen. Das Piedeſtal iſt von dem Waldviertler Steinmetzmeiſter Modl in Hirſchenwies hübſch gemeißelt worden. Das Denkmal macht auf den Beſchauer einen befriedigenden Eindruck und erinnert in ſeiner Geſammtheit einigermaßen an das Reſſel-Monument in Wien, dem es in Form, Ausführung und Umgebung nicht unähnlich iſt. — Als ich dem Landsmann den Abſchiedsbeſuch in der Wiener Gießerei Turbain und Söhne machte und die Vorbereitungen zum Transport ins Waldviertel verfolgte, erinnerte ich mich der lieben Worte, die Hamerling gelegentlich eines Beſuches zu mir ſagte: ‚Einmal möchte ich noch hinauf in unſere Heimat und Sie, lieber ‚Waldviertler Sepp‘, müſſen mich auf meiner Rundfahrt durch dieſelbe begleiten.‘ Das Waldviertel war auch auf dieſen Beſuch vorbereitet und ich erinnerte den kränklichen Dichter Jahr für Jahr an ſein Verſprechen. Es hat nicht ſollen ſein; und nun ſingen ihm die Waldviertler Geſangvereine, deren Ehrenmitglied Hamerling geweſen, voll Begeiſterung zu:

Sohn der Fluren und der Felder,
Die Dich heute ſtolz umgeben,
Schönſte Fichte unſrer Wälder,
Die in Deinem Liede weben:
Sei uns gegrüßt in Deiner Heimat,
Die Du ſo warm ins Herz geſchloſſen,
Wie Du ihr Bild in Treu getragen,
So trägt ſie Dich, in Erz gegoſſen.“

Das Stift Zwettl beſitzt auch ein kleines plaſtiſches Denkmal: im Präfecturgange ſteht eine Marmorbüſte des Dichters, der hier einſt als „Sängerknabe" gewandelt.

Kirchberg am Walde, der Geburtsort Hamerlings, hat des Dichters Büſte an dem Neubaue angebracht, welcher ſich an Stelle des einſtigen Geburtshauſes erhebt. An dem nun nicht mehr exiſtierenden Geburtshauſe, einem unſcheinbaren Bauernhauſe, war ſeit 1873 eine Gedenktafel angebracht.

Inzwiſchen hatte ſich auch in Graz ein Hamerling-Gedenktafelausſchuſs gebildet, der an dem Hauſe, in welchem der Dichter lange wohnte, Realſchul-, jetzt Hamerlinggaſſe, eine Marmorgedenktafel anbrachte (Schloſſar: Erinnerungen, Deutſche Revue, Juni 1895).

In der Landeshauptſtadt Steiermarks hatte ſich bereits am 29. September 1889 auf Einladung der Grazer „Concordia" ein Comité zur Errichtung eines Hamerlingdenkmals in Graz gebildet, welches den Bürgermeiſter zum Obmann wählte. Der „Aufruf" wurde ſpäter verſendet; der Abdruck im Wiener „Fremdenblatt" (12. Januar 1890) lautete:

„Eine Trauerbotſchaft gieng am 13. Juli 1889 von der Hauptſtadt der Steiermark aus und weckte in allen deutſchen Landen den Wiederhall der ſchmerzlichſten Theilnahme: Robert Hamerling war aus den Reihen der Lebenden geſchieden! Die Leier eines großen Dichters war verſtummt; ein edler Dulder hatte ausgelitten; das Herz eines echt deutſchen Mannes, der mit unwandelbar treuer Liebe an ſeinem Volke hieng, hatte aufgehört zu ſchlagen. Ein begeiſterter Apoſtel des Schönen, ein treuer Hüter der idealen Schätze ſeines Volkes, hat Robert Hamerling das geiſtige Erbe der großen Nation, zu welcher er ſich allzeit freudig bekannte, mit Werken unvergänglichen Wertes bereichert. Seine Schöpfungen werden noch in ſpäter

Zukunft fortleben als der Ausdruck unſerer glühenden Sehnſucht nach dem Schönen und Guten und ſie werden zu allen Zeiten der Stolz unſeres Volkes bleiben. — Was aber Robert Hamerling die Verehrung ſeiner Zeit- und Volksgenoſſen gewann, war nicht allein der hohe Flug ſeines dichteriſchen Genius; der gottbegnadete Sänger war auch ein Führer ſeines Volkes in dem Kampfe, welcher den Deutſchen Öſterreichs aufgedrungen wurde. In dieſem Kampfe war Hamerling der Schildträger des nationalen Gedankens, ein Rufer im Streite, an deſſen mannhaftem Worte ſich die Hoffnung auf beſſere Zeiten gar oft aufgerichtet hat und noch immer aufrichtet. Unvergeſſen bleibt es dem edlen Dichter, daſs er ſchon vor mehr als zwanzig Jahren den Ruf nach Verbrüderung der getrennten Söhne derſelben großen Mutter erſchallen ließ. Unvergeſslich bleiben die ſchwungvollen Worte, mit denen er in dem großen Jahre 1870 die Siege des deutſchen Volkes feierte. Sie legten Zeugnis dafür ab, daſs er Deutſchland, welches er ſelbſt ſein ‚Vaterland‘ nannte, ebenſo treu und innig liebte, wie ſein ‚Mutterland‘ Öſterreich, und ſie fanden Wiederhall in allen deutſchen Herzen ſeiner öſterreichiſchen Heimat. — Wohl lebt der geliebte Sänger fort in den Werken ſeines Geiſtes; aber auch ſichtbar, von der Hand eines Künſtlers nachgebildet, ſoll ſeine edle Geſtalt unter uns aufragen, den Lebenden, die ihn gekannt, zum Gedächtnis; den kommenden Geſchlechtern zur Mahnung, treu auszuharren in dem Kampfe für das heilige Vermächtnis ihrer Väter. — Darum richten wir an euch, ihr Stammesgenoſſen der engeren Heimat des Dichters, wie an alle Söhne ſeines großen geiſtigen Vaterlandes die Bitte, mitzuwirken bei einem Unternehmen, das liebevolle Verehrung angeregt hat und zu dem uns die Dankbarkeit verpflichtet. Robert Hamerling ſoll in Graz ein würdiges Denkmal errichtet werden, in der

Stadt, in welcher er nahezu drei Jahrzehnte gelebt und geſtrebt, gekämpft und gelitten, in welcher er die edelſten und unvergänglichſten ſeiner Werke geſchaffen und in deren Schoße das, was ſterblich an ihm war, zur Ruhe gebettet wurde. — Indem die Unterzeichneten zu Beiträgen für ein Hamerlingdenkmal auffordern, geben ſie ſich der Hoffnung hin, daſs dieſer Ruf in allen Herzen der deutſchen Volksgenoſſen eine gute Stätte finden werde. Sie vertrauen darauf, daſs auch in dieſem Falle, in dem es gilt, einen großen Todten unſeres Volkes zu ehren, das deutſche Herz — um mit den Worten des heimgegangenen Dichters zu reden — „keinen bunten Grenzpfahl und keine trennende Schranke kennt.“ — **Das** Denkmal Robert Hamerlings ſoll ſich in Graz erheben, aber zueigen ſoll es ſein dem geſammten deutſchen Volke.

Ludwig Anzengruber, Eduard von Bauernfeld, Rudolf Baumbach, Bartholomäus v. Carneri (Marburg an der Drau), Felix Dahn, Falkenſtein (Berlin), Auguſt Förſter (vom Hof-Burgtheater), Rudolf von Gottſchall, Hans Grasberger, Martin Greif, Wilhelm Jordan, Hermann Lingg, Konrad Ferdinand Meyer (Zürich), Albert Moſer (Dresden), Gottfried Keller, Emil Rittershaus, P. K. Roſegger, Friedrich Schlögl, Robert Schweichel (Berlin), Friedrich Spielhagen, Karl v. Thaler, Moriz Weitlof (Wien), Ernſt v. Wildenbruch. — Für den Grazer Ausſchuſs: Dr. Ferdinand Portugall, Bürgermeiſter. Dr. Julius von Derſchatta, Reichsrath-Abgeordneter.“

Dieſes, allerdings groß angelegte ideale Unternehmen, ſcheint jedoch in der rauhen Wirklichkeit bedeutenden Schwierigkeiten begegnet zu ſein. Uns liegt erſt wieder vom Jahre 1897 (Lyra, Wien 1. Mai) eine Nachricht vor, die beſagt, daſs bis dahin 10.546 Gulden für den Denkmalfond aufgebracht worden ſeien, daſs der Ausſchuſs in Graz den Beſchluſs faſste, das

Monument in Marmor ausführen zu laſſen und die Künſtler Hans Brandſtetter, Edmund Hellmer und Karl Kundmann zur Anfertigung von Entwürfen einzuladen; als Platz für das Denkmal wurde der Grazer Stadtpark bezeichnet. Am 12. Juni 1899 beſchäftigte man ſich im Beiſein Karl Kundmanns, der damals angeblich bereits das Modell entworfen hatte, mit der Platzfrage. Die Aufſtellung des Denkmals ſelbſt muſste aber, wegen Mangels an den nöthigen Geldmitteln, noch auf Jahre hinausgerückt werden. Im Juni 1900 wurde berichtet, daſs im Atelier Kundmann das Modell in Überlebensgröße vollendet ſei: „Die rechte Hand hält halb ausgeſtreckt die Sitzlehne, die linke ein Buch, und es erweckt den Anſchein, als ob der Dichter über eben Geleſenes nachſänne.“ Im November desſelben Jahres wurde aber ein Aufruf erlaſſen zur Hereinbringung der noch nöthigen Koſten im Betrage von rund 12.000 Kronen. Bis heute, zwölf Jahre nach des Dichters Tode, iſt die Angelegenheit noch zu keinem erfreulichen Abſchluſſe gelangt.

Am 13. Juli 1890 wurde am Hauſe des Fuchswirth in Ries, wo Hamerling den „König von Sion“ vollendete, eine Gedenktafel enthüllt. (S. S. 234).

Zu den älteren Fragen gehört auch die Schmückung des Grabes Hamerlings durch ein Denkmal. Das Thonmodell, das in Laaſer Marmor ausgeführt werden ſoll, war im Januar 1901 im Atelier Hans Brandſtetters fertiggeſtellt. Aber es fehlten auch hier etwa 4000 Gulden für die Durchführung des Planes.

Glücklicher waren die Verehrer Hamerlings in Mürzzuſchlag, wo der Dichter am 17. Auguſt 1867 geweilt hat. „Einem alten Herzensbedürfniſſe zu genügen“, ſchrieb Hamerling, habe er den Ort damals aufgeſucht: „ſchon als Knabe hatte ich keinen ſehnlicheren Wunſch, als einmal Mürzzuſchlag zu ſehen.“ In ſeinem Tagebuche hat der Dichter die Eindrücke, die er in

Mürzzuſchlag empfieng, feſtgehalten; ſie ſchildern kurz, aber charakteriſtiſch die Eigenthümlichkeiten und Schönheiten Mürzzuſchlags und Umgebung, vorab der herrlichen „Au“. Hier wurde auch am 15. Auguſt 1897 eine Denkplatte mit dem Marmor-Reliefbild des Dichters und der Schrift „Hamerling 1867“, entworfen und modelliert von Joſef Einſpinner, enthüllt. Zur Erinnerung an dieſen Feſttag erſchien auch eine Denkſchrift: „Den Manen Hamerlings,“ welche wir in der Bibliographie ausführlicher berührten.

Am 4. October 1899 wurde im Gymnaſium zu Krems an der Donau, wo Hamerling als Sängerknabe des Stiftes Zwettl ſeine Prüfungen ablegte, eine in Elfenbeinton gehaltene lebensgroße Gipsbüſte des Dichters, von der Hand Brandſtetters, enthüllt. Soweit Hans Brandſtetter in Betracht kommt, verweiſen wir auf die detailliertere Darſtellung ſeines Verkehrs mit dem Dichter, im dritten Theil dieſer Briefe, S. 324—343, ſowie S. 363—365.

Endlich haben wir noch zweier Ehrungen im Jahre 1900 zu gedenken, die ebenfalls mehr als Erinnerungszeichen zu deuten wären. Im Conferenzzimmer des k. k. Gymnaſiums am Thereſianum zu Wien, wo Hamerling Supplent geweſen, wurde ein Bild des Dichters angebracht. — Im k. k. Staatsgymnaſium zu Trieſt (Piazza Lipsia) fand die Enthüllung einer Gedenktafel und die Anbringung eines Bildniſſes im Conferenzzimmer der Anſtalt ſtatt. Über die Feier brachte die Abendausgabe der „Trieſter Zeitung“ vom 19. April einen ausführlichen Bericht. Die Feſtrede hielt Prof. Dr. M. M. Rabenlechner, die in dem Satze gipfelt: „Wenn der Literarhiſtoriker der Gegenwart die Regierungsjahre Kaiſer Franzens die Zeit Grillparzers nennt, der Literarhiſtoriker der Zukunft wird die Zeit Kaiſer Franz Joſefs die Zeit Robert Hamerlings heißen.“ Die Anregung der Feier gieng, wie leicht zu errathen, von dem Feſtredner aus, der aber in dem Mitgliede des Lehrkörpers Prof. Dr. Peter Tomaſin, der ſieben Jahre Hamerlings Schüler war, einen warmen Helfer fand. Die Gedenktafel aus feinſtem Carraramarmor, eineinhalb Meter lang und einen Meter hoch, nach dem Entwurfe des Architekten Braidotti von Bildhauer Prelz ausgeführt, wurde im Hauptgange des zweiten Stockwerkes angebracht. Auf architektoniſchem Hintergrunde erhebt ſich, umgeben von goldenem Lorbeer, ein aufgerolltes Blatt, welches in gemeißelten Goldlettern die Worte trägt: „An dieſem Gymnaſium wirkte Robert Hamerling als Profeſſor 1855—1866. Dem Andenken des großen Dichters gewidmet vom Lehrkörper 1900.“ — Seit Jahren wird im Krippenkalender für eine Herme plädiert, welche im Wiener Schillerpark Aufſtellung finden könnte.

Der Recitator Rafael Faelberg las am 26. April 1899 in Wien, und zwar an einem Abend der Literaturgeſellſchaft „Jungöſterreich“, ausgewählte Stücke aus Hamerlings „Ahasver in Rom“ vor.

Hamerling und die Politik. Es iſt bekannt, daſs Äußerungen Hamerlings für parteipolitiſche Zwecke wiederholt verwendet worden ſind. Einen Beitrag hiezu liefert auch die Rede des Abgeordneten K. H. Wolf, die er „bei der Siegesfeier der deutſchradicalen Partei“ am 31. Januar 1901 in Wien hielt; er las den Brief an Prof. Franz Raab vom 21. Juli 1866, den wir im dritten Theil der Briefe S. 102 f mittheilten, vor, und knüpfte daran die folgende Bemerkung: „Ich glaube nun, daſs ich dem gar nichts mehr von mir ſelber hinzuſetzen ſoll. Dieſer Brief Hamerlings iſt das alldeutſche Programm der Alldeutſchen Vereinigung im öſterreichiſchen Parlamente.“ In letzter Zeit hat ſich in der als Anhang zur Volksausgabe der Werke

Hamerlings beigegebenen Biographie des Dichters, auch Prof. Dr. M. M. Rabenlechner auf das politiſche Gebiet begeben, wieder in anderer Art. Doch hat Prof. Rabenlechner in der eben unter der Preſſe befindlichen zweiten Auflage der Volksausgabe, ſowie ſchon in der Lieferungsausgabe der erſten Auflage, die betreffenden Stellen getilgt, da es ihm peinlich geweſen, daſs er mit ſeinen Ausführungen den Anſchein geweckt, was ihm völlig ferne gelegen, zwiſchen Hamerling und irgend einer Partei oder Perſönlichkeit eine Scheidewand aufrichten zu wollen.

Dr. Franz Schöchtner, k. u. k. Hofbibliotheks-Scriptor in Wien, kannte Robert Hamerling perſönlich und ſprach auch mit ihm; er gewann den Eindruck eines rechtlich denkenden Mannes und den eines naiv gebliebenen Menſchen der Welt gegenüber.

Zum erſten Theil S. 46: Frau Natalie Meynert geb. Baronin Grimſchitz, in erſter Ehe mit Leopold Schulz von Strasznitzki vermählt, bewahrt noch das Exemplar der dritten Auflage von „Sinnen und Minnen“, in welches Hamerling ſeinen Namen und „Graz 1871“ eintrug.

Zu S. 35, zweiter Theil: Gemeint iſt Adolf Heinrich Strodtmann, der in Hamburg 1863/4 die Monatsſchrift für Literatur und Kunſt „Orion“ herausgab.

Die im dritten Theil reproducierte und dem Titel gegenübergeſtellte Photographie „Robert Hamerling und Frau Clotilde Gſtirner“ entſtand im Jahre 1867. — Bei dieſer Gelegenheit ſei bemerkt, daſs der Dichter ein Photographien-Album führte, in welchem ſeine Aufnahmen, von ihm ſelbſt bezeichnet, nach der Entſtehungszeit geordnet ſind. — Das zu dieſem vierten Theile gebrachte Porträt Hamerlings wurde nach dieſem Album als aus dem Jahre 1873 ſtammend beſtimmt; die Photographie hat uns Hamerlings Dichtercollege Fercher von Steinwand in Wien überlaſſen. Fercher beſitzt außer dieſem Bilde noch zwei Photographien vom Dichter ſelbſt, mit den handſchriftlichen Bemerkungen: „Rob. Hamerling aus d. J. 1854“ (ſ. erſter Theil, vor dem Titel) und „Rob. Hamerling vom J. 1880“ (ebenfalls Bruſtbild, das Haupt mit dem langen weißen Haar. Atelier J. B. Rottmayer & Zintl in Graz).

Zu Seite 64, dritter Theil. Im Künſtler- und Liebesroman aus Alt-Hellas „Aſpaſia“ findet ſich im VI. Capitel: „Am Kephiſſosufer“ folgender Ausſpruch, der dem Sophokles in den Mund gelegt iſt: „Zur heißen Sommerzeit ſoll man entweder nicht lieben, oder nichts Anderes thun, als lieben.“

Im dritten Theil S. 110 theilten wir ein Gedicht des 18-jährigen Hamerling, betitelt „Am See“ mit. Wir verweiſen hiemit auf das unter die Lieder eingereihte Gedicht „Die Sterne“, welches in „Sinnen und Minnen“ erſchien. Es iſt dies ein beſonders intereſſantes Beiſpiel für die geiſtige Entwicklung des Poeten.

Wir haben im dritten Theil (S. 156/7) von einer Gruppe begeiſterter junger Leute geſprochen, die zu Beginn der Achtziger-Jahre den Dichter in ihrer Art feierten und ſogar einen „Hamerlingbund“ planten. Analoges erfuhren wir aus einer etwas ſpäteren Zeit. Rudolf Ritter Payer von Thurn, Regiſtratursofficial in der Cabinetskanzlei Seiner Majeſtät, der ſich ſelbſt mit dem Dichter beſchäftigt hat und dem wir manche

Förderung unſerer Arbeit verdanken, erzählte uns im Frühling 1901, daſs er und eine Anzahl Hamerling-Enthuſiaſten, die jetzt in alle Welt zerſtreut ſind, ſeinerzeit die Abſicht hatten, eine Art Hamerling-Bibliothek anzulegen, in welche alles Aufnahme finden ſollte, was von dem Dichter ſtammt oder über ihn geſchrieben wurde; was nicht mehr gedruckt erreichbar, in Abſchriften.

Zu Seite 189, dritter Theil: In Brümmers Lexikon, 1895, erſcheint Seligmann Heller als aus Raudnitz a. d. Elbe in Böhmen ſtammend; er ſtarb 1890 in Wien.

Über den „Ort Hamerling“ bei Schärding in Oberöſterreich (dritter Theil, S. 230 u. 380) können wir dieſesmal Verläſslicheres mittheilen. Herr E. Breidt, Fabrikant für Buchdruckerſchwärze, Chef der Firma Joh. Evang. Breidt, hat uns eine wahrhaftige Geſchichte ſeines Hauſes und ſeiner Familie, die reizend zu leſen iſt und bis in das Jahr 1798 zurückreicht, verfaſst. — Zunächſt iſt feſtzuſtellen, daſs es ſich um keinen Ort, ſondern um ein Einzelgebäude, Fabrik, handelt, welches zur Gemeinde Schardenberg gehört; man könnte alſo, da auch eine Waſſerkraft vorhanden iſt, an ein ehemaliges kleines Hammerwerk (Hammer, Hämmerlein = Hamerling) denken, wie ſie früher zahlreich exiſtierten, doch ſcheint vor 1798 dort nichts beſtanden zu haben. Ferner wird mitgetheilt, daſs der Name von „Hannerl“ (Johann) abgeleitet worden ſei und daſs es jetzt noch Leute gibt, die „beim Breidt in der Hannerling“ ſagen; dieſes letztere ſei ſeinerzeit auf ſpeciellen Wunſch eines Johannes Breidt als Beſitzbezeichnung angenommen und von einem Nachkommen wieder in „Hammerling“ verändert worden. Das iſt Tradition. Bemerkenswert in dieſem Falle iſt aber, daſs circa zehn Minuten von „Hamerling“ entfernt, und zwar in Kneiding, eine ſehr alte Hammerſchmiede beſteht und auch vom Verfaſſer des Berichtes die Möglichkeit ausgeſprochen wird, daſs der Name ſeiner Fabrik nach und nach von Kneiding herübergeholt wurde. Das rechtfertigt beinahe die volksthümliche Bezeichnung dieſer engeren Landſchaft: „in der Hammerling.“

1900 wurde in Floridsdorf bei Wien die Feldin Hamerlinggaſſe umgetauft.

Etymologiſches. — Das „Holländiſch-deutſche und Deutſch-holländiſche Taſchenwörterbuch“ von J. Mieg, Bielefeld und Leipzig 1867, theilt das Wort: Hämmerling mit und überſetzt es mit hansworst und hondoslager (Hundsvogt).

Im Laufe unſerer Arbeit haben ſich mit dem Commentar zu den Briefen auch Gedichte der Adreſſaten oder anderer Autoren, welche Hamerling nennt, zuſammengefunden. Da dieſe poetiſchen Arbeiten thatſächlich ebenfalls einen Commentar zu den betreffenden Briefſtellen bilden, ſo ſeien dieſe Gedichte als Anhang mitgetheilt. — Zum Capitel über Naaff, erſter Theil S. 75—82, gehören die zunächſt folgenden Gedichte. „Liebesgaben, Poeſien- und Novellen Album. Redigiert von Anton Auguſt Naaff. Komotau 1877“ erſchien, um die allgemeine Wohlthätigkeit zur Unterſtützung der Nothleidenden des Erzgebirges anzurufen. Robert Hamerling ſteuerte drei Gedichte bei, und übermittelte gleichzeitig auch lyriſche Arbeiten von Fercher von Steinwand und Fritz Pichler. Von Fercher ſind „Die Diſtel“ und „Bürger der Schöpfung“.

Die Diſtel.

O welch ein Herbſt, welch trüber, ſchmerzensbanger!
Er ſchleppt wie Leichen mir vorbei die Tage;
Der Nebel wallt als Feſtgewand der Klage
Im Wind, und einſam ſteh' ich auf dem Anger!

Glanz, Jugend, Blüte hab' auch ich erſchloſſen;
Mein Scheitel glomm von Locken, roſenhellen,
Der Schmetterling umtanzte meine Sproſſen,
Die Biene trug den Duft in meine Zellen.

So war mein Frühling nur dem Flatterſinne,
Der Eigenſucht des Fleißes zum Gewinne;
Ich lag an keinem ſeelenwarmen Buſen
Und meiner Fülle ſangen nicht die Muſen.

Ich grolle drum nicht meinem düſtern Loſe,
Beneide deshalb Veilchen nicht und Roſe;
Doch mag ich auch nicht beben jetzt und trauern,
Wenn um den Hain die kalten Klagen ſchauern.

Zwar ſtreb' ich, mich zu ſchirmen, zu bewahren,
Und nimmer ſollt ihr haſſen mich und ſchelten,
Wenn die Gefühle mir, die kraftgeſchwellten,
In Stacheln wehrhaft aus dem Leibe fahren.

Zerrüttet ward mein Leib mit Raubbegierde
Von rauhen Griffen mächtiger Gewitter,
Drum nur die Flachheit kann es tadeln bitter,
Wenn ich umhege meines Hauptes Zierde.

Ihr Halme zeiht der Härte mich, ihr ſchwanken;
O ſeht, indes der Schöpfung das Erbarmen
Im Buſen ſtocket, pfleg' ich treu die kranken
Goldkäferlein in meinen ſichern Armen.

Wohl mögt ihr Lenzbeglückten euch in Thränen
Am Grab des Lenzes krümmen gleich dem Wurme,
Ich laſs den Winden meine weißen Mähnen,
Allein ich ſelbſt, nicht beug' ich mich dem Sturme!

Bürger der Schöpfung.

Hier ſchmückt ein froher Lenz den grünen Plan,
Die Blume ſchmilzt, die Wonne quillt heran,
Am Äther glänzt der Sonne goldnes Bild,
Die weißen Lämmer weiden im Gefild.
Und rauſchend webt der Strom ſein feuchtes Band. —
Hier laſst uns ſein, hier ſpielen ohne Harm;
Hier rege Fuß und Hand,
Hier, muntrer Knabe, blüht dein Vaterland!

Hier wallt ein ungeheurer Ocean,
Und ſeine Flüſſe ſtreben himmelan;
Es wankt der Kiel, es knarrt der hohe Maſt,
Die Wellen fliehn, die Wolken ohne Raſt,
Und durch die Schleier blitzt ein heller Strand —

Hier hofft das Herz, hier wird mir wohl und warm;
O reiche mir die Hand,
Hier, ſchönes Leben, blüht dein Vaterland!
  Hier athm' ich Freiheit — auf! Die Höhe winkt,
Die Brücke wölbt ſich und die Zinne blinkt;
Es horcht der Wald, der junge Tag ertönt,
Die Felswand glüht, der alte Gletſcher dröhnt,
Und Adler ſchweben um den Klippenrand. —
Hier bin ich ſtark, hier lenk' ich mein Geſchick,
Denn eins ſind Herz und Hand:
Hier, kühner Geiſt, hier blüht dein Vaterland!
  In ſtiller Tiefe bau' ich Herd und Hort,
Hier ſchirmt ein Felſengürtel Pfort' und Wort,
Des Berges Donner brauſen drüber hin,
Doch ſelig, ſicher wohnt es ſich darin;
Das Glück iſt Wirklichkeit, der Irrthum ſchwand,
Mir ſagt's dein Mund, und ſchöner ſagt's dein Blick —
O faſſe meine Hand,
Hier, treues Herz, hier blüht dein Vaterland!
  Das Thor iſt auf — hier tret' ich friedlich ein.
Der Hof, wie ſtumm! Was will hier Stein bei Stein?
Lau dampft die Nacht, das ſchmale Kirchlein ragt,
Die Ampel träumt, und die Cypreſſe zagt,
Entſunken liegen Urnen rings im Sand. —
Hier halt' ich ſtill, bis mich das Frühlicht ſtreift;
Hier ruhn wir Hand in Hand,
Hier, letzte Sehnſucht, blüht dein Vaterland!
  In himmelhohen Tempeln thron' ich hier,
Des Urlichts Rieſen wachen über mir,
Der Glanz der blaſſen Erde blickt empor
Aus kaltem Duft, wie Leichen aus dem Flor;
Zur fernſten Tiefe flammt der Sonne Brand. —
Hier hab' ich Macht, ſoweit der Wille greift;
Hier ſchüttl' ich dir die Hand,
Hier, große Seele, blüht dein Vaterland!

Von Fritz Pichler die folgenden zwei Gedichte:

  Schmück Dich nur in Seide,
Laſſ' den Reiherbuſch nur wehn,
Stolz und wiegſam magſt Du gehn —
Thuſt mir nichts zuleide. —
Schmück Dich nur in Seide!
  Ringle Deine Locken
Und in Wellen ſträhl Dein Haar!

Hauche, — duſte immerdar,
Siegendes Frohlocken! —
Ringle Deine Locken!
Blühe nur für alle,
Deren ſchmeichelnd ſüße Kunſt
Raſtlos buhlt um Deine Gunſt;
Staub dem Redeſchwalle,
Blühe nur für alle!
Spott haſt Du getrieben
Mit dem Herzen, wohlbewußt;
Ein Geheimnis ſonder Luſt
Iſt Dir ſtets geblieben:
Sinnig deutſches Lieben!
Schmück Dich nur in Seide,
Geh vorüber, kenn mich nicht,
Zeig ein ſchmollend Angeſicht —
Thuſt mir nichts zuleide.
Schmück Dich nur in Seide.

Verlockung.

Haſt Du über Tag geflunkert,
Und geglänzt bei leckrer Tafel,
Und mit moccaduft'gen Wellen
Aufgejagt Dein roſig Blut;
Haſt Du irgend angeleſen
Dir aus fränkiſchen Romanen
Nimmerkühler Herrſchbegierde
Abenteuerlich Gefühl —:
Dann beliebt es Dir, am Abend
In des Geiſtes Revier zu ſtreifen,
Und bei blendender Beleuchtung
Strahlt Dein Haupt in Liebesweh!
Doch im Blumenkelch der ſüßen,
Sattgefärbten Schmeichelworte
Nagt der Wurm der Überhebung
Und der hohlen Endlichkeit. —
Hätte nie in Mutterarmen
Koſend mich Natur geheget,
Hätte nie ihr weiſer Finger
Recht und Falſch geſondert mir:
Konnt ich heißen Glut vom Gletſcher,
Feſte Bahn vom ſchwanken Meere,
Blumenſchmuck, von dürrer Wüſte: —
Lockend Weib, ich liebte Dich!

Da Hamerling in der Correſpondenz-Karte vom 13. September 1877 ſeinen beſonderen Beifall auch den Gedichten ausdrückte, welche Naaff für das Album beigeſteuert hat, ſo ſei wenigſtens eine Probe aus dem Cyklus mitgetheilt, und zwar aus der Gruppe „Lieder der Klage“:

Laſs ruhn die geſtorbene Liebe,
Laſs ruhn das begrabene Leid,
Verſuche nimmer zu wecken,
Was todt iſt für alle Zeit!
Was einmal geſtorben, verſunken,
Es ſchlummre in heiliger Ruh!
Du rüttelſt vergeblich am Sarge,
Er ſchloſs für immer ſich zu.
Laſs ruhn die geſtorbene Liebe,
Laſs ruhn das begrabene Leid,
Du weckſt ja nur ihre Schatten
Im geſpenſtigen Sterbekleid.

Als Naaffs Sammlung „Von ſtiller Inſel, Lieder und Gedichte“ (Leipzig 1882) erſchienen war, ließ ſich Hamerling öffentlich im „Heimgarten“ vernehmen und hob beſonders den „Schwedenreiter“ und den „Sauſewind“ hervor. „Der Schwedenreiter (Die Äbtiſſin von Seehlau)“ gehört den Gedichten vermiſchten Inhalts an:

Zu Seehlau hält vorm Kloſterthor
Der Schweden reiſ'ger Troſs,
Ein Fähnlein Küraſſier', voran
Ihr Hauptmann hoch zu Roſs.
Er pocht mit Macht ans Eichenthor
Mit ſeines Schwertes Knauf:
„Wohledle Jungfraun, laſst uns ein;
Nun flink und raſch macht auf!
Das ſchönſte Nönnchen ſuch' ich mir,
Ein Bräutchen für mein Zelt,
Auf daſs ſie mich fein hegt und pflegt
Und mit mir zieht ins Feld!
Von eurer Oberin hört' ich baſs
Gar manche Wundermär,
Daſs ſie im ganzen Egerland
Die ſchönſte Jungfrau wär'!

Von ihrer Augen Wunderpracht
Erzählt ſich groß und klein;
Sie ſollen, eh' die Sonne ſinkt —
Ich ſchwör's! — mein Eigen ſein!
Und daſs ihr's wiſſet und nimmer ſäumt,
Vermerkt die Rede gut:
Wird dieſes Augenpaar nicht mein,
Gilt's euer Gut und Blut!“ . . .
So droht der junge Reitersmann
Zum Söller keck empor
Und pocht mit ſeines Schwertes Knauf
Zu Seehlau an das Thor.
Mit Schreck vernimmt ſein höhnend Wort
Der Schweſtern fromme Schar
Und zitternd flehen ſie zu Gott:
„Herr, wende die Gefahr!“
Doch mächt'ger dräut voll Ungeſtüm
Der Schweden ganzer Troſs,
Schon ſauſet durch das Gotteshaus
Ihr tödliches Geſchoſs;
Schon wankt und kracht das Kloſterthor,
Da tönt es von der Pfort':
„Erbarmen, Herr! wir ſind bereit,
Zu thun nach Eurem Wort!“
Drauf wird es ſtill, nach kurzer Weil
Knarrt leiſ' die Kloſterthür,
Und eine Nonne ſchreitet ſtumm
Und tief verhüllt herfür:
„Nehmt hin, was Ihr von uns begehrt,
Und laſst dies Haus mit Fried,
Wenn Ihr auf Eurer Brautfahrt einſt
Nochmals vorüberzieht!“
Und eine Schal' von Silber reicht
Sie drauf dem Reiter dar:
Draus ſtarret ihm ins Angeſicht —
Das ſchönſte Augenpaar. . . .
Und ſtumm und bleich ſpornt er ſein Roſs
Und jagt durch Flur und Feld.
Er ſucht in Seehlau nimmermehr
Ein Bräutchen für ſein Zelt.

Der Gruppe der „Volkslieder“ dagegen gehört „Der Sauſewind“ an:

Es hat in ſtiller Mitternacht
Mein Fenſterlein geklirrt,

Wer iſt's, wer iſt's, den's in der Nacht
Zu meiner Kammer führt?
  Du Sauſewind, du Brauſewind,
Ich hör' und kenn' dich ſchon.
Mach mir mein armes Herz nicht ſchwer,
Geſchwind, mach dich davon!
  Der Sauſewind, der Brauſewind,
Er hat dazu gelacht,
Und ſelber ſich das Fenſterlein
Zur Kammer aufgemacht.
  Viel Liebes hat er mir geſagt,
Ich konnt' nicht böſe ſein,
Mir ward glühheiß und bang dabei
In meinem Kämmerlein.
  Frühmorgens, als die Hähne ſchon
Im ganzen Dorf gekräht,
Da iſt er durch das Fenſterlein —
Weit, weit davongeweht.
  Der Sauſewind, der Brauſewind,
Er war bei mir zur Nacht,
Er hat mich armes, armes Ding
Um alle Ruh gebracht!
  Und wenn in ſtiller, ſtiller Nacht,
Mein Fenſter manchmal klirrt,
Da wein' ich. Ach du Sauſewind,
Wohin hat's dich geführt?

Im zweiten Theil, in den Briefen an Ernſt Rauſcher von Stainberg, berührt Robert Hamerling eine Reihe von Gedichten des Kärntner Poeten (S. 19, 20, 23, 69):

Entſchluſs.

  Den Zagenden will ich nicht ſpielen,
Und nicht den Hoffnungsvollen,
Nicht nach dem eignen Buſen zielen,
Und nicht dem Schickſal grollen.
  Es mögen mir die Lebenstage,
So wie ſie ſind — vorüberfliehen,
Die Zukunft quäle keine Frage,
Und dem Vergangnen ſei verziehen!
  Doch will ich mit dem Tantals-Mahle
Der Sehnſucht mich nicht mehr begnügen —
Ich trinke aus gefüllter Schale,
Sei's Nektar, Gift, in durſt'gen Zügen.

Naturgeſchichte.

I. Sieh' wie im tiefen Dunkeln,
Wohin kein Lichtſtrahl bricht,
Ein dämmerud ſtilles Funkeln
Zu deiner Seele ſpricht!
Im düſtern Felſenkranze
Trifft dich der Geiſt des Alls
Mit dem beredten Glanze
Des ſchimmernden Kryſtalls.
Es iſt die erſte Lohe
Der ſtummen Poeſie,
Die dem Geſtein die hohe
Natur als Sprache lieh!
II. Schon höhern Ausdruck findet
Natur im Blumenwort,
Womit ſie ſich verkündet
So reich an jedem Ort.
Die zarteſten Gebilde
Hat ſie zutag gebracht,
Mit Farben dem Gefilde
Zum Schmucke ſie erdacht.
Lebendiger' Bewegen
Gibt uns die Blume kund,
Duftathmend ſchon ſich regen
Siehſt du den Roſenmund.
III. Und noch nicht ſtille ſtehet
Natur in ihrem Gang,
Nach höhern Stufen gehet
Ihr göttlich mächt'ger Drang.
Beſeeltere Geſtalten
Erblickt das Auge ſchon.
Des Lebens höchſtes Walten,
Es äußert ſich im Ton.
Schon ſingt im Buſch und Flieder
Die erſte Nachtigall
Der Liebe erſte Lieder
Durchs weite Weltenall.
IV. Und nun der Menſch, vom Stempel
Der Gottheit ſelbſt beglückt,
Wie er aus dieſem Tempel
Zum Schöpferauge blickt!
Er iſt's, der Göttergleiche.
Mit göttlichem Geſchick,
Natur und ihre Reiche
Durchdringt ſein Geiſtesblick.

Er hebt ſich frei und freier,
Bewuſst der Ewigkeit,
Und greift in ſeine Leier,
Und ſingt Unſterblichkeit!

Frühlingswehn.

Warum ſo ſtill, ſo trauernd,
So ſchmerzdurchglüht?
Wenn ringsum wonneſchauernd
Der Frühling blüht, —
Wenn nunmehr, lang erſehnet,
Ein leuchtend Grün
Vom Strauch und Baum ſich dehnet
Zum Himmel kühn.

Es weht ein Hauch der Frühe
Durch alle Welt —
O blühe nur, o blühe,
Du ſchöne Welt!
Wie weht der Zukunft Grauen
So träumeriſch!
Auf allen Lebensauen
So morgenfriſch!

Es wallt im heißen Drange
Das Herz mir auf —
O laſst dem muth'gen Klange
Nur freien Lauf!
Die Zukunft, weltverjüngend,
Manch lichte That
Mit junger Hand vollbringend,
Sie naht — ſie naht!

Mag auch ungläubig lachen
Alltäglichkeit —
Wer fühlt nicht das Erwachen
Der neuen Zeit!
Und ob in Zweifelſchmerzen
Manch Herz verzagt,
Noch gibt es friſche Herzen,
In denen's tagt!

O Frühling! warm getroffen
Von deinem Hauch,
Wie kräftigt ſich mein Hoffen,
Mein Lieben auch!
Lehrſt finden mich den Glauben,
Machſt mich geſund —

Nun ſoll kein Gott mir rauben
Den theuren Fund!

Gebirgswanderung im Mai.

Eintritt.

Des Lebens wüſtem Drang entflohn,
Begrüß' dich ich, du ſchön'res Leben;
Es iſt des Berges treuer Sohn
Dem Berge nun zurückgegeben.
Ich jauchze auf aus voller Bruſt,
Und löſe die beengte Kehle,
Und ſchlürfe die erhabne Luft
Recht ein in meine tiefſte Seele.
Es ſchimmert Blütenſchnee im Thal,
Ich ſeh' den Schnee am Felſen hangen,
Und ſo die Welt im Doppelſtrahl
Des Lenzes und des Winters prangen.
Die friſch durchwürzte Alpenluft
Fühl' ich um Stirn' und Wange fluten,
Der Sonne goldner Schleierduft
Umſchmiegt den Wald mit letzten Gluten.
Nur fort — nur tiefer noch hinein,
Wo eng mich das Gebirg umſchließet;
Die liebſte Blume ſoll mir ſein,
Die in dem tiefſten Grunde ſprießet!

Köhlerhütte.

Eine Köhlerhütte ſteht
Einſam, waldumſchloſſen,
Würzig aus dem Meiler weht
Rauch ringsher ergoſſen.
Von der Tanne tropft der Thau
Auf das Moos hernieder,
Oben ſchlägt das Morgenblau
Auf die Augenlider.
Nebenan der Strudelbach
Tönt mit wacher Welle,
Unter dem kryſtall'nen Dach
Spielet die Forelle.

Mitten im Gebirge.

Nun ſteh' ich in dem tiefſten Thalesſchlunde,
Wo die Natur ſich ein Aſyl erbaut,
Das Felſenecho iſt mit mir im Bunde,
Das treu zurück mir gibt des Mundes Laut;

Nichts ſtöret ſonſt die unentweihte Runde,
Die keuſche Einſamkeit iſt meine Braut,
Den Waſſerſturz hör' ich vom Blocke fallen,
Der Felſenlippen ſüß-eintönig Lallen.
  Durch dieſe rieſig aufgethürmten Wände
Dringt nicht der Menſchheit ſchmerzzerriſſ'ner Schrei.
Des Völkeraufruhrs weitgeſchwungne Brände,
An dieſen Klippen ſtreichen ſie vorbei;
Dies unerſchüttert ſteinerne Gelände
Umarmt im ewig friedlich Einerlei,
Und aufgerichtete Gewitter warten
Mit Blitzesſchwertern dieſes Bergesgarten.
  Und doch! — es grünen tauſend leere Plätze.
Erfüll' ſie, Menſch, um glücklich hier zu ſein!
Entſchließe dich, der Bildung falſche Schätze
Umkehrend der Vergeſſenheit zu weihn,
Daſs ferner dich nicht Narrenwitz beſchwätze,
Kehr' im granitgebauten Hafen ein;
Laſſ' ab im Elend weiter fortzuſchweifen,
Lern' ſturmesſatt der Heimat Glück begreifen!
  Natur, verlaſſ'ne Mutter! ſehnſuchtstrübe
Entſtürzet deinem Aug' der Thränenbach,
Vergebens tönt dein eilendes Geſtiebe
Der Flucht des Kindes ſtillverhallend nach;
Verlaſſ'ne Mutter! forſche ſehnſuchtstrübe
Nicht länger dem entflohnen Kinde nach!
Ich ſeh's in der Vollendung Siegesprangen
Dir einſt am neugeliebten Buſen hangen.

Ständchen.

  Mit thaugefüllter Schale
Schon ſchreitet die Nacht durch die Thale,
Und ſüßer Schlaf träufelt hernieder
Auf müde Blumenglieder;
Ich aber wache und denke Dein,
Die Du dem Himmel Deine Wünſche ſagſt —
Schlumm're ſanft ein,
Wo Du auch ruhen magſt!
  Es flimmert im Glanzgewimmel
Von Welten am tiefen Himmel,
Der Mond hüllt die Berge zur Feier
In ſilberbleiche Schleier;
Ich aber wache und denke Dein,
Die Du an Glanz Geſtirne überragſt —
Schlumm're ſanft ein,
Wo Du auch ruhen magſt!

O ſommerlich-lauſchig Schweigen,
Dem Tannenwipfel ſich neigen!
Bergwäſſer auf nächtlichen Wegen,
Sie tönen dem Tag entgegen;
Ich aber wache und denke Dein,
Die nicht mehr hell Du meinen Nächten tagſt —
Schlumm're ſanft ein,
Wo Du auch ruhen magſt!

Unverletzliches.

Stillvertrauend dem Geſchicke
Sinn' im Zimmer ich allein,
Goldene Verſöhnungsblicke
Werfen Sterne mir herein.
Was mir auch das Herz verwunde,
Das vielleicht zu viel begehrt,
Bleibt die Seele doch geſunde,
Bleibt der Kern doch unverſehrt!
Wie die Nachtluft weich und kühlend
Über meine Stirne ſtreicht!
Dichterkraft im Buſen fühlend,
Trag' ich alles gern und leicht.

Der Waſſerfall.

Wie magſt du nur hier
So einſam brauſen,
Prächtiger Waſſerfall,
Deine gewaltige,
Herzbeſtürmende,
Ewige Melodie!
Schaumbeſprüht
Hören's die nahen Felſen,
Und auch die fernen,
Unbeweglichen Berge.
Aber die harten,
Sorgfältig bergen ſie
In ſtolzer Bruſt
Antwortendes Echo.

Hochmüthige fliehen
Deine Nähe
Die rieſigen Bäume,
Und auch das niedrige,
Blöde Geſträuch.

Eiferſüchtig blicken die Wolken,
Ihres Donners bewußt,
Auf dich herab,
Und fliehen ſchnell,
Geringſchätzig hin
Über dein nachhallend
Schwaches Getön.
Ein Vöglein nur
Buhlt, liebend-ſcheu
Dich umflatternd,
Mit deiner Thränen
Silbernem Schleier,
Und ſetzt ſich und lauſcht
Deinem erhabenen Schmerzgeſang.
Zuweilen nur
Führt der Zufall
Einen oder den andern
Verirrten Gebirgswanderer
In deine Nähe —
Und er ſtaunt aufſchauend,
Und kann's nicht faſſen,
Daſs ſo lange ungeahnt,
Ungekannt du bliebſt
In deiner Einſamkeit!
Aber, ob noch einſamer,
Du brauſeteſt doch!

Alpenfahrt.

Morgengrauen vom wolk'gen Himmel
Schaut durchs Fenſter.
Zum Aufbruch
Mahnt der ſtämmige Führer,
Und ich wandle hinaus, den langen
Alpenſtock in der Hand, den ſchlanken,
Mit eindringender Eiſenſpitze.
Thauige Kühle umfängt mich.
Träg den ſchlummernden Wald entlang
Schleichen weiße Nebel, der Nacht
Langſam weichende Traumgeſtalten;
Schleichen die grüne Hald' entlang,
Wo manch ſteinbeſchwert
Braunverwittert Häuschen
Schläfrig herunterdämmert.
Auf kunſtloſer Brücke
Schreit' ich hinweg

Über Wildgewäſſer,
Das, hochaufſchäumend,
Ohnmächtiger Wuth
Die bebende netzt,
Doch nimmer erreicht.
Steiler die Höhe hinan!
Vielgewund'nen
Steinigen Pfad
Mühſam,
Klimmt der wählende Fuß.
Einen Blick noch in's Thal
Aus des Hochgebirgs Tempelvorhof
Werf' ich, und von der Seele
Streif' ich gemeiner Gedanken
Enges Gewand,
Und die kleinliche Laſt
Ewigkehrender Tagesſorgen;
Nur ein liebliches Bild
Folge mir auch dahin,
Wo auf Kiſſen von Schnee
Hin die blühende Schöpfung ſtirbt!

Aber noch lebt ſie, lebt
Noch ein ruſtiges Greiſenalter;
Heiliger Urkraft Zeugen
Thürmen ſich auf rings,
Ungeſellig umher
Blicken Bäume, weißbärt'ge,
Mürriſch
Auf die kindliche Alpenblume,
Und den Falter, ihren Geſpielen;
Sorglos am Abgrund
Vertändeln die beiden
Hier die Tage — ſie ſchreckt
Der Lawine Gepolter nicht,
Nicht der lärmende Katarakt.

Doch ſein Donner verhallt, und leiſer
Über die Platten rieſelt's
Nieder zur Schlucht.
Schon deckt
Dürftig Natur
Die rauhe Blöße —
Weiter nur, weiter
Durch Geröll und Geſchieb und Zwergholz
Über ſchweigſame Triften, endlos!

Horch! Vom ſchroffen Gehang
Tönt der Mähderin Lied.
Her durchs duftige Heu
Kommt ihr kläffendes Hündlein
Luſtig geſprungen;
Zwiſchen grauem Geſtein
Unter Geläut umirrend
Braunfleckige Kühe.
Zuhöchſt waghalſige Ziegen:
Aufſtaunen ſie kauend
Dem Näherkommenden,
Den die freundliche Sennin — drüben
Vor der wohlgezimmerten Hütte
Füllt ſie das reinliche Holzgefäß —
Mit ſüßſchmeckender Milch bewirtet.
Höher die Felſen hinauf! Vorbei
Die letzte Wohnung des Menſchen!
Erwartung
Pocht mir im Buſen.
Sieh — ſchon ſind wir am Ziel!
Zu Füßen weithingedehnt
Das zerklüftete Eisgefild' —;
Doch gefeſſelt vom Trümmerſchuttwall,
Bäumt's in Zacken ſich auf, und ſtürzt
Ewig zur Tiefe in Todesſtarrheit.
König der deutſchen Berge!
Der du großmuthvoll
Mit den jüngeren Brüdern
Theilſt die Reiche der Einſamkeit —
Mir auch zeig'
Dein Antlitz in Huld!
Fruchtlos ſei nicht die Müh',
Eitel die Hoffnung nicht,
Deine ſchimmernde Pracht zu ſchauen!
Und ihr Töchter der Luft!
Wallend im Reigen
Ums Haupt ihm,
Schmeichelt ein Lächeln ihm ab!
Und zurück dann
Tretet ein wenig.
Leicht ihr Leichten
Kehrt ihr ja wieder!
Ha! ſie weichen, die Sonne
Küßt ihm Wangen und Stirn' —
Sein Auge,

Leuchtend trifft's mich, und mein's,
In nimmerſatter,
Ewigwiederholter Reiſe
Über die mächtigen Lenden ſchweift es,
Über Bruſt und Schultern
Zum Strahlenſcheitel,
Wo's endlich entzückt
Im umfließenden Äthermeer
Ausruht. Aber der Geiſt,
In der Betrachtung
Azurnen Abgrund
Taucht er, und denkt:
Wann losgebunden,
Suchend dereinſt
Ich durchfliege den Weltraum —
O dann ſei fruchtlos
Nicht Müh' und Hoffnung,
Nah und näher, wie dich jetzt,
Herzbezwingendes Glanzgebilde,
Anzuſchauen den großen Bildner!

In der Werkſtatt.

Da ſteht es nun in ſich vollendet
Leibhaftig, außen ſteht es da,
Bald jedem Blicke zugewendet,
Was nur mein inn'res Auge ſah,
Das ſtille Werk! — Von Stund' zu Stunde
Zu eignem Daſein iſt's erſtarkt,
Und aus verſchwiegener Rotunde
Hinaustritt's auf den lauten Markt.

Doch früher mag daran ſich weiden
Noch einmal innig Herz und Sinn,
Gemah'n es mich der ſüßen Leiden,
Die es mir brachte zum Gewinn,
Seit ich ſein heimliches Entſtehen
In Ahnungsſchauern vorempfand,
Bis es mit letzten Drangeswehen
Dem Geiſtesſchoße ſich entwand!

Da ſteht es Fleiſch von meinem Fleiſche,
Da ſteht es Blut von meinem Blut!
Ob ich auch von den Göttern heiſche
Dem Bilde wahre Lebensglut?
Nein! Ferne ſei mir zu verlangen,
Um was gefleht Pygmalion —

Da ich's im Innerſten empfangen
Ward mir der Wonnen höchſte ſchon.

Da es ſich werdend, wachſend regte,
Mit ungeduldigem Gepoch
Mir Seele, Phantaſie bewegte —
Da liebt' ich es, und lieb' es noch;
Doch wenn der Vater mit dem Kinde
Unlöslich ſonſt ein Band verflicht
Zieh' *meines* hin in alle Winde;
Sein fürder Schickſal quält mich nicht.

Es zieht dahin — und kaum entlaſtet
Der Bürde, fühl' ich neue Pein:
Der Trieb, der allzulang geraſtet,
Stellt umſo heftiger ſich ein:
Von bildneriſchem Hauch umwittert
Glänzt Block an Block dort an der Wand,
Erlöſungsbang, begierig zittert
Der Meißel ſchon in meiner Hand.

Was zaudr' ich? — Feierliche Stille
Umgibt mich, Werkgelegenheit,
Es ſchwillt die Kraft, es glüht der Wille
Zu friſchentſchloſſ'ner Thätigkeit,
Und eine Fülle von Geſtalten
Drängt geiſterknoſpend ſich herbei,
Voll Ungeduld ſich zu entfalten
Im ſchöpferiſchen Geiſtesmai.

Wie ſie mich ſchattenhaft umſchweben,
Sich ſtoßend, hemmend! Bitt're Wahl!
Ach! *eine* kann ich nur beleben
Mit meiner Liebe Sonnenſtrahl!
Noch trat ſie nicht im hellern Scheine
Nothwendig aus dem Schweſterchor —
Das iſt's, warum ich vor dem Steine
Der Stunden günſtigſte verlor.

O Schmerzensqual! wenn heißem Sehnen
Nichts Herzverwandtes ſich enthüllt,
Wir völlig uns verlaſſen wähnen
Von Mächten, die uns einſt erfüllt;
Im grenzenloſen Meer der Formen
Unſchlüſſigkeit das Steuer lenkt,
Kein ſtarker Keim nach ew'gen Normen
Befruchtend in die Bruſt ſich ſenkt!

Erhob'ne Arme ſinken wieder,
Die Flut des Strebens ebbt zurück —

Da — plötzlich zuckt's durch Haupt und Glieder —
Schon ahn' ich junges Vaterglück!
Die Luſtgebilde ſind zerſtoben,
Nur eins blieb übrig, klarumzirkt —
Heil mir! der heil'ge Blitz von oben,
Er hat gezündet, hat gewirkt!

Rheingeſicht. (Vierter Theil S. 134.)

Hab' manch ein Land durchzogen,
Gebirg und Thal und Feld,
Wohl von den blauen Wogen
Der Adria bis zum Belt:
Doch nicht in Südens Auen,
In Nordens Marſchen — nein!
Mein Schlöſschen möcht' ich bauen
Bei dir, du grüner Rhein.
Noch ziehſt du voll Behagen
So prächtig, ſtolz und weit,
Wie in den Blütetagen
Der deutſchen Herrlichkeit.
Im Abenddämmerſtrahle
Wie warſt du zauberſchön,
Als ich zum erſtenmale
Begrüßte deine Höhn!
Schon hüllte Nacht die Lande,
Balſam'ſche Sommernacht —
Am menſchenleeren Strande
Hielt ich allein nur Wacht,
Die Wellen hört' ich flüſtern,
Die Föhre leiſe gehn,
Bei Fels und Wald im Düſtern
Sah ich Ruinen ſtehn.
Und allgemach den Falten
Der Finſternis voll Kraft
Entrangen ſich Geſtalten
Gigantiſch, reckenhaft:
Mit Schwert und Schild und Lanze
Bewaffnet, hoch zu Roſs.
Im Krönungspurpurglanze
Der Kaiſer und ſein Troſs.
Prälaten, Fürſten, Ritter
Und Pagen gab's zu ſchaun,
In Seide, Sammt und Flitter
Holdſeligſüße Fraun:
Und blonde Minneſänger

Mit goldnem Saitenſpiel:
Sie alle waren Dränger
Nach einem hohen Ziel,
  Das fern im Hintergrunde
Ehrwürdig ſich erhob:
Ein Dom, durch den zur Stunde
Die Morgenröthe ſtob.
O feierliches Sagen!
O ahnungsreiche Zeit!
Will ſie noch einmal tagen
Die deutſche Herrlichkeit?
  Urplötzlich ſcholl von Glocken
Ein Läuten wunderbar,
Begeiſtertes Frohlocken
Aus all der Völkerſchar:
Und hin zur Münſterſchwelle
Strebt' ich im raſchen Lauf,
Doch kam nicht von der Stelle
Mein Fuß — da ſtaunt' ich auf!
  Umweht von Geiſterflügeln
Gar einſam ſtand ich da
Von ſchwarzen Rebenhügeln
Die Nacht herunterſah;
Im Strome aber ſchliefen
Die Sterne ruhig fort,
Als blinkte aus den Tiefen
Der Nibelungenhort.

Zu Neujahr 1877 übermittelte Rauſcher dem Dichter des Ahasver ein Sonett „An Hamerling“, welches der Empfänger mit intereſſanten Zeilen beantwortete (zweiter Theil S. 723):

  Zwar, ohne daſs ich's ſchreibe, muſst Du wiſſen,
Daſs ich zu unauflöslich inn'gem Bunde
Im Geiſte Dir vereint, und jede Stunde
Der beſten Wünſche für Dein Wohl befliſſen.

  Und alſo möchteſt leichtlich Du vermiſſen,
Viellieber Freund! auch dieſe einz'ge Kunde:
Mich aber kränkt es tief im Herzensgrunde,
Säh' ich das letzte äuß're Band zerriſſen,

  Das uns verknüpft, und einmal — an der Wende
Des Jahres — muſs ich klar zutage heben,
Was ich ſolange ſtumm in mir getragen:

Gefeſſelt folge Deinem Siegeswagen
Das Glück, ſo treu, wie ich Dir ſelbſt ergeben
In alle Zukunft bleibe — bis ans Ende!

Im Capitel Joſef Böck-Gnadenau (zweiter Theil, S. 87—92) wird verſichert, daſs der Verfaſſer ſeine Jugendgedichte, die Robert Hamerling „ſympathiſch angeſprochen“ haben, längſt vernichtet habe; allein ein Gedicht „im Tone Hamerlings“ hatte ſich doch in ein Feuilleton der Laibacher Zeitung (1. März 1890) verſteckt, wo wir es nachträglich entdeckten; die darin beſungene Paeonia arborea (baumartige weiße Pfingſtroſe) war eine prächtige Solitärpflanze des Wiener Stadtparks, nahe am reizenden Teiche:

Sei mir gegrüßt,
Lichte Blume des Gartens,
Die du aus dunklem Grün,
Wonnig und weich,
Sendeſt dein Licht mir entgegen!
Gleich dem ſchwellenden Buſen
Reizender Jungfrauen
Quillt deine Knoſpe.
Wie Schwanengefieder ſträubt ſich ſtolz
Dein vollerblühter Kelch,
Durchſprüht vom farbigen Glanze
Zerſtreuter Thauperlen,
Symbol der üppigſten Fülle,
Augenweide du holde!
Heilige Rhythmen ſtreut
Mir dein Licht in die Seele.

Endlich beſitzen wir noch einige Gedichte Dr. Franz Gieſe's, die im dritten Theil der Briefe (S. 160/1 und 164) namentlich angeführt werden; ſie wurden dort mit Nr. 2, 5 und 9 bezeichnet und erſcheinen hier in dieſer Reihenfolge:

Ein abergläubiſcher Geſelle
War ich fürwahr doch früher nicht,
Und immer muſst' ich lachen helle
Den Herr'n Propheten ins Geſicht!

Wie iſt das anders jetzt geworden
Bei mir, und das mit *einemmal!*
Treu dem ſo oft geſchmähten Orden,
Frag' ich Orakel ſonder Zahl!
Die Blümlein thät ich alle fragen,
Die Stern' am blauen Himmelszelt,
Den Vöglein, die im Walde ſchlagen,
Hab' tauſend Fragen ich geſtellt.
Die Karten hab' ich mir geleget
Gewiſs wohl an die hundertmal,
In ſchnellem Lauf die Scheib' beweget,
Ob roth, ob ſchwarz des Zeigers Wahl!
Und dies noch muſs ich euch verkünden:
Wenn das Orakel deutet „Ja“,
Könnt ihr mich voller Freude finden,
Doch „Nein“ bringt mich dem Weinen nah!
Und all dies wunderliche Weſen,
Wie's wohl gewiſs ein jeder find't —
Soll euch dies eine Wörtchen löſen:
Mir that's ein ſchönes, holdes Kind!

Alexander Petofi.

Als ich ſie las, die glühenden Geſänge,
Die Du dem Vaterlande haſt geſungen,
Und es vernahm, wie Du, der Kühnſten einer,
Den Heldentod fürs Vaterland geſtorben,
Da weint' ich wohl, daſs uns ſo früh entriſſen
Der wunderbare Sänger dieſer Lieder,
Doch tief und innig muſst' ich's auch empfinden:
Der Sänger, der geſungen ſolche Lieder,
Durft' er ſich einen andern Tod erwerben
Als den, im Kampf fürs Vaterland zu ſterben?

Wahre Liebe.

In meiner Liebſten Garten giengen wir,
Es ſtanden rings die Blumen all in Blüte,
Und die Geliebte gieng, auf daſs ſie biete
Ein Sträußlein von dem Flor der Beete mir!
Doch litt ich's nicht, daſs um der bunten Zier
Zuſammenſtellung ſich die Holde mühte.
Ein Röslein nur, das wunderlieblich glühte,
Erbat ich mir als ſüß Geſchenk von ihr!
Es iſt die Roſe ja der Liebe Bild,
Und ſchließt die wahre Lieb' nicht alles ein,
Was uns die andern Blumen ſinnig deuten?

Die Hoffnung und den Glauben ſüß und mild,
Der holden Unſchuld heil'gen Lilienſchein,
Die Treue, ſpottend dem Geſetz der Zeiten!

Das folgende Gedicht, „Der alte Poſtillion“ betitelt, im November 1875 entſtanden, im Mai 1876 zuerſt in den Münchener „Fliegenden Blättern“ und ſeither in vielen Zeitungen nachgedruckt, erklärte Robert Hamerling (in einer dem Verfaſſer abhanden gekommenen Notiz) für eins der beſten in ſeiner Art: der „volksthümlich humoriſtiſch gemüthvollen“. Auch Friedrich Spielhagen war von dem Gedichte begeiſtert. (S. Brief vom 9. Mai 1876.)

Das iſt der alte Poſtillion,
Der dort mit der rothen Naſen,
Der an die vierzig Jahre nun ſchon
Das Horn ſo treulich geblaſen!
Er blies es im Lenz und zur Sommerszeit,
Wenn bunt ſich färbte des Herbſtes Kleid,
Wenn fußhoch lag der Winterſchnee —
Und die rothe Naſe, o weh, o weh,
Ja, ja, die rothe Naſen,
Die hat er ſich richtig erblaſen!
Sechs Meilen hin, ſechs Meilen her,
Durch ſieben Dörfer gekommen:
„Friſch, Schwager, ſonſt fällt's mit dem Blaſen ſchwer,
Einen wackern Trunk Euch genommen!
‚Schier dreißig Jahre biſt Du alt,‘
Wie hat's ſo hell übers Feld geſchallt!
Ihr blaſt wohl auch andere Stückchen, he?“ —
Und die rothe Naſe, o weh, o weh,
Ja, ja, die rothe Naſen,
Die hat er ſich richtig erblaſen!
„Ein Silberſtückchen?! Den beſten Dank!
Natürlich als Trinkgeld gegeben!
Da laſſe ich den Herrn friſch, fröhlich und frank
Im beſten Branntewein leben!
‚Es zogen drei Burſchen wohl über den Rhein,‘
Zum erſten, zum zweiten, zum dritten ſchenkt ein!
Der guten Dinge ſind drei, juchhe!“
Und die rothe Naſe, o weh, o weh,
Ja, ja, die rothe Naſen,
Die hat er ſich richtig erblaſen!

„Wie war das Gretchen ein herziges Ding
Und hörte ſo gerne das Blaſen;
Noch einmal ſo gut ‚Mein Schätzelein‘ gieng,
Wenn Gretchen gelugt auf die Straße!
Und wie es gekommen und wie es geſchehn,
Tagtäglich mußten wir beide uns ſehn!
Da keifte die Mutter, o weh, o weh:
„„Einem Trinker geb' ich mein Kind nicht zur Eh'““
Ja, ja, eine rothe Naſen
Kein Gretchen hab' ich erblaſen!“
„Ein alter, einſamer Herbſtgeſell
Was kann es da Großes verſchlagen?!
So lang ich blaſe mein Hörnchen hell,
Soll auch der Trunk mir behagen!
So glühe ſtets rother in roſigem Schein,
Was kann da denn ſein, was kann da denn ſein?!
Und legt ihr ins Grab mich dereinſt, ſo ſteh'
Auf dem Steine: ‚Hier ruht er, o weh, o weh,
Der nur eine rothe Naſen,
Sonſt nichts ſich im Leben erblaſen!‘“

In dem Briefe vom 28. October 1878 an die Schriftſtellerin Carla Bruch-Sinn (vierter Theil, S. 246) hat Hamerling an dem folgenden Jugendgedicht der Verfaſſerin Gefallen gefunden:

Vor meinem Fenſter roth ein Röslein glüht,
Erſt kürzlich Knoſpe, nun ſo reich erblüht,
Umduftet's mich als vollerſchloſſ'ne Roſe;
Den Falter, der vorbeigeflattert, zieht
Ihr Wohlgeruch herbei, er ſenkt ſich müd
Und duftberauſcht, zu ruhn in ihrem Schoße.
O Sommervogel, ſelig wär' dein Los
Zu preiſen, ſtürbſt du jetzo weheloѕ
Im weichen Arme holdgeneigten Glückes!
Denn einen Augenblick gewährt oft bloß
Das Glück, der launiſch flüchtige Genoß
Im Sonnenſcheine ſeines Gnadenblickes.
Wohl dem, der ganz und voll ihn ausgelebt,
Der kühn den Becher an die Lippen hebt
Und einmal trinkt in tiefen, tiefen Zügen!
Nicht ängſtlich fragt, wie bald ſein Glück entſchwebt,
Im ew'gen Wechſel nicht nach Dauer ſtrebt,
Im Augenblicke findet ſein Genügen!

Bibliographiſches. – Ähnlich beredt wie die Statiſtik iſt auch die Bibliographie; ſie bildet, gleich den thematiſchen Verzeichniſſen für große Muſiker, einen integrierenden Theil des Lebensganges eines ſchaffenden Geiſtes; ſie gibt aber auch Antworten auf beſtimmte Fragen. Z. B. Eine ſonſt beleſene Perſönlichkeit in Wien frug uns vor kurzer Zeit, ob Hamerling viel geſchrieben habe? Hier iſt die Antwort. Die Werke von Robert Hamerling ſelbſt, wir meinen in Buchform, ſind hier, gewiſſe bibliographiſche Details abgerechnet, vollſtändig beiſammen; einen ſchüchternen Verſuch bilden aber jene Theile dieſes Verzeichniſſes, welche kleinere Arbeiten des Dichters und jene Schriften betreffen, welche über den Dichter und Philoſophen handeln. Wir gaben was wir hatten; daſs ſich das Materiale immerhin umfangreich geſtaltete, ſei ein Beweis, wie ſich die Mit- und Nachwelt bisher mit Robert Hamerling beſchäftigt hat. Auch eine Antwort auf eventuelle Fragen. — Dr. Anton Schloſſar theilt in ſeinen „Hamerling-Erinnerungen“ (Deutſche Revue, Juni 1895) Folgendes mit: „Eine Zahl von Jahren hindurch hat Hamerling eifrig die beiden Grazer Bibliotheken beſucht, nämlich die Univerſitätsbibliothek und die große Bücherei am Joanneum. Seine Aufmerkſamkeit für dieſelbe und zugleich Genauigkeit, welche ſeine eigenen Werke betraf, zeigte ſich, nachdem er geſtorben war. Jede der beiden Sammlungen erhielt eine genau und ſorgfältig zuſammengeſtellte Collection aller Schriften des Dichters legiert, und zwar war jedes ſeiner Werke durch alle Auflagen und Ausgaben vertreten. Da Hamerling in jeder Neuauflage Verbeſſerungen anbrachte, ſo kann man den Wert dieſer Zuſammenſtellung, zumal für den Literaturforſcher, beurtheilen. Noch bei Lebzeiten ſetzte der Dichter alle Mühe daran, daſs ja nicht eine einzige Auflage in der für ſein Legat beſtimmten Doppelſammlung fehle.“ —

Dr. Schloſſar hat uns, entgegenkommend wie immer, ein Verzeichnis der Sammlung in der Univerſitätsbibliothek zu Graz zukommen laſſen, muſste jedoch bei dieſer Gelegenheit conſtatieren, daſs es auch Hamerling trotz ſeines Eifers nicht gelungen war, in dieſem Widmungsexemplare ſeine Werke durch alle Auflagen lückenlos zu geſtalten. — Wo nicht beſondere Angaben gemacht worden ſind, iſt immer der Hamburger Verlag der Hamerling'ſchen Werke, deſſen Firma im Laufe der Jahre einigemale geändert wurde, gemeint. Die Reihenfolge iſt zeitlich.

Werke:

Über die Grundideen der griechiſchen Tragödie. Programmaufſatz des Grazer akademiſchen Gymnaſiums 1854.

Proben aus einer Überſetzung von Dſchamis Behariſtan. Im Programm des k. k. Gymnaſiums in Trieſt am Schluſſe des Schuljahres 1856.

Ein Sangesgruß vom Strande der Adria. Trieſt. F. H. Schimpffs Buchhandlung. 1857. (Das in gelbem Umſchlage broſchierte Werkchen im Umfange von 59 Seiten Sedez iſt, in Antiqua-Schrift, in der Buchdruckerei des Öſterreichiſchen Lloyd ausgeführt worden). — Inhalt: Vorbemerkung (die wir im Anhang mittheilten). — Lyriſcher Vorfrühling. I. Fliege, du Vöglein.° II. Die Lerchen.° III. Mein Herz iſt in der Ferne.†° IV. Liebes-Geſpielen.° V. Ihr Name.° VI. Am Bache.° VII. Blumenlügen.° VIII. Der Garten des Herzens.° — Lieder der Sehnſucht. I. Raſtloſe Sehnſucht.* II. Viel Träume.* III. Im Frühling. IV. Lenzeszwang.° V. Meine Braut.* (Aus „Venus im Exil“.) VI. Ein ſchöner Traum.*° VII. Einſam um Mitternacht.* VIII. Freudloſe Jugend.* IX. In der Waldſchlucht.* (Aus „Venus im Exil“.) X. Troſt.* (Aus „Venus im Exil“.) — Lieder der Liebe. I. Zarte

Liebe ſpricht in Farben.* II. Klänge und Schmerzen.* III. Liebesgruß.* IV. Verſtändnis.° V. Ach wüſsteſt Du.* VI. Fern über dem See.* VII. Meine Lilie.* VIII. Nacht und Morgen.° IX. O fürchte nichts!° X. (Wodurch verdient ein treuer Sinn.)° XI. Abſchied.* XII. Lebewohl.* XIII. Nur ein Wörtchen. XIV. Auf dem Balle.° — Wanderlieder. I. (Wohlauf ins neue Leben.)* II. (An den Höhen, an den Wäldern.)* III. (Reich' mir, Schenkin, Deinen ſüßen).* — Roſenlied.* Ein Zweites. (Aus „Venus im Exil“.) — Elfenrede. — Die Sterne.* — Meeresgruß.° — Mahnung. (Aus „Venus im Exil“.) — Meereswoge und Roſe. — San Marco.* (Aus einem Cyklus: „Lieder aus Venedig“.) — Romanze. I. (Schön Liebchen, komm hernieder.)* II. (Es leuchtet der Hochzeitmorgen.)* — Ganymed. (Aus „Venus im Exil“.) — Sonette. I. Du.* II. Gewitter im Walde.* III. An Jadviga.* IV. Ein welker Kranz.° V. Letzter Reigen.° VI. An P.* VII. An eine Flatterhafte.° VIII. Lieder im Walde.° IX. Verſchollene Liebe.* X. Ermüde nicht!* XI. Aſpaſia.* XII. Villa Giuſti in Verona.* (Aus einem Cyklus: „Norditaliſche Reiſeſonette.“) — Ghaſelen. I. (Die Sonne liebt die blaue Flut.)* II. (Nach einer Ode des Horaz.)° III. (Mein goldnes Glück.)° IV. (O laſs, was ſcherzend ich geſagt.)* V. (O laſs an Deiner Seite mich.)* VI. (Nicht möglich, daſs mein ſtürmiſch Herz.)* — Oden. (Aus einem Cyklus.) I. Meine Lieder.° II. Herzloſe Schönheit.* — Epigramme. I. An Eros.° II. Beſeelung. (Beſeeltes.)* III. Verſtändnis.° IV. Liebe.° V. Halbe Schönheit. (Reizende Mädchen gebierſt Du.)* VI. Zerſplitterung.* VII. Amors Bogen.* VIII. Äſchylus.° IX. Mein Herz.* X. Todtes und Lebendiges.* XI. An L.* XII. Die Sinne.* XIII. Schauen und Schaffen.* XIV. An P. (Verschen ſchreibſt Du an mich.)* — Aus „Venus im Exil“. Vorbemerkung.

Aus dem II. Geſange: Die Geburt der Venus; das Exil der Göttin; Venus ſpricht. Aus dem III. Geſange: Der Wanderer (im Anblicke höchſter Schönheit); Venus ſpricht. Aus dem IV. Geſange: Die Liebe. Aus dem V. Geſange: (ſieben Strophen zunächſt, beginnend mit: Ins Grenzloſe ſtreben die Gedanken): die einſtige Vermählung von Geiſt und Materie. Aus dem Schluſs des V. Geſanges: (Es hebt aus ſchweren Träumen ſich mein Haupt; acht Strophen). Schluſs des Ganzen (zwei Strophen). — Bemerkung: Die mit * bezeichneten Gedichte wurden in „Sinnen und Minnen", mit † in die „Blätter im Winde", mit ° in die „Letzten Grüße" aufgenommen. Es kommen vielfache Änderungen vor.

Ein Wort über die Neuplatoniker, mit Überſetzungsproben aus Plotin. Im Trieſter Gymnaſialprogramm 1858.

Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Geſängen. Mit lyriſchem Anhang. Prag und Leipzig. 1858. J. L. Kober. (Seit 1864 bei Richter in Hamburg.) — Das Widmungsſonett iſt datirt: „Venedig 1856." — 2. Aufl. 1859. — 3. Aufl.? — 4. Aufl. 1873. — 5 Aufl. 1889. 142 Seiten 16°. Der Anhang enthält: Lieder. Am Strande.° Mit dem Strome.* Gondelfahrt. Der Kreislauf der Liebe.† Erinnerung. Minnelied. Die Brücke. O trockne dieſe Thräne nicht! In Deiner Liebe Zauberbann.* O gib die Seele mir zurück! — Liebesdithyramben. I. Ihre Stimme. II. Ihr Auge. III. Ihr Kuſs. — Sonette. Von wannen? Sehnſucht. Im Dienſte des Schönen. Das Schöne. Sterben für ein Schönes. Lenzesgabe. Seliges Leid. Spiel der Blicke. Beſorgnis. Die Roſenknoſpen. Flatternde Locken. Im Spiegel. — Oden. Das Leben. Der Adler. Um Mitternacht. — Ghaſele. (Zwiſchen Erd' und Himmel gehen.) — Bemerkung: * Dieſe giengen in keine der großen Sammlungen über; † ſiehe

„Letzte Grüße“; alles übrige findet ſich in „Sinnen und Minnen“.

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. Prag 1859 [1860?]. Kober & Markgraf, kl. 8°. (Seit 1864 bei Richter in Hamburg.) — 2., um die Hälfte vermehrte Aufl. Hamburg u. Leipzig. Jean Paul Friedrich Eugen Richter. 1868. Druck von Joſef Pock in Graz. — 3. verbeſſerte Aufl. Hamburg. J. F. Richter. 1870. Das Recht der Überſetzung iſt vorbehalten. — 4. Aufl. 1872. — 5. Aufl. 1875. — 6. verbeſſerte Aufl. 1877. — 7. Aufl. 1888.

Ein Schwanenlied der Romantik. J. L. Kober. Prag 1861, Juli. (Nach den „Stationen“ S. 277 notiert; Erſcheinungsjahr 1862. Seit 1864 bei Richter in Hamburg.) — Dann folgte muthmaßlich die 2. Aufl. ohne Jahreszahl: „Mit einem Anhange von Hymnen. Hamburg u. Leipzig. Jean Paul Friedrich Eugen Richter.“ Inhalt des Anhanges: Lenznacht im Süden, Hesperus, Vollmond, Meerfahrt, Der Bergſtrom, Antikes Seemärchen, Der geblendete Vogel. Sämmtlich in „Sinnen und Minnen“, nur erſcheint „Hesperus“ unter den Oden. — 3. Aufl.? — 4. Aufl. 1873. — 5. Aufl. 1889. — Bemerkung: In den „Letzten Grüßen“ wird zur Entſtehung des Schwanenliedes Verſchiedenes mitgetheilt, was urſprünglich in Gawalowskis ſteiermärkiſchen Liederbuch enthalten war.

Germanenzug. Canzone. Erſchien zuerſt in Emil Kuhs „Dichterbuch aus Öſterreich“. (Wien. Gerold. 1863.) Dann in beſonderer Ausgabe 8° (ebenda 1864). — 2. u. 3. Aufl.? — 4. Aufl. Hamburg 1873. J. F. Richter. — 5. Aufl.? (war im Dec. 1895 angekündigt.)

Ahasver in Rom. Epiſche Dichtung in ſechs Geſängen. Hamburg 1866, bei J. P. Fr. E. Richter. — 2. Aufl. Mit einem Epilog an die Kritiker. 1867.

— 3. Aufl. 1868. — 4. Aufl. 1869. — 5. Aufl.? — 6. Aufl. 1870. — 7. Aufl. 1871. — 8. Aufl. 1873. — 9. u. 10. Aufl. 1874. — 11. Aufl. 1876. — 12. Aufl. 1877. — 13. neu durchgeſehene Aufl. „Eine Dichtung“ als Untertitel. 1881. — 14. Aufl. 1885. Feine Ausgabe mit Porträt und farbigen Original-Texteinfaſſungen. Lexikonoctav. — 15. Aufl.? Pracht-Salon-Ausgabe mit über 100 Illuſtrationen von E. A. Fiſcher-Cörlin. Groß-Folio, auf feinſtem Kupferdruckpapier, in prachtvollem Original-Einband mit Goldſchnitt. Preis 50 M. Erſchien auch in 19 Lieferungen à 3 M. — 16. u. 17. Aufl.? — 18. Aufl.? (Erſcheint in einem Katalog Dec. 1895.) — 19. bis 23. Aufl.? — 24. Aufl.? (Wird im „Hamerling-Katalog“ 1898 angekündigt.) — Inhalt: Die Schenke Locuſta's. Das Bacchanal. Agrippina. Der Brand. Das goldene Haus. Ahasver. Epilog an die Kritiker. — Überſetzungen: Ruſſiſch von Th. Müller (Moskau 1872); Holländiſch von J. W. A. Huberts (Amſterdam 1876); Italieniſche Proſa von Chiaffredo Hugues oder Hughes (Bologna 1876); Italieniſch (metriſch) von Aleſſandro Bazzani (Ancona 1876); Italieniſch unter dem Titel „Nerone“ von Vittorio Betteloni (Verona u. Mailand 1875); Italieniſch die beiden erſten Geſänge: Saggi d'una traduzione dell'Ahasvero in Roma, von G. Baſini? (Bologna 1877); eine italieniſche Überſetzung von Ferdinando de Betta war Ende 1877 druckfertig; Luigi Michelangeli: Considerazioni sull' Ahasvero in Roma di Robert Hamerling (ein ſtarker Band, Bologna 1878); Polniſch von Ladislaus Ordon (Lemberg 1877); Däniſch von Viggo Peterſen (Kopenhagen 1881); Engliſch von F. W. Hedley (Manuſcript); Franzöſiſch von A. Dietrich (Bruchſtücke); Czechiſch von? (Prag 1900). — Sigmund Szeleny (Schiller) widmete Rob. Hamerling ein poetiſches Seitenſtück, einen „Ahasver in Peſt". — Bearbeitung: Drama in fünf Acten, Dichtung von Robert Hamerling, für die Bühne bearbeitet von Julius Horſt; fand bei ſeiner erſten Aufführung am Hamburger Stadttheater am 18. Januar eine ſehr beifällige Aufnahme. (Zeitlexikon. Januar 1901.)

Gedichte von Giacomo Leopardi. Verdeutſcht von Robert Hamerling. Hildburghauſen 1866. Bibliographiſches Inſtitut. (Bibliothek ausländiſcher Claſſiker in deutſcher Übertragung. Italieniſche Literatur.) Vorwort vom Überſetzer. 8°. 144 Seiten.

Der König von Zion. Epiſche Dichtung in zehn Geſängen. Hamburg 1869. — 2., 3. u. 4. Aufl. 1869. — 5. Aufl. 1872. — 6. Aufl. 1874. — 7. Aufl. 1876. — 8. neuerdings ſehr verbeſſerte Aufl. 1879. — 9. Aufl. 1889. Anhang: Der Hexameter im König von Zion. — 10. Aufl.? — 11. Aufl.? (Erſcheint im Dec. 1895 angekündigt.) — 12. u. 13. Aufl.? — 14. Aufl.? (Im „Hamerling-Katalog" 1898.) — Illuſtriert von H. Dietrichs und A. v. Rößler, Großfolio, in dreifarbigem Druck, in Originalprachtband mit Goldſchnitt. Mit 27 Vollbildern und 200 Textilluſtrationen. Jahr und Aufl.? — Inhalt: In der Tavert. Unter den Arkaden. Der Morio. Die Nonne. Der König. Im Lager. Der böſe Dämon. Neues Leben. Mitternacht im Dom. Die Sühne. Anmerkungen. — Überſetzungen: Italieniſch von G. B. Faſanotto (Verona 1880) und Ferd. de Betta (Rovereto 1881); Ruſſiſch von Th. B. Müller (Moskau 1880).

Geſammelte kleinere Dichtungen. (Venus im Exil. Ein Schwanenlied der Romantik. Germanenzug.) Hamburg 1871. — 2. Aufl. 1873. — 3. verbeſſerte Aufl. 1877. — 4. Aufl.? — 5. Aufl.? (Im „Hamerling-Katalog" 1898 angekündigt.)

Danton und Robespierre. Tragödie in fünf Aufzugen. Hamburg 1871; Vorwort: Nov. 1870. — 2. Aufl. 1871. — 3. Aufl. 1873; Vorwort: Nov. 1872. — 4. Aufl. 1877. — Überſetzungen: Holländiſch von S. Suſan (1879); — Italieniſch in der Revista europea (Florenz 1880); Casimiro Varese. Vita e scritti di Roberto Hamerling e la sua tragedia tradotta Danton e Robespierre. Con ritratto del poeta. Milano 1898. 8° 315 p. — Franzöſiſch von A. Dietrich (Bruchſtücke gedruckt); von Karl Ujfalvy (Manuſcript), und bei Louis Weſthauſſer in Paris 1894 als Buch.

Teut. Ein Scherzſpiel in zwei Acten. Hamburg 1872; Vorwort: März 1872. — 2. Aufl. 1872. — 3. neu durchgeſehene Aufl. 1877.

Die ſieben Todſünden. Ein Gedicht. (In drei Abtheilungen.) Hamburg 1873; Vorwort: Oct. 1872. — 2. Aufl.? — 3. Aufl. 1873. — 4. Aufl. 1876. — 5. Aufl. 1877. „Eine Cantate.“ — 6. neu durchgeſehene Aufl. 1887. — Holländiſche Überſetzung von F. W. R. Hugenholtz (Amſterdam 1876). — Die ſieben Todſünden. Muſik von Adalbert Goldſchmidt. Als Manuſcript gedruckt. „Um dem Vertriebe von Hamerlings Dichtung nicht hindernd in den Weg zu treten, erkläre ich hiemit, daſs vorliegender Text behufs der muſikaliſchen Behandlung des Stoffes die Dichtung nur in gekürzter Form wiedergibt.“ Erſte Abtheilung (Vorſpiel); zweite Abtheilung; dritte Abtheilung. (Es iſt dies das ſog. Textbuch. Vor uns liegt auch ein Concertzettel über die Aufführung des Werkes in Berlin, im Saal der Reichshallen, am 6. Mai 1876.) — Überſetzungen des Librettos: Engliſch von John P. Jackſon (London 1878); — Franzöſiſch von?

Aſpaſia. Ein Künſtler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Drei Bände. Hamburg 1876; Vorwort: 1. Nov. 1875. — 2. Aufl. 1876. — 3. Aufl. 1881. — 4. durchgeſehene Aufl. 1892. — 5. durchgeſehene

Auſl. ohne Jahr. Illuſtriert von Hermann Dietrichs. Hamburg. Verlagsanſtalt und Druckerei A. G. vormals J. F. Richter. Königl. Hofbuchhandlung. — Der „Hamerling-Katalog“ führt 1898 noch die 4. Auſl. an. — Inhalt: Erſter Band: Vorwort. I. Der Schatz von Delos. II. Frau Teleſippe. III. Der Bandkrämer von Halimos. IV. Die Pansgrotte. V. Die Pfaue des Pyrilampes. VI. Am Kephiſſosufer. VII. Der Diskoswurf. VIII. Das Opfer der Charitinnen. IX. Antigone. — Zweiter Band: X. Die Trinkkönigin. XI. Samos. XII. Joniſcher Honigmond. XIII. Diopeithes und Hipparete. XIV. Die Panathenäen. XV. Eulen auf der Akropolis. XVI. Die Frauen am Theſmophorienfeſte. XVII. Das Mädchen aus Arkadien. — Dritter Band: XVIII. Der neue Gott und ſein Blitzſtrahl. XIX. Das Kind des Lichts und die Prieſter der Nacht. XX. Die Schule der Aſpaſia. XXI. Der Mauleſel des Kallikrates. XXII. Kämpfe und Siege. XXIII. Dionyſosfeſt. XXIV. Der Satyr und die Bacchantin. Anmerkungen zum 1., 2. und 3. Band. — Überſetzungen: Holländiſch von J. C. van Deventer (Harlem 1876) und von W. F. P. Enclaar (Deventer 1876); — Däniſch von O. Borchſenius (Kopenhagen 1879); — Engliſch von Max J. Safford (New-York 1882); — Neugriechiſch von Alexander Chadzi Konſtas (Athen 1888); — eine franzöſiſche Überſetzung war ſchon zu Lebzeiten des Poeten geplant und wird gegenwärtig von einer in Wien domicilierenden franzöſiſchen Dame beſorgt. — Proben einer italieniſchen Überſetzung für eine Zeitung lagen dem Dichter vor, blieben aber ungedruckt.

Lord Lucifer. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Hamburg 1880; Vorwort: 25. Jan. — Druck von Leykam Joſefsthal in Graz.

Die Waldſängerin. Novelle. Erſchien zuerſt in der „Deutſchen Revue“ 1880. In Buchform 1881 (Berlin bei Janke). Die Univerſitätsbibliothek in Graz bewahrt ein Exemplar mit dem Verlagsort Berlin, ohne Jahr. — 2. u. 3. Aufl.? — 4. Aufl.? (Erſcheint im Dec. 1895 angekündigt.)

Das Blumenjahr in Bild und Lied. Eine Blütenleſe neuerer deutſcher Lyrik, herausgegeben von Robert Hamerling. Frankfurt a. O. B. Waldmanns Verlag. Vorrede: 1. Nov. 1881. — 2., 3. u. 4. Aufl.? — 5. durchgeſehene Aufl.? — Ausgabe in Gr.-Octav u. Prachtausgabe in Gr.-Folio. Mit 12 Blumenaquarellen von Brehmer und 12 Porträts. (Zum Theil aus einem Weihnachtskatalog 1899 notiert.)

Amor und Pſyche. Eine Dichtung in ſechs Geſängen. Illuſtriert von Paul Thumann. Leipzig, Adolf Titze. „Vollendet 1882.“ Prachtausgabe in Quart. — Eine Anzeige ſagt: Eine neue Dichtung in ſechs Geſängen. Mit 9 Vollbildern in Lichtdruck und 38 Textilluſtrationen. Reichſter Prachtband mit Ornamenten in Gold- und Bronzedruck und Vorſatzpapier in Farbendruck. Adolf Titze in Leipzig. — Die dritte Auflage wurde in der „Heimat“ 1883 (VIII. Jahrgang) als „ſoeben erſchienen“ angezeigt und dabei bemerkt: „Die erſten beiden ſtarken Auflagen waren in 2½ Monaten vergriffen.“ — Octavausgabe, mit einer Originaltitelzeichnung von E. A. Fiſcher Cörlin. Hamburg 1886, J. F. Richter. — Angekündigt wurde auch eine „Neue billige Prachtausgabe“ die Mitte der Neunzigerjahre in Kleinquart erſchien und eine „Cabinetausgabe in Mappe“ ohne Text. — Im „Hamerling Katalog“ wird 1898 die 9. Aufl. der 1886er Ausgabe angezeigt. — Überſetzungen: Holländiſch von P. A. M. Boele van Hensbrock (Rotterdam 1884); Ungariſch von?

Heſperiſche Früchte. Verſe und Proſa aus dem modernen Italien. Deutſch von Robert Hamerling.

Salonbibliothek, Karl Prochaska, Wien und Teſchen. Vorwort: 1. Jan. 1884.

Proſa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfaſſers in Radierung. [Das Bildnis iſt ſigniert: Doris Raab und trägt als Unterſchrift den Namenszug des Dichters in Facſimile. Das Kunſtblatt erſchien auch ſeparat.] Erſter Band. Zweiter Band. Hamburg. J. F. Richter. 1884. — Neue Folge. Erſter Band. Zweiter Band. Hamburg. Verlagsanſtalt u. Druckerei Actiengeſellſchaft (vorm. J. F. Richter). 1891. Großoctav. — Inhalt: Erſter Band: Vorwort. Trieſter Promenaden. Trieſter Carneval. Bei fremden Menſchen und Göttern. Das Volkslied in Trieſt. Friauliſches Reiſebild. Ralph und Blanca. Dante. Bogumil Goltz. Über den Peſſimismus im Stadium der Tobſucht. Die Waldſängerin. Ballgeſpräche. Die Nacht der Weihe. Der Ungemüthliche. Über das Glück. Erinnerungen an Venedig. Über die Kunſt des mündlichen Vortrages. Von der Frau, die das Herz eines Dichters aß. — Zweiter Band: Dichter und Kritiker. Die ſchönſte Gegend der Erde. Ein kritiſches Vorurtheil. Ein Sommernachtabenteuer. Zur Erinnerung an Anaſtaſius Grün. Über irrationelle Beſtandtheile der deutſchen Sprache. Eine Bitte an unſere Volksſchullehrer. Zur Erwiderung in Sachen der Mutterſprache. Die Schönheit im Tricot. Der Ritter von Pimpelshauſen. Eine Station meiner Lebenspilgerſchaft. Über F. Kürnbergers „Literariſche Herzensſachen“. Amor im Grünen. Über die Kunſt zu ſchenken. Was mir bei einer Hellſeherin begegnete. Gedanken über Dichterunterſtützungen. Die rothe Schleife. Die einzige Todſünde. — Neue Folge: Erſter Band: Grazer Gedenkblätter. Aus Graz (17. November 1869). Grazer Arabesken (27. April 1870). Aus Graz (20. Juli 1870). Aus Graz (26. Auguſt 1870). Aus Graz (28. September 1870). Aus Graz (17. Januar

1871). Aus Graz (28. März 1871). Aus Graz (5. Sept. 1871). Aus Graz (20. December 1872). Literariſche Cauſerie aus Graz (27. December 1876). Meine Lieblinge (Aus dem Tagebuche eines Clavierdilettanten). Kleines literariſches Beſchwerdebuch. Gedanken über den Selbſtmord. Eine neue Duft- und Seelentheorie. Über Gedankenloſigkeit. Über die Furcht. Vom Träumen. Bemerkungen über Stelzhamer. Aus dem Tagebuche eines Kinderfreundes. Herr Zumbini und die deutſchen Leopardiüberſetzer. Ein italieniſches Künſtlerleben. — Zweiter Band: Ein verwildertes Genie. Trieſter Sprichwörter. Das deutſche Nationalgefühl im Lauf der Geſchichte. Haben wir Deutſche noch eine Metrik? Gedanken über Lebensglück. Aus der Notizenmappe. Gloſſen. Kleine Probleme. Streiflichter. An Herrn J. Singer. Aus der Gedankenmappe. Aphorismen über die Frauen. Aphorismen über die Kunſt. Aphorismen. Kleine Bilder und Scenen.

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. Hamburg und Leipzig. J. F. Richter. 1887. — 2. Aufl. 1888.

Homunculus. Modernes Epos in zehn Geſängen. Hamburg 1888; Oct. 1887 ausgegeben. — 2. bis 5. Aufl.? — 6. Aufl. 1890. — 7. Aufl. im „Hamerling-Katalog“ 1898. — Inhalt: Aus der Retorte. Homunkels Lehrjahre. Der Billionär. Der Homunkel und die Nixe. Literariſche Walpurgisnacht. Eldorado. Die Affenſchule. Im neuen Iſrael. Sein oder Nichtſein. Ende ohne Ende.

Stationen meiner Lebenspilgerſchaft. Hamburg 1889; Vorwort: Weihnachten 1888. — Verlagsanſtalt und Druckerei Actiengeſellſchaft (vormals J. F. Richter). 8° VIII. und 447 Seiten. — 2. Aufl. angekündigt Dec. 1895. — 3. Aufl. im „Hamerling-Katalog“ 1898.

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. Hamburg 1890. — Inhalt: Meine Ferien in der Heimat 1850. Desgleichen 1851. Pauline: Tagebuchblätter aus den Jahren 1853—54. Briefe an Marie Mösner, Graz 1862. Briefe an Antoinette Julius, Trieſt 1863. — 2. Aufl. angekündigt Dec. 1895. — 3. Aufl. im „Hamerling-Katalog“ 1898.

Die Atomiſtik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis. Zwei Bände. Hamburg 1891. (Autorcorrectur auf Grund nachgelaſſener Verfügung Hamerlings beſorgt von Dr. Adolf Harpſ. S. S. 293—311).

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Lyriſcher Nachlaſs von Robert Hamerling. Herausgegeben von Oscar Linke. (Anhang über die Entſtehung des „Schwanenliedes der Romantik“ mit Proben der früheren Bearbeitung.) Hamburg 1894. XV. und 264 S. 8°. — Vorwort des Herausgebers: Halle, im October 1893.

Was man ſich in Venedig erzählt. Nach italieniſchen Quellen. (Hamburg, 1894?)

Tagebuch meiner Heimatreiſe im Jahre 1867. (Anhang zu Rabenlechners I. Band von „Hamerling. Sein Leben und ſeine Werke.“ Hamburg 1896.)

Die erſten poetiſchen Verſuche Robert Hamerlings, von Dr. Michael Maria Rabenlechner. Hamburg 1896.

Hamerlings Werke. Volksausgabe in vier Bänden. (35 Lieferungen.) Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Michael M. Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von Peter Roſegger. Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) Hamburg, December 1900. — Die 2. vermehrte Auflage war Mai 1901 unter der Preſſe. — Inhalt: Ahasver in Rom. Der König von Sion. Homunkulus. Amor und Pſyche. Germanenzug. Danton und Robespierre. Teut. Venus im Exil. Sinnen und Minnen. Blätter im Winde. Aſpaſia. — Die 2. Aufl. enthält auch das Schwanenlied der Romantik und die ſchönſten Gedichte aus den Letzten Grüßen aus Stiftinghaus.

Eutychia oder die Wege zur Glückſeligkeit, lyriſch-didaktiſches Gedicht. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Max Vancſa. (Durch die öſterr. Leogeſellſchaft; erſchienen bei der Joſef Roth'ſchen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart und Wien 1901.)

Notizen:

Trieſterzeitung; Mitarbeiter während Hamerlings Aufenthalt in Trieſt (1855–1865) und auch ſpäter; „Grazer Briefe“.

Albert Guzmans, k. k. Lieutenants, Erinnerungen aus dem italieniſchen Feldzuge des Jahres 1859. Mit lyriſchem Anhang. Aus dem Nachlaſſe des Verſtorbenen herausgegeben von Robert Hamerling. Wien 1864, Karl Schönewerk. — Neue Titelausgabe Anfang der Neunzigerjahre bei Jalowicz Berlin.

Familienbuch des öſterr. Lloyd, Jahrgang 1865 lieferte Hamerling den monatlichen Literaturbericht. („Stationen“ S. 304.)

„Zither und Hackbrett.“ Gedichte in oberſteiriſcher Mundart, von Peter Roſegger. Mit einem Vorworte von Robert Hamerling (Graz 1869).

Ludwig Mayers „Papiere des Philoſophen von Rumpelsbach“, mit einer Vorrede herausgegeben von Robert Hamerling (Hamburg J. F. Richter 1874). — Vorrede: November 1873. — Daten über Mayer enthält das „Tagebuch meiner Heimatreiſe im Jahre 1867“ (Hamburg 1896, Anhang zu Rabenlechners Hamerlingbiographie I. Bd.). Hier lautet der Titel: „Blätter aus der Mappe des Philoſophen von Rumpelsbach. Von Ludwig Mayer. Mit einer Einleitung über den Autor von Robert Hamerling. (Hamburg 1874)“; weiter iſt erſchienen der Artikel „Ein verwildertes Genie“, wieder abgedruckt in „Proſa.“ Neue Folge. 2. Band. 1891.

Meine Lieblinge. Aus dem Tagebuche eines Clavierdilettanten. — Erſchien zuerſt in: „Der Studien freund. Zeitſchrift zur Belehrung und Unterhaltung für Gymnaſiaſten und Realſchüler, ſowie für Zöglinge anderer höherer Lehranſtalten.“ Leipzig 15. Mai, 15. Juni, 15. Juli 1877, 15. und 22. Februar 1878. (Wieder abgedruckt in „Proſa“, neue Folge, 1. Bd. 1891.)

Meyers Converſationslexikon (3. Auflage) und für die ſämmtlichen Nachträge: Biographien der italieniſchen Schriftſteller des (19.) Jahrhunderts, ſowie die Jahresüberſichten der italieniſchen Literatur. (Nach Dr. Schloſſar anfangs der Achtzigerjahre.) Desgleichen für Bornmüllers Schriftſtellerlexikon der Gegenwart. („Stationen“, S. 414.)

„Gedenkblatt an den ‚Krug zum grünen Kranze‘ in Graz. 1880.“ (8°, 4 Seiten) enthält auch den „Originalbeitrag von Robert Hamerling“: Sitzt beim Trunk ein weiſer Mann. . . Hans Brandſtetter bemerkte: „Hamerlings Spruch iſt in der Mitte des Zimmers an der Vertäfelung angebracht und unterhalb noch in großer Schrift zu leſen ‚Wein, Weib und Geſang‘. Das Ganze bildet den Hintergrund eines größeren Tiſches, an dem man gerne Platz nimmt.“ Die Verſe giengen mit dem Titel „Zechergnome“ in die Sammlung „Blätter im Winde“ über.

Das Commersbuch der Wiener Studenten. Herausgegeben von Max Breitenſtein. Wien 1880, Alfred Hölder, enthält Hamerlings Gedicht: „Das Lied in Öſterreich“ (Am Donauſtrand, vom grünen Hang.) — Das Allgemeine deutſche Commersbuch, Lahr 1882, 25. Aufl., enthält das Gedicht „Deutſchöſterreich“. (Als wir bekränzt das Bild des Patrioten.)

Der „Heimgarten“. Von Robert Hamerling. — Feuilleton i. d. „Grazer Morgenpoſt“ v. 19. Oct. 1882.

In „Deutſche Worte“, herausgegeben von Franz Grundmann (Wien, Konegen, 1883), erſcheinen auch Beiträge von Robert Hamerling; der Reingewinn dieſer Anthologie floſs dem Fonde zur Erbauung des Deutſchen Theaters in Prag zu.

Die „Waldlilie“. In der „Neuen Illuſtrierten Zeitung“. Wien, 7. Februar 1884. (Vergl. dritten Theil der Ungedruckten Briefe S. 330 ff.)

Zwettler Heimatkunde von J. Traxler, enthält eine Einleitung von Robert Hamerling.

Über Hamerling:

Deutſches Dichterbuch aus Schwaben. (1863?) Enthält ein Porträt Hamerlings.

Öſterreichiſche Dichter. (Robert Hamerling. Ferdinand von Saar.) Feuilleton der „Debatte“ vom 16. Mai 1868, von Dr. Wagner.

Robert Hamerlings Ahasverus in Rom. Beſprochen von B. Goldſcheider. Wien 1869. Friedrich Becks Verlagsbuchhandlung. (23 Seiten Großoctav. Buchdruckerei von H. Goldſcheider in Arad.) Vergl. dritten Theil der Ungedruckten Briefe S. 67.

Robert Hamerling, ſeine Dichtungen und deren Beurtheilung. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte der Gegenwart. Von F. W., Berlin, Internationale Buchhandlung (R. Leſſer). — Hamerling in ſeinen „Stationen“ theilt die erſten ſieben Worte dieſes Titels mit und bemerkt dazu als Verlag: „Hamburg 1869, J. F. Richter.“ — In einem Briefe an Friedrich Marx gibt Hamerling den Schriftſteller Fedor Wehl als den Verfaſſer dieſer Schrift an, die vornehmlich aus Recenſionen zuſammengeſtellt iſt.

Robert Hamerling. Door B. Tidemand (Hoorn in Holland 1870).

Teut. — Längerer Bericht unter der Rubrik Bücherzeitung der „Deutſchen Zeitung“ vom 18. April 1872. Von L[udwig] F[oglar].

J. Th. Waldheim. Das Geburtshaus des Dichters Robert Hamerling. Wiener Sonntagsblatt vom 12. Januar 1873. (Das erſtemal wurde das Geburtshaus Hamerlings von Joſef Tandler von Tanningen gezeichnet, ſagt Rabenlechner I. 16. — Vergl. Ungedruckte Briefe 1. u. 2. Theil.)

Hans Makart und Robert Hamerling. Zwei Repräſentanten moderner Kunſt. Eine Studie von Karl Landſteiner, k. k. Profeſſor. Wien 1873. Alfred Hölder.

Geſchichte der deutſchen Literatur mit ausgewählten Stücken ꝛc. von Heinrich Kurz. 4. Bd. 3. Auflage. Leipzig 1874. Enthält eine umfangreiche Würdigung und namhafte Proben aus den Werken Hamerlings, ferner Porträt und Autograph. (S. 315 ff., 463—5: endlich S. 10 u. 14.) Das Geburtsjahr iſt falſch: ſoll 1830 heißen.

Eduard von Hartmann über „Aſpaſia“ im Berliner Tageblatt vom 12. April 1876, Morgenblatt S. 3.

Robert Hamerling von A. G. van Hamel (Haarlem 1876).

Neue Monatshefte für Dichtkunſt und Kritik, von Oscar Blumenthal (1876?), enthält eine abfällige Kritik über „Aſpaſia“.

Die Literaturgeſchichte von Robert König, in welcher noch 1879 der Name Hamerling fehlte, enthält jetzt auch des Dichters Bild und Autograph.

Illuſtrierte Geſchichte des deutſchen Schriftthums ꝛc. von Otto von Leixner. II. Band. 1881. Enthält eine längere mehr kritiſche Würdigung.

Biographiſches Schriftſtellerlexikon der Gegenwart von Franz Bornmüller, Leipzig 1882, Bibliographiſches Inſtitut. Enthält S. 310 nur einen Bericht, der aber die Fehler der damaligen ungenügenden Kenntnis des Lebens Hamerlings aufweist; beſonders ſei erwähnt das „verdoppelte Ruhegehalt“, eine Mittheilung, die den Dichter beſonders geärgert hat.

Robert Hamerling. Artikel in der „Heimat“

Nr. 33, 1882, VII. Jahrgang, Wien. Mit Porträt aus derſelben Zeit (ſchlechter Holzſchnitt). Dieſe biographiſche Skizze iſt nicht verläſslich; z. B. wird hier das Märchen von der franzöſiſchen Prinzeſſin Louiſe, ſpäteren Herzogin von Parma, nacherzählt, die den jungen Hamerling unterſtützt haben ſoll. Thatſache iſt nur, daſs ſie dies verſprach; ſonſt iſt aber nichts geſchehen.

Hamerlings „Amor und Pſyche“. Von Karl v. Thaler. Feuilleton der „Neuen Freien Preſſe“ vom 19. December 1882.

Ahasver in der Dichtung. Von Max Bewer. Schluſsartikel in „Literariſcher Mercur“ 15. März 1883. Berührt Hamerlings „Ahasver“.

Byrons Einfluſs auf die deutſche Literatur. Von F. H. Otto Weddigen. Schluſsartikel in „Literariſcher Mercur“ 15. Mai 1883. Der Verfaſſer erwähnt auch Hamerling.

Robert Hamerling und Joſefine Gallmeyer. Von K. E. Kleinert. Feuilleton in der „Wiener Allgemeinen Zeitung.“ Morgenblatt, 14. Februar 1884.

Aus meiner Briefmappe. Von Iſidor Singer. — Der Genannte iſt der Verfaſſer der Broſchüre: „Sollen die Juden Chriſten werden?“, welche 1884 zwei kleine Auflagen, deren Druckkoſten Glaubensgenoſſen trugen, erlebte. Die zweite Auflage enthielt den Anhang „Aus meiner Briefmappe“, welcher auch einen Brief Robert Hamerlings enthält: ddo. Graz, 18. März 1884. In der „Proſa“ (Neue Folge, 2. Bd. 1891) wurde ein ausführlicherer Brief Hamerlings an Singer mitgetheilt, ddo. Graz 11. Juli 1884. Ob der Brief an den Verfaſſer jener Broſchüre gelangte, wiſſen wir nicht.

Geſchichte der neueren Literatur. Von Adolf Stern. Leipzig 1885. VII. Band, widmet Robert

Hamerling S. 311/2 38 Zeilen, die aber biographiſche Irrthümer oder Fehler aufweiſen.

Robert Hamerling. Von Dr. Eugen Guglia. Ein illuſtrierter Artikel in der „Allgemeinen Kunſtchronik“. Wien, 29. Aug., 5., 12. u. 19. Sept. 1885. Enthält auch das Geburtshaus Hamerlings von Ferry Bératon und die Porträtbüſte von Hans Brandſtetter.

Alfred Marchand. Les Poètes lyriques de l'Autriche. Nouvelles études biographiques et littéraires: Maurice Hartmann, Joséphine de Knorr, Robert Hamerling, Lorm. — Paris 1886. (Die erſte Serie behandelt Lenau, Betty Paoli und Feuchtersleben.) Hamerling ſind 100 Seiten Text eingeräumt, doch ſind mancherlei Stellen correcturbedürftig.

Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit. Von Karl Erasmus Kleinert. Hamburg 1889.

Robert Hamerling. Feuilleton im „Deutſchen Volksblatt“ Wien, 24. März 1889, ſig. mit B. B. Es wird in demſelben Hamerlings letzter Geburtstag, den er unter den Lebenden zubrachte, gefeiert und geht tiefer in das Denken Hamerlings ein.

Illuſtriertes Grazer Extrablatt. Nr. 28. Graz, 29. Juli 1889. Iſt, wie eingangs auch ausdrücklich geſagt wird, ein Hamerlinggedenkblatt; die Nummer beſchäftigt ſich ausſchließlich mit Robert Hamerling und enthält folgende Abbildungen: Hamerling nach der letzten photographiſchen Aufnahme aus dem Atelier Otto Zintl in Graz; das Geburtshaus Hamerlings und das Schloſs in Kirchberg am Walde, nach Aquarellſkizzen des Profeſſors Hans Petſchnig in Graz; Franz Hamerling, der Vater, aus dem Jahre 1863, nach einer Photographie aus dem Atelier S. Volkmann in Graz; Franciska Hamerling, die Mutter, aus dem Jahre 1886, aus dem Atelier Otto Zintl; das

Porträt des Dichters vom Jahre 1854, aus dem Atelier E. Mariot in Graz; Hamerling und Clotilde Gſtirner, nach der Photographie von J. B. Rottmayer & Comp. in Graz (1867); das Stiftinghaus, Sterbehaus des Dichters, im Stiftingthale bei Graz, nach einer Photographie; an dem Sterbebette des Dichters in ſeiner Todesſtunde, nach Skizzen eines Augenzeugen; die Todtenmaſke Robert Hamerlings, nach einer photographiſchen Aufnahme; die Aufbahrung der Leiche, nach einer photographiſchen Momentaufnahme; das Leichenbegängnis, der Trauerzug am Wege vom Sterbehauſe nach dem St. Leonhardfriedhof, Originalzeichnung; Autogramm, Gedicht „An Erzherzog Johann. 1848“. (Die Zeichnungen ſind durchwegs ſchwache Leiſtungen.) Was den Text betrifft, der biographiſche Irrthümer enthält, ſo haben wir einiges an entſprechender Stelle mitgetheilt, da die Gedenknummer vergriffen und ſchwer zugänglich geworden iſt.

Hamerling über Stelzhamer. Von Leopold Hörmann. Artikel in der „Allgemeinen Literaturchronik“. Allg. Kunſtchronik Wien, datiert: Auguſt 1889.

Deutſche Dichtung. Herausgeber: Karl Emil Franzos. (Dresden, jetzt Berlin.) Das Blatt beſchäftigte ſich viel mit Robert Hamerling und widmete demſelben 1886 auch ein eigenes Heft. (Bd. I. H. 2.) — Uns liegen augenblicklich die Hefte 11 u. 12 des VI. Bandes, Sept. 1889, vor; dieſe enthalten: Zur Erinnerung an Robert Hamerling, von Karl Emil Franzos. Ein Porträt, Holzſchnitt nach einer Photographie vom Jahre 1876 (Profilbild), mit Facſimile des Namenszuges. Zwei Gedichte aus dem Nachlaſs (vergl. vierter Th. dieſer Briefſammlung S. 43/5). Facſimile des Gedichtes „Meine Lehrer“ (März 1889).

Zur Feier des 58. Geburtstages Robert Hamerlings, von Fritz Lemmermayer, in Schorers Familienblatt, Berlin-Wien 1888. Vergl. Dritter Theil der „Ungedr. Briefe“, S. 339.

Meine Beziehungen zu Robert Hamerling. Von Ernſt Rauſcher. Klagenfurter Zeitung vom 10. Oct. 1889. Vergl. Zweiter Theil der „Ungedr. Briefe“, S. 8 ff.

Erich Schmidt. (Über Hamerling.) In dem von Fritz Mauthner herausgegebenen einzigen Jahrgange der Zeitſchrift „Deutſchland“, 1889/90.

Karl von Thaler. (Hamerling: Antwort auf eine abfällige Kritik Erich Schmidts). In: „Die Gegenwart,“ Berlin, 36. Band, S. 405 ff.

Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild. Band Steiermark S. 287/8 und Band Küſtenland S. 82. Vergl. Dritter Theil der „Ungedr. Briefe“, S. 150 ff.

Robert Hamerlings Leben und Meinungen, von Karl Pröll. Im Berliner Tagblatt. Vergl. Vierter Theil der „Ungedr. Briefe“, S. 135/9.

Robert Hamerling. Sein Weſen und Wirken. Dem deutſchen Volke geſchildert von Aurelius Polzer. Mit zehn Holzſchnitten. Hamburg 1889 oder 90.

Robert Hamerling als deutſchnationaler Dichter, von Karl Pröll. In „Sturmvögel“, 2. Aufl. 1890, 3. Aufl. 1892. Berlin. Enthält auch zwei Gedichte, Nachruf Prölls für den Poeten.

Im Stiftinghaus. Gedenkblatt zu Robert Hamerlings 60. Geburtstage, 24. März 1890. Coepenick-Berlin. Von Helene Stökl. In der „Deutſchen Frauenzeitung“ 1890 und im Wiener Hausfrauenkalender 1890. Vergl. Dritter Theil der „Ungedr. Briefe“, S. 355 ff.

Eine ungedruckte hiſtoriſche Jugendarbeit Hamerlings, von Dr. Max Vancſa. In Mayer-Wyde's öſterreichiſch-ung. Revue.

Joſef Allram. Aus der Heimat Hamerlings. Den

Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel. Wien 1890. — Die unter dem Titel „Hamerlingſtätten des Waldviertels" zuſammengefaſsten Skizzen des Allram'ſchen Buches, Seite 45—69, wurden von Allram noch im Manuſcripte unſerem Dichter vorgelegt, von ihm durchgeſehen und zum Theil auch corrigiert. Sie erſchienen kurze Zeit nach Hamerlings Tode in Roſeggers „Heimgarten" und ſodann im citierten Buche und dürfen den Anſpruch auf durchaus ſorgfältige Forſchungen in ſtiliſtiſch abgerundeter Form erheben. (Rabenlechner, I. 41/2.)

Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und deſſen Briefe an mich. Von Alb. Möſer (Berlin 1890).

Spectator (M. Necker), Hamerling ein Erzieher? Im „Magazin für Literatur", 1890, Nr. 20.

Robert Hamerling als Philoſoph. Von Eduard von Hartmann. In der „Gegenwart", Nr. 1, 1891. — Auch die „Geſchichte der Metaphyſik" desſelben Verfaſſers enthält im 2. Bde., S. 533/7, eine Würdigung Hamerlings.

Dr. Ernſt Gnad. Über Hamerlings Lyrik. Graz 1891, 68 Seiten. (Neuerdings abgedruckt in: Literariſche Eſſays, Neue Folge, Wien 1895, Abhandlung Nr. IV.) Leuſchner & Lubensky.

Perſönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Von P. K. Roſegger. Wien, Peſt, Leipzig, 1891. A. Hartleben.

Robert Hamerling gegen den Peſſimismus Schopenhauers und Hartmanns. Vortrag, gehalten in der philoſoph. Geſellſchaft der k. k. Wiener Univerſität am 12. December 1891, von Dr. Vincenz Knauer. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller, 1892, Großoctav, 22 S.

Hamerling als Orientaliſt, von einem Orientalen. Studie im „Heimgarten", Graz, Aprilheft, 1892.

Dem hochwürdigen Herrn P. Hugo Mareta, Capitular des Schottenſtiftes, k. k. Schulrath und

Profeſſor am k. k. Schottengymnaſium, zum vierzigjährigen Dienſtjubiläum, von alten Schülern. Wien, im Mai 1892. (Redigiert von Prof. Dr. Jakob Minor.) 24 S. 4°. — Enthält einen Eſſey über Hamerlings „Märtyrer: Ein Jugenddrama von Robert Hamerling. Von P. Meinrad Sadil“ (einem jungen Mitgliede des Schottenſtiftes). Als Manuſcript in 100 Exemplaren gedruckt. In der Deutſchen Zeitung. Wien, 3. Mai 1892 nachgedruckt.

Eine Licitation im Hamerlinghauſe. — Notiz in der „Preſſe“, Wien, 1. Juni 1892, S. 3.

Fünf ungedruckte Briefe Robert Hamerlings. Artikel in der Zeitſchrift „Im Boudoir“, (Beiblatt der „Wiener Mode“) VI. Jahrg., Heft 1, 1. October 1892. An der Spitze die Abbildung des Sterbehauſes und Sterbezimmers. Das erſtere iſt irrthümlich als Geburtshaus bezeichnet, ſtellt aber das vielen bekannte Stiftinghaus im Stiftingthale bei Graz dar. Verfaſſer des Artikels unbekannt, wie uns die Redaction der „Wiener Mode“ mittheilte; vermuthet wird nur, daſs der Einſender Dr. Rich. Hamel in Hannover war, bei dem aber eine Anfrage unſererſeits ohne Antwort verlief. Die Briefe ſind an eine, gleichfalls unbekannte Dame, die angeblich in Berlin lebte, gerichtet und tragen die Datums: 23. September 1879, 2. Mai, 18. Juni, 6. und 17. Juli 1880. Die vier letzten Briefe tragen als Abſendungsort Graz. Mitgetheilt wird, daſs zwei Briefe fehlen.

Vincenz Knauer. Die Hauptprobleme der Philoſophie in ihrer Entwicklung und theilweiſen Löſung von Thales bis Robert Hamerling. Vorleſungen, gehalten an der k. k. Wiener Univerſität. Wien und Leipzig 1892, 408 Seiten. (Sonderabdruck: „Robert Hamerling gegen den Peſſimismus Schopenhauers und Hartmanns.“ Ebenda 1892.) Dr. Knauer, ein begeiſterter Interpret Hamerling'ſcher Philoſophie, iſt am 29. Juli 1894 geſtorben.

Hamerling als Erzieher. Von Dr. Bruno Bruckner. Hamburg 1893.

Im Jahrhundert Grillparzers. Literatur- und Lebensbilder aus Öſterreich. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien 1893. R. Hamerling S. 137—149.

Briefe von Robert Hamerling. Von M[oriz] N[ecker]. In der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“, München, 24. März 1893. Es ſind fünf Briefe an den Dichter Moriz Schleiſer aus den Jahren 1868, 1869, 1870 und 1873.

Joſef Wichner. Erlauſchtes. Wien 1894. Enthält Mittheilungen über Hamerlings Mutter; vergl. Rabenlechner, I. Note S. 19.

Dr. Ernſt Gnad. Literariſche Eſſays, Neue Folge, Wien 1895, Abhandlung Nr. V (Hamerlings Dramen). Urſprünglich in der Beilage zur Allg. Zeitg. München.

Robert Hamerling als Gymnaſiallehrer. Von Rudolf v. Payer. Im Jahrb. d. Grillparzer-Geſ. V. Jahrg. Wien 1895, S. 293—316. Nach Acten des Unterrichtsminiſteriums in Wien.

Briefe von Robert Hamerling an eine Münchener Dame. In „Die Zeit“, 4. Bd., Wien 1895.

Stiftinghaus, von Mich. Maria Rabenlechner. Eine authentiſche Darſtellung der Örtlichkeit, der letzten Stunden Hamerlings und des Hamerling-Muſeums im Stiftinghauſe. Im Jahrbuch des Scheffelbundes für 1895. Als Ergänzung ein gleichnamiges Feuilleton der „Deutſchen Zeitung“, Wien, Sept. 1898.

Hamerling-Erinnerungen. Neue Mittheilungen über den Dichter, nebſt ungedruckten Briefen von demſelben und von Berühmten ſeiner Zeitgenoſſen. Von Dr. Anton Schloſſar. In der „Deutſch. Revue“, Stuttgart, Juni 1895.

Ein Autograph aus Hamerlings Jugendzeit, von

Mich. Maria Rabenlechner. Im Jahrbuch des Scheffelbundes, 1896.

Von einem Lehrer Hamerlings, von Michael Maria Rabenlechner. In Roſeggers „Heimgarten“, XX., 11. Heft.

Aus Hamerlings Gymnaſialzeit, von Michael Maria Rabenlechner. In Roſeggers „Heimgarten“, XX., 10. Heft.

Perſönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Mitgetheilt von Fritz Lemmermayer. In der „Deutſch. Revue“, XXI., Aug. u. Sept.-Heft 1896.

Hamerling. Sein Leben und ſeine Werke. Mit Benützung ungedruckten Materials. Von Dr. Mich. Maria Rabenlechner. Erſter Band: Hamerlings Jugend. (Untertitel: Hamerlings Jugend. Nach den nächſten Quellen und unter Mittheilung von zahlreichen bisher unveröffentlichen Dichtungen, Tagebuchblättern und Briefen Robert Hamerlings. Von Dr. Michael Maria Rabenlechner. — Was einer werden kann, das iſt er ſchon. . . . Hebbel. — Mit der Abbildung von Hamerlings Geburtshaus und einem Facſimile.) Hamburg, Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), königl. Hofbuchhandlung. 1896. **Anhang:** Tagebuch meiner Heimatreiſe im Jahre 1867. Von Robert Hamerling.

Hamerling der Nationale, von Michael Maria Rabenlechner. In A. Breitners Literaturbildern fin de siècle, I. München 1896.

Aus dem Nachlaſſe Friedrich Halms. Ungedruckte Briefe von Ottilie v. Goethe und Robert Hamerling. Feuilleton im „Neuen Wiener Journal“ vom 18. April 1897. (Verfaſſer Dr. Rudolf Beer an der k. k. Hofbibliothek.) Zu vergleichen ſind damit die Mittheilungen im 2. Th. d. „Ungedr. Briefe“ S. 75 ff.

Von Hamerlings Aufenthalt im Süden, von

Mich. Maria Rabenlechner. In Roſeggers „Heimgarten“, XXI., 3. Heft.

Ein katholiſcher Theologe und Hamerling, von Michael Maria Rabenlechner. In Roſeggers „Heimgarten“. XXI., 6. Heft.

Den Manen Hamerlings. Zum Gedächtniſſe an die Denkmalsenthüllung in Mürzzuſchlag; im Auftrage des Feſtausſchuſſes herausgegeben von Dr. M. M. Rabenlechner. MDCCCLXXVII—MDCCCXCVII. — Das kurze Vorwort iſt datiert mit 24. Juli 1897. Die Denkſchrift enthält Beiträge von Michael Maria Rabenlechner, A. Breitner, Peter Roſegger, Felix Dahn, Rud. Baumbach, Georg Ebers, Wilh. Jenſen, Oscar Linke, Joſef Allram, Albert Moſer, Rudolf v. Gottſchall, M. E. delle Grazie, Luiſe Hackl (in Weitra, eine Verwandte Hamerlings), Toni Scharf (in Mürzzuſchlag) und endlich bis dahin unveröffentlichte Arbeiten des gefeierten Dichterphiloſophen ſelbſt: Adlers Morgenhymne (Sonett, 1847) und Gedanken (1850). — An Abbildungen bringt die Schrift: die Gedenkplatte, die Landſchaft mit Mürzzuſchlag auf welches der Dichter hinabblickt, den Ahasver das Denkmal betrachtend, eine Partie von der Mürz und ein decoratives Schlußbild.

Das nationale Moment in Hamerling. Vortrag des Dr. M. M. Rabenlechner in der XIV. allgemeinen Redehalleverſammlung, 29. October 1897 in der Univerſität (Deutſch akademiſche Leſe- und Redehalle in Wien). Manuſcript.

Ungedruckte Briefe von Robert Hamerling. Erſter und zweiter Theil 1897. Dritter Theil 1900. Vierter Theil 1901. Alle vier Theile 1000 Seiten mit Regiſter, gebunden 1901. Wien, C. Daberkow's Verlag.

Aus dem Revolutionstagebuch Robert Hamerlings bisher unveröffentlichte Blätter, März u. April 1848, mitgetheilt und commentiert von M. M. Rabenlechner. In Lothars „Wage“ 12. u. 19. März, Wien Oct. 1898.

Hamerling in den Wiener Octobertagen, authentiſch nach den Tagebüchern, von Mich. M. Rabenlechner. In der „Deutſchen Zeitung“, Wien 1898.

Ein ungedrucktes Jugendgedicht Hamerlings, von Mich. Maria Rabenlechner. In Jägers „Wiener Almanach“ 1898.

Hamerling, der deutſche Öſterreicher, von Mich. Maria Rabenlechner. In Haſſenbergers „Kaiſer-Jubiläumsdichterbuch“, 1898.

Aus Hamerlings früheſtem Gedankenleben, von Michael Maria Rabenlechner. In Lothars „Wage“, Wien 1898.

Die Leiden Robert Hamerlings. Von Dr. J. Sadger. Feuilleton in der „Wiener Mediciniſchen Preſſe“, Nr. 9 und 10, 1898.

Dr. J. Sadger: Robert Hamerling. Eine ärztliche Studie. In „Die Wage“, Wien 1898, Nr. 9 u. 10.

Hamerling-Katalog der Verlagsanſtalt u. Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg. Vorwort von Dr. Michael Maria Rabenlechner, Stiftinghaus, 18. Auguſt 1898. — Enthält die Titel der Werke Hamerlings in buchhändleriſcher Art und Weiſe, Abbildungen und Proben aus des Dichters Werken, Stimmen der Preſſe, jedoch ohne Zeitangabe, ꝛc.

Grillparzer über Hamerling und Hamerling über Grillparzer, von M. M. Rabenlechner. Im Jahrbuch der Grillparzer-Geſellſchaft, Wien 1899.

Späne aus der Werkſtätte eines Hamerlingforſchers, von Mich. Maria Rabenlechner. In Naaffs „Lyra“, Wien, Januar 1899.

Zu Hamerlings ſiebzigſtem Geburtstag, von Mich. Maria Rabenlechner. In der „Deutſchen Zeitung“, Wien, 24. März 1900. Mit Ungedrucktem aus dem Nachlaſs.

Hamerling-Erinnerungen, von Mich. M. Rabenlechner. Neue Mittheilungen, u. a. die Beziehungen Hamerlings zu Anzengruber und Anaſtaſius Grün enthaltend. In Roſeggers „Heimgarten“, XXIII., 3. H.

In piam memoriam, von Mich. M. Rabenlechner. In der „Deutſchen Zeitung“, Wien, 13. Juli 1899. Mit Ungedrucktem aus dem Nachlaſs.

Hamerling zu Friedrich Halm, von Mich. Maria Rabenlechner. In Roſeggers „Heimgarten“, XXIII., 10. und 11. Heſt.

Verſchollenes und Vergilbtes aus Hamerlings Wirken: Des Dichters Trieſter Programmaufſätze. Eine Studie unter Benutzung von Hamerlings bezüglichen Nachlaſspapieren. Von Dr. Mich. Maria Rabenlechner. In: Jahresbericht des k. k. Staatsgymnaſiums in Trieſt über das Schuljahr 1899/1900.

Hamerling zu Georg Ebers, Berthold Auerbach, Emil Mario Vacano, von Mich. Maria Rabenlechner. In Roſeggers „Heimgarten“, XXIV., 10. u. 11. H.

Hamerling, Wagner, Makart. (Broſchüre, erſchien zu Lebzeiten aller drei Meiſter, ſagt Dr. Wilh. Kienzl in der „Deutſchen Revue“, Oct. 1900.)

Erinnerungen an Robert Hamerling und andere Poeten. Von Dr. Wilh. Kienzl. In der „Deutſchen Revue“, Stuttgart, Oct. 1900. Kienzl theilt hier auch drei Gedichte, als bis dahin ungedruckt, mit; zwei dieſer Gedichte ſind aber bereits von Hamerling in die „Blätter im Winde“ (1887, S. 124 u. 115) aufgenommen worden. Eines dieſer beiden Gedichte wurde auch vom „Neuen Wiener Journal“, 6. Oct. 1900, als unbekannt nachgedruckt.

Deutſcher Familienkalender für 1900, von Ant. Bienert, Reichenberg, Verlag des deutſchen Landeslehrervereines. Unter „Lebensbilder“: R. Hamerling.

Hamerlings letzte Lebensmonate, von Mich. M.

Rabenlechner. (Pendant zu den „Stationen“.) Manuſcript.

Eine bisher unveröffentlichte Jugenddichtung Hamerlings, von Mich. Maria Rabenlechner. Dresden 1901, Pierſon. Erſcheint Sept. 1901.

Hamerling als Erzieher, von Dr. Heinr. Waſtian (Heini von Steier), im Südmarkkalender für 1901. (Waſtian hat ſich viel mit Hamerling und ſeinen Dichtungen beſchäftigt, doch fehlen uns die Titel ſeiner Arbeiten.)

Hamerling als Philoſoph. Monographie von Fritz Pichler. Manuſcript.

Hamerling-Album. Wien, J. Hauler. (Nach des Dichters Tode erſchienen.) Mit Abbild. u. Autograph.

Angelo de Gubernatis: Robert Hamerling ed i suoi traduttori in der Nuovo Antologia. Jahr?

Robert Hamerling von Chantepie de la Souſſaye (Holland). Jahr?

Druckfehler-Berichtigung. Dritter Theil: S. 102 Z. 13 v. o. richtig Bruckner; S. 194 Z. 13 v. o. Freunden; S. 196 Z. 19 v. o. Mariot; S. 200 Z. 3 v. u. 15. Juli; S. 339 Z. 12 v. u. Metall; S. 340 Z. 17 v. o. Stökl; S. 346 Z. 5 v. o. der Verfaſſer; S. 360 Z. 6 v. u. Hier fand ſie; S. 363 Z. 13 v. u. doch weiß ich. — Vierter Theil: S. 40 Z. 2 v. u. wagte; S. 244 Z. 10 v. o. enthält einen ſtörenden Satzzeichenfehler; S. 265 Z. 3 v. o. fehlt das Anführungszeichen; S. 367 Z. 18 v. u. den, Z. 19 du.

Schluſswort.

Ein Herr unſerer Bekanntſchaft, der mit allen Kreiſen der Reſidenz in Berührung kam, ließ im achten Jahrzehnt ſeines Daſeins auf ſeine Briefbogen den Satz drucken: „Allen Menſchen Recht gethan, iſt eine Kunſt die niemand kann!“ Wir können ſchon um mehrere Jahrzehnte früher dieſe Weisheit an die Spitze eines Schluſswortes ſetzen.

Als die Allgemeine National-Bibliothek in den gegenwärtigen Verlag übergieng, wurde in einer Unterredung mehrerer Perſonen auch der Name Robert Hamerling genannt, für welchen beſonders der Chef des Hauſes: Theodor Daberkow, voll Begeiſterung erglühte; ſein nächſter Gedanke war, die großen Werke des Poeten in billigſter Ausgabe dem deutſchen Leſepublicum zu vermitteln und er wollte keine Koſten ſcheuen, dieſe Werke zu erwerben. Die Firma ſetzte ſich 1895 mit dem Originalverleger in Verbindung, allein das Unternehmen ſcheiterte an der principiellen Ablehnung des Hamburger Hauſes. Daberkow wollte aber durchaus den Namen Hamerling in die genannte billige Sammlung hineinbringen. So erſchien der Vorſchlag, eine kleine Sammlung vorhandener ungedruckter Briefe zu veröffentlichen, was ſofortige Zuſtimmung fand. Inzwiſchen hatte eine öſterreichiſche Verlagsfirma auch den Nachdruck einer Novelle aus den „Heſperiſchen Früchten“ geſtattet. Wir waren immer etwas ſkeptiſch gegenüber dem Inhalte des Sprichwortes: „Wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu,“ allein bei dem Unternehmen, die Briefe Hamerlings betreffend, wurden alle Zweifel unſerer Seele behoben. Jedes der drei vorhergehenden Bändchen durfte immer als „Schluſsbändchen“ betrachtet werden und kaum waren ſie gedruckt, ſo kam völlig unverhofft ein neuer Schwarm von Briefen und Erinnerungen.

Jetzt wird aber ernſtlich Schluſs geläutet. Das heißt, es werden keine Bändchen mit Briefen mehr ausgegeben. Dem Herausgeber hat dies ernſtlich nie recht behagt, außerdem kamen aber von außen Vorwürfe. Sollte der Zufluſs ungedruckter Schriftſtücke ſich nach der Ausgabe des vierten Theiles und des gebundenen Buches, welches das ganze Materiale mit einer geſchmackvollen Einbanddecke zu einem Bande umſchließen wird, erneuern, ſo ſoll dem Kreiſe der Hamerlingverehrer ein zweiter Band Briefe in ſpäterer Zeit nicht vorenthalten werden. — Unter den Vorwurfen, die wir hören muſsten, befindet ſich merkwürdigerweiſe auch einer über die billige Ausſtattung; zum Glück können wir uns damit tröſten, daſs ſich auch ſplendid ausgeſtattete Werke analoger Kritik erfreuen. Dann kam ein Vorwurf, warum wir nicht auch die bereits gedruckten, verſtreuten Briefe aufnahmen? Wir ſelbſt haben da ziemlich viel geſammelt und könnten mit vielen Druckbogen dienen. Jedoch der erſte Schritt brächte gleich Schwierigkeiten, die vielleicht nicht einmal mit Geldopfern zu überwinden wären, denn Verleger und Autoren verwahren ſich ſtets gegen Nachdruck und drohen theilweiſe ſogar offenkundig mit gerichtlicher Verfolgung. Die Rechtsfrage in dieſem Punkte zu löſen, iſt eine umfangreichere Arbeit für ſich.

Was die öffentliche Kritik der „Ungedruckten Briefe“ betrifft, ſo müſſen wir dankbarſt anerkennen, daſs dieſelbe beinahe durchwegs eine wohlwollende und, wie wir annehmen dürfen, auch gerechte war. Man machte uns zwar mehrfach den Vorwurf, alles abgedruckt zu haben, was uns in die Hände fiel. Das ſtimmt jedoch nicht ganz. Erſtens haben wir aus gewiſſen Rückſichten manches unterdrücken müſſen, was die Mitwelt gewiſs intereſſiert hätte, und zweitens kommt es immer darauf an, wie die Aufgabe geſtellt worden iſt. Darüber haben auch wir ſelbſt verſchiedene Anſichten; da wir die Perſonen, die mit dem Dichter in Berührung kamen, in ihrem ganzen Verkehr, vom Anfang bis zum Ende, ſchildern wollten, was ja wohl auch vom biographiſchen Standpunkte aus berechtigt erſcheint, ſo druckten wir natürlich auch z. B. Neujahrswünſche ab, die nur aus einigen Proſaworten beſtehen. Auch kleine Züge gehören zum Charakter eines Menſchen. — Einem gelehrten Recenſenten ſind, mit höchſt geringen Ausnahmen, die Adreſſaten allzu kleine Leute! Was läſst ſich auf einen ſolchen Aufwand von Gelehrſamkeit erwidern? — Wie wir ſchon einmal berichteten, liegt nichts vor, was die Veröffentlichung von Briefen Hamerlings verbieten würde. Wir haben in den „Perſönlichen Erinnerungen“ Roſeggers zu dieſem Punkte noch etwas gefunden; Hamerling ſagte nämlich einmal: „Die Privatbriefe ſind unſere beſten Lebenszeugen. Niemandem glaubt man ſo gerne, ſei es Dichtung oder Memoiren oder Tagebuchnotiz, als den Privatbriefen. Solche können nach unſerem Tode zum Ankläger, aber auch zum Vertheidiger werden.“ — Von den uns bisher bekannt gewordenen Kritiken befaſste ſich diejenige Paul von Schönthans (Neues Wiener Tagblatt, 24. December 1890) wohl am eingehendſten mit den Briefen Hamerlings und der Verfaſſer gelangte deshalb auch zu einem Ergebnis, das ſich an des Poeten Ausſpruch über Privatbriefe anſchließen läſst: „So wird das Liebenswürdige, Gütige und Rechtſchaffene in dem Weſen unſeres Dichters durch dieſe Documente ins rechte Licht gerückt und man lernt ihn erſt recht kennen und würdigen, wenn man, neben den in ſeiner Grazer Dichterſtube entſtandenen Werken, einen Blick in ſein perſönliches, beladenes und von Mühſal begleitetes Leben gethan hat."

Aber auch allerlei anderes wurde von uns erwartet, glücklicherweiſe können wir uns auch mit allerlei rechtfertigen; man ſollte nicht verkennen, welche Schwierigkeiten ſich der Zuſammentragung einer ſo verſtreuten, zum Theil ſogar völlig verſchollenen Correſpondenz wie derjenigen Hamerlings entgegenſtellen, bei der in den meiſten Fällen ſelbſt die wichtigſten Anhaltspunkte für das Auffinden fehlen; die Aufrufe ſeitens der Verlagshandlung um Überlaſſung von Briefen lieferten drei Schriftſtücke. Angeſichts des hier verſammelten Materials, das vor kurzer Zeit noch unbekannt war, wohl etwas wenig. — Alſo: Es iſt uns bekannt, daſs ſich in den Papieren Karl Egon Ritter von Eberts Briefe Hamerlings befinden; wir haben uns darum ſelbſtverſtändlich beworben, allein Dr. Alfred Klaar, derzeit in Berlin, iſt teſtamentariſch zur Verwertung des Ebert'ſchen Nachlaſſes berufen worden und gedenkt auch die Briefe Hamerlings demnächſt zu verwerten. — Weiters beſitzen größere Sammlungen Hamerling'ſcher Briefe der kaiſ. Conſul a. D. Dr. Eduard Grieſebach in Berlin-Charlottenburg, Univerſitätsprofeſſor Dr. Fritz Pichler in Graz und Levin Ludwig Schücking, der Enkel des Schriftſtellers, in Göttingen. Alle drei Männer beabſichtigen die Briefe ſelbſt herauszugeben. — Dr. Eugen Guglia in Wien hat die in ſeinem Beſitze befindlichen Hamerlingbriefe in der Neuen Freien Preſſe, Abendblatt vom 2. Auguſt 1889, bereits veröffentlicht. — Univerſitätsprofeſſor Dr. Laurenz Müllner in Wien ſtand ebenfalls mit dem Dichter in Verkehr, allein ſeine umfangreiche Correſpondenz iſt noch nicht geordnet; übrigens bemerkte derſelbe, daſs Hamerlings erſter Brief an ihn, der des Dichters Zuſtimmung zu Müllners Kritik der „Aſpaſia" ausdrückte, in Verluſt gerieth. — Dr. Wilhelm Fiſcher vom Joaneum in Graz verkehrte viel mit dem Dichter und beſaß einige Correſpondenz-Karten „mit gewohnlichen Mittheilungen,“ die aber nicht auffindbar waren; auch Hofrath Univerſitätsprofeſſor Dr. Alois Riehl, dz. in Halle a. S., verkehrte in Graz mit Hamerling und beſitzt einige kurze, uns unzugänglich gebliebene Schreiben, „die ſich auf private Angelegenheiten beziehen und nichts Charakteriſtiſches enthalten.“ — Fräulein Lina Vagt in Wismar verfügt, wie wir vermuthen dürfen, über eine größere Anzahl Hamerlingbriefe. Sie theilte uns im Jahre 1900 u. a. über dieſe Briefe mit: „Vor allem ſind ſie zu ſubjectiv; es muſs eine Darſtellung unſerer Beziehungen gegeben werden, um ſie zu erklären. Wir verkehrten wie gute Kameraden miteinander. Indem ich die Briefe zuſammenſuchte, fand ich, daſs ſie das Veröffentlichen wohl wert wären. Ich möchte ſelbſt einen Verſuch machen. Es iſt aber gar keine Schwärmerei, keine ‚mondbeglänzte Zauberwelt‘ darin. Er ärgerte ſich ziemlich viel über mich.“ — Auch in Ausſicht geſtellt wurde uns manches, ohne daſs die Verſprechen bis zur Stunde eingelöst worden wären: Frau Ada Chriſten, die allerdings durch ihren leidenden Zuſtand und ſchließlich durch den eingetretenen Tod entſchuldigt werden muſs, verſprach Nachſchau zu halten und berechtigte uns zu Hoffnungen für unſere Arbeit. Der dramatiſche Schriftſteller Karl Coſta, der von Hamerling in ſeinen „Stationen“ ausnehmend berückſichtigt wird, wollte ſchon im Jahre 1899 ſeine Erinnerungen an den Epiker zu Papier bringen; ob er Briefe beſitzt, ließ ſich nicht ermitteln. Karl Fiſselthaler, Poſtmeiſter in Schrems, der Briefe beſitzt, wollte gleichfalls unſere Wünſche erfüllen und bat uns auf einer Anſichtskarte um Geduld; dieſe Karte enthält nämlich das Porträt des alten Hamerling in Lichtdruck und die vier Verſe des bekannten Telegramms: „Bruderkuß, Euch Landsgenoſſen ꝛc.“ Ludwig Germonik in Wien hat bei ſeiner wiederholten Durchreiſe in Graz mit dem Dichter verkehrt und beſitzt angeblich einige Briefe. Chefredacteur Erasmus Kleinert von der Grazer Morgenpoſt und deſſen Gemahlin, die als Sophie von Khuenburg bekannte Schriftſtellerin, hatten Hamerling und Roſegger bei ihrer Trauung zu Beiſtänden und beſitzen auch von dem erſteren angeblich eine großere Anzahl Briefe; ein Freund unſeres Unternehmens berichtete uns, daſs Kleinert geneigt ſei, uns die Briefe zu überlaſſen, was bis heute aber nicht verwirklicht wurde. Kaiſ. Rath Dr. Anton Schloſſar von der Univerſitätsbibliothek in Graz wollte uns einige Briefe Hamerlings an Fauſt Pachler überlaſſen. Weiters iſt der Chefredacteur der Wiener Zeitung Regierungsrath Oscar Teuber zu nennen, der den Dichter perſönlich kannte und auch Briefe beſitzen ſoll; in dem Hauſe, wo Hamerling wohnte (damals Realſchulgaſſe in Graz), domicilierte auch Teubers Braut, ein Umſtand, der Hamerling zu heiteren Bemerkungen Anlaſs bot; Teuber iſt während des Druckes dieſer Publication plötzlich geſtorben. Auch der Schriftſteller Thomas Schlegel wollte uns ſeine Briefe überlaſſen. — Der Schriftſteller Leander Merz in Wien beſitzt einen Brief Hamerlings aus Graz, 17. September 1874, und enthält eine Beurtheilung der Leiſtungen Merz' und den Verweis auf das humoriſtiſche Gebiet, was der Schriftſteller angeblich befolgt hat. — Über verſchollene Correſpondenzen können wir gleichfalls etwas berichten. So iſt dem k. k. Truchſeſs Victor Maria Edlen von Milborn nicht bekannt, wo ſich die Briefe an ſeine hochherzige Mutter befinden. Auch der Brief an Dr. Schlüter in Münſter iſt verſchollen. Ein völliges Räthſel bietet die Stelle der „Stationen“ (S. 424), welche ſich auf Alfred Stroß in Wien bezieht, „einen jungen Componiſten, welcher die Claviermuſik mit Stücken von feſſelnder Schönheit und Originalität bereicherte;“ kein Handbuch, kein Fachmuſiker und kein Kritiker unſerer Bekanntſchaft konnte uns Auskunft geben. Unbekannt iſt endlich der Aufenthalt des Nachlaſſes der Schriftſteller Fedor Wehl und Ernſt Wechsler, die mit Hamerling in regerem Verkehr ſtanden. — Der Componiſt und bekannte Clavierpädagog Hans Schmitt beſaß ein Dankſchreiben Hamerlings; Schmitt componierte aus Sinnen und Minnen die Gedichte „Im Schloſshof“ und „Verlorene Liebe“ (enthalten in Opus 26 und 28), welche er dem Dichter ſeinerzeit übermittelte; Hamerling ſandte ſofort ſeine Photographie und einen Brief, in welchem er ſeine Freude darüber ausſprach, daſs ſeine Dichtungen ſich in Schmitts Gewande ſo ſchön ausnehmen. — Die Briefe des ſteiermärkiſchen Liedercomponiſten Jakob Eduard Schmölzer hat bereits Dr. Heinrich Waſtian in Graz verwertet. — Angeblich ſollen ſich im Nachlaſſe Anaſtaſius Gruns Briefe Hamerlings befinden. Wir haben uns vor längerer Zeit an den Senat der Univerſität Graz, der darüber zu verfügen hat, gewendet, blieben aber ohne Nachricht. Ebenſo blieben unbeantwortet unſere Anfragen bei M. E. delle Grazie; bei Landesgerichtsrath Dr. Arthur von Holland, der mit Hamerling perſönlich bekannt geweſen ſein ſoll und die Grabrede hielt; bei dem penſionierten Gymnaſialdirector und Schulrath in Linz Jakob La Roche, der ein College Hamerlings in Trieſt war; bei Regierungsrath Heinrich Wien; bei Edith Baronin Krieg geb. Gräfin Salburg-Falkenſtein in Graz, die manches über Hamerling wiſſen ſoll. Dasſelbe wurde vom Cuſtos am Grazer Joanneum Guſtav Budinsky behauptet; ein Freund wollte Näheres eruieren, allein es blieb bei der guten Abſicht. Ähnlich verhält es ſich mit einer Anfrage, welche die Berührung des Dichters mit den Gräfinnen Meraviglia Crivelli betrifft. Ein

Brief an Fräulein Eliſe Pruſſe in Burg St. Edmonds in England, mit welcher Hamerling in Correſpondenz ſtand, kam mit dem Vermerk „Not Known“ zurück. — Ferner wurde uns noch Generalmajor i. P. Auſpitz genannt, der als einſtiger Schüler viel von Hamerling zu erzählen weiß, und der verſtorbene Dr. Kaltenleitner von der Hofbibliothek, der etwas beſeſſen haben ſoll. Im erſteren Falle fehlte es an der Adreſſe, im letzteren erhielten wir von befreundeter Seite eine gegentheilige Auskunft. — Zum Schluſſe ſei endlich des in Wien domicilierenden Handelsmannes Edmund Goldſtein gedacht, der als ein Freund der Literatur, Hamerling eines Tages in Graz aufſuchte, von dem Dichter freundlich empfangen wurde und, wie uns berichtet wurde, deſſen Photographie mit Namenszug erhielt.

Verbindlichſten Dank haben wir wieder Gymnaſialprofeſſor Dr. Michael Maria Rabenlechner zu ſagen, der ſich neuerdings entſchloſs, eine Correctur mitzuleſen.

Wien, 1. Juli 1901.

Joſef Böck Gnadenau.

Regiſter.

Die römiſchen Ziffern bedeuten den 1., 2., 3. und 4. Theil der „Ungedruckten Briefe von Robert Hamerling.“ Die arabiſchen Ziffern geben die Seitenzahlen an.

Abälard IV 113.
Abgeſchiedenheit IV 284.
Abgeſchloſſenheit III 255.
Abſonderung IV 232.
Ahasver I 42 43 55 69 82 90 II 9 38 42 57 60 65 76 81 82 84 88 91 97 III 25 30 33 67 68 69 93 94 95 96 97 98 99 113 135 137 138 144 148 154 162 173 177 178 179 180 181 189 245 263 269 285 301 326 339 351 364 366 368 IV 8 35 36 37 38 39 41 45 47 48 50 54 58 59 70 80 82 95 112 113 115 121 125 131 150 152 154 156 160 165 166 171 177 180 206 207 209 213 216 220 229 230 231 232 241 258 300 324 349 371 380 381 382 388 391 393 401.
Actaea IV 36 152 194 195.
Adelung Joh. Chriſt. III 379.
Admont I 32 III 13 46 57 58.
Adria II 43 44.
Aeliani historia I 65.
Aeschynis Orationes I 65.
Agrippina III 366 368 IV 36 37 151 181.
Aicheran, Ritter III 14.
Aigner J. 97, IV 145.
Alba IV 215.
Albertina III 277.
Aleardi Aleardo III 74 82 83.
Algersdorf III 376.
Allgemeine Bibliographie I 65.
Allgem. Kunſtchronik I 81 82 III 197 240 325 364 IV 294 295.
Allgem. Literaturzeitung II 68 IV 167.
Allgem. National Bibliothek III 11 IV 105.
Allgem. Penſionsanſtalt deutſcher Journaliſten und Schriftſteller München III 10 11.
Allgem. Zeitung München III 278 IV 39 329.
Allram Joſef III 351 353 IV 341 352 386 401.
Alltagsmenſch I 14 16.
Almwart Ernſt II 8.
Alpen IV 87 287
Alpenblätter III 96.
Alpenländiſche Poeten II 8.
Alt Vellau IV 383.
Alterthum IV 275.
Amaranth I 18 19 23.
Ammer Theod. v. d. IV 94 95.
Amor und Pſyche III 155 194 240 241 248 249 263 326

328 329 IV 136 276 277 278 279 291 385 388 393.
Amſter III 76 IV 270.
Anakreon I 14 16.
An der ſchönen blauen Donau Zeitſchr. III 277 278.
André IV 254.
Andrea Antonie IV 109.
Andriß III 51.
Anerkennung IV 322.
Anfeindung II 71.
Anger Kapellmeiſter IV 102.
Ängſtlichkeit IV 112 228.
Anmuth I 14.
Anthropomorphismus IV 393.
Antigone III 295 297 IV 19.
Antike Formen IV 94.
Antiker Geiſt I 85.
Antinomie IV 261.
Antonini Commentarii I 65.
Anzengruber Ludwig III 340 365 IV 314 346 403.
Aphorismen III 5 62 63 64 65 150 236 IV 13 351 387.
Aphrodite IV 259.
Apollo I 11 12 IV 131 210 259.
Apoſtel des Schönen IV 344.
Arbeit III 200 231 237 246.
Arbeitergeſangvereine III 383.
Arbeiterſtand IV 287.
Arbeiter Thomas III 311 318.
Arbeiter-Zeitung III 383.
Aretino III 76.
Ariſtophanes IV 182.
Ärzte I 13 III 286 IV 333.
Aſcher Anton IV 189.
Aeſchylus IV 320 378.
Aſpaſia I 55 58 II 72 III 53 112 155 186 187 189 190 191 192 221 226 228 266 329 331 335 336 339 364 IV 70 90 98 117 120 138 169 192 196 198 231 351 383 388 392 408.
Aſpaſia, Sonett I 15 16.
Äſthetik I 64.
Äſthetik des Häßlichen I 65.
Aeſthetiſche Rundſchau IV 154.
Atomiſtik des Willens III 185 186 193 194 235 237 240 252 253 268 281 360 IV 273 294 295 299 301 302 304 306 388.
Äußere Erſcheinung Hgs. II 9 10 III 180 358 IV 241.
Athen IV 98.
Athenaei opera I 65.
Athen an der Mur II 8.
Atom IV 304.
Auerbach Berthold III 370 IV 315 403.
Aufbahrung IV 335 395.
Auf der Höhe, Zeitſchr. IV 78 102 103 104 106 107 109 122.
Aufdringlichkeit IV 58.
Auffarth Anna IV 112 113.
Aufrichtigkeit IV 154.
Auguſtiner-Schlößchen I 12.
Auſpitz IV 112.
Autographe III 149 156 205 IV 160 229 244 292 315 392 395 399 400 404.

Bacchen I 16.
Bach Joh. Sebaſt. III 223 230.
Bach C. III 227.
Banke Dr. III 210.
Barbarelli Giorgio IV 178.
Barbaroſſa III 120.
Barkany Marie III 296 299.
Baſini G. IV 381.
Bäuerles Theaterzeitung III 66 74.
Bauernfeld Ed. v. III 337 338 365 IV 346.
Baumbach Rudolf III 156 293 294 IV 314 346 404.

Bauſe Victor IV 52.
Bayard III 71.
Bayreuth IV 270.
Bayriſche Zeitg. IV 37.
Bazzani Aleſſandro III 113 IV 381.
Beamten Zeitung I 89.
Beatrice IV 113.
Beck Friedrich IV 391.
Beck Karl IV 74.
Beck'ſche Hof- und Univerſitätsbuchhandlung I 20 21 61 II 86 III 178.
Beer Rudolf IV 400.
Beethoven III 129 308 IV 20.
Begräbnis III 322.
Bei Ambros IV 326.
Beileid I 63 III 357.
Beileidsdepeſchen IV 333.
Beläſtigung IV 58.
Belcredi Rich. Graf I 39 IV 78.
Belletriſtiſche Blätter IV 78.
Belmonte Dr. III 365.
Belvedere Wien IV 186.
Bendel III 198.
Bératon Ferry III 361 IV 391.
Berger Ferdinand IV 329.
Bergfeld III 58.
Berghaus Heinrich III 167 168.
Beriberi IV 161.
Berlepſch M. Goswina von III 340 365.
Berlin III 366 IV 73 293 316 383.
Berliner III 184.
Berliner Tagblatt III 189 IV 138, 292, 386.
Bernhardy Gottfried I 10 11.
Berthold P. I 92.
Beruf II 77 III 41 93 131 IV 5.
Berühmtheiten III 107.
Beſcheidenheit III 90 IV 271 321
Betta Ferdinando de III 113, IV 381, 382.
Bettelei I 41.
Bettelheim Ant. III 113 IV 381.
Beurlen IV 19.
Beyer Max IV 326.
Bewußtſeinsformen IV 302.
Bibel IV 256.
Bibliographie IV 376.
Bibliographiſches IV 376 401.
Bibliographiſches Inſtitut IV 17, 18, 282, 392.
Bibliothek der Stadt Wien IV 265 269.
Bibliothek Hgs. II 86 IV 241.
Bildhauer (Brandſtetter, Denkmale).
Bienert Ant. IV 403.
Bier III 318.
Bindtner Joſef III 111 282.
Biographiſches I 84 III 21 23 24 26 315 363 IV 73 138 313 314 315 (ſ. a. Bibliographie).
Bismarck I 54 III 256 257.
Biaurite IV 284.
Blätter aus Krain II 17 20 23 30 IV 7 9 12 13 15 17 19 21 23 24 25 26 27 28 31 34.
Blätter f. literar. Unterhaltung II 69 IV 38 72 177.
Blätter im Winde I 88 II 16 III 13 37 107 195 197 212 223 241 256 262 265 270 286 287 300 301 302 303 337 348 353 367 372 383 IV 15 33 34 44 43 49 59 163 178 207 238 254 273 276 279 379 387 388 390 403.
Blumenjahr in Bild und Lied II 71 75 III 76 IV 279 385.
Blumenthal Oskar III 186 189 IV 392.
Bock Gnadenau Joſef I 8 II 6 87 92 III 12 IV 372 412.
Bock Rudolf III 12 IV 198 204.
Bodenbergweiſe IV 137.
Bodenſtedt III 69.

Boſſe van Henskroeck W. A. M. IV 385.
Bogdanow IV 85.
Bogensberger III 15.
Boguslawski von III 167.
Bohemia IV 7 257 258 259 262 268 275 285.
Böhme Jakob IV 304.
Böhm J. II 95.
Bohrmann III 76.
Bolgiani IV 88.
Bonn Hermann I 12 13 21 24 26 27 28 29 91 II 96 III 52.
Böotiern I 16.
Borchienne C. IV 384.
Bornmüller Franz IV 390 392.
Böſendorfer'ſches Journal III 221.
Botanik III 287, 288.
Bote und Bock III 291.
Bowitſch L. III 71.
Bradatſchka (Bradacka) Franz I 21 22.
Brahms IV 211.
Braidotti IV 319.
Brandſtetter Hans III 290 296 324 313 323 364 365 IV 220 281 320 311 317 318 390 391.
Bräſig III 166.
Braumüller Wilh. IV 397.
Braun Adolf Freiherr v. IV 15.
Braunſchweig III 302.
Brava Franz Max IV 254.
Breden Chriſtiane III 157.
Brehmer IV 285.
Breidt Joh. Evang. u. C. IV. 352.
Breitenſtein Max IV 390.
Breitkopf u. Härtel III 292 296 299.
Breitner Ant. III 112 319 325 IV 313, 400 401.
Bremer Sonntagsblatt IV 11.
Bremer Zeitung IV 15.
Briefpapierprägung I 40 II 69.
Briefſchreiben I 23 35 II 36 49 54 56 70 III 81 140 141 168 247 250 252 255 272 274 IV 116 125 126 133 151 161 165 168 169 179 192 199 227 268.
Briefe über I 5 III 56 IV 107.
Briefwechſel II 37.
Brockhaus F. A. II 69 III 81 IV 11.
Brockmann I 76.
Bruch Geniemajor IV 213.
Bruch-Sinn Carla (Karoline) III 383 IV 213 253 375.
Bruck Miniſter III 111.
Bruckner Anton I 23 24 III 33.
Bruckner Anton (Symphoniker) IV 211.
Bruckner Bruno III 102 340 IV 399.
Bruhn Harald III 165.
Brümmer III 78 100 118 159 323 329 371 IV 68 78 95 124 129 212 217 243 293 352.
Brünner Morgenpoſt III 109 110.
Brünner Zeitung III 110.
Brutus IV 211.
Buch ein II 46.
Bücherausleihen II 52.
Bucher Bruno IV 165.
Buchhändler II 48 52 IV 73.
Buchhändlerbörſeblatt III 98.
Buchhändlerconto I 65 66.
Büchmann III 101.
Buchſtabe der II 16.
Budapeſt IV 102.
Budinsky Guſtav IV 111.
Budweis III 102.
Bulawa Erneſt I 60.
Büſten Hgo. IV 315.
Byron III 75 174 IV 114 293.

Cabarrus IV 221.
Candutti Silvio III 71.
Cantu III 85.
Capellmann Alois I 31 33 III 377.
Carinthia II 7 8 21 22 24 28 35 38 41 42 50 51 52 53 60 69 IV 7 26 31 38 39 41 42 45 72 131 135.
Carlopago ſ. Ziegler.
Carneri Bartholom. v. IV 316.
Carrière Moriz II 37 39 III 93 IV 39.
Carrouſſel in Wien III 119.
Cäſar IV 214.
Caſper Ferd. III 211.
Caſſeler Sonntagsblatt IV 11.
Catilina IV 213.
Catull II 61.
Cerri Cajetan II 30 31 41 III 73 90 200 IV 11 331.
Cerri Charlotte III 79.
Cervantes I 30.
Charis I 14 15.
Charitinnen I 13.
Cholera I 38 III 27 28.
Chopin III 199 280 308.
Chremisa III 313.
Chriſten IV 238 339 393.
Chriſten Ada III 157 158 365 IV 102.
Chriſtenthum III 135 136 137 138 378 IV 59.
Chriſtus III 97 257 IV 116 193 194 231.
Cicigon Jakob I 17 18 22 III 41 44 47.
Cilli III 102 IV 328.
Citate I 13 14 15 23 24 41 II 30 33 III 53 102 104 105 252 IV 83 131 278.
Clavierſpiel III 199 210 224 226 228 245 250 277 279 280 308 360 IV 119 336.
Cohn Albert IV 205.
Collatinus IV 214.
Collegen I 86 III 32 92 94 106 136 IV 411.
Commersbuch IV 380.
Comotovia Zeitſchr. I 75 77 78 79 IV 216.
Concordia Schriftſtellerverein Graz III 31 IV 19 334 366 344.
Concordia Schriftſtellerverein Prag IV 333 334.
Concordia Journaliſten- und Schriftſtellerverein Wien III 101 148 149 150 IV 333 334.
Conſtantinopel IV 58 59.
Conſtitut. Vorſtadt-Zeitg. IV 7.
Coriolan IV 214.
Correcturbeſorgung IV 208.
Correggio IV 257 258.
Corriere italiano Graz III 74.
Coſta III 86.
Coſta Karl II 97 IV 100.
Cotta IV 100.
Couliſſenreißerei III 150.
Conradin III 79.
Cröſus IV 210.
Czartoryski Georg Fürſt III 278.
Czechen IV 298 299.
Czechiſche Literatur II 32.
Czedik Alois Freih. v. III 111.
Czeke'ſche Zeitſchrift IV 156.
Czermak'ſche Buchhandl. III 235.

Daberkow E. IV 101, Theodor IV 105.
Dahn Felix IV 311 316 401.
Dall' Ongaro III 75.
Dannhauer IV 117.
Dante III 80 90 336 IV 58 90 113 386.
Danton und Robespierre III 33 126 127 128 129 132 133 155 161 173 291 IV 75 88 131 181 182 183 185 186 187 213 214 215 216

219 221 222 223 228 231 282 283 288.
Das deutſche Muſeum Zeitſchr. III 86 97.
Das reine Rathſelſpinne IV 97.
Das geiſtige Wien I 66 75 76 82 II 15 III 78 91 119 223 282.
Das goldene Buch der Muſik III 175 221 IV 128.
Debrois van Bruyck Karl III 189 223 282 IV 201 202 250 251.
Debrois van Bruyck Vater III 263 272 273.
Debatte Zeitſchr. IV 163 164 167 170 291.
Deklamation III 123 124 130 298 IV 62 386.
Definitive Anſtellung Hgs. I 32.
Defregger III 331.
Degenermatis III 84.
Deinhardſtein L. F. I 16 II 11 IV 187.
Deinhardſtein Melanie v. (Foglar) I 16 18 IV 187.
Deinhardſtein Pauline v. (Meiſl) I 16 18 IV 187.
Deinhardſtein an die Fräulein I 57.
Dekret I 55 63 IV 328 329.
Demokrit III 319.
Denkmale I 68 II 86 89 III 86 157 307 IV 231 235 242 280 281 282 311 316 322 326 319.
Der Dachſtein Zeitſchr. III 108 109.
Derſchatta Julius von IV 316.
Deſchan Ludw. Edler v. Hannſen I 82 83.
Deſchmann Karl III 12.
Deutſche II 63 82 III 103 155 IV 20 30 50 106 135 136 149 290 319 321 331 345 346.
Deutſche Blätter i. Leipzig III 68.
Deutſches Dichterbuch a. Öſterr. IV 267 272 273.
Deutſches Dichterbuch aus Schwaben II 53 IV 321.
Deutſcher Dichtergarten III 116.
Deutſche Dichterhalle III 69 186.
Deutſches Dichterheim III 69.
Deutſche Dichtung III 179 265 266 IV 13 14 80 201 202 204 238 329 336 356.
Deutſcher Familienkal. IV 103.
Deutſche Flotte IV 16 177 178.
Deutſche Frauenztg. III 355 396.
Deutſcher Geiſt IV 10 306.
Deutſche Kunſt in Bild u. Lied II 52.
Deutſche Kunſt u. Muſikzeitung IV 129 255.
Deutſchland I 38 II 22 39 42 43 51 63 82 III 45 79 80 88 89 102 103 120 143 153 190 395 IV 91 133 137 211 218 322 345.
Deutſchland Zeitſchr. IV 386.
Deutſche Literatur III 107 150 153 154.
Deutſcher Literat. Kal. III 171.
Deutſche Lyriker (Sammlung) III 76.
Deutſche Monatsblätter I 71.
Deutſches Muſeum Zeitſchr. I 36 IV 10 21.
Deutſch öſterr. Leſeverein III 76.
Deutſch Öſterreichiſche Revue IV 73 156.
Deutſcher Poet I 43 III 367.
Deutſche Revue III 111 129 151 171 176 189 213 326 336 329 IV 36 58 236 311 376 385 399 400 403.
Deutſch. Schriftſtellerverein Graz III 358.
Deutſcher Schulverein IV 334.
Deutſche Sprache IV 386.

Deutſche Studenten in Prag IV 333, 334.
Deutſches Theater in Prag IV 391.
Deutſche Tricolore IV 328.
Deutſches Volksblatt IV 335 391.
Deutſche Worte III 76 IV 390.
Deutſche Zeitung Berlin III 216.
Deutſche Zeitung Wien I 51 III 265 IV 7 135 201 202 204 217 314 315 391 398 399 402 403.
Deventer J. C. van IV 384.
Dichterhalle IV 245.
Dichterbuch aus Öſterreich II 10 11 52 III 80 82 IV 28 71 72 160 380.
Dichterexiſtenz IV 285.
Dichteriſche Begabung III 40 44 50 IV 5.
Dichteriſches Schaffen II 57 65 72 73 III 38 IV 42 127 171 172 232.
Dichternerven IV 113.
Dichterprofile v. Strodtmann III 341.
Dichterſtimmen aus Öſterreich I 78 III 108 109 112 113.
Dichterſtimmen aus Öſterreich-Ungarn IV 246.
Dichter u. Componiſt III 225.
Didascalia IV 11 81.
Dienſthuber IV 143.
Dietrich A. IV 381 383.
Dietrichs Hermann IV 382 384.
Dindorf I 65.
Dingelſtedt I 54 III 7 382.
Diogenes II 31.
Dionyſos (Bacchus) I 13 15.
Dioskuren I 66 89 III 33 35 75 77 82 89 90 106 107.
Die öſterr.-ung. Monarchie in Wort und Bild II 7 15 87 III 118 150 152 153 154 157 IV 326.
Discretion III 262.
Discuſſion m. Hg. III 101 IV 112.
Divara IV 173 174 265.
Dobernig Joſef Wolfgang III 365 369.
Doblinger Ludwig III 176.
Dolce Lodovico III 76.
Dombrowski Raoul v. IV 111 114.
Donauzeitung IV 72.
Douch[illegible]er Fritz III 118.
Doppler Adolf IV 232 236.
Dramatiſche Pläne IV 83 319.
Dramen Hgs. IV 326.
Drbal Mathias Amos III 137 138.
Dreger Julius III 114.
Dreger Karl III 60 61 104 105 111 115 IV 19 21.
Dresdner Abendzeitung IV 11.
Dresdner Kunſt u. Theaterzeitung III 285.
Droſſel IV 173.
Droſte-Hülshoff Annette v. III 161 323.
Druckfehler II 50.
Druckfehler-Berichtigung II 98 III 384 IV 401.
Dühring E. III 186.
Dulin L. IV 312.
Dunajew Wanda v. IV 403.
Dürrnberger Michael III 135.
Düſſeldorfer Künſtleralbum II 52 IV 36.
Dſchamie Beharistan IV 377.
Dſchelal-ed din Rumi I 29, 30.

Ebers Georg III 370 IV 314 315 401 403.
Ebert Karl Egon Ritt. v. IV 35 41 408.
Ebner-Eſchenbach III 365.

Edelweiß Zeitſchrift I 71 72.
Egerbote I 75.
Egger Alois Ritter von Möllwald III 43 117.
Egmont IV 213.
Egoiſt III 231 262 IV 179.
Ehe III 229 IV 86 87 127 156.
Ehlen Ottilie IV 255 291.
Ehlen Otto IV 256.
Ehrenfeld III 76.
Ehrgeiz III 266.
Ehrung III 347.
Eiferſucht I 56 IV 120 178.
Einkommen Hgo. II 83.
Einſpinner Joſef IV 348.
Eiſenberg Frau M. III 65 73.
Eiſenmenger Aug. IV 146.
Eitelberger III 75.
Eitelkeit III 265 266 267 IV 116 263 204.
Elend der Welt IV 95.
Eliſabeth Kaiſerin IV 117.
Eliſabeth-Volksſchule Graz III 311 312 318.
Eißler Fanny III 75.
Eltern I 56 57 59 61 67 II 9 71 97 III 76 86 258 IV 75 192 321 322 323 324 325 326 327.
Emancipation IV 86 275.
Empfindlichkeit III 42 267 276 IV 11 116 136 156.
Ems Dr. III 349.
Enclaar W. F. P. IV 384.
Energie IV 94.
Engel Graf III 135.
Engelmann IV 255.
Engel Moriz III 62.
Enk von der Burg Karl I 23 24.
Enk von der Burg Michael Leopold I 23.
Entwicklungstheorie des Seins IV 301.
Eos IV 259.
Epiktet III 347 348.
Erben Hgo. III 6 IV 313.
Erdbeben IV 286 287.
Erfolge II 70 III 28 107 IV 56 172.
Erkenntnis des Seins IV 305.
Erkenntnistheorie IV 301.
Erler III 176.
Erneſti I 23.
Ernſt von Sachſen Coburg-Gotha IV 341.
Erſte poetiſche Verſuche II 87 IV 388.
Erſter allg. Beamtenverein I 86 III 32 33 75 107.
Etymologiſches III 379 380 (ſ. a. Namensſchreibung).
Europa II 63 III 89.
Europa Zeitſchr. II 69 III 68 122 IV 21 28 31 72.
Eutychia oder die Wege zur Glückſeligkeit IV 388.
Exiſtenz II 70 III 101.
Exner Franz I 12.

Fabian III 366.
Faelberg Rafael IV 349.
Falke Freih. v. Lilienſtein III 75.
Falkenſtein IV 346.
Familienbuch des öſt. Lloyd II 50 III 60 61 IV 17, 23 140 389.
Familienglück III 258.
Fanny (ſ. Schreiber).
Faſanotto G. B. IV 382.
Faſſung IV 183.
Faſtenrath Johannes III 26
Faulheit I 23.
Fauſt I 14 16 II 52 III 16 18 IV 36 46 266.
Fauſtina IV 273.
Fauſt Jahrbuch IV 129.
Feill Dr. IV 325.
Fels Erich IV 296 298 308.
Fercher von Steinwand I 76

77 II 8 14 15 16 17 20 23 25 28 29 36 38 39 41 43 47 49 50 55 57 58 59 64 65 66 67 III 77 78 100 115 118 189 IV 134 157 247 251 351 353.
Ferdinand Max Erzherzog III 71 72 IV 66.
Feßler G. I 68.
Feuchtersleben IV 394.
Feuilleton das moderne IV 123.
Feydeau IV 125.
Fichte III 182.
Ficker Adolf III 48 50 55 56.
Ficker Franz III 48.
Ficker Heinrich I 16 17 18 22 28 39 41 43 44 53 54.
Ficker Marie III 44 47 50 51 53 55.
Fickers Familie III 53 54 56.
Fiedler Walther IV 53.
Fiegl Joſef III 106.
Firduſi IV 178.
Fiſcher Ant. Ritter v. Ankern IV 322, Wilh. IV 340.
Fiſcher-Cörlin E. A. IV 384 385.
Fiſcher Karol. und Ferd. III 372.
Fiſcher Schulrath III 52.
Fiſcher Wilhelm IV 409.
Fiſelthaler Karl II 89 III 343 IV 281 338 339 340 409.
Flammarion Cam. III 373 IV 57.
Fliegende Blätter München III 282 IV 374.
Florenz III 84 IV 84 87.
Floridsdorf IV 253.
Foglár Emma IV 146 (ſ. a. George-Mayer).
Foglár Ingenieur IV 160.
Foglár Ludwig III 228 230 231 233 253 IV 146 160 165 170 176 187 189 190 192 201 202 204 394.
Form dichteriſche IV 174.
Foerſter A. I 83.
Förſter Auguſt IV 346.
Frankfurt a. M. IV 19.
Frankfurter Converſ. Bl. IV 11.
Frankfurter Parlam. IV 46 118.
Frankl Ritter von Hochwart Bruno I 7.
Frankl Ritter von Hochwart Ludwig Auguſt I 7 IV 111.
Frankreich III 45 IV 234.
Franz Kaiſer IV 54 318.
Franz Joſef d. E. I 37 38 41 42 II 79 III 9 10 IV 54 267 318 352.
Franzoſen IV 78 247.
Franzos Karl Emil IV 80 207 244 238 272 329 336 395.
Frauen I 19 II 14 26 III 110 140 142 145 182 IV 86 96 111 112 113 115 118 144 187 243 244 252 253 288 330 331 332 386 387.
Frauenblätter IV 249 250.
Frayſſinous Dionyſius III 378.
Freie Liebe IV 92.
Freie Stimmen Zeitſchr. III 365 378.
Freie Typographia III 383.
Freiexemplare IV 165.
Freiheit II 89 III 163 IV 327 328.
Freiligrath Ferd. II 10 III 117 161 174 372.
Freiſchütz Zeitſchr. IV 206.
Fremdenbeſuche IV 298.
Fremdenblatt Hambg. IV 206.
Fremdenblatt Wien III 78 382 IV 244 344 344.
Fremdſprachliche Ausdrücke (ſ. a. Citate) II 23 24 36 64 65 75 III 37 54 99 101 144 172 234 252 277 278 283 IV 9 45 64 183 184 197 282.

Frenzel III 93.
Frey Sylveſter IV 217 218.
Freytag Guſtav III 69 167.
Friede IV 40.
Friedrich Wilhelm Buchhändler IV 263 308 309.
Fröbel IV 275.
Frommes Kalender f. d. muſikaliſche Welt III 223 312.
Fuchswirth IV 84 234 347.
Fünfhaus III 382.
Fürſprecher Hg. als I 59 60 79 III 217 IV 224 226 227 228 230 309.
Fürnkranz Heinrich IV 339.
Fürſtenberg Leontine Fürſtin v. IV 13 14.
Fürſtenwarte (bei Graz) I 22.

Gabrielenthal IV 212.
Gade III 174.
Gallmeyer Joſefine IV 393.
Gambrinus III 348.
Gartenlaube III 92 256.
Gartenlaube öſterr. I 71 72 III 68 108 112 113 IV 82 135 158 159.
Gautſch Freih. v. III 379.
Gawalowski IV 380.
Geburtshaus I. 66 67 68 92 II 84 85 IV 322 342 344 391 392 394 398 400.
Geburtsjahr III 178 345 IV 392.
Geburtsort IV 339 344.
Geburtstag II 66 III 37 38 218 272 303 306 320 338 339 355 364 IV 181 258 259 312 395 396 402.
Gedanke IV 303.
Gedankenmoden III 236.
Gedichte an Hg. od. ihn betreff. I 7 III 82 89 90 135 136 162 208 229 306 307 381 383 IV 75 76 77 136 139 149 150 200 201 216 258 259 316 317 322 323 324 343 371 372 396.
Gedichte an Minona III 18 20 21 23 24 25 27 IV 289 290 291.
Gedichte fremde welche Hgs. Beifall fanden IV 353 375.
Gedichte von Hg. (Titel, Verſe) I 33 34 48 69 76 77 83 87 88 89 91 II 16 24 25 50 72 73 84 90 93 94 95 III 16 18 19 20 21 23 26 33 37 51 79 80 87 91 106 107 108 109 110 111 112 118 119 122 123 124 126 130 133 134 135 175 176 193 196 198 201 202 208 209 211 212 213 214 215 216 218 219 226 227 232 244 245 247 256 257 262 265 267 271 285 286 288 290 291 292 294 295 296 297 308 314 315 316 317 318 319 348 353 360 362 372 383 IV 9 10 11 13 14 15 16 17 18 19 20 23 24 25 26 27 28 29 31 32 33 34 35 36 41 42 43 44 45 48 49 56 57 61 63 64 79 80 81 82 106 107 129 133 162 163 178 179 202 204 207 208 231 238 246 254 270 273 274 275 276 277 278 282 283 289 312 320 321 327 328 331 351 390 395 401 402 403 404 409 411.
Gegenwart Zeitſchr. III 184 186 IV 110 396 397.
Gehalt I 39.
Geibel Eman. III 76 80 81 202.
Geisler Paul III 199 201 203 220 222 309.
Geiſt und Materie III 188.
Geiſtige das I 14.
Gelegenheitsgedichte III 38.

Gellert III 378.
Gellii noctes Atticae I 65.
Gemeine das I 12 14.
Generſich J. III 378.
Genich Rudolf IV 139.
Genügſamkeit III 280.
George-Mayer August IV 66 145 201.
George-Mayer Emma IV 156 158 160 168 169 176 177 178 180 181 183 185 186 187 192.
George-Mayer Heinz Balder IV 191.
George-Mayer Ida Robertine IV 188 200.
George-Mayer Karl Robert IV 160 161 162 168 176 178.
George-Mayer Sela IV 195.
Gerechtigkeitsſinn IV 324.
Germanen III 100 136 IV 37 96.
Germanenzug II 10 25 47 52 76 81 III 80 82 120 121 122 126 IV 15 28 30 31 71 72 160 380 382 388.
Germanenzüge IV 323.
Germania II 63 IV 163.
Germania Zeitſchr. IV 257 288.
Germonik Ludwig IV 110.
Gernerth Emilie v. IV 208.
Gernerth Franz v. IV 208 209.
Gernerth G. IV 209.
Gerold II 10 IV 160 380.
Gervaiſe IV 288.
Geſchichte IV 172.
Geſchworner Hg. als IV 321.
Geſelligkeit III 217.
Geſellſchaft III 216.
Geſinnung IV 150.
Gewiſſenhaftigkeit III 276 357.
Gewitter IV 286 287.
Gieſe Franz III 159 174 321 IV 372.
Gilhofer u. Ranſchburg III 111.
Gilm Hermann v. II 51 III 135 138 139 140 141 142 143.
Gilm Marie v. III 135 139 140 142 144.
Giuſti III 82.
Glaſer Julius III 221.
Gleichgiltigkeit II 41.
Gloſſy Karl III 76.
Gnad Ernſt IV 397 399.
Gobler v. IV 110 113.
Goethe I 5 44 46 II 33 49 61 III 71 191 317 378 IV 16 98 135 211 222 230 280 309.
Goethe Ottilie v. IV 100.
Goldene Hochzeit der Eltern I 56 57 76 II 16 71 97 III 31 86 IV 75 192 321 327.
Goldſcheider Bela ſ. Groller.
Goldſcheider H. IV 391.
Goldſchmidt Adalb. v. III 198 265 309 315 IV 66 189 383.
Goldſtein Edmund IV 112.
Goltz Bogumil III 190 191 IV 124 125 386.
Gonzet IV 287.
Görz IV 112.
Görzerzeitung III 108.
Goßmann Friederike I 87 IV 55 61 62 63.
Gotthard J. P. III 176.
Göttliche das I 44.
Gottſchall Rud. v. III 69 93 IV 38 177 314 316 401.
Grab Hgo. III 313 IV 317.
Grabbe II 16.
Grasberger Hans III 106 255 257 258 259 270 338 IV 215 216 217 218 219 222 223 224 226 228 341 346.
Graz Redacteur III 111.
Gratiarum actio I 21 22.
Graz (den Ortsnamen der Briefe führen wir nicht an) I 47

21 22 30 64 II 47 56 60 70 82 83 III 13 19 28 29 31 33 43 47 50 65 76 81 89 95 105 108 109 110 115 119 125 129 132 151 152 153 156 174 175 191 230 264 284 285 300 305 327 329 333 363 366 IV 8 15 17 48 49 50 53 55 59 68 78 91 103 112 113 116 117 122 132 135 137 150 155 168 170 187 194 198 199 222 234 237 243 260 262 264 265 268 271 281 286 294 310 316 324 325 328 331 332 334 335 341 345 346 350 377 386 387 389 390 410.
Grazer die I 21 III 186.
Grazer Literaten III 180.
Grazer Zeitung III 84.
Grazie M. E. delle IV 404 411.
Grazie von der Seine IV 123.
Grazie von der Weichſel IV 123.
Greif Martin IV 346.
Grenzboten IV 38.
Greiner u. Schramm IV 402.
Gretchen IV 243 266.
Gribović Joan III 56.
Gribović Michael I 27 28 31 37 II 96 97 III 54 56.
Griechen III 189 329 IV 250.
Griechenland III 154 IV 53 98.
Griechiſche Tragödie IV 377.
Griepenkerl Robert IV 220 221.
Gries I 55 56.
Griesbach Eduard IV 408.
Grillparzer Franz I 17 39 II 97 III 6 IV 216 218 219 249 315 348 390 402.
Grimſchitz Baroneſſe Natalie I 44 45 46 47 48 (ſ. a. Schulz).
Groche C. III 146 147.
Groſſer Balduin III 67 IV 391.
Groß Ferdinand III 61.
Groſſe Julius III 93 IV 37.
Grotti III 83.
Groth Klaus III 166 167.
Grumbkow M. v. IV 52.
Grün Anaſtaſius II 10 III 75 151 153 206 328 337 338 IV 37 74 311 386 403 411.
Grundmann Fr. III 76 IV 390.
Gruppe IV 328.
Gruſiar Karl Joſ. I 18 19 21 28.
Grellhofer IV 115.
Gſtirner Clotilde, geborene v. Aicherau I 42 II 91 96 III 2 13 27 29 30 33 54 110 182 285 336 360 362 372 IV 290 293 298 313 330 332 333 350 395.
Gſtirner Ernſt III 14.
Gſtirner Guſtav III 14.
Gubernatis Angelo de IV 404.
Guglia Eugen III 364 IV 394 408.
Guitarreſpiel III 288 IV 129.
Guslarenlieder III 7.
Gutenberg II 89 90.
Gutenbergbund IV 325.
Gutzkow Karl II 37 39 IV 11.
Guzman Albert II 44 45 46 47 48 50 57 58 59 60 IV 133 134 389.
Gymnaſialreform III 42 43.
Gymnaſialzeit I 86 IV 400.
Gymnaſial Zeitung III 46.
Gymnaſium Graz I 17 32 III 42 46 345 IV 328 Wien I 64.

Haacke Hermann III 184.
Haaſe Hgo. III 25 IV 234 236.
Hackl Heinrich III 21 IV 212.
Hackl Louiſe IV 212 404.
Hackſtock IV 336.
Häſis I 29 30.
Hagen Ad. IV 263.
Halm Friedr. I 62 II 76 83 84 IV 84 167 186 315 400 403.

Hamburg II 35 42 43 48 III 65 96 IV 205.
Hamburger Correſpond. III 68.
Hamburger Dramaturgie IV 214.
Hamburger Nachrichten IV 206 207.
Hamel A. G. van IV 392.
Hamel Richard IV 398.
Hamerlingabend III 382.
Hamerlingalbum I 68 IV 401.
Hamerling als Erzieher III 102 IV 397 399 401.
Hamerlingarchiv III 148 191.
Hamerlingbibliothek IV 352.
Hamerlingbund III 157 IV 351.
Hamerlinggaſſen III 307 382 IV 311 353.
Hamerlinggemeinde in Graz III 110.
Hamerlingkatalog IV 402.
Hamerlingmuſeum IV 155 313 399.
Hamerling „Ortſchaft“ III 230 231 380 IV 352.
Hamerling Stiftung II 86 IV 342.
Hammerling Rupert Joh. I. 23.
Handelskammer Trieſt III 61.
Handſchrift Hgs. I. 31 37.
Hannover'ſche Anzeigen IV 37.
Hanſen III 152.
Hanslick Eduard IV 128.
Hans Max I 45.
Harpf Adolf IV 293 311 388.
Hart Heinrich u. Julius I 71.
Hartknoch IV 99.
Hartleben A. IV 397.
Hartmann Ed. v. III 181 196 IV 94 257 296 392 397 398.
Hartmann Moriz III 93 IV 394.
Hauler J. IV 404.
Hausblätter IV 11.
Hausfreund Zeitſchr. IV 258.
Haushalt II 36 83.
Häusliche Pflicht IV 311.
Häusliche Sorgen III 113.
Häusliches Glück IV 162.
Haſſenberger IV 311 402.
Häßliche das IV 287.
Hebbel Friedrich II 11 III 223 224 249 267 274 IV 211 213 214 400.
Hedley F. W. IV 381.
Hefele Prof. III 115.
Heidelberg II 43.
Heider Guſtav Freih. v. I 40 42 III 378 379.
Heidniſche Welt III 137 138.
Heimatgefühl III 154 IV 338.
Heimat Hgs. ſ. Waldviertel.
Heimatrecht III 150.
Heimatreiſe IV 155 240.
Heimat Zeitſchr. II 87 III 76 274 IV 144 270 385 392.
Heimgarten I 89 92 II 93 III 77 102 171 172 173 196 204 249 257 260 271 274 327 329 355 363 370 371 IV 98 203 213 249 265 269 311 315 357 390 397 400 401 403.
Heine III 147 IV 144 178 254.
Heini von Steier IV 404.
Helfert III 76.
Heliodor I 65.
Heller Julius IV 29.
Heller Karl III 41 48 58.
Heller Robert IV 38 206 207.
Heller Seligmann III 189 194 295 297 IV 297 352.
Hellmer Edmund IV 347.
Heloiſe IV 113.
Henry James III 83.
Henſchel G. I 84.
Herallinsbrüder I 23.
Herbart IV 300.
Herder III 378.

Hermann Emanuel III 15.
Hermannsthal'ſche Fräulein I 23 26.
Herrmann von Herrmannsthal Dorothea I 10.
Hermann von Hermannsthal Franz I 10 23.
Herodes IV 215.
Herr Guſtav III 11 18 IV 132.
Heſperiſche Früchte III 194 IV 385 405.
Heuberger Richard III 331 IV 128 132.
Hexameter I 70 II 62 III 121 130 131 132 IV 115 142 382.
Hexenhof III 110.
Heyſe Paul III 69 223.
Hilberg IV 156.
Hilla IV 265.
Hilmteich III 15.
Hilmteichwald IV 223.
Hinghofer Anna III 138 145.
Hinghofer Fried. III 135 138 140 141 143.
Hinterlaſſenſchaft IV 234.
Hiſtoriſches Epos IV 93.
Hochſtetter Ferdinand v. IV 67.
Hofbibliothek Wien II 76 83.
Hofbühnen III 127.
Höfer Edmund III 167.
Höflichkeit I 51.
Hof u. Staatshandb. I 10 16 76.
Hohenwarth Graf II 86.
Hölder Alfred Ritter v. I 20 II 15 III 178 IV 390 392.
Hölderlin I 65.
Holland Arthur v. IV 336 340 341 344.
Holtei Karl v. III 119 120 IV 37.
Holz III 76.
Holzer Prof. III 351.
Homer I 10 III 69 70 377 IV 60 138 288 312.
Homunculus II 94 III 155 195 200 226 252 253 263 274 279 301 302 304 338 352 360 362 373 374 375 IV 137 273 279 387 388.
Honegger Joh. Jak. IV 109.
Honorar I 43 II 23 III 30 37 106 112 113 125 252 324 IV 159 251.
Hopfen Hans II 15 76 78 80.
Horak III 215.
Horaz I 23 24 IV 378.
Hormann Angelica v. IV 325.
Hörmann Leop. III 197 IV 395.
Horſt Julius IV 382.
Hopf J. III 136 137.
Huberts J. W. A. IV 381.
Hugenholtz F. W. N. IV 383.
Hugues od. Hughes Chiaffredo III 113 IV 381.
Huld IV 260.
Huldigungen III 179 364 IV 322 325.
Hülskamp Franz III 168 169.
Humor I 11 13 18 19 21 22 28 32 43 44 51 II 39 49 51 73 III 15 21 37 54 169 201 256 263 298 304 306 338 352 358 359 360 367 IV 25 138 161 162 166 168 170 174 176 177 178 185 188 189 191 193 199 210 250 271 280 325 329.
Hypothekarſchuld I 61.
Hylozoismus IV 303 306.

Idealismus IV 92 302.
Idunna Geſellſch. f. Lit. II 15.
Illuſtrationen und Facſimiles zu den „Ungedruckten Briefen" I 2 II 2 13 85 III 2 16 44 49 289 IV 2 54.
Illuſtrierte Zeitung Leipzig I 74 III 68 346 IV 70 72 154 159 179.
Illuſtriertes Grazer Extrablatt IV 76 325 391.

Im Boudoir IV 298.
Iris III 74 79 IV 10 331.
Isleib Ludwig II 17 20 23 39 61 66 IV 7 45 58, Karl IV 7 8.
Italien III 79 80 IV 75.
Italieniſche Literatur III 81 IV 280.
Italieniſche Sprache I 19.

Jackſon John P. IV 383.
Jaeger (Jäger) III 76 IV 311 402.
Jahn Anna IV 48.
Jahreszeiten Zeitſchr. IV 20 21 22.
Jalowicz IV 389.
Janke IV 385.
Jannis Fränki IV 112 113.
Jan van Leyden II 65 IV 172 173 174 175 205.
Jenſen Adolf I 83 84 III 174 177 198 199.
Jenſen Friederike III 177.
Jenſen Wilhelm IV 311 401.
Jireček Joſef I 42 51 52 II 86.
Jireček Joſef Conſt. II 86.
Joanneum in Graz I 76 IV 376 409 411.
Jodl Friedrich IV 212.
Johann Erzherzog IV 327.
Johann Erzherzog (Hotel Graz) I 56 57 II 97 III 153 IV 322.
Jordan Emma IV 50
Jordan Wilhelm IV 45 50 68 70 87 132 173 174 176 177 346.
Joſef der Zweite III 76.
Joſua IV 213.
Journaliſten IV 189.
Journaliſtik III 373.
Jovis IV 290
Juden III 169 374 IV 101 329 393.
Jugendzeit III 28 42 258 IV 312 409.
Jugurtha IV 253.
Juline Antoinette IV 288.
Julius v. d. Traun ſ. Schindler.
Jungöſterreich Literaturgeſellſch. IV 319.
Jüngſtdeutſche Lyrik III 83 IV 29.
Juſt Wilhelm III 119.

Kahlenbergerdorf (Wien) I 21.
Kain III 98.
Kaiſer Jubiläumsdichterbuch IV 311 402.
Kaiſer von Mexiko III 71 72.
Kalidaſa I 68.
Kaltenbrunner Karl Ad. III 60.
Kaltenleitner Dr. IV 112.
Kamp IV 312.
Kampf um's Daſein III 245.
Kant IV 257 300 301 304.
Karp Ernſt III 184.
Karl Erzherzog IV 53.
Karl Robert (Hartmann) III 181 184.
Kärnten II 18.
Kärntner III 358 IV 10.
Kathederleis II 11.
Katzenberger III 27 28 29.
Kaulbach Wilhelm I 56 III 178.
Keim Franz II 92 93 IV 311.
Keller Gottfried III 69 IV 74 346.
Kerner II 49.
Khuenberg Sophie v. IV 329 410.
Kienzl Hermann III 216.
Kienzl Moriz III 219.
Kienzl Rina III 211 216 220.
Kienzl Wilh. sen. III 206 218.
Kienzl Wilhelm III 177 197 216 217 220 227 228 265 346

325 334 IV 296 322 334 403.
Kikeriki III 114.
Kinder III 364 IV 156.
Kindheit III 258.
Kirchberg am Walde I 66 II 97 III 154 345 375 IV 162 281 282 322 333 336 337 340 341 344 394.
Kirchliche Dogmen IV 257.
Kirchner Friedrich III 186.
Klaar Alfred IV 11 408.
Klagenfurt II 39 42 45 56 60 61 65.
Klagenfurter Zeitung II 8 53 IV 7 34 39 396.
Kleemann Johann I 38 39.
Kleinert Karl Erasmus III 368 369 IV 242 393 394 410.
Kleinfercher Johann ſ. Fercher.
Kleinmayr & Bamberg I 84 IV 8.
Kleiſt III 158.
Klemperer Alois III 32.
Knaus Karl III 146.
Knauer Vincenz IV 397 398.
Kneidle III 76 83.
Knipperdolling III 161 IV 115 177 242.
Knittelvers I 70.
Knöbl Ludwig III 56 58.
Knorr Joſefine Freiin v. III 157 370 371 IV 394.
Kober A. L. I 34 36 II 24 26 27 31 32 33 39 III 66 346 IV 53 160 379 380.
Kobers Album (Bibliothek deutſcher Romane) II 30 32.
Kober u. Markgraf II 31 32 IV 8 133 380.
Koch'ſche Garten Graz III 50.
Köfferlein Sylveſter I 7.
Kölniſche Zeitung IV 95.
Kompert Leopold IV 211.
Konegen IV 390.
Königgrätz II 63 III 115 IV 67.
König Robert III 156 IV 392.
König Verdruß IV 170 172.
König von Zion I 12 43 69 70 II 65 97 III 68 70 124 125 126 127 129 130 131 132 133 138 141 144 145 155 159 161 162 169 173 179 183 245 269 301 303 306 326 339 345 364 IV 40 41 50 60 70 73 74 80 83 94 114 115 135 156 157 162 164 165 166 169 170 171 172 174 175 177 178 180 181 182 186 205 206 216 228 242 258 347 382 388.
Konſtas Chadzi Alex. IV 384.
Koppenſteiner Joſef III 27 32.
Koppenſteiner Karoline III 27 28 29.
Kora III 334 335 364.
Körpergewicht Rgs. III 29 30.
Körperliches Befinden I 35 37 42 43 46 48 49 51 52 53 59 62 71 81 83 88 90 92 II 9 10 21 34 37 40 42 44 48 57 60 64 67 70 75 77 79 80 82 87 89 93 III 14 28 34 36 37 38 42 84 88 89 92 94 101 106 107 119 144 145 167 168 169 171 172 173 179 181 183 194 201 202 214 215 217 219 225 226 229 231 232 234 243 244 248 249 250 251 252 253 255 256 258 259 261 263 264 268 270 272 274 276 277 279 281 285 287 288 293 294 295 296 297 300 302 303 304 305 306 308 313 320 324 328 329 334 338 347 352 357 358 359 360 362 363 365

367 369 373 IV 21 53 57 62 68 84 96 98 103 104 111 117 127 136 151 156 179 188 192 198 199 200 203 205 234 245 253 268 272 274 275 276 277 282 283 284 285 287 288 294 298 311 319 325 326 327 329.
Körting Heinr. E. IV 109.
Koojek Dr. IV 129 324.
Kottowitz Dr. v. III 287.
Kraft IV 304.
Krähen IV 173 174.
Krain II 20.
Kramer Oſkar IV 179 180 181.
Krankheit ſ. Körperliches Befinden.
Kraſtel Friedrich IV 344.
Krauß Ferdinand III 321.
Kraus Friedrich S. III 6 7 IV 212.
Kreiči Joſef III 198.
Krems III 343 351 353 IV 68 348.
Krieg III 213.
Kriege (1859) II 44 45 47 IV 133 389 (1864) II 56 (1866) I 38 II 63 III 27 28 45 102 103 115 IV 38 (1870) III 45 184 185 345.
Krieg Edith Baronin IV 111.
Krieglach III 363.
Krippenkalender IV 116 349.
Kriſchel Eduard I 31 III 53 54 58.
Kritiker Hg. als I 82 83 85 89 II 17 18 19 20 22 23 24 26 27 28 36 61 69 73 74 75 93 III 92 94 100 101 105 107 131 147 158 160 162 163 164 165 170 172 173 186 203 205 208 216 221 222 224 232 236 239 283 284 308 327 328 331 332 333 346 371 372 IV 69 85 89 90 97 98 99 100 101 116 117 122 123 124 125 127 133 134 140 193 194 195 197 230 231 232 246 247 248 249 251 252 264 269 274 275 287 291 292 296 298 357 369 410.
Kritik u. Kritiker I 54 58 67 82 85 II 18 19 35 38 43 55 58 60 67 68 72 76 89 95 III 36 37 66 68 69 82 90 93 96 121 122 123 124 131 134 135 156 163 167 184 187 191 192 193 194 195 210 237 240 255 264 265 266 268 269 270 283 338 345 373 374 IV 12 13 16 20 21 22 31 35 36 37 38 39 47 48 59 71 72 73 74 91 101 102 125 136 150 156 159 166 169 170 171 172 177 187 190 191 202 204 206 207 209 210 211 213 214 215 221 222 224 249 251 260 318 319 380 384 386 406 407.
Kritiſche Blätter IV 40.
Krones III 110.
Kuh Emil II 40 41 68 III 80 189 190 191 223 224 238 266 267 274 IV 12 28 71 72 73 74 160 167 219 380.
Kühner III 377.
Kulke Eduard IV 210 229.
Kundmann Karl III 337 347.
Kunſt I 14 92 151 200 204 387 (ſ. a. jene Capitel über Vertreter der bildenden Künſte.)
Kunſtausſtellungen III 330 332 IV 155 156 157 189 191.
Künſtler III 236.

Kunſt und Natur III 326.
Kunſtvereine III 340 341 IV 181 182 194.
Kürnberger Ferdinand II 80 81 83 III 12 189 IV 116 386.
Kürſchner Joſef I 68 75 76 83 II 7 15 III 69 78 91 109 150 168 171 177 189 323 IV 65 95 121 135 139 212 217 243 293 316.
Kurz Heinrich II 7 IV 180 392.
Küſtenländiſche Dichter III 151.

Laas IV 300 302.
Lachmann I 65.
Laibach I 14 16 17 II 39 III 109 IV 8 10 17 25.
Laibacher Zeitung II 17 IV 7 9 10 12 30 372.
Lamezan Graf III 365.
Landconvictum Graz IV 52 256.
Landois Hermann III 169 170 322 324.
Landſteiner Fr. III 181.
Landſteiner Karl I 55 56 III 128 177 181 IV 392.
Landwirtſchaft IV 326.
Lange IV 256.
Langhans III 197.
La Roche Jakob IV 111.
Laſſen Ed. I 83 84.
Laube Heinrich III 96 119 IV 19 213 220 221 222.
Laura IV 113.
Leben das IV 301.
Lebensanſchauung IV 294 295 296 297 299.
Lebensſehnſucht IV 284.
Lebensverhältniſſe II 87.
Lebensweiſe III 363.
Lebenswille IV 96 97.
Lectüre I 64 65 82 II 92 III 283.
Ledwina IV 158 159.
Lehmann & Wentzel IV 195.
Lehramtscandidat I 25 26 27 28 30 III 54.
Lehrer Hg. als I 26 III 58 59 IV 309.
Lehrjahre der Liebe I 18 23 29 33 34 III 50 353 IV 387.
Leibrente II 79.
Leichenbegängnis IV 335 395.
Leid IV 97.
Leipzig IV 190.
Leipziger Novellenzeitung IV 10.
Leipziger Theaterchronik III 74.
Leitner Karl Gottfried Ritt. v. I 7 57 II 30 31 49 III 296 IV 321 323 334.
Leitner Joſefine IV 143.
Leitner R. R. III 110.
Leixner Otto von IV 392.
Lemmermayer Fritz III 69 128 129 151 174 176 189 243 336 339 340 365 IV 395 400.
Lenau Nikolaus III 151 153 IV 74 391.
Leogeſellſchaft IV 389.
Leonhard St. (Friedhof) III 343 376 IV 69 84 235 335 395.
Leonore IV 213.
Leopardi Giac. IV 160 382 387.
Leopoldsberg I 21.
Leſſer R. III 345 IV 391.
Leſſing II 25 IV 214.
Letzte Grüße aus Stiftinghaus I 91 II 84 90 III 25 79 118 175 216 319 IV 13 17 27 29 32 34 44 82 208 236 282 312 320 379 380 388.
Letzte Lebensmonate Hgs. IV 403.
Letzte Stunden Hgs. IV 313 389.
Leuſchner & Lubensky IV 81 397.
Leuthold Heinrich III 80 81.
Levysohn Arthur III 83 84 IV 39.

Lewinsky Joſef III 75 118 133 288 365 381 IV 167 291.
Lexicon Arabico-persico-turcicum I 30.
Leyden Joh. v. IV 114 115 176 (ſ. a. Jan).
Leykam IV 184 185 307 308 384.
Licitation im Hamerlinghauſe IV 328.
Liebe IV 96 97 99 118 267 272 278 280 288 289 (ſ. a. Frauen).
Liebenswürdigkeit III 10 12.
Liebesgaben (Album) I 76 77.
Liechtenſtein Fürſt IV 191.
Liepmannsſohn IV 297.
Lindau Paul III 181.
Lind Jenny II 95.
Lindner Albert IV 211.
Lingg Hermann II 10 81 III 69 117 298 372 IV 36 73 177 316.
Linke Oſkar III 191 255 311 388 401.
Linz III 136 137 141 143 144 145.
Liſt Guido III 12.
Liſt & Francke IV 292.
Liszt Franz I 60 III 198 IV 211.
Literariſche Briefe v. Pogatſchnigg III 86.
Literariſche Correſpondenz III 168.
Literariſche Donaugeſellſchaft III 382.
Literariſche Mittheilungen der St. Galler Blätter III 122 IV 11 37.
Literariſche Pläne IV 285.
Literariſche Walpurgisnacht III 375 IV 137.
Literar. Zerfahrenheit III 375.
Literariſcher Erwerb II 87.
Literariſch. Landwetter III 168.
Literariſcher Markt III 161.
Literariſcher Mercur IV 323.
Literariſches Weidwerksbuch III 69 70.
Literaturbilder fin de siècle III 112 340 IV 313 400.
Literaturblatt des deutſchen Kunſtblattes IV 11.
Literaturgeſchichten III 156.
Lob III 68 IV 31 133 203 210 221 250 278.
Lodzer Tagblatt III 365.
Loewe Karl III 219.
Lohuna III 179 IV 37.
Lord III 83.
Lord Lytton I 71 III 65 69 113 155 167 174 194 221 217 218 278 291 IV 102 281.
Loreley IV 169.
Lorm Hieronymus II 68 83 III 96 122 IV 12 31 391.
Loſer Johann III 92 94.
Lothar IV 314 402.
Louiſe von Parma III 345 IV 393.
Louis W. I 83.
Löwe Ludwig IV 146 201.
Löwe Thomas III 74.
Luckhardt Friedrich IV 180.
Ludewig Eduard IV 331.
Ludmilla IV 296.
Ludwig Alfred I 23 25 31 37 IV 346.
Lüſternheit I 14.
Lyra Zeitſchrift I 75 80 81 82 II 15 III 152 157 383 IV 314 316 402.
Lyrik und Lyriker I 59 69 80 III 112 113 133 147 155 193 194 195 266 270 285 367 IV 15 39 68 74 93 111 137 140 202 254 318 397.

Mach Ernſt IV 212.
Mader III 75.
Magazin für Literatur IV 397.
Magnus Regierungsrath IV 19.
Mähr. Haus- und Familienblatt III 110.
Mähr.-ſchleſiſch. Correſpondent III 169.
Mainlinie I 38.
Makart Hans I 55 56 III 177 178 179 197 269 382 IV 94 121 202 303.
Maly Richard III 15.
Mänaden I 13.
Männer II 11 III 110 IV 96 99.
Maoriſche Poeſie IV 65 67.
Marchand Alfred III 291 292 IV 291.
Mareta Hugo IV 397.
Marriot Em. III 86 136 196 IV 22 82 141 152 329 395.
Marianne v. A—r IV 329.
Maria Thereſia IV 102.
Maria Troſt III 110.
Markgraf II 32 IV 71.
Marlhart III 27 28 30 IV 235.
Marr Wilhelm IV 296.
Marſeillaiſe IV 131.
Martinovic Roſa IV 142.
Märtyrer (Jugenddrama) IV 228.
Marx Friedrich I 57 II 21 23 61 68 69 IV 67 77 87 135 321 323 324 391.
Materialismus III 259 IV 256.
Materie IV 303.
Matthes H. III 203 204 215.
Matthiſſon IV 295.
Mauthner Fritz IV 396.
Max Prinz III 95.
Mayer Chriſtian IV 198.
Mayer Ludwig IV 239 240 243 387 389.
Mayer'ſche Buchhandl. IV 167.
Mayer Wyde's öſt. ung. Revue IV 396.
Mayrhofer Johann II 11 19.
Meer das deutſche II 13.
Mehr Licht Zeitſchr. IV 217 218.
Meier I 65.
Meißner Alfred IV 293.
Mell I 86.
Mendelsſohn III 222.
Meninski I 30.
Menſch II 31 IV 301.
Menſchenliebe II 89.
Menſchenſcheu II 73 III 119 122 216 285 IV 117 183.
Menſchheit III 97 IV 287.
Menſchlichkeit II 95 III 213.
Menzels Literaturblatt IV 10.
Mephiſto I 11.
Meraviglia Marie und Olga Gräfinn. III 298 IV 334 441.
Mertens Ludw. Ritter v. III 282 284.
Merz Leander IV 110.
Meſſias des deutſchen Dramas III 158.
Meſſalinnen IV 113.
Metaphyſik IV 293.
Metrik I 70 85 III 131 IV 387.
Meyerbeer III 92 IV 176.
Meyer Konrad Ferd. IV 316.
Meyer'ſche Lexikon III 84 IV 291 390.
Meynert Natalie I 10 IV 350 (ſ. a. Schulz St.).
Michelangeli Luigi IV 381.
Michelangelo IV 217.
Mieg A. IV 353.
Mies Joh. III 375 6.
Miklosich Franz Ritter v. I 23 24 26 29 31 33.
Milde IV 321.
Milow Stephan (v. Millenkovich) IV 139 144.
Mindwitz Johannes I 71 72.
Miniſterium f. Cultus u. Unter-

richt in Wien I 32 37 40 41 43 IV 311 328.
Minona I 12 III 13 14 18 19 21 22 23 24 25 33 285 288 IV 288 289 316.
Minor Jakob III 150 152 153 156 IV 308.
Mirabeau IV 23.
Miramar III 69 70 71 72.
Miraſaſſi III 72.
Mitarbeiterſchaft lit. III 109 112 IV 9 24 39 51 53 83 90 245 251 353 357.
Mitleid I 40 III 213 281.
Mittag Aug. III 223.
Mitterbacher Gebr. III 15.
Modl IV 313.
Moenckeberg Rud. III 221.
Molière IV 178.
Moltke III 76.
Mommſen Theodor III 16.
Monade IV 301.
Monadologie d. Willens IV 301.
Monatshefte f. Theater u. Muſik IV 83.
Moniſmus III 235.
Moravia III 110 111.
Morgenpoſt Graz III 368 IV 390 410.
Morgenſtern Ernſt L. IV 106.
Morré Karl III 311.
Mortier de Fontaine III 198.
Moſen Julius III 96 97 98.
Möſer Albert I 12 III 24 68 IV 346 397 401.
Moſes III 92.
Moſenthal III 75 76.
Moſner Marie III 353 355 IV 24 25 320 388.
Mozart I 71 III 377 378 IV 214.
Müller-Guttenbrunn A. IV 329.
Müller Th. W. IV 381 382.
Müller v. Milborn Genovefa I 12 91 II 65 78 79 82, Victor Maria Edl. v. IV 110.
Müllner Laurenz IV 408.
Münch-Bellinghauſen Eligius Fr. Joſ. Freih. v. II 76 78 IV 167 186 (ſ. a. Halm).
Mündel Hgo. ſ. Zerger Bertha.
Munner III 160 161 162 169 170 172 303 323 324.
Mürzzuſchlag III 26 350 IV 212 311 316 317 318 401.
Muſe II 36 deutſche IV 123 Hgo. III 21 24 255 d. Romantik III 19.
Muſe Zeitſchr. IV 11.
Muſenalmanach IV 328.
Muſeum a. d. deutſchen Dichtungen Oeſt. Lyriker und Epiker III 76.
Muſik I 25 71 III 203 220 240 245 288 IV 20 130 254 336 (ſ. a. Capitel u. Muſiker).
Muſikaliſche Signale IV 211.
Muſil Robert I 83 84.
Mutter Hgo. Franciſca II 9 10 27 76 77 79 83 III 27 44 49 50 52 77 88 89 217 218 220 258 263 270 285 287 300 302 304 305 306 312 316 317 321 322 351 358 359 361 362 363 IV 6 66 75 76 101 118 119 161 198 199 200 201 231 235 245 261 270 271 321 325 326 327 333 394 399.

Naaff Anton Aug. I 75 83 IV 246 311 353 357 402.
Najmajer Marie v. III 381.
Namensſchreibung I 78 II 50 51 IV 83 84 130 352 353.
Napoleon III 15 18 IV 53 214.
Nationalität II 89.
Nationalzeitung III 93.
Nathan der Weiſe IV 213.
Naturaliſmus IV 285.

Naive Liebe zur I 21.
Naturwiſſenſchaft III 188 237.
Necker Moriz IV 297 309.
Neid I 40 177 195.
Nero II 17 51 57 III 86 97 135 138 158 173 341 IV 21 36 37 78 90 95 151 181 215 229 230 381.
Neruda Jan IV 298 299.
Neue Badiſche Landesztg. IV 78.
Neue Frankfurter Preſſe IV 323.
Neue Frankf. Zeitung IV 37.
Neue Freie Preſſe II 68 III 36 89 165 266 283 337 IV 73 74 90 128 169 176 178 179 180 192 213 340 393 408.
Neue illuſtr. Zeitg. III 85 230 IV 391.
Neue Monatshefte f. Dichtkunſt u. Kritik III 190 IV 392.
Neues Fremdenblatt IV 167 209.
Neues Wiener Journal I 62 76 95 III 71 IV 400 403.
Neues Wiener Tagblatt IV 211 407.
Neue Welt Zeitſchr. IV 251.
Neue Wr. Schuhmacher Ztg. II 91.
Neujahrsgruß I 72 73 74 75 89 III 36 38 218 254 271 305 306 329 362 370 IV 406 169 189 252 253 407.
Neuplatoniker IV 379.
Neuſeeländiſche Poeſie IV 65 67.
Nichts das IV 302.
Nichtſein IV 302 310.
Niederöſterreich III 150 151 152 153 IV 334.
Nießner Alois III 12.
Nietzſche IV 211.
Nihiliſmus III 185.
Niobe IV 161.
Noack I 65.
Nora (Pauline) I 17 III 50 (v. Rauſcher) II 21 27 30 51 55 57 69.
Norddeutſche III 184.
Nordſee II 14.
Nord u. Süd Zeitſchr. IV 404.
Noriſches Dichterbuch II 8 21 22 23 51 58 59 67 70 III 159.
Noth III 229 258.
Novara IV 65 66 67.
Novelle IV 93.
Nowy Guſtav I 87 III 33 34 35 IV 63.
Numidien IV 273.
Nußdorf (Wien) I 21.

Oberwaldt III 60 61.
Oldenburg Elimar von III 365.
Optimiſmus IV 285.
Ordon Ladislaus IV 381.
Ordnungsliebe III 195 196.
Orgeni Aglaja III 211.
Orientaliſt Hg. als IV 397.
Orion Zeitſchr. II 35 IV 72 330.
Oſtade Adrian IV 147.
Öſterreich II 63 III 7 8 11 88 89 111 240 283 IV 35 36 50 77 80 100 135 136 149 211 307 308 309 315 390 399.
Öſterreicher I 85 II 63 III 7 10 291 IV 400 402.
Öſterr. Dichterchronik III 112.
Öſterr. Dichterſchule IV 74.
Öſterr. Poeten III 105 IV 28 140 163.
Öſterreichiſche Revue IV 156.
Öſterr. Wochenſchrift III 122 IV 31.
Öſterr. Wochenſchrift f. Wiſſenſchaft ꝛc. IV 164 165.
Öſterr. Zeitung II 10 III 93.
Öſterreichiſcher Courier IV 327.
Öſterr. Jahrbuch III 76.

Öſterr. Lloyd III 92 IV 377.
Öſterr. Morgenblatt IV 10.
Öſterr. Pantheon IV 82.
Öſtſeller Franz IV 7.
Oſtſee IV 270.

Pacher Paul III 382.
Pachler Fauſt IV 410.
Pallas Athene IV 138.
Pantheon Zeitſchr. IV 91 95.
Panther u. Wölfin IV 267 273.
Paoli Betti I 54 III 365 IV 116 394.
Papier-Paumgartner Roſa III 270.
Parcival IV 273 (v. Wagner) III 308 310.
Pariſini Mary u. Emil III 372.
Pauline (Quadri) I 17 19 29 31 33 34 36 III 50 IV 320 321 387 (ſ. a. Nora).
Paumann Johann Freiherr v. I 45, Anton 46.
Pauperismus IV 87.
Payer von Thurn Rudolf Ritter I 17 39 91 IV 351 390.
Patriot Zeitſchr. III 5 197.
Penn Heinrich III 108/113 IV 246.
Penſionopel III 150.
Penſion u. Penſionierung I 37 38 39 51 54 55 61 63 II 65 77 78 79 80 82 86 III 9 28 103 IV 41 239 311 (ſ. a. Stipendium).
Penſions- und Renten-Angelegenheit II 64.
Pentameter II 62.
Pentheus von Theben I 13 15.
Pepita de Oliva I 11 12 13 14 16 II 95.
Perchtoldsdorf II 25 65.
Perfall Karl Freiherr v. IV 95.
Perikles III 192 IV 98 198.
Perlen deutſcher Lyrik IV 25 27.
Perles Moriz IV 215 223 225.
Pernolo Emanuel II 96.
Perſiſche Sprache I 29 30.
Peſſimismus III 171 185 190 191 195 255 268 IV 93 95 100 278 281 285 286 297 298.
Peterſen Plaga IV 381.
Petöfi Alexander IV 373.
Petrarca IV 113.
Petſchnig Alphons III 330.
Petſchnigg Hans III 34 35 330 IV 391.
Pey Joſef III 311 322.
Pfingſtgruß III 263.
Pheidias IV 138.
Philiſter III 256 IV 111 301 304.
Philoſophie I 64 III 46 181 182 185 186 188 192 257 260 IV 92 93 154 257 268 273 295 296 297 299 300 301 302 303 305 306 310 327 328 329 404.
Philoſophiſche Vierteljahrſchrift IV 300.
Phönix poet. Samml. III 74.
Photograph. Alb. Hge. IV 360.
Photographientauſch III 144.
Photographien (Bildniſſe) fremd. I 86 II 14 18 20 21 66 69 93 III 110 113 144 158 168 171 216 302 303 310 IV 110 153 161 168 169 176 210 225.
Photographien (Bildniſſe) Hge. I 2 II 15 80 81 91 II 2 66 93 94 III 32 47 51 52 66 67 80 86 91 100 105 117 118 136 140 141 143 156 157 162 170 182 183 196 201 209 210 221 223 225 227 285 302 310 321 325 326 342 344 354 IV 2 22 50 70 82 125 128 130

140 151 152 155 156 157 158 159 160 161 162 179 180 210 215 234 242 244 281 282 292 295 315 329 330 350 351 386 391 392 393 394 395 400 411 412.
Photographierenlaſſen IV 160 162.
Pichler Adolf Ritt. v. Rautenkar II 27 30 III 142 IV 39.
Pichler Fritz (Friedrich) I 57 76 77 II 8 11 12 22 23 24 25 26 28 29 33 47 51 57 58 59 60 61 III 13 15 26 99 110 117 288 IV 24 41 42 324 325 353 355 404 408.
Piero IV 105.
Pindar (-Hoffmann) I 12 13 III 162.
Pinelli Ada III 12.
Pipitz Franz Ernſt III 114 IV 23 24.
Pitré III 85.
Platen I 65 II 81 III 122 147 181.
Plato I 88.
Plattdeutſch III 165 166 172 173.
Platte (Graz) III 15.
Plawutſch I 21 22.
Plotin IV 379.
Plutarch IV 99.
Pock Joſef IV 80 380.
Poeſie I 64 II 62 65 IV 154 177.
Poeſie der öſt. Alpenländer II 18.
Pogatſchnigg Valentin III 15 96 98 110 IV 37.
Polen IV 86 100.
Politik I 38 II 62 63 64 89 III 129 145 184 243 279 371 IV 136 137 275 349.
Politik Zeitſchrift IV 175.
Polzer Aurelius IV 307 308 329 396.
Pomba III 85.
Pordenone III 19 20.
Portugall Ferdinand IV 346.
Poſch Auguſte IV 142 143.
Poſitivismus IV 302.
Poſſart Paul Ant. Theod. I 29 30
Poſt die III 286 IV 168.
Poſtzeitung IV 11.
Prag III 151 356 IV 290 291.
Prager Hauseinſturz IV 173 175.
Prati Giovanni III 75 82 83.
Prechtler Otto III 12.
Preiſe der Hamerlingbriefe III 111 112 IV 205 292.
Preisrichter Hg. als IV 103 104 105 106 107 108 109 122 141 144.
Prelz IV 349.
Preſſe im allgem. III 371.
Preſſe Zeitſchr. II 10 17 III 68 93 96 114 278 IV 7 72 73 159 167 179 180 209 216 217 218 219 225 226 228 240 241 398.
Preußen II 63 III 102 103 114 IV 40 50.
Prinzhofer Auguſt I 57 III 66 IV 155 156 157 324.
Privatbälle I 25.
Privatlectionen II 36 IV 6 51 53.
Prochaska Karl IV 386.
Prohaska ſteiriſches Regiment II 15.
Prokeſch Anna geb. v. Stadler IV 53.
Prokeſch-Oſten Ant. Graf IV 36 53 65 (Gemahlin) IV 37.
Prokeſch-Oſten Ant. Graf jun. IV 55.
Prokeſch Oſten Friederike Gräfin (Hoffmann) I 87 III 35.
Prokeſch Maximilian IV 53.

Pröll Karl II 97 III 109 IV 135 159 323 396.
Properz II 61.
Prophet (Oper) III 221 VI 76.
Proſa III 5 6 19 36 62 69 71 130 131 190 194 254 255 256 269 276 355 IV 65 293 386 389 390 393.
Proſaarbeiten III 109 115.
Proſodie I 70.
Pruggner Anton Adalb. I 23.
Pruſſe Eliſe IV 112.
Prutz Robert III 96.
Przibram v. Gladona Ludw. Ritt. IV 71 239.
Publicum I 12 14 III 100 123 147 253 265 279 280 284 293 317 IV 189.
Pünktlichkeit III 276.
Puſchkin IV 80 82.

Raab L. v. IV 235 307 336.
Raab Doris IV 386.
Raab Frz. III 90 108 111 131 IV 319.
Raben IV 173 174.
Rabenlechner Michael Maria I 7 23 78 91 92 II 76 86 97 III 12 23 24 29 67 152 156 350 354 370 383 IV 208 212 216 313 348 350 388 389 392 397 399 400 401 402 403 404 412.
Rache III 144 IV 99.
Radegund I 87 88 III 33 34 35 36 51 IV 8 17 61 62 270 283.
Radics Hedwig von III 60.
Radics Peter v. III 57 58 65 112 144 IV 17.
Rahel IV 279.
Rahl Karl IV 145 146 147 153 158 159 160 195 196 197 198.
Rail Egon III 343 346.
Raimund Ferd. III 151.
Ramperstorfer Konrad III 282.
Ranzoni Emerich III 337.
Raphael I 19.
Räthſel des Daſeins IV 311.
Raum (u. Zeit) IV 303 304 305.
Rauſcher v. Stainberg Ernſt I 2 91 II 7 75 91 III 76 77 100 118 129 IV 8 26 41 132 135 141 324 329 359 371 396.
Raymond Moriz III 311.
Realismus IV 92 94.
Recht das II 89.
Rechtſchreibung I 70 IV 292.
Reclam Philipp III 69 IV 68.
Redactionen II 18.
Redl Profeſſor IV 197.
Redwitz I 18.
Reform Ztg. III 68 93 122 IV 31 117 118 119 167 187 (Hamburger) III 68 305 IV 296 231.
Reicher Wilhelm IV 24.
Reiſebriefe II 37 39 40 42.
Religion III 139 145.
Renan Ernſt III 69.
Renn W. v. III 198.
Reſſel-Monument IV 76.
Reſſource Graz IV 14 15.
Retty Rudolf IV 154.
Reuter Fritz III 166 172.
Revista europea IV 383.
Revolution I 31 III 315 IV 211 221 311 327 401 402.
Revue de deux monds IV 98.
Rhein II 12 13.
Rheinberger III 198.
Rex Oskar IV 194 195.
Rener Baronin IV 37.
Rezenſionen für Theater und Muſik III 238.
Ricciardi III 85.

Richter Franz IV 329.
Richter J. F. I 79 80 II 15 29 42 44 84 III 30 96 98 210 IV 112 124 125 166 190 206 213 215 222 223 224 225 226 227 229 231 239 379 380 384 385 386 387 388 389 391 400 402.
Richter Jean Paul Friedrich Eugen IV 160 229 231 380.
Richter Ludwig IV 124 125.
Riedel Dr. IV 322.
Riemann Hugo I 83 III 175 230.
Riehl (Alois) IV 300 409.
Ries b. Graz I 12 36 III 179 180 IV 84 231 317.
Ries & Erler III 208 209.
Riga III 335 IV 166.
Riſtori Adelaide III 75.
Ritters geogr.-ſtatiſt. Lexikon III 72.
Rittershaus Emil IV 346.
Robespierre Max. IV 220 221.
Rock Hans III 282.
Rohrdommel IV 173 175.
Rom III 135 341 IV 273.
Roman III 167 IV 92.
Romantik IV 152 153.
Römer IV. 90.
Roquette Otto III 69.
Roſegger Anna III 363.
Roſegger Peter u. P. K. I 7 23 57 63 68 78 80 92 93 III 26 102 110 151 172 180 186 206 217 248 249 250 252 256 286 324 329 330 331 332 334 355 357 358 359 363 365 370 371 IV 52 56 98 120 121 129 130 138 161 184 250 270 285 314 315 317 324 334 338 346 388 389 397 400 401 403 407 410.
Roſen I 14 16.
Roſenberg (Graz) I 33.
Roſenkranz I 65.
Roſenthal Armand IV 11 406.
Rosner Leopold II 15 III 282 371 IV 239.
Roßler A. von IV 382.
Roth Joſef IV 389.
Rottmayer J. B. & Comp. III 111 162 170 225 341 IV 2 254 326.
Rottonaria & Comp. III 182.
Rovereto III 102.
Rückert III 122 147.
Rudolf Kronprinz III 150 317 IV 66.
Rufinatſcha III 223.
Ruhm III 107 IV 125.
Rümelin Aurora v. IV 403 404.
Ruſſen IV 86.
Ruſſiſche Schriftſteller IV 79 80.
Ruthenen IV 400.
Ruthland Florus I 66.

Saar Ferd. v. III 157 158 IV 154 163 391.
Saccus IV 154.
Sacher-Maſoch Hulda v. IV 78 403.
Sacher-Maſoch Leop. v. III 108 288 IV 77 123 135.
Sachs-Villate II 51.
Sadger J. IV 402.
Sadil Meinrad IV 398.
Safford Max J. IV 384.
Sahla Richard III 201 202 306 IV 331.
Saint Martin IV 279.
Sakuntala 16 5.
Salonblatt IV 221.
Salzburg III 352 354 IV 329.
Samhaber Edward I 84 86.
Sammlung öſterreich. Dichter der Gegenwart I 37.
Samuely IV 211.

Sanct Veit (Wien) I 10 II 91 IV 6.
San Francisco IV 257 288.
Sangesgruß vom Strande der Adria I 35 36 II 87 IV 8 9 10 48 160 318 319 320 321 377.
Sanskrit I 29 III 53.
Santen v. III 65 66.
Saphir III 75 190.
Schanz Julius III 83 IV 88 89 321.
Schärding III 230 231 380 IV 352.
Schauer Leop. IV 213 220 222.
Scheffel II 87 III 319 351 IV 52 53 311 320 400.
Scheffler Johann IV 279.
Scheibbs III 382.
Schein IV 301.
Schelling IV 300.
Scherzer Karl Ritt. v. IV 65 67.
Scheu Jos. III 383 IV 253 254.
Schicksal I 28 III 250 281 282 IV 111 183 184.
Schiller II 49 75 III 33 91 119 158 269 378 IV 20 135 234 236.
Schiller Fräulein II 95.
Schillerpark IV 319.
Schillerstiftung I 62 63 91 II 64 75 84 97 III 91 IV 225.
Schillerverein III 134 356 IV 20 65.
Schimpff F. H. I 35 IV 9 48 160 377.
Schindler Julius Alexander II 58 59 IV 111.
Schlaf IV 276 277.
Schlaflosigkeit III 245 246 IV 277.
Schlegel Thomas IV 110.
Schleifer Math. Leop. III 60.
Schleifer Moriz IV 320.
Schleswig-Holstein II 56.
Schlichtegroll Karl Felix Freiherr v. IV 79.
Schlögl Fried. III 365 IV 346.
Schlossar Anton I 7 III 111 152 154 326 IV 36 58 328 344 376 377 380 399 410.
Schloßberg (Graz) I 22 III 16 57.
Schlüter Josef III 159 IV 110.
Schmerling IV 78.
Schmidt Erich IV 286.
Schmidt Friedrich Freiherr v. III 162 365.
Schmidt Weißenfels IV 10.
Schmitt Hans IV 111.
Schnitzler Ed. Jak. IV 111.
Schneller Christ. III 99 100 102 103.
Schöchtner Franz IV 230.
Schöckel I 87 III 51.
Schönau III 28.
Schönbrunn I 91.
Schöne, das II 82 IV 92 94 212.
Schönerer Georg Ritt. v. IV 229.
Schönewerk Karl II 41 389.
Schönheit I 11 12 II 88 III 328 IV 77 91 118 250 289 291 294.
Schönthan Paul v. IV 107.
Schopenhauer III 185 236 IV 92 93 94 95 96 121 122 257 295 300 301 305 309 327 328.
Schorers Familienblatt III 329 340 341 IV 295.
Schotten (Wien) I 86 92 III 71 IV 313 327 328.
Schottlaender IV 101 257.
Schranka Ed. M. III 313 319.
Schreiber August III 15.
Schreiber Fanny III 14 15 16 18 19 288.

Schrems II 89 III 157 342 343 IV 280 281 282 336 337 338 339 340 ſeq.
Schriftſtelleralbum IV 283.
Schriftſteller - Genoſſenſchaft deutſch-öſterr. III 76.
Schriftſtellerkammer III 10.
Schriftſteller v. Beruf III 8.
Schröckinger II 19.
Schubertbund IV 335 341.
Schubert Franz II 14.
Schubert F. & Comp. IV 238.
Schuberth Fritz ſen. III 207 209 218.
Schuchardt Ottom. IV 298 299.
Schücking Levin III 167 173 174.
Schücking Levin Ludw. IV 408.
Schuckowitz Dr. III 292.
Schüler Hgo. III 56 58 IV 412.
Schulmeiſterliche Geſchäfte II 36.
Schulvereins-Kalender III 106.
Schulzeugniſſe I 92.
Schulz von Strasznitzki Friedrich I 10 40.
Schulz von Strasznitzki Johann I 9 10 37 40 45 III 54.
Schulz von Strasznitzki Leopold Franz I 9 66 68 73 74 II 86 94 96 III 44 53 54 177 178 180 225 378 IV 5 6 192 193 195 324 350.
Schulz von Strasznitzki Leopold Karl I 10 IV 192.
Schulz von Strasznitzki Natalie I 49 50 51 52 53 55 56 57 60 62 63 (ſ. a. Grimſchitz u. Meynert).
Schultz Heinrich I 20 21 II 96.
Schumann III 174 221 222 232 249 290.
Schurf Toni IV 101.
Schuſelka Franz III 68 122 IV 31 118 119 150 167 187.
Schuſterlein v. Benevent II 91.
Schwab Erasmus III 39 41 50 58.
Schwab Guſtav II 49.
Schwabenhauſen Franz von I 26 27 29 32.
Schwanenlied der Romantik II 25 32 35 68 76 III 122 135 138 154 223 224 226 227 230 231 233 IV 8 19 20 21 23 42 57 68 124 125 152 160 163 380 382 388.
Schwarzenberg Adolf Fürſt III 379.
Schwarzenberg Friedrich Fürſt IV 55.
Schwarzenberg Karl Fürſt IV 53.
Schwarzer Hund (Gaſthaus) III 200 308 322 IV 69 119 120.
Schwatzen III 267.
Schweichel Robert IV 346.
Schweiggers III 27 28 29 30.
Schwingenſchlögl Rud. I 86 90 92 III 32 39 IV 49 61 62 270.
Scribe Eugène IV 175.
Seeger Bertha III 22 25 26 218 219 250 262 285 301 302 303 304 305 306 341 352 359 360 361 372 IV 6 333.
Seeger L. II 52.
Seele IV 303.
Seidel Heinrich IV 109.
Seidl Johann Gabriel I 45 46.
Sein IV 301 302 303 304 305 310.
Seiſer (Hermine) I 23 26 31 37.
Seitz Jak. Joſ. I 12.
Selbſtbiographien III 236.
Selbſtmord IV 278 387.
Seminar hiſtor.-phil. I 25 III 39 IV 198.
Sendach Ludwig I 82.
Senff Barthold III 176 IV 131.

Seraph IV 259 260.
Shakeſpeare III 184 IV 37 47 98 214.
Sieben Todſünden III 185 198 205 206 309 310 315 IV 66 189 190 191 383.
Siegelring IV 56.
Siegl Karl Ritter v. II 2 94.
Sileſius Angelus IV 279.
Simrock K. III 209.
Simſon III 108.
Singer Iſidor IV 387 393.
Sinnenſchein IV 301.
Sinnen und Minnen I 12 15 29 33 34 42 46 68 69 71 83 84 II 12 18 21 26 27 38 76 III 18 20 33 87 123 126 138 144 175 197 198 223 225 227 230 232 240 245 247 248 251 285 286 292 301 326 348 353 IV 8 11 13 15 16 17 23 27 30 31 32 36 41 42 43 45 48 52 57 63 79 129 133 156 160 178 204 236 237 254 320 325 331 350 351 379 380 388 411.
Sinnlichkeit I 12 14 15 16 IV 91 92 94.
Sirius IV 278.
Slaven I 29 II 63 III 100 IV 96 99 106 122.
Slovenien IV 26.
Smola Friedrich IV 212.
Sociales III 145 IV 86.
Sokrates IV 198.
Sonderegger J. J. IV 298.
Sonnenblumenorden III 16.
Sophokles I 65 III 226 IV 49 178 351.
Souſſaye Chantepie de la IV 404.
Spaniſche Sprache I 30.
Sparen III 258.
Spaur Gräfin III 352 353 354 IV 24 (ſ. a. Mooner).
Speidel E. IV 127.
Speidel Ludwig III 80 82 IV 215 228.
Spielberg Otto IV 124/128 164 165.
Spielhagen Friedr. III 69 163 IV 346 374.
Spork Eugen III 311.
Sprachreinigungsgeſellſchaft IV 260.
Staatsbürger III 57.
Staatsgymnaſium Trieſt II 79 III 91 106 IV 313 315 316 318 403.
Stabreim I 70 IV 46 173 174 176 177.
Stadion Emerich Graf IV 113.
Stadiongaſſe III 382.
Stahl Arthur IV 88 90.
Stammbuchblätter III 50 51 79 226 326 327 348 372 IV 43 242 246 320.
Stanzel u. Kowarzik III 329.
Starke Guſtav III 200 201 202 211 212 281 307 IV 331.
Starhemberg III 135.
Stationen meiner Lebenspilgerſchaft (Autobiographie) I 9 15 16 17 21 23 56 60 61 84 II 8 10 14 14 76 III 13 19 22 43 48 53 66 67 77 90 108 109 115 130 165 178 205 219 225 243 257 260 271 274 280 281 282 286 306 339 353 373 374 IV 12 23 48 50 55 65 78 132 135 138 184 194 204 209 229 236 253 255 357 380 386 387 389 390 394 404 409 410.
Statthalterei I 37 II 63 IV 328 329.
Statuetten Hgs. IV 315.

Stauber Alois IV 128.
Staufe III 76.
Steiermark III 152 153 154 157 331 352 IV 325 334 335.
Steiermärkiſche Sparcaſſe IV 15.
Steiermärkiſcher Schriftſtellerverein IV 67.
Steiermärkiſches Landesarchiv IV 294 295.
Steiermärkiſches Liederbuch IV 380.
Stein Frau v. IV 280.
Steiner I 25 III 368.
Steiriſche Dichter III 150 151 152.
Steieriſches Sängerbundfeſt III 368.
Stelzhamer Franz III 5 196 197 IV 387 395.
Stelzhamer Thereſe III 196 197.
Stenographie III 216.
Stephanie Kronprinzeſſin Wtw. III 71 317.
Stephanieſaal IV 15.
Sterbehaus IV 333 395 398.
Sterbezimmer III 33 IV 198 231 398.
Stern Ad. III 96 IV 139 393.
Steuerträger Hg. als III 57.
Stifft Andreas Freih. v. IV 167 186 208.
Stifter Adalbert III 140 141 142 143.
Stiftinghaus I 42 61 II 91 92 III 33 67 87 165 180 181 200 208 216 220 248 274 300 301 304 308 322 335 336 351 352 355 357 359 360 362 364 365 376 IV 137 155 188 196 200 226 233 264 271 274 313 315 321 326 333 395 396 398 399 402.
Stiftingthal I 56 III 87 89 274 308 321 347 357 361 376 IV 119 196 233 263 326 395 398.
Stimmungen IV 245.
Stipendium (Ehrengabe) I 40 41 50 51 52 54 61 62 63 91 II 86 IV 311. (ſ. a. Penſion).
Stobaei Florilegium I 65.
Stoffatome IV 303.
Stoiber Ernſt IV 325.
Stößl Helene III 340 355 365 IV 396.
Stößl Rudolf III 356.
Spectator IV 397.
Strakoſch A. IV 49.
Strampfer Fried. IV 189 190.
Stremayr Miniſter I 54.
Strixner Auguſt IV 145.
Strodtmann Heinr. Ad. II 35 III 344 IV 206 350.
Stroß Alfred IV 410.
Studentenzeit III 28.
Studienfreund IV 389.
Stufenfolge des Lebens IV 303 304.
Stumpf Prof. III 39 40.
Subſiſtenz II 79 83 III 229.
Süddeutſche III 184.
Süden I 85 IV 143 400.
Südmarkkalender IV 404.
Suleika III 27 29 30.
Supplent Hg. als III 43 46 IV 196.
Suſan S. IV 383.
Svoboda W. A. III 187 IV 321 324.
Swida Franz III 155.
Sylvanus v. Hg. II 98.
Szelény (Schiller) Sigmund IV 381.
Szózat IV 81.

Tadel III 68 90 179 IV 116 136 153 203.
Tagblatt Graz III 216.

Tagebücher Hgs. IV 313.
Tagebuch meiner Heimatreiſe I 91 III 21 29 67 IV 388 389 400.
Tagespoſt I 88 III 68 101 105 187 369 IV 9 62 70 72 73 185 191 235 213 269 307 321 331.
Tagespreſſe IV 191 221.
Tagesſplitter IV 71.
Taktloſigkeit III 37.
Talent III 90.
Talisman IV 56.
Tandler Joſef Ritter v. Tanningen I 66 68 92 II 84 86 IV 392, Gabriele I 68.
Tanz III 47.
Tarnowski Ladislaus Graf I 60 61 III 380.
Tarnowski Staniſl. Gf. I 60.
Tauchnitz I 65.
Tennyſon II 82.
Terlago Victor Graf I 109 I IV 6.
Teſtament IV 56 69 239.
Teuber Oscar IV 410.
Teubner I 65.
Text III 129 161 184 IV 88 176 182 185 189 190 201 383 388 391.
Thalberg III 223.
Thaler Karl v. II 67 III 128 179 283 IV 176 346 363 396.
Thales IV 398.
Thauſing Moriz III 277 278.
Thayathal IV 342.
Theater I 25 III 198 216 IV 70 88 117 182 183 189 247 382.
Theaterzeitung III 66.
Theilnahme III 262.
Theogonien III 54.
Thereſianum III 39 315 377 378 IV 196 348.
Thumann Paul III 211 IV 276 291 385.
Thun Leo I 12 III 55.
Tibell II 61.
Tidemand Door W. IV 391.
Tigellin IV 36 37.
Timon v. Athen IV 110 161.
Titulaturen III 219 255 256.
Tiwe Adolf III 211 218 IV 291 385.
Tobelbad II 15 III 110 262 286 287 288 289 290 IV 26 110 111 112 129 326.
Tochterſchule in Neubrandenburg IV 342.
Tod der IV 238 278.
Tod Hgs. III 89 268 336 IV 215 216 288 290 333 395.
Todtenmaske IV 395.
Todesſehnſucht III 97.
Tomaſchek Ed. Freih. v. IV 158.
Tomaſchek W. III 39 40.
Tomaſin Peter IV 348.
Träger Albert IV 321.
Trägheit I 23 IV 166.
Trajan III 378.
Tratſch III 252.
Trauerkundgebungen IV 333 334 335.
Träume III 356.
Traxler J. IV 391.
Treiber Wilhelm III 15.
Treue IV 289.
Treuloſigkeit IV 321.
Trewendt Eduard III 120.
Trieſt I 34 35 38 64 II 10 11 21 22 24 30 34 39 42 45 46 50 52 53 54 55 58 60 77 82 III 13 19 28 43 48 52 54 60 61 66 71 80 83 89 90 91 92 93 95 96 99 101 103 108 110 114 120 133 134 139 152 155 156 225 353 366 367 IV 8 9 10 12 17 19 20 22 23 24 25 26 30 34 46 47 48 51 52 53 55 56 57 65 66 68

69 125 128 130 132 135 140 160 313 315 316 318 329 331 348 377 379 386 387 388 389 403 411.
Trieſter Lloyd IV 124.
Trieſter Zeitung I 36 II 36 III 60 61 68 84 92 104 105 114 121 355 365 366 IV 7 21 23 24 53 65 66 69 170 348 389.
Triumphatorlaune IV 172.
Tſchabuſchnigg Adolf Ritt. v. II 58 59.
Tſchampas Frl. III 306.
Tſcheligi Fanni IV 142 143.
Turbain u. Söhne III 342 IV 343.
Turgenjew IV 79 81 82 90.
Turtans IV 135 137.

Über Land und Meer III 68 IV 38 114.
Übermuth III 51.
Uhland II 49 IV 124.
Uhl Eduard IV 207 208.
Ujfalvy Karl IV 383.
Ullrich Georg Ritt. v. III 11 17.
Ulrich Titus III 221 222.
Ulrici Karl IV 144.
Unabhängige Lebenslage II 65 III 28 101 IV 45.
Unbeholfenheit I 86 III 17.
Unbeſcheidenheit III 90.
Ungariſcher Lloyd IV 221.
Ungemach III 52 229 252.
Univerſalwillensverneinung III 195.
Univerſität Czernowitz I 59 73 Graz IV 111 Wien III 91 IV 397 398 401.
Univerſitäts-Bibliothek Graz III 292 IV 300 376 377 385.
Unſere Kunſt in Wort u. Bild III 76.
Unſere Tage Zeitſchr. IV 39.
Unſere Zeit Zeitſchr. IV 38.
Unterhaltungen am häuslichen Herd I 36 IV 10 11 72.
Unterrichtsminiſterium I 37 59 60 III 9 IV 311 399.
Unverfälſchte deutſche Worte IV 339.
Urban Robert III 120 121.
Urville IV 305.
Urſein IV 304.

Vacano Emil Mario III 158 359 372 IV 315 403.
Vagt Lina IV 409.
Vancſa Max IV 389 396.
Vareſe Caſimiro IV 75 383.
Vater Hgs. (Frz. II 76 77 79 III 52 263 322 350 IV 50 53 75 76 118 127 138 235 324 325 327 394.
Vatergefühle IV 156.
Vaterland Zeitſchr. IV 211 226 228.
Veith Joh. Emanuel II 97.
Velozipede Zeitſchr. III 108.
Venedig I 35 36 III 19 IV 386.
12 96 152 319 378 379
Venezianerin I 19 22.
Venus im Exil I 11 34 36 II 11 68 76 81 84 95 III 66 91 222 346 IV 8 12 13 15 16 47 55 68 95 96 157 160 318 319 377 378 379 382 388.
Venus-Urania IV 259.
Venus von Medicis I 14.
Verband deutſcher Schriftſteller „Hamerling“ III 382.
Verderbtheit IV 288.
Vergangenheit IV 312.
Vergeſſenheit III 384.
Verſtimmung II 71.
Veritas Dr. III 74.

Verkehr mit Büchern IV 267.
Verläßlichkeit III 277.
Verleger I 79 II 31 32.
Vermögensverhältniſſe I 52 55 61 II 26 79 III 28.
Verneinung IV 93.
Vernunft II 89.
Verona IV 378.
Versbau III 155.
Versmaße ungereimte II 89.
Verſing Hauptmann III 366.
Vierdimenſionaler Raum IV 304 305.
Vindobona IV 163.
Vindobona Feſtſchrift III 150.
Virgil III 341.
Voigtel Valeska IV 88.
Völker Photograph III 335.
Volkmann S. IV 391.
Volksausgabe d. Werke Hgs. IV 388 405.
Volkswille IV 60.
Vorkommen v. Namensträger III 380.
Vorlauf Konrad III 282.
Voß III 69.
Vosmaer G. E. J. III 73.

Wage Zeitſchr. IV 314 402.
Wagner Dr. IV 163 391.
Wagner Rich. III 198 221 269 308 310 382 IV 91 121 130 211 214 270 403.
Wahnſinn und tiefes Denken IV 305.
Wahrheit III 262 IV 289 300 311.
Waiblinger Wilh. Friedr. I 18 19.
Waidhofen a. d. Thaya IV 316 341 342.
Waidhofen a. d. Ybbs III 238 239.
Waidmannsheil Zeitſchrift IV 111 113.
Waldheim J. Th. IV 391.
Waldmann V. II 74 IV 385.
Waldmeiſter Roſa IV 331.
Waldſängerin III 199 248 IV 384 386.
Waldviertel III 150 152 177 179 342 352 353 376 IV 240 338 340 342 343 387 396 397.
Waldviertler IV 282 335 339.
Waldviertler Sepp (Allram) III 352 353 IV 343.
Wallenſtein IV 214.
Walling Günther IV 144.
Wallnöfer Ad. I 83 81.
Walther v. d. Vogelweide I 65 IV 77.
Wanderer Zeitſchr. II 16 III 68 114 IV 147 167 209.
Wandſcheerer Eliſabeth IV 115.
Warneck F. S. IV 275.
Was man ſich in Venedig erzählt IV 388.
Waſtian Heinr. IV 404 411.
Waſtler Joſef III 334.
Weber Karl Maria v. III 204.
Weber Friedr. Wilh. III 163.
Weber F. J. III 186.
Webers Ill. Kalender IV 179.
Wechsler Ernſt III 307 308 309 IV 111.
Weddigen F. H. Otto IV 393.
Wegſchaider Componiſt IV 32.
Wehl Feodor III 93 345 346 IV 73 81 391 411.
Weiblichkeit IV 99.

Weichſelſtriezel I 20 22.
Weigel J. C. I 59.
Weihnachten I 46 55 III 246 302 303 304 341 IV 308.
Weil Dr. II. 53 61.
Weil Ritt. v. Weilen. Joſef III 148 157.
Weilen Alex. v. III 149.
Wein I 14 16.
Weinberger Dr. III 57 58.
Weingartner Felix III 307 311 IV 334.
Weißbinder-Stil II 81.
Weiſſe Nina IV 19.
Weiſſenthurn (M. v.) IV 246 251.
Weiß-Schrattenthal IV 249.
Weitloſ Moriz IV 346.
Weitra III 21 IV 242 340 401.
Weizenſtriezel I 20.
Weltanſchauung IV 96 290 303.
Weltausſtellung Wien IV 231.
Weltſchmerz III 174.
Weltverachtung II 13.
Werner Guſtav III 133.
Werner Karl III 277.
Werner Karl Georg IV 255.
Werner Rich. Maria IV 49 50.
Werner Victoria III 369.
Wertheimer Guſtav IV 181 182 184 231.
Weſſely Buchhandlg. III 233.
Weſſely Ignaz Emanuel I 58 59 68 75.
Weſen Hgs. I 86 II 9 III 39 40 50 116 119 134 174 177 216 217 237 240 241 242 243 244 276 277 361 IV 5 111 115 119 233 243 244 245 248 252 253 277 330 396 407.
Weſtermanns Monatshefte IV 90 116.
Weſthauſſer Louis IV 383.
Weſtphalen III 169 IV 171.
Weſtphäliſcher Merkur III 159.
Weſtphäliſcher Provinzialverein für Wiſſenſchaft und Kunſt III 324.
Wettſtein v. Weſtersheim Rich. Ritt. III 292.
Wichner Joſef III 343 IV 329.
Widmann Hans III 142.
Widmungen an Hg. II 88 III 109 173 IV 69 124 130.
Widmungen durch Hg. II 12 III 91 183 197 226 301 326 337 367 IV 50 70 82 133 279.
Wiedertäufer IV 171.
Wien I 21 22 24 25 27 30 31 32 40 42 61 86 II 67 68 72 III 13 51 77 84 100 102 103 104 125 150 151 152 153 169 180 339 IV 52 66 71 74 154 161 162 166 172 174 179 180 183 190 196 205 207 220 222 236 260 269 270 334 335 341 348 349. Die Wien I 44.
Wien Heinrich IV 444.
Wiener Allgemeine Zeitung IV 293.
Wiener Almanach III 76 IV 344 402.
Wiener die I 44 III 38 IV 180.

Wiener Feuilleton IV 73.
Wiener Freunde I 39.
Wiener Frühlings-Almanache III 153.
Wiener Hausfrauen-Kalender III 355 IV 396.
Wiener Mediciniſche Preſſe IV 402.
Wiener Mode III 365 398.
Wiener Modeſpiegel IV 11.
Wiener Salonalbum III 62.
Wiener Salonblatt III 61 62.
Wiener Sonntagsblatt IV 391.
Wiener Stammbuch III 76.
Wiener Wilh. Ritt. v. IV 209 210.
Wiener Zeitung III 93 121 267 IV 7 12 71 161 165 172 220 410.
Wigand Otto IV 309.
Wilbrand III 223.
Wild Franz IV 116.
Wildenbruch Ernſt v. IV 316.
Wille IV 303 304 305.
Willensatome IV 304.
Willensverneinung III 195.
Wille zum Leben IV 95.
Windiſchgrätz III 315.
Winkler Guſtav III 27 29 30 32.
Winkler Roſine III 27 28 29 30 31 32.
Wiſſenſchaft III 236.
Wittmann III 76.
Witzelsberger Richard III 382.
Wöckl Anton I 84 III 199 225 227 353 354 IV 236 238.
Wohlfahrt IV 73.
Wohnungen Hgs. I 13 16 26 34 35 38 42 57 61 88 II 9 20 60 61 64 77 80 III 34 53 54 87 94 102 127 179 200 307 351 365 IV 15 17 21 22 31 48 51 53 110 233 247 296 341 410.
Wolff IV 9 13.
Wolf A. H. IV 319.
Woltrohn III 96.
Wolter Charlotte III 76.
Wundt III 73 IV 300.
Wurzbach Conſtant v. I 10 15 66 II 7 15 16 III 369 IV 51 118 167 186 197 208.
Wydi III 312.

Xenophon III 377.

Zamarski L. C., C. Dittmarſch & Comp. I 35 36 III 150.
Zang Auguſt III 114.
Zeit die IV 303 304.
Zeitlexikon IV 382.
Zeit Zeitſchrift IV 389.
Zeitungen III 88 93.
Zelau Karl v. III 78.
Zeglauer v. Blumenthal Ferd. III 55.
Ziegler Karl I 58 59 72 73 74.
Zimmermann Rob. III 138 IV 167.
Zintl Otto II 2 94 III 2 16 137 IV 394.
Zitkovszky III 11.
Zola Emil IV 285 286 287 288.
Zollikofer III 15.
Zöllner IV 305.
Zukunft IV 312.

Zumbini IV 387.
Zumbuſch III 152.
Zurückgezogenheit II 70 III 86 202 285 IV 57 111 117 232 322.
Zuſtändigkeitsrecht III 151.
Zwettl III 27 30 343 345 353 361 IV 342 344 348 391.
Zwiedineck-Südenhorſt Hans v. I 71 72 IV 83 302.
Zwietracht III 214.

Ungedruckte
Briefe von Robert Hamerling.

Erſchienen in der

„Allgemeinen National-Bibliothek“

(C. Daberkow's Verlag in Wien VII/1.):

Erſter Theil mit dem Porträt des jungen Hamerling. (Nr. 163—165.)

Zweiter Theil mit einem Porträt des älteren Hamerling, ſeines Geburtshauſes und eines Facſimiles ſeiner Handſchrift. (Nr. 169—171.)

Dritter Theil mit vier Abbildungen und einem Facſimile der Handſchrift der Mutter Hamerlings. (Nr. 252—259.)

Vierter Theil mit einem Porträt Hamerlings aus dem Jahre 1873 und einem Briefſacſimile. (Nr. 278—286.)

Preis per Nummer 20 *h* = 20 Pfg.

Alle vier Bändchen elegant in einem Bande gebunden (1000 Seiten mit Regiſter) *K* 6.— = Mk. 5.—.

In der „Allgemeinen National-Bibliothek“ erſchien ferner von **Robert Hamerling**

Sylvanus. Eine Novelle aus den Abruzzen.

Nr. 114 20 *h* = 20 Pfg.

Alle in dem Werke
Ungedruckte Briefe von Robert Hamerling
genannten
Bücher von und über Hamerling
beſorgt coulant und prompt
C. Daberkow's Buchhandlung
in Wien VII/1. Neubaugaſſe 29.

Ein arger Miſsbrauch des Vertrauens. — Vor Jahren wollte der Miniſterialkanzliſt Ludwig Richter in Braunſchweig ein Lebensbild über den jetzt in Heidelberg lebenden Schriftſteller Dr. phil. Otto Spielberg veröffentlichen; der letztere vertraute dem im Jahre 1900 verſtorbenen und wie wir erfahren ſchlimm beleumundeten Richter zu dieſem Zwecke die Correſpondenz mit Robert Hamerling, Bogumil Goltz, Uhland ꝛc. an, allein es erſchien weder das verſprochene Lebensbild, noch kamen die wertvollen Schriftſtücke an den Eigenthümer zurück. — In den letzten Jahren erſchien ein umfangreicher Band „Ungedruckte Briefe von Robert Hamerling" und hat Herr Dr. Spielberg dem Herausgeber dieſer Briefe (Joſef Böck-Gnadenau, Adreſſe: Wien, I., k. k. Hofburg) die Vollmacht ertheilt, nach den unterſchlagenen Briefen fahnden zu dürfen. Wir erſuchen unſere Leſer, im Falle ihnen etwas über den unrechtmäßigen Beſitzer der literariſch wertvollen Schriftſtücke oder über deren Aufenthalt überhaupt etwas bekannt iſt, dies dem oben genannten Herausgeber der „Hamerling-Briefe" mittheilen zu wollen.

In C. Daberkow's Verlag in Wien VII/1 ſind erſchienen:

Das geiſtige Wien. Künſtler- und Schriftſteller-Lexikon. Erſter Band. Herausgegeben von L. Eiſenberg. 5. Jahrgang 1893 (Mittheilungen über Wiener Schriftſteller, Muſiker, Maler, Journaliſten, Graphiker, Bühnenkünſtler, Bildhauer und Architekten). Eleganter Original-Leinwandband 6 K.

Das geiſtige Wien. Künſtler- und Schriftſteller-Lexikon. Zweiter Band. Mediciniſch-naturwiſſenſchaftlicher Theil. Mittheilungen über Wiener Fachſchriftſteller auf dem Gebiete der Medicin (nebſt Thierheilkunde, Pharmacie und Naturwiſſenſchaften). Herausgegeben von L. Eiſenberg. Broſchiert 6 K, in elegantem Leinwandband 7 K 20 h.

Cicerone der Gemälde-Gallerie in Wien (Kunſthiſtoriſches Hofmuſeum). Kritiſch beſchreibender Führer von Dr. A. Kronfeld. Mit dem Bildniſſe der „Juſtina". Gewidmet weiland dem Director der Gemälde-Gallerie des Allerhöchſten Kaiſerhauſes Hofrath Eduard von Engerth. Preis 2 K 40 h.

Wien in Wort und Bild. Illuſtrierter Führer durch Wien, ſeine Sehenswürdigkeiten und Umgebung. Mit 58 Illuſtrationen und einem Plan. Nach den neueſten Daten bearbeitet. Elegant gebunden 2 K 40 h.

Daberkow's Neueſter Plan von Wien. Mit allen 20 Bezirken und vollſtändigem Straßenverzeichniſſe. In hübſcher Ausſtattung 1 K, auf Leinwand 1 K 40 h.

Der Wortklauber. Neueſtes, bequemes und vollſtändiges Taſchen-Fremdwörterbuch. Unentbehrlich für Jedermann. Sammlung und Erklärung von mehr als 36.000 fremden Wörtern nebſt allen Redensarten und Zeichen, die in der deutſchen Schrift, Umgangs- und Amtsſprache häufig vorkommen und noch immer für unumgänglich nothwendig und unerſetzlich gehalten werden. Beſonders berückſichtigt Ausſprache, Abſtammung und Betonung. — Von Profeſſor Dr. Gregor Prätorius. 21. umgearbeitete Auflage. Geheftet 1 K 20 h, geb. in Leinwandbänden 1 K 60 h. — Bisher 100.000 Exemplare abgeſetzt.

Zur gefälligen Beachtung: Bei geſchätzten Aufträgen empfiehlt es ſich, zur Erſparung von Portoſpeſen den Betrag mit Poſtanweiſung einzuſenden, worauf unverzüglich Franco-Zuſendung der gewünſchten Werke erfolgt. Poſtnachnahme verurſacht weit mehr Portoauslagen. — Ausführliche Verlagsverzeichniſſe ſtehen gratis und franco zu Dienſten.

Im C. Daberkow's Verlag in Wien VII 1 ſind erſchienen:

Den Manen Mozarts zum 100jährigen Todestag. Von Ludwig Auguſt Frankl. Fünf Gedichte, darunter das hiſtoriſch gewordene „Merks Wien“. 50 h.

Der fahrende Sänger. Eine reiche Sammlung von Poeſien, von Wilhelm Cappilleri. Mit dem Porträt des Verfaſſers. Broſchiert 2 K 40 h, Halbleinwandband 3 K.

„Paſſion.“ Lyriſche Gedichte. Von Paul Althof. Broſchiert 2 K, elegant gebunden 3 K.

Jägerlieder. Von Bowitſch. Neue Auflage. 50 h.

Heroiden. Ein Romanzenbuch. Von Bowitſch. 3. Aufl. In Prachtband gebunden 4 K.

Die Nikolanen. Ein Heldengedicht aus Venedigs Vorzeit. Von Paul Althof. Broſchiert 2 K 40 h, in Prachtband 4 K.

Ahasverus in Tirol. Poetiſche Erzählung aus Tirols vergangenen Tagen, von Ad. H. Povinelli. 2. Auflage, Broſchiert 3 K, Original-Leinwandband 4 K.

Erzählungen aus dem Wiener-Wald. Von Ph. Vogler. Broſchiert per 80 h, in Prachtband gebunden 2 K 40 h. — Inhalt: Zwei Eiſenſchädel. — Der Wildſchütz. — Unter dem Holzbirnbaum.

Von der Strecke. Ernſte und heitere Geſchichten aus dem Eiſenbahnleben. Mit Beiträgen von Chiavacci, Kowy, [illegible], Pötzl, Schulz u. v. a., von L. Eiſenberg. Broſch. 2 K 40 h.

Allgemeine National-Bibliothek. Gegründet 1882. Enthält Werke von: Anzengruber (Vater), Deinhardſtein, Karl Egon Ebert, Ebner-Eſchenbach, Fercher von Steinwand, Feuchtersleben, Frankl, Grillparzer, Anaſtaſius Grün, Halm, Hamerling, Hebbel, Herloßſohn, Jokai, Kaltenbrunner, Kürnberger, Lenau, Meißner, [illegible], [illegible], Betty Paoli, Raimund, Rollett, Sealsfield, Stifter, Zedlitz u. v. a. — Preis per Nr. 20 h = 20 Pfg. Bisher ſind 291 Nummern erſchienen. — Nummern-Verzeichniſſe werden von Zeit zu Zeit ausgegeben und können auf Verlangen von jeder Buchhandlung koſtenfrei bezogen werden. Von der Allgemeinen National-Bibliothek erſcheinen im Jahre: je 6 Nummern am 1. Jänner, 1. April, 1. Juli und 1. October.

Zur gefälligen Beachtung: Bei geſchäftlichen Aufträgen empfiehlt es ſich, zur Erſparung von Poſtſpeſen den Betrag mit Poſtanweiſung beizufügen, wogegen unverzüglich Franko-Zuſendung des Gewünſchten erfolgt. Poſtnachnahme verurſacht weit mehr Poſtauslagen. — Ausführliche Verlagsverzeichniſſe ſtehen gratis und franko zu Dienſten.

Kaltenbrunner, Karl Adam. Der Stellvertreter. Erzählung aus dem oberöſterreichiſchen Volksleben. 194—195.

— Gedichte. (Dialect- und hochdeutſche Dichtungen.) 274—275. E

Korajac, Vilim. Die Pfahlbauern. Silhouetten aus ſlavoniſchen Urſitzen. Frei verdeutſcht von Friedrich S. Krauſs. 192—193. E

Kralik, Richard. Fürſtenbuch von Öſterreich und Steierland. Beſchrieben durch Herrn Janſen Enikel. (Erneuert.) 121—124.* E

Krauſs, Friedrich S., ſiehe Korajac.

Kürnberger, Ferdinand. Das große und das kleine Los. Lebensbild. 12.

— Die Verſuchungen der Armen. Novelle. 19.

— Der Drache. Novelle. 26. E

— Schulmädchen und Hausfrau. Novelle. (Nachlaſs.) 132. E

— Heimlicher Reichthum. Novelle. (Nachlaſs.) 136. E

— Giovanna. Novelle. 142.

— Das Kind mit dem Briefe. Ein Wintermärchen. — Ein Brautpaar in Polen. Novelle. 148—149.

— Der Windfall. Novelle. 157—158.

— Die Braut des Gelehrten. Novelle. Mit Porträt nach einer Photographie. 166. E

— Quintin Meſſis. Schauſpiel. (Nachlaſs.) 260—261. E

— Die Sängerin von Augsburg. Ein mittelalterliches Frauenbild. — Der Schulmeiſter Krachenberger. Novellette. (Nachlaſs.) 262.

— Die Kinder der Vornehmen. Novelle. (Nachlaſs.) 263.

— Aug und Ohr. Novelle. (Nachlaſs.) 264—265.

Lenau, Nikolaus. Don Juan. Dramatiſches Gedicht. 84.*

— Ausgewählte Gedichte. 91.* E

— Epiſche Dichtungen. 98.*

— Savonarola. Ein Gedicht. 156, 162. E

— Fauſt. Ein Gedicht. 272—273.

Märzroth, Dr. M. Ernſt und Scherz. Kleine Geſchichten. 22. E

Maurer, J. G. Herzog Otto. Hiſtoriſche Erzählung aus Tirol. 8—9. E

Meißner, Alfred. Die Tage des Teufels. Novelle. 47.

— Der Müller vom Hoft. Novelle. 76.*

Meßner, Joſef. Gretl unter der Stauden. Erzählung. Mit Porträt und Facſimile. 204. E

— Handwerksburſchen. Bilder aus dem Volksleben. 209—211.

Milow, Stephan. Arnold Frank. Lebensbild. 18. E

Moſenthal, S. H. Deborah. Volksſchauſpiel. 207—208. E

Müller-Guttenbrunn, Adam. Biographie Franz Grillparzers. Mit Porträt von Moritz von Schwind. 175.

Neſtroy, Johann. Der Talisman. Poſſe. 133—134. E

— Die verhängnisvolle Faſchingsnacht. Poſſe. 137—138. E

— Unverhofft. Poſſe. 139—140. E

— Zu ebener Erde und im erſten Stock oder die Launen des Glücks. Poſſe. 154—155. E

— Der Unbedeutende. Poſſe. 159—160. E

— Freiheit in Krähwinkel. Poſſe. 178—179. E

— Der böſe Geiſt Lumpacivagabundus oder das liederliche Kleeblatt. Zauberpoſſe. 196—197. E

— Theatergeſchichten durch Liebe, Intrigue, Geld und Dummheit. Poſſe. 236—237. E (Erſcheint hier zum erſtenmale im Buchhandel).

— Das Mädl aus der Vorſtadt oder Ehrlich währt am längſten. Poſſe. 266—267. E

— Der Zerriſſene. Poſſe. 268—269. E

— Glück, Miſsbrauch und Rückkehr oder Das Geheimnis des grauen Hauſes. Poſſe. 270—271. E

Ohorn, Anton. Ein Märchen. Luſtſpiel. 96—97.* E

— Der Commandant vom Königſtein. Luſtſpiel. 113—114.* E

— Der fliegende Holländer. Erzählende Dichtung. 119.*

Paoli, Betty. Die Brüder. — Anna. Zwei Erzählungen. 205—206. E

Philipp, Peter. Teufels Badſtube. Erzählung. 120.* E

Pichler, Fritz. Brockmann. Schauſpiel. 41—42.

Raaben, Eugen. Kleine Geſchichten: Das Glücksmannle. Die Maſchinenbraut. Das [illegible]. 115.* E

Radics, P. v. Franz Joſeph I. im Liede. Zur 50jährigen Feier Seiner Regierung. Anthologie. Mit Porträt und Facſimile des Namenszuges. 164—165. E (In Original-Einband K 1·20.)

Radler, Friedrich (Edler v.). Prinzeſſin Pumphia und der tyranniſche Tatar Kulikan. Eine Parodie in lächerlichen Verſen. — Das Amtsgeheimnis. Humoriſtiſche Erzählung. 161. E

Raimund, Ferdinand. Die gefeſſelte Phantaſie. Zauberſpiel. 2.

— Moiſaſurs Zauberfluch. Zauberſpiel. 11.

— Die unheilbringende Krone. Zauberſpiel. 45—46.

— Der Barometermacher auf der Zauberinſel. Zauberpoſſe. 60.* E

— Alpenkönig und Menſchenfeind. Romantiſch-komiſches Märchen. 105.*

— Der Verſchwender. Zaubermärchen. 112.*

— Der Diamant des Geiſterkönigs. Zauberſpiel. 116.*

— Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär. Romantiſches Zaubermärchen. 118.*

Hamerlings Erben,

den edlen Damen

Frau Dr. Clotilde Gstirner

und

Fräulein Bertha

sei dies erste Bändchen der „Litteraturbilder der Gegenwart“ ehrfurchtsvoll zugeeignet.

Anton Breitner.
Dr. Mich. M. Rabenlechner.

Bisher erschienen folgende Bändchen der Reihe „Litteraturbilder fin de Siècle“ mit nachstehendem Inhalte:

I. Bändchen: Scheffel. 1896 (2. Aufl. 1898).
Dr. B. Münz, Frau Joseph. Scheffel.
Anton Breitner, Scheffel-Bacillus.
Dr. M. M. Rabenlechner, Hamerling, der Nationale.

II. Bändchen: Ebers. 1897 (2. Aufl. 1898).
R. v. Gottschall, Georg Ebers.
W. A. Hammer, Ferd. v. Saar.
Dr. A. Widmann, Adalb. Stifter.
Dr. M. M. Rabenlechner, Ein Sealsfield-Mythos.

III. Bändchen: Greif. (1898).
Prof. Dr. Karl Siegen, Martin Greif.
Oskar Pach, Richard Voss.
Dr. M. M. Rabenlechner, Das Weibliche im litterarischen Wien.

IV. Bändchen: Pichler. (1899).
Dr. Bernhard Münz, Adolf Pichler.
Dr. Hans Widmann, „Die Moderne“ in Salzburg.

V. Bändchen: Rettenbacher. (1900.)
Prof. P. Tassilo Lehner, P. Simon Rettenbachers Lebens- und Weltanschauung.
Dr. M. M. Rabenlechner, Rosegger, der Didaktiker.

Preis je M. 1.50 elegant broschiert,
M. 2.— fein gebunden (oben Goldschnitt, seitlich unaufgeschnitten).

Litteraturbilder der Gegenwart.

I.

Kopfleisten und Vignetten im Text nach den Originalen des acad. Malers Prof. Hermann Bergmeister in Graz.

Zinkätzungen der „Graphischen Union“ in Wien.

Umschlag (Beduinen-Papier) und Druck von E. Pierson, Dresden.

Das II. Bändchen gelangt unter dem Titel „Jakobowski“ zur Ausgabe und bringt eine Essai über diesen Autor von Prof. Dr. Hermann Sieglerschmidt und eine Fortsetzung des Litteraturbildes „Die Moderne in Salzburg“ (S. III. Bändchen der Litteraturbilder fin de Siècle) von Prof. Dr. Hans Widmann.

Das III. Bändchen wird eine Abhandlung über Josef Lauff und den historischen Roman von Henry Thode, August Sperl und Wilhelm Walloth enthalten.

Der Anhang des Bändchens soll dem „Übergeschnappten Überbrettl der deutschen Litteratur“ gewidmet sein.

Zum Geleit.

Das neunzehnte Jahrhundert ist zu Ende, und aus den „Litteraturbildern fin de siècle“ werden „Litteraturbilder der Gegenwart“. Aber in ihrem Inhalte soll fin de siècle und Gegenwart trotzdem in eins zusammenschmelzen, und das vorliegende Bändchen mag dies auch sofort beweisen. Dem verflossenen Jahrhundert zwar in seinem Leben noch gehörig, aber doch ein rechter Dichter und Denker der Gegenwart ragt Robert Hamerlings Titanengestalt hinein ins neue Säkulum. Er ist der grösste Dichter der Deutschen des XIX. Jahrhunderts, und das XX. Jahrhundert wird etliche Jahrzehnte hinabtauchen sehen ins Meer der Vergessenheit, ehe dieser genialen Erscheinung ein neuer Stern von gleicher Grösse ihre Lichtfülle verdunkelt. So trägt also das erste Bändchen der Litteraturbilder der Gegenwart den Namen „Hamerling“ auf dem Titelblatte.

Für seinen Inhalt hat Professor Rabenlechner gesorgt. Dieser Name hat unter den Litterarhistorikern hellen Klang. Professor

Rabenlechner ist der deutsche Hamerling-Mann. Da braucht also dem Leser nicht bange zu sein, dass ihm Unneues oder Überflüssiges geboten werde.

Hoffentlich werden die Freunde der „fin de siècle-Bändchen“ auch deren Fortsetzung getreu bleiben. Mit ihren Feinden soll vorläufig nicht geredet werden. Wir wollen ja gerne Frieden halten. Nur darf man nach uns nicht mit faustgrossen Stücken werfen. Sonst werfen wir zurück. Wir sind voll guten Willens. Vederemo.

Anton Breitner.

Mattsee, Mai 1901.

Litteraturbilder
der Gegenwart.

Herausgegeben von **Anton Breitner.**

I. Bändchen:

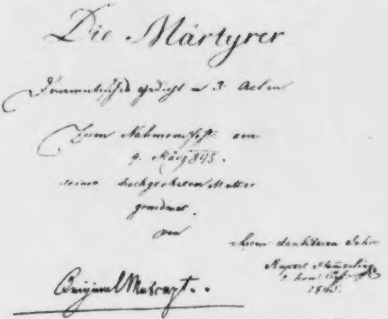
Hamerling.

Von

Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
(R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler)
1901.

Alle Rechte vorbehalten.



Die Märtyrer

Dramatisches Gedicht in 3 Acten

Zum Namensfeste am
9. März 848.
seiner hochgeehrten Mutter
gewidmet.
von

ihrem dankbaren Sohne
Rupert Hamerling
d. hum. [illegible]
1848.

Original Manuscript.

Hamerlings Handschrift. Titelblatt der ersten nur drei Akte umfassenden Niederschrift der „Märtyrer“
(Aus dem Hamerling-Museum des Stiftingheimes)

Eine bisher unveröffentlichte
Jugenddichtung Robert Hamerling's:

„Die Märtyrer“.

Ein Drama in fünf Acten.

Herausgegeben und eingeleitet
von
Prof. Dr. Michael M. Rabenlechner.

Einleitung.

Robert Hamerling tritt durch vorliegendes Bändchen mit einer in ihrer Gänze bisher unveröffentlichten Dichtung vor die grosse Zahl seiner Verehrer. —

Aber es lag ursprünglich nicht im Plane, dieses Werk je als selbstständiges Buch der Öffentlichkeit zu übergeben. Denn gleich im Voraus: — ein neues Blatt in die reiche Lorbeerkrone Robert Hamerlings vermag vorliegendes Drama *nicht* einzufügen. Indess — wie dem Entomologen nicht bloss der buntschillernde Käfer und der herrliche Schmetterling, sondern auch Raupe und Puppe von Interesse —, so auch kann unsere Publication lediglich nur gelten *als ein Beitrag zu unseres Dichters Entwicklungsgang.* Den Dichter in herba demnach — das will unsere Veröffentlichung zeigen. Und es wäre nicht einmal zu einer in solchem Sinne gemeinten Veröffentlichung gekommen, genug vielmehr wäre es uns geschienen an den im ersten Bande unserer Hamerling-Biographie mitgetheilten wenigen Proben aus Hamerlings „Märtyrern“, hätte nicht die erst vor kurzem als selbständiges Büchlein geschehene Veröffentlichung einer Jugenddichtung Hamerlings weiteres Interesse und den Wunsch nach Publication auch der „Märtyrer“ geweckt. Als nämlich Juni 1900 Herr Dr. Max Vancsa Hamerlings aus 1845 stammendes lyrisch-didaktisches Gedicht „Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit“ als schlankes Bändchen neu veröffentlicht (Stuttgart und Wien, Jos. Roth'sche Verlagshandlung), und die deutsche Presse von dieser Edition einstimmig-freudig Notiz nahm, da wurden aus der „Hamerlinggemeinde“ wiederholt Stimmen laut, ob die Jugendtragödie, die ein Ideen-Pendant ja eigentlich zu „Eutychia“, nicht auch in ihrer Gänze das Licht der Öffentlichkeit erblicken könne.

So wird denn durch das erste Bändchen der „Litteraturbilder der Gegenwart“

diesem Wunsche zahlreicher Verehrer der Muse Hamerlings Rechnung getragen und das Capitel von Hamerlings Jugend um ein vervollständigteres Hauptstück erweitert. — —

— — Robert Hamerling — dem Taufbuche der Pfarre Kirchberg am Walde nach von Haus aus **Rupert Hammerling** —, kam zehnjährig, das blutarme Kind eines zu grunde gegangenen Waldviertler Webers, 1840 ins Cisterzienserstift Zwettl in Niederösterreich als „Sängerknabe". Von 1840–1844 verweilt er hinter diesen Klostermauern und geniesst daselbst nicht bloss Verpflegung, sondern auch den Unterricht der vier ersten Gymnasialklassen gegen die Verpflichtung mit seinen fünf Kollegen den Kirchengesang auf dem Chore der Stiftskirche zu besorgen.

Mit sieben Jahren hatte unser Dichter bereits seine ersten Verse geschrieben. Jetzt beginnt in unserem Dichter während dieser vier Klosterjahre im Stifte Zwettl ein seltsames Innenleben zu keimen.

Freilich die Convictsordnung der Sängerknaben ist poetischer Production und allzu frühzeitiger Gemüthsentfaltung keineswegs grün — aber unser Dichter hat im Kloster einen herzensguten väterlichen Freund, dem — einem Priester — der strenge Sängerknabenpräfect als Priester es nicht verweigern kann, sich des Knaben ausserhalb des Convictes anzunehmen und seinem Gemüthe tiefen Eindruck zu leihen. Dieser Gönner ist aber nicht unseres Dichters Grossoheim, der ihm die Aufnahme als Sängerknaben vermittelt, der ewig-heitere Stifts-Bibliothekar P. Ambrosius Hasslinger — denn „auf das Gemüth eines geistig und seelisch erregten Knaben drückt, besonders wenn er sich äusserlich umschränkt und in sich zurückgewiesen findet, etwas Ahnungsvolles, Welt und Menschenleben werfen gleichsam ihren Schatten in sein Inneres voraus, und so ist ihm der Ernst früher verständlich als die Heiterkeit.“ Dieser gutherzige, väterliche Freund ist vielmehr ein — — — *streng asketischer* Mönch, der schon den helläugigen Knaben in der Volksschule als Katechet lieb und Einfluss auf denselben gewonnen und nunmehr im Stifte dem Knaben die erste Form seines Ideals — das Religiös-

Schwärmerische — vorzauberte: — — P. Hugo Traumihler verstand es als der einzige Insasse im Stifte „dem Schüchternen die Zunge zu lösen, ihm sympathisches Vertrauen einzuflössen und ihn nach manchen Seiten hin ganz wundersam anzuregen."

Also nicht bei seinem weltlustigen redseligen Grossoheim, nicht in der lärmenden Gesellschaft seiner fünf Kameraden, — bei polterndem Spiel und Balgerei mit diesen: — in des Asketen Gesellschaft befand sich das Dichterlein in herba wohl; in P. Hugos frommer Zelle versenkte sich freudig unseres Poeten junges Herz in die wonnigen Abgründe der Betrachtung und empfand beseligt die heiligen Schauer der Mystik, Stimmungen des Gemüthes, die Robert Hamerling zwanzig Jahre später nicht so hätte erfassen und darstellen können ohne eigenes Erlebnis im Kloster („Der König von Sion" IV. Gesang „Die Nonne"). Und wie der fünfzigjährige Poet im Gespräche zu seinem Freunde Dr. Bruno Brukner selber jene Stimmungen zu dem innerlichsten Erlebnisse seiner Seele gerechnet, zählen auch die diesem frommen

Empfinden entsprungenen Poesieen des Sängerknaben, die ja zum Grosstheil bereits Veröffentlichung gefunden, zu den innerlichsten Producten seiner uns erhaltenen poetischen Erstlingsversuche.

Jahre sind es demnach voll lichtester, wonnigster Glückseligkeit — diese Zeit seines Aufenthaltes im Stifte Zwettl. Aber sie geht vorbei und es heisst wandern „aus dem Kloster in die Welt.“ In die Welt, in die geräuschvolle Kaiserstadt an der Donau, wohin seine armen Eltern — seine Mutter als Näherin, sein Vater als herrschaftlicher Diener — dem Sohne vorangezogen!

Sommer 1844 ist also unser frommer Knabe in Wien, um weitere Fortbildung daselbst zu geniessen. Zunächst vollendete er die Gymnasialstudien durch Absolvierung der beiden Humanitätsclassen. Unser Dichter besucht das Schottengymnasium. Er war ein fleissiger Student, daneben aber vernachlässigt er die Poesie nicht. Ja, war er im Stifte Zwettl nur schüchterner Lyriker gewesen — jetzt streckt er seine Hand nach dem dramatischen Lorbeer aus. Als eine Vorübung dramatisiert er Luise Brachmanns Ballade

„Columbus“. Dann aber lässt das fromme Gemüth die Begeisterung für die christlichen Blutzeugen nicht mehr ruhn. Gleich dem jungen Schiller, der als dreizehnjähriger Knabe in einem Drama „Die Christen“ das Märtyrerthum gefeiert, ergreift's auch unsern Knaben, und er entnimmt die Handlung zu seinem neuen Werke den letzten Kämpfen des römischen Heidenthums mit der erstarkenden Christuslehre. Mit grossem Ernste erfasst er seine Aufgabe. Als beschäftigter Student, den zudem die Armuth zwingt, Instructionen zu ertheilen, hat er nur wenig freie Zeit: — er kann sich daher nur im Nachhausegehen von der Schule oder auf sonstigen Gängen durch die Stadt den Plan zu seinem Trauerspiel ordnen. Endlich ist er darüber mit sich ins Reine gekommen und schreitet an die Ausführung. Er theilt seine auf fünf Acte berechnete Handlung ein: — im ersten Acte dieses, im zweiten Acte dieses u. s. w.; dann theilt er jeder Scene zu, was darin besprochen werden oder vorgehen soll. Und nun geht's an die Ausarbeitung; er denkt, es sei am Ende doch wohl einerlei — nicht mehr und nicht minder zeitraubend — ob er ein Bändchen voll poetischer Versuche oder ein Bändchen voll Scenen schreibe. Aber bald fühlt er die Unstatthaftigkeit dieses Gedankens: — nach dem dritten Act, den er zu Anfang des Monats März vollendet, verliert er nicht allein Lust und Liebe, sondern sogar den Plan resp. den Faden der Handlung ganz und gar. Er lässt die Arbeit unvollendet liegen. Am Schlusse des Schuljahres — August 1815 — die Schulpflicht war gethan — erwacht aufs neue in ihm die Begeisterung für den Stoff — nun ist es eine Begeisterung die sich nicht eindämmen lässt in ihren Äusserungen — er denkt über nichts anderes mehr nach als über seinen Stoff. Alles regt ihn an — hört er z. B. Musik, so müssen ihm stets dadurch nur Ideen für seine Märtyrertragödie erwachen — hört er in der Kirche Predigt, so strömen ihm neue Verse zu; der Plan steht wieder neu vor seiner Seele; die ersten drei Acte werden umgearbeitet und fast in einem Zuge die beiden letzten Acte niedergeschrieben. So vollendet er das Drama — wie geplant — in fünf Acten und überreicht es noch im selben Monat August seinem Grossoheim P. Ambros im Stifte Zwettl zu dessen Secundiz, ein Jahr später aber, nach nochmaliger reiflicher Umarbeitung zum Namensfeste seinem Professor P. Berthold Sengschmitt, der selbst im Stillen Dichter war. Und P. Berthold Sengschmitt zeichnete die Dichtung und ihren Verfasser auch gebührend aus, indem er das Dedikationsexemplar bei der öffentlichen Schlussprüfung — August 46 — auf den „Tisch des Hauses“ niederlegte. — — —

So viel im allgemeinen über den jugendlichen Dichter und sein Werk.

Und nun nur noch ein Wort über dessen Entstehung.

Aber solches keineswegs in abgeschlossener litterarhistorischer Art, weil wir es nicht als nöthig erachten, unsere Publication, weil die erstmalige Veröffentlichung eines Dichterwerkes, mit einer ausgearbeiteten Untersuchung zu versehen.

Kurze Zeit, nachdem unser Dichter Zwettl verlassen, war ihm Chateaubriands Prosaepos „les martyrs“ in die Hände gefallen. Die freie deutsche Bearbeitung von Theodor von Haupt (4 Bde., Wien

1829, gedruckt und verlegt bei G. F. Schade) war's, die ihm ein Freund lieh. Mit Heisshunger ward das seltsame Werk verschlungen. Und dieses Werkes Inhalt hatte es dem frommen Knaben angethan: — Chateaubriands: „Die Martyrn oder der Triumph des Christenthums“ sind die Stoffquelle von Hamerlings „Märtyrern“. Dieselben „les martyrs“, welche französischer Kritik zufolge ihren Bluteinschlag auch jüngst wieder in des polnischen Romanciers Hauptwerke verspüren lassen sollen!!

Hier in Chateaubriands Werke fand unser frommer Knabe als Dichtung, was ihm sein väterlicher Freund P. Hugo im Stifte Zwettl so oft gepredigt in asketischer Weihestunde. Aus Chateaubriands Werk hauchen ihm die Empfindungen seiner eigenen Seele entgegen. Und des französischen Romantikers Ruhm lässt das jugendliche Poetenherz nicht schlafen. So keimt in Robert Hamerlings Phantasie der Stoff der „Märtyrer“. Ganze Scenen und Episoden Chateaubriands finden wir in Hamerlings Jugendtragödie in freier Bearbeitung wieder, und die Charakteristik einzelner Personen des Dramas ist denen des Romanes nah verwandt. Nur dass im Drama in gewandter Berechnung Galerius zu Maxentius wird, dass Kymodokä — Cynthia heisst, und der bischöfliche Bekenner Kyrillos als frommer Martyrer-Eremit Hilarius erscheint. Aber doch auch gleiche Namen hier wie dort. Wahrhaftig darum zählte unsres Dichters Jugendwerk zu den bedeutenderen Schöpfungen Robert Hamerlings, dessen Vergleich mit Chateaubrands Roman gäbe eine dankbare Untersuchung ab für den Litterarhistoriker, eine ebenso dankbare und lohnende Arbeit, wie sie eben vor kurzem angestellt Prof. Ludwig Wyplel zwischen Grillparzers „Ahnfrau“ und deren Stoffquelle, dem anonymen Schauderroman: „Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Verschwörung im Schlosse Stern bei Prag.“ (Vergleiche Sauers Euphorion, 4. Heft, Jahrgang 1900.)

So ist auch die Diction in Hamerlings Märtyrern ganz Chateaubriand'sch: — der Schwulst Chateaubriands und die rhythmische Prosa des Übersetzers dirigiert fast völlig den jugendlichen Dichter. Freilich der Kenner der Jungfrauentragödie

Schillers wird im Schlussgesange des ersten Actes einen sicheren Anklang an die bekannten bezüglichen Schiller'schen Verse erkennen — er wird im Abendliede Cynthias (gleichfalls im ersten Acte) Salis'sche Motive finden, während das schöne Schlusslied der vierten Scene des vierten Actes ihm Klopstock'sche Beeinflussung verrathen mag — aber die Dichtung als Ganzes ist doch ästhetisch fast ausschliesslich inspiriert durch den Franzosen, und dabei aber doch wieder keine unselbstständige sklavische Nachahmung, vielmehr eine durch Talent und echte Begeisterung dictierte orginelle, unseres jugendlichen Dichters Wesen treu charakterisierende Umdichtung einzelner Capitel in Dialogform.

Ästhetiker Karl Bienenstein, der treffend in Hamerlings „Eutychia" die Beeinflussung durch Dante herausgefühlt, nannte diese Dichtung schon lediglich ob ihrer innerlichen Eigenheiten trotz „Klosterluft und mönchischer Scholastik" „einen echten Hamerling". Der Kenner Robert Hamerlings wird wohl auch seiner Märtyrertragödie, die ja im grunde nur eine Commentierung der IX. Canzone des dritten Buches der „Eutychia“, die treffliche Bezeichnung Bienensteins nicht versagen. Wir sehen natürlich ab von der kindlich-unbeholfenen Technik, wir denken nicht an Lessings strenges Gericht über die Märtyrertragödieen —: aber auch hier in nuce wie in allen Werken Hamerlings „der weltfremde Idealismus“, „die Hinneigung zum Abstracten“, „das Pathos des Gedankens“! Der Poet des „Ahasver in Rom“ hat in der That mit dem Poeten „Atalas“ manches Verwandte. Auch in den „Märtyrern“ ist im Grunde Hamerling — Dichterphilosoph. Auch Hamerlings „Märtyrer“ sind ein Buch der Selbsttröstung. Als Knabe suchte unser Dichter diesen Trost in asketischer Meditation, als Mann wirft er sich dann grübelndem Denken in die Arme. Aber Askese und Grübeln — sie haben beide den einen Urgrund. „Die Kirchengläubigkeit Hamerlings hat sich später sehr geändert, die tiefe Religiösität ist auch in seinen späteren Werken zu verspüren,“ sagt Rosegger einmal sehr richtig. Darum möchte ich auch nicht Herrn Dr. Vanesas Ansicht beistimmen, mit der dieser sein kenntnisreiches Eutychiavorwort einleitet. Herr Dr. Vancsa meint, dass Hamerling die alte Erfahrung, dass die Werke eines Dichters oder Künstlers das Product seiner natürlichen Begabung, seiner Zeit und seiner Erziehung seien, widerlege, dass wohl kaum jemand, wenn er Hamerlings reichste Schöpfungen liest — „Ahasver“, „König von Sion“, „Homunculus“ — oder auch nur das Erstlingswerk aus 1857, auf die Vermuthung käme, dass des Dichters Jugend hinter Klostermauern verlief. — Uns in der That, uns will im Gegentheile gelten, man vermag ganz deutlich aus dem „König von Sion“ wie aus „Ahasver“ hinter den brennenden Farben der Sinnlichkeit den predigenden, von den schalen Freuden des Erdendaseins sich freiwillig ausschliessenden, die tiefe Sehnsucht nach Realgenusse unterdrückenden, sie nur in seinen Dichterträumen flüchtig stillenden Weltflüchtling und Asketen zu vernehmen. Und nun gar sein dichterisches Erstlingswerk. Man hat es ein hohes Lied der Liebe und der Schönheit genannt, — aber mit demselben Rechte vermag man es auch ein hohes Lied der Resignation, ein hohes Lied auf die Ergebung der glücksehnenden Creatur zu bezeichnen, und die drei letzten Zeilen der dritten Canzone des ersten Eutychiabuches könnten ohne weiteres der „Venus im Exil“ zum Motto dienen: — „Ihr sollet nach des Herzens regem Triebe — Nur diesen einen schönen Zweck erreichen: — Den Himmlischen an Seligkeit zu gleichen.“ Das Ideal ist in Robert Hamerling stets das gleiche geblieben, nur die Form hat sich geändert.

Wenn aber Karl Bienenstein die Veröffentlichung „Eutychias“ begrüsst „auch als dankenswerthe Veröffentlichung für die Kenntnis des Geistes der Schulen, aus welchen bis zu den Sechziger-Jahren Österreichs Intelligenz hervorgegangen,“ so ist er wohl mit dieser Ansicht im Irrthum. Hamerling kam ja als frommer Knabe bereits ans Gymnasium, und seine Frömmigkeit war überdies keine aufgepfropfte — es war echter, reinster Idealismus. Und dann studierte Hamerling am Wiener Schottengymnasium. Allezeit seit seinem Bestande war das Wiener Schottengymnasium, geleitet von Benedictinerpatres des Wiener Schottenstiftes, eine

Pflegestätte des Individualismus der ihm anvertrauten Jugend, und das Ordenhaus selbst die Wohnung eines echten, edlen, mit dem Stande katholischen Priesterthums recht wohl zu vereinbarenden Fortschrittes. Das ist nicht etwa so gesagt — Thatsachen beweisen. Wir erinnern vor allem an die Haltung der Wiener Schottenmönche 1848. Der damalige Schottenprior P. Raimund Götz war von den Frankfurter Freunden Robert Blums — Karl Vogt an der Spitze — ausersehen, Blum seinen Henkern zu entreissen. Dass es nicht gelungen, war nicht P. Götzens Schuld. Solches spricht wohl Bände. Und P. Berthold Sengschmitt, Hamerlings Lehrer, ein ästhetisch selten-feinsinnig veranlagter Schöngeist, (vergleiche unsere quellenmässig gearbeitete Skizze „Von einem Lehrer Hamerlings“ in Roseggers Heimgarten) wäre ganz der Mann gewesen, hätte er die Berühmtheit seines einstigen Schülers erlebt, in völlig objectiver Weise den Vorzug einzuräumen vor den „Märtyrern“ selbst der — — „Aspasia“. Ja ganz das Gegentheil von Bienensteins Ansicht ist der Fall. Hamerling — nicht des Dichters der „Eutychia“ und der „Märtyrer“ — nein „Hamerling des Nationalen“ Keime reichen zurück ins Wiener Schottengymnasium. Und das war P. Bertholds Verdienst, der bereits im Gymnasium des Vormärz eifrig deutsche Litteratur pflegte und Nationalismus so im grossen Sinne in seinen Schülern zu wecken suchte. „Die Keime meines Deutschthumsempfindens reichen zurück auch ins Wiener Schottengymnasium“ — äusserte Hamerling einst zu Dr. Vincenz Knauer, denselben Vincenz Knauer, der — gleichfalls ein Mitglied des Wiener Schottenstiftes — einige Jahre nach Hamerlings Tode der Interpret der „Atomistik des Willens“ an der Wiener Universität geworden. — —

— — Der Abdruck der „Märtyrer“ erfolgt nunmehr im folgenden wort- und orthographiegetreu nach dem im Nachlasse des Dichters befindlichen Manuscripte der Bearbeitung aus 1846, welche übrigens völlig gleichlautend ist mit der Handschrift des Widmungsexemplares an P. Berthold Sengschmitt, das — ein schmaler Pappband mit Leinwandrücken und Goldtitel — sich in der Bibliothek des Wiener Schottenstiftes findet. Aber auch noch die dreiactige Bearbeitung vom März 1845 findet sich unter Hamerlings Papieren. Und noch ein viertes Exemplar des Dramas existierte. Es war die gleichfalls vom Dichter Sommer 1845 besorgte Abschrift des damals bereits auf fünf Acte gediehenen Werkes, das er damals seinem Grossoheim P. Ambros Hasslinger als Festgabe zur Sekundiz überreichte. Aber diese vierte Handschrift, das Widmungsexemplar also an P. Hasslinger, scheint gegenwärtig wohl als verschollen betrachtet werden zu müssen. Nach P. Hasslingers Tode kam nämlich das Manuscript in den Besitz P. Hugo Traumihlers, und als auch dieser gestorben, übernahm P. Traumihlers Hamerlingpapiere Dr. Wilhelm Pittner, welcher als Novize der Gymnasiallehrer Hamerlings in der Zwettler Klosterschule gewesen und, inzwischen zum Priester geweiht, Gymnasialprofessor am Staatsgymnasium in Wiener Neustadt geworden war. Einen Theil dieser kostbaren Hamerling-Manuscripte übergab dann P. Pittner dem Wiener Germanisten Professor Tomaschek, das Drama aber hat er, wie mir P. Pittner selber schrieb, einem anderen

Herren geliehen und dann -- wie dies dem Bücherausleiher so oft passiert — nicht mehr zurückerhalten! Wo mag das Manuscript stecken? Ist es schon dahin? Oder feiert es doch noch eine Auferstehung ähnlich dem Widmungs-Exemplar der „Eutychia“, das durch den Gaunersdorfer Pfarrvicar P. Ämilian Stern in der feuchten Vorrathskammer (Thatsache!) des Gaunersdorfer Pfarrhofes durch Zufall aufgestöbert und vor Mäusefrass bewahrt ward?! —

Interessieren mag vielleicht noch, dass man im Jahre 1887 (— also noch bei Lebzeiten Hamerlings —) im Wiener Schottenstifte auf die sonderbare Idee kam, die „Märtyrer“, die doch nur litterarhistorisches Interesse beanspruchen dürfen, durch Druck als Goldschnittbändchen zu veröffentlichen. Schon war hiefür auch ein Verleger (in Wien) in Aussicht genommen. Zum Glücke hatte der damalige Bibliothekar des Stiftes — es war dies der eben oben erwähnte gelehrte Philosoph P. Vincenz Knauer — die Vorsicht, Hamerling von dem Plane zu verständigen. In umgehendem Schreiben verbat sich der Dichter die Publication, nicht nur seinem Erstaunen über das naive Vorhaben Ausdruck gebend, sondern auch nachdrücklich betonend, dass das Recht einer Veröffentlichung lediglich ihm und nach seinem Ableben seinen Rechtsnachfolgern zustehe. So zeigt also das im Wiener Schottenstifte aufbewahrte Widmungs-Exemplar auf dem zweiten Titelblatte mit rother Tinte von Dr. Vincenz Knauer geschrieben die Worte: „Zufolge ausdrücklich mir gegenüber vom Dichter geäusserten Wunsche soll dieses Drama niemals durch den Druck veröffentlicht werden, sondern als werthvolles Curiosum der Stiftsbibliothek verbleiben. Dr. Vincenz Knauer."

Heute aber — zwölf Jahre sind seit des Dichters Tode um —, verlangt die deutsche Hamerlinggemeinde, unseren grossen Poeten ganz kennen zu lernen, ganz auch in seiner Entwicklung. Das hat die Erben Robert Hamerlings bewogen, dem Gefertigten zu ermächtigen, die „Märtyrer" zu edieren. Wir danken im Namen der zahllosen Verehrer Robert Hamerlings den beiden hochsinnigen Frauen für ihren Entschluss, und der Herausgeber der „Litteraturbilder der

Gegenwart" legt im Vereine mit dem Unterfertigten als schüchternes Zeichen ihrer Empfindung das vorliegende erste Bändchen den Priesterinnen des Stiftinghauses zu Füssen.

M. M. Rabenlechner.

Triest, am 71. Geburtstage Hamerlings.

Die Märtyrer.

Drama in fünf Acten

von

Rupert Joh. Hammerling

Studierenden der Zweiten Humanit.-Klasse

1846.

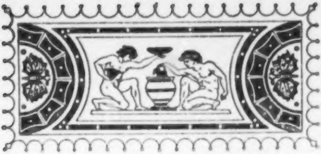
Sr. Hochwürden dem
Herrn Herrn

P. Berthold Sengschmitt

verdienstvollen öffentlichen Lehrer der
Humanitätsclassen am k. k. Gymnasium
zu den Schotten in Wien

ehrfurchtsvoll gewidmet
von seinem dankbarsten Schüler

R. J. Hammerling.



Widmung.

Ich habe den vorliegenden poetischen Versuch schon im Februar des Jahres 1845 begonnen, und im März desselben Jahres waren bereits die ersten drey Acte vollendet. Im August erst setzte ich die Arbeit fort, und fügte die beiden letzten Acte bei. Mit den Jahren auch an ästhetischer Einsicht gewinnend, traff ich im gegenwärtigen Jahre mehrere Veränderungen damit, die freylich nicht vermögend waren, zu einer gewissen Stuffe von Vollendung einen Versuch zu erheben, dessen Plan und Anlage in eine Zeit zurückreicht, wo ich ebenso wenig mit der hohen Bedeutung der Poesie als mit dem Technischen derselben vertraut war, und meine Begriffe noch mancher Läuterung bedurften.

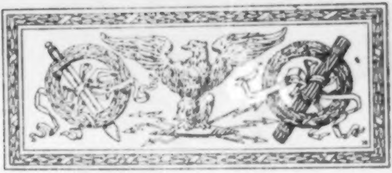
Obgleich ich nun von der Unvollkommenheit dieses jugendlichen Versuchs ganz überzeugt bin, schäme ich mich doch des Geständnisses nicht, anderthalb Jahre auf die Anlage, Ausführung und Teile einer so mangelhaften Arbeit verwendet zu haben. Ja, durch eben diese lange Beschäftigung damit -- ist dieselbe mir gewissermassen lieb und theuer geworden, und ich werde sie auch stets für künftig, gleichsam als ein Denkmahl meiner frühen Jugendjahre bewahren. —

Wenn es aber nun wahr ist, dass edle Menschen immer mehr auf die Gesinnung des Gebers als auf den eigentlichen inneren Werth der Gabe zu sehen pflegen, so wage ich es ganz getrost, Euer Hochwürden zu bitten, diese unvollendete dramatische Vorstudie, als das einzige und beste Angebinde, das ich zu biethen vermag, zum Zeichen meiner steten Verehrung, Hochachtung und Dankbarkeit mit gewohnter Güte hinzunehmen. Ich weiss, dass ich Euer Hochwürden nicht vergebens bitte, Nachsicht mit diesem mangelhaften Versuche zu haben. — Vielleicht kann die unscheinbare Blüthe sich einst schöner und freundlicher entfalten.

Trägt doch sogar oft der Wind das Samenkorn einer Eiche auf eine öde, felsige Höhe; — der Same aber keimt oben in der sparsamen Erde und wird zur Eiche. Diese sprosst dann herrlich empor, hebt die Äste himmelan, blickt von der luftigen Höhe mit schweigendem Ernste nieder, und breitet weithin über das Thal ihre riesigen Schatten.

Wien, am 26. July 1846.

R. J. Hammerling.



Die Märtyrer.

Heroen stürzt in Nacht des Todes Rechte,
Des Ruhms geweihter Strahlenkranz verglüht,
Und mit ihm sinkt in der Verwesung Nächte
Der Lorbeer, der die Heldenstirn umblüht,
Wer ist's, der einen ew'gen Kranz ihm flechte,
Hervor aus des Vergessens Nacht ihn zieht?
Der Sänger naht! — Es lebt durch alle Zeiten
Der Heros nur im Schall der Lyraseiten.

Doch ihr, die für das Kreuz so treu gerungen,
Bedürft des Sängers Ruhmesklänge nicht,
Euch schallet Lob von heil'gen Engelzungen,
Ihr strahlet ewig dort in Glanz und Licht,
Und der Verklärung Kranz hat euch umschlungen,
Den Gott aus gold'nen Sonnenstrahlen flicht;
Ihr ruht im trauten Schatten ew'ger Lenze,
Und eure Scheitel schmücken ew'ge Kränze.

Doch uns, die dieser Erde dunklen Thalen
Noch nicht der heil'ge Genius entrückt,
Uns lehrt ihr, wenn nach eures Ruhmes Strahlen
Das Auge hin in frommer Sehnsucht blickt,
Entschlossen gleiche Heldenpfade wallen,
An deren Ziel der Kranz die Kämpfer schmückt,
Ihr lehret uns, in diesem Erdenleben
Mit Muth und Kraft nur himmelan zu streben.

Es flammt in mir für euch seit langen Zeiten
Der heiligen Begeist'rung Himmelsstrahl;
Längst wollt' ich euch zu schildern mich bereiten,
Ins Leben zaubern dieses Ideal,
Noch traut ich nicht der Leyer zarten Saiten,
Noch nicht der Töne leisem schwanken Hall,
Da hab ich (fern von oben schien's zu kommen)
Zu meinem Trost dies sanfte Wort vernommen:

„Dem Ew'gen tönt ein Lied von Engelzungen,
In ew'gen Tönen preiset ihn das All,
Was heilige Begeisterung gesungen,
Ist jener Stimmen leiser Widerhall,
Sind spurlos auch die Töne längst verklungen,
Verschwebet, wie der Äolstöne Schall,
Es tönet doch das Echo heil'ger Lieder
In frommem Streben aus dem Herzen wieder.“

Personen:

Maxentius, römischer Kaiser.
Constantin.
Erocles, Günstling des Maxentius.
Dorias, ein christlicher Feldoberst.
Cynthia.
Eudorus, Priester der Christen.
Hilarius, ein Eremit.
Porius
Prutasius
Dorotheus Christen.
Prusias
Hiero
Pollius, Gefangenwärter.

Auxoris	Römer.
Polyssus	
Severus	
Bassius	
Alemius	Häscher.
Priscus	

Christen. Häscher. Volk.

Schauplatz: In und um Rom.

Erster Act.

(Waldesgegend voll Felsen, Schluchten und dichtbewachsenen Anhöhen. Im Vordergrunde eine Einsiedeley. Es ist Abend. Der Himmel bewölkt sich nach und nach.)

Scene I.

Hilarius. Porius.

Porius.

Ich habe Trauriges dir zu berichten;
Den Priester Eudorus und noch Viele
Der Gläubigen schlug man in dieser Nacht
In Bande. Sie erwartet sichrer Tod,
Sie werden nicht des Würgers Tod entgehn.

Hilarius.

Du nennst ihr Schicksal traurig, Porius?
Beneidest du die Glücklichen denn nicht?

Porius.

Wahr ist's, bald sind sie seeliger als wir,
Doch haben wir an ihnen viel verloren!
Wie viele sind, die um ihr Liebstes trauern,
Um theure Gatten, Väter, Söhne, Brüder?

Hilarius.

Nie fehlt ja Trost dem Christen! Und indess
Hör eine gute Botschaft für die schlimme.
Sie hat ein Christ von Herrn Constantins
Mir mitgetheilt. Du kennst doch Constantin,
Weisst, dass man überdrüssig des Tyrannen
In Rom ihn, doch verstohlen nur, begünstigt.
Vielleicht von röm'schen Christen eingeladen
Ist er im Anzug, und die Alpen schon
Hat er mit seinen Schaaren überschritten,
Seys angeborne Feigheit, sey's Misstrauen in
Die Kräfte, vielleicht mehr noch in den Willen
Der Römer, kurz es wagt Maxentius
Nicht erstlich sich entgegen ihn zu stellen.
Vernimm nun das Erfreulichste für uns.
Er sah vor Kurzem mit dem ganzen Heer

Ein flammend Kreuz am hohen Himmelsbogen,
Hell wie die Sonne in des Mittags Glanz
In blauen Lüften schwebend, drauf erschienen
In Purpurschrift, von Gottes Hand gezeichnet
Und lesbar Allen, wunderbarer Weise
Die Wort': „In diesem Zeichen wirst du siegen.“

Porius.

Der Allmacht Wunder bet ich staunend an.

Hilarius.

Erklärbar ist's, dass nach so hehrem Zeichen
Zum Herrn des Feldherrn edles Herz sich wandte,
Erklärbar auch, dass ihm mit Freude bald
Das ganze Reich als höchsten Herrn begrüsst.

Porius.

Fürwahr erklärbar! Und wenn Tausend auch
Der Legionen kraftvoll und beherzt
Maxentius besässe, sie beständen nicht!
Erbarmungsvoller Gott! Mein Herz
Wallt von der Hoffnung ahnender Empfindung.

Vor der Anbetung Gluthgefühlen über. —
Ich eile, diess den Christen zu berichten! —
Vernimm nun meinen Auftrag. Wir beschlossen,
Da kein Versteck mehr unerspäht geblieben,
Als dieses abgelegne Thal der Wildniss,
Uns hier zur Nachtszeit heute zu versammeln.
Auf einen kleinen Rest schmolz die Gemeinde;
Der Priester und der Führer sind wir nun
Beraubt; du liessest öfter Trost uns finden,
O bleib auch jetzt, was du uns stets gewesen;
Aus deinem Mund kann Trost am Ersten winken.

Hilarius.

Zu jeder Stunde seyd ihr mir willkommen.

Porius.

Lass schnell mich ihnen diese Botschaft bringen,
Der Himmel lohne dich.

Hilarius.

Nimm meinen Gruss
An die Bedrängten. Lebe wohl,
Um Mitternacht erwart' ich euch im Thale.

Porius.

Wohl edelmüth'ger Greis, wir säumen nicht.

(Er geht ab.)

Hilarius (allein).

Wie werdet ihr, o Brüder, bald euch freuen
In eurer Glorie, die zu eurem Lohne
Euch bald in Edens Thalen schmücken soll.
Gedenke, Herr! Auch unser hier im Thale
Des Jammers! Lass uns Ruh und Frieden
finden.

(Er geht in die Hütte.)

Scene II.

(Die Häscher **Alemius** und **Priscus** erscheinen auf den Felsen.)

Alemius.

Welch ungangbarer steiler Felsenpfad!
Sind wir nicht bald am Ziele, Priscus.

Priscus.

Sieh
Des alten Eremiten Hütte dort.
Bereits sind wir an dem erwünschten Ziel.
Ich hoffe, dass wir jetzt allein ihn treffen.

Alemius.

Gewiss.

Priscus.

Und sollte man ihn auch beschützen,
So machen sie uns wenig doch zu schaffen.
Nun zaudre nicht; ergreifen wir ihn schnell.

Alemius.

Lass vordem die Begleiter uns noch rufen.

(Er geht den Felsen hinab die übrigen heraufzuhohlen; während Priscus ihn erwartet, tritt Cynthia aus der Hütte. Priscus verbirgt sich sie zu beobachten, und winkt dann den mit den Begleitern zurückkehrenden Alemius, der Cynthia nun auch bemerkt, den Häschern still einen Platz weist, und sich zu Priscus verbirgt.)

Scene III.

Cynthia (aus der Hütte).

Der Abend senkt sich wieder
Auf unser stilles Thal,
Schon taucht die Sonne nieder
Im abendlichen Strahl.

Verstummt ist auf den Zweigen
Der Vögel Abendsang,
Rings herrschet düstres Schweigen,
So traurig und so bang;

Es weckt die bange Stille
  Die Wehmuth und den Schmerz,
Und aller Leiden Fülle
  Bestürmt mein wundes Herz.

Dort glänzt in trautem Flimmer
  Ein freundlich heller Stern;
Mir ist der Hoffnung Schimmer
  Wohl ewig, ewig fern;

Es glänzen deine Sterne
  In meines Lebens Nacht,
Kein Strahl, der aus der Ferne
  Mir süss und freundlich lacht;

Wohl folgt auf jeden Abend
  Des Tages heller Glanz;
Wohl winkt so süss und labend
  Von oben mir ein Kranz.

Es glänzt die Wonne drüben
  Wohl noch in schönrem Licht;
Ich finde meine Lieben,
  Wenn dieses Auge bricht.

Ja, lass o Schicksalslenker mit Geduld
Mein Schicksal mich ertragen. Nimmermehr
An deiner liebevollen Huld verzagen;

Zu flehen aber ist dem Kind vergönnt,
So neige, Vater, (ist's dein heil'ger Wille)
Dein Ohr zu deines Kindes Flehn herab.
Lass wenn's zum Heile mir gereicht noch einmahl
Mich wiedersehen die verlornen Lieben!
O könnt ich so vergnügt und sorgenlos
Mit einem Herzen, ungequält von Wünschen
Durchs Leben gehn, wie dieser gute Greis!
Doch wahrlich, wenn im Herzen Seeligkeit
Und süsser Friede thront, dem scheinen auch
Der Wüste blumenlose Fluren Paradiese.
Doch wer, vom bittren Seelenschmerz zerrissen
Den ew'gen Krieg im eig'nen Busen trägt,
Dem trauern wohl des Lenzes schönste Fluren
Der öden Wildniss gleich! — O stilles Thal,
Kein Blümchen ziert dich, keines Vogels Stimme
Belebt dich; meines Lebens wahres Bild,
Auch dieses ziert kein Blümchen süsser Freude,
Ja kahl wie du sind meines Lebens Pfade.
Doch sprosset nicht noch hie und da das Grün?
Hat dir der blüthenreiche Lenz die Farbe

Der süssen Hoffnung nicht verliehn? O seht,
Sprosst nicht Ein Blümchen nun im heit'ren Grün
Der Hoffnung? — Nimmermehr! — O Sterbliche!
Wie wandelst du hier oft auf Blumenpfaden
Und trittst auf weiche Rosen oder gehst
Mit sauren Schritten kahle Felsenpfade!
Doch öfter grünt auf solchen Pfaden noch
Die Hoffnung dir, und lindert deine Schmerzen!
So ist auf meinem Felsenpfade zwar
Noch ganz erstorben nicht der Hoffnung Grün.
Doch nicht Ein Blümchen birgt wohl diese Hoffnung,
Gleichwie dein Grün, o Thal, kein Blümchen birgt! —
Doch wie? Was blickt bescheiden dort durchs Grün
Der Gräser? — —

(Sie eilet hin, und pflückt ein plötzlich bemerktes Veilchen.)

Ach! So birgt die Hoffnung doch
Manch holdes Blümlein noch in ihrem Schooss! —
Nie will ich, was du mich gelehrt, vergessen,

Du Engelsblüthe, die bescheiden sich
Im Grase barg. Wenn Leiden mich nun
drücken,
So denk ich dein, und lerne dulden,
hoffen! —

Scene IV.

Cynthia, Hilarius (aus der Hütte kommend).

Hilarius.

Komm Cynthia! Schon ist das karge Mahl
Bereitet. Doch woher die düstre Wehmuth,
Die deine Stirn umnachtet! Wie bewegt
Erscheinst du mir!

Cynthia.

O edler Greis, ich trau're nicht,
Ich will nun nimmer trauern. Sieh, der
Abend
Lud jetzt mich ein, die Einsamkeit zu
suchen;
Ich fand sie hier, und sann voll Schwermuth
wieder
Dem Schicksal nach, das mich so schwer
getroffen!
An die Verlornen, die mir, ach! so theuer,
So ewig unvergesslich sind, gedacht ich;

Mein Leben schien mir ewig leer an Freuden,
Wie dieses stille Thal an Frühlingsblumen.
Da sah ich hie und da das sanfte Grün
Der Hoffnung Farbe, die der junge Lenz
Den Fluren jüngst geschenkt, und sieh!
ich dachte:
Wie? Sprosst nicht hie und da auf deinem
Pfad,
Auf deinem kahlen Pfade noch die Hoffnung!
Doch sprach ich zu mir selbst, wie schnell
verwelkt
Diess Grün! Kein Blümchen sprosst nun
in ihm.
Sieh, da gewahrt ich zwischen diesen
Gräsern
Das zarte Blümchen hier. — Ich will nicht
trauern!

Hilarius.

O Cynthia! So blüht uns oft versteckt
Das schönste Glück, wenn wir zu harren
wissen.
Des Dulders Pfade schmückt der Hoffnung
Grün,
Und zarte Blüthen birgt es, die dann ewig
Und unverwelklich dem Verklärten blühn.
Und deshalb dulde jetzt und harre, hoffe,
Du wirst vergebens nicht das Beste hoffen!

Cynthia.

O guter Greis! Wie dank ich dir! Der Himmel
Soll es dir lohnen, dass du willig jüngst
Aus Gastfreundschaft und Nächstenliebe mir
Ein Plätzchen wiesest, wo ich weinen konnte!
Als ich mit dem geliebten Bruder floh
Aus unsrer trauten Heimath bis hieher,
Ein wirthlich Dach zu suchen am Gestade
Der Tiber; ach! dich Vater riess mir früh
Das Schicksal von der Seite; oft gedenk ich
Der gold'nen Zeiten noch! Wie Dämmerlicht
Aus weiter Ferne durch die Nebelschleyer
Des Dunkels strahlend bricht, so funkelt mir
Noch der Erinn'rung Stern an goldne Zeiten
Der unumwölkt dahingeschwund'nen Jugend.
O wär es mir gegönnt ihn noch einmahl
Mit süsser Kindesliebe zu umarmen! —
Und wo irrst du vielleicht, geliebter Bruder!

Hilarius.

Betrübe doch nicht neuerdings dein Herz,
Du hast ja doch soeben mir versprochen
Für immer deiner Schwermuth zu entsagen!

Cynthia.

Vergib! — Ach ja, wie darf ich klagen!
Vergib, dass ich soeben undankbar
Der Wunden, die das Schicksal mir geschlagen,
Allein gedachte, ihrer Schmerzen nur;
Ward nicht das schönste Glück mir nur erst hier?
Des Schicksals göttlich Walten schlug mich nur,
Um mich zu heilen. Hier fand ich ein Glück,
Ein Glück, das mehr als aller Fürsten Kronen
Mich hat entzückt; vergib mir; nimm den Dank,
Des Herzens heissen Dank, den ich mit Worten
Dir nimmer zollen kann. Der Höchste soll
Dir's dort mit seinen Seeligkeiten lohnen!
Der Höchste, den ich kenne nur durch dich!
O habe Dank für dieses schönste Glück!

Hilarius.

Erspar' die Worte dir, o Cynthia!
Nicht Worte bürgen für den Christenglauben;
Nicht Blätter nur will ich am Baume finden,
Den ich gepflanzt, es sollen Früchte reifen!
O Cynthia! Wenn dich vielleicht das Loos,

Das oftmahls unsre Glaubensbrüder trifft,
Einst treffen sollte, bist du dann bereit
Auch für ein bess'res, seeligeres Leben
Diess Erdenleben willig hinzugeben?
Kannst du mit froher Lust dein Blut verspritzen,
Wenn Christenhass und Barbarey es fordert?
Sprich, wirst du niemahls ein Bedenken tragen
Für den, der für dich starb, zu sterben?
Wird Erdenglück, das jetzt dir nahe liegt,
Die Hoffnung nicht fürs Ewige verscheuchen?
Willst du des Blümchens, das du hier zum Trost
Gefunden, stets gedenken?

Cynthia.

Ja, das will ich.
Nie soll man mir mein schönstes Glück entreissen.

Hilarius.

Ruf den Tyrannen zu, wenn sie es wagen:
„Zu tief liegt in dem Herzen mir der Glaube,
Nur mit dem Herzen könnt ihr ihn entreissen!"
Doch sey im Kleinen treu, sowie im Grossen!

Dein Schicksal stelle nur dem Ewigen
Anheim, und klage nimmer. Diess Versprechen
Sey stets dir heilig.

Cynthia.

Ja, das soll es seyn.

Hilarius.

Jetzt lass uns froh das karge Mahl geniessen.
Komm, Cynthia, jetzt in die Hütte! Komm!

(Cynthia geht in die Hütte. Hilarius bleibt vor dem Eingange stehen.)

O segne, Herr! den löblichen Entschluss,
Und schenke All den Deinen Kraft und Stärke! —

Alemius

(sagt indessen, immer noch versteckt, zu Priscus).

Auch sie ist Christinn!

Priscus.

Sie sind verrathen. Kommt!

(Er winkt den Haschern.)

Scene V.

Hilarius. Die Häscher.

Hilarius
(die Häscher gewahrend).

Was rauscht hier im Gestripp? — — Es sind die Häscher!
Gott! dir sei Dank, dass jetzt du deinen Diener
Dich zu verherrlichen gewürdigt.
(Er geht ihnen entgegen.)

Alemius.

Du bist in unserer Gewalt.

Priscus.

Ein Feind der Götter! Häscher zaudert nicht!
(Sie fesseln ihn.)

Hilarius.

Ich scheue diese Bande nicht, und folge
Euch gern. Schmiedet diesen Arm in Ketten,
Des Christen Sinn könnt ihr doch niemahls beugen!
Nicht sklavisch kriecht im Staub er vor Tyrannen.
Er schwingt sich fessellos hinan zu Gott.

Priscus.

Soll die Beredsamkeit erspriesslich seyn,
So rede vor dem Kaiser, was dir frommt.

Alemius.

Der wird an deinem freyen Sinn sich kehren!

Scene VI.

Die Vorigen. Cynthia (aus der Hütte).

Cynthia (erstaunt).

Alemius.

Ist nicht auch diese Christinn, Eremit?

Priscus.

Soeben kommt sie zu geleg'ner Zeit.

Cynthia.

Was zeigt sich meinem Blick!

Hilarius.

Sieh, Cynthia,
Es war vergebens nicht, was ich gesprochen.
Doch warum staunest du? Es däucht vielleicht
Dir diese Stunde trauriger als mir?

Was zitterst du? Nicht unverhofft fürwahr
Kommt ja die Stunde.

Alemius.

So ist sie Christinn?

Hilarius.

Ja, ja, es schmückt sie dieser Ehrennahme.
Der Kampf beginnt! Es winkt der Siegeslohn
Dir Cynthia! O folge seinem Wink!

Cynthia.

Es findet jede Stunde mich bereit
Für Gott mein Blut in Freuden hinzugeben!
Ich folge deinem Beyspiel, edler Greis.
Der Himmel hauchet Muth mir in die Seele.
Was zögert ihr noch meinen Arm zu fesseln?

(Sie wird gefesselt.)

Alemius.

So nimm der Schande Zeichen.

Cynthia.

Wie? Der Schande?
O nein, es ist nicht Schamgefühl, was jetzt
Mir durch den Busen bebt, indem die Kette

Den Arm umschlingt! — Es ist ein Wonnestrahl,
Ein Vorgefühl von künft'ger Siegeswonne.

Alemius.

Doch eh wir gehn beseht die Hütte dort.

(Ein Häscher begiebt sich in die Hütte; zurückkehrend:)

Ein ärmlich kleiner Tisch von rohem Holze,
Zwey Lagerstätten, die aus Moos bestehn.
Wurzel und Kräuter und gedorrte Beeren,
Und dieses Holz da wie ein Kreuz geformt, —
Sonst findet nichts sich in der Hütte mehr.

Alemius.

Ein Kreuz? — Ey, werft es in die Schlucht da!

Hilarius.

Diess Kreuz? — Was kann es euch denn nützen,
Wenn ihr's in diesem Abgrund werft? O gebt es mir!
Ums Leben nicht, doch um dies Kreuz fleh ich.

Priscus.

Lasst ihm das schnöde Holz!

Hilarius (es nehmend).

Habt Dank,
Dass eines Greises Flehen euch noch rührte!
Kostbares Kleinod! All mein Eigenthum!
Dein Anblick lockt ins Aug mir süsse Zähren! —
Sieh Cynthia, dies Kleinod schenk ich dir.

Cynthia.

Beraube dich des einz'gen Trostes nicht.

Hilarius.

Nein, nein, du hast es nöthiger als ich.

Cynthia.

Ich fühl den Wert der Gabe, die du gibst,
Drum kann ich's fast nicht nehmen!

Hilarius.

Mein Haar ist grau, mein Glaube felsenfest! —
Ich treff im Finstern die gewohnten Wege; —
Du aber nicht, drum nimm das Kreuz zu dir. —

Cynthia.

Klar ist, o Greis, mir deiner Worte Sinn.
So nehm ich's denn, dich segne Gott dafür.

Priscus.

Nun kehren ohne Zögern wir zurück.
Schon ist es späte Nacht.

Alemius.

Und ein Gewitter
Umzieht den fernen Horizont.

Priscus.

So kommt und büsset euern Starrsinn,
Nimmer kehret ihr zurück.

Hilarius und Cynthia.

Lebewohl, wir kehren nimmer,
Trautes Thal, zu dir zurück;
Hier in deinem stillen Schoosse
Fanden wir das grösste Glück;
Künftig möge noch umschweben
Dich, verkläret, unser Geist,
Der den Hocherhabnen ewig
Bald in Edens Fernen preist.

Cynthia.

Ja mein Bestes, was ich habe,
Schenktest du allein nur mir:
Was ich sonst gesucht vergebens,
Fand ich, trautes Thal, in dir.

Hilarius.

Treu bargst du mich lange Jahre,
Von Barbarenwuth verschont,
Und es hat in meinem Herzen
Süsser Friede stets gewohnt.

Beyde.

Lebe wohl, wir kehren nimmer,
Trautes Thal, zu dir zurück;
Hier in deinem stillen Schoosse
Fanden wir das höchste Glück;
Künftig möge noch umschweben
Dich, verkläret, unser Geist,
Der den Hocherhabnen ewig
Bald in Edens Fernen preist.

Zweyter Aufzug.

(Der Schauplatz ist in Rom; im Palaste des Maxentius.)

I. Scene.

Maxentius. Erocles.

Erocles.

Dein Wille, hoher Herrscher, ist vollzogen.
Der Christen Aufenthalt ist länger nicht
Verborgen. Sehr gross ist die Anzahl derer,
Die man gefangen. Tief im Waldesgrund,
Wo keines Menschen Tritt, noch Stimme je
Das ernste, feyerliche Dunkel störet,
Wo weder Sonnenstrahl, noch Sternenlicht
Durchs Schattendach verjährter Eichen bricht,
Der Bäume Dickicht Menschentritte wehret,
Dort pflegten sich die Christen zu versammeln.
Ich liess von Häschern nun den Waldesplan
Durchstreifen, und die ganze Nacht hindurch

Befahl ich ihnen, eifrig aufzulauern,
Da sie zur mitternächt'gen Stunde sich
Am liebsten zu versammeln pflegen.
Und glücklich hat man sie sammt ihrem Priester
Erhascht. Dir wollte ich erst Kunde davon geben
Und deinen Willen mächt'ger Herrscher nun
Erbitten.

Maxentius.

Ihren Priester führe man
Zu mir. Ist Dorias, wie ich befahl,
In sicherer Verwahrung?

Erocles.

Wohl; er ist's.

Maxentius.

Und nichts hat meine Drohung noch gefruchtet.

Erocles.

Ich habe wenig Hoffnung, dass sein Starrsinn
Sich beugen lasse. Drohungen, Versprechen
Hat man umsonst an seinen Eigensinn
Verschwendet. Jedes Wort ist fruchtlos, wie
Zurück die Pfeile prallen von des Schildes
Geschirmten Rücken. Welch ein Thor ist er,

Solch schöne Hoffnungen für eitlen Wahn
Dahinzugeben. Wir gewännen selbst,
Wenn Dorias sich neuerdings bekehrte
Zu unsern Göttern! Denn er ist ein Held
Voll Tapferkeit und Muth und hohen Sinn.

Maxentius.

Ich selbst will es versuchen ihn zu beugen.

Erocles.

Vielleicht gelingt es dir, erhabner Herrscher,
Wenn deine Huld zu ihm herab sich neigt,
Ihn noch zurück zu seiner Pflicht zu führen,
So grosse Huld und Gnade muss ihn rühren.

Maxentius.

Ja ich beschloss der Christen Oberhäupter,
Den Eudorus, Dorias, Hilarius
In eigener Person zu sprechen.
Den Eremiten wirst sodann du herbescheiden,
Den man mit seiner Tochter jüngst
Gefangen. Geh, ich will sie sprechen.
Doch rufe nun zuerst mir Eudorus,
Den Priester her.

(Erocles ab.)

Scene 2.

Maxentius (allein).

Durch Marter will ich's sicher mir erzwingen,
Kann Sanftmuth ihren starren Muth nicht beugen.
Und weh dem, der geringer Qualen spottet,
Ich weiss wohl ärgere noch auszusinnen.
Der Frevler soll des Herrschers Macht empfinden,
Der meinem Willen trotzt! Was soll der Wahn,
Ersonnen von besinnungslosen Thoren!
Was soll der Zwang der engenden Gesetze
Der Christen? Stürzen sollten die Altäre
Der Götter Latiums? — Zwar — was sind Götter? —
Wohl weiss ich es; ein Schrecken nur des Pöbels!
Der Zaum der Niederen, die am Verstande
Beschränkt, an fabelhafte Wesen glauben!
Der Weise nur bedarf der Götter nicht;
Sie sind für Weise Schattenbilder nur,
Ein Nichts; doch eher soll noch Jupiters
Altar bestehn, die Götter des Olymps
Und ihre heitren, frohen Jubelfeste,

Als jener finst're Gott der Christen, und
Die engenden Gesetze, die der Wahn
Des nied'ren Pöbels nur befolgen kann.

Scene 3.

Maxentius. Erocles. Eudorus.

Maxentius.

Nimm es als Zeichen meiner Huld, die sich
Zu dir herabgelassen, dass ich selbst
Versuche deinen starren Sinn zu beugen.

Eudorus.

Das wirst du nie.

Maxentius.

Du willst also nicht wanken?
Bedenk, ich habe mehr als eine Waffe!

Eudorus.

Ich bin ein Christ! — Ist's dir wohl unbekannt,
Wieviel des Bluts der Christen schon geflossen?
Kennst du so wenig uns, dass du noch wähnst
Den Glauben könne je ein Christ verläugnen?

Maxentius.

Wisse, dass ich vermag, euch durch Gewalt
Dazu zu zwingen.

Eudorus.

Siehst du nicht,
Dass ich der Christen Priester sei? Du kannst
So niederträchtig dir mich denken, dass
Ich angesichts der anvertrauten Söhne
Den Gott verläugne, den ich jahrelang
Gepredigt; dessen Macht und Huld und Güte
Ich ihnen oft gerühmt, und dessen Reich
Zu mehren stets die schönste Pflicht mir war.
Kann ich die Lehre, die ich vorgetragen,
Wohl kräftiger bestätigen, als wenn
Ich selbst für sie mein Blut verspritze?

Maxentius.

Wie seid ihr Thoren doch, die für den Wahn
Die Welt, von Freuden voll, verlassen, um
Ins Nichts zurückzusinken; nützt es dir,
Starrsinnig dieser Welt entsagt zu haben,
Wenn dich des Todes schwarze Nacht umfängt?

Eudorus.

Ist dieses Leben nicht ein Pilgergang
Ins bess're Land? Der Gränzstein ist das Grab.

Maxentius.

Das spricht der Wahn aus dir.

Eudorus.

Das Leben ist
Ein Traum; dir mag wohl das Erwachen nicht
So wünschenswerth wie mir erscheinen,
Drum scheint dir Wahn, was ich hier spreche.

Maxentius.

So
Missbrauchst du meine Huld, dass du es wagst
Mit offner Stirn entgegen mir zu sprechen?

Eudorus.

Ich sprach nur offen; deine Gunst will ich
Mir nicht erschmeicheln; wie ich spreche, bin ich; —
Und aus dem Herzen sprech ich, was ich spreche; —
Auch Herrschern geb ich Antwort, wie's
Die Frag erheischt.

Maxentius.

Den Stolz will ich noch brechen!
Wo nicht, nun wohl, so hoffe nur den Tod.

Eudorus.

Ja hoffen ist das rechte Wort. Man hofft
Das Gute nur; das Übel fürchtet man. —

Maxentius (zu Erocles).

Führ ihn zurück und bringe Dorias
Hieher.

(Zu Eudorus.)

Erwarte nun
Nicht ferner Nachsicht.

Eudorus.

Gabst du mir doch schon
Die schönste Hoffnung.

(Er wird hinweggeführt.)

Scene 4.

Maxentius. Dorias. Erocles.

Maxentius.

Den Eremit! —

Erocles.

Sogleich.

Maxentius (zu Dorias).
Du also konntest deiner Pflicht vergessen?
Ermahnungen nicht achten, Drohungen
Verlachen und selbst meinen Willen trotzen?
Gab ich dir nicht Beweise meiner Huld?
Du wagst es nun, verachtend meinen Willen,
Der Seckte beizutretten, die ich hasse?

Dorias.
That etwa ich den Pflichten meines Standes
Als Christ um weniger Genüge? Sprich,
Wann war ich tapferer, wann war ich treuer
Als eben jetzt als Christ? Wann wurde je
Von mir nur die geringste Pflicht verletzt,
Die mir oblag, wann hab ich deinen Willen
Vernachlässigt, und wann die Ehrfurcht dir
Versagt? Noch nie; und dennoch war ich Christ.
Wie kann ich also deinen Zorn verdienen?

Maxentius.
Durch deinen Starrsinn, deinen blöden Wahn;
Du wusstest es, dass ich die Christen hasse,
Und dennoch scheutest du dich nicht, dich offenbar

Zu ihrer Lehre zu bekennen; ist's
Nicht Undank, so die Huld zu lohnen?

Dorias.

Wohl ist's nicht unbekannt mir, dass
Du mich geehrt; ich sah die Zeichen deiner Huld;
Doch lehret mich mein Glaube, dass ich jetzt
Des Höchsten Huld für deine nicht vertausche.
Sprich, würdest du die Huld der Sterblichen
Wohl höher achten als die Huld des Himmels?
Und doch verlangst du dieses nun von mir.

Maxentius.

Wir werden sehn, ob dich dein Gott errettet;
Ob seine Huld dir frommt!
Was nützt es dir,
Wenn du dein Leben opferst? Kann er dir
Es lohnen, das Geschöpf des Wahns, dein Gott?
Jetzt, da es Zeit noch ist, jetzt kehr zurück;
Geniesse, was die Welt dir beuth, und was
Dir meine Huld bescheert. Reichthum und Ehre

Sind dir beschieden, wenn du deinen Wahn
Entsagst. Entschliesse dich zu deinem
Besten.

Dorias.

Soll ich zu meinem Besten mich entschliessen,
So muss ich treu dem wahren Glauben
bleiben.
Was du soeben mir versprachst, das wiegt
Dasjenige nicht auf, was von der Huld
Des grossen Gottes, den ich nun bekenne,
Ich einst erwarten darf. Was nützt der
Reichthum?

Maxentius.

Wer sagt dir, dass dein Glaube dich nicht
täusche?
Wer ist dir Bürge, dass nach unserm Tode
Ein neues Leben uns erwartet? Kaum
Der Sterblichen wohl Einer je zurück
Aus Todesnacht, aus Plutos finstrem Reich?

Dorias.

Und wer ist Bürge dir, dass auch der Mensch
Den Thieren gleich für diese Welt nur lebe?
Was lehren uns die Weisen aller Zeiten?
Was ahndet selbst des Menschen edler Geist,
Wenn seinen Schwung kein Laster drückend
hemmt?

Fühlt er's nicht in sich selbst, dass diese Erde
Nicht seine wahre Heimath sey? Hebt ihn
Kein ungewohnter Flug zu höh'ren Sphären?
Und tausendstimmig ruft die ganze Schöpfung
Des hohen Schöpfers Macht dem Menschen zu.
Wie ist Geschaffnes ohne Schöpfer möglich? —
Der Glaube ist des Menschen höchstes Gut;
Versuch es nimmermehr, mir ihn zu rauben.
Nimm alles mir; nimm alles, jedes Gut,
Nimm selbst mein Leben; sieh ich lass es gern!
Doch meinen Glauben, diess mein höchstes Gut
Zwingt niemand meinem Herzen wieder ab.

Maxentius.

Weil Worte nicht und weise Vorstellungen
Erfolgreich dir zum stolzen Herzen sprechen,
So fürchte meinen Zorn. Ich bin gewiss,
Dass des bethörten Herzens kaltes Eis

Vor meines Zornes Gluthen schmilzt. Ich
will
Noch einen Tag dir zur Bedenkzeit geben.
Nicht länger will an Unwürdigen
So meine Huld verschwenden. — Wache!

(Die Wache führt Dorias ab; auf einer andern Seite führt Erocles den Hilarius und Cynthia herein.)

Scene 5.

Maxentius. Erocles. Hilarius. Cynthia.

(Erocles tritt während des Gespräches bei Seite.)

Maxentius (zu Hilarius).

Ist dieses Mädchen deine Tochter?

Hilarius.

Nein;
Sie ist es nicht.

Maxentius.

Wie kam sie denn zu dir?

Hilarius.

Einst als sich schon
Der Abend auf mein Thal gelagert hatte,
Ward ich durch ein Geräusch im nahen
Dickicht

Aus meinen stillen Träumen aufgeschreckt;
Ich ging nach jener Gegend hin, woher
Mir das Geräusch zu kommen schien; befremdet;
Da fand ich dieses Mädchen; weinend bath
Es mich ein Obdach ihm zu gönnen; dann
Erzählte die Verirrte mir ihr Schicksal.
Mit ihrem Bruder zog aus Griechenland
Sie nach Italien, und kam auch nun
In diese Waldesgegend; doch ein Zufall
Führt sie von ihres Bruders Seite; und
Sie fand ihn nicht; vergebens war ihr Forschen.
Und weinend irrte sie nun durch den Wald
Bis ich sie fand.

Maxentius (zu Cynthia).

Und was bewog
Dich Griechenland, die Heimat, zu verlassen?

Cynthia.

Die Hoffnung, den geliebten Vater hier
Zu finden, den ein hartes Schicksal früh
Von unsrer Seite riess; ich zählte kaum
Noch sieben Jahre; wenig älter war
Mein Bruder. Als er von uns scheiden musste,
Vertraute er uns seinem alten Freunde

Zum Unterricht und zur Erziehung an.
Ich denke noch des harten Scheidungstages;
Wir liebten ihn so zärtlich! Er versprach,
So bald es möglich wäre heimzukehren.
Wir sahn ihn niemahls wieder. Pantheas,
Dem er uns anvertraut, hielt stets uns so,
Wie seine eignen Kinder; ja, wir hätten
Uns glücklich nennen können, wenn uns nicht
Der Gram um unsern fernen theuren Vater
Gebeugt und umgestimmt zur Trauer hätte.
Da raubte grausam uns das Schicksal auch
Die letzte Stütze; unsern zweyten Vater
Entriess uns nun der Tod; und wir, verlassen
Von Allem, und vergebens harrend auf
Des theuren Vaters Rückkehr, machten jetzt
Uns auf den Weg, entschlossen, ihn in Rom
Zu suchen; glücklich kamen wir hieher.
Und als durch jene wüste Waldesgegend
Wir kamen, traff es sich, dass wir uns trennten!

Erocles

(der bisher sehr bewegt, und von Ahnungen ergriffen, dastand, wendet sich zu Maxentius und sagt).

Erlaube, hoher Herrscher, dass ich mich
Erkundige nach ihres Vaters Nahmen.

Cynthia.
Sein Nahme? — Erocles. —

Erocles
(sein Gesicht mit den Händen verhüllend).
O meine Tochter!
O meine Cynthia, du bist's, du bist's!
Dein Vater bin ich!

Cynthia.
Gott! Gerechter Gott!
Mein Vater?! — Ach, du bist's? Ist's Wahrheit,
Ist's Traum? — Hier finden wir uns? Hier?

Maxentius.
Ein unverhoffter Auftritt!
(Hilarius steht gerührt, mit freudigem Blick zum Himmel.)

Erocles.
Götter!
Mein Flehn habt ihr erhört! Ich sah
Sie noch; ich hielt sie noch in diesen Armen,
Bevor das Reich der Schatten mich umfängt.

Cynthia.
O könnte der geliebte Bruder doch

Des Wiedersehens Wonne mit mir theilen!
Wie glücklich bin ich jetzt!

Erocles.

Du wirst mich nun
Doch nimmermehr verlassen, und mir stets
Im Alter Stütze seyn bis an den Tod.

Maxentius.

Diess dürfte schwerlich wohl geschehen, wenn
Auf ihren Starrsinn sie nicht wird verzichten.

Erocles
(mit tiefem Schmerze).

Warum zerstört man mir den schönen Traum?
Wer musste mich an das erinnern, was
Mir alle Freude schnell zu Boden schlägt?

Maxentius.

Benütze deinen Einfluss, ihren Sinn
Zu beugen.

Cynthia.

Ach! Ein neuer Schlag des Schicksals!

Erocles (wehmüthig).

O Cynthia! —

Cynthia (schluchzend).
Mein Vater!

Erocles.
O lass dir's Herz nicht brechen! Lasse mich
Des Wiedersehens volle süsse Wonne
Empfinden! Gnade wird dir werden und
Du darfst mein Trost und meine Wonne seyn.
Lass dieses Herz nicht brechen! Soll ich dich
Dein Leben unter Schmach verlieren sehn?
Entsetzlicher Gedanke! Cynthia!
Vernimm die Stimme deines greisen Vaters!

Cynthia.
Wer gibt mir Kraft, den Riesenkampf zu kämpfen?

Hilarius.
Von oben kommt die Stärke! Heldenmüthig
Erringe dir den Sieg; der Himmel wird
Nach seiner Hoheit Weisheit alles lenken!
Uns bleibt Gehorsam nur und Hoffnung übrig!
Gedenke des Versprechens Cynthia!
Das du an jenem Abend mir gethan,
Der unser Loos entschieden; du gedenkst

Doch jener feyerlichen Stunde noch,
Und aller Worte, die wir da gesprochen? —

Cynthia (zu Hilarius).

Es sollen deine weisen Lehren stets
O Greis! diess Herz vor Wankelmuth bewahren!

Erocles

(in flammendem Zorne zu Hilarius gewendet).

Du also hast die Tochter mir entrissen?
Du hast mit deinen Lehren sie vergiftet?
Von dir will ich sie fodern, wenn sie einst
Ein schmacherfüllter Tod von meinem Herzen,
Von meinem Vaterherzen reisst; von dir
Will ich sie fodern!

Hilarius.

Wenn der Gnadenstrahl
Des Himmels einst auch **dein** Herz treffen wird,
Wirst du mir's danken; wähne nicht, dass ich
Gefühllos sey für deinen Seelenschmerz,
Der jetzt dein weiches Vaterherz zerfleischt.
Wär's mir gegönnt, mit jenem hellern Licht,
Mit jener lautern gottentsprossnen Flamme
Dein Herz zu läutern, würdest freudig du

Dein liebstes opfern und getröstet sagen:
„Du gehst mir jetzt voran; einst wird dein Geist,
Wenn sanft und seelig ich entschlummern will,
Verklärt aus Edens Fluren niederschweben,
Mir lächelnd winken, und mich dann geleiten
Ins bessre Land, das ewig uns vereint.“

Dritter Act.

(Schauplatz wie zuvor.)

Scene 1.

(Kerker Cynthias: im Hintergrunde ist ein Götterbild aufgestellt.)

Cynthia.

Wie schlägt so schwer mich neuerdings das Schicksal!
Es heilte meine tiefen Wunden nur,
Um grausam neuerdings sie aufzureissen.
Der Kampf im Busen lässt nicht Ruh, nicht Rast
Dem kummervollen schwergetroffnen Herzen.
Was kann, was soll ich thun? Wohin mich wenden?
Ist Niemand, Niemand, der mit sanftem Wort
Vermöchte meines Herzens Gram zu lindern?
Verlassen und gefoltert von den Qualen

Des Kampfes zwischen Pflicht und Vaterliebe
Muss je wohl rettungslos ich untergehn?
Soll ich ihn schonen, den geliebten Greis?
Soll ich ihn schonen? Ach der Gram wird ihn
Verzehren! Ach! ein wonnevolles Alter
Versprach er sich von meiner Kindesliebe!
Und ich, ich muss den schönen Traum zerstören,
Ich muss! Es ist mir Pflicht! — Leiht mir der Glaube
Nicht Muth, nicht Hoffnung? Bin ich denn nicht Christinn?
So will ich dennoch sterben! Deine Worte,
Hilarius, die jüngst du hast gesprochen,
Dass wir im schönren Land uns wiedersehn,
Sie richten mich noch etwas auf, sie stärken
Mein Herz! O goldne Hoffnung! Drüben wird
Kein Gram des Wiedersehens Wonne trüben!
So will ich dennoch sterben! Will mein Leben
Nicht durch den Bruch der Treue mir erkaufen!
Des Henkers Beil, es treffe dieses Haupt,

Ich fürchte nicht den Tod, ja ich will sterben! —
(Sie versinkt in düstre Schwermuth.)
Doch weh! was machtest du mir, Phantasie,
Für schreckenvolle Bilder, die mein Herz
Mit Gram umdüstern! Ach, ein greises Haupt
Seh ich vor mir, ein wohlbekanntes Haupt!
Die Züge bleicht der Gram! Die Augen brechen!
Von Nacht umhüllt! —
O weiche, Phantasie, und schone doch
Mein blutend Herz! Du machst mich sonst noch wanken!
Du weichest nicht? Du mahlst mit grellen Farben
Die theuren Züge mir noch vor? —
(Ihre Wehmuth hat den höchsten Gipfel erreicht; sie sinkt auf einen im Kerker statt des Sitzes angebrachten Stein, während Erocles eintritt. Cynthia eilt ihm entgegen.)

Scene 2.

Cynthia. Erocles.

Cynthia (Erocles umarmend).
Mein Vater!
Wie ist's so süss nach langen Jahren wieder

Am Vaterherzen ruhn! Täuscht mich kein Traum?
Du bist's, ich halte dich in meinen Armen!
Und lebhaft schweben mir die goldnen Zeiten
Der heil'gen Kinderjahre nun vor Augen!
Wo du liebkosend mich auf deinen Knie'n
Geschaukelt hast! Wie viel Liebkosungen
Hast du mir da erzeigt! Wie priesest du
Dich so beglücket, dass der Himmel dir
Das Glück gegönnt, dass du mit heitrer Stirne
Darfst in die Zukunft blicken sorgenlos,
Mit heiterm Sinn die Tage deines Alters
Erwarten darfst, beglückt durch Kindesliebe!
Da hat der Gottheit Fügung uns getrennt;
Uns hier in diesen Mauern zu vereinen!
Und bittrer Gram muss unsre Wonne trüben!
Doch lass uns nun die Gunst des Augenblicks
Mit frohem Sinn geniessen, lass mich nun
An deinem Herzen ruhn, lass mich die Wonne
Empfinden, die ich lang entbehrt! Ich liebe
So heiss, so innig dich!

Erocles.

O meine Tochter!
Mein einz'ger Trost, mein Alles, meine Hoffnung!
Lass mich mein hartes Schicksal dir erzählen!
Vernimm, was ich gelitten, seit ich euch
Verliess, nicht weniger hab ich erduldet,
Als du, geliebte Cynthia! Nach Griechenland
War vor vier Jahren ich zurückgekehrt,
Euch aufzusuchen; doch ich fand euch nicht
Zu Aracostis, unsrer trauten Heimath.
Man sagte mir, ihr wäret fortgezogen;
Vergebens war mein Forschen; traurig nun
Kehrt ich nach Rom zurück; als todt euch schon
Beweinend.

Cynthia.

Ach! so traf Posenias
Dich nicht in Rom? Er sollte ja die Nachricht
Dir bringen, dass nicht mehr in Aracostis
Wir wohnten; nach Maranthus war ja Pantheas
Mit uns gezogen.

Erocles.

Posenias? — Er kam nie her nach Rom.

Cynthia.

So starb er unterweges, oder fand dich nicht.
Er kehrte nie nach Griechenland zurück.
Doch lass uns jetzt uns freuen; lass uns nicht
Durch schmerzerregende Erinnerungen
Die Freude trüben, die der güt'ge Himmel
Uns gönnt! Zwar nur für einen Augenblick! —

Erocles.

Für einen Augenblick? O Cynthia!
Es steht bey dir, den schönen Augenblick
Auf ferne, ferne Jahre zu verlängern!
Bis auf mein fernstes Alter auszudehnen!

Cynthia.

Ich fasse deiner Worte Sinn; die Freude
Entweicht bey diesem Wort aus meinem Herzen!
Lass mir ein wenig noch den schönen Traum,
Ich fühle mich so seelig, so beglückt. —

Erocles.

Und ich? Was soll dann ich? verlassen, arm
An Lebensfreuden, tief vom Gram gebeugt!

Cynthia.

Zwar kann ich selbst der Trennung Trauerscene
Mit namenloser Wehmuth nur gedenken!
Ich hätte nie den schweren Kampf gekämpft,
Wenn nicht die Vorsehung mit Kraft mich stählte!
Ich fühle, Gott! den Strahl von deiner Gnade.
Mir banget vor dem Tod nicht mehr! O Vater!
O wüsstest du, welch schönes Glück es ist,
Das ich geniesse, wie beglückt und seelig
Wär ich, wenn dieses Glück du mit mir theiltest!
O Wonne! Ach dann brauchten wir uns nie
Zu trennen, und vereinet giengen wir
In seeligere Regionen ein! —
Ach! Wenn du mich als deine Tochter liebst,
Wenn dir mein wahres Wohl am Herzen liegt,

So mache mich so unaussprechlich
glücklich,
Und lasse mir mein höchstes, bestes Gut;
O lass die schönste mir von allen Kronen
Um dieses Leben voller Mühn erkaufen!
Nur wenig Tage sind uns zugemessen
Auf Erden hier — dort eine Ewigkeit.

Erocles.

Nur eine Frage noch, o Cynthia!
Sprich, liebst du mich?

Cynthia (besorgt).

Wie kannst du daran zweifeln?

Erocles.

Du liebest mich?

Cynthia.

Dein Zweifel kränkt mich, Vater!

Erocles.

Sprich, wünschest du mein Glück?

Cynthia.

Dein Glück ist meines.
Nichts nenn ich Glück, was ich mit dir
nicht theile.

Erocles.

Ist es dein wahrer Wunsch, dass meine Tage
Der Zauber süsser Freude stets verkläre?

Cynthia.

Mit meinem Leben würd' ich's gern erkaufen.
Doch Vater! Welche Fragen! Welche Zweifel!

Erocles.

Mit deinem Leben würdest du's erkaufen?

Cynthia.

Mit meinem Leben! —

Erocles.

Theure Tochter! Sieh!
Um einen mind'ren Preis kannst du's erkaufen?
Ich sah die Zeichen deiner Kindesliebe!
Gleichwie die Vaterliebe stets mein Herz
In heisser Gluth durchglüht, so lebt in dir
Der gleiche Trieb; ich weiss du liebest mich.
Und dennoch willst du gar nichts für mich thun?
Auch das geringste willst du mir nicht opfern?

Cynthia.

Was kann ich für dich opfern als mein Leben?
Ich habe nichts. Es ist das Einzige,
Was ich dir, Theurer! opfern kann und darf.
Und könnte dieses Opfer dich beglücken,
So sollt es meine höchste Wonne seyn,
Für dich es hinzugeben. Ach mehr kann
Ich dir nicht opfern.

Erocles.

Wie? Du kannst es nicht?
O Cynthia! Ist deines Vaters Glück,
Sein Friede, seine grösste Seeligkeit,
Dir denn so wenig? O beglücke mich,
Beglücke mich doch ganz; erfülle nun,
Was ich in deiner Kindheit Jahren mir
Von dir versprach; sey meines Alters Stütze! —
Doch wie? Du wendest schon dein Angesicht
Von deines greisen Vaters Bitten ab?
Dich kann mein Flehn nicht rühren? Meinen Gram
Willst du nicht lindern? Dieses Vaterherz
Soll brechen, und dich rührt es nicht? So sieh
Mich hier zu deinen Füssen Cynthia,

Den greisen Vater sich hier bittend knie'n.
Dort steht das Götterbild; es ward
Bereits zu diesem Zweck hier aufgestellt.
Besinne dich nicht lang! Ein Augenblick! —
Und du bist mein! Dort bethe zu dem
Und Seelig sind wir! Seelig, ich und du! —

Cynthia
(sinkt verzweifelnd auf ihre Kniee nieder; zieht ein Bild des Gekreuzigtem aus ihrem Busen hervor, und bethet).

Allmächtiger! Dich soll ich nun verläugnen?
Ich kann es nicht! O gib mir Muth und Krafft!
Ich wende mich zu dir in dieser Stunde
Des Kampfes, der Entscheidung! Ach, mein Herz
Kann länger diesen Riesenkampf nicht kämpfen.
O zeige Gott! du seyst allein der Herr
Des Himmels! zeig es, Ewiger! — —
Dass dieses Zeichen triumphiren muss,
Das Zeichen des Gekreuzigten, und dass
Der Wahn mit seinen nicht'gen Truggestalten,
Des Heidenthumes Göttern, schwinden soll
In ew'ge Nacht! — Dass nur das Kreuz

Verherrlicht strahlen soll in ew'gem
Glanz! — —

(Sie bethet still noch einige Zeit inbrünstig; die Decke des Kerkers öffnet sich, und eine lichte Wolke dringt herein, zu Cynthia herab, und nimmt das Kreuz aus ihrer Hand, und führt es durch die Öffnung fort, worauf sie sich wieder schliesst. Das Götterbild versinkt. Cynthia blickt noch immer knieend, freudig der Wolke nach. Erocles ist in Staunen versunken. Leise Musik des Orchesters begleitet die Erscheinung.)

Dank dir, o ew'ger Gott, verherrlicht hast
Du nun das Zeichen des Gekreuzigten! —
Dank dir! —

(Sie steht auf, während Pollius eintritt.)

Scene 3.

Die Vorigen. Pollius.

Pollius.

Der Kaiser lässt dich jetzt vor sich bescheiden;
Verstrichen ist die Frist, die er dir jüngst
Gegeben zur Bedenkzeit.

Cynthia.

Wohl; ich bin
Bereit.

Pollius (zu Erocles).

Der Kaiser wünscht sodann mit dir zu sprechen;
Auch den Hilarius; und Cynthia
Will ich indessen aus dem Kerker führen.

(Geht ab mit Cynthia.)

Scene 4.

Erocles (allein, spricht in Zwischenräumen).

War's Traum nur? War's nur leeres Schattenbild?
Hat meine Sinne Trug geäfft? —
Doch nein; es war nicht Trug; das Bild
Des Gottes sank hinab; und spurlos
Ist's in die Erde tief gesunken,
Und eine lichte Wolke hob das Kreuz! —
War's Wirkung von geheimem Zauber? war's
Die Wirkung eines Gottes? — Ach, ich bebe,
Und meine Seele fassen Schauer an! —

(Er geht langsam, sinnend ab.)

Scene 5.

(Im Pallaste des Maxentius.)

Maxentius. Eudorus. Pollius.

Maxentius

(mit Eudorus im Gespräche begriffen.)

So ist der Tod dein unvermeidlich Loos.
Du magst den Kampf vor allen Volkes Augen
Bestehn mit wuthentbrannten Ungeheuern;
Und dein Loos ist das Loos auch der Gemeine
Der du als Priester vorgestanden!

(Zu Pollius.)

Hat
Auch von den Andern keiner sich bekehrt?

Pollius.

Bisher gelang es nicht, auch Einen nur
Zur Pflicht zurückzuführen.

Maxentius.

Also sey
Auch ihnen gleiches Loos beschieden. Hast
Du schon Hilarius, und Cynthia,
Und Erocles gerufen?

Pollius.

Schon sind sie bereit.

Maxentius.

Man führe sie zu mir.

Pollius.

Sogleich.

(Ab.)

Maxentius.

Kann es dich nicht bewegen, die Genossen
Durch deinen unbeugsamen Trotz dem Tode
Zu opfern? Rette sie, du kannst sie retten!
Dich rette jetzt und sie. Verkenne nicht,
Dass ich zu deinem Besten nur den Rath
Dir gebe, ja verschmäh ihn nicht!

Eudorus.

Ich werde sicher niemahls wanken!
Mir und den Meinen ist der Tod ja lieblich! —

Scene 6.

Die Vorigen. Cynthia. Erocles. Hilarius.

(Pollius führt Cynthia herein.)

Eudorus

(auf Hilarius zueilend).

Sey mir gegrüsst, Genosse meines Schicksals!
Mein alter treuer Freund!

Hilarius.

So finden wir
Uns hier? Ach, als mir Kunde ward, dass du
Gefangen seyst, da glaubt ich schon,
Wir sähn uns nimmermehr hienieden.

Maxentius.

Man führe Eudorus weg.

Hilarius.

So lebe
Indessen wohl.

Eudorus.

Wir sehn uns noch vielleicht,
Wenn den Triumph vereint wir feyern werden.

(Pollius führt ihn ab.)

Maxentius (zu Pollius).
Dann führe auch den Dorias herzu.
(Zu Erocles.)
Gelang es dir, die Tochter zu gewinnen?

Erocles.
Mit unsichtbarer Gnadenkraft hat sie
Der Gott gestählt, zu dem sie sich gewendet!

Cynthia.
Wie dank ich's ihm! O möchte er auch jetzt
Sein Gnadenwerk vollenden!

Scene 7.

Die Vorigen. Pollius mit Dorias tritt ein.

Cynthia
(sinkt, wie sie Dorias erblickt, zurück in die Arme des hinter ihr stehenden Hilarius mit dem Ausrufe).
Mein Bruder!

Dorias.
Cynthia!
(Er reisst sie stürmisch an die Brust.)

Erocles
(steht in sprachlosem Erstaunen versunken).

Cynthia
(führt den Dorias zu Erocles).

Kennst du den Greis, den Theuren, den wir lang
Gesucht; und hier gefunden! —

Erocles.

Dorias!
Du bist mein Sohn? o wunderbares Schicksal!

Dorias.

Vater? Schwester? Gott! wie soll ich mir's
Enträthseln!

Cynthia.

Mein Bruder! O wie seelig bin ich nun!

Erocles.

So war uns solches Wiedersehn beschieden? —
Herangereift sind meiner Hoffnung Blüthen!
Herangereift die Stützen meines Alters!
O wär es mir gegönnt, diess hehre Glück
Bis an das Ende meiner fernsten Tage!
(Er wirft sich vor Maxentius auf die Kniee)
O lass mir doch die Wonne meines Lebens!
Und übe Grossmuth, mächt'ger Kaiser, statt

Des strengen Rechts! Bey Menschenlieb und Tugend
Beschwör ich dich, und was dir immer heilig;
Wenn eines greisen Vaters Flehn dein Herz
Zur Gnade rühren kann! — O fleht mit mir,
Geliebte meines Herzens! Fleht mit mir!
(Cynthia und Dorias knieen zu ihm.)

Dorias.

Nicht meinetwegen fleh ich um mein Leben;
Aus Kindesliebe! — Sieh, das greise Haupt!

Cynthia.

Barmherzigkeit! Du schonest ihn, nicht uns!

Erocles.

O! nur so lange schenke sie mir noch,
Bis wir des Wiedersehens Wonne recht
Genossen haben; nun ist sie getrübt! —
Nur Einen Tag möcht ich recht ungestört
Mich dieser süssen Freude überlassen!

Maxentius.

Hier ist ein Mittel nur; diess rettet Euch
Gewiss; es liegt in eurer Macht und Willkühr!

Und dieses ist: dass Beyde ihren Glauben
Verlassen: thun sie diess, so sind sie dein.
Ich selber will mit Huld sie überhäufen;
Thun sie es nicht, so bleibt die Rettung auch
Versagt; und sie erwartet sichrer Tod.

Erocles (verzweifelnd).

Und ich soll trostlos hier zurückebleiben?
Von Gram verzehrt ins Reich der Schatten sinken?

Hilarius.

Sieh, edler Greis, mich dauert dein Geschick;
Hier hoffe nicht Barmherzigkeit! Doch sollst
Du nicht getrennt von deinen Kindern sterben.
Wie seelig wären sie, wie seelig du,
Wenn nimmer Trennung eurer Liebe drohte.
Und ach! es liegt an dir; verschmäh die Huld
Der Sterblichen; vertausche sie für Gott!
Ihr bliebet dann vereint; und ungetrennt
Könnt Hand in Hand ihr in die schönre Welt
Entschlummern; ja entschlummern; denn die Deinen

Entschlummern schöner unter Tigerszähnen,
Als ihre Henker einst auf weichem Flaum!

Erocles.

Ja edler Greis, starrsinnig will ich länger
Nicht gegen Überzeugung kämpfen; mächtig ist
Der Gott der Christen!

(Ernst und feyerlich.)

Ja! das Bild
Des Gottes sank hinab, und spurlos
Ist's in die Erde tief versunken! —
Und eine lichte Wolke hob das Kreuz! —
Es war nicht Trug, was meine Augen sahn! —
Ein seltsam Feuer flammt durch meine Glieder,
Als wäre mir die Gottheit nah! —
Es schweigt der wilde Sturm in meinem Busen,
Und schauervolle, nächtliche Gewitter,
Die dunkel, dräuend meinen Geist umzogen,
Entfliehen vor des Glaubens goldner Sonne,
Die heut zum erstenmal mir prächtig glänzt! —

O hört, ich sprech es aus, das grosse
Wort:
Ich bin ein Christ! —

(Cynthia und Dorias stürzen ihm jubelnd in die Arme.)

(Eine kurze Pause.)

Cynthia (zu Hilarius).
O edler Greis, welch schönes Band hast du
Geknüpft!

Hilarius.
Gott war es, Gott, nicht ich! —
Ihm dankt, ihn preiset! —

Maxentius
(der bisher kaum seinen Zorn und sein Erstaunen zu unterdrücken vermochte).
Mein Staunen findet keine Gränzen!
Wie ihr hier handelt, als ob nimmermehr
Gerechtigkeit obwaltete! Wohlan!
Es sey; nimm, Erocles, den Christen-
glauben;
Dir freundlich, schenkt ich gnädig meine
Gunst;
So lohnst du mir's. Doch nimm den
Christenglauben,
Ihr sollet sterben, doch vereinet nicht.

In langen Zwischenräumen will ich euch
Zum rauhen Orkus senden; überleben
sollst
Du, Mädchen, deren Blick so stolz und fast
Verachtend auf mich niederschauen will,
sie Alle.
(Geht ab.)

Cynthia.

So werden drüben wir uns wiederfinden!

Hilarius. Cynthia. Erocles. Dorias.

Hinüber, hinüber, ins bessere Land,
Vereint durch der Liebe beglückendes
Band,
Wo nimmer des Missgeschicks Thräne man
weint,
Und Eden auf ewig die Seeligen eint.

Hinüber, hinüber, ins bessere Land;
Schon winkt der Seraph mit strahlender
Hand,
Bald lächelt die Wonne dem Duldenden zu,
Dem Kämpfer die Palme, dem Müden die
Ruh.

Hinüber, hinüber, ins bessere Land,
Vereint durch der Liebe beglückendes
Band,
Wo nimmer des Missgeschicks Thräne man
weint,
Und Eden auf ewig die Seeligen eint.

Vierter Aufzug.

(Schauplatz wie vorher.)

Scene 1.

Pollius. Maxentius.

Pollius.

Mit Recht, erhabner Herrscher! nennst du sie
Die Blume, die noch länger prangen sollte!
Die Hand fürwahr! muss zittern, die es wagt
Der Rosen Herrlichste zu brechen; denn
Auf ihrem Antlitz thront ein Etwas, das
Unwiderstehlich alle Herzen fesselt.
Der edle Trotz scheint ihre Mienen selbst
Noch zu verklären; nieder blickt sie kühn
Auf uns, gleich einer Tochter des Olymps;
Wie strahlend blickt ihr seelenvolles Aug!
Wenn sie den Flammenblick zum Himmel hin
Gleichwie zu wohlbekannter Heimath hebt,
Was spricht in diesem Blick, dem Einen Blick

Sich mannigfaltig aus! Es strahlt aus ihm
Ein Heer von Tugenden, gemeinen Seelen,
Bis dahin unbekannt und ungeahnet.
Des Geistes Glanz strömt aus durch jene Blicke.

Maxentius.

Mit hoher Anmuth ist die Unglückseelige
Geschmückt; mich dauert ihrer Jugend Blüthe,
Die nun verwelken soll; doch sprich, was kann
Sie beugen? Nenne mir ein Mittel, das
Ich unversucht gelassen.

Pollius.

Leider ist
Sie allzusehr von schnödem Wahn befangen.
Welch glänzend helle Tugend! welcher Muth!
Welch ein Vertrau'n und welche Geistesgrösse!
Und alles diess, das sie so zaubrisch schmückt,
Muss nicht'gem Wahne dienen. Gestern tratt
Zum schweren Kampf mit wilden Ungeheuern

Auf dein Geheiss ihr Bruder Dorias.
Dein Wille, Herrscher, wies mich an, die
Schwester
Zur Zeuginn jenes Augenblicks zu machen,
Wie er den Trotz, wie billig, blutig sühnte.
Sie sah, wie Löw' und Tiger sich um ihn
Auf blutbesudelter Arena stritten;
Wie in die leere Luft das junge Leben
Verrann; da mochte manch Gefühl
In ihres Herzens tiefster Tiefe kämpfen.
Dennoch verrieth ihr Antlitz keinen
Schmerz;
Sie ward hinweggeführt; doch wie die
Hyder,
Die unbezwingbar einst in Lernas Sumpf
Gehaust, nach der Verwundung stets
Noch schreckenvoller ward, so wuchs in
Cynthia
Der hehre Muth mit doppelter Gewalt.
Nun ist sie widerspänst'ger als zuvor.
Es hat doch jeder Einzelne von uns
So seinen Zaum, wo man nach freyer
Willkühr
Ihn lenken kann und führen und bewegen,
Wohin man will; doch diese Heldinn
scheint
(Zur Heldinn macht sie beispielloser Muth),
Durch keine Fessel an diess Erdenleben

Geknüpft zu seyn. Und knüpfte wohl
An diese Welt sie etwa noch ein Band,
Ein irrdisch Band, so wär's die Vaterliebe.
Ja, hätte Erocles nur nicht so schnell
Dem Glauben seiner Tochter zugeschworen,
Sie wäre noch gewankt, aus Vaterliebe.

Maxentius.

Noch ist diess nicht unmöglich, wie mich däucht.
Lass den Versuch uns machen, ihren Bruder
Sah sie mit stolzem Gleichmuth, wie du sagst,
Sein Leben lassen, blutig, und zerrissen.
Doch ihren Vater, den so heiss sie liebt,
Wird sie mit gleichem Gleichmuth ihn betrachten,
Wenn im ehrwürd'gen Schnee des greisen Haupts
Mit heisser Mordlust wühlt des Tigers Zahn.
Den Christen, welche zur Arena heut
Man führet, sey auch er nun beygezählt.

Pollius.

Der Anblick wird sie tödten! —

Maxentius.

Ja, es ist
Der einz'ge Ausweg, der mir bleibt,
Sie noch zu retten; mein Entschluss steht fest;
Durch dich soll diese Schreckenskund ihr werden;
Vielleicht, wenn nur das Schicksal uns begünstigt,
Kann schon die blosse Kunde sie bekehren.

Pollius.

O möchtest du jetzt wahr gesprochen haben!
Erhabner Herrscher! Rasch nun eil ich hin
Ihr dieses zu verkünden, möchte sie
Wohlthätig doch die Trauerpost erschüttern!—

Scene 2.

(Cynthia's Kerker.)

Cynthia.

O seelige Augenblicke! Reinste Lust,
Im Erdenleben nie gefühlte Wonne!
Du neigtest, Gott! dein Ohr voll Huld und Lieb
Zu deines Kindes heissem Flehn herab.

Wie rang mein Herz in nahmenloser Wehmuth,
Da ich gedachte jenes Augenblicks
Der bittren Scheidung! jetzt, o Himmelswonne!
Denk ich mit Lust, mit nahmenloser Lust
Der Stunde, die mich diesem Thal des Jammers
Entrückt; vereinet sie mich doch
Mit allen die mich liebten! — O! Vereinet
Mit dem geliebten Vater will ich hin
Zu dir, geliebter Bruder, der schon ausgekämpft,
Den schon des Sieges ew'ge Palmen schmücken,
In Edens Schatten finden wir uns wieder;
Wo keine Thräne mehr die Wange netzt,
Und treuer Liebe nimmer Trennung droht.
O welche Wonne beuth die süsse Hoffnung!
Dem gramgebeugten Herzen, krank und wund!
Um eure Macht, um eure Kronen nicht
Tausch ich, ihr Fürsten! Diese Himmelswonne! —
Und ich, des rohen Hasses letztes Opfer?
Die Letzte, die die Martyrkrone schmückt? —
Nein, nein, es war nicht Traum; ich sah
Dich winken, Theurer! schon Verklärter!

Ich sah dein Bild, von Strahlenglanz umflossen,
In Himmelsschöne prangend sah ich dich!
Und ein Tyrann kann dieses Muthes lächeln?
Kann diese Sehnsucht unerklärbar finden? —
In deine Brust, Tyrann! o möchte doch
Ein Funke nur, ein einz'ger Funke fallen
Von heil'ger Flammengluth der Himmelsahnung! —
Ich sah dich, Bruder! sah verklärt dich winken,
Ich folge dir, des Hasses letztes Opfer!
Wir Beyde sehn dich dort, wie bald, wie bald!
In Edens Schatten finden wir uns wieder! —

Scene 3.

Pollius. Cynthia.

Mit schwerem Herzen, heldenmüth'ge Jungfrau!
Gehorch ich meiner Pflicht, und gebe dir
Vom Kaiser hergesandt, den Willen kund,
Den in sein Herz die hohen Götter legten!
Du dauerst mich; es rührt mich dein Geschick;

Des Kaisers Herz fühlt Mitleid selbst für
dich,
Dein Heldenmuth muss, wie dein ganzes
Heer
Von Tugenden dem schnöden Wahne
dienen.

Cynthia.

Was bringst du mir für Kunde? Sprich!

Pollius.

Was ich dir zu verkünden habe, ist,
Dass du dich vorbereitest auf die Stunde,
Wo deinen Vater du zum Letztenmahl
Umarmst; er wird noch heut den Kampf
Bestehn mit Bestien im Amphitheater.
Abschied ist euch gegönnt.

(Er führt Erocles herein.)

(Cynthia ist still bethend auf die Kniee gesunken.)

Scene 4.

Cynthia. Pollius. Erocles.

Erocles.

Es schlägt nun, Cynthia! die Trennungs-
stunde,
Die grausam Herz von Herzen reissen soll.

Cynthia.

Doch nur für Augenblicke! Dämmert nicht
Im Jenseits uns der ewig helle Tag
Des Wiedersehens auf, und ach! wie bald!
Wie bald erwartet diese Segensstunde
Des Wiedersehens uns! Giesst Hoffnung nicht
Des Duldens Himmelsstrahl in deinen Busen
Wie in den Meinen? Ach, in Sehnsucht
Nach oben, schmilzt diess Herz, der Welt entfremdet!
Nun darf ich nicht das Theuerste, dich Vater!
Mit meinem Leben auch zurückelassen.
Kein herzzerschneidend Flehn, kein Jammerruf
Stört nun die Wonne jenes Augenblicks,
Der diesem Jammerthale mich entrückt; es wird
Nun meines Lebens schönster Augenblick.
Muss ich nun traurig vor dem Tode beben?
O nein, mit Blicken, die vor Wonne strahlen,
Will ich ihn grüssen, mit Entzücken sprechend:

Komm Freund! mein bester Freund, du Himmelsbote,
Komm zaudre nicht, gib mich den Meinen wieder!
(Sie umarmt ihren Vater.)

Erocles.

O meine Tochter! Könnte wohl mein Herz
In deiner Tugend Strahlenkreise schwebend
Ganz ungerührt, ganz unermuthigt bleiben?
Welch hoher Geist ist's, der aus dir zu mir
Gesprochen! Nach des Kaisers Willen
Ward mir vergönnt, dich oftmahls zu besuchen,
Weil man gewähnt, ich würde noch mit Bitten
Dein edles Herz bestürmen. Ach, in diesen
So seel'gen Augenblicken war es, wo du mich
Mit deines und nun meines Glaubens heiligen
Geheimnissen bekannt, und erst zum würdigen
Bekenner der Religion der Christen machtest.
Göttlich ist sie die Lehre, die dein Mund
Mich lehrte; wahrlich tiefen Sinnes; heilig,

Und ewig, gleichwie ihr Begründer; tief
Hab ich im Kerker über sie gedacht;
Nur sie kann wirklich Heroen bilden;
Aus ihrem Schoosse keimt, was edel ist,
Und gross, und schön, und wahr! Wir kennen auch
Heroën, die, des Heidenthums Bekenner,
Dem röm'schen Volk als Tugendmuster glänzen.
Hier biethet sich ein Jüngling, kühn und edel
Dem offnen Schlund zur Beute für sein Volk;*)
Dort senkt ein Held den Dolch sich in die Brust,
Und stirbt am frischen neugewühlten Grab
Der Republik;**) sie trieb der Ehre Stachel.
Doch was, was treibt des Christenthums Bekenner?
Folgt ihrem Tod wie jenen Lob und Ruhm?
Nein, Schmach und Schande; bittrer Spott und Hohn. — —
O Cynthia! Ich geh in meinen Tod! — —
Entschlossen bin ich! Ja, der Gott der Christen
Ist ewig, rein und wahr die Kreuzeslehre.

---

*) Curtius. **) Cato von Utica. (Beide Anmerkungen sind Anmerkungen des Dichters. Der Herausgeber.)

Doch sprich, was schenkt mir Kraft, wenn die Natur
Sich sträuben will, und vor Vernichtung bebt?
Was gibt den Christen, die ihr Leben opfern,
Dass freudig sie, ja lächelnd sterben!

Cynthia.

Drey Dinge sind's, durch die sie lächelnd sterben.
Drey Dinge sind's, die jedem Christen heilig
Seyn sollen! Möchten sie in Flammenschrift
In aller Herzen tief geschrieben stehn!
Sie hat Hilarius mir als die schönste Regel
Des Lebens, als den Leitstern, ewig hell,
Genannt, und tief sie mir ins Herz geprägt.
Sie sind: Mensch! Glaube, — hoffe! — Liebe! —
Die Dinge sind's durch die sie lächelnd sterben;
Sie glauben, und der Glaube lehrt sie Gott
Und sich erkennen; darum lächeln sie
Im Tod; — sie hoffen, und welch schönes Land

Voll ew'ger Wonne taucht vor ihnen auf! —
Und darum lächeln sie im Tod; — sie lieben,
Und wieder lächeln sie im Tode, denn es ist
Der Tod das Brautfest ja der ew'gen Liebe! —
(Nach einer Pause.)

Erocles.

Und nahe bin ich diesem Fest! —
(Schweigende Umarmung.)

Cynthia.

Bald, bald wird nun die Stunde schlagen,
Der Trennung, die doch ewig uns vereint.
(Ernst und feyerlich.)
Nun aber, Vater! Höre, was ich noch
Dir zu verkünden habe, uns zum Trost,
Zur Wonne, ja zu heiligem Entzücken! —
Vergangne Nacht wacht ich in meinen Ketten,
Sah trüb ins Dunkel — sieh, da ward es Licht
Um mich, es strahlte wie der Sterne Glanz
Hin durch des Kerkers Mitternacht. Vor mir
Stand Dorias, und liebend sprach er so:

„Komm, folge liebend deinem Bruder,
komm,
Du letztes Opfer, dessen schuldlos Blut
Zum heil'gen Pfand der Kreuzeslehre
wird!“ —
Umarmen wollt ich ihn entzückt; er
schwand, —
Und dunkel war's um mich so wie zuvor. —

Pollius
(der bisher nicht ohne Rührung dem Gespräche zugehört, tritt zu ihnen und spricht, etwas bewegt).
Es fodert meine Pflicht, euch zu gemahnen,
Dass man bereits dich, Erocles, erwartet.
Und Cynthia muss nach des Kaisers Willen
Ihn zur Arena hinbegleiten, seinen Tod
Mit anzusehn!

Cynthia.
O Gott! Doch —

Erocles.
Glaube, hoffe, liebe! —

Cynthia (ihn umarmend).
Ja, Glaube, hoffe, Liebe! —
In Bälde folg ich dir; wir sehn uns dort,
Wo keine Thräne unser Aug mehr netzt!

Cynthia. Erocles.

Die Palme winkt,
Dem Pilger blinkt
Des Vaterlands heilige Zinne.
Rinne, Leben verrinne! —
Nach dieses Lebens
Verschwebender Nacht
Dämmert ein Morgen
Voll sonniger Pracht!
Auf! der Seraph mahnt!
Winkt mit strahlender Minne
Uns ins Vaterland! —
Rinne, Leben verrinne!
Die Palme winkt,
Dem Pilger blinkt
Des Vaterlands heilige Zinne.

(Sie gehen ab.)

Scene 5.

(Schauplatz wie im 1. Act.)

(Porius führt eine Schaar Christen ins Thal.)

Porius.

Hieher, o Freunde! kommt; hier wird so leicht
Uns nicht die Wuth der Christenfeinde suchen.

Doch wenigstens für diesen Augenblick
Sind wir gesichert; denn soeben fliesst
Das Blut der Christen im Amphitheater.
Zum Schauspiel drängte sich das ganze
Volk,
Mit frecher Mordlust sich daran zu weiden.

Hiero.

Hier wohnte ja der fromme Eremit
Hilarius, der in der Feinde Hände
Gefallen ist, und seinen Tod erwartet.

Dorotheus.

Wie ich vernommen, hat den heil'gen
Mann
Zum Tode man auf morgen schon bestimmt.
Denn morgen will zur Feyer der Geburt
Des Kaisers man den grausen Kampf er-
neuern.
Auch unser Führer Eudorus ist,
(Der schwache Greis!) für jenen Kampf
bestimmt.
Von Cynthia, der frommen Tochter unsers
Vaters
Hilarius, ist nichts Gewisses mir bekannt.
Man sprach ihr Todesurtheil noch nicht
aus.

Prutasius.

Man sagt in Rom, dass sie des Kaisers Mitleid
Erregt; er bietet jedes Mittel auf
Sie zu bewegen; ihren Glauben zu
Erschüttern.

Porius.

Dass ihren Bruder sie in Rom gefunden,
Den tapfern Dorias, der als ein Fremdling
Des Kaisers Gnade sich erwarb, die er
So lang genossen, bis er sich bekehrte,
Ist euch wohl Keinem noch bekannt; ihr Vater,
Des Kaisers Günstling Erocles, den wir
Als unsern grössten Todfeind stets gefürchtet,
Erkannte sie als seine Tochter.

Die Christen.

Wie? Als seine Tochter?

Porius.

Ja, und nahm zuletzt
Den Glauben an, den grausam er verfolgt.

Prutasius.

Wie wunderbar sind deine Wege, Gott!

Porius.

Sie ist, wie man mir sagt, durch Prüfung
nun
Bewährt, zum Engel nun herangereift.
Wie könnt ihr Himmelsreiz sonst Felsen-
herzen
Wie den Maxentius bewegen; ihren Bruder
Traff schon das Todesurtheil des Tyrannen.

Prutasius.

Wann wird uns, was wir längst so heiss
ersehnt,
Der goldne Friede lächeln? Hingemäht
Vom Schwert der Christenfeinde stirbt,
was schön
Im jüngst gepflanzten Garten Christi blüht.

Porius.

Bald lass, o Gott! dem schnöden Heiden-
thum,
Der Tyranney, die Todesstunde schlagen.
Dein Rächer nah, und schleudre deinen
Blitz
Zertrümmernd auf des Wahns Altäre
nieder.
Doch nur bekehren, nicht vertilgen magst
Du deinen Feind! Er merke deine Grösse! —

Die Christen.

Stürze tief des Wahns Altäre
Nieder in des Abgrunds Nacht,
Dass der Spötter deiner Ehre
Zittere vor deiner Macht.
Aus des Himmels lichten Thalen
Sei uns bald dein Retter nah;
Im Verklärungskranze strahlen
Lass das Kreuz auf Golgatha!

(Rauschende, stürmische Musik fällt ein, und rasch fällt der Vorhang.)

Fünfter Act.

Schauplatz in Rom. Drohende Gewitterwolken schweben über der Stadt, und hüllen den Horizont in schauerliches Dunkel.

Scene 1.

(Freyer Platz in Rom mit der Bildsäule eines Gottes.)

Polyssus. Severus — dann Auxoris, Bassius etc.

Polyssus

(geht über den Platz, blickt lange nach den Wolken hinauf, und spricht).

Wie sich mit Wolkenmassen rings der Himmel
Umzieht!

Severus (herbeykommend).

Bemerkst du Freund
Das drohende Gewitter? Arge Zeichen!

Polyssus.

Wohl mag es gelten für betrübtes Zeichen
Den feilen Sclaven des Maxentius.

Severus.

Wie steht's um Constantin?

Polyssus.

Er naht;
So schleicht die Donnerwolke ernst
Und langsam feyerlich herauf!
Ganz trefflich ist die Sache eingeleitet,
Und klug. Der beste Theil der Grossen
Und Mächtigen ist ganz auf seiner Seite;
Und unterm Pöbel nur hat der Tyrann
Noch Sclaven, Freunde und Getreue.
Doch ist nur Constantin erst in den Mauern
Der Stadt, wer wagt sich gegen ihn?
Man hat es deshalb still und klug berechnet,
Dass ja der Anzug Constantins nicht laut
Und ruchbar werde; und wenn auch
Sich diess nicht ganz und gar verbergen liess,
So hat man doch erzweckt, dass man ihn noch
Ganz ferne glaubt von Rom.
Doch — im Vertrauen — eine dichte Waldung
Die an dem Tiber liegt, und nah der Stadt,
Birgt unsern Constantin und seine Schaaren. —

Bassius (herzukommend).
Wohl, dass ich euch hier treffe. Habt ihr nicht
Von dem Gerücht vernommen —

Polyssus.
Welch Gerücht?

Dass Constantin der Stadt sich nähern wolle.
Vielleicht in wenig Tagen schon bestürmt
Er Rom, und stürzt den Kaiserthron und pflanzt
Des Kreuzes hassenwerthes Zeichen auf.

Auxoris.
O Gräuel!
(Mehreres Volk hat sich versammelt.)

Ein Greis.
Sagen uns denn diese Zeichen,
Die Jammerlaute, die man in den Tempeln
Vernommen, und der bösen Unglückszeichen
Noch Viele, nicht, dass Schlimmes uns bedroht?
(Der erste Blitzstrahl zuckt aus den Wolken nieder, und zerschmettert die Bildsäule des Gottes, die polternd niederstürzt.)
(Ein langer Donner rollt.)

Auxoris.

O weh, Roms letzte Stunde naht!

(Die Römer fliehn erschreckt nach allen Seiten.)

Scene II.

(Cynthia's Kerker.)

Cynthia

(im Kleide der Verurtheilten: Blaue Tunica, mit schwarzem Gürtel, schwarzen Schuhen, schwarzem Mantel, weissem Schleier.*)

Als Braut bin ich geschmückt. Stand eine Königinn
Mit golddurchwirktem Kleid und Diadem
In schönerm Prunk, in höherm Schmucke da? —
Ich tausche nicht mit euch, ihr Königinnen,
Ich lass euch eure Perlen, euren Schmuck!
Nicht mehr ergötzt er euch gewiss als mich
Diess einfach schlichte Kleid, das man mir gab
Zum Unterpfande der Vereinigung
Mit all den Meinen, die so heiss ich liebte!
Ja bald, bald wirst du nahn, du schöne Stunde,

---

*) Fleury „Moeurs des Chretiens." (Anmerkung des Dichters. Der Herausgeber.)

Schon längst herbeygewünscht in heisser
Sehnsucht!
Ich zähle schon die Augenblicke! Feuriger
Rollt schon das Blut in meinen Adern!
Der Hoffnung Wonne! — ach bald mehr als
Hoffnung! —
Schwellt meinen Busen; nie gefühlte
Wonne!
Ein Vorgeschmack der Höheren, die dort
Im frohen Kreis der Meinen mich erwartet!
Schon seh ich wieder freundlich dich mir
winken,
„Du letztes Opfer, deren schuldlos Blut
Zum heil'gen Pfand der Kreuzeslehre
wird."
So sprachst du; dieses tröstungsvolle Wort
Erfullt mein Herz mit nahmenloser Wonne.
Der Friede soll den Christen werden,
Des Heidenthums Altäre stürzen? Goldne
Zeit!
Ich ahne dich; du bist nicht fern, ich traue
Dem Worte, das Verklärte mir gesprochen.
Da wird in ungetrübtem Glanze strahlen
Das Kreuz auf Golgatha; sein Himmelslicht
Wird jedes Landes Mitternacht erhellen;
Da werden alle Volker zu des Kreuzes
Geweihten Strahlen her voll Andacht
blicken;

Dich Gott, allein, dich Ewigen zu ehren
Dampft Weihrauch dann von allen Dankaltären!
(Pollius tritt ein.)

Scene III.

Cynthia. Pollius.

Cynthia.

Kommst du, zum Tode mich zu führen?

Pollius.

Zwar kleidet dich, o Jungfrau, dieses Kleid,
Das dich bezeichnet, als zum Tod bestimmt;
Mein Flehn jedoch, da ich so redlich es
Mit deinem Wohle meine, brachte dir,
Beim Kaiser noch die unerhörte Gunst
Zu wege, dass selbst nun, wo schon
Entschieden ist dein Schicksal, er sich gnädig
Erzeigen will; er lässt durch mich dich rufen!

Cynthia.

Wozu Verzögerung?

Pollius.

Bedenke doch
Dein Wohl, dein eignes Wohl; so kann denn selbst
Des grossen Kaisers Mitleid dich nicht rühren?

Cynthia.

Verdien ich Mitleid?

Pollius.

Klar ist's mir,
Nichts wird sein Wort mehr über dich
Vermögen; doch es ist sein Wille, folge mir;
Den Eremiten wirst du wiedersehn.

Cynthia.

Hilarius?

Pollius.

Hilarius.

Cynthia.

Ich folge. (Ab.)

Scene IV.

(Im Pallaste des Maxentius.)

Hilarius. Maxentius.

Maxentius

(mit Hilarius im Gespräche begriffen).

Dein Leben rettest du dadurch; sey klug;
Ich liess sie rufen, und an dir ist's nun
Durch dein vermögend Wort sie zu bewegen.
Verkünde ihr, dass du dem eitlen Wahn
Entsagt, für immer abgeschworen hättest;
Es ist kein Zweifel, dass mir's dann gelingt.
Nun wähle! Wenig Worte hier zu ihr
Nach meinem Wunsch gesprochen, sollen gleich
Dein Loos entscheiden. Nun?

Hilarius.

Bedenke, Herrscher!
Dass du nur meine Hand gefesselt hast,
Und nicht den Sinn, den fesseln ja
Die Herrscher sonst mit goldnen Ehrenketten;
Und über meine Thaten wolltest du
Gebieten? Sieh noch lang nicht ganz

Bin ich in deiner Macht; ja höchstens
kannst
Du mich ermorden; kannst die Pforte mir
Entrücken zwischen Tod und Leben! —

Maxentius.

Was
Soll diess? Was sprichst du? Doch sie
kommt.

(Cynthia und Pollius treten ein.)

Scene V.

Cynthia. Pollius. Hilarius.
Maxentius.

Cynthia (freudig zu Hilarius).

So ist's noch einmahl hier auf Erden mir
Gegönnt —

Maxentius.

Enthebet euch des Zweygesprächs,
Ich liess dich rufen; weisst du, was diess
Kleid
Bezeichnen soll? wozu es dich bestimmt?

Cynthia.

Mir ist nicht unbekannt, was es bezeichnet,
Den Schaaren der Geweihten zählet es

Mich zu, die schon der Siegeslorbeer
schmückt;
Triumphanzug ist's, höhrer Pracht, als der
Die Kriegeshelden nach dem Siege ziert.
Mein Brautkleid ist es, prächt'ger, als
in dem
Des Römerreiches Herscherinnen
prangen!

Hilarius.

Die Sprache, hör ich gerne, Cynthia!
Am Baum, den ich gepflanzt, erblick ich
nun
Nicht Blätter nur, auch Früchte sind gereift.
Verharre! Nur mehr flüchtige Momente
Sind's bis zum Siege, sind's bis zum
Triumph.
Der Engel heil'ge Chöre flechten schon
Den Strahlenkranz, der dort dich zieren soll.
Schon winken die verklärten Lieben dir!

Maxentius.

So freye Sprache wagst du hier zu
sprechen?
Dich soll nun nichts dem sichern Tod
entreissen,
Du Bösewicht voll Eigensinn und Trotz!
Dein Loos ist nun gezogen; heute noch
Soll deiner Bosheit Strafe dich ereilen.

Du warst es, der ins arglos freye Herz
Des unbefangnen Mädchens frevelhaft
Des schnöden Wahns verderblich Gift geträufelt.

Cynthia.

Des schnöden Wahnes Gift? Diess arge Wort,
Das hast du, Herrscher, unverdient gesprochen.
Gift hast du nicht in dieses Herz geträufelt,
Mein Vater, dem ich alles, alles danke!
Mir hast du ja in heiligem Bestreben
Ein Paradies in dieses Herz gepflanzt.
Du hast in meiner Brust den Himmelsstrahl
Der ew'gen Lieb entzündet, hast ein Gut,
Ein Kleinod mir geschenkt, das mehr
Als aller Fürsten Kronen mich entzückt.
Du lehrtest mich des Heidenthumes Wahn
Erkennen und verachten; zeigtest mir
Den ew'gen Gott, der in den Himmeln thronet.
Dank dir, der Ew'ge lohn es dir, ich kann
Nur weinend dankend, und bewähren, dass
Dein Samenkorn auf Felsen nicht gefallen.
Ja dieses Samens Sprossen soll kein Sturmwind spalten!

Maxentius.

Ich dächte wohl, es ziemte anders sich
Für dich zu sprechen in den Augenblicken,
Die für dein Loos entscheiden, stolze Christinn!
Noch einmahl! Sieh, des Henkers Beil ist
Zerschmetternd, rächend auf dein Haupt gezückt!
Noch einmahl stell ich nachsichtsvoll die Wahl
Dir zwischen Tod und Leben frey; sey klug,
Bedenke deiner Jugend zarte Blüthe;
Entsage deinem Wahn und du bist frey!
Mit Ehr und Glanz will ich dich überhäufen!
Noch kostetest du jene Freude nicht,
Die meine Huld bescheert; begreifst
Nicht jenes Glück, das Herrschergunst gewährt;
Beglücken soll dich wahrlich meine Huld.

Cynthia.

Nie, nie! nimm mir die Hoffnung nicht,
Die dieses Kleid mir gab; verzögre nicht
Den süssen wonnevollen Augenblick,
Der mich den Meinen wiedergeben soll!
Den Bruder raubte mir dein Würgeschwert,

Den Vater hat es mir geraubt; soll ich
Allein ein traurig ödes Daseyn mir
Für jenes nahmenlose Glück ertauschen?

Maxentius (wüthend).
So geht zum Tode, auf! man führ' sie schnell
Zum Kampfplatz hin.

Hilarius (zu Cynthia).
Auf, Tochter, zum Triumph.

Cynthia.
Zum Wiedersehen und zu ew'ger Wonne!
Ersehnter Augenblick, du bist genaht!
In Sehnsucht glüht mein bebend Herz nach euch,
In Edens Schatten finden wir uns wieder. —
Doch Eines noch vernimm du Herrscher Roms;
Verzeihen will ich dir, ja danken selbst;
Doch eine bald bewährte Prophezeyung
Verkündet dir die letzte Märtyrinn.
Die letzte Märtyrinn! — In diesem Wort
O Herrscher Roms liegt meine Prophezeyung.
Du Herrscher Roms sag' ich mit Unrecht nicht;

Du bist's, fürwahr; noch bis auf diese
Stunde! —
Doch — sie ist wahrlich! nicht die letzte
Stunde!! —

(Cynthia und Hilarius gehen mit den Soldaten ab;
Maxentius und Pollius bleiben zurück.)

Scene VI.

Maxentius. Pollius.

Pollius.

Vergib, o Herrscher, dass mit Trauerbothschaft
Ich dir genaht; ich thu's mit schweren
Herzen;
Hast du noch nicht gewahrt, wie finst're
Mitternacht
Und drohnde Wolken sich am Horizont
Gesammelt? Mancherley Gerücht ist überdies
Im Volk entstanden; ja man will sogar
Viel Unglückszeichen, düstre Schreckgestalten
Gesehen haben; Jammertöne hat vom
Capitol
Und in den Gottestempeln man vernommen.

Und Constantin (weh, dass ich solcher
Botschaft
Verkünder bin!) steht nach den Siegen bey
Segusium, Augusta Trevirorum,
Wie man berichtet, in der Nähe Roms.
Und weh, dass zu bestättigen sich scheint,
Er käme von den Römern eingeladen.
Sie unterstützen heimlich ihn; dem Pöbel
nur
Verbergen sie die dräuende Gefahr,
Dass sie und auch nicht einer sich erhebe
Zu deinem Schutze.

Maxentius.

Nichts will ich
Vernehmen mehr, du Bote nur des Unglücks!
Entferne dich!
(Pollius ab.)

Scene VII.

Maxentius (allein).

Ha, treulos Römervolk! vergnüge dich
Am Spiele nur bey Sturm und Ungewitter.
O möcht es immerhin heut Götter geben,
Dass über eure Häupter sie den Fluch
Der Rache donnerten! —

Ha, trifft es doch ganz wunderbar zusammen!
Wie sind die Christen doch im Tode klug!
Du letzte Märtyrinn! Du letzte! — Ja,
Du hättest rächen dich gekonnt; ich fand mich
Diessmahl geneigter zum Verzeihn als sonst,
Nun ist sie fort; sie sterbe; mehr als je
Stürmt Wuth, ja Raserey in meiner Brust.
Und Constantin steht in der Nähe Roms.
Sey's auch; mich, mich bewegt es wenig.
Ich fühl es wohl, und muss es mir bekennen,
Die Prophezeyung scheint sich zu bestät'gen,
Die Cynthia, die Trotzige, gesprochen. —
So sey's; in mir herrscht Überdruss und Grimm;
Zum Leben ist mir alle Lust genommen.
Weh mir, kein Wesen lebt im weiten All,
Zu dem ich beten kann: du rette mich.
Scheint der Gedank' an ewige Vernichtung
Mir doch so süss auf sonderbare Weise;
Allmählig reifet ein Entschluss in mir;
Dem neuen Kaiser werf ich mich entgegen,
Ihm, blutig nur, mein Leben zu verkaufen.
Rom ist ein Gräuel mir, man hasst mich da;
Nicht hingehn will ich ins Amphitheater.

Rom kennt die nahende Gefahr, und will
Sie nur nicht achten; überlassen sey's
Der Willkühr eines neuen Herrschers nun.
(Nach einer Pause unruhigen Kampfes.)
Pollius! (Pollius tritt auf.)
Vollziehe schnell, was ich befehle jetzt;
Man wähle still aus den Soldaten, die
Mir noch ergeben sind, die Besten aus,
Und führe heimlich sie aus dieser Stadt.
Dort vor den Thoren heisse du sie harren;
Ich selber eile nach.

Pollius.

Um aller Götter Willen,
Was hast du vor? Herr!

Maxentius.

Vollzieh', und frage nicht.
Beginnt das Schauspiel bald!

Pollius.

Ach! dulde nur
O Herrscher, dass das Schauspiel noch bis auf
Den nächsten Tag verschoben werde, denn
Ein drohend Ungewitter steht am Himmel.
Es murrt das Volk.

Maxentius.

Es muss vor sich gehn; ja es muss! —
Bin ich es nicht, der zu gebiethen hat?
Entferne dich und thu, was ich geheissen;
(Pollius ab.)
Hinaus, hinaus, aus dem Pallaste nun! —
In meiner Brust kocht Grimm und Rachedurst,
In jeder Ader fühl den Tod ich zucken! —
(Ab.)

Scene VIII.

(Ein Hain mit vielen Klüften, und einer Aussicht auf einen Theil der Stadt Rom.)

Constantin
(steht auf dem Hügel und blickt nach der Stadt hin. Im Vordergrunde ist ein geräumiger freyer Platz).

Ein Soldat (herbeykommend).

Ich eile Herr! getreu dir zu berichten,
Was ich in Rom, wohin du mich gesandt,
Auf dein Geheiss vollführt und auch erkundet;
Den Christen bracht' ich Trost, den jubelnd sie,

Wie einen lang entbehrten Freund empfingen.
Was übrigens die Stimmung anbelangt,
Die in der Römer Herzen herrscht, so kann
Ich sie uns günstig nennen. Alle
Sind wohl von deinem Anzug unterrichtet,
Doch Wen'gen nur ertheilte ich die Kunde,
Du sey'st in dieser Wildniss angelangt
Und harrest auf den günst'gen Augenblick;
Auch schwieg ich bei den Meisten noch davon,
Dass du schon seyst dem Christenglauben hold.
Für heut hat man ein Schauspiel schon bestellt,
Wo sich am Kampf der Christen mit
Africas Ungeheuern Rom erlustigt.

Constantin.

Ist's, wie du sagst, so drängt es mächtig mich,
Den Augenblick des Schauspiels zu benützen,
Wo sich das Volk zu Einem Punkte drängt.
Nicht der geringste Widerstand ist dann
Zu hoffen mehr von dem verirrten Volke.
Und es gelingt mir überdiess vielleicht
Die Christen zu befrey'n, die schon dem Tod

Von Roms Tyrann geweihet waren. Nun
Bereite vor das Heer zum nahen Aufbruch.

(Soldat ab.)

Constantin

(allein, nach einer Pause).

Wie ruhst du sorglos noch, du weite Stadt;
Mein Herz das unter Kriegessturm und Toben
Wohl weibische Empfindsamkeit verlernt,
Fühlt doch wie nie sich wunderbar bewegt,
Wenn ich den Blick nach deinen Zinnen sende.
Im Ursprung klein, gering an Macht und Raum,
Und bald der Erde stolze Königinn.
Ein mächt'ger Genius waltet über Rom,
Und dürft ich wünschen, wünscht ich dieses mir:
Dass ein geweihter Seher, gottbegeistert,
Der in die Zukunft schaut, mir treu verkündet
Der stolzen Roma künftiges Geschick.
Manch Völkerschicksal hat es schon erfahren,
Und ausgehalten manchen Zeitensturm. —
Du ruhtest nicht, bis alle Nationen,
Die dich umgaben, gierig du verschlungen.

Selbst die gewalt'ge Stadt der Punier
Sank in den Staub, weil sie vermessen sich
Als Nebenbuhl'rinn dir entgegenstellte;
O weh, dass nun, da jede Völkerschaft
Mit deiner Waffen Schärfe du gebändigt,
Der Heldengeist dir schwand, der kühn
und frey
Nach aussen strebt, und unermüdet schafft.
O Sklavenvolk, das ich regieren soll.
Ich gäbe dich, zählst du gleich Millionen,
Gern um das Häuflein deiner wackern
Väter.

Scene IX.

Constantin. Ein Centurio.

Centurio.

Erhabner Herrscher, durch den weiten
Hain
Such' ich nach dir mit sehr gewicht'ger
Botschaft;
Du hattest kaum dich tiefer in den Forst
Mit einer kleinen Schaar zurückgezogen,
Als an der Brücke, die die milvische man
nennt,
Sich eine Kriegerschaar den Blicken zeigte,
Die bald auf unsre Legionen stiess.

Nach kurzem Kampfe liegt sie hingestreckt,
Und unter ihn ist — Maxentius.
Ein grimmer Löwe kämpft er in Verzweiflung;
Der Menge weichend flüchtete er sich
In dieses Haines Tiefe her, zuletzt.
O eile schnell, es misst dich längst dein Heer.

Constantin.

Unglaublich scheinen deine Worte mir.

(Sie gehen schnell ab. Man hört dann Waffengeräusche, und Maxentius erscheint zuletzt auf einem hohen Felsen, an dessen Fusse der Tiberstrom mit wilder Kraft vorbeyrauscht, mit einigen Soldaten Constantins, die ihn verfolgen)

Scene X.

Maxentius. Soldaten. Später Constantin.

Maxentius.

Ha! Ist kein Ausweg mehr?
So gebt den Tod mir, den ich hier gesucht.

(Constantin erscheint gleichfalls oben mit einigen Centurionen.)

Constantin.

Lasst ab von ihm, er ist doch wehrlos schon!

Maxentius.

Noch nicht so ganz, dass ich nicht rächend noch
Den Stahl in dich, Verräther, stossen könnte!

(Er führt einen Streich mit dem Schwerte nach Constantin; da dieser jedoch demselben ausweicht, trifft die Klinge den Felsen, dass sie zerspringt.)

Constantin.

Verruchter! Sieh, Gott selbst hat hier gerichtet!
Ergib dich willig! — — Ich verzeihe dir! —
Dein Leben schenk ich dir!

Maxentius.

Da schenkst du einen Becher mir voll Gift!
Ich will nicht leben, will vernichtet seyn!
Vernichtung, ha, wie süss, wie süss!
Ist doch das Leben nichts als eine Gabe
Des Schicksals, dass nach freyer Willkühr ich
Annehmen oder auch verwerfen kann. —
Ha! Deine Rache wollest du verspäten,
Ich habe noch gewalt'ge Bundsgenossen,

Die mir ein sicheres Asyl gewähren; —
Das, Constantin, das sind die — Tiberwogen!

(Er stürzt sich den Felsen hinab, in die Tiber.)

(Pause. — Alle stehen einige Augenblicke sprachlos.)

Constantin (zu den Centurionen).

Befehlt den Legionen, aufzubrechen.

(Alle ab.)

Scene XI.

Porius kommt mit einer Schaar von Christen, darunter: **Prutasius. Hiero. Dorotheus.**

Porius.

Hier, Freunde! biethet uns das Felsenthal
Genügend Sicherheit; und die Gebirgswand dort,
Wenn ich nicht irre, ungeschwächten Augen
Vielleicht die Aussicht aufs Amphitheater,
Wo unsre Brüder heute triumphieren.
O klagt nicht, Brüder! trocknet eure Thränen,
Und zeigt euch würdig eures Ehrennahmens,

Wenn Freund und Bruder ihr verbluten seht.
Wie? Kann der Tod dem Christen schrecklich seyn?
Ist wer verkannter unter Gottes Sonne,
Als dieser sanfte Friedensengel Tod?
Er ist der grösste, treu'ste Menschenfreund,
Und dennoch hasset Alles, Alles ihn.
Er bleibt uns ja, wenn Alles uns verlässt,
Bereitet für das gramgebeugte Herz,
Die ewig stille, sanfte Schlummerstatt;
Reicht uns den Demantbecher freundlich dar,
Des Erdengrams Vergessen draus zu trinken;
Die Tugend, hier verkannt, und unbelohnt,
Führt liebend er vor den gerecht'sten Richter,
Das Kind in seines Vaters offnen Arm; —
O klaget nicht, dass er mit harter Hand
Auch Freunde trennt, die liebend sich umschlungen;
Er thut, was ihn die ew'ge Vorsicht heisst,
Und führt ja liebend auch die Hinterblieb'nen
Bald denen zu, die schon vorausgegangen.
Drum trauert nicht; winkt uns nicht überdiess
Die süsse Hoffnung ungestörten Friedens?

Prutasius.

O möge Gott das Flehn der Seinen hören!
Und seiner Lehre reiner Himmelsstrahl
Vernichten bald des Wahnes Truggebilde.

Porius.

Nicht lange mehr wird Gottes Vorsicht zögern,
Das lasst uns hoffen jetzt!

Prutasius.

Gedenkt des hehren Rächers
Der erst das Flammenschwert so drohend schwang!

Porius.

Gott ist's, der diese Wolken hergeführt,
Und der aus ihrem Dunkel blitzt und donnert!
Vertraun wir desshalb unserm grossen Retter,
Dem, der noch stets der Frevler Stolz gedämpft;
Der sein erwähltes Volk mit hehrer Macht
Geschirmt. Gleich einem sich'ren Schilde lag
Sein Arm stets schirmend über Israel!
Da musste jeder seiner Feinde weichen!
Und uns soll er verlassen, soll

Es dulden, dass man seine treue Schaar
Für die er starb, mit Blutdurst grausam
würge!
Vertrauet ihm, dem mächt'gen Gotte;
Sein Ratschluss sei gepriesen; er wird uns
Erretten, seine Huld und Macht ist gross.
Seht ihr den fernen Blitz am Horizont!
In weiter Ferne dort die Mitternacht
Durchzuckend? Hört ihr ferne Donner
rollen?
(Pause.)
Schon muss das Schauspiel im Amphi-
theater
Beginnen, wie mich däucht: von jenem
Hügel
Ersieht es leicht dein Auge, Prusias.

Prusias.

Ich will den nahen Hügel dort besteigen,
Und euch verkünden, was mein Aug' er-
reicht.
(Er besteigt den Hügel.)

Prutasius.

O weh, nur Gräuel kann er uns verkünden,
Vor denen selbst ein Wüthrich schaudern
muss!

Prusias.

Unzählig strömt schon das erbosste Volk
Zum Schauplatz hin, und füllt gedrängt
die Sitze;
Wie woget durch die frevelhafte Stadt
Des übermüth'gen Volkes laute Menge!

Porius.

Und achtet nicht des schrecklichen Ge-
witters
Das über seinem Haupte dräuend schwebt.

Prutasius.

Gewalt'ger schon vernimmt man schon
den Donner;
Dass doch diess Volk das Zeichen nimmer
schreckt,
Vor dem es sonst erbebte!

Porius.

Vielleicht zwingt
Hierzu sie der Befehl des Kaisers,
Der selbst die eig'nen Götter frech ver-
achtet,
Wozu zwingt nicht ein sclavisch nied'res
Volk
Der Übermuth blutgieriger Tyrannen!

Prusias.

Das Volk hat schon die Sitze vollgedrängt;
Gereiht am Platze sitzt schon der Senat;
O Himmel, nun, nun führt man unsre Brüder
Die heil'ge Schaar! zum Kampfplatz hin, zum Tode.

Porius.

Kann Keinen aus der Schaar dein Aug' erkennen?

Prusias.

Mein Blick kann nicht die einzelnen so deutlich
Erschaun und unterscheiden; dort gewahr
Ich einen weissen Schleyer.

Porius.

Der
Ist jener Cynthias! die heldenmüth'ge Jungfrau!

Prusias.

Nun, Gräuelanblick! öffnen sich die Schranken,
Ha welche Ungeheuer stürmen los
Auf die dem Tod geweihten Brüder! Gott!
Mit Mörderzähnen reissen sie die Schaar
Der Heil'gen nieder! Ha! das greise Haupt

In das des Tigers Zahn sich grimmig hackt,
Ist das nicht unser Eremit?

Die Christen.

Hilarius!!

Porius.

Verkläre deinen Diener! ew'ger Gott! —

Prusias.

Was zeigt sich meinem Blick?!
Es trennt sich rasch das Volk! —
Am Äussersten der Thore seh' ich's
wimmeln,
Wie von Soldaten! —

Porius.

Das ist Constantin!

Dorotheus.

So unvermuthet? Hat
Sich das Gerücht bewährt, das dunkel nur
Gegangen unterm Volk? —

Prusias.

Ja, Constantin!
In endloser Verwirrung flüchtet sich
Das Volk! Es drängen Constantins Soldaten

Vor, in der unbewehrten Stadt! Ja Rom
Ist überfallen!

Prutasius.

Und der Christen Schaar?

Prusias.

Derselben Viele seh ich dort
Im Kampfplatz noch. O kommt, und seht!
(Mehrere besteigen die Anhöhe; nur die Greise bleiben zurück.)

Hiero
(vom Hügel herabsprechend).

Des Heeres Strom ergiesst sich durch die Stadt;
Nichts kann in der Verwirrung mehr das Aug'
Erkennen.

Porius.

So ist's Constantin,
Durch den Gott seine Widersacher schlägt!

(Zwischen dem Gesträuch kommt **Eudorus** hervor, und sagt, die Christen noch nicht gewahrend).
Wo find' ich sie?
(Er erblickt sie.)
Ach hier! — Seyd mir gegrüsst!
(Freudig eilen die Christen ihm entgegen.)

Porius.

Dich dürfen wir noch einmal, frommer
Vater!
In unsre Arme schliessen? Heil'ger Gott!
Gerecht sind deine Wege!

Hiero.

Sind alle unsre Brüder auch gerettet?

Eudorus.

Nicht alle zwar, doch Viele; gierig rasen
noch
Die Ungeheuer dort; blickt nur hinab;
Doch Preis und Dank dem Höchsten,
Constantin
Ist innerhalb der Mauern Roms. Vernehmt!
Maxentius war plan- und absichtslos,
Wie von Verzweiflung blind getrieben, mit
Nur Wen'gen seiner Krieger fortgezogen.
Doch an der Brücke, die die milvische
man nennt,
Fällt er den nah'nden Schaaren in die
Hände.
Nach wenig Augenblicken aber war
Die kleine Schaar aufs Schlachtfeld hin-
gestreckt.
Maxentius fand in der Tiber seinen Tod.

Mit Windesschnelle lief die Botschaft
durch die
Erstaunte Stadt; wir flüchteten
So gut wir konnten, uns in der Verwirrung;
Vielmehr noch riess der Schwall des Volks
uns fort.
Schon glüht ich zwar von süsser Himmelsahnung,
Doch auch an euch knüpft mich ein süsses
Band! —
Rom nimmt den Sieger freudig auf; kein
Gegner
Wagt es, dem Mächtigen entgegen sich zu
stellen.
Das heil'ge Kreuz pflanzt Constantinus auf,
Des Christenthums Bekenner; Friede wird
Den Christen lächeln; unter seinem Schatten
Gesegnete Geschlechter blühn; ja bessere
Geschlechter; feyern darf die Kreuzeslehre
Den herrlichen Triumph und Engel
stimmen
In unsern Jubel ein! Du nimmst, o Gott!
Heut deiner Ehre letzte Zeugen auf, —
Doch — unser schönster Edelstein, die
hehre,
Die hohe Jungfrau, Cynthia, o seht,
Ob sie entrinnt!

(Prusias besteigt den Hügel wieder.)

Prusias.

Ja, dort gewahr ich sie;
Im weissen Schleyer; mitten knie't sie dort
Im Kampfplatz, faltend fromm die Hände.
Erhab'ner Anblick, wie die Heil'ge dort
Allein noch zwischen Ungeheuern knie't.
Der Himmelsglanz, der ihr entstrahlet, scheint
Die blut'gen Mörderzähne fernzuhalten;
Jetzt, jetzt naht sich der Tiger, grimmig wild,
Der heil'gen Heldinn; ach, sie sinkt, sie sinkt! —

Eudorus.

Mit deinem Strahlenglanze schmücke sie,
Die Engelreine! Nimm der Opfer Letztes!
Ihr gib die Krone strahlender Verklärung
Und Friede uns! Nun betet an im Staube!

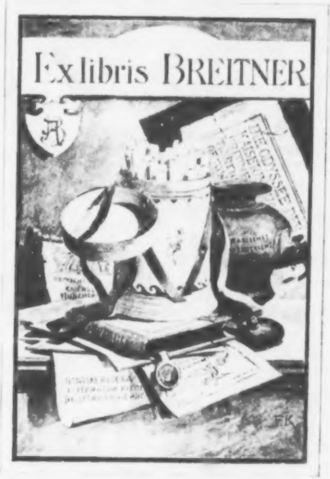
(Alle sinken auf ihre Kniee.)

(Unter den Klängen aus weiter Ferne klingender Harfen, öffnet sich die Wolkenhülle und lässt einen Strahlenkreis erblicken, in welchem Erocles und ihr zur Seite Dorcas und Hilarius gesehn wird. Nun gewahrt man Cynthia in einem weissen, goldbesäumten Kleide, mit einem Kranze geschmückt, himmelan schweben, und in die Arme ihres Vaters sinken. Das einst aus dem Kerker Cynthias entführte

Kreuz schwebt glänzend über der Gruppe. Die Wolkenhülle schliesst sich wieder, strahlendes Morgenroth ist im Osten angebrochen, — leiser und leiser verschweben die fernen Harfentöne.)

Der Vorhang fällt.

Ende.


Ex libris BREITNER
DIE ODYSSEE
F.K.

Nach dem Originale von Franz Kulstrunk,
Fachlehrer in Salzburg.
Für die Bücherei in Lichtdruck ausgeführt
von der
Photogr. Verlags- u. Kunst-Anstalt Württle & Sohn,
Salzburg.

Von Anton Breitner sind bisher erschienen:

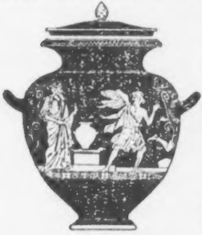
Verlag der Hof-Kunst-Anstalt C. W. Fleischmann in Nürnberg.

Litterarisches Scherbengericht.

(Moderner Ostrakismos)

Illustriert von Professor Hermann Bergmeister, Graz.

In Form einer plastischen antiken Urne aus Papiermaché mit 50 auf imitierte Ostraka geschriebenen Sprüchen und Porträts hervorragender Deutscher Dichter und Archäologen 15 M. = 18 Kronen Oe. W. —



¼ nat. Grösse.

Kunstkritiker Gerhard Ramberg begrüsste diese Publication in der „Neuen freien Presse“: Der deutsche Buchhandel ist Herrn Anton Breitner zu Dank verpflichtet; er zerbricht sich die Köpfe seiner Verleger. Des trockenen Tones satt versucht Breitner eigenartige Neuerungen; und es entspricht dem heutigen Geschmack, dass sich diese Neuerungen auf vergangene Zeiten stützen. Nach der altrömischen capsa, die Vindobonas Rose birgt, brachte Breitner seinen Roman „Diemut“ im Gewand eines mittelalterlichen Missale, und neuestens das „Litterarische Scherbengericht“, den modernen Ostrakismos. In einer witzig ornamentierten Urne, aus Papiermaché nachgebildet, ruhen die modernen Ostraka: braune und schwarze Scherben, gleichfalls aus Pappe nachgebildet, die der Leser nicht ohne Mühe aus dem engen Halse der Urne hervorholt. Jede Scherbe trägt den Spruch eines Autors „ersten oder zweiten Ranges“. Kunterbunt werden litterarische Gruppen oder einzelne Schriftsteller gegeisselt. Die meisten Epigramme richten sich gegen die jüngsten Jungen im deutschen Schriftthum. Zahlreiche Mitarbeiter werden auf den Scherben im Bildnis vorgeführt. Im Ganzen eine hübsche Schreibtisch-Zierde. Vivat sequens!

Das „Neue Wiener Tageblatt“ in einem längeren Artikel: — — — Moderne Litteratur in solchem altgriechischen Gewande zu bieten, das konnte wohl nur dem schaffenslustigen Scheffelbund- und -Museumsgründer Breitner einfallen, der im Jahre 1888 seine Freunde mit der nach altrömischem Muster angefertigten Capsa „Vindobonas Rose“ überrascht hatte und der nun von Dr. M. Hörnes ob seiner beiden originellen Editionen, wie folgt, besungen wird:

> Dem das Kunststuck that gelingen,
> Eine Schachtel zu edieren,
> Der allein mocht es vollbringen,
> Einen Topf zu redigieren.

Breitner selbst erzählt, wie er bei Ausgrabungen in Salzburg altornamentierte und bekritzelte Scherben ans Tageslicht befördert und von einem plötzlichen Gedanken erfasst ausgerufen habe: „Heureka Kleistenes!“ Dann sei mittels Kleisters, Pinsels und der fröhlichen Zustimmung unserer deutschen Dichter und Denker das kleine Kunstwerk zu Stande gekommen. — — —

Dr. Hans Widmann weist in einem witzigen und sarcastischen Feuilleton die litterarische Berechtigung der „Urne“ nach: — — — Doch bevor wir den Inhalt der Breitner'schen Urne mustern, schenken wir ihrem Äussern unser Augenmerk. Sie zeigt das schönste Ebenmass in ihren Theilen. Über der zierlichen Basis entwickelt sie sich zu behaglichem Umfange; ihre Höhe bis zur Spitze des Deckelknaufes beträgt 18 Zentimeter, ihr Durchmesser an der breitesten Stelle 14. Sie verengt sich zu einem zierlichen Halse, der sich nochmals bis zum Randumfange von 10 Zentimetern erweitert. Ein Deckel mit einem Pinienzäpfchen schliesst das Gefäss.

* * *

Woraus die Urne besteht? Man möchte sie für feinen schwarzen Thon halten, aber sie ist aus — Papier, also aus jenem Stoffe, der der Träger unserer Litteratur zu sein pflegt; — folglich — ist die Urne selbst ein litterarisches Erzeugniss, was zu beweisen war!

Der „Fränkische Kurier“ schliesst seine Besprechung: Wer die jüngsten Urtheile unserer litterarischen Grossen zweiten und auch ersten Ranges über ihr Fach kennen lernen will, der mag seinen Salon mit der eigenartigen Scherbenvase schmücken!

Aus der Unzahl von Besprechungen heben wir noch jene der „Zeitschrift für Bücherfreunde", „Leipziger Zeitung" (Dr. Karl Siegen), „Ostdeutsche Rundschau" (Theodor Antropp), „Allgem. Zeitung" (Dr. Robert Fuchs), „Weimarische Zeitung" und „Vossische Zeitung" (Wilh. Asmus) hervor.

Von dem einen Henkel der Urne hängt die zierliche Papyrus-Rolle mit dem Vorwort des Verfassers zum „Litteratur-Gefäss".

Eine Scherbe auf ½ des Originals verkleinert.

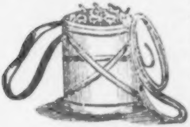
Verlag von Robert Baum, Leipzig

(früher in „J. Schweitzer Verlag", Josef Eichbichler, München.)

Vindobonas Rose.

In Gestalt einer römischen Bücherschachtel capsa oder scrinium erschienen. Die Typographie dieses Werkes, dessen Capsa-Ausgabe den Lesetisch des

Gebildeten und jede Bücherei gleich originell ziert, besorgte die Buchdruckerei von Ad. della Torre und die Holzschnitte die Xylographische Anstalt J. Hofmann in Wien; die Ornamentik der Capsa wurde nach Motiven pompejanischer Wandgemälde und Mosaiken des Museum Carolino Augusticum in Salzburg, vom Bildhauer H. Eibel ausgeführt. Auf der Buchausstellung in Antwerpen (1890) mit dem Diplom der goldenen Medaille preisgekrönt.



¼ nat. Grösse.

Capsa-Ausstattung 6 M. — 7 Kr. 10 h.

Buch-Ausstattung, einfach cartoniert 3 M. — 3 Kr. 60 h.

Dieser Kunst- und Litteratur-Erscheinung widmete der Archäologe und Schriftsteller **Moritz Hörnes**, Docent an der Universität in Wien ein Feuilleton im „Neuen Wiener Tagblatt“; die „Allgemeine Kunstchronik“ (Dr. Lauser, Wien), brachte eine Besprechung mit Abbildungen aus der Feder Gerhard Rambergs.

Georg Ebers schrieb: „Ihr so

originell ausgestattetes Gedicht ist ganz charmant und enthält viel Sinniges und Hübsches: der gesunde und reine Humor, der das Ganze durchzieht, giebt dem Buche einen besonderen Reiz. Das ganze heitere Gedicht hat mir Spass gemacht und mich in Ihnen einen sonnigen und gemüthvollen, mit Humor begabten Dichter nennen gelehrt. Ihren Landsleuten, glaube ich, muss Ihre Poesie noch mehr zusagen als uns Norddeutschen; doch auch ich habe, wie gesagt, rechtes Wohlgefallen daran gefunden. Sie tändelt so freundlich und gutlaunig dahin, dass man schon ein Philister sein muss, um ihr ablehnend den Rücken zuzuwenden."

Anton August Naaff: „Zu Vindobonas so prächtig ausgeschmückter Rose herzlichsten Glückwunsch! Wenn das nicht Aufsehen macht und den Leuten gefällt, dann weiss ich nicht, was ziehen soll!"

Kunst- und Litteratur-Kritik

sind darüber einig, dass die beiden originellen Publicationen, capsa und Urne jene erfreuliche Revolution in der Ausstattung unserer Bücher hervorgerufen, die nun — da die Form der capsa und Urne nicht zu überbieten war — in stilisierter und buntfärbiger Ausstattung der Bucheinbände ihren Höhepunkt erreicht hat.

Prospekte, welche sämmtliche Kritiken über die Urne und Capsa enthalten, auf Verlangen gratis und franko.

Die Odyssee der Kaiserin.

Eine Dichtung in fünf Gesängen von Müller von Waldeck (Eduard Müller), Valerian Treu (Carl Maria Heidt) und Anton Breitner.

Illustriert von Karl O'Lynch von Town. Zwei Vollbilder (Titel- und Schlussbild) und vier von Thonplatten gedruckten

Kopfleisten: I. Die Einschiffung an Bord der Yacht. Der Kaiserin Gebet. II. Stimmen des Weltmeeres. III. Am Fusse der Sphinx. IV. Achilleion und V. In der Kaisergruft. Der Einband stellt eine geborstene Marmortafel auf purpurfärbigem Grund dar. Gedruckt und ausgestattet von Meisenbach, Riffarth & Co., München.

M. 10 = 12 Kr. Oe. W.

Über dieses Werk, das frei ist von allem Servilismus, urtheilt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Ein glänzend ausgestattetes Prachtwerk ist soeben im Verlage von J. Schweitzer (Jos. Eichbichler in München) erschienen. Es führt den Titel „Die Odyssee der Kaiserin“ und singt in tief empfundenen Versen den Schmerz und die Klagen der österreichischen Herrscherin um ihren Sohn, an dessen Tod die hohe Frau nicht glauben kann und dem sie noch immer irgendwo in der weiten Welt zu begegnen hofft.

So durchzieht sie ruhelos Meere und Länder, fragt vergebens die Natur um Rath, findet auch in der Einsamkeit der Phäakeninsel nicht Trost, bis ihr endlich in der stillen Gruft am Sarge des Sohnes die rechte Antwort wird. Jeden der fünf Gesänge, deren Dichter Anton Breitner, Ed. Müller von Waldeck und Valerian Treu sind, schmückt eine charakteristische Illustration von Karl O'lynch of Town, die mit meisterhafter Erfassung der jeweiligen Stimmung uns bald aufs hohe Meer führen, bald in die Wundergärten des Achilleions, bald vor die Räthselgestalt der Sphinx. Die Reproduktion der Bilder ist wie überhaupt die gesammte typographische Ausstattung des Werkes hervorragend und stellt der Leistungsfähigkeit des Verlags ein rühmliches Zeugniss aus. Der gediegene braune Ledereinband mit der eigenartigen Deckelpressung dient dem Werke zu besonderer Zierde.

Die öffentliche Besprechung der „Odyssee der Kaiserin“ wurde unter dem Regime Badeni verboten. Später wurde das Werk von der hohen Frau in ihre Privatbibliothek aufgenommen und Herausgeber und Verfassern die allerhöchste Anerkennung ausgesprochen. Die Geschichte dieser Aufnahme hat der tüchtige Schriftsteller **Karl Plasser** im „Ischler Wochenblatt" — Ischl ist der Sommersitz des Hoflagers — erzählt.

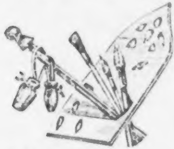
Diemut.

Ein historisches Landschaftsbild.

2. Auflage.

Illustriert von **Hermann Bergmeister.**

Titelbild in zwei Farben und Vignetten im Text und Anhang. Der Einband ist die Copie eines Missale aus dem XIV. Jahrhundert. Clichés und Ausstattung der Kunstanstalt Christian Höller und Buchbinderei Wilhelm Gräfen, Wien.



M. 3.60 oder 4 Kr. 40 h.

Die „**Wiener Zeitung**" widmet diesem Werke ein achtspaltiges Feuilleton aus der Feder **Carl Werners**, dem Vater des Germanisten Dr. phil. Richard Maria Werner.

Dr. A. Tille urtheilt über dieses Buch: „ . . . Wir haben es mit dem ersten Exemplar einer anscheinend neuen Gattung litterarischer Erscheinungen zu thun, mit dem Gegenstück zum landläufigen historischen Roman. . . . — Wer nur je deutsche Alpengegenden und ihre Reize liebgewonnen hat, dem wird das Buch traute Erinnerungen wachrufen.“

Carola Bruch-Sinn: „ . . . Es giebt wenige Frauengestalten in der neueren deutschen Litteratur, welche der Diemut an die Seite zu stellen wären . . . Man kann kein anmuthigeres Büchlein in Frauenhand denken als diesen Band in kunstvollem alterthümlichem Gewande mit Illustrationen von Bergmeisters Künstlerhand . . .“

Eduard Jordan: „Wir haben wiederholt die Werke des Verfassers gewürdigt und begnügen uns zu erwähnen, dass Frau Diemut uns eine originelle Dichtungsart eröffnet, die der historischen Landschaft; das eigenartige Buch unterscheidet sich sehr vortheilhaft vom üblichen historischen Roman . . . Die Illustrationen des Buches, aus Prof. Bergmeisters Stift, muten uns an, wie die altehrwürdigen Meisterwerke Albrecht Dürers.“

Albert Roncourt: Anton Breitner ist nun nach längerer Zeit wieder mit einer werthvollen Gabe seiner humorvollen Feder vor dem Lesepublikum erschienen. Sein jüngstes Buch: „Diemut“ schliesst sich würdig dem preisgekrönten heiteren Werke „Capsa“ dieses Autors an, der sein umfassendes archäologisches Wissen in eine äusserst gefällige, amusante Darstellungsform zu bringen versteht. Sage und Geschichte verweben sich bei ihm in glücklichster Weise. Das gelehrte Material, das der Handlung beigemengt erscheint, wirkt keineswegs ermüdend, es liest sich vielmehr in dem vom Autor „Archivstaub“ genannten Anhange ganz anregend und so wird auch diese neueste Fortsetzung der Vindobona-Rosen allgemeinen Anklang finden, zumal die Ausstattung des Buches wieder eine ebenso geschmackvolle als originelle ist.

„Neue freie Presse“: Der Herausgeber der „Capsa“, deren Inhalt seinerzeit als gefälliger archäologischer Scherz ungetheilten Beifall fand und deren originelle Aussenseite anlässlich der Buchausstellung in Antwerpen mit der goldenen Medaille preisgekrönt wurde, reiht nach langer Pause wieder ein Buch seinen Vindobona-Rosen an. Mit echtem Wiener Humor spielt der Verfasser auch in dieser historischen Skizze mit Geschichte und Sage; doch ist er weit entfernt, uns — trotz der Quellen, die er seinem Werkchen als „Archivstaub“ anhängt — in eine echte kalte Gothik zurückversetzen zu wollen. Die Ausstattung des Buches wurde unter dem Stifte des Professors **Hermann Bergmeister** auch eine sehr geschmackvolle, die der Kunstanstalt Höller und der Buchbinderei Gräfen in Wien alle Ehre macht.

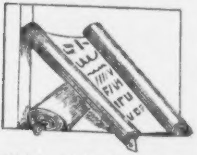
Belletristische Archäologie.

kl. 8°. 97 Seiten.

Auf Bütten-Papier gedruckt von der Nationalen Verlagsanstalt, Buch- und Kunstdruckerei, Act.-Ges., München.

M. 1.50 = 1 Kr. 80 h Oe. W.

Theodor Anthropp in der „Ostdeutschen Rundschau“: Es ist immer ein Vergnügen, ein Buch Anton Breitner's zu lesen, und zwar schon deshalb, weil er der Zunfts-Gelehrsamkeit immer ulkig und frohgelaunt, wie er nun einmal ist, einen artigen Esel bohrt. Man darf bei ihm nie nach absoluter Gründlichkeit fragen; aber just seine scherzhafte Ungründlichkeit thut so wohl im Vergleiche zu der gründlichen Borniertheit unserer mit Doktordiplomen belasteten Gelehrsamkeit. Es war gewiss nur ein Akt seiner Laune, den archäologischen Roman und die historische Novelle in Österreich aus dem Brennpunkte unseres geschätzten Mitarbeiters Guido List zu beleuchten. Allein in der Art, wie er das thut, steckt ein gesunder Kern von künstlerischer Gerechtigkeit, die nicht nach verstaubten Akten forscht, sondern nach der Anschaulichkeit der poetischen Darstellung. In einem Aufsatze seiner ebenfalls bei



Schweitzer in München herausgegebenen „Litteraturbilder fin de siècle (bisher sind fünf Bändchen erschienen) hat er sich über die unheilsame Wirkung des „Scheffel-Bazillus" spöttisch ausgelassen. Derselbe ehrliche Spott, der vor seinen eigenen epischen Versuchen im Scheffel-Stil nicht Halt machte, diktierte ihm auch das vorliegende Büchlein in die Feder, das jedoch zugleich auch die ernste Absicht verfolgt, die deutsche Lesewelt mit einigen heimischen Poeten bekannt zu machen.

Invaviæ rudera.

Römische Fundstätten im Salzburger Flachgau.
Mit Tafeln von Frz. Kulstrunk.
Oktav.
M. 0.60 = 72 h Oe. W.
Besprochen von Dr. Hans Widmann.

Verlag von A. Hartleben, Wien.

Scheffel-Gedenkbuch.

Wappen der Scheffel.

Ihrer k.-k. Hoheit Frau Erzherzogin Marie Valerie gewidmet. Mit Zeichnungen und Faksimiles und über 100 Originalbeiträgen deutscher Dichter und Schriftsteller. Anlässlich der Gründung des Scheffelbundes herausgegeben von Anton Breitner.

Originalband 3 M. = 3 K. 60 h. Oe. W.

Verlag von Wilh. Drugulin, Leipzig.

Römischer Kalender
Deutscher Nation.

Begründet von Hermann Allmers, fortgeführt von Anton Breitner. Illustriert von W. Allers und H. Bergmeister. Mit 7 Vollbildern, 18 Kopfleisten und 6 Schlussstücken in Farben nach antiken Motiven.

Auf Kupferdruckpapier. Mit litterarischen Beiträgen der hervorragendsten deutschen Dichter.

M. 4.20 = 5 K. Oe. W.

Von dem Herausgeber vorliegender Dichtung Hamerlings ist im Verlag der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vormals J. F. Richter in Hamburg erschienen:

Hamerling.

Sein Leben und seine Werke. I. Band: Hamerlings Jugend. Mit Titelbild und Facsimile.

Ferner: Die ersten poetischen Versuche Hamerlings.

Und: Hamerlings Werke. Volksausgabe in vier Bänden, ausgewählt und herausgegeben von Dr. M. Maria Rabenlechner.

Zweite vermehrte Auflage.
